Gedichte

von

Gottfried Kinkel.

Gedichte

von

Gottfried Kinkel.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1843.

BIBLIOTHECA
REGIA
[illegible]

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

An Johanna.

Wenn der greiſende Sänger vorzeit in Heldengebilden
Ausgoß mordliche Kraft, die er in Kämpfen geſpart;
Wenn halbkindiſche Völker, entfernt von des Weltſturms Brandung,
Gern ſich erſetzen im Klang, was als Gedanke noch fehlt;
Wenn ein Jüngling ſingt, dem die erſte Lieb' in dem Arm ruht,
Dem ſie in purpurnen Schein tauchet die zackige Welt —
Wundre dich nicht! denn es wächſt ja nothgedrungen die Rebe,
Wenn ſie die Sonne des Mai's faßt mit dem ſchleichenden Strahl.
Ohne Wahl auch erblüht aus kräftiger Freude die Dichtung,
Selber ein Thun: ſie vertritt lieblich die mangelnde That.

Doch mein Lied nicht ſo! Im Rücken liegt mir die Täuſchung;
Jedes Lebendige zeigt tief in dem Kern mir den Tod.
Tief in's Nachtgraun ſtieg ich hinab, in die Hölle des Zweifels,
Welche des Grams Brandmal ziſchend mir brannt' auf die Stirn.
So wie Veronas Frau'n vor Dante's wolkigem Antlitz
Und vor dem Stempel der Nacht bebend und ſchaudernd entflohn,
Alſo floh mich das Leben: und trat ich in jauchzende Kreiſe,
Dämmerte düſtres Gewölk über die Fröhlichen hin.
Früh ſchon ſtarb mir der Stamm, auf dem ich kräftig emporwuchs —
Treueſte Eltern, euch rief allzubeſchleunigter Tod.
Grauſige Sorge, du kamſt: in's Hohle des Auges dir ſchauend
Warf ich erbebend den Schmuck kindlicher Lieder hinweg.
Auf mir ſelbſt nur ſtand ich, und ſah zu dem ewigen Himmel,
Aber kein Fuß breit war mein auf dem Erdengefild.
Da verſengte die Schläfen die Sommerſonne der Arbeit,

Und aus der ſiedenden Stirn brannte die Sänge ſie fort,
Endlich nahet das Glück — doch Nebel bedecken die Flur nun:
Leugne dir's nicht, mein Herz, Nebel verkünden den Herbſt!
Ach ſchon miſcht ſich die Locke mit Grau — nicht haben die Jahre,
Nein, der verzweifelnde Gram hat ſie gebleicht vor der Zeit.
Träg ſchon wandelt das Blut, und in ſchwärmender Flammenentzückung
Rollt es mir nimmer ſo wild, wenn ſich die Freude mir naht.
Sprich, wie faß ich es denn, daß dennoch, Herz, du beglückt bin,
Fröhlicher ſelbſt, als je, ſchauſt in die herbſtliche Zeit?
Daß du, ſelbſt einſt tod, mit Leben nun tränkeſt die Andern,
Und wie ein wallender Born Lieder unendlich erzeugſt?
Lieb' allein iſt Glück, aus Liebe nur quellen die Klänge —
Und zu lieben die Kraft haſt du, o Herz, dir geſpart!

Preiſe denn jegliches Lied die Hohe, die Wundergewalt'ge,
Jedes Empfinden der Bruſt ſtröme der Herrlichen zu,
Deren begeiſterndes Wort aufſprengt die verſchloſſene Felsbruſt,
Draus ſich der helle Kryſtall ſonnendurchlodert erhebt,
Die mit dem Zaubergeſang der Meerfluth Stürme beſchwichtigt,
Daß ſich die Muſchel getraut, Perlen zu bringen dem Licht,
Die aus blauem Azur die ſonnigen Blicke verſendet,
Einen verſpäteten Keim weckend mit jeglichem Strahl.
Laß, o Sonne, mich ruhn in deinem Glanz, und verkläre
Mir die verdüſterte Bruſt, zehre den Groll mir hinweg!
Dann mag Schnee mir decken das Haupt, und Dunkel das Auge —
Strömt doch allmächtig von dir ewige Jugend mir zu!

Inhalt.

Seite

Zum Eingang 1

Bilder aus Welt und Vorzeit.

Scipio 3
Cäſar 6
Dietrich von Berne 8
Der Maure von Tetuan 11
Margaretha 14
Dorothea 16
Petrus 20
Mythos 25
Das Roſenpaar 28
Die Windsbraut 32
Natur und Menſch 37
Triumphbogen des Marius 40
Schlachtgeſang der Kandioten 42
Prolog eines mittelaltrigen Drama's 44

Oden und Verwandtes.

Werth der Stunde 49
Sappho's Leier 51
Lebensmuth 53
An Richard Selbach 54
Am Huldigungstage 57
Götterdämmerung 59
Einem Jüngling 61
Leumund 63
Triumph des Dichters 65
Ein Lebenstag 67
Im Vaterlande 71
Dithyrambus der Nacht 75
Elegie 82

Des Dichters Leben und Betrachtung, in deutſchen Weiſen.

Mein Lied 87
Beim Tode meiner Mutter Maria, 1 – 4 88
Aus dem Süden 95
1. Gruß dem Süden 95
2. Nacht in Rom 97
3. Abſchied von Italien 97

Seite
Auf der Wanderſchaft 101
  1. In's Weite 101
  2. Ausmarſch 102
  3. Mittags 103
  4. Am Kreuzwege 103
  5. Abendſtille 104
  6. Ein geiſtlich Abendlied 106
  7. Daheim 107
Anfrage 109
Karl Immermanns Tod 111
Zu Leſſings Hochzeit 113
Einem Verlornen 116
Troſt der Nacht 119
Der Welt Trotz 120
Einmal und ewig 122
Die geweihete Stelle 123
In der Winternacht 125
Als Brief 127
Nach Süden 129
Im Pfarrhauſe 131
Der Fröhliche 133
Menſchlichkeit 135
Abendmahl der Schöpfung 137
Sonntagsſtille 138
Gebet 141
Roma's Erwachen 143
Die Weine 151

Otto der Schütz.

  1. Die Rheinfahrt 171
  2. Mann und Jüngling 177
  3. Der Meiſterſchuß 185
  4. Die Werbung 194
  5. Liebesnacht 201
  6. Der Verrath 208
  7. Die Jagd 216
  8. Die Reiherbeize 224
  9. Otto der Landgraf 231
  10. Die Entdeckung 245
  11. Der Ueberfall 253
  12. Die Minneprobe 267
Der Dichter beſchließt 272

Zum Eingang.

Zum Eingang.

Auf, ihr trefflichen Liedgenoſſen!
Einen trotzigen Bund geſchloſſen
Gegen Ungunſt, gegen Gunſt!
Höhnt die Welt uns des Liedes Flammen,
Friſch und ſtehen wir feſt zuſammen,
Ringend nach der höchſten Kunſt!

Schwörts, ihr kräftigen Kampfgenoſſen!
Stark und donnernd, aus Erz gegoſſen
Wandle des Geſanges Macht!
Nicht in ſäuſelnden grauen Nebeln
Laßt die Bilder der Ahnen ſchwebeln,
Ruft ſie auf in blanker Pracht!

Auf, ihr ringenden Kunſtgenoſſen,
Werfet hinter euch kühn entſchloſſen
Falſchen Vers und halben Reim.
Will abirren der loſe Finger,
Denkt der leuchtenden Minneſinger,
Schickt den Quark dem Franken heim!

Denkt, ihr ſinnenden Herzgenoſſen,
Nur was tiefem Gemüth entſproſſen,
Ewig iſts und trozt dem Tod.
Nicht das Schwächliche bleibt, das Halbe,
Nicht das Bläuliche, nicht das Falbe,
Nur was friſch und lebensroth.

Weg, ihr fröhlichen Sanggenoſſen,
Mit den Klängen verzagt, verdroſſen,
Allem was euch kleinlich drückt!
Nur wenn unter der goldnen Sonne
Reifte flammenden Kuſſes Wonne,
Singe Lebensluſt entzückt!

Fühlt euch Brüder und Landsgenoſſen,
Deutſchlands ächte getreue Schoſſen,
Deutſchland leb auch im Geſang,
Blickt, mit Fremden euch zu befiedern,
Nicht nach Südens und Oſtens Liedern:
Nordiſch bleib und keuſch der Klang!

Dann, wann immer als Schwertgenoſſen
Krieg uns ruft zu den raſchen Roſſen,
Reiten wir voran dem Heer.
Auch Walkyrien ſind die Muſen:
Mitten grad in des Feindes Buſen
Trifft das Lied und trifft der Sper!

Bilder aus Welt und Vorzeit.

Stets nur kräftiger Klang! und fern vom Mannesgemüthe,
Das ſich an Sorgen bereits, Kämpfen und Schmerzen geſtählt,
Bleibe der Vogelgeſang und des Lenzmonds müßiges Rauſchen,
Da uns die Menſchheit ſelbſt ruft zum erziehenden Amt!

Scipio.

Schau dort den Mann! Er kommt gegangen,
Die Toga läſſig umgehangen:
Das iſt der große Scipio,
Dem ſich Karthago gab verloren,
Vor dem vor Roms geborſtnen Thoren
Des Barkas grauſer Enkel floh.

Es iſt der Weg zum Kapitole,
Den er mit ruhmbeſchwingter Sohle
Als Triumphator einſt erſtieg.
Er geht mit ernſter Römerſitte
Auch heut hinauf in feſtem Schritte,
Als führt' er eine Schaar zum Sieg.

Und dennoch dürft' er heute zagen!
Mag jedes Haupt er überragen,
Die Mißgunſt haßt ſein großes Thun.
Er iſt verklagt als Landverräther,
Und vor dem Hof der greiſen Väter
Erhebt die Klage der Tribun:

Wir haben Gold dir reich geſendet;
Es ward auf dieſen Krieg verſchwendet
Des Volkes Schweiß und letzte Kraft.
Dir haben wir uns überlaſſen,
Du haſt verſtreut des Silbers Maſſen:
Wohlan, ſo gib uns Rechenſchaft!

Stolz gibſt du reiche Pracht zu ſchauen;
Rings an den Bergen, auf den Auen
Wird Oel und Korn und Wein dir reif.
Wer mag dem Zweifel da gebieten?
Und drum im Namen der Quiriten
Verklag' ich dich auf Unterſchleif!

Da hebt ſich Scipio vom Sitze,
Es bleiben ſeines Auges Blitze
Mitleidig auf dem Kläger ruhn.
Aufſchlägt er eine Bücherrolle,
Und mild, als wüßt' er Nichts von Grolle,
Beginnt er ſeine Rede nun:

Leicht wär's, ihr Väter, mir zu rechten!
Ich ſchrieb im Feld in heißen Nächten
Dieß Rechnungsbuch mit eigner Hand.
Von meinem Quäſtor unterſiegelt,
Deß Lippe jetzt der Tod verriegelt,
Iſt's meiner Ehre gültig Pfand.

Und weil mich die Erinn'rung freute,
So hielt ich's aufbewahrt bis heute:
Nun aber, dünkt mich, iſt's genug.
Zu fragen nach Beweis und Pfande,
Es wäre mir und euch zur Schande —
Dieß meine Antwort: kommt zum Spruch!

Er ſchweigt und reißt das Buch in Fetzen
Und wirft es zu des Hofs Entſetzen
Aufs Kohlenbecken Stück für Stück.
Dann ſchürt bedachtſam er die Flammen,
Bis es zu Aſche fiel zuſammen,
Und geht zu ſeinem Sitz zurück.

Still wird's — dann jauchzt es in der Runde:
Frei, frei von Schuld! aus jedem Munde;
Der Kläger bebt in banger Scham.
Doch in dem wilden Beifallrufen
Neigt ſich der Held, und geht die Stufen
Hinab ſo ruhig wie er kam.

Cäſar.

Mahnend, daß die Schlacht er rüſte,
Steht mit frohem Siegsgelüſte
Längſt in Hellas Cäſars Heer;
Doch ihn hält Italiens Küſte,
Und dazwiſchen grollt das Meer.

Von des Herbſtſturms ſcharfen Ruthen
Aufgepeitſcht, mit wilden Fluten
Schäumt die dunkle Adria;
Und es war dem hochgemuthen
Feldherrn kein Pilote nah.

Doch er wagt die Schickſalslooſe:
Ob die Flut auch grimmig toſe,
Sieglos ſeyn iſt mehr als Tod —
Und ein zitternder Matroſe
Löst das ſchwache Fiſcherboot.

Auf die Höhe ſteuern Beide;
Doch mit wildempörtem Neide
Straft der Gott des Helden Muth;
Daß ſie ihm die Fahrt verleide,
Doppeltwüthig ſtürmt die Flut.

7

Vor dem offnen Todesrachen
Wendet ſchon der Ferg den Nachen;
Aber Cäſar: Nie zurück!
Fürchte nicht des Kieles Krachen:
Cäſar führſt du und ſein Glück!

Und er ſelber faßt das Steuer,
Durch die Wellenungeheuer
Lenkt den Kahn die mächt'ge Hand,
Während neuen Muths ſein treuer
Todgenoß das Segel ſpannt.

Dort Epirus Bergesfirne!
Eine ſchnellerrungne Dirne
Folgt der Sieg dem Kühnen gleich.
Des Diktators bleiche Stirne
Schmückt der ew'ge Lorbeerzweig!

Dietrich von Berne.

Nun höre mich, Vater, nun höre mein Wort!
Nun hole mich heim zu dir.
Bin ſatt des Lebens und will nun fort:
Was ſoll der Alternde hier?
Mein dunkler Vater, nun höre geſchwind,
Dich ruft dein gewaltiges Heldenkind
Der alte Dietrich von Berne.

Seit achzend die Mutter ans Licht mich gebracht,
Hab' ich nimmer dein Antlitz geſchaut.
Nun komm, du dunkler Elfe der Nacht,
Vor dem den Sterblichen graut!
Das Feuer, das du mir gegoſſen ins Blut,
Es lohet zu ſcharf, es verzehrt die Glut
Den alten Dietrich von Berne.

Bin werth, o Vater, ich bin dein werth!
Genug nun hab' ich geſchafft;
Es hat zum Tode mein Heunenſchwert
Genug der Helden gerafft.
Mich ſcheuet der Tod, ſeit ich Hagnen ſchlug.
Du hole mich nun, das iſt Ehre genug
Dem alten Dietrich von Berne.

Nicht blieb zu bekämpfen ein Feind zurück,
Zu Bern ſteht feſt mein Palaſt;
Die Ruhe, des weichen Alters Glück,
Iſt meinem Marke verhaßt.
Wohl jag' ich den Ur in dem finſtern Wald,
Doch iſt's zu gering mir, drum hole mich bald,
    Den alten Dietrich von Berne.

So rief der König, er ſtand im Forſt:
Das hörte der Vater bald:
Auf lauſchte der Held, das Gezweige borſt,
Ein Hirſch brach her aus dem Wald.
Wohl griff Herr Dietrich zum Waidgeſchoß,
Doch hatt' er zur Stelle kein ſchnelles Roß,
    Der alte Dietrich von Berne.

Und wie er ſich umſah unmuthsvoll,
Da ſtand ein mächtiges Roß,
Deß ungeduldiger Hufſchlag ſcholl
Und Schaum vom Gebiß ihm floß,
War ſchwarz und glänzend: da ſchwang er ſich auf,
Und ſpornt es zum Jagen im ſchnellſten Lauf,
    Der alte Dietrich von Berne.

Da ſchnaubet das Roß, daß Feuer und Rauch
Den offenen Nüſtern entloht,
Und ſtürmet dahin wie ein Wüſtenhauch,
Dem folget der ſchwarze Tod.
Da hebt ſich jauchzend die Heldenbruſt,
Da fühlt ſich jung wie in Schlachtenluſt
    Der alte Dietrich von Berne.

Doch jäher und jäher nun wird der Ritt.
Vorbei jagt Felſen und Baum.
Wie könnten die Diener, die Rüden mit?
Nichts fruchtet der ſtraffe Zaum:
Es ſtürmet, das iſt nicht Galopp noch Trab,
Iſt Windsbrautſauſen; nicht kann er herab,
    Der alte Dietrich von Berne.

Ihm ſchließt ſich das Aug' und es ſtarret das Blut:
Doch als er, betäubt noch, erwacht,
Da ſchaut er, und höher wächst ihm der Muth,
Den Vater, den Elfen der Nacht.
Der faſſet die Hand ihm: wie fühlt er ſich ſtark,
Wie ſchwillt in den Knochen ihm jugendlich Mark,
    Dem alten Dietrich von Berne!

So ſprach der Vater: Mein ſtolzer Sohn,
Du haſt dich in Ehren bewährt,
Wohl mußt' ich ſelber dich holen ſchon,
Schon rittſt du ein Geiſterpferd:
Drum auf, dich grüß' ich, Schwarzelfe der Nacht,
Nun jagſt du mit mir in der wilden Jagd,
    Mein ſtarker Dietrich von Berne!

Der Maure von Tetuan.

Auf dem weichen Purpurdiwan
Liegt am Tode Boabdil,
Er in Tetuan der Reichſte;
Um ihn ſteh'n der Sklaven viel.

Und zu ſeinen Füßen ſtürzen
Weinend ſeine Kinder hin:
Doch er wehret ihrem Schmerze,
Spricht mit ruhig klarem Sinn:

Groß iſt Allah! Ihm verdank' ich
Freuden überreich und viel:
Sollt' ich murren, da dem Wohlthun
Er nun endlich ſetzt ein Ziel?

Hört denn meinen letzten Willen:
Fatme, du mein jüngſtes Kind,
Nimm, ſo viel mir reiche Ballen
In Gewölb und Bazar ſind.

Du, mein zweiter Sohn Almanſor,
Haſt dieß Haus mit ſeiner Zier
Sammt den Sklaven und Kameelen;
Allah mehr' es reichlich dir!

Aber dir, mein Erſtgeborner,
Wird der herrlichſte Gewinn,
Nimm mein Köſtlichſtes und Beſtes,
Nimm, o Ferhad, es dahin.

Denn mein Roß und meinen Sabel
Sammt der Waffen goldner Zier
Und noch dieſen roſt'gen Schlüſſel
Laſſ' ich als dem Liebſten dir.

Dieß der Schlüſſel deines Erbtheils,
Wenn du einſt den Feind bezwingſt:
Reicher biſt du als der Bruder,
Wenn du's tapfer dir erringſt.

Denn im Wunderlande liegt es,
In Granada ſüß und mild,
Wo Xenil die hellen Wogen
Wälzt durchs ſonnige Gefild.

Chriſten haben uns vertrieben
Aus dem himmliſchen Beſitz,
Und du ſollſt ihn neu gewinnen
Mit des Damaszeners Blitz.

Schon erglänzt in jenen Landen
Uns ein rothes Hoffnungslicht:
Grimmig morden ſich die Franken,
Und ihr blut'ger Thron zerbricht.

Drum erhebe dich, Ferhadi,
Und mein Segen folge dir!
Mögen Tauſend zu dir ſchwören,
Wenn du aufwirfſt dieß Panier!

Schwingt die Klingen, tönt Fanfaren!
Ueber blaue Welle fliegt,
Ruht nicht, bis die Chriſtenhunde
Liegen euch zu Fuß geſchmiegt!

Hoch Granada! — und der Alte
Richtet auf vom Lager ſich,
Und es wallt der weiße Bart ihm,
Augen rollt er fürchterlich.

Und begann mit Macht zu ſingen
Ein uraltes Schlachtenlied:
So inmitten Siegesjubels
Sank zurück er und verſchied.

Margaretha.

Margaretha, Margaretha, ſable nicht vom Frieden mehr,
Denn wir wiſſen nur vom Kampfe, ach und Kampf bedrängt uns ſchwer!
Heil verheißend kommſt du zu uns, kündeſt eine Zeit voll Glück:
Warum ſcheuchet deine Botſchaft nicht von uns die Noth zurück?

Pred'ge keinen Höllendrachen, welchen überwand dein Gott!
Denn der Drache dort im Thale macht dein keckes Wort zum Spott.
Alle Morgen, alle Abend wälzt er her den Schuppenleib,
Würgend unſre Heerden, mordend Greis und Kinder, Mann und Weib.

Stahlbewehrte Römerhelden, Heere zogen aus zum Kampf,
Aber Mann und Panzer tilgte ſeines Schlundes Feuerdampf.
Könnte Den dein Gott bezwingen, folgten ſolchem Gott wir gern,
Doch ein Glaube, der nicht rettet aus den Nöthen, bleib' uns fern!

Vor dem Volke ſpricht's der Prieſter zu der Heil'gen, die mit Macht
Aufgepflanzt das Kreuz des Oſtens in des Rhodans Heidennacht.
Und die Fromme ſchweigt, das Auge hebt ſie betend himmelan,
Schweigend wandelt ſie zum Strome auf des ſichern Todes Bahn.

Da erbebt im Grimm der Drache: blutig ſtarrt der Augen Graus,
Raſſelnd ſträubt er ſeine Schuppen, und die Krallen reckt er aus.
Aber gleich der Rieſenſchlange, wenn den Stier ſie niederſchlang,
Liegt in Krampf das wilde Bildniß wie in eh'rner Ketten Zwang.

Doch die Heil'ge löst den Schleier, der den weißen Hals bedeckt,
Legt ihn um des Scheuſals dunkeln, der unwillig dar ſich reckt.
Und ſie naht der Schaar des Volkes mit des Feindes Grau'ngeſtalt,
Auf die Kniee ſtürzt der Prieſter, Jubel tauſendſtimmig hallt!

Zahllos treffen Keulenſchläge mordlich ſchon das grauſe Bild:
Doch zu frommerm Werke mahnet ſie alsbald die Jungfrau mild.
Friedlich rollt der Strom die Woge, und der Schwarm der Glaub'gen naht:
Schweigend neigt ſein Haupt der Prieſter in der Taufe weihend Bad.

Dorothea.

O Dorothea, ſchaue
Das ſonnighelle, blaue,
Das mildverklärte Himmelszelt!
Laß deine ſchönen Augen
Noch einmal in ſich ſaugen
Den Glanz der farbenhellen Welt!
Dir blüht ein wunderreiches Leben,
Für Träume willſt du hin es geben:
Iſt Nichts denn, was dich hält?

Weh, dieſer Locken Wellen,
Sie ſollten ſchrecklich ſchwellen,
Wenn üppig ſie durchwühlt der Brand!
Du weißt, wie ich dich minne;
Laß ab vom ſtarren Sinne
Und reiche bräutlich mir die Hand.
Hier Weihrauch: ſtreu' ihn Venus Bilde,
Sey frei — Trajan beherrſcht ſo milde
Das weite Römerland!

Weh mir und dir, du ſchweigeſt!
Taub meinem Flehen neigeſt
Du nicht dein Ohr; du wandelſt hin,
Wo ſtreifen trübe Schatten
Auf Aſfodelosmatten —
Vernichtung wäre mehr Gewinn!
Wo keines Hymen Fackel glühet,
Wo fürder keine Roſe blühet —
Lenkt Nichts denn deinen Sinn?

Er hat voll Glut geſprochen,
Nicht ihren Muth gebrochen,
Schon ſteigt ſie zu dem Holzſtoß auf.
Wohl gibt's ein reicher Leben,
Das will ich mir erſtreben,
Drum end' ich dieſen Pilgerlauf.
Den Braut'gam ſeh' ich meiner warten
In einem vollen Roſengarten:
Zu ihm hinauf, hinauf!

Da wandelt in dem Herzen
Des Jünglings ſich vor Schmerzen
Die Liebesglut zum bittern Hohn.
Findſt du ſo hohe Dinge,
Du Trotz'ge, ei ſo bringe
Ein Bote Kunde mir davon!
Send' einen Strauß aus jenem Garten,
Wo dein ſo viele Roſen warten,
Mir her als Liebeslohn!

Sie drauf: ich will's gewahren!
Indeß ſchon Flammen zehren,
Zu löſen ihr das zücht'ge Kleid;
Sie ſteht von Glut umzingelt,
Die ihren Reiz umringelt
Mit wilder Schlangenlüſternheit.
Er geht: gern möcht' er ſie vergeſſen.
Doch weckt im Herzen ungemeſſen
Sie ſtets ſein tiefes Leid.

Drei Tage ſind geſchwunden;
Ihm raubt in frühen Stunden
Den Schlaf der Lebensüberdruß.
Da naht von ihr der Bote,
Im Kleid von Morgenrothe,
Kein finſtrer Geiſt des Erebus:
Wie Dorothea dir verſprochen,
Hat Roſen ſie für dich gebrochen;
Nimm ſie mit ihrem Kuß!

Er ſchwand. Der Jüngling knieet,
Doch aus den Roſen ziehet
Wie Duft er ein des Glaubens Kraft;
Der Himmelsliebe Sehnen
Will ihm die Bruſt zerdehnen,
Die ſchon der dumpfe Gram erſchlafft.
Er weiß, er wird ſie wiederſchauen,
Wo nieverblühnde Blumenauen
Die ew'ge Gnade ſchafft.

Er tritt aus ſeiner Pforte,
Bezeugt mit mächt'gem Worte
Dem Volk das Evangelium.
Es lauern ſchon die Schergen;
Er mag ſich nicht verbergen:
So ſterben, wie ſie ſtarb, iſt Ruhm!
Den Roſenſtrauß an ſeinem Herzen
Empfand der Sieger keine Schmerzen
Im heißen Martyrthum.

Petrus.

Domine quo vadis?
Venio iterum crucifigi.

Weil verſtockt der Jude Simon Romas Götter hat geſchmähet,
Weil verbotnen Bund er ſtiftet, Zwietracht in die Geiſter ſäet,
Weil er einen Miſſethater aller Reiche König glaubt:
Geb' ich morgen preis dem Volke an dem Kreuz ſein frevelnd Haupt.

Kaiſer Nero hat's geſprochen. Petrus kniet zu Nacht im Kerker;
Betend wächſt des Greiſes Glaube, Himmelsſehnſucht regt ſich ſtärker;
Morgen wird das Wort erfüllet, das ſein Herr prophetiſch ſprach:
Fremde Hand wird einſt dich gürten, Simon, folge dann mir nach!

Da — welch leis vorſichtig Klopfen? Durch die Riegel ächzt die Feile,
Und die alte Pforte weichet vor dem eingeklemmten Beile —
Wirds zu lange dem Tyrannen? ſendet er die Schlachter ſchon?
Nein, es ſpricht ein kühnes Wagſtück ſeinem tollen Wüthen Hohn.

Freunde ſind's! Die Chriſten lagen im Gebet an heil'ger Stätte,
Daß den alten treuen Diener noch ein Mal der Herr errette.
Doch umſonſt Gebet und Zähre! Dießmal, ach, kein Engel naht —
Da beſchließen Drei der Kühnſten friſch auf eigne Hand die That.

Stark wohl ſind die Römerkrieger, Wache haltend vor den Thüren,
Starker doch der Wein von Chios, den die Dreie mit ſich führen.
Machtig ſind des Kerkers Riegel, doch dem Eifer allzu ſchwach —
Schau, mit ſtolzverklarten Blicken ſtehn die Drei ſchon im Gemach.

Rettung, Rettung, alter Vater! Starker als der Tod iſt Treue,
Unſrer Lieb' und Chriſti Kirche iſt dein Haupt geſchenkt aufs Neue!
Hier nur droht der Tod dir; auf denn, gürte deine Lenden, flieh,
Schiffe ſtets bereit zur Abfahrt triffſt du in Puteoli.

Alter Jünger, kannſt du wanken — den der Herr den Felſen nannte,
Der ſo eben in der Sehnſucht heil'gen Liebesflammen brannte?
Ja, er gibt ſich hin den Freunden, überraſcht und halb im Traum;
Frei ſchon auf dem Forum ſteht er und er ſelber glaubt es kaum.

Eilends zu der Pforte lenken nun die Vier die leiſen Schritte —
Unterm Thore kurzer Abſchied, Bruderkuß nach Chriſtenſitte;
Jene kehren zu den Ihren, Frohes kündend, ſchnell im Lauf,
Dieſen nimmt die Nacht beſchirmend in den weiten Mantel auf.

Auf der Gräberſtraße zieht er: wegeweiſend ſtehn die Sterne;
Neros goldnes Haus verdammert ſchon in nächtlich blauer Ferne —
Aber hat die tiefe Mittnacht ſolcher leiſen Wandrer mehr?
Ihm entgegen kommt ein Andrer auf dem ſchmalen Weg daher.

Und es graust dem Alten: ſeitwarts biegt er aus mit ſchwankem Fuße,
Schnell vorüber an dem Fremden ſchmiegt er ſich mit flücht'gem Gruße —
Grüßend ſchaut ihm Der ins Antlitz, daß der Sternglanz auf ihn fallt —
Petrus, wie doch ſtarrſt du ſeltſam? ſprich, was deine Flucht verhalt?

Auf des Mannes hoher Stirne glanzen blut'gen Schweißes Tropfen,
Wohl nicht von des Weges Mühe mag ſo bang das Herz ihm klopfen;
Bleich zum Tod das ſchöne Antlitz — Petrus, kennſt du die Geſtalt?
Schon ein Mal vor deinen Augen iſt ſie alſo hingewallt.

Grüßend neigt er ſich zum Jünger: ſeiner Augen helle Sonnen
Sind von eines ſtillen Grames Regenwolken mild umronnen;
Feſt nun ruhn ſie auf dem Flüchtling — Petrus, kennſt den Blick du nicht?
Schon ein Mal rief er dich Schwachen wieder zur vergeßnen Pflicht.

Ja, das iſt der Herr! So ſtand er vor dem ungerechten Heiden,
So blieb ſtill und klar ſein Antlitz mitten in den wilden Leiden.
Und der Jünger ſinkt zu Erde, doch das Herz läßt ihm nicht Ruh,
Und er ruft: Mein Herr und Heiland, rede, wohin geheſt du?

Und der Heiland ſpricht, das Auge unverwandt auf ihn gerichtet,
Mit dem Blick, der an der Tage letztem Falſch und Wahrheit ſichtet:
Meine Kirche ſteht verödet, meine Treuen ſind verirrt —
Zu der Stadt iſt meine Straße, wo man neu mich kreuz'gen wird!

Und der Herr verſchwand; doch eil'ger, als er erſt den Tod geflohen,
Flieht der Jünger jetzt das Leben, dem des Meiſters Blicke drohen.
Schnell den Lauf zurückgewendet! Ueber Hellas graut es ſchon,
Neros goldnes Haus erglänzet bald als goldner Sonnenthron.

Und die Sonne, die jetzt Freuden ausgießt über allen Landen,
Trifft die Chriſten laut noch jubelnd, den Apoſtel doch in
Banden.
Lauter weinend ſah ſie Jene, als ſie wieder ſank zuthal,
Doch ein ſeligſterbend Antlitz traf am Kreuz ihr letzter Strahl.

Mythos.

Sankt Peter aus dem Himmelsthor
Trat einmal Mitternachts hervor;
Unten ſah er zu Köln am Rhein
Bajonette blitzen im Fackelſchein:
Die Preußen, kürzlich reſolvirt,
Hatten den Biſchof arretirt.
Da ward's dem Petrus ſchlimm zu Muth,
Aufkochte in ihm das päpſtliche Blut;
Er wandte ſich zum Thron der Gnaden
Und klagte ſeiner Kirche Schaden.
Gott Vater ſprach: ich bin bereit,
Zu ſchlichten dir den böſen Streit;
Ich will den Thäter zu mir rufen
Vor meines Richterſtuhles Stufen.
Sankt Peter ſprach: es hat's gethan
Der Nicolovius, der muß dran!
Der Todesengel flog herab,
Sie legten bald den Leib ins Grab,
Derweil der Geiſt ſich aufwärts wandt',
Im Silberhaar am Throne ſtand.
Er ſprach: vor dir hab' ich gewandelt,
O Herr! doch hier als Knecht gehandelt:

Ein Größrer that's — ihn richte du,
Mich laß eingehn zu deiner Ruh!
Gott Vater drauf: mein Himmelsgaſt,
Dir werde, wie du geglaubet haſt.
Du, Sammael, magſt neu dich rühren,
Den Altenſtein denn vor uns führen.
Herr Altenſtein in ſtillem Lauf
Strebt' altersmüd zum Himmel auf.
Sankt Peter wußte nicht Rath den Sachen,
Wollt' erſt das Thor nicht offen machen.
Da ſprach die Excellenz: ich habe
Gewollt das Gute bis zum Grabe;
Stets konnt' ich mein Gewiſſen ſtillen:
Ich that nach meines Königs Willen.
Doch Petrus war noch nicht verſöhnt,
Er ſchrie: iſt gleich ſein Haupt gekrönt,
Der Preußen König mußt du laden:
Der ſoll die Zeche mir ausbaden.
Geſagt, gethan. Der Engel flog,
Ihm nach ein Wolkenſchleier zog,
Gewoben aus der Preußen Thränen,
Die, ach umſonſt! noch Rettung wähnen.
Der König ſtarb. Mit klarem Blick,
Als wär' der Tod ein froh Geſchick,
Im alten Mantel, der vor Jahren
In Freiheitskampf mit ihm gefahren,
Den alten Säbel in der Hand,
Der Friede gab dem deutſchen Land,
Mit gleichem, kriegriſch feſtem Tritt
Daher der alte König ſchritt.

Wie er die Thür verſchloſſen fund:
Aufmachen! ſprach er kurz und rund.
Da ſprangen weit des Himmels Pforten,
Da jauchzten Engel aller Orten,
Und Petrus ſelbſt freiwillig gern
Neigte ſich vor dem edeln Herrn;
Denn vor dem treuen Angeſichte
Ward all ſein Pfaffenſinn zu nichte.
So ging' da frei im hellen Schein
Der greiſe Fürſt zum Himmel ein.

Das Roſenpaar.

Es war im Frühlingsprangen
Beim friſchen Morgenhauch,
Da waren aufgegangen
Zwei Roſen an Einem Strauch.

Die kaum noch Knoſpen geſtern,
Heut wogten ſie in Duft,
Und küßten ſich als Schweſtern
Im Spiel der Morgenluft.

Sie traumten ſüß von Liebe,
Von glühender Lebenskraft;
Da hat mit grimmem Hiebe
Der Tod ſie ſchon gerafft.

Es kam, des Amts zu warten,
Das Blumenmadchen bald,
Und brach in ihrem Garten
Der Blumen mannigfalt.

Das ſah mit bangem Leide
Das Roſenpaar geſchehn;
Sie klagten alle beide:
Was ſoll an uns ergehn!

So ſprach die eine leiſe:
Fahr wohl, lieb Schweſterlein!
Fort muß ich auf die Reiſe,
Du holſt mich nicht mehr ein.

Da glüht im Zorn die andre:
Ich liebe dich zu ſehr,
Und ob zum Tod ich wandre,
Wir ſcheiden nimmermehr!

Wo du auch immer weileſt,
Da ſtrebe du mir zu;
Wohin du mir enteileſt,
Biſt meine Sehnſucht du!

Es war noch nicht geſprochen,
Da kam die Gartnerin,
Die hat ſie raſch gebrochen
Mit unbarmherz'gem Sinn.

Wohl war ſie hold, die Kleine!
Sie ſteckt mit Jugendluſt
In einen Strauß die eine,
Die andre vor die Bruſt.

Zum Markt war ſie gekommen
Und bot die Blumen aus;
Es hat ihr abgenommen
Ein Schüler ihren Strauß.

Der Schüler las zu Hauſe
In manchem weiſen Buch,
Doch blieb ihm nicht die Klauſe
Zum Athmen weit genug.

Zur Schweſter zieht die Roſe
An ſeiner Bruſt ihn hin;
Es lockt ihr Duftgekoſe
Ins Freie ihm den Sinn.

Durchs Stadtthor aber wandelt
Die Gärtnerin derweil:
Die Blumen ſind verhandelt,
Sie will nach Haus in Eil.

Da geht der Weg am Hügel,
Doch will der Fuß nicht fort;
Es bindet ihre Flügel
Ihr ſterbend Röschen dort.

Der Schüler kommt gegangen,
Er ſchaut die Maid und bebt,
Die mit verſchämten Wangen
Umſonſt zu fliehen ſtrebt.

Da jauchzten die Roſen beide,
Wie ſie ſich wiederſahn;
Es zogen im Todesleide
Die Schweſtern wild ſich an.

Sie wollen raſch erwerben
Noch einen letzten Kuß,
Und dann zuſammen ſterben
Im letzten Liebesguß.

Sie duften wildberauſchend
Mit macht'ger Lebenskraft,
Und heiße Grüße tauſchend
Zerſprengen ſie die Haft.

Sie reißen raſch zuſammen,
Was ſchon geſchieden war;
Es glüh'n in gleichen Flammen
Die Roſen und das Paar.

Die Roſen ſind verloren
Eng zwiſchen Bruſt und Bruſt,
Doch ſelig neugeboren
In eines Kuſſes Luſt.

Und wie aus jungem Schuſſe
Ein voller Roſenflor,
So gingen aus Einem Kuſſe
Viel tauſend Küſſe hervor.

Die Windsbraut.

Was ſtöhnt in die Nacht mit des Schmerzes Gewalt?
Was iſt's, das im Dunkel ſo flattert und wallt?
Auf dem Felſen am Strom, auf dem mooſigen Thurm
Steht mächtig ein Weib, und ſie ruft in den Sturm:

Mein Vater iſt todt, mein Schloß zerfällt,
Und ich will nun hinaus in die lockende Welt.
Wer freiet um mich, wer gewinnt den Kranz,
Wer tritt mit dem Kinde des Rieſen zum Tanz?

Mich warb ein ſterblicher Mann zur Braut,
Doch wie er mich ſchaute, da hat's ihm gegraut;
Hoch ſtieg ihm das Haar, ſcheu baumte ſein Roß,
Fort jagt' er verzagt von dem Rieſenſchloß.

Und Sehnſucht pocht in der Bruſt ſo heiß,
Sie kämpft mit des Haſſes erſtarrendem Eis.
Dir ſchwör' ich Rache, du weich Geſchlecht:
Wer iſt's, wer iſt's, der die Schmach mir rächt?

Nicht Schwachem gönnt ſich, wer Rieſen entſtammt;
Euch, Geiſter, beruf' ich zum ſtrafenden Amt!
Die aus ſtockendem Tod ihr das Leben erſchuft,
Vernehmt, ihr Macht'gen! die Jungfrau ruft!

Da hebt ſich zum Thurm ernſt eine Geſtalt;
Von grünendem Schilf iſt das Haupt umwallt,
Ein blauer Mantel mit Muſcheln am Saum
Umfließet den Leib wie mit ſilbernem Schaum.

Hier bin ich, ſo komm! In Grotten ſo kühl,
In der tanzenden Flut, wo durchs Wellengewühl
Die Sonne nur ſtrahlt mit verdämmerndem Glanz,
Da führen mit Perlen gekrönt wir den Tanz!

Doch trotzig wendet die Maid ſich ab:
Du ſchleichſt mir zu ſanft in des Bettes Grab;
Dich bändigt der Menſch wie ein friedliches Lamm,
Du treibſt ihm das Rad und er baut dir den Damm.

Fahr' hin! ich fordre den ſtärkern Gemahl!
Da ſinkt der Fluß in das hallende Thal;
Laut rauſchet der Schwall und kochet im Fliehn,
Fern hört ſie noch zürnend die Wogen ziehn.

Auf kracht der Fels — im Riſſe ſteht
Des Salamanders Majeſtät;
Ein buntes Feuer um ihn wühlt,
Zedernduft ihm die Wange kühlt.

Sey mein, du Maid! In dem Bad von Stahl
Will ich harten den Leib vor der ſlammenden Qual,
Von Blitzen kreuz' ich das Brautbett dir,
Und Strahlen verweb' ich der Stirne zur Zier.

Doch ſie: wie ſklaviſch den Herd du ſchmückſt,
Wie zahm gefeſſelt Du Laſten rückſt!
Wirſt erſt du kein fröhnender Knecht mehr ſeyn,
Dann kehre zurück, und du magſt mich umfrei'n.

Da zerfahrt Salamander in zorniger Pracht,
Hoch zucken die Flammen hinauf in die Nacht;
In Blitzen verlodert ſein gelbes Kleid,
Und er wirft in die Luft ſein Karfunkelgeſchmeid.

Aus dunkelm Schlund mit mattem Licht
Herauf der grauſe Gnome bricht,
Es blitzt in ſeiner güldnen Kron'
Der Diamant, des Erdkerns Sohn.

Die Adern von Metall gewebt,
Breitſchultrig er zum Lichte ſtrebt;
Er hebt den Berg mit donnerndem Krach,
Schweflichte Dämpfe dringen ihm nach.

In den tiefſten Grund, in den mittelſten Kern
Folg', o Gewalt'ge, dem machtigſten Herrn!
Zwölf Fürſten der edeln Metalle zumal
Erleuchten mit zuckendem Glanz den Saal.

Zwölf Edelſtein' als Sklaven flink
Neigen ſich, Herrin, des Auges Wink;
Es flammt wie der Tag in der ewigen Nacht
Des Stufengeſteines unſchätzbare Pracht.

Doch höhniſch ruft ihm die Jungfrau zu:
Was iſt dein Herrſchen, o Prahler du!
Der Bergknapp bricht dir keck ins Haus
Und haut ſich die hellen Kryſtalle heraus.

Wenn erſt kein dir entriſſenes Gold,
Kein bleiches Silber auf Erden mehr rollt,
Wenn die Tiefe dich einzig als Herrn verehrt,
Dann biſt du, o Schwarzer, der Jungfrau werth.

Der Gnom verſinkt, und aus dem Spalt
Schießt ſchwarz und zackig der Baſalt.
Still wird's; die Jungfrau ſehnend lauſcht —
Da plötzlich wogt es mit Macht und es rauſcht.

Wie Adlerſchwingen ſo ſchlagt's die Luft,
Es dröhnen wieder Gebirg und Kluft,
Laut kracht der Wald, und der Strom im Grund
Gibt murrend das Kommen des Siegers kund.

Der Luftgeiſt naht: in macht'gem Schritt
Reißt er die Wolken, die Felſen mit;
Zerbrochne Fichten ſein Gewand,
Entwurzelten Eichbaum ſchwinget die Hand.

Ein trotziger Freier mit ſauſender Haſt
Hat er buhlend die Maid in die Locken gefaßt;
Er ſpielt um das Herz ihr ſo keck und wild,
Gern ſinkt an die Bruſt ihm das herrliche Bild.

Frei bin ich, o Maid, und du biſt mein!
Kein Sterblicher greift in mein Reich hinein.
Fort, fort nun im Lauf, Nichts weiß ich vom Ruhn,
Stolz wiſſ' es: Du biſt die Windsbraut nun!

Er faßt ſie kühn: auf dem Wolkenroß
Reißt er ſie fort in das himmliſche Schloß,
Wo ihm, von Zephyrn ſanft umweht,
Ewig verborgen das Brautbett ſteht.

Nun jagt ſie mit ihm durch Land und Meer,
Wild treibt ſie vor ſich die Schiffe her;
Zu brechen, was ſinnend der Menſch erſchuf,
Das iſt ihr ſchauriger Beruf.

Des Waldes Stöhnen in Winternacht,
Der Thurm, der praſſelnd zu Boden kracht,
Des Schiffers grauſiger Todeslaut,
Sie zeugen vom Grolle der Windesbraut.

Natur und Menſch.

Es haben grimme Schächer erſchlagen den Wandersmann;
Da liegt er am ſprudelnden Quelle im tiefen düſtern Tann.

Und als erſchien die Mittnacht, da regt ſich's rings im Raum,
Es ſchwirren Geiſter der Lüfte als Falter in jedem Baum.

Leuchtkäfer und Leuchtwürmchen, das ſind die Geiſter der Glut;
Als Irrwiſch flackert der Kobold in tollem Sprung um die
Flut.

Aus kleinen Maulwurfshügeln entſteigen ohne Zahl
Die Geiſter der ſtillen Erde, die Elfen allzumal.

Zuletzt enttaucht dem Quelle mit waſſerblauem Haar
Der Nixen und Undenen leichtfertig ſcherzende Schaar.

Sie traten zum ſchönen Todten, ſie huben an zu flehn:
O willſt mit uns ins Feuchte, in Luft und Erde gehn?

Doch als ſie ſein Antlitz ſchauten, das war ſo matt und
bleich —
Wie ſtob da auseinander das ganze Geiſterreich!

Da hat der flinke Sylphe ſich nimmer drum geharmt,
Er iſt mit loſem Flügel ob allen Blumen geſchwarmt.

Da loderte jeder Kobold nur flackernder auf im Tanz,
Da einte buhlend der Kafer dem glühenden Würmchen den Glanz.

Die Elfen begannen munter den zierlichen Ringelreihn,
Den Todten umtanzen ſie lachelnd — was ſollten ſie traurig ſeyn?

Die Nixen ſchäkern weiter im mondverklarten Naß —
Stets iſt die Geiſterſeele befreit von Lieb' und Haß.

Da blüht im Oſt die Roſe des Morgens auf in Pracht:
Es ſchlüpfen ermüdet die Geiſter zurück in Wald und Nacht.

Noch liegt der Todte blutig: es malt des Morgens Schein
Auf lilienweißes Antlitz des Lebens Farben ein.

Da kam ein junger Jäger mit friſchem, frohem Sang,
In heller Waldluſt webend, das Horn gab lauten Klang.

Und als er den Todten erſchaute — wohl war er des Todten Feind;
Doch iſt er hingekniet, und hat von Herzen geweint.

Er wuſch ihm aus den Wunden das purpurrothe Blut,
Doch mocht' es wenig fruchten, daß er ihn nahm in Hut:

Dieß Auge bleibt geſchloſſen, dieß Herz ſchlägt nimmermehr —
Da faßt er leiſe betend den ſtarken Jägerſpeer.

Er gräbt ein Grab und leget den Todten ſanft hinein,
Ein Kreuzlein pflanzt er drüber, und Blumen ſenkt er ein.

Er bläst das Todtenlied ihm mit dumpfem Hörnerton,
Und wieder ſchweift ins Weite des Waldes treuer Sohn.

Triumphbogen des Marius in der Provence.

Wo man nach Welſchland pilgert, wo Alpen ſtarren empor,
Da winkt mit ernſtem Gruße ein altes Römerthor.
O deutſcher, deutſcher Wandrer, betracht' es dir mit Fleiß:
Siehſt du das Bildwerk droben, und wird das Blut dir heiß?

Nie iſt hindurchgezogen des Kornes goldne Flut
Durch dieſen ſtolzen Bogen, nie milden Weines Glut!
Nie ſchritt der ſtille Bürger durch ihn ins luſt'ge Feld –
Er ward von grimmem Würger als Siegsmal aufgeſtellt.

Schau die Gefangnen ſtehen von ſchweren Feſſeln müd,
Vier ſpähen nach dem Norden, vier ſchaun hinab gen Süd.
Kennſt du die langen Locken, kennſt du die knappe Tracht?
Die Väter ſind's: ſie boten dem Römer hier die Schlacht.

Wie dich auf ſeine Bahnen noch immer Welſchland reißt,
So einſt mit tieſem Ahnen weckt' es der Väter Geiſt.
Vom rauhen Baltenmeere, wo Luft und Leben ſtockt,
Zum Süden ziehn die Heere, wo warme Sonne lockt.

Dort unten, wo die Quelle dem Boden wild entziſcht,
Hat ſich die heiße Welle mit heißerm Blut gemiſcht,
Mit Blute meiner Ahnen, die dort der Römer traf:
Dort ſchlaft der Stamm der Kimbren den ew'gen Todesſchlaf.

Da, ſtolzer Römer, bauteſt du dieſes Siegesmal,
Und trotzig nieder ſchauteſt du, blut'ger Aar, zu Thal.
Stumpf war dein Blick, o Adler! Es birſt dein Felſenwall,
Es ſtürzt durchs Thor der Alpen brauſender Heeresſchwall!

Das ſind die Rächerſchaaren, in jugendfriſcher Kraft!
Wie bald vor ihrem Schlachtruf iſt deine Schwing' erſchlafft!
O ſchont dieß Thor, ihr Wilden! Zur Schande ward's erbaut,
Nun kündet's eure Ehre, nun ruft's von Rache laut!

Denn heut, viel hundert Jahre, da du, o Roma, ſankſt,
Du aber jung in Blüthen, mein hohes Deutſchland, prangſt:
Da jauchzt in mir die Seele, wie ſie erblickt dieß Mal,
Das euch, ihr Vater, höhnet in eurer Ketten Qual.

Ja, eure Blicke leuchten, vom Abendroth erhellt,
Ihr ſchaut, ſo will mir's dauchten, in dieſe junge Welt:
Ihr grüßet mild den Enkel, den Erben eures Bluts,
Und weihet ihn zum Erben des bluterkampften Guts!

Schlachtgeſang der Kandioten.

1841.

Auf, wohlauf, Ihr Kandioten, ſchwinget hoch das Kreuzpanier,
Funkeln laßt die weißen Felſen in des Blutes Purpurzier!

Unſer iſt dieß Land, das machtig aus dem Ozean ſich hebt,
Unſer ſey es, bis es mördriſch neu der Ozean begrabt!

Unſer iſt des Kornes Fülle, unſer iſt des Weines Glut,
Unſer die metallne Ader, die in ew'gen Bergen ruht.

Unſer ſind die hundert Städte, ſtolz im Liede ſonſt genannt —
Ach es blieben wenig Dörfer, graus zerſtört und grimm verbrannt!

Unſer ſind die keuſchen Roſen, aus Hellenenblut entſtammt;
Soll ſie der Barbare ſchänden, den die wilde Luſt entflammt?

Einmal ſchon in ſchnödem Blute wuſch ſich Kretas Freiheit weiß:
Aus dem Blut des Minotauros grünte Ruhm und Dichterpreis.

Theſeus vom Athenerlande war's, der kühn das Unthier ſchlug:
Nun, Athen, zum Türkenmorde hilf auch heut nach Recht und Fug!

Steig' herauf, gerechter Minos, der des Hades Wage hält,
Du ſey Richter deinem Volke, rechte mit der Chriſtenwelt,

Die verrathriſch uns umſchnüret, Unterwerfung uns gebeut,
Die des Kreuzes kühnen Kriegern ſchon mit neuen Ketten dräut.

Aber wehe, wehe Jedem, der da hemmt des Volkes Schritt,
Das um Freiheit geht zu kämpfen, denn ihn tilgt die Rache mit!

Keinem diene, Volk von Kreta! Das dem Orkus Richter gab,
Schwingſt auch leicht in freien Handen deinen eignen Herrſcherſtab!

Drum wohlauf, ihr Kandioten, hoch das Kreuz und hoch den Speer,
Und der Roßhuf des Osmanli ſtampfe nie den Boden mehr!

Prolog eines mittelaltrigen Dramas.

Wißt ihr, wie einſt Fauſtus bannte die verblichne Helena,
Daß ihm von der todten Schönen heiße Liebesluſt geſchah?
Solch ein Zaubrer iſt der Dichter, der mit macht'ger Schöpferkraft,
Was im Zeitenſtrom verſunken, wieder auf zum Lichte rafft;
Der die Schemen, die zum Tag er durch des Hermes Stab gelenkt,
Mit dem eignen Lebensblute ſchöpfriſch neubegeiſternd tränkt.
Denn ihm iſt ſie nicht geſtorben, jede kraftgeſchwellte Zeit:
Mächtig ſpringt aus ſeinem Geiſte alte Luſt und altes Leid.
Heimiſch iſt er am Iliſſos, heimiſch an der Tiber Strand:
Aber ſtarker lockt das Herz ihm deine Jugend, deutſches Land!
Denn wie ſtolz und donnertönig hallt der Griechen Ehrenpreis,
Auch des Mittelalters Stirne ſchmückt ein friſches Lorbeerreis.
Scharf und klar im Sonnenlichte ragt des Alterthums Geſtalt:
Stolz wie auf Olympos Throne ſchaut Kronions Allgewalt;
Streng aus den geſenkten Brauen droht die Stadtverwüſterin;
Aphrodite ſelber ſtarrt noch in der Jungfrau herbem Sinn.
Und wie deine Götter mächtig warſt du, Volk von Hellas, auch
In der feſtgeformten Sitte, im gebietriſchen Gebrauch.

Starken Manneszorn erfuhreſt, ſchwarzgelockter Perſer, du,
Und vor Alexanders Anſturz brach dein prunkend Reich im Nu.
Feſtgeſchloſſen gleich der Phalanx ging der Griechenbildung Schritt,
Und im Volkesſturm verſtummte, was der einzle Mann erlitt.
Aber andre Zeiten kamen: alle Völker ſind erwacht,
Und die Kraft des Einzelgeiſtes rang ſich los in Sturm und Schlacht.
Wie der Strahl des Sonnenlichtes ſich in Morgendunkel bricht,
Alſo miſcht ſich Nacht und Mittag in des Völkermorgens Licht.
Bleicher Mönch in dunkler Kutte, Ritter ſtolz in blankem Erz,
Jeder gibt ſich frei zu ſchauen, wie ihn drinnen treibt das Herz,
Fern im Norden, ſchwertgerüſtet, ſteht des Kaiſers heilig Haupt,
Mit des Südens Lorbeern, mit des Oſtens Palmen dichtbelaubt.
Aber in der ew'gen Roma, die noch ſtets die Fasces hält,
Baut ſich eines neuen Cäſars geiſt- und leibgetheilte Welt.
Friedlich leuchten beide Kronen: aber als der Tag genaht,
Wo zum Glanz der vollen Ernte aufgereift der Vorzeit Saat,
Da mit macht'gem Gegenſtoße bieten Beide ſich den Streit:
Bannſtrahl flammt und Schwertblitz lodert ob den Landen weit und breit.
Ha, das war ein tüchtig Ringen, Jeder ſeines Rechts bewußt,
Denn entſchieden war im Kampfe jedes achten Mannes Bruſt!
Aber aus den grauſen Stürmen kettete Geſtalt ſich los:
Milde Lieder ſang der Kämpfer ruhend in der Minne Schooß;

Was der Geiſt in Angſt erſtrebte, ward in Bildern leicht erfüllt,
Und der bang geſuchte Himmel hat in Formen ſich enthüllt.
Da noch einmal unter Schwertern baute Schönheit ſich ein Haus;
Dort zu Worms im neuen Dome ruhten Papſt und Kaiſer aus.
Hier noch blühn dem Dichter Kränze, wenn der Vater heil'ge Kraft
Ihm im eignen Buſen wohnet und durch ihn ſich neu erſchafft.
Nicht das Fremde, nicht das Alte! Was einſt Hellas Großes ſah,
Klang in Hellas eignen Liedern, klar und fertig ſteht es da.
Kein Achill hat je geſtritten in dem fernen Troerland,
Der nicht aus dem eignen Volke den ihm gleichen Sänger fand.
Aber unſrer Ahnen Schatten trauern klanglos, unbelebt,
Und vergeſſen hat das Volk ſie, ach für das ſie treu geſtrebt!
Auf, ihr Dichter, auf zum Werke! Schwingt den mächt'gen Hermesſtab,
Ruft die ehernen Geſtalten aus der Kirchen dumpfem Grab!
Laßt die kühnen Geiſter ſchreiten über unſre Bretter hin,
Daß an ihrer That ſich zünde unſres Volkes Freiheitsſinn!
Lehrt uns, was wir einſt geweſen, unſre Herrſchaft, unſer Glück!
Mit der alten Größe Bildern kehrt die große Zeit zurück!

Oden und Verwandtes.

Charis erzog mich nicht in reinem harmoniſchem Glücke
Rauh war, ſpröde der Stoff, wild und chaotiſch der Geiſt.
Ueber dem Abgrund brausten die mächtigen Stürme des Himmels
Durch die Zerſtörung hindurch brach die Geſtalt ſich die Bahn

Werth der Stunde.

Die Zeit iſt ewig! Wie aus dem Kerne ſchießt
Der Rieſeneichbaum, rauſchend im Blätterſchmuck,
So wächſt Erinnrung unvergänglich
Aus den verrinnenden Augenblicken.

Dein Thun, behüt' es! Von dem Gebirge rollt
Ein luſt'ger Schneeball, aber er ſchwillt im Sturz:
So als Lawine formt ſich gräßlich
Flüchtige That zu der macht'gen Folge.

Gedankenſchnell einſt flammte die Luſt empor
Am ſchönen Fremdling in der Spartanerin:
Sie wuchs zum Glutmeer, welches züngelnd
Ilion fraß und der Griechen Fürſten.

Auch Edles keimt nur in der Minute Drang.
Ein Augenblick war's, als des Peliden Kraft
Den weib'ſchen Prachtſchmuck zürnend abwarf,
Nimmer verklingenden Ruhm zu erben.

Du lern' es faſſen: groß iſt der Augenblick
Im Leben draußen, wie in dem eignen Thun!
So viel von Gunſt dir ſchenkt die Stunde,
Acht' es und bann' es in raſche Lieder!

Sey's ein Gedanke, der in dem Haupt dir zuckt,
Sey's ein Gefühl auch, welches die Bruſt dir hebt:
Sein Recht gewähr' ihm, daß verewigt
Freundlich Geleit es dir ſey durchs Leben.

Und wenn die Sturmflut, welche die Welt bewegt,
Dir Muſcheln auswirft auf den verwaſchnen Strand:
Der Thränen Perlſchmuck wie des Lächelns,
Reih' ihn beſorglich auf ſchwanken Faden.

In trüber Gährung tobt der gemeine Geiſt,
Nur leidend Daſeyn wurde dem ſtumpfen Sinn.
In ſteter Thatkraft faßt gebietend
Einzig der Dichter des Lebens Inhalt.

Sappho's Leier.

An Johanna.

Spiel, das Sappho ſchlug mit den Roſenfingern,
Wenn Selene ſchwand an dem Horizonte,
Aber fern blieb, den ſich der Buſen ſehnte
Stürmiſch zu preſſen:

Lindrung dann warſt du, o geliebte Leier,
Wenn bei Eos Schein durch die Saiten zuckte
Ihre Hand voll Klang in des Schmerzes Wolluſt,
Halb noch im Frühtraum!

Nun zum Erbtheil fielſt du der Enkeltochter
Sammt der Ahnfrau Leid und gewalt'ger Liebe,
Sammt dem Glutſtrom, der aus dem Flammengeiſte
Lodernd hervorbricht.

Männlich rauſcht ihr Lied aus dem weichen Buſen;
Schmerzen bannt ſie feſt in die mächt'gen Maße,
Die im Kriegsſchritttakt und im ehrnen Prangen
Donnernd einherziehn.

Weich Gefühl nur liebt ſich des Reims Gefallſucht;
Doch wem machtvoll ſpringt aus dem Haupt der Sangquell,
Kühn auch wählt der edel das Maß, ſein Höchſtes
Wenigen gönnend.

Lebensmuth.

Das Leben kennſt du: denn von der Stirne droht
Der Falten Zeugniß, und des Genießens Kraft
Umſpielt mit Frohſinn keck die Lippen,
Welche nach luſtigen Küſſen brennen.

Nun ſprich, wie ſchaffſt du's, daß du ſo fröhlich noch
In leichtem Wettkampf ſtark mit dem Leben ringſt,
Indeß uns Jüngern längſt das Lächeln
Schwand von der lockigen glatten Stirne?

Das künd' ich gern. Ein liebliches Weib iſt mein,
Die ewig lächelt, wenn ſie der kraft'ge Mann
Mit Glut an's Herz preßt, ob's auch blute.
Fragt ihr den Namen? Du biſt's, Minute!

An Richard Selbach.

Wenn ſich Alfadurs
Heilige Größe
Waltend erhebet
Ueber den Erdkreis:
Steht ihm zur Rechten
Ewig an Jugend,
Strahlend im Glanze
Balder, der weiße, der freundliche Gott.

Aber zur Linken
Rieſigen Wuchſes
Raget ſein Bruder.
Düſteres Leuchten
Zuckt ihm vom Auge;
Donner der Stimme
Folgen den Blitzen,
Die aus des dunkeln-
Haares Umwölkung
Sprühen vom Aug' des gewaltigen Thor.

Gerne vergleichen
Menſchen ſich Göttern:

Sey mir gegrüßet,
Traulicher Balder,
Scheidend gegrüßt von dem finſtern Thor!
Bleibe, von blendendem
Lichte umfloſſen,
Ewig an Jugend,
Strahlend im Glanze,
Balder, der weiße, der freundliche Gott!

Mich laß erheben,
Rieſen bekämpfend,
Leben erſtürmend,
Meinen gewaltigen Hammer der Schlacht.
Sende dem Streitenden,
Freundlicher Bruder!
Weiſe Gedanken,
Stilles Beſinnen;
Sende dem Sieger den friedlichen Sinn!

Aber wenn Feinde
Je dich bedrohen,
Rüſtet ſich ſchweigend
Thor zu dem Kampfe,
Schwingt den entſetzlichen
Tilgenden Hammer.
Düſteres Leuchten
Zucket vom Auge;
Donner der Stimme

Folgen den Blitzen,
Die aus des dunkeln
Haares Umwölkung
Sprühen vom Aug' des gewaltigen Thor.

Wer doch beſtande
Solche Geſellen,
Wenn ſie die Starke
Liebend verbunden?
Denkend der Weiße,
Ringend der Dunkle —
Ja, wir zernichten die Rieſen der Nacht!

Am Huldigungstage.

1840.

O du, welchen die Nacht ſchlichteſten Bürgerthums
Aufzog, trautem Erguß, herzlicher Rede hold:
Wenn ſo leicht dir das Wort ſtrömt auf die Lippen hin,
Schilt den ſchweigenden Fürſten nicht!

Anders fühlet der Mann, dem mit des Purpurs Glut
Schon der Tag der Geburt ſengte des Auges Stern,
Dem mit fürſtlicher Pracht bange den Wiegenſchlaf
Preßte marmorner Hallen Wucht.

Ihm umſchleichet den Traum frühe der Späher Gier;
Gleißend ringelt um ihn Lüge der Sklaven ſich;
Schnöde Meiſter verketten des Knaben Wort.
Ach, ein König — er iſt nicht frei!

Zürn' ihm, Niedriger, nicht, wenn er, ein reifer Mann,
Düſter ſchauet und kalt unter der Krone Glut,
Wenn die Feſſel aus Gold Lippen und Herz ihm zwängt,
Daß nicht flute der Rede Born!

Oft wohl wallt ihm die Bruſt, wenn am Palaſtesthor
Jauchzend tobet das Volk; wenn er auf hohem Roß
Siegsfroh führt an den Feind ſchimmernder Krieger Schwarm —
Ach, ſie wallet umſonſt: er ſchweigt!

Aber herrlich und hehr ſtehet ein König da,
Der mit flammendem Geiſt nieder die Schranken warf,
Der im Strom des Gefühls freudigen Muthes ſchwimmt,
Nicht erdrückend des Herzens Puls.

Dem das lodernde Wort wecket der Augenblick,
Weckt des brauſenden Volks freudegetragner Ruf,
Wenn ſie dankend ihm nahn, ſey es im Bürgerkleid,
Sey's im blitzenden Waffenſchmuck.

Hoch auf hebe das Haupt, ſtolze Boruſſia,
Das am baltiſchen Meer mauergekrönt dir ruht;
Und, den ſtark du gefaßt, rheiniſchen Rebenkranz,
Schüttl' ihn freudig in hoher Hand!

Solch ein König iſt dein! Huldigend neige dich,
Weit auf ſchließe das Herz, horche dem kräft'gen Spruch,
Der, wenn ſtark im Gefühl fürſtlicher Macht er glüht,
Ihm begeiſternd vom Munde blitzt!

Was ein Schreiber gebrieft, modert zum Staube bald;
Doch ein königlich Wort frei aus der Bruſt heraus
Machtvoll ſchlägt es ins Herz ſehnender Völker ein,
Ahnung künftiger Rieſenthat!

Götterdämmerung.

O traute Dämmrung! Zwiſchen das Flammenauge
Des mächt'gen Tages, zwiſchen das düſtre Nachtgraun
Zartlindernd trittſt du, wie ein zufriednes Alter
Immitten Jünglingsglut und den Tod.

Auf höchſtem Lichtthron herrſcht der Gewalt'ge, Eine:
Zum Staube ſank vor ihm des Olympos Traumwelt;
Ihm wallt Gebetduft, ihm nur erglanzt der Mittag,
Ihm ſchmückt mit Sternkranz fromm ſich die Nacht.

Doch Einmal ruft er. Wenn von des Stieres Nacken
Das Pflugjoch abfiel, wenn nach des Tages Laſten
Die Welt aufathmet, rüſtet auch er ſich nickend
In kurzen Schlaf zur nachtlichen Wacht.

Das iſt die Stunde, da die geſturzten Götter
Ihr altes Herrenrecht üben im Weltenkreiſe,
Daß wonneſchauernd ihnen entgegen bebet
Die Schöpfung, die ſie lenkten vorzeit.

Nun aus dem Saatgold hebt ſich vom Schlaf Demetra,
Geweckt vom Wachtelſchlag zu dem Mutterklaglaut;
Es gießt in Wolkenbecher des Himmels Bacchos
Des Abendroths ambroſiſchen Wein.

Auch Aphrodite taucht aus den Myrtenbuſchen
Mit weißem Buſen, ſchuttelt die goldnen Locken;
In milder Wehmuth ſchließt ſie den Kelch der Roſe,
Die an Adonis Blut ſie gemahnt.

Nun uberſchaut ſie rings ihr gebreitet Herrenreich:
Wo liebetraumend ruhet an Weibesbuſen
Der heiße Jüngling, Küſſe vom Munde pflückend,
Da tritt ſie ein mit flüchtigem Schritt.

Und ſüße Sehnſucht weckt ſie der ſcheuen Jungfrau,
Dem Manne haucht ſie zu ein entflammt Verlangen;
Die alte Minne lockt, wie ſie Götter tauſchten
Mit Erdenjungfraun, ſtürmend und heiß.

Doch ach, vorbei ſchon rauſchet die kurze Stunde —
Der erſte Sternglanz ſcheuchet die Götterdammrung.
In banger Scham die Liebende flieht — und einſam
Im Schooß der Nacht ausblutet das Herz.

Einem Jüngling.

Gern wohl wählt ſich der Scherz die beſonnte Jugend,
Schwingt ſich rüſtig im Tanz und im Ringerkampfſpiel,
Gern auch kühlt ſie mit Weinlaub
Zechend das glühende Haupt.

Süß iſt's, rühmlichem Glück in der reifen Zukunft
Nachzuſinnen im Traum, an des Freundes Bruſt ſich
Wild zum Helden zu ſchwärmen,
Rüſtend die männliche That.

Doch wenn nahet der Ernſt dem bethörten Leichtſinn,
Steht ein Solcher verzagt, und das Leben reißt ihm
Purpurſchleier der Täuſchung
Raub von dem trunkenen Blick.

Nicht ſo du, den in Glut ſchon geſtählt das Elend,
Dem ſein jugendlich Herz ſchon gedrückt ein Aetna,
Dem den wildeſten Wunſch ſchon
Eiſernes Fatum geknickt!

Eh' noch männlicher Flaum um das Kinn dir ſproßte,
Grub ſchon ſchweigender Gram mit dem eh'rnen Meißel
Tiefe Falten der Schwermuth
Dir auf die lächelnde Stirn.

Bei dir ſtand ich bewegt, und des Fiebers Gluthauch
Sah ich zucken mit Macht in den ſtarken Nerven —
Doch du ſtandeſt, o Jüngling,
Trotzend dem zehrenden Brand.

Stolz nun hebe den Blick, und der wohlerrungnen
Kraft ſey freudig bewußt, da die Bahn ſich glättet:
Klangvoll jauchzenden Siegsſchritt
Rauſche dein männliches Lied!

Wen die Jugend gereift und der Sturm erprobt hat,
Dem ſey würdiger Preis auch die Männerfreundſchaft.
Schau, hier biet' ich die Hand dir:
Faſſe ſie, ſtarker Genoß!

Leumund.

Du glaubſt, mein Herz bebt, weil mir die Lippe zuckt,
Wenn ſchnöde Läſtrung ſendet den Lügenpfeil?
 Ein Lächeln iſt's nur, wie Apollon
  Lacht bei des ſterbenden Drachen Geifer!

Den Göttern nur ward Glück der Allgegenwart:
Wo immer Läſtrung ihnen die Ehren raubt,
 Da ſinkt dem Lichtglanz goldner Pfeile
  Niobe's Stamm in verdienter Rache.

Doch nicht der Menſch ſo. Hinter dem Rücken ziſcht
Das gift'ge Wort ihm — ſchaut er entſetzt zurück,
 Dann ringelt raſchgewandt ſich wieder
  Hinter den Ferſen die böſe Natter.

In blankem Stahl drum ſchreite der Mann daher,
Im Schmuck der Reinheit, welchen die Ehre gibt,
 Die ſelbſtbewußt ſich nie gekümmert
  Ueber den guten, den böſen Leumund.

An ſolcher Rüſtung prallen die Bolzen ab,
Die hinterhaltiſch ihm die Verleumdung ſchickt;
Es krümmt in Ohnmacht ſich die Natter
Vor dem gewaltigen Tritt des Stahlſchuhs.

Er ſelber furchtlos wandelt dem Kranze zu,
Den ihm die Zukunft froh auf die Schläfen drückt:
Er legt den Helm ab, und entgürtet
Sinkt er der Lieb' in die weichen Arme.

Triumph des Dichters.

Gleich dem Klausner auf Alpenhöh'n
Einſam über der Welt ſtehet der Jüngling da,
Den die ewige Schönheit liebt,
Dem mit bräutlicher Gunſt jauchzendes Lied ſie ſchenkt.
Geht er ſinnig auf lautem Markt,
Unbewußten Geſang gießend vom trunknen Mund,
Schilt ihn herb das gemeine Wort:
Unnütz heißet ſein Thun, trüb und verwirrt der Sinn.
Selbſt die treu ihm geneigt vorzeit,
Gehn nun kühl ihn vorbei, und aus des Bruders Mund
Tönt kein rühmendes Wort ihm zu;
Mitleid fächelt ihn nicht, wenn ihm das Herz verglüht.
Darum fliehe die Welt, wer kühn
In den Flammen des Lieds neu ſie geſtalten will!
Nur dem Walde vertrau' er ſich;
Echos göttliches Ohr lauſche dem Liede nur,
Das in's Rauſchen des Bachs ſich miſcht.
Aber Geiſter des Klangs wohnen in hoher Luft,
Die aufſangen zerſtückten Laut;
Und ſie flüſtern ihn gern wenigen Edeln zu,
Die nun, ſtaunend dem Ton gefolgt,
Plötzlich nahen dem Ort wo der Vergeſſ'ne ruht.

Bang noch traumend, in ſich verſenkt,
Singt er Lieder des Grams, ſchauet die Nah'nden nicht,
Bis die rinnende Spiegelflut
Lorbeerwallend die Stirn unter dem Kranz ihm zeigt,
Den die herrlichſte Frau ihm leis
Sammt dem dankenden Kuß weihend auf's Haupt geſenkt.
Auf nun blickt er und ſchaut erſtaunt,
Welch ein mächtiger Kreis ſtörte die Einſamkeit.
Denn Heroen des Lieds ſind da;
Die dem Knaben geweckt Schmerzen der Eiferſucht,
Herzlich drücken die Hand ſie ihm,
Und als gleicher Geburt ziehn ſie ihn froh zur Bruſt.
Frau'n auch gönnen zum Kuß den Mund,
Denn hochheilig iſt der, welchen die Muſe liebt.
Nun aus ſtillem Gemach des Walds
Führt ihn preiſend die Schaar wieder zum Markt zurück.
Stolz nun geht er mit weitem Schritt,
Und die Menge, die erſt höhnend ihm nachgeklafft,
Wedelnd kriecht ſie zu Füßen ihm,
Gleich dem Hunde des Hofs, welcher dem Bettler erſt
Roh zerriß das Gewand, bis der
Hausherr kam und im Mann fand den verirrten Freund,
Ihn dann ehrte mit reichem Kleid,
Doch mit ſcheltendem Wurf ſcheuchte den Winſelnden.

Ein Lebenstag.

Wenn an dem Sommermorgen früh die Sonne
Mir neckiſch auf das Lager ſchießt die Strahlen
Und Nebeln gleich die Morgentraume ſcheucht:
Dann rüſtet ſich mit ernſtem Gottgedanken
Der friſche Geiſt zum muntern Tageswerk.
Das Auge ſchweift in blaue Fernen hin,
Es ſchaut die Sonne glitzern in dem Strom
Und ſteigt hinauf am ſanften Bergesjoch.
Heiß ſaugt die Bruſt die kühle Morgenluft:
Des ganzen vollen Lebens Blume bluht
Herauf nach Licht und Luft und Sonnenwarme.

Zum Schaffen mahnt der Tag. Schon tret' ich ein
In heil'ger Vorzeit Tempel. Schau, es rollen
Vor mir ſich alle Schriften willig auf,
Aus denen ewig jung Gefühl mich anweht.
Sie tritt zu mir in's enge Zimmer ein,
Die blüh'nde Braut des Oſtens! Sey gegrüßt
Des Morgenlandes uralt heil'ge Dichtung!
Wohl hab' ich lang um dich geworben: ſpröde
Warſt du mir ſtets; nun hat dich doch beſiegt
Solch emſig Liebesmühn! Du kommſt zu mir,

Du lüfteſt deinen weißen Byſſosſchleier!
Ich ſchaue tief in dein Gazellenauge,
Darüber ſich der Brauen dunkle Pforte
Gewölbt erhebt, dein voll erblühter Mund
Erklingt von Liedern, wechſelnd weich und mild
Und zornerbrauſend: Davids Harfen rauſchen,
Es tönet in Jehovahs Tempel machtvoll
Der Prieſter und des Volkes Chorgeſang.
Jeſajah wandelt hoch und ſtolz einher,
Den rechten Arm erhoben, zu zerſchmettern
Die Kriegsmacht Aſſurs und Aegyptens Trotz,
Die Linke tröſtlich ſegnet Iſrael.
Im Thale Joſaphat geht leiſen Trittes
Der Dulder Jeremiah, Klagelaute
Entquellen ſeiner gramzerriſſ'nen Bruſt,
Daß hin iſt, Salem, deine Wunderpracht!
Auch Amos kommt, Thekoa's ſchlichter Hirt
Im rauhen Felle, rauh der Rede Ton;
Doch donnergleich erſchallt's aus ſeiner Bruſt
Und Blitze zücken aus dem düſtern Auge.
Nun von der Schönen klingt es, von der Dunkeln,
Auf deren Hand der Myrrhe Thränen fließen,
Wenn ſie dem Liebſten Nachts die Riegel öffnet;
Im Garten ſchau' ich ſie, von Liebe krank,
Wie ſie der Traute labt mit goldnen Aepfeln
Und leis mit Schlummerlied zur Ruh' ſie wiegt.
Da thut ſich auf, o Morgenland, dein Leben,
Da tauch' ich tief in deiner Weisheit Meer,
Das in ſo ſchlichter Muſchel Perlen beut;
Da ſtärkt mich deiner Männer Tapferkeit,

Da grüß' ich deine glühend minnenden
Doch zartverhüllten Frauen, und erkunde,
Wie du bei Kindesſinn und Kindesſitte
Doch weiſer warſt und glücklicher, als wir
Mit unſrer ſchwer errungnen Mannesreife!

Doch weiter ſteigt mein Geiſt hinan die Stufen,
Auf denen einſt die Menſchheit aufwärts klomm.
Sey mir gegrüßt, helleniſch freies Denken;
Sey mir gegrüßt, du röm'ſcher Thatenernſt!
In Academos Schattenhaine tret' ich,
Denn höher ſtieg die Sonne ſchon im Mittag,
Und lauſche, Platon, deinem tiefen Worte.
Biſt du ein Dichter, biſt ein Denker du,
Daß ſo in Traum du mir die Seele wiegſt?
Laßt einſam mich, daß in des Buſens Tiefen
Ich forſchend ſondre, was du reich geweckt;
Zum Wandeln lockt mich ſchon die Abendkühle.
Da naht unmerklich mir und grüßet freundlich
Mein Cicero: durch Denkens Labyrinthe
Führt mich mit leichtem Wort ſein feiner Sinn,
Bis er mich plötzlich mitten auf das Forum
Vor Roma's Bürger ſtellt, und mich und Alle
Dahinreißt mit der Rede kühnem Schwung!

In's Leben iſt das Denken dann zerfloſſen:
Großmutter, die Geſchichte, ruft zum Herde,
Denn ſtill im Oſten kommt die blaue Nacht.
Und ſie erzählt mir vor dem Schlafengehen
Noch Wundermärchen von der Väter Thaten.

Von Ritterſchlachten und von Frauenſchöne
Bis ich das übervolle Haupt in Schlummer
Auf ihren Schooß unmerklich niederneige,
Und leiſe wieder ſchlägt das reiche Herz!

Mein Leben bauſt du ſtill, o Genius,
Und reifſt in Einſamkeit die Thatenluſt.
An meiner Wiege ſtandeſt du und ſchufſt
Die Luſt an mächtigen Geſtalten mir,
Die aus dem Schooß der Vorzeit du heraufbannſt.
Brautführer biſt du mir zur holden Wahrheit,
Die ich zu meiner Liebſten mir erkor.
Du führe mich zu ihr auf ſteilem Pfad,
Verhüllten Haupts — und wenn ich droben bin,
Nimm mir die Binde freundlich von dem Auge!

Im Vaterlande.

Durch Dorn und Geſtrüpp
Pfadlos hinauf!
Fort da, du Ranke, nicht haltſt du den Schritt!
Knacket, ihr Aeſte,
Unter des Fußtritts eilender Wucht!
Denn es zieht mich
Friſcher wehende Luft des Gebirgs,
Schwellend die muthige Bruſt
Zum höchſten weitſchauenden Bergesgipfel.

Und da bin ich!
Breite dein Schirmdach, ragender Fels,
Und zum behaglichen Thronſitz
Polſtre mit goldigem Mooſe dich!
Felsſtück gelöſet vom Urkern,
Rolle dich her zur Fußbank!
Leicht nun gelehnt in den rieſigen Sitz
Schau' ich von luftiger Höhe zuthal,
Auf Bergesthron ein König.

Matteren Grüns
Schimmert mit klaren Waſſerſtreifen
Weithin gedehnt die Ebne.
Ferne die Berge,

Wo der Heimath Wiege mir ſtand,
Grüßen röthlich in ſinkender Sonne.
Aber aus dunkelndem Thale
Klingen verworren der Menſchlein Stimmen.
Klaffet der Hunde heiſer Gebell.
Glocken lauten,
Und wie ein Altvater verſtandig
Murmelt der Wald; fernab der Strom
Rauſcht wildfreudig
Durch die entſchlummernden Fluren hin.

So auf wolkigen Höh'n
Saß ich wie oft!
Auf der hohen Arkona,
Wo die deutſche Zung' in das Meer verhallt,
Blickt' ich hinaus zum weiten Blau,
Wo die Schiffe kommen von Nordens Eis,
Weißflüglichten Tauben vergleichbar,
Die gebreiteten Fittigs kehren zum Schlag.
Vom Veſuv auch ſchaut' ich
Grünlichen Golf Neapels,
Und auf Olbia's Burg
Sog ich die Düfte der nahen Stochaden,
Die vom Meere laulich der Süd mir gebracht.
Aber wie heut doch jauchzte mein Herz nie;
So ſchlug nirgends des Jünglings Buſen.
Denn dieß Land, das unten ſich dehnt
Blaulich und unabſehbar,
Mein iſt es, iſt mein,
Mein herrliches Rheinland!

Und wie hier oben auf ſeligen Höh'n
Nur ſanft erbrauſend zum Ohre klingt
Menſchenelend und Menſchenſtreit,
Alſo vergißt der Geiſt — ihn beflügelt
Abendlich kräftiges Wehen der Berge
Ueber Gemeines hinauf — er denkt nicht
Aller der jetzigen Noth des Volkes.
Deine Parteiung, mein Vaterland,
Deiner Geiſter ringender Kampf
Scheint ihm ein lieblicher Chortanz bloß,
Muthig zeigend im Spiel die Kraft.

Denn wie drunten in roſiger Ferne
Sonne den Abendhimmel beſtrahlt,
Alſo auch ſchau' ich dich
In deiner Zukunft Roſenſchein,
Wenn die alten Nöthe, die alten Kämpfe
Aus der Geſchichte Mund nur leiſe
Lieblichen Tons an's Herz dir ſäuſeln —
Wie auch mir zuſäuſelt im Waldesrauſchen
Der Geiſt des Berges
Blutigen Kampf von wilden Sikambren,
Römiſchen Schlachtruf am Felſen der Siegburg
Und des Gefangnen Kettengeklirr,
Wenn grimmig er ging in Auguſt's Triumphzug,
Rache im Herzen.
Und fort erzählt er vom Tage der Rache:
Römer fallend vor deutſcher Steinart —
Und noch einmal dröhnt er, der freudige Berg,
Wie vor Zeiten vom Heerestoben.

Alſo hörſt du, o Vaterland,
Meines Geſchlechtes Kampfe dereinſt
Leiſe verhallend in Sangers Harfe —
Aber du ſelber in Jugendblüte
Schneideſt das Korn und brichſt die Frucht
Von der Väter Blut dir gedüngt,
Und dein Herz iſt friedlich und ſchwillt dir froh,
Wie mein Jünglingsherz auf dem Felſenthrone!

Dithyrambus der Nacht.

Brütende Nacht,
Die du, leiſe die Schwingen entfaltend,
Groß auf Thal und Gebirg dich ſenkſt:
Nimm mich, o nimm in den Schooß mich auf!
Schlürft, ihr kühligen Hauche,
Die von dem Garten die Düfte genaſcht,
Schlürft von der Stirn mir den Schweiß des Tagwerks
Vieles erduldet der Mann,
Welchem der Genius hold ſich zeigt;
Viel des erblindenden Staubes
Wirbelt der Tag mit ſauſendem Rad,
Wenn er dem ſtrebenden Geiſte
Weit aufſchloß die gewaltige Kampfbahn.
Drum mit gelüfteter Bruſt,
Freihinwallenden Haares,
Sink' in den Arm ich ſehnend, o Nacht, dir!

Hoch vom jahen Gelander
Schweift mein Blick zu dem Strom in's Thal,
Bis wo ferne die blaulichen Berge

Mondhell dämmern, wie Geiſter zu ſchau'n,
Wo in ſchimmernden Nebeln,
Wie ein Vogel die Eier in Flaumen,
Heimlich den Wein ausreifet die Herbſtnacht.
Aber zunächſt hier
Spiegelt der Strom mir Ufergebüſche,
Die mit irdiſchem Dunkel
Weit auf himmliſchem Blau des Kryſtalls
Farblos ruhen und unbewegt.
Ueber den Strom her
Klingt vom Kahne des Fiſchers Lied:
Einzige Stimme des Menſchen
In dem gewaltigen Schweigen der Nacht!

Wohlvollendeter Tag,
Welcher, ſobald er dem Oſten entſprang,
Leben und Wärme verſandte,
Welcher dem ringenden Menſchen
Fröhlich zum Schaffen die Fackel verlieh:
O wie ſankſt du ſo mild,
Allesbeglücker, in purpurne Ruh'!
Darum neid' ich ſo oft dich,
Wenn von dem halbvollendeten Werke
Früh mich nächtliches Dunkel geſcheucht.
Arbeitmüde, doch nimmer beſchwichtigt,
Scheidet der Mann vom verrinnenden Tag.
Allzu mächtige Glut ward,
Schöpfer Prometheus, deine Beſeelung!
Niemals löſet die Sehnſucht ſich,
Bis ſie zerſprengte die Hülle von Thon.

Bis vom irdiſchen Schaffen befreit
Schweigend im Aether die Seele verſtrömt.
Doch ob mächtigem Sohn des Tages
Waltet noch immer die friedliche Nacht:
Mütterlich tröſtend,
Leiſe verſöhnend
Nimmt ſie den Zagenden mild in den Arm!

Horch, was donnert ſo wild
Durch das erbebende Schweigen der Welt?
Aehnlich dem wirbelnden Delphin,
Wenn ihm leuchtender Meeresſchwall
Fließet von Floſſen und ſchwärzlichem Rücken,
Wandelt auf dunkelndem Strom
Prächtig geſpiegelt das ſchimmernde Schiff,
Und durch wallenden Orkusdampf
Düſtert mit röthlichem Schein der Mond.
Drinnen in eherner Feſſel
Reget die glühenden Arme
Stöhnend in Qualm der gebundne Kyklop.
Dicht daneben der wandernde Britte,
Mürriſch blickt er hinaus wohl,
Weil ihm der Mond nicht voller und ſchöner
Als im geprieſenen England ſcheint.
Leis auch klingt mir Geſang zum Ohr,
Jubelnden Klanges und langgezogen,
Wie ihn hinüber zum galliſchen Landsmann
Sendet des Schwarzwalds liebliches Kind.
Sicher mit lange geſpartem Hausrath
Sitzt auf hohem Verdecke

Singend die zierlich gekleidete Armuth,
Die von des Murgthals rauſchenden Höh'n,
Wo kein goldenes Korn ſchwillt,
Fröhlich hinab in die Weite zieht,
Fort in das Land fern über dem Meer,
Suchend die neue beglücktere Heimath.
Brauſe dahin, du wandernder Schwall!
Mögen dich ſegnend geleiten
Friedliche Wellen und klares Geſtirn!
Aber um Einen klagt mir das Herz:
Fern ſchon, fern in die nebelnde Nacht
Fahrt mir ein Freund dort!

Wem ein günſtiges Schickſal gab,
Lehrer zu werden der mannlichen Weisheit,
Ruhig und ſtill wie des Memnon Saule
Ragt er in's Blau.
Wandernde kommen,
Weilen, bis fliehen die Schatten der Nacht,
Bis ſein laut weiſſagender Jubel
Kunde verleiht von den Wundern des Morgens,
Welche zuerſt er, der Rieſe, geſchaut.
Aber der Pilger befriedigt
Faſſet den Stab und den Zaum des Kameels:
Fort geht's, fort in der Wüſte Sand,
Hin zu den Schluchten von Habeſch
Oder zum ſchwarzen Gewaſſer des Nils.
Denn es verlockt ſie der eigene Herd,
Lockt ſie die rollende Flut des Goldes,
Oder das mannliche Kriegesgeſchaft.

Einſam bleibt der Prophet zurück,
Bis ihm der nahende Morgen
Neue beſtaunende Gäſte bringt.
So um kundigen Meiſter auch
Sammelt ſich rauſchend die Schaar der Jugend:
Aber ſie flieht,
Wenn erſt Frühling wecket das Sehnen,
Heimzuſuchen die ferne Geliebte,
Oder im fröhlichen Herbſt auch
Klarerer Aether und mildere Sonne
Weit in die nebelnde Ferne ſie lädt.
Dann mit klagendem Liede
Grüßen ſie ſcheidend den grünlichen Rhein,
Grüßen die eilende Jugendzeit,
Grüßen mit herzlichem Handdruck
Dankend den lehrenden Freund noch —
Ach und vorbei ſchon ſpült ſie die Flut!

Drum wohl ziemet die Klage,
Wenn nicht flüchtige Jugend,
Wenn ein Genoß in den Stürmen erprobt
Los von der blutenden Bruſt ſich reißt!
Stöhn' in die Nacht denn, männliches Herz,
Stöhne den leiſe verklingenden Klaglaut!
Ach von Vielen, die einſt dich geliebt,
Wenige blieben dir treu!
Aber die Welt, die vom Haß ſich nährt,
Hat dich verſtoßen,
Hat dir den purpurnen Strom des Bluts
Dunkel mit bitterer Galle gefärbt!

Was denn fehlt' ich ſo ſchwer?
Warf ich feige das Banner hinweg,
Wenn zum Kampfe der Geiſt mich rief?
Hat mein liedergeweihter Mund
Frevelnd vergiftet das Herz des Volkes?
Hab' ich die gaſtliche Schwelle
Schleichend im Finſtern mit Mord befleckt?
— Nein, ich habe geliebt,
Ach und die Liebe verzeiht mir die Welt nicht!

Glaubt ihr, trotzige Thoren,
Glaubt ihr zu brechen mein ſtählernes Herz?
Ja, euch iſt es gelungen,
Daß ihr uns eng umſchnürt habt:
Aber wir athmen, wir leben noch!
Feſt an der männlichen Bruſt ruht
Mir dieß herrliche Weib,
Und mit flammendem Küſſe
Gießt ſie mir Kraft in die ſchwellenden Adern,
Euch zu ſtehen im muthigen Streit.
Wagt es und reißt ſie von mir,
Die in grauſiger Todesqual,
Die in mächtiger glühender Luſt
Mir ſich zu eigen ergab!
Ihr, die des Eros heilige Glut
Stets nur als Flamme des Herdes gekannt,
Wißt nicht, wie ſich die Liebe belohnt!
Darum lach' ich in keckem Muth
Eurer Verblendung,
Welche für ſeliger Minne Verluſt

Welkende Kränze mir beut,
Gleißendes Gold und gelogene Freundſchaft!
Aber in heimlichem Dunkel,
Wenn am Himmel die ſchweigenden Sterne
Keinem verrathen den männlichen Schmerz;
Wenn von den wenigen Treuen
Einen mir raubt das gewaltige Schickſal:
Dann wohl gieß' ich den Klagegeſang
In den ambroſiſchen Buſen der Nacht.

Horch, dort rauſchet das Schiff noch;
Weit im demantenen Mondlicht
Furcht es mit ſilbernem Streif den Strom.
Fern ſchon dämmert des Dampfes Säule.
Mählich glatten die Wogen ſich ab;
Wieder auf glänzendem Spiegel
Ruhet der ſchweigende Baum des Geſtads.
Mild auf Blumen und Wunden
Balſamträufelnd der Nachtthau ſinkt;
Leis in weichere Wehmuth
Löſ't ſich der Trennung verzehrendes Leid.
Oſtwärts kommt ein erfriſchender Hauch,
Welcher mit fröhlicher Lebensahnung
Welt und Herz aus dem Schlummer weckt.
Schon zu erneuertem Tagwerk
Mahnet des Morgens erglühender Schein,
Und mit freudig verſöhntem Muthe
Grüßt dich wieder in junger Thatkraft,
Irrende Welt, das verzeihende Herz!

Elegie.

Furchtbar biſt du dem Mann, o heimlich quellende Liebe,
Ja, du zerknickteſt das Herz, brachſt du nicht endlich dir Bahn!
Wachſendem Waldſtrom nenn' ich dich gleich, der auf ſchroffſtem Gebirgsrand
Mählich dem Gletſcher enttropft; aber es mehrt ſich der Schwall,
Wenn von des Frühlings Gluten des Schneefelds Mürbe geſchmelzt ward,
Daß ihm ein Zuflucht kommt rings von den Halden und Fluh'n.
Schäumend entſpringt er der Haft; da faßt ihn unten das Becken,
Feſt von granitnem Geſtein rieſig zuſammengefügt.
Erſt zwar ſchmiegt er ſich gern um die ſcharf gekanteten Formen,
Und der Gewaltige dämmt mild ſich zum ſpiegelnden See.
Doch in den Tiefen, da gährt's: es hört der bangende Landmann
Nächtlich die Geiſter der Flut hadern mit dumpfem Gemurr.
Wild auf rauſcht es auch wohl, wenn ein lange zerfreſſener Felsblock
Endlich vom Kerne gelöſt tief in den Krater ſich rollt.

Nah' ſchon ſchwillt zum Rande der langſam wachſende Spiegel,
Und mit entſetzlicher Wucht preßt er das ſtöhnende Thal.
Und nun reift der Entſchluß: es ſendet der ewige Himmel
Bundesgenoſſen ihm zu, Regen und Hagel und Schnee.
Machtvoll ſchwingt den Trident nach Freiheit ringend der Wilde,
Und mit vernichtendem Stoß bricht er den Kerker entzwei.
Laut mit Jubelgeheul brauſt hin die entkettete Welle,
Und den zerſtaubenden Schaum dampft ſie als Opfer des Sieges.
Weithin ſchleppt ſie zu Thal die zerſchmetterten Glieder des Feindes,
Donnernd im Unmuth folgt ihr der gefangene Fels,
Bis ſie in Freiheitsſtolz ihn hinwirft und zu des Ufers
Bau ihn verbraucht als Trophä' ihres erſtürmten Triumphs.
Aber es ſammelt die Flieh'nden der Strom: nicht will er die Freiheit,
Die ihm der Aether verlieh'n, üppig verſchwenden im Sturz.
Leichtſinn haſſet der Gott und die frevelnde Wuth der Zerſtörung,
Heiligen Wohlthuns denkt gern er und ſegnenden Werks.
Tief nun wühlt er ſein Bett, und in frei umgränzter Beſchränkung
Lad't er den Kaufmann ein ihm zu vertrauen das Gut:
Oder der Hirtin beut er den ſanft ſich glättenden Spiegel,
Locket der Jünglinge Schaar kühlend zu luſtigem Bad;
Reizvoll windet er ſich durch glänzende Tafeln des Malers,
Ladet den Bürger herzu, daß er ſich baue die Stadt;
Oder am heimlichen Platz im Schatten der ſinnigen Weide
Murmelt in dichtende Bruſt Sagen und Lieder er leis.

Aber im männlichen Thun wie oft noch denkt er der Jugend,
  Denkt der vergangenen Qual, denkt des errungenen Siegs!
Viel doch ließ er zurück im zerklüfteten Thal des Gebirges,
  Wo ihm die ſchwellende Luſt reifte zur ſchaffenden Kraft.
Dort ja ließ er die Nymphen, die ſonſt mit nächtlichen Klängen
  Ueber der dunkelnden Flut reizend im Tanz ſich gedreht,
Ließ auch die Blumen zurück, die von ſeinen Gewäſſern befeuchtet
  Mächtigen Dufts ihn oft ſenkten in träumende Ruh'.
Alſo die Liebe: ſobald in die reizende Flur der Erfüllung
  Froh ſie und ſegnend ſich ſenkt aus der entbehrenden Qual,
Dann verſtummen die Geiſter des Lieds, im wachen Bewußtſeyn
  Völlig erſchloſſenen Glücks braucht ſie die Ahnung nicht mehr;
Denn das befriedete Herz, ſein Glück ausſpendend der Erde,
  Wendet vom klagenden Lied froh ſich zur männlichen That.
Hier an dem Gränzbaum drum, wo in weit ſich öffnenden Thalgrund
  Lächelnd die Seele mir ſchaut, frei von ermattendem Leid,
Häng' ich das Barbiton auf: durchwogt es mir freundlich, ihr Winde,
  Tragt mir den früheren Sang weit in die Lande hinaus!
Preis euch Göttern, die mild auch Schmerzen dem Dichter verliehen,
  Daß ſich am männlichen Klang ſtärke des Hörenden Muth!

Des Dichters
Leben und Betrachtung
in deutſchen Weiſen.

Gottes Freund und aller Welt Feind!

Herzog Ulrich von Würtemberg.

Unſre Augen ſollen wacker bleiben, und unſre Wunden ſollen uns ein Leben!

Karl Immermann.

Mein Lied.

Haſt oft hinausgeſchauet
In den ſtrahlenden Abendſchein?
Trüb blickt der Himmel drein,
Wie düſter die Veſte blauet!

Und nur an der Einen Stelle,
Da glüht es mit purpurnem Licht.
Ha, wie es die Wolken durchbricht
Mit zaub'riſch blendender Helle!

Erkennſt den Freund du wieder,
Erkennſt das Bild du, ſprich!
Der düſtre Himmel ich,
Die Gluten meine Lieder.

[illegible]

Beim Tode meiner Mutter Maria.

1.

Wenn ich in dein Antlitz ſeh,
Wie's aus den weißen Tüchern ſieht,
Da bricht mir ſchier das Herz vor Weh,
Daß ſolch ein Geiſt der Welt entflieht!

Du warſt kein weich und zärtlich Weib,
Das jeder Sturm vom Ziel verſchlägt:
Der feſte Geiſt hat auch dem Leib
Die mächt'gen Züge aufgeprägt.

Du ſtandſt im heißen hellen Streit
Mit Welt und Sünde offenbar,
Zu jeder Seite recht bereit
Mit Waffen ehrlich ganz und gar.

Und ſo biſt du geſchieden auch,
Nicht müde, lebeſiech verzehrt,
In kräft'gem Thun, wie ſtets dein Brauch,
Hat dich des Todes Schlag verſehrt.

Gleich einem rechten Chriſtenheld,
Der gegen Heidenübermacht
Gefallen auf dem Siegesfeld,
So liegſt du, Mutter, ſtolz in Pracht!

Darob dein Mund ſo trotzend ſteht,
Als fragteſt du nach Feinden nicht;
Doch um die hohe Stirne weht
Des Himmelsfriedens klares Licht.

Wär' nicht der Freunde enger Sinn
Zu ſtumpf für heiliges Symbol,
Ich gabe dir ein Schwert dahin,
Wie du es führteſt treu und wohl.

Ich gab' ein Schwert dir in die Hand,
Gewaltig, lang und ſcharf und breit,
Weil du in dieſem Kampfesland
Die Feinde überwandeſt weit!

Doch nein! Nicht Eiſen kennſt du ja;
Der Glaube war dein blankes Schwert
Du ſtarkes Herz, was ware da
Von ird'ſchem Stahl die Waffe werth?

2.

Als deine freibeſchwingte Seele,
Gelöst von allem Erdenfehle,
Zuerſt betrat die Himmelsau'n,
Ob ſie nicht vor dem Glanz verzagte?
Ob gleich dein müdes Auge wagte
In's Lichtmeer unverwandt zu ſchau'n?
O nein! Noch hing ein Thränenſchleier
Gewoben von des Scheidens Gram
Vor deinem Blick, bevor er freier
Den Flug zu Gottes Throne nahm.

Da trat ein Engel dir entgegen,
Der führte dich auf ſtillen Wegen,
Und löste dir den Schleier ab.
Nun ſchwanden alle Erdenſorgen,
Der Kinder Schmerz war dir verborgen,
Die Welt verſank für dich in's Grab.
Mit feſſelloſem Liebesdrange
Trieb's dich den Heiland zu umfah'n,
Doch ſtets noch war's der Demuth bange
Dem Thron des Lichtes ſich zu nah'n.

Da ſchauteſt du ein himmliſch Weſen,
Ein Bildniß hehr und auserleſen,
Doch gleichend einem ird'ſchen Mann.
Du ſankſt zu ſeinen Füßen nieder:
O wer du ſeyn magſt, ſag' mir's wieder,
Wo meinen Herrn ich finden kann.

Noch hält er ſich vor mir verborgen,
Noch ſtrahlt mir nicht ſein mildes Aug':
O laß mich länger nicht in Sorgen,
O ſprich: wo weht ſein Gotteshauch?

Da tönet aus dem holden Munde
Als deiner Frage treue Kunde
Das Eine Wort: Maria! bloß.
Da ſchlägſt du auf die Augenlieder:
Rabbuni! rufſt du freudig wieder,
Du ſinkſt in deines Heilands Schooß.
Und er umfaßt mit treuem Sinne
Gelöſt von allem Schmerz und Harm
Die ſel'ge Braut in heil'ger Minne,
Und trägt ſie in des Vaters Arm!

3.

Aus der Nacht der Vorzeit dringet
Zu mir Auguſtinus Geiſt,
Wie er mit dem Irrthum ringet,
Den kein Strahl des Lichts zerreißt.
Mani's Jünger war er worden,
Zugeſagt dem finſtern Orden,
Der als Heil die Lüge preiſt.

Aus dem mütterlichen Hauſe
Treibt ihn fort ſein irrer Stern.
Aber drin in ſtiller Klauſe
Betet Monika zum Herrn:
Monika, die ſtark im Glauben
Will den Sohn der Hölle rauben,
Schweift er frevelnd noch ſo fern.

Und der Mutter bange Thränen
Fallen in ſein dunkel Herz,
Und mit unverſtandnem Sehnen
Zieht's ihn mächtig himmelwärts.
Denn ſie ſchüren heiße Gluten,
Seufzer ſteigen, Zähren fluten,
Hell entbrennt der Buße Schmerz.

Bald der Mutter gibt er Kunde,
Und ſie rafft ſich raſch empor,
Steigt ins ſchwanke Schiff zur Stunde,
Legt von ſich den Wittwenflor.
Glaube lohnt mit höchſtem Lohne,
Segnend tritt ſie ein zum Sohne
In der Kirche hohen Chor.

Dort im hehren Dom zu Mailand
Durch Ambroſius weihend Wort
Nahm ihn in ſein Reich der Heiland,
Und ſchon geht's zur Heimath fort.
Aber ſtatt der Erdenwüſte,
Statt Karthago's flacher Küſte
Schaute ſie den Himmelsport.

Sieh, ſo bin auch ich geſchritten
Durch des Irrwahns düſtern Graus;
Doch Du haſt mit Gott geſtritten,
Mutter, einen ſtarken Strauß!
Riſſeſt unabläſſig betend,
Vor dem Heil'gen mich vertretend,
Mich aus meiner Nacht heraus.

Aber als Du mich erhoben
In Dein ſchönes Himmelslicht,
Ach da floh Dein Geiſt nach oben,
Ruhend von erfüllter Pflicht.
Doch im Glauben Dir verbunden
Wird das kranke Herz geſunden,
Bis ein neuer Bund ſich flicht.

Alſo überſtrahlt Dein Streben
Mich mit immer hellerm Glanz;
Streitend will auch ich erwerben,
Den Du ſchon errangſt, den Kranz.
Heilig Geiſterband, zerbrich nicht!
Auguſtinus zwar bin ich nicht,
Aber Monika Du ganz!

4.

Wenn geheimſtes Wiſſen ſeinen Schleier
Vor mir aufhub, wenn ſich kühner, freier
Mächt'ge Bilder mit dem Geiſt vermählt;
Wenn der Kunſt entzündende Geſtalten
Vor dem Auge mir vorüber wallten,
Wenn ich dann mich fühlte wildbeſeelt:

Oder wenn bunt und berauſchend das Leben
Reich im Genuſſe und kraftig im Streben
Voll mir kredenzte den Becher der Luſt:
Wenn vor der machtigen Bildungen Fülle
Wollte ſich löſen die leibliche Hülle,
Wollte zerſpringen die klopfende Bruſt: —

Ging ich Abends ſtille zu der Stätte,
Wo Du, Mutter, ruhſt im engen Bette,
Deine Stimme tönte da herauf:
All dieß Glühen, all dieß wilde Leben
Wird man einſt, wie mich, dem Staube geben —
Richte Du zum Ewigen den Lauf!

Aus dem Süden.

1. Gruß dem Süden.

Avignon

Fern im Norden, fern im Norden
Liegt die Heimath, o wie weit!
Wo der Rhein mit grünen Borden
Rauſcht durch Deutſchlands Herrlichkeit.
Hier, wo ach! nur welſche Laute
Längſt mein ſchmachtend Ohr umtönt,
Hatt' ich faſt mir meine traute
Deutſche Zunge abgewöhnt.

Aber heute regt ſich wieder,
Von des Südens Luft erweckt,
In der Bruſt der Geiſt der Lieder,
Den mit Schnee der Nord verdeckt,
Denn es trug mit Windesſchnelle,
Daß ich's ſelber kaum empfand,
Stolzer Rhodan, deine Welle
Mich hinab ins Wunderland.

Wie des trüben Nordens Pflanze
Hier in dieſer lauen Luft
Bald ſich wiegt im Blüthenglanze
Und ergießt den Maienduft;

So vergaß mein Geiſt des rauhen
Herbſtes und es blüh'n ihm ſchon
Auf den immergrünen Auen
Lenzesluſt und Liedeston.

O Provence, deine Thale,
Die du ſommergrün noch färbſt,
Riſſen mich mit Einem Male
Aus dem nördlich kalten Herbſt.
Wie des Troubadoures Saiten
Hier das glüh'nde Lied entfloß,
Alſo noch in ſpäten Zeiten
Hebt den Sang ein Liedgenoß.

Ja, das iſt die klare Sonne,
Die in euern Liedern glänzt!
Todesmuth und Lebenswonne
Schenkt dieß Land, das ewig lenzt.
Leiſe rauſcht mit Wehmuthſchauern
Noch ein Geiſt des Klanges hier;
Aus der Burgen düſtern Mauern
Haucht er um die Schläfen mir.

Wo ſeyd ihr dahingegangen,
Euch blüht keine Wiederkehr;
Fürder ſchaut kein Aug das Prangen
Eines Minnehofes mehr.
Aber ewig gleich in Schöne
Blaut der Himmel, grünt die Flur;
Ewig grüßen Liedestöne
Dich, o ſüdliche Natur!

2. Nacht in Rom.

Ringsum auf allen Plätzen
Schläft unbewegt die Nacht;
Am blauen Himmel ſtehet
Der Mond in voller Pracht.

So todtenſtill ſind beide,
Das alt' und neue Rom,
Und ſelbſt ihr Rieſenwächter
Nickt ein, Sankt Peters Dom.

Nur wunderſam noch rauſchen
Die Brunnen nah und fern,
Die halten wach die Seele,
Die ſelbſt entſchliefe gern.

Die ſpülen aus dem Herzen
Leiſe das alte Leid;
Im blauen Mondlicht dämmert
Weit fort die alte Zeit.

3. Abſchied von Italien.

Auf der Höhe von Civita vecchia

Fort nun, o Schiff! ich weiß, du magſt nicht eilen,
Von dieſen Ufern ſcheidet ſich's ſo ſchwer!
Ihr Segel auf! ich weiß, ihr wollt noch weilen,
Bald ſchwellt euch ja des Südens Hauch nicht mehr.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK

Auf winde, Anker, dich an ſtraffen Seilen,
Ob lau und blau dich auch umſpielt das Meer –
Ach, ſchwerer banger Weh als ihr, erleidet
Das Herz, das blutend von Italien ſcheidet!

Gleichwie des ſchönſten Frauenbuſens Spange,
Durchblitzt von Edelſteinen reich und bunt,
So, ſanft herab geneigt vom Bergeshange,
Umſpannt Neapel ſeines Golfes Rund.
Ave Maria tönt, und bei dem Klange
Erbebt das Meer in ſeinem tiefſten Grund:
Es wollen ſchwellender die blauen Fluten
Abkühlen rings der Berge Abendgluten.

Wie ernſt und ſtill, von leichtem Rauch umzogen,
Steht der Veſuv in veilchenfarbem Kleid!
Es dehnt ſich wie ein Blüthenkranz der Bogen
Der Berge bis zum Kap Minervens weit;
Von trunknem Roth iſt Alles überflogen,
Rings ſchimmert höchſte Erdenherrlichkeit.
Der Himmel ſcheint beim abendlichen Schweigen
Zur blüh'nden Welt im Kuß ſich hinzuneigen.

So, goldnes Land, ſollt' ich von dir mich ſcheiden!
So tief hat nie dein Aether mir geblaut!
Denn wie dem Manne bei des Abſchieds Leiden
In vollſtem Schönheitsglanz erſcheint die Braut,
So willſt auch du in höchſten Schmuck dich kleiden,
Nun dich zum letzten Mal dieß Auge ſchaut.
Doch dank' ich dir, daß du zum letzten Male
Mich tränkteſt aus der allervollſten Schale!

Fort wogt das Schiff, vorbei dem Bergeszuge,
Den ſchon der Grieche Raſt des Grams genannt;
Der Golf begrüßt uns im Vorüberfluge,
Wo Baja's Trümmer ruh'n im Meeresſand;
Fernhin verſchwimmt am ſanften Hügelbuge
Pompeji's Tod, Sorrents belebter Strand.
Der Buſen thut ſich auf — und höher ſchwellen
Schon um den Kiel des offnen Meeres Wellen.

Noch ſchwimmt im Weſt gleich einem Zauberflore
Mild leuchtend auf dem Meer die Abendglut,
Indeß vor Oſtens feſtverſchloſſnem Thore
Geheim ſich gattend Meer und Himmel ruht.
Des Abgrunds Wallen kommt herauf zum Ohre,
Blau taucht die Nacht empor aus klarer Flut.
Die Welt wird ſtill — doch wunderbar erweitert
Fühlt ſich das Herz, und friſch der Geiſt erheitert.

Ein froher Nordwind kommt der Fahrt entgegen —
Schickt dich als Gruß das ferne Vaterland
Dem Sohn, der auf des Meeres feuchten Wegen
Zur Heimath hat den Sinn zurückgewandt?
Wie ſeltſam ſchmerzlich willſt du mich erregen,
Den ſanftrer Hauch verwöhnt in Südens Brand!
Mich ſchauert faſt vor deinem ſcharfen Wehen,
Als könnt' ich deinen Gruß nicht mehr verſtehen.

Ich weiß es ja, die Zeit iſt hingeflogen,
Die ich verträumt in wunderſel'ger Ruh';
Um einen Winter wardſt du, Nord, betrogen,
Und ſeine Mühſal forderſt wieder du.

Sobald ich ſcheidend hin mich gab den Wogen,
Schloß ſich des Paradieſes Thor mir zu.
Zu neuem Kampfe ruft mich ohne Weile
Die Heimat ſchon, der ich entgegeneile.

Was wollt ihr, Thränen? Hab' ich doch genoſſen
Was immer Süßeſtes die Erde beut,
Das heiße Leben in den Arm geſchloſſen,
Am höchſten Schönen jauchzend mich gefreut.
Im vollen Strom bin ich dahingefloſſen,
Mir iſt die Bruſt zum Jugendmuth erneut.
In mächtigen Gebilden ſtill beſchäftigt
Hat ſich der Geiſt zu reifem Thun gekräftigt.

Beglückt nun bleib' ich ſtets, da milder Schimmer
Von Südens Nacht mein nordiſch Leben hellt;
Denn wie das Meer der Sonne Abendflimmer
Noch lange feſt auf ſeinem Spiegel hält,
So bleibt dem Geiſte doch ein Abglanz immer
Von dieſer ewig grünen Zauberwelt:
In ihrem eignen hochbeglückten Lichte
Lebt ſie mir im Gedanken und Gedichte.

Drum fort, o Schiff, und immer fort nach Norden!
Nur ſchöner helle dich, o Südens Nacht!
Nur voller glühen an des Schiffes Borden
Des Meeresleuchtens wunderbare Pracht!
Herauf, o Mond! Schon iſt es Nacht geworden,
Daß klarer noch die milde Flut mir lacht —
Ich klage nicht! Dieß Leben iſt geendet;
Laßt ſeh'n, was uns das Künft'ge Frohes ſpendet!

Auf der Wanderſchaft.

1. Ins Weite.

Ich habe froh und leicht gelebt
Und nie vor keckem Wort gebebt.
Sie haben bitter mich verſtimmt,
Mich ſchnöd verläſtert — Schwerenoth!
In meiner eignen Heimat nimmt
Kein Hund von mir ein Stuckchen Brod!

Was ſchiert dich denn, du junger Thor,
Der ganze blöde Eulenchor?
Iſt denn die Vaterſtadt die Welt
Und hält ſie dich mit eh'rnem Band?
Iſt von den Alpen bis zum Belt
Nicht offen dir dein deutſches Land?

Laut klingen laß dein fröhlich Lied;
Noch Mancher deine Straße zieht,
Der ſchaut dir in dein Auge treu
Und wird dein freundlicher Geſell;
Es blüht auch ſonſt das Leben neu,
Auch ſonſt noch iſt der Himmel hell.

Friſchauf und nimm den Wanderſtab,
Es führt ja jeder Weg an's Grab,
Es führt auch jeder Weg zum Heil,
Wenn du nur kräftig dir vertrauſt:
Die Freiheit iſt dein golden Theil,
Dein iſt das Herz und dein die Fauſt!

2. Ausmarſch.

Es hat die Mutter aller Gnaden,
Die Erde, froh mich eingeladen.
Sie läßt mir ihren Himmel blauen,
Aufgrünen ihre Winterauen;
Es mahnt der Bach mich, mit Geſängen
Des Kummers Wintereis zu ſprengen.
Ob Alles, Alles ſey verloren,
Auch Glück war eine ird'ſche Laſt;
Die Heimath, die ich mir erkoren,
Sie bot dem Geiſt nicht länger Raſt.
Die Freiheit will mich neu beſchwingen,
Roth färbt ſie meine Wangen bleich,
Zu neuen Sphären ſoll ich dringen —
Doch ach, wo blüht mein neues Reich?
Der Pfad iſt blank, die Sonne heiter,
Was fragſt du nach dem Ziele weiter?
Iſt dir doch eignes tiefes Lieben
Und außer dir Ein Herz geblieben,
Und jedes Plätzchen gibt zu denken:
Wird's dir und ihr den Herd einſt ſchenken?

3. Mittags.

Hier ſitz' ich wieder an dem Tiſche,
Wo du mit mir ermüdet ſaßeſt;
Gelehnt an jene Fenſterniſche,
Wo ſchlummernd du der Müh'n vergaßeſt;
Es labt mich Wein deſſelben Faſſes,
Vielleicht gar aus demſelben Becher:
Ich fühle frei mich alles Haſſes,
Doch meine Liebe ward nicht ſchwächer.

Es war des rauhen Winters Kälte,
Die uns in Schmerzen hier vereinte,
Als Hoffnung noch den Pfad nicht hellte,
Als noch dein Saphirauge weinte.
Nun fern von dir, doch glückdurchdrungen
Von deiner Nähe Glutempfindung,
Denn unſre Ketten ſind zerſprungen
Und ewig unſre Herzverbindung!

4. Am Kreuzwege.

Der Katholik ſpricht:

Hier ſcheiden ſich der Wege vier;
Daß hier der Wandrer raſtend bete,
Pflanz' ich ein Kreuz an dieſe Stätte
Zu Gottes Ehr' und Glaubens Zier.

Der Proteſtant ſpricht:

Hier ſcheiden ſich der Wege vier;
Leicht mag der Wandrer falſch ſich wenden —
Ihm ſein Bedenken raſch zu enden,
Stell' ich den Wegezeiger hier.

Ein Gläubiger der Johanniskirche betet und ſpricht:

Euch grüß' ich andachtsvoll entzündet,
Du einfach und du doppelt Kreuz:
Denn Alles, was die Liebe gründet,
Zum Himmel aufzuſchau'n gebeut's!

---

5. Abendſtille.

Nun hat am klaren Frühlingstage
Das Leben reich ſich ausgeblüht;
Gleich einer ausgeklung'nen Sage
Im Weſt das Abendroth verglüht.
Des Vogels Haupt ruht unter'm Flügel,
Kein Rauſchen tönt, kein Klang und Wort;
Der Landmann führt das Roß am Zügel,
Und Alles ruht an ſeinem Ort.

Nur fern im Strome noch Bewegung,
Der weit durchs Thal die Fluten rollt:
Es quillt vom Grunde leiſe Regung,
Und Silber ſäumt ſein flüſſig Gold.
Dort auf dem Strom noch ziehen leiſe
Die Schiffe zum bekannten Port,
Geführt vom Fluß im ſichern Gleiſe —
Sie kommen auch an ihren Ort.

Hoch oben aber eine Wolke
Von Wandervögeln rauſcht dahin;
Ein Führer ſtreicht voran dem Volke
Mit Kraft und landeskund'gem Sinn.
Sie kehren aus dem ſchönen Süden
Mit junger Luſt zum heim'ſchen Nord,
Nichts mag den ſichern Flug ermüden —
Sie kommen auch an ihren Ort!

Und du, mein Herz! in Abendſtille
Dem Kahn biſt du, dem Vogel gleich,
Es treibt auch dich ein ſtarker Wille,
An Sehnſuchtsſchmerzen biſt du reich.
Sey's mit des Kahnes ſtillem Zuge,
Zum Ziel doch geht es immer fort;
Sey's mit des Kranichs raſchem Fluge —
Auch du, Herz, kommſt an deinen Ort!

6. Ein geiſtlich Abendlied.

Es iſt ſo ſtill geworden,
Verrauſcht des Abends Wehn,
Nun hört man allerorten
Der Engel Füße gehn.
Rings in die Thale ſenket
Sich Finſterniß mit Macht —
Wirf ab, Herz, was dich kränket
Und was dir bange macht!

Es ruht die Welt im Schweigen,
Ihr Toſen iſt vorbei,
Stumm ihrer Freude Reigen
Und ſtumm ihr Schmerzenſchrei.
Hat Roſen ſie geſchenket,
Hat Dornen ſie gebracht —
Wirf ab, Herz, was dich kränket
Und was dir bange macht!

Und haſt du heut gefehlet,
O ſchaue nicht zurück;
Empfinde dich beſeelet
Von freier Gnade Glück.
Auch des Verirrten denket
Der Hirt auf hoher Wacht —
Wirf ab, Herz, was dich kränket
Und was dir bange macht!

Nun ſtehn im Himmelskreiſe
Die Stern' in Majeſtät;
In gleichem feſtem Gleiſe
Der goldne Wagen geht.
Und gleich den Sternen lenket
Er deinen Weg durch Nacht —
Wirf ab, Herz, was dich kranket
Und was dir bange macht!

7. Daheim.

Ich wollt, ihr hattet mich geſehn
Mit Stab und Reiſetaſche gehn!
Die luſtige Mütz' im Epheukranz,
Im Auge hellen Freudenglanz,
So ging's thalein, ſo ging's bergab
Im faulen Schritt, im muntern Trab —
Hinauf durchs Thal, wo der Gießbach braust,
Kletternd mit Füßen und Stab und Fauſt,
Bis oben, wo ſchaumend mit Fluten weiß
Der Bach ſich ergoß aus dem ſchmelzenden Eis.
Dann wieder in Schenken bei landlichen Frauen,
Da half ich ſelber den Trank mir brauen,
Mit rheiniſchem Wort und mit luſtigem Reim
War bald ich überall daheim.
Da flogen im Herzen herauf die Lieder,
Auf mooſigen Blöcken, da ſetzt' ich mich nieder.

Und ſchrieb ſie eilig mit ſtumpfem Stift
Auf fliegendes Blatt mit gekritzelter Schrift.
Und wollt ihr beim Ofen ſie leſen im Zimmer,
Sie werden verlieren den ſonnigen Schimmer:
Doch Eines geben ſie deutlich zu leſen:
Daß ich jung bin und fröhlich und frei geweſen!

Anfrage.

Sprich, wie ſchaffſt du's, ſag's uns ſchnell,
Luſt'gen Kram zu dichten
Bilderreich und farbenhell?
Will's euch gern berichten.

Lud man mich zur Tafel ein,
Wußt' ich ſtets zu ſagen,
Welche Schüſſeln, was für Wein
Man mir aufgetragen.

Sinnig ſucht' ich zu verſtehn
Auch die kleinſten Kräfte,
Und zwei Käfer kämpfen ſehn
War mir ernſt Geſchäfte.

Kam ein Narr mir in die Quer,
Trug ich's ſtill gelaſſen,
Ließ ihn torkeln vor mir her,
Ihn als Bild zu faſſen.

Gute Frauen haben auch
Manchmal mich geprieſen,
Daß ich ſtets nach Sitt' und Brauch
Höflich mich erwieſen.

Klagt mein letztes Liebchen nun
Eiferſücht'ge Qualen,
Iſt's ein gar zu lieblich Thun,
Sie im Lied zu malen.

Drum wohin im Weltenchor
Ich mich ſchaffend wende,
Springen Bilder mir hervor
Ohne Zahl und Ende.

Und ſo darf ich's ohne Neid
Aller Welt vertrauen:
Oeffnet nur die Augen weit,
Und genießt das Schauen!

Karl Immermanns Tod.

Es hallt durch alle Saiten,
Die mir im Buſen tönen,
Mit dumpfem Grabesdröhnen
Ein tiefer, tiefer Ton.
Er füllt der Seele Weiten:
Mag ich beim Becher ſcherzen,
Es geht doch nicht von Herzen,
Er ſpricht der Freude Hohn.

Zwei Augen, die betraur' ich,
Die ſtehen nicht mehr offen:
Es hat der Tod getroffen
Ein Leben voll und roth.
Dich, Vaterland, bedaur' ich!
Der hellſte deiner Geiſter,
Der Deutſchen Sangesmeiſter
Gewaltigſter iſt todt!

Es lehnten ſich die beſten
Söhne der deutſchen Muſen
An deinen ſtarken Buſen,
Mein hoher Immermann.

Du warſt in deiner feſten
Geſinnung gleich der Palme,
Die tief im Wüſtenqualme
Noch labt den müden Mann.

Nun wird uns leicht ermatten,
Uns jüngre Pilgerimme,
Die Zeit, die ſcharfe, ſchlimme,
Die jeden Kranz entlaubt.
Du gabſt dem Bunde Schatten,
Du warſt ein ſiegreich Zeichen,
Daß ſtets noch zu erreichen
Ein Lorbeer würd'gem Haupt.

Wir geben dir Geleite
Mit wilden heißen Zähren:
O wolleſt uns nicht wehren
Der bittern Klage Recht.
Stolz zu den Todten ſchreite,
Die vor dir Rieſen weichen —
Es wird dir Keiner gleichen
Vom lebenden Geſchlecht!

Zu Leſſing's Hochzeit.

Der Schiffer, der in's Weite ſchweifte
Nach reichſtem Gut der fernen Welt,
Die Goldfrucht brach, da wo ſie reifte,
Und ruhte in des Inders Zelt:
Er tauſcht doch gern des Meers Beſchwerde,
Des Abenteuers kecke Luſt
Mit warmer Ruh' am eignen Herde
An einer vielgeliebten Bruſt.

Dem mag der Meiſter ſich vergleichen,
Den ſeines Schöpfergeiſtes Flug
Zu düſtrer Vorzeit fernen Reichen,
Zu manchem Geiſterkampfe trug:
Der friedlich dann im Vaterlande
Die eigne Hütte ſich erbaut,
Wo ihn in weicher Arme Bande
An ſeine Heimat knüpft die Braut.

Wohl holder iſt's, am treuſten Herzen
Das ſchaffensmüde Haupt gelehnt,
Vergeſſen der Geſchichte Schmerzen,
Die wie ein Leichenfeld ſich dehnt:

Als dort in rauhen Kerkermauern,
Wo Moder duftet feucht und kalt,
Mit Ezzelino hinzutrauern,
Das Haupt geſenkt, die Fauſt geballt!

O Luſt, wenn die geliebten Lippen
Uns plaudern ohne Zweck und Ziel!
Viel ſüßer iſt's, den Kuß zu nippen
In anmuthsvollem Wechſelſpiel,
Als dort in des Konziles Schwüle
Mit Huß im Dulden ſtark zu ſtehn,
Und mit dem reinſten Selbſtgefühle
Zum Scheiterhaufen hinzugehn!

Wohl wärmer iſt des Herdes Flamme,
Bei der ein Weib ſich häuslich rührt,
Als wenn am halbverkohlten Stamme
Ein Rauber dort die Gluten ſchürt;
Als wenn der Mönch, die bleiche Nonne,
In tiefſter Bruſt des Abſchieds Weh,
Im blaſſen Schein der Winterſonne
Durchwallt den Kloſterhof im Schnee.

Was ſeines Haupts Gebild erduldet,
Das leidet auch der Künſtler mit,
Und Schmerzen, die nicht er verſchuldet,
Geleiten ſeinen Prieſterſchritt.
Drum ſey Verſöhnung ihm gefunden
Am Frauenherzen mild und warm;
Denn leiſer bluten alle Wunden,
Gehegt in liebevollem Arm.

Doch zeugt der Mann nicht ird'ſche Söhne
Mit dem geliebten Weibe bloß:
Auch ewiger Geſtalten Schöne
Ringt ſich aus Glutumarmung los.
Erſt wer der Liebe Kelch genoſſen,
Wem ſie des Geiſtes Blick gefeit,
Dem iſt das Leben aufgeſchloſſen
In ſeiner vollſten Herrlichkeit.

Drum iſt dem Schaffen nicht verloren,
Wer ſich dem eignen Herd verſchwur:
In Minne wonnig neugeboren
Durchdringt er glüh'nder die Natur.
Zum Höchſten fühlt er ſich gedrungen
Vom Glück, das ihm die Adern ſchwellt;
Die Seligkeit, die er errungen,
Verſtrömt er ſchaffend in die Welt!

Einem Verlornen.

Es fließen Mannesthränen ſelten,
Sie ſind vom tiefſten Schmerz verklärt;
Drum mögen hoch im Preis ſie gelten,
Und jeder Freund iſt Eine werth.
Du warfſt den Schild ab und die Wehre,
Ich ſteh' entmuthet und verſteint —
Für dich auch hatt' ich eine Zähre,
Und deine Zähre ward geweint.

Der Freiheit Banner flog im Winde;
Du trateſt zu der kühnen Schaar,
Du riſſeſt ab des Pöbels Binde,
Frei flatterte dein goldnes Haar.
Es waren Kampen dir verbunden,
Die nie um dich gewankt im Streit:
Doch du entwichſt vor rothen Wunden
Und legteſt ab das blanke Kleid.

Es ließen Alle von mir, Alle!
Doch bebte nicht mein kräftig Mark:
Am Abhang ſtand ich, nah dem Falle,
Doch blieb mein Eiſenwille ſtark!

Da haſt die Treue du geſchändet,
Eh noch dir ſelbſt der Sturz gedroht;
Du haſt von mir dich abgewendet
Im Augenblick der höchſten Noth.

Für dich mit raſendem Beginnen
Die Ehre hätt' ich eingeſetzt;
Ich hätte deines Sarges Linnen
Mit meinem Blute noch genetzt.
Und du — du ſchauſt nach Glück der Erde,
Als es ein frei Bekenntniß galt,
Du ſtrebſt nach Gunſt und warmem Herde
Und deine Liebe wurde kalt.

Weh mir um dich! Du haſt gelachelt,
Wo ich geſturmt in heißem Muth;
Ob Haß mich traf, ob Gunſt gefachelt,
Stets glomm mein Herz in Liebesglut.
Denn unter allen wilden Trieben
Hab' ich den Haß noch nicht gekannt,
Und ach, dich ſelbſt muß ich noch lieben,
So ſchnöd die Liebe du gebannt!

O ſchwaches Herz! Möcht' ich dich ſchauen
Im tiefen Wald vom Wolf bedroht,
Ich träte vor dich ohne Grauen,
Es traf' ihn oder mich der Tod.
Doch lüdeſt du mit fleh'nden Handen
Mich dann zu deines Weines Glut
Stolz würd' ich dir den Rücken wenden
Und trinken von des Thieres Blut.

Und wenn im Schiffbruch wir als Schwimmer
Gerettet wären, wir zu zwei'n,
Und auf entlegner Inſel immer
Uns trafen in des Morgens Schein;
Wenn Menſchenworte nicht mehr klangen
Mit trautem Ton zu unſerm Ohr,
Zurück würd' ich die Rede drängen,
Eh' ich an dich ein Wort verlor.

Wo in bewegter bunter Menge
Hinfort mein Fuß ſich kreuzt mit dir,
Ein Schatten biſt du im Gedränge,
Wie tauſend andre Schatten, mir.
Denn wie die Thräne, dir vergoſſen,
Nie mehr zurück in's Auge kehrt,
So iſt mein Herz dir zugeſchloſſen
Und jede Freundſchaft uns verwehrt.

Geh deinen Pfad! Ich will dich ſegnen,
Nah ſey und glücklich dir das Ziel!
Du brauchſt nicht mehr mir zu begegnen,
Es ſind der Pfade ja ſo viel!
Und doch, ſo lang der Lauf auch währe,
Kein Pfad iſt, der uns je vereint —
Für jeden Freund gilt Eine Zähre,
Und deine Zähre ward geweint!

Troſt der Nacht.

Es heilt die Nacht des Tages Wunden,
Wenn mit der Sterne buntem Schein
Das königliche Haupt umwunden
Sie ſtill und mächtig tritt herein.
Die milden leiſen Hauche kommen,
Der Farben grelle Pracht erblaßt;
In weicher Linie ruht verſchwommen
Des ſcharfen Zackenfelſen Laſt.

So legt die Nacht mit Muttergüte
Sich um die Seele ſchmerzenvoll:
Es läutert ſtill ſich im Gemüthe
Zur Wehmuth jeder bittre Groll.
Die Thränen, die vergeſſen ſchliefen,
Nun ſtrömen ſie in macht'gem Lauf:
Es ſteigt aus wunden Herzenstiefen
Ein rettungahnend Beten auf.

Der Welt Trotz!

Und ſey die ganze Welt denn abgefallen,
Nur kühner ſchlagt in Einſamkeit die Bruſt,
Und bliebe keiner von den Freunden allen,
Doch ſchmerzt uns nicht der halben Gunſt Verluſt.
So lang noch friſch die macht'gen Lieder hallen,
Bleibt ſich das Herz auch ew'gen Glücks bewußt:
Unſterblich iſt der Abendſonnenſchein,
Unſterblich Lieb' und du, o Tröſter Wein!

Doch wem der feſtgefugte Bau zerſplittert,
Der wahre ſich vor Aergerniß und Zorn!
Gemeines, das den kleinen Sinn verbittert,
Jhm ſink' es tief in des Vergeſſens Born.
Nur mit den Brüdern, die noch nie gezittert,
Jhm ſelber gleich, tauſch' er des Schmerzes Dorn.
Was gramvoll er vermißt, wie groß es ſey,
Er fühlt ſich mehr auch von der Erde frei.

So ſteht es feſt in ewigen Geſetzen:
Der Dulder herrſcht! Es will den Stahl die Welt;
Sie ſelbſt muß uns zum Kampf die Schneide wetzen.
Und unfreiwillig wird der Mann ein Held.

Wen ſie geſtrebt am herbſten zu verletzen,
Der iſt's, dem ſie zuletzt zu Füßen fällt.
Drum hoch die Fahne wund von manchem Riß,
Dem Stahle bleibt ja doch der Sieg gewiß!

Einmal und ewig.

Sie reden viel von flücht'gen Tagen,
Von deiner Allmacht, ſtrenge Zeit;
Sie nennen dir mit matten Klagen
Das Schreckenswort: Vergänglichkeit!
Sie ſetzen ſchaudernd ab den Becher,
Weil einſt ſein Lebenswein verrinnt,
Und Zittern faßt die armen Schächer,
Weil ſich kein Faden ewig ſpinnt.

O Wahn! Was einmal du genoſſen,
Es iſt ein unverlierbar Glück;
Den Strom, der ſich vom Fels ergoſſen,
Lenkt keine Zeitenmacht zurück!
Was einmal ſich vermocht zu enden,
Wird nun und nimmer ungeſchehn —
Und wollte Gott es ſelber wenden,
Als machtlos müßt' er ſich geſtehn.

Du haſt geruht in dieſem Arme,
Auf dieſen Lippen flammt dein Kuß;
Das ſchwebt ob jedem künft'gen Harme
Als nievergeßlicher Genuß!

Und könnt' es jemals ſich ereignen,
Daß du mich miedeſt, bang bethört,
Nie kannſt du ſelber dir's verläugnen,
Daß einmal du mir angehört!

Aus meiner Liebe blauem Aether
Reißt der Erinn'rung goldnen Hort
Kein lügenſpinnender Verräther
Und keine Teufelsfauſt mir fort.
Des Glückes Höh'n hab' ich erſtiegen,
Und müßt' ich, blitzgetroffen, gleich
An ihrem Fuß verſchmachtend liegen,
Noch blieb' ich unermeßlich reich!

Die geweihte Stelle.

Erblick' ich dort am Ufer jene Stelle,
So dringt es bis an's Herz mir warm und helle.
Ein Liebeshauch ſchwebt über allen Lüften,
Ein Liebesruf hallt wieder aus den Klüften.

Mit dir einſt ſtand ich unter dieſen Bäumen;
In ihre Wipfel auf ſtieg unſer Träumen,
Und tönet nun wie Aeolsharfenlieder
Harmoniſch ſäuſelnd aus den Blättern wieder.

Die Bäume werden ſtolz noch aufwärts ſtreben,
Wenn längſt zum Staub geſunken unſer Leben;
Mit jedem lenzgeweckten jungen Triebe
Leis rauſchen ſie die Botſchaft unſrer Liebe.

Daß ſtürmender in weicher Dämmerſtunde
Der Mund des Knaben hang' an Liebchens Munde,
Und heilig weihend ihre Bruſt durchfluten
Verſchollnen Sängerpaars verſchwiegne Gluten.

In der Winternacht.

Auf einſam hohem Thurme,
In trüber Nebelnacht,
Umbrauſt vom Winterſturme
Halt' ich die ſtille Wacht.
Des Lebens Sturmgebrauſe
Berührt nicht meine Klauſe
Mit Luſt und Angſt und Leid:
Welt, o Welt, wie liegſt du ſo weit!

O ſonſt in wilden Strudel
Riß mich die Ungeduld;
Mir quoll des Lebens Sprudel,
Mich lockte Frauenhuld.
Das Alles iſt verdorben,
Seit ich vor Liebe geſtorben
In träumender Einſamkeit:
Welt, o Welt, wie liegſt du ſo weit!

Merlin iſt feſt gebunden
Durch grauſes Zauberwort,
Von Minneſpruch umwunden
An Waldes ſtillſtem Ort.

Es zeugt, daß er noch lebet,
Sein Lied nur, das durchſchwebet
Die Forſten weit und breit:
Welt, o Welt, wie liegſt du ſo weit!

Als Brief.

Ihr flücht'gen Zeilen, hin zu Ihr!
Doch was habt ihr zu ſagen?
Nah iſt die Stunde noch, da wir
Uns in den Armen lagen.
Wir ſprachen's aus mit manchem Kuß,
Mit Herz an Herzen Drücken,
Wie wir im Liebesüberfluß
Einander hoch beglücken.

O zauberſüßer Liebestod,
O heil'ge Macht der Minne!
Sie kennt nicht Weigern noch Verbot,
Iſt wie ein Kind an Sinne,
Das ſtets zu geben iſt bereit,
Was Mutter ihm geſchenket,
Das ohne Harm und ohne Neid
Nur mitzutheilen denket.

Wie du an dieſer Bruſt geruht,
In dieſen Arm geſunken,
Das klopft mir noch durch's junge Blut
Und hält mich ſelig trunken!

128

O fort dies Blatt, ich mag es nicht,
Daß es mein Glück mir ſpiegelt!
Wie möcht' auch künden ein Gedicht,
Was heiß der Kuß verſiegelt?

Nach Süden.

Hinaus zum Süd! Auf ſpringt der Alpen Thor —
O kennſt du dieſen Zauberlaut: der Süden?
Es reißt entzwei der Thränen Nebelflor,
Und Lebenskraft umrauſcht den Lebensmüden!

Fern hinter uns der eisumſtarrte Nord,
Der in dem Schloß von zackigen Kryſtallen
Auf trüben Ernſt nur ſinnt und Lebensmord,
Und Nebel haucht, die bang den Geiſt befallen.

Wie traurig ſchimmert dort durch graue Nacht
Die ew'ge Lampe aus dem goth'ſchen Fenſter,
Und in zerfallner Burgen ſtrenger Pracht
Huſcht bleich der Schwarm feindſel'ger Grau'ngeſpenſter

Nicht ſo der Süd! Hier hat ein froh Geſchlecht
Einſt jauchzend ſeinen kurzen Tag verſchwärmet;
Ihm war Genuß das höchſte Menſchenrecht:
Hernach hat's um den Tod ſich nicht gehärmet.

Drum kehrt in dieſer Marmortrümmer Wucht
Bei Nacht kein Schatten mehr aus jenen Tagen:
Voll brachen ſie des Lebens ſchwell'nde Frucht,
Nichts blieb zu wünſchen ihnen, Nichts zu fragen.

Hier hat allein der Lebende noch Recht,
Und voll auch wird ſein Recht ihm zugemeſſen:
Nicht iſt er hier der ſtrengen Arbeit Knecht,
Nicht braucht ſein Glück er mühſam zu erpreſſen.

Durch leichten Boden ſchneidet leicht der Pflug,
Raſch keimt die Saat, die Ernte reift ihm frühe.
Ein Obolus iſt jedem Tag genug,
Ein Obolus erwirbt ſich ohne Mühe.

Friſch drückt er in den hölzernen Pokal
Der Hängetraube ſaftgeſchwellte Beere,
Und preßt als Würze für ſein ländlich Mahl
Der glänzenden Olive Perlenzähre.

Und ſo in ewig wechſelndem Genuß
Folgt Ein Geſchlecht behaglich nach dem andern,
Bis es, vom Tod gegrüßt mit mildem Kuß,
Sich gern entſchließt den Ahnen nachzuwandern.

Hier unſre Heimath, Traute! Nicht der Nord,
Wo rauh durch Forſt und Herz die Stürme ſauſen!
Hier laß mit wildem Kuß und Flammenwort
Das Leben uns im Wonneſturm verbrauſen!

Im Pfarrhauſe.

Still die Nacht: es weht die Kühle
Von den nahen Bergen her.
Alles traumt in Sommerſchwüle,
Schlummer waltet ſtill und ſchwer.

Mag ich auch am Fenſter lauſchen,
Schweigt das Leben weit und breit;
Nur ein ſanftes Waldesrauſchen
Gleitet durch die Einſamkeit.

Hundgebell — im Sternenſchimmer
Schleicht ein Reh zur Weide hin,
Und ihr Kind im niedern Zimmer
Singt in Schlaf die Pfarrerin.

Sel'ger Friede! Weltverbittert
Flüchtet ſich das Herz dir zu:
Durch den wunden Buſen zittert
Leis die Ahnung ew'ger Ruh'.

Ja, mein Herz, du könnteſt tragen
Dieſe Weltverlaſſenheit,
Und du würdeſt ſtiller ſchlagen,
Wär' dir ſolch ein Loos bereit.

Aber auch die Kraft gegeben
Ward dir zu dem heißen Kampf,
Schreiteſt ſtark durch's wirre Leben,
Kühn durch Blitz und Wolkendampf.

Wem die harte Fauſt verliehen,
Die nicht matt wird an dem Schwert,
Dürft' er aus dem Streite fliehen
Zu des Friedens frommem Herd?

Morgen leuchtet! Friſch gewandelt
In des Lebens Noth hinaus,
Ernſt geſtrebt und feſt gehandelt —
Fahre wohl, du glücklich Haus!

Der Fröhliche.

Ei wir haben viel gelitten,
Doch das beſte Theil erlooſt!
Ei wir haben ſchwer geſtritten,
Doch der Frühling bringt uns Troſt.
Um die Trümmer, der die Wunden
Rauh der Sturm der Zeiten ſchlug,
Hat der Lenz herumgewunden
Friſchen Blätterſchmucks genug.

Und ſo will ich's kräftig tragen,
Wenn du grau wirſt, männlich Haupt,
Wenn die Wucht von ſchweren Tagen
Früh den dunkeln Schmuck dir raubt.
Wächſt doch hoch dich überrankend
Friſche Jugend ungekränkt,
Und den Becher ſchwingt ſie dankend,
Wenn ſie dein beim Weine denkt.

Mag für kalte Winternächte
Gram und ernſtes Sinnen ſeyn!
Aber heut fürwahr, ich dachte,
Setzten wir uns friſch zum Wein.

Denn der Lenz hat aufgeſchlagen
Wie ein Buch die weite Flur:
Vögel, Knospen, Quellen ſagen
Heut von Jugendfreude nur.

Darum komm, o friſche Jugend,
Ihr Studenten, kommt zu Gaſt!
Nimmer lernt' ich ſolche Tugend,
Die den kecken Jubel haßt.
Bringt ihr her zu meinem Becher
Einen ſorgenfreien Muth —
Traun, euch lehrt's der alte Zecher,
Auch Erfahrung thut noch gut.

Lang die Nacht und fern der Morgen,
Fern Examen und Kolleg!
Heut ſollt ihr um Eins nur ſorgen,
Daß hernach ihr trefft den Steg.
Strömen laßt mir ohne Hehle
Lied und Wort und gebt euch hin:
Gebt mir friſch die junge Seele,
Nehmt von mir den reifern Sinn!

Menſchlichkeit.

Wohl haben auf ergrauter Erde
Die Völker zahllos ſchon gewohnt,
Und auf verſchied'nem Opferherde
Die Götter mannigfach gethront.

Auch nach uns werden andre Frommen
Dem Herrn noch ſchönern Altar weihn;
Es werden junge Leiden kommen,
Und neue Freuden werden ſeyn.

Mich irrt es nicht! Mit Liebesblicke
Schau' ich der Zeiten Ringen an:
Es wechſeln Völker und Geſchicke,
Die Menſchheit geht die gleiche Bahn.

Ich weiß, daß nie ein Tag erglommen,
Der froh nicht Eine Bruſt gemacht;
Daß nie nach Froſt ein Lenz gekommen,
Der nicht Ein Lied der Welt gebracht.

Ich weiß, daß aus des Bechers Guſſe
Ein Schöpferſtreben aufwärts ſchießt;
Daß ſich in ſüßem Frauenkuſſe
Ein milder Born von Kraft erſchließt.

Ich weiß, daß überall der Himmel
Mit Wolken droht, mit Lächeln blaut,
Und Nachts zum ernſten Sterngewimmel
Allwärts ein Auge gläubig ſchaut.

So ſchau' ich ewig nur das Gleiche,
Das jede Menſchenbruſt durchzieht,
Und Brüder nur, wohin im Reiche
Des Weltenrunds mein Auge ſieht.

Ein Ring bin ich in großer Kette
Der Zukunft, der Vergangenheit;
Und durch des Kampfes Brandung rette
Das Kleinod ich der Menſchlichkeit.

Abendmahl der Schöpfung.

Wie liegt verklärt das Berggelände
Im purpurklaren Abendſtrahl!
Wie bieten freundlich ſich die Hände
Der rauhe Fels, das ſanfte Thal!

Zur Linken ſteigt der Reben Fülle
Hinauf durch Steingeröll und Dorn;
Zur Rechten rauſcht in falber Hülle
Schon mählich reifend goldnes Korn.

O ſelig, mitten inne ſchweifen
Auf engem Pfad durch laue Luft,
Vom Korn die letzten Blüthen ſtreifen
Und ſaugen Rebenblüthenduft!

Bald wird vom Strahl der Sommerſonnen
Dies Korn zum Brod bereitet ſeyn;
Sich ſelber opfernd in die Tonnen
Gießt bald die Traub' ihr Blut als Wein.

In Ahnung bin ich ſchon begnadet,
Mein Gottestempel wird die Flur:
Zu ihrem Abendmahle ladet
Mit Brod und Wein mich die Natur.

Sonntagsſtille.

Laß ſinken mich in dein Erbarmen,
O Herr, ſo mild noch im Gericht!
Verſtießeſt du doch uns, die Armen,
Ganz aus dem Paradieſe nicht.
Wohl galt's die Jugendheimath meiden
Und ſich mit Knechtesarbeit mühn,
Doch ließeſt du in bangen Leiden
Am Sabbath uns noch Eden blühn.

Wie in des erſten Tages Glanze,
Geboren aus dem Schooß des Nichts,
Die Erde hold im Jugendkranze
Sich ſonnte in dem Strahl des Lichts:
Wie ſie dein Auge da beglückte
Und Alles war vollkommen gut,
So ſchön, daß es dich ſelbſt entzückte —
Denn ach, noch floß nicht Abels Blut:

So haftete von jener Wonne
Ein Abglanz noch auf dieſem Tag:
Stillfriedlich in der Abendſonne
Liegt noch die Flur, wie dort ſie lag.

Der Berge altergrauer Rücken
Borgt von dem Abendſonnengold
Ein trunken Roth, um ſich zu ſchmucken
Mit Jugendblüthe friſch und hold.

Der Friede Gottes waltet! Heute
Hörſt du den Schmerzlaut nicht des Thiers,
Nicht flieht das bange Wild die Meute,
Es fiel das Joch vom Hals des Stiers.
Die Vöglein leis und feiernd ſchlagen,
So ſeltſam ſpielt der Abendwind,
Als wollt' er ein Geheimniß ſagen
Von ew'ger Huld dem Gotteskind.

Und wie Natur in frommer Feier
Geſchloſſ'nen Auges betend ſteht,
So von dem Erdenſtaube freier
Ruht auch die Seele im Gebet.
Ein Frieden iſt in ſie ergoſſen,
Sie fühlt von Schuld und Gram ſich rein,
Die Zukunft iſt ihr weit erſchloſſen
Und liegt in morgenrothem Schein.

Ich weiß, noch wird ein Sabbath kommen,
Nach dem des Glaubens Sehnſucht ringt,
Nach dem in Demuth ſchaun die Frommen,
Der ganz uns Eden wieder bringt.
Wenn erſt der letzte aller Heiden
Als Bruder an das Herz uns fallt,
Wenn wir die letzte Garbe ſchneiden,
Dann iſt vollbracht das Werk der Welt!

Noch Eine Ruhe ſoll dir werden,
O Volk des Herrn! Sie iſt nicht fern,
Denn ſchon erglänzt auf weiter Erden
Das Kreuz als ew'ger Morgenſtern.
Getroſt, getroſt! bald iſt verronnen
Der Weltenwoche Sturmeslauf:
Im Oſten graut mit hellern Sonnen
Der Weltenſabbath ſchon herauf!

Gebet.

Einem Ruf hab' ich gelauſchet,
Den du mir in's Herz geſendet,
Ew'ger Vater, Quell des Lichts!
Mein Verderben iſt gewendet,
Nicht mehr todverkündend rauſchet
Mir der Sturm des Weltsgerichts.
Doch wie ſie mir Schaden brachten
Stets die Schaar der Feinde ſinnt —
Rette du aus dieſen Nachten,
Vater, dein geliebtes Kind!

Maßlos in der Welten Reiche
Strebt des Geiſtes kühne Schwinge
Hoch ob allen Klüften hin.
Doch zu machtig ſind die Dinge;
Nimmer zwing' ich ſie in's Gleiche,
Ewig ſchwankt und fehlt mein Sinn.
Ach ich weiß nicht, ob zur Rechten,
Ob zur Linken Pfade ſind —
Rette du aus Zweifelsnachten,
Vater, dein geliebtes Kind!

Mag in heil'gem Muth ich ſtreben,
Ganz die Welt mir zu erkämpfen,
Daß ſie diene deinem Reich:
Ach ich kann ſie doch nicht dämpfen,
Oft noch muß ich mich ergeben
Ihrem Locken ſüß und weich.
Schau, wie ſie mit Zauberflechten
Ihrer Schönheit mich umſpinnt —
Rette du aus Sündennächten,
Vater, dein geliebtes Kind!

Ja, du nährſt die Kraft! Gewaltig
Steh' ich in dem Streit als Sieger!
Aber weh, mich trifft ihr Zorn,
Und den kühnen Gotteskrieger
Trifft, verſchmäht, ſie vielgeſtaltig
Mit des bittern Todes Dorn.
Mit dem letzten Feind zu fechten
Hilf, Herr! meine Kraft verrinnt —
Rette du aus Todesnächten,
Vater, dein geliebtes Kind!

Roma's Erwachen.

Rom, 1838.

[illegible]

[illegible]
[illegible]

Ueber den appiſchen Weg, entlang den verfallenden Gräbern,
Zog ich mit forſchendem Blick fern von der ewigen Stadt.
Ernſt umgab mich und ſtill die Weite der öden Campagna,
Ueber das Leichengefild deckten die Wolken das Tuch.
Bald auch tief in der Bruſt ward weit und ſtille das Herz mir;
Wie ſie ein Friedhof ſchafft, zogen Gedanken herauf.
Nun vom rieſigen Mal, wo Craſſus ſeiner Metella
Aſche mit Marmor band, daß ſie nicht folge dem Geiſt,
Kämpft' ich mich mühſam durch zu Maxentius mächtigem Circus:
Rechtshin öffnete ſich weit der Egeria Thal.
Ach nicht ebnen den Boden hinfort die Hufe der Roſſe,
Ranken und wuchernd Geniſt hemmten den ſtrebenden Fuß.
Aber die Weite der Bahn, die mancher Renner im Schweiße
Müderen Laufs durchmaß, lockerte mir auch die Kraft,
Alſo daß ich zur Straße mich wandt' und niedrer Taverne,
Wo beim römiſchen Wein ruhig Behagen ſich bot.
Doch auch hier nicht ſchlief des gewaltigen Alters Erinn'rung:
Stets durch's offene Thor gähnten die Gräber herein.
Selber der Bank unzierliches Brett, auf dem ich geſtreckt lag,
Stützte den einen Fuß auf ein antik Kapital.
Drum wie den Wein ich trank auf Heldengräbern gezeitigt,
Wachenden Leibes verſank leis mir die Seele zum Traum.

Weit und wacker wurde das Aug': ein weibliches Bildniß
Sah ich im Todesſchlaf über das Forum gereckt.
Eng umhüllte den Fuß das Kiſſen des Coloſſeums,
Du warſt ſteinerner Pfühl, Schutt auf dem heiligen Weg.
Aber es ruhte das Haupt an dem kapitoliniſchen Hügel,
Drüber ſein Steinwall lag düſter wie Bretter des Sargs.
Wenige Saulen noch ſtanden vom vollen Monde gelichtet,
Einzelne Kerzen am Sarg — leider die Flamme verloſch!
Roma war es, die alte, die heidniſche, kronengeſchmückte,
Die von dem Siebengebirg knirſchenden Völkern gebot;
Eingeſargt nun mit Feuer und Schwert vom jüngeren Glauben:
Conſtantin, du zerbrachſt ihren verharteten Thron.
Mit ihr ſanken die Tempel, es ſanken die Marmorpalaſte,
Aeffiſch formte ſich Rom neu in ein chriſtlich Byzanz.
Was den einigen Gott nun ehrt, Altar und Gerathe,
Schmückte zu anderem Dienſt einſt der Olympier Haus.
Dort des Pantheons Wölbung, die du, vieledler Agrippa,
Freundlich dem Volke geſchenkt, wölbt ſich den Martyrern nun
Ausruhn wollteſt du dort, ermüdet von ſchwankender Meerflut.
Aber barbariſche Hand raubte der Aſche den Sarg:
Denn der helle Porphyr, gedeckt mit marmorner Platte,
Bot ſich dem plärrenden Schwarm als ein erwünſchter Altar.
Nicht der Gallier hat, der Vandale Rom nicht geſchandet:
Spate, gebildete Zeit raubte des Alterthums Schmuck.
Dennoch bleibſt du ſchön, o du bleiche Königin, immer
Wenn in dem ſtillen Azur Luna als Ampel dir brennt,
Wenn in dem blaulichen Licht die bunte Farbe der Neuzeit
Ganz vor der maſſigen Form deiner Gebaude verliſcht!
Alſo träumt' ich ſtill, und barg mein Haupt in den Handen —
Da durchſchmetterte mich plötzlich der Tuba Getön.

Donnernd krachte die Welt, als börſten die Siegel der Gräber,
  Und der umnebelte Mond düſterte blutigen Scheins.
Bebend floh ich hinauf zu dem kapitoliniſchen Berge,
  Denn ein prophetiſches Wort nennt unerſchütterlich ihn.
Keine Zeit mehr war: verſtummt längſt ſchwiegen in Neu-Rom
  Glock' und Geſang, kein Ton drang aus der Schlafenden her.
Aber die Todte drüben, die alte, wurde lebendig,
  Langſam richtete ſich auf der geſpenſtige Leib.
Auf das Schwert nun geſtützt, mit mauergekröneter Stirne,
  Funkelnd im ſtählernen Kleid, vorne die Wölfin von Erz,
Sprang ſie auf beide Füße, da bog ſich zitternd das Forum,
  Und der erſchreckliche Blick ſpähte nach Weſt und nach Oſt.
Staunen ſchüttelt' ihr Haupt, gleichwie dem Mann, der bewußtlos
  Fiel in des Abgrunds Nacht hoch von dem ſchwindelnden Steg:
Unten erwacht er vom Sturz, und ſchaut rings felſige Oede,
  Doch er beſinnt ſich umſonſt, was an den Ort ihn gebracht.
Aber als ſie erkannte der Kirchen leuchtende Kreuze
  Und das gebrochne Geſtein, wo ſie die Tempel geſchaut,
Schoß von dem Aug' ihr Glut, wie der afrikaniſchen Löwin,
  Wenn ihr im Schlafe der Mohr liſtig ihr Junges entführt.
Doch dann raffet die Mutter ſich auf: mit unfehlbarem Sprunge
  Packt ſie den Räuber in's Fleiſch, blutigen Rachegelüſts.
Alſo hub ſich Roma, die ſchreckliche: rüttelnd die Lanze,
  Rüttelnd des Helms Roßſchweif ſtampfte ſie wild auf den Grund.
Laut nun dröhnte die Nacht: das Forum wurde lebendig,
  Tauſendjähriger Schutt formte ſich raſch zur Geſtalt.

Soviel Völkerblut den beſtrittenen Boden bedeckt hat.
  Alles erregte ſich nun, geiſterhaft flattert' es hin,
Bis tief unten erſchien das Lavapflaſter des Steinwegs,
  Welchen als heiligen einſt grüßte der Zug des Triumphs.
Dann mit ſtählernem Arm ſtrich über gereinigten Grund ſie:
  Knatternd ſtürzten dahin Kirchen und Häuſer und Kreuz.
Wie durch ſchwellendes Korn leicht ſtreift die ſchneidige Sichel
  Unwiderſtehlichen Zugs, alſo ihr mähender Arm.
Wild nun packte die Fauſt Sankt Peters Dom, und ſie faßte
  Allen geſtohlenen Schmuck, Säulen, Bekleidung und Erz.
Donnernd ſtöhnte die Kuppel im Fall, doch unter den Trümmern
  Blühte neroniſche Pracht zierlicher Gärten herauf.
Aber den Raub der Kirchen verſtreute ſie leicht in die Lüfte;
  Jegliches ſuchte den Platz, den es vor Zeiten geziert.
Auch hinüber griff ſie zum ſtolzen venediſchen Pallaſt,
  Hub ihn mit Einem Schwung über den Hügel hinweg.
Freudig umarmte ſich Stein mit Stein, die ſo lange getrennten:
  Coloſſeum, du ſtandſt prächtig, wie Titus dich ſchuf.
Aus dem Forum wuchſen die Marmorſäulen der Venus
  Neben Fortuna's Haus, Liebe verheißend und Glück.
Aber in göttlicher Pracht, wie ein Zauberſchloß, in dem Mondlicht,
  Hub ſich der Kaiſerpalaſt froh aus dem Schutt Palatin's.
Porphyr flammt' um jegliche Säul', und mit goldenem Giebel
  Lud Apollo's Haus Muſen und Sänger heran.
Wer doch zählte die Tempel und wer die zierlichen Häuſer,
  Wer der Theater Pracht oder der Thermen Gedräng?

Was der Deutſche nur ſchaute gefangen im Römertriumphzug
  Oder im römiſchen Sold, durft' als ein Freier ich ſchau'n.
Aber ſchneidend und kalt durchzog das Grauſen die Bruſt mir,
  Denn kein menſchliches Herz ſchlug in der Bauten Gebirg.
Hauſer bauten ſich wieder, doch nimmer kehrt der Bewohner,
  Und den olympiſchen Gott halt, wie den Caſar, ſein Styx.
Ach, da ſchien unendlicher Schmerz vom Auge der Rieſin,
  Daß ihr, die Alles erneut, dennoch das Leben entwich.
Schrecklich! Denn wie das Bild der grauſig ſchönen Meduſa
  Drückte das pochende Herz ſchwer die erſtarrende Pracht.
Selber erbebt' ich zum Steine verbannt mich plötzlich zu ſehen,
  Und mit entſetzlicher Angſt griff mir der Tod in die Bruſt.
Mühſam rang ich mich auf, zu entfliehn der grauſen Verwandlung,
  Da — ein donnernder Schlag friſchte die Seele mir an,
Und ein Gewitter im Weſt ſtieg auf mit kühlendem Hauche,
  Aufwarts ſchlug ich den Blick — Schauder! wo blieb, was ich ſah?
Still in der Schenke ſaß ich am Weg beim römiſchen Weine,
  Stets durch's offene Thor gahnten die Graber herein.
Ernſt umgab mich und ſtill die Weite der öden Campagna,
  Ueber das Leichengefild deckte der Regen das Tuch.
Nuchtern faßte mich an der Hauch gegenwartigen Daſeyns,
  Aber ich zweifelte noch, ob ich ein Wachender ſey.
Zitternd blickt' ich hinab zu dem Saulſtumpf, drauf ich gelehnt war:
  Ach da lag er ja noch — ach und ich hatte geträumt!

Die Weine.

Laßt mich trinken ſüß Vergeſſen
Aller Gram entflieht und Pein
Wenn ich lieblich mich verſenke
In des Weines goldnen Born

Der Wein, fürwahr, hat auch Philoſophie!
Ich ſprach's und war in's Denken ganz verloren.
Aufbau'n wollt' ich die rechte Theorie,
Doch mein Verſtand war gänzlich eingefroren.
Da dacht' ich endlich: mit der Empirie
Schärft ſich der Forſcher ſeines Geiſtes Sporen:
Ich goß mir ein voll guten Weins ein Glas,
Und ſchlürfte denkend ein das edle Naß.

Da kam die rechte Praxis mir alsbald!
Denn aus des Glaſes goldner Tiefe blühte
Weiſer Gedanken mir ein dichter Wald,
Und ſonnenhell ward's tief mir im Gemüthe.
Zuvor verworren, düſter, öd und kalt —
Nun fühlt' ich, wie mein ganzes Seyn erglühte.
Es kamen wieder alle guten Stunden,
Die jemals mich beim Becher froh gefunden.

Laßt euch die neue ſchwere Wiſſenſchaft,
Die ich erfand, in muntern Verſen ſagen!
Doch will, dem ſtrengen Regelzwang entrafft,
Der Wein mich fort in Knittelverſe tragen:
Das, liebe Herrn, iſt dithyramb'ſche Kraft —
Wollt ob verrenkter Füße drum nicht klagen!
Zuerſt, wie ich ſie wahrhaft euch berichte,
Vom erſten Weinſtock höret die Geſchichte.

In des Paradieſes Mitte,
Von des Cherubs Schwert bewacht,
Träumte unbekannt der Weinſtock
Von zukünft'ger Heldenthat.
Aber als der Herr im Zorne
Faßte jenen Schreckensrath,
Rein zu waſchen ſeine Erde
In der Sündflut Waſſerbad,
Riß er einen zarten Senker
Von der Mutterrebe ab,
Nahm den zu ſich in den Himmel,
Und bewahrt' ihn treu allda.
Und es ſog die zarte Pflanze
Dort ſich voll von Himmelsſaft,
Himmelsdüfte, feuerkraftig,
Strömten in den irdʼſchen Stamm.

Doch als Gott ſein Werk vollendet
Und die auserwählte Schaar,
Schwebend über grauſer Tieſe
Gnädig nun erlöſet war:
Stand mit ſtiller Klaggeberde
Noah noch, der Patriarch.

Denn er ſchaute wüſt und einſam
Rings das Land vom Ararat.
Trauernd bracht' er mit den Seinen
Opfer dem Erretter dar.
Aber durch des Regenbogens
Pforte ſtieg der Herr hinab,
Zu dem greiſen Patriarchen
Hat er mild ſich hingewandt:

Dir, vor Allen treu erfunden,
Schenk' ich meiner Gnade Pfand,
Denn ein neu Geſchlecht auf Erden
Wird durch dich nun angepflanzt.
Seinen Kampf muß es vollenden,
Und der Kampf iſt ſchwer und bang.
Labſal ſey ihm drum geboten,
Das die Vorwelt nicht gekannt,
Das die Luſt des Paradieſes
In das Erdendunkel bannt.
Lied und Liebe ſollen quellen
Aus der Rauſches Jugendkraft,
Und im Becher ſoll verſinken
Blut'ger Schmerz und dunkler Gram:
Bis die bangerſehnte Stunde
Ewiger Erlöſung naht,
Bis zuletzt als Liebesbrunnen
Purpurblut im Kelche ſtrahlt,
Und die Welt ihr höchſtes Leben
Trinkt im Wein des Abendmahls.
Du auch ſelbſt wird jung noch werden,

Greis, in deinem grauen Haar,
Wenn dein Haupt mit Röthe farbet
Dieſer Rebe heißer Saft!

Sprach's, und eine tiefe Furche
Zog er in des Felſen Wand,
Und den Weinſtock pflanzt' er ſelber
Segnend in das feuchte Land.
Aber wie von Einem Berge
Sich ergießt der Ströme Zahl,
Der nach Süden, der nach Norden,
Oſten, Weſten hingewandt:
Alſo ſtrömte Lebensfreude
Aller Welt ſeit jenem Tag
Aus der kleinen zarten Rebe
Auf dem Berge Ararat.
Denn als nun ſich vielfach theilte
Auch der Menſchheit Einer Stamm,
Nahm ein jedes Volk die Rebe
Mit in's neue Heimathland,
Daß ſie den Zerſtreuten bleibe
Alter Bruderliebe Pfand.
Alſo ward der Wein an Blume,
Duft und Farbe mannigfach;
Doch wo immer er erglühet,
Hegt er noch die Himmelskraft,
Daß er Lieb' und Jugend wirket
Und die ſüßen Lieder ſchafft.

Den erſten Preis dir als dem unſterblichen,
Du Wein von Chios, welchen Anakreon
  In Lauben ſchlürfte, dicht mit Roſen
    Krönend das mählich erbleichte Hauptbaar.

Den Arm, den rechten, ſchlang er von Luſt durchglüht
Um der Geliebten jugendlich blüh'nden Leib,
  Indeß die Linke traum'riſch ſpielend
    Ging durch des Barbitons Zauberſaiten.

Auch von dem Gaſtmahl rauſcht mir die Sage zu,
Wo Sokrates als Meiſter in jeder Kunſt
  Mit Wein und Weisheit alle Freunde
    Lächelnd bezwang bei des Tages Anbruch.

Noch ſpätre Lieder klangen dem Griechenwein
Und jenen Reben, die aus Sikeliens Au'n
  Im Interamnerthal ergrünten
    Und in Campaniens heißen Feldern.

Einſt war ich glücklich: in dem Olivenwald,
Der Tiburs Bergjoch ſchmücket mit duft'gem Kranz,
  Da las, Horaz, ich deine Lieder
    Ueber des Anio ſchaum'gem Sturze.

Und gluhend dankt' ich dort dem Falernerwein,
Auch dir, Macenas, der ihn dem Dichter gab,
  Daß er in Weinglut ſang die Lieder,
    Welche die nordiſche Luſt uns warmen!

Sprecht doch zuviel, ich bitt' euch ſehr, vom Griechenweine
nicht,
Als glühte Wein auf Schiras Au'n mit hellerm Scheine nicht!
Ein Haſis war im Perſerland, der ſang vom Wein durchglühet,
Ob beſſer ſang Anakreon, fürwahr ich meine nicht!
Dem war der Wein ſein Stern und Troſt: war ihm ein
Schenk geſtorben,
Trink mich! ſo rief der Wein ihm zu, ſey froh und weine
nicht!
Wenn ihm das Liebchen untreu ward, ſo fand er Troſt beim
Becher;
Der bot ihm alle Freuden dar, wenn auch die Eine nicht.
Denn ob Rubin in finſterm Schacht mit hellſtem Lichte ſprühet,
Doch wich der Wein in Dichters Aug' an Glanz dem Steine
nicht.
Ob hell der Blick der Perſerin aus dunkeln Brauen lohet,
Es überwand des Weines Glanz der Blick an Reine nicht.
Ob Würze ſtrömt vom Roſenkelch, Jasmin gewaltig düftet,
Ihm blieb zurück vor allem dem des Weinduſts Feine nicht.
Soll Haſis auferſtehn, ſo ruft, o Houris, ihm zum Becher,
Sonſt wecket ihr vom Todesſchlaf ihm die Gebeine nicht.
Drum ſprecht vom Griechenweine doch nicht allzuvollen
Mundes,
Als glühte Wein auf Schiras Au'n mit hellerm Scheine nicht!

Zu Ingelheim im Rheingau
Kaiſer Karolus ſtand;
Weit gingen ſeine Blicke
Rings auf das ſchöne Land;
Die Sonnenſtrahlen fielen
Auf Rudesheim hinab,
Doch deckte Schnee die Halde,
Sie ſchien ein weißes Grab.

Da ſah der Kaiſer ſtaunend,
Wie ſchnell der Schnee entwich
Am Rande des Johannisbergs
Von warmem Sonnenſtich.
Ei, ſprach bei ſich der Alte,
Ein Segensland iſt das:
Wo ſolche Krafte wirken,
Da wachſt auch mehr als Gras!

Kunrat, alter Kunrat,
Rief er dem Knappen zu:
Haſt oft mir treu gedienet,
Mußt nochmals aus der Ruh'.

Sattle deinen Renner
Morgen bei Tages Glanz:
Du ſollſt mir Botſchaft werben
In Frankreichs Orleans.

Sage den guten Bürgern:
Man lobet euern Wein;
Des ſahen wir einen Weinberg
Gern an unſerm Rhein.
Einen Senker ſollt ihr uns ſchicken;
Und wenn das Werk gedeiht,
Orlänner ſoll er heißen
Bis auf der Enkel Zeit!

Der Schnee, der iſt zerfloſſen,
Da kommt der Kunrat heim.
Der Kaiſer ſelbſt im Nachen
Steuert nach Rüdesheim.
Da ward dein Reben, Orleans,
Gepflanzt in rheiniſch Land:
Drum iſt der Wein ſo königlich,
Ihn ſenkte Kaiſers Hand.

Herbſt war gekommen
Nun zum drittenmal,
Da jauchzt' es um die Berge
Und in dem tiefen Thal.
Die erſte Blume der Kelter
Der Kaiſer ſelber trank:
Da ward ihm jung ſein Alter,
Sein Leben zum Geſang.

Und was der Kaiſer erfahren,
Spürt jeder Rheinlandsſohn:
Wir ſprechen kühn des Südens
Geprieſ'ner Traube Hohn.
Feurig, doch ernſt und milde
Kredenzt der Rhein den Saft:
Feurig, ernſt und milde
Blüht ſeiner Söhne Kraft.

Ein achter Sproß von königlichen Ahnen,
Der ſonſt als Jüngling glühte zornesroth,
Der nun das Herz auf ſeines Volkes Noth
Gewandt und aufgerollt die Friedensfahnen:

Das will an dich, o Greis Veſuv, mich mahnen!
Einſt brachteſt du, Verderber, glüh'nden Tod:
Nun kocht die Glut, die dir im Innern loht,
Den wunderbarſten Wein an Lavabahnen.

Freund, komm herauf! Und hier, dem Gipfel nah,
Ruh' unterm Friedensdach des Eremiten,
Und ſchaue Berg und Stadt und Golf von da.

Und wenn du hier den Wein dir laſſeſt bieten,
Sprichſt du: Ja, das iſt Chriſti Lacrima —
Der wuchs nicht in den irdiſchen Gebieten!

Laßt mich verknüpfen den Süden und Norden,
Laſſet mich mir in den duftigen Reihn;
In der Champagne bin reif ich geworden,
Halb wohl auch rühm' ich mich Deutſcher zu ſeyn.
Riſſen mich weg auch die fränkiſchen Siege,
Bin ich doch innerlich deutſcheſten Keims:
Stand doch als Wächter bei mir an der Wiege
Deutſch und gewaltig der Dom zu Rheims.

Aber das Freiheitsgefühl des Franzoſen
Wehte mich an mit der fränkiſchen Luft:
Gern dem Gefängniß mag ich enttoſen,
Strömen in's Freie den ſprudelnden Duft:
Und auch den ſtrengen Geiſtestyrannen,
Welcher die Seele gefangen hält,
Kühler Verſtand! dich ferne zu bannen,
Iſt mein empörendes Sinnen geſtellt.

Raſch und entzündend gebiet' ich dem Blute,
Daß es pulſend die Adern durchrollt:
Greiſe begab' ich mit blühendem Muthe,
Aber zumeiſt ſind die Frauen mir hold.

Selbſt der nach Mahomets ſtrengen Geſetzen
Meidet des Weines berauſchende Kraft,
Laßt doch vom Franken ſich willig beſchwatzen,
Arglos zu trinken den perlenden Saft.

Strebſt du nach ernſter Gedanken Bewegung,
Platzen die ſchaumenden Perlen alsbald:
Doch ſo du willſt, daß in freudiger Regung
Purpurnes Blut dir den Buſen durchwallt;
Pochet das Herz dir mit banglichem Klopfen,
Faſſet das Leben mit Sorgen dich an:
Hei, laß donnernd ſpringen die Pfropfen,
Sorgen zu bannen, da bin ich der Mann!

Ein einzig Weinchen noch übrig iſt,
Das haſſet jeder gute Chriſt,
Der wird in unſerm Vaterland
Gemeiniglich der Kratzer genannt;
Die Schwaben aber nennen ihn Seewein,
Die Heſſen, weil er ſo lieblich, Schlehwein,
Die Berliner aber Grüneberger:
Der iſt wie Eſſig, nur etwas ärger.
Denn einſt ſind die Teufel geweſen voll Neid
Ob des Weinſtocks himmliſcher Herrlichkeit,
Wollten auch als unſres Herrgotts Affen
Ein eigen Getränke ſich erſchaffen:
Stahlen Reben aus Schleſien und von Konſtanz,
Auch aus der Nied'rung des Beueler Lands,
Nahmen die mit in die Hölle herunter,
Da ſollten die Reben nun wachſen munter.
Da war ſolch eine Säure von Gas,
Daß es der Beeren Süße zerfraß.
Die Traube ſog Schwefeldünſte ein:
Das machte, daß man bei ſolchem Wein
Noch immer muß nießen und immer huſten,
Nach oben und unten mächtig pruſten.
Sie nährten die Rebe mit Teufelsdreck,
Düngeten ſie mit Wuchererſpeck:

Daher der Wein, der von dort ſich ſchreibt,
Wie Oel an dem Flaſchenhals kleben bleibt.
Dies Teufelsprodukt nun pflanzten ſie ein
Zu Grüneberg, Konſtanz und Beuel am Rhein.
Drum kümmerte ſich ein Botanikus,
Der den Wein ja auch anatomiren muß,
Und hat's, weil's ihm die Zunge verbrannt,
Vinum quod ſpielt auf der Zunge genannt.
Sonſt meidet's jeder fromme Chriſt,
Weil's eben Höllenwachsthum iſt.

Geehrteſte Herrn und Weinkollegen!
Hiermit ertheil' ich Euch den Segen.
Verleihet mir aufzuhören Vergunſt,
Der Wein wird ſtärker als meine Kunſt.
Wollen bei der Geſchichte ſtehen bleiben,
Von dem Andern ein dickeres Büchlein ſchreiben.
Dadurch gelingt's, daß man uns am End'
Zum Profeſſor Praktikus Oenologia ernennt,
Oder ein würdig Geſchenk uns ſpendet,
Ein Faß Johannisberger uns ſendet.
Noch viel zu ſagen wäre wohl,
Wie man den Wein recht trinken ſoll;
Doch Ihr verſteht Euch ſelbſt auf's Trinken.
Seht Ihr nur Wein im Glaſe blinken.
Drum ſeyd zum Schluß daran gemahnt,
Wozu ich Euch den Weg gebahnt:
Es iſt die Oenologia
Eine Scientia praktika,
Nie kann's an Licht darin Euch fehlen,
Wollt Ihr die rechte Praxis wählen.
Die rechte Praxis aber iſt,
Wenn man mit voller Luſt genießt,
Was uns aus Gottes eigner Hand
Als Quell der Freude ward geſandt.

Otto der Schütz.

Eine rheiniſche Geſchichte in zwölf Abenteuern.

[illegible]

Erſtes Abenteuer.

Die Rheinfahrt.

In klarer Frühlingsabendpracht,
Wenn ſchon der Sterne Heer erwacht,
Wenn kühl der Mond im Oſt ſich hebt,
Die Flur mit blauem Duft umwebt,
Indeß im Weſt des Abends Strahlen
Den Himmel heiß mit Purpur malen;
Wenn Nachtigallenſchlag erſchallt
Und drein im Nachthauch rauſcht der Wald;
Wenn aus des Waſſers dumpfer Schwüle
Der Fiſch mit luſt'gem Sprung ſich ſchnellt,
Und in der weichen Schlummerkühle
So ſtill und heimlich liegt die Welt;
Wenn in der Uferweiden Dunkel
Der Elfen Chor den Reigen ſchlingt,
Und aus dem Strom ein leis Gemunkel
Der Nixen auf zum Lichte klingt:
Das iſt die zauberhafte Stunde,
Wo Tag und Nacht in gleichem Bunde,
Dich kränzen mit dem ſchönſten Schein,
Du Fürſt der Ströme, trauter Rhein!

Auf deinem Grund geſchmolzen rollt
Der Nibelunge rothes Gold;
Das ſpielt wie Scharlachfeuerglut
Herauf an's Licht aus deiner Flut.
Dein Stromgott tief zum Schlaf ſich neigt,
Sein Odem leis nach oben ſteigt,
Das quillt wie weißen Silbers Schaum
Und ſtickt des Goldgewandes Saum,
Indeß vom Ufer Bergesſchatten
Das lichte Blau dem Purpur gatten.
Drum gibt ſich Roth und Weiß und Blau
Als Rheinlands Farbe ſtolz zur Schau.

Zu ſolcher Stunde treibt hinunter
Im bunten Kahn ein Burſch, und munter
Beſchaut er, leis das Steuer regend,
Ringsum ſich Fluß und Berg und Gegend.
Wo ihm ein Thurm vom Ufer winkt,
Andächtig auf das Knie er ſinkt
Und ſpricht ein flüchtiges Gebet,
Doch wo ein hübſches Mädchen geht,
Der wirft er einen raſchen Kuß
Zum Strand hinüber von dem Fluß.
Und ob ſie mit verſchämtem Schrecken
Ihr Auge wendet von dem Kecken –
Er iſt zu hübſch, ſie muß ſie wenden
Und einen Gegengruß ihm ſenden.
Den Fiſcher aber in dem Ried
Neckt er mit einem luſt'gen Lied:

Laut platſcht der Loſe in die Flut
Und jagt ihm fort die ſtumme Brut,
Und lacht, wenn um den Fang betrogen,
Das Netz er leer heraufgezogen.
Doch wo am Fahr in Bauernſchenken
Des lahmen Geigers Fiedel ſchallt,
Dahin treibt's ihn den Kahn zu lenken,
Da kehrt er ein, da macht er Halt;
Und mit dem ſchmuckſten Bauernkinde
Schwingt er ſich einmal in die Runde,
Stürzt einen Becher Wein geſchwinde
Und kehrt zum Kahn hinab zur Stunde:
Daß noch die ganze Nacht mit Staunen
Die Mädchen von dem Gaſte raunen,
Wie ihm vom blauen Sammtbarette
So ſtolz die weiße Feder weht,
Wie zierlich ihm die goldne Kette
Auf knappem Kleid von Grauwerk ſteht,
Wie er im Tanz ſo wild ſie ſchwang
Und wie ſein Gruß ſo lockend klang,
Wie mächtig blonder Locken Wogen
Als Heil'genſchein ſein Haupt umflogen;
Und Alle kamen überein,
Es müſſe halb ein Engel ſeyn!

Er aber fragt dem wenig nach,
Was man von ihm da ſtritt und ſprach.
Er fahrt hinab der Nacht entgegen;
Still ward es auf den feuchten Wegen

Kein Dreibord mehr, kein Fiſcherkahn
Durchfurcht die glatte Waſſerbahn.
Er lauſcht, wie von dem Strom getrieben
Am Grund ſich fort die Steine ſchieben.
Er ſieht die langen Silberſtreifen
Von ſeinem Kiel geſchnitten ſchweifen
Und wie der Mond mit Zitterſchein
Sich ausgießt in den dunkeln Rhein.
Die Nacht umſpannt ihm ſeine Bruſt
Mit ihrer ſchaurigſüßen Luſt.
So kam er in ein lieblich Land,
Zu beiden Seiten eb'ner Strand;
Weit ward und breit und tief der Strom,
Weit oben auch des Himmels Dom,
Denn rings auf den geſtreckten Auen
War nirgend mehr ein Berg zu ſchauen.
Nur eines Lichtes ward er innen
Am Strand, als ſtand's auf hohen Zinnen.
Da ward er müd'; des Schlafes Macht
Befiel ihn um die Mitternacht
Und drückt' ihn mit ſo ſchweren Laſten,
Daß er beſchloß am Land zu raſten.
Dran mögt ein Wunder ihr begreifen:
Ob wir auch ſelbſt in's Weite ſchweifen,
Die edle Frau, geheißen Minne,
Lenkt doch die unbewußten Sinne.
Sie war's auch, die mit blei'rnem Schlaf
Des Knaben helles Auge traf,
Daß er nicht an des Glückes Thüre
Mit frevler Haſt vorüberführe.

Hier war es, wo ſein Lebensloos
Geworfen lag in Glückesſchooß;
Denn jenes Licht, das er geſchaut,
Vom Fenſter kam's der künft'gen Braut,
Und Liebe kann des Ziels nicht fehlen,
Magſt du auch eigne Pfade wählen.

Der Knabe lenkt den Kahn an's Land,
Daſelbſt er dürres Riedgras fand;
Er rüſtete ſich eine Streu,
Ein Feuer macht' er ohne Scheu;
Den Kahn band er an's Ufer feſt,
Und holt vom Hirſche ſich den Reſt,
Den er gefällt mit Meiſterſchuß
Erſt geſtern mitten aus dem Fluß.
Durch's Uferdickicht brach das Thier,
Um aus dem Fluſſe ſich zu tränken;
Schon will es der Geweihe Zier
Zum klaren Spiegel niederſenken,
Da zielt der Burſch — mit krauſer Stirn
Will flink der Hirſch zur Flucht ſich wenden,
Da trifft ihn mitten durch das Hirn
Ein Bolz, geſchnellt von ſichern Händen;
Drei Ellen ſprang er hoch und fiel
Dem Schützen, der nicht fehlt ſein Ziel.
Der Knabe briet ſich heut zum Mahl
Den Ziemer, und beim Mondenſtrahl
Sucht bittre Kräuter er als Würze.
Ein Blatt iſt Handtuch ihm und Schürze,

Als Bratſpieß dient ſein Jägerſpeer,
Im Jagdhorn trägt das Kraut er her;
Der Dolch iſt gut zum Vorlegemeſſer,
Wenn du nur biſt ein guter Eſſer.
Drauf ſpricht er ſeinen Abendſegen,
Und ohne weiter Ueberlegen
Schließt er zu feſtem Schlaf in Ruh'
Die beiden hellen Augen zu.

Es kniſtert noch das Feuer lang,
Der Uhu ruft — er hört es nicht;
Es rauſcht der Rhein den Wellenſang,
Die Elfe klagt — ihn ſtört es nicht,
Denn in der Engel treuer Wacht
Verſchläft er feſt die ganze Nacht.

Zweites Abenteuer.

Mann und Jüngling.

Früh aus den Wolken ſprang der Tag;
Da kam durch thaugenäßten Hag
Ein kräftig Mannsbild hergegangen
Im knappen grünen Jagdhabit,
Das zottige Dachsfell umgehangen,
Den feſten läſſig ſichern Schritt,
Geſtützt auf ſeines Speeres Schaft.
Es war ein Mann in voller Kraft,
Ein Antlitz wie aus Holz gebauen,
Vertraut mit düſterm Waldergrauen,
Gebräunt vom nacht'gen Wetterſchlage,
Lächelnd in jeder Müh' und Plage,
Das von dem Kampf mit Bär und Ur
In tiefen Narben trug die Spur;
Ein Aug', das mit dem glüh'nden Stern
Die grimme Bache ſcheuchte fern;
Waidmänniſch keck in's Weite ſchauend,
In jeder Noth dem Arm vertrauend,
Der ſeinem Herrn mit Stoß und Hieb
Nie ſeine Dienſte ſchuldig blieb.

Es zeugt das Roth des Wangenpaars
Noch nicht vom Mühſal manchen Jahrs,
Doch in des Bartes dunkle Locken
Warf ſchon das Alter weiße Flocken.
Ein Mann an Leib und an Gemuthe,
An innerm Sinn und äußerm Kleid,
Wie ſie ſo recht mit Vatergüte
Der Forſt erzieht in Einſamkeit.
Mit ihm ſein Hund, gleich ihm gedrungen
An Bruſt und Gliedern, trotzig, kühn,
Die Nüſtern weit, die Stirn gezwungen,
Mit Augen, die von Mordluſt glühn.
Die breiten Ohren tief zerriſſen,
Vom Wolfszahn grimmig aufgeſchliſſen,
Nur halb verdeckt ſein weiß Gebiß —
Kein Feind, den er nicht niederriß!
Der ſtand jetzt ſtill; der Jager auch;
Das Thier nach guten Spürers Brauch
Packt eine Fahrt' und wedelt lüſtig.
Den Spieß ergreift der Jager rüſtig,
Raſch bricht er Bahn ſich durch's Gezweig,
Das tauft mit Morgenthau ihn reich.
Nun ſteht der Hund mit lautem Knurren,
Als wollt' er dem Gebieter murren,
Vor deſſen Zorn er nur ſich ſcheute
Gleich anzuſpringen ſeine Beute.
Der Jager ſtürzt ihm nach: da ruht
Auf off'nem Platz in Waldes Hut,
Vom Frühhauch weich umſpielt und mild,
Geſchloſſ'nen Augs des Jünglings Bild;

Die eine Hand ihm unterm Haupt,
Drauf ſenkt ein Aſt ſich dichtbelaubt,
Der hatte mit beſorgtem Walten
Den Morgenſtrahl ihm abgehalten.
Der Jagdſpeer liegt im andern Arm,
Doch hat der Schlaf ihm weich und warm
Des Fingers Sehnen abgeſpannt,
Und breit und laſſig ruht die Hand.
Der Jager ſteht — da knackt ein Aſt,
Der Knabe fahrt empor in Haſt;
Er ſchüttelt ab des Schlummers Stocken
Und von dem Aug' den Schwall der Locken.
Wie von des jungen Weines Glut
Aufſchaumt des Mannes rothes Blut,
So zückt die Kraft ihm heiß durch's Mark;
Auf ſpringt er, faßt die Lanze ſtark,
Und ſo geſtellt ihn abzufangen
Harrt er des Gegners ohne Bangen.
Gewaltig Bild! Du ſchauteſt hier
Des Mannes vielerprobte Starke,
Dort in des Jugendtrotzes Zier
Der Knaben, reif zum Mannerwerke,
Hier eine Eiche, markig, ſtandig,
Die Fichte dort, gelenk, lebendig —
Und hatten Beide ſich bekriegt,
Wer möcht' uns künden, welcher ſiegt?

Doch nicht ſo feindlich war's gemeint!
Wie wenn die Sonne freundlich ſcheint
Auf zackigen Fels im Waldesthale,

So hellte ſich mit einem Male
Vor ſolcher Jugendſchönheit Licht
Des Förſters düſter Angeſicht.
Er pfeift dem Hund, der Glut im Blick
Schon lauert auf des Feinds Genick;
Gehorchend, doch nicht allzu gern,
Verkriecht er ſtumm ſich hinterm Herrn.

Der aber ſprach: Nehmt's nicht unwirſch,
Mein lieb Geſell, daß auf der Birſch
Ich euch für ein Gewild genommen
Und ihr ſo ſchlimm zum Schrecken kommen!
Der Junge drauf: Es war der Schrecken
Juſt nicht ſo groß, und mich zu wecken
War's Zeit in ſolchen Sommertagen,
Das muß ich billig Dank euch ſagen.
Doch da ihr einmal im Gehege,
So ruht ein Weilchen von dem Wege;
Eu'r Wams beſagt mir ſicherlich,
Daß ihr ein Jäger ſeyd wie ich.
Kommt, hier iſt Wildbrät noch genug
Zu raſchem Frühſtück für uns Beide:
Nur fehlt uns Eines, mir zum Leide,
Von gutem Wein ein tiefer Zug.

Dafür laßt mich, ſpricht jener, ſorgen!
Und zieht aus ſeiner Waidmannstaſche,
Vor Sonnenglut in Stroh verborgen,
Die wohlgepfropfte volle Flaſche.
Sie lagerten ſich Beide ſchnell,

Und Flaſch' und Meſſer gingen wandern
Von einem Jagdgenoß zum andern.
Der Hund als dritter Tiſchgeſell
An ihren Fuß ſich wedelnd ſchmiegt
Und auf die Knochen lauernd liegt.
Ihm warf ſein Herr mit mildem Sinn
Auch manches Stück vom Braten hin.
Denn wer da lebt in Waldesgrund,
Einſam von Weib und Ingeſinde,
Dem iſt auch lieb gleich einem Kinde
Sein einz'ger Freund, der gute Hund.
Und wie die Drei nun abgeſpeiſt,
Da gab's nicht eben viel zu räumen,
Weil Junggeſellen ja zumeiſt
Nicht lang ſich mit der Ordnung ſaumen.
Drauf ſpricht der Burſch: Im leichten Kahn
Fuhr ich heut Nacht zu euerm Strande.
Ein Fremdling bin ich hier; wohlan,
Sagt mir vom Volke, von dem Lande!

Zur Antwort war der Mann bereit:
Man merkt's, daß ihr unkundig ſeyd.
Schaut dort durch dieſe Waldesdichte
Den Thurm ſo blank im Morgenlichte,
Darauf der Schwan ſich brüſtend ſteht
Und flammendroth das Banner weht.
Ringsum ein auserwähltes Gau,
Mit Wäldern groß und weiter Au,
Vielarmig rauſcht der Rhein hindurch.
Das Schloß dort iſt die Schwanenburg.

Und Cleve wird das Land genannt.
Sein Herr iſt weit mit Ruhm bekannt.
Das iſt der Grave Dieterich
— Und bei dem Namen neigt' er ſich
Und lüftete die Mütze ſacht,
Wie er des edeln Herrn gedacht. —
Schaut, ich bin einer ſeiner Leute,
Es rief ſein Dienſt hierher mich heute.
Das iſt ein waidlich rüſtiger Degen,
Am meiſten heimiſch in Gehegen,
Dem lieber iſt der kühle Wald,
Von Thier= und Vogelruf durchklungen,
Als wenn im Dom die Orgel ſchallt
Und Pfaffen ſingen matt von Lungen.
Klaräugige Falken ſeine Luſt,
Jagdhunde mit gewölbter Bruſt
Und flüchtige Zelter, die den Hirſch
Ermüden auf der muntern Birſch.
So iſt er auch den Jagern hold,
Sie werben Ehr' und rothes Gold
In ſeinem Dienſt, er hört ſich gern
Beloben als den Schützenherrn.
Wer wohl verſteht des Bogens Kunſt,
Den lockt er her mit Sold und Gunſt;
Drum ſind aus allen deutſchen Gauen
Die beßten Schützen hier zu ſchauen.
Auch probt er oft am Schützenfeſte,
Weß Blick und Arm und Bolz der beßte;
Als Ehrenkönig wird ernannt,
Wer recht in's Schwarze hat gebrannt.

Tiefathmend ſaß der Jüngling da,
Als ſo der Waidgeſell geſprochen;
Die Luſt ihm aus den Augen ſah
Und wagend tönt des Buſens Pochen.
Wohlan, ſpricht er, ſo bleib' ich hier,
Und biete meinen Dienſt dem Grafen;
Solch einen Herrn erwünſcht' ich mir,
Wohl mir, daß hier ich eingeſchlafen,
Und daß juſt ihr mich mußtet wecken,
Mir ſolche Hoffnung aufzudecken!
Gern werd' ich euer Dienſtgenoß
Und meſſe mit euch mein Geſchoß.

Nun wollt' ich hättet ihr geſehn
Des Förſters Blick bei ſolcher Rede!
Er maß vom Wirbel zu den Zehn
Den Jüngling, der ihm bot die Fehde:
Ihm, der auch noch im halben Schlaf
Ein aufgeſpanntes Härchen traf,
Der nun ſchon längſt von Jahr zu Jahr
Der Schützenkrone ſicher war,
Der Beßte weit von Dietrich's Mannen,
Wenn's galt die Armbruſt ſtark zu ſpannen
Und aus den hochgeſchwungnen Händen
Den raſchen Jagdſpeer zu entſenden.
Nun ſah er hier den zarten Gegner,
Der um ſo jünger, ſo verwegner;
Sah an den ſchmiegſam ſchlanken Leib,
Die Arme weiß, als wär's ein Weib.

Sah dieſen weichgelockten Knaben
Erſtrebend Preis und Fürſtengaben.
Es blickte ſtolz der ſtarke Mann
Halb abgewandt den Burſchen an;
Doch wie er ihm in's Auge ſchaut,
Das trug den Blick ſo ſelbſtvertraut,
Das blieb ſo fröhlich, kühnlebendig,
Und doch ſo ruhig, ſtillverſtändig
Da ſtarb ihm auf der Lippe ſchon
Das raſche Wort, der ſtolze Hohn.
Gut denn, ſo ſprach er, junges Blut!
Heut mögt ihr zeigen euern Muth.
Hört ihr, wie ſchon zum Schützenfeſte
Die Pauke ladet muntre Gäſte?
Fürwahr das Schickſal beut euch Gunſt,
Daſern nur euch nicht fehlt die Kunſt!

Der Jüngling rafft ſich aus der Raſt,
Er geht hinab zum Rhein in Haſt,
Wo er des Nachens Kette löſt
Und ſtarken Tritts vom Land ihn ſtößt.
Dich brauch' ich nicht! ſo ruft er munter,
Treib du mit Glück in's Meer hinunter!
Der Förſter ſtaunend ihn beſchaut,
Und Beide wandten ſich zu wandern.
Hinfort ſprach keiner zu dem andern,
Doch ihre Herzen klopften laut;
Denn Beide fühlten's wohl ſich an:
Es fand hier jeder ſeinen Mann!

Drittes Abenteuer.

Der Meiſterſchuß.

O fröhlich Leben an dem Rhein,
Geſpeist von Kraft, getränkt von Wein,
Wie grüßeſt du in Sommerluſt
Unſterblich jung des Dichters Bruſt!
So lang noch ſtehn die Felſenhallen,
Wird rheiniſcher Geſang erſchallen;
So lang der Strom mit ſtillem Gang
Die Wimpel führt das Thal entlang,
Wird Liebe jubelnd ihn befahren
Und ew'gen Jugendmuth bewahren.
So lang noch rauſchen dieſe Wälder
Und grün noch ſtehn die ſatten Felder,
So lang ſich Trauben röthlich färben,
Wird nicht ein froh Geſchlecht erſterben.
Dir gab, o Rheinland, Gottes Huld
Des Nachbarn wilde Ungeduld.
Der Franke neidet deine Schöne
Und ſeiner Gier biſt du ein Ziel;
Drum üben deine ſchmucken Söhne
Die Kraft im ernſten Waffenſpiel;

Drum rufen deine Schützenfeſte
Von nah und fern heran die Gaſte,
Und ſteten Sieges klarbewußt
Vereint dem Ernſt ſich ſtolze Luſt!

Auf weitgedehntem grünem Raſen,
Wo ſonſt behaglich Herden graſen,
Iſt heut ein mannlich Feſt beſtellt.
Inmitten ragt ein buntes Zelt;
Auf Balken zierlich aufgeſchichtet
Iſt ein Altan emporgerichtet,
Drauf weht das Banner mit dem Schwane.
Ihr habt die Sage viel vernommen,
Wie einſt des Hauſes großer Ahne
Vom Schwan gelenkt an's Land geſchwommen.
Von Montſalvatſch war's Lohengrin,
Beatrix warb er zum Gemahle;
Wohl trieb ein klaglich Schickſal ihn
Hinweg von ihr zum Dienſt dem Grale,
Doch blieb dem Stamm von ihr geboren
Des Vaters Banner unverloren.
Solch hohen Stammes rühmte ſich
Der Graf von Cleve, Dieterich;
Auch war von altem Blut geboren,
Die er zum Ehgemahl erkoren.
Doch ſicher noch ein junges Blut
War ihr holdſelig Töchterlein,
Das zeigte wohl ihr froher Muth
Und ihrer Wangen Purpurſchein.

Recht zwiſchen Jungfrau noch und Kind
Stand ſie auf jener blumigen Grenze,
Wo noch die Unſchuld keckgeſinnt
Um's Haupt ſich windet bunte Kränze,
Und doch ein tief wehmüthig Ahnen
Schon mag an künft'ge Liebe mahnen.
Sie ſaß im blauen Sammtgewand,
Umflattert von dem Purpurbanner,
Und hielt den Kranz in ihrer Hand
Zum Preis dem ſtärkſten Bogenſpanner.
Mit lichten Blumen war durchwoben
Der ſchöngewundnen Flechten Pracht,
So wie ihr Kleid am Himmel droben
Mit bunten Sternen ſtickt die Nacht.
Wie zart der Jungfrau Lippen glühen,
Zwei Knöspchen, die im Blätterſchleier
Nur auf den Lenzhauch harr'n als Freier,
Im Kuſſe feurig aufzublühen!
Doch ungetrübt von Liebesthränen,
Und unberührt von Schmerzgefühl,
Noch nicht verzehrt von Angſt und Sehnen
Sah klar dieß Aug auf's Volksgewühl.
Denn rings aus ihres Vaters Ländern
War fröhlich Volk herbeigekommen;
Mit Wimpeln reich verziert und Bändern
Kommt Kahn und Schalde hergeſchwommen.
Der Köhlerburſch aus Wäldern weit
Führt her des Förſters zages Mädchen,
Das nur ſein Stübchen kennt und Rädchen
Und ſtumm beſtaunt die Herrlichkeit.

Dort aus dem engen Stadtthor ruckt
Der Bürger Schaar mit ihren Frauen,
In ſchwarzen Kleidern, goldgeſchmuckt,
Gar ernſt und würdig anzuſchauen.
Es wogt des Volkes dunkler Hauf;
Da glanzt und dort ein Jager auf,
Wie aus der Tannen ſchwarzer Nacht
Die Birk' in grüner Blatterpracht.
Die ſchauen nicht nach Madchen heute,
Wie ſonſt wohl muntre Jagersleute;
Heut gilt's nicht einer Dirne Kuß,
Heut gilt's mit Ernſt den Meiſterſchuß,
Und lockend winkt dem Waldesſohne
Aus Jungfrau'nhand die Ehrenkrone.

Horch, ein Trompetenſtoß! Am Ziel
Erſcheinen blanker Schützen viel,
Auf guten Roſſen, wohlbewehrt,
Des Grafen Mannen hochgeehrt.
Sie reiten langſam durch die Bahn
Und ſaubern ſie vom Gaffervolke,
Dann im Galopp zum Ziel heran,
Daß ihnen folgt des Staubes Wolke.
Sie ſpringen ab, und Jeder nimmt
Den Platz, den ihm ſein Rang beſtimmt.

Jetzt tritt der Graf aus ſeinem Zelt,
Ein Lebehoch durchbraust das Feld.
Der Edelknappe ſchenkt ihm ein
In neuen goldnen Becher Wein.

Den hebt er hoch und ſchauet mild
Die Schützen an und ruft: es gilt
Jedwedem Mann der Trunk, der brav
Heut oder je in's Schwarze traf.
Den Becher aber ſetz' ich dran
Als Preis dem Schützenfürſten heute,
Er ſey nun Einer meiner Leute,
Er ſey ein fremd und freier Mann!

Zum zweitenmal Trompetenſtoß.
Die Schützen werfen raſch das Loos,
Das ihrer Schüſſe Ordnung mißt
Und abwehrt Zank und Hinterliſt.

Nun ſchweigt das Feld, die Schützen auch,
Und ſtumm nach Sitten und Gebrauch
Tritt zu dem Scheibenſtand heran
Mit ſeiner Armbruſt jeder Mann.
Du hörſt nur noch mit Armeskraften
Die Sehnen in die Kerben heften,
Und drauf der Bolze ſchneidend Pfeifen,
Die wie ein Blitz die Luft durchſtreifen
Und neckiſch bald in's Blaue irren,
Bald krachend in die Scheibe ſchwirren.
Dann nennt am Ziel des Herolds Stimme
Der Ringe Zahl mit lautem Schrei;
Doch blieb das ſchwarze Rund noch frei,
Und nur mit ſchlecht verhehlnem Grimme,
Leis murrend bösgelauntem Glück,
Kehrt jeder Schütz vom Stand zurück.

Zuletzt nun tritt der Förſter vor.
Da raunt das Volk ſich rings in's Ohr:
Der hat ſo oft den Sieg gewonnen!
Aus tieſem Waldgrund iſt's der Starke,
Erwachſen fern vom Blick der Sonnen
Und aufgenährt mit Bärenmarke.
Vor trat er feſt und keck und wild,
Ein erzgegoſſen Mannesbild,
Auch hier in der Entſcheidungsſtunde
Verlaſſen nicht von ſeinem Hunde.
Als wär' es gleich ihm, ob's ihm glückt,
Faßt er ſein Schießzeug, zielt und drückt —
Laut klappt's! mit Klang und Eſelsohr
Hüpft hoch der Harlekin empor,
Der künſtlich hinter'm Ziel verſteckt
Vom Bolze ward heraufgeſchreckt.
Sieg! ruft der Herold. Sieg! erſchallt
Der laute Ruf von Jung und Alt.
Der Schütz mit läſſig ſtillem Schritt
Vor ſeines Fürſten Auge tritt;
Ihm winkt der Kranz, Trompetenton
Begrüßt den Schützenkönig ſchon.

Doch Halt! ſo ruft's vom Scheibenſtand,
Es ſteht ein ſchlanker Jüngling dort:
Euch iſt der Jüngling wohlbekannt,
Er kommt zu löſen nun ſein Wort.
Er ſpricht: Geſtrenger Herr und Graf,
Ihr botet Jedem euern Becher:

Wohl hielt ſich euer Schütze brav,
Doch mir iſt Arm und Blick nicht ſchwächer.
Geſtattet mir den Schuß zu proben:
Ihr ſollt den beſſern Schützen loben.

Es winkt der Herr: die Bahn wird leer;
Rings ſteht das Volk, ein brauſend Meer;
Durch Alle ſchwirrt ein leiſer Ton,
Mitleid bei Frau'n, bei Männern Hohn,
Und nur dem Förſter bange pochte
Das Herz, wie er's auch hehlen mochte.

Der fremde Jüngling neigt ſich hold,
Daß ihm der Locken ſonnig Gold
Als Schleier vor den Augen weht;
Dann ſteht er aufrecht feſt und ſtät,
Wirft Haupt und Haar ſich in's Genick
Und mißt die Bahn mit freiem Blick.
Die Armbruſt faßt er nun mit Kraft:
Es war von Ebenholz ihr Schaft,
Darin von Elfenbeine weiß
Viel Blumen eingelegt mit Fleiß.
Am Kolben reich mit Silberglanz
Von Jägerſpiel ein bunter Kranz:
Ein Hirſch vom Hörnerton gehetzt,
Ein Hund vom Eberzahn zerfetzt,
Ein Fräulein mit dem Federſpiel,
Auch Auerſtier' und Bären viel.
Des Waidwerks Pracht mit Luſt und Grauen
Gab ſchmuckes Bildniß hier zu ſchauen.

Der Bügel, blau von Stahl und blank,
Wie eine Glocke hell erklang.
Mit Sorgfalt prüft der Schütz die Sehne,
Ob ſie ſich leicht und fugſam dehne;
Selbſt hatt' er ſie in Winterſtunden
Aus wilden Marders Darm gewunden.
Immitten, wo die Sehne faßt
Des Bolzes tödtlich ſchwere Laſt,
Da ſchürzt, daß nicht im Schuß ſie ſpringe,
Zum Knoten er die Doppelſchlinge.
Und als die Spannung wohl vollbracht,
Die Sehne ſchnellt er nun mit Macht;
Laut, wie der Harfe höchſte Saite,
Erklang der ſchneid'ge Ton in's Weite.
Nun aus dem Köcher nimmt er Bolze,
Geſchnitzt aus feſtem Eichenholze;
Er wahlt den glätteſten, der ſcharf
Gekantet blanke Lichter warf.
Und wie er Alles wohl erprobt,
Mit Lacheln er das Schießzeug lobt.
Er ſetzt den Bogen vor die Bruſt,
Er ſpannt ihn leicht mit ſtolzer Luſt,
Und ſtaunend ſahn die Schützen an
Den ſtarken Arm bei zartem Mann.
Wild blitzt ſein Aug auf's Ziel gewandt,
Als wollt' er's ſengen mit dem Brand;
Doch bandigt er des Herzens Wellen,
Die hoch in Siegeshoffnung ſchwellen;
Er kühlt ſich den entflammten Sinn,
Klar, feſt und ſtille ſchaut er hin;

Er drückt — der Bügel mächtig klingt,
Lautſchwirrend ſich die Sehne ſchwingt,
Es ſauſt der Bolz — er hat getroffen!
Da ſtand mit weiter Spalte offen
Des Förſters Bolz, ihn ſchnitt in's Mark
Des Junglings Schuß gerecht und ſtark.

Der Herold tritt zum Scheibenhaus,
Er zieht die Bolze beid' heraus
Und legt ſie in des Grafen Hand,
Der ſtaunend ob dem Wunder ſtand.
Des Förſters Bolz war ganz zerſchmettert,
Gleich einer Roſe aufgeblättert,
Es ſaß darin der zweite Bolz
Feſt eingekeilt in's harte Holz,
Und war hinfort kein Zweifel dran,
Wer hier den Meiſterſchuß gethan.

Viertes Abenteuer.

Die Werbung.

Wenn Mädchen in des Abends Glanz
Beim Dorfesbrunnen ſtehn im Kranz,
Und plötzlich dann mit leichtem Fuß
Ein fremder hübſcher Burſche naht
Und grüßt die Schaar mit keckem Gruß
Und weiter wandert ſeinen Pfad:
Das gibt ein Summen und ein Fragen:
Wer mag er ſeyn? wo kam er her?
Wohin mag's ihn ſo eilig jagen,
Daß er mit uns nicht koſ'te mehr?
So ging durchs Volk ein laut Getöſe,
Die Jäger waren neidiſch böſe,
Die Mädchen aber laut mit Gunſt
Prieſen des Jünglings ſichre Kunſt.
Den Schützen grämte das nicht viel,
Er ſchritt die Bahn hindurch an's Ziel,
Beſah ſich wohl des Schuſſes Kern
Und ſtieg die Stufen auf zum Herrn.
Da ſtaunten Alle, daß er nicht
Das Knie zum Gruß dem Grafen bog;
Feſt blieb und klar ſein Augenlicht,
Sein wallend Haar im Winde flog.

Die Armbruſt gab ihm das Geleite,
So ſchaut' ein König er in's Weite
Als ob im Stolz auf ſeine Kunſt
Ihm eins ſey Ungunſt oder Gunſt.
Hoch ſaß im blitzenden Geſchmeide
Die Gräfin auf dem Thron von Seide;
Der küßt' in Ehrfurcht er die Hand,
Dann aber ging er leichtgewandt
Zur jungen Gräfin, die als Preis
Des Kampfes hielt ein Eichenreis.
O Schütz, wie iſt dein Stolz entflohen,
Da du in's Auge Der geblickt,
Wie ſchwand vom Antlitz Trotz und Drohen,
Seit Sie dir holden Gruß genickt,
Wie bogſt du willig da das Knie,
Das doch ſich beugen lernte nie;
Wie ſahn ſich ſtaunend Beide an,
Die ſchönſte Maid den ſchönſten Mann!
Sie wollten Beide Worte ſprechen
Und konnten nicht den Zauber brechen.
O ſchweiget, ſchweigt! Die große Stunde
Verſiegelt euch das Wort im Munde,
Euch ahnt die Seele, daß Verlangen
Auf ewig nun euch hält gefangen;
Sie weiß, daß nur in Thränenbächen
Ihr ſüßer Schmerz hervor mag brechen,
Daß nur das Blut aus Herzensgrunde,
Das in die Wangen ſiedend quillt,
Mit lautem Zeugniß gibt die Kunde
Der Flut, die innen überſchwillt;

Daß nur der Blitz aus hellem Auge
Zu gült'gem Liebeszeugen tauge.
Nicht kam die Minne dort, die kluge,
Die langſam reift in träger Zeit,
Sie kam geſtürzt in jähem Fluge
Als mächtige Nothwendigkeit.
Sie trat als Prieſterin herzu
Und fügte Herz und Hand im Nu:
Er hebt den Arm, den Kranz zu faſſen,
Sie will, verwirrt, nicht los ihn laſſen,
Bis Beider Hände ſich berühren:
Er will den Kranz zum Haupte führen
Und ahnt es nicht, daß er entzückt
Die Hand an ſeine Lippen drückt.
Da lodern ſeines Mundes Flammen
Ihr tief in's Herz mit ſüßem Brand,
Er aber ſchauert ſcheu zuſammen
Vom Kuß der marmorkühlen Hand.
So ruhn ſie zitternd, ſtockend Beide,
In banger Luſt, in ſel'gem Leide —
Ein Augenblick, ach kaum ſo viel,
Daß ſich entſchied ein Würfelſpiel,
Und doch genug, um für ein Leben
Zu ew'gem Schmerz ſich hinzugeben!

Er rafft ſich auf, und drückt den Kranz,
Den dunkeln, auf der Locken Glanz.
Ein Blick nur noch, Ein flücht'ger Gruß,
Dann ſchwankt er hin mit irrem Fuß —

Wohin? er weiß nicht Weg noch Ort!
Da weckt ihn auf des Grafen Wort,
Der ruft: nimm deinen Becher mit!
So wendet er den ſchwanken Schritt,
Und wie verwandelt kniet er hin
Vor ihn mit mildgeſchmolznem Sinn.
Er beugt mit ſüßem Wonnebeben
Sich Dem, der ihr verlieh das Leben.
Da ſprach der Graf mit mildem Ton:
Du haſt den Preis erkämpft, mein Sohn!
Ich biete mehr der Ehren dir:
Doch wer du biſt, das künde mir!

Der fremde Jüngling ſchweigt, doch bald
Stahlt ihn des Augenblicks Gewalt:
Ich heiße Otto, bin ein Schüß —
Zu was iſt mehr zu ſagen nüß?
Ich hab' euch einen Schuß gethan,
Es ſey genug, ſteht er euch an.
Zu was wollt ihr mich beſſer kennen?
Wohl möcht' ich guten Namen nennen,
Doch machte das nicht feſt mein Mark
Noch meines Bogens Bügel ſtark.
Ihr mögt den Stamm doch wohl vergeſſen,
Den Apfel nach dem Safte meſſen.

Du redeſt wohl! ſo ſprach der Graf:
Du biſt in Schuß und Rede brav;
Man braucht in's Aug dir nur zu ſchauen
Und wird auch ohne Wort dir trauen.

Wohlan, mein namenloſer Held,
Wenn's dir in Cleve wohlgefällt,
Sprich, willſt du ſeyn in meinem Solde?
Ich lohn' es reichlich dir mit Golde;
Zwei ſtarke Roſſe ſtell' ich dir
Sammt Zeug und Sattel, Zaum und Zier;
Ich gebe dir auch gut Gewand
Und frei zur Jagd mein weites Land.

Und Otto drauf: ich bin's bereit!
Bin zwar von Alters nicht gewohnt
An hartes Brod der Dienſtbarkeit,
Doch will ich ſehn, ob ſich's verlohnt.
Noch geſtern hatt' ich mich bedacht,
Doch guter Rath kommt über Nacht;
Die Freiheit iſt mir nicht zu theuer:
Hier meinen Handſchlag! ich bin euer.

So recht, mein Sohn! nun kniee nieder
Und ſteh mir auf als Dienſtmann wieder!
Noch wallt im Wind dein langes Haar,
Das iſt nur freien Mannes Sitte:
Du trittſt nun zu der Diener Schaar,
Es falle denn vor ſcharfem Schnitte!

Da ſpringt der Jüngling auf, entſetzt,
Vom ſtrengen Spruche ſchwer verletzt.
Schon flammt ein rauhes Wort heraus,
Schon hebt er ſich zum flücht'gen Lauf —
Da ſchaut die Jungfrau ſcheu herüber,
Das Blut tritt ſtockend ihr zurück,

Die Lippe zuckt, ihr Blick wird trüber,
Als ſagte ſie Lebwohl dem Glück.
Es ſcheint der ſtumme Mund zu fragen:
Iſt's denn ſo ſchwer, dem Stolz entſagen?
Ich gab' um dich mein junges Leben —
Du willſt mir keine Locke geben? —
Und er verſtand den Blick! den Sieg
Gewann die Lieb' in dieſem Krieg.
Er wendet's raſch zum Scherz und ſpricht:
Ich ſeh', es geht nun anders nicht.
Sie hatten gerne mir geſchoren
Mein Haupt bis über beide Ohren;
Dem bin ich eben erſt entlaufen
Und muß mein Haar nun doch verkaufen.
Friſch denn herunter mit den Fachſen,
Sie werden um ſo länger wachſen!

Nun winkt der Graf den Förſter her:
Der zieht den Dolch von Stahle ſchwer,
Wie er zu manchem Jagdbedarf
Im Gurt ihn blinkend trug und ſcharf.
Er faßt die langen goldnen Locken
Zuſammen in gewalt'gen Flocken,
Und nun mit kurzem raſchem Zug
Nimmt er ſie vorn hinweg im Flug,
Daß auf der Stirn der reiche Schwall
Hinſank in unbarmherzigem Fall,
Doch an den Schlaſen beiderſeiten
Sich lange Locken zierlich breiten,
Und leiſe ſprach der ernſte Mann

Den neugeworbnen Schützen an:
Mein junger Herr, ich ſeh' es gut,
Ihr ſeyd nicht aus gemeinem Blut.
Dieß Haar litt nie von Knechtesſchnitte,
Die goldne Kette zeugt es klar
Sammt eurer edeln Ritterſitte,
Daß euer Ahn von Adel war.
Ihr tretet nun in ſchwere Pflicht:
Verſchmaht des Förſters Freundſchaft nicht.
Ich hab' euch lieb um dieſen Schuß,
Bei Andern wirbt er euch Verdruß.
Braucht ihr einmal getreuen Muth,
Verſchwiegnen Mund, verſtand'gen Rath,
So kommt zu mir, ihr junges Blut,
Ihr findet Hülf' und kühne That.
Und wenn Euch Einer widerſtrebt,
Denkt, daß der alte Hugo lebt!

Er trat zurück. Des Jünglings Herz
Erbebte gleich in Luſt und Schmerz.
Sah er geſchandet ſeine Locken,
Wohl mochte dann ſein Herzblut ſtocken:
Doch dacht' er auch mit Stolz daran,
Daß er den ſchönſten Schmuck im Leben,
Den nur ein Freier bringen kann,
Für ihre Nahe hingegeben.
Die ſtolze Freiheit wich der Minne,
Er ging hinweg mit hohem Sinne.
In Forſt und Hofesdienſt fortan
War er des Grafen Dietrich Mann.

Fünftes Abenteuer.

Liebesnacht.

Kennt ihr der Nacht geheimes Beben,
Das flüſternd durch die Blätter rauſcht?
Wenn ſtill der Schöpfung innig Leben
In Luſt ſich ſenkt und Liebe tauſcht.
Um Liebe fleht aus kalten Mauern
Der Unke glockenheller Laut,
Der Nachtigallen Klagen ſchauern
Vom Buſch herauf ſo heiß und traut;
Es ſtößt das Waſſerhuhn im Schilfe
Den Sehnſuchtslaut aus heller Bruſt.
Des Abends leichtbeſchwingter Silfe
Sucht die Genoſſin ſeiner Luſt.
Es eint der lichtdurchſtrahlte Käfer
Dem glüh'nden Würmchen ſeinen Glanz,
Und ſelbſt den Schlaf durchwebt dem Schläfer
Der Traum mit buntem Liebeskranz.
Denn auch des Menſchen tief Gemüthe
Wird von der ſchwülen Nacht geweckt
Und duftet auf gleich dunkler Blüthe,
Wenn keuſch die Nacht ſein Sehnen deckt.

Dann klingen aus des Sangers Munde
Die höchſte Luſt, der ſtillſte Schmerz,
Und offen ſchließt der nacht'gen Stunde
Das Weib ſein tiefgeheimſtes Herz.
Was ſtreng der wache Tag geſchieden,
Was ſcharfe Satzung herb getrennt,
Die Nacht vereint's im ſüßen Frieden,
Die nur das Recht der Minne kennt.

Dicht unter hohen Schloſſes Warten
Liegt mondbeſtrahlt des Grafen Garten.
Viel Blumen drin von fremder Art
Verſpenden Düfte ſtark und zart.
Tief unten liegen kuhle Lauben
Durchgirrt von ſanften Turteltauben;
Es ſenken Stufen ſich zum Rhein,
Der rauſcht mit leiſem Plätſchern drein.
Dort bei der Harfe ſitzt und wacht
Schön Elsbeth um die Mitternacht.
Es ſchweben mild die weichen Töne
Durch Mondenlicht den Strom entlang,
Bald wie der Geiſter bang Geſtöhne,
Bald wie verlorner Sphärenklang.
Herr Walther von der Vogelweide,
Und Wolfram du von Eſchenbach,
Von euerm Jubel, euerm Leide
Klingt in die Gruft das Lied euch nach.
Wie Lurlei auf der Felſenbrüſtung
In ihrer Schönheit grauſer Rüſtung

Die Schiffer zu den Klippen lenkt
Und kühl in naſſe Gruft verſenkt:
So ſcholl in Elsbeths lichten Klangen
Mit wildem Gram die eigne Qual,
Als lüde ſie mit Zauberſangen
Den Liebſten mit in's Todesthal.
Zuletzt mit tiefſten Tönen leiſe
Sang ſie ein Lied, das ſie erfand,
In das nach alter Klageweiſe
Sie all die grauſen Schmerzen wand:

Grünt der Wald und röthet ſich die Heide,
Winter floh mit ſeinem Flimmerkleide,
An der Halde ſchmolz der Schnee.
Wo die wilden Vöglein lockend ſchlagen
Geht des Königs Kind mit leiſen Klagen:
Blaue Blumen, rother Klee,
Blüht nicht mehr, mein Herz iſt allzu weh!

Laß mich weinen, traute Waldesſtille,
Hold iſt mir des lock'gen Knappen Wille,
Und ich weiß nicht, wie's ergeh':
Zu dem Armen neigt ſich mir die Seele,
Weh was frommt, daß ich mir's ſelber hehle!
Blaue Blumen, rother Klee,
Blüht nicht mehr, mein Herz iſt allzu weh!

Da ſcholl's vom Rhein zu ihrem Ohr,
Der Zither Klang kam hell empor;

Es wiegte ſich im leichten Kahn
Dort Otto auf der Spiegelbahn.
Schnell faßt' er künſtlich Wort und Weiſe
Und ſang in gleichen Zeilen leiſe:

Kam der Knabe durch den Tann gezogen,
Jagte ſchweifend mit dem Pfeil und Bogen
Nach des Waldes ſchlankem Reh.
Sieht die Maid er, naht ſich bang und ſchweigend,
Und er ſeufzt, das Knie zur Erde neigend:
Blaue Blumen, rother Klee,
Blüht nicht mehr, mein Herz iſt allzu weh!

Rings von Minne ſchlagen Nachtigallen,
Minne löſcht in kühlen Schattenhallen
Aller Sehnſucht brennend Weh.
Locken dich in deiner ſtolzen Strenge
Nicht des Glückes jauchzende Geſänge?
Blaue Blumen, rother Klee,
Blüht nicht mehr, mein Herz iſt allzu weh!

Eine Hütte weiß ich tief im Walde,
Rehe graſen dort an grüner Halde,
Fiſchlein ſchwimmen tief im See.
Heimlich wird die Quelle dort uns tränken,
Und der Wald ein dichtes Dach uns ſchenken —
Blaue Blumen, rother Klee,
Blüht nicht mehr, mein Herz iſt allzu weh!

Und Otto ſchwieg, der Ton verklang,
Doch zürnend ſcholl der Maid Geſang:

Stolzer Knabe! frevelnd will dein Minnen
Raub an deines Königs Kind beginnen!
Fleuch, daß ich dich nimmer ſeh'!
Trug ich ſtill dich im verzagten Herzen,
Trag' ich ewig nun der Trennung Schmerzen.
Blaue Blumen, rother Klee,
Blüht nicht mehr, mein Herz iſt allzu weh!

Und wie die Maid den Ton geendet,
Erhebt ſie ſtolz ſich aus der Ruh'
Und ungebrochnen Muthes wendet
Den Schritt ſie raſch dem Schloſſe zu.
Doch Otto in verzagtem Schmerz
Riß wild die Zither an ſein Herz,
Daß ihren ſcharfgeſpannten Saiten
Des Jammers Töne bang entgleiten.
Er wirft ſie grimmig in den Nachen
Und faßt das Ruder zorngemuth,
Und reißt es, daß die Balken krachen
Und kochend ſchaumt die dunkle Flut.
Dort in des Nachtwinds Schmeichelweben
Hoch auf dem düſtern Mauerrand
Sieht er hinweg die Holde ſchweben
Im mondenhellen Lichtgewand.
So lang er noch ihr Bildniß ſchaute,
Quoll Luſt ihm tief aus bangem Gram;
Doch als verſchwunden war die Traute,
Verzagen bald ihn überkam.

Wie wenn des Stromes Flut ſich hebt
Und rauſchend auf zum Felſen ſtrebt,
Doch bald mit lautem Donnerhalle
Zur Tiefe bricht in jahem Falle:
So tobt auch er. Er weiß es, ach,
Daß ſie auch brennt in gleichen Gluten;
Das ſprudelt wild in ihm, doch jach
Verſprühen auch die raſchen Fluten:
Denn ſcheuchte ſie mit ſcharfem Wort
Nicht mitleidslos den Armen fort?
Er ſchaute nicht des Mondes Glanz,
Der jede aufgehüpfte Welle
Bekrönte mild mit goldnem Kranz
Und Netze ſpann aus Strahlenhelle;
Verloren war ihm alle Pracht
Der zaubermächt'gen Sommernacht.
Der Kahn treibt langſam am Gelande,
Ihn kümmert nicht mehr Fahrt noch Strich,
Er legt ſein Haupt in beide Hände
Und ſchluchzt und weinet bitterlich.
Da kommt ein Lüftchen leis geflogen,
Umſpült ihm kühl die heiße Stirn,
Ein Seufzer, den ſie eingeſogen
Auf ihres Schloſſes hoher Firn,
Wo ſie am offnen Fenſter ſtand
Und nach dem fernen Nachen blickte
Und zu ihm über Strom und Land
Sehnſücht'gen Gruß zu Nacht noch ſchickte —
Sie ſelber, ach ſo tief betrübt,
Weil ſie ſolch hart Gericht geübt!

Ihr Odem quillt zu ihm heran,
Zerſprengt der Schmerzen dumpfen Bann
Und löst den Gram in Wehmuth auf;
Die bricht heraus in mächt'gem Lauf,
Und in der wilden Thränen Luſt
Verſtrömt die übervolle Bruſt.

Sechstes Abenteuer.

Der Verrath

O Welt, wie biſt du ungerecht,
Du kalt und liebeleer Geſchlecht!
Selbſt zahlt die Lieb' ihr Glühn mit Leiden.
Den ſüßen Kuß mit herberm Scheiden,
Und in dem höchſten Luſtumfangen
Preßt ſie noch Thränen auf die Wangen.
Doch du, o Welt, erbarmſt dich nicht,
Ziehſt ſcheue Minne rauh an's Licht,
Umlauerſt die vertrauten Lauben,
Wo ſich ſo hold die Küſſe rauben.
Du reißeſt fort den zarten Schleier,
Der mild verhüllt der Liebe Feier;
Verläumdung ſchilt mit gift'gem Mund
Der Herzen heiligtreuſten Bund.
Es reift die neid'ſche Eiferſucht
Aus Lebensblüthen Todesfrucht;
Und tückiſch ſchleicht zu Nacht Verrath
Und ſät mit Luſt des Argwohns Saat.

Es war ein Jager an dem Hofe,
Deß arges Weib war Elsbeths Zofe.

Ein kecker Burſch aus niederm Blut;
Doch wilder Leichtſinn trieb ihn frühe
Aus ſeines Vaters ſtrenger Hut,
Denn Arbeit war ihm Plag' und Mühe.
Er ſtreifte weit durch manches Land,
Und ſchlief an fremden Herdes Feuer,
Es warb ihm Brod die eigne Hand
Mit Wildesraub und Abenteuer.
Doch ſcharf war ſeines Auges Kraft,
Stark ward die Hand am Speeresſchaft,
Gewalt und Liſt in argem Bund
Umſpielten ihm den kecken Mund,
Und auf verſtohlnen Liebeswegen
Kam leichten Dirnen er gelegen.
Aus manchem Lande ſchon vertrieben,
War er zuletzt noch hangen blieben
Nach langer Fahrt im Clevergau;
Er warb die Dienerin zur Frau,
Des Bogens vielgeübte Kunſt
Verdient' ihm bald des Grafen Gunſt;
Doch wandt' er ſeinen niedern Sinn
Noch ſtets auf Tück' und Schaden hin,
Denn nie gewinnt ein Sklavenblut
Des Freigebornen kühnen Muth,
Der hingeht ſtolz auf eignen Pfaden
Und nimmer ſinnt auf Andrer Schaden.
Lang lebte Ebbo ſo, und oft
Hatt' er auf Schützenpreis gehofft;
Auch dießmal bei dem Schützenfeſte
Nächſt Hugo's war ſein Schuß der beſte

Und mocht' ihm wohl beim Graſen frommen,
Wär' ihm nicht Otto vorgekommen.
Nun aber ſah er Otto's Ehren
In Wald und Burg ſich taglich mehren.
Er traf zuerſt des Wildes Spur,
Eins war ihm Reiger oder Ur,
Sein Bolz war ſicher nah und fern;
Drum ritt er ſtets zunachſt dem Herrn.
Ihm war der Graf vor Allen hold,
Er ſtand in Gunſt und hohem Sold,
Er war's auch, den die ſchönſten Damen
Am liebſten ſich zum Marſchalk nahmen.
Denn wie er ſtark war in der Fehde,
So hold und traut war ſeine Rede.
Und ſtand er Abends am Balkone
So recht in frohem Selbſtvertrauen,
Dann lockten oft zu ſüßem Lohne
Ihn glüh'nde Blicke holder Frauen:
Doch kam von ihm kein Minneglück,
Nur ſtrenger ſtolzer Gruß zurück.
Oft rief ihn auch der Graf zum Kreiſe
Der edeln Gäſte in den Saal,
Dann ſang er holde Minneweiſe,
Die mild ihm Aller Herzen ſtahl.
Denn wer zu ſtarkem Schwert und Arme
Des Liedes zarte Künſte fügt,
Hoch hebt ſich der aus niederm Schwarme,
Den rohes Wort um Gunſt betrügt.
In ſolchen Stunden wob ſich leiſe
Ein Band von Ton und Liedesweiſe

Um ihn und Elsbeth, wenn ſie Beide
Die Stimmen in einander ſchlangen,
Und in des Dichters Luſt und Leide
Die Herzen traut zuſammenklangen.
Und ſchritt dann Otto ſiegsbewußt
Zum Saal hinaus mit ſtiller Luſt,
Und war der Geiſt ihm aufgeſchloſſen
Und klang von ſel'gen Tönen nach:
Dann kam's wohl, daß zu den Genoſſen
Er ſcharfe ſtolze Worte ſprach.
Ha wie dann oft in Ebbo kochte
Der Groll, den er nicht bannen mochte!
Wie er in tiefempörtem Blut
Nach Hauſe trug verbißne Wuth,
Mit argem Weib der arge Mann
Verzweifelt gift'ge Ranke ſpann!

Nun bei des Morgens goldnem Licht
Glänzt auch ſein grimmig Angeſicht.
Ein Zeugniß hat ſein Weib entdeckt,
Das ſeinen Gegner niederſtreckt.
Zum Grafen geht ſein haſtiger Lauf:
Der hub ſich kaum vom Lager auf
Und ſaß mit ſeinem Ehgemahl
Beim Imbiß auf dem Ritterſaal.
Herein tritt Ebbo, und nach Pflicht
Ehrfürchtig neigt er ſich und ſpricht:

Geſtrenger Herr, vieledle Frau!
Ihr kennt mein eifrig fromm Gemüthe

Stets dient' ich treu euch und genau,
Drum tragt ihr längſt mir hohe Güte.
Eu'r Gut iſt mir als wär's mein Eigen,
Und eure Würde hoch und hehr:
Und doch wie gerne möcht' ich ſchweigen,
Wie drückt des Redens Pflicht mich ſchwer!
Gehäſſig iſt des Klägers Amt,
Auch wenn's aus frommem Buſen ſtammt.

Und zornig fährt der Graf ihn an:
Ei, mach' es kurz! ſo ziemt's dem Mann.
Laß mir die Katzenſchwänze fort
Und ſprich's heraus mit knappem Wort!

Ihr wollt es, Herr — ſo ſag' ich's euch:
Mein Weib erſah's beim Monde klar,
Es barg des Gartens dicht Geſträuch
Heut Nacht ein koſend Liebespaar.
Das Mädchen ſang von Minne Lieder,
Der Jüngling gab ſie ſchmelzend wieder.
Das Mädchen war eu'r einzig Kind —
Der Burſch war Otto, der ſie minnt.

Da hebt der Graf ſich ſtolz vom Sitz,
Und weiten Schritts, der mächtig dröhnt,
Zu Ebbo tritt er, und der Blitz
Aus ſeinem Aug den Späher höhnt;
Er faßt ihn vornen am Gewand
Mit ſeiner ſchweren Eiſenhand
Und ſpricht: vor jedem böſen Gaſt
Sind mir die Merker arg verhaßt.

Dich, Ebbo, dingt' ich mir als Schütz,
Zu ſolchem Dienſt halt' ich dich nütz;
Doch zu der Tochter Ehrenwächter
Dient mir kein Mann wie du, ein Schlechter!
Denn ſchlecht fürwahr iſt der Gefährte,
Der den Genoſſen gern entehrte!
Der Otto iſt ein treuer Mann,
Wie ich noch beſſern nie gewann.
Mein Kind iſt mein, mein hohes Blut,
Sie ſelber ihrer Ehren Hut:
Du aber als ein ſchnöder Knecht
Haſt ſie zu läſtern dich erfrecht,
Weil ſie mit kindlich froher Bruſt
Sich gerne ſenkt in Liebesluſt.
Drum merke dir's: dein arger Sinn
Bringt dießmal noch nicht Ungewinn;
Doch wagſt du je noch ſolch ein Wort,
So rüſt' ich dir wohl ſtillern Ort!
Für heute magſt du dich bereiten,
Du ſollſt in's Reich mir Botſchaft reiten,
Daß Otto, frei von deinen Tücken,
Mein Kind nach Laune mag berücken.

Er ſprach's, und zähneknirſchend ſchlich
Ebbo zu ſeinem Weibe ſich,
Und Otto wuchs in hoher Gnade
Und ging noch kühner ſeine Pfade.

Doch anders als des Vaters Wille
Lenkt eine Mutter die Gedanken.

Die Gräfin überlegt's in Stille,
Wie leicht des Weibes Sinne ſchwanken.
Denn ſie empfand im eignen Herzen,
Daß, ob auch ſtets die Ehre ſiegt,
Die Liebe oft mit grauſen Schmerzen
Der Ehre feſte Burg bekriegt.
Sie fühlte Otto's Zaubermacht
Und ahnte leiſe die Gefahren,
Die eine Mutter klugbedacht
Der Tochter gerne mag erſparen.
Auch hegt der zarte Sinn der Frauen
Nicht wie der Mann ein feſt Vertrauen:
Sie meſſen nach der eignen Kraft
Der andern Frauen Leidenſchaft.
Die Gräfin war beſorgt und klug:
Umſonſt war's ganz die Gunſt zu wenden,
Die ihr Gemahl zu Otto trug;
Nicht haſtig ließ ſich Alles enden.
Drum fügte ſie's mit ſtiller Liſt,
Daß ihre Tochter nicht allein
Zu keiner Nacht- und Tagesfriſt
Mit Otto mochte ferner ſeyn.
Mit manchem Dienſt und Jagdgeheiß
Hielt Otto ſie vom Hofe ferne;
Zwar blieb beim Grafen er im Preis,
Der ritt mit ihm auf's Jagen gerne;
Nur nicht mehr in des Hofes Kreiſe
Sang Otto nach gewohnter Weiſe,
Und ſelten im Vorübergehn
Mocht' er die Heißgeliebte ſehn.

Doch nimmer brennt die Lava ſchwächer,
Die eingekeilt im Felſen ſchwillt!
Sie kocht, bis des Vulkanes Becher
Im Flammenſtrom ſie überquillt.
So wuchs zu mächt'gem Sehnſuchtstriebe
In Beiden die verſchloßne Liebe —
Arm Mutterherz, nun wahre dich;
Es racht ſich Liebe fürchterlich!

Siebentes Abenteuer.

Die Jagd.

O edles Waidwerk, hoch im Preiſe!
Durch Flur und Eichenforſt und Tann
Lockſt du aus täglichem Geleiſe
Zur kühnen That hinaus den Mann.
Es prangt der Wald in bunter Schöne,
Wie eine neue reiche Welt,
Es gibt das Horn die muntern Töne,
Und froh die wilde Meute bellt.
Da blitzt des Greiſen Aug' im Feuer,
Sein Arm wird Stahl am ſchweren Schaft,
Und in Gefahr und Abenteuer
Erneut ſich ihm die Jugendkraft.
Es richtet ſich des Jünglings Seele
Geſammelt auf das Eine Ziel:
Sey's Leid, ſey's Freude, was ſie quäle,
Vergeſſen wird's im kühnen Spiel.
Der Wildniß Thier mit Mordgelüſte
Und die Gefahr iſt nimmer weit:
Drum ziemt ihm, daß er ſtets ſich rüſte
Mit männlicher Beſonnenheit.

Doch aus den windbewegten Zweigen
Rauſcht mild ihm zu des Waldes Geiſt,
Der ihn im tiefen grünen Schweigen
Von Mannestugend unterweist.
Was er gelitten und genoſſen,
Es zeigt ſich dämmernd nur von fern;
Die bunte Welt iſt zugeſchloſſen,
Er fühlt ſich ſeines Schickſals Herrn.
Er ſpürt, wie neu der Becher mundet,
Wie drinnen ihm das Herz geſundet,
Wie klein die Welt, die ihn verſehrt,
Wie groß Natur, die ihn ernährt.

Es war im Frühherbſt, kühl der Morgen,
Da regt' es ſich im Hofesraum.
Der Herrſchaft und des Alters Sorgen
Warf ab der Graf gleich böſem Traum.
Ein großes Jagen war beſtellt,
Rings regt' es ſich im weiten Feld;
Den raſchen Boten war befohlen,
Die Schützen rings herbeizuholen.
Es war ein wunderklarer Tag,
Wie nur ein Waidmann wünſchen mag:
Drum ſchimmerte mit voller Pracht
Des Grafenhofes ſtolze Macht.
Gleich einem Bergſtrom laut ergoß
Durch's Thor der Burg ſich bunter Troß.
Das junge Volk der Nimmermüden
Voran mit enggeſchloßnen Rüden,

Die gieren Augs mit bloßen Fangen
Die Führer raſtlos vorwarts drängen.
Dann folgt berittner Schützen Schaar
In knappem Jagdkleid, Paar bei Paar.
Die blieſen muntre Melodei'n
In kühle Morgenluft hinein,
Daß ihre Roſſ' in gleichem Gang
Wie tanzend flogen thalentlang
Auch Köche fehlten nicht im Zug,
Die trugen Brod und Wein genug.
Zuletzt noch Drei den Schwarm beſchloſſen,
Beritten auf den ſchmuckſten Roſſen.
Herr Dietrich ſaß auf ſchwarzem Hengſt,
Den er zum Dienſt gebandigt längſt;
Ein mächtig Thier voll Muth und Feuer
Mit weiten Nüſtern, Mähnen wild,
Ein Blick, als wär' es nicht geheuer,
Wohl gar ein ſchwarzes Koboldbild.
Er ſelbſt im braunen Elennskoller,
Der willig ſich den Gliedern ſchmiegt;
Sein Haupt war hoch, ſein Wuchs war voller,
Wie er ſo ſtolz ſein Roß beſiegt;
Denn fügſam ſeiner Meiſterſchaft
Bog ſich des Thieres wilde Kraft.
Zaum hielt und Armbruſt er in Händen;
Der kurze Dolch zu ſeinen Lenden,
Am Sattel in geſtickter Litze
Der Spieß mit ſcharfgeſtählter Spitze.
Es war der alte Herre in Grauen
Wie Dieterich von Bern zu ſchauen,

Der Nachts auf ſchwarzem Geiſterroß
Anführt des wilden Heeres Troß.
Daneben ritt ſein Töchterlein
Auf einem Zelter raſch und fein,
Der weit ausſchritt in ſchlanker Haſt,
Als wär' er ſtolz der ſchönen Laſt.
Weiß war er ganz, ein leichter Traber
Vom edeln Blute der Araber;
Sein Ahn ward einſt aus Morgenland
Von einem Kreuzesmann geſandt.
Leicht hub ſein Haupt er, drauf mit Nicken
Die Reiherbüſche Grüße ſchicken.
Das Fräulein trug ein lang Gewand
Von blauer Seide, golddurchwirkt;
Auf ihrer Stirn ein köſtlich Band
Hielt ihrer Locken Schwall umzirkt,
Daß wie auf Marmor die Rubinen
Gleich hellen Blutestropfen ſchienen.
Darüber ſchmuck der kleine Hut,
Drauf ſich in demantsklarer Glut
Gefaßt die weißen Federn wiegen
Und leicht im Morgenwinde fliegen.
Sie hielt den Speer in ihrer Rechten,
Gleich einer Kriegerin zum Fechten;
Doch auf der zarten linken Hand
Verhüllten Haupts der Falke ſtand.
Der hatte ſeine ſcharfen Klauen
Im Lederhandſchuh eingehauen,
Und in der Schellen hell Geläute
Schrie laut er nach der nahen Beute.

Zur Seiten ihr im gleichen Schritt
Der ſchöne junge Otto ritt;
Der bot den Speer und hielt den Bügel
Und führt' ihr Roß am langen Zügel.
O könnt' ich euch im Bilde zeigen
Die wunderholden ſüßen Zwei,
Ihr würdet euch in Staunen neigen
Vor reinſter Schönheit Konterfei.
Denn nie erſcheint ſo hold das Weib,
Als an des ſchönen Mannes Seite,
Und auch des Jünglings reiner Leib
Verklärt ſich in der Frau'n Geleite;
Drum ſchafft die Lieb' — ich ſag' es frei
Daß Beides gern beiſammen ſey.
Er ritt im kurzen Schützenkleid;
Ihm war die Dienertracht nicht leid,
Denn durch die knappgeſchloßne Hülle
Brach ſpielend vor der Glieder Fülle.
Zwei Federn ſchlicht auf grünem Hut,
Das ſteht dem wilden Waidmann gut,
Und wiſſen's wohl die hübſchen Frauen,
Warum ſo gern ſie Jäger ſchauen.
Auch ihm ſaß auf der linken Hand
Ein ſchwarzer Falk am kurzen Band.
Er ritt auf lichtem braunem Roß,
Dem weiß und glatt die Mähne floß;
Das hatt' er heute mit Bedacht,
Weil er mit Elsbeth ritt zur Jagd,
Vor allen andern ausgeſucht,
Um ſie mit Aengſten nicht zu kranken;

Es war von guter ſpaniſcher Zucht,
Doch fromm und ſanft, und leicht zu lenken.
So ritten nun in ſanftem Trab
Die Drei in's ebne Thal hinab.

Dort unten eilt der Förſter her,
Der aus dem ſtillen Waldesgrunde
Sich aufgerafft in Waffen ſchwer,
Sammt ſeinem wohlerprobten Hunde.
Der meldet gute Botſchaft bald:
Herr Graf, es liegt im Birkenwald
Drei Tage ſchon ein Auerſtier,
Zwölfjährig, ein gewaltig Thier,
Der von den fernen Höh'n gekommen
Und die Moräſte überſchwommen.
Schon geſtern kam er mir zum Schuß,
Sein Lager hatt' ich ausgeſpürt;
Ich ließ ihn ziehn, zwar mit Verdruß,
Weil ſolch ein Fang für euch gebührt.
Laßt ab von Sauen nun und Hirſchen,
Befehlt das ſeltne Wild zu pirſchen.

Laut jauchzend hören Alle zu,
Es winkt der Graf, und ſchon im Nu
Vertheilen ſich auf flücht'gen Roſſen
Nach Hugo's Ordnung die Genoſſen.
Die großen Doggen ſind befreit
Und ſuchen Fährte weit und breit.
Der Graf ſpringt ab von ſeinem Roß,
Beſieht die Sehne am Geſchoß,

Befühlt des Speeres kantige Spitze
Und prüſt, ob feſt der Stegreif ſitze;
Dann ſchnallt er neu des Sattels Riemen
Denn Vorſicht will dem Jager ziemen
Dem Feind genuber, der ihm Tod
Mit ungefüger Starke droht.
Nun ſchwingt er leicht ſich wieder auf,
Verſucht ſein Roß in Schritt und Lauf,
Und wie er Alles gut erfand,
Spricht er, zu Elsbeth hingewandt:

Mein Kind, die Jagd des Urs iſt, traun,
Kurzweile nicht für zarte Frau'n.
Such' dir für heut ein zahmer Wild,
Dort reit' hinab in's Blachgefild,
Wo ſich im Holz zu beiden Seiten
Fiſchreich die tiefen Teiche breiten;
Deß haſt du beſſeren Gewinn,
Den Falken trägſt du ohnehin:
Viel Reiher triffſt du ſicher dort;
Nimm Otto mit, der weiß den Ort.
Dem geb' ich dich in treue Hut,
Er iſt vor Andern klug und gut.

Schon riß ihn fort ſein ſchnaubend Roß.
Doch Elsbeths Wangen übergoß
Die bange Scham, als ſie nun gar
Mit dem Geliebten einſam war.
Doch baut des edeln Weibes Güte
Feſt auf des Mannes rein Gemüthe,

Und ſieht's dem klaren Auge an,
Ob Einer ſey ein rechter Mann.
Drum, wie er ſeinen Dienſt ihr bot,
Bald dämpfte ſie das flücht'ge Roth.
Auch er, vom Glücke übervoll,
Zwang doch ſein Herz, ſo hoch es ſchwoll;
Denn das Vertrauen ſeines Herrn
Hielt jede kühne Rede fern.
Wie oft hat er in Sehnſuchtsſchmerzen
Sich ſolche Einſamkeit erfleht!
Nun, da der Wunſch erfüllt dem Herzen,
Sein Wollen plötzlich ſtille ſteht,
Und zwiſchen ſeine Glutgedanken
Zog heil'ge Sitte ſcharfe Schranken.
Er ritt ſo fern von ihrem Saum,
Als ihm der Weg nur gönnte Raum:
Der er ſich ganz in Minne weihte,
Als Knecht nur gab er ihr Geleite.

Achtes Abenteuer.

Die Reiherbeize

Den ſtillen Fluten bin ich hold,
Die mitten in des Waldes Düſter
Licht glanzen von des Mittags Gold,
Umrauſcht vom leiſen Schilfgeflüſter.
Am Grund, wohin die Sonne klar
Die grüngebrochnen Stralen ſpendet,
Sproßt eine volle Pflanzenſchaar,
Die Blatt und Blumen aufwärts ſendet.
Am dünnen ſchlangengleichen Stiel
Schwankt bleich die milde Waſſerroſe,
Sie iſt der Fluten lieblich Spiel,
Die ſchaukeln ſie im Windgekoſe.
Tief bei der Pflanzenwurzeln Nacht,
Da iſt der Fiſche kühle Wohnung;
Doch taucht der Reiher mit Bedacht
Hinab und würgt ſie ohne Schonung,
Bis ihn des Falken Schlachtruf ſchreckt
Und aufjagt von der leckern Speiſe,
Der drohend ſeine Fänge reckt
Und ihn umſchwebt in ſcharfem Kreiſe.

Solch Bild der Wildniß ſchaut' ich viel,
Der Reiher lebt und ſein Verderber;
Doch ach, vorbei das Federſpiel,
Vorbei die Jagd mit Falk und Sperber,
Und traurig rauſcht der Wald die Frage:
Wo blieben ſie, die frohen Tage?

Schön Elsbeth mit dem Schützen ritt
In's Thal hinab mit leiſem Schritt.
Schon witterten den Waſſerduft
Die Falken, gierig nach dem Raube,
Und ſchrien wild nach Licht und Luft,
Laut ſchüttelnd die verhaßte Haube.
Schon zeigte ſich des Waidwerks Ziel;
Der kleinen Waſſervögel viel
Verkrochen ſich im Schilf am Weiher.
Doch ſtehen blieb ein ſtarker Reiher,
Der ſchaute trotzig und verwegen
Des Feindes Angriffsſtoß entgegen.
Schön Elsbeth löſt des Falken Band,
Er reckte ſich auf ihrer Hand,
Und ſträubte zornig ſein Gefieder;
Doch duckt er ſich gehorſam wieder.
Nun aber hub ſie auf den Hut,
Da ſchwang der Vogel ſeine Schellen
Und ſtürmte hoch mit wildem Muth
Und ließ den Jubelruf ergellen.
Schnell faßt ſein ſcharfes Aug den Feind,
Der ſeinem Groll zu trotzen ſcheint;

Faſt naht er ihm in jähem Lauf,
Da ſchwingt der Reiher raſch ſich auf
Und beut mit ſtarken Flügelſchlagen
Dem Gegner ſeine Bruſt entgegen.
Nun ſtrebt ein Jeder obzuſiegen
Und will den Andern überfliegen,
Und Beide wild mit Pfeilesſchnelle
Erheben ſich zur Sonnenhelle.
Der Reiher ſtellt ſich unbehut,
Da ſtößt bebend auf ihn der Falk —
Drauf harrte längſt mit tück'ſchem Muth
Der wohlerfahrne arge Schalk.
Schnell reckt er vor den ſpitzen Schnabel
Und ſpießt den Falken auf die Gabel.
Recht mitten brach die Bruſt entzwei,
Er endete mit kurzem Schrei
Und fiel mit ſchwirrendem Gefieder
Zu ſeiner Herrin Füßen nieder.
Der Reiher aber im Triumph
Sah nieder auf des Feindes Rumpf,
Und ſchwang in blinder Siegesluſt
Die weiten Kreiſe ſtolzbewußt.
Da ward vom Tod er doch ereilt;
Denn Otto hat ſchon unverweilt
Auch ſeinen Falken losgebunden,
Den beſten, den man je gefunden.
Den hatt' er nach der Kunſt gelehrt,
Wie man des Reihers Waffen wehrt,
Und nun im rechten Augenblick
Zog er die Haub' ihm vom Genick.

So rauſcht' er auf: im weiten Kreis
Umzog den Sieger er mit Fleiß,
Mit manchem trügeriſchen Stoß
Macht' er ihn kühn und ſorgenlos,
Als wär' zu bang er, bei dem Nacken
Den ſtarken Gegner anzupacken.
Zuletzt, da ſchon der Reiher träg,
Hub er ſich über ihn, und ſchräg
Schoß er zum Halſe links hernieder.
Weit ſtob des Vogels weiß Gefieder,
Und nun im wilden Todeskampfe
Mit gellem Schrei und grimmem Krampfe
Strebt fort des Wunden matter Flug,
Der oft im Flattern überſchlug.
Doch mit des Schnabels ſpitzem Zahn
Hielt ſich der Falke grimmig an,
Indeß die Schenkel ſtark von Fangen
Sich in des Gegners Seiten drangen.
So ließ er ſich entlang dem Weiher
Fortſchleppen von dem matten Reiher.

Raſch ritt ſchon Otto Beiden nach
Und ſpähte nach des Vogels Falle.
Da — rechts von ihm ein jäher Krach!
Die junge Fichte ſprang mit Knalle,
Durch dicht Geheg in ſchneller Flucht
Brach eines Ungeheuers Wucht:
Es war der Auerſtier! Mit Macht
War er vorbei geſtürmt der Jagd

Und wollte durch das tieſe Moor
Zum hohen Bergeskamm empor,
Von wo er ſich zu ſeinem Schaden
Beim niedern Waid zu Gaſt geladen.
Nun ſchoß er mit gewalt'gem Satz
Hervor auf offnen Wieſenplatz,
Ein Sohn der Hölle ſchwarz und wild,
Unbänd'ger Kraft ein ſchaurig Bild.
Dumpf drang aus ſeiner Bruſt die Stimme,
Er ſchnaubte wild im Rachegrimme,
Denn aus den Seiten grauſig floß
Ihm Schweiß von Speeren und Geſchoß;
Die Klauen troffen ihm vom Blute
Der Hunde, die er niederwarf,
Wenn ſie mit allzu keckem Muthe
Begegneten dem Horne ſcharf.
Und als die Gegner er erſchaut,
Die neuen Feinde, auf dem Plan,
Rollt' er den Schweif und brüllte laut
Und ſtierte glaſigen Augs ſie an.
Doch Elsbeths bunter Federhut
Und ihres Zelters weiße Pracht
Empörten zu Vernichtungswuth
Den düſtern Sohn der Waldesnacht.
Still ſtand er einen Augenblick —
Dann ſtraubt' er borſtig ſein Genick
Und ſenkte ſchon zum Stoß im Zorn
Toddrohend das gewaltige Horn.
Umſonſt, daß Otto's lauter Schrei
Ihn lockte zu erneutem Streite —

Er ſauste wild an ihm vorbei
Und ſchoß voran nach Elsbeths Seite.

Doch wo der Menſch des Lebens Zier
Verloren gibt dem Ungeheuern,
Da bleiben Liſten noch dem Thier,
Die es zur Rettung kühn befeuern.
Denn Elsbeths Pferd gewandt und klug,
Zog raſch den ſtraffen Zügel freier
Und brauste langgeſtreckt im Flug
Vorüber zwiſchen Wald und Weiher.
Auch Otto, männlich raſch gefaßt,
Legt ein den kurzen Jägerſpeer,
Und ſpornt ſein Roß zu wilder Haſt.
So ſausten ſie am Ufer her:
Elsbeth zuerſt, der Ur ſodann,
Und hinter ihm der kühne Mann.
Bald hatte nun des Zelters Kraft
Die Maid dem trägen Feind entrafft:
Schon that ſich auf des Waldes Wilde,
Dort ſiegte wohl der Renner leicht,
Wenn erſt das ebne Blachgefilde
Sein angſtbeſchwingter Lauf erreicht:
Doch weh, es zwingt das Todesgrauen
Die Maid, im Ritt zurückzuſchauen
Umſonſt, daß Otto's lautes Wort
Sie drängt zur linken Seite fort;
Den Zügel zieht ſie an im Krampf
Was frommte nun des Thieres Kampf!

Zur Rechten wird es abgelenkt,
Wo vorn der Wald den Weg verengt,
Und rechts des Weihers düſtre Flut
Wie lauernd auf ein Opfer ruht.
Jetzt jagen ſie auf hohem Damm —
Da ſpringt hervor ein Eichenſtamm,
Der tief in harten Fels gezwängt
Plötzlich den Pfad zuſammendrängt.
Ringsum die jähen Klippen düſtern:
Das Pferd hält an mit weitern Nüſtern,
Und ſchnaubend, zitternd ſtarrt es an
Des Feindes todverkündend Nah'n.
Auch Otto im Verzweiflungsgraus
Sah ſchon den ſichern Stoß voraus —
Da hub ſich Elsbeth hoch im Bügel,
Feſt packte ſie die ſtraffen Zügel,
Und riß das Thier mit klarem Muth
Herüber zu des Weihers Flut.
Mit aller Kraft ein Gertenhieb
Das Pferd zum kühnen Sprunge trieb,
Der von dem ſteilen Damm im Flug
Hinunter in den Abgrund trug.
Das Thier ſetzt an — allein es kürzt
Verzagt den Satz im halben Sprunge,
Und über ſeinen Nacken ſtürzt
Elsbeth hinab in jähem Schwunge.
Das Pferd, ſich ſelber überlaſſen,
Weiß bald den beſten Rath zu faſſen,
Und rennt an dem gewalt'gen Ur
Vorbei auf kaum verlaßner Spur.

Vorbei an Otto dann, und leicht
Hat's bald den freien Raum erreicht.
Still ſieht der Ur mit ſtieren Blicken
Und will zum Sprung hinab ſich ſchicken,
Wo Elsbeth aus den Fluten winkt
Und tiefer, tiefer ſchon verſinkt.
Da trifft ihn Otto's Meiſterſtoß
Recht wo das Ohr am Nacken ſchließt,
Wo aus des Lebens tiefem Schoß
Das dunkle Blut zum Haupte fließt.
Ab brach der Speer im macht'gen Pralle,
Und Otto ſelber kam zu Falle,
Weil ihm ſein toderſchöpftes Roß
Im Gegenſtoß zu Boden ſchoß.

Da war er hin dem Feind gegeben,
Und ſie verſank im kalten Grab,
Wenn nicht ein neuverſiegelt Leben
Den Beiden die Frau Minne gab.
Denn eh' noch Otto auf ſich ſchwingt,
Ertönt ein Horn, und grimmgemuthet
Hervor ein macht'ger Rüde ſpringt,
Der packt den Ur, der matt verblutet.
Der Förſter Hugo eilt ihm nach,
Der ſchnell des Ures Spur erjagte;
Kaum ſchaut er die Gefahr, und jach
Beginnt den Kampf der Unverzagte.
Geſchützt von dem gewalt'gen Hunde
Gibt er dem Grauſen Wund' auf Wunde.

Doch Otto ſtürzt ſich in die Flut —
Ach längſt iſt Elsbeth ſchon geſunken!
Doch ſchwimmt noch hoch ihr Federhut
Und zeigt, wo ſie den Tod getrunken.
Er taucht hinab — o Glück! er faßt
Mit ſtarkem Arm die ſüße Laſt;
Er taucht hinauf mit kräftigem Stoß,
Ein ſtarker Schwimmer, ſammt der Bleichen,
Er zwingt das dunkle Todesloos
Und hebt ſich zu des Lichtes Reichen.
Ihr Haar, vom Naß des Haſts beraubt,
Umfließt ſein kühngehobnes Haupt —
Das Leben ſpürt er neu ſich regen,
Sie neigt ſich ſeiner Bruſt entgegen,
Sie fühlt mit innigem Erwärmen
Sich in des Vielgeliebten Armen.
Er ſchwimmt mit ihr zum Uferſaum;
Da ſtand ein junger Weidenbaum,
Den faßt' er bei den ſchwanken Zweigen,
Die ſich zum Waſſerſpiegel neigen,
Und hebt mit ſeiner nervigen Hand
Sie auf des Ufers trocknen Sand.
Sie ſchlägt das Auge auf zum Licht,
Sie ſchaut ihm ſtill in's Angeſicht,
Sie preßt die Lippen bleich und kalt
Auf ſeinen Mund in ſel'gen Schmerzen
Und hält mit liebender Gewalt
Ihn feſt und feſter an dem Herzen.
Da faßt auch ihn ein Wonneſchauer,
Vergeſſen Sorg' und Angſt und Trauer!

Er ſchmiegt in ſtolzer ſüßer Luſt
An ihren Buſen ſeine Bruſt.

O Prieſter Tod, du treuer, ächter!
Du ſchmiedeſt feſt der Liebe Band;
Du mehr als Welt und Glück gerechter,
Raſch einſt du Buſen, Mund und Hand.
Du ſprengſt im ungeheuern Schwanken
Des Lebens ſcharfgezogne Schranken;
In deinem grauſen Donnerlaut
Ergibt dem Mann ſich kühn die Braut.
Denn vor der aufgeſprengten Pforte,
Die eine Ewigkeit erſchließt,
Da gilt das Herz nur ſtatt der Worte,
Das dann ſein tiefſt Gefühl ergießt.
So eineſt du in dieſer Stunde
Ein ſcheues Paar zu ew'gem Bunde.
Sie haben tiefſte Qual erfahren
Und dann genoſſen höchſtes Glück —
Es nimmt ein Leben lang von Jahren
Des Todes Gaben nie zurück!

Neuntes Abenteuer.

Otto der Landgraf

Sie ruhten in des Förſters Hauſe,
Der ihnen Hülfe kühn geliehn,
Und ſie geführt in ſeine Klauſe
Zum mild erwärmenden Kamin.
Bald war von ſeines Speeres Stichen
Des Ures letzte Kraft entwichen;
Der lag nun todt mit Blut beronnen
Tief in dem Wald am Felſenbronnen.
Sie hatten's weislich ausgedacht,
Um nicht die Mutter zu erſchrecken,
Zu warten bis zur ſtillen Nacht,
Und nie ihr Schickſal zu entdecken.
Denn ihr Geheimniß wahrt die Minne
In ſiebenfach verſchloſſ'nem Sinne;
Und doch, ob ſorglich ſchweigt der Mund,
Ein einz'ger Blick gibt's eilig kund.
Die Beiden ſitzen Hand in Hand,
Süß plaudernd von dem Abenteuer;
Es hängt der Jungfrau naß Gewand
Zum Trocknen an dem muntern Feuer.

Ihr gab der Förſter von dem Pflock
Des jüngern Bruders Jägerrock,
Dem eines Bären Tatze frühe
Gekürzt des Lebens Luſt und Mühe.
Leicht ſchlüpfte ſie in's grüne Kleid,
Das ihr mit Lächeln Otto bot:
Wie herrlich prangt darin die Maid,
Und wird von holder Schaam doch roth;
Es liegt ihr wie ein Frauenmieder
Gefällig um die ſchlanken Glieder;
Nur daß für einen Burſch die Zöpfe
Ihr überlang vom Haupte fließen,
Auch wollen vor der Bruſt die Knöpfe
Nicht recht in ihre Litzen ſchließen,
Und um die Hüften ſaß geſpannt
Das knappgeſchnittne Jagdgewand.

Nun war's ein ſchöner Nachmittag;
Im Walde klang der Amſel Schlag,
Es hämmerte der Specht die Birken,
Die rings das Förſterhaus umzirken.
Leis murmelte der Felſenquell,
Die Sonne ſchien durch Blätter hell,
Und warf auf's Eſtrich blanke Funken;
Der Forſt war ſtill in ſich verſunken,
Das Leben träumte weit und breit
In tröſtlicher Waldeinſamkeit.
Auch Elsbeth von Gefahr ermattet
Wird ſanft vom Schlummer überſchattet

Und neigt ihr Haupt in ſüße Raſt.
Da winkt der Förſter ſeinem Gaſt,
Und Beide ſchreiten leis hinaus
Zum Vorplatz vor dem Förſterhaus,
Wo unter Blättern herbſtlich roth
Behaglich ſich ein Ruhſitz bot.
Der Förſter, ein erprobter Zecher,
Bringt einen alten Sorgenbrecher,
Den er als Knabe ſelbſt geſchnitzt.
Den ſpült er an dem Quellchen itzt;
Aus hohlem Felſen folgt ein Krug:
Er bringt's dem Gaſt mit tücht'gem Zug.
Dort iſt der Gaſt noch hochgeehrt,
Wo ſelten Fremde grüßt der Herd:
Drum ſchenkt ſo achten Ehrenwein
Dem jungen Freund der alte ein.
Nun aber iſt des Weines Kraft,
Daß er ein luſtig Reden ſchafft,
Daß er des Herzens Schloß entriegelt
Und kühn Vertrauen raſch beſiegelt.
Drum bei dem zweiten Becher ſchon
Spricht ernſt der Alte: Wohl, mein Sohn!
Du biſt ein junger tapfrer Held,
Der mir von Herzen wohlgefällt.
Mir dünkt, ein Wolf iſt dir ein Quark,
Kein Keuler wäre dir zu ſtark;
Auch fliegt ſo hoch kein ſtolzer Aar,
Dein Bolz zerſpallt ſein Schwingenpar.
Doch Eines dünkt mich allzu kühn
Und allzu ſchwer für dein Bemühn.

Willſt wiſſen, was ich meine? Schau,
Du minneſt drinn die hohe Frau!
Was wendeſt ab du dein Geſicht?
Meinſt du, ich ſah die Küſſe nicht,
Nicht jeden leiſen Druck der Hand?
Ein alter Schütz hat auch Verſtand!

Da ſah ihn Otto freundlich an:
Ich weiß, du biſt ein treuer Mann;
Drum ſey dir's eingeſtanden ehrlich,
Was nur dies junge Herz noch weiß,
Doch halt' es nicht für zu gefährlich;
Wohl ziemt mir ſolcher Minne Preis.
Du ſelber haſt es einſt geahnt,
Nun ſey an's eigne Wort gemahnt:
Ich bin ein Beſſ'rer als ich ſcheine.
Mein Lieben iſt nicht Frevelmuth;
Es quillt mein Blut in gleicher Reine,
Wie Elsbeths rothes Fürſtenblut.
Heut iſt mein Herz ſo ſchwer von Glück,
Nicht länger halt' ich's mehr zurück;
Denn mein Geheimniß preßt ſchon lang
Den Buſen mir mit hartem Zwang.
Gib deine Hand und ſchenk mir ein
Sey ſchweigſam, wie der treue Wein!

Wenn du vom Rhein gen Morgen gehſt
Und Weg und Stege wohl verſtehſt,
Wird dich nach vielen Wandertagen
Dein Fuß in wilde Wälder tragen:

Thüringen wird das Reich genannt,
Das iſt mein trautes Heimathland.
Dort wohnt ein kraftig, treu Geſchlecht,
An Schwert und Worten ſchlecht und recht;
Doch in der Waldgebirge Mitten
Blieb's rauh und ſtarr in ſeinen Sitten.
Nicht wie am Rheine fein und zart
Blüht Minneſang und Hofesart,
Nicht Wort und Sitten hold, beſcheiden;
Sie leben halb noch wie die Heiden.
Drum ſetzt dem kühnen Waldgeſchlechte
Das ſcharfe Schwert Geſetz und Rechte,
Und ſeine Fürſten allzumal
Sind hart und feſt, wie blanker Stahl.
Doch eiſern vor den Ahnen allen
Wird Landgraf Heinrich zubenannt,
Der jetzt in hochgeſchwungnen Hallen
Der Wartburg waltet ob dem Land.
Zwei Söhne wurden ihm geboren;
Den ältern hat er auserkohren,
Daß er nach ihm den Thron gewinne;
Der iſt von mildem ſchwachem Sinne,
Er freut ſich mehr am Roſenkranz
Als an der Panzerringe Glanz;
Zart iſt er, zaghaft wie ein Weib,
Das Leſen iſt ſein Zeitvertreib,
Und ſein beſcheidner Muth begehrt
Nur eine Kutte für das Schwert.
Doch fügt's des Vaters harter Schluß,
Daß er den Panzer tragen muß —

Er weint, gehorcht und peinigt ſich.
— Der jüng're Bruder — das bin ich!

Da fuhr der Förſter auf in Haſt
Und fiel zu Fuß dem hohen Gaſt:
Ja, Fürſt, ich hatt' es längſt errathen
An Eures ſtarken Armes Thaten!
Euch neig' ich mich; mein Wort von eben
Mag Eure Huld mir leicht vergeben.
Mich ehrt ja, ſollt' es möglich ſeyn!
Des Reiches Fürſt bei meinem Wein.

Doch Otto ſchaut beſorgt ſich um
Und drückt die treue Hand ihm ſtumm;
Er zieht ihn ſich zur Seite nieder,
Und ſo beginnt ſein Wort er wieder:
Ich bin nicht Fürſt — ich bin verbannt.
Mein Rang drum bleibe ungenannt.
Vernimm: ich war ein kecker Bube,
In Stall und Wald ſchon früh daheim;
Früh drückte mich die enge Stube,
Früh lockte Tanz mich, Ton und Reim.
Zumeiſt der Schützen edle Kunſt
Erwarb des Knaben frühe Gunſt:
Am Kinderſpielzeug ward's begonnen,
Der Sperling fiel dem ſichern Schuß,
Bis dann die Armbruſt ward gewonnen
Und kühnern Waidwerks Hochgenuß.
Ich ſchweifte durch die Saatenfelder
Mit lautem Sang und Zitherton.

Ich ſenkte mich in's Grun der Walder
Und war der Wildniß treuſter Sohn.
Mir war vertraut des Wilds Gebrülle,
Mein Lieb das Roß, mein Freund der Hund;
Es küßte mir in Jugendfülle
Das Leben den erglühten Mund.
Da ſchlich ein machtig Schickſal lauernd
In meine reine Bahn ſich ein —
Des Vaters Spruch vernahm ich ſchauernd:
Du, Otto, ſollſt ein Mönch nun ſeyn.
Mir war das Leben recht inmitten
Mit allen Sehnen durchgeſchnitten.
Ich ſaß zu Nacht auf Marpurgs Schloß,
Wo unter mir der Waldſtrom floß —
Er ging hinab in's Meer ſo frei!
Vom Walde kam des Wildes Schrei,
Tief rauſcht' es in den ſtarken Eichen,
Die keiner Prieſterregel weichen,
Und über mir in lautem Flug
Strebt' in die Fern' ein Kranichzug.
Ha, wie der Freiheit ſtolzer Klang
So höhnend mir zum Herzen drang!
Ach, mir allein, ſo frei geboren,
Ging Jugend, Leben ſo verloren!
Ich rang nach Kraft, ich ſank auf's Knie,
Da klang in mir ein lautes: Nie!
Des Vaters trotzig Heldenblut
Durchglühte mich mit klarem Muth;
Leis ging's zum Stall; mit Wiehern froh
Begrüßte mich mein Roß — ich floh!

Weh, junger Herr, welch arges Thun!
Fiel ihm in's Wort der Alte nun.
Vergaßt Ihr, was die Schriften lehren:
Du ſollſt des Vaters Willen ehren?
Ihr habt, zur böſen Zeit beherzt,
Des Vaters Segen ſchlimm verſcherzt!

O ſchweige! ruft ihm Otto zu,
Du ſtörſt nicht meines Herzens Ruh'!
Wohl ſpricht die Welt, daß ich gefehlt,
Ich ſelbſt bekenn' es unverhehlt.
Doch, Mann, des Kloſters Todesnacht,
Sprich, haſt du's jemals überdacht?
Ha, dieſes blondgelockte Haupt
Vom Knechteszeichen ſchmuckberaubt!
Der Arm, am Schwertesgriff geſtählt,
Der eiſern ruht auf den Vaſallen,
Zum Meßbuchhalter dort erwählt
Und ſpielend mit den Betkorallen!
Der Mund, der Liebesklänge froh,
Der kühn des Himmels Donner höhnend
Durch Felſen jauchzt ſein laut Halloh,
In ſchwachen Pſalmen nun verſtöhnend!
Dies Herz, das wild die Welt umſpannt
Und weit ſich öffnet meinem Volke,
Verglommen nun im eignen Brand,
Verkohlt in dumpfer Weihrauchwolke!
O fühlteſt du, der Greis, dies Lodern,
Nicht würdeſt du Ergebung fodern.

Die einen Ritter treu und werth
In einen ſchlechten Mönch verkehrt!
Du und die Andern mögt mich ſchelten,
Der droben laßt mich's nicht entgelten,
Daß ich in kühnem Selbſtvertrauen
Die ſchnöden Ketten durchgehauen!
Noch blaut der Himmel über mir,
Noch mundet auch der Becher hier,
Noch ſchweben ſtolz mir die Gedanken:
Einſt wird das Volk die That mir danken!

Da ſprang er auf. Der Abendſchein
Brach roth und mächtig durch den Hain;
Klar fiel er auf des Jünglings Haupt
Und ſchenkt' ihm eine güldne Krone,
Ein Baldachin wob dichtbelaubt
Purpurn der Wald dem Fürſtenſohne;
Sein Schwert gleich einem Zepter feſt
Hielt ſeine Eiſenhand gepreßt.
Hoch ſtand er ſo im ernſten Schweigen,
Als müßt' ihm Alles treu ſich neigen.
Und wie der Förſter ſo ihn ſah
Im Vollgefühl der Fürſtenwürde,
Da wüßt' er nicht wie ihm geſchah,
Hin ſank auch ihm der Zweifel Bürde,
Und vor dem Haupte blond und jung
Bog ſich der Greis in Huldigung.

Da ſchritt aus der bemooſten Thür
Elsbeth im Frauenkleid herfür;

Sie trat, vom Schlummer friſch und mild,
Hin zu dem ſtolzen Heldenbild.
Er nicht mehr Knecht und Unterthan,
Nein, hoch und hehr, ein reifer Mann.
Auch ſie erſchien wie ganz vertauſcht,
Nicht mehr das hohe Kind des Fürſten.
Ein Weib nur, innig, luſtberauſcht,
Schien ſie nach ſeiner Huld zu dürſten —
Ein einz'ger Liebesaugenblick
Hat Sinn gewandelt und Geſchick!
Der Förſter war hinweggegangen,
Die Roſſe zäumt' er ſorglich auf,
Die er mit Mühen eingefangen
Auf ihrem angſtverwirrten Lauf.
Da warf die Jungfrau ihrem Retter
Mit freier Luſt ſich in den Arm;
Nicht der Gefühle Sturmeswetter,
Nein, Liebe klar und ſtill und warm.
Vereinte da auf baldig Scheiden
Die glücklich unglückſel'gen Beiden.

Der Förſter kam — es war vorbei,
Vorbei die Eine große Stunde,
Wo ſich von allen Schranken frei
Hingab in Liebe Mund dem Munde.
Die Welt trat wieder in ihr Recht,
Sobald ſie von dem Förſter ſchieden;
Er bot den Stegreif ihr als Knecht,
Und Blick und Gruß ward ſtreng vermieden.

Sie ritten ab die braune Halde,
Sie ſprengten aus dem trauten Walde
Und hinter ihnen ſprang im Nu
Des ſtillen Glückes Pforte zu.

Zehntes Abenteuer.

Die Entdeckung.

Dies Lied erzählt von hellen Tagen,
Es klingt von Frühling, Sommer, Herbſt.
Dich, Winter, muß ich nun verklagen,
Daß rauh du bunte Flur entfarbſt.
Du bannſt das Wild in ſeine Baue,
Im Schnee verdumpft des Hornes Klang;
Es ſenkt der Himmel ſich, der graue,
Erdrückend auf der Vöglein Sang.
Es ſteht ſo ſchweigend Eich' und Rüſter,
Die Linde weiß nichts mehr von Duft;
Es grünt nur noch die Tanne duſter
Durch nebelhafte ſcharfe Luft.
Da iſt von Blumen und von Frauen
In Hof und Garten, Hain und Feld
Kein lachelnd Antlitz mehr zu ſchauen,
Und ohne Freude ſtarrt die Welt.
Nicht klingt am niedern Fenſter leiſe
Des Liebespaars vertraut Gekos,
Nicht legt die ſüße Minneweiſe
Der Nacht ſich in den ſtillen Schooß.

Doch auch den Winter ſoll man ehren:
Er ſammelt uns um's Feuer traut,
Er ſpendet Kunden uns und Lehren,
Womit die Vorzeit uns erbaut.
Hat uns der Lenz hinausbeflügelt,
Ruft Winter uns zum ſtillen Platz,
Wo ſich der Thatkraft Stürmen zügelt
Und traut erſchließt der Liebe Schatz.
Zumeiſt doch bringt er frohe Feſte
Um Mitternacht beim heißen Wein,
Und lad't uns vielgeliebte Gäſte
Zum Zwieſprach hold in's Haus herein.

So war's in Clev'. Am Fenſter ſtand
Der Graf und ſchaute weit durch's Land.
Er ſah den Strom die weißen Schollen
Auf lichten grünen Fluten rollen.
Er ſah, wie ſie in Fluſſes Mitten
Im Gegenſtoß ſich wild beſtritten.
Einförmig war die Schau, und lang
Zog ſich der trüben Stunden Gang.
Er war umwogt von düſtern Bildern,
Auf ſah er zu der Ahnen Schildern,
Die bald, wenn er dahingegangen,
In eines Andern Wappen prangen.
Denn ihm erwuchs auf ſeinem Thron
In ſtarkem Schuß kein gleicher Sohn.
Die Tochter war ſein einz'ger Sproß,
Er ſucht' ihr würd'gen Ehgenoß;

Doch mochte von den Freiern allen
Noch keiner ihm und ihr gefallen.
Sie war ſo ſtill ſeit manchem Mond;
Der Stirne, drauf der Scherz gethront,
War längſt der holde Gaſt entwichen,
Der Wange Glut war matt erblichen.
Nicht blieb es länger ihm verhohlen,
Daß Ebbo dennoch wahr geſagt,
Daß Otto ſich ihr Herz geſtohlen
Und kühn zu ihr den Blick gewagt.
Gern möcht' er zürnen dem Verwegnen,
Doch trieb ſein Herz den Bund zu ſegnen;
Ihn riß ein milder Vaterſinn
Mit dunkelm Zug zum Schützen hin.
Mit Grame ſah er im Voraus
Erlöſchen ſein erlauchtes Haus.
Da ſcholl des Hornes Ruf vom Thor,
Froh fuhr er aus dem Traum empor
Und Lächeln zog um ſeinen Mund —
Das Horn gab einen Gaſt ihm kund.

Herr Homberg war's aus Heſſenland,
Vorzeit in Cleve wohlbekannt;
Denn in der erſten Jugendblüte
Ward er an Cleve's Hof gebracht,
Wo Dietrich's Vater ihm mit Güte
Anzog die ritterliche Tracht.
Es hatten gut' und böſe Stunden
Mit Dietrich treulich ihn verbunden

Bei manchem Liebesabenteuer
Half er durch Waſſer ihm und Feuer.
Und einmal einen Keuler wehrte
Er ab von ihm als Jagdgefährte.
Dann trennte ſtreng mit Pflichtgebot
Der Lehndienſt ihrer Freundſchaft Bande;
Den Homberg rief des Vaters Tod
Zur eignen Burg im Heſſenlande.
Wo er nun manches lange Jahr
Des Eiſenheinrichs Diener war.
Die er in Clev' erlernt, die Kunſt
Des Hofes und der Ritterweiſe,
Erwarb ihm bald die höchſte Gunſt
Bei ſeinem Herrn, dem ſtrengen Greiſe.
Es war ſein Wort, es war ſein Schwert
An Heinrich's Hof zumeiſt geehrt.
So ſchied der Dienſt des ernſten Lebens
Von ſeinem Dietrich ihn ſchon lang;
Sehnſucht und Wunſch blieb ſtets vergebens.
Das Alter kam mit trägem Gang.
Die einſt ſo keck in Jugendmuth,
Ach, Beiden fließt ſchon kühl das Blut;
Die luſtgeſchwellten Pulſe ſtocken,
Es lichten ſich die braunen Locken.
Nun aber in des Alters Leiden
Blüht noch ein Wiederſehen Beiden.
Herr Homberg kam vom weiten Zug,
Betrübt war er und müd' genug;
Da bot ſich Clev' ihm nah zur Raſte,
Bei Dietrich lud er ſich zu Gaſte.

Nun ſpielt ein grauſam Schickſal oft,
Wie man's am wenigſten verhofft;
Auch hüllt ſich wohl in trübe Nacht,
Was uns am Ende glücklich macht.
War doch von allen Dietrichsrecken
Herr Homberg Einem nur ein Schrecken,
Und dieſer Eine mußt' es ſeyn,
Der ihn zur Hofburg ließ herein.

Herr Otto hielt die Wacht am Thor;
Kaum klang das Horn zu ſeinem Ohr,
So that er offen weit die Pforten
Und lud den Greis mit höfiſchen Worten.
Da ſtarren ſie ſich an erſchreckt,
Wie wenn uns mit Erinn'rungsplagen
In bangen Morgenträumen neckt
Ein Geiſt aus längſtverſunknen Tagen.
Wie ſollte Homberg den verkennen,
Dem ſo die blauen Augen brennen?
Der Vater gab ihm dieſes Erbe,
Den ſanften Mund die Mutter mit;
Die Narbe hier, die eine Scherbe
Dem Knaben auf die Stirne ſchnitt;
Ganz war er's, wie in Kindestagen
Herr Homberg ihn im Arm getragen,
Ja mit dem Gruß ward er beehrt,
Den er Herrn Otto ſelbſt gelehrt.
Umſonſt, daß Otto raſch ſich faßt
Und fremd und kalt begrüßt den Gaſt;

Schon lag der Greis zu ſeinen Füßen,
Die lang entbehrte Luſt zu büßen,
Und küßte ſeines Junkers Hand
Von väterlicher Luſt entbrannt.
Doch Otto riß ſie eilends fort:
Zurück! ſo ſcholl ſein zürnend Wort.

Zu ſpät! denn ach, das Thor der Burg
Schritt droben Dietrich ſchon hindurch;
Er kam herab in raſcher Eile,
Zu ſeh'n, wo doch ſein Gaſt ſich weile.
Noch hat's ſein Adlerblick erfaßt,
Wie Homberg aufſtand voller Haſt,
Und Otto mit erhobner Hand
Gebietriſch vor dem Ritter ſtand.
Zwar ſchwieg er klug, doch täuſcht' er nicht
Des Schützen ſcharfes Augenlicht.
Wohl wußt' es Otto, daß die Alten
Schwer ein Geheimniß an ſich halten;
Wohl ſah er ſich verrathen jetzt
Und all ſein Glück auf's Spiel geſetzt.
Auf's Neue ſtand vor ſeinem Blicke
Des Vaters ſchwergereizter Groll,
Des Mönches klägliche Geſchicke,
Das Kloſter, ew'ger Qualen voll.
Doch ſey gleich Untergang beſchworen,
Noch hemmt ihn raſche Mannesthat;
Auch Otto gab ſich nicht verloren,
Und ging bebend mit ſich zu Rath.

Wenn aufgepeitſcht von wilden Föhnen
Der Bergſee brauſend überſchwillt,
Wie möcht' er ſich zurückgewöhnen
In's Thal, dem er als Born entquillt?
Wem einmal Liebe ſich ergeben,
Wem eines Weibes Arm umſpannt,
Unmöglich, daß ihn je das Leben
Zurück in früh're Kühle bannt!
Doch galt es, raſch von Minne ſcheiden:
Er trug ein Mann der Trennung Leiden.
Schon ſank der Wintertag zum Abend.
Der Schnee erhellte matt den Weg,
Da ritt, auf gutem Roſſe trabend,
Zum Wald er den bekannten Steg.

Fern ſchon verklang des Hufes Schlag
Und Nacht vertrieb den Nebeltag.
Da trat der Graf mit heftigem Schritte
In ſeines Hofgeſindes Mitte,
Und rief nach Otto. Der war fort.
Wohin? ſo ſcholl ſein Herrſcherwort;
Ich ſandt' ihn nicht von meiner Seiten,
Wer hieß ihn ohne Urlaub reiten?

Und bei dem Wort in Ebbo quoll
Aufſchaumend der verhohl'ne Groll.
Er war zurück aus weiter Ferne
Und ſah des Grafen Zürnen gerne.
Er ſprach: Ich hab's Euch längſt geſagt:
Das iſt ein Burſch, der Alles wagt!

Doch wollt Ihr, mag's uns leicht gelingen,
Ihn bald in Ketten herzubringen:
Wohl kund iſt mir ſein heimlich Neſt
Gebt mir Befehl, ich faſſ' ihn feſt!

Wohl, ruft der Graf, friſch drauf und dran!
Nimm von den Schützen ſieben Mann.
Eins aber ſey Euch ernſt geſagt:
Daß Keiner ihn zu ſchädigen wagt!
Dir, Ebbo, ſey er preisgegeben,
Doch haftet mir für ihn dein Leben!
Weil er den Dienſt ſo kühnlich ließ,
Legt wohlverwahrt ihn in's Verließ.

Ha, wie des Buben Bruſt nun ſchwillt,
Die längſt von Bosheit überquillt!
Raſch wählt er ähnliche Genoſſen,
Raſch geht's hinunter zu den Roſſen —
Gezäumt, geſattelt — und im Flug
Sauſt durch das Thor dahin der Zug.
Fort geht's zum Wald durch nacht'gen Graus
Wohl ſcholl des Wolfs Geheul heraus,
Wohl krächzte Unheil links der Rabe
Mit ſeiner ſichern Sehergabe,
Wohl ſchrie der Uhu durch den Tann;
Doch Keiner zitternd ſich beſann.
Hell ſchien im Schnee dem argen Troſſe
Die Spur von Otto's flüchtigem Roſſe;
Ihr jagte nach ohn' Unterlaß
Von Rachedurſt geſpornt der Haß.

Doch lachelnd zu Herrn Homberg hin
Kehrt ſich der Graf mit leiſer Rede:
Merkſt, Freund, du meinen klugen Sinn?
Der Burſch bot Otto längſt die Fehde,
Er ſpann um ihn des Spähers Netze,
Drum brauch' ich ihn zu dieſer Hetze.
Viel ſichrer bringt mir ihn der Feind,
Als wer's mit ihm am treuſten meint.
Komm, heitre dein verzagtes Herz,
Wir ſchaffen's um zum luſtigen Scherz.
Trat Otto ſo den Mönch mit Füßen,
Mag er's nun auch ein wenig büßen.

Elftes Abenteuer.

Der Ueberfall.

Mein junger Fürſt! man ſoll nicht zagen,
Will uns das Schickſal Gunſt verſagen:
Oft iſt ein Unglück uns beſtimmt,
Das gar ein fröhlich Ende nimmt.
Es kennt der Wald ſo viel Geſchichten,
Laßt mich ein lehrſam Stück berichten
— Mir ſelbſt geſchah's vor manchem Jahr,
Das zeigt Euch ſolch Exempel klar.
Mein Bruder ward mit mir erzogen;
Das war ein Burſch Euch! ungebogen
Von jeder Noth, ein ſtarker Bub',
Dem ſtets Gefahr den Muth erhub.
Nun kam an einem Abend Kunde,
Es lieg' ein Bär im Eichengrunde.
Wir Beide faßten ſchnell den Rath
Zur erſten kühnen Waffenthat.
Auf engem Pfad war's, wo wir ritten;
Da lag ein Würzlein in der Mitten,
Das ſcheu mein Pferd, weiß nicht wie's kam,
Vielleicht für eine Schlange nahm.
Wild bäumt es: ich, der Kerngeſunde,
Im Fall ſchlag' ich mir eine Wunde;

Die rechte Hand war ausgerenkt —
Da hieß es ſtill nach Haus gelenkt!
Und weiß ich noch, wie ich gewettert,
Daß ſo mein grüner Ruhm entblättert;
Ich hieb in meinem blinden Zorn
Das arme Roß mit Gert' und Sporn.
Doch wie der Tag zu Ende eilte
Und mählich ſchon der Arm mir heilte,
Da brachten ſie in blutigem Graus
Den todten Bruder mir in's Haus.
Der iſt ſeitdem mir oft erſchienen
Zu Nacht im Wald mit lieben Mienen,
Und wo mich ſchon Gefahr umgarnt,
Hat er mich brüderlich gewarnt.
Da ſeht Ihr's nun: was ich geſcholten,
Wie hat ſich's mir als Glück vergolten!
Was jenem ſchnellen Ruhm verhieß,
Das war's, was in das Grab ihn ſtieß.
So fürcht' ich ſchier, des Hombergs Kommen
War ehender zu Euerm Frommen;
Ihr habt mit eignem Willen jetzt
Dem Glück den Pfad zu Euch verſetzt.
Doch grämt Euch nicht; denn als ein Blinder
Iſt aller Witz der Menſchenkinder;
Der Menſch wirft Zeichen in den Schooß,
Und doch wie Gott will fällt das Loos.
Eins aber dünkt mich: Trunk und Eſſen
Soll man in keiner Noth vergeſſen:
Je düſtrer Euch das Morgen winkt,
So kecker nehmt das Heut' und trinkt!

So ſprach der greiſe Förſtersmann
Den jungen Gaſt, Herrn Otto, an.
Doch macht' er ihm den Muth nicht friſch;
Sein lockig Haupt lag auf dem Tiſch.
Es war die eiſenſtarke Hand
Gleich ſeiner Armbruſt abgeſpannt.
Zu wirr und trüb war's ihm im Herzen,
Den Abſchied konnt' er nicht verſchmerzen.
Er mochte nicht die Qualen tragen,
Und wollt' auch nicht als Weichling klagen.
Drum ſprang er auf von Tiſch und Wein,
Einſam mit ſeinem Gram zu ſeyn.

So ſprach er: Feſt iſt der Beſchluß:
Ich reite morgen, weil ich muß.
Sey Lieb' und Jugend mir verloren,
Frei bleib' ich, wie ich frei geboren!
Dieß, Treuer, iſt die letzte Mühe:
Halt du für heute ſorglich Wacht
Und ſattle dann mein Roß mir frühe —
Wohin? Gott weiß es! Gute Nacht!

Herr Otto ging mit ſeinem Jammer
Belaſtet nach der Ruhekammer.
Er ließ im Vorgelaß den Alten;
Der füllte ſich mit Wein ein Horn,
Schlug feſt um ſich des Mantels Falten
Und ſchob in's Feuer Block und Dorn.
Da plötzlich heulten auf die Hunde,
Als macht' ein Wolf die nächtige Runde,

Und unterm Tiſch der Lieblingsrüde
Hub wachſam ſich, der Nimmermüde,
Der Mächtige, deſſen Löwenkraft
Am Weiher Rettung einſt geſchafft.
Doch auf des Herren leiſes Wort
Kehrt lauernd er an ſeinen Ort.
Auf ſtand vom Stuhl der greiſe Mann —
Da klopft' es an der Pforte an,
Und ſchaurig klang wie Todesahnung
In tiefer Nacht die Lebensmahnung.
Des todten Bruders denkt der Alte
Und kreuzt ſich ſtill und tritt zur Spalte:
Wer iſt da? — Ebbo. — Dein Begehr? —
Thu auf! Graf Dietrich ſchickt mich her. —
Da ſah der Greis des Gaſts Gefahr,
Doch ruhig blieb er, wie er war:
Biſt, Ebbo, du allein? — Ich bin's! —
Da ward der Alte muntern Sinns
Und wollt' es wenden noch zum Glücke.
Er ahnte nicht des Argen Tücke;
Ihm ſelbſt war jede Lüge fern,
Drum glaubt' er auch dem Lügner gern.
Das Schloß ſprang auf — Ebbo drang ein,
Mit ſeinen Schützen er zu drei'n;
Die Andern wie die Nachtgeſpenſter
Erkletterten das hohe Fenſter.
Wie das erſah der wackre Greis,
Da ward's vor Zorn ihm drinnen heiß.
Er riß ein Schlachtſchwert von der Wand,
Das faßt er kräftig beiderhand,

Und trat zurück mit raſcher Kühr
Vor ſeines Gaſtes Kammerthür.
Er war mit dunkeldroh'nden Brauen,
Vom rothen Kienſpan hell verklärt,
Gleich jenem Cherub anzuſchauen,
Der Edens Thor den Frevlern wehrt.
Ihm ſtanden Jene ſchwarz entgegen,
Im Blick des Uebermächtigen Hohn,
Dämonen gleich, die raubverwegen
Des Lebens goldne Frucht bedroh'n;
Und ſo vor der beſtritt'nen Pforte
Flog, Bolzen gleich, das Gift der Worte:

Ebbo zuerſt: Was ficht dich an,
Ergrauter Narr, ohnmächtiger Mann,
Daß du Geſandten deines Herren
In Waffen willſt den Weg verſperren?
Otto der Schütz iſt hier im Haus:
In Dietrich's Namen, liefr' ihn aus!

Drauf Hugo: Neidhart, Lügner du,
Erſt brich im offnen Streit herzu!
So lang den Otto ſchützt der Arm,
Schläft er, ſo dünkt mich, ohne Harm.
Als Lügner haſt du mich umſtrickt —
Wer bürgt mir, daß der Herr dich ſchickt?
Drum ſollt vor dieſes Schwertes Streichen
Ihr Mörder allzumal entweichen!

Nun kehrt ſich Ebbo zu der Schaar:
Hier iſt Gewalt, ihr ſeht es klar!

Der Mann will nicht dem Wort ſich beugen:
So mögt ihr mir's beim Herrn bezeugen!

Er ſpannt den Bogen, weil das Schwert
Des Förſters Rieſenkraft verwehrt;
Er zielt; ſchon draut des Bolzes Spitze
Recht nach des Lebens warmem Sitze —
Nur noch ein Nu, die Bosheit ſiegt,
Die goldne Treue unterliegt.
Doch wo des Menſchen ſchwache Kraft
Nicht dem Gerechten Rettung ſchafft,
Da nahet ſich auf ſtiller Spur
Die blinde Racherin Natur.
Denn wie der Rüde dieß erſchaut,
Da ſpringt er auf, da heult er laut;
Ein Rachegeiſt mit macht'gem Satze
Packt er den Ebbo mit der Tatze,
Und reißt des Feindes blutige Glieder
Mit grauſem Biß zur Erde nieder.
Verröchelnd lag im Blut der Schlimme,
Der Rüde tobt mit neuem Grimme;
Kaum daß des Förſters lauter Ruf
Den andern Mördern Rettung ſchuf.
Auf ſprang nun auch der Pforte Klammer,
Herr Otto trat aus dunkler Kammer,
Die Armbruſt wohl nach Kunſt geſpannt,
Den Kolben in der andern Hand.
Ei, ſpricht er, ſeyd ihr's, Jagdgeſellen,
Und dachtet mich ſo leicht zu fällen?

Nun überlegt's, ich bitt' euch, fein:
Wer will von euch der Erſte ſeyn?
Meint ihr, es ſollte ſchwer mir fallen,
Mich frei zu machen trotz euch allen?
Doch wißt, wie hoch ihr euch erfrecht,
Ihr bleibt für meinen Arm zu ſchlecht;
Auch iſt zu werth mir Hugo's Leben,
Es blindem Zufall hinzugeben.
Daß dieſer Wurm am Boden liegt,
Das, dünkt mich, iſt genug geſiegt.
Spannt ab die Bogen denn beizeiten;
Frei will ich nun zu Hofe reiten.
Hinweg mit euch! Ihr habt mein Wort:
Zu morgen Mittag bin ich dort.
Den Todten nehmt in eure Hut,
Es ſchändet dieſen Herd ſein Blut.

Er ſprach das Wort ſo königlich;
Die zagen Knechte neigten ſich;
Der Leichnam ward auf's Roß gebracht,
Und fort ging's durch die kalte Nacht.

Die Beiden aber wohlgemuth
Empfanden neuerwärmt ihr Blut;
Denn immer friſcht den kräftigen Mann
Gefahr mit Jugendfeuer an.
Herr Otto war nicht mehr verzagt —
Sie tranken, bis im Oſt es tagt.
Nicht ließ der treue Wirth den Gaſt;
Sie ritten rheinwärts ſtillgefaßt.

Zwölftes Abenteuer.

Die Minneprobe

Steh auf, mein Sohn! ſo ſprach der Graf:
Du warſt in meinem Dienſte brav;
Auch heute nahm dein offen Wort
Mir jeden Groll vom Herzen fort.
Doch biſt du mir ein fremd Geſchlecht;
Ich wahre deines Vaters Recht.
Gefangen biſt du mir zu Handen,
Gefangen muß ich dich ihm ſenden.
Doch vor dem Kloſter rettet dich
Ein raſcher Ehbund ſicherlich;
So heilig iſt des Prieſters Wort,
Das nimmt dir kein Gelübde fort.
Ich will dir wohl, Herzog in Heſſen:
Als Schütze haſt du dich vermeſſen
Und kühn nach Elsbeth ausgeſchaut;
Der Herzog nehme ſie zur Braut.
Doch ſtell' ich zu der Frauen Lobe
Vorher noch eine Minneprobe.

Und Elsbeth in der Thür erſcheint,
Die ſüße Roſe, bleich, verweint.

Sie kniet zu ihres Vaters Fußen.
Der ſpricht: Biſt du bereit zu bußen?
Der Schütz bekennt, daß er dich minnt,
Auch du ſeyſt ihm gar hold geſinnt.
Er hat mir lang gedient in Treuen,
Ich will ihn ehren und erfreuen.
So hab' ich's denn bei mir beſchloſſen:
Willſt du, nimm ihn zum Ehgenoſſen!

Da ward ihr Blick von Thranen voll,
Das Herz begehrte ſeinen Zoll.
Doch über allen ſchwachen Muth
Hub ſie empor ihr ſtolzes Blut:
Herr Vater, daß Ihr mich entehrt,
Beim höchſten Gott, nicht bin ich's werth!
Vor allen Mannern in der Welt
Dünkt Otto mich der erſte Held,
Und war' er hoch wie ich geboren,
Ihn hatt' ich zum Gemahl erkoren.
Doch rein blieb mir der keuſche Muth,
Es quillt in mir des Grales Blut.
Die Maid von Lohengrin entſtammt
Ward nie zum Schützenweib verdammt.
Ihr müßt ein Arges von mir denken,
Daß Ihr mich wollt an Ehren kranken!

Wohlan, ſo iſt das Loos gefallen,
Sprach Dietrich, und in Kloſterhallen
Iſt Otto fürder feſtgebannt,
Nie koſ't ihn guten Weibes Hand.

Dein Jawort einzig konnt' ihn retten —
Nun ſind geſchmiedet ſeine Ketten!

Da ſah die Maid entſetzt ihn an,
Der doch ihr ganzes Herz gewann.
Es war, wie einſt beim Schützenkrieg,
Wo Lieb' am Schluß gewann den Sieg.
Feſt ſtand er, doch des Auges Glut
Beſtrafte ſchwer den Uebermut,
Es ſchien der ſtumme Mund zu fragen:
Iſt's denn ſo ſchwer, dem Stolz entſagen?
Ich gab um dich mein junges Leben —
Du willſt mir nicht die Ahnen geben?

O Herz, du haſt den Sieg! Sie tritt
Zum Jüngling hin mit ſchwankem Schritt,
Und birgt in ſüßverſchämter Luſt
Ihr fürſtlich Haupt an ſeiner Bruſt.

Da trat aus weiter Doppelthür
Herr Homberg ſchlauen Blicks herfür:
Er führte zierlich in den Saal
Herrn Dietrich's ſtolzes Ehgemahl.
Dann kniet' er hin mit bloßem Schwert
Und bloßem Haupt zu Otto's Füßen,
Und ſprach: Mich hält der Himmel werth,
Zuerſt den Lehnsherrn zu begrüßen.
Landgraf in Thüring, Herr zu Heſſen,
An Blute alt, an Muthe jung,
Empfangt, des frühern Drucks vergeſſen,
Der beiden Lande Huldigung.

Denn Euer Bruder, mild von Art,
Für's Ritterthum war er zu zart —
Er ſtarb. Ihr ſeyd der nächſte Erbe,
Folgt mir, daß nicht das Land verderbe!
Herr Heinrich hat mich ausgeſendet,
Nach Euch zu ſpäh'n durch Land und Meer;
Der Völkerhirte hat's gewendet,
Daß ich im Irrſal kam hierher.
Nach Aachen zu dem Heiligthume
Zog ich, um Glück mir zu erfleh'n;
Nun muß ich hier mit Lieb' und Ruhme
Gekrönt Euch leuchtend wiederſeh'n.
Gebt Urlaub mir, nach Haus zu reiten,
Mein hoher Herr; der Vater zagt.
Mögt Ihr die Hochzeit hier bereiten;
Ihr habt das höchſte Glück erjagt!

Da hub ſich Otto ſtolz empor
Und ſprach: Es gönnt die hohe Stunde
Der Klage nur ein halbes Ohr,
Ob ſchmerzlich auch die Todeskunde.
Ihr habt's vernommen: zwiſchen mir
Und meinem Vater iſt gerichtet,
Es hat der Tod mit raſcher Gier
Den bangen Hader uns geſchlichtet.
Ich ſteh' im Glanz der Fürſtenehren;
Herr Graf und Ihr, vieledle Fraue,
Ich darf die Holde nun begehren,
Nach der ich lang in Liebe ſchaue.

Auch hier den Hugo gebt mir mit,
Der viel um mich in Treuen litt;
Er ſey in ſeinem edeln Alter
In Thürings Forſten mein Verwalter,
Und an des Schützlings reichem Gut
Erlabe ſich ſein greiſer Muth.
Du, wackrer Homberg, auf zu Roſſe,
Und ſühne Vater du und Sohn!
Bring' ihn hierher ſammt reichem Troſſe,
Bevor ein Monat noch entfloh'n!
Dann winde ſich im höchſten Glanz
Um Elsbeth's Stirn der Myrtenkranz,
Der von dem Elbſtrom bis zum Rheine
Die deutſchen Lande feſt vereine!

Der Dichter beſchließt.

Es ſang ein Mann des Rheins dies Lied,
Dem Minne Luſt und Leid beſchied.
Ihm war das Lied ein Leidvertreib,
Er minnet ſelbſt ein hohes Weib:
Des eignen Herzens ſüße Sorgen
Hat er im ſchmucken Reim verborgen.
Die Hehre, die dies Lied nicht nennt,
Er weiß, daß ſie den Klang erkennt,
Den voll und klar aus Mannesbruſt
Heraufrief ihrer Küſſe Luſt.
So ſpiegle denn in Otto's Glück
Die eigne Zukunft ſich zurück,
Und lehr' uns dieſe Mähr fortan:
Sein Schickſal ſchafft ſich ſelbſt der Mann!

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Proſpektus.

Gottfried Kinkel,

Geſchichte der bildenden Künſte

bei den chriſtlichen Völkern.

Unter dem vorſtehenden Titel werde ich in dem laufenden und dem nächſten Jahre ein Werk herausgeben, welches ſich zur Aufgabe ſetzt, die Geſchichte der Baukunſt, Bildnerei und Malerei von den Anfängen der chriſtlichen Zeitrechnung bis auf die Gegenwart in allgemein verſtändlicher Faſſung und Sprache darzuſtellen.

Wir beſitzen in unſerer Litteratur zahlloſe Werke über die antike Kunſt der Griechen und Römer; die großen und edeln Schöpfungen ſpäterer Tage aber, die uns doch nach Zeit und Ort um Vieles näher liegen, ſind zwar zum Theil in Einzelſchriften mit gebührender Gründlichkeit geſchildert, aber noch ſelten in ihrem geſchichtlichen Zuſammenhang aufgewieſen worden. Obenein iſt die Literatur der modernen Kunſt meiſt entweder durch koſtbare Kupfertafeln zu theuer oder durch Mangel aller Abbildungen für den Laien zu ſchwer verſtändlich. Und doch zeigt ſich überall auch in dem deutſchen Volke das Beſtreben, mit den Kunſtſchöpfungen ſeiner großen Vorzeit wieder genauer bekannt zu werden; ja man darf wohl ſagen, daß eine überſichtliche Kenntniß der modernen Kunſtgeſchichte bereits zu den unerläßlichen Erforderniſſen der allgemeinen Bildung gehört.

Dieſem Bedürfniß eines größeren Leſerkreiſes, als der gelehrte iſt, ſoll das Unternehmen entgegenkommen, alſo für Jeden, wenn er auch keine Fachkenntniſſe zu dem Buche herzubringt, und ſo namentlich auch für die gebildete Frauenwelt verſtändlich ſein. Es wird zuerſt die Kunſt eines jeden Zeitraumes und Volkes in ihrer Verbindung mit den großen Weltbegebenheiten und der Kulturſtufe, aus der ſie emporwuchs, aufgewieſen, nach ihren allgemeinen Zügen charakteriſirt und beurtheilt, alsdann aber in den einzelnen auf uns gekommenen Hauptdenkmalen anſchaulich geſchildert werden. Durch Letzteres erhält das Buch auch für den Reiſenden Werth, und für dieſen Zweck wird ein vollſtändiges Ortsregiſter am Schluſſe hinzugegeben. Ebenfalls werden für genaueres Studium einzelne Nachweiſungen am Ende zuſammengeſtellt, dafür aber die Schilderung niemals durch Noten unter dem Text durchbrochen.

Dieſe Anſchaulichkeit der Darſtellung wird bedeutend gewinnen durch acht und zwanzig auf Stein gravirte und ſorgfältig ausgeführte Tafeln, welche das lithographiſche Inſtitut der Verlagshandlung dem Buche zufügt. Sie ſollen die Schöpfungen der kirchlichen und weltlichen Baukunſt, aber auch aus dem Bereich der beiden andern Künſte einige Hauptwerke enthalten, welche am ſchärfſten den Stil ihrer Zeit bezeichnen.

Das Werk erſcheint in vier halbjährigen Lieferungen, von denen jede ein in ſich geſchloſſenes Ganzes bildet. Die erſte, welche Mitte Mai d. J. ausgegeben wird, umfaßt die Kunſt bis zum Ablauf des erſten Jahrtauſends, und giebt auf den acht zugehörigen Tafeln Bauwerke, Malereien, Bildhauer- und Goldſchmiedearbeiten dieſes Zeitraums aus Italien, Byzanz und den Rheinlanden. Die zweite enthält das Mittelalter bis zum Blütepunkt ſeiner Kunſt, die dritte ihren Verfall und die Anfänge der modernen Kunſt, deren weitere Entwickelung bis zu den in dieſem Augenblicke blühenden Schulen und Meiſtern der vierten vorbehalten bleibt. Das Geſammtwerk, die Grenzen eines ſtarken Oktav-Bandes nicht überſchreitend, wird alſo vor Abſchluß des Jahres 1846 in den Händen der Abnehmer ſein.

Schloß Poppelsdorf bei Bonn, 21. März 1845.

Gottfried Kinkel.

Die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung erlaubt ſich nachſtehend die Bedingungen der Subſcription hinzuzufügen.

Die Geſchichte der bildenden Künſte bei den chriſtlichen Völkern wird in großem Oktavformat mit klarer, ganz neuer Schrift auf ſchönem und dauerhaftem Papier gedruckt. Gleiches Format erhalten die 28 Tafeln, ſo daß ſie ohne Bruch oder Einſchlag dem Werke beigebunden werden können. Jede Lieferung erſcheint in einem Umſchlag, der zugleich ein vorläufiges Ortsregiſter über die in ihr vorkommenden Kunſtwerke giebt.

Die Ausſicht auf ſtarke Verbreitung eines Werkes, das ſo ſehr einem Zeitbedürfniſſe entgegenkommt, zugleich aber durch die Vorträge und früheren Schriften des Herrn Verfaſſers auch außer dem akademiſchen Lehrkreiſe dem Publikum hinreichend empfohlen iſt, macht es uns möglich, den Preis dieſes Werkes, außer Vergleich mit der darauf verwandten Arbeit und Sorgfalt, niedrig zu ſtellen.

Jede der vier Lieferungen nämlich, welche jedoch nicht getrennt werden, koſtet in Umſchlag geheftet 1 Thlr. 10 Sgr.; das ganze Buch, 50—55 Bogen Text und die Tafeln enthaltend, alſo 5 Thlr. 10 Sgr.

Bonn, im April 1845.

Henry & Cohen.

Geſchichte

der

bildenden Künſte

bei den chriſtlichen Völkern,

vom Anfang unſerer Zeitrechnung bis zur Gegenwart.

Von

Gottfried Kinkel.

Mit acht und zwanzig auf Stein gravirten Tafeln.

Erſte Lieferung.

Die altchriſtliche Kunſt.

Mit acht Tafeln.

Bonn,
Verlag von Henry & Cohen.
1845.

Ortsverzeichniß

der in dieſer Lieferung angeführten Kunſtwerke.

(Ein Haupttitel und ein vollſtändiges Ortsregiſter wird nebſt Noten und literariſchen Nachweiſungen am Schluſſe des Werkes der vierten Lieferung hinzugefügt. A. bedeutet ein Werk der Architektur, B. der Bildnerei, M. der Malerei, a. die 12 erſten, b. die 12 mittlern, c. die 13 letzten Zeilen der Seite.)

Achen, Münſterkirche A. 166 b; römiſcher Sarkofag B. 144 a; Schmuck B. 143 c. 234 a. M. 236 c. — Ehem. Palaſt und Rathhaus A. 173 a. B. 234 b. M. 237 b. — Lateran A. 173 b.
Aix, Portal A. 87 b. — Taufkapelle A. 118 a.
Albano, Katakombe M. 203 c.
Alexandria, ehem. Syn[illegible] — Ziſterne A. 137 b.
Amalfi, Erzthüren B. 230 c.
Angers, K. S. Martin A. 153 c.
Antiochia, ehem. K. A. [illegible]
Arles, Muſeum B. 198 b.
Aſſiſi, Unterk. d. Domes A. 151 c. M. 232 a.
Athen, Parthenon und Pandroſion A. 52 a. — Baſilika A. 52 b
Avignon, Portal A. 87 b.
Beauvais, K. Baſſe-Oeuvre A. 153 c.
Berlin, Elfenbeinarb. B. 231 a. 236 b.
Bethlehem, Kirche A. 98 b.
Bitburg (Eiffel), Moſaik M. 211 b.
Bonn, Franziskanerk. A. 59 c. — Muſ. der Alterthümer M. 211 b.
Cäſarea in Kappadokien, ehem. Krankenhaus A. 136 b.
Cherſon (Krim), Kirche A. 135 b.
Claſſe ſ. Ravenna.
Clermont, ehem. Baſilika A. 87 b. 154 c.
Cleve, ehem. Römerthurm A. 144 b. — Altarſtein aus Rindern B. 144 a.
Conſtantine, ehem. Kirchen A. 87 b.
S. Denys (b. Paris), Kirche A. 154 c.
Druchelte (b. Soeſt), Taufkap. A. 166 a.
Epheſus, ehem. Johannesk. A. 133 b.
Elten, Römerbrunnen A. 144 b.
Emmerich, Münſterkirche: Krypte A. 164 b; Reliquienkaſten B. 233 a; Gemmen daran B. 143 c.
Eſſen, Stiftsk. A. 171 b.
Externſteine B. 239 b.
Florenz, Apoſtelk. A. 152 a. — Taufkap. A. 152 a. — Laurent. Bibl. M. 224 c. 226 c. 227 b. — Palaſt Riccardi B. 231 a.
Frankfurt, Saalhof A. 172 b. — Stadtbibl. B. 236 a.
Fulda, ehem. Kloſterk. A. 159 c. — Grabkap. S. Michael A. 164 a.
S. Gallen, ehem. K. A. 159 c. — Münſter A. 160. — Bibl. B. 236 b.
Gennes, K. S. Euſebe A. 153 c.
Gent, Makariuskap. A. 166 a.
Herkulanum, Baſilika A. 58 a. — Akadem. ſ. Neapel.
Höchſt, Baſilika A. 162 b.
Jeruſalem, ehem. Oelbergk. A. 98 b. — Ehem. Marienk. A. 98 c. — Ehem. Grabk. A. 115 b.
Ingelheim, ehem. Palaſt A. 172 c. 173 c. M. 237 b. — Hofkapelle dabei M. 237 a.
Kobern (Moſel), Schloßkap. A. 172 a.
Köln, antiker Moſaikboden M. 211 b. — Wallrafianum B. 39 c. — Clarenthurm A. 155 c. — K. Maria im Kapitel A. 144 b. 85 b. 159 a; Krypte A. 165 a. — S. Urſula A. 158 c. 159 b. B. 232 b. — S. Kunibert A. 158 c. — Alter Dom A. 159 a. — S. Gereon A. 172 a. M. 232 b. — S. Cäcilia, Glocke B. 232 b.
Konſtantinopel, Charakter ſeiner Kunſt 14 c. 94 a ff. 109 ff. 225 b. — Charakter des byz. Reichs 90 a ff. — Ehem. Apoſtelk. A. 66 a. 115 c. 132 c. — Baſiliken Juſtinians A. 100 a. — Kleine Sofia (SS. Sergius und Bakchus) A. 124 c. — Große Sofia A. 125 c. B. 228 c. M. 131 b. — Nutzlichkeitsbauten A. 136 c: Auguſteum A. 137 a; Statue Juſtinians B. 229 c; Ziſternen und Waſſerleitungen A.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

137 b. c. — Paläſte A. 137 c. M. 217 c.
Kopenhagen, nord. Muſeum B. 234 c.
Leyden, Muſeum B. 198. a
London, brit. Muſeum M. 238 a.
Lonnig (Maifeld), Kirche A. 172 a.
Lorſch, Vorhalle A. 163 a. 195 c.
Lucca, K. S. Frediano u. S. Michele A. 152 a.
Lüttich, K. S. Jean A. 171 c
Lyon, Muſeum, Moſaikböden M. 211 b.
Mailand, K. S. Ambrogio, Altar B. 235 a. — S. Lorenzo A. 124 c. — Ambroſ. Bibl. M. 223 c.
Mamre (Paläſtina), ehem. K. A. 98 a.
Marſeille, Muſeum B. 198 b.
Mettlach (Saar), Grabkap. A. 166 a.
Monza, ehem. Palaſt A. 152 b. B. u. M. 232 a.
Montmartre, Kirche A. 154 c.
Montmorillon (Poitou), Rundkapelle A. 166 b.
München, Bibl. M 239 a. — Elfenbeinkammer B. 231 a.
Murano (bei Venedig), K. S. Cipriano M. 220 b.
Neapel, Muſeo Borbonico M. 44 b. 211 b. B. 231 a. — Katakomben M. 189 b. 204 a.
Nikolajewi (Kaukaſus), Kirche A. 135 b.
Nikomedien älteſte Kirche A. 47 c.
Nocera, K. Maria Maggiore A. 120 c.
Nymwegen, ehem. Karlspalaſt A. 172 c. — Palaſtkapelle A. 169 c
Ottmarsheim (Elſaß), Pfarrk. A. 170 b.
Parenzo (Iſtrien), Kathedrale A. 108 b. 123 a. M. 218 a.
Paris, im Louvre: Sarkofag B. 198 b: Grabſteine B. 232 b: Elfenbeinarbb. B. 231 a. 235 c; Bilderhandſchriften M. 223 c. 227 c. 238 a. b 239 a.
Päſtum, Hypäthraltempel A. 55 a.
Pavia, K. S. Michele A. 151 c.
Perugia, Franziskanerk. B. 197 c. — Dombibl. M. 225 a.
Pitſunda (Kaukaſus), Metropolitank. A. 134 b.
Poitiers, Kirche S. Jean A. 153 c.
Pompeji, antike Baſilika A. 56 a. 57 b. — Kleinere Baſilika A. 57 c.
Ravenna, Char. ſeiner Baukunſt 68 c. 69 b. 102 b. — Geſch. der Stadt 100 b. ff. — K. S. Agata A. 105 c. — S. Apollinare in Claſſe A. 64 c. 106 c: Sarkofage B. 198 b: Moſaik M. 218 a. — S. Giovanni Ev. A. 105 c — S. Martino (Apollinare nuovo) A. 106 b. M. 217 a. — S. Michele in Affriciſco M. 217 c. — SS. Nazaro e Celſo (Grabkap. der Placidia) A. 66 a. 116 a: Sarkofage B. 198 c; Moſaik M. 215 c. — S. Pietro (S. Franceſco) A. 105 c. — S. Teodoro (Spirito Santo) A. 106 a: Taufkap. dabei (Sta Maria in Cosmedin) A. 119 a. M. 216 c. — S. Vitale A. 121 b. M. 217 b. — Kap. im erzb. Pal. A. 116 c. M. 216 c. — Kathedrale B. 231 b; Taufkap. dabei A. 118 b. M. 216 c. 224 b. — Baſilika des Herkules A. 106 c. M. 231 b. — Palaſt des Theoderich A. 149 a. B. 231 c. M. 231 c. — Grabmal deſſ. A. 150 a.
Regensburg, Erhardsgewölbe A. 164 a. — Alter Dom A. 165 b
Riez (Provence), Taufkap. A. 118 a.
Rieux-Merinville, Kirche A. 171 b.
Rindern, Altarſtein ſ. Cleve.
Rom, Char. ſeiner chriſtl. Kunſt 14 a. A. 71 b. — Antike Baſiliken, Aemilia und Ulpia A 58 b; Siciniana A. 60 a; des Maxentius A. 60 b. — Grab der Naſonen M. 199 b. — Mauſoleum der Helena A. 114 b; der Conſtantia (K. Sta Coſtanza) A. 114 c. M. 214 b. — Die Kirchen: Aelteſte Kirche A. 47 b. — Sta Agneſe A 61 b. 104 c. M. 219 a. — Ara Celi A. 67 c 84 a. — Sta Balbina A. 75 a. — S. Bartolommeo A. 83 c. Altar B. 73 c. — Sta Cecilia M. 219 c. — S. Clemente A. 67 c. 82 b. 83 a. M. 220 c. — SS. Cosma e Damiano M. 218 b. — S. Criſogono A. 84 a; Fußboden 210 c. — Sta Croce (Baſ. Seſſoriana) A. 75. a — Sta Franceſca Romana M. 220 c. — S. Giovanni in P. Latina A. 64 b. 73 a. — S. Giovanni in Laterano A. 64 b; Taufkap. dabei (Bapt. Conſtantini) A. 119 a; ehem. Palaſt oder Patriarchium A. 139 c; Triklinium deſſ. A. 48 a. M. 219 b. — S. Lorenzo A. 73 a. 81 b. 104 b; Fußboden 210 c; Moſ. der Vorhalle M. 220 c; Sarkofag B. 198 a. — Sta Maria degli Angeli, Taufkap. A. 113 c — Sta Maria in Cosmedin A. 73 a. 82 b; Fußboden 210 c. — Sta M. in Domnica (della Navicella) A. 82 b. M. 219 c. —

Sta M. Maggiore A. 63 b. 65 c. 70 c. 79 c. Altar B. 73 c. M. 214 c. — Sta M. ſopra Minerva A. 86 c. — Sta M. in Trastevere A. 73 b. 85 c. — SS. Nereo ed Achilleo M. 219 a. — S. Niccolo, Altar B. 73 c — S. Paolo A. 65 c. 66 c. 67 a. 68 c. 78 a; Moſaik M. 215 a; Erzthüren B. 230 b — S. Pietro in Vaticano (ältere Petersk.) A. 65 c. 72 b. 73 a. 75 c; Sarkoſage B. 196 b; Prachtſchmuck B. 228 c; Prachtgewand B. 229 b; Petersſtatue B. 230 a. Taufkap. derſ. A. 118 a. — S. Pietro in Vincoli A. 80 c. — Sta Praſſede A. 82 c. M. 219 c. — Sta Sabina A. 80 c. — S. Steſano rotondo A. 120 a. — SS. Vincenzo ed Anaſtaſio A. 64 b. 82 c. — Kloſter S. Caliſte, Bilderhandſchr. M. 239 a. — Ponte Salario A. 137 b. — Haus des Pilatus A. 140 b. — Die Katakomben 180—209: des h. Calixtus 181 c. 184 a. M. 200 b: von S. Ponziano M. 187 b. 202 c; des Vatikans B. 196 b; unter Villa Pamfili 188 a; andere mit Bildern M. 203 b. — Villa Corſini, Sarkoſag B. 192 b. — Vatikan: Muſeum B. 41 b. 196 a; chriſtliches Muſeum B. 176 a. 187 a. 197 a. 230 a. 231 a; Bibl., Bilderhandſchrr. M. 223 c. 225 a. 227 b. 228 a.

Salzburg, Bau der Stadt A. 140 c. — Moſaikboden M. 211 b.

Soeſt, Nikolauskapelle A. 165 b.

Spoleto, Unterbau von S. Pietro A. 151 c. — Waſſerleitung A. 152 c.

Susdal (Rußland), Erzthüren B. 230 c.

Tabor (Paläſtina), ehem. K. A. 98 c.

Terracina, Palaſt Theodorichs A. 148 c.

Toulouſe, Muſeum B. 198 b.

Tours, Martinsk. A. 154 c.

Trier, antike Baſilika A. 56 a. 59 a. 63 c. — Porta Nigra A. 155 a; Grabſteine daſelbſt B. 39 c. 232 b. — Dom A. 87 c. — Stadtbibl. Bilderhandſchr. M. 238 b; Gemme daran B. 144 a; Moſaikboden M. 211 b.

Trieſt, Dom A. 108 b.

Turin, Palazzo delle Torri A. 152 c.

Tyrus, ehem. K. A. 97 b.

Vagharſchabad (Armenien), K. A. 135 c.

Vaiſon (Provence), Kathedrale A. 87 b.

Venedig, Markusk. A. 123 b. 133 b.

Verona, SS. Nazaro e Celſo M. 232 a.

Wien, kaiſerl. Bibl., Bilderhandſchr. M. 227 a.

Xanten, Houbens Sammlung: Erzarbeit B. 144 b; Goldſpange B. 233 a.

York, ehem. Petersk. A. 154 a.

Bonn, gedruckt bei Carl Georgi.

Einleitung.

In den Menſchen theilen ſich Natur und Geiſt. Mit ſeiner ſichtbaren Seite gehört er dem körperlichen Stoffe an, und ſteht als das edelſte der zahlloſen Gebilde da, welche die ſchaffende Natur in demſelben ausprägte: mit dem Geiſte aber vermag er ſich dieſer Schranke der Formen, Farben und Töne gegenüberzuſtellen, ſich ſelbſtſtändig und thätig zu empfinden. Auf dieſem allbekannten, aber vom Denken noch nie ergründeten Geheimniß ſeiner Doppelnatur ruht das Weſen ſeiner edeln Schöpfung, der Kunſt. Alle Kunſt iſt Darſtellung eines geiſtigen Inhalts in ſinnlich ſchöner Form. Fehlt eins dieſer beiden Stücke, ſo iſt wahre Kunſt noch nicht vorhanden. Denn das rein Geiſtige, ſofern es gegen die ſchöne Form gleichgültig iſt und nur nach Wahrheit, Gerechtigkeit oder Güte ſtrebt, gehört andern Gebieten des Geiſteslebens an, der Wiſſenſchaft, der Sittlichkeit, der Religion: alles bloß ſinnlich Schöne aber, ſo lang ihm die Idee fehlt, wird ebenſowenig Kunſtwerk, ſondern bleibt im Stoffe gefangen und verfällt im beßten Falle, weil es doch nur wieder zu ſinnlichen Zwecken dient, dem Kreiſe der Nützlichkeit und des Handwerks. Aus dieſem Grunde gewährt die Kunſt ſowol Dem der in ihr ſchafft, als der ihre Werke empfindend genießt, eine allſeitigere, vollſtändigere Befriedigung als die andern Schöpfungen des Geiſtes, weil in ihr der ganze Menſch nach beiden Seiten ſeines Weſens hin ſich ausſpricht und wiederfindet. Und während auf allen übrigen Gebieten Trennung der Geiſter ſtattfindet, während die Wiſſenſchaft nur Wenigen gehört, und ſelbſt die Religion eben ſo oft ſcheidet als einigt, bildet die Kunſt das große Pantheon aller Menſchen oder doch aller Genoſſen des Einen Volks und Blutes. Am Kunſtwerk freut ſich nicht der Denker allein, ſondern gleichermaßen auch der Ungebildete, wenn gleich Jener mehr den allgemeinen geiſtigen Gehalt, Dieſer mehr die Schönheit der Formen im Einzelnen auf ſeine

Seele wirken läßt. Erſt wenn er in der Kunſt ſich ausprägt, wird der Gedanke Allgemeingut, und auch bei uns, wo die ungeheure Kluft der Bildung zwiſchen höhern und niedern Ständen ſo tief ſchmerzlich ſich eingeriſſen hat, iſt dieſe gemeinſame Kunſtfreude noch ein tröſtliches Einigungsmittel aller Stufen. Aus dieſem Grunde gehört aber auch die Anſchauung Deſſen, was Menſchengeiſt und Menſchenhand bis heute in der Kunſt geleiſtet haben, ebenſo weſentlich wie politiſche Geſchichte zu den unerläßlichen Anforderungen der allgemein menſchlichen Bildung. Und hier verlangt wol zuerſt Das unſre Aufmerkſamkeit was uns am nächſten liegt, nicht aber was durch Zeit oder Ort weit von uns getrennt nur durch gelehrte Forſchung oder mühevolles Aufſuchen uns ſich erſchließt. Darum werden wir in dieſem Buche nicht bei längſt im Zeitenſtrom verſunknen oder doch innerlich abgeſtorbenen Völkern die Kunſt in ihrer Kindheit aufſuchen, nicht einmal Hellas und Rom zuerſt begrüßen, ſondern friſch hineingreifen in die Schöpfungen, welche an uns ſelbſt in unmittelbarer Nähe herantreten und unſerm eignen Gefühle verwandt ſind. Es ſoll diejenige Geſtalt der Kunſt vor unſer geiſtiges Auge treten, welche in den letzten achtzehnhundert Jahren unſeres Geſchlechtes aus der neu geſtifteten Religion des Chriſtenthums emporgewachſen iſt.

Die drei Grundrichtungen der Kunſt.

Schon gleich in ihren Urſprüngen ſchließt ſich alle Kunſt an geiſtige Bedürfniſſe an. Denn was die bloße Naturnothwendigkeit hervorbringt, die Hütte des Wilden in roher Kegelform oder ſein ſchlichtes an Stangen befeſtigtes Zeltdach, iſt ebenſowenig Kunſtwerk als das bunte Gewebe aus Pflanzenfaſern oder Wolle, mit dem er ſeinen Leib gegen die Kälte ſchützt, oder das geſchliffene und gehärtete Eiſen, welches ihm das Thier mordet und den Acker umbricht. Erſt wo Geiſt und Gedanke erwacht ſind, lebt auch Kunſt auf, und dieß geſchieht in zwei Formen: alle urſprüngliche Kunſt iſt entweder *religiös* oder *hiſtoriſch monumental*. Aus dem unbeſtimmten Schauer vor den Naturgewalten ſpringen in der Seele der jugendlichen Völker beſtimmte Göttergeſtalten hervor, liebenswürdig oder ſchrecklich: die erſte Beobachtung und Trennung der Naturkräfte ruft ſogleich die Poeſie hervor in der Form der heiligen

Sage, des Mythos. Doch auf dieſer Stufe vermag die Menſchheit nicht ſtehen zu bleiben: ſie muß ſich zu den ſo ins Leben getretnen Göttern in ein feſtes Verhältniß ſetzen, indem ſie ihnen eine beſtimmte Verehrung widmet. Der Kultus aber als der Leib der Religion fordert alsbald ſehr ſtark eine mannigfache Kunſtübung. An den Plätzen, wo in vorzüglich mächtigen Erſcheinungen die göttlichen Naturkräfte ihr Spiel treiben, im ſtillen Urwald, am raſchen Quell, auf dem weitumſchauenden Berge werden die Götter gegenwärtig geglaubt, und Tempel erheben ſich um ſie zu umſchließen. Naturgegenſtände, in denen Kraft und Eigenſchaft der einzelnen Götter ſich beſonders fühlbar ausprägt, werden als Symbole nachgebildet und zum Zweck des Kultus verwendet: der Kultus ſelbſt aber, damit er feierlich ſich ordne, fordert das von Muſik begleitete Lied, oder den religiöſen Tanz. Und von allem Dieſem iſt denn der Sprung nicht mehr weit bis zu dem Verſuche, die Gottheit nun in ihrer eigenſten Geſtalt, wie die Fantaſie der Dichter ſie ſchon längſt ausgeprägt, auch im Stoffe leiblich ſichtbar abzubilden. So bricht erſt unförmlich, mit widriger Häufung der Glieder oder mit Vermiſchung menſchlicher und thieriſcher Theile, zuletzt aber in edler Menſchengeſtalt das Götterbild und mit ihm die Bildhauerei aus der ſymboliſchen Hülle des Kultus hervor.

Indem ſich aber dieſe religiöſen Gedanken zur Klarheit der plaſtiſchen Anſchauung und Darſtellung entfalten, bleibt das jetzt erſt entſtehende, durch die junge Religion vereinigte Volk nicht müßig in den übrigen Lebenskreiſen. Es erſchafft aus ſich den Staat, und mit dieſem Schritte tritt es in die Geſchichte hinein. Aus den bisher Gleichſtehenden heben ſich einzelne große Perſönlichkeiten als Helden, Erfinder, Geſetzgeber hervor, andre minder geordnete Völker erfahren in großen Schlachten die Uebermacht des jugendlichen Staates. Solche Perſonen und Begebenheiten werden alsbald in ihrer Bedeutung begriffen, und je weniger noch das geſchriebene Wort ihnen die Ewigkeit verbürgt, deſto eifriger wird ein anderes mehr maſſenhaftes und greifbares Mittel aufgeſucht, um jene ermuthigenden und volksthümlichen Erinnerungen unauslöſchlich auf die kommenden Geſchlechter fortzupflanzen. Das Denkmal entſteht, und mit ihm iſt der Anfang der **hiſtoriſchen Kunſt** gemacht. Im Volksgeſang, der bald zum abgeſchloſſenen Epos wird, ſchreitet das Schattenbild der großen Vorzeit an der feſtlich verſammelten Menge vorüber, oder die heilige Väterſchlacht wird von bewaffneten Jünglingen im Kriegstanz nachgebildet, bis zuletzt die noch weiter entwickelte Poeſie es ſogar wagt, im hiſtoriſchen Drama gleichſam ein wirkliches Nachbild des Geſchehenen aufzuſtellen. Dem entſpricht der Gang der bildenden Künſte. Zu Anfang ſucht man nur eine bloß gedächtnißmäßige Erinnerung dem Helden gerade da zu retten, wo er ſeinem Volke ewig zu entſchwinden drohte; an der Stelle, wo er gefallen oder begraben worden iſt, erhebt ſich der Rieſenhügel oder eine ſchlichte unbehauene Säule als Denkſtein. Manchmal auch wird gerade der Leib des großen Königs verewigt, indem ein künſtlicher Berg, als gleichſeitige Pyramide aufgemauert, ſeine Aſche vor dem Verſtäuben und vor unheiligem Raube ſchirmt. Aber Kunſt iſt Beides noch nicht: dieſe mit kühnerem Streben ſucht den Geiſt des Todten in derſelben Offenbarung feſtzuhalten wie er ſich im Leben kundgethan, alſo in einem Abbilde ſeines Leibes: ſo wird die Steinſäule zur Porträtſtatue, und an die Stelle der formloſen Pyramide tritt ein Stein mit Reliefs verziert, welche dem ſpäteren Wanderer andeuten ſollen warum dem Geſtorbenen ſolche Ehre geworden. Doch wie ſich von dem einzelnen Manne langſam das Volk löſt und ſich ſelbſt in ſeinen Thaten achten lernt, ſo genügt auch das Einzelbild nicht mehr, und es ſteigt aus der Tiefe der Seele die Kunſt hervor, welche Maſſen von Geſtalten in ihrer Gegenwirkung ſinnlich darzuſtellen vermag: die hiſtoriſche Kunſt erweitert ſich zur Malerei. — Iſt aber ſo der Vergangenheit ihr Recht geworden, ſo will die Gegenwart auch was ihr gebührt: das Leben beſinnt ſich, daß es noch mehr Recht hat als der Tod, und die Kunſt, je mehr Staat und Volksthum reifen, tritt immer entſchiedener ins Praktiſche hinein, bald dem ernſten Zweck der Gemeinſchaft, bald dem heitern Genuſſe dienſtbar. Der König will in prunkvollen Räumen ſeine Herrlichkeit dem Volke zeigen und zu ſtaunendem Genuſſe hingeben: er baut ſich den Prachtpalaſt. Oder das Volk, nachdem es Prieſter- und Despotenherrſchaft bezwungen, will einen würdigen Raum zu ſeinen gemeinſamen Berathungen, zu Kriegesſpiel und Körperübung oder zu der politiſchen Feſtfeier des Theaters. Der verdiente Bürger ſieht oft noch bei Lebzeiten ſein Bildniß auf dem Markte aufgeſtellt, und die Wand der Verſammlungshalle füllt ſich mit Gemälden die den Enkeln den Freiheitsmuth der Ahnen ins Herz prägen. Auch das iſt noch eine wahrhaft hiſtoriſche Kunſt, weil ſie auf Völker und ihr Heil wirkt: aber hier ſteht ſie auf der Grenze, über welche hinaus ſie zur Darſtellung des wirklich gegenwärtigen Lebens fortſchreitet.

Dieß iſt die dritte und letzte Geſtalt der Kunſt. Nachdem in der Religion die Menſchheit ſich der Gottheit, in der hiſtoriſchen Kunſt das Einzelvolk ſich den übrigen Völkern entgegengeſtellt hat, löſt ſich nun aus dem Geſammtvolke der Einzelne mit ſeinen Anſchauungen und Empfindungen als Schöpfer wie als Gegenſtand der Kunſt heraus. Hierdurch wird das Gebiet der Kunſt unermeßlich erweitert: die ganze Wirklichkeit in ihrem völlig unberechenbaren Umfang bietet ſich ihr auf dieſer Stufe zum Vorbilde. Nun erwacht das niedre Drama, welches den nicht mehr ungewöhnlichen Menſchen in ſeiner Art zu denken und zu empfinden abbildet, und die Komödie, welche ſogar am Zufälligen, Seltſamen, an Dem was von der Regel ſittlicher Schönheit abweicht, ihr beſonderes Gefallen hat. Edler ſpricht die ſubjektive Lyrik Luſt und Schmerz des einzelnen Individuums aus. Während die Kunſt im Uebermenſchlichen, im Göttlichen und Heldenhaften begann, ſteigt ſie jetzt unter das Menſchliche herab; Thier, Pflanze, Naturanſicht werden dargeſtellt, und zumeiſt die Malerei gewinnt hier das weite Feld der ſogenannten Kabinetſtücke. Auf dieſer Stufe gilt vor Allem genaue Nachahmung des Wirklichen, die Technik wächſt in dem Grade in welchem die Kraft der Idee ſich vermindert, und ſo liegt hier der Uebergang der Kunſt in die bloße Zierlichkeit und damit ins Handwerk nahe: ſie mündet aus in die bürgerliche Architektur, in Goldſchmiedekunſt und Manufaktur, in leichtes Gelegenheitsgedicht und Salonmuſik, in Tanz zum bloßen Vergnügen und in dekorirende oder tapetendruckende Zimmermalerei, alſo in all jene erheiternden aber geiſtloſen Luxusthätigkeiten, welche das bürgerliche, geſellſchaftliche, häusliche Leben behaglich und anmuthig ausſchmücken.

Heidniſche und chriſtliche Kunſt.

Gleicherweiſe wie die Kunſt bei den Völkern des Alterthums, iſt auch die moderne Kunſt aus der Wurzel einer jungen Religion, des Chriſtenthums, urſprünglich emporgeſchoſſen: alsdann ſind junge Völker in ihren Dienſt eingetreten, welche ihr einen hiſtoriſchen Schwung gegeben haben, bis ſie endlich auf jener dritten entſchieden realiſtiſchen Stufe angelangt iſt. Jedoch tritt uns hier alſobald ein mächtiger Unterſchied zwiſchen der chriſtlichen und antiken Kunſt entgegen. Im Alterthum war alle Kunſt in viel höherem Grade nazional als bei uns. Jedes Volk ſtand iſolirt dem andern gegenüber mit ſeinen beſondern Göttern und ebenſo ſeiner beſondern Geſchichte. Der Grieche konnte ſich ſo wenig an der düſtern Größe ägyptiſcher Tempel freuen, als der Aegypter für die ſälige menſchliche Schönheit des griechiſchen Marmors begeiſtern, denn die verſchiedene Glaubens- und Staatsentwicklung erzeugte auch ein grundverſchiedenes Natur- und Kunſtgefühl. Bei uns iſt das anders: die moderne Kulturwelt iſt durch eine gemeinſame Religion, durchs Chriſtenthum, unter ſich verknüpft. Dieß gibt ihr in allen ihren Grundanſchauungen eine feſte Einigkeit, auf der alle Verhältniſſe dieſer Völker zu einander beruhen. Indem aber das Chriſtenthum zugleich den Anſpruch macht Weltreligion zu ſein, ſtellt es die dem Alterthum unbekannte Idee der allgemeinen Menſchheit hoch über die Nazionalität und bewirkt ſo, daß kein Volk für ſich allein auf der Bahn der Bildung, Wiſſenſchaft und Kunſt fortſchreitet, ſondern daß ein jedes für alle arbeitet. Darum trägt die jetzige Kunſt der keltiſchen, germaniſchen und ſlaviſchen Völker, ſo weit in Abſtammung und Wohnſitz dieſe auseinanderliegen, dennoch in viel höherem Grade gemeinſchaftliche Züge, als dieß z. B. zwiſchen dem ſprachlich und räumlich ſich näherſtehenden Perſer und Inder im Alterthum der Fall war. Während ſich demnach die Kunſtgeſchichte der vorchriſtlichen Welt in lauter faſt ganz unverknüpfte Bildungsgeſchichten der einzelnen Völker auseinanderlegt, haben wir in der modernen Welt eine unzerreißbare Einheit vor uns. Freilich ergab ſich daraus auch ein Uebelſtand. Indem das Allgemeine, die Religion, die Menſchheit über das Beſondere von Nazionalität geſtellt wurde, blieb das kirchliche Element im Anfang der modernen Kunſt für eine lange Reihe von Jahrhunderten das allein Herrſchende, während die hiſtoriſche Kunſt, die ſtets im ſpeziellen Völkerleben ihre Wurzeln ſchlägt, bis heute noch nicht zu gleich bedeutender Blüte ſich hat entfalten können. Es iſt wahr, das Chriſtenthum erſetzt den Mangel des Hiſtoriſchen einigermaßen durch ſich ſelbſt. Die Religionen des Alterthums ſind ohne Geſchichte, Dionyſos und Afrodite haben nie gelebt, Iſis und Oſiris ſind nur verkörperte Naturbetrachtung: darum bedarf dort die Religion in der Kunſt einer Ergänzung durch Aufnahme der Volksgeſchichte. Chriſtus aber, ſoviel Ranken auch die Sage um ſein Leben gewunden hat, iſt nicht ſelbſt Sage; ſein Auftreten, ſeine Geburt, vor Allem ſein Tod ſind auch von nichtchriſtlichen Schriftſtellern bezeugt. Ebenſowenig ſind die Apoſtel mythiſch, ihre Schriften und Thaten wirken nach bis auf dieſen Tag. Den großen Stifter umgiebt ein Kreis der edelſten Menſchheit, Männer in verſchiedenſter Abſtufung, vom greiſen Petrus bis zur ſtrengen Jungfräulichkeit des Johannes, Frauen von der Mutter abwärts, die nach altem Glauben der Kirche die Mutterwürde gewann ohne den eigenthümlichen Adel der Jungfrau zu opfern, bis zur tiefgefallenen Sünderin, die an ſeiner Hand zu ſittlicher und leiblicher Schönheit wieder erblüht. Ja noch tief ins geſchichtliche Leben der Vorzeit dehnt ſich dieſer Kreis der chriſtlichen Kunſt aus: er umſchließt die ſtarken Männer des Judenthums, die in freudigem Glauben an den Sieg des Guten das künftige Heil der Welt vorausverkündigten: neben die Profeten aber treten die Sibyllen als weiſſagende Chriſtusbotinnen des Heidenthums. Und ebenſowenig hat die heilige Familie gegen die Zukunft ſich abgegrenzt: ans Evangelium ſchließt ſich die Kirche an, und derſelbe Geiſt des Glaubens und der That, der den Stifter in den Tod riß, hat nach ihm unzählige Heilige und Märtyrer über Erdenluſt und Erdenſchmerz ſiegen laſſen. So tritt der chriſtlichen Kunſt als beſtändiges Objekt die Geſchichte entgegen, und was in der alten Welt getrennt war, Religion und Hiſtorie, iſt hier Eins: Chriſtus am Kreuze iſt ebenſoſehr Gegenſtand der Verehrung als Denkmal des größten Faktums der Weltgeſchichte. Das aber bleibt dennoch wahr, daß dieß keine ächte Volksgeſchichte genannt werden kann, da ſie, auf fernem fremdem Boden erwachſen, zu dem Staate eben gar keine Beziehung hat.

Es ging der Kunſt wie der Kirche: beide haben den Staat negirt bis ans Ende des Mittelalters.

Hier treffen wir nun auf den Hauptunterſchied der chriſtlich-kirchlichen Kunſt von den Schöpfungen des Alterthums: ein Unterſchied, der nirgendwo ſchlagender vor die Seele tritt, als wenn wir das Gebild des Mittelalters mit dem helleniſchen Kunſtwerk vergleichen, beides die Höhepunkte chriſtlicher und heidniſcher Schöpferkraft. Das Heidenthum des Hellenen war die allſeitigſte Entfaltung des Menſchlichen, die bis jetzt auf Erden gelungen iſt: das Chriſtenthum beginnt mit der Forderung, daß der Menſch in ſeiner Einzelſchöne und Einzelkraft ſich ſelbſt verläugne. So zieht die Kunſt des Heidenthums das Göttliche in die holden Schranken der Sinnlichkeit hinab, die chriſtliche aber feiert ihren Triumf, wenn ſie den Menſchen darſtellt wie er dieſe Schranken durchbricht und in den reinen Aether der Idee emporſteigt. Die Götter Homers ſind geſteigerte Menſchen, ſtärker, ſchöner als wir und vor Allem unſterblich, in jedem Weſentlichen aber, in Geſtalt, Empfindung, Leidenſchaft den Sterblichen gleich, während das Chriſtenthum den Menſchenſohn ſelbſt in idealer Verklärung auffaßt und ſo allem Bedürfniß und Genuß des Irdiſchen entrückt. So legt ſich auch der helleniſche Tempel mit breiter ſtiller Maſſe auf die Erde hin, als Abſchluß eines Felſen oder Vorgebirgs, als Bekrönung einer Stadt: in ihm wohnt der Gott im Bildniß verkörpert, nach oben braucht alſo der ganze Bau nicht hinzuweiſen, nicht auf ein Fernes, Unerreichbares zu deuten. Wie ſo ganz anders die höchſte Form chriſtlicher Baukunſt, der gothiſche Dom! Schmal und ſchlank ruht er auf dem Boden, die Höhe überwiegt gebieteriſch die Breiten- und Längenausdehnung, jedes Einzeltheilchen reißt ſich aufſtrebend, gen Himmel verblühend, vom Grunde los: Spitzbogen, Giebeldreieck und Thurm ringen unaufhaltſam nach dem Unendlichen fort. Gleiches Geſetz beherrſcht die andern bildenden Künſte. Dem Heiden ſpaltet ſich die Gottheit in einzelne Kräfte, Ideen, Naturgewalten: weil ſie Einzelweſen ſind, kann er ſie in feſtgeſchloſſener Form darſtellen, denn Gott als das unermeßliche Eine iſt ihm unbekannt. Die Künſte haben alſo kein Bedürfniß etwas bloß Geahntes auszuſprechen, ſie können Alles in den Formen auffaſſen, welche die göttlich beſeelte Natur ihnen vorgezeichnet hat, und die Menſchengeſtalt genügt ihnen überall zur Darſtellung des Göttlichen. Iſt dieß eine Begrenzung, ſo öffnet ſich dafür die Erde zu ſchrankenloſem Genuß, eine ſchöne Menſchheit bietet nackt ihre herrlichen Formen dem Künſtler zum Studium dar. Im Chriſtenthum wird dieſe Sinnenſchönheit gering geachtet gegen das Geiſtige: die Menſchengeſtalt hat ihm nur Bedeutung, ſofern in ihr ein Tieferes, Inneres ſich ausprägt, ſofern ſie Spiegelung des Einen Göttlichen iſt. Galt dort die Form an ſich, ſo gilt hier der Ausdruck; war dem Heiden der ganze Leib beſeelt, ſo braucht die chriſtliche Kunſt eigentlich nur das Antlitz, auf welchem jener Widerſchein eines Höheren ſich faſt ausſchließlich ausprägt. Und indem noch dazu durch Uebertragung jüdiſcher Sitte die Nacktheit im Leben ausgeſchloſſen wird, ſtirbt ſie in der Kunſt. Die Bildhauerei, welche auf den ganzen Körper angewieſen iſt, verliert ihren Sinn und tritt hinter die Malerei zurück, weil dieſe durch die Farbe im Stande iſt den Ausdruck mächtiger wirken zu laſſen. Während der heidniſche Künſtler den Menſchen in der Fülle ſinnlicher Kraft und in heiterer Schönheit auffaßt, prägte ihm die chriſtliche Kunſt, ſo lange ſie kirchlich blieb, den Charakter unbefriedigter Sehnſucht auf, und ließ jegliche Geſtalt über ſich hinaus auf ein Höheres hinweiſen.

Fragen wir uns nun, ob dieſe Weltflucht denn wirklich der innerſte Charakter des Chriſtenthums ſei, ſo darf das entſchieden verneint werden. Wenigſtens bei dem Stifter dieſes Glaubens finden wir ſie nicht: er hat freudig und menſchlich genießend gelebt und ſich, wie ſchon die Gleichniſſe beweiſen, innig liebend und empfindend an die Natur und ſogar an kleinliches Menſchenleben angeſchloſſen; auch liegt kein Welthaß in ſeiner Lehre. Denn wie er in ſich, in einem Menſchenbilde, die Offenbarung der Gottheit ſah, ſchuf er eine Gemeinſchaft, in welcher dieſe Offenbarung an reinen Menſchen als eine ewige ſich fortſetzen ſollte. Und indem er ſo das Ewige im Vergänglichen aufwies, gewährte er die Möglichkeit eine Kunſt zu ſchaffen; er gab ihr Leib und Seele zugleich. Aber auf dieſem Wege ging man anfangs nicht weiter: die kunſt- und naturfeindlichen Gedanken des geſunkenen Judenthums überwältigten die Gemeine mit der Furcht neuer Abgötterei, die junge Kirche fand auf Erden keine Heimat, nur Druck und Verfolgung.

Wie hätte ſie das Irdiſche anerkennen ſollen, von dem ſie nur Noth litt, wie die Kunſt gelten laſſen, die ſie im Dienſte der haſſenden Heiden fand? Da ſanken die heitern helleniſchen Götter in der Anſchauung der Gemeine zu mörderiſchen, verführenden, ſinnverwirrenden Teufelsfratzen hinunter, da ſprach ſchon der bahnbrechende Apoſtel, auf den die erſte Kirche ſich gründete, Petrus, in ſeinem Briefe es aus, daß die Chriſten nur Pilger und Fremdlinge auf dieſer Erde ſeien, und ſelbſt dem großen Origenes waren die Menſchenſeelen Geiſter, welche aus höhern und heiligern Räumen herabgefallen hier im Kerker des Leibes frühere Verſchuldungen abbüßten. Die Kirche fing an die Welt zu haſſen oder zu verachten die ſie umbilden ſollte, und ſelbſt dann, als es ihr im Römerreiche wohl ward, blieb im Mönchthum die ſtrenge Anſicht übrig. Wol gewann im Mittelalter die Kirche den entſchiedenen Sieg, aber ſie liebte es doch noch ſich als leidende aufzufaſſen, als Kämpferin gegen die Ungläubigen und gegen das Reich dieſer Welt, das ſie im Staate zu ſehen glaubte. Darum blieb ihr auch damals jener Zug der Sehnſucht, ja indem ſie jetzt zum erſtenmale ihre Kunſtformen ſich ſelbſt erſchuf, prägte ſie ihre Tendenz denſelben ſtärker als je vorher auf. Schwinden mußte dieſe Tendenz erſt, als die chriſtlichen Völker die weltbeherrſchenden wurden: da, am Ende des Mittelalters, trat auch die antike Welt in ihre Rechte wieder ein, im fünfzehnten Jahrhundert lernte man begreifen, daß das Heidenthum in Literatur und Kunſt auf richtigerem Wege geweſen war als das Mittelalter. Der Proteſtantismus mit Anerkennung des Leiblichen als des von Natur Berechtigten riß ſich von der bisherigen Kunſttradizion, überhaupt von der heiligen Kunſt los und ging zumeiſt in Holland zur Auffaſſung des realen irdiſchen Lebens über. In ihm blieb nur als Sekte die Vorſtellung zurück, welche die Pietiſten ſowol wie die Gegner des Chriſtenthums uns jetzt ſo gern als die urſprüngliche Lehre aufdringen möchten: daß die Welt ein Jammerthal, ihre künſtleriſche Verklärung alſo wider die Religion ſei. Auf jener erneuten, im edelſten Sinne heidniſchen Kunſtanſchauung, auf dem Gedanken, daß die Schöpfung und alles rein Menſchliche auch außerhalb der kirchlichen Sfäre ein Göttliches ſei, hat die moderne Kunſt mit ihrer kräftigen Neigung für Natur und Geſchichte ſich entwickelt.

Die bildenden Künſte.

Aus dem vollen Kranze der Künſte gedenken wir für unſere Darſtellung nur drei herauszunehmen, weil nur ſie eine gemeinſchaftliche Geſchichte haben. Es ſind die, welche man in beſonderm Sinne die *bildenden* zu nennen pflegt.

In Wahrheit hat die uralte Zählung vollkommen Recht, welche ſieben Künſte annimmt, nicht die neue, welche zwei davon wegſtreicht weil ſie im Syſtem für ſie keinen Platz zu finden weiß. Da in aller Kunſt der Stoff, in welchem die Idee ſich ausprägt, den höchſten Einfluß übt, iſt es keineswegs ſo falſch und äußerlich wie die Modefiloſofie behauptet, wenn man nach dem Stoffe alle ſieben Künſte in drei Gruppen theilt.

Die erſte Gruppe bedient ſich des *Lautes* und wirkt ſo durchs Ohr auf die Seele ein. Der Laut wird nach Länge und Kürze, nach Höhe und Tiefe, nach Stärke und Schwäche gemeſſen, er verbindet ſich mit andern Lauten zu Rhythmus und Harmonie, und drückt ſo in reizvollem Wechſel die innere Bewegung der Idee aus. Zu dieſer Gruppe gehört zuvörderſt die *Poeſie*, denn alle Dichtung iſt von Anfang nicht aufs Leſen berechnet, ſondern auf lebendigen Vortrag, dann aber die *Muſik*, am ſchärfſten von ihrer Schweſter geſondert, wo ſie als Ton lebloſer Inſtrumente auftritt, urſprünglich aber mit ihr verwachſen, indem ſie als Geſang den Vortrag der Poeſie ſteigert.

Hat nun aber der Menſch ſeine Sprachwerkzeuge zum Hervorbringen des Kunſtwerks gebildet, ſo wird bald auch der übrige Leib, zumeiſt in ſeinen bewegteſten Gliedern, Arm und Fuß, ſich geltend machen. Zwei Künſte treten auf, in denen durch die *bewegte Geſtalt des lebendigen Menſchen ſelbſt* die Idee verkörpert wird. Das iſt der *Tanz*, der jetzt freilich zu einem bloßen geſellſchaftlichen, eben ſo kunſt- wie geiſtloſen Vergnügen herabgeſunken iſt, der aber in ſeinen Anfängen ſtets ideenvoll auftritt, religiös oder politiſch. Aus ihm entſteht (und die Alten nannten Beides mit Einem Namen) die *Mimik*, indem ſie den wiederkehrenden, ſtreng geordneten, alle Tänzer gleichmäßig bindenden Rhythmus verläßt, Jedem nach dem Ausdruck ſeiner jedesmaligen Empfindung eine verſchiedene Gebärde vorzeichnet, und ſo durch lebendigen Wechſel dieſes Gefühlsausdrucks eine wohlgeordnete Handlung wiederſpiegelt. Vergleichen wir den Tanz mit der ſtrofiſchen Poeſie, ſo iſt Mimik deren Auflöſung in wirkſame Proſa. Eine redende Kunſt iſt ſie urſprünglich keineswegs, denn in römiſcher Kaiſerzeit, wo ſie zuerſt glänzend ausgebildet wurde, trat ſie als reine Pantomime ohne geſprochenes Wort auf, aber ſie kann ſich mit Poeſie und Muſik verbunden zur Ausführung der Dramas oder der Oper erheben.

Nun aber wendet ſich der ſchöpferiſch erregte Sinn auch nach außen: er ergreift den *lebloſen, unorganiſchen Stoff*, und prägt ihm durch Formung die Idee auf. Dieß iſt der höchſte Triumf des Geiſtes über die Natur, weil er hier auch das Todte mit ſeinem Leben durchſtralt. Auf dieſem Wege entſtehen die drei bildenden Künſte, die ſich geſetzmäßig aus einander entwickeln: *Architektur, Bildnerei, Malerei*. Die Architektur wurzelt noch am ſtärkſten in der praktiſchen Nothwendigkeit und ſteht deshalb dem Handwerk am nächſten; auch ſpiegeln ſich in ihr noch keine ſittlichen Geſetze ab, da ſie bloß Darſtellung des Schönen in der unorganiſchen Natur iſt und auf das Geſetz der Schwere ſich gründen muß. Darum erſcheint die Bildnerei ſchon als Fortſchritt, indem ſie die belebte Natur nachbildet. Der Menſch iſt ihre Aufgabe, aber auch bei ihm hält ſie ſich zumeiſt noch an die Naturſeite, indem ſie ſeinen Geiſt in der ganzen Fülle ſeiner Form ausprägt. Gilt es aber, den Menſchen in ſeiner Beziehung zur Welt, zur Natur, zum Staate, in ſeinem Verkehr mit andern Menſchen, gilt es alſo ihn als ſittlich handelnden zu faſſen, dann muß er aus der Iſolirung der Einzelſtatue heraustreten, und ſo reift die Malerei, welche ihn im Bezuge auf ſeine Umgebungen darſtellt.

Schon aus dieſer Betrachtung ergiebt ſich, daß die ſieben Künſte in einer unwandelbaren geſchichtlichen Reihenfolge nach einander erblühen mußten. Den erſten Boden für die Kunſt ebnete die Poeſie, welche in dieſem Sinne die Mutter aller Künſte heißen mag; ſie war es, welche in Form der heiligen oder der vaterländiſchen Sage die idealen Geſtalten erſt erſchuf, die hernach durch Mimik und bildende Künſte zur wirklichen Anſchauung gebracht worden ſind. Darum erwacht die Poeſie und ihre anfänglich unzertrennliche Begleiterin, die Muſik, unter den Völkern eher als die bildende Kunſt. Der Gott muß im Geiſte da ſein ehe die Baukunſt ihm den Tempel errichtet, und erſt wenn dieſer fertig iſt findet die Skulptur ihre Niſche, die Malerei ihre Wandfläche mit wirklichen Geſtalten zu beleben. Dieſelbe Erſcheinung wiederholt ſich in den einzelnen Epochen der Kunſt: die Literaturen blühen am früheſten, ſie ſind die unmittelbaren Klänge der zu friſcher That emporgehobenen Volksbruſt; aber wenn die Thaten längſt vorüber ſind, dann vermag die jüngſte Kunſt, die Malerei, auch einem geſunkenen Volke noch eine heitere Herbſtblüte zu ſpenden. So ſchuf in Hellas Homer lange vorher die Götter, ehe man ſie in würdiger Geſtalt im Tempel abbildete und anbetete; ſo ſchritt im erſten Chriſtenthume die Apokalypſe den Kirchenbauten und der ſymboliſchen Malerei voran. Im Mittelalter ſind Nibelungen, Parzifal und Triſtan vor den großen gothiſchen Domen hergegangen. Ja ſelbſt die bildende Kunſt unſerer Tage iſt erſt den großen Literaturen in Frankreich und Deutſchland nachgefolgt.

Aus dieſem Grunde iſt es auch bei der Geſchichte der bildenden Künſte unerläßlich, auf jeder Stufe zu den vorhergehenden Leiſtungen der Poeſie zurückzublicken und ſich auf dieſem Wege den allgemeinen Bildungszuſtand der Nazionen zu vergegenwärtigen. Alsdann führt die Zeitfolge ſelbſt darauf, jedesmal zuerſt die Architektur und dann in meiſtens gleich ſtrenger Reihe die beiden andern Künſte zu behandeln.

Drei Zeiträume der Kunſt bei den modernen Völkern.

Die ächte Kunſt ſteht in nahem Zuſammenhange mit dem Leben, mit dem Staate, mit dem Volksthume. Sie bleibt alſo vom Strome der Geſchichte nicht unberührt: große politiſche Wandlungen der Völker, große neue Gedanken in der Wiſſenſchaft, große Fortſchritte der allgemeinen Kultur wirken allmächtig auf die Kunſt ein. Ebendarum giebt es in ihr, wie in aller Geſchichte, beſtimmte Zeitpunkte, wo ein neuer Aufſchwung anhebt und zu Entwicklungen führt, die von denen der früheren Jahrhunderte grundverſchieden ſind. Verſuchen wir in unſerem Gebiete dieſe Epochenpunkte aufzufinden.

1. Die Kunſt der Chriſten unter Einfluß der Antike.

Die altchriſtliche Kunſt, ſolang ſie auf dem Boden des griechiſch-römiſchen Lebens ſtehen bleibt, theilt mit der ganzen damaligen Bildung und Wiſſenſchaft der Chriſten das Geſchick einer nur halben Selbſtſtändigkeit. Bei ihrer anfänglichen Gleichgültigkeit gegen das Schöne vermochte die Kirche keine neue Kunſtform zu ſchaffen, und hätte ſie es gewollt, es wäre umſonſt geweſen, weil mit dem neuen Glauben ja kein neuer Volksgeiſt entſtand. Alſo wie man unzählige Dogmen aus dem alten Teſtament und der heidniſchen Filoſofie, die Sprache des Kultus und der Miſſion aber von den Griechen entlieh, ſo wurde die chriſtliche Poeſie ſchon in ihrem erſten, ungezweifelt großartigen Werke, der Offenbarung des Johannes, abhängig von hebräiſcher Symbolik und Dichtungsform, beſonders vom Daniel und den andern Profetenbüchern; die bildende Kunſt aber, da ſie bei den Juden keine Muſter vorfand, ſchloß ſich an die heidniſchen Formen an, wie ſie damals mit voller Allgemeingültigkeit das ganze Römerreich beherrſchten. Um es mit Einem Wort zu ſagen, aus ſeinem eigenſten Geiſte erſchuf das Chriſtenthum noch keine Kunſt; als es dieſelbe aber nicht mehr entbehren konnte, borgte es für ſie die fremden Formen und ſuchte dieſe, wohl oder übel, ſeinen Zwecken anzupaſſen. Man wird leicht begreifen, daß Rom, überhaupt Italien, in dieſem Beſtreben voranging, um ſo mehr, weil hier auch für die Kirche ein Mittelpunkt ſich bildete, ein Kern von Macht und Geiſteskraft, aus dem hernach die neue prieſterliche Weltherrſchaft Roms erwachſen iſt. Wirklich können wir in der antikchriſtlichen Kunſt dieſen *abendländiſch-römiſchen Typus*, beſonders in der Architektur, unterſcheiden.

Eigenthümlich ſteht dieſem Typus der *Stil von Byzanz* gegenüber. Seit Conſtantin dorthin den Reichsſitz verlegt hatte, erhub ſich dieſer verkommene Ort, der wider den Willen des Kaiſers von ihm den Namen Konſtantinopel erhielt, zum Zentrum der morgenländiſchen Chriſtenheit und des bald vom großen Römerreich abgetrennten oſtrömiſchen Staates. Es entſtand dort, wo nie eines Apoſtels Fuß gewandelt, dennoch durch die Macht, welche nach verlorner Freiheit der Völker allezeit der Einzelwille übt, ein zweites Papſtthum, das bald mit dem altrömiſchen den Wettſtreit begann und noch heute mit ihm die Kirchenherrſchaft theilt. Der Staat wurde durch konſequente Durchführung einer auf ſtrengen Gehorſam gegründeten Bureaukratie in ſich ſtark genug gemacht, um länger als das abendländiſche Rom der Vermiſchung mit den Barbaren zu widerſtehen. Dadurch blieb die Nazionalität abgeſchloſſener, die Elemente der Bildung verſanken nicht ſo oft in Sturm und Plünderung, und hatte man einmal eine Kunſt, ſo konnte dieſe ſich ungehindert von Geſchlecht zu Geſchlecht fortpflanzen. Nun hatte aber Conſtantins Bigotterie von ſeiner neuen Schöpfung alle heidniſchen Beſtandtheile fern zu halten geſucht, Byzanz wurde was es werden ſollte, eine durchaus chriſtliche Stadt. Darin lag ſowol der Aufſchwung der dortigen Kunſt begründet als ihre Verknöcherung. Hier imponirte nicht, wie in Alt-Rom, auf jedem Schritte ein großartiges Heidenthum; Mönche ergriffen die Kunſt als zweckmäßiges Mittel das Volk zu erbauen, religiös zu belehren; früher als anderswo finden wir in Byzanz die Bilderverehrung, welche ſieben Jahrhunderte nach Chriſtus eben dort den heftigſten Lehrſtreit erweckt hat. Eine ſolche Kunſt mußte freier vom Einfluſſe klaſſiſcher Formen bleiben als die abendländiſche; zumeiſt da ſie erſt im ſechſten Jahrhundert durch Juſtinian I. in lebhaften Betrieb kam, als das Band mit Alt-Rom bereits zerriſſen war. Mit dem Chriſtenthum hat ſie ſich über die ganze anatoliſche und ruſſiſche Kirche ausgebreitet, aber auch mehrfach im frühen Mittelalter auf das Abendland befruchtend eingewirkt.

Endlich verdienen in dieſer altchriſtlichen Kunſtperiode auch die *neuen Völker* Beachtung, welche ſeit den Anfängen des Chriſtenthums, anfangs überall zurückgeſchlagen, bald aber ſiegreich, ins weſtrömiſche Reich einbrachen. In der That erſcheinen dieſe unſere Vorväter damals im wilden zerſtörungsluſtigen Knabenalter, alſo daß ſie noch viel zu lernen und an ſich zu ſchleifen hatten, bevor ſie an Schönheit und Kunſt denken mochten. Aber der Schritt vom Knaben zum fantaſievollen Jüngling geſchieht raſcher als man denkt. Nicht gleichgültig konnten die Sieger gegen die Segnungen der Kultur bleiben, die ſie in den eroberten Ländern vorfanden. Von Byzanz aus (ſo ſcheint es) empfingen ſie, noch auf ihren Wanderzügen, das Chriſtenthum, dann nahm ſich Rom ihrer an und gab ihnen Lehrer, Mönche und praktiſche Kenntniſſe. Auch die erſten Erregungen der Kunſt kamen ihnen von Byzanz und Rom, und noch war kein bewußter Trieb da, Neues, Schöneres zu ſchaffen. Selbſt Karls des Großen Hof hatte nur lateiniſche Bildung; wie quält ſich Eginhart ſeinen Helden in klaſſiſchem Latein zu preiſen, wie ſchlägt Alkuin den fetzenhaften Purpur klaſſiſcher Erudizion um die dürren Schultern ſeiner ſklaviſch von der Tradizion abhängigen Theologie! Aber unbewußt wirkte doch der junge Volksgeiſt auf die überlieferten Formen ein, und was Theodorich in Ravenna, Karl in Achen baute, ſtellt ſich nicht ohne Selbſtſtändigkeit und Würde neben die ältern Werke; in Skulptur und Malerei aber treten hie und da ſchon Formen auf, welche von der Kunſt der Griechen und Römer ganz unabhängig ſind und in der eigenen heidniſchen Vorzeit der germaniſchen Völker ihre Wurzeln ſchlagen.

Wollen wir indes den allgemeinen Charakter dieſer ganzen Periode würdigen, ſo bleibt dennoch die Kunſt in ihr noch weſentlich von der Antike gebunden. Dieſer Zeitraum umfaßt, rund gerechnet, das erſte chriſtliche Jahrtauſend; ſo lange blieben die neuen Völker auch im Leben in der Schule des römiſchen Alterthums.

2. Die Kunſt des Mittelalters.

Als Wendepunkt dieſer Verhältniſſe dürfen wir getroſt das zehnte Jahrhundert anſehen, obwol daſſelbe eins der dunkelſten in der ganzen Weltgeſchichte war und mit Recht den Namen des eiſernen trägt. Für die mittelalterliche Geſchichte iſt dieß Jahrhundert der rauhe Märzmonat, in deſſen Stürmen gleichwol die Keime zu der Maiblüte der Hohenſtaufenzeit zuerſt emporſchwellen.

Die Kunſt liebt den Frieden, aber ſie kann den Krieg nicht miſſen: wenigſtens zeigt ein Blick auf die alte Welt, daß in ſeinem Gefolge in Aegypten und Hellas die höchſte Kunſtblüte eintrat. Der Krieg läßt die Kunſt feiern: er zerſtört die alten Vorbilder, unterbricht die ſtarre Ueberlieferung von Kunſtmitteln und Kunſtvorſchriften und macht Platz für junge Schöpfungen. Zugleich aber belebt er das Nazionalgefühl und ſetzt die Völker, indem er ihnen Kraftanſtrengung zumuthet, in einen jugendlichen Schwung, der Fantaſie und Kunſtſinn aufregt. Alle neuen Stile knüpfen ſich an ſolche tiefeingreifende, in Kampf und Sturm geweckte Erregungen des Völkerbewußtſeins an.

Solch ein erregendes Jahrhundert war aber gerade das zehnte geweſen. Das Reich Karls des Großen zerfiel raſch, und es löſten ſich aus ihm drei Völker, welche ſelbſtſtändige Staaten ſchuſen: Deutſche, Franzoſen, Italiener. Nicht ohne unermeßliches Blut konnte das geſchehen, denn hier ſollten ja die natürlichen Grenzen der Sprache und der Stammesverwandtſchaft gefunden und feſtgeſtellt werden, welche ſeitdem im Ganzen und Großen geblieben ſind bis auf dieſen Tag. Man weiß, daß beſonders zwiſchen Deutſchen und Franzoſen der Streit um Lothringen und Burgund ſich noch tief ins zweite Jahrtauſend hineinzog, und daß die Verhältniſſe Deutſchlands zu Italien eigentlich erſt in dem gegenwärtigen Jahrhundert ſich entſchieden haben. Am ſtärkſten aber tobten doch dieſe Kämpfe unter den ſächſiſchen Königen und Kaiſern. In derſelben Zeit verfiel Rom den Parteiungen Italiens, und durch unwürdige Beſetzung des heiligen Stuhls verlor es ſeine ganze bildende und friedenſtiftende Wirkſamkeit unter den überalpiniſchen Völkern. Endlich drang auf das in ſich tobende, noch zu keiner ſtarken Staatsverfaſſung durchgedrungene Europa äußerer Angriff ein. Wol nie ſind die Chriſtenvölker unſeres Welttheils, auf denen doch aller geiſtige Fortſchritt der Welt beruhete, in ſo großer Gefahr gänzlichen Untergangs geweſen wie im Anfang des zehnten Jahrhunderts. Vom Norden kam der heidniſche Normanne; er drang, von der Mündung der Flüſſe mit leichten Booten herausſteigend, bis ins Herz der chriſtlichen Staaten ein. Es war als ob er gemerkt hätte, worin das Uebergewicht ſeiner Feinde beſtand, in der Bildung, im Chriſtenthum: denn wir ſehen ihn zumeiſt in England und Frankreich Klöſter und Bibliotheken, in Deutſchland biſchöfliche Stiftungen, wie das eben aufgeblühte Hamburg, nicht bloß ausplündern, ſondern zerſtören und niederbrennen. Außerdem litten durch ihn beſonders die uralten Römerſtädte in den Flußthälern, in welchen ſich gerade die ſtärkſten Reſte klaſſiſcher Bildung erhalten hatten. Eben ſo feindlich zeigte ſich, von Süden vordringend, der Sarrazene, der bereits in Aſien, Aegypten und Nordafrika die Chriſtenreiche unterworfen hatte und nun auf die drei Spitzen, welche Europa nach dem Süden vorſtreckt, ſeinen Angriffsſtoß richtete. Spanien hatte er am früheſten durch Ueberrumpelung gewonnen, im neunten Jahrhundert nahm er Sizilien, im zehnten ſaß er am Garigliano auf der Südgrenze Mittelitaliens feſt, ſeine leichten Scharen ſtreiften bis Rom und plünderten ſchon die Kirchen außerhalb der Thore. Von undurchdringlichem Dornwald geſchützt gründeten ſizilianiſche Araber an der provenzaliſchen Küſte das Seeſchloß Fraxinetum, und ihre Raubzüge gingen bis zum genfer See. Kaum daß Konſtantinopel durch ſein griechiſches Feuer den mauriſchen Angriff zurückwies. Daß auch dieſe fanatiſchen Chriſtenfeinde die Brennpunkte europäiſcher Kultur, Klöſter und Kirchen, nicht verſchonten, wird man glauben. Zuletzt aber, als ſollte auch der letzte europäiſche Strom der von römiſcher Kultur getränkt war, die Donau, in urſprüngliche Rohheit zurückſinken, brachen durchs Thor der Karpathen die Ungarn mit grauſamer Zerſtörungsluſt vor, verſuchten ſich erſt an dem noch immer blühenden und reichen Oberitalien, bis ſie, dort blutig zurückgewieſen, nun in die bairiſchen Lande bis gegen Lothringen hin und auf Sachſen ſich wendeten, das kaum hundert Jahre dem Chriſtenthum gewonnen war. In der That ein Zuſtand wie berechnet darauf alles Bisherige von Grund aus aufzuwühlen, alle Lebens- und Kunſtformen in Scherben zu zerſchlagen. Die verzweifelnde Chriſtenheit glaubte in den Wehen des Weltgerichts zu leben: mit dem Ablauf des erſten Jahrtauſends erwartete man das Ende der irdiſchen Dinge, und Tauſende pilgerten ins heilige Land, um dort den Herrn ankommen zu ſehen zum jüngſten Tage.

Aber unter all dieſem Schutte hatte ein junges und ſchöneres Leben ſchon ſtark genug ſeine Wurzeln ausgebreitet, um ſeit der Mitte des zehnten Jahrhunderts in zahlloſen hoffnungsreichen Knospen zum Lichte zu dringen. Die Völker hatten ihre erſte politiſche Schule beſtanden, unter neuen Dynaſtien blühten Burgund, Frankreich, Deutſchland auf, Italien wurde durch Ottos Eroberung zwar nicht beglückt aber doch beruhigt. Ein kühner Papſt entriß den Sarrazenen ihre Burg, indem er perſönlich die Scharen zum Angriff führte: dieß Werk vollendeten zu Gunſten der Kirche die tapfern Abenteurer der Normandie, welche bald auch in Sizilien wieder Fuß faßten; in Spanien aber entſtanden in den Nordgebirgen aus kleinen Grafſchaften chriſtliche Königreiche, welche durch fortſchreitende Eroberung in jedem Jahrhundert mächtiger wurden. Auch die andern äußern Feinde chriſtlicher Bildung wurden gefahrlos, ſeit ſie das Chriſtenthum angenommen hatten: aus Frankreich drang es zu den Normannen, die den nordöſtlichen Winkel des Königreichs bleibend erobert hatten, aus Deutſchland nach dem ſkandinaviſchen Norden, aus Byzanz zu den Ruſſen. Lauter Veränderungen, die noch ins eiſerne Jahrhundert fallen; ebenſo das innere Erſtarken der abendländiſchen Nazionen. Bisher hatte in Frankreich der urſprüngliche Stamm, der romaniſirte Kelte, den eingedrungenen Franken, in Deutſchland der Franke den Sachſen gehaßt; in Italien mag es zwiſchen dem Altrömer und dem erobernden Gothen und Longobarden nicht anders geſtanden haben. Jetzt aber, wo der Kampf nach außen ging, vollzog ſich die Legirung des verſchiedenen Blutes vollſtändig, und die einſt Getrennten entwickelten ſich zu wahrer, einträchtiger Nazionalität. Zugleich kam ein neuer Geiſt in die Päpſte und durch ſie in den Klerus: die Weltherrſchaft, die man anſtrebte, mußte durch Verdienſte erobert werden; als man ſie durch Gregor VII. beſaß, lag es nahe ſie durch Glanz und Schönheit klerikaliſchen Lebens, durch impoſante Kirchenbauten, durch den Reiz der Kunſt zu repräſentiren. Endlich kam von Spanien her ein neuer Anſtoß, Franzoſen gingen auf die dortigen Akademien der Mauren und trugen die daſelbſt gewonnene filoſofiſche und naturwiſſenſchaftliche Erkenntniß in die Kloſter- und Domſchulen ihres Vaterlandes hinein.

So ging das gefürchtete tauſendſte Jahr vorüber, und die Welt blieb ſtehen. Die Menſchheit athmete auf; wir haben ein ausdrückliches Zeugniß, daß ſeit dem Jahr 1003 in allen Landen große Kirchenbauten ſeien begonnen worden. Mannigfache Einflüſſe wirkten auf die neu emporblühende Kunſt: noch kannte man da und dort altchriſtliche Vorbilder, Byzanz ſchloß ſich dem Abendlande auch durch die Heirath Ottos II. mit der griechiſchen Kaiſertochter, noch mehr durch die Kreuzzüge an; auch wirkte von Spanien her und in Sizilien und der Normandie mauriſche Kunſt ein, welche dazumal bereits in reicher Blüte ſtand. Aber das Beßte gab der Volksgeiſt ſelbſt hinzu: aus der Verſchmelzung germaniſch-ſtrengen Geiſtes mit dem mildernden Chriſtenthum ſind jene Schöpfungen des Mittelalters hervorgegangen, welche in einzelnen Erſcheinungen ſogar das heidniſche Alterthum überbieten. Dieſe ganze Kunſt folgt der Zeitſtrömung, ſie ſchließt ſich enge der Kirche an: wir dürfen dieſe Periode ſowol dem Gehalt wie der Form nach als die der kirchlichen Kunſt bezeichnen.

Noch einmal zerfällt aber dieſer Zeitraum in ſich; er hat eine romaniſche und eine germaniſche Hälfte.

Die romaniſche Kunſt reicht vom eiſernen Jahrhundert bis gegen 1200, und erhält ſich in einzelnen Ländern noch über dieſen Zeitpunkt hinaus, obwol gemiſcht mit den Formen des germaniſchen Stils. Anfangs regellos, fantaſtiſch, jedem Künſtler Freiheit laſſend, verziert ſie den altchriſtlichen Stil nur mit neuem Ornament; dann regelt ſie ſich, neigt am Ende ihrer Blüte zu rein klaſſiſchen, mildruhigen Geſtaltungen zurück, und läuft in ein Streben nach befriedigter weltlicher Schönheit aus. Aber ſolchen Frieden wollte die Welt noch nicht: die großen Schöpfungen des Mittelalters zerfielen, mit denen auch die romaniſche Kunſt aufgewachſen war; Papſtthum und Kaiſerthum, Ritterweſen und weltliche Minne, fröhlich genießendes, fein gebildetes Kloſterleben befriedigten nicht mehr: neue Kräfte drangen ans Licht, Bürgerthum, Bettelorden, tieferes Denken in Scholaſtik und Myſtik, ernſterer Kampf gegen die Veräußerlichung der Religion machten ſich geltend.

Da ſchöpfte tiefer, ausſchließlicher aus der deutſchen Sinnesweiſe der neue Stil ſeine Formen. Wie die Zeit gohr, ſo gohr die germaniſche Kunſt; durch alle ihre Gebilde zittert ein Schmerz der Sehnſucht, eine überirdiſche Liebesglut, der die leibliche Hülle zu eng wird. Alle Werke der Baukunſt ſtreben hoch empor wie von der Erde abgewendet; die beiden darſtellenden Künſte aber laſſen den Ausdruck des Charakters und des Gemüthslebens ſo ſtark hervorbrechen, daß er die Geſtalten ſelbſt aufzehrt und die natürliche Schönheitslinie weit überſchreitet. Noch ſtärker und ausſchließlicher als im romaniſchen Stil waltet das Religiöſe vor; was davon die Kunſt nicht auszuſprechen vermag, das drückt ſie in reichwuchernder Symbolik aus. Der Laienſtand wirft in die Kunſt alle ſeine kirchlichen Beſtrebungen hinein und verwendet ſie zur höchſten Vollendung des Kultus, der ſein ganzes religiöſes Leben ausfüllt; der Einzelne giebt ſich mit Aufopferung ſeiner ganzen Kraft, oft ſelbſt ſeines Namens, der gemeinſchaftlichen Maſſenarbeit hin. Es war die Zeit, als Franz von Aſſiſi himmliſche Liebe mit der vollen Glut der irdiſchen feierte und Katharina von Siena ihr Herz mit dem des Chriſtuskindes tauſchte; die Zeit, als Dante die ganze Kraft einer noch halb barbariſchen Fantaſie auf dichteriſche Verklärung eines ſcholaſtiſchen Syſtems wendete, und ein deutſcher Kaiſer an Gift ſtarb weil er den Leib des Herrn in der Hoſtie nicht ſchänden wollte: ſolch eine Zeit vermochte auch den kölner Dom zu erſchaffen.

3. Die moderne Kunſt.

Sehr langſam iſt das Mittelalter geſtorben: eben ſo langſam verblühte ſeine Kunſt. Schon ſeit dem Sturz der Hohenſtaufen, alſo ſchon dritthalb Jahrhunderte vor der Reformazion, begannen die treibenden Ideen zu erkalten, welche bis dahin alle Gemüther mit wahrer Jünglingsbegeiſterung entzündet hatten. Wol ſpannten ſich dieſe Ideen nochmals zum Siege an, ja äußerlich betrachtet blieben ſie noch im Beſitz der Herrſchaft, aber nur mit bitterem Kampfe. Denn auf allen Geiſtesgebieten, in Volksleben, Wiſſenſchaft und populärer Literatur, macht ſchon im vierzehnten Jahrhundert eine ſcharfe, prüfende, zerſetzende Richtung ſich Bahn, die im fünfzehnten gegen das Beſtehende ſich in einen muthigen Kampf wirft. Wie im Beginn des Mittelalters die Völker, ſo ringen jetzt die Einzelgeiſter nach Freiheit; auf dem Gebiete der Religion wie der Kunſt werden die ſtrengen Schranken der Kirchlichkeit geſprengt. Zugleich aber geht in der Richtung des Forſchens eine große Aenderung vor. Das Mittelalter wandte ſeinen Blick über die Erde hinaus auf das Ferne, Fremde, Jenſeitige; die Theologie war die herrſchende Wiſſenſchaft, die Filoſofie ihre Magd. Das wurde anders, die Gedanken der Menſchen wandten ſich auf die gegenwärtige Welt, und aus dieſer Sinnesrichtung gingen die großen Erfindungen und Entdeckungen hervor, die am Ende jenes Jahrhunderts mit der Auffindung Amerikas ihren Gipfel erreichten. Die Naturwiſſenſchaften ſchälten die Hülle der Geheimlehre von ſich ab, in der ſie während des ganzen Mittelalters gelegen hatten; durch ſie wurde die ſchöne Erde dem Menſchen wieder bekannt und heimatlich. Im Mittelalter lebte man in Ideen, jetzt machten die Dinge ſich geltend; der junge Geiſt war ein realiſtiſcher, aufs Praktiſche gewendeter. Dieſer Beſtrebung kam nun mit wunderbarer Gleichzeitigkeit die Wiedergeburt des Heidenthums in Italien entgegen, die ebenfalls dieſem fünfzehnten Jahrhundert angehört. Das neuerſchloſſene Verſtändniß der altklaſſiſchen Schriftſteller, das Studium antiker Bildwerke rief den Sinn für ſchöne Form hervor, die man früher über dem geiſtigen und Gemüthsausdruck vernachläſſigt hatte; auch im Leben nahm die Sinnlichkeit wieder ihr Recht. Noch einmal gelang es den Italienern, im Wendepunkte der Zeiten das Größte in den darſtellenden Künſten zu erreichen und Werke wie die eines Raffael zu erſchaffen, in denen ſich die alte kirchliche Innigkeit mit dem jungen Sinne für volle Formſchönheit zu zauberiſcher Wirkung verband. Aber das war ein kurzer Zeitpunkt, und ſchon Raffael ging in Bildern, die er nicht für die Päpſte malte, zur ſäligen Nacktheit des heidniſchen Olymps über, Michel Angelo aber erſchuf eine Menſchheit ſo voll von trotziger Kraft, daß ſie mehr himmelſtürmenden Giganten als chriſtlichen Heiligen gleich ſah. In dieſe Revoluzion der Kunſt trat nun plötzlich die Glaubensſpaltung ein, und man muß es nicht leugnen wollen, daß es nun mit der eigentlich kirchlichen Kunſt zu Ende war. Der proteſtantiſche Glaube ſchloß die Kunſt ganz von der Kirche aus; ſie warf ſich in den Ländern, wo er herrſchte, auf den lebendig erwachten Naturſinn, auf die Landſchaft, aufs Porträt, auf das Genre in weiteſter Bedeutung, um hier ihre Schule für ſpätere wahre Geſchichtsmalerei durchzumachen. In katholiſchen Ländern dagegen gab es freilich noch zahlloſe Heiligenbilder, aber ſie wurden nicht mehr mit innerer Glut und naiver Andacht, auch nicht mehr in früherer Ausſchließlichkeit gemalt. Derſelbe Correggio, der die heilige Nacht ſchuf, ſchilderte doch unendlich gewaltiger in ſeiner Leda, Io, Danae den höchſten Rauſch ſinnlicher Glut, und auch Tizians Madonnen ſtehen ſeinen Venusbildern nicht gleich. Ebenfalls wird wol Niemand des Rubens giganteſke Apoſtelgeſtalten oder flandriſche Magdalenen ſo fromm oder auch nur ſo ſchön finden, wie die rührenden Heiligenfiguren, die hundert Jahre früher auf demſelben noch unerſchütterten Kirchenboden Memling oder Meſſys gemalt hat. Wie in den Gedanken der modernen Welt die Freiheit an die Stelle der Religion, an die der Theologie aber Filoſofie, Naturkunde, Geſchichte getreten ſind, ſo wird auch die kirchliche Kunſt überall von der weltlichen aus dem Felde geſchlagen.

Allerdings geſchah das zunächſt nicht ohne großen Schaden für die Kunſt. Die Feſſelloſigkeit des Künſtlers iſolirte ihn, und ſo wurde der heilige Bund der drei Künſte zerſprengt, der im gothiſchen Dom ſo herrliche Maſſenwirkung hervorbrachte; an die mächtigen gemeinſchaftlichen Werke des Mittelalters durfte man kaum noch denken. Indem aber der Typus, die Tradizion durchbrochen war, verlor der Einzelne eine wohlthätige Schranke; das Kleinliche, Barocke, Manierirte, wie es der ſubjektiven Künſtlerlaune behagt, brach unaufhaltſam in die Kunſt ein. Auch vermochte weder die bloße Naturnachahmung der Niederländer noch die heiße Sinnlichkeit der Italiener einen Erſatz für den verlorenen Gehalt, für die Kraft und Tiefe der kirchlichen Idee zu gewähren. Das Alte war verloren; das Neue, wohin man ſtrebte, war noch nicht gefunden, noch nicht der Menſchengeiſt in ſeiner geſchichtlichen That zu Ehren gebracht, und ſo artete die haltungslos gewordene Kunſt in Plattheit oder in Frivolität aus.

Am meiſten verſank ſie ſo unter den Händen der Franzoſen des ſiebzehnten Jahrhunderts, welche ſie ganz in den Dienſt des Luxus und der Despotie ſtellten. Die franzöſiſchen Könige, in denen Genuß, Reichthum und Macht des Landes ſich vereinigte, nahmen den zugleich bequemen und prachtvollen Stil der Renaiſſance für ihre Schlöſſer an, und es war nicht ohne geiſtigen Zuſammenhang daß man ihn in den Formen weiterbildete, welche unter ähnlichen Verhältniſſen in dem gleichfalls despotiſchen Rom der Kaiſerzeit Mode geweſen waren. An ihnen hatte man alſo von vorn herein ein verdorbenes Muſter, aber die Zeit, vielleicht leiſe ahnend wie kalt und fremd dieſer Stil ſei, ſuchte ihm nun noch gar durch Ueberladung des Ornaments nachzuhelfen. Das Gefühl für die urſprüngliche Bedeutung dieſer Verzierungen erloſch, und ſo entſtand im vorigen Jahrhundert aus der noch impoſanten Renaiſſance der Roccocoſtil, deſſen Weſen die Auflöſung aller Formen in ſpielende, ideenloſe Ornamentik iſt. Auch die freie Natur wurde in dieß architektoniſche Syſtem hineingezogen, die franzöſiſche Gartenbaukunſt benutzte den Baumwuchs zum barocken Formenſpiel, und die übrigen Künſte eilten Wände und Decken mit flauen Kalkbildern zu füllen oder unter nordiſchen Sturm und Regen frierende nackte Götterſtatuen zu placiren. Doch blieb Eines: der Sinn für Maſſenwirkung; ein falſches, aber immer noch künſtleriſches Beſtreben, nämlich das maleriſche trat an die Architektur heran. Dieß erloſch erſt gegen Ende des Jahrhunderts, als die Architektur in den gegenwärtigen troſtloſen Kaſernenſtil herabſank.

Auf neuem Studium der ächten Antike erblühte *die jüngſte, jetzt noch lebendige Kunſt*. Winckelmann wies vom römiſchen Vorbild auf die reinen Schönheitsideale der Hellenen, Leſſing vom franzöſiſchen Geſchmack auf die Natürlichkeit zurück; Goethe, obwol er zuerſt die germaniſche Baukunſt wieder zu Ehren brachte und mit ächten deutſch-hiſtoriſchen Theaterſtücken begann, endete doch mit Dramen von antiker Ruhe und Reinheit. Auch die bildenden Künſte warfen die ſpätrömiſchen Muſter fort; die *Kunſt der Hellenen* ward Loſungswort. Aber nur die Skulptur gewann dabei; der antike Bauſtil blieb dem Volke ewig fremd, die Malerei wurde kalt und griff nicht ins Leben ein. Das fühlte ſich bald; wir erlebten die Reakzion gegen die Antike von Seiten der *romantiſchen Schule*, die anfangs in Poeſie und Kunſt, wie in dieſem Augenblick denn auch im Leben, das Heil im Mittelalter ſah. Ihr geſchah ihr Recht, indem der Eigenſinn der Mode und des Kunſtgeſchmacks eilends über ſie hinwegſchritt und wie mit bitterm Hohn auf all dieſe verrotteten Beſtrebungen nur die allerſchlechteſte Vergangenheit, Renaiſſance und Roccoco, nachahmte. Aber die ächten Künſtler blieben von Theorien unverwirrt, und mitten unter jenen Narrheiten erwachte beſonders in der Malerei das jüngſte geſunde Streben, das im Anſchluß an Natur und Volksleben ſeine Stärke hat, in den jüngern Erſcheinungen aber den Ruf der Zeit nach *hiſtoriſcher Kunſt* zu begreifen anfängt.

Wir haben in der kurzen Zeit eines halben Jahrhunderts das ſonderbare Vergnügen gehabt, daß die Kunſt der Mode alle vergangenen Formen uns noch einmal abſpiegelte, die antike, die mittelalterliche, die des vorigen Jahrhunderts: mit dieſem Guckkaſtenſpaß hat es nunmehr ein Ende, da es für die Affen der Kunſt Nichts mehr nachzuahmen giebt. Wir ſind auf den Punkt gekommen, wo wir das Bauen, Bilden und Malen aufgeben, oder einen neuen, unſerm Zeitgeiſte verwandten Stil auffinden müſſen.

Erſter Zeitraum.

Die altchriſtliche Kunſt im erſten Jahrtauſend.

Was den einzigen Gott nun ehrt, Altar und Geräthe,
Schmückte zu anderem Dienſt einſt der Olympier Haus.
Elegie aus Rom.

Eine jede neue Richtung in der Menſchheit muß für ihre Exiſtenz kämpfen; alle Wahrheit muß ſich zuerſt durchſetzen in der allgemeinen Anerkennung, bevor ſie ſich zur Schönheit geſtalten kann. Schon dieß erklärt uns wie es kam daß die Kirche der erſten Jahrhunderte keine Kunſtblüte hervorgebracht hat: ihre Stellung war dazu viel zu kämpfend und zu leidenvoll. Das Chriſtenthum der älteſten Zeit faßte ſich gerne als Verſtandesreligion gegenüber der fantaſtiſchen Thorheit der Vielgötterei; ſeine früheſten Vertheidiger haben es zuweilen als die höchſte und ächteſte Filoſofie dargeſtellt und die Berufung auf den geſunden Menſchenverſtand ihrer Gegner nicht verſchmäht. Die ganze Religion gründete ſich auf das Wort, auf Ueberlieferung von Thatſachen, nicht auf Bild und Symbol; die Predigt war noch Hauptſache, der Kultus beſchränkt. Lauter Charakterzüge, welche ähnlich dem ſpätern Proteſtantismus die Kunſt von der Kirche fern hielten: es gab ſich noch ſtark die Nachwirkung des Judenthums kund, welches das Göttliche im plaſtiſchen Bilde zu faſſen überhaupt verbot. Eine eigene Kunſt mochten alſo die Chriſten nicht erſchaffen; noch weniger aber konnten ſie alsbald die der Heiden ſich aneignen. Ein Blick auf die römiſche Kunſt der Kaiſerzeit beweiſt, daß die Reinheit der Griechen aus ihr entſchwunden war: außerdem daß alle heidniſche Kunſt Werkzeug des Götzendienſtes war, hatte ſie ſich in Rom vielfach unter die Knechtſchaft des Luxus, der menſchenvergötternden Schmeichelei und der geſchlechtlichen Lüſternheit geſtellt. Gegen das Beſtehende in den bildenden Künſten erklärte ſich der chriſtliche Ernſt damals mit gleichem Rechte wie er auch den Beſuch der frivolen Komödie und der blutig rohen Luſtbarkeiten des Amfitheaters mit Kirchenbann belegte.

Wir können es unter ſolchen Verhältniſſen vielleicht noch billigen, daß die Kirche Bildhauer und Schauſpieler nur dann in ſich aufnahm wenn ſie verſprachen ihr Gewerbe aufzugeben: in dieſem Falle zog man ſogar vor, ihnen aus den Armengeldern der Gemeine Unterſtützung zukommen zu laſſen.

Leider ging nun aber dieſer Kampf gegen die Ausartungen bald über zum Haſſe wider die Kunſt an ſich. Das Chriſtenthum nahm eine welt- und naturfeindliche Geſinnung in ſich auf; überall verläſtert und verfolgt wurde es finſter, asketiſch, lieblos. Aus den Waldſchluchten Frygiens, wo man ſchon von Alters her die Göttermutter mit dem furchtbarſten Opfer, dem der Männlichkeit, geſühnt hatte, brach in der Mitte des zweiten Jahrhunderts die Lehre des Kybeleprieſters Montanus in die abendländiſche Welt ein und breitete ſich wie ein ſchwarzer Schleier über den freudig-unbefangenen Natur- und Weltgenuß. Ihr größter Jünger, der karthagiſche Presbyter Tertullianus, riß das lockere Band vollends durch, das die Kirche noch mit dem heidniſchen Leben verknüpfte. Mit der Schwärmerei des Afrikaners, mit den rabuliſtiſchen Sofismen ſeines frühern Advokatenberufs bewies er, daß ſelbſt der Blumenkranz beim Gaſtmahl eine Sünde, daß die freundlichen Liebesmähler, wo ſich die Gemeinen herzlich als Familien zuſammenfanden, Verführungen der Sinnlichkeit ſeien: Staat und Bürgerpflicht galten ihm Nichts dem allgemeinen Weltbund gegenüber den das Chriſtenthum zu ſtiften beſtimmt ſei; er verbot ſeiner ſtarken Partei den Kriegsdienſt wider die eben damals ſo mächtig vordringenden Barbaren, die Feier der großen gemeinſamen Volksfeſte und das Bekränzen und Beleuchten der Häuſer bei den Jahresfeiern des Regierungsantritts der Imperatoren. Dürfen wir uns da wundern, wenn nun die Heiden ihrerſeits die Chriſten als Staatsverräther, als Feinde des römiſchen Namens anſahen, wenn derſelbe Septimius Severus, welcher anfangs ihnen günſtig geweſen, bald eine ſchwere Verfolgung erhub, und nun erſt jene wahrhaft gräßlichen Bedrückungen des dritten Jahrhunderts anfingen, welche nicht mehr Beſtrafung ſondern Ausrottung der Chriſten ſich zum Ziele ſetzten?

Eine Sinnesrichtung, wie die oben gezeichnete, muß mit der Natur auch ihre ſchöne Tochter, die Kunſt, haſſen, und wirklich hat Niemand das mit der Energie gethan wie Tertullian ſelber. Um jedem Verſuche, den Gegenſtand der Religion bildneriſch zu verherrlichen, von vorn herein einen Riegel vorzuſchieben, hatten ſchon Lehrer des zweiten Jahrhunderts die für unſer Gefühl ganz unverſtändliche Behauptung ausgeſprochen, Chriſtus ſei von häßlicher Körpergeſtalt geweſen. Eine Lehre, die wie ſo manche Vorſtellungen über Chriſti Leben und Perſon aus falſchem Verſtändniß des alten Teſtaments hervorgegangen iſt: namentlich wirkte zu deren Ausbildung das 53. Kapitel des Jeſajas hin, wo der Gerechte in tiefem Leiden, entkleidet vom Reiz ſinnlicher Schönheit, geſchildert wird. Als die Lehre einmal da war, wie hätte es Theologen an Gründen gefehlt ſie zu beweiſen? Clemens von Alexandria ſagt: Er war unanſehnlich, damit Niemand von ſeiner Schönheit geblendet den Reden mindere Aufmerkſamkeit ſchenke. Am ausſchweifendſten iſt auch hier wieder Tertullian, indem er meint, kein Kriegsknecht habe Chriſti Angeſicht anſpeien können, wäre daſſelbe nicht häßlich genug geweſen es zu verdienen. Erſt als dieſe feindſälige Spannung zwiſchen Welt und Kirche ſich milderte, brach ſich ſeit dem vierten Jahrhundert die ideale Anſicht Bahn, auf der die Möglichkeit eines Chriſtusbildes beruht; Chryſoſtomus und Hieronymus erklären gleichfalls nach Bibelſtellen Chriſtum für den Schönſten unter den Menſchenkindern, und es kommen dann, wieder ein Jahrhundert ſpäter, die Legenden von uralten Chriſtusbildern in Schwang.

So iſt es merkwürdiger Weiſe geſchehen, daß Chriſtusbilder früher außerhalb der Kirche als in ihr beſtanden haben. Nicht alle Chriſten gingen doch ſo weit wie Tertullian. Neben dem Montanismus bildeten gleichzeitig die erſten der ſogenannten Gnoſtiker ihre Syſteme aus, und dieſe haben wir ungezweifelt als die Anfänger der Kunſt im Chriſtenthum zu betrachten: ein Verdienſt, das mit ihrer ganzen, allem jüdiſchen Weſen abgeneigten Richtung zuſammenhängt: freilich ſtieß die Kirche ſie auch dafür von ſich aus. Die Gnoſis iſt ein Verſuch die Räthſel des Chriſtenthums mit der Fantaſie aufzulöſen, aber ihre Träume gehen aus von tiefen religionsfiloſofiſchen Gedanken. Ihre Anhänger wollten ſich von dem Verhältniß der drei Hauptreligionen Rechenſchaft geben, unter denen ſie perſönlich das Chriſtenthum am höchſten ſtellten. Heidenthum und Judenthum waren ihnen Vorſtufen, aber unvollkommene; ſie konnten alſo nicht von demſelben reinen und höchſten Gotte wie das Chriſtenthum ausgegangen ſein. Auf

Grundlage dieſes Gedankens wurde die Gottheit in eine große Zahl perſönlicher Weſen und Kräfte zerſpalten, die den ganzen Raum zwiſchen Himmel und Erde ausfüllten. Eins dieſer Weſen ſank ins Chaos hinab, theilte dieſem Bewegung und Leben mit; aber weil jenes Schöpferweſen ſelbſt nur blaſſes Spiegelbild des Ewigen war, vermochte es nichts Vollkommenes zu ſchaffen; auch die Religion die es ſeinen Menſchen gab, das Judenthum, war nicht genügend, bis endlich aus den oberſten Himmelsſfären einer der höchſten Lichtgeiſter auf der dunkeln Erde auftrat und den Menſchen, deren Geſtalt er annahm, die geheimnißvolle Tiefe der wahren und höchſten Gottheit erſchloß. Man ſieht, wie frei im Reiche dieſer Gotteskräfte die Einbildung ſchwärmen konnte, und die Vorſtellungen eines des größten Gnoſtiker von der Weltſchöpfung, wie nun der letzte, ſchwächſte weibliche Geiſt in ſüßer Minneſehnſucht dem verborgenen oberſten Gott zuſtrebt und von ihm empfängt, wie dann aber die Frucht dieſes Erkenntnißfrevels, unfähig im reinen Himmelsäther ſich zu halten, in das Chaos herabſtürzt und auf den Urwäſſern ſchwimmt — wie darauf in der träumenden Seele dieſer Weltſchöpferin das Bewußtſein ihres überirdiſchen Urſprungs durch einen Lichtgeiſt von oben geweckt wird der mit ſeinen Engeln ihr nahe tritt, wie ſie nun weint im Gefühle ihrer Entfremdung und aus den Thränen wird der Regen, wie ſie lächelt in Erinnerung jenes ſäligen Anblicks und ihr Lächeln gerinnt zum Licht, wie ſie ſeufzt nach Erlöſung und ihre Seufzer werden zu Stürmen, die das Chaos ſchöpferiſch aufregen — will man leugnen, daß dieſe Anſchauungen unendlich poetiſcher ſind als die freilich viel rechtgläubigere Apokalypſe? Es iſt ein neues gedankenreiches Heidenthum, das hier in die Kirche hineindringt, und wie das alte muß es ſich in der Form der Kunſt ausſprechen. Wir würden mehr von gnoſtiſchen Kunſtwerken wiſſen, wenn nicht dieſe Sekten ſelbſt ihre Lehre und ihren Kultus als Myſterien geheim gehalten hätten und wenn vor dem Haß der rechtgläubigen Chriſten Schriften von ihnen gerettet wären. Dennoch wiſſen wir, daß ſie zuerſt ihrem Kultus eine künſtleriſch-ſymboliſche Form gaben und ihn durch fantaſiereiche Kirchenlieder wirkſam machten. Gleichfalls ſind Anhänger des Gnoſtikers Baſilides wahrſcheinlich Urheber vieler uns erhaltener geſchnittener Steine, der Abraxasgemmen, auf denen in myſtiſcher Weiſe ihre Gottesvorſtellungen abgebildet ſind. Aehnlich ſprachen die Ofiten ihre Lehre in einem ſymboliſchen Bilde aus, welches ſie ihr Diagramma nannten; von ihnen mag auch das ſonderbare Bildwerk auf einer Gemme herrühren, einen weiblichen Kopf darſtellend, von welchem ſieben Schlangen ausgehn, vermuthlich die weltſchaffende Weisheit mit den ſieben von ihr erzeugten Planetengeiſtern. So ſteht auch feſt, daß eine dieſer Sekten, welche freilich wenig kirchliche Elemente mehr hat, die des Karpokrates nämlich, die erſten Bilder von Chriſtus, ſowol plaſtiſche als gemalte, angefertigt und mit Niederknien und Räuchern geehrt hat: ſie ſelbſt glaubte ſogar in ihnen Kopien eines Originals zu beſitzen, das Pilatus noch bei Lebzeiten Jeſu habe ausführen laſſen. Daneben aber ſtellten und verehrten ſie Bilder großer Heiden, eines Pythagoras, Platon, Ariſtoteles, ja, den Geiſt in allen Formen achtend, auch das Bild Homers neben dem des Paulus.

Und ſo hätten wir hier das erſte Vorbild deſſen, was in unſerer Zeit ſo vielfach als Erſatz des Chriſtenthums iſt in Ausſicht geſtellt worden: den erſten Kultus des Genius, der das Göttliche nur verehrt in ſeiner menſchlichen Verkörperung. In ganz ähnlicher Weiſe verfuhren gleichzeitige Heiden. Denn manches Heidenherz jener Tage war bei dem Durcheinanderwogen der unzähligen Volksreligionen im Römerreich mild und duldſam geworden und ſah auch im Chriſtenthum das Göttliche, doch nicht ausſchließlich in ihm. Bei Heiden treffen wir Bilder des Petrus und Paulus, die als Wohlthäter der Menſchheit angeſehen wurden. Am reinſten aber prägt ſich dieſe Stufe religiöſen Lebens in dem Kaiſer Severus Alexander aus, der ſchon als Schüler der Neuplatoniker vor dem gemeinen Chriſtenhaß der Heiden geſichert war. Täglich ging der Jüngling in ſeine Hauskapelle zu frommer Betrachtung; in dieſer aber ſtanden friedlich bei einander die großen Religionsſtifter, Orfeus neben Abraham, Chriſtus neben jenem Apollonius von Tyana, der als Reformator des Heidenthums faſt zu derſelben Zeit auftrat als Chriſtus das Judenthum auf eine höhere Stufe hub: als Vertreter der Staatsidee aber waren Alexander der Große und die edelſten der frühern Römerkaiſer da. Eine zweite Kapelle war großen Dichtern, Rednern, Helden, einem Virgil, Cicero, Achilleus geweiht. So, in Betrachtung edler Menſchheit, rüſtete Severus ſich zu ſeinem ſchweren Tagewerk, ein geſunkenes Volk durch Tugend und Siege noch einmal herzuſtellen.

Anfang chriſtlicher Bildnerei vor Conſtantin.

Die Kirche konnte die Gnoſtiker ausſtoßen, aber ihren Geiſt nicht völlig von ſich ausſchließen; auch ihr Kunſttrieb begann zu ſiegen. Das praktiſche Leben treibt bei allen Völkern, welche es überhaupt einmal zur Bildung gebracht haben, unaufhaltſam die Kunſt hervor, zunächſt freilich nur als Dekorazion. Beſonders aber die Römerwelt war ſeit ihrer Durchdringung mit helleniſchem Weſen ſo künſtleriſch geſtimmt, daß ihr jede nackte Wand im Innern des Hauſes als ein Greuel erſchien, ja daß ſie kein zierloſes Gefäß dulden mochte: ſelbſt die kleinſten antiken Thonlampen, die dutzendweis und ganz fabrikmäßig vom ärmſten Töpfer geformt wurden, haben zierliche Geſtalt, und meiſtens iſt Griff oder Schnauze als Arabeske geformt oder doch ein Bildwerk als Stempel der obern Fläche aufgedrückt. Dieſem allgemeinen Volksſinn, der zuletzt immer mächtiger iſt als ſelbſt die Religion, vermochte ſich auch der Chriſt nicht zu entziehen. Und hier konnte man ſich mit Dem nicht völlig begnügen was man vorfand. Die Göttermythen, Bakchantinnen und Centauren, die vielen ſehr unzweideutigen Wandgemälde und Gefäßzierden, die mit komiſchen Masken bekleideten Schauſpielergruppen — das Alles, was Pompeji in ſo reicher Fülle aufweiſt, ſagte der chriſtlichen Sittenſtrenge nicht zu. Auch die Bildwerke der Siegelringe, Götterköpfe, Heroen, Dichter und Filoſofen, oder auch Becher, Schwert und Bogen, mochte kein Chriſt als Wappen führen. Gleichfalls konnte man Manches nicht brauchen, was die Heiden an Leichenſteinen und Sarkofagen auszumeißeln oder in den Todtengemächern auf den Kalk der Grabwand zu malen pflegten. Und ſo ſahen ſich die Chriſten darauf hingedrängt, neue Gegenſtände auszuſinnen zum Schmuck ihrer Zimmer, zur Bezeichnung ihrer Grabſtätten, zur Verzierung ihrer Haus- und Kirchengeräthe.

Man ſollte denken, daß hier ſogleich Hiſtorienbilder oder ganze Statuen hätten entſtehen müſſen: die evangeliſche Geſchichte bot ja Stoff genug dazu dar. Davon finden wir nun aber Nichts, und brauchen um Gründe nicht verlegen zu ſein. Einmal blieb in der Kirche, ſo lange ein mächtiges Heidenthum ihr noch gegenüber ſtand, die Furcht vor dem Rückfall in den Götzendienſt und die Scheu vor eigentlicher Abbildung des Göttlichen lebendig: die chriſtlichen Lehrer rühmen ſich vor ihren Gegnern dieſer Bildloſigkeit ihrer Religion und ihres Kultus. Auch wäre es in der Zeit der Verfolgung überkühn geweſen, das chriſtliche Haus mit Kunſtwerken anzufüllen die dem heidniſchen Späher ſich ſelbſt hätten erklären und den Beſitzer verrathen müſſen. Endlich wer hätte ſolche koſtſpielige Kunſtwerke beſtellen, wer ausarbeiten ſollen? Die meiſten Gemeineglieder der erſten Jahrhunderte gehörten den niedrigen Ständen an, oft dem der Sklaven; von den höhern ſcheinen zumeiſt Frauen übergetreten zu ſein. Etwaige reiche Chriſten aber unterſtützten lieber die Aermern unter den Brüdern als daß ſie einen Kunſtluxus befördert hätten. Auch waren unter den Chriſten ſelbſt, wie oben erwähnt iſt, keine Künſtler, und beim heidniſchen Bildſchnitzer oder Maler beſtellte man ſchwerlich gerne ein chriſtliches Kunſtwerk. So mußte eine genügſame Form der Kunſt aushelfen. Man erfand einfache Symbole, entweder beſtimmte Zeichen oder Abbildungen von Naturgegenſtänden, denen man dann einen chriſtlichen Sinn unterlegte. Darin kam die gleichzeitige heidniſche Kunſt dem Sinnen der Chriſten entgegen: ſeitdem in Rom der orientaliſche Geiſt übermächtig geworden (und das geſchah beſonders im zweiten und dritten Jahrhundert), hatte man dort angefangen ganz im Geiſte des Morgenlandes Geheimlehren durch Symbole auszuſprechen. Wir rechnen dahin beſonders die Unſterblichkeitslehre, welche an heidniſchen Sarkofagen jener Zeit ſehr oft durch den Weinſtock, den Schmetterling oder den himmliſchen Eros ausgedrückt iſt, der die irdiſche Pſyche in den Olymp emporhebt: denn jedenfalls iſt Unſterblichkeit der Sinn dieſes wundervollen Mythos von Amor und Pſyche, der bekanntlich in den vorchriſtlichen Jahrhunderten noch gar nicht vorkommt. Aehnlich machten es die Chriſten; ſolche Symbole hatten einen doppelten Vortheil, ſie ſelbſt erkannten ſich an ihnen als an Geheimzeichen, während dem ſpähenden Heiden die Bedeutung ſich verſteckte. Die Fundgrube der Symbole war natürlich die heilige Schrift, aus der man ja alle kirchlichen Ideen abzuleiten liebte und die gerade für dieß Feld durch ihren orientaliſchen Bilderreichthum ſehr fruchtbar iſt; andere Zeichen ſind urſprünglich heidniſch und nur im chriſtlichen Sinne ausgedeutet. Wir kennen jetzt dieſen Kreis von Symbolen ſehr genau, theils aus den altchriſtlichen Schriften, theils aus Bildwerken der vorkonſtantiniſchen Zeit welche ſich bis auf uns erhalten haben. Man wird ſehen, daß Manches daraus geiſtvoll, Manches nur eine zufällige und unſchöne Allegorie iſt.

Das einfachſte und verſtändlichſte Zeichen iſt das des Kreuzes, aber ohne den daran hangenden Chriſtusleib: der Crucifixus kam erſt im ſiebenten Jahrhundert auf. Das Kreuz ſpielt eine große Rolle im altchriſtlichen Leben, und ſchon im zweiten Jahrhundert verbanden ſich magiſche Vorſtellungen damit: bei allen Handlungen des täglichen Lebens, beim Aufſtehen, beim Ausgang aus dem Hauſe, bei Tiſch und beim Schlafengehen bekreuzte man ſich um die Dämonen und ihre Zauberkraft von ſich abzuwehren. Auch machen ſich die chriſtlichen Lehrer dieſer erſten Jahrhunderte viel damit zu ſchaffen das Kreuz ſchon im alten Teſtament, beſonders aber in der Natur und in allen heilbringenden Verrichtungen des bürgerlichen Lebens aufzuweiſen. Die quadrate Geſtalt der vier Himmelsgegenden bildet ihnen dieß Zeichen ab; der Vogel der ſich in den Aether ſchwingt betet mit gekreuzten Schwingen; betend und ſchwimmend bildet der Menſch ein Kreuz mit den ausgereckten Armen; das meiſte Handwerkszeug wie der nährende Pflug haben dieſelbe Form; auch das ſegelnde Schiff führt die Raaen kreuzweis an den Maſtbaum befeſtigt. Ja die Heiden ſelbſt verehren unbewußt das heilige Zeichen, indem ſie zwei gekreuzte Balken anwenden um Siegstrofäen aufzurichten oder über dieſelben Götterbilder in Thon zu modelliren. Bei ſolcher Sinnesrichtung dürfen wir uns nicht wundern das Kreuz unzählige Mal auf chriſtlichen Bildwerken zu finden, beſonders weil es anfangs ein ganz unverdächtiges Zeichen war. Es ſteht nämlich feſt daß ein kreuzähnliches Symbol auch in der altägyptiſchen Religion vorkam, wie wir es denn jetzt noch in oberägyptiſchen Tempeln und Grabkammern als Emblem der Götter finden. Es iſt ein Kreuz von drei

Armen, das Fußende aber beſteht aus einem Schlüſſelgriff den die Hand des Götterbildes gefaßt hält. Höchſtwahrſcheinlich iſt es der Nilſchlüſſel und bezieht ſich auf die Macht der Götter das Steigen des Stromes zu bewirken und zu verhindern: weil davon alles Gedeihen des Landes abhängt, erklärt es ſich auch, daß ſchon die Aegypter das Kreuz als ein Zeichen des Heils betrachtet haben. Auch in dem weitverbreiteten perſiſchen Mithrasdienſt kam das Kreuz vor. Die Formen des chriſtlichen Kreuzes ſind übrigens ſehr verſchieden; wir finden es mit vier, aber auch häufig mit drei Armen in Form des griechiſchen T, was den Kirchenvätern zu allerlei Buchſtabenſpiel Anlaß gegeben hat. Manchmal endet der Fuß dieſes T in zwei auswärts gehende Krümmungen, welche den Anker als Symbol des Glaubens vorſtellen. Das gewöhnliche Kreuz hat bald vier gleichlange Arme, bald ein längeres Fußende; jene Form nannte man ſpäter das griechiſche, dieſe das lateiniſche Kreuz. Zuweilen werden zu beiden Seiten die Buchſtaben *A* und *Ω* gefunden; dieß rührt aus dem Buche der Offenbarung (1, 8) her, wo Chriſtus ſich mit dieſem erſten und letzten Zeichen des griechiſchen Alfabets als Anfang und Ende des Alls darſtellt. In den ſpätern Katakombengemälden findet ſich mehrmals das Kreuz mit Edelſteinen beſetzt und von Blumen dicht umblüht die an ſeinem Fuß emporſproſſen: das wehmüthige Symbol des Leidens hatte ſich der ſiegreichen Kirche in ein Triumfzeichen umgeſtaltet.

Noch allgemeiner verbreitet iſt ſchon vor Conſtantin das ſogenannte Monogramma, gebildet aus den Anfangsbuchſtaben des Namens Chriſti, dem griechiſchen *X* und *P*. Dieſe werden aber nicht getrennt ſondern in verſchiedener Weiſe verbunden. Die häufigſte Form iſt die, daß durch das *X* in der Mitte aufrecht ein dritter Strich geht, deſſen oberes Ende das *P* bildet; zuweilen iſt das Halbrund des *P* bloß an das rechte obere Ende des *X* angeſetzt, oder das *X* ſteht quer, als grades Kreuz, und trägt an der obern Spitze das Halbrund des *P*. Auch hier kommt dann z. B. auf Münzen Conſtantins zu beiden Seiten das *A* und *Ω* oder auch die lateiniſchen Buchſtaben C und V vor, die vermuthlich mit Christus vincit zu deuten ſind. Das Monogramm hat deswegen beſondern Belang, weil Conſtantin daſſelbe vor der letzten Entſcheidungsſchlacht, die dem Heidenthum den Tod gab, in die kaiſerliche Fahne, das ſogenannte Labarum, ſetzen ließ: ſeitdem trat das demüthige Zeichen des Chriſtenthums an die Stelle der ſtolzen Römeradler.

Wenden wir uns nun zu den eigentlichen Symbolen, ſo werden uns die wichtigſten bereits im zweiten Jahrhundert genannt. Anſtatt der Götterbilder, ſagt Clemens von Alexandrien, des Schwertes und Bogens oder des Bechers ſollen Chriſten im Siegelringe führen die Taube, den Fiſch, das vor dem Winde ſegelnde Schiff, die Leier, den Anker oder den Fiſcher. Alle dieſe Zeichen, die wir alſo wol als die älteſten zu betrachten haben, finden ſich auch auf Denkmälern wieder; außerdem aber einige hier noch nicht erwähnte.

Den Anker prägten die Griechen auf Städtemünzen als Symbol eines ſichern Seehafens aus. Als Bild der Rettung durch glaubensvolle Hoffnung hat zuerſt jener alexandriniſche Chriſt den Anker aufgefaßt, von welchem der Brief an die Hebräer in unſerm neuen Teſtament herrührt (6, 19). Das Symbol bezeichnet nach dieſer Stelle die Hoffnung des ewigen Lebens, deutet alſo auf die chriſtliche Auferſtehungslehre hin. Wir finden es ſehr häufig auf geſchnittenen Steinen, alſo ganz mit Clemens von Alexandrien übereinſtimmend; außerdem auf Grabtafeln wo es nach dem angegebenen Sinne vorzüglich paſſend iſt. Nicht ſelten wird es mit andern Symbolen, der Taube, dem Schiffe und den Fiſchen verbunden.

Das Schiff erklärt ſich ſchon ſchwerer. Möglich daß man es brauchte um durch die Kreuzung von Maſt und Raae auf geheime Weiſe das Kreuzeszeichen auszudrücken. Hinzu kam die Vorſtellung der chriſtlichen Kirche, angeknüpft an die ſichernde Arche Noahs und an das Schifflein des Petrus welches Chriſtus aus dem Sturm errettete. So muß es auf einer ſchönen Gemme gemeint ſein, wo das Schiff durch einen ſchwimmenden Fiſch fortgeſchoben wird der ohne Zweifel Chriſtus vorſtellt; aber dieſe iſt ſpätern Urſprungs, weil man daneben Chriſtus in Menſchengeſtalt mit dem ſinkenden Petrus ſieht. Auf andern Bildern, z. B. auf einem Grabſtein, wo das Schiff in vollem Lauf von einem Leuchtthurm wegſegelt, möchte die Vorſtellung von der Flüchtigkeit des Lebens oder die Sehnſucht nach der Ewigkeit zu Grunde liegen.

Auch die Leier läßt verſchiedene Deutung zu. Auf geſchnittenen Steinen ſteht ſie ſehr oft, aber es iſt da der chriſtliche Urſprung nicht ſicher, weil auch die Heiden dieß Emblem Apollons liebten. Man deutet ſie gewöhnlich auf den chriſtlichen Gottesdienſt; aber ſie iſt im Gemeinekultus der alten Chriſten nicht nachweisbar. Lieber möchte ich in ihr ein Bild der chriſtlichen Seele finden. Man liebte es die Seele mit der Leier zu vergleichen; wie dieſe klanglos ruht bis fremde Berührung ihren Ton weckt, alſo ſoll die Seele ſchweigen bis der göttliche Geiſt ihre Saiten rührt.

Wir fügen den ſiebenarmigen Leuchter hinzu: ein urſprünglich jüdiſches Zeichen, denn das Urbild ſtand im ſalomoniſchen Tempel. In Katakombenbildern, auf Grablampen und geſchnittenen Steinen findet er ſich als chriſtliches Symbol. Er ſcheint ebenſowol Chriſtum als die Kirche zu bezeichnen. Jener hat ſich ſelbſt das Licht der Welt genannt (Ev. Joh. 8, 12); auf die Kirche aber war der Bezug durch die Apokalypſe (1, 20) eingeleitet, weil dort die ſieben kleinaſiatiſchen Gemeinen mit ſieben Leuchtern verglichen werden.

Endlich finden ſich, doch weniger häufig, der Kranz als Krone des ewigen Lebens, die Wagſchale als Zeichen des Gerichtes und das Haus auf Grabſteinen abgebildet. Es muß ungewiß bleiben, ob dieß letztere Symbol das Grab ſelbſt, oder die Kirche als Haus Gottes, oder endlich die vielen Wohnungen im Hauſe des Vaters nach Chriſti Worte (Ev. Joh. 14, 2) andeuten ſoll. Einmal kommt ein zweirädriger Wagen vor, die Deichſel rückwärts gelegt, die Peitſche daneben: ein ſchlichtes Bild des vollendeten Lebenslaufs.

Waren die bisherigen Symbole aus dem bürgerlichen Leben genommen, ſo bot die Natur ein noch reicheres Feld. Zuvörderſt das Pflanzenreich. Selten iſt die Cypreſſe aus heidniſcher Symbolik in die chriſtliche aufgenommen worden, denn ſie paßte dazu nicht. Nach der Sage ſchlägt dieſer Baum, einmal umgehauen, nicht mehr aus; auch ſein düſteres Trauerlaub konnte den Chriſten als Grabeszeichen nicht gefallen, da ſie, des bedrängten Erdenlebens müde, ihre Todten unter Lobgeſängen beſtatteten und die Todestage der Märtyrer unter dem Namen der Geburtstage feierten. Daſſelbe war bei der Fichte der Fall. Mehr beliebt war der Oelbaum mit ſeinem hellen immergrünen Laub, zumal weil das Blatt deſſelben als Friedenszeichen nach der Sündflut gedient hatte. Auch der Weinſtock und ſeine Frucht ſind häufig auf Grabſteinen und Todtenlampen; mit ihm hatte Chriſtus ſich verglichen (Ev. Joh. 15). Spätere Sarkoſage und Grabmalereien, ungezweifelt chriſtlichen Urſprungs, ſtellen Genien in den verſchiedenen Thätigkeiten des Weinbereitens vor. Am gewöhnlichſten aber iſt die Palme, als Baum wie als Zweig; wie bei den Alten war ſie auch den Chriſten ein Siegeszeichen, und ſchon die Apokalypſe (7, 9) läßt die Verklärten Palmzweige tragen. Es iſt das Zeichen der Vollendung, der ſiegreichen Todesüberwindung, und wird ſo auch an Gräbern natürlich Verſtorbener angebracht, obwol es allerdings zur Bezeichnung blutigen Bekenntnißtodes am gewöhnlichſten geweſen zu ſein ſcheint.

Tiefer geht dieß Symboliſiren an Geſtalten von Vögeln. Mannigfach verſchieden an Ausſehn und Farbe kommen ſie an Steinſärgen und Wandbildern der Gräber als Raumfüllung in Ecken und auf Laubwerk vor, als bloße Dekorazion, alſo ſchwerlich mit tieferer Bedeutung. Wol aber hat eine ſolche der Hahn, bei Heiden und Chriſten Symbol der Wachſamkeit, vielleicht mit einem Nebenbezug auf ſeine Warnungsſtimme bei Petri Verläugnung. Der Fönix iſt wie in der Natur ſo auch in der chriſtlichen Kunſt eine Seltenheit, obwol ihn die Schriftſteller oft erwähnen, Heiden wie Chriſten, und zwar ſchon von Herodot an. Einem Adler ähnlich, mit goldigem und rothem Gefieder und einer Federkrone lebt er in einem einzigen Exemplar in Arabien; jedesmal nach einem halben Jahrtauſend bereitet er ſein Grab aus köſtlichen Würzen; aus ſeinem Fleiſch wächſt ein geflügelter Wurm, der das Grab nach Heliopolis in Aegypten trägt, dort auf dem Altar die Gebeine zurückläßt und als neuer Fönix in ſeine Wüſten zurückfliegt. So erzählt uns ſchon ein Apoſtelſchüler, Clemens von Rom, die ſchöne Sage. Die Deutung dieſes urſprünglich aſtronomiſchen Mythos auf die chriſtliche Unſterblichkeit lag ſo nahe, daß ſchon der genannte Kirchenvater die Möglichkeit der letztern aus dem Fönixwunder beweiſt. Später wendet man daſſelbe auch auf Chriſti Auferſtehung, ja auf ſeine jungfräuliche Geburt an, weil der Fönix gleichfalls ohne Zeugung immer von Neuem ins Leben tritt. Auch heidniſche Münzen führen ihn ſeit Hadrian, vermuthlich als Symbol des wiederhergeſtellten Reichs; von Chriſten wiſſen wir, daß im dritten Jahrhundert die heilige Cäcilia ihn auf Märtyrerſärge einmeißeln ließ. Später findet er ſich auf Münzen der erſten chriſtlichen Kaiſer und auf Moſaiken römiſcher Kirchen. — Eine verwandte Bedeutung hat der häufigere Pfau, der als Liebling Junos oder als Wandzierrat in Pompeji unzähligemal abgebildet iſt. Bei den Chriſten treffen wir ihn mit geſenktem und mit ausgebreitetem Schweife auf Deckengemälden und an Sarkofagen. Sie ſahen darin, daß dieſer Vogel jedesmal im Frühling das verlorene Prachtgefieder wiedererhält, einen Beweis der leiblichen Auferſtehung: vielleicht wirkte die Sage mit, daß das Fleiſch des Pfauen unverweslich ſei, die dem heiligen Auguſtin wichtig genug war um an einem gebratenen Pfau nach Jahresfriſt eine Probe zu machen. Endlich die Taube, von allen Symbolen aus dem Reiche der Vögel das häufigſte. Dieſes nebſt dem Monogramm und den Fiſchen findet ſich auch außerhalb Italiens, beſonders in den Rheingegenden, wo ſeit dem Anfang des vierten Jahrhunderts das Chriſtenthum durchdrang. Zwei Tauben, zuweilen mit dem Oelzweig im Schnabel beiderſeits des Monogramms und des *A* und Ω ſieht man auf chriſtlichen Grabſteinen im ſtädtiſchen Muſeum zu Köln und auf der Porta Nigra zu Trier. Auf römiſchen Katakombenſteinen iſt das Taubenpaar in gleicher Anordnung ganz unzählbar: zuweilen ſtehen ſie auf dem Oelzweig, auch tritt wol zwiſchen ſie noch ein anderes Symbol, ein Baum oder ein Gefäß. Die Beziehung iſt klar. Nach dem Glauben des Alterthums, den noch die mittelalterlichen Minneſänger theilen, hat die Taube keine Galle. Beſonders in Verbindung mit dem Oellaub iſt ſie alſo Zeichen des Friedens, des milden und einträchtigen Chriſtenſinnes, wie denn Chriſtus ſelbſt ſie als Symbol der Argloſigkeit braucht. Hiezu kommt die Erinnerung an den durch die Noahtaube verſiegelten Friedensbund zwiſchen Gott und Menſchen. Beſonders auf Grabſteinen von Ehegatten mag das Taubenpaar die eheliche Eintracht und Treue andeuten. Ganz davon verſchieden iſt die Vorſtellung der Taube als des heiligen Geiſtes, mit Bezug auf deſſen Erſcheinung bei Chriſti Taufe. So findet ſich die Taube auf dem Kreuz und Monogramm oder dem ſegelnden Schiffe ſitzend: auch giebt es Lampen die ganz als Tauben geformt ſind. Später, in der Zeit der reichgewordenen Kirche, hing man über den Altären goldne und ſilberne Tauben auf; ganz beſonders aber wurden durch ſie in Taufkapellen und über Kanzeln (dort hatte ſchon die Sofienkirche eine) die heiligenden und lehrenden Thätigkeiten des Geiſtes ausgedrückt. Auch führen Abbildungen großer Kirchenlehrer die Taube auf der Schulter: vorzüglich hat Papſt Gregor der Große dieſe Auszeichnung auf einem Relief, das in den Grüften der römiſchen Peterskirche aufbewahrt wird, aber ſchon aus dem Mittelalter herrührt. Da bezeichnet ſie die Inſpirazion durch den Geiſt.

Aus der übrigen Thierwelt iſt für unſer Gefühl wol am auffallendſten das Sinnbild des Fiſches und des Fiſchfangs; aber die ganz beſondere Liebe, welche dieß Zeichen bei den erſten Chriſten fand, ſcheint zu beweiſen, daß es vor den meiſten andern das geheime Erkennungszeichen war. Es bezeichnet ſowol Chriſtum ſelbſt als ſeine Gemeine. Die Erklärung des erſtern iſt aus den Buchſtaben des griechiſchen Wortes herzuleiten, welche als Anfangsbuchſtaben von hinzugedachten Wörtern den Sinn geben: ΥΣ Jeſus Chriſtus, Gottes Sohn, Heiland. Daß dieß Buchſtabenſpiel bewußt war, wird uns zwar nicht ausdrücklich geſagt, aber wir dürfen es aus ähnlichen Akroſtichen in den ſibylliniſchen Büchern und aus Gemmen ſchließen, auf denen jene fünf Buchſtaben nicht neben einander, ſondern in einer Reihe von oben nach unten eingegraben ſind. Vielleicht auch wirkte die Sage von dem freundlichen und menſchenerrettenden Delfin mit, da gerade dieſe Fiſchgeſtalt manchmal vorkommt. Spätere Kirchenſchriftſteller bringen dann die albernſten Erklärungen, z. B. den Bezug auf den Wunderfiſch des Tobias, welcher daher in chriſtliche Gemälde der Zeit nach Conſtantin aufgenommen worden iſt. Wol noch öfter kommen mehrere Fiſche zuſammen vor; unter dieſen haben wir uns die Chriſten zu denken ſofern die Taufe ihr Lebenswaſſer geworden iſt: daher rührt es daß bis tief ins Mittelalter Fiſche ſo gern an Taufbecken angebracht wurden. Beſonders häufig erſcheinen auch auf Grabtafeln und Edelſteinen zwei Fiſche zu beiden Seiten des Ankers oder ein Fiſch um einen ſolchen ſich windend. Endlich iſt der Fiſcher ſelbſt mit der Angel oft dargeſtellt; in ihm liegt der Gedanke an die Bekehrung verborgen, weil Chriſtus im Evangelium (Matth. 4, 19. Mark. 1, 17) die Apoſtel zu Menſchenfiſchern ernennt.

Von Vierfüßlern treffen wir auf Grabſteinen und Lampen den Hirſch an; ſpäter, im Mittelalter, an Taufbecken. Das hat Bezug auf die Pſalmſtelle (42, 1): „Wie ein Hirſch ſchreiet nach friſchem Waſſer, ſo ſchreiet meine Seele, Gott, zu Dir.“ Auch Conſtantin ſtellte in ſeiner neugeſchaffenen Stadt einen ehernen Hirſch als Zierde eines öffentlichen Platzes auf. Seltener der Ochſe, einmal unter dem Bruſtbild eines römiſchen Presbyters, alſo Symbol des arbeitſamen Gemeinevorſtehers, offenbar mit Bezug auf des Paulus Ermahnung (1. Kor. 9, 9), dem fleißigen Kleriker ſeinen Lebensunterhalt zu geben; ebenſo der Löwe, einmal auf einem Grabſtein einherſchreitend, ein zweitesmal liegend, am Deckel des im vatikaniſchen Muſeum aufgeſtellten Sarkofags in welchem Conſtantins Mutter Helena begraben lag. Wahrſcheinlich iſt er Zeichen Chriſti, des ſiegreichen Löwen von Juda (Apok. 5, 5). Aber die Kirche in ihrer demüthigen Zeit muß das ſtolze Symbol wenig geliebt haben: erſt im Mittelalter ſollte dieſer König der Thierwelt in chriſtlichem Bildwerk zu rechten Ehren kommen. Deſto häufiger erſcheint das Lamm, abermals in doppelter Hindeutung, auf Chriſtum ſelbſt und auf die Seinigen. Jener Bezug möchte der ältere ſein: er erklärt ſich leicht aus den Worten des Täufers Johannes (Ev. Joh. 1, 29): Siehe das iſt Gottes Lamm das der Welt Sünden trägt; auch der Seher der Apokalypſe (5, 6) ſchaute den geopferten Erlöſer unter dieſem Bilde. So kommt es oft mit dem Kreuze verbunden vor, bald an deſſen Fußende ſtehend, bald es auf Schulter oder Haupt tragend. Im Abendland iſt dieß ſchöne Symbol bis heute beibehalten worden; die griechiſche Kirche aber verbot es auf dem konſtantinopolitaniſchen Konzil von 692, indem ſie Chriſtus hinfort nur in Menſchengeſtalt abzubilden befahl.

Schon in manchen dieſer Bildwerke fanden wir die Perſon Chriſti dargeſtellt, aber noch in ſymboliſcher Verhüllung durch

Thier und Pflanze. Den Uebergang von dieſer Stufe zur plaſtiſchen Geſtaltung machen einige Bildwerke, in denen er bereits als Menſch erſcheint, aber noch keineswegs in der Abſicht ſein Porträt zu geben. Vielmehr ſind auch dieß noch Symbole: unter fremdem Bilde wird Chriſti Thätigkeit angedeutet. Im Ganzen ſind es, wenn man nicht den ebenbeſprochenen Angelfiſcher auf Chriſtus ſelbſt beziehen will, nur zwei; das eine iſt aus dem heidniſchen Mythos, das andere aus ſeinen eignen Reden hergenommen.

Jenes iſt Orfeus, der mit dem Klang der Leier die wilden Thiere zähmt und friedlich um ſich verſammelt. Schon die Heiden begriffen die Entſtehung dieſer Sage, denn in den letzten Zeiten der Republik trieb der durch die Filoſofie verbreitete Unglaube vielfach dazu die alten religiöſen Mythen hiſtoriſch aufzulöſen. So ſagt bereits Horaz:

> Söhne der Wildniß ſchreckte der heilige Bote der Götter,
> Orfeus, ab vom Mord und den blutigen Greueln der Nahrung,
> Drum auch heißt es von ihm: er bändigte Tiger und Leuen.

In ähnlicher Weiſe haben wir das chriſtliche Orfeusbild zu faſſen. Nicht gebildete Römer allein, auch Barbaren bezwang das Chriſtenthum: dieß läßt ſich ſchon hundert Jahre nach ſeiner Stiftung, ja ſchon in der Apoſtelzeit nachweiſen. Außerdem galt Orfeus als Stifter einer reinen Religion, aus deren Misverſtand erſt der ſpätere Vielgötterdienſt hervorgegangen ſei; ja es waren Gedichte die man ihm zuſchrieb in Umlauf, welche ähnlich wie die erfundenen ſibylliniſchen Bücher Einen Gott lehrten und von den Kirchenvätern der erſten Jahrhunderte mehrmals als Beweiſe für das Chriſtenthum angeführt werden. Folglich konnten die Chriſten kein Arg dabei finden, dieſen (ſo glaubte man) reinſten aller Heiden in ihre Bildnerei aufzunehmen. Indeſſen ſcheint die doch immer ſehr fremdartige Vorſtellung ſelten geblieben zu ſein: bei den gleichzeitigen Heiden war ſie beliebter. Erwieſen chriſtlich iſt das Orfeusbild nur auf einem geſchnittenen Stein und auf einigen Gräberbildern. So auf einem Bilde in den Katakomben des heiligen Calixtus unter der appiſchen Straße bei Rom, wo Orfeus auf dem achteckigen Mittelfelde der Gewölbdecke zwiſchen acht kleinern zum

Theil altteſtamentlichen Bildern erſcheint. Auf drei Bäumen um ihn ſitzen Vögel, darunter ein Pfau; zu beiden Seiten haben ſich Leu und Löwin, Widder und Roß aufgeſtellt, eine Schlange und anderes kleineres Gethier kriecht zu ſeinen Füßen. Er ſelbſt, die Leier ſpielend, ein bartloſer Jüngling, trägt die frygiſche Mütze und die thrakiſche Barbarenhoſe, auch ſind die Füße bekleidet: Beweiſe genug, daß man von der eigentlichen Geſtalt des Erlöſers kein Abbild zu geben gedachte. Ob aber eins dieſer Orfeusbilder älter als Conſtantin iſt, wage ich aus den Abbildungen nicht zu entſcheiden.

Bändigt Chriſtus als Orfeus die Beſtien, ſo pflegt er als **guter Hirt** die Gemeine der geſitteten Römerchriſten, nur daß letztere Vorſtellung unendlich häufiger iſt. Sie lag ſehr nahe, da er ſelbſt in zweien ſeiner Gleichniſſe auf ſie hingedeutet hatte. Im vierten Evangelium ſtellt er ſich als den Hirten dar der ſein Leben läßt für die Schafe (Joh. 10); im dritten als den der das verlorene Schaf wiederſucht (Luk. 15, 4 ff.). Muſter ſolcher Darſtellungen gaben den Chriſten die ſchon bei Heiden nicht ſeltenen Wandgemälde aus dem Hirtenleben, welche aus der idylliſchen Naturliebe der ſpätern Römer hervorgegangen ſind. So fand ſich auf der Wand eines jetzt nicht mehr bekannten Familienbegräbniſſes bei Rom eine Schafherde mit zwei Hirten, deren einer ganz wie das chriſtliche Bild ein Lamm auf der Schulter trug. Den Chriſten war das Bild ſehr theuer; es zeigte ihnen in ihrer Weltverlaſſenheit den nie weichenden überirdiſchen Beſchützer. Zuerſt können wir es im Anfang des dritten Jahrhunderts auf dem Boden gläſerner Abendmahlskelche nachweiſen; Tertullian, jener Kirchenlehrer ſtrengſter Schule, eiferte dawider weil dieſe Vorſtellung eines verzeihenden Gottes ihm viel zu mild erſchien; auch haben wir noch zerbrochene Glasſchalen mit dieſem Bilde. Seitdem brachte man es überall an wo überhaupt chriſtliches Bildwerk möglich iſt. Conſtantin ſelbſt ſtellte den Hirten in Erzguß über einem Springbrunnen in Konſtantinopel auf, und aus etwas ſpäterer Zeit hat ſich eine Menge dieſer Darſtellungen, vorzüglich auf Sarkofagen, bis auf uns erhalten. Auch hier iſt es auf keine Porträtdarſtellung abgeſehen; der Hirt iſt meiſt ohne Bart, was mit den älteſten Vorſtellungen vom Chriſtuskopf nicht ſtimmt; auch trägt er die gemeine Hirtentracht, einen kurzen und knappen, meiſt gegürteten Kittel, zuweilen den Regenmantel und Querſack darüber geworfen; die Füße ſind gewöhnlich mit Halbſtiefeln bekleidet, was Alles dem orientaliſchen Koſtüm fremd iſt. Erſt ſpäter kommt er als bärtiger Mann mit weitem langfaltigem Gewand vor, das Angeſicht dem Typus des Chriſtuskopfes angenähert. Die Herde ſteht zu ihm in den verſchiedenſten Stellungen, am häufigſten trägt er ein Lamm über beide Schultern gelegt; andere Schafe, bald weidend, bald an ihm emporſpringend umgeben ihn: auch ſitzt er wol mitten unter der Herde im Walde auf einem Erdhügel, die Hirtenflöte in der Hand. Und ſo bleiben auch hier die Anfänge chriſtlicher Kunſt im Symboliſchen gefangen; eigentliche Chriſtusbilder oder Darſtellungen aus Chriſti wirklichem Leben ſind vor Conſtantin unerweislich.

Mag es zum Schluſſe erlaubt ſein hier noch die Erklärung zweier zuſammengehörigen Wandgemälde aus Herkulanum zu verſuchen, welche jetzt im Muſeo Borbonico zu Neapel ſtehen und ungezweifelt chriſtlich ſcheinen. Auch ſonſt fehlen Spuren nicht, daß bereits Chriſten in jenen Städten Unteritaliens gelebt haben, die im Jahr 79 durch den großen Veſuvausbruch verſchüttet wurden: man hat unter Anderm in einem Hauſe von Pompeji das Kreuz unter den Penaten gefunden. Sind daher jene Wandgemälde aus Herkulanum chriſtlich, ſo beſitzen wir in ihnen das allerälteſte nachweisbare Bildwerk des Chriſtenthums. Zwei Wände, die offenbar Gegenſtücke ſind, theilen ſich jede in ein oberes großes, faſt quadratiſches und in ein kleineres Gemälde ab, das unter jenem ein Rechteck bildet. Wir betrachten dieſe untern Bilder zuerſt. Auf dem einen iſt das Heidenthum in ſeiner Thorheit und Verderblichkeit dargeſtellt: man hat dazu den ägyptiſchen Dienſt gewählt, den auch die Kirchenväter am liebſten perſiffliren. Wir ſehen mehrere Tempel; in der Fronte des einen ſteht ein Iſisbild, auf dem Dach des andern hockt Anubis in Hundsgeſtalt, vorn auf den Treppenmauern des Eingangs liegen zwei Krokodilgeſtalten, vor welchen Männer, wahrſcheinlich Betende, ſtehen. Links aber ſehen wir das wirkliche, lebendige Krokodil im Schilf lauern: ein beladener Eſel geht gerade auf deſſen verderblich aufgeſperrten Rachen los, ſein Führer bemüht ſich vergebens ihn am Schwanz zurückzuhalten. Dieſe Vorſtellung würde an ſich nichts beweiſen; ſolche Landſchaftsbildchen mit heiterer Staffage kommen oft in dieſen Wandmalereien vor. Beſtimmter aber ſpricht das Gegenſtück. Hier ſehen wir rechts, alſo da wo dort die Greuel des Götzendienſtes ſtehen, einen Brunnen, in welchen Jemand mittels einer ſonderbaren Vorrichtung einen Strick hinabläßt; neben dem Brunnen ſteht ein nackter Mann ſeine Blöße verhüllend. Hier liegt die Beziehung auf den chriſtlichen Fiſchzug und auf die Taufe ſehr nahe. Links ſehen wir auch hier das Krokodil, aber ein Krieger mit Schild und Lanze ſtürzt aus einer Menſchengruppe zu deſſen Angriff vor. Dort alſo die verzagte Hingabe an die heiliggehaltene Naturgewalt, hier der chriſtliche Kampf wider das vergötterte Unthier in einer Weiſe die doch ſehr an die Drachenbändiger der ſpätern Legenden erinnert. Schlagend iſt endlich die Mitte: auch hier wieder Gebäude; an zwei Bäumen aber iſt ein Netz ausgeſpannt, andeutend die Fiſcherthätigkeit der Bekehrer, und hinter dieſem ſteht zwar in den Bäumen verſteckt aber völlig erkennbar ein aufgerichtetes Kreuz, das ſeiner Stelle nach ungefähr dem Iſisbild der heidniſchen Vorſtellung entſpricht. Wunderbar ſtimmen damit die größern obern Bilder überein. Ueber dem chriſtlichen ſteht ein ſtattlicher kräftiger Baum zwiſchen zwei jungen Palmen, die ſehr häufig chriſtliche Symbole ſind; auf dem heidniſchen ſtehen die drei Bäume auch, der mittelſte aber iſt minder kräftig an Geſtalt und Blätterwuchs, und aus ſeinen Wurzeln erhebt ſich, mit geſchwungener Axt ihn umzuhauen, die Dryade, bis zur Hälfte nackt, von da in Wurzelgeflechte ſich auszweigend, mit denen ſie den Baum umringelt. Oben endlich ſchwebt über beiden Gemälden in einem Medaillon der Meduſenkopf. Wer denkt hier nicht an den Spruch von der Axt, die den Bäumen ſchon an die Wurzel gelegt iſt? In der That, ausdrucksvoller und doch für ein heidniſches Auge verſteckter hätte der chriſtliche Hausherr, der etwa dieſe Bilder beſtellte, ſeine Hoffnung auf den Untergang des feindlichen Heidenthums nicht auszudrücken vermocht.

Laſſen wir indes dieß immer zweifelhafte Werk bei Seite. In allen den übrigen bisher geſchilderten Sinnbildern fanden wir, es iſt wahr, noch keine Kunſt. So einfach wie ſie ſind, ließen ſie ſich vom ungeſchickteſten Meißel und Griffel bilden, und auch wo Menſchen- und Thiergeſtalten auftreten ſind ſie in der Zeichnung roh und ohne lebendiges Naturgefühl. Und doch ergreifen ſie uns, denn ſie verſetzen uns in jenes ſo große und doch ſo ſtille Leben der erſten Gemeine, das überall vor der Welt da draußen ſich zurückzuziehn und, wo es durfte, auch zu verſtecken liebte, während drinnen die Keime der Zukunft reiften. Es war die Zeit wo zuerſt mit Hülfe helleniſcher Filoſofie große theologiſche Gedanken in der Kirche auftraten, wo ſich jene wohlgeordnete biſchöfliche Gemeineverfaſſung bildete, deren Spitze, das Papſtthum, ſpäter an die Stelle der römiſchen Imperatoren treten ſollte. Wie hier, ſo bleibt auch in der Kunſt der chriſtliche Geiſt in den Anfängen ſtecken, aber durch dieſe Anfänge wird doch die herrliche Folgezeit beſtimmt. Das ganze chriſtliche Mittelalter geht auf der Bahn jener Symbolik fort die wir hier beginnen ſahen: die Zeichen wechſeln, die Grundanſchauung bleibt.

Die Baukunſt der Chriſten vor Conſtantin.

War ſchon die bildende Kunſt in der gedrückten Gemeine an Umfang und äſthetiſchem Werth unbedeutend, wieviel mehr mußten es in dieſen drei Jahrhunderten der Verfolgung ihre Bauten ſein! Dort vermochten ſie noch unter Sinnbildern ihre Ueberzeugung zu verhüllen: Kirchen aber mußten viel offenbarer ſich der Wuth der Heiden preisgeben. Auch hatte die Gemeine anfangs kein Bedürfniß eines abgeſonderten Raumes zum Gottesdienſte. Während Jeruſalem noch ſtand, verrichteten die Apoſtel ganz unbefangen in dem allgemeinen Tempel ihres Volkes ihr Gebet. Im Auslande ſchloß ſich das junge Chriſtenthum an die überall verbreiteten Synagogen an: dort trat Paulus immer zuerſt mit ſeiner Predigt auf. Später, beſonders in Verfolgungszeiten, bot ſich als Kirche das freie Feld, das Schiff oder die unterirdiſche Todtengruft in den Katakomben. Doch blieb dieß Ausnahme. In ganz heidniſchen Gemeinen, oder wo die Juden ſich von dem neuen Glauben abwandten, verſammelte man ſich in Privathäuſern reicher Gemeineglieder: dieß ſind die in den Apoſtelbriefen ſo oft erwähnten Hauskirchen. Dort wurde am Morgen die Frühhymne geſungen und gemeinſame Gebete geſprochen; wer wollte trat alsdann lehrend auf. Der Abend fand die Gemeine in demſelben Raume zum Familien- und Brudermahl vereinigt, deſſen Schluß und ideale Spitze die Vertheilung von Brod und Wein als tägliches Abendmahl bildete. Alſo war der hierzu beſtimmte Raum wol kein anderer als das Triklinium, der große Speiſeſaal, der in dem Hauſe des reichern Griechen und Römers nie fehlte. Erſt als beim mächtigen Anwachſen der Gemeinen dieß innige Familienleben aufhörte, als man die Kommunion vom Liebesmahl trennte und auf den Morgen verlegte, als daher dieß letztere, ſeiner Bedeutung beraubt, außer Gebrauch kam, erſt da mochte man darauf denken für den jetzt von der Häuslichkeit, vom Familienleben losgeriſſenen Gottesdienſt beſondere ihm ausſchließlich gewidmete Räume zu gewinnen. Im Allgemeinen iſt hier das dritte Jahrhundert als Wendepunkt anzuſehen. Noch vor der Mitte deſſelben iſt das Beſtehen einer Kirche in Rom aus heidniſchem Zeugniß erwieſen: Schenkwirthe wollten den Chriſten den Platz ſtreitig machen, aber Kaiſer Severus Alexander ſchützte dieſe, weil Gottesdienſt in jeder Form beſſer ſei als Schenkwirthſchaft. Nach Mitte deſſelben Jahrhunderts genoſſen die Chriſten eine ungefähr vierzigjährige Duldung; man ertrug ſie im Staatsdienſt, im Heer, im kaiſerlichen Palaſt. Da wurden Kirchen häufig. Sogar in den Provinzen des Abendlandes, in Gallien, Spanien und Britannien werden Kirchen am Anfange des vierten Jahrhunderts erwähnt, als der Chriſtenfreund Conſtantius Chlorus hier regierte, und doch war in dieſen Gegenden das Chriſtenthum noch jung und bei weitem nicht ſo allgemein verbreitet wie in Italien und im Morgenlande. Ja man vergrößerte und verſchönerte damals überall die Kirchengebäude; ſie genügten dem Bedürfniß der ſtark anwachſenden Gemeine nicht mehr. Selbſt in der Reſidenzſtadt Nikomedien, unter Diokletians Augen, erhub ſich der Prachtbau einer neuen Kirche, der den benachbarten Kaiſerpalaſt an Glanz überbot. Hier entlud ſich das Gewitter zuerſt: mit der Zerſtörung dieſer Kirche durch die Soldaten Diokletians begann die letzte große Verfolgung die zum Todeskampf des Heidenthums geworden iſt.

Ueber die Geſtalt dieſer älteſten Kirchen mangelt jede gültige

Nachricht. Einen feſten Stil haben ſie ſchwerlich gehabt; vielleicht nahm man fertige, urſprünglich zu andern Zwecken errichtete Gebäude dazu. Am wahrſcheinlichſten iſt daß man den Stil der großen Speiſeſäle beibehielt, in denen man ſich in den älteſten Zeiten verſammelt hatte. Ihre Architektur auch in Privatwohnungen war oft höchſt prächtig. Vor den Wänden liefen im Innern Säulenreihen herum; die ſogenannten ägyptiſchen Prachtſäle hatten ſogar zwei Säulenreihen über einander, ſo daß der zwiſchen dieſen und der Mauer umherlaufende Gang zweiſtöckig war. Auch zeigt noch der von Papſt Leo III. am Anfang des neunten Jahrhunderts gebaute Speiſeſaal, das ſogenannte Triklinium des Laterans, daß dieſe Räume bereits jene halbrunde Niſche hatten, aus der hernach der chriſtliche Kirchenchor geworden iſt. Im Ganzen haben wir uns alſo dieſe Säle in einer Form zu denken, welche mit den ſpäter zu beſprechenden bedeckten Baſiliken ungefähr übereinſtimmt. Auch pflegte man ſie geradezu ſchon als Baſiliken zu bezeichnen; wir haben Beiſpiele, daß reiche Privatleute derartige Hausſäle der Gemeine ſchenkten und zu Kirchen einweihen ließen. Darum iſt überwiegend wahrſcheinlich, daß auch die erſten ſelbſtſtändigen Kirchenbauten nach dem Modell dieſer Prachtſäle angelegt waren, alſo bereits eine ähnliche Form mit den Kirchen nach Conſtantin hatten, die den viel größern öffentlichen Baſiliken nachgebildet wurden. Sicher jedoch war weder der Formenſinn noch der Reichthum der Gemeine groß genug um ſchon im dritten Jahrhundert wahrhaft Impoſantes zu leiſten: ihre Weltſtellung empfing ſie erſt nach jener letzten Kataſtroſe, und erſt dadurch ſah ſie ſich auf ſelbſtbewußte Kunſtſchöpfungen angewieſen.

Die veränderte Stellung der Kirche durch Conſtantin.

Man mag Conſtantin haſſen oder lieben, das ſteht feſt daß er der Welt eine neue Geſtalt gab und durch vollendete Durchführung einer despotiſchen, ſtark zentraliſirten Beamtenherrſchaft das zerfallende Römerthum noch einmal feſtſtellte. Dadurch hat er der Kirche und der chriſtlichen Bildung die Friſt verſchafft, die ihr nöthig war ſich zu einem ſo feſten Gebäude abzuſchließen daß die ſpäter ſiegenden Barbaren freilich den Staat, aber nicht die Kirche niederreißen konnten. Iſt dieß wahr, ſo ſteht auch Conſtantin als ein Hauptpfeiler im Bau der modernen Weltgeſchichte da.

Man ſollte dabei nicht leugnen, daß er ein beſſerer Kaiſer als Chriſt war. Der Vaterlandsſinn war erloſchen, und in dem gräßlichen Elend des dritten Jahrhunderts verlor ſich in der Heidenbruſt die heiße altrömiſche Freiheitsliebe. Die letzten Kaiſer vor Conſtantin waren ſchon Despoten in ganz orientaliſchem Sinne, ſie achteten ſelbſt römiſches Bürgerrecht und Familienleben nicht mehr. Die letzten Liberalen waren die Chriſten. Auch ſie waren es nicht aus politiſchen, aber aus religiöſen Motiven, und daß ſie hier nie weichen würden, hatten ſie in der letzten Verfolgung bewieſen. Eine ganz einfache Politik gebot dieſen Widerſtand zu brechen, indem man ihr religiöſes Prinzip zum Staatsprinzip erhub: dadurch wurden ſie als politiſche Partei vernichtet. Daß Conſtantin dieß erkannte, iſt ſein Verdienſt.

Er hat nicht, wie man gewöhnlich die Sache anſieht, das Chriſtenthum zur Staatsreligion erhoben: dadurch hätte er bei den Heiden verloren was er bei den Chriſten zu gewinnen gedachte. Auch war das nicht nöthig. Es genügte daß er den Chriſten Duldung gab, daß er ſie mächtig und reich machte und die Heiden vom Hofe ausſchloß. Wo Hof und Kaiſergunſt an die Stelle der Staatsidee getreten ſind, braucht es Nichts mehr um widerſtrebende Richtungen zu brechen.

Durch Conſtantin wurde die Kirche zuerſt ſicher geſtellt, ſo daß ſie wagen durfte mit ihrem Kultus und ihrer Kunſt ans Licht zu treten. Beſonders aber wuchſen ihre Mittel. Aus der Staatskaſſe wurden manche geiſtliche Stellen fundirt; die Einkünfte und Ländereien der allmählich verödenden, zuletzt ganz eingehenden Tempel erhielten die chriſtlichen Prieſter; die Gemeinen wurden zu juridiſchen Perſonen erklärt und ſo ihr Eigenthumsrecht anerkannt. Da fehlte es nicht an Kirchenvermögen, welches durch Schenkung und Teſtamente frommer Laien mächtig anwuchs. Die römiſche Kirche, die noch im dritten Jahrhundert dem heidniſchen Richter ihre Armen als die einzigen Schätze aufwies, mußte im fünften eigene Perſonen aus ihrem Klerus zur Verwaltung ihrer ausländiſchen Kirchengüter anſtellen.

Daß eine ſo ganz veränderte Weltſtellung alsbald auf die Kunſtbildung Einfluß gewann, iſt klar. Das Heidenthum war überwunden, man fürchtete nicht mehr es in Form der Schönheit in die Kirche wieder einzuführen; man konnte ſich weit unbefangener als bisher ans Bilden und Malen geben. Der Prieſterſtand, der von Conſtantins Gunſt die nächſten und größten Vortheile zog, trat auch im Gemeineleben entſchiedener und von den Laien ſchärfer getrennt hervor: auch im Aeußern wollte man das ausſprechen, und ſo erwachte der Wunſch nach einer mehr gegliederten Architektur, die ſchon in ihren Grundformen den Platz der Prieſter vom Laienſitze trennen ſollte. Ueberhaupt, wo Anſehn und Reichthum vorhanden ſind, da wünſchen ſie ſich auch zu zeigen. Man hat es vielfach getadelt, daß die Kirche von da an weltlich und prunkſüchtig geworden ſei, und wirklich ergreift uns die alte rauhe Einfachheit der Märtyrerzeit mehr als die rhetoriſchen Prunkpredigten und die übermäßig ausgedehnten Liturgien die jetzt in Mode kamen. Aber es konnte nicht anders ſein. Seit das Chriſtenthum die am meiſten begünſtigte Religion war, traten Tauſende über, und nicht Alle waren des Geiſtes fähig. Das blieb auch ſpäter ſo, als beim Sturz des weſtlichen Römerreichs die Barbaren der Kirche nahe traten. Wahrhaft belehren konnte man ſo raſch nicht als das anſchwellende Bedürfniß forderte: alſo mußte man imponiren. Man gab den Heiden den Zauber, den feſtlichen Sinnenrauſch wieder, den ſie einſt an ihren Altären genoſſen. Weihrauchduft füllte die Kirche, die an Dach und Säule vom Raube des Alterthums glänzte; die Kleidung der Prieſter wurde prächtig, der ganze Kultus farbenreich. Sollte dieſes Beſtreben nicht geiſtlos werden, ſo mußte man es mit künſtleriſchem Geiſte durchdringen, da nur die Kunſt auch den Luxus adelt. Das Kirchengebäude mußte einen großen Eindruck gewähren; ſeine Wände füllten ſich mit Bildern aus der heiligen Geſchichte; das Volk, ſagen die Kirchenlehrer jener Zeit, ſoll an den Wänden die Bibel leſen, wenn es zu unwiſſend iſt Buch und Schrift zu verſtehen: auch ſtrengere Lehrer ließen in dieſem Sinne Bilder als Laienbücher gelten, und bald begannen die Mönche des Morgenlandes aus Frömmigkeit die Ausarbeitung von Gemälden und Schnitzbildern. Auch das Kirchengeräth mußte der allgemeinen Pracht des Gottesdienſtes entſprechen: die Altäre glänzten von zierlichen Gefäßen in Gold und Silber. Die Kaiſer begünſtigten und beförderten dieſe Beſtrebungen indem ſie aus Staatsmitteln Prachtkirchen aufbauten, die Biſchöfe folgten dieſem Beiſpiel und gaben ſich im Wetteifer mit einander ſolchen Unternehmungen hin. Im Laufe eines einzigen Jahrhunderts wechſelte auch die äußere Geſtalt der Welt. Die Tempel zerfielen, weil Keiner mehr ihrer pflegte; manche auch ſanken vor dem fanatiſchen Zerſtörungseifer chriſtlicher Geiſtlichen und Mönche: aber ihre Säulen und der Erzſchmuck ihrer Dächer wurden zu neuen Kirchenbauten verwendet. Dem Heidenthum blieb als Zuflucht nur ſeine uralte Heimat und Wiege, die Natur; in einſamen Waldthälern, in den Wildniſſen Kleinaſiens und Sardiniens vererbte es ſich unter dem Landvolk, und die letzten Opfer die der olympiſche Zeus erhalten hat brachte in den Schluchten des Taygetos der freie Stamm der Mainotten ihm noch in einer Zeit dar, als in den fernen Wäldern des Nordens der Sachſe bereits ſeinen Wodan abgeſchworen und ſein Haupt unmuthig der Taufe gebeugt hatte.

Der abendländiſch-römiſche Kirchenbau.

Die antike Baſilika.

Wenn die Chriſten zu einem erweiterten und verſchönerten Kultus Vorbilder eines entſprechenden Gebäudes in heidniſcher Architektur ſuchten, ſo fanden ſie dieſelben nicht in den eigentlichen Tempeln. Denn der Tempel hat eine andere Beſtimmung als die chriſtliche Kirche; er bedarf nur eines kleinen, feſt umſchloſſenen Raumes, in deſſen Dunkel, nur von der offenen Thüre beleuchtet, das einſame Götterbild thront. Nicht in ſeinem Innern haben die heiligen Handlungen Statt: das Opfer wird öffentlich vor der Säulenhalle vollzogen die den Tempel an allen vier oder doch an der Vorderſeite umfaßt, das zuſchauende Volk ſteht ganz außerhalb der heiligen Mauern. Daher beſonders die helleniſchen Tempel Dem der ſie zuerſt ſieht als auffallend klein erſcheinen. Das Heiligthum der Pandroſos auf der Burg zu Athen faßt nur einige Perſonen, und ſelbſt der weltberühmte Nazionaltempel der jungfräulichen Schutzgöttin der Stadt, der Parthenon, hält den Größenvergleich mit unſern Kirchen nicht aus. Das Chriſtenthum dagegen, als eine Religion der Lehre, in deſſen Kultus das Wort vorherrſcht, fordert einen geräumigen Sprechſaal: da es aber ſeine Zeremonien in jener Zeit noch als Geheimniſſe behandelte und beſonders vom Anſchauen des Abendmahls jeden durch die Taufe noch nicht Geweiheten fernhielt, ſo mußte dieſer Raum zugleich ein feſt abgeſchloſſener ſein. Hier bot ſich ihm das bequemſte Muſter an einer eben damals weit verbreiteten Klaſſe öffentlicher Gebäude, deren Typus in Hellas wurzelte aber erſt in Rom zur vollen Ausbildung kam. Dieß ſind die öffentlichen Gerichts- und Markthallen, die aus ihrem Vaterlande den Namen Baſilika behalten haben. Die älteſte Baſilika, die wir kennen, ſtand an der Agora von Athen am Fuße der Pnyx. Ihren Namen bekam ſie davon daß in ihr der oberſte Staatsbeamte, der Archon Baſileus, Gericht hielt: möglich auch, daß der Name urſprünglich die Gerichtshalle des wirklichen einheimiſchen Königs bezeichnete, der vor der Einführung der freiern Archontenverfaſſung Athen beherrſcht hatte. Hier wurden die Rechtsſachen verhandelt die ſich auf die Staatsreligion bezogen, hier ſtand Sokrates vor Gericht. Die Form des Gebäudes iſt uns nicht bekannt: wir können höchſtens aus den römiſchen Nachbildungen auf dieſelbe einen Rückſchluß machen. Den Römern war die Bekanntſchaft mit dieſem Bau ſehr erwünſcht. Ihr Gerichtsleben, auch in den Provinzen, war durchaus öffentlich. Wir finden daher auch in den kleineren Städten Baſiliken, am glänzendſten aber baute ſie der ſpätere Luxus in der Hauptſtadt. Hier bildeten ſie die Hauptzierde der öffentlichen Marktplätze, ſowol des alten Forums als auch der kleineren von Trajan und den ſpäteren Kaiſern angelegten. Die weſentliche Grundform aller Baſiliken iſt das Rechteck, an deſſen einer Schmalſeite, den Eingangsthüren gegenüber, auf erhöhetem Fußboden ein abgeſonderter Raum für die Perſonen angebracht iſt die bei der Gerichtsverhandlung zu thun haben. Dieſe

Vereinigung eines doppelten Raumes, des kleinen für das Gericht, des großen für die Zwecke des Handels und Gewerbes, iſt das Allgemeine, den eigentlichen Charakter der Baſilika Beſtimmende. Die Anordnung beider Räume dagegen iſt bei allen durch Beſchreibung, Zeichnung oder in Trümmern uns bekannten antiken Baſiliken ſehr verſchieden geweſen. Man ſieht, daß die Baumeiſter in dieſen bürgerlichen Bauwerken ſich der ganzen Freiheit der Erfindung bedienten, welche bei Tempeln ihnen durch das Herkommen geſchmälert war.

Verſuchen wir, die einfachſte und wie es ſcheint gewöhnlichſte Grundform uns klar zu machen: ſie iſt wenigſtens diejenige die dem erſten chriſtlichen Kirchenbaue das Muſter gegeben hat. Zur beſſern Verſtändigung dient unſere erſte Tafel, welche mehrere dieſer vorchriſtlichen Bauten zuſammenſtellt. Wir betrachten zuerſt den Hauptraum.

Es war derſelbe, wie geſagt, zu den Zwecken des bürgerlichen Gewerbes und Handels beſtimmt: die ganze Baſilika war ein Marktplatz im Kleinen, und wie auf dem alten römiſchen Forum Gericht und Handel zuſammen beſtanden, ſo auch hier: der an Oeffentlichkeit gewöhnte Sinn der Alten nahm an ſolcher Vereinigung keinen Anſtoß. Ohne Zweifel trug zu der Ueberſiedlung des Handels aus dem Freien in ein abgeſchloſſenes Gebäude der einreißende Luxus bei. Viele koſtbare Gegenſtände, wie ſie in der letzten Zeit der Republik in Verkehr kamen, hätte man nicht unter freiem Himmel der Gefahr jener raſch heranziehenden und ſtromweis ſich entladenden Gewitter ausſetzen dürfen, welche Jeder kennt der Italien und Rom beſucht hat. Es lag alſo nahe einen Raum zu ſchaffen, der die luftige Helligkeit des Marktplatzes mit dem Schutz eines Daches vereinigte — und eben dieß thut jener Hauptraum der Baſilika. Denke man ſich ein großes Rechteck von ziemlich niedrigen Mauern umſchloſſen. In ſeinem Innern zieht ſich eine vollſtändige Säulenreihe herum, parallel mit den vier Wänden. Auf den Köpfen dieſer Säulen liegt ein Gebälk in der gewöhnlichen griechiſchen Form; auf ihm ſteht eine zweite Säulenreihe, kürzer und ſchlanker. Nach herrſchendem Geſchmack der Griechen iſt die untere Säulenreihe meiſt in dem joniſchen (Tafel 3, i), die obere in dem leichtern und zierlichern korinthiſchen Stil (l) gehalten.

Auf den Köpfen der korinthiſchen Säulenreihe ruht endlich das abſchließende Hauptgebälk. So ſcheidet ſich das Rechteck wiederum in zwei Haupträume: in jenen von den Säulen umſchloſſenen großen Mittelraum, den wir der Kürze halber als Mittelſchiff bezeichnen wollen, und in den viel ſchmälern Umgang zwiſchen den Säulen und der Umſchlußmauer. Da iſt nun eigenthümlich daß das Mittelſchiff, um Licht und Luft zu gewähren, in der Regel ganz unbedeckt bleibt. Fenſter in der Umfaſſungsmauer waren demnach entbehrlich, da das dort in reicher Fülle einfallende Licht auch den Richterplatz und den Umgang zwar ſchräg aber vollkommen genügend erhellte. Ganz anders iſt es mit der Bedeckung des Umgangs. Dieſe iſt doppelt, ſo daß der Umgang aus zwei Stockwerken beſteht. Sowol von den Köpfen der untern als der obern Säulenreihe ziehen ſich nämlich ſtarke Balkenlagen nach der Umfaſſungsmauer hin: in dieſer ruhen ſie auf Halbſäulen oder Halbpfeilern, welche in gleicher Zahl, wie die freiſtehenden Säulen, aus der Mauer hervortreten. Die untere dieſer Balkenlagen iſt mit einem Fußboden bedeckt, und ſo entſteht ein zweiter Umgang über dem untern, über deſſen marmorne Bruſtlehne man zwiſchen den obern Säulenreihen hindurch in das Mittelſchiff und auf den Platz des Richters hinabſchaut. Das zweite Stockwerk dient zugleich das Dach des Umgangs zu tragen, welches mit ſeinen graden Balken auf den Säulenköpfen, mit ſeinen ſchrägen Dachſparren aber auf dem Gebälk über dieſen Köpfen aufliegt. Endlich, um der Vorderſeite auch im Aeußern ein ſtattliches Anſehn zu geben, wurde hier eine Vorhalle angebracht, welche oft gleichfalls zweiſtöckig iſt und vor die Umfaſſungsmauer als freiſtehender Säulenportikus vortritt. Aus dieſem Portikus trat man, meiſt durch fünf Thüren, ins Innere: drei gingen ins Mittelſchiff, zwei in die Umgänge rechts und links. Ueber dem Portikus war die Faſſade mit einem großen Fenſter geſchmückt, und ſchloß alsdann mit dem gewöhnlichen griechiſchen Giebeldreieck.

Die ganze Anordnung dieſes Hauptraums hat nun die größte Verwandtſchaft mit einer andern Klaſſe griechiſcher Bauwerke, ſo daß auch hier die Römer als Schüler erſcheinen. Bei größern Tempeln nämlich, wo die Steinbalken der Bedachung allzu lang und darum nicht ſtark genug hätten werden müſſen, ließen die Griechen ebenfalls den Mittelraum unbedeckt und halfen ſich im Innern mittels einer doppelten Säulenſtellung übereinander; doch diente dann die obere nur um die ſchrägen Dachbalken zu tragen, nicht wie bei den Römern um ein zweites Stockwerk zu bilden, da ein ſolches für den Tempel überflüſſig war. Solcher Bauten, die man Hypäthraltempel, d. h. Tempel unter freiem Himmel nannte, finden ſich in dem einſt helleniſch gebildeten Unteritalien und in Griechenland ſelbſt noch mehrere aufrecht ſtehend. Sie ſind darum höchſt anziehend, weil in ihnen die Alten zuerſt den Verſuch gemacht haben eine Innenbaukunſt und eine innere Perſpektive hervorzubringen. Wir geben auf unſerer erſten Tafel (c) von den Reſten des ſchon fünf Jahrhunderte vor Chriſtus gebauten Haupttempels zu Päſtum unweit Neapel dieſe innere Perſpektive, die ſehr geeignet iſt auch von dem Baſilikenbau eine Anſchauung zu gewähren. Denkt man ſich hier ſtatt der obern doriſchen eine weit ſchlankere korinthiſche Säulenreihe aufgeſetzt, denkt man ſich ferner von den obern und untern Kapitellen jene Dachbalken nach der Umfaſſungsmauer herübergelegt, ſo iſt der Eindruck ungefähr ausgeſprochen den der unbedeckte Mittelraum der römiſchen Baſilika hervorbrachte.

Wir wenden uns nunmehr zu dem zweiten Raume, der Gerichtsſtätte nämlich. Ihrem Zwecke nach iſt ſie viel kleiner als die Markthalle. Sie befindet ſich an der einen Schmalſeite des Rechtecks. Hier ſind entweder an die innere Mauer zwei Schenkelmauern angeſetzt, ſo daß eine nach dem Mittelſchiff ſich öffnende viereckte Kammer bloß in das Innere hineingebaut erſcheint, wovon an der Außenſeite des Gebäudes Nichts ſichtbar iſt; oder, was viel gewöhnlicher, es wird die Schmalſeite ganz durchbrochen und in die Oeffnung eine halbrunde Niſche herausgebaut, welche außen wie ein halber Thurm vortritt, oben aber in ein Gewölbe von der Form einer Halbkuppel ausläuft. Dieſe Halbkuppel verbindet ſich mit der Hauptmauer des ganzen Bauwerks durch einen mächtigen Halbkreisbogen, wie man ihn auf unſerer zweiten Tafel bei der perſpektiviſchen Anſicht f ſieht: er wird auch noch in dem chriſtlichen Kirchenbau mit dem Namen des Triumfbogens bezeichnet. Seltener hat dieſe aus der Hauptmauer herausgebaute Niſche eine viereckte Form (Tafel 1, b), in welchem

Falle ſie wol mit flacher Bedeckung geſchloſſen wurde. Der Raum der Niſche erhielt nun in der Regel einen erhöheten Fußboden, damit die dort vorgehende Gerichtsſitzung aus dem ganzen Mittelſchiff ſichtbar bliebe; mit dieſem war ſie durch eine Treppe in Verbindung geſetzt. Unter dieſer Erhöhung blieb alſo Raum für eine Art von Souterrain, und es iſt hier bei den Baſiliken zu Trier und Pompeji ein kleiner gewölbter Raum angebracht, zu welchem in Pompeji neben dem Sitz des Richters eine ſchmale Wendeltreppe herabführt. Sehr wahrſcheinlich diente dieß Gemach als vorläufige Haft des Verbrechers vor dem Beginn des Verhörs. Auf dem erhöhten Boden der Niſche ſtand nun, abermals erhöht, das eigentliche Tribunal als der Sitz des Richters, beiderſeits ſchloſſen ſich im Halbkreis die Bänke für die Geſchworenen an; vorne aber, zwiſchen dem Richter und der Treppe die zur Niſche heraufführte, hatten die Parteien und Zeugen noch ausreichend Platz: auf der Treppe ſelbſt mögen die Gerichtsdiener geſtanden haben, um Jeden abzuhalten der bei dem Prozeß unbetheiligt war. Eine offenbar ſehr zweckmäßige und dem Charakter des römiſchen Lebens entſprechende Einrichtung. Der Richter und ſein ernſtes Geſchäft überragt auf erhöhetem Platze den Lärm des Gewerbes: er bildet den Augenpunkt, auf welchen man aus dem ganzen Mittelſchiff und ſelbſt von den meiſten Punkten des Umgangs her durch die ſchlanken Säulen hinblicken kann. Zugleich iſt beſonders die halbrunde Form der Niſche akuſtiſch zweckmäßig: ihre Halbkuppel ſammelt die Schallſtralen und läßt das hier geſprochene Wort vernehmlich ſogar in einen Theil des Hauptraumes hinausklingen.

So vereinigte die Baſilika die verſchiedenſten Zwecke: im untern Umgange konnten Krämer ihre Buden aufſchlagen; der luftige, offene Mittelraum nahm die Käufer auf. Einſameres Geſpräch ließ ſich im obern Stockwerk des Umgangs führen, das vor Regen und Sonne geſchützt doch der friſcheſten Luft aus dem offenen Mittelſchiffe genoß, und deſſen Bruſtlehne, wie der römiſche Architekt Vitruv ausdrücklich vorſchreibt, ſo hoch war daß von unten keiner die hier Wandelnden erblicken konnte. Beſonders ſcheinen auch in dieſen obern Hallen, die man in der Kunſtſprache die Chalkidiken nennt, die Wechsler und Kaufleute geſprächsweiſe zuſammen gekommen zu ſein, ſo daß hier etwas Aehnliches wie auf unſern modernen Börſen ſtattfand. Endlich in dem hintern Raume blieb das Gericht zwar immer öffentlich, aber doch auch durch die untere Säulenreihe von dem feilſchenden Lärm des Pöbels geſchieden. Wer wollte, konnte auf der obern Galerie ſich der Gerichtsſtätte nähern und den Verhandlungen zuhören, indem er dort den Richter auf deſſen erhöhetem Sitze gerade vor ſich hatte. Und ſo zeigt ſich in der ganzen Anordnung und Raumvertheilung dieſer mächtigen Bauwerke doch ganz unverkennbar der große Römerſinn, der auch in der Baukunſt das Praktiſche, den Zwecken des Gemeinwohls Dienende ſtets zugleich in eine würdige Form zu faſſen verſtand.

Am nächſten kommt der hier geſchilderten Grundform die im Ganzen wohlerhaltene Hauptbaſilika von Pompeji an der einen Langſeite des dortigen Forums. Sie bildet ein ſo lang geſtrecktes Rechteck, daß die Langſeiten im Innern vierzehn, die Schmalſeiten nur vier Säulen haben. Die doppelte Säulenreihe über einander iſt noch gut erkennbar, das Mittelſchiff war unbedeckt. Die Gerichtsſtätte iſt ſieben Fuß über deſſen Bodenfläche erhöht, wird aber hier, ohne aus der hintern Wand nach außen vorzuſpringen, bloß von zwei ſchlichten Mauern gebildet, welche an die Hauptwand in einem rechten Winkel angeſetzt dieſe mit der Säulenreihe verbinden.

Eine ſchon etwas abweichende Geſtalt hat eine zweite kleinere Verſammlungshalle in Pompeji, welche jener Hauptbaſilika mit ihrer Front ſchräg gegenüber auf der andern Seite des dortigen Forums liegt. Sie nähert ſich ſchon mehr dem chriſtlichen Kirchenſtil. Die Hauptniſche iſt hier als mächtiges Halbrund, deſſen Durchmeſſer der Breite des Mittelſchiffs entſpricht, aus der hintern Schlußmauer wirklich herausgebaut, nicht wie die viereckige bei jenem Bau ins Innere hineingezogen. Außerdem laufen an derſelben Seite auch die beiden bedeckten Seitengänge in kleine halbrunde Niſchen aus, welche gleichfalls neben jener Hauptniſche aus der Schlußmauer hervortreten: ſie dienten wol zur Aufſtellung von Bildſäulen. Für die chriſtliche Baukunſt ſind dieſe Seitenniſchen von großer Bedeutung geworden: denn offenbar haben wir hier das erſte Vorbild zu den drei Chören, die nicht bloß in vielen chriſtlichen Baſiliken Roms ſondern ſogar noch bei manchen Kirchen des Mittelalters vorkommen.

Sehr nahe mit dieſer zweiten pompejaniſchen Baſilika iſt die große des benachbarten Herkulanum verwandt, deren Grundriß Tafel 1, b mittheilt. Auch ſie hat drei hervorſpringende Niſchen, nur mit dem Unterſchiede, daß hier die mittlere wieder ein Viereck bildet. Auch iſt ſie im Verhältniſſe zur Länge bedeutend breiter als die pompejaniſche Hauptbaſilika. Ihre fünfthorige Vorhalle iſt mit Kreuzgewölben überdeckt und ins Innere hineingezogen: dafür fehlt denn an dieſem Eingange die vierte Seite der innern Säulenreihe. So iſt am entgegengeſetzten Ende vor dem Richterplatz gleichfalls eine Säule weggelaſſen, um auf dieſen aus dem Mittelſchiffe freier durchblicken zu können.

Glänzender freilich als in dieſen Provinzialſtädten trat der Luxus der Architektur in den vierzig Baſiliken der mächtigen Hauptſtadt Rom auf. Hier ſtanden vor allen andern durch rieſenhafte Größe und Pracht ausgezeichnet die beiden Hauptbaſiliken der ämiliſchen Familie und des Kaiſers Trajan. Beide ſind zerſtört, aber wir vermögen ſie theils nach dem in der Treppenwand des jetzigen Kapitols eingemauerten Stadtplan von Alt-Rom, theils nach ihren ausgegrabenen Fundamenten ungefähr herzuſtellen. Die ämiliſche Baſilika lag am alten Forum, die trajaniſche, welche nach dem Vornamen des Erbauers Baſilika Ulpia hieß, bildete die eine Langſeite des von demſelben Kaiſer angelegten neuen Forums. Den Grundriß der letztern giebt unſere Tafel unter a. Beide hatten halbrunde Niſchen von einer Größe, welche der des halbdurchgeſchnittenen Pantheons ungefähr gleichkommt; die trajaniſche hatte deren ſogar eine an jeder der beiden ſchmalen Seiten: mit der einen Langſeite öffnete ſie ſich durch drei mächtige Eingänge nach dem genannten Forum. Beide Baſiliken ſcheinen übrigens bedeckt geweſen zu ſein: der Fußboden hatte elegantes Marmorpflaſter das man auf unſerer Zeichnung ſieht. Beſonders bemerkenswerth iſt bei ihnen die innere Gliederung des Hauptraumes, indem ſie nicht wie gewöhnlich einen, ſondern parallel neben einander zwei Säulenumgänge aufweiſen. Wir haben ſie daher als die Vorbilder der großen fünfſchiffigen Kirchen anzuſehen.

Iſt hier die Raumvertheilung eine prachtvoll gegliederte, ſo zeigen einige andere nicht minder intereſſante Bauten die allereinfachſte Verbindung des Halbrunds mit dem Rechteck. Gut erhalten iſt von dieſen die Baſilika in Trier, an der nur die eine Langſeite fehlt. Ein ſtattlicher Ziegelbau in Form eines ſchmalen Rechtecks mit breiter halbrunder Niſche bildet ſie einen Flügel des gegenwärtig zur Kaſerne benutzten erzbiſchöflichen Schloſſes, und wird vom Volk als Conſtantins Palaſt bezeichnet. Das Eigenthümliche bei ihr iſt, daß das Rechteck im Innern keine Säulenſtellungen hat, alſo nur ein einziges Schiff bildet. Zugleich machte das rauhere und regnichte Klima des Moſelthals eine Bedachung nöthiger als bei ſüdlichen Baſiliken: das Rechteck war mit einer flachen Balkendecke geſchloſſen, bedurfte alſo zahlreicher Fenſter. Dieſe durchbrechen in zwei Reihen übereinander nicht bloß die Mauern des Rechtecks, ſondern, was ſonſt nirgends vorkommt, auch der Niſche. Die ſehr hohen Mauern werden außen von kräftigen Strebepfeilern geſtützt, welche aus der dünnern Mauer hervortreten und oben ſtatt eines Geſimſes durch Halbkreisbogen verbunden ſind. Zwiſchen je zwei Strebepfeilern, alſo unter jedem dieſer Bogen, liegen zwei Fenſter übereinander. Unter dem erhöheten Fußboden der Niſche iſt wie in Pompeji ein gewölbter Raum angebracht zur vorläufigen Haft des Angeklagten. Es findet ſich keine Nachricht dafür daß dieſer Bau je zu chriſtlichem Kultus gebraucht worden wäre, und wir dürfen ihn ſo für die eigentliche ſtädtiſche Gerichtshalle anſehen die in Trier als einer höchſt bedeutenden Provinzialhauptſtadt ſicher nicht fehlen durfte. Schriftliche Zeugniſſe ſcheinen aber anzudeuten daß ſie erſt in der chriſtlichen Zeit entſtand, nachdem eine ältere Gerichtshalle in eine Kirche verwandelt worden war. Gegenwärtig beabſichtigt man die modernen innern Zwiſchenbauten wegzuräumen und das Ganze in eine proteſtantiſche Kirche zu verwandeln, wodurch wir denn in unſerm Norden ein ſehr bedeutendes Denkmal des Baſilikenſtils zu ungetrübter Anſchauung gewinnen würden. Uebrigens hat man nach dieſem Modell noch im vorigen Jahrhundert in den Rheinlanden eine Kirche erbaut, aber mit minder zahlreichen und deshalb weiter aus einander gerückten Strebepfeilern: dieß iſt die ehemalige Franziskanerkirche in Bonn, welche der nördlichen Langſeite der Univerſitätsbibliothek gegenüber liegt und jetzt durch eingelegte Stockwerke in Privatwohnungen umgewandelt iſt. In Rom ſah man noch vor anderthalb Jahrhunderten ein dem trieriſchen ſehr verwandtes, nur viel unbedeutenderes Bauwerk, die Baſilika Siciniana, welche durch die in ihr gefundenen Bildwerke als heidniſch erwieſen iſt, obwol ſie ſpäter unter dem Namen S. Andrea in Barbara in eine chriſtliche Kirche umgeſchaffen wurde. Wir theilen dieſen Bau im Grundriſſe auf unſerer Tafel unter c. nach Ciampinis Zeichnungen mit, zu deſſen Zeit im Jahr 1689 man den Abbruch begann. Es war ein kleines und ganz gewöhnliches, im Innern nicht weiter abgetheiltes und mit einem flachen Pultdach gedecktes Haus, nur daß es eine gemauerte Vorhalle ohne Säulen und eine halbrunde Niſche hatte: ſowol die vordere als die eine der Längenſeiten war von drei halbkreisbogigen Fenſtern durchbrochen. Wir haben hier vielleicht das allerſchlichteſte Muſter des älteſten Kirchenſtils, nämlich den Speiſe- und Geſellſchaftsſaal eines begüterten Privatmannes vor uns.

Um aber den Reichthum der Baſilikenform zu erſchöpfen, muß noch der unter d. gezeichnete höchſt merkwürdige Bau des ſogenannten Friedenstempels am römiſchen Forum erwähnt werden, in deſſen wohlerhaltenen Trümmern die neuere Forſchung eine von Maxentius begonnene, von deſſen Nachfolger Conſtantin vollendete Baſilika erkannt hat. Sind die früher beſprochenen dachloſen oder flachgedeckten Gebäude die Vorbilder des römiſch-chriſtlichen Baſilikenſtils geworden, ſo ahnen wir hier zum erſtenmal einen Geiſt der an den Stil von Byzanz oder an den deutſchen Gewölbbau erinnert. Hier ſind nämlich alle Räume bedeckt; da folglich das Mittelſchiff kein Licht von oben empfängt, mußte auch hier die Umfaſſungsmauer mit Fenſtern durchbrochen werden. Zugleich aber verließ man dabei entſchieden das griechiſche Vorbild; ſtatt der bisherigen flachen Bedeckung ſchloß man das weite Mittelſchiff in ſpätrömiſcher Weiſe mit mächtigen Kreuzgewölben, die Nebenſchiffe aber mit Tonnengewölben. Unter dieſer Laſt wären die griechiſchen Säulen zerknickt worden: an deren Stelle traten daher mächtige Pfeiler, und Säulen wurden an ſie zur bloßen Verzierung angelehnt. So fielen auch die Säulen weg, welche in den früher beſprochenen Bauten die Gerichtsſtätte vom Mittelſchiffe trennten: frei und ungehindert ging der Blick des Eintretenden, den Gewölben folgend, auf die halbrunde Niſche hin, deren Durchmeſſer gerade der Breite des Mittelſchiffes entſpricht. Fremdartig blieb hier nur, was indes einem ſpätern Anbau zuzuſchreiben ſein möchte, daß nämlich die rechte Mauer vom Eingange gleichfalls eine halbrunde Niſche bekam, der dann in der entgegenſtehenden linken Mauer ein dreithoriger Eingang entſpricht. So öffnet ſich in dieſem Bauwerke eine doppelte Perſpektive: eine der Länge, die andere der Breite nach; doch iſt die letztere durch eine Galerie durchbrochen welche vor der Niſche der rechten Wand auf zwei Säulen ruht.

Die chriſtliche Baſilika.

Auch in der Geſchichte der Kunſt lebt eine Nemeſis. Das Zeichen tiefſter Schmach, das Kreuz, iſt ins Panier der Menſchheit aufgenommen worden: die Baſilika, in der Sokrates und Chriſtus verurtheilt, in der nach ihnen zahlloſe Märtyrer gerichtet wurden, ſollte ihre Form jetzt der Verherrlichung des Einen Gottes darbieten den Jene verkündigt hatten.

In der That war in dem römiſchen Gebäude ſchon alles Weſentliche gegeben was der chriſtliche Kultus erfordert. Man hatte an ihm einen akuſtiſch wohlgeplanten Sprechſaal, in deſſen Räume ſich die einzelnen Klaſſen der Gemeine paſſend vertheilten. Den Stuhl des Prätors im Hintergrunde der Niſche nahm der Biſchof, die Geſchwornenbänke ſeine Presbyteren ein: die heilige Treppe, welche dort das Gericht vom Treiben des Marktes ſchied, grenzte jetzt den Klerus und die Gemeine ab, und auf ihren Stufen ſtellten ſich ſtatt der Liktoren die Diakonen auf. Dort, zwiſchen beiden Ständen vermittelnd, erhub ſich der Altartiſch: der unterirdiſche Raum unter demſelben, in welchem einſt vielleicht die Märtyrer gefangen geſeſſen, erweiterte ſich zur Krypte um ihre heiligen Reſte aufzunehmen. Ins Schiff aber ergoß ſich die Menge, die Frauen nahmen eine der Seitenhallen oder in dem ſtrengen die Geſchlechter ſcheidenden Morgenlande die obern Stockwerke des Umgangs ein. In der untern Halle, die quer vor dem Eingang lag und von ihrer langgeſtreckten ſchmalen Geſtalt den Namen des Narther oder der Ruthe erhielt, fanden die noch nicht zu allen Geheimniſſen zugelaſſenen oder die zu leichter Büßung erkommunizirten Gemeineglieder Platz. Endlich in dem äußern Portikus, der noch gar nicht in die heiligen Mauern eingeſchloſſen war, ſtellten ſich im rauhen härenen Kleid die ſchwerer Büßenden und Solche auf die von Wahnſinn und ſchlimmern Uebeln befallen die Andacht der Gemeine hätten ſtören können. Der viereckte Vorplatz der Baſilika aber wurde durch eine Mauer von der Außenwelt abgegrenzt, an welche gelehnt ſtattliche Kolonnaden nach Art der ſpäter ſogenannten Kreuzgänge auf das Hauptgebäude zuführten: der mittlere Raum dieſes Vorplatzes blieb unbedeckt, und es ſtand dort der Cantharus oder Reinigungsbrunnen, an welchem man ſich vor dem Eintritt ins Heiligthum die Hände wuſch.

Selbſt für die Aufnahme der Baſilika zu heiligen Zwecken hatten die Chriſten bereits ein Vorbild von derjenigen Religionsgemeinſchaft überkommen, welche ihnen im Glauben und in der Form der Gottesverehrung am nächſten ſtand. Die ſehr reiche Judengemeine zu Alexandria hatte ſich bereits zu Chriſti Zeit eine durch ihre Pracht weltberühmte Synagoge in Baſilikenform erbaut. Mehr aber als ſolch ein vereinzelter Vorgang wirkte hiebei die zufällige Aehnlichkeit mit, welche die Baſilika in der allgemeinen Raumvertheilung mit dem ſalomoniſchen Tempel zu Jeruſalem zu haben ſchien. Sie beſaß in Niſche, Schiff und Vorplatz ungefähr ein Allerheiligſtes, ein Heiliges und einen Vorhof, wie jenes bewunderte Bauwerk. Denn daß man dem Tempel ſich im Kirchenbau anzunähern ſuchte iſt unzweifelhaft, da man die einzelnen Theile des Gebäudes, ja ſelbſt jedes Geräth ſtets gern mit altteſtamentlichen Namen belegte und da auch die Schriftſteller, welche Kirchenbauten beſchreiben, die Parallele mit Salomo ſtets im Auge behalten. Endlich mochte hier noch mitwirken, daß man eigentlich ſchon vor Conſtantin die Baſilikenform durch jene Aufnahme der baſilikenartigen Speiſeſäle in den Kirchenbau beſaß. Und ſo ſteht es denn feſt, daß ſchon gleich Conſtantin die neuen Kirchen, die jetzt in vergrößerter Pracht und Ausdehnung nöthig wurden, in dieſem Stil aufführte. Auch den Namen, deſſen athenienſiſchen

Urſprung man vergaß, wußte man ſich im Abendlande bald auszudeuten. Baſilika, ſagt der ſpaniſche Kirchenlehrer Iſidorus im ſiebenten Jahrhundert, heißt ein Königshaus, und jetzt nennen wir ſo die Gotteshäuſer weil in ihnen dem Könige des Alls Dienſt und Opfer dargebracht werden.

Nur ergaben ſich jetzt ſehr bald einige nothwendige Veränderungen. Zuvörderſt mußte der Raum völlig geſchloſſen werden, ſowol um durch ihn die Idee der abgegrenzten kirchlichen Gemeinſchaft auszuſprechen als auch beim Kultus nicht durch die Witterung gehindert zu ſein. Das beim heidniſchen Bau häufig unbedeckte Mittelſchiff erhielt nunmehr ein Dach, indem man über das obere Geſims Balken, am liebſten von Zedernholze, legte, auf jeden derſelben zwei andere Balken in Form eines flachen Dreiecks fügte, und auf dieſe letztern dann die Ziegel des äußeren Dachs befeſtigte. Im Innern ſieht man alſo das nackte Dachwerk in der Art wie unſere zweite Tafel unter f es zeigt; doch wurde daſſelbe in ältern Zeiten mit reich in Holz geſchnitzter und vergoldeter Täfelung verkleidet, ſo daß es den Eindruck einer flachen Bedachung machte, wie man es noch jetzt, freilich meiſt in ſpäter Erneuerung, in der Maria Maggiore und andern Kirchen in Rom und Ravenna findet. Dieß zog nun gleich eine weitere und ungleich bedeutendere Veränderung nach ſich. Durch das Dach ging dem Bau das Licht verloren und mußte auf andere Weiſe erſetzt werden. Dieß konnte geſchehn, indem man die Umfaſſungsmauern mit zahlreichen Fenſtern durchbrach, wie das auch bei den bedeckten antiken Baſiliken, z. B. in Trier der Fall war. Bei irgend größeren Bauten mußte aber bei dieſer Einrichtung Mittelſchiff und Niſche immer zu ſchwach beleuchtet erſcheinen, und ſo verfiel man auf eine andere Abhülfe, welche die Erhabenheit des Bauwerks und eine ſchöne Gliederung der äußeren Anſicht ausnehmend begünſtigte, zugleich aber auch dem Charakter des Geheimen, Abgeſchloſſenen mehr entſprach. Man ließ nämlich von den Seitenhallen das zweite obere Stockwerk fort, ſenkte alſo deren Dächer und ließ ſie ſchon auf den Köpfen der untern Säulenreihe aufſetzen. Natürlich konnte nun die obere ſchlanke Säulenreihe das ſchwere Dach des Mittelſchiffes nicht mehr tragen, und mußte durch eine feſte Mauer erſetzt werden.

In dieſe Mauer legte man die Hauptfenſter, welche demnach hoch über die Erde emporgehoben mit ſchrägem, doch ſehr völligem Lichte das Mittelſchiff beleuchteten, aber auch für mäßige Erhellung der Nebenſchiffe vollkommen genügten. Außerdem durchbrach man die Faſſade über dem äußern Säulenportikus bei kleineren Bauten durch ein rundes, bei größern durch eine Mehrzahl viereckter oder im Halbkreis geſchloſſener Fenſter, welche die ihnen gerade gegenüberliegende Niſche wenigſtens dämmernd beleuchteten. In den Umfaſſungsmauern der Nebenſchiffe waren dagegen die Fenſter überflüſſig: nur bei großräumigen, beſonders bei fünfſchiffigen Bauten konnten ſie nicht fehlen, wie man ſie denn auf dem Grundriß und der Seitenanſicht der Paulskirche auf unſerer zweiten Tafel ſieht. Uebrigens liebte man ſtarke Beleuchtung nicht. Zwar mögen die Fenſter anfangs gänzlich offen geblieben ſein, da das Alterthum unſere Angſt vor Zugluft nicht kannte. Bald aber füllte man ſie mit dünnen Marmorplatten, welche entweder halbdurchſichtig oder von kleinen kreisrunden Löchern durchbrochen waren in welche Glas eingeſetzt wurde. Solche Fenſter ſieht man jetzt noch bei der Kirche S. Vincenzo ed Anaſtaſio alle tre Fontane; anderswo haben ſie ſich in jetzt zugemauerten Fenſteröffnungen erhalten, z. B. eines im rechten Seitenſchiff von S. Giovanni in Porta Latina, wo bis zu der Erneuerung von 1633 alle Fenſter ſo eingerichtet waren. Beſonders nimmt die Liebe zum Halbdunkel zu je näher die Bauten dem Mittelalter rücken, ſo daß man oft aus der Kleinheit der Fenſter annäherungsweiſe einen Schluß auf das Alter des Baues zu machen berechtigt iſt. Ja dieß romantiſche Gefühl für die Dämmerung wurde ſo ſtark, daß man oft an ältern Bauten die Fenſter zum Theil vermauerte oder doch verkleinerte um nur das allernöthigſte Licht zu behalten, wie dieß am auffallendſten bei der Apollinariskirche zu Ravenna (Tafel 3, a) der Fall iſt.

Aus dieſer des Lichtes wegen vorgenommenen Erhöhung des Mittelſchiffs ergab ſich nun folgerichtig noch eine fernere Veränderung. Das zweite Stockwerk der Seitenſchiffe war urſprünglich auch vor der Niſche herumgegangen, und bot gerade dort einen bequemen Platz den Richter zu ſehen und die Verhandlung anzuhören. Fiel es jetzt weg, ſo wurde hier zugleich die untere Säulenreihe überflüſſig, ja hinderlich weil ſie den freien Durchblick aus dem Mittelſchiff auf Altar und Prieſter kreuzte. Man ließ alſo das Stück der Säulenreihe vor der Niſche und das ihm entſprechende an der Eingangsſeite weg, ſo daß nun nicht mehr ein Mittelraum mit einem vollſtändigen Umgang, ſondern ein Hauptſchiff mit zwei oder vier gleich langen Nebenſchiffen ſich bildete. Indem ſo die Quertheilungen des Raumes wegfielen, gewann die Längenperſpektive an Bedeutung, und das geſammte Bauwerk ſtellte eine höhere Einheit dar als die antike, zu ihren verſchiedenen Zwecken gleichſam in zwei Räume auseinandergeſchnittene Baſilika.

Hatte man durch dieſe Einrichtung gute Gliederung und Beleuchtung gewonnen, ſo machte ſich im Innern doch auch ſogleich ein disharmoniſches Element fühlbar. Die Mauer die im Mittelſchiff an die Stelle der obern Säulenreihe getreten war, ruhte als eine ſchwere ſtarre Maſſe auf der untern Säulenreihe, und laſtete allzufühlbar auf dem gradlinigen Gebälk welches man über dieſer Säulenreihe anfangs noch beibehalten hatte. Ein weiterer Fortſchritt war es demnach, daß man anſtatt dieſes Gebälks die Säulen, nach römiſchem Geſchmack, unter ſich durch Halbkreisbogen verband, welche nun die ſtarre Wandmaſſe mit lebendiger Gegenſtrebung ſtützten. Die Perſpektive des Innern wurde dadurch bedeutend verſchönert; dieſe Bogen leiten in lebensvoller Bewegung das Auge bis zum Endpunkte des Gebäudes fort, bereiten auch auf den Eindruck der Niſche vor, welche, nur viel großartiger, in derſelben Form des Halbkreiſes ſich abſchließt. Doch hat dieß Prinzip lange um ſeine Anerkennung gekämpft. Die berühmteſte der altchriſtlichen Baſiliken, die alte Peterskirche, hatte noch gradliniges Gebälk. In der ſchönſten noch ſtehenden, der Maria Maggiore iſt es eben ſo. Die erſte mit Bogen unter den Mauern konſtruirte Baſilika iſt die am Ende des vierten Jahrhunderts erbaute Paulskirche, deren Längendurchſchnitt und Perſpektive wir auf unſerer zweiten Tafel unter b und f mittheilen.

Entſcheidender für die ſpätere, im Mittelalter erſt ganz folgerichtig durchgeführte Kirchenanlage wurde eine letzte Veränderung, die man indes nur bei großen Kirchen ſcheint angewendet zu haben: dieß iſt die Einlage eines Querſchiffs zwiſchen die Niſche und das Langhaus. Es ſcheint ſicher, daß man ſchon damals dieſe Einrichtung wählte, um durch ſie der Kirche die ſymboliſche Kreuzform zu geben. Denn daß dieſer Gedanke früh aufgekommen iſt, beweiſt uns Conſtantins Apoſtelkirche in Konſtantinopel und die im Anfang des fünften Jahrhunderts erbaute Grabkapelle der Galla Placidia in Ravenna (Tafel 5, m), welche beide bereits die Kreuzform ganz klar ausſprechen. Warum ſollte man nicht auch bei der Baſilika ſich bemüht haben denſelben Eindruck hervorzubringen? Allerdings mögen neben dieſem ſymboliſchen auch noch architektoniſche Gründe mitgewirkt haben. Vielleicht erſchienen die Seitenſchiffe im Verhältniß zu ihrer niedrigen Höhe allzulang; auch mochte vorzüglich in biſchöflichen Hauptkirchen die ins Ungeheure vermehrte Zahl der Geiſtlichkeit in der Niſche nicht mehr Platz finden: man mußte alſo darauf denken, zwiſchen ihr und dem Hauptſchiff einen erweiterten Raum für das zu gewinnen was man im Mittelalter den Chor nannte. Um nun dieß Querſchiff zu bilden, führte man die Säulenreihen des Mittelſchiffes nicht mehr ſo weit fort, bis ſie an die Hinterwand des ganzen Gebäudes anſtießen, ſondern ſparte zwiſchen den letzten Säulen und dieſer einen Raum, urſprünglich wol von geringer Breite, aus. Mittelſchiff und Seitenſchiffe wurden bei dieſen letzten Säulen durch eine Wand abgeſchloſſen, die im Mittelſchiff durch ein gewaltiges Bogenthor von gleicher Höhe mit der Niſche, in den Nebenſchiffen durch entſprechende kleinere Thore durchbrochen war, wie ſie in dem Querdurchſchnitt der Paulskirche (Tafel 2, c) erſcheinen. Der mittlere Bogen wurde dann, wie man dort gleichfalls ſieht, gerne auf zwei mächtige an die Querwand angelehnte Säulen geſtützt, welche die Perſpektive hier etwas verengen und dadurch beleben. Durch dieſe Thore trat man alſo aus dem Langhaus ins Querſchiff, welches nun ſo hoch ausgebaut wurde, daß es dem Mittelſchiffe gleich war. So entſtand eine im Innern ſchon ſehr fühlbare Kreuzgeſtalt, gebildet von Niſche, Quer- und Mittelſchiff, welche ſich beherrſchend über die viel niedrigern Seitenſchiffe emporhuben. Zwar war die Niſche nicht tief genug, um das Kopfende des Kreuzes kräftig auszudrücken; wir müſſen uns aber erinnern daß das altchriſtliche Kreuz ſehr oft nur die Form des T hatte, und eben dieſe iſt durch Haupt-

und Querſchiff vollkommen klar ausgeſprochen. Die Niſche iſt folglich nicht als eigentlicher Kreuzesarm, ſondern höchſtens als Bild der Inſchrift anzuſehn die über dem Haupte des Gekreuzigten befeſtigt war.

Doch konnte man hierbei nicht ſtehn bleiben; die Kreuzform war doch immer mehr nur angedeutet, als ausgeführt, und beſonders an der Außenſeite des Gebäudes trat ſie dem Beſchauer keineswegs klar entgegen. Ueberhaupt waren die vom Querſchiff gebildeten Arme des Kreuzes im Verhältniſſe zum Hauptbalken noch zu ſchmal und zu kurz. Dieſem abzuhelfen begann man die Kreuzesarme auch nach außen herauszubauen, ſo daß der Grundriß, wie wir ihn auf der Tafel 2, a von der Paulskirche ſehen, ſich ſchon bedeutend dem des ſpäteren romaniſchen Stils annähert. Der ſo gewonnene Raum im Kreuzſchiff wurde mit zum Prieſterſitz gezogen, und ſein Fußboden deshalb um mehrere Stufen über den des Langhauſes erhöht. Ungefähr ſeit dem achten Jahrhundert brachte der über die Predigt immer mehr vorwaltende mehrſtimmige Kirchengeſang, zu welchem eigene Sänger angeſtellt waren, die Nothwendigkeit einer noch ſtärkern Vergrößerung des geheiligten Raumes mit ſich. Man ſchob ihn alſo noch in das Mittelſchiff bis auf ein Drittel oder gar bis zur Hälfte deſſelben vor, und ſchloß ihn hier von dem Platze der Gemeine durch niedrige Marmorſchranken ab. In dieſem Theil des Prieſterplatzes, der eigentlich den Kirchenſängern beſtimmt war und ſo ſpäter dem Ganzen den Namen Chor gab, erhuben ſich zu beiden Seiten zwei von Stein aufgemauerte, oft mit buntem Marmor belegte Kanzeln, Ambonen genannt, deren eine zum Vorleſen der Schrift, die andere zur eigentlichen Predigt diente. Man ſieht dieſen vorgeſchobenen Chor mit den Ambonen gegenwärtig noch in der Klemenskirche zu Rom, deren Grundriß und Durchſchnitt unſere dritte Tafel unter e, f, g giebt. In den Mittelpunkt des Kreuzſchiffs aber, der jetzt als Durchſchneidungszentrum der Längen- und der Breitenperſpektive das Herz des ganzen Bauwerks geworden war, rückte der Altar aus der Niſche vor. Zu beiden Seiten deſſelben, alſo in den Armen des Kreuzes fanden ausgezeichnetere Glieder der Gemeine, Mönche, Nonnen, höhere Staatsbeamte, beſonders aber der Kaiſer mit ſeiner Familie zweckmäßige

Ehrenplätze. Zugleich erhielt das Kreuzſchiff und der in ſeiner Mitte ſtehende Altar aus den Fenſtern in den Wänden, welche ſich hoch und frei über die niedrigen Dächer der Nebenſchiffe erhuben, eine volle und kräftige Beleuchtung.

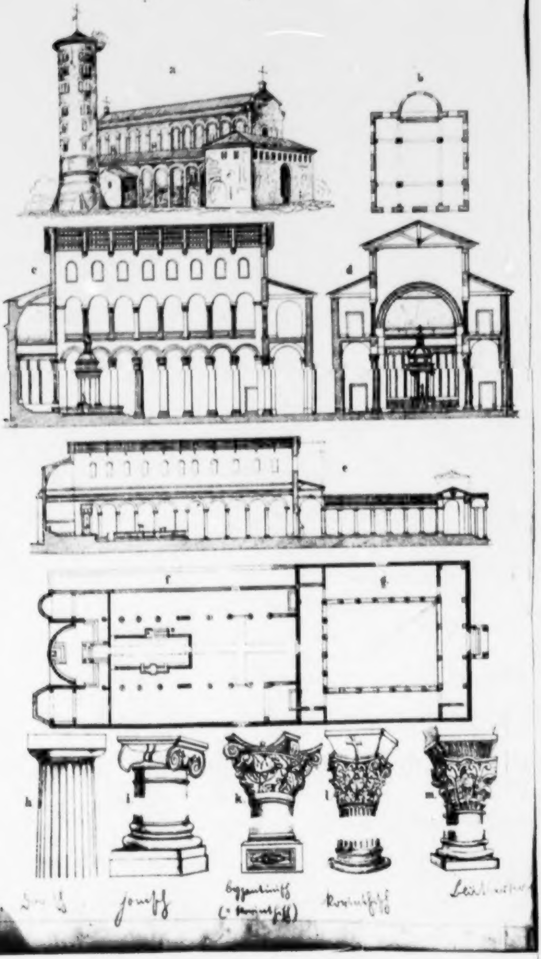
Gleichfalls gewann das Aeußere bei dieſen Aenderungen, indem ſich in ihm nun der Eindruck des Innern vollſtändig ausprägte. Beſonders die Faſſade, wie man eine ſolche beiſpielsweiſe unter d auf der zweiten Tafel ſieht, nimmt ſich gut aus; das Mittelſchiff hebt ſich mit ſeiner höhern Mauer und ſeinem Giebeldreieck bedeutſam aus den Nebenſchiffen hervor, welche mit ihren ſchrägen Dächern ſich an daſſelbe anlehnen. Auch ſonſt wird dieſe Vorderſeite geſchmückt. Ihr oberer Theil glänzt bisweilen von muſiviſchen Bildern; den untern Theil aber nimmt eine auf Säulen geſtützte Vorhalle ein, von deren Gebälk wiederum, wie bei den Seitenſchiffen, ein ſchräges Dach zu der Faſſadenmauer aufſteigt. Nach der urſprünglichen Einrichtung hatte jede Hauptkirche außerdem einen ſtattlichen Vorhof (Tafel 3, e und g) von der Breite der ganzen Kirchenfaſſade, um welchen ein Säulengang als Fortſetzung jener Vorhalle herumlief. In der Mitte, wo der Hof unbedeckt war, ſtand als Springquell oder Becken ein Reinigungsbrunnen, in welchem vor dem Eintritt in die Kirche die Hände gewaſchen wurden. Vorne aber, den Kirchthüren gerade gegenüber, hatte der Säulenhof ſeinen gleichfalls reich geſchmückten Haupteingang. Ungünſtiger dagegen blieb die äußere Seitenanſicht, da hier die Länge viel zu entſchieden über die Höhe vorwog, ein Uebelſtand der auch ſchon in der Faſſade fühlbar iſt. Auch fehlt hier meiſt alle Verzierung an den großen langgeſtreckten Seitenwänden. Nur Ravennas Baſiliken machen hier eine Ausnahme, indem ſie (Tafel 3, a) dieſe Wände mit Pfeilern beleben, welche aus der Mauer ein wenig vortreten und oben durch Bogen mit einander verbunden ſind. In Rom aber machen auch die großen Baſiliken, etwa wie die Paulskirche auf unſerer zweiten Tafel (c), von der Seite geſehen den Eindruck einer wohlgebauten aber niedrigen Scheune. Eben dieſe Vernachläſſigung des Aeußern iſt ſehr bezeichnend. Die Griechen hatten eine Architektur des Aeußern gehabt, während ſie bei ihrem Tempel das Innere ſchmucklos ließen: die chriſtliche Kunſt geht umgekehrt zu Werke, ihr iſt das Innere, die Perſpektive, die Hauptſache, und erſt im Lauf der Jahrhunderte erhebt ſie ſich zu entſprechender Ausbildung der Außenſeite: denn erſt der germaniſche Kirchenſtil hat die Aufgabe vollſtändig und ſchön gelöſt. Ganz beſonders dem nordiſchen Auge, welches an den germaniſchen Kirchenbau des Mittelalters gewohnt iſt, fällt dieſe Dürftigkeit des Aeußern auch noch in dem Umſtande auf daß die Baſilika in ihrer urſprünglichen Geſtalt keine Thürme hat. Der Thurm iſt das Glockenhaus, konnte alſo nur in einer Zeit entſtehen als das Geläut bereits in allgemeinen Gebrauch gekommen war. Dieß fand aber erſt im achten Jahrhundert ſtatt. Allerdings begann man auch damals an die fertigen Kirchen Thürme anzubauen. Es ſind dieß meiſt viereckte, unten und oben gleich ſtarke, in verſchiedenen Stockwerken aufſteigende Maſſen, welche in ein flaches Dach auslaufen und im oberſten Abſatz von größern Schalllöchern durchbrochen ſind (Tafel 2, e). In Ravenna finden ſich dafür ſehr zahlreiche und ſtattliche kreisrunde Thurmbauten, welche von unten nach oben immer mehr Fenſter bekommen (3, a). Neben dieſer Nothwendigkeit aber hat der Thurm noch eine ganz andere äſthetiſche Bedeutung. Er ſoll mit der Kirche lebendig verbunden deren höchſte Spitze bilden und in ſeiner ſchlanken Form das Aufſtreben des Bauwerks vor allen andern Theilen deſſelben ausdrücken. Dieſen tiefern Sinn hat Italien nie geahnt. Seine Kirchenthürme ſind meiſt nur loſe und äußerlich an die Kirche angeſetzt, ja ſehr häufig ganz von derſelben iſolirt: alle organiſche Einheit fehlt, und der Thurm ſelbſt kennt jene reizende Verjüngung durch ſtets ſchlanker werdende Stockwerke nicht die im germaniſchen Stil einen ſo wunderbaren Eindruck des Geiſtigen und Aetheriſchen hervorbringt. Selbſt bei den mittelalterlichen Bauten der ſüdlichen Länder fällt dieſer Mangel auf. Der Thurm erſcheint hier immer wie ein fremdes und aufgedrungenes Element, daher auch der modern-italieniſche Kirchenbau ihn ganz ausgeſtoßen und ſeine aufſtrebende Wirkung durch die Kuppel erſetzt hat.

Um ſo bedeutſamer wirkt dagegen das Innere der Baſilika. Da die Säulenreihen die Kirche der Länge nach durchſchneiden, gewinnen wir mehrere im Verhältniß zur Breite ſehr langgedehnte Perſpektiven, die aber wieder unter ſich verſchieden ſind. Denn die Perſpektiven der Nebenſchiffe laufen in der Regel auf die Rückwand des Querſchiffes aus, während die des Hauptraums weit großartiger durch die Niſche geſchloſſen wird. Auch die Beleuchtung iſt günſtig; Mittelſchiff und Querſchiff, welche meiſt allein Fenſter haben, treten verglichen mit den niedrigen, halbdunkeln Nebenſchiffen in ihrer vollen Bedeutung heraus. Sowol durch die Konſtrukzion als durch das Licht wird alſo die innere Gliederung ſehr klar hervorgehoben. Außerdem aber denke man ſich keine kahlen Flächen, denn alle glatten Mauermaſſen, deren in der Baſilika viele ſind, erſcheinen im Innern von farbigem Schmuck belebt. Der Fußboden glänzt von buntem Pflaſter, die Decke von reichgeſchnitztem, vergoldetem Täfelwerk; glänzende Geſtalten in Moſaik gebildet winken aus der Muſchel der Niſche gleich dem Eintretenden entgegen, rechts und links zwiſchen den Fenſtern des Mittelſchiffs und den Säulenköpfen entfaltet ſich in langer Reihe ein ganzer Bilderſaal. Wer weiter vorſchreitet, ſieht das ins Querſchiff führende Bogenthor und die Rückwand des Querſchiffs ſelbſt mit gleichem Bildwerk gefüllt. Dort auf dem erhöheten Fußboden, an die Wand der Niſche gelehnt, gerade unter dem leuchtenden Moſaikbild des Erlöſers, ſitzt ſein Stellvertreter, der Biſchof; zu beiden Seiten der Chor ſeiner Presbyteren, an welche dann näher der Gemeine die Schar der Diakonen ſtehend ſich anreiht; zwiſchen dieſen aber da wo Haupt- und Querſchiff ſich ſchneiden, alſo gerade vor dem Biſchof, der einfache Altar mit den reichen gold- und ſilbergetriebenen Gefäßen des Abendmahls — denkt man ſich dieß Bild etwa von den zahlloſen Lichtern eines jener Nachtgottesdienſte belebt, wie ſie eben ſeit Conſtantin an den drei hohen Feſten aufkamen, ſo wird man bekennen, daß dieſer Stil wirklich erreicht hatte was er beabſichtigte, einen Eindruck von ſtolzer aber wohlgeordneter Pracht.

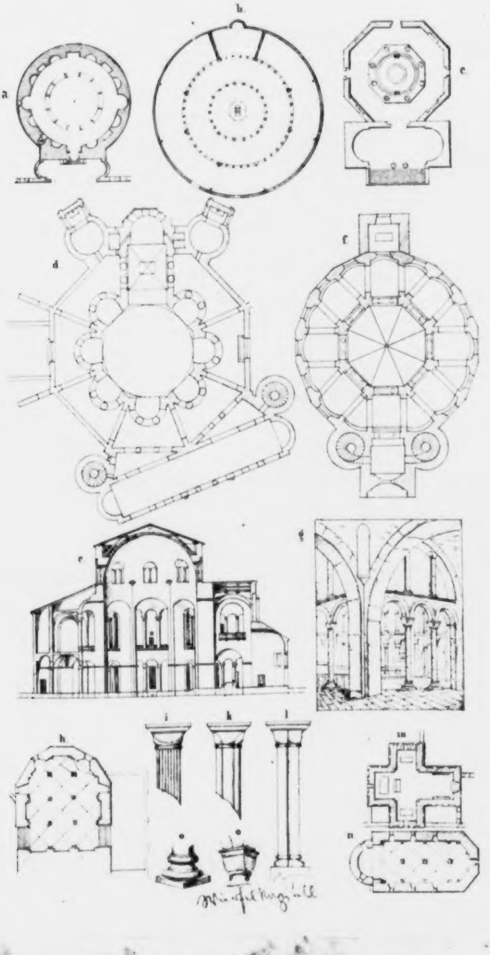
Noch das gegenwärtige Rom vermag dieſen Eindruck uns zu gewähren. Seit dem Brand der Paulskirche iſt von allen Baſiliken, die noch ſtehen, die Maria Maggiore wenigſtens im Innern das edelſte und unverſehrteſte Muſter des ganzen Stils. Sie wird noch alljährlich in der Weihnacht feſtlich bekränzt und beleuchtet: der Anblick dieſer prächtig ſich ausdehnenden Säulenperſpektiven mit ihren Blumengewinden, Teppichen und Lichtern iſt zauberhaft. Aber religiös iſt er nicht: wir glauben in einen feſtlichen Geſellſchaftsſaal einzutreten und fühlen uns im beßten Falle nur wie von wonniger Lebensluſt klaſſiſchen Götterdienſtes angeweht. Wir haben hier den Punkt berührt, auf welchem der Baſilikenſtil ſich ſelbſt aufheben und ein Höheres erringen mußte. Die flache Decke entſpricht dem Emporſtreben des chriſtlichen Gemüthslebens in keiner Weiſe; die Höhe wird noch von der Breite überwunden, und ſo ſehr die beiden obern Mauern des Mittelſchiffes durch die Malerei vergeiſtigt worden ſind, laſten ſie doch noch immer auf den ſchlanken Säulenreihen als eine den leichten Aufflug hemmende irdiſch-ſchwere Maſſe. Wie die urſprüngliche Form des ganzen Gebäudes heidniſcher Erfindung angehörte, ſo kamen auch die Chriſten mit ihm noch nicht über das Heidniſche heraus. Die Baſilika iſt in ſich, in ihrer zur Pracht erhobenen Zweckmäßigkeit vollkommen befriedigt: auf ein Höheres, Unendliches deutet ſie ſo wenig wie der helleniſche Tempel hin.

Dann aber fehlt Vieles daß nun alle Baſiliken jenen Eindruck von Reinheit und klaſſiſcher Vollendung wie die Maria Maggiore gewähren ſollten. Abgeſehen davon daß viele derſelben durch Alter, Brand, Plünderung und Verödung der Stadttheile, in denen ſie lagen, ihren anfänglichen Glanz verloren haben, ſind faſt alle durch die widerwärtigſte Moderniſirung verdorben worden. Die Pracht des altchriſtlichen Roms verſank beſonders in dem vierzehnten Jahrhundert als die Päpſte in Avignon reſidirten: unglaublich iſt die Zahl der alten Kirchen die während dieſer 70 Jahre zuſammengeſtürzt ſind. Als die Päpſte in die verödete Welthauptſtadt wieder einzogen bauten ſie auf was möglich war, aber die Reinheit des Stils war mittlerweile verloren gegangen, und noch mehr wurden die alten Bauten entſtellt als man zur Zeit der Gegenreformazion, im ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhundert, zwar alles Alte reſtaurirte, aber im neuen ſchlechten Geſchmack. Doch fällt nicht die ganze Schuld auf dieſe ſpäten Zeiten. Die große Mehrzahl der Baſiliken von Rom ermangelte in der Anlage ſchon eines reinen Formgefühls. Gleich die älteſten wurden in einer Zeit gebaut, in welcher ihr Vorbild, die heidniſche Kunſt, ſchon in tiefem Verfall war und manierirte Verzierung anſtatt ſchöner Einfachheit herrſchte. Daher kommen in ihnen ſchon arge Dinge vor, unter welche wir beiſpielsweiſe die ſpiralförmig kannelirten Säulen zählen die ſchon im ſechsten Jahrhundert in S. Lorenzo und Sta Agneſe ſich finden und ſpäter zu wirklich gewundenen Säulen ausgeartet ſind. Hiezu kam ein weiterer Uebelſtand, welcher von vorne herein die harmoniſche Einheit unmöglich machte. Je ſchneller ſeit Conſtantin die Heidentempel außer Gebrauch und in Verfall kamen, deſto berechtigter hielten ſich die Chriſten brauchbare Stücke derſelben zu Kirchenbauten anzuwenden. Conſtantin ſelbſt gab zu ſolchem Geſchichtsfrevel die Loſung, weil er ſich nicht ſchämte ſeinen Triumfbogen mit den ſchönen Reliefs eines trajaniſchen Ehrenthors auszuſtaffiren. Im Anfang, als das alte Rom noch unverſehrt daſtand, hatten die Chriſten gutes Spiel dabei: bei der ganz unberechenbaren Maſſe heidniſcher Tempel und ſonſtiger Prachtbauten in Rom ließ ſich immer ein Gebäude finden, welches gerade ſoviel oder gar noch mehr Säulen beſaß als der chriſtliche Werkmeiſter für ſeinen Bau anzuwenden gedachte. Oder ſollten etwa einige fehlen, ſo war das Formgefühl und die techniſche Fertigkeit noch ausreichend um nach dem Muſter der alten die erforderlichen neuen Bauſtücke auszuhauen. Nur bei Kirchen von ungeheurer Ausdehnung, wie bei der fünfſchiffigen, nach gemeiner Zählung hundertſäuligen Petersbaſilika muß man ſchon ſo frühe daran verzweifelt haben; beſonders aber ſpäter, als nun die beſten Tempel ausgeplündert oder zuſammengeſtürzt waren, als zugleich der Geſchmack der Chriſten tief und tiefer ſank, da gab man ganz ohne Scheu und Scham dem bloßen Bedürfniß nach und begann nun Säulen von ganz verſchiedenen Bauten, gleichviel wie weit ſie an Stil oder Dicke ſich unterſchieden, zu einer und derſelben Kirche zu verwenden. Dabei ging es denn roh genug zu. Auf einen ſchlanken Schaft kam ein ſehr maſſives und hohes Kapitell um durch ſeine Höhe auszufüllen was dem Schaft fehlte, von ſehr ſtarken Säulen mußte ein Stück abgehauen werden um ihnen gleiche Länge mit der feinern Nachbarin zu geben, wodurch ſie dann nur noch unnatürlich dicker erſcheinen mußten: endlich fragte man auch nach dem verſchiedenen Mineral nicht mehr. So ſtehen in der ſonſt ſehr ſchönen Kirche Ara Celi unter lauter dunkelrothen Granitſchäften einſam und zart ein paar gelblichweiße joniſche Marmorſäulen. Auch in der Petersbaſilika wechſelten Granit mit Mar-

8.


a
b
c
d
e
f
g
h
i
k
l
m
Dorisch
Jonisch
Byzantinisch
(= Korinthisch)
Korinthisch
Blätterkelch

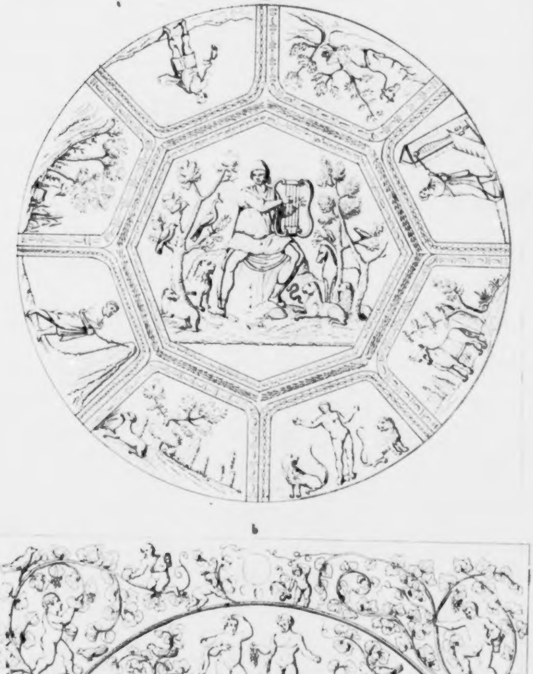
5


b.
a
c.
d
f
e
g
h
i
k
l
m
o
o
n

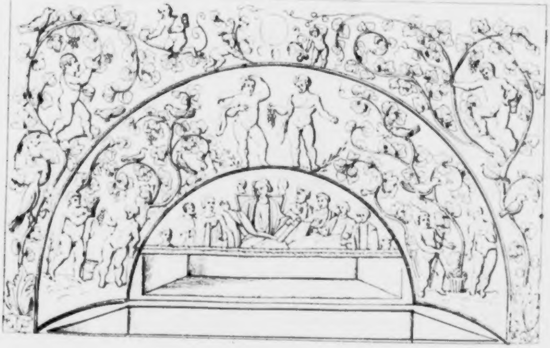
[illegible]

6

a

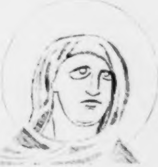


b

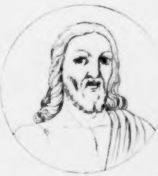


2.

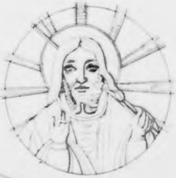
b



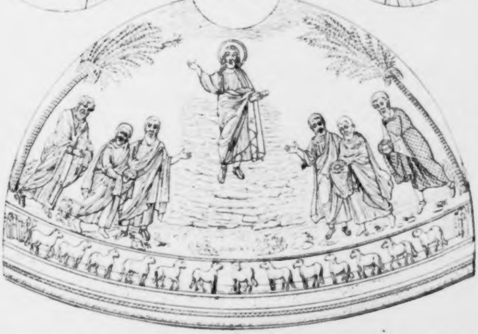
a



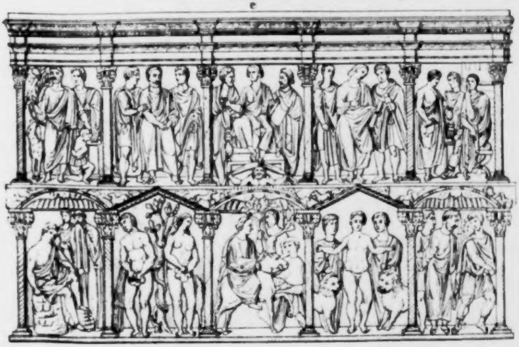
c



d

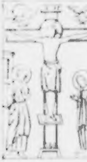


e

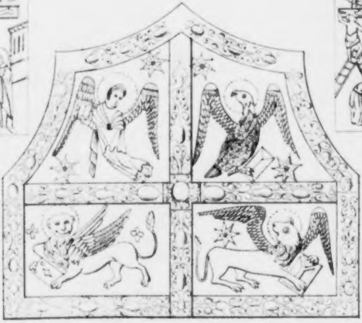


8.

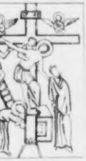
c.



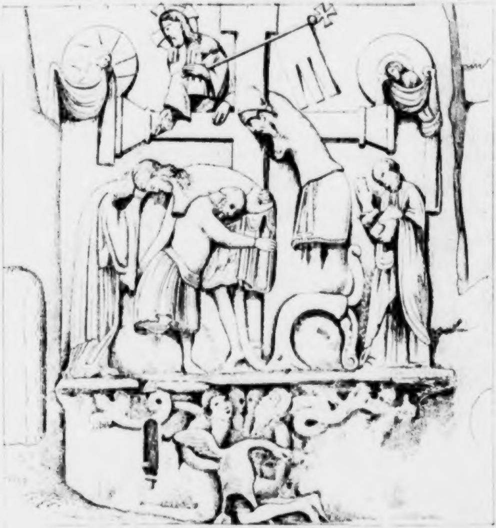
a.



d.



b.



mer von Paros und aus Afrika; dieſelbe Kirche, die doch ein Prachtbau war und ſein ſollte, zeigte an den Säulen ganz verſchiedene Baſen und Kapitelle, und das Gebälk war aus ältern bearbeiteten Marmorſtücken in ähnlicher Weiſe zuſammengeſetzt, wie man in San Lorenzo vor den Mauern Roms über den Säulen die ſchönſten antiken Frieſe wild und roh aneinander geflickt ſieht. San Giovanni in Porta Latina, welche Papſt Cöleſtin III. 1190 einweihete, hat im Ganzen nur zehn Säulen, und dieſe beſtehen aus fünf verſchiedenen Steinarten. In Sta Maria in Cosmedin ſah man vor der letzten Erneuerung von 1715 einige Kapitelle ſogar verkehrt aufgeſetzt. Gewiß das Tollſte dieſer Art bleibt jedoch die düſtere, aber dennoch das Gemüth ergreifende Maria in Traſtevere, wo faſt keine Säule der andern entſpricht, ſo daß ſogar im gezeichneten Grundriß die große Verſchiedenheit der Säulendicke ſehr ſpürbar hervortritt: in der Wirklichkeit aber macht ſich das Verhältniß dieſer Schäfte zu den gleichfalls ganz verſchiedenen theils joniſchen theils korinthiſchen Kapitellen noch entſetzlicher. Eben ſo ungefüge ſieht es aus wenn bei manchen Baſiliken auch die Säulen des äußern Portikus unter einander verſchieden ſind: ja es iſt hier der Eindruck noch unleidlicher, weil dieſer Portikus zur Verzierung und zwar gerade zur Verzierung der Hauptfront dienen ſoll. Es iſt bekannt daß auch noch Karl der Große ſeine Bauten auf Koſten des Alterthums aufgeführt hat. In größter Rohheit tritt hier jenes Formgefühl zuerſt hervor, welches erſt im Mittelalter kunſtmäßig und wohlbewußt ſich geltend macht, nämlich die Verſchiedenheit aller einzelnen Glieder, bei der gleichwol der allgemeine Grundplan ungefährdet bleibt. In ähnlicher Weiſe wurden auch die innern Ausſchmückungen der Kirchen dem Alterthum entlehnt. In unzähligen Baſiliken findet man antike Säulen an den kleinen Tabernakeln über dem Altar, antike Seſſel als Biſchofsſtühle verwendet; ja die Altäre ſelbſt (ich führe als Beiſpiele ſtatt vieler nur S. Niccolo in Carcere, S. Bartolommeo, Sta Maria Maggiore an) ſind häufig nichts als ſchöne antike Wannen oder Sarkofage von Porfyr oder anderm edeln Geſtein, in denen jetzt Reliquien chriſtlicher Heiligen ruhen und die durch eine darüber gelegte Marmorplatte die Form eines Altartiſches herſtellen. So ſchmückte ſich eine kunſtarme Zeit mit der oft frevelnd zerſchlagenen Pracht einer großen Vergangenheit. Der Lebende allein hat Recht: aber für uns iſt es tief ſchmerzlich daß ſo manches herrliche Werk des Alterthums in den Staub ſinken mußte um ſeine Trümmer dem Bau oder der Verzierung einer mittelmäßigen Kirche hinzugeben.

Die Baſiliken des abendländiſchen Römerreichs.

Ueberall wo Römer herrſchten hatten ſie mit ihrem Gerichtsverfahren auch die Gerichtshalle eingebürgert; überall ging aus ihr die chriſtliche Baſilika hervor. Wir finden demnach dieſen Stil freilich am glänzendſten in Rom ausgebildet, weil man hier ihm beſtändig treu blieb und folglich die alten Kirchen durch kein neues Formgefühl zerſtört wurden. Aber ſicher iſt daß auch im Orient dieſer Stil für alle großen Kirchen urſprünglich im Brauch war. In den Ländern dieſſeits der Alpen hatte er, wo Römer und Chriſtenthum herrſchten, ſchon ſeit Conſtantin Wurzel geſchlagen; ſpäter, als durch iriſche und engliſche Miſſionare das Chriſtenthum in Deutſchland erneuert wurde und raſch über ſeine früheren Grenzen hinausſchritt, nahm man abermals denſelben Stil von Rom an, und ſo haben ſich am Rhein und in Sachſen Bauwerke noch aus dem elften Jahrhundert erhalten, in welchen das charakteriſtiſche Merkmal des Baſilikenſtils, die flache Bedachung, bis auf heute unzerſtört geblieben iſt. Nur freilich bemerken wir ähnlich wie ſchon bei den heidniſchen Baſiliken eine ziemliche Freiheit in der Ausführung des allen gemeinſamen leitenden Grundgedankens. Auch in Rom ſelbſt, wo doch die älteſten Bauten des vierten Jahrhunderts eine feſtere Norm für alle ſpätere aufſtellten, fehlt dieſe Mannigfaltigkeit nicht ganz. Man unterſcheidet hier auch an den chriſtlichen Baſiliken noch ſehr deutlich die drei antiken Hauptformen einer Halle mit einem, mit drei oder mit fünf Schiffen.

Selten ſind die einſchiffigen Baſiliken. Ungegliedert im Innern bilden ſie keine Perſpektive, und architektoniſch taugt ihre Form nur bei kleinen Bauten, da ſich für größere nur ſchwer ſo lange Holzbalken finden laſſen als zur Bedachung nöthig ſind. Rom hat nur Ein Gebäude dieſer Art, nämlich die kleine Kirche der h. Balbina am Aventin, welche Papſt Gregor I. am Anfang des ſiebenten Jahrhunderts erbaut haben ſoll, und ſelbſt hier läßt ſich zweifeln ob die urſprüngliche Anlage wirklich ohne Säulen im Innern war. Wie wir die Kirche jetzt ſehen, bildet ſie gleich der heidniſchen Baſilika in Trier und der Siciniana in Rom einen ganz einfachen Saal an den eine weitgeſpannte Niſche ſich anſchließt.

Dem antiken Vorbild noch näher ſtand vor ihrem jüngſten Umbau eine ſehr alte Kirche unweit des Cölius, nämlich die Baſilika Heleniana oder Seſſoriana, die von einem nicht genauer zu beſtimmenden antiken Gebäude, dem Seſſorium, den Namen hat, in welches Conſtantin ſie hineinbaute um in ihr ein Stück des h. Kreuzes von Jeruſalem niederzulegen. Sie iſt dreiſchiffig: ihre Säulen, auf jeder Seite ſechs, ſind koloſſal und trugen ſonſt auf ihrem gradlinigen Gebälk das gemeinſame Dachwerk aller drei Schiffe, die folglich wie in den heidniſchen Baſiliken gleich hoch waren. Jede der beiden Längenwände iſt von fünf hohen Thüren und über dieſen von fünf Fenſtern durchbrochen. Leider hat man dieß ſehr charakteriſtiſche Gebäude gegenwärtig unter dem Namen Sta Croce in Geruſalemme bis zur Unkenntlichkeit erneuert.

Zeigen uns dieſe Bauten mehr das heidniſche Vorbild, ſo ſtellen drei römiſche Baſiliken, die nicht viel jünger ſind als die Seſſoriana, ſchon ſehr vollſtändig und muſtergültig die oben erwähnten Veränderungen dar durch welche der heidniſche Bau zur chriſtlichen Kirche geworden iſt. Dieß ſind die ältere Peterskirche auf dem vatikaniſchen Berge, Sankt Paul an der Straße nach Oſtia, und Maria Maggiore auf dem Esquilin. Vollſtändig in allen weſentlichen Theilen iſt zwar nur die letzte erhalten, aber auch Sankt Paul erhebt ſich ſchon wieder aus dem Brandſchutt, und Sankt Peter kennen wir aus den erhaltenen Zeichnungen und Maßangaben für unſern Zweck faſt eben ſo genau als ob ſie noch ſtände. Abſichtlich verweilen wir länger bei ihnen, weil ſie die ausgeprägteſten Muſter aller ſpätern Bauten des eigentlich römiſchen Kirchenſtils geworden ſind.

Die ältere Peterskirche war auf dem vatikaniſchen Berge an der Stelle erbaut wo Petrus unter Nero am Kreuz ſtarb, und hatte gleich von Anfang die Beſtimmung, in ihrer Krypta ſeine Gebeine aufzubewahren. Sie erhub ſich wie ein Triumfzeichen des Chriſtenthums über der Stätte blutiger heidniſcher Greuel, denn gerade auf die Fundamente von Neros Circus ſtützte ſich ihre ganze Nordſeite mit den beiden Säulenreihen und der Umfaſſungsmauer. Wir dürfen nicht zweifeln daß Conſtantin ſelbſt dieſe Kirche erbaut hat: dieß bezeugte die Inſchrift über dem Bogen der Niſche und gewiß iſt, daß vor dem Ende des vierten Jahrhunderts der Bau in ſeiner ganzen Ausdehnung ſammt Vorhof und Reinigungsbrunnen vollendet war. So blieb die Kirche, obwol durch eine Menge von Anbauten äußerlich faſt unkenntlich gemacht, doch in allem Weſentlichen bis zum Ende des Mittelalters unverändert. In ihr hatte noch Conſtantin gebetet, Karl die römiſche Kaiſerkrone empfangen, die Salier und Hohenſtaufen in Streit und Frieden mit den Päpſten verhandelt: ſie hatte für Europa dieſelbe Bedeutung wie für Deutſchland das Münſter zu Achen. Dennoch all dieſe heiligenden Erinnerungen verachtend beſchloß Papſt Nikolaus V. 1450 den jetzigen Neubau, in Folge deſſen die ältere Kirche ſtückweiſe abgebrochen wurde, bis 1606 der letzte Reſt fiel. Während dieſes Abbruchs, zur Zeit Sixtus V., ſchrieb Tiberio Alfarano, Geiſtlicher dieſer Kirche, ſein ausführliches Werk, welches Beſchreibung, Plan und Maße des zerſtörten Baues enthält. Aus dieſem, aber auch ſchon aus früheren Berichten vermögen wir uns denſelben zu konſtruiren. Die Peterskirche war eine höchſt geräumige fünfſchiffige Baſilika mit ſehr kräftig ausgeſprochenem Querſchiff, das jedoch dem Mittelſchiff an Breite nicht völlig gleichkam. Die ganze Länge des Hauptſchiffs, die Niſche eingerechnet, betrug 528, die Breite 285 Palm, Querſchiff und Mittelſchiff waren 170, die inneren Nebenſchiffe 82, die äußeren 62 Palm hoch. Die Höhe überwog daher ſchon bedeutend die Breite, da dieſe im Mittelſchiff 106, im Querſchiff 78, in den innern Nebenſchiffen 38, in den äußern 39 Palm ausmachte. Nur von außen angeſehen, wo die Eintheilung in die fünf Schiffe nicht ſo fühlbar wird, herrſchte die Breite noch entſchieden über die Höhe vor. In jeder der vier Reihen ſtanden 23 Säulen, theils aus Granit, theils aus Marmor, Füße und Kapitelle waren ungleich. Ueber den Säulen lag ein gradliniges Gebälk, auf dieſem die mit Marmorplatten und Moſaiken belegten und von den Fenſtern durchbrochenen Wände. Reicher Gold- und Silberſchmuck zierte die Altäre; beſonders prächtig waren die ſchweren ſilbernen und goldenen Leuchter um den Hauptaltar und in der Gruftkirche unter demſelben. Das Aeußere entſprach dieſem Glanze des Innern; das Dach erhielt die Pracht eines Baues aus der heidniſchen Kaiſerzeit, indem Papſt Honorius I. mit Genehmigung des Kaiſers Heraklius die vergoldeten Bronzeziegel vom Doppeltempel der Roma und Venus zur Bedeckung des chriſtlichen Gebäudes verwendete. Vor der Kirche befand ſich ein Säulenportikus, der die eine Seite des viereckten von Säulengängen eingeſchloſſenen Vorhofs bildete. In der Mitte dieſes Vorhofs ſtand der Springbrunnen unter einer ehernen Decke; an der Vorderſeite baute Hadrian I. den Glockenthurm an, der alſo wie bei vielen früheren italieniſchen Kirchen von der Kirche ſelbſt entfernt ſtand. Außerdem wird eine zahlloſe Maſſe von Gebäuden, Familiengrabkapellen, Klöſtern und Sakriſteien erwähnt, die ſich von allen Seiten an die Baſilika anlehnten. Von beſonderer Wichtigkeit iſt unter dieſen nur die Verlängerung des Kreuzſchiffes, welches demzufolge mit ſeinen beiden Enden bedeutend aus der Umfaſſungsmauer vorgebaut wurde. Einer dieſer Ausbauten, deren Entſtehungszeit wir jedoch nicht wiſſen, diente als Taufkapelle. Die Faſſade der Kirche ſchloß oben mit einem ſehr niedrigen Giebeldreieck; zwiſchen dieſem und dem an die Faſſade angelehnten Dach der Vorhalle lagen in zwei Reihen rundbogige Fenſter. Den untern Theil der Faſſade nahm die auf zwölf Säulen geſtützte Vorhalle ein, aus welcher man durch drei erzgegoſſene Thüren ins Mittelſchiff, durch zwei in die innern Nebenſchiffe eintrat.[1] Man muß die Pracht der alten Peterskirche in dem jüngſt erſchienenen Längendurchſchnitt bei Canina, und bei Alfarano, Ciampini oder Bunſen die Verzeichniſſe all jener Altäre, Bilder und Kunſtwerke anſehen mit denen die Frömmigkeit aller chriſtlichen Jahrhunderte das Innere ausgeſchmückt hatte, um ganz den Schmerz mitzuempfinden daß auch dieſer ehrwürdigſte Bau des chriſtlichen Alterthums jener modernen Peterskirche weichen mußte, die bei allem Prunk die Seele doch ſo kalt läßt weil ſie keine einzige hinreißende Erinnerung einer geſchichtlichen That in ſich bewahrt.

Regelmäßiger und harmoniſcher iſt die Baſilika, welche zu Ehren des Apoſtels Paulus eine Viertelſtunde vor dem Thore nach Oſtia aufgerichtet wurde und von ihm den Namen San Paolo trägt. Sie ſteht auf der Stätte, wo die Leiche des Apoſtels, der in der Nähe bei den drei Quellen enthauptet worden, durch eine fromme Matrone Lucina in den zu deren Landgut gehörigen Katakomben ihren erſten Ruheplatz fand. Erbaut wurde ſie an der Stelle eines vor Alter ſchon ſchadhaft gewordenen Kirchengebäudes ſeit dem Jahre 386 durch Theodoſius und Honorius. Da ſie durch ihre entfernte Lage der Verſchönerungswuth ſich entzog, blieb ſie, den angebauten Thurm abgerechnet, im Ganzen unverändert, war aber ſchon ſehr baufällig als die Unvorſichtigkeit eines Arbeiters in der Nacht vor dem 17. Juli 1823 in das ſehr ausgetrocknete Dachwerk Feuer brachte. Die einſtürzende Balkenlage zerſtörte auch die untern Theile, und die dort zuſammengedrängte Glut der Holzmaſſe verkalkte die Säulen. Doch begann man den Neubau raſch, der jetzt ſeiner Vollendung entgegengeht. Die neuen Säulen ſind von Granit des Simplon und werden mit bedeutenden Koſten geſchliffen und hierhergeführt. Auch dieſe Kirche iſt fünfſchiffig und überbietet ſogar die vorerwähnte Baſilika faſt um ein Viertel an Länge, ſo daß ſie bis zum Bau der modernen Peterskirche die größte in ganz Rom war. Wir haben deshalb gerade dieſe Kirche gewählt, um an ihr auf unſerer zweiten Tafel vollſtändig die Bauart der Baſiliken zu zeigen. Die beiden innern Säulenreihen beſtehen jede aus zwanzig korinthiſchen vom untern Drittel der Höhe an kannelirten Säulen, von denen vierundzwanzig aus klaſſiſcher Zeit und ſehr ſchön, die andern dieſen wenigſtens leidlich aus pariſchem Marmor nachgebildet ſind, während die älteren aus dem viel koſtbarern frygiſchen beſtehen. Die dünnen Säulen der beiden äußeren Reihen ſcheinen dagegen erſt für dieſen Bau gemeißelt zu ſein; ſie ſtehen jenen Muſterſäulen bedeutend nach und tragen Kapitelle mit ſchilfartigen Blättern, in denen ſich bereits der Geſchmack des Mittelalters ahnen läßt. Da aber hier wenigſtens keine ganz verſchiedenen Säulenmuſter nebeneinander ſtehen, gewährt der Bau trotz jenen mangelhaften Details mit ſeiner rieſigen innern Perſpektive (f) einen höchſt würdigen Eindruck. Dieſer wird dadurch verſtärkt, daß hier zum erſtenmal ſchon gleich in der urſprünglichen Anlage die früher beſprochenen Eigenthümlichkeiten des chriſtlichen Kirchenbauſtils vollſtändig hervortreten. Statt des graden Gebälks ſind nämlich die Säulen, der Länge der Schiffe nach, mit Bogen verbunden, und das Querſchiff, in der vollen Breite des Mittelſchiffs angelegt, tritt mit ſeinen beiden Enden, wenn auch noch unbedeutend, aus der Breite des Langhauſes hervor. Auch hier iſt die Niſche, der Triumſbogen und die beiderſeitige Wand unter den Fenſtern des Mittelſchiffs mit reichen Moſaiken verziert, die zum Theil den Brand überdauert haben. Weil je zwei Seitenſchiffe zuſammen faſt die Breite des Mittelſchiffs erreichen, würden ſie durch die Fenſter des letztern nicht gehörig beleuchtet werden können; aus dieſem Grunde iſt die Umfaſſungsmauer von kleinern Fenſtern durchbrochen, welche in Verbindung mit dem Licht des Mittelſchiffs ſchon jene Doppelbeleuchtung hervorbringen, die ſpäter im germaniſchen Stil zu den prächtigſten Lichteffekten angewandt worden iſt. Störend erſcheint nur eine von Säulen unterbrochene Mauer, welche ſich durch die ganze Länge des Querſchiffs hindurchzieht. Da dieſe gewiß erſt einer ſpätern Reparatur angehört und wol nur zur nothwendigen Verſtärkung des Baues diente, ſo wird ſie bei dem jetzigen Bau nicht erneuert werden, und auch wir haben bei unſerm Grundriß (a) und dem Längendurchſchnitt (b) dieſe Stützmauer weggelaſſen, zugleich aber auch hier und bei der Faſſade (d) die moderne Vorhalle nach dem urſprünglichen Plan abgeändert. Dagegen giebt die Seitenanſicht (e) den Bau ſo verflickt und reparirt wie er vor dem Brande beſtand.

Die beiden geſchilderten Kirchen ſind Muſter der größten Bauten dieſer Art. Kleiner, einfacher, aber nicht minder wirkſam iſt der vom Papſt Sixtus III. in der erſten Hälfte des fünften Jahrhunderts errichtete Bau der Maria Maggiore, auf dem esquiliniſchen Berge. Die Kirche heißt auch Liberiana von dem Papſte Liberius, der ſie im vierten Jahrhundert auf dieſer Stelle gegründet hatte, die einem kinderloſen reichen Ehepaar durch einen im Auguſt gefallenen Schnee von der heil. Jungfrau angezeigt worden war. Sie iſt bloß dreiſchiffig und hatte urſprünglich auch kein Querſchiff. Höhe und Breite des Mittelſchiffs bilden ein reines Quadrat, auf jeder Seite ſtehen zweiundzwanzig Säulen;

vor dem Ausbau des Querſchiffs müſſen es dreiundzwanzig geweſen ſein, alle unter ſich gleich und von ſchöner joniſcher Ordnung. Tafel 3, i giebt eine davon. Dieſe Säulen tragen ein zierliches aber noch gradliniges Gebälk, auf dieſem ſtehen aus den Mauern des Mittelſchiffs vortretend ſchlanke korinthiſche Pilaſter, welche theils die Fenſter theils mit Moſaikbildern ausgelegte Felder in ſich einſchließen. In ihnen iſt noch jene zweite Säulenreihe für das Gefühl erhalten welche in der heidniſchen Baſilika die Stelle der Wandmaſſe erſetzte, und gewiß ſind dieſe laſtenden Wände des Mittelſchiffs durch die angegebene Detailirung ſo ſchön vergeiſtigt wie bei keiner andern Kirche Roms. Auf den Pilaſtern liegt das zweite Gebälk, welches die Decke mit ihrem reichgeſchnitzten durch verzierte Streifen in Felder abgetheilten Täfelwerk trägt. Zwar iſt dieſe Decke neuern Urſprungs, aber ſie giebt uns den vollen Eindruck der urſprünglichen Bedachung wieder. Gleichfalls ſind die erwähnten Bilder ſo wie die Moſaiken des Triumfbogens und der Niſche vortrefflich erhalten, und wir gewinnen ſo bei dieſem Bauwerke die reinſte und edelſte Anſchauung von der Anmuth, deren dieſer ganze Stil fähig war: es gehört zu den ſchönſten Genüſſen die das neuere Rom zu bieten hat, in der Stille dieſer langen und bei ihren ſchlanken Säulen wie durchſichtigen Hallen auf und ab zu wandeln.

Ungefähr gleich alt iſt die Kirche der heiligen Sabina auf dem aventiniſchen Hügel, und S. Pietro in Vincoli, die letztere von der Kaiſerin Eudoxia 442 erbaut, jene noch etwas früher, unter dem Papſt Cöleſtin I. oder ſeinem Nachfolger Sixtus III., der von 432—442 regierte. Beide haben das Eigenthümliche daß in ihnen auch die Nebenſchiffe mit halbrunden Niſchen, wie wir ſie bei der heidniſchen Baſilika von Herkulanum fanden, geſchloſſen ſind. Sta Sabina iſt beſonders durch ihre ganz gleichartigen korinthiſchen Säulen ſchön; bei S. Pietro aber, obwol ſonſt einem harmoniſchen Bauwerke, macht ſich ein ſtarker Mangel des Formgefühls geltend. Die hier verwendeten jedenfalls von einem antiken Bauwerke entnommenen Säulen (den obern Theil von einer derſelben giebt Tafel 3, h) ſind doriſche, und fordern daher weit mehr als die ſchlankeren joniſchen oder korinthiſchen ein grades Gebälk. Der Baumeiſter aber hat auch bei ihnen dem neuen Prinzip Raum gegeben indem er ſie durch halbkreisförmige Bogen verband. Auch Sta Sabina hat noch Säulen von einer und derſelben Größe und Ordnung, weil nämlich im fünften Jahrhundert noch genug vollſtändige Bauwerke des Alterthums ſich vorfanden um wenigſtens bei kleinern Kirchenbauten nicht ergänzen zu müſſen. Es ſind im Ganzen 24, alle von pariſchem Marmor, aus guter Zeit und vom untern Drittel des Schaftes an kannelirt. Die flache Decke hat ſich nicht erhalten; man ſieht ſtatt ihrer das Zimmerwerk des Dachſtuhls. Bis zu ihrer Erneuerung in den letzten Jahrhunderten unter Sixtus V. hatte dieſe Kirche noch die Wand welche den Narther von dem Hauptſchiff trennte.

Eigenthümlich und unter ſich verwandt ſind die beiden außerhalb der Stadt gelegenen Kirchen Sta Agneſe und S. Lorenzo. In ihnen erkennen wir noch die Nachwirkung der antiken Baſilika in Beziehung auf die Nebenſchiffe. Zwar hebt ſich auch hier das Mittelſchiff an Höhe über dieſelben hinaus, jedoch unbedeutend, denn die Seitenſchiffe ſelbſt haben hier noch zwei Stockwerke, indem da, wo bei den gewöhnlichen Baſiliken ſchon die mit Moſaik verzierte Mauer des Mittelſchiffs anfängt, hier noch eine Galerie angeordnet iſt, welche auch um die vordere Seite des Mittelſchiffs herumläuft und von Bogen über leichten korinthiſchen Säulen gebildet wird. Die Fenſter des Mittelſchiffs haben alſo keinen großen Raum und mußten ſchon ziemlich klein ausfallen. Beide Kirchen ſind ungefähr gleichzeitig; Lorenzo iſt 580, Agneſe 626 begonnen. Uebrigens tragen dieſe Kirchen bereits weit ſtärker als die beiden zuletzt beſprochenen des fünften Jahrhunderts den Charakter der Geſchmacksverderbniß, indem ſie aus ungleichen Fragmenten älterer Bauten zuſammengeflickt ſind. Auch kommen unter den neu hinzugearbeiteten Stücken hier zum erſtenmale die Säulen mit gewundenen Kannelirungen vor, welche den ganzen Charakter dieſes tragenden Gliedes in verzierendes Spiel auflöſen. Außerdem iſt Lorenzo im Mittelalter durch den Anbau eines neuen großen Langhauſes ſo verändert worden, daß jetzt der alte Bau zum Chor des neuen geworden iſt. Agneſe dagegen macht trotz jenen Mängeln einen ſchönen Eindruck, da ſie im Ganzen und Großen einen harmoniſchen Plan zeigt. Wir geben auf Taſel 3 unter c und d den Längen- und den Querdurchſchnitt dieſer Kirche.

Die Baukunſt des chriſtlichen Roms ſank ſeit der Eroberung Italiens durch die Barbaren und erhub ſich erſt wieder als durch Karl den Großen die Verhältniſſe des Landes und vorzüglich des römiſchen Stuhles auf neue feſte Grundlage geſtellt wurden. Beſonders die ihm gleichzeitigen Päpſte Hadrian I. und Leo III. waren vielfach mit Bauunternehmungen beſchäftigt, wie denn auch der letztere die alte Peterskirche auf den höchſten Punkt des Glanzes erhoben hat. Von dieſer Zeit bis in die erſte Hälfte des zehnten Jahrhunderts gingen die Kirchenbauten in Rom unabläſſig fort. Die Mehrzahl dieſer Kirchen iſt durch Neubau oder durch Moderniſirung untergegangen. Die noch ſtehenden zeigen eine merkwürdige Gleichmäßigkeit der Anlage, bei den größeren in der Kreuzform des T, bei den kleinern ohne Querſchiff. Sehr häufig kehren die Niſchen am Ende der Seitenſchiffe wieder, welche man jetzt liebte, ſeitdem mehrere Altäre in einer und derſelben Kirche angebracht wurden. Ein Beiſpiel dieſer Art iſt die Kirche Maria in Domnica oder della Navicella auf dem Cölius, welche von Papſt Paſchalis I. um 827 neugebaut wurde. Zuweilen kommt ſchon der Gebrauch auf zwiſchen die Säulen des Mittelſchiffs ſtärkere Mauerpfeiler, ohne Zweifel zur Sicherung des Baues, hineinzuſtellen, zum Beiſpiel in S. Clemente und in Maria in Cosmedin. Ja es werden zuletzt dieſe Mauerpfeiler über die Säulenhöhe hinaufgeführt, ſo daß ſie das gradlinige Gebälk durchbrechen; alsdann werden auf ihre Kapitelle ſtarke Halbkreisbogen geſetzt, welche über das Mittelſchiff hinweggehend über ſich eine Stützmauer tragen und mit dieſer bis unter die Dachbalken reichen. Dadurch entſteht zum Beiſpiel in der Kirche der h. Praxedis (erbaut um 820 durch Papſt Paſchalis I.) eine wunderliche Disharmonie zwiſchen der noch immer gradlinigen Balkenlage und jenen zwiſchen ſie hineintretenden Schwibbogen. Aus den Kirchen dieſer Reihenfolge erwähnen wir nur die intereſſanteſten. Die Kirche S. Vincenzo ed Anaſtaſio, welche von ihrem Platze vor dem Thore nach Oſtia den Beinamen alle tre Fontane führt und nach einer Feuersbrunſt durch Hadrian I. (772—795) neugebaut iſt, zeigt ſtatt der Säulen viereckige Pfeiler und ſtatt der für römiſche Kirchen ganz herrſchenden halbrunden Niſche einen viereckten Chorſchluß. Dieß ſo wie das ſehr ſtark aus der Umfaſſungsmauer vortretende Querſchiff erinnert bereits an die mittelalterliche Anordnung. Am vollſtändigſten hat ſich die alterthümliche Einrichtung der Baſilika in S. Clemente erhalten. Weil alſo dieſer Bau beſonders lehrreich iſt, hat ihn unſere dritte Tafel im Grundriß unter f g. im Längendurchſchnitt unter e aufgenommen. Auch bei ihm iſt das Alter nicht mit völliger Sicherheit feſtzuſtellen: da indes der Biſchofſtuhl, den man im Hintergrunde der Hauptniſche ſieht, unter Paſchalis II. (1099—1118) gearbeitet iſt und hiermit einige andere Eigenthümlichkeiten, z. B. die ſchmalen Fenſter, übereinſtimmen, ſo läßt ſich die Bauzeit annäherungsweiſe in den Anfang des zwölften Jahrhunderts ſetzen. Auch die beiden Seitenſchiffe laufen hier in kleine Niſchen aus, welche aber nicht mehr ihre urſprüngliche Geſtalt haben. Das rechte Seitenſchiff, deſſen jetzige Niſche durch Maſaccios Fresken aus dem Leben der h. Katharina unſterblich iſt, war anfangs breiter angelegt, wie es die punktirten Linien unſeres Grundriſſes zeigen. Beſonders wichtig iſt der Chor, auf deſſen Anordnung bereits in der Architektur ſelbſt gerechnet wurde. Zwiſchen den Säulen des Mittelſchiffs ſteht nämlich vereinzelt ein gemauerter Pfeiler bis zu welchem der Prieſterſitz von niedrigen Marmorſchranken eingefaßt ſich vorſchiebt: über dieſen Schranken erheben ſich die beiden Ambonen mit ihren Treppen. Ferner hat ſich der Vorhof erhalten, obwol er nicht ganz ſo unverbaut geblieben iſt wie der Grundriß unter g ihn zeigt; in ihn führt noch ein beſonderer kleiner Portikus ein der vor der Hauptthüre auf vier Säulen ruht. Rechnen wir endlich in der Niſche des Mittelſchiffs die ſchönen vortrefflich erhaltenen Moſaiken und den unter ihnen ſtehenden Biſchofsſtuhl hinzu, ſo bekommt allerdings S. Clemente in Hinſicht auf Vollſtändigkeit des urſprünglichen Plans den Preis vor allen übrigen Kirchen der Welthauptſtadt. — Die Hauptkirche der Tiberinſel iſt beſonders durch ihren Stifter Kaiſer Otto III. von Belang, der ſie um das Jahr 1000 erbaute. In einer ſchönen antiken Porfyrwanne, welche der Marmorplatte des Altars zum Unterſatz dient, ruhen die Reſte des Apoſtels Bartholomäus welche der Kirche ihren jetzigen Namen S. Bartolommeo all' Iſola gegeben haben. Es iſt ein einfacher aber gefälliger Bau deſſen erhöhtes Quer- und Mittelſchiff die Kreuzform hervorbringt. — Ferner verdient wegen ſchlichter Schönheit, obwol auch hier ein paar Marmorſchäfte zwiſchen den Granitſäulen ſtehen, die Marienkirche des Kapitols Erwähnung, welche nach alter, jetzt von genauerer Nachgrabung umgeſtürzter Meinung auf den Fundamenten des kapitoliniſchen Jupitertempels ruht. Ihren Namen Ara Celi führt ſie von einem in ihr aufbewahrten Altar auf der Stelle wo nach der Legende eine Sibylle dem Kaiſer Auguſtus den künftigen Weltherrſcher auf den Armen ſeiner jungfräulichen Mutter zu ſchauen gab. Man vermuthet jetzt daß der Bau von Crescentius, dem berühmten aber unterliegenden Gegner Ottos III., alſo aus dem Ende des zehnten Jahrhunderts herrühre; die Niſche iſt aber erſt am Ende des Mittelalters in viereckter Form umgebaut worden; ebenſo gehört die Wölbung der Seitenſchiffe dem fünfzehnten, die vergoldete Prachtdecke des Hauptſchiffs dem ſechszehnten Jahrhundert an. Große ſtädtiſche Erinnerungen knüpfen ſich an dieſen Bau, weil er die eigentliche Kirche des Senates war: hier hing Cola di Rienzi nach dem Siege der Freiheit ſeinen Kommandoſtab, hier ſtellte Marc Antonio Colonna, Anführer der päpſtlichen Flotte bei Lepanto, der Jungfrau eine ſilberne Säule mit Schiffsſchnäbeln auf. — Aber der ausgezeichnetſte Bau dieſer ganzen Periode iſt die große Lateranbaſilika in jener nun vereinſamten Stadtgegend hinter dem Forum nach dem Thore S. Giovanni zu. Eigentlich war der Lateran zugleich die älteſte Hauptkirche Roms und der erſte Palaſt den die Päpſte bewohnten. Seinen Namen führt er von dem ſehr alten plebejiſchen, aber früh mit der Patrizierwürde bekleideten Geſchlecht der Lateraner, welche auch zur Kaiſerzeit noch mehrmals ehrenvoll erwähnt werden. Ihre höchſt ausgedehnten Beſitzthümer lagen auf dem cöliſchen Berge und ſcheinen mit dem gleichnamigen Stammhaus an Fulvia gekommen zu ſein welche ſie ihrem Gemahl Conſtantin zubrachte. Dieſer baute hier eine Kirche, welche als die älteſte in Rom für die eigentliche biſchöfliche Kirche der Stadt und ſpäter für die Mutter aller Kirchen der Chriſtenheit angeſehen wurde. Sie war den beiden Johannes, dem Täufer und dem Apoſtel, geweiht und trägt daher den vollſtändigen Namen S. Giovanni in Laterano. Der Bau Conſtantins war aber 897 durch ein Erdbeben theilweis eingeſtürzt: erſt Papſt Sergius III. kam dazu einen Neubau vorzunehmen, welcher 910 begann. Man ſchloß ſich hierbei an das Vorbild jener oben von uns beſprochenen fünfſchiffigen Baſiliken an, da Täufer und Evangeliſt den großen Apoſteln Petrus und Paulus in Ehre nicht nachſtehen ſollten. Ebenfalls wie dort nahm man antike Säulen mit verſchiedenen Kapitellen die man jedoch in eine gewiſſe Einſtimmigkeit zu bringen wußte, nnd legte über ſie wie bei der Paulskirche halbrunde Bogen. Das Mittelſchiff hatte auf jeder Seite fünfzehn, die Nebenſchiffe aber zwiſchen ſich je einundzwanzig Säulen; die letztern ſtanden folglich ſonderbarer Weiſe näher zuſammen. Bemerkenswerth iſt in dem Grundplan ferner, daß die Niſche zwar wie gewöhnlich die Breite des Hauptſchiffes zum Durchmeſſer hat, daß aber um dieſe eine zweite halbkreisförmige Mauer herumgeführt iſt. Zwiſchen beiden Mauern entſteht ſo ein Umgang der ſo breit iſt wie die innern Nebenſchiffe und in welchen dieſe hineinverlaufen. Wir haben hier für Italien vielleicht die erſte Ahnung von jener Anordnung des Chors mit dem Umgang wie ſie ungefähr gleichzeitig in viel glänzenderer Anwendung bei romaniſchen Bauten Deutſchlands, z. B. bei der Kapitolskirche in Köln, am herrlichſten aber in den Kathedralen des Spitzbogenſtils als Unterſchied des höhern und niedern Chors vorkommt. Leider iſt die ſchöne Laterankirche im ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhundert durch Verwandlung der Säulen in Pfeiler und durch gänzliche Moderniſirung faſt unkenntlich gemacht worden.

Wir konnten die bisher geſchilderten Kirchen zwiſchen Karl dem Großen und den Ottonen, denen ſich dann eine Maſſe kleinerer oder doch minder bedeutender Bauwerke in Rom anreihen, als Schöpfungen einer zweiten Periode des Baſilikenſtils bezeichnen. An ſie ſchließt ſich erſt volle zwei Jahrhunderte ſpäter eine dritte Periode an, welche nur zwei Hauptbauten aufzuweiſen hat, die an Schönheit ſehr verſchieden ſind: die Marienkirche auf dem rechten Tiberufer, welche von dieſer Lage Sta Maria in Traſtevere heißt, und die benachbarte Kirche des heiligen Chryſogonus. Beides ſind indes nur Neubauten auf denſelben

Stellen wo längſt ältere gleichnamige Baſiliken geſtanden hatten. S. Criſogono hat nach einer früher im Chor vorfindlichen Inſchrift der Kardinalprieſter dieſer Kirche Johannes von Crema unter Honorius V. im Jahr 1128 von Grund aus neugebaut. Doch wurden auch hier die Materialien des ältern Baues vernutzt, und weil man in ihnen zufällig lauter gleichförmige Stücke vorfand, ſo konnte dieſes ſpäte Werk noch einmal die reiche und harmoniſche Schönheit der allerälteſten Baſiliken entfalten. Das Mittelſchiff hat auf jeder Seite elf antike Granitſäulen mit ganz gleichen joniſchen Baſen und Kapitellen; beſonders aber ſind die beiden porfyrnen Tragſäulen des Triumfbogens berühmt als die größten die aus dieſer Steinart in ganz Rom gefunden werden. Beſſer als in den meiſten andern Baſiliken hat ſich hier auch das urſprüngliche Pflaſter des Fußbodens erhalten. Die neue Maria in Trastevere aber, von deren hohem Alterthum man ſeltſamer Weiſe ſo viel fabelt, iſt erſt ſeit 1139 durch Innozenz II. und ſeine Nachfolger ausgeführt und im Anfang des folgenden Jahrhunderts durch den großen Innozenz III. eingeweiht worden. Die wohlerhaltene, mit ſchönen Moſaiken gezierte Faſſade abgerechnet iſt, es ein düſterer, halbbarbariſcher Bau: in keiner Kirche Roms tritt das Flickwerk ungleichartiger Bauſtücke ſtörender und disharmoniſcher zu Tage. Und ſo giebt ſich hier auf das lebendigſte zu erkennen wie tief gerade in jener Zeit das Kunſtgefühl der Römer geſunken war, während in Deutſchland der romaniſche Stil in den gleichzeitigen Kirchen von Lach und S. Apoſteln in Köln die glänzendſte Höhe einer faſt klaſſiſchen Schönheit erſtieg.

Dieſe beiden Kirchen bilden den Abſchluß des ältern Baſilikenbaues in Rom. Dem Kirchenbedürfniß war vor der Hand genügt, man beſchränkte ſich auf Verzierung der fertigen Bauten durch Moſaiken, Altäre, Kanzeln und andere Ausſchmückungen des Innern. Das Bauen ruhte in Rom wiederum mehr als zwei Jahrhunderte, bis die Päpſte von Avignon hierher heimkehrten. Alsdann drang auf kurze Zeit und nur in dem Einen Beiſpiel der Dominikanerkirche Sta. Maria ſopra Minerva der germaniſche Spitzbogenſtil in formloſer Armuth und Nacktheit ein, um ſehr bald dem modern italieniſchen Platz zu machen. An den gewaltigen Baubeſtrebungen der nordalpiniſchen Völker im Mittelalter hat Rom keinen Antheil: von der einem neuen Stil entgegenſtrebenden Macht antiker Vorbilder loszukommen war es nicht mehr jugendlich genug.

Nächſt Rom beſitzt im ganzen Abendlande Ravenna die meiſten altchriſtlichen Gebäude, und unter ihnen auch in der benachbarten Apollinariskirche eine Baſilika vom erſten Range. Da ſie indes in ihren Einzelnheiten ſtarke Einflüſſe von Byzanz zeigt, iſt es zweckmäßiger ſie erſt ſpäter mit den übrigen durchaus byzantiniſchen Bauten dieſer Stadt zu beſprechen.

Auch in den außeritalieniſchen Provinzen des Abendlandes haben Conſtantin und ſeine kaiſerlichen Nachfolger ihre Freigebigkeit in Kirchenbauten bewieſen. Ein auf uns gekommener Brief des Erſtgenannten thut dar daß er auf Staatskoſten für die jetzt franzöſiſche Stadt Conſtantine in Nordafrika zwei Baſiliken errichten ließ. In Gallien, und zwar vermuthlich bei Clermont, ſah man noch in der Frankenzeit den Prachtbau einer Marienkirche, die man gleichfalls dem Conſtantin zuſchrieb und deren Säulen ſo koloſſal waren daß der Volksglaube ihre Aufſtellung ſich nur durch ein Wunder zu erklären wußte. In der Provence haben ſich auch wirklich in der Kathedrale von Vaiſon und in zwei Portalen an den Hauptkirchen von Aix und Avignon altchriſtliche Bauwerke erhalten, welche ähnlich wie die Monumente Roms zum Theil aus antiken Fragmenten zu beſtehen ſcheinen: doch läßt ſich hier nicht mit voller Beſtimmtheit ſagen ob Römer oder erſt Franken die Urheber ſind. Dagegen treffen wir in Deutſchland ein ſehr beachtenswerthes Denkmal, welches doppelt bedeutend iſt, weil es einmal ganz ohne Frage noch der römiſchen Zeit angehört, und weil es ferner einen Verſuch darſtellt, von den Muſtern der Stadt Rom unabhängig einen neuen, in der Bedachung mehr geſicherten und deshalb dem rauhen Klima und dem Schneefall des Nordens zupaſſendern Kirchenſtil zu gründen. Es iſt dieß der Dom zu Trier (nicht zu verwechſeln mit der früher beſprochenen Gerichtshalle), den wir demnach in ſeinen alten Theilen für den früheſten Kirchenbau in der ganzen nördlichen Hälfte Europas anzuſehen haben. Allerdings iſt dieß Gebäude durch Zuſätze ſämmtlicher chriſtlicher Jahrhunderte ſo verändert worden, daß ſeine urſprüngliche Geſtalt in dem jetzigen Bau faſt gar nicht mehr hervortritt; doch läßt ſich aus dem römiſchen Mauerwerk noch mit Sicherheit die urſprüngliche Geſtalt erſchließen. Daß die erſte Anlage dieſer Kirche unter Conſtantin fällt, beweiſt das Zeugniß des heiligen Athanaſius, der bei Gelegenheit ſeiner Verbannung in Trier im Jahr 336 mehrere Kirchen im Bau begriffen ſah, und dieß iſt um ſo erklärlicher da ſchon in den erſten Jahren Conſtantins hier eine wohlgeordnete Gemeine beſtand, deren Biſchof nebſt einem der niedern Geiſtlichen im Jahr 314 die Synode von Arles beſuchte. Auch hat die Volksſage das Alter der Kirche nicht vergeſſen, da man ſchon im neunten Jahrhundert wie noch jetzt ſich erzählte, die Kirche ſei urſprünglich der Palaſt der h. Helena geweſen, welchen der Biſchof Agritius oder Agrécius von ihr zum Geſchenk erhalten und zur Kirche geweiht habe. Letzteres iſt falſch, das Gebäude war von allem Anfang an eine Kirche: daß wir aber noch den urſprünglichen Bau beſitzen, läßt ſich aus den vier korinthiſchen Pfeilerkapitellen darthun, welche noch jetzt in den beiden Wänden des Mittelſchiffs vor dem Chore ſichtbar ſind, ſoviel auch Tünche und Meißel ſie abgeflacht haben. Tafel 3, b giebt den Grundriß dieſer Kirche. Das Ganze war ein reines Quadrat, aus deſſen öſtlicher Seite, wie gewöhnlich, eine halbrunde ſtattliche Niſche hervortrat. Der ganze Raum, durch Fenſter in den Umfaſſungsmauern erleuchtet, war flach und überall gleich hoch bedeckt. Dieſe Decke im Innern zu ſtützen dienten vier mächtige korinthiſche Säulen, mit Kapitell und Baſis 46 Fuß hoch. Das Fragment der einen liegt noch vor der Thüre des jetzigen Doms; ſie iſt von ſchwarz- und weißgeſprenkeltem Syenit aus jenem Steinbruch im Odenwald hinter dem Melibokus, wo noch jetzt die ſogenannte Rieſenſäule und in dem benachbarten Felſenmeer ein angehauener Steinblock von der architektoniſchen Benutzung dieſer Brüche Zeugniß ablegen. Die vier erwähnten Säulen ſtanden im Quadrat ſo weit aus einander, daß ihre Entfernung genau dem Durchmeſſer der Niſche gleich war. Unter ſich waren ſie durch ſehr hohe, mit den nähern Umfaſſungsmauern durch verhältnißmäßig kleinere Schwibbogen verbunden. Alle dieſe Bogen trugen über ſich Mauern, und auf dieſen ruhte die Decke: eine Anordnung, die offenbar dem Dachwerke eine bedeutende Verſtärkung gab und im Innern einen ganz andern Eindruck als die römiſche Baſilika hervorbrachte, ja ſich gewiſſermaßen ſchon dem ſpätern romaniſchen Gewölbbau annäherte. Selbſt wenn hier nirgend, wie man es doch vermuthen darf, Moſaiken angebracht waren, muß das hohe lichte Innere mit ſeinen zwei Fenſterreihen übereinander, mit ſeinen freien Durchblicken auf den Chor und mit den weitgeſpannten kühnen Schwibbogen des Mittelraums über den ſchlanken Granitſäulen vortrefflich ausgeſehen haben. So ſtand die trierer Kirche bis ins elfte Jahrhundert, in welchem eine der vier Säulen, ohne Zweifel dieſelbe deren Fragment vor der Thüre liegt, zuſammenbrach. Erzbiſchof Poppo übernahm die Herſtellung, bildete die Säulen zu ihrer Verſtärkung in kräftige Pfeiler um und ſetzte mit Abbruch der römiſchen Faſſade ein ganz neues Stück von der Größe des alten ans Weſtende an. Seine Nachfolger vollendeten dieſes Werk, überwölbten das Ganze und bauten im zwölften Jahrhundert auch einen neuen Oſtchor. Da nun ebenfalls das achtzehnte Jahrhundert ſich an dem Bau durch Anlegung der Kreuzarme betheiligte, und noch in unſerm das Weſtende durch eine auf joniſche Säulen geſtützte Orgel verziert wurde, ſo enthält der Dom in ſich ein Kompendium der ganzen Architekturgeſchichte von den Römern bis auf die Gegenwart.

Auf dieſer ſelbſtſtändigen, zu Land und Luft wohl berechneten Bahn ging indes der deutſche Kirchenbau nicht weiter. Die Römerherrſchaft hörte allzubald in unſern Gegenden auf, jene frühen Anfänge des Chriſtenthums am Rhein wurden durch die überſchwemmende Völkerwanderung zerſpült, und die neuen Anſiedler knüpften ganz friſch an Rom und Byzanz, folglich auch an die dort mittlerweile zur vollen Reife gediehenen Kunſtüberlieferungen an. Ihre Leiſtungen können daher erſt ſpäter in Betracht kommen, wenn wir zuvor nach Oſten blickend die abweichende Geſtalt überſchaut haben, in welche die conſtantiniſchen Kunſtanfänge dort im byzantiniſchen Reiche ausliefen.

Der morgenländiſch-byzantiniſche Bauſtil.

Es war nicht ohne tiefere Bedeutung und vielleicht auch nicht ohne Abſicht geſchehen, daß Conſtantin durch den Neubau von Byzanz den Schwerpunkt des römiſchen Reiches ſo weit nach Oſten hin verrückte. Den wahren Anlaß dazu gab nicht die Furcht vor den Barbaren, denen Konſtantinopel ja vielmehr näher lag als Rom, auch nicht vorherrſchend das Beſtreben den Hof von den Einflüſſen des Heidenthums zu ſcheiden, welche allerdings in der ältern Welthauptſtadt noch ſehr ſtark geblieben waren. Vielmehr wirkte eine Rückſicht der innern Politik am kräftigſten darauf hin. Orientaliſche Religionen, Trachten, Sitten, kurz orientaliſche Lebensformen aller Art waren ſchon längſt in den römiſchen Staat eingedrungen, und mit dieſen äußern Dingen ſiedelte ſich auch orientaliſcher Geiſt an. Ein Herrſcher, der wie Conſtantin dieſen Geiſt auch in der Verfaſſung zum Siege zu führen gedachte, konnte nichts Beſſeres thun als an der Grenze Aſiens und Europas ein neues Mittelherz des Reiches erſchaffen.

Das Weſen des Orients iſt der Sinn für die Einheit, des Abendlandes der für die Individualität. Dort ſind die älteſten Religionen monotheiſtiſch, bald wie die bramaniſche mit pantheiſtiſcher Färbung, bald ſtrenger in Perſonifizirung des Einen, wie bei Perſern und Juden. Das Abendland aber trennt die Gottheit in viele vereinzelte Potenzen, deren jede mit eigener Luſt und Leidenſchaft ſich regt. Schon das Verhältniß, in welchem die Olympier zu ihrem Zeus ſtehen, bewährt den republikaniſchen Sinn des Abendländers, der ſich im Staate als Bürgerfreiheit ausſpricht, während das orientaliſche Volksthum nie über die Formen einer wohlwollenden, hin und wieder auch durch Prieſter oder Beamte einigermaßen beſchränkten Deſpotie herauszukommen vermag. Soweit bis zur Gegenwart die Menſchheit vorgeſchritten iſt, ſcheint dieſer Unterſchied des Oſtens und Weſtens ein unzerſtörbarer, ein Axiom, ein Naturgeſetz zu ſein. Wo im Abendlande Deſpotie aufgetreten iſt, hat ſie noch jedesmal einen übermächtigen Widerſtand und durch ihn ein Ende gefunden: im Morgenland aber hat weder

der freiere Lehnsſtaat der Kreuzfahrer noch das Beſtreben einzelner islamiſcher Fürſten Beſtand gehabt ihren Völkern wenigſtens die rechtliche Freiheit und Gleichheit vor dem Geſetz zu ſchenken.

Conſtantins Ausſaat trug den Nachfolgern Früchte. In Byzanz vergaßen ſich bald die vererbten Schattenformen der Republik, welche die Kaiſer in Rom noch manchmal unbehaglich berührten wenn ſie das Abendland beſuchten. Es gab ſich hier von ſelbſt daß die Deſpotie auch äußerlich ihr Weſen prunkend zur Schau trug. Ein höchſt genau beſtimmtes Zeremoniell grenzte den Kaiſer vom Volke, aber auch alle Beamtenkaſten unter ſich ab. Die Perſon des Herrſchers genoß abgöttiſcher Verehrung; ſein Palaſt, ſeine Kleider, Alles was er im täglichen Leben gebrauchte, wurde als heilig bezeichnet, und für ein Sakrilegium galt an ſeiner Regierungsweisheit zu zweifeln. In ihm, in ſeinem Hofe, in ſeiner Hauptſtadt war das ganze Reich enthalten, die Zentraliſazion war vollſtändig erreicht und die feſten Mauern Konſtantinopels, die einigemal unerobert den Verluſt der meiſten Provinzen überdauert haben, trugen dazu bei, dem Volke die innere Schwäche des ganzen Syſtems zu verhüllen.

Das Chriſtenthum, wie es in dieſem Staate beſtand, war wenig geeignet ſolche Zuſtände zu beſſern. Statt des freudigen Trotzes, der einſt gegen den Zwang heidniſcher Tyrannen in den Märtyrern lebte, war die chriſtliche Forderung der Demuth in das Gebot mönchiſchen Gehorſams oder politiſchen Sklavenſinns ausgeartet. Immer mehr kamen, beſonders bei ſogenannten Staatsverbrechen, grauſame Strafen durch Blendung und Verſtümmelung oder qualvolle Todesarten in Gebrauch. Ja ſelbſt die Freiheit des religiöſen Denkens und Prüfens beſtand nicht mehr. Auf den großen allgemeinen Kirchenverſammlungen, welche ſeit Conſtantin als die oberſten Entſcheidungen in Glaubens- und Kirchenſachen angeſehen wurden, war die Dogmatik des Chriſtenthums in enge Formeln eingeſchnürt und jede Lehre, die von der Stimmenmehrheit der Biſchöfe oder eigentlich von der allerhöchſten kaiſerlichen Glaubensanſicht abzuweichen wagte, durch geiſtliche und bürgerliche Strafen hart gezüchtigt worden. So ging hier, mitten in einem chriſtlichen Staate, das verloren was man in dem heidniſchen doch gerettet hatte, die Gewiſſensfreiheit: ja die Stimme des Volkes ſelbſt, das Orthodoxie vor Allem ſchützte, billigte meiſtens die Beſtrafung der Ketzer, und ſo lief die byzantiniſche Theologie, freier neuer Gedanken unfähig, im Mittelalter endlich in bloße Sammelwerke und Auszüge aus der frühern kirchlichen Literatur aus. Allerdings ſchwankte manchmal in Bezug auf irgend einen Lehrpunkt der Sieg, eine Kirchenverſammlung trat wider die andere auf, und aus den theologiſchen Schulen wurden Staatsparteien. Die für den Augenblick ſchwächere pflegte ſich dann an ein einflußreiches Mitglied des Kaiſerhauſes, an die Gemalin oder den muthmaßlichen Thronfolger anzuſchließen, und auf dem Wege der Intrigue ihren künftigen Sieg vorzubereiten. Manche Kaiſer ſind durch dieſes Mittel ſogar entthront worden; die theologiſchen Fragen waren die einzigen Dinge, von denen dieß Volk ſich ſogar zu Revoluzionen hinreißen ließ. Aber zuletzt waren das immer bloße Palaſtunruhen; die Perſon wechſelte, das Syſtem, der Maſchinengang der Verwaltung, das Heer der Beamten blieb. Den Abſchluß gab einem ſolchen Streite ſtets die Durchbildung der endlich beſiegten Partei zu einem beſondern, dem Staate feindſäligen Kirchenthum außerhalb der Reichsgrenzen. Die Arianer predigten ihren verpönten Glauben unſern deutſchen Vätern und ſchürten in ihnen den zerſtörenden Haß gegen das Römerreich; an der öſtlichen Grenze, in Aſien und Aegypten, verbündeten Neſtorianer und Kopten ſich lieber mit den Sarrazenen als daß ſie länger das Joch der Reichskirche getragen hätten, und zuletzt riß ſich das abendländiſche Papſtthum ſammt der ganzen lateiniſchen Kirche vom Throne des Kaiſers los, weil man in Lehr- und Verfaſſungsfragen von einander abwich.

Und doch hat auch dieß altersmüde Reich noch ſeine gehobenen Augenblicke. Denn die Zeiten können niemals weder ſo gut noch ſo böſe werden, daß die einzelne tüchtige Perſönlichkeit gar Nichts zu leiſten vermöchte. Die Glanzepoche für Byzanz war die Regierung des Kaiſers Juſtinian I. (527—565), welche manches Verwandte mit dem Höhepunkt der franzöſiſchen Monarchie unter Ludwig XIV. darbietet. Noch waren die Hülfsquellen des großen Reiches nicht erſchöpft, noch das ganze Vorderaſien ihm unterthänig. Auch das Volk beſaß damals einen Reſt alter Quiritenbeweglichkeit, wenn es ſich gleich in den Parteikämpfen nur um Wettrennen oder um die Vereinigung beider Naturen in Chriſto handelte. Juſtinian ſelbſt hatte Sinn für das Prächtige und Großartige, und wo er nicht ſelbſt handelte, da beſaß er wenigſtens das unſchätzbare, dem abſoluten Herrſcher doppelt unentbehrliche Talent die rechten Diener auszuwählen: die lange Dauer ſeiner Regierung, beſonders aber das Glück, das ihm treu war auch wo er es nicht verdiente, gaben allen ſeinen Hauptplanen Erfolg. Seine Sammlung der römiſchen Geſetze hat noch heute für uns eine andere als bloß gelehrte Bedeutung; ſeine Sofien- und Vitaliskirche ſind die glänzendſten Zeugniſſe der ganzen byzantiniſchen Kunſtepoche, und die beiden Hauptprovinzen Italien und Nordafrika hat er durch Ausdrängung der germaniſchen Eroberer noch einmal mit dem Reiche verknüpft. Mit ihm geht aber auch das beßte Theil der byzantiniſchen Reichsgeſchichte zu Ende.

Seit die jugendlich-ungeſtüme Kraft des Sarrazenen auf den Schauplatz der That tritt, verliert Byzanz ſeine Bedeutung. Im Mittelalter ſind es nur Araber und Germanen, welche die Paniere der Weltgeſchichte halten. Byzanz ſtellte den Prozeß dar, der aus der Verweſung die Keime des Lebens hervorgehen läßt. In Wiſſenſchaft und Kunſt bewahrt es eine reiche Ueberlieferung, welche den andern bewegtern Völkern ſpäter zu Gute kommt. Byzanz iſt das Mittelglied zwiſchen Alt-Rom und der jüngern Völkerbildung. Es hat die Italiener wieder malen gelehrt, es hat uns allen kurz vor ſeinem Untergang ſeinen Homer, ſeine geretteten Schriftrollen und den Schlüſſel dazu überliefert; es hat nach Oſten hin dem Araber abendländiſche Bauformen und noch dem Osmanen den Stil ſeiner Moſcheen zugeführt. Als die jüngern Völker fähig waren ſein vererbtes Wiſſen zu neuen Schöpfungen zu benutzen, da ſtieg es in ſein Grab.

Und eben für dieß Cuſtodenamt auf dem Welttheater war jener Stillſtand der Geſchichte in Konſtantinopel, jener Friede der innern und äußern Politik unter dem Drucke einer mäßigen Deſpotie, ja ſogar das Entſchlummern des Volksgeiſtes ſelbſt offenbar ſehr zuträglich. Nur freilich dürfen wir in den eigenen Schöpfungen eines ſolchen Volkes keine Mannigfaltigkeit, Freiheit und wahre Größe ſuchen. Die byzantiniſche Epoche iſt das Greiſenalter der antiken Welt, wie es nach dem Frühling in Hellas und nach Roms thatkräftigen Mannesjahren eintreten mußte: ſie iſt wie ein Greis geſchwätzig, pedantiſch, voll Selbſtgefühls und würdigen Anſtrichs, genau und zäh von Gedächtniß für Alles was in ihrer Jugend geſchehen iſt, friedſam und nach Kräften, doch ſtets in Kleinigkeiten thätig. Ihr Verdienſt iſt, durch Mittheilung ihre Erfahrungen dem jüngern Geſchlechte rentbar zu machen: ſelbſt vermag ſie Nichts mehr zu erzeugen.

Wir ſahen, daß das Syſtem von Byzanz auf dem Staatsgrundſatz der Einheit, der Zentraliſazion beruhte. Wenden wir dieß auf die Kunſt an, ſo erſcheint hier daſſelbe Prinzip in Thätigkeit. Bei den meiſten Völkern hat die Kunſt, und zwar zumeiſt die Architektur, einen nazionalen Boden, weil das Volk ſelbſt ſie erſchaffen hat: auch noch die romaniſche Kunſt iſt von einheimiſchen Mönchen und Geiſtlichen, der germaniſche Bauſtil von den aus Bürgerlichen beſtehenden Bauhütten ausgegangen: die Bauherrn waren verſchiedene, Biſchöfe, Aebte, Fürſten, Ritter und Städte, ſelbſt Frauen. Aus dieſem Grunde zeigt die abendländiſche Baukunſt des Mittelalters ſo große Freiheit im Grundplan ſowol als in Anordnung und Schmuck des Einzelnen, darum auch iſt in ihr ein beſtändiger Fortſchritt der Formen, welche in geordnetem Gange, nie ein Mittelglied überſpringend, zur Vollendung vorwärts ſtreben. In Byzanz ſtand die Sache wenigſtens bei der Architektur anders: dort war der Kaiſer der einzige Bauherr, die Arbeiter aber bloße gedingte Handwerker. Deshalb konnte, nachdem einmal in der Sofienkirche ein Höhepunkt erreicht war, kein weſentlicher Fortſchritt mehr ſondern eigentlich nur noch Nachahmung ſtattfinden. Statt des Fortſchritts trat alſo, da man der bloß überlieferten Formen doch endlich müde wird, die perſönliche Herrſcherlaune und die Mode ein, und ſo wird die byzantiniſche Baugeſchichte mehrfach von Verſuchen durchbrochen, mit einemmal wenigſtens im Palaſtbau völlig fremde Formen beſonders von den Völkern des Orients aufzunehmen. Ueberhaupt bilden die prachtvollen Schlöſſer der Kaiſer hier ein wichtiges Stück der Kunſtthätigkeit, was denn wiederum mit dem deſpotiſchen Staatsweſen genau zuſammenhängt. In den beiden darſtellenden Künſten aber zeigt ſich jener orientaliſche Einheitsſinn beſonders an der merkwürdigen Eintönigkeit aller Kunſtwerke. Byzanz hat vorzüglich in Heiligenbildern mit größter Entſchiedenheit den Typus ausgebildet, und bis heute muß in den Ländern, welche von dort aus ihr künſtleriſches Leben empfangen haben, jede Heiligenfigur, um Gunſt und Verehrung zu gewinnen, in Haltung, Gewandfarbe und Ausdruck genau nach dem hergebrachten Muſter kopirt ſein. Wie in Staat, Kirche und Wiſſenſchaft, iſt alſo die Ueberlieferung an die Stelle der individuellen Erfindung getreten, und ſo konnte Byzanz nur eine abſterbende, moderner Verjüngung unfähige Kunſt beſitzen.

Aber wenn demnach nicht der Geiſt dieſer Kunſt dem Abendländer zu imponiren vermochte, was war es denn was man im Mittelalter ſo allgemein bei Konſtantinopel bewunderte? Eine Frage, die bei dem gegenwärtigen troſtloſen Zuſtande jener öſtlichen Länder und ihrer verödeten und ausgeplünderten Bauten ſchwer zu beantworten wäre, wenn nicht das Zeugniß der Geſchichte nachhülfe. Nebſt ſo vielem Orientaliſchen hatte Byzanz auch den Sinn für das Glänzende, durch prachtvollen Luxus Imponirende in ſich ausgebildet. Wie die Republik das bürgerlich Einfache begünſtigt, ſo gehört zum Weſen der Deſpotie daß ſie verſchwendet und den ungeheuern Abſtand zwiſchen dem Einen Mächtigen und dem ſklaviſchen Volke vergeſſen läßt durch den Mitgenuß der Pracht die ſie dem letztern wenigſtens zum ſtaunenden Anſchauen gewährt. Von dem uralten Aegypten bis zu dem modernen Rußland zieht ſich dieſer Herrſchergrundſatz durch die Weltgeſchichte hindurch; in Byzanz iſt er zu erſtaunlicher Höhe geführt worden. Dort herrſchte während des ganzen Beſtehens des Reiches eine merkwürdige Vorliebe für Anwendung des koſtbaren Materials bei Kunſtwerken. Wenn auch die Architektur für das eigentliche Mauerwerk den wohlfeilen Ziegelſtein beibehielt, weil er wegen ſeiner Leichtigkeit ſich für den künſtlichen Gewölbbau vorzüglich empfahl, ſo wurde dafür wenigſtens ins Innere der ausſchweifendſte Luxus der Marmorverzierung an Säulen und Wandverkleidungen oder der theure Schmuck goldener und bunter Moſaiken, oft ſogar ein Ueberzug von edeln Metallen über einzelne bedeutungsvolle Theile des Gebäudes aufgenommen. Noch üppiger waren die Kaiſerpaläſte ausgeſtattet. Auch die Bildnerei zog Elſenbein und Prachtmetalle den ſchlichtern Stoffen des Erzes und Marmors vor. Nun iſt es noch heute eine traurige aber gewöhnliche Erfahrung daß der Maſſe Nichts beim Kunſtwerk wichtiger iſt als der hohe Kaufpreis: darf es uns da auffallen wenn das noch rohere Mittelalter dieſe Pracht Konſtantinopels bewunderte und mit ächter Kunſtſchönheit verwechſelte?

Doch kam freilich noch etwas Beſſeres hinzu, was ſolche Bewunderung beſonders von Seiten der Abendländer doch einigermaßen rechtfertigt. Schon das ſehr verſchiedne, oft höchſt ſchwierige Material, das zu jenen Prachtwerken verwendet wurde, nöthigte den Arbeiter in die höchſte Sorgfalt der Ausführung hinein und führte ihn auf manche Handgriffe oder Studien die ihm ſein Geſchäft erleichterten. Hiezu kam ein Werthlegen auf das Künſtliche an ſich und ein Streben nach mathematiſcher Regel und Präziſion, welches ähnlich wie bei den alten Aegyptern alles Mechaniſche und Handwerkliche der Kunſt auf eine hohe Stufe der Ausbildung erhub. Wahrhaft zu bewundern iſt die bauliche Sorgfalt in der höchſt ſchwierigen Vertheilung der Laſt bei den großen Kuppelbauten, nicht minder aber, obwol im Kleinen, die Sicherheit der Linienführung in den Elfenbeinwerken, die Sauberkeit und vortreffliche Erhaltung der Farben in den Miniaturgemälden. Wir blicken hier in die ſtillen Werkſtätte der Mönche und Handwerker der großen Hauptſtadt hinein, in denen ſich während eines vielhundertjährigen Friedens die ſtets vermehrte Tradizion der Handgriffe und Fertigkeiten ununterbrochen fortpflanzte, indes die äußere Wandelloſigkeit aller Zuſtände den Einzelnen in ruhigſter und unermüdlichſter Geduld zur gleichmäßigen Ausarbeitung des oft jahrelang ſich hinziehenden Werkes erhielt. Nicht ohne Rührung läßt ſich ſolche Hingebung an den auf uns gekommenen Arbeiten nachempfinden; beſonders aber mußte der ſtürmende Geiſt des deutſchen Mittelalters und des ſarrazeniſchen Morgenlandes dieſe Vollendung der Technik achten, deren er ſelbſt noch nicht fähig war. Dieß iſt auch der Grund weshalb byzantiniſche Kunſtwerke als Geſchenke oder Handelsgegenſtände allwärts ſo hoch geſchätzt und ſo weit verbreitet waren, daß ſie faſt in allen gebildeten oder doch der Bildung entgegenreifenden Ländern Nachahmung und Kunſteifer geweckt haben.

Die byzantiniſche Baſilika.

Das Weſen der eigentlich byzantiniſchen Architektur iſt der Kuppelbau; aber es hat von Conſtantin bis auf Juſtinian gewährt ehe man die Geſetze für dieſe techniſch höchſt ſchwierige Form vollſtändig auffand. Man begnügte ſich daher zunächſt mit der praktiſch ganz zweckmäßigen Bauart welche Rom bereits in die Kirche eingeführt hatte, nämlich mit der Baſilika. In den verſchiedenſten Provinzen des oſtrömiſchen Reiches hat ihre einfache Form bis ins ſechste Jahrhundert gegen das Streben nach größerer Künſtlichkeit und Pracht ſich behauptet.

Dieß gilt gleich von der erſten großen Kathedrale des Orients, welche noch in den frühen Regierungsjahren Conſtantins während der Mitregentſchaft ſeines Schwagers Licinius, alſo vor dem Jahre 323, in Tyrus unter der Leitung des dortigen Biſchofs Paulinus ausgeführt wurde. Wir kennen dieſen bereits im Mittelalter zerſtörten Bau genauer als ſelbſt die meiſten noch beſtehenden Kirchen des Morgenlandes, weil die bei der Einweihung gehaltene Feſtrede, vermuthlich dem benachbarten Biſchof Euſebius von Cäſarea angehörig, von ihm eine pomphafte aber genaue Schilderung entwirft. Hier finden wir Alles wieder was den unterſcheidenden Charakter der Baſilika bildet: zuerſt von der Straße her die äußern Prachteingänge, hinter dieſen den von Säulenhallen auf allen vier Seiten umzogenen nach oben offenen Vorhof mit dem Reinigungsbrunnen, alsdann die erzbeſchlagenen Thüren welche in das Innere der Kirche laden, und hinter dieſen den dreiſchiffigen Saal ſelbſt mit der durch niedrige Schranken und einen beweglichen Vorhang von ihm abgeſchloſſenen Chorniſche. Ausdrücklich wird erwähnt, daß die beiden Seitenſchiffe zweiſtöckig waren und folglich jene obern Galerien beſaßen die oben bei den römiſchen Kirchen Sta Agneſe und S. Lorenzo geſchildert worden, ſind. Dieß zweite Stockwerk, das urſprünglich aus der obern Säulenreihe der heidniſchen Baſilika hervorgegangen war, wurde überhaupt bei den Baſiliken des Orients allgemeiner als im Abendlande beibehalten und rettete ſich auch, obwol in etwas anderer Geſtalt, in den ſpätern Kuppelbau hinein. Die Urſache haben wir in der Landesſitte zu ſuchen: auf dieſen von unten dem Blicke nicht zugänglichen Emporkirchen ſaßen nämlich die Frauen um ſie nach uraltem morgenländiſchem Schicklichkeitsgefühl mehr von den Männern zu ſcheiden, während das hierin freiſinnigere Abendland ihnen eins der Seitenſchiffe als Kirchenplatz überwies.

Auch in dem benachbarten Paläſtina bauten Conſtantin und Helena an vielen durch die chriſtliche Erinnerung geweiheten Plätzen Baſiliken auf, welche uns theils von demſelben Euſebius in der Lebensbeſchreibung des Kaiſers kurz geſchildert werden, theils aus andern Zeugniſſen bekannt ſind. Dahin gehören vermuthlich die Kirche von Mamre an der Stelle jenes Terebinthenhaines, wo nach der alten Patriarchenſage ſchon Abrahams Opferaltar geſtanden hatte, und die Himmelfahrtskirche des Oelbergs unweit Jeruſalem, welche im Dach eine viereckte Oeffnung hatte und darunter von keinem Marmorfußboden ſondern von lebendigem grünem Raſen bedeckt war: man wollte die Stätte wo der Herr zuletzt geſtanden und aufgefahren nicht mit dem Werke der Menſchenhand überkleiden. So haben noch Wallfahrer des frühen Mittelalters dieſe Kirche geſehen. Bis auf dieſen Tag aber ſteht noch die Kirche über der Geburtshöhle Chriſti zu Bethlehem welche für die Anwendung jener abendländiſchen Form das entſcheidendſte Zeugniß liefert. Sie iſt von Helena gegründet, aber von Eudokia, Gemalin Theodoſius III. erneuert. Mit ihren fünf Schiffen, deren gerades Gebälk auf 48 Marmorſäulen ruht, ſchließt ſie ſich ganz dem ältern römiſchen Baſilikenmuſter an. Verwandt iſt die im ſechsten Jahrhundert errichtete Verklärungskirche des Berges Tabor. Selbſt noch entfernter vom Mittelpunkte des Reiches, nämlich bis nach Aegypten und Nubien hinab, iſt der Baſilikenſtil in uralten Kirchenbauten der herrſchende.

Wir gedenken noch eines zerſtörten Prachtbaues im Orient, weil er den klaren Beweis liefert daß ſelbſt Juſtinian, der den Kuppelbau auf ſeine Höhe erhub, dennoch zuweilen dem ältern Stil treu blieb. Es iſt dieſes die Marienkirche zu Jeruſalem, erbaut auf einem der ſteilen Felſen an welche die Stadt ſich lehnt. Juſtinian hatte die Maße derſelben vorgeſchrieben; die Baumeiſter geriethen dadurch in die größte Verlegenheit weil der Fels auf ſeiner obern Fläche nicht Raum genug darbot. Aber der unternehmende Kaiſer ſchaffte durch ein Rieſenwerk Rath. In ähnlicher Weiſe wie es ſchon Salomon bei ſeinem Tempelbau gethan wurde der Platz künſtlich vergrößert. Aus ungeheuern Werkſtücken, deren jedes auf einem beſonders gezimmerten Wagen und auf neuen in die benachbarten Felsengen eingehauenen Straßen durch vierzig Ochſen herangeführt wurde, baute man gegen Süden und Oſten eine Rieſenmauer, die ſich von der Thalſohle bis zur Höhe des Felſen emporhub und an dieſen oben durch mächtige Gewölbe angeſchloſſen war. Ein ganzes Viertel der Kirchenfundamente ruhete auf dieſem künſtlichen Unterbau. In einem bisher unbekannten Steinbruch entdeckte man einen ſchönen feuerfarbigen Marmor für die Säulen, die in zwei Reihen übereinandergeſtellt die ungewöhnlich großen ohne Zweifel vom Libanon herſtammenden Zederbalken der Bedachung trugen. Beſonders beachtenswerth ſind zwei dieſer Säulen welche von dem Berichterſtatter als die größten auf der ganzen Erde bezeichnet werden. Da ſie vor dem Eingang ſtanden, alſo wie es ſcheint Nichts zu tragen hatten, ſo haben wir ſie ohne Zweifel als Nachbildung der beiden freiſtehenden Erzſäulen vor dem ſalomoniſchen Tempel zu betrachten, welche die ſymboliſchen Namen Jachin und Boas führten und ſeitdem auch, vermuthlich in Nachfolge des juſtinianiſchen Baues, an abendländiſchen Domen Anwendung fanden. Vor dieſen Säulen breitete wie gewöhnlich der Vorhof ſich aus, in welchen man von außen durch ein mächtiges auf zwei andere Säulen geſtütztes Bogenthor eintrat. Endlich war die ganze Kirche in ſonſt nicht vorkommender Weiſe auf drei Seiten, mit Ausſchluß des Oſtchors, von außen durch beſondere Säulenhallen eingefaßt. Nehmen wir nun hinzu daß auf der Felsplatte noch Platz für ein Kranken- und ein Pilgerhaus blieb, ſo iſt klar daß bei anders angeordnetem Grundriß der Kirche jener koſtſpielige Unterbau überflüſſig geweſen wäre, und dieß nebſt den übrigen angegebenen Eigenthümlichkeiten führt uns darauf daß Juſtinian hier eine genaue Nachbildung vom Tempel Salomons an der Stelle beabſichtigte wo dieſer vielleicht wirklich geſtanden hat, und daß er aus dieſem Grunde keine Unkoſten vermied um die Längen- und Breitenmaße genau nach den altteſtamentlichen Angaben beibehalten zu können. Leider iſt von dem ganzen Werke Nichts übriggeblieben; vermuthlich haben die moslemiſchen Eroberer, welche gerade den Mariendienſt beſonders haßten, daſſelbe mit Abſicht zerſtört. Wollte man aber ſagen, die Baſilikenform ſei hier nur wegen der Tempelnachahmung beibehalten worden, ſo widerſpricht dem die auf denſelben Stil hindeutende Schilderung einiger gleichfalls von Juſtinian erbauten Kirchen in Konſtantinopel, wie es denn auch an ſich glaublich iſt daß Juſtinian bei der Maſſe ſeiner Bauten in der Hauptſtadt die Baſilika gerne zur Abwechſelung anwendete, um die unvermeidliche Eintönigkeit des Kuppelbaus wenigſtens von einigen derſelben fernzuhalten.

Von allen bisher beſprochenen Kirchen fehlt uns beſonders in Hinſicht des Details die genügende Anſchauung, da ſie theils nicht mehr vorhanden theils noch nicht in genügenden Abbildungen veröffentlicht ſind: nur der Grundplan und ſelbſt dieſer nicht immer läßt ſich aus den Angaben der byzantiniſchen Schriftſteller erkennen. Es iſt daher unſchätzbar daß wir mitten im römiſchen Abendlande durch ein paar noch aufrechtſtehende Bauwerke erſten Ranges dieſen Mangel erſetzt finden. Es ſind dieß die Kirchen von Ravenna an der adriatiſchen Küſte, bei welcher Stadt beſondere Umſtände zur Aufnahme eines völlig byzantiniſchen Kunſtſtils hinwirkten. Schon unter den erſten Römerkaiſern war Ravenna ein angeſehener Ort: zur Sicherung Italiens von Seiten des öſtlichen Meeres lag die Hälfte der kaiſerlichen Flotte in ſeinem nur eine Stunde entfernten Hafen, der hiervon den Namen der Claſſis erhielt und durch ſeine Bedeutung als Seeplatz zu einer mit Ravenna faſt rivaliſirenden Stadt anwuchs. Beide Orte waren endlich durch eine gleichfalls einer Stadt ähnliche Häuſermaſſe verbunden, die ihrem Namen Cäſarea durch ihre kaiſerliche Pracht Ehre machte. Der Neubau Konſtantinopels erhöhte die Bedeutung, da Ravenna nun das Mittelglied zwiſchen beiden Hauptſtädten bildete. Als aber nun Rom tief und tiefer ſank, als die ausgedehnten aber ſchwachen Mauern Aurelians nicht mehr genügenden Schutz gegen die Einfälle der Barbaren zu gewähren verſprachen, da verlegte Kaiſer Honorius 404 die Reſidenz ſeines abendländiſchen Reiches nach Ravenna. Die Stadt war ſchon von der Natur durch ihre Lagunen befeſtigt, die ihr damals ein ähnliches Ausſehn und eine ähnliche Wichtigkeit wie dem faſt gleichzeitig aufblühenden Venedig gaben; außerdem aber bot der verſchanzte Hafen Gelegenheit zur Heranziehung von Hülfsflotten aus dem befreundeten Byzantinerreich oder im ſchlimmſten Falle zur Flucht. Wirklich gewannen die Weſtgothen Rom bereits ſechs Jahre ſpäter und führten von dort des Honorius Schweſter Galla Placidia in ihr neugeſtiftetes Reich nach Languedoc mit ſich. Ihr König Athaulf vermählte ſich mit der Gefangenen; nach ſeinem Tode wurde ſie von den Römern ausgelöſt und lebte, nachdem auch ihre zweite Ehe mit dem Feldherrn Conſtantius durch den Tod geſchieden war, in Ravenna als Herrſcherin ihres Bruders und des Abendlandes, dann aber in Konſtantinopel am Hofe ihres Neffen Theodoſius II. An die Stelle des Honorius trat 423 ihr Sohn Valentinian III., den ſie als Vormünderin nach Ravenna zurückbegleitete und mit Hülfe der Byzantiner ins Reich einſetzte. Ihre und Valentinians Regierung gaben der Kirche und Stadt großen Glanz an Bauwerken und Privilegien, und dieſe hohe Blüte ging nicht unter durch die Eroberung des Oſtgothen Theodorich. Denn obwol dieſer Arianer war, verſöhnte er doch ſeine katholiſchen Unterthanen durch kluge Duldung und vortreffliche Staatsverwaltung: ja er ſchmückte die Stadt durch neue dem arianiſchen Kultus zugewieſene Kirchen, durch ſeinen Königspalaſt und ſein Mauſoleum. Nur lag es nahe daß jetzt unter fremdem Szepter Ravenna noch entſchiedener ſich an das glaubensverwandte Byzanz anlehnte. Die katholiſchen Kirchenbauten gingen ungeſtört weiter; gerade dieſer Periode gehören S. Apollinare und S. Vitale an. Es iſt vielleicht nicht durch Zufall ſondern durch Einverſtändniß mit den Bürgern geſchehen, daß die Byzantiner bei ihrem Angriff auf das Gothenreich dieſe Stadt zuerſt gewannen und ſich in ihr behaupteten, während im übrigen Italien das Kriegsglück noch dreizehn Jahre ſchwankte. Ravenna wurde von neuem Hauptſtadt des abendländiſchen Byzantinerreichs oder des ſogenannten Exarchats: die ganze Pracht des Morgenlandes ergoß ſich hierher, Baukunſt, Bildnerei und Moſaik formten ſich nach dem in Konſtantinopel eben damals auf ſeine Höhe gelangten Stil. Ein ſtolzes Selbſtgefühl durchdrang die Biſchöfe der Stadt, die nach der Legende ebenſo frühe wie Rom das Chriſtenthum durch den h. Apollinaris, Schüler des Petrus, empfangen hatte und deſſen Leichnam in ihrer Claſſis aufbewahrte.

Hierauf und auf die politiſchen Verhältniſſe geſtützt riß ſich im ſiebenten Jahrhundert der Biſchof Maurus mit Verwilligung des regierenden Kaiſers von der römiſchen Kirche los und machte ſo einen Verſuch Ravenna an die Stelle Roms zu ſetzen. Doch das Exarchat war zu ſchwach und die Zeiten wurden bald zu bedrängt als daß ſolche Beſtrebungen hätten Dauer gewinnen können. Die Claſſis verödete durch Verſandung des Hafens und wurde endlich 728 durch die Longobarden erobert und zerſtört; unter der fränkiſchen Herrſchaft aber wandte ſich die Weltgeſchichte wieder nach Rom, ſarrazeniſche Seeräuber ſuchten Ravenna heim, die neuen Beherrſcher ſchleppten Stücke der dortigen Bauwerke über die Alpen um ſie als Material für ihre Neubauten zu verwenden, und die entſchiedene Löſung des Abendlandes vom Byzantinerreich ſetzte die Stadt zu einem Provinzialorte herab. Seitdem iſt ſie von der Geſchichte tauſend Jahre lang vergeſſen und von dem zurücktretenden Meere verlaſſen worden; in der Claſſis weidet das Vieh um die Apollinariskirche, welche als letzter Reſt der alten Herrlichkeit in völliger Oede ſich erhebt. Aber für die Kunſtgeſchichte wurde dieſe Verſumpfung des einſt ſo großartigen Lebens wie faſt immer ein Segen, indem das ehrwürdige Alterthum hier von modernen Umbildungen und Zerſtörungen mehr als anderswo verſchont geblieben iſt.

Die Geſchichte der Blüte Ravennas hat uns demnach einen ſteten Zuſammenhang mit Byzanz aufgewieſen: dem entſprechen die hier vorfindlichen Reſte der Kunſt, und namentlich die Baſiliken ſind für uns faſt die einzigen noch übrigen Muſter dieſes Stils in ſeiner morgenländiſchen Ausbildung. Im Allgemeinen iſt die Anordnung des Grundplans dieſelbe wie bei den Baſiliken von Rom; auch die Raumvertheilung des Innern, die drei Schiffe, der von Marmorſchranken umſchloſſene Chor mit Altar und Ambonen, endlich die Verzierung durch Moſaiken, Marmorfußboden und Prachtmetalle kehren gleichmäßig wieder. Dagegen hat Ravenna den entſchiedenen Vorzug in der feſten Regel nach der das ganze Gebäude von Grund auf geplant und bis in alles Einzelne durchgeführt iſt. Schon im Grundriß ſind die Baſiliken Ravennas viel gleichmäßiger. Ihr Chor liegt mit wenigen Ausnahmen gegen Morgen, während das Weſtende ſtatt des offenen römiſchen Säulenportikus meiſt von einer großen ganz von Mauern umſchloſſenen und von Fenſtern durchbrochenen Vorhalle, der ſogenannten Ardica, eingenommen wird, die an Breite beiderſeits über die Faſſade vortritt, an Höhe aber derſelben ſich unterordnet (3, a). Die Kirche hat ſtets nur Eine Niſche, die Nebenſchiffe laufen auf die flache Rückwand aus. Die zwei Säulenreihen des Innern gehen ohne Unterbrechung von der einen Schmalſeite bis zur entgegenſtehenden fort; niemals alſo kommt der Verſuch vor durch Einlage eines Querſchiffs die Kreuzesform anzudeuten. Das Material iſt an den Mauern ohne Ausnahme der Backſtein, wie ihn die ſpätere Römerzeit ſo vortrefflich zu bereiten wußte, an den Säulen der Marmor: das Aeußere bleibt unverkleidet, im Innern ſind die Backſteinwände ganz mit eingelegter Arbeit überzogen. Sehr beachtenswerth iſt aber daß an dieſen Wänden ſtatt der rohen Einförmigkeit der römiſchen Kirchen bereits ein ſehr gelungener Verſuch architektoniſcher Gliederung angeſtellt wird. Statt des graden, dem Organismus des Ganzen nicht zupaſſenden Gebälks, das in Rom die frühern Kirchen noch aus der antiken Architektur beibehielten, wird in Ravenna zur Verbindung der Säulen konſequent der Halbkreisbogen in ſehr zierlicher Gliederung angewendet. Sodann erſcheint über jeder Säule ein Backſteinpfeiler aufgemauert, der mit ſeinem öſtlichen und weſtlichen Nachbar oben durch einen Rundbogen verbunden iſt. Zwiſchen dieſe Pfeiler ſind dann dünnere Füllmauern eingeſetzt in denen die Fenſter liegen. Nach außen treten jene Pfeiler mit den über ſie gelegten Bogen ein wenig aus jenen Füllmauern hervor. Nach demſelben Prinzip ſind auch in den Umfaſſungsmauern der Seitenſchiffe die Fenſter eingelegt. Endlich wird außen über jenen Bogen dicht unter dem Dache ein Sims von Backſteinen angebracht die übereck gelegt ſind, dem Beſchauer alſo eine ihrer ſcharfen Kanten zukehren und hierdurch eine einfachſchöne Schattenwirkung hervorbringen. Das Aeußere erhält ſo eine wohlthätige Gliederung (3, a): aber auch im Innern wird die ſchwere Maſſe der Mauer im Mittelſchiff dadurch für das Gefühl erleichtert, weil die Laſt vertheilt und der ſtärkere Pfeiler jedesmal auf die tragende Säule, die dünnere Füllmauer aber auf den leichten Bogen geſtützt erſcheint. Gewiß ſchließt ſich dieſe ganze Art die Wandfläche zu beleben an ältere

Muſter an, denn wir finden ſie ganz ebenſo an der Gerichtshalle zu Trier angewendet: aber ihre Aufnahme in die chriſtliche Baukunſt bleibt ein Verdienſt der Architekten von Ravenna, und ein um ſo größeres da ganz offenbar auf ihren Fußtapfen der romaniſche und ſelbſt noch der germaniſche Stil weitergegangen iſt, in welchem jenes die Laſt vertheilende Pfeilerſyſtem in ſeiner Ausbildung als Strebepfeiler eins der herrlichſten Elemente ausmacht. Nicht minder ausgezeichnet iſt in Ravenna das Detail der Säule. Zunächſt bemerken wir hier Nichts von jener barbariſchen Verbindung ungleichartiger Schäfte, Baſen und Kapitelle die in Rom oft ſo betrübend an die Plünderung antiker Bauten erinnert: die korrespondirenden Säulen einer jeden Kirche ſind vielmehr in allen Theilen einander gleich. Es mag ſein daß hierzu der Mangel antiker Trümmer in Ravenna Einiges beitrug: gewiß aber iſt der Hauptgrund die klarer geregelte, auf mathematiſche Symmetrie gerichtete Sinnesweiſe die überhaupt den byzantiniſchen Künſtler auszeichnet. In der Regel beſtehen die Schäfte aus dem Marmor von Prokonneſos, der jetzigen Inſel Marmora im Propontis unſern Konſtantinopel: dieſes in der ganzen byzantiniſchen Architektur beſonders vorherrſchende Geſtein iſt aus weißen und ſchwärzlichen Adern gemiſcht, ſo daß bald die eine bald die andere Farbe überwiegt, hat aber im Ganzen einen kalten nicht ſehr wohlthuenden Ton. Die Kapitelle ſtehen bei den ältern Bauten den ächtkorinthiſchen der griechiſchen Kunſt näher als ſelbſt die antikrömiſchen; das Blattwerk iſt ſtreng und ſchön ausgeführt. Später werden ſie bauchiger und in der Blattverzierung ſchärfer und manierirter (3, **k**), ſo daß ſie dem Kapitell des Mittelalters ſich annähern; oft erſcheinen ſie reich bemalt und vergoldet. Ganz beſonders der Beachtung würdig iſt aber ein Säulenglied welches hier zuerſt auftritt, dann in Sta Agneſe und S. Lorenzo zu Rom wiederkehrt und in reicherer Ausbildung bis ins Mittelalter ſich vererbt. Faſſen wir jene Halbkreisbogen ins Auge welche wir in Rom über die Säulen gelegt fanden, ſo durchdringt uns ein Gefühl unorganiſcher Verbindung: ihre Laſt liegt viel zu ſchwer auf dem leichten zierlichen Kapitell und ſeiner dünnen Deckplatte, die unter ihr zu knicken ſcheinen. Ein vermittelndes Glied erſchien nothwendig, in welchem unter dem Bogen das antike Gebälk für die Empfindung erhalten würde, und die byzantiniſche Architektur fand daſſelbe in dem ſogenannten Kämpfer, einer abgeſtumpften vierſeitigen Pyramide, welche mit der ſchmalern Grundfläche auf dem Kapitell aufſitzt, ihre breitere aber dem Bogen als kräftigern Stützpunkt entgegenhebt (3, l; 4, f und g). Die Seiten dieſes Kämpfers werden gern mit einem Kreuz, einer Blume, oft auch mit dem verſchlungenen Namenszug des Erbauers verziert. Wie ſehr hierdurch der Bogen erhöht und ſeine Laſt erleichtert erſcheint, wird man einſehen wenn man (3, c) das obere Stockwerk von Sta Agneſe mit dem untern vergleicht. Doch muß zugeſtanden werden daß die byzantiniſche Kunſt mit dieſem Gliede noch nichts Rechtes anzufangen wußte, daher es meiſt plump und ungegliedert eine ſchlechte Wirkung macht. Was endlich die Säulenfüße angeht, ſo behalten ſie meiſt die antike Form; in S. Apollinare ſind ſie auf einen viereckten Unterſatz in Form eines halbdurchgeſchnittenen Würfels geſtellt der an ſeinen Seiten mit flachausgemeißelten gradlinigen Verzierungen belebt iſt (3, k); auch kommen einmal vier übereinandergelegte nach oben treppenförmig ſich verkleinernde Sechsecke über einer kreisrunden untern Platte vor (4, f). In allen Theilen der Säule wie auch in den Bogen zeigt ſich große Genauigkeit des Meißels und ſcharfe, reinliche Technik. Dieß, verbunden mit der Harmonie dieſer Theile unter ſich und mit dem orientaliſchen Material macht es wahrſcheinlich daß ſeit dem ſechsten und vielleicht ſchon fünften Jahrhundert unweit von den Steinbrüchen der Marmorainſel, alſo wol in Konſtantinopel ſelbſt, große Steinhauerwerkſtätten angelegt waren, in denen Säulen und Bogen fabrikmäßig mögen gearbeitet und in die verſchiedenen Reichsgegenden auf Beſtellung oder auf kaiſerlichen Befehl verſandt worden ſein: wenigſtens muß Juſtinians unglaubliche Bauthätigkeit ſolche Werkſtätten vollauf beſchäftigt haben.

Die älteſte der jetzt noch ſtehenden Baſiliken von Ravenna iſt S. Giovanni Evangeliſta in der Stadt ſelbſt, durch Galla Placidia nach ihrer Rückkehr, alſo ſeit 425 erbaut. Die 22 Marmorſäulen und die Wände des Langhauſes ſtehen noch, die alte Niſche aber iſt verändert und der reiche Moſaikſchmuck des Innern verſchwunden. Demſelben fünften Jahrhundert gehören Sta Agata und S. Pietro oder S. Francesco an.

Auch der arianiſche Theodorich folgte in ſeinen Kirchenbauten dem hergebrachten Stil. Ihm ſchreibt man den Neubau der Kirche S. Teodoro oder Spirito Santo zu, welche von den Arianern zur biſchöflichen Hauptkirche der Stadt erhoben wurde, jedoch ihrer urſprünglichen Anlage nach ins dritte Jahrhundert zurückgeht. Vermuthlich hatte daher der erſte Baumeiſter bei ihr noch unbefangen die römiſche Praxis aufgenommen mit verſchiedenem antikem Material zu bauen. Die 14 Säulenſchäfte ſind nämlich an Geſtalt und Farbe nicht vollkommen gleich, beſtehen auch nicht aus prokonneſiſchem ſondern aus einem grünlichen Marmor der vielleicht aus Lakonien herſtammt. Dieß Alles macht wahrſcheinlich daß ſie urſprünglich von antiken Monumenten für den Bau der Kirche entnommen, hernach wegen ihrer Schönheit und Seltenheit auch bei Theodorichs Neubau beibehalten und nur mit den gegenwärtigen ganz gleichartigen Kapitellen und Kämpfern neu geſchmückt wurden. Der mit voller Sicherheit zu beſtimmende und wohlerhaltene Hauptbau der gothiſchen Periode iſt aber die Martinsbaſilika neben dem königlichen Palaſt, welche wegen der Pracht ihrer vergoldeten Decke S. Martino in Coelo aureo, ſpäter aber wegen des hierhergeflüchteten Leichnams des Stadtheiligen S. Apollinare nuovo genannt wurde. Sie zeigt ſchon ganz vollſtändig den oben entwickelten Stil und hat ſich in Mauerwerk, Säulen und Moſaiken ſehr wohl erhalten. Endlich gehört eine Reihe halb in den ſumpfigen Boden eingeſunkener Säulen am Markte der Stadt dem Theodorich an, wie ſein Namenszug an einigen derſelben beweiſt: man hält ſie für einen Ueberreſt, alſo wol für die Vorhalle der von dieſem König erneuerten Baſilika des Herkules, welche ihren Namen von einer vor ihr aufgeſtellten Statue dieſes Heroen trug. — Wetteifernd mit dem gothiſchen Eroberer bauten nun aber auch die katholiſchen Bewohner der Stadt ungehindert neue und prachtvolle Kirchen, unter denen uns hier noch die bedeutendſte der ravennatiſchen Baſiliken, die Kirche des h. Apollinaris in der Claſſis zu ſchildern bleibt. Sie zeigt den ganzen Stil in reichſter und ſchönſter Ausbildung. Ihren Bau begann Julianus Argentarius, ein angeſehener Laie, vermuthlich biſchöflicher Schatzmeiſter, der auch noch als Bauherr von drei andern bedeutenden Kirchen genannt wird. Vollendet und eingeweiht wurde das Werk erſt 549, alſo nach der Vertreibung der Gothen, und dann verfloß ein Jahrhundert bis zur Ausſchmükkung des Innern mit den prächtigen und wohlerhaltenen Moſaiken. Das Mittelſchiff ruht auf 24 Säulen von Prokonneſos die auf den oben erwähnten viereckten Untergeſtellen (3, k) ſich erheben. Ihre Kapitelle nähern ſich der Kelchform; das Blattwerk an ihnen iſt ſcharf ausgezackt, die Blattnerven ſind ſehr ſtark angegeben und mit Verzierungen in Form vierſeitig geſchliffener Diamanten beſetzt, ſo daß dieſer untere Theil des Säulenkopfes ſich ſchon ſehr dem fantaſtiſchen Pflanzenornament der frühmittelalterlichen deutſchen Baukunſt nähert: über den Blättern aber liegt ein mit Schlangeneiern verzierter Wulſt in der Weiſe des antiken joniſchen Kapitells nebſt einer Deckplatte mit vier Schnecken die an die korinthiſche Ordnung erinnert; alsdann folgt zwiſchen Kapitell und Bogen der oben beſprochene keilförmige Kämpfer. Es miſchen ſich alſo an dieſem Säulentheil auf das wunderlichſte die antiken und die neuen byzantiniſchen Formen mit den Ahnungen des ſpätern Stils. Die Seitenſchiffe haben, wie in allen Baſiliken Ravennas, kein zweites Stockwerk; dieß iſt das Einzige worin der abendländiſche Typus und die Freiheit der Geſchlechtsverhältniſſe über den orientaliſchen Einfluß geſiegt hat. Das Aeußere (3, a) gewährt durch die Anwendung der dünnen Füllmauern zwiſchen den mit Bogen verbundenen ſtärkern Pfeilern einen vortrefflichen Eindruck, welcher durch die kräftige Maſſe der Ardica und den ſtattlichen kreisrunden Thurm noch bedeutend gewinnt, der jedoch nicht mit der Kirche ſelbſt verbunden iſt. Auf die ſpätere romantiſche Zeit deutet an ihm auch die Steinmalerei hin welche an ſeinem unterſten Geſchoß durch ein Band von abwechſelnden rothen und gelben Backſteinen hervorgebracht iſt. Aehnliche Rundthürme haben ſich bei den meiſten alten Kirchen Ravennas erhalten. Faſſen wir dieſen Geſammteindruck des Aeußern zuſammen und rechnen wir noch hinzu daß die Chorniſche zum erſtenmale außen nicht mehr kreisrund ſondern fünfſeitig gebrochen erſcheint, ſo tritt uns hier, alſo in einem Werke des ſechsten Jahrhunderts, bereits in allem Weſentlichen ein Formenſinn entgegen der die ſchlichte auf die bloße Brauchbarkeit berechnete Einfachheit der römiſchen Baſilika ſchon durchbrochen hat und mit Macht auf die mittelalterliche Umbildung zuſtrebt. Vielleicht in keinem Bauwerke ſind byzantiniſche oder romaniſche Kunſt, die ſonſt ihrer ganzen Richtung nach ſo klar ſich ſcheiden, einander ſo nahe gekommen. Wie Theodorich ſelbſt als Nachfolger der alten Cäſaren der antiken Geſchichte, als der ritterliche Held der Volksſage aber dem jungen deutſchen Blut angehört und ſo Alterthum und Neuzeit verknüpft, ſo berührt ſich in den Werken ſeiner Königsſtadt zum erſtenmal der Geiſt alter Kunſt mit dem ahnungsreichen Formgefühl der mittelalterlichen germaniſchen Welt.

Noch mehr gegen die Alpen hin hat ſich endlich die byzantiniſche Baſilika in zwei Denkmalen der Weſtküſte von Iſtrien vorgeſchoben welche Ravenna ſchräg gegenüber liegt. Das eine iſt der Dom zu Trieſt, von deſſen urſprünglicher dem Anfang des fünften Jahrhunderts angehöriger Anlage jedoch nur wenig in dem Umbau des vierzehnten erhalten wurde. Deſto vollſtändiger iſt die Kathedrale von Parenzo geblieben. Erbaut um 542 von dem dortigen Biſchof Eufraſius, deſſen Namenszug man noch an vielen Säulenkämpfern ſieht, zeigt ſie in Anlage und Detail ganz byzantiniſche Formenbildung, unterſcheidet ſich jedoch von den ravennater Bauten durch die Dreizahl ihrer Niſchen. Das Mittelſchiff wird von achtzehn Marmor- und Granitſäulen gebildet welche Bogen mit Stuckverzierung tragen. Am Fußboden hat ſich das alte Pflaſter, in den Fenſtern die durchlöcherten Steinplatten, in der Niſche der biſchöfliche Stuhl und ein kreisförmiger Sitz für den Klerus nebſt Fußbank erhalten. Gleichfalls zeigt der Chor noch die alte Verkleidung von Perlmutter, Porfyr und Serpentin, darüber aber in der Wölbung das Moſaikbild der Madonna. Auch die Außengebäude ſind höchſt vollſtändig. Am Oſtende des linken Seitenſchiffs tritt man in eine ſtattliche gewölbte Halle welche zu einem ovalen mit Sitzen umgebenen Verſammlungsſaal der Geiſtlichen und dahinter zu einer Betkapelle mit drei Niſchen führt. Weſtlich aber hat ſich der ſäulenumzogene Vorhof, dicht davor ein achteckiges Baptiſterium und vor dieſem endlich der runde Glockenthurm erhalten. In Bezug auf die innere Einrichtung und Vollſtändigkeit der Nebengebäude iſt alſo dieſe Kirche für uns geradezu das muſtergültigſte Denkmal des ganzen byzantiniſchen Baſilikenbaues.

Der byzantiniſche Kuppelbau.

In den bisher beſprochenen Bauwerken ſchloß ſich der byzantiniſche Stil theils noch unbewußt an die einmal herkömmliche Form der Baſilika an, theils nahm er ſie wie in Jeruſalem als Nachahmung des dort einſt beſtandenen Tempels auf, oder er gab durch ihre Ausbildung wie in Ravenna dem daſelbſt einheimiſchen abendländiſchen Stil nach. Der eigentlich byzantiniſche Geiſt ſpricht ſich in ihr noch nicht vollſtändig aus. Wir ſahen daß das Lebensprinzip dieſes Geiſtes die Zentraliſazion war, welche in der langgeſtreckten Baſilika keinen Ausdruck findet. Eine neue Form, die ihm gemäßer war, mußte er ſich alſo erſchaffen oder doch aus den vorhandenen Elementen durchbilden. Auch das Gebäude mußte zentraliſirt werden durch einen Bautheil der als Mittelherz des Ganzen erſchien, indem er durch Höhe und Bedeutſamkeit die übrigen Theile beherrſchte. Dieſer Bautheil iſt aber die Alles überwiegende *Kuppel*, welche von ihren Umgebungen nur wie von dienenden Sklaven emporgehoben wird. Man kann den künſtleriſchen Unterſchied des Abendlandes und des Orients mit dem Einen Wort charakteriſiren, daß dort die *Mittellinie*, hier der *Mittelpunkt* für die Hauptſache galt.

Es mag ſein daß bei den prachtliebenden griechiſchen Kaiſern noch ein anderer Gedanke die glanzvolle Ausbildung der Kuppel begünſtigte. Aus der Zeit des heidniſchen Roms hatte ſich als einer der ausgezeichnetſten Prachtbauten das mächtige Pantheon des Agrippa erhalten. Vor Zerſtörung zu Gunſten chriſtlicher Kirchenbauten war es anfangs durch ſich ſelbſt, durch ſeine Feſtigkeit und ſeine auch einem Barbaren imponirende Pracht geſchützt worden. Seit dem ſiebenten Jahrhundert aber rettete es ſich dadurch vom Untergange daß es zu einer chriſtlichen Allerheiligenkirche geweiht wurde. Ein ſolcher Bau mußte zu eiferſüchtiger Nachahmung reizen, und leicht mag Juſtinian, wie er nach Vollendung der Sofienkirche über Salomon und ſeinen jüdiſchen Tempelbau des Sieges ſich bewußt war, auch den noch ſtolzeren Gedanken in der Seele getragen haben, die heidniſche Kunſt in dieſem ihrem Wunderwerk zu überbieten. Denn als ein Ueberbieten müſſen wir doch eine Kirchenkuppel wie die der Sofia betrachten, weil ſie zwar nicht an Maſſe aber an Kühnheit dem heidniſchen Bau voranſteht. Das Pantheon wölbt ſeine Rieſenkuppel auf eine ungeheure kreisrunde Mauer, wurzelt alſo mit dieſer feſt in der ſicheren Erde: die Kuppel der Sofia aber iſt über die Erde emporgehoben und mit dieſer nur durch die vier tragenden Pfeiler verbunden. Weit und luftig, wie der irdiſchen Schwere entledigt, ſpannt ſie ſich einem Himmelsgewölbe gleich über den Mittelraum der Kirche aus ohne denſelben durch Mauern einzuſperren. Eben hierin liegt die wirkliche bei großen Bauten hinreißende Schönheit der Kuppel begründet. Zugleich aber ſpricht ſich in ihr ſchon weit klarer als in den flachen Baſilika jenes Emporſtreben des chriſtlichen Gemüthes aus das im Norden unter ganz andern Verhältniſſen den germaniſchen Dom erzeugt hat. Indem ſo die Kuppel zu einer idealen Bedeutung ſich erhebt, zugleich aber im Innern ſowol wie im Aeußern die Wirkung eines um ein Zentrum anſchießenden organiſchen Gebildes macht, erſcheint ſie als ein unleugbarer Fortſchritt über die ſchlichte und ideenloſe Baſilika des Abendlandes hinaus.

Selbſt der an ſich ganz äußerliche Umſtand, daß die Kuppel künſtlicher iſt als das ſäulengetragene Langhaus, mag einen Sinn gereizt haben der wie der byzantiniſche in Theologie und Kunſt Schwierigkeiten aufſuchte um ſie durch dialektiſches oder mathematiſches Nachdenken zu überwinden. Wir müſſen hier die Aufmerkſamkeit unſerer Leſer auf einen Punkt richten der zunächſt keine äſthetiſche Bedeutung hat, deſſen Verſtändniß aber auch zur klaren Anſchauung der bei uns einheimiſchen Stile, des romaniſchen und germaniſchen, unentbehrlich iſt: wir meinen die techniſchen Schwierigkeiten die beim Gewölbbau und ſo auch bei der Kuppel zu überwinden ſind; denn die Kuppel iſt ja nichts anderes als ein von allen Seiten gleichmäßig aufſteigendes Gewölbe. Doch werden wir am leichteſten die Sache überblicken wenn wir vorläufig nicht die Kuppel ſondern den einzelnen auf Mauern oder auf zwei Pfeiler geſtützten halbkreisförmigen Gewölbbogen ins Auge faſſen. Dieſer wird gebildet von einzelnen Steinen welche keilförmig zugehauen ſind, ſo daß ihre im Gewölbbogen nach Außen gekehrte Fläche etwas breiter als die nach innen gewendete iſt. Da dieſe Steine jeder für ſich eine anſehnliche Laſt bilden, ſo ſuchen beſonders die in der Mitte des ganzen Bogens liegenden ihre benachbarten ſeitwärts aus der Stelle zu drängen, und ſo wirkt die Schwere dieſer mittleren Steine, beſonders aber des Schlußſteines, nicht bloß nach unten, ſondern giebt auch einen Druck nach beiden Seiten hin: eine Erfahrung die auch der gewöhnlichſte Maurer unter dem Namen des Seitenſchubs kennt. Dieſer Seitenſchub wirkt natürlich am ſtärkſten auf die den Bogen tragenden Mauern oder Pfeiler und ſucht ſie auseinander zu drängen. Sobald aber dieſe auszuweichen beginnen, gleitet der Schlußſtein der nun Raum bekommt zwiſchen den beiden benachbarten durch, und ſeinem Sturze folgen ſchneller oder langſamer die übrigen. Die Mittel dieſem Uebelſtande zu entgehen beſtehen zunächſt darin daß man Pfeiler oder Mauern bis zu einer Dicke verſtärkt welche mit der Dicke des Bogens in gar keinem Verhältniß mehr ſteht. Doch iſt dieß beſonders bei freiſtehenden Pfeilern im Innern, alſo bei den Traggliedern der Kuppel, entſchieden verwerflich weil durch ſo ſchwerfällige Maſſen die innere Perſpektive verengt und die freie luftige Wirkung namentlich des Kuppelbaues zerſtört wird. Man wird alſo verſuchen müſſen auf andere Weiſe zu helfen. Wie nämlich Säulen oder Pfeiler durch den Druck eines Gewölbbogens aus der Linie gedrängt werden können, ſo können ſie auch durch einen zweiten Bogen in derſelben erhalten werden wenn deſſen Druck dem jenes andern gerade entgegenwirkt. Man braucht alſo einen ſolchen Pfeiler etwa nur durch ebenſo viele Bogen als er bereits zu tragen hat mit einer Umfaſſungsmauer zu verbinden: alsdann erhält dieſe Mauer die von dem mittlern Gewölbe ausgehende Wirkung des Seitenſchubs, und da ſie nun, ohne der innern Perſpektive im mindeſten zu ſchaden, beliebig ſtark gebaut werden kann, ſo wird durch dieß Mittel der Gewölb- oder Kuppelbau auf verhältnißmäßig ſchlanken Tragpfeilern ermöglicht. Während nun die bloß mit Holz gedeckten Baſiliken, wie unſere Grundriſſe zeigen, mit ſehr dünnen Wänden auskommen, fordert freilich dieſer neue byzantiniſche Stil gleich dem romaniſchen Kreuzgewölbe ſehr ſchwere Mauermaſſen und bringt dadurch die Uebelſtände mit ſich daß er weit koſtſpieliger iſt und daß ſich wenigſtens im Aeußern die Schwerfälligkeit jener Umfaſſungswände nicht völlig verſtecken läßt. Es muß alſo dieſer Stil durch Höhe und Großartigkeit erſetzen was ihm an Leichtigkeit abgeht: eine kleinliche Kuppel macht ſtets einen widrigen oder lächerlichen Eindruck.

Auf dem bisher Geſagten beruht der techniſche Grundcharakter der byzantiniſchen Baukunſt, nämlich die genaue Berechnung der Laſt und ihre Vertheilung durch übereinander gegipfelte Gewölbe. Schon bei jenen Baſiliken Ravennas ahnten wir etwas Aehnliches in der Anordnung der Wände: vollſtändig tritt dieß im Kuppelbau hervor, da die Kuppel nach allen Punkten hin einen Druck ausübt und ſo auch überall eine künſtliche Seitenſtützung verlangt. Der ſinnende Geiſt der Architekten hat dieſe Aufgabe ſehr mannigfaltig behandelt und es iſt nöthig hier ſchon ihre Hauptlöſungen anzudeuten, weil ſich aus ihnen die Grundriſſe dieſes Stiles vollſtändig erklären.

Da die Kuppel kreisrund iſt, liegt es am nächſten ſie ebenfalls auf einen Kreis von Pfeilern oder gedoppelten Säulen (denn einfache würden zu ſchwach ſein) aufzuſtützen die über den Kapitellen durch Rundbogen verbunden ſind, und den Seitenſchub alsdann auf eine ebenfalls kreisrunde Mauer abzuleiten welche rings um den Bau gezogen und mit den Pfeilerköpfen ebenfalls durch Gewölbe verbunden wird (5, a). Eleganter wird dieſe Form wenn das Untergeſtell der Kuppel und ſo auch jene Umfaſſungsmauer ſtatt des völligen Kreisrunds vieleckig gebrochen erſcheint (5, f). Dieſe Form iſt aber noch einer künſtlichern Ausbildung fähig, wenn ſich nämlich an die Rundbogen, auf denen die Kuppel ruht, kleine von beſondern Säulen getragene Halbkuppeln als Seitenſtützen anlehnen und durch deren Vermittelung erſt der Druck auf die vieleckige Umfaſſungsmauer hingeleitet wird (5, d und e).

Bei dieſem Syſtem hat die Kuppel noch ſechs, acht oder zwölf tragende Glieder unter ſich. Kühner und freier macht es ſich wenn ſie nur auf vier Stützen ruht. In ſolchem Falle ſind alſo auch nur vier verbindende Rundbogen über dieſen Stützen möglich, und da nun dieſe Bogen die ganze Laſt des oberſten Kuppelgewölbes tragen, müſſen ſie ſehr ſtark von der Seite geſtützt werden. Dieß geſchieht indem ſich an jeden derſelben ein Tonnengewölbe anſchließt, wodurch dann der Bau die klar ausgeprägte Form eines griechiſchen oder bei Verlängerung des weſtlichen Tonnengewölbes eines lateiniſchen Kreuzes erhält (5, m).

Verbindet man aber dieſes Syſtem mit dem vorigen, ſo werden zwei dieſer Bogen durch angelehnte Halbkuppeln, die beiden andern aber durch Gewölbe geſtützt (4, c), und in dieſem Falle kann das Ganze durch eine viereckte Mauer umſchloſſen werden. Letzteres iſt gleichfalls möglich wenn alle vier Bogen durch Halbkuppeln ihre Seitenſtütze erhalten (4, d). So ergiebt ſich eine bedeutende Abwechſelung der Formen, die ſich jedoch alle auf die drei Grundgeſtalten des Kreisrunds oder des ihm ähnlichen Vielecks, des Kreuzes und des quadratiſchen oder doch nicht weit vom Quadrat abweichenden Vierecks zurückführen laſſen. Wir wenden uns zuerſt zur Darſtellung der erſtgenannten Grundform weil ſie die einfachſte und urſprünglichſte Anwendung der Kuppel zeigt.

Die kreisrunde und vieleckige Form wurde anfänglich nur bei kleinen kirchlichen Nebengebäuden, beſonders bei Tauf- und Grabkapellen oder höchſtens bei Denkmalkirchen angewendet, drang aber bald auch in die Architektur der eigentlichen Pfarrkirchen ein. Seine urſprüngliche Beſtimmung gab Karl der Große dieſem Stile wieder indem er ihn zu Palaſtkapellen gebrauchte und ſo dießſeits der Alpen einbürgerte. Auch für unſere Gegenden iſt alſo ſein Verſtändniß wichtig, da er ſich auf Ritterburgen, in Taufkapellen und ſelbſt wiederum in Stifts- und Pfarrkirchen bis ins tiefe Mittelalter neben dem gewöhnlichen aus der geſtreckten Baſilika hervorgegangenen Langbau in Gebrauch erhielt. Auch für dieſen Stil läßt ſich im heidniſchen Alterthum das Vorbild nachweiſen, ſowol für ſeine Anwendung als Taufkirche wie als Grabkapelle. Jenem entſprechen kreisrunde Räume welche ſich vielfach in den Rieſenanlagen der römiſchen Bäder wiederholen, oben durch ein Kuppeldach geſchloſſen, unten mit einem Schwimmbecken verſehen zu welchem von einem ſchmalen Umgange her Stufen hinabführen. In Rom hat ſich ein ſolcher Raum in den Thermen Diokletians vollſtändig erhalten, welcher gegenwärtig die Taufkapelle der Kirche Sta Maria degli angeli bildet. Für die Grabkapelle aber gab die eigenthümlich römiſche Form des Mauſoleums das Muſter her. Dieſe Form iſt die eines kreisrunden aber niedrigen, oben meiſtens mit einem Gewölbe geſchloſſenen Thurmes: das ſchönſte uns erhaltene Modell dieſer

Art iſt das weltberühmte Grabmal der Cäcilia Metella neben dem Circus des Maxentius in der römiſchen Campagna: vom Volke wird es Capo di Bove genannt. Aehnliche Geſtalt haben auch die Begräbniſſe für ganze Familien, die ſogenannten Columbarien: in ihnen iſt die ſtarke Mauer von innen durch mehrere runde oder viereckte Niſchen oder Blenden durchbrochen in welche die Aſchenkrüge, ſpäter auch, als ſtatt des Verbrennens wiederum das Begraben in Aufnahme kam, die Sarkofage hineingeſtellt wurden. Gleich unter Conſtantin kamen ähnliche Mauſoleen für ausgezeichnete Mitglieder der Gemeine in Gebrauch. Von dieſer Art haben ſich zwei Monumente erhalten, das eine in Trümmern aber in den Grundformen noch ſehr wohl kennbar, das andere völlig unverletzt indem ſeine Verwandlung in eine Kirche es vor der Zerſtörungswuth ſchützte. Dieß ſind die Gräber der Mutter Conſtantins Helena und der Conſtantia, entweder einer Tochter oder jener Schweſter deſſelben Kaiſers die er im Leben durch den verrätheriſchen Tod ihres Gemahls Licinius ſo tief gekränkt hatte. Das Grabmal der Helena ſteht an der labikaniſchen Straße drei Miglien vor den Thoren Roms; beim Volke heißt es Torre pignatarra. Es iſt ein ſtarker Mauercylinder von einem weit ausladenden Geſims bekrönt. Ueber dieſem Geſims liegt ein zweiter von acht Fenſtern durchbrochener und mit einer flachgeſpannten Kuppel bedeckter Cylinder. In die innere Wand des untern Stockes ſind vier halbrunde und ebenſo viele viereckige Niſchen eingelaſſen, deren eine die Thür bildet zu welcher man von außen durch einen Säulenportikus eintrat. Der höchſt wahrſcheinlich ächte Porfyrſarg der Kaiſerin wurde von dort ſpäter in die Laterankirche gebracht und iſt jetzt im vatikaniſchen Muſeum aufgeſtellt.

Reicher und gegliederter entfaltet ſich dieſelbe Grundform an Conſtantias Denkmal, der jetzt meiſt verſchloſſenen Kirche Sta Coſtanza vor dem nomentaniſchen Thore unweit der Baſilika Sta Agneſe (Tafel 5, a). Urſprünglich ſoll dieſer Bau als Taufkapelle der letztgenannten Hauptkirche von Conſtantia gegründet ſein: aber die in ihm gefundenen Alterthümer, ein jetzt ebenfalls im Vatikan ſtehender Porfyrſarg nebſt ſechs ſchönen Marmorleuchtern beweiſen zur Genüge daß man ſchon frühe von dieſer Beſtimmung abgegangen iſt und die Kapelle verwendet hat um die Aſche der Stifterin in ihr zu bewahren. Im Innern des Gebäudes wird ein doppelter Säulenkreis jeder von zwölf Säulen gebildet. Je zwei Säulen des innern und äußern Kreiſes entſprechen einander und werden durch gemeinſames Gebälk bekrönt. Dieſe zwölf Gebälke ſind durch Rundbogen mit einander verbunden und tragen über dieſen einen von zwölf Fenſtern durchbrochenen Mauercylinder, der oben wie beim Mauſoleum der Helena mit einem Kuppelgewölbe geſchloſſen iſt. Um die erwähnten Säulenkreiſe läuft aber hier ein von einem Tonnengewölbe bedeckter Umgang herum der durch eine ſtarke kreisrunde Außenmauer mit ſechszehn Sargniſchen abgeſchloſſen iſt. Die Kuppel, welche ſich mit ihren Fenſtern über die Bedachung dieſes Umgangs emporhebt, bildet alſo hier bereits einen nach innen und außen gleich klar ausgeſprochenen Mittelpunkt.

Hieran ſchließt ſich die Denkmalkirche des berühmteſten Grabes der Welt in Jeruſalem, deren Bau Conſtantin dem dortigen Biſchof Makarius mit dem Befehle übertrug hier das prachtvollſte Werk der Chriſtenheit zu errichten. Makarius wählte paſſend die Kuppelform, an welche er jedoch ein in Schiffe getheiltes, vielleicht überwölbtes Langhaus anſetzte. Dieß von den Pilgern aller Völker im Mittelalter beſuchte Gebäude ſcheint nicht wenig für die Aufnahme der Kuppel in die abendländiſche Baukunſt gewirkt zu haben. Leider ſchildert kein Schriftſteller es ſo klar daß wir wagen dürften den Plan im Genauern anzugeben.

In die Kreuzform geht dieſer Zentralbau bei zwei kaiſerlichen Familienbegräbniſſen über. Das eine iſt die gleichfalls von Conſtantin ſelbſt erbaute und den zwölf Apoſteln gewidmete Denkmalkirche zu Konſtantinopel welche durch einen Neubau Juſtinians auf derſelben Stelle ſpäter untergegangen iſt. Der Kaiſer beſtimmte dieſelbe zum Erbbegräbniß und ließ in ihr ſeinen eigenen künftigen Sarg zwiſchen den Denkſäulen der Apoſtel aufſtellen. Auch hier ging demnach der Kuppelbau von dem Grabmonument aus. Der Bau hat aber noch außerdem das Intereſſe daß er der erſte in Kreuzform war: an die Mittelkuppel ſchloſſen ſich vier Arme an, von denen der weſtliche, wenn wir aus Juſtinians Neubau auf die ältere Geſtalt zurückſchließen dürfen, länger war als die übrigen. Genau denſelben Grundriß, doch ſicher mit viel kleinern Dimenſionen, zeigt nun die etwa ein Jahrhundert ſpätere Grabkapelle S. Nazaro e Celſo in Ravenna, welche Galla Placidia als Ruheſtätte für ſich und ihre nächſten Angehörigen erbaut hat (Tafel 5, m). Hinter dem kleinen Altar am Kopfende, das aber hier noch nicht nach Oſten ſondern nach Süden gerichtet iſt, ſteht der Sarkofag der Stifterin, in den Särgen der beiden andern kürzern Arme ſollen ihr Bruder Honorius, ihr Gemal Conſtantius, ihr Sohn Valentinian III. beigeſetzt ſein: der etwas längere vierte Kreuzarm dient zum Eingang und hat rechts und links noch zwei unbekannte Särge halb in die Mauern eingeſchloſſen. So klein dieſe Kapelle iſt, bildet ſie doch wegen ihrer guten Erhaltung und der Pracht ihrer geſchmackvollen mit der Architektur gleichzeitigen Moſaiken eins der wichtigſten Denkmale von Ravenna. Die vier Arme haben Tonnengewölbe; auf den vier Ecken aber, wo ſie in der Mitte aneinanderſchließen, tragen Wandpfeiler die Kuppel auf vier überhöhten Rundbogen, welche bedeutend über jene Tonnengewölbe emporſteigen und über ihnen mit Mauern gefüllt ſind in denen die Fenſter liegen. Mit dieſen Mauern tritt daher der Mittelraum nach außen in Geſtalt eines viereckigen flachbedeckten Thurmes hervor, in deſſen ſtarken obern Mauern ſich die Kuppel völlig verbirgt. Auch im Innern iſt die Wölbung derſelben noch nicht durch ein umherlaufendes Geſims von dem untern Theile architektoniſch klar geſchieden ſondern biegt ſich unmittelbar von jenen vier überhöheten Rundbogen empor. Nach außen zeigt ſich an den Umſchließungswänden der vier Flüzel das zierliche Syſtem der mit dünnern Füllungen geblendeten Mauerbogen das uns bereits die Baſiliken derſelben Stadt vorgeführt haben; die Geſimſe aber, obwol von Ziegeln nach einfachem Muſter gebildet, haben noch ein ſehr antikiſirendes Ausſehen. Ganz ähnlich konſtruirt iſt die ebenfalls noch beſtehende Kapelle im erzbiſchöflichen Palaſte zu Ravenna, von der ſich nicht mit Sicherheit berechnen läßt ob ſie Muſter oder Nachbildung jener Grabkapelle heißen muß.

Einen noch ausgedehntern Gebrauch fand der vom Kreisrund ausgehende Bau in ſeiner Anwendung auf den Taufritus. In der alten Kirche wurde die Taufe in der Regel nur dreimal im Jahre, nämlich in den Nächten vor Epifanien, Oſtern und Pfingſten ertheilt. Dieß hing damit zuſammen daß man nur Erwachſene und dieſe nach mehrjähriger Unterweiſung und Prüfung in die Gemeine aufnahm. Da nun in der Regel bloß von der biſchöflichen Hauptkirche getauft wurde, ſo hatte in den größern Gemeinen oft ein Zudrang von mehreren tauſend Täuflingen Statt. In der Kirche ſelbſt konnte die Handlung um ſo weniger vollzogen werden weil ſich in dieſer gerade während der genannten Nächte die ganze Gemeine zur Vigilie verſammelte: auch herrſchte noch die Sitte nackt und durch gänzliches Untertauchen die Taufe zu empfangen, welche denn eine ſolche Oeffentlichkeit würde verboten haben. Daraus ergab ſich das Bedürfniß eines eigenen Taufgebäudes in der Nähe der Hauptkirche welches aus den römiſchen Bädern her den Namen des Baptiſterions behielt. Und hierfür empfahl ſich ganz überwiegend der Rundbau mit ſeinem ſo beſtimmt ausgedrückten Mittelpunkt. Denn hier kam es nicht darauf an eine große Gemeine zum Lehren und Hören zu verſammeln, ſondern es war ein äußerlich ſichtbarer Akt auf welchen die Aufmerkſamkeit der Anweſenden gerichtet werden ſollte. Wie in den Schwimmſälen der Thermen legte ſich alſo ganz natürlich in die Mitte des Raumes das Taufbaſſin in deſſen Flut man auf mehreren Stufen herabſtieg. Rund um dieß Becken mußten dann Plätze ermittelt werden wo die übrigen Täuflinge warten, ſich entkleiden und die Taufe ihres Genoſſen anſchauen konnten. Hier wählte man paſſend diejenige Geſtalt des Bauwerkes die wir bei dem Denkmal der Conſtantia bereits ausgebildet fanden: ein Säulenkreis umgiebt das Taufbecken und trägt den erhöheten flachgedeckten oder überwölbten Mauercylinder mit den Fenſtern; um die Säulen läuft ein runder oder vieleckig gebrochener Umgang der um noch mehr Plätze zu gewinnen durch einen zweiten auf dem untern aufruhenden Säulenkreis zweiſtöckig werden kann, und vor den Haupteingang legt ſich, vielleicht um Geſchlechter und Altersſtufen ſtrenger ſcheiden zu können, ein geräumiger Vorſaal in Geſtalt eines ganz ummauerten Rechtecks oder Ovals. Man ſieht daß dieſe ſchlichte aber zierliche Grundform der heiligen Handlung vollkommen genügte. Das Innere wurde übrigens prächtig geſchmückt. So hatte ſchon die älteſte Taufkapelle der konſtantiniſchen

Peterskirche in Rom, deren lebendige Flut von einem Quell des vatikaniſchen Berges geſpeiſt wurde, eine Ausſtattung von ſchönem Moſaik deſſen Grün, Gold und Purpur im Waſſerſpiegel wiederglänzte. Noch reicher prangte der Neubau durch Leo III., den Zeitgenoſſen Karls des Großen. Den heiligen Quell umgaben Porfyrſäulen, in ſeiner Mitte aber ſtand gleichfalls auf einer Säule ein Lamm aus reinem Silber: auch ſonſtiger Metall- und Moſaikenſchmuck fehlte nicht. Es haben ſich ſolcher Bauwerke ziemlich viele aus dem chriſtlichen Alterthum erhalten, von denen dießſeits der Alpen die zu Riez und Aix in der Provence noch der römiſchen Periode angehören möchten; was barbariſchen Urſprungs iſt wird ſpäter erwähnt werden. In Italien ſind zwei dieſer Monumente von vorzüglicher Bedeutung. Das eine ſteht bei der biſchöflichen Kathedrale von Ravenna und iſt durch den Biſchof Neo (425—430) erbaut. Zwei Seiten des Achtecks haben halbrunde Altarniſchen. Ein Umgang iſt hier nicht vorhanden; acht Säulen ſind in die Ecken ſelbſt geſtellt, haben über ſich eine zweite gleichfalls an die Wand gelehnte Säulenſtellung und tragen über dieſer die Kuppel, ſo daß denn auch im Aeußern die ſchöne Abſtufung zwiſchen einem erhöheten Mittelraume und dem niedrigern Umgang hier nicht ſtattfindet. Sonſt iſt die äußere Ziegelwand im Charakter der früher beſchriebenen Bauten von Ravenna durch einen hübſchen Sims und unter demſelben durch Blenden verziert welche oben durch je zwei kleine Bogen nach Art des ſpätern Bogenfrieſes geſchloſſen ſind. Ebenſo macht ſich im Innern bei den Säulenſtellungen des zweiten Geſchoſſes bereits eine mittelalterliche Form geltend; jeder der großen Bogen über denſelben iſt nämlich zur Verſtärkung durch drei kleinere auf beſondern Säulen ruhende Bogen unterſtützt von denen der mittlere weiter und höher iſt als ſeine beiden Nachbarn. Außerdem iſt das Innere im untern Geſchoß mit Marmorverkleidung, in den Wölbungen mit muſiviſchen Bildern geziert. Unter den letztern machen ſich beſonders über den ebenbeſprochenen kleinen Stützbogen zierliche aufwärts ſchreitende Hirſche geltend welche nach der Pſalmſtelle wegen ihres Schreiens nach friſchem Waſſer Symbol der nach der Taufe verlangenden Seele und daher beſonders in Taufkapellen beliebt ſind: ſo brachte man auch gerne am Becken ſelbſt ſilberne Hirſche an aus deren Munde das Waſſer floß. Eine vereinfachte Nachbildung dieſes Baptiſteriums iſt der Taufbrunnen der arianiſchen Kathedrale S. Teodoro welcher ſpäter durch einen katholiſchen Biſchof mittels des angebauten Langhauſes in eine Kirche verwandelt den Namen Sta Maria in Cosmedin erhielt. Wir fügen dieſen Bauten endlich noch ein Monument in Rom wegen ſeines gleichen Zweckes hinzu, obwol es als flachgedeckt mit dem byzantiniſchen Kuppelbau Nichts zu ſchaffen hat. Dieß iſt das Baptiſterium der Laterankirche (Tafel 5, c), gewiß das berühmteſte der ganzen Welt, weil in ihm Kaiſer Conſtantin von dem Papſte Silveſter I. die Taufe empfangen haben ſoll. An ſich iſt dieſe Sage falſch, da Conſtantin erſt auf dem Sterbebette in Nikomedien ſich taufen ließ. Außerdem aber iſt das Gebäude, wie wir es jetzt ſehen, viel jüngern Urſprungs, da Papſt Leo III. es von Grund aus neu und zwar in größern Dimenſionen als früher ausgeführt hat, die obern Theile aber auf eine noch ſpätere Zeit hindeuten. Doch mögen von dem Urſprünglichen einige Bauſtücke und der Grundplan erhalten ſein: wenigſtens erſcheint das Ganze wiederum aus Reſten des Alterthums zuſammengeſucht, aber nicht ohne Zierlichkeit. Auf acht antiken Säulen ruht ein gradliniges Gebälk, auf dieſem ein zweiter Säulenkreis der die achteckige mit flachem Dach geſchloſſene Mauer des Mittelraums trägt. Eine in ebenſo viele Seiten gebrochene niedrigere Umfaſſungsmauer bildet den Umgang deſſen gleichfalls flaches Dach auf ihr und den Köpfen der obern Säulenreihe ruht. Sowol dieß untere als das kleine obere Achteck hat Fenſter. Vor die eine der acht Außenſeiten legt ſich ein geräumiger Vorſaal. Auch dieß Bauwerk zeigt alſo wie lange man in Rom die Kuppelwölbung zu Gunſten des gradlinigen Dachwerks verſchmähte. Aehnliche **Taufkapellen**, doch meiſt überwölbt, kommen dann während des ganzen Mittelalters neben den Kathedralen vor. In der Regel ſtehen ſie von dieſen getrennt auf der Seite des weſtlichen Hauptportals. Dieß iſt vielleicht ſymboliſch: erſt durch die Taufe öffnet ſich der Eintritt in die Kirche.

Von den runden Grab- und Taufkapellen war denn nur noch ein Schritt zur Anwendung des Rundbaus für eigentliche Pfarrkirchen. Daß hier einige Veränderungen eintreten mußten, ergiebt ſich von ſelbſt. Indem die Bauwerke um ihrer Beſtimmung zu genügen an Größe wuchſen, durfte man jenen leichten Säulenbau unter der Kuppel nicht mehr wagen: der Pfeiler trat an die Stelle. Auch hätte der reine Rundbau einem größern Gebäude nur ein ungegliedertes, roh maſſenhaftes Ausſehen geben können. Es wurde hier daher Regel die runde Umfaſſungsmauer und dem entſprechend auch die Mauer über den Pfeilern des Mittelraums vieleckig zu brechen. Unter die älteſten Denkmale der Art, in denen dieſe Regel noch nicht angewandt iſt, gehört die ſeltſame Kirche S. Stefano rotondo auf dem cöliſchen Berge in Rom, deren urſprünglichen Grundriß Tafel 5, b giebt. Allerdings iſt ihr chriſtlicher Urſprung ungewiß; doch zeugen die byzantiniſchen mit einem Kreuz verzierten Kämpfer auf den korinthiſchen Säulen des äußern Kreiſes (3, I) wenigſtens von einer Erneuerung in chriſtlicher Zeit. Wir haben hier zwei weit auseinandergerückte konzentriſche Säulenkreiſe. Der mittelſte trägt einen hohen Mauercylinder mit Fenſtern, der ebenſo wie der Umgang zwiſchen beiden Kreiſen wiederum eine flache Decke hat. Dagegen war der äußere Kreis, offenbar zur Verſtärkung der Tragfähigkeit, durch Gewölbbogen mit der kreisrunden Umfaſſungsmauer verbunden, aus der ganz ungeſchickt ein halbrundes Chörchen hervorſprang. Gegenwärtig iſt dieſe Mauer mit den Wölbungen zerſtört und man hat dafür den äußern Säulenkreis zur Umſchließung des Ganzen verwendet, indem man ſeine Säulen und Bogen mit einer Wand füllte. Dieſe höchſt ungünſtige Veränderung nebſt einer quer durch den Mittelraum gezogenen Stützmauer auf Säulen hat die Wirkung auch im Innern geſchwächt. — Näher jenen Baptiſterien ſteht die Kirche Sta Maria Maggiore unweit Nocera zwiſchen Neapel und Salerno welche noch dem vierten Jahrhundert angehören könnte. Acht und zwanzig korinthiſche Säulen ſind in zwei konzentriſchen aber dicht aneinandergerückten Kreiſen aufgeſtellt, ſo daß immer eine Säule des innern mit der entſprechenden des äußern Kreiſes durch ein gemeinſames Gebälk verbunden iſt. Dieſe gekuppelten Säulen tragen auf Rundbogen eine genau im Halbkreis ausgeführte Kuppel welche ſich ohne vermittelnden Mauercylinder ſogleich über den Säulenköpfen zu wölben beginnt: die Fenſter mußten daher in die Kuppelwölbung ſelbſt hineingelegt werden, ſo daß ſie im Innern ſchräg gegeneinander geneigt erſcheinen. Der Umgang iſt mit Tonnengewölben gedeckt: die kreisrunde Umfaſſungsmauer baucht ſich an einer Seite zu einer Altarniſche in Form eines Dreiviertelkreiſes aus und hatte am entgegengeſetzten Ende einen von vier Säulen getragenen Portikus. Das Ganze hat alſo große Aehnlichkeit mit dem Mauſoleum der Conſtantia, nur daß es im Aeußern bei der geringen Erhebung der Kuppel über die Umſchließungsmauer minder gegliedert erſcheint.

Impoſanter iſt der Rundbau auf dem byzantiniſchen Reichsboden ausgebildet worden. Seine früheſte Anwendung auf Pfarrkirchen fand er ſchon durch Conſtantin in der höchſt merkwürdigen, leider bis auf die letzte Spur untergegangenen Hauptkirche von Antiochia. Nach der Schilderung eines Zeitgenoſſen war ſie ein Achteck mit bedeutend erhöhetem Mittelraume von Kapellen, Niſchen und Emporkirchen umgeben, auch mit reichem Gold- und Erzſchmuck verkleidet. Eine Anlage die uns dunkel bleiben würde wenn nicht ein ihr genau entſprechender Bau in der Kirche S. Vitale zu Ravenna ſich erhalten hätte, der unter allen Monumenten dieſer bewundernswürdigen Stadt das ſchönſte und eigenthümlichſte, zugleich aber als Verbindungsglied byzantiniſcher und karolingiſcher Architektur von ganz unſchätzbarer Bedeutung iſt. Unſere 5. Tafel giebt unter d den Grundriß, unter e den Durchſchnitt; dort liegt der Chor nach oben, hier nach rechts. Den Bau dieſer Kirche leitete derſelbe Julianus Argentarius dem auch die Apollinariskirche angehört. Ihre Gründung fällt, obwol ſie von Anfang an katholiſch geweſen iſt, unter die Gothenherrſchaft, ihre Vollendung und muſiviſche Verzierung unter das Exarchat; die Einweihung vollzog 547 Biſchof Maximianus. Unter den Bauten Juſtinians wird ſie daher zwar nicht mitgenannt: ohne Zweifel aber hat dieſer Kaiſer ſpäter, wie die Moſaikgemälde beweiſen, zur Ausführung mitgeſteuert, und der ganze Stil ſchließt ſich enge an die reife Ausbildung an zu der er durch ſeine Bauten in Konſtantinopel den Kuppelſtil erhoben hatte. Schon die Zeitberechnung thut übrigens dar wie falſch die gewöhnliche Angabe iſt daß S. Vitale ein Nachbild der Sofienkirche ſei, da dieſe zwar früher geweiht aber ſpäter begonnen wurde. Das Originalſte bei dieſem Bau iſt nun die Art wie die Laſt des erhöheten Zentrums nach unten und nach den Seiten auf die ſtützenden Glieder vertheilt wird. Acht kräftige Pfeiler umgeben den in ebenſo viele Seiten gebrochenen innern Raum welcher ſich hier ſchon zu ſehr ſtattlicher Höhe erhebt und oben mit der im vollen Halbkreis gewölbten Kuppel abſchließt. An die Bogen welche jene Pfeiler verbinden lehnen ſich nun Halbkuppeln an. Dieſe ſtützen ſich unterwärts durch kleinere Bogen auf je vier Säulen von denen zwei und zwei übereinander ſtehen; der Seitenſchub aber wird auf die gleichfalls achteckige Umfaſſungsmauer abgeleitet mit der jene Halbkuppeln durch Tonnengewölbe verbunden ſind. Aus der einen Seite des äußern Achtecks ſpringt die Chorniſche hervor welche in feinem Einklang mit dem Charakter des ganzen Bauwerks ebenfalls nach außen in drei Seiten gebrochen iſt und ſo das allerälteſte Vorbild eines mehrſeitigen Chorſchluſſes darbietet. Im Innern iſt daher in dem entſprechenden Bogen ſtatt der Halbkuppel ein Kreuzgewölbe angelehnt welches den Blick auf die weiter zurücktretende Altarniſche fortleitet. Zwiſchen dem innern und äußern Achteck läuft dann der gewöhnliche Umgang her, der aber hier zweiſtöckig iſt, indem eine obere Galerie auf den Köpfen der untern Säulenſtellungen ruht die zu Trägern jener Halbkuppeln dienen. Sehr wohl iſt die Lichtvertheilung berechnet. Das äußere Achteck hat wenigſtens jetzt nur noch drei Fenſter, das innere aber da wo ſeine Kuppel ſich über das Dach des Umgangs erhebt auf jeder Seite eins: auch die Altarniſche iſt von drei Fenſtern durchbrochen deren bei der Sofienkirche wiederkehrende Zahl eine ſymboliſche Hindeutung auf die Dreieinigkeit zu enthalten ſcheint. So iſt der niedrigere Umgang ſchwach, der dominirende Mittelraum und der Chor aber kraftvoll beleuchtet. Von außen machen ſich endlich noch zwei an die Seiten der Altarniſche angelehnte und aus der Umſchließungsmauer vollſtändig heraustretende Kapellen ſichtbar die zu Aufſtellung von Nebenaltären und zu biſchöflichen Grabſtätten verwandt ſind; ihnen und der Niſche gegenüber ſetzt endlich die Ardica oder Vorhalle, von zwei Treppenthürmen flankirt, ſich an, welche aus einem unbekannten, auch nicht zu errathenden Grunde ſchief und ganz unſymmetriſch an zwei Seiten des Achtecks ſtatt an eine einzige angebaut iſt. Das Innere macht dagegen eine ganz herrliche Wirkung welche noch größer muß geweſen ſein als der reiche Moſaikſchmuck noch vollſtändig erhalten war. Sehr eigenthümlich ſind die Details der Säulen, denen allen der byzantiniſche Kämpfer über dem Kapitell nicht fehlt. Die leichtern in der obern Reihe nähern ſich noch der korinthiſchen Ordnung; die untern aber, denen wegen ihrer größern Maſſe auch mehr Wucht gebührt, haben ein vierecktes nach oben breiter werdendes Kapitell an welchem jede Seite durch ein Band von Netzwerk eingefaßt und innerhalb deſſelben mit einer fantaſtiſchen Blume in flachem Relief geſchmückt iſt (4, g). Dieſe jedenfalls ganz neue, wenn gleich zu maſſive Form, in welcher zuerſt die Ahnung des deutſchen Würfelkapitells durchſchlägt, findet ſich ebenſo in der gleichzeitigen Kathedrale von Parenzo in Iſtrien und in der ſpätern Markuskirche zu Venedig wieder, was die Anſicht von fabrikmäßiger Anfertigung der Details in konſtantinopolitaniſchen Steinmetzwerkſtätten beſtätigt. Reicher, aber ebenſo original ſind die acht Säulen welche gleichfalls in zwei Stellungen übereinander das Kreuzgewölbe zwiſchen dem Mittelraum und der Altarniſche tragen (4, ff). Ihr Fuß iſt treppenförmig, ihr Kapitell aber ausgebaucht und von zierlichen Blättern und Ranken überſponnen welche ſich vom innern Kerne faſt ganz ablöſen und reich bemalt und vergoldet ſind. Ganz einzig aber bleibt die Wirkung des Mittelraums mit der hohen leichtgeſpannten Kuppel, mit den ſieben Halbkuppeln welche ſie wie ein luſtiger Kranz umgeben und der Maſſe jener kleinen Stützbogen über denen ſie ſich emporwölben. Auch die acht Hauptpfeiler gewinnen durch vielfache Gliederung eine große Leichtigkeit, ſind aber auch wirklich im Verhältniß der Höhe und Laſt überaus ſchlank. Dieß iſt nächſt jener feinen Vertheilung des Druckes beſonders durch die höchſt ſinnreiche Ausführung der Mittelkuppel ermöglicht. An ihr beſteht nur die Einfaſſung der acht Fenſter aus Stein, alles Uebrige aber aus dem leichteſten Baumaterial das überhaupt möglich iſt, nämlich aus irdenen Töpfen von zweierlei Art. Der untere Theil baut ſich aus ſchlanken Gefäßen in Form antiker Amforen auf, oben mit enger Oeffnung, unten in eine Spitze auslaufend. Dieſe Spitzen ſind in den Mörtel der oberſten Steinlage eingekittet; in die obern Oeffnungen des erſten Topfkranzes aber ſetzt ſich mit den untern Spitzen der zweite Kranz ein, und ſo geht es durch mehrere Schichten fort.

Ueber den Fenſterbogen, wo die Wölbung anfängt ſich ſtärker nach innen zu krümmen, iſt ſodann eine ähnliche Verbindung von viel kleinern Gefäßen angebracht: während aber jene erſten Gefäße aufrecht ſtanden, liegen dieſe letztern und beſchreiben ſo, einer übereinandergelegten Seilrolle gleich, eine Spirallinie die im Zentrum der Kuppel endigt. Natürlich iſt das Ganze mit reichlichem Mörtel verkleidet auf welchen dann die Moſaiken eingeſetzt waren; damit er beſſer haftet ſind die obern Gefäße mit gewundenen Kannelirungen verſehen. Dieſe Bauart iſt von dem glücklichſten Erfolge gekrönt worden: San Vitale hat mit dieſer ſeiner urſprünglichen Kuppel alle Reſtaurazionen ſeiner ſo oft ſchadhaft gewordenen Schweſter, der Sofienkirche, überdauert.

So prächtig und künſtlich nun in dieſem Werke die Architektur ſich entfaltet, mochte es doch dem eigentlichen Kirchenzwecke nicht völlig genügen. In den Seitengängen und auf den Galerien iſt zwar ſehr viel Platz ermittelt, aber es würde das der Gemeine nur dann zu Gute kommen wenn der Altar in dem Zentrum unter der Kuppel ſtände auf welches hin alle Geſichtslinien des Innern gerichtet ſind. In der öſtlichen Niſche aber bleibt der fungirende Prieſter nicht bloß von den meiſten Stellen des Umgangs ſondern ſelbſt von vielen Punkten der Emporkirche unſichtbar. Der Zweck des Sprechſaals, von dem doch der Kirchenbau urſprünglich ausgeht, iſt in dieſer fremdartigen Rotundenform faſt gänzlich aufgeopfert. Hieraus erklärt es ſich daß man doch zuletzt das ſchöne Gefäß wieder zerbrach und die Kuppel mit Gebäuden im Grundplan eines Vierecks zu verbinden ſuchte. Einen Anſatz dazu macht die uralte Kirche S. Lorenzo in Mailand, deren im ſechszehnten Jahrhundert durch den berühmten Carlo Borromeo vorgenommener Neubau den anfänglichen Grundriß vermuthlich beibehalten hat. Sie zeigt ein reines Quadrat aus deſſen vier Mauern große Niſchen hervortreten. Dieſen entſprechen im Innern vier wie bei S. Vitale auf Säulenſtellungen aufgeſtützte Halbkuppeln als Trägerinnen der großen achteckigen Mittelkuppel. Noch intereſſanter iſt eine noch ſtehende Kirche Juſtinians in Konſtantinopel welche wegen ihrer Aehnlichkeit mit der Sofienkirche die kleine Sofia genannt wird, obwol ſie eigentlich in der innern Anordnung noch näher ſich mit S. Vitale berührt (4, e). Dieſer elegante Bau iſt den Heiligen Sergius und Bakchus gewidmet und war urſprünglich eine Doppelkirche. Neben ihm ſtand nämlich durch gemeinſchaftliche Vorhalle, Vorhof und umherlaufendes Dachgeſims mit ihm verbunden eine genau gleich große Kirche. Sie iſt nicht mehr vorhanden, erklärt aber den Umſtand daß auf unſerm Grundriß die ſüdliche Wand durch eine eigne Vorhalle gedoppelt, an der nördlichen aber, wo gewiß die abgebrochene Kirche ſich anſetzte, nur einfach erſcheint. Jene zweite Kirche nun hatte im Innern gradlinige Säulenſtellungen von Weſten nach Oſten in Weiſe einer Baſilika; die Sergius- und Bakchuskirche dagegen zeigt eine ſinnreiche Vereinigung des Quadrats mit der Kuppel. Acht Pfeiler wie in Ravenna tragen die letztere: auch ſtehen zwiſchen je zwei Pfeilern ähnlich wie dort Säulen. Aber von dieſen Säulenſtellungen ſind nur die den Ecken des äußern Quadrats entſprechenden im Halbkreis angeordnet und mit Halbkuppeln überdeckt, während die übrigen den Wänden parallel gradlinig ſtehen, alſo die vier über ihnen liegenden Kuppelbogen nicht ſeitwärts ſondern direkt von unten ſtützen. Von hier war denn nur noch Ein Schritt zur Stützung der Kuppel auf nicht mehr als vier Pfeiler zu thun übrig: dieſer Schritt führte zu jenem Wunderbau der für den chriſtlichen Orient dieſelbe ſymboliſche Bedeutung gewinnen ſollte wie die Kaaba für den Islam oder die römiſche Peterskirche für die Gläubigen des Abendlandes.

Die große Sofienkirche von Konſtantinopel trägt ihren Namen als dem Erlöſer geweiht, der nach altteſtamentlichen Sprüchen die heilige Weisheit Gottes heißt. Juſtinian errichtete ſie auf dem Platze des gleichnamigen conſtantiniſchen Baues der ſchon mehrfach erneuert oder umgebaut und zuletzt 532 bei einem Volksaufſtande in Brand aufgegangen war. Den Bau leiteten Architekten aus Kleinaſien, Anthemius von Tralles und Iſidorus von Milet, unter denen beſonders der erſtere durch mechaniſche Kenntniſſe und Fertigkeiten berühmt iſt. Gleichzeitig ſchildert uns den Bau geiſtlos aber deutlich der Hofbiograf Prokopius, der Kleriker Paulus Silentiarius aber in komiſcher Nachahmung homeriſcher Hexameter und Dialektformen: klarer und mit Angabe der Maße und Bauſtoffe Euagrius und Agathias, denen ſich dann noch eine Flut ſpäterer Autoren anſchließt: denn es hat kaum die Literatur des kölner Domes ſo viele ſtumpfe Federn in Bewegung geſetzt als die Sofia. Außerdem iſt ſie in ihrer jetzigen Geſtalt als Hauptmoſchee des osmaniſchen Reiches vielfach von Reiſenden geſchildert und abgebildet worden, da es beſonders in jüngſter Zeit nicht mehr ſchwer hält die Erlaubniß zum Betreten des Innern und ſelbſt zum Zeichnen zu erhalten. Allerdings iſt keine der bisherigen Aufnahmen und Vermeſſungen für völlig zuverläſſig anzuſehen; aber für unſern Zweck ergiebt ſich aus ihnen in Verbindung mit jenen ältern Berichten ein ausreichend deutliches Bild dieſes glänzendſten, berühmteſten und wirklich in ſich vollendetſten Muſters byzantiniſcher Baukunſt. Den Grundriß der Sofienkirche (4, c) bildet ein wenig vom Quadrat abweichendes Rechteck, deſſen Breite auf 228, die Länge auf 252 Fuß angegeben wird. Schon hieraus erhellt mit welchem Unrecht die Byzantiner ſie für die größte Kirche der Chriſtenheit ausgeben, da ſie an Flächenraum weder mit dem S. Paolo noch auch nur mit der ältern Peterskirche in Rom wetteifern kann. An Höhe überragt ſie allerdings die alten Baſiliken unendlich, muß aber hier dafür den deutſchen Bauten weichen. Denn um von den germaniſchen Thürmen ganz zu ſchweigen, ſo ſteigt der Dom zu Speyer mit ſeinen beiden Kuppeln ebenſo hoch wie die Sofia mit ihrer einen: denn die Höhe der Kuppel über dem Fußboden beträgt nach Euagrius 180 römiſche oder nach neuerer Rechnung 169 franzöſiſche Fuß. Unterſtützt wird dieſe Kuppel von vier ins Quadrat geſtellten Rieſenpfeilern die aus ſorgfältig ausgewählten, höchſt genau behauenen und mit Blei verbundenen Werkſtücken aufgemauert ſind. Dieſe tragen auf ihren vier ungeheuern Rundbogen einen kreisrunden als Sims vortretenden Kranz der durch Zwickel in Form gebogener Dreiecke ſich zugleich auf die Köpfe der vier Pfeiler aufſtützt. Ueber dieſen Sims deckt ſich endlich aus weißen ſehr poröſen und daher leichten Backſteinen von der Inſel Rhodus die ſehr flachgeſpannte Kuppel; um die Schwere noch zu vermindern iſt an ihr das Mauerwerk etwas dünner genommen, ſo daß man auf jenem Sims in ſchwindelnder Höhe herumgehn kann: eine Einrichtung die zugleich diente im Innern der Wölbung bei feierlichen Gelegenheiten Lichter anzuzünden. Die Kuppel hat 108 Fuß Durchmeſſer und kommt ſo dem ganzen Umfang von S. Vitale gleich: ſie ſchwebt ſo frei und luftig über dem weiten Mittelraum daß ſie nach Prokops Ausdruck nicht auf feſtem Bau zu ruhen ſondern an goldener Kette vom Himmel herabzuhangen ſcheint. Ihr Licht empfängt ſie durch 24 im Halbkreis überdeckte Fenſter welche über dem Sims in der Wölbung ſelbſt liegen und folglich im Innern, was nicht vortheilhaft ausſieht, ſchräg gegen einander geneigt erſcheinen, während ſie außen in der gradaufſteigenden Mauer ſenkrecht ſtehen. Man wird nun begreifen daß die vier Hauptbogen, um die furchtbare Laſt dieſes ganzen Ueberbaues zu tragen, außer den vier Pfeilern noch kräftiger Seitenſtützung bedurften. Zu dieſem Zwecke wurde der ſüdliche und nördliche mit einer dünnen Wand gefüllt welche mittels kleinerer Bogen auf zwei Säulenſtellungen über einander aufgeſetzt war. Die untern dieſer Stellungen, auf den Fußboden des Gebäudes geſtützt, waren von je vier Säulen gebildet, welche man auf unſerm Grundriß zu beiden Seiten der Kuppel zwiſchen den öſtlichen und weſtlichen Mittelpfeilern, noch klarer aber auf dem Längendurchſchnitt unter b angegeben findet. Ueber dieſen vier Säulen lag eine gangbare Galerie, dann folgte die zweite Säulenſtellung von ſechs viel kleinern Säulen, über ihnen die zweite Galerie und über dieſer die erwähnte halbmondförmige Füllwand, welche ſich mit drei Fenſterreihen nach außen öffnet. Dieſe Fenſter waren ebenſo wie die der Kuppel mit Glasſcheiben gefüllt. Anders erſcheint der öſtliche und weſtliche Hauptbogen geſtützt. Säulenſtellungen würden hier die innere Hauptperſpektive durchbrochen haben: aus dieſem Grunde lehnte man an dieſe Bogen nach dem bei S. Vitale beſprochenen Syſtem zwei mächtige Halbkuppeln an. Dieſe ſtützen ſich öſtlich und weſtlich jede auf zwei Pfeiler; ſeitwärts aber ſind ſie wiederum durch je zwei kleinere Halbkuppeln getragen deren jede wieder auf einer doppelten Säulenſtellung aufruht. Zwiſchen dieſen zwei kleinſten Halbkuppeln liegt am öſtlichen Ende die Altarniſche, am weſtlichen der Haupteingang. Auf ſolche Weiſe iſt alſo derjenige Raum gegliedert welchen wir bei einer Baſilika das Mittelſchiff nennen würden. Seine Form nähert ſich ſowol in den Linien der Wölbung als in der Grundfläche dem Eirund; ſeine ganze Kraft und Höhe iſt in der Mittelkuppel zuſammengefaßt, zu welcher von Oſt und Weſt die Halbkuppeln in immer größern und höhern Verhältniſſen ſich emporgipfeln. Dieſem architektoniſchen Vorwiegen der Hauptkuppel entſprach auch die Lichtvertheilung. Die Chorniſche hatte wieder die ſymboliſche Dreizahl der Lichtöffnungen, die Vorhallen waren durch neun große und darunter durch kleine kreisrunde Fenſter in der Faſſade erhellt; außerdem öffneten ſich ſämmtliche Halbkuppeln mit verhältnißmäßig immer wenigern und kleinern Kuppelöffnungen nach außen. In Oſt und Weſt war alſo das Licht gedämpft; ſtärker drang es durch die weitern Fenſter der beiden großen Halbkuppeln, bis endlich in die Hauptkuppel ein blendender Lichtſtrom ſich ergoß. Denn dieſe erhielt ihr Licht nicht bloß aus den 24 Fenſtern der Wölbung ſondern auch aus den beiden dreifachen Fenſterreihen in den Stützmauern des ſüdlichen und nördlichen Bogens. So voll von Licht, ſagt Prokop, iſt die Kirche, daß ſie nicht von außen durch die Sonne beſtralt ſondern von eignem inwendigem Glanz durchleuchtet ſcheint. So bleibt nur noch die Nothwendigkeit übrig, den vier Mittelpfeilern auch nach Norden und Süden eine Seitenſtütze zu geben, welche nach Oſt und Weſt durch jenes Halbkuppelſyſtem bewerkſtelligt iſt. Dieß geſchieht durch die beiden Seitenſchiffe, deren jedes durch die ſtarken Mittel- und Wandpfeiler in drei Säle zerſchnitten und mit vier Kreuzgewölben bedeckt iſt die zur Verſtärkung wieder auf beſondern Säulen ruhen. Auf den Gewölben läuft die oben erwähnte doppelte Galerie als Frauenplatz um das ganze Gebäude mit Ausnahme der Chorniſche herum. Vor der Kirche zog ſich endlich eine doppelte gewölbte aber niedrige Vorhalle hin; die innere hatte ein zweites Stockwerk welches die Fortſetzung jener Galerie bildete und zu dem die Frauen auf Treppen in den Wandpfeilern hinaufſtiegen zu welchen man aus der Vorhalle rechts und links durch zwei Thüren gelangt, während die Männer gradaus in den Hauptraum durch neun Thüren eingingen. An die Vorhallen fügte ſich wie bei den abendländiſchen Baſiliken der von Säulengängen eingeſchloſſene Vorhof an.

Der Eindruck der Sofienkirche im Innern mit den mächtigen Wölbungen iſt ein ſehr gewaltiger, dem ſich auch abendländiſche Reiſende alter und neuer Zeit nicht zu entziehen vermochten. Die Hauptaufgabe zum Zwecke einer Reichs- und Kathedralkirche von größtem Maßſtabe den quadratiſchen Grundriß mit der Pracht einer Kuppel zu verbinden, erſcheint in impoſanter und harmoniſcher Weiſe gelöſt. Und doch macht ſich auch hier in der innern gottesdienſtlichen Einrichtung ein ähnlicher Mangel der Zweckmäßigkeit wie bei S. Vitale fühlbar. Als entſchiedener Herzpunkt der geſammten Grundfläche ſtellt ſich der Raum unter der Kuppel dar. Hier alſo ſollte der Altar und der ihm entſprechende Prieſterſitz ſich befinden. Da aber in dieſem Falle die Hälfte der Gemeine hinter den Prieſter zu ſtehen käme, muß ſtatt deſſen der Kultus in die ziemlich kleine Niſche des Oſtendes hineingedrängt werden. Obwol nun deren zwei Seitenniſchen ſammt dem Raume unter der großen öſtlichen Halbkuppel mit zum Prieſterſitz verwendet ſind, bleibt dennoch in äſthetiſcher Hinſicht eine unlösbare Uneinigkeit zwiſchen dem Gebäude und ſeinem Zwecke übrig. Noch ſtärkere Mängel zeigt das Aeußere. Schon an ſich erſcheinen die Mauern im Grundriß übermäßig dick, ſind aber an den Stellen wo der Seitenſchub der Mittelpfeiler auf ſie einwirkt durch ungeheure innerlich mit Treppen gefüllte Strebepfeiler noch mehr verſtärkt, welche zum Theil ins Innere hineingezogen die Seitenſchiffe ſehr verengen, zum Theil aber aus der Umfaſſungsmauer und nach oben über das Dach hervortreten wo ſie mit kleinen Dächern abgeſchloſſen ſind. Hierdurch macht ſich beſonders in der Vorderanſicht (4, a) die Breite mit einer ſo ſchwerfälligen Wucht geltend daß ſelbſt die Rieſenhöhe der Kuppel hinter dieſe zurücktritt. Eine wahre Vergeiſtigung der Maſſe iſt daher hier noch nicht gelungen, und das Gebäude, ſo ſehr es auch über die Baſilika fortſchreitet, ſteht in dieſer Hinſicht noch *unendlich hinter dem germaniſchen* Dom zurück. Dadurch behält es trotz aller Kühnheit ein Gefühl von mangelnder Haltbarkeit, was ſich auch in der Geſchichte der Kirche nicht verläugnet. Schon beim erſten Bau (532 — 537) ſind die Architekten durch Ausweichen der Mittelpfeiler ein paarmal in große Verlegenheit gerathen, und der höfiſche Prokopius verſäumt nicht die ziemlich fabelhaften Rathſchläge anzugeben durch welche der Kaiſer, obwol er eingeſtandener Maßen vom Bauen Nichts verſtand, alſo nur vermittels allerhöchſter Regierungsweisheit der Noth ſoll abgeholfen haben. Noch ſchlimmer aber war es daß im zwei und dreißigſten Regierungsjahr des Juſtinian (557) durch ein Erdbeben der öſtliche Theil der Kuppel zuſammenſtürzte und den Altar ſammt ſeinem Tabernakel und dem Ambo zerſchmetterte. Die urſprünglichen Baumeiſter waren todt: ein jüngerer Iſiderus, Brudersſohn des früher erwähnten gleichnamigen Meiſters, übernahm die Wiederherſtellung welche bereits 561, alſo vier Jahre nach dem Einſturz, vollendet war. Die Kuppel wurde 20 oder 25 Fuß erhöht um ihr eine ſtärkere und dadurch haltbarere Wölbung zu geben, zu welchem Zwecke auch der Süd- und Nordbogen etwas weiter und wahrſcheinlich höher geſpannt werden mußte. Noch einmal litt der Bau gegen Ende des zehnten Jahrhunderts durch ein ähnliches Naturereigniß und zwar dießmal am weſtlichen Theil der Kuppel, wurde aber durch den regierenden Kaiſer Baſilius Bulgaroktonus (975—1025) bald hergeſtellt. Zuletzt brach die Kuppel 1346 ein Jahr vor der Eroberung Konſtantinopels durch Johannes Kantakuzenus zuſammen, und der Sieger übernahm den Neubau. Ohne Zweifel iſt bei einer dieſer Reparaturen das die Mittelkuppel zierende muſiviſche Bild Gottes mit der noch jetzt vorhandenen bloß architektoniſchen Moſaikverkleidung vertauſcht worden. Seitdem hat denn der Bau unerſchüttert geſtanden, neigt ſich aber gegenwärtig wieder ſtark dem Verfalle zu. Die Kuppelwölbung hat ſich an einer Seite bedeutend geſenkt, die obern Säulen ſind zum Theil aus dem Loth gewichen oder geknickt, die Moſaiken durch islamiſchen Bilderhaß zerſtört oder durch wüſte weiß und roſtbraune Tünche verdeckt. Im Aeußern ſind an dieſe ſchweren gedrückten Maſſen vier ſchlanke Minarets angebaut. Dennoch bildet die Sofienkirche, wie ſie für chriſtliche und türkiſche Bauten gleich ſehr Vorbild geworden, auch noch immer ebenſowol den Stolz der Osmanen als die leiſe Hoffnung der öſtlichen Chriſtenheit, ſo wenig auch von ihrer alten Glorie übrig geblieben iſt. Die urſprüngliche Verzierung dieſer ungeheuern Wand- und Gewölbeflächen zeigt deutlich daß es mit dem ganzen Bauwerke auf verſchwenderiſche und aſiatiſche Pracht abgeſehen war. Ueberall hatte man das Theuerſte gewählt, eingelegte Arbeit von koſtbaren Steinen nämlich und getriebene edle Metalle. Gleich im Säulenhof ſprang aus eherner Röhre der Springquell in ein großes Jaspisbecken: zwölf Säulen ſtanden umher zwiſchen denen ſteinerne Löwen Waſſer zur Handabwaſchung ausſpien. Von da ſah man die vordere Faſſade im blendenden Schmuck vier- und achteckig gefügter bunter Steine ſich erheben. Dann durch den Säulengang in die zwei gewölbten Hallen und aus ihnen durch die neun Pforten ins Innere eingetreten ſah ſich der Beſchauer erſt von dem glänzendſten Farbenmeer umfloſſen. Wie eine Marmorwieſe, ſagt Paulus Silentiarius, breiten ſich Wände und Boden aus; Marmorarten aus allen Brüchen des Reichs waren dazu verwendet worden, der frygiſche mit roſigen und weißen Adern, der dunkelrothe vom Nil, der grüne von Lakonien, der ſchwarz und weiß gefleckte aus Gallien und vom Bosporus, der lybiſche von Krokos- und Goldfarbe. Die untern Säulenſtellungen waren von dem rothen Porfyr des ägyptiſchen Thebens, über ihren vergoldeten Kapitellen ſchlängelten ſich vor dem Geländer goldene Akanthoszweige her, und darüber erhuben ſich die grünen Marmorſäulen aus Theſſalien. Einige dieſer Säulen hatte ein Sonnentempel Aurelians, andere Efeſus, Troas und Athen hergegeben. Die Wände ringsum zeigten reiche Blätterranken mit Vögeln, vorzüglich Weinlaub, vielleicht als Nachahmung des vergoldeten Zederſchnitzwerks im ſalomoniſchen Tempel. Die gewölbten Decken waren mit Moſaiken auf Goldgrund ausgeſetzt. So ſtanden in den Dreiecken mit denen die Hauptkuppel ſich auf die vier Pfeiler aufſetzt die Bilder der vier Cherubim, deren zwei ſich bis heute erhalten haben und genau der Schilderung der Apokalypſe (4, 6 ff.) ähnlich ſehen. Gleichfalls iſt die Bekleidung der Pfeiler und ihrer Hauptbogen noch ſichtbar, die von großen ſpiegelartig in helleres Geſtein eingelegten Porfyrplatten in der Art gebildet wird wie unſere Zeichnung (4, b) es andeutet. Bis zum widrigen Prunk ſtieg die Pracht in dem eigentlichen Heiligthum. Silberſchranken trennten die Altarniſche vom Hauptſchiff; Silbertafeln deckten die Wände; zwölf ohne Zweifel entlang der Mauerrundung im Halbkreis freiſtehende Säulen waren mit demſelben Metall vollſtändig beſchlagen und trugen oben große ovale Silberſchilde; auf dem mittelſten war Chriſtus, auf denen zu beiden Seiten Engelchöre, Profeten und Apoſtel in getriebener Arbeit abgebildet; auch Maria fehlte nicht, hatte aber an einer andern Stelle ihren Ehrenplatz. Mitten auf der Niſchenwand ſchimmerte der verſchlungene Namenszug des Erbauers und ſeiner Theodora unter einem Kreuze. Darüber thronte das Bild des Erlöſers in der Wölbung der Niſche; ſein Gewand war zwiſchen dem Moſaik mit ächten Goldadern wie mit Fäden durchſponnen, die rechte Hand emporgehoben, in der linken das Buch des Evangeliums, beiderſeits Petrus und Paulus. Den Altar überragte das ganz und gar ſilberne thurmhohe Tabernakel: vier Bogen auf eben ſo viele Säulen geſtützt trugen einen achteckigen Aufſatz der in eine achtſeitige Thurmſpitze auslief: auf dieſer endlich ſtand ein mächtiger Silberkelch mit Blattwerk als Symbol des dort gefeierten unblutigen Opfers. Vierzigtauſend Pfund Silber rechnet Prokop als auf dieſe Eine Niſche verwandt. Am Tage war gewiß dieſer Metall- und Steinglanz kalt und herb: aber unwiderſtehlich blendend und berauſchend muß in dieſem Bauwerk die Nachtfeier geweſen ſein, wenn auf den hohen Standleuchtern am Boden die Kerzen flammten, wenn ſelbſt unter der höchſten Kuppel jener vorſpringende Geſimskranz von Lichtern ſchimmerte „wie die Goldkette die der Liebende um den Nacken ſeiner jungfräulichen Königsmaid geſchlungen hat,“ und wenn ringsum die blitzende Decke den Glanz der ſilbernen Kronleuchter zurückgeſpiegelt und verdoppelt von oben herabſandte, die in verſchiedenſter Geſtalt als Kreuze, Scheiben, Schiffe am Gewölbe vertheilt waren — dann war es, ſagt ein Poet jener Zeit, wie wenn unter dem Himmelsgewölbe die manniggeſtalteten Sternbilder funkeln. Auch fern vom Meer ſchaute der Steuermann zu der hochgelegenen vom Glanz durchſtralten Kirche empor; wie ein Leuchtthurm leitete ſie ſein Schiff durch die engen Pforten des Bosporus. Und ſo erſcheint jenes Selbſtgefühl nicht unberechtigt mit welchem Juſtinian, am Tage der Einweihung in feierlicher Prozeſſion das vollendete Gebäude betretend, in die berühmten Worte ausbrach: Ich habe Dich überwunden, o Salomon!

Von den zahlloſen übrigen Kirchen dieſes Kaiſers heben wir jetzt nur noch zwei hervor, weil ſie in ähnlicher Art wie die Sofienkirche für ganze chriſtliche Länder die Vorbilder alles ſpätern Kirchenbaues geworden ſind. Die erſte iſt die Apoſtelkirche zu Konſtantinopel welche gleichfalls einen ſchadhaft gewordenen Bau Conſtantins verdrängt hat. Dieſer zeigte, wie oben erwähnt, die Kuppel über einem lateiniſchen Kreuz, und denſelben Grundriß behielt auch das neue Gebäude nur vergrößert bei. Jeder Arm des Kreuzes, von denen der weſtliche ſich verlängerte, war dreiſchiffig mit zwei Säulenreihen übereinander welche ohne Zweifel Galerien trugen. Im Durchſchneidungspunkt der beiden Balken lag eine der Sofia nachgebildete aber kleinere Kuppel deren Durchmeſſer genau der Weite der vier Arme entſprach: ein Grundriß der mit dem ſpäter zu beſprechenden Dome von Piſa einige Aehnlichkeit hat. Die vier Arme werden indes ſicher mit Tonnengewölben überdeckt und ſomit zur Seitenſtütze der Kuppelbogen verwendet geweſen ſein; an ihren Enden aber lagen abermals vier Kuppeln von gleicher Dimenſion mit der mittelſten, nur daß ſie nicht wie dieſe Fenſter hatten. Das Innere erſchien zweckmäßiger als bei der Sofia angeordnet, weil hier wirklich im Zentrum der Altar ſtand und folglich die Prieſterſchaft von allen Plätzen ſichtbar blieb, was denn freilich bei dem Zwecke des Gebäudes als einer bloßen Denkmalkirche der Apoſtel und Gruft der frühern Kaiſerfamilie beſſer anging als bei einer Pfarrkirche. Denſelben Grundriß hatte die gleichfalls von Juſtinian errichtete Johanneskirche auf einem Felſen bei Efeſus. Beide Bauten ſind längſt zerſtört, leben aber in Töchtern fort; denn ihr Fünfkuppelſyſtem kehrt vereinzelt in der Markuskirche von Venedig, regelmäßig aber und geſetzlich in dem Bauſtil des chriſtlichen Rußlands bis in die jüngſte Gegenwart wieder.

Der zweite jener typiſchen Bauten beſtimmt den Kirchenſtil für Armenien und die Kaukaſusländer. Dieſe weiten Gebiete die ſich von dem alten Kolchis am ſchwarzen Meer bis nach der Grenze Perſiens erſtrecken hatten theils unabhängig von Rom theils um an ſeine politiſche Macht ſich anzulehnen ſchon ſeit Conſtantin das Chriſtenthum bei ſich aufgenommen. Dennoch erhielt ſich ein trüber Zuſtand. Dieſe Länder ſind weder völlig zu erobern noch völlig zu vertheidigen; ihre tiefeingeſchnittenen warmen Flußthäler und der Mangel an mächtigen Städten geben dem Eroberer leichten Sieg, während das Hochgebirg doch immer wieder die eingebornen Stämme vor Auflöſung ins Fremdländiſche bewahrt. Darum ſind Kaukaſus und Ararat faſt ſtets den Nachbarn dienſtbar und doch niemals vollſtändig unterworfen. Die neu erwachten chriſtlichen Intereſſen vermochten doch der Uebermacht der Saſſaniden und ihrer durch eine Reform gekräftigten zoroaſtriſchen Religion nicht zu widerſtehen, bis Juſtinian auch hier mit den Perſern zuſammenſtieß und Kolchis und Armenien in Provinzen des Byzantinerreichs verwandelte. Erſt jetzt blühte ein in ſich geſchloſſenes armeniſches Kirchenthum auf; eine reiche Literatur entſtand und das Volk nahm an den großen Lehrſtreiten Theil welche es noch unter Juſtinian von der byzantiniſchen Reichskirche wieder losriſſen und zu jener geiſtigen Iſolirung und dogmatiſchen Starrheit führten die bis heute der armeniſchen Kirche eigen iſt. Hier liegt auch die Urſache warum ſie ſpäter nach kurzer politiſcher Selbſtſtändigkeit dem Islam erlag. Dieſen Gang der Geſchichte ſpiegeln die Bauwerke ab: anfangs den byzantiniſchen nahe verwandt ringen ſie ſich gegen Ende des erſten Jahrtauſends zu einer gewiſſen aus abend- und morgenländiſchem Gefühl gemiſchten Eigenthümlichkeit durch. Dem byzantiniſchen Stil am nächſten ſteht die Kirche von Pitzunda im Abasgenlande an der Nordküſte des ſchwarzen Meeres. Ihr Alter beweiſt ſchon der Umſtand daß ſie viele Jahrhunderte lang die kirchliche Metropole für alle kaukaſiſchen Länder bildete, bis ſie wegen der Einfälle der Tſcherkeſſen von den Patriarchen verlaſſen werden mußte. So ſtand ſie noch vor wenigen Jahren maleriſch mit dem üppig-ſchwellenden Laube der kolchiſchen Pflanzenwelt überwachſen das aus allen Ritzen und Lichtöffnungen hervordrang: gegenwärtig aber iſt ſie auf Befehl des ruſſiſchen Beherrſchers wiederhergeſtellt worden. Sie beſteht aus regelmäßig abwechſelnden Lagen von Ziegeln und gelblichem Hauſtein welche ihr ein buntes und heiteres Anſehn geben. Der Grundriß zeigt ein Viereck das aber geſtreckter iſt als beim byzantiniſchen Stil. Oeſtlich treten aus ihm drei halbrunde Niſchen, weſtlich eine niedrige Vorhalle heraus. Im Zentrum ruht eine Kuppel welche höher als die byzantiniſche emporſtrebt, ſo daß ſie unter der Wölbung eine kreisrunde von zwölf ſenkrechten Fenſtern durchbrochene Mauer zeigt. Die vier Bogen unter ihr ſind halbkreisrund, im Scheitelpunkte aber ein wenig zugeſpitzt, wodurch wir hier ſchon an den geſchweiften Bogen der Araber erinnert werden. An dieſe Kuppel ſchließen ſich der mittlere Chor, das zweiſtöckige weſtliche Schiff und zwei kurze Kreuzarme an; dieſe vier mit Tonnengewölben geſchloſſenen Stücke ſind über die Nebenräume erhöht und bezeichnen dadurch ſehr klar die Kreuzform obwol ſie im Grundriß nicht aus den Umſchließungsmauern hervortreten. Im Innern herrſcht die höchſte Einfachheit; die Pfeiler haben nicht einmal Köpfe ſondern krümmen ſich am obern Ende unmittelbar zu Bogen und Gewölben um. Die rechteckten oben mit einem Halbkreis geſchloſſenen Fenſter zeigen noch Reſte jener mit kleinen Löchern durchbrochenen Marmorplatten des Baſilikenſtils. Das Ganze erſcheint alſo nur als eine Modifikazion des Kuppelbaues. Von byzantiniſchem Bauwerk iſt es beſonders durch größere Schwere der Mauern und der Kuppelträger verſchieden, welche wol durch das rauhere und windige Klima der Landſchaft vorgeſchrieben war: aus demſelben Grunde iſt im Innern der leichte Säulenbau vermieden, das Aeußere aber mit Dächern von Steinziegeln geſchützt. Dieſe Bauart wiederholt ſich mit geringer Abweichung auch an der zerſtörten Kirche der alten Handelsſtadt Cherſon in der Krim, ferner an der Kirche der untern Feſtung Nikolajevi in Mingrelien und einigen andern Bauten dieſer Küſtenländer welche ſämmtlich noch dem ſechsten Jahrhundert angehören dürften. Aus ſolchen Anfängen entwickelte ſich dann etwa vier Jahrhunderte ſpäter der noch maſſenhaftere armeniſche Kirchenſtil welchen wir mit dem ruſſiſchen und mit der ſpätern Geſtaltung des byzantiniſchen der Kunſtgeſchichte des Mittelalters vorbehalten. Um indes vorläufig die mannigfaltigen Formen des Kuppelbaus neben einander zu ſtellen, geben wir (4, d) bereits den Grundriß der Kirche von Vagharſchabad in Armenien, obwol dieſe erſt gegen 1000 gebaut ſcheint.

Bürgerliche Architektur.

Wenn gleich eine junge Religion wie das Chriſtenthum ihre hauptſächliche Kunſtthätigkeit auf den Bau gottesdienſtlicher Orte wenden mußte, ſo brachten doch die zum Theil durch ſie ſelbſt geänderten bürgerlichen Verhältniſſe gleichfalls manche Forderungen mit ſich die ſich auf das Leben außer der Kirche bezogen. Aus dem altrömiſchen Weſen hatte man Sinn und Praxis für große Werke zum Zwecke des öffentlichen Verkehrs, des Bürgerwohls oder des Vergnügens ererbt: ſeit der Kaiſerzeit kam der Palaſtbau der

Imperatoren als neuer Antrieb zu impoſanter Architektur hinzu. Die Stiftung der zweiten Reſidenz in Byzanz gab zu mannigfachen Schöpfungen Anlaß; die neuen Gebietstheile welche von dort aus zum erſtenmale erobert oder doch aus langjähriger Barbarenherrſchaft wiedergewonnen wurden mußten gleichfalls im Geiſt und Stil der ältern Provinzen koloniſirt und mit Bauwerken verſorgt werden. Wir haben hier beſonders wieder Juſtinian anzuführen, obwol ſicher von manchen ſeiner Vor- und Nachfahren Aehnliches zu melden wäre wenn ihre Kunſtunternehmungen ſo genaue Berichterſtatter wie die ſeinigen gefunden hätten. Gerade in ſolchen Nützlichkeitsbauten hat die antike Technik ſich lange in ihrer Tüchtigkeit erhalten, während aus allem Feinern und Idealen der Geiſt entwich. So erfahren wir von zahlreichen Verſorgungsanſtalten für Greiſe, Waiſen und Findlinge, auch von Pilger- und Krankenhäuſern welche von den byzantiniſchen Herrſchern, aber auch von römiſchen und morgenländiſchen Biſchöfen, ja von Privatleuten errichtet wurden: ſie und die ſogenannten Xenodochien zur unentgeldlichen Wohnung unbemittelter Fremden nach Art der jetzigen morgenländiſchen Karawanſerais traten damals an die Stelle der antiken Thermen und Portiken weil die kirchliche Frömmigkeit jener Zeit in ihnen einen Ausdruck fand. So erbaute ſchon im vierten Jahrhundert der Biſchof Baſilius der Große unweit ſeiner Metropole Cäſarea in Kappadokien ein ſolches Krankenhaus im größten Maßſtabe welches einer zweiten Stadt glich und nach dem Namen des Stifters die Baſilias hieß. Der edle Chryſoſtomus folgte dieſem Beiſpiel bei ſeinem Regierungsantritt in Konſtantinopel. Das Meiſte that wiederum Juſtinian, indem er in der Hauptſtadt und in Jeruſalem Verſorgungshäuſer für alle Bedürftigen, ſelbſt für verlorne Frauen anlegte. Eine verwandte Bauthätigkeit führte denn das Mönchthum mit ſich ſeitdem die Einſiedler der thebäiſchen Wüſte in Oberägypten ſich zu geregeltem Kloſterleben zuſammenthaten und die neue Ordnung ſich durch die ganze Welt verbreitete. Allerdings war der Sinn der Mönche wenigſtens im Morgenlande ſo ſtreng daß ſie gewiß noch nicht auf architektoniſche Schönheit hinſtrebten: groß indeſſen müſſen manche Klöſter ſchon geweſen ſein da mit ihnen ſchon früh Xenodochien verbunden wurden. Neben dieſen kirchlichen Anſtalten gingen in den Hauptſtädten die weltlichen Bauten noch immer fort; es werden in Konſtantinopel neue Bäder, öffentliche Säulenhallen und das prachtvolle Forum oder Auguſteum Juſtinians erwähnt welches an allen vier Seiten amfitheatraliſch mit ſieben Stufenreihen emporſtieg und von der Sofienkirche, dem Senatspalaſt und dem kaiſerlichen Schloſſe umgeben war. Andere Städte beſonders der Grenzprovinzen wurden von demſelben Kaiſer mit Feſtungswerken verſehen. Auch den Waſſerbau verſtand man noch. Konſtantinopel erhielt einen ſichern Hafen, Städte des Orients wurden durch Kanäle und Baſſins vor Ueberſchwemmungen geſchützt, Waſſerleitungen und Ziſternen angelegt. Von der Tüchtigkeit der Brücken zeugt noch der durch Narſes 565 erneute Ponte Salario der eine Stunde nördlich von Rom über den Anio oder Teverone führt. Ziſternen ſieht man noch in Alexandria und Konſtantinopel: es ſind große meiſt unterirdiſche Räume deren Kreuz- oder Kuppelgewölb auf Säulenſtellungen ruht. Beſonders impoſant iſt die Ziſterne der tauſend und einen Säule, Bin-bir-direk, in letztgenannter Stadt. Hier ſtehen je drei Säulenſchäfte übereinander welche durch vortretende Wulſte geſchieden ſind, ſo daß jedes Tragglied gleichſam in drei Säulen aufgelöſt iſt und dadurch leicht und zierlich ausſieht. Die oberſte Reihe hat ſtatt des Kapitells nur den Kämpfer mit vier etwas nach außen gewölbten und mit einem Kreuze verzierten Seiten. Freilich iſt ungewiß ob dieß Werk mit ſeinen dem deutſchen Stil von 1200 naheſtehenden Formen derſelbe Ziſternenbau iſt den Prokop dem Juſtinian zuſchreibt. Endlich legt die Ueberlieferung dieſem Kaiſer noch eine der verſchiedenen nordöſtlich von Konſtantinopel vorfindlichen Waſſerleitungen bei. Zwar zeigt ſie ſtatt des runden regelmäßig den Spitzbogen: da aber dieſer ſchon in den viel ältern Römerbauten von Palmyra, etwas Aehnliches auch an der Kirche von Pitzunda vorkommt, ſo reicht dieſer Grund noch nicht hin das Werk dem genannten Kaiſer abzuſprechen.

Hauptſächlich wurde jedoch die Zivilbaukunſt auf Paläſte angewendet. Auch hier muß die öſtliche Hauptſtadt und namentlich die Zeit Juſtinians die höchſte Pracht und zugleich die erſtaunenswürdigſte Mannigfaltigkeit von Formen entwickelt haben.

Nichts von dieſen übermüthig prunkenden Schöpfungen der Despotie iſt auf uns gekommen: eine noch härtere Herrſchaft, die der Osmanen, hat furchtbar in Konſtantinopel aufgeräumt indem ſie, die alte Barbarei der Chriſten nachahmend und dadurch beſtrafend, das Vorhandene zerbrach um ſeine Trümmer zu neuen Moſcheen zu verwenden. So leben die Paläſte des kaiſerlichen Byzanz nur noch in den ſtaunenden Zeugniſſen der gleichzeitigen Schriftſteller fort. Im Allgemeinen herrſcht auch in ihnen das Syſtem des Niſchenbaues, wie denn allezeit die weltliche Baukunſt Formen von der religiöſen zu leihen liebt. Uebrigens paßte es auch vortrefflich für die großen Geſellſchafts- und Audienzſäle daß der Thron des Autokrators in einer ſolchen Niſche einen architektoniſch ausgezeichneten Platz erhielt. Wenn wirklich nach jüngſt ausgeſprochener Anſicht die ſogenannten römiſchen Bäder in Trier ein Palaſt Conſtantins geweſen ſind, ſo geben ihre Reſte uns hierfür gleich ein impoſantes Beiſpiel. Dort erkennt man noch ſehr wohl einen rieſengroßen rechteckten Saal; drei Seiten ſind in mächtige Niſchen ausgebaucht, während an die vierte eine Menge kleinerer Vorzimmer ſich anlegt. Was von andern Römerpaläſten uns aus Nachrichten oder Trümmern bekannt iſt, zeigt daß ſie nur eine loſe Verbindung mannigfaltiger meiſt einſtöckiger Gebäude darſtellten, alſo von unſern hohen und ſymmetriſchen Königsſchlöſſern ſehr verſchieden waren. Aehnlich ſind die Kaiſerpaläſte von Konſtantinopel zu denken; da nun jeder Theil derſelben ſeinen beſondern Namen führt, erſcheinen ſie bei den Berichterſtattern gewiß großräumiger als ſie in der Wirklichkeit geweſen ſind. An Juſtinians neuem Schloßbau wurde beſonders die mächtige Eingangshalle, die Chalke, bewundert. Sie war quadratiſch; an den vier Ecken traten mächtige durch vier Bogen verbundene Strebepfeiler vor welche zugleich das Kreuzgewölbe der Kuppel trugen. Im Innern war Wand und Fußboden mit buntem Marmor, die Decke mit Moſaikbildern hiſtoriſchen Inhalts bekleidet. In die dahinter liegenden Räume baute der Nachfolger, Juſtinus II., einen länglichen Prachtſaal mit großer Niſche hinein der von dem goldbeſchlagenen kaiſerlichen Speiſetiſche den Namen Chryſotriklinium führte und zu dem ſolennen Oſterfeſtmahle gebraucht wurde. Noch genauer ſind uns die Paläſte des Kaiſers Theofilus (829—842) bekannt. Der eine war ein Gebäude im ächtbyzantiniſchen Stil aus Kapellen, Säulenhallen, Höfen, Schlafzimmern und Prachtſälen gemiſcht; der andere aber, der Sommerpalaſt Bryos, wurde in Grundriß und Verzierungen genau nach dem Modell der Abaſſidenreſidenz in Bagdad, alſo in völlig fremdartigem arabiſchem Stile erbaut. Schon dieſe Nachäffung einer ausländiſchen Form iſt eine Spielerei, eine Kurioſität, ein Armuthszeugniß. Aber noch weiter von geſunder Kunſt wichen die unter demſelben Kaiſer entſtandenen mechaniſchen Späße des Audienzſaales ab. Dort ſtand ein dem ſalomoniſchen nachgebildeter Thron mit vergoldeten Löwen und neben ihm ein eherner gleichfalls vergoldeter Baum mit allerhand Vögeln auf den Aeſten. Beim Eintritt des Geſandten fingen die Löwen zu brüllen, die Vögel zu ſingen an; neigte er ſich dann vor dem Throne und ſah wieder auf, ſo ſchwebte der Kaiſer auf dem künſtlich emporgehobenen Sitz plötzlich in veränderter Kleidung hoch über ihm unter der Decke des Gemaches. Dieſe Majeſtätsalbernheit gefiel den Arabern ſo gut daß ſie ihrerſeits den Byzantinern dieſelbe nachahmten, während der derbe Lombarde Lütprand, dem man als Geſandten des italieniſchen Königs Berengar 948 damit imponiren wollte, ſich das Ding wenig anfechten ließ weil er vorher den beabſichtigten Effekt ausgekundſchaftet hatte. In ſolche Geſchmackloſigkeit lief die byzantiniſche Kunſt aus. Der letzte Fürſt der die Bauthätigkeit noch einmal anregte war Baſilius der Makedonier (867—886); ihm werden zahlreiche Kirchen- und Palaſtbauten zugeſchrieben, in denen ſich aber theils bloße Nachahmung des bereits auf ſeine Höhe gelangten Kuppelſtils theils geiſtloſe Ueberladung des Ornaments nachweiſen läßt.

In Rom gab von der damaligen Geſtalt der Zivilbaukunſt der alte Lateranpalaſt ein Beiſpiel, welcher unter Sixtus V. der öden Regelmäßigkeit des gegenwärtigen Neubaues weichen mußte. Urſprünglich noch über die Zeit Conſtantins hinaufgehend war er von den Päpſten vielfach verbaut und vergrößert worden, ſo daß er gleich den Kaiſerpaläſten von Byzanz ein ungleichartiges aus Gebäuden kirchlicher und weltlicher Beſtimmung zuſammengeſetztes Ganzes bildete. Der am genaueſten bekannte Haupttheil zeigt ganz den byzantiniſchen Niſchenbau: dieß iſt der große von Leo **III.** zur Zeit Kaiſer Karls errichtete Feſt- und Speiſeſaal oder das Triklinium. In ihm bewirthete der Papſt die ihn beſuchenden Fürſten der Chriſtenheit, am Weihnachts- und Oſterfeſt aber die römiſche Geiſtlichkeit; auch wurden hier zu Palmſonntag die geweihten Palmen vertheilt und die Kongregazionen der Kardinäle abgehalten. Der viereckte Raum hatte auf drei Seiten halbrunde Niſchen, an der vierten den Eingang, und war mit Porfyrſäulen, Marmorverkleidung, Moſaiken und Gemälden reich verziert. Die eine dieſer Niſchen ſtand noch im vorigen Jahrhundert; da ihre Moſaiken eine geſchichtliche Bedeutung für das Papſtthum hatten, ließ Benedikt XIV. ſie 1743 an einer benachbarten Stelle ganz neu aufbauen: ſo ſieht man ſie noch neben der Scala ſanta beim jetzigen Lateran. Wir erkennen auch hier wie bei dem Baſilikenbau wieder daß die karolingiſche Epoche den Römern einen neuen Schwung gab; aber er war im Zivilbau ebenſo wenig nachhaltig wie dort. Von der hier im zehnten Jahrhundert einreißenden Barbarei bietet uns die Stadt gleichfalls noch ein auffälliges Muſter dar, nämlich das ſogenannte Haus des Pilatus am linken Tiberufer beim Tempel der männlichen Fortuna. Es iſt eins der vielen Burghäuſer aus unverwüſtlichem römiſchem Backſtein, auf Wohnung und Vertheidigung gleich ſehr eingerichtet, wie ſie aus der Frühzeit der römiſchen Geſchlechterfehden, aus dem zehnten bis zwölften Jahrhundert, mehrfach zumal jenſeits der Tiber ſich erhalten haben. Die Inſchrift über der Hauptthür belehrt uns daß Nikolaus, des berühmten Crescentius Sohn, dieß Haus baute um Roms alten Ruhm zu erneuern. Das Werk fällt alſo in den Anfang des elften Jahrhunderts und dient ſo gerade am Ende des von uns durchwanderten Zeitraums vortrefflich als Markſtein für die Kunſt in Rom. In dem ganzen Bau findet ſich wieder keine Ahnung des jungen Lebens welches dießſeits der Alpen damals ſchon ſo mächtig aufſchwoll, ſondern nur Misverſtand der antiken Formen und barbariſche Verwendung älterer Fragmente. Das untere im Innern gewölbte Geſchoß wird von Wandſtreifen und zwiſchen ihnen von Halbſäulen mit rohen Köpfen, alles in Backſtein, belebt. Ueber den Halbſäulen liegen weit vorragende antike Marmorkonſolen mit hübſchem und mannigfaltigem Bildwerk von Viktorien, Genien der Jahreszeiten und mythologiſchen Vorſtellungen, dann folgt ein dreifach übereinander gelegtes Gebälk ganz aus geraubten Marmorſtücken mit Figuren, Laubwerk und Arabesken aneinandergeflickt. Gleich bettelhaft ſind Thür- und Fenſtereinfaſſungen zuſammengebracht. Auf einer neuen Konſolenreihe tritt dann das zweite Stockwerk weit über das Erdgeſchoß vor, während das dritte faſt ganz zerſtörte wieder mehr zurückgezogen iſt. Vergleichen wir mit dieſem prunkenden und doch ſo tief barbariſchen Werke eine gleichzeitige deutſche oder normänniſche Ritterburg mit ihrer verſtändigen und doch zierlichen Zweckmäßigkeit, ſo zeigt ſich auch hier wieder wie ſehr die Südvölker gegen unſere Väter eben durch Das im Nachtheil ſtanden was ihnen ſcheinbar den Vorſprung gab, nämlich durch die ſtete Anſchauung und Benutzung der antiken Muſter. Dieſe und nichts Anderes war es was ſie fortwährend an ruhiger Durchbildung eines neuen, dem Geiſte der Zeit und des Chriſtenthums entſprechenden Formgefühles hinderte.

Die Baukunſt der deutſchen Stämme.

Aus den Einöden ihrer nordiſchen Wälder und Moräſte, in denen ſie ſtark und frei gelebt, drangen unſere Ahnen nach Weſten und Süden in die römiſchen Lande vor. Dieſe Bewegung, die lange vor Chriſtus begann aber erſt vier Jahrhunderte nach ihm die Geſtalt der Welt änderte und in Wahrheit nicht vor Karl dem Großen ihren Schlußpunkt erreichte, iſt in ihren Urſachen dunkel. Jene raſtloſe Wanderluſt, jene tiefe Sehnſucht nach Wärme und Bildung, die erſt ſtille wurde als der Vandale im äußerſten Süden mit der unüberſchreitbaren Wüſte Afrikas zuſammenſtieß, läßt ſich nicht vollſtändig aus äußerlichen Gründen, etwa aus Uebervölkerung, aus einem Drucke öſtlicher Stämme oder gar aus bloßer Raubluſt erklären: ſie iſt wie ein Zug der Natur gleich dem mächtigen Trieb des Wandervogels in der Bruſt des Germanen erwacht. Der ſpätere Betrachter ſieht ihre Folgen, ſieht den Segen der durch die Vermählung dieſes neuen Volksgeiſtes mit dem Chriſtenthum über die Welt ergoſſen wurde —

doch an die Quelle des Stromes führt ihn auch dieſe Betrachtung nicht hinauf. Aber nicht die Völkerwanderung allein, ſondern jeder völlig neue Anfang in der Geſchichte iſt in dieſem Sinne ein Räthſel.

Der Zuſtand der Germanen in ihren urſprünglichen Sitzen iſt nicht ſo roh geweſen als man ihn häufig annimmt. Ihre Fantaſie, ja ihr Denken war reif genug eine tiefe, reiche und ernſte Mythologie zu erſchaffen. Ihr Recht, obwol es bloß in Form des Herkommens durch mündliche Ueberlieferung ſich fortpflanzte, ermangelt keineswegs der klaren Beſtimmtheit; die Verfaſſung war als freie lehnsmäßige Abhängigkeit von einem gewählten Fürſten wohl geregelt, zumal der letztere nicht die volle richterliche Macht ſondern nur den Vorſitz im Gericht inne hatte. Eine Herrſchaft guter Sitte zeigt ſich beſonders in der hohen Schätzung der Frauen, worin ſelbſt das Alterthum vor dem heidniſchen Deutſchen zurückblieb. Ein großer Schriftſteller hat es als ein germaniſches Urgefühl bezeichnet daß in dem Weibe etwas Heiliges ſei: von der Freiheitsprofetin Velleda durch die Minne des Mittelalters herab bis zu dem Ernſte, der noch jetzt in Deutſchland den Bund der Geſchlechter heiligt, können wir die Wahrheit jenes Satzes erweiſen. Daher ſtammt ſchon bei den Germanen des Tacitus die Reinheit des Familienlebens und die Keuſchheit zu denen der Römer aus dem verdorbenen Zuſtande ſeines Volkes mit Wehmuth hinüberblickt. Hiezu kommt als fernerer Vorzug vor den antiken Völkern ein hochentwickeltes, oft ſelbſt allzu reizbares perſönliches Ehrgefühl, das wir nie bei der ſtets auf den praktiſchen Gewinn gerichteten Barbarei antreffen werden. Ja ſelbſt in Hinſicht auf Kunſt ſind unſere Väter nicht völlig arm geweſen. Geradezu mächtig iſt unſere Heldenſage, die freilich in chriſtlicher Zeit ihre Dichter fand, ihrem Kerne nach aber noch durchaus heidniſch iſt. Die Architektur benutzte zu Tempeln, Paläſten und Wohnhäuſern meiſtens noch das Holz, aber an Hünenbetten und Steinringen, wie wir ſie auf Rügen, auf dem Odilienberg im Elſaß und bei Otzenhauſen auf dem Hunsrück finden, zeigt ſich wenigſtens ſchon eine ſehr geſchickte techniſche Bewältigung ungeheurer Steinmaſſen. Beſonders zierlich iſt einzelnes Geräth das die Rieſengräber uns gerettet haben.

Sowol Thon- wie Metallgefäße zeigen einen feinen Sinn für Schwung der Linien und arabeskenartige Verzierung; auch die handwerkliche Ausführung iſt ſauber und tüchtig. Daſſelbe gilt von manchen aufgefundenen Waffenſtücken. Nur die Menſchengeſtalt blieb noch roh, obwol man ſich bereits an ihr verſuchte. Wir ſehen alſo freilich hier erſt Anfänge der Kunſt, aber ſie ſind nicht ohne Eigenthümlichkeit und liefern den Beweis daß man auf dem Wege war zu größern Aufgaben fortzuſchreiten.

Durch die Völkerwanderung wurde dieß Streben gekreuzt, die errungene Bildung ſank. Der alte Götterglaube, der wie alles Heidenthum an beſtimmte Stätten der Anbetung ſich anlehnte, erbleichte als man dieſe Stätten verließ. Eine halbe Kultur ſtieß in den neueroberten Ländern mit der ganz fertigen römiſchen Welt zuſammen. Hieraus erklärt es ſich daß die ſämmtlichen Wanderſtämme ſo ohne allen Widerſtand ſowol das Chriſtenthum als die Formen der Kunſt und des äußern Lebens von den Beſiegten annahmen. Die größere Hälfte des deutſchen Blutes opferte ſogar ihre Sprache, und es entſtand dadurch, ſeit die alten Römer geſtürzt waren, die neue Theilung der Welt in romaniſche und germaniſche Stämme. So wurden die nazionalen Elemente für eine lange Zeit zurückgedrängt; namentlich aber die Kunſt der jungen Völker erſcheint faſt bis zum Ablauf des erſten Jahrtauſends nur als Anhang theils der antiken römiſchen theils der altchriſtlichen wie ſie in Rom und Byzanz ſich eben ausgebildet hatte.

Am früheſten ſcheint die Aufnahme fremder Kunſtformen in den Rheinlanden erfolgt zu ſein. Durch die ſtarke Miſchung aus keltiſchem, germaniſchem und römiſchem Blute hat ihre Bevölkerung für alle Zeiten eine große Beweglichkeit und ein lebhaftes Gefühl und Geſchick für jegliche Kunſt gewonnen. Hier erhuben ſich die früheſten Kirchen Deutſchlands; hier wurden ſchon kurz nach Conſtantin die deutſchen Häuſer von Stein und nach römiſcher Bauart aufgeführt. Man benutzte wie bei den Baſiliken Roms die hier reichlich vorfindlichen Alterthümer geradeswegs für die gegenwärtigen Bedürfniſſe. An Altarbekleidungen und Reliquienkaſten, z. B. in Achen, Köln und Emmerich wurden antike Gemmen und Kameen zum Schmuck angebracht; ein Evangelienbuch der Stadtbibliothek in Trier zeigt auf ſeinem noch viel ſpäterer Zeit angehörigen Vorderdeckel einen wunderſchönen Onyr mit den Familienbildniſſen des Kaiſers Auguſtus. Im Münſter zu Achen werden in einem römiſchen Sarkofag mit dem Raube der Proſerpina Reliquien bewahrt; der Taufſtein von Großmartin in Köln iſt eine ſchöne, mit großen Roſetten und Löwenköpfen verzierte antike Badewanne von weißem Marmor, und in der ſehr alten Kirche von Rindern wurde ſogar ein heidniſcher, durch Inſchrift dem Mars gewidmeter Votivſtein als Altar benutzt, der jüngſt in den Schloßhof des benachbarten Cleve verſetzt worden iſt. Als nun aber der Franke am Niederrhein, am ganzen Mainſtrom und in Frankreich ſeine Macht entfaltete, da trat er auch das Erbe des vertriebenen Römers an. Ueberall wo der letzte gebaut hatte zog der Franke in ſeine Feſtungen, Städte und Villen ein. In Cleve bildete ein alter dem Julius Cäſar zugeſchriebener mächtiger Thurm bis zu ſeinem Einſturz im Jahr 1439 den Befeſtigungskern der Schwanenburg. In Hochelten ſchöpften die adlichen Jungfrauen des Stifts ihr Waſſer aus dem alten Tuffbrunnen des Druſus. In dem Römerlager bei Xanten hauſte ein Frankenfürſt, deſſen Schädel nebſt der Krone und dem herrlichen Erzbecken in dem er beigeſetzt war die Houbenſche Sammlung daſelbſt aufbewahrt; das Standlager von Sinzig wurde eine Villa Pipins des Kleinen. Auf der Stätte des altkölniſchen Kapitols ſtand das Schatzhaus der Karolinger von welchem vielleicht Reſte in den maſſiven Faſſadenthürmen der jetzigen Marienkirche ſich erhalten haben. Im ſüdlichen Deutſchland ſiedelte ſich in der zerfallenen Römerſtadt Juvavien, welche der Baiernherzog Theodo II. dem Biſchof Rupert ſchenkte, das Bisthum Salzburg an. Gewiß in noch höherm Grade als in Deutſchland fand dieſe Benutzung älterer Bauten in dem von römiſchem Weſen viel tiefer durchdrungenen Frankreich und Italien ſtatt. An antiken Modellen und gewiß auch von einheimiſchen Handwerkern lernten die Deutſchen die Kunſt des Steinbaues: man hat mit Recht angemerkt daß faſt alle unſere Bezeichnungen der einzelnen Bauglieder, auch der unentbehrlichſten, aus dem Lateiniſchen ſich ableiten. Beſonders der Burgbau, der mit der Entwicklung des Lehnsweſens zuſammenhängt, wird ſchon frühe bei dem römiſchen Befeſtigungsſyſtem in die Schule gegangen ſein, während man für Kirchen, Wohnhäuſer und Landgüter noch lange dem väterlichen Holzbau treu blieb. Ueberhaupt warf Rom noch in ſeinem Abendroth einen langen und mächtigen Schatten über die ganze nördliche Welthälfte, der erſt vor der aufgehenden Sonne des zweiten Jahrtauſends ſich verzog.

Wir können unter den neuen Völkern beſonders zwei Triebfedern der Kunſtübung aufweiſen, das Königthum und die Kirche. Dieſelben Fürſten, welche im Urzuſtande die Armuth mit ihren Helden getheilt hatten, waren jetzt im Beſitz reicher Landſchaften und fühlten die Nothwendigkeit den Herrſchern der ältern Reiche, namentlich des oſtrömiſchen, durch Glanz und durch Beförderung der Künſte ſich gleichzuſtellen. Daher erklären ſich die Paläſte der oſtgothiſchen, longobardiſchen und fränkiſchen Könige, bei denen theils weſtrömiſche Formen und Einrichtungen, noch lieber aber die prachtvollern und ausgebildetern Anlagen des byzantiniſchen Schloßbaus in Anwendung kamen. Zugleich aber nahmen dieſe Fürſten die Stellung von Schirmherrn der Kirche ihren Völkern gegenüber ein, die größtentheils noch das heidniſche Herz ſich bewahrt und oft nur aus Anhänglichkeit an das übergetretene Herrſcherhaus ein äußerliches Chriſtenthum angenommen hatten. Die gänzliche Umbildung erfolgte nur langſam, und ſo wurde es auch hier wieder Bedürfniß durch zahlreiche und geſchmückte Kirchenbauten anzulocken und zu imponiren. Hier half die Geiſtlichkeit den Königen; ſie wurde anfangs meiſt aus dem beſiegten Volk als dem gebildetern gewählt, erhielt aber in dem jungen Lehnsſtaat eine große Macht eingeräumt und war ſo ein einflußreiches Mittelglied zwiſchen der alten und neuen Bevölkerung. Noch mehr aber als dem Weltklerus iſt Bildung und Kunſt den Mönchen ſchuldig geworden welche eben vom ſechsten bis neunten Jahrhundert ihre Glorienzeit hatten. Seit Benedikt von Nurſia durch ſeine Ordensregel von 529 das Kloſterleben auf Thätigkeit und Völkerwohl hingewendet hatte, wurden die Mönche die Lehrer der Welt nicht in Religion allein oder in Wiſſenſchaften oder in Ackerbau, ſondern auch im Bauen und Bilden. Bis in das ferne angelſächſiſche Inſelreich führten ſie aus Italien Handwerker und Kunſtſachen mit ſich; aber auch ſelbſt legten ſie Hand an, ſelbſt bauten ſie ihre Klöſter und Kloſterkirchen und ſchmückten dieſelben zum Unterricht der Laien mit Bildwerk aus. Schon Benedikt geſtattete die Beſchäftigung mit den Künſten; in den größern Klöſtern gab es förmliche Schulen für Schönſchreibekunſt und Miniaturmalerei, für Bildſchnitzerei und ſelbſt für Architektur; auch alles Handwerkliche, z. B. die Bereitung der Farben und Bauſtoffe, übten die Mönche perſönlich. Wir finden daher daß ſelbſt zu Königsbauten Aebte als Baumeiſter, Mönche als Maler herangezogen werden: das Kloſter erſetzte noch die ſpätere Bauhütte und Schildergilde, und ſo erklärt es ſich auch daß aus den früheſten Klöſtern endlich blühende Städte werden mußten, weil alles bildungsbedürftige Streben um ſie als um die Brennpunkte der Kultur ſich zuſammenſchloß.

An Regſamkeit und Leben fehlt es alſo der Kunſt nicht von der wir reden, aber es fehlt ihr noch an kräftiger Eigenthümlichkeit und feſtem Schönheitsgefühl. An den Bauwerken zeigt ſich dieß zumeiſt in dem Mangel aller feinern Verzierung an Pfeilerköpfen, Simſen, Frieſen und Thürbedeckungen, während andere Denkmale wieder eine Ueberladung verdorben römiſcher Ornamente aufweiſen. Wo man nicht antike Fragmente aufnahm, macht ſich namentlich in den Traggliedern gewöhnlich eine plumpe Schwerfälligkeit ſpürbar. Die Säulen entbehren des eleganten Kapitells: an ſeine Stelle tritt in der karolingiſchen Zeit gerne ein Steinwürfel der an den untern Ecken abgerundet iſt um ihn paſſender mit dem Schafte zu verbinden. Dieß ſogenannte Würfelkapitell (5, o) iſt das einfachſte Zwiſchenglied von Laſt und Stütze das ſich überhaupt erſinnen läßt, daher es ſich auch noch tief in die folgende Periode hineinzieht. Auch der byzantiniſche Kämpfer über dem Blätterkapitell kommt vor (3, m). Als Säulenfuß (3, m und 5, o) wird aus dem Alterthum die attiſche Baſis beibehalten welche aus einer viereckten Platte und darüber aus einem größern und einem kleinern Wulſt beſteht die durch eine Hohlkehle auseinander gehalten ſind: doch werden dieſe Glieder höher und ſteiler als bei der griechiſchen Säule genommen. Durchweg giebt ſich in ſtarkem Kontraſt zu der freiwerdenden Fantaſie der folgenden Periode an dieſen frühen Werken Ernſt und Nüchternheit kund.

Sehen wir von den Paläſten und Kloſterwohnungen ab, ſo laſſen die eigentlich kirchlichen Gebäude ſich auf zwei Grundformen zurückführen, deren eine auf das byzantiniſche, die andere auf das römiſche Vorbild zurückweiſt. Sehr früh treten nämlich auch unter den Deutſchen die Taufkapellen auf; an manchen Orten mögen ſie noch früher als ſelbſt die Kirchen gebaut worden ſein. Durch ſie kam die kreisrunde und vieleckte Form mit dem Kuppelgewölbe in Gebrauch und machte ſich in der Art wie Byzanz ſie umgebildet hatte auch an Pfarrkirchen, beſonders aber an Palaſtkapellen geltend. Daneben nahm man die geſtreckte Baſilika mit flachem Dachwerk namentlich für die größern Abtei- und Kathedralkirchen auf. Doch verſuchte man hier in der karolingiſchen Zeit einige Veränderungen. Dahin gehört die Anwendung eines oder zweier Glockenthürme, welche nicht wie in Italien von dem Langhauſe getrennt ſondern demſelben bereits feſt und organiſch angeſchloſſen wurden. Weiter erhielten größere Kirchen einen doppelten Chor, indem man auch das Weſtende zu einer halbrunden Niſche ausbaute; eine Einrichtung welche vielleicht dem Kloſterleben entſtammte und dazu diente den einander reſpondirenden Doppelchor der pſalmſingenden Mönche unter Abt und Prior architektoniſch zu ſcheiden. Endlich erhielt die Krypte oder Gruft unter dem Altar eine höhere Bedeutung. In Rom erhub ſich die Baſilika meiſt über dem wirklichen Grabe in welches die Reſte des Märtyrers nach deſſen Tode ſogleich niedergelegt waren; dießſeits der Alpen wurde dafür ein abgeſonderter Raum nothwendig der ſeinen natürlichen Platz in dem ausgezeichnetſten Theil der Kirche, alſo unter dem Chor erhielt. Die Krypten bilden meiſt die innere Höhlung des öſtlichen Fundamentes, wiederholen aber manchmal in kleinerm oder gleichem Maßſtabe die Kreuzform der Oberkirche. Häufig haben ſie ſich aus der Zeit der erſten Gründung erhalten während die Kirchen ſelbſt ſpäter umgebaut wurden. In ihnen finden ſich bereits Formen welche hernach auch über der Erde in Brauch kommen. Sie zeigen faſt ohne Ausnahme das Kreuzgewölbe ſtatt des byzantiniſchen Tonnengewölbes und ſtützen daſſelbe außer den ſehr maſſiven Umſchließungsmauern gerne auf kräftige Pfeiler oder auf kurze einfache oder gekuppelte Säulen mit Würfelkapitellen, deren ſchwere gleichſam unverwüſtliche Maſſe hier in den düſtern Räumen und unter der mächtigen Laſt zuweilen eine ſehr gute Wirkung hervorbringt. Es ſcheint daß im Kryptenbau die deutſche Baukunſt ihre erſte Schule für jene viel luftigern Kreuzwölbungen gemacht hat mit denen hernach in der romaniſchen Periode die ſämmtlichen Räume der Oberkirche überdeckt zu werden pflegten.

Wenden wir uns nun zu den auf uns gekommenen Schöpfungen der einzelnen Wandervölker, ſo zieht zunächſt Italien als derjenige Boden den Blick auf ſich wo am früheſten die Verſchmelzung des klaſſiſchen und des germaniſchen Geiſtes möglich wurde. Da indes hier während nicht mehr als dreihundert Jahren Heruler, Oſtgothen, Longobarden und Franken einander verdrängten, da ferner bis ins tiefe Mittelalter der Stil der altchriſtlichen Kunſt ſich fortpflanzte, ſo ermangelt manches Denkmal der chronologiſchen Beſtimmung. Noch mehr haben die einheimiſchen Archäologen aus falſchem Stadtpatriotismus die Anſchauung verwirrt, indem ſie auf dem Buchſtaben der Stiftungsurkunden ruhend manchen ſpätern Neubau für die urſprüngliche Anlage ausgaben um ſo ihrer jedesmaligen Vaterſtadt eine möglichſt alte Kirche zuweiſen zu können. Am ſicherſten ſind einige oſtgothiſche Werke des Königs Theoderich. Sein großer Geiſt verſtand die ihm zugewieſene Stellung, Mittelglied zwiſchen der alten und neuen Zeit, römiſcher Patricius und deutſcher Fürſt zu ſein. Er nahm ſeine Räthe und Künſtler aus den einheimiſchen Römern, er ſchätzte die Bildung des eroberten Landes und ehrte ſeine neuen Unterthanen indem er ihre frühern großen Schöpfungen erhielt und nachbildete. Daß er auch von den Byzantinern zu lernen wußte haben uns bereits oben ſeine Baſiliken in Ravenna bewieſen. In ſeinen außerkirchlichen Bauten ſchloß er ſich dagegen der mehr nüchternen Sinnesweiſe des Weſtrömers an. Leider nur Weniges iſt von dem ihm zugeſchriebenen großen Palaſt auf der Höhe bei Terracina erhalten: das einzige noch übrige Geſchoß zeigt ſtattliche aus Backſtein aufgemauerte Pfeilerreihen mit einfachen Köpfen und Halbkreisbogen darüber. Zwiſchen je zwei Pfeilern tiefen ſich viereckte Niſchen ein welche abwechſelnd eine Thüre oder ein Fenſter enthalten. Dahinter zieht ſich ein breiter Gang her der an den Hauptfundamenten des zerſtörten Baues vorbeiläuft, ſo daß jene Pfeiler eigentlich nur eine Art Untermauer darſtellen die den

Felsgrund erſetzt. Etwas mehr iſt noch von dem Prachtſchloß auf uns gekommen das Theodorich in Ravenna wetteifernd mit den dortigen Paläſten der frühern Römerkaiſer errichtete. Hier wohnten nach Vertreibung der Gothen auch noch die Exarchen, bis endlich Karl d. Gr. mit Genehmigung des Papſtes Hadrian den Abbruch begann um die Säulen und anderes Werthvolle zu ſeinen Bauten jenſeits der Alpen zu benutzen. Der Bau lag neben der Hofkirche S. Martino auf der Stelle des jetzigen Franziskanerkloſters, zog ſich aber noch weit in die dahinterliegenden Gärten hinein und zerfiel nach dieſer Ausdehnung zu ſchließen in die beliebte Mannigfaltigkeit von Höfen, Gärten, Säulengängen und Wohngemächern. Hiervon bildet nun der Eingang des genannten Kloſters den einzigen Ueberreſt: es war dieß die äußerſte Straßenfaſſade des Palaſtes. Das Werk iſt ein tüchtiger Ziegelbau mit mäßiger Verzierung. An den beiden Ecken treten ſchmale oben in kleine Giebel auslaufende Pfeiler, in der Mitte aber ein Ausbau vor in welchem unten die Thüre, oben ſtatt des Fenſters eine eingetiefte ehemals wol mit Moſaiken verkleidete Niſche angebracht iſt. Der Raum zwiſchen dem Ausbau und den Eckpfeilern iſt durch eine zurückweichende Füllmauer eingenommen die am obern Theile durch Säulchen unter Mauerbogen belebt, aber von keiner einzigen Lichtöffnung durchbrochen wird. Ueber das Ganze deckt ſich der ſchlichte Sims von übereck gelegten Backſteinen. Alle Säulen zeigen die höchſte Einfachheit; ſo beſteht das Kapitell der beiden die Thüre einfaſſenden nur aus vier, das der übrigen im obern Geſchoß aus acht ganz ſchlichten ſchilfartigen Blättern. Reicher war übrigens ein inneres Hauptportal geſchmückt deſſen muſiviſche Abbildung in der nahen Martinskirche ſich erhalten hat. Hier zeigt ſich in der Mitte ein hohes auf vier korinthiſirende Säulen geſtütztes und von reichverzierten Bogen gebildetes Portal, oben mit einem Giebelfelde geſchloſſen das ein Moſaikbild Theodorichs enthielt: zu jeder Seite ſchließen ſich drei offene auf kleinere Säulen geſtützte Bogenthore an, und die ſämmtlichen neun Eingänge ſind nicht mit Thürflügeln ſondern nur mit aufgebundenen großen Vorhängen geſchloſſen. So weit Anordnung und Detail aus der Abbildung ſich erkennen läßt, kommt dieſes Bauwerk der überladenen Architektur der letzten Römerzeit ſehr nahe und ähnelt beſonders der Faſſade des Diokletiansſchloſſes zu Salona unſern Spalatro. Mächtiger und ſchöner iſt der ſtolze Bau von Theodorichs Grabmal vor der Stadt das jetzt unter dem Namen Maria della Rotonda zur Kirche geworden iſt, obwol auch er an antike Vorbilder, namentlich an Hadrians Grabmal oder die Engelsburg in Rom erinnert. Als Untergeſchoß erhebt ſich aus dem ſumpfigen Boden, in den es gegenwärtig halb eingeſunken iſt, ein maſſiges Zehneck; jede Seite deſſelben iſt mit einer viereckten oben im Rundbogen überwölbten Niſche eingetieft, von denen die weſtliche durch eine große Thür durchbrochen wird. Dieſe führt in den düſtern innern Gruftraum der mittels zweier ſich durchſchneidender Tonnengewölbe ein gleicharmiges Kreuz darſtellt. Auf der Plattform des Unterbaus, zu welcher zwei große freiſchwebende Treppen emporführen, erhebt ſich das kleinere ebenfalls zehnſeitige, innen aber runde obere Stockwerk, welches in eine kreisrunde mit kleinen Fenſtern verſehene und von einer Kuppel geſchloſſene Mauer ausläuft. Urſprünglich ſtanden um daſſelbe auf den Ecken der Plattform Säulen die durch Steinbalken mit den Wänden verbunden einen bedeckten Umgang bildeten, jetzt aber zerſtört ſind. Durch eine viereckte Thür gerade über dem Eingang des Untergeſchoſſes tritt man auch hier in das ganz unverzierte Innere; gegenüber tieft ſich die öſtliche Seite des Zehnecks zu einer rechteckigen Altarniſche aus. Der Eindruck des ganzen Werkes hat etwas Mächtiges, Trotziges, dem heroiſchen Charakter des Erbauers Entſprechendes: wir ſpüren einen nordiſchen Hauch darin. Die Details ſelbſt weichen von den antiken Muſtern ab, beſonders an dem Sims unter der Kuppel macht ſich eine Verzierung bemerklich die ſich am nächſten mit der Form eines etwas geöffneten Zirkels mit dickem Kopfe vergleichen läßt und mittelalterlichen Arabesken näher ſteht als römiſchem Blattwerk. Noch ſtärker wirkt das Material das im Gegenſatz zu dem Backſteinbau Ravennas ganz und gar aus großen gehauenen Quadern beſteht. Das Erſtaunlichſte aber und was am meiſten an das nordiſche Hünenbett erinnert iſt die Kuppel ſelbſt. Sie beſteht bei einer Wölbung von 24 Fuß Durchmeſſer aus einem einzigen von Iſtrien hierhergeſchafften Steinblock der an Gewicht beinahe eine Million Pfund erreicht; an der Außenſeite ſind noch die 12 aus dem Steine herausgemeißelten Oehre ſichtbar an denen man die Rieſenmaſſe faßte um ſie zu heben und zu ſenken; beſonders aber im Innern macht die rauhbehauene Wölbung den Eindruck ſtrenger Kraft und ſchmuckloſer Erhabenheit. Und ſo dürften wir wol dieß Gebäude als erſte Offenbarung der germaniſchen Sinnesweiſe in den Formen der antiken Kunſt betrachten.

In nicht ſo günſtigem Lichte erſcheint die Kunſt der **Longobarden**. Ihre wilde Leidenſchaftlichkeit und Zerſtörungsluſt, ihre ſtrengere Wahrung des Vaterländiſchen, ihre Feindſchaft gegen die gebildeten Staaten der alten Welt ſtand dem Aufblühen der Kunſt im Wege. Beſonders geſpannt war das Verhältniß zu den Byzantinern denen die neuen Einwanderer die blühendſten Provinzen des kaum wieder eroberten Italiens entriſſen. Dagegen ſchloſſen ſie ſich anfangs an Rom an um deſſen Eiferſucht gegen Byzanz zu nutzen. Hierzu kam ein äußeres Kriegsereigniß. Gleich bei der erſten Einwanderung der Longobarden hatte ſich die einheimiſche Bevölkerung nach Como geworfen und noch zwanzig Jahre dort ſich behauptet, bis ſie endlich auf Bedingungen ſich ergab. Hier mag römiſche Sinnesweiſe und Kunſt ſich erhalten haben; von hier wenigſtens nahmen die Sieger ihre Architekten und Steinmetzen, da dieſe in den Geſetzen der longobardiſchen Könige mehrfach geradezu als die Meiſter von Como bezeichnet werden. So wird es erklärlich daß die Kunſt der Longobarden, ſo weit ſie uns noch erkennbar iſt, ſich ganz von der byzantiniſchen abwendet und dem abendländiſchen Typus anlehnt. Der Grundriß der Kirchen zeigt durchweg die geſtreckte römiſche Baſilikenform, auch fehlt den Baumeiſtern der öſtliche Regelſinn da ſie ungleiche antike Säulen verwenden. Dagegen zeigt ſich zumeiſt an den auf uns gekommenen Unterbauten von ſpäter umgewandelten Kirchen noch antike Tüchtigkeit im Behauen und Fügen mächtiger Werkſtücke. Als Beiſpiele mögen die Fundamente von S. **Michele** in der Königsſtadt **Pavia**, deren Oberbau aber entſchieden der ſpätern romaniſchen Zeit angehört, ferner die Unterkirche des **Domes** zu **Aſſiſi** und die mächtigen Subſtrukzionen der Kirche und des Kloſters S. **Pietro di Ferentillo** bei **Spoleto** gelten. Von wirklichen Kirchen haben ſich aus der ſpätern Longobardenzeit zwei Baſiliken in **Lucca** erhalten, davon S. **Fre-**

diano dem ſiebenten, S. Michele dem achten Jahrhundert angehört. Das Aeußere iſt bei beiden ſpäter erneuert worden; das Innere zeigt keine Spur eines Fortſchritts über den geſunkenen Baſilikenbau wie ihn das gleichzeitige Rom uns darſtellte. Geordneter iſt die gleichfalls ſehr verbaute Apoſtelkirche von Florenz welche indes die Ueberlieferung bereits Karl d. Gr. zuſchreibt. Noch weiter gehen die Anſichten über das dortige Baptiſterium S. Giovanni auf dem Domplatz auseinander. Es iſt dieſes ein achteckiger Bau deſſen Inneres durch eine Doppelreihe von Wandpfeilern und Säulen übereinander verziert wird welche noch gerade Gebälke tragen. Dieß ſo wie die ziemliche Rohheit der Ausführung weiſen auf römiſches Muſter, z. B. auf die Taufkapelle des Laterans, und ſo könnte vielleicht nur der oberſte Theil, wo die Wandpfeiler von zierlichern Bogengalerien durchbrochen ſind, zugleich mit der Marmorverkleidung des Aeußern im dreizehnten Jahrhundert hinzugefügt ſein, während der Kern allerdings der Longobardenzeit zuzuſchreiben wäre. Auch über der weltlichen Architektur dieſes Volkes hat ein Unſtern gewaltet. Seine Geſchichtſchreiber erwähnen zahlreicher und prachtvoller Schloßbauten: aber weder von Theudelindens Palaſt in Monza noch von dem Schloſſe der von den longobardiſchen Königen lehnsabhängigen Herzöge in Spoleto iſt eine Spur auf uns gekommen, obwol die Trümmer des letztern noch vor zwei Jahrhunderten ſichtbar waren. Doch geben uns auch hier zwei andere gerettete Reſte eine in etwa genügende Anſchauung. Das eine iſt die mächtige Waſſerleitung bei Spoleto die ſich mit Ehren den Römerwerken zur Seite ſtellt; weit charakteriſtiſcher aber erſcheint die Faſſade eines großen Schloſſes zu Turin welche jetzt den Namen Palazzo delle Torri führt. Das ganze Gebäude iſt in mehreren Geſchoſſen von Bogen durchbrochen die auf halb aus der Wand hervortretenden Pfeilern ruhen: eine Anordnung welche den nur auf Halbſäulen ſtatt jener Pfeiler geſtützten Bogenſtellungen der Porta nigra zu Trier ſehr nahe kommt, auch einen gleichen Mangel an Ausarbeitung zeigt, wie denn offenbar beide Bauwerke ihr gemeinſames Muſter vom römiſchen Amfitheater- und Feſtungsbau hergenommen haben. Auch in der bürgerlichen Baukunſt ahmte alſo der Longobarde bis in ſeine letzte Zeit (denn der Palazzo delle Torri gehört dem achten Jahrhundert an) nicht die byzantiniſche Eleganz ſondern den ſtrengern altrömiſchen Stil mit Rohheit aber mit tüchtigem Handwerk nach, und ſo ſind wir im Hinblicke auf die gleiche Erſcheinung im Kirchenbau vollkommen zu dem Schluſſe berechtigt daß dieſes ſonſt ſo kräftige Volk, weit entfernt einen neuen Kunſtanfang zu gründen, nicht einmal den überlieferten Stil mit friſchem Geiſte zu faſſen oder auch nur auf ſeiner Höhe zu erhalten vermochte.

Da zeigt uns denn auch die Kunſtgeſchichte wieder warum die jungen Staaten des Nordens, obwol anfangs von ihren Brüdern im Süden überflügelt, doch zuletzt ſich an die Spitze der Weltgeſchichte geſchwungen haben. Zwar die Weſtgothen waren mit ihrem Reiche beiderſeits der Pyrenäen wieder zu weit nach Süden vorgeſchoben um den antiken Einflüſſen widerſtehen zu können, wie ſich denn auch bis jetzt kein Werk von wahrhaft originaler Bedeutung in ihrem Gebiete aufgefunden hat. Aber eine gewiſſe Tüchtigkeit des Handwerks müſſen ſie doch den römiſchen Bauten abgelernt haben die ſich damals noch ſehr zahlreich und wohlerhalten auf ihrem Boden vorfanden und von denen auch wir noch Reſte in Nismes, S. Remy, Orange, Arles und in ganz Spanien ſtaunend erblicken. Wenigſtens ſteht feſt daß ſüdfranzöſiſche Arbeiter geſchätzt und ſelbſt unter den Merowingern im nördlichen Frankreich beſchäftigt wurden. In der That zeigen mehrere Kirchen in Poitou, dem nordweſtlichſten Grenzland des Weſtgothenreiches, noch römiſches Mauerwerk, ja S. Jean zu Poitiers hat ſogar antike Säulen von verſchiedener Form. Weiter nach Norden ſchiebt ſich gleiche Technik in das ſchon fränkiſche Anjou und noch höher vor, wo die Kirche von Savenières, weiterhin S. Euſebe zu Gennes und ganz nördlich die Kathedrale Baſſe-Oeuvre zu Beauvais ihr angehören, während S. Martin zu Angers die Erhaltung dieſer Technik bis ins neunte Jahrhundert beweiſt. Leicht möchten alſo die Franken in dieſem nordweſtlichen Theil ihres Gebietes die Schüler der Weſtgothen geweſen ſein. Gehen wir ferner nach England in die jungen Reiche der Angelſachſen hinüber, ſo wiederholt ſich ſelbſt in dieſem äußerſten Eck der altchriſtlichen Welt die Wahrnehmung römiſchen Kunſteinfluſſes. Zwar den älteſten Bewohnern dieſer Länder, den Briten, war das Chriſtenthum nicht aus Rom ſondern höchſtwahrſcheinlich aus dem Morgenlande gekommen; ihre bereits ſehr zahlreichen Kirchen beſtanden aus einfachen Holzbauten. Dagegen nahmen nun die Angelſachſen, durch römiſche Sendboten bekehrt, mit großer Entſchiedenheit und Hingebung die römiſchen Typen bei ſich auf, was ſich auch auf den Kirchenbau und die Anwendung des Steinmaterials ausdehnte. Aus Gallien und Italien zog man Werkleute ins Land ausdrücklich um Kirchen nach römiſcher Weiſe zu bauen. Die gleichzeitigen Schriftſteller ſchildern einige derſelben, namentlich die im achten Jahrhundert vollſtändig erneuerte Peterskirche von York als wahre Prachtbauten: leider aber ſcheint keine derſelben die Raubzüge der Dänen überdauert zu haben welche als Heiden mit beſonderm Grimme Kirchen und Klöſter heimſuchten. Doch können wir auch hier aus den Bauwerken einen Rückſchluß machen welche von iriſchen und engliſchen Miſſionaren in Deutſchland errichtet ſind. Das ſcheint auch hier feſtzuſtehen daß kein eigenthümlicher Bauſtil, wol aber einige Mannigfaltigkeit ſtattfand da neben geſtreckten Baſiliken auch für größere Bauten das Achteck wie bei S. Vitale zur Anwendung kam. Und ſo laufen alle Radien der Kunſtgeſchichte zuletzt in dem Volke der Franken zuſammen das ja auch alles deutſche Blut mit Ausnahme Englands und Spaniens in ſich vereinigte. Dem Franken wurde die römiſche Kunſtweiſe im Weſten von dem Weſtgothen, im Norden von dem Angelſachſen zugebracht, während er im Herzen ſeines eigenen Landes am Rheinſtrom in Römerſchlöſſern und Römerſtädten ſiedelte und am Ende durch die Eroberung Italiens Rom ſelbſt verſchlang. Auch er zeigt ſich daher anfangs nur als Nachahmer. Schon vor Chlodwig waren chriſtliche Kirchen im Lande unter denen die Baſilika des Volksheiligen Martinus bei Tours vorzüglicher Ehre genoß. Die Merowinger waren eifrig im Kirchenbau, aber was von dem Neubau der erwähnten Martinskirche und von der kreuzförmigen Baſilika zu Clermont erzählt wird, zeigt allerdings Pracht und Säulenverſchwendung aber keine neue Form; die alten Kapitelle, die ſich in der Abtei S. Denys und in deren Krypte, ſo wie in der Kirche des Montmartre gefunden haben, ſind der Antike roh nachgeahmt. Intereſſanter erſcheinen zwei Reſte des Feſtungsbaues am Rhein welche vermuthlich dieſer merowingiſchen Periode angehören. Das eine iſt die Porta nigra in Trier, ein Thorkaſtell in der Länge von 115, in der größten Höhe von 70 Fuß. Zwei Thürme von vier Stockwerken (an dem einen iſt das oberſte zerſtört), im Grundriß viereckt aber nach der von der Stadt abgewendeten Seite im Halbkreis vorſpringend, faſſen ein Mittelſtück ein welches ſchmaler und um ein Stockwerk niedriger iſt. Dieß Mittelſtück wird unten von zwei hohen Thoren, oben von zwei Fenſterreihen durchbrochen welche ſich gleichmäßig auch um die entſprechenden Geſchoſſe der Thürme fortziehen. Das Material iſt ein weißgrauer aber ſtark nachgedunkelter Sandſtein: ſeine mächtigen ohne Mörtel verbundenen Blöcke gehen in regelmäßigen Schichten um das ganze Bauwerk herum. Die Verzierung beſteht an den Langſeiten aus großen aus der Mauer vortretenden Halbſäulen mit einfachen Füßen und Köpfen, an den Schmalſeiten aus ähnlich behandelten Halbpfeilern; auf ihnen ruhen gleichfalls unverziert die kräftigen Simſe welche die Stockwerke ſcheiden. Das ganze Mauerwerk und ſelbſt dieſe Zierglieder ſind nicht geglättet ſondern bloß aus dem Rauhen gemeißelt, was am ſtärkſten der gewöhnlichen Annahme römiſchen Urſprungs widerſpricht, ſo ſehr auch die Geſammtanlage dem antiken Feſtungsbau ſich annähert. Trotz dieſem Mangel der Verzierung, ja vielleicht eben wegen dieſes Mangels iſt das Ganze von herrlicher Wirkung: ſeine unverwüſtliche Solidität hat im Mittelalter die Verwandlung in eine Kirche und in eine Feſtung, wie auch vielfache muthwillige Beſchädigungen überdauert. Nicht ſo maſſenhaft aber weit charakteriſtiſcher iſt der ſogenannte Claren- oder Römerthurm in Köln dieſſeits der Gereonskirche, ein kreisrunder Feſtungsbau welcher wahrſcheinlich das nordweſtliche Eck der Stadtmauer bildete und jetzt einem modernen Ziegelbau zur Unterlage dient. Sein Aeußeres zeigt die Steinmalerei ſchon ſehr vorgeſchritten die wir an dem Kirchenthurm von S. Apollinare bei Ravenna erſt beginnen ſahen. Von ſchmalen ſchwarzen und weißen Steinen wie man ſie im Flußkies findet und von röthlichem Backſtein ſind nämlich Streifen und Roſetten in einer Art eingelegt wie es bei antiken Bauten ſich noch nie gefunden hat, ſo daß wir hier den erſten Anfangspunkt jener baulichen Polychromie ſetzen dürfen die ſpäter während der romaniſchen Periode erſt recht in Aufnahme kam und in Italien durch bunten Marmor, bei uns durch die mäßigern Farben der einheimiſchen Mineralien und des Backſteins bewerkſtelligt wurde.

Das Blütenzeitalter der fränkiſchen Kunſt fällt jedoch erſt in die Epoche als die Karolinger die Leitung der Reichsangelegenheiten als Hausmeier und ſpäter als Könige in ihre Hand nahmen. Sie begünſtigten die Kirche in der ſie die Bildnerin der rohen Völker erkannten; unter ihrem Schutze rückte ſie unter die geiſtig noch unbewegten Frieſen, Thüringer und Sachſen vor. Von den Alpen bis zur Elbe zogen ſich die klöſterlichen Anſiedlungen der iriſchen und angelſächſiſchen Miſſionare; Ackerbau und Gewerbe die ſie auf dem ganz jungfräulichen Boden zuerſt anpflanzten machten ſie reich, und im Gefolge dieſes Reichthums kam ihnen Luſt und Muth zu ausgedehnten Bauten nnd Kunſtſchöpfungen. Mit ihnen wetteiſerte die weltliche Geiſtlichkeit der neugeſtifteten Bisthümer, weil ſie im Glanz des Kultus ein raſchwirkendes Mittel zur Bekehrung ihrer Sprengel ſah. Niemand hat mit feſterer Hand dieſe Beſtrebungen gelenkt als Karl der Große. Wie das Reich ſeinen Abſchluß in den Grenzen die wünſchenswerth ſchienen erſt unter ihm gewann, ſo hat er auch zuerſt das große Ziel ins Auge gefaßt die Kirche zur Vermittlerin zwiſchen ſeinem Volke und der menſchlichen Bildung zu erheben. Gewiß gingen ſeine Gedanken noch weiter: die Einheit der Religion und Kultur ſollte zugleich ein ſtarkes politiſches Band des geſammten deutſchen Blutes werden; alle Miſſions- und Kunſtbeſtrebungen die früher von Einzelnen ausgegangen waren faßte er in die ſtarke Hand des Staates zuſammen. Und weil er ſo in ſich als dem römiſchen Kaiſer den Schirmherrn der Kirche und das Herz des chriſtlichen Völkerlebens ſah, ſo ziemte es ihm wohl daß er auch ſeine eigene Perſon mit dem Glanze umgab den man bisher nur in Konſtantinopel gewohnt war. Dieß Selbſtgefühl des Herrſchers, verbunden mit den ungeheuern Erfolgen der Waffen und dem raſchen Fortſchritt der innern Macht, gab auch dem ganzen Volke Schwung: es fühlte daß es ebenſo gut wie die großen Nazionen des Alterthums ein weltgeſchichtliches ſei. Der Franke, ſo ſagt der Mönch Otfrid im Eingang ſeines bibliſchen Gedichtes, iſt kühn wie der Römer, weiſe wie der Grieche; ſchnell zu den Waffen ſind alle die Degen; Erz, Eiſen und Silber weiß er zu graben, Gold waſcht er aus ſeinem Sande; kein Volk lebt das mit ihm zu ringen wagt: warum ſollte denn er allein nicht in ſeiner Zunge das Lob Gottes ſingen? Derſelbe Nazionalſtolz der hier eine deutſche Literatur aufſchießen läßt durchdringt denn auch die bildende Kunſt: parallel mit den Heroen des Alterthums wagte Ludwig im Palaſt von Ingelheim die Großthaten ſeines Vaters Karl abbilden zu laſſen, und die junge Schöpfung Achens, wie durch ein Wunder aus einſamer Waldung emporgeſchoſſen, ſchien an kirchlichem und weltlichem Glanz ein deutſches Rom oder Byzanz werden zu wollen.

Aber wir dürfen dabei nicht überſehen daß dieſe Begeiſterung doch nicht ſo raſch eine wahre und volle Nazionalität erſchaffen konnte. Sehen wir auch von den ganz verſchiedenen Entwicklungsſtufen etwa des rohen Sachſen und des verlebten Italieners ab die doch in gleichen Intereſſen ſich vereinigt empfinden ſollten, ſo war ſelbſt bei den gebildetſten Stämmen des ungeheuern Reichs von eigentlichem Volksthum noch nicht Rede. Adel und Klerus machen noch keine Nazion, Bürger und Bauern aber vermochten den wachen Tag der Geſchichte noch nicht mitzuleben. Alſo wurzelte die Bildung nicht in ſehr tiefem Boden; ſie war aber auch nicht einmal deutſch ſondern lateiniſch. Die Schule blieb eine gelehrte Anſtalt: man lernte in ihr Grammatik, Rhetorik, Dialektik, aber das praktiſche Wiſſen fehlte das hernach auch zu den untern Schichten der Geſellſchaft befruchtend hätte durchdringen können. Eben weil die Kirche alle Bildung vermittelte und dabei ohne eigene Forſchung das größte Verdienſt im Feſthalten des Ueberlieferten fand, kam es zu keiner Selbſtſtändigkeit des Volksgeiſtes. Man lernte viel, aber es frommte nicht weil man über das Gelernte nicht hinauszugehen wagte. Wir armen Menſchen die dem Weltende ſo nahe ſind, wie ſollten wir mehr wiſſen als die erleuchteten Väter gewußt haben! ſo ruft ein Alkuin aus der von allen ſeinen Zeitgenoſſen als der reichſte und gebildetſte Geiſt jener Tage angeſehen wurde. Hier enthüllt ſich uns warum Karls eifriges Bildungsbeſtreben doch ſein Volk nicht mit fortriß und warum ſchon hundert Jahre nach ihm ſeine Ausſaat taubes Korn wurde. Wol heben ſich während des ganzen neunten Jahrhunderts noch tüchtige Geiſter im Lichte der antiken Bildung hervor, aber ſie ſind einſamen Alpengipfeln vergleichbar die in der Sonne noch fortglühen während die Thäler längſt im Nebel des Abends liegen, und als auch ſie ins Dunkel hinabtauchen, da lagert ſich über dem germaniſchen Europa die dichte ſchwarze Nacht des zehnten Jahrhunderts. So iſt Karls Zeit ein Abendroth der antiken Welt, nicht der Morgenſchein eines jungen Völkertages geweſen. Die zerſtückten Reſte des Alterthums mußten der Menſchheit in gänzlicher Unwiſſenheit erſt verloren gehen bevor aus dem Chaos ein wirklich neues, ein völlig eigenthümliches Weſen erwachſen konnte.

In dieſem Bilde des karolingiſchen Alters haben wir ſeine Kunſt ſchon mit beurtheilt. Auch ſie ringt ſich nicht zur Originalität durch; aber wie in der Literatur durch die mühſam und doch fehlerhaft angewandte lateiniſche Schulſprache die deutſchen Klänge der Volksprediger, durch die lahmen antiken Hexameter im Heldenliede und bei Otfrid die hellen Schläge des Reimes hindurchblitzen, ſo ringt auch in der bildenden Kunſt ein junges Nazionalgefühl mit den fremden Ueberlieferungen. Am ſtärkſten zeigt ſich dieß in der Malerei, aber auch in der Baukunſt macht es ſich ſpürbar. Die fränkiſche Architektur hält eine verſtändige Mitte zwiſchen der chriſtlichrömiſchen Armuth und der byzantiniſchen Formenverſchwendung, geht aber über beide in Aufnahme der Thürme und des kreuzwölbigen Kryptenbaues profetiſch hinaus.

Für die Pfarr- und Abteikirchen bleibt die *Baſilika* im Gebrauch. Auch die im achten Jahrhundert neuaufkommenden kanoniſchen Stiftsherrn, eine Mittelgattung zwiſchen Welt- und Kloſtergeiſtlichkeit, nahmen dieſen Stil mit Vorliebe auf. Beſonders reich an Kirchen aller drei Arten erſcheint ſchon in dieſer Periode das alte *Köln*, wo die kirchlichen Verhältniſſe ſtets in Ordnung geblieben waren weil hier das fränkiſche Chriſtenthum ohne Störung und Unterbrechung an das ältere römiſche ſich anſchloß. Noch unter den Merowingern gründete ein Patricier Clematius S. Urſula, Biſchof Kunibert um 650 die Clemenskirche die hernach den Namen ihres Erbauers erhielt; die Maria auf dem Kapitol wurde von Plektrudis, der Gemalin Pipins von Herſtal neben dem Kloſter geſtiftet in welches ſie ſich überwunden von ihrem Stiefſohn Karl Martel zurückzog; einige andere Kirchen gehen in noch höheres Alter hinauf. Der Hauptbau der karolingiſchen Periode war der alte Dom von welchem Biſchof Hildebold 814 den Grundſtein legte, Willibert 873 die Einweihung vollzog. In ihm finden wir ſchon neue Elemente. Er hatte zwei Chöre, deren öſtlicher dem h. Petrus, der weſtliche der Maria geweiht war, beide von drei Fenſtern durchbrochen und mit Krypten unterwölbt. Die übrige Schilderung, namentlich die Fenſtervertheilung, iſt nicht völlig klar; ſicher bleibt indes daß am Weſtende zwei Glockenthürme angebaut waren die jedoch nur aus Holz beſtanden. Dieſen Bau, der als vermuthliches Vorbild ſpäterer Kathedralen am Rhein ſehr wichtig wäre, zerſtörte 1248 eine Feuersbrunſt in demſelben Jahre als man zu dem gegenwärtig beſtehenden den Grundſtein legte. So ſind auch die übrigen obengenannten Kirchen nicht mehr in ihrer urſprünglichen Geſtalt erhalten. Nur S. Urſula, obwol auch nicht mehr der älteſte Bau, zeigt noch die Mauern einer Erneuerung die wol ſicher der karolingiſchen Zeit angehört, aber im Mittelalter leider wieder ſehr verbaut wurde. Es war eine Baſilika von ſehr bedeutender Höhe mit zweiſtöckigen Seitenſchiffen; bei dem nördlichen deſſen Mauer man aus dem dahinterliegenden Garten ſieht iſt noch die alte Geſtalt erkennbar. Das zweite Stockwerk, gegenwärtig noch von der Orgel aus zugänglich, öffnete ſich gegen den Mittelraum durch Bogen deren jeder mit zwei kleineren in der Mitte auf ein Säulchen mit Würfelkapitell geſtützte Bogen ausgeſetzt war. Zwiſchen dieſen obern Bogen und den Säulenköpfen des Mittelſchiffs war das Gelender nach römiſcher Art von weißen Marmorplatten gebildet davon eine noch ſichtbar iſt. — Eine verwandte Form mit dem Dom zeigte auch die Kloſterkirche zu Fulda mit gleichfalls doppeltem Chor; der weſtliche war hier erbaut um den Leichnam des h. Bonifazius in ihm niederzulegen. Dieſelbe Einrichtung kehrt bei S. Gallen wieder. Auch dieſe Kirche iſt verſchwunden; aber die dortige Bibliothek bewahrt einen Plan vom Jahr 820 auf Pergament von vierthalb Fuß Länge, dritthalb Breite aus vier Häuten zuſammengenäht welcher die vollſtändige Anlage der Kirche und der Kloſtergebäude enthält und kürzlich als Facſimile herausgegeben worden iſt. Allerdings hat der wirkliche Bau, den zehn Jahre ſpäter die Mönche Winihart, Iſenrich und Rütger begannen und 839 vollbrachten, ſich nicht genau an den Plan gehalten, weil dieſer die Lokalität nicht berückſichtigte. Er iſt nämlich nicht von einem Einheimiſchen angefertigt ſondern dem Abt Gozpert aus der Ferne zugeſchickt worden und mag alſo von einem Hofarchitekten Ludwigs des Frommen herrühren. Eben dieß giebt ihm das größte Intereſſe weil er uns ſo den allgemeinen Charakter der damaligen Bauanlagen darſtellt. Die projektirte Kirche iſt eine kreuzförmige Baſilika auf 22 Säulen; der Länge ſind 200 Fuß, dem Querſchiff 40 in der Breite, 120 in der Länge, dem Mittelſchiff 40, jedem Seitenſchiff 20, der Geſammtbreite alſo 80 Fuß zuertheilt: die Verhältniſſe ſind demnach feſt und wohlthuend geregelt. Die weſtliche Niſche hat keine, die größere öſtliche aber eine ſehr ausgedehnte Krypte mit dem Grab des h. Gallus, zu welcher beiderſeits des durch viele Stufen erhöheten Chors Treppen hinabführen. Außen zieht ſich um den Oſtchor ein unbedeckter Platz von einer halbkreisförmigen Mauer umſchloſſen; am Weſtchor iſt es ebenſo, nur daß hier ſtatt der Mauer ein Halbkreis von Säulen gleichſam als Erſatz für den viereckten Säulenhof angebracht iſt. Der freie Platz zwiſchen dieſen Säulen und dem Weſtchor bildet den Haupteingang der ganzen Anlage; von ihm gelangt man zu beiden Seiten der Niſche in die Nebenſchiffe, rechts und links aber in die Kloſtergebäude. Beiderſeits ſtehen hier zwei mit der Kirche nur durch einfache Mauern verbundene Rundthürme. Um die Kirche legen ſich nun auf allen vier Seiten die Wohnungs- und Wirthſchaftsgebäude. Auch in dieſer Hinſicht iſt der Plan von unſchätzbarer Wichtigkeit; er umfaßt bis in die unſcheinbarſten Baulichkeiten Alles was zur vollſtändigen Haushaltung eines reichen Kloſters gehört. Daſſelbe bildet ein kleines Städtchen von etwa 40 Häuſergiebeln. Zunächſt der Kirche angebaut erſcheinen die Bauten kirchlichen Bedürfniſſes. Ans ſüdliche Querſchiff grenzt die Sakriſtei, von ihr geht ein Gang in ein kleines Gebäude zum Backen des Brotes und Bereiten des Oels zu den heiligen Handlungen. Nördlich vom Chor entſpricht ihr an Größe die Bibliothek, deren unteres Geſchoß als Schreibezimmer dient. An dieſer Nordſeite der Kirche liegt ferner das Hoſpiz für vornehme Gäſte nebſt beſonderer Küche, Bäckerei und Brauerei, daneben der große Schulſaal mit den Wohnungen der Lehrer ringsum, und die Häuſer des Abtes und ſeiner Dienerſchaft. Hieran ſtößt in der nordöſtlichen Ecke die Krankenanſtalt mit beſonderer Küche, die Wohnung der Aerzte, das Aderlaßhaus, die Apotheke und der Kräutergarten. Oeſtlich der Kirche kommt aber erſt der eigentliche Krankenſaal der mit der benachbarten Novizenſchule ein gemeinſames kleines Oratorium hat; daneben der Todtenacker heiter mit Bäumen der verſchiedenſten Art bepflanzt. An ihn ſtößt in der ſonnigen ſüdöſtlichen Ecke der Gemüſegarten nebſt Gärtnerhaus und Ställen für Maſtvögel die wieder ihre Hüter bei ſich wohnen haben. Südlich reiht ſich der Kirche zunächſt die eigentliche Clauſur oder die regelmäßige Wohnung der Mönche an: ſie umfaßt die Säle des gemeinſchaftlichen Speiſens und Schlafens oder das Refektorium und Dormitorium, den Keller, die Küche und das Vorrathshaus. Weiterhin, jenem nördlichen Hoſpiz bei der Abtwohnung entſprechend, folgt das Gaſthaus für geringere Leute das wieder ſein abgeſondertes Brau- und Backhaus hat. Am meiſten nach außen, wo ſie den Kultus nicht ſtören, liegen die Werkſtätten der Handwerker: Schneider, Schuſter, Sattler, Schwertfeger, Schildmacher, Drechsler, Gerber, Walker, Gold- und Stahlſchmiede werden darunter erwähnt; doch bleibt noch Platz für Scheune, Mühle, Malzdarre, Brauhaus und Backofen für die Mönche ſelbſt. Endlich wird die ganze Weſtſeite von den Stallungen für die abgeſonderten Arten des Herden- und Zugviehs eingenommen. Hier iſt alſo auf das Genauſte die Regel Benedikts erfüllt nach welcher Alles was das Kloſter braucht in ihm ſelbſt ſoll gezogen oder angefertigt werden, damit die Mönche nicht zum Verkehr mit der Welt Veranlaſſung finden. Zugleich aber erkennt man den weiten Spielraum der ſich für jede tüchtige Kraft zu organiſirender, lehrender oder künſtleriſcher Thätigkeit eben in dieſer Beſchränkung eröffnete. Solch ein Kloſter war eine Welt für ſich; die kleinen Sorgen und Nothwendigkeiten des täglichen Lebens waren hier ein für allemal abgethan und die Arbeit ſo vertheilt daß Jeder ſein Eines Ziel ohne Zerſtreuung des Geiſtes, ohne Zerſplitterung der Zeit verfolgen durfte. Daher auch der Aufſchwung in Wiſſenſchaft, Literatur und Kunſt der von dieſen Klöſtern ausging; daher während dieſes achten Jahrhunderts beſonders der Glanz von S. Gallen, das nicht bloß die Künſtler für halb Deutſchland bildete ſondern zugleich neben dem Studium des griechiſchen und lateiniſchen Alterthums eine vaterländiſche Poeſie zu pflanzen unternahm. Leider hat der ſpätere Sinn der Kloſtergeiſtlichkeit ſo große Erinnerungen nicht zu achten noch zu ſchonen gewußt; hier und faſt allwärts wo ein Kloſter Einfluß und Güter gewann haben die ſtillen Schulen und Werkſtätten aus jener Glorienzeit des Mönchthums üppigen Luxusbauten den Platz räumen müſſen. Nur an einem viel kleinern Beiſpiel hat ſich der Eindruck einer karolingiſchen Baſilika faſt ganz ungeſchwächt erhalten: es iſt die urſprünglich dem h. Juſtinus geweihte Pfarrkirche von Höchſt am Main unweit Frankfurt. Das Jahr der Stiftung iſt zwar nicht bekannt; erwägen wir jedoch einmal daß die Kirche ſchon 1090 in Verfall gekommen war, daß aber andererſeits ihre Formen große Stilreife zeigen, ſo wird ſie gerade in Kaiſer Karls Zeit zu ſetzen ſein. 1443 wurde die Niſche von den Antonitern die damals in ihrem Beſitz waren durch einen viel längern Chor erſetzt und zugleich Vorderſeite und Fenſter umgewandelt. Völlig erhalten iſt das flachgedeckte Mittelſchiff. Seine zehn Säulen (3, m) ſtehen der Antike noch ſehr nahe. Ihre Baſis iſt attiſch, ihr Kapitell korinthiſirend; die Blattſtengel aber aus denen die acht Schnecken ſich bilden ſind mit willkürlichen Formen von Flechtwerk und eingetieften Kreuzen verziert ſo daß ſie auf ſpätere Arabeskenkapitelle hindeuten. Das Merkwürdigſte ſind die eleganten Kämpfer zwiſchen Kapitell und Bogen welche ſich ſehr vortheilhaft von der hohen und plumpen Keilform dieſes Gliedes bei den Byzantinern unterſcheiden. Sie ſind nämlich nur halb ſo hoch als die Kapitelle und erſcheinen noch leichter durch die eingetieften Kanäle die von oben nach unten an ihnen hinablaufen. Die ganze Kirche ſieht in ihrer Einfachheit und höchſten Schmuckloſigkeit doch ſo gut aus daß ſie neben den großen Baſiliken jenſeits den Alpen mit Ehren beſteht. Selbſt bis in ein ſo kleines Bauwerk dringt der Geiſt der Mäßigung und Ordnung durch der dem karolingiſchen Stil eigen iſt. Bunter und zierlicher erſcheint die vielbeſtrittene Vorhalle des alten im Nibelungenliede erwähnten Kloſters Lorſch zwiſchen Rhein und Bergſtraße. Es iſt eigentlich nur ein großes Eingangsthor zu dem Säulenvorhof hinter welchem erſt die Kirche ſelbſt ſtand, wie man dieſe Einrichtung ähnlich bei S. Clemente in Rom und der Abtei Lach findet. Das Kloſter wurde 764 unter Pipin geſtiftet, die Kirche unter Karl 774 geweiht. Sie ſelbſt iſt 1090 abgebrannt und erneuert worden, wobei die Vorhalle ſich leicht erhalten konnte. Dieſe iſt ein kleines viereckteѕ Gebäude, 36 Fuß lang, 32 hoch, 26 breit, das ſeine lange Seite nach der Straße kehrt und mit Holzdecke und flachem Giebel ſchließt. Beide Langſeiten ſind von drei Bogeneingängen ohne Thürflügel und darüber von drei Fenſtern durchbrochen; die Giebelſeiten hatten urſprünglich nur ein Fenſter ohne Thüre. Zwiſchen den Eingängen und auf den Ecken zeigt jede Langſeite vier Halbſäulen mit ſchönen römiſchen Kapitellen: ſie tragen auf einem hübſchverzierten Sims das Obergeſchoß mit den Fenſtern. Dieſes iſt mit zehn Halbpfeilern ausgeſetzt deren Kannelirungen in der Mitte ſpielend durchbrochen ſind; auf ihren ebenfalls antikiſirenden mit römiſchen Schnecken verzierten Köpfen erſcheinen ſtatt der Bogen ſpitze Ziergiebel in der Art wie an dem Sarkofag unter 7, e, an welche ſich der oberſte Dachſims mit ſeinen joniſirenden Zahnſchnitten anſchließt. Soweit ſtehen die Formen dem ſpäteſten Stil der Römerzeit nahe; ganz fremdartig aber iſt die Täfelung des Aeußern mit rothen und weißen Steinen in Drei-, Vier- und Fünfecken, ein Ornament das auffallend an den fränkiſchen Thurm in Köln erinnert und dem aufs Bunte gewandten Farbenſinn eines jungen Volkes wohl anpaßt, während es andererſeits auf eine wohlfeile Nachahmung der byzantiniſchen Pracht hindeutet. Dieß Alles giebt uns doch wol ein Recht auf karolingiſchen Urſprung zu ſchließen, obwol er neuerlich in Frage geſtellt wird.

Die Ausbildung des Kreuzgewölbes geſchah durch den Kryptenbau, welcher oft große Ausdehnung fand weil der römiſche Gräberkultus darin ſich fortſetzte. An beſtimmten Tagen hielt man in dieſen Gruftkirchen bei Nacht oder am frühen Morgen Gottesdienſt; beſonders in der Chriſtnacht wurde hier gerne die erſte Meſſe geleſen. Uebrigens blieb ihre einfache Bauweiſe bis zum Beginn der germaniſchen Periode ſich ſo gleich daß bei ihnen ein feſtes Urtheil über das Alter ſelten möglich iſt. Mit voller Sicherheit können nur drei Krypten außer dem früher erwähnten alten Reſt von S. Denys bei Paris der altchriſtlichen Kunſt zugeſchrieben werden. So iſt in Regensburg das jetzt als Keller dienende Gewölbe des h. Erhard erhalten welcher 742 ſtarb; es iſt ein ganz ſchlichtes viereckſtes Souterrain deſſen Kreuzgewölbe auf den Langſeiten in Tonnengewölbe auslaufen und auf ſechs viereckte Pfeiler geſtützt ſind. Ferner zu Fulda die Kirche S. Michael, welche Abt Aigil 821 als Grabſtätte für ſeine Mönche errichten ließ: erhalten iſt der untere Raum, deſſen kreisrundes von einem Umgang eingeſchloſſenes Gewölbe ſeine flachen Bogen in der Mitte auf eine einzige kurze Säule mit plumpem joniſchem Kapitell ſtützt, während das zweite über den Boden aufſteigende, auf 8 Säulen mit einer Kuppel bedeckte Geſchoß um 1092 abgeändert wurde. Sind dieſe Bauten roh, ſo verdient dagegen die Krypte der Münſterkirche zu Emmerich (5, h) das höchſte Lob. Die Stiftung dieſer Kirche geht in frühe Zeit hinauf und knüpft ſich an die angelſächſiſchen Miſſionen in Holland und Friesland an. Die Krypte ſoll 700 gebaut ſein, womit der Stil ſtimmt. Sie iſt 38 Fuß lang; aus zwei mit Tonnengewölben bedeckten Nebenkrypten führen Stufen zu ihr herab. Das Kreuzgewölbe ruht auf zwei Reihen von je drei Säulen: die des erſten Paares nach Oſten (5, l) ſind Pfeiler aus vier runden Schäften gebildet, die des folgenden haben acht Schäfte (k), behalten aber noch die quadratiſche Grundform, während das dritte Paar (i) aus ſechszehn Schäften gebildet im Grundriß kreisrund ausſieht; die jetzt durch das erhöhte Pflaſter verdeckten Füße zeigen die gewöhnliche attiſche Baſis. Beſonders wichtig ſind die Kapitelle, weil ſie mit feinem Gefühl jene Verſchiedenheit der Säulen nachahmen und auf merkwürdige Weiſe darthun wie das mehrbeſprochene Würfelkapitell entſtanden iſt. Säulen und Mauerwerk ſind ſehr genau und ſchön ausgeführt; das Ganze wirkt vortrefflich und erinnert faſt an Adel und Tüchtigkeit eines Römerwerks: es iſt eine der ſchönſten Krypten die Deutſchland überhaupt aufzuweiſen hat. Auch die Oberkirche mit ihren drei Niſchen iſt ſehr alt, aber zu ſehr verbaut um entſcheiden zu können ob ſie gleichzeitig mit der Krypte entſtand. Minder ſicher iſt die frühe Entſtehung der jetzt als Magazin vermietheten und ſchwer zugänglichen Gruft unter der Marienkirche des Kapitols in Köln, obwol ſie ſehr leicht von dem alten Bau der Plektrudis übrig geblieben ſein könnte. Sie zeigt ein vollſtändiges Kreuz von drei gleich hohen gedrückten Schiffen deren Kreuzgewölbe auf ſchweren ſtark nach oben ſich verdünnenden Säulen ruht; in den beiden Kreuzflügeln erſcheinen ſolche Säulen zu vieren zuſammengebündelt ſo daß ſie ſich der emmericher Form nähern. In die ſchwere Mauermaſſe des Chors ſind drei kreuzwölbige Kapellen eingetieft die wieder ſelbſt kleine Altarniſchen mit Fenſtern darüber haben; ähnliche gleichfalls mit Niſchen verſehene Kapellen werden von den Kreuzarmen gebildet. An Einem Gebäude können wir auch ſchon die Aufnahme des Kreuzgewölbes in Kirchen über der Erde nachweiſen, nämlich an dem ſogenannten alten Dom zu Regensburg der 740—752 durch Biſchof Garibald erbaut ſein ſoll. In die mächtig dicken Mauern iſt öſtlich eine, weſtlich zwei, an den Langſeiten je vier Niſchen eingetieft; am Weſtende ruht eine Emporkirche auf einem ſchweren Pfeiler; der Mittelraum iſt mit zwei Kreuzgewölben überſpannt. Die ſtarken Mauern mit jenen elf Niſchen und den ſehr ſpärlichen Fenſtern machen übrigens noch ganz den Eindruck eines düſtern Kryptenbaus. Schon eleganter iſt die kleine Nikolauskapelle in Soeſt (5, n) mit ähnlicher Empore, ſchlanken Säulen unter Würfelkapitellen und acht ſchon recht lichten Fenſtern, ſonſt aber von großer Einfachheit. Sie könnte ſehr wohl aus früher Zeit ſein da Soeſt, der öſtlichſte Grenzort der Franken bis zu den Sachſenkriegen, bereits im ſiebenten Jahrhundert unter Biſchof Kunibert an Köln kam und ſo gewiß auch das Chriſtenthum lange vor dem übrigen Weſtfalen bei ſich aufnahm.

Wenn Baſilika und Kreuzgewölb auf antike römiſche, ſo weiſt die Kuppel einiger karolingiſchen Bauten über einer Rotunde oder einem Vieleck auf die byzantiniſche Praxis zurück. Beſonders hat man Grab- und Taufkapellen dieſer Art etwa vom ſechsten bis dreizehnten Jahrhundert gebaut. Das Volk bezeichnet ſie meiſt als Heidentempel weil nach dem endlichen Sieg des Langbaus ihre Form für chriſtliche Bauten ungewöhnlich ſchien. Doch geht von den erhaltenen nur eine über unſer Jahrtauſend hinauf, nämlich der ſogenannte römiſche Tempel zu Mettlach an der Saar. Seine Kuppel mit einer darüber gebauten Kapelle ruht auf acht Pfeilern deren Bogen ohne den gewöhnlichen Umgang nach außen ganz offen ſind; man hält ihn für das Grabmal des h. Luitwin, des Stifters der dortigen Abtei, und ſtellt ihn demzufolge in den Anfang des achten Jahrhunderts. Ganz ähnlich iſt die achteckige Makarinskapelle in den Ruinen der Abtei S. Bavo bei Gent in der alten Citadelle, die aber erſt 1067 gebaut iſt. Auch die Kapelle von Altenfurt bei Nürnberg, ein Kuppelbau auf bloßer kreisrunder Mauer mit einer Altarniſche in Form eines Dreiviertelkreiſes, iſt nicht mehr karolingiſch, da ihr dem Bogenfries ähnlicher Sims einen Uebergang zum romaniſchen Stil einleitet. Ebendahin gehört das Baptiſterium zu Drüchelte eine Stunde von Soeſt, welches einen Doppelkreis von vier und von zwölf Säulen mit Würfelkapitellen verſchiedener Verzierung in kreisrunder Umſchlußmauer zeigt, aber keine Mittelkuppel gehabt zu haben ſcheint. Ganz ungewiß iſt die Entſtehungszeit des für einen galliſchen Tempel geltenden Gebäudes bei Montmorillon in Poitou, welches ein unterirdiſches und darüber ein zweites Kuppelgewölb mit einem Anbau nach Art eines Chores zeigt. Deſto ſicherer gehört dem Zeitalter Karls des Großen das herrliche Münſter von Achen an, deſſen Kuppelbau aber nicht an jene kleinlichen Kapellen ſondern direkt an byzantiniſches Muſter ſich anſchließt und ſeinerſeits wieder das Vorbild mancher andern Kirchen geworden iſt. Von der urſprünglichen Geſtalt geben wir (5, f) den Grundriß des obern Stockwerks. Es war eine der h. Jungfrau gewidmete Schloßkapelle die durch einen Säulengang mit dem Prachtpalaſt von Achen in Verbindung ſtand. Den Bau vollendete, wie es heißt unter Eginhards Leitung, im Jahr 804 der Abt Anſegis der ſich bereits durch den Neubau ſeines Kloſters Fontanellum oder Vandrille bei Rouen als Baumeiſter bewährt hatte. Da die Kirche eine bloße Hofkapelle werden ſollte darf ihre Kleinheit uns nicht wundern: ſo hat z. B. die Kuppel noch nicht 50 Fuß Spannung. Sie iſt, wie der flüchtigſte Blick auf den nebenſtehenden Grundriß beweiſt, eine freie Nachahmung der früher beſprochenen Vitaliskirche in Ravenna. Wir haben hier wieder die acht Tragpfeiler, den zweiſtöckigen Umgang und die Kuppel über die Dächer des letztern emporragend, welche ſich ſchräg an die Mauern unter ihr anlehnen. Doch ſind mit lobenswerthem Geſchmack einige Abänderungen getroffen, welche ſich meiſt aus der verminderten Größe des achener Baues herleiten laſſen. Fürs erſte war, als Karl ſeine Kirche baute, der Gebrauch der Glocken ſchon allgemeiner geworden; dieß erforderte einen maſſiven Vorbau deſſen oberes Stockwerk als Glockenſtube und kaiſerliche Loge, das untere als Eingangshalle dient. Zu beiden Seiten lehnen ſich zwei Rundthürme daran deren Wendeltreppen auf die Galerie des Umgangs führen. Ferner hat die Kuppel keine kreisrunde ſondern eine achteckig gebrochene Mauer unter ſich, mit welcher ſie auf die ſpätere Kuppelform des romaniſchen Stils profetiſch hindeutet. Denn auch auf die Geſtalt des eigentlichen oberſten Kuppelgewölbes hat dieß Einfluß; es iſt nicht wie bei S. Vitale eine volle Halbkugel, ſondern gleichfalls achteckig aus Dreiecken gebildet die ſich nach dem Mittelpunkt zuſammenbiegen. Dann iſt die Umſchließungsmauer hier nicht wie in Ravenna im Achteck, ſondern ſechszehneckig gebrochen. In dieſen Veränderungen zeigt ſich ſehr klar das Beſtreben nach einer feinern und zierlichern Gliederung. Die ſieben auf doppelte Säulen geſtützten Niſchen dagegen, die zu Ravenna den Mittelraum kränzen, würden hier den ohnehin nicht geräumigen Umgang allzuſehr verengt haben. Man erſetzte alſo die durch ſie bewirkte Seitenſtützung, indem man den Umgang oben mit halben Tonnengewölben ſchloß und dieſe gegen die Kuppel unterhalb der Fenſter derſelben anlehnte. Dadurch wurden auch die untern Säulen erſpart die man bei S. Vitale zwiſchen den acht Tragpfeilern halbzirkelförmig aufgeſtellt ſieht. Nicht aber mochte Karl, der hier überhaupt einen Prachtbau zu gründen vorhatte, auch für die viel höhern Bogen des obern Stockwerks den Säulenſchmuck entbehren. Aus verſchiedenen Theilen ſeines Reichs, namentlich aus Trier, Rom und Ravenna ließ er Säulen von verſchiedenen Steinarten zuſammenbringen. Sie ſind nicht völlig gleich lang, und einige von Granit ſo ſchlecht gearbeitet daß man ſie nicht für antik halten kann. Zwei grüne Porfyrſäulen ſtammen aus ägyptiſchen oder lakoniſchen Brüchen, die marmornen von grüner, weißer, bläulicher und bunter Farbe aus Elba und Toskana. Einige Vaſen beſtehen aus Jura-Oolith und mögen aus den Quadern der Befeſtigungen Verduns herrühren die Karl hatte ſchleifen laſſen. Dieſe mannigfaltigen Säulen wurden nun in die obern Bogen des Umgangs folgender Maßen vertheilt. In jeden Bogen kamen zu unterſt zwei ſtärkere und höhere Säulen zu ſtehen. Ein kleiner Bogen verband ihre Kapitelle unter ſich, zwei grade Balken mit den Hauptpfeilern zwiſchen denen ſie eingeſetzt waren. So trugen ſie ein ſchmales oben gerade abgeſchloſſenes Mauerſtück. Auf dieſem ſtanden dem untern entſprechend zwei kleinere Säulen, deren Köpfe bis nahe an die Wölbung des großen Hauptbogens heranreichten. An dieſen ſchloſſen ſie ſich höchſt unſchön an, indem ſie gegen ſeinen ſchräganſteigenden Theil mit ſchief behauenen Kämpfern anſtießen. So viel Werth nun auch von gleichzeitigen Schriftſtellern auf dieſe Säulenſtellungen gelegt wird, ſind ſie doch als bloßer Luxus anzuſehen, da die ſtarken Pfeiler ſchon vollkommen für die Laſt der Bogen hinreichen. Dieß haben die Franzoſen bewieſen, welche als Beherrſcher des linken Rheinufers die Säulen wegbrachen und nach Paris ſchleppten. Seit den Befreiungskriegen befinden ſie ſich wieder in Achen und ſtanden unbenutzt; es war alſo ein gerechtes Werk der Pietät gegen den alten Bau daß dieſe Säulen im verfloſſenen Jahre ergänzt, neugeſchliffen und mit neuen Kapitellen und Füßen verſehen an der alten Stelle wieder aufgerichtet wurden. Noch bleibt zu erwähnen daß die Oſtſeite des äußern Sechszehnecks durch den vierſeitigen, vermuthlich zweiſtöckigen Chor durchbrochen war. Das Gebäude macht im Innern, wo jetzt der eherne von Friedrich Barbaroſſa geſchenkte Kronleuchter hängt, noch immer eine kräftige Wirkung, vermag aber freilich nicht mehr die Pracht zu veranſchaulichen mit der ſein Erbauer es geziert hatte, indem ſowol das Moſaik der h. Jungfrau in der Kuppelwölbung als die reiche Marmorverkleidung der Bogen und der Fenſtereinfaſſungen theils durch Brandſchäden theils durch die elende Stuckarbeit verdorben ſind mit der man während der letzten Jahrhunderte das Innere über und über verklext hat. Auch von dem reichen von Eginhard erwähnten Erzſchmuck haben ſich an ihrer Stelle nur die drei Thüren und die mit herrlicher durchbrochener Arbeit verzierten Gelender erhalten welche die Bruſtwehr des obern Umgangs nach dem Mittelraum zu bildeten. Der vergoldete Apfel der das urſprünglich flache Kuppeldach von außen bekrönte wurde ſchon ein Jahr vor

Karls Tode vom Blitz herabgeſchlagen. Der jetzt im Portal angebrachte Tannzapfen oder vielmehr Pinienapfel war vermuthlich eine Nachahmung der Pinie im Vorhof von S. Peter in Rom und diente ebenſo wie die gegenüberſtehende Wölfin zum Durchlaſſen des ſpringenden Waſſers am Reinigungsbrunnen: beide hatten alſo anfänglich ihre Stelle auf dem Kirchenvorplatz. Ueberhaupt iſt das Aeußere kaum noch zu erkennen. Abgeſehen von der mittelalterlichen Erneuerung der Kuppel mit Spitzgiebeln und dem wiederum jüngern Dach iſt es von allen Seiten mit Kapellen verbaut. Da ferner der Bau als Krönungskirche der deutſchen Kaiſer eine hohe Bedeutung gewann und eine Vergrößerung nothwendig wurde, ſo fügte der Bürgermeiſter und Ritter Chorus mit Durchbrechung von drei Seiten des Sechszehnecks 1353 den großen Hauptchor hinzu der mit ſeinen leichten germaniſchen Formen und den faſt übermäßig ſchlanken Fenſtern verwunderlich von dem düſtern maſſenhaften Bau des alten Kaiſers abſticht.

Unter den zahlreichen von Karl gebauten Kirchen hat überhaupt keine bei Mit- und Nachwelt ſo viel Ehre genoſſen wie dieſe. Die Geſchichte berichtet von ihrem Kaiſergrab und von den großen Schickſalen des Vaterlandes die ſo oft in ihr ſich vorbereiteten oder vollendeten; aber auch Volksſage und Legende umſpielen ſie mit ihrem Zauberlicht. Jene fand den Bau ſo erſtaunlich daß ſie den Teufel dabei ins Spiel bringt: dieſe erzählt daß Karl 804 zur Einweihung gerade 365 Biſchöfe zuſammengeladen habe. Zwei fehlten; da ſtiegen Gondulf und Mondulf aus ihren Grüften empor, wohnten der heiligen Handlung bei und verſchwanden geiſterhaft wie ſie gekommen waren. Aehnlich wie die Sofienkirche veranlaßte daher auch dieſer Bau eine große Zahl von Nachbildungen. Unter dieſen ſteht dem Muſter am nächſten die ſogenante heidniſche Kapelle auf dem Valkhof bei Nymwegen welche wiederum als Palaſtkapelle des dort von Karl erbauten Schloſſes diente und ganz unzweifelhaft von ihm herrührt. Sie hat etwa 30 Fuß Weite und zeigt ein inneres Achteck mit ſechszehnſeitigem zweiſtöckigem Umgang deſſen Ueberwölbung genau wie zu Achen durch drei- und viereckige Felder die Mittelkuppel von der Seite ſtützt. Den Eingang bildet auch hier ein Vorbau deſſen oberes Geſchoß mit einem Tonnengewölbe bedeckt als Loge des Kaiſers dient. Ihr gegenüber tritt in beiden Stockwerken eine runde Altarniſche aus der Umſchließungsmauer vor. Die Loge erſtieg man auf einer ſüdlich vom Altar an das Gebäude angelehnten Treppe welche genau auf die Stelle des Palaſtes zuging und deren Trümmer noch vor Kurzem zu ſehen waren; noch jetzt iſt der Eingang daſelbſt mit Ziegeln geſchloſſen während der übrige Bau aus Tuff beſteht. Beſonders bemerkenswerth iſt die Füllung der höhern obern Bogen des Umgangs, die als bloße durch die Kleinheit des Bauwerks angerathene Vereinfachung des achner Baues erſcheint. Es iſt hier nämlich in jeden Bogen nur Eine Säule mit Würfelkapitell und attiſcher Baſis geſtellt welche zwei kleine beiderſeits auf den Hauptpfeiler ſich lehnende Füllbogen trägt. Uebrigens iſt die Technik noch geringer und nachläſſiger als zu Achen; die Kuppel iſt eingeſtürzt und die ganze Südſeite in romaniſcher Zeit mit Ziegeln erneuert. Dieſe Reparatur gehört ohne Zweifel dem Barbaroſſa an der den benachbarten Palaſt wieder in wohnlichen Stand geſetzt und ohne Zweifel auch die geräumigere zweite Palaſtkapelle gebaut hat deren durchaus romaniſche Niſche gleichfalls erhalten iſt. Die zweite Nachbildung des achner Münſters iſt die Pfarrkirche zu Ottmarsheim im Elſaß, ſeitwärts zwiſchen Baſel und Mühlhauſen, die ebenfalls beim Volke als Heidentempel gilt. Wir geben von dieſem zierlichen Bau (5, g) eine innere Durchſicht die von der nordweſtlichen Seite des obern Umgangs genommen iſt. Die Abweichungen von dem achner Vorbild ſind nur der Art daß ſie ſich aus der geringern Größe leicht erklären laſſen. Gewiß aus dieſem Grunde iſt der äußere Umgang nicht in ſechszehn, ſondern wie die Kuppel in acht Ecken gebrochen. Uebrigens hat dieſer Umgang wieder zwei Stockwerke, von denen gleichfalls das obere bedeutend höher iſt, und die Bogen des letztern ſind auch hier mit zwei Säulenſtellungen übereinander ausgefüllt: ſelbſt die Geſchmackloſigkeit iſt nachgeahmt, daß die Köpfe der obern Reihe mittels eines ſchräg abgeſchnittenen Kämpfers gegen den oberſten Schlußbogen anſtoßen. An die Stelle der Vorhalle die wir in Nymwegen fanden tritt hier wie in Achen ein viereckiger ganz ſchlichter Thurm, ihm gegenüber an der öſtlichen Seite des Achtecks ſpringt ein kleiner Chor aus dem Gebäude heraus der jedoch viereckig iſt. Rundbogenfenſter ſind ſowol in jeder Wand des Umgangs als des Achtecks unter der Kuppel angebracht. Es kann demnach an der Verwandtſchaft dieſes Bauwerks mit dem achner kein Zweifel ſein, und es iſt trotz dem daß urkundliche Nachrichten fehlen überwiegend wahrſcheinlich daß es noch unter der Karolingern, alſo etwa im ſpätern Verlauf des neunten Jahrhunderts errichtet wurde. Zwar hat man für einen ſpätern Urſprung die Würfelkapitelle der Säulen angeführt (Tafel 5, o). Aber dieſe finden ſich auch in Nymwegen und wir können von den Keilkapitellen in S. Vitale durch die Säulenköpfe der emmericher Krypte hindurch ihr Entſtehen verfolgen. Auch liegt dieſe Form dem künſtleriſchen Ungeſchick ſo nahe, ſie iſt ſo durchaus die einfachſte und bequemſte, daß man in einem vom Weltverkehr abgelegenen Dorfe wie Ottmarsheim faſt von ſelbſt auf ſie verfallen mußte, wo man nicht wie in Achen antike Kapitelle verwenden oder doch als Muſter benutzen konnte. Demnach würde dieſer Bau faſt gleichzeitig mit der Gründung der Stiftskirche zu Eſſen fallen, welche urkundlich vor 874 ſtattfand. In die ſpätere Erneuerung dieſer Kirche ſcheint gleichfalls eine noch ſichtbare achteckige Kuppel nebſt Umgang, die alſo der urſprünglichen Anlage angehören würde, hineinverbaut zu ſein. Auch nach dem Weſten wirkte das karolingiſche Vorbild hinüber: wenigſtens zeigt die Kirche von Rieux-Merinville in Südfrankreich gleichfalls Kuppel und Umgang; da indes das Innere ſiebenſeitig, die Umfaſſungsmauer aber kreisrund iſt, auch ſtatt des zweiten Umgangs nur geblendete Wandbogen als bloßer Zierrat ſich finden, ſo könnten hier vielleicht die früher geſchilderten italieniſchen Rundbauten etwa von Ravenna herüber die Anregung gegeben haben. Dagegen wiſſen wir wiederum ganz beſtimmt, daß 981, alſo noch anderthalb Jahrhunderte nach Karl, der Biſchof Notker von Lüttich die dortige Johanneskirche nach dem achener Muſter baute. Dieſe ſteht zwar nicht mehr: ſeltſamer Weiſe jedoch wurde im vorigen Jahrhundert der Neubau abermals genau jenem urſprünglichen Muſter in allen ſeinen Theilen, ſowol dem Sechszehneck als dem viel ſpätern Chor nachgeahmt, nur daß die Details natürlich dem Roccocoſtil anheimfielen. Ueberhaupt macht ſich in der Umgebung von Achen, z. B. in Burtſcheid, die Kuppelform des Münſters in manchen ganz modernen Kirchenbauten geltend: ein Beleg mehr für die oft erprobte Erfahrung, daß das Hauptgebäude eines Ortes den Stil ſpäterer Bauwerke in engerm oder weiterm Umkreiſe oft für viele Jahrhunderte beſtimmt. So hat ſich auch in die nachfolgende Periode bei der Kirche von Lonnig auf dem Maifeld, bei der Schloßkapelle von Kobern an der Moſel und im Schiff von S. Gereon zu Köln jene Grundform gerettet auf welche wir demnach bei der Geſchichte des romaniſchen Bauſtils nochmals zurücklenken müſſen.

Ebenſo eifrig wie im Kirchenbau waren die Beſtrebungen Karls durch prächtige Paläſte den Glanz ſeiner Herrſchaft zu repräſentiren. Der ſtete Wechſel ſeines Aufenthaltsortes den die Ausdehnung des Reiches und die ununterbrochenen kriegeriſchen Unternehmungen nöthig machten veranlaßte den Aufbau vieler Pfalzen, unter denen natürlich die regelmäßigern Hauptreſidenzen die glänzendſte Stelle einnahmen. So werden außer den kleinen Jagdſchlöſſern des Ardenner- und Eiffelwaldes allein in den Gebieten des jetzigen Deutſchlands die Pfalzen von Nymwegen, Selz, Achen, Ingelheim, Frankfurt und Tribur erwähnt. Hiervon hat ſich Nichts erhalten. Theils wurden ſie von ſpätern Kaiſern umgebaut, theils gingen ſie in den Beſitz der im Lauf der Zeit um ſie aufblühenden Städte über und verſchwanden durch Erneuerungen zum Zwecke des bürgerlichen Verkehrs. So iſt der zwiſchen 772 und 793 erbaute, aber ſchon von Ludwig dem Frommen erneuerte Saalhof am Main, dem Frankfurt ſein Aufblühen verdankt, ſpäter von der Leonhardskirche, den ſtädtiſchen Befeſtigungen und ritterlichen Wohnungen verdrängt worden; auch die kleine bloß aus der Niſche und einem einzigen Kreuzgewölbe beſtehende Kapelle in dem öſtlichen Thurme des größern Hofes gehört dem Stile der Säulen nach höchſtens der ſpäteſten karolingiſchen oder ſchon der ſächſiſchen Kaiſerzeit an. Den Palaſt in Nymwegen baute Barbaroſſa neu; nur ein korinthiſirendes Kapitell von weißem ſchwerlich aus deutſchen Brüchen herſtammendem Marmor, das vor der geretteten Niſche der von Demſelben errichteten Kapelle am Boden liegt, erinnert noch an die aus Italien geraubte karolingiſche Pracht. Unbedeutende Reſte von Säulen und Mauerwerk bewahrt Ingelheim. Den Palaſt zu Achen ſuchte 881 vermanniſche Plünderung, 1146 eine mächtige Feuersbrunſt heim; der große Feſtſaal war erhalten worden, verſchwand aber durch den an dieſer Stelle im vierzehnten Jahrhundert errichteten Rathhausbau des Ritters Chorus von dem auch der Münſterchor und die ſtädtiſchen Befeſtigungen herrühren. Nur der dem ſogenannten Granusthurm gegenüberliegende weſtliche Thurm des Rathhauſes ſcheint noch auf karolingiſchem Unterbau zu ſtehen. Ebenſo gingen durch einen Brand von 1225 die prächtigen kirchlichen Nebengebäude des Münſters unter, welche Wohnungen und Bäder der Geiſtlichen, ohne Zweifel auch die Gemächer für Reliquien, Meßgewänder, Kirchenſchätze, Archiv und Bibliothek enthielten und als Nachbild des Papſtpalaſtes in Rom den ſtolzen Namen des Laterans führten. Trotzdem iſt für unſer geiſtiges Auge die Anſchauung des achener Palaſtes aus ſchriftlichen Berichten gerettet welche auf dieß Gebäude wegen ſeiner weltberühmten Pracht oft und gerne eingehen. Es iſt vielleicht nicht zufällig daß in den Hofkirchen das monarchiſche Selbſtgefühl Karls den Zentralbau ſtatt der geſtreckten Baſilikenform erneuerte. Wenigſtens in den Paläſten ſelbſt läßt ſich ein genaues Anſchließen an Stil und Sitte des byzantiniſchen Hofes nachweiſen. Das achener Schloß hatte wie die Reſidenz des Oſtens ſein Chryſotriklinium an der herrlichen muſiviſch geſchmückten Feſthalle, in der ebenfalls ein goldener Speiſetiſch nebſt drei ſilbernen Kredenztiſchen nachweisbar iſt. Hier wurden gerade wie dort zu Weihnacht und Oſtern die ſolennen Feſtmahle gehalten. Ein zweiter noch geräumigerer Saal ſcheint für größere Gaſtgelage und für Reichsverſammlungen beſtimmt geweſen zu ſein. Eine gleiche Prachtanlage hatte auch der von Ludwig dem Frommen erneuerte Palaſt zu Ingelheim. Um die Säle legten ſich dann die verſchiedenartigſten Gebäude für die Zwecke der Wohnung und Hofhaltung herum. Uebrigens fand auch hier die Benutzung älterer Reſte und Kunſtwerke ſtatt, wie denn ſicher im achener Palaſte die aus Trier entführten Moſaiken und vor demſelben die ravennatiſche Reiterſtatue Theoderichs ihren Platz fanden. Und ſo können wir im Schloßbau der karolingiſchen Epoche nur Nachbildung weſt- und oſtrömiſcher Formen, keineswegs aber die Originalität eines ausgebildeten nazionalen Stiles erkennen.

Schlußreſultat.

Lenken wir nun von dieſen weltlichen Prachtbauten noch einmal unſern Blick auf die Kirchen zurück, um am Schluſſe dieſer Darſtellung den ganzen Entwicklungsgang der altchriſtlichen Baukunſt zu überſchauen, ſo haben wir in den Leiſtungen des erſten Jahrtauſends bereits alle weſentlichen Elemente vor Augen aus denen im folgenden die ſchönen Formen des romaniſchen Stils erblühten, nur daß freilich die einzelnen Stücke noch nicht an Einem Gebäude zuſammen vorkommen. Die Baſilika in ihrer ausgebildetſten Form mit kräftig vortretendem Querſchiff giebt den Grundriß, Byzanz die Kuppel her welche im romaniſchen Bau ſich über der Altarſtätte in der Durchſchneidung der Kreuzarme emporwölbt. Die Thürme finden wir an italieniſchen Baſiliken und zu S. Gallen vom Hauptbau gelöſt, organiſcher mit dieſem verbunden aber noch roh und maſſenhaft am achner Münſter, in den gewiß leichten und ſchlanken Formen des Holzbaus aber am ältern Dom von Köln vor. Die Krypten endlich und mehrere byzantiniſche und romaniſche Kirchen bilden die Technik des Kreuzgewölbes aus. Noch wichtiger jedoch als dieſe einzelnen Aehnlichkeiten iſt ein allgemeineres Grundgefühl das die ſpätern Bauten dieſes Zeitraums mit denen des Mittelalters theilen, nämlich das *Aufſtreben der Höhe über die Breite*: in ihm ſpricht ſich zuerſt die himmelanſtrebende Sehnſucht des chriſtlichen Gemüthes aus welche in höchſter ſiegender Kraft durch die Bauwerke des germaniſchen Stils ſich ergießt. Hiervon hatte die Baſilika noch Nichts; ſehr klar giebt es ſich im byzantiniſchen Kuppelbau, am entſchiedenſten aber in den Rundkirchen zu erkennen, indem hier der ganze Bau zu einer erhöheten Spitze emporſtrebt.

Altchriſtliche Bildnerei und Malerei.

Der flüchtigſte Blick auf die Werke der Skulptur und Malerei die zwiſchen Conſtantin und den Ottonen ausgeführt wurden thut es als ganz unzweifelhaft dar, daß auf dieſem Felde die Chriſten ihren Leiſtungen in der Architektur bei weitem nicht gleich gekommen ſind: denn Alles was wir aus dieſer Zeit übrig haben iſt entweder gebunden und manierirt oder roh.

Es iſt nicht ſchwer Gründe für dieſe Erſcheinung aufzufinden. Die chriſtliche Kunſt lernte Schnitzen und Malen ſpäter von den Heiden als Bauen, bildete ſich alſo gleich an den mittelmäßigſten Vorbildern heran. Es iſt traurig den tiefen Verfall der römiſchen Skulptur unter Conſtantin zu betrachten. Das dritte Jahrhundert mit ſeinen fürchterlichen Soldaten- und Kaiſerkriegen ſcheint die Fortſetzung der frühern tüchtigen Technik abgeſchnitten zu haben. Auch mochte die Vorliebe für Bearbeitung köſtlicher und eben darum übermäßig harter Stoffe die Freiheit des Meißels unterdrückt haben; wenigſtens zeigt ſich an Statuen von ägyptiſchem Baſalt und an Sarkofagen von Porfyr die Kunſt gerade am geſunkenſten. Man beſchaue etwa im Muſeum des Vatikans die Schlachtſzenen auf dem mächtigen Sarg der Kaiſerin Helena den man gewiß noch zu den bedeutendſten Werken der conſtantiniſchen Zeit zählen muß: wie ſo ganz mangelt dieſen Pferden mit den plumpen Hufen das Verſtändniß der thieriſchen Formen die man unter den erſten Kaiſern gerade ſo ganz vortrefflich und naturwahr zu bilden wußte! wie geiſtlos und gezwungen iſt die Haltung der anſprengenden Reiter die den rohen Holzſchnitten unſerer Volksbücher gleich ſo tief auf den Pferden ſitzen als ob ſie bis über den Nabel hinaus aufgeſpalten wären! Man ſehe die Victorien des Conſtantinbogens im Vergleich mit denen des Titus oder auch nur des Septimius Severus auf der Tafel bei d'Agincourt, wo ſie zuſammengeſtellt ſind: wie unglaublich gemein ſind dieſe vollgegliederten Weibergeſtalten mit ihren Keulen auf denen ſie die Trofäen tragen! Man betrachte die Statuen Conſtantins und ſeiner Söhne die auf uns gekommen und deren Waden um ein gutes Theil dicker ſind als die Köpfe — und man wird erkennen daß das Chriſtenthum Nichts mehr zu verderben vorfand weil die Bildhauer längſt von den ſchönen Verhältniſſen der Menſchengeſtalt, alſo von der Seele dieſer ganzen Kunſt auch keine Ahnung mehr beſaßen. Dieſe letzten Werke heidniſcher Kunſt ſind in der That unendlich ſchlechter und fühlloſer als was tauſend Jahre früher beim Beginn derſelben gemeißelt worden iſt. Ja das Chriſtenthum wußte die erborgte Form noch beſſer zu handhaben als die gleichzeitigen Heiden deren Eigenthum ſie war. Man ſieht in dem chriſtlichen Muſeum des Vatikans eine Statue des guten Hirten die in Behandlung des Gewandes an der tunika und der Geſichtsformen gar nicht ohne Verdienſt iſt. Die bildende Kunſt wiederholt hier eine Wahrnehmung die uns auch auf dem Boden der Literatur begegnet. Wer ſich je entſchloſſen hat in die älteren Schriftſteller der chriſtlichen Kirche einen Blick zu thun wird ſchwerlich läugnen, daß ſie mit ihrem halb morgenländiſchen Griechiſch, mit ihrem rauhen afrikaniſchen Latein doch unendlich erquicklicher zu leſen ſind als die heidniſchen Modeſchriftſteller derſelben Zeit die ſich auf dem Gebiet der kalten Satire, der geſchwätzigen Modekonverſazion, des ſchlüpfrigen Liebesromans in freilich viel gewandtern Formen herumtreiben: denn bei den Kirchenvätern finden wir einen jungen Geiſt, formlos aber inhaltvoll, bei dieſen ein aufgeſpreiztes und kokettes aber lebensmüdes Greiſenthum. Gewiß ein ähnliches Gefühl weht uns an, wenn wir in die altchriſtlichen Grabſtätten hinabſteigen oder die Pergamentbilder der heiligen Handſchriften durchblättern. Denn hier tritt uns derſelbe Geiſt in der Kunſt wie dort in einer jungen Literatur entgegen: ein Geiſt deſſen Macht gerade darin ſich bewährt daß um ſich auszuſprechen er mit den alten Formen nicht mehr ausreicht und darum mächtig nach einer neuen Form ringt.

Denn daß der chriſtliche Geiſt während der Jahrhunderte die wir hier mit ihm durchſchreiten mit der Form fertig geworden wäre, ja daß er auch nur Eine Geſtalt von vollendeter Schönheit damals geſchaffen hätte, darf man nicht behaupten wollen. Erfreulich als Verklärung des wirklichen natürlichen Lebens in ſeiner ſinnlichen Luſt und Fülle ſind alle dieſe Werke nicht. Aber ſie erheben ſich oft auf eine Stufe die der Schönheit voranzugehen pflegt; auf die Stufe der Erhabenheit. Man ſieht es ihnen an, daß ſie zu ſehr noch von einem ſymboliſchen Drang erzeugt ſind um plaſtiſch wahr zu werden. Dieſe Geſtalten ſind verkörperte Gedanken, aber keine Menſchen von Fleiſch und Blut. Auch verſucht kein Bildner den Kreis dieſer Darſtellungen bedeutend zu vergrößern oder die ſchon oft dageweſenen Gegenſtände in völlig neuer Auffaſſung hinzuſtellen. Daher kehren mit merkwürdiger Eintönigkeit an den Sarkofagen wie in den Moſaikbildern lange Jahrhunderte hindurch dieſelben Vorſtellungen wieder, und ſelbſt die einzelnen Figuren, Chriſtus, ſeine Mutter, die beiden Hauptapoſtel und andere ſind ſtreng nach einem und demſelben Typus gebildet der wie ein ſtummes aber unverbrüchliches Geſetz die Hand des Künſtlers leitet. Und weil ſo in Allem was Byzanz und Italien ſchufen jedes neue Streben ausgeſchloſſen blieb, mußte auch das Alte tiefer und tiefer ſinken. Hatten die ältern Bildwerke und Malereien noch kräftige Einflüſſe von der klaſſiſchheidniſchen Kunſt empfangen, ſo verloren ſich dieſe Nachwirkungen gegen das Mittelalter hin mehr und mehr, bis zuletzt die Kunſt des Südens und Oſtens zur ſtarren Mumie geworden iſt. Dieſe Erſcheinung, der wir in der alten Welt nur etwa die Entwickelung der ägyptiſchen Kunſt an die Seite ſtellen möchten, iſt für uns als Kinder einer Zeit, in der gerade entgegengeſetzt die Laune des einzelnen Künſtlers die Kunſt oft vorſchnell erneuert, ſo räthſelhaft daß wir uns gewiß gerne noch nach den nähern Urſachen derſelben umſehen. Dieſe liegen theils in den Künſtlern theils in den Zeitverhältniſſen. Wenigſtens von Byzanz wiſſen wir es ſicher daß die Bildner und Maler vorherrſchend Mönche geweſen ſind: auch von den abendländiſchen Kunſtwerken in Gräbern und Kirchen hat man den Urſprung ſchon oft auf morgenländiſche Mönche zurückgeführt: wirklich ſind auch die Figuren in Moſaiken und Katakombenfresken manchmal mit griechiſchen Inſchriften bezeichnet. Schon aus dem Gemeingeiſt der in den Klöſtern ſtärker und zäher iſt als draußen im bewegten Weltleben mußte jene ſtrenge Gleichmäßigkeit künſtleriſcher Auffaſſung und Darſtellung hervorgehen. Zugleich aber werden wir ſolchen Künſtlern ſicher ein geringeres Intereſſe für die Kunſt als für die Religion zuſchreiben. Man weiß daß ſchon bald nach Einführung der Bilder in die Kirchen die Verehrung derſelben begann und daß über dieſen Punkt zuletzt ein heftiger Streit in Konſtantinopel ausbrach der auch das ganze Abendland in Flammen ſetzte: es iſt wichtig hier daran zu erinnern daß dieſer Streit eben durch den Einfluß der Mönche zu Gunſten der Bilderverehrung entſchieden worden iſt. Bilder anzufertigen galt demnach als ein religiöſes Werk. Die Frömmigkeit, nicht die Kunſt war es was dazu trieb. Hier haben wir den Hauptſchlüſſel zu jenem geſchichtlichen Räthſel gefunden. Für die Frömmigkeit der Gemeine ſind neue Wege welche die heilige Kunſt einſchlägt nicht vortheilhaft, wenigſtens gewiß im Sinne der Prieſter nicht. Hier erſcheint es vielmehr als Pflicht oder wenn man will als hierarchiſche Regierungsweisheit, den hergebrachten Glauben des Volkes nicht durch eine völlig neue Geſtalt zu ſtören die man ihm zur Verehrung vorführt. Darum blieb das eigene Gefühl des Künſtlers bei Anfertigung ſeines Werks aus dem Spiel, und ſo iſt es geweſen ſo lange die Kirche in Glauben und Verfaſſung noch unerſchüttert feſt ſtand; ſo iſt es in Rußland noch wo das Volk keine andern Heiligenbilder kauft und verehrt als ſolche die mittels der Schablone durchgezeichnet und ſo dem ſtehenden Typus völlig treu ſind. Die Architektur konnte wechſeln weil ſie nicht den heiligen Gegenſtand ſelbſt darſtellte; nicht wechſeln durfte, die ſchildernde Kunſt. Erſt in der zweiten Hälfte des Mittelalters, nachdem die Baukunſt ſchon ihren Höhepunkt erreicht hatte, löſten ſich auch ihre Schweſtern von der Kette der Ueberlieferung: gleichzeitig mit dem zerſetzenden Geiſte der in Denken und Leben auf die Reform hinarbeitete ſprengten auch Bildner und Maler die enge typiſche Form.

Aber auch für andere Künſtler, bei welchen der Kunſttrieb lebendiger, der religiöſe Eifer untergeordneter geweſen wäre als bei dieſen Mönchen, möchte es in jener Zeit ſchwer, vielleicht unmöglich geweſen ſein eine neue Form zu finden oder die alte durch liebendes Studium der wirklichen Natur zu verjüngen. Der Menſch den innere Kämpfe zerreißen verſchmäht die Anmuth der äußern Erſcheinung: der Einzelne iſt darin ein Bild der Menſchheit. Unter äußern Kriegen kann zuweilen die Kunſt gedeihen, weil hier die Völker wenigſtens einen gemeinſchaftlichen Willen haben: ein in ſich zerriſſenes Volk aber ſchafft keine neue Kunſt. In die Zeit von Conſtantin bis auf Karl den Großen fallen die ſchneidendſten Gegenſätze in der Kirche ſelbſt, fallen jene großen Lehrſtreite von Arius und Pelagius an bis zum Bilderſtreit in denen ein dem künſtleriſchen geradezu entgegengeſetztes, nämlich das theologiſche und ſofiſtiſche Intereſſe auch die Laienwelt ſpannte und trennte. Am meiſten litt dabei das byzantiniſche Reich, weil in ihm die religiöſen Sekten ſich in bald revoluzionäre bald unterdrückende Staatsparteien verwandelten. Friedlicher blieb allerdings die Stellung des Abendlandes; dafür aber wurde dieſes und beſonders Rom, der Brennpunkt der Kirche wie der Bildung, von den ſchnellwechſelnden Sturzwellen barbariſcher Eroberung fortwährend überflutet. Da erſtarb im Kampfe der Selbſterhaltung der Sinn für die Schönheit, und in beiden Kirchengebieten fehlte Alles was ihn hätte wiedererwecken können. Denn gewiß mangelte damals auch das Vorbild einer ſchönen Menſchheit an welchem die antike Kunſt ſo herrlich herangewachſen war. In Rom erloſch die Kraft der Nazion unter den fremden Siegern, und dieſe ſelbſt in ihrer rohen Barbarenkraft waren auch zu Modellen für heilige Gegenſtände nicht geeignet. Die eingewanderten Fremdlinge, von den Genüſſen des Südens berauſcht, ja ſogar das merowingiſche Frankenreich zeigten urſprüngliche Unkultur mit den Laſtern der römiſchen Ueberverfeinerung im Bunde. In Byzanz aber war mit der Freiheit Alles verloren, auch die friſche Freudigkeit des ſinnlichen Lebens die der Kunſt ſo wohl thut: ein mönchiſches Sklavenvolk vermag keine ideale Geſtalt aus ſich hervorzubringen. Und ſo darf man kühn ſagen: wie die Künſtler dieſes Zeitraums von der Natur ſich abgewendet hatten, wurden ſie nun auch von der Natur ſelbſt verlaſſen. Der Fortſchritt der Welt ruhte nicht mehr auf den gebildeten Völkern in Oſt und Süd, ſondern auf den Barbaren des Nordens und Weſtens.

Die Kunſtthätigkeit der zu beſprechenden Zeit theilt ſich ſehr beſtimmt in mehrere Zweige ab. Nach einer Seite bleibt ſie wie in der Zeit vor Conſtantin dem Grabe und deſſen Ausſchmückung zugewendet: nach der andern beginnt ſie die neuen prächtigen Kirchengebäude mit entſprechenden Zierraten zu ſchmücken. Auch greift ſie in manchen Arbeiten ſchon in das Leben außerhalb der Kirche ein, und fängt an zunächſt Hof- und Hauptſtadt, bald aber auch das ſtille Kloſter mit Schnitzwerk und Farben zu beleben. Wir dürfen die beiden Schweſterkünſte in dieſem Zeitraum nicht trennen, da ſie in Auffaſſung und Stil ſtets Hand in Hand gehen.

Die Bildwerke der Katakomben.

Das Chriſtenthum hat zuerſt die Poeſie des Grabes aufgefunden. Es verſchmähte gleich von Anfang den heidniſchen Brauch der Leichenverbrennung. Seinem jüdiſchen Urſprung treu und vielleicht mit Erinnerung an Chriſti Beſtattung führte es die uralte Römerſitte der Beerdigung wieder ein. Gott als dem Hüter der Elemente bewahren wir den Leib, ſagt der Chriſt in einem Geſpräch mit dem Heiden das dem zweiten Jahrhundert angehört. Gewiß trug die junge Auferſtehungslehre der Kirche mit zu dieſer Pflege der Leiche bei; noch mehr aber wirkte dafür die frühe Verehrung der Märtyrer. Man errichtete an der Stelle ihres Todes oder an der ihres Begräbniſſes Altäre die durch jährliche Feier geehrt wurden, und wir finden in den meiſten Märtyrerakten die zärtliche Sorge geſchildert mit der die überlebenden Glieder der Gemeine die Reſte der Gemordeten im Circus oder Amfitheater zuſammenſuchten und die Beiſetzung oft mit eigener Lebensgefahr vollzogen. Der Märtyrer weihete nun durch ſeinen Leib die Grabſtätte: wir können bei den römiſchen Katakomben häufig nachweiſen daß ſie den Namen von dem erſten dort Begrabenen haben. Hier mußte nun der Wunſch auch für die übrigen Chriſten nahe liegen, die Gemeinſchaft mit dem Blutzeugen, die ſie durch die erwähnte Jahresfeier ſo lange ſie lebten ausgedrückt hatten, auch nach dem Tode noch fortzuführen. So bildete ſich die Sitte des gemeinſchaftlichen Begrabens aus welche die helleniſche Welt nicht gekannt hatte. In großen Städten nun, wie in Rom, Alexandria, Neapel, Syrakus, war der Raum über der Erde ſchon für die Lebenden zu eng. Für die Todten mußten alſo neue Räume unter derſelben gefunden werden. Das Chriſtenthum wiederholt hier, was bereits zwei frühere Religionen von verwandten Unſterblichkeitsgedanken ausgehend vorgebildet hatten: wir meinen die Todtenſtädte der Aegypter und der Etrusker. Hier bot ſich nun als Ort der Beſtattung ein ſchon früher vorhandener, aber freilich zu ganz anderm Zweck angelegter Raum. Wie noch das ſpätere Paris ganz auf unterirdiſchen Brüchen und Höhlen ſteht aus denen ſeit Jahrhunderten für ſeine Bauten der Kalkſtein zu Tage gefördert worden iſt, ſo breitet ſich auch unter dem lebenden Rom, beſonders aber unter den Straßen die vor ſeinen Thoren in alle Welt hinausgehen, eine zweite Stadt der Todten aus. Die Eröffnung dieſer unterirdiſchen Gänge und Kammern war in demſelben Bedürfniß begründet wie in Paris. Zu den Bauten in der letzten prächtigen Zeit der Republik bediente man ſich im Mörtel der Puzzolanerde, eines feſten grobkörnigen Sandes den man in der ganzen Umgegend 10 bis 12 Fuß unter der obern Erdſchicht antrifft. Die Gruben wurden zuerſt in der Gegend des esquiliniſchen Thores angefangen. Man nannte ſie damals Arenarien: unheimliche Dinge machten ſie gefürchtet. Cicero ſprach es ganz öffentlich in einer Rede aus daß ein vornehmer Römer in dieſelben ſei hineingelockt und ermordet worden. Auch pflegte man in ſie die Leichen der Proletarier, Sklaven und Verbrecher hinabzuwerfen um ſich ihrer raſch zu entledigen. Gewiß aber haben ſolche Puzzolangruben nicht bloß an dieſer Stelle beſtanden, ſondern es mögen unzählige Gutsbeſitzer vor den Thoren dergleichen angelegt haben, wie das noch jetzt in der Umgegend von Rom ſehr häufig geſchieht. Es wäre leicht möglich, daß man in dieſe wenig beachteten, auch gewiß oft ſchwer zugänglichen Erdgruben die Märtyrer niedergelegt hätte um ſie deſto ſicherer den Heiden zu entziehen. Wenigſtens wird vom Leichnam des Paulus berichtet daß eine Gutsbeſitzerin Lucina ihn in den ihr zugehörigen Gruben zuerſt habe beiſetzen laſſen. Da ſich nun in dem weichen aber doch nicht leicht zuſammenbrechenden Stoff mit großer Bequemlichkeit Erweiterungen machen ließen, konnte die Gemeine hierher ſehr leicht ihre gemeinſame Schlafſtätte, ihr Cömeterium (ſo nannten die Chriſten den Gottesacker) verlegen. Ja es fehlt nicht an Zeugniſſen daß dieſe Räume in den Verfolgungen auch den Lebenden zu kurzem Verſteck dienten und daß in ihnen namentlich zum Zweck jener Märtyrerfeſte gottesdienſtliche Einrichtungen getroffen worden ſind. So hat ſchon Papſt Calixtus, der in der friedlichen Zeit unter Severus Alexander (222—235) die Tiara trug, eine dieſer Erdgruben vergrößert und verziert. Dieß iſt die unter der

Baſilika S. Sebaſtiano befindliche welche noch jetzt der Calixtuskirchhof heißt. Sie hat zuerſt und anfangs ausſchließlich den Namen der Katakombe erhalten der hernach auf die ſämmtlichen Cömeterien übertragen worden iſt. Ferner ſteht feſt daß Papſt Sixtus II. in den Katakomben zur Zeit Cyprians, fünfzig Jahre vor Conſtantin, auf Befehl des Kaiſers Valerian den Tod fand. Endlich verbot Kaiſer Maximinus Daja während der letzten großen Verfolgung, um dieſen Verſteck zu ſperren, den Chriſten von Antiochia vor Allem den Beſuch der unterirdiſchen Grabſtätten. Rechnen wir endlich hinzu daß die Grabſchriften in den älteſten Katakomben bis zum Anfang des zweiten Jahrhunderts aufſteigen, ſo kann kein Zweifel übrig bleiben daß die Chriſten ſchon vor Conſtantin von ihnen einen mannigfachen Gebrauch als von Gräbern, Kapellen und Zufluchtſtätten gemacht haben. In einigen finden ſich Brunnen, einmal die Taufe Chriſti im Jordan darüber gemalt: dieß weiſt darauf hin daß man hier über den Gräbern Derer welche für die Kirche geblutet hatten Andere durch die Taufe in dieſelbe aufnahm. Uebrigens werden es die Chriſten während dieſer böſen Zeiten ſchwerlich haben verhindern können daß hin und wieder auch Heiden von dieſen Grabſtätten Gebrauch machten. In den römiſchen Katakomben fehlt es nicht an Spuren davon; in denen von Neapel ſteht in einem Gemach geradezu eine Fallusſäule mit griechiſcher und morgenländiſcher Inſchrift.

Die ſtärkſte Ausdehnung erhielt jedoch der Katakombengebrauch gewiß erſt ſeit Conſtantin. Die Märtyrerverehrung ſtieg weil es jetzt nicht mehr möglich war Märtyrer zu werden. Ueber den Stätten wo unterirdiſch die heiligen Reſte ruhten erhuben ſich Kirchengebäude aus denen man in die Grüfte hinabſtieg; ſie dienten zur Verſammlung der großen Volkshaufen die beim Märtyrerfeſt jetzt in den ſchmalen Gängen drunten nicht mehr Platz fanden. Aus dieſer Zeit ſind denn auch gewiß die mehr regelmäßigen und weiten Katakomben herzuleiten, während die ältern aus den Tuffgruben entſtandenen nichts als wirre nach Laune angeſchlagene Gänge zeigen. Ferner wurde es wol jetzt erſt Sitte ſich in Sarkofagen einſargen zu laſſen und dieſe dann gleichfalls in den Katakomben aufzuſtellen. Wenigſtens iſt keiner der ſehr zahlreichen Sarkofage die uns die Katakomben geliefert haben älter als die conſtantiniſche Zeit. Doch war dieſe Sitte noch nicht allgemein. Reichere liebten es an die Kirchen über der Erde kleine Baſiliken als Familienbegräbniſſe anzubauen, deren z. B. die alte Peterskirche mehrere hatte. In den Katakomben finden wir nun ſehr häufig ähnliche Kapellen, gleichfalls mit mehreren Gräbern, aber von der allerverſchiedenſten Geſtalt. Gemeinſam iſt ihnen allen daß ſie oben in Form eines Gewölbes ſchließen das in die Puzzolane eingehauen iſt. Sind ſie rund, ſo pflegt das Gewölbe trichterförmig nach oben ſich zuzuſpitzen. Nicht ſelten mündet dieſer Trichter oben in die freie Luft aus, ſo daß die Kapelle vom Taglicht dämmernd erhellt iſt. Auch die Gänge haben auf dreihundert Schritt Entfernung, oft noch weiter, ſolche Luftlöcher: in manchen Katakomben wo die Haupteingänge längſt verſchüttet ſind bieten nur dieſe Oeffnungen Gelegenheit in ſie einzudringen. Größere Kapellen pflegen in Form eines Tonnengewölbes oder eines mit vier Flächen ſich emporkrümmenden Kreuzgewölbes geſchloſſen zu ſein. Gewöhnlich liegen die Kapellen im Mittelpunkt mehrerer hier zuſammentreffender Gänge oder am Ende eines Ganges, ſo daß ſie denſelben abſchließen. Sie ſind für die Entwickelung der chriſtlichen Kunſt die bedeutendſten Theile der ganzen Anlage. Einmal weil ſie ſchon an ſich eine architektoniſch gegliederte Form darſtellen welche auf ſpätere Baptiſterien und Grabkirchen hin und wieder Einfluß gewonnen hat, dann weil in ihnen die altchriſtliche Grabmalerei die ausgedehnteſte Fläche um ſich auszubreiten vorfand. Wände und Decken ſind nämlich in ihnen zuweilen mit einem feinen Gipsüberzug bekleidet auf welchen die Farben aufgetragen wurden; außerdem ſind manchmal aus Stuck und Marmor Wandverzierungen hier zu finden. Auch enthalten dieſe Kapellen zuweilen Altäre und einzelne Marmorſeſſel: die letztern mögen als Sitz des Biſchofs gedient haben wenn er, was oft geſchah, den unterirdiſchen Feierlichkeiten beiwohnte. Man hat in dieſen Kapellen früher beſonders Märtyrergräber geſucht. Da ſie aber in ihrer mehr ausgebildeten Form ſchwerlich der Verfolgungszeit angehören, möchten ſie eher für Familienbegräbniſſe zu halten ſein. Die Kapellen ſind durch mannigfach ſich durchkreuzende, zuweilen in mehreren Stockwerken untereinander herlaufende Gänge verbunden, welche meiſt auf eine Höhe von 8 bis 12 Fuß nur eine Breite von 3 bis höchſtens 6 Fuß haben, damit die obere Decke der Puzzolane ſich halten könne. Sowol Gänge als Kapellen bergen eine unzählige Maſſe von Todten. Die Art der Beerdigung war ſehr einfach, obwol von der unſrigen abweichend. Nur ſelten nämlich iſt der Fußboden, wie bei uns, zu Gräbern benutzt welche dann mit einer marmornen oder backſteinernen Platte geſchloſſen wurden: dieſe Raumerſparniß ſcheint man nur in beſonders heiligen Katakomben, z. B. in der Calixtusgruft, geliebt zu haben. In der Regel liegen die Gräber nur in den Seitenwänden der Gänge. Man ſieht in dieſe zu beiden Seiten viereckte Niſchen eingehauen welche drei bis ſechs Fuß lang ſind. Es liegen ihrer oft fünf bis ſechs, ja in dem obern Stockwerk der Calixtusgruft ſogar acht bis zehn übereinander. In dieſe Niſchen wurde der einbalſamirte und in ein Leintuch gewickelte Todte von der Seite hineingeſchoben. Man gab ihm zuweilen eine Lampe, ein Gefäß mit dem Weine des Abendmahls und das Werkzeug, mit dem er beim Leben gearbeitet hatte, mit. In die vordere Oeffnung wurde dann eine Reihe von Ziegelſteinen, eine Platte von gebrannter Erde oder eine dünne ein bis zwei Zoll ſtarke Marmortafel eingeſetzt und an allen vier Seiten mit Mörtel in die Grabhöhle befeſtigt. Noch jetzt wird man auch da wo die Platten ſpäter gewaltſam herausgebrochen ſind häufig Eckſtücke von ihnen finden, wenn man hinter dieſe Mörtelverkleidung hineingreift. Dieß ſind nun die eigentlichen Grabſteine oder Leichentafeln; auf ihre Außenſeite wurde Namen und Lebensdauer, zuweilen die Jahrszahl durch Angabe des Konſulats, auch wol ein chriſtlicher Spruch oder häufiger ein Symbol geſetzt: wir haben von ihnen hauptſächlich die Symbole entnommen welche wir oben als ſchon vor Conſtantin gebräuchlich ſchilderten. Manchmal iſt auch die Inſchrift bloß in den Kalk eingedrückt der die Tafel in der Grabhöhle feſthält. Mit unſern Leichenſteinen haben alſo dieſe Tafeln Nichts zu ſchaffen, indem ſie das Grab nicht von oben erdrücken ſondern aufrechtſtehend von der Seite verſchließen. Ueberlegt man nun, wie frei und doch wie feſt geſchloſſen der Todte in dem von keiner Seite zugänglichen, dabei fortwährend vor aller Feuchtigkeit geſchützten Grabe ruht, ſo wird man wol nicht läugnen daß ſolche Art des Begräbniſſes die unſere weit überbietet. Oeffnet man ein ſolches Grab, ſo erſcheint das Skelett noch jetzt häufig in ſeiner ganzen Schönheit und fällt erſt bei der Berührung in Staub zuſammen. Manche ſind von blendend weißen Stalaktiten wie von einer ſchimmernden Glorie überzogen. In keinem Grabe bemerkt man auch beim friſchen Einbruch das mindeſte von böſer Luft: der durchaus trockene feſte Tuff hat alle Verweſungsſtoffe in ſich aufgeſogen und unſchädlich gemacht. Zuweilen kommen denn auch größere Grabniſchen vor welche oben, um Einſturz zu verhüten mit einem Gewölbbogen in die Wand eingeſchnitten ſind. Dieſe dienen theils zur Aufſtellung der erwähnten Marmorſarkofage, theils iſt auch die Maſſe unter dem Gewölbbogen in Form eines Sarkofags behauen und ausgehöhlt in welchem dann die Leiche ruhte. Das letztere kommt beſonders in den Kapellen vor: der Bogen und die innere Wand der Niſche bietet dort eine bequeme Fläche für maleriſche Verzierung dar.

Erſt nach Conſtantin ſind alſo die Katakomben für den gottesdienſtlichen Gebrauch recht in Aufnahme gekommen. Sie waren damals, wenigſtens des Sonntags, für Jedermann geöffnet und wurden ohne Zweifel theils aus Andacht, theils aus verwandtſchaftlicher Liebe, theils auch wol aus Neugierde fleißig beſucht. So erzählt Hieronymus daß er als Schüler in Rom (dieß würde ungefähr um 350 zu ſetzen ſein) ſehr häufig mit ſeinen Geſpielen in denſelben herumgetappt ſei. Damals waren ſie nur durch jene Oeffnungen von oben ſehr ſpärlich beleuchtet. Später mag man hierfür geregelter geſorgt haben, denn es finden ſich in den Kapellen Lampen an Ketten hängend, kleinere an den Grabwänden in kleinen Niſchen ſtehend. Doch mochte auch in den noch dunkeln Grüften das Verirren durch die Geiſtlichen verhütet werden welche unter dem Namen der Foſſoren oder Todtengräber die Aufſicht über die ganze Anlage führten, die neuen Gänge anſchlugen und die Gräber verkauften oder anwieſen. Sie mögen auch für Erhaltung der innern Verbindungswege geſorgt haben. Man findet Gänge die mit ordentlichen gemauerten Gewölben vor dem Einſturz geſichert ſind: dieß Mauerwerk zeigt die Arbeit des fünften und ſpäterer Jahrhunderte. Spuren vom Gebrauch der

Katakomben ziehen ſich durch das ganze Mittelalter. Doch verlor zuletzt dieß unterirdiſche religiöſe Leben ſeine Feierlichkeit. Es kam die Sitte auf, ſich in den Kirchen und als das nicht mehr reichte in ihrer nächſten Umgebung beerdigen zu laſſen. Denn die wichtigſten und berühmteſten Märtyrerleiber waren ohnehin nicht mehr in den Katakomben vorhanden, ſondern in die beſondern Grüfte verpflanzt worden die unter dem Namen der Confeſſionen oder Krypten im Mittelalter unter den Altären in Brauch kamen: wo das nicht war, legte man ſie im Schrein des Altars ſelbſt oder in beſondern Reliquienkaſten nieder. So verlor die Katakombe ihre Bedeutung ſowol für die religiöſe als für die Familienpietät. Nicht mehr unterhalten brachen manche Gruftgänge durch Erdſtürze zuſammen welche man früher an gefährlichen Stellen durch die erwähnten feſten Bruchſteingewölbe verhindert hatte. Erſt ſeit das wiedererwachte katholiſche Intereſſe ins kirchliche Alterthum zurückſchaute und man in den durch die Gegenreformazion wiedergewonnenen Kirchen die von den Proteſtanten vergrabenen Reliquien durch neue zu erſetzen ſuchte, begann eine abermalige Aufmerkſamkeit und Unterſuchung. Das Meiſte geſchah gegen Ende des Reformazionsjahrhunderts unter dem Pontifikate Sixtus V. Der ſpäter heilig geſprochene Kardinal Carlo Borromeo war tief von der kirchlichen Bedeutung dieſer alten Triumfſtätten des Chriſtenthums durchdrungen und begann ſogar den Gottesdienſt in ihnen aufs neue: er hat ganze Nächte betend hier zugebracht. Der zweite Volksheilige jener Zeit, Filippo Neri, iſt ein paar Jahre hindurch jede Nacht in den Katakomben unter S. Sebaſtiano geweſen. Ja man fand bald daß Waſſer aus den Katakombenquellen und ſogar der Trunk aus den dort gefundenen Gefäßen wunderbare Heilkraft an Fieberkranken und Beſeſſenen bewährte. Ein Beamter des Malteſerordens, Boſio, aus einer in Rom reichbegüterten Familie, ergriff die Sache nicht bloß mit frommem ſondern auch mit wiſſenſchaftlichem Forſcherſinne. Er ſetzte ſeine ganze Kraft, manchmal auch ſein Leben daran die verſchiedenen Gruftverzweigungen zu entdecken und zu durchforſchen. Unermeßliche Entdekkungen wurden gemacht. Gefäße von Glas und Thon, eherne und Töpferlampen, Inſchriften, geſchnittene Steine und Marmorſärge kamen in Maſſen zu Tage, wurden aber zum Theil von

Privatperſonen erworben und verſchleudert. Was davon übrig war wurde leider zu ſpät, nämlich erſt in der Mitte des vorigen Jahrhunderts durch Papſt Benedikt XIV. geſammelt und unter dem Namen des chriſtlichen Muſeums nebſt manchen mittelalterlichen Dingen im Vatikan vereinigt. Dort finden ſich noch 36 Sarkofagplatten, viele Glasgefäße, Lampen, Gemmen, Bronzearbeiten und Geräthe. Einige der älteſten und ſchönſten Sarkofage, die aus den vatikaniſchen Katakomben herſtammen, ſtehen jetzt im Innern der Peterskirche, beſonders in den großen Krypten unter dem Hochaltar; auch der Lateran, S. Paolo, Ara Celi, Sta Agneſe, Maria in Trastevere und andere Kirchen Roms haben ſich mit dieſen Kunſtreliquien aufgeſchmückt. Vollſtändiger jedoch überblikken wir dieſen ganzen Kreis der Bildnerei und Malerei in dem großen Werke Boſios, in welchem er Abbildung und Beſchreibung des Gefundenen ſammelte und das unter dem bezeichnenden Titel des unterirdiſchen Roms nach ſeinem Tode 1632 in italieniſcher Sprache gedruckt wurde. Arringhi gab 1651 eine lateiniſche Bearbeitung deſſelben welche die ſpätern Entdeckungen mitaufnahm. Leider ſind die hier mitgetheilten Nachbildungen höchſt unvollkommen ausgefallen. Bekennt doch Boſio mit gewohnter Ehrlichkeit daß er in die durch reiche Malereien ganz beſonders ausgezeichnete Katakombe von S. Ponziano nur ein einziges Mal, am 29. Juli 1618, ſeinen Zeichner mitnahm und ſpäter wegen Gefahr der Erdſtürze nie wieder hinabſtieg. Und doch hat dieſer Zeichner alle Gemälde der Gruft, worin außer andern Gegenſtänden allein 17 menſchliche Figuren vorkommen, an dem Einen Tag abgezeichnet! Selbſt wenn wir ſolche Geſtändniſſe nicht vor uns hätten, würde ſich die Ungenauigkeit dieſer Arbeiten ſchon dadurch verrathen daß der Zeichner den Bildwerken verſchiedener Jahrhunderte, alſo auch verſchiedenen Kunſtwerths einen ganz ähnlichen Stil gegeben, überhaupt Alles dem Charakter ſeines eigenen Zeitalters angenähert hat. Einige erſt im vorigen Jahrhundert entdeckte Bilder hat der verdienſtvolle d'Agincourt in ſein Kupferwerk aufgenommen: ſie ſind deshalb höchſt wichtig weil er wenigſtens ein paar auf dem Original durchgezeichnete Köpfe mittheilt die uns von dem Ausdruck einige Vorſtellung gewähren. So müſſen wir mit einer im Ganzen wenig zureichenden Anſchauung uns begnügen. Denn die Originale ſelbſt in den Katakomben ſollen, vielleicht durch den Zutritt der äußern Luft, gegenwärtig faſt gänzlich ausgeblichen ſein. Auch die Gräber gähnen von der antiquariſchen Wuth geplündert lär und öd den Hindurchwandelnden an; die Marmortafeln hat man mit gleicher Rohheit wie das altchriſtliche Rom die heidniſchen Bauten entkleidete zur Pflaſterung der Kirchen verwendet. Es iſt zwar ganz gewiß daß ſich tiefer in die Katakomben hinein, manchmal Stunden weit vom Eingang, noch völlig unberührte Gräbergänge finden, ja daß manche Abzweigungen in den letzten Jahrhunderten wol noch gar nicht wieder entdeckt und von keines Menſchen Fuß betreten worden ſind. So beſuchte noch 1805 ein Franzoſe eine Katakombe unter den Gärten der Villa Pamfili auf dem rechten Tiberufer die erſt zwei Jahre vorher durch einen Erdſturz bei einem jener Luftlöcher zugänglich geworden war. Er kam in ganz unbetretene Gänge. Durch die obere Decke hatten Pinien ihre ſtarken Wurzeln getrieben; er vernahm wie ſtarke Artillerieſalven den Schall eines oben in der Vigne herabfallenden Waſſerſtrals der gleichwol die feſte Puzzolane nicht hatte durchbrechen können; er hörte deutlich einen Baum über ſich umhauen, aber ſein lauteſter Ruf drang nicht zu den Arbeitern empor. In den Gräbern die er öffnete fand er Skelette nach Oſten gekehrt, die Arme über der Bruſt gekreuzt, aber auch eins ohne dieſe Kreuzung mit einem Jupiterkopf und ein Kinderſkelett mit einem Ceresbild zu Füßen. Sonſt enthielt die ganze Katakombe weder Skulpturen noch Malereien noch Konſulatinſchriften. Es wäre nicht unmöglich beſonders durch Aufgrabung altverſchütteter Gänge ganz neue Todtenkammern zu finden. Aber aus manchen Gründen hat die päpſtliche Regierung weitere Unterſuchungen unmöglich gemacht. Denn fürs Erſte müſſen dieſe Räume mehr als einmal für Räuber ein vortreffliches Verſteck abgegeben haben. Sicher wol aus dieſem Grunde ließ ſchon Sixtus V. die Eingänge zu den Krypten in mehreren außerhalb Roms gelegenen Kirchen vermauern; aber noch im vorigen Jahrhundert hatte eine Räuberbande ihre Herberge in einer Katakombe etablirt welche zu den Grüften der heiligen Agnes vor dem nomentaniſchen Thore gehörte. In einem Gange war ein künſtlicher Erdſturz vorbereitet durch den ſie ſich im Augenblick von ihren Verfolgern abſperren konnten: erſt durch innere Uneinigkeit der Räuber wurde dieſes Verſteck verrathen. Außerdem werden Beiſpiele von den Gefahren des Katakombenbeſuchs erzählt: Erdſtürze ſollen beim bloßen Geräuſch eintreten können, und Verirren iſt gewiß leicht möglich. Deshalb iſt jetzt der Beſuch der tiefern Gänge theils durch ſcharfe Verbote, theils durch vorgezogene Mauern unmöglich gemacht. Für die Neugier der gewöhnlichen Reiſenden genügen die ganz gefahrloſen Anfänge der Grüfte die man von der Kirche S. Sebaſtiano und einigen andern Punkten aus mit einem Führer beſuchen darf. Sie gewähren zwar von der ehemaligen künſtleriſchen Bedeutung dieſer Grabſtätten gar keine Anſchauung mehr, laſſen aber die ganze Art des Begrabens deutlich genug erkennen. Dagegen haben ſich bei Neapel wo die Katakomben in feſten Stein hineingemeißelt ſind in ihnen noch ſchwache Farbenreſte auf den Grabwänden ſelbſt erhalten, welche jedoch durch den Fackeldampf der Beſuchenden ihrem raſchen Untergang entgegen gehen.

Die zahlreichen Bildwerke dieſer Grüfte, ſowol Skulpturen als Malereien, tragen nach Gegenſtand und Ausführung einen eigenthümlichen, beſonders von den Kirchenbildern beſtimmt unterſchiedenen Charakter und zeigen die erſte Löſung der chriſtlichen Bildnerei aus der heidniſchen. Unſtreitig iſt der Kreis der chriſtlichen Kunſt hier ſchon bedeutend erweitert; nicht mehr bloß das Naturſymbol, wie in den erſten Jahrhunderten, ſondern die heilige Geſchichte wird ihr Gegenſtand. Doch zeigt ſich auch hier noch ein langſamer Fortſchritt aus dem Symboliſchen in das Hiſtoriſche hinein. Zu den älteſten religiösgeſchichtlichen Gegenſtänden welche man abgebildet hat gehören weniger die Geſchichten des neuen Teſtaments, von denen wol die alte Scheu Chriſtum abzubilden die Künſtler noch eine Zeitlang ferne hielt, als gewiſſe Gegenſtände des alten Bundes. Schon nach den Schriften der Apoſtel ſollte ja dieſer nicht bloß in beſtimmten Weiſſagungen ſondern auch in typiſchen Perſonen und Begebenheiten Leben und Geſchick des Erlöſers vorbedeutet haben: in ihrer Darſtellung vergegenwärtigte man ſich daher den Inhalt des neuen Teſtaments. Wie vorher die Natur, ſo wurde jetzt die vorchriſtliche Offenbarung zum Symbol. Unter dieſe Vorſtellungen gehören der Sündenfall als Anknüpfungspunkt der ganzen Erlöſung; die Arche Noahs in welcher man ein Bild der Erlöſung und zugleich der Kirche als der alleinrettenden Heilanſtalt ſah; das Sohnesopfer Abrahams in verſchiedenen Szenen als Bild der Hingabe des Gottesſohnes zum Erlöſungsopfer; Moſes vor dem brennenden Buſch die Schuhe ausziehend oder die Geſetzestafeln empfangend; ferner der Untergang Faraos und ganz vorzüglich häufig das Wunder vom Waſſer aus dem Felſen. Dieß letztere wurde theils nach Paulus (1. Kor. 4, 4) auf Chriſtum ſelbſt theils auf ſeine jungfräuliche Geburt gedeutet. David mit der Schleuder die den Erzfeind Iſraels erlegte bezeichnet den Sieg des Erlöſers über die Gegner ſeines Reichs. Häufiger erſcheint die Himmelfahrt des Elias als Vorbild der Wiederaufnahme Chriſti in die Herrlichkeit: der Profet ſteht auf antikem Wagen mit vier Roſſen, dem Eliſa ſeinen Mantel reichend. Hiob auf einem Düngerhaufen ſitzend, mit mehreren Figuren die ihr Angeſicht vor ſeinem Anblick und Geruch abwenden oder verhüllen, deutet auf die tiefſte Erniedrigung Chriſti. Als ein Bild der Standhaftigkeit und der rettenden Gotteshülfe erſcheinen die drei Männer im Feuerofen: man erkennt ſie an den frygiſchen Mützen die ſie als Morgenländer tragen. Die Viſion Ezechiels, wo dem Profeten unter dem Bilde eines ſich belebenden Leichenfeldes die Wiedergeburt ſeines Volkes verheißen wird, ſtellt die altchriſtliche Kunſt gern in dem buchſtäblichern Sinne von der allgemeinen Todtenauferſtehung dar. Ganz vorzüglich oft findet ſich Daniel; einmal auf einem Sarkofag füttert er den Drachen mit der todbringenden Speiſe als Symbol des den Teufel überwindenden Erlöſers; gewöhnlich aber ſteht er nackt und mit betend ausgebreiteten Armen zwiſchen zwei Löwen: auch hier tritt wiederum jene Vorſtellung der Rettung, vielleicht aber auch der Gedanke an Chriſtus vor der gleichfalls aus der Unterwelt ſein Leben ſiegreich zurückbrachte. Eben darauf deutet auch wol die Darſtellung Simſons der das Stadtthor von Gaza aus den Angeln gehoben hat und den Berg hinaufträgt: ſo iſt auch Chriſtus ſeinen Feinden entgangen indem er die Grabespforte aufriß. Noch beſtimmter hat dieſen Sinn die Wundergeſchichte des Profeten Jonas die ſchon die Evangelien auf Chriſti Auferſtehung beziehen. Häufig iſt ſie auf demſelben Bildwerk in mehreren Szenen dargeſtellt. Wir ſehen

Jonas vom Wallfiſch verſchlungen und wieder ausgeſpien; zuweilen tritt er ruhend im Schatten des Kürbiſſes und dann nach dem Verdorren deſſelben ſich den Tod wünſchend hinzu. Man ſieht daß überall dieſe Geſchichten nicht um ihrer ſelbſt willen, nicht zum Zwecke ſie geſchichtlich vorzuführen dargeſtellt worden ſind, denn dann würde man theilweiſe viel wichtigere Begebenheiten aus der iſraelitiſchen Geſchichte gewählt haben, ſondern daß ſie nur Ausdruck großer neuteſtamentlicher Gedanken ſein ſollen. Unter den Gegenſtänden des neuen Bundes treten ebenfalls die draſtiſch bewegten hiſtoriſchen Momente der Paſſion anfangs gar nicht auf. Aus dem Leben des Erlöſers wird beſonders gern das Geſpräch mit den Lehrern im Tempel und mit der Samariterin, die Taufe im Jordan, der Einzug in Jeruſalem, das Verhör vor dem händewaſchenden Pilatus und eine Zahl von Wundern dargeſtellt, von denen die Erweckung des Lazarus, die wunderbare Brotſpendung und einige Heilungen am häufigſten ſind. Später entfaltet die Kindheitsgeſchichte ihren reichen künſtleriſchen Stoff. Seit den neſtorianiſchen Streitigkeiten durch welche Maria während des fünften Jahrhunderts im Kirchenbekenntniß als Mutter Gottes feſtgeſtellt wurde tritt ſie auf dem Wochenlager oder mit dem Kinde auf dem Schooß in den Bildwerken auf. Ganz vorzüglich gern werden die Weiſen aus dem Morgenlande mit hinzugenommen, und vielleicht iſt es nur die chriſtliche Bildnerei geweſen welche die Dreizahl derſelben fixirt hat. Selbſt ihre Königswürde, von der die Schrift noch Nichts weiß, verdanken ſie höchſt wahrſcheinlich der Kunſt; auf den ältern Darſtellungen tragen ſie nämlich die morgenländiſchen frygiſchen Mützen die dann ſpäter durch Verwechſelung in Kronen verwandelt werden. Daran reihen ſich die vier Evangeliſten entweder unter dem Bilde von vier Schriftrollen oder als vier aus einem Hügel unter Chriſti Füßen hervorbrechende Quellen mit Bezug auf die vier Ströme des Paradieſes. Unter der Geſtalt der vier apokalyptiſchen Thiere jedoch als Menſch, Löwe, Stier und Adler (Ezech. 1, 5. Apokal. 4, 6. 7) kommen ſie noch nicht in den Grüften ſondern erſt in Kirchen- und Bücherbildern vor. Mehrfach ſind die Apoſtel abgebildet; an Sarkofagen tritt ihre Zwölfzahl zu beiden Seiten Chriſti auf ſo daß Petrus ihm zunächſt auf der Herzſeite, Paulus aber zu ſeiner

Rechten ſteht. Alle tragen als wandernde Boten Sandalen die mit Bändern dem Fuße angeſchnürt ſind. Endlich treten einige Darſtellungen ſchon aus dem Kreiſe der beiden Teſtamente heraus. Das ſind zunächſt Abbildungen von heiligen Handlungen der Kirche. Einigemal finden wir das altchriſtliche Liebesmahl: Männer und Frauen ſitzen ſchmauſend an dem hufeiſenförmigen antiken Speiſetiſch; Diener, unter denen wir uns wol die Diakonen der alten Kirche zu denken haben, tragen Schüſſeln zu. Weit ſeltener und ganz vereinzelt kommen Taufhandlungen und Eheſchlüſſe vor. Dagegen ſind wieder ſehr häufig die ſogenannten Oranten, Perſonen beides Geſchlechtes in ungegürteter römiſcher Tunika und betender Haltung mit ausgeſtreckten Armen ſtehend, die Männer barhaupt, die Frauen gewöhnlich mit einem Schleier der aber das Antlitz frei läßt. Man hat ſie vielfach für Bilder der h. Jungfrau oder für Porträts der Verſtorbenen gehalten an deren Gräbern ſie auftreten; aber die große Gleichförmigkeit der Haltung und wie es ſcheint ſelbſt der Geſichtsbildung führt eher auf die Vermuthung daß ihnen nur der allgemeine Gedanke der kirchlichen Fürbitte für die Verſtorbenen zu Grunde lag. Auch Verſammlungen chriſtlicher Lehrer kommen vor deren Zweck nicht näher charakteriſirt iſt. Ferner iſt ein Sarkofag von Belang der in der Calixtusgruft gefunden wurde und jetzt unweit Rom in der Villa Corſini vor dem Thore S. Pancrazio ſteht. Ganz vom gewöhnlichen Typus abweichend zeigt er auf der einen Seite vier Männer von verſchiedenem Alter, auf der andern ebenſo viele ſchöne und jugendliche Frauen. Die vorderſte Figur iſt auf beiden Seiten in ſitzender Stellung während die andern ſtehen; der ſitzende Jüngling hält eine Schriftrolle, die entſprechende Frau ſpielt die Leier. In der Mitte zeigt das Hirtenbild daß wir eine chriſtliche Arbeit vor uns haben, und ſo irren wir wol nicht wenn wir hier die älteſte Gegenüberſtellung der vier altteſtamentlichen Hauptprofeten und der Sibyllen als der Chriſtusbotinnen des Heidenthums vermuthen. Dieß beſtätigt beſonders der bewegte ſprechende Geſtus bei dem Jüngling, bei der Jungfrau aber die im Sturm der Weiſſagung entblößte Bruſt die ſonſt auf einem chriſtlichen Sarg ſchwer erklärlich wäre. Noch bleibt die urſprünglich heidniſche aber auch bei Chriſten beliebte Darſtellung der vier Jahreszeiten unter dem

Bilde verſchieden beſchäftigter Perſonen zu erwähnen welche vielleicht an den raſchen Verlauf der Zeit erinnern ſoll. Endlich haben die Foſſoren welche dieſe Grüfte anlegten ſich hin und wieder in ihnen abbilden laſſen; es ſind Koſtümporträts mit Hacke und Lampe in den Händen, zu Füßen Schaufel, Zirkel und anderes Werkgeräth.

In dieſem Kreiſe der Vorſtellungen bewegen ſich mit wenigen Ausnahmen die Werke des Meißels und Pinſels die uns in den Katakomben begegnen. Mit Skulpturen ſind ſowol die Leichentafeln als beſonders die Sarkofage verziert. Jene halten ſich im Ganzen einfach und bleiben meiſt den früher beſprochenen Naturſymbolen treu; die Sarkofage aber gehen mehr auf Kunſtvollendung aus und ſchließen ſich, wie Alles in der altchriſtlichen Kunſt, an das heidniſche Muſter an. Seit den Antoninen kam auch bei den Heiden die Sitte der Beerdigung wieder in Gebrauch. Dieſe geſchah in Marmorſärgen welche bei meiſt geringer Breite etwas mehr als die volle Körperlänge, oben aber einen Verſchluß durch einen Deckel von gleichem Stoffe hatten. Vielleicht erneuerte ſich hier in der römiſchen Kunſt die altetruskiſche Sitte der Todtenkiſten, nur daß die letztern bloß zur Aufnahme der Aſche beſtimmt und folglich viel kleiner waren. Dem bildneriſchen Sinn des Alterthums und ſeiner Lebensfreude lag es nahe auch den Sarg mit heitern Geſtalten des Lebens auszuzieren. Wo wir an Sarkofagen kein eigentliches Bildwerk finden, erſcheint wenigſtens die Vorderſeite mit einer Art geſchlängelter wellenförmiger Kanneluren verziert welche auf beiden Seiten von der Mitte an gerechnet in entgegengeſetzter Richtung aufſteigen: ein Zierrat der gerade den Sarkofagen eigenthümlich zu ſein ſcheint und ſich bis tief in die chriſtliche Zeit herab erhalten hat. Weiter geht die Verzierung, wenn das Bruſtbild des Verſtorbenen, manchmal von Genien gehalten, den mittlern Raum der Vorderſeite einnimmt. Sehr häufig aber iſt dann eine eigentliche gruppirende Kompoſizion angewendet; dieſe nimmt die Vorderſeite und die beiden Schmalſeiten ein. Die Rückwand iſt ſelten geſchmückt weil der Sarg mit ihr ſich an die Mauer oder Grabniſche anlehnt. Auch der Deckel wird am liebſten mit Laubgewinden, oft auch mit kleinern Relieffiguren und an den Ecken mit Maskenköpfen verziert. Die Arbeit iſt größtentheils handwerksmäßig: es mögen die meiſten dieſer Särge auf den Verkauf und zur Auswahl des Ankäufers fabrikmäßig gemeißelt worden ſein. Doch giebt ſich an dieſen Arbeiten der ſpätern Kaiſerzeit bisweilen ein tieferer Geiſt kund. Die meiſten heidniſchen Sarkoſage enthalten mythologiſche Gegenſtände. Einige von dieſen, ohne auf den Verſtorbenen irgend einen Bezug zu enthalten, kehren ſo häufig wieder daß wir offenbar ſchließen dürfen man habe ſie mit einer beſondern Vorliebe, alſo auch wol in einem beſondern Sinne gewählt. In der That ſind es auch Vorſtellungen welche den Tod als göttliche und darum liebende Fügung, manchmal auch den Gedanken der Unſterblichkeit ausſprechen. Dahin gehören der Beſuch der Luna bei Endymion, der Raub der Proſerpina durch den Herrſcher der Unterwelt und der Zug der Nereiden auf Seepferden nach den Inſeln der Säligen. Herber ſpricht denſelben Gedanken die Geſchichte des Meleager und die Klage um den Tod des Adonis aus. Ganz beſonders häufig ſind Vorſtellungen aus dem bakchiſchen Kreiſe, Genien in den verſchiedenen Beſchäftigungen der Weinbereitung, Panther und Bock, der Beſuch des Dionyſos bei Ariadne und andere Mythen aus dem Leben dieſes Gottes: ſie ſcheinen vorzüglich den Unſterblichkeitsgedanken auszuſprechen der auch den in Rom ſehr verbreiteten bakchiſchen Myſterien zu Grunde lag. So erklärt es ſich daß auch die Chriſten dieſe ſcheinbar ſo fremdartigen Vorſtellungen auf ihren Särgen beibehielten. Des verwandten gedankenreichen Mythos von Eros und Pſyche haben wir bereits oben gedacht: auch er ging in die chriſtliche Kunſt über. Eine Ideenverbindung fand alſo zwiſchen beiden Religionen auf dieſem Punkte ſtatt: um ſo eher mochten die Chriſten dieſe ganze Art der Verzierung von den Heiden annehmen. Nur läßt ſich freilich denken daß die Technik unter ihren Händen noch bedeutend mehr verwilderte; denn keiner von den Sarkoſagen die wir beſitzen geht erweislich über Conſtantin hinaus, und ſie gehören folglich einer Zeit an wo auch die Heiden den Formenſinn verloren hatten. Wir ſehen demnach in dieſen Skulpturen vorwiegend zu kurze, klobige, an Händen und Füßen überſtarke Figuren. Doch zeigt ſich noch immer ein Einfluß des großen alten Stils. Zuweilen erkennt man ſogar noch Verſtändniß des Nackten; noch mehr tragen aber die bekleideten Figuren den Charakter ernſter Würde und Feierlichkeit. Die häufigſte Anordnung der einzelnen Vorſtellungen iſt daß die Vorderſeite des Sarkofags durch eine Art von Architektur in mehrere Felder abgetheilt wird. Es ſind nämlich in beſtimmten gleichen Abſtänden Säulen aus dem Marmor hervorgemeißelt und durch Bogen verbunden. Unter den Bogen ſtehen wie in Portalen einzelne Figuren oder Gruppen, wobei denn freilich die Einheit der Handlung und die lebenvolle Beziehung des Ganzen auf Einen Mittelpunkt aufhören mußte die an heidniſchen Särgen noch immer ein anziehendes Enſemble gewährt. Die Zahl dieſer einzelnen Darſtellungen Einer Reihe iſt meiſt eine ungerade, ſo daß in ein etwas größeres Mittelportal eine Hauptfigur zu ſtehen kommt. Jede Gruppe beſteht in der Regel aus drei Geſtalten, wodurch ſie einen Mittelpunkt erhält und von den benachbarten ſich abſondert. Häufig haben wir ſo zwei Säulenſtellungen übereinander, ſo daß eine ſolche Vorderſeite in zehn bis vierzehn Felder getheilt iſt. Auch die Architekturen an ſich haben Intereſſe welche die Bilder einrahmen. An ihnen kommen nämlich zuerſt einige manierirte und überſchmückte Formen vor die man ſpäter in die wirkliche Architektur aufnahm. Dahin rechnen wir vor Allem die Form der Säulen: ihre Kapitelle löſen ſchon ſehr beſtimmt die korinthiſche und joniſche Form in eine ganz willkürliche Geſtaltung auf, ihre Schäfte aber ſind ſpielend mit Blumen- und Blätterranken verziert und noch gewöhnlicher ſpiralförmig kannelirt, wie wir das ein wenig ſpäter an wirklichen Säulen in S. Lorenzo und Sta Agneſe wiederfinden. Gleichfalls zeigen die Bogen über ihnen eine dem antiken Stil fremde Verzierung mit Laubwerk die als erſtes freilich höchſt rohes Muſter der mittelalterlichen Kirchenportale betrachtet werden kann. Vorzüglich bemerkenswerth iſt aber die ganz fremdartige Umbildung dieſes Bogens in einen Giebel von zwei Balken die ſich im ſpitzen oder ſtumpfen Winkel gegeneinander neigen (z. B. 7, e) und ſo eine Form bewirken die im frühen Mittelalter unter anderm an der oben geſchilderten Vorhalle des Kloſters Lorſch wieder auftritt.

Von den mehr als hundert erhaltenen Sarkofagen dieſer Zeit verdienen zuerſt zwei der älteſten Erwähnung. Dieß ſind die beiden mächtigen Porfyrſärge der kaiſerlichen Frauen Helena und Conſtantia, welche ihren Mauſoleen entriſſen nunmehr nach langen Wanderungen im Vatikan unter den heidniſchen Skulpturen ihre Ruhe gefunden haben. Der erſtere zeigt am Deckel ruhende Löwen, am Untertheil aber eine Reiterſchlacht die wol den Sieg Conſtantins über Maxentius an der Nordbrücke von Rom andeutet. An den beiden Fronten ſtehen die Bruſtbilder Helenas und ihres Sohnes. Milder war Conſtantia umſchloſſen. Der Wein, deſſen ſchon dem Heiden heilige Lebenskraft im chriſtlichen Abendmahl eine nur vertiefte Bedeutung erhielt, umrankt ihren Sarg, Genien mit Leſe und Keltern beſchäftigt ſtehen in ſtarken Arabeskengewinden, darunter Pfauen und Schafe. Die Pracht und Härte des Stoffs aus dem beide Särge geſchliffen ſind hat ſich an der Technik gerächt; beſonders an dem der Helena iſt die Arbeit geradezu roh. Da iſt denn der Marmor ein handlicheres Material. Die ſchönſten der Art haben ſich in Grabſtätten gefunden welche dafür keine Malereien hatten. Dieß gilt ganz beſonders von den Grüften im Innern des vatikaniſchen Berges welche in dieſer Hinſicht mit der maleriſchen Bedeutung des noch ältern Calixtuskirchhofs zu vergleichen ſind. Die Nähe der Peterskirche und der Gräber der beiden Hauptapoſtel mag darauf gewirkt haben daß hier beſonders die Vornehmen und Reichen ſich Gräber kauften. So wurde bereits 359 einer der erſten Männer des Reichs, der Stadtpräfekt Junius Baſſus, in den vatikaniſchen Grüften beſtattet; am Ende des Jahrhunderts baute eine andere bedeutende Familie, die des Probus Anicius, ſich dort eine eigne aber überirdiſche Grabkapelle die in Form einer kleinen Baſilika ſich an die Hinterwand der alten Peterskirche anlehnte. Von da ziehen ſich bis zum Jahr 502 Inſchriften in dieſen Grüften fort: ſo lange ſcheinen ſie alſo in Gebrauch geweſen zu ſein. Hieraus erklärt es ſich daß die hier gefundenen Särge die ſchönſten ihrer Art ſind und noch am meiſten an antike Werke erinnern. Beſonders gilt das von den Sarkofagen der beiden ebengenannten Männer, des Baſſus und des Probus. Jener, den als charakteriſtiſches Denkmal dieſes Stils unſere 7. Tafel unter e aufgenommen hat, ſchmückt jetzt die Helenenkapelle in der Unterkirche von S. Peter oder den ſogenannten vatikaniſchen Grotten. Die Vorderſeite enthält zehn durch Säulen getrennte Vorſtellungen in zwei

Reihen übereinander, deren untere von theils rundbogigen theils giebelförmigen Portalen, die obere von einem geradlinigen Geſims abgeſchloſſen wird. In der Mitte oben ſitzt Chriſtus zwiſchen den beiden Hauptapoſteln über dem Himmel: dieſer iſt durch einen Mann vorgeſtellt der über ſich einen Schleier in Form eines Halbkreiſes ſchwingt; links erſcheint Petri Verläugnung und das Opfer Abrahams, rechts Chriſtus vor Pilatus und weiterhin des letztern Händewaſchung. Das Mittelbild der untern Reihe iſt der Einzug in Jeruſalem, rechts Daniel und Chriſti Gefangennehmung, links der Sündenfall und Hiob. Dieſe ganze Vorderſeite hat 29 menſchliche Figuren. Zwiſchen den Portalbogen ſtehen Wunder die Chriſtus unter der Geſtalt eines Lammes verrichtet. Die Schmalſeiten enthalten die vier Jahreszeiten durch geflügelte Genien in verſchiedener Thätigkeit ausgedrückt; die Rückſeite iſt lär. Für eine Arbeit dieſer Zeit iſt Stil und Technik ausgezeichnet; doch verrathen namentlich die nackten Figuren des Sündenfalls den erſterbenden Naturſinn. Der Sarg des Probus, aus dem Ende deſſelben vierten Jahrhunderts, wurde nach Abbruch der Grabkapelle als Taufſtein verwendet und ſteht jetzt in der erſten Kapelle des rechten Seitenſchiffs von S. Peter. Hier iſt nur Eine Reihe von Darſtellungen angeordnet. Vorderſeite und beide Schmalſeiten zeigen Chriſtus mit dem Kreuz in der Hand und 24 Jünger unter Portalen; er ſelbſt ſteht auf dem Hügel aus dem die vier Paradiesſtröme quellen. Die Rückſeite enthält in der Mitte den Probus und ſeine Gemalin Falconia welche ſich wie auf heidniſchen Todtenmälern die Hände reichen. Zwiſchen den Portalbogen ſtehen Traubenkörbe nach welchen Tauben picken. Die Köpfe ſind nicht ohne Charakter, Hände und Füße aber viel zu groß und die Gewänder ſchon hart und ſteif. Noch ſchöner als dieſe beiden iſt ein Sarg unter einem Altar der Franziskanerkirche in Perugia den man daher für etwas älter hält; auch einige im Cömeterium der h. Lucina auf der Straße nach Oſtia gefundene nehmen ähnlich hohen Rang ein. Die größte Sammlung ſolcher Särge beſitzt das chriſtliche Muſeum des Vatikans, wo im Ganzen 36 Sarkoſagplatten in die Wände eingemauert ſind; andere ſieht man in den Sammlungen römiſcher Großen und in mehreren Kirchen daſelbſt als Untergeſtell der Altäre. So ſteht z. B. ein ſehr ſchöner mit einer Weinleſe im Chor von S. Lorenzo vor der Stadt. Auch in andern italieniſchen Orten dienen ſie zu gleichem Gebrauch. Dießſeits der Alpen wüßte ich nur zwei von italieniſchem Urſprung nachzuweiſen: der eine im Muſeum zu Leyden; ſeine Vorderſeite in fünf von Säulen getrennten Abtheilungen ſcheint noch aus dem Ende des vierten oder dem Anfang des fünften Jahrhunderts; die Seitenwände aber, geflügelte Greiſe in ſehr gut ausgeführter flacherhabener Arbeit ſind wahrſcheinlich einem ältern heidniſchen Werk aus Sparſamkeit entnommen oder doch nachgebildet. Dagegen iſt der zweite den der Louvre in Paris aus der Villa Borgheſe erworben hat nur von mittelmäßiger Arbeit, obwol hier auch die Rückwand Figuren hat. Er zeigt vorne Chriſtus über den vier Strömen zwiſchen Apoſteln, auf der langen Rückſeite den Elias, auf der einen Schmalſeite die vier Evangeliſten. Außerdem aber haben ſich in dem römiſch koloniſirten Südfrankreich Sarkofage mit Bildwerken, ohne Zweifel von einheimiſcher Arbeit aber im Stil ganz den römiſchen verwandt, in ziemlich bedeutender Anzahl aufgefunden welche man in den Muſeen von Toulouſe, Marſeille und Arles aufbewahrt: in letztgenannter Stadt ſieht man einen der ſtatt des Weinherbſtes die Leſe des einheimiſchen Oelbaums durch nackte Genien zeigt. Neun prachtvolle Särge mit Kreuzen, Tauben und Pfauen zwiſchen Blätterornamenten verziert, welche den Biſchöfen von Ravenna angehören, ſtehen jetzt in dem Seitenſchiffe von S. Apollinare in Claſſe: drei derſelben ſind durch Namensinſchrift als Werke des ſiebenten und achten Jahrhunderts bezeichnet; ähnlich ſind die drei in Placidias Grabkapelle. Wenn es der Mühe werth wäre, ließe ſich aus der Chronologie der einzelnen Särge der ſtufenweiſe Verfall aller Bildnerei aufzeigen: die ſpäteſten ſind nichts als plumpes Handwerk.

Vergleichen wir mit dieſen Skulpturwerken nun die Wandmalereien in den früher geſchilderten Grabkapellen und über den einzelnen Gräbern in den Katakomben, ſo läßt ſich ſchon aus den mittelmäßigen Nachbildungen die wir davon beſitzen mit großer Sicherheit abnehmen daß dieſe noch auf einer beträchtlich höhern Stufe der Technik ſtanden. Gleich hier in den Anfängen chriſtlicher Kunſt verräth es ſich daß der Geiſt dieſes jungen Glaubens mehr der Farbe als der Linie ſich zuneigt. Doch mag auch das Vorbild das man bei den Heiden fand hierauf eingewirkt haben. Zwar wird über das Sinken der Malerei ſchon in der erſten Kaiſerzeit geklagt; aber das geht nur auf die große hiſtoriſche Kunſt in Wand- und Staffeleibildern: die genremäßige und die bloß verzierende Malerei ſtanden doch noch ſehr hoch, wie uns Pompeji beweiſt. Auch auf dieſem Gebiet wurden die Chriſten Schüler der Heiden in der Ausführung und ganz beſonders in der Raumvertheilung. Wenigſtens in Nachbildungen hat ſich eins der ſchönſten heidniſchen Familiengräber für uns erhalten aus dem wir in Verbindung mit andern minder bedeutenden Ausgrabungen das Geſagte beweiſen können. Dieß iſt das Grab der Naſonen, der Familie Ovids, welches 1674 eine halbe Stunde vor Rom entdeckt wurde. Es iſt ganz in Fels gehauen und im Innern auf das zierlichſte geſchmückt, indem die flache Decke und alle Wände über einem Stucküberzug mit Bildern verziert erſcheinen. Die Decke iſt durch Arabesken in ein Mittelfeld mit dem Pegaſus und in zwölf Seitenfelder abgetheilt welche die vier Jahreszeiten, die dieſen entſprechenden vier Hauptarten der Jagd und andere Gegenſtände enthalten. Die Seitenwände ſind durch die geſchmackvollſte aufgemalte Architektur gleichfalls in verſchiedene Felder zerſchnitten in denen halbbekleidete Figuren mit Füllhörnern und ſchwebende Genien mit reizenden Darſtellungen der Mythologie abwechſeln. Nach dieſem und ähnlichen Muſtern arbeiteten auch die chriſtlichen Maler. Die Gewölbfläche erſcheint häufig in Kreuzform getheilt. Den mittelſten Durchſchneidungspunkt nimmt Orfeus, der gute Hirt, das Bruſtbild Chriſti oder ein anderer zur Hauptvorſtellung paſſender Gegenſtand ein; Naturſymbole und bibliſche Geſchichten reihen ſich herum, und ſo enthält oft ein einziges dieſer Gemächer auf Wand und Decke faſt den vollſtändigen Kreis der oben angegebenen Vorſtellungen. Man kann in dieſen Kunſtwerken, ſelbſt wie wir ſie nur nach Zeichnungen kennen, doch ſehr beſtimmt eine Verſchiedenheit der Zeit bemerken in der ſie ausgeführt ſind. Eine bedeutende Zahl derſelben fällt in die zwei nächſten Jahrhunderte nach Conſtantin in denen überhaupt die Märtyrerverehrung auf ihre Höhe kam. Dann tritt eine lange Pauſe ein welche verräth daß die Fremdherrſchaft in Italien auch dieſem Zweige des Kunſtbetriebs Eintrag that. Mit dem Beginn des Mittelalters, vielleicht wiederum von Karl d. Gr. an, ſcheint dann die Katakombenmalerei nochmals in Aufnahme gekommen zu ſein. Die Bilder dieſer Zeit verrathen ſich durch größere Dürre der Formen, durch eine knappe ſcharfgebrochene Gewandung, durch mönchiſchen Ernſt der Geſichtsbildung und durch Aufnahme von Martergegenſtänden welche der zarte blutſcheue Sinn jener frühern Jahrhunderte ohne Ausnahme vermied: es tritt mit Einem Worte das antike Element der Heiterkeit und Naturſchönheit in ihnen gegen die herbe Strenge chriſtlicher Weltentſagung zurück. Im Allgemeinen möchte auch wol das äußere Zeichen Geltung haben daß man in dieſer ſpäten Zeit den Figuren die Namen beifügte und zwar manchmal mit griechiſchen Buchſtaben oder mit Fehlern die ein Grieche beim Lateinſchreiben leicht machen würde. Alle dieſe Erſcheinungen weiſen darauf hin daß dieſer Kunſtzweig durch geborene Griechen von Byzanz aus einen neuen Aufſchwung erhalten hat. Ohne Zweifel waren dieß die ſehr zahlreichen Mönche die durch die bilderfeindlichen Kaiſer eben zur Zeit Karls aus dem Orient vertrieben in dem milder geſinnten Rom eine Zuflucht fanden und ſogar mehrere Klöſter eingeräumt erhielten.

Mit den früheſten und ebendarum reichſten und ſchönſten Bildern prangt die *Calixtusgruft* unter der Kirche S. Sebaſtiano an der alten ſchon heidniſchen Gräberſtraße der Via Appia: einen kleinen Theil derſelben durchwandert noch heute von jener Kirche aus der Fremde in Rom. Dieſe älteſte aller namentlich nachweisbaren Katakomben wurde durch Papſt Calixtus im dritten Jahrhundert angelegt oder doch vergrößert. In ihr ſpielt ein großes Stück der altchriſtlichen Geſchichte Roms. Eine geraume Zeit lang ſcheinen die Päpſte hier im hüllenden Dunkel des Erdſchooßes vollſtändig reſidirt zu haben. Während droben die Verfolgung tobte vergrößerten ſie in dieſer Stille durch Taufe und Prieſterweihe ihre Gemeine; von hier trugen dienende Geiſtliche Wein und Brot des Abendmahls in die Stadt um es den gefangenen Märtyrern und Geängſtigten zu ſpenden. Nur wer durch geheime Zeichen ſich als Chriſten erwies wurde mit den Eingängen bekannt gemacht. Nachts ſammelte ſich dann hier die ganze Gemeine zur heiligen Feier. Doch fanden zuletzt auch die Heiden immer wieder die Spur, und gaben dann der Gruft durch Märtyrerblut neue Heiligkeit. Eine ganze Reihe römiſcher Päpſte und Geiſtlichen, gleich ihren heidniſchen Altvordern im Sterben groß, fand während der harten Stürme des ſpätern dritten Jahrhunderts hier den Tod und die Grabſtätte. Unter ſolchen Umſtänden erklärt es ſich daß man ſchon damals auf größere Räume zu Wohnung und Gottesdienſt in dieſer Gruft bedacht war, und daß auch die ſpätere friedliche Zeit der Kirche den Schauplatz früherer Leiden werth hielt und ausſchmückte. In der Calixtusgruft haben ſich nicht weniger als vier ziemlich geräumige und vollſtändig ausgemalte Grabkammern oder wenn man will Kapellen gefunden. Eine derſelben iſt beſonders geeignet die Art der innern Anordnung zu zeigen. Es iſt ein viereckiges Gemach, oben mit einer Decke von flacher Kuppelwölbung abgeſchloſſen. In drei Wände ſind Niſchen eingetieft, vermuthlich Grabſtätten vorzüglich angeſehener Blutzeugen, die vierte Wand iſt ſtatt der Niſche vom Eingang durchbrochen. Eine ganze Welt evangeliſcher Geſchichte und altteſtamentlicher Symbolik iſt auf Wand und Decke ausgebreitet. So ſteht am Gewölbe zwiſchen Arabesken und Tauben das ſchöne Bruſtbild Chriſti welches wir (7, a) mittheilen, die rechte Schulter nackt, über die linke das weiße Gewand geworfen. Auf der Wand dem Eingang gegenüber nimmt Orfeus zwiſchen den Thieren der Wildniß den Halbkreis der Niſche, den Raum gerade über ihr die ſitzende Jungfrau mit dem Kinde ein: die Weiſen des Morgenlandes die ohne Zweifel vor ihr ſtanden ſind zerſtört. Links über der Niſche predigt Jonas mit erhobener Hand gegen Ninive das durch zwei Gebäude ſymboliſirt wird, rechts ſchlägt Moſe Waſſer aus dem Felſen. Auf der Wand rechts vom Eingang erſcheint Elias auf dem Viergeſpann von Wolken gen Himmel fahrend, wie er eben dem Eliſa den Mantel hinreicht, darüber Noah aus der Arche die Taube begrüßend; links eine Orante, rechts Chriſtus im Begriff Lazarus zu erwecken der mumienhaft umhüllt in der Grabpforte ſich aufgerichtet hat. Gegenüber, alſo vom Eingang rechts, ſteht in der Niſche der unbekleidete Daniel mit betend erhobenen Händen zwiſchen zwei mächtigen Löwen; das Bild darüber, wenn je eins da war, iſt durch ein roh hineingebrochenes ſpäteres Grab vernichtet. Links von der Niſche fehlt die Figur, rechts zieht Moſe ſich die Schuhe aus. Endlich auf der Wand des Eingangs ſelbſt rechts vom Eintretenden ſitzt ein Mann auf einer Erderhöhung der vermuthlich Hiob auf dem Düngerhaufen vorſtellt; die Gegenfigur links fehlt wieder. Dieſe Geſammtvertheilung des Raumes erſcheint höchſt paſſend: die Hauptgeſtalt, das Bild des Erlöſers, ſchaut in einſamer Hoheit von der Mitte des Gewölbes herab, die größern Räume in den Niſchen und über denſelben ſind vorherrſchend von Gruppen, die kleinern Flächen ſeitwärts von Einer Figur ausgefüllt. Ein zweites Gemach, an den Wänden minder reich und ſchön, giebt uns an der Decke die unter 6, a mitgetheilten Darſtellungen. Das achteckige Mittelfeld nimmt Orfeus ein; vier der acht Nebenfelder ſind mit kleinen Landſchaften und Staffage von Stieren und Widdern dekorirt, die vier andern enthalten Daniel, Lazarus, David und Moſes. Außerdem hat die Calixtusgruft viele Malereien in den Niſchen einzelner Gräber. Eine der ſchönſten iſt eine Elfzahl nackter Knaben welche mit Traubenbrechen beſchäftigt und in den anmuthigſten Stellungen und Bewegungen zwiſchen und auf den Reben vertheilt ſind: die innere Lünette der Niſche füllt Chriſtus aus wie er in der Synagoge von Nazaret aus der Schriftrolle des Jeſajas eine Lehrrede hält. Dieß Werk, welches wir ebenfalls (6, b) vorlegen, möchte von allen Katakombenbildern das ſchönſte ſein. Ueberhaupt trägt das Meiſte in dieſer Gruft noch antiken Charakter und ſteht beſonders an Friſche des Naturgefühls der heidniſchen Kunſt nahe. Wenn wir daher dieſe Wandgemälde wegen der Abbildungen Chriſti und ſeiner Mutter auch nicht über Conſtantin hinaufrücken dürfen, ſo gehören ſie doch gewiß einer nicht viel ſpätern Zeit an. Andere ſchlechtere Bilder beweiſen übrigens daß dieſe Gruft lange in Verehrung ſtand und auch noch von den folgenden Jahrhunderten immer reicher ausgeziert wurde. Eine ähnliche Erſcheinung bieten die Katakomben von S. Ponziano vor der Porta Portuenſis am rechten Tiberufer dar, welche Boſio am 22. Juli 1618 entdeckte, nachdem durch einen Erdfall in einer Vigne des engliſchen Kollegiums der langgeſuchte Eingang ſich bloßgelegt hatte. Dieſe Gruft iſt zwar ſehr verfallen, weil hier ein bröcklicher gelber Sand ſich findet, aber die aufgegrabenen Theile zeigen wieder beſonders reiche maleriſche Verzierung. In ſie hatte bereits Conſtantin Märtyrerleiber niedergelegt deren Grabhöhle und Sarg Boſio dort noch wiederfand: die volle, bewegte und natürlich empfundene Zeichnung der Wandgemälde, der bedeutungsvolle aber ſchon mit einem Kreuznimbus umzogene Chriſtuskopf, beſonders die Darſtellung der vier Jahreszeiten zwiſchen faſt ganz antik gedachten und völlig unbekleideten Genien, arabeskenartig in großen Blumen ſtehend, die ſich ſpäter auf der Wölbung eines größern Gemaches gefunden hat, laſſen allerdings vermuthen daß Manches auch hier der heidniſchen Periode nahe ſteht, während daneben wiederum ſtarre byzantiniſche Mönchsheilige vorkommen. Hier müßten ſich dann die um das Jahr 424 durch Papſt Cöleſtin I. veranlaßten Katakombenmalereien anſchließen; leider aber kennen wir dieſe nur aus dem Briefe den vierthalb Jahrhundert ſpäter Hadrian I. an Karl d. Gr. zur Vertheidigung der Bilder ſchrieb. In welchem Cömeterium wir ſie wirklich zu ſuchen haben iſt ganz unſicher, denn man ſieht nun noch Bilder in den Katakomben von S. Lorenzo, von Sta Priscilla auf Via Salara und der Heiligen Marcellinus und Petrus auf Via Labikana. Die allerjüngſten in Rom bieten ungezweifelt die Grüfte unter der flaminiſchen Straße vor dem Nordthor dar, beſonders die dazu gehörige Katakombe des Papſtes Julius. Hier iſt der Stil ganz von dem früheren verſchieden, noch mehr aber die Gegenſtände die ſich ſchon ganz dem in der mittelalterlichen Kunſt beliebten Darſtellungskreiſe annähern. Wir finden hier zum erſtenmal den Beſuch der Jungfrau bei Eliſabeth, Chriſtus am Kreuz zwiſchen Maria und Johannes, aber noch nicht nackt ſondern in der Tunika, endlich die allererſten eigentlichen Marterbilder, einen Heiligen in Oel gekocht, einen andern mit dem Kopfe nach unten gekreuzigt. Beſtätigend tritt hinzu daß dieſe Grüfte unter der Flaminia in den ältern Märtyrerakten faſt gar nicht genannt werden. Ihre Bilder möchten alſo ins elfte Jahrhundert zu ſetzen ſein und für Rom den Abſchluß dieſes Kunſtbetriebs ausmachen. Außerhalb dieſer Stadt findet ſich unfern Albano eine von der benachbarten Kirche Madonna della Stella benannte Katakombe mit Bildern verſchiedenen Stils, welche d'Agincourt der ſie unterſucht hat ins ſechste, zehnte und vierzehnte Jahrhundert ſetzt. Die Bilder in den Grüften von S. Gennaro in Neapel gehen vielleicht gleichfalls bis ins elfte Jahrhundert hinab. Man ſieht daß das Aufhören der Gräbermalerei mit dem Erlöſchen des Kultus in den Katakomben ungefähr zuſammenfällt.

Jene ältern Bilder nun haben keinen ganz geringen Kunſtwerth. In der Wahl der meiſt lichten Farben und dem ſtarken paſtoſen Auftrag erinnern ſie an Pompeji. Das Koſtüm iſt auch bei Geſtalten aus dem Morgenlande, namentlich bei Chriſtus und Maria, das römiſche, die Falten erſcheinen oft ſehr ſorgfältig gelegt oder frei und edel niederfließend. Erſt ſpäter, ohne Zweifel unter byzantiniſchem Einfluß, treten verſchwenderiſch geſtickte Prachtgewänder mit ſchweren ungeſchickten Falten auf. Der Schmuck von Kronen, Halsketten oder Gewandverbrämungen iſt klar und kräftig ausgeſprochen. In den Geſichtern zeigt ſich bei Idealfiguren noch die ſtrenge Linie der Antike, bei den Oranten und in den Porträts Natur und nach Umſtänden ſogar Schönheit. Die Augen haben noch Nichts von dem abſcheulichen chineſiſchen Umriß des Mittelalters; im Gegentheil ſind ſie durch das übermäßig tief ausgeſchnittene untere Augenlid eher zu groß und weit geöffnet, wie man es bei dem Kopf einer weiblichen Heiligen aus den Grüften von S. Lorenzo ſieht den wir als Probe nach d'Agincourts Durchzeichnungen (7, b) geben. Die Körper ſind manchmal zu groß und ſchlank für das Haupt, was man aber auch bei antiken Statuen der beßten Zeit findet. Ganz vorzüglich erhalten ſich manchmal ſogar bis in die ſpätere Periode die Ornamente, und ſo bleiben namentlich die Arabesken von Laubwerk mit Vögeln oder von einfachern mathematiſchen Linien durchweg ſehr gefällig welche die Hauptvorſtellungen durchſchneiden und ausfüllen. Nur Eins fehlt, und dieß Eine iſt freilich die Seele aller und ganz beſonders der chriſtlichen Kunſt, nämlich der Ausdruck. Dadurch eben verrathen ſich dieſe ſämmtlichen Werke nicht als Anfänge einer neuen ſondern als Ausläufer einer erſterbenden Kunſt, und hier liegt auch der Grund warum ſie von Jahrhundert zu Jahrhundert geringer werden mußten, ſo daß man von den meiſten Arbeiten der zweiten Periode ein gänzliches Fehlen des Naturſinns und des Schönheitsgefühls behaupten darf. Aehnliche Mängel tragen denn in ihrer Art die Sarkofage zur Schau. Zum Theil iſt auch an ihnen die Naturwahrheit im Geiſte des ganzen Alterthums durch Symboliſches geſchwächt. Das Landſchaftliche, wie Bäume und Häuſer, überhaupt die Umgebung wird bloß angedeutet, nicht ausgeführt; ſo ſteht Noah in einer ſo kleinen Arche daß er halbes Leibes aus ihr hervorragt. Die Thiere ſind zu klein im Verhältniß zur Menſchengeſtalt, oder die handelnde Hauptfigur, z. B. der wunderübende Chriſtus, iſt von ganz winzigen Perſonen umgeben. Gleichfalls iſt aus dem Heidenthum die Veranſchaulichung einer Lokalität oder eines Zuſtandes durch Perſonifikazion herübergenommen; den Jordan bei der Himmelfahrt des Elias bezeichnet ein bärtiger Mann, den Himmel eine männliche oder weibliche Figur die über dem Haupte einen wallenden Schleier ausbreitet. Schon dieß Alles iſt unſerm Gefühl fremd wenn wir es auch künſtleriſch nicht tadeln; nun aber kommt eine meiſt mittelmäßige Technik hinzu welche manches ſo Naive zu ſchauen giebt daß man unwillkürlich an die erſten Zeichenverſuche eines Kindes erinnert wird. Am launigſten machen ſich die Thierfiguren. Nur die Roſſe des Elias zeigen noch gute Motive, geben aber doch die Fantaſiearmuth der Bildhauer dadurch kund daß ſie meiſt alle vier in gleicher Linienführung gehalten ſind. Ausgeſucht komiſch machen ſich ſogar auf den beſſern Reliefs die freundlich grinſenden Löwchen neben dem Daniel und die vergnügliche Heiterkeit des kleinen Eſels bei Chriſti Einzug (7, e). Der Wallfiſch des Jonas wird, ohne Zweifel weil er ſymboliſch die durch Chriſtus überwundene dämoniſche Macht des Abgrunds andeutet, ſtets als Meerdrache mit geſtrecktem Halſe und geringeltem Schlangenſchweif abgebildet. Dann aber erſcheinen die Gegenſtände ſelbſt ohne künſtleriſche Feinheit gewählt. Die altteſtamentlichen Parallelen ſind willkürlich nach ganz zufälligen Aehnlichkeiten oder doch mit proſaiſch-geiſtloſer Auffaſſung des Typiſchen in den Kreis chriſtlicher Kunſt hinübergezogen; aus den Szenen des neuen Bundes aber hat man nicht die dramatiſchen ſondern gerade die wenig bewegten herausgeſucht. Manches iſt geradezu widrig, Anderes auf todtes Misverſtändniß des Buchſtabens begründet. Wem wird der Vergleich Chriſti mit dem drachenvergiftenden Daniel oder mit dem wüſten Simſon paſſend oder geiſtreich erſcheinen? Dahin gehören auch der Ochs und Eſel die ſich ſchon in den Katakomben zu Chriſti Krippe herangeſchlichen haben und ſeitdem von der Kunſt nicht mehr zu verjagen geweſen ſind. Bei ihnen läßt es ſich ſchlagend nachweiſen in welch kindiſches Bilderſpiel jene theologiſche und tiefproſaiſche Zeit der Kirche den dichteriſchen Flug hebräiſcher Profetie herabzuziehen verſtand. Der große Jeſajas ſchilt (1, 3) ſein Volk daß es von ſeinem Gott und Schöpfer Nichts mehr wiſſen wolle, da doch der Ochſe ſeinen Herrn und der Eſel die Krippe ſeines Herrn kenne. Solch eine ganz zufällige bloß zur dichteriſchen Einkleidung gehörige Erwähnung der Thiere und der Krippe wurde von dem buchſtäbelnden Sinn als Weiſſagung gefaßt und aus ihr heraus alſo die Sache ſelbſt als Faktum angenommen. In ähnlicher Weiſe gab die zufällige Vierzahl der Evangeliſten Anlaß daß man ſie mit den vier Thiergeſtalten der Cherubim in der Apokalypſe zuſammenwarf und ſelbſt als Thiere abbildete. Wir müſſen Jedem überlaſſen ob er in dieſen Dingen Geiſt oder doch Witz finden mag; für die Kunſt konnte nicht viel dabei herauskommen.

Und doch ſind und bleiben dieſe unvollkommenen Werke der beiden Schweſterkünſte für die Folgezeit wichtig. Es wird ſehr zu bezweifeln ſein, obwol man es hin und wieder behauptet hat, daß Raffael die Katakomben zur Erfindung ſeiner Arabesken ſtudirt oder daß gar Correggio um ſeine ſpielenden Kinder in Parma zu malen jene weinbereitenden Genien der Calixtusgruft habe ſehen müſſen: für dieß Alles bot ihnen die heidniſche Kunſt beſſere Modelle. Aber wahr iſt daß in dieſen frühen Jahrhunderten im Ganzen und Großen die kirchliche Kunſt ihre unverlierbare Richtung auf das Symboliſche und die Art der Auffaſſung und Darſtellung bibliſcher Geſchichten, im Einzelnen aber auch den perſönlichen Typus fixirt hat den noch heute ihre Hauptgeſtalten aufweiſen. Der Dreizahl und der Königswürde der Magier, wie auch der Thiere bei der Krippe haben wir bereits gedacht: es gehört dahin ferner der Nimbus oder Heiligenſchein bei bibliſchen Perſonen welcher ſich bei Heiden um die Häupter der Götter legt und in der Moſaikmalerei zum vollſtändigen Goldgrund wird: bei dem Chriſtusbild aus den Grüften von S. Ponziano kommt ſogar ſchon der kreuzförmige Nimbus des Mittelalters vor. Unter den Typen hat ſich die Idealfigur Chriſti zuerſt hervorgebildet. Hier ſind indes zwei Typen zu unterſcheiden. Die Katakombenbilder ſtellen ihn am häufigſten als bartloſen Jüngling mit Geſichtslinien dar die keine beſtimmte Porträtähnlichkeit ſondern Anſchluß an die idealen Formen der Antike verrathen. Ohne Zweifel iſt dieß die ältere Auffaſſung welche vielleicht aus den noch frühern ſymboliſchen Bildern des Orfeus und des Hirten hervorging und die Anſchauungsweiſe der Heidenchriſten verräth die in dem Erlöſer nach Art ihrer frühern Religion den ewig jugendlichen Gott erblickten. Daneben tritt nun, aber wie es ſcheint etwas ſpäter, jener Porträtkopf mit morgenländiſchen Formen auf der bis jetzt in der chriſtlichen Kunſt fortlebt. Es mag ſein daß ihn die orientaliſchen aus dem Judenthum bekehrten Chriſten nach einzelnen Tradizionen über Chriſti Ausſehn oder als Ideal der nazionellen jüdiſchen Geſichtslinie ausgebildet haben: empfohlen wurde er durch unächte Bilder die man dem Evangeliſten Lukas zuſchrieb oder auch gar nicht von Menſchenhänden ſondern von einem Wunder ableitete, wie das Schweißtuch der Veronika. Dieſer zweite Typus erhält in der altchriſtlichen Kunſt ſchon ſo feſte Züge daß die Theologen der Zeit anfangen konnten ſie im Einzelnen aufzuzählen. Chriſti Geſtalt war in gutem Verhältniß, ſo berichtet im achten Jahrhundert der berühmte Dogmatiker Johann von Damaskus: die Hand ſchlankfingerig, die Naſe kräftig und an der Wurzel von den zuſammengewachſenen Augenbrauen bedeckt, das Haar lockig, der Bart ſchwarz, das Geſicht in welchem er ſeiner Mutter glich gelblich von der Farbe des Weizens. Spätere Schriftſteller des Abendlandes weichen nur in der Farbe des Bartes ab den ſie gleich dem Haar als blond oder als röthlich bezeichnen; beide ſollen geſpalten ſein. Man ſieht daß hier ſtatt jenes orientaliſchen mehr das weſtliche germaniſche Schönheitsideal vortritt. Der bärtige Typus erſcheint zuerſt in den Moſaiken; in den Katakomben tritt er erſt auf als man wie in jenen Deckengemälden der Grabkammern ein wirkliches Porträt anſtrebte. Wir haben die beiden bis jetzt einzigen Bruſtbilder der Art bereits erwähnt, das eine halbnackte und noch nicht vom Nimbus umgebene in der Calixtusgruft (7, a), das andere gewiß ſpätere, bekleidet, mit Kreuznimbus, vollen Zügen und ſehr weiten Augen in der Gruft von S. Ponziano, die Rechte vor der Bruſt, in der Linken ein

Buch. Hinzunehmen können wir die vollſtändige Chriſtusfigur im Taufwaſſer in der ſogenannten Taufkapelle derſelben Katakombe und auf einigen Sarkofagreliefs. Nicht zu dieſer vollen Beſtimmtheit dringt das zweite ſich feſtſtellende Ideal, das der h. Jungfrau, durch. Auch auf dieſes haben wiederum die ſogenannten Gemälde des Lukas Einfluß gehabt deren einige man noch in Rom aufweiſt. Zugleich ergiebt ſich aus Stellen der Kirchenlehrer daß man ihr Geſicht dem ihres Sohnes annäherte als welchem ſie ſehr ähnlich geweſen ſei. Man hat wol angemerkt daß die heidniſchen Griechen niemals ſäugende Frauen als Idealfiguren dargeſtellt haben: die tiefere Menſchlichkeit im Chriſtenthum tritt darin zu Tage daß das weibliche Ideal ſogleich mit dem Kinde auf dem Schooß erſcheint. Seit den neſtorianiſchen Streitigkeiten ſtieg die Verehrung Marias in der Kirche und die bildliche Darſtellung. In den Katakomben kommt ſie noch nicht ſo oft vor; deſto häufiger ſteht ſie in den Moſaiken der ihr geweiheten Kirchen und auf byzantiniſchen Münzen ſeit dem zehnten Jahrhundert: ein ovales Geſicht, anfangs einer jugendlichen römiſchen Matrone ähnlich, hernach alternd, mit dem durchgehenden Ausdruck ruhiger Milde, das Haupt gewöhnlich von Schleier und Nimbus umgeben. Außer dieſen ſind dann am häufigſten die Bildniſſe der beiden Hauptapoſtel für Juden und Heiden, des Petrus und des Paulus, welche von Nichtchriſten ſchon vor Conſtantin zum Zwecke der Verehrung dargeſtellt wurden. Auch ſie finden ſich häufiger in den Moſaiken als in den Katakomben. Der Typus hat ſich bei ihnen noch nicht vollkommen feſtgeſtellt; doch iſt Petrus zuweilen ſchon an ſeinem rundlichen Kopfe mit kurzem krauſem Haar und Bart, Paulus an dem länger gezogenen Antlitz unter kahlem Scheitel und dem abendländiſch-ſpitzeren Barte kennbar. Beide führen häufig Schriftrollen, Petrus auch das Kreuz als Zeichen ſeines Bekenntnißtodes, das ſinnverwandte Schwert des Paulus gehört erſt dem Moſaikenſtil an. Die übrigen Apoſtel wie auch die Perſonen des alten Teſtaments ermangeln noch ganz der individuellen Präge, ſo daß ſie nicht von einander zu unterſcheiden ſind.

Wir ſehen demnach in dieſen Grüften die jugendliche Kunſt des Chriſtenthums von dem Geiſte der alten Welt ſich losringend.

Noch umſchlingen ſich beide Mächte, noch tritt das heidniſche Naturſymbol am chriſtlichen Grabe auf; die Nacktheit iſt den Genien in der Weinleſe noch geſtattet, und dieſe ganze heitere Welt von Farben und Geſtalten mit denen die gähnende Gruft ſich verhüllt ſtimmt wol mit dem freudig den Tod vergeſſenden Lebensgefühl des Alterthums, aber nicht mit der chriſtlichen Verehrung des Grabes als der heiligen Geburtsſtätte der Ewigkeit überein. Und doch bricht durch dieſe erborgten Formen die junge Religion ihrem Geiſte Bahn. Der Pfau der Juno, das Weinlaub des Dionyſos, die ganze vergötterte Natur des Heiden müſſen ihr ein Zeugniß werden für die Unſterblichkeit, das Grab des Märtyrers ſchmückt ſich mit Weiſſagungen des künftigen Sieges, und das antike Ideal formt ſich in neue Typen um, aus denen der Menſchheit ſpäter eine abermalige Blütenfülle der Kunſt aufgehen ſollte.

Die muſiviſchen Darſtellungen in den Kirchen.

Aus den düſtern Grüften ſteigen wir in die glänzenden Kirchenſäle empor. Sie ſind nicht mit dem matten Scheine der Kalkfarben, ſondern mit dem leuchtendſten Schmucke geziert den die Malerei überhaupt hervorzubringen mag, nämlich mit Moſaiken.

Für Skulpturwerke bot die Baſilika keinen geeigneten Platz. An den langen Wänden würden ſie bedeutungslos verſchwunden ſein. Grabmäler waren ohnehin noch nicht im Gebrauch, weil man in den Kirchen überhaupt nicht begrub. In der Altarniſche aber ließ ſich nicht wie im heidniſchen Tempel eine Marmorſtatue anbringen: eine ſolche ganz körperliche Darſtellung des angebeteten Gottes würde dem Geſammtgeiſt der alten Kirche widerſprochen haben. Höchſtens konnte an dem Hauptaltar und an den Gefäßen die dem Kultus dienten ein bildneriſcher, immer jedoch untergeordneter Schmuck angebracht werden. Bei der Kirche dagegen lud Alles zur Malerei ein, ja der Bau forderte die Farbe um nicht nackt zu erſcheinen, denn ſowol die Mauern des Mittelſchiffs zwiſchen den Fenſtern und den Säulenköpfen wie auch die Wand neben und über dem Triumfbogen waren glatte Maſſen welche die Architektur nicht beleben konnte; die Farbe mußte alſo hier gliedernd eintreten. Auch der in größern Kirchen unabſehlich hingebreitete Fußboden und die Decke mußten vergeiſtigt werden. Ganz vorzüglich aber lud die Wölbung der Niſche dazu ein, dem von der entgegengeſetzten Seite Eintretenden alsbald durch ein bedeutſames Bildwerk die Würde des Ortes zu vergegenwärtigen.

Wie man ſich mit der Decke half, erwähnten wir ſchon oben: das geſchnitzte reichvergoldete Täfelwerk, bei ärmern Bauten die zierlich gefügte Balkenlage rief hier ſogleich eine paſſende Gliederung des Raumes hervor. Der Fußboden wurde denn ſchon bunter geſchmückt: man ſetzte ihn mit farbigen nach zierlichen Muſtern geordneten Marmorſtückchen aus, in der Art welche die Alten alexandriniſche Arbeit zu nennen pflegten. Hierin erhielt ſich das ganze Mittelalter hindurch und ſogar bis in unſere Zeit ein guter Geſchmack. Zwar von den allerälteſten Fußböden iſt uns Nichts übrig geblieben außer einigen Fragmenten aus der vorchriſtlichen Zeit: doch ſcheinen die mittelalterlichen die man beſonders in wenig beſuchten Kirchen Roms noch ſieht den urſprünglichen im Ganzen nachgebildet zu ſein. Man bediente ſich hierzu der zahlloſen Fragmente des verſchiedenartigſten Marmors den die Glanzzeit des Kaiſerreichs aus allen Provinzen nach Rom zuſammengeſchleppt hatte. Das gewöhnliche Muſter beſteht aus kreisrunden Platten von rothem Porfyr die aus zerſägten antiken Säulen gewonnen und in der Mitte des Hauptſchiffes in einer graden Linie vom Haupteingang bis zum Triumfbogen, aber doch ziemlich weit aus einander eingeſenkt ſind. Um dieſe herum legen ſich nun Schlangenlinien welche gewöhnlich neben jeder Platte vier kleinere Kreiſe umſchreiben und dann die nächſtfolgende Platte in ſich verſchlingen. Dieſe Linien ſelbſt werden von viel kleinern Marmorſtücken gebildet die als Sterne, Dreiecke oder blumenähnliche Figuren zuſammengeſetzt ſind. Die Schönheit der Zeichnung und die zwanglos freie Verſchlingung iſt bewunderungswürdig: in Rom zeichnen ſich als wohlerhalten beſonders die Pflaſterungen von S. Criſogono, S. Lorenzo und Sta Maria in Cosmedin aus: die letztere rührt von Papſt Calixtus II. und aus dem Jahr 1123 her.

Die übrigen Flächen an den architektoniſch bedeutendern Gliedern ſind nun aber mit eigentlich muſiviſchen Arbeiten, mit Nachahmung wirklicher Figuren geſchmückt. Was von ſolchen Werken

Achen in der Kuppel ſeines Münſters beſaß iſt durch neuernden Aberwitz zerſtört; auch die Moſaiken der Sofienkirche ſind unter der osmaniſchen Tüncherquaſte wenigſtens ſo hoch dieſe reichen konnte getilgt. Nur Italien bewahrt dieſe Schätze noch. Ravenna zeigt uns Werke aus den Jahrhunderten nach Conſtantin, Venedig aus dem Mittelalter; aber nur Rom, auch hierin wieder einzig, vermag von den Moſaiken in Conſtantias Grabmal bis auf die des Pietro Cavallini im vierzehnten Jahrhundert einen tauſendjährigen Cyklus derartiger Werke aufzuweiſen und hat auch ſpäter dieſe ganze Kunſt in ſeinen Werkſtätten erhalten und zur erſtaunlichſten Ausbildung gebracht. In dieſer wie für die Ewigkeit beſtimmten Manier zu malen prägt ſich ſehr ſpürbar ein Reſt antiker Solidität aus, wie ſie ja auch aus der heidniſchen Kunſt herſtammt. In Pompeji hat das Moſaik uns an der jetzt ins Muſeo Borbonico zu Neapel verſetzten Alexander- oder Marcellusſchlacht die ſchönſte maleriſche Kompoſizion wenigſtens im Nachbild gerettet die aus dem ganzen Alterthum auf uns gekommen iſt. Von gröberer Arbeit kommen römiſche Moſaikfußböden in den nordiſchen Gegenden vor; ſelten fehlen ſie in den neuerlich aufgegrabenen Manſionen an der Eiffelſtraße: bei Bitburg, in Trier auf der Bibliothek, in Köln bei S. Cäcilia, in Bonn, in Salzburg, im Muſeum zu Lyon und vielfach anderwärts ſieht man gute oder geringere Exemplare. Dieſe gehören der gröbern Art dieſes Kunſtzweigs an welche aus größern Einzeltheilchen ſich zuſammenſetzt. Daneben kannten die Alten ein Moſaik aus Marmorſtückchen oder gezogenen Glasſtiften das an Feinheit der Pinſelausführung faſt gleich ſteht; auf den berühmten Tauben des Kapitols hat man auf der Fläche eines Quadratzolls 160 Marmorwürfel gezählt, was denn wieder moderne Moſaiſten um das Zwanzigfache überbieten. In jener derbern Art jedoch hat die altchriſtliche Kunſt mindeſtens ebenſo Großartiges wie die antike geleiſtet.

Der Stoff der chriſtlichen Moſaiken iſt Glas das mit Zuſatz verſchiedener Farben in mehrtägiger Glut zuſammengeſchmolzen wurde. In flüſſigem Zuſtand zwiſchen große geſchliffene Marmorplatten gegoſſen formte es ſich zu beiderſeitig vollkommen glatten Scheiben, die man ſodann mit langen geſchärften Eiſen in regelmäßige Würfel zerſpällte. Goldſtifte wurden durch eine mit der Fläche des Glaſes in ſtarker Glut zuſammengeſchmelzte Lage ächten Goldes hervorgebracht: die Goldgründe der Sofienkirche deren abgeſchlagene Bruchſtücke dort den Reiſenden verkauft werden ſind noch ſorgfältiger gearbeitet indem das Goldblatt zwiſchen zwei Glasſcheiben eingeſchmelzt iſt. In einen mit Eiweiß und Waſſer aufgelöſten Kitt von Marmorſtaub und gelöſchtem Kalk, der durch ſtarke Nagelköpfe oder einen Drathüberzug mit dem Mauerſtein verbunden war, wurden dieſe Glaswürfel eingeſetzt; eine raſche und ſichere Hand war dazu nöthig weil das Bindemittel ſchleunig trocknet. Man ſieht daß dieſe Arbeit ebenſo ſchwierig wie koſtſpielig iſt. Dieſe Uebelſtände erſetzt ſie jedoch durch ihre Dauerhaftigkeit mit der keine andere Art zu malen den Vergleich aushält; das Ausbleichen iſt ganz unmöglich, der Schmutz kann ohne Mühe und Schaden von den glatten Flächen abgerieben werden, und das Moſaik geht in der Regel nur mit dem Gebäude ſelbſt zu Grunde, daher es ſich auch zur Verzierung der Außenwände eignet und nach tauſend Jahren oft ſo friſch wie am erſten Tag erſcheint. Wer etwa das Glück hatte die Moſaiken der abgebrannten Paulskirche bei Rom zu ſehen, wie ſie in dem dachloſen Gebäude mit ihrem blitzenden Farbenglanz gegen das milde Blau des Himmels ſich abſetzten, der verſteht die lateiniſchen und byzantiniſchen Poeten wenn ſie die ſo gezierten Kirchen mit Wieſen im Blumenſchmuck des Frühlings zu vergleichen liebten. Nach der Seite der eigentlichen Kunſt hin hat freilich das Moſaik ſeine großen Schwierigkeiten oder vielmehr Unmöglichkeiten. Weil die Figuren in den ungeheuern Räumen ſelbſt koloſſal werden mußten, ſah man ſich genöthigt Glaswürfel von bedeutendem Umfang, oft über einen Quadratzoll groß anzuwenden, wodurch die Möglichkeit feiner Linien beſonders in den Umriſſen verloren ging. Da man ferner das Glas nur in wenigen ungebrochenen Farben herſtellte, ſo fehlten die Halbtöne, und die Schatten mußten entweder zu matt bleiben oder ſich zu grell gegen die Lichter abſetzen. Man fühlt dieſe Herbigkeit der Glasfarben vorzüglich in den Augen der Figuren deren ſchwarzer Stern aus dem glänzenden Weiß unheimlich ſtarr hervorſchaut. Ueberhaupt aber fehlt dieſer mechaniſch zuſammenſetzenden Kunſt die raſche geniale Linienführung des Pinſelauftrags, und wir dürfen ſie in dieſem Stücke wol mit der Stickerei zuſammenſtellen die es aus demſelben Grunde nie zu etwas recht Erfreulichem bringt. Aber weil dem Moſaik aus dem angeführten Grunde nicht leicht Figuren in frei bewegter Handlung gelingen, nöthigt es ſeinen Künſtler von ſelbſt zu einem gehaltenen, grandioſen und würdevollen Stil und erleichtert ihm jene ruhige Majeſtät die für Kirchenbilder ſo ſehr geeignet iſt. Dieſem Charakter der Hoheit entſpricht denn ſehr wohl der weiße oder der Goldgrund von dem dieſe kräftig aber meiſt ſehr licht gefärbten Figuren ſich abheben. Die ſchönſten Moſaiken behalten daher gleich den antiken Tempelſtatuen, an deren Stelle ſie im chriſtlichen Heiligthum getreten ſind, mit ganz richtigem Bewußtſein eine gewiſſe ſymboliſche Gebundenheit bei: ſie zeichnen ihre Figuren am liebſten parallel in derſelben Richtung und ſtellen die Köpfe ſelten in die thätigere Haltung des Profils ſondern meiſt ſo daß ſie dem Beſchauer entweder das ganze oder doch zwei Drittel des Angeſichtes zuwenden. Ein gleich verſtändiges ſymboliſches Bewußtſein giebt ſich nun auch bei der Vertheilung der muſiviſchen Darſtellungen in dem Kirchenraume kund. Hier kann ſich zunächſt eine ganze Bildergalerie unter und zwiſchen den Fenſtern des Mittelſchiffs entfalten deren durchlöcherte Marmorplatten den Beſchauer freilich nicht ſo ſtark blendeten wie die gegenwärtige Füllung mit Glasſcheiben. Oft ſind dieſe Stellen nur mit Marmor vorkleidet oder mit bloßen Arabesken und Laubgewinden ausgeſetzt; kommen aber wirkliche Bilder hier vor, ſo werden ſie gerne dem alten Teſtament entnommen, oder es ſind Feſtzüge gleichmäßig gehaltener auf die Niſche zuſchreitender Figuren. Näher der Prieſterkirche ſieht über dem Bogenthor des Querſchiffs meiſt der ſiegreiche Erlöſer umgeben von den Vorſtellungen der Apokalypſe; in der Wölbung der Niſche ſelbſt aber thront er als Weltrichter oder mit aufgehobener Hand ſeine Gemeine ſegnend, zu den Seiten die beiden Hauptapoſtel und zuweilen noch andere Heilige, beſonders wenn dieſen die Kirche geweiht iſt: bei Marienkirchen nimmt ſeine Mutter mit dem Kinde auf dem Schooß dieſen Mittelthron ein. Da wo die Wölbung der Niſche aufhört und nach unten in den Mauercylinder verläuft zieht ſich dann zuweilen noch ein ſchmales azurblaues Band in der ganzen Niſche herum, in deſſen Mitte blendendweiß das apokalyptiſche Lamm ſteht zu welchem auf beiden Seiten die zwölf Apoſtel, gleichfalls durch weiße Lämmer ſymboliſirt, aus den Städten Bethlehem und Jeruſalem heranziehen. So erſcheint der Raum kunſt- und ſinnvoll vertheilt: der Eintretende blickt über die Vorbereitungszeit des alten Teſtamentes und durch die Stürme der letzten apokalyptiſchen Weltereigniſſe zu dem ſiegreichen König der Kirche empor der in ruhiger Majeſtät aus der Höhe der Niſche ihn und ſein ganzes Volk überſchaut. Wie das Gebäude ſelbſt in ſeinen architektoniſchen Verhältniſſen, ſo ſchreitet auch der Eindruck dieſer maleriſchen Verzierung in fortwährender Steigerung bis zum innerſten Heiligthum fort. Beim byzantiniſchen Rundbau muß natürlich die Kuppel die höhere maleriſche Auszeichnung erhalten; in dem Himmel den ſie zu eröffnen ſcheint thronte in der Sofia das Rieſenbild Gottes, im achener Dom die Geſtalt Chriſti, in andern Kuppelbauten ein ähnlich dominirendes Bild oder Symbol.

Die älteſten Moſaiken der chriſtlichen Zeit enthält die Kuppel von Conſtantias Mauſoleum. Ihren Gegenſtand bildet noch der ſymboliſche Weinſtock zwiſchen deſſen Reben Vögel ſich wiegen und geflügelte Genien mit der Leſe beſchäftigt ſind; im Scheitelpunkt des Gewölbes umſchlingt eine Ranke das ſchöne Bruſtbild der Verſtorbenen in ſchlichter Tunika. Auch hier wie in der Calixtusgruft ſtehen beſonders die heiter bewegten Knabengeſtalten der friſchen heidniſchen Kunſt noch ſehr nahe. Daran ſchließen ſich als ein bei weitem umfangreicheres, auch kirchlicher gedachtes Werk die durch Papſt Sixtus III. 433 veranlaßten Geſchichten beider Teſtamente unter den Fenſterreihen der Maria Maggiore aus deren Fülle Rambour Aquarelle in Düſſeldorf eine Probe geben. Das Koſtüm beſonders in der Bewaffnung iſt noch altrömiſch, ſchwankt aber bei prieſterlichen Perſonen bereits ins orientaliſche herüber. Die Kompoſizion iſt mager, die Haltung und Bewegung der menſchlichen Figuren, vorzüglich der Pferde, ſchon roh. Daß die Perſpektive fehlt darf uns bei dem gleichen Mangel in der antiken Kunſt nicht befremden; ſeltſam aber bleibt die Zuſammendrängung der Figuren im Raume, wenn z. B. Joſua die beiden Späher ſo dicht vor den Thoren Jerichos abſendet daß die Leute droben auf der Mauer ganz bequem ſeinen geheimen Auftrag verſtehen müſſen. Ueberhaupt ſieht man daß ſich hier in

Darſtellung bewegter Handlungen das Moſaik auf ein Gebiet gewagt hat das es mindeſtens damals nicht mehr zu beherrſchen verſtand. In paſſenderem Stil iſt es wenig ſpäter am Triumfbogen der Paulskirche angewendet; ſchon die Zeitgenoſſen riß dieſes Werk zur Bewunderung hin, und in der That entfaltet ſich in ihm zum erſtenmal die volle Herrlichkeit des Moſaiks die auch noch durch die ſtarken Reparaturen und ſogar durch die jetzige Zerſtörung hindurchſchimmert. Die Inſchrift nennt Galla Placidia als Stifterin, den Entwurf aber ſchreibt ſie dem damaligen großen Papſte und Kirchenlehrer Leo, Nachfolger des Vorgenannten, zu, der durch dieſe koloſſale Schöpfung den nachfolgenden Kirchenbildern für Gegenſtand und Auffaſſung die Typen ſeines Geiſtes aufprägte. Ueber dem Halbkreis des Bogenthores zwiſchen Mittel- und Querſchiff, dem Eintretenden gerade gegenüber, ſteht in doppeltem Nimbus von Stralen umfloſſen das Bruſtbild Chriſti, die Rechte ſegnend erhoben, in der Linken den Szepterſtab (7, c). Ein ſchlichtes in feine Falten gebrochenes Oberkleid von dünnem Stoff umfließt die Schultern. Die Geſtalt iſt ſtreng aber groß und herrlich gedacht, die Brauen über den weitgeöffneten Augen in ſchöngewölbtem Halbkreis, die Naſe in grader griechiſcher Linie geführt, der vom Bart ganz freigelaſſene Mund in mildem Ernſt geſchloſſen, Haar und Bart geſpalten. In kleinerem Maßſtabe (das Bruſtbild in ſeinem Nimbus mißt 15 Fuß) ſchweben ganz oben in Wolken die vier Flügelthiere mit den Evangelienbüchern, tiefer ſenken zwei Engel ihre Stäbe vor dem Erlöſer, denen zu beiden Seiten die 24 Aelteſten der Apokalypſe gebeugt ihre Kronen niederlegen; die 12 rechts barhaupt, die andern verhüllt, weil das alte Teſtament nur durch einen Schleier, die Apoſtel aber von Angeſicht zu Angeſicht ſchauten. Unter ihnen endlich, wo der ſich ausweitende Bogen nur noch eine ſchmale Mauerfläche übrig läßt, erſcheint links Paulus mit dem Schwert, rechts Petrus mit dem Schlüſſel, beide in bewegter Haltung wie in Verkündigung des Evangeliums begriffen. Placidias Namen führt uns jetzt in ihre Grabkapelle nach Ravenna herüber. Dieſe Stadt bewahrt aus ihrer Glanzperiode eine ununterbrochene anderthalbhundertjährige Reihe Moſaiken welche jetzt wol am richtigſten die byzantiniſche Höhe dieſes Kunſtzweigs erkennen laſſen, ſeit im Oſten faſt alles chriſtliche Bildwerk untergegangen iſt. Im Moſaik erſcheint übrigens byzantiniſche und römiſche Kunſt weit gefühlsverwandter als im Bauſtil; dieß beſtätigt die Vermuthung daß auch ſchon an den frühern Arbeiten in Rom vielfach byzantiniſche Hände gearbeitet haben. Dagegen zeigt die erwähnte Grabkapelle daß auch die Byzantiner urſprünglich von dem Vorbild der antiken Kunſt ausgingen. Sie iſt das beßterhaltene Werk altchriſtlicher Moſaikarbeit. Die vier Tonnen- und das mittlere Kuppelgewölbe ſind auf dunkelblauem Grund mit goldenen Roſetten, Sternen und Ranken ausgeſetzt zwiſchen denen im Scheitelpunkt ein goldenes Kreuz umgeben von den vier Evangelienthieren ſchwebt. Die Wände über den kuppeltragenden Bogen zeigen beiderſeits der Fenſter je zwei weißbekleidete Apoſtel unter einer Muſchel auf grünem Moosteppich ſtehend. Die halbkreisförmigen Felder aber, in welche an den Schlußmauern der vier Kreuzesarme die Tonnengewölbe auslaufen, enthalten an den Enden des Querſchiffs ſchlanke Hirſche die durch grüngoldenes Rankenwerk nach einem Waſſerquell ſich hindurchwinden, im Hauptſchiff aber weſtlich den guten Hirten inmitten der Herde von hoher Schönheit, öſtlich den Erlöſer wie er auf einem Roſte ketzeriſche Bücher verbrennt. Die letztere den Geiſt der Zeit athmende Vorſtellung mag ſich auf die Unterdrückung des Arianismus durch Placidias Vater Theodoſius beziehen. Endlich ſind die Umſchließungen dieſer Halbmondfelder, die Kuppelbogen und die Fenſtereinfaſſungen mit prachtvollen Rankenwerk und mathematiſchen verſchlungenen Linien von erſtaunlicher Mannigfaltigkeit und feinſtem Farbenſinn belegt. Ueberhaupt iſt der Geſchmack dieſes architektoniſch-maleriſchen Kunſtwerks unerreicht und weit über die Beſchreibung hinaus. Einfacher und minder großartig erſcheint die nach Zeit und Bauſtil nah verwandte Kapelle des erzbiſchöflichen Palaſtes mit Heiligenköpfen in Medaillons verziert. Noch etwas älter iſt das in drei Kreiſe getheilte Kuppelmoſaik der erzbiſchöflichen Taufkapelle; der äußerſte enthält Architekturen in pompejaniſchem Geſchmack, der mittlere die zwölf Apoſtel, der innerſte die Taufe Chriſti; die ſpätere arianiſche Taufkapelle Maria in Cosmedin hat dieß Muſter nachgeahmt aber vereinfacht. Sehr wohl erhalten zeigt ſich der Moſaikſchmuck der Baſilika S. Martino oder Apollinare nuovo: er iſt erſt nach Vertreibung der Gothen ausgeführt denen der Bau ſelbſt angehört und fällt alſo in die glänzende Zeit Juſtinians, wie das Bild dieſes Kaiſers neben der Hauptthüre beweiſt. Aus der Stadt Ravenna die durch den Palaſt Theodorichs angedeutet wird ſchreiten über allen Bogen des rechten Seitenſchiffs zwiſchen Palmbäumen männliche, aus der Vorſtadt Claſſis auf dem entſprechenden Fries des linken Schiffs weibliche Heilige im Feſtzuge auf den Chor zu, um ihre Kronen vor Chriſtus und ſeiner Mutter niederzulegen welche auf der Rückwand beiderſeits der Niſche im Kreiſe von Engeln thronen. Darüber ſtehen zwiſchen den Fenſtern in kleinen Niſchen Heiligenfiguren von ſtatuariſcher Haltung, und zu oberſt erſcheint über jedem Fenſter in ganz kleinem Maßſtab eine Gruppe aus dem neuen Teſtament. Herrlich ſind beſonders die Geſtalten des Zuges in ihren weißen Feſtgewändern und goldenen Heiligenſcheinen; unter den Jungfrauen erſcheinen wahrhaft ſchöne, in Haltung und Antlitz adliche Geſtalten. In S. Vitale ſind die Moſaiken des Hauptraums unter der Kuppel zerſtört; der Chor aber ſymboliſirt das Opfer des Abendmahls durch vorzügliche kleine Darſtellungen des alten Teſtaments, und zeigt in zwei größern Bildern Juſtinian neben dem Biſchof Maximianus mit Hofbeamten und Trabanten, gegenüber aber Theodora mit weiblichem Gefolge, beide ihre Gaben darbringend. Koſtüm und Figuren beweiſen ein wohlgelungenes Streben nach Porträtähnlichkeit, der Biſchof mit rundem, kahlem Kopf und ſalbungsvoll geſchloſſenen Augen, Juſtinians ernſthaftig-nulles Geſicht, beſonders aber die furchtbare kalt-ſtolze und doch ſinnlichvolle Schönheit die jene chriſtliche Meſſalina von der Theaterdirne auf den Kaiſerthron erhöhte ſind vortrefflich wiedergegeben. Wir erinnern hier daran daß das koloſſale Moſaik der Chalke oder Eingangshalle zu Juſtinians neuem Palaſt in Konſtantinopel gleichfalls das kaiſerliche Paar umgeben von Senat und Hof beim Empfange des aus den eroberten Ländern ſiegreich zurückkehrenden Heeres darſtellte, und daß auch ſpätere Palaſtmoſaiken Großthaten der Kaiſer ſich zum Gegenſtande nahmen. In die juſtinianiſche Zeit gehören nun noch in Ravenna die beiden Darſtellungen des triumfirenden Erlöſers in der jetzt halbzerſtörten Kirche S. Michele in Affricisco von 545, in der Kathedrale des iſtriſchen

Parenzo von 542 das Moſaik der h. Jungfrau, und das Wenige was in der Sofienkirche ſich erhalten hat. Erſt hundert Jahre ſpäter, zu der Zeit als Ravenna ſich von der Kirchenherrſchaft Roms losgeriſſen hatte, wurde die Kirche ſeines Hauptheiligen, S. Apollinare in Claſſe, mit Moſaiken ausgeſchmückt: was davon übrig zeigt nebſt andern ebendort vorfindlichen noch ſpätern Marmorarbeiten, z. B. dem Baldachin über dem Eleucadiusaltar (um d. J. 800) den raſch eintretenden und ſtufenweis fortſchreitenden Verfall der verzierenden Kunſt. Mußte doch zur Zeit Karls d. Gr. Papſt Leo III., um dieſe baufällig gewordene Kirche auszubeſſern, die Arbeiter von Rom hierherſenden!

In Rom ſelbſt dringt die durch Juſtinian mächtig gehobene byzantiniſche Malweiſe ſeit dem ſechsten Jahrhundert gleichfalls ein. Aus dem Pontifikate Felix IV. (526—530) beſitzen wir die Moſaiken in SS. Cosma e Damiano. An der Bogenwand ſteht das Lamm zwiſchen apokalyptiſchen Figuren, in der Niſche aber (deren Halbkuppel wir 7, d mittheilen) erſcheint Chriſtus in ganzer Figur zwiſchen Wölkchen auffahrend, die Rechte redend erhoben, in der Linken eine Schriftrolle. Symbole der ſiegreichen Vollendung umgeben ihn; die Hand des Vaters hält über ſeinem Haupt die Krone, links und rechts ſtehen Palmen, auf der einen ſitzt mit ſternförmigem Nimbus der Fönir. Petrus und Paulus führen ihm vier Heilige zu, von denen einer, Papſt Felix ſelbſt, als Gründer dieſer Kirche ihr Modell trägt: eine Verſinnbildung die hernach ganz allgemeine Annahme fand. Gleichfalls zum erſtenmal kommt hier das blaue Band mit den 13 Lämmern vor. Das Ganze iſt lebendig bewegt, Chriſtus in rother Tunika und weißem Mantel eine herrliche Geſtalt: aber die überfein gebrochenen Gewänder zum Theil ſchon von Prachtſtoffen, der manierirte Haarſchnitt, der ſtirnfaltende asketiſche Ernſt und die Starrheit der ſymboliſchen Haltung mit der ſämmtliche Köpfe ſtatt Chriſtus den Beſchauer anblicken — dieß Alles erinnert ſchon ſtark an Byzanz. Doch macht ſich im Vergleich mit der Pracht Ravennas hier und in allen ſpätern Moſaiken Roms ein mäßigerer Sinn geltend. Goldgrund wird vermieden, ſelbſt die Heiligenſcheine ziehen oft das mildere Blau vor; nur die Wölkchen des vorliegenden Bildes ſind mit Goldlichtern aufgehöht. Ein ähnliches Schwanken zeigt etwas ſpäter (621) das von Honorius I. veranlaßte Moſaik in Sta Agneſe; die Heilige in der Mitte zwiſchen zwei Päpſten ſtehend trägt, obwol ſie eine römiſche Jungfrau geweſen, die prächtige Kleidung byzantiniſcher Kaiſertöchter. Die Behandlung zeigt fortſchreitendes Sinken: die Geſichtszüge ſind durch wenige Linien, die Wangen durch zwei braune Flecke ausgedrückt; überfüllte und ſchwerfällige Blumengewinde aus zwei Töpfen hervorſprießend umziehen den Halbkreis des Bogens. Auch hier giebt Karls Eroberung der Kunſt einen neuen Schwung: zwei Werke ſeines Zeitgenoſſen Leo III. zeigen es. Schon die Moſaiken in der Niſche von SS. Nereo ed Achilleo (ebenfalls bei Rambour), obwol jetzt ſehr ſtark mit Kalkfarben ergänzt, laſſen in den weißbekleideten Figuren der Verklärung und beiderſeits der Verkündigung und der Madonna einen Anflug antiken Adels nicht verkennen; viel bedeutender aber erſcheint das Moſaik der Niſche in Leos Prachtbau, dem Triklinium des Laterans, deſſen genaue Kopie Benedikt XIV. 1743 anfertigen ließ. Der Gegenſtand hat ſo ſtarke politiſche Nebenbeziehungen daß er den ſpätern Hohenſtaufen Anſtoß gab. Die Wölbung ſelbſt enthält Chriſtus wie er die elf Apoſtel zur Weltbekehrung ausſendet: ſchon hier tritt ſehr beſtimmt der Primat des Petrus vor; er allein führt in unbedeckten Händen den Stab mit dem Doppelkreuz und die Schlüſſel, während die zehn übrigen ehrfürchtig die Hände verhüllen. Zu beiden Seiten erſcheinen auf der Wand in welche der Bogen der Niſche einſchneidet die welthiſtoriſchen Perſonen des Papſtthums. Links Chriſtus der dem Silveſter die Schlüſſel, dem Conſtantin die Kreuzfahne überreicht. Dieſe Theilung der idealen Weltmächte wiederholt ſich rechts, nur mit dem Unterſchied daß hier nach beigefügten Inſchriften Petrus, Leo und Karl die handelnden Perſonen ſind. Sowol die Wahl dieſer Gegenſtände als die Ausführung zeugen von Tüchtigkeit und gehobenem Lebensgefühl. Aber von dieſer Höhe geht es dann unbegreiflich raſch wieder abwärts. Die Moſaiken der drei von Paſchalis I. (817—824) erbauten Kirchen Maria in Domnica, Sta Praſſede (bei Rambour) und Sta Cecilia beweiſen es. Sie haben unter ſich ſehr verwandte Anordnung; merkwürdig iſt der überreiche Blumenſchmuck der zu den Füßen ſämmtlicher Figuren aufſchießt und das Paar ſchwerer Blumengewinde die wie in Sta Agneſe aus zwei Gefäßen emporwachſend den Bogen einfaſſen. Die Glaswürfel ſind ſchon minder regelmäßig zugeſchnitten und eingeſetzt als in Leos Werken, die Umriſſe werden dick, die Schatten ſcharf und fleckig. Am bedeutendſten iſt das Moſaik der M. in Domnica; über dem Bogen erſcheint Chriſtus zwiſchen Engeln und Apoſteln, in der Halbkuppel auf einem Thron blaugekleidet die h. Jungfrau mit dem ſegnenden Chriſtuskinde in Goldſtoff zwiſchen zahlreichen Engelſcharen in Weiß, zu ihren Füßen der kniende Paſchalis. Hier wie in den Moſaiken der beiden andern Kirchen finden wir alſo bloß Wiederholung älterer Kompoſizionen. Noch einige Werke ſchuf dieß neunte Jahrhundert in Rom; im venezianiſchen Gebiet erwähnen wir das Moſaik der Cyprianskirche bei Murano von 882 (auch bei Rambour), Chriſtus mit Maria zwiſchen Heiligen und Erzengeln. Dahinter bricht über Italien die Nacht und jenes fürchterliche Chaos entfeſſelter Herrſchſucht und Leidenſchaft herein dem erſt Otto d. Gr. ein Ziel ſetzte. Die Kunſt erloſch: ein Italiener bekennt uns daß die Technik des Moſaiks während des elften Jahrhunderts in ſeinem Vaterlande ausgeſtorben ſei, ſo daß Abt Deſiderius von Monte Caſſino, als er 1066 die Kirche ſeines Kloſters neubaute, in Konſtantinopel Moſaiſten miethen mußte. Um dieſe Kunſt für Italien zu erhalten ließ er dann mehrere Zöglinge des Kloſters in derſelben unterrichten. Da wir dieſen Abt ſpäter nach dem Tode ſeines Freundes, des großen Gregor VII., unter dem Namen Victor III. den päpſtlichen Stuhl beſteigen ſehen, iſt eine Verzweigung dieſer Schule nach Rom höchſt wahrſcheinlich. Die einfach ſchönen Arabeskenranken der Niſche von S. Clemente für welche wir keine Zeitbeſtimmung haben, vielleicht auch die Ausbildung der ſpäter berühmten Cosmatenfamilie könnten ſich leicht an jene Schule anknüpfen. Aber auch dieſe Anregung blieb eine vorübergehende. Als Markſteine des tiefſten Verfalls, hinter denen dann die ſiegreiche Verjüngung der italieniſchen Kunſt beginnt, haben wir hier noch zwei Werke des dreizehnten Jahrhunderts anzuführen, von denen das Niſchenmoſaik in Sta Francesca Romana vermuthlich, der Fries der Vorhalle von S. Lorenzo laut Inſchrift, alſo mit voller Gewißheit Honorius III. angehört. Dort ſteht Maria mit vier Heiligen in einer rundbogigen Architektur, die dicken ſchwarzen Umriſſe nur mit Einer Farbe ohne Schatten und Licht ausgefüllt; hier erſcheinen kleinere Darſtellungen die mit ihren völlig unvernünftigen Gewändern und der totalen Unkenntniß der Menſchengeſtalt eine Stufe bezeichnen auf der alles Urtheil ſtill ſteht.

Wir ſehen in dieſen großräumigen Werken die Kunſt an Geiſt und Gegenſtand von jenen Bildern durchaus verſchieden die ſich meiſtens weit unter Lebensgröße in den engen Kammern und Gängen der Grüfte vor uns ausgebreitet haben. Stellten jene die Hoffnung, ſo ſtellen dieſe in ſchimmernder Farbenpracht die Erfüllung dar. Während man dort in dem bartloſen Jünglingskopf des guten Hirten noch ſcheu nach einem Ideal ſuchte, gingen die Moſaiken mit ihrem orientaliſchen Männerkopf beſtimmter auf Ausdruck und Porträtwahrheit aus und nöthigten ihre Auffaſſung zuletzt auch den Katakombenbildern auf. In der lichtvollen Pracht und Paradieſesfreude des Moſaiks giebt ſich in ähnlicher Weiſe die geiſtige Richtung der Kirche nach Conſtantin kund wie in den Gruftbildern die Demuth der Verfolgungszeit ſich abſpiegelt. Daher ſind in den Moſaiken die Erinnerungen an Kampf, Schmerz, Tod gänzlich vermieden worden: auch nicht ein einziges Mal erſcheint in ihnen der Teufel noch das Leiden Chriſti oder eines andern Heiligen. Das Kreuz tritt, wo es nicht bei Chriſtus oder Petrus bloßes Emblem iſt, nur als Triumfzeichen in der Verklärung des Goldes und eingeſetzter Edelſteine auf. Dafür aber wird auch nur durch dieſe verklärte Menſchheit in Chriſtus und in den Heiligen der Gedanke der Gottheit ausgeſprochen; der ewige Vater iſt ſelten und wird meiſt durch eine bloße Hand bezeichnet welche aus den Glorienwolken über dem Haupt des Sohnes hervortaucht. Dagegen gehört denn ganz hierher die Einführung der Engel die beſonders in den byzantiniſchen Werken zu Ravenna begünſtigt ſind. Sie erſcheinen geflügelt in vollſtändiger Kleidung und ſchöner reifer Menſchengeſtalt; von ihrer Verzwergung zu Kindrengeln iſt noch keine Spur, lange Stäbe bezeichnen ſie als die raſchen Gottesboten. Die Kleidung hält ſich bei allen Figuren im Ganzen noch antik-römiſch, nur jüngere Heilige und die lebenden Stifter erſcheinen in der oft ſchon barbariſchen und meiſt überſchmückten Tracht ihres Zeitalters. Die Farbe der Gewänder ſteht noch nicht typiſch feſt; Chriſtus tritt weiß, blau, roth, grün und veilchenfarb auf. Der Hintergrund iſt in Rom meiſt von tiefem Blau, Byzanz zieht oft den Goldgrund vor. Beſonders zu beachten iſt der Fortſchritt der Moſaiken zum Hiſtoriſchen. Das heidniſche Element der Katakombenſymbolik iſt überwunden, die Typen ſtreben auf Porträtähnlichkeit hin; einzelne Werke, wenn auch noch dramatiſcher Lebhaftigkeit ermangelnd, nehmen doch geradezu geſchichtliche Gegenſtände auf, wie die Moſaiken von Maria Maggiore und die Zeremonienbilder der Kaiſerpaläſte, oder ſie führen wie die Szenen in S. Vitale und im Lateran lebende Perſonen in die kirchlichen Gegenſtände mit ein, ſo daß ſogar zur weltlichen Malerei ein Anſatz gemacht wird. Darum haben auch die ältern Werke noch große Mannigfaltigkeit. Aber das Naturgefühl und der Sinn für den Staat, die ächten Quellen des Hiſtorienbildes, waren doch nicht ſtark und nachhaltig genug um dieſen Weg innezuhalten. Die ſpätern Künſtler beſchränkten ſich auf das Kirchliche; wir ſahen in ihren Werken die Gegenſtände faſt ohne Ausnahme ſtereotyp werden. Wo aber die Kunſt ſelbſt ſich jung erhalten ſoll, muß ſie auch junge Stoffe ergreifen, um im Ringen mit ihnen ihrer Kraft bewußt zu bleiben. Moſaikarbeit wurde Sache der Schule, der Ueberlieferung; als man dieſe vergeſſen hatte ſchuf Italien ſie nicht aus ſich neu, ſondern knüpfte ſich nur wieder an byzantiniſche Tradizion an. Der Einzelgeiſt des Künſtlers hatte dabei Nichts zu thun, und ſo erklärt es ſich daß uns hier ſo wenig wie bei den Grabbildern ein Künſtlername überliefert worden iſt. Darum eben mußte auch dieſe Kunſt ſterben, weil ihr der treibende Anſtoß durch die ſelbſtſtändige Fantaſie- und Willenskraft einzelner Individuen abging.

Die Miniaturmalerei.

Das Chriſtenthum unterſcheidet ſich von den Naturreligionen dadurch daß es auf eine ſchriftliche Urkunde ſich gründet und mittels derſelben geſchichtlich beglaubigt. Buch und Schrift erhalten daher in ihm eine unendliche Bedeutung, auf ihrem Verſtändniß beruht alle Lehre und alle Reform: die Kirche nöthigt ihren Vertheidiger wie ihren Angreifer zum Bibelſtudium. So lag es nahe die heiligen beim Kultus gebrauchten Bücher, beſonders ihren Kern, die Schriften der Evangeliſten, würdig auszuſtatten. Man gab ihnen Einbände von geſchnitzten Elfenbeinplatten oder getriebenen Prachtmetallen; billig, ſagt um 1150 der Abt Rupert von Deuz, verzieren wir Evangelienhandſchriften mit Gold, Silber und Edelgeſtein, weil in ihnen mit rothem Schein das Gold himmliſcher Weisheit, mit blankem Schimmer das Silber glaubensvoller Beredtſamkeit, mit köſtlichen Geſteines Glanz die Wunder leuchten als ein güldenes mit Hyazinthen gefülltes Geſchmeide der Chriſtushand. Aber noch wichtiger als dieſe äußere Zier war das geiſtige Verſtändniß. Wie man nun ſchon in der römiſchen Kaiſerzeit ausgezeichnete Dichterwerke, wenn deren Sitten und Koſtüm der Gegenwart ferne lagen, mit Bildern illuſtrirte, ſo ging dieſe theils der Schönheit theils dem Verſtändniß dienſtbare Kunſtpraxis auch in die Kirche über. Natürlich wurde der Kreis der maleriſch behandelten Gegenſtände dadurch mächtig erweitert. Schon die beiden Teſtamente gaben dazu den reichſten Stoff her; es kamen aber bald auch Miniaturen zu Werken ſpäterer Schriftſteller auf, welche Gelegenheit zu hiſtoriſchen Szenen boten. Dahin gehören Predigtbücher und die ſogenannten Menologien oder Heiligenkalender in welchen man beim Jahrestage der Hauptheiligen deren Thaten oder Märtyrerleiden abzubilden liebte. Auch Abſchriften klaſſiſcher Autoren wurden in chriſtlicher Zeit bis zum Schluſſe des Mittelalters illuſtrirt; wir beſitzen z. B. noch aus dem fünften Jahrhundert einen miniirten Homer auf der Ambroſiana in Mailand, aus demſelben und aus dem zwölften und dreizehnten zwei Virgile auf der Vatikana, aus dem zehnten zwei Terenze ebendort und im Louvre, und mehrmals die Tragödien des Seneka; doch weiſt in dieſen Bildern die oft edle Kompoſizion bei mehr oder minder roher Ausführung darauf hin daß ſie nach ältern Muſtern aus der heidniſchen Zeit kopirt ſind. Auch in den rein chriſtlichen Miniaturen iſt die Manier der Antike ſichtbar, und bleibt es noch in karolingiſchen und mittelalterlichen Werken. Nächſt dem Koſtüm und einigen techniſchen Aeußerlichkeiten, wie der Art des Farbenauftrags, ſieht man dieß beſonders der Gruppirung an. Die Umgebung wird in der Regel nur durch eine unvollſtändige Architektur oder ein paar Bäume, manchmal ohne allen Hintergrund bloß durch die blaue Luft ausgedrückt.

Nebenfiguren oder lebloſe Dinge, wie Schiffe und Geräth, erſcheinen der Hauptgeſtalt durch Verkleinerung untergeordnet; Perſonen von dienendem oder doch niederm Stande erhalten einen dunkeln, bräunlichen Fleiſchton. An die Stelle der umgebenden Landſchaft tritt ganz gewöhnlich das Auskunftsmittel daß Städte, Flüſſe, Naturerſcheinungen und Himmelskörper, ja ſelbſt menſchliche Zuſtände und Eigenſchaften guter wie ſchlimmer Art durch Perſonen mit ſymboliſchem Gewand oder Geräth angedeutet werden. Aehnliches fanden wir ſchon in früher beſprochenen Kunſtarten; der Sarkofag des Baſſus zeigte uns eine ſolche Figur des Himmels unter Chriſti Füßen und das Kuppelmoſaik der biſchöflichen Taufkapelle zu Ravenna den Flußgott Jordan aus dem Waſſer emporgehoben um dem getauften Erlöſer ein Handtuch zu reichen. In den Miniaturen iſt dieſe Art der Verſinnbildung die ganz herrſchende, und ſelbſt in dem ſtrengen Byzanz nahm man an ihr keinen Anſtoß, obwol ſie an ſich durchaus heidniſch iſt und dem monotheiſtiſchen Geiſte des Chriſtenthums entſchieden widerſpricht. Aeſthetiſch iſt ſie nicht zu tadeln, da ſie unbewußt die große Wahrheit vom Leben der ganzen Natur ausſpricht und mit Geiſt aufgefaßt zur Erſchaffung der edelſten und großartigſten Geſtalten Anlaß giebt: doch iſt ohne allen Zweifel ihre Bequemlichkeit Schuld geworden daß nicht bloß die chriſtlichen Miniatoren ſondern ſchon die antike Kunſt auf die wirklich naturgemäße Ausbildung der Landſchaft und Umgebung verzichteten und ſo in dieſem Stück hinter der modernen Kunſt unendlich zurückblieben.

Die bedeutendſten Leiſtungen der Miniaturmalerei gingen von Byzanz aus, wo das Kloſterleben ihr Vorſchub that und die Tradizion der antiken Formen nicht durchbrochen wurde. Denn Italien verfiel allzubald der Barbareneroberung um fortblühen zu können. Zwar retten auch ſeine Arbeiten einen Hauch antiken Geiſtes und übertreffen die Byzantiner beſonders durch eine gewiſſe Fülle der körperlichen Geſtalt und durch Fernhalten des kalten Goldputzes. Dafür aber verfallen ſie auch in allzu maſſenhafte Körperlichkeit mit breiten Extremitäten bei kurzem gedrungenem Rumpf und groben Geſichtszügen. Schon vom ſechsten bis achten Jahrhundert giebt eine Vulgata auf der Laurentiana zu Florenz, von einem gewiſſen Servandus gemalt, und eine andere auf der Dombibliothek zu Perugia Zeugniß vom Verfall, indem Schatten und Licht durch harte Federumriſſe erſetzt ſind. Aber am tiefſten ſinkt Italien auch hierin vom zehnten bis zum dreizehnten Jahrhundert, als jenſeits der Alpen ſchon ein neuer und beſſerer Stil beginnt. Als Beiſpiel aus Vielem mag eine offenbar mit Aufwand hergeſtellte Handſchrift von Donizos Lobgedicht auf Gregors VII. Freundin und Helferin Mathilde aus dem elften Jahrhundert gelten welche die Vatikana aufbewahrt. Die Figuren kommen hier, wo für die Darſtellung einer eben erſt abgelaufenen Geſchichte gar kein Anlehnen an ältere Vorbilder möglich war, auf die ganze Formloſigkeit einer ſpielenden Kinderzeichnung heraus und ſind ohne alle Ahnung von Licht und Schatten nur durch Klere zwiſchen unſichern mit verſchiedenen Farben angelegten Umrißlinien hervorgebracht. Die Miniaturmalerei beſtätigt alſo bis ins tiefe Mittelalter das Armuthszeugniß Italiens das uns oben die Moſaiken gegeben haben.

Auch in Byzanz erhielt ſich bei herkömmlichen Figuren und Gegenſtänden, namentlich bei jenen landſchaftlichen und ſachlichen Perſonifikazionen noch lange der ſchöne antike Stil; in den zahlreichen Geſtalten aber die jetzt neu in die Malerei aufgenommen wurden, in Kaiſern, Mönchen und ſpätern Heiligen, bildete ſich eine eigenthümliche Kunſtweiſe in genauem Zuſammenhang mit dem Volksgeiſte aus. Die asketiſche Richtung der Zeit ſah die Frömmigkeit in der Abmagerung, die denn zur übertriebenen Länge der Figuren bei ſehr kleinen und dünnen Extremitäten führen mußte. Die Geſichter erhielten ein langgezogenes Oval, eine gerunzelte Stirn und den Ausdruck trocknen, lebensmüden Ernſtes, das Fleiſch ſtatt ſeiner natürlich heitern Farbe einen orangenen, ziegelrothen und zuletzt mumienhaft bräunlichen Ton. Selbſt die Gewandung nahm durch mageres aber ſcharfkantiges Gefält den Charakter des Engen und Gezwungenen auf. Andererſeits malt ſich in ſtarkem Kontraſt mit dieſer auf Fülle und Schönheit verzichtenden Demuth die weltliche Prachtliebe in der Anwendung des Goldes. Mit dieſem ſind außer den Heiligenſcheinen theils ganze Gewänder, theils in Kleidern von anderer Farbe die Lichtpartien angelegt; ſeit dem zehnten Jahrhundert füllt es manchmal den ganzen Hintergrund des Gemäldes aus. Zuweilen erſcheint Chriſtus in einer goldenen oder ſonſt lebhaft gefärbten Umſchließung von der Form des Kreiſes, des Eirunds oder der Mandel. Uebrigens ſind Technik und Farben anfangs noch ſehr ſchön. Ueber flüchtige Pinſelumriſſe legt ſich dieſelben verbergend eine kräftige undurchſichtige Deckfarbe, auf welche dann Licht und Schatten oft mit großer Meiſterſchaft und Sicherheit aufgeſetzt ſind; zuweilen läßt die abgefallene Farbe erkennen daß um richtige Verhältniſſe zu gewinnen die Geſtalt nackt hingezeichnet und das Gewand darüber gemalt worden iſt. Dieſe Technik verfällt aber wiederum mit jenem zehnten Jahrhundert das überhaupt eine ſtarke Wendung zum Schlimmern andeutet; die Farben werden dünner aber dabei unharmoniſcher, die Umriſſe treten hart und dick hervor, die Modellirung durch dunklere und hellere Töne fehlt oder verunglückt. Eine ähnliche Umwandlung erfahren die Gegenſtände ſelbſt und ihre Auffaſſung. Zwar herrſcht durch alle Zeiträume der byzantiniſchen Kunſt hierin ein gemeinſames Grundgefühl. Mit großer Sorgfalt vermeidet man das Nackte; eine Maria als Säugende mit bloßer Bruſt, ein unbekleidetes Chriſtuskind kommt nicht vor, ſelbſt der Gekreuzigte behält meiſt ſeinen Purpurmantel: bei andern Figuren iſt alles Verfängliche durch die Stellung oder durch vorgeſchobene Gegenſtände künſtlich verdeckt. Auch das iſt gemeinſchaftlicher Charakter des Byzantiniſchen daß der herbere Geiſt der Zeit die Bilder des Todes nicht mehr wie früher vermeidet. Die Kreuzigung Chriſti findet ſich zuerſt in einer ſyriſchen Handſchrift des alten Teſtamentes auf der Laurentiana zu Florenz vom Jahr 586, und wird ſeit dem Siege der Bilderfreunde im neunten Jahrhundert häufig wiederholt. Aber erſt in der zweiten Periode kommen mit jenen Menologien die grauſamen Marterbilder geröſteter, erſäufter, mit Keulen erſchlagener oder von Beſtien zerriſſener Blutzeugen vor, deren das durch Deſpotismus und Möncherei abgeſtumpfte religiöſe Gefühl des Orients zur Aufregung bedurfte. Auch der Crucifixus ſelbſt geht in dieſe Richtung ein. Früher mit offenen Augen und aufgerichtetem Leibe den Sieg des Geiſtes über Schmerz und Tod verkündigend, bricht er hernach in ſich zuſammen; die Augen ſind geſchloſſen, der geſchwellte Leib beugt ſich nach der rechten Seite auswärts, Arm und Bein werden ſchlaff und ſpannungslos, der Ausdruck leichenhaft. Indes durchbrach erſt die Eroberung Konſtantinopels durch die Abendländer (1204) vollſtändig die alten Ueberlieferungen: was noch ſpäter von byzantiniſchen Miniaturen gemacht wurde zeigt neben gänzlicher Vertrocknung der Geſtalt auch flüchtige Technik.

Unter den vielen erhaltenen Bilderhandſchriften iſt die älteſte eine griechiſche des erſten Buches Moſe aus dem fünfzehnten Jahrhundert auf der Bibliothek zu Wien, in Gold und Silber auf purpurrothes Pergament geſchrieben und mit 88 Bildern verziert. Obwol byzantiniſche Arbeit, zeigt ſie noch große Verwandtſchaft mit antiken Muſtern. Aehnlich iſt eine 32 Fuß lange, faſt 1 Fuß hohe Pergamentrolle im Vatikan welche ohne Text, bloß mit erklärenden Beiſchriften, kriegeriſche Szenen des Buchs Joſua abbildet. Den Hintergrund nehmen hier meiſt Berge ein auf welchen perſonifizirte Städte, Hügel und Flüſſe ſichtbar werden; dieß und die ſehr lebendig bewegten Menſchen- und Thierfiguren bei ziemlich plumper Ausführung laſſen glauben daß ſie nur Kopie eines ſchönen ältern Werkes iſt. Ein ſyriſches Evangelienbuch von 586 auf der Laurentiana zu Florenz, Arbeit des meſopotamiſchen Mönches Rabulas und merkwürdig durch die erſte Darſtellung des Crucifixus, zeigt Eigenthümlichkeit in leidenſchaftlich bewegten Figuren von außerordentlich häßlichen und ſchiefen Geſichtszügen die ſelbſt Chriſtus theilt. Der volle byzantiniſche Stil herrſcht dagegen in den 43 prachtvollen Bildern der für Kaiſer Baſilius Makedo (867—886) geſchriebenen Predigten des Gregor von Nazianz im Louvre. Sie enthalten außer vielen Heiligengeſchichten auch Kaiſerporträts und wirkliche Hiſtorien- und Schlachtſtücke, z. B. Conſtantins Sieg bei der Tiberbrücke und Julians Fall in der Perſerſchlacht; auch findet ſich hier zum zweitenmal der Crucifixus, ferner die erſte Einführung des übrigens noch ganz menſchlich gefaßten Teufels und einige ſchon in ſpäterer Weiſe grauſame Marterbilder. Herrlich iſt ebendaſelbſt ein Pſalmbuch des zehnten Jahrhunderts durch Aufnahme jener Perſonifikazionen. So ſchwebt über dem Auszug aus Aegypten die Nacht als bläuliche Frauengeſtalt mit hellblauem Nimbus und Sternenſchleier, neben Moſes ſitzt die Wüſte, Farao wird von dem Abgrund unter dem Bilde eines kraftvollen Mannes in die Tiefe geriſſen, und im Vorgrunde erſcheint als nacktes Weib mit grünem Gewand um die Hüften das rothe Meer. Endlich erwähnen wir noch ein von acht namentlich genannten Malern herrührendes Menologium Baſilius II. (975—1025) im Vatikan, welches bei glänzender Ausführung doch durch die Aufnahme des Goldgrundes bei allen 430 Bildern, durch wüſte Marterdarſtellungen und überfeines Gefält den Beginn jener zweiten und geringeren Periode andeutet.

Die plaſtiſchen Arbeiten der Byzantiner.

Schau, mit was für Prachtgeräthen dienen ſie da dem Sohne der Maria! rief der kaiſerliche Quäſtor Felix aus, als er unter dem abtrünnigen Julian in die Kirche von Antiochia eintrat um ihre Schätze einzuziehen. So ſchnell im Laufe des halben Jahrhunderts zwiſchen Conſtantin und Julian hatte der chriſtliche Kultus ſeine äußere Geſtalt verändert. Von den ſchlichten höchſtens in Goldverzierung das Hirtenbild oder ein Symbol enthaltenden Glasſchalen der Verfolgungszeit ging man ſchon unter Diokletian zu Abendmahlskelchen von edeln Metallen über; nach dem Siege der Kirche aber häuften ſich Geſchenke dieſer Art in denen beſonders die Laienfrömmigkeit einen Ausdruck fand. Für Aufbewahrung der Prachtgeräthe und Prieſtergewänder zu den verſchiedenſten Handlungen des Kultus wurden bei den Hauptkirchen eigene Anbauten nöthig. So waren zunächſt mit höchſter Verſchwendung die Geräthe für das Licht ausgeſtattet in welchem das damalige Chriſtenthum gerne ſymboliſche Beziehungen ſuchte. Thurm- und baumartige Kandelaber mit daranhangenden Oellampen waren durch die ganze Kirche vertheilt; von der Decke ſchwebten Kronleuchter in mannigfachſter Form herab, und um den Altar ſtanden drei oder ſieben Cereoſtaten oder Standleuchter für hohe Wachslichter. Die aufgemauerten Kanzeln trugen Leſepulte von edelm Metall; neben der des Evangeliums ragte die mächtige Säule des Leuchters auf welchen man die Oſterkerze aufſteckte. Die Hauptpracht drängte ſich in der Niſche zuſammen. Bei der Sofien- und der ältern Peterskirche war ihr unterer Theil ganz mit Silberplatten verkleidet; von demſelben Metall erhub ſich über dem goldbeſchlagenen Altar das Ciborium, ein Baldachin auf vier Säulen unter dem die Gefäße aufgeſtellt wurden. Zu dieſen gehörten anßer den goldenen mit Edelſtein eingelegten Räuchergeräthen und den großen Silberwannen in denen man vor der Kommunion den Wein hineinbrachte vor Allem Kelch und Schüſſel. Das Ciborium diente urſprünglich zur Verdeckung der Abendmahlselemente; zu dieſem Zwecke wurden an Querſtangen verſchiebbare Vorhänge von den koſtbarſten gewobenen oder geſtickten Stoffen unter dem Namen der Antependien oder Frontalien angebracht; ähnlich reich waren die Prieſtergewänder und die vielen bei Feſten aufgehangenen Teppiche. Wie es ſinkenden Künſten eigen iſt, wurde jetzt auf den Stoff ſelbſt Werth gelegt; weil aber koſtbare Stoffe die Raubſucht einladen, ſo hat dieſe Eitelkeit ſich in ſo furchtbarer Weiſe gerächt daß von den unermeßlichen Reichthümern Roms, Ravennas und Konſtantinopels auch kein einziges Prachtſtück den Ruhm ſeines Meiſters bis auf uns gerettet hat. Die zur Zeit Karls eben erſt mit fabelhaftem Glanze gezierten römiſchen Baſiliken Peter und Paul wurden bald von ſtreifenden Sarrazenen, die Pracht der Claſſis von den Longobarden ausgeplündert: Konſtantinopel behauptete länger ſeine Kirchenſchätze, bis auch an ihnen die lateiniſchen Abenteurer 1204 ſich für die Koſten ihres ſogenannten Kreuzzugs entſchädigten. Nur ein Werk byzantiniſcher Stickerei hat ſich in der Sakriſtei der römiſchen Peterskirche erhalten, nämlich die Dalmatika mit der die Kaiſer bei der Krönung bekleidet wurden. Der Oberſtoff iſt von blauer, das Futter von rother Seide, die Figuren mit Goldfäden eingeſtickt, Chriſtus auf der Rückſeite in der irdiſchen, vorn in der himmliſchen Verklärung, auf den Ermeln Brot und Wein vertheilend; vermuthlich gehört es der Zeit Leos III. an von dem wir auch ſonſt wiſſen daß er zuerſt für römiſche Kirchen Stickereien anfertigen ließ.

Ueber dieſen ornamentiſtiſchen Arbeiten ging der Ernſt der ächten Plaſtik verloren. Auch für kaiſerliche Porträtſtatuen wendete man den kalten ſcharfen Metallglanz des Goldes und Silbers an, der die Züge des Lebens tödtet. Seltener kamen Erz und Marmor in Gebrauch; doch konnte Juſtinian noch eine ganze Statuenſammlung in einem vorſtädtiſchen Palaſte aufſtellen in der auch Theodoras Bild auf einer purpurfarbigen Säule ſeinen Platz fand. Des Kaiſers eigener vielbewunderter Reiterkoloß in Erzguß erhub ſich auf hohem Piedeſtal am Auguſteum; in antikem Koſtüm mit Panzer und Helm, aber ohne Waffen, führte er in der Linken die Weltkugel mit dem Kreuze, während die erhobene Rechte den Barbaren des Oſtens Ruhe zu gebieten ſchien. Auch heilige Statuen werden erwähnt, von denen außer dem ſitzenden Porträt des Biſchofs Hippolytus und zwei Marmorbildern des guten Hirten im Vatikan nur die tüchtig gearbeitete eherne Apoſtelſtatue in der Peterskirche erhalten iſt. Doch ſcheint der Bilderſtreit, obwol er mit Duldung der Malerei ſchloß, dieſer plaſtiſchen Nachahmung der Menſchengeſtalt ein Ende gemacht zu haben. Dagegen erhielt ſich noch lange in handwerklicher Uebung das Einlegen verſchiedener Metalle oder die ſogenannte Agemina, welche ſchon ſeit dem vierten Jahrhundert unter dem Namen der barbariſchen Arbeit in Mode gekommen war. Beſonders zur Verkleidung großer hölzerner Flügelthüren von Kirchengebäuden wurden nämlich Erzplatten gravirt und die Konturen durch eingeſchmelzte Drähte feinern Metalls ausgefüllt und hervorgehoben. Im elften Jahrhundert gingen ſolche Erzbeſchläge häufig als Handelsgegenſtände in das kunſtarme Abendland; 1060 ließ Deſiderius von Monte Caſſino ſolche für den Neubau ſeiner Kirche kommen, und 1070 goß in Auftrag des römiſchen Konſuls Pantaleone laut Inſchrift der Gießer Staurakios die Thüren von S. Paolo bei Rom. Sie enthielten auf 54 mit Silberdraht eingelegten Feldern das Leben Jeſu (zwei Proben 8, c. d), die Profeten und Apoſtel ſammt der letztern Martertod. Trotz der handwerklichen Ausführung zeigten beſonders die ſtatuariſch gehaltenen freilich überſchlanken Figuren mit ihren feinen Gliedern und Köpfen im Vergleich mit den klobigen Geſtalten der gleichzeitigen Italiener noch vielen Adel. Seit dem Brande der Paulskirche iſt dieß Prachtwerk zerſtört; doch bewahrt die Kirche von Amalfi noch einen ganz ähnlichen Schatz, während die Thüren von Kloſter Susdal in Rußland ſogar mit Goldfäden eingelegt ſind. Technik und Pracht bleiben auch ſo ſpät noch der Charakter des Byzantiniſchen.

Ganz beſonders aber fand Fleiß und Geduld des dortigen Arbeiters an dem mühſamen Stoffe des Elfenbeins Freude, aus welchem denn eine große Menge von Denkmalen ſich erhalten hat. Dahin gehören zunächſt die Diptychen oder Schreibtafeln von dünnen in flachem Relief ausgeſchnitzten Elfenbeindeckeln mit

Gegenſtänden weltlichen und geiſtlichen Inhalts, von denen man auch zu Altartafeln mit zwei oder drei Flügeln (ebenfalls Diptychen und Triptychen genannt), ja ſogar zur Ausarbeitung ganzer Thürflügel fortſchritt. Manches der Art hat ſich im Muſeo Borbonico zu Neapel, im chriſtlichen Muſeum zu Rom, im Palaſt Ricciardi zu Florenz, im Louvre zu Paris, in der Bibliothek und der Kunſtkammer zu Berlin, in München und anderswo erhalten, woran man ähnlich wie an den Miniaturen Ausbildung und Verfall des byzantiniſchen Stiles nachweiſen kann. Das ſchönſte Elfenbeinwerk aber, den Biſchofsſtuhl des Maximianus aus dem ſechsten Jahrhundert, bewahrt der Dom zu Ravenna; er zeigt an den Flächen vortreffliche Reliefs aus der bibliſchen Geſchichte, an den Füßen aber reiche und techniſch höchſt vollendete Ornamente von Thieren und Blattwerk.

Bildnerei und Malerei bei den Deutſchen.

Was man in Rom und Byzanz machte, darin verſuchte ſich bald auch die barbariſche Hand. In allen bisher geſchilderten Kunſtzweigen arbeitete man zur Zeit Karls d. Gr. auch dießſeits der Alpen; noch früher aber ging in Italien der Oſtgothe auf die dort einheimiſche Kunſt ein. Theodorichs Paläſte nahmen, wie ſie an baulicher Pracht mit den Byzantinern wetteiferten, auch bereits den Schmuck des Moſaiks und des Erzguſſes in ſich auf. Zur Verzierung ſeiner Herkulesbaſilika in Ravenna beſtellte er römiſche Moſaiſten; über dem Thore des Palaſtes ſah man den Helden ſelbſt im Panzer, mit dem Schilde der linken Hand die mit Helm und Lanze bewehrte Roma ſchirmend, während die Rechte den Speer über die hülfeflehend ihm zugewendete Ravenna erhub. Ein zweites ebenfalls muſiviſches Porträt ſchmückte dort die Niſche des Trikliniums, ein drittes den Palaſt zu Pavia. Aber herrlicher als dieß Alles war die mächtige eherne Reiterſtatue des Königs auf dem Vorplatz welche ſpäter nach Achen wandern mußte. Die Maße waren ſo koloſſal daß in Maul und Nüſtern des auf drei Füße geſtemmten Roſſes Vögel hauſten; die prächtige völlig nackte Geſtalt des Helden, an deren Rücken nur als Andeutung der vaterländiſchen Tracht eine Thierhaut herabhing, führte an der Linken den Schild, die Rechte ſchwang als Zeichen der Beſitznahme des

Landes den königlichen Speer: eine Auffaſſung die nach Koſtüm und Stellung für ganz neu gelten muß. Bei den übrigen Wandervölkern bleiben nur die Malereien aus der Geſchichte der Longobarden in Theudelindens Palaſt zu Monza zu erwähnen welche aber mit dem Gebäude untergegangen ſind, wenn nicht etwa die dortige Lombardenkrone dieſer Zeit angehört welche von einem in ſie kreisförmig eingeſchmiedeten Nagel des Kreuzes Chriſti den Namen der eiſernen führt. Doch werden Malernamen erwähnt, und es mögen die ſehr beſchädigten Wandmalereien der Krypten unter dem Dome zu Aſſiſi und unter SS. Nazaro e Celſo zu Verona der ſpätern Longobardenzeit angehören. Am roheſten erſcheinen in ihrer frühen bloß kriegeriſchen Periode die Franken. Unglaublich plump an Schrift und Figuren iſt z. B. eine Marmorplatte in Trier mit der Grabſchrift eines vornehmen Franken Hledericus zwiſchen Fiſchen und Tauben, an der nicht einmal die verſuchte Glättung des Steines gelingen wollte; aber auch ein kleiner Steinſarg in S. Urſula zu Köln der einer Tochter Pipins zur Ruheſtätte dienen ſoll iſt noch ohne allen Sinn für Verzierung. Eben dort ſieht man in der Unterkirche von S. Gereon Trümmer eines rohen Moſaiks mit Heiligenfiguren und Inſchriften das ebenſowol wie der muſiviſche Grabſtein der Fredegunde in Paris noch der merowingiſchen Periode anzugehören ſcheint; die gleichfalls in Paris bewahrten Statuen von Königen dieſer Dynaſtie, z. B. des Chlodwig, ſind von zweifelhafter Aechtheit. Daß man den Erzguß gar nicht verſtand, beweiſt die alte, dem Biſchof Kunibert (um 650) zugeſchriebene Glocke in S. Cäcilia zu Köln in Form einer Kuhſchelle aus drei Platten mit kupfernen Nägeln zuſammengenietet. Aber eine hellere Zeit beginnt denn durch die engere Verbindung mit Italien, Südfrankreich und England ſchon unter den pipiniſchen Hausmeiern. Der Sinn für Pracht und edle Metalle, wie er dem Halbbarbaren eignet, trieb zur Ausbildung der Goldſchmiedekunſt an Schmuckſachen und Kirchenzierden. Beliebt war beſonders Filigranarbeit welche über einer Fläche aus aufgelegten und in einzelne Pünktchen zerſchmelzten Goldfäden eine Arabeskeneinfaſſung für die dazwiſchen eingeſetzten Edelſteine bildet. Hierin zeigt ſich deutlich das uralte deutſche Kunſtgefühl für elegante Linienverſchlingung. Eine große Goldſpange dieſer Art, ohne Zweifel fränkiſch, bewahrt Houbens Sammlung zu Xanten. Ausgezeichnet aber iſt die unter 8, a mitgetheilte Vorderſeite des Reliquienſchreines in der Münſterkirche zu Emmerich der jetzt als Monſtranz dient. Der in der Mitte ſich zuſpitzende eichene Kaſten von 15 Zoll Höhe iſt an der Vorderſeite mit dünnem Goldblech überkleidet. Breite Ränder und ein Kreuz, mit Filigran zwiſchen Edelſteinen und antiken Gemmen verziert, trennen vier Felder ab auf denen die geflügelten Evangelienthiere mit Sternen und kreuzförmigem Nimbus in getriebener Arbeit ſtehen. Die Figuren ſind roh und ſchematiſch aber ſehr von den byzantiniſchen verſchieden, das einfaſſende Rankenwerk höchſt fein und elegant. An der Rückſeite iſt ein ſchwarzer Lack aufgetragen in welchen Figuren eingeritzt ſind, ſo daß ihre Umriſſe von dem durchſcheinenden Metallgrund gebildet werden. Wir ſehen hier die Evangeliſten wiederholt, in der Mitte aber den Gekreuzigten zwiſchen Sonne und Mond welche ihr Haupt verhüllen. Die gleich dem Titel des Kreuzes lateiniſche Inſchrift beſagt daß die eingeſchloſſenen Reliquien Willibrord (der große angelſächſiſche Miſſionar und Biſchof von Utrecht) in Rom vom Papſt Sergius empfangen habe. Der Kaſten rührt demnach etwa v. J. 700 und entweder wegen der heraldiſchen Thierfiguren von einem Angelſachſen oder von einem einheimiſchen Arbeiter her, da uns ein 50 Jahre älterer Miſſionar dieſer Gegenden, der Nordfranzoſe S. Eligius, gleichfalls als Goldſchmied und Arbeiter von Heiligengräbern genannt wird. Außerdem wird hier noch ein ſchöner vergoldeter Kelch mit einem Fuße von übereinandergelegten Blättern nebſt Patene gezeigt die gleichfalls von Willibrord herrühren ſollen.

Aber auch in dieſen Kunſtgebieten war es erſt Karl d. Gr. der ſeinem Volke den vollen Zugang zu den Künſten des Südens und Oſtens brach. In Rom und Ravenna die er dem Reiche einverleibte gab er ihm früher ungekannte Vorbilder zu ſchauen; die Byzantiner überſandten ins Abendland die köſtlichſten Produkte ihrer Künſtlerwerkſtätten als Geſchenke. Wir haben ſchon mehrfach gefunden daß er in Italien ſelbſt die Kunſt neu beflügelte: einzelne Arbeiter mögen von dort die überlieferte Technik nach Deutſchland getragen haben. Uebrigens bildeten fränkiſche Künſtler ſich auch ſelber durch Reiſen in die alten Kulturländer aus:

es wird uns das wenigſtens beſtimmt von Tutilo, dem Mönch von S. Gallen, gemeldet der als Baumeiſter, Maler, Goldſchmied und Bildſchnitzer ſolcher Ehre genoß daß die Legende ihm die h. Jungfrau bei der Arbeit helfen ließ. In den kurzen Zeitraum von Karls Anregung oder Nachwirkung, alſo ins neunte Jahrhundert, drängt ſich daher das Meiſte zuſammen was dießſeits der Alpen von einheimiſcher altchriſtlicher Kunſt übrig iſt.

Wir haben bereits bei der Architektur des reichen Erzſchmucks gedacht mit welchem Karl ſeine Schloßkapelle in Achen zierte. Beſonders in den nach verſchiedenen Muſtern durchbrochenen Geländern des obern Umgangs entfaltet ſich wieder der altgermaniſche Sinn für die verzierende Linie. Die Wölfin, urſprünglich wol ein einheimiſcher Erſatz für die Löwen am Springbrunnen der Sofienkirche, bewährt in ihrer bequemen Haltung und der derben aber naturwahren Ausführung des Pelzes bereits die Schärfe des niederdeutſchen, überhaupt des nordiſchen Auges für die thieriſche Schöpfung, die ſich durch die mittelalterliche Thierfabel und die ſchönen Chorſtühle des Niederrheins bis zu den modernen Viehſtücken der Holländer verfolgen läßt. Auch Prachtmetalle wurden vielfach bearbeitet. In dem Speiſeſaal des achner Palaſtes ſtanden außer dem goldenen drei ſilberne Tiſche mit edeln Geräthen welche alſo wol zu Kredenztiſchen dienten. Auf dem einen viereckten ſah man eine Abbildung von Konſtantinopel, auf dem zweiten runden von Rom; der dritte und ſchönſte aber, den Karls Enkel Lothar zerſchlug um ihn an ſeine Krieger zu vertheilen, zeigte eine Karte des ganzen Univerſums nebſt dem Planetenlauf und dem Sternſyſtem. Eine für den Beſitzer ſehr charakteriſtiſche Verzierung: der Mann der unter ſeinem Kopfkiſſen das Schreibzeug bewahrte wollte auch von der Pracht noch Nutzen und Unterricht. Beſonders ſetzte aber die Goldſchmiedekunſt die Verzierung der Altäre in der bei dem emmericher Werke geſchilderten Kunſtmanier fort. Ein Werk dieſer Art aus getriebenem Golde enthält das nordiſche Muſeum zu Kopenhagen; die untern Felder ſollen karolingiſchen Stil zeigen, und leicht könnte es als ein Geſchenk nach Dänemark gekommen ſein da namentlich Ludwig der Fromme vielen Eifer für die Bekehrung dieſes Landes bewieſen hat. Aber das Schönſte bleibt die prächtige Altarbekleidung von S. Ambrogio in Mailand. Die Vorderſeite von Gold- und die drei andern von Silberblech ſind durch kreuzförmige ſich durchſchneidende Streifen von Email mit zwiſcheneingelegten Edelſteinen in viele Felder getheilt die durch Figuren in getriebener Arbeit geſchmückt werden. So enthält die Vorderſeite einen thronenden Chriſtus zwiſchen den Evangeliſten und Apoſteln nebſt Szenen aus dem Leben Jeſu, die Nebenſeiten Heilige als Bruſtbilder und in ganzer Figur zwiſchen Engeln, die Rückſeite Geſchichten aus dem Leben des Kirchenpatrons S. Ambroſius. Im Mittelfeld erſcheint der Heilige den Biſchof Angilbert und den Werkmeiſter ſegnend. Der Name des letztern, Wolvinius, führt auf deutſche Abſtammung, der des Biſchofs aber auf die erſte Hälfte des neunten Jahrhunderts, alſo in Ludwig des Frommen Zeit. Dieſes inſchriftliche Zeugniß iſt zu unverwerflich um das Werk, mit Ausnahme einiger nachgebeſſerten Felder die ſich aber auch deutlich genug unterſcheiden, einem ſpätern Zeitalter zuzuſchreiben. Ungezweifelt iſt es das Schönſte und Lebenswahrſte was uns aus karolingiſcher Schule übrig geblieben: der Stil iſt weder ſo roh wie der römiſche noch ſo manierirt wie der byzantiniſche. Beſonders zahlreich müſſen auch die Prachtzierden des Kirchendienſtes geweſen ſein. Die Gold- und Silbergefäße der achner Marienkirche rühmt Eginhard; Prieſtergewänder hatte Karl ſo viele dorthin geſchenkt daß nicht einmal die unterſte Klaſſe der Geiſtlichen, die Pförtner, beim Kultus ihre Privatkleider zu tragen brauchten. Das rheimſer Konzil von 813 verordnete ſogar daß nur in ganz armen Kirchen zinnerne, ſonſt durchaus goldene oder ſilberne Abendmahlsgeräthe gebraucht werden ſollten. Alle dieſe Schätze haben die normanniſchen Plünderungen und die Noth der ſpätern Karolinger nicht überdauert.

Zu derartigem Kirchenſchmuck gehörten denn auch die Elfenbeintafeln als Deckel der heiligen Bücher oder der Diptychen aus denen man beim Kirchengebet die Namen verdienter Wohlthäter abzuleſen pflegte. Dieſer Kunſtzweig mag auch im Abendland beſonders in der Stille der geduldigen Kloſtereinſamkeit gediehen ſein. Zuweilen verband man den milden Ton des Elfenbeins mit dem Schimmer des Metalls. Die große königliche Bibliothek zu Paris hat ein Pſalmbuch Karls des Kahlen; die ſilberbeſchlagene Vorderſeite iſt an den Rändern mit drei Reihen ungeſchliffener Edelſteine beſetzt von denen Elfenbeinreliefs umrahmt werden. Vom größten Kunſtwerth aber iſt eine 14 Zoll hohe, 5 breite Tafel in der Stadtbibliothek zu Frankfurt die jetzt eine Evangelienhandſchrift des vierzehnten Jahrhunderts ſchmückt. In einer Einfaſſung antik gehaltener Akanthusblätter ſehen wir die Darſtellung des Meßopfers an einem Altar der auf vier korinthiſirenden Säulchen ein Ciborium mit Engeln trägt und an der Vorderſeite in viereckten Feldern mit ſchönen Laubroſetten geſchmückt iſt. Hinter ihm erſcheint oben zwiſchen fünf Diakonen die größere Hauptfigur des Kelch und Hoſtie weihenden Prieſters im Kirchenkoſtüm der karolingiſchen Zeit, unten aber am Altarfuß fünf ſingende Miniſtranten. Die Technik iſt von ausgezeichneter Feinheit, ſelbſt die Stickerei des dünnen Altarlinnens und die Schrift des Meßbuchs ſind wiedergegeben, die Köpfe haben feierlichen Ausdruck und in den Singenden macht ſich ein höchſt lebendiger, ja übertriebener Naturalismus geltend, während andererſeits Haltung und Gewandung noch ſteif und die Hände wenigſtens bei den kleinern Figuren zu groß ausfallen. Verwandten Werthes ſcheinen die Jagdbilder in flachem Relief auf dem Elfenbeinjagdhorn zu ſein das die Kunſtkammer in Berlin bewahrt. Die Platte eines dem Kaiſer Karl perſönlich zugehörigen Diptychons mit dem thronenden Chriſtus hat die Bibliothek von S. Gallen; wichtiger aber iſt ihr ſpäter geſchnitztes Gegenſtück mit der Himmelfahrt Maria und einer Szene aus dem Leben des h. Gallus von der Hand des berühmten Tutilo, dem man auch ein zweites dortiges Paar von Buchdeckeln zuſchreibt. Dieſe Werke erweiſen die Fortpflanzung karolingiſcher Kunſtſchule in Klöſtern bis ins zehnte Jahrhundert, in welchem uns unter den Sachſenkaiſern auch ſtilverwandte Goldſchmiedarbeit begegnen wird.

Aber die karolingiſche Zeit beſchränkte ſich nicht auf dieſe im Kleinen große ornamentirende Thätigkeit; die ſtattlichen Kirchen- und Schloßbauten der Kaiſer, aber auch die zahlreichen Abteikirchen forderten eine großräumige Kunſt. Da trat denn die Wandmalerei in ihr Recht. Für den Prachtbau der achner Kirche wählte Karl paſſend den Glanz des Moſaiks. Auf Goldgrund mit rothen Sternen erſchien auf der öſtlichen Fläche der Kuppelwölbung der ſegnende Chriſtus in langem Untergewand, goldenem Kreuznimbus und röthlichem Mantel thronend, über ihm Engel in einem Farbenregenbogen, unten aber die zwölf Aelteſten die von den Stühlen aufgeſtanden ihm ihre Kronen emporreichten: die letztern hatten wieder eine im Vergleich mit römiſchen und byzantiniſchen Moſaiken höchſt lebhafte und bei ſämmtlichen Figuren verſchiedene Bewegung. Weit reicher im Gegenſtande war der Bilderſchmuck der Kirche zu Ingelheim. Vermuthlich am Fries über den Säulen, wie in der Maria Maggiore, zog ſich links eine Reihe altteſtamentlicher Bilder hin, denen an der Gegenwand Geſchichten des Lebens Jeſu vielleicht mit ſymboliſcher Paralleliſirung der einzelnen Gruppen entſprachen. Der Feſtſaal des daneben liegenden Schloſſes enthielt in ähnlicher Zweitheilung, aber wie es ſcheint an der Decke, den vollſtändigen Gang der Weltgeſchichte. Die fünf Felder der erſten Reihe umfaßten Ninus, Cyrus, Falaris mit Romulus, Hannibal, zuletzt Alexander neben den letzten Triumfen der Römer; die der zweiten Conſtantin, Theodoſius, Martel, Pipin und Karl d. Gr., alle in Verrichtung ihrer Hauptthaten; es war folglich eine durchgeführte Gegenüberſtellung der heidniſchen und der chriſtlichen Weltreiche. So war auch im achner Palaſt Karl als idealer Schirmherr der Kirche in ſeinen Kämpfen wider die ſpaniſchen Mauren abgebildet. Die Malart dieſer Bilderkreiſe iſt uns nicht bekannt; bei denen des ingelheimer Schloſſes ſcheint es faſt daß ſie aus Holz geſchnitzt aber doch ohne Zweifel durch Farben belebt waren.

Da dieſe ausgedehnten Werke ſämmtlich für uns verloren ſind, müſſen wir unſer Urtheil über die karolingiſche Malerei vorherrſchend auf die Miniaturen heiliger Handſchriften gründen die ſich in den ſtillen Kloſter- und Dombibliotheken in ſehr großer Zahl gerettet haben. In Aufnahme dieſer Kunſtart gingen aber den Franken die Angelſachſen voraus. Während bis jetzt keine einzige fränkiſche Bilderhandſchrift aus der Zeit vor Karl ſich gefunden hat, beweiſen mehrere Denkmale daß man es in England ſchon während des ſiebenten Jahrhunderts darin zur bedeutender Höhe gebracht hatte; denn hier blühte früher als auf dem Kontinent ein geordnetes Kirchen- und Kloſterleben das Lerneifer und Studium weckte. Zwei Evangelienhandſchriften, das berühmte

Cuthbertbuch im britiſchen Muſeum und eine von Willibrord herübergebrachte in der großen Bibliothek des Louvre zeigen in den Bildern der Evangeliſten intereſſante Manier. Sie ſind mit feiner Feder gezeichnet und mit hellen Farben ohne Schattenangabe ausgemalt; dabei aber haben beſonders die Thiere eine ganz wunderliche Geſtalt, indem ſie ohne Natur wie eine Art fantaſtiſchen Ornamentes nach Art der ſpätern Wappenbilder aufgefaßt ſind. Deſto mehr ziehen die Arabesken an; die Anfangsbuchſtaben und die Einfaſſungen des Textes werden auf ſchwarzem Grunde von verſchlungenen mehrfarbigen Bändern und Schnörkeln gebildet zwiſchen denen Drachenköpfe ſich beißen; ſowol Farben als Linien ſind geſchmackvoll und künſtlich zuſammengeſtellt. In den fränkiſchen Handſchriften tritt dagegen der Sinn für die natürlichen Verhältniſſe der Figuren viel kräftiger hervor, während die Ornamente oft von ähnlicher Schönheit wie jene engliſchen ſind. Unter den für Karl d. Gr. ſelbſt gearbeiteten Miniaturen ſind drei Evangelienbücher beſonders wichtig, eines aus Toulouſe mit Angabe des Malers Gottſchalk, Goldſchrift auf Purpur, in der königlichen Privatbibliothek des Louvre, das andre aus Soiſſons in der großen Bibliothek daſelbſt, das dritte von Karls Schweſter Ada der Maximinsabtei bei Trier verehrt und jetzt auf der dortigen Stadtbibliothek, Gold auf farbloſem Pergament. Sie zeigen altchriſtliches Vorbild mit nordiſcher Derbheit und ſogar Rohheit nachgezeichnet, daneben aber einen byzantiniſchen Einfluß. Die Farben ſind etwas grell und bunt, ſehr ſchön und reich aber die Seiteneinfaſſungen und die aus feinen Goldgewinden auf dunkelviolettem Purpur gebildeten Anfangsbuchſtaben. Der nordiſche Sinn für die Spaßhaftigkeit zeigt ſich hier ſchon in den zahlreich vorfindlichen, mit großer Naturwahrheit ausgeführten Thieren, Drachen- und Ungeheuerköpfen, die manchmal im Kampf mit einander begriffen ſind. In den Handſchriften der ſpätern Karolinger vermehrt ſich dieß neue Element, während der byzantiniſche Einfluß hinter wachſende Rohheit des Formgefühls, manchmal auch hinter eine Nachahmung jener angelſächſiſchen Manier zurücktritt. Am bedeutendſten ſind die für Karl den Kahlen gearbeiteten Miniaturen, da dieſer ſonſt höchſt mittelmäßige Fürſt doch eine Ehre darein ſetzte die Anregungen ſeines Großvaters durch Begünſtigung

Otto der Schütz.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart

Otto der Schütz.

Eine rheiniſche Geſchichte

in

zwölf Abenteuern

von

Gottfried Kinkel.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1846.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Sein Schickſal ſchafft ſich ſelbſt der Menſch

Erſtes Abenteuer.

Die Rheinfahrt.

In klarer Frühlingsabendpracht,
Wenn ſchon der Sterne Heer erwacht,
Wenn kühl der Mond im Oſt ſich hebt,
Die Flur mit blauem Duft umwebt,
Indeß im Weſt des Abends Stralen
Den Himmel heiß mit Purpur malen;
Wenn Nachtigallenſchlag erſchallt
Und drein im Nachthauch rauſcht der Wald,
Wenn aus des Waſſers dumpfer Schwüle
Der Fiſch mit luſt'gem Sprung ſich ſchnellt,
Und in der weichen Schlummerkühle
So ſtill und heimlich liegt die Welt,
Wenn in der Uferweiden Dunkel
Der Elfen Chor den Reigen ſchlingt,
Und aus dem Strom ein leis Gemunkel
Der Nixen auf zum Lichte klingt:
Das iſt die zauberhafte Stunde,
Wo Tag und Nacht in gleichem Bunde
Dich kränzen mit dem ſchönſten Schein,
Du Fürſt der Ströme, trauter Rhein!

Auf deinem Grund geſchmolzen roſtt
Der Nibelunge rothes Gold;
Das ſpielt wie Scharlachfeuerglut
Herauf an's Licht aus deiner Flut.
Dein Stromgott tief zum Schlaf ſich neigt,
Sein Odem leis nach oben ſteigt,
Das quillt wie weißen Silbers Schaum,
Und ſtickt des Goldgewandes Saum,
Indeß vom Ufer Bergesſchatten
Das lichte Blau dem Purpur gatten
Drum gibt ſich Roth und Weiß und Blau
Als Rheinlands Farbe ſtolz zur Schau

Zu ſolcher Stunde treibt hinunter
Im bunten Kahn ein Burſch, und munter
Beſchaut er, leis das Steuer regend,
Ringsum ſich Fluß und Berg und Gegend
Wo ihm ein Thurm vom Ufer winkt,
Andächtig auf das Knie er ſinkt
Und ſpricht ein flüchtiges Gebet;
Doch wo ein hübſches Mädchen geht,
Der wirft er einen raſchen Kuß
Zum Strand hinüber von dem Fluß
Und ob ſie mit verſchämtem Schrecken
Ihr Auge wendet von dem Kecken —
Er iſt zu hübſch, ſie muß ſich wenden
Und einen Gegengruß ihm ſenden
Den Fiſcher aber in dem Ried
Neckt er mit einem luſt'gen Lied:

3

Laut platſcht der Loſe in die Flut
Und jagt ihm fort die ſtumme Brut,
Und lacht, wenn um den Fang betrogen
Das Netz er leer heraufgezogen.
Doch wo am Fahr in Bauernſchenken
Des lahmen Geigers Fiedel ſchallt,
Dahin treibt's ihn den Kahn zu lenken,
Da kehrt er ein, da macht er Halt,
Und mit dem ſchmuckſten Bauernkinde
Schwingt er ſich einmal in die Runde,
Stürzt einen Becher Wein geſchwinde
Und kehrt zum Kahn hinab zur Stunde,
Daß noch die ganze Nacht mit Staunen
Die Mädchen von dem Gaſte raunen,
Wie ihm vom blauen Sammtbarette
So ſtolz die weiße Feder weht,
Wie zierlich ihm die goldne Kette
Auf knappem Kleid von Grauwerk ſteht,
Wie er im Tanz ſo wild ſie ſchwang
Und wie ſein Gruß ſo lockend klang,
Wie mächtig blonder Locken Wogen
Als Heil'genſchein ſein Haupt umflogen;
Und Alle kamen überein,
Es müſſe halb ein Engel ſein.

Er aber fragt dem wenig nach
Was man von ihm da ſtritt und ſprach
Er fährt hinab der Nacht entgegen,
Still ward es auf den feuchten Wegen.

Kein Dreibord mehr, kein Fiſcherkahn
Durchfurcht die glatte Waſſerbahn.
Er lauſcht, wie von dem Strom getrieben
Am Grund ſich fort die Steine ſchieben;
Er ſieht die langen Silberſtreifen
Von ſeinem Kiel geſchnitten ſchweifen,
Und wie der Mond mit Zitterſchein
Sich ausgießt in den dunkeln Rhein.
Die Nacht umſpannt ihm ſeine Bruſt
Mit ihrer ſchaurigſüßen Luſt.

So kam er in ein lieblich Land,
Zu beiden Seiten ebner Strand;
Weit ward und breit und tief der Strom,
Weit oben auch des Himmels Dom,
Denn rings auf den geſtreckten Auen
War nirgend mehr ein Berg zu ſchauen.
Nur eines Lichtes ward er innen
Am Strand, als ſtänd's auf hohen Zinnen.
Da ward er müd; des Schlafes Macht
Befiel ihn um die Mitternacht
Und drückt' ihn mit ſo ſchweren Laſten,
Daß er beſchloß am Land zu raſten.
Dran mögt ein Wunder ihr begreifen:
Ob wir auch ſelbſt in's Weite ſchweifen,
Die edle Frau, geheißen Minne,
Lenkt doch die unbewußten Sinne.
Sie war's auch, die mit blei'rnem Schlaf
Des Knaben helles Auge traf,

Daß er nicht an des Glückes Thüre
Mit frevler Haſt vorüberführe.
Hier war es, wo ſein Lebensloos
Geworfen lag in Glückesſchooß;
Denn jenes Licht, das er geſchaut,
Vom Fenſter kam's der künft'gen Braut.
Und Liebe kann des Ziels nicht fehlen,
Magſt du auch eigne Pfade wählen.

Der Knabe lenkt den Kahn an's Land,
Daſelbſt er dürres Riedgras fand;
Er rüſtete ſich eine Streu,
Ein Feuer macht' er ohne Scheu.
Den Kahn band er an's Ufer feſt,
Und holt vom Hirſche ſich den Reſt,
Den er gefällt mit Meiſterſchuß
Erſt geſtern mitten aus dem Fluß.
Durch's Uferdickicht brach das Thier,
Um aus dem Fluſſe ſich zu tränken.
Schon will es der Geweihe Zier
Zum klaren Spiegel niederſenken,
Da zielt der Burſch — mit krauſer Stirn
Will flink der Hirſch zur Flucht ſich wenden.
Da trifft ihn mitten durch das Hirn
Ein Bolz, geſchnellt von ſichern Händen.
Drei Ellen ſprang er hoch und fiel
Dem Schützen, der nicht fehlt ſein Ziel.
Der Knabe briet ſich heut zum Mahl
Den Ziemer, und beim Mondenſtral

Sucht bittre Kräuter er als Würze
Ein Blatt iſt Handtuch ihm und Schürze.
Als Bratſpieß dient ſein Jägerſpeer,
Im Jagdhorn trägt das Kraut er her;
Der Dolch iſt gut zum Vorlegmeſſer,
Wenn du nur biſt ein guter Eſſer.
Drauf ſpricht er ſeinen Abendſegen,
Und ohne weiter Ueberlegen
Schließt er zu feſtem Schlaf in Ruh'
Die beiden hellen Augen zu.

Es kniſtert noch das Feuer lang,
Der Uhu ruft — er hört es nicht;
Es rauſcht der Rhein den Wellenſang,
Die Elfe klagt — ihn ſtört es nicht,
Denn in der Engel treuer Wacht
Verſchläft er feſt die ganze Nacht.

Zweites Abenteuer.

Mann und Jüngling.

Früh aus den Wolken ſprang der Tag,
Da kam durch thaugenäßten Hag
Ein kräftig Mannsbild hergegangen
Im knappen grünen Jagdhabit,
Das zottige Dachsfell umgehangen,
Den feſten läſſig ſichern Schritt
Geſtützt auf ſeines Speeres Schaft.
Es war ein Mann in voller Kraft,
Ein Antlitz wie aus Holz gehauen,
Vertraut mit düſterm Waldergrauen,
Gebräunt vom nächt'gen Wetterſchlage,
Lächelnd in jeder Müh' und Plage,
Das von dem Kampf mit Bär und Ur
In tiefen Narben trug die Spur;
Ein Aug', das mit dem glüh'nden Stern
Die grimme Bache ſcheuchte fern,
Waldmänniſch keck in's Weite ſchauend,
In jeder Noth dem Arm vertrauend,
Der ſeinem Herrn mit Stoß und Hieb
Nie ſeine Dienſte ſchuldig blieb.

Es zeugt das Roth des Wangenpaars
Noch nicht vom Mühſal manchen Jahrs.
Doch in des Bartes dunkle Locken
Warf ſchon das Alter weiße Flocken.
Ein Mann an Leib und an Gemüthe,
An innerm Sinn und äußerm Kleid,
Wie ſie ſo recht mit Vatergüte
Der Forſt erzieht in Einſamkeit.
Mit ihm ſein Hund, gleich ihm gedrungen
An Bruſt und Gliedern, trotzig, kühn,
Die Nüſtern weit, die Stirn geſchwungen,
Mit Augen, die von Mordluſt glühn;
Die breiten Ohren tief zerriſſen,
Vom Wolfszahn grimmig aufgeſchliſſen,
Nur halb verdeckt ſein weiß Gebiß —
Kein Feind, den er nicht niederriß!
Der ſtand jetzt ſtill; der Jäger auch;
Das Thier nach guten Spürers Brauch
Packt eine Fährt' und wedelt luſtig.
Den Spieß ergreift der Jäger rüſtig,
Raſch bricht er Bahn ſich durch's Gezweig,
Das tauft mit Morgenthau ihn reich.
Nun ſteht der Hund mit lautem Knurren,
Als wollt' er dem Gebieter murren,
Vor deſſen Zorn er nur ſich ſcheute
Gleich anzuſpringen ſeine Beute.
Der Jäger ſchreitet nach: da ruht
Auf offnem Platz in Waldes Hut,
Vom Frühhauch weich umſpielt und mild,
Geſchloſſ'nen Augs des Jünglings Bild.

Die eine Hand ihm unterm Haupt,
Drauf ſenkt ein Aſt ſich dichtbelaubt,
Der hatte mit beſorgtem Walten
Den Morgenſtral ihm abgehalten.
Der Jagdſpeer liegt im andern Arm,
Doch hat der Schlaf ihm weich und warm
Des Fingers Sehnen abgeſpannt,
Und breit und läſſig ruht die Hand.
Der Jäger ſteht — da knackt ein Aſt,
Der Knabe fährt empor in Haſt.
Er ſchüttelt ab des Schlummers Stocken
Und von dem Aug' den Schwall der Locken.
Wie von des jungen Weines Glut
Aufſchäumt des Mannes rothes Blut,
So zuckt die Kraft ihm heiß durch's Mark.
Auf ſpringt er, faßt die Lanze ſtark
Und ſo geſtellt ihn abzufangen
Harrt er des Gegners ohne Bangen.
Gewaltig Bild! Du ſchauteſt hier
Des Mannes vielerprobte Stärke,
Dort in des Jugendtrotzes Zier
Den Knaben, reif zum Männerwerke.
Hier eine Eiche, markig, ſtändig,
Die Fichte dort, gelenk, lebendig —
Und hätten Beide ſich bekriegt,
Wer möcht' uns künden, welcher ſiegt?

Doch nicht ſo feindlich war's gemeint!
Wie wenn die Sonne freundlich ſcheint
Auf zackigen Fels im Waldesthale,

So hellte ſich mit einem Male
Vor ſolcher Jugendſchönheit Licht
Des Förſters düſter Angeſicht.
Er pfeift dem Hund, der Glut im Blick
Schon lauert auf des Feinds Genick;
Gehorchend, doch nicht allzu gern,
Verkriecht er ſtumm ſich hinterm Herrn.

Der aber ſprach: Nehmt's nicht unwirſch,
Lieber Geſell, daß auf der Birſch
Ich euch für ein Gewild genommen
Und ihr ſo ſchlimm zum Schrecken kommen!
Der Junge drauf: Es war der Schrecken
Juſt nicht ſo groß, und mich zu wecken
War's Zeit in ſolchen Sommertagen.
Deß muß ich billig Dank euch ſagen
Doch da ihr einmal im Gehege,
So ruht ein Weilchen von dem Wege.
Eur Wams beſagt mir ſicherlich,
Daß ihr ein Jäger ſeid wie ich
Kommt, hier iſt Wildbrät noch genug
Zu raſchem Frühſtück für uns Beide;
Nur fehlt uns Eines, mir zum Leide,
Von gutem Wein ein tiefer Zug

Dafür laßt mich, ſpricht jener, ſorgen!
Und zieht aus ſeiner Waidmannstaſche,
Vor Sonnenglut in Stroh verborgen,
Die wohlgepfropfte volle Flaſche
Sie lagerten ſich Beide ſchnell

Und ließen Flaſch' und Meſſer wandern
Der eine Jagdgenoß zum andern.
Der Hund als dritter Tiſchgeſell
An ihren Fuß ſich wedelnd ſchmiegt
Und auf die Knochen lauernd liegt.
Ihm warf ſein Herr mit mildem Sinn
Auch manches Stück vom Braten hin.
Denn wer da lebt in Waldesgrund,
Einſam von Weib und Ingeſinde,
Dem iſt auch lieb gleich einem Kinde
Sein einz'ger Freund, der gute Hund.
Und wie die Drei nun abgeſpeiſt,
Da gab's nicht eben viel zu räumen,
Weil Junggeſellen ja zumeiſt
Nicht lang ſich mit der Ordnung ſäumen.
Drauf ſpricht der Burſch: Im leichten Kahn
Fuhr ich heut Nacht zu euerm Strande.
Ein Fremdling bin ich hier, wohlan,
Sagt mir vom Volke, von dem Lande!

Zur Antwort war der Mann bereit:
Man merkt's, daß ihr unkundig ſeid.
Schaut dort durch dieſe Waldesdichte
Den Thurm ſo blank im Morgenlichte,
Darauf der Schwan ſich brüſtend ſteht
Und flammendroth das Banner weht.
Ringsum ein auserwähltes Gau,
Mit Wäldern groß und weiter Au,
Vielarmig rauſcht der Rhein hindurch.
Das Schloß dort iſt die Schwanenburg.

Und Cleve wird das Land genannt,
Sein Herr iſt weit mit Ruhm bekannt.
Das iſt der Grafe Dieterich
— Und bei dem Namen neigt' er ſich
Und lüftete die Mütze ſacht,
Wie er des edeln Herrn gedacht —,
Schaut, ich bin einer ſeiner Leute,
Es rief ſein Dienſt hierher mich heute.
Das iſt ein waidlich rüſtiger Degen,
Am meiſten heimiſch in Gehegen,
Dem lieber iſt der kühle Wald,
Von Thier- und Vogelruf durchklungen,
Als wenn im Dom die Orgel ſchallt
Und Pfaffen ſingen matt von Lungen
Klaräugige Falken ſeine Luſt,
Jagdhunde mit gewölbter Bruſt
Und flüchtige Zelter, die den Hirſch
Ermüden auf der muntern Birſch.
So iſt er auch den Jägern hold,
Sie werben Ehr' und rothes Gold
In ſeinem Dienſt, er hört ſich gern
Beloben als den Schützenherrn.
Wer wohl verſteht des Bogens Kunſt,
Den lockt er her mit Sold und Gunſt.
Drum ſind aus allen deutſchen Gauen
Die beſten Schützen hier zu ſchauen.
Auch probt er oft am Schützenfeſte,
Weß Blick und Arm und Bolz der beſte;
Als Ehrenkönig wird ernannt,
Wer recht in's Schwarze hat gebrannt.

Tiefathmend ſaß der Jüngling da,
Als ſo der Waidgeſell geſprochen,
Die Luſt ihm aus den Augen ſah
Und wagend tönt des Buſens Pochen.
Wolan, ſpricht er, ſo bleib' ich hier
Und biete meinen Dienſt dem Grafen.
Solch einen Herrn erwünſcht' ich mir.
Wohl mir, daß hier ich eingeſchlafen
Und daß juſt ihr mich mußtet wecken,
Mir ſolche Hoffnung aufzudecken!
Gern werd' ich euer Dienſtgenoß
Und meſſe mit euch mein Geſchoß.

Nun wollt' ich hättet ihr geſehn
Des Förſters Blick bei ſolcher Rede:
Er maß vom Wirbel zu den Zehn
Den Jüngling, der ihm bot die Fehde;
Ihm, der auch noch im halben Schlaf
Ein aufgeſpanntes Härchen traf,
Der nun ſchon längſt von Jahr zu Jahr
Der Schützenkrone ſicher war,
Der Beſte weit von Dietrich's Mannen,
Wenn's galt die Armbruſt ſtark zu ſpannen
Und aus den hochgeſchwungnen Händen
Den raſchen Jagdſpeer zu entſenden.
Nun ſah er hier den zarten Gegner,
Der um ſo jünger, ſo verwegner;
Sah an den ſchmiegſam ſchlanken Leib,
Die Arme weiß, als wär's ein Weib.

Sah dieſen weichgelockten Knaben
Erſtrebend Preis und Fürſtengaben
Es blickte ſtolz der ſtarke Mann
Halb abgewandt den Burſchen an.
Doch wie er ihm in's Auge ſchaut,
Das trug den Blick ſo ſelbſtvertraut,
Das blieb ſo fröhlich, kühnlebendig,
Und doch ſo ruhig, ſtillverſtändig —
Da ſtarb ihm, auf der Lippe ſchon,
Das raſche Wort, der ſtolze Hohn.
Gut denn, ſo ſprach er, junges Blut!
Heut mögt ihr zeigen euern Muth
Hört ihr, wie ſchon zum Schützenfeſte
Die Pauke ladet muntre Gäſte?
Fürwahr das Schickſal beut euch Gunſt,
Dafern nur euch nicht fehlt die Kunſt!

Der Jüngling rafft ſich aus der Raſt,
Er geht hinab zum Rhein in Haſt,
Wo er des Nachens Kette löſt
Und ſtarken Tritts vom Land ihn ſtößt.
Dich brauch' ich nicht! ſo ruft er munter,
Treib du mit Glück in's Meer hinunter!
Der Förſter ſtaunend ihn beſchaut,
Und Beide wandten ſich zu wandern.
Hinfort ſprach keiner zu dem andern,
Doch ihre Herzen klopften laut;
Denn Beide fühlten's wohl ſich an:
Es fand hier jeder ſeinen Mann!

Drittes Abenteuer.

Der Meiſterſchuß.

O fröhlich Leben an dem Rhein,
Geſpeist von Kraft, getränkt von Wein,
Wie grüßeſt du in Sommerluſt
Unſterblich jung des Dichters Bruſt!
So lang noch ſtehn die Felſenhallen,
Wird rheiniſcher Geſang erſchallen,
So lang der Strom mit ſtillem Gang
Die Wimpel führt das Thal entlang,
Wird Liebe jubelnd ihn befahren
Und ew'gen Jugendmuth bewahren
So lang noch rauſchen dieſe Wälder
Und grün noch ſtehn die ſatten Felder,
So lang ſich Trauben röthlich färben,
Wird nicht ein froh Geſchlecht erſterben
Dir gab, o Rheinland, Gottes Huld
Des Nachbarn wilde Ungeduld.
Der Franke neidet deine Schöne
Und ſeiner Gier biſt du ein Ziel;
Drum üben deine ſchmucken Söhne
Die Kraft im ernſten Waffenſpiel.

Drum rufen deine Schützenfeſte
Von nah und fern heran die Gäſte,
Und ſteten Sieges klar bewußt
Vereint dem Ernſt ſich ſtolze Luſt!

Auf weitgeebntem grünem Raſen,
Wo ſonſt behaglich Herren graſen,
Iſt heut ein männlich Feſt beſtellt,
Inmitten ragt ein buntes Zelt;
Auf Balken zierlich aufgeſchichtet
Iſt ein Altan emporgerichtet,
Drauf weht das Banner mit dem Schwane
Ihr habt die Sage viel vernommen,
Wie einſt des Hauſes großer Ahne
Vom Schwan gelenkt an's Land geſchwommen
Von Montſalvatſch war's Lohengrin,
Beatrix ward er zum Gemahle;
Wol trieb ein kläglich Schickſal ihn
Hinweg von ihr zum Dienſt dem Grale,
Doch blieb dem Stamm von ihr geboren
Des Vaters Banner unverloren.
Solch hohen Stammes rühmte ſich
Der Graf von Cleve, Dieterich;
Auch war von altem Blut geboren,
Die er zum Ehgemahl erkoren.
Doch ſicher noch ein junges Blut
War ihr holdſelig Töchterlein,
Das zeigte wohl ihr froher Muth
Und ihrer Wangen Purpurſchein.

Recht zwiſchen Jungfrau noch und Kind
Stand ſie auf jener blumigen Grenze
Wo noch die Unſchuld keckgeſinnt
Um's Haupt ſich windet bunte Kränze,
Und doch ein tief wehmüthig Ahnen
Schon mag an künft'ge Liebe mahnen
Sie ſaß im blauen Sammtgewand,
Umflattert von dem Purpurbanner,
Und hielt den Kranz in ihrer Hand
Zum Preis dem ſtärkſten Bogenſpanner
Mit lichten Blumen war durchwoben
Der ſchöngewundnen Flechten Pracht,
So wie ihr Kleid am Himmel droben
Mit bunten Sternen ſtickt die Nacht
Wie zart der Jungfrau Lippen glühen,
Zwei Knöspchen, die im Blätterſchleier
Nur auf den Lenzhauch harr'n als Freier
Im Kuſſe feurig aufzublühen!
Doch ungetrübt von Liebesthränen
Und unberührt von Schmerzgefühl,
Noch nicht verzehrt von Angſt und Sehnen
Sah klar dies Aug auf's Volksgewühl
Denn rings aus ihres Vaters Ländern
War fröhlich Volk herbeigekommen;
Mit Wimpeln reich verziert und Bändern
Kommt Kahn und Schalde hergeſchwommen
Der Köhlerburſch aus Wäldern weit
Führt her des Förſters zages Mädchen,
Das nur ſein Stübchen kennt und Rädchen
Und ſtumm beſtaunt die Herrlichkeit

Dort aus dem engen Stadtthor rückt
Der Bürger Schaar mit ihren Frauen,
In ſchwarzen Kleidern, goldgeſchmückt,
Gar ernſt und würdig anzuſchauen
Es wogt des Volkes dunkler Hauf,
Da glänzt und dort ein Jäger auf,
Wie aus der Tannen ſchwarzer Nacht
Die Birk' in grüner Blätterpracht
Die ſchauen nicht nach Mädchen heute
Wie ſonſt wol muntre Jägersleute,
Heut gilt's nicht einer Dirne Kuß,
Heut gilt's mit Ernſt den Meiſterſchuß,
Und lockend winkt dem Waldesſohne
Aus Jungfrau'nhand die Ehrenkrone

Horch, ein Trompetenſtoß! Am Ziel
Erſcheinen blanker Schützen viel,
Auf guten Roſſen, wohlbewehrt,
Des Grafen Mannen hochgeehrt
Sie reiten langſam durch die Bahn
Und ſäubern ſie vom Gaffervolke,
Dann im Galopp zum Ziel heran,
Daß ihnen folgt des Staubes Wolke
Sie ſpringen ab, und Jeder nimmt
Den Platz, den ihm ſein Rang beſtimmt

Jetzt tritt der Graf aus ſeinem Zelt,
Ein Lebehoch durchbrauſt das Feld
Der Edelknappe ſchenkt ihm ein
In neuen goldnen Becher Wein

Den hebt er hoch und ſchauet mild
Die Schützen an und ruft: es gilt
Jedwedem Mann der Trunk, der brav
Heut oder je in's Schwarze traf;
Den Becher aber ſetz' ich dran
Als Preis dem Schützenfürſten heute,
Er ſei nun Einer meiner Leute,
Er ſei ein fremd und freier Mann!

Zum zweitenmal Trompetenſtoß
Die Schützen werfen raſch das Loos,
Das ihrer Schüſſe Ordnung mißt
Und abwehrt Zank und Hinterliſt.

Nun ſchweigt das Feld, die Schützen auch,
Und ſtumm nach Sitten und Gebrauch
Tritt zu dem Scheibenſtand heran
Mit ſeiner Armbruſt jeder Mann.
Du hörſt nur noch mit Armeskräften
Die Sehnen in die Kerben heften,
Und drauf der Bolze ſchneidend Pfeifen,
Die wie ein Blitz die Luft durchſtreifen
Und neckiſch bald in's Blaue irren,
Bald krachend in die Scheibe ſchwirren.
Dann nennt am Ziel des Herolds Stimme
Der Ringe Zahl mit lautem Schrei;
Doch blieb das ſchwarze Rund noch frei,
Und nur mit ſchlecht verhehlnem Grimme
Leis murrend bösgelauntem Glück
Kehrt jeder Schütz vom Stand zurück.

Zuletzt nun tritt der Förſter vor
Da raunt das Volk ſich rings in's Ohr:
Der hat ſo oft den Sieg gewonnen!
Aus tiefem Waldgrund iſt's der Starke,
Erwachſen fern vom Blick der Sonnen
Und aufgenährt mit Bärenmarke!
Vor trat er feſt und keck und wild,
Ein erzgegoſſen Mannesbild,
Auch hier in der Entſcheidungsſtunde
Verlaſſen nicht von ſeinem Hunde.
Als wär' es gleich ihm, ob's ihm glückt,
Faßt er ſein Schießzeug, zielt und drückt —
Laut klappt's! mit Klang und Eſelsohr
Hüpft munter der Hanswurſt empor,
Der künſtlich hinter'm Ziel verſteckt
Vom Bolze ward heraufgeſchreckt.
Sieg! ruft der Herold. Sieg! erſchallt
Der laute Ruf von Jung und Alt
Der Schütz mit läſſig ſtillem Schritt
Vor ſeines Fürſten Auge tritt;
Ihm winkt der Kranz, Trompetenton
Begrüßt dem Schützenkönig ſchon.

Doch Halt! ſo ruft's vom Scheibenſtand,
Es ſteht ein ſchlanker Jüngling dort:
Euch iſt der Jüngling wohlbekannt,
Er kommt zu löſen nun ſein Wort.
Er ſpricht: Geſtrenger Herr und Graf,
Ihr botet Jedem euern Becher:

Wol hielt ſich euer Schütze brav,
Doch mir iſt Arm und Blick nicht ſchwächer
Geſtattet mir den Schuß zu proben:
Ihr ſollt den beſſern Schützen loben.

Es winkt der Herr; die Bahn wird leer,
Rings ſteht das Volk, ein brauſend Meer
Durch Alle ſchwirrt ein leiſer Ton,
Mitleid bei Frau'n, bei Männern Hohn,
Und nur dem Förſter bange pochte
Das Herz, wie er's auch hehlen mochte

Der fremde Jüngling neigt ſich hold,
Daß ihm der Locken ſonnig Gold
Als Schleier vor den Augen weht;
Dann ſteht er aufrecht feſt und ſtät,
Wirft Haupt und Haar ſich in's Genick
Und mißt die Bahn mit freiem Blick
Die Armbruſt faßt er nun mit Kraft:
Es war von Ebenholz ihr Schaft,
Darin von Elfenbeine weiß
Viel Blumen eingelegt mit Fleiß
Am Kolben reich mit Silberglanz
Von Jägerſpiel ein bunter Kranz:
Ein Hirſch vom Hörnerton gehetzt,
Ein Hund vom Eberzahn zerfetzt,
Ein Fräulein mit dem Federſpiel,
Auch Auerſtier' und Bären viel
Des Waidwerks Pracht mit Luſt und Grauen
Gab ſchmuckes Bildniß hier zu ſchauen

Der Bügel, blau von Stahl und blank,
Wie eine Glocke hell erklang
Mit Sorgfalt prüft der Schütz die Sehne,
Ob ſie ſich leicht und fügſam dehne;
Selbſt hatt' er ſie in Winterſtunden
Aus wilden Marders Darm gewunden
Inmitten, wo die Sehne faßt
Des Bolzes tödlich ſchwere Laſt,
Da ſchürzt, daß nicht im Schuß ſie ſpringe,
Zum Knoten er die Doppelſchlinge.
Und als die Spannung wohl vollbracht,
Die Sehne ſchnellt er nun mit Macht:
Laut, wie der Harfe höchſte Saite,
Erklang der ſchneid'ge Ton in's Weite
Nun aus dem Köcher nimmt er Bolze,
Geſchnitzt aus feſtem Eichenholze;
Er wählt den glätteſten, der ſcharf
Gekantet blanke Lichter warf
Und wie er Alles wohl erprobt,
Mit Lächeln er das Schießzeug lobt
Er ſetzt den Bogen vor die Bruſt,
Er ſpannt ihn leicht mit ſtolzer Luſt,
Und ſtaunend ſahn die Schützen an
Den ſtarken Arm bei zartem Mann
Wild blitzt ſein Aug auf's Ziel gewandt,
Als wollt' er's ſengen mit dem Brand,
Doch bändigt er des Herzens Wellen,
Die hoch in Siegeshoffnung ſchwellen,
Er kühlt ſich den entflammten Sinn,
Klar, feſt und ſtille ſchaut er hin.

Er druckt — der Bügel mächtig klingt,
Lautſchwirrend ſich die Sehne ſchwingt,
Es ſaust der Bolz — er hat getroffen:
Da ſtand mit weiter Spalte offen
Des Förſters Bolz, ihn ſchnitt in's Mark
Des Jünglings Schuß gerecht und ſtark.

Der Herold tritt zum Scheibenhaus,
Er zieht die Bolze beid' heraus
Und legt ſie in des Grafen Hand,
Der ſtaunend ob dem Wunder ſtand.
Des Förſters Bolz war ganz zerſchmettert,
Gleich einer Roſe aufgeblättert,
Es ſaß darin der zweite Bolz
Feſt eingekeilt in's harte Holz,
Und war hinfort kein Zweifel dran,
Wer hier den Meiſterſchuß gethan.

Viertes Abenteuer.

Die Werbung.

Wenn Mädchen in des Abends Glanz
Beim Dorfesbrunnen ſtehn im Kranz,
Und plötzlich dann mit leichtem Fuß
Ein fremder hübſcher Burſche naht
Und grüßt die Schaar mit keckem Gruß
Und weiter wandert ſeinen Pfad:
Das gibt ein Summen und ein Fragen:
Wer mag er ſein? wo kam er her?
Wohin mag's ihn ſo eilig jagen,
Daß er mit uns nicht koſ'te mehr?
So ging durchs Volk ein laut Getöſe,
Die Jäger waren neidiſch böſe,
Die Mädchen aber laut mit Gunſt
Prieſen des Jünglings ſichre Kunſt.
Neugier und Haß, Huld und Verdruß
Beſprachen ſich zum Ueberfluß

Den Schützen grämte das nicht viel,
Er ſchritt die Bahn hindurch an's Ziel,

Beſah ſich wohl des Schuſſes Kern
Und ſtieg die Stufen auf zum Herrn
Da ſtaunten Alle, daß er nicht
Das Knie zum Gruß dem Grafen bog;
Feſt blieb und klar ſein Augenlicht,
Sein wallend Haar im Winde flog
Die Armbruſt gab ihm das Geleite,
So ſchaut' ein König er in's Weite,
Als ob im Stolz auf ſeine Kunſt
Ihm eins ſei Ungunſt oder Gunſt
Hoch ſaß im blitzenden Geſchmeide
Die Gräfin auf dem Thron von Seide,
Der küßt' in Ehrfurcht er die Hand,
Dann aber ging er leichtgewandt
Zur jungen Gräfin, die als Preis
Des Kampfes hielt ein Eichenreis
O Schütz, wie iſt dein Stolz entflohen,
Da du in's Auge Der geblickt,
Wie ſchwand vom Antlitz Trotz und Drohen,
Seit Sie dir holden Gruß genickt,
Wie bogſt du willig da das Knie,
Das doch ſich beugen lernte nie;
Wie ſahn ſich ſtaunend Beide an,
Die ſchönſte Maid den ſchönſten Mann!
Sie wollten Beide Worte ſprechen
Und konnten nicht den Zauber brechen
O ſchweiget, ſchweigt! Die große Stunde
Verſiegelt euch das Wort im Munde,
Euch ahnt die Seele, daß Verlangen
Auf ewig nun euch hält gefangen,

Sie weiß, daß nur in Thränenbächen
Ihr ſüßer Schmerz hervor mag brechen,
Daß nur das Blut aus Herzensgrunde,
Das in die Wangen ſiedend quillt,
Mit lautem Zeugniß gibt die Kunde
Der Flut, die innen überſchwillt;
Daß nur der Blitz aus hellem Auge
Zu gült'gem Liebeszeugen tauge.
Nicht kam die Minne dort, die kluge,
Die langſam reift in träger Zeit,
Sie kam geſtürzt in jähem Fluge
Als mächtige Nothwendigkeit.
Sie trat als Prieſterin herzu
Und fügte Herz und Hand im Nu:
Er hebt den Arm, den Kranz zu faſſen,
Sie will, verwirrt, nicht los ihn laſſen,
Bis Beider Hände ſich berühren:
Er will den Kranz zum Haupte führen
Und ahnt es nicht, daß er entzückt
Die Hand an ſeine Lippen drückt.
Da lodern ſeines Mundes Flammen
Ihr tief in's Herz mit ſüßem Brand,
Er aber ſchauert ſcheu zuſammen
Vom Kuß der marmorkühlen Hand.
So ruht ſie zitternd, ſtockend Beide,
In banger Luſt, in ſel'gem Leide —
Ein Augenblick, ach kaum ſo viel,
Daß ſich entſchied ein Würfelſpiel,
Und doch genug, um für ein Leben
Zu ew'gem Schmerz ſich hinzugeben:

Er rafft ſich auf, und drückt den Kranz
Den dunkeln, auf der Locken Glanz;
Ein Blick nur noch, Ein flücht'ger Gruß
Dann ſchwankt er hin mit irrem Fuß —
Wohin? er weiß nicht Weg noch Ort!
Da weckt ihn auf des Grafen Wort,
Der ruft: Nimm deinen Becher mit!
So wendet er den ſchwanken Schritt,
Und wie verwandelt kniet er hin
Vor ihn mit mildgeſchmolznem Sinn
Er beugt mit ſüßem Wonnebeben
Sich Dem, der ihr verlieh das Leben.

Da ſprach der Graf mit mildem Ton:
Du haſt den Preis erkämpft, mein Sohn!
Ich biete mehr der Ehren dir:
Doch wer du biſt, das künde mir!

Der fremde Jüngling ſchweigt, doch bald
Stählt ihn des Augenblicks Gewalt:
Otto heiß' ich und bin ein Schütz —
Zu was iſt mehr zu ſagen nütz?
Ich hab' euch einen Schuß gethan,
Es ſei genug, ſteht er euch an.
Zu was wollt ihr mich beſſer kennen?
Wol möcht' ich guten Namen nennen,
Doch machte das nicht feſt mein Mark
Noch meines Bogens Bügel ſtark.
Ihr mögt den Stamm doch wol vergeſſen,
Den Apfel nach dem Safte meſſen.

Du redeſt wohl! ſo ſprach der Graf:
Du biſt in Schuß und Rede brav;
Man braucht in's Aug dir nur zu ſchauen
Und wird auch ohne Wort dir trauen.
Wolan, mein namenloſer Held,
Wenn's dir in Cleve wohlgefällt,
Sprich, willſt du ſein in meinem Solde?
Ich lohn' es reichlich dir mit Golde,
Zwei ſtarke Roſſe ſtell' ich dir
Sammt Zeug und Sattel, Zaum und Zier,
Ich gebe dir auch gut Gewand
Und frei zur Jagd mein weites Land.

Und Otto drauf: ich bin's bereit!
Bin zwar von Alters nicht gewohnt
An hartes Brod der Dienſtbarkeit,
Doch will ich ſehn, ob ſich's verlohnt
Noch geſtern hätt' ich mich bedacht,
Doch guter Rath kommt über Nacht,
Die Freiheit iſt mir nicht zu theuer:
Hier meinen Handſchlag! ich bin euer

So recht, mein Sohn! nun kniee nieder
Und ſteh mir auf als Dienſtmann wieder!
Noch wallt im Wind dein langes Haar,
Das iſt nur freien Mannes Sitte:
Du trittſt nun zu der Diener Schaar,
Es falle denn vor ſcharfem Schnitte!

Da ſpringt der Jüngling auf, entſetzt,
Vom ſtrengen Spruche ſchwer verletzt.

Schon flammt ein rauhes Wort herauf,
Schon hebt er ſich zum flücht'gen Lauf —
Da ſchaut die Jungfrau ſcheu herüber.
Das Blut tritt ſtockend ihr zurück,
Die Lippe zuckt, ihr Blick wird trüber
Als ſagte ſie Lebwohl dem Glück
Es ſcheint der ſtumme Mund zu fragen:
Iſt's denn ſo ſchwer, dem Stolz entſagen?
Ich gäb' um dich mein junges Leben —
Du willſt mir keine Locke geben? —

Und er verſtand den Blick! den Sieg
Gewann die Lieb' in dieſem Krieg
Er wendet's raſch zum Scherz und ſpricht:
Ich ſeh', es geht nun anders nicht.
Sie hätten gerne mir geſchoren
Mein Haupt bis über beide Ohren,
Dem bin ich eben erſt entlaufen,
Und muß mein Haar nun doch verkaufen
Friſch denn herunter mit den Fachſen,
Sie werden um ſo länger wachſen!

Nun winkt der Graf den Förſter her:
Der zieht den Dolch von Stahle ſchwer,
Wie er zu manchem Jagdbedarf
Im Gurt ihn blinkend trug und ſcharf
Er faßt die langen goldnen Locken
Zuſammen in gewalt'gen Flocken.
Und nun mit kurzem raſchem Zug

Nimmt er ſie vorn hinweg im Flug,
Daß auf der Stirn der reiche Schwall
Hinſank in unbarmherzigem Fall,
Doch an den Schläfen beiderſeiten
Sich lange Locken zierlich breiten.
Und leiſe ſprach der ernſte Mann
Den neugeworbnen Schützen an:

Mein junger Herr, ich ſeh' es gut,
Ihr ſeid nicht aus gemeinem Blut
Dies Haar litt nie von Knechtesſchnitte,
Die goldne Kette zeugt es klar
Sammt eurer edeln Ritterſitte,
Daß euer Ahn von Adel war.
Ihr tretet nun in ſchwere Pflicht:
Verſchmäht des Förſters Freundſchaft nicht
Ich hab' euch lieb um dieſen Schuß,
Bei Andern würde er euch Verdruß.
Braucht ihr einmal getreuen Muth,
Verſchwiegnen Mund, verſtänd'gen Rath,
So kommt zu mir, ihr junges Blut,
Ihr findet Hülf' und kühne That.
Und wenn euch Einer widerſtrebt,
Denkt, daß der alte Hugo lebt!

Er trat zurück. Des Jünglings Herz
Erbebte gleich in Luſt und Schmerz
Sah er geſchändet ſeine Locken,
Wol mochte dann ſein Herzblut ſtocken:

Doch dacht' er auch mit Stolz daran,
Daß er den ſchönſten Schmuck im Leben
Den nur der Freie bringen kann.
Für Ihre Nähe hingegeben
Die ſtolze Freiheit wich der Minne
Er ging hinweg mit hohem Sinne
In Forſt und Hofesdienſt fortan
War er des Grafen Dietrich Mann —

Fünftes Abenteuer.

Liebesnacht.

Kennt ihr der Nacht geheimes Beben,
Das flüſternd durch die Blätter rauſcht,
Wenn ſtill der Schöpfung innig Leben
In Luſt ſich ſenkt und Liebe tauſcht?
Um Liebe fleht aus kalten Mauern
Der Unke glockenheller Laut,
Der Nachtigallen Klagen ſchauern
Vom Buſch herauf ſo heiß und traut;
Es ſtößt das Waſſerhuhn im Schilfe
Den Sehnſuchtslaut aus heller Bruſt,
Des Abends leichtbeſchwingter Silfe
Sucht die Genoſſin ſeiner Luſt.
Es eint der lichtdurchſtralte Käfer
Dem glühnden Würmchen ſeinen Glanz,
Und ſelbſt den Schlaf durchwebt dem Schläfer
Der Traum mit buntem Liebeskranz.
Denn auch des Menſchen tief Gemüthe
Wird von der ſchwülen Nacht geweckt
Und duftet auf gleich dunkler Blüte,
Wenn keuſch die Nacht ſein Sehnen deckt

Dann klingen aus des Sängers Munde
Die höchſte Luſt, der ſtillſte Schmerz,
Und offen ſchließt der nächt'gen Stunde
Das Weib ſein tiefgeheimſtes Herz.
Was ſtreng der wache Tag geſchieden,
Was ſcharfe Satzung herb getrennt,
Die Nacht vereint's im ſüßen Frieden,
Die nur das Recht der Minne kennt.

Dicht unter hohen Schloſſes Warten
Liegt mondbeſtrahlt des Grafen Garten.
Viel Blumen drin von fremder Art
Verſpenden Düfte ſtark und zart.
Tief unten liegen kühle Lauben
Durchgirrt von ſanften Turteltauben.
Es ſenken Stufen ſich zum Rhein,
Der rauſcht mit leiſem Plätſchern drein.
Dort bei der Harfe ſitzt und wacht
Schön Elsbeth um die Mitternacht.
Es ſchweben mild die weichen Töne
Durchs Mondenlicht den Strom entlang,
Bald wie der Geiſter bang Geſtöhne,
Bald wie verlorner Sfärenklang.
Herr Walther von der Vogelweide,
Und Wolfram du von Eſchenbach,
Von euerm Jubel, euerm Leide
Klingt in die Gruft das Lied euch nach.
Wie Lurlei auf der Felſenbrüſtung
In ihrer Schönheit grauſer Rüſtung

Die Schiffer zu den Klippen lenkt
Und kühl in naſſe Gruft verſenkt: —
So ſcholl in Elsbeths lichten Klängen
Mit wildem Gram die eigne Qual,
Als lüde ſie mit Zauberſängen
Den Liebſten mit in's Todesthal.
Zuletzt in tiefſten Tönen leiſe
Sang ſie ein Lied, das ſie erfand,
In das nach alter Klageweiſe
Sie all die grauſen Schmerzen wand:

Grünt der Wald und röthet ſich die Heide,
Winter floh mit ſeinem Flimmerkleide,
An der Halde ſchmolz der Schnee
Wo die wilden Vöglein lockend ſchlagen
Geht des Königs Kind mit leiſen Klagen:
Blaue Blumen, rother Klee,
Blüht nicht mehr, mein Herz iſt allzu weh!

Laß mich weinen, traute Waldesſtille!
Hold iſt mir des lock'gen Knappen Wille,
Und ich weiß nicht, wie's ergeh':
Zu dem Armen neigt ſich mir die Seele,
Weh was frommt, daß ich mir's ſelber hehle!
Blaue Blumen, rother Klee,
Blüht nicht mehr, mein Herz iſt allzu weh!

Da ſcholl's vom Rhein zu ihrem Ohr,
Der Zither Klang kam hell empor,

Es wiegte ſich im leichten Kahn
Dort Otto auf der Spiegelbahn.
Schnell faßt' er künſtlich Wort und Weiſe
Und ſang in gleichen Zeilen leiſe:

Kam der Knabe durch den Tann gezogen,
Jagte ſchweifend mit dem Pfeil und Bogen
Nach des Waldes ſchlankem Reh;
Sieht die Maid er, naht ſich bang und ſchweigend
Und er ſeufzt, das Knie zur Erde neigend:
Blaue Blumen, rother Klee,
Blüht nicht mehr, mein Herz iſt allzu weh!

Rings von Minne ſchlagen Nachtigallen,
Minne löſcht in kühlen Schattenhallen
Aller Sehnſucht brennend Weh;
Locken dich in deiner ſtolzen Strenge
Nicht des Glückes jauchzende Geſänge?
Blaue Blumen, rother Klee,
Blüht nicht mehr, mein Herz iſt allzu weh!

Eine Hütte weiß ich tief im Walde,
Rehe graſen dort an grüner Halde,
Fiſchlein ſchwimmen tief im See;
Heimlich wird die Quelle dort uns tränken,
Und der Wald ein dichtes Dach uns ſchenken;
Blaue Blumen, rother Klee,
Blüht nicht mehr, mein Herz iſt allzu weh!

Und Otto ſchwieg, der Ton verklang.
Doch zürnend ſcholl der Maid Geſang:

Stolzer Knabe! frevelnd will dein Minnen
Raub an deines Königs Kind beginnen!
Fleuch, daß ich dich nimmer ſeh':
Trug ich ſtill dich im verzagten Herzen,
Trag' ich ewig nun der Trennung Schmerzen
Blaue Blumen, rother Klee,
Blüht nicht mehr, mein Herz iſt allzu weh!

Und wie die Maid den Ton geendet,
Erhebt ſie ſtolz ſich aus der Ruh',
Und ungebrochnen Muthes wendet
Den Schritt ſie raſch dem Schloſſe zu
Doch Otto mit verzagtem Schmerz
Riß wild die Zither an ſein Herz,
Daß ihren ſcharfgeſpannten Saiten
Der Klage Töne bang entgleiten.
Er wirft ſie grimmig in den Nachen
Und faßt das Ruder zorngemuth,
Und reißt es, daß die Balken krachen
Und kochend ſchäumt die dunkle Flut.
Dort in des Nachtwinds Schmeichelweben
Hoch auf dem düſtern Mauerrand
Sieht er hinweg die Holde ſchweben
Im mondenhellen Lichtgewand.
So lang er noch ihr Bildniß ſchaute,
Quoll Luſt ihm tief aus bangem Gram;
Doch als verſchwunden war die Traute,
Verzagen bald ihn überkam

Wie wenn des Stromes Flut ſich hebt,
Und rauſchend auf zum Felſen ſtrebt,
Doch bald mit lautem Donnerhalle
Zur Tiefe bricht in jähem Falle:
So tobt auch er. Er weiß es, ach,
Daß ſie auch brennt in gleichen Gluten.
Das ſprudelt wild in ihm, doch jach
Verſprühen auch die raſchen Fluten:
Denn ſcheuchte ſie mit ſcharfem Wort
Nicht mitleidslos den Armen fort?
Er ſchaute nicht des Mondes Glanz,
Der jede aufgehüpfte Welle
Bekrönte mild mit goldnem Kranz
Und Netze ſpann aus Stralenhelle.
Verloren war ihm alle Pracht
Der zaubermächt'gen Sommernacht.
Der Kahn treibt langſam am Gelände,
Ihn kümmert nicht mehr Fahrt noch Strich,
Er legt ſein Haupt in beide Hände
Und ſchluchzt und weinet bitterlich

Sechstes Abenteuer.

Der Verrath.

O Welt, wie biſt du ungerecht,
Du kalt und liebeleer Geſchlecht!
Selbſt zahlt die Lieb' ihr Glühn mit Leiden,
Den ſüßen Kuß mit herbem Scheiden,
Und in dem höchſten Luſtumfangen
Preßt ſie noch Thränen auf die Wangen
Doch du, o Welt, erbarmſt dich nicht,
Ziehſt ſcheue Minne rauh an's Licht,
Umlauerſt die vertrauten Lauben,
Wo ſich ſo hold die Küſſe rauben
Du reißeſt fort den zarten Schleier,
Der mild verhüllt der Liebe Feier,
Verleumdung ſchilt mit gift'gem Mund
Der Herzen heiligtreuſten Bund.
Es reift die neid'ſche Eiferſucht
Aus Lebensblüten Todesfrucht,
Und tückiſch ſchleicht zu Nacht Verrath
Und ſät mit Luſt des Argwohns Saat

Es war ein Jäger an dem Hofe,
Deß arges Weib war Elsbeths Zofe

Ein kecker Burſch aus niederm Blut
Doch wilder Leichtſinn trieb ihn frühe
Aus ſeines Vaters ſtrenger Hut,
Denn Arbeit war ihm Plag' und Mühe
Er ſtreifte weit durch manches Land,
Und ſchlief an fremden Herdes Feuer,
Es ward ihm Brot die eigne Hand
Mit Wildesraub und Abenteuer
Doch ſcharf war ſeines Auges Kraft,
Stark ward die Hand am Speeresſchaft
Gewalt und Liſt in argem Bund
Umſpielten ihm den keckẽn Mund
Und auf verſtohlnen Liebeswegen
Kam leichten Dirnen er gelegen
Aus manchem Lande ſchon vertrieben,
War er zuletzt noch hängen blieben
Nach langer Fahrt im Clevergau.
Er ward die Dienerin zur Frau.
Des Bogens vielgeübte Kunſt
Verdient' ihm bald des Grafen Gunſt;
Doch wandt' er ſeinen niedern Sinn
Noch ſtets auf Tück' und Schaden hin
Denn nie gewinnt ein Sklavenblut
Des Freigebornen kühnen Muth,
Der hingeht ſtolz auf eignen Pfaden
Und nimmer ſinnt auf Andrer Schaden
Lang lebte Ebbo ſo, und oft
Hatt' er auf Schützenpreis gehofft,
Auch diesmal bei dem Schützenfeſte
Nächſt Hugo's war ſein Schuß der beſte

Und mocht' ihm wol beim Grafen frommen,
Wär' ihm nicht Otto vorgekommen.
Nun aber ſah er Otto's Ehren
In Wald und Burg ſich täglich mehren.
Er traf zuerſt des Wildes Spur,
Eins war ihm Reiher oder Ur,
Sein Bolz war ſicher nah und fern;
Drum ritt er ſtets zunächſt dem Herrn.
Ihm war der Graf vor Allen hold,
Er ſtand in Gunſt und hohem Sold,
Er war's auch, den die ſchönſten Damen
Am liebſten ſich zum Marſchalk nahmen,
Denn wie er ſtark war in der Fehde,
So hold und traut war ſeine Rede.
Und ſtand er Abends am Balkone
So recht in frohem Selbſtvertrauen,
Dann lockten oft zu ſüßem Lohne
Ihn glühnde Blicke holder Frauen:
Doch kam von ihm kein Minneglück,
Nur ſtrenger ſtolzer Gruß zurück.
Oft rief ihn auch der Graf zum Kreiſe
Der edeln Gäſte in den Saal,
Dann ſang er holde Minneweiſe,
Die mild ihm Aller Herzen ſtahl.
Denn wer zu Schwert und ſtarkem Arme
Des Liedes zarte Künſte fügt,
Hoch hebt ſich der aus niederm Schwarme,
Den rohes Wort um Gunſt betrügt.
In ſolchen Stunden wob ſich leiſe
Ein Band von Ton und Liedesweiſe

Um ihn und Elsbeth, wenn ſie Beide
Die Stimmen in einander ſchlangen,
Und in des Dichters Luſt und Leide
Die Herzen traut zuſammenklangen,
Und ſchritt dann Otto ſiegsbewußt
Zum Saal hinaus mit ſtiller Luſt,
Und war der Geiſt ihm aufgeſchloſſen
Und klang von ſel'gen Tönen nach;
Dann kam's wol, daß zu den Genoſſen
Er ſcharfe ſtolze Worte ſprach.
Ha wie dann oft in Ebbe kochte
Der Groll, den er nicht bannen mochte!
Wie er in tiefempörtem Blut
Nach Hauſe trug verbißne Wuth,
Mit argem Weib der arge Mann
Verzweifelt gift'ge Ränke ſpann!

Nun bei des Morgens goldnem Licht
Glänzt auch ſein grimmig Angeſicht.
Ein Zeugniß hat ſein Weib entdeckt,
Das ſeinen Gegner niederſtreckt. —
Zum Grafen geht ſein haſtiger Lauf;
Der hub ſich kaum vom Lager auf
Und ſaß mit ſeinem Ehgemahl
Beim Imbiß auf dem Ritterſaal.
Herein tritt Ebbe, und nach Pflicht
Ehrfürchtig neigt er ſich und ſpricht:

Geſtrenger Herr, vieledle Frau!
Ihr kennt mein eifrig fromm Gemüthe

Stets dient' ich treu euch und genau,
Drum tragt ihr längſt mir hohe Güte
Eu'r Gut iſt mir als wär's mein Eigen,
Und eure Würde hoch und hehr:
Und doch wie gerne möcht' ich ſchweigen,
Wie drückt des Redens Pflicht mich ſchwer!
Gehäſſig iſt des Klägers Amt,
Auch wenn's aus frommem Buſen ſtammt

Und zornig fährt der Graf ihn an:
Ei, mach' es kurz! ſo ziemt's dem Mann
Laß mir die Katzenſchwänze fort
Und ſprich's heraus mit knappem Wort!

Ihr wollt es, Herr — ſo ſag' ich's euch:
Mein Weib erſah's beim Monde klar,
Es barg des Gartens dicht Geſträuch
Heut Nacht ein koſend Liebespaar.
Das Mädchen ſang von Minne Lieder,
Der Jüngling gab ſie ſchmelzend wieder
Das Mädchen war eu'r einzig Kind —
Der Burſch war Otto, der ſie minnt

Da hebt der Graf ſich ſtolz vom Sitz,
Mit weitem Schritt, der mächtig dröhnt,
Zu Ebbo tritt er, und der Blitz
Aus ſeinem Aug den Späher höhnt;
Er faßt ihn vornen am Gewand
Mit ſeiner ſchweren Eiſenhand
Und ſpricht: Vor jedem böſen Gaſt
Sind mir die Merker arg verhaßt

Dich, Ebbo, dingt' ich mir als Schutz
Zu ſolchem Dienſt halt' ich dich nütz.
Doch zu der Tochter Ehrenwächter
Dient mir kein Mann wie du, ein Schlechter
Denn ſchlecht fürwahr iſt der Gefährte
Der den Genoſſen gern entehrte!
Der Otto iſt ein treuer Mann,
Wie ich noch beſſern nie gewann
Mein Kind iſt mein, mein hohes Blut
Sie ſelber ihrer Ehren Hut:
Du aber als ein ſchnöder Knecht
Haſt ſie zu läſtern dich erfrecht,
Weil ſie mit kindlich froher Bruſt
Sich gerne ſenkt in Liebesluſt
Drum merke dir's: dein arger Sinn
Bringt diesmal noch nicht Ungewinn.
Doch wagſt du je noch ſolch ein Wort,
So rüſt' ich dir wol ſtillern Ort!
Für heute magſt du dich bereiten,
Du ſollſt in's Reich mir Botſchaft reiten,
Daß Otto, frei von deinen Tücken,
Mein Kind nach Laune mag berücken

Er ſprach's, und zähneknirſchend ſchlich
Ebbo zu ſeinem Weibe ſich,
Und Otto wuchs in hoher Gnade
Und ging noch kühner ſeine Pfade

Doch anders als des Vaters Wille
Lenkt eine Mutter die Gedanken

Die Gräſin überlegt's in Stille,
Wie leicht des Weibes Sinne ſchwanken
Denn ſie empfand im eignen Herzen,
Daß, ob auch ſtets die Ehre ſiegt,
Die Liebe doch mit grauſen Schmerzen
Oft ihre feſte Burg bekriegt.
Sie fühlte Otto's Zaubermacht
Und ahnte leiſe die Gefahren,
Die eine Mutter klugbedacht
Der Tochter gerne mag erſparen.
Auch hegt der zarte Sinn der Frauen
Nicht wie der Mann ein feſt Vertrauen:
Sie meſſen nach der eignen Kraft
Der andern Frauen Leidenſchaft.
Die Gräſin war beſorgt und klug:
Umſonſt war's ganz die Gunſt zu wenden,
Die ihr Gemahl zu Otto trug.
Nicht haſtig ließ ſich Alles enden
Drum fügte ſie's mit ſtiller Liſt,
Daß ihre Tochter nicht allein
Zu keiner Nacht- und Tagesfriſt
Mit Otto mochte ferner ſein.
Mit manchem Dienſt und Jagdgeheiß
Hielt ſie ihn ſtets vom Hofe ferne.
Zwar blieb beim Grafen er im Preis,
Der ritt mit ihm auf's Jagen gerne.
Nur nicht mehr in des Hofes Kreiſe
Sang Otto nach gewohnter Weiſe,
Und ſelten im Vorübergehn
Mocht' er die Heißgeliebte ſehn.

Doch nimmer brennt die Lava ſchwächer,
Die eingekeilt im Felſen ſchwillt!
Sie kocht, bis des Vulkanes Becher
Im Flammenſtrom ſie überquillt.
So wuchs zu mächt'gem Sehnſuchtstriebe
In Beiden die verſchloßne Liebe —
Arm Mutterherz, nun wahre dich!
Es rächt ſich Liebe fürchterlich!

Siebentes Abenteuer.

Die Jagd.

O edles Waidwerk, hoch im Preiſe!
Durch Flur und Eichenforſt und Tann
Lockſt du aus täglichem Geleiſe
Zur kühnen That hinaus den Mann.
Es prangt der Wald in bunter Schöne,
Wie eine neue reiche Welt,
Es gibt das Horn die muntern Töne,
Und froh die wilde Meute bellt.
Da blitzt des Greiſen Aug' im Feuer,
Sein Arm wird Stahl am ſchweren Schaft,
Und in Gefahr und Abenteuer
Erneut ſich ihm die Jugendkraft.
Es richtet ſich des Jünglings Seele
Geſammelt auf das Eine Ziel:
Sei's Leid, ſei's Freude, was ſie quäle,
Vergeſſen wird's im kühnen Spiel.
Der Wildniß Thier mit Mordgelüſte
Und die Gefahr iſt nimmer weit:
Drum ziemt ihm, daß er ſtets ſich rüſte
Mit männlicher Beſonnenheit.

Doch aus den windbewegten Zweigen
Rauſcht mild ihm zu des Waldes Geiſt
Der ihn im tiefen grünen Schweigen
Von Mannestugend unterweiſt
Was er gelitten und genoſſen,
Es zeigt ſich dämmernd nur von fern,
Die bunte Welt iſt zugeſchloſſen,
Er fühlt ſich ſeines Schickſals Herrn
Er ſpürt, wie neu der Becher munter,
Wie drinnen ihm das Herz geſundet,
Wie klein die Welt, die ihn verſehrt,
Wie groß Natur, die ihn ernährt

Es war im Frühherbſt, kühl der Morgen,
Da regt' es ſich im Hofesraum
Der Herrſchaft und des Alters Sorgen
Warf ab der Graf gleich böſem Traum
Ein großes Jagen war beſtellt,
Rings regt' es ſich im weiten Feld,
Den raſchen Boten war befohlen,
Die Schützen rings herbeizuholen
Es war ein wunderklarer Tag,
Wie nur ein Waidmann wünſchen mag:
Drum ſchimmerte mit voller Pracht
Des Grafenhofes ſtolze Macht
Gleich einem Bergſtrom laut ergoß
Durch's Thor der Burg ſich bunter Troß
Das junge Volk, die Nimmermüden,
Voran mit enggeſchloßnen Rüden.

Die gieren Augs mit bloßen Fängen
Die Führer raſtlos vorwärts drängen
Dann folgt berittner Schützen Schaar
In knappem Jagdkleid, Paar bei Paar
Die blieſen muntre Melodei'n
In kühle Morgenluft hinein,
Daß ihre Roſſ' in gleichem Gang
Wie tanzend flogen thalentlang
Auch Köche fehlten nicht im Zug,
Die trugen Brod und Wein genug
Zuletzt noch Drei den Schwarm beſchloſſen,
Beritten auf den ſchmuckſten Roſſen.
Herr Dietrich ſaß auf ſchwarzem Hengſt,
Den er zum Dienſt gebändigt längſt,
Ein mächtig Thier voll Muth und Feuer
Mit weiten Nüſtern, Mähnen wild,
Ein Blick, als wär' es nicht geheuer,
Wol gar ein ſchwarzes Koboldbild
Er ſelbſt im braunen Elennskoller,
Der willig ſich den Gliedern ſchmiegt;
Sein Haupt war hoch, ſein Wuchs war voller,
Wie er ſo ſtolz ſein Roß beſtiegt;
Denn fügſam ſeiner Meiſterſchaft
Bog ſich des Thieres wilde Kraft.
Zaum hielt und Armbruſt er in Händen,
Der kurze Dolch zu ſeinen Lenden,
Am Sattel in geſtickter Litze
Der Spieß mit ſcharfgeſtählter Spitze
Es war der alte Herr ein Grauen
Wie Dieterich von Bern zu ſchauen.

Der Nachts auf ſchwarzem Geiſterroß
Anführt des wilden Heeres Troß.
Daneben ritt ſein Töchterlein
Auf einem Zelter raſch und fein,
Der weit ausſchritt in ſchlanker Haſt,
Als wär' er ſtolz der ſchönen Laſt.
Weiß war er ganz, ein leichter Traber
Vom edeln Blute der Araber:
Sein Ahn ward einſt aus Morgenland
Von einem Kreuzesmann geſandt.
Leicht hub ſein Haupt er, drauf mit Nicken
Die Reiherbüſche Grüße ſchicken.
Das Fräulein trug ein lang Gewand
Von blauer Seide, golddurchwirkt;
Auf ihrer Stirn ein köſtlich Band
Hielt ihrer Locken Schwall umzirkt,
Daß wie auf Marmor die Rubinen
Gleich hellen Blutestropfen ſchienen.
Darüber ſchmuck der kleine Hut,
Drauf in des Demants klare Glut
Gefaßt ſich weiße Federn wiegen
Und leicht im Morgenwinde fliegen.
Sie hielt den Speer in ihrer Rechten
Gleich einer Kriegerin zum Fechten;
Doch auf der zarten linken Hand
Verhüllten Haupts der Falke ſtand,
Der hatte ſeine ſcharfen Klauen
Im Lederhandſchuh eingehauen,
Und in der Schellen hell Geläute
Schrie laut er nach der nahen Beute.

Zur Seiten ihr im gleichen Schritt
Der ſchöne junge Otto ritt;
Der bot den Speer und hielt den Bügel
Und führt' ihr Roß am langen Zügel
O könnt' ich euch im Bilde zeigen
Die wunderholden ſüßen Zwei,
Ihr würdet euch in Staunen neigen
Vor reinſter Schönheit Konterfei.
Denn nie erſcheint ſo hold das Weib,
Als an des ſchönen Mannes Seite,
Und auch des Jünglings reiner Leib
Verklärt ſich in der Frau'n Geleite;
Drum ſchafft die Lieb' — ich ſag' es frei —
Daß Beides gern beiſammen ſei.
Er ritt im kurzen Schützenkleid,
Ihm war die Dienertracht nicht leid,
Denn durch die knappgeſchloßne Hülle
Brach ſpielend vor der Glieder Fülle.
Zwei Federn ſchlicht auf grünem Hut,
Das ſteht dem wilden Waidmann gut,
Und wiſſen's wohl die hübſchen Frauen,
Warum ſo gern ſie Jäger ſchauen.
Auch ihm ſaß auf der linken Hand
Ein ſchwarzer Falk am kurzen Band.
Er ritt auf lichtem braunem Roß,
Dem weiß und glatt die Mähne floß.
Das hatt' er heute mit Bedacht,
Weil er mit Elsbeth ritt zur Jagd,
Vor allen andern ausgeſucht,
Um ſie mit Aengſten nicht zu kränken.

Es war von guter ſpaniſcher Zucht.
Doch fromm und zahm, und leicht zu lenken
So ritten nun in ſanftem Trab
Die Drei in's ebne Thal hinab

Dort unten eilt der Förſter her,
Der aus dem ſtillen Waldesgrunde
Sich aufgerafft in Waffen ſchwer,
Sammt ſeinem wohlerprobten Hunde
Der meldet gute Botſchaft bald:
Herr Graf, es liegt im Birkenwald
Drei Tage ſchon ein Auerſtier,
Zwölfjährig, ein gewaltig Thier,"
Der von den fernen Höh'n gekommen
Und die Moräſte überſchwommen.
Schon geſtern kam er mir zum Schuß,
Sein Lager hatt' ich ausgeſpürt;
Ich ließ ihn ziehn, zwar mit Verdruß,
Weil ſolch ein Fang für euch gebührt
Laßt ab von Sauen nun und Hirſchen,
Befehlt das ſeltne Wild zu birſchen

Laut jauchzend hören Alle zu,
Es winkt der Graf, und ſchon im Nu
Vertheilen ſich auf flücht'gen Roſſen
Nach Hugo's Ordnung die Genoſſen
Die großen Doggen ſind befreit
Und ſuchen Fährte weit und breit.
Der Graf ſpringt ab von ſeinem Roß,
Beſieht die Sehne am Geſchoß.

Befühlt des Speeres kantige Spitze
Und prüft, ob feſt der Stegreif ſitze,
Dann ſchnallt er neu des Sattels Riemen
Denn Vorſicht will dem Jäger ziemen
Dem Feind genüber, der ihm Tod
Mit ungefüger Stärke droht.
Nun ſchwingt er leicht ſich wieder auf,
Verſucht ſein Roß in Schritt und Lauf,
Und wie er Alles gut erfand,
Spricht er, zu Elsbeth hingewandt:

Mein Kind, die Jagd des Ures iſt, traun,
Kurzweile nicht für zarte Frau'n.
Such' dir für heut ein zahmer Wild.
Dort reit' hinab in's Blachgefild,
Wo ſich im Holz zu beiden Seiten
Fiſchreich die tiefen Teiche breiten,
Deß haſt du beſſeren Gewinn,
Den Falken trägſt du ohnehin:
Viel Reiher triffſt du ſicher dort,
Nimm Otto mit, der weiß den Ort
Dem geb' ich dich in treue Hut,
Er iſt vor Andern klug und gut.

Schon riß ihn fort ſein ſchnaubend Roß
Doch Elsbeths Wangen übergoß
Die bange Scham, als ſie nun gar
Mit dem Geliebten einſam war.
Doch baut des edeln Weibes Güte
Feſt auf des Mannes rein Gemüthe,

Und ſieht's dem klaren Auge an,
Ob Einer ſei ein rechter Mann
Drum, wie er ſeinen Dienſt ihr bot,
Bald dämpfte ſie das flücht'ge Roth
Auch er, vom Glücke übervoll,
Zwang doch ſein Herz, ſo hoch es ſchwoll; –
Denn das Vertrauen ſeines Herrn
Hielt jede kühne Rede fern.
Wie oft hat er in Sehnſuchtsſchmerzen
Sich ſolche Einſamkeit erfleht!
Nun, da der Wunſch erfüllt dem Herzen,
Sein Wollen plötzlich ſtille ſteht,
Und zwiſchen ſeine Glutgedanken
Zog heil'ge Sitte ſcharfe Schranken.
Er ritt ſo fern von ihrem Saum,
Als ihm der Weg nur gönnte Raum:
Der er ſich ganz in Minne weihte,
Als Knecht nur gab er ihr Geleite.

Achtes Abenteuer.

Die Reiherbeize.

Den ſtillen Fluten bin ich hold,
Die mitten in des Waldes Düſter
Licht glänzen von des Mittags Gold,
Umrauſcht vom leiſen Schilfgeflüſter
Am Grund, wohin die Sonne klar
Die grüngebrochnen Stralen ſpendet,
Sproßt eine volle Pflanzenſchaar,
Die Blatt und Blumen aufwärts ſendet
Am dünnen ſchlangengleichen Stiel
Schwankt bleich die milde Waſſerroſe,
Sie iſt der Fluten lieblich Spiel,
Die ſchaukeln ſie im Windgekoſe.
Tief bei der Pflanzenwurzeln Nacht,
Da iſt der Fiſche kühle Wohnung;
Doch taucht der Reiher mit Bedacht
Hinab und würgt ſie ohne Schonung,
Bis ihn des Falken Schlachtruf ſchreckt
Und aufjagt von der leckern Speiſe,
Der drohend ſeine Fänge reckt
Und ihn umſchwebt in ſcharfem Kreiſe

Solch Bild der Wildniß ſchaut' ich viel,
Der Reiher lebt und ſein Verderber;
Doch nicht mehr ſteigt das Federſpiel,
Vorbei die Jagd mit Falk und Sperber,
Und traurig rauſcht der Wald die Frage:
Wo blieben ſie, die frohen Tage?

Schön Elsbeth mit dem Schützen ritt
In's Thal hinab in ſachtem Schritt.
Schon witterten den Waſſerduft
Die Falken, gierig nach dem Raube,
Und ſchrien wild nach Licht und Luft,
Laut ſchüttelnd die verhaßte Haube.
Schon zeigte ſich des Waidwerks Ziel:
Der kleinen Waſſervögel viel
Verkrochen ſich im Schilf am Weiher.
Doch ſtehen blieb ein ſtarker Reiher,
Der ſchaute trotzig und verwegen
Des Feindes Angriffsſtoß entgegen.
Schön Elsbeth löſt des Falken Band,
Er reckte ſich auf ihrer Hand,
Und ſträubte zornig ſein Gefieder;
Doch duckt' er ſich gehorſam wieder.
Nun aber hub ſie ſeinen Hut,
Da ſchwang der Vogel keck die Schellen
Und ſtürmte hoch mit wildem Muth
Und ließ den Jubelruf ergellen.
Schnell faßt ſein ſcharfes Aug den Feind
Der ſeinem Groll zu trotzen ſcheint,

Faſt naht er ihm in jähem Lauf,
Da ſchwingt der Reiher raſch ſich auf
Und beut mit ſtarken Flügelſchlägen
Dem Gegner ſeine Bruſt entgegen.
Nun ſtrebt ein Jeder obzuſiegen
Und will den Andern überfliegen,
Und Beide wild mit Pfeilesſchnelle
Erheben ſich zur Sonnenhelle.
Der Reiher ſtellt ſich unbehut,
Da ſtößt behend auf ihn der Falk —
Drauf harrte längſt mit tück'ſchem Muth
Der wohlerfahrne arge Schalk
Schnell reckt er vor den ſpitzen Schnabel
Und ſpießt den Falken auf die Gabel.
Recht mitten brach die Bruſt entzwei,
Er endete mit kurzem Schrei
Und fiel mit ſchwirrendem Gefieder
Zu ſeiner Herrin Füßen nieder
Der Reiher aber im Triumf
Sah nieder auf des Feindes Rumpf,
Und ſchwang in blinder Siegesluſt
Die weiten Kreiſe ſtolzbewußt.
Da ward vom Tod er doch ereilt;
Denn Otto hat ſchon unverweilt
Auch ſeinen Falken losgebunden,
Den beſten, den man je gefunden.
Den hatt' er nach der Kunſt gelehrt,
Wie man des Reihers Waffen wehrt,
Und nun im rechten Augenblick
Zog er die Haub' ihm vom Genick

Jach rauſcht' er auf: in weitem Kreiſe
Umzog den Sieger er mit Fleiß
Mit manchem trügeriſchen Stoß
Macht' er ihn kühn und ſorgenlos,
Als wär' zu bang er, bei dem Nacken
Den ſtarken Gegner anzupacken
Zuletzt, da ſchon der Reiher träg,
Hub er ſich über ihn, und ſchräg
Schoß er zum Halſe links hernieder
Weit flob des Vogels weiß Gefieder,
Und nun im wilden Todeskampfe
Mit gellem Schrei und grimmem Krampfe
Strebt fort des Wunden matter Flug,
Der oft im Flattern überſchlug.
Doch mit des Schnabels ſpitzem Zahn
Hielt ſich der Falke grimmig an,
Indeß die Schenkel ſtark von Fängen
Sich in des Gegners Seiten drängen
So ließ er ſich entlang dem Weiher
Fortſchleppen von dem matten Reiher

Raſch ritt ſchon Otto Beiden nach
Und ſpähte nach des Vogels Falle,
Da — rechts von ihm ein jäher Krach!
Die junge Fichte ſprang mit Knalle,
Durch dicht Geheg in ſchneller Flucht
Brach eines Ungeheuers Wucht:
Es war der Auerſtier! Mit Macht
War er vorbei geſtürmt der Jagd

Und wollte durch das tiefe Moor
Zum hohen Bergeskamm empor,
Von wo er ſich zu ſeinem Schaden
Beim niedern Wald zu Gaſt geladen
Nun ſchoß er mit gewalt'gem Satz
Hervor auf offnen Wieſenplatz,
Ein Sohn der Hölle ſchwarz und wild,
Unbänd'ger Kraft ein ſchaurig Bild.
Dumpf drang aus ſeiner Bruſt die Stimme,
Er ſchnaubte wild im Rachegrimme,
Denn aus den Seiten grauſig floß
Ihm Schweiß von Speeren und Geſchoß;
Die Klauen troffen ihm vom Blute
Der Hunde, die er niederwarf,
Wenn ſie mit allzu keckem Muthe
Begegneten dem Horne ſcharf.
Und als die Beiden er erſchaut,
Die neuen Feinde, auf dem Plan,
Rollt' er den Schweif und brüllte laut
Und ſtierte glaſigen Augs ſie an
Doch Elsbeths bunter Federhut
Und ihres Zelters weiße Pracht
Empörten zu Vernichtungswuth
Den düſtern Sohn der Waldesnacht.
Still ſtand er einen Augenblick —
Dann ſträubt' er borſtig ſein Genick
Und ſenkte ſchon zum Stoß im Zorn
Todtdrohend das gewaltige Horn.
Umſonſt, daß Otto's lauter Schrei
Ihn lockte zu erneutem Streite —

Er ſauste wild an ihm vorbei
Und ſchoß voran nach Elsbeths Seite

Doch wo der Menſch des Lebens Zier
Verloren gibt dem Ungeheuern,
Da bleiben Liſten noch dem Thier,
Die es zur Rettung kühn befeuern.
Denn Elsbeths Pferd, gewandt und klug,
Zog raſch den ſtraffen Zügel freier
Und brauste langgeſtreckt im Flug
Vorüber zwiſchen Wald und Weiher.
Auch Otto, männlich raſch gefaßt,
Legt ein den kurzen Jägerſpeer,
Und ſpornt ſein Roß zu wilder Haſt
So ſausten ſie am Ufer her: —
Elsbeth zuerſt, der Ur ſodann,
Und hinter ihm der kühne Mann.
Bald hätte nun des Zelters Kraft
Die Maid dem trägen Feind entrafft,
Schon that ſich auf des Waldes Wilde,
Dort ſiegte wol der Renner leicht,
Wenn erſt das ebne Blachgefilde
Sein angſtbeſchwingter Lauf erreicht:
Doch weh, es zwingt das Todesgrauen
Die Maid, im Ritt zurückzuſchauen —
Umſonſt, daß Otto's lautes Wort
Sie drängt zur linken Seite fort,
Den Zügel zieht ſie an im Krampf
Was frommte nun des Thieres Kampf!

Zur Rechten wird es abgelenkt,
Wo vorn der Wald den Weg verengt,
Und rechts des Weihers düſtre Flut
Wie lauernd auf ein Opfer ruht.
Jetzt jagen ſie auf hohem Damm –
Da ſpringt hervor ein Eichenſtamm,
Der tief in harten Fels gezwängt
Plötzlich den Pfad zuſammendrängt.
Ringsum die jähen Klippen düſtern:
Das Pferd hält an mit weitern Nüſtern,
Und ſchnaubend, zitternd ſtarrt es an
Des Feindes todverkündend Nah'n.
Auch Otto im Verzweiflungsgraus
Sah ſchon den ſichern Stoß voraus –
Da hub ſich Elsbeth hoch im Bügel,
Feſt packte ſie die ſtraffen Zügel,
Und riß das Thier mit klarem Muth
Herüber zu des Weihers Flut.
Mit aller Kraft ein Gertenhieb
Das Pferd zum kühnen Sprunge trieb,
Der von dem ſteilen Damm im Flug
Hinunter in den Abgrund trug.
Das Thier ſetzt an – allein es kürzt
Verzagt den Satz im halben Sprunge,
Und über ſeinen Nacken ſtürzt
Elsbeth hinab in jähem Schwunge.
Das Pferd, ſich ſelber überlaſſen,
Weiß bald den beſten Rath zu faſſen,
Und rennt an dem gewalt'gen Ur
Vorbei auf kaum verlaßner Spur,

Vorbei an Otto dann, und leicht
Hat's bald den freien Raum erreicht.
Still ſteht der Ur mit ſtieren Blicken
Und will zum Sprung hinab ſich ſchicken,
Wo Elsbeth aus den Fluten winkt
Und tiefer, tiefer ſchon verſinkt. —
Da trifft ihn Otto's Meiſterſtoß
Recht wo das Ohr am Nacken ſchließt,
Wo aus des Lebens tiefem Schooß
Das dunkle Blut zum Haupte fließt.
Ab brach der Speer im mächt'gen Pralle,
Und Otto ſelber kam zu Falle,
Weil ihm ſein toderſchöpftes Roß
Im Gegenſtoß zu Boden ſchoß

Da war er hin dem Feind gegeben,
Und ſie verſank im kalten Grab,
Wenn nicht ein neuverſiegelt Leben
Den Beiden die Frau Minne gab.
Denn eh' noch Otto auf ſich ſchwingt,
Ertönt ein Horn, und grimmgemuthet
Hervor ein mächt'ger Rüde ſpringt,
Der packt den Ur, der matt verblutet.
Der Förſter Hugo eilt ihm nach,
Der ſchnell des Ures Spur erjagte;
Kaum ſchaut er die Gefahr, und jach
Beginnt den Kampf der Unverzagte.
Geſchützt von dem gewalt'gen Hunde
Gibt er dem Grauſen Wund' auf Wunde.

Doch Otto ſtürzt ſich in die Flut —
Ach längſt iſt Elsbeth ſchon geſunken!
Doch ſchwimmt noch hoch ihr Federhut
Und zeigt, wo ſie den Tod getrunken.
Er taucht hinab — o Glück! er faßt
Mit ſtarkem Arm die ſüße Laſt:
Er taucht hinauf mit kräftigem Stoß,
Ein ſtarker Schwimmer, ſammt der Bleichen,
Er zwingt das dunkle Todesloos
Und hebt ſie zu des Lichtes Reichen.
Ihr Haar, vom Naß des Haftes beraubt,
Umfließt ſein kühngehobnes Haupt —
Das Leben ſpürt er neu ſich regen,
Sie neigt ſich ſeiner Bruſt entgegen,
Sie fühlt mit innigem Erwarmen
Sich in des Vielgeliebten Armen.
Er ſchwimmt mit ihr zum Uferſaum,
Da ſtand ein junger Weidenbaum,
Den faßt er bei den ſchwanken Zweigen,
Die ſich zum Waſſerſpiegel neigen,
Und hebt mit ſeiner nervigen Hand
Sie auf des Ufers trocknen Sand,
Sie ſchlägt die Augen auf zum Licht,
Sie ſchaut ihm ſtill in's Angeſicht,
Sie preßt die Lippen bleich und kalt
Auf ſeinen Mund in ſel'gen Schmerzen
Und hält mit liebender Gewalt
Ihn feſt und feſter an dem Herzen.
Da faßt auch ihn ein Wonneſchauer,
Vergeſſen Sorg' und Angſt und Trauer!

Er ſchmiegt in ſtolzer ſüßer Luſt
An ihren Buſen ſeine Bruſt.

O Prieſter Tod, du treuer, ächter!
Du ſchmiedeſt feſt der Liebe Band;
Du mehr als Welt und Glück gerechter,
Raſch einſt du Buſen, Mund und Hand.
Du ſprengſt im ungeheuern Schwanken
Des Lebens ſcharfgezogne Schranken,
In deinem grauſen Donnerlaut
Ergibt dem Mann ſich kühn die Braut:
Denn vor der aufgeſprengten Pforte,
Die eine Ewigkeit erſchließt,
Da gilt das Herz nur ſtatt der Worte,
Das dann ſein tiefſt Gefühl ergießt.
So einteſt du in dieſer Stunde
Ein ſcheues Paar zu ew'gem Bunde.
Sie haben tiefſte Qual erfahren
Und dann genoſſen höchſtes Glück —
Es nimmt ein Leben lang von Jahren
Des Todes Gaben nie zurück!

Neuntes Abenteuer.

Otto der Landgraf.

Sie ruhten in des Förſters Hauſe,
Der ihnen Hülfe kühn geliehn,
Und ſie geführt in ſeine Klauſe
Zum mild erwärmenden Kamin.
Bald war von ſeines Speeres Stichen
Des Ures letzte Kraft entwichen;
Der lag nun todt mit Blut beronnen
Tief in dem Wald am Felſenbronnen
Sie hatten's weislich ausgedacht,
Um nicht die Mutter zu erſchrecken,
Zu warten bis zur ſtillen Nacht,
Und nie ihr Schickſal zu entdecken.
Denn ihr Geheimniß wahrt die Minne
In ſiebenfach verſchloſſ'nem Sinne;
Und doch, ob ſorglich ſchweigt der Mund,
Ein einz'ger Blick gibt's eilig kund.
Die Beiden ſitzen Hand in Hand,
Süß plaudernd von dem Abenteuer;
Es hängt der Jungfrau naß Gewand
Zum Trocknen an dem muntern Feuer.

Ihr gab der Förſter von dem Pflock
Des jüngern Bruders Jägerrock,
Dem eines Bären Tatze frühe
Gekürzt des Lebens Luſt und Mühe
Leicht ſchlüpfte ſie in's grüne Kleid,
Das ihr mit Lächeln Otto bot:
Wie herrlich prangt darin die Maid,
Und wird von holder Scham doch roth;
Es liegt ihr wie ein Frauenmieder
Gefällig um die ſchlanken Glieder;
Nur daß wol keines Burſchen Zöpfe
So lang und licht vom Haupte fließen,
Auch wollen vor der Bruſt die Knöpfe
Nicht recht in ihre Litzen ſchließen,
Und um die Hüften ſitzt geſpannt
Das knappgeſchnittne Jagdgewand

Nun war's ein ſchöner Nachmittag;
Im Walde klang der Amſel Schlag,
Es hämmerte der Specht die Birken,
Die rings das Förſterhaus umzirken
Leis murmelte der Felſenquell,
Die Sonne ſchien durch Blätter hell,
Und warf auf's Eſtrich blanke Funken;
Der Forſt war ſtill in ſich verſunken,
Das Leben träumte weit und breit
In tröſtlicher Waldeinſamkeit.
Auch Elsbeth, von Gefahr ermattet,
Wird ſanft vom Schlummer überſchattet

Und neigt ihr Haupt in ſüße Raſt.
Da winkt der Förſter ſeinem Gaſt,
Und Beide ſchreiten leis hinaus
Zum Vorplatz vor dem Förſterhaus,
Wo unter Blättern herbſtlich roth
Behaglich ſich ein Ruhſitz bot.
Der Förſter, ein erprobter Zecher,
Bringt einen alten Sorgenbrecher,
Den er als Knabe ſelbſt geſchnitzt.
Den ſpült er an dem Quellchen itzt,
Aus hohlem Felſen folgt ein Krug:
Er bringt's dem Gaſt mit tücht'gem Zug
Dort iſt der Gaſt noch hochgeehrt,
Wo ſelten Fremde grüßt der Herd:
Drum ſchenkt ſo ächten Ehrenwein
Dem jungen Freund der alte ein.

Nun aber iſt des Weines Kraft,
Daß er ein luſtig Reden ſchafft,
Daß er des Herzens Schloß entriegelt
Und kühn Vertrauen raſch beſiegelt.
Drum bei dem zweiten Becher ſchon
Spricht ernſt der Alte: Wohl, mein Sohn:
Du biſt ein junger tapfrer Held,
Der mir von Herzen wohlgefällt.
Mich dünkt, ein Wolf iſt dir ein Quark,
Kein Keuler wäre dir zu ſtark;
Auch fliegt ſo hoch kein ſtolzer Aar,
Dein Bolz zerſpällt ſein Schwingenpaar

Doch Eines dünkt mich allzu kühn
Und allzu ſchwer für dein Bemühn.
Willſt wiſſen, was ich meine? Schau,
Du minneſt drinn die hohe Frau!
Was wendeſt ab du dein Geſicht?
Meinſt du, ich ſah die Küſſe nicht,
Nicht jeden leiſen Druck der Hand?
Ein alter Schütz hat auch Verſtand!

Da ſah ihn Otto freundlich an:
Ich weiß, du biſt ein treuer Mann,
Drum ſei dir's eingeſtanden ehrlich,
Was nur dies junge Herz noch weiß,
Doch halt' es nicht für zu gefährlich;
Wohl ziemt mir ſolcher Minne Preis
Du ſelber haſt es einſt geahnt,
Nun ſei an's eigne Wort gemahnt:
Ich bin ein Beſſ'rer als ich ſcheine,
Mein Lieben iſt nicht Frevelmuth;
Es quillt mein Blut in gleicher Reine,
Wie Elsbeths rothes Fürſtenblut.
Heut iſt mein Herz ſo ſchwer von Glück,
Nicht länger halt' ich's mehr zurück;
Denn mein Geheimniß preßt ſchon lang
Den Buſen mir mit hartem Zwang.
Gib deine Hand und ſchenk mir ein —
Sei treu wie dieſer edle Wein!

Wenn du vom Rhein gen Morgen gehſt
Und Weg und Stege wohl verſtehſt,

Wird dich nach vielen Wandertagen
Dein Fuß in wilde Wälder tragen:
Thüringen wird das Reich genannt,
Das iſt mein trautes Heimatland.
Dort wohnt ein kräftig, treu Geſchlecht,
An Schwert und Worten ſchlecht und recht,
Doch in der Waldgebirge Mitten
Blieb's rauh und ſtarr in ſeinen Sitten
Nicht wie am Rheine fein und zart
Blüht Minneſang und Hofesart,
Nicht Wort und Sitten hold, beſcheiden,
Sie leben halb noch wie die Heiden
Drum ſetzt dem kühnen Waldgeſchlechte
Das ſcharfe Schwert Geſetz und Rechte,
Und ſeine Fürſten allzumal
Sind hart und feſt, wie blanker Stahl.
Doch eiſern vor den Ahnen allen
Wird Landgraf Heinrich zubenannt,
Der jetzt in hochgeſchwungnen Hallen
Der Wartburg waltet ob dem Land.
Zwei Söhne wurden ihm geboren.
Den ältern hat er auserkoren,
Daß er nach ihm das Lehn gewinne;
Der iſt von mildem ſchwachem Sinne,
Er freut ſich mehr am Roſenkranz
Als an der Panzerringe Glanz;
Zart iſt er, zaghaft wie ein Weib,
Das Leſen iſt ſein Zeitvertreib,
Und ſein beſcheidner Muth begehrt
Nur eine Kutte für das Schwert

Doch fügt's des Vaters harter Schluß,
Daß er den Panzer tragen muß —
Er weint, gehorcht und reinigt ſich.
— Der jüng're Bruder — das bin ich!

Da fuhr der Förſter auf in Haſt
Und fiel zu Fuß dem hohen Gaſt:
Ja, Fürſt, ich hatt' es längſt errathen
An eures ſtarken Armes Thaten!
Euch neig' ich mich, mein Wort von eben
Mag eure Huld mir leicht vergeben
Mich ehrt ja, ſollt' es möglich ſein!
Des Reiches Fürſt bei meinem Wein

Doch Otto ſchaut beſorgt ſich um
Und drückt die treue Hand ihm ſtumm;
Er zieht ihn ſich zur Seite nieder,
Und ſo beginnt ſein Wort er wieder: —
Ich bin nicht Fürſt — ich bin verbannt,
Mein Rang drum bleibe ungenannt.
Vernimm: ich war ein kecker Bube,
In Stall und Wald ſchon früh daheim,
Früh drückte mich die enge Stube,
Früh lockte Tanz mich, Ton und Reim
Zumeiſt der Schützen edle Kunſt
Erwarb des Knaben frühe Gunſt:
Am Kinderſpielzeug ward's begonnen,
Der Sperling fiel dem ſichern Schuß,
Bis dann die Armbruſt ward gewonnen
Und kühnern Waidwerks Hochgenuß.

Ich ſchweifte durch die Saatenfelder
Mit lautem Sang und Zitherton,
Ich ſenkte mich in's Grün der Wälder
Und war der Wildniß treuſter Sohn.
Mir war vertraut des Wilds Gebrülle,
Mein Lieb das Roß, mein Freund der Hund.
Es küßte mir in Jugendfülle
Das Leben den erglühten Mund.
Da ſchlich ein mächtig Schickſal lauernd
In meine reine Bahn ſich ein —
Des Vaters Spruch vernahm ich ſchauernd:
Du, Otto, ſollſt ein Mönch nun ſein.
Mir war das Leben recht immitten
Mit allen Sehnen durchgeſchnitten.
Ich ſaß zu Nacht auf Marpurgs Schloß,
Wo unter mir der Waldſtrom floß —
Er ging hinab in's Meer ſo frei!
Vom Walde kam des Wildes Schrei,
Tief rauſcht' es in den ſtarken Eichen,
Die keiner Prieſterregel weichen,
Und über mir in lautem Flug
Strebt' in die Fern' ein Kranichzug
Ha, wie der Freiheit ſtolzer Klang
So höhnend mir zum Herzen drang!
Ach, mir allein, ſo frei geboren,
Ging Jugend, Leben ſo verloren!
Ich rang nach Kraft, ich ſank auf's Knie.
Da klang in mir ein lautes: Nie!
Des Vaters trotzig Heldenblut
Durchglühte mich mit klarem Muth.

Leis ging's zum Stall, mit Wiehern froh
Begrüßte mich mein Roß — ich floh!

Weh, junger Herr, welch arges Thun!
Fällt ihm in's Wort der Alte nun.
Vergaßt ihr, was die Schriften lehren:
Du ſollſt des Vaters Willen ehren?
Ihr habt, zur böſen Zeit beherzt,
Des Vaters Segen ſchlimm verſcherzt! —

O ſchweige! ruft ihm Otto zu,
Du ſtörſt nicht meines Herzens Ruh'!
Wol ſpricht die Welt, daß ich gefehlt,
Ich ſelbſt bekenn' es unverhehlt.
Doch, Mann, des Kloſters Todesnacht,
Sprich, haſt du's jemals überdacht?
Ha, dieſes blondgelockte Haupt
Vom Knechteszeichen ſchmuckberaubt!
Der Arm, am Schwertesgriff geſtählt,
Der eiſern ruht auf den Vaſallen,
Zum Meßbuchhalter dort erwählt
Und ſpielend mit den Betkorallen!
Der Mund, der Liebesklänge froh,
Der kühn des Himmels Donner höhnend
Durch Felſen jauchzt ſein laut Halloh,
In ſchwachen Pſalmen nun verſtöhnend!
Dies Herz, das wild die Welt umſpannt
Und weit ſich öffnet meinem Volke,
Verglommen nun im eignen Brand,
Verkohlt in dumpfer Weihrauchwolke!

O fühlteſt du, der Greis, dies Lodern,
Nicht würdeſt du Ergebung fodern,
Die einen Ritter treu und werth
In einen ſchlechten Mönch verkehrt!
Du und die Andern mögt mich ſchelten,
Der droben läßt mich's nicht entgelten,
Daß ich in kühnem Selbſtvertrauen
Die ſchnöden Ketten durchgehauen!
Noch blaut der Himmel über mir,
Noch mundet auch der Becher hier,
Noch ſchweben ſtolz mir die Gedanken:
Einſt wird mein Volk die That mir danken!

Da ſprang er auf. Der Abendſchein
Brach roth und mächtig durch den Hain;
Klar fiel er auf des Jünglings Haupt
Und ſchenkt' ihm eine güldne Krone,
Ein Baldachin wob dichtbelaubt
Purpurn der Wald dem Fürſtenſohne;
Sein Schwert gleich einem Zepter feſt
Hielt ſeine Eiſenhand gepreßt.
Hoch ſtand er da im ernſten Schweigen,
Als müßt' ihm Alles treu ſich neigen.
Und wie der Förſter ſo ihn ſah
Im Vollgefühl der Fürſtenwürde,
Da wußt' er nicht wie ihm geſchah —
Hin ſank auch ihm der Zweifel Bürde,
Und vor dem Haupte blond und jung
Bog ſich der Greis in Huldigung.

Da ſchritt aus der bemooſten Thür
Elsbeth im Frauenkleid herfür; —
Sie trat, vom Schlummer friſch und mild,
Hin zu dem ſtolzen Heldenbild.
Er nicht mehr Knecht und Unterthan,
Nein, hoch und hehr, ein reifer Mann;
Auch ſie erſchien wie ganz vertauſcht,
Nicht mehr das hohe Kind des Fürſten,
Ein Weib nur, innig, luſtberauſcht,
Schien ſie nach ſeiner Huld zu dürſten —
Ein einz'ger Liebesaugenblick
Hat Sinn gewandelt und Geſchick.

Der Förſter war hinweggegangen,
Die Roſſe zäumt' er ſorglich auf,
Die er mit Mühen eingefangen
Auf ihrem angſtverwirrten Lauf.
Da warf die Jungfrau ihrem Retter
Mit freier Luſt ſich in den Arm;
Nicht der Gefühle Sturmeswetter,
Nein, Liebe klar und ſtill und warm
Vereinte da auf baldig Scheiden
Die glücklich unglückſel'gen Beiden.

Der Förſter kam — es war vorbei,
Vorbei die Eine große Stunde,
Wo ſich von allen Schranken frei
Hingab in Liebe Mund dem Munde

Die Welt trat wieder in ihr Recht,
Sobald ſie von dem Förſter ſchieden;
Er bot den Stegreif ihr als Knecht,
Und Blick und Gruß ward ſtreng vermieden.
Sie ritten ab die braune Halde,
Sie ſprengten aus dem trauten Walde —
Und hinter ihnen ſprang im Nu
Des ſtillen Glückes Pforte zu.

Zehntes Abenteuer.

Die Entdeckung.

Dies Lied erzählt von hellen Tagen,
Es klingt von Frühling, Sommer, Herbſt
Dich, Winter, muß ich nun verklagen,
Daß rauh du bunte Flur entfärbſt.
Du bannſt das Wild in ſeine Baue,
Im Schnee verdumpft des Hornes Klang,
Es ſenkt der Himmel ſich, der graue,
Erdrückend auf der Vöglein Sang.
Es ſteht ſo ſchweigend Eich' und Rüſter,
Die Linde weiß nichts mehr von Duft,
Es grünt nur noch die Tanne düſter
Durch nebelhafte ſcharfe Luft.
Da iſt von Blumen und von Frauen
In Hof und Garten, Hain und Feld
Kein lächelnd Antlitz mehr zu ſchauen,
Und ohne Freude ſtarrt die Welt.
Nicht klingt am niedern Fenſter leiſe
Des Liebespaars vertraut Gekos,
Nicht legt die ſüße Minneweiſe
Der Nacht ſich in den ſtillen Schoß

Doch auch den Winter ſoll man ehren;
Er ſammelt uns um's Feuer traut,
Er ſpendet Kunden uns und Lehren,
Womit die Vorzeit uns erbaut.
Hat uns der Lenz hinausbeflügelt,
Ruft Winter uns zum ſtillen Platz,
Wo ſich der Thatkraft Stürmen zügelt
Und traut erſchließt der Liebe Schatz
Zumeiſt doch bringt er frohe Feſte
Um Mitternacht beim heißen Wein,
Und lädt uns vielgeliebte Gäſte
Zum Zwieſprach holt in's Haus herein.

So war's in Clev'. Am Fenſter ſtand
Der Graf und ſchaute weit durch's Land.
Er ſah den Strom die weißen Schollen
Auf lichten grünen Fluten rollen.
Er ſah, wie ſie in Fluſſes Mitten
Im Gegenſtoß ſich wild beſtritten.
Einförmig war die Schau, und lang
Zog ſich der trüben Stunden Gang
Er war umwogt von düſtern Bildern,
Auf ſah er zu der Ahnen Schildern,
Die bald, wenn er dahingegangen,
In eines Andern Wappen prangen.
Denn ihm erwuchs auf ſeinem Thron
In ſtarkem Schuß kein gleicher Sohn.
Die Tochter nur war ihm entſproſſen,
Er ſucht' ihr würd'gen Ehgenoſſen,

Doch mochte von den Freiern allen
Noch keiner ihm und ihr gefallen
Sie war ſo ſtill ſeit manchem Mond,
Der Stirne, drauf der Scherz gethront,
War längſt der holde Gaſt entwichen,
Der Wange Glut war matt erblichen
Nicht blieb es länger ihm verhehlen,
Daß Ebbo dennoch wahr geſagt,
Daß Otto ſich ihr Herz geſtohlen
Und kühn zu ihr den Blick gewagt
Gern möcht' er zürnen dem Verwegnen,
Doch trieb ſein Herz den Bund zu ſegnen,
Ihn riß ein milder Vaterſinn
Mit dunkelm Zug zum Schützen hin
Mit Grame ſah er im Voraus
Erlöſchen ſein erlauchtes Haus.
Da ſcholl des Hornes Ruf vom Thor,
Froh fuhr er aus dem Traum empor
Und Lächeln zog um ſeinen Mund —
Das Horn gab einen Gaſt ihm kund.

Herr Homberg war's aus Heſſenland,
Vorzeit in Cleve wohlbekannt:
Denn in der erſten Jugendblüte
Ward er an Cleve's Hof gebracht,
Wo Dietrich's Vater ihm mit Güte
Anzog die ritterliche Tracht
Es hatten gut' und böſe Stunden
Mit Dietrich treulich ihn verbunden.

Bei manchem Liebesabenteuer
Half er durch Waſſer ihm und Feuer,
Und einmal einen Keuler wehrte
Er von ihm ab als Jagdgefährte.
Dann trennte ſtreng mit Pflichtgebot
Der Lehndienſt ihrer Freundſchaft Bande.
Den Homberg rief des Vaters Tod
Zur eignen Burg im Heſſenlande,
Wo er nun manches lange Jahr
Des Eiſenheinrichs Diener war.
Die er in Clev' erlernt, die Kunſt
Des Hofes und der Ritterweiſe,
Erwarb ihm bald die höchſte Gunſt
Bei ſeinem Herrn, dem ſtrengen Greiſe
Es war ſein Wort, es war ſein Schwert
An Heinrichs Hof zumeiſt geehrt.
So ſchied der Dienſt des ernſten Lebens
Von ſeinem Dietrich ihn ſchon lang;
Sehnſucht und Wunſch blieb ſtets vergebens,
Das Alter kam mit trägem Gang.
Die einſt ſo keck in Jugendmuth,
Ach, Beiden fließt ſchon kühl das Blut,
Die luſtgeſchwellten Pulſe ſtocken,
Es lichten ſich die braunen Locken
Nun aber in des Alters Leiden
Blüht noch ein Wiederſehen Beiden.
Herr Homberg kam vom weiten Zug,
Betrübt war er und müd' genug;
Da bot ſich Clev' ihm nah zu Raſte,
Bei Dietrich lud er ſich zu Gaſte

Nun ſpielt ein grauſam Schickſal oft,
Wie man's am wenigſten verhofft,
Auch hüllt ſich wol in trübe Nacht,
Was uns am Ende glücklich macht.
War doch von allen Dietrichsrecken
Herr Homberg Einem nur ein Schrecken
Und dieſer Eine mußt' es ſein,
Der ihn zur Hofburg ließ herein.

Herr Otto hielt die Wacht am Thor,
Kaum klang das Horn zu ſeinem Ohr,
So that er offen weit die Pforten
Und lud den Greis mit höfiſchen Worten
Da ſtarren ſie ſich an erſchreckt,
Wie wenn uns mit Erinnrungsplagen
In bangen Morgenträumen neckt
Ein Geiſt aus längſtverſunknen Tagen
Wie ſollte Homberg den verkennen,
Dem ſo die blauen Augen brennen?
Der Vater gab ihm dieſes Erbe,
Den ſanften Mund die Mutter mit,
Die Narbe hier, die eine Scherbe
Dem Knaben auf die Stirne ſchnitt,
Ganz war er's, wie in Kindestagen
Herr Homberg ihn im Arm getragen,
Ja mit dem Gruß ward er beehrt,
Den er Herrn Otto ſelbſt gelehrt.
Umſonſt, daß Otto raſch ſich faßt
Und fremd und kalt begrüßt den Gaſt.

Schon lag der Greis zu ſeinen Füßen,
Die lang entbehrte Luſt zu büßen,
Und küßte ſeines Junkers Hand
Von väterlicher Luſt entbrannt
Doch Otto riß ſie eilends fort:
Zurück! ſo ſcholl ſein zürnend Wort

Zu ſpät! denn ach, das Thor der Burg
Schritt droben Dietrich ſchon hindurch,
Er kam herab in raſcher Eile,
Zu ſeh'n, wo doch ſein Gaſt ſich weile.
Noch hat's ſein Adlerblick erfaßt,
Wie Homberg aufſtand voller Haſt,
Und Otto mit erhobner Hand
Gebieteriſch vor dem Ritter ſtand
Zwar ſchwieg er klug, doch täuſcht' er nicht
Des Schützen ſcharfes Augenlicht. —
Wol wußt'-es Otto, daß die Alten
Schwer ein Geheimniß an ſich halten,
Wol ſah er ſich verrathen jetzt
Und all ſein Glück auf's Spiel geſetzt.
Auf's Neue ſtand vor ſeinem Blicke
Des Vaters ſchwergereizter Groll,
Des Mönches klägliche Geſchicke,
Das Kloſter, ew'ger Qualen voll.
Doch ſei gleich Untergang beſchworen,
Noch hemmt ihn raſche Mannesthat;
Auch Otto gab ſich nicht verloren,
Und ging bebend mit ſich zu Rath.

Wenn aufgepeitſcht von wilden Föhnen
Der Bergſee brauſend überſchwillt,
Wie möcht' er ſich zurückgewöhnen
In's Thal, dem er als Born entquillt?
Wem einmal Liebe ſich ergeben,
Wen eines Weibes Arm umſpannt,
Unmöglich, daß ihn je das Leben
Zurück in früh're Kühle bannt!
Doch galt es, raſch von Minne ſcheiden:
Er trug ein Mann der Trennung Leiden.
Schon ſank der Wintertag zum Abend,
Der Schnee erhellte matt den Weg,
Da ritt, auf gutem Roſſe trabend,
Zum Wald er den bekannten Steg.

Fern ſchon verklang des Hufes Schlag
Und Nacht vertrieb den Nebeltag.
Da trat der Graf mit heftigem Schritte
In ſeines Hofgeſindes Mitte,
Und rief nach Otto. Der war fort.
Wohin? ſo ſcholl ſein Herrſcherwort,
Ich ſandt' ihn nicht von meiner Seiten,
Wer hieß ihn ohne Urlaub reiten?

Und bei dem Wort in Ebbo quoll
Aufſchäumend der verhohlne Groll.
Er war zurück aus weiter Ferne
Und ſah des Grafen Zürnen gerne.
Er ſprach: Ich hab's euch längſt geſagt:
Das iſt ein Burſch, der Alles wagt!

Doch wollt ihr, mag's uns leicht gelingen,
Ihn bald in Ketten herzubringen:
Wohl kund iſt mir ſein heimlich Neſt —
Gebt mir Befehl, ich faſſ' ihn feſt!

Wohl, ruft der Graf, friſch drauf und dran!
Nimm von den Schützen ſieben Mann
Eins aber ſei euch ernſt geſagt:
Daß Keiner ihn zu ſchädigen wagt!
Dir, Ebbo, ſei er preisgegeben,
Doch haftet mir für ihn dein Leben! —
Weil er den Dienſt ſo kühnlich ließ,
Legt wohlverwahrt ihn in's Verließ

Ha, wie des Buben Bruſt nun ſchwillt,
Die längſt von Bosheit überquillt!
Raſch wählt er ähnliche Genoſſen,
Raſch geht's hinunter zu den Roſſen —
Gezäumt, geſattelt — und im Flug
Sauſt durch das Thor dahin der Zug
Fort geht's zum Wald durch nächt'gen Graus
Wol ſcholl des Wolfs Geheul heraus
Wol krächzte Unheil links der Rabe
Mit ſeiner ſichern Sehergabe,
Wol ſchrie der Uhu durch den Tann.
Doch Keiner zitternd ſich beſann
Hell ſchien im Schnee dem argen Troſſe
Die Spur von Otto's flüchtigem Roſſe,
Ihr jagte nach ohn' Unterlaß
Von Rachedurſt geſpornt der Haß

Doch lächelnd zu Herrn Homberg hin
Kehrt ſich der Graf mit leiſer Rede:
Merkſt, Freund, du meinen klugen Sinn?
Der Burſch bot Otto längſt die Fehde,
Er ſpann um ihn des Spähers Netze,
Drum brauch' ich ihn zu dieſer Hetze
Viel ſichrer bringt mir ihn der Feind,
Als wer's mit ihm am treuſten meint
Komm, heitre dein verzagtes Herz,
Wir ſchaffen's um zu luſtigem Scherz
Trat Otto ſo den Mönch mit Füßen,
Mag er's nun auch ein wenig büßen

Elftes Abenteuer.

Der Ueberfall.

Mein junger Fürſt! man ſoll nicht zagen
Will uns das Schickſal Gunſt verſagen:
Oft iſt ein Unglück uns beſtimmt,
Das gar ein fröhlich Ende nimmt.
Es kennt der Wald ſo viel Geſchichten,
Laßt mich ein lehrſam Stück berichten,
— Mir ſelbſt geſchah's vor manchem Jahr —
Das zeigt euch ſolch Exempel klar.
Mein Bruder ward mit mir erzogen;
Das war ein Burſch euch! ungebogen
Von jeder Noth, ein ſtarker Bub,
Dem ſtets Gefahr den Muth erhub.
Nun kam an einem Abend Kunde,
Es lieg' ein Bär im Eichengrunde.
Wir Beide faßten ſchnell den Rath
Zur erſten kühnen Waffenthat.
Auf engem Pfad war's, wo wir ritten;
Da lag ein Würzlein in der Mitten,
Das ſcheu mein Pferd, weiß nicht wie's kam,
Vielleicht für eine Schlange nahm.
Wild bäumt es; ich, der Kerngeſunde,
Im Fall ſchlag' ich mir eine Wunde.

Die rechte Hand war ausgerenkt —
Da hieß es ſtill nach Haus gelenkt!
Nun weiß ich noch, wie ich gewettert,
Daß ſo mein grüner Ruhm entblättert,
Ich hieb in meinem blinden Zorn
Das arme Roß mit Gert' und Sporn.
Doch wie der Tag zu Ende eilte
Und mählich ſchon der Arm mir heilte,
Da brachten ſie in blutigem Graus
Den todten Bruder mir in's Haus.
Der iſt ſeitdem mir oft erſchienen
Zu Nacht im Wald mit lieben Mienen,
Und wo mich ſchon Gefahr umgarnt,
Hat er mich brüderlich gewarnt.
Da ſeht ihr's nun: was ich geſcholten,
Wie hat ſich's mir als Glück vergolten!
Was jenem ſchnellen Ruhm verhieß,
Das war's, was in das Grab ihn ſtieß.
So fürcht' ich ſchier, des Hombergs Kommen
War ehender zu euerm Frommen;
Ihr habt mit eignem Willen jetzt
Dem Glück den Pfad zu euch verſetzt.
Doch grämt euch nicht; denn als ein Blinder
Iſt aller Witz der Menſchenkinder;
Der Menſch wirft Zeichen in den Schooß,
Und doch wie Gott will fällt das Loos.
Eins aber dünkt mich: Trunk und Eſſen
Soll man in keiner Noth vergeſſen:
Je düſtrer euch das Morgen winkt,
So kecker nehmt das Heut' und trinkt!

So ſprach der greiſe Förſtersmann
Den jungen Gaſt, Herrn Otto, an
Doch macht' er ihm den Mu[illegible] nicht friſch,
Sein lockig Haupt lag auf dem Tiſch.
Es war die eiſenſtarke Hand
Gleich ſeiner Armbruſt abgeſpannt
Zu wirr und trüb war's ihm im Herzen,
Den Abſchied konnt' er nicht verſchmerzen
Er mochte nicht die Qualen tragen,
Und wollt' auch nicht als Weichling klagen
Drum ſprang er auf von Tiſch und Wein,
Einſam mit ſeinem Gram zu ſein

So ſprach er: Feſt iſt der Beſchluß:
Ich reite morgen, weil ich muß.
Sei Lieb' und Jugend mir verloren,
Frei bleib' ich, wie ich frei geboren!
Dieß, Treuer, iſt die letzte Mühe:
Halt du für heute ſorglich Wacht
Und ſattle dann mein Roß mir frühe —
Wohin? Gott weiß es! Gute Nacht!

Herr Otto ging mit ſeinem Jammer
Belaſtet nach der Ruhekammer.
Er ließ im Vorgelaß den Alten,
Der füllte ſich mit Wein ein Horn,
Schlug feſt um ſich des Mantels Falten
Und ſchob in's Feuer Block und Dorn.
Da plötzlich heulten auf die Hunde,
Als macht' ein Wolf die nächtige Runde,

Und unterm Tiſch der Lieblingsrüde
Hub wachſam ſich, der nimmermüde,
Der mächtige, deſſen Löwenkraft
Am Weiher Rettung einſt geſchafft.
Doch auf des Herren leiſes Wort
Kehrt lauernd er an ſeinen Ort
Auf ſtand vom Stuhl der greiſe Mann —
Da klopft' es an der Pforte an,
Und ſchaurig klang wie Todesahnung
In tiefer Nacht die Lebensmahnung.
Des todten Bruders denkt der Alte
Und kreuzt ſich ſtill und tritt zur Spalte:
Wer iſt da? — Ebbo. — Dein Begehr? —
Thu auf! Graf Dietrich ſchickt mich her —
Da ſah der Greis des Gaſts Gefahr,
Doch ruhig blieb er, wie er war:
Biſt, Ebbo, du allein? — Ich bin's! —
Da ward der Alte muntern Sinns
Und wollt' es wenden noch zum Glücke;
Er ahnte nicht des Argen Tücke;
Ihm ſelbſt war jede Lüge fern,
Drum glaubt' er auch dem Lügner gern
Das Schloß ſprang auf — Ebbo drang ein,
Mit ſeinen Schützen er zu drei'n;
Die Andern wie die Nachtgeſpenſter
Erkletterten das hohe Fenſter.
Wie das erſah der wackre Greis,
Da ward's vor Zorn ihm drinnen heiß
Er riß ein Schlachtſchwert von der Wand,
Das faßt' er kräftig beiderhand,

Und trat zurück mit raſcher Kür
Vor ſeines Gaſtes Kammerthür
Er war mit dunkeldroh'nden Brauen,
Vom rothen Kienſpan hell verklärt,
Gleich jenem Cherub anzuſchauen,
Der Edens Thor den Frevlern wehrt
Ihm ſtanden Jene ſchwarz entgegen,
Im Blick des Uebermächtigen Hohn,
Dämonen gleich, die raubverwegen
Des Lebens goldne Frucht bedroh'n;
Und ſo vor der beſtritt'nen Pforte
Flog, Bolzen gleich, das Gift der Worte:

Ebbo zuerſt: Was ficht dich an,
Ergrauter Narr, ohnmächtiger Mann,
Daß du Geſandten deines Herren
In Waffen willſt den Weg verſperren?
Otto der Schütz iſt hier im Haus:
In Dietrich's Namen, liefr' ihn aus!

Drauf Hugo: Neidhart, Lügner du,
Erſt brich im offnen Streit herzu!
So lang den Otto ſchützt der Arm,
Schläft er, ſo dünkt mich, ohne Harm
Als Lügner haſt du mich umſtrickt —
Wer bürgt mir, daß der Herr dich ſchickt?
Drum ſollt vor dieſes Schwertes Streichen
Ihr Mörder allzumal entweichen!

Nun kehrt ſich Ebbo zu der Schaar:
Hier iſt Gewalt, ihr ſeht es klar!

Der Mann will nicht dem Wort ſich beugen:
So mögt ihr mir's beim Herrn bezeugen!

Er ſpannt den Bogen, weil das Schwert
Des Förſters Rieſenkraft verwehrt.
Er zielt, ſchon dräut des Bolzes Spitze
Recht nach des Lebens warmem Sitze —
Nur noch ein Nu, die Bosheit ſiegt,
Die goldne Treue unterliegt.
Doch wo des Menſchen ſchwache Kraft
Nicht dem Gerechten Rettung ſchafft,
Da nahet ſich auf ſtiller Spur
Die blinde Rächerin Natur.
Denn wie der Rüde dieß erſchaut,
Da ſpringt er auf, da heult er laut:
Ein Rachegeiſt mit mächt'gem Satze
Packt er den Ebbo mit der Tatze,
Und reißt des Feindes blutige Glieder
Mit grauſem Biß zur Erde nieder.
Verröchelnd lag im Blut der Schlimme,
Der Rüde tobt mit neuem Grimme,
Kaum daß des Förſters lauter Ruf
Den andern Mördern Rettung ſchuf.
Auf ſprang nun auch der Pforte Klammer,
Herr Otto trat aus dunkler Kammer,
Die Armbruſt wohl nach Kunſt geſpannt,
Den Kolben in der andern Hand.
Ei, ſpricht er, ſeid ihr's, Jagdgeſellen,
Und dachtet mich ſo leicht zu fällen?

Nun überlegt's, ich bitt' euch, fein:
Wer will von euch der Erſte ſein?
Meint ihr, es ſollte ſchwer mir fallen,
Mich frei zu machen trotz euch allen?
Doch wißt, wie hoch ihr euch erfrecht,
Ihr bleibt für meinen Arm zu ſchlecht.
Auch iſt zu werth mir Hugo's Leben,
Es blindem Zufall hinzugeben.
Daß dieſer Wurm am Boden liegt,
Das, dünkt mich, iſt genug geſiegt.
Spannt ab die Bogen denn beizeiten,
Frei will ich nun zu Hofe reiten.
Hinweg mit euch! Ihr habt mein Wort:
Zu morgen Mittag bin ich dort.
Den Todten nehmt in eure Hut,
Es ſchändet dieſen Herd ſein Blut.

Er ſprach das Wort ſo königlich,
Die zagen Knechte neigten ſich;
Der Leichnam ward auf's Roß gebracht,
Und fort ging's durch die kalte Nacht.

Die Beiden aber wohlgemuth
Empfanden neuerwärmt ihr Blut;
Denn immer friſcht den kräftigen Mann
Gefahr mit Jugendfeuer an.
Herr Otto war nicht mehr verzagt —
Sie tranken, bis im Oſt es tagt
Nicht ließ der treue Wirth den Gaſt;
Sie ritten rheinwärts ſtillgefaßt.

Zwölftes Abenteuer.

Die Minneprobe.

Steh auf, mein Sohn! ſo ſprach der Graf.
Du warſt in meinem Dienſte brav,
Auch heute nahm dein offen Wort
Mir jeden Groll vom Herzen fort.
Doch biſt du mir ein fremd Geſchlecht,
Ich wahre deines Vaters Recht.
Gefangen biſt du mir zu Händen,
Gefangen muß ich dich ihm ſenden.
Doch vor dem Kloſter rettet dich
Ein raſcher Ehbund ſicherlich;
So heilig iſt des Prieſters Wort,
Das nimmt dir kein Gelübde fort.
Ich will dir wohl, Herzog in Heſſen:
Als Schütze haſt du dich vermeſſen
Und kühn nach Elsbeth ausgeſchaut,
Der Herzog nehme ſie zur Braut.
Doch ſtell' ich zu der Frauen Lobe
Vorher noch eine Minneprobe.

Und Elsbeth in der Thür erſcheint,
Die ſüße Roſe, bleich, verweint,

Sie kniet zu ihres Vaters Füßen.
Der ſpricht: Biſt du bereit zu büßen?
Der Schütz bekennt, daß er dich minnt,
Auch du ſeiſt ihm gar hold geſinnt.
Er hat mir lang gedient in Treuen,
Ich will ihn ehren und erfreuen.
So hab' ich's denn bei mir beſchloſſen:
Willſt du, nimm ihn zum Ehgenoſſen!

Da ward ihr Blick von Thränen voll,
Das Herz begehrte ſeinen Zoll.
Doch über allen ſchwachen Muth
Hub ſie empor ihr ſtolzes Blut:
Herr Vater, daß ihr mich entehrt,
Beim höchſten Gott, nicht bin ich's werth!
Vor allen Männern in der Welt
Dünkt Otto mich der erſte Held,
Und wär' er hoch wie ich geboren,
Ihn hätt' ich zum Gemahl erkoren.
Doch rein blieb mir der keuſche Muth.
Es quillt in mir des Grales Blut.
Die Maid von Lohengrin entſtammt
Ward nie zum Schützenweib verdammt.
Ihr müßt ein Arges von mir denken,
Daß ihr mich wollt an Ehren kränken!

Wolan, ſo iſt das Loos gefallen,
Sprach Dietrich, und in Kloſterhallen
Iſt Otto fürder feſtgebannt,
Nie koſ't ihn guten Weibes Hand.

Dein Jawort einzig konnt' ihn retten —
Nun ſind vernietet ſeine Ketten! —

Da ſah die Maid entſetzt ihn an,
Der doch ihr ganzes Herz gewann.
Es war, wie einſt beim Schützenkrieg,
Wo Lieb' am Schluß gewann den Sieg.
Feſt ſtand er, doch des Auges Glut
Beſtrafte ſchwer den Uebermuth.
Es ſchien der ſtumme Mund zu fragen:
Iſt's denn ſo ſchwer, dem Stolz entſagen?
Ich gab um dich mein junges Leben —
Du willſt mir nicht die Ahnen geben?

O Herz, du haſt den Sieg! Sie tritt
Zum Jüngling hin mit ſchwankem Schritt
Und birgt in ſüßverſchämter Luſt
Ihr fürſtlich Haupt an ſeiner Bruſt.

Da trat aus weiter Doppelthür
Herr Homberg ſchlauen Blicks herfür:
Er führte zierlich in den Saal
Herrn Dietrich's ſtolzes Ehgemahl.
Dann kniet' er hin mit bloßem Schwert
Und bloßem Haupt zu Otto's Füßen,
Und ſprach: Mich hält der Himmel werth,
Zuerſt den Lehnsherrn zu begrüßen.
Thüringens Landgraf, Herr zu Heſſen,
An Blute alt, an Muthe jung,
Empfangt, des frühern Drucks vergeſſen,
Der beiden Lande Huldigung.

Denn euer Bruder, mild von Art,
Für's Ritterthum war er zu zart —
Er ſtarb. Ihr ſeid der nächſte Erbe,
Folgt mir, daß nicht das Land verderbe!
Herr Heinrich hat mich ausgeſendet,
Nach euch zu ſpäh'n durch Land und Meer.
Der Völkerhirte hat's gewendet,
Daß ich im Irrſal kam hierher.
Nach Achen zu dem Heiligthume
Zog ich, um Glück mir zu erflehn.
Nun muß ich hier mit Lieb' und Ruhme
Gekrönt euch leuchtend wiederſehn.
Gebt Urlaub mir, nach Haus zu reiten,
Mein hoher Herr, der Vater zagt.
Mögt ihr die Hochzeit hier bereiten,
Ihr habt das höchſte Glück erjagt!

Da hub ſich Otto ſtolz empor
Und ſprach: Es gönnt die hohe Stunde
Der Klage nur ein halbes Ohr,
Ob ſchmerzlich auch die Todeskunde.
Ihr habt's vernommen: zwiſchen mir
Und meinem Vater iſt gerichtet,
Es hat der Tod mit raſcher Gier
Den langen Hader uns geſchlichtet —
Ich ſteh' im Glanz der Fürſtenehren,
Herr Graf und ihr, vieledle Fraue,
Ich darf die Holde nun begehren,
Nach der ich lang in Liebe ſchaue.

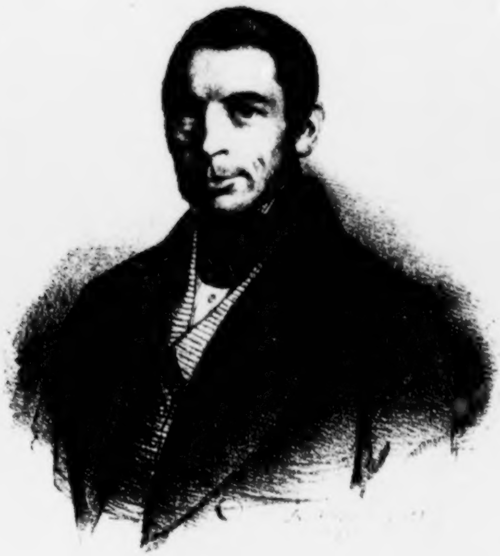
Auch hier den Hugo gebt mir mit
Der viel um mich in Treuen litt.
Er ſei in ſeinem edeln Alter
In Heſſen's Forſten mein Verwalter,
Und an des Schützlings reichem Gut
Erlabe ſich ſein greiſer Muth.
Du, wackrer Homberg, auf zu Roſſe,
Und ſühne Vater du und Sohn!
Bring' ihn hierher ſammt reichem Troſſe,
Bevor ein Monat noch entfloh'n!
Dann winde ſich im höchſten Glanz
Um Elsbeth's Stirn der Myrtenkranz,
Der von dem Elbſtrom bis zum Rheine
Die deutſchen Lande feſt vereine!

Der Dichter beſchließt:

Es ſang ein Mann des Rheins dies Lied,
Dem Minne Luſt und Leid beſchied.
Ihm war das Lied ein Zeitvertreib:
Er minnet ſelbſt ein hohes Weib;
Des eignen Herzens ſüße Sorgen
Hat er im ſchmucken Reim verborgen
Die Hehre, die dies Lied nicht nennt.
Er weiß, daß ſie den Klang erkennt,
Den voll und klar aus Mannesbruſt
Heraufrief ihrer Küſſe Luſt.
So ſpiegle denn in Otto's Glück
Die eigne Zukunft ſich zurück,
Und lehr' uns dieſe Mähr fortan:
Sein Schickſal ſchafft ſich ſelbſt der Mann!

[illegible] 22 / 22

Vom Rhein.



Mir ward ein Lied zu singen, das deutsche Bauern Lied,
der lange leis und lässig in ihnen verhalten schwillt.

B. Auerbach

Vom Rhein.

Leben, Kunſt und Dichtung.

Jahrgang 1847.

Mit dem Bilde Karl Simrocks und vier Kunſtblättern.

Herausgegeben

von

Gottfried Kinkel.

* * *

Essen,
Druck und Verlag von G. D. Bädeker
1847.

BIBLIOTECA

Confessio.

Auch uns erſchien im Traume der Gott der Zeit
Und mahnt' uns: Hört ihr Stürme der Zukunft nah'n?
Ihr ſollt's nicht hindern, aber retten
Sollt ihr das edelſte Gut der Menſchheit!

Sie werden Mein vergeſſen im Sturmesdrang —
Ihr ſollt die Flamme wahren im Heiligthum!
Sie werden haſſen — lehrt ſie lieben
Und das Geheimniß des Geiſtes achten!

Voran zu gehn in blutige Rieſenſchlacht
Sind längſt von Mir ſchon Andere auserwählt:
Sie werden fallen — ihr ſollt leben,
Künftigen Göttern die Zukunft bauen.

Doch wenn das Herz euch trifft ein verirrter Pfeil,
Dann faltet fromm die Händ' auf der treuen Bruſt,
Daß, die des Weges wallen, ſagen:
Seht, der Gefallene war ein Prieſter!

Paris, Auguſt 1843. **Eminus.**

Inhalt.

Zu den Bildern, vom **Herausgeber.**

Erzählungen.

Seite
Die Ahnfrau. Novelle von **Louiſe v. G.** 1
Eine harmloſe Geſchichte. Von **Carl Borromäus Cünzer** in Koblenz. 47
Das Debut eines Schauſpielers. Aus einem Theaterroman. Von **Roderich Benedix** in Köln. 97
Lebenslauf eines Johannisfünkchens. Von **Johanna Kinkel** in Bonn. 133
Margret. Eine Geſchichte vom Lande. Von **Gottfried Kinkel.** 143

Kunſt und Literatur.

Die Kirche zu Ramersdorf. Von **Carl Schnaaſe** in Düſſeldorf. 191
Fragmente zur Charakteriſtik Wilhelms v. Schlegel. Von **Johann Wilhelm Löbell** in Bonn. 217
Annette v. Droſte. Eine Charakteriſtik. Von **Levin Schücking** in Köln. 235
Karl Simrock. Von **Gottfried Kinkel** 249

Epiſches und Idylliſches.

Bertha die Spinnerin. Kerlingiſche Heldenſage. Von **Karl Simrock** in Bonn. 285
Meluſine. Von **Wolfgang Müller** in Düſſeldorf . . 312
Die treue Gattin. Serbiſches Volkslied. Von **Hermann Behn-Eſchenburg** in Dresden. 319

Lyriſche Gedichte.

Ernſt Moritz Arndt in Bonn.

Frühlingstraum. 331
Herzensſaitenſpiel. 332
Geſpräch mit Stöcken und Degen. 333

Annette v. Droſte zu Hülshoff auf Ruſchhaus bei Münſter.

Der ſterbende General. 335
Sylveſterabend. 337

Ludwig Wihl in Wevelinghoven.

Jehova-Lieder.

Bibliſche Viſion. 339
Jeruſalem. 341
Babels Flüſſe. 341
Die Roſe Sarons. 343
Mein iſt Jeruſalem. 343
Fata Morgana. 344
Das Licht. 344
Der Tag des Herrn. 344
Wo bleibt der Held. 345
Die wilde Pflanze. 345
Sonſt und Jetzt. 346
Jeremias. 346
Der neue Tempel. 347

Adelheid von Stolterfoth in Rudesheim.

Der Scheidende. 348
Die Grafenbraut. 349

Wilhelm Smets in Aachen.

Gedenkblätter 1—12. 350

Dräxler-Manfred in Darmſtadt.

Ungeſchriebene Liebesbriefe. Sonettenkranz. 1—8. . . 354

Adolf Doerr in Frankfurt.
Der kranke Dichter. Aus einem Cyclus 1—4. 358
C. E. Kohlbauer in Koblenz.
Luther auf der Wartburg. 360
Emanuel Geibel in Dreſden.
Trinklied der Alten. 363
Neue Liebe, neues Leben. 1. 2. 364
Julius Trefel in Geiſenheim.
O'Connells Schatten. 366
Willibald Beyſchlag in Frankfurt.
Eine Lenznacht. 367
Einer Freundin, zu einem Bildchen der Rheinpfalz. . 369
Sanct Severinus. 371
Wilhelm Ganzhorn in Neuenbürg (Württemberg).
Drei Bäche. 373
Wilhelm Junkmann in Bonn.
Weihnacht. 384
Hermann Behn-Eſchenburg in Dreſden.
Alte und neue Götter. 385
Troſt. 385
Rath. 386
Hermann Schauenburg in Herford.
Ein Oelblatt 387
Guſtav Pfarrius in Köln.
Aus den Waldliedern:
Die Waldmühle. 390
Der Meiſterſänger. 391
Das Echo. 392
Franz Kugler in Berlin.
Die Sorge. 395
Alexander Kaufmann in Bonn.
Maikäfers Freierei. 396
König Trojan. 397
Die Wallonen. 398
Karl Freſenius in Weinheim.
Am laacher See. 400
Stimmung. 401

Ludwig Braunfels in Frankfurt.

Vier Stimmen und vier Stämme. 403
Der beſte Doktor. 404

Feodor Loewe in Stuttgart.

Das armeniſche Kloſter. 406

Karl Cramer in Köln.

An einen Laternenpfahl außer Dienſten. 409
Der Eſel und der Bock. 410

Eminus.

An Deutſchland. 412
Allzu faul. 413
Monte Argentaro. 414

Gottfried Kinkel.

Männerlied. 415

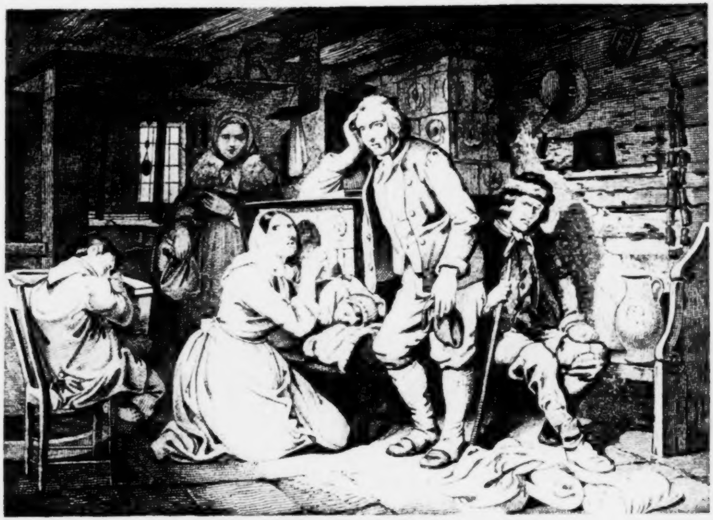
Zu den Bildern.

Das Unternehmen eines neuen Jahrbuchs vom Rhein, welches mit vorliegender Sammlung eröffnet wird, hat den Zweck, neben der Literatur auch die einheimiſche Kunſt zu vertreten und durch Nachbildungen und Beſprechungen den Leſern näher zu bringen. Unter den Kunſtanſtalten des Rheinlandes ſteht nun aber die Malerſchule von Düſſeldorf, was Umfang der Arbeiten, was Tüchtigkeit der Technik, was endlich Geiſt und Mannigfaltigkeit der Richtungen betrifft, ſo entſchieden an der Spitze daß ihr billig der Vortritt gelaſſen werden muß. Wir geben aus ihr drei Gemälde in verkleinertem Maßſtabe, nämlich zwei in ihrer Art möglichſt verſchiedene Genreſtücke und ein Hiſtorienbild.

1. Hübner's Wohlthätigkeit in der Hütte der Armen.

Karl Hübner aus Königsberg verſchwand bis 1844 dem großen Publikum unter den zahlreichen Genre- und Porträtmalern Düſſeldorfs. Ohne beſondere Theilnahme ſah man ſeine Landſchaft mit Wilddieben oder das heitre Bildchen, wo ein Burſch neckend den Dorfmädchen mit ausgeſtreckten Armen den Zugang zum Brunnen verwehrt, oder irgend andre hiermit verwandte Gegenſtände. Und mit Einem Male, durch Ein Bild ſtieg dieſer Künſtler zum Liebling des großen Publikums, das jezt auf allen Ausſtellungen vor ſeinen Sachen zuerſt ſtehen bleibt. Dieſe Bilder regen jedesmal das lebhafteſte Streitintereſſe auf, ſie werden raſch verkauft, auch durch Kopien die man bei dem Künſtler beſtellt und durch Nachbildung in Stich und Druck veröffentlicht. Hübner genießt endlich die Früchte ſeiner Studien: mitten im kräftigſten und hoffnungsreichſten Mannesalter lebt er verheiratet zu Düſſeldorf, wo er von der Akademie geſchieden ſich ein eignes Atelier gegründet hat.

Hübner hat für Deutſchland ein neues Fach des Genres aufgethan, welches man paſſender das *ſozialiſtiſche* Genre als das Genre des Proletariats nennen dürfte. Denn ſeine Gegenſtände ſchildern alle den Druck welchen die durch Geburt, politiſche Freiheiten oder Geldmacht Bevorrechteten auf die Stände unter ihnen gelegt haben. Daß die Stimmung dieſer Bilder hierdurch eine trübe wird, darüber ſollte man nicht mit dem Künſtler rechten. Das Weſen des Genres iſt die Darſtellung der Wirklichkeit in Individuen die nicht durch die Größe hiſtoriſchen Charakters ſich über ihre Umgebungen emporheben, ſondern vielmehr in ihrer Perſon das Geſammtleben und Geſchick ihres ganzen Standes repräſentiren. Es iſt ſomit dieſer Gattung der Malerei nicht bloß erlaubt ſondern es liegt ihr als Pflicht ob, auch die ſchmerzlichen Verhältniſſe der Gegenwart, ſofern ſie überhaupt künſtleriſcher Darſtellung fähig ſind, abzuſchildern, und Ein Blick auf die Kunſtgeſchichte beweiſt daß auch die großen alten Genremaler ſich dieſen Vortheil nie entgehen ließen. Neben den luſtigen Kirmeſſen und Schenkſtuben des Teniers und Jan Steen, neben den eleganten und comfortablen Boudoirſtücken des Dow und Netſcher ſtehen in der niederländiſchen Kunſt die ernſten Szenen Wouverman's da, wo die vom Kriege ausgeſogenen Bauersleute mit den magern Gäulen unter freiem Himmel ihre Raſt halten, und es fehlen ſelbſt greuliche Hexenbilder und noch ſchrecklichere Epiſoden des dreißigjährigen Krieges nicht, wo eine zügelloſe Soldateska mit Raub und Mord das friedliche Hüttenleben tilgt und nicht einmal die Katze auf dem Baume verſchont. Nun aber iſt auch unſre Zeit eine ſchwere Zeit für Jeden dem die Norne nicht ſchon bei der Geburt Macht oder Gold in die Wiege gelegt hat, und vor allem den ſogenannten untern Ständen iſt die alte friſche Lebensluſt und mit ihr die Poeſie der Exiſtenz großentheils ausgegangen über der Sorge um das tägliche Brot. Der Grundton im gegenwärtigen Leben unſeres Volkes iſt



mehr der Ernſt als der Spaß, mehr der Gram als der Jubel und der Künſtler der nicht gedankenlos die ausgetretenen Pfade fortſchlendern mag darf einen ſolchen Grundton nicht überhören.

Nur muß im Intereſſe der Kunſt allezeit feſtgehalten werden, daß es in dieſer Art Stoffe giebt die unter der künſtleriſchen Möglichkeit liegen. Lumpen gehören in die Stampfmühle, Schmutz auf die Gaſſe, nicht auf die Palette. Es giebt ferner Empfindungen die über das Maß des äſthetiſchen Schmerzgefühls herausgehen, indem ſie das Gemüth zerreißen ſtatt es zu erheben, oder doch einen unharmoniſchen ungelöſten Schmerz in ihm zurücklaſſen. Dieſelbe Kunſtkritik die den größten Theil der franzöſiſchen Romantik mit vollem Recht verwirft muß auch Bilder treffen die auf dieſen Abweg ausgehen. Grade eins der geprieſenſten Bilder Hübner's ſcheint mir dieſem Fehler zu verfallen: ich meine das vielbeſprochene Jagdrecht. Sehen wir auch ganz von dem Stoffe ſelber ab, deſſen Kritik ein deutſcher Fürſt mit Geiſt vollzog als er von dem Bilde ſagte: „das iſt aber kein Jagdrecht ſondern ein Jagdverbrechen!“ — ſo iſt das Gefühl welches hier in uns erweckt wird Erbitterung nicht Verſöhnung, und ſelbſt das was eine ſolche Verſöhnung gewiſſermaßen erſetzt, den Ausblick auf eine künftige Nemeſis, hat der Maler nicht anzudeuten verſtanden. Weit beſſer iſt dieß in den ſchleſiſchen Webern gelungen, jenem Bilde welches den Ruhm Hübner's gegründet hat: hier war ſchon in mehreren Jünglingsgeſtalten das Unwetter des Aufſtandes geweiſſagt das ſo bald ausbrach. Ebenfalls das herrliche dießjährige Bild, Auswanderer die von den Gräbern der Ihrigen ſchweren Abſchied nehmen, trifft einen ergreifenden aber nicht zerreißenden Moment und verdient wol unter Allem was Hübner gemalt hat den erſten Preis, während der Holzdieb und die Verlaſſene wieder mehr eine herbe Spannung ohne Auflöſung in ſich trugen. Von dieſer Seite betrachtet muß ich das Bild in unſerm Jahrbuch ſehr hoch ſtellen, obwol das Publikum, nach ſeiner Art die ſtärkſten Erſchütterungen liebend, dem gleichzeitigen Jagdrecht den Vorzug gegeben hat. Es ſtellt eine ſchleſiſche Weberfamilie in ihrer Hütte bei kaltem trübem Abend dar, der Schneeflocken wider das unvollſtändige Fenſter treibt. Eben iſt der ſtarke Burſch rechts wiedergekommen und hat ſtatt des Geldes das fertige Stück Leinwand zurückgebracht, welches der Großhändler nicht angenommen ſondern mit dem Stempel der Untauglichkeit zum Verkauf unfähig gemacht hat. Bei dieſer furchtbaren Nachricht ermattet des Alten

Lebenskraft, während die Frau, über das Kind hingeworfen, betende Hände zum Himmel wendet. In der Ecke links ſchläft ein jüngerer Burſch in einer großen Jacke ſorglos ſeinen Hunger aus. Da tritt in dem Moment, wo Verzagen, Ingrimm, matte Verzweiflung triumfiren wollen, noch ungeſehen die Rettung ein in Geſtalt jener wohlgekleideten Frau aus den bürgerlichen Ständen, die mit froſtrothem Geſicht mühſam den ſchweren Korb und das Bündel mit der Flaſche hereinbringt: ſie giebt zu der ganzen wehmüthigen Harmonie den mildernden Schlußakkord. Dieſes Bild, welches ein Jahr nach den ſchleſiſchen Webern (1845) in Köln ausgeſtellt war und nach England verkauft wurde, machte eine ſtille und ſchöne Geſammtwirkung, und ich habe Leute gekannt die mit Thränen in den Augen davor geſtanden ſind.

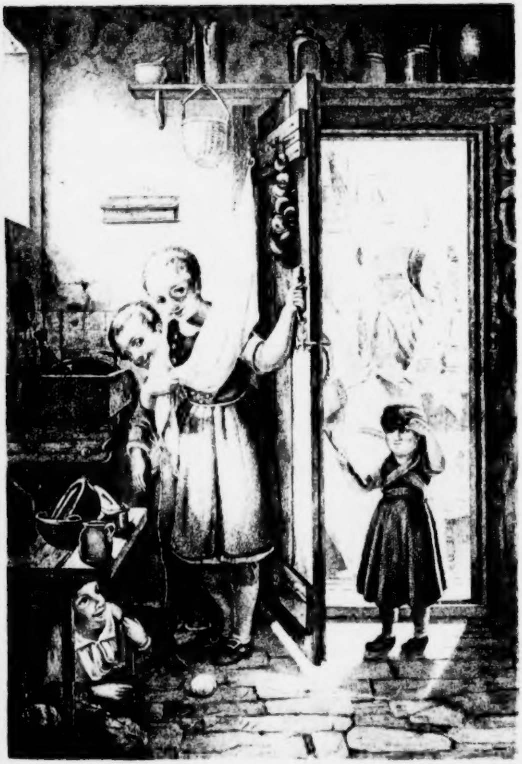
In allem Aeußern was zum Malen gehört iſt Hübner durch die großen und männlichen Stoffe die er behandelt über alle Kleinlichkeit heraufgehoben worden. Er hat, wie es ſeinen Gegenſtänden zupaßt, alles Glänzende von ſich abgethan, aber dafür eine ſeltene Kraft der Farbe ſich erobert. Den Hauptton ſeiner Bilder wird man meiſt etwas düſter finden: alles Einzelne iſt mit Mark und Beſtimmtheit, aber ohne tüftelndes Nachpinſeln der Natur hingeſetzt, und grade durch dieſe breite kecke Behandlung tritt der Hauptgedanke jedes Bildes, unbehindert von den Nebenſachen, ſo wuchtig und unwiderſtehlich hervor. Kaum Einer der jüngern Meiſter Düſſeldorfs hat ſo gründlich wie Hübner in Gehalt, Auffaſſung und Farbe die Romantik und die etwas bängliche Technik der alten Schule von ſich abgethan.

2. Meyer's Kinder beim Blindekuhſpiel.

Der Maler dieſes reizenden Bildchens, J. G. Meyer, giebt ein intereſſantes Beiſpiel, wie jede Veränderung der innern Lebensrichtung auch das äußre Schaffen des ächten Künſtlers umgeſtaltet. Aus einer frommen Familie in Bremen am 28. Oktober 1813 geboren, verfiel er durch Erziehung und Umgang früh einer warmen religiöſen und ſelbſt bekehrungsluſtigen Stimmung, der nur eine frühe Liebe zum Malen ein Gegengewicht lieh. Er beabſichtigte Geiſtlicher und ſelbſt Miſſionar zu werden: da erſchreckte ihn eine heftige Aeußerung pietiſtiſcher Bornirtheit. In ſeinem ſechzehnten Jahre hörte er von einem befreundeten Geiſtlichen das Wort ausſprechen: „die Kunſt ſei eine Erfindung des Teufels, und man ſolle alle Bilder ins Meer werfen und erſaufen wo es am tiefſten ſei." Dieß Wort entſchied: durchdrungen von dem dunkeln Bewußtſein daß auch die Kunſt göttlichen Lebens voll ſei, beſtimmte ſich der Jüngling jetzt ganz für ſie und reiſte, anfangs in ſehr beengenden Verhältniſſen, im Jahr 1834 zur Akademie nach Düſſeldorf ab. Hier durchlief er in einigen Jahren alle Klaſſen, erſt in der Schule des Profeſſors Sohn, dann unter beſondrer Leitung des Direktors Schadow. Die fromme Richtung ſeines Gemüths wandte ihn zuerſt auf heilige Malerei: 1837 ſah ich in Düſſeldorf ſein hoffnungsvolles erſtes Bild auf der Staffelei. Es ſtellte den Profeten Elias in der Wüſte vor und lag alſo dem Stoffe nach ſo fern als möglich von den neuern Bildern des Künſtlers ab. Aber in Einem verhieß er ſchon damals was er ſpäter erfüllt hat: der blendend die Geſtalt des Dulders umfließende Glanz deutete bereits auf jene virtuoſen Lichtwirkungen hin welche ihn noch jetzt charakteriſiren. Außer einer

Menge bibliſcher Kompoſizionen, die unausgeführt blieben, entſtanden damals noch zwei religiöſe Bilder: Abraham mit ſeiner Familie beim Untergang der ruchloſen Vierſtädte, und ein kleineres: Chriſtus den Seinigen die Zerſtörung des Tempels verkündigend. Aber allgemach wurde im Gemüth des Künſtlers eine freiere, ſelbſtſtändige Denkweiſe über religiöſe Dinge und über das Leben herrſchend, die Anſichten ſchwanden für die er früher geſchwärmt hatte, und der Eifer für bibliſche Darſtellungen wich einem offnen empfänglichen Sinne für die gemüthliche Seite des gegenwärtigen Lebens und der umgebenden Wirklichkeit. Dieſe Umwendung prägt ſich in den Bildern ſeit 1839 ab: Meyer hat ſeitdem gar kein bibliſches Bild mehr, ſondern nur Szenen des heitern oder elegiſchen Genres gemalt und durch ſie ſeinen Ruf begründet. Vor vier Jahren verließ er die Akademie, blieb jedoch in Düſſeldorf, wo er denn gleich ſo vielen Andern auf einem eigenen Atelier malt. Es mag dieß wol dazu beigetragen haben, ſeinen Bildern ſeitdem eine noch größere Eigenthümlichkeit zu geben.

Das Charakteriſtiſche dieſes Malers liegt, wie mich dünkt, eben ſo ſehr in den Gegenſtänden wie in der Behandlung. Es iſt vor Allem das Familienleben unſeres kernhaften Bürgerſtandes und in ihm wieder die Kinderwelt in ihrem anſpruchsloſen und darum ſo bezaubernden Reiz, in ihrer unſchuldigen und doch ſo ſchalkhaften Naivetät, was er mit wahrhaft bewundernswürdigem Talent für jeden kleinſten Charakterzug auffaßt und wiedergibt. Seine Stoffe ſind demgemäß weniger bedeutend als vielmehr anziehend und häufig rührend: während in Hübner eine ſtarke, ja herbe Mannesſeele wohnt, beſitzt Meyer den ganzen Zauber weicher, anmuthiger, ich darf wol ſagen weiblicher Empfindung. Am meiſten verbreitet in den rheiniſchen Kreiſen iſt ſein märchenerzählendes Mädchen, weil der kölner Kunſtverein es durch den Kupferſtich bekannt gemacht hat. Hier und auf dem Bilde das unſer Jahrbuch mittheilt iſt das neckiſche Uebergewicht des klugen Mädchens über die Bubenwelt und wiederum der ältern Geſchwiſter über die jüngern das Anziehende: auf andern Bildern aber ſtellt ſich dieß himmliſche Gefühl durch welches erſt der Kreis der Familienempfindungen ſich beglückend abſchließt, das Gefühl der Geſchwiſterliebe, in voller rührender Innigkeit dar, wenn etwa die Kinder ſich um die Wiege des Neugebornen verſammeln oder das kranke Kind umringen oder endlich — dieß iſt eins der jüngſten und gelungen-



ſten Werke — das Geneſende zum erſtenmal wieder in ihre Spiele ziehen. In größern Umfang gehen denn ſolche Stücke, wo die Erwachſenen ins Kinderleben miteingreifen, die Wittwe die mit den Ihrigen das Abendgebet hält, der Pfarrer der am Morgen ſeines Jubiläums aus der Pforte tritt und mit Jubel empfangen wird, oder der Künſtler der nach geraumer Zeit ins Vaterhaus heimkehrt, während die Buben ſeine Effekten herbeiſchleppen und die Mädchen ſich über den langen Bart verwundern der ihm ſeither angewachſen iſt. Erſt in jüngſter Zeit hat Meyer ſich auch auf ergreifende Gegenſtände gewendet und 1845 durch den träumenden Gefangenen, dem die Freiheit Weib und Kind nebſt dem erlöſenden Schlüſſel in den Kerker bringt, ſo wie durch die „Ueberſchwemmten“ von 1846 den Beweis geliefert, daß ihm auch der volle mächtige Ernſt des Lebens nicht verſchloſſen iſt. Namentlich das letztre Bild gehörte unſtreitig zu den Hauptzierden der jüngſten rheiniſchen Ausſtellungen. Eine Wöchnerin mit dem Säugling, den ältern Kindern und der Ziege erſcheint auf den oberſten, künſtlich noch erhöheten Boden des Hauſes vor dem ſteigenden Waſſer geflüchtet, das auch dieſe letzte Zuflucht zu erobern droht. Da kommt ein rettender Nachen, und die ganze Familie, von der ehrwürdigen Großmutter herab bis zu den frohen Kindern, grüßt mit trefflich abgeſtuften Empfindungen das wieder geſchenkte Leben. Da der Künſtler einen feinen Geſchmack und eine ſolide, durch Beleſenheit in den beſten Schriftſtellern genährte Bildung beſitzt, ſo iſt er in dergleichen Darſtellungen ſtets mit Glück an der Klippe ſowol des Zerreißenden als des Widrigen vorbeigefahren, und es gelingt ihm beſtändig die Natur von der edlern Seite zu faſſen, wozu ihm die frühern hiſtoriſchen Studien trefflich an die Hand gehen. Meyers anziehende Sujets werden nun unterſtützt durch große Verdienſte der Ausführung. Charakteriſtiſch für ihn iſt der Sinn für das Licht, der ſo vielen Düſſeldorfern abgeht: namentlich liebt er die Anwendung eines klaren Helldunkels. Seine Ausführung iſt die genaueſte: doch ſcheint er in den figuren- und umfangreichern Gemälden der letzten Jahre mit Glück einem breitern Pinſel nachzuſtreben. Beſonders meiſterlich und farbenkräftig behandelt er auch kleine Skizzen und Erfindungen in Aquarell: ſolche Blättchen von ihm ſind geſucht. Ueberhaupt iſt ſeiner geſchmackvollen Stoffwahl, ſeiner reinlichen Technik und ſeinem Fleiße, der ſich ſchon in der bedeutenden Anzahl der von ihm gelieferten Bilder kund giebt, auch die Gunſt des urtheilenden und kaufenden Publikums bedeutend entgegengekommen, und es iſt um ſo höher anzuſchlagen daß er ſich dadurch nicht zu handwerklichem Arbeiten verführen läßt, in welches der Genremaler, wenn er erſt ein gewiſſes Geſchick und einigen Kredit gewonnen hat, ſo leicht verfällt. Allerdings liegt in jenen frühern Sujets das Verkommen in unbedeutende Stoffe nahe, und im Kolorit hat Meyer ſich theils vor den allzubrillanten Lichteffekten, theils vor etwas matter und gebrochner Farbengebung, überhaupt vor dem zu Künſtlichen und deshalb Unwirklichen zu hüten. Da aber grade die jüngſten Bilder ihn im erfreulichſten Fortſchritt zum Gehaltvollen und zu gediegenſter Technik zeigen, ſind die Abwege zur Bravour nicht leicht zu beſorgen.

Die Blindekuh ſpielenden Kinder hat der Künſtler ſelbſt mit zuvorkommender Gefälligkeit in verkleinertem Maßſtab für dieſes Jahrbuch gezeichnet und hierdurch allein die meiſterliche Nachbildung möglich gemacht die dem Leſer vorliegt. Alle guten Eigenſchaften des Malers ſind hier vereinigt, und die reizende Schelmerei des Kinderlebens ſpricht ſich gleich auf den erſten Blick ſo verſtändlich aus daß hier jedes Wort zur Erläuterung Ueberfluß wäre.

* * *

3. Volkhart's Todesgang der Maria Stuart.

Georg Wilhelm Volkhart iſt der Sohn eines evangeliſchen Predigers und wurde den 23. Juni 1815 zu Herdecke in Weſtfalen geboren. Hier und zu Bochum, wohin der Vater ſpäter verſetzt ward, verlebte er ſeine Jugend im elterlichen Hauſe und gedachte ſich ebenfalls dem geiſtlichen Stande zu widmen. Aber eine frühe Liebhaberei fürs Zeichnen und Malen gewann die Oberhand, als er mit ſechszehn Jahren das Gymnaſium zu Düſſeldorf beſuchte und ſo in die Nähe einer Kunſtſchule kam. Bald trat er in die Akademie über und machte hier den gewöhnlichen Gang durch. Er begann, was ſo häufig wiederkehrt, ſeine ſchaffende Thätigkeit in Kunſtgattungen die er hernach verließ. 1834 ſah man in Düſſeldorf ſein erſtes Bild: „Chriſtus als guter Hirte“ ausgeſtellt, dem bald ein romantiſcher Gegenſtand: „Der Knabe Frithjof lehrt Ingeborg die Runenſchrift“ nachfolgte. Das ein Jahr ſpäter vollendete Bild aus dem befreiten Jeruſalem: „Tankred und Erminia“ führte den Künſtler ſchon ſeinem eigentlichen Fache, der Hiſtorienmalerei, näher. Und nun, nachdem der einjährige Militärdienſt in ſeine Arbeiten einige Unterbrechung gebracht hatte, trat er mit den drei Bildern hervor die ſeine gegenwärtige Anerkennung gegründet haben und ihm den vollen Anſpruch geben unter den ſchönſten Talenten der düſſeldorfer Schule für geſchichtliche Malerei mitgenannt zu werden. Dieſes ſind die Szenen aus dem Leben der Maria Stuart, bei denen beſonders die Auffindung der wirkſamen Momente trefflich gelungen iſt. Das erſte dieſer Bilder, 1840 begonnen, ſtellt die Ermordung des Sängers Rizzio beim Abendeſſen unter Nachtbeleuchtung dar; das zweite, die erzwungene Kronentſagung der

Königin auf dem Schloſſe des Lochleven, war 1842, das dritte, glänzendſte, der Todesgang, 1845 in Köln ausgeſtellt. Leider iſt der Cyklus dieſer ſo enge zuſammengehörigen Gemälde zerſtreut worden: den Rizzio beſitzt Graf Hatzfeld in Calkum, die Kronentſagung hat der König von Dänemark auf der bremer Ausſtellung angekauft, und unſer Bild befindet ſich auf Schloß Reuſchenberg bei Opladen im Beſitz des Grafen Fürſtenberg. Seitdem hat der Künſtler, außer vielen Porträts, für die düſſeldorfer Ausſtellung von 1846 den Tod des Admirals Coligny (ebenfalls Nachteffekt), und für die kölner deſſelben Jahrs Leonardo und Blandine nebſt den beiden Mördern nach Bürgers Ballade gemalt: letzteres mit doppeltem Licht, vom Monde und einer Lampe hereinfallend. Coligny iſt vom düſſeldorfer Kunſtverein angekauft worden und durchs Loos an Baron Hallberg in Jülich gefallen. Gegenwärtig hat Volkhart die Reiſe nach Italien unternommen.

Volkhart iſt ein Künſtler von tüchtigem Verſtand und zugleich ein entſchloſſener nachhaltiger Charakter; für letzteres zeugen außer der Energie ſeines künſtleriſchen Schaffens auch Einzelvorfälle aus ſeinem Leben. Seine Technik geht ins Glänzende und iſt auch in allen Nebenſachen, Stoffen, Geräthen ungemein ſorgfältig; das Licht weiß er trefflich zur Hervorhebung der Hauptfiguren zu benutzen; ſeine Geſtalten ſind würdig, im Charakter ausdrucksvoll, in der Zeichnung adelig. Für das Porträt kommen ihm dieſe ſämmtlichen Eigenſchaften ganz beſonders zu Gute, und er weiß den Perſonen die ihm ſitzen nicht bloß eine große ſondern auch eine ſchöne Aehnlichkeit abzugewinnen. Aber in der Kompoſizion großer Bilder und in der Haltung einzelner Figuren neigt er noch zum Theatraliſchen, was ſich auch bei unſerm Bilde nicht völlig ableugnen läßt. Es iſt zu erwarten daß das Studium der großen und ruhigen Meiſter Italiens ihn von dieſer Neigung befreien werde.

Unſer Bild führt uns nach Fotheringhay-Schloß und zeigt den Augenblick in welchem der Königin und ihrem Gefolge das Schaffot ſichtbar wird. Die verſchiedenſten Gemüthsbewegungen bei dieſem Anblick ſprechen ſich lebhaft, ja leidenſchaftlich aus. Maria, ſowol durch die Lichtwirkung als durch die Gruppirung der Uebrigen als Hauptperſon kräftig hervorgehoben, erſcheint im Mittel des Bildes feſt aufgerichtet, die Augen gen Himmel gewendet, das Elfenbeinkreuz an den Buſen gedrückt; die alte Kennedy und eine jüngere Dame ihres Hofes zu beiden Seiten; Melvil mit bitterm Weh, ver-

hüllten Angeſichtes, vor ihr niederſtürzend. Nahe dem Bogenthor durch welches die Henker ſichtbar werden ſteht rechts der Sheriff der Grafſchaft mit der Schriftrolle des Todesurtheils, links der proteſtantiſche Dechant von Peterborough deſſen geiſtlichen Zuſpruch die Königin bekanntlich ausſchlug, hinter ihm Leute aus dem Volk, und ganz vorn ein mit gerungenen Händen knieender junger Diener. Die hiervon gelöſte Gruppe zur rechten Hand zeigt uns die geringern Leute aus der Dienerſchaft und mehrere Hochlandsſchotten die als die treuen Anhänger Marias gekommen ſind ihre Königin ſterben zu ſehen. Der Graf von Kent, der eigentliche Leiter der ganzen Begebenheit, weiſt ſie mit gebieteriſch erhobener Linken vom Handkuß der verehrten Scheidenden zurück. Hinter ihm iſt noch der Kopf des alten Shrewsbury ſichtbar, und durch die Pforte hindurch wird mittels der Partiſanen die Schar der wachhaltenden Trabanten angedeutet. Das ganze Bild macht den trefflichſten Geſammteindruck und erfreute ſich auf der kölner Ausſtellung von 1845 der lebhaften Gunſt des Publikums.

* * *

4. Marien Krönung.

Deckengemälde des dreizehnten Jahrhunderts.

Das Album vom Rhein hält ſich verpflichtet, außer modernen Schöpfungen auch von der ältern Kunſtblüte des Rheinlandes ein Zeugniß abzulegen. So bringt es dießmal eine vierte Zeichnung, welche eine Zuſammenſtellung verſchiedener Gegenſtände aus dem großen Kreiſe von Wandmalereien in der Kapelle der Komthurei zu Ramersdorf bildet. Dieſes kleine Gebäude des dreizehnten Jahrhunderts gerieth vor mehreren Jahren durch eine Feuersbrunſt in Unſtand, die in den umliegenden Wirthſchaftsgebäuden ausbrach. Die durch die Fenſter jetzt eindringende Zugluft blätterte die mehrfach aufgetragene Tünche ab, und es traten an den Gewölbflächen Gemälde hervor die ſich bald als ſehr bedeutend kund gaben. Da der Eigenthümer des Schlößchens die Kapelle nicht wieder herzuſtellen beabſichtigte, aber mit großer Liberalität ihre Verſetzung an einen andern Ort erlaubte und hiefür ſogar einen namhaften Beitrag verwilligte, ſo wurde beſchloſſen ſie raſch abzubrechen und auf dem bonner Kirchhof neu zu errichten. Hiermit wären die Wandbilder unwiederbringlich untergegangen: da verwandte ſich der Oberbürgermeiſter von Bonn, Regierungsrath Oppenhoff, für ihre Rettung. Er veranlaßte den akademiſchen Zeichenlehrer Hohe zu einer genauen Beſichtigung, ließ ſich ſodann noch durch einen andern Kunſtfreund ein Gutachten über den Werth dieſer Bilder ausſtellen und verwilligte ſogleich auf eigne Verantwortung die nöthigen Mittel, um ſie vollſtändig aufzudecken und theils durch Pauſen theils durch Nachzeichnungen zu erhalten. Ihm und Herrn Hohe vor Allen dankt man die Rettung eines Kunſtwerkes das zu den älteſten und wichtigſten Erſtlingen der kölner Schule gehört. Hohe unterzog ſich jetzt dem mühevollen Geſchäfte des Zeichnens, das ihn Monate lang zu oft handwerksmäßigen und ganz einſamen Arbeiten zwang, während ein Bericht nach Berlin die Beſtellung von Aquarellbildern nach ſeinen Zeichnungen von Seiten des königlichen Muſeums zu einem Preiſe veranlaßte der dem Künſtler einen genügenden Erſatz gab. Gegenwärtig iſt durch den Abbruch des Bauwerks die Zerſtörung der Originale bereits erfolgt.

Ueber dieſe Werke brauche ich nur Weniges zu ſagen, da einer der erſten Kunſthiſtoriker unſerer Tage, Dr. Schnaaſe in Düſſeldorf, dieſem Buche einen ausführlichen Aufſatz darüber einverleibt hat. Seit deſſen Abfaſſung iſt eine neue glückliche Entdeckung in dieſem Gebiete hinzugekommen: ich meine die ſehr bedeutenden Reſte von Wandgemälden in der Unterkirche zu Schwarzrheindorf bei Bonn. Durch die ebenſo feine als gründliche Unterſuchung, welche Simons in dem jüngſterſchienenen trefflichen Texte zu ſeinen Abbildungen dieſer Kirche geliefert hat, iſt das Datum dieſer Gemälde mit einer in ſolchen Dingen ſeltenen Sicherheit entſchieden: ſie fallen zwiſchen 1151 und 1156 (Simons, die Doppelkirche zu Schwarzrheindorf. Bonn 1846 [Düſſeldorf, Buddeus] S. 20), und ſo iſt es jetzt geſtattet die Geſchichte der kölner Schule vor Meiſter Wilhelm neben den drei am Schluſſe des Schnaaſe'ſchen Aufſatzes aufgeführten Bilderkreiſen in Brauweiler, Ramersdorf und im Domchor zu Köln noch um ein und zwar das älteſte Werk dieſer Art zu vermehren.

In Bezug auf die hier mitgetheilte Zeichnung iſt nur zu bemerken daß um den Raum zu füllen die Figuren um die Hauptgruppe herum ganz anders angeordnet werden mußten als ſie in der Wirklichkeit ſtehen. Das Hauptbild, die Krönung der Maria, befindet ſich auf dem nach Oſten gewendeten Dreieck des mittlern Gewölbes im Hauptſchiff der Kapelle (Schnaaſe S. 207) und iſt oben von dem ſchönen Ornament mit Lilien eingefaßt das unſer Blatt deutlich wiedergiebt (Schnaaſe S. 204). Zu beiden Seiten ſind zwei von den vier muſizirenden Engeln angebracht die im Original auf den beiden Seitendreiecken nach Norden und Süden ſtehen; weiterhin aber als Einfaſſung zwei Geiſtliche in ſtatuariſcher Haltung, die auf der inneren Giebelmauer nach Weſten abgebildet ſind, nebſt den auf die Wandfläche aufgemalten Baldachinen über ihnen und den ebenfalls bloß gemalten großen Lilien zu ihren Füßen. Die obere Einfaſſung endlich zeigt das Muſter eines Bandes das in der inneren Laibung der Fenſter, und die untere ein gleiches das in einer kleinen ſpitzbogigen Seitenniſche des Mittelchors herumläuft. Aehnlich, nur noch viel reicher und glänzender, ſind auch in der Kirche zu Schwarzrheindorf die breiten Gurtbänder mit architektoniſchen Ornamenten bemalt.

Gottfried Kinkel.

Die Ahnfrau.

Novelle von Louiſe von G.

Es giebt nichts Liebenswürdigeres als einen liebenswürdigen alten Herrn! ſowie ein heller Herbſttag der ſchönſte Tag, die ſpät reifende Traube die köſtlichſte Frucht, die ehrwürdige Eiche der edelſte Baum iſt.

Mein Held iſt ein alter Herr, Cosmus Freiherr von Ingram. Er iſt Obriſt und Kammerherr geweſen, aber das hat er aufgegeben, um ſein eigener Herr auf ſeinem eigenen freiherrlichen Schloſſe zu ſein. Das Schloß iſt wunderſchön gebaut, wunderſchön gelegen, es hat nur einen Fehler — es ſpukt dort — die Ahnfrau des alten Hauſes Ingram geht um. Zum öfteren zeigt ſie ſich aber glücklicherweiſe nur in der Schloßcapelle, und dahinein braucht ja bei Nacht Niemand zu gehen.

Dieſe Ahnfrau muß umgehen, weil ſie im Groll gegen ihren Gatten geſtorben — unverſöhnt vor ihren Schöpfer getreten. Was ſie nicht verzeihen wollte, war freilich eine Untreue geweſen, wie die Sage berichtet, aber wenn wir ſolche Nachſicht auch keiner lebenden zumuthen wollen, eine ſterbende Frau muß Alles verzeihen können — ſelbſt eine Untreue!

Die Ahnfrau mußte alſo deswegen umgehen ſchon ſeit mehreren hundert Jahren, während der ungetreue, aber buß- und reuefertige Gemahl in ſüßer Ruhe in ſeinem Grabe ſchlief, wie es ſymboliſch die ſteinerne Figur darauf andeutete. Er und ſeine Gemahlin waren in verſchiedenen Ecken der Capelle begraben, denn ſogar das hatte ſie in ihrer letzten Stunde verlangt, und darin beſtand jetzt grade ihre Strafe, daß ſie ihr Grab verlaſſen mußte, um pflichtſchuldigſt zu den Füßen des Grabmals ihres Herrn die lange Nacht hindurch zu knien und zu beten.

Cosmus beſaß ihr Bild, es hing in ſeinem Schlafzimmer, denn er war der Einzige im Hauſe, der ſich nicht davor fürchtete. Oft betrachtete er ſogar mit einer gewiſſen Liebe die ſchönen regelmäßigen, aber todtenblaſſen Züge der unglücklichen Frau. Ihre Augen waren dunkel und langgeſchlitzt und ihre Augenbraunen in der Mitte zuſammengewachſen, was ihrer Phyſionomie etwas Hartes und Strenges verlieh — aber der Mund war unbeſchreiblich lieblich, ſo lieblich wie je Lukas Kranach einen gemalt hat.

Doch ſcheiden wir von der todten Ahnfrau, um zu dem lebenden Cosmus überzugehn. Cosmus war Wittwer, er hatte ſeine Gemahlin bei der Geburt ihres erſten Kindes verloren. Dieſes Kind lebte aber noch und war jetzt ein achtzehnjähriger Student — alſo einer der glücklichſten Menſchen, die auf Erden leben, denn achtzehn Jahre alt, reich, hübſch und Student, ſoll das nicht der Inbegriff alles Jungen-Männerglückes ſein?

Cosmus war jetzt allein mit ſeiner Dienerſchaft auf dem Schloſſe — das heißt, wenn er nicht Gäſte hatte, und das war eigentlich das ganze Jahr hindurch der Fall, denn ſelbſt junge Damen kamen, unbekümmert unter der Hut ihrer Mutter, zu dem ſechs und fünfzigjährigen Freiherrn — ſie fanden ihn nicht gefährlich, obgleich ſie einſtimmig behaupteten, es gebe auf Erden keinen liebenswürdigeren Mann.

Er hatte ſpät, in ſeinem ſechs und dreißigſten Jahre erſt, geheirathet und ſeine zweijährige Ehe erſchien ihm jetzt in der Erinnerung wie ein Traum, wie ein Moment. Daß er ſich nicht wieder vermählt, war aller Welt unbegreiflich, beſonders unbegreiflich, da er ſeine Frau nicht leidenſchaftlich geliebt, ja ſie eigentlich nur aus Rückſichten, mit etwas Wohlgefallen vermiſcht, erwählt: alſo warum ſie ein ganzes Leben lang betrauern? Und grade dieſer Umſtand enthielt die Urſache ſeiner Eheloſigkeit — aber das begriffen die Menſchen nicht!

Eine liebeloſe Ehe iſt, zumal auf dem Lande, wo man ſo ſehr auf einander beſchränkt iſt, etwas unbeſchreiblich Trauriges! Denn eine Ehe ohne Liebe verſtößt ja eben ſo ſehr gegen die Geſetze der Natur, wie eine Liebe ohne Ehe gegen die Geſetze der Welt — und das Widernatürliche dieſes Verhältniſſes hatte Cosmus tief und voll Reue empfunden — deshalb ſcheute er vor der Ehe, überdem war kein überwiegender Grund dazu vorhanden. Keine Leidenſchaft trat in ſein Leben — er hatte nur einmal geliebt und das in frühеſter Jugend — die Braut eines Andern.

Seine alte Haushälterin, Fräulein Hoffmann, die durch ſeine Güte vollkommen die Stellung der Hausfrau einnahm, ſorgte mit ſchweſterlichem Eifer für ſein körperliches Wohl. Beſuchende Verwandte und nicht Verwandte, worunter ſich ſogar mehrere geiſtreiche Notabilitäten der nächſten Hauptſtadt befanden, ſorgten durch ihre liebenswürdige öftere Gegenwart vollkommen für ſeine geiſtigen Bedürfniſſe — warum alſo thun, wozu ihn ſein Herz nicht trieb?

Cosmus war bei ſeiner Morgentoilette. Der Kammerdiener hatte ſorgfältig ſeine ſchon etwas grau ſchillernden aber noch vollen Locken um ſeine hohe ſchöne Stirne gelegt. Seine großen ſtahlblauen Augen ſahen gedankenlos das eigene Bild im Toilettenſpiegel an. Der Freiherr war noch ein ſchöner Mann, obgleich er nicht jünger, eher älter ausſah als er war, was überhaupt oft der Fall bei Menſchen iſt, die ſich viel geiſtig beſchäftigen. Es verging kein Tag, wo er nicht mehrere Stunden in ſeinem Arbeitszimmer mit den heterogenſten Studien zubrachte; in letztrer Zeit beſchäftigten ihn die Naturwiſſenſchaften ausſchließlich. Die ihm eigne Lebhaftigkeit des

Geiſtes verhinderte zwar ein ſehr anhaltendes Studium eines und deſſelben Gegenſtandes, wodurch er nicht war, was man gründlich gelehrt nennt, aber ſie beförderte die Vielſeitigkeit ſeiner Bildung — es gab keine Kunſt, keine Wiſſenſchaft, die er nicht wenigſtens einmal in ſeinem Leben getrieben; zu den ihn anziehenden kehrte er dann immer wieder von Zeit zu Zeit zurück. Bei der Erziehung ſeines Sohnes hatte dieſem der geiſtige Durſt ſeines Vaters viel genutzt — Kinder ſind ja am beſten mit Beiſpielen zu erziehen.

Jetzt, heute, wollte ſich der Freiherr noch eifriger als ſonſt in ſeine Studien vertiefen. Ein berühmter Gelehrter, ſein Freund, hatte ihm ſein neueſtes Werk im Manuſcript zur Prüfung zugeſchickt. Obgleich nun Cosmus von der gewöhnlichen Eitelkeit dilettirender Gelehrten frei war, ſo freute ihn doch dieſe Anerkennung ſeiner Urtheilskraft und ſeiner Bildung ungemein.

Leute vom Fach ſollten überhaupt, wenn ſie ein unbefangnes Urtheil über ihre Werke zu hören wünſchen, dieſelben an Dilettanten zur Durchſicht geben, obgleich es gewöhnlich umgekehrt der Fall iſt. Erſtens ſind ſie dann ſicher, daß ihr Buch geleſen wird und zwar gerne geleſen wird, im Gefühle grüner richterlicher Eitelkeit. Dann hören ſie ein unbefangnes, friſches, von Rückſichten unverkümmertes Urtheil, während im entgegengeſetzten Falle die Zeichen unendlich ungünſtiger ſtehn. Wir wollen zum Beiſpiel einen Schriftſteller der harmloſeſten Sorte, den lyriſchen Dichter nennen. Wie unglücklich iſt er, wenn ihm von irgend einem dilettirenden Schöngeiſt ein Paquet weißen, mit regelmäßigen Zeilen beſchriebenen Papiers, mit der Bitte um „gütige Beurtheilung“ in die Hand gedrückt wird!

Verſe — ruft er heimkehrend aus, indem er mit kläglichem Geſicht die Rolle aus der Taſche zieht, — Verſe, die ich leſen ſoll!

Und Wochen, Monate ruht beſtäubt und beſtäubter das Manuſcript auf ſeinem Pult, bis ihn eine Mahnung des harrenden Verfaſſers zur zornigen übereilten Durchſicht treibt. Was kann da das Reſultat ſein?

Cosmus ging mit langen Schritten in ſeinem Zimmer auf und ab. Der grünſammtne Schlafrock hing in weiten Falten um ſeine ſchlanke Geſtalt. Er war nicht groß, aber fein und ariſtokratiſch gebaut, mit kleinen Händen und Füßen und ſchmalem Kopfe.

Es giebt Tage, wo die Seele der Erinnerung beſonders zugänglich iſt, wo längſt vergeſſene Begebenheiten mit lebensfriſcher Kraft vor unſer inneres Auge treten, ungerufen, ungewünſcht — und dennoch ergreifend und bewältigend. Einen ſolchen Tag hatte heute der Freiherr: er konnte nicht leſen, nicht arbeiten, er hielt das Manuſcript in Händen, aber er hatte es noch nicht geöffnet.

Ein Gang in's Freie wird mir wohl thun und mich aus dieſer Zerſtreuung reißen, ſagte er endlich mit halber Stimme. Dieſen harmloſen Vorſatz auszuführen, ſollte ihm aber nicht gewährt werden: es kam Beſuch, zwei Wagen voll, und Cosmus mußte nun die Honneurs machen. Aber er that dies auch nicht mit der gewohnten Grazie, ſo daß die Hauptperſon unter den Gäſten, eine junge Frau, ihm förmlich deshalb Vorwürfe machte.

Ich habe heute den erſten Streit nach ſechswöchentlicher Ehe mit meinem Manne gehabt, ſagte ſie laut lachend, und um ihn zu ſtrafen, erklärte ich ihm, ich wolle die Geſellſchaft eines liebenswürdigern Mannes aufſuchen, und da nannte ich Sie.

Die ganz gewöhnliche Höflichkeit hätte nun verlangt, daß Cosmus mit einigen Worten für dieſe Auszeichnung dankte, aber ſelbſt dies that er nicht, er verbeugte ſich halb und lächelte wie im Traum. Er war heute überhaupt im Begriff, ſeinen Ruf als galanter Mann einzubüßen, dieſen

Ruf, der für ihn doppelt koſtbar war, weil er damit den eines geiſtreichen Mannes verband.

Bei Tiſche ſagte er plötzlich nach einem langen Stillſchweigen zu ſeiner Nachbarin: Wenn ich an Ahnungen glaubte, ſo würde ich überzeugt ſein, daß mir heute noch etwas Beſonderes begegnen müſſe, denn ich bin ſo aufgeregt, wie am Vorabende eines Ereigniſſes.

Sein Kammerdiener trat in dieſem Augenblick ein und flüſterte ihm beſtürzt etwas in's Ohr. Der Freiherr muſterte ihn wie einen Verrückten.

Bei Gott, es iſt wahr, gnäd'ger Herr, ſehn Sie nur ſelbſt.

Cosmus ſtand raſch auf und trat an's Fenſter.

Was iſt wahr? riefen die Damen.

Die Fenſter meiner Capelle ſind erleuchtet und alle Thüren geſchloſſen, entgegnete Cosmus mit bewegter Stimme, indem er vom Fenſter fort trat.

Adelgunde.

Die Capelle des Schloſſes Ingram iſt mit dem Hauptgebäude nur durch einen ſchmalen überwölbten Gang verbunden, der ſich übrigens ſchlecht genug ausnimmt und dem ſonſt ſo ſchönen Anblick der beiden Gebäude ſchadet. Aber freilich iſt es für die Schloßbewohner angenehm, an regnigen Sonntagen trocknen Fußes ihre Andacht verrichten zu können. Die Thüre, woran dieſer Gang ſich reiht, iſt eine Nebenthüre der Capelle; auf der entgegengeſetzten Seite befindet ſich eine ähnliche, die auf das freie Feld führt — der Haupteingang hingegen iſt auf dem Schloßhofe ſelbſt, wo ſich auch bei gutem Wetter die

Notabilitäten der Nachbarſchaft zum Gottesdienſt verſammeln, und wenn er vorüber iſt, eine Art ländlichen Corſo veranſtalten. Bei trübem oder kaltem Wetter wird die Kirche im Dorfe, als den Meiſten näher gelegen, mit der Gegenwart der guten Geſellſchaft beehrt.

Die Capelle war im Aeußern wie im Innern mit großem Geſchmacke gebaut, und Herr von Ingram hatte ſie erſt kürzlich ganz neu herſtellen laſſen, mit jener Pietät, die man in unſerer außerdem ſo pietätloſen Zeit für alte Gebäude hat.

Den Altar, der hoch erhöht auf weißen Marmorſtufen ſtand, deckte ein rother Sammetteppich, zwei rieſige maſſive Silbercandelaber ſtanden darauf, die Kerzen brannten hell, obgleich kein Bewohner des Schloſſes ſie angezündet — ihr Licht beleuchtete einen Gegenſtand, auf welchen im nächſten Augenblicke des Freiherrn Blicke fielen, nachdem er an der Spitze ſeiner Gäſte in die räthſelhaft erleuchtete Capelle gedrungen war.

Auf den Stufen des Altars lag in dichte weiße Schleier gehüllt ein Etwas, das einer menſchlichen Geſtalt glich. Cosmus zauderte einen Augenblick, aber ſich zuſammennehmend beugte er ſich nieder und entfernte mit ſcheuer zarter Hand die Hülle, die ihm den Kopf der Geſtalt zu verbergen ſchien. Da kam ein Weib zum Vorſchein, und zwar ein ſchönes junges Weib, mit bleichen Wangen und feſt geſchloſſenen Augen, die zu ſchlummern ſchien. Alle waren angenehm überraſcht — nur der Freiherr nicht. Der ſchlug erſchrocken die Hände vor das Geſicht und rief in erſchütterndem Tone, indem er drei Schritte zurückwich: Allmächtiger Gott! Sie iſt es!

Sei es nun durch den plötzlich auf ihre Augen eindringenden Lichtſtrahl oder durch den Ausruf Ingrams geweckt, das junge Weib ſchlug die Augen auf, und als ſie Menſchen um ſich erblickte, ſprang ſie blitzesſchnell auf ihre Füße, indem ſie in franzöſiſcher Sprache ausrief: Wo bin ich?

Bei dieſen Worten faßte ſich Ingram und trat wieder vor. Er nahm freundlich die Hand des zitternden Mädchens in die ſeine und redete in ihrer Sprache milde beruhigende Worte zu der Erſchrockenen.

Als ſie in die klaren klugen Augen des ſchönen alten Mannes geſehn, beruhigte ſie ſich auch wirklich: ſie ließ ſich von ihm fortführen, und er wies ihr ein Zimmer an, denn ſeine Menſchenkenntniß geſtattete ihm keinen Zweifel, daß das junge Mädchen das Opfer einer Intrigue ſei.

Seine Gäſte, beſonders die junge Frau von Mörfeldt, brannten vor Neugierde, etwas Näheres von dem Abentheuer durch die Fremde ſelbſt zu erfahren, aber Ingram ſprach von andern Dingen, und nachdem er Fräulein Hoffmann zu dem jungen Mädchen geſchickt, um ſie nach ihren Wünſchen zu befragen, worauf ſie ihn um eine Unterredung bitten ließ, ſprach er beinahe gar nichts mehr, die einzige Art, wie Leute von Erziehung Zudringlichen das Läſtige ihrer Gegenwart anzuzeigen vermögen.

So mußten ſie denn endlich abziehen, voll Freude, ſoviel Merkwürdiges in der Reſidenz erzählen zu können, und voll Aerger, nicht mehr erfahren zu haben.

Als der zweite Wagen vom Hofe rollte, verfügte ſich Cosmus zu der Fremden. Sie trat ihm weinend entgegen.

Was werden Sie von mir denken, Herr Baron? Von einem Mädchen, das auf ſo comödienhafte Art in Ihr Haus gedrungen? Aber, bei Gott, es iſt nicht meine Schuld, ich ſelbſt weiß ſo wenig wie Sie, auf welche Weiſe ich in Ihre Capelle gekommen!

Das glaube ich, das glaube ich Ihnen.

Ich muß Ihnen Alles ſagen, Herr Baron, mein ganzes Leben ſchildern, damit Sie begreifen, wie man ſo mit mir verfahren konnte.

Ich bin ganz Ohr.

Beide ließen ſich nieder und die Fremde begann: Von meinen Eltern, meiner Familie iſt mir nie etwas bekannt geworden. Ich bin in einem Kloſter des ſüdlichen Frankreichs erzogen. Ein Fremder hatte mich als einjähriges Kind mit einer Summe als Koſtgeld der Abtiſſin übergeben und ihr dabei eine, von einem großen Handlungshauſe in Paris unterzeichnete Anweiſung, dieſelbe Summe jedes Jahr zu erheben, eingehändigt. Er nannte keinen Namen, verſicherte aber, daß ich einer guten Familie angehöre und, ſobald ich erwachſen, von derſelben ſolle aufgenommen werden, was jetzt, da die Ehe meiner Eltern noch ein Geheimniß, eine Unmöglichkeit ſei.

So wurde ich ſiebzehn Jahre alt. Sechszehn Jahre im Kloſter, mein lieber Herr, das iſt mein ganzes Leben! An meinem letzten Geburtstage kam eine alte Frau, eine Dienerin, wie es ſchien, und indem ſie ſich durch einen Schein deſſelben Hauſes, das mein Koſtgeld auszahlte, legitimirte, behauptete ſie den Auftrag zu haben, mich zu meinen Eltern zu bringen.

Wer war glücklicher als ich! Die raſchen Poſtpferde, die unſern kleinen leichten Reiſewagen zogen, kamen mir unerträglich, wie Schnecken langſam vor. Station um Station wurde zurückgelegt, wir hielten keine Nachtquartiere, immer fort und fort. Jede Viertelſtunde frug ich im Anfange meine Begleiterin, ob wir noch nicht bald am Ziele ſeien. Sie verneinte immer. Außerdem ſprach ſie wenig. Ich munterte ſie auch nicht dazu auf, alle meine Sinne waren zu ſehr in Anſpruch genommen durch die Erwartung, wie ich meine Eltern, meine Familie finden werde, und darüber konnte mir die Frau keine Auskunft geben, denn ſie behauptete, dieſelben ſelbſt nicht zu kennen, und nur durch einen Beauftragten gemiethet worden zu ſein. Meine letzte Erinnerung von der Reiſe iſt, daß ich in einen feſten Schlaf verfiel, nachdem mir die Alte einen Becher Limonade gebracht, den ſie auf mein Geheiß in dem Poſthauſe, wo wir die Pferde wechſelten, mir bereiten laſſen.

Ich erwachte in Ihrer Capelle, vor Ihren Augen — das iſt Alles was ich weiß, Alles was ich Ihnen ſagen kann.

Wie heißt das Kloſter, wo man Sie erzogen?

Es iſt das Kloſter der Urſulinerinnen zu Bayonne. Und nun erlauben Sie mir auch eine Frage. Ich erinnere mich ganz deutlich, daß ich, als ich erwachte, Ihre Blicke mit dem höchſten Schrecken auf mich gerichtet ſah — was hat mein Anblick ſo Furchtbares für Sie gehabt?

O nur eine Aehnlichkeit, eine frappante unbegreifliche Aehnlichkeit! Aber wie heißen Sie oder vielmehr wie nannte man Sie im Kloſter?

Algonde, Algonde Ingre.

Algonde? Alſo auch Adelgunde? Sonderbar, immer ſonderbarer! und ſogar die Aehnlichkeit des Familiennamens! ſagte Cosmus halblaut vor ſich hin.

Seine Blicke ruhten wieder forſchend, durchdringend auf dem Mädchen, ſo daß ſie die ihrigen niederſchlug. In der That war es der Mühe werth, ſie zu betrachten, denn ſie war eine ſchöne auffallende Erſcheinung. Ihr geſchweifter, zarter Hals trug einen oval geformten und edlen Kopf, deſſen Scheitel dunkle, reiche, glänzende Haare deckten. Die langgeſchlitzten, ebenfalls dunklen Augen ſchloſſen ſich ſchüchtern wie die eines Kindes, obgleich die breiten ſchwarzen Augenbraunen, die in der Mitte zuſammenliefen, ihr ein älteres entſchiedenes Anſehen verliehen. Die weichen Sammetwangen waren blaß, aber der ſchöne kleine Mund war friſch gefärbt wie eine Coralle, und lieblich, ſo lieblich wie Cosmus nur einen geſehn.

Er riß ſich mit Gewalt los von ihrem Anblick, der ihn immer mehr verwirrte, ſtatt ihm die Räthſel dieſer Begebenheit zu löſen. An die Wahrheit der Ausſage Adelgundens glaubte er unbedingt. Auf ihrer hohen weißen Stirne ſtand deutlich geſchrieben: Lüge iſt mir fremd.

Schwer wurde es dem Freiherrn, Fräulein Hoffmann, die Adelgunden für eine Betrügerin hielt und nach großen Umſchweiſen ihrem Herrn dieſe Anſicht mittheilte, vom Gegentheile zu überzeugen. In einem Hauſe, wo eine häßliche alte unvermählte Frau als Herrin waltet, wird ja ohnedem eine junge und ſchöne nicht gerne aufgenommen. Fräulein Hoffmann zeigte ſich in dieſem Falle beſonders vorſichtig, Cosmus beſonders heftig. Die Unterredung zwiſchen ihm und ſeiner Haushälterin endigte mit einer Scene. Er entließ ſie mit den Worten: Ich befehle Ihnen, daß Sie das Fräulein wie meine Tochter behandeln. — Seit achtzehn Jahren hatte er nicht ſo mit ihr geſprochen. Die arme Gekränkte weinte bitterlich, und Adelgunde genoß ahnungslos die Thränen der Alten in der einfachen Abendſuppe, die ſie gewünſcht, und welche ihr Fräulein Hoffmann auf das Geheiß des Freiherrn ſelbſt bringen mußte, bei welchem Gange Tropfen um Tropfen in die kleine offne Terrine fiel.

Hätte Eiferſucht die Thränen hervor gerufen, ſo hätte Adelgunde bei ihrem Eintritt in das Haus vergiftet werden können, denn Thränen einer eiferſüchtigen Frau, von ihrer Gegnerin getrunken, ſollen für dieſe ja das ſchärfſte Gift enthalten — aber eiferſüchtig war Fräulein Hoffmann nicht — bewahre!

Ein alter Mann.

Seit ſechs Wochen bewohnte Adelgunde das Schloß, und noch war nicht die Spur einer Aufklärung über ihr räthſelhaftes Erſcheinen verbreitet. Cosmus hatte nicht Mühe, nicht Geld geſpart, nach Frankreich geſchrieben, ſich auf den nächſten Poſtſtationen erkundigt, aber nichts erfahren als das Wenige, was ihm die Fremde bereits mitgetheilt — nur Etwas, und auch das hatte er früher ſchon errathen gehabt.

Die Abtiſſin, die Adelgunde erzogen, pries ſie als ein vorzügliches Geſchöpf und wünſchte jedem Hauſe Glück, das ſie beherbergen durfte. Der Enthuſiasmus für ihr Pflegekind verlieh dem Style der alten Frau ſogar dichteriſchen Schwung. Sie ſchrieb: Ihr Charakter iſt wie Demant ſo klar, ſo feſt, ſo rein. Ihr Herz wie Wachs.

Der Freiherr brachte dieſen Brief zu Adelgunden, weil er dachte, ihr durch dieſen Beweis von Liebe ihrer alten Freundin eine Freude zu machen; aber wie allen wahrhaft beſcheidenen Menſchen war es ihr peinlich, ihr Lob zu hören. Als Cosmus die erwähnte Stelle las, wurden ihre weißen Wangen purpurroth und ihr Athem beklommen. Ingram betrachtete ſie voll Rührung.

Verzeihen Sie, daß ich Sie verletzt, ſagte er freundlich, ich bin ſo lange Zeit nicht mit Ihres Gleichen zuſammengetroffen, daß ich mich nicht mehr richtig zu benehmen weiß.

Wen nennen Sie meines Gleichen? fragte ſie halb ängſtlich, abermals erröthend.

Die Engel! antwortete Cosmus, aber mit ſo mildem herzlichen Tone, daß, ſo ſtark auch der Ausdruck war, er diesmal doch nur ein Lächeln auf Adelgundens Züge lockte; ſie hielt dieſen Vergleich für einen Scherz, und fuhr deshalb in demſelben Tone fort:

Wann gingen Sie denn zuletzt mit „meines Gleichen" um?

Aber jetzt wurde Cosmus plötzlich ernſt.

Das iſt mein Geheimniß! Adelgunde ach, ich bin nicht ſo glücklich wie Sie, mein Kind, ich kann nicht mein ganzes Leben erzählen, nicht ſo jeden Menſchen in mein Herz ſchauen laſſen — ich habe eine Vergangenheit und zwar eine trübe, ſchmerzliche, und doch was iſt das Alles gegen die

Gegenwart? Und Cosmus deckte mit der Hand die klaren Augen, in die Adelgunde ſo gerne blickte, um ihr zu verbergen, wie trübe ſie eben geworden.

Adelgunden ſchmerzte es, daß auch ſie, wie zur Vergeltung, ohne Wiſſen und Willen die Stimmung des Freiherrn getrübt. Mit weiblichem Tact fragte ſie ihn nach dem Einzigen, von dem ſie ſicher war, daß ſeine Nennung jederzeit angenehm ſei.

Haben Sie kürzlich keine Nachricht von Ihrem Herrn Sohne?

Nein, ſagte Cosmus, indem ein Strahl väterlicher Freude ſein Antlitz wieder erhellte, nein, es wird ihm zu gut gehen. O, er muß kommen, Sie müſſen ihn kennen lernen, er Sie. Ich werde ihm ſagen, wie Sie mir eine liebe Tochter geworden, wie die unbekannte Macht, die, vielleicht in ſchlimmer Abſicht, Sie bei mir ausgeſetzt, mir ein ſo großes Glück, eine ſo große Freude zugeführt.

Wäre dem ſo! Aber muß ich nicht fürchten, Ihnen läſtig zu ſein? beſonders ſeitdem alle Gäſte, von denen ſonſt Ihrem gaſtfreundlichen Schloſſe Leben und Heiterkeit verliehen wurde, um meinetwillen unter nichtigem Vorwande abgewieſen werden?

Dieſe Menſchen verdienen nicht anders behandelt zu werden. Sie haben Sie und mich beleidigt. Schaarenweiſe kamen ſie hierher, und nachdem ich ihrem unbeſcheidenen Drängen nachgegeben und Sie trotz Ihrem ſchüchternen Widerſtreben in den Geſellſchaftsſaal gebracht — wie hat man ſich da benommen! Als ſeien Sie eine Wilde — ein ſeltener Vogel! — der ſich für Geld ſehen läßt.

Das thaten nur Einzelne, Herr Baron, nur einige junge Leute, verzeihen Sie ihnen!

Wollen Sie ihnen verzeihen, Adelgunde, und wieder in den Salon kommen, wenn Leute da ſind?

Adelgunde ſchüttelte heftig erſchrocken den Kopf. Nein, nein, das kann ich nicht — ich muß hier bleiben in dieſen lieben ſchönen Zimmern, die Ihre Großmuth der armen Heimathloſen eingeräumt, bis endlich meine Verwandten ſich meiner erbarmen und mich anerkennen und bei ſich aufnehmen werden.

Da ſei Gott vor, rief Cosmus raſch — ich kann nicht mehr ohne Sie leben! Sie haben ſich mir unentbehrlich gemacht, und wenn ich hier bei Ihnen ſein darf, kommt es mir nicht in den Sinn, jemals noch andre Geſellſchaft zu wünſchen. Er brach kurz ab — dann ſagte er bittend: Singen Sie mir etwas!

Adelgunde hatte eine bedeutende mächtige Stimme, eine Stimme, die nicht nur vom Zuhörer gehört und innerlich empfunden wurde, ſondern ſo ſtark war, daß ſie einen anwehte wie Lufthauch und die Atmosphäre füllte wie ein ſtarker Duft.

Sie kannte natürlich nur Kirchenlieder, aber ein Ave Maria von ihr geſungen war für alle, die ihm beiwohnten, wie ein Gottesdienſt. Sie ſang, und als ſie geendigt und aufſtand, ſah Cosmus ſie mit durchdringendem Blicke an. Den Reſt meines Lebens gäbe ich darum, wenn ich wüßte, wer Sie ſind, ſagte er zuletzt mit leidenſchaftlicher Stimme.

Ich auch — die Hälfte, ſagte Adelgunde.

Die Hälfte Ihres Reſtes, lächelte Cosmus. O Kind — Sie dürfen nichts hergeben von einem Leben, das noch nicht angefangen hat und das, wie meine Ahnung mir ſagt, ein Feentraum ſein muß — Ihnen darf kein Leid nahn.

Das iſt mir auch bis jetzt nicht geſchehen, aber — auch keine Freude. O ſchelten Sie mich nicht undankbar, mein Wohlthäter, fügte ſie ſchnell hinzu, als Cosmus Züge ſich bei ihren Worten trübten: Nein, thun Sie das nicht, wenn ich auch Ihre Güte nicht anerkenne, wie ſich gebührt. Aber die Art wie ich den Aufenthalt in Ihrem Schloſſe begonnen, hat jede Freude daran unmöglich gemacht — ich fühle mich ewig als Eindringling. O ſonſt, ſonſt gewiß würde ich ſo glücklich hier ſein, es iſt hier ſo viel freundliches, heller, glänzender als in unſerm Kloſter — und Sie ſind ſo gut — o ſo gut iſt nie Jemand für mich geweſen!

Iſt das wahr, Adelgunde? Adelgunde, iſt das wirklich wahr? O täuſchen Sie mich nicht! Könnten Sie ſich wirklich hier gefallen, wirklich hier glücklich ſein, wenn Sie ſich überzeugen ließen, daß Sie ein Recht haben, hier zu ſein — wenn — Cosmus ſtockte in ſeiner leidenſchaftlichen Rede — Adelgundens verwunderte Blicke brachten ihn um ſeine ſonſt ſo unerſchütterliche Faſſung.

Um ſeine Befangenheit zu verbergen, zog er ein Buch aus der Taſche, um welches ſie ihn heute Morgen gebeten. Sie nahm es angenehm überraſcht aus ſeiner Hand, nicht ahnend, daß die ſchnelle Erfüllung ihres Wunſches dem beſten Pferde des Barons das Leben gekoſtet, denn ſein Reitknecht hatte es in geſtreckter Carriere aus der nächſten Stadt holen müſſen; dabei war das Pferd geſtürzt und hatte bereits erſchoſſen werden müſſen — ein Unfall, der außerdem des Barons Heiterkeit auf mehrere Tage getrübt haben würde, aber jetzt, nach einer Stunde, hatte er ihn ſchon wieder vergeſſen.

Adelgunde hatte kein Falzbein, um das Buch aufzuſchneiden. Cosmus erinnerte ſich, noch ein ſehr elegantes, ein Geburtstagsgeſchenk ſeiner Frau, zu beſitzen. Er ging in ſein Zimmer, um es ihr zu holen. Als er das Schiebfach ſeines Schreibtiſches aufſchloß, worin es neben mehreren kleinen Geſchenken der Verſtorbenen lag, überkam ihn plötzlich der Gedanke, wie werthlos dieſe Dinge jetzt für ihn ſeien, ja, wie geringen Werth ſie eigentlich immer für ihn gehabt, im Vergleiche mit einer welken Blume nur, die er von ihr empfangen!

Tief erſchüttert ließ er ſich auf ſeinem Lehnſtuhl nieder. Er ſah ſich rings im Zimmer um, wie um Troſt zu holen. Das Bild der Ahnfrau, die Hauptzierde, im prachtvollen goldnen Rahmen, hatte er in neueſter Zeit mit eigener Hand ſorgfältig verhängt; außerdem hingen noch an den Wänden Schildereien des Befreiungskrieges, den er mitgemacht, Bilder berühmter Generale aus jener Zeit, die er perſönlich gekannt.

O Gott, was bin ich denn, rief er plötzlich laut aus, daß ich mit einemmale finde, daß dies das Zimmer eines alten Mannes iſt? Dieſe Männer ſind meine Zeitgenoſſen, und drüben das Kind — kennt ſie kaum noch dem Namen nach!

Vor ihm ſtand eine goldne Tabatiere, er gebrauchte ſie nicht mehr, denn Adelgunde hatte ihn verwundert gefragt: Warum ſchnupfen Sie denn? Iſt das ſo angenehm? Jetzt ſchob er ſie in den Papierkorb, um ſie nur nicht mehr zu ſehen.

Was ſoll das werden? brach er endlich aus; ich bin beinahe ſieben und fünfzig, ſie ſiebzehn Jahre alt — als ſie geboren wurde, war ich ſchon nicht mehr jung — vierzig Jahre war ich ſchon alt, und ich liebe ſie, ja ich liebe ſie wie wahnſinnig, ich habe keinen andern Gedanken mehr — und ſie, ſie verehrt mich! Wenn ſie mich haßte, das wäre beſſer — aber ich habe den ſchlimmſten, unüberwindlichſten Fehler, ich bin alt! ich bin ein Greis! ich könnte längſt Großvater, ja ihr Großvater ſein! Wenn ich um Liebe flehe, wird mir das Schlimmſte geantwortet: Zu ſpät!

Er ſtand auf, er trat vor den Spiegel. Wenn ein alter Geck ſich in ein junges Mädchen verliebt, ſo verjüngt ihn das. Er kleidet ſich dann ſorgfältiger, er lächelt, er iſt froh in der Hoffnung, ja in der Ueberzeugung, über alle jüngeren Nebenbuhler zu ſiegen, und der Ausdruck dieſer Sicherheit verjüngt ihn auch wirklich.

Liebt aber ein bedeutender alter Mann ein junges Weib, ſo liegt für ihn in dem Gedanken des Unpaſſenden ſeiner Neigung etwas Drückendes, Entmuthigendes. Die ruhige Heiterkeit des älteren Mannes verläßt ihn nur, um einer qualenden Scham, einer haltloſen Verlegenheit Platz zu machen. Dieſe ungewohnte Empfindung aber beraubt ihn des letzten Reſtes jugendlicher Heiterkeit, ſeine Geſundheit wird erſchüttert, und er erſcheint deshalb älter als früher, wo er nichts war als ein heiterer alter Herr; jetzt iſt er ein unglücklicher alter Mann — und als ſolcher ſah ſich auch Cosmus jetzt im Spiegel.

Wo Leidenſchaft und Vernunft im Streite liegen, ſiegt gewöhnlich die erſtere, denn ſonſt wäre es ja keine Leidenſchaft — durch dieſen Sieg legitimirt ſie ſich erſt als ſolche. Das war auch der Fall bei Cosmus — noch vierzehn Tage unglaubliche Leiden, zerſtörende Kämpfe — und er unterlag.

Bleich, zitternd trat er in das Zimmer des jungen Mädchens, die ihn freundlich, anmuthig, ahnungslos wie immer empfing. Sie reichte ihm auch jetzt, wie immer, wenn er bei ihr eintrat, ihre weiße Hand. Aber diesmal nahm er ſie nicht. Auch den Stuhl, den ſie ihm bot, nahm er nicht. Er blieb vor ihr ſtehen, vor ihr, die verlegen über dieſes ungewöhnliche Benehmen ihres Beſchützers ihn ſchüchtern anblickte.

Ich habe Ihnen etwas zu ſagen, Adelgunde.

Befehlen Sie.

Sie ahnen nicht, was es iſt — nein — denn es iſt Wahnſinn! Und doch müſſen Sie ja ſagen.

Sie machen mich lächeln. Was kann mein edler Freund von mir verlangen, worauf ich nicht mit tauſend Freuden ja ſagte und abermals ja, froh, mich Ihnen ergeben zu zeigen?

Ja, ergeben, Adelgunde: das iſt das rechte Wort! Das iſt das Wort, nicht verletzend für Sie, nicht lächerlich für mich. Sie ſollen mir ergeben ſein!

Das bin ich ja, mit Leib und Seele.

Mit Leib und Seele! O Gott, ſie ahnt nichts. Nein, Adelgunde, ſchütteln Sie nicht den Kopf, es iſt etwas zu Ungeheures, Entſetzliches. Sie — ſehen Sie mich wohl an, ich bin ſechs und fünfzig Jahre alt. Sie ſiebzehn — alſo beinahe vierzig Jahre jünger als ich, und dennoch bin ich wahnſinnig, ja gottlos genug, Sie um Ihre Hand zu bitten.

Was wollen Sie? frug zitternd Adelgunde.

Sie ſollen mich heirathen. Haſt Du mich nun verſtanden, Du armes Kind? Ja, verhülle nur Dein ſchuldloſes Antlitz, weine nur, aber laut mußt Du weinen, vielleicht ſchämt ſich dann der alte böſe Mann, und läßt Dich Deine Freiheit, Deine Schönheit, Deine Jugend unverkümmert genießen.

Cosmus drückte halb bewußtlos ſeine glühende Stirne an die Fenſterſcheiben, und biß ſich die Lippe blutig in Scham und Reue um deſſentwillen, was er doch nicht laſſen konnte. Adelgunde ſaß mit verhülltem Antlitz einige Schritte von ihm, und weinte ſtill, wie jedes unſchuldige Kind an ihrer Stelle gethan haben würde.

Cosmus wandte ſich und ging nach der Thüre; als er ſie ſchon mit der Hand berührte, ſprang Adelgunde auf, faßte den Zipfel ſeines Kleides, und ſagte ſchluchzend:

Nein — ſo dürfen Sie nicht von mir gehen — ſo nicht. Sie dürfen um meinetwillen nicht unglücklich ſein. Wenn Sie mich lieben, wenn es Ihr Leben verſchönert, ſo kann ich Ihre Frau werden eher als die eines Andern, denn Sie liebe ich doch am meiſten auf der Welt.

Als Ingram mit plötzlich leuchtenden Augen ihre Hände faſſen wollte, ſagte ſie mit einem kleinen, nicht ganz zu unterdrückenden Schauder: Am liebſten hätte ich freilich gar nicht geheirathet!

O Adelgunde! Prüfe Dein Herz, iſt es Dir ſo gar entſetzlich — ſo gar furchtbar, einem alten Manne an den Altar zu folgen?

Nein, nein! haben mich nicht Diejenigen, die über mich zu gebieten haben, an dem Altar Ihres Hauſes niedergelegt? — Ja, rief ſie mit plötzlich aufflammender Begeiſterung: dieſen Altar will ich hüten!

Cosmus wagte nicht, das junge Mädchen, die wie eine Heilige — und rein wie eine Heilige war ſie auch — vor ihm ſtand, zu berühren. Er beugte nur das Haupt in Ehrfurcht vor ihr, als er ſie verließ.

Lothar.

Adelgunde war nun die Verlobte des Freiherrn, aber es wußte es Niemand auf Erden als ſie und ihr künftiger Gemahl. Beide waren ſich in dem Wunſche, ihre Verbindung geheim zu halten, begegnet. Von dem glücklichen Stolze anderer Brautpaare, womit dieſe aller Welt nicht früh genug ihre Verbindung verkündigen können, fühlten Beide natürlich nichts. Cosmus wollte durch eine beſondere Erlaubniß des Landesherrn ſich über alle gerichtlichen und kirchlichen Förmlichkeiten vor der Trauung, wegſetzen, nach dieſem Akte aber mit der jungen Frau eine weite Reiſe antreten, wo ſie ſich dann an ihn gewöhnen ſollte, wie er hoffte. Er wollte langſam und beſcheiden ihre Neigung gewinnen, ſein ritterlicher Sinn ließ keine andere Möglichkeit zu.

Er führte ſeine junge bleiche Braut am Arme durch die große Kaſtanienallee des Schloßgartens. Sie ſprach mit milder Heiterkeit, einem Hauptzuge ihres Weſens, von ihrem ſtillen Leben im Kloſter, und in welcher Unkenntniß der weltlichen Verhältniſſe ſie dort aufgewachſen:

Die Nonnen erzählten uns natürlich nichts oder wenig von der Welt, und die Penſionärinnen, die von draußen zu uns kamen, waren immer noch vollſtändige Kinder und wußten wenig mehr als wir. Eines erinnere ich mich noch, denn es machte große Epoche in unſerem Leben — trotz Kloſter und Clauſur drang eine Liebesgeſchichte zu unſeren Ohren, und zwar war im Kloſter ſelbſt die Veranlaſſung dazu.

Es hatte früher dem Orden der Clariſſinnen zugehört, und eine Menge Leichenſteine zeigten noch, wo dieſe Armen, die unter ſo ſtrenger Regel gelebt, nun im Tode ruhten. Ein Stein in der Ecke der Kirchhofsmauer erregte beſonders unſer Mitleid. Es war das Grabmal einer lebendig Eingemauerten, wie uns eine Laienſchweſter ſagte. Als wir in kindiſcher Neugier nach ihrem Vergehen frugen, ſagte man uns im Anfang nur, ſie habe gegen die Regel des Ordens geſündigt. Später aber, ich war damals ſchon vierzehn oder fünfzehn Jahre alt, ſagte uns eine Penſionärin, die ungewöhnlich ſpät noch aus beſondern Rückſichten aufgenommen worden — ſie war ſchon dreizehn Jahre alt — jene Nonne ſei eingemauert worden zur Strafe daß ſie einen Edelmann geliebt.

Aber man ſoll ja alle Menſchen lieben, riefen wir Kloſterkinder im Chor.

Davon verſteht ihr nichts, verſetzte ſchnippiſch die Neuangekommene, obgleich wir ſämmtlich viel älter waren als ſie. Lieben und Lieben — das iſt ein großer Unterſchied.

Welcher? frugen wir mit dem größten Reſpect.

Nun, die eine Liebe iſt die, welche man uns befiehlt, die andere iſt die, welche man uns verbietet.

Mit dieſer Erklärung waren wir nicht zufrieden, und nur einige angeführte Beiſpiele von jungen Mädchen, die gegen den Willen der Eltern ihr Haus verlaſſen, um einem Fremden zu folgen, den ſie, aber nicht die Eltern liebten, vermochten uns die Sache deutlich zu machen.

Dieſes Mädchen wußte uns eine Menge Geſchichten ganz neuer Art zu erzählen, von unglücklichen Ehen, Entführungen, Verkleidungen, die wir alle mit offenem Munde anhörten. Denn unſre Begriffe gingen bis jetzt nur zu einer glücklichen, durch den Segen der Eltern geheiligten Ehe, wie die Nonnen uns die unſrer Eltern geſchildert, wenn einmal unſre Fragen unumgänglich die Rede darauf brachten.

Die „Neue" - denn ſo hieß immer die zuletzt Gekommene, bis wieder eine Andere kam — die Neue hatte ſogar einige Romane eingeſchmuggelt, von Frau von Genlis, Madame Cottin, ſowie einige Mährchenbücher. Die gingen nun um der Reihe nach — ja aus dieſen Romanen ſtammt alle meine Welt- und Menſchenkenntniß, ſetzte Adelgunde mit dem ihr eigenen anmuthigen Lächeln hinzu.

Ingram ſah ſie gerührt an, er ſchwur ſich innerlich, dieſe reine Unſchuld zu hüten, dieſe weiße Perle in Gold und Edelſtein zu faſſen, und kein unedles Metall, keinen rauhen Stoff in ihre Nähe zu bringen. Alles um ſie, ſo träumte er, ſollte ſchön und edel, anmuthig und harmoniſch ſein, nichts ſollte ihr Auge, nichts ihr Ohr verletzen.

Denſelben Abend ſchrieb er noch an ſeinen Sohn. Er ſollte kommen, Adelgunden kennen lernen, dann wollte ihm der Vater mittheilen, wozu er ſie erleſen. Aber wie, ſagte er, im Schreiben innehaltend, wenn nun Lothar ſich in ſie, oder, was für mich eben ſo traurig wäre, wenn ſich Adelgunde in ihn verlieben ſollte — beſſer, ihm meine Verlobung gleich bei ſeiner Ankunft mittheilen. — Nein, nein, ich will das Schickſal walten laſſen, mag es entſcheiden, wem ſie gehören ſoll; meinem eignen Sohne will ich dieſe Braut, die Lieblichſte ihres Geſchlechtes, nicht vorenthalten, da vielleicht der Himmel ſie ihm beſtimmt.

Einige Tage ſpäter kam der Student an. Ein ſchöner, rothwangiger Jüngling mit großen dunkelblauen Augen; hellbraune Locken flogen um ſeine breiten kräftigen Schultern, und er war eine Handbreit größer als ſein Vater.

Bei Tiſche wurde er Adelgunden vorgeſtellt. Ihre Schönheit machte offenbar einen großen Eindruck auf ihn. Er ſtarrte ſie unverwandt während der Mahlzeit an. Sie ſelbſt war ſchüchtern wie immer, noch ſchüchterner wie immer.

Nach Tiſch erzählte Cosmus ſeinem Sohne, wie ſie in das Haus gekommen.

Das iſt alſo ſo eine Art großes Findelkind, lachte der junge Mann — nun, ein ſolches Findelkind läßt ſich Jeder von uns gefallen!

Der Freiherr zog die Augenbraunen zuſammen.

Mache keine ſchlechten Späße, Lothar, das Mädchen iſt ein Engel.

Ach, Papa, wer kann das wiſſen. Vielleicht eine liſtige Betrügerin, die ſich in Ihr Teſtament einſchleichen will.

Er verdient ſie nicht, ſagte Cosmus zu ſich ſelbſt.

Die mag von ſchöner Herkunft ſein, fuhr ſein Sohn fort.

Sicher, ſagte Ingram mit einer gewiſſen Heftigkeit, ſicher iſt ſie von einer ſchönen und guten Herkunft, darüber täuſche ich mich nicht.

Sonderbar, Papa, lachte der Sohn, daß Sie dieſesmal weniger vornehm-mißtrauiſch, weniger ariſtokratiſch-excluſiv ſind, als ich. Und vor einiger Zeit noch, als mich mehrere meiner Freunde nach Ihnen frugen, war ich gottlos genug zu ſagen: Mein Papa wäre ein vortrefflicher Mann, wenn er nur nicht ſo ein Erzariſtokrat wäre!

Warum glaubſt Du das von mir? frug Cosmus in jener nachſichtsvollen Güte, die Eltern ſo häufig einzigen Kindern gegenüber entwickeln.

Weil Sie ſo ſtrenge gegen die Tante waren, verſetzte Lothar ernſt und etwas vorwurfsvoll.

Haſt Du von ihr gehört?

Nein — an mich hat ſie ſich ja überhaupt noch nie gewandt. Ich hätte dann auch für die einzige Schweſter meines Vaters gethan, was in meinen Kräften ſtand.

Der Freiherr antwortete nicht, ſondern ging mit verſchränkten Armen und düſterer Stirne im Zimmer auf und ab.

Die Geſchichte dieſer Schweſter, Roſaliens von Ingram, war der wunde Fleck des freiherrlichen Hauſes. Sehr ſchön, ſehr jung und ſehr unerfahren, und ſchwärmeriſch, wie man es in dem Alter von ſechszehn Jahren iſt, hatte ſich ihre unbeſchäftigte Phantaſie darin gefallen, eine Leidenſchaft für den erſten Liebhaber einer herumziehenden Schauſpielertruppe in ſich auszubilden. Sie entfloh mit ihm nach einer Vorſtellung, wo er im Schloſſe den Karl Moor in den Räubern geſpielt.

Das junge Paar, obgleich aller Beſtechungsmittel beraubt, fand dennoch einen Geiſtlichen, der ſie traute. Roſalie trat nun zuerſt ins Leben. Sie machte da manche ſchmerzliche Erfahrung, die allerſchmerzlichſte war ihr aber, daß ihr Mann ein ſchlechter Schauſpieler war.

Dieſe Entdeckung machte ſie bei der erſten großen Bühne, wo ſie wirkliche Künſtler ſah. Sie ſchrieb an ihren Bruder und bat ihn um Verzeihung. Da er viel älter war als ſie, ſo hatten ſeine Eltern ihn bei ihrem Tode zum Vormund ſeiner Schweſter ernannt; er hatte alſo ihr ganzes Vermögen in Händen, was aber nicht bedeutend war, da in der Familie beinahe alles zum Majorat gehörte und ſein Eigenthum war. Er antwortete ihr nicht ſelbſt, ſondern ließ ihr nur durch ihre ehemalige Gouvernante ihren Trauſchein abfordern. Als er dieſen erhalten, ſchickte er ihr bloß eine Anweiſung, um ihr Erbtheil bei einem Banquier zu erheben. Kurze Zeit darauf verheirathete er ſich.

Zu ſeiner Ehre wollen wir glauben, daß zuweilen ein Gefühl von Reue über ſein Benehmen gegen die Schweſter ſein ſtolzes Herz beſchlich, und nur die Scham, unconſequent zu erſcheinen, ihn abhielt, ſeinen Fehler gut zu machen.

So hart wie Herr von Ingram jetzt handelte, haben vor ihm und nach ihm viele eben ſo edle Männer gegen Frauen gehandelt. Wenn einer ihres Geſchlechts einer leichtſinnigen Tänzerin nachläuft und ihr vielleicht ſein Vermögen zum Opfer bringt, ſo lächeln ſie nur über dieſes cavaliermäßige Betragen. Wenn aber ein unerfahrenes Mädchen, ſo unerfahren wie nie ein Mann iſt, einem Unwürdigen, oft nur einem niedrig gebornen Mann ihre Stellung und ihre Exiſtenz aus wirklicher Leidenſchaft zum Opfer bringt, ſo verdammen ſie dieſe ohne Mitleid! Ueberhaupt ſind es ja nicht die Gerechten und Schuldloſen, welche die Steine auf die Schuldigen ſchleudern! So iſt es auch in der Frauenwelt ſelbſt, die ſchärfſten Zungen gehören da nicht den Reinſten!

Roſalie hatte, ſeitdem ſie ihr Vermögen erhalten, nur den Empfang durch ihre Unterſchrift beſcheinigt und dann nicht wieder geſchrieben. In ihrem erſten Briefe hatte das arme Kind allen Schmerz, alle Reue, alle Liebe ihres jungen Herzens dem Bruder zu Füßen gelegt — zum zweiten Male konnte ſie das nicht. Cosmus erfuhr nichts mehr von ihr. Zufällig hörte er, daß ihr Gatte ſeine Gaſtſpiele mehreren bedeutenden Bühnen angetragen, aber von dieſen wegen ſeines Mangels an Talent, abgewieſen worden. Er war weiter nichts, als ein ſchöner Mann.

Vor zwanzig Jahren hatte Cosmus Schweſter ſein Haus verlaſſen, und jetzt ſtand ihm durch Lothars Mahnung der letzte Tag ihrer Anweſenheit ſo lebendig vor Augen, als wäre es geſtern geweſen.

Lothar hatte für die Tante, die er nie geſehen, eine jugendlich ſchwärmeriſche Zuneigung, er rechnete aus, daß ſie jetzt erſt ſechs und dreißig Jahre alt ſein konnte, denn ſie war zwanzig Jahre jünger als ſein Vater. Sie war vielleicht noch eine ſchöne Frau, o wenn er ihren Aufenthalt gewußt, er würde zu ihr geeilt ſein und ſich zu ihrem Ritter aufgeworfen haben. Ein ſchönes Miniaturbild von ihr hatte er aus dem Schranke ſeines Vaters heimlich zu ſich genommen, und war förmlich verliebt in dies ſchöne blonde Geſicht. Von ſeiner Kindheit an hatte er ohnedem für Blondinen geſchwärmt.

Dies, kindiſch wie er nun einmal war, konnte vielleicht auch die Urſache ſein, weshalb er, bei gerechter Anerkennung von Adelgundens großer Schönheit, ſich doch im Anfange nicht ſo von ihr angezogen fühlte, wie dies außerdem natürlich geweſen wäre. Denn Adelgunde beſaß einen hinreißenden Zauber, eine Anmuth und Lieblichkeit, wie ſie vielleicht unter vieltauſend Frauen nur einer zu Theil wird. Doch Lothar entzog ſich am Ende mit ſeinen achtzehn Jahren eben ſo wenig dieſem Zauber, wie ſein Vater mit ſeinen ſechs und fünfzig Jahren.

Als er acht Tage zu Hauſe war, ſagte er nach Tiſch zu ſeinem Vater: Es iſt ſonderbar, wie Adelgundens Schönheit einem jeden Tag mehr in die Augen ſticht: ſie iſt doch das ſchönſte Frauenzimmer, das ich in meinem Leben geſehn — und eine Stimme hat ſie, ein Organ — ſchade, daß ſie nicht immer ſingt und ſpricht!

Meinſt Du? ſagte Cosmus, indem er lächelte.

Es war gut, daß Lothar noch kein Menſchenkenner war, ſonſt wäre ihm aus dem Lächeln ſeines Vaters viel, ſehr viel klar geworden.

Wie gefällt Ihnen mein Sohn, liebe Adelgunde? frug der Freiherr an demſelben Abend das junge Mädchen.

Sie wurde verlegen. Ich habe ſo wenig Urtheil, ſagte ſie ſtockend, Sie und Ihr Herr Sohn ſind außer den Geiſtlichen im Kloſter die einzigen Herrn, die ich kenne, aber ich bin feſt überzeugt, daß Baron Lothar verdient, Ihr Sohn zu ſein.

Eine ſehr diplomatiſche Antwort, ſagte Cosmus etwas gereizt.

Ich verſtehe Sie nicht, Herr Baron; was heißt das: „Diplomatiſch?"

Cosmus lachte und erklärte es ihr. Dieſe häufig vorkommende Unkenntniß der in der Welt ſo gebräuchlichen Worte verlieh Adelgunden in ſeinen Augen immer noch einen Reiz mehr. Ueberhaupt ihre fabelhafte Unkenntniß und Unerfahrenheit. Sie kam ihm vor, wie ein friſcher, eben erſt dem Felſen entſprungener Waldbach, den noch kein Sonnenſtrahl geküßt.

Können Sie ſich denken, Adelgunde, fuhr Cosmus mit unendlicher Ueberwindung fort — können Sie ſich denken, daß Sie dieſen „Baron Lothar", wie Sie ihn immer nennen, bald „Sohn" nennen ſollen?

Nein, das kann ich nicht, das werde ich auch nicht können, und bitte, beſtehen Sie nicht darauf. Laſſen Sie uns einander fremd bleiben, wie wir eben ſind, oder vielmehr, da wir nicht Geſchwiſter ſein können, ſo erlaſſen Sie uns, zweien Menſchen von gleichem Alter, das unnatürliche Verhältniß von Mutter und Sohn.

Sie haben mein Urtheil geſprochen, Adelgunde!

Ihr Urtheil, wie ſo? Aber Cosmus hörte ſie ſchon nicht mehr, er hatte ſich raſch entfernt. Die nächſten Tage bekam ihn Adelgunde nicht zu ſehen. Er war nach der Reſidenz gereiſt und hatte Lothar mitgenommen. Adelgunde war allein im Schloſſe, ſie ſchrieb da in ihr Tagebuch:

„Wie liebe ich dich und lerne dich verſtehen, du altes, ſchönes Schloß, ſeitdem wir allein und ungeſtört mit einander leben. Heimathlich umfängſt du die Heimathloſe und erzählſt ihr lockende Mährchen, und ſie ſelbſt dünkt ſich eine verzauberte Prinzeſſin. Ihr heißeſter Wunſch iſt, daß ihre Wiege in deinen Räumen geſtanden, daß ſie hier ein Kind wäre, o Gott! ein Kind des Hauſes!"

Die Trauung.

Cosmus und Lothar kamen zurück, beide blaſſer, beide ſchmäler als ſie gegangen. Adelgunde aber war in der Zeit der Trennung blühender geworden — ſie ſtand wie eine Roſenknospe zwiſchen dem blaſſen Jüngling, dem blaſſen älteren Mann.

In acht Tagen iſt die Trauung, flüſterte ihr Cosmus im erſten Augenblick unbeobachteten Zuſammenſeins zu.

Weiß es Lothar? frug Adelgunde ſtatt aller Antwort.

Warum dieſe Frage?

Weil er mir heute geſagt hat, er werde morgen oder übermorgen abreiſen.

Das hat er Ihnen geſagt? rief auf's Höchſte erſtaunt Cosmus aus – das hat er Ihnen geſagt, und mir, ſeinem Vater, keine Silbe!

Er fürchtete wohl, Ihnen wehe zu thun — wollte vielleicht ohne Abſchied gehen, erklärte Adelgunde mit einer Ruhe, die Cosmus mit all ſeiner Menſchenkenntniß dies Mädchen zum tiefen Räthſel machte.

Lothar durfte nicht abreiſen, ſein Vater bewog ihn zu bleiben, was ihm um ſo leichter glückte, da der junge Mann von der Verlobung mit Adelgunde nichts ahnte.

Sie blieb ſich durchaus gleich in ihrem ganzen Weſen: ſanft, gefällig, heiter und lieblich wie immer. Lothar ſah ſie nur bei den Mahlzeiten, und da betrug er ſich oft ſo ſonderbar, daß ſein Vater kopfſchüttelnd ihn betrachtete. Er hatte ganz und gar das innere Gleichgewicht verloren; die erſte Liebe verdreht ja gewöhnlich jungen Männern den Kopf. Die erſte Liebe des Mannes hat etwas von dem ausſchließlichen Hingeben der weiblichen Liebe. Ein Jüngling, der zum erſten Male liebt, thut auch nichts Anderes daneben, während er ſpäter als Mann noch hundert andere Dinge dabei treibt, ſelbſt — eine zweite Liebe.

Lothar war jetzt oft ausgelaſſen luſtig; je gleichmäßiger Adelgunde ſich benahm, deſto ungleicher und kindiſcher wurde ſein Benehmen. Wenn ſie ihn zufällig eine Weile nicht angeſehen, ſtieß er ſeinen Stuhl zurück und verließ das Zimmer, und bald darauf hörte man ihn wie raſend auf ſeinem Pferde vom Hofe jagen, oder wenn ſie, in ein Geſpräch mit ſeinem Vater vertieft, ihn bei ſeinem Eintritt ins Zimmer nicht gleich beachtete, war er im Stande, ihr die bitterſten, für ſie ganz unverſtändlichen Vorwürfe zu machen, daß ſelbſt ſein Vater ihm einen Verweis in Adelgundens Gegenwart nicht erſparen konnte. Noch etwas ſtörte ſie bei ihm, woran er aber eigentlich unſchuldig war: ſeine Geſpenſterfurcht nämlich. In dieſem Punkte war er wie eine Penſionärin. Um keinen Preis der Welt wäre er allein des Abends in die Capelle gegangen, und er glaubte feſt an die Erſcheinungen der Ahnfrau, ſo wie jedes anderen Geſpenſtes, von dem man ihm erzählte. Bei Adelgundens klarer, vernünftiger Einſicht konnte dies nur den kindiſchen, unmännlichen Eindruck vermehren, den ſie ohnedies von ihm empfangen.

So kam denn, ohne daß er es ahnte, Adelgundens Hochzeitstag heran. Der Freiherr hatte eine große Geſellſchaft bitten laſſen, worüber ſich Adelgunde ſehr wunderte, da er ihr früher geſagt, er werde in aller Stille ſich mit ihr trauen laſſen. Niemand der Geladenen wußte aber, welches Feſt im Schloſſe ſollte begangen werden, man erwartete nur einen ländlichen Ball. Adelgunde erſchien ganz zuletzt unter den Gäſten in einem einfachen Mouſſelin-Kleide, den Myrthenkranz in ihrem reichen Haar. Als ſie eingetreten, nahm Cosmus ſie bei der Hand und ſtellte ſie der Geſellſchaft als die Braut ſeines Sohnes vor.

Adelgunde ſah ihn blaß und erſchrocken an, als verſtehe ſie ihn nicht. Lothar aber blickte mit leuchtenden Augen auf die Geſellſchaft, und man las darin die Frage: Hat noch Jemand eine ſo ſchöne Braut wie ich?

Der Freiherr fuhr, gegen die Gäſte gewendet, fort: Ein Hand-Billet unſeres Fürſten ermächtigt den Geiſtlichen, ohne Weiteres die beiden Kinder zu trauen, was deshalb dieſen Abend noch geſchehen ſoll.

Ich muß Sie allein ſprechen, ſagte nun Adelgunde mit zitternder Stimme, indem ſie des Freiherrn Hand feſter faßte.

Das Fräulein iſt unwohl, verſetzte er raſch, indem er Adelgunden zum Saal hinausführte. Auf ihrem Zimmer brach ſie in Schluchzen aus.

Um des Erbarmens willen, was haben Sie gethan? Ihnen habe ich meine Hand zugeſagt, und Sie ſchleudern ſie ohne mich zu fragen Ihrem Sohne zum Erbtheil zu, als wäre ſie ein Theil des Inventars dieſes Hauſes!

So lieben Sie Lothar nicht?

Nein! nein, wie konnten Sie das glauben? Wie kann ich dieſen kindiſchen, zornigen, tollen Menſchen lieben? Verzeihen Sie, es iſt Ihr einziger Sohn, und vielleicht wird er noch eines Tages ein ganz vernünftiger Mann, jetzt aber iſt er ein Kind. Ihnen wollte ich mit Freuden meine Hand reichen, ich hatte mich an den mir Anfangs ſo fremden Gedanken längſt gewöhnt, und nun, o Gott! — Sie brach in Thränen aus und konnte nicht fortfahren.

Cosmus ſtand ſtumm, wie ein Träumender vor ihr. Iſt das möglich, dachte er immerwährend, iſt das möglich, daß ſie mich meinem ſchönen, jungen, achtzehnjährigen Sohne wirklich vorzieht?

Sagen Sie mir nur, jammerte Adelgunde aufs Neue, warum Sie, wenn Sie auch mich zu Ihrer Tochter machen wollten, die Sache ſo beeilen mußten? Warum ſchoben Sie es nicht auf mehrere Jahre hinaus, wie es bei der Jugend Lothar's ſo natürlich geweſen?

Weil ich Sie liebte! rief Cosmus leidenſchaftlich. Als die Frau meines Sohnes, als meine Tochter wurden Sie mir heilig, und ich konnte hoffen, mein widerſpenſtiges Herz Ihnen mit väterlicher Liebe ſich zuneigen zu ſehen; ſo aber — als ſeine Geliebte nur waren Sie mir zu gefährlich — ich fühlte, ich mußte Sie auf ewig von mir trennen, oder auf ewig mit mir verbinden — anderes ertrug ich nicht.

Beide ſtanden ſtumm, rathlos einander gegenüber; endlich ſagte Cosmus:

Ich will zu Lothar.

Nach einer Viertelſtunde kam er wieder. Da iſt nichts zu machen, Adelgunde, der iſt wie raſend. Als ich ihm ſagte, ich habe irrthümlich an Ihre Liebe zu ihm geglaubt und deshalb einen großen Fehler begangen, wurde er wie wahnſinnig, er ſchwört, ſich noch dieſe Nacht zu tödten, wenn Sie nicht ihm heute Abend angetraut werden, wie ich ihm vor aller Welt verſprochen. Werde hingegen die Trauung vollzogen, ſo gelobt er, eine Stunde nachher ſchon auf dem Wege nach der Univerſitätsſtadt zurück zu ſein, um erſt in zwei Jahren wiederzukehren, da ich ihm geſagt, daß Ihre Haupteinwendung ſeine große Jugend ſei — ebenſo ſein kindiſches Benehmen, das er aber in ſeinem zwanzigſten Jahre, was er jetzt für ein hohes Alter hält, gewiß abgelegt zu haben glaubt. Schlagen Sie ein, Adelgunde, ich ſtehe Ihnen dafür, daß mein Sohn ein tüchtiger Mann wird, ſobald er das Alter dazu hat — es ſteckt mehr in dem Jungen, als Sie glauben — machen Sie mich nicht unglücklich, bringen Sie mich nicht um mein einziges Kind!

Adelgunde war ſiebzehn Jahre alt, hatte alſo noch all den Reſpect vor den Todtſchießungs-Vorſätzen der jungen Leute, den alle unerfahrenen Mädchen haben. Man muß älter ſein, um zu wiſſen, daß es ſich damit eben ſo verhält, wie mit dem Nie-wieder-lieben-wollen der jungen Mädchen, wenn ſie von ihrer erſten Liebe, einem Studenten oder Fähndrich, vergeſſen wurden. Adelgunde glaubte alſo, Lothar werde ſich erſchießen, und edel und wahr und einfach, wie ſie war, zauderte ſie keinen Augenblick, dem Freiherrn ihr Jawort zu geben. Ueberdem hatte ſie zwei Jahre Zeit, und zwei Jahre ſind für junge Leute eine Ewigkeit, an deren Ende ſie kaum glauben.

Sie wurde alſo mit Lothar getraut, in derſelben Capelle, wo man ſie gefunden. Zitternd ſprach ſie die Worte der ewigen Treue, und eine Centnerlaſt fiel mit dem Jawort auf ihr junges, bis jetzt ſo leichtes Herz. Ihr Gemahl ſtand neben ihr wie ein junger Gott: ſchön, ſtolz, ſtrahlend von Glück.

Dann ging man zum Nachteſſen, und mit den Gäſten zugleich ſetzte der junge Ehemann ſich in den Wagen, nachdem er mit Siegermuth die erbleichende und dann wieder erröthende Wange ſeiner jungen Frau geküßt.

Als er fort war, waren eigentlich alle Theile ziemlich zufrieden. Adelgunde legte gottvertrauend, im Gefühle, mit ihrem Theuerſten, ihrer Freiheit, die Gaſtfreundſchaft dieſes Hauſes vergolten zu haben, ihr rundes Haupt auf ihr Kiſſen, und ſchlummerte ein wie immer, mit einem Gebet auf den Lippen. Der Freiherr war froh, ſein Kleinod unter ſeinem Schutze noch zwei Jahre ſicher zu beſitzen — wenn auch als Tochter. Lothar ſchwärmte im Wagen von Plänen, wie er am beſten männlichen Sinn und ernſtes Benehmen vor ſeiner jungen Gemahlin an den Tag lege — wie wollte er ſich auszeichnen, wie ihre Achtung erringen! Die ganze Welt ſollte ihn nennen und kennen, und ſie ſollte ſtolz ſein, ihm anzugehören und beſchämt vor ihm das Haupt beugen, das ſchöne Haupt, das ihn im Traume noch umgaukelte.

Das Bild.

Sieben Vierteljahre waren ſeitdem verfloſſen, und Lothar hatte ſein zwanzigſtes Jahr erreicht. Sein Aeußeres erſchien ſeitdem ungemein verändert. Aus einem bild-hübſchen Jünglinge war ein ſchöner Mann geworden. Er ſah jetzt viel älter aus, als er war, doch lag dies mehr in dem Ausdruck ſeines Geſichts, als in den Zügen ſelbſt. Er hatte in dieſer Zeit viel gelernt in jeder Beziehung, und ſein Examen glänzend beſtanden. Seine übrigen Pläne, berühmt zu werden und dergleichen, hatte er aufgegeben; ſo jung er war, ſo ſah er doch ein, daß dazu etwas mehr oder etwas weniger gehöre, als er beſaß — Genie oder Charlatanerie.

Obgleich ſein Charakter und ſeine ganze Geiſtesrichtung originell und urſprünglich, ja oft ſogar genial waren, ſo beſaß er doch keinen ſchöpferiſchen Geiſt, mußte ſich alſo begnügen ein Menſch zu ſein, ohne Ausſicht je ein Gott, ein Held oder ein Don Quixote zu werden. Wenn er auch viele Eigenheiten und Schwächen, wie jeder liebenswürdige Menſch, beſaß, ſo war er doch für ſeine Jugend ungewöhnlich klar und ausgebildet. Eine ſeiner ärgſten Schwächen war noch immer die Geſpenſterfurcht, und zahlloſe Duelle mußten dieſe ſchwache Seite ſeines moraliſchen Muthes zudecken, um in den Augen der andern jungen Leute ſeinen männlichen Charakter zu rehabilitiren. Seine Wärterin, eine alte Franzöſin, die im Geiſterreiche förmlich zu Hauſe war und ſchauerliche, haarſträubende Geſchichten nur ſo aus dem Aermel geſchüttelt, hatte wohl den erſten Grund zu dieſer Eigenſchaft gelegt, denn ſie ſtand außerdem in gar keiner Verbindung mit ſeinem Weſen, das ſo einfach und unverſchroben war, wie Juſtinus Kerners Weſen, der doch an ſeine Geiſter mit einer Andacht glaubt, die jeder vernünftigen Einrede bei dem außerdem ſo vernünftigen Manne ſpottet.

Lothar hatte eine freundliche, angenehme Wohnung; der Eingang zu ſeinen Zimmern war durch einen kleinen Garten; er hatte dies ſo einrichten laſſen, da er ſeiner Studien wegen, die durchaus im Laufe der beiden Jahre beſchloſſen ſein ſollten, nicht die Stadt verlaſſen wollte, und doch aus alter Knabengewohnheit grüne Bäume nicht miſſen konnte.

Obgleich es heute ein ziemlich kühler Abend war, ſtanden die Thüren ſeines Zimmers dennoch weit offen; er ſelbſt ſaß im Luftzuge in einem weiten Seſſel und rauchte eine Cigarre; dabei dachte er an ſeine junge Frau. Ein ſonderbarer Wechſel war ſeitdem in ſeinen Gefühlen eingetreten. Er liebte Adelgunden noch, aber nur mit halber Seele, es war, als hätte dieſe Neigung ſein Weſen in zwei Theile geſpalten. Der eine Theil dachte und philoſophirte gleichgültig über den andern, und war förmlich neugierig, wie jener ſich bei dem Wiederſehn mit ſeiner Liebe benehmen werde — aus der Leidenſchaft war eben eine gewöhnliche männliche Neigung geworden, eine bewußte, kritiſirende, berechnende.

Es iſt nicht gut, wenn man lange getrennt von dem Gegenſtande ſeiner Liebe lebt; man ſieht dann ein, daß man auch ohne dieſen Gegenſtand das Daſein ertragen, ja zuweilen ſogar die Geliebte auf Augenblicke ganz und gar vergeſſen kann. Es liegt ja im menſchlichen Charakter eine bodenloſe Vergeßlichkeit, ein unbegreiflicher Leichtſinn — wie könnte man ſonſt das Sicherſte, Unabweisbarſte, Traurigſte, den Tod, ſo ganz und gar vergeſſen, wie wir es beinahe Alle thun?

Lothar dachte eben an den Tod, nicht an den ſeinigen, aber an den ſeines Vaters, und wie ſehr er ihn vermiſſen werde, als ein heftiger Schlag gegen das ihm zunächſt gelegene geſchloſſene Fenſter erfolgte. Lothar war beinahe in demſelben Augenblicke zur offenen Thüre hinaus geſtürzt: im Garten ſah er nichts, nur meinte er einen weißen Schleier im nächſten Gebüſch flattern zu ſehen, aber auch dies war nichts, als er näher hinzutrat. Er durchſchritt den ganzen kleinen Garten, den das helle Mondlicht größer und ſchöner erſcheinen ließ; er begegnete Niemanden, keinem lebendigen Weſen, und die Pforte war verſchloſſen. Aufgeregt und verwirrt kehrte er in ſein Zimmer zurück und ſchellte ſeinem Bedienten, der die Manſarden über ſeinen Zimmern bewohnte. Dieſer erklärte auf Lothar's Fragen, nichts gehört zu haben; dies beruhigte aber ſeinen jungen Herrn keineswegs — er war überzeugt, der Schlag ans Fenſter ſei die Geiſtermeldung irgend eines ihn betreffenden traurigen Ereigniſſes geweſen.

Am folgenden Morgen erhielt er einen Brief von ſeinem Vater, worin ihm dieſer ſchrieb, Adelgunde ſei tödlich krank geweſen, ein Nervenfieber habe gedroht, ſie ihnen zu entreißen:

nun, da die Gefahr glücklich vorüber, wolle er ihm erſt Kunde von dem Unglücke geben. Lothar beſchloß darauf, ſogleich nach Hauſe zu reiſen, er hielt es unter dieſen Verhältniſſen für unnöthig, die zwei Jahre auszuhalten; überdem fehlten ja nur noch einige Monate daran. Sein Geiſterglaube aber war durch dies zufällige Eintreffen eines traurigen Ereigniſſes wieder um ein gutes Theil feſter gewurzelt.

Als er im Schloſſe ankam, war ſein Vater gerade ausgegangen: er befand ſich auf einem Spaziergange, um ſich etwas zu erholen von der langen und mühſamen Pflege Adelgundens, für die er wie eine Mutter geſorgt.

Lothar erwartete ſeinen Vater auf deſſen Zimmer, denn obgleich er hörte, daß Adelgunde ſich wieder außerhalb des Bettes befinde, ſo wagte er doch nicht, ſo unvorbereitet bei der Kranken einzutreten. Die Zeit wurde ihm lang; er machte es wie alle Wartenden, er beſah ſich die Bilder an der Wand, endlich blieben ſeine Blicke an dem verſchleierten Bilde der Ahnfrau hängen.

Warum mein Vater es mich nur bei meinem letzten Aufenthalte nicht ſehen laſſen wollte! Sonderbare Grille des alten Herrn!

Er trat dicht an das Bild, er ſchob mit gewandter Hand die Ringe, die den Vorhang hielten, zurück, und das ihm aus ſeiner Kindheit her nur noch dunkel erinnerliche, ſchöne blaſſe Geſicht der längſt verſtorbenen Dame blickte ihn mit traurigen Augen an — es kam ihm jetzt bekannter vor, als ehemals, er wußte aber ſelbſt nicht warum, und ein kleiner Schauder überkam ihn.

Da hörte er den Schritt ſeines Vaters und ſchob den Vorhang wieder vor das Bild. Cosmus war ſehr überraſcht, den Sohn zu ſehen, aber freudig, denn er liebte ihn doch gleich Adelgunden, und bemerkte deshalb nicht das erſchrockene Geſicht Lothar's, als dieſer ihn anſichtig wurde. Cosmus war nämlich unglaublich verändert in der kurzen Zeit, er ſah zum Erſchrecken aus. Indem er Adelgunden ſeinem Sohn vermählte, und ſie dennoch bei ſich behielt, hatte er ſich mehr zugemuthet, als er tragen konnte. Wenn in das Herz eines Mannes von ſeinem Alter eine Leidenſchaft einkehrt, ſo zieht ſie nur mit dem Leben wieder aus — und ſo ſchien es auch bei ihm der Fall zu ſein. Glücklich, daß Lothar nichts von der Exiſtenz dieſer Leidenſchaft wußte!

Bitte, liebſter Vater, führen Sie mich zu Adelgunden, oder gehn Sie erſt zu ihr und bereiten Sie ſie auf mein Kommen vor.

Das will ich augenblicklich.

Nach einer kleinen Viertelſtunde kehrte er zurück und faßte Lothar's Hand. Sei milde und ſanft, mein Sohn, und rede leiſe bei dem kranken Engel!

Das verſprach Lothar, aber als ſie eintraten und Adelgunde ihnen, bleich und angegriffen wie ſie war, einige Schritte entgegen ging, fuhr er mit einem lauten Schreckensſchrei zurück:

Mein Gott, die Ahnfrau! Und ohne ſich von Cosmus halten zu laſſen, ſtürzte er wieder zur Thüre hinaus.

Was iſt ihm? frug zitternd und weinend vor Schreck Adelgunde.

Cosmus hielt es für das Beſte, die Wahrheit zu ſagen, die er errathen. Es iſt weiter nichts, als eine auffallende Aehnlichkeit, die Sie mit einem Bilde haben, welches ſich in meinem Zimmer befindet, und die Ahnfrau unſeres Hauſes vorſtellt. Als ich Sie das erſte Mal ſah, erging es mir eben ſo wie meinem Sohne.

Wie kam es denn, daß Lothar dieſe Aehnlichkeit nicht früher bemerkte?

Er hatte das Bild lange nicht geſehen, und heute vielleicht — ja gewiß, heute, als er allein in meinem Zimmer war, hat er es wieder betrachtet.

Cosmus ging nun weg, um Lothar aufzuſuchen; er fand ihn ganz außer ſich.

O, mein Vater — iſt ſie noch da? rief er ihm entgegen und faßte in der höchſten Aufregung ſeine beiden Hände.

Gewiß, und ſie erwartet dich. Komm mit mir und laß dir nicht von dieſer zufälligen Aehnlichkeit die heitere Laune ſtören — bedenke, es iſt deine Frau!

Meine Frau! nun und nimmermehr! Es iſt irgend ein böſer Spuk, ein Geſpenſt — die Ahnfrau ſelbſt!

Wäre Lothar nicht offenbar in Verzweiflung geweſen, ſein Vater hätte ſich über dieſe Behauptungen eines Lächelns nicht enthalten können.

So bedenken Sie doch nur, Vater, wie dieſes Weſen in Ihr Haus kam. Man fand ſie todtenähnlich, ſchlafend, in weiße Schleier gehüllt, am Fuße des Altars, in der verſchloſſenen Kirche — die Lichter brannten wie von Geiſterhand angezündet, und ſie ſelbſt trägt unläugbar die Züge unſerer vermoderten unglücklichen Ahnfrau, die jeder Bewohner dieſes Schloſſes ſchon bei Nachtzeit ruhelos umher irren ſah — o mein geliebter Vater, gehen Sie nicht mehr hinüber zu dieſem Weſen! Könnte ich Ihnen den Eindruck ſchildern, den ich eben von ihr empfing, wie ſie bleich und geſpenſterähnlich, mit todtem Auge auf mich zuſchwebte — wie Grabesluft wehte es mich an!

Lothar, du biſt wahrhaftig auf dem Wege verrückt zu werden! Adelgundens Anblick erſchreckte dich, aber du mußt bedenken, daß das arme Kind eben erſt von einer tödlichen Krankheit erſtanden iſt, da kann man nicht blühend ausſehen — hätteſt du ſie vor einem Vierteljahre geſehen!

Glauben Sie, was Sie wollen, mein Vater, ich kann keine Gemeinſchaft mit dieſer Adelgunde haben. Das Romantiſche, Abenteuerliche ihres Schickſals iſt für mich zum Geſpenſtig-Schauerlichen geworden — ich könnte nie ihre Hand faſſen — nein, mein Vater, laſſen Sie mich wieder gehn, und am beſten, gehn Sie ſelbſt mit mir und laſſen Sie dieſes geſpenſtige Haus mit ſeinen Bewohnern hinter ſich. Jetzt kann ich Ihnen nicht mehr verhehlen, was ich Ihnen anfangs verſchwieg, daß Sie außerordentlich übel ausſehen und durchaus einer Erholung bedürfen.

Lothar, iſt es möglich, daß mein Sohn ſo handeln kann und aus kindiſchem Aberglauben im Begriffe ſteht, ein edles weibliches Weſen dem Hohn und dem Spotte der Welt preiszugeben, indem er es verlaſſen will? Lothar, wenn du das wirklich thun könnteſt, würdeſt du meine ganze Liebe verlieren.

O Gott! ſo ſehr ſind Sie in den Schlingen dieſer — Adelgunde — und ha — was fällt mir ein, Adelgunde hieß ja auch die Ahnfrau unſeres Hauſes, hören Sie, Vater, ſie heißt auch Adelgunde, was ſagen Sie nun noch dazu?

Daß ich das längſt weiß. Was iſt aber da Schauerliches dabei? Es iſt nur ein ſonderbarer Zufall, weiter nichts.

So wäre es ein Zufall, daß man ſie in der Capelle, dem Aufenthalt der Ahnfrau, in der verſchloſſenen Capelle gefunden, ein Zufall, daß ſie ihr gleicht, als hätte ſie ihrem Bilde geſeſſen, ein Zufall, daß ſie heißt wie ſie? O mein Vater, ſo überlegen Sie doch nur!

Schweige, wenn du mich nicht erzürnen willſt.

Cosmus ſtand auf. Er fühlte zum erſten Male in ſeinem Leben den Zorn in ſich mächtiger werden, als ſeine Vernunft, und das ſeinem einzigen Kinde gegenüber! In dieſem Augenblicke empfand er deutlich, daß er Adelgunden weit mehr liebe als ſeinen Sohn, und er hatte ſie ihm aufgeopfert, und das war der Dank! Er verhüllte ſein Antlitz und verließ im höchſten Schmerze die Gegenwart ſeines Sohnes.

Eine halbe Stunde darauf war Lothar aus dem Schloſſe und wieder auf der Landſtraße, zu Fuße zwar, denn er hatte unbeachtet entkommen wollen, aber mit dem feſten Willen, nicht vor Morgen einzukehren. Nur in der weiten Entfernung von ſeines Vaters Hauſe dünkte ihm Heil und Troſt zu liegen, und er ſchritt in die Nacht hinaus, als entfliehe er ſeinem ärgſten Feinde.

Der Schauſpieler.

Es war tiefer Spätherbſt, und in den Kaminen des Schloſſes Ingram brannten ſchon luſtig die Buchenſcheite. Beinahe alle Zimmer waren unbehaglich groß und kalt, nur ein kleines war im Schloſſe, das graue Cabinet genannt, und das bewohnte jetzt Adelgunde.

Sie ſaß vor dem Feuer, bleich und hinfällig wie ſie Lothar vor vier Wochen geſehen; ſie hatte ſich ſeitdem nicht erholt. Sein plötzliches Verſchwinden, ſo wie der ſichtbare Kummer des Freiherrn darüber beunruhigten ſie zu ſehr, um nicht ſchädlich auf ihre Herſtellung einzuwirken — ſie war nicht mehr eigentlich krank und doch recht elend. Ueberdem war ihr Lothar, bei ſeiner kaum minutenlangen Gegenwart, trotz ſeinem kindiſchen Abſcheu vor ihrem Anblick, ſo ſehr zu ſeinem Vortheile verändert erſchienen, daß ſie ſeine Entfernung doppelt beklagte; denn ſie war in dieſen einſamen zwei Jahren zuletzt ſo weit gekommen, ſich auf ihn zu freuen. Cosmus melancholiſche Geſellſchaft war ja in dieſer langen Zeit, außer ihren Büchern und ihrem Inſtrumente, ihre einzige Zerſtreuung geweſen; ſollte ſie ſich da nicht zuletzt nach ihres Gatten Gegenwart ſehnen, der doch jung und heiter war, mochte er in ihren Augen auch noch ſo viele Fehler haben? Cosmus hatte ihr über Lothar's Verſchwinden keine hinreichende Erklärung gegeben, er hatte nur geſagt: ſein Sohn werde wiederkommen, wichtige Geſchäfte hielten ihn für jetzt noch fern. Daran glaubte ſie aber nicht.

Sie ſaß, den Kopf auf die ſchmale Hand geſtützt, und überlief in Gedanken ihr noch ſo junges und doch ſo freudeloſes Leben. Seitdem ſie Lebens- und Charakterſchilderungen las, war ihr klar geworden, daß ſie keine Kindheit gehabt, daß ſie jetzt keine Jugend hatte — es fehlte ihrem Leben das, was der Blume die Sonne iſt, die mütterliche Liebe. O meine Mutter, wo biſt Du, ſeufzte ſie leiſe, liebſt Du Dein Kind denn gar nicht? Es verging kein Tag, wo nicht dieſer Gedanke ihr Herz erfüllte.

Sie ſaß noch in tiefem ſchmerzlichem Sinnen verloren, als Cosmus bei ihr eintrat. Er war beinahe eben ſo krank wie Adelgunde, und nur die Rückſicht auf ſie hielt ihn aufrecht. Er litt unendlich viel mehr, denn ihn peinigte die ſtechendſte Reue, aus väterlicher Liebe Adelgunden aufgegeben zu haben. Er mußte ſich ſagen, daß ſie mit ihm ein heiteres, glückliches Leben geführt haben würde. Als ſie ſeine Braut noch war, hatte er ſich vorgenommen gehabt, ſie nach der Trauung nach Paris zu führen, damit ſie die Welt ſehe und ihres jungen Lebens froh werde. Lothar's Frau konnte natürlich nur von ihm ſelbſt in die Welt eingeführt werden, und Cosmus blieb nichts anderes übrig, als ihr Geſellſchaft einzuladen, was ſich aber Adelgunde auf das ernſtlichſte verbat; denn wenn die ſteifen, feierlichen Geſichter des benachbarten Adels ſich in den großen Sälen des Schloſſes zeigten, wurde ihr ſelbſt dieſer ſonſt ſo liebe Aufenthalt fremd und unheimlich.

Cosmus fühlte aber recht gut, welch traurige Exiſtenz es für ein junges Mädchen, das aus dem Kloſter kam, war, in einem verwitterten Landſchloſſe ganz allein auf die Geſellſchaft eines alten Mannes und einer eben ſo alten Haushälterin beſchränkt zu ſein; er fühlte das ſchmerzlich, maß ſich allein die Schuld dieſes verfehlten Geſchickes bei, und konnte es doch nicht ändern. Lothar's Ankunft und wie dann alles gut werden ſolle, war bisher, trotz ſeiner eigenen nie erſtorbenen Liebe zu Adelgunden, ſein einziger Troſt geweſen; nun fehlte ihm auch dieſer, und als Uebermaß, das er nicht mehr zu tragen vermochte, kam der unſinnige Abſcheu ſeines Sohnes vor der ihm mit tauſend Schmerzen abgetretenen Braut hinzu.

Kaum hatte er ſich bei Adelgunden niedergelaſſen, und beide mit Ueberwindung aller ihrer Schmerzen ſich freundlich zugelächelt, als ein Bedienter eintrat und einen Fremden meldete. Der Mann ſehe zwar abgeriſſen aus, behaupte aber, ein früherer genauer Bekannter des Barons zu ſein.

Cosmus ging, etwas Unangenehmes erwartend, in ſein Zimmer, und ließ den Fremden dorthin beſcheiden.

Es war ein Mann von höchſtens zwei und vierzig Jahren, aber ganz verkümmert und gealtert. Seine Züge, denen man ehemalige große Schönheit noch anſah, entbehrten alles geiſtigen Ausdrucks, ſeine Kleidung war alt und armſelig, verrieth aber ein gewiſſes Beſtreben, elegant zu ſein.

Verzeihen Sie, Herr Baron, hub er mit hochtönender Stimme und einem gewiſſen Pathos an, welches das ſicherſte Zeichen mangelhafter Bildung iſt: denn wirklich gebildete, geiſtig vornehme Menſchen werden nie in den Kathederton fallen oder jenes zweideutige Lob: „er ſpricht wie ein Buch" verdienen. Verzeihen Sie, Herr Baron, daß ich Sie ſtöre, mein Beſuch galt eigentlich Ihrer Frau Schwiegertochter, aber man ſagte mir, daß ſie krank ſei und für Niemand zu ſprechen — und ſo wagte ich denn —

Ganz recht: haben Sie vor allen Dingen die Güte, mir Ihren Namen zu nennen.

Manfred.

Manfred — ich kann mich wirklich nicht entſinnen.

Vielleicht iſt Ihnen der Name meines Vaters erinnerlicher, den ich aber, weil er zu unäſthetiſch für den Stand eines Mimen klang, abgelegt habe. Früher nannte ich mich nach ihm, er hieß Schnauffer.

Schnauffer — Sie ſind doch nicht —

Ja, ich bin! Und mit ſteigendem Pathos fuhr er fort: Ja, mein Herr Baron, ich bin, oder vielmehr ich habe die Ehre zu ſein Ihr Schwager, der rechtmäßige Gemahl der Freiin Roſalie von Ingram zu Ingram, und der Vater Ihrer Frau

Schwiegertochter, der Freifrau Adelgunde von Ingram zu Ingram, geborne Manfred-Ingram! — alſo eigentlich Ingram-Ingram, denn mein beſcheidener Name kann ganz wegfallen, um allein dem erhabenen Namen ihrer Mutter Platz zu machen.

Sie — Sie Adelgundens Vater? das iſt nicht möglich!

Warum nicht? ſagte Manfred, und ein gewiſſes großartiges Lächeln ſpielte um ſeine welken Lippen, warum nicht? — er dachte ſich in dieſem Augenblicke in die Rolle des Vaters der Griſeldis, wie er ihrem ſtolzen Gatten gegenübertritt und die Rechte auf ſein Kind geltend macht.

Beweiſe, Beweiſe! rief Cosmus zitternd.

Manfred griff in die Taſche ſeines Rockes, und holte einen großen verroſteten Schlüſſel von eigenthümlicher Form hervor. Kennen Sie dieſen Schlüſſel?

Ja, es iſt ein Schlüſſel zu den Seitenthüren der Capelle.

Ganz recht. Sie wiſſen, Herr Baron, daß jedes Mitglied Ihrer Familie einen ſolchen Schlüſſel beſaß, um zu jeder Stunde ungeſehn in die Capelle gelangen zu können. Dieſen Schlüſſel nun nahm meine Gemahlin aus Pietät mit ſich. Sie ſagte: Wenn mir auch das Haus meiner Familie wegen meiner Flucht mit dir verſchloſſen bleibt, ſo iſt mir doch mein Gotteshaus immer zugänglich.

Erzählen Sie weiter, denn dieſer Schlüſſel erklärt mir nur eine Thatſache, wie Adelgunde in die verſchloſſene Kirche kam, alſo weiter — wo iſt meine Schweſter?

Roſalie iſt todt, ſie ſtarb, als Adelgunde ein Jahr alt war. In ihrer letzten Stunde bat ſie mich, das Kind nach Frankreich in ein Kloſter zu bringen, und erſt wenn es erwachſen, Ihnen zu übergeben. Ihr eignes Vermögen, von dem ich nie einen Pfennig angerührt, reichte hin zum Koſtgeld bis zu ihrem ſechszehnten Jahre. Ich übergab mein Kind ſelbſt der Abtiſſin, um es erſt hier auf deutſchem Boden ſchlafend wiederzuſehn. Ich brachte ſie in Schleier gehüllt durch die Thüre, die auf das Feld geht, in Ihre Capelle, legte ſie am Fuße des Altars nieder, und nachdem ich alle Kerzen angezündet, verließ ich die Capelle, den Schlüſſel mit mir nehmend.

Aber warum brachten Sie nicht ganz einfach meine Nichte zu mir? Ich würde gewiß das Kind meiner armen Roſalie mit offnen Armen empfangen haben.

Erlauben Sie, mein Herr Baron: die Weiſe, die ich wählte, war beſſer, weil ſie ſicherer war.

Nein, nur theatraliſcher, ſagte Cosmus hart.

Wenn auch, es war eben meine Weiſe, und dem Kinde konnte ſo nichts geſchehen, ihre offenbare Unſchuld mußte ihr Schutz ſichern, überdem ſprach ſchon ihr Taufname, als der der Ahnfrau dieſes Hauſes, für ſie. Als ſie geboren wurde, trug ſie ſchon das auffallende Merkmal, die zuſammengewachſenen Augenbraunen, an der Stirne, deshalb, wegen der Aehnlichkeit mit der verſtorbenen Adelgunde, gab ihr meine Gemahlin denſelben Namen.

Ich wollte nie meine Rechte auf dies Kind geltend machen, fuhr er fort, ſie ſollte glücklich ſein in der hohen Sphäre, welcher ſie durch ihre Mutter angehörte, aber — er ſtockte, ſeine Lippen zitterten —

Erſparen Sie ſich ein Geſtändniß, Herr Manfred, das Ihnen ſchmerzlich iſt. Ich bin bereit, Alles für Sie zu thun, Ihre Zukunft ſicher zu ſtellen, allen Ihren gerechten Wünſchen zu genügen. Doch eine Bitte — er trat näher auf den Schauſpieler zu — eine Bitte, die ich kaum vorzutragen wage, und an deren Gewährung meine Anerbietungen geknüpft ſind, wird Ihnen ſchwer zu erfüllen werden, obgleich Sie bis jetzt aus freien Stücken in meinem Sinne gehandelt.

Ich errathe Sie: ich ſoll meinem Kinde mich nicht zu erkennen geben, ſoll fortgehen, ohne ſie geſehen zu haben — das kann ich nicht! Früher wollte ich es freilich ſelbſt, aber ſeitdem mich die Noth den Entſchluß faſſen ließ, mich an Adelgunden zu wenden, ſeitdem kann ich die Stunde nicht erwarten, wo ich endlich den Vaternamen von meinem einzigen Kinde hören werde.

Dies hatte der Mann ohne Pathos geſprochen: der Vater, der ſein Kind verlieren ſollte, hatte den Schauſpieler verdrängt.

Cosmus war gerührt, aber er ſagte feſt: Es geht nicht.

Und ich kann auch nicht nachgeben, Herr Baron, das fühle ich deutlicher jede Minute. Behalten Sie Ihr Geld, mein Kind wird mich nicht darben laſſen, und wenn ſie auch nur über Weniges zu verfügen hätte — ſie weiß dann doch, daß ich ihr Vater bin, ich kann ſie zuweilen ſehn, ſie kann die Freude meines Alters ſein.

Es geht nicht. — Aber hören Sie einen Vorſchlag. Niemand kennt Sie hier. Laſſen Sie ſich im nächſten Dorfe nieder, beſuchen Sie, ſo oft Sie wollen, Ihr Kind, wozu ich Ihnen Gelegenheit geben werde, aber geben Sie mir Ihr Wort, nie Adelgunden gegenüber ſich zu verrathen; es würde nur einen Zwieſpalt in ihre kindliche Seele werfen. Dies neue Verhältniß, welches ſie von früheſter Kindheit an nicht kannte und an deſſen Entbehrung ſie gewöhnt iſt, würde, indem ſie das traurige Leben ihrer Eltern erführe, einen Schatten mehr in ihr ohnehin ſo dunkles Leben werfen, aber nicht es aufklären, wie Sie zu glauben ſcheinen. — Ich vertraue Ihnen, denn Sie haben in der Art, wie Sie ſich Alles verſagt, um für Ihre Tochter zu ſorgen, bewieſen, daß Sie ein Mann von Charakter ſind — und ich ehre auf der andern Seite Ihre väterlichen Gefühle und möchte ſie nicht gerne zu einer Quelle der Schmerzen werden laſſen — wie ſie es ſo oft bei andern Vätern iſt!

Manfred reichte ihm ſeine Hand, die ein ſchmutziger, zerriſſener Handſchuh nur halb bedeckte.

Ich ſchlage ein, Herr Baron: Sie handeln wie ein Edelmann, und ich werde handeln wie ein edler Mann.

Sehr zufrieden mit dieſem ihm ſehr erhaben dünkenden Wortſpiel wollte er ſich weg begeben, als ihn Cosmus noch einmal zurückrief, um wegen ſeiner Niederlaſſung das Nöthige mit ihm zu verabreden.

Die Nacht darauf ſchloß der Freiherr kein Auge, und am folgenden Morgen ſchrieb er an ſeinen Sohn; den Inhalt kann man ſich denken, und wir wollen deshalb nur hinzufügen, daß er Lothar auf das ernſtlichſte aufforderte, ſogleich zurückzukehren, da er ſich ſelbſt zu elend fühle, um ferner als Adelgundens Schutz und Troſt dienen zu können. Er ſchloß mit den Worten: Da dir nun das große Räthſel von Adelgundens Aehnlichkeit mit der Ahnfrau unſeres Hauſes gelöſ't iſt, ſo kehre zurück, du, dem es an wahrem Geiſterglauben dennoch fehlt; du, der wohl an die Geiſter der Erde, aber nicht an die Geiſter des Himmels, die Geiſter der Tugend, der Unſchuld, der Vergeltung glaubt; kehre zurück, um beſchämt vor ihr, der alle dieſe Geiſter unterthan ſind, Abbitte zu leiſten.

Und Lothar kehrte zurück. Seine Gegenwart warf die letzten heitern Strahlen auf das ſchwindende Leben ſeines Vaters. An ſeinem Krankenlager umfing Lothar die blaſſe Adelgunde, und freute ſich nun an der Aehnlichkeit mit der Ahnin des Hauſes, da ſie ihm die ächte verwandte Enkeltochter bezeugte.

Cosmus lebte noch einige Monate ſchwankend zwiſchen Schmerz und Freude, als er das Glück ſeiner Kinder ſah — als er ſtarb, weinten ſie um ihn, und hätten ſich doch ſeines Todes freuen ſollen, denn er erlöſ'te ihn von einem Leben, das ihm nur noch Dornen und keine Roſen mehr bot.

Adelgundens Lieblichkeit gewann ihr bald das volle Herz ihres Gemahls, ſie erlebten in innigem Austauſch ihrer Herzen ein ſeltenes Glück — doch Beide behielten ewig ein Geheimniß vor dem Andern — er verſchwieg ihr ihre Herkunft, ſie ihm die Liebe ſeines Vaters zu ihr — in allem Andern waren ſie ein Herz und eine Seele.

Eine harmloſe Geſchichte.

Von Carl Borromäus Cünzer.

Der Morgen iſt eine Reiſe
Jean Paul

Die Erinnerung ſteht vor meiner Seele, als wäre es der geſtrige Abend. Wir hatten die große Reiſe vollendet, den Strom herauf mit der jetzt lange vergeſſenen Eiljacht in bunter und ungewählter Geſellſchaft, über das Gebirge theils zu Fuß, unſere Ränzchen auf dem Rücken, theils auf ſchlechten Fuhrwerken, Retourchaiſen oder Korbwägen der Gaſtwirthe, bei denen wir einkehrten, und welche alles Geräthe ſo geſchickt à deux mains einzurichten verſtehen. Ich war der Jüngſte unter der Geſellſchaft — der Pfarrer Jacoby und ſechs Zöglinge, Vettern und Brüder unter einander, welche ihm eine große, an der franzöſiſchen Grenze reich begüterte Familie anvertraut hatte. Der Pfarrer war erſt Hauslehrer dort geweſen, hatte dann die ſelbſtſtändige Stellung eines Dorfgeiſtlichen in ſeinem Geburtslande vorgezogen, und ſeine Schüler, denen die Wahl frei gelaſſen wurde, waren ohne Bedenken dem alten, liebgewonnenen Lehrer in die ferne Gegend gefolgt. Es iſt eine ſo ſchöne Bürgſchaft unſerer geiſtigen Natur, daß in jugendlichen Gemüthern der Drang des Wiſſens ſelbſt den ſüßeſten und natürlichſten Banden ein Gegengewicht entgegen zu ſtellen vermag, daß *befähigte* Kinder an dem *vernünftigen* Lehrer gewöhnlich aufopfernder hangen, als an den Eltern: — daß Beide nur ſo ſelten Eins ſein können, liegt in der allgemeinen Mangelhaftigkeit unſerer menſchlichen und geſelligen Verhältniſſe: wie viel mehr Liebe gäbe es ſonſt, und wie viel mehr große Menſchen!

Für mich war es die erſte Reiſe, die Uebrigen waren ſchon zwei Jahre in Seenheim geweſen: ich kam direkt vom Herzen einer zärtlichen, allzu ängſtlichen Mutter, war als ein verwöhntes Kind verſchrien, als ein eigenſinniges nebenbei, aber, daß ich's nur geſtehe, als ein hübſcher, ſchwarzbrauner Junge doch von Allen gehätſchelt, und gewiß nicht ohne das lebhafte Bewußtſein der Vorzüge, welche mir unter den vielen Bekannten meiner Mutter ſo manches freundliche Wort, ſo manches ſtille Vorrecht, ſo manches ſchöne Spielzeug eingetragen hatten. So hatte mich die Mutter unter heißen Thränen in die Arme des Pfarrers geführt — ein dunkles Gefühl ſagte mir, daß jetzt vielleicht eine neue, minder weich gebettete Exiſtenz für mich beginnen dürfte, und ich ſah mit verſtohlener Angſt zu den ſtrengen, ſcharf geprägten Zügen auf, die ſich mühſam zu einem milden Lächeln zwangen — ich fühlte meine Augen naß werden, die Mutter barg ihr Antlitz in die Sophakiſſen, die verwandten Frauen umſtanden uns weinend, die Mägde und namentlich meine alte Bonne rangen die Hände — da war es mir, als wichen vor all dieſen Thränen die meinigen von ſelbſt in ihre Quelle zurück: ich küßte lächelnd noch einmal die Mutter, und ſaß der Erſte im Wagen des Onkels, der uns bis zur erſten Station fuhr. Es hat ſich dieſe Eigenthümlichkeit nie bei mir verloren: ich habe, wie man am Niederrhein ſpricht, gewaltig nah an's Waſſer gebaut, und unzählige Mal bin ich verzweifelnd in die Einſamkeit geflohen, weil mich meine Rührung in Freud und Leid übermannte — aber ſtets haben fremde Thränen den unerklärlichen Zauber auf mich geübt, daß meine eigenen vor ihnen verſiegten. Darum bin ich auch für Frauen ein ſo ſchlechter Tröſter, weil ich nicht mitweinen kann, und ein ſtiller Anhänger der Homöopathie, weil bei mir faktiſch Waſſer durch Waſſer kurirt wird.

Ich muß hier von jener alten Bonne näher ſprechen, weil ſie auch bei ſpäteren Ereigniſſen meines Lebens hervortritt, und weil ſie mich, wenn auch mit der Affenliebe ſolcher Leute, doch auf eine ſo rührende Art mit ihrer Anhänglichkeit begleitet hat, daß ſie mir ſelbſt mehr als eine flüchtige Erinnerung werth iſt. Die Perſon hieß Louiſon und war die Tochter eines Advokaten aus Brüſſel. Ihr Vater hatte dort in glänzenden Verhältniſſen gelebt und war in die van der Noot'ſchen Unruhen verwickelt worden, ob als wirklicher Theilnehmer oder nur als Räſonneur, darüber konnten ihre Erzählungen uns nicht klar machen. Nur das Eine ſchien bei ihr aus jener Zeit gehaftet zu haben, daß ſie, ein eben aufblühendes, echt brabantiſch hübſches Mädchen in einem großen Triumphzug als Göttin der Freiheit figurirt hatte, wobei ſie ihr fabelhaft griechiſches Coſtüm bis zur Stickerei der Fahne haarklein zu beſchreiben wußte. Der alte Desruelles wurde indeß „mis à la lanterne", ſein Haus und ſein Vermögen confiſcirt, die Frau, eine Deutſche, ſtarb, und Louiſon war mit einer lungenſüchtigen Schweſter in dem großen, gährenden Brüſſel allein, rath- und hülflos. Sie war mit einem jungen Rechtsgelehrten verlobt geweſen, der ſie jedoch im Unglück verließ: ſie pflegte ihre Schweſter bis zu deren Tod, und flüchtete dann zu den Verwandten ihrer mütterlichen Großeltern am Rhein, wo meine Mutter, welche eben heirathete, ſie als Kammermädchen annahm und ſpäter zur Bonne ihrer Kinder avanciren ließ. Wer glaubte es denn wohl der hagern, eingeſunkenen Geſtalt mit der ſpitzen Naſe und den weiten, thränenmüden Augen, daß ſie einſt roſig und voll war, wie eine Atlasdame von Netſcher, lieblich wie das Lenchen in Van Dyck's Landleben! Das Portrait ihres Bräutigams — wenn ich nicht irre, hieß er Hyacinthe Morel — bewahrte ſie als ihr liebſtes Andenken, wunderbarer Weiſe auf einer Schnupftabaksdoſe, in welcher ſie jedoch mit zarter Rückſicht jetzt ihre Pfeffermünzkügelchen deponirte. Das feine Miniaturbild war mein großes Entzücken, wenn ſie an Sonn- und Feiertagen die kleine emaillirte Schatoulle von Ebenholz hervorholte und ſich mit dem Gedächtniß ihres irdiſchen Glücks ſchmückte, mit einer kleinen venetianiſchen Kette und den Ohrgehängen von feinen Perlen, welche ihre Mutter als Braut getragen. Mir war es alsdann erlaubt, unter den übrigen geringen Schätzen zu kramen, und der ernſte, blaſſe junge Mann mit dem hohen Toupé, der goldbrokatenen Weſte und dem habit habillé von waſſerblauem Sammt flößte mir einen dergeſtaltigen Reſpekt ein, daß ich es nicht begreifen konnte, wie Louiſon ihn nicht anders als weinend betrachtete, das Büſchel Haare, welches auf der Kehrſeite in Form einer Korngarbe eingeflochten war, küßte, und dann das Bild mit einer heftigen Bewegung in dem Kaſten verbarg, jedesmal pathetiſch ausrufend: „Oh le monstre, que j'aimais tant!“

Von daher hatte ſie einen unauslöſchlichen Haß gegen alle Advokaten — ſonſt aber, als echte Franzöſin, von ſelbſt gegen alles Ausländiſche. Meiner Mutter Jugend und auch meine Geburt fielen in die Zeit der Fremdherrſchaft, und als das Land unter den Scepter eines deutſchen Fürſten kam, war Louiſon untröſtlich: ſie begrub mit heißen Thränen die Symbole der untergegangenen Weltherrſchaft und wandte ſich mit Abſcheu von den Adlern, die ſiegreich über den Thoren der Stadt und des Rathhauſes emporſtiegen: in ihrer ohnmächtigen Entrüſtung war und blieb es mindeſtens ihr feſtes Streben, allen deutſchen Einfluß von mir entfernt zu halten — ich ſprach ſelbſt nur franzöſiſch und lernte erſt ſpät in der Schule meine Mutterſprache. Mutter und Verwandte ließen es ſo gehen, weil es mir gut ſtand, und weil auch in der That faſt nur die franzöſiſchen Kinder wahrhaft liebenswürdige Kinder ſind: der deutſche Junge iſt dagegen gehalten beinah durchgängig täppiſch, tölpelhaft und für die Menſchen, mit Ausnahme ſeiner Eltern, ungenießbar, die Mädchen ſind matt, ſteif und altklug. Freilich bleiben ſie jenſeits des Rheins und der Vogeſen auch ewig Kinder: die plötzliche und räthſelhafte Entwicklung, in welche unſere vaterländiſchen Jünglinge und Jungfrauen aus den Kinderſchuhen treten, liegt nicht in dem Weſen und in der Anforderung der dortigen Erziehung und des dortigen Lebens begründet; ſie tritt auch nicht ans Licht, eben ſo wenig wie das ernſte Streben nach dem Höchſten, das unwandelbare Princip der Sittlichkeit und der Moralität, welche die wahrhaftigſte Eigenthümlichkeit deutſchen Weſens ſind.

Schon von allerfrüheſter Zeit an lehrte mich Louiſon eine Menge franzöſiſcher Chanſons: die erinnerlichſten ſind mir eine Reihe von Revolutionsliedern, von denen ich eines, welches mir in ſeinem unerklärlichen Sinne und mit der krauſen Melodie am anziehendſten war, hierher ſetzen will: es behandelt im Lapidarſtil die Geſchichte der Madame Binot, der Geliebten van der Noot's:

Madame Binot avait promis
De faire égorger tout Paris:
Mais son coup a manqué,
Elle a cassé le nez
Dans le son de la Carmagnole —
Vive le son, vive le son!
Dans le son de la Carmagnole —
Vive le son du canon!

Ça ira! accompagnirte ich mir auf einer Handtrommel: Vive Henri IV, O Richard o mon roi, Croyez vous que je vous aime, Il n'est point de plaisir, de bonheur sans l'amour — Alles das vertrug ſich vortrefflich mit einander bei mir, und ich ergötzte oft höchlichſt damit den kleinen Salon meiner Mutter. Zum Eingange meines Concerts hatte mir Louiſon ein Couplet zurecht gemacht, ich vermuthe, eigene Poeſie, wenigſtens ſind die Endreime darin frei genug, und die Melodie habe ich ſpäter im Vaudeville wiedergehört:

Que voulez-vous que je chante?
Je n'ai jamais appris —
Et c'est par complaisance
Pour toute la compagnie —
Messieurs et Mesdames, c'est pour vous saluer,
Que je chante ce petit couplet!

Als ich etwas älter wurde, und zuerſt Hoſe und Jacke trug ſtatt des mädchenhaften Kittels, und eine ordentliche Mütze ſtatt des weißen Plüſchhuts, welchen Louiſon mit fünf großen Straußfedern auszuputzen pflegte, fing dieſe einen andern Zeitvertreib mit mir an. Jene Knabenſeligkeit wurde mir zu Theil, als mein Vater geſtorben war: es war mein Traueranzug, und die Bonne hatte nicht genug zu erinnern, daß ich mich in dem feinen ſchwarzen Kleide nicht auf's Bette ſetzen oder im Garten zwiſchen den Himbeerbüſchen herumtreiben ſollte. — Während der Vater in den letzten Zügen lag, kniete Louiſon zwiſchen mir und meinem ältern Bruder am Fuß der großen Treppe — die tiefe Glocke der Pfarrkirche tönte in einzelnen Schlägen, wie immer in der letzten Stunde eines angeſehenen Pfarrkindes, und am Hauſe vorbei zog ſingend eine große Wallfahrt, die alljährlich das Muttergottesbild in Kevelaer beſuchte: ich wollte vor's Thor, die Prozeſſion ſehen, aber Louiſon hielt mich feſt: „Priez, mon pauvre petit, priez pour votre père! Monsieur va mourir — priez le bon Dieu, qu'il lui accorde sa grace éternelle!“ Ein ſchwarzer Alexianermönch kam die Treppen herab, ich bog erſchrocken den Kopf zurück, als er mir über die Locken ſtrich, er flüſterte ein Paar Worte mit Louiſon, die ſich erhob und mit uns hinauf eilte. Der Vorſaal war leer, die Portière nach dem Sterbezimmer niedergelaſſen: die Bonne ſchob den ſchweren Damaſt zurück, und ich ſtand mit meinem Bruder auf der Schwelle menſchlichen Elends — ich ſah eine weibliche Geſtalt mit verhülltem Antlitz aufrecht neben dem Bette, am Kopfende ſtand der

Doctor und ſah ſtarr auf das Kiſſen, die Magd Thereſe kniete mit dem Bedienten dicht vor uns — wir hörten nichts, als ein ſchwer verhaltenes Schluchzen — der Vater war todt. Louiſon zog uns leiſe zurück — erſt am Abend wurden wir zur Mutter gebracht und blieben bei ihr, ich ſelbſt ſchlafmüde, bis tief in die Nacht, wo ſie endlich nach den heftigſten Ausbrüchen des Schmerzes in den lang entbehrten Schlummer ſank.

In dem großen Saal des Erdgeſchoſſes wurde der Verſtorbene ausgeſtellt, die Wände waren ſchwarz behangen, um den Sarg ſtanden die enormen Kandelaber der Jeſuitenkirche, zu ſeinen Füßen das Crucifix des Hochaltars: vier Geiſtliche hielten fortdauernd die Gebete, die Alexianerbrüder, dieſe wahrhaften Todtenvögel, ließen die zuſtrömende Menge ein und aus — denn der Vater war ein hoher Beamter, er hatte in den Kriegsjahren viel Gutes gethan und bewirkt, und man trauerte allgemein um ſeinen frühen Tod. Noch ein Anderes aber wurde in der Stadt vielfach beſprochen und regte die Theilnahme auf. Der Vater hatte einen erbitterten Feind an dem Präſidenten eines andern Collegiums — er war ſogar, ſo hieß es, von demſelben bei dem neuen Landesherrn denuncirt worden, tauſend Häkeleien hatten das Verhältniß bis zur Unerträglichkeit geſteigert, und es war gekommen, wie ſo oft im Leben, wo ſelbſt der Haß mit den Jahren Gewohnheit, ja Bedürfniß wird wie die Liebe, auch in den ehrenwertheſten Gemüthern. Beide waren nun zu derſelben Zeit erkrankt an demſelben Uebel, Ein Arzt hatte ſie behandelt, Einem wie dem Andern drückte Bruder Stephanus die Augen zu. Sie ſtarben an Einem Tage, ſie wurden an Einem Tage begraben, und noch heute ſtehen das Kreuz und die abgebrochne Säule beider Gräber friedlich neben einander!

Am Vorabend des Begräbniſſes brachte mich Louiſon noch einmal in den Saal — ſie hob mich an dem Katafalk in die Höhe: ich ſollte den Vater küſſen. Ich ſchob mein Köpfchen zwiſchen den hohen, gelben Kerzen durch, und meine

Locken fielen auf das ſtarre, eingeſunkene Antlitz: aber die Eiſeskälte durchdrang mich ſchauernd, ich fuhr entſetzt auf und ſchlug mit der Hand die Kerze um, ſo daß eine der ſchwarzen Florſchleifen des Leichenſchmuckes Feuer fing — ſie flackerte auf, ein Pater zerdrückte ſie mit dem Brevier, woraus er betete — ich aber weinte laut, und als ich nach der Beerdigung die Kerze wiederſah, um deren Bruch man in der Eile ein Stück violettes Papier gewunden hatte, durchdrang mich das Entſetzen von Neuem. Eine zerbrochene Kerze iſt mir noch heute im Tode zuwider. Sonſt entſchwand mir jene Trauerzeit ſehr bald, zumal ich den Vater auch im Leben wenig geſehen hatte, und ſich im Hauſe weiter nichts änderte: erſt nach Jahren tauchte das Bewußtſein wieder auf, als ich mit Louiſon in der Garderobe meiner Mutter unter altem Plunder eine Maſſe ſchwarzen Krepps hervorzerrte, welchen die Mägde der Frau des Leichenbitters ſchenken wollten.

Um dieſelbe Zeit nun begann die Bonne ihren neuen Zeitvertreib in Anwendung zu bringen. Indem ſie mir ſyſtematiſch die erſten Begriffe von Religion beibrachte, verſäumte ſie es nicht, mir die praktiſche Ausübung auf die Art an's Herz zu legen, wie ſie in dem ſtreng katholiſchen Frankreich, noch mehr aber in Brabant und Flandern ſelbſt unter den Gebildeten als die eigentliche Religion angeſehen und behandelt zu werden pflegt. Sie ſchleppte mich von Kirche zu Kirche, in den Klöſtern, bei Umzügen und allen großen Feierlichkeiten mit ſich herum, und ihre größte Seligkeit empfand ſie ſicher, als ich bei einem ſolchen Kirchenfeſte als Engel in einer Prozeſſion figurirte und ein rothes Herz mit goldener Flamme, das mir bei der Rollenvertheilung der drei göttlichen Tugenden als Emblem der Liebe zufiel, mit möglichſtem Anſtande vor der Bruſt trug, den roſafarbenen Atlasmantel auf's anmuthigſte drappirte und den glühenden Schmerz heldenmüthig verbiß, den mir das dreiſtündige Wandeln auf dem heißen Pflaſter in dünnen Seidenſchuhen verurſachte. Ich erhielt nach dem Hochamt in der Sacriſtei vom Probſt des Domcapitels ein Heiligenbild — es war die heilige Apollonia, deren Emblem, ein ausgeriſſener Backenzahn, mir immer das ſchauderhafteſte Märtyrthum bekundet hat — und ein rieſenhaftes Stück nürnberger Lebkuchen: als mich aber Louiſon, ſtrahlend als ſei ſie ſelbſt die Liebe, zur Mutter führte, und ſpäter in vollem Putz bei allen Verwandten und Bekannten herum — war es ein Wunder, daß ich mir wirklich wie etwas Großes, wie eine kleine Heiligkeit vorkam, daß mir noch Wochen lang hinterher das Rauſchgold meiner Glorie in den Ohren ſauſte und meine ſchönen natürlichen Locken mir widerwärtig waren, weil ich als Engel gebrannte trug?

Aber Louiſon war es nicht um den Moment allein zu thun, nicht um das unſchuldige Ergötzen an meiner kindlichen Engelſchaft — ihre Blicke gingen weiter. Man ſage mir nicht, daß in derlei beſchränkten Menſchen die Combination keinen Raum finde, daß ſie nur im Augenblick leben und von ihm regiert werden. Louiſon's urſprünglicher Haß, der einen Theil ihres Charakters ausmachte, ging, wie ich geſagt habe, auf die Advokaten, aber es hatte ſich auf dieſe unbibliſche Grundlage noch ein Nebenbau erhoben, der faſt nicht minder trotzig und unerſchütterlich ſtand: die tiefſte Empörung gegen die Soldaten. Ich erinnere mich dunkel, daß die übrige Dienerſchaft ſie vielfach damit neckte und ſelbſt meine Mutter lächelnd einen oder den andern Scherz gegen ſie fallen ließ: erſt nach Jahren habe ich erfahren, daß während des Krieges Louiſon's Herz, des ungetreuen Morel vergeſſend, noch einmal erwarmt war, und zwar für einen liebenswürdigen, ſehr mit Bärten geſegneten ruſſiſchen Offizier, welcher in unſerm Hauſe einquartirt geweſen. Sei es, daß der Fremdling das damals noch hübſche Mädchen wirklich hintergangen, ſei es, daß ſie ſich eine Phantaſie darum zurecht gemacht, genug, nachdem Gureiſchkin, ſo hieß der Ruſſe, weg war, ergoß ſie ſich in den heftigſten Schmähungen, und **Judas, Pharisien, monstre** waren ungefähr die Steigerungen ihrer Lobreden auf den Entflohenen. Sie wandte ihr Antlitz von jeder nachkommenden Einquartirung, von jeder Uniform, und nur der alte General F., der häufig unſer Haus beſuchte, vermochte ſie, Stand zu halten, ja ſogar zu lächeln, wenn er mich auf den Arm nahm und ſagte: „Quel garçon! Mais vous-lui donnez trop à manger! Il sera bourgemestre un jour ou bien chanoine!“ Chanoine — das leuchtete Louiſon ein und ging ihr nicht aus dem Kopfe. Was für Gedanken verbanden ſich nicht damit! Welches Glück für mich, fern von dem Getümmel der Welt, in der ſie ſo viel Betrübtes erfahren, dem Herrn zu dienen, ohne alle Beziehung zu dem, was ſie haßte, zu der Robe und zum bunten Rocke, welche ſie beide für die Giftbeulen der Menſchheit anſah! Wie ſchön würden ſich mein rundes, volles Geſicht, die rothen Wangen, die hohe Stirn unter dem ſchwarzen Käppchen des Domcapitulars ausnehmen, wie würdevoll der lange Talar zu meinen Füßen niederfließen, wie elegant der koſtbare Spitzenüberwurf auf dem violetten Grunde abſtechen! Und was für ein Ruhm für ſie, der Kirche dieſen glänzenden Diener herangezogen, gewonnen, geſichert zu haben! Welche behagliche Hoffnung, als allmächtige Gebieterin über die Schätze des angehenden Prälaten, Biſchofs, Cardinals — ja ich will die Ahnung der dreifachen Krone nicht ausſchließen — zu walten, welche Ausſicht auf ein ſtilles, wohlgenährtes, weihrauchumduftetes Alter! That es ihr doch jetzt ſchon unbeſchreiblich wohl, daß ich ſo fromm war, daß ich genau wußte, wann Maria Victoria in den Dominikanern, die heilige Walburga in St. Foilan, der Erzengel Michael in den Jeſuiten gefeiert wurde; leuchtete doch ihr Antlitz, wenn ich in der kleinen Capelle zu St. Stephan eine alte Laienſchweſter, die für meine Mutter Spitzen wuſch und Morgens in der Singmeſſe — die deutſche Meſſe nannten ſie's — mit entſetzlich gellender Stimme das Kyrie zu intoniren pflegte, aus Leibeskräften überbot, und hinterher, heiſer wie ein Rabe, mich von ihr mit einem in Waſſer aufgelöſten Eigelb bedienen ließ! Und wenn ſie mich nun gar zur Vesper in das Münſter führte, wo das ganze Domcapitel durch einander orgelte, bis mit Einem Male die Silberſtimme eines Chorknaben vor dem bronzenen Betpult des Hochaltars die Reſponſen begann, ſo wundervoll hell und lieblich wie „von Engelslippen“ — wenn ich dann leiſe zuſammenſchauernd mich an ſie ſchmiegte und der Aufſchlag meiner Augen zu ihr ſprach: „ach! ſtände ich jetzt ſo da, im feurigen Gewande, das Scharlachkäppchen in der Hand, an den goldenen Adler des Oratoriums gelehnt!“ — dann war ich ſicher, daß ſie an der Conditorei der Madam Stanislaus nicht vorüberging, ohne einzukehren, und daß ich meine Lieblingsnäſcherei, gebrannte Mandeln und Citronenſpäne, auf acht Tage vollauf hatte.

Einen kaum geahnten Triumph feierte die Gute, als meine Mutter mir zu St. Nicolaus einen großen, aus Pappe höchſt zierlich gebauten Altar, nach dem Modell des Hochaltars bei den Franziskanern, und eine vollſtändige Sammlung von Kirchengeräthſchaften beſcheerte. Schnell war mir in der Kinderſtube die leere Ecke zwiſchen dem Himmelbett und dem Gartenfenſter eingeräumt; das ganze Haus, namentlich die Mägdekammern, wurde um Heiligenbilder geplündert, Wachskerzchen aus der Sparbüchſe gekauft, Weihrauch, gemachte Blumen und Flitter — und nie hat gewiß Louiſon Nadel und Scheere mit tiefer empfundener Luſt gehandhabt, als in den Tagen, wo ſie das brokatene Schleppkleid meiner Urgroßtante nebſt einem alten Sammtpelz meiner Mutter zerſchnitt und für meine Weihnachtsbeſcheerung Caſel und Leviten, Stola und Dalmatica, Pluviale und Gott weiß was für geiſtliche Gewandungen zurecht muſterte, wobei ihr die ſingende Laienſchweſter mit Rath und That an die Hand ging, und meiner Mutter Garderobe, namentlich ihr Spitzenvorrath, nicht eben auf das Gewiſſenhafteſte zugezogen wurde. Aber ich war dann auch ein Diener des Herrn en miniature, ſie ſah das Bild der erfüllten Hoffnung vor ſich, ihr Wunſch mußte Wurzel in meinem Herzen ſchlagen — mein Geſchick war unwiderruflich beſtimmt.

Ich las nun Meſſe, d. h. die lateiniſchen Worte ohne auch nur das geringſte Verſtändniß, aus einem alten Miſſale, das mir der Kaplan zu St. Stephan durch die Laienſchweſter ſchenkte. Ueberhaupt wuchſen meine Kirchenſchätze mit großer Schnelligkeit, und beſonders unſinnig war ich vor Freude, als mir der dicke Herr Holtzſchuhr, ein alter Freund des Hauſes, ein halbes Dutzend kleiner Silberleuchterchen von ſo reizender Arbeit brachte, daß ſie ſich noch, die einzige Reliquie aus jener Zeit, erhalten haben und eine Hauptzierde meines Nipptiſches ausmachen. Wachspuppen von allen möglichen Heiligen wurden angekauft, und ich feierte in meiner Ecke alle großen Kirchenfeſte mit. Zuerſt Weihnachten: da wurde ein „Krippchen" gebaut, wobei Alles figurirte, die Geburt, die Erſcheinung der Hirten, die Anbetung der Könige, die Stadt Jeruſalem und dazu nebſt unzähligen Lämmerchen als Staffage eine hölzerne Wallfahrt mit dem Muttergottesbilde von Walldüren unter Palmen. Jahre lang ſpielte der Mohrenkönig Caspar dabei mit einem wackelnden Kopf, weil er ihn beim erſten Aufbau zerbrach und mir die Könige zu weltlich vorkamen, um ſie bei der faſt immerwährenden Schwindſucht meiner Kaſſe des koſtſpieligen Ankaufs, wie eines friſchen Kopfes, werth zu halten. Dies Feſt war übrigens die Zeit meiner Steuerausſchreibung. Ich hatte unter anderen Spielereien eine Eremitage mit einem wächſernen Capuziner, der einen großen braunen Beutel in der Hand hielt: den ſtellte ich vorn auf den erſten Abſatz des Krippchens, das über den Gartenbänken aufgebaut war — jeder Beſuch, welcher zur Mutter kam, mußte die Herrlichkeit ſchauen, und ich zog dann an einer verborgenen Schnur ſo lange die kleine Glocke der Eremitage, bis das Publikum dies originelle, freilich etwas dunkle Contributionsſyſtem erkannte. Ich begnügte mich übrigens mit ſehr Wenigem, und hatte einen wahren Schreck vor Freude, als eines Abends wiederum jener dicke Herr ein Fünffrankenſtück in den Beutel zwängte — da hatte ich Kerzengeld für ein halbes Jahr, und konnte außerdem noch eine ſchöne Wachsſtatue Carl's des Großen kaufen, deſſen Silberharniſch und rother Sammtmantel mich ſo oft an dem Laden des Meiſter Bein in der Klappergaſſe gefeſſelt hatte. — In der Charwoche wurde mit Hülfe einiger ſchwarzen Shwals meiner Mutter und der endloſen Falgel der Magd Thereſe meine Kirche ſchwarz behangen, der Altar ſeiner Zierden beraubt, und in Ermangelung eines heiligen Grabes das große, in violette Seide eingenähte Crucifix auf ein Sophakiſſen an den Stufen niedergelegt. Am Oſtermorgen wurde der Heiland geſucht, wie bei den Dominikanern, und meine Glocken kehrten ſo gut von Rom zurück und brachten die rothen Eier mit, die ſonſtwo der Haſe legt, wie die von St. Adalbert und vom Münſter, die auf ihrer Reiſe quer über unſern Garten mußten und natürlich für das fromme Kind in jeden Buſch Buchsbaum und Oſterluzei ein „Poſchei" fallen ließen. Pfingſten ſchwebte die Taube des heiligen Geiſtes vom Plafond nieder und in ähnlicher Weiſe erhielt jeder nur halbweg intereſſante Heilige ſeinen ſchuldigen Tribut an Weihrauch und Lobgeſang, unter ihnen aber vorzugsweiſe der heilige Nicolaus, der Wohlthäter und Freudebringer der jugendlichen Herzen drunten am Rheine. Ihm hielt ich im Herbſt eine vierzehntägige Andacht, und natürlich wurde ſein Diener „Hansmuff" und das Eſelchen nicht vergeſſen. Für letzteres legte ich in jener verhängnißvollen Zeit allabendlich ein Stück Brod und eine Hand voll Hafer in die Krippe unſeres Pferdeſtalls, und mein erſter Gang am Morgen war, mir die Ueberzeugung zu holen, daß es verſchwunden ſei. Dafür polterte denn auch die Magd Thereſe, die eine ſehr ramaſſirte Perſon war und eine Art Baß ſprach, die Zeit über als Hansmuff im Hauſe herum, oder zog mit einer ausgehöhlten rothen Rübe als magiſche Laterne und klingelnd über den Hof, während ich in inbrünſtigem Gebet drinnen in der Kinderſtube kniete und kaum zu bewegen war, mich nach den Nüſſen und Printen zu bücken, die am Schluß jedesmal durch ein wie vom Sturmwind aufgeſchleudertes Fenſter hereinflogen. Wie freut es mich noch jetzt, daß ich damals in meinem Kinderglauben, der Alles das für die baarſte Wahrheit nahm, nicht geſtört worden bin wie heutzutage, wo kein Kind mehr in Zweifel über den wirklichen heiligen Chriſt iſt — nicht dem Kinde mehr gönnen ſie die Poeſie! Ich habe, wie geſagt, noch jetzt meine Freude daran und ſcheue mich nicht, es zu geſtehn, daß ich erſt ſehr ſpät dahinter kam, daß es eben jene Thereſe wiederum war, die eines Abends in vollſtändigem Ornat eines Biſchofs, d. h. als heiliger St. Nicolaus erſchien und unter gravitätiſchen, für mich höchſt peinlichen Redensarten aus endloſen Taſchen Tauſenderlei hervorholte, auch eine immenſe Ruthe, dann den Segen ertheilte und in einem Theaterſchritt, der Herrn Kunſt vom Hofburgtheater beſchämt hätte, durch eine Tapetenthür geheimnißvoll entwich! Der Hauptjubel war indeß an meinem Namenstag, den ich mir ſelbſt in Scene ſetzte. Da fehlte die große Proceſſion durch Hof und Garten niemals, wobei die ganze Dienerſchaft in Pontificalibus mitwirkte und die Mutter aus den Fenſtern wohlgefällig zuſah. Vorauf zog Louiſon mit einer mächtigen Fahne von apfelgrünem Damaſt, auf welche ſie ein Bild meines Schutzpatrons geklebt hatte — dann folgte Thereſe mit Carl dem Großen, hinter ihr der Bediente Wilhelmus mit der heiligen Walburga — hinter dieſem ich ſelbſt, von Brokat, Spitzen und Goldborten ſtrotzend, mit der Monſtranz unter einem kleinen Baldachin, welchen zwei Jungen unſerer Waſchfrau in weißen Hemden und zugleich die Rauchfäſſer ſchwingend über mir empor hielten — zu meinen Seiten Lena, die Köchin, und Stinette, eine Baſe Louiſon's, beide meine Schleppe und große Wachsflambeaux tragend — hinter mir Frau Bosweiler, die Waſchfrau ſelbſt, mit dem Miſſale und einer mächtigen Klingel bewaffnet — zum Schluß, als barmherzige Bruderſchaft, wie ſie ſich ausdrückte, die unentbehrliche Laienſchweſter von St. Stephan, aus einem großen Liederbuche unabläſſig grölend, wobei die übrige Geſellſchaft ad libitum mitwirkte. An verſchiedenen Stellen waren kleine Altäre aufgebaut, welche Louiſon herrlich auszuſchmücken verſtand: ich ſang das Evangelium und die Epiſtel, die Waſchfrau miniſtrirte und klingelte aus Leibeskräften, Louiſon ſchwenkte ihre Fahne, wenn ich den Segen gab — und dieß Alles geſchah von Allen mit einer Gravität, ja von der Mehrzahl gewiß mit einer Andacht, als folgten ſie der Prozeſſion am Frohnleichnamstage. Nur Lena, die Köchin, und die Baſe Stinette waren verdächtige Charaktere; Louiſon wollte auf den Lippen der Letztern einmal ein kleines Lächeln bemerkt haben, und ich ſelbſt war höchſt entrüſtet, als einſt Lena mitten in der Epiſtel aufſchrie: „Mein Braten! mein Braten!“ und uns ſammt unſerer Andacht im Stiche ließ. Beide bekamen darum auch keine Heiligen zu tragen. Der Waſchfrau aber erinnere ich mich an meinem kleinen Altar, während ich daran herumknirte, in ſo tiefe, innerliche Andacht verſunken, daß mich ihr wahrhaft rührendes Beten mitergriff, und ich eines Tages, meiner Prieſterwürde vergeſſend, das Meßbuch zuſchlug, mich neben ihr auf die Knie warf, und aus vollſter Bruſt mitbetete, für meine Mutter, für meinen verſtorbenen Vater, für Louiſon, für mich.

So war das ſtille, wunderbare Getreibe, mit dem mich der Unverſtand der ſonſt wohlmeinenden Perſon umgab. Wie ſie es angefangen hat, daß ich auch in der vielbeſuchten Schule und durch den freilich ſeltenen Umgang mit Kindern meines Alters nicht auf andere Spielereien gerieth, iſt mir ſelbſt ein Räthſel. Ich war im Grunde ein wilder, lebhafter Junge, mit einem warmen, leicht geöffneten Herzen, ja ich ſpürte, wenn ich draußen war, nicht einmal eine ſo arge Sehnſucht nach meiner Geiſtlichkeit; war ich aber wieder bei der Bonne, in der Weihrauch=Atmoſphäre meiner Altar=Ecke, ſo war es, als lege ſich ein ſanfter Hauch des Südens um mein ganzes Weſen; der bunte, mit Liebe gepflegte Aufputz meines kleinen Gotteshauſes verdrängte alle flüchtig empfangenen weltlichen Eindrücke, und ein altfranzöſiſches Legendenbuch, welches ſich auch unter Louiſon's kleinen Schätzen befand, übte einen ſo unwiderſtehlichen Zauber auf alle Verzweigungen meiner Phantaſie, daß es ſehr lange dauerte, bis ich mich in der deutſchen Schule von der unterſten Bank emporzuſchwingen vermochte.

Eine Begebenheit jedoch ſchien ſich plötzlich zur Oppoſition gegen Louiſon's Berechnungen zu geſtalten. Ich weiß nicht mehr recht, ob es der dicke Herr war, der mir zuerſt das Vergnügen machte, mich mit in's Theater zu nehmen; jedenfalls war die Wahl des Stücks keine glückliche — es wurde Sargines gegeben, der Zögling der Liebe. Was für verrückte Eindrücke ich mit nach Hauſe brachte, — habe ich vergeſſen — aber ziemlich kraus muß es in meinem kleinen Kopfe ausgeſehen haben, denn ich entſinne mich, daß alle Bitten und Thränenergüſſe nichts fruchteten, und daß erſt lange nachher, an dem Tage, wo ich in der Schule zum erſten Mal avancirte, die Mutter mich ſelbſt mit in's Donauweibchen nahm. Dießmal ging es beſſer: Caspar Larifari war mir weniger räthſelhaft, als der Zögling der Liebe, über welches Epitheton ich mir übrigens noch als erwachſener Menſch, als ich die Oper wiederſah, den Kopf zerbrochen habe; Jungfer Salome behagte mir bei Weitem beſſer, als die große Dame im gelben Sammtkleide, welche faſt ſo gellend, aber viel unverſtändlicher trillerte, als die Laienſchweſter zu St Stephan, und die kleine Lili entzückte mich dermaßen, daß ich, wo ſie nur auftrat, jubelnd in die Hände klatſchte, zum Ergötzen unſerer Logennachbarn und zum großen Mißfallen des Parterre's. Ich muß es übrigens bemerken, daß dieſe Lili Niemand anders war, als die ſpäter ſo hochberühmte Demoiſelle Sonntag, jetzige Gräfin Roſſi, deren Vater Baßbuffo und die Mutter eine ausgezeichnete Schauſpielerin aus der Weimar'ſchen Schule, damals bei der wandernden Bühne meiner Vaterſtadt ſpielten. Das Kind war damals ſchon der Mignon aller Herzen und das Prognoſtikon ihrer Künſtlercarrière habe ich als halbwüchſiger Junge oft genug ausſprechen hören. — Meine Erinnerungen nach dieſem zweiten Theaterbeſuch waren geordneter, natürlicher, kindlicher, als zuvor: das Mährchen iſt die Welt der Kinder — ſind ſie uns Erwachſenen doch oft ſelbſt ein Mährchen, ein ſüßer, unerklärlicher Zauber. Ich wurde nun öfter mitgenommen, ich ſah mit Entzücken die Zauberflöte, mit Andacht die Kreuzfahrer, ja in ſtiller, ſtummer Bewunderung Don Carlos und die Räuber — Herr Kunſt debutirte damals. Hier aber drohte Louiſon's Erziehungsreſultaten eine Erſchütterung; das Ungewohnte des Genuſſes, der ſtete Wechſel, die außerordentliche Pracht der Darſtellung, das Unerklärliche der Maſchinerie, der feſte Glaube, daß es keine Täuſchung, ſondern baare Wirklichkeit ſei, was ich ſchaute, trat allgewaltig gegen die ewig gleiche Form, gegen das eher Beruhigende, als Aufregende meiner geiſtlichen Vorbereitungsſchule auf; die Gedanken verwirrten ſich; während ich das mir unverſtändliche Latein des Meßbuches ablas, ſtand vor meiner Seele, ja vor meinen Augen die ſternflammende Königin; die Reſponſen Louiſon's klangen mir wie die ſchönen Reden des Marquis Poſa, und der Räuber Moor war vollends eine Figur, welche meiner Phantaſie nicht entweichen wollte. Louiſon war rathlos, ſie beſchwor meine Mutter, mich aus dem maudit spectacle zu laſſen, und weinte ihre bittern Thränen, ſo oft das Studium des Theaterzettels ſchon mit dem frühen Morgen begann. Ohne alle Rückſicht aber räſonnirte und wehklagte ſie, als mir eine muntere Couſine von ihrer Hochzeitreiſe ein allerliebſtes Theater mitbrachte mit Puppen und Decorationen aller Art, und ich, in den aufklärenden Beſitz aller bisherigen Räthſel und Bühnengeheimniſſe gelangt, eine Glückſeligkeit empfand, welche den monotonen Genuß meiner geiſtlichen Comödie vollkommen aus dem Felde ſchlug.

Noch reizender wurde das neue Spielwerk dadurch, daß auch meine guten Freunde dafür eine lebhaftere Theilnahme bezeigten, namentlich der Sohn einer adlichen Familie neben uns an, der mich in meinem geiſtlichen Ornat gern beſpöttelt und oft verletzt hatte. „Jetzt habe ich dich erſt recht lieb“, ſagte er, „denn jetzt wirſt du ein Junge. Du wirſt nun auch deine Mutter um ein Pferdchen bitten und Soldat mit uns ſpielen.“ Ich ſchämte mich und küßte ihn derb ab, weil ich fühlte, wie Recht er haben mochte; wir ſaßen dann zuſammen und colorirten die Hauptperſonen der bekannten Theaterſtücke, die man auf großen Bogen coſtümirt kaufen konnte. Sie wurden dann ausgeſchnitten, auf Pappe aufgeklebt, ein langer Drath daran befeſtigt, und ſo mußten ſie, von unſerer Hand dirigirt, das improviſirte Stück durchſpielen, freilich immer in derſelben Poſition, Maria Stuart mit fliegendem Schleier und ausgebreiteten Armen, Tell mit angelegter Armbruſt, der alte Moor im Lehnſtuhl und Poſa zu den Füßen der Königin. Das ſtörte jedoch weder unſere Phantaſie, noch die Illuſion der Zuſchauer, unter denen Lena, die Köchin, und die Baſe Stinette ſich vorzugsweiſe theilnehmend zeigten, ſei es durch die Spende eines Bilderbogens, durch unmäßigen Beifall oder durch einen ſpöttelnden Blick auf Louiſon, welche betrübt dabei ſaß und die Lichter zu putzen hatte. Ganz von ihr mich loszureißen vermochte ich jedoch nicht, und wenn auch die tägliche Meſſe oft geſchwänzt wurde, wenn ich auch die Probe zur Teufelsmühle ſtrenger einhielt als das Hochamt zu St. Stephan, ſo blieben doch die Kirchenfeſte nach wie vor geheiligt, und die alljährliche Prozeſſion verlor nichts von ihrem Pomp. Ja Louiſon wußte ſogar eine nicht geringe Vermittlung beider Principien einzuleiten; ſie überreichte mir eines Tags eine franzöſiſch dramatiſirte Geſchichte der heiligen Genovefa, welche ihr Vetter Rochus, der Schulmeiſter in einem nahen Orte war, für mich angefertigt; damit fand ſich ein leiſer Uebergang geſchaffen.

und auch ich war doppelt zufrieden, wenn die Ankündigung der Genovefa Louiſon ein Lächeln abgewann.

Unter dieſer wunderbaren Art von Erziehung war ich nach und nach bis in's neunte Jahr gekommen. Ich ſaß in der Schule oben an, denn es koſtete mir jetzt keine große Mühe, zu lernen, ich faßte ſehr leicht und ſchnell und hatte namentlich ein eminentes Gedächtniß, welches mir auch bei meinen theatraliſchen Nachbildungen bedeutend zu Statten kam. Mein Charakter war ein ſeltſames Gemiſch von natürlicher Entſchiedenheit und anerzogener Weichheit, von Willensfeſtigkeit und Lenkſamkeit geworden, eine Art von Eigenſinn, der, ſo originell er mitunter auftrat, doch gewiß einer kräftigeren Gegenwirkung bedurft hätte, als es Louiſon's Affenliebe und die Aengſtlichkeit meiner Mutter zuließen. Zu Zeiten war Alles mit mir anzufangen, ich war dann lauter Hingebung und hätte für ein freundliches, ſanftes Wort das Unmögliche mindeſtens riskirt: aber es bedurfte nur einer heftigen Aeußerung, eines barſchen Worts, und ich hätte lieber Alles erduldet, als nachgegeben. So beſchied ich mich auch mit Freuden, wenn mir für eine abgeſchlagene Bitte Gründe angeführt wurden — die bloße, leere Verweigerung, dies häufige, unglückſelige Princip von Eltern und Pädagogen, brachte mich außer mir: ein unbändiger Stolz ſchlug ſeine Wurzeln ſchon im Kinderherzen, und das auf dieſe Art einmal Verweigerte hätte ich hinterher nicht angenommen, und wäre mir das Herz gebrochen. Am meiſten richtete Robert mit mir aus, ſo hieß der Junker aus dem Nachbarhauſe, viel mehr, als Mutter, Verwandte, und vollends gar als Louiſon, welche nur gar zu gern nach meiner Pfeife tanzte, wenn ich dafür hübſch fromm und geiſtlich war. Wir zankten und zausten uns zwar tagtäglich, Robert und ich, konnten aber doch keinen Tag ohne einander ſein, und unſer Schmollen dauerte gewöhnlich nicht über das Vesperbrod — wir lagen dann einander in den Armen und hätten das Leben für einander gelaſſen, wie vordem.

Um dieſe Zeit kam mein Bruder in den Ferien nach Hauſe; ich merkte, daß der Pfarrer Jacoby ſich mit der Mutter und den Vormündern beſprach, und errieth den Zuſammenhang ſchnell, als Louiſon eines Abends in die Kinderſtube ſtürzte, wo ich eben mit Robert einen neuen Vorhang für das Theater zuſammenſtückerte, ſich über mich herwarf und in herzzerreißendem Jammer immerfort rief: „Mon dieu, mon dieu, qu'est ce qu'il deviendra, le pauvre petit! Ah! les monstres! L'horreur que ce Monsieur Jacoby!“ Endlich begann denn auch der Strom ihrer Rede: ſie erzählte in echt franzöſiſcher, rückhaltloſer Aufregung, daß der Pfarrer Jacoby mich mitnehmen wolle, wie die Mutter ihr das angekündigt und ſie den Befehl habe, meine Wäſche und Garderobe zu ordnen, überhaupt mich für den Aufenthalt unter fremden Menſchen auszuſtatten. Schon der Gedanke, mich verlaſſen zu müſſen, wäre hinreichend geweſen, die arme Perſon höchſt unglücklich zu machen; nun ſollte ich aber gar unter der Obhut eines evangeliſchen Predigers ſtehn, in einem durchaus lutheriſchen Lande, in einem Orte, wo keine Meſſe zu haben war, kein Hochamt, kein Troſt der Beichte, ja nicht einmal der Unterricht des Katechismus — ſie konnte das Entſetzliche nicht faſſen —. alles Erlebte entſchwand vor dieſem Greuel, der Tod ihres Vaters, der Verluſt ihres Vermögens, der Druck der Dienſtbarkeit, Alles, Alles! „Il sera perdu! Ils le feront calviniste!“ das war der Schluß eines jeden Ausbruchs — die Thränen erſtickten endlich ihre Stimme, ſie warf ſich auf's Bette, zog die Vorhänge zu, und blieb ſo den ganzen Abend.

Als ich nun auch ſelbſt den directen Beſcheid erhielt, war mir doch nicht ſo ganz wohl zu Muthe: meine Mutter, die mich in ihren Armen hielt, mochte wohl fühlen, daß mein Herz ſchneller ſchlug, ſie ließ mich drum leiſe los, und ich rannte in die entfernteſten Gebüſche des Gartens, wo ich mich unter einer großen Tanne niederwarf, welche düſter und betäubend über mir herrauſchte. Herr Jacoby — das war der Talisman, der unter meinen jungen Verwandten ſeinen Zauber nie verfehlte, d. h. ſie hatten ſammt und ſonders einen ungeheuern Reſpect, ja ein gutes Theil Furcht vor ihm. Mir war der bleiche, nie lächelnde Mann beſonders fatal geweſen; ſein ſcharfes Organ und der harte Dialect des Oberländers verletzten mich, der ich an das leichte franzöſiſche Geplapper und die weiche niederrheiniſche Ausſprache gewöhnt war: unter zehn von ſeinen Worten verſtand ich kaum eins, und wenn die Andern ſtumm und beklommen in ſeiner Gegenwart umherſtanden, war es mir ein kleiner Triumph geweſen, gleichſam ihm zum Trotz von einer Neckerei und Liebkoſung zur andern zu ſpringen, Alles, was mir einfiel, daherzuplaudern, überhaupt, wie es die Pedanten nennen, ungezogen zu ſein. Ach! und Herr Jacoby wollte mich mitnehmen! Er hatte mich zwar auf den Schooß genommen, hatte zu lächeln verſucht, mir von der Reiſe, von ſeiner Mutter, ſeinen Schweſtern erzählt — aber er blieb doch der Herr Jacoby — und — jetzt fiel mir's ſchwer auf's Gewiſſen! — es war Louiſon's calviniste! Ich weinte recht bitterlich in das Moos hinein, bis ich einen leiſen Athem an meiner Wange fühlte; ich ſah auf, Robert lag neben mir, vor uns ſtand ſeine Schweſter Annette, welche, etwas älter als wir, doch noch bisweilen mit uns ſpielte, wenn ſie aus St. Leonhard, dem ſtädtiſchen Penſionat, Urlaub hatte. Sie waren über den großen Maulbeerbaum, die Pfirſichſpaliere herab, in den Garten geklettert, um mir Adieu zu ſagen.

„Warum heulſt du denn,“ ſagte Robert, und ſtrich mir die Haare aus dem Geſicht. „Du gehſt ja nicht aus der Welt — und ich gehe ja auch im Herbſt auf die Ritterakademie.“

„Ach, die Mama!“ ſeufzte ich.

„Nu, die meinige geht auch nicht mit.“

„Und Louiſon!“

„Schäme dich — um eine alte Jungfer, und noch gar die Kindermagd! Geh, du biſt wie ein Mädchen.“

„Und mein Altar! All die ſchönen Sachen!“

„Pfui, Werner — jetzt ärgere mich nicht. Du willſt doch wohl nicht Paſtor werden in allem Ernſte?“

„Aber ein Canonicus oder ein Prälat.“

Robert wandte ſich unmuthig von mir. „Was, dann darfſt du ja niemals heirathen.“

„Ja wohl,“ wandte Annette ein, „das iſt gerade ſo, wie wenn man eine Nonne wird.“

Meine Thränen hörten ſchon auf zu fließen. „Aber das Theater! Jetzt haben wir erſt den neuen Vorhang gemacht, und die deutſchen Kleinſtädter gekauft und das unterbrochene Opferfeſt — ach! Robert, wenn wir doch zuſammen bleiben könnten!“

„Ja, das wollt' ich auch!“ ſagte der gute Junge, und ihm war jetzt das Weinen nah. „Aber es dauert nicht ewig und wenn wir Soldaten ſind, machen wir, daß wir wieder zuſammen kommen, auch die Annette geht dann mit uns und führt uns die Haushaltung. Oder du kannſt ſie auch heirathen? Willſt du, Annette?“

Wir waren aufgeſtanden, Annette ſah ſtarr auf den Kiesſand und holte langſam ihr Schnupftuch aus der Arbeitstaſche. Auch ich fühlte, wie mir's warm um's Herz wurde, ich griff ſchnell in das Gebüſch, pflückte eine Handvoll Blutnüſſe und bot ihr welche. Aber das Mädchen reichte mir nur die Hand und ſagte mit ſchwankender Stimme: „Adieu, Werner! Aber du mußt auch Soldat werden, wie Robert — nicht wahr?“

Ich hob ſie auf die Spaliere, und bald war ihr blondes Köpfchen im Laub des Maulbeerbaums verſchwunden. Robert und ich, wir gingen noch lange mit verſchränkten Armen in den dunkeln Gängen, bis es drüben ſeinen Namen rief. Wir küßten uns und ſchieden! — Ach! wie wenig ſind wir Herren unſerer Entwürfe, unſeres Schickſals! —

Noch an demſelben Abend ward der Altar in einen großen Pappkaſten gepackt, welchen Louiſon beim geliebten Meiſter Bein in der Klappergaſſe hatte anfertigen laſſen, die Heiligenbilder vertheilte ich unter die Dienerſchaft, das Geräthe wurde in kleinere Kiſten zuſammengelegt, und ich mußte ſehr an mich halten, als ich in der leeren, verwaiſten Ecke am Himmelbett ſtand. Zuletzt nahm ich vom Theater rührenden Abſchied und empfahl es ebenfalls Louiſon's Fürſorge. Du lieber Gott! ich habe keines der Dinge jemals wieder berührt, und erſt nach langen Jahren fiel mir bei einem Umzuge jener enorme, gelbe Pappkaſten in die Augen, welchen Louiſon den Trägern anempfahl ja nicht zu rütteln — der Deckel flog zufällig beim Umwenden zurück, und einen Augenblick lang ſah ich den größten Schatz meiner Kindheit wieder, die kleinen vergoldeten Säulen, den heiligen Nicolaus und ſeine nackten Kinderchen in der Waſchbütte, obenauf St. Nepomuck, oder wie Louiſon immer ſagte, Johannes Nopomucinus, und das Agnus Dei des Altarblattes, ein Nadelkunſtwerk der Laienſchweſter zu St. Stephan. Später verſchwand es aus dem Hauſe mit dem übrigen Spielwerk, welches, wie mich vor Jahren, jetzt zum zweiten Mal die Taufkinder meiner Mutter zu Nicolai oder Weihnachten erfreuen mußte; nur die wächſernen Heiligen bildeten nach wie vor Louiſon's Nipptiſch, und von Zeit zu Zeit wechſelte ſie ſelbſt deren verblichene oder unmodiſch gewordene Garderobe. Auch ein kleines Crucifix von Elfenbein hatte ſie ſich reſervirt — es hing an ihrem Bette über dem geweihten Waſſer, womit ſie an jedem Morgen und Abend das Zeichen des Kreuzes über ſich machte — dahinter ein mächtiger Palmzweig und auf einem Blättchen rother Seide aufgenäht die hellbraune Locke, die ſie mir am Abend, ehe wir gingen, abgeſchnitten.

Die Reiſe hatte mich bald ſo in Anſpruch genommen, daß ich kaum noch nach Hauſe zurückdachte: mit dem Pfarrer hatte ich mich eingerichtet, Menſchenfurcht kannte ich nicht, wie eben alle franzöſiſchen Kinder, und zudem wußte ich, daß Herr Jacoby in Seenheim eine Mutter hatte und zwei Schweſtern, auf die er mich vertröſtete, wenn er meinte, daß mir das Herz ſchwer werde. Auch nahm er ſich meiner an, wenn die Andern mich zum Beſten haben wollten, führte mich an der Hand, und wandte ſich meiſt an mich, wenn wir uns in fremden Städten umſahen oder er uns etwas zeigte und erklärte. Alles war mir neu und ungemein intereſſant, der breite Strom, der von Schiffen wimmelte, die vielen Menſchen auf der Eiljacht, das ſingende Guitarrenmädchen, das ein äußerſt ſchmutziger Geſelle auf dem Horn accompagnirte, vor Allem drei Tübinger Studenten mit langen Haaren und knotigen Stöcken, welche bunte Bänder und Hals und Bruſt bloß trugen, dazu der Eine, ſelbſt während des Eſſens, zwei große Piſtolen in einem Ledergürtel, mit denen er hie und da das Echo aus den Felſen lockte. Herr Jacoby kaufte Trauben, wo nur immer angehalten wurde, und erzählte uns von den Schlöſſern und Städten, an denen wir vorüberfuhren: ich entſinne mich nicht, daß ich viel an die Mutter, an Louiſon gedacht hätte — an die Letztere einmal ſehr ſtark, als wir in einer großen Stadt in eine ungeheure Kirche traten, wo ein Erzbiſchof das Hochamt celebrirte. Solche Pracht gab es weder bei den Dominikanern, noch in der Jeſuitenkirche, ſelbſt nicht im Münſter, und ich ſagte leiſe vor mich hin: „Ach! wenn Louiſon das ſähe!“ Mein Bruder hatte es gehört: „Dummer Junge!“ ſagte er, mich in die Seite knuffend, „denkſt doch an nichts, als an alte Weiber!“ Ich hütete mich wohl, wieder laut zu denken.

Eine große Fatalität hatte ich in einem kleinen Ort im Gebirge: ich ſollte von einem zinnernen Teller eſſen, Suppe zuerſt — aber der Teller und die Graupen hatten ſo ziemlich dieſelbe Farbe, d. h. alle Schattirungen in Grau. Ein leiſer Schauer ging mir durch den Magen, ich reſolvirte mich kurz und ließ die Suppe kalt werden. „Warum ißt du nicht?" fragte Herr Jacoby. — „Weil mich's ekelt." — „Was? die Suppe?" — „Nein, das Zinn." — Alle lachten laut auf, und ich mußte mir's eben erzählen laſſen, daß in Seenheim nur wenn Fremde da waren oder an hohen Feſttagen von Porzellan gegeſſen würde. Was waren das für Ausſichten! Aber ich aß doch nichts, weil ich es in der That nicht vermochte, und Herr Jacoby führte zum erſten Mal ſeine geiſtige Ruthe: ich mußte mit dem trocknen Brode und dem Obſt vorlieb nehmen, und hätte doch für mein Leben gern von dem Rebhuhn gekoſtet, das die Andern nach Kräften zerarbeiteten!

An einem ſtillen, lauen Herbſtabend traten wir aus dem Buchenwald auf die Höhe hinaus, zu deren Füßen das Pfarrdorf in einem mäßigen Thalgrunde lag. Es dämmerte bereits, ein ſchmaler, glühender Streif lag nur noch auf dem fernen Gebirg, die Lichter wurden in den Häuſern angezündet und die tiefe Glocke läutete des Tages Laſt zur Ruhe. Ich war müde, denn wir waren den ganzen Tag auf den Beinen, mein Ranzen drückte mich und ich ſtolperte faſt über jeden Stein. Die Anderen hingegen ſprangen immer munterer, je näher es auf Seenheim zuging — ſie wußten, was ihrer dort harrte, für ſie war es die Heimath, für mich die Fremde, der Eingang in ein unbekanntes, zweifelhaftes Daſein! Unten am Berge war das Grummet gemäht, die friſchen Schwaden dufteten, und von allen Seiten ſchritten die heimziehenden Mäher raſcher zu, um uns den Willkomm zu bieten. Die Männer drückten dem Pfarrer die Hand, welcher für Jeden ein freundlich Wort, eine Frage nach Weib und Kind, nach der Ernte oder dem Handwerk hatte: die jungen Burſche hatten meine Kameraden in die Mitte genommen, und berichteten treulich über Bäcker-Conrad's ſchwarzes Fohlen, von Diefenbachs

Lisbeth's großer Hochzeit, daß die alte Schützin geſtorben ſei und dergleichen mehr; ich hörte das Alles mit an, als ob's mich auch mit anginge, ich drängte mich zwiſchen die Uebrigen, aber als Keiner Notiz von mir nahm, ein Jeder an mir vorbei nach meines Bruders, nach meiner Vettern Hand griff, da blieb ich am Ende traurig hinter dem Zuge zurück, und zum erſten Mal ward mir das Herz ordentlich ſchwer, ſo daß ich mit den Thränen nicht mehr kämpfte, nein, ſtill aber bitterlich in mich hineinweinte. Meine körperliche Mattigkeit machte mich doppelt elend — ich warf es mir vor, daß ich ſo leichten Herzens Louiſon's ahnungsvollen Jammer mit angeſehen hatte, ſo leichtſinnig von ihr geſchieden war. Ach! ſo wohl es uns thut, die Schmerzen Anderer mitzuempfinden, ſo unendlich elend macht es uns, wenn wir ihre Freuden nicht verſtehen, wenn wir in deren Kreis nicht mit hineintreten können! Jener ganze tragiſche Moment meines erſten Schmerzes war ſo durchgreifend bei mir, daß es mir im ganzen ſpäteren Leben wie ſündhaft vorgekommen iſt, irgend einen Genuß für mich allein zu behalten, und ich habe mich dabei immer wohl befunden, denn ein jeder wurde mir durch dies Halbpart-Syſtem verdoppelt.

Nahe beim Dorfe ſaßen die Mädchen auf einem Brückengeländer und ſangen: ſie verſtummten als wir näher kamen, ſtanden auf und nickten grüßend mit ihren großen Tellerhauben. Der Pfarrer dankte, aber minder zuthunlich als bei den Männern, mit einer Art pathetiſcher Herablaſſung, und ich bemerkte, daß mein älteſter Vetter nur verſtohlen eine dargebotene Hand ergriff und ſchüttelte. An den Häuſern ſaßen die Weiber und ſchauten uns laut plaudernd in dem Halbdunkel nach — vor einem hölzernen Gitterthore bellte uns ein kleiner Dachshund an, eine Magd rannte mit dem Melkeimer über den Hof, und jubelnd ſtürmten die Andern voran in das Haus, während ich mich an Herrn Jacoby anſchmiegte, und zum erſten Mal in meinem Leben blöde, hinter ihm her in die helle Stube trat. Nach der erſten herzlichen Begrüßung wandte ſich der Pfarrer zu mir: „Werner, das iſt meine Mutter, und dieß hier iſt meine Schweſter Louiſe.“ Ich hatte meine Augen noch nicht aufgeſchlagen, den Ranzen noch immer auf dem Rücken und den Stock in der Hand: mein Bruder knüpfte mir die kleine Sammtmütze vom Kopf — ich blickte auf und ſah eine große alte Frau, die ſich zu mir herabbeugte, und ein anderes, blaſſes, unausſprechlich mildes Geſicht: das war Louiſe, welche neben mir kniete. Sie küßte mich, indem ſie mich feſt an ſich drückte, und übergab mich dann der alten Frau, welche ſich in einen Seſſel neben dem ungeheuern Kachelofen ſetzte, mich vor ſich hinhielt und mir mit ihren klugen, hellen Augen aufmerkſam in die meinigen ſchaute.

„Du biſt wohl hungrig und müde?“ ſagte ſie dann — ich antwortete nicht, weil mir das Herz zu voll war. „Karl“, ſagte ſie zu ihrem Sohne gewendet, „ihr habt einen zu großen Weg gemacht. Sieh, der Kleine iſt leichenblaß und zittert.“

„Ach“, rief mein Bruder herüber, „der dumme Junge hat das Heimweh — das Heulen wird ihm wieder nahe ſein.“

Die alte Frau nahm mir den Ranzen ab und hob mich auf ihren Schooß. „Iſt das wahr?“ frug ſie leiſe. „Geh, ein Junge darf nicht weinen. Wir wollen dich ſo lieb haben, wie deine Mutter; hat dir das der Pfarrer nicht geſagt?“

„Ja wohl, Madame!“ ſtotterte ich mühſam heraus.

„Die Andern nennen mich Mutter, wie mein Sohn. Das mußt du auch thun.“ Es lag etwas in dem Ton der Stimme, das meinen Kummer wie mit Einem Male von mir nahm — es war dieſelbe harte Ausſprache, wie Herr Jacoby ſie hatte, aber das Lächeln, welches faſt beſtändig um den feinen Mund ſpielte, der beinah jugendliche Glanz dieſer Augen beſaßen etwas ſo Beruhigendes, Gewinnendes, daß es mir war, als läge ich wirklich am Herzen der Mutter. Und als nun Louiſe abermals zu mir trat und mit ſanfter Stimme ſagte:

„Du mußt mich wie eine Schweſter anſehen, Werner, du mußt mich Du nennen — wir werden nicht leiden, daß du weinend bei uns einziehſt — “ da ſchmolz mein ganzes Herz dahin in Liebe und Hingebung, ich fühlte, daß ich nicht mehr fremd unter den Fremden ſei, ich empfand ſelbſt meine Müdigkeit nicht mehr, und war bald mit Louiſen in einen weitläufigen Reiſebericht vertieft, während ſie Thee und Butterſchnitten für uns bereitete, und der Pfarrer von ſeiner Mutter die Geſchichte des Hauſes während ſeiner Abweſenheit entgegennahm.

In Seenheim begann nun für mich eine neue Exiſtenz: ſtatt meiner kirchlichen Spielerei und des Theaters ward mir der neue Schulplan mitgetheilt; ich erhielt eine Menge neuer Lehrbücher, Vorlegeblätter und Karten, und meinen beſtimmten Platz an dem großen eichenen Schultiſch, auf welchem ich mich in den erſten Tagen vergeblich abmühte, die zahlloſen, von den Federmeſſern meiner Vorgänger eingekritzelten Hieroglyphen zu entziffern. Die Schule war ein langes, ſchmales Zimmer, welches die ganze Front des freiſtehenden Hauſes einnahm, und von Herrn Jacoby während des Unterrichts in ſtets gleichen, enormen Schritten gemeſſen wurde; daneben befand ſich ein kleines Cabinet, die Präparationsſtube, wo wir am Abend unſere Vorbereitungen und Arbeiten machten und bei Tage der Hülfslehrer docirte. Dieß war ein entfernter Vetter des Pfarrers, ein Candidat der Theologie, der im Dorfe nur der Brillenmann genannt wurde. Die Bauern ſahen es nicht gern, daß er, wenn er bisweilen predigte, die Brille auf der Naſe behielt; ſie argwöhnten, und nicht mit Unrecht, daß er die Predigt auf der großen Kirchenbibel vor ſich liegen habe und ableſe — leſen können wir ſelbſt, ſagten ſie, und wer's nicht im Kopfe hat, der hat's auch nicht im Herzen, und holt ſich's aus der Poſtille. — Dem armen Brillenmann iſt es nachher ſchlecht genug ergangen. Er trat von Seenheim aus bei einer reichen Familie in der nahen Handelsſtadt als Hauslehrer ein, fing ein zärtliches Verhältniß mit der hübſchen Mutter ſeiner Zöglinge an, und mußte, von dem Gemahl bei einer Zuſammenkunft überraſcht, in übergroßer Haſt das Weite ſuchen. Unterſuchungen wegen burſchenſchaftlicher Umtriebe auf der Univerſität trafen ihn zu gleicher Zeit, und er flüchtete, nur kärglich von ſeinen geizigen Eltern unterſtützt, in die Schweiz. Dort lebt er, ſo viel ich weiß, als Philologe, verheirathet und post tot discrimina rerum in ſo weit glücklich. Erſt ſpäter habe ich erfahren, daß er ſchon in unſerem Dorfe als leibhaftiger Don Juan hinter den Mädchen her war, und auch deßhalb von Herrn Jacoby entfernt wurde — und das war Einer von Denen, berufen, das Wort des Herrn zu erklären, die Grundſätze der Sittlichkeit zu lehren, ein Reiner zu ſein unter den Kindern der Sünde!

Den Hauptunterricht ertheilte Herr Jacoby ſelbſt, und wenn man es bedenkt, daß er uns Alle nach und nach in dem Zeitraum von ſechs bis acht Jahren für die Oberſekunda des beſten preußiſchen Gymnaſiums ausbildete, ſo rechtfertigt dieß vollkommen das Vertrauen, welches unſere Familie auf ihn geſetzt. Ich beſitze noch von ihm vortreffliche Interpretationen des Horaz, des Tacitus und des Sophokles, und wenn er über die alte Geſchichte die neuere und namentlich die neueſte etwas läſſiger und oberflächlicher betrieb, ſo machte er es eben nicht beſſer, als mein vortrefflicher Ordinarius und Profeſſor der Geſchichte in D., welcher am Ende eines jeden Curſus immer grade die franzöſiſche Revolution erreicht hatte. Freilich lernt ſich das Näherliegende wohl bald nach im täglichen Verkehr und durch die noch lebendige Tradition, aber ich ſchämte mich doch gehörig, als ich in ſpäteren Jahren zu einer anderweitigen Prüfung unter den Römern und Griechen erſtaunenswerth Beſcheid wußte, auch einen vortrefflichen Aufſatz über die mittelalterlichen Verhältniſſe zwiſchen Pabſt und

Kaiſer lieferte, ein kleiner, ſiebzehnjähriger Cadett aber mich mit ſeiner Kenntniß der Freiheitskriege völlig zu Boden ſchlug, und ich ſtatt einer Geſchichte Kaiſer Leopold's ein weißes Blatt abgeben mußte. Uebrigens verdanke ich Herrn Jacoby's Vorliebe für die Alten ſehr viel; ich habe mir hundertmal im Leben Troſt und Erquickung bei ihnen geholt, die Oden des Horaz habe ich ſo gut im Kopfe, wie Uhland's Gedichte und den Fauſt, mein Oberlin'ſcher Tacitus iſt gewaltig vergriffen, und der Herrmann'ſche Sophocles trägt Randbemerkungen und Ueberſchreibungen noch aus der allerjüngſten Zeit. Aber mein Latein wurde auch der Grund, auf dem ich ſpäter die lebenden Sprachen mit Leichtigkeit erlernt habe, und ſo macht meine eigene Erfahrung es mir unerklärlich, warum erſt jetzt in einem Staate, wo für militäriſche Ausbildung ſo viel verwendet wird, die Hauptförderung fremder Sprachkenntniſſe ſo wie einer gründlichen, allgemein menſchlichen Bildung, das Studium der Alten, hiefür berückſichtigt zu werden beginnt. Man hat geſagt, daß für den Cadetten oder den Diviſionsſchüler der Curſus zu kurz anberaumt ſei, aber es lernt ſich in der Jugend nichts raſcher, als Latein, weil Alles, was wir in dieſer Sprache leſen, große Völker und Begebenheiten, das Heldenthum und überhaupt die erhabenſten Regungen und Beziehungen der menſchlichen Natur darſtellt, mithin der reinen, jugendlichen Phantaſie am nächſten liegt, von ſelbſt Eingang bei ihr findet. Und bis zur Fähigkeit einer lateiniſchen Abiturientenrede braucht's ja der hoffnungsvolle Fahnenjunker nicht grade gebracht zu haben, damit ihm franzöſiſch, engliſch und italieniſch etwas weniger Kopfzerbrechens mache. —

Der Pfarrer ſelbſt war ein wunderbarer Mann, ein Gemiſch von Milde und Heftigkeit, von Humanität und Pedanterie, welches oft auf die ſonderbarſte Weiſe hervortrat. Ich hatte es nicht begreifen können, wenn die Andern früher ſo in Angſt vor ihm waren, daß ſie in ſeiner Gegenwart kaum zu ſprechen wagten, und nach und nach beſchlich mich doch dieſelbe Scheu bei aller Freimüthigkeit meines Weſens — nicht, daß ich mich vor ihm gefürchtet hätte, oder mit dem, was ich zu ſagen hatte, nicht recht einig geweſen wäre: aber die ſtrengen, faſt ſteinernen Züge, die tiefen, gedankenvollen Furchen der hohen Stirn — ich habe nie und nirgends im Leben wieder ſolche Runzeln geſehen — der dichte Wald von ſtarrkrauſen, ſchwarzen Haaren, das ungeduldige, barſche Herumfahren bei zufälliger Anſprache — es war, als hätte uns Jemand auf den Mund geſchlagen, wenn die raſchen, wohlbekannten Tritte die Treppe herabdröhnten: das Geſpräch war augenblicklich abgebrochen, Jeder, der nicht gleich das Weite ſuchte, ſaß trübſelig in ſeiner Ecke, ſelbſt die Mutter und Louiſe arbeiteten emſiger fort und blickten nur verſtohlen nach uns umher. Und draußen im Felde konnte derſelbe Mann wieder ſo liebenswürdig mit uns ſein. Eine Belehrung knüpfte ſich an die andere, Scherze und Neckereien floſſen mitunter, er zeigte uns ſelbſt die kleinen Kunſtgriffe bei Leibesübungen, lief mit uns um die Wette, und mit ſeinen Bauern war es eine Herzlichkeit, ein ſo echt patriarchaliſches, mildes Benehmen, Fragen und Sorgen! Da wir aber mehr im Hauſe mit ihm zuſammenwaren, als draußen, und uns meiſt nur der ſtrenge, ja, ich muß es ſagen, oft ungerechte Pädagog gegenüber ſtand, ſo wuchs jenes Gegengewicht momentaner Hingebung nicht durch bei uns, und es reducirte ſich, mindeſtens in mir, zuletzt Alles auf einen tiefen, aber vertrauungsloſen Reſpect, der wohl Vieles anerziehen, aber nichts feſtſtellen läßt, weil das Herz ihm nicht in die Hände arbeitet. Es iſt nichts ſchlimmer, als wenn der Erzieher nur befehlen kann, nicht ſtillſchweigend verlangen, wenn er nur Gehorſam findet, nicht die Luſt am Gehorſam. Ich will nicht ſagen, daß ich Herrn Jacoby nicht lieb gehabt hätte, aber ich hätte ihm nichts vertrauen können — es war, wie es im reiferen Leben mit älteren Verwandten zu gehen pflegt, wenn ſie bei Fehltritten, im Unglück nur zu tadeln verſtehn, nicht in Wahrheit zu tröſten, zu ſich empor zu heben. Und hätte der Pfarrer noch ordentlich, reſolut geſtraft! Das geſchah aber nur höchſt ſelten, und ſtatt des Einſperrens und aller jener gewöhnlichen Executionen war es nur ein Strom heftiger, oft innerlich kränkender Redensarten und hinterher oft wochenlanges Schmollen. Das erbittert, macht ſtörriſch, und verfehlt am Ende ſeinen Zweck, in der Jugend ſowohl als in allen ſpätern Lebensverhältniſſen. Ach! und die meiſten Menſchen gefallen ſich gerade, wenn ſie nur Reden halten und ein zorniges oder gar ein gekränktes Geſicht aufſetzen können — es iſt zum Deſperat-werden! — Ich habe nur drei Mal die Kraft von Herrn Jacoby's Arm gefühlt, und die erſte Begebenheit war zu komiſch, als daß ich ſie nicht erzählen dürfte. Sie giebt zugleich einen Beleg zu der Pedanterie, von welcher der ſonſt ſo tüchtige und vernünftige Mann hie und da beſeſſen war, und zu ſeiner allerdings nicht zu läugnenden mangelhaften Kenntniß der menſchlichen Natur.

Ich war zu Hauſe beſonders von Frauen und Mädchen genugſam gehätſchelt worden, und fand das ſelbſt, wenn ich mich im Spiegel beſah, nicht ganz unnatürlich. Auch in Seenheim fielen die jungen Mädchen, welche, wie ich ſpäter in einem faſt vergeſſenen, aber vortrefflichen Buche vom Grafen Benzel-Sternau, im „goldenen Kalbe“, las, in jedem hübſchen Jungen den künftigen Liebhaber wittern, über mich her, und meine Locken, meine Augen, meine friſchen Farben wurden vielfach beſtrichen, beſprochen und bewundert. Der Pfarrer hatte mir ſchon wiederholt angedeutet, ich ſolle den Mädchen aus dem Wege gehen, es ſchicke ſich ſolch eine Gemeinſchaft nicht, und er hatte die Stirn dabei in noch tiefere Falten gezogen. Ich ſah auch, daß die Andern ſich fern von den verführeriſchen Liebkoſungen hielten, dachte aber, das läge nur daran, daß ſie geringere Anſprüche darauf machen könnten — die Eitelkeit iſt die Falle bei Knabe und Mädchen, bei Jüngling und Jungfrau, bei Mann und Weib! Im Orte wohnten zwei alte ledige Töchter eines längſt verſtorbenen Pfarrers, Tante Erneſtine und Tante Philippine, mit einer Nichte, welche Fritze hieß und ſehr hübſch war. Als eine Freundin Louiſens kam ſie oft in's Pfarrhaus, im Winter mit dem Spinnrad, im Sommer in den Hausgarten mit ihrer Stickerei oder mit einem neuen Buche. Eines Tages war ſie nach Tiſche zum Bohnenſchneiden gekommen; wir Jungen halfen dabei mit, und ſelbſt der Pfarrer ließ ſich dazu herab, die Meſſerchen zu ſchleifen und die Fäden abzuziehn. Ueberhaupt waren das ſo verſchiedene Ergötzlichkeiten, an denen Alles, was nur irgend konnte und mochte, Theil nahm, eben das Bohnenſchneiden — wie oft habe ich noch mit der Mutter ganz allein geſeſſen, wenn Alles ſchon in's Bette war — die gute, fleißige Frau nickte alle Momente und ſchnitt doch immer zu, wenn auch die Bohne ſchon längſt zu Ende war, über den Finger weg — dann im Sommer das Aufſchneiden der Mohnköpfe, wo gehörig genaſcht wurde, im Herbſt das Auskernen der Zwetſchen zum Muß — da wurde die ganze Nacht gekocht und Kaffee getrunken und Eiſenkuchen verzehrt — der Pfarrer mochte das Aufbleiben nicht leiden, und wir ſtanden immer heimlich wieder auf, wenn er ſchnarchte, denn wir wußten, daß, wenn er einmal ſchlief, ihn ſo leicht nichts erweckte — und zuletzt das Aepfelſchälen und Birnenausputzen zu Dürrobſt, wobei eine äußerſt gutmüthige alte Steueraſſiſtentin, die im Dorfe anſäßig war, immer ihre große, ſteife Tellerhaube zur Zielſcheibe unſeres Bombardements mit den angegangenen Vorſtorfern und Jungfernbirnen hergab, und nach welchem Feſte alljährlich die Wohnſtube neu gemalt, d. h. in roſenrother Waſſerfarbe angeſtrichen wurde. An jenem verhängnißvollen Bohnenfeſte nun war der Pfarrer gegen Abend hinaufgegangen, um Briefe zu ſchreiben, das Dämmerungsſtündchen ſollte verplaudert werden, und Fritze hatte ſichs in dem Seſſel am Ofen bequem gemacht; ich war auf ihren Schooß gehuſcht und ſaß da wie ein Gott in Frankreich. Da plötzlich hörten wir den Pfarrer die Treppe herabrutſchen, ich wollte aufſpringen, aber er war in der Stube, ehe ich es vermochte, mich den weichen Armen zu entwinden, die mich umfingen; ich ſchmiegte mich um ſo feſter hinein und vergaß bald den Pfarrer, welcher ſeine gewöhnliche Promenade aus der Ecke nach dem Ofen und zurück quer durch die Stube begonnen hatte; Fritze erzählte, die Mutter und Louiſe dazwiſchen — ich regte mich nicht. Da commandirte der Pfarrer Licht, Fritze ließ die Arme ſinken, damit ich leiſe auf den Boden glitte, aber das ging unmöglich ſo leicht ab; ich fühlte den warmen Athem des Mädchens dicht an meinen Wangen, ich hörte den Schlag ihres Herzens, mein Kopf hob und ſenkte ſich mit jeder Wallung ihrer Bruſt — ich ſchlang meine Arme um ihren Nacken und drückte vorſichtig einen Kuß auf den äußerſt lieblichen Mund: ſie erwiederte ihn unbedachtſam herzhaft, ſo daß der Ton zum Verräther wurde, und ich ein lautes: Gott helf! hervorſtotterte. Im Nu hatte mich auch der Pfarrer beim Kragen: „Der infame Junge! Wart, ich werd' Dir das Gelecke legen!" — und nun die Treppe hinauf in die Präparationsſtube — ein Dutzend derber Ohrfeigen und eine Predigt, die mich am Ende vollkommen windelweich machte. — Das iſt die verhängnißvolle Geſchichte meines erſten Kuſſes und meiner erſten Ohrfeige zugleich! Der Pfarrer hätte mich beſſer ungeſcholten und ungeſchlagen gelaſſen: hatte ich mir früher gar nichts bei den mir angethanen Zärtlichkeiten gedacht, ſo ging's jetzt bunt und kraus in meinem Kopfe durcheinander, und wie alles Verbotene beſſer ſchmeckt, ſo wurde ich jetzt ſchon ex officio ein kleiner Sünder, denn ich wußte, daß es Schläge ſetzen möchte, alſo, daß ich etwas Böſes that, und küßte dennoch — Alles, was ſich eben küſſen ließ, ja mit zehnfach erhöhtem Intereſſe gegen ehemals. Ach! die Theorie des Kuſſes ſteigert ſich, wie die des Lebens, und es giebt keine, welche mehr von gefährlichen Hypotheſen und Problemen wimmelte!

Mitten in der ungewohnten und mitunter ſchweren geiſtigen Arbeit und trotz Herrn Jacoby's nicht immer unbefangener Zucht, befand ich mich übrigens in Seenheim ungemein wohl, und ich kann nur ſagen, daß dieſer Morgengruß meines Schickſals eine unbeſchreiblich glückliche, in ihren Einzelheiten oft rührende Idylle war. Ein kräftiger, geſunder und begabter Junge, ſchüttelte ich das Widrige gar leicht ab, eine nachtragende Bitterkeit hatte keinen Raum in mir, und das Einzige, wogegen ich mich nicht wehren konnte oder mochte, war ein immer wachſender Eigenſinn, der mir um ſo unentbehrlicher wurde, je wunderbarer ſich in meiner unbändig lebhaften Phantaſie die Anſicht der Verhältniſſe, die Gefühle, Ahnungen, Träume und Vorſätze zuſammenſtellten. Was ich mir einmal zurecht gemacht, mußte durchgeſetzt werden — das Leben hat mich gelehrt, daß hierin, wie in allen precären Dingen, der Krug ſo lange zu Waſſer geht, bis er bricht: wir kommen immer am Ende auf einen Punkt, wo wir das Schickſal herausfordern müſſen, und mit ihm kämpft ſich's ja nur auf Leben und Tod! Noch eine Eigenthümlichkeit wurzelte ſchon damals feſt in mir, welcher ich manche innere Befriedigung, manch frohes Bewußtſein, freilich auch viele Anfechtungen verdanke. Herrn Jacoby's Laune und Heftigkeit ließen ihn im erſten Momente oft Einem von uns das bitterſte Unrecht anthun. Man ſoll nicht ſagen, daß die Jugend ſchon egoiſtiſch genug ſei, um nicht über Schuld oder Unſchuld noch im Klaren zu ſein — und was ich nun Andere, die ich liebte, leiden ſah, was ich oft ſelbſt litt, das ſetzte ſich in mir wie ein Princip der Rache feſt, und nie hat mich etwas tiefer empört, hingeriſſen, alle meine Kräfte in Anſpruch genommen, als wenn ich Jemanden ein Unrecht anthun ſah. Ich habe es um eines Einzelnen willen mit ganzen Corporationen, Familien, Geſellſchaften, ja ich möchte ſagen, mit dem Schickſal aufgenommen, und ſelbſt der ſchmählichſte Undank hat mich in dieſem Streit für mein Princip nicht irre gemacht: man hat es Laune, Bizarrerie, Arroganz, Wahnſinn genannt — ſo ſind die Menſchen: ſie geben uns nicht nur nicht, was ſie ſollten, es iſt ihnen auch noch ein Räthſel, wenn hie und da Einer dem Abſcheulichen ihres gegenſeitigen Zerſtörungstriebes die ſiegende Ueberzeugung oder die dreinhauende Fauſt entgegen ſtellt! La bourse ou la vie! Das iſt die Loſung der Zeit, Jeder reißt dem Andern vom Leibe, was er kann, und man iſt verloren, handthiert man nicht ſelbſt mit unter der Highwaymanſchaft der großen Lebensſtraße!

Der Urquell meiner Seenheimer Glückſeligkeit war das Herz der Mutter Jacoby, das unerſchöpflichſte an Liebe, das jemals im Leben ſich mir genaht hat. Die „Frau Inſpectern,“ wie ſie die Leute nannten nach ihrem Manne, welcher als Superintendent in einem kleinen heſſiſchen Städtchen geſtanden hatte, war zu ihrer Zeit ein bildſchönes, gefeiertes Mädchen geweſen, und es gab in der Hauptſtadt der Provinz noch viele Männer, welche „die Roſe der Eder“ angebetet und für ſie zu ſchwärmen noch nicht aufgehört hatten. Sie hatte nahe Verwandte in dieſer Stadt gehabt, wo ihre Brüder zugleich ſtudirten, und das Herz ging ihr auf, wenn ſie auf zwei dort verlebte Winter zu ſprechen kam. Auch ihre Liebe hatte ſich dort entſponnen, und den Schluß jener Erzählungen bildete gewöhnlich das reiche, mit Brabanter Spitzen beſetzte Brautkleid von weißem Brokat mit ſilbernen Blumen, welches wir, indem ſie uns die längſt verſchollene Mode, nach der es angefertigt war, erklärte, bewundern durften. Ein Mal ſogar nahm ſich Louiſe die Freiheit, mich, der ich vom Theater her eine unwiderſtehliche Leidenſchaft für Verkleidungen aller Art hatte, in den Berg von Seide hineinzuſtecken, und trotz dem anfänglichen mißbilligenden Kopfſchütteln lachte die Mutter hinterher recht herzlich, als ich in der langen Schleppe, dem knappen Mieder, eine Roſe in dem auftoupirten Haare, vor ihr herumtrippelte und mich mit großen Schritten flüchtete, als des Pfarrers Thür im erſten Stock knarrte. Man ſah der alten Frau noch an, daß ſie ſehr ſchön geweſen war: ſie hatte feine, durchſichtige Farben, einen wunderbar milden Schnitt des Mundes, und Augen, ſo hell und lebensvoll, wie die einer jungen Frau in der Vollblüthe ihres Glückes — dabei war ſie ſchlank, raſch in ihren Bewegungen, und trug die noch völlig dunkeln Haare gewöhnlich ohne Bedeckung und dicht an den Schläfen anliegend; nur an Sonn- und Feiertagen thronte darauf eine große, reich bebänderte Blondenhaube, welche ihr meine Mutter einmal geſchickt hatte. Louiſe wollte immer, daß ſie nach der Mode des Tags falſche Locken tragen ſollte. „Laßt mir die fremde Perücke vom Kopf!“ ſagte ſie dann in ihrer raſchen, entſchiedenen Weiſe: „wer weiß, welchem Galgenvogel ſie einmal angehört hat! Sei Du nur ruhig, Louischen, ich komme auch wieder in die Mode mit der Zeit.“ Und ſie hat Recht gehabt: lange Jahre nachher ſah ich ſie wieder, als jene ekelhafte Sitte endlich verbannt war — ſie ging ganz gebückt, und ihr Kopf war ſilberweiß: aber der weiße Scheitel legte ſich noch immer dicht an die blendenden, fein geäderten Schläfen, und lächelnd deutete ſie darauf und auf den braunen, eben ſo geordneten Kopf ihrer Enkelin, welche ihr die Taſſe Chocolade hielt.

Wenn die Stunden zu Ende waren, meine Präparation für den andern Tag beſeitigt, war ich um die Mutter: ſie lehrte mich alle Gartenarbeit, und ich habe ſpäter, während der letzten Hälfte meines Aufenthalts, ſämmtliche große Gärten des Pfarrguts faſt allein beſorgt, und dabei — ich bin noch ſtolz darauf — für die Küche ſo glänzende Reſultate geliefert, daß ſelbſt Herr Jacoby dieſe Zeitvergeudung duldete und zum Lohne dem Gartenbudget ein Erkleckliches für Blumenſämereien beifügte. Ich weiß übrigens noch nicht, wie es ſeinen Luchsaugen ein Geheimniß geblieben iſt, daß ich durch meine Levkoyen, Balſaminen und Stiefmütterchen mit den Mädchen des Dorfes in keine geringe Verbindung gerieth und eine Art Tauſchhandel trieb, der mir manche Zärtlichkeit, manches gemalte Oſterei, manchen verſtohlenen Kuß an der Gartenpforte eintrug. Sehr erfreute ſich die Mutter an meinem aufkeimenden muſikaliſchen Talent. Als ich nach Seenheim kam, ſtand an einer Wand der in allen Wohnungen der oberländiſchen Landgeiſtlichen unvermeidlichen „Kammer,“ wo gewöhnlich die ganze Familie auf lächerlich kleinem Raume ſchläft — in Seenheim war es das Schlafgemach der Mutter und Louiſen's, und von der Wohnſtube durch eine Bretterwand geſchieden — an dieſer Bretterwand ſtand ein altes, zerzauſ'tes Spinett, auf welchem Louiſe hie und da ein Paar zufällig noch gangbare Taſten anſchlug. Ein halbes Dutzend Eccoſſaiſen, der Luiſenwalzer, die Polonaiſe von Oginski, darauf beſchränkte ſich ungefähr ihre Kunſtfertigkeit: ich ſah ihr dabei auf die Finger und freute mich unbändig, als ich mir eines Morgens eine der Eccoſſaiſen ſelbſt vortrommeln konnte. Es iſt wahr, der Pfarrer ſuchte nach jedem Talent in uns, und was irgend zu lernen war, mußte in uns hinein — ich glaube, er hätte uns ſelbſt reiten gelehrt, wenn die ganze Remonte des Ortes, mit Ausnahme zweier halbblinder Fuhrmannsgäule, ſich nicht auf Ochſen, Kühe und den wilden Mauleſel des Müllers beſchränkt hätte, denn mit Rindvieh wird dort allgemein das Land gebaut. Außerdem hatte er auch noch eine fatale Erinnerung vom Gute des Onkels her ad vocem Reiten, wo er eines Nachmittags, nachdem er zu irgend einer Feſtlichkeit in die Stadt hatte reiten wollen, nach einer Stunde en pleine carrière, ohne Hut, die Beinkleider von Nanking bis zu den Knien heraufgerutſcht, mit fliegenden Haaren und flatternder Buſenkrauſe wieder in den Hof zurückflog, wo ihn der maliciöſe Schimmel auf das Stroh vor der Stallthür abſetzte und hinterher noch höhniſch beſchnüffelte. Das war eine ſeiner Hauptgeſchichten, über die er wohl einmal herzlich lachte, wenn er bei recht guter Laune war.

In Bezug auf meine muſicaliſchen Anlagen wurde nun der Herr „Präceptor“ zu Rath gezogen, und ich erhielt bei ihm eine tägliche Klavierſtunde, wofür der arme Mann monatlich einen Brabänter Kronenthaler bekam und wahrlich verdiente. Er hieß Daniel Volkmar und war ein höchſt komiſcher Kauz; an jedem Sonntag Morgen kam er mit dem Glöckner Lutz das Lied holen, trug Winters und Sommers die wunderbarſte Conſtruction eines Fracks von hellglänzendem, ſchwarzem Merino, kurze Beinkleider von ſchwarzer Serge, die nicht minder blank waren, ſo daß er von den hohen Steifſtiefeln bis zu dem altersſchwachen enormen Hut wie gefirnißt ausſah. Die Choräle ſpielte er mit den kühnſten Läufern und Evolutionen, aus einem äußerſt ſauber geſchriebenen Hefte jedesmal ein Rink'ſches Präludium mit der Flaut travers, und zum Ausgang ein Stück aus dem Spiegel von Arcadien, dem Doctor und Apotheker, dem rothen Käppchen und bei ſehr feierlichen Gelegenheiten aus der Zauberflöte — dieſe vier Klavierauszüge bildeten ſeinen weltlich muſikaliſchen Hausſchatz, und er ſchöpfte daraus ad libitum. Seine Schweſter hielt ihm Haus; ſie hieß im Dorf die Köchin, weil ſie in den Hungerjahren die Suppenanſtalt geleitet hatte, welche der Patronatsherr, der Graf von S., aus ſeiner Schatoulle beſtritt. Sie war in ihrer Jugend, wie ſie ſelbſt ſagte, ein kleiner Engel und in der gräflichen Reſidenz conditionirt geweſen, von wo ſie auch noch immer eine Penſion für ein hübſches, halbwüchſiges Mädchen bezog, welches ſie Mutter nannte, alljährlich in einem großen Wagen abgeholt wurde, und nach ſechs Wochen mit neuen Kleidern und Spielſachen wieder anlangte. Dieſe Köchin war der Schöngeiſt des Dorfes; ſie declamirte eine Menge Verſe von „Madenſon“ und die Würde der Frauen von „Schüler“, klagte häufig über ihr ſchwaches „Nervenſüſtem“, und trug an ihrem Halſe ein thalergroßes Medaillon mit einer Haarlocke; eine aufgeblühte Roſe war ihr höchſt widerlich, und ich erinnere mich noch, wie ſie mir einmal pathetiſch vorheulte, daß die Knoſpe, welche ſie da am Buſen trage, ihr wie das Bild ihres Liebelebens ſei — „empfinden

Sie's, mein Lüber, wie ſie duftet? Ach, und in wenig Stunden ſenkt ſie das Köpfchen — und morgen iſt ſie Staub!" Dazwiſchen variirte der Präceptor: Dir folgen meine Thränen, und ich war höchſt gerührt. Ueberhaupt war die Köchin meine große Freundin; ſie hatte immer Obſtkuchen vorräthig und hundert Leckereien, welche ihr der Fuhrmann Immelt, ihrer Schweſter Mann, aus der Stadt beſorgte: Immelt's Sanne, das ſchönſte und munterſte Mädchen im Dorfe, lernte bei ihr Sticken und Haarflechten, und nebenbei ſteckte ſie mir von Zeit zu Zeit ein hübſches Buch zu. Bücher aber waren meine Leidenſchaft, d. h. Romane und dergleichen, vor denen wir im Pfarrhauſe gehütet wurden, wie vor der Peſt. In Herrn Jacoby's Schranke ſtanden nur gelehrte Quartanten, Engel's Kirchengeſchichte und Schmidt's Dogmatik, und der raſende Roland, den ich einmal hinter Palmer's Predigten verſteckt gefunden, war ſchnell confiſcirt worden; die Handbibliothek der Mutter beſtand aus dem Leben der ſchwediſchen Gräfin in ganz Franz mit Goldſchnitt und aus der evangeliſchen Hauspoſtille. Louiſe aber hielt ihr Repoſitorium gar ſorgfältig verſchloſſen, und nur zuweilen durfte ich die zierlichen Einbände beſchauen, wo ich dann die Titel: Schiller, Jean Paul, Ernſt Schulze, Hölty, Stollberg mit ahnungsvoller Bewunderung ablas. Die Köchin aber trat, obgleich ich ihr im Vertrauen entdeckte, daß Herr Jacoby ſie nicht leiden könne und mir ſtreng verboten habe, etwas von ihr anzunehmen, kühn als Paradieſesſchlange auf und reichte mir den Apfel der Erkenntniß. „O," ſagte ſie mit Emphaſe, — „er iſt ein Mann — er kennt die Lübe nicht! Aber Hochmuth kommt vor dem Fall — auch ihn wird das Schückſal erfaſſen, und mein Triumph wird es ſein, wenn er ausruft: wie habe ich der Köchin einſt Unrecht gethan!"

Von ihr empfing ich zuerſt Sophien's Reiſe, dann: Siegwart, eine Kloſtergeſchichte. — Du lieber Gott, ich wurde krank, als ich ihn kaum angefangen, und nahm ihn mit in's Bett. Der Pfarrer begriff es nicht, warum das Fieber immer heftiger wurde — während er bei mir ſaß, ruhte das Gift verborgen unter der Decke, und erſt, als ich in der Fieberhitze Louiſen den dicken Band an den Kopf geſchleudert hatte, entdeckte dieſe das Unglück, verſchwieg es aber ihrem Bruder, weil ſie, wenn er gegen mich losfuhr, immer mehr litt, als ich ſelbſt. Dann las ich den Werther auf dem Heuboden unter dem Scheunendach, aus welchem ich drei Ziegel ausgebrochen — es regnete ſpäter da hinein, und Hannes, der Ackerknecht, ſchalt den Teufel über das faulende Futter. Zuletzt, im Sommer, erwiſchte ich Pfeffel's proſaiſche Verſuche, an welchen ich mich im Schutz eines mächtigen Bohnenfelds unbeſchreiblich ergötzte, und hinterher gar ernſtlich nach einer Lina von Salen für die Regungen meines Herzens ſuchte. — Meine Klavierſtunden gingen indeſſen vortrefflich von Statten; ich ſpielte bald den guten Präceptor in Grund und Boden, und ſogar die Orgel mit dem Pedal, freilich nur das Präludium und den Ausgang — du liebes Andantino aus dem Caliph von Bagdad und du goldner Krönungsmarſch aus der Jungfrau! — denn die Bauern hatten ſich einmal, als ich das Lied ſelbſt ſpielte, vergebens nach des Präceptors gewohnten Schnörkeln umgehört, ſtatt deren ich die lang-gehaltenen Accorde des Chorals fortdonnern ließ, und der Geſang war ſo in Unordnung gerathen, daß Jener mich mit Einem Ruck vom Stuhle ſchob und beide Taſtaturen mit einer Allgewalt durcheinander warf, welche die Glasfenſter des herrſchaftlichen Stuhls und die Pfarrtanten in demſelben erzittern machten. Dieſer Glaskaſten war übrigens ein recht fatales Inſtitut, namentlich im Sommer für die Nachmittagskirche, wo einem das Einnicken ſo nahe tritt und ach! ſo wohl thut. Hatte man ſo recht behaglich genickt während der Rede und donnerte nun droben der Präceptor los, ſo fuhr man auf, und regelmäßig mit dem Kopf an die Glaswand — das klirrte gar lieblich und die ganze andere Geſellſchaft lachte: paſſirte es einem aber nun zufällig gar während der Predigt, dann war man vor der ganzen Kirche blamirt, und der Pfarrer warf einen furioſen Nebenblick auf die blamirte Hautevolée. Wie manchmal haben da die guten Tanten der Sündenbock ſein müſſen! — Der Pfarrer hatte jetzt ein ganz gutes Klavier für hundert Gulden gekauft, und darauf muſicirte ich denn nach des Tages Müh und Hitze aus ganzer Leib- und Seelenkraft; nur an Samstag Abenden war die Muſik verpönt, weil der Pfarrer dann über unſeren Köpfen die Predigt einſtudierte. Ich ſang auch einen hellen, volltönenden Sopran, und da war es denn die Hauptfreude der Mutter, mich die Lieder ihrer fröhlichen Jugend zu lehren und mich die zweite Stimme dazu ſetzen zu laſſen. Beſonders im Winter war das eine Herzensluſt; ſie ſpann dann ungemein fleißig und das feinſte Garn — am Tage las ſie dazu die evangeliſche Hauspoſtille oder den Nettelbeck — aber Abends, wenn die Andern noch bei der Arbeit ſaßen und kein Beſuch von den Pfarrtanten oder ſonſt woher da war, da ſangen wir: „Gott grüß' euch, Alter“, ein Hauptſtück der Mutter — dann: „Ich war erſt ſechszehn Sommer alt“ — „Als ich auf meiner Bleiche“ — dazwiſchen ein religiöſes: „Befiehl du deine Wege“, aber nicht den Choral: „arioso“, ſagte die Mutter — ſie hatte die Melodie von einer Fuldaer Muſikantenbande — und zuletzt, wenn wir recht mitten inne waren, die theuern Erinnerungen ihrer Jugend, die Burſchenlieder, welche ihre Brüder von der Univerſität mitgebracht, welche ſie hinterher während der Freiheitskriege wieder aus dem Munde ihrer Söhne vernommen hatte, edle Arndt'ſche und Schenkendorf'ſche Verſe, kräftige, brave deutſche Melodien von Methfeſſel und Anderen. „Freiheit, die ich meine“, damit fingen wir an; dann folgten: „Wo Muth und Kraft“, „Der Gott, der Eiſen wachſen ließ“, „Setzt euch, Brüder, in die Runde“, wobei wir, wo es im Text heißt: an der Saale kühlem Strand, mit heſſiſchem Patriotismus die Eder ſetzten — und zuletzt als das ſchwierigſte von allen: „Vaterlandsſöhne, traute Genoſſen!“ von Carl Follenius, in welchem mir die traute Louiſe, Thusnelden's Kind, der Pfaffenelias und das feurige Wetter lange unbegreiflich blieben. Dazu ſpielte ich die Begleitung, das Rädchen ſchnurrte, die klügſten Augen von der Welt ſahen mit einer unendlichen Milde und Liebe zu mir herüber — was gäbe ich nicht darum, jene Gruppe jetzt in reiferen Jahren vor mir zu ſehen, das originelle, aber gewiß rührende Duett zu hören! —

Es läßt ſich nicht beſchreiben, was für Schätze von Liebe und wahrhaft chriſtlicher Geſinnung dieſe wackere Frau in ſich trug und mittheilte; ſah man ſie unter ihren Söhnen, von denen drei tüchtige, ja ausgezeichnete Geiſtliche waren, der vierte ein derber, kernhafter Forſtmann, der jüngſte noch Student der Rechte, ſo war ſie, wie die Mutter der Gracchen, eine ſtolze, klaſſiſche Cornelia! Sie hat mir mehr Gutes gethan, als ich je vergelten könnte: ſie war mir in der That und in ganzer Ausdehnung eine Mutter, ſo daß meine eigne einſt wirklich eiferſüchtig auf ſie wurde — es ſind Jahre und Schickſale über jenen Aufenthalt dahingegangen, aber über das Gedächtniß deſſelben kein verletzender Hauch, keine Deckfarbe der Zeit! Es gibt auch nur noch wenig ſolche Frauen, und dieſe nur in der Stille und Genügſamkeit beſchränkter Verhältniſſe — aus der ſogenannten Geſellſchaft iſt trotz aller vornehmen Frömmigkeit dieſer Typus rein deutſcher Geſinnung, echt bibliſcher Thätigkeit verſchwunden — das Gute zieht ſich überall in ſich ſelbſt zurück.

Louiſe hatte zwar auch ihre Freude an unſern Concerten, und warf hin und wieder eine Neckerei auf mich oder die Mutter dazwiſchen, aber ſie hörte mich lieber eines jener weicheren, empfindſamen Lieder ſingen, wie: Thekla, eine Geiſterſtimme, „Der Eichwald brauſet“, „Laura betet“, nach Hurka'ſchen Weiſen, die wir uns aus dem Mildheim'ſchen Liederbuch holten. Sie ſaß dann ſtill neben mir am Klavier, den Kopf in die Hand geſtützt, vor ſich hin ſinnend, und wenn das Nachſpiel geendet war, ſtrich ſie mir über die Locken und ging wieder ihrer Arbeit nach. Es war an ihr Vieles von ihrer Mutter, aber ſie hatte ſich aus jener denkwürdigen Epoche des Vaterlands herübergelebt, von welcher wir uns in der Faulheit der heutigen Tage keinen Begriff mehr machen können, aus jener Zeit, wo die erhabenſte, hochherzigſte Schwärmerei Alles durchdrungen hatte, das Heldenthum der Jünglinge und Männer, das raſtloſe Wirken und Schaffen der Frauen, den ſtillen Wunſch, das helfende Gebet der Jungfrauen. Die Welt hatte den Hauch vom Jahre dreizehn nicht von Louiſen genommen, aber ich glaube wohl, daß ſie, ſo wie ſie jetzt war, nicht mehr recht verſtanden wurde — und wäre ſie in die Welt hinausgetreten, ſie hätte ſelbſt, bei Gott! dieſe nicht mehr verſtanden. So blieb ſie denn an der Seite ihrer Mutter, an ein tüchtiges, häusliches Schaffen gewöhnt, in ſüßeſter Gemeinſchaft mit ihren Erinnerungen und mit ihren auserkorenen Dichterlieblingen. Sie hat mich etwas ſpäter, als die Köchin, aber zur rechten Zeit, mit der paſſenden Lectüre verſehen, und ich preiſe die Sommerabende, wo ich ihr auf irgend einem Bergesgipfel, oder am Rand eines Hochwalds, oder auf der Raſenbank am Brunnenhäuschen des Gartens vorleſen durfte, Schulze's Cäcilie und die bezauberte Roſe, Novalis Leben von Tieck und den Heinrich von Oſterdingen, ja Einzelnes aus dem Titan und dem Hesperus. Wenn es dämmerte, lehrte ſie mich dann Hölty'ſche und Stollberg'ſche Gedichte, oder ſie erzählte mir, wie die Mutter ihre vier Brüder unter die heſſiſchen freiwilligen Jäger habe gehen laſſen — den dritten jedoch, Franz, den wir, weil er Erzieher eines mediatiſirten Prinzen geweſen war und äußerſt ſubtile Manieren hatte, den Kammerherrn nannten, ſchickten die Behörden zurück, damit die heldenmüthige Mutter nicht ohne Schutz ſei: er wollte verzweifeln darüber, denn es blieb Keiner damals hinter dem Ofen, der geſunde Glieder hatte. Sie ſelbſt legte ihren Namen ab, wie Alle, welche franzöſiſch Louiſe getauft waren, und nannte ſich Clotilde, ſie ſang das deutſche Mädchen von Klopſtock am Klavier und ſtickte eine ſchwarz-roth-goldne Mütze für ihren jüngſten Bruder, der in Sexta ſaß. – Die Zeit der Schwärmerei iſt vorüber, das Schwarz-Roth-Gold iſt ein verfehmtes Zeichen, die Mädchen in unſern Städten ſingen Bertrand's Abſchied oder die Romanzen des Vaudeville — die Meta's Clotilden und Thusnelden ſind meiſt hagere, verlegte Scharteken geworden: nur in dem echten, innerſten Kern deutſchen Landes, in Sachſen oder Heſſen, finden ſie ſich noch als rüſtige heitere Landpaſtorinnen, oder als milde, liebeſpendende alte Mädchen, die von der Welt kaum mehr verlangen, als daß man ihre Erinnerungen unangetaſtet läßt, ſie ſelbſt hochachtet in dem, was die Seele, der Pulsſchlag ihres Lebens, was ihre Liebe war. Sie tragen keinen Orden auf der Schulter, aber im Herzen den ewigen Nachhall deſſen, wofür ſie geglüht, gebetet, gerungen und geopfert, den Schuldbrief, welchen das jetzige Geſchlecht, unedel und grauſam genug, einzulöſen ſich ſträubt. —

Der Pfarrer war zu vernünftig, um uns mit Maximen groß zu füttern: er ſah zu gut deren Unzulänglichkeit für die Verhältniſſe des Staats ein, deſſen Bürger wir werden mußten. Die Politik blieb im Grunde ganz außer dem Bereich unſerer Erziehung — ich glaube, daß er anders gehandelt haben würde, hätte er uns für einen conſtitutionellen Staat heranzubilden gehabt. Nur ſelten, kurz vor dem Zuſammentreten der Kammern, in welchen der älteſte Bruder, Ludwig Jacoby, mitſaß, blieb dieſer auf der Reiſe nach der Reſidenz ein paar Tage in Seenheim; er und unſer Pfarrer wanderten dann unabläſſig in weiten, ſchlurfenden Pantoffeln vom Kachelofen nach der Ecke und zurück, und beſprachen die Verhältniſſe des kleinen Ländchens, gloſſirten Hof und Adel und ereiferten ſich über die Mißbräuche und Schadhaftigkeiten der Verwaltung. Die Mutter that von Zeit zu Zeit eine Querfrage, namentlich über den Hof, der ihr, bei aller Sinneseinfachheit, doch durch den ihr fremden Glanz und das geheimnißvolle Formenweſen ein ahnungsvolles Intereſſe gewährte: Louiſe ſprach wohl ein mildes, aber ernſtes Wort dazwiſchen, indeß wir Jungen auf den Stühlen umherſaßen und uns die Köpfe zerbrachen, warum das Wohl eines ganzen Landes in einer „Kammer" — kannten wir doch nur die obligate Pfarrhauskammer in Seenheim — berathen würde, und wie die vielen Grafen und Barone, unter denen uns die Herrn von Riedeſel beſonders intereſſirten, und alle die Pfarrer und Landrichter, welche der Bruder Ludwig herzählte, darin Platz haben könnten. Erſt ſpäter erfuhren wir, daß dieſer Bruder Ludwig ein Hauptorgan der äußerſten Linken war und ein lautes Wort mitſprach, daß die Regierung Urlaubsverweigerung und jegliches Mittel nicht ſparte, um ihm die Kammer zu verſchließen, und da begriffen wir auch erſt, warum der Kanzler der Landesuniverſität dem Inſtitut in Seenheim ſeine Viſitation wenigſtens ankündigte. Die Aufſatzbücher der älteren Schüler wurden dann auf's Sorgfältigſte vorab revidirt, jedes Blatt, auf dem nur die leiſeſte politiſche Anſpielung ſtehen konnte, caſſirt, die von der Regierung vorgeſchriebenen Unterrichtsbücher, die ſonſt das ganze Jahr im Staube moderten, zur Hand genommen. Unſere langen Haare kamen unter Louiſen's große Scheere, die Blouſen und offnen Kragen, die rothen Barets wurden bei Seite geſchafft, und wir ſelbſt in unſern feinen engliſchen Sonntagscoſtüms mit ſteifer Halsbinde, rundem Hut und engen Handſchuhen gehörig eingeſchult. Der Verluſt meiner Locken, die Louiſe jedoch höchſt zartfühlend ſo viel als möglich ſchonte, war mir hiebei immer das Schmerzlichſte, zumal da der Kanzler niemals gekommen iſt und es immer nur bei der Androhung bewenden ließ. Indeß wurde mir der Mann in der Imagination entſetzlich fatal, und ich mußte lächeln, als mich in reiferen Jahren ſein überraſchend feines und liebenswürdiges Weſen zu einer wenigſtens bedeutend verbeſſerten Anſicht zwang.

Ergötzlicher für uns war es, wenn die Pfarrer aus der Umgegend Herrn Jacoby beſuchten, und wir beim Veſperbrod oder auch über dem Abendtiſch ihren lebhaften Geſprächen zuhören durften. Es waren meiſt kräftige, geiſtvolle Männer in den beſten Lebensjahren, und faſt ohne Ausnahme Kameraden aus der Campagne. Hatten die heſſiſchen Jäger, da ſie mit dem Bubna'ſchen Corps nach Lyon zogen, auch eben kein Pulver gerochen, ſo hatten ſie gleichwohl alle Abentheuer eines Feldzuges, viele Beſchwerden und manchen luſtigen Streich durchgemacht; von den gebildeten, begeiſterten Muſenſöhnen war das Alles ganz anders, tiefer, mannichfaltiger, lebhafter aufgefaßt und feſtgehalten worden, als in einſeitigem, rein kriegeriſchem Geiſte: es war volle, ſchäumende Poeſie geworden, und Stunden lang habe ich unbemerkt an dem Munde der Erzähler gehangen, wenn ſie bei einem Glaſe eben nicht des ſüßeſten Paſtorenweins in die ſchönſte Zeit ihres Lebens zurückgriffen und Jugend, Begeiſterung, Muthwillen hervorförderten. Selbſt unſer Pfarrer entkleidete ſich dann allgemach ſeiner Würde, wir bekamen wohl mehr als das gewöhnliche Deputat unſeres Spitzgläschens, und häufig durfte ich Louiſen in der Kammer helfen, wenn ſie die Citronen zum Punſch preßte, mit welcher ſeltenen Schwelgerei ein ſolches Feſt beſchloſſen zu werden pflegte. Am andern Morgen ſchlich ich mich dann mit der Mutter auf den Speicher, wo in einer Ecke der Leinwandkammer die grüne Uniform, der Hirſchfänger, der Torniſter und die Jägermütze mit dem ſilbernen Hörnchen über dem Schilde aufgehangen waren. „So nahmen ſie Abſchied von mir!" ſagte die Matrone jedesmal. „Ach! der Förſter war kaum ſechszehn Jahre, und doch ließ ich ihn ziehn. Aber es war auch eine große Zeit, von der wir Mütter unſer Theil mithaben mußten."

„Sie hatten wohl rechte Angſt um ſie, während ſie draußen waren?"

„Nun ja, es waren ihrer drei — der Ludwig und der Carl ſchon Candidaten — wir weinten wohl, wenn wir alleine waren, Louiſe und ich, aber dann holte ſie die Bibel und las laut aus dem Buch der Maccabäer, oder vom Jephta, wie er auszieht gegen die Ammoniter — das gab mir raſch das Vertrauen wieder: ich wurde ſtark genug, noch manche Mutter zu tröſten, die ſich deſſen bedürftig an mein Herz warf.“

„Aber wie ſie wiederkamen, da war's wohl eine rechte Freude?“

„Das will ich meinen! der ganze Ort zog ihnen entgegen bis auf den Homberg, wo der Weg aus dem Walde tritt: an der Ederbrücke ſtanden wir, Louiſe und ich und Lotte, die noch ein kleines Mädchen war — und als ich zwiſchen den Candidaten ging und der Förſter mit Lotten auf dem Arme hinter mir her, da ſangen die Schulkinder: „Allein Gott in der Höh' ſei Ehr'!“ — und wir ſangen Alle mit aus vollem Herzen, und ich war ſehr froh, daß ich ſie wieder hatte. Aber das wollte ich doch heute noch, daß ſie mit geweſen wären in Paris!“

Das Debut eines Schauſpielers.

Aus einem Theaterroman.

Von Roderich Benedix.

I.

— — Sind Tiefenbacher,
Gevatter Schneider und Handſchuhmacher.
Wallenſtein's Lager.

„Wohnt hier der Schauſpieldirector Kuh?" fragte ein junger, feingekleideter Mann eine Magd, welche mit großen Holzpantoffeln angethan, eben beſchäftigt war, die Fenſter eines kleinen unanſehnlichen Hauſes zu putzen, das in der kleinen unanſehnlichen Stadt Fichtendorf gelegen war.

„Wat is gefällig?" gegenfragte das Mädchen.

„Wohnt hier Herr Kuh, der Schauſpieldirector?" wiederholte der junge Mann.

„Ick verſtaot nich," war die Antwort.

Der junge Mann verglich die Nummer des Hauſes mit einem Briefe, ſah ſich das Haus noch einmal kopfſchüttelnd an, warf einen prüfenden Blick auf die Nachbarſchaft und die ganze Straße, und war offenbar unſchlüſſig, was er thun ſollte. Wer in einer großen Stadt geboren, noch niemals die Armſeligkeit der kleinern unter den kleinen Städten geſehen hat, wird von ihr ſehr unangenehm berührt.

Man will die „traurige" Bemerkung machen, daß die neuen Verbindungsmittel der Eiſenbahnen und Dampfſchiffe zum Aufblühen weniger großer Städte dienen, während die kleinern dabei zu Grunde gehen. Wenn die Bemerkung wahr und richtig iſt, ſo iſt ſie darum doch nicht traurig, denn dieſe kleinen Städte ſind der wahre Sitz des Philiſterthums, ſie ſind es, die den Fortſchritt erſchweren und deren Kleinbürgerlichkeit oder Pfahlbürgerthum mit hartnäckiger Faulheit den Geiſt des Jahrhunderts von ſich abwehrt. Die armen Kleinſtädter ſelbſt ſind nicht ſchuld an der Verdumpfung, in der ſie ſich befinden — es ſind eben die Verhältniſſe. Das kleine Gewerbe gewährt nur ein ärmliches Leben, und in einem ärmlichen Leben, das die kümmerlichen Sorgen des Daſeins täglich wiederkehren ſieht, das ſich nie von ihnen loszumachen vermag, kann nichts Großes und Schönes gedeihen. Weit eher, als der Kleinſtädter, kann ſich der Bauer zu einer höhern Anſchauung erheben. Er bleibt mit der großen Natur in ſtetem Zuſammenhange, er muß ſtreben, in der Behandlung des Bodens und ſeiner Früchte ihre Geheimniſſe zu ergründen, er muß ihr die günſtigen und ungünſtigen Stunden abzulauſchen verſtehen, muß ſich gegen ihre Ungunſt ſchützen oder ihr zu trotzen ſuchen. Er ſchaut wenigſtens ſo weit um ſich, als ſein Auge den Himmel erfaſſen kann: der Kleinſtädter findet ſeinen Blick von den vier Wänden beſchränkt — ach und die ſind ſchwarz und finſter und ſehr eng, dieſe vier Wände.

Dieſe Gedanken mochten in dem jungen Manne aufſteigen, indem er ſich unſchlüſſig umſah. Er hatte den Entſchluß gefaßt, ſich der Bühne zu widmen, hatte vernommen, daß in Fichtendorf der Schauſpieldirector Kuh eine neue Geſellſchaft zuſammenziehe, hatte dieſem ſeinen Entſchluß und das Anerbieten mitgetheilt, einige Zeit unentgeldlich bei der neuen Geſellſchaft mitzuwirken, worauf ihm eine freundliche Antwort zugekommen war, die ſein Anerbieten annahm und ihn bat, bald möglichſt einzutreffen. In Folge dieſer Antwort ſtand er jetzt vor dem im Briefe bezeichneten Hauſe, zweifelnd, ob er am rechten Orte ſei, da die beholzpantoffelte Magd ſeine Frage nicht verſtand und ſich in ihrer Fenſterreinigung nicht weiter ſtören ließ. Plötzlich öffnete ſich ein Fenſter in dem obern Stockwerke des Häuschens, und ein Geſicht mit blaſſen Wangen und unraſirtem Kinn kam mit der Frage zum Vorſchein: „Um Vergebung, wen ſuchen Sie?"

„„Den Schauſpieldirector, Herrn Kuh.""

„Das bin ich ſelbſt — mit wem habe ich die Ehre?"

„„Mein Name iſt Zelter,"" erwiederte der junge Mann etwas erſchrocken über das Ausſehen des Mannes, der ihm auf der ſchwierigen Laufbahn der Kunſt Führer und Vorſtand ſein ſollte. Allein das Geſicht deſſelben verzog ſich zur ſüßeſten Freundlichkeit, und aus ſeinem lächelnden Munde ertönte die Einladung, heraufzukommen.

Der junge Mann folgte dieſer Einladung und ſtieg die ſchmale, enge Treppe hinauf, indem er die Magd noch hinter ſich murmeln hörte: „He will bi de Kummedjanten? Waorum hat he dat nich glik ſegt?"

Das Wort fuhr dem jungen Manne durch die Seele. Komödianten? Ihm galt das für ein Schimpfname. Mit allen Kräften ſeiner Seele zog es ihn zur Bühne, die herrlichſten Bilder des Großen und Schönen ſchwebten vor ſeiner Einbildungskraft, er träumte von Ruhm und Anerkennung des Volkes — und bei ſeiner erſten Berührung mit der Bühne mußte er das Schimpfwort Komödiant hinter ſeinem Rücken hören. Leider ſollte er bald die Erfahrung machen, daß die des Wortes Schauſpieldirector unkundige Magd nicht ſo unrecht mit ihrer Bezeichnung hatte.

Ein eigener Anblick bot ſich Zelter, als er eintrat. Ein kleines Zimmer mit zwei niedrigen Fenſtern, in dem fünf Stühle, zwei alte Tiſche und ein Kleiderkaſten nebſt einigen Koffern das ganze Hausgeräth ausmachten, war der Aufenthaltsort des Schauſpieldirectors Kuh mit ſeiner Familie, welche außer ihm aus ſeiner Frau und ſieben Kindern beſtand. Die Frau war eilig beſchäftigt, vom Tiſche Gemüſe und Kartoffeln wegzuräumen, die ſie eben zum Mittageſſen vorbereitet haben mochte, und die Kinder in die Kammer zu jagen, welche nur langſam und nicht früher dem oftmals keifenden Befehle Folge leiſteten, als bis ſie den Fremden neugierig gemuſtert hatten. Erſt nachdem Kinder und Frau ſich entfernt, war es Zelter möglich, einige Schritte vorzutreten und den Schauſpieldirector, Herrn Kuh, näher zu betrachten.

Er war ein Mann von mittler Größe, hager und verkümmert. Seine Kleidung war ſehr unvollſtändig, denn er trug nichts als Pantoffeln, einen mangelhaften Schlafrock und eine franzöſiſche Soldatenmütze, wahrſcheinlich ein Garderobeſtück, auf dem Kopfe, unter welcher ſein ſpärliches, grauſchimmerndes Haar hervorlugte. Wie weit ſeine Kleidung unter dem langen Schlafrocke vollſtändig war, ließ ſich nicht beurtheilen, doch ſchien das ſorgfältige Zuſammenhalten deſſelben auf einige Mängel zu deuten. Herr Kuh nahm ſeinem Gaſte den Hut ab, nöthigte ihn zum Sitzen, während er ſelbſt mit dem Rücken an die Wand gelehnt ſtehen blieb und dieſe Stellung auch nicht aufgab.

„Ich freue mich ſehr, Sie zu ſehen“, begann der Schauſpieldirector, „und finde darin eine gute Vorbedeutung für mein neues Unternehmen, daß Sie zuerſt von allen Mitgliedern eingetroffen ſind!“

„„Wie?““ fragte Zelter, „„ich bin zuerſt eingetroffen? Und ich hoffte, Alles bereits im Gange zu finden. Sie ſchrieben mir doch, daß die Vorſtellungen am erſten dieſes Monats beginnen ſollten, und heute iſt bereits der fünfte?““

„Hm, hm, allerdings“, war die Antwort; „allein unvorhergeſehene Hinderniſſe haben mich bis jetzt aufgehalten. Vier Mitglieder ſind nicht eingetroffen, drei haben abgeſchrieben, und ſo iſt meine Geſellſchaft noch ſo lückenhaft, daß wir nicht beginnen konnten. Allein jetzt, da Sie eingetroffen ſind — —“

„„Ich?““ fragte Zelter, „„Sie ſind ſehr gütig — allein ich traue mir nicht zu, eine Lücke auszufüllen, ich hoffe nach und nach Gelegenheit zu bekommen —““

„Was ſoll die Beſcheidenheit?“ rief Kuh mit aufgetragenem Tone — „ſtolz will ich den Spanier und beſcheiden ſind nur die Lumpen, ſagen unſre großen Dichter. Glauben Sie mir, junger Freund“, fuhr er vertraulich-väterlich fort, „mit dieſer Beſcheidenheit kommen Sie nicht weiter. O, ich habe Erfahrungen. Wenn Sie hinzutreten zu einem Hoftheaterintendanten, und mit geziemender Beſcheidenheit Ihren Beſuch machen — ſo iſt nichts für Sie offen; wenn Sie aber 3000 Reichsthaler Gehalt begehren, ſetzen Sie ſich gleich in Achtung. Die Leute nehmen den Menſchen für das, für was er ſich ausgiebt. Und wenn er ſich nur ſelbſt vertraut, vertrauen ihm auch die andern Seelen. Sie habe ich weg, Sie ſind zum erſten Liebhaber wie gemacht, und ſo können wir anfangen. Nächſten Sonntag iſt Hedwig, die Banditenbraut. Sie ſpielen den Rudolph!“

„„Ich den Rudolph?““ rief Zelter, „„und bis nächſten Sonntag? Das iſt unmöglich!““

„Der große Napoleon ſtrich das Wort „Unmöglich“ aus der franzöſiſchen Sprache heraus — ich kenne das Wort auch nicht“, ſagte Kuh mit allem Anſtande eines Helden, indem er den Schlafrock enger zuſammenzog, der ſich verſchoben und dabei den gänzlichen Mangel einer tuchenen Beinbekleidung verrathen hatte. Zelter wußte nicht recht, was er ſagen ſollte. Die Art und Weiſe des Schauſpieldirectors war ihm neu und verblüffte ihn etwas. Dieſe Aermlichkeit, dieſer Mangel an feiner, anſtändiger Haltung — ſo hatte er ſich den Vorſtand einer Künſtlergeſellſchaft nicht gedacht; dabei doch dieſe Selbſtzufriedenheit, dieſe Beſtimmtheit, dieſe angeführten Brocken aus großen Dichtern — Herr Kuh war etwas Unbegreifliches für den jungen Mann. Im Allgemeinen waren die Eindrücke, die er empfing, mehr peinlich, wenn auch hie und da lächerlich, und ſchon ſtieg der Gedanke, wieder abzureiſen, in ihm auf. Doch er verwarf ihn und beſchloß, ſich die Sache mit anzuſehen, indem er hoffte, jedenfalls ſeine Erfahrungen bereichern zu können.

Kuh mochte aus dem augenblicklichen Stillſchweigen ſeines Gaſtes den Schluß ziehen, dieſer ſei eingeſchüchtert und beuge ſich vor ſeiner Geiſtesgröße. Sein Benehmen, das anfangs über die bloße Höflichkeit hinaus etwas ans Kriechende geſtreift hatte, ward ſtolzer; er nahm die Miene eines Beſchützers an und fuhr hochtrabend fort: „Sie werden Gelegenheit haben, den Scharfſinn und die dichteriſche Erfindungsgabe zu bewundern, mit welcher ich die Kunſtleiſtungen meiner Geſellſchaft leite, mit welcher ich die Meiſterſtücke unſerer unſterblichen Dichter den vorhandenen Kräften anzupaſſen verſtehe, ohne jemals das Weſentliche eines Stückes wegzulaſſen. Ich habe es möglich gemacht, Schillers Maria Stuart mit ſechs Perſonen zu geben; und wenn Sie über den äußern Prunk von Decorationen und Anzügen wegſehen, ſo geben unſere Vorſtellungen an innerm Kunſtwerth denen des größten Hoftheaters nichts nach."

„„Ich unterwerfe mein Urtheil Ihrer höheren Einſicht. Wenn ich denn als erſten Verſuch den Rudolph in der Hedwig ſpielen ſoll, ſo bitte ich um das Buch oder die Rolle. Auch würde es mir Vergnügen machen, die übrigen Mitglieder der Geſellſchaft kennen zu lernen.""

„Ihre Wünſche ſollen ſogleich befriedigt werden," erwiederte Kuh, und ohne ſeinen Platz an der Wand zu verlaſſen, rief er: „Eudoria, die Rolle von Rudolph, und laß die Kinder herein."

Alsbald öffnete ſich die Thüre, und aus der Kammer traten acht Perſonen, die Frau und die ſieben Kinder. Man ſah es allen an, daß ſie in größter Eile ihre Anzüge geordnet hatten, um vor dem feingekleideten Fremden möglichſt wohlausſehend zu erſcheinen. Doch trug die ſämmtliche Kleidung das Gepräge des Dürftigen und Mangelhaften, wenn ſie auch bei den ältern weiblichen Mitgliedern ſich einer gewiſſen Sauberkeit befliß.

„Sie ſehen hier," hub Herr Kuh wohlgefällig an, „zugleich meine Familie und meine Künſtlergeſellſchaft. Meine

Frau Eudoria (die Frau verneigte ſich) ſpielt Anſtandsdamen, Mütter, ernſte und komiſche Alte; ich darf ſie nicht loben, weil ſie meine Frau iſt, aber Sie werden eine Lady Milford, eine Königin Eliſabeth, eine Aebtiſſin in den Kreuzfahrern von ihr ſehen, die würdig wären, auf den erſten Bühnen zu glänzen. Meine älteſte Tochter Bertha (ein recht hübſches Mädchen von etwa zwanzig Jahren machte den Knix einer vornehmen Gräfin, der ein Candidat der Theologie vorgeſtellt wird): erſte Heldin und Liebhaberin. Ihre Maria Stuart, ihre Johanna von Montfaucon, ihre Bertha in der Ahnfrau werden Ihnen ein Zeugniß meiner künſtleriſchen Erziehung geben. Sie wird Sonntag die Hedwig ſpielen. Meine zweite Tochter Camilla (ein Stumpfnäschen von etwa achtzehn Jahren machte eine komiſche Verbeugung) ſpielt die muntern und naiven Liebhaberinnen, ſingt auch in der Oper Soubretten. O, das Annchen im Freiſchütz iſt eine gute Partie von ihr. Am Sonntag wird ſie den Grafen Julius in der Hedwig geben.“

„„Den Grafen Julius?““ fragte Zelter verwundert.

„Allerdings,“ fuhr Kuh fort, „ſie iſt ſo vielſeitig, daß ſie in jedem Fache verwendet werden kann.“

Nach dieſen drei Hauptperſonen kam ein hochaufgeſchoſſener, magerer und blaſſer Junge von fünfzehn Jahren, der Ulyſſes hieß und der als Naturburſche und in Rollen komiſcher Bedienten ſehr gerühmt wurde. Zwei kleine Jungen von zehn und zwölf Jahren ſpielten nach Kuhs Ausſage die Melderollen und zwei kleine Mädchen von fünf und ſieben Jahren Kinderrollen.

Zelter ſah die Vorgeſtellten der Reihe nach an, und fragte endlich: „„Iſt das nun die ganze Geſellſchaft?““

„Vor der Hand ja,“ erwiederte Kuh, „doch hoffe ich, daß noch einige Mitglieder zugereiſt kommen, auch haben einige hieſige gebildete Dilettanten ihre Mitwirkung zugeſagt; zwei davon wollen auch wirklich ſich der Bühne widmen.“

„„Wie aber ſoll denn Hedwig beſetzt werden?““ frug Zelter erſtaunt, „„da fehlt ja noch der Graf, der alte Bernhard und die beiden Räuber.““

„Den Grafen ſpiele ich; den alten Bernhard, wenn Niemand bis dahin zugereiſt kömmt, ſpielt mein Sohn Gottfried,“ fuhr Kuh fort, auf den zehnjährigen Knaben deutend.

„„Dieſer Knabe,““ fragte Zelter, „„einen ſechszigjährigen Greis?““

„Bewahre“, erwiederte Kuh, „er gibt ihn als Pagen. Warum muß denn Bernhard alt ſein? Das iſt nicht weſentlich. Die Stellen, wo von ſeinem Alter die Rede iſt, werden geſtrichen, ſo geht das vortrefflich.“

„„Und die beiden Räuber?““ erwiederte Zelter.

„Sie überſehen hier meinen Sohn Ulyſſes,“ war Kuh's Antwort, indem er den fünfzehnjährigen Knaben in die Wangen kniff; „er iſt trefflich in ſolchen Rollen und ſpricht die beiden Räuber in Einer Perſon, während ein Statiſt den andern vorſtellt. Ueberlaſſen Sie alle Anordnungen mir, und ſehen Sie zu, daß Sie den Rudolph zum Sonntag können. So wären Sie denn in unſern Kreis eingeführt, und ich hoffe, Sie ſollen ſich recht wohl unter uns befinden.“

Zelter nahm ſeinen Hut und ſchickte ſich an fortzugehen. Kuh vergaß ſeine Stellung an der Wand um ihn hinaus zu begleiten, wobei es ſich zeigte, daß ſein Schlafrock hinten ein ſo bedeutendes Loch hatte, daß er ſich auf einen ſauber geſtickten Stuhl hätte ſetzen können, ohne der Stickerei durch den Schlafrock Schaden zu thun. An der Treppe fragte Kuh, wo Zelter wohne, und als dieſer ihm den Gaſthof zum goldnen Löwen nannte, fügte er hinzu, daß in dem Saale dieſes Gaſthofes die Bühne aufgeſchlagen werden ſollte. Zelter wollte eben gehen, doch Kuh rief ihn noch einmal zurück und ſagte: „Noch eins, Sie könnten mir einen weſentlichen Gefallen erzeigen.“

„„Und womit?““

„Sehen Sie, lieber Herr Zelter, ich bin eben in einiger Geldverlegenheit. Zwar beſitze ich noch einige Staatspapiere, doch greife ich dieſe nur im höchſten Nothfalle an. Wenn Sie mir mit zehn Thalern aushelfen wollten? Von der erſten Einnahme zahle ich ſie Ihnen zurück.“

Zelter gab das Verlangte und eilte fort. Er mochte nicht gleich in ſeinen Gaſthof zurückkehren, denn er war in einer ſo eigenthümlichen Stimmung, daß er einiger Sammlung bedurfte, und dieſe pflegte er auf einſamen Spaziergängen zu ſuchen. Die Umgegend des Städtchens war ſehr angenehm, und auf einem ausgefahrnen Feldwege hinwandelnd gelangte Zelter nach und nach dazu, ſich über die empfangenen Eindrücke ſelbſt klar zu werden. Er hatte Kunſt geſucht, und fand dem Anſcheine nach das jämmerlichſte Handwerk, er hatte gedacht, als Lehrling einem Meiſter gegenüber zu treten, und ſtand vor Menſchen, die er an Bildung weit überſah, er hatte ſich, wenn auch nicht glänzende, doch befriedigende Verhältniſſe gedacht, und fand Armuth und gänzlichen Mangel. Sein erſter Gedanke war geweſen, abzureiſen, doch nach und nach ward er ruhiger. Hatte ihn Kuh's Aufgeblaſenheit und Selbſtgefälligkeit auf der einen Seite angewidert, ſo war doch in dieſem Manne ein gewiſſes Etwas, das ihm nicht ganz mißfiel. Die Zudringlichkeit war groß, doch nicht von jener Gemeinheit, die Ekel erzeugt, ſondern ſie erweckte eher Mitleid. Zelter konnte nicht dazu gelangen, die Leute zu verachten, die an Bildung weit unter ihm ſtanden, die die Kunſt, ihm ein Heiligthum, ſo handwerksmäßig entweihten: er bedauerte ſie vielmehr, und ſeine nach und nach wiederkehrende Laune ſah endlich das ganze Treiben dieſer Leute von einer komiſchen Seite an. Indem er ſich den würdigen Schauſpieldirector noch einmal recht vorſtellte, rief er lachend faſt unwillkürlich: „Es muß auch ſolche Käuze geben.“ Er faßte den Entſchluß, vor der Hand zu bleiben. War er einmal da, ſo wollte er die Gelegenheit benutzen, die Sache auch von dieſer Seite kennen zu lernen. Seinen Namen kannte Niemand, und überdieß hoffte er, die Befangenheit bei ſeinem erſten öffentlichen Auftreten, vor der er ſich fürchtete, in ſolcher Umgebung leichter zu überwinden als anderswo. Mit dieſem Entſchluß drehte er um und wandte ſeinen Schritt in fröhlicher Laune dem Städtchen zu.

Als er durch die Straßen ging, war er der Gegenſtand der Neugierde aller Leute, man flüſterte ſich über ihn Bemerkungen zu, und mehrmals war ihm, als vernehme er das Wort Komödiant. Er merkte wohl, die Ankunft eines Fremden war hier ein Ereigniß, deſſen Kunde raſch von Mund zu Munde ging, und ſein Beſuch bei dem Schauſpieldirektor, aus dem man raſch Folgerungen zog, war auch ſchon allgemein bekannt. Den beſten Beweis dafür erhielt er im Wirthshauſe. Als er in die Stube trat, ſah ihn die dicke Wirthin von oben bis unten an, erwiederte mürriſch ſeinen Gruß und entfernte ſich auf eine Art und Weiſe, daß er nicht wußte, hatte ſie ſeinen Auftrag, ihm Wein zu bringen, gehört oder nicht. Nach einer Weile trat die Magd herein und brachte ihm ein Fremdenbuch, in welches er ſich einzeichnen ſollte. Er that es. Als er daran kam, anzugeben, weß Standes er ſei, ſtutzte er einen Augenblick, und ſchrieb dann lachenden Muthes hin: Schauſpieler. Das Mädchen nahm das Buch, erwiederte auf ſein wiederholtes Begehr nach Wein: „Jao, gliks," und entfernte ſich. Nach einer Weile kam ſie wieder, ſtatt des Weines aber brachte ſie den Beſcheid der Wirthin: er könne hier nicht bleiben, denn Komödianten beherberge man nicht. Die Röthe des Zornes ſtieg ihm ins Geſicht, denn noch hatte es Niemand gewagt, ihm im Wirthshauſe etwas zu verweigern. Doch ſeine gute Laune ſiegte, und er beſchloß, auch dieß von einer komiſchen Seite zu nehmen. Er ließ die Wirthin ſelbſt kommen und fragte ſie ruhig über die Urſache, warum ſie ihn nicht aufnehmen wolle. „Hier iſt keine Komödiantenherberge," blieb der einzige Grund, der aus ihr herauszubringen war. Als er ſich endlich erbot vorauszubezahlen, gab die Wirthin etwas nach, und ſehr bald kam ein Vertrag zu Stande, nach welchem er für Zimmer, Mittageſſen und Abendeſſen zehn Thaler monatlich vergüten ſollte. Er bezahlte einen Monat voraus, und ſomit hatte er ſich ein Unterkommen erworben. Doch trotz dem, daß er eine Börſe mit Gold zeigte, trotz dem, daß der Hausknecht einen ſchweren Koffer von der Poſt brachte, trotz dem, daß er in ſeiner ganzen äußeren Erſcheinung wie ein Prinz über alle Kleinſtädter hervorragte, konnte er es während ſeines Aufenthaltes nie dahin bringen, daß man ihn freundlich behandelte. Seine Trinkgelder erwarben ihm willige, aber nie freundliche Bedienung, und außer dem Poſtſecretair und dem Amtsſchreiber konnte er mit Niemanden auf einen Umgangston kommen. Man nannte ihn im Städtchen den „vornehmen Komödianten." Das Vornehme leuchtete den Leuten in die Augen, aber in ihrer Meinung blieb er ein Komödiant. So tief eingewurzelt iſt das Vorurtheil, das bei einem großen Theile des Volkes noch auf dem Stande des Schauſpielers ruht!

Dieſes Vorurtheil hat Urſachen und Wirkungen. Es entſteht oft aus dem Benehmen der Schauſpieler, wirkt aber eben ſo ſtark auf dieſes zurück.

Das Vorurtheil gegen den Schauſpielerſtand iſt ein weſentlicher Punkt, der bei Beurtheilung des deutſchen Theaters nicht überſehen werden darf. Zunächſt möchte daſſelbe wol in der angebornen oder anerzogenen Scheu begründet ſein, ſich ſelbſt öffentlich zur Schau zu ſtellen, ſo daß Leute, die dieß thaten, mit Verachtung angeſehen wurden. Mitwirken mag hier auch die Verachtung, welche die Römer ihren Schauſpielern angedeihen ließen, die übrigens bei dieſen ihren Grund darin hatte, daß in Rom nur Sclaven die Bühne betraten. Mitwirken mag ferner das Eifern, das von den Kanzeln gegen die Theater ergeht, weil ſie oft gefüllter ſind als die

Kirchen. Jedenfalls hat das Vorurtheil gegen den Schauſpielerſtand ſeine erſte Wurzel in den Anfängen des deutſchen Theaters. Uebrigens unterliegen faſt alle Künſte dieſem Vorurtheile, und wir ſind noch nicht lange über die Zeit hinaus, wo die Malerei, Dichtkunſt und Tonkunſt zu den brodloſen Gewerben gezählt wurden, die deshalb auf keine bürgerliche Achtung Anſpruch machen könnten — iſt ja doch einmal der Erwerbserfolg der Maßſtab für die Ehrenhaftigkeit eines Gewerbes. Ja noch in unſerer Zeit werden von den echten Philiſtern alle Künſtler für unnütze, der Achtung unwerthe Menſchen gehalten. Die Philiſter bedenken nicht, daß hier die Schuld an ihnen liegt, daß wenn ſie den Künſten auch den irdiſchen Erwerb zukommen ließen, der ihnen von Gottes und Rechtes wegen gebührt, die Brodloſigkeit und damit der Grund zur Nichtachtung von ſelbſt aufhören würde.

Die Folge dieſes Vorurtheils war, daß nur Menſchen von zweierlei Gattung ſich zu Schauſpielern hergaben. Erſtens ſolche, welche bereits ſittlich ſo tief verkommen waren, daß ſie der öffentlichen Mißachtung ſchamlos die Stirn boten, und zweitens andere, in denen der göttliche Funken der Kunſt ſo mächtig glühte, daß er ihnen die Kraft gab, der öffentlichen Verachtung zu trotzen und ihrem innern Berufe zu folgen. Daß die erſtere Gattung von Menſchen, die ſittlich verkommenen, auch als Schauſpieler unſittlich blieben, war natürlich, und dieſe Unſittlichkeit führte dann das Vorurtheil als einen neuen Grund für ſeine Rechtmäßigkeit an, ohne zu bedenken, daß es ſelbſt die Schuld daran trug. Das Vorurtheil und die Unſittlichkeit des Schauſpielerſtandes ſtanden aber fortwährend in Wechſelwirkung, und mehr oder weniger iſt das bis auf den heutigen Tag ſo geblieben.

Wenn das Vorurtheil ſich übrigens in einer gänzlichen Fernhaltung von den Perſonen des Schauſpielerſtandes äußert, mag es gehen; denn jeder muß die Freiheit haben, ſeinen Umgang ſich zu wählen. Allein das iſt nicht immer der

Fall, und die echten Philiſter ſind ſchamlos genug, aus dem Theater alle möglichen gewerblichen Vortheile zu ziehen und daſſelbe doch mit hochmüthiger Verachtung zu betrachten. Die Wirthin zum goldnen Löwen vermiethete ihren Saal zu den theatraliſchen Vorſtellungen um bedeutenden Preis, ſie benutzte den Vortheil, den ihr die theatraliſchen Vorſtellungen durch vermehrten Beſuch ihres Wirthshauſes gaben: allein von den Schauſpielern wollte ſie nichts wiſſen, und hätte dem guten Zelter gewiß Herberge verweigert, wenn nicht die Vorausbezahlung ſie kirrte. Sie nahm mit gieriger Hand die für ihre Verhältniſſe bedeutenden Vortheile, welche das Theater ihr bot, ſchenkte aber einem einzelnen Schauſpieler nicht für ein Glas Bier Kredit.

II.

> Wir wollen uns in den böhmiſchen Wäldern niederlaſſen, dort eine Räuberbande zuſammenziehen —
>
> Die Räuber.

Zelter war in wenigen Tagen der Rolle des Rudolph ſo weit Herr, daß er ſie auswendig wußte, und ging zu Herrn Kub, um mit ihm die Probe zu verabreden. Er fand den würdigen Director wie bei ſeinem erſten Beſuche, geplagt von drückenden Sorgen für die Gegenwart und voll großſprecheriſcher Pläne und Ausſichten für die Zukunft. Diesmal ſollte er die Bekanntſchaft einiger neuen Kunſtgenoſſen machen. Während des Geſprächs meldete ſich durch Anklopfen ein Beſuch an, und auf Kub's donnerndes Herein erſchien eine Dame, etwa vier Fuß groß, in einem ſeidenen, etwas verſchoſſenen Kleide, mit Shawl, Uhrkette und Federhut. Kub wollte einen Stuhl mit dem Zipfel ſeines Schlafrockes abputzen, um ihn der Dame zum Sitzen anzubieten, beſann ſich aber noch zur rechten Zeit, daß das Aufheben ſeines Feigenblattes den Mangel an Oberkleidern verrathen haben würde, riß ſeine franzöſiſche Soldatenmütze, die offenbar zu der Rolle des Rataplan gemacht war, vom Kopfe und vollbrachte mit dieſer die nothwendige Reinigung des Seſſels. Die Dame ſetzte ſich, warf dem jungen Zelter einen ſchmachtenden Blick zu, ſchlug die Augen nieder und fragte mit einer dünnen, ſchnarrenden Stimme, ob ſie bei hieſiger Bühne eine Anſtellung erhalten könne; ſie habe zwar noch kein großes Repertoir, was indeſſen bei ihrer Jugend — Zelter erhielt einen zweiten Blick — auch nicht gut möglich ſei, und Fleiß nebſt leichter Auffaſſung werde ſie bald weiter bringen.

„Was haben Sie geſpielt?“ fragte Kuh.

„„Kleine Jungens,““ war die Antwort.

„Kleine Jungens?“ wiederholte Kuh verwundert.

„„Nun ja,““ erwiederte die Künſtlerin, „„ich habe geſungen im Chor auf dem Hoftheater von Tannenwalde, und habe geſpielt die Pagen, die die Schleppen tragen, weil ich bin gut gewachſen. Aber weil ich nicht bin worden beſſer beſchäftigt, bin ich gegangen weg, um mich auszubilden anderswo. Der Pariſer Taugenichts iſt eine Rolle, gerade wie für mich geſchrieben, und ich möchte darin auftreten.““

„Eigentlich,“ flüſterte Kuh Herrn Zelter in's Ohr, „kommt ſie da meiner Camilla in's Fach und es wird manchen Krieg geben, allein ſie können abwechſeln; das Mädchen ſieht recht anſtändig aus, — ſeidenes Kleid — ich ſehe gern auf ein gutes Aeußere. Wenn ſie ihre Forderungen nicht zu hoch ſtellt — wir wollen ſehen.“ Die Dame rückte zwar mit ſehr hohen Anſprüchen heraus, ließ ſich aber endlich bereitwillig finden, für vierzehn Thaler monatlich und ein halbes Benefiz; unter die künſtleriſche Leitung des Herrn Kuh zu treten.

Kaum war das neu angeſtellte Mitglied abgetreten, als ein neuer Gaſt erſchien. Es war ein Mann, der nach ſeinem Ausſehen von hohem Alter ſein mochte, ärmlich gekleidet, mit zerriſſenen Schuhen. Man ſah ihm an, daß er von einer Fußwanderung kam. Er nannte ſeinen Namen Tiger, und fragte nach einer Anſtellung. Der Name Tiger kam Zelter bekannt vor, doch mochte er die Verhandlungen nicht unterbrechen. Herr Kuh eröffnete dem neuen Gaſte, der ſich für das Fach der Väterrollen anbot, daß er ſelbſt Väter, Charakterrollen und Intriguants ſpiele. Indeſſen kämen in manchen Stücken mehre derlei Rollen vor: wenn demnach Herr Tiger für zweite Rollen bleiben, aushülfsweiſe ſouffliren und in den Städten, wo keine Druckerei ſich befände, eine beſtimmte Anzahl Komödienzettel ſchreiben wolle, ſo könne er mit monatlich zwölf Thalern Gehalt dableiben. Der alte Mann nahm ohne Weiteres das Anerbieten an. Er mochte von ſeiner Wanderung müde ſein, denn er blieb ſitzen, obwohl die Verhandlungen beendet waren.

Zelter wollte eben ſein Geſpräch mit Kuh wieder beginnen, um über einige Anordnungen in der Hedwig Auskunft zu erhalten, als ein dritter Beſuch in das Zimmer trat. Es war ein junger Menſch, dem Anſcheine nach ein Handwerker, der ſeinen Sonntagsrock angezogen und ſich überhaupt „ſauber“ gemacht hatte. Ohne weitläufige Einleitungen eröffnete er Herrn Kuh ſeinen Entſchluß, zum Theater zu gehen. „Ich bin ein Drechsler,“ ſprach er, „habe aber immer viel Luſt an dem Theaterweſen gehabt und fleißig aus der Leihbibliothek geleſen, daß ich das Ding bald weg haben werde. Mit dem Handwerk geht es nicht recht, und mir iſt das Theaterleben lieber.“ Kuh ſchraubte ſeine Amtsmiene, gegenüber dieſem neuen Kunſtjünger, noch um einen Grad höher und eröffnete demſelben: ſo leicht ginge das nicht. Vor allen Dingen müſſe man deutſch ſprechen lernen und alle Mundart vermeiden. Indeſſen wolle er es verſuchen, doch könne er vor der Hand für die nächſten ſechs Wochen noch keinen Gehalt bewilligen. Der Drechsler überlegte ſich den Vorſchlag ein wenig, meinte dann: aller Anfang ſei ſchwer, und er wolle es zufrieden ſein. Damit empfahl er ſich. Kuh rieb ſich fröhlich die Hände und meinte, jetzt ſei ſeine Geſellſchaft vollſtändig und man könne Alles geben; der junge Drechsler ſei ein hübſcher Burſche, und wenn er etwas anſtellig wäre, ſo würde ſich bald aus ihm ein guter zweiter Liebhaber bilden laſſen. „Sie haben dann nicht mehr nöthig“, fuhr er zu Zelter gewendet fort, „Alles zu ſpielen, und Ihnen bleiben vorzugsweiſe die Helden, erſten Liebhaber und Bonvivants.“ Zelter mußte in beſonderem Anſehen bei ihm ſtehen, denn gegen dieſen war er geſchmeidig und zuvorkommend, und die Amtsmiene, die er ſonſt gegen Jeden annahm, milderte ſich gegen dieſen zu einem väterlichen belehrenden Tone.

III.

O ſelig der, dem er im Siegesglanze
Die ſichern Lorbeern um die Schläfe windet!
Fauſt.

Nachdem das Nöthige wegen der Probe verabredet war, entfernte ſich Zelter, und gleichzeitig mit ihm verließ auch Tiger das Haus. Da letzterer unſchlüſſig vor der Thür ſtehen blieb, redete ihn Zelter an und fragte: „Haben Sie ſchon ein Unterkommen?“

„„Noch nicht,““ war die Antwort, „„ich bin hier nicht bekannt und weiß nicht —““

„So ſein Sie dieſen Mittag mein Gaſt,“ fuhr Zelter fort, „Sie ſcheinen müde von der Reiſe und haben Nachmittag Zeit genug, ſich nach einer Wohnung umzuſehen.“

Das freundliche Anerbieten wurde angenommen, und bald ſaßen die beiden Männer auf Zelters Zimmer bei einer Flaſche Wein. Mit ſichtlichem Wohlbehagen ſchlürfte Tiger den ihm wol ſelten gebotenen Trank, ſeine erſchlafften Züge gewannen Leben, ſein mattes Auge etwas Feuer. „„Ich hätte in frühern Jahren nie geglaubt,““ hob er an, „„daß ein Glas Wein etwas ſo Köſtliches ſei. Der Geſunde kann ſich keinen Begriff von Krankſein, die Jugend keinen vom Alter machen, und ſo lernt man die Güter des Lebens erſt durch Entbehrung ſchätzen.““

„Ich entſinne mich aus meinen Knabenjahren eines Schauſpielers Ihres Namens,“ fragte Zelter, „der in meiner Vaterſtadt Eichenhain in großer Gunſt des Publikums ſtand — es mögen zwölf bis fünfzehn Jahre ſeitdem verfloſſen ſein.“

„„In Eichenhain,““ erwiderte der Alte, „„in Eichenhain, ja, ja — das ſind jetzt dreizehn Jahre her. Das bin ich ſelbſt.““

„Sie ſelbſt?“

„„Das wundert Sie, wenn Sie auf meinen jetzigen Zuſtand blicken? Freilich damals hätte ich noch nicht gedacht, daß ich dereinſt mit zerriſſenen Schuhen zu Fuße wandern müßte und keinen Pfennig beſitzen würde, um ein Nachtlager bezahlen zu können!““

„Kein Nachtlager?“

„„Ich habe vier Stunden von hier im Walde geſchlafen. Sie ſehen mich kopfſchüttelnd an, Sie können das nicht begreifen? Ja, ich bin nicht der einzige meiner Genoſſen, dem es ſo geht. Sie ſcheinen mir ein Neuling zu ſein.““

„Es iſt mein erſter Verſuch, den ich wage.“

„„Ich dachte es wol. Sie haben es gut getroffen, daß Sie hierher gekommen ſind: Sie können hier manche Erfahrungen machen, die Ihnen ſpäter von Nutzen ſind. Man ſieht dieſe kleinen reiſenden Bühnen mit Verachtung an, und theilweiſe mit Recht, denn von Kunſt iſt nicht mehr die Rede hier, nur von verkommenem Handwerk, und die Leiſtungen dieſer kleinen Bühnen verhalten ſich zu einer guten Darſtellung wie ein Leierkaſten zu einem großen Orcheſter. Und doch ſind dieſe kleinen Bühnen der Anfang und das Ende der Laufbahn vieler, wenn nicht der meiſten Schauſpieler und manches bedeutenden Künſtlers. Sie haben es heute ſelbſt geſehen: der Drechsler und ich — Anfang und Ende.""

„Der Drechsler?" fragte Zelter mit ungläubigem Lächeln.

„„Hm, Sie meinen,"" fuhr der Alte fort, „„aus Dem könne nie etwas werden? Ich glaube daſſelbe und doch möchte ich nicht unbedingt abſprechend urtheilen. Ich habe manchen tüchtigen Mann ſo und gerade ſo anfangen ſehen. Die Natur hat ihre Launen und fragt bei Vertheilung ihrer Kunſtgaben (Talente wenn Sie wollen) nicht nach Rang und Stand. Ich habe Leute mit einer Unbeholfenheit und Ungeſchicklichkeit ihre erſten Verſuche machen ſehen, die zu gar keinen Erwartungen berechtigten, und habe dieſelben Leute ſpäter als tüchtige Künſtler wieder gefunden, wenn ſie dieſe Unbeholfenheit überwunden hatten, die nichts war als die Verlegenheit, ſich in andern als den gewohnten Formen zu bewegen. Doch Sie werden die Erfahrung ſelbſt machen, und es wird Ihnen bei manchen Schauſpielern ein unlösbares Räthſel bleiben, wie ſich gänzlicher Mangel an geiſtiger Bildung und Unkenntniß feiner Sitte mit den tüchtigſten künſtleriſchen Leiſtungen vereinigen läßt. So wie der Drechsler haben die meiſten Schauſpieler begonnen. Sie verließen ein ihnen nicht zuſagendes Gewerbe und widmeten ſich der Kunſt. Viele, die Meiſten, gehen zu Grunde und bringen es nie zu Etwas; wo aber wahre Kunſtbegabung da iſt, bleibt auch ein Erfolg nicht aus. Solche kommen dann von Stufe zu Stufe zu beſſern Bühnen, erleben einen Höhepunkt ihrer Leiſtungen und Anerkennung und —""

Der Alte hielt inne, ein wehmüthiges Lächeln umflog ſeine Züge, er trank ein Glas Wein aus und ſagte dann:

„„Warum ſoll ich Sie langweilen mit Dingen, die Ihnen noch fern liegen und die Sie vielleicht nie erfahren werden?““

„Fahren Sie fort, ich bitte,“ ſagte Zelter, der dem Alten mit wachſender Theilnahme zuhörte.

„„Und ſteigen oder fallen von ihrem Höhepunkt herab,““ ſprach Tiger weiter, „„tief, immer tiefer, bis ſie ſo weit kommen wie ich. Sie ſchütteln den Kopf, Sie wollen damit ſagen: ohne eigne Schuld könne man ſo tief nicht ſinken? Bitte, keine Entſchuldigung — ſie iſt nicht am Platze. Ich will offen die Wahrheit ſagen. Es iſt wahr, wer das Glück hat, bei einer guten Bühne, mit gutem Gehalte eine längere Zeit angeſtellt zu werden, wie ich es hatte, kann nicht ſo tief herabkommen wie ich es bin, wenn er ſparen kann, wenn er ſein Alter bedenkt, wenn er ſich ein Vermögen zu ſammeln ſucht, wenn er ſich in Penſions- oder Lebensverſicherungen einkauft, und wie die Mittel alle heißen mögen, ſich gegen Mangel in den alten Tagen zu ſchützen. Ich gebe Ihnen zu, dieſes Sparen, die Vorſicht für die Zukunft iſt eine Tugend — ich habe dieſe Tugend nie beſeſſen, und in ſofern iſt es meine Schuld, daß ich ſo tief herabgekommen bin. Allein Sie finden dieſe Tugend ſelten bei den Schauſpielern, überhaupt bei den Künſtlern. Der Schauſpieler lebt der Gegenwart, die ihn mit allen ſeinen Kräften in Anſpruch nimmt, er ſchaut nie in die Zukunft, eben weil er der Gegenwart ganz gehört. Es mag damit etwas Leichtſinn verknüpft ſein, allein etwas leichter Sinn gehört zu unſerem Gewerbe. Ich kenne wenig Schauſpieler, die geſpart haben und zu Vermögen gekommen ſind, es ſei denn, ſie hatten eine verſtändige Frau. Da geht es — bei den Frauen iſt der Sinn der Sparſamkeit eine Geſchlechtseigenſchaft, und Schauſpielerinnen ſparen auch. Ich mag vielleicht Unrecht haben, aber die wenigen Schauſpieler, die ich als ſparſam gekannt, ohne daß die Sorge für Weib und Kind ihnen eine heilige Pflicht daraus machte — die habe ich niemals leiden — und habe mich auch niemals mit ihren Leiſtungen befreunden können. Es mag Vorurtheil von mir ſein, ich gebe es zu. — Was mich betrifft, ſo habe ich nie geſpart. Ich bin mit meinem Gelde immer ausgekommen — fiel es mir doch niemals ein, daß ich alt und ſtumpf werden würde, ſo alt und ſtumpf, daß ich nicht das mehr leiſten könne, was früher, daß ich ſo meine Anſtellung verlieren und hülflos werden würde. Das bin ich jetzt. Von guten Bühnen nach und nach zu geringern gekommen, muß ich es jetzt für ein Glück anſehen, hier ein Unterkommen zu finden, muß die Kunſt, die ich mein Leben lang im Herzen getragen, mißhandeln ſehen — und mißhandeln helfen. So ſind dieſe kleinen Theater wieder Verſorgungsanſtalten für alt gewordene Schauſpieler.""

Tiger nahm ſein Glas vor die Augen und betrachtete den goldnen Wein, gleich als thäte er einen Rückblick in die goldne Jugendzeit. Eine Thräne ſtahl ſich aus ſeinem Auge — doch er wollte ſeine Rührung nicht ſehen laſſen, leerte haſtig ſein Glas und ſagte lächelnd: „„Ich kannte einen Schuhmacher, der mit vierundzwanzig Geſellen arbeitete, und der iſt jetzt ein Altflicker geworden und nährt ſich kümmerlich; ich kannte einen reichen Kaufmann, der jetzt einen Trödlerladen hat — warum ſoll ein Schauſpieler nicht Komödiant werden können? Der Schuhflicker gibt ſich doch immer noch mit Schuhen ab, der Trödler handelt doch noch immer, und wenn ich auf der Bühne ſtehe — ich bin doch noch nicht zum Handwerker geworden, das heilige Feuer der Kunſt iſt doch nicht erloſchen.""

Seine Augen leuchteten in ſchöner Erregung bei dieſen Worten, und trotz ſeines dürftigen Anzuges dünkte es Zelter, als habe er ſelten ſo viel Würde geſehen, wie Tiger zeigte, als er fortfuhr: „„Es lebe die Kunſt!"" ſein Glas wiederholt leerte und halb lachend, halb wehmüthig hinzuſetzte: „„Freilich der Schauſpieler ſollte nicht alt werden."" Zelter ſprang aufgeregt in die Höhe, reichte dem Alten die Hand und ſagte:

„Wenn der Baum alt wird, verdorren ſeine Aeſte und ſein Laub verliert ſich, aber es bleibt doch noch ein kräftiger Stamm!“ „„Richtig““, erwiederte Tiger, „„bis er abgehauen und in's Feuer geworfen wird. Das iſt einmal unſer Loos.““

IV.

Ich hab' es öfters rühmen hören,
Ein Komödiant könnt' einen Pfarrer lehren.
Fauſt.

Zelter hatte ſich mit der offenen Empfänglichkeit der Jugend an den alten Schauſpieler angeſchloſſen. Er miethete und bezahlte ihm ein Zimmer neben dem ſeinigen. Da er fürchtete, ihn durch ein ſolches Geſchenk zu beleidigen, ſo hatte er ihm dieß Anerbieten ſchriftlich und auf die ſchonendſte Weiſe gemacht. In ihm lebte noch die wahre Achtung, die ein unverdorbener junger Menſch immer vor dem Alter hat. Tiger war mit dem Briefe in der Hand zu ihm gekommen und hatte ihm mündlich geantwortet: „Ich nehme Ihr Anerbieten an, denn die zarte Weiſe, mit der Sie es gethan, nimmt ihm das Drückende eines empfangenen Geſchenkes. Ich habe übrigens in meinem Leben ſchon manchem Kunſtgenoſſen in ähnlicher Weiſe geholfen und ſcheue mich nicht, jetzt ſelbſt Hülfe anzunehmen, wo ich ſie bedarf, indem ich ſie als Zins eines ausgelegten Kapitals betrachte. Rechnen Sie mir meine Rede nicht für Hochmuth an, allein es liegt im Menſchen das Streben, für alles Empfangene etwas wieder zu geben oder es als etwas Zurückgegebenes betrachten zu wollen. Da Sie mich durch Ihr Anerbieten der Sorge für Koſt und Wohnung entheben, kann ich meinen Gehalt auf Erneuerung meiner Kleidung verwenden, was mir ſo angenehm als nothwendig iſt.“ Dieſe Offenheit gefiel Zelter auf's Neue. Ueberhaupt war die ganze Art, mit welcher Tiger ſeine Armuth trug, für ihn einnehmend. Da war weder Bettelhaftigkeit noch übertriebene Verſchämtheit, weder Ingrimm über das Schickſal noch eine rohe Gleichgültigkeit. Tiger trug ſein Loos mit dem klaren Bewußtſein, es ſei unvermeidlich; er trug ſich und ſeine Armuth nicht gefliſſentlich zur Schau, noch verſteckte er ſich mit ängſtlicher Scheu: ſeine Gemüthsſtimmung war gewöhnlich ruhig; zuweilen überſchlich ihn wohl eine gewiſſe Trauer, die er dann hinter einem Lächeln zu verbergen ſuchte, das ſein Geſicht ſehr einnehmend machte. Wenn man bedenkt, daß Tiger, früher ein gefeierter Schauſpieler, den Genuß des Lebens in jeder Beziehung gekannt hatte und ihn jetzt ganz entbehren mußte, ſo konnte man nicht umhin, ſeine ruhige Entſagung höchſt achtungswerth zu finden.

Zelter hatte ihn gebeten, die Rolle des Rudolph mit ihm durchzugehen, allein er hatte das verweigert, indem er ſagte: auf der Probe wolle er ſehen, wie ſich ſein junger Freund ganz von ſelbſt, ohne Rath und Anleitung gebehrde, Zu viel Rath mache irre, überhaupt laſſe ſich wohl Rath geben, anlernen aber laſſe ſich nichts, wenigſtens ſei das Angelernte nicht viel werth.

Die Probe fand ſtatt. Da Hedwig ein Repertoireſtück des Kuh'ſchen Theaters war und die Kuh'ſche Familie ihre Rollen ſchon unzählige Male geſpielt hatte, ſo wurden nur die Scenen probirt, welche die Neulinge zu ſpielen hatten.

Zelter, der an geiſtiger Bildung wie an feiner Umgangsſitte der ganzen Geſellſchaft überlegen war, bewegte ſich doch anfangs mit einer Unbeholfenheit auf dem Theater, die ſehr dagegen abſtach, wie die Andern auf den Brettern „zu Hauſe“ waren. Er hätte nicht geglaubt, daß es ſo ſchwer wäre, ſich auf der Bühne umzudrehen, ungezwungen eine andere Stellung anzunehmen, ein paar Schritte vorwärts oder ſeitwärts zu treten und gleich wieder eine ordentliche Stellung zu haben.

Indem er fühlte, daß er ſich ungeſchickt drehe, daß ſeine Stellung eine gezwungene, unſchöne war, wurde er ärgerlich über ſich ſelbſt und dadurch noch befangener. Zuletzt waren ihm überall die Hände im Wege. Hatte er im Feuer des Sprechens den Arm gehoben, ſo wußte er nicht, wie er ihn wieder herunterbringen ſollte, denn bei der Stelle, wo ihm einfiel, der Arm müſſe wieder herunter, paßte es nicht. Er wollte die Hände in die Taſche ſtecken, doch unwillkürlich machte er wieder Bewegungen, wenn das Feuer der Dichtung ihn hinriß. Kuh, der bei der bedeutenden Perſönlichkeit Zelters und ſeiner Verbindlichkeit gegen denſelben eine etwas untergeordnete Stellung gegen ihn eingenommen hatte, hob ſich etwas. Er kramte alle die bei dem Theater hergebrachten Regeln des Stehens, Gehens, Knieens u. ſ. w. als ſeine Weisheit aus, und Zelter konnte ſich eines ärgerlichen Gefühls nicht erwehren, daß es ihm nicht gelang, ſo einfache Regeln von ſelbſt zu treffen, und daß er ſich von einem Menſchen wie Kuh über Dinge belehren laſſen mußte, die ſich eigentlich von ſelbſt verſtanden. Mit dem Sprechen oder Declamiren war Herr Kuh ſehr zufrieden und ſagte am Schluſſe der Probe zu Zelter: „Mein Scharfblick hat mich nicht getäuſcht. So wie ich Sie ſah, entdeckte ich in Ihnen ein bedeutendes Talent. Schön geſprochen, ſehr ſchön, müſſen gleich den Jaromir ſtudiren. Nur mit den Bewegungen hapert's noch — doch es wird kommen, findet ſich nur erſt die Routine. An meiner Anleitung ſoll es nicht fehlen, wenn Sie hübſch Acht haben und meine Winke befolgen."

Auch Roß, der Drechslergeſelle, hatte ſeinen erſten Verſuch gemacht und den Räuber Lorenzo vorgeſtellt. Wenn Kuh ſchon gegen Zelter den Lehrmeiſter ſpielte, ſo ſaß er gegen den armen Drechsler erſt recht auf dem hohen Pferde. Wenn er jenen nur mit Worten zurechtwies, ſo renkte er dieſem wie einer Gliederpuppe Arme und Beine aus und zurecht. Ueberdieß gab ihm das vorige Handwerk des neuen Kunſtjüngers

Gelegenheit zu unzähligen witzigen Wortſpielen, die freilich alle nur den einen Gedanken enthielten, daß der Drechsler nicht mehr wie früher hölzerne Figuren, ſondern lebendige zu machen habe.

Nach der Probe ging Zelter mit Tiger ſpazieren. Sie kamen in ein Geſpräch über dieſelbe, und Zelter bat den alten Schauſpieler, ihm offen ſeine Meinung zu ſagen, wie er ſich bei der Probe angeſtellt habe. Dieſer antwortete: „Bei Ihrem heutigen Verſuche muß man zweierlei unterſcheiden, Ihr Sprechen und Ihre Bewegungen. Was die letzteren betrifft, ſo wird ſich das bald finden. Was Sie heute hinderte, ſich frei zu bewegen, was Sie verlegen und befangen machte, iſt die Ungewohnheit der Bühne. Dieſe verſchwindet bald durch öfteres Auftreten. Sie ſind Herr Ihres Körpers, und das iſt das erſte und wichtigſte Erforderniß, um ſich gut bewegen zu können. Dieß klingt ſehr wenig gefordert, und iſt doch ſehr viel — denn es gibt ſehr wenig Menſchen, die Herr ihres Körpers ſind. Um das zu ſein, muß man leicht und ohne Beſchwerde Alles verrichten können, was ein geſunder, geübter Körper vermag. Wie wenig Menſchen können das! Wie anmuthlos gehen die Meiſten, wie Wenige ſind im Stande zu laufen, zu ſpringen, ohne daß es plump und lächerlich ausfällt, wie Wenige beſitzen etwas Gewandtheit! Wollen Sie einen Beweis für das Geſagte, ſo gehen Sie auf einen Exercirplatz und ſehen Sie die faſt unbegreifliche Ungeſchicklichkeit der Rekruten. Die einfachſten Handgriffe, die ein gewandter Menſch nach einmaligem Sehen nachmacht, müſſen Vielen wochenlang mit der größten Mühe eingeübt werden. Herr ſeines Körpers zu ſein, iſt nicht ſo unwichtig. Man kann aus der Art und Weiſe, wie Jemand ſich hält, ſeinen Körper trägt, nicht nur auf Stand und Erziehung, auch oft auf den Charakter ſchließen. So verſchieden wie der Charakter iſt auch die körperliche Haltung der Menſchen. Ohne auf zu große Einzelnheiten eingehen zu wollen, mache ich Sie blos beiſpielsweiſe auf eine würdevolle Haltung aufmerkſam. Aeußere Würde iſt ohne innere nicht möglich. Betrachten Sie aber einmal die äußere Würde, dieſe Ruhe im ganzen Körper, dieſen bewußtvoll getragenen Kopf, dieſe runden, kräftigen, anmuthigen Bewegungen — ein Mann voll Würde flößt Achtung ein, ohne ein Wort zu ſprechen. Wie würdelos ſind viele Männer, die ihrer äußern Stellung nach doch Würde haben ſollten. Haben Sie Acht auf die raſchen, zuckenden Bewegungen der Hände und Arme, das haſtige und anmuthloſe Drehen des ganzen Halſes, wo ein Seitenblick des Auges hingereicht hätte, den ſchlottrigen Gang, der die Beine und Fußgelenke wie abgeſchliſſen erſcheinen läßt. Zwiſchen dieſen beiden Enden, Würde und Würdeloſigkeit, liegen die verſchiedenen Gattungen von Körperhaltung mitten inne, zierliche und gezierte, ſtolze und hochmüthige, nachläſſige, gewandte, anmuthige u. ſ. w. Je mehr die äußere Erſcheinung eines Menſchen ſich der Würde nähert, deſto größern Eindruck wird ſie machen.

„Um nun Haltung zu haben iſt nothwendig, daß man den Körper übt und daß man vielfachen Umgang gehabt hat. Beides iſt nothwendig, und Eines ohne das Andere genügt nicht. Die Haltung, die Sie durch Körperübung erwerben, muß Ihnen durch Umgang zur Gewohnheit werden, ſoll ſie Ihnen eigenthümlich ſein und bleiben, ſollen Sie dieſelbe unbewußt haben und beibehalten.

„Was Sie betrifft, ſo haben Sie Haltung, und wenn Sie dieſelbe auf der heutigen Probe verloren haben, ſo werden Sie dieſelbe ſchon wieder gewinnen, wenn Sie ganz unbefangen werden. Uebrigens werden Sie bemerken: wer nicht eine angeborne oder durch Umgang und Uebung erworbene Haltung zum Theater mitbringt, wird ſie durch bloßes Spiel nicht bekommen. Er wird höchſtens dahin kommen, Haltung nachzuahmen, und ein ſcharfes Auge wird dieſe mehr oder minder geſchickte Nachahmung gleich erkennen. Einem wahren Künſtler aber iſt die Haltung mit allen den Schattirungen derſelben, die jede Rolle bedingt, gleich eigenthümlich, ſobald er zur Darſtellung gelangt.

„Uebrigens iſt Haltung zum Theil auch eine Sache der Begabung, und namentlich eine der ſchönſten und gefälligſten Gattung, die Anmuth. Anmuth, dem weiblichen Geſchlechte mehr eigen (während ſie beim Manne zur Würde ausſchlägt), läßt ſich ſelten erwerben, ſondern iſt meiſtens angeboren.

„Daß die äußere Haltung mit den inneren Anlagen des Menſchen meiſt auf das Innigſte zuſammenhängt, habe ich ſchon vorhin geſagt. Dieſen Zuſammenhang aufzuſuchen oder nachzuweiſen gehört nicht hierher; ich wollte eben nur ſoviel über Körperhaltung bemerken, als zum Handwerk des Schauſpielers gehört.“

Zelter fühlte ſich durch dieſe Worte etwas getröſtet, denn es war ihm peinlich, in irgend einer Beziehung ſo tief unter dem Schauſpieldirector zu ſtehen, wie er ſelbſt gefühlt und dieſer ihn hatte fühlen laſſen. Tiger fuhr fort und ſagte lächelnd: „Ueber den zweiten Theil Ihrer Leiſtung, über Ihren Vortrag, kann ich mich nicht ſehr günſtig ausſprechen.“ Zelter ſchaute ihn verwundert an, er meinte, ſeine Sache recht gut gemacht zu haben, ſo gut, daß es ſogar Kuh's Bewunderung erregt habe. Tiger ließ ſich jedoch nicht irren; er fuhr fort und ſagte lächelnd: „Sie haben im Allgemeinen richtig geſprochen, d. h. mit richtiger Betonung. Das iſt in unſerer Zeit ſchon viel, iſt mehr, als die Hälfte unſerer Schauſpieler vermag. Allein für einen wahrhaft gebildeten, einen wiſſenſchaftlich und künſtleriſch gebildeten Mann iſt das bloße richtig Sprechen noch kein Verdienſt, und an und für ſich iſt es kaum die erſte Stufe zu dem, was man Vortrag nennt. Antworten Sie mir: Iſt Ihnen nicht mehrmals die Kraft der Lunge ausgegangen? Haben Sie nicht mehrmals für den Nachſatz nicht Athem zu wenig gehabt? Haben Sie bei allen heftigen Stellen nicht ſo ſtark Athem geholt, daß ein förmliches Keuchen entſtand? Haben Sie nicht eine Maſſe Nebenworte, ja Nebenſätze ſo raſch und undeutlich hervorgeſtoßen, daß man Sie unmöglich verſtehen konnte?"

Zelter mußte das zugeben, und Tiger ſagte weiter: „Das kommt daher, Sie ſind Ihrer Sprache nicht mächtig. Sonderbar, wenn Jemand ſich zum Sänger ausbilden will, ſo muß er die langwierigſten Uebungen durchmachen, um Herr der Stimme zu werden, um jeden Ton leicht und leiſe anſchlagen, ihn anſchwellen und abnehmen laſſen zu können; er muß die größte Mühe auf die Eintheilung des Athems verwenden — kurz das Singen iſt eine Kunſt, bei welcher Jedermann die größte Uebung vorausſetzt. Das Sprechen, der Vortrag iſt dies aber auch, und daran glaubt Niemand. Einen ſchlechten Anſatz des Tones, ein falſches Athemholen eines Sängers bemerkt unſer Publikum gleich, ein Keuchen beim Athmen eines Schauſpielers bemerkt man nicht, oder wenn man es bemerkt, ſo hält man es für ein Zeichen einer feurigen Darſtellung und beklatſcht es ſogar. Und doch muß man, um gut zu ſprechen, ſo gut den Ton zu bilden üben, als beim Singen, eben ſo gut den Athem eintheilen, wie da. Wenn ein Sänger alle Kraft ſeiner Lunge anſtrengt, ſo ſagt man: er ſchreit, und wendet ſich mit ſeinem Ohre ab. Der Schauſpieler ſoll ebenſowenig ſchreien, denn ein geſchriener Ton iſt unſchön, die Kunſt aber ſoll nie unſchön ſein. Und doch hören Sie oft das raſendſte Brüllen beklatſchen. Selbſt wenn das Schreien nicht unſchön wäre, ſo wäre es aus ökonomiſchen Gründen verwerflich. Wenn Sie die Kraft Ihrer Lungen erſchöpfen, ſchwächen Sie ſich offenbar ſelbſt für das Folgende. Das Athemholen muß ſehr ſorgfältig beachtet werden. Sie holen viel zu wenig Athem, und Ihnen iſt es oft begegnet, daß Sie für die letzten fünf bis ſechs Worte nicht mehr Luft genug hatten und dieſe undeutlich nur hauchten, weil Sie unwillkürlich fühlten, daß Sie hier am Schluſſe des Satzes nicht noch einmal Luft ſchöpfen durften: denn man ſoll nicht willkürlich bei jedem Worte, ſondern nur bei kleinen Pauſen Athem holen, die ſich von ſelbſt ergeben. Das iſt allerdings ſchwer, wie ich es denn überhaupt für ſchwerer halte, gut zu reden, als gut zu ſingen, weßhalb Sie auch mehr gute Sänger als gute Redner finden. Auch müſſen Sie ſich oft einer größern Deutlichkeit befleißigen. Deutlichkeit iſt das erſte und wichtigſte Erforderniß des Vortrags, und doch finden Sie ſo viele Schauſpieler, die man nur mühſam verſteht, indem man aus einzelnen verſtandenen Worten die hingemurmelten, hingehauchten, oder beſſer hingeſudelten Worte erräth. Die Schuld an dieſer nur zu oft vorkommenden Undeutlichkeit iſt eine gewiſſe Maulfaulheit. Wenn Sie ſich beſtreben, jeden einzelnen Buchſtaben auszuſprechen und die Redemuskeln des Mundes kräftig bewegen, wenn Sie nicht zu faul ſind die Zähne auseinander oder überhaupt den Mund aufzumachen, wie ſo viele unſerer Schauſpieler, ſo werden Sie deutlich ſein. Die Kraft der Stimme thut hier gar nichts; haben Sie ſich an deutliches Sprechen gewöhnt, ſo werden Sie verſtanden und wenn Sie mit halber Stimme ſprechen, wenn Sie die Worte nur hinhauchen. Wie ein gutes Piano in der Muſik von der größten Wirkung iſt, ſo auch das Piano beim Sprechen. Ich komme immer wieder auf die Vergleichung mit der Muſik, mit dem Geſange zurück, da Geſang und Vortrag zwei nächſt verwandte Künſte ſind, von denen die erſte eine vollkommene, ausgebildete und bekannte Schultheorie beſitzt, die der letztern ziemlich noch abgeht. So giebt es im Vortrage wie in der Muſik ein Tempo. Das gewöhnliche Tempo des Redens würde ich Andante nennen, das Sie nach der einen Seite zum Allegretto bei heitern Sätzen, zum Allegro bei dem Steigen der Heiterkeit zur Luſtigkeit und bei dem Erwärmen des Gefühls zu Unwillen und Zorn ſteigern können. Weiter darf man das Tempo nicht treiben. Das Preſto iſt ſehr ſchwer und erfordert eine Geläufigkeit der Zunge, die ich ſehr ſelten gehört habe; dann iſt es allerdings von großer Wirkſamkeit. Ebenſo ſtuft ſich das Tempo nach der andern Seite, nach dem Langſamerwerden hin ab. Langſamer als Andante an und für ſich iſt überhaupt das Tempo des Tragödienverſes. Wenn Sie über dieſen Punkt jemals in Zweifel gerathen, ſo fragen Sie ſich nur: wie würde ein Muſiker dieſe Stelle componirt haben? dann werden Sie das richtige Tempo finden. Sehr paſſend kommt mir auch die Muſik zu Hülfe, wenn ich über das Betonen etwas ſagen ſoll. Die Meiſten verſtärken den Ton, wenn ſie etwas betonen wollen, und doch iſt das ſehr einſeitig. Sie können auch betonen, wenn Sie das hervorzuhebende Wort mit halber Stimme ſprechen, wenn Sie es langſamer, gewichtiger, um den Vergleich beizubehalten, mit ganzen oder halben Noten ſprechen, indem Sie den andern Worten Viertel und Achtel unterſetzen. Sie können auch betonen, wenn Sie vor und nach dem Worte eine kleine Pauſe machen. Doch würde es uns zu weit führen, wollte ich Ihnen alles das auf einmal ſagen — gelegentlich theile ich Ihnen noch andere Bemerkungen mit.“

V.

Die Pfoſten ſind, die Bretter aufgeſchlagen.
Fauſt.

Herr Kuh hatte dem Verlangen Zelters, noch einige Proben zu halten, nachgegeben, obwohl ihm ſonſt eine einzige genügte. Zelter hatte ſich mit dem größten Ernſt und Fleiß an ſeine Rolle gemacht, und ſo kam der Tag der Aufführung heran, ein wichtiger Tag für Kuh, der nach unzähligen hoffnungsvoll begonnenen und ſchmählich zu Ende gegangenen Verſuchen und Unternehmungen immer auf's Neue voll Hoffnung verſuchte und unternahm: ein wichtiger Tag für Zelter — der erſte auf einer Lebenslaufbahn. Das Theater war auf dem Saale des ſchon erwähnten Wirthshauſes aufgeſchlagen, ein leichtes, luftiges Gerüſt. Leere Fäſſer mit einigen Balken verbunden bildeten eine Unterlage, über welche ungehobelte, tannene Bretter genagelt waren: und ſo war das ſogenannte Podium fertig. Die Couliſſenhalter waren aus Pfoſten und Latten zuſammengenagelt und trugen die etwas abgenutzten Malereien des Kub'ſchen Theaters. Die Couliſſen waren ſogenannte Klappcouliſſen, wo jede Couliſſe aus zwei in der Mitte zuſammengenähten Klappen beſteht, die immer auf beiden Seiten bemalt ſind und dadurch, daß man die eine Klappe fallen läßt oder hinaufzieht, eine andere Couliſſe zum Vorſchein bringen. Die Beleuchtung beſtand aus blechernen Talgkaſten, in deren jedem vier ſtarke Dochte brannten und einen erklecklichen Qualm verbreiteten, da dieſe Kaſten aus ungereinigtem Talg von Frau Kub ſelbſt bereitet oder eingegoſſen wurden und alle möglichen eben vorkommenden Fettreſte mit aufnehmen mußten. In jeder Couliſſe brannten außerdem drei Talglichter, die indeſſen die Leiſtungen des Kub'ſchen Theaters gerade im rechten Lichte zeigten. Das Orcheſter beſtand aus fünf Muſikern: zwei Hörnern, einem Baß, einer Klarinett und einer Violine. Für eine Garderobe wollte ſich durchaus kein Raum finden laſſen, indem der Saal nur Einen Eingang und keine Nebenzimmer hatte. Man mußte ſich alſo hinter den Couliſſen anziehen, wobei denn die rechte Seite des Theaters dem weiblichen, die linke dem männlichen Theile der Geſellſchaft zufiel. In dieſe Nothwendigkeit ſich zu fügen, fiel Zelter am ſchwerſten, der, wie jeder Mann von Erziehung, ſich vor Andern immer nur ganz gekleidet ſehen ließ. Indeſſen überzeugte er ſich, daß ſelbſt dieſes Ankleiden in Geſellſchaft ohne Verletzung des Anſtandes abging, wenn man nämlich annimmt, es ſei nicht unanſtändig ſich gegenſeitig in Unterkleidern zu ſehen.

Der Anſchlagzettel des Stückes, aus welchem man die Beſetzung am beſten erſieht, lautete wie folgt:

Fürſtlich conceſſionirtes Theater in Fichtendorf.

Zur Eröffnung der Bühne:

Prolog

von Friedrich Kuh, geſprochen von Fräulein Bertha Kuh.

Hierauf:

Hedwig die Banditenbraut,

oder:

Rettung durch Frauenliſt.

Drama in drei Akten, von Theodor Körner.

Perſonen:

Graf von Felſeck		Friedrich Kuh
Die Gräfin, ſeine Gemahlin		Frau Kuh.
Julius, ihr Sohn, Rittmeiſter		Frl. Camilla Kuh.
Hedwig, ihre Pflegetochter		Frl. Bertha Kuh.
Bernhard, ein alter Diener	des Grafen	Herr Tiger.
Rudolph, Jäger		Herr Zelter.
Zanaretto,	Räuber	Herr Ulyſſes Kuh.
Lorenzo,		Herr Roß.

Räuber. Bediente. Bauern.

Als Zelter dieſen Zettel erhielt, war es ihm ganz eigenthümlich zu Muthe. Er nahm ihn öfters faſt unwillkürlich in die Hand, um ſeinen Namen zu leſen. Sich gedruckt zu ſehen iſt eine eigenthümliche Empfindung, die etwas Wohlthuendes hat, und Mancher, der auf Reiſen in eine fremde Stadt kommt, ſieht gewiß zuerſt am andern Morgen den Fremdenzettel ſorgfältig durch, bis er ſeinen Namen entdeckt.

Der Abend kam heran, mit ihm die Aufführung. Zelter hatte keine große Angſt, allein eine gewiſſe Unruhe trieb ihn umher, er war unfähig klar zu denken, auf Eine Sache ſeine Gedanken ganz zu richten. Er zog ſich an, und bald damit zu Ende, wandelte er auf dem Theater hin und her, zuweilen durch den Vorhang lauſchend. Der Saal füllte ſich nach und nach, denn wenn Göthe ſagt: „Ein echter deutſcher Mann mag keinen Franzen leiden, doch ihre Weine trinkt er gern", ſo gilt ein Gleiches von den Kleinſtädtern: ſie mögen die Schauſpieler nicht leiden, doch die Schauſpiele ſehen ſie gern.

Das Stück begann. Camilla als Rittmeiſter Julius ſah allerliebſt aus und hätte ganz gut geſpielt, wenn ſie nicht viel zu viel geſpielt hätte. Auch Bertha als Hedwig ging immer auf Stelzen umher, wozu übrigens die Körner'ſchen Verſe die gegründetſte Veranlaſſung geben, da ſie daſſelbe thun. Zelter ſtockte der Athem, je näher ſein Auftritt kam — endlich fiel ſein Stichwort — er trat heraus, und das „Herr Graf!", das er zu ſagen hatte, blieb ihm in der Kehle ſtecken, ſo überraſchend wirkte es auf ihn, das Publikum in unmittelbarſter Nähe vor ſich zu ſehen: Camilla mußte ihn dreimal fragen: „Was gibts?" — ehe er antwortete. Doch ermannte er ſich raſch, und Tiger flüſterte ihm aus der Couliſſe zu: „Nur ruhig!" Mit feſter Stimme ſprach er: „Es wird zur Jagd geblaſen!" — und damit legte ſich die Beklemmung ſeiner Bruſt, er athmete freier, und ſein feſter Wille ſiegte über die unwillkürliche Beklommenheit. Er trat vor und ſprach ſeinen Monolog mit volltönender Stimme, wobei er bemerkte, daß auf den erſten Bänken, keine ſechs oder acht Schritte von ihm, ganz hübſche Mädchen ſaßen, die einander emſig Bemerkungen über den guten Eindruck mittheilten, den Zelters ſchönes Aeußere und der Wohlklang ſeiner Stimme auf ſie gemacht hatte. Dies Gefühl: zu gefallen, hob ihn merklich, und er ſprach ganz hübſch. In der Scene mit Hedwig benahm er ſich anfangs etwas unbeholfen, er hatte das Gefühl noch nicht überwunden, welches uns hindert, vor Andern mit Frauenzimmern von Liebe zu ſprechen. Die übrigen Scenen gelangen gut. Mag man auch mit Recht dem ganzen Stücke nur eine untergeordnete Bedeutung zuſchreiben, mag namentlich der Charakter des Rudolph mehr einer jugendlichen Phantaſie als der wahren Natur entnommen ſein, ſo ſagt doch dieſer

Charakter einer andern jugendlichen Phantaſie immer zu, und ein junger Mann kann ſich ſo lebhaft in dieſe Rolle hineinfühlen, daß es ihm bei etwas äußerem Geſchick nicht ſchwer fällt, dieſelbe gut zu repräſentiren. Denn dieſe Rolle iſt eine von denjenigen, welche nur Repräſentation, nicht aber wahre künſtleriſche Darſtellung erheiſchen, und das iſt ein weſentlicher, feſt zu haltender Unterſchied.

Kuh kam nach dem erſten Aufzuge zu Zelter und ſagte ihm viel Schönes über ſeine Leiſtung. „Sie verdanken übrigens", ſprach er, „einen großen Theil Ihres Erfolges meiner Bertha. Das Feuer, mit dem ſie ſpielt, reißt hin und ſteckt die Mitſpielenden an. Es iſt faſt unmöglich, neben ihr ſchlecht zu ſpielen." Zelter warf bei dieſen Worten einen Blick auf das junge Mädchen, das er bisher, ganz mit ſeiner Rolle beſchäftigt, gar nicht beachtet hatte, und bemerkte, daß ſie wirklich recht hübſch war und die Augen niederſchlug, als ſie ſeinem Blick begegnete.

Der zweite Aufzug begann. Die Scene, in welcher Rudolph den Grafen zu Rede ſtellt, hatte etwas Komiſches. Der kräftige, hochgewachſene Zelter ſtach gegen Camilla, die in der Männerkleidung zwar niedlich, aber nur deſto kleiner ausſah, etwas ſtark ab, doch ſpielte ſie mit vieler Keckheit. Zelter gewann nach und nach ſo viel Ruhe, daß er das Spiel ſeiner Umgebung beachten konnte. Roß der Drechsler benahm ſich etwas ungeſchickt, doch bemerkte Zelter, daß er eine klangvolle Stimme hatte und ziemlich richtig betonte. Da Zelter mehrfach beklatſcht worden war, überhaupt an der Stimmung des Publikums bemerkte, daß er und ſein Spiel gefiel, ſo ſchlich ſich ſchon etwas Selbſtgefälligkeit bei ihm ein, die aber ſtark gedämpft wurde, als er die kleine Rolle des Bernhard, von Tiger geſpielt, beachtete. Es war eine Wahrheit in deſſen Darſtellung, daß Zelter augenblicklich fühlte, das ſei Kunſt, das ſei eine vollendete Leiſtung, und die ganze Umgebung beſtehe nur aus Stümpern. Das Stück neigte ſich ſeinem

Ende zu. Rudolph hatte ſich ausgebrüllt, hatte der Hedwig das Schlüſſelbund entriſſen, hatte ihr das ſchreckliche Schickſal, das ihr bevorſtand, zugedonnert und war im Begriff, die gefangenen Banditen zu befreien. Gewöhnlich wird er nun durch einen Schuß der Hedwig getödtet. Da indeſſen das Verſagen der Gewehre eine häufig vorkommende Sache iſt, ſo ſind die Darſtellerinnen der Hedwig auf dieſen Fall vorbereitet, drehen gewöhnlich das Gewehr um und ſchlagen den Böſewicht todt. So geſchah es auch hier. Bertha konnte in der Eile den Drücker nicht finden und drehte das Gewehr um. Unglückſeligerweiſe berührte ſie dabei den Drücker — das umgedrehte Gewehr ging los und der übrigens ungefährliche Schuß traf den neugierig zuſchauenden Contrebaſſiſten, während Rudolph, mit dem Geſichte abgewandt ſtehend, zuſammenſtürzte als er den Knall vernahm, und Hedwig mit dem hochgeſchwungenen Gewehr erſchrocken ſtehen blieb. Bei einem größeren Publikum möchte dieſer komiſche Zwiſchenfall den ganzen Schluß geſtört haben, allein hier jubelte das Volk, daß der Böſewicht todt war, unbekümmert um die Art, wie er ſein ruchloſes Leben verloren. Am Schluß ward Rudolph und Hedwig gerufen.

Wer mag es Rudolph verdenken, wenn er nach dem erſten, zum Theil mit ſo glänzendem Erfolge gekrönten Verſuche in freudiger Aufregung war? Er ſprach viel und ſah die Zukunft in dem ſchönſten Lichte, als er mit Tiger bei einer Flaſche Wein ſaß. Dieſer jedoch konnte eines gewiſſen Ernſtes nicht los werden, und als ihn Zelter endlich um Erklärung fragte, drückte er dieſem die Hand und ſagte bedeutend:

„Ich wollte, Sie wären ausgepfiffen worden!“

* * *

Lebenslauf eines Johannisfünkchens.

Von Johanna Kinkel.

Als ich zum erſtenmal meine Augen dem Licht öffnete, fand ich mich auf der Spitze eines Grashalms hin und her ſchaukelnd, an dem ich hinaufgeſtrebt war, ohne zu wiſſen warum. Unter mir dicht am Boden ſah ich die Trümmer meines Ei-Gefängniſſes, und über mir flatterte eine Geißblattranke, auf die ich kletterte als ſie zufällig meinen Grashalm berührte. Gleich darauf hob ein vorbeiſtreifender Windhauch dieſe Ranke ſo hoch empor, daß ich über das Geſträuch hinweg den Himmel und die rothe Abendſonne ſehen konnte. Aber von dieſem plötzlichen Anblick ward ich ſo geblendet, daß ich niedertaumelte und in den Kelch einer dunkeln Roſe fiel, zwiſchen deren weichen Blättchen ich mich zitternd in eine Ecke ſchmiegte und mich ganz ſtill verhielt.

Nach einigen Minuten kamen ein paar glänzend grüne Roſenkäferchen, hoben an Einer Seite das purpurne Blättchen auf, hinter dem ich ruhte, und bedeuteten mich: ich ſolle mich ſogleich aus ihrem Zelt fortmachen. Ich hatte mich unterdeß von meiner Ohnmacht erholt und verwunderte mich über die Keckheit der beiden grünen Stutzer; ja, ich hatte nicht übel Luſt, ſie aus der Roſe hinaus zu werfen; aber der Eine rief ein dickes Marienkäferchen zu Hülfe, als er meine grimmige Miene bemerkte.

Das Marienkäferchen kam gravitätiſch in ſeinem ſteifen rothen Mantel mit ſchwarzen Pünktchen herbeigeſchritten, und that mir zu wiſſen, daß es durch vertagtes Recht im Beſitz dieſer Roſe ſei, die außer ihm und ſeiner Familie nur von den kleinen grünen Käferchen bewohnt werde, und daß ſie ein Schutz- und Trutzbündniß errichtet gegen jede andre Art von Inſekten, die ſich bei ihnen niederzulaſſen gedächten.

Von der Uebermacht vertrieben ſchlich ich hinaus, und kletterte langſam den Stiel hinunter, um zu dem Grasplatz zurückzugelangen. Ich ſetzte voraus, daß er Gemeingut für alle kleinen Geſchöpfe ſei, die Luſt hätten ſich darin umher zu tummeln. Mein Weg über den Stiel führte mich leider nicht ſo friedlich dem Ziel entgegen als ich erwartet hatte. Er war von einem niederträchtigen, blaßgrünen Geſindel bevölkert, welches oft in ſo dichten Maſſen meinen Weg verſperrte, daß mir nichts übrig blieb als ihm über die Köpfe zu ſpazieren. Dies weichliche und verletzbare Geſchlecht ward über den leiſeſten Tritt meiner zarten Füßchen höchlichſt indignirt; man ſchrie Zeter über den ſchonungsloſen Wildfang und machte vergebliche Verſuche mich abzuſchütteln. Endlich jammerte mich dieſer graugrünen Brei-Nation. Ich maß mit den Augen, daß meine Heimath, das Grasplätzchen, nahe ſei. Ein kühner Sprung, und ich gelangte — welch Entſetzen — in das Gewebe einer koloſſalen Kreuzſpinne.

Obgleich ich am äußerſten Rande zappelte, ſo merkte mich dennoch das Ungeheuer auf der Stelle, welches inmitten des fadengewirkten Sterns in ſtolzer Ruhe das an der Sonne geröſtete Rumpfſtück einer Schmeißfliege zum Abendbrod verzehrte. Es that einen Schuß vorwärts auf mich zu, hielt dann plötzlich einen Moment inne, und ſtarrte mich mit durchbohrenden Augen an. Trotz meiner Todesangſt bemerkte ich doch genau den äußerlichen Habitus meiner Feindin. Sie war dickbäuchig und breitſchultrig, aber um den Gürtel ſehr enge eingeſchnürt. Ihr gelbes braungeſtreiftes Kleid hatte etwas unheimlich Gleißendes, obſchon ſie auf dem Rücken ein großes ſchwarzes Kreuz heuchleriſch zur Schau trug. Ihre langen Arme und Beine waren rauh behaart und mit ſpitzen Krallen verſehn. „Jetzt biſt du verloren!“ dachte ich, als ſie ſich zum Sprunge rüſtete, und fühlte Todesſchauer bis in's Innerſte.

Da flog eine Hummel des Weges und im trotzigen Muth mit dem Kopf grad in das Spinngewebe hinein, das ſie mit Einem Stoß zu durchreißen wähnte. Nun wuchs auch mir der Muth. Ich jauchzte der mächtigen Hummel Beifall zu, die ſich tapfer bemühte das Netz zu zerſtören. Ich glaubte ſie thue das Alles um meinetwillen, denn ſie brummte immerzu von Geſetzen die man zertrümmern müſſe, um dem Volk da im Graſe mehr Freiheit zu ſchaffen. Aber die abſolutiſtiſche Spinne verſtand nichts davon. Sie war von der größten Art, und durfte ſich kühn mit der Demagogin Hummel in den Kampf wagen. Die beiden balgten ſich ſo lange herum, bis ein Flügel der noch etwas jungen und unerfahrnen Hummel ſich in dem Netz verwickelt hatte. Meine Hoffnung auf Befreiung ſchwand mehr und mehr, denn die Kämpfenden näherten ſich mir, der ich feſt von dem Gewebe umſchnürt war, und ich ſah dem Augenblick entgegen, wo ich zwiſchen der Spinne und der Hummel erdrückt werden würde. In ihrer Noth fing die Hummel an laut zu brummen. Das hörte ein kleiner Bauerburſche, blieb lauſchend ſtehn, und haſchte dann eilig die Hummel um ihr den Honig zu ſtehlen. Die Spinne wollte entfliehn, ward aber von ihm zertreten, und die Hummel rettete ihr Leben durch einen raſchen Stich in den Finger ihres eigennützigen Befreiers, worauf er ſie ſchreiend entſchlüpfen ließ.

Alle Fäden des Spinngewebes flatterten zerriſſen im Winde, und ich ſank in's Gras, pochenden Herzens, aber unſäglich froh und zufrieden. Aller Haß gegen kleine unſchädliche Geſchöpfe war in meinem Buſen getilgt, ſeit ich die Spinne geſchaut hatte und aus ihren Krallen errettet worden war.

Nachdem ich einige Nahrung zu mir genommen, ſchaute ich mich nach Geſellſchaft um, und machte Bekanntſchaft mit einer Ameiſenfamilie, die dicht neben dem Graſe ein Häuflein Sand bewohnte.

Eine Zeitlang verkehrten wir denn auch ziemlich gemüthlich mit einander, um ſo mehr, da ich immer nachgab, wenn die Ameiſen Recht haben wollten. Die Familienmutter imponirte mir beſonders in ihrer grenzenloſen Geſchäftigkeit. Nur war es mir unangenehm, daß ſie auch mich aus meiner Ruhe treiben wollte, da ich doch eigentlich mehr Neigung hatte ſtill und träumeriſch im Graſe zu weilen und zu dem Abendſtern hinaufzuſchauen. Die Ameiſen faßten bald eine gewiſſe Mißachtung gegen meine Perſon, welche ſich zum brennendſten Haß ausbildete, als ſich bei einbrechender Nacht zu meinem eignen Staunen und zu ihrem Entſetzen kund that, daß ich die Eigenſchaft des Leuchtens beſitze. Jetzt hatte ich keine ruhige Minute mehr, denn wohin ich mich auch zurückzog, ſie hatten mich flugs hinter dem Graſe ausgeſpürt und verfolgten mich theils mit witzloſen Spottreden, theils mit langweiligen Rathſchlägen in Betreff meiner Lebensweiſe, welche Weiſungen vielleicht für Ameiſen und B-meiſen recht paſſend ſein mochten, nur für kein Johannisfünkchen. Vor Ungeduld ſchüttelte ich mich wie verzweifelt, und bemerkte plötzlich, daß ſich ein Paar Flügel entfalteten. Nun ſchwamm ich in Entzücken. Mit einem raſchen Entſchluß hob ich mich in die Lüfte, ſog den Duft der Roſen vorüberſtreifend ein, und blickte wonneberauſcht zu den Sternen, ſelbſt ein ſchwebender beſeelter Stern.

Einen Theil der Nacht durchſchwelgte ich ſelig im Bewußtſein meines eigenen Glanzes; dann aber folgte eine ſehnſüchtige Beklommenheit, welche am ſtärkſten meinen Buſen bedrängte, wenn ich lange unter einem Roſenſtrauch umhergeſchwärmt hatte. Der zauberiſche Duft, dies wunderſüße harmoniſche Geſumme der vielen kleinen Käferchen, welche den purpurnen Palaſt bewohnten, berauſchten mich mit Luſt und Wehmuth im ſeltſamen Gemiſch. Ich erſchien mir ſo einſam inmitten all dieſes Jubels, und da ich die andern Inſekten ſtets dann in der behaglichſten Stimmung fand, wenn ſie ſich vertraulich mit ihres Gleichen der höchſten Güter des Lebens freuten, als da ſind: der Schein der Himmelslichter, ein Tröpfchen Thau, ein Tulpenzeltchen und dergleichen, ſo beſchloß ich ebenfalls einen Freund oder eine Lebensgefährtin zu ſuchen.

Zuerſt wandte ich mich an eine Cikade, aber die machte mich faſt taub mit ihrer ewigen monotonen Geſchwätzigkeit, ſo daß ich mich zu dem ſchweigſamern braunen Graskäferchen hingezogen fühlte. Dieſem grauſte jedoch vor meinem Glanze, und es floh mich ſchnöde. Dafür umgaukelte mich die Mücke um ſo eifriger, ohne daß ich entſchiedene Freude oder Verdruß über ihre Gunſt oder Ungunſt empfunden hätte. Alle dieſe grauen Geſtalten blieben mir innerlich gleichgültig, und ich begann zu glauben: ich ſei ein unglücklicher Geiſt, aus einer höhern Sphäre in dieſen Erdengarten verſchlagen, und werde nimmer meines Gleichen finden.

In ſolchen Gedanken war ich bis an die Taxuswand gelangt, welche den Raum, in dem ich weilte, von einem freien Platze ſchied, als ich hinter derſelben ein bläuliches Funkeln wahrnahm, meinem eigenen Lichte ähnlich. Mit aller Kraft drängte ich mich zwiſchen der dichten Scheidewand hindurch, und befand mich in der Geſellſchaft von acht Johannisfünkchen, die munter zechend um einen Maiblumenkelch voll Thau ſaßen, in welchen ſie einige grüne Spitzchen Waldmeiſter geſtreut hatten. Sie empfingen mich wie einen Bruder der aus weiter Ferne heimkehrt, boten mir von ihrem Maitrank an und belehrten mich über meine Exiſtenz, über die Welt und die Stellung des Johanniswürmchens als ſolchen zu dieſer im Allgemeinen und Beſondern. Auch andere aſtronomiſche und naturwiſſenſchaftliche Fragen löſten ſie mir bereitwillig, wodurch ich in den Stand geſetzt worden bin, dieſe meine Geſchichte ſo gründlich und lehrreich mitzutheilen.

Auf die Frage: woher ſie ſelbſt zu dieſer Kenntniß gekommen, erhielt ich zur Antwort, daß ſich ſeit einiger Zeit ein Maikäfer bei ihnen aufhalte, der in ſeiner Jugend von einem Tertianer aufgefangen worden. Dieſer habe ihn mit in's Gymnaſium genommen, woſelbſt er mehrere Fächer mit Nutzen vortragen hörte. Darauf habe er ſich mit Verluſt eines Beins und einer Flügeldecke vom Faden losgeriſſen, und da er ſich geſchämt, in dieſem Zuſtande zu den Seinigen zurückzukehren, ſo lebe er in tiefer Abgeſchiedenheit bei ihnen als Lehrmeiſter.

Noch ehe ich die Bekanntſchaft dieſes trefflichen Käfers machen konnte, ſtürmte ein neues Ereigniß auf mich ein. Ein Jüngling und ein Mädchen kamen den Fußpfad hergegangen, neben dem wir unſer Banket hielten. Sobald der Jüngling uns bemerkte, ſtürzte er raſch auf die Knie und las uns ziemlich ungeſchickt auf, wobei nur zwei meiner neuen Freunde entſchlüpften. Wir wurden in des Mädchens Locken geſteckt und warfen unſern Schein auf ihre weiße Stirn. Darüber gerieth unſer Ruheſtörer in ein hohes Entzücken und küßte das Mädchen ſo ungeſtüm, daß drei von uns herabfielen und von einem Blumenkelch aufgefangen wurden, der an des Mädchens Gürtel ſteckte.

„O wie ſchön wird die Blume von den hellen Fünkchen durchleuchtet!“ rief das Mädchen: „komm, mein Liebſter, wir wollen eine Lilie holen und ſie ganz voll ſolcher Leuchtwürmchen füllen.“ Der Jüngling erwiederte: „Warte, Liebchen, ich will im Graſe ſuchen, ob ich nicht ein Weibchen finde; die geben viel hellern Glanz.“

Er ging und ſtöberte unter den Halmen umher; die Jungfrau aber pflückte eine ſchneeweiße Lilie, nahm mich aus den Locken und ſetzte mich hinein. In den ſchneeweißen glatten Blättern, die nun mein Haus waren, ſtrahlte mein Wandeln wunderbar wieder. Ich ahnte, hier müßte mir ein unermeßliches Glück begegnen. Der ſüße Duft der Lilie berauſchte ſo hold, doch bald ward er mir zu mächtig. Ich ſank in tiefe Betäubung und hörte nur noch wie das Mädchen ſagte: „Ach, das Johannisfünkchen hat ſeinen Glanz verloren.“

Als ich wiedererwachte, lag ich auf dem Raſen, der von friſchem kühlem Nachtthau getränkt war. Das Mädchen ſchüttelte über mir die Lilie und rief: „Nein, der Duft iſt zu ſtark, die armen Thierchen ſterben davon.“ Neben mir fiel das Weibchen, das der Jüngling geholt hatte, nieder, und leuchtete nur noch mattbläulich.

Mich durchſchauerte Angſt und Entzücken. Sie war da, endlich gefunden, die Mitleuchtende, und ſollte vor meinen Augen ſterben! Ich tauchte meine Flügel in Thau und benetzte damit mein Liebwürmchen, flatterte immer rund umher, daß all die Grashälmchen friſche Luft fächelten, bis es endlich wieder lebendig wurde und mich liebhielt. Da merkte ich, daß ſein helles Licht nicht bloß wie Feuer ſchimmert, ſondern auch warme Glut giebt, und ließ Käfer und Cikaden, Thau und Maiblumen um mein flammendes Liebchen.

Wir zogen uns aus der Nähe des gefährlichen Fußpfads zurück und bauten uns ein Zeltchen von Apfelblüthen im tiefſten Grunde eines Vergißmeinnichtſtrauchs, dicht am Rande eines Bachs. Dort blieben wir verſteckt bis nach Mitternacht, wo alles ſtiller und ſtiller um uns ward. Nur im Weidengebüſch gegenüber ſang eine Nachtigall langhallende, ſüßbebende Töne. Der Nachtwind brachte den Hauch der fernen Rebenblüthe und miſchte ihn mit Roſen- und Lindendüften. Gegen Morgen kam der Mond und ſpiegelte ſich im Bach. Da wagten wir uns wieder hervor und ſchwärmten in ungetrübter Jugendſeligkeit noch einmal von Buſch zu Buſch, von allen Düften und allen monddurchleuchteten Thauperlen koſtend.

Jetzt weht hinter den fernen Bergen der rothe Morgenſchein herauf, der den Tag verkündet, an dem wir ſterben müſſen. Wir ſcheiden fröhlich von dannen, denn in Einer Nacht haben wir die Fülle eines ganzen Lebens durchgenoſſen.

* * *

Margret.

Eine Geſchichte vom Lande.

Von Gottfried Kinkel.

Am obern Schluſſe des ſchönen Ahrthals, wo das Flüßchen dem Fuße eines ſtarkanſteigenden Berges entſpringt, liegt in die grüne Schlucht zurückgezogen das Städtchen Blankenheim im Schutz und Schirm der jetzt zertrümmerten Grafenburg, der es ſeinen Urſprung dankt. Mancher Wanderer wird ſich mit Vergnügen des lieben Oertchens erinnern, wo er nach den rauhen Pfaden der obern Ahr oder nach beſchwerlicher Eiffelfahrt zum erſten Mal wieder ſtädtiſches Behagen in reizender ländlicher Umgebung fand. Zumeiſt wer etwa im erſten Frühling das Thal beſuchte, gedenkt ſicher mit Entzücken des weiten weißen Blütenſchleiers, mit dem die ganze Schlucht wie überſponnen liegt, ein blühend Idyll mitten unter den wilden Eiffelhöhen, deren theils kahle theils bewaldete Rücken die Stadt rings umziehen. Im Schirm dieſer Höhen ruht ſie und genießt in Folge dieſer Lage eines rheiniſchen Sommers, während eine Viertelſtunde Weges die Berge hinauf genügt, uns in eine rauhe, nur der Fichte noch günſtige Luft zu verſetzen.

Freilich ſieht's denn im Winter ganz anders aus. Sein über die endloſen Schneeflächen ringsum herſauſender Hauch ſchont auch das Thal nicht. Die Wieſe dorrt vor ihm, durch welche in der milderen Jahreszeit die junge Ahr ſo munter herabtanzt, tiefer Schnee ſperrt die Stadt von dem gebildeten

Leben entfernterer Gegenden und ſelbſt von dem Verkehr mit den benachbarten Ortſchaften ab. Dann ziehen ſich die Honoratioren Abends ins Caſino zuſammen, ſpielen Karten und trinken Wein; draußen aber vor den Mauern iſt's nimmer gut hauſen.

Am wenigſten erwünſcht kommt denn in ſolchen Zeiten der Beſuch der Wölfe, welche durch den hinter Blankenheim endlos ſich ausdehnenden Zitterwald aus den Ardennen vorrücken und ihren räuberiſchen Hunger bis dicht vor die Stadtthore tragen. Unſer ungründlicher Nachbar, der Franzoſe, hat die Singvögel aus ſeinen Laubhainen, die Haſen aus ſeinen Feldern weggeſchoſſen, aber nicht Ausdauer genug gehabt jenes widrig gemeine Raubthier zu tilgen: an ſeiner Süd- und Nordgrenze, in Pyrenäen und Ardennen, höhnt es noch den civiliſirten Zuſtand des Landes. Was von dieſen grauen und böſen Gäſten nach Deutſchland herüber kommt, findet jetzt meiſt raſch ſeine Kugel: aber ſo lange iſt's noch nicht her, daß man ſie ſogar in der Rheinebene und, wenn das Eis ihnen eine Brücke über den großen Strom gab, ſelbſt auf dem rechten Ufer antraf. Die ganze Eiffel bildet noch bis heute ihre Domäne, der ſie einen Winterbeſuch abzuſtatten niemals verfehlen. Nachts gehen ſie am liebſten auf die Hunde an der Kette aus, am Tage holen ſie vor den Augen der Hirten Schafe von den Weideplätzen. Selten werden ſie dem Menſchen gefährlich; doch geht die unheimliche Sage im Volk, daß ein Wolf, der einmal aus grimmigem Mangel an Nahrung Menſchenfleiſch gekoſtet habe, hernach an keinem Thier ſich mehr vergreifen möge.

Jener Wald nun, der ihren Zug gegen Blankenheim hin deckt, zieht ſich faſt von der Stadt an, nämlich von dem Thiergarten der alten Grafen bei den Schloßtrümmern, über einen hohen Bergrücken fort, der die Stromſcheide zwiſchen Ahr und Kyll bildet. Beiderſeits liegen ſpärliche Dörfer meilenweit aus einander; hie und da trifft man einen Bauern.

hof, und wo in tiefen bebuſchten Rinnen Bäche jenen größern Flüßchen zulaufen, hat ſich wol eine einſame Mühle auf einem Stück mühſam gerodeten Wieſen- oder Ackerlandes angeſiedelt.

Solch ein Fleck in der tiefen lautloſen Stille einer flimmerkalten Winternacht liegt vor uns; nicht einmal das Rauſchen des Waſſers oder der leis plätſchernde Umſchwung des Mühlrades regt ſich, Alles ſtarrt im Eiſe. An den Menſchen und ſein Daſein mahnt nur ein ſchwaches Licht in einem Fenſter des kleinen an die Mühle angelehnten Nebenbaues, das gegen den kalten, blauen, öſtlich über die ſchneeigen Baum- und Bergſpitzen heraufkommenden Mond mit warmem Roth ſich abſetzt. Sonſt herrſcht allwärts der ernſte, grauſige, allem Leben feindliche Todesſchlaf einer herben Wild- und Waldnatur.

Bei jener Lampe aber wacht und klopft ein armes Menſchenherz — ein junges Weib beim Sterbebette ihres Kindes. Sie iſt nicht Jungfrau, nicht Weib, nicht Wittwe, aber dennoch iſt ſie Mutter. Ganz einſam und verlaſſen übt ſie ihre Pflicht: über die fiebernde Stirn des Kindes, das in tiefem, ſtarrem Gehirnſchlaf, mit geſpenſtig halb geöffneten Augen fühllos ihre Mühe hinnimmt, ſchlägt ſie raſch wechſelnd die naſſen kühlenden Tücher — und zwiſchen jedem Aufſchlag kniet ſie vor der Mutter Gottes hin, die zwiſchen den Fenſtern unter der Lampe hängt, und ſpricht ein ſtilles, ringendes Gebet.

Gott und ſeine Heiligen ſind furchtbar ſtumm in ſolchen Nächten! Die einſame Mutter erfuhr es. Kein Engel kam herab, ſeine heilende Hand auf die Stirn des kranken Knaben zu legen, das heiße Fieber ſtieg gegen die Mitternacht hin, immer ſchneller mußte ſie das kühlende Linnen erneuern. Ueber die dunkle Ecke, wo das Kind vor dem Lampenſchein geſchützt lag, fiel jetzt mit blaſſem, blauem Licht der Mondſchein, wob einen Glanz um das blonde müde Köpfchen und ſchlich nach kurzer Friſt wieder darüber hinweg, als hätte er das Sterbende noch einmal mit dem Stral des Lebens umleuchten wollen und dann der ewigen Nacht geweiht. Die Stunden rannen hin, die Mutter, ſtumpf von Leid und Ermattung, empfand ihren Gang nicht mehr und hörte gleichgültig den Schlag der Wanduhr, der ihren Wandel verkündigte.

Gegen Morgen ging der Odemzug des Kindes ruhiger, die Händchen wurden kühler, die Adern der Stirn begannen leiſer zu ſchlagen und die Augdeckel zogen ſich feſter zu. Sie wußte jetzt aus der Erfahrung dreier ſchrecklichen Wochen, daß ihr das Kind wieder auf Einen Tag geſchenkt ſei. Noch einmal legte ſie, das Köpfchen ſanft aufhebend, ein feuchtes Linnen unter. Dann ſetzte ſie ſich beiſeit ans Fenſter, lehnte den Kopf auf die aufgeſtützten Hände, hielt die heiße ſchmerzende Stirn an die gefrornen Scheiben und ſah mit den verwachten, verweinten Augen in die troſtloſe Schneenacht hinaus, die der Mond in ihrer ganzen lautloſen Erſtorbenheit noch blaſſer und leichenhafter malte.

Und nun, da keine äußere Thätigkeit und Sorge ſie mehr zerſtreute, erwachte ihr inneres Auge. Ihre ganze Vergangenheit lief in raſchen Bildern vor ihr vorüber, jede frühere Luſt, jeder vergangene Schmerz bohrte ſich tief und wühlend in ihre müde Seele ein, und alle dieſe kämpfenden Erinnerungen führten ſie zuletzt wieder zu ihrer Gegenwart, zu ihrer gräßlichen Verlaſſenheit, zum Sterbebett ihres ſchönen Kindes.

Margret war das Kind begüterter Eltern aus einem benachbarten großen Dorfe. Ihr Vater hatte unter Napoleon gedient, viele Länder geſehen und mit dem verſtändigen Blicke, der dem rheinfränkiſchen Stamme eigen iſt, Menſchen und Sitten beobachtet. Ueberall fand er daß Kenntniß Macht gibt, und als er mit einem zerſchoſſenen Arme, aber ſonſt noch rüſtig, in ſein väterliches Dorf zurückkehrte, ein Weib nahm und ſein kleines Erbgut zu bewirthſchaften anfing, da wandte er Alles was er geſehen und in achtſamem Herzen bewahrt hatte auf ſein Arbeiten an, nicht in dem neuernden Geiſte halber Bauernbildung, der Alles verſucht und gleich wieder aufgibt bevor es ſich als nützlich hat bewähren können, ſondern mit beſonnener und geduldiger Prüfung. Zum Staunen des Dorfes trat er, der ſchlichte Mann vom Pfluge, in einen benachbarten Verein reicher und gebildeter Grundbeſitzer ein, der eben damals zur Aufbeſſerung der ſchmählich vernachläſſigten Landwirthſchaft jener Gebirge zuſammentrat; gern nahmen ihn die Theoretiker auf, die von ſeinem ſichern Blick und ſeiner verſtändigen Erfahrung Vieles lernten, während dagegen er von ihnen die Reſultate der neuern Wiſſenſchaft für den Landbau empfing und ſogleich benutzte. In fünfzehn Jahren ſtand der Mann, der ſo klein angefangen hatte, bloß durch die Macht des Verſtandes unter den wohlhabendſten Leuten ſeiner Gemeine da, und die erſt über ſeine neuen Bebauungsweiſen und die wunderlichen Beſſerungen und Futterkräuter lachend den Kopf geſchüttelt, beeiferten ſich jetzt von ihm zu lernen. Man wählte ihn zum Schöffen, und wenn er ſeine Meinung über eine gemeinſchaftliche Maßregel im Gemeinerath oder auch im Wirthshauſe vortrug, ſo war Alles ſtill; dem ſcharfen ſchwarzen Auge, den ruhig hingeſtellten Gründen, der beredten praktiſchen Ausführung ſeiner Vorſchläge vermochte auch kein Gegner zu widerſtehen, und er war im Geiſte der Fürſt ſeines Kreiſes, obwol an äußerer Stellung und an Reichthum der alte Schultheiß noch über ihm ſtand.

Jenen Schatz von Kenntniſſen nun, dem er ſein Lebensglück dankte, wollte er um jeden Preis auch ſeiner ganzen Familie ins Leben mitgeben. Er hatte neun Kinder und ſah alſo voraus, daß von ſeinem Erbe auf jedes doch nur ein kleines Theil fallen werde, daß ſie alſo gleich ihm wieder unten anfangen müßten, wenn ſie es in der Welt zu etwas Rechtem bringen wollten. Die Söhne nahm er ſelbſt in ſeine Schule, gewöhnte ſie von früh auf an eignes kräftiges Zugreifen bei der Feldarbeit, führte ſie ſchon als Knaben mit auf die Jagd und theilte ihnen alle Vortheile mit, die ſich dem Landleben und der allnährenden Erde abgewinnen laſſen. Dann mußten ſie, die Kinder eines wohlbegüterten Landmannes, dennoch ohne Ausnahme für ein paar Jahre als Knechte auf großen Gütern bei tüchtigen Gutsbeſitzern eintreten: denn beim Militär hatte der Alte gelernt, daß nur wer vortrefflich gehorchen gelernt hat hernach vortrefflich zu befehlen verſteht. Dann aber, mit klugem Blicke die zu große Zahl der Bevölkerung in einem rauhen, wenig ergiebigen Lande wägend, ſchloß er ſich, einer der Erſten, mit Rath und That an die große Auswanderung nach Amerika an, welche noch jetzt von jenen Gegenden abſtrömt. Die beiden älteſten Söhne gingen, trotz den Thränen der Mutter, mit einer mäßigen Geldſumme nach Michigan, die beiden nächſten in der Reihe folgten zwei Jahre ſpäter mit der ältern Schweſter und einem bedeutenden Nachſchuß von Geld. Hierfür mußte der Vater einen anſehnlichen Theil ſeiner Ländereien veräußern, aber er ließ ſich auch von den Abziehenden, deren Schickſal er ſo geſichert hatte, einen ſchriftlichen Revers ausſtellen, daß ſie nach ſeinem Tode keinen weitern Anſpruch ans Erbgut machen wollten. Wirklich ging es den jungen Leuten in Amerika vortrefflich, da ſie Fleiß, praktiſchen Blick und ein Betriebskapital vom Vater mitgebracht hatten. Die Söhne konnten in jedem Briefe Beſſeres von ihrem Haus- und Viehſtand melden, das Mädchen, durch Schönheit und eine in Amerika ſeltene Bildung ausgezeichnet, hatte einen der reichſten Pflanzer aus dem Süden geheiratet und gebot über achtzig Sklaven und Sklavinnen.

Und ſo gelang es ihm auch mit den zu Hauſe gebliebenen Kindern trefflich. Zwei Söhne verheiratheten ſich in reiche Häuſer, dem letzten, jüngſten wurde das väterliche Haus und Gut beſtimmt. So blieb nur noch die kleine Margret übrig; ſie war noch ein Kind, als nun ihre Mutter nach kurzem Krankenlager ſtarb.

Hier fühlte nun der Vater, daß ſein Wiſſen nicht ausreiche für alles Feinere was Frauen lernen können und lernen ſollten. Ihm ſelbſt war ſeine Jugend vernachläſſigt worden: der Mann, der mit ſeinem Geiſte die amerikaniſchen Verhältniſſe überblickte und ſeine ganze Umgebung beherrſchte, hatte als Kind nicht ſchreiben gelernt und ſpäter nur mühſam die Fähigkeit ſich erworben Geſchriebenes zu leſen und ſeinen Namen mit ſteifer Hand hinzumalen. Und doch liebte er, und ſo auch die verſtorbene Mutter, dieſe Margret vor allen Kindern; zuletzt im Alter, nachdem das vorhergehende Kind ſchon acht Jahre alt, war dieß Neſthäkchen wie eine ungehoffte Weihnachtsfreude den Eltern noch geſchenkt worden. Früh ſchon anſtellig und dem Vater nachſchlagend zeigte ſie auch für Anderes als Spinnen und Nähen Sinn, und der alte Schulmagiſter fand, als ſie zehn Jahre alt war, daß ſie von ihm nichts mehr lernen könne, obwol er ſich wohlweislich hütete davon ein Wort zu ſagen.

Trotz dem ſah der kluge Schöffe ſehr bald ein, wie es damit ſtand: es verdroß ihn daß ſein Mädchen noch bis zur erſten Kommunion auf den Schulbänken ſitzen ſollte, ohne davon etwas im ſpätern Leben Förderliches zu gewinnen. Er ſann ſich einen Plan aus und griff zur Ausführung. Theils beim Wein im Wirthshaus, theils im Geſpräch mit den Frauen der reicheren Gemeineleute verfolgte er ihn: er wußte ein Dutzend Familien für ihn zu gewinnen. Es ſollte nämlich ein ſtudirter Mann auf ein paar Jahre ins Dorf gezogen werden, um etwa zwanzig Kinder in Demjenigen zu unterrichten was die Dorfſchule nicht leiſtete. Manche Bauern hatten Söhne zum Studiren beſtimmt, mehrere Frauen wünſchten ihren Kindern ſtädtiſche Erziehung zu geben. Der Schöffe erbot ſich, den künftigen Lehrer zu ſich in Koſt und Wohnung zu nehmen, ſchon weil er ſich freute dadurch manche Stunde Geſpräch mit einem gebildeten Manne zu gewinnen: die andern Familien ſollten ein kleines Schulgeld erlegen, das, als man hernach die Köpfe der angemeldeten Schüler zählte, dreimal ſo groß war als das Salair, womit der Adel ſich ſeinen erſten Bedienten unter dem Namen eines Hauslehrers ins Haus zu miethen pflegt.

Als dieß feſtſtand, ging der Schöffe ſelbſt in die nahe Univerſitätsſtadt, fragte einen zufällig begegnenden Studenten nach dem allerbeſten Profeſſor den ſie an der Univerſität für die Sprachen hätten, und ging friſchweg auf deſſen Haus zu. Der berühmte Philolog, zu dem er dort geführt wurde, ſah den Mann im Linnenkittel erſt erſtaunt an bei der Bitte, ihm den wackerſten ſeiner Studenten als Bauernhauslehrer zu empfehlen: als er ihn aber ſeinen verſtändigen Plan in klarer, einfacher Rede darlegen hörte und zuletzt mit Staunen den Betrag des angebotenen Einkommens vernahm, da nannte er ſogleich einen höchſt tüchtigen Jüngling, der eben bei Beendigung ſeiner Studien unverſorgt war, und ſchon am Abend wanderte der Schöffe mit dem neuen Lehrer ſeiner Heimat zu.

Die Wahl war gut getroffen. Der Lehrer war auf der Univerſität ein kräftiger Demagog und Turner geweſen, neigte nicht zur ſtädtiſchen Ueberfeinerung, und ſelbſt Bauernſohn fand er ſich in das ſchlichte aber reichliche Leben beim Schöffen leicht und gern hinein. Den Knaben gab er Latein und ſonſtige Gymnaſialfächer, brachte ſie auch ſo weit, daß die meiſten beim ſpätern Eintritt in öffentliche Schulen ein paar Klaſſen überſprangen. Die Mädchen aber unterrichtete er mit den Knaben zuſammen im Deutſchen, in Erdbeſchreibung, Vaterlands- und Völkerkunde und in Geſchichte. Vom nächſten Quellchen und Mühlbach, von den überall ſichtbaren Nachbarhöhen beginnend führte er die Einbildungskraft und die Begriffe ſeiner kleinen Schüler ins Ahrthal, an den Rhein, an die See, und ſo weiter in allen Ländern und Herrlichkeiten umher: dann erſt begann er die Geſchicke der Menſchen auf unſerm Balle zu berichten. Er war eine der herrlichen Naturen, bei denen jedes Wiſſen augenblicks ins Praktiſche, jedes

Ferne ins Nächſte übergeht, und der ſtürmiſche Freiheitsmuth, mit dem er die Gegenwart umgeſtalten wollte, gab ſeinen Erzählungen aus der Geſchichte eine Glut, die als zündende Menſchen- und Vaterlandsliebe in die jungen Herzen ſchlug. Alles Fremdländiſche, alles Charakterloſe, alle Verirrungen der modernen Kultur hielt er von ihnen fern, ſchon weil ihm ſelbſt das Alles fern lag. Mit leuchtendem Auge hing ſelbſt der alte Schöffe in dieſen Unterrichtsſtunden an dem Munde des männlichen Jünglings, mit noch leuchtenderm die kleine Margret.

Der Sinn des Mädchens iſt weich und auf alles Milde gewendet, ſo lang es jung bleibt. Schwindet dieſer frühe Duft vor ihm, erwacht der ſchärfer ſondernde Verſtand, ſo wird das Weib, weil ſein Denken meiſt keine edeln und großen Stoffe ergreift, kleinlich, perſönlich-beobachtend und leicht herb, bösartig oder gemein. Iſt aber jener anfänglichen Wärme ein Gedanke geboten, ſind dem Kinde Dinge und mächtige Perſonen bekannt geworden, dann erhält ſich an dieſen Erinnerungen die Jugend des Geiſtes und des Gemüthes, das reifende Denken ſinkt nicht ins Kleine, Alltägliche hinunter, und die ganze Hingabe die in der weiblichen Natur liegt wird zur Nachahmung jener großen Menſchen und ihrer reinen Thaten. Solch ein Weib wird ſtärker in ſeinem feſten Willen, aufopferungsfähiger für die erkannte Pflicht und ausdauernder in ſeiner Lebensaufgabe, als der kräftigſte Mann.

Margret lernte aus dieſem Unterricht, was zu allen Zeiten wenig Weiber begreifen, daß die Pflicht mehr iſt als das Gefühl, der Beruf wichtiger als die Neigung. Das gab ihr in Allem was ſie that, auch im Kleinſten, eine Macht des Willens, die bei andern Frauen zum widrigen Eigenſinn geworden wäre. Sie aber hatte Erkenntniß genug, nur an das ihren Willen zu ſetzen was eines Willens werth war. In allem Uebrigen blieb Margret ein Kind vom Lande gleich allen andern Dorfmädchen. Zwei Frauen des Dorfes, die

Küſterin und die Wundärztin, gaben ihren Töchtern, als dieſe ins Jungfernalter traten, ſtädtiſche Hüte, Umſchlagtücher und Sonnenſchirme, und eine reiche Bäuerin ſchickte die ihren gar auf ein Jahr in eine Penſion zu Profeſſoren- und Kaufmannstöchtern: „damit ſie doch ſich unterhalten lernen,“ wie die Mutter ſagte. Dieß hätte der Schöffe nie gelitten, und Margret hätte es nie gewollt. Im Sommer führte ſie mit den Mägden die Sichel und den Melkeimer, im Winter ſpann ſie. Obwol ſie Sonntags unſre beßten Schriftſteller las und ſie beſſer verſtand als die ſtädtiſchen Nähmädchen, redete ſie doch mit Jedermann den derben Dialect, an welchem die Rheinländer ſo feſt halten. Auch ihre Tracht blieb die ländliche; nur auf den Reihen und am Feſttag trug ſie den koſtbaren aber immer der Dorfſitte gemäßen Putz, wie man ihn am Rhein bei reichen Halfenstöchtern ſieht. Es iſt eine kleidſame Tracht: das Haar wird vorne ſchlicht geſcheitelt, nach hinten aber heruntergekämmt und dann über den Kopf in rundem, auf dem Nacken liegenden Wulſt wieder heraufgeſchlagen. Eine große, eckig gebogene Goldſpange ſitzt auf beiden Schläfen auf und trägt auf dem obern Bügel die weiße, nur das Hinterhaupt bedeckende Haube von klarem Stoff mit der koſtbaren Spitze, welche handbreit um Stirn und Wangen flattert. Das Kleid fällt lang und faltig an den Hüften herunter, ein Spitzentuch liegt über Schultern und Bruſt; lange Handſchuhe decken den untern Theil des vollen, vom Sonnenbrand gerötheten Armes. Man findet in dieſem Stande zuweilen die ſchönſten, ſchlankſten Geſtalten: mit großen feſten Schritten ſieht man ſie wol am Arme ihrer Burſche auf den Jahrmärkten herumziehen, das Körbchen am Arme, mit klugen braunen Augen, voll von Selbſtgefühl auf ihre Jugendfülle und auf den Reſpekt, den ihnen der Reichthum ihres Vaters unter ihren Umgebungen erwirbt.

Solch ein Mädchen wurde Margret, nicht eben fein oder beſonders hübſch, aber kräftig an Leib und Seele, klar und friſch wie ein blühender Schlehdorn. Weil ſie ernſter und männlicher war als die meiſten andern Dirnen, hielten die Burſche des Dorfes ſie für ſtolz, und vielleicht war ſie das auch. Aber fremde Manieren hatte ſie nicht an ſich, und auf dem Tanzboden wußte ſie zwiſchen reichen und armen Burſchen keinen Unterſchied.

Mit ihr war als Spielgenoß und ſpäter auch als Mitſchüler in jenen Unterrichtsſtunden bei dem neuen Lehrer der einzige Sohn des Schultheißen aufgewachſen, nicht allein der reichſte Erbe im Dorfe, ſondern auch der ſchmuckſte und tüchtigſte Junge von allen, ſtrebſam, verſtändig und kühn. Trefflich führte Nikola ſeine Büchſe, auf die Jagd nahmen ihn auch die benachbarten herrſchaftlichen Jäger gerne mit, und wer mit dem alten, gebrechlichen Schultheißen ein Geſchäft hatte, verhandelte lieber mit dem raſchen Sohne. Daß er hübſch war, hätte Niemand abſtreiten dürfen, und er ſelbſt wußte es am beßten, auch wenn's ihm die Mädchen nicht zu verſtehen gegeben hätten. Gegen eine ſtarke Neigung zur Eitelkeit hatte ſchon bei dem Knaben der Student der jenen Unterricht gab vergebens angekämpft; er trug ſich ſtädtiſcher und modiſcher als die andern Burſche, und auf ſeinen Betrieb hatte der Schultheiß die Hauptſtube ſeines Hauſes, als ſie einer Auffriſchung bedurfte, nicht neu mit Waſſerfarbe malen ſondern mit Tapeten auskleiden laſſen.

Das Gefühl beiderſeitig anerkannter Tüchtigkeit hatte Nikola und Margret von früh auf zuſammengeführt und vertraut gemacht, und als ſie älter wurden zweifelte Niemand daran daß aus ihnen ein Paar werden ſollte: wer hätte auch im ganzen Dorfe beſſer zuſammengepaßt? Aber zu einer Erklärung war es zwiſchen ihnen beiden noch nicht gekommen.

Das jährliche Dorffeſt des Vogelſchießens kam heran. Früh morgens zogen Trommler und Pfeifer durch alle Straßen, Buben und kleine Mädchen jubelnd hinter ihnen her. Die Burſche, welche durch Zahlung eines mäßigen Geldes am Rechte des Königsſchuſſes ſich betheiligt hatten, putzten ihre Büchſen und Stutzer und bürſteten die grünwollenen Schützenhüte aus, die nur an dieſem Feſte getragen werden: die Herzen der Mädchen aber pochten voller Erwartung, ob ihr Schatz oder ein Anderer dießmal den Vogel abſchießen möchte.

Um elf Uhr, nach dem Hochamte, begann der Fahnenſchwenk. Paarweis zogen die Schützen zur Kirche und holten die ſeidene Fahne mit dem Bilde der Maria ab. Der Fähnrich trat gleich hinter die Muſikanten, dann folgte der Schützenkönig des vorigen Jahres, deſſen Ehrenregiment nun zu Ende ging, und hinter ihm die andern Schützen, deren jeder insgeheim hoffte heut an ſeine Stelle zu treten. Auf dem Hauptplatz unter der Linde angekommen ſtellten ſich die Jünglinge in einen Kreis, um welchen die Maſſe der übrigen Dorfbewohner wogte. Der Fähnrich trat in die Mitte: es war ein ſtattlicher Burſch mit hübſchgekräuſeltem Schnurrbart; er trug das blaue Barett mit drei Federn und die breite weißſeidene Schärpe. Trommel und Pfeife ſpielten eine alte muntre Weiſe: nach ihrem Takt erhub er die Fahne in die Luft, ſchwang ſie über dem Haupte; dann ſtemmte er den Schaft in die Seite und ließ das flatternde Banner mitten um ſeinen Leib in weitem Kreiſe rauſchen, dreimal rechts, dreimal links herum. Hierauf erhub er den einen Fuß, und um das Knie des andern beſchrieb die Fahne, dicht am Boden herwehend ohne ihn zu berühren, ihre raſchen rauſchenden Kreiſe: auch um den rechten Fuß führte ſie ſodann die andre Hand, während der linke ſich erhub ſie durchzulaſſen. Zuletzt noch einmal wogte das Banner unter dem jauchzenden Zuruf der Maſſen in feſter Fauſt hoch in den Lüften über dem Haupte des Starken, der ſtolz auf die gelungene Schauſtellung mit flammendem Antlitz aufgerichtet ſtand. Nun gings wieder in feierlichem Zuge, aber haſtiger und ungeduldiger, zur Vogelſtange oben am Walde. Die Schützen zogen ihre Looſe, während man im Dorf eilfertig die Suppe und das Sonntagsrindfleiſch aß, und noch ſtand die Sonne mitten am Himmel, als gegen den monſtröſen hölzernen Vogel, deſſen Gleichen auch Raff's Naturgeſchichte nicht kennt, das muntre Pfeifen der Büchſenkugeln begann.

Glückliche Schüſſe fegten den Schwanz, die Flügel und zuletzt auch den Kopf weg; ein lautes Triumfgeſchrei der Jugend folgte jedem herabſplitternden Theile, und die kleinen Jungen balgten ſich um die Holzſpäne. Aber der Rumpf, obwol am Ende klein wie eine Hand und ganz ungeſtalt von Streifſchüſſen, haftete noch auf dem letzten ſtarken Nagel. Die Entſcheidung konnte jetzt jeder nächſte Schuß bringen, die heiße Spannung der Schützen gab ihnen eine vorher ſeltene Sicherheit im Zielen, und oft zitterte der Vogel, wenn die Kugeln dicht unter ihm gegen den eiſenbeſchlagenen Maſt prallten. Dem Nikola bebte die Büchſe in der Hand; krampfhaft zählte er die Schützen, die noch vor ihm an der Reihe waren; der letzte hatte den Nagel krummgeſchoſſen, an welchem das kleine Holzſtück jetzt wie an einem einzigen Splitter im Winde ſchwankte. Da ſpannte Nikola den Hahn, trank ein großes Glas des beſten Ahrweins, drückte den Hut feſter in die Stirne und warf unter der Krempe einen Blick auf Margret herüber, die grade vor ihm am Waldabhang unter andern Mädchen ſtand. Alsdann ſchritt er zum Schützenſtand, legte an und wartete einen Augenblick ab, als der Abendwind den Vogel nicht mehr ſchaukelte. Jetzt ſchoß er, der Nagel fuhr zerbrochen aus der Spitze des Maſtes, und in weitem Bogen ſprangen die Trümmer des Vogels zerſpällt auf die Köpfe der Zuſchauer herab.

Waren bis dahin die Herzen der Männer in Spannung geweſen, ſo kam nun das Zittern an die Mädchen. Keines hatte mit Nikola ein heimliches Verſtändniß, keins durfte ſich Hoffnung machen, und doch konnte kein Zweifel ſein, daß Die welche er zur Königin nähme auch die Erwählte ſeines

Herzens ſei. Aber als wäre das eine längſt beſchloſſene und abgemachte Sache, ging Nikola, die Büchſe über die Achſel hängend, drüben zum Waldrand hinauf, umfaßte Margret, gab ihr einen herzhaften Kuß und führte ſie als Königin auf den Schützenplatz. Die andern Burſche wählten ebenſo raſch ihre Dirnen, die Muſikanten ſetzten ſich in Marſch und man zog zu dem eine gute halbe Stunde weiter auf einem ſchönen Berge aufgeſchlagenen Schützenzelt, wo Alles zum Reihentanz eingerichtet war.

Margret ging ſelig und ſtolz an der Hand ihres Nikola, und ehe man noch oben anlangte, wurde auch bereits ein feſterer Bund zwiſchen beiden jungen Herzen geſchloſſen, die ja ſchon von der Wiege an ſtill mit einander verwachſen waren.

Den Meiſten kam es ganz gelegen daß eben Nikola den Königsſchuß gethan hatte. Er war ſo reich daß er nicht zu ſparen brauchte, und übernahm alsbald die Zeche für die ganze Geſellſchaft der Schützen und ihrer Mädchen. Die blanken Thaler die er in die Mützen der Muſikanten ſpringen ließ, der feurige Wein von Altenahr den er preisgab und die friſche ſommerliche Lebensluft des Gebirges entzündeten bald den wildeſten Tanz. Nach dem erſten Walzer zog Nikola ſeine Margret aus dem Zelt: ſie gingen unter die Kirſchbäume beim Saume des Waldes, umfaßten ſich mit Inbrunſt und wechſelten ihre Küſſe. Es waren die erſten Küſſe die ſie gaben und empfingen — die erſten welche verdienen Küſſe zu heißen. Sie ſind gefährlich und verhängnißvoll. Margret fühlte ein leiſes Beben in allen Gliedern, ſie ſpürte ihr Blut raſch und heiß aus dem Herzen in die Wangen ſtrömen: ſie faßte Nikola an der Hand und führte ihn wie im Spiele unter Plaudern und Koſen zu dem Tanzreihen zurück.

Dort unter dem Zelt fanden ſie ein wildes Leben: die Mädchen glühten wie Pfingſtroſen, die Burſche athmeten tief vom Tanze auf. Als das Paar wieder eintrat, blieſen die Muſikanten, wie es verabredet war, Tuſch, und Alles rief laut und fröhlich mit erhobenen Gläſern: Unſer Herr Bräutigam, des Schultheißen Nikola, ſoll leben, und ſein Bräutchen, des Schöffen Margret, auch daneben! Erröthend nahm Margret, lachend Nikola den Glückwunſch an. Die Burſche wollten ihm ihre Gläſer zubringen, er aber rief: Wartet ein wenig, mein Verlöbniß muß in Walporzheimer getrunken werden!

Der dunkelglühende, ſtarke Sohn der Ahrtraube, wie er auf den heißeſten ſchwarzen Schieferfelſen des Thales reift, rann in die Kelchgläſer. Nikola trank mit Allen, und auch Margret mußte ſtarker Beſcheid thun als ſie wünſchte. Die Mädchen brachten ihr einen Kranz, die Burſche dem Nikola einen Roſenſtrauß mit Bändern ins Knopfloch. Der Walzer begann von Neuem, von den beiden ſchlanken, ſtolzen Geſtalten eröffnet. Und nun ergoß ſich auch durch ihre Adern die ungebändigte Lebensluſt: bis über die Mitternacht hinaus wurden Nikola und Margret nicht müde, in jedem neuen Tanz ſich wieder zu umſchlingen und Herz an Herz ſchlagen zu hören.

Als die Hähne aus den Thälern die Mitternacht anzeigten, gingen die meiſten Burſche mit ihren Mädchen heim. Nikola, weil er den Wirth machte, mußte der letzte ſein, und ſuchte manches Paar durch Zutrinken noch feſtzuhalten. Als endlich die Muſikanten ihre Geigen in die Ecke geſtellt und ſich auf die Streu gelegt hatten, als nur der Wirth noch ſchlaftrunken hinter dem Schenktiſch ſaß, brach auch er mit ſeiner Braut auf. Vor das Zelt getreten, ſahen ſie den Himmel von einer plötzlich aufziehenden Wetterwolke dunkel, ein paar ſchwere Tropfen fielen herab, eine matte Schwüle lag über dem Walde. Nikola meinte, ſie ſollten den Regen noch unterm Zelte abwarten. Aber Margret war bange wegen des ſpäten Ausbleibens und mochte ſich keinem Gerede ausſetzen, da man wußte daß ſie mit Nikola allein zurückgeblieben war. Sie drängte alſo zum Fortgehen: vielleicht, ſagte ſie, erreichen wir noch vor dem Dorf die letzten Paare und kommen gar vor Ausbruch des Wetters heim.

Dann laß uns den nächſten Weg gehen durch den Buſch, antwortete Nikola: dort haben wir auch eher Schutz als auf dem Felde.

Sie ſchlugen den kleinen Waldweg ein: er ging ſteil abwärts, und Nikola hielt ſtützend den Buſen Margrets an ſein wildes Herz gepreßt, während ſeine Wange auf ihrer heißen vollen Schulter ruhte. Es war eine furchtbar ſchwüle Juninacht, Johannisfünkchen gaukelten zwiſchen den dunkeln Sträuchern, kein Laut klang in dieſe träumende Stille herüber. Aber die Wetterwolke zog ſchwarz und ſchwärzer über ihr Haupt, und fern überm Walde hörten ſie ſchon das laute Platſchen des Regens, der auch ihnen raſch näher drang. Es iſt unmöglich, ſagte Nikola, wir zwingens nicht bis nach Hauſe: komm in das Mooshüttchen auf dem Vogelherd, das liegt ganz nahe hierbei in meinem Buſch. Damit zog er ſie durchs pfadloſe Gebüſch; ſie zitterte als ſie ihm folgte und wußte nicht warum.

Die Hütte nahm ſie auf: Moos, Wald und Wetter woben eine dichte undurchdringliche Nacht um ſie her. Im Hollunder vor dem Pförtchen ſaß eine ſpäte Nachtigall und ſchlug, wie bange vor dem Wetter, ihre tiefſten, bebendſten, erſchreckendſten Klänge; durch die kleinen Fenſter ſtreckte üppiges Geißblatt ſeine Blüthenſträuße herein und füllte die Hütte mit berauſchendem, ſinnverwirrendem Duft; ein Johannisfünkchen ſchwebte hindurch und zeigte mit ſeinem flüchtigen Glanz dem Mädchen das lodernde Auge des Geliebten. Dazwiſchen entlud ſich der Regen und durchbrach mit wildem Rauſchen die ſtille Nachtſchwüle. Müde von Tanz, Glück und Sehnſucht ſaßen ſie auf der weichen Moosbank: die Welt mit all ihren Gedanken lag fern von ihnen — nur ihre Herzen wachten, ihre Lippen fanden ſich, ihre Arme umwanden ſich.

Oeſtlich über dem Walde dämmerte ein grauer Schein, im Weſt verzuckte das Gewitter mit rothem Wetterleuchten. Da trat das Paar aus der Hütte. Margret nahm weinend den Kranz aus ihren Haaren und ſtreute ſeine welken Blumen in den Hollunderbuſch: weich und innig an den Geliebten geſchmiegt ſtieg ſie durchs Gebüſch zum Dorfe hernieder und achtete es nicht daß die Tropfen ihr Kleid durchnäßten. Mit Schrecken ſah ſie in der Stube des Vaters ein Licht brennen: Nikola aber umfaßte ſie unter der Hofthür noch einmal mit voller Inbrunſt und jauchzender Seligkeit und ging dann die Gaſſe des Dorfes hinunter nach dem Schultheißenhauſe.

Der jüngſte Bruder machte der Margret die Hausthür auf. Aber du bleibſt lange, ſagte er, der Vater liegt oben auf dem Bett, es iſt ihm ſeit geſtern Abend nicht recht, und wir haben ſo eben den Großknecht auf dem Schimmel nach dem Doktor geſchickt. Geh hinauf zu ihm, ich mache jetzt in der Küche geſchwind Feuer, und dann kochſt du ihm einen Hollunderthee.

Margret flog die Treppe hinauf: blutroth trat ſie vor den Vater, denn ſie meinte Jeder müſſe ihre Schuld auf ihrer Stirne leſen, und erwartete vom Vater heftigen Tadel. Der aber war weich wie man ihn ſelten ſah, bot ihr die Hand und ſagte: Ich habe es ſchon geſtern Abend von den jungen Geſellen gehört, du biſt Braut und haſt, das muß ich ſagen, einen wackern Burſchen mitgekriegt. Sieh, Margret, das freut mich, denn nun hab' ich auch dich verſorgt, mein letztes Kind — und mein liebſtes, ſetzte er leiſe hinzu, nun es mit mir auch einmal zu Ende geht.

Weinend über die Güte des Vaters ſtürzte Margret an ſeine Bruſt und ſuchte ihm die Todesgedanken auszureden. Nein, ſagte der Alte, laß das: mein Lebtage bin ich geſund geweſen, und die ſtarken Bäume brechen am erſten: ſo wie heut war mirs noch nie zu Muth.

Nach neun Tagen kniete Margret am Sarg des Vaters: er war an einem hitzigen Fieber verſchieden. Neben ihr ging Nikola zum Kirchhof, da er ſich nun als zur Familie gehörig anſah. Die beiden Brautleute beſchloſſen, nach der Sitte ein Jahr zu warten, und kamen von jetzt an, da Margret ohnehin wegen ihrer Trauer keinen Tanz beſuchte, nur noch in andrer Leute Geſellſchaft zuſammen, wo ſie denn ganz unverhohlen ſich als Braut und Bräutigam küßten und vertraulich unter einander plauderten. Bei der Freiheit, die auf dem Lande im Verkehr der jungen Leute herrſcht, dachte über jenen nächtlichen Heimgang aus dem Schützenzelte keine Seele etwas Arges. Margret ſelbſt glaubte ihr Vergehen (denn ſo erſchien es ihrer reinen Seele) abgebüßt durch den Schmerz, daß ihr Vater ins Grab gegangen war mit einer beſſeren Meinung von ihr als ſie es verdiente. An Nikolas Treue zu zweifeln kam ihr gar nicht in den Sinn.

Aber auch die kleine Schuld fordert oft eine große Buße ein. Nach zwei Monaten wurde Nikola vor die Unterſuchungskommiſſion gefordert, um ſich zum preußiſchen Militärdienſte zu ſtellen. Als einziger Sohn und Stütze ſeines alten Vaters war er bereits zwei Mal zurückgeſtellt worden und hatte auch jetzt die allerſicherſte Ausſicht vollſtändig frei zu kommen. Luſtig zog er eines Morgens mit den übrigen Burſchen ſeines Zuges nach einer nahen Stadt aus und nahm lachend von Margret Abſchied.

Nun aber war von den höhern militäriſchen Behörden vor Kurzem Unterſchleif bei den Aushebungen bemerkt worden. Einige Regimentsärzte, welche, der Beſtechung zugänglich, begüterten Bauerſöhnen unredliche Untauglichkeitsſcheine ausgeſtellt hatten, mußten ihre Stellen räumen, größere Strenge und Gleichmäßigkeit des Verfahrens gegen Arm und Reich wurden den Unterſuchungskommiſſionen von neuem eingeſchärft. Nikola hatte die Sache zu leicht genommen: die frühern Gründe der Zurückſtellung ließ man nicht mehr gelten, man fand daß er zwar keinen Bruder, aber zwei tüchtige, geſunde, junge Schwäger habe, die dem alten Schultheißen mittlerweil ſchon in der Wirthſchaft durchhelfen könnten. Auch ſtach der ſchöne ſchlanke Junge den Offizieren ſehr in die Augen: man fand unter dem Meßſtock daß er die gehörige Größe habe um unter die Garde zu treten, und das Endurtheil war daß er einem Regiment zugewieſen wurde das in der großen Hauptſtadt des Staates garniſonirte: binnen Monatsfriſt mußte er ſich, da ſeine Zurückſtellungstermine abgelaufen waren, zum Eintritt ſtellen. Das war ihm verdrießlich um Margrets willen, aber es reizte ihn auch die Uniform des Gardiſten und der Aufenthalt in einer ſo fernen und ſo ſchönen Stadt. Da er doch mit ſeiner Heirat noch ein Jahr warten ſollte und bei guter Aufführung gewiß war mit höchſtens zwei Jahren loszukommen, ſo kehrte er nicht eigentlich misvergnügt zu ſeiner Braut zurück.

Als aber dieſe den Zettel an ſeiner Mütze ſah und die Sache vernahm, wurde ſie leichenblaß und fiel rücklings in den Stuhl zurück. Vergebens tröſtete er ſie: ſie nahm ihn bei der Hand und führte ihn in den Baumgarten hinter dem Hauſe, wo ſie allein waren. Dort fiel ſie wie verzweifelnd an ſeine Bruſt, und wilde, unerſchöpfliche Thränen rannen nieder. Nikola ahnte endlich was ſie ſo erſchüttere, er hob ihren Kopf auf und ſah in ihre Augen: ſie waren müde und glanzlos. Iſts denn wahr? fragte er — ſie antwortete nicht, ſie umarmte ihn nur ſo feſt wie noch nie. Nikola wurde blaß, und auch ſeine Augen floſſen, aber mit der innigſten Herzlichkeit küßte er ihr die Thränen weg und ſagte: Dann gehören wir ja nun erſt recht zuſammen; ſei munter mein Mädchen, nun heiraten wir in vierzehn Tagen.

Ach, ſagte Margret, du willſt als Soldat eine Frau haben?

Hab' ich ein Kind, antwortete Nikola, ſo will ich auch die Mutter dazu haben.

Aber was werden die Leute ſagen, wenn ich im Trauerjahr meines Vaters heirate?

Die laß du reden was ſie wollen, erwiederte der junge Mann. Beſſer gegen die Sitte anſtoßen als die Ehre verlieren. Und wenn du erſt meine Frau biſt, ſo möcht' ich doch Den ſehen der wider des Schultheißen Nikola Frau zu mucken wagt. Und nun dürfen wir keine Zeit verlieren. Du mußt deine Papiere ſchaffen und ich muß meines Vaters Einwilligung haben. Komm!

Die Papiere! Dieß Wort iſt ſchon manchem jungen Brautpaar ein Schrecken geworden. Die franzöſiſche Geſetzgebung, welche am Rheine herrſcht, hat mit großem Verſtande den Eigenſinn der Eltern bei Verheiratung ihrer Kinder beſchränkt, indem ſie dem Volljährigen nach Erfüllung gewiſſer Formalitäten das Recht giebt, auch ohne Einwilligung der Eltern die Ehe zu ſchließen. Aber auf Einem Punkt ſchleppt jene Geſetzgebung eine unleidliche und lächerliche Freiheitsbeſchränkung nach: ſie rückt, wenn die Eltern todt ſind, in deren Rechte die Großeltern ein und fordert, ehe die Trauung geſtattet wird, deren Befragung oder ihren Todtenſchein. In dieſem Falle befand ſich Margret.

Beide Eltern waren todt: drei Großeltern ruhten auf dem Kirchhof des Dorfes, nur die Großmutter mütterlicher Seite war hoch betagt einer verheirateten Tochter in ein kleines heſſiſches Dorf nachgezogen, deſſen Namen Margret nicht einmal deutlich mehr wußte. Der Bürgermeiſter eröffnete dem Nikola, als er zur bürgerlichen Trauung ſich meldete, daß er wenigſtens ein Atteſt vom Vorſtand jenes Dörfchens beibringen müſſe, welches darthue daß man dort den Namen der Geſtorbenen nicht auffinden könne. Noch an demſelben Tage ging der Brief dorthin ab: es verfloſſen zwei angſtvolle Wochen, dann kam er uneröffnet zurück mit der Aufſchrift auf der Addreſſe, daß ein Ort dieſes Namens in beiden Heſſen nicht aufzufinden ſei. Augenblicklich machte Nikola ſich auf die Reiſe, ſparte Geld und Mühe nicht und fand endlich den Ort. Der alte halbblinde Pfarrer ſuchte in den nachläſſig geſchriebenen Sterbeliſten wieder mehrere Tage lang, und Nikola half ihm. Endlich fanden ſie in einem noch im vorigen Jahrhundert angelegten Regiſter den Namen und den

Todestag der alten Frau auf. Nikola erhielt das Atteſt und flog auf dem Dampfboot den Rhein hinunter zu ſeiner Geliebten. Noch war eben Zeit, die geſetzlichen Ankündigungen und die Trauung vor dem Tage des Abmarſches vorzunehmen: da aber fand er Margret in Fieberfantaſien wieder; die raſchen Schickſalsſchläge, welche ſie ſeit jener Nacht betroffen hatten, die Angſt um das Bekanntwerden ihres Zuſtandes, die fürchterliche Spannung der letzten Wochen hatten ihr eine heftige Krankheit zugezogen. Der Doktor verſicherte: es werde ihr Tod ſein, wenn man ſie jetzt aufrege, und der Pfarrer, der die Kranke beſuchte, mußte auch mit Schmerz erklären daß weder der Bürgermeiſter noch er jetzt die Trauung vornehmen dürften, da Margret offenbar ihrer Sinne nicht mächtig und daher unfähig ſei eine gerichtlich gültige Erklärung abzugeben. Nikola meinte raſend zu werden: der Doktor aber zog ihn bei Seite und ſagte: Halten Sie den Kopf oben, junger Mann. Ich weiß leider, warum Sie ſo eilig ſind, und ich verſpreche Ihnen, unſerer Kranken auch nach der Geneſung zur Seite zu ſtehen. Jetzt können Sie nichts thun: reiſen Sie ruhig ab und bleiben Sie dem armen Mädchen treu.

Der Abſchiedstag kam: Nikola faßte die heiße Hand ſeiner Braut, die im Fieber ihn laut anlachte und ausrief: Sei luſtig, Nikola, morgen heiraten wir ja. Der Brautkranz iſt ſchon fertig, im Fliederbuſch liegt er, weißt Du, beim Mooshäuschen oben im Wald. Geſtern hab' ich auch die Nachtigall gehört, der Bruder ſagt: ich wär' närriſch, denn im Herbſt ſchlügen die Nachtigallen nicht. Es iſt aber doch wahr, ſchau, da fliegen ja auch die Johannisfünkchen, ſieh' hier, dort, und da mir dicht vor der Stirn —

Ihre verzehrenden Augen ſtarrten weitgeöffnet in die leere Luft hinaus. Nikola riß ſich in Verzweiflung von ihrem ſchauerlichen Anblick los, drückte noch einen Kuß auf ihre Stirn und hörte auf der Treppe einen lauten Jammerſchrei den ſie ihm nachſandte.

Margrets Krankheit dauerte bei ihrer kräftigen Jugend nicht lange: nach wenigen Wochen konnte ſie ſchon wieder die freie Luft ertragen. Man hatte ihr anfangs Nikolas Abreiſe verborgen, und ihr eignes Unglück entſchwand ihrem Bewußtſein vor der Schwäche ihres Gehirns. Nun aber, wie ſie wieder auf dem Stuhle vors Haus getragen wurde, wie ſie über die Nachbardächer im Glanz der warmen Herbſtſonne den bräunlichen Wald und durchs fallende Laub das Mooshüttchen vorſcheinen ſah — da legte ſich auch die Erinnerung wieder wie eine Zentnerlaſt auf ihr armes Herz. Und als ſie nun endlich doch erfahren mußte daß Nikola nicht ihr Mann vor der Welt geworden ſei ehe er abreiſte, als ſie nun ihre Schmach nah und näher herankommen ſah, da gingen fürchterliche Gedanken und Rathſchläge durch ihre Seele.

Aber es kam ihrem beſſern Gewiſſen der Doktor zu Hülfe, als er der Geneſenden den letzten Beſuch machte: er wollte ſein Wort halten das er dem Nikola gegeben hatte. Schonend lockte er ein Bekenntniß von Margret heraus deſſen Inhalt er längſt wußte, und bewog ſie, um ihrer Seele Ruhe wieder zu geben, gleich in den nächſten Tagen auch dem Pfarrer ihre Beichte abzulegen. Der Letztere übernahm es der Familie das Geheimniß zu eröffnen.

Von jetzt kamen ſchwere Tage über Margret. Zwar ſie ſelbſt, als ſie mit Gott ſich wieder verſöhnt wußte und bei dem ſonſt fremden Manne, dem Doktor, menſchliche Liebe und Theilnahme gefunden hatte, gewann ihre alte Kraft und Entſchloſſenheit wieder: aber ſie brauchte ſie auch in dem Kampf mit der Außenwelt, der nun begann.

Die älteren, außer dem Hauſe verheirateten Brüder, aufgereizt von ihren Weibern, waren über die Unehre entrüſtet, welche die Schweſter über die Familie brachte, und wandten ſich mit ganz kaltem Herzen von ihr ab. Der jüngſte Bruder war ihr wol gut und blieb es auch, aber er hatte ein ſchwaches Gemüth und es wurde ihm doch läſtig, ſie im

Hauſe zu behalten. Man nahm die Erbtheilung vor, und die Geſchwiſter glaubten ſich völlig berechtigt, bei dieſer die Schweſter für ihr Vergehen zu beſtrafen. Der Vermögensſtand fand ſich nicht ganz ſo glänzend wie man erwartet hatte. Der jüngſte Sohn, der nach der Anordnung des Vaters das Hauptgut übernahm, mußte doch große Schulden darauf machen, um die andern Brüder abzufinden, und ſuchte dafür Margrets Antheil, der ihm ja ebenfalls zur Laſt fiel, möglichſt gering anzuſetzen. Da die andern Geſchwiſter nicht für ſie ſprachen, wurde ſie hierbei bedeutend verkürzt, und es fiel ihr nur eine Summe zu die zu ihrer und des Kindes Erhaltung allenfalls hinreichte, aber weit von der Ausſteuer abſtach auf die ſie bei Lebzeiten ihres Vaters rechnen durfte. Der Doktor rieth ihr dringend, Einſpruch zu thun, die Sache an die Gerichte zu bringen. Aber dann hätte ſie öffentlich vor den Leuten auftreten müſſen, und das wurde ihr jetzt zu hart, da ohnehin die unbarmherzigen Zungen der Schwägerinnen bereits Alles an die große Glocke gebracht hatten. So fügte ſie ſich dem Unrecht, das ſtets den Unglücklichen verfolgt; aber mit Blutsverwandten, die ſo unbrüderlich an ihr gehandelt hatten, vermochte ſie nicht mehr zu leben, und die Vorſtellung war ihr unerträglich daß eine boshafte Hand vielleicht auf derſelben Schwelle des Vaterhauſes ihr Häckſel ſtreuen könnte, wo einſt an jedem erſten Maitag grünes Mailaub für ſie geprangt hatte.

An einem frühen, ſchon kühlen Morgen des Spätherbſtes, als noch nirgendwo von den Tennen der Taktſchlag der Dreſcher herklang, ſchlich ſie durch die Gaſſen des Dorfes, welche ſie monatlang vermieden hatte, in den Wald und ſchlug einen kleinen, rauh anſteigenden Buſchpfad ein. Nach dem Marſch einer guten Stunde ſenkte ſich der Weg in das kleine Bachthal zu einer Mühle hinab. Die alte Müllersfrau war ihre Tante und Pathe zugleich: eine gutmüthige Seele gleich ihrem Bruder, dem todten Vater Margrets, wenn auch ohne deſſen klaren Verſtand. Sie traf die Alte noch beim Kaffee, und es that ihr ſo wohl, als dieſe, obwol ebenfalls mit allem Vorgefallenen bekannt, ihr mit herzlicher Freude entgegenkam und ſie gleich zum Eſſen und Trinken nöthigte. Die Pathe erzählte ihr dabei aus ihrer langen Lebenserfahrung ein Dutzend Fälle, wo ſolche Dinge am Ende doch noch gut abgelaufen und mit einer Hochzeit beſchloſſen worden ſeien: die drei Dutzend welche ein betrübteres Ende genommen hatten verſchwieg ſie. Nun rückte Margret mit ihrem Plan hervor. Sie wollte bei der Tante als Magd eintreten ohne Lohn, Garten, Küche und Näharbeit beſorgen: dafür ſollte ihr dann ein kleiner Nebenbau der Mühle eingeräumt werden und für die Pflege des Kindes Zeit bleiben. So hoffte Margret durch ihrer Hände Arbeit ihrem Kinde wenigſtens das kleine Vermögen als Erbe zu ſichern das ſie gerettet hatte. Die Tante, der Margrets Tüchtigkeit und Fleiß wohl bewußt war, ging mit Freuden darauf ein und verſprach ihr daß ſie wie ein Kind vom Hauſe gehalten ſein ſollte. Schon am folgenden Morgen zog Margret ein, nachdem ſie vorher an Nikola einen Brief geſchrieben und ihm ihren neuen Wohnort angezeigt hatte.

Bis jetzt war ſie unter allen dieſen Beſchäftigungen nur noch wenig ins Grübeln darüber gekommen, daß Nikola von Berlin aus noch immer nichts von ſich hören ließ: auf dem Lande iſt man ohnehin der Briefe nicht ſo bedürftig als in der Stadt. Jetzt aber bei dem ſtillen und gleichmäßigen Arbeiten auf der Mühle ſtiegen ihr allerlei Gedanken auf, die ſie jedoch tapfer abwehrte. Daß er in der Hauptſtadt angekommen ſei, wußte ſie durch ſeine Verwandten, und ein aus dem Dienſt entlaſſener Kamerad hatte ihr einmal einen Gruß von ihm mitgebracht. Damit beruhigte ſie ihr Gemüth: nachdem ſie die Welt hinter ſich gelaſſen, erwachte ſtatt der Trauer die ſüße Hoffnung der Mutterfreude, und mit klarem Blicke ſah ſie wieder ihr Geſchick an, ſtark in Muth und Vertrauen.

So kam ihre Stunde. Die Wehmutter trug das Kind, ehe ſie die Fenſterläden ſchloß, noch einmal ans Licht und ſagte tröſtlich zur Mutter: Freut euch, Margret, ihr habt einen hübſchen Jungen, und blaue Augen kriegt er wie ſein Vater, der Nikola kann ihn euch nicht abläugnen. Dann aber winkte ſie die alte Müllerin hinter dem Rücken der Mutter zu ſich und zeigte im Antlitz des Kindes verſtohlen auf eine kleine blaue Ader, die dicht unter der Stirn herlief. Aengſtlich neigte die Tante ihr Geſicht über das Köpfchen des Neugebornen, und als ihre Blicke denen der Hebamme begegneten, verriethen die Augen ein ſtilles bekümmertes Einverſtändniß, die Hebamme nickte ein Ja, die Tante ſchüttelte traurig das Haupt: dann legten ſie das Kind in den Arm der Mutter. Am folgenden Sonntag wurde es auf den Namen Nikolaus getauft. Margret aber ſchrieb voller Mutterſeligkeit, mit überſtrömendem Herzen und mit noch zitternden Händen dem Vater einen Brief der ihm den glücklichen Ausgang meldete, und nun erſt, da ſie das Gefühl einer unerhörten Freude mit ihm auszutauſchen hatte, ſah ſie mit brennender Sehnſucht einer Antwort von ihm entgegen.

Eines Abends brachte der Mühlknecht, der von Blankenheim Getreide heraufgefahren hatte, einen Brief von dem Poſtamt daſelbſt mit. Die Tante hatte eben der Margret ein Geſchäft in der Küche zugewieſen und ſchickte ihr den Knecht dorthin. Ueber eine Weile rief ſie nach ihr: Margret antwortete nicht und kam nicht. Die Tante eilte zur Küche, das Feuer ſchlug hoch aus dem Ofen herauf, Margret ſah es nicht: ſie ſaß bewußtlos neben der Glut auf der Erde, der Brief lag in ihrem Schooß. Die Alte nahm ihn auf, las ihn und vermochte Margrets Erſchrecken nicht zu deuten. Er klang ja ſo freundlich, er ſagte ja daß Nikola ſeine Hand von dem Kinde nicht abziehen wolle, er fragte an ob er ſchon jetzt für Margret etwas thun könne. Aber Margret hatte mit tieferem Empfinden zwiſchen den Zeilen geleſen, und ſchon die erſten Worte lauteten ſo daß ſie keinen Widerhall gaben zu ihrer unermeßlichen Mutterfreude: von jener Innigkeit die einſt Nikolas gleichgültigſtes Geſpräch durchwehte war in dieſem Briefe kein Hauch mehr. In einem Augenblick war es ihr klar geworden daß ſie eine Verlaſſene und ihr Knabe ein Waiſenkind ſei.

Dießmal weinte ſie nicht: ſie nahm den Brief ſchweigend aus der Hand der Tante, ging mit feſtem Schritt über den Hof in ihren Nebenbau und hob ihr Kind aus der Wiege, das eben erwachte und die Händchen nach ihr ſtreckte. Mit ihm warf ſie ſich vor dem Bilde der Maria nieder, und in lautloſem Gebete that ſie Gott und ſeiner Mutter ein hohes Gelübde, daß ſie hinfort dem Kinde Vater und Mutter zugleich ſein wolle. Erſt als ſie dann den Knaben an ihre Bruſt legte und er mit den herrlichen blauen Augen ſeines Vaters zu ihr heraufſah, rannen ihre Thränen über ſeine Stirn, und ſie empfand ſein warmes Leben wie ein ſtillendes Heilkraut das unmerklich aus der Wunde ihres Herzens den Schmerz hinwegſog. Seit dieſem Tage kam Nikolas Name nicht mehr über ihre Lippen, auch ſchrieb ſie ihm nicht wieder: aber ihre Geſchäfte vollzog ſie wie ſonſt, das Kind gedieh unter ihren Händen, und die Tante hatte Segen in allem ihrem Hausweſen.

Wie ſcharf hatte doch der Blick der Liebe in jenem Briefe geleſen!

Als Nikola nach Berlin kam, wurde er anfangs von allen den Mühſeligkeiten des erſten Eingewöhnens weggenommen die keinem Rekruten erſpart ſind. Seine Eitelkeit auf äußeres Erſcheinen und Anſehn machte ihn zum tüchtigſten Soldaten ſeines Zuges: das viele Geld das er verſchwenden konnte überhob ihn mancher Beläſtigung, und er genoß, obwol er nicht als Freiwilliger eingetreten war, durch die Nachſicht der nächſten Vorgeſetzten beinah die Freiheit eines ſolchen. Er fühlte ſich ſtolz in der ſchmucken, knappen Uniform, in der er wirklich durch ſeine männliche Schönheit alle Offiziere überbot. Ihm, der bisher nur einfaches Landleben kannte, thaten ſich nun plötzlich die mannigfachen Reizungen einer der glänzendſten Städte auf, und die wirklich tüchtigen Kenntniſſe die jene Privatſchule ihm gegeben hatte führten ihn leicht auch in die Kreiſe des höhern Geiſteslebens ein. Er beſuchte Theater und bürgerliche Bälle und zog durch reichliches Leben und Lebenlaſſen junge Kaufmannsſöhne in ſeine Bekanntſchaft. Dieſe fanden es bald nicht ungerathen den reichen jungen Landbeſitzer in ihre Familien einzuführen.

Der Rheinländer hat in der berliner Geſellſchaft einen Vortheil voraus. Man kommt ihm mit günſtigem Urtheil entgegen, man liebt das ſorgloſe leichte Blut ſeines Stammes, man verzeiht ihm ſeinen Dialekt und manchmal ſogar den Mangel feinerer Bildung. Nikola war nicht ungebildet: er ſang ſchön und fertig, er hielt etwas auf ſich und beſaß auch Empfindung genug um ſich raſch in die Bücher hineinzuleſen die eben Mode waren: in politiſchen Geſprächen wie man ſie dort liebt gab er ſogar durch ſeine genaue Kenntniß der heimatlichen Sachlage einen erwünſchten Beitrag zur Unterhaltung her. Schon nach ſechs Wochen hatte ſich ihm am Wirthstiſch wie am Theetiſch eine Menge von Kreiſen eröffnet die ihn bezauberten und hinriſſen. Ihnen widmete er alle freie Zeit: ſonſt nahm ihn die Pünktlichkeit des Militärdienſtes hin, welche doch auch den Kräftigſten ermüdet, und ſo blieb ihm kaum Zeit an die arme Margret zu denken, vielweniger an ſie zu ſchreiben.

Auf jenen Brief, der die Geburt des Knaben meldete, hatte Margret in der Freude ihres Herzens ein Eilig zur Adreſſe geſetzt. Als er dem Kameraden Nikolas ausgehändigt wurde den dieſer als Burſchen zum Putzen brauchte, meinte der, wegen jenes Wörtchens den Brief raſch abliefern zu müſſen, und brachte ihn daher in das Haus eines kleinen Kaufmanns, bei deſſen Frau und Töchtern Nikola dieſen

Abend zu Thee und Muſik eingeladen war. Nikola ſaß eben mit der ſchönen, vornehm blaſſen Adelaide im lebhafteſten Geſpräch, als das Kammermädchen ihm den Brief übergab. Wol erkannte er die zitternden Züge der Aufſchrift, aber er ſchämte ſich in dieſer Geſellſchaft an ein Bauernmädchen erinnert zu werden, ſein Blick flog über Adelaidens weiße Stirn, über ihre feinen Züge, über das glänzende modiſch geſchnittene Kleid — und wider ſeinen Willen trat dieſem Bilde gegenüber Margrets verhärmte Geſtalt mit dem wirren Blick und verwühlten Haar, wie er zuletzt auf dem Krankenbette ſie geſehen hatte. Adelaidens Mutter bat ihn höflich, ſich nicht zu geniren und den Brief gleich zu leſen: er aber antwortete frei und leicht, es habe keine Eile, und der Brief, der ihm verkündigte daß ein Sproſſe ſeines Blutes ihm geboren ſei, wurde uneröffnet unter die Uniform geknöpft. Heiter führte er ſodann ſeine Nachbarin zum Clavier, heiter ſang er zu ihrer Begleitung ihr rheiniſches Lieblingslied von dem Mädchen, das um den geſtorbenen Geliebten ſich im Kloſter zu Tode trauert — und ſelbſt bis zur Adelaide von Beethoven verſtieg er ſich. Die wirkliche Adelaide vernahm dieſe Huldigung nicht ungern; einer Berlinerin, deren Vater unglücklich in Eiſenbahnakzien ſpekulirt, kommt es ſehr romantiſch vor mit einem wohlhabenden Landwirth in ein rheiniſches Dorf zu ziehen und eine Idylle mit dem Schäferhut durchzuſpielen. Adelaide war ſehr gütig an dieſem Abend — Nikola küßte beim Abſchied mit Feuer ihre ſchlanke kühle Hand. Erſt als er daheim ſich auskleidete und Margrets Brief aus der aufgeknöpften Uniform zu Boden fiel, dachte er wieder an dieſe. Im Bette brach er das Siegel auf, las den Brief, legte ſich auf die Seite und ſchlief ein.

Als er erwachte, ging ſein erſter Gedanke zu Adelaide, der zweite in die Heimat. Er war nicht verhärtet: zu ſeinem Kinde fühlte er einen ſtarken Zug, die Mutter war ihm nicht unlieb, aber doch gleichgültig. In dieſer Laune ſchrieb er jenen Brief an ſie: zu dem Entſchluß ſie zu verlaſſen war er noch nicht gekommen, aber er hatte auch nicht den Muth ſie als ſeine geliebte Frau anzuerkennen. Dieſe Feigheit gab dem Briefe den Ton; da konnte er freilich nicht ſo herzlich werden wie vormals. Und als darauf Margret nicht wieder ſchrieb, legte Nikola es ſich ſo aus, als habe nun ſie die Schuld des Bruchs; ihr Bild wurde ſeiner Seele fremd, und wenn es ja ſich noch einmal heraufhob, drängte er es höchſtens mit einem Seufzer wieder auf die Seite.

Leider wurde er auch Adelaidens und ſeines ganzen hauptſtädtiſchen Treibens überdrüſſig. Das Soldatenleben, nachdem er ſeine Lehrzeit darin durchgemacht hatte, kam ihm, der an rüſtige Arbeit, an Zweck und Erwerb gewöhnt war, wie eine glänzende Spielerei vor. Seine jungen kaufmänniſchen Freunde waren ihm durch ihre kleinlichen Geldgeſpräche und theils auch durch die Gemeinheit ihres Lebens und Genießens geradezu widerlich. Mit Adelaiden aber hatte er nun etwa hundertmal die rheiniſchen Volkslieder und eben ſo oft die Adelaide abgeſungen und den Thomas Thornau durchgeſprochen. In dieſem Hauſe lieh er der Unterhaltung ſeine eigne Wärme; daher war ſeine Seele jetzt immer kalt und müde, wenn er Abends wegging. Er mißte faſt überall neben dem Reiz die Kraft, und wenigſtens in keinem der Kreiſe, die ihm offen ſtanden, fand er die Tiefe und Unendlichkeit des Gemüthes, ohne welche ein kraftvolles Jünglingsherz ſich unglücklich fühlt. Die ſchweren Steinmaſſen der prächtigen Stadt im ſcharfen Stral der heißern nordiſchen Sommerſonne lagen wie Felsblöcke auf ihm, und ſchon jetzt, am Ende des erſten Jahres, dehnte ſich das zweite, das er hier noch zu verleben hatte, farblos und geſtaltlos vor ihm aus. Hatte er früher zu haſtig den Kelch der ihm ſo neuen geſellſchaftlichen Genüſſe geleert, ſo verſank er jetzt in ein einſames Verzehren ſeiner Kraft. Liebe war nicht in ſein Herz gekommen, und mit ſeinem ernüchterten Blicke erkannte er, daß kein unter dieſen

Umgebungen erwachſenes Weib ihm und ſich ſelber zum Frieden in ein rheiniſches Dorf ihm folgen könne. Eine zierlich geſtochene Karte meldete ihm endlich Adelaidens Verlobung: als er immer und immer eine Erklärung zurückhielt, hatte ſie endlich in halbem Verdruß den Antrag eines Wittwers aus Schleſien angenommen, der in ihr nicht eine Frau, ſondern eine ſtädtiſch gebildete Gouvernante für ſeine Töchter heiratete.

Aus dieſer Gleichgültigkeit, die Nikolas Jugendmuth langſam untergrub, riß ihn denn im Herbſt nach ſeinem erſten Dienſtjahr ein ſtarkes Briefpacket von ſeinem Dorfe heraus. Der alte Schultheiß, ſein Vater, war geſtorben: ihm fiel ein ſchuldenfreier großer Landbeſitz zu, und ſeine Gegenwart daheim wurde jetzt, wo er gleich für die Beſtellung ſeines Erbgutes ſorgen mußte, ganz unerläßlich. Die Beſcheinigungen von Seiten der Behörden lagen gleich bei dem Briefe, und in zwei Tagen hatte er ſeinen Urlaub, der einer völligen Dienſtentlaſſung gleich ſtand. Seinen Unteroffizieren und dem modiſchen Pöbel, mit dem er Anfangs zuſammengekommen war, gönnte er noch an einem Abende die Freude für ſein Geld in Rheinwein ſich zu baden; an Adelaidens Wohnung gab er, da er ſie ſelbſt nicht zu Hauſe fand, ſehr ruhig eine Abſchiedskarte ab, und warf dann die Viſitenkarten (ſelbſt dieſe Mode hatte er mitgemacht) von der Königsbrücke in die Spree, ſammt dem geſtickten Täſchchen das er irgendwo als Vielliebchen geſchenkt bekommen hatte: mit ihm ſchwamm ſein ganzer ſtädtiſcher Modetraum auf der ſchwarzen ſchlammigen Fluth hinunter. Im blauen Kittel ſetzte er ſich auf die Eiſenbahn und fuhr ſeinem Rheine zu.

Und als er ihn nun bei Köln zuerſt wiederſah, den grünwogigen ſtillen Strom, als er, den Stab in der Hand, von Bonn hinaufwanderte und durchs Felſenthor ſchritt zwiſchen Drachenfels und Rolandsbogen hindurch, da brach aus ſeiner befreiten Bruſt ein lauter heller Jubelſchrei: ſo ſchön hatte er nie ſich das Land, ſo lieb und traut nicht die klangvolle Sprache der Heimat gedacht. An der Ahr laſen ſie Trauben wie damals als er mit zagem Herzen von Hauſe auszog: Schlucht und Fels hallten wieder von den langgezogenen Melodien der Volkslieder, und heute ſang er ſie, unten auf der Straße daherſchreitend, aus ganz anderm Herzen mit als an Adelaidens Klavier. Wie dem Wandervogel war ihm zu Muthe, wenn er zur Zeit, wo der mächtige Zug nach dem Süden ihn ergreift, aus langer Haft entſchlüpft, um mit weit gebreiteten Schwingen die Brüder noch über dem Spiegel des Meeres einzuholen.

Aber ganz rein war doch ſein Herz noch nicht: Margrets Platz darin blieb leer. Als er nach Hauſe kam, wurde ſein eigner Fehltritt als eine leichte Sache genommen; das Mädchen, wie immer, traf die ganze Ungunſt der herrſchenden Meinung. Ihre eigne Familie redete ſchlecht von Margret, um den Gedanken an das Unrecht nicht aufkommen zu laſſen das man ihr angethan hatte: die Brüder wünſchten nicht einmal daß ein ſo kräftiger und entſchloſſener Mann wie Nikola ihrer ſich annähme, denn ſie mußten beſorgen daß alsdann jene Erbtheilung noch einmal in Frage genommen und ihnen ein ſehr böſes Spiel bereitet würde. Seit beinah einem Jahre hatte man Margret im Dorfe nicht mehr geſehen; daß ſie kein Wort von Nikola mehr redete erfuhr er bald, und ſchloß daraus daß ſie die Hoffnung auf endliche Heirat aufgegeben habe. Wäre Margret ihm auf der Schwelle des elterlichen Hauſes wie vor Zeiten ſehnſüchtig und liebevoll begegnet, hätte er ſie im Walde auf einſamem Stege getroffen, wer weiß was jetzt noch geſchehen wäre. Aber ihrem Stolze ſich aufzudrängen war er ſelber zu ſtolz; denn er ſah nicht ein, daß ſie ihm mit Ehren nicht entgegen kommen durfte. So ſchlug er ſich die ganze Sache aus dem Sinne, warf ſich in ſeine neue Thätigkeit für Verwaltung des großen Gutes hinein, das ihm alle Hände voll zu thun gab, und beſchloß, in ſpäterer Zeit, wenn der erſte Schmerz und Groll verwunden wäre, der Verlaſſenen Anträge wegen Verſorgung des Kindes ſtellen zu laſſen.

So kam der Winter heran: ein langer, grimmig kalter Winter. Margrets Knabe war nun bald ein Jahr alt und lief ſchon an Einer Hand: es war ein blühendes, ſchönes Kind und der Stolz der Mutter, die der alten Tante manchmal recht böſe wurde, wenn dieſe allerhand Bedenken über ſein Aufkommen kundgab. Als nun aber der Winter recht auf ſeiner Höhe ſtand, als die Mühle in Schnee und Eis begraben und faſt unzugänglich war, da ſchien doch die Tante mit ihren Beſorgniſſen Recht zu behalten. Eines Abends wurde das Kind mitten unter ſeinen Spielſachen unruhig, ſchrie heftig und bekam in der Nacht ſtarkes Fieber. Reißend nahm in den nächſten Tagen Kraft und Fülle ab, und als der treue Freund Margrets, der Doktor, über gefährliche Pfade voll Glatteis doch zur Mühle durchdrang, fand er ſchon das Gehirn leidend, die Gefahr bedeutend. Margret zitterte den letzten und einzigen Zweck zu verlieren für den ſie ihr Leben noch ertrug: mit unerhörter Anſtrengung und Pünktlichkeit ſchaffte ſie Alles herbei was der Arzt zweckdienlich fand; viele Wochen lang kam kein Schlaf in ihre Augen. Draußen im Wald ſtieg die Kälte und ſchauerliche Troſtloſigkeit des Winters: drinnen ſank die Hoffnung der Mutter von Tag zu Tag mehr. Keine Arznei gab dem Kinde Lebenskraft wieder; es war erſchreckend hager und leichenhaft anzuſehen, und ohne Bewußtſein, ohne Lächeln oder Weinen nahm es die zärtliche Pflege der Mutter hin. Sein Seelchen ſchien bereits geſtorben vor dem Leibe.

So fanden wir Margret an jenem Morgen, als ſie endlich, ſtumpf von Weinen und Jammer, matt von monatlanger Anſtrengung und Schlafloſigkeit, Gebet und Pflege aufgab, und an der Grenze des Verzweifelns angelangt, zerwühlt von den Erinnerungen verlornen Glücks, durch die Scheiben ihres Fenſters in den Wintermorgen hinausſtarrte, der troſtlos bleich und trübe über den Schneebergen anbrach.

Im Hof ſcholl der Huf eines Pferdes: es war der Doktor der jetzt vor Froſt zitternd in ihre Stube trat; die Tante kam mit ihm. Er ſetzte ſich ans Bettchen des Kindes, nahm das Händchen und befühlte Puls und Stirn: mit weitem, ſcharfem Auge blickte die Mutter auf ihn. Es geht endlich auf eine Entſcheidung los, ſagte er. Margret erbebte. Noch iſt nicht Alles verloren, fuhr er fort, an Lebenskraft haben wir nichts eingebüßt ſeit vorgeſtern, aber es iſt leicht möglich daß das Fieber in der nächſten Nacht ſtärker wird. Geſchieht das, ſo müſſen wir mit einem ſehr kräftigen Mittel durchgreifen. Ich will neue Tropfen aufſchreiben: merken Sie wohl auf, liebe Margret. Der Tag wird ruhig bleiben, vor Abend thun Sie ja nichts, ſondern ſchlafen heute ſelbſt ein Stündchen. Aber um zehn Uhr in der Nacht richten Sie ein ſcharfes Auge auf das Kind. Bleibt es wie in den vorigen Nächten, ſo geben Sie die neue Arznei nicht: ſpüren Sie aber größere Unruhe und Hitze an ihm, dann raſch zehn Tropfen jede Viertelſtunde; ich glaube, daran hängt ſein Leben.

Während der Doktor das Rezept aufſchrieb, ſagte die Tante: Das trifft ſich gut, unſer Paul fährt heut mit dem zweiſpännigen Wagen nach Blankenheim und bringt hernach Frucht mit herauf: da kann er gleich die Tropfen in der Apotheke holen.

Der Doktor ſah vom Papier auf und ſagte: Er wird doch ja vor Abend wieder kommen? Ich ſage Ihnen, es hängt viel daran.

Sicher, ſagte die Alte: er iſt treu und gut.

Der Doktor ſtand auf, bot Margret herzlich die Hand und reichte der Tante das Rezept hin. Zu gleicher Zeit als ſein Klepper höher ins Gebirg zu einem andern Kranken trabte, zogen die beiden tüchtigen Braunen den Wagen Pauls durchs große Hofthor auf die Straße nach dem Ahrthal hinaus. Die Tante verſprach in der Stube zu bleiben, und da der Knabe jetzt ganz erquicklich und feſt ſchlief, legte ſich auch Margret aufs Bette. Ein geſunder Schlummer ward ihr zu

Theil, und ſie erwachte erſt als bereits die Sonne ihren kurzen Winterlauf vollendet hatte. Iſt Paul zurück? war ihre erſte Frage. Noch nicht, antwortete die alte Frau, aber wir haben auch noch fünf Stunden bis zehn Uhr. Mach dir keine Sorge: der kommt ſicher.

Die beiden Frauen ſtärkten ſich jetzt mit Speiſe und Trank. Margret, vom Schlafe wie neugeboren, war voller Hoffnung, und in traulichem Plaudern gingen ein paar Stunden beim Spinnrad vorüber. Die Wanduhr ſchlug acht, draußen wehte pfeifend ein ſcharfer Nordwind. Die Alte ſtand auf und ſagte: Nun aber begreiſe ichs doch ſelber nicht mehr. Ob dem Paul mit den Pferden ein Unglück zugeſtoßen iſt? Jetzt müßte und müßte er hier ſein, wenn Alles recht ſtünde. Ich will einmal in die Mühle hinüber und hören ob ſie da noch nichts von ihm wiſſen. Mit dieſen Worten ging ſie fort, Margret blieb mit böſen Ahnungen allein. Das Kind lag noch immer ruhig.

Gegen neun Uhr kam die Tante zurück. Der Michel von der obern Mühle iſt eben vorbei gekommen, ſagte ſie. Es iſt ein bös Wetter draußen im Wald, der Nordwind hat den Fahrweg mit Schnee verweht ſo hoch daß drei Männer über einander ſtehen könnten und ſähen doch nicht drüber weg. Unſer Paul iſt bis an die Enge gefahren, da iſt ihm der Wagen im Schnee ſitzen geblieben: der Michel hat ihn da ſtecken ſehen; der Paul aber muß die Pferde ausgeſpannt haben und nach Blankenheim in die Herberge zurück geritten ſein.

Margret rang die Hände: Alſo die Tropfen bekomme ich nicht vor der Nacht? Konnte er denn die nicht durch Jemand zu Fuße heraufſchicken?

Ja, ſagte die Tante, wenn er Einen fand. Aber Michel hat erzählt daß ſie drunten zu Blankenheim von nichts reden als von den Wölfen. Es iſt ein Menſchenwolf im Zitterwalde, oder gar viele: geſtern Morgen in der Frühe haben ſie ein Jüngelchen zerriſſen das nach dem Kyllthal in die Schule ging. Die Dörfer haben ſich zuſammengethan und wollen nächſter Tage eine große Jagd halten.

Während die Alte dieſen Bericht gab, zuckte das Kind in ſeiner Wiege zuſammen und ſchrie laut auf. Margret ſprang zu ihm und nahm es auf ihren Schooß: es war heiß und fieberte ſchon. Mit heftigem Krampf und Geſtöhn wand es ſich in ihren Armen: die Kriſis trat ein. Margret mußte es wieder ins Bettchen legen, und die ſo tröſtlich gemeinten Worte des Arztes: Ich ſage Ihnen, es hängt viel von dieſer Arznei ab, ſchnitten ihr jetzt wie ſcharfe Meſſer durch die Bruſt. Jede Minute Schlafs, die ſie während des Tages im Vertrauen auf Pauls Wiederkehr ſich gegönnt hatte, wurde ihr zum innern Vorwurf. Wär' ich doch ſelber heut am Tage gegangen! ſprach ſie leiſe, und plötzlich rief ſie laut aus: Aber warum kann ich jetzt nicht noch gehen?

Sie ſprang auf und band ſich ein großes Tuch um den Kopf. Die Tante griff ſie beſorgt bei der Hand und ſagte: Mädchen, du biſt von Sinnen! Du allein in ſolcher Nacht durch den Zitterwald? Und du haſt ja das Rezept nicht einmal.

Margret ſtand einen Augenblick überlegend. Doch, ſagte ſie, das Rezept muß ja in der Apotheke liegen, ſonſt hat es der Paul noch, und deſſen Herberge weiß ich zu finden. Zwei Stunden ſinds nach Blankenheim auf dem Fußpfad: die laufe ich in anderthalb, um Mitternacht bin ich wieder hier, und vielleicht rette ich dann noch mein Kind.

Höre, Margret, ſagte jetzt die Alte, darauf darfſt du nicht rechnen. Setz' dich wenigſtens noch einen Augenblick her zu mir: ich muß dir eine geheime Sache eröffnen.

Margret ſah erſtaunt ihre Tante an. Sieh, ſagte dieſe, ich und die Hebamme haben es gleich bei der Geburt geſehen daß du das Kind nicht aufbringen kannſt. Leiſe ſetzte ſie hinzu: Es hat ja ein Todesäderchen.

Bei dieſem Worte ergriff ſie die Lampe und ließ deren ſtärkſten Schein auf das Antlitz des Kindes fallen. Schau her, ſagte ſie, und wies auf die Stelle unter der Stirn. Wirklich lief dort der dunkelblaue Streif ſtark von dem wachs-blaſſen Krankengeſicht abgehoben, von einem Auge zum andern hin.

Margret erſtarrte; ſie beſann ſich erſt jetzt auf den allgemein herrſchenden Aberglauben, daß dieſe Ader ein Todesbote ſei der kein mit ihm behaftetes Kind über die erſten Jahre hinüberkommen laſſe. So lange der Knabe geſund war, bemerkte man dieß Zeichen wenig, jetzt trat es unverkennbar hervor. Es mag in der That bei manchen Kindern auf Schwäche deuten, und da es im reifen Alter ganz verſchwindet, ſo iſt es freilich richtig daß kein geſunder und erwachſener Menſch daſſelbe an ſich trägt.

Aber nur einen Augenblick ſiegte der Aberglaube über das Mutterherz. Tante, ſagte ſie, es kann ſein daß Ihr Recht habt. Aber ein Jahr hat mein Kind gelebt trotz dem Todesäderchen, und wenn es dieſe Nacht ſtirbt, ſo ſtirbt es nicht an der Ader, ſondern daran daß ihm das rettende Heilmittel fehlt. Und nun haltet mich nicht mehr: ich gehe.

Sie nahm eine Laterne vom Wandbrett, weil der Mond erſt ſpät aufging, ſchlug eine Decke um Schultern und Bruſt und band ſie, damit die Arme frei blieben, auf dem Rücken zuſammen. Dann nahm ſie das Kind aus dem Bettchen — ach ſie wußte ja nicht ob ſie es lebend wiederfand! — küßte es und übergab es der Obhut der alten Frau, die gleich wieder mit kalten Umſchlägen anzufangen verſprach.

So trat Margret vor die Thüre auf den Hof hinaus. Ein leiſer Schauder ſträubte ihr Haar, als ſie zuerſt in die furchtbar kalte Sturmnacht hinausblickte. In der Ecke des Hofes ſah ſie eine große Holzart ſtehen: die ergriff ſie, um eine Stütze und zugleich für alle möglichen Fälle eine Waffe zu haben. Am Mühlbach verließ ſie den Fahrweg durchs Thal, weil ſie ihn vom verwehten Schnee ungangbar wußte, und ſtieg durch den ſauſenden Forſt auf dem kleinen nähern Fußweg empor. Erſt ſchlug ihr Herz hörbar: aber an alles

Grauſen gewöhnt ſich der Menſch, und oben auf der Bergesplatte angelangt, wo der Weg, von Gebüſch nicht mehr ſo eng umſchloſſen, ebener und breiter hinlief, ſchritt ſie zwar langſam und in ſchwerem Kampfe gegen den Sturm, aber mit muthvoller Seele vorwärts. Der gefrorne Schnee, vom Winde aus allen Sträuchern und kleinen Schluchten aufgejagt, rieſelte leis um ihre Füße und füllte mählich die Spuren ihrer Tritte hinter ihr aus.

So kam ſie ungefähr in der Mitte ihres Weges auf einer weiten Hochfläche an, wo nur ein einzelner Baum ſich erhob, während die fernen dunkeln Ränder des Forſtes ringsum die weiße Ebene einſchloſſen. Plötzlich ſtand Margret hier ſtill, und ihre Knie zitterten. Bei dem flackernden Scheine, den ihre Laterne im Windzug auf den Schnee vor ihr warf, ſah ſie eine Spur die ſchon halb zugeweht war. Gern hätte ſie ſich überredet daß ſie von Jagdhunden herkäme; aber zu oft hatten alte Leute ihr im Forſt dieſe Stapfen gezeigt und erklärt. Sie ſah es mit Grauſen, hier waren, es mochte vor einer halben Stunde geweſen ſein, die Wölfe gelaufen: ein großer in weiten mächtigen Sätzen, dem dann kleinere in einer Zahl die ſich in den undeutlichen Spuren nicht mehr beſtimmen ließ nachfolgten. Sie mußten nach dem Dorfe ihrer Kindheit auf den Raub gegangen ſein, denn dorthin, rechts ins Thal hinunter, liefen die Stapfen quer über Margrets Pfad hinüber. Es war alſo zu vermuthen daß ſie noch in dieſer Nacht auf demſelben Wege in ihr gewöhnliches Lager zurückkehren würden.

Das muthige Mädchen ließ durch dieſe furchtbare Ueberlegung ihren Gang nicht verzögern, und ein kleiner Troſt wurde ihr gegönnt als ſie ein paar Schritte weiter gekommen war. Hier ſtieß ſie nämlich auf die ganz friſchen Spuren eines menſchlichen Fußes welche der Wolfsfährte offenbar folgten: erſt vor wenigen Minuten mußte hier ein Mann den Beſtien nachgegangen ſein.

Dieſer unbewußte Gruß eines menſchlichen Weſens mitten unter den Schrecken der Natur richtete ihren Geiſt auf. Bald ſenkte ſich nun ihr Pfad, aber er wurde auch immer mühſamer je tiefer ſie kam, weil der Flugſchnee vom ganzen Gebirg in die Thäler hinabwehte. Manchmal mußte ſie durch knietiefe Maſſen ſich Bahn brechen; immer langſamer drang ihr ermüdender Fuß vorwärts, und als ſie endlich die bequeme Landſtraße erreichte die von Trier an der hülchrather Kapelle vorbei nach Blankenheim führt, hörte ſie in dem nun ganz nahen Städtchen ſchon die Mitternachtsſtunde ſchlagen.

Die Apotheke war erreicht: ſie klingelte mehrmals an der verſchloſſenen Thüre, und nach einer Viertelſtunde öffnete der Proviſor. Das Rezept fand ſich vor, Paul hatte es richtig abgegeben und die Arznei erhalten. Indeſſen war der Proviſor, ſobald Margret berichtete warum das Fläſchchen nicht in ihre Hände gekommen, gerne willig das Rezept neu zu bereiten. Er zündete Feuer an und lud Margret ein, mit ins Laboratorium zu kommen und ſich zu wärmen. Als er erfuhr daß ſie noch in dieſer Nacht zurück wollte, bereitete er ihr, durch ſolche Muttertreue gerührt, ein heißes ſtärkendes Getränk und drang ihr auch einen Biſſen Brot auf, während er ſeine Arbeit vollendete. Sie empfing von ihm ein ſchwarzes Fläſchchen, welches ſie unter ihr Buſentuch ſteckte, und er empfahl ihr noch, die Tropfen nicht dem Licht auszuſetzen, weil das ihre Kraft ſchwäche. Es ſchlug zu ihrem Schrecken ſchon Ein Uhr, als ſie auf die Art geſtützt von der großen Landſtraße wieder in den ſchmalen Waldpfad einbog.

Die Wärme und Kraft welche nach der kurzen Ruhe jetzt ihre Glieder durchdrang gab ihr eine wunderbare Freudigkeit, und die Anſtrengung des Körpers milderte ihren Seelenſchmerz. Die Laterne war erloſchen, aber ſie konnte ihrer jetzt entbehren, denn das letzte Mondviertel ging auf und warf ſein helles Licht auf ihren Pfad. Noch war es bitter kalt, aber der Nordwind hatte ſich gelegt, der Himmel wurde wolkenfrei, und die glitzernden Sterne ſchauten tröſtlich herab. Mit der Einſamkeit der Nacht nun ſchon vertraut dachte ſie an Gefahren nicht, und erſt als ſie die Hochebene erſtieg, fiel ihr plötzlich wieder ein daß ſie die furchtbare Stelle der Wolfsſpur noch zu überſchreiten habe.

Sie kam jetzt an der Oeffnung einer Thalſchlucht vorbei die nach ihrem Heimatdorf ſich öffnete: plötzlich vernahm ſie hier, obwol von Schnee und Wald gedämpft, doch deutlich genug aus dem fernen Grunde herauf das wilde Gebell aller Dorfhunde: es klang heftiger und wüthiger als das Geheul das dieſen Thieren ſonſt in Winternächten die Kälte auspreßt. Sie ahnte nichts Gutes; mit ſtürmendem Fuß, mit pochenden Adern flog ſie die letzte Höhe hinauf, um ſo raſch als möglich über die gefahrvolle Ebene hinweg zu kommen, die ſich in glänzendem Licht vor ihr hinſtreckte. Schnee und Mond ließen jeden fernen Buſch in ſcharfem Umriß erſcheinen; den einzigen dunklen Fleck bildete mitten auf der Fläche jener einzelſtehende Baum mit dem kargen Schatten ſeiner laubloſen Aeſte. Margret, nachdem ſie am Waldſaum eine Minute Raſt gemacht und mit ſcharfem Blicke ſich überzeugt hatte daß der Weg noch ſicher ſei, flog einem Rennthier gleich über die Schneefläche auf den Baum zu der wol drei Büchſenſchüſſe von ihr entfernt war. Hier angelangt, blickte ſie von neuem nach allen Seiten ſorglich um, und — war es Täuſchung? Nein, jetzt ſah ſie links aus dem Walde, noch weit von ſich entfernt, einen ſchwarzen Fleck auf die Schneefläche vorrücken. Sie ſprang in den Schatten des Baumes, ſtemmte ſich, um nicht in die Knie zu ſinken, mit dem Rücken gegen den breiten Stamm und faßte mit beiden Händen den Stiel der Axt. Da mehrten ſich die ſchwarzen Flecke auf dem Schnee und wurden größer. Deutlich erkannte ſie jetzt eine große Wölfin mit zwei noch kleinen Jungen: lodernden Auges, mit weiten, kühnen Sprüngen und hochgehobenem Schweif jagten ſie genau auf der Fährte zurück die Margret auf ihrem erſten Gange entdeckt hatte und die ganz nahe an dem Baume vorbeiführte. Margrets Herz ſtand ſtill in ihrer Bruſt, ſie hielt den Odem an, als könnte ſein leiſer Zug ſie verrathen. Die Thiere liefen neben einander, das eine Junge blieb etwas zurück, alle ſchienen in banger Eile dem ſichernden Walde zuzuſtreben. Jetzt waren ſie ganz nahe: Margret hörte das Keuchen ihres Odems. Die alte Wölfin und das eine Junge das ſich dicht an ſie hielt ſauſten vorüber, das andre ſuchte winſelnd nachzukommen. Plötzlich aber blieb es ſtehen, ſchnupperte, ſchwang den Schweif und bog auf Margret ab, wie neugierig zu ſehen was unter dem Baume ſtecke. Das Mädchen ſpannte alle ihre Sehnen, krampfte die Finger um die Waffe, und in dem Augenblicke, als das Thier mit ſchleichendem Schritt und hochgehobener ſpürender Naſe unter den Hieb kam, ließ ſie mit Rieſenſtärke die mordende Schneide recht mitten zwiſchen ſeine Funkelaugen niederſauſen. Der furchtbare Schlag ſchnitt durch den Kopf, und das Eiſen ſchlug noch auf den gefrornen Boden auf: das Thier aber ſtieß einen markdurchſchneidenden Schrei aus und verzuckte dann röchelnd zu ihren Füßen. Margret ſtreckte ſich raſch in die Höhe und hub die Axt von neuem über ihr Haupt. Es war nöthig, denn die alte Wölfin, die ſchon nahe am Waldſaum angekommen war, wandte bei dem Schrei ihres Jungen das Haupt und kehrte mit dem zweiten Wölfchen in wenigen Sprüngen zurück Als ſie das todte Junge am Boden und ſein Blut den Schnee berieſeln fand, heulte ſie laut auf und wollte Margret anſpringen; aber da ſah ſie in des Mädchens weit aufgeriſſnes Auge, ſah die blanke Axt über ihrem Haupte in den Strahlen des Mondes glitzernd die einzeln durch die Zweige herabfielen. Feig ſprang ſie zurück, aber bald näherte ſie ſich wieder, langſam Fuß vor Fuß voranſetzend, um den Augenblick des Sprunges abzuſehen. Das noch lebende Junge kroch ihr bange nach. So rückte das Unthier bis dicht vor das Mädchen vor, aber ehe es in den Bereich der Waffe kam blieb es ſtehen, hockte auf die Hinterfüße nieder und peitſchte den Schnee mit ſeinem wedelnden Schweif, geduldig den Augenblick abwartend wo Margret mit dem Auge blinzeln oder vor Müdigkeit die Arme niederſenken mußte.

So ſtanden ſie ſich entgegen, die beiden Todfeindinnen: die wölfiſche Mutter um den Mord ihres Kindes zu rächen, die menſchliche um dem ihrigen den Heiltrank des Lebens zu ſichern. Wie lange dieſe gräßlichen Augenblicke dauerten wußte Margret nicht. Ihr Denken ſtand ſtill, und nur den Willen hielt ſie in ihrer tiefſten Seele feſt, den rechten Augenblick des Hiebes nicht zu verſäumen. Aber ſchon trat der kalte Schweiß der Mattigkeit vor ihre Stirn, die Füße zitterten unter der Laſt des Körpers, die Arme wurden ſtarr durch die Anſpannung mit der ſie die ſchwere Axt emporhielt, und vor den Augen flirrten ihr auf dem blendenden Schnee ſchon alle Farben des Regenbogens. Sie gab ſich verloren.

Da ſchlug an der Stelle, wo der Waldſaum am nächſten bei ihr in die Schneefläche verlief, im dunkeln Gebüſch ein Blitz auf — ein Pfeifen ziſchte durch die Luft — dann rollte über das Schneefeld, an der Waldgrenze prächtig wiederhallend, der helle Knall der Büchſe. Die Wölfin heulte wild auf, das Junge winſelte: beide wandten ſich zur Flucht und verſchwanden im Walde. Ueber den Schnee kam ein raſcher, leichter Schritt. Der Jäger, der jenen Schuß gethan hatte, trat aus dem Verſteck, zog, vom Monde beleuchtet, den Hahn des zweiten Laufes auf und ſchritt vorſichtig dem Baume zu, um zu ſehen was dort die Wölfin feſtgehalten und ihm ſo trefflich zum Schuß gebracht hatte. Da ſah er, vom Monde halb erhellt, die herrliche Geſtalt des bleichen Mädchens noch in der Haltung die ſie dem Unthier gegenüber behauptet hatte. Noch war der eine Fuß vorgeſchoben und trug die Laſt des übergebeugten Körpers, die runden nervigen Arme huben ſich, zum Schwunge ausholend, über das Haupt herauf. Ihr Buſen wogte, ihr Mund war mit feſtem Trotz zuſammengepreßt, und das Auge, noch zornfunkelnd und weitgeöffnet, ſah den flüchtigen Raubthieren nach. So muß das Weib geweſen ſein in jenen erſten Tagen der Welt, als es noch mit dem Manne Haß und Kampf theilte und auf Jagd und Walſtatt ihm nachſchritt.

Jetzt aber wandte auch ſie ihr Auge auf ihren Retter, ein lauter Schrei entfuhr ihr — es war Nikola. Dieſen Anblick ertrug ſie nicht: vornüber ſtürzte ſie mit der Art zu Boden und fiel in Ohnmacht über das erſchlagene Thier nieder. Nikola hatte anfangs beinahe gemeint eine Erſcheinung zu ſehen; jetzt ſprang er hinzu, legte ihren Kopf auf ſeinen Schooß und rieb ihr die Schläfen mit Rum aus ſeiner Jagdflaſche. Sie ſchlug die Augen auf und ſah ſeine Blicke, beſorgt und hold wie ehemals, über ihrem Antlitz ſchweben. Aber auch jetzt wachte nur Ein Gedanke in ihrer Seele: ſie zog das Arzneifläſchchen aus ihrem Buſen, drückte es in ſeine Hand und ſagte matt und leiſe: Nikola, dein Kind drunten in der Mühle will ſterben, aber dieſe Tropfen können es vielleicht noch wenden. Bis hierher hab' ich ſie ihm geholt: ich kann nicht mehr. Geh um Gottes Barmherzigkeit willen und trage du ſie jetzt ins Mühlenthal: mich laß hier.

Nikola umfaßte ſie mit naſſem Blick und ſagte: Iſt das wahr, Margret? Dieſe Nacht haſt du überſtanden um meines Kindes willen? Nun, ſo ſollen alle guten Engel von mir weichen in meiner Todesſtunde, wenn ich dich hier verlaſſe!

Er nahm die Weigernde auf beide Arme und trug ſie über das Schneefeld. In Margrets Adern begann das Blut wieder ſeinen vollen warmen Lauf. Nach wenigen Schritten ſagte ſie: Laß mich auf die Füße, ich kann wieder auftreten. Sie lehnte ſich auf ſeinen Arm, und ging anfangs ſchwer, dann immer flinker der Heimat zu. Nur ſprechen konnte ſie nicht: je näher ſie dem Lager ihres Kindes kam, deſto ängſtlicher laſtete auf ihr die neue Entſcheidung über Leben und Tod der ſie nun entgegenging. Nikola erzählte ihr unterwegs mit freundlichen Worten was ihrer wunderbaren Rettung Urſache geweſen ſei. Er hatte, da auch ſchon in der vorigen Nacht die Wölfe bei ſeinem Heimatorte ſich blicken ließen, einige gute Schützen bewogen mit ihm Wache zu halten. Er ſelbſt ging nur mit Einem Gefährten in den Forſt, entdeckte jene Wolfsſpur und ſchloß daraus daß die Thiere denſelben Weg zurückkommen würden. Seine Tritte waren es welche Margret neben der Fährte im Schnee angetroffen hatte. Während nun ſein Genoſſe nach der entgegengeſetzten Seite der Spur folgte und einen guten Poſten zum Schießen aufſuchte, hatte ſich Nikola unweit der Ebene über einer engen Schlucht auf die Lauer gelegt. Hier vernahm er nach zwei Stunden Büchſenſchüſſe aus der Nähe ſeines Dorfes, die ihm anzeigten daß man auch unten die böſen Gäſte entdeckt und übel empfangen habe. Allein die flüchtigen Wölfe mochten ihn in ſeinem Verſteck gewittert haben: ſie waren in einem Bogen an ihm vorbeigeſchlüpft, und erſt der Todesſchrei des einen ganz in ſeiner Nähe verrieth ihm die Richtung ihrer Flucht. Raſch machte er die paar Schritte durch den Buſch hinauf und kam eben zu rechter Zeit auf die Hochebene, um der auf Margret lauernden Alten eine Kugel zuzuſchicken.

Kurz vor der Mühle begegnete ihnen jetzt auch mit dem Spürhund jener Jagdgenoſſe Nikolas, der noch etwas tiefer in den Forſt hinein auf dem Anſtand gelegen hatte, und meldete daß die große Wölfin, von Nikolas Schuſſe wirklich getroffen, nahe bei ſeinem Poſten geſtürzt ſei. Ihr Junges war allein entwiſcht.

Mit beflügeltem Fuße ſtürmte Margret den letzten Abhang zur Mühle herunter, ſchon ſahen ſie die brennende Lampe im Krankenzimmer; Nikola konnte kaum folgen.

Margret klopfte heftig, die Tante öffnete. Du hätteſt den Gang nicht nöthig gehabt, ſagte ſie freundlich, dein Kind lebt und iſt glücklich durch. Ich habe eben nachgefühlt: es ſind ihm zwiſchen vorgeſtern und heut zwei Augenzähnchen durchgebrochen: die haben es ſo mitgenommen. Sieh hier.

Margret ſchob die Tante bei Seite und ſprang durch die Thür ins Gemach. Da ſaß wieder mit hellen klaren Augen der kleine Junge im Bett und hielt ſich, ſchwach wie er war, aber luſtig, aufrecht, um der Mutter die Aermchen entgegen ſtrecken zu können. Das kleine Geſichtchen war noch blaß, aber die dunkelblaue Ader ſah man ſchon nicht mehr.

Jetzt ſchritt auch Nikola durch die Stubenthür, gebeugt und wie eines ſchweren Frevels ſchuldig. Er kniete an der Wiege nieder und ſah ſeinem Kinde in das große, ſchöne, blaue Auge, das ein ſo treuer Spiegel des ſeinigen war. Dann lehnte er ſein Haupt an die Knie der Mutter und ſagte leiſe: Margret, ich habe geſündigt an dir vor Gottes Angeſicht, und wäre dieß keine Glücksſtunde, ich dürfte ja nicht meine Augen aufſchlagen zu dir. Jetzt aber habe ich erkannt was für ein goldnes Herz du biſt, und weiß, du kannſt auch mir vergeben. Sieh, meine Hände lege ich auf die Stirn deines und meines Kindes, und nun frage ich dich: Willſt du verzeihen, willſt du noch jetzt meine Frau werden in alter, rechter Liebe?

Er wagte nicht ſie anzuſchauen bei dieſer Frage, aber er fühlte ihre heißen Thränen auf ſein Haupt rinnen und empfand den Druck ihrer Hände die ihn an das geliebte Herz emporzogen. Noch immer blieb er auf den Knieen: da nahm Margret das Kind aus der Wiege und legte es in ſeine Arme. Jauchzend ſprang er auf — und inniger als in dem glühendſten Rauſch der Leidenſchaft, feſter als je in den Stunden ihres tiefſten Wehes hielt Margret ihn in ihren Armen umſchloſſen. Ein Augenblick hatte ihrer Treue das Leben ihres Kindes und den verlornen Gatten wiedergeſchenkt.

Kunſt und Literatur.

Die Kirche zu Ramersdorf.

Von C. Schnaaſe.

Die Kunſt des Mittelalters zählt jetzt auch in Deutſchland verdienterweiſe viele Freunde, aber dennoch iſt unſer vaterländiſcher Boden noch immer nicht genug in dieſer Beziehung durchforſcht. Die Frömmigkeit und der Kunſttrieb jener Jahrhunderte hat ſo unendlich Vieles hervorgebracht, der falſche Geſchmack und die Richtung auf vermeintliche Nützlichkeit haben aber ſpäter ſo viel Schutt und Tünche darüber gehäuft, daß wir noch lange zu thun haben, ehe wir uns rühmen können, die Monumente unſerer Väter ſo vollſtändig zu kennen, wie etwa die von Italien oder ſelbſt die von Aegypten.

So barg auch das Dörfchen Ramersdorf, obgleich im volkreichen Rheinthale, am Fuße des Siebengebirges, ganz nahe bei der gelehrten Stadt der Rheinprovinz, bei Bonn gelegen, eine bisher unbekannte, höchſt intereſſante Kirche. Wohl wußte man, daß hier eine Kommende des deutſchen Ordens beſtanden hatte, ihre Gebäude waren aber längſt in Privatbeſitz übergegangen, und kein ſtattlich ragender Thurm verrieth, daß zwiſchen den Wirthſchaftsgelaſſen, welche die Stelle des ehemaligen Schloſſes einnehmen, die Kirche verſteckt ſei. Herr Bau-Inſpector von Laſſaulx aus Coblenz, der ſich ſchon ſo viele Verdienſte für die Kenntniß der mittelalterlichen Kunſt erworben, zog zuerſt die Blicke der Alterthumsfreunde auf dieſe Stelle hin. Ein lithographirtes Blatt, das er vertheilen ließ, gab in der von ihm erfundenen, äußerſt zweckmäßigen Weiſe eine ſehr klare Anſchauung des Gebäudes mit allen ſeinen Details, während ſein Aufſatz in Nro. 2 des Kölner Domblatts von 1843 nähere Nachrichten in größerem Kreiſe verbreitete. Ihn hatte ausſchließlich das Architektoniſche des Monuments intereſſirt, die Malereien, von denen er nur wenige Spuren wahrnahm, wurden erſt ſpäter näher geprüft, und nach vorſichtiger Abnahme der Tünche, die ſie bedeckte, ziemlich vollſtändig befunden.

Hierdurch gewinnt die Entdeckung einen ſeltenen Werth. Wir wiſſen längſt, daß im Mittelalter, beſonders im 13. und 14. Jahrhundert, die meiſten Kirchen und Kapellen mit farbiger Decoration oder mit Wandmalereien geſchmückt waren. Faſt immer ſind aber die Malereien bis auf wenige Spuren zerſtört, und nirgends konnten wir den Zuſammenhang und die Anordnung dieſer Ausſchmückung ſo vollſtändig wie hier wahrnehmen. Auch hier ſind einzelne Lücken, aber doch ſo wenige, daß ſie die Ueberſicht des Ganzen nicht hindern. Leider gehn dieſe Malereien einem unabwendbaren Untergange entgegen; um ſo dankenswerther iſt daher das Bemühen des Herrn **Hohe**, academiſchen Zeichenlehrers in Bonn, der mit aufopfernder Anſtrengung die Tünche, welche die Wände deckte, abgenommen, und mit allen Hülfsmitteln, wo es nöthig war von Gerüſten aus, theils Durchzeichnungen, theils kleinere Copien in den Farben der Originale angefertigt hat. Dieſe, wie die eigene Anſchauung jetzt noch lehrt, höchſt gelungenen Nachbildungen, bilden von nun an ein Document der Kunſtgeſchichte und müſſen künftig die Originale erſetzen. Durch gütige Erlaubniß ihres Urhebers liegen ſie mir vor, und leiten mich bei meinen Bemerkungen *)

---

*) Die von Herrn Hohe nach jenen erſten Pauſen und Farbenſkizzen angefertigten höchſt zierlichen Aquarelle ſind jetzt im Beſitze des berliner Muſeums. Vgl. das oben bei Erklärung der Bilder in unſerem Jahrbuch Geſagte. (Anm. d. Red.)

Schon in bloß baulicher Beziehung iſt dies kleine Monument ſehr eigenthümlich und beachtenswerth. Die Beſchreibung, welche Herr v. Laſſaulx davon geliefert, gewährt in ihrer meiſterhaften Präciſion dem Baukundigen eine ſo vollſtändige Anſchauung, daß es vermeſſen wäre, mit ihm wetteifern zu wollen; die Andeutungen, welche hier folgen, beabſichtigen nur, einige Eigenthümlichkeiten herauszuheben und die Anordnung der maleriſchen Ausſchmückung verſtändlich zu machen.

Das Kirchlein iſt klein und unſcheinbar, in beſcheidenem, aber gut bearbeiteten Steine der Umgegend erbaut. Das Aeußere iſt höchſt ſchmucklos, nur verziert mit dem Rundbogenfrieſe unter dem Geſimſe, wie er in unſern frühern rheiniſchen Bauten ſelten fehlt. Ein Portal war gar nicht vorhanden, ſondern nur eine einfache Thür mit glatten Gewänden; die Fenſter waren klein, im Langhauſe in Form eines Vierblattes (d. h. eines Quadrats mit vier angelegten Halbkreiſen); in den Chorniſchen länglich im Halbkreiſe gedeckt. *) Der unſcheinbare Thurm iſt kürzlich niedergeriſſen worden; er ſtand nicht vorne, ſondern am öſtlichen Ende der Südſeite.

Das Innere iſt zwar ebenfalls ſehr einfach, aber dennoch äußerſt zierlich. Das Langhaus hat die Form und Größe eines mäßigen Saales; die Länge bis zum Chore beträgt nur 32 Fuß 8½ Zoll, die Breite drei Viertel der Länge (24 Fuß 6 Zoll), die Höhe wiederum drei Viertel der Breite (in den Seitenſchiffen 18 Fuß 6 Zoll, im Mittelſchiffe einen Fuß mehr). Es iſt in drei Schiffe getheilt, jedes Schiff wieder in drei Abtheilungen, ſo daß im Ganzen neun Abtheilungen oder Gewölbfelder vorhanden ſind. Kreuzſchiffe und die Kreuzgeſtalt im gewöhnlichen Sinne ſind mithin nicht vorhanden, wohl aber deuten jene neun Felder ein Kreuz an,

---

*) Die Fenſter der Seitenſchiffe und der Seitenniſchen ſind zwar verändert, doch können wir als gewiß annehmen, daß jene dem der Giebelwand, dieſe dem der Chorniſche gleich waren. Anm. d. Verf.

das durch fünf Vierecke gebildet iſt, und deſſen Ecken wieder durch vier gleiche Vierecke ausgefüllt ſind. Die Höhe der Gewölbe in allen drei Schiffen kann man als gleich bezeichnen, indem das Mittelſchiff nur um ein Geringes höher iſt; dieſes bildet daher nicht, wie gewöhnlich, oberhalb der Pfeiler eine Wand mit Fenſtern (Oberlichtern), und die Beleuchtung kommt nur durch die Fenſter der Seitenmauern und der Altarniſchen. Die Gewölbe erſcheinen als Kreuzgewölbe mit ziemlich ſtark profilirten Rippen: ſie ruhen im Mittelſchiffe auf vier ſehr ſchlanken Säulen (ihre Höhe enthält 12 bis 13 Durchmeſſer ihres Stammes), zwei auf jeder Seite, an den Wänden aber theils auf Pilaſtern mit kleinen angelegten Rundſäulen, theils auf bloßen Kragſteinen. Auf der Oſtſeite ſchließt jedes der drei Schiffe mit einer Altarniſche ab; die der Seitenſchiffe ſind flacher, faſt Halbkreiſe, die Chorniſche iſt bedeutend tiefer, faſt einen ganzen Kreis darſtellend, der nur auf der dem Langhauſe zugewendeten Seite geöffnet und mit demſelben durch einen Vorraum verbunden iſt. Dieſe auch ſonſt wohl, aber doch ſelten, vorkommende Geſtalt der Chorniſche iſt hier ſehr ſinnvoll angewendet, um bei dem geringen Raum der dem ganzen Gebäude zugetheilt war, ohne Verletzung der Verhältniſſe eine möglichſt große und hellbeleuchtete Stelle für den Dienſt der Meſſe zu erhalten. Dieſem einfachen Plane, der an ſich wenig Gelegenheit für reichern architektoniſchern Schmuck darbot, iſt durch geſchickte Benutzung der Mittel eine anmuthige Mannigfaltigkeit und Abſtufung verliehen. Es iſt in chriſtlichen Kirchen immer herkömmlich geweſen, daß man den Schmuck des Gebäudes im Innern von der weſtlichen Seite nach Oſten hin ſteigerte, um dem Chore, als der heiligſten Stelle, die höchſte Pracht und Auszeichnung zu geben. Dies iſt auch hier, obgleich es an innern Abtheilungen fehlte, geſchehen. Die weſtliche Giebelwand iſt faſt ganz ſchmucklos, ſie hat weder Pfeiler noch Säulen, die Gewölbe ruhen bloß auf Kragſteinen, das einzige

Fenſter in der Form des Vierblattes ſteigt nicht einmal tief herunter, es dient nur dazu, um in Ermangelung eines Portals das Mittelſchiff anzudeuten und gleichſam einen Abglanz des Lichtes vom Hauptaltar zu gewähren. Das Langhaus, mit ſeinen ſchlanken Säulen, die dem Lichte freies Spiel geſtatten, mit den gegliederten Gewölbdienſten an den Wänden, an jeder Seite mit drei Fenſtern, iſt ſchon bedeutſamer, heiterer und zierlicher ausgeſtattet. Am reichſten iſt aber die Oſtſeite in ihren drei Altarniſchen mannigfaltig, in der Chorniſche durch ihre kreisförmige Erweiterung ſehr hell beleuchtet, durch die Rippen ihres ſtrahlenförmigen Gewölbes, durch die Halbſäulen, welche als Dienſte der Gewölbe und als Einfaſſungen der Fenſter ſich dicht aneinander drängen, reich und zierlich geſchmückt. Eine ähnliche Steigerung des Schmuckes wie nach der Tiefe des Gebäudes zeigt ſich nach der Höhe zu, von unten nach oben. Das Langhaus bildet nämlich unterhalb des Gewölbes vermittelſt einer, freilich nicht körperlichen, ſondern nur angedeuteten Gränze zwei Abtheilungen, oder Stockwerke von gleicher Höhe. Die Stämme der vier ſchlanken Säulen ſind nämlich in ihrer mittlern Höhe von einem Ringe umgeben, ſo daß ſie wie zwei übereinander geſtellte Säulchen angeſehen werden können. In der Höhe dieſes Ringes liegen nun auch in den Seitenſchiffen die Kragſteine, auf welchen die kleinen Säulen der Wandpfeiler ruhen, und im Chore die Fenſterbrüſtungen mit den darauf ruhenden Einfaſſungsſäulchen und den daran anſchließenden ähnlichen Ringen der Wandſäulen. Alle dieſe Punkte bilden daher eine gedachte Fläche, welche im ganzen Gebäude den Raum unter den Gewölbeanfängen in zwei gleich hohe Theile durchſchneidet*, zu denen das Gewölbe als der dritte erſcheint, welcher im Mittelſchiffe etwas größere, in den Seitenſchiffen und im Chore

---

*) Auch die jetzt vermauerte alte Eingangsthür in der weſtlichen Giebelwand ſchließt ſich mit ihren Höhendimenſionen an jene Abtheilung der Wände an.
Anm. d. Red.

etwas geringere, durchſchnittlich alſo etwa gleiche Höhe hat, wie jene. In dieſen drei Abtheilungen finden wir nun wieder eine Steigerung des Reichen und Zierlichen. Die unterſte iſt als Baſament die einfachſte; im Langhauſe hat ſie nur die vier Säulen, welche der Ring wie ein ſehr ſchmuckloſes Capitäl abgränzt, an den Wänden nur Pilaſterſtreifen. Die zweite iſt durch die Säulchen an jedem Wandpilaſter, durch den Capitälſchmuck der Mittelſäulen, durch die um die Fenſter gruppirten Wandſäulen des Chors bedeutend reicher. Die dritte Abtheilung endlich, die der Gewölbe, iſt durch die zahlreichen, kräftig gegliederten Rippen in ihrer mannigfaltigen Durchſchneidung bei Weitem die reichſte und belebteſte. Wir werden nachher ſehen, wie dieſe Steigerung durch die farbige Decoration noch bedeutend anſchaulicher wurde.

Will man den Styl des Gebäudes nach der hergebrachten Unterſcheidung des romaniſchen oder ~~gothiſchen~~ (oder wie man jetzt in Deutſchland zu ſagen beliebt: ~~germaniſchen~~) Syſtems bezeichnen, ſo gehört er dem erſten an. Alle Details ſind noch aus dieſem ältern Style entnommen. Die Bogen ſind meiſtens reine Halbkreiſe, nur an wenigen unſcheinbaren Stellen ſchwach geſpitzt. Die Baſis der Säulen iſt durchweg die attiſche, nur durch das bekannte Eckblättchen auf ihrem Wulſte von der antiken unterſchieden; die Capitäle gleichen in ihrer Vaſenform und Höhe noch mehr den korinthiſchen als denen des gothiſchen Styles. Die Rippen der Gewölbe ſind theils als Rundſtäbe, theils durch fünf Seiten eines Achtecks profilirt; ſie bilden alſo compacte Maſſen, und es findet ſich keine Spur von jenen tief eingeſchnittenen Höhlungen, jenen birnförmigen Stäben, deren Zuſammenſetzungen dem Profile gothiſcher Bogen ein ſo lebendiges und zierliches Anſehn verleiht. In der gothiſchen Architektur ſind die Pfeiler und Strebepfeiler das Weſentliche des Baues, die Wände bloße Füllungen. Hier dagegen ſind die Mauern von verhältnißmäßig großer Dicke, die Gewölbe haben gar nicht

germani-
[illegible]
[illegible]

vom Boden aufſteigende Stützen, ſondern ruhen unmittelbar oder mittelbar auf Kragſteinen, die aus den Wänden hervortreten; die mittleren Säulen ſind ſo leicht gehalten, daß man ſie eher vergißt, als daß man ſie als den Kern und Träger des Baues anſehen könnte.

In allen techniſchen Beziehungen, in allen Einzelnheiten gehört daher der Bau noch dem romaniſchen Style an: ſehen wir aber auf den Eindruck, den das Gebäude in ſeinem Innern hervorbringt, ſo gleicht er eher dem des gothiſchen Styls. Die Schwerfälligkeit und Derbheit, welche jenem ältern Style anklebte, die ruhige Feſtigkeit und Würde, die ernſte, feierliche Pracht, welche ihn auszeichneten, ſind ſchon verſchwunden. Dieſe einfachen Wände mit ihren kleinen Halbſäulen, die ſchlanken Säulen am Mittelſchiffe mit dem hellen Lichte, das ſie umſpielt, die mannigfaltigen Durchſichten, welche ſie gewähren, mit den auf jeder Stelle wechſelnden und doch ſo regelmäßigen Combinationen ſenkrechter und geneigter Linien an Wänden und Gewölben, alles dies giebt uns das Bild einer einfachen und mäßigen, aber völlig entwickelten und harmoniſchen Anmuth und Zierlichkeit, wie ſie dem gothiſchen Style, beſonders in ſeiner frühern Zeit eigen iſt. Dieſe Anmuth geht in dieſem Style beſonders daraus hervor, daß die einzelnen Glieder und der ganze Bau gleichſam dem Boden entwachſen, aus einfacher Feſtigkeit ſich nach oben hin zu reichen, heitern und leichten Formen entwickeln, und dieſe Tendenz hat unſern Baumeiſter auch augenſcheinlich geleitet. Die Formen, welche ſpäter herrſchend wurden und es erleichterten, dieſen Ausdruck zu gewinnen, ſind ihm noch unbekannt, in allen Einzelnheiten folgt er dem alten Style; aber durch geſchickte Benutzung ſeiner Mittel weiß er die obern Theile leichter und mannigfaltiger zu machen, und ſo dieſelbe Wirkung zu erreichen. Der gothiſche Bau vermied die ſchweren horizontalen Linien, welche, aus der antiken Architektur herrührend, die romaniſchen Gebäude noch wie eiſerne Bänder, wie mächtiger Zwang fremder Satzung umgaben und zuſammenhielten; er bewirkte dies, indem er das Ganze behandelte, als ob es nur aus ſenkrechten Gliedern beſtehe. Dieſes Auskunftmittel kannte unſer Meiſter nicht; den Zweck erreichte er dennoch. Er wich von dem Herkommen, die Seitenſchiffe niedriger zu halten als das Mittelſchiff, ab, vermied alſo die wichtigſte horizontale Linie, welche auch dem gothiſchen Bau blieb, und gab den Säulen, welche die Schiffe ſcheiden, eine ungewöhnliche Leichtigkeit. Dabei bewahrte er aber alle Vortheile einer ſolchen horizontalen Durchſchneidung, indem er zwei Stockwerke durch die Uebereinſtimmung einzelner Punkte in derſelben Höhe andeutete. Eine fortlaufende Linie würde hier, wo keine techniſche Nothwendigkeit ſie hervorrief, willkürlich und ſchwerfällig erſchienen ſein; jene leichte Andeutung durch wiederkehrende Punkte ſpricht uns an, wie die unwillkürliche Aeußerung eines innern Geſetzes, nach welchem der kernhafte Stamm ſich oben freier entwickelt, und das dann in der noch reichern Schwingung des Gewölbes ſeinen Abſchluß erhält. Wir finden alſo eine durchaus harmoniſche Entfaltung in allen Richtungen, ſowohl horizontal wie vertikal.

Ueber den Zeitpunkt des Baues haben wir keine urkundlichen Nachrichten; aus der Vergleichung der Details mit andern, namentlich rheiniſchen Bauten können wir mit ziemlicher Sicherheit ſchließen, daß er ungefähr um das Jahr 1200 entſtanden ſei, wie dies Herr v. Laſſaulx ſchon angenommen hat. Er fällt alſo in die Zeit kurz vor dem Erſcheinen des eigentlichen gothiſchen Styls, etwa dreißig bis vierzig Jahre früher, und giebt ein ſehr merkwürdiges Beiſpiel, in welchem Grade und mit welcher Entſchiedenheit der Geiſt dieſes Styles ſich regte, ehe er die ihm angemeſſenſten Formen gefunden hatte. Die leicht gegliederten Pfeiler und Profile, der Spitzbogen, die durchbrochene Steinarbeit der Fenſter, die äußern Streben u. ſ. f., alle dieſe Formen, welche, als ſie herrſchend geworden, den Ausdruck unvermeidlich hervorbrachten, welchen der Geſchmack der Zeit forderte, waren unſerm Meiſter noch fremd, aber der Geiſt belebte ihn ſchon, und er wußte ohne ſie ähnliche Erfolge zu erlangen.

Auffallend iſt die Anwendung gleichhoher Schiffe. Die romaniſche Architektur hielt faſt überall den Typus der Baſilika auch darin feſt, daß die Wand des Hauptſchiffes mit ihren Fenſtern über die Seitenſchiffe hinausragte. Der reiche gothiſche Styl behielt dies bei, und wußte es ſehr glücklich zu benutzen. Durch ſeine unumſchränkte Herrſchaft unterdrückte er alle Abweichungen in dieſer Beziehung, die in einzelnen Gegenden aufgekommen waren, ſo auch die gleiche Höhe der Kirchenſchiffe. Im ſüdlichen und weſtlichen Frankreich war dieſe Form früher ſehr beliebt geweſen, nach dem Eindringen des gothiſchen Styls verſchwand ſie faſt ganz. Nur Deutſchland macht hierin eine Ausnahme. An vorgothiſchen Bauten kommt hier die gleiche Höhe der Schiffe höchſt ſelten vor; die Bartholomäus-Capelle und der Dom in Paderborn, die Ludgerikirche in Münſter und endlich unſere Capelle ſind wohl die einzigen Beiſpiele, während die gothiſchen Bauten theils ſchon im dreizehnten, beſonders im vierzehnten Jahrhundert überaus häufig in dieſer Weiſe gebaut ſind. Es iſt merkwürdig, daß dieſe Form, welche in Frankreich dem gothiſchen Style wich, hier mit einem dieſem Style verwandten Beſtreben in Verbindung ſteht. Nicht ſehr lange nach dem Ramersdorfer Bau (1235) finden wir ſie an einem Gebäude des entſchiedenen gothiſchen Styls und zwar an einem ſehr bedeutenden und vollendeten, an der Eliſabethkirche zu Marburg. Dieſes ausgezeichnete Werk, offenbar aus einer ſelbſtſtändigen Erfindung hervorgegangen, fand vielfache Nachahmung, und über einen großen Theil Deutſchlands, namentlich über den ganzen Norden und Oſten, verbreitete ſich beides zugleich und verbunden, der gothiſche Styl und die gleiche Höhe der Schiffe. Es bildete dies eine eigene Gattung dieſes Styls, welche ausſchließlich Deutſchland angehört, und ſich ſpäter auch über die ſüdlichen und weſtlichen Gegenden ausbreitete. In der That iſt dieſe Gattung zwar weniger für reichen Schmuck und das bunte Formenſpiel geeignet; aber ſie hat in techniſcher Beziehung und für den Gebrauch große Vorzüge, und verdient die Vorliebe wohl, zu welcher Herr v. Laſſaulx ſich als praktiſcher Meiſter bekennt.

Bemerkenswerth iſt nun, daß, wie unſere kleine Capelle, ſo auch die große Marburger Kirche eine Stiftung des deutſchen Ordens iſt, und daß daſſelbe Syſtem der drei hohen Schiffe nirgends ſo regelmäßig und in ſolcher Vollendung angewendet wurde, als in dem eigenthümlichen Gebiete dieſes Ordens, in Preußen. Wir dürfen daher wohl an eine fortlaufende Tradition innerhalb dieſes conſequent regierten Ordens glauben, durch welche dieſe Form als eine zweckmäßige für jenen neuen Geſchmack feſtgehalten und ausgearbeitet wurde. Das Beiſpiel des Ordens mußte bei der weiten Verbreitung ſeiner Beſitzungen von großem Einfluſſe ſein, um dieſer aus techniſchen und geiſtigen Gründen den Deutſchen wohl zuſagenden Bauweiſe*) allgemeinen Eingang zu verſchaffen, und wir können alſo vielleicht unſer kleines Kirchlein als das erſte uns bekannte Glied in der Kette einer mächtigen Tradition betrachten.

Ob dieſe Vermuthung ſich beſtätigen wird, mag dahin geſtellt bleiben; nähere Nachforſchungen und Vergleichungen auf den ehemaligen Beſitzungen des Ordens geben vielleicht den Beweis oder die Widerlegung. Was aber durch ſich ſelbſt ſpricht, iſt die Anmuth und Friſche unſres kleinen Monuments, das deutliche Zeichen eines jugendlichen Strebens und einer neuen Begeiſterung. Wenn die Kunſt auf der Höhe ihrer Entwickelung angelangt iſt und alle Formen völlig ausgebildet ſind, dann kränkelt ſie leicht an materieller Fülle und pedantiſcher Genauigkeit. Das Körperliche iſt vorherrſchend der Geiſt nicht mehr fühlbar. Auf ihren frühern Stufen, dagegen iſt der Künſtler ganz von ſeiner geiſtigen Aufgabe erfüllt, er will viel, er will alles geben, was er empfindet, er makelt daher nicht an den Formen, verlangt nicht Vollkommenheit der Ausführung, ſondern begnügt ſich, wenn er verſtanden wird. Und gerade dadurch erreicht er mehr, als jener kritiſche und geübtere Meiſter. Es iſt eins der öffentlichen Geheimniſſe, die leicht verloren gehen und leicht mißverſtanden werden, daß in der Kunſt nur das Angedeutete wirkt, nicht das Ausgeſprochene. Der Geiſt, welcher die körperliche Erſcheinung hervorruft, darf ſich nicht in ihr erſchöpfen, er muß einen Ueberſchuß behalten, darüber ſchweben, wie der Ausdruck der perſönlichen Seele über dem Körper. Der wahre Künſtler ſucht nicht Befriedigung in ſeinem Werke, ſondern im Mitgefühle Andrer. Daher kommt es, daß einfache Werke mehr wirken, als die, bei denen alle Quellen des Reichthums geöffnet waren, und daß eine Kunſtrichtung in ihrer erſten Entwicklung, wo ihre Mittel noch wenig ausgebildet ſind, mehr gewährt, als auf dem Höhepunkt ihrer Blüthe.

---

*) Niederländiſche Briefe S. 167 ff.

In einer ſolchen Zeit iſt man um ſo geneigter, ſich keine Andeutung zu verſagen, das, was man in der einen Weiſe nicht ausdrücken kann, in andrer zu verſuchen. Die Künſte ſondern ſich noch nicht, und Architektur und Sculptur nehmen gern die Farbe zu Hülfe. Daher finden wir im Mittelalter, wie in der ältern griechiſchen Kunſt, die Polychromie, die Vielfarbigkeit der Gebäude und der plaſtiſchen Gebilde. Einer productiven Zeit kann es nicht einfallen, die baulichen Formen durch einfarbigen Anſtrich abzutödten; die Farbe muß vielmehr dazu beitragen, die Bedeutung der einzelnen Glieder auszudrücken. So finden wir es auch hier, und unſere Kirche iſt bei der Seltenheit ſo vollſtändig erhaltener Decoration ein unſchäzbares Beiſpiel dieſes Verfahrens. Auch ohne die Beihülfe farbiger Zeichnungen kann ich hoffen, einige intereſſante Eigenthümlichkeiten deſſelben anſchaulich zu machen.

Die Ornamentation findet ſich nur an den architektoniſch bedeutenden Gliedern, nicht auf den Flächen der Wände und des Gewölbes; dieſe ſind vielmehr, wie wir nachher ſehen werden, für maleriſche Compoſitionen und Figuren benutzt. An dieſen Gliedern iſt ſie nun nach verſchiedenen Rückſichten wechſelnd. Die Säulenſtämme, und zwar ſowol die freiſtehenden wie die angelegten, ſind ſämmtlich marmorirt, und zwar in ſchwarz, grau oder roth; offenbar um den Schmuck prachtvollen Geſteins zu erſetzen. Jeder Stamm iſt von einer Farbe, wie aus einem Stücke, benachbarte oder correſpondirende Säulen aber von verſchiedener, ſo daß das Ungleiche gepaart iſt. So iſt von den drei Halbſäulen an den Wandpfeilern gewöhnlich jeder eine andere Farbe zugetheilt, an den Chorfenſtern ſteht auf einer Seite eine roth-, auf der andern eine ſchwarzmarmorirte Säule, und von den vier Mittelſäulen iſt zur Rechten die erſte roth, die zweite ſchwarz, während es ſich bei denen zur Linken umgekehrt verhält. Auch hier, wie ſo oft im Mittelalter, iſt alſo der Begriff der Symmetrie nicht als vollkommene Gleichheit, ſondern als Gleichſtellung des Aehnlichen aber Ungleichen gefaßt.

Capitäl und Baſis haben meiſtens mehrere Farben, und zwar ſo, daß die vorragenden Theile, Wulſt und Rundſtab oder Deckplatte, hell, die Kehle oder die Kelchform aber dunkel gehalten ſind; offenbar um den Begriff der Vertiefung zu verſtärken. Die Capitäle ſind ſtets mit Blattwerk geſchmückt. An den Capitalen der Mittelſäulen und der ihnen entſprechenden Halbſäulchen an den Ecken des Chors iſt dies plaſtiſch ausgeführt, und zwar in der Geſtalt von länglichen, theils dickern, theils dünnern Blättern; die Farbe ſchloß ſich daher hier an die Form an. An den Wänden dagegen waren die Kelche der Capitäle glatt und nur mit gelben Blättern auf ſchwarzem Grunde bemalt; wahrſcheinlich nur, um ſie in Vergleich mit den Capitälen des Mittelſchiffs einfacher zu halten. Dieſe ſind nämlich ſehr bunt; der untere Rundſtab grün oder blau, die Blätter gelb, orange oder blau in regelmäßigem Wechſel, der Grund des Kelches roth. Eine Erinnerung an natürliche Blätter iſt auch in der Farbe nicht zu erkennen, ausgenommen etwa an den Capitälen der Eckpfeiler des Chors, wo die umgeſchlagene Seite der Blätter dunkler iſt wie die äußere, und zuweilen grün.

Einige Aufmerkſamkeit verdient die Ornamentation der durch einen Ring auf halber Höhe des Stammes getheilten Säulen, die bekanntlich auch ſonſt oft, namentlich in unſern rheiniſchen Kirchen, vorkommen. Man könnte glauben, daß man ſich dieſen Ring wie eine Verſtärkung des übermäßig ſchlanken und daher ſcheinbar gebrechlichen Stammes vorgeſtellt habe. Die Farben belehren uns, daß es nicht ſo war, und daß man vielmehr an zwei übereinandergeſtellte Säulchen dachte. Denn zuweilen iſt die Stammeshälfte über dem Ring heller, die untere dunkler marmorirt, und der Ring iſt auf ſeinem untern Theile mit Blättern bemalt, wie die Capitäle der Wandſäulchen, ſo daß er als die Verbindung des Capitäls der obern und der Baſis der untern Säule erſcheint.

Sehr bemerkenswerth iſt die Ornamentation der Rippen des Gewölbes, und namentlich die charakteriſtiſche Verſchiedenheit der Quer- und Längenrippen von den Diagonalrippen. Wie oben erwähnt, ſind ſie ſchon abweichend profilirt, jene durch fünf Seiten des Achtecks, dieſe als runde Zweidrittelſtäbe. Die farbige Decoration hebt dieſe Unterſcheidung noch mehr heraus. Die Quer- und Längenrippen ſind nämlich nur leicht marmorirt, blau und roth wechſelnd, etwa wie zwei verſchiedene Steine. Sie ſind durchweg gleich und bilden daher ein Netz, welches die ganze Gewölbfläche einrahmt und abtheilt. Die Diagonalrippen ſind dagegen mit mehrern andern, mehr gezeichneten Muſtern verziert, jedoch ſo, daß die ſich durchſchneidenden Rippen jedes einzelnen Feldes daſſelbe Muſter haben. Dieſe Muſter ſind in den ſymmetriſchen Feldern der Seitenſchiffe, welche ſich an ein und daſſelbe Feld des Mittelſchiffes anſchließen, gleich, übrigens aber durchweg verſchieden, ſo jedoch, daß die Muſter im Mittelſchiffe unter ſich, und die in den Seitenſchiffen unter ſich in Zeichnung und Farbe einander ähnlich ſind. Die letzten nämlich enthalten bloß zwei Farben, gelb und roth, die erſten drei, gelb, roth und blau; bei jenen beſteht das Muſter in dem einfachen Wechſel der beiden Farben in Geſtalt von Bändern oder Schuppen, bei dieſen iſt die Zeichnung künſtlicher, mit mannigfaltigern Schuppen oder mit wechſelnden rautenförmigen Feldern, und ſtets verziert mit einer Lilie, ähnlich der im franzöſiſchen Wappen. Beiderlei Muſter enthalten etwas von dem Formgedanken der Rippen, aber ſo, daß die der Seitenſchiffe nur den Rundſtab, die des Mittelſchiffs das Durchkreuzen, jene das Einfache, dieſe die Verbindung verſinnlichen. Wenn meine Beſchreibung ausreicht, um ſich das Ganze dieſer Decoration klar vorzuſtellen, ſo wird man bemerken, wie ſehr ſie die architektoniſche Bedeutung des Gewölbes heraushebt und belebt. Zunächſt geht daraus die Einheit jedes der drei Schiffe hervor, indem, wenn man ſie der Länge nach überſieht, die gleichen Farben und die Aehnlichkeit der Muſter den innern Zuſammenhang anſchaulich machen. Dann aber hebt die reichere Decoration des Mittelſchiffes die größere Bedeutung deſſelben, die einfachere und ſymmetriſch gleiche Färbung der Seitenſchiffe ihre untergeordnete Stellung und ihre Beziehung auf jenes hervor. Endlich iſt dadurch, daß niemals zwei Felder mit ganz gleicher Zeichnung an einander ſtoßen, deutlich ausgeſprochen, daß jedes Gewölbfeld ein ſelbſtſtändiges und charakteriſtiſches Ganze bildet, das von den Quer- und Längenrippen mit ihrer ſtets gleichen und bedeutungsloſen Decoration begränzt und dem Ganzen angereiht wird.

Man glaube nicht, daß dieſer Farbenwechſel der architektoniſchen Glieder, wie ich ihn beſchrieben habe, auch wenn wir ihn unverblichen ſähen, uns als unangenehm bunt auffallen würde. In der That waren ſtarke Farben nur an kleinern Theilen z. B. den Capitälen, an allen größern mehr milde und heitere als grelle Töne angebracht. Dazu kam aber, daß die Farbe nicht bedeutungslos war, daß ſie überall etwas auszudrücken hatte, und daß das ganze Gebäude farbig ausgeſtattet war, und alſo viele Uebergänge bot. Das Vielfarbige hört auf bunt zu ſein, wenn es nicht mit dem Farbloſen contraſtirt. Man hat an der ~~alten Schloßkapelle~~ in Paris ~~(la~~ sainte chapelle~~)~~ die Reſtauration der überall noch aufgefundenen alten Farben vorgenommen, und ſie glänzen dort jetzt in voller Friſche. Da ſie ein Gebäude des völlig entwickelten gothiſchen Styles iſt, ſo hat ſie im Innern keine Wände, ſondern nur die in ſehr kräftigen Farben decorirten Pfeiler und Dienſte, und dazwiſchen die hohen mit Glasgemälden gefüllten Fenſter. Es bleibt hier keine farbloſe, keine breitere einfarbige Stelle; allein dennoch erſcheint ſie keinesweges bunt oder unruhig, ſondern mehr wie ein vielſeitig geſchliffener Edelſtein, der in dunkler Strahlenpracht feierlich leuchtet. In unſerm Gebäude, das nur kleine zu Glasgemälden nicht geeignete Fenſter, dagegen aber noch große Wandflächen hatte, mußten ſchon aus dieſer Rückſicht auch dieſe eine farbige Ausſchmückung erhalten.

Bloße Arabesken waren dabei nicht rathſam, weil ſie der Bedeutſamkeit der Verzierungen an den baulichen Gliedern nachtheilig geweſen wären, ſie mußten daher mit Figuren ausgeſtattet werden, bei deren weiterer Anordnung dann wieder architektoniſche Rückſichten mit kirchlichen und maleriſchen zuſammentrafen. An den Wänden des Langhauſes finden ſich nämlich nur ſtatuariſch gehaltene Heiligenbilder, welche einzeln auf blauem Grunde unter einem Spitzbogen, gleichſam wie Standbilder in Niſchen, ſich an einander reihen. Sie ſind theils weiblich, theils männlich, ohne erſichtliche Regel für ihre Auswahl. Mit Ausnahme einer Figur, des großen Chriſtophorus, reichen ſie nicht bis auf den Boden, ſondern ſtehn auf einer Linie, welche noch etwas höher liegt, als die Scheidelinie der beiden Stockwerke.

Bedeutſamer ſind die Compoſitionen in den Altarniſchen und am Gewölbe des Langhauſes. Sie gruppiren ſich nach ſehr deutlicher Regel. Im Mittelſchiffe ſind nämlich die vier Dreiecke jedes Kreuzgewölbes mit Compoſitionen gefüllt, die als abgeſonderte Theile eines Ganzen untereinander zuſammenhängen. In den Seitenſchiffen dagegen iſt nur eines der vier Gewölbdreiecke bemalt, und zwar das, deſſen Grundlinie nach dem Chore gewendet iſt. Jede Abtheilung des Langhauſes präſentirte ſich daher wie ein großes Flügelbild, das Mittelgewölbe als das, architektoniſch abgetheilte Hauptgemälde, die vereinzelten Malereien in den Seitenſchiffen als Flügel. Zwei ſolcher Flügelbilder ſind ganz oder doch ſo weit erhalten, daß uns nichts darauf dunkel bleibt. Das erſte (die weſtlichſte Abtheilung) zeigt das jüngſte Gericht. In der Gewölbkappe, deren Grundlage auf der Altarſeite liegt und die deshalb als der oberſte Theil des Bildes erſcheint, ſehn wir Chriſtus als Weltenrichter auf einem Throne ſitzend; mächtiger Haarwuchs umwallt ſein Haupt, ſeine beiden Hände ſind aufgehoben, und zeigen die innere Fläche ohne Wundmaale, aus ſeinem Munde geht nach beiden Seiten ein zweiſchneidiges Schwert hervor. Die Viſion der Apokalypſe ſpricht zwar nur von einem zweiſchneidigen Schwerte, hier ſind es zwei, ohne Zweifel hauptſächlich aus ſymmetriſcher Rückſicht, wie man ſpäter ein Schwert und eine Lilie anbrachte. Seitwärts bekleidete Engel mit den Marterwerkzeugen, in den Ecken aber in kleinerer Dimenſion Maria und Johannes flehend zu Boden geworfen. In dem gegenüberliegenden, alſo an die Giebelwand anſtoßenden Dreieck fliegen auf feurigen Wolken Engel mit mächtigen Poſaunen. Die Geſtalten am Boden ſind unkenntlich geworden, ohne Zweifel war die Auferweckung der Todten dargeſtellt. Auf den beiden Stichkappen folgen die Auferſtandenen dem Urtheilsſpruche, zur Rechten des Herrn öffnet ein Engel den Gerechten die Pforte des Himmels, zur Linken weiſt ein anderer Engel die Verdammten mit geſchwungenem Schwerte zurück, ein Teufel ergreift ſie. Bemerkenswerth iſt, daß die Auserwählten außer einem Biſchofe und einigen Kindern nur aus Landleuten und Handwerkern beſtehen, wie ihre Werkzeuge andeuten, während die Verdammten zierliche Damen und gekrönte Häupter, Ritter und Nonnen ſind. Es iſt überraſchend, hier einem ſo demokratiſchen, wie man jetzt ſagen würde, communiſtiſchen Gedanken zu begegnen. Von den beiden Flügelbildern in den Seitenſchiffen enthält das eine den Fürſten der Hölle in ziemlich koloſſaler Geſtalt, mit gewaltigen, feuerrothen Fledermausflügeln, Hörnern und furchtbarem Antlitz, an ihm mehrere Verdammte. Dem einen, deſſen röthliches Haar er mit der Klaue gefaßt hat (vielleicht Judas), nagt eine große Kröte am Herzen. In den beiden Ecken zerfleiſchen Teufel andere Sünder. Das Ganze iſt ſchreckend, aber nicht ohne Würde, man würde ſagen im Geiſte Dantes, wenn deſſen Gedicht dem Maler bekannt geweſen ſein könnte. Auf der andern Seite ſehn wir noch einmal den Heiland, durch den Heiligenſchein mit dem Kreuze unzweifelhaft bezeichnet; er iſt bekleidet, ſitzend und hält mit beiden Händen auf ſeinem Schooße ein Tuch, aus welchem zwölf Köpfe hervorſehen, ohne Zweifel die Seligen im Schooße des Herrn. Gewöhnlich finden wir auf den Bildwerken des Mittelalters die Seligen in dieſer Weiſe in Abrahams Schooße, dem bibliſchen Ausdrucke gemäß, dargeſtellt. Da Abraham ſymboliſch auf Chriſtus gedeutet wurde, ſo hat der Maler ſich hier eine Ueberſetzung des Textes erlaubt.

Die zweite Gewölbeabtheilung giebt die Krönung der Jungfrau; die Haupthandlung ſelbſt auf der Altarſeite, in dem gegenüberliegenden Felde der Erzengel Michael den Drachen erlegend, auf beiden Stichkappen muſicirende Engel. Ich bin hier jeder Beſchreibung überhoben, da eine kleine Abbildung als Probe des Styls dieſem Aufſatze beigefügt iſt. Die Nebenbilder in den Seitenſchiffen enthalten jedes nur eine einzelne weibliche Heilige, das eine die heilige Katharina von

Alexandrien, das andere, zufolge der Inſchrift, die heilige „Elaizbeth“, ohne Zweifel die dem deutſchen Orden nahe ſtehende Eliſabeth von Heſſen.

In dem dritten Felde iſt das Gewölbe des Mittelſchiffs nur mit Sternen bedeckt, in den Seitenſchiffen finden ſich dagegen, und zwar ganz auf derſelben Stelle wie in den beiden erſten Feldern, Gemälde; auf der einen Seite die Auferſtehung, auf der andern die Himmelfahrt Chriſti. Auf jener ſitzt Chriſtus bloß mit einem Mantel bekleidet, auf einem Grabſteine, die Rechte ſegnend, in der Linken die Kreuzesfahne (und zwar ſchwarz auf weißem Grunde, wie im Wappen des deutſchen Ordens), neben ihm Engel, auf beiden Seiten die betenden heiligen Frauen. Auf der Himmelfahrt iſt Chriſti Haupt ſchon in Wolken verborgen, auf dem Berge unter ihm ſieht man die Spuren ſeiner Füße, als verſtändliche Andeutung, daß er die Erde erſt eben verläßt, neben dem Berge Maria und die Apoſtel in ſchwebender Haltung.

Daß in dem mittlern Gewölbe, mithin zwiſchen der Krönung, Himmelfahrt und Auferſtehung, an der Stelle des ohne Zweifel aus einer ſpätern Reſtauration herrührenden Sternenfeldes ebenfalls eine hiſtoriſche Compoſition ſich befand, unterliegt keinem Zweifel.

Auch die Malereien in den drei Chorniſchen ſind leider ſehr unvollſtändig erhalten. Die beiden Seitenchöre haben nämlich im 14. Jahrhundert zwei große ſpitzbogige Fenſter erhalten, wobei die frühern Malereien zerſtört und durch neue erſetzt wurden. Die gegenwärtigen unterſcheiden ſich nicht nur im Style von denen des Langhauſes, ſondern ſie ſind auch auf einem andern, weniger ſorgfältig bereiteten Mauerbewurf gemalt, der ſich an einigen Stellen der Kirche auch über dem beſſern Stück, und ſogar über darauf gemalten Ornamenten gefunden hat, und mithin jünger ſein muß als jener. Indeſſen hat man die alten Gegenſtände oder doch den Zuſammenhang mit dem Bildercyclus im Langhauſe bewahrt.

Die Wände dieſer Capellen enthalten nämlich nicht bloß wie im Langhauſe ſtatuariſche Heiligenbilder, ſondern unterhalb derſelben noch hiſtoriſche Darſtellungen, und zwar in der Niſche links vom Chore die Kreuzigung und die mater dolorosa mit dem Leichname auf dem Schooße, in der rechten die Kreuzabnahme und die Grablegung. Sie ſtehn alſo in deutlicher Verbindung mit der Auferſtehung und Himmelfahrt an den benachbarten Gewölben.

Die große Chorniſche hatte neben ihren drei Fenſtern auf jeder Seite nur ein Wandfeld mit Malereien, und ebenſo bildete jede Seite der Vorhalle eines, deren Einfaſſung noch zu erkennen war, obgleich die Malereien ſehr verblichen. Herr Hohe glaubt auf einer Seite der Vorhalle an ſchwachen Umriſſen die Geburt des Heilands erkannt zu haben; deutlicher ſah man auf einer der erwähnten innern Abtheilungen zwei Frauen nebeneinander, ohne Zweifel die Viſitation. Höchſt wahrſcheinlich iſt es, daß dieſen beiden Darſtellungen ihre gewöhnlichen Gegenbilder, der Geburt die Anbetung der Könige, der Viſitation die Verkündigung, gegenüber geſtellt waren. Bekanntlich rechnete man dieſe vier Momente der heiligen Geſchichte zu den Freuden der Maria, zu denen man dann gewöhnlich (um die beliebte und heilig gehaltene Zahl ſieben zu erlangen) die Auferſtehung, die Ausgießung des heiligen Geiſtes und endlich die Krönung hinzu rechnete. Zwei dieſer Momente, die Auferſtehung und Krönung, finden wir wirklich an den Gewölben, und die Himmelfahrt iſt, wie ihre ſymmetriſche Stelle zeigt, der Auferſtehung gleichgeſtellt, und tritt mithin offenbar an die Stelle der Ausgießung. Eine Aenderung, welche nicht auffallen kann, da das Mittelalter ein Herkommen wie dieſes niemals ſo pedantiſch feſthielt, um nicht unter Umſtänden Abweichungen davon zu geſtatten.

Sehr ungewöhnlich ſind die Malereien an dem Kuppelgewölbe der Chorniſche. Hier ſieht man nämlich in der Mitte über dem Altare die Umriſſe einer aufrecht ſtehenden, bekleideten, männlichen Geſtalt mit dem Heiligenſcheine. Daneben befinden ſich auf jeder Seite zwei, zuſammen alſo vier, geflügelte Thiere, und zwar jedes in einem beſondern Gewölbfelde von derſelben Größe, wie das mit der heiligen Geſtalt. Von denſelben ſtellt eins ſehr deutlich einen weißen Bären dar, ein zweites eine mächtige Schlange, das dritte einen Stier (man erkennt die Hörner, und die dabei befindliche Inſchrift ſcheint die Worte: signum bovis zu enthalten), das vierte iſt unkenntlich. In einem ſechſten, vor jenen fünf ſchmalen Gewölbfeldern ſich ausbreitenden rautenförmigen Felde ſieht man in der Mitte wieder eine bekleidete, männliche Geſtalt, anſcheinend dieſelbe, hier jedoch von einem Kreiſe umgeben, in den Ecken geflügelte Weſen, deren Körper nicht mehr zu erkennen iſt. Die ganze Darſtellung iſt, wie geſagt, ſehr ungewöhnlich und dunkel. Jene Thiere können nicht als Symbole der Laſter oder des Böſen, nicht als Sternbilder, auch nicht als bloße Spiele der Phantaſie angeſehen werden; die bedeutungsvolle Stelle, welche ſie einnehmen, geſtattet dies nicht. Ich vermuthe, daß die Schöpfung dargeſtellt ſein ſoll. Jene menſchliche Geſtalt ſcheint, beſonders auch wegen des die ganze Figur umgebenden kreisförmigen Nimbus, die Geſtalt Gottes zu ſein. Die vier großen Thiere möchten dann vielleicht die vier Elemente repräſentiren, und zwar der Eisbär das Waſſer, die Schlange als Salamander das Feuer, der Stier die Erde, und das vierte, unkenntliche Thier, muthmaßlich ein Vogel, die Luft. Die Richtigkeit dieſer Deutung kann ich freilich nicht verbürgen, und werde beſſerer Einſicht gern weichen. Sie würde aber die Verbindung dieſer myſtiſchen Geſtalten mit den heiligen Scenen aus der Geſchichte der Menſchwerdung des Heilandes begreiflich machen, indem dadurch im Chore, alſo an der bedeutungsvollſten Stelle des Gebäudes, die erſte Schöpfung und die zweite, die Natur und die Erlöſung in Parallele geſetzt wäre.

Leichter iſt es, die fehlenden Darſtellungen des Gewölbefeldes vor dem Chore zu errathen. Da es von der Krönung der Jungfrau, der Auferſtehung und der Himmelfahrt umgeben war, ſo mußte es ſich an dieſe Gegenſtände anreihen, und eine Scene geben, welche in ihrer Bedeutung die Auferſtehung und Himmelfahrt noch überragte, und der Krönung gleichſtand. Wahrſcheinlich ſah man hier alſo die höchſte Glorie des Himmels, den Auferſtandenen zur Rechten Gottes ſitzend, oder die Trinität, von Engeln umgeben und gefeiert. Bedeuteten die Geſtalten im Chorgewölbe die Schöpfung, ſo ſchloß ſich auch an dieſe eine ſolche Darſtellung ſehr wohl an.

Jedenfalls, auch wenn wir die Deutung jener Thiergeſtalten und die Ergänzung dieſer Lücke dahin geſtellt ſein laſſen, iſt der Gedanke, welcher durch die übrigen Bildwerke ausgedrückt wurde, verſtändlich. Sie geben einen Auszug der heiligen Geſchichte in mehreren Abſchnitten. Er begann, wenn nicht oben mit der Schöpfung, ſo unten in der Umgebung des Altars mit den vier freudenreichen Ereigniſſen von der Verkündigung bis zur Anbetung der Könige, alſo mit der Fleiſchwerdung des göttlichen Wortes. Von da ſchreitet unſere Bilderbibel weiter fort, indem ſie, minder thatkräftige Jahre überſpringend, ſofort die andere Seite des Heilswerkes, den Opfertod Chriſti, darſtellt. Als Gegenſtände des Schmerzes ſind dieſe Scenen in die Seitenchöre verwieſen, der Gang zum Altare iſt dem Freudenreichen vorbehalten. Das Leiden iſt aber nur die Vorbereitung zu höhern Freuden, und ſo gelangt der Heiland aus der Beſtattung zur Auferſtehung, aus dem Tode zur Himmelfahrt, vermittelſt beider zum höchſten Himmel. Maria iſt das Vorbild der Kirche; die ganze Heilsgeſchichte enthält nur ihre Freuden und ihre Leiden. Ihre Krönung iſt die höchſte ihrer Freuden und der Mittelpunkt des Erlöſungswerks; ſie iſt auch hier die Mitte des Ganzen. Dann endlich folgt die Vollendung, die Wiederkunft des Herrn. Der andächtige Beſucher des Altars, wenn er befriedigt zu rückkehrt, wird zuletzt auf das Ende der Dinge, auf Lohn und Strafe angewieſen. Dies war ein ziemlich feſtes Herkommen, ſehr häufig finden wir das jüngſte Gericht auf der weſtlichen Wand dargeſtellt; mit dieſer ernſten Scene ſchließt daher auch hier das Epos der Heilsgeſchichte in ſeinem gedrängten Auszuge. Indem wir es noch ein Mal überblicken, ſehen wir, daß auch die Heiligengeſtalten an den Wänden noch eine ſymboliſche Bedeutung haben. Denn wenn jene Malereien am Gewölbe die verklärte Kirche darſtellen, ſo wird durch die Geſtalten der Heiligen die irdiſche Kirche angedeutet, deren Träger ſie ſind, gleich wie das Gewölbe auf den Mauern ruht.

Wir haben hier ein Beiſpiel von einer der ſchönſten Eigenthümlichkeiten der mittelalterlichen Kunſt, von der Gabe bedeutſamer Verbindung einzelner Darſtellungen zu einem Ganzen. Man begnügte ſich nicht einen einzelnen Moment aufzufaſſen, man hatte das Bedürfniß, ſeine Verbindung mit dem Vorhergegangenen und Nachfolgenden, ſeine innere Beziehung zu dem ewigen Rathſchluſſe Gottes oder ſeine ſymboliſche Anwendbarkeit auf die irdiſche Gegenwart und auf das geiſtige Leben des Menſchen anſchaulich zu machen. Man gab dieſe Beziehungen, wie ſie durch die ſcholaſtiſche Theologie vorbereitet waren, gern ſo vollſtändig wie es der Raum geſtattete, man ging eigentlich immer darauf aus, ein Bild des großen Ganzen der göttlichen Weltregierung zu geben. Nach der modernen Auffaſſung der Kunſt, wenn ſie bloß auf die möglichſt lebendige und naturgetreue Darſtellung der Gegenſtände gerichtet iſt, könnte man geneigt ſein, dies Beſtreben als etwas eigentlich Unkünſtleriſches zu betrachten, als ein frommes und vielleicht ſinnreiches Spiel mit ſcholaſtiſch-myſtiſchen Gedanken. In der That hing es aber mit einer großen Feinheit des künſtleriſchen, namentlich des architektoniſchen Sinnes zuſammen. Denn nur durch die Fähigkeit und Gewöhnung, die Verhältniſſe der räumlichen Anordnung mit

Gefühl aufzufaſſen, war es möglich, vermöge der Stellung, welche man den einzelnen Figuren oder Compoſitionen gab, ihre innere Beziehung zu einander anſchaulich zu machen. Wie kraftlos iſt eine wörtliche Aufzählung der Hergänge gegen den Eindruck, welchen die Seele durch das Auge empfängt, wenn es, von oben nach unten geleitet, den Gegenſatz von Irdiſchem und Himmliſchem, oder in den ſymmetriſchen Beziehungen die innere Verbindung verſchiedener Gegenſtände, ihre Vermittelung durch einen dritten Hergang wahrnimmt. Man beſaß dadurch ein Mittel, die tiefſten Gedanken mit plaſtiſcher Klarheit auszuſprechen, Gedanken, welche einer andern Kunſtrichtung unzugänglich geblieben wären. Bekanntlich hatte die bildende Kunſt des Mittelalters kein anderes Gebiet als das der heiligen Geſchichte, ſie mußte daher dieſelben Gegenſtände oft wiederholen. Vermöge dieſer Gabe aber vermochte ſie ihnen immer neue Beziehungen abzugewinnen. Da ſie ſich ſtets genau dem gegebenen architektoniſchen Raume anſchloß und in demſelben ihren Bildern eine ſolche Stellung zu geben wußte, daß der ganze Cyclus gleichſam aus der Architektur hervorwuchs, und das, was in ihr Bedeutſames lag, bildneriſch und poetiſch weiter ausführte, ſo war der Gedankeninhalt und die bildneriſche Aufgabe in jedem Raume eine neue und andere, und die Kunſt des Mittelalters, die man oft als einförmig verſchrieen hat, erſcheint, wenn man auf dieſe Betrachtungsweiſe eingeht, ſehr mannigfaltig und reich. In unſerm Falle iſt das Gebäude ein kleines und einfaches, und daher auch der Kreis der Bilder ein ziemlich beſchränkter. Man muß aber anerkennen, daß die wichtigſten und thatkräftigſten Momente ſehr ſinnreich ausgewählt und an einander gereiht ſind, und daß die Eigenthümlichkeit des Gebäudes mit feinem Tacte benutzt iſt. So gab die gleiche Höhe und dadurch das Zuſammenſtoßen der Mittel- und Seitengewölbe zu einer Fläche den Gedanken der Scheidung von oben und unten, von Himmel und Erde, und den der Abtheilung des ganzen Cyklus in mehrere einzelne Bilder; ſo führte ferner die Rundung der Niſchen dazu, ſie als die natürliche Stelle für das unmittelbare Wandeln des Herrn auf Erden zu benutzen. Auch bei den übrigen dargeſtellten Gegenſtänden iſt es nicht ſchwer, die Beziehung ihrer örtlichen Stellung zu ihrer Bedeutung aufzufinden; man könnte den ganzen Bildercyclus als eine ſymboliſche Anwendung der architektoniſchen Verhältniſſe behandeln.

Dieſe Richtung der mittelalterlichen Kunſt blieb natürlich nicht ohne Einfluß auf den bildneriſchen Styl. Da jede einzelne Kompoſitionen und alſo noch mehr jede Figur nur einen Theil des Ganzen ausmachte, und der Gedanke, welcher durch die Verbindung und Gruppirung entwickelt war, das höchſte Intereſſe in Anſpruch nahm, ſo war die vollkommene Ausbildung der einzelnen Geſtalten minder erforderlich. Sie hätte ſogar dieſen Einzelheiten eine zu große Wichtigkeit beigelegt, und dadurch den Beſchauer abgehalten, den Zuſammenhang des Ganzen zu ſuchen. Die Aufgabe begünſtigte alſo eine nachläſſige Behandlung der einzelnen Geſtalten, auf die freilich auch andere Urſachen hinwirkten, oder mit andern Worten, das architektoniſche und ſymboliſche Element waren überwiegend, und verhinderten eine vollkommene Entwickelung des plaſtiſchen. Man kann dies als eine nachtheilige Folge dieſer Richtung bezeichnen, weil ſie die Mängel der Zeichnung, die unſer beſſer gewöhntes Auge leicht beleidigen, wenigſtens zum Theil verſchuldete. Es knüpfte ſich aber auch eine günſtige Wirkung daran. Denn dadurch, daß die Künſtler auf eine vollkommene und kräftige Ausbildung des Körperlichen nicht Anſpruch machten, wurde es ihnen möglich die Geſtalten mit einer Leichtigkeit hinzuwerfen, welche ihnen wohl etwas Ueberirdiſches verleihet, wenigſtens für den, der durch Zeichnungsmängel hindurch die Abſicht wahrzunehmen vermag. Ebenſo wird es dadurch möglich, den Ausdruck der Bewegung und Handlung höchſt ſprechend und verſtändlich zu geben.

Dieſe Mängel und dieſe Vorzüge bemerkt man auch an unſern Malereien. Die Geſtalten ſind überaus leicht, faſt ſkizzenhaft behandelt, die Verhältniſſe der Körper nicht ſelten unrichtig, die Köpfe zu klein gegen die überaus langen Geſtalten, Arme und Beine mager, die Finger lang und ſpitz. Die Perſpective iſt mangelhaft, die Verzierungen, welche ſich häufig auf den Gewändern befinden, laufen darüber gradlinig fort, wie auf einer ebenen Fläche, ohne Berückſichtigung des Faltenwurfs und der Abründung. Dagegen iſt die ſchwebende Haltung mancher Geſtalten, die Innigkeit der Flehenden oder Anbetenden, die Würde des Weltrichters, die Kraft des Erzengels, der den Drachen beſiegt, und manches Andre im Großartigen oder Zarten vortrefflich gelungen. Der Wurf der Gewänder iſt, wenn auch nicht richtig, doch mit vollem Bewußtſein der anzudeutenden Haltung des Körpers, in freien, dreiſten Linien gezeichnet. Das feine Oval der Geſichter und die Zeichnung der Körper im Allgemeinen ſind oft von großer Anmuth und zeugen von Schönheitsſinn. Eigenthümlich iſt die Behandlung des Haares; es iſt immer ſehr ſtark, an beiden Seiten in dicken, ſymmetriſch gleichen Locken und faſt wie auf Wappenbildern ſchematiſch behandelt. So iſt es ſelbſt an der Geſtalt des Heilands, die dadurch beſonders in der Scene des Gerichts etwas dem Jupiter Aehnliches erhält.

Dieſe und einige andere Eigenthümlichkeiten geben uns näheren Aufſchluß über das Alter dieſer Gemälde. Daß ſie erſt ziemlich lange nach der Errichtung des Gebäudes ausgeführt ſind, geht ſchon mit Sicherheit aus den architektoniſchen Verzierungen der gemalten Niſchen hervor, in welchen die Heiligengeſtalten an den Wänden ſtehen. Sie zeigen den entwickelten Spitzbogenſtyl und können daher ſchon dem vierzehnten Jahrhundert angehören. Näher ergiebt ſich dies aus einem andren Umſtande. Die erwähnten Heiligengeſtalten erinnern nämlich in vielen Einzelnheiten an ähnliche Geſtalten, die ſich auf den großen Wandgemälden im Innern des Kölner

Domchors befinden. Da nun dieſe durch die Einweihung des Chores im Jahre 1322 ein ſicheres Datum haben, ſo werden auch unſere Heiligengeſtalten ungefähr dieſer Zeit angehören; man kann vielleicht annehmen, daß ſie etwas früher entſtanden ſind. Die Malereien der Gewölbe deuten in gewiſſen Zügen auf eine noch etwas frühere Entſtehungszeit, man wird ſie daher etwa um das Jahr 1300 ſetzen können. Daß die Malereien der Seitenchöre die ſpäteſten ſind, geht ſchon aus der erwähnten Verſchiedenheit des Anwurfes, auf dem ſie ausgeführt ſind, hervor. Auch der Styl zeigt ſie als ſpätere, die Gewänder haben mehr von dem Schwunghaften, welches das vierzehnte Jahrhundert liebte, die Haare ſind freier behandelt, die Compoſitionen verwickelter und in minder ſymmetriſcher Haltung, mit einem Beſtreben nach Naturwahrheit bei ſehr unvollkommener Kenntniß der Natur. Sie gehören indeſſen noch immer derſelben Schule an.

Die Geſchichte dieſer, der Kölner, Schule erhält daher durch die Entdeckung von Ramersdorf eine neue Bereicherung. Sie darf künftig nicht mehr mit Meiſter Wilhelm beginnen, ſondern kann vor ihm drei große Werke der Wandmalerei aufweiſen. Den Anfang machen die vortrefflichen Gemälde im ehemaligen Capitelſaale von Brauweiler, die man ohne Gefahr eines zu frühen Datums mindeſtens in den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts verlegen darf. Von da entſteht dann freilich wieder eine große Lücke *), bis die heute betrachteten Gemälde und dann endlich die des Domchores eintreten. Auch ſo aber beſitzt, außer Italien, kein Land eine ſolche Folge ſo bedeutender Malereien aus dieſer Epoche. Ihre Bekanntmachung in ſorgfältigen, wo möglich farbigen Nachbildungen würde eine große Lücke der Geſchichte füllen, und als ein wahrhaft nationales Unternehmen aller Beförderung würdig ſein.

---

*) Die auf Schieferplatten gemalten Apoſtelbilder von 1224 in St. Urſula in Köln ſind zu unbedeutend, um als Zwiſchenglied aufgezählt zu werden.

Fragmente
zur Charakteriſtik Wilhelms von Schlegel.

Von J. W. Loebell.

Auguſt Wilhelm von Schlegel gehört zu den Schriftſtellern, welche den ausgezeichneten Platz, den ſie in der Litteratur einnehmen, nicht irgend einem großen Hauptwerke, welches in der Mitte ihres wiſſenſchaftlichen Lebens ſteht, verdanken, ſondern dem Erfolge, den die Vielſeitigkeit ihrer Beſtrebungen gehabt. Man kann kaum Jemand nennen, der ſich unterſuchend und nachbildend über die Redekünſte ſo vieler Völker und Zeiten verbreitet hat. Es fehlt wenig, ſo hat er von allen Zweigen des überreichen indogermaniſchen Baumes Früchte gebrochen. Aber weit mehr als durch dieſe Ausdehnung ſeiner Arbeiten hat er durch ſeine ſcharfe, klare und faßliche Kritik, ſeine treffende Polemik, ſeinen feinen Geſchmack, durch die Leichtigkeit und Anmuth ſeiner Sprache, durch ſeine unerreichte Ueberſetzungskunſt gewirkt. Von der Seite ſeines regen Eingreifens in das friſche Leben der Litteratur und der vollendeten Form ſeiner Kritiken, die ſelbſt wieder als Kunſtwerke gelten können, iſt er mit Leſſing zu vergleichen, dem er ſonſt ſoweit nachſteht an der Großheit der Geſinnung, die ſich vom Menſchen auf den Litterator überträgt, an Schärfe, Kraft und Tiefe des Geiſtes, an Genialität, Originalität. Auch der Ruhm, ein Begründer der romantiſchen Schule geweſen zu ſein, kann ihm in dem Maße, wie es gewöhnlich geſchieht, nicht zugeſtanden werden.

Vorausgeſetzt, wird hier Mancher denken, daß ein größerer oder geringerer Grad der Theilnahme an dieſer Begründung überhaupt ein Ruhm iſt! In der That iſt ſeit Jahren ſo oft und von ſo vielen Seiten her verſichert worden, dieſe ganze Romantik ſei nichts geweſen, als eine verkehrte und ſchwächliche Ausgeburt, und noch überdies eine verderbliche, da ſie ihre Anhänger in müßige Träumereien verſenkte; daß man ſich dem Verdacht der Beſchränktheit oder einer ſeltſamen Hartnäckigkeit ausſetzt, wenn man an der Wahrheit dieſes Ausſpruchs zweifelt. Was den Unbefangenen dabei nur etwas ſtutzig machen kann, iſt der Eifer, mit dem man dieſe Angriffe unaufhörlich wiederholt, obgleich faſt Niemand widerſpricht, die Leidenſchaftlichkeit, mit der man nicht müde wird, eine Erſcheinung herabzuwürdigen, die nun ſchon faſt ein Menſchenalter hinter uns liegt, deren Standpunkt — ſo lautet ja wol der modiſche Ausdruck? — völlig überwunden iſt. Es iſt faſt, als ob man ſeinem eigenen Erfolg und Siege nicht recht traute, und als fände man nöthig, dem todten Heißſporn von Zeit zu Zeit einen Schenkelſtich zu verſetzen, damit er nicht wieder aufſtehe.

Doch ich wollte gar nicht von der romantiſchen Poeſie, ſondern von der Kritik der romantiſchen Schule ſprechen. Dieſe Kritik feiert ihren größten Triumph darin, daß ihre Principien ſtillſchweigend, und oft gewiß unbewußt, auch von den Meiſten derer angenommen ſind, welche die ganze Richtung ſchmähen und mit Geringſchätzung behandeln. Daß dieſe Principien aber der romantiſchen Schule angehören, wird man ſo lange zugeben müſſen, als man nicht nachweiſen kann, daß ſie vor dem Auftreten derſelben ausgeſprochen und angewandt worden ſind.

Im Garten der Poeſie antwortet Zerbino auf Shakſpeare's Frage, was man auf Erden von ihm denke: „man hält dich für einen wilden, erhabenen Geiſt, der bloß die Natur ſtudirt hat, ſich ganz ſeiner Furie und Begeiſterung überläßt, und nun darauf los dichtet.“ Und als der Dichter entgegnet: „deine Bekannten irren; verkündige ihnen, daß die Kunſt immer meine Göttinn war, die ich anbete“; ſagt Zerbino: „man wird mir nicht glauben“.

Der Prinz hatte Unrecht. Man hat ihm geglaubt. So viel begeiſtertes Lob von Deutſchen ſeit Leſſing über Shakſpeare auch ſchon ausgeſprochen war, er war doch immer nur ein großes, wunderbares Naturgenie; wie ein nicht minder echter Kunſtgeiſt als die Größten der Alten wurde er erſt ſeit den Ausſprüchen jener Schule betrachtet. Und nicht er allein. Die großen Dichter der modernen Völker, die romantiſchen Dichter, wie ſie von nun an hießen, wurden es nicht minder. Denn es wurde anerkannt, daß die begabteſten dieſer Völker, in den Zeiten, welche die Bedingungen zu großen dichteriſchen Entfaltungen in ſich trugen, für ihre Poeſie eine von fremden Muſtern nicht entlehnte, ſondern ihnen eigenthümliche, aus ihrem innerſten Weſen hervorgegangene Kunſtform erzeugten, welche ihren Schöpfungen ein Siegel der Vollendung aufdrückte, wie die Nachbildung der antiken Form es nicht vermocht hätte, weil dieſe mit der Denk- und Anſchauungsweiſe der Nation niemals zu einem Ganzen hätte verſchmelzen können. Wo man ſich der Erkenntniß dieſer Wahrheit früher genähert hatte, war man immer auf halbem Wege ſtehen geblieben; die falſchen Begriffe entweder einer allgemein gültigen Claſſicität, oder eines über alle Wirklichkeit hinausgehenden Ideals hatten den Blick verdunkelt. Aber von jener Zeit an wurde ſie allmählich in ihrer Vollſtändigkeit anerkannt, auch für die Baukunſt und die Malerei des endenden Mittelalters, wo jene falſchen Vorſtellungen ſich ihr noch mehr in den Weg geſtellt hatten. Sie liegt ſeitdem jedem beſſern Geſchmacksurtheil über die Werke der modernen Kunſt zu Grunde, wenn auch die Sätze, welche ſie in den Syſtemen der Aeſthetik philoſophiſch begründen ſollten, bald ſo bald anders geſtaltet wurden. Woher ſie aber ſtammt, das hat man entweder vergeſſen, oder vergeſſen wollen.

Von den beiden Schlegel aber kann man vor dem Athenäum auch nur ſagen, daß ſie auf dem Wege dazu waren. In Wilhelms ſchöner, mit Ueberſetzungen einzelner Stellen vermiſchten Ueberſicht von Dante's Hölle, im erſten Bande der Horen von 1795, regt ſich in einzelnen Zergliederungen der treffliche Kritiker, aber vom Stil und der Art der dantiſchen Kunſt iſt nicht die Rede. In Friedrichs in demſelben Jahre geſchriebenen Abhandlung „Ueber das Studium der griechiſchen Poeſie“ wird Shakſpeare, dem Ideal des Schönen in der Poeſie gegenüber, nur eine „kunſtreiche Manier“ zugeſchrieben, der neuern Poeſie überhaupt Herrſchaft der Manier und Mangel der Allgemeingültigkeit, welche letztere dem Verfaſſer alſo ein nothwendiges Erforderniß der Kunſthöhe iſt: richtige Nachahmung der griechiſchen Urbilder ſei die nothwendige Bedingung zur Wiederherſtellung der echten ſchönen Kunſt, welche bei den neuern Völkern in dem ſteten Streit der ſubjectiven Anlage und des objectiven Strebens in dem Kunſtvermögen verloren gegangen ſei.

Jener Gedanke einer dem innerſten Bildungsvermögen der Völker entſprechenden Kunſtform ging aus keiner bloß theoretiſchen Betrachtung hervor. Es war eine poetiſche Begeiſterung, welche, weil ſie ſich ſelbſt auf dieſem Wege befand, das eigenthümliche Hineinſpielen der geheimnißreichen Naturtöne in die Regionen des Geiſtes als zum innerſten Weſen der modernen Poeſie gehörend erkannte, und aus dieſem Weſen die Nothwendigkeit, vermöge deren es ſich zu einer eigenen Kunſtform geſtaltet, ableitete, weil das Naturgeheimniß nur in der Kunſt Form und Geſtalt gewinnen, nur durch die Kunſt zum Geiſte reden und vom Geiſte vernommen werden kann. Auch die Ueberzeugung, daß die alterthümlich ſchroffen, eckigen, unbeholfnen Geſtalten einer frühern Periode die Berechtigung haben, auf eine Stufe der Kunſtleiter geſtellt zu werden, weil ſie nach einer Form, die ſie noch nicht gefunden haben, ringen, konnte damals, wo der Flug nach dem Idealen die Köpfe einnahm, nur aus einem Geiſte hervorbrechen, der vermöge der eigenen Poeſie in das innere Mark fremder Dichtungen eindrang. Es war der größte Dichter der Schule, der durch ſeine Andeutungen und durch den Boden, auf dem ſeine Werke ſtanden, auch der Begründer ihrer kritiſchen Auffaſſung der neuern Poeſie wurde. Die Schlegel, durch die Art ihrer bisherigen kritiſchen Beſtrebungen ſchon auf dieſe Auffaſſung vorbereitet, ergriffen das Dargebotene mit eben ſo lebhaftem Intereſſe als richtigem Verſtändniß, ſetzten es mit Kühnheit und Energie fort, und verſchafften der neuen Anſicht Verbreitung, Anerkennung.

Bedeutſam ſchließt das erſte Stück des Athenäums mit einer Beurtheilung der unter dem Namen Peter Leberecht erſchienenen Volksmährchen. Es war die erſte Begrüßung, welche Tieck erfuhr; in anderer Geſtalt erſchien ſie auch in der Jenaiſchen Litteraturzeitung, ſo hat ſie Schlegel in die Charakteriſtiken und Kritiken aufgenommen; man kann ſich darüber wundern, denn im Athenäum iſt ſie reicher und gehaltvoller. Hier heißt es von den Liedern in den Volksmährchen: „In dieſen klaren Thautropfen der Poeſie ſpiegelt ſich alle die jugendliche Sehnſucht nach dem Unbekannten und Vergangenen, nach dem was der friſche Glanz der Morgenſonne enthüllt, und der ſchwülere Mittag wieder mit Dunſt umgiebt; die ganze ahndungsvolle Wonne des Lebens und der fröhliche Schmerz der Liebe. Denn eben dieſes Helldunkel ſchwebt und wechſelt darin: ein Gefühl, das nur aus der innerſten Seele kommen kann, und doch leicht und loſe in der Außenwelt umhergaukelt; Stimmen, von der vollen Bruſt weggehoben, die dennoch wie aus weiter Ferne leiſe herüberhallen. Es iſt der romantiſche Ausdruck der wahrſten Innigkeit, ſchlicht und phantaſtiſch zugleich.“ Das Weſen der romantiſchen Lyrik iſt hier eben ſo treffend als, bei aller Klarheit des Ausdrucks, poetiſch bezeichnet. Aber in früheren Schriften Schlegels würde man dieſe Gedanken vergebens ſuchen. Es iſt der große überwältigende poetiſche Eindruck, der den Kritiker fortgeriſſen, und über ſeine bisherigen Anſichten hinausgehoben hat.

In einem Zuſatze zu jener Beurtheilung in den kritiſchen Schriften ſpricht Schlegel ſchön über ſein Zuſammenleben mit Tieck in den nächſtfolgenden Jahren, wie gemeinſchaftliche Begeiſterung für Poeſie und Kunſt, meiſtens auch in den Gegenſtänden der Bewunderung übereinſtimmend, ihren Umgang beſeelt, die immer erneuerte Betrachtung vollendeter Geiſteswerke ihre Lieblingsbeſchäftigung, die verkannten oder in Vergeſſenheit gerathenen Urkunden des Genius zu entdecken, ihre größte Freude geweſen ſei. Ohne Zweifel wirkte dieſer Umgang auch für Tieck belehrend und anregend, daß er es aber nicht war, der bei dem Austauſch am meiſten gewann, iſt eben ſo gewiß. Beſonders möchte bei der Auffindung verkannter Urkunden des Genius das Uebergewicht ganz auf ſeiner Seite geweſen ſein. Auf ſolche Entdeckungsreiſen war Tieck, lange ehe er die Schlegel kennen gelernt, in dem Gebiete ausgegangen, wo ſie ſich vorzüglich machen ließen, in dem der romantiſchen Poeſie; für die Schätze, die hier noch zu heben waren, beſaß er in ſeinem verwandten Geiſte eine unvergleichliche Wünſchelruthe; und er war glücklich, Mittheilungen machen zu können aus dem reichen Ertrage. Es iſt daher nicht bloß eine neue Betrachtungsweiſe, die er veranlaßte, er hat die Kunde des Stoffes außerordentlich erweitert. Das ſpaniſche Theater gehörte zu den damals in Deutſchland faſt unbekannten Ländern. Wie dieſe auf den Landkarten in ihren allgemeinſten Umriſſen nach althergebrachter ununterſuchter Tradition eingetragen zu werden pflegen, ſo begnügten ſich die Litteratoren lange das Drama der Spanier zu verzeichnen. Was Leſſing in der Dramaturgie ſagt, iſt allerdings, wie Alles was er ſagt, aus eigener Anſchauung, aber tief eingedrungen ſcheint auch er nicht zu ſein. Wenn man ſich überzeugen will, daß die Schlegel noch im Jahre

1800 den Calderon nicht kannten, darf man nur auf Friedrichs damals geſchriebenes Geſpräch über die Poeſie (im fünften Band der Werke) einen Blick werfen. Der Kenner findet da ſehr leicht die Stellen, wo er ſeiner hätte erwähnen müſſen, wenn er etwas Näheres von ihm gewußt hätte, er iſt vermöge einer gewiſſen Divination nicht weit davon, eine ſolche Poeſie zu beſchreiben, aber doch iſt es Cervantes, in welchem ſich ihm die ganze Kunſtgeſchichte der Spanier zuſammendrängt. Dazu nehme man denn Wilhelms Aufſatz von 1803 „Ueber das ſpaniſche Theater" in der Europa; man wird leicht inne, daß er die Spuren des Eindrucks trägt, den eine hinreißende, die Seele erfüllende, aber noch ziemlich junge Bekanntſchaft macht. In der That war es Tieck, welcher Schlegel zuerſt auf Calderon hinwies; auf deſſen Wunſch machte er den Anfang der Lectüre mit der Andacht zum Kreuze, die ihn ſo begeiſterte, daß er mit dieſem Drama auch die Ueberſetzung eröffnete, durch welche er die Theilnahme für den neuen Gegenſtand, das Studium deſſelben, in Deutſchland auf das förderlichſte und wirkſamſte anregte. Was man bisher der ſpaniſchen Bühne etwa zugeſtanden, was auch Leſſing hervorgehoben hatte, war das Sinnreiche der Verwickelung, der Situationen, der Theaterſtreiche. Dieſe Eigenſchaften glaubte man in den Nachbildungen der Dichter anderer Nationen, ſo weit man davon wußte, hinlänglich wahrzunehmen und anzuerkennen. Sollte nun aber dieſe Bühne in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit und Bedeutung, in ihrer Pracht und poetiſchen Glorie aufſteigen, wie ſie den Kreis der romantiſchen Dichtung erſt abſchließt, und dem engliſchen Theater den Gegenſatz giebt, durch den auch deſſen Eigenthümlichkeit wieder noch ſtärker hervortritt und noch vollſtändiger begriffen wird: ſo mußte nicht mit einer kritiſchen Geſchichte begonnen werden — dieſe konnte nachkommen, und iſt nachgekommen — ſondern mit einer Ueberſetzung, welche die erotiſche Farbenpracht, den ſtarken ſüdlichen Duft, ſo viel es möglich war, wiedergab.

Ein ſolches Wagſtück aber zu unternehmen, wer wäre damals dazu befähigt geweſen, als Wilhelm Schlegel!

Die ganze Natur und Art ſeiner poetiſchen Begabung war mit dem Talent zur poetiſchen Ueberſetzung innigſt verbunden. Man kann ihn, wie er ſelbſt Klopſtock genannt hat, einen grammatiſchen Poeten und poetiſchen Grammatiker nennen; Voß iſt es auch geweſen, wie verſchieden dieſe drei Männer ſonſt auch waren, darin kommen ſie überein. Die Sprache iſt ihnen nicht bloß das nothwendige Werkzeug der Dichtung, ſie bilden an ihr nicht unbewußt, ſondern die Abſicht, das Poetiſche in das Sprachliche zu legen, dieſes durch jenes weiter zu bringen, für die poetiſche Sprache neue Gebiete zu gewinnen, blickt überall durch. Kommt Schlegel in dieſem Streben Jenen an Energie nicht gleich, ſo übertrifft er ſie an Geſchmack, feinem Tact und Anmuth bei weitem. Wenn hier von dem ſprachlichen Elemente die Rede iſt, ſo iſt es im weiteſten Sinne zu nehmen, ſo daß es auch das rhythmiſche mit umſchließt; bei keiner andern modernen Nation waren in einer neuen Epoche für die Sprachgeſtaltung beide Elemente in einer ſo innigen Verbindung, wie bei der deutſchen. Die Dichter, welche die deutſche Litteratur von neuem begannen mußten beide aus großer Barbarei ziehen. Die übrigen Völker, wenn ihre Sprache in eine neue Phaſe trat, fanden die Sylbenmaße und Versformen vor, denen ſie nur eine weitere Ausbildung gaben; Klopſtock verzweifelte daran das Feierliche und Pathetiſche, deſſen Ausdruck in der Steifheit der bisherigen Formen lächerlich geworden war, in ſeine Würde wieder einzuſetzen, wenn er Ton und Sylbenfall nicht auf ein ganz neues Gebiet verſetzte. Wie Vieles ihm aber auch gelang, indem er begann uns die antike Metrik zu erobern, wie große Dankbarkeit ihm die Nation auch dafür ſchuldig iſt; er hatte zu wenig Sinn für die Mannigfaltigkeit, deren die Formen eines und deſſelben Sylbenmaßes eben ſo fähig ſind, als ſie ihrer bedürfen, dadurch wurden ſeine Hexameter ſchleppend und eintönig. Dieſe Mannigfaltigkeit gab den Verſen Voß mit vielem Talent und großer Kunſt; wie er aber eine durch und durch ſpröde Natur war, war es auch das Spröde nicht, dem er aus dem Wege ging, er ſuchte es vielmehr; und weit entfernt die Leichtigkeit zu gewinnen, welche die Uebung mit ſich führt, gefiel er ſich immer mehr in einer Schwerfälligkeit und Härte, von der die Verſification ſeiner Jugend frei iſt. In den Verſen aus der Periode, wo er ſein Syſtem ihres Baues und der Sylbenmeſſung ganz ausgebildet hatte, glich er eben ſo ſehr einem Tonſetzer, der als kunſtreicher Contrapunktiſt ſich um das Melodiſche wenig kümmert, als einem Virtuoſen, welcher in der Ueberwindung von Schwierigkeiten das Höchſte der Kunſt und des Ruhmes ſieht. Schlegel legte ſich für den Hexameter ſogar ein noch ſtrengeres Geſetz auf, und doch vermied er das Gezwungene, Spröde und Harte mit ſo ſicherm Tact und ſo glücklicher Hand, daß ſeine Verſe wahre Muſter für nachfolgende Beſtrebungen geworden ſind.

Als Vertreter der romantiſchen Schule hatte er aber noch eine andere Aufgabe. Die Ueberzeugung, daß auch bei den modernen Völkern des Südens die Kunſtform mit Nothwendigkeit aus dem Weſen der Poeſie hervorgeht, mußte den Beſtrebungen ihre Versarten den Deutſchen anzueignen eine ganz andere Bedeutung als die eines künſtlichen, aber müßigen Spieles geben. Wieland, den die Richtung ſeiner Poeſie dazu getrieben hatte, dem feierlichen Kothurnſchritt der antiken Metra die leichte Beweglichkeit und weiche Fügſamkeit der Reimverſe entgegenzuſtellen, hatte mit einer Aufhebung des Geſetzes, die an die Stelle der Freiheit völlige Willkür bringt, ſeine Abſicht am beſten zu erreichen geglaubt. Es galt jetzt die Löſung der Frage, ob die Oktave zu retten ſei aus dieſer Regelloſigkeit, welche die Form in einen unbeſtimmten Nebel auflöſt und dadurch ihre Bedeutung aufhebt; ob ſogar im

Sonett, durch die Befolgung ſeiner eigenſinnigſten und ſtrengſten Regel, eine Form gefunden werden könne für eine Verſchmelzung des Feierlichen und des Süßen, des Scharfen und des Weichen, des Verſtandes und des Gefühls, des epigrammatiſch Zugeſpitzten und des ahnungsreich Unbeſtimmten, wie ſie kein griechiſches Maß darzubieten vermag. Was hier Schlegel geleiſtet hat durch ſein großes Talent, ſein feines rhythmiſches und Sprachgefühl, das hat ſeinen ſchönſten Lohn gefunden durch eine Acclimatiſirung des Sonetts unter uns, vermöge deren eine gewiſſe Richtung und Wendung echt deutſcher Gedanken in ihm den entſprechendſten Ausdruck gefunden haben. Oder könnte wirklich Jemand glauben, die geharniſchten Sonette hätten in irgend einer antiken oder rein germaniſchen Form den Gedanken urkräftiger ertönen und in einem lautreren Strome fließen laſſen, den Muth feuriger aushauchen können? Wenn Schlegels Sonette die Vergleichung mit dieſen und denen einiger andern ſeiner Nachfolger nicht aushalten, ſo iſt es nicht der grammatiſche Poet, welcher die Schuld trägt. Denn weit hinaus über deſſen Gebiet reichte ſeine Begabung nicht; der unverſiegbare Strom von Erfindung, Phantaſie und Begeiſterung, den der wahre Dichter beſitzen muß, quoll nicht in ſeinem Innern. Da in allen ſeinen Dichtungen die von der Begeiſterung nicht bewältigte Reflexion fühlbar iſt, ſind auch die die ſchönſten, in welchen der Gegenſtand die nicht aufgelöſ'te Reflexion erheiſcht. Daher unter den Sonetten die, welche der poetiſche Ausdruck einer kritiſchen Charakteriſtik ſind. Wie das mit der Ueberſchrift „Shakſpeare's Sonette und übrige Jugendgedichte" ſind überhaupt nicht viele gedichtet. Es enthält die feinſten anmuthigſten Witzesſpiele mit dem Inhalt der einzelnen Poeſien, zuletzt mit dem Namen Shakſpeare's, während ein hindurchklingender Ton inniger Rührung die Antitheſen in eine wahrhaft poetiſche Region erhebt.

Wer mit ſo ungemeinen Gaben die Verwandlungsfähigkeit auf dem Gebiete der Formen verbindet, welche nach innen gerichtet den dramatiſchen Dichter macht, iſt zum poetiſchen Ueberſetzer geboren. Schlegel war es im ſeltnen Maße; wie ſehr ſie Voß fehlte, hat die Welt erfahren, als er ſich beigeben ließ, mit ihm auch für den Shakſpeare um den Preis ringen zu wollen; ihm war nach ſo ungemeinen Proben erlaubt, über einen Mann, deſſen große Verdienſte er anerkannt hatte, das ſcharfe, aber weil er die Grenze ſeines Talents verkannte, nicht unverdiente Witzwort auszuſprechen: Voß habe den Deutſchen einen ſteinernen Homer, einen hölzernen Shakſpeare und einen ledernen Ariſtophanes gegeben. Freilich werden die Deutſchen darüber nicht vergeſſen, daß Voß es war, der durch das glückliche Wagniß, dem fremden Dichter bis in die feinen Eigenthümlichkeiten des Wortausdrucks und der Rhythmik zu folgen, allen Nachfolgern ein hohes Ziel aufſteckte und den Weg bahnte. Aber für die dramatiſche Poeſie ſchien dies, als Schlegel ſich zum Shakſpeare wandte, noch ſo wenig begriffen, ja die Nothwendigkeit, die Nachbildung der Form überhaupt auf fremde Schauſpieldichter auszudehnen, ſo wenig anerkannt; daß er ſich über ſein Unternehmen im voraus ausführlich rechtfertigen zu müſſen glaubte. „Ich wage zu behaupten, ruft er aus, daß eine ſolche Ueberſetzung in gewiſſem Sinne noch treuer als die treueſte proſaiſche ſein könnte. Denn nicht gerechnet, daß dieſe eine entſchiedene Unähnlichkeit mit dem Original hat, welche ſich über das Ganze verbreitet, ſo ſtellt ſich dabei ſehr oft die Verlegenheit ein, entweder den Ausdruck ſchwächen, oder ſich in Proſa erlauben zu müſſen, was nur der Poeſie und auch ihr kaum anſteht." (Etwas über William Shakſpeare bei Gelegenheit Wilhelm Meiſters, Horen von 1796. St. IV.) Gewiß lieſ't die junge Welt 1846 nicht ohne Erſtaunen, daß vor fünfzig Jahren eine ſolche Behauptung von dem, der ſie ausſprach, eine gewagte genannt wurde. Er ſelbſt hat erlebt, daß das Streben, ſeine Treue noch viel treuer zu machen, Variationen ſeiner Arbeit mit und ohne Grazie in infinitum erzeugt hat. Keine derſelben hat dem beredten Lobe, welches Tieck der Uebertragung ſeines Freundes in der Vorrede zu der von ihm veranſtalteten Ergänzung ſpendete, etwas an Wahrheit und Stärke zu nehmen vermocht. Unter allen Tonarten der Shakſpeare'ſchen Leier iſt das höchſte Pathos wol die einzige, wo Schlegel den Kenner nicht ganz befriedigt. Hat er hier vielleicht ſelbſt das nicht ganz Ausreichende ſeines Talents gefühlt, ſo wäre erklärt, warum, obſchon er ſich beim Ueberſetzen an keine beſtimmte Ordnung band, doch drei der bekannteſten und beliebteſten Stücke, auf welche die Erwartung beſonders geſpannt war, Lear, Macbeth und Othello, von ihm hinausgeſchoben, und dadurch ganz übergangen wurden.

Auf dem Felde der Kritik zeigt ſich Schlegels Talent am bedeutendſten und fruchtbringendſten in der Betrachtung und Würdigung des Einzelnen. Der Aufſatz über Bürger würde allein hinreichen, ihm einen Platz unter den vorzüglichſten Kritikern anzuweiſen. Nichts Treffenderes kann man leſen als die Erörterungen über den Gegenſatz, von welchem er bei der Beurtheilung jenes merkwürdigen Dichters ausgeht, von dem Unterſchiede nämlich zwiſchen Volkspoeſie und derjenigen, welche zu ihrem Verſtändniß feine Geiſtesbildung erfordert. Wie ganz anders iſt hier der Nagel auf den Kopf getroffen, als in der Kritik Bürgers von Schiller, der mit ſeiner geforderten Idealiſirkunſt nur ins Abſtracte und Blaue ſchießt. — Die Darſtellung und Sprache dieſer und ähnlicher Abhandlungen, faſt aller kleinen Schriften Schlegels, die natürliche Grazie, die Durchſichtigkeit, der helle Silberton derſelben bedurften, um bewundert zu werden, der Vergleichung mit der Schreibart nicht, in der ſich jetzt ſo Viele gefallen. Und doch muß Schlegels Proſa die Bewunderung, die ſie verdient, mit dieſem ihrem Gegenbilde theilen, mit einer nur nach Effect haſchenden Manier, deren geſuchter Schmuck, bilderreiches Blendwerk, Gekräuſel, Geklingel nur zu ſehr an die

Ausartung der Zeit Vespaſians erinnern, welche der Verfaſſer des Geſprächs von den Rednern ſtraft.

In der Polemik darf man bei Schlegel die erſchöpfende Gründlichkeit Leſſings, welche die Waffen nicht niederlegt, bis ſie den Gegner aus ſeinem letzten Schlupfwinkel getrieben hat, nicht ſuchen. Er vertraut hier ſeinem Witz und ſeiner komiſchen Laune, und nicht mit Unrecht, ſie haben ihm eine Reihe von Siegen erkämpft. Ja dieſe Siege wurden von ihm und ſeinen Genoſſen zuweilen ſo ganz im Vorbeigehen und mit ſo erſtaunlich geringer Anſtrengung gewonnen, daß man Mühe hat, das Schlachtfeld nachzuweiſen, wo ſie erfochten wurden. Dennoch waren ſie vollkommen nachhaltig, und bekehrten allmählig die entſchiedenſten Gegner. Als Bouterweck im Jahre 1819 in ſeiner Geſchichte der Poeſie bis zu Wieland gekommen war, glaubte er noch von dem „ſchamloſen Uebermuthe“ ſprechen zu müſſen, mit welchem die Brüder Schlegel zwanzig Jahre vorher den berühmten Mann „zum Gegenſtande des öffentlichen Gelächters zu machen geſucht“. Und doch ſteht die ganze nun folgende Beurtheilung Wielands nicht wenig unter dem Einfluſſe des Gedankenumſchwungs, welchen „die neue Partei, die ihn zu herabwürdigen fortfuhr“, hervorgerufen hatte; kein Kenner des deutſchen Schriftenthums jener Tage kann bezweifeln, daß Bouterweck vor den Zeiten des Athenäums zum Lobe Wielands in eine ganz andere Poſaune geſtoßen haben würde.

„Man wird -- ſchreibt Schlegel im Jahre 1828 — in allen meinen kritiſchen Schriften kaum ein Dutzend Zeilen finden, welche Wieland betreffen: was konnten dieſe gegen einen ſo weit verbreiteten und auf der Grundlage von fünfzig Bänden aufgebauten Ruhm ausrichten? Wenn die Lorbeern ſeitdem heruntergefallen ſind, ſo kam es vermuthlich daher, daß ſie welk und mürbe waren.“ Nicht ſowol daher, als weil man durch Göthe und Schiller zu einer ganz andern

Art von Poeſie geführt worden war, und nun auch auf dem Gebiet der romantiſchen, als deren Meiſter Wieland betrachtet wurde, einen ungleich höhern Ton vernommen hatte. Was Wieland geleiſtet, iſt ſeitdem ſogar — mit Ausnahme des Oberon etwa, der noch häufig geleſen zu werden ſcheint — in unbillige Vergeſſenheit gerathen.

Die leichte Art ſeiner Angriffe, ſein kecker Humor, ſein großes Talent für die Parodie führten Schlegel von ſelbſt zu einer poetiſchen Form der Polemik. Und wie der Humor die Poeſie hob, hat auch die ſorgfältige Durchführung dieſe poetiſche Polemik gründlicher gemacht, als was er auf dieſem Felde in Proſa ſchrieb. Ich rede hier von den Spottgedichten ſeiner frühern Periode, wo es ihm um die Sache, nicht um die Perſon zu thun war; die ſeines Alters, die über die Befriedigung des Muthwillens und verletzter Eitelkeit hinaus keinen Zweck hatten, können als boshafte Epigramme beluſtigen, polemiſchen Gehalt haben ſie nicht. Den unvergleichlichen Wettgeſang zwiſchen Voß, Matthiſſon und Schmidt aber hat der Dichter gewiß nicht überſchätzt, wenn er von ihm ſagt, er mache die Verwandtſchaft und Abweichung der Manieren anſchaulicher, als es durch die umſtändlichſte Entwickelung geſchehen könnte. — Und mit wie vollſtändiger Genauigkeit würde ein künftiger Kritiker aus der Ehrenpforte die ganze Leichtfertigkeit, Verderbtheit und alle Abwege der Kotzebue'ſchen Muſe ſchildern können, und wenn alle Dramen, die ſie eingegeben, verloren gegangen ſein ſollten.

Aus jener auf einzelne Erſcheinungen der Litteratur gerichteten Betrachtung tritt nur *ein* Werk Schlegels heraus: die Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Litteratur. Ihre Erſcheinung fällt in die Zeit der drückenden Fremdherrſchaft, durch welche die geiſtige Thätigkeit der Nation, zur Gegenwirkung getrieben, allerdings geſtählt, das Intereſſe für die Litteratur aber auch wieder in den Hintergrund gedrängt wurde. Dennoch waren die Theilnahme und der Beifall, welche dieſe Vorleſungen, als ſie im Druck erſchienen, fanden, ungewöhnlich groß. Denn Viele, welchen die bisherigen Ausſprüche der neuen Schule, wie ſie damals noch genannt wurde, räthſelhafte Andeutungen geſchienen hatten, zu welchen nur die Adepten den Schlüſſel beſäßen, betrachteten dieſe Vorleſungen als die endlich gegebene Mittheilung eines Syſtems der Principien der neuen Schule, über einen bedeutenden Theil der Poeſie wenigſtens, im Zuſammenhang. Sie wunderten ſich, dieſe Grundſätze und ihre Anwendung bei weitem einfacher und faßlicher zu finden, als die Gegner es dargeſtellt, und bedachten dabei freilich nicht, daß eben jene Andeutungen ſeit einem Jahrzehend, durch einen zwar heftig beſtrittenen und abgeläugneten, in der That aber ſehr wirkſamen Einfluß, den Geiſtern ſchon eine große Empfänglichkeit für die hier vorgetragenen Anſichten mitgetheilt hatten. Auch die beſſeren Köpfe des Auslandes, obſchon keinesweges ſo vorbereitet, aber der über die Geſchichte und Theorie der Poeſie überlieferten ſeichten Vorſtellungen längſt müde, fanden hier nicht Weniges, was ſie ſich aneignen konnten; und da überdies ein Fluß, eine Eleganz der Darſtellung anlockten, die gegen die Trockenheit, durch welche deutſche Erzeugniſſe zurückzuſchrecken pflegten, außerordentlich abſtachen, wurden Ueberſetzungen veranſtaltet und mit großer Anerkennung aufgenommen. Durch ſie wurde Schlegels europäiſcher Ruf — ein Ausdruck, deſſen er ſich ſelbſt mit vieler Selbſtgefälligkeit zu bedienen pflegte — begründet.

Die deutſche Kritik aber muß anſtehen, dieſer großen Anerkennung innerhalb und außerhalb des Vaterlandes wegen die Geſchichte der dramatiſchen Kunſt über die früheren Leiſtungen des Verfaſſers, ja auch nur ihnen gleich zu ſetzen. Ihre Wirkſamkeit mag größer und eindringlicher geweſen ſein, aber für den objectiven Werth wiſſenſchaftlicher und künſtleriſcher Erzeugniſſe kann die Größe der Wirkſamkeit nicht der rechte Maßſtab ſein. Selten oder nie hatte Schlegel in jenen

Erörterungen über einzelne Gegenſtände von Dingen geſprochen, in die er ſich nicht ganz hineingelebt, die er ſich nicht ganz angeeignet hatte; hier aber, indem er die Theorie des Drama's, den Gegenſatz der antiken und modernen Kunſt auf philoſophiſche Grundanſchauungen zurückführen wollte, ſpielte er die Betrachtung auf ein Gebiet, in dem er nicht zu Hauſe war. Man weiß, wie ſiegreich Solger in ſeiner mit ſeltener Gründlichkeit abgefaßten Recenſion des Werkes ihm das Ungenügende mancher ſeiner allgemeinen Erörterungen, die Widerſprüche, in die er ſich durch den Mangel eigener klarer Anſchauungen verwickelte, nachgewieſen hat. Auf eine ſo ſcharfe Prüfung war Schlegel nicht gefaßt geweſen; er vermied, nach der Verſicherung eines ſeiner genaueſten Freunde, jedes Eingehen auf die Solger'ſche Recenſion, und brach das Geſpräch darüber kurz und verſtimmt ab.

Es iſt aber nicht der ſpeculative Theil des Werkes allein, dem man mehr Bündigkeit und Schärfe wünſcht. Wenn Schlegel den Calderon früher zum Gegenſtand einer Beurtheilung gemacht hätte, wie die über Bürger, Romeo, Hermann und Dorothea, würde man ohne Zweifel etwas mehr erhalten haben, als eine begeiſterte Lobrede auf die Phantaſie, den Duft und Glanz jenes Dichters, mit der man ſich hier zufrieden ſtellen muß. Wegen der vielen Lücken und überkurzen Erwähnungen wichtiger Punkte wollte Schlegel wahrſcheinlich gerechtfertigt ſein durch die Form des Buches, da man an gedruckte Vorleſungen nicht die Forderungen zu machen berechtigt iſt, die man an das wiſſenſchaftliche Werk eines Meiſters ſtellen darf. Aber aus ſo flüchtigen und abgeblaßten Erinnerungen hätte doch Schlegel nicht ſchreiben ſollen, daß er in der ohnehin ganz tumultuariſchen Abfertigung der als unächt verworfnen Stücke Shakſpeare's den Thomas Cromwell wie den John Oldcaſtle unter die reifſten und vortrefflichſten Werke des Dichters ſtellt, da doch der Unterſchied zwiſchen beiden Stücken nach Gehalt und Form ſich auf den erſten Blick ergiebt, und der Cromwell in jedem Fall nur unter ſeinen Jugendverſuchen und zwar unter den ſchwächeren derſelben ſeine Stelle finden kann.

Seit dem Jahre 1812, wo Schlegel einige Arbeiten das Nibelungenlied und Gedichte auf Rudolf von Habsburg betreffend in dem deutſchen Muſeum ſeines Bruders Friedrich erſcheinen ließ, hat die altdeutſche Philologie unermeßliche Fortſchritte gemacht, und manche ſeiner damals aufgeſtellten Behauptungen werden ſich nicht mehr rechtfertigen laſſen. Dennoch iſt es zu bedauern, daß er dieſes Gebiet ſchnell wieder verließ. Er verſprach damals eine Wort- und Sacherklärende Ausgabe der Nibelungen, er wollte „dies uralte Denkmal deutſchen Sinnes und Ruhmes ohne Schaden ſeiner Echtheit Allen zugänglich machen, deren Gemüth nicht dafür verſchloſſen iſt.“ Und bei ſeinem ungemeinen Talente zu populariſiren, ein nicht gelehrtes, aber fein gebildetes Publicum in gefälliger, leicht verſtändlicher Weiſe auch mit ſchwierigeren Dingen vertraut zu machen, und ihm Theilnahme dafür einzuflößen, würde eine ſolche Ausgabe großen Nutzen geſtiftet haben.

Dieſe große Populariſirungsgabe hat er auch bei dem Gebiete, dem er ſeine Beſtrebungen zuletzt und mit nicht geringer Beharrlichkeit zuwandte, vollkommen bewährt. Vermöge derſelben können auch die Laien die Anerkennung deſſen, was ſie ihm im Verſtändniß der altindiſchen Cultur verdanken, ausſprechen, indem ſie die eigentliche Würdigung ſeiner Leiſtungen in der Sanskritphilologie den Kennern überlaſſen. Doch können ſie hinzufügen, daß der Eifer, den er für dieſe Studien erweckt, die trefflichen Schüler, die er für ſie gewonnen und gebildet, kein geringes Zeugniß ablegen für den Umfang ſeiner Verdienſte auf dieſem Felde.

Und nun kann man noch einen Schritt weiter gehen, und behaupten, daß dieſe Verdienſte auch die größten waren, die er ſich als Lehrer in Bonn überhaupt erworben. Nicht als ob er nicht auch andere gehabt, aber ſchwerlich kann man ſagen, daß ſie den zuverſichtlichen Hoffnungen ſeiner Verehrer entſprachen, den Erwartungen, gegründet auf die anerkannte Bedeutung ſeiner Gaben, mit welchen die neue Hochſchule zu zieren und ihren Ruhm gründen zu helfen er berufen worden war.

Die Gründe, warum dieſe Hoffnungen nicht in dem Maße, in dem ſie gefaßt waren, in Erfüllung gingen, ſind aus dem Leben, nicht aus den Schriften Schlegels herzunehmen. Ich habe mich aber bei dieſen fragmentariſchen Bemerkungen an die Letztern halten wollen; über die perſönlichen Verhältniſſe des berühmten Mannes zu der hieſigen Hochſchule zu reden, dürfte ſchicklich einer ſpätern Zeit überlaſſen bleiben. Nur auf die mit dem eifrigen Streben ſeiner frühern Jahre im ſchärfſten Contraſt ſtehende erſtaunliche Theilnahmloſigkeit ſeines Alters für die weitere Entwickelung des litterariſchen Lebens der deutſchen Nation darf hingewieſen werden, weil ſie auch in der Ferne ſehr gut wahrgenommen werden konnte, und wahrgenommen worden iſt.

In der oben angeführten Beurtheilung ſagt Solger: „Auf den Ruhm bei fremden Nationen wird der Verfaſſer ſelbſt gewiß den geringſten Werth legen, wohl überzeugt, daß man für die Welt im Ernſte nur etwas ſeyn kann, wenn man die Welt in ſeinem Vaterlande ſieht. Das Herumſchauen nach dem Fremden thut immer unſerer edelſten Eigenthümlichkeit Abbruch.“

Ob dieſe Worte nicht ſchon damals mit einer gewiſſen Ironie ausgeſprochen wurden? Man möchte es faſt glauben.

* * *

Annette von Droſte.

Eine Charakteriſtik.

Von Levin Schücking.

Annette von Droſte zu Hülshoff füllt als die zujüngſt gekommene die Dreizahl von glänzenden Dichtergenien, um deren Stirnen das Eichenlaub ihrer weſtphäliſchen Heimath als ſchönſter Schmuck liegt. Die beiden andern ſind *Freiligrath* und *Grabbe*. Ich glaube, es würde eine lohnende Arbeit ſein, in den literariſchen Charakteren aller Drei dem gemeinſamen Grundzuge nachzuſpüren, und die Einflüſſe weſtphäliſcher Eigenthümlichkeiten auf die Dichter Weſtphalens zu verfolgen. Es käme darauf an, die gemeinſchaftlichen Eigenſchaften der Grabbeſchen, Freiligrathſchen und Droſteſchen Dichtung herauszuſtellen und dann den Bezügen dieſer Eigenſchaften zu der Natur, zu dem Volkscharakter und zu der Geſchichte Weſtphalens nachzuforſchen. Die hervorſtechendſten jener Eigenthümlichkeiten ſcheinen mir: vor allem zuerſt eine, ich möchte ſagen, eigenſinnige Originalität, welche dem Kritiker es zu einer eben ſo leichten als angenehmen Aufgabe macht, ſie zu charakteriſiren. Dann Vorliebe für das Gewaltige und Groteske, das Phänomen, das Dämoniſche, jenes in Grabbe, das zweite in Freiligrath, das letzte in Annette von Droſte am meiſten ausgeſprochen. Grabbe liebt das Excentriſche im *Menſchen*, Freiligrath das Wunderbare in der *Natur*, Annette von Droſte das Geſpenſtige, das Wunderbare der *Geiſterwelt*. Hierzu tritt bei allen Dreien der Hang zu ſchildern und zu malen: und wenn Grabbe dabei gigantiſche Conturen, ſchneidende Licht- und Schattencontraſte, grellſtes Colorit liebt, wenn er der Rubens und Salvator Roſa dieſer Gruppe in einer Perſon iſt, ſo tritt Freiligrath an die Seite eines Gudin, des beredten Darſtellers fabelhafter Meereswunder. Annette von Droſte aber führt den Pinſel des Mieris, den glatten, feinen, jedes Fältchen nachziehenden Pinſel der Niederländer. Fernere gemeinſchaftliche Eigenthümlichkeiten dieſer weſtphäliſchen Dichternaturen ſind die Scheu vor allem hohlen Pathos und ſchönem Klingklang bloßer Phraſen: Gewalt der Bilder, Friſchheit der Sprache und der Auffaſſung, und Ergriffenſein von mächtiger Aufregung. Dieſe Aufregung entſpringt bei Grabbe aus der hiſtoriſchen Auffaſſung, aus der Anſchauung geſchichtlicher Verhältniſſe und Charaktere — bei Freiligrath aus der Betrachtung der Naturphänomene, des äußerlich ſich geſtaltenden und zur Erſcheinung kommenden praktiſchen Momentes; — bei Annette von Droſte aus den tieferen Bewegungen ihres Gemüths, aus den Inſpirationen einer ſibylliniſchen, innern Gefühlswelt. Dieſe Höhe der Aufregung iſt hauptſächlich ein Grundzug weſtphäliſcher Naturen — Ruhe, aber Heftigkeit der Bewegung, wenn dieſe letztere einmal eintritt.

Als charakteriſtiſch Gemeinſames zeigt ſich noch bei Allen ein gewiſſes tiefes Erfaſſen der Wirklichkeit, wodurch es ihnen ſchwer wird, ſich von derſelben loszureißen und von dem Vorhandenen zu abſtrahiren, oder aus ſich ſelber ſich aufzuſchwingen, um freie Standpunkte zu gewinnen. Damit hängt die Sucht zu malen und zu ſchildern zuſammen — die Abneigung vor allem Generaliſiren, die liebende Auffaſſung des Individuellen aber auch. Ein weſtphäliſcher Dichter wird ſchwerlich jene ätheriſche, über alle irdiſche Schwere leicht dahinſchwebende Grazie erreichen, welche den kühnſten Lerchentriller einer vollendeten Lyrik auszeichnet. Aber er wird auch nie auf den Gedanken kommen, hohle Abſtraktionen in die

Poeſie zu bringen, und den Mangel plaſtiſcher Wahrheit durch die Wirkungen der Ideen zu erſetzen. Darum ſteht er der anakreontiſchen Harmloſigkeit und dem heitern Daſeinsgenuſſe Goethe's, der leichtfertigen und keckgeſchürzten Muſe Heine's ſo fern, wie der tiefſinnigen Schwärmerei und dem abſtrakten Pathos Shelley's, oder gar der modernen Tendenzmacherei der „politiſchen Poeſie." Weſtphalen hat zwar einen Dichter, einen großen, zu früh vergeſſenen Dichter hervorgebracht, der Seiten bietet, welche an Shelley erinnern könnten. Ich meine Franz von Sonnenberg, den Verfaſſer des Donatoa. Aber Sonnenberg gehört nicht eigentlich und urſprünglich Weſtphalen an, und jenes rein-ſächſiſche Blut, auf welches wir ſtolz ſind, jene derbe Selbſtändigkeit, welche ſich in dem Charakter unſrer Landsleute wiederfindet, waren ihm fremd. Er gehörte durch ſeine urſprüngliche Herkunft einem andern Volksſtamme an und zeigte, von Klopſtock angeregt, einen ausſchließlichen Hang zum Erhabenen und Pathetiſchen, der ihn bald über die Kreiſe hinaushob, in welchen es einer ächten, das Plaſtiſche und Concrete liebenden Weſtphalennatur gewährt iſt, ſich mit Erfolg zu bewegen.

Ich will dies Thema hier nicht erſchöpfen, da es mich zu weit von meiner eigentlichen Abſicht abführen würde. Dieſe iſt keine andere, als das Glied der eben angeführten Dichtertrias, welches noch am wenigſten beachtet und beſprochen wurde, näher zu charakteriſiren.

Wenn man einen Band Gedichte von einer Frau zur Hand nimmt, ſo erwartet man gemeinhin nicht viel anderes als höchſtens einen wohlthuenden Eindruck von Gemüthsinnigkeit, Tiefe des Gefühls, Anmuth der Form, daneben aber auch wohl Ergehen in ausgefahrenen Geleiſen, ein Spiel ſtereotyper Wendungen und Anſchauungen zu finden. Bei den Gedichten von Annette von Droſte aber iſt der Eindruck ein ganz anderer: hier ſind erhabene Schönheiten, große Gedanken, geniale Fehler, kühne Häßlichkeiten — kurz hier iſt eine Welt für ſich; hier hat ein Geiſt gebaut und geſchaffen, der originell und eigenſinnig von der Alltäglichkeit abgewendet ſeines Weges gegangen iſt, der ſich von Niemand hat Regeln geben laſſen und deſſen ſtarrer Unabhängigkeitsſinn lieber eignes Unkraut auf ſeinen Beeten zog als civiliſirte Pflanzen aus dem Saamen Andrer.

So entſtand dieſer Band Gedichte, ſo eigenthümlichen Gepräges, ſo gedankenſchwer, ſo reich an neuen Bildern und Vergleichen, ſo mannigfaltig an neuer Wendung aller Empfindungen, ſo ſeherartig tiefſinnig, wie nie eine Frau in Deutſchland dichtete; aber oft auch ſo ſibyllinenhaft wirre und unverſtändlich in Gedanken und Form, ſo ſorglos abgewendet von der gewöhnlichen Denk- und Ausdrucksweiſe, ſo hartnäckig abgeſchloſſen gegen die Stimmen und Rufe der Zeit, wie wieder nur die Gedichte einer Frau ſein können, einer Frau, die abſeits vom Strom der Zeitbewegung ſich auf eine ſtille Inſel ſinniger Betrachtung zurückgezogen hat. Dieſe Inſel iſt nach und nach zu der Atlantis ihrer Träume geworden; dazu hat die Dichterin ſie ausgeſchmückt mit jener glücklichen Anlage der Frauen, auf alle Lockung der Ferne zu entſagen und die nächſte Nähe zu einer lieben trauten Heimath des Gemüths einzurichten.

In irgend einem abgelegenen Waldſchloſſe Weſtphalens lebend, von der äußeren Einförmigkeit der Tage auf die Beobachtung der innern Ereigniſſe des Seelenlebens, den Wechſel aller Beziehungen und Verhältniſſe geleitet, umgeben von den Traditionen alter patriarchaliſcher und glücklicher Sitte, an deren eigenthümlichem Gepräge die Zeit reibt, glättet und zerſtört, mußte der Gedanke, der ſich vor allen der Dichterin Betrachtung aufdrängte, der Gedanke der Vergänglichkeit ſein. Alte wohlthuende Verhältniſſe des Landlebens ſchwinden, die Freundſchaften der Jugend lockert die Zeit, die eins dahin, das andre dorthin reißt. Die Kronen uralter Eichen, die einſt ſtolz um die feudale Herrlichkeit des väterlichen Herrnhauſes mit ſeinen Pfefferbüchſen und Wappenſchildern rauſchten, wurden kahl wie das Haupt eines treuen alten Wächters: in der Dorfkirche iſt nach und nach mehr als ein rautenförmiges ſchwarzes Sterbewappen zu den vorhandenen alten gehängt worden. Die mächtige gewölbte Ritterhalle, wo einſt die Väter in dem eichenen Ehrenſitz thronten und richteten und ſchlichteten, iſt in kleine, elegant eingerichtete Zimmer verbaut; der alte Burgdonjon iſt abgebrochen und an ſeiner Stelle ſteht eine kränkelnde junge Linde über den verſchütteten geheimnißvollen Verließgewölben, aus welchen die Phantaſie des Kindes ſeine erſten Mährchenſchauer zog. In ſolcher Umgebung denken wir uns die Dichterin, von ihr ſcheint ſie inſpirirt, wenn ſie ihre Poeſien niederſchreibt. Sie ſieht den Verfall, den Abbruch, die Zerſtörung; ſie ſieht nirgends dagegen den Neubau und den Erſatz; ſie ſieht auch die Liebe und das Gefühl ſchwinden und keine andre Errungenſchaft an deren Stelle treten:

Nun aber ſind die Zeiten,
Die überwerthen, da,
Wo offen alle Weiten,
Und jede Ferne nah.
Wir wühlen in den Schätzen,
Wir ſchmettern in den Kampf,
Windsbrauten gleich verſetzen
Uns Geiſtesflug und Dampf.

Mit unſres Spottes Gerten
Zerhaun wir was nicht Stahl,
Und wie Morgana's Gärten
Zerrinnt das Ideal;
Was wir daheim gelaſſen
Das wird uns arm und klein,
Was Fremdes wir erfaſſen
Wird in der Hand zu Stein.

Es wogt von End zu Ende,
Es grüßt im Fluge her,
Wir reichen unſre Hände,
— Sie bleiben kalt und leer. —
Nichts liebend, achtend Wen'ge,
Wird Herz und Wange bleich,
Und bettelhafte Kön'ge
Stehn wir im Steppenreich!

In ſolcher Weiſe geht durch die meiſten dieſer Gedichte eine elegiſche Klage über den raſchen Wechſel und das Schwinden der Zeit, und überall ſpricht ſich der Wunſch aus feſtzuhalten, was einmal errungen iſt. So erhält der Gedankengang der Dichterin von vorn herein das conſervative Gepräge, das jedoch fern von ariſtocratiſch-politiſcher Färbung ſich lediglich in den Sphären des Gemüths und der Sitte geltend zu machen ſucht. In den hierhin gehörenden Gedichten wechſeln die melancholiſche Klage, die weiche Fürbitte für das von der Zeit Verurtheilte, die ernſte Mahnung und der edelſte Zorn wider allen Frevel, den der melancholiſche Uebermuth und die troſtloſe Luſtigkeit unſerer Zeit begeht, in reichſter Eigenthümlichkeit und Gedankenfülle ab.

Eine zweite Seite des Weſens unſerer Dichterin iſt der Natur zugewendet. In dieſe, zumeiſt in eine einfache beſcheidene Natur, wie es die der weſtphäliſchen Heimath der Sängerin iſt — eine Natur ohne Prunk und Pracht, aber voll Lohnes für die theilnehmende Betrachtung, die auch dem einfachen Reize ſich hingibt — hat ſie ſich verſenkt und mit einem fabelhaft ſcharfen Blicke, mit einem außerordentlich innigen Verſtändniß ſich eingeſponnen. Sie hat ſich eingelebt mit allen Sinnen in das Weben und Leben, das Schaffen und Treiben der Natur; ſie verſteht ihre leiſeſten Stimmen, ſie verfolgt ihre zarteſten Farbennuancen; ſie ſpinnt ihre Träumereien in die flatternden Seidenfaden ein, welche die Elfen beim nächtlichen Ringeltanz um Blumen und Halme ſchlingen, ſchaukelt ſie in dieſer Verpuppung eine Weile am ſchmalen Blatt des Schilfes hin und her und läßt ſie dann als farbenglänzenden Tagfalter eines ſchönen Gedankens aus dem Geſpinnſt entſchlüpfen. Jeder kleine Erdfleck, jeder duftige Knospenzweig, jede flatternde Libelle bietet ihrem ſcharfen Auge ſo vieles dar was ſie feſſelt, daß ſie oft Mühe hat, ſich loszureißen und zu größern Anſchauungen ſich aufzuſchwingen. Hier und da führt weibliche Neigung zur Beſchäftigung mit dem Detail in der That viel zu weit in's Einzelne ab. Aber immer fordert Annette v. Droſte unſere Bewunderung für ein eminentes Talent der Beobachtung, das von einem ebenſo großen Talente lebendiger Darſtellung begleitet wahre Meiſterwerke ſchafft, z. B. die Poeſien: „die Lerche“, „der Weiher“ und andere.

Wie die Sphäre des Gemüthslebens, wie die Segnungen treuer Pietät für die Sitte einer gefeſteteren Vorzeit, wie ferner die Natur die Dichterin beſchäftigen, ſo zieht auch die Geſchichte ihre Blicke auf ſich. Sie hat mit epiſchen Darſtellungen begonnen, ſie gibt ein umfaſſendes Gemälde der Niederlage des Herzogs Chriſtian von Braunſchweig, ſie liebt alte Geſchichten zu erzählen, ſich in Familientraditionen zu ergehen, die feudalen Herrlichkeiten einer verſchollenen Zeit heraufzubeſchwören, und wir finden hier eine Bildung, welche ſich hauptſächlich an den Werken Walter Scotts und an ſeiner Geſchichtsanſchauung groß gezogen haben mag. Im Ganzen, wie unübertrefflich durch Lebendigkeit der Schilderung, durch originale Wendung, durch Kühnheit und Kraft des Ausdrucks viele ihrer Balladen auch ſind, z. B. der Graf vom Thal, die Vorgeſchichte u. ſ. w., finden wir die Dichterin auf dieſem Gebiete doch minder groß, als auf den andern Gebieten ihrer Muſe. Es fehlt zu oft hier die Klarheit der Diktion; jener Eigenſinn ſich ſelbſt die Form zu ſchaffen, welche dem Gedanken am meiſten analog iſt, und die Sprache in cavalierem Uebermuthe zu dieſem Ende zurecht zu biegen, wird hier mitunter bis zu einem Grade getrieben, daß dem Leſer nicht allein das Verſtändniß einzelner Stellen ſondern auch der ganzen Intention der Dichterin ſchwindet. Doch bleibt hier immer und überall das Gepräge des außergewöhnlichen Talents ſichtbar, und einzelne Stellen ſind von unnachahmlicher Schönheit.

Ich will hier zwei Stellen neben einander folgen laſſen, um zu zeigen, welchen weiten Umfang die Darſtellungskunſt dieſer begabten Frau beherrſcht. In dem Gedichte: „die Krähen“ erzählt eine alte „Krähenfrau“, die dem jüngern Nachwuchs ihre Memorabilien aus einem bewegten Leben mittheilt, Folgendes von dem „tollen“ Chriſtian von Braunſchweig, dem Champion der unglücklichen Eliſabeth von der Pfalz:

Kühn war der Halberſtadt, das iſt gewiß!
Wenn er die Braue zog, die Lippe biß,
Dann ſtanden ſeine Landsknecht' auf den Füßen
Wie Speere, ſolche Blicke konnt er ſchießen;
Einſt brach ſein Schwert; er riß die Kuppel los,
Stieß mit der Scheide einen Mann vom Pferde.
Ich war nur immer froh, daß flügellos,
Ganz ſonder Witz der Menſch geboren werde:
Denn nie hab' ich geſehn, daß aus der Schlacht
Er eine Leber nur bei Seit' gebracht.

An einem Sommertag, — heut ſind es grad
Zweihundert fünfzehn Jahr, es lief die Schnat
Am Damme drüben damals bei den Föhren —
Da konnte man ein friſch Trometen hören,
Ein Schwerterklirren und ein Feldgeſchrei,
Radſchlagen ſah man Reuter von den Roſſen,
Und die Kanone fuhr ihr Hirn zu Brei;
Entlang die Gleiſe iſt das Blut gefloſſen,
Granat' und Wachtel liefen kunterbunt
Wie junge Kibitze am ſand'gen Grund.

Ich ſaß auf einem Galgen, wo das Bruch
Man überſchauen konnte recht mit Fug:
Dort an der Schnat hat Halberſtadt geſtanden,
Mit ſeinem Sehrohr ſtreifend durch die Banden,
Hat ſeinen Stab geſchwungen ſo und ſo;
Und wie er ſchwenkte, zogen die Soldaten —
Da plötzlich aus den Mörſern fuhr die Loh',
Es knallte, daß ich bin zu Fall gerathen,
Und als Kopfüber ich vom Galgen ſchoß,
Da pfiff der Halberſtadt davon zu Roß.

Mir ſtieg der Rauch in Ohr und Kehl', ich ſchwang
Mich auf, und nach der Qualm in Strömen drang:
Entlang die Haide fuhr ich mit Gekrächze.
Am Grunde, welch' Geſchrei, Geſchnaub', Geächze!
Die Roſſe wälzten ſich und zappelten,
Todtwunde zuckten auf, Landsknecht' und Reuter
Knirſchten den Sand, da näher trappelten
Schwadronen, manche krochen winſelnd weiter,
Und mancher hat noch einen Stich verſucht,
Als über ihn der Baier weggeflucht.

Noch lange haben ſie getobt, geknallt,
Ich hatte mich geflüchtet in den Wald;
Doch als die Sonne färbt' der Föhren Spalten,
Ha welch ein köſtlich Mahl ward da gehalten!
Kein Geier ſchmaußt, kein Weihe je ſo reich!
In achtzehn Schwärmen fuhren wir herunter,
Das gab ein Hacken, Picken, Leich' auf Leich' —
Allein der Halberſtadt war nicht darunter:
Nicht kam er heut', noch ſonſt mir zu Geſicht,
Wer ihn gefreſſen hat, ich weiß es nicht.

In welchem Contraſte zu dieſer Kraft des Ausdrucks, zu dieſer kühnen Skizzirung eines Wouvermann's, die vielleicht keiner unſerer heutigen donnerſchmetternden Poeten erreicht, ſteht die zarte frauenhafte Milde der Gedichte: „die junge Mutter“, „Nach fünfzehn Jahren“, „das vierzehnjährige

Herz“, „die beſchränkte Frau“, „junge Liebe“, und endlich das folgende Bruchſtück eines Gedichtes an einen Freund:

Schon ſeh ich ihn, im gelben Licht,
Das ſeines Ofens Flamme ſpielet,
Er ſelbſt ein wunderlich Gedicht,
Begriffen ſchwer, doch leicht gefühlet.
Ich ſeh ihn, wie, die Stirn geſtützt,
Er leiſe lächelt in Gedanken;
Wo weilen ſie? wo blühen itzt
Und treiben dieſe zarten Ranken?

Baun ſie im ſchlichten Haidekraut
Ihr Neſtchen ſich aus Immortellen?
Sind mit der Flocke ſie gethaut
Als Thräne, wo die Graber ſchwellen?
Vielleicht in fernes fernes Land
Wie Nachtigallen fortgezogen,
Oder am heiligen Meeresſtrand,
Gleich der Morgana auf den Wogen.

Ihm hat Begeiſtrung, ein Orkan,
Des Lebens Cedern nicht gebeuget,
Nicht ſah er ſie als Flamme nahn,
Die lodernd durch den Urwald ſteiget:
Nein, als entſchlief der Morgenwind,
Am Strauche ſummten fromme Bienen,
Da iſt der Herr im Säuſeln lind
Gleich dem Elias ihm erſchienen.

Und wie er ſitzt, ſo vorgebeugt,
Die hohe Stirn vom Schein umfloſſen,
Das Ohr wie fremden Tönen neigt,
Und lächelt geiſtigen Genoſſen,
Ein lichter Blitz in ſeinem Aug',
Wie ein verirrter Stral aus Eden, —
Da möcht' ich leiſe, leiſe auch
Als Aeolsharfe zu ihm reden.

Beſonders verdient eine Dichtung hervorgehoben zu werden, welche „Ein Sommertagstraum“ überſchrieben iſt. Die Dichterin liegt träumend während eines ſchwer heraufziehenden Gewitters, und umgeben von allerlei Gegenſtänden, welche auf Sammlerliebhabereien deuten, hört ſie im Traume dieſe zuſammen flüſtern und reden; ein Autograph — es ſind die Schriftzüge des abentheuerlichen Königs Theodor von Corſika —, ein römiſcher Denar, eine Erzſtufe und eine Muſchel ſind es, welche die Unterredung führen; und ſo verſchieden die Dinge ſind, von denen jedes zu erzählen hat, ſo laſtet doch auf jedes Worten und Bildern ſchwüle Gewitterluft, und endlich langt jedes in überraſchend gut motivirter Wendung bei Blitzen und dem Rieſeln von Tropfen an, bis das Erwachen der Träumenden zeigt, daß während ihres Schlafs ein Gewitter mit ſeinen Blitzen und Schauern ſich entladen hat.

Charakteriſtiſch iſt noch eine vierte Sphäre, worin Annette v. Droſte ſich zu bewegen liebt. Dies iſt die dämoniſche, die Welt des Jenſeits in ihrer Berührung mit der diesſeitigen. Die Dichterin ſucht vorzugsweiſe gern das Unheimliche auf, und einen Geiſt nach dem andern läßt ſie vor uns auftauchen, die grauenerregend durch ihre Balladen gehen, ſtumm und ſchweigend, oft hartnäckig allen Aufſchluß über Zweck und Ziel ihres Kommens weigernd, und dann nichts als ein rohes Wunder darſtellen ohne dichteriſche Bewältigung und Geſtaltung zu künſtleriſchem Werke. Dies leitet uns auf die ſchwache Seite dieſer Gedichte überhaupt. Man ſieht nur zu oft, die Dichterin glaubt ſich ein völliges Genüge gethan zu haben, wenn ſie ein Phänomen irgend einer Art genau wie es dem äußern Sinne erſcheint abcopirt hat; das Nachmalen der Natur iſt ihr Kunſt; hinter dem Phänomen oder der ſeltſamen Erſcheinung einen Gedanken zu ſuchen fühlt ſie nur zu oft kein Bedürfniß. Je ſeltſamer und wunderbarer etwas iſt, deſto lieber muß es ihr mithin ſein, und das nichts wunderbareres gibt als Ahnungen, Geiſter und Erſcheinungen, ſo iſt es natürlich, daß ſich dieſe vielfältig ihr als Stoffe aufdrängen. Die Beſchäftigung damit gibt ihrer Seele nach und nach die Richtung auf das Dämoniſche; ein Entferntbleiben vom friſchen Leben und Kämpfen der Gegenwart befeſtigt dieſe Richtung, und ſo iſt jener charakteriſtiſche Zug ihrer Muſe entſtanden, dem einige ſehr kalt laſſende, aber auch manche tief ergreifende Gedichte ihre Entſtehung verdanken, z. B. das erſchütternde „Spiegelbild", worin der Verfaſſerin beim eigenen Anblick dämoniſch-unheimliche Gefühle erregt werden und wo ſie ſchließt:

Es iſt gewiß, du biſt nicht Ich,
Ein fremdes Daſeyn, dem ich mich
Wie Moſes nahe, unbeſchuhet;
Voll Kräfte, die mir nicht bewuſt,
Voll fremden Leidens, fremder Luſt;
Gnade mir Gott, wenn in der Bruſt
Mir ſchlummernd deine Seele ruhet!

Und dennoch fühl ich, wie verwandt,
Zu deinen Schauern mich gebannt,
Und Liebe muß der Furcht ſich einen.
Ja, träteſt aus Kriſtalles Rund,
Phantom, du lebend auf den Grund,
Nur leiſe zittern würd ich, und
Mich dünkt — ich würde um dich weinen!

Trotz einzelner ſchöner Poeſien wie dieſe aber können wir die Neigung todte Geiſter heraufzubeſchwören nur da gelten laſſen, wo ſich zugleich ein Verſtändniß des lebendigen Geiſtes zeigt. Daher mußten wir ſchon oben ihre geſchichtlichen Darſtellungen zurückſtellen hinter diejenigen ihrer Gedichte, welche der Sphäre des Gemüths angehören. Sie begnügt ſich bei der Geſchichte zu oft mit der Malerei der äußeren Conturen des Ereigniſſes; ſie geht immer auf eine unkünſtleriſche materielle Wahrheit, auf eine arithmetiſche Genauigkeit aus, ſie macht aus dem Hiſtorienbild ein Genrebild, und ohne lebhaftes Organ für die Forderungen des Idealen muß ſie conſequent ein Daguerreotyp noch über die erhabenen Schöpfungen eines Raphaeliſchen Genius ſtellen. Ihre Weiſe, die Natur mikroſkopiſch zu beobachten und bis in's genaueſte Detail zu verfolgen, welche ſie ſo oft am kleinen Raume feſſelt und von der Anſchauung des Geſammtbildes abhält, wird von ihr auch auf die hiſtoriſche Perſon, überhaupt auf den Menſchen, den ſie ſchildert, übertragen. Der einfache und große Grundgedanke einer Exiſtenz geht ihr zu oft in der Betrachtung aller kleinen Nebeneigenſchaften, im Gewirre des Untergeordneten und Vergänglichen verloren. Soviel ſie auch das Schwinden des Reſpekts vor der Autorität und den Mangel an Pietät unſerer Zeit beklagt, ſo bringt ſie ſelbſt doch nirgends ein Opfer der Pietät oder einen Ausdruck des Reſpekts vor irgend einer hiſtoriſchen Größe; und die Vertreter der größten Gedanken der neueren Geſchichte müſſen vor ihr untergehen im Gewirr kleiner menſchlicher Schwächen. Dieſe Art der Anſchauung zeigt ſich nicht allein bei der Auffaſſung des Einzelnen oder des individuellen Verhältniſſes, ſondern der Zeit im Ganzen; ihre elegiſch-conſervative Klage über die Zeit beweiſt eigentlich nichts Anderes als ein großartiges Mißverſtändniß der Zeit. Die Geſchichte der Gegenwart iſt der Verfaſſerin dieſer Gedichte unbekannt, und aus den kleinen Schattenſeiten, die ſie beobachtete, hat ſie ſich ein Bild der Gegenwart zuſammengeſetzt, welches dieſer gleicht wie der Eſel dem Pferde. Von dem Wehen des öffentlichen Geiſtes in Deutſchland abgeſperrt, glaubt ſie den ungeheuern Aufſchwung unſers politiſchen Bewußtſeins nicht; dieſe Ketzerei hat der Verbreitung ihrer Gedichte unendlich geſchadet, denn wir verlangen heute ſtürmiſch von unſern Dichtern, daß ſie erfüllt ſeien von unſern Gedanken und daß ſie mitziehen an dem großen politiſchen Karren, der freilich zu tief feſtgeſahren ſitzt, als daß man einer ariſtocratiſchen Damenhand zumuthen könnte in ſeine Speichen einzugreifen. Aber die Dichterin wird deßhalb verzichten müſſen, je den Beifall der großen Menge zu gewinnen, deren Aeſthetik ſich nach dem Winde der literariſchen Mode richtet; deſto tiefer wird der Eindruck ſein, den ihr ſittlicher Ernſt, die criſtallhelle Lauterkeit ihres Wollens und die ureigenthümliche Welt ihres Dichtens und Trachtens auf Menſchen von poetiſcher Organiſation machen wird.

* * *

Karl Simrock.

Von Gottfried Kinkel.

„Ich gieß aus vollem Horne der Sage flüßiges Gold“
Amelungenlied.

So ſtark gegenwärtig bei uns die poetiſche Produkzion an Maſſe und Umfang erſcheint, giebt es doch grade jetzt auffallend wenige Perſönlichkeiten von denen das Vaterland mächtige Dichterwerke erwarten darf. Die meiſten Häupter die ſchon weißes Haar ſchmückt ſind verſtummt oder wuchern bloß noch mit früherem Ruhm. Von den Männern mittlern Alters iſt uns der Einzige der auf dem Wege zu gewaltiger Wirkung war recht mitten in ſeiner Kraft geſtorben; einen Andern, heiß als Lyriker, begeiſtert als Epiker, hat ein noch ſchwereres Schickſal geraubt. Von den Jüngeren aber ſchweigen Viele die gute Hoffnung gaben, weil ſie das praktiſche Leben für wichtiger halten als das der Idee; Andere haben das Lied zur Waffe gemacht und verſtummen in Unmuth, weil es ihnen nicht gelang damit blutende Wunden zu ſchlagen; gar oft auch zerbröckelt bei wahrem Talent die Schöpferkraft durch falſche Vielſeitigkeit des Arbeitens, durch aufgezwungenes journaliſtiſches Handwerkern oder durch heftige, über das Maß hinausſtrebende leidenſchaftliche Aufregung. Da thut es denn wohl, auf einen Schriftſteller zu blicken der ſein Lebensziel klar ins Auge faßt und mit Fleiß und Ausdauer verfolgt, der zugleich an Umfang wie an Tüchtigkeit des Schaffens zu unſern Erſten gehört, der endlich unter all den kurzathmigen Eintagswerken der Literatur mit einer ausgedehnten, viele

Jahre ausfüllenden und in ihrer Art ganz einzigen Schöpfung hervortritt. Dieß iſt Karl Simrock. Unſere Literaturgeſchichten nennen ihn noch nicht einmal alle, in den Schulen lernen die Knaben ſeine Heldenſage noch nicht, und unſere Düſſeldorfer werden noch Jahre lang zum zwanzigſten Male Hagen und Kriemhilt, den Zank der Königinnen und ſentimentale Taſſo'ſche Jeruſalemsſzenen malen, ehe ſie aus Simrocks Amelungenlied den Fang der blühenden Schwanjungfrauen und Wachildens Minne oder die Wiſentjagd oder die Verlockung der Pfleglinge Eckarts durch Frau Venus und durch den wilden Jäger ſchildern! Und doch — wer ſich losgemacht hat von dem Vorurtheil daß jetzt keine Dichter mehr aufſtehen, wer dann dieſe in tauſend bunten Blumen und Dolden hervorſchießende Blüte des Abenteuers in Wieland und Dietleib, oder die kunſtfertige Geſchloſſenheit des Wittich, oder endlich jene furchtbar ſich ſteigernde Bosheit, jenes mit dramatiſcher Stärke fortſchreitende Verderben in Sibichs Verrath, wer dieſen unermeßlichen Reichthum von erfindender und geſtaltender Fantaſie wägt, dem kann hinfort kein Zweifel daran ſein daß dieſe tendenzloſe Poeſie, die nichts ſein will als ruhiges Epos, ihre ſichere Ewigkeit in ſich trägt und zahlloſe Namen überleben muß, die freilich jetzt im Sturm der Parteien hüben und drüben lauter erſchallen als der des friedlichen rheiniſchen Epikers.

Der Vater unſeres Dichters, Nikolaus Simrock, kam noch vor der franzöſiſchen Revoluzion vom Oberrhein nach Bonn und trat als Muſikus in die kurfürſtliche Kapelle ein. Zunächſt auf Herausgabe von Muſikſtücken, die dort ausgeführt wurden, gründete er einen muſikaliſchen Verlag, den er durch Raſtloſigkeit und Ordnungsliebe bald zu einem der bekannteſten und bedeutendſten Geſchäfte dieſes Zweiges erhob. Er hinterließ bei ſeinem 1832 erfolgten Tode eine begüterte und zahlreiche Familie. Der Dichter hat ſeinem Vater, dem eigentlichen Gründer des Hauſes, außer der Dedikazion ſeines „Armen Heinrich“ auch, in den Gedichten einen Denkſtein geſetzt der Beide ehrt.

Hier in Bonn wurde am 28. Auguſt 1802 Karl Joſef Simrock geboren. Er ſcherzt in den Gedichten darüber daß er ſeinen Geburtstag mit Goethe zuſammen feiert. Den zweiten Vornamen Joſef hat er noch in den Tenzonen mit Wackernagel und Andern beibehalten, die man am Schluſſe der Gedichte findet. Es ſcheint, daß in den nächſten Umgebungen des Knaben jene lebhafte Begeiſterung für das Franzoſenthum waltete, mit der das Rheinland den Eroberern entgegen kam denen es ſeine Erlöſung von einem Jahrtauſend der Prieſterherrſchaft, von Zunftzwang, Ideenarmuth und Erbärmlichkeit aller merkantilen und bürgerlichen Verhältniſſe dankte. Wie die Söhne faſt aller begüterten und gebildeten Familien, erhielt auch Karl Simrock ſeinen Jugendunterricht im franzöſiſchen Lyceum: aber ſchon der Knabe trug mit Verdruß den Zwang der hier die Mutterſprache entfernt hielt, und las lieber heimlich die Heimonskinder als die Henriade: ſpäter, als Jüngling, wandte er ſich mit Unmuth von der Fremdherrſchaft ab und begrüßte freudig in dem neuen Anſchluß des Rheines an Deutſchland das Morgenroth einer größern Zeit. Im Eingang zu ſeinem „Dietleib“ ſpricht daher Saga zu ihm:

Denkſt du der Jugendträume, der frühen Eide nicht mehr?
Da zu des Auslands Götzen ſich alles Volk verlief,
Im Rauſch von welſcher Größe den deutſchen Sinn verſchlief,
Schier wollte dir verbluten das Herz ob ſolcher Schmach.

Dieſe Richtung ſeiner frühen Jugend mag ihn ſpäter den Studien deutſcher Sprache und Schrift in die Arme geführt haben, welche unter dem Antrieb des jungen Vaterlandsgefühls eben damals, nach den Befreiungskriegen, ſo raſch in die Blüte ſchoſſen, und ſicher hat dieſe Entſcheidung zwiſchen zwei großen Prinzipien, in welche ſchon der Knabe hineingeſtoßen wurde, dem Manne jene entſchieden deutſche Geſinnung verliehen die in Form und Gehalt ſeiner Poeſie wie in ſeinem Charakter ſo unerſchütterlich feſt ſteht. Das damalige Rheinland in ſeiner Ideenloſigkeit, ſeiner luſtigen aber geiſtesarmen Gemüthlichkeit war freilich nicht geeignet ſein dichteriſches Talent zu wecken: er begann an der eben gegründeten Univerſität ſeiner Vaterſtadt die juridiſchen Studien. Aber er näherte ſich doch bald an Heinrich Heine, der als unbekannter, zurückgezogener und blöder Student in Bonn lebte und beim Abgang von der Univerſität einem bonner Buchhändler vergeblich den Verlag jener Lieder antrug die hernach einen Verleger reich gemacht haben. Ferner wurde Simrock damals (1818) der erſte Zuhörer A. W. von Schlegels in der erſten Vorleſung die dieſer in Bonn hielt, nämlich dem Kolleg über deutſche Literatur und Sprache. Bei der ungemeinen Ungründlichkeit des berühmten Gelehrten in dieſem Fache konnten die Vorträge wenig belehren, aber doch ſicher vielfach anregen. Auch ſtammen aus jener Zeit ſchon zahlreiche Gedichte Simrocks, denen er ſpäter in der Sammlung keinen Platz gegönnt hat. Zunächſt um die Rechtswiſſenſchaft zu vollenden, ging er nach Berlin, und begann auch dort im Jahr 1826 die Staatslaufbahn als Referendar beim Kammergericht. Daneben hat er, wie faſt Alles was damals in Berlin lebte, die filoſofiſchen Vorleſungen Hegels beſucht, welche einen ſtarken Einfluß auf manche ſeiner perſönlichen Anſichten ſcheinen gewonnen zu haben. Aber neben dieſem Allem brach hier, wo die reichſten Hülfsmittel und die mächtige Förderung durch Karl Lachmanns Forſchungen ihr entgegen kamen, jene Grundneigung ſeiner Seele ſich die Bahn, welche ihn zu Literaturſtudien, vorzüglich zu dem deutſchen Mittelalter hinführte. Dieſe Studien ſind die Unterlage ſeines Wiſſens, der Hintergrund auch ſeines dichteriſchen Schaffens geworden. Die Ueberſetzung des

Nibelungenliedes, welche 1827 erſchien und ſeitdem noch drei Auflagen erlebte, führte ihn raſch in die Gunſt des leſenden Publikums ein, und erweckte bekanntlich noch des greiſen Goethe Anerkennung: das Werk gemahnte ihn nach jenem bekannten Ausdruck, „als ob ein verdunkelnder Firniß von einem Gemälde weggenommen wäre, und die Farben in ihrer Friſche uns wiederum anſprächen.“ Jetzt trat Simrock auch mit eignen Gedichten hervor. Außer vielen Beiträgen zu Zeitſchriften und Almanachen gab er mit ſeiner Ueberſetzung des Armen Heinrich von Hartmann von Aue eine kleine Sammlung von Romanzen verwandten Stoffes heraus. Dieß berliner Leben war überhaupt reich an mannigfacher Erregung und Thätigkeit. Die von Hitzig begründete Mittwochsgeſellſchaft brachte die ſchriftſtelleriſchen Notabilitäten der Hauptſtadt mit den anwachſenden Talenten in freundliche Berührung. Chamiſſo, damals ſelber im friſcheſten Schaffen, näherte ſich ſtets mit Vorliebe dem jugendlichen Poetentreiben. Oft kam er ſogar zu Simrock um von ihm Stoffe für poetiſche Bearbeitung zu erhalten, und er verſchmähte nicht als entſcheidender Richter eine Tenzone zum Abſchluß zu bringen, welche nebſt vielen andern damals aus der Freundſchaft Simrocks mit Wilhelm Wackernagel hervorging. Man findet dieſe und einige andere Streitgedichte, zu denen als Dritter einmal auch Franz Kugler hinzutritt, in der Sammlung unſres Dichters: ein gleich großer Vorrath ſolcher heitern Spiele ſteckt noch in der Handſchrift. Mit Curtius und ſpäter mit Coprenhagen gab Simrock endlich ſeit 1827 die berliner Staſette heraus, welche ſpäter den Namen „Oppoſitionsblatt“ annahm und durch die Raſtloſigkeit der jungen Redakteure beſonders für die Theaterkritik bald ein ſehr geleſenes Blatt wurde. Man traf ſich nach Tiſche bei Stehely und vertheilte die Theater der Reſidenz unter ſich: nach dem Schluß derſelben wurde die Kritik aufs Papier geworfen, der Setzer holte ſie um Mitternacht ab, einige Stunden ſpäter begannen die Drucker ihre Arbeit, und der Abonnent der am Orte wohnte fand Morgens 6 Uhr an ſeinem Bette das Urtheil über die Aufführung, die ihn acht Stunden vorher noch gefeſſelt hatte.

Mitten in dieß rege Leben fiel die Kataſtrofe, welche Simrocks ausſchließliche Hingabe an ſeine Lieblingsneigungen entſchieden hat. Er war der erſte deutſche Dichter, welcher die Julirevoluzion mit Begeiſterung begrüßte: noch unter dem Brauſen ihrer Stürme brachte der „Freimüthige“ ſein berühmt gewordenes Gedicht zum Preiſe der drei Farben. Mit Recht hat Gödeke in ſeiner Sammlung der Dichter von 1813—1843 hervorgehoben, daß ſich für die politiſche Geſinnung Simrocks kein juridiſch haltbarer Schluß aus dieſen Gedichten ziehen ließ. Aber der Schreck des großen Ereigniſſes waltete: eine Kabinetsordre entfernte ihn aus dem preußiſchen Staatsdienſte. Er verweilte noch zwei Jahre in Berlin, bis der herannahende Tod des Vaters ihn in die Heimat forderte. Drei Tage vor dem gefürchteten Ereigniß verließ er Berlin, drei Stunden zu ſpät kam er an. Und es ging ihm wie er ſelbſt es beſingt: obwol er nicht in der Meinung dazubleiben gekommen war, ließ ihn der Rhein nicht mehr los.

Die Literatur hat ſich beim Staate für jenes Einſchreiten zu bedanken. Seitdem ruhte Simrocks juridiſches Studium, und die volle Muße des begüterten Grundbeſitzers in einer kleinen, aber vom Wellenſchlag des Völkerlebens und aller weltlichen Dinge nicht unberührten Stadt kommt ſeinen Dichterarbeiten zu Gute. Seine ſchaffende Thätigkeit iſt hier am Rhein mächtig gewachſen, hier hat er auch zuerſt Athem geſchöpft für die größte Aufgabe ſeines Lebens, für die Umdichtung und Vollendung unſerer Heldenſage. Am 22. Juli 1843 verheiratete er ſich mit ſeiner Landsmännin Gertrud Oſtler, der er als Gatte und Vater das ſchönſte häusliche Glück dankt. Was ſie ihm iſt, drücken in ſeiner Sammlung die vier Gedichte „Mit einem Kranz“ aus; aus dem letztern unter ihnen dürfte man folgern, daß dieſe Liebe an eine frühe-

Neigung ſich ſchloß die ſchon vor des Dichters Abreiſe nach Berlin in Blüte ſtand. So lebt er, ſtets thätig, abwechſelnd zwiſchen der Stadt und ſeinem Weingut Menzenberg, das auf dem klaſſiſchen Boden ſeiner Heldenpoeſie liegt: es ſchaut auf das blühende, im Schlachtlied gefeierte Thal von Honnef, deſſen Gleichen an Fruchtbarkeit, Quellenreichthum und Nachtigallenſchlag das ganze Rheinland nicht hat; nordwärts ſchließt der Drachenfels, vom Zauber der glänzendſten Sage umfloſſen, den weiten Blick; gegen Oſten aber dehnen ſich im Bergwald die Schluchten, in welchen nach alter Volksüberlieferung Dietrich von Bern den Ecke und deſſen Brüder erſchlug. Dorthin folgt ihm Saga, „die Freundin Odins, der huldigend und opfernd er ſeine Zeit weihet", und er ſelber preiſt im Eingang der „Ecken Ausfahrt" dieß ſein glückliches Geſchick:

Du winkſt mir, Saga, wieder, o Luſt, ich folge gern
Wohin Du mich auch führeſt, und wär es noch ſo fern.
Sie ſprach aus goldnem Munde: Du biſt mir hold, ich weiß
Und giengſt in eine Wüſte auf deiner Göttin Geheiß.

Das will dir heute lohnen die Herrin deiner Wahl:
Sie will am Rheine wohnen, in dein geliebtes Thal,
Dein trautes, dich begleiten, wo dir die Rebe blüht
Und an den ſieben Bergen die Sonne ſcheidend verglüht.

Und ſo iſt durch jene Wendung ſeines Lebensgeſchickes Simrock ganz und ausſchließlich in die Thätigkeit des Poeten und Schriftſtellers geworfen worden. Nach allen Seiten hin hat er hier Anerkennung erworben, wenn er ſie auch manchmal erſt ſpät erzwang: manche gelehrte Geſellſchaften haben ihn zum Mitgliede, die filoſofiſche Fakultät in Tübingen zum Doktor der Filoſofie ernannt. Nur der Staat hat bisher nichts gethan, um jenen Schritt vergeſſen zu machen. Niemand leugnet daß Simrock jetzt zu den erſten Kennern der deutſchen Literatur gehört; jede ſeiner einleitenden Abhandlungen über ältere Dichterwerke, die er herausgab, lieferte einen neuen Beweis für ſein ungemeines Talent, die Wiſſenſchaft zu populariſiren, ſcharf und klar das Weſentliche der Dinge hinzuſtellen, mit Einem Worte: lehrend zu wirken — und dieſen Mann hat man nun ſechszehn Jahre in einer Univerſitätsſtadt leben und ſchreiben laſſen, ohne auch nur einen Verſuch zu machen, ob er für ein Lehramt zu gewinnen war!

Der bloße Titel-Ueberblick der Schriften, welche Simrock ſeit ſeinem erſten Auftreten vor etwa zwanzig Jahren veröffentlichte, läßt alsbald in ihm eine Kraft und Ergiebigkeit des Talents verbunden mit einer Ausdauer des Schaffens erkennen, die ſchon allein ihn zu einer unſerer erſten ſchriftſtelleriſchen Perſönlichkeiten erheben. Es ſind drei Kreiſe in denen ſein literariſches Arbeiten ſich bewegt hat, als Ueberſetzer und Herausgeber, als Proſaiſt und als ſelbſtſchaffender Dichter.

Simrocks Proſa zeigt ſich uns außer kleinern Aufſätzen und Kritiken, die er für verſchiedene Zeitſchriften lieferte, beſonders in den literargeſchichtlichen Abhandlungen, die er ſeinen Ueberſetzungen des Wolfram, des Orendel und anderer Dichtungen beigegeben hat. Sie zeichnen ſich durch methodiſche Klarheit der Unterſuchung, durch leichte Sprache und gefällig-heitre Wendungen aus. Sein umfangreichſtes Werk aber in dieſer Gattung bleibt der Text zum „maleriſchen und romantiſchen Rheinland“ (Leipzig 1840), ein Buch vom reichſten Inhalt. Man findet hier treffliche Forſchungen über Geſchichte und Sage in anziehendſter Form dargeſtellt; auch die landſchaftlichen Schilderungen ſind erfreuend: weniger genügt das Kunſtgeſchichtliche, weil in dieſem Fache die Wiſſenſchaft ſeit dem Erſcheinen des Buchs ſchon bedeutend weiter geſchritten iſt. Durch den gefälligen Stil, die große Mannigfaltigkeit und das Fernhalten alles trocknen oder bloß gelehrten Notizenweſens eignet es ſich vorzüglich zum Reiſebegleiter an dem ſchönen Strom.

In jener andern Eigenſchaft als **Ueberſetzer** hat Simrock ſich ein größeres, ein wahrhaft nazionales Verdienſt erworben. Die deutſche Dichtung ſeit dem Anfang dieſes Jahrhunderts ging auf gefährlichen Pfaden. Was Herder in den Liederſtimmen der Völker begonnen hatte, die Ausweitung der deutſchen Poeſie durch das Gefühl und die Formen aller fremden Nazionen, das wurde durch die romantiſche Schule zum Grundſatz erhoben und in Hinſicht der ſüdlichen Versmaße praktiſch durchgeführt. Goethe beförderte dieſe Richtung, wollend oder nichtwollend, durch den ſehr misverſtändlichen Ausdruck einer Weltliteratur, und erweiterte den Kreis dieſes Gedankentauſches, indem er noch den Oſten hinzubrachte. Auf dieſem neuen Kreuzzug ſind Platen und Rückert ihm nachgefolgt. Die deutſche Dichtung rückte endlich über China hinaus, bis wir gar von Chamiſſo Lieder in malayiſcher Form erhielten. Die Weitherzigkeit, das Weltbürgerthum des Deutſchen — ſie ſpiegeln ſich mit all ihrem Guten und Schlimmen in dieſem Prozeß der Literatur wieder. Jene Beſtrebungen entſprechen genau der Zeitperiode in der ſie auftauchten: ſie ſind hervorgegangen aus der Zerfahrenheit in welche die Nazion durch die Sprengung des Reichs und die Fremdherrſchaft hineingeſtürzt worden war. Darum mußte auch mit der erneuten Sammlung und Spannung unſeres Volksbewußtſeins in der Literatur nicht minder wie im Leben der Kampf gegen dieſe Ausländerei beginnen. Schon die Dichter des Befreiungskrieges kehrten zu den deutſchen Liederformen zurück, mit denen ſie denn auch gleich einen ganz andern Effekt bei dem eigentlichen Volk hervorbrachten als jenen Kunſtpoeten gelungen war, und mit gleicher Entſchiedenheit und Allgemeinheit wie damals haben in den letzten Jahren die nazionalen Tendenzen in Buch und Leben den Sieg davongetragen. Wir erkennen es jetzt daß all jenes Fremde, ſo trefflich es unſre Sprache in die Schule nahm, doch von den unſern Schichten der Nazion nicht verſtanden noch empfunden worden iſt, ſondern bloß auf die Ariſtokraten des Geiſtes eingewirkt hat. Wir wollen entweder keine Poeſie oder eine ſolche die Gemeingut Aller ſei, die von der Bühne herab Galerie und Parkett gleich tief erſchüttere, die wie in Goethes beſter Zeit ein Einheitsband der durch Bildung und Rang getrennten Stände abgebe. Soll ſie das, ſo muß ſie auch das Sprachgewand tragen, in welchem Allen warm und wohl zu Muthe iſt: das Gewand ächter, von Alters her einheimiſcher Versform. Man darf es kühn ausſprechen, daß grade beiden Dichtern der Gegenwart, welche am mächtigſten gewirkt haben, ſowol das ſüdliche und orientaliſche als ſelbſt das antik-klaſſiſche Formelement am entſchiedenſten ausgeſtoßen war.

Es leuchtet ein daß dieſe Rückkehr zu den ächt deutſchen Formen durch nichts ſo ſehr ermöglicht worden iſt, als durch Zurückgehen auf die großen mittelaltrigen Muſter unſerer Literatur. Hatten doch ſchon manche unſerer neuern Dichter halb unbewußt aus dieſem Quell ſich verjüngt, indem ſie dem Volke nachſangen, deſſen alte, mit rührender Treue bewahrte Lieder noch einen Abglanz jener geſangreichen Zeit auf uns gerettet haben. Gewiß, ein Arndt, Eichendorff, Heine verdanken dieſem Jungbrunnen einen guten Theil ihrer Gunſt. Ernſter aber und umfaſſender leitete zu ſolchen Verſuchen die junge Wiſſenſchaft deutſcher Sprach- und Sagenforſchung ein, welche ſchon im Anfang unſers Jahrhunderts die Nibelungen in die Erinnerung des Volkes emporhob, ſeitdem aber die bedeutendſten Dichter aus der Jünglingszeit Deutſchlands an das Tageslicht förderte. Der erſte Preis in der Forſchung, der erſte Dank des Volkes gebührt Andern, unter denen der Name Grimm hervorglänzt; die raſcheſte Anwendung auf die neue Dichtung machte Uhland. Aber das Verdienſt jene mittelaltrigen Werke ſelbſt uns Spätgebornen wieder zu müheloſem Genuß dargeboten, die großen Sängergeiſter aus dem Kreis der Forſcher in die Verſammlung des Volks wieder eingeführt zu haben — dieß Verdienſt hat Simrock. Er iſt der eifrigſte, der gewandteſte, der treueſte Dolmetſch unſerer alten Heldenzeit und wieder unſeres ritterlichen dreizehnten Jahrhunderts für das neunzehnte geworden, und ſelbſt Die, welche der Gegenwart keine ſelbſtſtändige und eigene Poeſie gönnen, werden ihn von dem Breiten Stein nicht hinabſtoßen wollen, auf den er ſich durch jene Thätigkeit emporgeſchwungen hat.

Nicht als hätte es vor ihm an Verſuchen der Art gemangelt: Manches aus der Zeit des Minnegeſanges hatte Tieck erneuert, vom Nibelungenlied beſtanden neudeutſche Ausgaben. Was aber vor Simrock nicht beſtand, das waren richtige und zugleich lesbare Ueberſetzungen: geſtützt auf die ſprachlichen und metriſchen Unterſuchungen Grimms und Lachmanns begriff er daß man die mittelhochdeutſchen Dichter in unſere neuere Sprache vollſtändig überſetzen müſſe und daß es mit dem ſogenannten Erneuern, mit dem Hinſtellen neuer Wörter an die Stelle der alten, nicht gethan ſei. „Zu ſolchen Erneuerungen,“ ſo ſagt er ſelbſt in der Vorrede zum Armen Heinrich, „welche die Gleichgültigkeit des großen Publikums gegen dieſe Gedichte nur zu ſteigern vermochten, verleitete die Anſicht, als ſeien dieſelben in einer Sprache geſchrieben, die zwar veraltet und ſchwer verſtändlich, aber doch die unſrige ſei, in einer Sprache, die überdies nur eine unausgebildete und völlig geſetzloſe geweſen. Hiernach hielt man eine eigentliche Ueberſetzung aus derſelben in unſere, in welche doch aus allen Mundarten der Welt ſoviel überſetzt wird, für unſtatthaft, glaubte ſich aber berechtigt, die alte Sprache an der doch einmal nichts zu verderben ſei, der heutigen Rechtſchreibung zu unterwerfen, die dunkelſten Worte durch bekanntere zu erſetzen, und übrigens Alles ſtehen zu laſſen, was noch heutzutage verſtändlich ſchien. Hieraus entſtand unter dem Namen Erneuerang ein Gemiſchgemäſch, weder neuhochdeutſch, noch mittelhochdeutſch, den Geſetzen der einen wie der andern Sprache gleich ſehr zuwider. Leider mußte einer unſerer geiſtreichſten Dichter dieſe Zwitterſprache ſogar in eigenen Gedichten vernehmen laſſen. Jetzt, nach ſo großen Fortſchritten in der deutſchen Sprachforſchung, weiß man, daß die Sprache des dreizehnten Jahrhunderts ſo gut wie die heutige ihre Grammatik hatte, und daß ſie wegen der Verſchiedenheit dieſer grammatiſchen Beſtimmungen nicht mit der unſrigen identiſch, ſondern ſo weit von ihr entfernt iſt, als etwa die Töchterſprachen der lateiniſchen von einander. Wer aber ins Franzöſiſche aus dem Italieniſchen, Spaniſchen u. ſ. w. bloß für die Verſtändlichkeit überſetzen und ſo viel von dem fremden Idiom beibehalten wollte, als ein Franzoſe zur Noth verſtehen könnte, würde mit Recht verhöhnt und der Barbarei bezüchtigt werden. Und was würden wir zu einem Ueberſetzer des Shakſpeare ſagen, der bloß die ſelten vorkommenden Worte und Redensarten mit gangbareren, und näher liegenden vertauſchte und übrigens hoffte, der ſinnige Leſer werde ſich nun wol hineinarbeiten?" Beſonders auch der äußerſten Konſequenz der hier bekämpften Anſicht, der Behauptung Schlegels über die Nibelungen, daß es bei ihnen allenfalls nur einer Erneuerung der Ausſprache beim mündlichen Vortrage bedürfe, tritt Simrock entgegen und nennt dieß mit Recht eine durchaus unzuläſſige Verſündigung an dem Charakter des Gedichts und der Sprache. „Ich konnte mich, fährt er fort, da ich ſo glücklich war Herrn von Schlegel die Nibelungen nach der heutigen Ausſprache vorleſen zu hören, ſelbſt überzeugen, daß für ein durch die Lachmannſche Ausſprache des Mittelhochdeutſchen gebildetes Gehör keine größere Folter erfunden werden könne, als dieſe erneuerte Ausſprache des Herrn von Schlegel."

Gleich ſtark erklärt ſich Simrock aber auch gegen das andre Extrem deſſelben Kritikers, daß mit Ausnahme der Nibelungen die alten Gedichte ganz neu zu bearbeiten ſeien: wenigſtens fordert er daß derjenige, der an ein ſolches Werk die umdichtende Hand legt, einen höhern Dichterberuf aufweiſen müſſe, als ſein mittelaltriges Vorbild beſeſſen habe.

„Umdichtungen," ſo wiederholt er noch in den Anmerkungen zu Wolframs Parzifal, „halte ich nur dann für erlaubt, wenn der neue Dichter dem alten an poetiſcher Kraft überlegen iſt, und ſo durfte wol Wolfram den Kiot, aber weder St. Marte noch K. Simrock den Wolfram umdichten wollen."

Ich habe den Schriftſteller hier ſelbſt reden laſſen, um recht ſcharf die Grundſätze hervorzuheben an welche er ſich bei allen Arbeiten dieſer Art ſo ſtreng gehalten hat. Der Ueberſetzung der Nibelungen und des Armen Heinrich iſt ſchon oben mehrfach gedacht worden. Jene iſt noch unübertroffen und hat ſein eigenes poetiſches Vermögen bedeutend gefördert. In dieſer Schule lernte er nämlich die Nibelungenſtrofe behandeln, in der er jetzt unter uns Deutſchen der erſte Meiſter iſt. Er hat ihr den glücklichſten und regelrechteſten Wechſel von Ruhe und Bewegung wieder verliehen, der dieß Maß, ähnlich wie den Hexameter, zum epiſchen Maß ſtempelt, während ſie bei Grün durch die Willkür in der Silbenzahl der Senkungen oft ins unruhig Maleriſche zerflattert, bei den meiſten Andern aber, und ſelbſt in Balladen wie Uhlands Eberhard, manchmal zu eintöniger Gleichförmigkeit erſtarrt. Wer aber an dem ächten Gehalt jenes großen Epos ſich erfreuen will, dem möchten noch mehr als jene vollſtändige Uebertragung die „Zwanzig Lieder von den Nibelungen" (Bonn 1840) behagen. Hier hat Simrock nach Lachmanns Andeutungen die ächten Stücke des alten Volksgeſanges von den erweiternden und lückenfüllenden Zuſätzen des ſpätern Epikers abgelöſt, von dem der Text unſeres gegenwärtigen Nibelungenliedes herrührt, und eine lehrreiche Einleitung über den Versbau dieſes Epos vorausgeſtellt.

Mit Wilhelm Wackernagel gab er ſodann 1833 die Ueberſetzung des Walther von der Vogelweide nebſt trefflichen erklärenden Anmerkungen heraus, die wiederum zu ſeinen verdienſtlichſten Arbeiten gehört. Allerdings lehnt ſich auch hier die Ueberſetzung an Lachmanns Beſtrebung an, deſſen geſichtete Ausgabe des Walther dafür den feſten Boden gab. Aber auch dieß zugeſtanden, wieviel war hier zu thun! Lachmann hatte ſich, wie faſt bei allen ſeinen Ausgaben, diplomatiſch genau nach den Handſchriften gerichtet. Da finden ſich oft Gedichte von ganz verſchiedenem Inhalt ungetrennt hinter einander fortlaufend, weil ſie zufällig daſſelbe Versmaß haben; außerdem iſt an eine Sonderung beſtimmter Maſſen nach dem Inhalt, Staat, Frauendienſt, Glaube, dort noch keine Hand gelegt und für Sacherklärung erſt wenig gethan. Man muß dieſen ſchwierigſten, mannigfachſten, genialſten unſerer Minneſänger, den einzigen in welchem ſich eine wahre Allſeitigkeit des Stoffes und zugleich ein innerer Fortſchritt durch mehrere dichteriſche Perioden und Manieren unterſcheiden läßt, in der urſprünglichen Geſtalt kennen und ſich an Lachmanns ſtreng wiſſenſchaftlicher Ausgabe abgemüht haben, um den Fleiß und Scharfſinn würdigen zu können mit denen die Ueberſetzer getrennt und zuſammengeſtellt, erläutert und die künſtlichſten Maße genau wiedergegeben haben; aber auch darum muß man den Walther kennen, um richtig zu ſchätzen welch eine große Gabe in dieſem edeln Geiſte hier zum zweitenmal der Nazion zu Theil geworden iſt.

Das dritte große Werk dieſer Gattung iſt die 1842 herausgegebene Ueberſetzung des großen Epos Parzifal und des Titurelfragments von Wolfram von Eſchenbach. Die dunkle, oft geſuchte Sprache dieſes Dichters, für deren Aufhellung gleichfalls noch wenig geſchehen iſt, machte hier die Hauptſchwierigkeit, und Simrock ſelbſt geſteht daß er eine Zeile für Zeile wiedergebende Ueberſetzung lange für unmöglich gehalten habe, wenn eine genießbare Lektüre zu Tage gefördert werden ſolle. Trotzdem iſt es ſeiner Formgewandtheit gelungen ſogar ein leicht lesbares Werk hinzuſtellen, obwol er natürlich das viele Barocke im Geſchmack und in der Fantaſie ſeines Vorbildes nicht mindern durfte. Auch hier ſind denn die vom Ueberſetzer zugegebenen Inhaltsverzeichniſſe.

und Anmerkungen dem Verſtändniß Wolframs ſehr nützlich geworden, und beſonders die Unterſuchung über die Quellen jener wunderlichen Ueberlieferungen, namentlich der Gralſage, findet man hier mit meiſterlicher Klarheit und Verſtändlichkeit geführt.

Von viel geringerer poetiſcher Bedeutung iſt das Gedicht vom ungenähten Rock zu Trier oder König Orendel, das Simrock in der Zeit als man über dieſe Dinge ſtritt (1845) in Ueberſetzung gab. Die ungemeine Rohheit, Wunderſucht und Möncherei dieſes dem zwölften Jahrhundert angehörigen Werkes wird nur durch deſſen Wichtigkeit für heidniſche Mythologie und deutſche Heldenſage ſowol als chriſtliche Legende vergütet; letztere veranlaßte daß es in den gelehrten Kampf hineingezogen wurde. Auf die Einleitung des Ueberſetzers iſt bereits hingewieſen worden.

Am paſſendſten reiht ſich hier die von unſerm Dichter begonnene Ueberſetzung Shakſperes an, von welcher mehrere Stücke in der Wigandſchen Taſchenausgabe vorliegen, der Macbeth aber abgeſondert nebſt dem engliſchen Texte unter dem Titel: „Shakſpere als Vermittler zweier Nationen, Probeband“, 1842 bei Cotta erſchienen iſt. Für dieſen Dichter war Simrock ſchon in ſeiner berliner Zeit thätig. In der Bibliothek der Novellen, Märchen und Sagen, welche er im Verein mit Echtermeyer und Henſchel in vier Bänden 1831 und 32 herausgab, enthalten die erſten Bände unter dem beſondern Titel „Quellen des Shakſpeare“ in deutſcher Ueberſetzung die den Ueberlieferungen verſchiedenſter Völker entnommenen Stoffe, deren Shakſpere beſonders für ſeine ſo kunſtvoll zuſammengewobenen Luſtſpiele oft drei bis fünf verwendet hat. Wer dieſes Buch durchlieſt, dem öffnet ſich ein tiefer Blick ins Weſen der Poeſie. Vom Epos iſt zugeſtanden daß es auf der Ueberlieferung ruhen müſſe: auch für das Theater iſt bei den Griechen eine gleiche Grundlage erwieſen und anerkannt. Simrocks Buch überzeugt uns daß es bei dem größten der modernen Dichter auch nicht anders ſteht, daß nicht die Erfindung ſondern die Auffaſſung des Stoffes den Genius ausmacht, und daß Shakſpere nie den künſtlichen Reiz eines überraſchenden Ausgangs ſuchte, ſondern ganz bekannte rührende oder ſcherzhafte Geſchichten aus dem Volksmunde lieh. Hieran ſchloſſen ſich denn ſchon damals die Arbeiten Simrocks für eine neue Verdeutſchung des Dichters ſelber, aber die 1830 bereits unternommene, hernach ganz umgearbeitete und durch Reviſion beſtändig verbeſſerte Bearbeitung des Macbeth wurde erſt 1842 veröffentlicht. Wer jetzt noch mit dem Anſpruch vor das Publikum tritt den Shakſpere zu verdeutſchen, muß beinah eine förmliche Rechtfertigung vorausſenden, und dieß thut Simrock in der Vorrede. Er erklärt gradezu daß von manchen Stücken, welche Schlegel nicht übertragen hat, eine neue Ueberſetzung, weit entfernt für Vermeſſenheit zu gelten, ein unabweisbares Bedürfniß bleibe. Die dramatiſche Sprache, hiervon geht er aus, iſt die des Lebens: ſie darf die kühnen Wendungen, beſonders jene Wortumſtellungen in den Sätzen nicht wagen welche der epiſchen und höchſten lyriſchen Poeſie Schwung geben. Mit ſolchen undramatiſchen Verſen haben ſich die frühern Ueberſetzungen mit Ausnahme der Schlegelſchen allerdings ſtark verſündigt, meiſt indem ſie der engliſchen Wortfolge zu treu blieben, und in der That iſt es hierdurch, um ganz von der Bühnenaufführung zu ſchweigen, ſchon beim Vorleſen des deutſchen Shakſpere oft ganz unmöglich geworden dem Zuhörer den Sinn faßlich zu machen. Grade für die theatraliſche Darſtellung iſt nun Simrocks Macbeth eingerichtet: die Verſe leicht, die Sprache ſchlicht und doch meiſt poetiſcher als in jenen ſteifern Uebertragungen, manchmal ſogar wörtlicher. Von der deutſchen Bühne verſteht es ſich freilich von ſelbſt daß ſie dieß eigens für ſie beſtimmte Unternehmen gänzlich unbeachtet ließ.

Unter den Schätzen älterer Literatur, um welche Simrock nur als Herausgeber ſich verdient gemacht hat, ragen vor Allem die Volksbücher hervor: auch ſie, wie Volkslied und Märchen, dem Stoffe nach meiſtens ein Erbe unſrer alten großen Kunſtperiode, ja zum Theil noch ältern Urſprungs, aber in ihrer jetzigen Form erſt am Schluſſe des Mittelalters aufgezeichnet. Selbſt nachdem Tieck das unſterbliche Verdienſt erworben hatte ſie aus den Kreiſen des Landvolks wieder unter die Gebildeten einzuführen, haben ſie bisher nur noch traurige Schickſale erlebt. Man las ſie in Jahrmarktsausgaben auf Löſchpapier mit jenen ganz verwilderten Holzſchnitten, wo die Helden bis ans Bruſtbein im Sattel ſitzen, wo dem Siegfried wirkliche Hörner durch den Helm wachſen und der Ritter Peter mit Stock und Degen, Haarbeutel und Klackhut zur ſchönen Magelone eintritt. Die geiſtliche Cenſur hatte in katholiſchen Ländern alles Naive, in proteſtantiſchen mehr die Derbheiten weggeſchnitten, wo denn beſonders Eulenſpiegel ſeine Strafe für das viele Gottloſe erhielt was er im Leben begangen hatte. Zuweilen wurden auch ſchlechte neue Erfindungen eingeſchoben, um jene Lücken einigermaßen zu büßen, oder man moderniſirte durchweg die Sprache. Ja der Misverſtand der ältern Ausdrücke führte die wunderlichſte Verballhornung mit ſich, wie denn Tieck erzählt daß ein Volksbuch zwei Ritter, ſtatt mit Geleien, Turnierlanzen, mit Klavieren gegeneinander rennen ließ. Solchen Uebelſtänden abzuhelfen machte man denn Ausgaben für die Jugend, wo die Schere freilich noch ſtärker ſpielte, oder man druckte die ſchlechten Texte auf etwas beſſeres Papier ab: Simrock ging auf die älteſten, zum Theil ſehr ſeltenen Ausgaben zurück, die er durch ſeine Verbindungen mit den bedeutendſten Germaniſten ſich zu verſchaffen wußte, und gab ſo nicht allein von den bekannten Büchern einen ächten und unverſtümmelten Text, ſondern konnte auch mehrere dieſer Bücher, die nicht mehr in die gemeinen Ausgaben aufgenommen wurden, als ganz neue Sünde hinzuthun. Unter dieſen ſind einige noch in dem alten Gewande mittelaltriger Verſe gerettet worden. Jenes prächtige karolingiſche Vaſallenepos von den vier Heimonskindern mit ſeiner knabenhaften Fauſt- und Prügelderbheit und dazwiſchen mit den großen, heroiſch-edelmüthigen Zügen, die an bunten Abenteuern reiche Geſchichte von Fortunatus, die mit ſo tief angelegtem Plane aufweiſt, wie das Gold dem verſtändigen und muthvollen Manne treu bleibt, aber die Erben, den Feigling ſowohl als den Sklaven der Leidenſchaft, treulos verläßt und ins Verderben ſtürzt, und daneben wieder unſer altes Dekameron, die warnenden Geſchichten der ſieben weiſen Meiſter — alle dieſe und ſo manche andre treffliche Werke die ſchon unſre Jugendfantaſie begeiſterten, wir verdanken es Simrock daß wir ſie endlich in einer von allem Modernen befreiten Geſtalt mit neuem Genuſſe leſen können. Nicht minder aber danken wir ihm den ernſten Gregorius auf dem Stein, dieſe ergreifende Predigt des Mittelalters von der Gnade die noch größer iſt als der Sünden größte, die Legende Johanns von Hildesheim von den heiligen drei Königen, von der noch Goethe erfreut und Schwab zu einer ſchwungvollen Dichtung begeiſtert worden iſt, die aus dem griechiſchen Alterthum vererbte Hiſtorie vom König Apollonius, die Quelle des dem Shakſpere zugeſchriebenen Dramas Perikles von Tyrus, die wehmüthige in guten alten Verſen gerettete Legende von der Meerfei und dem Ritter Staufenberg, welche als die Mutterſage aller modernen Undinenerzählungen erſcheint, und ſo noch Manches was uns hier zum erſten Male als Volksbuch dargeboten wird. Zugleich iſt an dieſer Stelle der Reineke Fuchs zu erwähnen, den Simrock im Maße des Originals, in einfachen Reimzeilen, überſetzt hat. Die zuerſt erſchienenen Volksbücher, welche die Vereinsbuchhandlung in Berlin veröffentlichte, haben meiſterliche Holzſchnitte von Gubitz Hand. Auch die Holzſchnitte der erſten Bändchen des neuen Verlags und die zum Reineke ſind nicht zu tadeln; aber in den zuletzt gedruckten Stücken ſind ſie leider nicht bloß äußerſt homöopathiſch vertheilt ſondern auch an Kunſtwerth bedeutend geſunken. Man braucht nur die Bilder in einem der wohlfeilen Volksbücher anzuſehen welche jetzt die Fläminge aus dem Deutſchen überſetzen, z. B. den koſtbaren Bürgermeiſter in den Schildbürgern, und man wird einſehen wieviel ſolche Technik dem Erfolg der Bücher nachhilft.

Eine bedeutende Bereicherung unſerer Literaturgeſchichte iſt Simrocks Verſuch das Volksſchauſtück und Puppenſpiel Fauſt wiederherzuſtellen. Die Geſchichte unſerer Hoftheater ſeit mehreren Jahrhunderten liegt ziemlich hell vor uns: die Volksbühne iſt unbeachtet geblieben. Dieſer Fauſt, den der Herausgeber aus ſehr verſchiedenen Quellen herſtellen und in ganzen Szenen ergänzen mußte, wird an Wirkung und Bedeutung ſchwerlich von einem andern deutſchen Volksſtück übertroffen, und da der noch vor Shakſpere verfaßte engliſche Fauſt von Marlowe halb auf ihm, halb auf dem gleichnamigen Volksbuch zu ruhen ſcheint das ſo eben in der Ausgabe der Volksbücher erſchien, ſo iſt zugleich ſein hohes Alter erwieſen, während er als Quelle Goethes noch einen höhern Reiz für uns gewonnen hat.

Zu den eignen Dichterſchöpfungen Simrocks führen uns einige von ihm veranſtaltete Sammelwerke hinüber. Für die Jahre 1840 und 1841, als beſonders zahlreiche dichteriſche Kräfte am Rheine ſiedelten, gab er mit Freiligrath und Matzerath das rheiniſche Jahrbuch heraus, in welchem das Beckerſche Rheinlied und die frühſten Stücke von Immermanns Triſtan zuerſt gedruckt erſchienen. Hernach zerſtreuten ſich die Herausgeber; einzelne Beiträge misfielen, das Publikum am Rhein zeigte ſich, wie gegen alles Literariſche, lau: man ließ das Unternehmen, den Freunden der Poeſie zum großen Leidweſen fallen. Deſto mehr Gunſt und Verbreitung erwarben ſich die von Simrock allein veranſtalteten Rheinſagen, deren dritte ſtark vermehrte Auflage 1841 erſchien. Das Meiſte gehört hier lebenden Dichtern, Vieles dem Sammler ſelbſt, Einiges alten Reimchroniken an. Unter den poetiſchen Flözgebirgen, welche die rheiniſchen Sagenjäger dieſe letzten dreißig Jahre her aufgeſchwemmt haben, iſt mit Kenntniß und Geſchmack das tönende Metall ausgeſchieden und aufgeſammelt worden, und es hat ſich daſſelbe mittels ſteter Vermehrung durch neue oder doch beſſer bearbeitete Sagen zu einem wahren Schatze von erzählender Poeſie vergrößert.

Hier erſchienen denn zum erſtenmale in größerer Anzahl Romanzen und kleine poetiſche Erzählungen Simrocks, in denen alsbald eine ſtarke dichteriſche Eigenthümlichkeit ſich zu erkennen gab: freilich hätte man ihn ſchon früher um ſeines König Robert und Gelimer willen zu unſern beßten Balladendichtern zählen ſollen. Simrocks Haupttalent in dieſem Fache beſteht darin daß er die richtige Form für jeden Stoff greift und die Sage, auch wenn ſie epiſcher und lyriſcher Ausweitung fähig iſt, ſo kurz zu faſſen verſteht daß ſie als Ballade möglich wird. In Letzterm geht er bisweilen zu weit: bemüht das knappſte Gewand zu finden verfehlt er den ſchönen poetiſchen Faltenwurf, und die Ballade verliert durch zu ſtrenge Kürze ihre Fülle. Hin und wieder ſtört auch den Genuß ein zu geringfügiger Stoff oder ein Ausdruck der dem feineren Sinn und Geſchmack widerſtrebt. Aber dieß ſind Ausnahmen, und in den meiſten Fällen iſt jenes Sparen mit dem Lyriſchen, das wir auch bei allen ächten Volksromanzen finden, Mittel zu großer Wirkung: indem in der Regel alles Ueberſchwengliche vermieden wird, ſpringt in den gehobenen Stellen die geſteigerte Schilderung und Empfindung deſto leuchtender hervor. Der Versbau iſt höchſt gewandt, die Reime rein, die Sprache oft durch Aufnahme älterer Ausdrücke und Wendungen glücklich bereichert; beſonders wirkſam macht ſich manchmal die humoriſtiſche Spitze in welche unſer Dichter gerne die Erzählung auslaufen läßt.

Jene Romanzen nebſt vielen außerrheiniſchen, auch frei erfundenen Dichtungen derſelben Gattung bilden denn auch den Hauptkern von Simrocks Gedichtſammlung, welche er erſt 1844 erſcheinen ließ. Daneben ſtehen Lieder, Tenzonen und einige Zeitgedichte. Die letztern ſind nicht eben zahlreich und gehören, mit Ausnahme des Liedes auf den Vertrag mit Belgien und des Polenliedes, nicht zu den Kronen der Sammlung: aber es bleibt merkwürdig daß Simrock der erſte Dichter war der 1830 die politiſche Leier wieder anſchlug. Auch in dieſen lyriſchen Sachen prägt ſich nun ein ſehr beſtimmter Charakter aus. Simrock iſt eine ruhige Natur: die mächtigen, von der Sonne der Leidenſchaft gereiften, welterſchütternden Gedanken darf man in ſeiner Lyrik nicht ſuchen, und andrerſeits geht ihm auch das muſikaliſche Element und das nachttiefe Gemüth ab das den großen Lyriker macht. Hiermit hängt aufs genaueſte zuſammen daß man auch bei ſeinen epiſchen Figuren nie Großheit und plaſtiſche Charakterſchärfe, hin und wieder aber die Glut der Farbe vermißt, an welche uns nicht etwa bloß Grün und Lenau, ſondern alle moderne Dichtung gewöhnt hat. Dagegen beſitzt Simrock das glückliche Erbtheil des Rheinfranken, die Klarheit, die heitere Weltanſchauung, den Humor: ſeine Lieder ſind geſund, warm, innig, aber zwiſchen dieſem milden Empfinden liebt er den Schalk hervorheben zu laſſen. Dieſer Zug ſeiner Natur hat ihn in der lyriſchen Gattung vor allen andern Muſtern auf Goethe hingewendet; wie bei dieſem iſt das geſellige Lied, zu Wein und Lebensfreude auffordernd, eine Hauptſtärke von ihm; der Scherz der Liebe gelingt ihm mehr als der Ausdruck ihres Grames, und ſein geliebtes Rheinland preiſt er in dem ſchönen Liede: „Mein Sohn, mein Sohn, zieh nicht an den Rhein", indem er ſchalkhaft vor ihm warnt. Dieſe verſtändige Auffaſſung des Lebens und der Dichtkunſt befähigte ihn ganz vorzüglich zu den mehrerwähnten Tenzonen, wo zwiſchen verſchiedenen Dichtern Fragen zur Verhandlung kommen wie die, ob es beſſer ſei von der Kunſt zu leben oder neben ihr ein Amt zu haben, ob Schwert oder Feder, ob Wein, Weib oder Geſang den Vorzug verdienen, in welcher Art wir kaum etwas Aehnliches in unſerer neuen Literatur beſitzen. Da jedoch, wo es gilt ein einfaches unverkünſteltes Gefühl in ſchlichteſtem Tone auszuſprechen, iſt unſer Dichter wieder ſehr glücklich, und man braucht hier beiſpielsweiſe nur auf den Liederkreis „Schweizerreiſe" von 1833 hinzuweiſen, welcher ſich durch Innigkeit der Liebesempfindung und friſche Naturſchilderung auszeichnet. Was endlich die techniſche Behandlung des Verſes und die Mannigfaltigkeit der Maße angeht, ſo kann hierin kaum einer der lebenden Lyriker mit Simrock wetteifern.*)

Ich komme zu derjenigen Dichtung zuletzt, welche Simrock ſelber als das Werk ſeines Lebens und als ſeinen Denkſtein in der deutſchen Literatur betrachtet, jenes „Lied das ihm zu ſingen ward" und zu dem immer und immer wieder der Geiſt ihn treibt:

Die heitre Jugend ſchwindet, ernſt blickt die Welt dich an,
Als fragte ſie, was haſt du geleiſtet und gethan?
Du mußt zum Werke greifen, das du zu fördern haſt,
Läßt du die Jahre ſchleifen, du biſt ein unnützer Gaſt.

Es iſt mit dieſem umfaſſenden Werke auf nichts Geringeres abgeſehen, als auf den Verſuch: die ganze volksthümliche Heldendichtung unſeres frühen Mittelalters in der Sprachform der Gegenwart dem deutſchen Volke wiederzuſchenken, ſo daß die Stücke davon, welche ſchon in der mittelaltrigen Blütezeit unſerer Poeſie gute Bearbeiter gefunden haben, bloß überſetzt, die eben ſo große Hälfte aber, welche einzig in proſaiſchem Bericht oder loſer Andeutung auf uns gekommen iſt, im Geiſt der alten Dichtung poetiſch neugeboren, ſich zum großen Ring zuſammenſchließen ſollen.

---

*) Es iſt hinzuweiſen auf das ausführlichere Urtheil über Simrock als Lyriker von Dr. Mönnich im Album des literar. Vereins in Nürnberg für 1846.

Die deutſche Heldenſage iſt das köſtlichſte Erbgut das aus dem fantaſtereichen und thatluſtigen Jünglingsalter unſeres Volkes uns übriggeblieben iſt. Wie ſie entſtand, worauf ſie ſich ſtützte, darüber haben wir bei ihr ſo wenig als bei jedem urſprünglichen und naturwüchſigen Volksepos eine völlig klare Anſchauung. Nach den älteſten Quellen ſteht ſie noch in nächſter Berührung mit dem altgermaniſchen Götterglauben. Jener Zwergenſchatz unſeres Nibelungenliedes, deſſen frühere Geſchichte dieß Epos vergeſſen hat, erſcheint in der ältern Edda noch deutlich als Löſegeld dreier Götter für einen Jüngling den einer von ihnen ermordet hat, und der Fluch den der frühere Beſitzer auf das geraubte Gold legt erklärt jenen tiefen, im Nibelungenlied ebenfalls bloß angedeuteten Zug daß es hinfort jedem Beſitzer den Tod bringt. Erſt an jenes mythologiſche Vorſpiel ſchließt die Edda ihre Siegfriedsſage an. Auf jene in der Heidenzeit unſrer Väter ſchon entſprungenen Sagen übte dann aber die Geſchichte mächtigen Einfluß. Die Völkerwanderung brachte einen bis dahin noch unerhörten Glanz des Heldenlebens hervor, und an die Geſtalten der Sage ſchloſſen ſich geſchichtliche Züge, weil die Geſchichte hier einmal ein Jahrhundert hindurch Weltveränderungen ſchuf, die größer waren als was die Einbildung hervorbrachte. Jener Atli, den die Edda als Fürſten eines ſüdlichen Reiches und als Bruder der Brunhild bezeichnet, den ſie für dieſe ſeine Schweſter an Siegfrieds Mördern Blutrache nehmen läßt, verſchmilzt durch jenen Einfluß der Völkerwandrung mit dem geſchichtlichen Attila und erſcheint daher im Nibelungenliede als Herrſcher im Oſten, abwärts an der Donau: mit Brunhild iſt er nicht verwandt, und ſo nahm hier die ganze Sage vom Untergang der rheiniſchen Könige jene völlig neue Wendung die den ganzen Ausgang der Eddaüberlieferung umſtößt.

Während aber ſo die Sage von der Wirklichkeit Einflüſſe erlitt, ließ ſie auch die Geſchichte im Gemüthe des Volks nicht zum vollen Siege kommen: vielmehr verſchoben die großen Erinnerungen an dieſe Weltumwälzer der Völkerwanderung im ſagengewohnten Volksmund ihre feſten Umriſſe, um ein neues abenteuerliches Gewand anzuziehen. Von dem großen Oſtgothen Theodorich nahm die Ueberlieferung nicht ſeine Prachtbauten die uns noch Bewunderung einflößen, nicht ſein Streben römiſche Bildung zu retten, nicht ſein Verhältniß zum byzantiniſchen Kaiſer auf, ſondern ſie knüpfte ihn an die uralte Sage von dem böſen König Ermenrich, ſie ließ ihn von einem Schwarzelfen abſtammen und lieh ihm als mythologiſches Erbtheil den verzehrenden Flammenathem der beim zornigen Kampf aus ſeinem Munde bricht: ein ganz geſchichtlicher Mann wurde ſo zur ſagenhaften Geſtalt, der Ravennate Theodorich zum Dietrich von Bern. Gar manche Geſtalten erſchuf dann die einmal auf dieſe Bahnen geworfene Einbildungskraft völlig neu, ohne alle Anknüpfung an wirklich Lebende, wie man denn von König Rother und Ortnit ſchwerlich einen geſchichtlichen Kern wird aufweiſen können. Und nun kommt ein Drittes hinzu, das dieſe Sagen noch mehr von der feſten Erde weg und als Nebelbilder in die Luft hebt. Wir beſitzen ſie nicht einmal mehr in derjenigen Geſtalt die ſie nach der Völkerwanderung angenommen hatten, denn die Zeiten nach Karl dem Großen wandten ſich theils aus klaſſiſchem Eifer theils aus chriſtlicher Frömmigkeit von jenen Erfindungen der Heidenzeit ab, und erſt das Alter der Hohenſtaufen ging wieder mit Begeiſtrung auf deutſchen Geſang aus. Die meiſten deutſchen Bearbeitungen der Heldenſage gehören dem zwölften und dreizehnten, manche noch ſpätern Jahrhunderten an. In dieſer Epoche aber war das Volksgefühl bei uns ſo ſtark daß man ſich nicht mit ſchlicht überliefernder Erzählung begnügte, ſondern den alten Recken das Koſtüm des Ritterthums umgürtete, wie es den Dichtern dieſer ſpäten Zeiten täglich vor

Augen war. Es ging damit wie bei Homer der auch auf ſeine Helden vor Troja die Kultur ſeiner Epoche überträgt, und mehr oder weniger wird jeder Epiker es ſo machen der aus unmittelbarem Drang ans Dichten geht, gerade wie die alten Maler burgundiſche Pelzmäntel ihren Heiligen umhingen. Und ſelbſt damals fanden nicht alle Sagen ihre Bearbeiter, manche nur einen mittelmäßigen: die großen Talente wandten ſich vom Volksgeſang zum höfiſchen Minnelied und zum Ritterepos, welches ausländiſche, romaniſche oder bretoniſche, Stoffe vorzog. Die Stoffe der Heldenſage gingen in proſaiſche Erzählungen der Skandinavier, in deutſche Volksbücher und ſelbſt umgeſtaltet ins Kindermärchen über. Die poetiſche Kraft, welche kurz hintereinander das aufblühende Ritterthum, die Kreuzzüge und die Thaten der Hohenſtaufen unſerm Volke eingehaucht hatten, erloſch ohnehin in den ſeit dem Falle des großen Kaiſerhauſes raſch eintretenden kühlen Jahrhunderten allzubald als daß man den ganzen Stoff der überlieferten Sage im Geiſte dieſer reichen Zeit hätte ſchichten und geſtalten können. Hier blieb einem ſpätern Dichter eine große Aufgabe, und Simrock iſt es der die Löſung verſucht.

Es galt dabei ein Doppeltes. Zuerſt mußte der nicht bearbeitete Theil der Sage aus den mannigfaltigſten Quellen zuſammengeſtellt und geſichtet werden, um alle ſpätern, ihrem Geiſte widerſprechenden Erfindungen abzuſchneiden. Hier hatte Wilhelm Grimm in ſeinem kritiſchen Werke: „die deutſche Heldenſage“ ſchon trefflich vorgearbeitet: ihm iſt nach Verdienſt das Amelungenlied vom Dichter gewidmet. Alsdann war der Stoff in Geiſt und Form derjenigen Theile weiter zu dichten, welche vollendet vor uns liegen. Es gehörte eben ſo ſehr ein Forſcher wie ein Dichter zu dieſem Werke: beides findet ſich in ſeltener Weiſe gerade in Simrock vereinigt.

Sein Heldenbuch beginnt mit den bloß überſetzten Stücken. Den erſten Band bildet das dem Kreiſe der Nordſee angehörige Epos Gudrun, ein Arm unſerer Heldenſage der ſich faſt ganz vom Hauptſtrom gelöſt hat. Dann folgt als zweiter Arm die Siegfriedsſage, enthalten in unſerm Nibelungenlied: die Ueberſetzung deſſelben macht den zweiten Theil aus. Indeſſen iſt jene Sage hier nicht ganz vollſtändig erzählt: es fehlen die weſentlichſten Züge aus Siegfrieds Jugend und ſeine erſten Abenteuer bis zur Bewerbung um Kriemhild, unter denen der Drachenkampf und die Sage von der ſchlafenden Walkyrie Brunhild, die er mit dem kühnen Ritt durch die Webeglut erweckt und zur Braut gewinnt, als die bedeutendſten erſcheinen. Jener iſt ſpäter als kleines Epos und als Proſa-Erzählung vom Hörnen Siegfried in den Volksmund gekommen: dieſe, die in den Liedern der alten Edda an Tiefe und Fantaſie zu dem herrlichſten Gold unſrer alten Dichtung gehört, hat ſich bei uns nur in abgeſchwächter Geſtalt, als Märchen vom Dornröschen erhalten. Alles hierher Gehörige mußte alſo der Dichter in andere Epen ſeines Werkes verweben.

Einiges davon finden wir nun ſogleich im dritten Bande, welcher unter dem Namen des kleinen Heldenbuchs mehrere kürzere Epen in Ueberſetzung zuſammenfaßt. Dieſe gehören meiſt dem Zeitalter der Nachblüte an, und zeigen in einzelnen Partien ſogar ſchon die Geſchmacksverwilderung, Abenteuerlichkeit und konvenzionelle Form, die bereits im dreizehnten Jahrhundert an die Stelle der frühern großartigen Volksdichtung traten. Einzelne ergötzliche Erfindungen beweiſen immerhin daß die Erfindungsgabe noch lebendig blieb: der kriegeriſche Grobian und Mönch Ilſan im Roſengarten, der neckiſche Zwerg Elberich in König Ortnits Meerfahrt und Tod, letzterer ein naher Verwandter vom Oberon des Hüon, ſind prächtige Figuren. Aber wie ein Stern hebt ſich aus dieſem Nebel das erſte dieſer Epen, Walther und Hildegunde, in welchem zum erſtenmal die eigne Hand des neuen Dichters gewaltet und eine vollſtändige Umdichtung vorgenommen hat. Dieß war nöthig, denn wir beſitzen dieſes Stück nur in lateiniſchen Hexametern, welche einem in St. Gallen lebenden Mönche des zehnten Jahrhunderts angehören. Mag ſein Name Eckehard oder Gerald geheißen haben, er war unſtreitig der größte Dichter ſeiner Zeit, obwol ſein Stoff dem deutſchen Volke, ſeine Form dem Virgil entliehen iſt. Da er noch vor dem Erblühen des eigentlichen Ritterthums ſchrieb, ſo hat in ihm der Stoff ſich reiner vor ſpäterer Mode gerettet als alles Uebrige, und hier tritt daher jenes todeskühne Leben der älteſten Heldenzeit noch mit homeriſch großen Zügen heraus. Mächtig iſt in dieſem Gedichte der Wechſel der Szenen und die Steigerung der Kraft, das Einzelne großartig, die Charakterzeichnung meiſterlich. Der innere Kampf in der Seele Haganes, in welchem die beſchworne Waffenbrüderſchaft mit Walther der Vaſallentreue gegen den König und der Blutrache für den gefallenen Neffen endlich unterliegen muß, wiederholt in gedrängterer Gruppe den Widerſtreit zwiſchen Nöthigung und Neigung, der auch den letzten Zweikämpfen des Nibelungenliedes das große menſchliche Intereſſe leiht, und jene ſtille Szene, wo der fromme Held Walther in der ſchweigenden Nacht den erlegten Feinden die letzte Pflicht erweiſt und entblößten Schwertes, gen Oſten gewendet, bei den Leichen niederkniet um für das Heil ihrer Seelen zu beten, dieſe Szene iſt ſo erhaben und durch einfache Seelengröße ſo wahrhaft menſchlich daß ſie von keinem Gedicht des klaſſiſchen Alterthums überboten wird. Die ächte Heldenpoeſie und Heldenzeit iſt hier noch erhalten im großen Unterſchied von dem ſpätern romantiſchen und ritterlichen Geſchmack, und mit aller Rohheit dieſer Zeit verſöhnen uns die edeln Züge einer kraftvollen und unverbildeten Menſchheit, bei der Haß und Liebe noch von aller Wunderlichkeit und Konvenzion frei ſind. Der neuere Dichter hat dieſe Vortheile trefflich benutzt: durch die blühende Sprache, die er ihm lieh, ſchwingt ſich dieß kleine Epos bedeutend über die andern Stücke dieſes Bandes empor.

Aus dem kleinen Heldenbuch treten wir nun in die Sagenkreiſe herüber, in welchen Simrock noch mehr als bisher aus eignem Vermögen geſchaffen hat. Die Reihe verketteter Epen die jetzt noch übrig ſind umfaßt unter dem Namen des Amelungenliedes den umfangreichen Sagenkreis des Dietrich von Bern. Dieſer dritte Hauptſtrom unſerer Volksdichtung iſt ausgetrocknet ehe ein deſſen würdiger deutſcher Sänger des Mittelalters ihn erſchöpfte, und doch iſt gerade Dietrich, der erſt wenn er im Zorne lodert unwiderſtehlich wird und ſelbſt Siegfrieden zum Fliehen zwingt, der ächteſte deutſche Held,

des Deutſchen Sinnes Bild,
Der lange lau und läſſig im Zorn erhaben ſchwillt.

Dietrich, erblicher König des obern Italiens, unter ſeinem Waffenmeiſter Hildebrand in alter guter Zucht erwachſen, gewinnt durch Güte und Tapferkeit frühen Heldenruhm. Es ſammelt ſich um ihn eine Tafelrunde der wackerſten Helden aus allen Landen, deren theils frühere, theils mit Dietrich beſtandene Abenteuer ſich zu vollſtändigen Epen abrunden. So beginnt Simrocks Amelungenlied mit dem Epos von dem kunſtreichen Waffenſchmied Wieland, weil ſpäter deſſen Sohn Wittich einer der erſten Dietrichsrecken wird. Jenes Wielandslied ließ unſer Dichter als erſte glänzende Probe ſchon 1835 ausgehen und erwarb damit wo nicht die Gunſt der Maſſe, ſo doch den lauten Beifall der Urtheilsfähigen, die es alsbald für eins der erſten Epen der neuern Zeit erklärten. Daran ſchloſſen ſich die Abenteuer von Wittich Wielands Sohn, welcher ausreitet mit Dietrich zu kämpfen und dieſen wirklich durch die Schärfe ſeines vom Vater ererbten Schwertes bezwingt, und das kleinere Epos Ecken Ausfahrt, ein Abenteuer das Dietrich beim Siebengebirge mit drei Rieſenbrüdern erlebt. Ein viertes Epos bezieht ſich auf einen andern Jüngling, den Dietleib, der von ſeinem Vater und hernach von Dietrich lange herabgeſetzt wird, plötzlich aber, ſobald Tag und Stunde des Handelns gekommen iſt, als herrlichen Helden ſich bewährt.

Von hier ab beginnen nun die harten Prüfungen Dietrichs. Sein Oheim Ermenrich, der Kaiſer von Rom, wird ihm feind, vertreibt ihn ſammt ſeinen Helden aus dem Lande und zwingt ihn zu Etzel zu fliehen. Die Geſchichte dieſer Flucht erzählt Simrocks Gedicht von Sibichs Verrath. Hier an Etzels Hofe finden wir Dietrich im Nibelungenlied, wo er nach dem Falle aller ſeiner ſtarken Genoſſen in tödlicher Betrübniß die letzte Wendung der Dinge hervorbringt; hier auch bricht unſers Dichters Arbeit mit dem zweiten Bande des Amelungenliedes ab. Uebrig ſind jetzt noch ein Abenteuer aus Dietrichs Aufenthalt bei Etzel, das ihn in ſeiner Treue gegen die gaſtliche Fürſtin Herka ſchildert, dann der erſte in der Rabenſchlacht geſcheiterte Verſuch ſein Land wieder zu gewinnen, und die endlich doch gelungene Rückkehr. Erſt wenn dieſe drei Epen fertig ſind, iſt das Gold unſrer Sage vollſtändig ausgemünzt.

Sowol die ganze Kompoſizion als Ausführung der Dietrichsſage gehört Simrock an; denn nur den ungefähren Umriß brachte ihm die nordiſche, aber aus deutſchem Munde aufgezeichnete Wilkinaſaga entgegen. An unzähligen Stellen reicht der ungeordnete Stoff nicht einmal aus: Lücken waren zu füllen, verſchiedene Auffaſſungen auszugleichen; beſonders oft wiederholte ſich der Fall daß eine Thatſache überliefert aber ihr Zuſammenhang vergeſſen war, und hier galt es denn im Geiſt der Sage die Motive der Handlungen neu zu ſchaffen. Hierin bewährt unſer Dichter mehr als einmal hohe Meiſterſchaft in poetiſcher Erfindung und Seelenkunde: was bei andern Dichtern in ſelbſtſtändige Romanzen zerbröckeln würde, braucht er in ſeinem Reichthum nur als einen einzelnen Faden des großen Teppichs. Es verhält ſich alſo hier nicht ſo wie wol Manche beim Erſcheinen des Wielandsliedes gemeint haben, daß hier nur eine Ueberſetzung eines älteren Gedichtes vorliege: ſo ehrenvoll auch für den modernen Dichter dieſe Täuſchung iſt, bleibt ſein Verdienſt des Selbſtſchaffens doch ein viel größeres. Und in der That merkt ein ſcharfes Auge, beſonders im Vergleich mit den auch von Dietrich handelnden Liedern des kleinen Heldenbuchs, ſogleich die unberechenbaren Vorzüge die das neue Werk voraus hat. Sie beſtehen vor Allem in der größern Kürze der Erzählung, in der ſpannendern Anlage der Situazionen, in der reicher entwickelten Sprache: Dinge die wir zum guten Theil dem Studium der in ſich geſchloſſenen Poeſie des klaſſiſchen Alterthums verdanken. Es iſt als ob der Dichter erſt in dieſen größern Stücken zum vollen Odemzug käme. Hier fehlt ihm Fülle der Form nicht: wo ein belebtes Bild, eine raſche That, eine kraftvolle Leidenſchaft aus den Reimzeilen aufblitzt, da hallt auch die Sprache mit mächtigem vollem Reim, mit kräftig anſchwellendem Donner dem Wetterſtral nach. Aber für den gewöhnlichen Lauf der Erzählung hält ſie ſich in ſtrenger epiſcher Einfachheit, denn das hat der Dichter von ſeinen altdeutſchen Muſtern gelernt daß man im epiſchen Gemälde (das Drama hat andre Geſetze) nicht bloß mit Licht ſondern auch mit Schatten wirken ſoll, und daß in aller Erzählung einfacher Fortſchritt auf die Dauer weniger ermüdet als blendender Schmuck. Uebrigens kam ihm für die Spannung noch ein beſondrer Umſtand zu Gute. Ich erwähnte oben, daß er in ſein Gedicht noch Manches aus verwandten Sagenkreiſen zu verweben hatte was in jenen früher genannten Epen ausgelaſſen war. Hierdurch konnte er dem deutſchen Epos einen Reiz geben den ſonſt das Epos der antiken Völker vor ihm voraus hat, nämlich die Durchbrechung des Hauptfadens durch eingelegte Epiſoden. Ich rechne dahin die Einwebung des König Rother, den Simrock vom Mittelmeer und von Konſtantinopel wieder an ſeine einheimiſche Nordſee verſetzt, ein Muſter der gegenſeitigen Treue zwiſchen Lehnsherrn und Vaſallen; ferner die durch Liſt gewonnene Minne der ſchönen Sigrid, die herrliche Erweckung Brunhilds durch Siegfried, die Sage von Dietrichs Ahnherrn Amelung und vieles andre. Nicht bloß ſind dieſe Stücke, die zum Theil ſelbſt wieder gerundete Epen bilden, voll blühender Poeſie, ſondern ſie tragen auch weſentlich dazu bei, die Theilnahme an der Haupterzählung ſtets wieder friſch anzuregen.

Ein bedeutender Prüfſtein für das Epos ſind die Charaktere. Sie dürfen nicht die feine Schattirung der dramatiſchen haben; ihre Handlungsweiſe muß von kraftvollen und einfachen Triebfedern ausgehen, wobei es denn für die poetiſche Wirkung gleich iſt ob ſie aufs Edle oder Arge ſich wendet. Ich halte dieſe Seite für eine der glänzendſten in Simrocks Gedichten. Mit welch inniger Herzenswärme zeichnet er das Verhältniß von Mann und Weib! Wie lieblich und herrlich ſtehen ſeine Frauenbilder da, und vor Allem, wie ſcharf und rein ſetzen ſich die Männercharaktere von einander ab! Da erſcheint uns die ganze graubärtige Beſonnenheit, Ehrenhaftigkeit und Klugheit im alten Meiſter Hildebrand neben der tollen Schlachtluſt ſeines Neffen Wolfhart, und wiederum als Gegenbild der tyranniſche Jähzorn und Eigenſinn des Greiſen im Kaiſer Ermenrich, und daneben, die ihn benutzt und in's Verderben ſtachelt, die unermüdliche heuchelnde Hinterliſt Sibichs. Wielands liſtige, nicht bösartige, aber in der Rache furchtbare Elfennatur, wie ſcharf iſt ſie von der biedern Tapferkeit ſeines Sohnes geſchieden! Wie prächtig dieſer derbe Dithmarſe Dietleib, der ſeine Jugend durch mit Bauerlümmeln ſich rauft und am Spieß in der Küche lungert, der ſpäter bei Dietrich bereitwillig als Stallknecht in Dienſt geht, dann aber, gereizt und herausgefordert, den Vater aus den Räubern heraushaut und ſelbſt Walther von Aquitanien im Wettkampf bezwingt: eine Partie die denn auch mit unvergleichlichem Humor vom Dichter ausgeführt wurde. Adlicher tritt eine verwandte Natur in Dietrich hervor, bei welchem „Herrn der Avanture“ weislich das Malen ohne Flecken vermieden iſt. Aber der ſchwierigſte und feinſte Charakter möchte der ſtarke Heime bleiben, weil er ähnlich wie der Hagen der Nibelungen ein zweideutiger iſt. Heime iſt gewinnſüchtig bis zur Untreue und Gemeinheit: es kommt ihm nicht auf eine falſch ausgelegte Wette und ſelbſt nicht auf Räuberei an: um ſo reiner iſt hernach der Sieg der Heldennatur in ihm, als er dem in Noth ſchwebenden Dietrich mit einem ſchweren großen Entſchluß ſeinen ganzen erbeuteten Schatz und all die darauf gebauten Träume freiwillig zum Opfer bringt.

In der Geſammtauffaſſung der Stoffe begegnen wir denn auch hier nicht ſelten jenem Humor, der dieſen Dichter ebenfalls im Lyriſchen auszeichnet. Im Allgemeinen zwar iſt der Ton ernſt: wie der Weihe voll klingen die Eingänge der einzelnen Epen, in denen der Dichter zu Saga um ihren Beiſtand fleht, und die blühende, faſt ſchreckende Schönheit einer Szene, wie die wo die Ahnfrau umſonſt aus den Wellen taucht um des Enkelſohnes todbringenden Schwur zu verhindern, wird nie durch unzeitigen Scherz gekreuzt. Aber alles Heldenleben wagt mit dem Furchtbarſten, dem Tod, ſo kühnen Scherz, daß ſchon hieraus bei zahlloſen Abenteuern ein Klang des Humors hervorbrechen muß und der Dichter, der Fabelhaftes berichtet kann das Allerunwahrſcheinlichſte nicht völlig ohne ſchalkhafte Ironie erzählen. Hierin geht unſer Dichter wol nicht ſo weit wie Arioſto: aber wo er den Spaß in den Situazionen ſchon angelegt findet, da verſchmäht er nicht ihn auszubeuten, und zuweilen wagt er ſogar eine komiſche Wirkung durch Anſpielung ans Moderne hervorzubringen. Von letzterem giebt im Dietleib der Haupt- und Hofjude Schwarzſchild und deſſen Belohnung durch die Freiherrnkrone ein Beiſpiel. Dieſer Humor, obwol anders gewendet, iſt bereits dem mittelaltrigen Epos eigen, ja ein Anflug von ihm liegt ſchon über dem heitern Fabuliren des homeriſchen Odyſſeus von all den See- und Landwundern die ihm kund geworden ſind.

Und ſo führt uns Simrocks großes Epos durch alle Stämme hindurch, welche das Drama der Völkerwandrung durchgeſpielt haben. In Norwegen mit Wielands Wohnſitz beginnend und bald nach Schweden zu König Rother vorſchreitend führt es uns zu dem Diethmarſen Biterolf und über Hildburghauſen auf die große Jagd des Auerſtiers im Speſſart: Seitenblicke nach Byzanz und Pannonien fehlen nicht, den Rhein berührt Dietrich im Kampf mit Ecke und das kaiſerliche Heer bei der Erſtürmung von Breiſach, bis zuletzt alle Stralen in Italien zuſammenlaufen, wo der Kampf zwiſchen Dietrich und Ermenrich ſeinen letzten Ausgang gewinnen muß. Aehnlich wie in den Nibelungen iſt auch hier das ganze deutſche Land zur Bühne der Handlung geworden.

Ich habe bisher von dem Dichter und Schriftſteller geredet; es wäre Unrecht von dem Menſchen darum ganz zu ſchweigen weil ich ſein Freund bin. Wie im Geſange iſt Karl Simrock auch im Leben ruhig und ſchlicht: wer ihn zum erſten Mal ſieht, mag ihn eher kühl heißen. Fleiß, Ernſt, Beſonnenheit ſind die Grundzüge die zuerſt an ihm hervortreten. Aber trifft er die Kreiſe in denen ſein Geiſt oder ſein Gemüth verwandte Luft athmet, dann ſchlüpfen die kleinen Schlängelchen um den Mund aus dem Verſteck hervor, der Scherz wird frei, und das Antlitz nimmt den Ausdruck an, an dem ſeine Freunde das Portrait erkennen werden welches dieß Buch ziert. So muß man ihn unter den Kindern, ſo in erregtem Kreiſe wo Lebensanſichten ſtreitig ſich austauſchen, ſo als Wirth beim „Eckenblut“ auf ſeinem Menzenberg geſehen haben, um auch in ſeinen Helden ganz dieſe unverbildete Friſche, dieſe unzerſtörbare Heiterkeit ihres Schöpfers wiederzuerkennen. Unbeſchränkt von amtlichen Geſchäften, trotz allem Arbeiten jetzt geſunder als wol je vorher, geliebt, geachtet, und von dem was alle Männer dieſer Tage zu tragen haben bewegt aber nicht verbittert — ſo ſteht er in der kräftigen Mitte des Lebens, in rüſtiger Schöpferkraft da, voll von Entwürfen. Eine Sammlung von Sprüchwörtern wird bald erſcheinen, die Volksbücher vervollſtändigen ſich raſch, ein Sammelwerk dichteriſch aufgefaßter deutſcher Sagen iſt in Arbeit. Möge es ihm vor Allem gelingen den großen Heldengeſang zum Schluſſe zu führen: dann wird das ſtolze Wort Wahrheit ſein das die Sage im Beginn des Dietleib profetiſch an ihren Sänger richtet:

Was ich dir eingegeben, das ſpült die Welle nicht fort!

Epiſches und Idylliſches.

Bertha die Spinnerin.

Kerlingiſche Heldenſage.

Von Karl Simrock.

Pipin der Franken König war
Noch ohne rechten Erben.
Die Großen ſprachen: Die Gefahr
Bedenkt, ihr könntet ſterben.
Wer ſoll des Reichs Verwalter ſein
Vom Mittelſee zum Niederrhein,
Wenn, Herr, ein Pfeil euch träfe?

Ihr ſchlagt der Schlachten alſoviel
Mit Wasken und mit Sachſen.
Da ſteht ihr ſtäts dem Feind zum Ziel
Mit euern blonden Fachſen.
Nun kieſt euch bald ein hold Gemahl
Und zeugt der Kinder eine Zahl,
Dann haltets nach Belieben.

Wär ich wie Ihr, begann geſchwind
Ein edler Gaſt aus Schwaben,
So wollt ich unſer Königskind,
Die lichte Bertha haben.
Ihr ſaht euch nie ein edler Bild,
Sie iſt ſo gütig, iſt ſo mild
Und zählt erſt vierzehn Winter.

Da ſprach Pipin: Mir läßt der Feind
Zum Freien nicht die Weile;
Doch weil es Noth thut wie ihr meint,
Betreib ichs in der Eile.
Schickt mir ihr Bildniſs, werther Gaſt,
Und einen Goldſchuh, der ihr paſst,
So läßt ſich weiter ſprechen.

Da fuhr der Gaſt aus Schwabenland
Zur Heimat mit Behagen
Und kam, von ſeinem Herrn geſandt,
Zurück nach kurzen Tagen.
Und daß man ſäh wie ſchön ſie ſei,
Bracht er des Mägdleins Conterfei
Und Goldſchuh, zwei für einen.

Und als Pipin das Bild erſah,
Der edle Fürſt der Franken,
Er wuſte nicht wie ihm geſchah
In Sinnen und Gedanken.
Er ſprach: Du liebes, gutes Kind,
So rein wie Gottes Engel ſind,
Voll ſüßer Huld und Demuth!

Da nahm er eins der Goldſchühlein
Und ſprach in ſich vergnüget:
Das Füßchen muß wohl zierlich ſein,
Dem ſolch ein Schuh ſich füget.
Wie iſt das gar ein knapper Raum:
Die kurze Spanne mißt er kaum
Von Daum und Zeigefinger.

Da nahm er auch den andern Schuh
Und maß ihn an dem einen:
Noch kleiner der? wie geht das zu?
Ich kann es nicht vereinen.
Da ſonſt doch Fuß dem Fuße gleicht,
Fehlt hier ein Theil, ein Zoll vielleicht
Dem linken zu dem rechten.

Da ſprach der Gaſt: Herr König hehr,
Des laßt euch nicht verdrießen:
Es kommt vom Spinnen. Saht ihr mehr
Die feinen Fäden fließen,
So wißt ihr wie der rechte Fuß
Mit Tritt um Tritt ſich mühen muß,
　Daß ſich das Radchen umſchwingt.

Der linke mag derweile ruhn,
Der hat für nichts zu ſorgen.
Doch ſollt euch an den beiden Schuhn
Der Fehl ſein unverborgen.
Es ſei ein Fehl, doch wiegt ihn auf
Des Mägdleins Fleiß: drum dünkt der Kauf
　Mich eben gut, ja beßer.

Der König ſprach: Das dünkt auch Mich,
Drum bin ich kurz entſchloßen:
Sieh, heim geleiten heiß ich dich
Drei meines Reichs Genoßen.
Die laßet dort das Fräulein ſehn:
Gleicht ſie dem Bild, ſo mags geſchehn,
　Daß ſie hier trägt die Krone.

Da kor aus der Genoßen Zahl
Pipin drei werthe Männer.
Er ſprach: Ich weiß, ihr ſeid zumal
Bewährte Frauenkenner.
So fahrt dahin mit dieſem Bild
Und ſeht ihr ſie ſo lieb und mild,
　So werbt ſie mir zur Frauen.

Die Dreie waren bald bereit
Zu fahren mit dem Gaſte;
Doch Einem füllte bleicher Neid
Das Herz, das gottverhaßte.
Der legt' es mit den Andern an,
Und wäre was er rieth gethan,
　Weh Bertha dann dir armen!

Den rothen Ritter hieß man ihn,
Dem eine Tochter blühte
So jung und ſchön als die Pipin
Bezwang Sinn und Gemüthe.
Er ſprach: Wir haben Töchter auch:
Der Franken Fürſt nach Frankenbrauch
Soll keine Fremde freien.

Der König kennt die Schwäbin nicht,
Noch kennt er unſre Kinder.
Wir bringen ihm ein blond Geſicht,
Ein ſchönes auch nicht minder.
Sie ſterbe, die wir dort erfrein;
Wes Tochter Königin ſoll ſein,
Das laßt das Looß entſcheiden.

Das war fürwahr ein ſchlimmer Rath,
Doch er gefiel den Schlimmen.
Sie hofften ſo den ſteilen Pfad
Der Ehren zu erklimmen.
„Wir ſind uns Alle nah verwandt:
Dein Kind ſoll herrſchen und dieß Land
Einſt unſerm Stamm gehorchen.“

Sie kamen bald zu König Flor
Und warben um die Schöne.
Der ſprach mit Freuden: Nur ein Thor
Haßt ſolche Schwiegerſöhne.
Ich gäb euch Berthen heut am Tag,
Doch harrt bis ich beſchicken mag
Ein ſtattlich Brautgeleite.

Sie ſprachen: Herr, es thut nicht Noth.
Wir haben ſelber Leute.
Zu eilen war des Herrn Gebot,
Drum gebt ſie uns noch heute.
Die Hochzeit ſoll ſchon ehſtens ſein:
Geliebt es euch, ſo ſtellt euch ein,
Wenn man euch Boten ſendet.

Mit Weinen gab er hin die Braut,
Die weinend ſcheiden muſte,
Auch weinte Blanſchflor leis und laut
Ob ihres Kinds Verluſte.
Ihr gieng der Tochter Glück ſo nah:
Sie wuſte nicht was bald geſchah
So heißer Thränen würdig.

Von Vaterarmen, Mutterſchooß
Riß man die Thränenblinde.
Die Boten fuhren mitleidslos
Hin mit dem Königskinde.
Und als ſie kamen in den Wald,
Der Wölf und Bären Aufenthalt,
Da galt es, ſie zu tödten.

Der rothe Ritter ſchwang das Schwert
Schon nach den goldnen Locken;
Sie ſah die Andern auch bewehrt
Und rief zu Gott erſchrocken.
Zuſammen brachen ihr die Knie,
Mit weißen Händen flehte ſie:
Erbarmt euch eines Kindes!

Der dritte ſpürt' in grimmer Bruſt
Des Mitleids einen Funken,
Als er ſie ſah wie unbewuſt
Zu Füßen ihm geſunken.
Er ſprach: Sie iſt uns anvertraut;
Wer tödten will die zarte Braut,
Der muß erſt Mich ertödten.

Da deckt' er ſie mit blanker Wehr
Vor der Geſellen Streichen.
Sie waren nicht ſo kühn als er
Und muſten endlich weichen.
Da ward ein Frieden ausgedacht:
Wir laßen ſie in Waldesnacht
Zum Raub den wilden Thieren.

Wenn ſie der Bär, der Wolf verſchont,
Der Hunger wird ſie tödten;
Sie iſt der Speiſe nicht gewohnt,
Die wilde Wurzeln böten.
Sie findet ſich auch nie heraus
Zu ihres Vaters Hof und Haus,
    Der Wald iſt tief und öde.

Dein Mund, des ſchwör uns Eide drei,
Soll Stand und Namen hehlen,
Was je mit dir geſchehen ſei,
Das ſollſt du nicht erzählen;
Zu deiner Heimat ſollſt du nie. —
Sie ſchwur den Eid, da ließen ſie
    Im Wald allein das Mädchen.

Ja öde war der Wald und tief,
Ihr Herz verzagt und traurig;
Wenn ſie um Menſchenhülfe rief,
Es widerhallte ſchaurig.
Auch war ihr Gott im Himmel taub;
Hier regte ſich doch nicht ein Laub,
    Er konnt ihr Flehn wohl hören.

Er hört' es nicht, kein Engel ſchwang
Sich von den Wipfeln nieder,
Kein Hifthorn klang, kein Vogel ſang
Sie zu ermuthgen Lieder.
Verglommen war des Tages Schein:
Nun brach die ſchwarze Nacht herein
    Mit Schrecken und mit Grauſen.

Die Nacht iſt keinem Menſchen hold,
Wär ſies dem zarten Kinde?
Sie hört wie fern ein Wetter grollt,
Es naht gepeitſcht vom Winde.
Der Donner ſcheucht den Bären auf,
Der Eber ſchießt vorbei im Lauf,
    Die Augen glühn den Wölfen.

Und Nachtgevögel ſchwirrt umher,
Die Fledermaus, die Eule,
Die Stimme miſcht der Kauz, der Här
Ins wilde Sturmgeheule.
Von Regengüßen ſchwillt der Bach,
Des Waldes ſichres Wetterdach
Entlauben ſchwere Schloßen.

Nun Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag,
Zerſchmettert krachts zuſammen,
Und rechts und links der dürre Hag
Glüht auf in hellen Flammen.
Nun ſtröme, Regen, Himmelsflut!
Doch nein, die Windsbraut ſchürt die Gluth:
Wohin entfliehn dem Brande?

Sie zwingt den müden Fuß zum Lauf,
Die Flamme folgt mit Ziſchen.
Sie muß entſetzt ſich in den Hauf
Der Ungeheuer miſchen.
Ihr droht des wilden Auers Horn,
Ihr ſeiden Kleid zerreißt der Dorn
Und ritzt ihr tauſend Wunden.

Dort wird es frei, die Krone beugt
Vereinſamt dort die Fichte;
Dahin den Lauf, das Feuer fleugt
Nicht hin aus Waldesdichte.
Sie eilt wie ein gehetztes Reh
Durch dürre Ginſter, braunen Klee
Und ſinkt am Ziel ermattet.

Die Sinne ſchwanden, leblos liegt
Die Königin am Boden.
Die Schläfe ſtarrte, weh, es biegt
Kein Hälmchen nur ihr Odem.
Die Krähe kreißt und hackt nach ihr;
Die ſcheucht der Wolf, das grimme Thier
Und wirft ſich auf die Beute.

Da ſchwebt ein heilger Engel ſacht
Herab mit Glanzgefieder,
Der wehrt dem Wolf, hält treulich Wacht,
Gießt Leben in die Glieder.
Und heilt die Wunden, fächelt Ruh
Ihr mit den bunten Schwingen zu
Und Labung ſüßen Schlummers.

Am Morgen, da es perlend thaut,
Erwacht ſie reich an Segen.
Wie duftet Gras und Haidekraut
Nach dem Gewitterregen!
Sie denkt der Schrecken nicht der Nacht,
Sie ſieht den Wald in friſcher Pracht
Und ferne Strom und Wieſen.

Da ſpringt ſie auf, kniet wieder hin,
Dankt Gott dem Herrn von Herzen.
Ihr iſt ſo leicht, ſo froh zu Sinn
Als giengs zu Spiel und Scherzen.
Sie tanzt hinab den Bergeshang,
Sie folgt des Bächleins munterm Gang
Und lieſt ſich bunte Kieſel.

Ihr klaren Wellchen friſch zu Thal
Warum ſo eilig hüpfen?
Ihr lieben Vöglein allzumal,
Warum mir ſtäts entſchlüpfen?
Ich thät' euch wahrlich doch kein Leid:
Mir ſchwimmt das Herz in Seligkeit
Um Gottes Lieb und Güte.

Er hat ſein Kind am böſen Tag
Gar wunderbar erhalten:
Ich weiß was ſeine Kraft vermag
Und laß ihn gerne walten.
Nach Kronen trag ich nicht Begehr,
Ein Kranz von Blumen ziemt mir mehr,
Die ich mir ſelber pflücke.

Du tiefer Wald, mein Aufenthalt,
Wo ſind nun deine Schrecken?
Es mag in deiner Felſen Spalt
Kein Graus ſich mehr verſtecken.
Erfahren hab ich deinen Grimm,
Der Waldbrand ſelbſt iſt nicht ſo ſchlimm
Und Mörder fühlen Mitleid.

Sieh, Sonne leuchtet durch das Grün,
Aufrauſchen ſtolz die Kronen.
Du ſchöner Wald, ich mag wohl kühn
In deinem Schimmer wohnen.
Mir ſind die wilden Thiere zahm,
Der Wolf iſt nur dem Jäger gram;
Wir thun uns nichts zu Leide.

Und geſtern hab ich doch gezagt,
Das ſollſt du, Herr, vergeben.
Ich will hinfort als deine Magd
Ohn alle Sorge leben.
Ich geh getroſt in deiner Hut,
Du nährſt die junge Rabenbrut,
Du weiſt für mich auch Speiſe.

Dir wimmeln Erde, Luft und Strom
Von frohen, ſatten Gäſten.
Du weihteſt dir den Wald zum Dom,
Da ehrt man dich am beſten.
Da ſchallt dir ewger Lobgeſang
Den Berg empor, das Thal entlang
Aus hunderttauſend Kehlen.

Das Eichhorn hüpft von Baum zu Baum,
Kann dich nicht anders preiſen;
Die Mücke tanzt im ſonngen Raum,
Der Käfer ſummt dir Weiſen.
So jauchzt dir Alles, Klein und Groß;
Dem Menſchen fiel das ſchönſte Looß:
Und ſoll ſein Dank verſtummen?

So gieng ſie freudig durch den Tann
Gebet war all ihr Denken
Sie fragte nicht (ſie gieng voran).
Wohin die Schritte lenken.
Doch Ruhe bot der moosge Fels,
Sie mocht auch wohl des ſüßen Quells,
Des wilden Honigs koſten.

Am Abend bot ein Buchenaſt
Gemach und ſüßen Schlummer.
So lebte ſie als Gottes Gaſt
Sorglos und ohne Kummer.
Wohl eine Woche ſchwand ihr froh;
Sie hätte willig immer ſo
Gelebt in grüner Wildniſs.

Doch einſt vernahm ſie fernen Hall
Wie eines Beiles Schläge
In ihrer Bruſt ward von dem Schall
Ein ſüß Verlangen rege.
Fänd ich ein menſchlich Angeſicht
Und ſchlichte Leute, ſollt ich nicht
Sie um Geſellſchaft bitten?

Sie gieng hinzu und fand den Mann,
Der junge Heiſtern fällte;
Ein weißblau Wammes hatt er an,
Dem ſie ſich zugeſellte.
Doch Wunder nahm ihn ihrer Tracht:
Wo kommſt du her in ſolcher Pracht?
Sie ſchwieg und gab nicht Antwort.

Sie ſah ihm zu und freute ſich
An allen ſeinen Sitten,
Und als er müde heimwärts ſchlich,
Sie folgte ſeinen Schritten.
Vor einer Mühle ſtand er ſtill:
Sie ſprach: O, nimm mich auf, ich will
Dir gar getreulich dienen.

Der Müller, dem ſie wohl behagt,
Sprach: Sei mir Gott willkommen.
Die Königin als niedre Magd
Ward in ſein Haus genommen.
Gern that ſie jegliches Geheiß:
Auch wirkte ſie mit ſtillem Fleiß
    Am Rädchen und am Webſtuhl.

Der Faden floß ihr gleich und glatt,
Sie webt' ein feines Linnen.
Sie bat den Müller, in der Stadt
Ihr Seid und Gold gewinnen:
Sie ſtickte ſchöne Borten draus,
Die lobte man gar überaus
    Und zahlte ſie auch reichlich.

Der Müller war des Kaufes froh
Und bot dem Schützling Ehre.
Nun hatt er junger Töchter zwo,
Die nahm ſie in die Lehre.
Da wirkten dieſe Drei geſellt,
Und wirkten einſt ein Kriegsgezelt
    Mit eingewebten Bildern.

Als das zur Stadt der Müller trug,
Da ward es viel bewundert.
Der Kronen bot man ihm genug,
Der funfzig, Jener hundert.
Als das der Müller ward gewahr,
Er gab es nicht, bis man ihm baar
    Hinzahlte tauſend Gulden.

Das laßen wir ein Weilchen ruhn,
Vom König zu erzählen.
Dem will der rothe Ritter nun
Sein eigen Kind vermählen.
Pipin erſah die falſche Braut
Und rief im Unmuth überlaut:
    Sie gleicht dem Bildniſs wenig.

Die Goldſchuh ſind ihr allzuklein,
Das ſahe wohl ein Blinder,
Den rechten zwingt ſie nie hinein,
Den linken noch viel minder.
Wohl hoch und hehr iſt ihr Geſchlecht,
Doch that der König Flor nicht recht
    Mir Schönheit vorzuſpiegeln. —

Die Maler ſchmeicheln, ſprach der Fuchs,
Und zählen ſichs zur Tugend.
Daß ſie den alten Schuhn entwuchs,
Das kommt von ihrer Jugend.
Und daß ihr gleich die Füße ſind,
Das dünkt mich an dem Königskind
    Zu loben, nicht zu ſchelten.

Da ſprach der König: Das iſt wahr,
Und nahm die falſche Schöne.
Nun hieß ſie Bertha und gebar
Dem König drei der Söhne.
Da ward Pipin ihr hold und mild,
Doch konnt er ſtäts das edle Bild
    Der Schwäbin nicht vergeßen.

Da bot man ihm das Kriegsgezelt
Zu Kauf, das jene webte.
Sie ſelber war da vorgeſtellt
Recht wie ſie leibt' und lebte.
Erſt in des Vaters Haus und dann
Mit dreien Mördern in dem Tann,
    Die ſchon die Schwerter zuckten.

Der König ſah des Zeltes Pracht
Und wägt' es auf mit Golde.
Da hat vor mancher Heidenſchlacht
Auf ihn geblickt die Holde.
Das deucht ihn Alles wunderlich
Und das zumal: der Mörder glich
    Dem rothen Ritter Einer.

Darauf im Frieden zog Pipin
Zur Karlsburg an dem Maine.
Man ſah ihn oft den Wald durchziehn
Mit Jägern und alleine.
Einſt hatt er Abends ſich verirrt,
Da ward ihm ein gefällger Wirth
    Der Müller in der Mühle.

Nun fügt' es ſich, daß bei ihm war
Sein Arzt und Sternedeuter
Der gieng hinaus, der Mond ſchien klar,
Und ſuchte kräftge Kräuter.
Da ſah er ob ihm einen Stern
Und lief zurück zu ſeinem Herrn
    Und ſagt' ihm große Wunder.

Ich ſah an des Geſtirnes Pracht,
Sie kann mich nicht betriegen,
Ihr ſollt noch heut in dieſer Nacht
Bei eurer Hausfrau liegen.
Davon empfängt die Frau ein Kind,
Dem Heiden einſt und Chriſten ſind
    In Furchten unterthänig.

Du ſpotteſt, ſprach er: kann ich heunt
Zu meiner Hausfrau kommen?
Das ſollt ihr, ſprach der Sterne Freund,
Der Stern iſt hell entglommen.
Mir ſagt es nicht mein wirres Hirn,
Kund thut untrügliches Geſtirn,
    Sich heben große Dinge.

Ein neues Weltenjahr beginnt
Mit dieſer Nacht zu laufen.
Das ihr gewinnt, das Degenkind
Wird einſt die Sachſen taufen.
Wird allen Kaiſern übergleich
Und gründet deutſchem Volk das Reich,
    Das tauſend Jahre währet.

So ſchick den Müller zu mir her,
Er ſoll mir Wahrheit ſagen.
Der Müller kam, der König hehr
Begann ihn zu befragen:
Haſt du ein fremdes Weib bei dir?
Nein, Herr, kein Fraunbild ſindet ihr
Als meine beiden Töchter.

Dem Meiſter winkt da Herr Pipin:
Was ſollten die mir frommen?
Der ſprach: Wer weiß? laßt immerhin
Der Dirnen Eine kommen.
Und iſt ſie euch nicht angetraut,
Sie ſoll vielleicht einſt eure Braut
Und rechte Hausfrau heißen.

Wohl, ihrer Eine ſchick herein
Bei Tiſch uns zu bedienen.
Da war die ältre von den Zwein
Alsbald vor ihm erſchienen.
Sie deckte ſäuberlich den Tiſch
Und brachte Brot und Fleiſch und Fiſch
Und was das Haus vermochte.

Der Meiſter las die Himmelsſchrift
Und ſprach zum Herrn beſcheiden:
Ihr ſeid nicht auf der rechten Trift,
Hier dürftet ihr nicht weiden.
Des lichten Sternes Glanz ward blind. —
So haſt du Urlaub, gutes Kind;
Doch ſchick uns deine Schweſter.

Die Eine gieng, die Andre kam
Und nicht mit leeren Händen.
Sie ſoll dem durſtgen Bräutigam
Zuvor den Nachttrunk ſpenden.
Sie bringt den edeln Leiſtenwein
Und ſchenkt den Gäſten beiden ein
Und ſpricht: Den laßt euch munden.

Der Meiſter, der zum Himmel ſchaut,
Hebt wieder an zu munkeln:
Das iſt noch nicht die rechte Braut,
Der Stern verbirgt ſein Funkeln.
Da ſpricht der König: Habe Dank,
Du gutes Mädchen, für den Trank;
Doch ſchick uns her den Vater.

O Müller, Müller, wahr' den Leib,
Was haſt du uns verhohlen?
Ich weiß, noch weilt ein ander Weib
In deinem Haus verſtohlen.
Ich bin dein König, bin Pipin,
Geſteh die Wahrheit auf den Knien
Und bitt uns ab die Lüge.

Erſchrocken fiel ihm vor den Fuß
Der Wirth und rief mit Flehen:
Ich will geſtehen, weil ich muß,
Was ich nicht ſoll geſtehen.
Es kam zu mir vor ſieben Jahr
Ein edel Mägdlein ſchön und klar,
Doch hehr und keuſch und ſpröde.

Die ſchick herein, ſie wird es ſein,
Die Hehre, die ich ſuche.
Da fiel der Meiſter freudig ein:
Ich leſ im Himmelsbuche:
Gefunden iſt das Königskind,
Gefunden, die ihr lange minnt,
Des großen Kaiſers Mutter.

Der Müller gieng, da währte lang
Dem König noch ihr Kommen.
Ihm ſchlug das Herz ſo freudig bang,
Von Lieb und Angſt beklommen.
Ob ſie dem ſchönen Bilde gleicht,
Wär es ein ander Weib vielleicht?
Wie mag mir die gefallen?

Wär ihm die Ungeduld gekürzt!
Noch regt ſich nichts im Hauſe.
Nur draußen auf das Mühlrad ſtürzt
Die Flut ſich mit Gebrauſe.
Doch horch! es naht, das iſt die Maid.
Sie tritt herein im ſchlichten Kleid,
    Die Haube birgt das Goldhaar.

Ein Linnen hängt ihr überm Arm,
Sie trägt geſchickt die Wanne.
Die ſetzt ſie nieder ohne Harm
Vor dem erſtaunten Manne.
Ihr habt euch heute müd gejagt,
Erlaubt Ihr, ſprach die reine Magd,
    So waſch ich euch die Füße.

Da ſprach der König: Ach, ihr wollt —
Nicht weiter mocht er ſprechen.
Schon iſt er ihr von Herzen hold,
Mag ſich des nicht entbrechen.
Sie gleicht dem Bilde Zug um Zug,
Das er ſo lang im Sinne trug,
    Das ihn im Traum entzückte.

Da kniet ſie hin und hilft gewandt
Des Schuhwerks ihn entkleiden.
Die Füße wäſcht ihm linde Hand,
Das muſt er Alles leiden.
Dann trocknet mit dem weißen Lein
Ihm Fuß um Fuß das Mägdelein
    Und fügt ihm Strumpf und Schuhe.

Ich komme wieder, ſprach ſie, dort
Dem andern Herrn zu dienen.
Und geht mit Wann und Linnen fort
Schnell wie ſie war erſchienen.
Pipin fuhr auf wie aus dem Traum:
Da ſah er ſich im öden Raum
    Allein mit ſeinem Meiſter.

Der Meiſter ſprach: Sie kommt zurück
Die Füße Mir zu waſchen.
Doch laßt nicht wieder fliehn das Glück,
Ihr müßt die Stunde haſchen.
Euch iſt ſie günſtig und der Welt.
Seht wie der Stern die Gluthen hellt
Und ſpielt in tauſend Farben.

Da ſprach Pipin: Sie iſt mein Weib,
Gott weiß, ſeit ſieben Jahren.
Sie darf den wunderſüßen Leib
Nicht länger vor mir ſparen.
Die Stunde drängt, die Zeit verrinnt:
Doch weh, wo ſäumt das ſchöne Kind?
Will ſie nicht wiederkehren?

Ein Zweifel freilich bleibt mir noch,
Den muß ich erſt zerſtreuen.
Ich darf mich jetzt des Glückes noch
In ihrem Arm nicht freuen.
Iſt Sie mein Weib, wer iſt denn Die,
Der ſie bis heut den Namen lieh?
Doch horch, ſie kommt gegangen.

Sie kam und brachte reine Flut
Dem Meiſter hin getragen.
Der aber ſprach: Du biſt zu gut,
Ich darf kein Fußbad wagen.
Ich weiß mich jetzt nicht ſo geſund.
Das hätt ich dir geſagt zur Stund,
Allein du warſt zu eilig.

Nimm ſelbſt das Fußbad, ſprach Pipin,
Dir wird es wohl bekommen.
Trag nicht das Waßer wieder hin,
Das du vom Quell genommen.
Du gutes Kind, du pflegteſt mein,
Laß Mich nun Deinen Diener ſein,
Daß Dienſt den Dienſt vergelte.

Sie ſah den Herrn befremdet an;
Er ſchien doch nicht zu ſcherzen,
Er war ein ernſter, ſtrenger Mann,
Sein Wort gieng ihr zu Herzen.
Doch ſprach ſie, eine ſcheue Maid:
Habt Dank, daß ihr ſo gütig ſeid,
Der Diener wär zu koſtbar.

Der Meiſter, der den Herrn verſtand,
Begann ihr zuzuſprechen:
So züchtig iſt des Königs Hand,
Sie wird ſich Nichts erfrechen.
Auch hielt er immerdar den Brauch,
Wer ihn bedient, dem dient er auch:
So darfſt du dich nicht weigern.

Betroffen ſtand ſie bei dem Wort,
Das ſie vernommen hatte.
Die Ahnung ſtieg ihr auf ſofort:
Wär es Pipin, mein Gatte?
Jetzt hebt ſich ſtolz der Jungfrau Bruſt;
Sie ſprach des eignen Werths bewuſt:
Herr, thut wie euch geliebet.

Sie ſaß; ihn ſah man vor ihr knien,
Den edeln Herrn der Franken,
Die Neſtel löſen, niederziehn
Den Strumpf vom Fuß der Schlanken,
Und wie ſie ihn ins Waßer taucht,
Und bald den andern, ſeht was braucht
Der König mehr zu wißen?

Er hatt ihr unterm Schirm der Flut
Die Füße bald gemeßen.
An dieſem, ſprach der König gut,
Iſt ſchier ein Zoll vergeßen.
Das iſt gar ſeltſam, liebes Kind.
Wie kommts, daß ſie ſo ungleich ſind?
Sie ſprach: Das kommt vom Spinnen.

Vom Spinnen? Mir aus Schwabenland
Eh ich ein Weib genommen,
Hat man ungleiche Schuh geſandt;
Sollt auch vom Spinnen kommen.
Doch gleicht nun Fuß dem Fuß genau:
Auch hab ich nie bei meiner Frau
    Ein Spinnrad noch geſehen.

Da ſo der König ſprach, Pirin,
Ihr tagt' es klar und lauter.
Sie weiß den Gatten vor ihr knien,
Ihr Herr iſts, ihr Getrauter.
Da füllt ihr Luſt und Leid die Bruſt;
Doch fragt ſie noch wie unbewuſt:
    Seid ihr Pirin der König?

Ich bin es; aber thu mir kund
Wer Du biſt, Wunderſüße
Verräth dich nicht dein rother Mund,
Verrathen dich die Füße.
Ja Bertha biſt du, Blanſchflors Kind,
Du biſt mein Weib, du biſt die ſpinnt
    Und webet Kriegsgezelte.

Du ſchweigſt und weinſt, laß dieſen Fuß
Laß mich ſie beide küſſen.
Nur Einen Blick, Ein Wort zum Gruß!
Und wehr den Thränengüßen.
Sprich, daß du biſt, die man mir ſtahl,
Und ſei mein Weib, mein ſüß Gemahl
    In dieſer hehren Stunde.

Die Rede war ihr gar verſagt
Vor Schluchzen und vor Zähren.
Da ſchloß er in den Arm die Magd,
Die ſich nicht darf erklären.
Erwiedern darf ſie ſeinen Kuſs,
Sie darf ihm Liebesüberfluß,
    Die höchſte Gunſt gewähren.

Der Meiſter ſchlich ſich ſtill hinaus
Und ließ die Zwei beiſammen.
Er ſah die Sterne vor dem Haus
In Brunſt und glühen Flammen.
Er ſprach: Das Weltenjahr beginnt.
So heil dir Deutſchland! Königskind
    Liegt nun in Königsarme.

Und drinnen ſprach ſie zum Gemahl:
Eins laß dir, König, ſagen:
Ob ich es bin, die man dir ſtahl,
Das darfſt du mich nicht fragen.
Ich folge dir auch nicht hinaus,
Mein Reich iſt in des Müllers Haus;
    Sonſt thu ich deinen Willen.

Ich will dich lieben arm und ſchlicht,
Des laß dich, Herr, genügen.
Nach fernen Dingen forſche nicht,
Es würd uns Unheil fügen.
Drei Siegel ſchließen mir den Mund,
Und drängſt du mich, zur ſelben Stund
    Hat mich der Wald verſchlungen.

Pipin vernahm das ernſte Wort,
Das ihm die Sorg erneute;
Doch bannt' er ſie für heute fort,
Der holden Glücks ſich freute.
Er hielt im Arm ſo ſüßen Leib:
Wie ſie nun heißt, ſie iſt mein Weib,
    Mein Weib allein auf ewig.

Lieb, willſt du nicht aus dieſem Wald,
Das giebt ein bitter Scheiden.
Das Heerhorn ruft den König bald
Zum Kampf mit wilden Heiden.
Wer weiß wann ich dich wieder ſchau;
Doch dieſer Stunde, ſüße Frau,
    Gedenk und unſrer Schwüre.

Und ſcheidend ſpricht er als es tagt
Zum Müller unverhohlen:
Die Nichts dem König hat verſagt
Sei deiner Hut befohlen.
Sie iſt mein Weib und iſt es nicht:
Mich bindet jetzt noch andre Pflicht,
Doch trägt ſie einſt die Krone.

Sei wenn ſich füllt der Wochen Zahl
Der Pflege treu beflißen.
Trägt mir ein Kind mein hold Gemahl,
Das laß den Vater wißen.
Es ſei lebendig oder todt,
So ſollſt du reiches Botenbrot
Aus Königshand empfangen.

Und liegt mir nach dem langen Weh
Ein Mädchen in der Windel,
So komm, daß ich ein Zeichen ſeh,
Mit Rocken und mit Spindel.
Doch hüpft ein Knäblein ihr im Schooß,
So wird die Freude doppelt groß,
Kommſt du mit Pfeil und Bogen.

Da zog mit ſeinem Meiſter hin
Pipin der Fürſt der Franken.
Gehoben war ihm Herz und Sinn
Zu herrlichen Gedanken.
Und als ihn bald das Heerhorn rief,
In ſeinem Kriegsgezelte ſchlief
Er manche Nacht als Sieger.

Wenn Morgens auf ihn niederſah
Die es mit Fleiß gewoben,
Die Bilder prüfend blickt' er da
Gar unverwandt nach Oben.
Da macht' ihm eins das andre klar,
Und was noch unverſtanden war
Blieb ihm kein Räthſel länger.

Drei Siegel ſchloßen ihr den Mund,
Die Siegel ſind drei Eide.
Das Bildwerk thut es deutlich kund
Wie ich mich jetzt beſcheide.
Drei Mörder ſtaben ihr den Stahl,
Sie kniet und ſchwört das erſte Mal
Aufs Schwert dem rothen Ritter.

Die andern Zwei erkenn ich auch,
Sie, die ich mit ihm ſandte.
Hat ſie verführt der rothe Gauch?
Sie ſind ihm Nahverwandte.
Doch wer iſt Sie, die man mir hat
Vermählt an der Geliebten Statt?
Das bleibt mir noch verborgen.

Nun zog es ihn der Mühle zu;
Doch muß er ſichs verſagen.
Die Heiden ließen ihm nicht Ruh,
Viel Schlachten mußt er ſchlagen.
So eilt' er fort von Krieg zu Krieg,
Dem letzten endlich ſetzte Sieg
Ein Ziel im fünften Sommer.

Da kehrt' er freudig an den Main
Zur Karlsburg ſeiner Veſte.
Er ſaß in ſeiner Krieger Reihn
Bei Tiſch am Freudenfeſte.
Da trat heran ein Bauersmann,
Der Franken König blickt' ihn an
Und ſah erfreut den Müller.

Die Spindel bracht er nicht ins Haus,
Das ſah Pipin gewogen.
Dreijährig Knäblein ſprang voraus,
Das trug ihm Pfeil und Bogen.
Das Knäblein ſchoß, ein Becher ſtand
Mit Wein gefüllt bis an den Rand
Vor des Verräthers Tochter.

Der Becher fiel, der Wein war all
Verſchüttet und vergoßen.
Der Köngin kam der rothe Schwall
Aufs ſeidne Kleid gefloßen.
Die Falſche rief mit Zürnen aus:
Wer iſt der Kerl? Werft aus dem Haus
Ihn ſammt dem böſen Buben!

Wie heißt der Knabe? frug Pipin.
Er ſprach: Er kann ſchon laufen;
Kein Name ward ihm noch verliehn,
Bis Ihr ihn wollet taufen.
Mit Lacheln ſprach Pipin zu Hand:
Wohlan, man hat dich Kerl genannt,
So ſei er Karl geheißen.

Ein Kerl, ein Karl, das iſt Ein Wort,
Er wird es bald erweiſen.
Laß mir ihn hier, er ſoll hinfort
An dieſer Tafel ſpeiſen.
Du nimm den Becher hin zum Sold,
Bis an dem Rand mit rothem Gold
Soll ihn mein Kammrer füllen.

Das hört die Königin mit Neid;
Wie zürnt ſie dem Gemahle!
Sie gieng mit dem begoßnen Kleid
Verdroßen aus dem Saale.
Der rothe Ritter ſchlich ihr nach;
Pipin vernahm es wie ſie ſprach:
Wer hilft uns von dem Bankert?

Da dacht er: Komm ich nicht zuvor,
Sie tödten mir den Knaben,
Mit Boten ſandt er ihn zu Flor,
Der König war in Schwaben.
Die Boten meldeten dem Herrn:
Der Frankenkönig ſäh euch gern,
Und Bertha beide Eltern.

Da ſprachen Flor und Blanſcheflor:
Wir wollen gerne kommen.
Es iſt uns Botſchaft nie zuvor
Von unſerm Kind gekommen.
Zur Hochzeit lud uns Niemand ein;
Nun ſieht man uns gar bald am Main
Mit unſerm lieben Enkel.

Das ward der falſchen Bertha kund,
Da galt es Rath zu pflegen.
Der rothe Ritter rieth zur Stund:
Muſt dich zu Bette legen
Als wärſt du krank, zum Tode ſchwach:
Und Niemand laß in dein Gemach,
Das dunkle, ſelbſt Pipin nicht.

Da kamen Flor und Blanſcheflor
Und wurden wohl empfangen.
Drei Enkel führt man ihnen vor,
Rothköpfge, freche Rangen.
Die Köngin ſieht ſie an und ſpricht:
Sie gleichen meiner Tochter nicht;
Wo iſt, wo bleibt denn Bertha?

— Sie iſt nicht wohl. — Erkrankt mein Kind?
Laßt gleich mich zu ihr führen.
Da ſprach der Rothe: So geſchwind
Will ſich das nicht gebühren.
Heut läßt ſie ſich vor Niemand ſehn.
Sie ſprach: Herr Eidam, laßt uns gehn!
Die Mutter hat doch Zutritt.

Am Arm des Königs ſchritt ſie hin;
Die Fenſter ſind verhangen;
Doch liegt die falſche Königin
Im Schweiß vor Angſt und Bangen.
Sie grüßt auch nur mit halbem Ton,
Und gleich ruft Blanſcheflor: Herr Sohn,
Das iſt nicht Berthas Stimme.

Ins Bette fährt ſie mit der Hand
Und greift ihr nach den Füßen.
Und wie ſie beide gleich befand,
Die Schuldge muß es büßen.
Wir ſind betrogen, ruft ſie laut,
Heraus mit dir, du falſche Braut,
    Und rauft ſie bei den Haaren.

Sie gab im Zorn ihr manchen Schlag
Und riß ſie aus dem Bette.
Der König läßt hinein den Tag,
Daß ſie Gewißheit hätte.
Hinaus mit dir wer du auch ſeiſt!
Wo blieb mein Kind? Herr König, weiſt
    Mir Bertha, meine Tochter.

Der König ſprach: Es ſoll geſchehn,
Fahrt nur mit mir zu Walde.
Den Enkel habt ihr ſchon geſehn,
Die Tochter ſeht ihr balde.
Noch heute ward die Fahrt vollbracht:
Da gab es eine frohe Nacht
    Beim Müller in der Mühle.

Das war ein Feſt! Der Jubel ſcholl
Das Rad zu übertäuben.
Die Küſſe ſah man hier ſo voll
Wie dort die Tropfen ſtäuben.
Schön Bertha muſt unmüßig ſein:
Die Andern küßten ſie allein,
    Sie Eltern, Kind und Gatten.

Am Morgen ſprach Pipin erfreut
Von liebem Arm umwunden:
Mein traut Gemahl, du wirſt uns heut
Des Eides noch entbunden.
Was Alles du gelitten haſt
Darf dann dein Mund in ſüßer Raſt
    Wie einſt dein Bild erzählen.

Zuhand berief er ſeinen Rath,
Und als ihm Alle kamen,
Erzählt' er ſeiner Boten That
Und nannte keinen Namen.
Was iſt der werth, der das gethan?
Beim Sohn des Rothen hub er an:
Du ſollſt das Urtheil finden.

Der Jüngling ſprach: Ich bin ein Kind:
Soll Ich das Recht euch weiſen? —
Die Frage, die bei dir beginnt,
Sie endet bei den Greiſen. —
So ſprech ich, Herr, auf meinen Eid,
Ein Solcher iſt den Menſchen leid
Und Gott verhaßt im Himmel.

Er ſchaue nicht der Sonne Glanz,
Nicht mehr der Erde Wonnen.
Man bind ihn Roſſen an den Schwanz;
Die Leiche ſei verbronnen. —
Da fragt' er auch den andern Sohn,
Ihm theilte der den gleichen Lohn
Und all die Andern folgten.

Die drei Verräther ſaßen ſtumm;
Doch kam es an die Schlimmen.
Der König ſprach: Ich frug herum,
Nun habt noch Ihr zu ſtimmen.
Da knien ſie hin und flehn um Huld:
Herr, wir geſtehen unſre Schuld,
Wir ſinds, die euch verriethen.

Der König ſprach: Ihr habt bekannt,
So brauch ich keines Zeugen.
Das Urtheil gelte, das man fand,
Ich will das Recht nicht beugen.
Doch erſt entbindet von dem Eid,
Den euch geſchworen hat die Maid,
Mein Weib, die rechte Bertha.

Des Eids entbunden ward die Braut.
Da ſprach ſie ſelges Muthes:
Der Ritter, den ihr dort erſchaut,
Der that mir eitel Gutes.
Ich lebte nicht, wenn Er nicht war;
Ihr ſollt mit der Genoſſen Schar
Ihm alle Strafe ſchenken.

Die Andern haben übeln Muth:
Doch dürft ihr ſie nicht tödten.
Wollt ihr mit eurer Kinder Blut
Die keuſche Erde röthen?
Ihr ſelber büßtet ſolch Gericht:
Entgehen ſie der Strafe nicht,
So bannt ſie aus dem Reiche.

Das that Pipin und hieß alsbald
Die edle Bertha krönen.
Gern zog ſie in den ſchönen Wald
Hernach mit ihren Söhnen.
Man baut' ihr bei der Mühl ein Haus,
Und Karl der Große baut' es aus,
Ihr Sohn, und hieß es Karlſtatt.

* * *

Wolfgang Müller.

Meluſine.

Alſo begrüß' ich dich wieder, du ſchöne geſegnete Gegend,
Herrliches Land, wo ich einſt ſelige Tage verlebt,
Hier vom mächtigen Kamm des Gebirges begrüß' ich dich wieder,
Wo ich dir ſcheidend voreinſt traurige Grüße gewinkt!
Herrliches Land, ſeitdem ſind manche der Jahre verſchwunden,
Aelter erſchein' ich, doch du wahrteſt die vorige Pracht!
O wie heget dich Mutter Natur! in blühender Jugend
Dehnſt du dich ſommerlich hin, ſchwellend im dichteſten Grün!
Ja, das iſt mein Bild, ſo wie ichs im Herzen getragen
Dauernde Jahre mit ſtets dauernder Liebe und Luſt,
Ja, das iſt mein Bild: weithin die bergichten Lande,
Reizende Wildniß, rings wälderumkränztes Gebiet.
Haidige Höhn, abwechſelnd mit mächtigem Felſengeſteine,
Heben ſich keck empor, unten im tiefen Geklüft
Gehen in brauſenden Fällen die perlenden Bäche und finden
Ruh erſt tief in des Sees kühler und dunkeler Fluth.
Drüber vom Abhang hebt mit heimlichem ſteinigem Giebel
Sich das Jägergehäus ſtill aus dem Buchengezweig.
Liebliche Stätte, an dir belebt ſich froh die Erinn'rung,
Leben durchdringt aufs Neu, was mir ein Traum ſchon erſchien.
Denn dort lebt' ich die ſeligſten Tage, o himmliſche Zeiten,
In den Armen gewiegt kräftiger, ſchöner Natur,
Rings umgeben von guten und ſorglos lebenden Menſchen
Und am meiſten beglückt durch das anmuthigſte Kind.
Meluſine! du ſel'ge Geſtalt, zu lieblich und duftig,
O für das Leben zu hold, wurdeſt du faſt nur zum Traum.
Meluſine! ſo laß mich dich nennen, ſo nannt' ich dich immer,
Deine Erſcheinung durchwebt mich wie ein Mährchengebild.
Ach, du gabeſt mir Segen, Geſundheit, heiteren Frieden
In der bedrängteſten Zeit, welche das Leben geſandt —
Müde der Welt und krank, ſo ließ ich die Wogen des Lebens,
Wo ich das leckende Schiff lange vergebens geſteuert.

Satt der Verkehrtheit der Menſchen, ſo floh' ich zum gütigen Herzen
    Unſerer Mutter Natur, daß die verwundete Bruſt
Dort geneſe an Licht und Luft, an Farben und Düften,
    Daß ſie durchquelle in Kraft Glauben und Liebe aufs Neu.
Alſo durchritt ich dieſes Gebirge und ſuchte die Hütte,
    Wo ich verbliebe die Nacht, wenn ich am Tage geſchwärmt.
Abgeirret vom Pfad, der dort zum Norden ſich hinzieht,
    Wo am Rande des Walds heitere Dörfer ſich reihn,
Kam ich tiefer ins Waldgebirg: ſtets mächtiger, höher
    Hob ſich mit mooſigem Stamm Eiche und Buche empor,
Wilder umgab das Geſtein mich rings mit rieſigen Quadern,
    Raſcher durch das Geklüft gingen die Bäche zu Thal:
Schweigen bedeckte den Wald, kein Holzſchlag ſcholl durch die Landſchaft,
    Kein verhallender Schuß zeugte, daß Jäger mir nah.
Immer verwachſener wirrte der Weg ſich, rings im Gehölze
    Fand ſich kein höherer Platz, frei zu erſpähen den Pfad.
Leuchtend im Weſten verſchwamm der Abend in goldenen Gluten,
    Läſſiger ging das Roß, müde vom dauernden Ritt.
Und ſchon war ich gefaßt die Nacht im Walde zu bleiben, —
    Gerne, — ſie ſtieg ſo warm, voll und balſamiſch herauf.
Horch, da träumte ein Lied' vollklingende herrliche Töne!
    Lieblichen Wohllauts voll ging der gezogene Sang
Durch das grüne Revier der Wipfel: wie Lieder der Kindheit
    Fern aus verſchollener Zeit traf er das weiche Gemüth.
Raſch vom Sattel mich ſchwingend, am Zügel das Roß hinführend,
    Naht' ich mich leiſe dem Ort, wo ich die Klänge vernahm.
Seitwärts lag vom Wege ein Brunnen, in Quader gefaſſet,
    Saftig von Epheu umrankt, duftig von Flieder umblüht,
Dran auf ſteinerner Bank ſaß ſingend das liebliche Mädchen,
    Während ſie Blumen der Zeit fügte zum ſinnigen Kranz:
Tief verſunken in Farben und Düfte und Klänge, ſo ſchien ſie
    Ein phantaſtiſches Bild, das nicht der Erde gehört.
Lang in geflochtenen Zöpfen, ſo quollen die dunkelen Haare;
    Schwarz und groß, wie erſtarrt, ruht' auf dem Kranze der Blick,
Während zierlich bewegt die Finger die Blumen verbanden,
    Während der liebliche Mund ſchwellend ſich formte zum Lied.
Ach, und wie fein gegliedert der Kopf, die Geſtalt und die Füße,
    Durch das ſeltſame Kleid jeglicher Reiz noch erhöht,

Faltig der bräunliche Rock, anſchwellend das grünliche Mieder,
Halb ſchon Jungfrau, halb ſchien ſie ein harmloſes Kind!
Mit dem Liede zugleich vollendete ſie das Geflechte.
Meluſine! ſo rief ich in Verwunderung aus.
Lächelnd ſchaute ſie auf, nicht ſtaunend des fremden Geſellen,
Furchtlos ſprang ſie heran, lud mich zum ſprudelnden Quell:
Du biſt müde und heiß, es keucht dir das Roß, komm trinke,
Süße Erquickung quillt reich aus der perlenden Fluth!
Und mit liebem Geplauder, ſo bot ſie den kühlenden Trunk mir,
Fragte mich hin und her, fragte mich dieſes und das,
Hieß mich dann anfaſſend den Zügel aufs Roß ſie heben,
Und auf ſteinigem Pfad ging es den Hügel hinan.
Und ſie erzählte mir froh vom Haus im Walde, vom Vater,
Der ein Jäger allein, dort mit der Tochter, mit ihr
Lange gewohnt, ein trefflicher Mann an Herzen und Seele:
Sie beſtelle das Haus, pflege er draußen der Jagd,
Abends erzähl' er ihr Mährchen und leſ' ihr alte Geſchichten
Immer nur friſche, und nie gingen die Lieder ihm aus.
O wie ſie ſorglos ſprach, gleich Tönen verklangen die Worte,
Und voll Anmuth war aller Bewegungen Maaß:
Wie in dem Sattel ſo leicht und ſicher ſie ſaß und allwärts
Sich bewegte, als ob täglich ſie ritte das Roß.
Roſig ſpielten indeß die Lichter des Weſtens, gedämpfet
Durch das leuchtende Grün, auf der verklärten Geſtalt.
Welch ein Wundergebild! ich ſtaunte und ſtaunte von Neuem
Schweigend mit Aug' und Ohr, bis wir zum Hauſe gelangt.
Dort trat friſch aus der Thür der alte, der würdige Waidmann,
Hieß willkommen den Gaſt, drückte ihm kräftig die Hand,
Lud ihn zu Tiſch und Bett, als wenn er lange ihn kännte,
Schlecht und recht: — wie gern hört' ich ſein herzlich Geſuch!
Keck und leicht ſprang dann vom Pferde die Tochter und brachte
Raſch es zum Stall, doch ich folgte dem Alten ins Haus.
O wie heimlich begrüßte der Ort! die dämmrigen Stuben
Prangten von altem Geräth, tüchtig von Eichen geſchnitzt,
Bildwerk aus vergangener Zeit verzierte die Schränke,
Und manch Edelgeweih ſtarrte am bräunlichen Sims.
Schwankendes Licht erfüllte den Raum, grün nickten die Zweige
Biegſamer Buchen herein, und aus dem Weſten die Glut

Stahl ſich durchs Laub in einzelnem Strahl, beglühend die Wände:
Wunderbar mährchenhaft wehte es durch das Gemach.
Und dort blieb ich Gaſt viel glückliche Monde, zu ſchnell nur
Schwanden ſie, ungezählt reihte zum Tag ſich der Tag.
Abend um Abend verging bei einfach ländlichem Mahle
Unter des Alten Geſpräch, unter der Tochter Gekoſ'.
Schöne Geſchichten, geleſen aus Büchern im kräftigen Volkston,
Zeigten der Zaubrer Macht, Helden mit Drachen im Kampf,
Liebliche Mädchengeſtalten, Pallaſte und Gärten und Hütten,
Freude und Schmerz, Muth, Zorn, Freundſchaft und Liebe und Treue.
Und dazwiſchen ertönten die lieblichſten Lieder der Heimat,
Tief und innig im Klang ſang ſie das ſeltene Paar:
Grauſen und Luſt und Freude und Angſt berührten mich regſam,
Ja mir ward zu Muth wonnig als wär' ich ein Kind.
Aber noch ſchöner vergingen die Tage, die ſonnigen, heitern,
Wenn mit dem Kinde allein ich durch die Gegend geſchweift.
O Waldeinſamkeit und mooſige, ſtämmige Bäume,
Wechſelnd in Schatten und Licht, flüſternder Blätter Geräuſch,
Ferne das Lied der Amſel, am Grund ſüßduftige Blumen!
Rings umſungen, umblüht, tauchte dein Leben herauf,
Meluſine, dein Leben, des Geiſts tief innerſte Bildung
Drang an's Licht; o dann bin ich dir ſinnig gefolgt
Rings in Berg und Thal zu Pflanzen und Steinen und Bächen,
Jegliches war dir bekannt, jegliches lebte nur dir.
Wenn du erſchienſt, ſo warſt du unter den Blumen die Blume,
Ungeſchickt im Gang knickte ſie nimmer dein Fuß,
Alle begrüßten dich hell, ſie ſchienen nach dir ſich zu bücken,
Und in Farben und Duft waren ſie dir wie verwandt.
Und die Bewohner des Walds, die vielfach ſingenden Vögel,
Keiner verließ in Furcht Neſt und Gezweige vor dir,
Doppelt in Freude erklang ihr Lenzlied, wenn du erſchieneſt,
Die Waldtaube, ſie flog girrend dir oft auf das Haupt,
Auch das ſchüchterne Wild, ſchnellfüßige Hirſche und Rehe,
Kannten vor dir nicht Scheu, ließen ſich führen am Haupt,
Leckten die ſtreichelnde Hand, ſie ahnten die harmloſe Seele,
Die die Gefahren nicht will, der die Gefahren nicht dräun.
Ja, ſo ſah ich dich oft auf mächtigen Wipfeln; die Zweige,
Welche ein Andrer geknickt, trugen dich ſicher und leicht.

Hoch auf Felſen erblickt' ich dich, kletternd nach duftigen Blumen,
Und auf ſchwindelndem Pfad eilteſt dem Falter du nach,
Ja, zur Waſſerroſe, die über der bläulichen Seefluth
Schneeig geblüht, trug leicht oft dich ein ſchwankendes Brett.
Und in Allem erſchienſt du ſo unbefangen und ſicher,
So feinfühlig und klug, innig vertraut der Natur.
O du belauſchteſt ſie oft in ihren geheimen Geſetzen,
Alles war dir bekannt, was mir ein Wunder erſchien.
Zwiſchen dem kindlichen Spiel, wenn du die phantaſtiſchen Sträuße
Bandeſt und wenn du mit Brod farbige Vögel gelockt,
Und am moosigen Stamm der Eiche dein zierliches Köpfchen
Ruhte, da quoll dir vom Mund tiefer und tiefer das Wort.
Wahrlich du ſchieneſt beſeelt vom Geiſt der Natur, du wareſt
Herrliche Prieſterin ihr, welche die Sprüche bewahrt
Klar und dunkel, ſo wie ſie im ewigen Wechſel der Formen
Mächtig an Fülle und Geiſt ſtets ſich erklärt und verhüllt.
Gott und Welt und Natur, rings hatteſt du alles durchdrungen,
Jeglichem Wunder vertraut warſt du Poet und Prophet.
Und du ſelber erblühteſt das lieblichſte Wunder, als Wunder
Hab' ich dich angeſtaunt immer, du reizendes Bild.
Und ſo war ich Genoß dir ſchöne beſeligte Wochen,
Als ein Bruder, ein Freund, oder wie nenn' ich es nun,
Dieſes Gefühl, das ſüße, das ich dir im Buſen getragen,
O für Geſchwiſter zu nah, o für die Liebe zu weit?
Ja ich liebte dich, ohne den leiſeſten Wunſch des Beſitzes,
Alſo liebet man Stern, Himmel und Leben und Luft,
Alles was Daſein gibt und Freude und helle Begeiſtrung,
Wo wir nicht wünſchen die Form, wo nur der geiſtige Werth
Ganz das Herz einnimmt und alle Gedanken beſchäftigt;
Tag und Nacht erfreut ſind wir des lieblichen Ziels
Und ſo denk' ich war ich dir werth, du köſtlicher Liebling,
Senkt' ich doch oft dir ein Wort tief in den Buſen hinein,
Lehrte dich manchen Geſang, der noch nachklingt in der Seele,
Und dir das Bild des Freunds in die Erinnerung ruft.
O, du haſt ja die Thränen getheilt, du haſt ja den Seufzer
Nicht verhalten, als hart Leben und Pflicht mich berief,
Haſt im Kuſſe gezittert — im Einzigen — ſüße Gewohnheit
Hatte mit goldenem Band Seele an Seele geknüpft.

Dann noch ein Druck der Hand dem Alten und nun in den Sattel!
    Sturmſchnell jagte ich fort, flüchtig -- ſo ſcheidet der Mann!
Aber vom anderen Hügel bei jeglicher Lichtung des Weges
    Hielt ich und grüßte zurück, ſchaute das winkende Tuch,
Bis mir auf dieſem Gebirg der letzte der Grüße vergönnt war.
    Leb wohl, ſelige Zeit, wälderumdunkeltes Land!
Meluſine, du Kind voll Schönheit an Leib und an Seele,
    Immer bewahrte mein Geiſt friſch und lebendig dein Bild.
Und ſo kehrt' ich zurück nach Jahren, begierig als Jungfrau
    Dich, die Gute, zu ſehn, welche als Kind ich verließ,
Mich des Wachsthums freuend an Geiſt und Körper, noch einmal
    Zu verleben die Zeit, die mir die ſeligſte war.
Leer, ach, fand ich das Haus, verſchwunden die herrlichen Menſchen,
    Hohl klang Nachhall nur als ich mit pochender Bruſt
An die Thüre geklopft. Erkundigung holt ich im Dorfe;
    Wenig nur wußten ſie dort: ferne nach ſüdlichem Land
Sei der Förſter gezogen, woher er auch einſtens gekommen,
    Mit ihm die Tochter, die kaum Einer im Dorfe gekannt.
Meluſine, wo biſt du, wo ſoll ich dich ſuchen, du Holde?
    Niemals drängte das Herz alſo wie jetzt mich zu dir,
Da ich nicht weiß, wo du biſt. Ach alle die ſeligen Plätze,
    Wo wir vor Zeiten geweilt, hab' ich durchforſchet nach dir!
Hab' in den Wald den Namen gerufen, in klagendem Echo
    Seufzte mir nach die Natur: Gute, du fehleſt ihr hier!
Gramvoll ſcheide ich wieder, ach, unbefriedigt und herzleer,
    Noch unſel'ger wie einſt, als ich zum Scheiden hier ſtand.
Dennoch ruf' ich Segen auf dich, du reizende Wildniß,
    Die mir den Liebling gehegt, die mir den Liebling gezeigt.
Grünet ihr Bäume und rauſchet ihr Bäche und ſtarret ihr Felſen
    Und erquicket, wie mich, Jeden der krank euch beſucht!
Meluſine, auf dich, die Entſchwundene, ruf' ich Segen!
    Innig=geliebtes Geſchöpf, Heiterkeit, Frieden und Glück
Sei dir auf jeglichem Pfad entlang das verſchlungene Leben,
    Sei dir das Leben ſo hold, wie die Natur es dir war.
O erfaſſ' es wie ſie, die ſanft dich am Herzen gehütet!
    Mißgunſt, Neid und Verdruß, Häßlichkeit bleibe dir fern!
Wahre dir Glauben und Liebe und Frömmigkeit, Sitte und Schönheit,
    Unangetaſtet erblüh' ewig dein köſtlicher Geiſt.

Und ſo geb' mir dereinſt das Geſchick, dich wieder zu ſehen,
    Hold und geneigt, es gewähr', daß wir dieſelben noch ſind,
Jung und heiter an Herz und Seele, ſo wie wir vor Zeiten
    Voll glückſeliger Luſt Wälder und Felſen durchſchwärmt.
Daß wir uns freuen wie früher, erzählen und jubeln und ſingen,
    Eins noch im Gefühl und in Gedanken noch Eins!
Und ſo lebet mir wohl ihr waldigen Lande, du Liebling!
    In verſchlungenem Bild wahret euch ewig mein Herz.

Hermann Behn-Eſchenburg.

Die treue Gattin.

Serbiſches Volkslied.

Durch die Welt gehn Briefe hin und wieder,
Kam auch einer in den Hof des Rado,
In den Hof des Rado Laſarewitſch.
Als der Held den kleinen Brief geleſen,
Sprach er ſo zu ſeiner jungen Gattin:
„Jerina, du meine treue Gattin!
Eben iſt ein Brief an mich gekommen
Von den Knien Despot Wuk des Drachen,
Aber alſo ſchreibt an mich der Despot:
„„Auf die Hand des Rado Laſarewitſch!
Edle Helden ſind um mich verſammelt,
Und die Helden fragen, wo iſt Rado?
Hält ihn Jerina, die junge Gattin,
Daß er nicht des heilgen Kreuzes denket?
Rado sattle hurtig deinen Schecken,
Nimm den Kolben, den die Türken kennen,
Nimm den wohlbeſchlagnen grünen Säbel,
Welcher manchen Feind gemacht zu zweien,
Komm mit dieſen und mit treuen Dienern
Zu uns an der Donau kühles Waſſer,
Daß wir die verdammten Türken ſchlagen
Und vertreiben aus dem Land der Chriſten!““
Alſo ſchreibt mir Despot Wuk der Drache.
Lebewohl drum, meine liebe Gattin,
Hüte wohl mir meine weißen Höfe.
Doch ihr Diener ſattelt mir den Schecken,
Gebt den Kolben, den die Türken kennen,
Und den wohlbeſchlagnen grünen Säbel,
Folget ſelbſt mir, hundert treue Mannen,
Daß wir die verdammten Türken ſchlagen
Und vertreiben aus dem Land der Chriſten!“

Alſo ſprach Held Rado Laſarewitſch,
Und mit Seufzen hörte ihn die Gattin;
Ja ſie ſeufzte wie die ſchlanke Tanne,
Wenn im Waldgebirg ſie Stürme ſchütteln.
Aber als die Männer fortgezogen,
Brachen aus den Augen ihr die Thränen,
Wie ſie ſonſt um todte Gatten fließen;
Auf das Lager legte ſich die Junge,
Doch kein Schlummer kam ihr auf dem Lager,
Aber Träume, als es Nacht geworden,
Wilde Träume, die ihr Herz zerriſſen.

Als das Morgenroth am Morgen anbrach,
Sprang ſie hurtig auf die leichten Füße,
Und ſogleich zur alten Amme eilend
Sprach zur alten Amme ſie die Worte:
„Liebe Amme, ſchwer hab' ich geträumet,
Denn ich ſah den Falken meines Gatten
Mit gebrochnem Flugel an der Erde,
Und die Raben ſingen an zu krächzen,
Krächzten um des Rado liebſten Falken.
Da erhob ſich eine weiße Taube,
Hob und ſenkte ſich zu Rados Falken
Und umfächelt' ihn mit ihren Flugeln.
Und ſogleich erhob ſich ſtolz der Falke,
Und es ließen ihn die ſchwarzen Raben,
Stießen auf die weiße Taube nieder,
Dieſe jammerte, daß ich erwachte.
Liebe Amme, heut noch werd' ich folgen
Meinem Gatten Rado Laſarewitſch
Nicht in Frauen= — nein in Jünglingskleidern.
Aber du bewache ſeine Höfe,
Daß er nicht mir zürnt zurückkehrend,
Sage Keinem, wo ich hingezogen,
Sondern daß ich bet' im nahen Kloſter.
Bete für das Kreuz und meinen Gatten."

Alſo ſprach die junge Gattin Rado's,
Jerina, des Helden Stanko Tochter.
Und die Amme grämte ſich im Stillen,

Doch ſie half der Herrin wohl zur Reiſe,
Näht ihr von des Rado Hemden eines,
Schneidet ihr den Dolman wohl zu raſſen
Und beſetzt ihn reich mit goldnen Schnüren;
Auf den Kalpak, den der Held getragen,
Näht ſie eine weiße Taubenfeder —
Alſo müht ſich treu die alte Amme.
Doch das Beinkleid näht die Herrin ſelber,
Wie die Männer es gewohnt zu tragen.
Aber als die Sonne war im Weſten
Und die Kleider all bereitet waren,
Legte Jerina die treue Gattin
Ihre Schürze ab von buntem Tuche,
Dieſe mit der zierlich weißen Suwun,
Mit dem rothen Käppchen und dem Gürtel
Gab der Amme ſie zum Aufbewahren;
Legte an darauf des Rado Hemde
Und den breiten Gürtel mit Piſtolen,
Unterm Gürtel fiel des Rado Hemde
Reichgeſtickt in Falten um die Hüſte —
Ueberm Hemde zog ſie an den Dolman
Wohlbeſetzt mit lauter goldnen Schnüren,
An die Füße ſchnürte ſie Opanken,
Setzte auf das Haupt den hohen Kalpak
Mit der Feder einer weißen Taube:
Alſo war des Helden junge Gattin
Umgewandelt in ein ſchönes Bürſchlein,
Daß der Zar der Serben den beneidet,
Dem als Page ſolch ein Bürſchlein folgte.
Als die Sonne hinterm Berg verſchwunden,
Schritt ſie hurtig aus dem weißen Hofe.
Durch die Nacht auf ſtillen Wegen eilend,
Kam ſie an das Waſſer der Morawa.
Matt vor Müh und Sorgen ſank ſie nieder.
Und entſchlief am Fuß der alten Eiche,
Wo im Moos Baſilik wuchs und Smilje.
Morgens hatt' Baſilik ſchon und Smilje
In der Sonne Strahl das Haupt erhoben,

Aber Jerina die treue Gattin
Lag noch hingeſtreckt in tiefem Schlummer,
Sieh da kam der Iguman gegangen,
Kam der Iguman des nahen Kloſters
Sich zu waſchen in Morawas Wellen.
Als er ſah die junge Gattin liegen,
Weckte ſie der greiſe Igumene,
Weckte ſie und ſagte dieſe Worte:
„Junges Bürſchlein, ſchlummre nicht ſo feſte,
Denn die Türken ſtreifen durchs Gefilde,
Werden dich gefangen weiter führen,
Werden dich zu einem Türken machen,
Zu dem Diener des verfluchten Mahom —
Bürſchlein, folge mir ins ſichre Kloſter.
Werde dir ein ſchönes Frühmahl geben,
Wein und Rakia und ſüßen Kuchen,
Werde dich in Schriften unterweiſen,
Selbſt das heilge Evangelium leſen
Und auch ſchöne Namenszüge ſchreiben.“
Alſo ſprach der greiſe Igumene,
Und es folgte Jerina die Junge.
Sieben Tage weilte ſie im Kloſter,
Härmte ſich um ihren lieben Gatten;
Aber als der greiſe Igumene
Sie gelehrt in ſchöner Schrift zu ſchreiben,
Schrieb ſie auf ein Blättchen zierlich alſo:

„Rado Laſarewitſch, Herr und Gatte!
Jerina, des Helden Stanko Tochter,
Deine treue Gattin folgt dir immer,
Wie die weiße Taube folgt dem Tauber,
Wie die Donau folgt dem feſten Ufer,
Wie der Mond der weißen Sonne folget,
Ueberall, ins Grab und übers Grab noch.“

Dieſes Blättchen barg ſie wohl im Buſen,
Ging darauf an einem Morgen frühe
Aus dem Kloſter auf die ſtille Straße
Längs dem kühlen Waſſer der Morawa —
Alſo wollt' es Gott und auch ihr Schickſal,

Daß kein Türke ihrem Weg begegnet.
Doch begegnet ihr auf wildem Pfade
Eine Schaar von jungen Serbenhelden,
Dieſe ſprachen lachend ſolche Worte:
„Junges Bürſchlein, zieh nicht ſo alleine,
Denn die Türken ſtreifen durchs Gefilde,
Werden dich gefangen weiter führen
Und zum Diener eines Hundes machen.
Komm mit uns ins wilde Waldgebirge,
Wollen dort die Türkenhunde jagen,
Wie ſie uns gejagt von unſern Höfen,
Wollen dich zu einem Helden machen:
Wenn ein Bärtchen dir den Mund beſchattet,
Sollſt du, Bürſchlein, ſein wie unſer einer.“
Alſo redeten die jungen Helden,
Aber Jerina die treue Gattin
Folgte ihnen in das Waldgebirge,
In die Höhle, die ein wilder Weinſtock
Ganz mit ſeinen Ranken überzogen —
Dorten um das wohlgeſchürte Feuer
Waren Lager trocknen Laubs und Mooſes.
Täglich jagten dann die jungen Helden,
Jagten nicht auf Hirſche noch auf Rehe,
Sondern auf die kahlgeſchornen Türken.
Täglich brachten ſie zur Höhle Beute,
Oft auch Wunden, wie ſie Helden zieren.
Aber Jerina die treue Gattin
Diente ihnen wie ein junges Bürſchlein,
Und ſie hielten's wie den jungen Falken,
Der noch flügge nicht, zurück im Neſte;
Mußte wohl die dunkle Höhle hüten
Und das Mahl den Hungrigen bereiten,
Wein und Rakia den Durſtgen ſchenken,
Kopf und Hand den Blutenden verbinden,
Und die Flinten auch den Helden laden,
Schoſſen ſie vom Berg zur Ebne nieder.
Sieben Tage weilte hier die Junge,
Härmte ſich um ihren lieben Gatten.

Aber an des achten Tages Abend
Kamen zwei der Helden zu den andern
Und berichteten, was ſie vernommen:
„Brüder hört, das Heer des Türkenſultans
Ziehet eben durch die Ebne Banska.
Alle Dörfer, alle Höfe brennen,
Alle Menſchen, alle Thiere fliehen,
Fliehen all zu Despot Wuk dem Drachen:
Dieſer überſchritt der Sawa Waſſer
Und iſt an der Donau jetzt gelagert.
Helf ihm Gott und unſer heilger Glaube,
Helf ihm Gott und ſeinen tapfren Helden,
Doch vor Allen Rado Laſarewitſch,
Der die ſchönſte Gattin hat im Hofe
Und den ſchärfſten Säbel trägt am Gürtel,
Der erſchlug den Paſcha von Udbucja
Und die Türken trieb aus Smederewo.
Mög' ihm treu die junge Gattin bleiben
Und ihm Ehre ſein im Serbenlager!“
So berichteten die beiden Helden.
Aber Jerina, des Stanko Tochter,
Wälzte ſchlaflos ſich die ganze Nacht durch.
Früh am Morgen zogen aus die Helden,
Ließen Jerina allein zurücke —
Machte Jerina ſich auf geſchwinde,
Eilte auf verſteckten Wegen weiter
Nach der Donau zu, dem kühlen Waſſer,
Zog zwei Tage weiter und zwei Nächte,
Kam am dritten Tag zu einem Thale.
In dem Thale lag ein Dorf verſtecket,
Vor dem Dorf auf einer grünen Wieſe
Tanzten zwanzig Mädchen laut den Kolo,
Und ein blinder Spielmann ſpielte luſtig,
Und die Mädchen tanzten froh und ſangen:
„Alle Männer ſind zum Kampf gezogen.
Wenn die Männer mit den Türken kampfen,
Unter Despot Wuk dem Serbendrachen
An der Seite Rado's Laſarewitſch:

Laßt uns Mädchen froh den Kolo tanzen,
Denn die Serbenmänner werden ſiegen."
Sangen froh dieß Lied die jungen Mädchen.
Als ſie Jerina von fern gewahrten,
Liefen ſie zu ihr und ſprachen alſo:
„Junges Burſchlein, eile nicht ſo ſchnelle,
Denn die Türken ſtreifen durchs Gefilde,
Werden dich ermorden, liebes Söhnchen.
Bleibe hier und tanze mit den Kolo,
Tanze! biſt der einz'ge Mann im Dorfe."
Aber Jerina die junge Gattin
Ward zum Tanz gewaltſam fortgezogen,
Tanzte vor den Kolo auf dem Raſen,
In der Mitte ſpielte auf der Spielmann,
Witz'ge Sprüchlein flogen hin und wieder.
Und die Mädchen ſprachen: „Junges Bürſchlein,
Sing auch du ein Sprüchlein wie die andern!"
Jerina, des Helden junge Gattin,
Stellte ſich und ſang mit bittrem Tone,
Wie das Reh, wenn es ein Pfeil getroffen:
„Rado Laſarewitſch, Herr und Gatte,
Jerina, des Helden Stanko Tochter,
Deine treue Gattin folgt dir immer,
Wie die weiße Taube folgt dem Tauber,
Wie die Donau folgt dem feſten Ufer,
Wie der Mond der weißen Sonne folget,
Ueberall, ins Grab und übers Grab noch."
Als die Mädchen dieſe Worte hörten,
Ließen bald ſie ihre Gürtel fahren,
Standen ſtill und ſangen mit und klagten.
„Weh uns", klagten ſie, „uns Fraun und Jungfraun,
Wehe uns, wir bleiben hier und tanzen,
Während blutig unſre Männer kämpfen!"
Aber als des Rado treue Gattin
Dieß vernahm, mit heller Stimme ſprach ſie:
„Auf ihr Radowitzer Fraun und Jungfraun,
Folget mir ins Schlachtfeld an die Donau,
Laßt uns helfen unſern Serbenhelden!

Ob ihr gleich nicht blanke Waffen führet,
Mögt ihr doch mit Trunk die Müden ſtärken,
Mögt ihr doch die langen Flinten laden,
Oder die Verwundeten verbinden.“
Und die Frauen riefen all und Jungfraun:
„An die Donau, an die ſtille Donau!
In das Schlachtfeld, in das grün' und rothe!
Unſre Männer ſollen nicht verſchmachten,
Sollen doppelt oder dreifach ſchießen,
Sollen an den Wunden nicht verbluten,
Sollen die verfluchten Türken ſchlagen.
Führ uns hin, du keckes junges Bürſchlein!“
Und ſie zogen alleſamt zum Schlachtfeld,
Zu dem Schlachtfeld an der kühlen Donau.
Kamen wohl drei Türken da geritten,
Butjubaſchas zwei und Ein Bimbaſcha,
Dachten eins der Mädchen wohl zu fangen.
Aber Jerina des Rado Gattin
Hieb den einen, daß er fiel vom Roſſe,
Schoß Bimbaſchan, alſo wollte Gott es,
Mitten durch die Stirn, daß todt er hinfiel,
Und dem dritten machten ſie das Roß ſcheu,
Daß es ſchnell dahinflog durch die Ebne,
Daß die Mädchen alle laut auflachten.
Aber mit Bimbaſchas Handſchar ſchmückte
Sich das Bürſchlein, Rados treue Gattin.
Alſo kamen ſie zur ſtillen Donau,
Kamen in das Feld, das grün' und rothe,
Immer grün, doch roth ſeit Tagesanbruch.
Jetzt im Mittag ſtand die heiße Sonne,
Und die Serben jauchzten, als ſie ſahen
Zwanzig Jungfraun und das Bürſchlein kommen.
Jede Jungfrau trug in einem Kruge
Friſches Waſſer aus der kühlen Quelle,
Löſchte jeder Krug den Durſt von Zwanzig.
Jede nahm von den gefallnen Helden
Eine Flinte, wechſelweis ſie ladend,
Jede band mit ihrem eignen Kleide

Helden, die im Felde blutend lagen
Und ſofort zurück zum Kampfe ſtürmten.
Und im Heer der Serben riefen Alle:
„Weiße Wilen kamen aus den Wolken,
Kamen uns im heißen Kampf zu helfen.“
Aber Jerina die treue Gattin
Flog umher wie eine weiße Taube,
Die den Tauber ſucht, durchs Heer der Serben.
Auf dem Kalpak ihre weiße Feder
Schwankte hin und her im Kampfgetümmel,
Denn ſie ſuchte Rade ihren Gatten.
Endlich mitten in dem dickſten Haufen
Fand ſie fechtend Rade Laſarewitſch,
Lag ſein treuer Schecke todt zur Seite,
Sein geribbter Kolben lag zerſchmettert
Und ſein Schwert war kürzer um die Hälfte.
Nur zwei Krieger fechten ihm zur Seite,
Während ſieben Türken ihn bedrängten,
Sieben grimme Türken Haſſan Agas.
Als von ferne Rade Laſarewitſch
Sah das Bürſchlein mit der weißen Feder
Mit dem blanken Handſchar des Bimbaſcha,
Rief er laut, daß Jerina es hörte:
„O in Gott mir Bruder, junges Bürſchlein!
Wirf mir zu geſchwind den blanken Handſchar.
Fliehe, daß dich nicht die Türken fangen,
Und ich will dir's lohnen nach dem Kampfe!“
Jerina, des Rade treue Gattin,
Hörte dieß und warf ihm zu den Handſchar.
Fühlte kaum der Rade Laſarewitſch
In der Hand den Handſchar des Bimbaſcha,
Als erſchreckt die grimmen Türken fliehen.
Rade, von der ſchlimmen Noth befreiet,
Sah ſich um, daß er das Bürſchlein ſähe,
Jenes Bürſchlein mit der Taubenfeder.
Fand er's todt im grünen Graſe liegen,
Denn die grimmen Türken als ſie fliehen
Hatten ihr durchbohrt ihr ſchlagend Herze.

Aber in der Hand hielt ſie ein Blättchen,
Ein beſchriebnes Blättchen hielt die Junge.
Rado bog ſich nieder es zu leſen,
Las darauf die wohlgeſchriebnen Worte:

„Rado Laſarewitſch, Herr und Gatte,
Jerina, des Helden Stanko Tochter,
Deine treue Gattin folgt dir immer,
Wie die weiße Taube folgt dem Tauber,
Wie die Donau folgt dem feſten Ufer,
Wie der Mond der weißen Sonne folget,
Ueberall, ins Grab und übers Grab noch“

Als der Held die Worte wohl verſtanden,
Sah er an des jungen Bürſchleins Antlitz
Und erkannte ſeiner Gattin Züge.
In ihm brach das Heldenherz zuſammen;
Stürzend ſich auf die entſeelte Leiche
Blieb er liegen, bis es Abend wurde.
Laut erſcholl der Siegesruf der Serben
Von der Donau Strom bis zu den Bergen.
Rado Laſarewitſch, auf ſich raffend,
Nahm die weiße Feder von dem Kalpak,
Von dem Kalpak ſeiner treuen Gattin,
Steckte dieſe an den eignen Kalpak,
Barg das Blättchen an dem eignen Herzen,
Ging nicht mehr zurück zu ſeinen Höfen,
Sondern blieb bei Deſpot Wuk dem Drachen.
Wunder that er dort im Heldenkampfe:
Stets zu ſeinen Häupten ſah man fliegen
Eine weiße Taube aus den Wolken.
Dieß war Jerina, des Rado Gattin,
Jerina, des Helden Stanko Tochter.

Auf der Welt war keine Gattin treuer
Als die Gattin Rado's Laſarewitſch.

* * *

Lyriſche Gedichte.

An das Rheinland.

Aus allem was beglückt mein Leben,
Aus meiner Liebe Träumerein,
Aus meinen Freuden, meinem Streben
Möcht' ich Dir eine Krone weben,
Rheinland im goldnen Sonnenschein!

Doch welcher Kranz soll Dir gefallen
Und Deiner Stirne würdig sein,
Indeß von Deinen Bergen allen
Duftende Wälder niederwallen
Und Reben glühn von künftgem Wein?

Ominus.

Ernſt Moritz Arndt.

1. Frühlingstraum.

Ging ich aus ins Frühlingsthal,
Wollte Blüthen fangen,
Blumenluſt und Sonnenſtral,
Alt und jung Verlangen.

Altes, wieder grün und kraus
Webte friſche Ranken,
Junges in die Welt hinaus
Schneller als Gedanken.

Aber weh! der Himmel zog
Dunkel ſich zuſammen,
Und ein Donnerſturmwind flog
Her mit Blitzesflammen;

Wald und Feld und Au und Thal
Rings umher zerzauſet
Und der Lerch und Nachtigal
Jeder Ton vergrauſet.

Nur auf Stumpf und Dornbuſch krächzt
Krähe und Neuntödter,
Und aus Thurmgetrümmer ächzt
Kauz der Schwerenöther.

Und der ganze Frühlingstraum
Hinnen wie geſchwinde
In dem öden weiten Raum,
Weg in alle Winde!

Lenzesbild du Lebensbild —
Fliege mit, o Wandrer!
Was dir heut verwelkt, verquillt,
Morgen pflückt's ein andrer.

2. Herzensſaitenſpiel.

Was ſpielt ſo klingende Saiten
Auf dir, mein altes Herz,
Aus fernſten Tiefen und Weiten
Zugleich mit Schmerz und Scherz?

Es fließen die Stunden, die Räume
Zuſammen in dem Gewirr
Und Schattenſpiele der Träume
Im leichten Flügelgeſchwirr.

Bald ſpielt es wie im Reigen
Hell auf zum luſtigen Tanz,
Und Sonn und Blüthen neigen
Darüber Frühlingsglanz;

Bald bläſt wie über Leichen
Die tiefe Flöte Weh,
Wie hohle Töne ſtreichen
Fernher auf tiefer See.

Das iſt's, die Tiefen die Weiten,
Das iſt's, das meint der Klang,
Das jauchzen, das klagen die Saiten —
Sey drum, mein Herz, nicht bang.

Die Sonnen und die Erden —
Wer miſſet Flug und Schritt? —
Müſſen Flieger und Tänzer werden:
Du tanze luſtig mit;

Und laß ſie ſpielen die Saiten
Auf dir, du altes Herz,
Und frage nicht Nähen noch Weiten:
Spielt alles doch himmelwärts.

So fliege mit tanzenden Himmeln,
Und glaube, die Welt iſt dein:
Wo Götter und Sonnen ſich wimmeln,
Rolle mit in dem Klang und Schein.

3. Geſpräch mit Stöcken und Degen.

Meine Stöcke ſtehn gereiht,
Gar ein dicker Haufen,
Steif genug, noch hundert Jahr
Durch die Welt zu laufen;

Und der Säbel mittendrinn,
In vergangnen Tagen
Einſt von mir zu Schutz und Trutz
Durch die Welt getragen.

Und nun ſtehn ſie da ſo ſtill,
Freud- und Leid-Geſellen,
Und mir wollen Bruſt und Aug
Bei dem Anblick ſchwellen.

Ach! Geſellen, gebt euch drein,
Alles muß auf Erden
Nach dem Sturm der Luſt und Kraft
Zahm und ſtille werden.

Tröſtet euch, ihr bleibet hier,
Werdet bald mit andern
Luſtig über Berg und Thal,
See'n und Ströme wandern.

Alter, du doch ſchäme dich,
Hier vor den Geſellen
Deines weiland Tagewerks
Dich ſo mürb zu ſtellen;

Dieſer Thräne ſchäme dich,
Die dem Aug entgleitet,
Du, dem die Unendlichkeit
Himmelwandrung ſpreitet.

Dort wird friſch aus friſchem Holz
Neuer Stab geſchnitten
Und mit neu geſchliffnem Stal
Neuer Kampf geſtritten

Alſo iſt es, ſoll es ſeyn!
Nimm dir kühnes Wollen,
Und ſo laß dein Küglein froh
Mit den Sternen rollen.

* * *

Annette von Droſte zu Hülshoff.

1. Der ſterbende General.

Er lag im dicht verhängten Saal,
Wo grau der Sonnenſtrahl ſich brach,
Auf ſeinem Schmerzensbette lag
Der alte kranke General;
Genüber ihm am Spiegel hing
Scharpe, Orden, Feldherrnſtab,
Still war die Luft, am Fenſter ging
Langſam die Schildwach' auf und ab.

Wie der verwitterte Soldat
So ſtumm die letzte Fehde kämpft'
Zwölf Stunden, ſeit zuletzt gedämpft
Um „Waſſer“ er um „Waſſer“ bat.
An ſeinem Kiſſen beugten Zwey,
Des Einen Auge rothgeweint,
Des Andern düſter, feſt und treu,
Ein Diener und ein alter Freund.

„Tritt ſeitwärts“, ſprach der Eine: „laß
Ihn ſeines Standes Ehren ſehn, —
Den Vorhang weg! daß flatternd wehn
Die Bänder an dem Spiegelglas!“
Der Kranke ſchlug die Augen auf,
Man ſah wohl daß er ihn verſtand,
Ein Blick, ein leuchtender, und drauf
Hat er ſich düſter abgewandt.

„Denkſt du, mein alter Kamerad,
Der jubelnden Viktoria?
Wie flogen unſre Banner da
Durch der gemähten Feinde Saat!

Denkſt du an unſers Prinzen Wort:
—„Man ſieht es gleich hier ſtand der Wart!“—
Schnell, Conrad, nehmt die Decke fort,
Sein Odem wird ſo kurz und hart.“

Der Obriſt lauſcht, er murmelt ſacht:
„Verkümmert wie ein welkes Blatt!
Das Dutzend Friedensjahre hat
Zum Kapuziner ihn gemacht. —
Wart, Wart! du haſt ſo friſch und licht
So oft dem Tode dich geſtellt,
Die Furcht, ich weiß es, kennſt du nicht,
So ſtirb auch freudig wie ein Held!

„Stirb wie ein Leue, adelich,
In ſeiner Bruſt das Bleygeſchoß,
O, ſtirb nicht wie ein zahnlos Roß
Das zappelt vor des Henkers Stich! —
— Ha, ſeinem Auge kehrt der Strahl —
Stirb, alter Freund, ſtirb wie ein Mann!“
Der Kranke zuckt, zuckt noch einmal,
Und „Waſſer, Waſſer!“ ſtöhnt er dann.

Leer iſt die Flaſche. — „Wache dort,
He, Wache, du biſt abgelöſt!
Schau, wo ans Haus das Gitter ſtößt,
Lauf, Wache, lauf zum Borne fort! —
’S iſt auch ein grauer Knaſterbart,
Und ſtrauchelt wie ein Dromedar —
Nur ſchnell, die Sohlen nicht geſpart!
Was, alter Burſche, Thränen gar?“

„Mein Commandant“, ſpricht der Uhlan
Grimmig verſchämt: „ich dachte nach
Wie ich bleſſirt am Strauche lag,
Der General mir nebenan,
Und wie er mir die Flaſche bot,
Selbſt durſtend in dem Sonnenbrand,
Und ſprach: „du haſt die ſchlimmſte Noth“ —
Dran dacht’ ich nur, mein Commandant.“

Der Kranke horcht, durch ſein Geſicht
Zieht ein verwittert Lächeln, dann
Schaut feſt den Veteran er an. —
Die Seele, der Viktorie nicht
Nicht Fürſtenwort gelöſ't den Fluch,
Auf einem Tropfen Menſchlichkeit
Schwimmt mit dem letzten Athemzug
Sie lächelnd in die Ewigkeit.

2. Sylveſterabend.

Am letzten Tage des Jahres
Da dacht' ich wie Mancher todt,
Den ich bey ſeinem Beginne
Noch luſtig geſehn und roth,
Wie Mancher am Sargesbaume
Gelacht unterm laubigen Zelt,
Und wie vielleicht auch der meine
Zur Stunde ſchon ſey gefällt.

Wer wird dann meiner gedenken
Wenn ich nun geſtorben bin?
Wohl wird man Thränen mir weihen,
Doch dieſe ſind bald dahin!
Wohl wird man Lieder mir ſingen,
Doch dieſe verweht die Zeit!
Vielleicht einen Stein mir ſetzen,
Den bald der Winter verſchneit!

Und wenn die Flocke zerronnen
Und kehrt der Nachtigall Schlag,
Dann blieb nur die heilige Meſſe
An meinem Gedachtnißtag,
Nur auf zerriſſenem Blatte
Ein Lied von flüchtigem Stift,
Und mir zu Haupten die Decke
Mit mooszerfreſſener Schrift.

Wohl hab' ich viele Bekannte
Die gern mir öffnen ihr Haus,

Doch wenn die Thüre geſchloſſen,
Dann ſchaut man nimmer hinaus,
Dann haben ſie einen Andern
An meiner Stelle erwählt,
Der ihnen ſingt meine Lieder
Und meine Geſchichten erzählt.

Wohl hab' ich ehrliche Freunde,
Die geht es härter ſchon an;
Doch wenn die Kette zerriſſen,
Man flickt ſie ſo gut man kann;
Zwey Tage blieben ſie düſter,
— Sie meinten es ernſt und treu —
Und giengen dann in die Oper
Am dritten Tage auf's neu.

Ich habe liebe Verwandte
Die trugen im Herzen das Leid,
Allein wie dürfte verkümmern
Ein Leben ſo Vielen geweiht?
Die haben ſich eben bezwungen,
Für andere Pflichten geſchont,
Doch ſchweben meine Züge
Zuweilen noch über den Mond.

Ich habe Brüder und Schweſtern,
Da gieng in's Leben der Stich,
Da ſind viel Thränen gefloſſen
Und viele Seufzer um mich;
O, hätten ſie einſam geſtanden,
Ich lebte in ewigem Licht!
Nun haben ſie meines vergeſſen
Um ihres Kindes Geſicht.

Ich hab', ich hab' eine Mutter,
Der kehr' ich im Traum bei Nacht,
Die kann das Auge nicht ſchließen,
Bis mein ſie betend gedacht;
Die ſieht mich in jedem Grabe,
Die hört mich im Rauſchen des Hains —
O, vergeſſen kann eine Mutter
Von zwanzig Kindern nicht eins!

Ludwig Wihl.

Jehova-Lieder.

Alexander von Humboldt
in Hochachtung gewidmet.

Lubet indulgere sacro furori.
[illegible]

1. Bibliſche Viſion.

O Erft, o Heimathsbach,
Wie ruft dein luſtig Springen
Mir in dem Herzen wach
Ein Singen und ein Klingen!

Wie bin ich reich umſchwebt
Von Mährchen und von Sagen,
Die einſt in mir gelebt
In meinen Kindertagen!

Es naht der Orient
Mit ſtolzen Königreichen,
Aufrollt das Teſtament
Geheime Wunderzeichen.

Die Palme ſchüttelt ſich,
Ha, welch ein friſches Wehen!
Mir iſt, als könnte ich
Den Hain zu Mamreh ſehen.

Drob zeigt ſich eine Schaar
Von braunen Urgeſtalten,
Die mit dem Dromedar
Am Brunnen Raſtung halten.

Sie ziehn zum Reiche hin,
Wo Joſeph trägt die Krone,
Der fromm an Herz und Sinn
Blieb auf dem Königsthrone.

Sie hatte abgeſandt
Auf dieſe weite Reiſe
Aus ihrem Heimathland
Der Patriarch, der greiſe.

Wie manche Thräne ſchon
Hat er dem Sohn geweinet,
Vor deſſen goldnem Thron
Er ſelber nun erſcheinet.

Sieh, Moſes ſteht im Hain
Bei Jethro's Lämmerherde;
Im Dornbuſch-Flammenſchein
Sinkt betend er zur Erde.

Von Gott, dem Herrn, erwählt
Zum Liebling und Propheten,
Seh' ich ihn muthbeſeelt
Zu Pharao hintreten.

Er zieht durch's rothe Meer
Mit dem befreiten Volke,
Und vor ihm ſchreitet her
Ein Gott in lichter Wolke.

Zu meinem Geiſt heran
Tritt ſo des Volkes Sage
Von Abraham, dem Ahn,
Herab zum heut'gen Tage.

Doch klingt aus Allem vor
Des Königs Harfe prächtig,
Wenn der Levitenchor
Im Tempel ſingt andächtig.

Dich ſinget und lobpreiſt,
Jehova, die Gemeine;
Es betet mit mein Geiſt
Im betenden Vereine.

So ſacht dein ſtiller Lauf,
O Bach, zum Traumgeſichte
In meinem Buſen auf
Die heil'ge Urgeſchichte.

2. Jeruſalem.

Jeruſalem, du ſtolze Stadt,
Wie liegſt du jetzt in Staub gebückt,
Am Weltenbaum ein dürres Blatt,
Ein Reis vom grünen Stamm geknickt.

Wo einſt Jehova's Tempel ſtand,
Halt jetzt der wilde Räuber Raſt,
Begraben hat der Wüſtenſand
Der alten Fürſten Goldpalaſt.

Statt Harfenſpiel und Saitenklang
Erſchallt des Geiers rauher Schrei,
Und auf den Straßen ruhet bang
Ein ewigſtilles Einerlei.

Und deine Söhne, die ſich kühn
Ein Volk von Prieſtern laut genannt,
Wie müſſen ſie in's Elend ziehn
Gebannt aus ihrem Heimathland!

Jehova hält ein ſchwer Gericht,
Wer kann vor ſeinem Spruch beſtehn:
O furchtbar ſchreckliches Geſicht,
Wie es Jeſajas hat geſehn!

3. Babels Flüſſe.

Wie beneid' ich deren Loos,
Die in Babel weinten,
Die im Unglück ſtark und groß
Sich in Eintracht einten!

Die der Väter uralt Wort
Im Exil verehrten
Und ſich ſehnend immerfort
Nach Judäa kehrten.

Die vertrauend ihrem Gott
In die Zukunft ſchauten,
Nie vor ihrer Feinde Spott
Bebten und ergrauten.

Ihre Harfe hingen ſie
Schweigend auf an Weiden,
Daß da ſtarb die Melodie
Ihrer tiefen Leiden.

Mit den Zähnen hätten wund
Sie die Zung' gedrücket,
Eh' ein Lied aus ihrem Mund,
Feind, dich hätt' entzucket.

Nimmer hat, o Babel, dich
Juda's Lied erfreuet,
Eher hätte Jeder ſich
Frei dem Tod geweihet.

Heute ſingt im goldnen Sold
Jeder ſeine Schande,
Trägt, wenn blankes Gold nur rollt,
Gerne Sklavenbande.

Ach, wie ſind wir matt und ſchwach,
Klein und glaubensblöde;
Statt des Meeres kriecht ein Bach
Durch die weite Oede.

Wie beneid' ich deren Loos,
Die in Babel weinten,
Die im Unglück ſtark und groß
Sich in Eintracht einten!

4. Die Roſe Sarons.

Die Roſe Sarons ward ich einſt geheißen,
Jetzt bin ich nur ein wilder Dornenſtrauch;
O möchte mich aus meinem Boden reißen
Ein ſtarker Wind, ein Sturmeshauch!

Frommt wohl dem Manne noch ein dunkles Alter,
Der einſt in goldgeſchmückter Wiege lag? —
Und nennſt du frei wohl noch den müden Falter,
Der ſich die buntbeſtrahlten Flügel brach?

Umſonſt erſchaut mein Aug' die weite Ferne,
Umſonſt umſchwärmt die Hoffnung mir den Sinn,
Es ſanken nieder meines Glückes Sterne
Mit dir, Jeruſalem, o Königin!

5. Mein iſt Jeruſalem.

Mein iſt Jeruſalem, das bleiche, alte,
Mein iſt das gramerfüllte Todtenhaus;
Daß dort der Moslemite walte,
Preßt mir im Stillen Thränen aus!

In ſeiner Erde ruhen meine Ahnen:
Sie fühlen nicht den Hohn, die Schmach,
Daß heute nur den fremden Karavanen
Zur Wohnung dient ihr Palmendach.

Doch ich, ich denke hier im Norden
Der alten Zeiten goldnen Glanz,
Wo du mit deinen Kriegerhorden
Die Fürſtin warſt des Morgenlands.

Hätt' ich ein Heer, ich zög' ein Krieger
Dahin in meiner Väter Land;
Ich fänd Beſiegter oder Sieger
Zuletzt ein Grab in ſeinem Sand!

6. Fata Morgane.

Die allerſchönſte Fata Morgane
Biſt du, o Salem, gedenke ich dein;
Wie träum' ich trunken in meinem Wahne
Von deinem goldnen Zauberſchein!

Ein wunderſüßer Liebesgedanke
Aus meiner erſten Jugendzeit
Hält mich umſchlungen wie eine Ranke:
Wie biſt du mir nah und doch ſo weit!

7. Das Licht.

Der Parſe ſchaut zum goldnen Licht,
Ich ſchau', Jeruſalem, nach dir,
Daß du in Trümmern, ſchadet nicht,
Lebſt du doch ganz in mir.

Die dich verdunkelt, iſt die Nacht,
Doch nach der Nacht erſcheint das Licht,
Der Morgen naht, das Licht erwacht,
Die Völker jubeln dir!

8. Der Tag des Herrn.

Iſt denn ſchon der Tag erſchienen
Reich an Wonne, reich an Luſt,
Wo du, deinem Gott zu dienen,
Frohen Herzens ſterben mußt!

O, ſo zeige mir die Halle,
Zeige mir das Gotteshaus,
Wo ſie Gottes Namen Alle
Rufen eines Glaubens aus!

Hat denn nicht, worüber ſtreiten
Alle, deren Hohn dich trifft,
Aufgeklärt ſeit alten Zeiten
Dich, mein Volk, die heil'ge Schrift?

Wiß, wenn All aus einem Munde
Preiſen Gott, den Herrn, allein,
Dann iſt deine Todesſtunde,
Gehe zu den Vätern ein!

9. Wo bleibt der Held.

Wo bleibt der Held, wo bleibt der Weiſe,
Der dich von Neuem, Volk, belebt,
Der dich ein Heiland in's Geleiſe
Der Weltgeſchichte wieder hebt?

Hat dich mit einem Leichentuche
Gehüllt die Hand des Lebens ein? —
Sollſt du auf ewig aus dem Buche
Der Zeiten ausgeſtrichen ſein? —

O käm' er nur; ich wollt' ihn grüßen,
Wo er nur geht, wo er nur ſteht;
Ich ſtreute Palmen ihm zu Füßen, —
Wo bleibſt du Held, du mein Prophet!

10. Die wilde Pflanze.

Eine Pflanze wüſt und wild
Wuchert jetzt auf dem Gefild,
Wo die Roſe hat geblüht
Und das heil'ge Hohelied.
Weißt du, wie die Pflanze heißt:
Deiner ſtolzen Rabbi's Geiſt!

11. Sonſt und Jetzt.

Wo einſt Turteltauben girrten,
Wo einſt Roſengärten blühten,
Wo des Morgenlandes Hirten
Für Geſang und Liebe glühten,
Weilen jetzt nur trübe Gäſte,
Lebensleid und Todesbangen,
Selbſt die Zeder läßt die Aeſte
Mitleidsvoll herunterhangen.

12. Jeremias.

Jeremias, ich denke dein,
Wie du verhöhnt, verlaſſen,
Mit deinen Klagen zogſt allein
Durch Salems ſtolze Gaſſen.

Wie alles Volk unwillig ſprach:
Was will der falſche Seher?
Er weckt ja nur zu unſrer Schmach
Den Spott der Idumäer.

Von unſrem nahen Untergang
Hört man ihn ſingend klagen,
Wie darf er nur ſo frechen Sang
Vor unſren Ohren wagen!

Und kommt er nicht im Bettlerkleid
So ſtolz einhergegangen,
Als ob mit ihm die Welt, die Zeit
Zuerſt hätt' angefangen.

Ein Vagabund, ein Muſikant,
Kann er nur muſiciren;
Wo iſt ſein Gut, wo iſt ſein Land,
Was hat er zu verlieren?

So ſprachen ſie, Jeremias,
Du mußteſt es ertragen,
Daß ſie ſtatt Liebe fanden Haß
In deinen tiefen Klagen.

Der Mann, der eigne Wege geht,
Den wird der Spott begleiten;
Es wird noch heute der Prophet
Mißachtet wie vor Zeiten!

13. Der neue Tempel.

Liegt dein Tempel auch im Staube
Gleich dem Tempel in Palmyra,
Lebt doch noch der alte Glaube,
Der Propheten heil'ge Lyra.
Laß' ein Cyrus ſeine Trümmer
Wiederum im Geiſt erſtehen
Und den Schutt im goldnen Schimmer
Einer neuen Zukunft ſehen! —
Laß die Völker alle kehren
In des Tempels Pforte ein
Und von allen Göttern ehren
Dich, Jehova, nur allein!

Adelheid von Stolterfoth.

1. Der Scheidende.

Da ſteh' ich hoch auf Bergeszinnen
Und ſchau hinab im Abendſtral,
Und ſeh' den Rhein vorüberrinnen
Zum letztenmal, zum letztenmal!

Von Fels zu Fels nicht mehr zu ſpringen,
Wie's frei der Hirſch des Waldes thut,
Kein friſches Lied vom Strand zu ſingen
Ins ſtolze Brauſen ſeiner Flut —

Nicht mehr des Kahnes weißen Flügel
Zu lenken durch des Dämpfers Schaum,
Und dann im Schatten grüner Hügel
Vorbei zu treiben, hörbar kaum —

Zu ruh'n nicht mehr auf weichem Mooſe
Umweht von rebenduft'gem Wind
Und mit der ſchönſten wilden Roſe
Zu ſchmücken dann ein holdes Kind —

Nicht ſüße Trauben mehr zu ſchneiden
Wenn Herbſtgeſang vom Berge ſchallt — —
O! welches Leiden bringet Scheiden,
Das Leben flieht, das Herz wird alt!

Das Herz wird kalt! Die Jugendlieder
Verwehen mit dem Jugendglück —
Und kehr ich einſt nach Jahren wieder,
Ich kehre ſo nicht mehr zurück!

2. Die Grafenbraut.

Ruhmgekrönt vom fernen Morgenland
Kehrt der Graf von Sayn zum Heimatſtrand.
„Sieben Jahr iſt eine lange Zeit:
Ach! es hat mich oft gereut!

„Weibertreu, den Winden iſt ſie gleich!
Edle Braut, du biſt ſo ſtill und bleich —
Hat dein Herz allein an mich gedacht
Oder andern zugelacht — —?“

Sanft und traurig ihre Lippe ſpricht:
„Männertreu, hienieden lebt ſie nicht,
Aber Weibertreu bis an das Grab,
Ritter, ſchwörſt du mir nicht ab.

„Hat dir nicht im Morgenland gedroht
Peſt und Feindesſchwert mit frühem Tod?
Sag! Wer gab dem Leben dich zurück
Kühn entſagend eignem Glück —?

„Morgen ſcheid' ich ewig von der Welt
Ueber dieſes Haupt der Schleier fällt — —
Ruf mir deinen blonden Knappen her
Der dir folgte über's Meer.

„Junge Maid! ich wußte längſt von dir:
Haſt ihn ja vom Tod errettet mir,
Wirſt von ihm geliebt und liebſt ihn treu
Arme Maid — —! Ich geb' ihn frei.

„Weg die Rüſtung -- nimm dies Brautgewand,
Nimm o nimm den Ring von ſeiner Hand:
Du ſtatt meiner tritt zum Altar hin,
Wenn ich in dem Kloſter bin!“

Wilhelm Smets.

Gedenkblätter.

1. Mit einer zwei Zoll hohen Büſte Goethe's.

Edeler Sinn erkennt auch groß im Kleinen das Große:
So nur wag' ich es, dir winzig den Heros zu weih'n.

2. Grabſchrift auf einen Seidenwurm.

Du webteſt ſelber dir, ſtill wirkend, deinen Sarg,
Der bald darauf den Leib des ſchönſten Weibes barg.

3. Schnee im Mai.

Ei, ſieh da, die weißen Flocken!
Kirſchenblüthen ſind's wohl nicht?
Nein, es weh'n des Winters Locken
Um des Lenzes Angeſicht.

4. An Bord des Francesco primo.

Ueber mir die Wetterwolke,
Um und um ein tobend Meer,
In mir hohe Glaubenshoffnung,
Zieh' ich durch den Sturm einher:
Wetter trägt der Herr in Händen,
Und ſein Fuß auf Wogen ruht,
Wenn er will, ſo kann er's wenden, —
Doch auch drunten ruht ſich's gut.

5. Mezzofanti.

Sei's natürlich! Man denkt doch dabei an's Wunder von Pfingſten,
Wie du jegliches Volks Sprache zu reden verſtehſt.

6. Der Silberblick des Lebens.

Nur einmal ſah ich dich, und niemals wieder,
Dich, meines Lebens ſchönſten Silberblick;
Ich rufe nun vergebens dich zurück:
Nur einmal ſah ich dich, und niemals wieder!
Drum ſollen ewig klagen meine Lieder
Um dieſe Gunſt und dieſes Mißgeſchick,
Daß ich nur einmal ſah und niemals wieder
Dich, meines Lebens ſchönſten Silberblick!

7. Zum Namensfeſte.

Mit einem Voß'ſchen Muſenalmanache vom Jahre 1780.

Was böt' ich Jahr- und Taſchenbuch
In Saffian und engliſch Tuch
Dir an, der Reichbeſchenkten?
Und wär' nicht ſtattlich, was ich brächt',
So zankten wohl mit mir noch recht
Die zierlich Eingeſchränkten!
Drum ſend' ich dir die Geneſis
Vom Taſchenbuch, und bin gewiß
Den Prachtband zu erſetzen;
Am kleinen Anfang wirſt du dich,
Ich weiß von dir dies ſicherlich,
Noch ſinniger ergötzen.
Und hängt der edle Roſt der Zeit
Am Büchlein, das der Freund dir weiht,
O laß dich's nicht verdrießen,
Das ſeltne, das einſt blink und blank,
Auch ſo im Magahoniſchrank
Still freudig einzuſchließen.

8. Mit den chineſiſchen Liedern des Schi-King.

An **

Wie Lieb' und Haß, wie Zorn und Wehmuth reden
Aus jenem Volk, das fern im Oſten wohnt,
In dieſen ſeltnen Liedern kannſt du's leſen,
Und draus erſehn, daß auch in fernſter Zone
Das Menſchenherz dieſelbe Sprache ſpricht.
Der Ungenannte, der den Liedern gab
Den deutſchen Laut, er will vor dir ſich nennen,
Wollt' unbekannt er auch der Menge bleiben.
Weil ſeine Bruſt die Stola decket, ſoll
Er vor der Welt, engherzig wie ſie iſt,
Nicht frei des Herzens ſchöne Sprache reden.
Dir aber, nicht vom Vorurtheil umſtrickt,
Dir darf ich's ſagen, daß es mein Bemühn
Geweſen, dieſen Liederkranz zu flechten;
Nimm gerne als ein ſchlicht Geſchenk ihn an
Zur freundlichen Erinnrung an den Mann,
Deß Lied auch deiner Nachſicht Huld gewann.

9. An einen edeln Menſchenfreund,

der zu wohlthätigen Zwecken Silhouetten anfertigte.

Du nimmſt aus Liebe von der Schattenſeite
Die Menſchen auf, und auch aus Liebe nur
Verfolgſt du ſelber ihres Schattens Spur,
Verkleinerſt ſie, und ſchwärzeſt gar ſie an:
O, daß dich, Edler, Liebe drum begleite,
Gleich deinem Schatten, auf des Lebens Bahn!

10. Dem Andenken einer edeln Frau.

Dein Tagewerk vom Morgen
Bis an den Abend ſpät
War redlichs Müh'n und Sorgen,
War Wohlthun und Gebet.

Und ſelbſt im Schlaf nicht minder
Zog noch durch deinen Traum
Die Wohlfahrt deiner Kinder,
Der Enkel Weihnachtbaum.

11. Nachruf an Nikolaus Becker.

Wo du geſungen das Lied vom Rhein, das ins Volk wie ein Bliz fuhr,
Und dir Namen und Amt und von Königen Ehrengeſchenke,
Nicht unbeneidet, erwarb, da traf dich, gepflegt von der Schweſter,
Frühe der Tod im ſtillen, im ländlichen Städtchen: ein Gleichniß
Deines beſcheidenen Sinns und herzlich gemüthlichen Weſens.

12. An Jenny Lind,

als ſie in Haydn's Schöpfung den Gabriel und die Eva geſungen hatte.
Aachen, 1846.

Wie aus des Chaos dunkelm Schooß entſprungen
Die junge Welt in bräutlich holder Pracht,
Der erſte Lenz zu Gottes Lob erwacht,
Haſt mit des Engels Stimme du geſungen.

Und wie zuerſt des Weibes Herz durchdrungen
Der Gotteshauch, der in der Unſchuld Macht
Siegreich bekämpft den Geiſt der ew'gen Nacht,
Hat weiblich rein aus deiner Bruſt geklungen.

Für dieſen mächt'gen Zauber, unerwehret,
Dank dir, o Jungfrau aus dem fernen Nord!
Wer edle Weiblichkeit in dir verehret,
Dem gabſt du ja zugleich das Löſungswort:
Bewußtſeins-Würde, ſie allein verkläret
Der Harmonie, des Wohllauts reichen Hort.

Dräxler-Manfred.

Ungeſchriebene Liebesbriefe.

Sonettenkranz.

„So insgeheim die heiße Flamme nähren,
O Liebſter, länger kann ichs nicht ertragen!
Laß mich es dir, und nur geſchrieben ſagen,
Warum mein Herz in Angſt, mein Aug' in Zähren.

In Zeilen dicht und kornſchwer wie die Aehren
Will ich mein Sehnen dir und Leiden klagen,
Und dieſe Herzensbeichte, dieſe Fragen,
Du mußt ſie mir als ſtillen Troſt gewähren.

Von dir getrennt, gezwungen ſtreng zu ſchweigen,
Was duld' ich da, die Welt- und Menſchenſatte!
So mag die Taube der Gedanken ſteigen,
Dich aufzuſuchen, holder Seelengatte,
Und mir von deinen grünen Lebenszweigen
Heimkehren mit dem friſchen Freudenblatte.“

*

Heimkehren mit dem friſchen Freudenblatte
Kann keine Taube dir aus meinen Räumen,
Wo winterhaft ſie ſieht aus kahlen Bäumen,
Daß hier der Schmerz kein grünes Reis geſtatte.

Da iſt kein Zweig, der mir die Stirn beſchatte,
Kein Frühling, hell den Himmel mir zu ſäumen,
Kein holder Wahn, kein ſtilles Wonneträumen,
Erfahrung nur, die herb enttäuſcht mich hatte.

Und ſieh, der Sonnenſtrahl der Liebe küßte
Die Bruſt, die längſt zu Erz verſteint ihr Leben:
Doch dieſer Memnon in der fernen Wüſte,
Wie tiefbewegt auch mag ſein Innres beben,
Er kann dem holden Licht, das ihn begrüßte,
Nur einen Wehmuthslaut zur Antwort geben.

2.

„Nur einen Wehmuthslaut zur Antwort geben
Willſt du, o Freund, dem liebenden Verlangen?
Ich aber würde innig an dir hangen,
Fühlt' ich dich auch noch kälter widerſtreben.

Ich liebe dich ja um dein Thun und Leben,
Das in Alltäglichkeit nicht iſt befangen,
Und wenn der Schmerz auch bleichte deine Wangen,
Dein Herz hat Kraft um Alles zu erſtreben.

Das iſt kein Winter, der nicht würde weichen,
Nur ſtille Sammlung unter kalter Rinde,
Um Blüthe neu und Schönheit zu erreichen.
Geduldig harr' ich bis ich ſo dich finde,
Und der gewaltige Stamm zum Liebeszeichen
Mild ſäuſelt über dem getreuen Kinde.“

*

Mild ſäuſelt über dem getreuen Kinde
Der Himmel der Gewohnheit und des Lebens,
Darum, o Holde, ſinn' ich oft vergebens,
Warum mich deine Liebe würdig finde?

Du mit der Jugend und der Schönheit Binde,
Ich älter, lebensſatt, gelähmten Strebens;
Du voll der Hoffnung ſüßen Wonnebebens,
Indeß ich nichts für ihren Trug empfinde.

Du an der Zukunft ſchönem Traum dich labend,
Ich kummertragend um verlorne Tage,
Du Morgenroth, ich kaum ein ſtiller Abend:
Wie magſt du, ſüßes Mädchen, nur, o ſage,
In dieſem kalten Herzen dich begrabend
Dein Loos vergeuden ſo an Schmerz und Klage?

3.

„Dein Loos vergeuden ſo an Schmerz und Klage, —
Trifft dieſes Wort nicht dich mit beſſerm Rechte?
O deine Liebe wäre keine echte
Erbebte ſie dem erſten Schickſalsſchlage!

Du meinſt nur, ob ich ſchwaches Weib verzage,
Und ſo gering von deiner Seele dächte,
Daß ich mich nicht in ihre Looſe flechte?
Ich aber habe längſt gewählt und wage.

Was wagen? ich gewinne! Laß, o laſſe
Den Edelmuth, dich ſelbſt herabzuſetzen,
Da ich dich doch nach deinem Werth erfaſſe.
Und gab der Himmel Etwas mir an Schätzen,
Die Herz und Anmuth nennt die blöde Maſſe,
So freu'n ſie mich nur, weil ſie dich ergetzen.“

*

So freu'n ſie mich nur weil ſie dich ergetzen,
Die Lieder, die aus meiner Seele dringen,
Die Vögel, die auf grünen Zweigen ſingen,
Die Blumen, die das Aug' im Frühling letzen.

Nicht denk' ich länger an ein Widerſetzen!
O Seligkeit, in Liebe dich umſchlingen,
Und glücklich Alle, die ſich je verfingen
In ſo unwiderſtehlich holden Netzen.

Mein Leben lieb' ich dir zu Lieb' aufs neue:
In ſtiller Huldigung an dich gebunden
Entſprießen friſche Lieder meiner Treue;
Und dennoch, ich geſteh' es, hab' ich Stunden,
Wo Beben mich umfaßt um deine Reue,
Daß eben mich dein Herz hat aufgefunden.

4.

„Daß eben mich dein Herz hat aufgefunden,
Das iſt mein Glück, mein Stolz, mein rechtes Leben:
Bewußtſein ſoll's mir meines Werthes geben,
Den ich erkannte in der Liebe Stunden.

Wie ärmlich hatt' ich früher mich empfunden,
Ein Ding für Küche nur und Nahtiſch eben,
Schon froh zuweilen tanzend hinzuſchweben,
Einſt wohl dem ſteifen Eheherrn verbunden.

Jetzt fühl' ich mich als Roſe hier zu Lande,
Für welche Nachtigall ſein Lied verkündet;
Als Goldpokal, von deſſen ſchönem Rande
Entzucken in geliebte Lippen mündet,
Und als Altar, worauf im hellen Brande
Ein Herz das Liebesopfer froh entzündet“

*

Ein Herz, das Liebesopfer froh entzündet,
Das meine iſt's und du die Treuverehrte,
Die neu mich leben, neu mich lieben lehrte
Und meiner Muſe lächelnd ſich verbündet.

Drum, was dein Weſen auch an Reiz verkündet,
Wohl werth, daß es ein heißer Sinn begehrte,
Lieb' ich dich nur in deinem Seelenwerthe,
Von dir erfüllt, entzückt und auch entſündet.

Auf raſchen Taumel folgte bald die Klage;
Ein Kluger legt, was an Gewinn ihm eigen,
Als Freudengut zurück für große Tage.
Wie ſchön, wenn ſich im Kranz von Lorberzweigen,
Den einſt vielleicht die Dichterſtirne trage,
Auch unverwelkte Liebesroſen zeigen!

Adolf Doerr.

Der kranke Dichter.

Aus einem Cyklus.

1.

Ein Zuſtand iſt, wo wir in Dunkel wallen,
Wo letzte Blitze unſer Haupt umblinken,
Aus welker Hand des Lebens Blumen ſinken,
Wie eines müden Pilgers Betkorallen.

Das Leben ſcheint, ein ferner Strom zu ſchallen,
Von einem Lethe ſchon der Geiſt zu trinken,
In unbewußte Tiefen zu verſunken
Mit dieſes bunten Nachtſtücks Bildern allen.

Von all den Schiffen, die ihr ſchon zerſchellten,
Den fernen Küſten, ihren goldnen Zielen,
Kann nun die freie, müde Seele träumen:

Von jenen ſchönen, grünen Lorbeerbäumen,
Von einem Glück, das wie aus fernen Welten
Uns milde Hauche um das Haupt läßt ſpielen.

2.

Es ſchwebt im Herzen eine Wolke bange,
Ein dunkler Punkt von drohenden Gewittern,
Schon ſeh' ich Blitze tückiſch leuchtend ſplittern,
Und Donner rollen fern mit dumpfem Klange.

Doch wie ein Wind dann wohl mit leiſem Schwange
Die Wolken regt und Regentropfen flittern,
So rührt mein Leid die Flügel auch und zittern
Mir Thränen oft auf die erglühende Wange.

O ſeltſam tief iſt weiſer Menſchen Wahn,
Und tief geheimnißvoll das ſchwere Kranken
In eines Dichters ahnendem Gemüthe.

Er ſieht den blauen Himmel weinend an,
Er fühlt die Erde unter ſich ſchon wanken, —
O Königsburg, die über Nacht verglühte!

3.

Du willſt, ich ſolle meinen Geiſt beflügeln,
Mit neuer Kraft nach alten Zielen ringen:
Doch ich, o Freund, ich möchte leis verklingen
Und wandle längſtens ſchon auf Todtenhügeln.

Und jene Trauer kann ich nicht mehr zügeln,
Die nun als Flamm' und Wolke mir die Schwingen
Zerſtört, — und mög' ihr bald ihr Werk gelingen, —
Denn deine Weisheit dünkt mir leeres Klügeln.

Was Anders ward als Nieten uns geboten? —
Wir ſahn bereits in dieſem großen Darben
Des Geiſtes Kraft und Blume ſich vernichten.

Ein Andrer mag denn bleiben, leben, dichten,
Doch Oeta's flammten auch und Opfer ſtarben —
Ein ſtolzer Sinn geſellt mich dieſen Todten.

4.

Ein großes Wort, ich möcht' es gern auch ſprechen,
All' meines Geiſt's und Lebens ſchnöde Ketten
In goldner Stund' in kühnen Schickſalswetten
Und kühnern Liedern jugendſtark zerbrechen.

Doch ach, da ſtürzen ſchon in Thränenbächen
Sich meine Schmerzen wild aus allen Betten,
Wohin, wohin ſoll ſich der Arme retten,
Deß Brucken in den Fluthen ringsum brechen?

So troſtlos hat ein Leben ſich geſtaltet,
Von ew'gem Mißgeſchick zuletzt bezwungen,
Daß es nun weinend ſteht und Hände faltet.

Verloren iſt ſein Hort der Nibelungen,
Des Jünglings Feuerſeele ſchon erkaltet —
Das ward ihm an der Wiege nicht geſungen.

C. E. Kohlbauer.

Luther auf der Wartburg.

Hoch auf der Wartburg Luther ſaß,
Im Schloß die Knappen ſchliefen;
Tief ernſt im Buch der Bücher las,
Wollt' Geiſt und Sinn erprüfen.

Nun glänzt das Wort im dunkeln Grund:
Saul, David, die Propheten —
Es rang der Menſch, mit Gott im Bund
In's Licht des Tags zu treten.

Da ſtieg der Herr auf Golgatha,
Für's Heil der Welt zu bluten:
„Wer mich erkennt, ich bin ihm nah!“
Ruft er in Todesgluten.

„Verirrt, verblendet, ſegn' ich noch
Die kreuz'gen mich am Stamme;
Mein Wort verklärt ſie endlich doch,
Die ſtille, ew'ge Flamme.“

Das Wort, das Wort, der Geiſt des Herrn!
Den Luther faßt ein Schauer.
Wie liegt die Welt noch nah und fern
Dumpf, ſtumpf und ohne Trauer!

Das Volk zu Saus und Braus hinrennt,
Läßt Pabſt und Kaiſer ſorgen:
Für Huß, für Huß der Holzſtoß brennt!
Die Pfaffen ſtehn geborgen.

Wen ſcheert noch, Herr, dein Heilandswort?
Die Wölfe gehn im Pferche;
Der Frohnknecht fragt: was gilt der Mord?
Drei Heller! ruft der Scherge. —

Da trifft ihn tief des Satans Spott:
Mich ſollſt du nicht berücken!
Für dich will ich, mein Herr und Gott,
Den Stahl der Rache zücken.

Ein Fußtritt ſtürzt das Licht zur Erd',
Im Saal die Waffen klirren:
Auf, Brüder, auf! mit Lanz' und Schwerdt
Der Teufel will uns kirren.

Wir werfen ſie darnieder all',
Die Heuchler und die Sclaven;
Wir ſtürzen ſie von Mau'r und Wall:
Der Gott will blutig ſtrafen. —

Noch hört er noch das letzte Wort,
Noch fühlt er, noch den Odem:
Sieh' dort, ſieh' dort! am finſtern Ort
Ein Qualm, ein gelber Brodem!

Der Teufel ſtreift die Hülle ab:
Du haſt mich hergerufen! —
Den Doktor ſtürzt das Wort hinab —
Sinkt auf die Marmorſtufen.

Aufſpringt er, ſchlägt aufs heil'ge Buch,
Sein Aug' ſprüht funkenhelle:
Meiner Tinte Strahl, mein Geiſtesfluch
Zermalmt dich, Fürſt der Hölle;

Mein Schriftzug ſchlug ins Reich der Nacht
Satan, dir ſchon den Brandblitz: —
Zurück! dir trägt die Zaubermacht
Den Schmachtod noch ins Antlitz.

Ein raſcher Schwung aus voller Fauſt:
Die Tinte zuckt in Flammen;
Dem Teufel vor dem Lichtſtrahl grauſt,
Er ſchau'rt und bückt zuſammen.

Doch blendet's ihm das Auge nur —
Die Glock' hebt aus zu zwölfe;
Dem Luther dröhnt die Geiſteruhr:
Hilf, Herr, hilf, Heiland, helfe!

Der Teufel hebt auf's Neu den Schild,
Greift, faßt ihn ſchon bei'm Recke;
Sein Auge ſpiegelt — weh! ſein Bild;
Da ſchlägt die letzte Glocke.

Ein Strahl, ein Stern — ſo nah, ſo fern!
Es klingt wie tauſend Lieder,
Frohlockend wie der Ruf des Herrn
Von Golgatha hernieder:

„Verirrt, verblendet, ſegn' ich noch
Die kreuz'gen mich am Stamme;
Mein Wort verklärt ſie endlich doch,
Die ſtille, ew'ge Flamme.“

Der Luther bebt — ihn ruft das Wort;
Rings alle Räume klingen:
„Triumph! mit deines Heilands Hort:
Du wirſt den Feind bezwingen.“

Vom heil'gen Buch das Siegel ſpringt —
Den Himmel ſieht er offen:
„Triumph!“ aus allen Lettern klingt;
Der Teufel liegt getroffen.

Emanuel Geibel.

1. Trinklied der Alten.

O wohl trüb' iſt die Zeit, wo der grämliche Gaſt,
Wo mit froſtigem Arme das Alter uns faßt,
Und die feurige Luſt, die noch jüngſt uns beſeelt,
Wie ein Märchen uns däucht, das am Heerd man erzählt.
Doch der Wein bringet wieder
Was zu raſch uns entfloh,
Bringt Erinnrung und Lieder,
Altes Herz, altes Herz, und was glüheſt du ſo!

Grün waren die Lauben und ſonnig die Stund,
Da mein Mädchen ich küßt' auf den friſchrothen Mund,
Da nicht Süß'res ich wußt', als ihr Auge ſo blau —
Ach, der Herbſt kommt zum Wald, und die Locke wird grau.
Doch der Wein bringet wieder
Was zu raſch uns entfloh,
Bringt Jugend und Lieder,
Altes Herz, altes Herz, und was glüheſt du ſo!

Keine Thräne Herzbruder! Wir ſchaun von den Höhn
Nach der ſinkenden Sonn', und verglüht ſie nicht ſchön?
Heil uns, daß uns ward, was der Frühling nur giebt;
Dieſen Becher der Liebe, die einſt wir geliebt!
Denn der Wein bringet wieder
Was zu raſch uns entfloh,
Bringt Lieb' uns und Lieder,
Altes Herz, altes Herz, und was glüheſt du ſo!

2. Neue Liebe, neues Leben.

1.

Hinaus ins Weite!
Frühling kommt bald.
Durch Schneegebreite
Zum Fichtenwald!
An ſtürzenden Bächen
Schwindelnde Bahn,
Durch ſauſende Wipfel,
Zum Fels, zum Gipfel
Hinauf, hinan!
Sauge durſtiger Wind nur, ſauge
Mir die ſtürzende Thräne vom Auge,
Leg an die brennende Stirne dich an!

Ach, nach dem Trauern,
Dem dumpfen Schmerz,
Wie löſt dies Schauern
Selig mein Herz!
O raſtlos Drängen,
Willſt du gewaltſam
Die Bruſt zerſprengen!
Ich kenne dich.
Liebe, Liebe, du kommſt unaufhaltſam
Noch einmal, Herrliche, über mich!

2.

O wie ſegn' ich euch ihr Tage,
Die ihr reich und reicher blühend
Still durch Hain und Garten wandelt!
O wie ſegn' ich euch ihr blauen
Duft'gen tiefgeſternten Nächte,
O wie ſegn' ich dich o Erde,
Die zu ſolchem Glück mich nährte,
Dich o Himmel, den ich athme!

Ach, ſchon wähnt' ich faſt erkaltet
Dieſes Herz, und wollte männlich
Mit dem ſchwererkauften Schatze
Mit der Weisheit mich beſcheiden.
Seht, da bringt ihr, wie des Frühlings
Milde Sonne roſig aufglüht,
Bringt noch einmal mit den Blumen
Alle Füllen der Empfindung,
Heiße Thränen, junge Lieder,
Und mir ſelbſt ein ſelig Wunder
Wieder leb' ich Liebesleben.

Wenn ich Glücklicher nun Abends
Arm in Arm mit der Geliebten
Ueber ſtille Felder ſchreite,
Daß der Halbmond holdverſchlungen
Unſer Bild am Boden ſchattet,
Wenn wir dann am Wald uns ruhen,
Und in kühler Silberdämmrung
Hundert Frühlingsſtimmen fluten,
Und ich näher noch und lieber
Meines Mädchens Herzſchlag höre:
Wie vermag ichs da zu faſſen
Was mir in der Seele ſinget!
Mit des Dankes feuchtem Auge
Blick' ich um zur reichen Erde,
Blick' ich auf zum ſchönen Himmel,
Und den Segen, den ich leiſe
Sprechen möcht' auf Erd' und Himmel,
Küſſ' ich endlich ſüß verworren
Stumm auf die geliebten Lippen.

Julius Dreſel.

O'Connells Schatten.

Auf ſanftbegrünten Matten
Durch ſein geliebt Erin
Wallt nachts ein Rieſenſchatten
Nach jener Felswand hin,

Wo ſchon gar manch Jahrtauſend
Am ſtarrenden Baſalt
Des Meeres Zürnen brauſend
Von Albion wiederhallt.

Dort ragt, wie er geſtritten,
Voll Trotz der alte Dan,
Und ſtaunend ſeh'n die Britten
Den wunderkühnen Mann.

Er zeigt ſein Herz dem Volke,
Zeigt England ſeine Fauſt —
Sein Haupt umzieht die Wolke,
Vor der Europa grauſt.

Willibald Beyſchlag.

1. Eine Lenznacht.

Bald kehrt der Lenz! — O kehrte noch einmal
Der letztvergangne, zages Herz, dir wieder!
O ſänke einmal noch vom Himmel nieder
Die laue Nacht mir auf das ſchönſte Thal,
Und leuchtete des Mondes lieber Strahl
Noch einmal mir nach jenem Dorf hernieder!

Hell über's Elbthal flog der Sonnenglanz
Des erſten Maitags; aus den dunkeln Grüften
Schlüpften Citronenfalter: jetzt von Lüften
Aufwärts getragen: jetzt in leichtem Tanz
Hinſtreifend an dem friſchen Blumenkranz
Des jähen Gießbachs, naſchend an Blüthendüften.

Ich ihnen nach, die Schlucht hinab, hinauf:
Ein fröhlich Kind, das nicht verſteht zu ſchonen, —
Friſch griff ich zu; die leichteſte der Kronen
Setzt ich mir ſelbſt aus grünem Epheu auf
Und brach an Buſch und Fels und Bach zu Hauf
Mir Veilchen, Schlüſſelblumen, Anemonen.

So fand am Rand des Abhangs mich die Nacht;
Drunten das Mondlicht, zitternd in dem Schäumen
Des wilden Bachs; von blühnden Kirſchenbäumen,
Von tauſend Frühlingsblumen, heut erwacht,
Wehte der Duft empor; — in dunkler Pracht
Ruhte die Schlucht; auf ihr mein wirres Träumen.

Und Knoſpe, träumt ich, war im Blüthenchor
Mein eigen Herz; in lebensfrohem Glühen
Rang ſich im Kampf mit tauſend dunkeln Mühen
Die Knoſpe ahnungsvoll zum Licht empor;
„O öffne, rief ſie, doch auch mir das Thor,
„Du ſüßer Lenz, und laß mich endlich blühen!

„Der du der andern aller heut gedacht,
Rufſt du denn nicht auch mich zu deinem Leben?“
So ſprach mein Herz; und ich in Sehnſuchtsbeben
Preſſe mein Straußchen an die Lippen ſacht
Und rufe: Sag, du traute Frühlingsnacht,
Wem ſoll, wem darf ich dieſe Blumen geben?

Mitleidig ſahn die Sterne da mich an
Und reicher wehte aus den dunklen Schlüften
Um Stirn und Bruſt mir ſüßes Blüthendüften,
Da wuchs das Herz mir und ich ſprach: wohlan!
Die Sterne hellen günſtig dir die Bahn,
Heut trägt die Nacht dein Glück auf ihren Lüften!

Und vorwärts ſchritt ich, bis ein einſam Thor
Mich einzutreten lud mit offnen Flügeln,
Ich trat hinein: aus grünen Raſenhügeln
Wuchſen die weißen Kreuze ſtarr empor;
Mit wirrem Herzen ſtand ich lang davor
Und fühlte Schauer ſeine Gluten zügeln.

Doch dort war Leben! und es winkte mir. —
Das Pfarrhaus! — durch die Läden drang ein Flimmer
Gebrochnen Lichts und drinnen, horch! im Zimmer
Spielt' eine leichte, zarte Hand Clavier;
Da raſchen Schrittes durch das Grabrevier
Eilt ich befreit zu jenem hellen Schimmer.

Am Fenſterladen lauſcht ich: horch, Geſang!
So ſteigt, ſo fällt des Springquells reine Welle,
Wie aus dem jungen Buſen friſch und helle
Nun lauter, leiſer nun der ſüße Klang.
Ein altes, trautes Lied wars, das ſie ſang,
Drob ich die Welt vergaß an jener Stelle.

Sie ſchien allein; ſie ſehen konnt ich nicht,
Und ahnte doch, wie hold ſie anzuſchauen:
So mußt er ſein, des Auges Glanz, des blauen,
So die Geſtalt und ſo ihr Angeſicht,
Das Lächeln'drin, das herzgewinnend ſpricht:
„Du darfſt getroſt dein Beſtes mir vertrauen.“

Da ſchwieg der Ton. Ich ſtand im Zauberbann.
Dort war die Thür: Geh hin, klopf an geſchwinde,
Nun weißt du ja, für wen zum Angebinde
Die Blumen taugen; auf und ſei ein Mann!
So ruft's in mir und bis zur Thüre dann
Schleich ich mich leis, die ich verſchloſſen finde.

Schon heb ich keck zum Klopfen auf die Hand:
Da fühl ich mich von ſcheuer Angſt befangen;
Dahin mein Muth, im Augenblick vergangen!
Was ſollt ich ſagen, wenn ich nun ſie fand? —
O ſtänd ich einmal wieder, wo ich ſtand,
Gewiß, ich klopfte, klopfte ohne Bangen.

Was floh ich Thor des lieben Mädchens Dach,
Das heißerſehnte Ziel — verwirrt, beklommen,
Als wär ich Raub und Mord im Sinn gekommen?
Was warf ich meine Blumen in den Bach?
Den ſchönen Strauß! ich blöder Thor, denn ach,
Gewiß, gewiß, ſie hätt ihn angenommen!

2. Einer Freundin,

zu einem Bildchen der Rheinpfalz.

Sieh hier das Schlößlein, grau und alt,
Umſpült von Wellchen, grünen, krauſen,
Nichtwahr, das wär ein Aufenthalt!
Da müßten wir, zwei Kinder, hauſen,
Zwei Kinder, die die Welt verträumt,
Und ſie auch ließ' uns ganz in Frieden;
Der Rhein, der um die Quadern ſchäumt,
Hielt' uns für immer abgeſchieden.

Uns weckte auf, uns wiegte ein
Der ewig gleiche Sang der Wellen;
Wir fütterten im klaren Rhein
Die ſtummen einzigen Geſellen;
Wir ſännen Lieder aus zu zwei,
Ich Wort und Reim, du Ton und Weiſe,
Und führ' ein Schifflein fern vorbei,
Dem winkten wir: Glück auf die Reiſe! —

Nun fährt ein Schifflein wohl vorbei,
Wann Frühlingslüfte Segel ſchwellen;
Nun trägt ein Schifflein bald uns zwei
Am Schloß vorbei auf raſchen Wellen;
Voll Sehnſucht und voll Luſt Ein Blick
Fliegt eilig grüßend dann nach dorten —
Und, ach, vor ihm im Augenblick
Schließt ſchon das Stromthal ſeine Pforten.

So gönnt das Leben, karg genug,
Kaum Einen Augenblick zum Träumen;
Vorüber führt es uns im Flug,
Wo heiß das Herz begehrt zu ſäumen:
Kaum daß ſich hold uns aufgethan
Das liebſte Bild — ſchon iſts verſchwunden,
Und fragend ſtarrt die Welt uns an
Um die verlorenen Secunden.

Es gibt ſo viel für ſie zu thun,
Drum hält ſie ewig uns gefangen,
Du ſollſt nicht fliehn, du ſollſt nicht ruhn,
Nicht leiſe nur danach verlangen;
Was je die Gränze überfleugt,
Die tief in ſich die Bruſt gezogen,
Und wär's ein Blick nur, bang und feucht —
Iſt ſchon zuviel, iſt ſchon verwogen!

Sieh hier das Schlößlein, grau und alt;
Noch einmal magſt du dirs betrachten:
Die einſam trotzige Geſtalt
Zeigt rings der Welt ein keck Verachten.
Auf Felſen ſteht's — rings breite Flut —
Einſam und ſtumm, ſich ſtolz verſchließend:
So ſei das Herz, in freiem Muth
Nach Außen ſtarr, in ſich genießend.

3. Sanct Severinus.

Auf ihrem Siebenhügelthron erbebt die Königin der Welt:
Keck wirbt um ihren ſtolzen Reiz manch trotziger Barbarenheld;
Von Süd und Nord, von Oſt und Weſt geharniſcht ziehen ſie heran;
Einſt ihrem Winke dienten ſie, — nun wird ſie ſelber unterthan.

Und wo am dichteſten gedrängt der Fremde wilde Freier drohn,
Kämpft an der Donau ödem Strand die letzte deutſche Legion;
Im letzten römiſchen Caſtell noch trotzt ſie keck und ſtolzgemuth —
Ein ſchwacher Damm, den bald zerreißt die wachſend-übermächt'ge Flut.

Und abwärts vom Caſtelle ſteht ein Kloſter an des Stromes Bord;
In ſtiller Zelle ſitzt allein der heil'ge Severinus dort,
Er, dem der Herr vom ſchönen Süd gebot in dieſe Mark zu gehn,
Mit ernſtem Mahnen und Gebet den letzten Römern beizuſtehn.

Früh wars und draußen graue Nacht; in enger Zelle Lampenſchein;
Kaum fiel durchs kleine Fenſter ihm ein bleiches Streiflicht ſchon herein;
Ins heil'ge Buch auf ſeinen Knie'n war er vertieft in frommer Ruh:
Doch plötzlich fährt er auf und ſchlägt es raſch mit heißen Thränen zu.

Er ruft dem Knaben, der ihm treu hiehergefolgt vom fernen Rom:
„Komm eilends mit; es treibt der Geiſt zu dieſer Stunde mich zum Strom.“
Sie gehn hinab: bleifarbig fällt der Morgen in die Flut hinein;
Im Oſten ſchwimmt ein bleiches Licht, im Weſten glüht ein rother Schein.

„Schau, Vater — hebt im Weſten heut der glühe Morgen ſich hervor?“
„„Mein Kind, die Flammen des Caſtells, die ſchlagen lodernd dort
empor.““ —
„Und da im Strome — ſiehſt du nicht? — da ſchwimmt's wie morgenrothe Glut!“
„„Wohl ſeh ich dort den Purpurſchein, doch däucht er mich wie friſches
Blut.““

Und wie ſie reden, wallt vorbei ein wunderſamer Leichenzug,
Die rothe Welle war verdeckt von todten Leibern die ſie trug;
Die Wunden vorn in ſtarker Bruſt, im bleichen Antlitz Kraft und Hohn,
Im Tod noch in geſchloſſnen Reihn, — die letzte deutſche Legion.

Da kniet der Alte klagend hin: „O Vaterſtadt ſo ſtolz gebaut!
Weh mir, daß ich an dieſem Tag dein blutig Abendroth geſchaut;
Weh mir um dich, o Capitol, vor dem die Welt die Kniee bog,
Um dich, Campaniens ſüße Flur, die mich in ewigem Lenz erzog!“

Und wie er kniet und weinend klagt, tritt jugendſchön aus Oſtens Thor,
Den Himmel röthend und die Flut, die Königin des Tags hervor.
Da blickt durch Thränen er hinauf ins ewige Blau des Himmelslichts
Und ſteht vom Boden auf und ſpricht zum Knaben heitern Angeſichts:

„Komm, Knabe, gib den Wanderſtab, denn weit noch ziehn wir heute fort,
„Rings den Barbaren kund zu thun von unſerm Herrn das heil'ge Wort;
„Vergangen iſt an dieſem Tag das Reich der Reiche dieſer Zeit:
„Herr, dein Reich komme, das da bleibt von Ewigkeit zu Ewigkeit!“

Wilhelm Ganzhorn.

Drei Bäche.

Wo die Buchen und die Föhren
Stehn gereiht um moos'ge Fläche,
Wo die Luft erfüllt von Chören,
Wo da fließen kühle Bäche,
Ferne in des Haines Buſen
Iſt ein ſtiller Sitz der Muſen.
Dort, o Seele, weideſt du,
Nippſt ſo gerne Honigſeime,
Leichtbeflügelt flattern Reime
Dir wie Frühlingsdüfte zu. —
Hier des Waldes wilde Roſe,
Sich in Zephyrwellen wiegend,
Hier in ſeligem Gekoſe
Veilchen, ſich zuſammenſchmiegend;
Dort Jasmin im Jungfernkleide,
Reichen Duft auf bleichen Lippen,
Dort die hohle Waſſerweide,
Dort der ſchlanken Erlen Sippen:
Alle herzen ſich wie Gatten
In dem trauten Abendſchatten.
Horch, was murmelt in den Kieſeln
Dort aus waldbegränzter Stätte?
Drei der Bäche ſind's, ſie rieſeln
Jeder in dem eig'nen Bette;
Bald von Einem Saum umſchloſſen,
Traulich in Ein Beet zerfloſſen,
Tanzen ſchweſterlich, zum Baden
Ladend, ſie durch Wieſenmahden. —
Laßt mich liegen, laßt mich lauſchen
Ihrem träumeriſchen Rauſchen:
Was ſie plaudern, was ſie klagen
Will ich Euch in Liedern ſagen.

Erſter Bach.

Wir Wellen wir ſchäumten auf weitem Meer,
Wir jagten das reichbelad'ne Schiff
Mit grimmigem Wüthen hin und her,
Wir ſchlugen es an das Felſenriff,
Wir ſahen Indiens Schätze ſinken,
Im Grund Diamanten und Goldſand blinken,
Wir ſpielten zur öden Düne hinaus
Des Seethiers ſchmuckes buntfarbiges Haus;
Wir wälzten zerſchmetterte Maſte an's Land,
Die Fiſche verbrannten auf glühendem Sand.
Es peitſcht' uns der ſchrecklichſte Wetterſturm:
Wie brauſten wir um den leuchtenden Thurm!
Die Räuber, die ſich hinausgewagt,
Wie waren ſie alle ſo verzagt,
Wie zitterten ſie auf ſchwankem Kiel,
Sie beteten und gelobten viel.

Da war ein ſchöner ſchwarzlockiger Knabe,
Zur Geliebten trieb ihn wilde Gluth:
Er ſtürzte ſich in die ſalz'ge Fluth, —
Wir trugen ihn gar früh zu Grabe,
Indeß vom Wellenſchlag umrauſcht
Vergebens, daß er käme, wähnend
Sie an dem Felſenthor gelauſcht.
Wohl klagte ſie um den kühnen Schwimmer,
        Die Augen thränend,
        — Sie ſah ihn nimmer.

Bald trieb ein Nebel vom Land herein,
Der zog uns Welle um Welle ein;
Die Wolke umfloß uns ſchwarz und feucht,
Wir wurden wie jene flüchtig und leicht:
Der Donner brüllte, der Sturmwind trug
Uns über das Land in verheerendem Flug;
Verzehrend leckte um uns der Blitz,
Wir fielen geballt auf den Felſenritz,
Wir mußten Tropfen um Tropfen rollen
Hinab durch die Klüfte in finſtere Stollen,

Wir ſpiegelten uns in den ſchimmernden Stufen,
Wir plätſcherten nieder in ſilberne Kufen.
Durch weiten Schlund gieng's ſonder Raſt,
Wir ſtürzten zur Tiefe in ſchwerem Falle;
Da glanzte der goldene Feenpalaſt
Auf mächtigen Säulen vom reinſten Kryſtalle;
Die Kön'gin ſaß mit diamant'ner Kron'
Mit azurnem Kleid auf dem flimmenden Thron,
Wohl tauſend der Feen, in luſtigem Tanz
Geſchaaret, umſchwebten die Schöne im Kranz. —

Weh, daß wir ſo ſchnell dem Zauber enteilten,
Weh, daß wir nicht ewig zur Stelle verweilten!

Nach kurzem Sickern durch winklige Gaſſen
Mußten wir endlich das Dunkel verlaſſen:
Es war eine wonnige Morgenſtunde,
Die Firnen erglühten in weiter Runde,
Wir drängten uns aus dem Felſenmunde,
Wir ſtürzten hinaus in die freie Luft;
Im Glanze des jungen Tages ſtoben
Von Fels zu Fels wir wie Schaum und Duft;
Wir rannen zuſammen in der tiefen Schluft:
Da war ein Schimmern und Flimmern oben!
Vom Schlunde herab am ſchwarzen Stein
Rollte ein Silberfaden fein
Von farbigen Perlen und Edelgeſtein.

Und weiter hinab an der ſtarren Wand,
Von Rand zu Rand,
Kaum raſtend auf rothem Geröll und Sand!
        Das iſt ein Jagen
        Ein Wogen und Schlagen;
        Das ewige Wort:
        Fort, fort!

Bald einte ſich mir ſo friſch und hell
Des Berges Sohn,
Ein wackerer Bruder, ein muntrer Geſell,
Er grüßte von hoher Ferne mich ſchon
Mit frohem Sinne;

Wir floßen zuſammen in enger Rinne;
Wohl jubelt, wer wandernd zur Fremde zieht,
So iſt uns entſprudelt manch frohes Lied.

Zur Seite mit ſteinbedecktem Dach
Kümmerten Hütten, ärmlich und ſchwach;
Ein ſchmaler Steg
Wob von Kante zu Kante gefährlichen Weg:
Herab von ſchroffer Felſenſtirne
Auf kleinen Treppen ohne Bangen
Stieg da mit vollen mit roſigen Wangen
Die nervige Senn'rin, die wackere Dirne:
Sie hatte den Krug ſich umgehangen,
Sie ſpülte die blauen Augen ſich rein,
Sie band ſich mit Bändern die Zöpfe ein,
Sie trank mit Verlangen aus kühlendem Born,
Sie fühlte ſich jung, ſie fühlte ſich friſch,
Die Lippen erglühten wie Frührothſchein,
Und plötzlich entſchlüpfte ſie ſchnell wie ein Fiſch.

Ein Schütze ſteht drüben auf ſteilem Horn,
Ihm eilt ſie zu;
Er weiß es, ſie find't keine Raſt noch Ruh
Um ſeinetwillen bei Nacht und Tag,
Sie weiß nicht wie ſehr ſie ihn lieben mag. —

Zieh zieh, Welle zieh!
Der Ort des Bleibens iſt nicht hie;
Was lockt dich das Klingen,
Das Hüpfen und Springen,
Wie freut dich die Heerde, das luſtige Vieh!
Zieh, zieh,
Die Stätte der Ruhe, du findeſt ſie nie! —

Stunde um Stunde, Tag und Nacht
Flogen wie Wolken vorüber; o Wonne:
Morgens das Glänzen der ewigen Sonne,
Nächtlich der Mond in ſilberner Pracht!
Tauſend Sterne in goldnen Geleiſen
Sah ich koſend und küſſend kreiſen,

Tauſend erblaſſen wie welkes Laub,
Tauſend zerſchmettern in Funken und Staub.

So zog ich weiter und immer weiter,
Ein Dränger, ein Streiter,
Ein Sinnbild der fliehenden kämpfenden Zeit:
In wonniger Ferne erſchaute ich unten
Die Hügel, die Dörfer, die Ströme im bunten
Verweben zum Bilde zuſammengereiht. —

Es war eine Nacht, — der blaſſe Strahl
Des Monds umleuchtete Berg und Thal,
Ich rauſchte vorbei am Waldesſaum,
Im fahlen Lichte tanzte der Schaum;
Da ſtieg aus der Tiefe ein Felſen grau,
Es wogten die düſtern Föhren, prächtig
Erhob ſich des Schloſſes rieſiger Bau.
Da lagen zerfallen
Die fürſtlichen Hallen,
Die Eule durchzog ſie mitternächtig,
Der Epheu umrankte Bogen und Kluft,
Das Wappen lag unten in feuchter Schluft,
Und koſtbare Säulen von Marmor und Gold
Waren zertrümmert herabgerollt.
Still floß ich über den glatten Stein,
Ich wühlte in Schädeln, in mürbem Gebein,
So manches Schwert, das ſchrecklich gebrauſt,
So mancher Speer für gewaltige Fauſt,
Wohl manche Kette mit güld'nem Schein,
Ein Ehrengeſchenk des tapferen Knaben,
Lag tief in meinem Schoos begraben.

Hinab, hinab! — Wild rauſcht' ich fort;
Die Stätte ſcholl nur von Brennen und Mord
Ein ewiges Klagen
Von grimmigem Schlagen,
Von ſchaurigen Mären aus alten Tagen.

Es trieb mich zum Thale in kühnem Drang:
Bald ſtrömt' ich den üppigſten Matten entlang,
Wohl hört Ihr's — ich ſinge nun lieblichern Sang

Von wogenden Feldern,
Von ſchattigen Wäldern,
Von Schnittern und Schäfern,
Von Vögeln, von Faltern, von glänzenden Käfern,
Von ſonnigem Schauen
Der friedlichen Dörfer, der blumigſten Gauen.

Zweiter Bach.

Eine Welle:

Möchte doch ein Blümlein ſeyn
Auf den grünen Auen,
Daß ich nach der Roſe dort
Ewig könnte ſchauen!

Wär' ich doch ein Sternlein fern
An dem Himmelsbogen! —
Um die ſtille Mitternacht
Käm' ich hergezogen.

Wäre ich ein Bienlein klein,
Würd' ich an ihr hangen,
Thau und Honig holt' ich mir
Von den ſüßen Wangen.

Wäre ich ein Sonnenſtrahl,
O wie würd' ich lächeln!
Wäre ich ein Lüftlein lind,
O wie würd' ich fächeln!

Aber ach! ein Murmeln nur
Bin ich aus der Quelle.
Darf nur ſeufzen — dann Ade! —
Wandern muß die Welle.

Müller:

Ei, was hab' ich doch gehört?
Iſt die ganze Welt bethört? —
Ein verliebtes Weh und Ach
Seufzt nun gar mein Mühlenbach.

Nicht genug daß meine Jungen
Sind den Mädchen nachgeſprungen,
Daß die lüſternen Geſellen
Sich bei ihren Dirnen ſtellen,
Daß ſchon frühe meine Mädchen
Zu den Liebſten geh'n ins Städtchen:
Selbſt mein Waſſer — wunderbar!
Hört, mein Bach verliebt ſich gar! —

Hollah, Wellen, ſputet euch,
Tanzet mir ein Tänzchen gleich!
Seht den Tänzer! Früh und ſpat
Tanzt mein großes Waſſerrad.
Herauf und hinunter —
Und durcheinander den ganzen Plunder!
    Ei ſieh da ein Reigen —
    Ein brünſtiglich Wallen —
    Ein Fallen —
    Ein Steigen —
    O köſtlicher Reigen!

Mühljungen:

Warum ſollten wir noch nicht
    Fühlen zarte Triebe?

Mühlknechte:

Jedem freundlichen Geſicht
    Weih'n wir unſre Liebe.

Müllerstöchter:

Seht, wie üppig die Geſtalt! —
Achtzehn — zwanzig Jahre alt —
Nein da bleibt man nimmer kalt:
Heiſa, wir heirathen bald!

Erſte:

Einen Flöſſer —

Zweite:

— einen Färber —

Dritte:

Einen Fiſcher —

Vierte:

— einen Gerber.

Bach.

Seht mich eilen, ſeht mich fließen,
Kehre nimmermehr zurück:
Mur mur mur,
Mur, mur!

Ei, wer ſollte nicht genießen! —
So genießt der Liebe Glück! —
Mur mur mur,
Mur, mur!

Dritter Bach.

Theure Stelle,
Wo die Quelle
Sich aus dunkler Tiefe ringt,
Wo die Blaſe luſtig ſpringt,
Wo es ſprudelt, wo es klingt!

Dort iſt meine Heimath traut:
Als ich grüßte die junge Welt,
Wareſt du der erſte Laut,
Wachtelſchlag aus nahem Feld;
Auf die bunte Blumenau
Floßen wie ein Honigthau
Lerche deine Wunderlieder
Schmelzend nieder,
Und die Sproſſer aus dem Hain
Jubelten friſchen Klanges drein.

Hoher Schilf und ſaft'ger Raſen
Gürteten den lieben Raum,
Muntre Lämmer ſah ich graſen
Und den Hirten hört' ich blaſen,
— O es war ein ſüßer Traum!
Und ein Blümlein, zart erzogen
In dem Grünen, nickte hold,

Schien dem ſtillen Ort gewogen;
Seines Auges flimmernd Gold,
Seiner blauen Wangen Rund
Spiegelten im dunkeln Grund.

Theuer iſt das Blümlein mir,
Iſt's doch meine Luſt und Zier;
Wehe, wer das Blümlein bricht!
Höret, wie es leiſe ſpricht:
Vergiß mein nicht!
Vergiß mein nicht!

Von dem Mutterhaus dem theuern
Trieb mich's in die Fern' zu ſteuern:
Ei das war ein luſtig Fließen
Durch die duftgeſchwellten Wieſen.
Ich hatte die Erlen, die Pappeln, die vielen
Waſſerlilien zu Geſpielen;
Ich hüpfte dahin
Dem Knaben gleich mit fröhlichem Sinn;
Die Mähderin,
Die Schnitterin
Die ſchritten mit hellem Sang vorbei,
Sie pflückten der Blumen mancherlei,
Sie banden ſich lachende Kränze draus,
Sie ſchmückten die Hüte mit farbigem Strauß,
Sie ſpielten und tanzten auf ſchattigen Wegen
Den Gärten des freundlichen Dörfleins entgegen. —

Bald
Floß ich hinein in den dunkeln Wald;
So manchen ſtillen holdſeligen Ort
Grüßt' ich dort.
O könnt' ich erzählen
Was ich als Wandrer gelauſchet ſtumm:
Des Wildes Brummen,
Des Käfers Summen,
Den Jubel aus tauſend und tauſend Kehlen,
Die Wunder im tiefſten Heiligthum!

Die Falter roth und gelb und blau
Trugen die prächtigen Flügel zur Schau,
Sie flatterten hin, ſie ſegelten her,
Sie freuten des ſonnigen Tags ſich ſehr;
Das Bienchen ſummte ohne Raſt,
Das Eichhorn ſprang von Aſt zu Aſt,
Aus dem Dickicht kam ein ſcheuer Gaſt
Mit raſchelndem Schritte,
Mit zager Bitte.
Ich reichte dem Thiere friſchen Trank,
Es eilte fort, es ſchnob mir Dank.

Zu Seiten lag ein Wieſenthal,
Die Tannen umgränzten es allzumal,
Da lachte ein liebliches Jägerhaus,
Drei roſige Jungfraun ſchauten heraus;
Und hinter grauer Forchen Schild
Mit dräuendem Feuerrohre ſtand
Ein kecker Burſche in grünem Gewand,
Er lauerte wohl auf Edelwild, —
Ein Rauſchen — ein ängſtliches Stutzen — ein Knall —
Die Bruſt durchbohrte ein Feuerball;
Des fürſtlichen Hirſches ſchnöden Fall
Verkündete dröhnender Wiederhall. —

Im Schatten bald, bald im Sonnenſchein
— So tanzten wir fort, wir luſtige Wellen,
Es ſpiegelten ſich die ſchmucken Forellen,
Die Krebſe krochen von Stein zu Stein.
Da lag der Hecht,
Ein gefräßig Geſchlecht,
Er jagte die zarten Jungen, die Schwachen
Ereilte ſein lanzenbewaffneter Rachen;
Die Barben, die Schleien ſonder Harm
Ruderten ſtromwärts in munterem Schwarm;
Die Tauben, die Lerchen, die Droſſeln, die Finken,
Sie eilten, aus kühlendem Borne zu trinken,
Sie hüpften von Steine zu Steine und flogen
Die Schwingen ſich netzend auf ſchäumenden Wogen.

Ein Felsblock, gedonnert von ſchwindelnder Höh'
Im engen Thale verſperrte die Bahn;
Wir quellen auf, wir ſchwellen an,
Wir waren gefangen im kleinen See:
Vom blinkenden Schaume eingeladen
Kam da die ſchönſte Frau zu baden,
Sie ſetzte ſich auf weiches Moos,
Sie pflückte ſich Blumen in ihren Schooß,
Sie enthüllte uns die nervigen Glieder,
Sie hüpfte im Bade, ſie ſetzte ſich nieder,
Sie tauchte, geſchloſſen die Augenlider,
Wir hoben ſie auf, wir warfen ſie wieder.
Wie jubelte doch das frohe Weib,
Wie umſchlangen wir ihren wonnigen Leib!
        Das war ein Koſen,
        Ein Plätſchern und Toſen!
        Wie wir doch kühlten
        Das Wangenpaar,
        Wie wir doch wühlten
        Im Lockenhaar!

In wildem Taumel aus dem lieben
Geräume vom Schwellen fortgetrieben
Zogen wir fern:
Aber wir plaudern noch immer gern
        Von ſüßem Umfangen
        Der ſtolzen Geſtalt,
        Von üppigem Prangen,
        Von roſigen Wangen,
        Von wonniger Augen Zaubergewalt.

Wilhelm Junkmann.

Weihnacht.

Seh ich den Wald ſo ſchmucklos ſtehen,
Vom warmen Sonnenlicht umhaucht;
Die Heide braun mit ihren Seen
Von Eis, in Silberglanz getaucht;

Den Himmel blau, die Erde milde
Erglänzend in des Lichtes Schein:
Iſt mir's als ſtänd' ich vor dem Bilde
Der Mutter mit dem Herren mein.

Wie Liebe Ihn mit Mutterthränen
— Das Himmelsknöſplein — warm bethaut,
Wie Er ſein machtig Himmelsſehnen
In ihre heil'gen Augen ſchaut.

Ja Du biſt allen heut geboren
In Deiner Schönheit, Deiner Luſt;
Haſt Dir zur Wohnung auserkoren
Die arme Welt, die arme Bruſt;

Laß denn auch mich mit Liebesthränen
Benetzen Stirn und Wangen Dir,
Und ſchwelle Du mit Himmelsſehnen
Das müde Herz, die Seele mir!

O komm zu mir, die Glocken klingen
So froh Dein Feſt durch Feld und Wald!
O komm zu mir; nur Du willſt bringen,
Wornach das Herz verblutend wallt.

Hermann Behn-Eſchenburg

1. Alte und neue Götter.

Die alten ewig und die neuen Götter
Ringen um Herrſchaft — pflanzet nur, Titanen,
Selbſt Berge auf als drohende Racherfahnen,
Schon rüſtet Zeus für euch tödtliche Wetter.

Nun drückt euch Orkus Nacht. Euch hilft kein Retter.
Feſt wie der Sterne ſind des Schickſals Bahnen.
Doch ſpäte Rache kommt in Lucianen,
Die neuen Götter finden ihre Spötter.

So iſt der ewige Wechſel der Gedanken,
So iſt der ewige Lauf der Weltgeſchichte;
Willſt du mit Lieb' und Ehrfurcht feſt am Alten

Wie Epheu um des Tempels Säulen ranken,
Oder als Schwert dem göttlichen Gerichte,
Als Werkzeug dienen höheren Gewalten?

2. Troſt.

Iſt unſer Leben nicht ein ewiger Tod,
Nicht unſer Wiſſen ewiges Vergeſſen?
Wie Nacht und Tag iſt unſer Glück gemeſſen,
Wie Mond und Sonne wandelt Luſt und Noth.

Willkommen denn, Erinnrungs-Abendroth,
Des Lichtes Schatten, das wir einſt beſeſſen!
Und du, o Hoffnung, wachſend wie Cypreſſen
Auf Gräbern, in der Wüſte Himmelsbrod!

Beglückt vor Andern iſt, wem Muſen Hand
In feſte Form ein flüchtiges Glück gegoſſen:
Ihm ſtehn die Bilder längſt entflohner Stunden

Wie Statuenreihn an ſeines Weges Rand;
Ein Schatten war, was wirklich er genoſſen,
Doch wirklich iſt, was er im Lied empfunden.

3. Rath.

Du Bächlein, nicht ſo ſchnelle
Rauſche durchs ſchöne Thal!
Kommſt früh genug zur Stelle,
Des weiten Weltmeers Welle
Verſchlingt dich allzumal.

Du Rehlein, nicht ſo munter
Hüpfe den Berg hinan!
Du mußt doch bald hinunter,
Da ſteht ein Eichbaum, drunter
Lauert ein Jägersmann.

Du Blümlein, nicht zu frühe
Dränge dich vor zum Licht!
Wie heiß der Sommer glühe,
Wie bald der Duft verblühe,
Du ahnſt und glaubſt es nicht.

Du Herz, nicht mit Verlangen
Stürme zum Leben ein!
Mir kömmt gar oft ein Bangen,
Als müßte bald vergangen
Dein Glück und Hoffen ſein.

Hermann Schauenburg.

Ein Oelblatt.

— Ecce homo! —

Die weiße Friedenstaube möcht' ich ſein,
Von der es heißt in jener ſchönen Fabel,
Sie kommt vom Land der Seligen herein
Und trägt ein Oelblatt zart in ihrem Schnabel,
Und findet ſie ein armes Menſchenherz,
Von Angſt und herbem Schmerz
Und Lebensleid umtoſt,
Dem wirft ſie's rettend zu und ſpricht:
Du liebe Seele, zage nicht,
Was zagſt du? Sei getroſt!

Auf flüchtigen Sohlen kommt und geht der Tag,
Die Jahre folgen in gewicht'gem Gange,
Und wie der Sterbliche ſich ſträuben mag,
Gehorchen muß er doch der Stunde Zwange,
Hinnehmen muß er, was ſie ihm beſtimmt,
Und geben was ſie nimmt.
Und iſt die Zeit erboſt
Und raubt, was liebend er umflicht —
Du liebe Seele, zage nicht,
Was zagſt du? Sei getroſt!

Und häufet dir Verluſt ſich auf Verluſt,
Und mußt du weinend die und jammernd ſehen,
Für die es liebend klopft in deiner Bruſt,
Und hülfelos bei ihrem Kummer ſtehen,

Verliere Alles, ſchwinden laß das Glück,
Eins bleibet dir zurück,
Das ſchirmend dich umkoſt,
Im Leid dir glättet das Geſicht —
Du liebe Seele, zage nicht,
Was zagſt du? Sei getroſt!

Du biſt ein Menſch! So ſei es ganz und ſtets,
Das herrlichſte Geſchöpf des Erdenballes;
Wohl iſt dies Leben dein, doch einſt vergeht's,
Das All iſt ewig, doch vergänglich Alles.
Ich ſage nicht: drum jage nach Genuß
Bis zu der Tage Schluß;
Doch was dir zugelooſt,
Erkämpfe dir nach Recht und Pflicht! —
Du liebe Seele, zage nicht,
Was zagſt du? Sei getroſt!

Du biſt ein Menſch und dir gehört die Welt,
Doch ſo wie einſt dem Atlas ſeine Bürde;
O achte ihrer, daß ſie nicht zerſchellt!
Der Welt zu achten, das iſt Menſchenwürde.
Du biſt ein Menſch — das Amt iſt ſchwer,
Doch ſtolz und hoch und hehr,
Und du biſt ſtark, das ſei dir Troſt,
Und ob du ſelbſt dir das Gericht, —
Du liebe Seele, zage nicht,
Was zagſt du? Sei getroſt!

Ob Feig' und Schwache auch der Muth verläßt,
Du bleibe ſtark in deiner Menſchheit Schranke,
Sei Menſch und weiter Nichts. Das halte feſt,
Das ſei dein höchſter, heiligſter Gedanke.
Ob dir der Zufall gab, ob nahm,
O ſieh es ohne Gram!
Wenn du vor deiner Kraft nicht flohſt,
So wird ſein Spiel an dir zunicht —
Du liebe Seele, zage nicht,
Was zagſt du? Sei getroſt!

Ich ſelber hab's erlebt, ich liebt' und — litt,
Ich haßt' und habe tiefe Qual empfunden,
Den Himmelsgläub'gen folgt' ich Schritt für Schritt,
Doch war mir nicht das Auge zugebunden.
Die Dinge ſeh' ich, wie ſie ſind:
Du ſeltne Welt, dein Kind,
Das du mit manchem Schreck bedrohſt,
Steht dir genüber frei und licht —
Du liebe Seele, zage nicht,
Was zagſt du? Sei getroſt!

Ich bin ein Menſch und gehe unverzagt
Vorüber an den Reihen bunter Bilder,
Die Zeit iſt hin, in der ich bang geklagt,
Mein Blick iſt ungetrübt, mein Urtheil milder,
Und ob die Welt den Weltgeiſt höhnt,
Mein Herz bleibt ihr verſöhnt.
Das iſt's, was ſchirmend mich umkoſt,
Im Leid mir glättet das Geſicht —
Du liebe Seele, zage nicht,
Was zagſt du? Sei getroſt!

Guſtav Pfarrius.

Aus den Waldliedern.

1. Die Waldmühle.

Wo rauſcht aus düſterer Waldnacht
Hinaus ins Freie der Bach,
Da blickt aus Erlenbüſchen
Ein weißbeſtaubtes Dach:

Da dreht ſich am Gemäuer
Ein ſchwarzes Mühlenrad,
Das wirft viel kühle Tropfen
Herüber auf den Pfad:

Da glänzt eine ſtille Wieſe,
Umſaumt vom dunkeln Wald,
Aus dem der Schlag der Amſel
Traulich herüberſchallt.

Und auf der Wieſe ſpielen
Der Kindlein zwei und drei,
Drei Jungferchen im Grünen,
Vielleicht ein Knabe dabei.

Sie hat gelockt und gefeſſelt
Der Blumen goldner Glanz,
Der Kleinſten Lockenköpfchen
Schön ſchmückt ein gelber Kranz.

Sie knien hin und wieder
Im tiefen duftigen Grün,
Und ſcheinen auf der Wieſe
Als Blümchen ſelber zu blühn,

So heiter und ſo ſchuldlos,
So friſch im Frühlingshauch,
So voll des innerſten Lebens,
So ſtill und ſelig auch.

Der Mühle heimlich Klappern
Erhöht des Thales Ruh:
Vom Wege ſchau' ich ſtille
Dem Spiel der Kleinen zu.

Und eine Stimme hör' ich,
Die ſpricht ſo warm und weich:
Werdet wie die Kindlein,
Ihrer iſt Gottes Reich!

2. Der Meiſterſänger.

Vor Zeiten ſtands im Forſt betrübt
Um Sang und Klang und Lieder,
Der Vögel Schaar, noch ungeübt,
Flog krächzend auf und nieder.
Da kam heran aus fremdem Land
Ein Sänger allen unbekannt,
Und rief ein ſchallend Kuckuk.

Die Vögel hörten ſtaunend an
Den Ruf ſo hehren Klanges,
Ernannten den begabten Mann
Zum Meiſter des Geſanges,
Und gaben ihm, daß ſorgenfrei
Er ſange, einen Küſter bei:
Sein Dank dafür war Kuckuk.

Sie achteten nicht Geld noch Gut,
Verehrten ihm das Beſte,
Ja ſie erzogen ſeine Brut
In ihrem eignen Neſte;
Der Meiſterſänger lebte ſo
In ſtetem dulci jubilo
Und ſang mit Inbrunſt Kuckuk.

Doch allgemach fing auch im Wald
Kultur an ſich zu regen,
Und mit Erfolg manch Vöglein bald
Sich auf die Kunſt zu legen;
Die Amſel ſchlug, die Droſſel ſang,
Das Lied der Nachtigall erklang,
Herr Kuckuk ſchrie ſein Kuckuk.

Da riefen ſie mit lautem Hohn,
Was anfangs nur Geflüſter:
O wäre doch beim Kuckuk ſchon
Der Kuckuk und ſein Küſter!
Und heute haben all' ihn ſatt —
Er aber ſchreit ſich müd' und matt:
Kuckuckuk, Kuckuk, Kuckuk!

3. Das Echo.

An des Waldthals jäher Schwelle
Ueberm Grün in hellem Schein
Sah man glänzen einen Stein;
Er bezeichnete die Stelle,
Wo ein Echo, wie es hieß,
Deutlich ſich vernehmen ließ.

Grille, magſt die Mühe ſparen,
Wirſt vom Wunder nichts erfahren,
Sprach die Fliege ärgerlich:
Bracht' ich doch den ganzen Morgen
Zu mit Summen und mit Horchen,
Doch kein Echo regte ſich.

Bin zur Prüfung hergeſandt,
Sprach die Grille, und gewandt
Hupfte ſie den Stein hinauf,
Ließ der Stimme freien Lauf,
Zirpte, lauſchte, zirpte, lauſchte
Nur der Wind im Dickicht rauſchte,
Aber in den Schluchten tief
Ungeſtört das Echo ſchlief.

Kam ein Käfer hergeſchwirrt:
Freunde, hab' ich mich verirrt,
Oder bin ich hier am Ziel,
Wo ein Echo treibt ſein Spiel?
Und er krabbelte geſchäftig
Auf den Stein und brummte kräftig —
Doch des Echo's Stimme blieb
Stumm, wie eifrig er's auch trieb.

Kam gerannt auch eine Maus:
Iſt ein Echo hier zu Haus,
Sprach ſie haſtig, will ich's wecken,
Mag ſich's noch ſo tief verſtecken!
Sprang mit Grazie auf den Stein,
Pfiff ſo ſchnell und hell und rein,
Daß ein lauſchend Katzenohr
Süßres nie vernahm zuvor —
Aber in den Schluchten tief
Ungerührt das Echo ſchlief.

Sprach die Grille: lieben Leute,
Wir ſind all' des Truges Beute.
Doch wohlan, noch ein Verſuch
Sei gewagt, und dann genug:
Laßt mit einemmal uns alle
Singen, daß der Wald erſchalle!

Nun begann ein Hüpfen, Trillen,
Summen, Zirpen, Pfeifen, Schrillen,
Daß die größten Virtuoſen,
Die wir je certiren ſah'n,
Es den tollen Rhythmusloſen
Nicht an Eifer gleich gethan —
Doch umſonſt, die Sonne wich,
Und kein Echo regte ſich.

Aberglauben, Aberglauben,
Sollſt mir keine Zeit mehr rauben!
Rief der Käfer würdevoll;

Nehmen wir's zu Protokoll,
Daß die ganze Litanei
Von des Echo's Zauberton
Jeglicher Vernunft ein Hohn,
Dummheit oder Lüge ſei!

Und mit unverſtellter Haſt
Ward das Protokoll verfaßt,
Vorgeleſen, unterſchrieben:
Fliege, Grille, Käfer, Maus,
Dann vervielfacht nach Belieben;
Von Bekehrungswuth getrieben,
Reiſten eilig ſie nach Haus.

Da begann, als Abendſchatten
Schon das Thal umſchleiert hatten,
Mit der Stimme vollſtem Schall
Ihren Sang die Nachtigall.
Bebend trugen ihn die Lüfte
Ueber Thal und über Klüfte,
Und ſein Jubel und ſein Ach
Rief die Felſentochter wach:
Wort und Antwort in verwandten
Wundervollen Klängen ſandten
Durch die Waldnacht her und hin
Echo ſich und Sängerin.

Franz Kugler.

Die Sorge.

Ich wanderte manche Meile weit,
Hinaus auf flüchtigen Sohlen,
Die glückliche Zeit, die Jugendzeit
Die entfloh'ne zurückzuholen.

Ich ſucht' ihre Spur im Waldesduft,
Auf thaubeperletem Mooſe,
Am Gießbach, der in die felſige Kluft
Sich ſtürzt mit Jubelgetoſe.

Ich kehrte zur Schenke, wohin ſo oft
Sie mich lockte mit lieblichem Winken,
Aus funkelndem Römer hab' ich gehofft
Sie vollen Zuges zu trinken.

Ich fand von ihr am Bache nichts
Und nichts in des Waldes Geflüſtre;
Ich ſah ſtatt ihres holden Geſichts
Nur von der Sorge das düſtre.

Die ſchlich mir nach in eiligem Zug,
Die gab mir's Geleit auf den Wegen,
Die hielt an der Schenkthür gar den Krug
Als Kellnerin mir entgegen.

Blick auf und wende den Wanderſtab,
Schon ſenkt ſich des Spätroths Schimmer;
Die Sorge laſſet von dir nicht ab,
Die Jugend findeſt du nimmer!

Alexander Kaufmann.

1. Maikäfers Freierei.

Maikäferlein wollt' freien gehn,
Maikäfer flieg!
Goldkäfer ſprach: „Ei ſei doch klug,
Biſt ja noch lang nicht ſchmuck genug.“
Maikäfer flieg!

„„Wie ſollt' ich denn noch ſchmucker ſein?““
„Ei wie man doch ſo fragen kann?
Schaff' erſt dir goldne Flüglein an!“

Maikäferlein wollt' freien gehn,
Hirſchkäfer ſprach: „Ei ſei doch klug,
Biſt ja noch lang nicht ſchmuck genug.“

„„Wie ſollt' ich denn noch ſchmucker ſein?““
„So ſchaff' dir doch ein Prachtgeweih
Als ob dein Vater König ſei!“

Maikäferlein wollt' freien gehn,
Miſtkäfer ſprach: „Ei ſei doch klug,
Schaff' erſt dir guten Wohlgeruch!“

Maikäferlein flog weit und breit:
„„Wo kauft man goldne Flügelein,
Wo Hirſchgeweih, wo Düfte ſein?““

Maikäferlein flog lang umher,
Vergeblich flog es manches Jahr
Und ward nicht ſchöner, als es war.

Da hing es endlich trüb den Kopf
Und ſprach: „Ich arm Maikäferlein,
Jetzt bin ich alt und kriege kein'. —“

Die Moral:

Und was man lernt aus dieſem Lied?
Maikäfer, flieg!
Wer alt iſt kriegt kein Weiblein mehr,
Drum hör', bedenk' dich nicht zu ſehr,
Maikäfer, flieg!

2. König Trojan.

„Was blickſt du, mein König, ſo ſcheu dich um?
Wie ſtarrſt du hinaus in die Nacht?
Es liegt ja noch Alles ſo ſtill und ſtumm,
Die Sterne halten noch Wacht.

Was fahrſt du, mein Buhle, ſo haſtig auf?
Es war nicht der Vögel Geſang.
Vom Felsrand quillet des Brunnens Lauf,
Sein Rieſeln das macht dir bang.

O ſcheuſt du dich, mein Buhle traut,
Vor dem wonnigen, ſonnigen Licht?
Und liebſt nicht der Lerche melodiſchen Laut,
Rothgoldene Wipfel nicht?“

„„Die Morgenröthe, das iſt mein Tod,
Ich bin ja König der Nacht —
Es hat das leuchtende Morgenroth
Uns Allen Verderben gebracht:

Mein Vater ſtarb an dem blauen Meer,
Drauf Roſen der Morgen goß,
Meinen Urahn trugen ſie kalt daher,
Als der Strahl um die Bergwand floß:

Wir Alle ſterben am Sonnenlicht —
Geh, winde den Todtenkranz
Oder halt, mein Liebchen, mich länger nicht —
Weh, ſchauſt du des Oſtens Glanz?“ “

Auf ſprang der König: „„O Gott, mein Schloß,
Das finſtre, wie liegt es ſo weit!
Errette mich du, windſchnelles Roß!
Auf, überhole die Zeit!“ “

Der König riß ſich von Liebchens Bruſt,
Es bleichte der letzte Stern,
Jetzt hebt ſich die Sonne mit flammender Luſt,
Sein Schloß — wie ferne, wie fern!

Der König ſprengt' in den düſtern Fluß,
Er ſprengt' in's dämmernde Thal,
Friſch wob ſich der leuchtende Roſenguß
Um der Kuppen feuriges Mal.

Und tiefer kam das belebende Licht:
„O, tummle dich, tummle dich, Roß!"
Wohl flog das Rößlein und wankte nicht —
Bleich ward der Elfengenoß:

„Das iſt der erſte, der letzte Strahl,
Der je meine Scheitel geſengt!
Verfluch dich Gott, du ſchlimmes Thal!"
Vom Roß der König hängt.

Noch wenig Schritte, da ſinkt Trojan,
Der nächtige Fürſt, in's Moos —
Ein tiefer Seufzer — dann iſt's gethan!
Der Zwerge Leid ward groß.

Es ward gar groß der Zwerge Leid
Um den ſtillen, bleichen Mann —
Noch mancher König ſeit dieſer Zeit
Kein Licht vertragen kann.

3. Die Wallonen.

Drückende Schwüle bei Tag, bei Nacht ſcharf ſchneidender Nordwind,
Solch ein Wetter erträgt Sankt Peter, der kräftige Thorwart,
Selbſt nicht lang: Ihn verſehrt' mit entflammendem Pfeile die Krankheit.
Mehrere Tage mit Kraft vor des Siechthums Drange ſich wehrend,
Hatt' er getreulich geübt, was ſeines Berufes; zuletzt wuchs
Doch es ihm über den Kopf, Halsweh und Gebrauſ' in den Ohren
Ließen das Schlimmſte befürchten, und fieberiſch glüht' ihm die Wange.
Kleinlaut trat er zu Gott und erbat ſich für einige Tage
Nöthigen Urlaub, ſtill des entzündeten Körpers zu pflegen.

„Herzlich gern, erwiederte Gott, doch weißt du, mein Lieber,
Welche Gefahr Uns dann vom Pack der Gehörnten bevorſteht.
Weißt du doch ſelber es wohl, wie arg Uns der Satanas aufpaßt,
Wie er ſo manchen Geſellen Uns noch an der Thüre gekapert
Und hohnlachend hinab in des Pechs Untiefen geſchlungen.
Siehe, du biſt es allein in der ganzen Verſammlung der Heilgen,
Welcher mit jeglichem Volk in der eigenen Sprache —“ „Verzeiht, Herr,
Fiel Sankt Peter hier ein, Sankt Jürgen verſteht es noch beſſer,
Redet Franzöſiſch wie Ihr, ſpricht Engliſch und Spaniſch und Flamändiſch,
Schwätzt mit Heiden und Türken, als wär er der ihrigen einer.
Laßt Sankt Jürgen ſo lang ſtatt meiner die Pforte behüten!“ —
„Gut, ſo beruf mir ihn her!“ — Sankt Jürgen erſchien, wie gewöhnlich
Waffen umſtrahlet, der Helm glühroth wie der hellſte Karfunkel.
„Jürgen, begann nun der Herr, Sankt Peter befindet ſich unpaß,
So daß Urlaub ihm für etliche Tage von Nöthen.
Daß indeſſen uns nicht ein Pförtner des Himmels gebreche,
Möchten wir dir — denn es preiſt das Gerücht dich in Sprachen erfahren,
Interimistice gern vermeldeten Poſten vertrauen.“
Tiefer noch ſenkte das Haupt, das ehrfurchtsvoll ſchon gebeugt war,
Noch Sankt Jürgen und ſprach: „Viel Länder und Völker durchzog ich,
Als auf Erden ich einſt Linddrachen erlegt' und Gewürme,
Lernt' auch Sprachen dabei — nur Eine, Gewalt'ger, verzeiht mir,
Wollte mir nicht in den Kopf, ſo verzweifelt konfus iſt der Miſchmaſch.
Drunten im Hainault redet man ſie, auch ſchwätzt in Namur man,
Wenn ich nicht irre, das Zeug, und in Limburg, wo man den Käſe,
Wißt Ihr, den trefflichen macht, und die Leute benennen's Walloniſch.
Dreißig Jahre ſtudiert' ich daran, doch immer vergebens,
Ob ich das Engliſche gleich in vierzehn Tagen erlernet.
Kämen Wallonen nun an und erſuchten ſie mich um den Einlaß,
Ließ ich die ſündigſte wie die erbaulichſte Seele paſſiren.
Schaut, das ginge doch nicht“ — „Herr, fiel St. Peter in's Wort hier,
Heilig beſchwör' ich es Euch, ſo lange mir ſchon bei der Pforte
Anvertrauet der Dienſt, ſo gewiß ich am Leben, noch wagte
Kein Wallone ſich nur an die äußerſte Grenze, ſie liefen
Alle der Hölle ſchon zu, noch ehe der Teufel ſie packte!“
Lächelnd erwiederte Gott: „So geh' und verfüge zu Bett dich,
Und Sankt Jürgen verrichte den Thordienſt, bis du geneſen!“

* * *

Karl Freſenius.

1. Am laacher See.

Gegrüßt, du dunkler Wunderſee, deß Grund noch Keiner je geſchaut,
Tief hier in Waldeseinſamkeit, von wilden Bergeshöh'n umbaut!
Dem Wandrer graut — er ſchaut in dir geſpiegelt eignen dumpfen Sinn,
Doch fröhlich ſtreift der freie Blick mir über deine Fläche hin.

Für Jene ſtets ein öder Schlund, drin einſt ein Feuerſtrom gewühlt,
Der Jeden, der ſich ihm vertraut, hinunter in die Tiefe ſpült: —
Ein holder Freudenbecher mir, mit edlem Eichenlaub geſchmückt,
Den auf des lieben Rheinlands Wohl Natur an ihre Lippen drückt.

Es lockt die Freudenthräne mir Gedächtniß einer ſchönen Zeit,
Als mit dem fernen Freunde mich getragen deine Fläche weit.
Wie da dem raſchen Ruderſchlag die dunkelblaue Flut gerauſcht,
Da wurde bald dem erſten Grau'n die wonniglichſte Luſt getauſcht.

Wie in die Mitte hingeſtellt vom ganzen weiten Weltenball,
So ſchauten über, unter uns wir Sternenheere überall.
Es zog der Schöpfung Wunderhauch reich in die beiden Herzen weit,
Und durch die Seele zuckt' es wie Gedankenblitz der Ewigkeit.

Fern hinterm letzten Abendgold lag uns die Welt und ihr Geſchick,
Und auf den leichten Kahn ergoß ſein Füllhorn uns der Augenblick.
So Bruſt an Bruſt gelehnet ſah'n wir in das feuchte Wunderreich,
Einander in die Augen hell dann wieder, froh und göttergleich.

Doch was die Tiefen uns vertraut, was uns der ernſte Wald gelehrt,
Die träge Zunge ſpricht es nicht, den Lippen bleibt das Wort verwehrt:
Doch wem das Wunder ſelbſt vertraut der See aus dunkelblauem Schooß,
Dem reißt ſich aus dem Herzen tief ein lauter Liedesjubel los!

2. Stimmung.

Noch blüht die Erde wie ſie einſt geblüht,
Als ſich ein jung Geſchlecht die Blüten brach,
Und die dem erſten Dichter einſt geglüht,
Die Sonne leuchtet noch in mein Gemach:
Der Vöglein Chor, noch iſt er nicht verſtummt,
Es rankt das Laub vor meinem Fenſter auf,
Im Blütenkelch das jüngſte Bienchen ſummt —
Noch rollt die Erde ihren ew'gen Lauf.

Haſt, milde Mutter, die du Allen gabſt,
Die du bis jetzt genährt der Welten Glanz,
Nichts mehr, daß du den Nachgebornen labſt?
Hat ſich bei mir dein Born erſchöpft ſo ganz?
Wohin ich blicke, Kräfte regen noch
Den Arm, erſtarkt in Liebe wie in Haß;
Nur ich unſelig zweifelvoll — und doch
Pulſt auch in mir das Blut ohn' Unterlaß.

Da ich ein Knabe umzuſchau'n begann,
Hat Liebe ſüß die Seele angelockt;
Auch jetzt, ſo manche Stunde mir verrann,
Noch immer nicht die Quelle der Liebe ſtockt,
Wer aber hat's dem Blöden angethan,
Daß, wenn die Andern des Beſitzes froh
Mit liebem Gut des Lebens Hafen nah'n,
Er weg vom Glück und immer ferner floh?

Es lockt die Kunſt, es laben Ton und Bild,
Das Edle zum Erfreulichen geſellt,
Sie lockt, es wird die herbe Seele mild,
Und eine ſchön're Sonne ſcheint der Welt;
Mir? — Eine ſchöne Blume war ſie mir,
Mit Wonne oft, mit Andacht angeſchaut,
Manch trüber Stunde Troſt, manch froher Zier —
Doch wer hat einer Blume ſich vertraut?

Es will die Welt, daß wirkend ſich erweiſt,
Wer erſt zum Mann gediehn, daß er erwägt,
Wie er's vollbringe, daß von ſeinem Geiſt
Was irgend er erſchafft das Zeichen trägt.
Tief birgt in mir ſich das Gepräge. Kaum
Knüpft an die Stätte mich ein ſchwaches Band,
Kaum ſenkt der über's Meer geſpülte Baum
Unwillige Wurzeln in unheimſchen Strand.

Und doch — woher der Fibern zähe Kraft,
Woher die Liebe noch und noch der Zorn,
Was iſt's, das ſtets aufs Neue dich erſchafft,
Wenn Alles ſtockt, verſandet jeder Born?
Ward nicht zuletzt die ſchwere Seele mild?
So oft du's wollteſt, biſt du je verzagt?
Nichts raubt den Stolz, zu leben und das Bild,
Das mir gehört, zu zeigen weil es tagt!

Ludwig Braunfels.

1. Vier Stimmen und vier Stämme.

Den deutſchen [illegible] gewidmet.

Horcht auf! aus jedem Gaue ſchallt empor
Ein Lied des Volkes, ein gewalt'ger Chor:
Bald hellen Jubel in die Lüfte ſchmetternd,
Bald wie des Zornes Engel nächtig wetternd;
Bald ſüß und mild, wie eine Liebesnacht;
Bald kühn und wild, wie Sturm der Männerſchlacht.
Wie ſchwillt das Herz! — Aus deutſchem Liederkranz
Duftet der Hauch des Vaterlands.

Ja, kaum ertönt vierſtimm'ger Männerchor,
So zaubert er Germania's Bild uns vor.
Die Stimmen vier, tiefſinnig ſtets vereint,
Und doch im Wechſel oft einander feind,
Sie ſind den alten vier Volksſtämmen gleich,
Deren Akkord einſt hieß: das deutſche Reich.

Der Franke ſpielt den Erſten im Tenor;
Der geht den andern Stimmen allen vor,
Beherrſcht mit Uebermuth die Melodien,
Wird er zuweilen auch als falſch verſchrien.

Der Sachſe wiederum, der muß beſcheiden
Die zweite Rolle des Tenors bekleiden:
Er duckt ſich unter Franken's ſtolze Macht,
Und wagt mit ihm doch manche kecke Schlacht.

Den Baiern mit den derben Bocksbierkehlen
Kann ſicherlich der erſte Baß nicht fehlen;
Macht Ruhmens viel von ſeinem Schwergewicht,
Und heißt der Erſte gern, und iſt es nicht.

Der ſtarke Grundbaß aber, der die Welt
Des deutſchen Klanges feſt zuſammenhält,
Der die Akkorde ſicher trägt und leitet,
Durch allen Wechſel hin getreulich ſchreitet,
Das ſind die herzigen, die guten Schwaben,
Die unſrem deutſchen Lied den Urſprung gaben.

Und wie die Stimmen vier, in Eins geſellt,
Vier Elemente der harmon'ſchen Welt;
Und wie aus mannichfach verſchiednem Klang
Erwächſt der einig eine Männerſang:
So ſollen Schwaben und ſo ſollen Sachſen
Mit Baiern, Franken feſt zuſammenwachſen;
So ſollen die vier Stämme ſich hinfort
Verflechten treu in Einen Volksakkord!

So ſchalle frei zum Himmel, freier Sang!
Umkleide du des Wortes kühnern Klang!
Was nicht die Feder ſchreibt, was nicht die Sprache ſagt,
Heut im Geſange werd' es friſch gewagt!
Und wenn der Ton, der hier der Seel' entklingt,
Dereinſt in alle Geiſter draußen dringt,
Dann wird das Volk, ein großer Liederkranz,
Das Tedeum ſingen des Vaterlands!

2. Der beſte Doktor.

(Bernkaſtel an der Moſel.)

Der Ritter mit dem Burgkaplan
Sitzt in dem kühlen Keller;
Er ſucht ſein beſtes Ohmfaß an,
Bernkaſtler Muskateller:
„Herr Vater, Ihr ſeid müd und krank;
So nehmt nur, nehmt von dieſem Trank:
Der iſt der beſte Doktor.“ —

„Für Euren Wein ſag' ich Euch Dank;
Wie ſollt' er heut mir munden?
Mein guter Biſchof liegt ſo krank,
Als könnt' er nie geſunden.
Er hat durch's Land umhergeſandt:
Wer ihm das böſe Fieber bannt,
Der iſt der beſte Doktor." —

„Der Biſchof iſt ein braver Held,"
So thät der Ritter ſagen;
„Hat mich bei Sponheim auf dem Feld
Aus Feinden 'rausgeſchlagen.
Ich will ihm zahlen meinen Dank:
Ich gieß' ihm ein von dieſem Trank:
Der iſt der beſte Doktor."

Noch Einmal trinkt er's edle Naß
Mit glänzend frohen Blicken;
Dann ladt er das gewalt'ge Faß
Auf ſeinen breiten Rücken.
Er trägt's zum Biſchof Bohemund:
„Der Wein, der fließt aus dieſem Spund,
Der iſt der beſte Doktor!"

Der Biſchof hört's in gutem Muth,
Läßt die Arznei ſich ſchmecken;
Das große Medizinglas thut
Den frommen Mann nicht ſchrecken,
Er trinkt, ſo lang es läuft vom Spund;
„Der Wein, der Wein macht mich geſund!
Der iſt der beſte Doktor."

Nun haben unſres Biſchofs Kur
Viel Kranke nachprobiret;
Ein einzig Faß Bernkaſtler nur
Hat jeden gleich kuriret.
Zapft an den ächten Doktorwein!
Ihr kranken Brüder, ſchenkt euch ein;
Der iſt der beſte Doktor.

Feodor Loewe.

Das armeniſche Kloſter.

Aus einem Cyclus: Venedig.

Wenn ſtolz die Sonne aus dem Meere wallt,
Die Nacht, die ſchwarzgeflügelte, zu tödten,
Wenn ihre Strahlen Markus Leuen röthen,
Der wie ein Büßer auf der Säule harrt
Und einem andern Tag entgegenſtarrt —
Der Glocke tauſendjähr'ge Stimme ſchallt,
Wenn die Lagune, kaum vom Schlaf erwacht,
Langſam ſich dehnt in golddurchglühter Pracht:
Dann prangſt du wieder wie in alter Zeit,
Venezia, in Macht und Herrlichkeit. —

Der Meeresmutter meinen frommen Gruß,
Und in die Gondel mit beſchwingtem Fuß!
Die Welle plätſchert an des Schiffleins Bauch,
Vom Meere her weht friſcher Windeshauch:
Der kluge Ferge kennt bereits mein Sehnen,
Hinüber geht's zum Kloſter der Armenen.
Sey mir gegrüßt, der Fluth entſtieg'ner Ort!
Gegrüßt mit ſtummem Blick und leiſem Wort,
Wo ſtrenger Wille und geübte Kraft
Geräuſchlos des Gelübdes Werke ſchafft,
Wo regen Eifers ungehemmter Drang
Um fromme Brüder feſte Bande ſchlang!

Die Gondel hält — geöffnet ſteht das Thor —
Die wen'gen Stufen eilt mein Fuß empor,
Im kühlen Kreuzgang hallt mein raſcher Schritt,
Der manches Grabes Inſchrift ſo betritt,
Bis daß mein Aug' den Kloſtergarten ſchaut
Und über mir der klare Himmel blaut.

O ſchöne Pflanzung, welche Frieden hegt,
Und von verſtänd'ger Hand beſtellt, gepflegt.
Die Myrthe träumt, der ſtille Oelbaum ſchweigt,
Und die Cypreſſe ſchlank zum Himmel ſteigt,

Die Roſe, die der Ceder Schaft umſchlingt,
Hoch in dem Wipfel ihre Blüthen bringt —
Der Ceder, die dem Libanon entſprang,
Wo Judä ſtolzes Harfenſpiel erklang,
Die fromm erbebt und andachtsvoll gelauſcht,
Wenn um ihr Haupt Jehovas Wort gerauſcht.

Auf dieſer Mauer, an des Ufers Bord
Saß Haralds Sänger einſt, der edle Lord,
Deß ſtarker Arm und vielgeprüfter Muth
Das Roß bezwungen und des Pontus Fluth;
Und noch ein And'rer, der in heil'gem Zorn
Für Polen ſchöpfte aus der Dichtung Born.
Wie oft ſchlug hier, bewältiget vom Schmerz,
Laut an die Bruſt das edle Dichterherz!
Wenn müd des Tags Geſtirn, die Sonne, ſank,
Wie manche Thräne dieſer Mörtel trank!
Die Dichtung war das zügelloſe Roß,
Das — wie Mazeppa durch die Steppen ſchoß,
Mit ihnen jagte ohne Ruh' und Halt,
Bis ſeiner Reiter heiße Stirnen kalt! —

Und alſo denkend, rührt mich eine Hand
An meine Schulter, und das Haupt gewandt,
Sah ich den Mönch, der ruhig vor mir ſtand.
Schwarz wie das Kleid, das ſeinen Leib umſchloß,
War Haar und Bart, der weich zum Gürtel floß:
Ein Antlitz, das kein Tropfen Blut durchfließt,
Ein Auge, das tief in den Seelen lieſt.
Und als er prüfend lang mich angeſchaut,
Empfing mein Ohr der Worte ſanften Laut:
„Des Himmels ganzer Segen ſey mit dir,
Der mild umſäuſelt dieſe Stelle hier!
Von Allen, die da kamen, fern und nah,
Betrat noch keiner dieſe Erde da,
Seit ſie geſchieden, deren Lieblichkeit
Den Ort zu einem Heiligthum geweiht.
O frage nicht: was war's für ein Beſuch?
Durchblätt're ſelbſt das aufgelegte Buch:

Wo mancher fremde Fürſten-Name ſteht,
Steht auch ihr Name, klingend wie Gebet,
Wie Bächleins Rieſeln, Nachtigallen Sang,
Der in der Heimath oft mein Herz durchklang.
Ihr Auge glich dem ſüßen Mondenlicht,
Das durch die Zweige der Cypreſſen bricht.
Vom kalten Norden war ſie hergeeilt,
Daß ihr des Südens Luft die Seele heilt'.
Oft lehnte ſie an dieſes Oelbaums Stamm,
Oft hier vorüber ihre Gondel ſchwamm.
Ihr lockig Haar, licht wie der Sonnenſchein,
Wie oft berührte es den kalten Stein!
Wenn langſam hier die Gange ſie durchſchritt,
Zog hinter ihr ein ſchwarzer Schatten mit:
Was kann die Nacht dafür, daß ſie dem Tag
Stets folgen muß und ihn nicht laſſen mag?
Doch immer bleicher, bleicher ward ihr Mund,
Die Luft allein macht Kranke nicht geſund.
Begehreſt du, wenn eine Saite ſprang,
Von deiner Zither noch denſelben Klang?
Die Schmerzen, die nicht Balſam heilt, nicht Luft,
Die ſehnen ſich nach Heilung in der Gruft.

Von Allen, die da kamen, fern und nah,
Betrat noch keiner dieſe Erde da,
Seit ſie geſchieden, deren Lieblichkeit
Den Ort zu einem Heiligthum geweiht.
Leb' wohl, des Himmels Segen ſey mit dir,
Der mild umſäuſelt dieſe Stelle hier!"

Ein Glöcklein rief — er ſchüttelt mir die Hand,
Geſenkten Haupts ſchritt er daher und ſchwand.
Ein kühler Luftzug hauchte durch den Baum,
Ich ſtand im Wachen halb und halb im Traum,
Und wiederholte: wenn die Sonne ſank,
Wie manche Thräne dieſer Mörtel trank!

* * *

Karl Cramer.

1. An einen Laternenpfahl außer Dienſten.

Laternenpfahl, Laternenpfahl!
Was ſtehſt du ſo einſam im Gaſesſtrahl.
Du ſinnſt wohl vergangener beſſerer Zeiten,
Als hoch du geachtet von allen Leuten,
Als man die Lampe noch wußte zu ehren
Gezieret mit Linſen und Reverberen;
Nun ſtehſt du verlaſſen im Gaſesſtrahl,
Laternenpfahl, Laternenpfahl!

Laternenpfahl, Laternenpfahl!
Der Undank verurſacht dir bittre Qual?
Dein Streiflicht es war doch ſo finſter romantiſch,
Und Schatten warfſt du ſo ſchwarz und gigantiſch.
Das Abenteuer beſchützte dein Düſter,
Der Liebe Gemunkel, der Diebe Geflüſter,
Nun lohnt dir der Undank mit bittrer Qual,
Laternenpfahl, Laternenpfahl!

Laternenpfahl, Laternenpfahl!
Es ſchwanden die dunkeln Schatten zumal.
Es leuchten die niederen Lichter vom Gaſe
So unverſchämt neckiſch dir unter die Naſe,
In alle Winkel und Ecken ſie dringen,
Sie wollen alles ans Tageslicht bringen.
Es ſchwanden die dunklen Schatten zumal,
Laternenpfahl, Laternenpfahl!

Laternenpfahl, Laternenpfahl!
Dich höhnet umſonſt des Gaſes Strahl!
Du blickſt herab ſo ernſt und würdig
Auf Gelichter dir nicht ebenbürtig;
Ein Ritter ſonder Furcht und Tadel
Aus altem unverfälſchtem Adel
So ſteheſt du ernſt im Gaſesſtrahl,
Laternenpfahl, Laternenpfahl!

2. Der Eſel und der Bock.

Es ließ des Löwen Majeſtät
Vor ſeines Thrones Stufen
Dereinſt den Eſel und den Bock
Zum hohen Rath berufen,
Zu prüfen: ob es rathſam wäre,
Daß er die Thierwelt etwas ſchere.
Der Eſel tief verneigt ſich da,
Und ſpricht: Ija, ija, ija!
Der Bock denkt an ſein Bärtchen fein,
Stellt gleich ſich auf die Hinterbein:
„Enä, enä, enä!“

Den Eſels-Rath, den fand man gut,
Man gab ihm einen Orden;
Man adelte ſein Eſelsblut,
Iſt Vollbluthengſt geworden;
Hofzeitungsſchreiber Fuchs thät preiſen
Als hochgelahrt ihn und als Weiſen.
Der Eſel ſang, wo man ihn ſah,
Nun ſtets: Ija, ija, ija!
Jedoch den Bock das nicht verlockt:
Er meckert fort, indem er bockt:
„Enä, enä, enä!“

Drauf ließ des Löwen Majeſtät
Vor ſeines Thrones Stufen
Auf's neu den Eſel und den Bock
Zum hohen Rath berufen,
Zu prüfen: ob man rathſam finde,
Daß er die Thierwelt etwas ſchinde.
Der Eſel tief verneigt ſich da,
Und ſpricht: Ija, ija, ija!
Der Bock, der eignen Haut bedacht,
Hat einen Bockſprung gleich gemacht:
„Enä, enä, enä!“

Drauf ſtrich der Leu des Eſels Fell,
Gewahrte deſſen Dicke,
Daß es vor allen andern ſich
Zum Pergamente ſchicke.
Gleich ward das Fell ihm abgezogen,
Der Eſel demuthvoll gebogen
Hofft Gnade für Gehorſam da
Und ſchrie: Ija, ija, ija!
Der Bock, als wär's die eigne Haut,
Der zeigt ſein Horn und meckert laut:
„Ena, ená, ená!“

Es lebe hoch die Bocksnatur!
Zum Teufel Eſeleien!
Sprecht offen ſtets die Wahrheit nur,
Verſchmähet Kriechereien,
Und laßt beim Scheren oder Schinden
Jabrüder nimmer an euch finden,
Die ſprechen wie der Eſel da
Gebückt: Ija, ija, ija!
Ob man mit eitlem Schimmer lockt,
Nur immerfort gebockt, gebockt!
Ená! ená! ená!

Eminna.

1. An Deutſchland.

Du haſt mir Freuden viel bereitet,
Du heilig großes Vaterland,
Haſt deine Pracht mir ausgebreitet
Vom Alpenſchnee zum Meeresſtrand.

Und deiner Städte Zinnen ließeſt
Du funkeln mir im Morgenſchein,
Und in der Wälder Rauſchen gießeſt
Du duftend Abendgeld hinein.

Du weckteſt mir ein ſtilles Ahnen,
Auch ich ſei dein geliebtes Kind;
Du ließeſt nicht vom treuen Mahnen
Mit Mutterhand ſo ſanft und lind.

Und dich verſchmäht' ich — ach, wie lange!
Doch ward zuletzt die Liebesgluth
Der Mutterbruſt, an der ich hange,
Gewaltiger als mein Uebermuth.

Du führteſt mich in deiner Söhne,
In meiner Brüder Jugendreihn,
Und deiner hohen Frauen Schöne,
Ich kenne ſie — und ich bin dein.

In deines Rheines Prachtgelände
Da zogſt du eng an's Herze mich;
Zum Himmel hob ich meine Hände
Und ſchwor's, zu leben nur für dich.

Dort möcht' ich vor dein Antlitz treten,
Zu blauen Bergen hingewandt,
Und mit des Dankes Thränen beten
Zu dir, mein deutſches Vaterland!

2. Allzu faul.

Einſt an des Comerſees Strand
Lag ich an einer Terraſſe Rand,
Ueber mir hing eine dunkle Traube
Nieder aus dichtem grünem Laube.

Und wie des Sees Wellenklang
Mir träumeriſch an die Ohren drang,
Dacht' ich: Wie hängt mir die Traub' ins Geſicht! —
Aber rühren mocht' ich mich nicht.

Dacht' alſo: Hier liegſt du ſo lange ſtill
Bis die Traube ins Maul dir wachſen will —
Da hing ſie, als ſprach ſie voller Trotz:
Zu gut für dich, du deutſcher Klotz!

Ich dachte: wart nur! aber inzwiſchen
Thät mich ein ſanfter Schlaf erfriſchen;
Ich träumte: die ſchöne Traube ſei
Mein Herz und ſchwebt' in den Lüften frei.

Und ſieh! ein Händchen weiß und fein
Griff in die Traube keck hinein
Und ſchnitt ſie ab — ach wie ich da
Mein Blut ſo ſchmerzlich ſtrömen ſah! —

Da wacht' ich auf; ein kleiner Junge
Stand neben mir, in wälſcher Zunge
Schrie er: Signora bitt Eu'r Gnaden
Nicht einzunicken; ſonſt nehmt Ihr Schaden!

Ich ſah hinab: im Unverſtand
Hatt' ich geſchlafen am Mauerrand;
Dann ſah ich empor: die Traube war fort,
Der Junge wußte kein Sterbenswort.

Und wo in der Bruſt das Herze liegt,
Hat ſich ein ſüßer Schmerz gewiegt, —
Hinter dem Vorhang am Balkon —
War das ein Kichern? Wer kennt den Ton?

3. Monte Argentaro.

Eine Nacht auf Sturmeswellen war geflogen unſer Boot,
Und ob ſchwarzem Felsgebirge ſtieg herauf das Morgenroth;
Eine Inſel war's, mit ſteilen Gipfeln und mit ſchroffen Thalen;
Gruß dir, wilder Argentaro, in den erſten Morgenſtrahlen!

Einſam, meerumwogt Gebirge, dran die Brandung donnernd prallt,
Gönne nur dem Geiſt des Pilgers einen kurzen Aufenthalt!
Laß ihn in Gedanken irren durch die morgenblauen Schluchten
Und vorbei den Warten, wo einſt Saracenen Landung ſuchten.

Send' entgegen deine Schemen ihm im öden Felsrevier,
Denn ein Traum aus ferner Jugend will lebendig werden hier
Vom verfallnen Marmortempel, ragend über ſteiler Halde,
Rings verhüllt von tauſendjährigem, ewiggrünem Eichenwalde!

Einſt — wie hat er weiß geleuchtet über's weite Meer ringsum,
Und der Schiffer rief Gelübde nach dem fernen Heiligthum; —
Jetzt in Waldesnacht vergraben, ungeſchaut und längſt vergeſſen
Ragen ſeine ſchlanken Säulen grün umlaubt und nie vermeſſen.

Offen ſind die eh'rnen Pforten, eingeſtürzt das Cederndach,
Und des Südens blauer Himmel ſchaut ins modernde Gemach,
Das zum ſtillen See verwandelt die verirrte Tempelquelle,
Drin der Göttin Bild ſich ſpiegelt, als entſtieg' es friſch der Welle.

Denn ſie iſt's, die Meergeborne mit dem feuchten Sehnſuchtsblick
Lächelnd noch, als höchſte Herrinn ſelbſt ob göttlichem Geſchick;
Um die wunderbaren Glieder ſenkt ſich vom Ruin der Niſche
Die Liane, leiſe flüſternd in des Morgenwindes Friſche.

Und es ſchwebt von Blumenkelchen um die Stirn ein blauer Kranz,
Drauf ſich Schmetterlinge wiegen in der Morgenſonne Glanz . . . .
Horch — ein Schuß! — Unſeliger, kannſt du über alten Tempelträumen
Vier franzöſiſcher Fregatten ſolennellen Gruß verſäumen?

◆

Gottfried Kinkel.

Männerlied.

Weil wir denn verſammelt ſind
Bei der Gläſer Klingen,
Laßt der heil'gen Freiheit uns
Dieſes erſte bringen:
Die wie Frühlingsluft und Luſt
Labt des Mannes ſtarke Bruſt,
Ihr vor allen Dingen!

Ach ihr Weizen blühte ja
Auch bei uns ſchon munter!
Doch es warf der fromme Schwarm
Unkraut wieder drunter.
Mit dem guten Korn zuhauf
Wachſt das Unkraut nun herauf
Bunt und immer bunter.

Laßt die alten Weiber ſich
Um den Himmel ſchelten!
Aber freie Männer wir
Laſſen das nicht gelten.
Gegen dich, o Vaterland,
Sind uns nichts als eitler Tand
Alle Sternenwelten!

Denket Alle denn zuerſt
An die grüne Erde,
Wo noch Dornen mancherlei
Schaffen viel Beſchwerde.
Haut ſie ab, wenn treu' ihr ſeid,
Und erhebt mir keinen Streit
Wie's da drüben werde.

Bruder rechts und Bruder links
Reich mir deine Rechte!
Ob du Zion oder Genf
Rufeſt im Gefechte —
Wendeſt du dein Haupt gen Rom,
Beteſt du im Eichendom:
Haſſe nur die Knechte!

Weiß nicht, ob dich oder mich
Dort der Teufel hole;
Doch hier ſchaffen wir vereint
Am gemeinen Wohle.
Hebt die Gläſer frank und frei!
Nur auf Erden Freiheit! ſei
Unſre Siegsparole.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Gedruckt bei G. D. Bädeker in Eſſen

Handwerk, errette Dich!

oder

Was ſoll der deutſche Handwerker fordern und thun, um ſeinen Stand zu beſſern?

Von

Gottfried Kinkel,

a. Prof. der neuern Kunſt-, Literatur- und Kulturgeſchichte und
zeitigem Vorſtand des Handwerker-Bildungsvereins in Bonn.

> „Allem Leben, allem Thun, aller Kunſt muß das Handwerk vorausgehen, welches nur in der Beſchränkung erworben wird. Eines recht wiſſen und ausüben giebt höhere Bildung als Halbheit im Hundertfältigen.“
>
> Goethe, in den Wanderjahren,
> am Ende des erſten Buchs.

Bonn,
Verlag von W. Sulzbach.
(Expedition der Bonner Zeitung.)
1848.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Widmung

an die

dreißig Mitglieder des volkswirthſchaftlichen Ausſchuſſes der Frankfurter Nationalverſammlung.

Geehrte Herren!

Ihnen perſönlich unbekannt geſtatte ich mir dennoch die Widmung dieſes Buches an Sie, weil gegenwärtig in Ihren Händen die nächſte Zukunft des Standes liegt, mit deſſen Erhebung das Buch ſich beſchäftigt.

Das Handwerk hat in Tauſenden von Petitionen, hat zuletzt durch ſeine beiden Congreſſe in Frankfurt, ſowohl den der Meiſter als der Geſellen, an den neu ſich gründenden Staat Forderungen geſtellt, welche im Allgemeinen von einer wunderbaren Einſtimmigkeit der Wünſche und Beſchwerden Zeugniß ablegen.

Und dieſer Staat — wie wichtig wäre es für ihn, wenn er die ausgeſprochenen Wünſche früh genug erfüllen wollte und könnte! Noch ſind Europas Stürme nicht beſchworen; noch wird eine ganze Reihe von Umwälzungen eintreten, bis die Staatsform, auf welche unzweideutig der Finger dieſer Zeit hinweiſ't, auch für unſer Deutſchland ſich vollendet hat. Kommen nun dieſe Umwälzungen, dann iſt es von höchſter, entſcheidendſter Bedeutung, ob man dem Reſt unſeres Mittelſtandes, welchen eben die Handwerker bilden, Gehör wird gegeben haben oder nicht. Iſt es geſchehen, haben die Geſetzgeber den Beweis geliefert, daß Schutz der Arbeit ihr ernſter Wille iſt, haben ſie dieſen kraftvollen Stand durch eine tüchtige, den Fleiß gegen das Kapital ſichernde Gewerbe-Ordnung an das Bürgerthum von neuem angeſchloſſen; dann wird das Handwerk (und dieſes mehr als irgend eine andere Klaſſe) die Grundlage abgeben zu einer eben ſo freien als geordneten bürgerlichen Verfaſſung. Wenn erſt dieſer Stand durch äußere Beſſerung ſeiner Lage zur Theilnahme an menſchlicher Bildung wieder befähigt worden iſt, ſo wird er die Aufgabe haben und die Aufgabe auch löſen, den Weg zur Republik uns ohne unnöthiges Blutvergießen zu bahnen oder, wenn das Geſchick und der menſchliche Eigenſinn uns dieß Blut nicht erſparen wollen, dann wenigſtens uns aus dem Wirrſale der Revolution raſch wieder ins ſonnige Reich der Menſchlichkeit und auf die Bahn des Geſetzes emporzuführen.

Es mag wahr ſein, daß manche Forderungen der Handwerker zu weit gehen. Bei jedem Nachdenken über Verbeſſerung übler Zuſtände verfällt der Menſch zuerſt auf die Rettungsmittel, die in einer frühern Zeit ſich kräftig bewieſen haben. Man überſieht dabei, daß dieſe Mittel doch nicht können ausgereicht haben, indem ſie ſonſt wol nicht vor dem Drange der Zeit würden gefallen ſein. So ſind auch viele Handwerker aus den gegenwärtig gewerbfreien Gegenden des Vaterlandes ſtreng auf das alte Zunftweſen zurückgegangen und haben das Gedeihen ihres Standes darin geſucht, daß Einzelne den Erwerb und die aus ihm fließenden Genüſſe und Freiheiten gleichſam als ein Monopol beſitzen ſollten, während die großen, aus Nichtmeiſtern beſtehende Mehrheit in erſchöpfender Entbehrung niedergehalten würde.

Ich zähle mich mit Stolz zu den arbeitenden Ständen, allein Handwerker bin ich nicht. Der Wunſch, etwa auf unbilligem Wege den Stand zu eignem Vortheil zu verbeſſern, greift folglich in meiner Seele nicht Platz. Wenn ich demnach unbefangen und von meinem eignen Privatintereſſe nicht geblendet dieſe Dinge überſchaue, ſo habe ich doch mit Handwerkern ſo viel, ſo lange und in ſo herzlicher Freundſchaft zuſammen gelebt und zuſammen gearbeitet, daß ich mir über Wohl und Wehe derſelben ein klares Urtheil wohl beimeſſen darf. Nächſt dem führte mich die Beſchäftigung meines Lebens, die Forſchung nämlich und der Unterricht auf dem

Gebiete der Kunſt, nothwendig zu einem herzlichen Verkehr mit dem Handwerk, weil ja dieſes, richtig aufgefaßt, nichts Anderes iſt, als die Verbreitung und Offenbarung der künſtleriſchen Ideen an die große Maſſe der Menſchheit.

In dieſem Sinne, geehrte Herren, bitte ich Sie, mein Gutachten über die in Ihrem Kreiſe jetzt ſchwebende Frage entgegen zu nehmen und bei Ihren Berathungen zu prüfen. Ich hoffe, Einzelnes ſchärfer, Manches klarer hingeſtellt zu haben, als dieß bisher von Männern aus dem Handwerkerſtande ſelber geſchehen iſt. Auch ſind namentlich diejenigen Fragen, welche ſich auf die geiſtige Bildung und ſittliche Hebung unſerer Mittelſtände beziehen, in dieſem Buche vollſtändiger beſprochen, als ich es anderswo gefunden habe. Und ſo gebe ich mich gern dem Glauben hin, daß dieſes Buch manchmal zwiſchen den entgegengeſetzten Parteien auf den gerechten Weg der Vermittelung hindeuten und Ihnen bei einigen Berathungen vielleicht fruchtbar werden könne.

Wenn es ferner bei den nichtarbeitenden Klaſſen Etwas dazu beitrüge, die thörichten Vorurtheile wider die gegenwärtigen Beſtrebungen der Handwerker und gegen die Männer zu vertilgen, welche an der Spitze dieſer Beſtrebungen ſtehen, ſo wäre mir das angenehm. Allein darauf ſetze ich nur eine geringe Hoffnung, denn ich halte jeden nicht Arbeitenden, es ſei mit dem Geiſte oder mit der Hand, überhaupt nicht für fähig, in die großen Dinge dieſer Zeit einen klaren und liebevollen Blick zu thun. Man muß dieſe Stände, fürchte ich, ihrem dunkeln Haß überlaſſen. Ihre Waffe, die Verläumdung, iſt ohnehin den untern Ständen gegenüber bereits ſtumpf geworden: denn dieſe wiſſen ſehr wohl, welche Männer es mit ihnen gut meinen, und bewahren dieſen Männern ihre Liebe und ihr Vertrauen in einem feinen und guten Herzen.

Genehmigen Sie, meine geehrten Herren! den Ausdruck meiner vollen Hochachtung.

Bonn den 19. Aug. 1848.

Gottfried Kinkel.

Neben der allgemeinen großen Bewegung im Vaterlande bemerkt man gegenwärtig aller Orten eine mächtige Aufregung in jeder einzelnen Schicht der Geſellſchaft. Alle Stände und Körperſchaften beeilen ſich von den unſchätzbaren Rechten der Aſſoziazion und der Selbſtverwaltung für ihre Sonderintereſſen **Vortheil zu ziehen.** Wenn irgend Etwas den Beweis liefert, daß unſer Volk für die Freiheit reif war, ſo iſt es dieſe muthvolle und thatkräftige Erkenntniß, daß jeder Menſch, in Vereinigung mit allen Genoſſen ſeines Standes, ſich ſelbſt helfen könne und ſolle, und daß erſt aus dem Geſammtwillen der Körperſchaften heraus eine vernünftige Geſetzgebung über ihr Wohl und Wehe ſich bilden könne. Für den denkenden Betrachter iſt es dabei wol die merkwürdigſte Erſcheinung, daß der Geiſt des Volkes unläugbar zu Einrichtungen zurückſtrebt, die, um es gerade herauszuſagen, mit denen des Mittelalters eine Verwandtſchaft zeigen.

Ein Streben nach Abſchließung feſt gegliederter Bündniſſe mit beſtimmten Rechten macht ſich fühlbar: mit Einem Worte, es iſt ein beſtimmter Korporazionstrieb, welcher die Maſſe ergriffen hat; man ſcheint einzuſehen, daß ſich für alle geſunkenen Stände nur dann Heil erwarten läßt, wenn deren Mitglieder ſich auch äußerlich zum Schutz ihrer Intereſſen verbinden.

Von allen Ständen, die früher in hoher Blüte ſtanden, iſt keiner ſo tief geſunken wie das Handwerk. In jener herrlichen Zeit des Bürgerglücks, wie wir ſie in der zweiten Hälfte des Mittelalters ſehen, bildete der Handwerker den Kern des ſtädtiſchen Volkslebens. Ihm vor allen Andern lag es ob, ſeine Stadt und ihre Freiheit mit Harniſch, Schwert und Schild zu vertheidigen. Ein klarer und muthvoller demokratiſcher Geiſt führte die Zünfte, nachdem ſie faſt überall die ererbten Rechte des ſtädtiſchen Adels niedergebrochen hatten, zu der unbeſchränkten Herrſchaft in den freien Reichsſtädten. Zugleich war das Handwerk in der Blüte und Fülle ſeines Reichthums und Wohllebens der Träger der bürgerlichen und künſtleriſchen Bildung: das zierlich vollendete Werk ſeiner Hände entwickelte ſich zur wirklichen Kunſtſchönheit. Wir gedenken hier des Meiſtergeſangs und der Handwerkerkomödie, welche beide, jener für Erhaltung, dieſe für Fortentwickelung unſerer volksthümlichen Dichtung ſo bedeutend geworden ſind. Aus den Gilden der handwerklichen Maler und Schilder, mit welchen ſich noch bis ins 16. Jahrhundert in einzelnen niederländiſchen Städten Sattler, Zinngießer und ſelbſt Keſſelflicker zu Einer Zunft zuſammenſchloſſen, ging ſeit dem 15. Jahrhundert in Köln, Nürnberg, Augsburg und Flandern jene wunderbare Blüte der kirchlichen Malerei hervor, welche das innigſte Gemüth mit der ſauberſten Technik verbindet. Ja man darf es wol ſagen: über jedes Produkt des Handwerks, das aus jener kunſtfertigen Zeit zu uns herübergrüßt, iſt ein Hauch von Schönheit, ein Schimmer fröhlich-naiver Erfindungskraft ausgegoſſen. Und noch heut, wie ergreifen uns jene innigen alten Volkslieder, die Niemand anders als der wandernde Handwerksburſch am rauſchenden Bach, im Säuſeln des Hochwaldes oder in luſtiger Schenke erfunden und alsbald nach ſeiner eigenen Melodie ſich und ſeinen Geſellen vorgeſungen hat!

Den erſten Bruch in dieſe Verhältniſſe hat das Mißlingen jener demokratiſchen Bewegung gebracht, welche kurz nach dem Beginn der Reformazion die freien Städte Deutſchlands ergriff. Wie das Glück des deutſchen Bauernſtandes mit den Köpfen des Münzer und Pfeiffer, ſo fiel das Handwerk mit Marcus Meyer und Jürgen Wullenweber in Lübeck. Auch die Wiedertäuferbewegung ging von den gährenden Elementen der ſtädtiſchen Bürger- und Handwerkerklaſſen aus. Aber es gelang den Fürſten, ſowol den Bauernkrieg als die ſtädtiſchen Revoluzionen durch Schaffotte zu beendigen. Durch den doppelten Schlag entmuthigt, verloren die untern Schichten unſeres Volkes, auf denen doch alle Widerſtandskraft gegen äußere Feinde beruhte, ihre Spannung und Lebensfriſche. Als daher der 30jährige Krieg uns die Fremden brachte, fehlten die kräftigen Arme, um ſie zurückzuweiſen, und nachdem die Greuel dieſes Krieges eine troſtloſe Verarmung über Stadt und Land hereingeführt, nachdem ferner ein elender Despotismus von Rathsherrn oder kleinen Fürſten dem Bürgerthume das Rech der Selbſtverwaltung entwunden hatte, da war es mi dem Handwerk aus. An die Stelle des friſchen Geiſteslebens, das einſt die Formen der Zunft durchdrang, tr[illegible] jetzt kleinlicher Eigennutz und die lächerliche, aber gegen den Einzelnen oft höchſt grauſame Formalität des Innungszwanges. Wenn wir die gute alte Zeit loben, ſo dürfen wir dieſes Lob wenigſtens nicht auf die Handwerker des vorigen Jahrhunderts ausdehnen, wie denn namentlich die bürgerlichen Bauwerke jener Zeit meiſt nur Zeugniſſe von betrübtem Unverſtand, von gänzlichem Mangel an Schönheitsſinn und ſehr häufig ſelbſt von Ungenauigkeit in Vermeſſung und techniſcher Ausführung ablegen. Das Handwerk hatte ſich in dem Zunftweſen eine feſte Mauer gebaut, hinter der es der Konkurrenz ſo bequem Trotz bot, daß keine eignen Anſtrengungen mehr nöthig waren: und hinter dieſer Mauer erlahmte Wetteifer, Erfindung und Talent.

Das erſte, was hiergegen geſchehen konnte, war die Aufhebung der Zünfte. Sie ſpornte den Ehrgeiz des Einzelnen; ſie ſchuf eine anregende Konkurrenz; ſie gab dem Handwerker die Möglichkeit, ſein Geſchäft mit dem Handel zu verbinden. In Folge dieſer Neuerung wandelten ſich alſo die tüchtigen Leute, wenigſtens innerhalb einiger Gewerke, zu Kaufleuten um: allein es konnte ebenſowenig fehlen, daß die übrigen dieſen jetzt dienſtbar wurden. Seitdem iſt der ſonderbare Zuſtand eingetreten, daß jener ſchmerzliche Riß, der bei uns die Reichen von den Armen, die Gebildeten von den in geiſtiger Dumpfheit Dahinlebenden trennt — daß dieſer Riß jetzt gerade mitten durch den Handwerkerſtand hindurch klafft. Im Handwerk wühlt noch tiefer als in den andern Ständen der Kampf von Kapital und Arbeit, der ingrimmige Gegenſatz der Ariſtokratie und des Proletariats. Die Hälfte der Handwerker gehört der Bourgeoiſie an und beſucht die Kaſinos der Spezereihändler und Beamten: die andere Hälfte ſchickt ihre Kinder in die Armenſchule und lebt hart und ſauer vom Tagelöhnererwerbe. Dazu kommt, daß einzelne Gewerke, von den übrigen losgeriſſen, durch die Natur ihrer Beſchäftigung in Rohheit und Bildungsloſigkeit ſtecken bleiben: der begüterte Sattler oder Kunſtſchreiner hat ein gewiſſes Recht, den Maurergeſellen nicht als ſeines Gleichen zu betrachten. Unter den Handwerkern ſelber iſt, wie einmal einer meiner Freunde aus dem Handwerkerſtande ſagte, eine Ariſtokratie eingetreten, nämlich die *Ariſtokratie des beſſern Rockes*. Aber dieſe Ariſtokratie bildet leider nur die ſtarke Minderzahl: was den größten Theil der Handwerker betrifft, ſo ſehen wir mit Schmerz, daß dieſer unentbehrliche Stand, einſt der Stolz der freien Städte, jetzt bereits an die Grenze des Bürgerthums gedrängt iſt, wo dieſes ins Proletariat übergeht. Gewiß kein Stand hat eine neue und innige Verbindung aller ſeiner Glieder ſo nöthig, wie dieſer, eben weil keiner in ſich ſo geſpalten iſt.

Um ſo bewundernswürdiger erſcheint es, daß dieſer ſchwer leidende Theil unſerer Geſellſchaft, obwol an den politiſchen Fragen meiſt lebhaft betheiligt, dennoch bis heute den kommuniſtiſchen Gedanken nur wenig Raum gegeben hat. Wer näher und muthiger in Handwerkerberathungen hineinblickt, wer die ſträfliche Furcht von ſich abthut, mit welcher jetzt, nach Gottes gerechtem Urtheil, die Reichen ihre frühere unbiegſame Härte büßen müſſen, der wird erſtaunen über die Ruhe, Beſonnenheit und praktiſche Verſtändigkeit, mit welcher das Handwerk ſeinen Zuſammenhang mit dem friedlichen Bürgerthume feſtzuhalten verſteht. Selbſt der lächerliche Haß und die Verdächtigung, mit der die Geldariſtokraten das Volk ſchmähen, wenn es ſein lange getretenes Haupt ins Morgenroth der Freiheit, der Bildung und des bürgerlichen Glückes emporhebt, ſelbſt die gemeinen Angriffe auf die Freunde der Volksſache, mit denen die untergehende Habgier noch ihre Niederlage befleckt, haben den Handwerkerſtand nicht aus dem Gleichmuthe herauszunecken, nicht vom Pfade der geſetzlichen Ordnung abzulocken vermocht. Aber das iſt wahr, und es iſt gut, daß es wahr iſt: In allen Städten des deutſchen Vaterlandes greift das Handwerk zu der Waffe die auch ihm gegeben iſt; es beredet ſeine Zuſtände, es fragt nach den Wurzeln des Uebels; es erklärt (wie das Ausſchreiben des Bildungsvereins der Mainzer Arbeiter dieß ausdrücklich ſagt), daß es nicht ferner Luſt habe, bei der jüngſten Bewegung den Arbeiter als den Meiſtbetrogenen zu ſehen; es ruft endlich die ungeheure, die ganz unwiderſtehliche Macht auf, die ihm nach errungenem Wahlrecht durch die Ueberzahl ſeiner Köpfe gegeben iſt. Ein großer Bund der deutſchen Handwerker zum Schutz ihrer Rechte und Forderungen und zur Vertretung ihrer Intereſſen bei dem großen Frankfurter Reichstag ſteigt blitzſchnell aus dem Boden herauf. Von allen Seiten gewünſcht und mit heißer hoffender Freude begrüßt, wird er gleichzeitig durch Aufrufe aus Süden und Norden, von Mainz und von Offenbach, von Bonn, Berlin, Herford und Magdeburg vorbereitet. Schon eilen die Vorberathungen in den einzelnen Stadien ihrem Abſchluſſe zu, und wenn dieſe Zeilen unter die Preſſe gehen, dann werden bereits an mehreren Orten die ausgeſchriebenen Handwerkerverſammlungen tagen. Soweit bis jetzt zuſammenhängende Wünſche und Petizionen ſtädtiſcher Handwerker veröffentlicht worden ſind, laufen ſie mit merkwürdiger Einſtimmigkeit auf dieſelben Hauptpunkte heraus: ein neuer Beweis, wie gegründet ſie ſind. Und wägt man nun, welch eine Kopfzahl in ganz Deutſchland auf den Handwerkerſtand fällt, ſo unterliegt es keinem Zweifel, daß jene Handwerkerverſammlungen, wenn ſie vielleicht nach kurzer Beſprechung an die bevorſtehende Staatsgeſetzgebung eine Reihe von Forderungen hinſtellen, hiemit den Willensausdruck von mehr als ſieben Millionen Menſchen zu Tage bringen werden.

Von der andern Seite darf man einigen der Männer, die gegenwärtig in verſchiedenen deutſchen Staaten am Ruder ſind, nicht abſprechen, daß ſie durch ihr bisheriges einleitendes Verfahren ſchon eine Art Verſicherung für die Erfüllung gerechter Wünſche gegeben haben. Während früher die Verhältniſſe aller Stände von oben herunter gemaßregelt wurden, hat man in Berlin bereits erklärt, daß zu dem neu gegründeten Arbeits-Miniſterium die berathende Stimme von Männern zutreten ſoll, die ſelbſt Arbeiter ſind. Eben dahin deutete der Erlaß des Hrn. v. Patow, nach welchem in den einzelnen Städten ſich Kommiſſionen von Arbeitgebern und Arbeitern bilden ſollten, um unter Leitung der Kommunalbehörden ihre gemeinſamen oder ihre gegenſeitigen Forderungen feſtzuſtellen oder auszugleichen. Wenn dieß auch weſentlich mehr die Fabrik= als die Handwerksverhältniſſe angeht, ſo werden doch ohne allen Zweifel auch die letztern eines gleichen guten Willens ſich getröſten dürfen. Auch die Nazionalverſammlung in Frankfurt hat einen Ausſchuß von dreißig Männern zur Berathung der Arbeiterfrage niedergeſetzt. Allerdings iſt es nothwendig, den bedrückten Klaſſen durch raſche Vorbereitung der Staatshülfe und der Geſetzgebung zu zeigen, daß es endlich Ernſt iſt mit dem Kampf gegen die Armuth, dem alle früheren Verwaltungen mit Zittern aus dem Wege gegangen ſind.

Und hier ſollte man es ſich nicht verhehlen, daß für das Handwerk eine von Grund aus neue Geſetzgebung unerläßlich iſt. Die Zerſplitterung Deutſchlands hat auch hier ihre herben Früchte getragen: das Handwerk iſt an allen Orten verſchiedenartig belaſtet worden mit Gewerbeordnungen aus den Köpfen der Theoretiker, mit einer Lappendecke aus Fetzen ehemaliger Zunftverhältniſſe und neuerer Polizei= und Steuervorſchriften, welche an Buntſcheckigkeit der Landkarte Deutſchlands wenig nachgiebt. Das letzte bedeutende Geſetzesmachwerk, die Allgemeine preuß. Gewerbeordnung vom 17. Januar 1845, hat zwar für den betreffenden

Staat eine Art von Einheit hervorgebracht. Allein dieß Geſetzbuch ging von dem Gedanken aus, daß die Gewerbefreiheit der vollkommenſte Zuſtand, der Schutz der Arbeit alſo eine Beſchränkung der Arbeit ſei. Eine Sicherung dafür, daß Handwerksarbeit nur von tüchtigen Meiſtern geliefert werden kann, eine Rettung der ehrlich arbeitenden Hand gegen die taglöhnende Pfuſcherei, eine Rechtsgrenze zwiſchen dem Handwerker und dem ſpekulirenden Kaufmann — das Alles ſucht man hier vergebens: die alten Zunftordnungen werden zwar getilgt, aber nichts Vernünftiges an ihre Stelle geſetzt. Wir können es nur loben, wenn Preußen jedem deutſchen Arbeiter, auch wenn er außer ſeinen Reichsgrenzen zu Hauſe iſt, das Niederlaſſungsrecht zugeſteht: billig aber hätte der mächtigſte deutſche Staat, ehe er gegen die Kleinen großmüthig war, dieſelben zur gleichen Anerkennung dieſes Grundſatzes der Freizügigkeit nöthigen ſollen. So ſehen wir in einem großen Theile des Südens noch die beſchränkteſte, im Norden eine völlig ſchrankenfreie Geſetzgebung. Es thut alſo noth, daß nicht Preußen oder irgend ein anderer Staat, ſondern daß ganz Deutſchland auf ſeinem erſten Reichstage zu Frankfurt auch in dieſem Stücke mit Geſetzen vorgehe und ſich ſelbſt zur Einheit erſchaffe. Denn es würde auch für Frankfurt frevelhaft ſein, wenn man die ſozialen Fragen über die politiſchen vergeſſen, wenn man nicht die allen Staaten zu Grunde liegenden Verhältniſſe und deren Beſſerung, Landbau, Handarbeit, Handel und freie Gemeineverfaſſung früher in die Hand nehmen wollte als die Frage nach Erſchaffung einer neuen kaiſerlichen Dynaſtie oder eines neuen Reichsgerichts von Wetzlar. Wenigſtens das ſollten unſere dort verſammelten Staatsbaumeiſter vom Handwerk lernen, daß man Giebel und Dach nicht eher aufrichten kann, bis Fundament und Mauern nach Richtſcheit und Waſſerwage hingeſtellt ſind.

In dem Augenblick, wo demnach ein neues Werk der Geſetzgebung ſich vorbereitet, ſcheint es zweckmäßig, daß man im Vaterlande allgemeine Kenntniß nehme von den Wünſchen eines ſo wichtigen Standes, und von den Gründen, womit dieſe Wünſche unterſtützt werden. Ja für manche Handwerker ſelbſt möchte es wichtig ſein, eine Reihe von Vorſchlägen zur Prüfung und Begutachtung zu erhalten. Dieſem Zwecke dient die gegenwärtige Abhandlung, welche nicht aus den Theorien der Schreibſtube, ſondern aus praktiſcher Erkenntniß und Mitberathung der Handwerkerangelegenheit hervorgeht.

Der Handwerkerſtand muß ſeine Beſſerung auf einem dreifachen Wege erlangen.

Zuerſt muß er darauf hinwirken, daß die Geſetzgebung ihm einen wirkſamen Schutz ertheile gegen die unbedingte Gewerbefreiheit und die Uebermacht des Kapitals.

Zweitens hat dieſer Stand ſo gut wie alle andern auf direkte materielle Hülfe aus den Geldmitteln des Staates Anſpruch.

Drittens vermag er ſelbſt, auch ohne den Staat, unglaublich Vieles zu ſeiner neuen Hebung beizutragen, wenn er auf Grundlage des neu erworbenen Rechtes der Aſſoziazion, ſowol zum Schirm ſeiner Rechte, als zu ſeiner gegenſeitigen humanen Fortbildung Vereine ſtiftet und durch dieſe Vereine alte Uebelſtände und Mißbräuche freiwillig abthut.

Erſte Abtheilung.

Von der Beſchränkung der Konkurrenz.

Den ſchwerſten Kampf werden die Forderungen des Handwerks mit der ſogenannten Gewerbefreiheit auszufechten haben.

Das Wort Freiheit hat einen ſo beſäligenden, ſo bezaubernd lockenden Klang, daß eine jede ihm entgegentretende Beſchränkung augenblicklich einen Anſtrich von Gehäſſigkeit bekommt. Und doch iſt eine Freiheit ohne Beſchränkung nicht bloß gefährlich, ſondern völlig undenkbar.

Eins der edelſten Güter, nach welchem die Menſchheit als nach der Vollendung der Völkerverbrüderung hinzuſtreben hat, iſt die Handelsfreiheit. Göttlich ſchön erſcheint der Gedanke, daß die Fülle der Naturgaben, wie jede Zone ſie erzeugt, unverzollt und ungehindert durch aller Herrn Land wandert, daß Nord und Süd, West und Oſt ihre geiſtige und handarbeitende Erzeugungskraft feſſellos austauſchen. Wer ſollte ferner nicht wünſchen, daß der gereifte Gedanke, wie er in der Schrift des Philoſophen im Werke des Dichters vorliegt, von hundert Preſſen ausgebeutet und wohlfeil hergeſtellt, die Nazionen mit geiſtigem Leben tränke? Allein ſo ſehr dieſe Sätze blenden, ſehen wir doch eben ſo klar ein, daß bei unbedingter Druckfreiheit die Freiheit jenes Philoſophen, jenes Dichters vernichtet würde; daß er nicht mehr im Stande wäre ſeine Gedanken zu ſinnen, ſeinen Eingebungen zu lauſchen, wenn ihm dieſelben nicht zugleich das tägliche Brot des Lebens gewährten. Wir ſehen ein, daß ohne alle Grenzzölle wir all unſere Arbeitskraft und unſer Vermögen an andere eigenſüchtigere Völker hinopfern würden, ohne von dieſen einen andern Erſatz zu gewinnen als die Hungerpeſt für unſre Weber und Fabrikarbeiter. Und weil wir dieſe trübe Wahrheit nicht läugnen können, darum halten wir feſt an den Grenzzöllen und an dem Geſetz wider den Nachdruck.

Von allen Seiten hören wir den Ruf nach Freiheit des Unterrichts. Wer läugnet, daß dieſer Ruf berechtigt ſei? Wer ſtimmt nicht mit ein in die Forderung, daß hinfort nicht mehr Ein Staats- oder Kirchenſyſtem alle Köpfe über Einen Kamm ſcheere, daß es dem Vater freiſtehe, ſich ſelbſt die Schule für ſein Kind auszuwählen, deren Grundſätze er billigt? Soll aber dieſe Freiheit des Unterrichtes dahin ausgedehnt werden, daß es harten oder unwiſſenden Eltern geſtattet ſei, ihren Kindern, die ſie zu eigennützigen Zwecken brauchen, gar keinen Unterricht zukommen zu laſſen, dann würde der Staat jene heilige Verpflichtung vergeſſen die ihm obliegt: die Sorge dafür, daß jeder heranwachſende Bürger auch fähig ſei Bürger zu werden, daß alſo jedem Kinde durch den Schulzwang Zeit und Unterricht geſichert ſei, um das zum Bürgerthum Nöthige zu erlernen.

So trägt auch die Gewerbefreiheit die Nothwendigkeit einer Beſchränkung in ſich.

Die unbedingte Gewerbefreiheit iſt nichts als der vollſtändige Sieg des Kapitals über die Arbeit. Wo immer wir im Gewerbleben uns umſehen, tritt dieſe Wahrheit uns entgegen. Wenn ein Jeder mit allen möglichen Erzeugniſſen der menſchlichen Hand ein Gewerbe treiben darf, ſo iſt klar, daß für die Güte der Waare gar keine Sicherheit mehr geleiſtet werden kann. Es braucht Jemand nur ein Anlagekapital und Spekulazionsgeiſt zu beſitzrn, um ſo viele Handwerke, als er Luſt hat, treiben zu dürfen. Ob er ſelbſt von dieſen Handwerken Etwas verſteht, ob er auch nur im

Stande iſt, die Tüchtigkeit der Handwerkserzeugniſſe zu beurtheilen — danach fragt das Geſetz nicht. So begegnet uns denn dieſer Uebergriff der Spekulazion ins Handwerk auf allen Gaſſen und Straßen, und dieſer Mißbrauch wird um ſo mehr ſteigen, je entſchiedener in dieſem ungleichen Kriege das Kapital den Sieg gewinnt: mit Einem Worte, je mehr Handwerker von Tag zu Tage brotlos werden. Der Spekulant miethet ſich taglöhnernde Arbeiter, die ihm bei der Noth der Zeit leider zahlreich zu Gebote ſtehen, läßt von ihnen ſeine Magazine füllen, und macht ſo dem tüchtigen Handwerker eine Konkurrenz, bei welcher dieſer zu Grunde gehen muß.

Am empfindlichſten tritt dieſer Zuſtand bei den Bauhandwerkern hervor. Der Spekulant, unter dem Titel eines Bauunternehmers, beſchließt Häuſer auf den Verkauf zu erbauen. Auf ſolide Arbeit iſt es hier wie bei aller Spekulazion nicht abgeſehen: ob nach einem Jahre Thüren und Fußböden geriſſen, die Mauern gewichen, die Stukkaturen heruntergefallen ſind, das gilt gleich, wenn das Haus nur erſt ſeinen Käufer gefunden hat. Warum nun ordentliche Handwerker zum Ausbau beſchäftigen? Es giebt ja genug ſolcher Meiſter, die durch Untüchtigkeit oder unordentliche Aufführung ihr eigenes Geſchäft haben aufgeben müſſen, und nun froh ſind tagewerken zu können. Hat man ſolche nicht, ſo ſind doch immer Geſellen genug da, welche eben aus der Lehre gelaufen, den augenblicklichen Verdienſt und den Schein der Selbſtſtändigkeit dem mühevollen Fortlernen auf fremder Werkſtatt vorziehen. Vielleicht gelingt dieſen, in einem für Spekulazionsbauten günſtigen Sommer, wenn hoher Taglohn gezahlt werden kann, ſich Etwas zu erübrigen. Sollten ſie nun, nachdem ſie eine Zeitlang den Meiſter geſpielt, wieder Andern gehorchen lernen oder unter einem tüchtigen Meiſter ſich überzeugen, daß ſie nichts als Pfuſcher ſind? Sicher nicht! Lieber jetzt eine eigene Werkſtatt errichtet, lieber geheiratet, lieber dem ſicheren Elend in die Arme! Mittlerweile ſind Beide betrogen, der Geſelle mit dem Scheine eines Gewinnſtes, der ihm zum Verderben wird, der Käufer mit einem untüchtigen Bauwerk, und nur Der hat den Vortheil, welcher ohne alle eigene Anſtrengung bloß mit ſeinem Kapitale wucherte.

Derſelbe Uebelſtand durchdringt nun aber ohne Ausnahme alle übrigen Gewerbe. Die großen Magazine fertiger Kleidungsſtücke, wie ſie in unſerer Zeit ſo beliebt geworden ſind, ruhen auf derſelben faulen Grundlage der Geſellen- und Tagelöhnerarbeit, welche das Handwerk zu einem Fabrikbetrieb herunterbringt. Ein Kaufmann ſchafft die Vorräthe und Zuthaten an, welche häufig Reſte von Falliments, noch häufiger verlegene Waaren ſind: der anſäſſige Schneidermeiſter verliert nicht bloß an dem Arbeitslohn, ſondern auch die Prozente für die Zuthaten.

Die großen Möbelmagazine zeigen dieſelbe Erſcheinung. Jemand, der das Schreinerhandwerk verſteht oder auch nicht verſteht, nimmt ſich nicht bloß Tiſchler-, ſondern auch Sattler- und Tapeziergeſellen in ſeine Dienſte. Die Weinhändler halten ſich Faßbindergeſellen für ihre Kellerarbeit, die großen Buchhandlungen geben ihre Brochir- und Bindearbeit nicht zu ſelbſtſtändigen Meiſtern ins Haus, ſondern dingen ſich für ihre Werkſtätte unter eigener Firma ihre Arbeiter. Wer ſich nur einigermaßen mit dem Gewerbeleben beſchäftigt hat, wird nur zu leicht dieſen Beiſpielen noch viele andere hinzufügen können.

Es kann nicht fehlen, daß die immer gleichartige Beſchäftigung, zu welcher dieß Tagelöhnern gleich jeder andern Fabrikarbeit die Geſellen zwingt, ſie aller Möglichkeit beraubt, in den übrigen Geſchicklichkeiten ihres Handwerks ſich zu vervollkommnen. In der Werkſtatt und im fortwährenden Unterricht eines wackern Meiſters würden ſie an Tüchtigkeit zunehmen: hier dagegen verlieren ſie noch das Wenige, was ſie aus der Lehre mitgebracht haben. Geräth nun ihr Brotherr zu Falle, oder kündigt er ihnen aus irgend einem andern Grunde den Dienſt auf, ſo ſind ſie in der Regel ſchon nicht mehr fähig, weder fortzulernen noch ein ſelbſtſtändiges Geſchäft anzufangen. So werden ſie, falls ſie nicht geradezu ſich auf das Faulbette der öffentlichen Wohlthätigkeit legen, genöthigt, auf ihren alten Tag zu immer elenderen Preiſen zu taglöhnern. Und ſo ſteht überall die traurige Wahrheit feſt: die Uebermacht des Kapitals, geſtützt auf die unbedingte Gewerbefreiheit, vernichtet nicht bloß den ſelbſtſtändigen Arbeiter, ſondern ruinirt auch die Verblendeten, welche ſich dazu hergeben, ihren Feinden gegen ihre Brüder und natürlichen Bundesgenoſſen zu dienen.

Wäre aber auch dieß Geſellenarbeiten in fremdem Dienſt durch die Geſetzgebung unmöglich gemacht, ſo würde immerhin bei weitem in den meiſten Gewerken noch eine zu große Zahl ſelbſtſtändiger Meiſter übrig bleiben. Denn es iſt gewiß wahr, daß auch das Handwerk, wenigſtens in den gebildetſten Gegenden Deutſchlands, unter dem allgemeinen Uebel der Zeit, unter der Uebervölkerung leidet. Die Urſache davon iſt ſo oft von einſichtigen Männern entwickelt worden, daß ich nur kurz auf ihr verweile. Die bisher beſtehende Gewerbeordnung giebt Jedem ohne Weiteres das Recht, ein Handwerksgeſchäft, wann und wo er will, zu beginnen. Zwar ſetzt ſie eine Prüfung feſt: allein dieſe Prüfung bezieht ſich durchaus nicht mehr auf das Recht der Meiſterſchaft. Es wird nur geſagt, daß Niemand Lehrlinge halten, Niemand in eine Innung eintreten könne, ohne zuvor ſeine Meiſterprüfung beſtanden zu haben. Allein das Recht, Lehrlinge zu halten, gewährt, wie jeder Handwerker weiß, überhaupt keine großen Vortheile: die Innungen aber gewähren gar keinen; die Gewerbeordnung hat deren

Rechte ſo ungemein beſchränkt, daß man die Handwerker kaum tadeln kann, wenn ſie wenigſtens im Rheinlande vom Erſcheinen der Gewerbeordnung bis heute es nicht der Mühe werth geachtet haben, ſolche Innungen aufzurichten. Genug, die weſentlichen Rechte der Meiſterſchaft: das Recht ſelbſtſtändig Arbeit annehmen, und das Recht Geſellen halten zu dürfen — dieſe ſind durch die bisherige Geſetzgebung Jedem bewilligt, der ſie ſich anmaßt. Daher entſteht nun der Mißbrauch, daß der junge Handwerker oft ganz kurz nach vollendeter Lehre, wenn er alſo kaum zum Geſellen die Fähigkeiten beſitzt, als Meiſter ſich ſelbſtſtändig macht. Abgeſehen von der Unreife als Arbeiter, ermangelt er auch der rechten Lebenserfahrung: er weiß mit dem Gelde nicht hauszuhalten, er ſucht möglichſt bald mit Geſellen zu arbeiten und glaubt dann ſogar Vortheil davon zu haben, wenn er eine Frau nimmt, um ſeine Hausleute am eigenen Tiſche zu beköſtigen. Ja oftmals iſt eine frühzeitige Liebſchaft geradezu die Urſache, warum er ſeinen eigenen Haushalt ſich gründet. Ich brauche in die traurige Schilderung nicht einzugehen, wie ſchnell in der Regel ein ſo verkehrter Anfang auch bei wirklich gutem Willen zu fleißiger und ſittlicher Lebensführung ſeine bittern Früchte trägt, und wie zahlloſe, häufig kinderreiche Familien er dem Elend preisgiebt.

Es giebt gegen dieſen Uebelſtand nur Ein Mittel:

Die Geſetzgebung muß es unmöglich machen, daß der Jüngling ohne die nöthige Tüchtigkeit und Reife Meiſter werden kann. Hierdurch wird ein doppelter Zweck erreicht: einmal wird der Unfähige gehindert, ſein Pfuſchwerk mit der Arbeit eines wackern Meiſters in Konkurrenz zu bringen; dann aber wird durch eine ſolche Maßregel die Zahl der ſelbſtſtändigen Meiſter vermindert.

In Bezug auf die frühe Ehe, die bei der arbeitenden Klaſſe ein ſo allgemein verbreitetes Uebel, eine Hauptquelle der Uebervölkerung und der Noth iſt, machen ſich zwei ganz verſchiedene Anſichten geltend. Die eine dieſer Anſichten hört man beſonders oft aus dem Munde der Armen. Die Ehe, ſo ſagen ſie uns, iſt ein Recht, deſſen Ausübung man keinem Bürger ſchmälern darf. Sie iſt das Einzige, was wir mit den Reichen gemein haben. Wir können uns daher an dem Rechte, uns zu verheiraten und folglich auch das Menſchengeſchlecht zu vermehren, nichts abziehen laſſen.

Die andere Anſicht faßt mehr das Allgemeine ins Auge und hält ſich daran, daß die Geſetzgebung, um der öffentlichen Wohlfahrt willen, allerdings gegen Leute einſchreiten dürfe, welche eine Ehe ſchließen wollen, ohne im Mindeſten auch nur die Mittel und die Fähigkeit nachzuweiſen, wodurch ſie ſich und ihre Familien zu ernähren gedenken. Der Staat ſoll alſo die Ehe der Proletarier verbieten.

Aber ein ſolcher Zwang wäre ſowol ſehr hart und verbitternd, als auch unnütz und ſogar ſchädlich. Könnten die ganz Armen keine geſetzlichen Ehen ſchließen, ſo würden ſie zu wilder Ehe ſich zuſammenthun. Die Kinder, die ſo erzeugt würden, hätten dann noch weniger Ausſicht auf eine brave Erziehung von Seiten der Eltern, und es würde folglich durch ein ſolches Geſetz die Laſt nur noch vermehrt werden, welche die Armuth der Gemeine und dem Staate auferlegt. Wenn der Staat die zu frühe Ehe der mittelloſen Leute einſchränken will, ſo kann er das nur durch das Mittel thun, durch welches auch in den höhern Ständen die zu frühe Ehe verhindert wird. Man nimmt es in dieſen Ständen als eine Ehrenſache an, daß ein Mann nicht eher eine Frau nehme, bis er eine bürgerliche Stellung und ein, wenn auch nothdürftiges, ſo doch ſicheres Einkommen beſitzt. Es bleibt wenigſtens immer eine Seltenheit, daß ein Kandidat des Predigt- oder Schulamtes, daß ein Student oder Auskultator, mit einem Worte ein Mann ſich verheiratet, welcher noch nicht in einer praktiſchen Thätigkeit für das Staats- oder bürgerliche Leben ſich bewährt hat. Nun aber läßt ſich nicht abſehen, warum in dieſem Stücke die arbeitenden Klaſſen, die eben ſo gute Bürger ſind, nicht den gleichen ehrenhaften Stolz der Selbſtſtändigkeit in ſich entwickeln ſollten. Wenn nun der ſtudirte Mann oft bis zum dreißigſten Jahre warten muß, um eine Anſtellung zu bekommen und ſich dann die Freude eines eigenen Herdes zu begründen, ſo ſcheint es dann auch nicht unbillig, daß die entſprechende ſelbſtſtändige Stellung des Handwerkers, die ihm das Recht einer ehrenhaften Verheiratung giebt, hinfort nicht jedem noch ganz unreifen und unbewährten Jüngling verbleibe.

Freilich gäbe es nun ſehr ſichere und ſtrenge Mittel, die Zahl der ſelbſtſtändigen Handwerker zu beſchränken, wenn man auf die alten Formen des Zunftzwanges zurücklenken wollte, wie denn dieſer Zunftzwang, ſtreng genommen, in dem ganzen Beamtenweſen, an Univerſitäten, bei Apothekern u. ſ. w. wirklich bis heute herrſcht. Man könnte z. B. nach der Kopfzahl der Bevölkerung ſagen: Dieſer Ort kann ſo und ſo viel Schreiner-, Schneider-, Schuſter-, Schloſſermeiſter u. ſ. w. reichlich oder doch leidlich ernähren: wir wollen alſo dafür ſorgen, daß dieſe Zahl der ſelbſtſtändigen Handwerker niemals überſchritten werden kann. In allen Fällen ſoll alſo ein neuer Meiſter nur dann ſich am Orte niederlaſſen, wenn ein älterer abgegangen iſt. Da aber an gar manchen Orten ſchon jetzt der Meiſter viel zu viele ſind, ſo müßte man hier auch noch einen Schritt weiter gehen, um die Zahl künſtlich zu vermindern. Hier hätte alſo das Geſetz zu beſtimmen, daß wenigſtens zwei ältere Meiſter müßten abgegangen ſein, bevor der neue eintreten könne, bis man dann am Ende auf die vorbeſtimmte Normalzahl herabgekommen wäre. Auf dieſe Weiſe wäre es freilich bequem, den jetzt bereits angeſiedelten Meiſtern auf ihren alten Tag ein gutes Leben zu bereiten.

Allein es thut nie gut, wenn man die Jugend zu ſehr drückt, um das Alter zu erleichtern. Wir kennen dieſe Verfahrungsweiſe aus dem bisherigen Beamtenweſen des Staates allzuwohl, um ſie nicht als eine abſcheuliche, alle Lebensfreude und Sittlichkeit untergrabende zu haſſen. Ein jeder Arbeiter iſt ſeines Lohnes werth: ein Mann, der in der vollen Reife ſeines Alters, der in ſeiner beßten Kraft und Tüchtigkeit zum Arbeiter ſteht, der muß nicht, um ſein Leben auch zu genießen, auf den Tod eines alten Mannes neidiſch harren ſollen. Wenn zu frühe Ehe ein Unglück, ſo iſt eine zu ſpäte wahrlich kein Glück. Soll man mit Segen einen eigenen Haushalt anfangen, ſo muß man noch den frohen Muth der Jugend und die Hoffnung in die Ehe mitbringen, daß man die Früchte ſeines Fleißes in einem wohlhabenden Hausweſen, in heranwachſenden wackern Kindern erleben kann. Ein allzu hartes Geſetz würde uns demnach zwar viele alte Geſellen, aber auch viele unverſorgte Waiſenkinder ſchaffen. Die Meiſter, welche etwa für die ſchärfſten Maßregeln ich entſcheiden möchten, dürfen nicht vergeſſen, daß in en meiſten Fällen ihre Söhne ſelbſt wieder zu Handwerkern ſich beſtimmen, daß ſie ſelber alſo, um ſich bei ihren Lebzeiten zu erleichtern, dem nächſtfolgenden Geſchlecht ein unleidlich ſchweres Joch auferlegen. Dann aber taugt der ganze Grundſatz nichts, eine Normalzahl nach der Bevölkerung aufſtellen zu wollen. Einzelne Orte z. B. können durch ihre Lage ſo geſtellt ſein, daß ſie beſtimmte Handwerke ganz beſonders begünſtigen, wie ja bekanntlich Brau- und Brennerei, Fabrikazion von Möbeln und alle die Arten von Handwerk, welche zu großen Manufakturen nöthig ſind, in beſtimmten Städten des Vaterlandes eine ganz beſondere Blüte erreicht haben. Für die Zukunſt würde durch die Beſchränkung der Meiſterzahl jeder gewerbliche Aufſchwung dieſer Art bedeutend erſchwert werden. Und, was eigentlich das Wichtigſte von Allem iſt: wollen wir nicht die alte geiſtloſe Spießbürgerlichkeit und bloße Handfertigkeit des untergegangenen Zunftweſens zurück haben, ſo dürfen wir die Konkurrenz zwar beſchränken, aber ja nicht aufheben. Die unbeſchränkte Konkurrenz vernichtet den Einzelnen, weil ſie ihm den Muth raubt, in dem ungleichen Kampfe zu ſiegen; eine gemäßigte Konkurrenz aber — vorausgeſetzt, daß immer nur Tüchtigkeit mit Tüchtigkeit ringt — ſie erfriſcht den Geiſt, regt die Erfindungskraft an, ſpornt zum Fleiße und zur Selbſtvervollkommnung, und weckt einen Ehrgeiz und Wetteifer, der die ſchönſte Garantie edlen Mannesſtolzes gewährt.

Aus demſelben Grunde muß auch jeder Wohlmeinende ſich gegen den ſogenannten Heimatszwang erklären. Es ſieht ſehr gemächlich für das Handwerk aus, wenn man ſagt: es ſoll in einem Staate oder gar in einer Stadt nur Der ſich niederlaſſen, welcher Land- oder Stadtkind iſt. In Wahrheit aber wird damit gar nichts erreicht. Denn es iſt ganz natürlich: wenn wir uns ſo eng abſchließen, ſo werden alle andern Länder und Oerter nothgedrungen daſſelbe thun. Laſſen wir den Fremden nicht zu uns, ſo haben auch wir auf die Fremde kein Anrecht. Nun ſind talentvolle Leute zu allen Zeiten auswärts eher zur Geltung gelangt als in der Heimat, und auch Leute gewöhnlichen Schlages finden oft in der Fremde leichter Unterkommen, weil ſie vielleicht dort mit Vortheil ſich verheiraten, einen dort noch unbekannten Erwerbszweig oder doch neue Handgriffe und dergleichen mit ſich bringen. Andrerſeits iſt es auch für die einheimiſchen Handwerker auf die Dauer immer nützlich, wenn ſich ein geſchickter Ausländer bei ihnen niederläßt, indem ſie ſonſt leicht hinter allen neuen Erfindungen in ihrem Gewerk zurückbleiben. Es iſt alſo nur Das nothwendig, daß die Geſetzgebung, wenn ſie einem jeden Handwerker deutſcher Abkunft das Recht der freien Niederlaſſung gewährt, zugleich Sorge trägt, daß dieſes Recht gegenſeitig auch von den übrigen deutſchen Staaten anerkannt werde. Ohne Zweifel wird indeß dieſe Frage für Deutſchland ſchon in dieſer erſten Frankfurter Verſammlung zu Gunſten der unbeſchränkten Freizügigkeit und mit Wegfall jedes Heimatszwanges geregelt werden, weil in dem Verfaſſungsentwurf der 17 Vertrauensmänner bei dem Artikel von den Grundrechten des deutſchen Volkes auch dieſes Recht bereits gefordert wird.*)

Die Petizion der Handwerkermeiſter in der Stadt Bonn geht hier noch einen Schritt weiter, indem ſie ſogar dem Ausländer das Recht der Niederlaſſung bei uns zugeſtanden wünſcht. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieß nur dann zu gewähren iſt, wenn die betreffenden fremden Staaten uns Deutſchen das gleiche Recht gewähren. Ich glaube, daß die erwähnte Petizion hierin nicht allein billig, ſondern auch klug zu Werke geht. Wir leben in einer Zeit, wo nicht bloß die Staaten- und Provinzgrenzen ihre Bedeutung verlieren, ſondern wo ſogar die Nazionalgrenzen keine zu ſcharfe Sperren mehr zwiſchen ſich anerkennen wollen. Alle freien Völker (und nur ſolche kennt jetzt noch der Süden und Weſten Europas) müſſen ſich hüten, den Gedanken der Brüderlichkeit, der von der Freiheit unzertrennlich iſt, wiederum durch eine Art von ruſſiſcher Verkehrsſperre zu ſchwächen. Dann aber ſind die deutſchen Arbeiter im Auslande durch Treue, Fleiß, Geſchicklichkeit und Sinn für die bürgerliche Ordnung bekanntlich ſehr geſchätzt, und durch ſie kommen uns die techniſchen Fortſchritte Frankreichs und Englands zu, welche Länder in vielen Zweigen des Gewerks noch unſere Meiſter ſind. Schließen wir alſo unſern jungen Leuten die Werkſtätte des Erwerbs und der Fortbildung nicht zu, die das Ausland ihnen bietet, und hüten wir uns vor dem Verfahren, das uns von Seiten der franzöſiſchen Arbeiter ſo ſehr betrübte, als dieſe in der Verblendung eines drangvollen Augenblicks ihre engliſchen, deutſchen, belgiſchen Genoſſen aus dem Lande trieben.

---

*) Entwurf des deutſchen Reichsgrundgeſetzes §. 25, a: »Berechtigung aller Angehörigen des deutſchen Reiches, in jedem einzelnen Staate und an jedem Orte ihren Aufenthalt zu nehmen, und unter den nämlichen Bedingungen, wie die Angehörigen des betreffenden Staates, Grundſtücke zu erwerben und Gewerbe zu betreiben.« (Nachſchrift. Die Verſammlung hat dieß Recht bereits feſtgeſtellt.)

Im Bisherigen mußten wir eine Anzahl von Maßregeln verwerfen, die für die Verminderung der Handwerksmeiſter vorgebracht werden konnten. Was bleibt nun aber der Geſetzgebung zu thun übrig?

Sie muß vor Allem dafür ſorgen, *daß weder ein ungeſchickter, noch auch ein zu junger Mann die Meiſterſchaft erlangen könne.*

Es muß dieſe geſetzliche Aufſicht auf gründliche Bildung des Handwerkers in ſeinem Geſchäft ſchon auf der unterſten Stufe des Lehrlings anfangen und dafür geſorgt werden, daß nicht bloß dieſer ſelbſt, ſondern auch der Meiſter, der ihn unterrichtet, ſeine Schuldigkeit thue.

Denn daß ſich die Meiſter gegen ihre Lehrlinge viel zu Schulden kommen laſſen, daß ſie die Pflicht des Gehorſams, welche denſelben obliegt, häufig eigennützig zu ihrem Vortheile ausbeuten, das iſt Thatſache. Der Lehrling iſt der Sündenbock und Laſtträger nicht der Werkſtube allein, ſondern des ganzen Hauſes. Das knechtiſche Weſen des Deutſchen, das wir unſerer Kaſtenabgrenzung verdanken und aus dem wir erſt jetzt eine freiere Stirn emporheben — dieſe Mutterſünde unſeres Volkscharakters prägt ſich ſehr empfindlich in der Rohheit und geringſchätzenden Mishandlung aus, die der Lehrjunge ſogar ſchon von Seiten des Geſellen erduldet. Dem Meiſter und der Frau Meiſterin ſoll er daneben oft einen Dienſtboten ſparen, und es wird nicht bloß zum Spaß gefordert, daß der Lehrjunge kein Kindermädchen ſein ſolle. Ganze Jahre hindurch braucht Mancher ſeinen Lehrling nur als Auslaufer, oder er giebt ihm eine und dieſelbe einförmige Arbeit, bei welcher er gar keine weitern Fortſchritte im Lernen machen kann. Sage ich zu viel, wenn ich behaupte, daß es überhaupt nur wenig Meiſter giebt, die ihren Lehrlingen einen ordentlichen, von Stufe zu Stufe fortſchreitenden Unterricht mit geduldiger Freundlichkeit ertheilen? Laſſen es nicht die Meiſten darauf ankommen, daß der Junge die Handgriffe den ältern Arbeitern der Werkſtatt bloß abſieht und nachahmt? Dann aber habe ich wol die Klage von Geſellen ſelber gehört, daß ſie bei ihrem Meiſter in gewiſſen feineren Handgriffen des Geſchäfts, bei Buchbindern z. B. im Vergolden, niemals ſelbſtthätig zugelaſſen worden ſind, daß ſie folglich für ihr Lehrgeld nicht einmal den ganzen Umfang ihres Handwerks begriffen haben. Es muß alſo unter allen Bedingungen dafür geſorgt werden, daß beiden Theilen ihr Recht geſchieht, daß alſo ein noch untüchtiger Lehrling, weil ihm durch fremde oder auch durch eigene Schuld die vollſtändige Kenntniß ſeines Geſchäftes fehlt, ebenſowenig zum Geſellenſtande emporſteigt, wie etwa der Gymnaſiaſt ohne Zeugniß der Reife zur Univerſität. Allein auch der Meiſter, der ſeinen Unterricht nicht gewiſſenhaft oder nicht vollſtändig ertheilt hat, muß zur Rechenſchaft gezogen werden und in ſeine verdiente Strafe verfallen.

Um dieß Alles zu regeln, laſſen ſich drei Geſetze vorſchlagen.

Zuerſt muß feſtgeſetzt werden, daß jeder Meiſter immer nur Einen Lehrling halten darf. Denn es wird ihm ſchwer halten, mehrere zugleich, beſonders in den Anfangsgründen des Handwerks, zu unterrichten. Auch iſt dieſes ein Mittel, den zu ſtarken Zudrang zum Handwerk für die Zukunft zu beſchränken. Im Augenblick iſt dieß allerdings unwichtig, da bei dem gedrückten Stande der Handwerker die Meiſter geradezu Mühe haben, brave, verſtändige und gebildete Knaben zu Lehrlingen zu gewinnen. Wenn aber, wie wir hoffen, das Handwerk ſeinen goldenen Boden wiedererlangt, dann wird ſchon dieſe Beſchränkung auf ſeiner unterſten Stufe von Vortheil ſein. Um zugleich für ewige Zeiten die Bildungsloſigkeit vom Handwerk auszuſchließen, kann das Geſetz zugefügt werden, daß kein Meiſter hinfort einen Lehrling annehmen darf, der nicht ein vollgültiges Lehrerzeugniß für die erlangte volle Reife im Schulunterricht beibringt.

Das zweite dahin einſchlagende Geſetz iſt aus dem ältern Zunftweſen wieder aufzunehmen. Sowol die Petizion von Bonn als die Offenbacher Verſammlung der heſſiſchen Gewerbetreibenden vom 19. April 1848 haben daſſelbe vorgeſchlagen, und die Maſſe der ſeitdem erſchienenen Anträge ſtimmt hiermit vollkommen ein. Es möge nämlich ſo gut, wie dieß bei allen Fächern des höhern Unterrichts der Fall iſt, auch für den Unterricht im Handwerk eine Prüfung feſtgeſtellt werden. Dieſe Prüfung hätte der Lehrling vor einem Meiſtergericht zu beſtehen. Billiger Weiſe jedoch ſollte ſie keine bloß techniſche ſein, beſtehend in der Anfertigung eines ihm auferlegten ſogenannten Geſellenſtücks, ſondern ſie müßte ebenmäßig darauf Rückſicht nehmen, ob der Lehrling die Rohſtoffe kennt, die zu ſeinem Geſchäfte gehören, ob er alle Handgriffe auf Befragen anzugeben weiß, mit Einem Worte: ob er im Allgemeinen Verſtand von ſeinem Handwerk hat.

Das dritte Geſetz iſt, daß der Meiſter des Geprüften bei der Prüfung unfehlbar gegenwärtig ſei. Wenn der Lehrling nicht genügt, ſo wird ſich aus ſeinem Benehmen und ſeinen Antworten herausſtellen, ob er oder der Meiſter ſeine Schuldigkeit verſäumt hat. Iſt das letztere der Fall, ſo muß das Meiſtergericht die theilweiſe Rückgabe des Lehrgeldes fordern oder dem Meiſter die Pflicht auferlegen, den Lehrling ſo lange mit dem Lohne eines Geſellen bei ſich zu behalten, bis er im Stande iſt, die Prüfung zum zweitenmale ehrenvoll zu beſtehen; natürlich muß es dem Meiſter freiſtehen, wenn er während der früheren Lehrzeit von der Unfähigkeit oder dem üblen Willen ſeines Zöglings unzweideutige Proben hat, denſelben zu entlaſſen. Sollte der Entlaſſene dieß unbillig finden, ſo würde die Sache wiederum dem Handwerkerſchiedsgericht zu überlaſſen ſein. Jedermann wird, wie ich hoffe, einſehen, welch ein ſtarker Sporn dieſe Geſetze für beide Theile ſein würden. Ebenfalls ſteigt dadurch die Ehre und die Zuverläſſigkeit des Geſellenſtandes: das Zeugniß ſeiner Prüfung, welches der Wanderburſche einem fremden Meiſter vorlegt, gibt dieſem die Sicherheit, daß er ſich wenigſtens auf die Kenntniſſe und die Geſchicklichkeit ſeines künftigen Gehülfen verlaſſen kann.

Wir hören gegenwärtig von allen Seiten den Ruf nach Lehr- und Lernfreiheit erſchallen. Es iſt nöthig, daß auch der Handwerkerſtand, ſo weit ihn die Sache angeht, ſich daran betheilige. Dieſes gilt beſonders von den Jahren, welche zwiſchen dem eigentlichen Lernen und der Selbſtſtändigkeit liegen: von der Geſellen- und Wanderzeit. In allen Dingen, welche ſich auf Erlernung von Handgriffen und Kunſtfertigkeit beziehen, iſt das Reiſen von größter Wichtigkeit. Der Gelehrte kann ſich ſeine ganze Welt durch Bücher in ſeine Studierſtube verſammeln: Künſtler und Handwerker aber haben von den älteſten Zeiten her aus der Fremde ſich ein gutes Theil ihrer Bildung geholt. Und zwar nicht bloß der Bildung in ihrem Fache, ſondern auch in allgemein menſchlichen Dingen. Das Wandern und die Wanderfreiheit ſind auch heute noch von der allergrößten Wichtigkeit für den Geſellen. Meiſt iſt er in engen Verhältniſſen aufgewachſen, die ihm wenig Gelegenheit gaben, über die Mauern und Gärten ſeines Geburtsortes hinweg in der großen Gottes- und Menſchenwelt ſich umzuſchauen. Alle die Dinge rührten ihn nicht an, welche man doch wiſſen und empfinden muß, um ein echter Menſch, um ein Bürger im vollen, edlen Sinne dieſes Wortes zu ſein. Hat er ſpäter ſeinen eigenen Herd gegründet, ſo umfängt ihn wiederum ein einförmiges Alltagsleben, und wenn er in dieſes nicht bereits eine kräftige Geiſtesthätigkeit, einen Trieb nach Fortbildung ſeines innern Menſchen mitbringt, ſo muß er nothwendig, arbeitend wie genießend, der troſtloſen und gedankenlären Langeweile anheimfallen, die unſer Spießbürgerthum zu Boden drückt. Da liegt denn zwiſchen den ſtillen Jahren der Lehre und den ebenſo ſtillen des Hausvaters die luſtige Wanderzeit mitten inne. Der Jüngling, über ſein Schickſal ruhig und ſorgenfrei, ſo lange ſein Wanderbuch in Ordnung und ſein Säckel nicht völlig lär iſt, ſieht ſich zunächſt im deutſchen Vaterlande um. Er kommt, auf der Chauſſee wandernd oder im Eiſenbahnzuge fahrend, mit Leuten des verſchiedenſten Schlages zuſammen: er lernt an ſeinen Mitgeſellen die Mannigfaltigkeit der Stammesarten im Vaterlande kennen. Geht er ins Ausland, ſo treten ihm neue Richtungen des geiſtigen Lebens und andere Ordnungen des Staates entgegen. Er vergleicht ſie mit ſeiner Heimat, er lernt an dieſer Vergleichung den Gedanken des Staates begreifen. Er tritt in jene Bildungsvereine für Arbeiter, welche, in der Schweiz und in Frankreich weit mehr entwickelt als bei uns, den Zweck verfolgen, dem Arbeiter das Bewußtſein ſeiner Menſchenwürde, ſeines Bürgerrechts und ſeines Anſpruchs auf höheres Lebensglück zu verleihen. So iſt, von der Fortbildung im Techniſchen abgeſehen, das Wandern auch für die geiſtige Wiedergeburt dieſes Standes und für die Fortpflanzung jener demokratiſchen Ideen unendlich wichtig, auf deren kraftvoller Verbreitung allein die Geneſung unſeres faulen Zuſtandes ruht. Das Reiſen giebt doppelte Sinne, doppelte Schärfe der Auffaſſung, doppelten Menſchenverſtand. Wer immer aus den höhern Ständen einmal den Verſuch macht, mit unſern Handwerkern in einen herzlichen Gedankenaustauſch zu treten, der wird ſich verwundern über den Anſtand, die Mäßigung und den einfach natürlichen Scharfblick, womit ſo viele dieſes Standes die Welt und ihre eigenen Verhältniſſe überſchauen. Dieſe Reiſe aber haben ſie gar nicht aus unſern Schulen mitgebracht, in denen unter den Gegenſtänden des Unterrichts zwar alles Mögliche, nur leider nicht der Menſchenverſtand und die Erkenntniß der nächſtliegenden Verhältniſſe vorkommt: ſondern das Wandern iſt es geweſen, was die Leute auf alle praktiſchen Fragen hingewieſen und auch über die höheren Dinge zum Nachdenken getrieben hat.

Sollte man es für möglich halten, daß der bisherige Polizeiſtaat in ſeiner Höllenangſt vor dem Teufel des Kommunismus, in ſeiner Bangigkeit, daß ſeine Kaſernen nicht ganz geſtopſt voll ſein möchten, dem jungen Handwerker dieſe ſeine Bildungsſchule muthwillig verkümmert, grauſam verſchloſſen hat? Und doch iſt es ſo!

Ich erwähne zuerſt die Maßregeln, die auf den Militärdienſt Bezug hatten. Für jeden Bürger war bisher die ganze Geſchäftsführung der Konſkripzion mit ihrem verwickelten Behördenweſen, mit der Beſtechlichkeit der Unterſuchungsärzte durch Geld, der Militärbehörden durch Diners und Konnexionen, der Feldwebel durch Schnäpſe vortrefflich dazu eingerichtet, um den Ehrenſtand der Landesvertheidigung Jedem, und dem tüchtigſten Charakter zumeiſt, auf das Gründlichſte verhaßt zu machen. Zwar litt unſtreitig bei dieſem Syſtem, was den Geldſack angeht, der Bauer am meiſten: aber am grauſamſten gequält wurde der Handwerker. Er mußte in die Kaſerne eintreten gerade in den Jahren, wenn er nach Vollendung ſeiner Lehre und ſeiner erſten Geſellenzeit aufs Wandern bedacht war. Zwei, drei volle Jahre fielen aus ſeinem thätigen Leben heraus. War das nicht Uebels genug? Mußte der Staat nicht wenigſtens nach vollendeter Dienſtzeit ihm volle Freiheit laſſen? Aber ſtatt deſſen band man ihn an die jährlichen Landwehrübungen; man zwang ihn, vortheilhafte Arbeit im Auslande aufzugeben, um jährlich einmal Appell abzuhalten, oder man nothängſtete ihn wenigſtens zu tauſend Atteſtbeiſchaffungen, unterthänigen Bittgeſuchen und unnützen Schreibereien, wenn er dieſer Verpflichtung ſich entziehen wollte. Man verbot ihm zu Zeiten ganze Länder, wie man denn namentlich die Schweiz lange verſchloſſen gehalten hat (ich glaube gar, man thut es noch!), damit der Handwerker keine Zuſtände kennen lerne, in denen der Bürger Herr iſt. Und ſo ſchwebte überall, auch im Auslande, der liebliche deutſche Polizeiſtock über ſeinem Rücken, an den er durch das Seil ſeines Wanderbuchs beſtändig gebunden blieb.

Es iſt wahr, dieſe Quälereien trafen die übrigen Stände beinah eben ſo hart: ja es ſind gerade dieſe beſtändigen kleinen Plackereien es geweſen, was den tiefen und, ſo Gott will, nie verſöhnlichen Ingrimm gegen den Polizei- und Militärſtaat und gegen Alles, was von ihm noch übrig iſt, genährt hat. Ganz in derſelben Art hat man die Studenten mit dem Verbot ihrer Verbindungen und des Reiſens im Auslande gemartert, die Starken zum Trotz und Ingrimm genöthigt, die Schwachen in charakterloſe Beamtenſeelen verwandelt. Als ich im Jahre 1837, nachdem der Staat ſchon ein halbes Jahr lang mich als Lehrer an einer Univerſität angenommen, eine Reiſe durch die Schweiz nach Italien machen wollte, hat die damalige Stadtbehörde Bonn's, geſtützt auf ein wirklich vorhandenes Geſetz „über die Reiſen junger Gelehrten," es nicht gewagt, mir einen Paß zu ertheilen, bevor eine ausdrückliche miniſterielle Erlaubniß eingetroffen war. Wie geſagt, dieſe Dinge haben wir Alle durchgelebt; eins aber hat der Handwerksburſche allein gelitten: das iſt die *namenloſe Willkür* der niedern deutſchen Polizeibehörden gegen Jeden, der ſtatt eines Paſſes oder Reiſeſcheines — ein Wanderbuch führte. Die Bildung unſerer Tage wird es, wie ich hoffe, manchem Handwerker möglich machen, ſeine merkwürdigſten Erlebniſſe als Charakterbilder unſerer Zeit in ähnlicher Art zu veröffentlichen, wie dieß vor hundert

Jahren der alte Nettelbeck aus Colberg gethan hat: die Nachwelt wird ſchaudern bei dem Gedanken, wie die kleinen Flöhe der Despotie die Menſchheit des 19. Jahrhunderts gepeinigt haben. Ich bin oft auf meinen Wanderungen lange Zeit mit Handwerksburſchen zuſammengereiſt, und habe geſehen und erfahren, wie rechtlos dieſe armen Menſchen bisher geweſen ſind. Auf den Grenzen durch die Vorſchrift gequält, eine für ihre Verhältniſſe ſehr hohe Geldſumme aufzuweiſen, beſtraft bei jedem Verſtoß gegen die örtliche Geſetzgebung, die kein Fremder wiſſen kann, weil ſie eben überall in Deutſchland eine andere iſt, im Fall unverſchuldeter Arbeitsloſigkeit durch Marſchrouten im Wanderbuch nach Hauſe zurückgeſchickt, wo ſie nach mühſamem Marſch ebenſowenig Brot fanden, und ſelbſt dann, wenn ſie völlig ſchuldlos waren, ſtets noch in Angſt und Zittern vor dem Gensdarmen, dem es ja in ſeiner Allmacht einfallen konnte, ſie auch ohne Urſache anzuhalten und zu inquiriren — ſo zog der deutſche Handwerksburſche, der geborne Bürger, der künftige Pfleger des Nazional-Reichthums, durch ſein eigenes Land! Wehe ihm aber dann, wenn er wirklich die große Todſünde des Fechtens begangen, wehe ihm, wenn er eine Viſirung des Wanderbuchs verſäumt, dreimal wehe, wenn er endlich in Ungeduld über all dieſe Schinderei der löblichen Polizei irgend ein Schmeichelwort an den Kopf geworfen hatte! Dann warteten ſeiner ſchmutzige und ungeſunde Gefängniſſe, in denen er ſtecken blieb, bis etwa die Behörde mit der ganzen Bequemlichkeit des deutſch-amtlichen Geſchäftsganges Auskunft in ſeiner Heimat eingezogen und endlich erhalten hatte. Fiel dieſe günſtig aus, ſo entließ man ihn: damit ihm aber die Luſt verginge ſich zu beklagen, ſtellte man es als eine beſondere Gnade dar, daß er nun ohne Strafe losgelaſſen werde. Was konnte der arme Teufel anfangen? Um ſeinen Quälern den Prozeß zu machen, fehlte ihm Rechtskunde und ein Advokat; unſere Zeitungen nehmen ohne theures Geld auch keine perſönlichen Inſerate auf — am allerwenigſten dann, wenn dieſe gar eine Anklage gegen einen Bürgermeiſter enthalten, mit welchem der Herausgeber oder Redaktör jeden Abend im Kaſino ſeine Whiſtpartie ſpielt. Ueberhaupt, wer kümmert ſich um einen fremden Handwerksburſchen? Und ſo blieb unſerm Lazarus weiter nichts übrig, als zähneknirſchend, körperlich und geiſtig zerſchlagen ſeines Weges zu ziehen, um an der nächſten Grenze, wo er natürlich keine fünf Thaler Reiſegeld aufweiſen konnte, wieder in den Staat, der ihn ſo grauſam leiden ließ, zu neuer Mishandlung zurückgewieſen zu werden.

Im Auslande ſind freilich die Behörden meiſtens menſchlicher; allein auch dort iſt für den Rechtsſchutz der deutſchen Handwerker übel geſorgt. Die Geſandten und Konſuln werden zwar reichlich bezahlt, und die letzteren verdienen an manchen Orten (in Marſeille iſt das mir ſelbſt begegnet) noch ein hübſches Geld für die Viſa's, die ſie ſogar von den Unterthanen ihres eigenen Staats ſich bezahlen laſſen. Allein daß alle Pflichten gegenſeitig ſind, ſcheinen dieſe Herren nicht zu wiſſen; wenigſtens möchten Handwerker ſich ſelten eines beſonders freundlichen Entgegenkommens von ihnen rühmen können. Dieſe Dinge werden ſich nun freilich ändern. Iſt erſt Deutſchland eine mächtige Einheit geworden, ſo wird es jeden ſeiner Bürger auch außer ſeinen Gränzen zu ſchirmen wiſſen. Dann aber haben wir ja das allgemeine Stimmrecht, und wo dieſe köſtlichſte Grundlage der Demokratie waltet, die wir denn von ganzem Herzen, von ganzem Gemüth und mit allen unſern Kräften lieben und ſchützen wollen, da hört der Hochmuth des Mächtigen gegen den Geringen von ſelber auf, weil bei einer ſolchen Verfaſſung kein Menſch es zu Etwas im Staate bringen kann, dem nicht das Volk aus freier Gunſt ſeine Stimme giebt. Aber bis dieſe Umwandlung alle Lebensnerven der Nazion durchdringt, werden noch einige Jahre verfließen: da nun jene Uebelſtände unter keiner Bedingung länger zu tragen ſind, ſo muß die Geſetzgebung hier dem künftigen Volkswillen vorausgehen. Das Geſetz muß dem jungen Handwerker ungehinderte Wanderfreiheit ertheilen — mit ausdrücklicher Aufhebung aller entgegenſtehenden Beſtimmungen und Beſchränkungen; der Staat muß die Behörden wechſeln, die ſich zu Quälgeiſtern erniedrigt haben. Deutſchland muß bei der Berathung ſeiner einigen Geſetzgebung auch ein einheitliches, Jedem bekannt werdendes, alle Willkür ausſchließendes Verfahren für Päſſe und Wanderbücher feſtſtellen. Endlich müſſen die deutſchen Geſandten und Konſuln (denn Geſandte der Einzel-Staaten wird es doch ferner nicht geben) mit dem größten Ernſte angewieſen und überwacht werden, daß ſie, ſtatt diplomatiſch fremder Politik aufzulauern oder ihre Konſulate für ihren Säckel auszubeuten, ihre oberſte Aufgabe finden in der Vertretung ihrer Nazion und in dem Schutze jedes Einzelnen, der ihr angehört, dem Auslande gegenüber.

Wird nun auf dieſe Weiſe der Geſelle erleichtert, wird ihm eine tüchtige, umfaſſende und ungehemmte Ausbildung zugeſichert, ſo hat die Genoſſenſchaft dagegen das Recht, von ihm zu verlangen, daß er dieſe dargebotenen Mittel nun auch in vollem Umfange benutze und nicht zu raſch durch die Schule laufe. Ich ſetze als ſtillſchweigend voraus, daß die allwärts zu gründenden Bildungsvereine, von denen unten mehr geſagt werden ſoll, auch Geſellen in ſich aufnehmen und ihnen folglich die Gelegenheit bieten, auch in geiſtiger, politiſcher und ſittlicher Hinſicht fortzuſchreiten. Es kann alſo, dieß Alles vorausgeſetzt, nicht hart erſcheinen, daß dem Geſellen die Pflicht auferlegt wird, eine Reihe von Jahren in dieſem ſeinem Stande zu verbleiben, gerade ſo, wie auch die Ordnung des Beamtenweſens zwiſchen die Schule und die Anſtellung eine geraume Vorbereitungszeit hineinlegt. Ja für den Geſellen ſelbſt iſt dieſe Einrichtung eine Wohlthat. Zwar kann, wie jetzt das Handwerk und ſeine Bezahlung beſchaffen iſt, ein Geſelle von ſeinem Wochenlohn nur ſchwer Etwas zurücklegen. Wenn aber, wie wir hoffen und vertrauen, die Zuſtände ſich heben, wenn endlich die höhere Schätzung der Arbeit, wie dieſelbe jetzt doch in der ganzen gebildeten Welt ſich durchſetzt, nur eine mäßige Lohnerhöhung mitbringt: dann wird der Geſelle, wenn er fleißig iſt und mehr in geiſtigen als in körperlichen Genüſſen lebt, allerdings in ſieben bis acht Jahren ein kleines Kapital ſich ſammeln können, mit dem er den ſelbſtſtändigen Betrieb eines Geſchäfts als Meiſter anfängt. Es wird ihn dieß zugleich ſparen und haushalten lehren, und er wird als ein geſetzter und beſonnener Mann, nicht als ein unbärtiger, leichtſinniger Junge an ſeinem eigenen Herde ſich niederſetzen.

Ich habe vielfach mit Handwerkern über das Alter geſprochen, welches als Zeitpunkt der Meiſterberechtigung feſtgeſtellt werden könne. Faſt einſtimmig kommen ſie darin zuſammen, hierfür das vollendete 25. Jahr feſtzuſetzen. Die Meiſter aller feinern Gewerke, welche mehr der höhern bildenden Kunſt ſich annähern, verſicherten, daß in dieſen ein Geſelle nicht leicht früher die vollkommene Geſchicklichkeit erlange. Bei gröberen und daher meiſt auch anſtrengendern Geſchäften iſt aber vor dem 25. Jahre noch nicht die volle Körperkraft entwickelt. Hiernach werden ſich auch alle in der Mitte zwiſchen beiden liegenden Handwerke richten müſſen.

Reif und tüchtig, das war die Forderung, die wir oben an den werdenden Meiſter ſtellen.

Für die Reife begehren wir von der Geſetzgebung, daß hinfort Niemand Meiſter werden könne vor dem vollendeten 25. Jahre. Hierin ſtimmen wiederum die Offenbacher Beſchlüſſe der heſſiſchen Gewerbtreibenden mit der Petizion der Bonner Handwerkmeiſter und faſt mit allen mir bekannt gewordenen Anträgen überein.*)

---

*) Zu allen Zeiten, ſogar beim Beſtehen des ſtrengſten Zunftweſens, hat man von Vorſchriften wie dieſe in dem Falle Ausnahmen gemacht, wenn die Rückſicht auf verarmende und brotloſe Familien ſie als nöthig erſcheinen ließ. Die Bonner Petizion hat, was hierher gehört, ſo klar und praktiſch hingeſtellt, daß demſelben nichts hinzuzufügen bleibt. Sie macht nämlich folgende Vorſchläge: Artikel 9: „Wir bitten, der Meiſterswittwe das Recht zugeben, einen Geſellen, auch bevor er 25 Jahre alt iſt, der Innung als ihren Geſchäftsführer anzugeben, vorausgeſetzt daß er ſein Meiſterſtück macht. Verläßt aber dieſer die Werkſtatt wieder, ſo ſoll er dennoch ſein 25. Jahr abwarten müſſen, um ſelbſtſtändiger Meiſter zu werden.“ Art. 10: „Ein Meiſtersſohn, der das Handwerk ſeines verſtorbenen Vaters zu treiben angefangen hat, ſoll,

Zur Tüchtigkeit aber verlangen wir, daß *hinfort jeder antretende Meiſter ſeine Prüfung, und zwar öffentlich, beſtehe.* Auch dieſe Prüfung ſoll, wie die des Lehrlings, aus dem engen Kreiſe der bloßen handarbeitenden Geſchicklichkeit herausgehoben werden. Man ſoll allerdings zuerſt und vor Allem durch den Geſellen ein Meiſterſtück vorlegen laſſen: doch vermeide man dabei den Fehler der frühern Zünfte, daß man jedesmal Eine und dieſelbe Aufgabe ſtellte. Vielmehr nöthige man durch den möglichſten Wechſel von Aufgaben einen jeden Geſellen, daß er ſich alle Handgriffe ſeines Gewerkes, auch die ſeltener vorkommenden, in gleicher Sicherheit aneigne: denn nur dadurch kann er ein ſelbſtdenkender Menſch werden und wieder zu eignen neuen Erfindungen fortſchreiten. Hierbei darf jedoch die Prüfung nicht ſtehen bleiben. Es muß ſich der künftige Meiſter, der hinfort alle Angelegenheiten der Innung und des geſammten ſtädtiſchen Handwerkerſtandes mit zu berathen hat, auch durch geiſtige Tüchtigkeit, durch Verſtand und Klarheit in ſeinem Geſchäft, durch Kenntniß aller weſentlichen allge-

---

wenn er ſein Meiſterſtück beſtehen kann, das Geſchäft auch vor dem geſetzlichen Alter als Meiſter fortführen können. Iſt aber der Meiſtersſohn, nachdem er bereits im Handwerk des verſtorbenen Vaters Geſellenrecht erlangt hat, zur Fertigung des Meiſterſtücks noch nicht fähig, ſo ſoll er dennoch durch einen zur Meiſterſchaft gelangten Geſchäftsführer das Geſchäft fortführen dürfen.“

meinen Handwerksfragen beglaubigen. Er muß eine umfaſſende Erfahrung über die Stoffe und deren Bereitung beſitzen, die er in ſeinem Geſchäft verbraucht. Er muß ein guter Rechner ſein, um Koſtenanſchläge mit Zuverläſſigkeit anfertigen zu können. Er muß auf Befragen Auskunft geben über die Art, wie jedes zu ſeinem Handwerk gehörige Erzeugniß hergeſtellt wird. Endlich muß er ſowol die beſtehende Gewerbeordnung und die Innungsvorſchriften, als auch die bürgerliche und Handelsgeſetzgebung genau wiſſen, ſofern die letztere in ſeinem Geſchäft ihm einmal wichtig werden kann. Denn die Geſetze, die ihn ſchützen, ſoll der Mann kennen, welcher ſeinen eigenen Herd gründet und dieſe Geſetze vielleicht ſehr bald zur Erhaltung des Wohlſtandes für ſich und ſeine Familie gebrauchen muß. Ueberhaupt ſoll von Jedem, der ein ſelbſtſtändiger Bürger iſt, verlangt werden, daß er ſeine Bildung nicht mit der Volksſchule abſchließt, ſondern in ihr mit eigener geiſtiger Arbeit fortſchreitet. Dieſes Eine Geſetz würde ſchon den größten Einfluß auf Beſſerung des Handwerkerſtandes gewinnen, indem es jeden Geſellen nöthigt, an den Bildungsvereinen Theil zu nehmen.

Eine Hauptſache hierbei iſt, daß die Prüfung durchaus koſtenfrei ſei. Es gehört dieß zur Standesehre: denn die alten Zünfte haben das Blutgeld für das Meiſterrecht, welches Niemand nöthiger hat, als der angehende Hausvater, ohnehin meiſt zu Trinkgelagen unwürdig verſchwendet. Selbſt die Forderung iſt vom Uebel, wie ich ſie in einer vor mir liegenden Petizion der Schuhmacher-Innung von Thorn finde, daß jeder antretende Meiſter zehn Thaler in die Innungskaſſe geben, außerdem aber hundert Thaler bares Vermögen aufweiſen müſſe. Die Stiftung einer Kaſſe (zu gegenſeitiger Unterſtützung in Krankheitsfällen) wird beſſer durch regelmäßige, aber kleine Einzahlungen erreicht: die Aufweiſung von 100 Thalern für Betriebsgeld kann theils betrüglich (durch geliehenes Geld) umgangen werden, theils giebt ſie gleich wieder dem Kapital ein Uebergewicht über die Arbeit. Man muß die Menſchen nicht berechtigen nach ihrem Gelde, deſſen Beſitz immer und ewig auf dem Zufall und dem äußeren Glücke ruht, ſondern einzig und allein nach ihrer Tüchtigkeit und ihrer Erwerbskraft.

Es kommt weiter darauf an, daß der Meiſterſchaft, mit welcher es nach unſerm Plane nicht ſo leicht mehr genommen wird, nun auch durch das Geſetz beſtimmte Rechte und Vortheile ausſchließlich zugeſichert werden. Geſchieht dieß nicht, wird Jedem freie Hand und Willkür gelaſſen, wer möchte dann Luſt haben jenen Prüfungen ſich zu unterwerfen? Hier beginnt nun gleich der grundſätzliche Kampf mit der Gewerbefreiheit, hier die Nothwendigkeit eines Rechtsſchutzes. Soll das Streben nach tüchtiger Arbeit nicht wieder nutzlos bleiben, dann muß der Staat darüber wachen, daß nur geprüfte Meiſter Arbeiten aus ihrem Fache übernehmen dürfen. Wir läugnen nicht, daß eine bedeutende Zahl bisher beſtehender Handelshäuſer hierdurch den Todesſtoß erleidet: wir halten es daher für gerecht, daß eine ſolche Maßregel einige Zeit vor ihrer Ausführung bekannt gemacht werde, damit aus ſolchen Geſchäften das Kapital ſich zurückziehen könne. Aber weg müſſen ſie, denn ſie haben dem Handwerk gegenüber kein moraliſches Recht zu exiſtiren. Die Arbeit iſt ein ſittliches Verdienſt; wer arbeitet, der ſoll auch eſſen, ſo ſagt im Sprüchwort der heilige Mund der Volksweisheit. Aber nirgendwo wird geſchrieben oder geſagt, daß auch Der eſſen ſolle, der mit fremder Arbeit ſpekulirt. Ein Kapitaliſt, der bisher ganz andere Dinge getrieben hat, ein Kaufmann, der vielleicht in einem oder mehreren Handelsgeſchäften durch Bankerott geſcheitert iſt, ſie finden es nun einmal vortheilhaft, durch Handwerksarbeit ſich zu bereichern. Selbſt haben ſie von der Sache nichts gelernt: aber weil ſie die Nahrungsloſigkeit und Ueberfüllung der Handwerke benutzen können, ſo fehlt es ihnen für ihr Geld nicht an Händen, die an dem Verderben ihres eigenen Standes arbeiten. Es iſt das alte traurige Wort: „Theile deinen Feind, und du beherrſcheſt ihn,“ wodurch ſie ſiegen. Ich frage: Haben dieſe Leute ein ſittliches Verdienſt, daß ſie ihre Fabrikate mit Hülfe von Tagelöhnern wohlfeiler für das Publikum herſtellen, wenn dafür die Waare auch um ſo ſchlechter, zumal um ſo weniger dauerhaft iſt? Oder iſt Das ein Verdienſt, daß ſie einer Zahl verkommener Handwerker ein dürftiges Brot geben, um dafür andern gewiſſenhaften Meiſtern das Brot wegzunehmen? Was thun, was ſchaffen, was arbeiten ſie ſelber denn? Nein, der bloße Spekulant darf im Handwerk mit Dem nicht konkurriren, der es ſich zur Aufgabe ſeines vollen Lebens macht, dieſes Handwerk in ſeiner ganzen Vollendung zu betreiben! Wem eine Sache Lebenszweck iſt, der hat, bei Gott, einen beſſer begründeten Anſpruch auf ihre Vortheile, als Der, dem ſie bloß als vorübergehender Gelderwerb dient. Fort alſo mit denjenigen Handwerksgeſchäften, an deren Spitze kein ſelbſtbewährter Handwerksmeiſter ſteht! Fort mit der unſoliden Spekulazion der Geſellen- und Tagewerksarbeit! Fort mit dieſer Gewerbefreiheit, welche die Offenbacher Verſammlung mit Recht den Deckmantel der Gewerbe-Anarchie, mit Recht ein gewerbliches Fauſtrecht nennt, das den armen intelligenten Gewerbsmann dem Kapitaliſten, der kein Gewerbe gelernt hat, zum Sklaven macht!

Es muß daher auf dem Geſetze beſtanden werden: daß nur der geprüfte Meiſter, und zwar allein in dem Fach in welchem er geprüft iſt, den ſelbſtſtändigen Betrieb eines Handwerksgeſchäftes anfangen und dieß Geſchäft mit Geſellen treiben dürfe.

Das Geſetz muß ferner die mögliche Umgehung dieſer Vorſchrift verhüten. Natürlich darf man Den nicht beſtrafen, der bei einem nicht geprüften Meiſter eine Arbeit beſtellt: denn es läßt ſich nicht verlangen, daß ein Jeder, z. B. der Fremde, wiſſen ſolle, wer am Orte ein geprüfter Meiſter iſt, wer nicht; die Strafe kann alſo nur den Arbeiter ſelbſt treffen, der unbefugt in ein ihm fremdes Gewerbe eingreift; dieſe Strafe muß aber auch ſtattfinden.

Schwierig iſt die Frage nach der Betreibung mehrerer Handwerke durch Einen und denſelben Meiſter, und es hat deswegen in dieſem Stück beſtändig Streit zwiſchen den Innungen geherrſcht, welcher denn freilich manchmal ins Unbedeutende und Lächerliche hineingerathen mußte. Allerdings ſcheint unſer Beſtreben, jedem Handwerk ſein Brot zu laſſen, folgerichtig zu der Forderung hinzuführen, daß Jeder auch nur Ein Gewerb treiben, folglich keine Geſellen eines andern Gewerbs in ſeinen Dienſt nehmen dürfe. In der That haben auch die Handwerkerpetizionen, die mir vorliegen, ausdrücklich dieſe Forderung geſtellt. *)

---

*) Bonner Petizion Art. 13: »Es möge hinfort keinem Handwerker geſtattet ſein, in mehr als einem Gewerk Meiſterſchaft zu erlangen.“ Offenbacher Beſchlüſſe B, 1: »Jeder Gewerbtreibende ſoll ſein Fach erlernt haben und nur Eins betreiben.« Anſichten und Wünſche der Handwerker Weſels II, 9, g: »Kein Handwerker möge berechtigt ſein, in mehr als einem Fache die Meiſterſchaft zu erlangen.«

Hierin, glaube ich, ſind die Handwerker im Unrecht. Unzweifelhaft wird ein ſolches Geſetz dem Aufſchwung vieler von Handwerkern geleiteter Geſchäfte im Wege ſtehen. Es giebt eine Menge Handwerkserzeugniſſe, zu denen zwei, drei bis vier Gewerke zuſammenarbeiten müſſen. Um ein Möbelmagazin hinzuſtellen, läßt ſich der Tapezierer, der Drechsler und der Vergolder nicht entbehren; für die innere wohnliche Einrichtung unſerer Häuſer verbindet ſich der Tapezierer ſchon jetzt ſo oft in Einer Perſon mit dem Anſtreicher, daß es dem Kunden bei kleinern Arbeiten unangenehm ſein würde, wenn er für Beides verſchiedene Leute annehmen ſollte. In der Konfekzionage greifen die Geſchäfte des Poſamentiers, Knopfmachers und Schneiders in einander. Um einen Wagen herzuſtellen, brauche ich für das Gerüſt den Stellmacher, für die Räder und den Halt der Decke den Schmied, für die innere Einrichtung den Sattler und Tapezierer, endlich für den äußern Schmuck den Lackirer und vielleicht den Gelbgießer. Wie ſoll nun ein ſolches Produkt vieler Hände nach jenem Geſetze hergeſtellt werden, ohne dabei die Rechte anderer Innungen zu verletzen? Oder ſoll der Reiche, der eine Prachtequipage, ein Ameublement oder eine Hauseinrichtung ſich anſchaffen will, genöthigt ſein, bei den einzelnen Gewerken herumzulaufen nnd dann freilich zu Gunſten des Handwerks die Arbeit ein Drittel theurer zu bezahlen?

Dieß iſt unmöglich. Zwar könnte man ſagen: der Schreiner arbeitet einen Stuhl und holt ſich dann einen Tapeziermeiſter hinzu, um ihn zum Verkaufe fertig zu machen; der Stellmacher zieht ebenſo die Meiſter der übrigen Gewerke heran und läßt ſich ſeinen angefangenen Wagen vollenden: ſo bleibt jedes Handwerk in Ehren, jedes in ſeinem Recht.

Allein dieß würde ein Handwerksmeiſter, dem kein großes Kapital zu Gebote ſteht, einmal ſchon gar nicht durchführen können. Seine Mitmeiſter müßte er gleich nach dem Verdienſt bezahlen, während er ſelbſt doch zu warten hätte, bis ein Käufer das fertige Werk ihm abnähme. Dann aber hinge ein ſolcher Unternehmer viel zu ſehr von dem guten Willen anderer Innungen ab, und wenn er ſein Geſchäft ins Große triebe, ſo möchte ich wol glauben, daß dieſer gute Wille oft mangeln wird. Auf jeden Fall iſt es für alle Hervorbringung, bei der es ſich um gemeinſchaftliche Arbeit handelt, bedenklich beſtellt, wenn nicht Einer zu befehlen hat, und dieß Befehlen wird gegen gleichberechtigte Meiſter nicht leicht ſein.

Bei allen Geſetzen, welche das Wohl eines Standes im Allgemeinen betreffen, muß man ſich wohl hüten, daß man nicht den Einzelnen an der Entwickelung ſeines Talentes hindert; es muß Jedem Luft gelaſſen werden, mit dem Fluge ſeines Geiſtes die trägeren Naturen ſo weit zurück zu laſſen, als die Kraft ſeiner Schwingen reicht. Nun giebt es im Stande des Handwerkers, wie in allen übrigen, ſolche Männer, die von Jugend auf vielſeitig angelegt ſind. Wir haben in der Geſchichte des Gelehrtenweſens Fälle in Ueberfluß, wo große Theologen auch als Juriſten, Kardinäle auch als Staatsmänner, Aerzte als bedeutende Sprachkenner ſich auszeichneten, und noch täglich kommt der Fall vor, daß ſelbſt junge Gelehrte, die ſchon eine akademiſche Würde erlangt haben, auch noch in einem zweiten Fache nach einer vollgültig genügenden Prüfung die Doktorwürde erwerben. Warum ſollte das beim Handwerk anders ſein? Warum ſollte ein durch Anlage und Fleiß ausgezeichneter Menſch nicht die Meiſterprüfung bei mehreren Innungen beſtehen können? Oder ſoll man Den, der die Drechslerarbeit vollkommen meiſterlich übt, etwa von der Prüfung als Drechslermeiſter deswegen zurückweiſen, weil er daneben ſchon ein ausgezeichneter Schreinermeiſter iſt? Mit Einem Wort: ſoll man den wirklich tüchtigen, ja den ausgezeichneten Menſchen dem geringer Begabten zu Liebe in der lächerlichſten Weiſe hemmen?

Man braucht nicht zu beſorgen, daß die zweite Innung, in welche Jemand einzutreten wünſcht, ihm die Prüfung zu leicht machen werde: im Gegentheil hat man von der Gewerkseiferſucht oder, daß ich das bittere Wort nur gerade heraus nenne, vom Handwerksneid viel eher das Gegentheil zu fürchten; doch wird dieß ſich ja wieder ausgleichen durch die Oeffentlichkeit der Prüfung, welche keine ſchreiende Ungerechtigkeit aufkommen läßt. Hat aber Jemand dieſe zweite Prüfung beſtanden, dann muß er auch von Gunſt oder Ungunſt der übrigen Meiſter losgebunden werden und das Recht erhalten, mit Geſellen aus den beiden Geſchäften arbeiten zu können, in denen er jetzt Meiſter iſt. Ja ich könnte mir den Fall denken, daß Jemand im weitern Verlauf ſeines Lebens durch fortgeſetzte Strebſamkeit die Fähigkeit erwürbe, noch in eine dritte Innung einzutreten, und ich ſehe nicht ab, wie man ihm das rechtlich verweigern könnte. Sonſt aber wird man allerdings den Grundſatz feſthalten müſſen, daß jeder Handwerksmeiſter, der es nicht bis zur Prüfungsfähigkeit in einem zweiten Gewerke bringt, zur Vollendung ſeiner Erzeugniſſe niemals Geſellen aus andern Innungen, ſondern nur geprüfte Meiſter in Arbeit nehmen darf.

Ich brauche hier nur auf Früheres zurückzudeuten, um ſogleich durch ein augenfälliges Beiſpiel darzuthun, wie ſchon durch dieß Eine Geſetz wider die Geſellenarbeit der Erwerb und das Anſehen des Standes ſich heben würden. Wir haben eben anerkannt, wie vernichtend die Spekulazion in den Reihen der Bauhandwerker wüthet. Dieſer ganze Uebelſtand iſt aufgehoben, wenn der Bauunternehmer, dafern er nicht geprüfter Maurer, Zimmermann, Schreiner, Schloſſer, Tapezierer, Anſtreicher, Glaſer und Dachdecker iſt (und alle dieſe Meiſterſchaften hat bis heute noch kein ſterblicher Mann in ſich vereinigt), auch nicht mit Geſellen dieſer Fächer arbeiten darf. Vielmehr wird er durch dieß eine Geſetz gezwungen ſein, eben ſo vielen ſelbſtſtändigen Meiſtern Arbeit und Brot zu geben. Er wird hinfort keine Geſammtakkorde mit dem Bauherrn mehr ſchließen, und dieſem dafür mittelmäßige Arbeit halb-geſchickter Hände hinſtellen. Er wird auch ſeinen Koſtenanſchlag nicht mehr anfertigen können, ohne vorher mit den betreffenden Handwerksmeiſtern ſich darüber benommen zu haben, wie viel ſie für ihre zu liefernde gute und dauernde Arbeit verlangen. Unſere neuen Häuſer, das iſt wahr, kommen uns auf dieſem Wege ein wenig theurer: allein das werden wir ſehr bald dann wieder einſparen, wenn unſer Nachbar, der ein Spekulazionshaus gekauft hat, bereits genöthigt iſt an dieſem das koſtſpieligſte aller Dinge, nämlich die Reparatur, zu beginnen. Uebrigens wird ſich ſogar der anfängliche Kaufpreis darum nicht ſo ſehr viel höher ſtellen, weil wir jetzt dem fleißigen Handwerker, nicht aber dem gewinnſüchtigen Geldmanne den Verdienſt zuſchieben.

Geſetze wie die vorgeſchlagenen werden natürlich nur dann nützen, wenn ſie gleichmäßig bindend über ganz Deutſchland ſich verbreiten. Die Prüfungsgerichte für

Geſellen und Meiſter müſſen ſich gegenſeitig im ganzen Vaterlande anerkennen; das Zeugniß des einen muß nach dem Grundſatz der vollen Freizügigkeit auch für das Gebiet jedes andern Geſellenrecht und Meiſterſchaft ertheilen. Es iſt freilich möglich, daß einmal eines dieſer Gerichte es mit ſeiner Pflicht zu leicht nimmt, daß folglich eine Zeit lang Leute von nicht ausreichender Tüchtigkeit, die bei ihm glücklich durchgeſchlüpft ſind, an andern Orten dem Handwerk Schaden thun. Aehnliches haben wir bei den Zeugniſſen gelehrter Schulen und bei den Doktordiplomen einiger Univerſitäten erlebt. Aber wenn erſt, wie wir hoffen, durch Beſſerung der äußern Lage, durch Gründung und tiefes Einwirken der Bildungsvereine ein neuer Geiſt der Ehrenhaftigkeit dieſen Stand durchweht, dann iſt ſolche Pflichtvergeſſenheit gewiß nur eine Ausnahme und wird bald vor dem rügenden Ernſt der benachbarten Prüfungsgerichte verſchwinden. Außerdem aber trägt dieſe gegenſeitige Anerkennung der Prüfungsgerichtsbarkeit gewiß viel bei zu einer innigen und achtungsvollen Verbindung des Standes unter ſich, ſo wie andererſeits in den einzelnen Landestheilen ein löblicher Wetteifer dadurch hervorgerufen wird.

Desgleichen muß nun das Geſetz durch jene Meiſtergerichte darüber wachen, daß der vorgeſchriebenen Prüfung Niemand ſich entziehe. Auf keinem Fall darf die Pflicht, ſich prüfen zu laſſen, nur auf das Eintreten in eine ſtädtiſche Innung bezogen werden, ſondern es müſſen ſich gleichermaßen alle Landmeiſter derſelben unterwerfen. Wirklich ſind ſchon jetzt die Handwerker auf den Dörfern gefährliche Konkurrenten. Sie ſind vielfältig bequemer geſtellt. Mahl- und Schlachtſteuer bezahlen ſie nicht, ſie wohnen wohlfeiler und doch geſünder, als die ſtädtiſchen Arbeiter es können, ſie brauchen endlich nicht alle Lebensmittel zu kaufen, da ſie meiſt auf einem kleinen Grundſtück das Nothwendigſte für ſich und ihre Familien ziehen. Auch ihre Rohſtoffe kaufen ſie im Dorfe manchmal billiger. So kommt es, daß ſie ſchon jetzt zahlreich Arbeiten in die Städte einführen. Eine künſtliche Ausſchließung iſt hier unmöglich, und ſie wird noch weniger thunlich, wenn erſt mit der Schlacht- und Mahlſteuer die Thorſperren gefallen ſind. Aber das muß man verhüten, daß nicht das Land eine Freiſtadt für Pfuſcher aller Art werde, welche nur deshalb die Ringmauern der Städte verlaſſen, weil ſie ſich den Prüfungen nicht gewachſen fühlen. Das Prüfungsgeſetz ſoll alſo billig auch auf ſie erſtreckt und die ländlichen Behörden beauftragt werden, nur nach Erfüllung deſſelben die Niederlaſſung zu geſtatten. Geſchieht dieß, dann werden doch die Leute von Talent freiwillig die Stadt vorziehen und es wird vom Lande her Konkurrenz nicht mehr ſo leicht eintreten, weil eben bewährte und für die ſtädtiſche Arbeit vollkommen befähigte Meiſter ſich nicht auf das Land hinaus drängen. Uebrigens wird jener ganze Preis-Unterſchied des ländlichen und ſtädtiſchen Lebens ſich in der Folge bedeutend mehr ausgleichen. Denn ſobald erſt die Schlacht- und Mahlſteuer vernichtet iſt, wird man in der Stadt nicht bloß wohlfeiler als bisher eſſen und trinken, ſondern eben darum auch wohlfeiler bauen, und in allen Stücken mehr Genuß für weniger Geld haben. Auch wird durch den Wegfall der Thorſperre Stadt und Land in die natürliche, Alles mehr ausgleichende Gemeinſchaft mit einander treten.

Im Weſentlichen ebenſo ſtellt ſich die Frage nach der Einführung ſolcher Arbeiten, die aus den Werkſtätten der Nachbarſtädte herrühren. Ich geſtehe es zu: es mag wol Nichts ein ſo bittres Gefühl bei dem braven Handwerker erwecken, als wenn er ſieht, daß ſein reicher Mitbürger ihn vorübergeht und ſich z. B. ein vollſtändiges Ameublement aus größern Städten herüberſchaffen läßt. Allein das Geſetz darf wol die Arbeiter und Verkäufer, doch nimmermehr den Käufer beſchränken. So lange Dieſer (mit Recht oder Unrecht, das iſt gleich viel) den Glauben hat, daß er von außen wohlfeiler und beſſer als bei uns ſeinen Bedarf bezieht, ſo lange kann der Staat nicht wie ein Altvater darauf ausgehen, ihn durch beſchränkende Geſetze eines Beſſern belehren zu wollen. Wer ſeinen gültigen Meiſterbrief hat, er ſei ausgeſtellt wo er will, der muß auch das Recht haben, ſeiner Hände Werk allerorts zu Gelde zu machen. Hier gilt es ſich ſelbſt zu helfen. Die kleinen Städte (denn die leiden hierbei am meiſten) müſſen auf Mittel ſinnen, gegen die Konkurrenz der größern anzukämpfen, in denen leider ſo leicht das Kapital ſich anſammelt. Sie müſſen es wie dieſe angreifen; ſie müſſen ſich unter einander aſſoziiren, um die Rohſtoffe gleich jenen maſſenweiſe einzukaufen; ſie müſſen den kleinen Einzel-Ehrgeiz aufgeben und gemeinſchaftliche Magazine zur lockenden Aufſtellung ihrer ſchönſten Erzeugniſſe anlegen; ſie müſſen wiederum für ihr zuſammengelegtes Geld Bildungsmittel, Muſterſtücke von auswärtiger und ſelbſt ausländiſcher Arbeit anſchaffen, um in gutem und ganz modernem Geſchmack mit den Großſtädtern zu wetteifern. Endlich müſſen ſie (und hierin habe ich gerade in kleineren Städten die Handwerker oft unklug gefunden) möglichſt billig, aber dafür zu unerſchütterlich feſten Preiſen verkaufen und in Ablieferung der Sachen in das Haus des Käufers eben ſo vorſichtig als gefällig ſich zeigen. Gelingt es ihnen, durch dieſe Mittel dem einheimiſchen Kaufluſtigen reiche Auswahl, ſchöne und haltbare Arbeit und daneben ſo billige Preiſe wie die Nachbarſtadt zu bieten, dann müßte dieſer ein Narr ſein, wenn er aus der Fremde Möbel, durch Eiſenbahn und Packknechte beſchädigt, heranzöge und noch ſeine Reiſekoſten ſammt dem Transport darauf ſchlüge. Und wenn auch der Einzelne ein Narr iſt, ganze Städte ſind in dem, was ihren Vortheil betrifft, auf die Dauer nicht närriſch. Aber freilich, mit eiteln Klagen iſt es nicht gethan: wer in dieſer Zeit Hülfe haben will, der muß Hand und Fuß regen, kein Opfer ſcheuen und ſeinen Brüdern neben ſich das Gute ſo herzlich gönnen wie ſich ſelber. Darin fehlt's, nicht in der Konkurrenz mit andern Orten.

Ich bin überzeugt, in den bisherigen Forderungen wird und kann Niemand ein Ueberſchreiten der Billigkeit ſehen: und doch iſt es mir gewiß, daß, wenn auch nur ſie erreicht würden, das Handwerk zuerſt, was mir immer das Wichtigſte dünkt, an bürgerlicher Ehre, an Bildung und Selbſtachtung, daß es aber gar bald auch an Geld und Erwerb mächtig ſich aufſchwingen wird. Allein es droht ihm freilich noch eine andere Konkurrenz, mit der ſich auszugleichen eine viel mehr verwickelte Aufgabe iſt. Wir treten hier in die innerſten Gemächer der Nazionalökonomie hinein, in Gemächer, welche der helle Tag des Gedankens und der Wiſſenſchaft noch gar nicht ausreichend gelichtet hat, in denen viel mehr die denkendſten Köpfe der Zeit noch bis heute wie in einer ſtarken Dämmerung herumtappen. Aus dieſem Grunde hat Jeder den Anſpruch zu machen, daß ſein Gegner nicht mit fertigen Meinungen an ein ſo ſtacheliches Ding herantrete, ſondern allezeit den Willen mitbringe, auch die entgegenſtehende Meinung wenigſtens für eine möglicherweiſe vernünftige zu halten. Denn in dieſem Stück erleben wir täglich, daß die Weisheit der Weiſen zur Narrheit wird. Oder ſehen wir nicht die patriarchaliſche Fürſorge des Staates mit der Hungerpeſt in Schleſien, ſehen wir nicht Louis Blanc's Organiſazion der Arbeit, die auf dem Papiere als goldenes Evangelium der Menſchenbeglückung glänzte, mit der Empörung der arbeitenden Klaſſen gegen dieſelbe endigen? Hinwiederum hat uns die bisher in den Fabrikbezirken befolgte Theorie, mit der Schleuſenöffnung der Gewerbefreiheit Gottes Waſſer über Gottes Land laufen zu laſſen, auch zu nichts Weiterem geführt, als zu einem bleichen Fabrikarbeitergeſchlecht, zu einem zerrütteten Handwerkerſtande und zu einer ungeheuern Zahl von Etabliſſements, die alle jählings ſtillzuſtehen drohten als ein einziges großes Banquierhaus ſeine Zahlungen einſtellte. Wie ſtachlich aber das Ding ſei, das iſt genugſam ausgedrückt, wenn ich ſage: Es kommt uns hier wieder die alte Frage Kapital und Arbeit entgegen, aber freilich mit der neuen Wendung, in der ſo unendlich viel Glück und Elend liegt: wie verhält ſich die Handarbeit zur Maſchine und zu dem Handel, der ſich zum erſten Miniſter der Maſchine hergegeben hat?

Zunächſt giebt es nun eine Art des Handels, über welche wir uns wol ſchnell mit unſern Gegnern verſtändigen werden, weil nämlich dieſe Gegner, die Induſtriellen und Kaufleute, durch ihn faſt eben ſo ſehr leiden als wir: ich meine den fahrenden oder Hauſirhandel. Derſelbe iſt ein Reſt aus den dunkeln Anfängen mittelalterlicher Gewerbthätigkeit. Wie der Kaufmann perſönlich ſeine großen Waarenballen mit koſtbaren Stoffen auf die reichen Meſſen von Brügge, Frankfurt, Augsburg führte, ſo lud der kleine Krämer die geringfügigen Erzeugniſſe ſtädtiſcher Gewerbe auf ſeinen Karren und brachte ſie in die kleinen Orte auf dem Lande. Dort war er ein willkommener Gaſt, weil dergleichen Orte mit der Stadt und ihrer Bildung ſonſt wenig Berührung hatten. Das Alles hat ſich nun verändert. Es giebt kein Dorf mehr, wo nicht ein Dutzend Krämer anſäſſig wären; die trefflichen Verbindungswege machen für alle wichtigern Artikel den Beſuch der Läden in der Stadt leicht; der Handel hat durch dieſe ſeine feſte Anſäſſigkeit eine viel ſolidere Grundlage erlangt: in einen Laden, wo man einmal betrogen worden iſt, geht man nicht mehr. Mit Einem Wort: der Handel iſt ſo ins Große gegangen, hat ſo vollſtändig alle Adern im Leben der gebildeten Völker durchdrungen, daß der Hauſirer ſelbſt in den einſamſten Gebirgsdörfern für das Volk kein Bedürfniß mehr ſein kann. Vielmehr iſt er zu einer wahren Landplage, und ſein Gewerbſchein zu einer Art Bettelbrief heruntergekommen. Wie zahllos ſtreifen hauſirende Frauen, Kinder und ganze Familien durchs

Land, denen ihre unbrauchbare Waare nur als Vorwand dient, um ſich in die Häuſer einzuſchleichen und, wenn man ſie abweiſt, wenigſtens die tägliche Nahrung zu erbetteln. Es iſt dieſes eins jener unglückſäligen Gewerbe, welche den Menſchen mit Nothwendigkeit an eine unordentliche Lebensweiſe gewöhnen, indem ſie die Grundlage aller Geſittung, die feſte Anſiedelung an einem beſtimmten Orte, unmöglich machen. So opfern wir alſo Tauſende von Menſchen dem Elend, indem wir ihnen ein Gewerbe eröffnen, das auf den erſten Blick nicht unehrlich ausſieht und dabei durch die Wanderluſt, die in jedem Menſchen ſteckt, eine gefährliche Anlockungskraft in ſich hat.

Wem aber zu Liebe bringen wir dieſe Opfer? Kann der Hauſirhandel der Gemeinſchaft Vortheile bringen? Ich ſehe ſie nicht. Im Gegentheil, der Hauſirer muß entweder theuer verkaufen oder er muß betrügliche Waare liefern: thut er Beides nicht, ſo kann er von ſeinem Gewerbe ſelbſt nicht leben. Die an ſich ſchlechte Waare nun wird durch das Herumtragen in jedem Wetter, durch das beſtändige Aus- und Einpacken täglich noch ſchlechter, und eine Auswahl vermag der Hauſirer ohnehin nicht zu bieten. Dennoch ſchadet er dem angeſeſſenen Kaufmann und Handwerker, weil das Publikum eben noch ſo ſchwach iſt, Etwas, das man ihm im Hauſe anbietet, lieber zu nehmen, als was es ſich im Laden holen muß. Mancher kauft auch dem Hauſirer Etwas ab, um ihn nur los zu werden: denn wenn man doch einmal bezahlen muß, ſo möchte man auch Etwas für ſein Geld haben. Ich kann überhaupt dieſen verkommenen Reſt des Mittelalters nur mit einen andern vergleichen, mit den herumziehenden Muſikanten nämlich. Freilich, es gab eine Zeit, wo man die Spielleute, an welche ſich dazumal die Ueberlieferung der Muſik und der Volkspoeſie faſt allein knüpfte, als die liebſten Gäſte bei jeder Feierlichkeit begrüßte. Wollen wir jetzt aber einen geiſtigen Genuß jener Künſte, ſo haben wir Theater, Konzert und Liedertafel: dem wandernden Muſikanten geben wir ſchnell ſein Almoſen, nicht als Lohn dafür, daß er ſpielt, ſondern daß er nicht ſpielt.

So iſt es auch mit dem Hauſirhandel, gegen den alles ehrliche, bürgerlich angeſiedelte Gewerbe ſchon längſt Proteſt erhoben hat. Allein er hat ſich bis heute nicht austilgen laſſen, weil der Staat ein ſündliches Intereſſe hatte ihn zu erhalten. Der hohe Preis der Gewerbeſcheine füllte den Schatz des Fiskus auf die bequemſte Art von der Welt. Dieſe Rückſicht muß aufhören: wir dürfen es fordern. Der Staat iſt jetzt Volksſtaat geworden, und kann nicht mehr das möglichſte Behagen des Einen und ſeines Beamtenheeres im Auge haben. Von jetzt iſt das der reichſte Fiskus, der die größte Zahl von wohlhabenden Bürgern unter ſich hat, nicht der, welcher erſt die eine Bürgerklaſſe, nämlich die Arbeiter, und durch dieſe dann die andern ausſaugt. Jeder Hauſirer, Spielmann und Bettler iſt eine Sünde, welche ein ſchlechtes Verwaltungsſyſtem von ſich abwälzt und dem Volke aufladet. Auch ſpielt hier wiederum das Intereſſe einzelner Fabrikanten hinein, welche betrügliche Waaren liefern und dieſe nicht durch ordentliche Ladenbeſitzer, ſondern eben nur auf wiederum unſolidem Wege loswerden.

Und ſo haben wir hier ſchon wieder einen Kampf des Kapitals gegen die Arbeit, dießmal aber den ungerechteſten. Es kann hiermit nicht gut werden, bis der Staat, als der heilige Wächter über Redlichkeit und Sittlichkeit, entſchloſſen die Axt an den faulen Baum legt und den Hauſirhandel dadurch vernichtet, daß er gar keine neuen Hauſirſcheine austheilt und ſo dieſes Gewerbe ausſterben läßt. Die in Bonn am 26. und 27. Juni dieſes Jahres verſammelt geweſenen Handwerksabgeordneten rheiniſcher und weſtfäliſcher Städte haben ſich ganz entſchieden erklärt, auf dieſe Maßregel eifrigſt dringen zu wollen.

Wenn man unter Hauſirhandel alle die Fälle verſteht, in denen fremdes Fabrikat an einen andern Ort gebracht und dort für eine kurze Zeit, nicht aber dauernd, zum Verkaufe ausgeſtellt wird: dann gehören zu dieſem

Erwerbszweig auch die ſogenannten Aufzionen und der Beſuch der Jahrmärkte durch fremde Verkäufer.

Die Aufzionen ſind eigentlich nur eine Art Auskehricht, das unſer lieber Nachbar, der Handelsſtand, uns in den Garten des Handwerks hineinſchüttet. Wir haben hier die natürliche Folge des unſäligen Geſchäftsbetriebes unſerer Tage vor uns. Ein Fabrikant von Handwerkserzeugniſſen will ſein Vermögen vortheilhaft für ſich, betrüglich gegen ſeine Gläubiger und ſeine Arbeiter, aus dem Geſchäft ziehen. Man bezeichnet das (wie alles Zweideutige) mit einem welſchen Namen: man nennt es falliren. Er wirft daher ſeine fertigen Fabrikate raſch in die Nachbarorte und ſchlägt ſie dort gleichzeitig an die Meiſtbietenden los. Es wird vorkommen, daß bei ſolchen Aufzionen oft ſehr wohlfeil gekauft wird: denn wer betrügen will, der darf nicht ſo ſcharf auf ſeinen Vortheil ſehen, wie der rechtliche Mann. Das zieht den Käufer an: noch mehr aber werden beſonders die Weiber durch das Bieten ſelbſt angelockt, welches eine Art Hazardſpiel iſt und auch den Reiz des Hazardſpieles hat. Eine tugendhafte Hausfrau haßt das Faroſpiel — und liebt die Aufzionen. Am Ende wird, wenn erſt durch die kleinen Kniſſe des Aufbietens die Käufer verwirrt und erhitzt worden ſind, doch mehr als der wirkliche Werth für viele Sachen bezahlt. Ich frage: Muß nun der Staat dieß dulden, muß er zugeben, daß

Erzeugniſſe von Nachbarorten, welche ſonſt Fallitmaſſe würden, welche vielleicht ſchon aus einer Fallitmaſſe herrühren, daß dieſe Werke des Unrechts möglicher Weiſe auf ein Jahr hinaus den Abſatz der einheimiſchen Handwerker beeinträchtigen? „Es läßt ſich keine Controle darüber führen,“ ſagt man. Wirklich nicht? Könnt ihr nicht dem Aukzionator verbieten, dem Fremden zu dienen? Habt ihr keine Augen, um die marktſchreieriſchen Plakate und Tagblattanzeigen mit ihren zahlloſen Buchſtaben zu leſen? Oder habt ihr nicht Gensdarmen und Poliziſten genug, um dem Geſetz Achtung zu verſchaffen, wenn es nur erſt einmal Geſetz wäre? Darum macht es einmal zum Geſetz! Dem Fremden, der nicht als Bürger unter euch ſich niederläßt und der alſo an den Kommunallaſten keinen Antheil nimmt — verbietet ihm auch, daß er eure Stadt zu ſeinem Nutzen ausbeutet; verbietet ihm das öffentliche Ausgebot ſeiner Erzeugniſſe an den Meiſtbietenden. Der ſolide Handel und der wahre Vortheil der Käufer wird dadurch nicht beeinträchtigt: aber dem Ruin eurer eigenen wackern Mitbürger wird geſteuert.

Mit den Jahrmärkten iſt es allerdings eine eigene Sache. Auch was dieſe angeht, ſo haben freilich die alten Zeiten aufgehört, als große Städte es für eine der höchſten kaiſerlichen Gnaden anſahen, das Recht eines jährlichen Marktes zu erhalten, als kleinere Orte durch ein ſolches Recht in die Reihen mächtiger Städte ſich emporhuben. Allein der Blick auf manche Jahrmärkte zeigt, daß die Betheiligung des Volkes und zumeiſt die Freude der Landbewohner an ihnen noch immer vorhanden iſt. Eine jede Einrichtung aber, die mit dem Volksleben und der Sitte des Volkes noch innig zuſammenhängt, die iſt auch noch Bedürfniß, die darf man auch nicht vorſchnell und durch einen Machtſpruch abthun. Wir haben gleichfalls die Erfahrung gemacht, daß in ſolchen Städten, wo ein Theil der Bevölkerung auf Abſchaffung der Jahrmärkte drang, ein anderer ſie aufrecht zu halten ſuchte. Und in der That ſtehen hier die Intereſſen verſchiedener Gewerbe in offenem Gegenſatz zu einander.

Die Jahrmärkte und Meſſen ſind beſonders auf dem Lande zu Geſchäftsterminen geworden. Man iſt gewiß, auf ihnen ſeine Freunde, ſeine Kunden und Geſchäftsgenoſſen aus der ganzen Umgegend anzutreffen. Hier ſtellen ſich die Preiſe für die Produkte feſt; hier ſchließen ſich kleine Geſchäfte ab, für welche allein man keine Reiſe unternehmen würde. Ohne die Jahrmärkte wäre es dem Landmann oft unmöglich, beſtimmte Produkte raſch zum Verkauf zu bringen, oder er würde ſie wenigſtens oft unterm Preiſe losſchlagen müſſen. Die Meſſe iſt alſo nicht bloß der Markt, ſie iſt auch die Börſe des Landvolks. Auf jeden Fall bringt ſie an den Ort, wo ſie abgehalten wird, eine lebhaft bewegte Volksmenge zuſammen. Das Geld rollt in Handel und Wandel;

wer es eingenommen hat, ſieht für den Augenblick nicht ſo ſcharf darauf: in der Schaubude, am Tiſche des Tabuletkrämers und Poſamentiers oder im Schenkenzelt iſt man nicht geizig, und ſomit wird auch viel verdient. Der Jahrmarkt iſt ein Feſt: und ſolche wirkliche Volksfeſte ſind ſo ſelten, daß man ſchon um der öffentlichen Lebensfreude willen ſie nicht verbieten ſollte.

Bei den Meſſen nun iſt das Handwerk allerdings ſehr weſentlich betheiligt. Einmal giebt es eine große Zahl anſäſſiger, ordentlicher und ehrlicher Handwerker, die ſonſt nie Hauſirhandel treiben, die aber die Meſſen beſonders auf dem Lande und in kleinern Nachbarorten regelmäßig beziehen. Manche von ihnen entnehmen ſogar von da ihren Haupterwerb, und es wäre ſomit jedenfalls die Vorſicht anzurathen, daß man ihnen dieſe Nahrungsquelle nicht plötzlich verſtopfe. Dann aber giebt es gewiſſe am Orte des Jahrmarkts anſäſſige Handwerker, welche bei den Jahrmärkten durch die zuſtrömende Menge den allermeiſten Verdienſt haben. Namentlich würden die Bäcker und Fleiſcher ſich die Aufhebung der Jahrmärkte verbitten; allein auch die übrigen Handwerks- und Kaufläden der Stadt füllen ſich durch den Jahrmarkt mit Käufern. Überhaupt ſtrömt auf den Jahrmärkten Geld zuſammen, von dem doch immer ein bedeutender Theil am Orte ſelbſt zurückbleibt.

Von der andern Seite dienen denn freilich die

Jahrmärkte beſonders zur Begünſtigung jenes Aukzionsweſens. Maſſen von Fabrikaten werden eingeführt, welche die einheimiſche Handwerksarbeit ſehr bedrängen.

Unter dieſen Umſtänden wird die Geſetzgebung es den einzelnen Orten überlaſſen müſſen, ob ſie in einer Berathung der geſammten Bürgerſchaft, welche hierfür zu verſammeln wäre, mit Mehrſtimmigkeit für die Erhaltung oder Abſchaffung beſtehender Jahrmärkte ſich entſcheiden. Nur muß man verhüten, daß zu dieſen Verſammlungen bloß die Gewerbtreibenden ſich einfinden. Ich bin überzeugt, daß hier die einzelnen Städte, jede ihren eigenen Vortheil wägend, ſich höchſt verſchieden ausſprechen werden. Große Städte werden in der Regel gegen, kleinere Orte für die Meſſen ſein. Nach dieſen einzelnen Abſtimmungen wird die Verwaltung ſich richten müſſen, und ſie darf das um ſo eher, weil ja dieſe ganze Frage eine rein örtliche iſt. Eine allgemeine Geſetzgebung darüber ſcheint unmöglich: allenfalls dürfte man feſtſetzen, daß nur von einem beſtimmten Umkreiſe her, z. B. aus dem betreffenden Regierungsbezirk, Verkäufer den Markt beziehen ſollen. Aber auch dieß läßt ſich für manche Gegenden nicht ohne Härte durchſetzen.

Über dieſe Punkte halte ich die Einigung für leicht möglich, wenn man nur endlich gegen das Handwerk billig ſein will. Weit ſchwerer iſt die folgende Streitfrage nach dem Verhältniß zur Maſchinenarbeit.

Wenn eine Bevölkerung von nicht aufgeklärten Fabrikarbeitern, die durch eine Handelsſtockung brotlos geworden ſind, zuletzt in Empörung losſchlägt, ſo trifft ihre erſte Wuth die Maſchinen. Der geiſtig beſchränkte Menſch ſieht von dem Uebel immer nur die Seite, die ihn am nächſten und empfindlichſten berührt: den Zuſammenhang des Uebels mit dem ganzen großen Organismus des gegenwärtigen geiſtigen und materiellen Weltzuſtandes vermag er nicht zu überſchauen. Nach einem jeden gewaltſamen Ausbruch dieſer Art zieht ſich das Kapital aus jener Fabrikgegend zurück; es dauert wenigſtens eine Weile, bis die Maſchinen ihre Schwingungen wieder neu beginnen — und ſo lange iſt der Hunger das gewiſſe Loos der Arbeiter. Man mag daher ſolche Ausbrüche als Zuckungen der Verzweiflung menſchlich beurtheilen und milde beſtrafen, aber *Mittel zur Rettung werden ſie nie*. Denn die Erfahrung beweiſt, daß zuletzt auf der Stelle der zerſtörten immer wieder neue Maſchinen ſich aufgebaut haben. Vielleicht gab der Beſitzer anfangs aus Beſorgniß auch wirklich einen etwas höhern Lohn: bald aber drückten die allgemeinen Verhältniſſe des Handels denſelben doch wieder herunter. So lange nicht in aller Welt zu gleicher Zeit die Maſchinen zertrümmert werden, ſo lange nicht ganz Europa, Oſtindien, Amerika durch einſtimmigen Beſchluß, nicht einzelner Stände, ſondern der geſammten Nazionen, vereinigt ein Geſetz geben, daß keine Maſchine mehr erfunden, keine mehr gebaut werden ſoll, ſo lange thun ſich die Arbeiter eines einzelnen Landes mit Zerſtörung der Maſchinen ſelber den größten Schaden. Denn nun kann der einheimiſche Fabrikant, der allein mit der Menſchenhand muß arbeiten laſſen, an Wohlfeile nicht mehr mit den Produkten des Auslandes konkurriren: um nicht mit Verluſt fortzuarbeiten, muß er alſo nothgedrungen ſeine Leute entlaſſen.

Wir begreifen, daß der Fabrikarbeiter bei dem traurigen Standpunkte, auf welchem jetzt ſeine Bildung ſteht, die Richtigkeit des Geſagten nicht erkennt. Wir konnten uns erklären, daß die Schiffszieher, ein durch beſtändiges Wirthshausleben, durch Quälerei ihrer Thiere, durch einförmige Beſchäftigung tief heruntergebrachtes Geſchlecht, mit mörderiſchen Kugeln die rheiniſchen Schleppdampfboote heimſuchten. Aber lächeln muß man, wenn Leute, die ſonſt Verſtand zeigen, in allem Ernſt auf Abſchaffung der Dampfſchiffe, auf Vernichtung der Eiſenbahnen und Umwandlung derſelben in Kornfeld antragen. Wenigſtens aus dem Munde des Handwerkers dürften ſo unverſtändige Worte nicht kommen, wenn es ihm Ernſt iſt, ſich in die gebildeten Kreiſe des Bürgerlebens zu heben.

Was iſt die Maſchine? Eine Naturkraft, welche wir zwingen für uns zu arbeiten. Sie nimmt dem Menſchen die härteſten und gefährlichſten Thätigkeiten ab, und da ihr eine Stärke zu Gebote ſteht, die unendlich gewaltiger iſt, als die Muskeln von tauſend Menſchen, ſo verrichtet ſie dieſe Thätigkeit mit unermeßlich größerer Schnelligkeit. Die Maſchine iſt alſo der höchſte Sieg des Menſchengeiſtes: durch ſie erlöſt er ſich von der Knechtesarbeit. Namentlich die Maſchinen, welche beſchleunigte Beförderung von Menſchen und Sachen zum Zwecke haben, ſind für die Menſchheit ein Stolz und ein Heil zugleich. Nichts empört den Geiſt mehr, als daß die beiden wunderbaren Gewalten, die unſern Geiſt wie dunkle Räthſel bedrücken, daß der Raum und die Zeit ſo viele Macht über uns beſitzen. Jetzt endlich, nachdem wir gegen ſie Jahrtauſende uns müde gerungen haben, ſehen wir Raum und Zeit beinahe vernichtet. Es gab eine Stunde, als von den Ufern des Rheines bis zur Elbe überhaupt kein Menſch gelangen konnte, weil undurchdringlicher Urwald das Land deckte. Der wühlende, nie raſtende Menſchengeiſt aber zwang eine mächtige Kraft der Natur in ſeinen Dienſt: er lernte das Feuer ſchüren, daß es ihm aus dem rohen Eiſen ein gehärtetes Beil ſchaffen mußte. Er ergriff dieß Beil und ſchwang es als Waffe gegen den ſchweigenden Urwald: er hieb ſich durch ihn hindurch den Pfad, er wandelte dieſen Pfad in eine Straße um — und konnte nun zu Fuß in vierzehn Tagen den Weg machen, der für das Geſchlecht vor ihm noch eine Unmöglichkeit geweſen war. Aber ihm genügte das nicht. Durch die erſten Siege ermuthigt, warf er ſich auf eine zweite ſchäumende und brauſende Kraft, auf die Kraft des Thieres. Er fing das wilde Roß der Senne, er zwang es mit der Kraft des Schenkels und mit der Liſt des Gebiſſes, und auf ſeinem Rücken ſprengte der junge Sieger in acht Tagen von einem Fluß zum andern. Aber das Roß ermüdete unter ihm, und er ſelbſt war laß von dem harten Ritt. Auch ſein Weib und Kind, auch ſeine ganze Habe wollte er beweglich ſehen, wie er ſelbſt ſich fühlte: er baute ſich den Wagen, und ließ auf ihm zwei Roſſe ſo viel ziehen als zehn nicht getragen hätten. Er wechſelte die Roſſe, er ſparte ihre Kraft: er konnte ſo die Fahrt regelmäßig einrichten. Er konnte zu jeder Zeit ſich und Andere, er konnte Nachrichten und Liebesgrüße entfernt Wohnenden hin- und zurückführen. So erfand er die Poſt, mit der er nun ſchon in drei Tagen die weite Strecke durchflog. Aber noch immer war ihm die Zeit zu lang, der Raum zu ärgerlich: er legte die Eiſenſchiene, er baute aus ihr einen Weg, der dem rollenden Rade gar kein Hemmniß bietet, und auf dieſem Wege ſpannte er vor ſeinen Wagen eine Kraft, die nie ermattet, nie Wechſel bedarf, nie faul und verdroſſen wird. Und neben ſeinem eigenen eiſernen Weg knüpfte er die Dräthe in der Luft aneinander, die in Einem Augenblicke ſeinen Willen hundert Meilen weit tragen, die ſeinen Geiſt in dem Moment, wo er hier ſich entſchließt, an einem andern Ende der Welt zum Blitzſchlage der That werden laſſen.

Und dieſe wunderbare Stufenleiter ſeiner Triumfe, auf der ſich der menſchliche Geiſt der göttlichen Macht ſo nahe geſtellt hat, die ſollte er nun wieder zerſchlagen? Millionen ſollten dieſen geiſtigen Gütern, dieſer Allgegenwart alles Deſſen, was auf der Erde Großes geſchieht, wieder entſagen — die blanken Schienen, die uns noch mehr als die blanken Schwerter die Freiheit gebracht haben, ſollten wir zerſtören um einer Hand voll Hauderer und Poſtillone willen, welche durch dieſe neueren Verhältniſſe brotlos geworden ſind? Dieſe Fülle des Reichthums, welche uns der Handel in ſauſender Eile zuführt, die ſollten wir hinwerfen und nicht lieber von dem gewonnenen Ueberſchuſſe die paar Menſchen ernähren, welche für jenen Reichthum des Volkes ſelber darben müſſen?

Was iſt es nun mit der Maſchine anders? Nimmt ſie uns nicht die mechaniſche und geiſttödtende Arbeit weg, iſt ſie nicht gerade wie der Dampfwagen eine Befreiung des Menſchen von der Feſſel des Stoffes? Iſt es nicht ein Unſinn, daß hundert Nagelſchmiede einen ganzen Tag in Kohlenglut ſich abmatten, und am Abend doch nicht mehr und nicht beſſere Nägel zu Wege gebracht haben, als eine von vier geſchickten Knabenhänden geleitete Maſchine? Ganz im Gegentheil muß alſo die Menſchheit im Ganzen und Großen lebhaft wünſchen, daß die Maſchinen erſt recht ſich ausbreiten und vervollkommnen, daß zuletzt alle tödlich anſtrengende, alle häßliche und unreinliche Arbeit ganz von der Naturkraft abgethan und die edel geformte Hand des Menſchen, das ſchönſte Wunder der Schöpfung, gänzlich von ihr erlöſt werde. Sicher wird in dem Maße, wie dieſer Gang fortſchreitet, dem Menſchen mehr Zeit bleiben, neben dem körperlichen auch ein geiſtiges Daſein zu führen und des Lebens froh zu werden. Auch von den Thieren wird das unmenſchliche Joch der Qual genommen werden, welches jetzt das lebensmüde Pferd mit dem Schiffſeil oder dem Rade in der Mühle zuſammenzwingt. Die Verwendung der Naturkraft zur Arbeit iſt die höchſte Freiheit des Menſchen, iſt eine heilige Gabe göttlicher Liebe. Wehe dem Menſchen, der dieſes verkennt, der ſich verblendet in den Gang der Weltgeſchichte wirft und die begonnene Bewegung mit zerſtörender Fauſt zu hemmen ſucht!

Was wir in unſerm Zeitalter erleben, iſt nicht das Erſte, es iſt nur das Stärkſte dieſer Art. Einſt waren Sklaven und Arme in den unterſten dunklen Gemächern der Häuſer mit dem Mahlen des Korns beſchäftigt. Man entdeckte die Kraft des Windes und des Waſſers, man baute die Mühle — und jene waren brotlos. Es gab eine Zeit, als auf dem ausgehöhlten Baumſtamm der Fährmann den Reiſenden über den Fluß fuhr: der

Menſchengeiſt erfand die Kunſt des Gewölbes, er baute ſich eine weithingeſpannte Brücke und brauchte die Fahrleute nicht mehr. Wie viele Hände mögen anfangs nöthig geweſen ſein, bis aus der Wolle des Schafes, aus den Faſern des Flachſes erſt Fäden, dann aus der Verbindung der Fäden ein rauhes Tuch ſich bildete? Da aber kam ein Genie der Erfindung und dachte ſich Spinnrad und Webſtuhl aus: jene Hände hatten von da an keine Arbeit mehr. Das ganze Mittelalter hindurch hatten große Klöſter vom Abſchreiben der Bücher, von Bereitung des dazu nöthigen Pergaments und vom Malen der Illuſtrazionen gelebt, die man ſowol der Augenergötzung als der Belehrung wegen in den Text ſetzte. Als aber nun die lichtverbreitende Erfindung der Buchdruckerkunſt und gleichzeitig die des Holzſchnittes gemacht wurde, da ſtockten dieſe Gewerbe; und wie mögen dazumal die armen Studenten in den Fraterhäuſern der Niederlande gejammert haben, denen plötzlich die Mittel ausgingen ihre Studien fortzuſetzen! So ſehen wir in allen Zeitaltern des Menſchengeſchlechtes durch die großen Erfindungen, welche der Geſammtheit zu Gute kommen, einzelne Stände in Schaden gerathen. Wollte man deswegen das Erfinden und Entdecken aufgeben, dann müßte man auch die Sklaverei für nöthig halten, weil die Pflanzer in Amerika freilich mit Sklaven wohlfeiler arbeiten können als mit freien Tagelöhnern. Ja nach dieſem Grundſatz dürfte man überhaupt nicht an der Erhebung der beſitzloſen Klaſſen arbeiten wollen, weil natürlich dieſe Erhebung damit enden wird, daß die Reichen und Nichtarbeitenden bei weitem ſtärker zu Steuern und andern Staatslaſten herbeigezogen werden.

Aus allem Dieſem wird es klar ſein: der Kampf gegen die Maſchine iſt ein Unding. Was wollte der Handwerker ſelbſt anfangen ohne die Maſchine? was der Tapezierer, wenn er ſich die Blumen ſelbſt auf's Papier malen müßte, oder der Buchbinder, wenn bunte Papiere nur von Menſchenhand hergeſtellt würden! Wieviel Maſchinenarbeit wird nicht täglich von dem Handwerker als Theil ſeines Erzeugniſſes benutzt! Und würde nicht beim Aufhören der Maſchinen, gänzlich abgeſehen von dem Ruin des vaterländiſchen Gewerbfleißes, die Noth und Sorge bloß auf Andere abgewälzt? Würden nicht die Arbeiter in den Fabriken ſelbſt bald brotlos? Womit ſollten bei dem Mangel an einheimiſchen Erzeugniſſen die Kaufleute Handel treiben, wovon die Fuhrleute, Schiffer und andere Transportunternehmer leben? Hofft alſo der Handwerker ſich beſſer zu ſtehen, wenn die andern Stände kein Geld mehr verdienen, oder hält man es für brüderlich und für erlaubt, daß, um ſelbſt zu leben, man Andern die Nahrung unmöglich macht?

Da nun aber doch die Fabrik, indem ſie zwar in der Regel weniger ſolid, dafür aber auch viel wohlfeiler ihre Produkte herſtellt, dem Handwerk einen großen Schaden thut, ſo muß hier allerdings auf Rettungsmittel gedacht werden. Ich ſehe nicht, wie man etwa, um bei einem frühern Beiſpiele zu bleiben, den Nagelſchmieden gegen die Maſchine helfen könnte, ſo lange ſie eigenſinnig bei ihrem Gewerbe bleiben wollen. Wir haben hier ein Handwerk, das ſich ſchlechthin nicht mehr erhalten läßt, weil es für die Menſchheit unnöthig geworden iſt. Die Geſellſchaft muß alſo dieß Handwerk fallen laſſen, jedoch diejenigen vor dem Hungertode retten, welche ohne ihre Schuld durch die neue Erfindung in ihrem Beſtehen vernichtet ſind. Den jüngern noch rüſtigen Meiſtern muß Gelegenheit geboten werden, ein verwandtes Geſchäft zu erlernen; die andern müſſen eben ſo gut, wie Jemand, der durch einen ſchweren Fall arbeitsunfähig geworden iſt, in die Pflege und Verſorgung der Gemeine eintreten. Es iſt dieß daſſelbe Recht, nach welchen mehrere Völker, als ſie die Sklaverei in ihren Kolonien abſchafften, ſich verpflichtet gefühlt haben, den Beſitzern der Sklaven eine vollſtändige Entſchädigung aus dem Staatsſchatze zuzuerkennen. Natürlich muß man zugleich durch Belehrung und öffentliche Warnung verhindern, daß zu einem ſolchen nothwendig unterſinkenden Geſchäft kein Vater mehr ſein Kind in die Lehre giebt.

Ein ganz anderer Fall iſt es, wenn Handwerker, die nothwendig neben einer Fabrik fortbeſtehen müſſen, dennoch durch die Fabrikarbeit auf einen kümmerlichen Erwerb herabgedrückt werden. Bekanntlich arbeitet man jetzt in aller Welt Fußbekleidungen jeder Art fabrikmäßig auf den Verkauf. Allein Niemand hält deswegen den Schuhmacher für überflüſſig, und wer zu einer weiten Wanderung ein vollkommen anpaſſendes und zugleich ein dauerhaftes Fußzeug haben will, der wird ſich bei Mainzer Stiefelchen nicht wohl befinden. Daſſelbe gilt mehr oder weniger von allen Erzeugniſſen, die zur Bekleidung und Bequemlichkeit des menſchlichen Körpers gehören und folglich angepaßt werden müſſen. Andere Handwerker liefern Gegenſtände, bei denen die Arbeit ſo mannigfach iſt oder ſo viel Ueberlegung erfordert, daß die Fabrikarbeit immer hinter der Handarbeit zurückbleiben wird. Grade in dieſem Stück ſtehen die Dinge für das Handwerk kläglich. Jeder Ladenbeſitzer ſetzt ſich mit irgend einer Fabrik in Verbindung, und verkauft deren Produkte. Bei der ſchnellen Herſtellung durch die Maſchinen ſind dieſe Produkte wohlfeil, viel wohlfeiler als die entſprechende Handwerkarbeit. Ich kann drei Reiſetaſchen für das Geld kaufen, welches mir der Sattler für Eine abverlangt: aber freilich, jede Reiſe nutzt mir eine Fabriktaſche ab, während die vom Sattler gearbeitete ein Leben lang vorhält. Der Vortheil der Wohlfeile war alſo nur ein ſcheinbarer: das Publikum aber kehrt ſich daran nicht und will lieber dreimal betrogen als einmal ehrlich behandelt ſein. So hat vom Schaden der Gemeinſchaft der Fabrikant Vortheil, und er verdient ihn am Ende auch, denn ſein Kapital und ſein Verſtand haben das Unternehmen gegründet; welches Verdienſt aber etwa der Spezereihändler haben ſoll, daß es ihm einfällt, bei Gelegenheit auch ſchlechte lederne Taſchen im Geſchäft zu führen, das vermag auch des weiſen Salomo Verſtand nicht einzuſehen.

Hier ſind wir nun unſerer ferneren Forderung ſo nahe gekommen, daß wir ſie jetzt lieber gleich herausſprechen wollen. Die Fabrik nimmt dem Arbeiter das Brot und giebt dieß Brot dem nichtarbeitenden Ladenhalter. In dem Maße, wie der Gegenſtand Vortheil bringt, beſchäftigen ſich immer mehr Leute damit, die an dem wirklichen Verdienſt um denſelben, an ſeiner Hervorbringung nämlich, gar keinen Antheil haben. Die Drohnen leben vom Honig der Arbeitsbienen.

Macht hier ein Ende! Wenn ihr durch die Fabrikarbeit den Handwerker einengt, ſo laßt ihn wenigſtens an dem, was ihm drückt, einen neuen Erwerbszweig gewinnen. Gebt ihm, und gebt ihm ausſchließlich, das Recht, mit ſolchen Fabrikaten Handel zu treiben, welche mit ſeinen eigenen Erzeugniſſen konkurriren. Der Spezereihändler verkaufe ſeinen Kaffe und Zucker, ſein Oel und ſeinen Käſe: aber verboten ſei es ihm, die Arbeiten des Schloſſers, Schmiedes, Bäckers, Seilers oder Schuhmachers auszubieten. Mit Einem Wort: laßt einen Jeden, der Fabrikate verkauft, nur das führen, was er ſelber mit eigener Hand fertig hinſtellen kann.

Ich höre ſchon den Schrei des Ingrimms, der hiergegen ſich erhebt. „Ihr wollt,“ ſo ruft man, „den Handel aufs Trockene ſetzen. Wo ſoll das hin, wenn man in den großen Läden nicht alle möglichen Fabrikate zugleich kaufen kann? Wo ſoll es mit der Spekulazion hinaus, wenn ſie nicht neben dem Senf noch Brüſſeler Spitzen, und neben den Seidenſtoffen noch Schwefelhölzer verkaufen kann? Wo ſollten wir armen Tuchhändler bleiben ohne eine Niederlage kölniſcher Mineralwaſſer? Und was fingen wir Papierhändler an ohne die Pappkäſtchen der Etuisarbeiter? Welch ein Schmerz, wenn wir von dem großen Worte abſtehen müßten, das wir, die Hände in den Hoſentaſchen, ſo oft und ſo ſelbſtbewußt vor unſern Kunden paradiren ließen, von dem Wort: „In meinem Laden, gnädige Frau, können Sie Alles haben!““

O ihr lieben Spezerei- und Alleshändler! Iſt es denn wirklich für das Publikum eine Beläſtigung, daß ich mein Brot anderswo kaufe als meine Schuhe? Iſt es ein Unglück, daß ich in zwei Häuſer gehen muß, um einen Fußſack und eine Perücke mir anzuſchaffen? Und wenns das nicht iſt, warum ſollte denn nun das ein Unglück ſein, daß man in Zukunft ein Haus weiter wird gehen müſſen, um ſich zu einer Doſe voll Schnupftabak auch ein neues Schloß zu beſtellen? Oder glaubt ihr, daß die Handwerker einer Stadt ſich vereinigen werden, gar keine Fabrikarbeit ihres Faches in den Handel zu nehmen, um ſo nur ihrer Handarbeit Abſatz zu verſchaffen? Da kennt ihr den Spekulazionstrieb des Menſchen und die Wege ſchlecht, auf denen der Handel ſich immer wieder mit Nothwendigkeit geltend macht. Der Reiz, durch den Austauſch ſtatt durch die Handarbeit reich zu werden, liegt tief in der Natur des Menſchen — ſo tief, daß auch der Handwerker ihm nicht entgeht. Jeder ſpekulative Kopf würde ſich alſo hüten, ſeiner Innung ein ſolches Verſprechen zu geben, oder er würde es doch ſehr bald brechen, wenn er es gegeben hätte: denn ſobald der Handel mit dergleichen Fabrikerzeugniſſen dem Kaufmann erſt genommen wäre, ſo würde er für den Handwerker ein höchſt einträglicher ſein. In allen größern Städten kann es folglich zu einer ſolchen, das Publikum drückenden Abrede der Innungen niemals kommen: wollten aber Handwerker kleinerer Städte einen ſolchen Verſuch machen, dann würden ihre Mitbürger ihn bald dadurch niederſchlagen, daß ſie ſich direkt und in Maſſe ſolche Fabrikarbeiten aus einer Nachbarſtadt heranzögen. Auf dieſem Wege würde der bisherige Feind des Handwerkerſtandes, die Maſchine, in deſſen treuen Verbündeten umgewandelt. Und dieß iſt es, worauf überhaupt Alles ankommt: die Verſöhnung der arbeitenden Naturkraft mit der nahrungsbedürftigen Menſchenarbeit. Möglich daß dieſe Verſöhnung ſpäter auf einem andern Wege eintritt, wenn die geſellſchaftlichen Aufgaben unſerer Tage ſchärfer und klarer durchdacht, und die Macht des Kapitals gebrochen iſt, welches bis heute der Löſung dieſer Aufgabe eine Barrikade entgegenbaut. Vor der Hand aber dürfte kein Plan zweckmäßiger ſein, als der oben vorgeſchlagene.

Es giebt freilich ſchon heute die Möglichkeit einer beſſern und gründlicheren Löſung dieſer ganzen Frage: einer Löſung, die aber, wie alles Beßte, nur aus dem Handwerkerſtande ſelbſt durch freien und muthigen Entſchluß hervorgehen kann.

Eine Menge von Handwerksgegenſtänden ſind bereits ganz an die Fabriken verfallen, welche ſie durch Maſchinen oder durch Arbeiten von Hand zu Hand herſtellen. Das Handwerk kennt daher die Handgriffe nicht mehr, durch welche man ſie hervorbringt, und wenn ſie etwa gefordert werden, ſo muß der Meiſter ſie von einer auswärtigen Fabrik beziehen, weil er entweder keinen für ſie befähigten Arbeiter auf ſeiner Werkſtatt hat oder weil er, namentlich in kleineren Partien, ohne Schaden nicht mit der Fabrik konkurriren kann. Geht das ſo fort, dann kommt zuletzt das ganze Handwerk in einzelne wenige Hände, und die Arbeiter werden alle zu Maſchinen. Wo ſoll das hinaus? Schon heute iſt durch das Maſchinenweſen ſo Vieles gleichförmig und geiſtlos geworden: ſchon heute treffen wir in allen Ländern dieſelben Muſter, Stempel, Farben und Formen an; die ſelbſtſtändige Erfindung ſchwindet, und jemehr die Menſchenhand von der Arbeit zurücktritt, deſto weiter entfernen wir uns im Handwerk von aller Wiſſenſchaft, Kunſt und Schönheit.

Aber auch das Gegentheil hat ſeine Wahrheit. Die zuverläſſige, nicht wie der Arm des Menſchen zitternde, ſondern ihrer Wirkung ſtets gewiſſe Kraft der Maſchine macht es auch wieder möglich, auf ihr ſchönere, reinlichere und genauere Arbeit zu liefern, als es die Hand vermag. Sechsmal vielleicht ziehe ich durch einen ſtarken Pappdeckel das ſcharfe Schneidemeſſer, bevor er Eine glatte Kante hat; vierundzwanzig Schnitte muß alſo der Buchbinder thun, um einen dicken Buchdeckel herzuſtellen. Die Maſchine liefert durch Einen Druck daſſelbe und giebt mir ohne Schweiß ein viereckles Pappſtück, deſſen Kanten noch weit reinlicher abgeſchnitten ſind als das Meſſer es vermöchte. Pappſchachteln wird die Handarbeit nie ſo zierlich und beiſpiellos wohlfeil herſtellen, wie dieß eine Fabrik vermag, in welcher der Dampf oder das umgeſchwungene Rad den Zuſchnitt abmacht. Mit keinem Lineal werden wir auch bei der quälendſten Mühe und Sorgfalt die ſchönen Zeilen aufs Papier bringen, welche uns zu Hunderten auf Einen Zug die Liniirmaſchine hinpflanzt. Und da ich einmal bei meinem lieben Buchbindergewerk bin, welcher Meiſter rühmt ſich, Vergoldungen ſo unverrückt, ſo ſtreng ſymmetriſch und gleichmäßig aufzudrücken, wie dieß die Maſchinen in den Fabriken von Etuis-Arbeit können?

Dieſe Betrachtung läßt uns auf einmal durch ein anderes Fenſter in jenes oben ſchon aufgedeckte, aber von den Menſchen, die jetzt leben, noch nicht begriffene Geheimniß hineinblicken. Die Thoren glauben, Maſchine und Handarbeit ſeien Feinde: wir aber ſehen die Maſchinen ohne Verbindung mit der geiſtgeleiteten Hand ins Kunſtloſe, ins Untüchtige und ſo zuletzt in den Bankerott fallen, während dagegen die Menſchenhand auch wieder ohne die Maſchine gar oft nicht im Stande iſt, die höchſte Zierlichkeit zu vollenden. *Weil Maſchinen und Handwerk ſich getrennt haben, darum ſind beide verkommen und verirrt.*

Alſo Einigung und Friedensbündniß zwiſchen Beiden! das iſt die Loſung. Aber wie das anfangen? wie die Maſchine dem Kapital, den reichen Händen des Fabrikherrn entreißen?

Das Kapital bricht man mit der Aſſoziazion. Dreißig einzelne Groſchen geben gerade ſo gut einen Thaler wie ein einziges hartes Stück, ja ich kann mit den dreißig einzelnen nach Umſtänden noch mehr ausrichten, als mit dem Einen. Gut denn, ihr Handwerker! habt ihr den harten Thaler nicht, ſo bringt ihn groſchenweiſe zuſammen!

Für den einzelnen Handwerker iſt die Anſchaffung von Maſchinen zu koſtſpielig, und wäre ſie das auch nicht, ſo würde er doch ſchwerlich ſo viel Beſtellungen erhalten, um ſeine Anlage zu verwerthen. Aber warum können nicht alle zehn, zwanzig, hundert Buchbinder einer Stadt zuſammentreten zum Ankauf einer Liniir-, Beſchneid- und Pappſchneidemaſchine? Und ſollten ſich in einer Zeit, wo das eingeſchüchterte Kapital zu ſeiner eigenen Sicherheit recht gern die Hebung der arbeitenden Klaſſen unterſtützt, nicht ſogleich auf das Wort einiger Meiſter die paar hundert Thaler leihweiſe beiſchaffen laſſen, die hiezu nöthig wären?

Welcher Gewinn liegt in dieſem Plane! Die ſtädtiſchen Buchbinder werden alsbald feinere Arbeit als bisher hinſtellen können, ohne daß ſie ihnen theurer wird: ſie werden alſo auch, da Jedermann von guter Arbeit mehr nimmt als von geringer, auf der Stelle mehr Abſatz haben. Da ſie nur für ſich und nur auf Beſtellung die Maſchine anwenden, ſo vermögen ſie ferner wohlfeiler zu arbeiten als der fabrikbeſitzende Kaufmann, der außer ſeinen Arbeitern auch noch für ſich und ſeine Familie Unterhalt und Gewinn aus dem Geſchäft ziehen will.

der außerdem Reiſende halten und obenein bei jeder augenblicklichen Geſchäftsſtockung auf Entwerthung ſeiner alsdann im Uebermaß erzeugten Waare gefaßt ſein muß. Der Fabrikherr wird dieſes nach kurzem Kampfe, bei welchem die Meiſter nichts riskiren, ſelber einſehen und ſein Kapital in andere Erwerbswege werfen. So erobern wir uns auf dem friedlichſten Wege und ohne allen gewaltſam jähen Umſturz des Gewerbelebens unſern anfänglichen Bundesgenoſſen, die arbeitende Natur, wieder, und der bittre, lange Kampf zwiſchen Geiſt und Leib, zwiſchen dem Menſchen und der blinden Kraft iſt ausgeſöhnt.

Mit Einem Worte: es müſſen allwärts, durch einen Bund der betreffenden Innungsmeiſter, Geſchäfte, den Fabriken einzelner Kaufleute im Kleinen ähnlich, errichtet werden, die nur für die am Orte befindlichen Meiſter auf Beſtellung arbeiten und von andern Arbeitgebern keine Aufträge annehmen. Unter der Aufſicht der tüchtigſten, hiezu gewählten Meiſter werden ſie von einem Werkführer, der nach Befinden mehr oder weniger Arbeiter unter ſich hat, geleitet. Eine kaufmänniſche Geſchäftsführung mag wenigſtens anfänglich nöthig ſein. Jeder Meiſter wird hierdurch in Stand geſetzt, Aufträge anzunehmen, zu denen ihm bisher Vorrichtungen, Mittel und Ausbildung fehlten und die er daher bis jetzt, mit Unehre und oft mit Schaden, auswärts mußte ausführen laſſen. Selbſt dem armen und, nach dem jetzigen Stande der Dinge, ungeſchickten Meiſter wird hierdurch die Ausſicht gegeben, wieder auf einen grünen Zweig zu kommen.

Dieſes wird zugleich auf die Kenntniß und Praxis des Standes einen gewaltigen und ſegenvollen Einfluß erhalten. Wenn nämlich Alles, auch was zu den feinſten Erzeugniſſen gehört und im groben Alltagsleben ſelten vorkommt, hinfort am Orte ſelbſt gemacht werden kann, ſo wirkt eine ſolche Maſchinenkammer, weit entfernt den Geiſt in der Handarbeit ferner zu ertödten, vielmehr aufs ſtärkſte dazu mit, daß wiederum die verſchiedenartigſten Handgriffe erlernt, die mannigfachſten Erzeugniſſe hervorgebracht werden. Somit kräftigt die Maſchine das menſchliche Erfindungsvermögen und erregt den Arbeiter, indem ſie ihm ohne ſeinen Schaden den quälenden Theil der Körperarbeit abnimmt, zu deſto freierem Schaffen in dem geiſtigen und künſtleriſchen Theile ſeines Handwerks. Wenn ſie bisher die Menſchen auf Eine Bewegung hinwies und dadurch abſtumpfte, ſo wird ſie in dieſer ihrer neuen Anwendung ganz entgegengeſetzt die größte Allſeitigkeit der Technik hervorrufen und ſomit dem Arbeiterſtande eine erhöhte Regſamkeit und Lebensfriſche verleihen. Die Maſchinenkammer muß uns die Schule für ein neues und bei weitem tüchtigeres Geſchlecht von Arbeitern werden.

Jeder Gedanke, der ſo neu iſt wie dieſer, bedarf vor ſeiner Ausführung des ruhigſten praktiſchen Durchdenkens bis in ſeine Einzelheiten. Dieſes Denken muß jedes einzelne Handwerk für ſich vornehmen, weil die erforderlichen Maſchinen bei allen verſchieden ſind; vielleicht werden ſich auch Gewerke finden, die mit dieſem Plane gar nichts anzufangen wiſſen. Wem aber erſt klar geworden iſt, daß für ſein Geſchäft hier der Anfang einer beſſern Zukunft ruht, der lege nicht die Hände in den Schooß, ſondern gehe hinaus zu ſeinen Nachbarn und Brüdern im Handwerk und werbe für dieſen Gedanken. Und weiſt der erſte ihn ab, ſo gehe er zum zweiten und dritten — und hat er dieſe, ſo gewinne er mit ihnen wieder den erſten. Dann Hand ans Werk! Klein begonnen, muthvoll fortgeführt, groß vollendet! Ein Jeder aber halte feſt an dem Glauben, daß am Ende das Vernünftige ſiegt, und in dieſem Glauben werde er ein froher Streiter für die Vernunft.

Wir fanden bisher eine Klaſſe des Staatsbürgerthums, nämlich die Fabrikanten und den Handelsſtand, im Finanzkriege mit den Handwerkern. Wir ſahen jene Stände dabei einſeitig von der Geſetzgebung begünſtigt und ſo geſtellt, daß ſchon ihnen allein der Handwerker keinen Widerſtand thun konnte. Was ſoll man aber dazu ſagen, wenn nun der Staat ſelber gegen den Handwerkerſtand mit den ungeheuern Kräften des Fiskus in Kampf tritt, welche Kräfte er doch ſelber zum großen Theile aus den Abgaben dieſes Standes einſaugt? Wie ſoll man Das beurtheilen, daß der Staat ſelber ſpekulirt, daß er ein Vater iſt, der ſeine eigenen Kinder niederdrückt, um deren Mütterliches behaglich zu verwerthen! Und dieß, gerade dieß hat der Staat, den preußiſchen mein' ich, ſeit langen Jahren gethan. Zuerſt durch die Seehandlung, deren Uebergriffe denn freilich dem Handelsſtande ebenſo läſtig und verhaßt geworden ſind wie dem Handwerker. Hat ſie doch in Burg an der Wupper eine Fabrik jenes unſoliden Gußſtahls angelegt, um damit die Werkſtätten geſchmiedeten Stahls förmlich auf Koſten des Publikums herunterzubringen, welches für billiges Geld dieſe unbrauchbaren Scheeren und Werkzeuge bei ihr kaufte. Das Volk hat im erſten Rauſch der Freiheit dieſe Fabrik vernichtet. Noch aber beſteht eine andere gehaßte, durch den ganzen Staat verbreitete Einrichtung, welche tief mit der Fäulniß unſeres Geſammtzuſtandes zuſammenhängt. Der Staat benutzt nämlich das Verbrechen zum Sturz der ehrlichen Leute.

Was ich meine, iſt die Fabrikazion der verſchiedenartigſten Erzeugniſſe, die der Staat in ſeinen Zucht- und Arbeitshäuſern vornimmt. Wie bei allem Verkehrten, ſo liegt auch hier urſprünglich etwas Richtiges und Menſchliches zu Grunde. Der Staat erkennt an, daß die ſittliche Kraft eines Menſchen, zumal wenn dieſe

Kraft ſchon eine Schwächung erlitten hat, durch nichts ſo ſehr gehoben wird, wie durch die Anſtrengung der Arbeit. Betrachten wir nun das Zuchthaus oder die Anſtalt, in der eine zwangsmäßige Erziehung ſtattfindet, als eine große Kolonie, die aus Ständen von verſchiedenem Beruf und mannigfaltigen Geſchicklichkeiten beſteht, ſo iſt es ganz in der Ordnung, daß dieſe Kolonie, von der übrigen Welt ohnehin ſtreng abgegrenzt, eine Art Kommunismus bei ſich einführt: denn Kommunismus iſt die gleiche Vertheilung der gemeinſamen Arbeit und des gemeinſamen Erwerbes. Alles alſo, was die Anſtalt für ſich gebraucht, ſollen die Sträflinge in ihr anfertigen. Reparaturen am Gebäude fertige der verhaftete Maurer. Für die Kleidungsſtücke werden Weber, Schneider, Schuhmacher ſich finden. Andere werden zweckmäßig in der Küche zu verwenden ſein. Die roheren Arbeiten fallen Solchen zu, die auf nichts Anderes eingeübt ſind. Wer endlich Wiſſen und geiſtige Fähigkeit beſitzt, den laſſe man durch Unterricht, Vorträge oder Vorleſen guter Bücher ſeine Gefangenkoſt verdienen; denn auf dieſem Wege kann er, obwol ſelbſt auf dem Pfade der Tugend einmal wankend, an manchem ſeiner Genoſſen zum Seelenretter werden. Das Alles iſt gut und verſtändig.

Allein hierbei bleibt die Verwaltung nicht ſtehen, ſondern ſie läßt in den Anſtalten weit mehr arbeiten, als für den eigenen Hausgebrauch nöthig iſt. Da ſie die Hände umſonſt hat, ſo ſind dieſe Fabriken in den Zuchthäuſern die einträglichſten Geſchäfte, die man ſich nur denken kann. Man ertheilt den eintretenden Züchtlingen nothdürftigen Unterricht in Einem Handgriff, und nun ſtellt man ſie für die Zeit ihres Aufenthaltes an einen Arbeitsſtuhl. Sie arbeiten rein als Maſchinen: eine höhere oder vollſtändigere Erkenntniß des Geſchäftes erlangen ſie ſelten, jede geiſtige Hebung oder Spannung, jedes eigene Erfinden iſt ausgeſchloſſen. Ihr ganzes Leben mißt ſich nach den Stunden, welche ſie täglich auf ein niemals wechſelndes, alſo tödlich langweiliges Geſchäft verwenden. Ein neues Zuchthausſyſtem, das Syſtem des Schweigens und der Abſperrung, für deſſen pietiſtiſchen Erfinder ohne Zweifel Dante in ſeiner unterſten Hölle einen eigenen Schwefelpfuhl geheizt haben würde, tritt hinzu, um die abgeſtumpfte Thierheit oder die winſelnde Entnervung des göttlichen Ebenbildes im Menſchengeiſte zu vollenden. Und ſo wird der Sträfling mit völlig gebrochener Kraft in die Welt wieder entlaſſen, welche er jetzt viel weniger als früher zu beherrſchen verſteht. Sein unſäliges Arbeiten, ſeine vergeudete Lebensfülle haben nur dazu gedient, eine Maſſe meiſt werthloſer und untüchtiger Arbeit hinzuſtellen. Indem man ihn mißbrauchte, hat man ſich ein Mittel geſchaffen, den redlichen Familienvater zu erdrücken, welcher freilich zu ſolchen Preiſen nicht zu arbeiten vermag. Man iſt, um die ſcharfen, aber wahren Worte einer vor mir liegenden Handwerkerpetizion zu gebrauchen, „in den entſetzlichen Kreislauf hineingerathen, daß der Staat das Verbrechen benutzt, um dem redlichen Handwerker den Boden unter den Füßen wegzureißen, und ſo das Verbrechen künſtlich wieder neu zu erzeugen.“

Die Klagen des Handwerkerſtandes über dieſen Misbrauch tönen von allen Orten zu uns herüber. Der Drang des Augenblickes und die Angſt vor dem Zorne der arbeitenden Klaſſen hat den Regierungen bereits Zugeſtändniſſe abgedrängt, und es ſind z. B. in Berlin die Werkſtätten in den Arbeitshäuſern für jetzt geſchloſſen worden. Allein ich fürchte, man wird die ſpäter wiedereintretende Ruhe benutzen, um dieſe Gewährung zurückzunehmen, und man wird vielleicht hierzu ſich berechtigt halten durch moraliſche Gründe, welche man vorſchützt. Man wird nämlich fragen: Womit ſollen wir denn die Verbrecher im Strafhauſe moraliſch und körperlich beſchäftigen, welchen Erſatz für die bisherige Maſchinenarbeit finden? Und ferner wird man fragen: Sollen wir denn dem Staate die großen Koſten für die gefallene Menſchheit aufbürden, ohne daß uns der Sünder den kleinſten Erſatz dafür gibt?

Zu der Antwort auf dieſe Frage wäre ich nicht verpflichtet: denn ich habe bloß zeigen wollen, daß der Staat auf dem bisherigen Wege ein tägliches Verbrechen an dem freien und redlichen Arbeiter begeht. Aber freilich, man beweiſt die Gräulichkeit der Todesſtrafe — und die Juriſten erwidern: ſie iſt ein nothwendiges Uebel. Darf dieſes freche Wort in einem gebildeten Staate und unter chriſtlichen Menſchen ungeſtraft geſprochen werden, dann wagt man auch wahrſcheinlich zu ſagen: die Zuchthausarbeit iſt eine traurige Nothwendigkeit. Damit nun die Gegner dieß Spiel verlieren, will ich, abſichtlich von meinem Wege abſchweifend, den Verſuch machen, hierüber meine Gedanken auszuſprechen.

Zuerſt alſo ſage ich: Vermindert die Zahl der Verbrecher und der zwangsmäßig zu erziehenden Kinder, ſo werden ſie euch gleich minder Koſten machen.

Hiefür liegt das Mittel ganz nahe, und derjenige Staat hätte es leicht und längſt finden ſollen, welcher ſich den Staat der Intelligenz vermuthlich aus dem Grunde nennt, weil er ſeinen Dorfſchullehrern 30 Thlr. Gehalt, einen Wandeltiſch im Winter und im Sommer den Urlaub giebt die Säue der Gemeine zu hüten. Die Beiſpiele bieten Weſtpreußen und im blühenden Rheinlande das Fürſtenthum Wied. Darf man ſich wundern, wenn hierbei die Schweine beſſer fahren als die Bauerjungen? Oder glaubt ihr, ein ſolcher Mann bringe von der Gemeinewieſe den Schwung des Geiſtes mit, um in ſeinen Kindern das Licht menſchlicher Bilbung oder die heilige Flamme der Bürgertugend zu entzünden? Gebt euren Mammon heraus, den ihr auf euren Paraden glänzen ließet, und bezahlt die Jugendlehrer ſo, daß Männer dieſen Stand ergreifen können, die ſich ſelber achten, und nicht ihre eigene Unwürdigkeit, ihren Knechtsſinn oder ihre prügelwüthige Rohheit in die Jugend pflanzen. Setzt jeden Lehrer ab, der ein einzigesmal den Stock braucht, ſo werdet ihr den Stock auch im Zuchthauſe und bei der zweiten Klaſſe im Militär nicht mehr nöthig haben. Denn der Menſch, der einmal als Knabe Prügel erduldete, muß eine lange Schule durchmachen, bis er ſein volles Ehrgefühl wieder erlangt hat — jenes Ehrgefühl, welches den Jüngling und den Mann vor dem Verbrechen als vor der tiefſten Schande zurückſchaudern macht. Geht in die Zuchthäuſer und fragt nach: die meiſten Sträflinge haben nie leſen oder doch das, was ſie laſen, nie ordentlich verſtehen gelernt: wenn ſie ja die Schule beſuchten, ſo ſind ſie abgerichtet, aber nicht gebildet worden. Die wenigſten Verbrechen ſtammen aus Leidenſchaft her, und dieſe Verbrechen tragen ihre Entſchuldigung in ſich, ſind wenigſtens keine unauslöſchliche Schande für das Menſchengeſchlecht. Nur die Verbrechen empören und entſetzen uns, welche mit moraliſchem Stumpfſinn, mit fühlloſer Rohheit begangen werden. Es wird aber Niemand ſtumpfſinnig, deſſen Geiſteskräfte in der Schule zum Denken geweckt worden ſind;

es wird Niemand roh, dem nicht Rohheiten von ſeinen Erziehern angethan worden ſind. Der Staat der Intelligenz hat ſich das Verbrechen wie an Mutterbrüſten ſelbſt groß gezogen.

Ich bin mit dem Sündenregiſter des Schulweſens noch nicht zu Ende. Dieſer Staat hat es geſchehen laſſen, daß man ſchon das Kindesalter, jene heilige Zeit der Menſchengleichheit, in zwei Herden auseinander trennte: in die reichen Kinder und in die armen Kinder. Für jene öffnet man Schulen in denen Geld bezahlt wird, dieſe unterrichtet man umſonſt. Ihr fragt: Willſt du nun gar unſere Barmherzigkeit tadeln? willſt du es rügen, daß wir den Armen, die ſonſt gar keinen Unterricht genoſſen hätten, wenigſtens auf dieſem Wege denſelben ertheilen? Haben wir nicht wie die Väter an ihnen gehandelt, haben wir ſie nicht mit Katechismus und Spruchbuch ausgeſtattet, haben wir nicht ſo manchen alten Rock daran geſetzt, um ihnen neue Röcke zur erſten Kommunion zu ſchaffen? O ihr Heuchler, die das als eine Gnade hinſtellen, was der Staat als ſeine erſte Pflicht anzuerkennen hat! Oder iſt es nicht Pflicht des Staates, keinen Bürger unter ſich zu dulden, der nicht die zum Bürgerthum nöthige Bildung erhalten hat oder erhält? Ruht nicht auf dieſer Bildung die Selbſterhaltung der menſchlichen Gemeinſchaft? Ihr aber habt die Armenkinder dieſes ihr unveräußerliches Recht erkaufen laſſen mit dem bitterſten Gefühl, das die weiche, zart empfindende Kindesſeele kennt, mit dem Schmerz der Zurückſetzung. Ihr habt dadurch in den ſchwächlichen Naturen eine ſchleichende und tückiſche Demuth gegen die Reichen genährt: die ſtarken und trotzigen Charaktere aber habt ihr hingeſtoßen auf die harte rauhe Scheidewand, welche die Klaſſen des Volkes trennt — und ihr wollt euch nun darüber wundern, wenn dieſe als Männer raſend gegen die Scheidewand anſtürmen, oder ihren Haß an den einzelnen Beſitzenden auslaſſen? In die reichen Kinder aber, indem ihr ſie von den Armen ſchiedet, habt ihr zuerſt den Keim des Hochmuthes und dann den Keim jenes albernen und doch ſo empörenden Mistrauens gelegt, in welchem gegenwärtig die ganze Bourgeoiſie zuſammenzittert — jenes Mistrauens, welches in jedem Armen den Feind ſeines Vermögens, den Barrikadenkämpfer — oder nach Umſtänden den Strauchmörder ſieht. Thut die Armenſchulen fort und laßt das Kind im geflickten Kleidchen, wenn das Kleidchen nur reinlich iſt, getroſt neben jenem im Sammetkittel auf der Schulbank ſitzen. Sie werden zuſammen ſpielen trotz den verſchiedenen Röcken, ſie werden treu nebeneinanderſtehen und mannlich ſich helfen im Kriegsſpiel, und zwiſchen dem künftigen Fabrikarbeiter und dem künftigen Staatsminiſter wird eine Jugendfreundſchaft entſtehen, die Beide adelt. Das reiche Kind wird ſeinen armen Schulgenoſſen in der dunkeln Hütte beſuchen und einſehen lernen, wie viel herzlicher die Menſchen in dieſer Hütte zuſammen leben: der arme Junge aber wird mitſpielen auf den geſtickten Teppichen, und wird dann dereinſt nicht ſeine Mannesſtirn knechtiſch beugen vor dem glänzend ausgebreiteten Luxus des Reichthums. Beide aber werden zuſammen in der Reiſe ihres Alters Hand in Hand den Sieg des demokratiſchen Gedankens durch alle Schichten der Geſellſchaft hindurch führen und die Kluft ausfüllen, die jetzt die Brüder aus dem Einen Volke ſo ſchmerzlich auseinander reißt.

Ich weiß es, auch dann noch werden Verbrecher ſein: aber dann gilt es dieſe anders zu behandeln als bisher. Der Verbrecher iſt durch ſeine That aus dem Kreiſe des edel Menſchlichen herausgetreten: er muß ſein neues Leben da anfangen, wo auch die Erziehung der rohen Völker beginnt. Er muß allerdings eine Thätigkeit erhalten, eine anſtrengende und mühevolle Thätigkeit: aber dieſe Thätigkeit darf keine bloß äußerliche ſein, keine Fabrikarbeit in engen Mauern, bei welcher der Geiſt in dumpfem Brüten untergeht. Nur der Verkehr mit Menſchen rettet den Verbrecher: denn die menſchliche Geſellſchaft darf man nicht immer mit Aepfeln vergleichen, von denen der faule den guten anſteckt, ſondern ebenſowol mit dem kräftigen Lebenshauch der Kinder, der die Schwachen, welche in ihm leben, kräftigt und verjüngt. Die Einſamkeit aber, welche außerdem in allen Verhältniſſen neben den Stunden der Gemeinſchaft eintritt, dieſe muß nicht in Mauern, ſondern gegenüber der großen freien Natur dem Verbrecher gegönnt werden, wo die zur Buße lockende Stimme des ewigen Gottes auch die härteſte Bruſt endlich weit mächtiger rührt, als der Prieſter es vermag. Dieß Alles kann nur dann geſchehen, wenn die menſchliche Geſellſchaft dem Verbrecher Gelegenheit giebt den Spruch unſeres großen Dichters wahr zu machen:

> Daß der Menſch zum Menſchen werde,
> Schließ' er einen ew'gen Bund
> Gläubig mit der frommen Erde,
> Seinem mütterlichen Grund!

Und dieß iſt nur möglich durch eine Verbrecher-Kolonie. Zwar können und dürfen wir dieſe Kolonie nicht mit ungeheuren Koſten, wie die Engländer, auf einer ſtillen Inſel des Ozeans anlegen: denn hierzu haben wir weder Geld noch Schiffe. Aber, worauf der alte Arndt ſchon hingedeutet hat, es giebt namentlich in den alten Provinzen Preußens noch ein ganzes Königreich zu erobern, und die Verhältniſſe, unter denen dort die Kultur ſich entwickeln müßte, haben viel Aehnliches mit den Urzuſtänden von Amerika und Auſtralien: dem Walde, dem ausgetretenen Fluſſe, dem Moor muß die Kultur abgekämpft werden. Dorthin ſtellt den Verbrecher, und je mehr er nach euern bisherigen Rechtsbegriffen das

Leben verwirkt hat, deſto ſchwerer ſei die Arbeit, durch welche er dieſes ſein Leben der Geſellſchaft wieder nützlich macht. Verbraucht den Abſchaum der Geſellſchaft, wie die weiſe Natur es mit allen Abfällen ihres Haushaltes macht: verwendet ihn zur Unterlage einer neuen Ausſaat, und gebt dem beſäligenden Gedanken Raum, daß in hundert Jahren ein frohes Menſchengeſchlecht an der Stelle der öden Wildniß die Hand jener Verbrecher ſegnen wird, für welche jetzt eure ſtumpfen Prieſter- und Juriſtenſatzungen keine Abkunft als das Fallbeil wiſſen. Schließt einen großen Bezirk ab, nicht durch eine Mauer oder einen Gensdarmen-Kordon, ſondern durch die unſichtbare Schnur des Geſetzes. Nur verurtheilte Verbrecher ſollen hier wohnen, und mit ihnen eine kleine Zahl von Männern, die ein Herz voll Liebe, einen beredten Mund und in ihrem ganzen Erſcheinen den Zauber haben, welchen Wohlwollen und Humanität ſo unwiderſtehlich ausüben! In dieſem Bezirk arbeite der Verbrecher. Der Mörder werde hingeſtellt in den ſtillen Wald, um ſein Mordbeil nun zum Kampfe gegen die Wildniß zu ſchwingen: dort wird ſchreckender, als irgendwo ſonſt, der Schatten ſeines Opfers vor ihm aufſteigen*); aber er wird auch fühlen, daß er mit einem Leben voll Aufopferung für eine künftige Menſchheit die Schuld eines Augenblicks ſühnt, und der reine Gottesodem der Natur wird kräftigend und friedenſtiftend durch ſeine Bruſt ziehen. Wer weniger geſündigt hat,

---

*) Sealsfield (Kajütenbuch I, 229) ſpricht nicht aus Theorie, ſondern aus Erfahrung, wenn er von den Prairien in Texas erzählt: »Sage euch, iſt der Miſſethäter, der Mörder hier ſo frei,

---

wie ihr und ich, tritt ihm Keiner zu nahe, und würde er doch, weiß es aus Erfahrung, dieſe Freiheit oft und gerne darum geben, wieder unter ſeines Gleichen in einem Staatsgefängniſſe zu ſein; denn iſt dieſe Freiheit für ihn eine gräßliche Freiheit. Gibt nichts Gräßlicheres für den Miſſethäter, den Mörder, als dieſe Freiheit in der Prairie. Würde ſie, verſichere euch, mit tauſend Freuden mit dem Staatsgefängniſſe vertauſchen, denn iſt da unter ſeines Gleichen, nicht geächtet, nicht ausgeſtoßen; fühlt ſich ſelbſt in ſeiner einſamen Zelle erleichtert, denn weiß, daß er unter einem Dache mit ſeines Gleichen iſt. Iſt aber hier nicht unter ſeines Gleichen, meidet ihn hier Jedermann, ſelbſt der Mörder... ſind immer in ihrer eigenen Geſellſchaft, und muß das ja eine ſchreckliche Geſellſchaft ſein, dieſe eigene Geſellſchaft, die da iſt das böſe Gewiſſen, das ihn wie in einer Tretmühle herum treibt, ohne Ruhe, ohne Raſt, immer und ewig in ihm herum hämmert; denn merkt wohl, ſteht da in der reinen, fleckenloſen Gottesſchöpfung, in der lichten, hellen Prairie, mit Gottes Finger vor ihm aufgehoben, ihm entgegen drohend aus Himmel und Erde, allen ſeinen gewaltigen Werken; ſteht da mit ſeinem verpeſteten Mordgeruche, den ihm der reine Gottesodem immer wieder in die Naſe zurückdrängt. Sage euch, iſt ein Miſſethäter und Mörder bei uns wahrlich nicht um ſeine Freiheit zu beneiden!« Ueberhaupt ſollten die blutigen Vertheidiger der Todesſtrafe dieſes Buch des edeln Demokraten leſen, und lernen, wie ſparſam man auch mit dem verfallenen Menſchenleben umzugehen hat.

dem gebt das Feld, welches eben der Waldnacht entrungen worden iſt, laßt ihn Sümpfe austrocknen, Wurzeln ausgraben, Steine wegwälzen. Hat er ſich bewährt, ſo gebt den Pflug in ſeine Hand, und verleihet ihm wieder ein Recht über ſeine Mitgeſchöpfe, über die mit ihm arbeitenden Hausthiere. Laßt ihn hoffen, daß er als gebeſſerter Mann nicht ohne Anhalt und Hülfe in die Welt wieder hinausgeſtoßen wird: gebt ihm eine Ausſicht, daß er von den Früchten ſeines Fleißes auch noch ſelbſt eine Ernte haben könne. Die Frauen aber, ſo lange es Verbrecherinnen giebt, ſperrt nicht in Magdalenenſtifte, ſondern laßt ſie den großen patriarchaliſch gemeinſamen Haushalt der Kolonie führen. Stellt ſie an die leichten Handwerke, übergebt ihnen die Küche und laßt ſie vollſtändig für die Kleidung der draußen arbeitenden Männer ſorgen. Thut aber auch den albernen Gefängnißgrundſatz von der Trennung der Geſchlechter ab, und lernt endlich einſehen, daß die Natur Mann und Weib zu gegenſeitiger Erziehung, Beſſerung und ſittlichen Erhebung auf einander angewieſen hat, daß jeder Mann roh, jedes Weib gemein und gedankenlos werden muß, wenn ſie dauernd den Verkehr mit dem andern Geſchlecht entbehren. Verſucht es doch wenigſtens einmal, ob denn nicht ein ſolcher Kommunismus, ein ſolcher ganz neuer Anfang des geſellſchaftlichen Lebens Diejenigen erretten könnte, welche der bisherige geſellſchaftliche Zuſtand verloren gegeben hat. Seid überzeugt, eine Kolonie dieſer Art innerhalb der eigenen Landesgrenzen würde euch ſchon nach drei Jahren nichts mehr koſten, würde aber in zwölf Jahren vielleicht ſchon Zehntauſende eintragen. Sie würde nicht, wie die bisherigen Strafanſtalten, Fabrik und Handwerk erdrücken, ſondern Das uns geben, was wir in Deutſchland immer noch brauchen können: Korn und Weizen, Brot für unſere Armen, wohlfeile Füllung der Staatsmagazine, Unmöglichkeit einer Wiederholung jener Sünden des Staates in Oberſchleſien. So erſchaffet euch ein Sibirien, aber ein menſchliches.

Und fragt ihr mich nun: Womit halten wir denn die ganze Kolonie zuſammen, daß ſie nicht über die an allen Orten offenen Grenzen ihres Bezirks hinausflieht und auf Koſten der umwohnenden Bevölkerung ihr altes Laſterleben wieder anfängt? — ſo habt ihr hier die beiden Mittel: Erſtens ſtellt einen jeden Verbrecher, der außer der Kolonie betroffen wird, unter die ſtrengſte Herrſchaft der bisherigen grauſamen Gefängnißgeſetze, und zweitens duldet in der Kolonie kein Geld, gar keins, nicht einen Pfennig, außer in den Händen der Vorſteher, die dem Staate natürlich verantwortlich ſind. Glaubt ihr aber, daß auch ſo dieſes Ganze eine Chimäre ſei, dann wiſſet, daß ſeit langen Jahren das Domkapitel von St. Peter in Rom auf ſeinen Territorien bei den pontiniſchen Sümpfen dieſe Chimäre zur Wahrheit gemacht, daß auch die

Franzoſen mit Erziehungsinſtituten verwahrloſter Knaben ebenfalls den Beweis der Möglichkeit geliefert haben. Bis ihr alſo die Sache einmal ſelbſt redlich angreift, habt ihr kein Recht zu ſagen, daß das Ganze mislingen müſſe, und auf euer Haupt fällt das Blut der Schafotte, fallen die Seelen der Gefangenen, die ihr im dumpfen Kerkerjammer der Langeweile habt verkommen laſſen!

Ein anderer, gleichfalls vom Staate ausgehender Uebelſtand trägt zwar in ſich nicht die große Unbilligkeit wie die Zuchthausarbeit, iſt aber nicht minder drückend. Eine ungeheure Summe fließt von den Staatsſteuern für die Zwecke des Militärs ab. Es wird dieſe Summe von allen Ständen des Staates zuſammengebracht; es iſt billig, daß alle davon gewinnen. Wirklich erkennt der Staat dieſen Nebenzweck des Soldatenthumes an: wohlgeſinnte, das heißt in der Staatsſprache royaliſtiſche, Städte werden mit Kaſernen verſchönert und mit Garniſonen beglückt: den ungehorſamen Kindern aber droht man die Soldaten wegzunehmen. Der Soldat wird alſo auch ohne die Waffe, als bloßes eſſendes und trinkendes Weſen, zur Erhaltung und Befeuerung patriotiſcher Geſinnung verwendet. Hieraus ſieht man, daß die Weinwirthe, die Oekonomen und Lieferanten aller Art vom Staate gnädig bedacht werden, indem man bis jetzt weder Staatsſchenken noch Staatsackerbau noch Staatsviehzucht für Kaſernen- und Magazinzwecke eingeführt hat. Nur der Handwerker iſt hier wie immer, der getretene Stand: ihm giebt der Staat aus dem großen Soldatenſäckel Nichts zu verdienen, ſondern ihm nimmt er den Erwerb. Er ſteckt den jungen Handwerker, den ſein Vater als Geſellen auf der Werkſtätte blutnöthig hat, in die Uniform: und während der Vater nun für ſchweres Geld einen Fremden in Dienſt nehmen muß, benutzt er den Sohn, um ihm das Brot zu ſchmälern. Es werden nämlich die ſogenannten Handwerkerkompagnien und Handwerkerkommiſſionen gebildet, durch welche der Staat Alles anfertigen läßt, was er an Handarbeit für die Garniſonen braucht. Man zählt auch dieſe zu den Vaterlandsvertheidigern, wenn ſie nach vier Wochen Exerzizium auf der Werkſtube zuſammen ſitzen und auf Nadel und Pfrieme drei Jahre lang ins Feld reiten. Drei Jahre zwingt der Staat ſeine freien Bürger, im Tagelohn für ihn zu arbeiten, unter dem Vorwande, daß ſie ſeine Krieger ſeien! Giebt es eine unerhörtere Lüge, giebt es einen ſcheußlichern Eigennutz der Despotie gegen ihre Unterthanen? Laſſen ſich alle Roboten, Frohnen, Spanndienſte, laſſen ſich all jene Sünden des Mittelalters, welche die Könige und die Kammern jetzt mit heuchleriſcher Menſchenfreundlichkeit den Standesherrn und dem Adel entwinden, laſſen ſie ſich mit dieſer Ausbeutung der Unterthanenkraft durch den Staat auch nur entfernt vergleichen? Am meiſten werden hier, wie natürlich, die Schneider und Schuſter in Anſpruch genommen, demnächſt die Sattler: bei den Pionieren kommen die Tiſchler, Zimmerleute, Maurer, bei der Kavallerie und dem Geſchütz die Schmiede hinzu. Glücklich alſo der Bauernjunge, der Nichts gelernt hat! denn er hat wenigſtens die Ehre Soldat zu ſein: wehe dem Geübten und Geſchickten, denn ihm wird die Waffenfreude verſagt! Allen Erwerb und Verdienſt aber, all dieſe mächtigen Geldmaſſen ſchlingt die Regimentskaſſe wieder in ſich ein gleich einem gierigen Strudel, der ſeine Wellen heraufſtößt und raſch wieder hinunterſchluckt.

Hiervon machen diejenigen Handwerker eine Ausnahme, welche zur Herſtellung beſtimmter Arbeiten von den Regimentern beſoldet werden und dann mit Geſellen arbeiten, die man ihnen aus dem Soldatenſtande beigiebt. Ich rechne dahin ſowohl die Zivilmeiſter als die Uniformtragenden, ſowohl den Regimentsſattler als den Kurſchmied. Dieſe Meiſter ſtehen freilich ſehr gut, denn neben der außerordentlichen Berechtigung zur Militärarbeit haben ſie die Freiheit, auch Beſtellungen vom Zivilſtande anzunehmen. Nur freilich folgt daraus ebenſo nothwendig, daß die andern neben ihnen einen deſto üblern Stand haben. Es herrſcht hier wie in dem ganzen bisherigen Staate das Prinzip der abſoluten Monarchie: Einer wird begünſtigt und zum reichen Manne gehoben: man ſchafft in ihm eine kleine Geldmacht, welche mit ihrem ganzen Eigennutz an den beſtehenden Zuſtand feſtgebunden wird, während man die Konkurrenten durch Arbeitloſigkeit entkräftet und entmuthigt. Jedenfalls ſtärkt ſich dadurch das Syſtem.

Das preußiſche Heer iſt eine allgemein bürgerliche, ſeiner Idee nach volksthümliche Einrichtung, an welche Jeder gleiche Anrechte hat. Arbeit und Verdienſt, die ſich dadurch erzeugen, müſſen gleichmäßig vertheilt werden, und dieß iſt um ſo mehr Pflicht, weil es ſich hier um ſo bedeutende Summen handelt. Die Handwerker müſſen hinfort darauf beſtehen, daß die Militärarbeiten nicht mehr von ihren Geſellen in der Soldatenjacke ihnen weggenommen, ſondern unter die betreffende Innung durch Uebertragung an den Innungsvorſtand vertheilt werden.

Es liegt hier in den bisherigen Verhältniſſen ein ſonderbarer Widerſpruch. Von der einen Seite eröffnet der Staat durch die Gewerbefreiheit eine vernichtende Konkurrenz, welche nur Denjenigen beſtehen läßt, der ſchon ein Kapital ins Geſchäft mitbringt, und von der andern ertheilt er ein Monopol, das wiederum dem Aermeren das letzte Brot nimmt, um Einen reich zu machen. Man glaube übrigens ja nicht, daß dieſes bloß in Militärſachen ſtatt finde, ſondern es verzweigt ſich mehr oder weniger in alle Beſtellungen, welche der Staat bei Handwerkern macht, obwol nicht überall die bisherige Verwaltung ſo unmittelbar wie dort dieſes Uebel verſchuldet hat. Sowol der Staat als ſein bisheriges Organ, die

Gemeinebehörde, pflegen bei öffentlichen Arbeiten Einen zu betheiligen. Oft kommt es vor, daß bei den angekündigten Submiſſionen ein Unternehmer ſich meldet und Handwerksarbeit übernimmt, ohne ſelbſt Handwerker zu ſein. Dieſes wird nach allem Dem, was ich darüber an einer frühern Stelle geſagt habe, wol kein verſtändiger und billig denkender Mann mehr in Schutz nehmen: vielmehr iſt es dringend nöthig, daß raſch ein Geſetz gegeben und unnachſichtlich von allen Behörden gehandhabt werde, welches bei Uebernahme aller öffentlichen Handwerksarbeiten dem Unternehmer die Verpflichtung auferlegt ſeinen Meiſterbrief beizubringen. Aber auch hiermit iſt dem Uebel noch nicht geholfen, weil auf dieſem Wege doch meiſt nur wieder der reiche Handwerker, welcher die Garantie übernehmen kann, die Arbeit in ſeine Hände bekäme. Auf alle Arbeiten aber, die nicht von Privatperſonen, ſondern von der Gemeinſchaft ausgehen, hat jeder Handwerkmeiſter einen gleich berechtigten Anſpruch. Und dieß gilt nicht allein von den Neuarbeiten, ſondern gleichermaßen von allen Reparaturen an Staats- und Kommunalgebäuden, ſobald dieſe, wie es ſehr oft der Fall iſt, an Umfang und Bezahlung den Neuarbeiten ſich annähern. Auch hier muß alſo die Innung die Vermittelung übernehmen. Sie muß zur Fertigung der Koſtenanſchläge mit hinzugezogen werden: ſie muß, wenn eine Vereinigung hierin erzielt iſt, den Kontrakt abſchließen und die Garantie für gute Arbeit und zuverläſſige Ablieferung übernehmen: ihr liegt endlich die Vertheilung an die einzelnen Innungsgenoſſen ob.

Wie in dieſem Augenblick die Dinge ſtehen iſt dieß freilich nicht ausführbar. Es giebt gegenwärtig ſehr viele untüchtige, nicht gehörig ausgelernte Meiſter: andere ſind ſo verarmt, daß ſie für übertragene Arbeiten nicht einmal die Zuthaten ſtellen, alſo auch nicht auf feſte Lieferzeit ſich verpflichten könnten. Ich will auch nicht läugnen, daß der Leichtſinn und beſonders die lügenhafte Verſprechung baldigen Ablieferns den jetzigen Handwerkerſtand häufig entehren. Und doch würde man bei ſolchen Arbeitsvertheilungen die ärmeren und zurückgegangenen Meiſter am liebſten berückſichtigen. Es können daher redliche Männer gegenwärtig nicht mit gutem Gewiſſen dem Arbeitgeber gegenüber eine Garantie übernehmen, daß er von ihren Genoſſen gute Arbeit bekommt. Erſt muß eine gereinigte Innung beſtehen: es müſſen Bünde von Männern ſich bilden, die jedes handwerklich oder ſittlich untüchtige Mitglied von ſich fern halten; es muß namentlich jene Prüfung für jeden werdenden Meiſter erſt durch das Geſetz vorgeſchrieben ſein, ehe man zu dieſer wichtigen, Kapital und Arbeit wieder ausgleichenden Verbeſſerung fortſchreitet. Erſt dann wird man genauer feſtſetzen können, in welcher Weiſe ſich die Innungsvorſtände bei den Koſtenanſchlägen und den Kontraktſchlüſſen zu betheiligen haben*). Es iſt dieſes aber mehr eine Sache des Handwerks ſelbſt als der Staatsgeſetzgebung, und wir werden alſo ſpäter darauf zurückkommen.

Die Konkurrenzfragen ſind hiermit erledigt: wir gehen zum zweiten Stück dieſer Abhandlung fort.

---

*) Die Bonner Petizion macht hier im 23. Artikel einen Vorſchlag, welcher ſowol den Vortheil des Staates als der betreffenden ſtädtiſchen Innung wahrnimmt, indem er beide Theile, falls ſie ſich nicht einigen, auf einen ſchiedsrichterlichen Spruch hinweiſt. Die Sache iſt wichtig, und man wird jeden Vorſchlag hören müſſen, auch wenn er, wie dieſer, einen etwas verwickelten Geſchäftsgang beantragt. Der Artikel lautet: »Die Koſtenanſchläge für öffentliche Arbeiten ſollen auch in Zukunft von dem zum Arbeitgeben Befugten angefertigt werden. Alsdann gehen ſie an die betreffenden ſtädtiſchen Innungen, welche dann das Recht haben ſie anzunehmen oder abzulehnen. Lehnt eine ſtädtiſche Innung ab, ſo ſollen die betreffenden Innungen der drei nächſten Städte um Schlichtung angegangen werden. Wenn dieſe zu dreien oder zweien den Koſtenanſchlag anerkennen, ſo wird derſelbe nochmals der ſtädtiſchen Innung angeboten. Lehnt dieſe denſelben zum zweitenmale ab, ſo ſoll der Arbeitgeber die drei oder zwei ausſtädtiſchen Innungen zur Herſtellung der Arbeit nach dem Koſtenanſchlag nöthigen. Wenn drei oder zwei ausſtädtiſche Innungen den Koſtenanſchlag verwerfen, ſo ſoll nunmehr die ſtädtiſche Innung einen neuen anfertigen. Verwirft dieſen der Arbeitgeber, ſo tritt das erwähnte Schiedsgericht von neuem in Thätigkeit. Wenn dieſes Schiedsgericht mit drei oder zwei Stimmen dieſen zweiten Koſtenanſchlag genehmigt, ſo möge der Beamte genöthigt ſein, die Arbeit nach ihm von der ſtädtiſchen Innung ausführen zu laſſen.«

Zweite Abtheilung.

Reicht uns eine Hand, ſo ſind wir bald wieder auf den Füßen!

Der Handwerkerſtand muß vom Staate nicht allein eine veränderte Geſetzgebung, ſondern auch *materielle Hülfe* verlangen.

Hätte der Staat ſeinen einzelnen Ständen bisher das Recht gegeben, ihre Angelegenheiten ſelbſt zu berathen und zu beſorgen, oder auch nur durch Geſammtausdruck ihrer Wünſche die Geſetze zu verbeſſern, dann dürfte Niemand einen ſolchen Anſpruch machen. Wer ſich ſelbſt helfen darf, der ſoll keinen Andern anſprechen.

Aber das hat der Staat nicht gethan. Die Polizei trieb berathende Verſammlungen auseinander, Handwerkervereine wurden möglichſt eingeklemmt, das Petizionsrecht erſchwert. Durch den Mangel der Freiheit iſt der Stand geſunken: *er hat jetzt ein Recht, Hülfe zu verlangen*, ſobald der aus allen Gliedern gerenkte Staat wieder im Stande iſt, ſelber auf ſeinen Füßen zu ſtehen.

Nur muß man hier ſogleich Chimären und Träume von ſich abthun. So lange es Bewegung in der Welt, Kämpfe gegen Unterdrückung, Kriege, Landesunglück geben wird, ſo lange werden auch in Folge derſelben zeitliche Arbeitsſtockungen eintreten. Durch dieſelben Ereigniſſe werden aber gleichzeitig die Geldkräfte des Staates geſchwächt. In ruhiger Zeit giebt ſowol der Privatmann, als auch die Gemeine und der Staat dem Arbeiter und Handwerker Beſchäftigung: bei einer Geſchäftsſtockung aber zieht das Privatvermögen ſich urplötzlich zurück, und der Staat, der ſeine Kaſſen ebenſo plötzlich entkräftet fühlt, kann unmöglich die Mittel beſitzen, die müßig gewordenen Hände zu beſchäftigen. Dieß iſt ſo klar, daß jeder Unbefangene es einſehen muß. Solche Arbeitsſtockungen dienen dazu, den Beweis zu liefern, daß mit der anwachſenden Bevölkerung auch der Handwerkerſtand bereits zu zahlreich geworden iſt. Sie ſind übrigens vorübergehend, ſo hart ſie auch für den Augenblick drücken. Während ihrer Dauer kauft Niemand die Erzeugniſſe der Arbeit: aber der Verbrauch dieſer Erzeugniſſe hört darum nicht auf. Daher kommt es, daß nachher Jedermann deſto mehr neu ſich anſchaffen muß, und ſo tritt nach einer Stockung unfehlbar eine deſto ſtärkere Beſtellung, folglich ein erhöhter Betrieb der Geſchäfte ein. Stände alſo der Handwerker überhaupt erſt etwas beſſer in ſeinen Vermögensumſtänden, hätte er für den Fall der Noth Etwas zuzuſetzen und müßte er nicht ſogleich die Qual des Schuldenmachens auf ſich laden, dann hätten Handwerksſtockungen für dieſen Stand wenig auf ſich, und würden ſich durch die nothwendig nachfolgende gewerbliche Blüte leicht wieder ausgleichen. Man muß alſo von dem Vorübergehenden ſeinen Blick wegwenden auf Das, was Dauer hat; man muß zuſehen, durch welche bleibende Einrichtungen der Staat den arbeitenden Klaſſen zu helfen vermag.

Hier ergeben ſich nun zuerſt einige Staatsverpflichtungen, welche ſich nicht auf unſern Stand allein, ſondern auf alle Klaſſen unſerer Mitbürger beziehen. Sobald aber der Staat erſt dieſen Verpflichtungen nachgekommen iſt, dann iſt auch dem Handwerker geholfen.

Das Elend auf Erden hat vier Quellen: erſtens die Sünde, Schlechtigkeit und Leichtfertigkeit der Menſchen ſelbſt; dann die mangelnde geiſtige Bildung; hierauf die unrichtige Vertheilung der Staatslaſten; endlich die Uebervölkerung. Man ſpricht zwar noch von andern Urſachen, welche man die natürlichen nennt: allein dieſes iſt eine Lüge und Gottloſigkeit. Die Natur hat den Tod geordnet und das Alter und die Krankheit: das Elend aber, das Verkommen in Hunger, Jammer und Verbrechen, das wollen Gott und die Natur nicht.

Was nun das erſte Viertel der Elenden angeht, die es durch eigene Schuld, durch Laſter, Verſchwendung, Trunkſucht geworden ſind, ſo mag man im einzelnen Falle immerhin verſuchen, durch die Mittel der Religion, der liebreichen Unterſtützung oder auch nach Umſtänden der

Strafe ſie wieder auf einen beſſern Weg zu bringen. Die ganze Klaſſe aber wird man nicht beſſern. Der Menſchenfreund, ſo ſehr ihm das Herz dabei blutet, wird ſie als eine Entwickelungskrankheit unſeres Staatskörpers, etwa wie einen ſchwärenden Finger an dem ſonſt geſunden Leibe der menſchlichen Geſellſchaft, betrachten: er wird aber auch dafür ſorgen, daß die Säfte dieſes Leibes hinfort rein erhalten werden, damit keine neue auszuſcheidende Schärfe in ihnen ſich bilde.

Das zweite Viertel des Elends liegt begründet in der ſchlechten Erziehung, welche das Fortpflanzungsmittel für alles Uebel in der weiten Welt iſt. Auch die Armuth iſt Folge der Unwiſſenheit. Wer als Kind ſeinen Geiſt vielſeitig geübt, wer über alle Hauptfragen des menſchlichen Lebens im Unterricht Klarheit empfangen hat, der verſteht leichter jede Gefahr abzuwenden, jeden Vortheil im rechten Augenblicke zu benutzen. Wie oft begegnet es uns, daß wir aus unſerm Dienſt Handwerker entlaſſen müſſen, weil ſie zwar in ihrer Arbeit ganz brav ſind, aber nicht genug Menſchenverſtand beſitzen, um irgend etwas außer dem gewöhnlichen Schlendrian Liegendes herzuſtellen! Und dieß gilt nicht bloß von dem Geiſte: auch der Körper wird durch das Hocken auf der Schulbank und durch den Mangel an Pflege und Uebung abgeſchwächt, was dann wieder nachtheilig auf die geiſtigen Fähigkeiten zurückwirkt. Hierzu kommt endlich die falſche Richtung, welche der Schulunterricht überhaupt, ſowol in ſeinen Gegenſtänden als in der Art ſie mitzutheilen, ſchon ſo lange eingeſchlagen hat. Die Kinder lernen leſen, ſelten aber verſtehen, und haben folglich nach Vollendung der Schulzeit kein Vergnügen daran, ſich durch Bücher weiter zu bilden. Ihren Namen können ſie wol alle ſchreiben, aber wenn es gilt, etwa einen Wunſch oder eine Bittforderung ſchriftlich mit wohlgeordneter Angabe der Gründe aufzuſetzen, dann haben ſie eine fremde Hand nöthig. Auch das Rechnen bringt man ihnen bei, und hierin wird in der Regel noch das Beßte geleiſtet: aber die meiſten Handwerker haben denn doch nicht allein mit der Bezahlung, ſondern auch ſchon mit der Aufſtellung der Rechnungen ihre liebe Noth. Dazu nimmt dann der Religionsunterricht, welcher am Ende für das künftige Gewerbe und den Lebensunterhalt auch nichts einträgt, einen großen Raum im Schulunterrichte ein. Die Kenntniß der weltlichen Dinge, des Staates, der Bürgerpflichten, die klare Anſchauung von der bisherigen Geſchichte des Erdflecks den wir bewohnen, die Grundzüge der Völkerkunde, die Kenntniß der umgebenden Steine, Thiere, Pflanzen, kurz alles Das, was die praktiſche Bildung des Menſchen, was ſeinen Broterwerb und ſeine Stellung im bürgerlichen Leben befördert — das wird von halbwiſſenden Lehrern für Nebenſache, von unwiſſend bigotten Schulpflegern für ſchädliche Aufklärung gehalten. Die Mehrzahl unſerer Volksſchulen verdummt jedes Kind volle ſieben Jahre lang nach einem künſtlich angelegten, nirgend zu durchbrechenden Syſtem. Ich will und kann an dieſer Stelle auf Beſſerungsvorſchläge nicht eingehen: das aber weiß ich, daß die Nation ſolche geiſtige Verkrüppelung nicht länger mehr dulden darf und daß aus der bevorſtehenden Reform der Schulen auch eine gründliche Hebung der arbeitenden Klaſſen nothwendig hervorgehen wird.

Der dritte Grund des Elends iſt die Ungerechtigkeit des Staats in Vertheilung der Laſten, die er zu ſeinem Beſtehen auf die Schulter ſeiner Bürger legt. Dieß prägt ſich am ſchärfſten und ſchmerzlichſten aus in der Umlage der Steuern.

Bei ihnen hat der Staat Jahrtauſende von Unrecht durch endliche Gewährung des Rechtes zu ſühnen: keiner von allen Volkswünſchen ſteigt heißer und dringender zur Quelle der Geſetzgebung empor, keiner iſt ſo einſtimmig auf allen Wahlprogrammen der verſchiedenſten Parteien ausgedrückt worden. Es liegt außer allem Zweifel, daß der Staat, bisher durch den Vortheil des Adels und der Reichen gehemmt, hierin jetzt den Forderungen der Armuth nachgeben wird: es iſt eine Nothwendigkeit für ihn, ſein Beſtehen hängt davon ab. Zumal die ſchändliche Beſteuerung der nothwendigen Lebensbedürfniſſe mittels der ſtädtiſchen Thorſperre muß und wird wegfallen, welche bis jetzt den armen Mann, wenn er eine Frau mit ſechs Kindern hatte, achtmal ſo viel zahlen ließ, wie den reichen Hageſtolzen. Das Gewerbe darf nicht ferner im Voraus durch einen zu löſenden Gewerbeſchein beſteuert werden, ſondern die Steuer muß fragen, wie viel wirklich durch das Gewerbe verdient worden iſt. Bis zu einem gewiſſen Erwerb müßte ſogar jeder Arbeiter ſteuerfrei bleiben, da er bereits durch ſeine Arbeit ſelber zum Reichthum des Staates beiträgt. Aber zu dieſem Grundſatze können wir vor der Hand die Steuerreform noch nicht durchführen: es kommt einſtweilen darauf an, daß der viel wichtigere Grundſatz der progreſſiven Einkommenſteuer ſich durchſetze, d. h. daß ein Jeder vom folgenden Hundert ſeines Jahres-Einkommens ein größeres Prozent ſteuern muß, als von dem jedesmal vorhergehenden Hundert. Bis jetzt wurde die Steuer immer drückender, je ärmer der Mann war: nach den Forderungen der Vernunft aber (und die müſſen gegen den Eigennutz bevorrechteter Klaſſen zuletzt immer ſiegen) ſoll die Steuer in dem Maße drückender werden als Einer reicher wird. Iſt dieſes errungen, dann thun ſich für den Armen auf allen Seiten Quellen des Wohlſtandes auf, von denen jede einzelne klein iſt, die aber gleich den kleinen Blutäderchen des Menſchen den ganzen Körper der Geſellſchaft durchziehen und mit friſchen Lebensſäften tränken werden. Es iſt unglaublich, wie viel Einfluß auf die Geſundheit die Lebensfreude und den Wohlſtand der arbeitenden Klaſſen die Eine Erleichterung haben wird, daß beim Wegfall der Schlachtſteuer man das Pfund Fleiſch um ſechs Pfennige billiger kauft. Mit der gerechtern Vertheilung der Steuern tritt ſogleich auch eine größere Gleichmäßigkeit des Vermögensſtandes in der ganzen menſchlichen Geſellſchaft ein. Man blicke nur auf die letzten fünfzig Jahre: erſt ſeit die franzöſiſche Revoluzion die Steuerfreiheit der ungeheuern geiſtlichen und Adelsgüter vernichtete, hat der Mittelſtand aufkommen und ſeinen gegenwärtigen mächtigen Kapitalbeſitz gründen können. Auf dieſem Wege müſſen auch wir fortſchreiten, müſſen wiederum von denjenigen Ständen, die jetzt am meiſten darunter leiden, den Steuerdruck wegheben und auf die vertheilen, welche in dieſem Augenblicke die meiſte Steuerkraft beſitzen: das ſind aber die großen Landbeſitzer und Kapitaliſten. Gelingt das, ſo werden die untern Stände bald zu Athem kommen und ſich heraufarbeiten.

Die letzte Quelle des Elends iſt die Uebervölkerung. Zwar iſt dieſe, wenn wir Deutſchland im Ganzen und Großen betrachten, bei uns noch gar nicht eingetreten: eine gleichmäßigere Vertheilung des Grundbeſitzes, eine Zerſchlagung der Domänen, Standesherrſchaften und großen Majorate wird die Möglichkeit geben, in manchen Gegenden des Vaterlandes noch viele Millionen glücklicher Bauern anzuſiedeln. Dieſe werden dann Werkgeräth, Häuſer und Kleidungsſtoffe brauchen, und folglich dem Handwerk und den Fabriken ebenfalls einen neuen Schwung zubringen. Dieß aber koſtet Zeit, und wir brauchen eine augenblickliche Hülfe. In einzelnen Strichen des Vaterlandes iſt allerdings die Bevölkerung ſchon allzu gedrängt. Durch Fabriken, welche das Geld von außen her ins Land ſchaffen und folglich auf einem kleinen Fleck Landes eine bedeutende Menſchenmenge ernähren können, vermag man dem Uebel eine Zeitlang zu ſteuern: am Ende aber wachſen auch die Fabrikarbeiter zu ſehr ins Ungeheure an, die Erde nährt dort ihre Kinder nicht mehr, und die Nahrungsmittel ſteigen zu unerſchwinglichen Preiſen. Von dieſer traurigen Wahrheit geben alle Diſtrikte Zeugniß, in welchen ſeit längerer Zeit die Induſtrie herrſcht. Es iſt Pflicht der menſchlichen Geſellſchaft, ein ſolches übermäßiges Zuſtrömen auf Einen Punkt zur rechten Zeit wieder abzuleiten, bevor ſich daraus ein Sumpf von Unſittlichkeit und ekelhafter Gemeinheit bildet. Wenn wir nun im Vaterlande den Ablauf dafür nicht finden, dann wird es Pflicht, ihn im Auslande zu ſuchen. Die Natur hat geſorgt, daß der Menſchheit der Raum ſich auszubreiten für Jahrtauſende noch nicht fehlt; der Staat aber muß als ein verſtändiger und milder Vater auch gegen die Kinder barmherzig ſein, welche das elterliche Haus verlaſſen; er darf ſie nicht, wie das bisher geſchehen iſt, ungewarnt und ſchutzlos unter die Habgier der Fremden hinausſtoßen. So Gott will, ziehen wir aus den bittern Erfahrungen in Schleswig den Vortheil, daß die künftigen Leiter unſerer Geſchicke ſo klug werden, wie unſere verbannten Poeten ſchon vor ſechs Jahren geweſen ſind und uns endlich eine Kriegsflotte ſchaffen. Haben wir die, ſo müſſen wir auch Kolonien haben, und dann wird es in dieſen eher an Händen als an Arbeit fehlen. Bis dahin aber iſt Amerika der natürliche Boden für den auswandernden Deutſchen, und der Staat, der durch ſeine Einrichtungen großentheils das Uebel verſchuldet hat, muß die Armen, welche dieſes Rettungsmittel ergreifen wollen, nicht bloß ſicher und heil überpflanzen, ſondern auch drüben ihnen eine Stätte bereiten.

Das nun ſind die allgemeinen Rettungsmittel der Armuth, die der Staat durch zweckmäßigere Verwendung ſeines Vermögens in Bewegung ſetzen kann und die allen arbeitenden Ständen zu Gute kommen. Sehen wir nun, was ſich durch den Fiscus im Beſondern für den Handwerkerſtand thun läßt.

Hier bemerken wir zuerſt, daß der Staat bis jetzt dieſem ganzen Stande gar keine materielle Hülfe geleiſtet hat.

Eine auffallende Thatſache, wenn wir die Stellung der übrigen Stände zum Staatsvermögen in's Auge faſſen! Allen gewährt man, was dem Handwerk verſagt wird. Es iſt natürlich, daß der Staat ſeine Beamten erzieht, weil er dieſelben unmittelbar bedarf, daß er alſo mit größter Freigebigkeit Schulen, Gymnaſien und Univerſitäten gründet. Für die Aerzte hat er ſchon nicht ſo direkt zu ſorgen, indem dieſe der großen Mehrzahl nach nicht im Staatsdienſte ſtehen: und doch ſind für ſie die theuren Kliniken, die Lehr- und Uebungsanſtalten aller Art vorhanden. Auch die Kunſt greift nicht in das Beamtenthum ein: aber von alten Zeiten her haben Könige und Stadtgemeinen mit Recht eine Ehre darein geſetzt, großartige Akademien aus ihren Mitteln zu ſtiften. Für die Landwirthſchaft gründen ſich in den jüngſten Zeiten an allen Orten Lehranſtalten, und man hat auch ſchon angefangen, für den ärmern Bauern und Winzer Leihkaſſen anzulegen, die es ihm möglich machen, in Augenblicken der Noth der Spekulazion Trotz zu bieten. Dann aber der Handel, den wir doch am nächſten mit dem Handwerk vergleichen können: welche ungeheuern Summen werden alljährlich verwendet um ihn in Flor zu bringen! Ihm zu Liebe werden die Flußbetten gereinigt und korrigirt; ihm dient die mühſam hergeſtellte Kunſtſtraße, ihm vor allen andern Ständen der durch harten Fels geſprengte Tunnel der Eiſenbahn. Sein Wort wiegt, wenn es gilt Grenzzölle zu ſchaffen oder aufzuheben, und wir haben die Fälle erlebt, wo unter ſtürzende Banquier- und Handelshäuſer der Staat ſich ſelber mit ſeinem Kredit geſtemmt hat. Ich ſage nicht, daß dieſes Alles unklug oder unbillig ſei: es iſt Pflicht eines vernünftigen Staates, ſeine gemeinſamen Mittel zur Blüte der einzelnen Stände zu verbrauchen. Aber das ſage ich auch und muß ich ſagen: Es darf im Staate keine Stiefkinder geben; an ihr elterliches Theil haben alle gleichen Anſpruch. Nun aber zeige man uns, was denn vom Staate bis heut der Handwerkerſtand empfangen hat? Sind in allen Städten, oder doch in den größern, Modellkammern der feinſten und ſchönſten Handwerkserzeugniſſe angelegt? Giebt es öffentliche Sammlungen kunſtfertiger Schöpfungen aus den glücklichern Zeiten der Handarbeit, an denen ſich das gegenwärtige Geſchlecht ſchulen oder doch ſpiegeln könnte, wie es ja doch öffentliche Gemälde- und Gypsſäle für die Künſtler giebt? Sind Preiſe und Belohnungen vom Staate ausgeſetzt auf die Hervorbringung des Vollkommenſten, das der Handwerker liefert? Nein, Nichts von alle dem: allenfalls hat man uns auf den großen Induſtrieausſtellungen neben den Fabrikarbeiten ein beſcheidenes Plätzchen gegönnt — denn ſolche Ausſtellungen bezahlen ſich ſelbſt und koſten folglich dem Staate nichts. Das Handwerk hat ein Recht viel mehr als Dieſes zu fordern.

Wir wollen hier einſtweilen ganz abſehen von den oben angedeuteten Bildungsanſtalten für Handwerker, obwol ohne ſie ein geiſtiger Aufſchwung des Handwerks zur Hervorbringung nicht des Modernen, ſondern des wirklich Schönen, ſtets unmöglich bleibt. Wir halten uns an das Nächſte und fragen: Was kann, was muß der Staat aus ſeinen Geldmitteln thun, um dem Handwerker für den Augenblick eine Hülfe zu geben, ohne die er aus ſeiner gegenwärtigen gedrückten Lage ſchwerlich aufſtreben kann?

Und hier empfiehlt ſich ein Inſtitut, bei welchem Einnahme und Ausgabe in ähnlicher Weiſe ausgeglichen werden, wie in der Verbindung der Leihhäuſer mit den Sparkaſſen. Zwei Dinge drücken den armen Handwerker: Erſtens fehlt ihm, ſelbſt wenn er Arbeit hat, oft das Geld für die Rohſtoffe. Zweitens hat er für ſeine fertigen, vielleicht ſehr ſchönen und gut verkäuflichen Erzeugniſſe keinen Markt zum Aufſtellen. Der Staat muß ihm alſo eine Induſtriehalle bauen und gegen eine beſtimmte Sicherheit und gegen mäßigen Zins Darlehne eröffnen.

In engen Straßen unbeſuchter Stadtviertel habe ich wol über den Thüren Schilder geſehen, welche die Wohnung eines Tiſchlers ankündigten. Ich trat ein und traf den Meiſter in dunkler Werkſtätte arbeitend. Er lud mich ein, auf ſeine Oberſtube zu kommen: dort fand ich die ſchönſten Möbel, modern, geſchmackvoll, ſolid, unter dem Preiſe verkäuflich. Ich fragte, ob der Mann auf Beſtellung arbeite? „Nein, war die Antwort. Niemand kennt mich: wir ſind arm und können in keine beſſere

Straße ziehn; ausſtellen können wir auch nicht, denn die Miethen ſind zu theuer. Sie, mein Herr, ſind der Erſte der meine Arbeit ſieht. Ich habe die Welt durchreiſt, ich fertige jede Arbeit ſo gut und fein, wie ſie in irgend einer Hauptſtadt geliefert wird: an dieſem Orte aber muß ich zu Grunde gehen, denn ich ſehe täglich Möbel durch meine Straße tragen, welche meine reichen Mitbürger aus den Nachbarſtädten hereinbringen."

Vielleicht führt nach einem Vierteljahr Laune oder Zufall einen vermögenden Mann zu meinem Tiſchler: vielleicht gelingt es ihm eine kleine Summe einzunehmen, die es ihm möglich macht in ein glücklicheres Stadtviertel zu ziehn; vielleicht betritt er durch dieſen erſten Schritt den Weg des Gelingens. Vielleicht! ſage ich, denn ebenſo möglich iſt, daß ihn vor dem erſten Stral des Glückes die Pfändung ereilt, daß er dann nie wieder Geld und Muth gewinnt, das Schönſte, was er vermag, anzufertigen, ſondern ſein Lebenlang mit Flickarbeiten oder im Tagelohn ein kümmerliches Brot verdienen muß. Es iſt mit Einem Worte ein *Zufall*, ob im Handwerkerſtande das echte Talent den Sieg davon trägt oder ob es unterliegt: den Zufall aber zum Richter über das Verdienſt der Menſchen zu machen, das iſt *grauſam und ungerecht*!

Der Staat ſoll dieſem abhelfen, ſoll, wenn ſeine geprieſene Konkurrenz nicht eine eitle Lüge iſt, auch dafür

Sorge tragen, daß der arme Handwerker ebenſo gut einen Markt für ſeine Produkte gewinne wie der reiche, der einen glänzenden Laden eröffnen kann.

Der Staat ſoll zu dieſem Zwecke in jeder Stadt ein großes Gebäude unter dem Namen der Gewerbehalle errichten für die Erzeugniſſe aller ſeinern Handwerke, welche ihre Waaren nicht wie die Fleiſcher, Bäcker u. ſ. w. in offener Markthalle oder auf freiem Platze feil bieten können. In großen, hell beleuchteten Sälen ſollen hier alle ſchönen Erzeugniſſe der menſchlichen Hand dem Käufer zur Auswahl, dem Bürger zur Freude und Ehre ſeiner Stadt, dem neugierigen Beſucher zum Reiz für das Auge aufgeſtellt werden. Ein aus dem ganzen Handwerkerſtande des Ortes zu wählender Ausſchuß, der regelmäßig wechſelt, prüft die Güte und Muſterhaftigkeit der aufzuſtellenden Waaren, damit nie aus der Halle eine ſchlechte oder nicht vorhaltende Arbeit verkauft werde. Derſelbe ſetzt feſt, wieviel Gegenſtände ein jeder Meiſter dorthin ſtellen dürfe, damit nicht wieder der Reiche, der etwa mit zwanzig Geſellen arbeitet, durch die Uebermacht ſeiner Produkzion die andern vom Markt verdrängt. Endlich liegt dem Ausſchuſſe die Pflicht ob, Waaren, deren Verkauf nicht gelungen iſt, nach einer beſtimmten Zeit an den Meiſter zurückzuſchicken.

Und nun überlege man einmal, wie wohlthätig, auch abgeſehen vom Abſatz, eine ſolche Einrichtung wäre. Wie elend und gedrängt wohnen viele Handwerkerfamilien! Den größten, hellſten und geſundeſten Raum nimmt der Laden ein, oder ſie müſſen hinter doppelten Ausſtellfenſtern arbeiten, welche ſich meiſt nicht einmal öffnen laſſen. In der Regel ſind ſie mit ihrem Familienleben in eine düſtre Stube nach dem Hofe zu eingezwängt. Dazu kommen die unglaublich hohen Miethpreiſe ſolcher Läden, ſobald ſie in großen Straßen liegen. Dieſes Alles würde für viele Handwerker ſchwinden, wenn ſie die verkäuflichſten Artikel in einem öffentlichen Gebäude ausſtellen dürften: namentlich würden ſie dann ohne ſo großen Nachtheil in abgelegenen Stadtvierteln wohnen können. Wieviel von Lebensfriſche und Geſundheit würde wieder durch dieſe Eine Maßregel gewonnen!

Die Gewerbehalle iſt der Palaſt der Arbeit, der Stolz des Handwerks: hier muß auch die Reſidenz ſeiner Selbſtverwaltung ſein. Es werde ein Raum des Gebäudes für die Verſammlungen des ganzen Standes, für die Bildungs- und Leſevereine ausgewonnen: hier ſitze das Meiſtergericht, hier halte man öffentlich die Prüfungen der Lehrlinge und Geſellen, hier ſei der Platz für die Geſangübungen und für öffentliche muſikaliſche oder dramatiſche Aufführungen, die aus dem Schooße des Handwerkerſtandes hervorgehen. In kleinern anliegenden Zimmern werden die einzelnen Innungen ihre beſondern Angelegenheiten verhandeln, ihre Krankenkaſſen, Akten und Verwaltungspapiere aufbewahren.

Die erſte Anlage ſolcher Gebäude iſt Pflicht des Staates, ſo heilige Pflicht wie Univerſitäten und — Kaſernen. Dem weitern ſozialen Fortſchritte der Nazion, den wir jetzt noch gar nicht ermeſſen können, muß es dann überlaſſen werden, ob der Staat ſpäter die Laſt, wie er es bereits bei der Kirche und Schule gethan hat, auf die Gemeine abwälzt, oder ob der Handwerkerſtand ſeinen Erwerb und ſein Ehrgefühl ſo hoch zu ſteigern vermag, daß er durch Aſſoziazion, natürlich in einzelnen Ratenzahlungen, dem Staate ſeine Vorlage wieder abkauft und ſich in ganz unabhängigen Beſitz einer für ſein Gedeihen unſchätzbaren Anſtalt ſetzt. Vor der Hand kann man nicht verlangen, daß er ſelber die Gewerbehalle baue: denn für jetzt muß er die ohnehin geringen Mittel ſeiner Vereinbarungen bloß für ſeine Bildung und politiſche Erziehung, höchſtens für Begründung gegenſeitiger Unterſtützungskaſſen im Krankheitsfalle verwenden. Zu der erſten Anlage hat alſo der Staat väterlich die Hand zu bieten.

Mit der Gewerbehalle, und das muß die zweite Forderung des Handwerkerſtandes an die Staatsfinanzen ſein, verbinde ſich nun eine Vorſchußkaſſe für Handwerker. Jedermann weiß, daß es ſich in dieſem Stande meiſt nur um kleine Vorſchußſummen handelt, daß aber das Fehlen dieſer kleinen Summe im entſcheidenden Falle den Ruin ganzer Familien nach ſich ziehen kann. Mit einem kleinen Kapital, welches ſich natürlich durch einen mäßigen Zinsfuß verwerthet, hilft man hier einem großen Elend ab. Die Darlehne müßten zuvörderſt gegen Produkte gegeben werden, welche in der Halle ausſtehen, ſo daß man gleich Pfand und Sicherheit in Händen hat. Damit das Anlagekapital nicht zu kurz komme, darf das Darlehn niemals bedeutend ſein, ſondern allenfalls höchſtens $^1/_8$ des vom Verkäufer verlangten und vom Ausſchuß genehmigten Verkaufspreiſes betragen. Auch iſt nothwendig, die Friſt der Wiederzahlung kurz zu ſetzen. Vor Allem muß man ſorgen, daß dieſe Anleihen, den Zins abgerechnet, koſtenfrei ſind. Der Handwerker, welcher einen frühern Vorſchuß noch nicht berichtigt oder aber ſich in Zahlung deſſelben nachläſſig und unordentlich gezeigt hat, ſoll auf eine beſtimmte Zeit von der Benutzung der Kaſſe ausgeſchloſſen werden.

Es gilt indeſſen Gerechtigkeit gegen den ganzen Stand, und dieſe findet nur ſtatt, wenn jeder Handwerker (auch ſolche, die nach der Art ihrer Geſchäfte die Gewerbehalle nicht benutzen können) an die Leihkaſſe Anrecht hat. Hierbei iſt aber zu erwägen, daß ſolche Handwerke wol meiſt Waaren genug in ihren eigenen Häuſern oder Kellern liegen haben, um auf ſie Darlehne empfangen zu können. Bei andern Gewerken, unter denen ich beiſpielsweiſe die

Buchbinder, die nicht zugleich Etuis-Arbeiter ſind, anführen will, kommt freilich auch dieſes nicht vor, und hier müßte man dann gewiſſe Regeln feſtſetzen, nach denen die Berechtigung zur Anleihe geordnet wird. Man kann z. B. beſtimmen, daß ein Meiſter ſchon 3 Jahre ſelbſtſtändig ſein Gewerbe ſoll getrieben haben, daß er durch das Zeugniß eines Arbeitgebers einen beſtimmten Auftrag nachweiſt, für welchen er eine Vorauslage nöthig hat, oder daß er endlich einen oder zwei Meiſter ſeines Gewerkes beibringt, welche für ſeine Redlichkeit haften.

Allerdings bringt die Verwaltung einer ſolchen Kaſſe Mühe, und Undank dazu. Allein dieſe ſind der Lohn eines Jeden, der ſich mit Angelegenheiten der öffentlichen Wohlfahrt beſchäftigt, und doch fehlt es nie an den edeln oder unerſchütterlichen Charakteren, die eine ſolche Thätigkeit übernehmen und durchführen. Mag man immerhin für die eigentliche Geſchäftsarbeit, für die Buchführung und nöthigenfalls für das Einklagen beim Handwerkergericht einen Rendanten mit kleiner Beſoldung anſtellen: für das eigentlich Wichtige an der Sache, für die Verwaltung und gewiſſenhafte Vertheilung des Kapitals werden ſich zu jeder Zeit die bravſten Meiſter des Handwerks unentgeldlich bereit finden laſſen. Verſuche es der Staat nur mit einer ſo großen Wohlthat: ich bin überzeugt, daß der Stand ihrer ſich würdig beweiſen wird.

Eine Hauptſache iſt noch die Sicherſtellung der

Handwerkerrechnungen gegenüber den Bankerotteurs. Muthwilliger oder leichtſinniger Betrug darf nicht länger den ehrlichen Verdienſt mit in den Abgrund reißen. Oder was hat die Arztrechnung in dieſem Stücke voraus, daß man ſie bevorzugt auf Koſten der Forderungen des Handwerkers?

Astouin, Deputirter aus Marſeille, hat am 21. Juni dieſes Jahres in der franzöſiſchen Nazionalverſammlung den Antrag geſtellt: „Der Lohn des Arbeiters iſt vor allen Mobiliar- und Immobiliar-Gläubigern privilegirt. Im Fall von Bankerotten iſt er ganz zu bezahlen, und zwar im Vorzuge vor allen übrigen Poſten, ſelbſt den Gerichtskoſten. Die Zahlung erfolgt durch den Syndic oder durch den Taxazionsrichter aus den erſten Einnahmen.“ Aber der Vorſchlag kam zu früh oder zu ſpät; die Nazionalverſammlung hatte eben den Sieg über die Arbeiterrevoluzion hinter ſich und zog in thörichtem Selbſtvertrauen das Intereſſe des Kapitals wieder dem der Arbeit vor: der Antrag wurde bloß an den Geſetzgebungs-Ausſchuß verwieſen und wird vermuthlich zu Falle kommen.

Ob das deutſche Herz in ſeiner angebornen Milde und ſeiner Neigung für bürgerliche Gerechtigkeit dieſe Sache bei bevorſtehenden Geſetzesänderungen billiger und zugleich klüger anordnen wird, als die franzöſiſche Nazionalverſammlung?

Und hat man ſo erſt der leiblichen Noth abgeholfen, dann mögen endlich die künftigen Lenker unſerer Geſchicke ihr Auge richten auf die geiſtige Hebung des Standes. Ich ſehe voraus, daß die Nazion einſt die Ausbildung des jungen Handwerkers für ebenſo wichtig halten wird, wie jetzt die des Künſtlers. Dann wird der Zeitpunkt für die Stiftung von Gewerbeſchulen eintreten, die freilich etwas Anderes ſind als bloße Schulen des Handels: dann wird das Handwerk den letzten mächtigen Schritt thun, der es wieder in das Reich des geiſtigen Schaffens und Erfindens, und ſomit in die gebildetſten Kreiſe des Bürgerthums emporhebt, der ihm ſeine Stelle neben dem Dichter, Bildhauer, Muſiker und Maler einräumt: es iſt der Schritt von dem Handwerk in die Kunſt.

Bis dahin muß der Stand ſich ſelbſt bilden, ſelbſt ſich forthelfen. Denn alles Geiſtige kann nicht von Außen hereingepflanzt, es muß aus der innerſten Lebenskraft jedes Menſchen, jeder Berufsklaſſe hervorgebildet werden.

Bisher handelten wir von dem, was die Geſellſchaft und die Verwaltung für das Handwerk thun ſoll: jetzt kommen wir zu unſerem letzten Stücke und fragen: Was kann der Handwerker, wie er jetzt leibt und lebt, ſelber für ſich und ſeinen Stand thun?

Dritte Abtheilung.

Hilf dir ſelbſt, ſo hilft dir Gott!

Alles Unglück liegt nur halb außer dem Menſchen, halb aber in ihm ſelbſt.

Mit den verſchiedenſten Ständen verkehrend habe ich unzählige Klagen über die Handwerker gehört, und wenn ich ſelbſt ſie brauchte, leider ſehr oft gefunden, daß ſolche Klagen begründet waren. Ich will hier nicht Fehler, die Einzelne an ſich haben, ſondern nur ſolche erwähnen, welche einer bedeutenden Zahl von Handwerkern anhangen.

Neben all den Großen, Kräftigen, Heiligen, was unſere Zeit durchwogt, finden ſich in ihr auch böſe Geiſter genug. Die berechtigte Unzufriedenheit über ſein Loos macht gar manchen Handwerker auch gegen den einzelnen Arbeitgeber ungerecht und unbillig. Es iſt eine ſchmerzliche Wahrheit: die harten und unbarmherzigen Kunden werden von den Handwerken beſſer, wohlfeiler und pünktlicher bedient als die wohlwollenden und gütigen. Gar mancher einflußreiche Mann, der dem Arbeiterſtande von Herzen zugeneigt war, hat ſeine Geſinnung geändert, weil er in die unglückliche Meinung verfiel, dieſer Stand ſei einer humanen Behandlung nicht würdig. Wie oft habe ich ſelbſt es erfahren, daß ein Handwerker, dem ich nach meinem Grundſatze bei der erſten Rechnung nichts abzog, augenblicklich bei der zweiten mir höhere Preiſe abverlangte, weil er mich eben für einen Mann hielt, der das Geld nicht anzuſehen brauche. Ich frage die Handwerker, welche dieſes Buch leſen werden, und zwar jeden einzelnen auf ſein Gewiſſen: *Haſt du, mein Freund, für jede Arbeit, die du machſt, einen gleichen und ganz unwandelbaren Preisſatz?* Findeſt du eine *Standesehre* darin, von dieſem Satze niemals abzugehen, nie einen höhern Preis zu fordern, wenn du für einen reichen Engländer arbeiteſt, nie mit einem niedrigern dich zu begnügen, wenn du fürchten mußt, daß dir ſonſt eine Arbeit verloren gehe? Denn ehe du in dieſem Stücke vor dir ſelbſt als ein ehrlicher, unbeſtechlich rechtlicher Mann daſteht, darfſt du nicht klagen, wenn die höhern Stände dem deinigen kein volles Vertrauen ſchenken und bei Zahlungen durch Abzüge ſich gegen deine ungleichartigen Rechnungen zu ſchützen ſuchen. Ehe du gegen dich ſtreng, ehe du ohne Anſehn der Perſon gerecht biſt, darfſt du von Andern nicht Gerechtigkeit fordern.

Die allerverderblichſte, für den Arbeitgeber empörendſte das Vertrauen in den ganzen Stand am meiſten ſchwächende Sünde der Handwerker iſt das *lügenhafte Zuſagen von Arbeit* auf einen Zeitpunkt, den der Handwerker hernach nicht inne hält. Es iſt dieſes ein eigentlicher Ehrenpunkt des Arbeiters, und leider iſt grade hierfür das Ehrgefühl noch gar nicht wach. Ich habe aus dem Munde von Handwerkern, die ich ſonſt redlich fand, das offene Bekenntniß gehört, daß ſie ſolche Arbeitslügen gar nicht für ein Unrecht hielten: denn wer nicht lüge, der verliere Arbeit. Es hängt dieſe ganze ſchandbare, fluchwürdige und zugleich unglaublich dumme Meinung mit den wirren Gedanken zuſammen, welche ſich das Volk von der Nothlüge macht. Kein reiner Menſch, kein edler Charakter wird zugeſtehen, daß es eine Nothlüge gebe: denn die Lüge bleibt immerdar eine Sünde, nicht gegen den Katechismus allein, ſondern gegen unſern eigenen Geiſt, welchen Gott, der Geiſt der Wahrheit, in uns gegeben hat — eine Sünde gegen unſer Gewiſſen, das uns augenblicklich das Blut der Schamröthe ins Geſicht treibt, wenn wir auf einer offenen Lüge ertappt werden. Iſt das wahr, dann nieder mit der Nothlüge! Denn das ſoll kein Prieſter und kein Staatsmann und kein Weltweiſer mir ſagen, daß die Sünde jemals für den Menſchen eine Noth oder Nothwendigkeit ſein dürfe! Am allerwenigſten aber kann das eine Nothlüge ſein, wenn ich meine Ehre als Mann und Bürger mit der Fauſt ins Geſicht ſchlage entweder um ſchnöden Gewinnes willen, oder um mich aus einer augenblicklichen Beſchämung und Verlegenheit zu retten. Der Handwerker weiß gar nicht, welch ein ſchweres und bitteres Unrecht er mit dieſen Arbeitslügen an den Kunden begeht. Bei weitem die meiſten Menſchen, auch wenn ſie nicht von ihrer Hand ſich nähren, leben denn doch von ihrer Arbeit. Die Arbeit aber hat zu ihrer Grundlage die Zeit: ſtiehlt mir ein Handwerker dieſe, ſo greift er in mein heiliges Recht des Erwerbes ein, raubt mir mein Geld. Ich bin zum Beiſpiel ein Schriftſteller, und habe, um eine Kleinigkeit hervorzuheben, ein Büchergeſtell auf heute verſprochen erhalten. Ich ſelbſt ſage nun einer Zeitung oder einem Geſchäftsmanne auf übermorgen eine Arbeit zu, die mir Geld, Ehre oder, im rechten Augenblicke erſcheinend, eine kräftige und ſegensreiche Wirkung auf meine Leſer ſichert. Dazu bedarf ich, ſo gut wie der Arbeiter ſein Handwerkszeug, meine Bücher. Nun lügt mir der Schreiner. Meine Bücher liegen unordentlich über einander, ich finde nicht, was ich brauche, ich bin unwillig und verſtimmt, und weil ich ſehe, daß ich meine Arbeit nun doch nicht auf den verſprochenen Termin fertig bekomme, ſo laſſe ich ſie lieber ganz liegen. Der Schreiner hat es ganz gut vorausgewußt, daß er das Geſtell mir nicht auf den Tag liefern werde, und doch iſt er gegen mich, der ihm Vertrauen und Verdienſt entgegenbringt, ſo ſchlecht geweſen, daß er mir, vielleicht um einen halben Thaler nicht aus den Händen zu laſſen, einen Verluſt, der zwanzigmal ſo viel beträgt, verurſacht hat. Oder ich bin Geſchäftsmann, muß morgen in Weſel ſein, und kann dort einen vortheilhaften Handel abſchließen. Der Schneider ſagt mir feſt einen warmen Reiſeanzug zu, und läßt mich ſitzen in dem Augenblick, als ich mir das Poſtbillet will holen laſſen. Es iſt kalt, ich fühle mich nicht ganz wohl, ich fluche über den Schurken, der mich eines rechtlichen Erwerbes aus ſchnödem Eigennutz beraubt: aber die Reiſe kann ich nicht unternehmen. Wie gemein iſt dieſe Geſinnung, wie neidiſch, wie unwürdig der Brüderlichkeit, welche die arbeitende Klaſſe in ihrem Verhältniſſe zu einander ſo gerne mit den Lippen geltend macht! Ich ſelbſt habe Arbeit und Verdienſt, während mein Bruder im Handwerk die Hände in den Schooß legen muß. Statt nun ihm einen dringenden Auftrag zuzuweiſen, ſtatt ehrlich gegen meinen Kunden und gerecht gegen meinen Bruder zu handeln, ſtatt deſſen reiße ich mit gieriger Lüge an mich, was mir nicht gebührt. Der ganze Sinn alſo, aus dem dieß Lügen hervorgeht, iſt ehrlos, gewiſſenlos, lieblos, ſittenlos: die That ſelbſt aber iſt neben ihrer Schlechtigkeit eine Dummheit. *Glaubt denn der Handwerker wirklich, daß er durch das Lügen Kunden behält?* Ganz im Gegentheil: was mich betrifft, ſo laſſe ich, ſeit ich überhaupt Handwerker beſchäftige, nie einen ſolchen für mich arbeiten, der mir mehr als einmal (denn einmal kann Krankheit oder Unvermeidliches daran ſchuld ſein) ein Verſprechen bricht.

Ich möchte auch alle Arbeitgeber, welche dieſes leſen, einladen, daß ſie ſtreng und unerbittlich denſelben Grundſatz befolgen: ſobald wir dann der Lüge den ſcheinbaren Vortheil, den ſie bringt, hinwegnehmen, ſo wird ſie ſchon von ſelbſt erſterben. Zugleich aber mahne ich jeden Handwerker von Ehre, daran mitzuarbeiten, daß dieſer ſchmachvolle Fleck des Standes abgewaſchen werde. Lieber einmal Nächte durchgearbeitet, als eine Zuſage gebrochen: vor Allem aber niemals verſprochen, wenn man nicht die Möglichkeit der Erfüllung ſicher in der Hand hat! Man mache nur den Verſuch, und man wird finden, daß auch der ungeduldigſte Kunde in der Regel noch ein paar Tage zuſetzt: thut er es aber nicht, giebt er folglich die Arbeit einem Andern, ſo wird er doch ſicher ſeinen gewöhnlichen Handwerker als einen redlichen Mann achten lernen und eben deshalb in ſpätern Fällen zu ihm zurückkehren. Und ſo iſt ſchon jetzt die Wahrhaftigkeit viel ſicherer zum Gewinnen und Behalten von Kunden, als die Lüge.

Noch von einer andern Seite betrachtet iſt die Stellung des Handwerkers zu den vermögenden Klaſſen eine verkehrte, und hier ſteht das Recht zur Klage wiederum mehr auf der Seite des Arbeiters. Ich meine das lange Borgen und die Rechnungsabzüge. Es liegt im Charakter unſerer Zeit und hängt mit den geſteigerten körperlichen und geiſtigen Bedürfniſſen zuſammen, daß faſt Niemand, der nicht Kapitaliſt iſt, bequem mit ſeinem Einkommen ausreicht. Dieß und die ungemeine Bedeutung, welche im Handel und Wandel gegenwärtig der Kredit erlangt hat, haben die Gewohnheit allgemein verbreitet, auf Rechnung Arbeiten machen zu laſſen: man ſchämt ſich langer Ausſtände nicht mehr. Es hat das auch ſein Gutes für die arbeitenden Klaſſen, denn es entſteht dadurch beim Arbeitgeber ein gewiſſer Leichtſinn, der manchmal mehr beſtellt, als unbedingt für den Haushalt nöthig wäre. Allein die Nachtheile ſind unglaublich viel größer: jeder Handwerker weiß, daß eine nicht eingehende Rechnung ihn an den Rand des Verderbens bringen kann. An ſich hat es für den Arbeiter etwas Empörendes, wenn er Den vielleicht gar in Pracht und Luxus hinleben ſieht, der mit Aufgeben eines einzigen Gaſteſſens ihn und manche Handwerkerfamilie aus der Noth reißen könnte und als ehrlicher Schuldner auch ſollte. Der Arbeiter verliert dabei nicht nur die Zinſen ſeines mühevoll verdienten Lohnes, ſondern, was viel härter iſt, er entbehrt die Möglichkeit eine neue Arbeit zu unternehmen, weil ihm die Vorlage fehlt. Seine Zeit und ſein froher Muth gehen ihm auf vergeblichen Mahngängen fort, der Schuldner aber ſieht die Zahlung als eine Qual an, und macht endlich, nachdem der Handwerker nun ſchon den größten Schaden gehabt hat, noch Rechnungabzüge, welche ſich der Meiſter dann auch gefallen läßt, um nur auf irgend eine Art zu Gelde zu kommen. Darf man es dem Letztern nun übel nehmen, wenn er das nächſtemal gegen dieſe Unredlichkeit durch eine andere ſich ſichert, wenn er alſo künftig ſeine Rechnungen gleich höher ſchreibt, als billig iſt? Und ſo treiben ſich der Kunde und der Arbeiter gegenſeitig zu immer größerer Gewiſſenloſigkeit vorwärts: das Vertrauen ſchwindet, und hierdurch wird die Kluft zwiſchen den obern und den handarbeitenden Ständen immer tiefer und ſchmerzlicher.

Gewiß das Meiſte zur Abhülfe dieſes Uebels müſſen die Kunden thun: aber auch die Handwerker vermögen hier Vieles, ſobald ſie ſich mit allen ihren ſtädtiſchen Genoſſen zu einem gemeinſamen Verfahren verbinden. Es iſt freilich verzweifelt ſchwer, eine ſolche Gemeinſamkeit hervorzubringen: denn das Handwerk iſt unter ſich durch den Neid bitterlich zerriſſen, und den reichen Meiſtern iſt jene ganze Unſitte nicht ſo ſehr unangenehm, weil ſie es dabei ſchon aushalten können und die ärmeren deſto leichter niederhalten. Die Hauptklemme liegt in dem knechtiſchen Geiſt und gebogenen Rücken, den der Stand, durch langjährige Geſunkenheit entmuthigt, den Reichen oder Mächtigen der Erde entgegenträgt. Der Handwerker wagt nicht, dem Kunden gegenüber mit der ſtolzen Stirn des Mannes ſein Recht geltend zu machen: er fürchtet ihn zu erzürnen und zu verlieren. Aber ein

Verluſt darf gar nicht in Anſchlag gebracht werden, wo es ſich um das Durchſetzen eines Rechtes handelt; auch würde dieſe ganze Gefahr ſchwinden, ſobald erſt viele geſinnungstüchtige Männer des Standes vereint derſelben entgegenträten. Und hier iſt wie immer der einfachſte Feldzugplan der beßte. Mögen alſo die Handwerker die Sache folgendermaßen angreifen:

Die Wurzel des ganzen Uebels ſind die Jahresrechnungen. Sie laufen zu ſo hohen Beträgen auf, daß der Schuldner von ſeinen Neujahrseinnahmen ſie unmöglich ſogleich bezahlen kann. Der Handwerker darf alſo hinfort ſo lange Zahlungsfriſten nicht mehr geben. Man arbeite nun darauf hin, einen Bund unter den Handwerkern deſſelben Ortes zu ſtiften, deſſen Theilnehmer ſich durch ihre Unterſchrift verpflichten, hinfort ihre Rechnungen entweder gleich bei Ablieferung der Arbeit oder ſpäteſtens jedes Vierteljahr einzureichen, zugleich aber die Eintreibung mit allen rechtlichen Mitteln zu beſchleunigen. Sie müſſen ſich zugleich verpflichten, ihre Preiſe hinfort unwandelbar feſtzuſtellen, und niemals aus Rückſicht auf mögliches Ausbleiben der Zahlungen ſie heraufzutreiben. Endlich müſſen ſie ſich untereinander durch Handſchlag verbinden, daß ſie von ſolchen Rechnungen Nichts, auch nicht einen einzigen Pfennig ſich abdingen laſſen, und daß ſie lieber eine ſolche Sache ans Gericht bringen wollen: denn es handelt ſich hier nicht um den Pfennig, ſondern um den Grundſatz, um Ehrlichkeit und Gewiſſen — und die ſind ſchon einen Prozeß werth. Allerdings, die reichen Leute werden ſich ungemein verwundern und entſetzen, daß ein armer Handwerker ſich das herausnimmt, ja ſie werden vielleicht in ariſtokratiſchem Ingrimm eine Clique gegen ihn bilden, um ihn aus der Arbeit zu ſtoßen. Aber auch der König Porſenna wich von den Thoren Roms, als der muthige Römer ihm kund that, daß noch dreihundert junge Männer, wie er ſelber, ihm als dem Feinde des Vaterlandes den Tod zugeſchworen hätten. Stehen erſt die Handwerker vereint hinter dem muthigen Manne, ſo wird man den Letztern nicht zu Falle bringen. Der Handwerkerſtand muß immer klarer und feſter den Gedanken in ſich ausbilden, daß alle feinen, an Handſchuhe gewöhnten Hände und Händchen ihn nicht miſſen können: hat er das erſt erkannt, und hält er in dieſem Bewußtſein brüderlich zuſammen, dann iſt er unüberwindlich.

Nur kurz und vorübergehend, denn kein verſtändiger Mann liebt es Sittenprediger zu ſein, will ich zweier Fehler gedenken, die ſich doch auch ziemlich tief in den Handwerkerſtand eingefreſſen haben: ich meine den Luxus und die Genußſucht. Die letztere haftet mehr den Männern, jener den Frauen an.

Die arbeitenden Klaſſen, indem ſie der Bildung der höhern Stände, der feinern Sitte und Umgangsweiſe mit Recht ſich annähern, lieben gar ſehr auch die Aeußerlichkeiten des vornehmen Lebens nachzuahmen. Dieß kann zu gar nichts führen: wer eine Form annimmt, ohne in derſelben erwachſen zu ſein, der wird in ihr ſtets nur lächerlich erſcheinen. Je tiefer wahre Bildung ins Herz und in den Geiſt eindringt, deſto ernſter wird das Bemühen, ein echter und ganzer Menſch zu werden. Der echte und ganze Menſch aber fragt nicht nach den äußern Formen, kennt keine Ariſtokratie des Fracks oder des atlaßnen Damenhutes, ſo wie er andrerſeits Reinlichkeit des Körpers, Sauberkeit des Kleides, des Hauſes und jedes ihn umgebenden Geräthes für eine ſittliche Pflicht hält. Es iſt ſomit das Zeichen einer nur halben Bildung, wenn der Handwerker in der äußern Mode dem Stutzer oder dem reichen Kaufmann, wenn ſeine Frau der adeligen Dame nachäfft. Das gilt um ſo mehr in einer ſo gründlich demokratiſchen Zeit wie die unſere, wo ſogar die höhern Stände mit Recht verlacht werden, wenn ſie im Aeußern etwas Apartes vor dem Volke voraushaben wollen.

Bei den Männern tritt an die Stelle dieſer Flitter das mehr materielle Genießen, unter welchem ich beſonders das Wirthshausleben verſtehe.

Die Verſuchung dazu liegt dem Handwerker nur zu nahe. Er iſt den größten Theil des Tages hindurch an eine Beſchäftigung gekettet, die ihn geiſtig nicht erregt:

ſoll er nicht einmal zum Spezial oder Schoppen gehen, wo er mit andern Männern ſeine Gedanken austauſcht, Zeitungen lieſt, oder ſonſt das Neue aus Stadt und Land erfährt? Ich glaube dieſen Zug beſonders in den Rheinlanden gefunden zu haben, wo für die reichere Bürgerklaſſe und für die etwas vermögendern Handwerker, die ihr ſich anſchließen, die Abendſtunden von ſieben bis neun Uhr dem Schoppen, und leider häufig auch der Vormittag von elf bis zwölf dem Spezial geheiligt ſind. Ganz gewiß hat dieſes auch auf die höhere politiſche Beweglichkeit, welche dieſem Theile des deutſchen Vaterlandes eigen iſt, vortheilhaft eingewirkt: das Wirthshaus iſt, ehe wir die Bürgerverſammlung und den Klubb hatten, die Propaganda der Fortſchrittspartei geweſen. Allein es iſt dieſer Gewinnſt viel zu theuer erkauft worden. Für die zwei bis drei Stunden, für die zwei bis drei Groſchen, welche dort täglich verbraucht wurden — wie viel ſtaatliche und menſchliche Bildung hätte man dafür aus einer Zeitung oder ein paar Büchern ſchöpfen können, die man ſich anſchaffte und zu Hauſe in beſonnener Muße durchlas! Denn im Wirthshauſe lieſt doch Niemand mit Andacht und Gründlichkeit: wenigſtens muß jetzt, wo die politiſche Aufgabe des Volkes eine unermeßlich größere geworden iſt, die Bildung nicht mehr in der zufälligen Belehrung des Schenkengeſpräches geſucht werden: es müſſen nach und nach jene täglich ſich wiederſehenden Schoppengeſellſchaften, zumeiſt die geſchloſſenen, aufhören, welche ſo recht eigentlich der Sitz des Filiſterthumes, des Kaſtengeiſtes und der gemeinen Stadtklatſcherei geweſen ſind. An die Stelle werden, worauf ich unten zurückkomme, Leſe- und Bildungsvereine treten, mittels welcher nicht durch den Zufall, ſondern nach einem feſten, in allgemeiner Verſammlung klar ausgeſprochenen Plane die Macht des Gedankens in das Volk verbreitet wird.

Weil dieſes ein wichtiger Punkt iſt, ſo will ich noch einen Nachtheil hervorheben, der nothwendig an dieſem regelmäßigen Wirthshausgehen haftet. Wenn daſſelbe auf der einen Seite eine halbe Erkenntniß förderte, ſo that es dafür der Bildung der Familie einen deſto ſchnöderen Abbruch. Das Wirthshaus führt den Familienvater gerade in den Stunden aus dem Hauſe, die von der Natur und durch Gottes Ordnung zu Feierſtunden des herzlichen Familienlebens beſtimmt ſind. Der Mann ſieht ſeine Kinder nur noch am Mittagstiſch, und da müſſen ſie ſchnell fertig werden, um wieder in die Schule zu gehen. Abends kommt er erſt dann zurück, wenn die Kinder ſchon zu Bette ſind. Iſt es nun wol möglich, daß er auf ſie einen erziehenden und unterrichtenden Einfluß gewinne? Kann ſich, wo der Mann eine ſolche Kälte gegen ſein Haus zeigt, Innigkeit und Liebe in den Kindern gegen ihn entwickeln? Werden dieſe nicht, wenn ſie ſo allein unter der Zucht der Mutter erwachſen, entweder verwildern, oder aber die im Leben ſo nöthigen männlichen Charaktereigenſchaften einbüßen? Am weheſten wird mir aber ums Herz, wenn ich die meiſten Frauen der Handwerker anſehe, zumal eben in unſerm Rheinlande, wo aus dem angeführten Grunde die Bildung des weiblichen Geſchlechtes ſo unerhört hinter unſern Bruderſtämmen im Oſten zurückſteht. Und wie könnte das anders ſein? In der Stellung, welche das Weib jetzt im bürgerlichen Leben einnimmt, vermag ſich die Blüte ihrer Seele nur unter dem Sonnenſtral des männlichen Geiſtes zu entfalten. Es iſt ein ſehr hartes Loos, den ganzen Tag für Geſellen, Lehrlinge und für die eigenen Kinder mütterlich und häuslich zu ſorgen, hinzuleben ohne einen lichten und freudigen Gedanken — und dann nicht einmal am Abend in herzlichem Geſpräche ſeines Mannes froh zu werden. Da iſt es freilich natürlich, daß die Frau, die eine Seele hat und ein Bedürfniß nach geiſtiger Erregung ſo gut wie der Mann, nun auch ihre eigenen Wege geht, daß ſie entweder im gemeinen Kaffeklatſch mit der Nachbarin oder im Flitterputz der Eitelkeit oder endlich in überſpanntem religiöſem und kirchlichem Dienſte ihr Heil ſucht. Haben aber ſo zwei Ehegatten einmal erſt verſchiedene Wege eingeſchlagen, auf denen ſie ihre Geiſteserregung ſuchen, dann iſt das feinſte, ſüßeſte, innerlichſte Gemüthsleben der Ehe ſchon unrettbar verloren:

ſie gehen nur noch leiblich neben einander her, während ihre Seelen in weit entlegenen Gedankenkreiſen ſchweben, und es braucht dann nur noch ein äußerer Anlaß, etwa eine augenblickliche Geldnoth, einzutreten, um aus einem ſcheinbar noch ganz glücklichen Bündniſſe eine Höllenqual zu machen.

Und nun blicken wir einmal auf die Geſellen! Welches Beiſpiel giebt ihnen der Meiſter, wenn er ſelbſt genußſüchtig iſt! Wir klagen über das Blaumontagmachen: aber dürfen wir dem Jüngling verübeln, was der Mann zu entbehren nicht Kraft hat?

Die Zeit, in der wir leben, iſt eine ſchwere, arbeitvolle, und wem der Zufall keine goldene Wiege beſchert hat, der muß, wenn er leben und nützen will, den harten Entſchluß faſſen, viel zu ſchaffen, mäßig zu genießen. Die Spiel- und Betezeit iſt vorüber: wir ſind im Begriff, eine große Ernte von Volksglück, von Freiheit und Reichthum endlich einzuſchneiden. Es weiß aber Jeder, daß die Erntezeit für den Landmann die ſauerſte iſt, wo er wenig ſchlafen und raſten darf, wenn er ſeine Garben zur rechten Zeit heimbringen will. Das iſt ein Geſetz, welches heute über allen Ständen ſchwebt und gar bald auch auf den Schultern Derer laſten wird, die bisher im Ueberfluſſe waren. Wer alſo genießen will, der wende ſein Auge zumeiſt auf die geiſtigen Güter, welche allgemein ſind, wie der Schein der Sonne, wie das

Waſſer des Fluſſes und der belebende Hauch der Luft: er ſuche Freuden, die ihm wenig koſten, aber einen Gewinn an Lebensgenuß, an Selbſtvertrauen, an Achtung bei ſeinen Mitmenſchen ihm zuſichern, welcher mit keinem Golde erkauft werden kann. Das ſind die Güter, welche die Bildung giebt.

Doch ehe wir zu dieſem letzten und wichtigſten unſerer Gegenſtände übergehen, bleiben zuvörderſt die Mittel zu erwägen, welche der Handwerkerſtand ſelbſt in Händen hat, um ſogleich ſeinen äußern Zuſtand zu verbeſſern. Dieſe Mittel ſind die Innung, die Krankenkaſſe und das Handwerkerſchiedsgericht.

Schon durch die ſchlechte bisherige Gewerbeordnung von 1845 waren Innungen zum Zwecke gegenſeitiger Unterſtützung erlaubt worden. Obwol ihnen blutwenig Rechte zuſtanden, ſo hätten die Handwerker doch vielleicht die eingeräumte Erlaubniß benutzen ſollen: ſie ſtänden dann jetzt, wo die Aſſoziazion eine viel größere Berechtigung hat, gerüſtet und kampffertig da, um der Geſetzgebung das Nothwendige abzuringen. Für jetzt kann ich über die Innungsfrage weggehen, da an verſchiedenen Stellen dieſes Buches, wo ich von der Meiſterprüfung und Beſchränkung der Gewerbefreiheit ſprach, die Grundzüge des Innungsweſens angedeutet worden ſind. Das Nöthigſte iſt jetzt Raſchheit. Die einzelnen Gewerke müſſen abgeſondert zuſammentreten, wobei dann kleine, verwandte Handwerke Eine Gilde ausmachen; ſie müſſen über die Zuſammenſetzung und die Rechte der Gilde Vorſchläge aufſtellen, und dieſe Vorſchläge durch Abgeordnete aller Gewerke gemeinſam berathen, mit einander ausgleichen und ſchließlich feſtſtellen. Dieſe ſo gewonnenen Forderungen würde man entweder auf einem großen allgemeinen Handwerkerkongreß nochmals zur Debatte bringen, oder es könnte auch eine jede Stadt das von ihr gewonnene Reſultat in Form einer mit Gründen ausgeſtatteten Petizion unmittelbar an die Landtage abſenden. *)

Dagegen möchte ich die Nothverſorgung einzelner Handwerker nicht den Innungen überlaſſen, ſondern hiefür eine Krankenkaſſe des ganzen Handwerkerſtandes erſchaffen.

Man glaubt nicht, wie viel Elend abgewendet wird, wenn erſt die ökonomiſchen Folgen der Krankheiten durch Liebesbünde der Menſchheit aufgehoben werden. Untergang und gänzlicher Ruin einer arbeitſamen Familie iſt faſt unmöglich, ſo lange nicht die Krankheit in ihren Reihen wüthet.

Doch wehe! wehe dem Mittelloſen,
Wenn ſiech der Leib zuſammenbricht.

---

*) Der Handwerkerbildungsverein in Bonn hat bereits Schritte zur Ausarbeitung eines Entwurfs für ein neues Innungsgeſetz gethan.

Da rettet nicht des Weibes Koſen,
Da rettet die Pflege der Mutter nicht.
Da helfen nicht die Gebete der Kleinen,
Des Freundes Sorge, das ſtille Weinen,
Der Kuß, das Gelübde der keuſchen Braut
Ach, ohne des Goldes blinkende Gabe
Bringt kein Erretter des Balſams Labe,
Kein Arzt das theure, das heilende Kraut!

Von dieſen ſchönen — und ach ſo betrübenden Worten des feurigen Karl Beck gehen wir gleich über zu den minder poetiſchen, aber tröſtlicheren eines ebenſo entſchloſſenen Volksfreundes, des wackern Friedrich Harkort. „Eine Erfahrung von 20 Jahren,“ ſagt er in ſeinem koſtbaren Buche über die Civiliſation der untern Klaſſen (Seite 67), „hat mich gelehrt, daß ein wöchentlicher Beitrag von 1 bis 1½ Sibergroſchen hinreicht, um für einen Verband von 100 bis 150 Arbeitern die Hülfe des Arztes, Heilmittel und Beköſtigung des Kranken zu beſtreiten. Die Statuten einer ſolchen Geſellſchaft ſind ſehr einfach. Die Verſicherung beruht auf Gegenſeitigkeit, vom Tage des Eintritts bis zum Tage des Ausſcheidens, wo alle Anſprüche und Verbindlichkeiten aufhören. Jeder Diſtrict beſorgt, nach einfachen Regeln, durch ſelbſtgewählte Vorſteher die Verwaltung unentgeldlich. Freiwillige Geſchenke und Strafgelder mehren den Beſtand, ſo in der Sparkaſſe niedergelegt wird. Kein Meiſter nimmt einen Geſellen an, kein Bauunternehmer einen Arbeiter, kein Hausherr einen Tagelöhner, oder er muß zu irgend einer Krankenkaſſe eingeſchrieben ſein. Solchen heilſamen Zwang haben bereits viele Fabriken mit Erfolg angewendet. Man conſtituire die Maſſen, allein nicht im Geiſte des Mittelalters, ſondern auf der Grundlage der fortgeſchrittenen Civiliſation.“ Herr Harkort führt ſodann als Probe für ſeine Sätze das Beiſpiel der Fabrikſtadt Lüdenſcheidt an, wo ſeit mehreren Jahren ein ähnlicher Unterſtützungsverein beſteht. Die ſeinem Buche beigegebenen Statuten deſſelben zeigen, daß eine Wochenzahlung von einem Silbergroſchen, wenn man vor dem 25. Lebensjahre beitritt, die Möglichkeit gewährt, jedem durch Krankheit Arbeitsunfähigen auf 3 Jahre wöchentlich eine Summe von 1 Thlr. 5 Sgr., im Todesfalle aber den Hinterbliebenen an Beſtattungskoſten 10 Thlr. auszuzahlen. Ja es konnten bei dieſer Einrichtung noch Gelder zurückgelegt werden.

Ich habe dieſen Thatſachen nichts mehr hinzuzufügen: ſie ſind einleuchtend genug. Allerdings wird der Verein um ſo kräftiger, je mehr Theilnehmer ihm beitreten, und ſo würden die Handwerker einer Mittelſtadt, wenn ich ſie auf 3- bis 400 Köpfe anſchlage, keine größeren Opfer bei Gründung einer gemeinſamen Kranken- und Sterbelade zu bringen haben, als die Mitglieder des Lüdenſcheidter Vereins. Natürlich erhält das Ganze ſeinen Halt erſt durch die zu fordernde Innungsgeſetzgebung.

welche einfach feſtſtellen muß, daß kein Meiſter einer Innung angehören, alſo überhaupt Niemand ſelbſtſtändig ein Handwerksgeſchäft beginnen ſoll, ohne für ſich und jeden ſeiner Geſellen der Kaſſe beizutreten: denn dieß, ſagt Harkort mit Recht, ſind heilſame Beſchränkungen der Freiheit.

Körperſchaften erhalten eine Hauptſtärke dadurch, daß ſie die Streitigkeiten, welche zwiſchen ihren Mitgliedern entſtehen, nicht an Perſonen aus andern Ständen zur Schlichtung überlaſſen: jeder Rechtsſpruch giebt Macht. Die Handwerker einer jeden Stadt müſſen daher aus ihrer eigenen Mitte ein Schiedsgericht bilden. Dieſem Gerichte kann zwar durch das Staatsgeſetz Niemand zwangsweiſe unterworfen werden, weil der Staat keine andere Gerichtsbarkeit als ſeine eigene beſchützen darf, und man muß alſo nicht fordern, daß auf geſetzlichen Wege Der ſein Innungsrecht und folglich nach unſerm Plane auch ſeine Meiſterſchaft verliere, der ſich dem Handwerkergericht nicht unterwerfen will. Allein wie ein ſolches Schiedsgericht überhaupt nur aus einem vorher gegründeten Handwerkerverein ſich bilden kann und von den Mitgliedern deſſelben erwählt werden muß, ſo hat auch ein ſolcher Verein ſowol die Pflicht als auch ausreichende Kraft in ſich, es aufrecht zu erhalten. Ein ſolcher Verein iſt nichts als eine freiwillige Aſſoziazion; alſo ſteht ihm ungezweifelt das Recht zu, die Fälle feſtzuſetzen, in welchen ein Mitglied zum Wiederaustritt genöthigt ſein ſoll. Er braucht alſo bloß durch ein Statut Diejenigen auszuweiſen, welche nicht, ehe ſie an die Staatsgerichte gehen, vorher das Schiedsgericht ihres eigenen Standes über ſich ſprechen laſſen. Die Vereine werden, des bin ich gewiß, in kürzeſter Zeit ſo wichtig und für den Einzelnen ſo angenehm und nützlich werden, daß kaum ein einziger ordentlicher Handwerker von ihnen ſich ausſchließen wird: wer aber etwa aus Eigenſinn ſich ausſtoßen ließe, der würde, falls nur das Schiedsgericht ſelbſt ſich in gutem Kredit erhält, von der öffentlichen Meinung ſeiner Standesgenoſſen bald ſo niedergedrückt werden, daß kein zweiter ſo leicht ſeinem Beiſpiele nachfolgt.

Der beßte Kredit eines Gerichtes ruht auf ſeiner Unparteilichkeit. Um dieſe zu ſichern, laſſen ſich zwei Mittel vorſchlagen. Zuerſt ſoll ja das Gericht Streitigkeiten zwiſchen Meiſtern unter ſich ſchlichten. Zu dieſem Zwecke muß man ſorgen, daß recht verſchiedene Handwerke und beſonders ſolche Gewerbe darin vertreten ſind, welche widerſtreitende Intereſſen haben. Dabei kann man die Einrichtung treffen, daß es jeder Partei freiſtehe, nach dem Prinzip des Geſchwornengerichts eine beſtimmte Zahl der Richter zu rekuſiren, falls dieſe nämlich durch ihr Verhältniß zu ihrer eigenen Innung als parteiiſch erſcheinen könnten. Dieſe würden dann vielleicht bei der Berathung, um etwa nöthige Aufſchlüſſe zu geben, beizubehalten ſein, ohne jedoch beim Spruch eine entſcheidende Stimme zu haben.

Ganz gewiß kommt es dieſem Gericht ebenfalls zu, Streitigkeiten zwiſchen Handwerkern und Arbeitgebern auf den friedlichen Weg zu führen. Selbſt entſcheiden kann es hier natürlich nicht, da es in ſolchen Fällen nur die eine Partei vertritt. Allein es können von ihm Anträge auf Gründung eines andern Schiedsgerichtes ausgehen, das zur einen Hälfte aus Handwerkern, zur andern aus Perſonen von der Klaſſe des Arbeitgebers beſteht. Auf dieſem Wege können ſolche Zwiſte nicht bloß in gebildeter, ruhiger und gerechter Weiſe, ſondern, was eben ſo wichtig iſt, ohne alle Koſten erledigt werden.

Endlich hat das Handwerkergericht auch über das Verhältniß des Meiſters zu den Geſellen und Lehrlingen zu urtheilen. Ich halte das für eine ſeiner weſentlichſten Thätigkeiten: denn es ſchadet der Standesehre, wenn die Dinge, welche in dieſem Verhältniß am häufigſten zur Sprache kommen, vor den bürgerlichen Gerichten verhandelt werden. Hierbei iſt aber wichtig, daß nicht die Partei der Meiſter allein vertreten ſei. Man muß alſo für ſolche Fälle dem Geſellenſtande eine Vertretung bei dem Gerichte geben, damit die Ueberzeugung ſich feſtſtelle, daß niemals einſeitiger Standesvortheil den Richterſitz inne hat.

Und nun komme ich zu dem letzten und wie ich glaube wichtigſten Vorſchlage, den man den Handwerkern machen kann, der aber auch ſchon vielfach, namentlich in unſern bisher freieren Nachbarſtaaten, ins Leben geführt iſt und kräftige Wirkungen geäußert hat: ich meine die Bildungsvereine der Arbeiter.

Freilich in einer Noth, wie die gegenwärtige, mögen manche Handwerker nicht gern von etwas Anderem hören, als von der äußern Beſſerung ihres Standes, welche ihnen möglichſt ſchnell wieder Geld und Brot bringt. Auch fürchten ſich viele Arbeiter vor ſolchen Vereinen, weil aus leicht begreiflichen Gründen die Zwecke derſelben vielfach verdächtigt werden. Alle diejenigen Stände, welche bisher am Ruder geweſen ſind, haben ihre Macht darauf gegründet, daß ſie die arbeitenden Klaſſen nur ſo weit bildeten, um von ihrer Arbeit den größtmöglichen Nutzen zu ziehen, daß ſie aber dann ihre weitere geiſtige Entwickelung und Aufklärung durch Verbote unmöglich machten. Es hoffen daher dieſe Klaſſen noch heute die alte geiſtige Knechtſchaft durch Verdächtigungen gegen die Bildung zu erhalten. Der Prieſter ſieht ein, daß ein politiſch unterrichteter Arbeiter Staat und Kirche zu unterſcheiden weiß, daß er folglich ſich nicht mehr wird gebrauchen laſſen, um durch ſeine Stimme bei den Wahlen das Heil des Staates in die Hände der Geiſtlichkeit zu legen. Der Studirte erſchrickt bei dem Gedanken, daß ein Volk, welches die einfachen Grundwahrheiten alles

Wiſſens ſich zu eigen gemacht hat, die Büchergelehrſamkiet nicht mehr ſo hoch ſchätzen werde. Vor allem bebt der Beamte vor einem klardenkenden Volke zurück. Der Richter und Advokat wird nicht mehr die Hälfte der Prozeſſe behalten, ſobald Jedermann Geſetzeskenntniß hat, um einzuſehen, daß er mit einer ungerechten Sache nicht durchdringen kann. Der Bürgermeiſter und der Landrath werden nicht mehr väterlich ihren Regierungswillen durchſetzen, ſobald es dem Volke klar geworden iſt, daß ihm ſelbſt ein Wille zuſteht. Ueberhaupt wird die Herrſchaft des Volkes, die jetzt unter dem Namen der Demokratie überall proklamirt worden iſt, nur dann eine Wahrheit ſein, wenn das Volk auch geiſtig befähigt iſt, dieſe ſeine Herrſchaft zu ſeinem Vortheile auszuüben.

Und was iſt nun die Pforte, durch welche das Volk in den ihm als Eigenthum zugehörigen Garten ſeiner Macht und ſeiner Wohlfahrt eintritt? Was iſt es, das bisher den ſogenannten obern Klaſſen das Heft in die Hände gab? Wie heißt das mächtige Mittel, durch welches *jeder Stand* ein höherer Stand und ein mächtiger Stand wird?

Das iſt die *Bildung*! Seht euch im Leben um: wohin ihr ſchaut, der gebildete Menſch trägt überall den Sieg davon; er hat tauſend Mittel und Hülfsquellen in ſeinem Geiſte, er ſieht das herandrohende Uebel früh genug um ihm ausweichen zu können, und ſelbſt wenn er in Einem Berufe ſcheitert, ſo hat er in ſeiner ganzen Natur Beweglichkeit genug, um eine neue Lebensthätigkeit anzufangen. Kenntniß iſt Macht, und auch der Arbeiter wird nicht zur Macht kommen, bis er Kenntniß beſitzt.

Die dringendſte und zugleich heiligſte Verpflichtung liegt dem Handwerker in Hinſicht auf politiſche Bildung ob. Das wunderbare Schickſal der letzten deutſchen Revoluzion hat ihn, alles kühnſte Hoffen und Erwarten der Volksfreunde überflügelnd, mit dem vollen Bürgerrechte des Staates beſchenkt. Gemäß der neuen Verfaſſung, welche Deutſchland gegenwärtig ſich giebt, wird er, ſofern er ein großjähriger, ehrenhafter, von ſeiner Arbeit ſich ſelbſt ernährender Mann iſt, nach ſeinem Vermögen und Einkommen nicht mehr gefragt. Er hat Stimmrecht in allen Bürgerverſammlungen, und durch ſeinen Einfluß auf die Wahlen greift er mächtig in den Betrieb des Staatslebens ein. Ja wir müſſen noch weiter gehen: es iſt ſein Stand wenigſtens in den Städten an Zahl ſtärker als irgend ein anderer Stand, und manchmal ſelbſt ſtärker als die andern Stände zuſammengenommen. Da nun die ländlichen Bevölkerungen in der Regel den Stadtwahlen ſich fügen werden, ſo braucht der Handwerkerſtand nur feſt auf einen Kandidaten zuſammenzuhalten, um mit ſeinen Leuten in allen künftigen Parlamenten und Reichstagen die Majorität zu beſitzen. Hinfort kann Niemand mehr den Handwerker bevormunden und betrügen, wenn er nicht aus Dummheit ſich betrügen läßt. Man braucht dieſes nur klar ins Auge zu faſſen, um die ungeheure politiſche Aufgabe zu erkennen, die jetzt ſo plötzlich der arbeitenden Klaſſe zugefallen iſt. Es wäre eine Schmach für den Stand, wenn er dieſe Aufgabe nicht einſähe, wenn er nicht mit heiligem Ernſte die Erkenntniß zu erringen ſuchte, die ihm zur Erfüllung deſſelben nothwendig iſt; es iſt aber auch ein gräulicher Egoismus und ein Frevel am Vaterlande, wenn es jetzt noch Leute giebt, die dem Handwerker vom Gebrauch der Mittel abrathen, durch welche er dieſe Erkenntniß erlangt. Ich warne jeden Handwerker vor dieſen heimtückiſch im Finſtern ſchleichenden Verräthern des allgemeinen Wohles, welche dem Handwerkerſtande den Gebrauch eines doppelſchneidigen tödlich ſcharfen Schwertes nicht wollen beigebracht haben, ungeachtet doch dieſes Schwert ihm ſchon ausgehändigt iſt. Bis auf unſere Tage konnte eine deutſche Schlafmütze ſich am Ende noch entſchuldigen, wenn ſie am politiſchen Leben gar keinen Antheil nahm: jetzt aber iſt jeder Stimmfähige ein ſchlechter Menſch, ein ungetreuer Bürger und gewiſſenloſer Familienvater, der nicht eine beſtimmte politiſche Geſinnung in ſich ausbildet, und zwar eine Geſinnung, die er nicht von einem Andern aufgeſchwätzt erhält, ſondern die er mit Thatſachen und Gründen ausreichend belegen kann. Ich begehe Sünde am Vaterlande, wenn ich, ohne von den Vorzügen der Republik überzeugt zu ſein, einen Republikaner in die Kammer wähle; ich ſündige ebenſo ſehr, wenn ich einem Monarchiſten ohne Ueberzeugung meine Wahlſtimme gebe. Soll ich aber in dieſer Sache eine Ueberzeugung haben, dann muß ich auch darüber nachdenken und Belehrung ſuchen, welche von den beiden die beßte Staatsform iſt. Als Bürger redlich zu ſein, das iſt alſo nur Denjenigen möglich, der auf eine klare politiſche Bildung ausgeht.

Dieſe Bildung erlangt man aber nicht etwa allein durch Leſen einer Zeitung und neugieriges Verfolgen der Tagesereigniſſe, ſondern durch eigenes Nachdenken und durch Belehrung aus Büchern. Zu einer reifen politiſchen Bildung iſt die Erkenntniß der ſozialen Fragen und ein vernünftiger Blick in die Weltgeſchichte unentbehrlich.

Die erſte Frage im Staate thut man nach Vertheilung der Macht oder nach der Verfaſſung: aber an ſie ſchließt ſich ſogleich die Frage nach der Vertheilung der Arbeit und des Vermögens im Staate an, und dieſes eben iſt die ſoziale Frage. Die eine iſt grade ſo wichtig wie die andere, ja die letzte iſt noch wichtiger. Denn die Staatsverfaſſungen ſind ſtreng genommen nur das Mittel, das Wohlſein der Völker aber iſt der Zweck: die beßte Staatsform iſt die, welche der möglichſt großen Zahl ihrer Bürger die Gelegenheit giebt, an Wohlſtand und geiſtiger Bildung Antheil zu gewinnen, welche alſo die ſoziale Frage am vollkommenſten löſt. Um aber hier Klarheit zu bekommen, muß man auf die ſozialen Verhältniſſe Nachdenken und Forſchung verwenden. Man muß einſehen lernen, ob Geld und Arbeit jetzt in richtigem Verhältniß ſtehen, und wie man hierin einen beſſern Zuſtand erſchaffen kann. Man muß über die Vertheilung der Staatslaſten nachdenken und darauf hinarbeiten, daß alle grobe Ungerechtigkeit hierin abgethan werde. Man muß die Lage und das Einkommen ſämmtlicher Klaſſen im Staate ins Auge faſſen und fragen, ob das Verdienſt um das allgemeine Wohl auch überall einen ihm entſprechenden, überall einen gleichmäßigen Lohn finde und ob nicht Faullenzer vom Schweiß der fremden Arbeit leben. Man muß unabläſſig die Mittel aufſuchen, der Armuth zu ſteuern, um die heruntergekommenen Stände wieder zu heben. Man muß die Handelsverhältniſſe begreifen, in denen wir zum Auslande ſtehen, um ſich eine klare Meinung zu bilden über das Weſen des Völkerverkehrs und der Grenzzölle. Endlich muß man die richtige Vertheilung des Vermögens ſtets in Verbindung bringen mit den politiſchen Sachen, indem man ſich fragt: Welche Staatsform iſt denn nun für unſre Zeit am geeignetſten, um den harten ſozialen Nöthen in unſerm Vaterlande abzuhelfen?

Ich weiß es, die ſogenannten höhern Stände ſehen es nicht gern, wenn der Arbeiter auch einmal über dieſe Dinge, auf denen doch all ſein Wohl und Weh beruht, nachzudenken anfängt. Aber, von dem Unrecht ganz abgeſehen, iſt dieſes eine Thorheit unſerer Reichen und Vornehmen. Denkt der Arbeiter über die Vertheilung der Lebensgüter nicht nach, dann erſt wird er gefährlich. Je klarer man über die ſozialen Fragen wird, deſto entſchiedener wird man einſehen, daß Alle arbeiten müſſen, und zwar tüchtig, wenn ſie in einem von der Natur nicht geizig, aber auch nicht verſchwenderiſch begabten Lande fortbeſtehen wollen. Wenn aber der Arbeiter nicht nachdenkt, dann hat jeder Schwärmer und jeder Verführer Macht über ihn, der ihm die Säckel der Reichen und die Prunkzimmer des Adels als ſein künftiges Erbtheil vorhält oder ihm einbildet, daß mit roher und rachſüchtiger Plünderung und Gewaltthat, ſtatt mit kräftiger Umwandlung der Geſetze, die Armuth ſich heilen könne. Auch ich ſehe mit Schmerz den täglich graſſer hervortretenden Unverſtand der Vermögenden, die lieber Hundert mit täglicher Qual und Sorge, als Achtzig in Frieden und Glück beſitzen wollen; auch mir blutet das Herz, wenn ich ſehen muß, wie muthwillig ſie jede vernünftige und ruhige Ausbildung der arbeitenden Klaſſen verdächtigen, ſtören und durch Arbeitsentziehungen ſtrafen, und mit welchem Mistrauen ſie die Männer verfolgen, welche über die Nebel des Augenblicks hinwegſchauend die Grundſteinlegung einer ſchönen und beruhigten Zukunft in den Geiſtern und Herzen des Volkes beginnen. Auch ich glaube, daß all dieſer Unverſtand zuletzt Deutſchland hinreißen muß in einen neuen Umſturz durch den Zorn der handarbeitenden Klaſſen und der Proletarier, und daß dieſer Umſturz uns hinführen wird zur Erklärung der Republik: was wir friedlich gewünſcht hätten, wird in Sturm und Wetter erſcheinen. Von wo aber ſoll denn das Heil kommen, woher will man die Elemente einer neuen bürgerlichen Ordnung nehmen, worauf ſoll überhaupt der junge Staat ſich bauen, wenn man nicht unter den Arbeitern ſelbſt gebildete und klare Leute hat, welche wiſſen, was in den ſozialen Fragen möglich und was Unſinn und Chimäre iſt? Und bildet ihr euch wirklich ein, ihr könntet beim Siege blutiger Herrſchaft der Fanatiker dieſe beſonnenen Männer auf einmal aus dem Boden ſtampfen, wenn ihr uns heute fortwährend hindert, dieſelben auf dem Wege des Gedankens und der Bildung zu erſchaffen? Noch freilich habt ihr eure Lieutenants — aber wo werden die ſein, wenn erſt ihre eigenen Soldaten, der langen Knechtſchaft müde und dennoch geiſtesſtumpf von Kamaſchendienſt und Kaſernenpferch, ihre Bajonette luſtig ins feindliche

Lager hinübertragen? Dann werden eure Profeſſoren, eure Banquiers, eure ſchwindſüchtigen Schreiber, ſo keck ſie auch heute gegen das Volk zuſammenſtehen, wol ſchwerlich die Luſt behalten, gegen die neuen Robespierres Front zu machen! Dann rettet euch und uns Alle nur die arbeitgeſtählte Fauſt des Handwerkers und der helle Kopf des gebildeten Bürgers — und dieß letzte Rettungsmittel ſucht ihr im Voraus zu untergraben, indem ihr gegen die Handwerkerbildungsvereine kräftiglichſt und einmüthiglichſt arbeitet. O heilige Einfalt!

Der gegenwärtige Zuſtand unſerer Staaten iſt durch eine Reihe geſchichtlicher Entwickelungen hervorgebracht worden. Die modernen Völker ſind zuerſt aus dem Heidenthum in die chriſtliche Kirche übergegangen: ſie haben alsdann eine Prieſter- und Adelsherrſchaft getragen, welche bei den meiſten mit der abſoluten Monarchie geendigt hat. Dieſe Monarchie hat ſich durch Beſchränkungen, welche nach Ländern verſchieden geweſen ſind, in eine conſtitutionelle Staatsform umgeſtaltet, in welcher der Adel und der Beſitz die Macht mit den Fürſten theilten: und aus dieſer Form ſind wir endlich in das jüngſte Syſtem der allgemeinen Volksſtimme und Volksmacht herübergeſchritten. Es haben alſo in unſerm alten Europa ſchon ſo viele Verfaſſungen ihre Rolle geſpielt, daß man aus den Erfolgen einer jeden jetzt klar erſehen kann, was ſie werth iſt. Ohne eine Kenntniß von dieſen

Dingen ſieht niemand deutlich, welche endliche Verfaſſung denn für uns die richtigſte iſt, und es muß ſomit zu der politiſchen Bildung, als untrennbar mit ihr verbunden, eine klare Anſchauung der Weltgeſchichte treten.

Wie nun aus der Wolkenſchwüle des Gewitters, ganze weite Gegenden jäh beleuchtend, die Blitze aufſchlagen, ſo ſind es auch die großen Volksthaten der Staatsumwälzungen, welche uns auf dem Feld der Weltgeſchichte zuerſt ein ſcharfes Licht geben: die engliſche und franzöſiſche Revoluzion, den amerikaniſchen und den deutſchen Freiheitskrieg muß man begriffen haben, um zu unſerer ganzen Zeit den rechten Muth zu faſſen und ungefähr einzuſehen, wohin wir gelangen werden. Aber wie der volle Tag uns alle Gegenſtände richtiger erkennen läßt als das Blenden des Wetterleuchtens, ſo muß man von hier auch, im Lichte ruhiger Betrachtung, in die milderen Zeitläufte der Geſchichte zurückblicken und ſo, ohne Raſt und ohne Haſt, dahin durchdringen, daß man endlich klar den Weg überſchaut, auf welchem ſich die Menſchheit aus der anfänglichen Barbarei, aus Despotismus, heidniſchem Aberglauben und Sittenrohheit emporgearbeitet hat bis zu dem Gedanken, deſſen Verwirklichung nun uns obliegt: dem Gedanken eines großen, friedlichen Völkerbundes, der nur freie Menſchen in ſich zählt, der von Kartätſchen und ausgehungerten Feſtungen nichts mehr weiß, und der ohne neidiſche Zollbeſchwerde die

Güter und Gaben der ganzen Welt frei und unaufgehalten jedem Bedürftigen zuführt. Erſt in dieſer Erkenntniß vollendet ſich unſer Wiſſen vom Staate, welches demnach außer der eng politiſchen noch eine ſoziale und eine geſchichtliche Bildung in ſich ſchließen ſoll.

Die zweite Klaſſe von Kenntniſſen, welche eines jeden Menſchen würdig ſind, bezieht ſich auf die uns umgebende Natur. Für den Handwerker hat ſie eine beſondere Bedeutung, da er beſtändig mit Naturkräften und mit Naturerzeugniſſen arbeiten muß. Nur dann wird die mühevolle körperliche Thätigkeit zugleich eine geiſtige, nur dann wird die Arbeit zugleich ein Genuß werden, wenn der Menſch in die Geheimniſſe dieſer Kräfte hineinſchaut, welche gerade durch die neueſten Fortſchritte der Wiſſenſchaft ſo unglaublich gelichtet worden ſind. Man darf nur hier nicht verzagten Geiſtes ſein: immer mehr ſtellt es ſich heraus, daß alle Wahrheiten auf den einfachſten Vorderſätzen beruhen, und daß dieſe Vorderſätze jedem menſchlichen Geiſte zugänglich ſind. So gut ich als Gerber meine Eichenrinde richtig für die Bereitung des Felles anzuwenden weiß, ebenſo gut könnte ich lernen, welche chemiſche Kraft den dadurch entſtehenden Prozeß hervorbringt: ſo gut ich einen Stein mit einem Hebel wegbringe, ſo gut kann ich auch das Geſetz des Hebels faſſen, welches mir einen unermeßlichen Ausblick in den Weltorganismus eröffnet: ſo gut der Maurer das Bleiloth anwendet, eben ſo gut kann er das Geſetz der Schwere verſtehen und durch daſſelbe im Geiſte den Schwung erfaſſen, der die Planeten um ihre Sonne treibt. Denn dieß Alles ſind keine Sachen, die man mühevoll aus gelehrten Büchern herausklauben müßte: im Gegentheil, ſie ſind, wenn ein guter Lehrer ſie in Kürze vorträgt, nicht ſchwerer als ein gewöhnliches Rechenexempel. Zahlreiche, in dieſen Wiſſenſchaften ſehr wohl bewanderte Arbeiter in Frankreich und England liefern hiefür den Beweis. Hat aber der Handwerker dieſe einfachen Wahrheiten inne, dann kann er von ihnen aus ſein Denken, in Verbindung mit dem praktiſchen Betrieb ſeines Geſchäftes, immer weiter fortſpinnen, und ſo vielleicht zu neuen Entdeckungen und Erfindungen vordringen, deren ja ſo viele gerade von Arbeitern in älterer und neuerer Zeit gemacht worden ſind. Der erſte Gedanke, der in dem Hirn eines Menſchen aufleuchtet, der erſte klare Begriff, die erſte feſte, gründliche und unumſtößliche Erkenntniß — ſie ſind wie der Schein des anbrechenden Tages, welcher erſt bloß dämmert, bald aber den ganzen Horizont mit goldenem und beglückendem Lichte erfüllt.

Das Dritte endlich, was außer dem Staate und der Natur den Blick des gebildeten Menſchen auf ſich zieht, iſt ſein eigenes inneres Weſen und die Erkenntniß ſeines Gleichen in ſeinen Brüdern. Da der Menſch ſich ſelbſt der Nächſte iſt, ſo haben zu allen Zeiten Schriften, die auf dieſen Gegenſtand und auf die ſittlichen Verhältniſſe der Menſchen unter einander Bezug hatten, die meiſten Leſer gefunden. Es iſt dieſes der Stoff, welcher die Seele der ganzen Dichtkunſt bildet: denn der Dichter iſt nichts anders, als der Dollmetſcher des Menſchenherzens. Ob uns ein erzählendes Gedicht, ein Roman die Handlungsweiſe und die Geſinnungen der Menſchen in einer beſtimmten Kulturperiode ſchildert, ob der empfindungsreiche Poet im Liede die Freuden und Schmerzen ſeiner eigenen Seele kundgiebt, ob endlich die mächtige Leidenſchaft, deren das haſſende und liebende Herz fähig iſt, im Trauerſpiel vor unſer Auge tritt, — immer und ewig bleibt es der Menſch und die menſchliche Natur, die mit hellen, lockenden Augen aus dem Schleier der Dichtung hervorſchaut. Darum gehört zur Bildung und zur Erkenntniß der weltlichen Dinge auch der Genuß der Literatur, der Genuß all des Schönen und tief Ergreifenden, was die Menſchheit in ihren edelſten und weitblickendſten Geiſtern (denn das ſind die großen Dichter und Schriftſteller) hervorgebracht hat. Der Geiſt darf aber nicht bei der Unterhaltung ſtehen bleiben, welche ihm hieraus zufließt, ſondern er muß durch dergleichen Schilderungen ſich zum Nachdenken über ſich ſelber anleiten laſſen und ſo an der Hand jener reinen Menſchen an die größten Fragen des Denkens herantreten, welche ſich ihm auf dem Boden der Religion und der Sittenlehre entgegenſtellen. **In allen Stücken kommt es darauf an, daß der Geiſt den mächtigen Entſchluß faſſe, zum Selbſtdenken vorzuſchreiten.** *)

---

*) Ich bin nicht tiefer in die Gründe eingegangen, welche die Faulheit oder die Selbſtſucht der ſogenannten gebildeten Klaſſen gegen die Bildung der Arbeiter geltend macht. Statt deſſen verweiſe ich auf den herrlichen Amerikaner **Channing**, der in ſeinen »zwei Reden über die Erhebung der niedern Volksklaſſen.« (überſetzt in 3. Aufl. Leipzig, Verlagsbureau, 1847), alle Barrikaden der Gegner mit den Paßkugeln ſeiner ſcharfen Logik niederwirft. Und, was mehr iſt, er kann ſich dafür auf das lebendige Beiſpiel ſeiner Heimath berufen. »Einen nahen Beweis«, ſagt er S. 118, »daß die für den Lebensunterhalt nöthige Arbeit den Arbeiter von höherer Bildung nicht ausſchließe, gibt **Nordamerika** an die Hand. Hier haben ſich die arbeitenden Klaſſen geiſtig erhoben und nehmen ſtets an Bildung zu, und dennoch ſind hier keine Zeichen von Noth und Verarmung. Bei weitem die lehrreichſte Erſcheinung in dieſem Lande iſt der Zuſtand der arbeitenden Menge. Nichts verdient ſo ſehr die Aufmerkſamkeit des Reiſenden, als der klare kräftige Verſtand, der ſelbſtſtändige Charakter und die durch die Geſchäfte und die Einrichtungen des Landes erweckte Selbſtachtung in der Maſſe des Volkes. Die wohlhabenden Klaſſen ſind hier ziemlich ſo wie in andern Ländern, obgleich von reineren Sitten; aber die große Menge der arbeitenden Klaſſen läßt die Arbeiter anderer Länder weit hinter ſich zurück. Niemand, der Beobachtungsgabe mit Wohlwollen verknüpft, wird ſich mit ihnen unterhalten, ohne durch die Zeichen eines geſunden und geübten Verſtandes und männlicher Grundſätze freudig überraſcht zu werden. Und wer will dieſer

Die Bildungsvereine der Arbeiter werden dieſe Zwecke auf einem doppelten Wege erreichen.

Zunächſt müſſen ſie ihren Mitgliedern reichlich, aber doch mit Auswahl die geiſtige Nahrung zuführen, welche zur Anregung der höhern Seelenthätigkeiten nöthig iſt. Hiefür dient ein Leſezimmer und eine kleine Bibliothek.

Beide Inſtitute, natürlich in Einem Raum verbunden, müſſen täglich geöffnet ſein, wofür denn die Abendſtunden von 7 bis 10 Uhr zumeiſt ſich empfehlen. Ein Wirthshaus iſt hiefür unzweckmäßig: geiſtiger Genuß ſoll nie eine Verführung zum materiellen enthalten. Das Leſezimmer muß Zeitungen liefern: denn die Zeitung iſt gleichſam der Kanal, durch welchen die geſammte Geiſtesbewegung des Augenblickes dem einzelnen Menſchen

---

ſteigenden Bildung Grenzen ſetzen? Die erſten Schritte in der Bildung ſind die ſchwierigſten; die große Aufgabe iſt, den Geiſt in den Menſchen zu erwecken, nicht ihn zu gängeln und zu modeln. Da ſein Weſen in Selbſtthätigkeit und Selbſtbeſtimmung beſteht, ſo entwickelt er ſich von ſelbſt weiter, und das Einzige, was er von außen fordert, ſind paſſende Einrichtungen, um ſtets zu neuen Selbſtbeſtimmungen angeregt zu werden. Dieſe bringt aber das freie öffentliche Leben mit ſich.« Ganz in dem Falle Amerika's befinden wir uns jetzt: die Bildung der Arbeiter hat auch bei uns längſt begonnen, und mit der Freiheit iſt ihr die Lebensluft ihres Fortſchrittes errungen. Warum noch zweifeln oder zaudern, ehe man die Hand an den Pflug legt?

zuſtrömt. Mannigfaltigkeit der Richtungen, ſelbſt der politiſchen, muß man dabei begünſtigen: denn man bildet die Handwerker politiſch nie gründlich, wenn man ſie ſtets nur durch Eine Partei bearbeiten läßt: wer eine erziehende Hand an die arbeitenden Klaſſen legt, der ſoll, will er nicht als bloßer Verführer und Demagog angeklagt ſein, auch anerkennen, daß dieſe Erziehung zur Freiheit und namentlich zur Selbſtſtändigkeit der politiſchen Anſichten führen muß. Neben den politiſchen Blättern müſſen die Arbeiterzeitungen, die kommuniſtiſchen nicht ausgeſchloſſen, und einige techniſch belehrende Journale aufliegen. Die „Fliegenden Blätter“, „Leuchtkugeln“ u. dgl. werden ja wol ohnehin nicht weggelaſſen werden. Ferner muß der Vorſtand mit gewiſſenhafter Treue unter den Flugblättern und Broſchüren, die jeder Tag gleich einer Stromuflth heranſchwemmt, eine ſtrenge und paſſende Auswahl treffen. Für die Ordnung im Leſezimmer, für die Reinerhaltung und Sicherung der aufgelegten Schriften muß ein kurzes aber genaues Reglement am Orte ſelbſt angeſchlagen werden.

In die Bibliothek muß man Mannichfaches aufnehmen. Hier wird die erſte Gründung meiſt leicht werden, weil gewiß viele Mitglieder des Vereins bereit ſind Bücher aus ihrem Beſitze theils zu ſchenken, theils für das erſte Jahr herzuleihen. In den Anſchaffungen muß man, was die geiſtige Höhe der Werke betrifft, beſtändig fortſchreiten mit der im Vereine wachſenden Bildung und Lernfähigkeit. Man wird die Erfahrung machen, daß anfangs Unterhaltungsſchriften am ſtärkſten geſucht ſind, daß aber die Leſer bald von ſelbſt zur Geſchichte, Völkerkunde und Naturwiſſenſchaft fortſchreiten. Hiernach muß man ſich richten. Die Grundlage werden volksthümliche und ſittenſchildernde Erzählungen bilden, dergleichen wir von Peſtalozzi, Salzmann, Nettelbeck, Chriſtoph Schmidt, in jüngerer Zeit aber von Auerbach, Conſcience, Spindler, Hackländer und vielen andern in ausreichender Fülle erhalten haben: ich weiſe namentlich auf die wackern Beſtrebungen des norddeutſchen Vereins für Volksſchriften hin, welcher für höchſt geringe Preiſe ſehr Brauchbares liefert. Für tiefer Denkende müſſen ſolche Romane daſein, welche mit beſtimmter Tendenz Politik, Moral oder die Beſſerung der geſellſchaftlichen Zuſtände beſprechen. Es ſollten z. B. in keiner Bibliothek dieſer Art Walter Scotts „Herz von Middlothian“, Eugen Sue's „Myſterien von Paris“ oder die Hauptwerke des edlen Demokraten Charles Sealsfield fehlen. Nach der andern Seite ſoll man dem Volke nicht vorenthalten, was ſeit dem Anfang unſerer Litteratur aus ihm ſelbſt hervorgegangen und ſein Eigenthum bis heute geblieben iſt: eine Sammlung von Sprichwörtern und von Volksliedern, eine gute Ausgabe der Volksbücher, Volksromane und dergleichen, ſind unerläßlich. Hieher zähle ich dann auch die höchſten und bildendſten Dichterwerke verſchiedener Zeiten und Völker: neben einer Ueberſetzung des Homer müſſen die Nibelungen, neben Shakſpeare die Theaterſtücke von Leſſing, Schiller, Göthe zu finden ſein. Einen Hauptwerth würde ich auf populäre Geſchichtswerke legen. Schillers zwei Bücher, Mignets und Thiers Geſchichte der franzöſiſchen Revoluzion, Louis Blanc's Geſchichte der zehn Jahre, Schloſſers den Tyrannen zürnende Geſchichte des 18. Jahrh., Dahlmanns geiſtreiche hiſtoriſche Skizzen, und in Ermangelung einer beſſern Dullers Geſchichte des deutſchen Volkes nebſt den allgemeinen Weltgeſchichten von Rotteck oder Schloſſer und dem aus den Quellenſchriftſtellern ausgewählten hiſtoriſchen Leſebuch von Lanz dürften hier eine gute Grundlage bilden. Eine beſonders wichtige Bücherklaſſe für die moraliſche Kräftigung des Mannes ſind die Lebensbeſchreibungen bedeutender Männer, beſonders wenn es Selbſtbiographien ſind, dergleichen wir z. B. von Seume und Arndt beſitzen. Zum Nachſchlagen wird man ein Converſationslexikon nicht entbehren können. Weiter iſt Länder- und Völkerkunde zu bedenken: Reiſebeſchreibungen bieten ebenſoſehr Unterhaltung wie Belehrung. Die Naturwiſſenſchaften müſſen theils durch populäre Lehrbücher, theils durch technologiſche Schriften vertreten ſein, welche ſich geradezu auf Handwerkſachen beziehen. Endlich muß für allgemein verſtändliche Werke über alle politiſchen, ſozialen und Bildungsfragen Geld und Raum aufgeſpart werden: beſtimmte Titel vorzuzeichnen iſt hier wol nicht nöthig.

Leſezimmer und Bibliothek ſind alſo die Hauptquelle, aus welcher dem Handwerker Wiſſen zuſtrömt. Aber in dem gänzlichen Schweigen dieſer ſtillen Räume würde die Bildung wenig fortwachſen, wenn ſie nicht nach außen in Geſpräch und Debatte ſich geltend machen dürfte. Zu dem Leſen gehört das Reden, zu dem einſamen Denken die Oeffentlichkeit des Vortrags. Die Bildungsvereine müſſen einen Tummelplatz eröffnen, auf welchem jede Kraft Spielraum gewinnt, jeder Fortſchritt, den der Einzelne auf ſeinem Wege zur Bildung errungen hat, ſich geltend machen kann. Hierzu ſind wöchentliche Zuſammenkünfte nöthig, welche ausdrücklich theils der Belehrung, theils der Unterhaltung gewidmet werden. Da vor der Hand bei dem geiſtigen Zuſtande der Handwerker eine gründliche und zuſammenhängende Belehrung, ein eigentlicher Unterricht noch ſehr noth thut, ſo wird man den Abend am beßten mit einem geordneten Lehrvortrag beginnen. Hiefür werden die Arbeiter an manchen Orten anfangs noch fremde Hülfe brauchen, und wiſſenſchaftlich gebildete Männer angehen müſſen: allein wo dieß unvermeidlich iſt, da darf es doch nur ein Vorübergehendes ſein, und der Handwerker muß möglichſt bald in ſein Recht eintreten, ſelbſt mit ſeiner ſchon errungenen Bildung das geiſtige Leben ſeiner Genoſſen zu fördern: ein Recht, das er auch zu ſeiner eigenen Fortbildung nicht entbehren kann, denn wir ſelbſt lernen eine Sache nie gründlicher, als indem wir uns rüſten, ſie Andern mitzutheilen. Eine vortreffliche Vorübung hiefür iſt, daß ſich kleine Geſellſchaften im Vereine zuſammenthun, um etwas Beſtimmtes mit einander zu erlernen und zu betreiben, und daß dieſe ſich dann aus den übrigen Mitgliedern einen fähigen Lehrer wählen. Dahin gehört declamatoriſches Leſen, Uebung im Rechnen, Unterricht im Gebrauch der Feder zu ſchriftlichen Aufſätzen aller Art, Geſang u. ſ. w. In dieſem kleineren Zirkel bildet ſich dann die Fähigkeit der Rede aus, die hernach in den allgemeinen Vereinsſitzungen zur Anwendung kommt. Ueberhaupt muß man nur beim öffentlichen Reden den Verſuch nicht ſcheuen. Ungeahnte Kräfte ſchlafen im Volk: wie gar oft der Knabe mit ſeinem erſten Schuß aus dem Gewehr die Scheibe trifft, über welche das Blei des geübten Schützen hinausfliegt, ſo trifft der von Vielwiſſen, Büchergelehrſamkeit und Doktorenſtolz noch nicht verkünſtelte und verblendete Menſchenverſtand in allen Dingen, welche eine ächt menſchliche Bedeutung haben, mit unerwarteter Schärfe ins Schwarze. Die ganz unglaubliche Entwickelung der politiſchen Beredſamkeit, wie wir ſie täglich bei einfachen Handwerkern in den Volksverſammlungen erleben, liefert den Beweis, daß auch das Talent des Vortrags, der wohlgefugten Ordnung der Gedanken, daß mit Einem Worte die Rednergabe unter den arbeitenden Klaſſen ſchnell genug in voller Rüſtung auf den Kampfplatz treten wird. Dieſe Gabe iſt die höchſte Garantie der Mündigkeit: wer des Wortes mächtig iſt, der gebietet zu ſeiner Zeit auch über Schwert und Muskete.

An den Vortrag muß ſich dann, damit nun auch Alle gleich lebhaft betheiligt werden, die Debatte anſchließen. Dieſelbe kann von den verſchiedenſten Punkten ausgehen. Es iſt möglich, daß der Vortrag ſelbſt Widerſpruch oder Berichtigungen hervorruft: oder man kann auch ausdrücklich der Verſammlung im Voraus ein Thema der Beſprechungen ankündigen, wohin z. B. die großen Fragen nach dem Verhältniß von Arbeit und Kapital, nach Lohn und Organiſazion der Arbeit, ferner nach den nothwendigen Veränderungen im Staate und in der ſozialen Lage der untern Stände gehören. Auch kann durch den Schriftführer des Vereins jedesmal Mittheilung über die Thätigkeit, über Beſchlüſſe und ſchriftliche Mittheilungen verwandter Vereine gemacht werden, wobei denn die Gegenſtände der Debatte nothwendig maſſenweis hervorquellen. Hierbei werden denn auch alle ſtumpferen Geiſter der Geſellſchaft ins Feuer gebracht, und zur Aeußerung ihrer Neigungen und Meinungen gezwungen. Vielleicht reden ſie gut, alsdann wächſt augenblicklich mit dem Muthe ihr Denkvermögen, oder ſie ſcheitern bei den erſten Verſuchen, und dann haben ſie einen Sporn, ihre Gedanken künftig erſt klarer und ſchärfer auseinander zu legen, ehe ſie mit denſelben heraustreten.

Und da man nun neben den Kräften der Ueberzeugung auch die mannichfachſten Talente wecken muß, ſo ſei der letzte Theil jedes Abends dem Vortrage geſellig unterhaltender Dinge gewidmet. Man ſorge, daß von den verſchiedenſten Mitgliedern, zunächſt aber von den jüngern, alſo den Geſellen, paſſende Stücke vorgeleſen oder deklamirt werden, damit an dem Vortrage des Fremden, der immer leichter iſt, der ſpätere Vortrag unſerer eigenen Gedanken eine Stütze finde. Hieher gehört denn vorzüglich auch die Aufführung von Geſangſtücken, beſonders von Quartetten. Denn der Geſang muß in einem Bildungsvereine von Arbeitern ganz vorzüglich gepflegt werden: wie jede andere Kunſt, ja noch mehr erfreut er das Herz der Menſchen, gibt ihm edle und feine Empfindungen, und ſchließt ſein Inneres dem Genuß der göttlichen Schönheit auf. Auch vermittelt der Geſang den Verkehr der arbeitenden Klaſſen mit den bisher höher gebildeten, durch welche die erſteren alſo noch mancherlei Belehrung empfangen können. Endlich ſchlägt der Geſang mit der Deklamazion in Verbindung die Brücke zur dramatiſchen Aufführrung und zum Handwerkertheater, welches man als Endziel dieſer äſthetiſchen Beſtrebungen ſtets im Auge behalten muß. Erſt wenn die arbeitenden Klaſſen wieder auf der Bühne ſich bewegen lernen, iſt ihre künſtleriſche Erziehung vollendet.

Und hier, am Schluſſe des Weges, blicke ich ſehnend und hoffnungsvoll hinüber in das goldene Land der Zukunft, wo dem Handwerkerſtande, im Bunde mit dem Künſtler, von dem er jetzt leider ſo weit getrennt iſt, der herrliche Beruf zuſteht, die Welt, nachdem Wahrheit und Gerechtigkeit in ihr geſiegt haben, nun auch der Schönheit in die Arme zu führen. Warum ſoll es unmöglich ſein, daß ein Gelbgießer wieder ein Peter Viſcher wird? warum können unſere Holzſchneider und Steinhauer nicht einſt wieder, nur freilich im Geiſte einer neuen Zeit und durch neue Gegenſtände der Erfindung hingeriſſen, Dinge erſchaffen, wie jene wunderbaren Schnitzaltäre in Cleve und Calkar, oder wie die Chorgeſtühle Syrlins in Ulm, die doch auch von zünftigen Handwerkmeiſtern zum ewigen Staunen der Nachwelt hingeſtellt ſind? Warum ſoll nicht dieſer Stand, von einer frohen Bildung durchleuchtet, mit fortgetragen von allen herrlichen Gedanken der Zeit, die in ſeiner Bruſt einen freudigen Wiederhall finden, durch eine weiſe Staatsgeſetzgebung, durch einen gerechtere Vertheilung der irdiſchen Güter der gegenwärtigen Noth und der Angſt um den Augenblick entnommen, — warum ſoll er nicht in ſeinen Gedanken wie in ſeinen Schöpfungen die Höhe der Kunſt erfliegen? Warum ſollen nicht die goldnen Tage Pompeji's, wo in jedem Geräth, in jedem Wandbild ein Hauch Griechenlands wehte, warum ſollte das ſchönheitverklärte Jahrhundert des alten Nürnberg und Köln unſerem Geſchlechte nicht wiederkehren — einem Geſchlecht, das durch die Entſchloſſenheit ſeines Denkens die Siegel der Natur geſprengt, alle Kräfte und techniſchen Fertigkeiten ſich unterworfen hat, das die Stoffe und Werkzeuge zur Herſtellung des Schönen auf ſauſendem Rade aus allen Gegenden, das die Gedanken ſeiner künftigen Kunſt aus allen Jahrtauſenden heranführt?

Ja ich ſehe im Geiſte über unſern Enkeln, vielleicht ſchon über den Söhnen, die Stunde herraufleuchten, in welcher das ganze Leben in allen ſeinen Erſcheinungen und äußern Formen Zeugniß ablegt von dem jugendlichen Geiſte der Freiheit, Verſöhnung und Menſchenwürde, der jetzt unſere Seelen durchbrauſt und die Throne niederſchüttelt wie welkes Laub. Ich ſehe die alten Formen hingeſtürzt, den Himmel auf die Erde niedergeſenkt, den ſchaffenden Geiſt erlöſt von der ewigen Wiederholung derſelben Gegenſtände des Kirchenglaubens und von der Knechtſchaft höfiſcher Schmeichelei. Die

Kunſt muß uns vorangehen, ſie muß die Rieſenwerke erſt ſchaffen, in denen jener Geiſt für das ſchauende Auge ſich verkörpert und von denen alle Handarbeiten nur blaſſe Wiederſcheine ſind. Hat ſie aber, wie einſt in der antiken Welt und wiederum im Mittelalter, dieſe Aufgabe gelöst, dann wird das Handwerk ihre Gedanken und ihren Stil in tauſendfältig neuer Anwendung unter die Menſchheit verbreiten. Dann werden wir nicht mehr in ferner Vergangenheit die Schönheit ſuchen, ſondern auf Markt und Straße wird ſie von jedem Hauſe, von jedem Brunnen und aus jedem Geräth im reizenden Spiel der Linien, Formen und Farben uns entgegenwinken. Dieß wird das dritte, goldene Zeitalter der Menſchheit ſein, und es muß länger dauern als die beiden vorigen: denn es wird ſeinen Glanz nicht über einen kleinen Theil der bewohnten Erde, ſondern fernhin über alle Menſchen breiten, ſoweit ſie wohnen an beiden Ufern der großen Meere.

Gedruckt bei C. & F. Krüger in Bonn.

In dem Verlage des Unterzeichneten iſt erſchienen:

An unſere Brüder im Handwerk!

Acht und zwanzig Artikel.

Petition der Handwerkmeiſter in der Stadt Bonn.

Preis 5 Sgr.

Der Reinertrag iſt zum Vortheil einer Krankenkaſſe für die hieſigen Handwerker beſtimmt.

Ferner machen wir die Leſer dieſes Buches aufmerkſam auf das vom Verfaſſer deſſelben, Herrn Profeſſor Kinkel, redigirte und wöchentlich einmal erſcheinende

Gewerbeblatt

zur

Belehrung des Handwerkerſtandes und zur Beſprechung und Förderung ſeiner Intereſſen,

welches eine montägliche Gratisbeilage unſerer „Bonner Zeitung“ bildet, aber auch auf Verlangen ſeparat zu dem Preiſe von 7½ Sgr. vierteljährig (Poſtaufſchlag oder Porto nicht mitgerechnet) ausgegeben wird. Der Herr Redacteur ſpricht in dem Programm dieſes Blattes ſeine Abſicht aus, das Handwerk aus ſeinem geiſtigen Schlafe zu wecken und auf dem Pfade des geſetzlichen Fortſchrittes zu ſtärken. »Unſer Hauptaugenmerk«, ſagt er ferner, »werden wir auf die geiſtige Hebung des Standes und auf die Bildungsmittel richten, welche dieſe Hebung befördern. Wir hoffen damit vorzüglich den Bedürfniſſen der eigentlichen Bildungsvereine entgegen zu kommen, die ſich jetzt ſo zahlreich im Vaterlande gründen. Wir gedenken namentlich für jene Zeit in Segen zu wirken, wenn erſt die äußere Beſſerung eingeleitet ſein wird und wenn in Folge deſſen das Streben nach ruhiger und inwendiger Fortbildung an die Stelle des alsdann befriedigten Ringens nach unſern Bürgerrechten tritt.« Der Verfaſſer wird alſo die in dieſem Buche angeregten Fragen im Blatte ſtets weiter verfolgen. Außerdem bringt jede Nummer einen kurzen Bericht über die Verhandlungen des hieſigen Handwerker-

Bildungsvereins. Bei der anerkannten Tüchtigkeit der Bonner Handwerkerbeſtrebungen und den genauern Mittheilungen, welche über alles im Vaterlande zur Hebung des Standes Geſchehende dies Blatt bringt, glauben wir uns zu der Hoffnung berechtigt, daß es auch außerhalb unſerer Stadt ſich lebhafte Theilnahme und Unterſtützung erwerben wird.

Bonn 19. Auguſt 1848.

W. Sulzbach,

(Expedition der »Bonner Ztg«. Belderberg 877.)

Der Führer

durch das

Ahrthal

nebſt Beſchreibung

der

Städte Linz, Remagen und Sinzig.

Von

Gottfried Kinkel.

Mit einer Karte des Ahrthals und ſeiner Umgebung.

Bonn 1849
Verlag von T. Habicht.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Gedruckt bei C. & F. Kruger in Bonn.

Im Jahr 1846 gab ich, gleichfalls in demſelben Verlage, ein Werk unter dem Titel heraus: „Die Ahr. Landſchaft, Geſchichte und Volksleben.“ Daſſelbe war der Ertrag mehrjähriger Forſchungen, namentlich über die früheren höchſt anziehenden Schickſale dieſes ſchönen Theils unſerer Rheinlande, daher auch die Rubrik: „Zur Geſchichte des Ahrthals“ dort nicht weniger als 130 Seiten umfaßt. Ebenfalls war auf die Sagen Werth gelegt worden; viele Gedichte, welche auf dieſe oder auf die Landſchaft der Ahr Bezug haben, fanden Aufnahme. Es galt mir dabei, nicht bloß ein Reiſehandbuch, ſondern zugleich eine Monografie von wiſſenſchaftlicher Bedeutung hinzuſtellen.

Allein für den Zweck des flüchtig Reiſenden erſchien Manchem jenes Werk zu umfangreich und wol auch zu wenig überſichtlich. Um auch derartigen Wünſchen zu genügen, entſchloß ich mich neben dem größeren Buche dieſen kleinen und wohlfeilen Auszug zu verfaſſen. Eine Karte des Ahr-Thales mit ſeinen Umgebungen und der zu ihm führenden Hauptwege, ein Regiſter der angeführten Oertlichkeiten und die aus Wirtgens Ahrthal ausgezogenen botaniſchen Notizen werden, wie ich hoffe, als erwünſchte Zugaben erſcheinen.

Bonn, im November 1848.

Gottfried Kinkel.

Verzeichniß

der im Buche vorkommenden Oertlichkeiten.

Seite
Adenau 70
Adenaubach . . . 69. 74
Ahr. Quelle . . . 82
  Lauf 1
  Mündung. . . 32
  Produkte . . . 2
  Geſchichte . . . 4
  Gegenwart . . 11
  Volksleben u. Feſte 13
  Tracht . . . 58
  Weinleſe . . 16
Ahrburg 61
Ahrdorf 78
Ahremberg . . . 75
Ahrhütte 79
Ahrweiler . . . 41
Ahütte, Eiſenwerk . 79
Altenahr 57
Altenburg. . . . 65
Antonia-Weinberg 65
Antweiler. . . . 74. 78
Apollinariskirche u.
  ihre Gemälde . 25
Arzdorf. 18
Bell 17
Blankenheim. . . 80
Bodendorf . . . 33
Breite Lei . . . 61. 62
Brück 66
Bunte Kuh . . . 50
Dattenberg . . . 23
Daun 17
Dennbach . . . 66
Dernau 51
Dollendorf . . . 79

Seite
Domlei 50
Dorſel 78
Dreimühlen. . . 79
Dümpelfeld . . . 69
Eiffel 1
Frauenkirche. . . 17
Freilingen . . . 77
Fritzdorf 18
Fuchshofen . . . 75
Gänſehals . . . 17
Geldsdorf 18
Gudenau 18
Haſenberg . . . 63
Heckenthal . . . 48
Heidengarten . . 64
Heimersheim . . 33
Hemmeſſem . . . 39
Heppingen . . . 34
Hocheiffel. . . . 1
Hochtürner . . . 63
Hohe Acht. . . .66.67.70
Hönningen . . . 67
Horn (bei Altenahr). 72
Hülchrath, Kapelle. 83
Inſul 74
Judenkirchhof . . 44
Kall-Reifferſcheid
  ſ. Reifferſcheid .
Kaltenborn . . . 67
Kalvarienberg . . 44
Kasbacher Thal. . 24
Kellberg 73
Kempenich. . . . 72
Keſſeling 66
Kirchſahr 64

Seite
Kloſterlei 50
Köhlerhof. . . . 30
Kreuzberg (bei Bonn) 18
Kreuzberg(Schlößch.) 64. 65
Kyllthal 17
Laach (bei Altenahr). 56
Laacher Mühle . . 55
Lacher See . . . 17
Landskron . . . 35
Lantershofener Höhe 18. 44
Laufenbacher Hof. 75
Leimbach 69
Liers. 69
Linz 20
Lochmühle. . . . 55
Lohrsdorf. . . . 33
Lommersdorf . . 77
Manderſcheid . . 17
Marienthal . . . 50
Masholder Höfe . 75
Mayen. 17
Mayſchoß. . . . 51. 54
Meckenheim . . . 18
Mendeberg . . . 24
Müſch 78
Neublankenh., Ruine 79
Neuenahr. . . . 39
Niederadenau . . 78
Niederehe . . . 55
Niedermendig . . 17
Nürburg 72
Ockenfels, Ruine. . 24

Seite
Olbrück, Ruine . . 17. 72
Pützfeld 66
Rech 51
Reifferſcheid. . . 69. 74
Reimerzhofen . . 56
Remagen 24
Rodder. 74
Saffenburg . . . 52
Sahrthal 64. 65
Schorrenkapelle . 74
Schloßdahl . . . 79
Schuld 74
Sinzig. 31
Stahlhütte . . . 78
Steinpütz. . . . 82
Steinthalkopf . . 48
Teufelskanzel . . 62
Teufelslei. . . . 67
Teufelsloch . . . 62
Tomberg 18
Thurm vor Ahrweiler 49
Vilipp 18
Virneburg . . . 17. 72
Viſchelbach . . . 65
Wadenheim . . . 39
Walporzheim . . 49
Wanderath . . . 17
Weißes Kreuz . . 51. 56. 62
Wensburg . . . 68
Wiedbachthal . . 24
Winnerath . . . 74
Zitterwald . . . 79

I. Land und Produkte.

Zwiſchen Rhein, Moſel und Roer ſtreckt ſich ein Bergland hin, das als Verbindungsglied von Achen, Köln und Trier unter dem Namen der Eiffel eine alte, ſchon von den Römern begonnene Kultur beſitzt. Die wellenförmige Hochebene wird überall durch eingeſchnittene Thäler belebt, in denen eine Menge von Gewäſſern zu den größern Flüſſen hinabrinnt. Ein Zug der Eiffelberge iſt vorzüglich charakteriſtiſch. Ungefähr ſechs Stunden lang ſtreicht er aus der Gegend von Münſtereiffel bis nach Nürburg und Kellberg fort, im Ganzen mit gerader Linie und in gleicher Höhe, nur daß da und dort aus dem eintönigen Grauwackenplateau das Erdfeuer den Baſalt hervorgeſtoßen hat, der nun über dem dichtbewaldeten neptuniſchen Kamm in ſchwarzen oft nackten Kuppen ſtolz emporragt. Solche Kuppen ſind die höchſten Punkte des ganzen Eiffellandes; die mächtigſte, die hohe Acht, ſteigt auf 2400 Fuß über dem Meeresſpiegel; der ganze Bergzug wird Hocheiffel genannt.

Im Schooß dieſes kräftigen Gebirgsſtocks entſpringt die Ahr. Ihr Thal ſteigt meiſt in Geſtalt einer engen Felsrinne vom Rheine herauf, bis es in einem allwärts geſchloſſenen Bergkeſſel vor einem nicht hohen, aber ſtark anſteigenden Felſen endet. Auf dieſem Felſen ſteht das Schloß Blankenheim, um ſeinen Fuß lagern ſich die Häuſer der gleichnamigen Statt. Dort, in einem ummauerten und von Häuſern überbauten Brünnchen, iſt der Urſprung der Ahr; alsbald bei ihrem Quell ſpeiſt ſie einen großen Weiher mit ihrem Waſſer und greift auch gleich in Mühlräder ein. Nun ſtärkt ſie ſich durch Nebenbäche, deren einige bedeutender als ſie ſelbſt ſind, und ſtürmt mit raſchem Fall zwiſchen Wieſen in das immer tiefer abſinkende, von ſtets höhern Bergen eingeſchloſſene Thal hinab. Entſprungen im Uebergangskalk durchbricht ſie bei Dorſel das Grauwackengebirge, welches den Kern der Hocheiffel bildet, und kommt oberhalb Kreuzberg in das Gebiet des Thonſchiefers. Bei Schuld wird das Thal ganz eng, dann wieder bei Kreuzberg und Altenahr. Das obere Thal hat mehr einen friedlichidylliſchen Charakter: hier dagegen beginnen die wildromantiſchen Strecken. Das ſchwarze Schiefergebirg ſetzt ſeine ſcharfen trotzigen Kanten dem Fluſſe entgegen, der, bei Kreuzberg durch Sahr und Biſchel verſtärkt, wider ſie anprallt und durch das zerklüftete Bette ſchäumend hinrauſcht. Aber ſie nöthigen ihn zu mäandriſchen Irrwegen, bis er zwei Stunden unter Altenahr wieder hinaustritt in das lachende Thal von Walporzheim und Ahrweiler. Von dort geht er mit geſtreckterem Laufe am Fuß der Landskron vorbei und ſtrebt dem Rheine zu, den er unterhalb Sinzig, Linz gegenüber, erreicht. Auf geradem Wege würde die Entfernung von der Quelle bis zur Mündung neun Stunden betragen, aber durch die vielen Windungen wird ſie faſt doppelt ſo lang.

Der Fluß hat ein ſehr ſtarkes Gefälle: man hat es auf 60 Fuß für die Stunde berechnet. Im Sommer klein, ſchwillt er bei der Schneeſchmelze oft mächtig an und wird durch jähen Sturz ſehr gefährlich. Am furchtbarſten iſt er nach Wolkenbrüchen, die in der Mitte des Sommers einzutreten pflegen. Entſetzlich iſt die Erinnerung an die Ueberſchwemmung von 1804. Am 21. Juli, es war ein Sonntag, brach die Oberahr in Folge eines Wolkenbruchs mit ungeheurer Wucht am Nachmittage in das enge Thal von Altenahr ein. Acht Fuß hoch über den Steinbrücken ſtand das Waſſer, Häuſer, Höfe, Mühlen wurden bis auf die Fundamente weggeſpült, die Brücken geſchleift. Ahrweiler in ſeinem geſperrten Mauerring füllte ſich mit Waſſer; man erzählt, es ſei durch einen großen Kelterbaum gerettet worden, den die Wogen ſo ſtark gegen das geſchloſſene Niederthor antrieben, daß es aufſprang und dem Waſſer Raum ließ. Noch jetzt wirkt dieſe Noth nach: zwar ſind Weinberge und Häuſer erneuert worden, aber im Adenauer Kreiſe, beſonders bei Schuld, ſind bis heute Wieſen und Ackerland am Flußufer von unfruchtbarem Kies überlagert. Am 23. Juni 1844 fand gleichfalls in Folge eines Gewitters eine Ueberſchwemmung ſtatt, die viele Weinberge bei Ahrweiler vom Felſen löſte und in die Tiefe hinabriß. Wiederum zerſtörte eine ungeheure Flut, die ſogar durch die Durchbrüche bei Altenahr und der Lochmühle ihre Wogen ſchlug, in den Oſtertagen 1848 einen großen Theil der neuen Straße und faſt alle Brücken.

Das oberſte Keſſelthal bei Blankenheim iſt durch den engen Einſchluß der Berge geſchützt und bringt in milderer Luft Waizen, Obſt, feine Küchengewächſe fort. Weiter abwärts wird das Thal kalt; hier blüht Viehzucht, Bergwerk, Anbau rauherer Getreidearten und Holzwuchs. Von Kreuzberg aber beginnt dann mit dem Schiefergebirge der Weinbau. Bei weitem vorherrſchend iſt, unter dem Namen des Ahrbleicharts, der herrliche, dunkelfarbige Rothwein, der am Rhein nur vom Aßmannshäuſer übertroffen wird. An Farbe, Glut, Kraft und Blume iſt Walporzheim und in einigen Lagen Ahrweiler, die Krone des Thales: doch auch Altenahr, Dernau und Bodendorf ſind vorzügliche Lagen. Die Mühſal des Weinbaus iſt groß. Der jäh abfallende Schieferfels, deſſen dunkles Geſtein die Rebe liebt, muß durch künſtliche Mauerterraſſen eingefaßt werden, auf denen beſſeres Erdreich und Dünger haften kann. Die edleren Lagen, vorzüglich bei Walporzheim, gleichen daher, aus der Ferne geſehen, trümmerhaften Baſtionen, die vom Fuße des Felſen bis zum umbüſchten Gipfel emporreichen. Der Dünger muß in Tragkörben auf den ſteilen Treppenpfaden heraufgeſchleppt werden, das Pfahlholz in Bündeln, was eine Hauptarbeit des Winzers ausmacht. Die eng zuſammengedrängten Felſen verdoppeln im Sommer die Hitze durch Widerſtralung; der ſchwarze gebröckelte Schieferſtein, mit welchem der Boden der Weinberge abſichtlich bedeckt wird, ſaugt die Glut des Tages ein und läßt ſie während der kühlern Nacht auf die Trauben nachwirken. Auch der Fluß giebt dem Winzer ſeinen Segen: aus ſeinem lauen Waſſer ſteigen im Sommer in die abgekühlte Nachtluft die warmen Nebel empor, die man am frühen Sommermorgen ſo ſtill und wunderbar brütend im ganzen Thale antrifft: ſie tränken den verſengten Felsgrund und erweichen die Hülſen der Trauben gegen die reifende Glut des Sonnenſtrals. Ungefähr vier Stunden reicht dieſer Strich, wo der Wanderer auf der Nordſeite des Fluſſes ununterbrochen von Weinbergen begleitet wird; bei einem ſogenannten »vollen Herbſt,« der aber ſelten kommt, werden an 20,000 Ohm Wein im Thale gewonnen.

Die Flora des Ahrthals iſt reich: die Verſchiedenartigkeit des Bodens und des Klimas, ſo wie die großen halb oder gar nicht angebauten Strecken des obern Thals begünſtigen die Erhaltung der mannichfaltigſten Arten: am reichſten iſt die Gegend von Altenahr. Nahe dabei, unfern Kreuzberg, wachſen die verſchiedenen Beeren des Waldes ſo maſſenhaft, daß ihr Einſammeln einen Nahrungszweig ausmacht. Gleiche Befriedigung findet der Mineraloge, zumeiſt in den Bergwerken der mittlern Ahrgegend oberhalb Altenahr. Von Thieren iſt Roth- und Schwarzwild in den Wäldern der obern Ahr ziemlich ſtark: dort hinüber ſchweift auch im Winter noch der Wolf der Ardennen. Das kleine, jagdbare Wild, auch Geflügel, iſt häufig, wie in der ganzen Eiffel: das zahme Vieh, welches an der Oberahr meiſt noch Weideleben führt, zwar nicht ſehr groß, aber gut. Die kleinern Nebenbäche führen der Ahr ganz vorzügliche Krebſe und Forellen zu: eine beſondere Gabe aber ſind die kleinen Fiſchchen von der Gattung **Cyprinus phoxinus**, die unter dem Namen der Rümpchen am ganzen Niederrhein höchſt beliebt ſind und einen köſtlichen Runtius des vorigen Jahrhunderts in einem Briefe zu dem verdrießlichen Ausdruck beſtimmten: »daß die Schlingel von Köln ihrer gar nicht werth ſeien« (**pisciculi quibus hi nebulones non sunt digni**). Millionen dieſer Fiſchchen werden beſonders bei Reimerzhofen und Brück mittels einfachſter Vorrichtung gefangen, in Salzwaſſer abgekocht und in Weidenrinde (die ihnen den angenehm bittern Geſchmack geben ſoll) verſandt. Man ſervirt ſie dann mit Oel und Eſſig; die kleinſten, höchſtens ein Fingerglied lang, genannt das Geſäme, ſind die theuerſten und wohlſchmeckendſten. Ueberhaupt ſind die Gaben der Natur im Ahrthal ſo mannigfach und reich, daß man auch von Seiten der körperlichen Pflege nicht leicht eine angenehmere Tour wird machen können.

II. Geſchichte.

Die Ahr iſt eine Völker- und Sprachſcheide. Gleich über ihr, von Rheineck an, beginnt der oberländiſche Dialekt, ſie ſelbſt gehört dem niederrheiniſchen an. Hier liegt die uralte Grenze der Rheinfranken und der oberdeutſchen Stämme: denn das Ahrthal bildete den ſüdöſtlichſten Zipfel des Herzogthums Ripuarien, während das Maifeld ſchon zum Herzogthum Lotharingien gehörte. Das Chriſtenthum iſt an der Mündung der Ahr früh, weiter aufwärts wol erſt ſpät eingedrungen, indem uns, außer einer Kolonie von Prüm im Urwald Keſſelings, keine frühen Kloſterſtiftungen bekannt ſind. Erſt unter den ſächſiſchen und fränkiſchen Kaiſern tritt das Land für uns in den Morgenſchein der Geſchichte. Damals bildet das Land nördlich vom Maifeld das Aregau, das gleich allen Gauen vom Kaiſer als Verwalter und Richter einen Grafen geſetzt erhält. Beim Verfall der Gaugrafſchaft wurden aus dieſen Statthaltern meiſt unmittelbare Fürſten, Dynaſten; auch das Aregau zerſtückelte ſich. Schon im 11. und 12. Jahrhundert erſcheinen die meiſten Burgen des Ahrthals und ihr Geſchlecht: an der obern Ahr die Herren (ſpäter Grafen) von Blankenheim, die von Dollendorf und Ahremberg; dann, von Ahrdorf und Dümpelfeld bis unterhalb Ahrweiler, die Grafſchaft Are (Stammſchloß: Altenahr) mit den Nebenlinien Nürburg und Neuenahr auf den Schlöſſern gleiches Namens. Von den Areſchen Beſitzungen ganz eingeſchloſſen Schloß und Ländchen der Herren von Saffenburg. Unfern der Mündung, auf kaiſerlichem Gebiet, wird Schloß Landskron erbaut, Sitz eines bald ganz ſelbſtſtändigen Burggrafengeſchlechts. Sinzig mit wechſelnder Herrſchaft, bis es zuletzt feſt bei Jülich blieb. Ein Strich, den man ſeiner Länge nach in zwölf Stunden bequem durchwandert, gehorchte nicht weniger als ſieben verſchiedenen Gebietern.

Erſt beim Sinken des Hohenſtaufenhauſes gewann das Erzſtift Köln durch den berühmten Erzbiſchof Konrad von Hochſtaden im Ahrthal entſcheidenden Einfluß. Das Grafenhaus von Hochſtaden hatte ſein Stammgebiet im Erftthal, das Schloß lag im Kirchenſprengel von Friemersdorf. Als um 1139 das Geſchlecht im Mannsſtamme erloſch, heirathete die Erbtochter Adelheid den Grafen Otto von Are, Bruder des regierenden Grafen Lothar. Der Sohn aus dieſer Ehe, Dietrich, erhielt außer der mütterlichen Grafſchaft Hochſtaden die Hälfte von Are, nämlich die halbe Burg von Altenahr und das Ahrthal bis unterhalb Ahrweiler. Ein Urenkel nun dieſes Otto war jener Erzbiſchof Konrad (gewählt 1238), ein furchtbar-entſchloſſener Charakter, hervorragend unter den Männern der Geſchichte am Rhein, weil er es war, der für Deutſchland die Macht der Hohenſtaufen brach, und der den Kölner Dom gründete. Sein Haus erloſch während ſeiner Regierung, der letzte des Geſchlechts, Konrads Bruder Friedrich, ſchenkte 1246 das reiche Erbe an das Erzſtift Köln. Und als nun dreißig Jahre ſpäter auch die zweite Seitenlinie von Are, Nürburg, ausſtarb, zog Köln auch ihr Felſenſchloß als erledigtes Lehen ein. Der Gewinn war unermeßlich. Das reiche Weinland der ganzen untern Ahr, die fetten Aecker oben auf der Höhe von Ahrweiler bis gegen Bonn hin, der dichte wildreiche Kottenforſt, der noch jetzt einer der ſchönſten und größten Wälder am Rhein iſt, weiter hinauf am Fluſſe aber die Herrſchaft Nürburg mit ihren Fiſchereien, Wieſen und Mühlen, endlich die fruchtbaren Korn- und Flachsländer der hochſtadenſchen Ebnen nach Jülich zu — das Alles diente jetzt der Tafel der Herren von Köln, und manches Gefäll von dieſem wunderreichen Landſtrich mag bereits in die Fundamente des Domes vermauert worden ſein: wenigſtens begreift ſich ſchon aus dieſer Erbſchaft der Ausſpruch der kölner Chronik, Konrad habe den Dom begonnen, als er über die Maßen reich war. Und nun mußten ſich auch die andern großen Familien im Ahrthal dem Krummſtab beugen. Das Schloß der Neuenahr wurde 1371 durch Erzbiſchof Friedrich von Saarwerden gebrochen, Saffenburg gleichzeitig zur neuen Anerkennung der Oberlehnsherrſchaft gezwungen. Die Neuenahr und die Ahremberg nahmen bereitwillig jene die Erbvogtei dieſe das Erbſchenkenamt vom Erzſtift zu Lehn und knüpften ſo ihr Schickſal an daſſelbe. Die Städte, zur Volksbewaffnung greifend, vereinigten ſich mit den größern Fürſten zum Kampfe gegen den kleinen Adel und ſchufen ſo um 1366 den großen Friedensbund, der ſich ſelbſt den Landfrieden zwiſchen Rhein und Maas nannte. Beim Sturm auf den Neuenahr und auf andere Raubſchlöſſer haben die Bürger von Ahrweiler weſentlich mitgewirkt. Die Verhältniſſe des ſpätern Mittelalters hatten ſich in dieſer Gegend ſchon im 14. Jahrhundert völlig feſtgeſtellt, daß nämlich die bisher reichsunmittelbaren kleinen Adelsgeſchlechter nicht mehr dem Kaiſer, ſondern einem der großen Reichsfürſten unterthänig waren.

Ein ſolcher Zuſtand konnte nicht unbeſtritten bleiben, da ſowol der beſiegte Adel murrte, als auch der immer ſtolzer aufſtrebende Bürgermuth keinen Druck tragen mochte. Nachdem Erzbiſchof Dietrich von Mörs durch Prunk, ſchlechte Verwaltung und unglückliche Kriege das Erzſtift in Schulden geſtürzt, die Schlöſſer und Einkünfte verpfändet hatte, band man dem Nachfolger durch eine Konſtituzion die Hände, die unter dem Namen der Erblandesvereinigung 1463 entworfen wurde. Rupert von der Pfalz, der erwählte Erzbiſchof, beſchwur ſie zwar, verſuchte dann aber durch Söldnerſchaaren aus ſeinem Stammlande den ſtändiſchen Widerſtand zu brechen, indem er dem Adel gewaltſam die verpfändeten Schlöſſer abnahm. Die Wuth gegen ihn ſtieg, als dieſe Söldner den edeln Jüngling, den Grafen Wilhelm von Blankenheim, am 5. Januar 1468 unfern Lechenich überfielen und meuchleriſch mit einem Schwert durch den Hals ſtachen. Das Domkapitel wählte endlich 1473, um Rupert auszudrängen, den Propſt Hermann von Heſſen zum Gubernator des Stifts; da ſchloß der Elende einen Bund mit dem Reichsfeind Karl dem Kühnen von Burgund, der eben Gelderland eroberte und Weſtdeutſchland vom Reiche abzureißen bemüht war. Aber Rheinland ſtand zuſammen wie Ein Mann; an Ahrweilers feſten Mauern und Burgen ſcheiterte Rupert nach 3 Wochen Belagerung; auch Burg Are widerſtand. Karl ſelbſt belegte Neuß; die Macht eines der größten Reiche jener Zeit hat volle elf Monate das kleine Städtchen berannt und nicht gewonnen, bis denn endlich das ſchwerfällige deutſche Reich zur Hülfe ſich heranbewegte und nur durch geheimen Vertrag mit Friedrich III., wie man ſagt, Karl der Kühne den Rückzug ſich zu ſichern vermochte. Im Sommer 1475 auf Peter- und Paulstag brach er ſein Lager vor Neuß ab und wandte ſich zu neuem Kampfe gegen Frankreich und die Schweizer, denen er bald erlag.

Die nächſten Erſchütterungen brachte der wiederholte Verſuch zweier Erzbiſchöfe, die Reformazion in Köln durchzuſetzen. Aber es theilte ſich hierbei die Ahr. Die Grafen von Manderſcheid, jetzt als Erben von Blankenheim, Saffenburg und Schleyden im obern Thale mächtig, wurden lutheriſch; ebenſo die Städte an der Mündung. Dahin ſchlug ſich auch das Geſchlecht der Neuenahr, das freilich nicht mehr im Ahrthal wurzelte, ſondern jetzt die Erbvogtei von Köln beſaß und bald die Grafſchaft Mörs durch Heirat gewann. Ahrweiler blieb katholiſch, und die Ahremberger, jetzt nach Belgien veräſtelt und mit der ſpaniſchen Herrſchaft im Bunde.

wurden die Hauptſtütze dieſer Partei. Die Grafen Dietrich IV. von Manderſcheid und Wilhelm V. von Neuenahr bewogen den Erzbiſchof Hermann von Wied zur Berufung lutheriſcher Prediger, unter denen auch Melanchthon vorübergehend ſich einfand. Als die Niederlage der deutſchen Lutheraner im Sommer 1546 den Erzbiſchof zum Abdanken veranlaßte, gründeten die beiden Grafen wenigſtens in ihren Territorien das Lutherthum feſt.

Tiefer wühlte die mit geringerer ſittlicher Würde, aber äußerlich mit mehr Gunſt der Umſtände auftretende Reformazion des Gebhard Truchſeß. Deſſen Freund Adolf von Neuenahr, Seitenverwandter jenes Grafen Wilhelm, ein entſchloſſener, zu ausdauernder Aufopferung fähiger Charakter, war die Seele des Unternehmens. Aber Karl von Ahremberg, Sohn des Johann von Ligne, der im Kampfe wider die Oranier ſeine Treue gegen Rom und gegen Spanien 1568 durch den Tod auf dem Schlachtfelde beſiegelt hatte, ſtand jetzt, als Vaſall des Erzſtifts, gegen Neuenahr auf: zwei Geſchlechter, deren zertrümmerte Burgen im Ahrthal ſo benachbart ſich entgegentrotzen, haben jenen Kampf des Geiſtes mit dem Schwert durchgefochten. Ahremberg war es, der 1583 das belagerte Bonn für den erwählten Gegenprälaten Ernſt von Baiern gewann und durch den Fall dieſer ſtarken Feſtung Gebhards Flucht aus dem Erzſtift erzwang. Neuenahr aber, nach Verluſt ſeiner eigenen Lande in holländiſchen Kriegsdienſt tretend, hielt noch 6 Jahre das Banner des Kalvinismus flatternd, bis ihn das Geſchick ereilte. Im Zeughaus zu Arnheim mit Muſterung der Geſchütze beſchäftigt, wollte er eine neue Sprengmaſchine verſuchen: ein Funke fiel ins Pulverfaß, das einſtürzende Dach erſchlug ihn. So endete kinderlos am 8. Oktober 1589 der letzte Neuenahr: in ihm war noch einmal die Kraft jenes Ahrgeſchlechts aufgelodert, das in ſeinen verſchiedenen Linien von den Gaugrafen der Ottonenzeit bis zu dieſen Kämpfern für die Reformazion länger als ein halbes Jahrtauſend an dem Teppich der rheiniſchen Geſchichte im Guten, wie im Böſen, aber immer ruhmvoll, mitgewoben hatte.

Im Ahrthal wurde nach dem Tode des letzten Grafen, Dietrich VI., das große Gebiet von Manderſcheid-Blankenheim zerſprengt. Des Verſtorbenen Schwager Filipp von der Mark, Urenkel des »Ebers der Ardennen« und eifriger Katholik, riß aus der Erbſchaft nicht ohne Gewaltthat Schleyden und Saffenburg an ſich und führte ſeinen Glauben hier wieder ein. Noch mehr feſtigte ſich dieſer durch das Kloſter des Kalvarienbergs bei Ahrweiler, welches 1629 den Franziskanern eingeräumt wurde. Ein ausgedehntes Wallfahrtsleben, Gaſtfreiheit, Theateraufführungen geiſtlicher Dramen, wunderbare Segnungen und Heilungen gaben dieſen Mönchen unglaublichen Einfluß über die Gemüther: aber auch edles menſchliches Verdienſt erwarb ihnen die Herzen, als ſie bei der großen Peſt von 1666 in allen umliegenden Orten unermüdet Krankenpflege übten und in allen Kriegsſtürmen ihr Kloſter zur Zuflucht und Erquickung der Elenden aufthaten. Die Kehrſeite dieſes erregten kirchlichen Lebens bilden leider die Hexenprozeſſe, welche zumal im 30jährigen Kriege dieſe Gegenden verwüſteten; aber dieſe behaupteten ſich weniger durch religiöſen Fanatismus oder Eifer für Gottes Ehre, als durch die greuliche Habgier des Fiskus, der Richter, des Henkers und ſeiner Folterknechte, welche alle ſich brüderlich in das Vermögen der Gemordeten theilten. Im Volksgemüth mag, beſonders an der Oberahr, die Düſterniß der bewaldeten Landſchaft, die Enge der zerriſſenen Schluchten zur Erſchaffung lebenfeindlicher Fantaſiegeſtalten und einer erbitterten Furcht vor ihnen Anlaß gegeben haben: wie denn gar viele Stellen des Ahrthals von Teufelsſagen noch heut überwachſen ſind. Doch haben bald nach dem großen Kriege dieſe Greuel im Ahrthal nachgelaſſen.

Im dreißigjährigen Kriege blieb das Erzſtift Köln verſchont bis zum Einbruch der Schweden. Als aber ſein Schützer Pappenheim unverhofft zur Schlacht von Lützen abziehen mußte, rückte der Schwede **Baudiß**, um die Stadt Köln anzugreifen, über den Weſterwald an den Rhein, nahm Siegburg und legte an der Ahrmündung eine Schanze an. Die benachbarten Plätze Sinzig, Remagen, Andernach, Rheineck, Landskron u. A. wurden erſtürmt, und am 11. Dez. 1632 rückte Baudiß in Ahrweiler ein, welches geſchatzt und geplündert wurde. Saffenburg fiel am 14. Dezember, das ganze Oberſtift Köln mit Ausnahme von Bonn war in den Händen der Feinde. Da ſchickte die Infantin Clara Eugenia Spanier an den Rhein, welche im Januar mit kölniſchen Truppen vereinigt Baudiß aus dem untern Thal höher hinauf trieben, wo er jetzt die Nürburg zur Uebergabe zwang und durch einen kühnen Marſch ſeinen Feinden entging. Indeſſen trieben die befreundeten Truppen es im Ahrthal nicht viel beſſer als die ſchwediſchen Feinde. Ein zweiter harter Schlag traf die Gegend, nachdem Frankreich für die Proteſtanten das Schwert gezogen hatte. Turenne mit einem Heere von Franzoſen und Weimaranern wollte ſich 1646 mit den Schweden unter Wrangel zu einem entſcheidenden Zuge gegen die Kaiſerlande vereinigen, und berührte auf dieſem Marſch das Ahrthal. Heimersheim wurde am 10. Juli niedergebrannt, am Abend Geſchütz vor Ahrweiler aufgefahren. Turenne verſprach Gnade — und brach ſein Wort, als die Stadt kapitulirte. Plünderung, Mord, Entehrung wütheten in der Stadt und an den heiligen Stätten der Kirche: ein Prieſter, der zürnend von Schändung des Heiligthums abmahnte, fiel von ſechs tödtlichen

Wunden bedeckt. Ein anderer Geiſtlicher, halbnackt, mit bluttriefendem Scheitel, ergriff die Monſtranz und trug ſie 300 Menſchen vor, die in Prozeſſion ihm nachzogen auf den Kalvarienberg. Dort fanden ſie und viele andre Schutz und Erquickung. Die Feinde zogen ab, und nachdem die Kirche entſühnt worden, trug das Volk am 29. Juli das Allerheiligſte im Feſtzug zur Stadt zurück. Länger dauerten die Folgen des Kriegs: berittene Freibeuterſcharen ängſteten das Land, zur Feldarbeit fehlten Hände in den entvölkerten Dörfern, theure Zeit kam, und eine furchtbare Peſt raffte 1666 wol ein Drittel der Bewohner an der untern Ahr weg.

Noch ſchlimmer wütheten die Franzoſen in den Raubkriegen Ludwig XIV. Zuerſt im Kriege gegen Holland, wobei der ſchwache Max Heinrich von Köln ſie unterſtützte und Beſatzungen aufnahm, die ſchon arg im Ahrthal hauſten. 1672 wurde Holland von allen Seiten angegriffen; aber Wilhelm III. von Oranien, raſch an die Spitze tretend, widerſtand und trug den Krieg ins Kölniſche, wobei das Erzſtift wieder ſehr litt. Nach dem Falle von Bonn (14. Nov. 1673) wurde das Land Stützpunkt der deutſchen Waffen; das Ahrthal erlebte Durchmärſche aller Fahnen, während abwechſelnd auch wieder die Franzoſen ſengten und raubten. Erſt durch den Frieden zu Nymwegen (1678) erhielt Max Heinrich die Befreiung ſeines Landes von den fremden Truppen, die es in eine halbe Wüſte verwandelt hatten.

Es folgte die Reunionsperiode. 1681 verloren wir Strasburg; 1682 in neblicher Februarnacht erſchlich mitten im Frieden ein franzöſiſcher Trupp das Stammſchloß der dem Reiche vorzüglich treu ergebenen Ahremberger, ohne dasſelbe gleichwol halten zu können; 1678 baute Ludwig auf dem Montroyal bei Traben an der Moſel eine Feſtung; Bonn, Sinzig, Ahrweiler wurden mit franzöſiſchen Truppen beſetzt, Burg Are nach 9 Monaten Belagerung erobert. Die Bauern, der frühern Mishandlungen eingedenk, ließen alsbald ihre Aecker unbebaut. Da aber jetzt Holland, England, Brandenburg zugleich gegen Ludwig XIV. auftraten, ſuchte dieſer durch das gräßliche Syſtem ſich zu ſchützen, daß er die Grenzen Frankreichs in eine Oede verwandelte, die unfähig wäre die deutſchen Heere zu nähren. Daher die Pfalzverwüſtung, die auch unſre Gegenden traf, als der Kurfürſt Friedrich von Brandenburg (der ſpätere König Friedrich I.) Bonn belagerte und die Franzoſen aus dem Lande trieb. Damals wurden die Schlöſſer von Sinzig, Rheineck und Nürburg geſprengt und außer unzähligen Dörfern Andernach und Ahrweiler (1. Mai 1689) in Aſche gelegt. In Ahrweiler blieben von 300 Häuſern nur 10 übrig, Rathhaus, Dach und Thurm der Kirche brannten ab, die Glocken ſchmolzen. Auch nachdem Bonn abermals gefallen (15. Octb.), machten die Franzoſen vom Montroyal noch fortwährende Ausfälle und haben noch 1690 an 20 Ortſchaften des Ahrthals und der Grafſchaft niedergebrannt.

Zum drittenmale trat das Erzſtift Köln in der Perſon des Joſef Clemens 1702 auf die franzöſiſche Seite beim Anlaß der ſpaniſchen Erbfolge. Nochmals wütheten die Beſatzungen: von Ahrweiler wird erzählt, daß die Einquartirung jedem Hausmann eine tägliche Geldſumme auferlegt hatte: dieſe mußte Offizier oder Gemeiner jeden Mittag unter ſeinem Teller finden oder er tödtete den Wirth. Die Bürger wichen endlich aus der Stadt und hauſten im Walde. Im Oktbr. 1702 erſchlich eine franzöſiſche Streifpartei die Saffenburg, welche vergebens von einem Corps des heranrückenden Reichsheeres belagert wurde. Erſt die dritte Beſchießung von Bonn durch den Holländer Coehorn und deren Uebergabe (19. Mai 1703) entſchied auch dießmal, und acht Tage ſpäter fiel auf der Saffenburg die letzte franzöſiſche Fahne, die im Erzſtift flatterte. Das Schlößchen wurde geſprengt. 1704 lagerte Marlboroughs Heer in der untern Thalebene, 1705 ſchwärmten wieder hier die Franzoſen, doch fiel nichts Entſcheidendes mehr vor. Die Friedensſchlüſſe zu Utrecht, Baden und Roſtock (1713. 14) befeſtigten endlich die Ruhe.

Seitdem zog die Geſchichte ihren Fuß von der Ahr zurück. Mehrere der alten erlauchten Häuſer ſtarben aus, die meiſten Schlöſſer lagen ſchon wüſt, und die berühmte Burg Are wurde nun auch geſprengt, nachdem man ſie mit Mühe einem Schwarm Raubgeſindel abgenommen, das in ihr ſich feſtgeſetzt hatte. Die Städte waren entmantelt, bei Bürgern und Bauern wich mit dem Wohlſtand auch die alte Selbſtſtändigkeit, der kühne Freimuth, und das Land ſeufzte unter der Willkür verſchwenderiſcher Kurfürſten und ihrer Amtleute. Hin war die alte Zeit der Kraft, und kein Neues brach ſich Bahn.

Da plötzlich warf die Revoluzion ihre Fackel an den Niederrhein, der, aus dumpfer Geiſtesſchwüle auftauchend, mit allen Herzen ihr entgegenſchlug. Als der Ungeſtüm des Terrorismus in Jourdans Perſon die Linien der Oeſtreicher an Maas und Roer durchbrach, Köln und Bonn überſtürzte, da genügten 7 Krieger der Republik, um am 10. Oktbr. 1794 in Ahrweiler den Freiheitsbaum aufzupflanzen und die Stadt fortzureißen. Durch den Frieden von Luneville ging endlich 1801 die Ahr mit dem ganzen linken Rheinufer an die franzöſiſche Republik über. Das Haus Ahremberg wurde in Weſtfalen entſchädigt, die andern Adelsgeſchlechter emigrirten; die letzten Schlöſſer des Ahrthals, Blankenheim und Ahremberg, ſowie die Klöſter Marienthal und Kalvarienberg verkaufte man auf den Abbruch, jedoch wurde das letzte durch einen frommen Geiſtlichen gerettet. So ſchwanden die letzten Reſte des Mittelalters, aber mit ihnen zugleich die Dumpfheit des Volksgeiſtes, die Ungleichheit vor dem Geſetz und das geheime Gerichtsverfahren. Auch der Wohlſtand ſtieg, weil für den Wein des Ahrthals ſich eine mächtige Ausfuhr nach Weſten beſonders nach Belgien, aufthat.

Die Beſſerungen, welche die franzöſiſche Herrſchaft dieſem Landſtrich gebracht hatte, erbte Preußen. Durch ſie und durch die von den Franzoſen ſchon vollendete Tilgung der adlichen und geiſtlichen Territorialgewalt am Rhein fand es den Boden für ſeine Beſitzergreifung geebnet, welche durch das Patent vom 5. April 1815 erfolgte. Seitdem iſt ſammt dem ganzen Niederrhein auch das Ahrthal von ſeiner Quelle bis zur Mündung mit demſelben kernhaft germaniſchen Staate verbunden, der ſchon ſo oft die franzöſiſchen Eroberungen des Rheins zurückgedrängt hat. Dreißig Friedensjahre haben in dieſem Lande zum Ausſterben jener einſt ſo mächtigen und ſchickſalvollen ausländiſchen Sympathien hingereicht.

III. Gegenwärtiger Zuſtand.

Dem Glanze ritterlichen und bürgerlichen Lebens gegenüber, wie er ſich beſonders im Mittelalter hier entfaltete, erſcheint die Gegenwart des Ahrthals trübe. Seine Bewohner werden arm und ärmer, die einſt blühenden Dörfer brechen zuſammen, die fröhliche Lebensluſt, wie ſie Weinländern eigen iſt, ſchwindet von Jahr zu Jahr mehr, und zuerſt von allen Preußen hat der Ahrländer die Auswanderung nach Amerika begonnen. Freilich wer mit fröhlichem Muth und eilendem Fuß das Thal durchwandert und nur die Schenkenſchilder oder ſchönen Ausſichten im Auge faßt, oder wer gar auf der neuen Straße im raſchen Wagen vorüberrollt, der ſieht dieß ſtille Elend nicht: höchſtens dauern ihn im obern Thal, beſonders in der vielbeſuchten Gegend von Altenahr, die vielen bettelnden Kinder, denen man gleichwol gerne giebt, wenn ſie ſo in ihren armſäligen Kleidchen, ohne ein Wort zu ſagen, ihre Hand küſſen und dem Reiſenden darbieten. Wer aber ein Herz für das Volk hat, wer mit dem Bauern zu reden weiß oder den dunkeln Zug der Sorge beobachtet, der ſchon um die jungen Augen ſpielt, den faßt Schmerz bei dem Gedanken, daß die Bewohner dieſes Paradieſes zu den unglücklichen Stämmen des deutſchen Vaterlandes gehören. Und dieß wahrlich unverdient: das ganze

Geſchlecht iſt arbeitſam und unermüdlich: man braucht nur ihre ſchwere Mühe anzuſehen, wenn ſie die ſteilen Pfade hinauf den Dünger auf die Feldmauern ſchleppen oder in der Sommerglut ihre Weinreben brechen. Harte Arbeit hat dieſen Menſchenſtamm zwar durchſchnittlich minder ſchön, aber auch kräftig gemacht, und es wird im ganzen Thal auf gute Sitte etwas gehalten. Auch iſt es kein fantaſtiſcher oder poetiſcher Sinn, der ſie in die Ferne triebe: der Ahrbewohner zeigt ſich ruhig, klar, beſonnen, wie es Charakter des ganzen Niederrheins iſt. Die Umſtände, nicht die Menſchen ſind an dem Unglück ſchuld.

An der Oberahr liegt es größtentheils am Boden. Das Land iſt rauh, felſig, am Fluſſe oft durch Ueberſchwemmungen verſandet. Große Strecken werden nur als Schiffelland benutzt: man läßt ſie mit Heide bewachſen, die man nach mehreren Jahren abſticht und in Haufen verbrennt: in die Aſche wird geſäet. Beſtänden gute Wege nach dem Rhein, ſo könnte Dünger helfen, und man würde aus dem reich wachſenden Holz und den Bergwerken der Oberahr Vortheil ziehen können: allein dieſe Gegend hat an einigen Stellen nur Fußſteige durchs Flußthal oder bodenloſe Feldwege über die hohen Feldrücken. Kein Wunder, wenn daher grade aus dieſem Landſtrich (dem Kreiſe Adenau) 1842 ſo viele Auswanderer wegzogen, daß ohne ſolche keine Ortſchaft gefunden wurde. Der Zug wandte ſich über Amſterdam und New-York nach dem Staate Michigan, wo die neuerbaute Stadt Detroit faſt ganz von Deutſchen bewohnt wird und die Nachziehenden in bereits geordnete Verhältniſſe hineintreten. Feldarbeit wird ihr Haupterwerb, doch auch das Handwerk findet Brot.

Der Staat kann ohne übermäßige Opfer an der Oberahr Vieles beſſern durch Vervollſtändigung der Verbindungswege. Sehr wichtig wird hiefür die neu angelegte Chauſſee werden, welche Altenahr mit Meckenheim und folglich direkt mit Bonn verbindet. Sie geht durch die begüterten Orte der ſogenannten Grafſchaft und muß bald fahrbar werden. Fertig iſt ferner bereits die Kunſtſtraße vom Rhein durchs ganze untre Ahrthal bis Dümpelfeld und von da durchs Adenauthal bis Adenau: von dort geht ſie über Kellberg nach der Heerſtraße, die von Achen und Köln nach Trier führt, und dient ſo zur täglichen Poſtverbindung von Trier mit dem Niederrhein. Da ſie aber bei Dümpelfeld vom Fluſſe ablenkt, ſo läßt ſie grade die ärmſte Gegend unberührt bis Blankenheim, wo eine neue Ahrſtraße wiederum in die Köln-Trierſche einmünden könnte. Der freigewordene Staat wird, da nun jeder Landſtrich ſeine Intereſſen bei der Volksvertretung wahrnimmt, hier gewiß bald eine helfende Hand reichen.

Günſtiger iſt allerdings die Stellung des untern Ahrthals.

Der Fluß bleibt hier weiter von den Bergen entfernt und läßt an beiden Ufern dem Ackerbau reiche und fruchtbare Fluren: vor Allem aber bietet hier der edle Wein einen beſſern Erwerb. Indeſſen iſt doch auch hier der Gewinn ſehr beeinträchtigt durch ſeine Unſicherheit. Der Weinſtock iſt eine ſo zarte Pflanze, daß er ganz und gar von der Witterung beherrſcht wird. Mehr als bei irgend einem andern Gewächs können hier ein paar kalte oder naſſe Tage verderben: ein einziger Maifroſt verzehrt die Hoffnung eines Jahrs. Nicht bloß auf die Quantität iſt dieſer Wechſel einflußreich, ſondern was faſt mehr ſagen will, auf die Qualität nicht weniger. Es wird kaum ein Produkt geben, das in verſchiedenen Jahren ſo ganz verſchiedene Güte hätte als der Wein. Selbſt die Ungunſt des vorigen Jahres wirkt auf das folgende ein, da der Weinſtock, ähnlich wie z. B. in der Provence der Oelbaum, ſeine Schäden nur langſam ausheilt. Hierzu kommt nun, daß der Winzer mit ſeinem ganzen Broterwerb auf den Wein angewieſen iſt: meiſt bewohnt er ja Felsthäler, in denen außerdem Nichts erzeugt werden kann. Ein gutes Jahr macht ihn für den Augenblick reich und — wir wollen es nicht leugnen — oft auch verſchwenderiſch in luſtigem Leben oder unbeſonnen im Anbau und Kauf neuer Weinberge: darüber kommen dann viele ſchlechte Jahre und die Noth wird unendlich. Natürlich wird von reichen Weinhändlern darauf ſpekulirt: ſie brauchen ſich bloß im Herbſt über den Preis zu vereinigen und ſo die Konkurrenz aufzuheben; alsdann können ſie die ärmern Produzenten, die baares Geld brauchen, zum Losſchlagen zwingen. Die kleinen Weinbauern kommen alſo auch in guten Jahren auf keinen grünen Zweig, arbeiten ſich höchſtens aus den drückendſten Schulden heraus, wie dieß auch jetzt wieder trotz dem ausgezeichneten Jahrgang 1846 der Fall iſt. Daher hat das Geld auf der Ahr einen übermäßigen Werth, und hierauf beruht es, daß der Fremde dort ſelbſt in den Gaſthäuſern ſo auffallend wohlfeil lebt, freilich auf Koſten der Produzenten. Nur durch Erleichterung der drückenden Moſtſteuer kann der Staat hier helfen, da ſchon die Grundſteuer für den ganz unfruchtbaren Felsboden zu hoch erſcheint, der dem gemeinen Wohl außer dem Weine rein Nichts einbringen würde. Um ſo mehr aber iſt der Staat hier zur Erleichterung der Weinbauern gedrängt, weil die Ahr durch den Untergang der Klöſter und durch die Zollgränze, die ſeit dem Ende der franzöſiſchen Beſitznahme Frankreich und Belgien von ihr abgeſchnitten hat, im Abſatz ſo außerordentlich gegen früher beſchränkt worden iſt, während durch den Zollverein die oberdeutſchen Weine mit dem Ahrwein in ganz ungehinderte Konkurrenz eingetreten ſind.

Trotz dieſen Klagen hat indeſſen der Menſchenſtamm der Ahr

Lebensfreude und Poeſie nicht völlig ſich nehmen laſſen. Seine frühere Geſchichte hat das Volk, wie überall in Deutſchland, vergeſſen: dafür tritt denn die reiche Sage ein und ſchlingt um die Burgtrümmer ihren Eppich. Das Volkslied, dieſe traumhaft verworrene, halb unbewußte Erinnerung an eine reichere Vergangenheit, an eine verlorene Geſchichte, blüht in dem abgeſchloſſenen Thale noch fort, obwol es dem Fremden ſich ſcheu entzieht. Beſonders aber das Volksleben, das unverwüſtliche Erbtheil unſerer ganzen rheiniſchen Heimat, hat hier noch ſeinen Gang: die Liebe zwiſchen Mann und Weib, der ewige Troſt der Menſchheit, und der Bürgerſinn, der uns Deutſchen ſo manches Jahrhundert den Vaterlandsſinn erſetzen mußte, prägen ſich in altherkömmlichen fröhlichen Bräuchen auch hier aus.

So iſt in Ahrweiler das Feſt der Schützen ein ächt volksthümliches. Am ganzen Niederrhein hat ſich nämlich in Städten und Dörfern ein Reſt der mittelalterlichen Bürgerwehr erhalten, die in dieſem Augenblick als allgemeine Volksbewaffnung ſo herrlich wieder aufgrünt. Die Schützen in Ahrweiler, in vier Kompagnien getheilt, beſitzen von Alters her liegende Güter, ſilberne Schilder und ein Königsſcepter, führen eine eigene Fahne, und haben vor drei Jahren ihre Statuten neu entworfen. Auf dem Schützenplatz wird der Königsſchuß am Pfingſtmontag gethan recht mitten im Herzen des Frühlings. Der Sieger wird mit Muſik durch die Stadt heimgeführt: an jedem Hauſe bekommt er und die ganze Geſellſchaft bei dieſer Gelegenheit den Ehrentrunk gereicht. Er ſelbſt erhält ferner auf Koſten der Geſellſchaft ein Ehrengeſchenk im Werth von 20 bis 25 Thalern, wogegen er beim Austritt als König ein ſilbernes Schild zu geben hat. Die Spitze des Feſtes aber iſt der Frohnleichnamstag. Bewaffnet gehen die Schützen der Prozeſſion voran, die, das Allerheiligſte tragend, durch die blumengeſchmückten, mit Grün beſtreuten Straßen zieht. Vor dem Ahrthor und dann vor jedem der drei andern Thore wird die Prozeſſion, nachdem der Segen ertheilt iſt, von den Schützen mit einer Salve begrüßt. Es iſt dieſes ein ſehr alter Brauch, den die Chronik des Kalvarienbergs bereits im 17. Jahrhundert erwähnt. Der übrige Tag iſt geſelliger Freude geweiht: Trommelſchlag ladet die Schützen zu Mittag auf den offenen Marktplatz, wo ihnen von den Einkünften und dem ſelbſtgezogenen Wein der Geſellſchaft ein allgemeines Feſtmahl gegeben wird. Bis in den Abend zieht ſich die Volksluſt fort; aber die Freude bleibt rein, wie meiſt in Ländern, wo ſie am Wein, nicht an künſtlichem Getränk ſich nährt: fröhliches Tanzfeſt eröffnet und ſchließt die dreitägige Feier. An keinem Tage des Jahrs tritt das innige Verwachſen des katholiſchen Glaubens mit dem Volksthum, die religiöſe Weihe, die dieſer heitere Kultus auch der Freude verleiht, rührender und ſpürbarer hervor, als am Frohnleichnamsfeſte.

In Altenahr dagegen und in der Umgegend, wie auch am Rhein, ſüdlich vom Siebengebirge, z. B. in Honnef, ſpielt der Mai eine große Rolle. Den ganzen Monat hindurch wird Sonntags eine Krone von ausgeblaſenen Eiern, Rauſchgold und Blumen auf der Straße ausgehängt; Pfingſten ſchwebt eine hölzerne Taube als Sinnbild des heiligen Geiſtes darin; die Kinder tanzen unter Abſingung alter Reimſprüche um die Krone herum. Beſonders hoch aber gilt der erſte Mai, hier Maitag genannt. Am Vorabend deſſelben ſammeln ſich alle »Jungen« des Dorfs unter der Linde oder vor der Kirchthür, ein gewählter Schöffe bietet nun die ſämmtlichen Mädchen aus. Das ſchönſte zuerſt, und der Reichſte trägt ſie meiſt davon, wo nicht eine beſondere Herzensneigung zu großen Geldopfern anſpornt. So gehen in abſteigender Linie alle Mädchen ab: von dem eingekommenen Gelde werden die Muſikanten für den Tanz bezahlt und der Ueberſchuß verbraucht, um die Maifrauen (ſo heißen die angeſteigerten Mädchen) mit Wein und Speiſen zu bewirthen. Durch dieſen Akt erhält nun der Anſteigerer das Recht, bei allen Feſten des Sommers und ſo beſonders bei der Kirmeß mit dem erworbenen Mädchen ausſchließlich zu tanzen, ſie auch zum Tanzboden abzuholen und zu regaliren. Daß hier Liebe und Intrigue oft in Kampf gerathen, läßt ſich denken. Ueberhaupt wird auf Ausſchließlichkeit der Neigung ſehr ſtark geachtet: ein Freier aus einem andern Dorfe wird von den Burſchen ſelten geduldet und oft beim Heimgang weidlich zerprügelt. Die Ehrbarkeit iſt bei allem dem viel größer als beim Landvolk in Süddeutſchland und in der Schweiz: ein unglückliches Mädchen iſt im Ahrthal ſehr verachtet, und der Fall ſoll ſelten ſein. Das Volk ſelbſt übt eine Art Polizei: dieß iſt das ſogenannte »Thierjagen«. Der Mann, der ſeine Frau prügelt, wird mit demſelben beſtraft, doch auch bei andern Vergehungen kommt es vor. Früher geſchah dieß im Wege der Oeffentlichkeit: mit Deckeln, Pfeifen und allerhand unmuſikaliſchen Inſtrumenten verſammelten ſich die Burſche Abends unter der Linde: der Schultheiß fragte:

Wat maat ihr Jungen he?
Die Burſche: Mir jagen dem . . . . et Dihr.
Der Schultheiß: Wat hät hä dann gedohn?
Die Burſche: Hä hät ſing Frau gekratz, gebeſſen on geſchlohn.

Dann gings vors Haus des Unglücklichen und die Katzenmuſik begann. Trotz dem polizeilichen Verbot beſteht die Sache noch: ich weiß, daß ſie in den letzten Jahren nochmals vorgekommen iſt. Dagegen iſt bereits jenes ſogenannte »Mailehen« im Verſchwinden.

Der Gipfel der Freude bleibt aber immer die Weinleſe, zumal wenn ein gutes Jahr und ein voller Herbſt iſt. Zwar hat es dann bei der ungeheuern Fülle der Fremden oft Noth in den Gaſthöfen Platz zu bekommen: da aber faſt alle Stunden und oft Halbſtunden ein gutes Gaſthaus ſich findet, ſo wird wenigſtens ein rüſtiger Fußgänger ſich immer helfen können. Auch die Jahreszeit iſt dann zum Beſuch des Thales wol die ſchönſte. Aus dem gefärbten, ſchon ſpärlich werdenden Laube ſcheinen allwärts die dunkeln Trauben hervor: doch vor der Leſe möchte ich beſonders meine Leſerinnen vor jedem Evasgelüſt warnen: es wird von den »Traubenſchützen« ſcharf aufgepaßt und ſie haben große Freude daran die Uebelthäter abzufaſſen. In der That hat dieſe übertriebene Traubenwacht etwas Lächerliches und oft höchſt Verdrießliches: man kann durch bloßes ganz unſchuldiges Ueberſehen eines Strohwiſches (mit ſolchen werden hier die zur Zeit der Traubenreife verbotenen Weinbergpfade bezeichnet) in höchſt unangenehme Verlegenheiten kommen, und es iſt dem Fremden im Herbſt jederzeit anzurathen, ſich immer auf den Hauptſtraßen zu halten. Hat aber die Leſe begonnen, ſo mag man getroſt in jeden Weinberg gehn und um Trauben bitten: es wird nicht leicht abgeſchlagen werden. Herrlich iſt alsdann der Anblick der Berge: an den ſteilen Felsterraſſen ſteigen die Frauen herauf mit dem unter dem Kinn zuſammengebundenen weißen Tuch, die Mädchen mit dem zierlichen Häubchen, das Haar an beiden Seiten der Stirne mit einfacher Scheitelung glatt zurückgeſtrichen, hinten aber in breitem Wulſt aufgeſchlagen, darüber einen gekrümmten Meſſingſtreifen, das ſogenannte Ohreiſen, auf welchem dann das Spitzenhäubchen ruht: neben ihnen die kräftigen ſonnverbrannten Männer mit kurzer Hoſe und dunkler Jacke, die Burſche in blauem Kittel und Militärhoſe: ein tüchtiges, von ſtrenger Arbeit geſtähltes Geſchlecht, wie es **Richter** zu Düſſeldorf in ſeinen rheiniſchen Weinleſen ſo prächtig zu malen weiß. Drunten aber auf der Straße die Fäſſer und Büdden, die den Segen des Herbſtes faſſen, dazwiſchen muntere Züge der Städter, Geſang und Jubel überall. Und über allem dem der reine Himmel, der am klaren Herbſttag, nachdem die Morgennebel im Fluß verſunken, mit italiſch-tiefer Bläue ſich ausſpannt. Das iſt die Zeit, wo der Rhein und alle ſeine mit der Rebe geſegneten Schweſterflüſſe die volle Pracht ihrer Landſchaft, die reichſte Poeſie ihres Lebens dem Blick des nordiſchen Wanderers entgegentragen.

IV. Wege nach der Ahr.

1. Der Endpunkt des Thals an der Mündung iſt Sinzig. Im Sommer führen täglich mehr als 12 Dampfboote den Reiſenden nach Linz oder Remagen. Letzteres iſt mehr anzurathen, weil man von hier Chauſſee und mehrere Fahrgelegenheiten nach Sinzig u. ſ. w. findet. Vgl. auch Route Nr. 7.

2. Der Endpunkt des Thals nach der Quelle zu iſt Blankenheim. Hierher täglich Poſt von Bonn und Köln (über Münſtereiffel) und von Trier. Von Trier kann man auch durch das herrliche Kyllthal (einzige Lage von Kyllburg und Schloß Malberg; bei Gerolſtein die Dolomitfelſen, der Krater und die herrliche Ruine der Kaſſelburg; eine Stunde von Gerolſtein entfernt die berühmte Eishöhle bei Roth) aufſteigen bis Stadtkyll; von hier über den Berg nach Blankenheim. Oder über Manderſcheid (Trümmer einer Doppelburg im tiefeingeſchnittenen Lyſerthal; das Rheinland hat nichts Großartigeres) und an den drei vulkaniſchen Seen (Maren) bei Daun vorbei (über Hillesheim nach Blankenheim; über Kellberg nach der Nürburg, Hohen Acht und Adenau). Dieſe Wege ſind an Naturſchönheit und geognoſtiſcher Wichtigkeit ausgezeichnet.

3. Von Koblenz und Andernach über die reichangebaute Ebne des Maifeldes zu den uralten Mühlſteinbrüchen von Bell und Niedermendig (unweit davon die Frauenkirche, angeblich auf der Stätte von Genovefas Einſiedelei); nach Norden, ½ Stunde von Mendig, der Lacher See mit der ſechsthürmigen, im 12. und 13. Jahrh. gebauten Benediktinerabtei (ein einzig ſchöner, in tiefer Wald- und Naturſtille mächtig ergreifender Platz). Dann über die wohlerhaltene Ruine Olbrück, in wilder rauher Landſchaft, nach dem Gänſehals (unglaublich weite Ausſicht) und über Staffel und Keſſeling ins Ahrthal oberhalb Altenahr. Oder von Olbrück (welches ſehr den Beſuch lohnt) über Kempenich gleich nach der Hohen Acht.

4. Von Koblenz über Mayen (Genofevathurm) auf der neuen Straße, oder durch das prachtvolle, aber weit umbiegende Thal des Nitzbaches nach Birneburg (Trümmer eines Dynaſtenſitzes in ſteinigem Gefild auf hohem Felskegel, der zwiſchen vier Bergen einſam in geſchloſſenem Thale aufſteigt, mit dem gleichnamigen, ſehr verfallenen und verarmten, aber ſchön gelegenen Flecken (Gaſtwirthſchaft bei Mülier). Von hier eine gute Straße nach Adenau über Wanderath (Wohndert), welche die Nürburg links, die Hohe Acht rechts liegen läßt. Beide Punkte kann man gleich auf dieſem Wege abmachen. Von Birneburg nach Adenau ſind auf dem graden Wege 3 Stunden.

5. Von Norden kommend: von Bonn nach Altenahr (5 ſtarke Stunden) durch die berühmte »Grafſchaft« (ſo genannt als Eigenthum der Grafen von Are). Man erſteigt bei Bonn (½ Stunde) die Ausſicht des Kreuzbergs (mit Wallfahrtskirche, heiliger Treppe aus Marmor und natürlichen Mumien); dann führt die Chauſſee hinter Röttchen eine ganze Stunde durch den herrlichen Laubwald des Kottenforſtes nach Meckenheim (kleine 3 Stunden von Bonn), einem hübſchen Land-Städtchen (Gaſthöfe bei Hochſcheid; bei Bolei; in der Glocke bei Nierendorf). Von hier zieht ſich die neu angelegte Chauſſee durch eine ſtarkbewäſſerte Wieſe nach Gelsdorf, einem reichen blühenden Orte, der einſt Stadtrecht beſaß. Links liegt das düſtere Schloß Mönchhauſen, weiterhin am Abhang das ſchimmernde Herrengebäude von Adendorf. Rechts ziehen ſich prächtig bewaldete Laubhöhen, aus denen die Ruine Tomberg aufragt. Von Gelsdorf wendet ſich die Straße rechts und führt durch den Wald auf die Höhe. Oben hat man einen weiten Umblick bis zum Siebengebirge: rechts die Kuppen des Haſenbergs und Hochtürners, links, im Ahrthal, den Neuenahr. Rechts geht von hier die neue Straße durch ein blauduftiges Thal nach Altenahr (2½ Stunde von Meckenheim), links ein jäher Fußſteig nach Mayſchoß hinab.

Man kann auch von Meckenheim aus (1 Stunde Umweg) die Ruine des Tombergs mitnehmen, der wegen Räubereien der Beſitzer, der Herren von Quad, 1473 durch zwei junge Herzöge von Jülich-Berg eingenommen und gebrochen worden iſt. Die Ausſicht iſt bedeutend, die Stimmung ganz die eines Raubneſtes in wilder, einſamer Hochlandsgegend. Vom Tomberg ſuche man Großaldendorf zu erreichen und behalte von da die ehemalige Fahrſtraße nach Altenahr, die durch ſchönen Wald führt und oben auf der Scheide der beiden Wege nach Altenahr und Mayſchoß in die neue Chauſſee einmündet.

6. Von Bonn nach Ahrweiler durch die Grafſchaft (4 ſtarke Stunden) über den Kreuzberg (ſ. Route 5), dann hinter Ippendorf oder von Röttchen links durch den Kottenforſt nach Vilipp. Hier liegt Schloß Gudenau in Waſſergräben und einem weiten Viereck von Wirthſchaftsgebäuden, vierthürmig, mit zwei Erkern; im Innern noch Reſte der alten Einrichtung, Proben vom Geſchmack mehrerer Jahrhunderte: das Ganze ein wehmüthiges Stück Eichendorffſcher Romantik. Der fernere Weg geht über Arzdorf (gutes Wirthshaus bei Nierendorf) und Fritzdorf nach der Höhe bei Lantershofen, wo eine herrliche Ausſicht über das Thal der Unterahr, Ahrweiler grade zu unſern Füßen, die Gleichgültigkeit der letzten Wegſtrecke belohnt.

7. Endlich führt ein dritter Nebenweg von Remagen auf

die Landskron recht mitten in die Herrlichkeit des untern Thals hinein, ſ. unten bei Remagen.

Ganz zu Fuß kann man die Ahr ſo bereiſen, daß man hin und zurück faſt völlig verſchiedene Wege wählt. Erſter Tag: Von Remagen auf die Landskron, dann ſtets Chauſſee über Ahrweiler und, die Saffenburg mitnehmend, nach Altenahr (3 Stunden). Zweiter Tag: Von Altenahr am linken Ufer nach Brück, dann durchs Keſſelinger Thal über Hohe Acht und Nürburg nach Adenau (7 St.) Dritter Tag: Von Adenau über Rodder oder Reifferſcheid nach Antweiler und durchs Thal nach Blankenheim (6 bis 7 St.). Vierter und fünfter Tag: Von Blankenheim auf dem nächſten Wege nach dem Ahremberg (2 St.), dann ins Ahrthal über Schuld nach Dümpelfeld, über die Teufelslei nach Hönningen und dann auf der Chauſſee des rechten Ufers nach Altenahr (vom Ahremberg 3 Stunden), über das weiße Kreuz nach Mayſchoß, von Ahrweiler über den Kalvarienberg (und den Neuenahr) nach Heimersheim und durchs Bodendorfer Thal nach Sinzig. Wer gut zu Fuße iſt oder bis Altenahr, Adenau u. ſ. w. Poſt benutzt, kann auch in drei Tagen alle Hauptpunkte beſuchen. Mit der Unterahr bis Altenahr (dieß iſt unſtreitig die ſchönſte Strecke) wird man ſogar in Einem Sommertage fertig.

V. Fahrgelegenheiten.

Eine tägliche Poſt geht durchs Ahrthal. Sie fährt Nachts um 11½ Uhr von Kellberg, trifft ſehr früh Morgens in Altenahr ein und kommt Vormittags 8¼ Uhr nach Remagen.

Von Remagen fährt ſie um 11 Uhr Vormittags ab, trifft nach halb 1 Uhr in Ahrweiler ein, und geht dann bis Kellberg durch. Die Preiſe ſind billig.

Die früher im Sommer beſtandenen Omnibusfahrten haben ſich nicht rentirt und ſind eingeſtellt. In Remagen kann man aber Miethwagen zur Fahrt durchs Ahrthal haben und ſo die Annehmlichkeit gewinnen, daß man nach Belieben an den ſchönſten Punkten verweilt. Auch von Bonn aus werden ähnliche Fahrten gemacht.

Linz, Remagen, Sinzig.

Unſern der Ahrmündung treffen wir drei kleine Städte, welche beſucht zu werden verdienen.

Linz,

freundliches Städtchen, der Ahrmündung grade gegenüber, Sitz eines Amtes.

Gaſthöfe: Naſſauer Hof bei Ankenbrand: Gaſthof bei Schwertführer: Engliſcher Hof: Rheiniſcher Hof bei Stoppenbach (ſchöne Lage am Rheinufer) u. A.

Geſchichte: Linz gehörte zu den Beſitzungen des Hauſes Sayn, und kam durch die berühmte Schenkung der kinderloſen Gräfin Mathilde von Sayn an das Erzſtift Köln (1250 u. 1282). Erzbiſchof Heinrich von Virneburg gab ihm 1330 Mauern, Stadtrechte und einen Wochenmarkt. Engelbert von Altena gründete 1368 die Burg (am Rheinthore), wodurch der Platz in den ſpätern Kriegen Bedeutung erhielt. Beim Einfall Karls des Kühnen wurde es 1474 von Burgundern beſetzt und hielt mit dem ausgeſtoßenen Erzbiſchof Ruprecht. Aber das langſam gegen Karl heranrückende deutſche Reichsheer unter dem Markgrafen von Brandenburg belegte im Januar des folgenden Jahres die Stadt und gewann ſie nach drei Monaten (7. März 1475) durch Kapitulazion: ſie litt ſehr, das Schloß wurde gebrochen. Hiebei halfen die Andernacher, und rückten dann nach Neuß, wo der Sieg der deutſchen Waffen ſich raſch entſchied. Als ſie aber von hier zurückkehrend in der Ebne bei Sinzig Nachtlager hielten, wurden ſie von den Linzern mörderiſch überfallen und größtentheils niedergemacht. Die Erinnerung daran lebt noch fort in den Spitznamen: »Andernacher Siebenſchläfer« und »Linzer Todtſchläger«, ferner in einem damals erbeuteten Zelt das auf dem Rathhaus zu Linz gezeigt wird, und in einem wie Knochen geformten Backwerk, das zu Andernach (und Koblenz) unter dem Namen »Todtebeincher« gebacken wurde. An der Reformazion Hermanns von Wied nahm Linz heftigen Antheil, mußte aber noch vor deſſen Rücktritt vom Erzbisthum die ſchon angeſtellten Prediger entfernen: im Truchſeßkriege dagegen war Linz ein Hauptſtützpunkt der katholiſchen Partei gegen den auf dieſem Punkt vordringenden Caſimir von der Pfalz. Hernach haben noch Schweden (1632) und Franzoſen (1688) hier übel gewirthſchaftet. Erſt in den letzten Jahren bildete ſich hier wieder aus eingewanderten Familien eine kleine evangeliſche Gemeine.

Merkwürdigkeiten. 1) Das Rathhaus am Marktplatz ſcheint gleichzeitig mit der Erhebung des Ortes zur Stadt (1330) gebaut: in hübſchem germaniſchem Stil mit zierlichem Bogenfries und Erkern auf den Ecken, welche eine Herſtellung verdienten. Im Innern wird das obenerwähnte (ſonſt unwichtige) Zelt gezeigt. Für die Landesgeſchichte nicht unbedeutend das wohlgeordnete Archiv.

2) Die Kirche, gefällig am Abhang eines Hügels gelegen, zu welchem die Straßen ſanft anſteigen: ein treffliches Muſter des Bauſtiles, der während der erſten Hälfte des 13. Jahrhunderts in dieſen Gegenden blühte und von Boppart bis Neuß in einer bedeutenden Zahl reizender Denkmale ſich ausbreitet. In der Nähe gehören hierher noch die Kirchen von Abtei Sayn, Erpel (theilweiſe), Oberbreyſig, Sinzig, Heimersheim, die Chöre der Pfarrkirchen zu Remagen und zu Münſtermaifeld, die Ruine Heiſterbach, das Schiff des Bonner Münſters mit dem großen Mittelthurm, und der weſtliche Theil der Stadtkirche von Andernach mit den beiden Faſſadenthürmen. Die Veranlaſſung dieſer merkwürdigen Uebereinſtimmung iſt in den wilden Stürmen des Krieges zwiſchen Filipp und Otto zu ſuchen, durch welche grade die oben genannten Orte verwüſtet wurden: nach hergeſtelltem Frieden (durch Filipps Sieg bei Waſſenberg 1206) begannen alſo die Neubauten. Man bezeichnet dieſe Bauweiſe, weil ſich in ihr der von Frankreich her eindringende Spitzbogen mit dem einheimiſchen runden miſcht, als den Uebergangsſtil. Er hat folgendes Eigenthümliche: 1. Die Chorniſche iſt nicht mehr ein Halbkreis, ſondern

in fünf oder, wie hier in Linz und in Münſtermaifeld, in ſieben Seiten gebrochen. 2. In die hierdurch entſtehenden Ecken des Innern ſind, als Träger der Gewölbe, Säulenbündel eingeſetzt, deren Schäfte ganz frei ſtehen, ſo daß man oft (wie hier) zwiſchen ihnen durchgreifen kann. Die einzelnen Schäfte ſind aber mehrmals durchgeſchnitten und durch eine Art Polſter oder Ringe wieder zuſammengeſetzt, ſo daß es ausſieht, als ſtänden mehrere Säulen übereinander. Oben werden alle durch reiche Kapitelle mit ſehr reinlich gemeißeltem, ſtark vortretendem Laubwerk (das manchmal in etwas ſchwerer Fülle herabhängt) geſchloſſen. Auf dieſe Kapitelle ſetzen dann die oben im Scheitelpunkt zuſammenlaufenden Rippen der Gewölbe ſich auf. Durch dieſe zierliche Gliederung und Auflöſung der Trageglieder (die bei den Säulen des Schiffs ähnlich ſich wiederholt) macht der Einblick in den Chor eine ſehr ſchöne Wirkung. 3. Die Seitenſchiffe ſind (wol um Raum zu gewinnen) zweiſtöckig angelegt, ſo daß ihr zweiter Stock, die *Emporkirche*, durch große, von Säulen gefüllte Bogen nach dem Mittelſchiffe ſich öffnet. 4. Die *Fenſter* nehmen neue, aus Kreisſtücken zuſammengeſetzte Geſtalten an (in Linz iſt jede Chorſeite unter dem Hauptfenſter von einem Vierblatt durchbrochen; ſonſt kommt die Form der *franzöſiſchen Lilie*, das *Kleeblatt*, die *Roſe* und die *halbe*, unten flach abgeſchnittene *Roſe* vor).

Die Kirche von Linz iſt ein beſonders ſchönes Muſter dieſes Stils. Im Chor iſt das urſprüngliche Gewölbe erhalten, deſſen Schlußſtein gleich einer ſchweren Frucht niederhängt; die Bündelſäulen ſind fünfmal durchſchnitten. Im Schiff iſt ein jüngeres, doch auch ſehr ſchönes Sterngewölbe (14. Jahrh.) eingeſetzt: auch iſt der Oberſtock des nördlichen Seitenſchiffs roh in ſpitzbogige Formen umgebaut, was der Kirche außen grade nach der Stadtſeite ſehr ſchadet.

Im Innern. 1) Denkmal eines Ritters von Rennenberg (einer benachbarten Sayn'ſchen Burg). 2) Mittelmäßiges ſpätgothiſches Tabernakel im Chor. 3) Auf der Empore links zwei bedeutende Bilder der altkölniſchen Schule von dem Meiſter der Lyversbergiſchen Paſſion, deſſen Name noch nicht ermittelt iſt, deſſen Werke aber (zum Theil mit Jahreszahlen verſehen) auf 1460 — 1480 hinführen. Er war ein Nachfolger des berühmten Rogier von Brügge und verbreitete in unſern Gegenden die Kunſtweiſe dieſes größten Schülers des Jan van Eyck. Außer der Paſſion (jetzt bei Hrn. Baumeiſter zu Köln) und dieſen Linzer Bildern malte er das Leben der Maria (in den Königl. bayr. Sammlungen), ein Altarbild mit der Kreuzigung zu Sinzig, eine thronende Maria (bei Hrn. Neven in Köln) und das de Monte'ſche Familienbild, eine Grablegung (im ſtädt. Muſeum daſelbſt): vgl. Kugler-Burckhardt Geſchichte der Malerei **II**, **152**. Das eine der Linzer Bilder (über dem Altar) führt über dem Portal, unter welchen Maria ſitzt, die Zahl **1463**. Es ſtellt innen (Goldgrund auf unterlegter Leinwand) die Freuden Mariä, außen (die Farben ohne Leinwand gleich aufs Holz getragen, viel kälter und härter) Verkündigung und Kreuzigung dar: dabei kniet der Stifter nebſt Wappen, ein Canonicus, der Tilmann Joel ſoll geheißen haben. Das Bild hat ungemein gelitten: man beachte die reizende Engelgruppe um das Kind bei der Szene der Geburt, den tief-ernſten Ausdruck vieler Köpfe, die würdige Gewandfaltung und die Kraft der Farben. Viel geringer iſt das zweite Bild (an der Wand), doch von derſelben Hand und mit demſelben Stifter: Gott Vater hält die Leiche Chriſti, zwiſchen den Heiligen Johann Baptiſt, Andreas, Cyriacus, Florinus. Nur die Köpfe ſind auch hier ſchön.

Spatziergänge: 1) Ausblick vom Kirchhofe über das herrliche Thal gegenüber, welches die Ahr durchſtrömt. 2) Burgruine Dattenberg (¼ Meile von Linz) etwas zurückgezogen in einem Thale liegend, welche jene Ausſicht großartiger wiederholt. 3) Beſuch des Mende- oder Minderbergs (eine ſtarke Stunde) mit mächtigen Brüchen eines ſchönen, ſäulenförmigen Baſalts, mit ungemein weiter Ausſicht (faſt 4000 Fuß Höhe). Von hier kann man über die Hochebne in das ſchöne Kasbacher Thal hinabſteigen, und durch dieſes wieder an den Rhein gelangt, die Ruine Ockenfels beſuchen. 4) Ueber das Dorf Hergarten nach dem Kloſter St. Catharina (1636 neugebaut). 5) Weiterhin nach Arnsau (ausgedehntes Kupfer- und Bleiwerk) oder Waldbreitbach (3 Stunden; ſehr guter Gaſthof, der Kirche gegenüber) in das idylliſch-friedliche Thal des Wiedbachs, der uns unter dem prachtvollen Forſt von Montrepos her über die höchſt maleriſche Ruine der untern Burg Altwied und den zugehörigen Burgflecken gleiches Namens nach Neuwied hinabführt.

Remagen.

Gaſthöfe: Hôtel Fürſtenberg, zugleich Reſtauration, bei Carracciola (am Rhein beim Landungsplatz der Dampfboote, mit ſchönſter Ausſicht, zugleich Agentur der Kölniſchen Geſellſchaft); zum König von Preußen bei Hoffmann, zum deutſchen Hofe bei Ma[illegible]camp, beide letztere an der durch die Stadt führenden Heerſtraße, u. A.

Remagen, das **Rigomagus** des Ammianus, iſt als römiſch auch durch die vielen Alterthümer beglaubigt, die man in der Gegend vor 80 Jahren fand, als Kurfürſt Karl Theodor von der Pfalz die ſchöne Rheinſtraße von Koblenz nach Bonn durch dieſe Felſen brechen ließ: ein Denkmal vom J. 1768 oberhalb des Ortes erinnert an dieß ſchwierige Werk. Noch heute ſteht die Pfarrkirche auf antikem Mauerwerk, und in den unterwärts von ihr gelegenen Gärten findet man fortwährend Römermünzen. Die Stadt, im Mittelalter von einem eigenen Burggrafen beherrſcht, ſank im 30jährigen Kriege: ſie hat eine katholiſche und eine evangeliſche Gemeine und ungefähr 230 Häuſer. Die Einwohner nähren ſich von Acker- und Weinbau.

Merkwürdigkeiten: 1) Das Pfarrthor, dicht bei der katholiſchen Kirche: ein Halbkreisbogen auf zwei viereckte Pfeiler geſtellt und gleich dieſen in mehrere Felder getheilt, welche mit flachem Bildwerk gefüllt ſind: außerdem ſind einige Flachbilder regellos in die umgebende Mauer eingeſetzt. In rohem, aber nicht unlebendigem Stil ſehen wir unten einen Bewaffneten; einen Nackten, Trauben in der Kufe tretend; einen hornenden Jäger zu Roß mit dem Hunde; einen Mann, der einen Baum pflanzt: im Bogen aber Sirenen mit Rudern und Fiſchen, einen Reiher der einen Fiſch tödtet, Fuchs, Wildſau mit Ferkeln u. a. theils fantaſtiſche, theils wirkliche Thiere. Darüber ein liegender Löwe und ein König von Greifen gezogen. Die Bedeutung des (jetzt zum Pfarrgarten führenden) Thors iſt nicht ermittelt. War es einſt Stadtthor und bezeichnete beſtimmte Gerechtſame, oder bedeutet es (nach Art franzöſiſcher Kirchenportale) kalenderartig die Geſchäfte beſtimmter Jahreszeiten? Der Stil deutet aufs 11. Jahrhundert.

2) Die katholiſche Pfarrkirche. Schiff ſehr alt, unbedeutend; Thurm 1674 moderniſirt; der fünfſeitige Chor ſehr zierlich im ſogenannten Uebergangsſtil durch den Pfarrer Richard erbaut, der ihn (laut Inſchrift auf einem Eckpfeiler der Außenſeite) 1246 einweihen ließ. (Vgl. über die Bauweiſe oben die Kirche von Linz.) Die Bündelſäulen in den Chorecken mit Laub- und Maskenkapitellen und mit durchſchnittenen Schäften ſind ſchön. Auf den Gewölbſchlußſteinen, Gold auf Blau, die Marterwerkzeuge. Ein Sakramentshäuschen in dem verblühten gothiſchen Stil des 16. Jahrhunderts.

3) Die Apollinariskirche auf dem kleinen Hügel unter der Stadt (Apollinarisberg), eine der ſehenswürdigſten modernen Kunſtſchöpfungen im Rheinlande. Von uralter Zeit her ſtand hier eine dem h. Martinus geweihte Kirche: um in ihr den Gottesdienſt zu verſehen, bauten die Bürger ein Kloſter, welches von Sieg-

burger Mönchen als Propſtei beſetzt und 1117 vom kölniſchen Stuhle beſtätigt wurde. Als aber 1164 Erzbiſchof Reinold die Häupter der 3 Könige aus Mailand und das des h. Apollinaris aus Ravenna den Strom hinabbrachte, hielt das Schiff feſt, bis man die letztre Reliquie auf den Altar dieſer Kirche niedergelegt hatte. Seitdem blieb und bleibt der Ort das Ziel zahlreicher Wallfahrten. Bei der Säkulariſazion kam er an die verdienten Brüder Boiſſeree. Der Graf von Fürſtenberg-Stammheim, ſeit 1836 Beſitzer, ließ durch den Dombaumeiſter Zwirner die Kirche in glänzendem Spitzbogenſtil neubauen. Sie überraſcht in der Nähe durch die reiche, meiſterlich ausgeführte Meißelarbeit; in der Ferne, z. B. von Dampfboot aus geſehen, mangelt ihr etwas die Maſſe. Der ganze Kirchenbau war von Anfang dafür geplant, um im Innern mit Fresken ausgemalt zu werden; deshalb wurden, um große Flächen zu gewinnen, die Mauern nicht ſo ſehr durchbrochen, als dieß der reine gothiſche Stil verlangen würde. Die Vorderſeite der Kirche iſt im Giebel durch die Statue des heil. Apollinaris von Stephan, das Portal beiderſeits mit zwei trefflich im Stil gehaltenen Heiligenſtatuen von Hoffmann in Köln geſchmückt. Die Hauptſache aber bleiben die Malereien im Innern; ſie ſind das eigenthümlichſte und ſchönſte Denkmal, welches die religiöſe Richtung der Düſſeldorfer Malerſchule, genährt von den edelſten Einflüſſen der kirchlichen Kunſt Italiens, hervorgebracht hat. Die Künſtler E. Deger, Karl Müller, Andreas Müller und Franz Ittenbach, in Verbindung mit Gehülfen und Dekorateurs, ſind die Schöpfer dieſes großen Cyclus, welcher im Jahre 1849 vollendet ſein und dann, nach Wegnahme der jetzt ſehr ſtörenden Gerüſte, mit der funkelndſten Pracht der Farbe den Eintretenden blenden wird.

Die Apollinariskirche iſt in Kreuzform erbaut und hat nur zwei Hauptfenſter, eins in der Faſſade, eins im rechten Kreuzflügel. Dieſen gegenüber, alſo im Oſten und im Norden, befinden ſich auf den undurchbrochenen Wänden die beiden Hauptbilder. Die Eintheilung iſt ſo, daß im ganzen Gebäude die linke Seite das Leben Chriſti, die rechte das Leben der Maria enthält: an den Wänden des Querſchiffs breitet ſich dagegen das Leben des heil. Apollinaris aus.

Wir beginnen mit dem Querſchiff. An ſeinen Längenwänden werden die großen Schildbogenfelder, zwei gegen Weſten, zwei gegen Oſten, von kreisrunden Fenſtern durchbrochen, die als gothiſche Roſen ausgebildet ſind. Unter dieſen bleiben, bis zur Höhe der Säulenköpfe, große viereckte Flächen übrig, auf welchen Andreas Müller die Apollinarislegende malt. Links ſtürzt auf das Drohen des Heiligen ein marmornes Jupiterbild in Stücke; rechts errettende Wunderthaten deſſelben, unter denen die Erweckung eines roſenbekrönten jugendlichen Mädchens hervorragt: dann die Marter des Heiligen und endlich (wieder links) der Empfang ſeiner Seele im Himmel. Unter dieſen vier großen und ſehr figurenreichen Szenen ziehen ſich, von derſelben Hand, kleine basreliefartige Darſtellungen, grau in grau, mit minder bedeutenden Geſchichten dieſes Heiligen, und erzählende Inſchriften hin. Endlich beiderſeits der ganzen Apollinarislegende ſtehende Heiligengeſtalten der Schutzpatrone des Fürſtenberg'ſchen Hauſes, welche wiederum Andreas Müller (mit Gehülfen) ausgeführt hat. Ueber dieſem Allem erſcheinen neben den Fenſterroſen, grau in grau (aber als Allegorien, nach Giotto's Vorgang, mit ſechseckigen Goldnimben) die chriſtlichen Tugenden.

Ausgedehnter ſind die beiden andern Bilderreihen. Sie beginnen von der Weſtmauer, wo Andreas Müller über dem Fenſter zwei kleine Darſtellungen malen wird. Dann folgt auf dem erſten Schildbogenfelde rechts, von Karl Müller, die Geburt der Maria; darunter zwei kleine Szenen aus ihrem Leben, nämlich Joachim mit Anna, und Maria als kleines Mädchen die Tempelſtufen erſteigend, um vom Hohenprieſter und andern lächelnd-fröhlichen Tempelmädchen empfangen zu werden. Beide von Ittenbach. Dieſem entſpricht links die Geburt Chriſti von Deger; darunter kommen wieder als kleinere Bilder die Darbringung des Kindes im Tempel und der Zwölfjährige unter den Schriftgelehrten, von Ittenbach.

Dieſe beiden Geſchichtsreihen leiten ſich nun auf der ſüdlichen und nördlichen Wand des Querſchiffes fort. Auf der Marienſeite (ſüdlich) haben wir zu beiden Seiten des großen Fenſters den Engel der Verkündigung und die h. Jungfrau, wie ſie die Botſchaft empfängt, während oben vom Fenſterbogen Gott Vater ſich ſegnend herunterneigt. Dieſe drei Figuren ſind von Karl Müller: beſonders die beiden erſten zeichnen ſich durch hohe Anmuth und

Unſchuld aus. Darunter wieder in kleinen Bildern Marien Vermählung mit Joſeph und ihr Beſuch bei Eliſabeth. Gegenüber erſcheint auf der vollbeleuchteten, aber ſelbſt von keinem Fenſter durchbrochenen nördlichen Hauptwand des Querſchiffs die Kreuzigung Chriſti von Deger, in Arabesken umgeben von den Bruſtbildern der Profeten mit aufgerollten Schriften. Dieſes iſt unter dem hier Vorhandenen Deger's früheſte Arbeit, was ſich trotz der Schönheit der Kompoſizion in dem etwas bleicheren Farbenauftrag fühlbar macht: die ſchweren Goldnimben treten etwas ſcharf heraus. Darunter, von demſelben, vier kleine Szenen der Paſſion: Chriſtus am Oelberg, Dornenkrönung, Geißelung, Kreuztragung: alle auf Goldgrund. In ihnen iſt Deger aus ſeiner ſtillen Art ſtark in die Leidenſchaft hinausgegangen: von höchſter Schönheit iſt der Kopf des unterm Kreuze zuſammenbrechenden Chriſtus.

Gehen wir nun weiter zum Chore vor, ſo haben wir auf der Marienwand die Krönung der Jungfrau nach ihrer Himmelfahrt, während unten die Apoſtel ums leere Grab knien, gemalt von Karl Müller; darunter in zwei kleineren Bildchen, von Ittenbach, ihr Tod, wo der verklärte Sohn erſcheint um ſie abzurufen, und ihre Grabtragung. Dieſem entſpricht auf der Chriſtuswand Deger's Auffahrt Chriſti aus dem Grabe, auf Goldgrund, der ſich außen in Himmelsbläue verliert. Chriſtus in weißem, großartig gefaltetem Mantel, mit unglaublich lebendigem und begeiſtertem Ausdruck das lichtverklärte Auge zum Himmel emporgeſchlagen, ſchwebt zwiſchen zwei Engeln herauf, deren Blicke von frohem Staunen glänzen. Links einzelne Baumwipfel als Andeutung des Gartens. Tiefer die Frauen an dem leeren Grabe. Darunter wieder als kleinere Bildchen, beiderſeits einer Thüre, von Ittenbach: Magdalena mit Chriſtus im Garten und die Uebergabe der Schlüſſel.

Blicken wir von hier gegen die Chorniſche hin, ſo ſehen wir am Scheidbogen oben das Lamm der Offenbarung zwiſchen den Thieren der Evangelien in Flammenglorie, von ſchwebenden Engeln angebetet, von Karl Müller. Unterwärts, von Deger, rechts der heil. Joſef, links Maria mit dem Kinde, eine herrliche überlebensgroße Geſtalt: in der Färbung beſonders des dunkelblauen Mantels hat das Fresko hier die Tiefe und Glut eines Oelbildes erreicht. In der innern Laibung dieſes Scheidbogens hat Ittenbach zwiſchen reizenden Teppichornamenten in kreisrunden Medaillons, grau in grau, die ſieben Sakramente dargeſtellt: rechts nämlich, von oben nach unten, Taufe, Firmung, Beichte, Kommunion; links Oelung, Prieſterweihe, Ehe; an der vierten Stelle tritt hier ein in Stein gehauenes Tabernakel aus dem Pfeiler heraus.

Im Chor ſelbſt glänzt aus goldnem Grunde die Hauptdarſtellung von Deger's Hand mächtig hervor: Chriſtus thront in lichtblauem Gewande zwiſchen Maria und dem Täufer Johannes: beiderſeits knien die Frommen des alten Teſtamentes, die Stammeltern und David voran. Der Chriſtuskopf mit röthlich-blondem Haar und Bart, mit den gewaltigen blauen Augen hat einen neuen, höchſt eigenthümlichen und großartigen Ausdruck; die Maria, in leichte, lichte Farben höchſt graziös gekleidet, mahnt an die innigen ſieneſiſchen Meiſter; den asketiſchen Wüſtenprediger hat Deger's edle, milde Seele nicht in jenem erſchreckenden und düſtern Ernſt aufzufaſſen vermocht, wie der ſtrenge Hubert van Eyck auf dem Genter Bilde. Eine mächtige Klarheit und Kraft der Farben läßt dieſe prächtigen Figuren aufs lebendigſte hervortreten trotz dem Goldgrunde, deſſen Spiegelung von den Fenſtern her den Chriſtuskopf mit loderndem Schimmer umgießt. Abwärts ſtehen, von Ittenbach, die vier Evangeliſten nebſt ihren Symbolthieren, und in der Mitte Petrus mit ſeinem Schüler Apollinaris.

Die Deckengewölbe ſind alle azurblau, durch ein Netz dunkleren Tones gedämpft, mit kleinern und größern Goldſternen; im Mittelpunkt der ſich durchſchneidenden Kreuzarme ſchwebt die weiße Geiſtestaube in goldner Stralenſonne. Alle Gewölbrippen ſind auf lichtem Grunde mit Goldmuſtern belebt; an den Säulenköpfen heben ſich die Läuber mit zartgoldnen Rändern von dem hochrothen Grunde des Kapitellkranzes ab. Unglaublich ſchön in Zeichnung und Farbenzuſammenſtellung ſind die Arabesken, in denen ein ſchwelgender Erfindungsreichthum ſich ausbreitet.

Man muß ſich hüten, das Ganze ſchnell ſehen zu wollen: dann drückt, blendet, verwirrt es. Es iſt ruhiger Muße in der Betrachtung werth.

Die Unterkirche mit ihren mächtigen Gewölben iſt ſehr ſchön. Abweichend vom obern Bau iſt ſie ganz im Rundbogenſtil angelegt. Sie beſteht aus einer Gruft, ruhend auf zwölf romaniſchen Säulen mit Schutzblättern am Fuße und mit hübſchen mannigfachen Kapitellen von ſcharfgemeißelter, reinlicher Arbeit: daneben zwei Räume, welche über ſich die Sakriſtei und die gräfliche Loge tragen, jeder frei auf Eine Mittelſäule gewölbt. Durchbrochene kreisrunde Fenſter, durch welche die Baumwipfel der umgebenden Gärten ſchauen, laſſen ein mildes, freundliches Licht in dieſe Räume fallen, welche künftig die verehrte Reliquie, das Haupt des Schutzheiligen, aufbewahren werden.

Einen anziehenden Ueberblick der Kirche gewinnt man von dem Wege nach Leimersdorf, der ſich, gegenüber der Weſtſeite, hinter dem Propſteigebäude hinaufzieht. Verfolgt man dieſen Weg einen Büchſenſchuß weiter durchs Gebüſch, ſo erſchließt ſich oben ein Prachtblick über das Rheinthal bis zum Siebengebirge hin, und weiter ſtromaufwärts, über die Kirche hinweg, in die „goldne Meile“. Wer Remagen beſucht, ſollte dieſen Punkt nicht verſäumen.

Von Remagen ſteigt, den Apollinarisberg zur Rechten laſſend, eine Fahrſtraße ins höhere Gebirg, die nach der Landskron oder nach Heppingen im Ahrthale führt: beide Orte erreicht man bequem in anderthalb Stunden. Auf der Höhe des Fahrwegs, vor dem Walde, gewinnt man eine der herrlichſten Ausſichten, die es im ganzen Rheinthal giebt. Man überſchaut den Strom mehrere Stunden weit; jenſeits die weißen Städtchen und Dörfer, Linz, Rheinbreitbach, Erpel, Unkel, Honnef, im Schatten ihrer weinreichen Schieferfelſen. Aber über dieſen hebt ſich dann noch das Flachland empor, das der Abſenkung des Weſterwaldes angehört und Halmfrüchte hervorbringt, durchſetzt von einzelnen Baſaltkuppen, bis links die ſtrenge, gerade von hier aus wunderſchöne Linie des Siebengebirges wie eine Rieſenmauer dieſen Gottesgarten abſchließt, und der Rhein durchs Thor zwiſchen Drachenfels und Rolandseck von ihm Abſchied nimmt. Dann gehts durch niedern Wald, am Köhlerhof vorbei, aufs Blachfeld, wo dann links ein Pfad auf die hier ſogleich ſichtbare Kuppe der Landskron hinaufführt. Der Fahrweg rechts geht nach Heppingen hinunter.

Die Poſtſtraße, mehr als doppelt ſo weit, geht im Rheinthal bis zur Ahrmündung und beugt dann, Sinzig eine Viertelſtunde links liegen laſſend, ins Ahrthal ein.

Sinzig.

Stadt mit faſt 2000 Einwohnern, die von Feld- und Weinbau leben (Gaſthöfe: Stern, Krone, Lilie), an der Berglehne über der herrlich-fruchtbaren Ebene liegend, welche den alten Namen der „goldenen Meile“ führt.

Geſchichte: Sinzig war unter dem Namen **Sentiacum** römiſches Kaſtell: hier ſoll nach ſpäter und ſchlechter Ueberlieferung Conſtantin das Kreuz in Wolken geſehen haben, das ihm den Sieg über den heidniſchen Gegenkaiſer gab. (Die ältere Sage legt die Szene an die Tiberbrücke.) Als Stifterin der Kirche gilt die heilige Helena. Die Frankenkönige (Pipin der Kurze) hatten hier eine ihrer Pfalzen: darum blieb Sinzig bis ins 13. Jahrh. beim Reiche und war den Hohenſtaufen ausnehmend treu, weshalb auch ein dort anſäßiger Ritter, Gerhard von Sinzig, die Ernennung als kaiſerlicher Burggraf der 1206 neuerbauten Landskron erhielt und den Waiblingern ſtark gegen Konrad von Hochſtaden half. Nach deren Sturz unterwarf Sinzig ſich den gleichgeſinnten Grafen (ſpätern Herzogen) von Jülich, wurde aber Zankapfel zwiſchen dieſen, dem Erzſtift Köln und den Kaiſern, bis Wilhelm VII. von Jülich 1348 es vom Kaiſer Karl IV. kaufte und das Schloß baute, deſſen Wallgräben (jetzt Gemüſefelder) man noch an der Nordſeite der Stadt erkennt: eine Brücke verband Burg und Stadtmauer. 1511 bei der Vereinigung von Jülich-Cleve-Berg wurde Sinzig Sitz eines Jülichſchen Amtes, und kam bei der Theilung von 1666 an Pfalzneuburg. Im franzöſiſchen Raubkriege wurde 1689 das Schloß von den abziehenden Franzoſen geſprengt.

Sehenswürdig iſt die ſchöne Pfarrkirche (Abbildungen in Boiſſerée's Denkmälern des Niederrheins), erbaut nach dem Kriege zwiſchen Filipp und Otto, 1350 dem Münſterſtift zu Achen geſchenkt. Der Bau iſt aus Einem Guſſe in ſchönem Uebergangsſtile. Kreuzform: vor dem Chor eine Kuppel, von einem achteckten mit Spitzgiebeln gezierten Thurme überdeckt (in ihm eine Glocke von 1299); zu beiden Seiten der Chorniſche zwei viereckte Thürme. Auch der fünfſeitige Chor ſchließt oben mit Spitzgiebeln über einer durchbrochenen Galerie. Die Seitenſchiffe ſind zweiſtöckig, das linke hat ein kleines Chörchen. In ihnen waltet der runde, im Mittelſchiff der

Spitzbogen. Die Hauptfaſſade (nach dem Marktplatz zu) iſt hübſch: ebenſo das brillantartige Ornament, von welchem das Südportal umzogen wird. Im Innern: 1) im Seitenchörchen eine männliche Mumie, der heilige Vogt genannt, an der ſich die Beweglichkeit der Zunge und aller Gelenke erhalten hat; woher ſie ſtammt, iſt nicht ſicher. 1797 von den Franzoſen gemauſt, kam ſie 1815 zurück und wurde in Prozeſſion von Köln abgeholt. 2) Das jetzige Altarbild in einem Rahmen von Rococoſchnitzwerk: Helena und Conſtantin das Kreuz erblickend, nach der Aufſchrift gemalt 1708. Gering. 3) Geringe Glasgemälde, eins von 1673. 4) Sehr ſchön das alte Altarblatt, in der Mitte Kreuzigung ſammt mehreren Heiligen, auf den Flügeln die Himmelfahrt und der Tod der Maria, von dem Meiſter der lyversbergiſchen Paſſion (ſ. bei der Kirche von Linz, oben S. 22): befand ſich 1847 in Düſſeldorf zur Reſtaurazion. 5) Man beſteige die äußere Galerie des Chores, wo man durch die zierlichen Säulchen eine prachtvolle Ausſicht über die „goldne Meile“ hat.

Spatziergang nach der Lehn, vor dem Hauſe des Herrn Rhodius (ehemaliges Kloſter): ähnliche ſchöne Ausſicht.

Ein paar Büchſenſchüſſe nördlich von Sinzig kommt die Ahr aus einem von niedrigen Bergen eingeſchloſſenen Thale hervor, in deſſen Mitte ſich mit charaktervollem Umriß das abgeplattete Baſalthaupt der Landskron emporhebt. Zwiſchen Weiden und Erlen ſchlängelt ſie ſich dem eine Viertelſtunde entfernten Rheine zu, den ſie im Sommer häufig nur mit geringer Waſſerflut, im Winter aber oft mit mächtigen Strudeln erreicht, welche das ganze weite Kiesbette ausfüllen. Darum iſt auch die Brücke, welche über ſie nach Sinzig führt, ſo vorſichtig lang und hoch gebaut. Am linken Ufer des Fluſſes geht die Fahrſtraße, in rechtem Winkel von der Rheinchauſſee abbiegend, ins Ahrthal hinein. Daſſelbe iſt hier nicht beſonders charakteriſtiſch. Ziemlich kahle Berge, in der Flußniederung Weidenpflanzungen, rings Kornfeld, das iſt Alles. Aber ſchon beginnen die Weinberge am linken Ufer: dann folgt in Obſtgärten verſteckt, an die weinreichen Berge gelehnt, das freundliche **Bodendorf**, eine der anſehnlichſten Ortſchaften der Ahr mit vielen ſtattlichen Häuſern und begüterten Einwohnern, ſonſt zu der Reichsherrſchaft Landskron gehörig. Sein Wein war ſchon im Mittelalter (wie noch heute) geachtet, daher auswärtige Klöſter und Adelsfamilien hier zahlreiche Weingüter erwarben.

Von Bodendorf iſts ¼ Stunde nach **Lohrsdorf**, ebenfalls einſt zur Herrſchaft Landskron gehörig, unter derem jähſtem Abſturz es liegt (ein ziemlich gangbarer Fußſteig führt von hier herauf). Das Flußbett tritt hier dicht an die Straße; über eine Brücke kann man auf das rechte Flußufer gelangen und durch die Weidenpflanzungen fortgehen nach

Heimersheim.

Dieſer Ort, einſt viel bedeutender und ſogar mit Mauerring verſehen, wurde 1646 durch Turenne niedergebrannt. Jetzt einem Dorfe gleich, nach den meiſten Seiten offen. Sehr hübſch die **Kirche**, eine artige Vereinfachung der benachbarten zu Sinzig und aus derſelben Zeit des Uebergangsſtils. Um einen ſtarken Kuppelthurm, deſſen acht Seiten in einfach durchbrochene Giebeldreiecke endigen, legt ſich der fünfſeitige Chor, das Langhaus mit drei Schiffen, und die Arme des Kreuzes. Die Seitenſchiffe wieder zweiſtöckig, das linke mit beſonderm kleinem Chor. Schön die Säulenbündel in den innern Ecken der Chorniſche. Leider iſt die Vorderſeite (von außen) verbaut, um (aus Erſparniß) ein gemeinſames Dach über alle drei Schiffe legen zu können. Im Innern ſieht man 1) am Schlußſtein des Bogens vor dem linken Chörchen eine franzöſiſche Lilie auf eine Roſe geſtellt (ebenſo im Hauptchor des nahen Oberbreyſig): vielleicht Zeichen einer Bauhütte. 2) Zwei (durch den ſchlecht-modernen Altaraufſatz verdeckte) Fenſter im Chor, deren Glasgemälde (nebſt denen in St. Kunibert zu Köln) die älteſten erhaltenen im Rheinlande ſind: jedes über 1 Fuß breit, 7 Fuß hoch. Fenſter rechts: dreiſpitzige Goldkrone im rothen Feld, Wappen der Landskrone, alſo nicht älter als die Burgſtiftung 1206, aber wol noch aus dem 13. Jahrhundert; dann 5 Bilder aus Chriſti Leben[1]). Fenſter links: unten ein Biſchof und die h. Katharina (mit dem Rade), darüber St. Georg und St. Mauritius in Ringelpanzern und Waffenröcken. 3) Ein Hautrelief in Marmor, die Kreuzſchleppung, welche als Grabdenkmal ſeiner Eltern der Erzbiſchof von Trier, Lothar von Metternich (1599—1623) hierher ſtiftete.

Von Heimersheim zeigt ſich die Landskron in der ganzen ſtrengen Schönheit ihrer Umriſſe, da ſie hier dem Beſchauer nicht ihre breite Flanke, ſondern ihre ſcharfe Stirn entgegenhält: ganz kegelförmig mit völlig graden Linien ſteigt ſie aus dem Thale empor. Von Heimersheim geht ein ziemlich bequemer Weg auf den Neuenahr, der andre (ſ. u.) erſt von Beul. Wir kehren jetzt über die Brücke aufs linke Ahrufer zurück.

Heppingen.

Wenige Schritte um den Bergfuß wandernd gelangt man

---

1) Abbildungen bei F. Hub. Müller Beiträge z. deutſchen Kunſt- u. Geſchichtskunde, Darmſt. 1837 T. 9. Merkwürdig, daß ein Fenſter aus S. Kunibert, abgebildet in Boiſſeree's Denkmälern des N.-Rheins, faſt ganz dieſelben Vorſtellungen (nur ohne Wappen) enthält. Auf beiden trägt Joſef (bei der Geburt) den ſpitzen Judenhut des Mittelalters.

zum Heppinger Brunnen, hinter welchem in geringer Entfernung das Dorf Heppingen (Gaſthof zur Landskrone) aus Bäumen hervorſchaut. Wir befinden uns dicht unter der Landskron, die auf dieſer Seite gleichfalls mit jähem Abhang, aber auch mit ſehr breiter Maſſe ins Thal herabfällt, deſſen Sohle ſie an tauſend Fuß überragt. Das Waſſer des Heppinger Brunnens iſt ein ſehr angenehmer und geſunder Säuerling; es hält ſich gut und wird weithin verſendet. Mit Wein und Zucker ſtark aufſchäumend kommt es an Geſchmack, wenn auch nicht an Kraft, dem ſelterſer Brunnen gleich. Die Quelle iſt Staatseigenthum, jedoch an zwei Privatunternehmer verpachtet. Mit ihr rivaliſirend hat ſich vor einigen Jahren etliche Schritte näher beim Fuße des Felſen eine zweite Quelle erſchloſſen, die jetzt durch ein ſtattliches Gebäude eingefaßt iſt, und unter dem Namen des landskroner Waſſers jenem den Rang ſtreitig zu machen ſucht: die letztere iſt Privateigenthum [1]). Beide Brunnen waren ſonſt durch die Landſtraße von einander getrennt, welche aber jetzt verlegt iſt und ſie rechts von ſich liegen läßt. Wer die großen Mineralquellen in Naſſau und anderwärts noch nicht geſehen hat, wird nicht ohne Vergnügen der Krugfüllung zuſchauen.

Die Landskron.

Vom Brunnen geht ein ſehr ſteiler und beſchwerlicher Pfad durch Weinberg und Feld empor: ein bequemer aber durchs Dorf zwiſchen Gärten und Wald, oben in den alten Burgweg mündend an der Burgkapelle vorbei auf die oberſte Platte. Wer die Kapelle im Innern ſehen will, muß im Dorfe den Schlüſſel er tragen und einen Boten mitnehmen. »Das Geſtein der Landskrone beſteht aus Baſalt, welcher die Grauwacke durchbrochen hat. Am Fuße mehr irregulär, zeigt er auf der Höhe die ſchönſten Baſaltgruppirungen in kleineren und größeren Säulchen und Säulen, die bei und hinter der Kapelle beſonders ausgezeichnet ſind. Das Geſtein enthält ſehr viele baſaltiſche Hornblende, jedoch wenig Olivin. Von den ſeltenen Pflanzen, welche die Landskrone darbietet, nennen wir die ſchönen Orchideen, **Loroglossum hircinum**, **Ophrys myodes** und **Gymnadenia albida**, ferner **Torilis helvetica, Veronica Teucrium latifolia, Galium sylvestre v. supinum, Echinospermum Lappula, Euphorbia purpurata, Mespilus Cotoneaster, Crataegus torminalis, Rosa repens, spinosissima** und **collina, Teucrium Chamaedrys, Thymus Calamintha, Digitalis grandiflora, Lathyrus Aphaca, Trifolium alpestre, Mercurialis perennis.**« (Wirtgen.) Zu Pfingſten fliegt um den Gipfel ſehr zahlreich der Segelfalter (**papilio Machaon**), unſer ſchönſter Tagsſchmetterling, der im übrigen Rheinlande ſich ſelten gemacht hat.

---

[1]) Nach Analyſe des Chemikers Geh.-Rath Biſchof in Bonn enthält ſie in 10,000 Gewichttheilen: Kohlenſaures Natron 8,145. Kochſalz 4,076. Schwefelſaures Natron 2,413. Kohlenſaure Magneſia 3,563. Kohlenſauern Kalk 2,433. Eiſenoxyd und Thonerde 0,041. Freies und halbgebundenes kohlenſaures Gas in einem Maßtheil Mineralwaſſer 1,3922.

Geſchichte: Filipp von Hohenſtaufen, in Sinzig lagernd, ritt eines Tags auf dieſe Kuppe und rief entzückt: »Das iſt des Landes Krone!« Das Erzſtift Köln zu bezwingen, baute er 1206 die Burg und ernannte Gerhard von Sinzig zum Burggrafen, der hernach Friedrichs II. Vertrauter war. Gleichfalls kaiſerlich geſinnt waren Gerhard II. (in Fehde mit Konrad von Hochſtaden) und Gerhard III. — Gerhard IV., 1298 verheirathet, lebte über 100 Jahre (vermuthlich bis 1372), und vermehrte unter den Kaiſern Albrecht, Heinrich VII und Ludwig dem Baiern durch treues Feſthalten an der ghibelliniſchen Partei ſeine ſchon bedeutende Hausmacht, die aus Reichsgut, Fürſten- und Prälatenlehn, Allodien, Patronats- und gerichtsherrlichen Rechten beſtand. Auf dem untern Plateau der Burg (bei der Kapelle) ſtanden in ganzen Reihen die Häuſer der Burgmannen. Aber da fiel der erſtgeborne Sohn Gerhard in einer Fehde; der zweite, Johann, gab deshalb den geiſtlichen Stand auf und ſchloß eine Ehe, die jedoch kinderlos blieb. So fiel durch Teſtament von 1366 das Erbe an die Männer zweier Töchter und einer Enkelin. Die Beſitzer veräſtelten ſich dann in noch mehrere Linien, welche die Landskrone ſtets zuſammen beſaßen. Aber die Kraft des kleinen Adels ſank ſeit dem 14. Jahrhundert; ſchon im Truchſeßkriege ſoll Caſimir von der Pfalz die Burg erobert haben. Im 30jährigen erſtürmte ſie der Schwede Baudiß. 1633 wurde ſie durch die Kölniſchen unter Gronsfeldt belegt: man ſagt, es habe damals ein Soldat mit der Wäſcherin des ſchwediſchen Burghauptmanns eine Liebſchaft angeknüpft und ſie beredet, das Seil des tiefen Schloßbrunnens abzuſchneiden: Waſſermangel erzwang die Uebergabe. 1677 im erſten Franzoſenkrieg erlitt das Schloß eine Feuersbrunſt, und 1682 ließ Kurfürſt Wilhelm von der Pfalz (Pfalzneuburg hatte durch Tauſch Theil an der Landskron bekommen) daſſelbe ſchleifen, damit nicht die Franzoſen (oder Marodeurs) auf ihm ſich feſtſetzen möchten. Beim Zuſammenſturz des deutſchen Reichs hatte der berühmte Freiherr von Stein hier noch erblichen Beſitzantheil, den er aber aus Franzoſenhaß verkaufte.

Erhalten iſt die hart an die Felswand geſtemmte **Burgkapelle**, an welche ſich die Schutthaufen der ehemals ſtadtähnlichen Niederburg anſchließen. An jene knüpft ſich eine ſchöne Sage an. Ein feindlicher Ritter, es heißt vom Tomberg, brach in Abweſenheit des Herrn von Landskron mit Mord und Brand ins Schloß ein. Die drei Fräulein von Landskron flüchteten, von dem Räuber verfolgt, auf die Felskante, die noch heute ſchroff die Kapelle überragt: dann, ihre Ehre zu retten, wählten ſie den Tod und ſprangen auf den Felſen herab, der jetzt die Kapelle trägt. Dort verſchwanden ſie dem Blick des Verfolgers; der Fels hatte ſich aufgethan und eine Grotte gebildet, die ſich hinter ihnen ſchloß: in der Grotte entſchlieſen ſie. Darüber kehrte der Herr von Landskron zurück, drang durch den verborgenen Gang und erſchlug den Räuber mit ſeinen Geſellen. Im Schmerz über ſeine Töchter wachend ſah er in der dritten Nacht ein Engelchen, das ihm die Stelle der Felſengrotte wies. Dort fand man die Vermißten, und an dieſer Stelle wurde die Kapelle gegründet, die nun als Zeugin des Wunders mit ihrem weißen Giebel weit ins Land hineinſchaut, und noch bis heute den (ſchon 1470 in einer Urkunde vorkommenden) Namen der Jungfrauenkapelle führt. Wirklich ſieht man in dieſer noch eine natürliche Felſengrotte aus den ſchönſten regelmäßigen Baſaltſäulen. Die Grundlage der Sage ſcheint heidniſch; in dieſer Grotte dürften die drei **Deae matres** oder **matronae** der Kelten verehrt worden ſein, welche ſich dann (gleich denen von Auw im Kyllthale) dem Volke zu verfolgten, im Erdſchoß verborgenen Jungfrauen umgeſtalteten.

Von der Kapelle geht dann der mit Mauertrümmern und Mörtel beſtreute Weg zur Oberburg hinauf. Die Werkſtücke ſind maſſige, aus dem Berge ſelbſt gebrochene Baſaltſäulen, durch Traß verbunden. Das Schloß iſt ſehr zerſtört; man erkennt aber an den ſtarken Unterbauten und dem weiten Umfang noch ganz klar die Bedeutung der Veſte. Obwol verſchüttet ſcheiden ſich noch drei erhöhte Punkte an den Ecken des Gebäudes aus, vermuthlich die Eckthürme: der ſüdweſtliche iſt beſonders keck durch ein mächtiges Rundbogengewölb auf den ſchroffſten Felſen aufgeſetzt. Vielleicht hat dieß Gewölb die Sage von der Wunderbrücke veranlaßt, die einſt von der Landskron über das breite Thal nach dem Neuenahr gegenüber ſoll geflogen ſein. — Die Ausſicht von dieſer ganz freien Bergwarte ſpottet jeder Schilderung: ſie beherrſcht Rhein und Ahr gleichzeitig. Nach Weſten erſchließt ſich das fruchtbare untere Ahrthal, rechts von köſtlichen Weinlagen eingefaßt, die ſich fortziehen bis wo ferne die Berge von Walporzheim das Thal ſperren; links von einem mehr bewaldeten Höhenzug abgeſchloſſen, der mit der Baſaltkuppe des Neuenahr herübergrüßt. Mitten inne aber in erweitertem, mit grünen Saaten bedecktem Thalgrunde die luſtige Ahr, hie und dort im Gebüſch verſteckt, meiſt aber aus bald breiterem, bald ganz ſchmalem Bette in bunter Windung zu uns heraufblitzend. In dieſem Thal reiches Leben; drüben, eine Stunde entfernt, das alte Ahrweiler mit den grauen Thoren und Thürmen; näher bei uns eine Reihe lieblicher Dörfer in Obſthainen, unter denen ſich am andern Flußufer Heimersheim durch das zierliche, faſt wie ein ſchmuckes Modell gebildete Kirchlein auszeichnet; dicht unter uns Heppingen mit des Brunnens geſchäftiger Regſamkeit, und am jähen Abhange die arbeitenden Winzer. Rückwärts aber über die niedrigern

Waldhöhen hinblickend überſchauen wir das Rheinthal, unten vom Siebengebirge, gradaus von den Baſaltkegeln bei Linz, ſüdlich von den Bergen der vulkaniſchen Eiffel abgeſchloſſen: Einzigs drei dunkle Kirchenthürme heben ſich in dieſem Thale hervor, freundlicher die Dörfer des rechten Ufers und Linz mit ſeiner hellen an den düſtern Schieferfels gelehnten Kirche; ihm gegenüber, auf unſerer Rheinſeite, die Gebüſche, welche die Ahrmündung verdecken.

Von Heppingen führt die von Obſtbäumen beſchattete Fahrſtraße auf dem linken Ahrufer durch die Dörfer Wadenheim und Hemmeſſem. Ein angenehmer Weg, beſonders ſchön durch den Rückblick auf die Landskron, welche hier mit ihrer ganzen Wucht jäh abfallend das Thal nach dem Rheine zu prächtig abſchließt. In einer ſtarken Stunde (von Heppingen) iſt Ahrweiler erreicht. Links, Wadenheim ſchräg gegenüber auf dem andern Ufer, liegt (von Beul aus auf ſteilem, durch Geſtrüpp oft mühſamem Wege erſteiglich) eine breite Baſaltkuppe,

Der Neuenahr.

Geſchichte: Nur etwa anderthalb Jahrhunderte hat hier ein Schloß geſtanden, deſſen Entſtehung mit der Theilung der alten Grafſchaft Are zuſammenhängt. Die Linie Are-Nürburg erhielt hier große Güter aus kölniſchen und pfälziſchen Lehen beſtehend, die ſich von Beul, Wadenheim, Hemmeſſem nördlich bis Holzweiler, Adendorf, Eckendorf und Villip (alſo mehrere Meilen weit) hinzogen. 1225 ererbte dieſe Otto von Are-Nürburg, den man für den Gründer des Schloſſes hält. Aber der raſch eintretende Sieg der kölniſchen Macht in dieſen Gegenden zwang deſſen Nachkommen, ebenfalls ſich dem Erzſtift zu beugen. Ein Erbſtreit gab im folgenden Jahrhundert dem kriegeriſchen Erzbiſchof Friedrich von Saarwerden Gelegenheit zur Einmiſchung: das Schloß, deſſen Beſitzer Raubritterſchaft geübt, wurde 1371 mit Hülfe der Bürger von Ahrweiler erſtürmt und gebrochen. Den Namen des Geſchlechtes behaupteten die Nachkommen des damals vertriebenen Beſitzers und gründeten eine neue Hausmacht am linken Ufer des Niederrheins, wo ſie die Erbvogtei des Erzſtifts Köln und deren große Gerechtſame erhielten. (Aus dieſer Linie ſtammten der Dompropſt Hermann von N. und ſein Bruder Wilhelm V., eifrige Begünſtiger der Reformazion unter Hermann von Wied: des letztern Sohn Hermann, der zu Mörs dieſelbe wirklich einführte, und deſſen Vetter, der tapfere Adolf von N., der, edler und kräftiger als ſein Freund Gebhard Truchſeß, beinah den Sieg dieſem zugewendet hätte, aber 1589 kriegrüſtend zu Arnheim durch Exploſion eines Pulverfaſſes unterging.) Die eigentliche Grafſchaft Neuenahr aber wurde 1546 von Jülich, das in die Lehnsrechte von Pfalz eingetreten war, als erledigtes Lehen eingezogen und kam alſo in der Theilung von 1666 an Pfalz-Neuburg.

Der obere Burgberg beſteht aus Baſalt, den aber eine Grauwackenſchicht mantelförmig umhüllt. Am öſtlichen Fuß der Kuppe ſieht man einen ſchönen weißen Quarzfelſen, großentheils zum Burgbau weggebrochen. Man erkennt hier das mittelaltrige Befeſtigungsweſen: die Bauſteine, meiſt Baſalt, wurden aus dem Felſen ſelbſt genommen, der Steinbruch aber ſo geleitet, daß er ſpäter den an 3 Seiten umherziehenden, einſt gewiß ſehr tiefen Graben bildete. Von dem Schloſſe iſt ſonſt nichts übrig geblieben. — Die Sage meldet, im Burgberge liege ein goldner Pflug. Ein Bauer wurde von einem Zwerg an die Stelle des Schloßbrunnens geführt und ihm geſagt, daß er den Pflug in beſtimmter Nacht heben könne, doch nur ſchweigend. Er grub und fand: da erſchien ein feuriger Rieſe, der Bauer ſchrie angſtvoll auf, und der goldne Pflug rollte unaufhaltſam in die Tiefe zurück. Seitdem iſt die Stelle des Brunnens nicht mehr gefunden worden. — Die Ausſicht iſt großartiger als die von der Landskron, aber weit nicht ſo ſchön, obwol der Neuenahr ein paar hundert Fuß höher ſein mag. Im Rücken hat man öde Schluchten und einen ſehr hohen Bergkranz, ganz mit troſtloſem Geſtrüpp bewachſen, über ihm tritt die Burg Olbrück mit dem mächtigen Thurme hervor. Vor uns liegt die hier ſehr zuſammengeſchrumpfte Landskron, hinter ihr das Siebengebirge: unter der Landskron zeigt ſich das ganze untere Ahrthal, durch deſſen Oeffnung ein Stück des Rheines und das helle Linz hineinſchaut; dicht unter uns das mittlere Ahrthal mit dem hahen Ahrweiler und der Kirche des Kalvarienberges, über ihm die kornreiche, mit Dörfern beſäete Grafſchaft, in welcher ſich gerade über Ahrweiler hinaus der Tomberg emporhebt. — Im Allgemeinen lohnt der Neuenahr kaum den Beſuch, wenn man die Landskron ſchon kennt. — Von **Beul** kann man gleich auf dem rechten Ufer durch Wieſen und Weinberge zum Kloſter des **Kalvarienbergs** und von da nach **Ahrweiler** wandern.

Ahrweiler.

Gaſthöfe: Stern bei Winkel (am Markt); **Krone** bei **Kröll** (beim Riederthor) (beide ſehr vorzüglich).

Geſchichte: Ahrweiler ſoll aus 7 von Rittern bewohnten Höfen zuſammengewachſen ſein, denen man den Aufbau der zum Theil noch vorhandenen »Thürme« (d. h. Burghäuſer) in der Stadt zuſchreibt. (Ein **Baldericus de Arwilre**, in einer Urkunde 1143 erwähnt, mag zu dieſen Patrizier-Geſchlechtern gehören, welche bis in die letzten Jahrhunderte fortblühten, z. B. die **Blankart**, die **Kolven von Ahrweiler**, und die Beſitzer des vor dem Oberthore gelegenen »Thurms vor Ahrweiler«, die von ihm ſeit dem 13. Jahrhundert ſich **de turri** ſchrieben. An dieſem Thurm haftete das Erbſchenkenamt des Erzſtifts Köln und ein Sitz auf deſſen Grafenbank. Mit einer Erbtochter kam er 1468 an das Haus Ahremberg und wurde erſt 1811 zerſtört. Oberherrn waren die Grafen von Are, denen die Linie Hochſtaden-Are nachfolgte. Von dieſen kam Ahrweiler ſammt der ganzen hochſtadenſchen Erbſchaft an das Erzſtift Köln. Erzbiſchof Konrad erhub es zur Stadt, umzog es 1259 mit Mauern und Gräben und verſicherte ihm alle früher beſeſſenen Gerechtſame. Die Hauptabgabe der Stadt beſtand in den jährlich von Deputirten der Hofkammer aus dem Wachsthum der ganzen Feldmark ausgewählten »Kurweinen«. 1387 verlieh Kaiſer Wenzel der Stadt zwei Jahrmärkte; der Handel war wichtig genug um die Niederlaſſung von Juden und Lombarden (Geldwechslern) möglich zu machen. Die Verfaſſung war frei: ein Rath aus dem Bürgermeiſter, 7 Gerichtsſchöffen, 7 Rathsherrn, dem Stadtſchreiber und Stadtbaumeiſter, im Verein mit 8, ſpäter 11 Vertretern der Bürgerſchaft:

das Gericht hielt mit jenen Schöffen der vom Landesherrn geſetzte Vogt, der immer von Adel ſein mußte; außerdem zur Aufſicht gegen Gottloſigkeit, Ketzerei, ſchlechte Kinderzucht und Weinfälſchung das kirchliche Rügegericht der Sendſchöffen. Die Bürgerſchaft, durch Gerechtſame und Zunftordnung ſtark, freiheitsmuthig und tapfer, ſchloß 1350 mit den andern Städten des Oberſtifts einen Bund gegen erzbiſchöfliche Verſuche die Verfaſſungen umzuſtürzen, half 1371 beim Sturm auf das Räuberneſt Neuenahr und litt 1474 eine dreimonatliche Belagerung durch den gewaltthätigen Landesherrn Ruprecht von der Pfalz, ohne ſich zu ergeben. Dieſe herrliche Bürgerkraft ſank hier wie überall erſt am Schluſſe des Mittelalters. Man wüthete gegen ſich ſelbſt in den Hexenprozeſſen, und gegen die kriegsgeübten Schaaren des dreißigjährigen Krieges hielt die Stadtwehr, ohne militäriſche Unterſtützung von außen, nicht mehr Stand. Am 11. Dezember 1632 rückte der Schwede Baudiß in Ahrweiler ein und pfändete die Stadt. Kölner und Spanier unter Gronsfeldt und De Maria vertrieben ihn; überhaupt ſtets wechſelnde Truppenmärſche, bis endlich der Franzoſe, in den Krieg unter Turenne und Conde eintretend, die härteſten Schläge gab. Turenne führte 1646 das franzöſiſch-weimariſche Heer, um ſich mit Wrangel zu einem entſcheidenden Schlage zu verbinden, durchs Ahrthal herauf. Die Beſatzung von Ahrweiler floh nach Bonn, die Bürger wehrten ſich einen Tag und überlieferten dann (10. Juli) die Stadt auf die verheißene Gnade des Feldherrn, der ſeine Zuſage ſchmählich brach. Mord, Plünderung und Kirchenſchändung wütheten gräßlich. Marienthal (Stift und Dorf) wurde bis auf den Grund abgebrannt; das Volk flüchtete in Prozeſſion in das Kloſter des Kalvarienbergs. Nach dem Kriege kamen die argen Folgen, Räuberbanden und die große Peſt von 1666, gegen die jedoch die Stadt durch ſcharfe Quarantaine ſich lange ſchirmte. Im erſten franzöſiſchen Kriege 1673 litt man ſehr durch Truppendurchmärſche; im zweiten (1689 den 1. Mai) wurde Ahrweiler, wie die Orte der Pfalz, von den abziehenden Franzoſen verbrannt; im dritten (1702) ging der Uebermuth ſo weit, daß die Bürger, unwillig in den Kellern zu wohnen (denn in den Stuben waren die Pferde eingeſtellt) meiſtens ganz entwichen und in Waldhütten hauſten. Erſt ſeit dem Raſtadter Frieden trat auch hier Stille ein. Die franzöſiſche Republik beſetzte die Stadt friedlich, und unter den Franzoſen blühte ſie gleich dem ganzen Thal auf, da ihr Wein jetzt zollfrei nach Belgien und Frankreich ging. Gegenwärtig gehört Ahrweiler immer noch zu den beſſer geſtellten Orten des Thals, und doch reißt auch hier Pauperismus ein.

Ahrweiler (2700 Einwohner, faſt 400 Häuſer) iſt Kreisſtadt und der bedeutendſte Ort des Thales. Acker- und Weinbau ſind die Haupterwerbsquellen. Für letztern iſt die Lage trefflich: 1636 feierte der Prieſter in der Stadtkirche ſchon am 13., 1728 u. 1733 am 25. Juli die Meſſe mit neuem Weine. Bedeutende Weinhandlungen. Schützenfeſt, ſ. o. S. 14.

Denkmäler: Die alte Ringmauer aus dem Schiefergeſtein der Umgebung erbaut iſt ſehr vollſtändig erhalten. Unter den vier Hauptthoren zeichnet ſich beſonders das Oberthor durch ſeine hübſche Krönung aus. Mehrere burgartige „Thürme“, d. h. Ritterhäuſer; eines, der „Steinfelderthurm“, iſt jetzt als Lehrerwohnung für die Stadtſchule verwendet. — Ausgezeichnet iſt die Pfarrkirche zum h. Lorenz auf dem Markte. (Zeichnungen bei Hubert Müller, Beiträge zur deutſchen Kunſt- u. Geſchichtskunde II, Tafel 5. 9. 10. 15.) Sie wurde 1269 durch Gottfried von Blankenheim, Abt von Prüm gebaut. (Prüm hatte bis 1804 das Recht die Pfarrei zu beſetzen.) Ein ſonſt im Chor vorhandenes Glasgemälde mit St. Lorenz trug die Jahreszahl 1300. Die Kirche iſt im reinen, aber frühen Spitzbogenſtil erbaut. Die drei Schiffe ſind gleich hoch, Fenſter alſo nur in den Außenmauern, wodurch das Ganze einen lichten und luftigen Charakter erhält: doch ſind auch hier die Nebenſchiffe durch Emporbühnen in zwei Stockwerke getheilt. Drei kräftig beleuchtete Chöre ſchließen gegen Oſten ab. Die Schiffe werden nicht durch Pfeilerbündel, ſondern durch ſtarke Rundſäulen mit Kapitellen von ſehr ſchlicht behandeltem Blattwerk geſchieden: die Schlußſteine der Gewölbe ſind ſchön verziert, alle Meißelarbeit ſcharf und ſauber. Der noch ganz im Stil der Uebergangszeit behandelte Thurm ſteht an der Stirnſeite, wo ſeine achteckige Form ſich nicht paſſend mit dem Hauptſchiff verbindet: der barock ausgebauchte Helm wurde durch Sinziger Zimmerleute errichtet, nachdem in Folge der franzöſiſchen Mordbrennerei von 1689 die Kirche geraume Zeit dachlos geweſen war. Das jetzt vermauerte Südportal (nach dem Markt zu) hat ſehr gelitten: eine Figur mit Baret ſtellt vielleicht den Baumeiſter dar. Im Innern: Ein ſchlichter alter Taufbrunnen mit dem blankartſchen Hammer. Ein ſchöner in Schiefer gehauener Grabſtein eines Blankart vom J. 1561. Im Chor ein geringes Sakramenthäuschen. An der erſten Säule vom Eingang rechts: das Wahrzeichen von Ahrweiler, ein halbzerſtörtes Figürchen von unverſtändlichem Motiv, der Sage nach ein Neidhart, der den Baumeiſter verſpottete, weil dieſer ſich vermaß, ein Gewölbe über die Kirche zu legen, und der dafür in vergeblichem Verſuche eine unmögliche Handlung an ſeinem Körper vorzunehmen ausgemeißelt ſtehen muß. — An einer Säule der nördlichen Reihe die Aufſchrift: **Alveradis me fecit fieri,** die ſich wol nur auf dieſe Säule ſelbſt bezieht.

Umgebungen: Ahrweiler hat eine der ausgezeichnetſten Lagen des ganzen Ahrthals und bietet eine Menge der ſchönſten Spatziergänge. 1) Eine Viertelſtunde vom Oberthor, bei einem Heiligenhäuschen, führt rechts ein Fußpfad, bald etwas jäh anſteigend, nach dem Judenkirchhofe, von dem man aber nichts als unſcheinbare Steinhaufen zwiſchen Geſtrüpp bemerkt, und einige Schritt weiter zur Kante des Felſen, der grade über Walporzheim liegt: ein herrlicher Punkt zum Ueberblick des untern Ahrthals.

2) Gleichfalls auf dem linken Ufer, unter der Stadt, die lantershofener Höhe, auf ſteilem Pfad zwiſchen Weinbergen erſteiglich.

3) Der ſchönſte Punkt bei Ahrweiler iſt unſtreitig das Kloſter des Kalvarienbergs, das etwa 10 Minuten von der Stadt entfernt auf einem Felsvorſprunge des entgegengeſetzten Ufers ſich erhebt. Man überſchreitet die ſtattliche Ahrbrücke, ſteigt dann bequem auf dem Sta-

zionenweg empor, und gelangt ſo auf die Terraſſe. Schon vom Thale her giebt die Kirche mit den Kloſtergebäuden und dem kräftig gewölbten Unterbau einen ſchönen Augenpunkt ab: die Ausſicht von oben herab aber iſt unvergleichlich.

Geſchichte: Kalvarienberge nennt man Nachbildungen der Schädelſtätte auf Golgatha, zu denen ein Stazionenweg mit Erinnerungen an die einzelnen Vorgänge der Leidensgeſchichte hinaufführt. Die handſchriftliche auf uns gekommene Chronik dieſes Kloſters erzählt, daß 1440 ein Ritter aus dem heiligen Lande zurückkehrte und zufällig nach Ahrweiler kam. Hier fiel ihm eine Aehnlichkeit mit Jeruſalem auf; durchs Thal wand ſich die Ahr, wie dort der Kidron, unter dem Hügel lag das ſeitdem im dreißigjährigen Krieg untergegangene Dorf Girrezheim: er maß die Entfernungen und fand, daß von der Spitze jenes Hügels bis zur Pfarrkirche genau eben ſo weit ſei wie von Golgatha zum Hauſe des Pilatus. Der Stadtrath nahm ſich der Sache an. Auf dem Hügel, den man den Kopf nannte, lag bisher die Richtſtätte: dieſe wurde jetzt auf den Ellich, eine Anhöhe des andern Ahrufers, verlegt, um jene Stätte zu heiligen. Eine kleine Betkapelle erhub ſich wo das Hochgericht ſonſt geſtanden; bald verklärte eine Wunderſage den Ort, und 1502 gingen zwei Bürger der Stadt nach Rom, einen Ablaß zu erbitten. Den erhielten ſie ſehr reichlich: in der Bulle wird der Ort bereits als Kalvarienberg erwähnt. Hundert Jahre ſpäter erſchien die Kirche zu klein; 1625 begann ein frommer Mann von Ahrweiler, der Stadtbaumeiſter Johannes Gohr, einen neuen Bau, der durch ein Rettungswunder verherrlicht wurde. Das Dach ſtürzte nämlich kurz nach ſeiner Zurüſtung ein, ohne daß einer der vierzehn darauf beſchäftigten Arbeiter Schaden litt. Solche und ähnliche Dinge zogen bereits zahlreiche Pilger an; durch ſie und durch die reich zuſtrömenden Opfergaben war der Platz wichtig geworden, und nicht weniger als drei Mönchsorden bewarben ſich um das Recht den Gottesdienſt wahrzunehmen und ein Kloſter mit der Kirche zu verbinden. Zuletzt drangen gegen Jeſuiten und Kapuziner die Franziskaner in Brühl durch, weil ſie ſchon längſt durch Terminiren den Bürgern bekannt waren. Nachdem alſo der Stadtrath ſeine Zuſtimmung gegeben hatte, vollzog Kurfürſt Ferdinand von Bonn aus am 18. Dez. 1629 die Stiftungsurkunde. Die Mönche nahmen von der Kirche Beſitz und begannen den Kloſterbau, der aber durch den dreißigjährigen Krieg vielfach unterbrochen erſt nach der Mitte des Jahrhunderts fertig wurde. Ein weites Gebiet gehörte als Bezirk in welchem ſie terminiren durften, zu dem Kloſter: die Chronik giebt an, daß die Stadt Ahrweiler damals über 300 ſtattliche Häuſer mit Ziegeldächern, zwölf Ritterſitze und drei unterthänige Dörfer beſaß, ſo wie auch außer dem reichen Kloſter Marienthal nicht weniger als ſechszehn adliche Herrnhäuſer im Umkreis von zwei Stunden die Stadt umgaben. Dazu kamen dann die reichen, vom Krieg noch wenig berührten Orte der vordern Eiffel und des Ahrthals, welche jährlich prozeſſionsweiſe, von ihren Pfarrern angeführt, den Berg beſuchten.

Die Väter des Kalvarienbergs haben ganz ungemein auf Erhaltung und Belebung des religiöſen Sinnes durch mannigfache, aber ſtets ſehr populäre Mittel eingewirkt. Sie ſtifteten einen Stand der Tertiarier und mehrere Bruderſchaften, und brachten auch die Wallfahrten jetzt erſt recht mächtig in Schwung. Durch Wallfahrten war beſonders der Portiunkulatag feierlich, deſſen großen und vielgeltenden Ablaß noch der heilige Franz ſelber vom Papſte ſich erbeten hatte: doch kamen auch an andern Feſten Prozeſſionen, ſo daß einmal in Einem Monat 7300, ja an Einem Tage 2600 Beichtende und Kommunizirende den Berg beſuchten. Auf ſeiner Höhe ſtand dieß Wallfahrtsleben gegen Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts: nach der großen Peſt kamen 1669 auf Portiunkula ſo ſtarke Prozeſſionen, daß Stadt, Kloſter und Feld von ihnen voll lag: ein andermal war in Ahrweiler gar kein Brot mehr zu haben. Nicht bloß die niedern Stände kamen: im Jahr 1658 zählte man unter den Wallfahrerinnen ſogar eine jülichſche Prinzeſſin. Barone aus der Nachbarſchaft führten zuweilen dieſe Prozeſſionen an: die mitkommenden Pfarrer halfen im Beichtſtuhl und ſpeiſten dafür Mittags im Refektorium mit: dieſelbe Ehre genoß der Rath von Ahrweiler, wenn er unter dem Geleit der Schützengeſellſchaft mit dem Sanktiſſimum von der Stadt heraufzog. Andre Feierlichkeiten und Mahlzeiten veranlaßte der Tod benachbarter Adlichen, welche in der Kloſterkirche Begräbnißrecht hatten. Die Schauluſtigen zog das heilige Grab an, eine in katholiſchen Ländern häufige Darſtellung der Auferſtehungsſzene, zu deren Zweck die Mönche unter der Kirche mit vieler Mühe eine Felsgruft ausgemeißelt hatten. Aufregender war ſchon das Schauſpiel einer förmlichen Teufelsaustreibung, welche man zu Portiunkula 1688 an einer Frau von Ahrweiler durch Räuchern mit Schwefel ſo lange öffentlich in der Kirche fortſetzte, bis die Kranke ganz ſchwarz wurde und der Teufel zuletzt wich. Auch zu einem religiöſen Theaterſtück ſtrömten große Maſſen zuſammen, welches man im Okt. 1651 auf einer Bühne hinter der Kirche durch die Schuljugend von Ahrweiler ſpielen ließ. Wunderheilungen und mirakulöſe Gebetserhörungen verſtehen ſich bei einer

Ordenskirche ſchon von ſelbſt. Aber auch durch echt-menſchliche Liebeserweiſe gewann der Orden die Herzen, beſonders in der großen Peſt von 1666, als er mit unermüdetem Eifer der Krankenpflege in allen umliegenden Orten oblag und vor keinem Opfer zurückbebte, das Menſchenpflicht gebot. Sieben volle Monate diente Pater Joachim den Peſtkranken in Bachem, von wo er, wie durch ein Wunder für ſolche Liebe belohnt, vollkommen geſund im Anfang des Jahres 1668 ins Kloſter zurückkam. Für Ahrweiler war man eben ſo thätig: daher am Ende der Peſt Bürgermeiſter und Stadtbaumeiſter perſönlich ins Kloſter kamen, um ſich als Abgeſandte der Stadt für den geleiſteten Beiſtand zu bedanken. Auch in Kriegsnöthen hielten ſich die Mönche wacker: ihr Kloſter, das ſich wunderbarer Weiſe durch alle Stürme bis zur Revoluzion ohne Plünderung und Zerſtörung gerettet hat, bot den Flüchtigen mehr als einmal eine Freiſtatt, den Beraubten und Verhungernden aber Kleidung und Labſal. Man hat vielfach über die Habgier der Klöſter geklagt: daneben bleibt aber doch wahr, daß ſie durch jene Mildthätigkeit, in der ſie ihren Beſitz mit den Nothleidenden theilten, auch wieder eine Ausgleichung des Vermögens bewirkten, wie unſere Zeit ſie noch nicht wiedergefunden hat.

Dieſes erhöhte religiöſe Leben ſank erſt bei der allgemeinen Erſchlaffung des deutſchen Volksgeiſtes im achtzehnten Jahrhundert zu handwerksmäßigem Betrieb herunter, und vermochte dann dem Stoße der Revoluzion nicht zu widerſtehen. Das Kloſter wurde auf den Abbruch verkauft: aber ein frommer Geiſtlicher, Vikar Gieſen, wendete die Zerſtörung der Gebäude durch Zahlung der geringen Summe ab, für welche ſie verſchleudert wurden, und rettete ſie unbewußt für ihre jetzige Beſtimmung, eine von Ordensſchweſtern geleitete Erziehungsanſtalt zu werden.

Die Ehrwürdige Mutter Thereſia Schäfer vom Orden der Urſulinerinnen, welcher ſich der Volkserziehung widmet, hat hier ſeit 1838 eine Anſtalt für Töchter gebildeter Stände errichtet. Die Vorſteherin iſt eine Frau männlichen Geiſtes, klar, entſchloſſen, würdevoll. Das Kloſter, unter ihrer Leitung ausgebaut und vergrößert, die Gärten auf den hohen Felsterraſſen, die weiten luftigen Schlafräume, die ſaubre Küche, die ſtillen Studienſäle der Lehrerinnen, das Bet- und Einkleidungszimmer neben der hellen freundlichen Kirche — dieſes ganze reichliche Behagen bei großer Einfachheit macht den wohlthuendſten Eindruck. In allen Hauptfächern, die dem Gebildeten noth ſind, wird theils durch die Schweſtern, theils durch Lehrer aus der Stadt Unterricht ertheilt; auch weibliche Arbeiten aller Art und Anleitung im Hausweſen fehlen nicht. Ueberhaupt vermeidet die beſonnene Oberleitung den häufigen Fehler ſolcher geiſtlichen Anſtalten: die Erziehung wird nicht für Nonnen, ſondern für das bürgerliche Leben praktiſch und tüchtig ertheilt. Die Zahl der Pflegetöchter ſtand in den letzten Jahren auf ungefähr hundert.

In der Regel wird dem Fremden das Innere der Anſtalt nicht gezeigt, da ein ſtarker Zulauf die Zwecke derſelben ſehr ſtören müßte. Für die Ausſicht genügt vollkommen die Terraſſe vor der Kirche. Wir überſchauen dort noch einmal das bisher durchwanderte Thal, eingeſchloſſen von ſeinen Wächtern, Neuenahr und Landskron: unter uns Ahrweiler mit dem dunkeln Mauerring und den grauen Thorthürmen, inmitten die impoſante Maſſe der Pfarrkirche mit dem charakteriſtiſchen bräunlichen Thurm. Aber ſchöner als das Alles iſt der Blick ſtromaufwärts. Düſtere, hohe Felſen, nackt oder mit dunkelm Nadelholz bewachſen, ſperren dort das Thal, daß es räthſelhaft ſcheint, wie der Fluß aus ihnen heraus ſich Bahn gebrochen; mitten in dieſem Dunkel Walporzheim und drüben ſeine weinreichen Bergabhänge. Hier zum erſtenmal entfaltet das obere Ahrthal ſeinen wildromantiſchen, von der lieblichen untern Thalebne ſo ſcharf geſchiedenen Charakter.

4) Vom Kalvarienberg geht ein Fußweg nach dem Fichtenwäldchen, und höher hinauf nach der weitern Ausſicht des Steinthalkopfes; von hier ſteigt man in eine Seitenſchlucht, das liebliche Heckenthal, hinab, die uns zur Ahr oberhalb der Stadt zurückführt.

Von Ahrweiler bis Altenahr.

Wir betreten die durch landſchaftliche Schönheit berühmteſte Partie des Ahrthals, die Region des zackigen, zerklüfteten Schiefergebirges, durch welches ſich in oft weiten, oft kurzgebrochenen Windungen der heftige Fluß ſein Bette gewühlt hat. Wol bleiben an einigen Stellen zwiſchen ihm und dem Bergfuße räumige Fruchtgefilde übrig, die man hier Auel zu nennen pflegt, und in ſolche haben ſich dann die Dörfer hineingelegt: meiſtens aber ſchießt Fels und Rebe dicht an den Fluß an, und erſt in unſern Tagen iſt dazwiſchen für die vortreffliche Fahrſtraße der Raum gebrochen worden. In dritthalb Stunden durchwandert man auf ihr dieſen ſchönen Landſtrich bis Altenahr. Das Flußbett iſt ungleich, wie der Fels von unterirdiſchem Feuer geborſten oder vom Fluſſe geſprengt worden iſt: wo es tief, da giebt es der Flut eine herrliche grüne Färbung, an andern Stellen hat ſie ein durchſichtiges Braun mit goldenen Lichtern. Von Ahrweiler, vorbei an den Gräben des „Thurms vor Ahrweiler“, gehts in einer Viertelſtunde nach Walporzheim, das uralten Ruf wegen ſeiner Weinberge hat. (Gaſthof zum heil. Petrus bei Dahm: gute Weinproben.) Hier iſt die edelſte Lage des ganzen Ahrthals. Der mächtige Berg rechts von der Straße, aber auch die Thalebne, ſind ganz und gar mit Wein bewachſen, während die ſchroffen Höhen des rechten Ufers, über welche die Morgen- und Mittagsſonne keine Macht hat, nur niedriges Geſtrüpp tragen. Walporzheim liegt gerade im Abſchluß des weitern Thalbeckens von Ahrweiler und an der Pforte der engſten Schlucht.

Gleich hinter Walporzheim, wo links von ſteiler Höhe das Geröll eines Steinbruchs niederrieſelt, treten wir nun in die engen Felsgeſchiebe ein: ſie ſind in ihren ſcharfen Formen ſo fantaſtiſch, daß ſie den träumenden Volksgeiſt zu düſterer wie zu heiterer Legende befruchten mußten. Da ragt rechts ein wunderlicher Fels über den Weg herein, entfernt einem Thierhaupt ähnlich, und eben hier ſpukt mancherlei Sagengebild. Das Volk nennt den Felſen die bunte Kuh. Ein Mädchen hat gewettet ihn zu beſteigen, eine Flaſche Wein auf ihm zu leeren und die Strümpfe zu wechſeln; damit gewann ſie die Kuh, die der Preis der Wette war und dem Felſen den Namen gab. Nach Andern aber haben die Franzoſen den Wein da herum, wie billig, vortrefflich gefunden, und ihn **bon coup** oder **bon de goût** genannt: ein modern erfundener Calembour. Heimlich iſt es nicht, an der bunten Kuh bei Mondlicht zu fiſchen oder zu wandern, und unter den Felſen verlegt die Volksſage eine Richtſtätte der Hexen.

Dicht hinter der bunten Kuh ſteigt ein neuer Rebenberg empor, der mit ſeinen Terraſſen und Stützmauern noch mehr als alle bisherigen den Eindruck einer zertrümmerten Feſtung gewährt. Im ſtolzen Bewußtſein von der Vortrefflichkeit der Lagen haben einige der Beſitzer die Namen dieſer Weinberge und ihre eigenen auf die Mauern geſetzt. Der Abhang nach Ahrweiler heißt die Domlei, der nach Altenahr die Kloſterlei.

Das Thal öffnet ſich ein wenig und läßt einem kleinen Dörfchen Raum, neben welchem das gleichnamige Kloſter Marienthal in einer engen Schlucht liegt. Geht man in dieſer ein wenig hinauf, ſo kommt man bei der Kloſtermühle an ein Pförtchen, das uns den Zugang zu den Kirchentrümmern gewährt. Es war ein Stift für adliche Fräulein von der Regel des heiligen Auguſtinus und ſcheint die älteſte klöſterliche Niederlaſſung im Ahrthal zu ſein, da es ſchon 1236 vorkommt. In der damaligen Kirche hatten die mächtigen Burggrafen von Landskron ihr Erbbegräbniß. 1646 brannten Turennes Soldaten Stift und Dorf ab: die jetzt dachlos in Trümmern liegende Kirche nebſt dem Pavillon am Eingang ſind Reſte des Neubaus. Garten und Mühle werden noch unterhalten, an allen andern Theilen begann der Abbruch ſeit 1811. Das Ganze macht einen wehmüthig-ernſten Eindruck.

In einer Viertelſtunde erreichen wir das freundliche Dernau (wo man leidliches Nachtquartier findet), nachdem wir eine ehemalige Grenze überſchritten haben. Denn bei Marienthal verließen wir das are-hochſtadenſche Gebiet, welches unter Erzbiſchof Konrad an das Stift von Köln fiel; hier in Dernau ſtehen wir im ſogenannten ſaffenburger Ländchen, das dann hinter Mayſchoß wieder ans Kurkölniſche ſtößt. In Dernau wächſt ein vorzüglicher Wein, welcher im Herbſt die Bewohner mit un- und allgemeiner Freude erfüllt. Beſonders viele Juden wohnen hier, wovon vielleicht die Urſache iſt, daß in andern Ahrterritorien, z. B. im Amt Nürburg, früher gar kein Jude ſich aufhalten durfte. So könnten ſie dann im ſaffenburger Ländchen ſich zuſammengeſiedelt haben.

Von Dernau geht ein Fußpfad in die Berge ab, auf welchem man den Stromwinkel bis Mayſchoß ab, ſchneidet. Auch kann man ihn nach rechts noch höhehinauf verfolgen, wo er dann auf dem Berggrat endigtr der das weiße Kreuz und die Burg von Altenahr trägt. Die Ausſicht von der Stelle, wo man aus dem Gebüſch tritt und plötzlich das weiße Kreuz, die Burg, das Thal von Altenahr und all die benachbarten Schluchten überſchaut, iſt gewaltig, und für Jeden, der den Thalweg ſchon kennt, wäre zur Abwechſelung der Bergpfad anzurathen. Für gewöhnlich wird man indeß die Fahrſtraße längs dem Fluſſe vorziehen.

Dieſe führt uns oberhalb Dernau in ein prachtvoll abgeſchloſſenes Thal, deſſen ebne Fläche von dem in der Mitte liegenden Dorfe Rech der recher Auel genannt wird. Ein ungeheurer Halbkreis von hohen Felſen zieht ſich vor uns hin, aus welchem wellenförmige, ſchräg abgeſenkte Gebirgsmaſſen parallel zur Ebne herabſtreichen. Vor dieſem Hauptwall liegt eine zweite minder hohe Felſenreihe, die aber nicht wie jene halbrund, ſondern in zwei graden Linien ſtreicht, welche in der Mitte jenes Hauptwalles zuſammenſtoßen. Die eine dieſer Linien läuft von Dernau eine halbe Stunde lang mit ſcharfem Rücken fort; dann ſetzt ſich in einem rechten Winkel die zweite Felſenlinie an, die abermals eine halbe Stunde lang iſt und auf ihrem hohen Ausläufer die Saffenburg trägt. Recht in der Mitte, wo beide zuſammenſtoßen, hat ſich zwiſchen ſie ein runder, ganz gleichmäßig geformter, bewaldeter Bergkegel eingeſchoben, der durch einen ſcharfen Grat mit dem zweiten, viel höhern Felſenwall zuſammenhängt. Im Schatten dieſes Bergkegels, deſſen Form höchſt regelmäßig und charakteriſtiſch iſt, alſo gerade im Scheitelpunkt jenes rechten Winkels liegt das Dorf Rech auf dem uns entgegengeſetzten rechten Ahrufer: eine Brücke, die dort herüberführt, giebt den beßten Standpunkt, um beide Berggräte bis Dernau und bis Saffenburg zu überblicken. Die Berggräte ſelbſt ſind oben mit Waldgeſtrüpp, in der Flanke mit Wein bewachſen, welcher hier auf beiden Ahrufern gedeiht: jener höhere Felſenwall aber trägt nur Wald. Rech iſt der einzige Punkt im Ahrthal, der vorherrſchend weißen Wein baut.

Die Saffenburg.

Von Rech giebt es zwei Wege nach Altenahr, die Fahrſtraße am linken, den (etwas kürzeren) Fußweg über die Saffenburg am rechten Ufer. Um auf letztere zu gelangen, überſchreitet man die Brücke bei Rech (1804 ſtand das Hochwaſſer 8 Fuß über ihr und riß drei Bogen nieder), läßt Rech links liegen und kommt auf einem Fußpfade zu dem größern Wege, der am Abhange, zwiſchen Weinbergen, zur Saffenburg führt. Der Fels, auf dem ſie ruht, ſpringt als ſteiles Vorgebirg, auf drei Seiten unerſteiglich, ins Ahrthal vor: die vierte Seite iſt durch Wegbruch der Steine in eine ſenkrechte Mauer verwandelt und durch zwei in den Berggrat eingekerbte Gräben geſchützt. Selbſt nach Erfindung des Pulvers blieb die Lage feſt, da auf die umliegenden ſteilen Felſen nur ſchwer Geſchütz gebracht werden kann.

Geſchichte: Saffenburg iſt das älteſte bekannte Schloß der Ahr: ein von ihm benannter Graf Hermann tritt ſchon unter dem heil. Anno (vor 1074) auf, deſſen Geſchlecht, von Köln lehnsabhängig, auch das wichtige Amt der Erbvogtei des Erzſtiftes beſaß. Um 1174 erloſch der Stamm, Saffenburg kam an die Sayner, 1247 an deren Nebenlinie, die Sponheimer, und ging 1255 als Brautſchatz mit Adelheid von Sponheim an Dietrich VII. von Cleve über. Da aber dieſe Ehe keinen weltlichen Erben erhielt, ſo erloſch der Grafentitel, und ein neues Adelsgeſchlecht, das unter den Saynern bereits auf der Burg gewohnt (wol als Vögte), erhielt unter dem Namen **domini de Saphenberg** das Lehen. 1545 fiel das Schloß an die Grafen von Manderſcheid-Schleiden, bei deren Erlöſchen 1593 der Schwager des Letztern, Filipp von der Mark (Urenkel des »Ebers der Ardennen«) Saffenburg mit Hülfe der katholiſchen Partei überrumpelte: er und ſein Sohn Ernſt (ſ. unten bei Mayſchoß) drängten den ſchon eingeführten Proteſtantismus wieder aus. Daher wurde im 30jährigen Kriege Saffenburg von dem Schweden Baudiß als Feindesland betrachtet, am 13. Dezember 1632 erſtürmt, aber ſchon am 15. Februar 1633 an die Kölniſchen wieder ausgeliefert. Im ſpaniſchen Erbfolgekriege (Oktober 1702) ſchlichen zwei franzöſiſche Lieutenants als Weinhändler ſich ins Schloß ein und beſchäftigten den Rentmeiſter Schmidt im Keller, während ein Piket von 18 Mann die Schloßwache entwaffnete. Schnell beſſerten jetzt die Franzoſen die Befeſtigungen. Zwar pflanzte 1703 General Sommerfeld (von der Reichsarmee) Geſchütze auf den Fels am entgegengeſetzten Ahrufer, aber eine zweitägige Beſchießung frommte ſo wenig, daß er abzog. Mittlerweil belagerten Marlborough und Coehorn das ebenfalls von den Franzoſen beſetzte Bonn, und General Bülow ging mit einem Beobachtungscorps bis zur Saffenburg vor. Bonn kapitulirte am 15. Mai, acht Tage ſpäter Saffenburg. Die franzöſiſche Beſatzung zog durchs Luxemburgiſche ab Dieſer Zwiſchenfall zeigte, wie gefährlich die obwol kleine Burg werden könne, und ſo wurde Saffenburg am 16. Februar 1704 geſprengt

Im Beſitz der Herrſchaft, welche Laach, Rech, Mayſchoß und Kloſter Marienthal (nicht das Dorf) umfaßte, blieben die Grafen von der Mark; bis bei deren Erlöſchen 1773 die Herzöge von Ahremberg folgten, indem Herzog Karl durch Ehe mit der Erbtochter Luiſe Margareta ſeine an ſich ſchon anſehnlichen Beſitzungen mit Saffenburg und Schleiden arrondirte. Noch jetzt beſitzt dieſes Haus hier bedeutende Privatgüter.

Eine über die letzten Schickſale des Schloſſes handelnde Aufzeichnung (abgedruckt in meinem größern Ahrbuche) berichtet, es ſeien bei der Belagerung durch Bülow nur zwei Schüſſe geſchehen. Daraus hat ſich im Volk die (von Karl Simrock poetiſch behandelte) Ueberlieferung von den drei Schüſſen gebildet, die aber mit dem wirklichen Verlauf nicht übereinſtimmt.

Die Mauern der Saffenburg ſind ſeit der Zerſtörung faſt ganz zu Terraſſen für den Wein verwendet worden, der jetzt das ganze Felshaupt umgrünt. Die Ausſicht iſt nicht weit, aber anziehend: links das Thal bei der Lochmühle, rechts der recher Auel; im Winkel von beiden, gerade unter uns, Mayſchoß in der Schlucht, von einer einzelnen Felsmaſſe überragt. Von dem höheren Gebirgsſtock jenſeits des Fluſſes, auf den die Spitze des Saffenburger Felſen gradaus hinweiſt („der Forſt“ genannt) iſt das Schloß 1703 fruchtlos beſchoſſen worden.

Hinab von der Saffenburg fuhrt ein bequemer Weg, der drunten über die Brücke (von ihr ſchöne Anſicht des Burgbergs) auf die Fahrſtraße nach Altenahr uns zurückleitet.

Mayſchoß.

Die Poſtſtraße von Rech nach Altenahr läuft auf dem linken Flußufer im Thale hin und berührt das hübſche Pfarrdorf Mayſchoß (800 Einw.), deſſen Namen aus Marienſchooß entſtanden ſein ſoll. Mittelgute Weinlage. Das Stift Marienthal hatte die Beſetzung der Pfarrei und unterſtützte den Bau der Kirche, welche 1715 begonnen, 1730 eingeweiht wurde. Im Innern derſelben: 1) Hübſches Holzſchnitzwerk an den Sitzbänken. 2) Das Altarblatt: eine anmuthige Madonna von einem Kölner Maler des 18. Jahrhunderts. 3) Das ſchöne Denkmal der Katharina von der Mark, die als Gemalin des Grafen Ernſt (Sohns Filipps, des Gründers der Linie) Herrin der Saffenburg war. Es beſteht in einem viereckten Sarkofag aus ſchwarzem Marmor, auf deſſen Deckel in hoch erhabener Arbeit und tüchtiger Ausführung das Bildniß des ſchönen, kräftig gebauten Weibes ruht, von prächtigem Mantel umhüllt, der Hund zu ihren Füßen. Nach der Aufſchrift ſtarb Katharina 30. Oktober 1645, und 1646 errichtete der Gemal das Monument 1). Katharina war nicht von Adel, was ſowol anderweitig feſtſteht als auch aus der Inſchrift ſelbſt hervorgeht, indem hier kein Stammhaus von ihr angegeben wird. Das Volk erzählt: Sie war eine gemeine Magd auf Schloß Saffenburg, gebürtig aus dem Nachbardorfe Eſch; um ihrer Tugend willen hat Graf Ernſt ſie geehlicht, was viel Streit in der Familie gab. Deshalb ſei auch auf dem Denkmal der Hund angebracht, denn Hundemagd ſei Katharina zuvor geweſen. Um ſo rührender iſt das Zeugniß ihres Gemals, der in der Grabſchrift ſie ſein „ſüßeſtes und geliebtes Weib nennt, gleich begabt mit Glanz der Tugend und mit Zärtlichkeit.“ Das Grabmal war noch 1846 zerſtückt und theilweis verſchleppt; die löbliche Pietät des regierenden Herzogs von Ahremberg hat es jüngſt hergeſtellt.

Von Mayſchoß und der Saffenburg ſind drei Viertelſtunden bis Altenahr. Der Charakter der Gegend bleibt derſelbe, wird aber ſtets großartiger. Schroffe Felsgeſchiebe, aus den höhern Bergreihen ausſtralend und von Oſten nach Weſten ſtreichend, werden von Fluß und Straße umgangen, von der letztern aber zweimal durchbrochen. Das erſtemal unweit Mayſchoß bei der Laacher- oder Lochmühle. Dort ſperrte ein ſchmaler und niedriger Berggrat den Weg; dieſer iſt ſo breit, wie die Straße es fordert, von oben bis unten durchgeſchnitten worden, ſo daß die Felswände etwa 40 Schuh zu beiden Seiten

---

1) Ein ganz ähnliches, aus gleichem Stoffe und vielleicht von derſelben Hand gearbeitetes Denkmal iſt den Eltern dieſes Ernſt, dem Filipp von der Mark und der Katharina von Manderſcheid, in der Kloſterkirche zu Niederehe aufgerichtet.

der Straße aufragen. Dicht unter dieſem Durchbruch liegt die Lochmühle (Gaſtwirthſchaft bei Hallerbach). Die Mühle wird von einem Waſſer getrieben, welches durch einen uralten unterirdiſchen Stollen von der Ahr abgeleitet iſt und über die Mühlräder ſtürzend ſich wieder mit dem Fluſſe vereinigt, der hier um den Fuß des ganzen noch weit nach Weſten vergeſchobenen Berggrats herum muß. Den Stollen haben nach der Ueberlieferung Gefangene auf der Saffenburg als Löſegeld für ihr Leben gearbeitet.

Im Durchbruch kommt Baſalt als Gangausfüllung (eines etwa 2 Fuß breiten Spaltes) vor, der aber ſtark im Abgang iſt, weil man ihn zum Straßenbau hier ausbricht. An den Felſen bei der Lochmühle werden, obwol ſehr ſelten, Fiſchottern geſchoſſen.

Hinter dem Engpaß Laach; die Glocke an einem der wenigen Häuſer ſtammt aus der ehemaligen Kapelle, die 1804 faſt mit dem ganzen Dorfe durchs Hochwaſſer unterging; die meiſten geretteten Familien zogen vor nach Mayſchoß überzuſiedeln. Die Straße iſt theils durch Sprengung der Felſen hervorgebracht, theils mußte ſie durch hohe Werftbauten dem Strome abgezwungen werden. Das Thal bei Laach und dem gleichfalls unbedeutenden Reimerzhofen iſt ganz enge; hier wirkt zwiſchen den kahlen, nur von dem immer dürftigen Weinlaub beſchatteten Felswänden der Sonnenbrand mächtig. Wie in Italien, ſchießen unzählige Eidechſen vor dem Fußtritt des Wanderers hin; ſchon im April iſt hier am Morgen oft unerträglich heiße Luft, und was in dieſem ſchwarzen Geſtein der Frühling vermag, beweiſt eine alte Ueberlieferung, „daß im Jahre 1684 acht Tage vor Pfingſten das Eis noch hochgethürmt an der Lochmühle gelegen, und man ſchon Pfingſtmontag rings auf den Bergen reife Erdbeeren geſammelt habe.“

Wir nähern uns dem Ziele: ſchon erſcheint bei einer Biegung des Wegs auf der Felswand, die zu unſerer Rechten uns einklemmt, hoch vor uns das weiße Kreuz gegen den Himmel ſich abſetzend; noch einige Schritte, und wir erblicken links von ihm die hohe Warte der Burg Are: gleich hinter ihr liegt Altenahr. Auch hier bleibt die Poſtſtraße dem Fluſſe getreu, wendet dicht unter der Burg durch den Tunnel und opfert dabei den ſchönſten Eindruck des Felsthales von Altenahr auf. Dem Fußwanderer rathe ich unbedingt, den Fußpfad durch die Weinberge zu wählen, der ihn gradeswegs zum weißen Kreuze und damit zu der glänzendſten Ausſicht führt, die das Ahrthal zu bieten hat: längs der Ahrburg geht hernach ein Fußſteig in den Flecken hinab.

Das weiße Kreuz (jetzt umgeſunken) ſtand in der Mitte eines ſcharfen Berggrates, der im Oſten an die höhern Gebirge angeknüpft iſt, auf ſeiner weſtlichen Erhebung die Burg Are trägt, und dann noch einmal zu dem Felſen mit der Fahnenſtange emporſteigt: zuletzt fällt er in den Fluß ab, welchen er faſt eine Stunde von ſeinem geraden Laufe abdrängt. Südlich von dieſem Grat liegt das bisher durchwanderte Thal von Reimerzhofen, nördlich Altenahr und das obere Ahrthal. Siebenmal erblickt man, immer wieder von den Felswänden zerſchnitten, den vielgewundenen Strom, bis wo thalaufwärts der ganz iſolirte Fels mit dem weißblinkenden Schlößchen von Kreuzberg die Ausſicht ſchließt; unter uns Altenahr in Obſtbäumen, Gärten, Kornfeldern verſteckt, dicht vor uns aber die prächtigen Burgtrümmer, dahinter die fantaſtiſch zerklüfteten Felshäupter, die das Thal von Altenahr ſo wunderbar und einzig machen. Dieß ganze Labyrinth haben wir in Einem Blicke vor uns: es iſt keine Stelle, welche den eigenthümlichen Zauber der Ahr ſo tief und mächtig auf den Beſchauer wirken ließe wie das weiße Kreuz, zumeiſt bei Morgen- und Abendbeleuchtung.

Altenahr.

Gaſthöfe zum Durchbruch bei Herrn Caſpari (vorzüglicher Gaſthof in jeder Hinſicht; trefflicher Tiſch und Wein); zum rheiniſchen Hofe bei Herrn Ulrich (ebenfalls ſehr empfehlenswerth). Der Flecken Altenahr (im Volksmund Aldenahr) iſt gegenwärtig Sitz eines Bürgermeiſteramtes und hat 450 Einwohner, die bei der Enge der Feldmark faſt ausſchließlich auf Weinbau angewieſen ſind. Daher jetzt große Armuth und vor etlichen Jahren eine kleine Auswanderung. Das Volk, in ſeiner ehemaligen Abgeſchloſſenheit, hat alte Bräuche lange bewahrt: ſo das Thierjagen und das Mailehen (S. 15). Die Tracht ſteht der niederrheiniſchen nahe: die Frauen haben über einem dunkelfarbigen bis auf die Knöchel fallenden Rock eine vorn zugeſchnürte Jacke von blauem Kattun oder Wollenzeug an; über dieſe wird um Hals und Bruſt ein roth und gelbes Tuch geſchlagen, das hinten in einem Zipfel herabhängt. Dazu kommt das Spitzenhäubchen über der eckig gebogenen Haarſpange des Ohreiſens; bei der Arbeit wird es oft durch ein weißes unter dem Kinn zuſammengeknüpftes Tuch erſetzt. Zur Staatskleidung der verheirateten Frauen, beſonders beim Leichenbegängniß, gehört endlich das große ſchwarze Regentuch von Seide oder Taft, welches wie ein Schleier über Kopf und Schultern geſchlagen wird.

Geſchichte (ſ. Weidenbachs Ahrgrafen): Von dem alten Gaugrafen Sigebodo, dem Stifter des Kloſters Steinfeld, der in der erſten Hälfte des zehnten Jahrhunderts unter Heinrich dem Finkler das Grafenamt des Eiffelgaues beſaß, leitet man mit vieler Wahrſcheinlichkeit das alte Geſchlecht der Grafen von Are ab. Im elften Jahrhundert erſcheint unter Heinrich III. und IV. ein vielleicht der Familie Sigebodos angehöriger Sicco als Graf des Aregaus, das früher die Pfalzgrafen verwaltet hatten. Wie überall, zerfiel dieſes Gau dann in verſchiedene Territorien unter mehreren Dynaſtengeſchlechtern, von denen die Ahremberger vielleicht ebenfalls von dem alten Gaugrafenhauſe abſtammen. Gewiß aber riß das Haus Are das größte Stück an ſich: ſein Gebiet umſchloß von Ahrweiler bis Heppingen, mit Ausnahme der enklavirten ahremberger und ſaffenburger Güter, die beiden Ahrufer, und erſtreckte ſich auf dem rechten bis Adenau, Kaltenborn und Schalkenbach.

auf dem linken bis Eckendorf, Villip, Münſtereiffel und Zingsheim, ſo daß es in einer Länge und Breite von 8—10 Stunden einem modernen Fürſtenthum immerhin gleich kam. Als muthmaßlicher Erbauer unſerer Burg erſcheint im Anfang des zwölften Jahrhunderts Graf Dietrich, der wenigſtens zuerſt ſich von Are benannte und dem kölner Erzbiſchof Friedrich I. wider Kaiſer Heinrich V. mit ſtarkem Arm half.

Dietrich hatte vier Söhne: Lothar folgte ihm in der Grafſchaft. Ulrich erhielt die Belehnung mit dem Schloſſe Nürburg von Köln und dem Reiche, denen es zu gleichen Theilen zuſtand. Gerhard, obwol ſicher der Tüchtigſte unter ſeinen Brüdern, wurde geiſtlich und erhielt die mächtige und einflußreiche Stellung des Archidiakonus der kölner Kirche und Propſtes beim Caſſiusſtift zu Bonn, erwarb dieſem Stift die Burg Drachenfels, baute den ſchönen Oſtchor des Bonner Münſters und wurde zum Erzbiſchof gewählt, aber vom Papſt nicht beſtätigt. Der vierte Sohn Otto aber erheiratete mit der Hand der letzten Erbin die benachbarte Grafſchaft Hochſtaden.

Mit Lothars Sohne Dietrich II., alſo bereits mit dem Enkel des Gründers, ſtarb die gerade Folge der Grafen von Are kinderlos vor dem Jahre 1164 aus. Das Erbe theilte jener noch lebende weltliche Sohn Dietrichs I., Graf Ulrich von Nürburg-Are, mit dem gleich berechtigten Sohne ſeines Bruders Otto. Die Burg Are ſollte anfangs gemeinſamer Beſitz oder Ganerbe bleiben, ging aber in der erſten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts umgetheilt an die hochſtadenſche Linie über, und kam ſo beim Erlöſchen derſelben unter dem Letztlebenden, Erzbiſchof Konrad von Hochſtaden, an das Erzſtift. Die Erzbiſchöfe gaben das ſtarke wohlgelegene Schloß nicht wieder als Lehen an eine Adelsfamilie, ſondern ließen es durch mehrere geſchworene Burgmänner aus den umherwohnenden kleinern Rittergeſchlechtern vertheidigen, während ſeine Umgebungen in ein Amt umgegoſſen und von dem auf dem Schloſſe wohnenden Amtmann verwaltet wurden. Beſonders aber diente die jetzt in weitem Umkreis von erzbiſchöflichem Territorium ganz umſchloſſene Burg zu ſicherm Gewahrſam für gefährliche politiſche Gegner. So ſetzte ſchon Konrad von Hochſtaden acht in der Schlacht bei Frechen und in den übrigen Fehden mit der Stadt Köln gefangene Patrizier hier feſt, denen ſein Nachfolger Engelbert von Falkenburg treulos noch drei andere zu Kerkergenoſſen gab, die nach Are gekommen waren, um die von ihm früher verheißene Befreiung ihrer Verwandten zu erbitten. Der eine der Gefangenen, Gottſchalk, aus dem muthvollen Hauſe der Overſtolzen, einer gezähmten Maus nachgrabend, fand im Boden des Kerkers eine wol von einem frühern Verhafteten dort verſteckte

Feile nebſt Meißel: die kühnen Elf brachen aus dem Thurm aus, ließen ſich mit Socken über den Schuhen auf dem beſchneiten und glattgefrorenen »Ziegenpfad« ins Thal hinab und entkamen den Verfolgern mit genauer Noth theils nach Tomberg theils über den Rhein. Das Schloß aber blieb auch noch ſpäter eine Hauptſtütze der Erzbiſchöfe, wurde in gutem Befeſtigungszuſtand erhalten und erſt nach mannigfaltigen Schickſalen im vorigen Jahrhundert von dem in ſein Land zurückgekehrten Kurfürſten Joſef Clemens geſprengt, um die Bewohner der Umgegend von den Raubzügen der dortigen ganz verwilderten Beſatzung zu befreien.

Flora: Beſonders die Felſen nach Reimerzhofen hin, die Umgebungen des weißen Kreuzes und die Teufelskanzel ſind »reich an ſchönen und ſeltenen Gewächſen, ja an manchen, welche im ganzen übrigen Rheinlande ſelten oder gar nicht vorkommen: darunter **Veronica spicata et Teucrium**, **Sesleria coerulea**, **Melica ciliata**, **Poa pratensis v. humilis Ehrh.**, **Festuca glauca**, **Verbascum phlomoides**, **Peucedanum Cervaria**, **Seseli Libanotis**, **Anthericum Liliago**, **Convallaria verticillata** und **Polygonatum**, Formen von **Epilobium roseum** und **montanum**, **Dianthus caesius**, **Silene Armeria**, **Oxalis corniculata**, **Sempervivum tectorum**, **Prunus Mahaleb**, **Mespilus Aria**, **Amelanchier rupestris**, **Cotoneaster vulgaris**, **Rosa collina Iacq.** und **spinosissima**, **Rubus tomentosus** und **hirtus**, **Alyssum montanum**, **Thlaspi alpestre**, **Biscutella laevigata**, **Arabis brassicaeformis** und **Turrita**, **Barbarea praecox**, **Geranium lucidum**, **Hieracium Peleterianum** und **praealtum**, **Chrysocoma Linosyris**, **Absynthium vulgare** u. v. A.« Wirtgens Ahrthal S. 45.

Hauptausſichten und Spatziergänge: 1) Die ſchönſte Anſicht der ganzen Lage und beſonders des Burgfelſen bietet der Kirchhof oder auch die Holzbrücke, welche hinter dem Flecken über die Ahr führt. Die Schiebung und Schichtung der Felswände zeigt ſich hier in ihrer ganzen ſchroffen Bizarrerie. Vor uns erhebt ſich der ſtattliche Kegel mit den Trümmern der Burg; von ihm ſtreicht ein zackiger ſcharfer Grat, die Breite Lei, nach Weſten, während auf dem andern Ahrufer parallel mit ihm ein zweiter Rücken mit dem Teufelsloch, von dem weſtlichen Gebirg ſich vorſtreckend, nach Oſten ausläuft. Zwiſchendurch windet ſich mit ſtrudelndem Falle ihr Klippenbett hinab die Ahr, bis ſie am Eck der Breiten Lei angelangt in ſcharfem Winkel umbiegt und plötzlich in öſtlicher Richtung, die andere Seite deſſelben Felsgrates entlang, ins Thal von Manſchoß abfällt. Eben um dieſe Biegung abzuſchneiden, mußte der ſchöne Tunnel gebrochen werden, der jetzt die Straße ohne Aufenthalt aus jenem untern Thal auf Altenahr zuführt. Hinter dieſen Felszacken und Klippenwänden erheben ſich dann mit ſchlichtern Linien die höhern Berge, welche das Thal nach allen Seiten umſchließen. Die Kirche iſt aus dem 11. Jahrhundert, ein Thurm von einem Kreuz umgeben, aber durch den ſpätern Anbau eines gothiſchen Chors und eingebrochene Spitzfenſter entſtellt. Der Kirchenſchatz beſitzt zwei hübſche Kelche (an einem der Fuß verſtümmelt) und eine ſchwervergoldete Monſtranz, vermuthlich von kölniſcher Arbeit, im Stil vom Anfang des 16. Jahrhunderts, die im Pfarrhauſe aufbewahrt wird. Sie ſtellt ein prachtvoll reiches gothiſches Thürmchen nach Art eines Tabernakels mit Figürchen unter Baldachinen auf einem breiten Fuße dar, iſt trefflich erhalten und höchſt ſehenswerth. Die Pfarre war einſt ſo reich, daß ſie ſtets nur mit einem Adlichen beſetzt wurde, welchen die zwölf Burgmänner erwählten. 2) Zur Beſteigung der Burg muß man den Beſitzern einen Zins von 5 (bei mehreren Perſonen 3) Sgr. erlegen und den Schlüſſel bei Wittwe Fabri begehren. Die Ausſicht von der Burg kommt der benachbarten des weißen Kreuzes ſehr nahe, und überbietet ſie vielleicht auf der letzten Terraſſe, die einſt die oberſte Burgwarte trug. Der jäh abfallende Blick ins tiefe Thal mit den vielfachen Windungen des Fluſſes zwiſchen den langgeſtreckten Berggräten iſt in Deutſchland einzig, und gewinnt einen beſonders reizenden Abſchluß durch die Ausſicht ins obere Stromgebiet mit dem freundlich weißen Schlößchen von Kreuzberg, mit welchem in ſcharfem Kontraſt jenſeits des Fluſſes das düſtere Felſenriff der Teufelskanzel und des Teufelsloches emporſteigt. Wechſelt man in den Trümmern ſeine Stellung, ſo verſchieben ſich mit mannigfachem neuem Reize die Ausblicke. An den jäheſten Abſturz neben dem Hauptthurm verlegt das Volk die ſchöne Sage von dem Jüngling, der aus den Armen des Burgfräulein von Are durch den rauhen Ruf des Vaters geſcheucht hier durch mächtigen Sprung ins Thal ſein Leben rettete, oder die faſt noch ſchönere von dem freudigen Tode des Ritters, welcher als der letzte Mann der Burg, Freiheit dem Leben in Schmach vorziehend, vor den Belagerern, gerüſtet auf dem gewappneten Roſſe, von der Felſenzinne hinabſetzte und im Fluſſe verſank. — Von hier erreicht man leicht 3) das weiße Kreuz (S. 57). 4) Wer die Oberahr nicht beſucht, gehe wenigſtens bis Kreuzberg oder Pützfeld (letztres 1 Stunde), weil das Thal hier plötzlich ſeinen Charakter ändert. 5) Rüſtige Fußgänger gewinnen den breiteſten Blick ins Thal vom höchſten Gebirgskranz des rechten Ufers; bei Altenburg erſteigt man die Spitze des Hornes und wandert im weiten Bogen am Bergrande hin, erſt bei Mayſchoß wieder abſteigend. 6) Ebenfalls auf dem rechten Ufer die ſchwererſteigliche Teufelskanzel: über die Brücke, eine Strecke auf dem Wege nach Altenburg, dann links durch Weinberge hinauf, an das Teufelsloch, welches, durch den Felsblock der Teufelskanzel gebrochen, einen Blick ins Thal gewährt. Die Sage meldet, der Teufel habe durch dieß Loch ſeine Großmutter gejagt und ihr ſein Handbeil nachgeworfen: davon ſei das kleinere Loch daneben entſtanden. Der Felsblock rechts lohnt das Erſteigen durch einen ziemlich weiten Ausblick. (In der Vertiefung des Flußbettes grade unter dem Teufelsloch ein trefflicher Badeplatz, aber ſehr gefährlich für den nicht geübten Schwimmer.) 7) Die wildeſte Partie des Thals in ergreifendſter Einſamkeit genießt, wer den Gang am Fluſſe her um jenen geſtreckten Bergzug der Breiten Lei herum wagt, den der Durchbruch abſchneidet, doch gilt es hier auf ſchmalen oft verſchwindenden Stegen ſich fortzuarbeiten und einmal gradeswegs durch den Fluß zu waten. Nach einer ſtarken Stunde kommt man dann vor dem entgegengeſetzten Eingang des Durchbruchs, aber auf dem andern Ahrufer, wieder an: durchwatend oder (etwas weiter abwärts) über die Reiſigbrücke bei Reimerzhofen gelangt man nach Altenahr zurück. 8) Nach dem Haſenberg, Hochtürner und Kirchſahr: Tour eines halben Tages. Auf nicht ganz leicht zu findendem Wege nordweſtlich nach Nieder-Crelingen (1 ½ St.) dicht daneben erhebt ſich der umbüſchte Kopf des Haſenberges: ihn umwandelnd ſchaut man ein weites Bergpanorama, das nordweſtlich von der ziemlich nahen halbzerſtörten Kirche des Michelsberges (bei Münſtereiffel) gekrönt, oſtwärts von dem rheiniſchen Siebengebirge abgeſchloſſen wird, im Süden aber zu einem ſtolzen blauen Bergrücken hoch emporſteigt, aus welchem einſam und groß die ſtumpfe Kuppe der Hohen Acht und der ſpitze Burgkegel der Nürburg aufragen. Schon hier offenbart ſich der Charakter der Hocheiffel als eines wellenförmigen, nur ſtellenweiſe bebauten Plateaus, von tiefen duftigen Bachthälern durchſchnitten und von vulkaniſchen bewaldeten Bergkuppen bekrönt. Vom Haſenberg aus ſieht man nun in der Entfernung einer kleinen halben Stunde eine zweite ungefähr gleich hohe, aber abgeplattete und bewaldete Kuppe aus der Hochebene emporragen: das iſt der Hochtürner[1]). Geht man auf ihn zu, ſo trifft man, noch bevor die Kuppe ſich aus der Fläche hebt, neben einem modernen Grenzſtein einen ungefähr quadratiſchen Raum auf ungleichem Terrain von höchſtens 100 Schritt Durchmeſſer, welcher von einem Mauerringe aus (nicht ſehr großen) Baſaltblöcken eingefaßt wird: in der Mitte liegt ein großer einzelner Block. Auf keinen Fall iſt dieß eine Befeſtigung (Steinring), vielleicht nur eine alte Schafhürde: doch bleibt immerhin auffallend, daß im Volke dieſer Ort „der Heidengarten“ genannt wird. Den Kopf des Hochtürners umgiebt ein Wall von gewaltigen Baſaltbrocken, aus dem Zerfall des urſprünglichen Kegels entſtanden. Vom Hochtürner ſteigt man den ſteilen Waldhang in die tiefe Rinne des Sahrthals hinab nach Kirchſahr. In der Kirche eine nicht unbedeutende, aus Münſtereiffel herſtammende Altartafel mit verſchiedenen Szenen der Leidensgeſchichte, 9 Fuß hoch und breit, kölniſche Schule um 1450. Von Kirchſahr gehts immer durchs umbüſchte Thal, das forellenreiche Flüßchen entlang bis zu deſſen Mündung bei Kreuzberg (1½ Stunde), von da (½ Stündchen) nach Altenahr zurück.

---

[1]) Für den des Dialekts Unkundigen ſei bemerkt, daß das Volk den Namen Huhtühner ausſpricht und den Ton auf die mittlere Silbe legt.

*Die Bergabhänge (des Sahrthals) ſind reich an Pflanzen: beſonders häufig iſt **Thlaspi alpestre**. Baſalt durchbricht häufig das Grauwackengebirge und kommt ſogar bei der Loh- und Knochenmühle, unweit Kreuzberg, als Gangausfüllung vor. Wirtgen.

Die Oberahr.

Die anziehendſten Partien ſind nur dem Fußgänger möglich. Gute Gaſthöfe zum Nachtquartier nur in Adenau, Kellberg und Blankenheim: Berg- und Waldwege manchmal nicht leicht zu finden; daher genaue Zeiteintheilung nöthig. Altenahr nach Adenau, Chauſſee 4 (mit Hinzunahme der Teufelslei 5) Stunden Marſch: Poſt Nachmittag 3 Uhr 20 Minuten in 2½ Stunden. Adenau nach der Hohen Acht und zurück 3 (die Nürburg mitgenommen gute 4) Stunden. Von Altenahr früh Morgens einen Wagen bis Adenau nehmend, kann man (ſelbſt mit Frauen, wenn ſie rüſtig ſind) Acht und Nürburg beſuchen und Abends in Altenahr zurück ſein. — Von Adenau direkt übers Gebirg nach Antweiler und wieder übers Gebirg nach Blankenheim 5 Stunden. Schöner von Adenau nach Dümpelfeld, dann durchs Ahrthal über Schuld nach dem Ahremberg, von dieſem wieder ins Thal und ſtets am Fluſſe bis Blankenheim, Alles zuſammen 11 Stunden. Dieſe Wege ſind für andre als Bauerwagen nicht fahrbar.

Die Oberahr wird weniger bereiſt: ſie iſt minder pittoresk, weil hier das zackige, weinbegrünte Schiefergeſtein der Grauwacke und dem Uebergangskalk Platz macht, aber ſie iſt durch die Naturſtille ihrer tiefen Wälder großartig, oft auch durch ihr ſanftbegrüntes Wieſenthal reizend idylliſch. Luft, Land und Menſchen werden rauher, kräftiger. Geſchichtlich war die Gegend bedeutend durch frühe, ſchon vorkarolingiſche Kultur, ſpäter glänzend als Erbland und Reſidenz der Grafenhäuſer von Ahremberg und Blankenheim.

Von Altenahr geht die Chauſſee immer auf dem rechten Ahrufer bis Dümpelfeld, dann, von der Ahr in ein Seitenthal abbiegend, über Adenau und Kellberg mehrfach verzweigt zur Moſel und nach Trier. Der Fußwanderer bleibe (wenn nicht zur Zeit der Traubenreife die Weinbergpfade geſperrt ſind) bis Pützfeld auf dem linken Ufer. Hier windet ſich von Altenahr erſt ein Fußpfad an den Weinbergen hin, der gegenüber der maleriſchen Felsmaſſe von Altenburg den Blick zugleich nach der Ahrburg und in das ſchöne abgeſchloſſene Waldthal von Kreuzberg gewährt. Jenes Dorf ſoll den Namen von der Stammburg des Hauſes Are haben, welche einſt auf der Felsplatte geſtanden. Ins Thal abſteigend überſchreitet man, dicht vor Kreuzberg, die Mündungen der beiden fiſchreichen Bäche Viſchel und Sahr, in deren ſchattige Thäler man tief hineinblickt.

Kreuzberg iſt ein hübſches kleines Schloß, mit theilweiſer Benutzung der 1689 von den Franzoſen geſprengten Burg neugebaut. Einſt kölniſches Lehen gehört es jetzt dem Freiherrn von Böſelager. Die Ausſicht hübſch, aber nicht bedeutend. Am Fuße das Dorf Kreuzberg.

Wenig Schritte weiter eine ſtattliche Weinanlage, veranlaßt durch den Schloßbeſitzer und in großen Buchſtaben den Namen Antonia führend. Ein mannigfach gezackter Fels iſt einer Feſtung gleich von einer Menge Treppen und Brüſtungen durchſchnitten, außerdem von einer ſtattlichen Umfaſſungsmauer eingeſchloſſen, welche entlang der Straße an zwei Rundthürme ſich lehnt: dieſe ſelbſt ſind mit einem Kranze eingemauerter Flaſchenböden paſſend verziert. Von da an werden Weinberge ſeltener: nur bei Hönningen kommen ſie noch einmal gedrängter vor.

Eine halbe Stunde weiter ſteigt der Weg etwas, man wendet um eine Felsecke und ſieht vor ſich das Dorf Pützfeld auf der andern Flußſeite, rechts aber an der Höhe die pützfelder Kapelle, die eine hübſche neue Thalanſicht gewährt. Das Dorf iſt durch Vereinigung des beſten Grundbeſitzes in Einer Hand arm, wovon die berauchten Strohdächer zeugen.

Ins Thal zurückgewendet überſchreiten wir die Brücke, gewinnen die Chauſſee wieder und gelangen nach Brück ($^5/_4$ Stunden von Altenahr; am letzten Hauſe, bei Herrn Nachtsheim, Gaſtwirthſchaft). Das hieſige Spießglanzbergwerk iſt, nach langem Stillſtand, von der metallurgiſchen Geſellſchaft, welche auf beiden Rheinufern alle kleinern Bergwerke an ſich kauft, wieder eröffnet worden und beſchäftigte im Jahr 1846 an 50 Arbeiter.

Der erſte Weg zur Hohen Acht

geht von Brück landeinwärts am Dennbach hinauf bis Keſſeling ($^1/_2$ Stunde) und biegt dort in einem rechten Winkel ab in ein neues Seitenthal, das ſich über Weidenbach, Herſchbach und mehrere Mühlen in beſtändiger Steigung zwiſchen hohen Felswänden bis Kaltenborn hinaufzieht.

Keſſeling iſt das alte **Casloaca** (eine Tochterſtiftung der Benedictinerabtei Prüm), welchem Pipin ſchon 762 die prächtigen Urwälder zwiſchen Ahr und Dennbach ſchenkte. In dieſen Forſten, und weiterhin bis zur Brücke von Wadenheim (Unterahr), gab Otto III. 992 dem Grafen Sigebodo das Jagdrecht auf Roth- und Schwarzwild: dieſes Recht kam hernach an das Erzſtift Köln und wurde durch den Amtmann auf Burg Are verwaltet, unter deſſen Aufſicht das ſogenannte Wildhaus Brück und der Erbwildſchultheiß ſammt den Wildförſtern von Keſſeling ſtanden. Uebrigens war die ſchriftlich auf uns gekommene Geſetzgebung hier ungemein mild; der Handwerker durfte den Wald gegen mäßige Jahresabgabe zum Holzſchlag benutzen; der Bauer Wildſau und Eber erlegen, wenn ſie ihm zufällig begegneten. Von blutiger Beſtrafung des Wald- und Wildfrevels iſt gar keine Rede.

Kaltenborn (faſt 3 Stunden von Brück), Pfarrdorf, einſt Sitz einer Ritterfamilie, liegt kalt und hoch (1474 Fuß über dem Meere) und nährt ſich von mühſamem Ackerbau: die Höhen umher ſind kahl, die Fruchtbäume unanſehnlich. Kein gutes Wirthshaus. Von hier erſteigt man in ½ Stunde die Hohe Acht. Inmitten dieſes Ganges, eine Viertelſtunde von Kaltenborn, ſehen wir einen breiten Fahrweg, der unſern Pfad recht-winklich durchſchneidet. Dieſen merke man ſich, denn das iſt der Weg, den man bei der Rückkehr einſchlagen muß, um nach Adenau zu gelangen. Von dieſem Punkte gehts dann bald ſteil hinauf zur höchſten Kuppe der Acht.

Von Brück über Adenau zur hohen Acht.

Von Brück kann man (mit einem Führer) grade bergwärts zur Teufelslei anſteigen. Auf der andern Seite des keſſelinger Thals erblickt man von dieſem Wege zwei kahle Kuppen; die dem Bache zunächſt liegende ſoll Richtſtätte der Hexen geweſen ſein, wo einſt die Natur einer unſchuldig Gemordeten ihr Zeugniß gab durch die „Hexeneiche“, welche ſie aus dem Felſen aufſchießen ließ.

Leichter zu finden iſt der Weg durchs Ahrthal bis Hönningen (Wirthshaus bei Wittwe Surges), einem hübſchen, aus dem letzten Brande zierlich erſtandenen Dorf, welches die letzten Weinpflanzungen hat. Man ſieht hier, wie günſtig die neue Chauſſee auf den Wohlſtand wirkt. Noch vor dem Orte ſteigt man auf einem Holzweg ſtark und mühſam bergaufwärts, und erreicht (in ½ Stunde) die Teufelslei.

Dieſes höchſt fantaſtiſche Geſtein erhebt ſich auf einem ſchmalen Berggrat, der zwiſchen Geſtrüpp ganz mit Quarzblöcken beſäet iſt. Von Norden nach Süden ſtreicht 300 Fuß lang und 20 Fuß breit die prächtige weißgraue Felsmaſſe über den Gebirgsrücken hin: ſchroff aus dem Boden ſtrebt der vordere auseinanderklaffende Fels fünfzig Fuß empor, an den ſich dann noch einmal ſteigend, aber allmählich bis gleichſam auf das Fundament abnehmend, die übrige Wand anſchließt. Beſonders impoſant macht ſich der vordere Fels durch ſeine weite Klüftung, die vielleicht durch das Verwittern der Grauwackenfütterung entſtanden iſt. Auf der Weſtſeite, nach dem Ahrthal zu, liegen zerſtückt die mächtigſten Quarzmaſſen; auch iſt die ganze Rieſenmauer nach dieſer Richtung hin etwas geneigt, ſo daß es das Anſehen hat, als ob durch einen furchtbaren Stoß von Oſten her die Maſſe zertrümmert worden wäre. Ohne Zweifel beruht auf dieſer ſchon frühe vom Volke mit gewohntem natürlichem Scharſſinn gemachten Beobachtung die Sage von dem Schloſſe, das hier der Teufel im Trotz gegen Gott himmelhoch aufgerichtet habe: aber das halbfertige zerſchmiß ein einziger Stoß der Gotteshand.

Wirklich macht der Fels den Eindruck einer kyklopiſchen Burgruine. Ungefähr in ſeiner Mitte kann man ohne große Mühe heraufſteigen. Das Geſtein zeigt ſich im Bruche ſchneeweiß, und man findet in kleinen Höhlungen und Druſenräumen ſchöne Kryſtalle, aber die Außenſeiten ſind durch Flechten und Braunſtein mit röthlichem Grau überzogen. Die Ausſicht iſt oben ganz frei, aber durch die Quarzwand genau in zwei Hälften von ganz verſchiedenem Charakter zerſchnitten. Nach Weſten ſieht man zur Ahr hinab. Gerade vor uns am andern Flußufer liegt auf niedrigen Vorhöhen die unbedeutende Ruine der Wensburg, eines ehemals adlichen Hauſes, das zum Amte Nürburg gehörte; über dieſer ſteigt der Michelsberg empor. Dann folgt rechts auf dem Plateau das Bergmannsdorf Lind mit ſtattlich weißen Häuſern, und noch weiter hin der runde Haſenberg. Links aber hebt der Ahremberg ſeine ſtille großartige Linie herauf, unter welchem wie in ſeinem Schutze das grüne obere Ahrthal bis Inſul und Schuld ruht; dann wird dieſe Seite durch das Dorf Kall-Reifferſcheid mit der weißen Kirche und dem ſpitzen Thurm abgeſchloſſen, das beinah ebenſo hoch wie der Ahremberg liegt. Faſt zu unſern Füßen erſcheint endlich im Ahrthal idylliſch zwiſchen grünen Bäumen das Dörfchen Liers. Wendet man ſich nun aber nach der entgegengeſetzten öſtlichen Seite, ſo ſchaut man über Heide und Blachfeld in die wildeſte Oede hinein. Denn hier hat man, eine Stunde entfernt, gerade den mächtigen etwa zwei Meilen langen Höhenzug der Hocheiffel vor ſich. Auf dieſem ganzen Strich ſieht man keine Wohnung, denn alles Lebendige hat ſich drunten in die Thäler verkrochen: nur ganz rechts ſchaut der Thurm der Nürburg über den Hochwald der nächſten Vorberge herüber. Die Hohe Acht ragt nur ein wenig hervor, ſo daß, wer ihre Geſtalt nicht genau kennt, ſie ſchwerlich bemerken wird.

Von der Teufelslei ziehen ſich meiſt durch die ſchönſte Waldwildniß der Hocheiffel mehrere Wege zur Hohen Acht, die aber bei den Irrgängen tiefer ſich durchkreuzender Thäler ſchwer zu finden und nur bei noch hohem Tage anzurathen ſind. Leichter iſt es ins Ahrthal nach Dümpelfeld (½ Stunde) hinabzuſteigen, das ſich mit ſeiner weißen, am Felſen hangenden Kirche weit in eine Ecke vorſchiebt. Die Ahr biegt hier plötzlich in einem rechten Winkel ab, während der Adenauerbach in grader Richtung in ſie hineinfällt, als ob er der Hauptſtrom wäre. In deſſen hübſches, aber nicht bedeutendes Thal biegt jetzt die Chauſſee ein und führt uns (in 1½ Stunde) über Niederadenau, Leimbach und mehrere Mühlen in die

Kreisſtadt Adenau.

Gaſthof zum halben Mond am Markt: bei Herrn Tabakfabrikanten Gräber in der untern Stadt, und andere. 1500 Einwohner; Viehzucht, Handel und kleine Fabrikgeſchäfte (blaue Tuche). Poſt. Ein Caſino. Adenau iſt beinahe ein Jahrtauſend alt: mit dem Gebiete der Grafen von Nürburg, welche hier in der Kirche ihr Erbbegräbniß hatten, wurde es kölniſch und Sitz eines Amtes, hatte ein Franziskanerkloſter und ein Johanniterordenshaus.

Die Stadt zieht ſich als Eine lange Straße, den ſtattlichen Marktplatz abgerechnet, an beiden Ufern des Adenaubaches hinauf. Die Kirche (11. oder 12. Jahrhundert) iſt ſpäter im Spitzbogenſtil gewölbt und (nicht zu ihrem Vortheil) verbaut worden. Der Chor iſt kein Halbkreis, ſondern (was in Deutſchland ſelten) ein Rechteck. Altar im gothiſchen Stil: auf ihm ein Schnitzwerk von bemaltem Holze (16. Jahrhundert), in einzelnen Partien ſorgfältig und hübſch. Auf der Hinterwand des Chors und an der Kanzel moderne Malereien von Dilettantenhand. Vom Choreingang rechts ein Taufſtein aus Schiefer, ſechseckig, auf 6 Säulchen ruhend, dergleichen um 1200 im Rheinlande ſehr viele gearbeitet worden ſind.

Von hier erſteigt man in 1½ Stunde auf nicht mühſamem Wege die

Hohe Acht.

Zu oberſt ſteigt die ſtolze Baſaltkuppe, die Krone der wilden Hocheiffel, raſch empor, mit ſchönem Laubwald bewachſen. An einer für die Beſuchenden errichteten Bretterhütte vorbei erreicht man die oberſte Plattform. Die Kuppe iſt aus regelmäßigen Baſaltſäulen von verſchiedener Schichtung zuſammengefügt. Hier ſtehen wir nun, mehr als 2400 Fuß über dem Meere, in erſchreckender Einſamkeit dieſen übermächtigen zornigen Naturbildungen gegenüber. Der Platz iſt unheimlich, ſchwanke Sagen umſpielen ihn: bald heißt es, daß hier die Hexen ſich verſammeln, bald daß hier ein Schloß geſtanden habe, das durch Verrath untergegangen ſei. Am erſten iſt noch glaublich, daß auf dieſer Alles überſchauenden Kuppe eine Gerichtsſtätte etwa für das Eiffelgau geweſen iſt. Schön iſt die Ausſicht nicht, weil die Nähe nichts Liebliches, ſondern nur ein ſchaurig ödes Haideland bietet: aber als Fernſicht iſt ſie beinahe fabelhaft. Von keinem beſtimmten Gegenſtande feſtgehalten, ſchweift der Blick über die hohen, breiten Bergrücken mit den tiefeingeſchnittenen Thälern ins Unermeſſene fort und findet auch am Horizonte keine Ruhe, weil hier die immer bleichern Umriſſe mit der Luft verſchwimmen. Nur die nahe Nürburg, trotzig aus den flachen Linien aufſtrebend, giebt einen feſten Augenpunkt; links von ihr ragt der hohe Kellberg; mehr weſtlich ſchließt die vulkaniſche Eiffel bei Hillesheim ſich an, und zuletzt gränzt ſchon jenſeits der Moſel der Hunsrück den Blick ab. Weſtlich iſt die Ausſicht der Teufelslei nur geſteigert, und wird vom Ahremberg und Michelsberg eingefaßt. Nach Norden heben ſich die Siebenberge herauf, hinter welchen das oberbergiſche Plateau verdämmert. Der kölner Dom iſt bei klarer Luft deutlich zu erkennen; weiterhin dehnt ſich das jülichſche Flachland aus. Endlich gegen Oſten treten die Berge des Maifeldes, Gänſehals und Hochſimmer bei Maien, noch entfernter aber jenſeits des Rheines die Höhen des Weſterwaldes hervor. Alles aber ſchwankt bei dieſen unermeßlichen Entfernungen ins Geſtaltloſe und Ungewiſſe, und die Oede der nächſten Umgebung macht den Eindruck noch geſpenſterhafter.

In Adenau hat man jüngſt freiwillige Beiträge für ein großes, hier aufzuſtellendes Fernrohr geſammelt.

* Die Hohe Acht iſt mit reicher Vegetation bedeckt. Die intereſſanteſten Pflanzen ſind: **Sedum Fabaria, Campanula latifolia, Poa sudetica, Elymus europaeus, Rosa repens** und **tomentosa, Hieracium boreale, Galium hercynicum, Rubus Sprengelii** und **hirtus, Bromus asper, Geranium sylvaticum, Hypericum pulchrum** u. v. A. In Allem fin-

den ſich etwas über 200 phanerogamiſche Pflanzenſpecies auf dem Gipfel und in ſeiner nächſten Umgebung. Auch ſind die Felſen und Baumſtämme reich an ausgezeichneten Flechten. Wirtgen Ahrthal S. 58.

Von der Acht an den Rhein. Ueber Jammelshofen und Wüſtleimbach nach Kempenich (Nachtquartier leidlich), dann über den Gänſehals, einen erloſchenen Vulkan, 1828 Fuß über dem Meere, mit unglaublich weiter Ausſicht, nach Olbrück und Lach. Oder über die Wanderather Pfarrkirche nach Virneburg (Trümmer eines mächtigen Grafenſitzes, impoſant auf hohem Baſaltkegel zwiſchen vier Bergen hingelagert, daneben der Flecken gleiches Namens: Gaſtwirthſchaft bei Müller); von hier Landſtraße über Mayen nach Andernach oder Koblenz.

Die Nürburg.

Von der Acht thut man wohl, ſogleich die ebenſo hoch gelegene Nürburg zu beſuchen. Der Weg beträgt 1½ Stunden, geht durch Nadelholz, Heide und ſchlechtes Ackerland, und führt über die hohe Waſſerſcheide zwiſchen Ahr und Moſel. Man verliert auf ihm die Burg mehrmals aus dem Auge, daher es gut iſt, auf der Kuppe der Acht ſich ein paar Punkte zu merken, an denen man vorbei muß. Am Fuße der Nürburg liegt das ärmliche Dörfchen gleiches Namens, 2000 Fuß über dem Meere, von Viehzucht lebend: der Flurſchütz, der dicht am Eingang der Ruine wohnt, hat den Schlüſſel des Schloßthurmes. Die Burg iſt die ſchönſte der Eiffel: keck und feſt, mit ſenkrechten Mauerthürmen, hat ſie ſich wie eine Krone recht auf die ſcharfe Spitze des Baſaltkegels hingepflanzt: aber nach der Seite, die dem Dörfchen zugewendet iſt, ſtehen noch Fetzen von den Vorwerken, die bei der Sprengung zu höchſt fantaſtiſchen Bildniſſen ſich geſtaltet haben und im Dämmerlicht ſpukhaft uns anſchauen. Durch ſie emporſteigend, gelangt man im Kreisgang zu der Hauptpforte: über ihr ragte noch vor wenigen Jahren der Wappenſchild der Nürburger, ein ſchwarzer ſchräger Balken im ſilbernen Felde, der nun auch zerſchlagen iſt. Alsdann geht es am Rande der 70 Fuß tief abfallenden Mauer und an mehreren Gemächern vorbei (in einem ſieht man einen Stein mit rundem Loche, durch welches den Gefangenen ſoll die Speiſe gereicht worden ſein) zum Hauptthurme empor. An deſſen Eingang ſtehend ſieht man, daß nach der Seite des Dorfes hin eine Doppelmauer das Kaſtell umſchloß; zwiſchen beiden Mauern läuft dort ein-nur wenige Schritte breiter Zwinger um das Ganze herum. Doch ſind die Mauern, meiſt aus Baſalt beſtehend, auffallend dünn, wie vor Erfindung des Pulvers faſt alle Feſtungsmauern, mit Ausnahme des Hauptthurms, gebaut wurden. Dieſer iſt denn auch bei der Nürburg ſehr feſt und hat unten Mauern von neun Fuß Dicke. Der Eingang iſt, wie bei allen Hauptthürmen, ſpäter hineingebrochen; urſprünglich lag er im zweiten Stockwerk. Auf zwei Leitern ſteigt man durch die verſchiedenen Stockwerke bis auf das oberſte Gewölbe, von wo eine weite Ausſicht ſich aufthut, die in mancher Hinſicht ſogar vor der Hohen Acht Vorzüge hat; doch fehlt ihr das Siebengebirge, welches durch den majeſtätiſchen Bergzug der Acht dem Blicke verſteckt iſt.

Geſchichte: Angeblich von Nero gebaut und Neroburg geheißen, kommt der Platz um 950 als **mons Nore** zuerſt vor; die wirkliche Bauzeit kann nicht ermittelt werden. Halb Reichsſchloß, halb kölniſches Lehen war Nürburg Eigenthum der Grafen von Are: bei deren Erbtheilung nach Dietrichs I. Tode fiel es an deſſen Sohn Ulrich, der hernach auch Burg Are zur Hälfte erhielt. 1193 trat Heinrich VI. den Reichsantheil gegen Kauf ab. Als demnach 1270 das Geſchlecht Nürburg ausſtarb, zog das Erzſtift Köln (als Erbe des verwandten Hauſes Hochſtaden) das Schloß an ſich. Die Herrſchaft Nürburg wurde in ein Amt verwandelt und durch Verlehnung kleiner »Burglehen« ihr eine Zahl ſchützender Burgmänner gewonnen. Das Schöffenrecht, nach welchem 28 Schöffen aus den benachbarten Ortſchaften auf Nürburg Gericht hielten, hat ſich erhalten und iſt wiederum ausnehmend mild. 1689 wurde die Nürburg von den Franzoſen geſprengt; das Land blieb kurkölniſch bis zur Revoluzion.

Von der Nürburg über Kellberg (1½ Stunde; gutes

Nachtquartier) auf die verſchiedenen Straßen in die innere Eiffel und nach Trier. Nach Adenau zurück (1 gute Stunde) führen Fußwege über Herſchbroich oder beſſer über Breitſcheid an den Adenaubach, den man dann bis Adenau nicht mehr verläßt.

Von Adenau nach Schloß Ahremberg

gehen drei Wege. 1) Gleich unterhalb Adenau, bei einem Wegweiſer, bergauf über das Kupferbergwerk Rodder nach Antweiler (2 Stunden); gute Straße, aber wenig bedeutend. 2) Man folgt der Chauſſee am Adenaubach abwärts, bis ein zweiter Wegweiſer nach Reifferſcheid weiſt. Bei dieſem ſehr hoch liegenden Dorfe ſteigt ein Hügel mit einer Kapelle und prächtiger Ausſicht empor: vor uns ſchiebt ſich das grüne Ahrthal mit ſeiner milden Wieſenlandſchaft mitten in das Panorama der tiefblauen Bergzüge mit lieblichem Gegenſatz hinein, und ganz im Vorgrund, nur eine Stunde entfernt, hebt ſich der Ahremberg in ſeiner dunkeln Wälderpracht mit ſtiller großer Linie hervor: im Rücken aber ſteht der ſtrenge gradlinige Berggrat der Acht und Nürburg. Von hier, um Schuld mitzunehmen, rechts über Winnerath, oder ſonſt links nach Antweiler ins Ahrthal hinab. 3) Durchs Adenauthal ganz hinab bis Dümpelfeld, wo wir nun den Faden der Ahrreiſe wieder aufnehmen.

Wiederum ändert das Thal den Charakter: ſchroffe metallreiche Felſen engen den Strom ein. Von Dümpelfeld 2 Wege, durchs Thal oder über den Berg (¼ St.) nach Inſul (die Leute ſprechen Oeſel), einem großen Dorfe, von da nach Schuld (¾ St.). Man wähle nicht den Fahrweg durchs Thal (der mehrmals durch die Ahr geht), ſondern den Steig links am Berge hinan, vorbei an der Schorrenkapelle, einem der ſchönſten Punkte der ganzen Ahr. Faſt völlig ſenkrecht ſtürzt unter der

Kapelle die graue Steinwand ins Thal hinunter, von Geſtrüpp bedeckt; aus der Tiefe brauſt der Fluß herauf, der hier mit ſtarker Windung gegen den Felſen ſtürzend dennoch von dieſem wieder linkshin abgelenkt wird. Gegenüber ſtarrt eine gleich ſteile Felswand, von Schichten weißen Geſteins faſt ſenkrecht durchzogen, empor. Unten aber im Thal auf einem mächtigen Ausläufer des Felſen, auf dem wir ſtehen, liegt Schuld mit ſeiner Kirche; ſeine Häuſer ſchauen nach allen Richtungen in den Fluß hinab, der das Dorf wie eine Feſtungsbaſtion von drei Seiten umwindet. Im Wirthshaus bei Hoffmann, aus den Fenſtern der Hinterſtube, ſchöner Blick auf die Felswand der Schorrenkapelle. Schuld iſt ſehr arm, weil beim Mangel einer Chauſſee nach dem Rheine die Gegend ihr Holz und ihren Metallreichthum nicht verwerthen kann. Hier gilt raſche Hülfe des Staates.

Die Flußſtrecke oberhalb Schuld iſt faſt weglos: durch Wieſen und Waldhügel ſchleicht das Flüßchen; eine Mühle, ein Meierhof, manchmal ein alterndes Dörfchen liegen da und dort in der milden Naturſtille: die ſonſt ſo wilde Ahr hat hier ganz den friedlichen Zauber des Selkethals um ſich gebreitet. Ueber Steine ſchreitend oder ſpringend, die in den Fluß gelegt ſind, wechſelt man oft die Ufer: einmal, bei Fuchshofen, trifft man, wenigſtens im Sommer, einen Karren in den Fluß geſchoben; Bretter darüber gelegt bilden die einfachſte Brücke. Von Schuld laſſe man ſich durch den Gaſtwirth den Felſenſteig weiſen, der prächtige Ausblicke auf den ſchlängelnden Lauf des Fluſſes bietet. Dann wieder im Thale, am laufenbacher Hof und an Fuchshofen vorbei, gelangt man in einer guten Stunde zu den masholder Höfen; von da ſteigt ein Pfädchen auf zu der im ſchönſten Laubwald angelegten Allee, welche uns oben gradaus zum Flecken, links zum Schloß Ahremberg führt.

Geſchichte: Das von dieſem Schloß benannte Geſchlecht blüht noch in den Herzögen von Ahremberg fort: doch iſt der

Mannsſtamm zweimal ausgeſtorben. Im 11. Jahrhundert kommt ſchon ein **Ruotbertus de Araecastro** als Abt von Prüm vor; 1215 ſtiftete Eberhard II. Kloſter Marienſtatt bei Hachenburg. Dieſer erſte Stamm der Herrn von Arberg beſaß das Burggrafenamt von Köln und verlor es erſt 1279. Die Tochter des letzten Stammhalters, Mathilde, heiratete im 13. Jahrhundert Engelbert von der Mark: beide erzeugten ein kriegeriſches, weit ins Wallonenland ſich verzweigendes Geſchlecht (der berühmte »Ardenneneber« ſtammt von ihnen), das in den Fehden des ſpätern Mittelalters oft vorkommt. Dieſer Stamm ſtarb aus im Reformazionsjahrhundert; die überlebende Tochter brachte das Erbe an einen edeln Wallonen, Johann von Ligne, der durch Treue gegen Kaiſer und katholiſchen Glauben erwirkte, daß Ahremberg 1566 zum Reichsfürſtenthum erhoben wurde. Beim Ausbruch des niederländiſchen Freiheitskrieges zog er **Adolf von Naſſau** entgegen, als dieſer in die von Johann verwaltete Provinz Friesland eindrang: in der Schlacht bei Heiligerlee (23. Mai 1568) trafen beide Feldherrn perſönlich aufeinander, und Jeder gab dem Andern den Tod. Johann's Todtenopfer wurden 14 Tage ſpäter Egmond und Hoorn. Sein Sohn Karl und ſein Tochtermann Salentin von Iſenburg entſchieden den Sieg des Kölniſchen Katholizismus gegen Gebhard Truchſeß. Das ganze Geſchlecht, 1644 in den Herzogsſtand erhoben, blieb treu bei Kaiſer und Reich, und hat der deutſchen Sache gegen Ende des 17. Jahrh. auf den Schlachtfeldern wider Frankreich und den Sultan mehrere ſeiner Söhne geopfert. Während der Reunionskriege erſchlichen daher die Franzoſen (18. Februar 1682) das Schloß und befeſtigten es, verdarben aber durch unglücklich geführte Minen die Brunnen und verließen den durch Waſſermangel unnützen Poſten, nachdem ſie ihn verwüſtet hatten. Das Schloß muß bald erneuert worden ſein; auf ihm wohnte ſtets ein herzoglicher Beamter mit Truppen, oft auch die Familie ſelbſt, die ihren Beſitz in der Umgegend noch vergrößerte. (7½ Quadratmeile mit 14,000 Einwohnern — 11mal größer als Fürſtenthum Monaco!) Die franzöſiſche Revoluzion und in ihrem Gefolge der Frieden von Lüneville (1801) riß das ganze linke Rheinufer an Frankreich; der Herzog Ludwig Engelbert (Sammler der ſchönen Galerie im **Hôtel Aremberg** zu Brüſſel) erhielt als Entſchädigung aus ſäkulariſirten geiſtlichen Landen die Gebiete Meppen und Recklinghauſen, welche ſein jetzt regierender Sohn, Herzog Prosper Ludwig, als mediatiſirter Fürſt beſitzt: auch blieben dieſem große Privatgüter in ſeinen hieſigen Stammlanden. Das Schloß wurde erſt 1809 auf den Abbruch verkauft, und alte Leute erzählen noch viel von ſeiner Herrlichkeit.

Durch den öden Garten tritt man auf das Ruinenfeld, dem man es anſicht, daß nicht ein kleines Raubneſt, ſondern ein Prachtpalaſt hier ſtand: die Spuren der breiten Treppen, die Umfriedungen der Gärten ſind noch ſichtbar, und aus der ſtarken viereckten Hauptmaſſe des Gebäudes ſpringt noch gegen Weſten das Fundament des Halbrundes hervor, das einſt ohne Zweifel zu dem im Roccocoſtil geſchmückten Prunkſaal gehörte. Den weiten Bau umwandelnd genießt man eine reiche, nach manchen Seiten auch anmuthige Ausſicht. Die Baſaltkuppe, 2140 Fuß über der Nordſee, iſt flach, ein Kranz zertrümmerter Blöcke umgiebt ſie unterhalb der Ruine ringsum. Ein Punkt, wo man das ganze Panorama hätte, findet ſich daher nicht. Am reizendſten iſt der Blick über den dichten Wald hinweg ins Ahrthal; man ſieht die Felſen bei Schuld, die Teufelslei und über denſelben die Acht und Nürburg, denen ſich am meiſten rechts der hohe Kellberg anſchließt; mehr links blaut das Siebengebirge; im Norden und Weſten überblickt man die bekannte Eiffelhochebene, reich mit Dörfern bedeckt. Doch wird man ſich, wenn man vorher ſchon die oben beſchriebenen Punkte beſucht hat, die Eintönigkeit dieſer wilden endloſen Ausſichten nicht ableugnen. Es iſt, als ob der Menſch nicht allwärts Meiſter dieſer übermächtigen, rauhen Natur hätte werden können. — Der Flecken Ahremberg, nahe bei der Ruine, iſt ſeit dem Zerfall der Reichsherrſchaft zu tiefer Aermlichkeit herabgeſunken, ſo daß nicht einmal ein gutes Wirthshaus dort beſteht.

Von Ahremberg nach Blankenheim

geht man (auf dem nächſten Wege) über das Hochland (2 ſtarke Stunden), erſt (gut ¼ St.) durch eine Waldallee, dann über Feld durch Lommersdorf (Eiſenſteingruben für die Hütten im Ahrthal) und Freilingen an die Ahr zurück, die man hier, noch am Quell als kleinen Wieſenbach wiederfindet, bis plötzlich die ſchöne Anſicht auf Blankenheim ſich öffnet.

Bedeutend länger iſt der Weg durchs Ahrthal, aber auch viel anziehender. Vom Ahremberg geht ein alleeartiger Fahrweg und ein Fußſteig, beide durch Wald (in ½ Stunde) nach Antweiler (Wirthshaus bei Geisbuſch, wo auch Nachtquartier), dem Sitz einer Bürgermeiſterei mit 300 Einwohnern, in hübſcher Lage zwiſchen Obſtbäumen. Von hier ſind 4 ſtarke Stunden bis Blankenheim auf gutem, meiſt chauſſirtem Wege, der durch das hier weitere Thal zwiſchen niedrigeren Höhen hinaufführt und an Eiſenſchmelzen, ſtillen Ortſchaften, Schloßtrümmern, umbüſchten Wieſenfleckchen lieblichen Wechſel bietet.

Eine Stunde von Antweiler, nachdem man vorher das merkwürdig von Alter ergraute Dorf Müſch zur linken Hand liegen laſſen, kommt man auf die Stahlhütte, welche, Fuhrleute, Köhler und Bergleute eingerechnet, an 1500 Menſchen ernährt. Sie gehörte ſonſt den Herzögen von Ahremberg, jetzt den Herrn Kremer, deren Hauptetabliſſement unweit Trier auf der Quint gelegen iſt. Das Eiſen der Stahlhütte, gewonnen aus dem lommersdorfer Eiſenſtein, iſt unter dem Namen **AR** Eiſen ſehr beliebt und beſonders für die belgiſchen Gewehrfabriken geſucht. Hinter der Stahlhütte ſteigt der Weg, eine Krümmung abſchneidend, bergan und bietet auf der Höhe von Dorſel einen ſchönen Rückblick auf die eben verlaſſene Hocheiffel. Von Dorſel nach Ahrdorf wandernd betritt man den Regierungsbezirk Achen. Bergbau iſt in dieſem Strich vorherrſchend; das Geſtein wechſelt, Uebergangskalk hat ſich der Grauwacke aufgelagert, Ackerbau und Vegetazion ändern ſich nach dieſer Bodenverſchiedenheit [1]). Gegend und Luſt werden noch rauher als vorher; vor uns liegt, weit über Blankenheim ſich ausdehnend, der Zitterwald, der noch Hoch- und Schwarzwild und im Winter den Ardennenwolf beherbergt.

---

[1]) Man bemerkt dieß beſonders im Herbſte. „Wenn die Be-

Bei Ahrdorf wendet ſich der Weg in einem faſt ſpitzen Winkel von der bisherigen Richtung rechtshin ab, und bleibt nun bis zur Ahrquelle zwei Stunden im Thal. Links ab in einem lieblichen Seitenthal liegen die Trümmer des Schloſſes Neublankenheim, das um 1340 von einem blankenheimer Grafen gegründet wurde und jülichſches Lehen war. Höher hinauf in dieſem Seitenthal das Eiſenwerk Ahütte und die Burg Dreimühlen, wo ein kleiner, merkwürdige Stalaktiten bildender, Waſſerfall abſtürzt: auf den umliegenden Feldern viele Verſteinerungen.

Schön liegt noch einmal das Dorf Ahrhütte mit einem ziemlich bedeutenden Eiſenwerk, und eine kleine Strecke über ihm die Burg Dollendorf oder im Munde des Volks Schloßdahl; in der Ringmauer liegen einige Bauerhöfe, ein runder Thurm ſteht noch. Die Ausſicht iſt nicht bedeutend, doch ſieht man die nahen Schlöſſer Ahremberg und Blankenheim. Das entfernter liegende

---

getazion des Grauwackengebirges faſt ſchon erloſchen iſt, ſo begleiten uns hier noch zahlreiche blühende Pflanzen, beſonders die zierlichen violetten und himmelblauen Gentianen (**Gentiana Amarella, germanica** und **ciliata**), das Tauſendguldenkraut, und in den Gebüſchen der prächtige, dunkelblaue Eiſenhut (**Aconitum eminens**), welche in der Nähe auf der Grauwacke nicht vorkommen. Der Kalk ſcheint, neben andern phyſiſchen und chemiſchen Urſachen, als ſchlechterer Wärmeleiter, die Herbſtvegetazion zu begünſtigen, während hier im Frühlinge die Flora längerer Zeit zu ihrer Entwickelung bedarf, als auf der Grauwacke und dem Baſalte. Der Landmann baut auf dem Kalke vorzugsweiſe Spelz, und den Roggen auf der Grauwacke.« Wirtgen, Ahrthal S. 79. »An dem Fahrwege findet ſich, nebſt mehreren anderen intereſſanten Pflanzen, das in der Rheinprovinz ſehr ſeltene **Teucrium montanum**, Dollendorf faſt gegenüber.« Derſelbe S. 87.

Kirchdorf gleiches Namens iſt alt und rühmt ſich ſogar römiſcher Antiquität.

Die Geſchichten des Burggeſchlechts, das zwiſchen mächtigen Nachbarn nur eine kleine Bodenfläche beſaß, ſind unbedeutend: das Haus iſt durchs Borgen bei Juden und Lombarden verkommen. Das Endſchickſal des Schloſſes läuft ins Komiſche aus: wegen dieſes kleinen Reſtes hat ſich wol zum allerletzten Mal das Fauſtrecht in unſerm Deutſchland erneuert, und zwar noch gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts. Nachdem die Grafenlinie von Manderſcheid-Kayl die zuletzt das Schlößchen erheiratet hatte, 1742 ausgeſtorben war, ſetzte der mit ihr verwandte Graf Auguſt Eugen von Salm-Dyck ſich in Beſitz deſſelben. Aber der gleichfalls verwandte Graf Johann Wilhelm von Manderſcheid-Blankenheim ließ deſſen Leute mit Gewalt austreiben, wobei ſogar Ein ganzer Mann todtgeſchoſſen wurde. Der Rechtsſtreit begann jetzt und ſchleppte ſich trotz mehreren Entſcheidungen des Reichskammergerichts bis gegen den Schluß des Jahrhunderts hin. Da machten denn die Franzoſen kürzern Prozeß: während vor ihren Heeren die Blankenheimer nach Böhmen geflüchtet waren, verkauften ſie Dollendorf ſammt allen zugehörigen Ländereien ſpottwohlfeil an einige Bauern des Dorfes, welche das Schloß abbrachen und bloß aus den Baumaterialien ihre Kaufſumme herausſchlugen.

Von Ahrhütte erreicht man in 1 Stunde Blankenheim, ein nettes Städtchen von 450 Seelen, ziemlich blühend durch die hier durchgehende Kunſtſtraße und Poſt zwiſchen Trier und Köln. Gaſthof der Wittwe Letixerand, ausgezeichnet an Küche und Keller, einer der beßten Gaſthöfe der ganzen Eiffel; ferner bei Hilgers und Hoffmann. Poſt und Fahrgelegenheit täglich nach Trier, Köln, Bonn.

Geſchichte: Die mächtigen Herren von Blankenheim (erſt 1380 durch Kaiſer Wenzel zu Grafen erhoben) ſcheinen wegen des gemeinſamen Wappens Eines Stammes mit den Grafen von Jülich. Sie beherrſchten ſchon im 12. Jahrhundert 4 Schlöſſer, Blankenheim, Schleyden, und im Kyllthale Gerolſtein und Kaſſelburg. Gerhard IV. heiratete 1272 die Ermeſindis von Luxemburg und kam ſo mit einem Hauſe in Verwandtſchaft, das bald darauf durch Balduin die erzbiſchöfliche Würde von Trier, durch Heinrich VII. das deutſche Kaiſerthum und durch Johann die Königskrone von Böhmen gewann. Arnold I., dem Kaiſer Ludwig treu, kämpfte in der Schlacht bei Creſſy auf engliſcher Seite gegen ſeinen Lehnsherrn und Verwandten Johann von Böhmen, der auf franzöſiſcher fiel. Mit Gerhard VII. ſtarb der Mannsſtamm aus; ſein Schwiegerſohn Wilhelm von Loen bekam das Schloß. Aber deſſen höchſt tüchtiger Enkel Wilhelm II., in wackerm Kampf gegen das Fehdeweſen des 15. Jahrhunderts und wider die Tyrannei und Söldnerherrſchaft des Erzbiſchofs Rupert von Köln, wurde, kaum vermählt, noch kinderlos, 27 Jahre alt unſern Lechenich von jenen Söldnern angegriffen und mit einem Schwert durch den Hals geſtochen (1468). Sein Verwandter Dietrich von dem benachbarten Schloſſe Manderſcheid beſetzte Wilhelms Länder und Burgen. Aus dieſem Stamme Manderſcheid-Blankenheim heben wir den Grafen Hermann hervor, welcher auf dem Schloſſe große Sammlungen römiſcher Alterthümer (darunter die ſogenannte Ara Ubiorum) und altdeutſcher Handſchriften anlegte, von welchen nur Trümmer in die Bonner Sammlungen übergegangen ſind (anderes in Paris und Köln). Durch Ausſterben zweier Nebenlinien, der von Gerolſtein (1697) und von Manderſcheid-Kahl (1742) wurden die Beſitzungen zu einem mächtigen Gebiete abgerundet. Die Macht war fürſtlich: 36 Adelsfamilien gehörten zum blankenheimer Lehnshofe; auch hatten die Grafen das Recht, von den Metallen ihrer Bergwerke Münzen zu ſchlagen. Die Regierung kam 1780 nach Ausſterben des Mannsſtammes an die Gräfin Auguſte, welche mit dem Grafen Chriſtian aus dem mähriſchen Geſchlechte Sternberg vermählt war. In ihre friedliche, von den Unterthanen geliebte Verwaltung brach 1794 die franzöſiſche Beſitznahme herein. Mit Gemahl und Familie flüchtete ſie nach Böhmen; die Beſitzungen wurden der franzöſiſchen Republik einverleibt, die Sammlungen verſchleudert. Selbſt das Erbbegräbniß zu Blankenheim mußte ſeine Särge zur Plünderung hergeben; das Schloß wurde verkauft und abgebrochen; Auguſtens Sohn aber, Graf Franz Joſef, erhielt als Entſchädigung die Abteien Weißenau und Schuſſenried unter würtembergiſcher Oberhoheit.

Blankenheim hat eine ausgezeichnete Lage. Von dem ſchönen und wohlbeſtandenen Wald der umherliegenden Höhen wie von einem ſchützenden Mantel umhüllt, genießt es im Sommer einer faſt ſüdlichen Vegetazion, die einen ausgedehnten Bau feiner Gemüſe möglich macht, während es im Winter die Wölfe oft nahe vor ſeinen Pforten ſieht. Mit ſtattlichen Häuſern ſchiebt es ſich im Schatten hochſtämmiger Pappeln ſo tief in die Schlucht neben dem Burgberge hinein, daß man es von Trier kommend erſt dicht beim Eingang erblickt. Herrlich iſt die Hauptanſicht von dem untern Thale her. In dem 7 Morgen großen Weiher, den die jugendliche Ahr füllt, ſpiegeln ſich die Trümmer des Grafenſchloſſes und das einzige noch völlig erhaltene Gebäude, die ehemalige Kanzlei deſſelben; links gruppiren ſich die Häuſer der Stadt mit der zierlichen, 1505 erbauten Kirche, die eine Miſchung gothiſchen Stils mit modernen Elementen zeigt. Das Ganze gewährt, beſonders wenn der Frühling den tiefen Thalkeſſel mit lebhaftem Grün und weißen Blüten füllt, einen ſeltenen und höchſt maleriſchen Eindruck.

In der Stadt ſelbſt führt uns billig der erſte Gang zu der Quelle der Ahr, welche mitten unter den Häuſern liegt und im Volksmunde der Steinpütz heißt. Es iſt wahr, was ſcherzend Simrock ſagt, die Ahr dürfte ſich ihres Urſprungs ſchämen, wenn ſie ihn nicht mit dem Heiland der Welt theilte, denn auch ſie kommt aus einem Stalle. Aus einem kleinen viereckten Baſſin, das ummauert und von einem Stalle überdeckt iſt, quillt der Bach mit perlenden Blaſen hervor, läuft in der Mitte einer Straße durch eine niedrige Einfaſſung bis in den vorerwähnten Weiher und beginnt dann gleich ſeine muntere Thätigkeit an einigen Mühlen, bis er, von ſtärkern Brüdern gekräftigt, in raſchem ſchlängelndem Falle jenen Hüttenwerken zueilt, die ſchon an Schwererem ſeine Kraft üben.

Sehr anziehend ſind auch die ausgedehnten Burgtrümmer, obwol ſie keine ſehr weite Ausſicht gewähren; am hübſcheſten iſt der Blick über das engere Thal mit dem Städtchen von dem ſogenannten Roſengärtchen der Burg aus. Innerhalb der Mauer, welche noch jetzt den ganzen Berg umzieht, betritt man am Ende der Schloßbauten zuerſt den Park, der in ſeiner jetzigen Verwilderung freilich keine Spur mehr von dem einſt hier aufgeſtellten reichen Schatze römiſcher Alterthümer zeigt.

Dahinter ſchließt ſich die Wildbahn oder der ſogenannte Thiergarten an, der in weitem Umkreiſe den ganzen Sattel zwiſchen dem Burgfelſen und dem höhern Bergjoch einnimmt und einen ſchönen ſchattigen Spaziergang bildet. Wendet man ſich hier auf der Höhe nach links, ſo erreicht man die kleine Kapelle über der trierſchen Straße, welche den Namen Hülchrath oder Strafkapelle führt, letzteres weil ſie nach der Ueberlieferung ganz von den Strafgeldern für Jagdverletzungen erbaut iſt, die ein Graf von Blankenheim einem benachbarten Edlen abgedrungen hat. Der mit Bäumen beſetzte Vorplatz derſelben iſt ein ſehr beſuchenswerther Punkt wegen der prächtigen Ueberſchau des Burgberges und des Städtchens, in deſſen Gaſſen man faſt wie aus der Vogelperſpektive hinabblickt. Von hier kehrt man auf der erwähnten trierſchen Chauſſee in die Stadt zurück. Der ganze Spaziergang iſt bequem in ½ Stunde gemacht und beut uns zum Abſchiede noch einmal einen der allerſchönſten Punkte des Ahrthals zum Genuſſe dar.

Bei T. HABICHT in Bonn ist ferner erschienen:

Der Führer am Rhein von seiner Quelle bis zur Mündung. Ein Handbuch fur Freunde der schonen Natur, der Kunst und des Alterthums, mit ausgewählten Balladen und Liedern. gr. 8., elegant gebunden, mit 50 Stahlstichen, nach Original - Zeichnungen, und einer Karte. 4 Thlr.

Dasselbe Werk klein Format mit 1 Ansicht und 1 Karte cartonnirt 1 Thlr.

Das Nahethal in Liedern von G. Pfarrius. Zweite Auflage, vermehrt mit topographisch-historischen Nachweisungen fur die Besucher des Nahethals, mit 8 Stahlstichen und 1 Karte.

Elegant in Leinen gebunden. 1 Thlr. 15 Sgr.

Dasselbe cartonnirt. 1 Thlr. 10 Sgr.

Die Ahr. Landschaft, Geschichte und Volksleben. Zugleich ein Führer für Ahrreisende. Mit 18 Stahlstichen nach Originalzeichnungen. Von G. Kinkel. Elegant in Leinen geb. 2 Thlr. 15 Sgr.

Dasselbe Werk mit 1 Stahlstich, cart. 1 Thlr. 15 Sgr.

Das Ahrthal. Ein Fuhrer von der Mundung der Ahr bis zu ihren Quellen, nebst einem Abstecher nach dem Laacher - See und dem Brohlthale. Historisch - topographische Skizzen und naturhistorische Andeutungen von E. Weyden. Zweite, durchaus umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 1 Stahlstich und 1 Karte, cartonnirt. 1 Thlr.

Dasselbe Werk: Ausgabe mit 18 Stahlstichen, elegant gebunden. 2 Thlr. 10 Sgr.

Godesberg, das Siebengebirge und ihre Umgebungen. Fur den Fremden und Heimischen historisch-romantisch geschildert, mit naturhistorischen Andeutungen von E. Weyden. Mit einem Stahlst. und einer Karte. 8. cart. 25 Sgr.

Dasselbe Werk mit 12 Stahlstichen elegant gebunden. 1 Thlr. 25 Sgr.

Die Stadt und Universität Bonn am Rhein mit ihren Umgebungen, dargestellt von Dr. B. Hundeshagen. Mit 12 Stahlst. gr. 8. geb. 2 Thlr.

Die Universitätsstadt Bonn und ihre Umgebungen. Eine ubersichtliche Darstellung fur Fremde und Einheimische. Mit 20 Stahlstichen. cart. 1 Thlr.

Dasselbe Werk mit 1 Stahlstich. geh. 7½ Sgr.

Die Rheingegend in 64 malerischen Ansichten. Nach Original-Zeichnungen in Stahl gestochen von den vorzuglichsten Kunstlern. Elegant gebunden in gross Quart Format. Erste Abdrucke. 4 Thlr. 15 Sgr.

Einzelne Blätter auf mittelgrossem Papier à 5 Sgr.

Das Nahethal. Acht malerische Ansichten. Nach der Natur gez. von C. Schlickum, in Stahl gestochen von H. Winkles. Elegant gebunden in gross Quart Format. 25 Sgr.

Einzelne Blatter auf mittelgrossem Papier à 5 Sgr.

Das Ahrthal in 12 der schönsten Ansichten. Nach Originalzeichnungen und in Stahl gestochen von den vorzuglichsten Künstlern. Elegant gebunden in gross Quart Format. Erste Abdrucke. 1 Thlr. 20 Sgr.

Einzelne Blatter auf mittelgrossem Papier à 5 Sgr.

Das Ahrthal, 20 malerische Ansichten nach Originalzeichnungen in Stahl gestochen von den vorzuglichsten Künstlern. Kleines niedliches Format mit elegantem Umschlag gebunden. 1 Thlr. 15 Sgr.

Einzelne Blätter à 2½ Sgr.

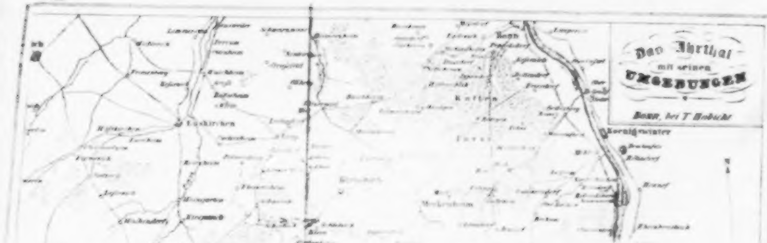
Bonn und seine nächsten Umgebungen in 30 malerischen Ansichten. Nach Originalzeichnungen in Stahl gestochen von den vorzuglichsten Kunstlern. Elegant gebunden in gross Quart Format. Erste Abdrucke. 2 Thlr.

Bonn und seine Umgebungen. Zwanzig malerische Ansichten nach Originalzeichnungen in Stahl getochen von denselben Kunstlern. Kleines niedliches Format mit geschmackvollen Randverzierungen. 3 Hefte, jedes Heft à 10 Sgr.

Dasselbe Werk zusammen gebunden. 1 Thlr.

Das Siebengebirge. 18 malerische Ansichten nach der Natur gezeichnet von C. Hohe, in Stahl gestochen von H. Emden. Kleines niedliches Format mit Randverzierungen, geh. 1 bis 3tes Heft. à 10 Sgr.

Dasselbe Werk elegant gebunden à 15 Sgr.


Das Ahrthal
mit seinen
UMGEBUNGEN
Bonn, bei T. Habicht
Bonn
Euskirchen
Meckenheim
Münstereifel
Königswinter
Unkel
Erpel
Remagen
Linz
Ahrweiler
Altenahr
Sinzig
Blankenheim
Aremberg
Adenau

Erzählungen

von

Gottfried und **Johanna Kinkel.**

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1849.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

Seite
Ein Traum im Speſſart. Von Gottfried Kinkel . . . 1
+ Lebenslauf eines Johannisfünkchens. Von Johanna Kinkel 65
Der Hauskrieg. Eine Geſchichte vom Niederrhein. Von Gottfried Kinkel 77
Der Muſikant. Eine rheiniſche Bürgergeſchichte. Von Johanna Kinkel 113
Geſchichte eines ehrlichen Jungen 141
Aus dem Tagebuch eines Componiſten. Skizze von Johanna Kinkel 217
Margret. Eine Geſchichte vom Lande. Von Gottfried Kinkel 229
Ein Reiſeabenteuer. Skizze von Johanna Kinkel . . . 291
Muſikaliſche Orthodoxie. Novelle von Johanna Kinkel . 301
Die Heimatloſen. Erzählung aus einer armen Hütte . . 371

Ein Traum im Speſſart.

Von

Gottfried Kinkel.

Das ſind nun bald an die tauſend Jahr, da ſtand das deutſche Reich gar übel. Denn der große Kaiſer Karl, der mit mannlicher Hand gegen die Heiden an den Marken ſtand und drinnen im Lande Frieden und Ruhe ſchirmte, war lange ſchon zu ſeinen Vätern verſammelt, und der Tod hatte ihm einen ewigen Stuhl gebaut in der Kaiſergruft zu Aachen. Auch die zwölf Pair's, die einſt Recht und Unſchuld geſchützt, hatten ſich zum langen Schlaf geſtreckt, ein Theil auf dem Schlachtfelde, der andere auf hohen Burgen im friedlichen Alter. Da haderten die Enkel und Enkelſöhne des gewaltigen Kaiſers und zertrennten das mächtige Reich, das zwiſchen den vier Meeren lag. Deutſchland aber ſtand am betrübteſten: denn ſeine Könige waren Kinder und wie Kinder ſchwach. Alſo brachen überall die Heiden in's Land und wütheten mit Brand und Mord. Jungfrauen und Knaben führten ſie in Gefangenſchaft und verkauften ſie fern über's Meer; die Saaten ſchnitten ſie ab vor der Reiſe, und wo eine Kirche oder ein Kloſter ſtand, die wurden vertilgt. Nicht minder aber raſ'te drinnen die Zwietracht: denn das

Geſetz ſchaffte kein Recht mehr, darum trat die Fauſt in ihr Recht, und es geſchah wie geſchrieben ſteht: daß Jedermanns Hand war wider ſeinen Nächſten. Dazumal wurde der Fromme und Gerechte unterdrückt; wer aber ſtark war und des Gebotes ſpottete, der übermochte ſie Alle.

Nun liegt inmitten Deutſchlands, da wo man von Aſchaffenburg hinübergeht nach Wertheim oder Würzburg, eine fürchterlicher Wald, den die alten Lieder den Spechtesbart heißen. Der hat Holz aller Art. Aus den tiefen Thälern ſtreben gewaltige Eichen zum Licht, und zwiſchen ihnen lacht das hellere Laub der Buchen und die weißen Stämme der Birken. Oben aber auf den Gipfeln hat ſich die Tochter der Luft, die liebe Buhle des Windes, die Tanne, ihre Wohnung in tiefgeklüftetem Geſtein gegründet, oder dichter Föhrenwald deckt ſich, wie eine Haube von dunkelgrünem Sammt, auf die kahle rothe Felſenſcheitel. Wer da hindurchwandert am hellen Sommermittag, wenn der Wald ſtill wird und Mittagſchlaf hält, der empfindet auch jetzt noch das leiſe Rauſchen des Geiſtes der Natur durch's dürre und durch's grüne Laub, und fühlt ſich mit ſeligem Schauer einer fremden und doch wunderguten Macht hingegeben, die ihm den irren Geiſt mit Ruhe und die lebensmüde Seele mit Frieden erfüllt, und ſeinen kranken Leib erfriſcht mit ewig jugendlichem Duft aus Wald und Moos und Quell, bis ſie ihn endlich geheilt von allen Wunden wieder hinaus entläßt in das arbeitſam dahinrollende Leben in Dorf und Stadt, auf Markt und Acker. Und doch iſt jetzt der Wald gelichtet und ohne Wildniß: einſt aber war's anders, da gehörte er nur den Geiſtern, und kein menſchlicher Fuß drang in ſeinen innerſten Kern. Nur an den Säumen des Forſtes, da, wo er in's flache Land des Mainſtroms ſich ſenkt, arbeitete ihm das Beil des einſamen Siedlers entgegen, oder ein Klausner baute im Bachthale ſeine Hütte, oder emſige Kloſtermönche gewannen der übermächtigen Natur mit raſtloſer Mühe den Boden ab, auf welchem hinfort die Ausſaat des Geiſtes beginnen ſollte.

Damals ſtand, wo der Wald von Eſſelbach aus ſich in einem engen Bachthal zum Main hinabzieht und auf Kreuzwertheim niederſchaut, eine ſtarke Ritterburg, einſt ein Schirm der Gegend, wenn etwa Normannen von Mainz und Frankfurt aus in ihren flachen Böten den Fluß hinauffuhren und nach dem Gut der Klöſter trachteten, oft auch ein gaſtliches Haus für den einſamen Wanderer auf der ſtillen Straße am Fluß hin, jetzt aber, in der argen Zeit der wilden Gährung, ein Raubſchloß und eine Zwingburg für alles Land rings umher. Von Anfang wohnte dort ein wackerer Ritter des großen Karl, der ihn als Pfleger und Grafen der Landſchaft dorthin geſetzt und ihm ſelber die ſtarke Burg gebaut hatte. Er und ſeine Söhne regierten meiſterlich, und das Land blühete im Schatten des geſegneten Stammes. Wie aber die Kaiſerkrone ihre Macht verlor, da ſammelte ein Knecht des Schloſſes aus dem ganzen Lande einen Schwarm von Böſewichtern, Räubern und Mördern, erhub ſich in Fehde wider den letzten Grafen und drang durch Verrath in tiefer Nacht in's Schloß ein. Ohne Panzer ſtürzte der greiſe Mann dem Schwarme entgegen: da traf der Morgenſtern des Verräthers ſein Haupt, und er fiel als getreuer Ritter im Kampfe wider Frevel auf der Stelle, die ſein Kaiſer ihm anvertraut. Nun brach fürchterliches Getümmel im Schloſſe hervor, die Dienſtmannen des erſchlagenen Grafen fochten bis auf den letzten vom mittlern Thurm, aber die Mörder legten Feuer an die Pforten, und die Tapfern ſtarben im Dampfe. Robert aber, der ſündige Führer der Räuber, ſuchte überall nach den beiden Kindern des Grafen, um ſie zu tödten und ſpäter Rache zu entfliehen; doch ſie waren im Brand und Getöſe entkommen, Niemand wußte wohin. Da ſchlug er ſich im Taumel des Sieges die Sorgen aus der Seele, und ſaß hinfort als Raubritter auf der hohen Burg, von wo er mit Falkenaugen auf das Schiff des Kaufmanns im Strome und auf den Wanderer am Strande hinabſah und mit Falkenſchnelle auf die Unglücklichen niederſtürzte. Das Land wurde bald öde, die Bauern zogen ſich von ihren alten Hufen Landes zurück, der Fremde mied die gefahrvolle Straße: aber weit ringsum zogen die beuteluſtigen Schaaren, und ſelbſt Würzburg und Aſchaffenburg zitterten hinter ihren ſtarken Thoren.

In jener ſchrecklichen Nacht erſtiegen zwei Männer eilfertig die ſanften Abhänge des Spechtwaldes, die hinter der Burg aufſtiegen. Es war der Burgkaplan und ein alter Diener des Grafen. Jener hatte die Heiligthümer ſammt dem Kelch, dieſer die Grafenkrone und das Schwert des Ahnherrn gerettet. Der Diener trug einen kleinen Knaben auf dem Arm, einen andern größern führte der Kaplan an der Hand. Sie ſahen den Brand des Thurmes unter ſich, nach welchem das jüngſte Kind ſeine Aermchen lautlachend ausſtreckte, ſie hörten das Todesächzen der erſtickenden Getreuen und dann das wilde Jauchzen der ſchwelgenden Sieger. Oben am Walde aber hielten ſie ſtill und boten ſich die Hand und ſahen ſich beim Sternenlicht ernſt in's Auge. Dann reichte der Diener das kleine Brüderchen dem ältern Knaben herunter; das ſchlug die Arme um den Nacken des Bruders und küßte ihn auf den Mund. In zehn Jahren! ſagte der Diener; Dominus tecum! erwiederte der Geiſtliche. Damit ſchieden ſie; der Diener ging vorwärts in den Wald, wo man jetzt nach Würzburg wandert; der Kaplan wandte ſich links, wo ein leiſegetretener Pfad in der Richtung von Aſchaffenburg fortlief.

Konrad, ſo hieß der ältere Sohn des Grafen, erwachte am folgenden Morgen in einem engen, grünen Thal, eine Hängebirke neigte ihre Zweige über ihn hinab, ein Reh ſtand neugierig auf ihn gebeugt und ſah ihn mit den treuen, braunen Augen an: als er ſich regte, ſetzte es mit kurzen Sprüngen über den Bach, der unten durch niedres Erlengehölz floß. Reife Beeren in Maſſe wuchſen rings an den Abhängen, wo die Sonne ihre mächtigen Strahlen auf baumloſe Felſen ſenkrecht hinabſchoß. Konrad ſtaunte über die ihm noch unbekannte Einſamkeit; bald aber trat der Kaplan zu ihm, der bereits die Stelle zu einer Hütte ausgeſucht hatte, da wo der Wald in's Wieſenthal hinabglitt und gegen die Mittagſonne Schatten bot. Viele Tage arbeiteten ſie daran, gefallene oder durch Windbruch geknickte Stämme von den Nachbarhöhen herbeizutragen und mittelſt einer Streitaxt zuzuhauen, welche der Geiſtliche auf den Fall eines Angriffs durch Menſchen oder wilde Thiere mitgebracht hatte. Denn zu jener Zeit, wo Jedermann das Schwert führte zu Schutz oder Trutz, waren auch die Prieſter wohlgeübte kriegeriſche Leute, und lebte gar mancher Biſchof, der unter dem violblauen Mantel den Panzer trug, und erſt den Feind erlegte, bevor er ſeine Beicht hörte und ihm die Wegzehrung ſpendete. Alſo war auch dieſer Burgkaplan vor Zeiten ein ſtarker Dienſtmann des alten Grafen geweſen, und verſtand alle Reiterkünſte und Waffenwerk gar trefflich. Nun aber wuchs ihm da mitten im tiefen Wald die alte Kraft jugendlich wieder auf, und er zimmerte mit Hülfe des Knaben ein ſtattliches Haus von rohen Stämmen, zog auch einen Zaun von Planken um das ganze Wieſenthal, damit das Wild nicht ihre künftigen Werke zerſtören möchte. Darauf befahl er dem Knaben die Hütte und zog hinunter zum Ufer des Fluſſes; dort holte er Grabſcheit und allerlei Gewaffen, Samen zu Korn und guten Kräutern, auch etliche Bücher: damit kehrte er durch's Bachthal zu ſeinem Schützling zurück.

Alſo lebten da die Beiden viele Jahre lang, und die Tage rauſchten ihnen raſch vorüber. Der Alte lehrte den Jungen Jagd und Fiſcherei, doch jagten ſie nur auf wilde Thiere, auf Bär und Wolf, die das milde, liebe Reh ängſten und des Menſchen ſtille Wohnung und friedliches Leben gefährden. Speiſe gab ihnen reichlich das Korn, das ihrer Hände Arbeit gewann, Labſal der Bach und die Beere des Waldes. Aber im Winter laſen ſie in alten Schriften von heiligen Männern und Frauen, doch nicht minder von Ritterthum und Minne, denn der Greis erzog den Jüngling zum Rächer, nicht zum lammfrommen Mönche. Nun las der Knabe viel von Frauen und Frauenſchöne, und wußte doch nicht, was ein Weib ſey. Denn die Erinnerungen ſeiner Kindheit waren von der Flammennacht ſeiner Flucht hinweggebrannt, und in die Waldgründe kam kein fremder Mann, viel minder ein Weib.

Da faßte ihn ein heißes Gelüſten, das zu ſchauen, was Lieder und Sagen als das Allervollkommenſte und Schönſte prieſen, und aus dieſem Sehnen quoll ihm die Luſt des eignen Liedes. An einem kühlen Abend war's, als der Bach im Schweigen des Sonnenuntergangs lauter hinabrauſchte in die bunte Welt draußen über dem Gebirg, und der Jüngling ſich mit der fliehenden Welle gezogen fühlte in den rothen Abendſchein, der mächtig über dem Walde hinaufflutete — da auf einmal ſprang aus ſeiner Bruſt, er wußte nicht wie, das allererſte Lied, Wort und Sangesweiſe zugleich. Denn im Rauſchen des Bachs vernahm er abwechſelnde Töne, die ſang er nach in Höhe und Tiefe: auch ſchlugen zwei Nachtigallen mit gleich endendem Wechſelſchlag, das gab ihm den Reim; dicht bei ihm aber pochte der Specht auf einem harten Stamme ſeine gleichen Schläge, darnach maß er den Wechſel von Hebung und Senkung: das Alles klang aus ihm hervor wie ein längſt Fertiges und er ſang in den Widerhall hinein das Lied:

Welle darfſt du nimmer weilen,
Nie zu mir in Liebe glühn?
Sprich, was zwingt dich, fortzueilen
Aus des Waldes trautem Grün?
Laß in Liebe ungemeſſen
An die heiße Bruſt dich preſſen!
Faß' ich dich, laß' ich dich nimmer von hier —
Wehe, du fliehſt und ich lodre nach dir!

Hindin, braune, holde, ſchlanke,
Lockt dich ſo die Waldesnacht?

Warum meideſt du die Schranke,
Drin mein lieber Garten lacht?
Laß mit holdem Wort dir ſchmeicheln,
Laß dich koſen, laß dich ſtreicheln!
Wehe, du fliehſt in geflügelter Zier,
Ach und du läſſeſt mich Einſamen hier!

Keine Wellen, keine Hinden
Gleichen doch dem holden Bild,
Das ich nie vermocht zu finden,
Doch im Herzen ſteht es mild.
Oft wohl mein' ich, aus den weiten
Wäldern müßt' es grüßend ſchreiten —
Selige Schönheit, enthülle dich mir!
Weh, du zerrinnſt und ich lodre nach dir!

Es rauſchte hinter Konrad; der Kaplan ſtand da und ſchaute mit leuchtendem Auge ſeinen Schüler an. Ich habe Dich gehört, ſprach er, Du biſt ein Sänger geworden, und weißt es ſelber nicht. In deutſcher Zunge kannte noch Niemand die Kunſt des weltlichen Liedes, welche Dir Gott in Deinen Mund gelegt hat. Du biſt reif, ich halte Dich nicht länger. Morgen ſoll das Werk Deines Lebens beginnen, morgen dieß Sehnen den Weg finden, der es zum Ziele bringt. Folge mir in die Hütte, in der Du zum letzten Male ruhen wirſt.

Der Jüngling ſchauderte; das Thal war ſeine Welt, die Hütte ſein Königreich; er faßte es nicht, daß es draußen noch ein Leben gebe und ein andres Wirken und Schaffen. Aber um Mitternacht, bei trüber Lampe, hatte der Alte die Geiſter der Ahnen ſchon aufgeweckt, die in der Bruſt des Ritterſohnes begraben lagen: Rache an dem Mörder ſeines Vaters, Kampf um Recht und Ehre, holder Gruß der Frauen ſpiegelten ſich mit irdiſchem Edelſteinglanz im Kryſtall ſeiner himmliſchreinen Seele. Er wußte, was ihm auferlegt war; er wollte den Bruder und bei ihm Schwert und Krone ſuchen, dann den Feind angreifen, und zu dem Kaplan zurückkehrend die Heiligthümer in ihr Tabernakel heimführen. Mehr wußte er nicht; er ahnete nicht Gefahr, denn er kannte ſie kaum — ſo Weniges war genug ihn zum Mann zu machen.

Es war Morgen. Der Kapellan führte Konrad tief in den Wald auf einen Fleck, wo der Winterſturm eine Lichtung gebrochen hatte. Weit, wohl eine Tagereiſe entfernt ſah ein Berghaupt über die Baumtrümmer herein; das wies der Alte ſeinem Schüler. Drei Tannen ſtehen droben, ſo ſprach er: kommſt Du näher, ſo wirſt Du ſie erkennen. Dorthin geht dein Pfad. Oben ſtürzt ein Bach aus dem Geſtein, nach Mittag, abwärts: dem folge unabläſſig, bis er in Felſen verſchwindet: dann wirſt du den Bruder finden. Weinend entließ er den Geliebten, aber Konrads Augen glänzten vor Freude, nach Abenteuern ausſchauend, glühend in Thatenluſt. Er ging in die Waldesnacht hinein: im Thal braute noch der Nebel, aber die Berghäupter glimmen im

Morgenroth, und hinter ihnen that ſich blau und glänzend wie eine wunderbare Zukunft das Thor des Aethers auf. Mit der Streitart hieb er ſich Bahn, die junge Eiche borſt vor ſeinem Fußtritt, das Wild aber ſpielte ruhig fort auf den Weideplätzen. Er raſtete unter Brombeerſträuchern, Kühlung, Ruhe und Speiſe zugleich genießend; der Bach gab ihm die ſchäumende Milch ſeiner donnernden Fälle. Wohl hätte ein andres Herz gebangt in der ſchauerlichen Einſamkeit, aber Konrad ging ſorglos ſeinen Weg und grüßte Blumen und Thiere an denen er vorbeikam. Als der Mond aufging, ſah er die drei Tannen auf dem Berge, mit ſinkender Kraft ſtrebte er hinauf und ruhete da zu Nacht; ihn wiegte auf weichem Mooſe der aus den Thälern dumpfrauſchende Wald in feſten Schlaf. Doch ließ die Thatkraft ihn nicht gar lange feiern; als die Sonne kam, hatte er ſchon die Quelle des Baches gefunden, und ſtieg auf deſſen abgewaſchenen Felsquadern hinab, immer der Sonne entgegen, die nach dem Mittag hin ihren Lauf hub. Aber der Weg wurde beſchwerlicher. Oft brauſte neben ihm die hüpfende Flut, oft auch bot nur das Bette des Gießbachs ihm den Weg durch enges Felſengekluft; er lief mit der Welle um die Wette, aber ſie kannte ihren alten Weg beſſer und ließ ihn ſpottend zurück. Mattigkeit faßte ihn, oft und öfter mußte er raſten; und ſo heiß die Sehnſucht nach den neuen Menſchen ihn vorwärts trieb, es wurde wiederum Nacht, ehe er das tiefſte Thal erreichte. Da trat ein mächtiger

Fels ihm entgegen, vor dem der Bach in einen tiefen klaren See ſich zuſammendämmte; aber unter dem Spiegel des See's gohr es donnertönig, Schaum quoll empor, und Konrad ſah, daß durch einen dunkeln Riß in grauſer Tiefe der Bach ſich fortwühlte. Das alſo war der Ort: hier ging der Bach in Felſen verloren, hier mußte der Bruder weilen. Der Mond kam — ach, er beſchien nur Bäume und Felsblöcke. Nirgends eine Spur der tilgenden Menſchenhand: in unberührter Jungfräulichkeit, ſtreng und herbe, ſchaute die Waldlandſchaft den Sehnenden an. Ein mächtiger Schmerz zerwühlte ſeine Bruſt; es war die erſte Täuſchung, die erſte Ahnung eines unermeßlichen Verluſtes, die dieß junge Leben durchſchnitt. Er drückte die heiße Stirn an den Fels, und zog ſie zurück, als er die feuchte Steinkälte empfand; er preßte ſich mit dem pochenden Herzen an einen Baum, und mußte ihn fahren laſſen, denn ein abgebrochener Zweig drückte ſich rauh und ſchmerzend wider ſeine Bruſt. Der Fels aber zeigte ihm im ſcharfen Nordlicht ſein Rieſenhaupt wie die Züge eines verzerrten hohnlachenden Angeſichts.

Da fiel ihm ein, daß beſſer, als er, der Bach den Weg wiſſe, der aus dem Gebirg zu Menſchen führe. Denn er gedachte, wie auch der alte Kapellan immer dem Bache, der ſein Thal durchfloß, gefolgt ſey und ihm dann von der großen Stadt erzählt habe mit den vielen Menſchen und Häuſern und Kirchen darin, und von dem Fluſſe, der den Bach dort unten aufnehme.

Ach der Arme, er wußte nicht, daß noch viele Tage lang der Bach zu fließen hatte, ehe er den Rand des unermeßlichen Waldes erreichte: ſein Sinnen ging dahin, den Bach hinter dem Felſen wiederzufinden. Das Geſtein war unerſteiglich; ſchon auf den erſten Stufen glitt ihm der Fuß aus. Alſo wollte er den Felſen umgehen und wandte ſich ins tiefere Thal durch eine weite Kluft hinab. Nicht weit kam er, da hörte er ſchon zur Seite abwärts lautes Rauſchen, und ſah tief unter ſich eine uralte Eiche ihre ſaftigen Wipfel hoch über das niedere Holz ins Mondlicht ſtrecken. Der gewaltige Wuchs des Baumes, wie er noch keinen geſehen, bekundete die Nähe des Waſſers; dorthin ſtürzte der erſehnte Bach aus dem verſchloſſenen Felſen hinab.

Hochwald nahm den Jüngling auf, unter den mächtigen Bäumen kam kein junges Reisholz fort. Alſo ging er mit unbehindertem Schritte voran, und begann ſein Lied zu ſingen:

Oft wohl mein' ich, aus den weiten
Wäldern müßt' es grüßend ſchreiten
Selige Schönheit, enthülle dich mir!

Da faßte es ihn mit einem wunderbaren Schauder, als würde Alles Wahrheit, was er oft überſchwänglich ſich geträumt. Aus den Bäumen ſchimmerte ihm ein Waſſerſpiegel entgegen, der ungeheure unten geborſtene Eichbaum nahm ihn in ſeinen Schatten, er trat auf einen weiten grünen Raſenfleck. Aber vor ihm, wo der Bach in ſchäumendem Sturz ſich brach, ſtand grell vom Mondlicht beleuchtet im Fall der Tropfen eine Geſtalt. Sein Blut ſtarrte, ſein Herzſchlag ſtockte, er meinte zu ſterben, aber ſein Geiſt jubelte durch alle ſeine Schrecken hindurch — es war, was er erſehnte, es war ein Weib. Ihr naſſes Haar lag um die regungsloſe marmorweiße Geſtalt, es war ihre einzige Hülle; ihre herzverzehrenden Augen ruhten wandellos auf dem Jüngling. Der Staubbach übergoß den wundervollen Leib mit einzelnen Tropfen und ſchlang um das Haupt als Diadem einen Mondregenbogen; um den ſchönen Fuß ſchmiegte ſich die langſam verrinnende Welle. Kein Schimmer der Röthe durchflutete das zauberhafte Bild, als der Jüngling vortrat und nun ſelbſt ſichtbar im Scheine des Mondes daſtand; nur ein Lächeln ſchwebte zwiſchen den braunen Schlangen des prächtigen Haares über das weiße Geſicht.

Kaum fand der Jüngling ſeine Sprache; er rief mit zitterndem Tone: Wer biſt Du?

Das Weib erbebte und neigte ſich, alſo daß ihr Haar die ganze Geſtalt verbarg. Wer hat Dein Auge geöffnet, Sterblicher, daß Du mich zu ſchauen vermagſt? Geh Deinen Pfad ungefragt, und laß mich meinen Brüdern Mond und Bach; es thut Dir und Deiner Sippe nicht gut uns zu ſchauen.

Du ſtößeſt mich von Dir, rief Konrad mit bitterm Schmerz. Du redeſt menſchlich, und biſt doch ſo kalt wie Waſſer und Fels! Ich habe eine Frage an Dich, doch ſage mir zuvor wer Du biſt, denn Du lebſt und ich lebe auch, wir zwei allein im tiefſten Forſt, in grauſer Nacht.

Thor! rief ſie ſtolz, weil keiner von Adams Blut Dir hier begegnet, wähnſt Du allein zu ſein? Lebt nicht dieſer Bach und umſpinnt er nicht mit ſüßer Luſt meine Schönheit? Lebt nicht der Baum, den Deine Axt frevelnd fällt? Schau jene Eiche, ſie lebt wie Du, denn ich bin ihr lebendiges Herz.

Und wie nenn' ich Dich?

Meinen Namen weiß, der mich ſchuf. Ihr Menſchen nennt uns, wie wir es euch offenbaren, darum wechſelt unſer Name mit den Zungen der Völker. Eiche bin ich jetzt genannt; einſt war ich im Süden, und ein großer König hat mit Egeria ſelig geſchwärmt.

Alſo biſt Du frei vom Tode?

Ewig wie Du, aber unwandelbar. Doch kenne ich Todesweh. Wenn eure rohe Hand meinen Baum mordet, und ſeine ſaftige Krone zum Fall ſich neigt, dann verdorrt mit ihm auch mein Herz, und ich ſchlafe unter Schmerzen ein. Doch o Luſt, wenn dann ein junger Frühling meine Bruſt mit mildem Hauche küßt und das Eis des Herzens löſt, wenn ich dann in einem neuen kraftvoll emporſtrebenden Baume wieder auferſtehe, und tauſend Lebensjahre uns auf's Neue ſich ausdehnen!

Und was wird Dein Ende ſein?

Leben im Born des Lebens, aus dem ich hervorgeſprungen bin.

So kennſt Du den Einen, Ewigen, und nennſt ihn auch Deinen Gott?

Vor Zeiten hieß ich ſelber eine Göttin, und Roms Jungfrauen brachten mir Trankopfer, denn ich hatte ihrem Könige Weisheit und Geſetz gelehrt. Sie ahnten was wahr iſt: ich bin ein Hauch aus Ihm, ein Laut im Donnerecho des Wortes, das er ſprach: Es werde! Er liebt uns wie euch, er ſendet ſeinen Thau und ſeinen Sturmwind, uns zu erquicken, und naht er im Gewitter, ſo rauſchen wir ihm jauchzend entgegen aus allen Zweigen.

Aber weißt Du auch von des Himmels Seligkeit?

Schwacher Thor, rief ſie, der mehr Seligkeit braucht als er ſchon hat! Ich bin ſelig von Anbeginn. Aber wie möchteſt Du das faſſen? O wenn im Lenz alle Knospen ſpringen und die leiſe Blüthe ſich erſchließt, wenn dann in die wolluſtzitternden Kelche der Duft des Nachbarbaums ſchwelgend eindringt und der lange Sommer eine einzige Brautnacht wird, wenn ich drinnen im Marke die Flammenluſt jeder einzelnen Blüthe mitempfinde und raſtlos aus dem Felſenſchooße die feuchte Lebenskraft ſauge und in die Wipfel hinauftreibe mit wilder Leidenſchaft, wenn dann im Mutterſchooß jeglicher Blüthe die Frucht reift und die Eichel ſich dem Taglicht entgegenrundet, wenn der ganze Baum bebt in tauſendfacher Mutterwonne — armer Sterblicher, geh' und freie Dein Weib zum kurzen Genuß, aber rede nicht von Seligkeit zur Jungfrau des Baumes!

Und wie ſie ſo ſprach, da wuchs ihre Geſtalt wieder hoch empor, und der Mond fiel heller auf Stirn und Buſen. Der Jüngling ſchwindelte in Grauſen und Luſt, doch wuchs ihm der Muth in der Nähe der Gewaltigen. Er fühlte, daß auch in ihm eine Lebensflamme glühte, würdig ein Geiſterleben als gleichgeboren zu umſpielen. Ein wildes Sehnen zog ihn zu dem ſchönen Weibe; herrlicher als alle ſeine Träume ſtand eine lebendig gewordene Wahrheit vor ihm, er ahnte, daß unter allen Weltgeſtalten, die wie Schattenbilder in ſeiner jungen Seele ſchlummerten, keine dieſem Bilde gleichzukommen vermöge. Alles was er von Minne geleſen, Schmerz und Jubel, Tod und Leben, Heldenmuth und Verzweiflung, tobte in ihm, ein entſetzliches Hoffen bäumte ſich in ſeiner Seele empor. Er trat nah zu der Elfin und ſprach: Kannſt Du lieben?

Da zitterte ſie zuſammen und flüſterte: Ich habe es gekonnt. Weißt Du von dem Manne, der zweimal gelebt hat, von dem ſchönen Jüngling aus Athen? Seine Roſſe zerriſſen ihn, ich fing ſeine todſtöhnenden Odemzüge auf und hauchte ſie ihm küſſend wieder ein im Haine Aricia's; er lebte auf, und meine kalten Arme rötheten ſich von der Glut ſeiner Leidenſchaft. Dann fand mich Numa in kühler Grotte; ein Waſſerſturz ergoß ſich vor dem Eingang, und durch ihn ſchimmerte mit gebrochenen ſpiegelnden Lichtern der Tag. Weisheit ſuchend war er in die Wildniß gegangen, und er fand Weisheit, indem er ſich zum Gott umſchuf an meiner Bruſt. Aber auch Hippolytus ſtarb und Numa — nur wir ſind ewig. Ich beſchloß, einſam zu bleiben, und wuchs in dieſem Walde neu auf, wohin kein lockendes Menſchenantlitz dringt.

So hat das Schickſal Deinen Entſchluß bezwungen, rief der Jüngling wildbegeiſtert. Ich bin da, ich lebe, und mein Herz ſchlägt ſtark, wie das Herz Derer, die Du vor mir geliebt. Sei mein!

Niemals, ſagte ſie trübe. Wer uns angehört, der iſt in ſeiner Welt nicht mehr heimiſch. Du würdeſt nicht froh mehr werden draußen unter den Menſchen. Wir, die Kinder der Natur, ſind ohne Lüge wie ohne Gram, euch geziemt halbes, gedämpftes Licht und die Wehmuth, die zwiſchen Luſt und Schmerz ſchwankt. Nur wen die Welt grauſam betrog, der kann bei uns heimiſch werden; wer draußen nichts mehr beſitzt, kein Herz, kein Haus, kein geliebtes Grab mehr, den nimmt die Natur an ihr Herz, den läßt ſie aber auch nie wieder fort aus ihrer Stille. Du haſt ein ander Ziel, Du ringſt noch nach That und Abenteuer — gehe hin zu Deinen Brüdern!

Er antwortete: Ich habe ſie geſucht und nicht gefunden. Haſt Du nie Menſchen in dieſem Forſte geſehen?

Ja, einen Greis und einen Knaben. Sie wohnten dort im Thal unter dem ſchwebenden Felſen. Nun aber ſah ich ſie lang nicht mehr. Die Bäume ſagen, der Knabe ſei fortgezogen in's offne Land hinein.

Und wo ſind' ich ihn?

Frage die Geiſter, die ſeinen wandernden Fuß belauſcht haben. In der kommenden Nacht, wenn der

Mond voll wird, treffen ſich die Kinder des Waldes auf der Elfenwieſe. Dein Auge iſt geöffnet, dein Herz muthig: Du magſt uns dort fragen.

Wie find' ich den Ort?

Am Kreuz des Todten gehet der Weg, es ſteht am Bache, dort zieht er rechts durch den Wald nach dem ſteinernen Mönch, ſeine Hand weiſet Dich zur ſpinnenden Jungfrau. Wo ſie ſitzt, da iſt die Elfenwieſe. Aber eile, denn für einen Sterblichen iſt der Pfad weit und wird Deine Kraft lähmen.

Werd' ich auch Dich wiederſehen?

Eiche fehlt nie am Throne der Königin. Aber ſprich, ob Du ſchon gefeit biſt? Wo nicht, wehe Dir, wenn Du unter die Geiſter trittſt. Sinnverwirrend blicken aus dunkeln Locken die Tannenjungfrauen Dich an, und wer die Nymphen der Quellen ſchaut, erblindet. Nur der Sänger mag es ungefährdet, doch nicht ohne die Weihe.

Ich bin Sänger, ſprach der Jüngling, aber von welcher Weihe ſprichſt Du?

Tritt zu mir und ſchaue mir ſcharf in's Auge.

Ihm war, wie dem Wanderer, der plötzlich auf einen Felſengipfel verſchreitend, tief im Waldgrunde einen lichtblauen See erblickt, wie ſie wohl in ausgebrannten Feuerſchlunden ſich finden. Da ſchwindelt ihn: die Tiefe lockt ihn mächtig, als wäre ſie ein neuer, ſchönerer Himmel, er möchte hinabſtürzen in den unermeßlichen Abgrund und drunten ein neues Leben ſuchen. Alſo auch Konrad, als er in ihr Auge ſah: ſeine Sinne löſten ſich, es war ihm, als würden die Bande ſeines Denkens geſprengt und eine ſelige träumeriſche Verwirrung begänne in ſeinem Haupte. Da warf die Elfin den Lockenſchleier zurück, ihr Buſen preßte ſich an ihn, ſie umfaßte ſeinen Hals mit den blendenden Armen. Er fühlte den wunderbaren Leib, deſſen Formen ſich ihm weich anſchmiegten, er empfand einen Flammenkuß auf ſeinen Lippen, ſein Auge verſchwamm und ſchloß ſich im Rauſche niegeahnter Seligkeit — da rann es ihm aus den Armen wie ein Nebelbild, er vermochte die ſich Loswindende nicht zu halten, er blickte auf: ein weißer Lichtſtrahl ſchwebte im dunkeln Schatten des Eichbaums und umblitzte den düſtern Schlund ſeines Riſſes. Die Elfin war verſchwunden; der tief im Weſten niederſchwebende Mond umzog ſich mit blutiger Röthe, am Nordhimmel zuckte ein Wetterleuchten. Konrad ſank auf den Raſen, ſeine Gedanken verdämmerten in Wonne und in Schmerz; aber keine Angſt war mehr in ihm vor den Schauern der Nacht und dem Halbdunkel des Geiſterreiches, in welchem er ja nun heimiſch war.

Wie lange er ſo gelegen, wußte er nicht. Er vernahm leiſe, girrende Töne im Walde, es waren die Morgenlaute der Vögel, welche noch halb im Traum ihre Weiſen einübten. Mit lautem Rauſchen weckten die Bäume einander, um nicht den erſten Sonnengruß zu verſäumen. Das Wild ſprang über den grünen

Wieſenplatz, um am Sturzbache ſeinen Durſt zu löſchen, die Rehkälbchen tranken gierig, denn ſie hielten den weißen Schaum für Milch. Die Sonne kam: in ſieben Farben glühete der Bogen des Waſſerſturzes, der im Mondlicht als bleicher Kranz Eiche's Haupt umzogen hatte. Die Gegend war ſo wohlbekannt und doch wieder ſo ganz verändert, daß Konrad nur mit Mühe ſeine Erinnerungen ordnen konnte: faſt brannte die helle Morgenſonne ſie aus ſeiner Seele weg. Nur die drei Worte ſtanden noch lebhaft vor ihm, an denen er den Weg finden ſollte: das Kreuz des Todten, der ſteinerne Mönch, die ſpinnende Jungfrau. Er raffte ſich auf, dem Bache nachzugehn. Bald ſah er einen überhangenden Felſen, vor ihm eine Waldlichtung und einen Plankenzaun, ähnlich wie ſein eigener früherer Wohnſitz geweſen war. Hier alſo hatte der Bruder gewohnt. Nun aber war das Gehege öd' und wüſt, durch eine vermorſchte Planke gingen die Edelhirſche aus und ein, und weideten die grünen Kornhalme ab. In der Felshöhle lag mancherlei Geräth, mit Kohle waren fromme Lieder und kecke Reiterſprüche an die Wand angeſchrieben. Konrad ſtellte ſich vor, wie ſchmerzlich ſein Schickſal ſei, das ihn ſo nah am Ziele vom Gefährten ſeines Racheamtes ſchied, aber er vermochte dennoch keinen Schmerz zu empfinden. Er dachte daran, wie ſein Bruder ihn vielleicht ſuche in weiter Welt oder gar im öden Forſt, aber es that ihm nicht leid um ihn. So heiß er geſtern nach ihm ſich geſehnt, ſo todt war heute dieſe Empfindung. Auch die Welt lockte ihn nicht mehr, er war wie abgeſtorben gegen alle Gefühle und Ahnungen von Glück und Ruhm, die geſtern in ihm geſtrudelt. Nur dem Walde und deſſen Geiſtergewalten fühlte er ſich hingegeben und verfehmt. Mit ſeiner eignen Kälte grollend, verließ er den Ort und trat ſeine Wanderung dem Bach entlang an.

Das Kreuz des Todten ſchimmerte ihm entgegen, er las die uralte Schrift: ſie beſagte, daß lange vor Kaiſer Karl Heiden hier einen Mönch ermordet und ein ſpäterer Einſiedler dem Glaubensbruder dies Zeichen geſetzt hatte. Der Jüngling jauchzte bei dieſer ſchauerlichen Erinnerung, denn ſie ſagte ihm, daß er auf rechtem Wege ſey. Vom Kreuze zog ſich ein Felsgrund, auf dem kein Grün Wurzel faſſen konnte, rechts am Berge aufwärts, dem folgte er. Da ſchwebte hoch über ihm eine fürchterliche Steinmaſſe, braun von Moos und Wetterſchlag, die Sonne lag mit vollem Glanze darauf, und ihre ſcharfen Schatten malten menſchliche Züge auf das rauhe Gebild. Es war der ſteinerne Mönch. Seine Augen ſtarrten in die Ferne; ein Mooskranz umzog, einer Tonſur gleich, ſeine Scheitel: oben unter dem Blocke, der das Haupt bildete, hatte ſich eine Eiche zwiſchen Nacken und Rumpf eingewurzelt; ſie war verdorrt, und ihre fünf Aeſte ragten als knöcherne Fingerſpitzen des Rieſenarmes in die öde Felsgegend hinaus. Sie wieſen Konrad die Richtung: es ging ſteil bergabwärts von dem kahlen Felſenhaupte hinunter in lachende

Thäler. Auf einmal ſah er rings um ſich Kreiſe niedergetretenen Graſes, die ſich alle nach Einer Richtung hin verſchlangen und zierliche Windungen um die Bäume machten: daran erkannte er, daß er in's Gebiet der Elfen und auf ihren Tanzplatz eingetreten ſey. Da raſtete er nach langem Marſch unter Buchen und Strauchbeeren; noch war es lange bis zum Aufgang des Mondes, auf ferner Höhe ſtrahlte der ſteinerne Mönch noch im ſchaurigen Purpurglanz, von der Abendſonne umflutet. Dunkler und ſaftiger war hier im tiefen Thal das Grün der Bäume, mächtiger dufteten die Waldblumen, tief im Buſch lockte eine Nachtigall. Er raffte ſich von Neuem auf, noch wenige Schritte durch den Wald und er ſah im Dämmer des abendlichen Thalgrundes die ſpinnende Jungfrau vor ſich. Er wollte ſie anreden: da erſt ſah er, daß es eine Täuſchung war. Keine lebendige begrüßte ihn: eine Tanne war es nur, die der Sturm ſo ſeltſam geknickt, daß ſie ein lebendes Bild ſchien. Auf dem Stumpfe ſaß mit lodernden Augen eine entſetzliche Wildkatze, von den Elfen hierhergebannt, um den Platz bei Tageshelle zu hüten. Das Thier ſträubte ſeinen gelben Bart dem Jüngling entgegen und blies ihn an: er trat zurück, weil er ſich ſcheute, das den Geiſtern geweihete Thier auf der heiligen Stelle zu beſchädigen.

Nun zog die Nacht herauf und mit ihr der Mond. Die Stunde erfüllte ſich, welche Eiche ihm angeſagt hatte. Alle Zeichen waren eingetroffen, er hatte an ihnen die Beſtätigung, daß kein Traum ihn geäfft. Die Schatten wurden dunkler, ſchärfer, das Mondlicht ſilberner, kein Vogel ſchlug mehr. Aber fern aus dem Wald klangen Glöckchen her, die eine luſtige Tanzweiſe anſchlugen. Bei dieſem Tone ſprang die Wildkatz vom Stamme herunter und lief in den Wald, denn ſie wußte, daß ihr Amt nun vollendet ſei. Das fröhlichſte Schauſpiel bot ſich dem Jüngling dar. Der ganze Wald funkelte von kleinen Lichtern, die durchs Moos gehüpft kamen. Die kleinen Mooselfen waren die erſten auf dem Platze, weil ſie den großen Waldgeiſtern das Haus in Ordnung halten und zierlich aufputzen. Spinnweb war ihr Kleid, das hatten ſie mit Blumenſäften bunt gefärbt; die Weibchen trugen Königskerzen, deren gelbe Blumen ihre Lichtſpiegel waren, in die Blüthenſtengel hatten ſie Leuchtkäferchen feſtgeknebelt, die mit unwilligem Freiheitszorn doppelt hell leuchteten; die kleinen Männer aber hatten Wachskerzen gemacht aus Wachshöschen, die ſie nach tapferm Kampfe den Bienen von den Beinen abgezogen, oder auch düſtre Pechfackeln von dem Harz, das ſie aus Ameiſenhaufen zu mauſen pflegen. Das funkelte nun wunderprächtig, blau die Johannisfünkchen, weiß die Wachsflammen, und das Harz glutroth. Damit tanzten ſie nach ihren Glöcklein durcheinander, daß ſich rothe und blaue Kränze verſchlangen und weiße Sterne dazwiſchen aufblitzten und ſchlängelnd ſich wieder auflöſten, oder Kornblumen künſtlich ſich bildeten und weiße Roſen oder rothe Mohnwelche dazwiſchen gaukelten. Mit dieſem bunten ewig wechſelnden Farbentanz bedeckte ſich wohl die Hälfte des offnen Wieſenplatzes. Denn dieſer kleinen Elfen ſind gar viele, und warum? Sie haben ſo manche Geſchäfte, daß man's kaum glaubt. Wenn eine Blume zu ſchwach iſt ihre Knoſpe zu ſprengen, da kommen ſie mit den kleinen Fingerchen und helfen ihr. Wenn ein Räupchen in den Bach fällt, Gott was gibt das für Arbeit! Dann rudern ſie auf Aeſtchen hin und ſtoßen es mit Binſenhaken an's Ufer. Wenn ein Käfer auf dem Rücken liegt und nicht mehr auf kann, da hebeln und rucken ſie nach Leibeskräften, hernach hängen ſie ſich auch wohl zu zweien, dreien an ſo einen recht dicken Schröter, und er muß ſie brummend hoch in die Luft mitſchleppen. Aber ſo luſtig iſt die Arbeit nicht immer. Da ſteckt vielleicht ein Keimchen unterm Moos, das nicht aufkommt, weil es keine Sonne hat. Ach da müſſen ſie oft zu Dutzenden Tage lang auf einem Strauch ſitzen und die Blätter zurückgebogen halten, daß der Sonnenſtrahl durch kann. Freilich zu dieſem anſtrengenden und mühſamen Dienſt werden nur die verbraucht, welche ſich ein Vergehen haben zu Schulden kommen laſſen, als zum Beiſpiel wenn einer bei einem Rettungsaufruf zu ſpät kommt, oder im Gaſthof zur Roſe eingekehrt iſt und ſich im ſüßen Dufte ſo ſtark berauſcht hat, daß die andern kommen müſſen, ihn herauszuſchütteln und zu Hauſe ordentlich ins Moosbettchen legen. Das ſind aber nur die außerordentlichen Geſchäfte:

ihre tägliche Arbeit iſt, daß ſie das Waſſer des Regens und Thaues in alle die kleinen Blumen- und Mooskelche tragen, die unten am Boden ſtehen; da bleibt denn das Waſſer länger ſtehen und duftet kühl hinauf. Ohne dieß könnten ja all' die ſchönen Eichen und Buchen nicht wachſen und müßten in der Sommerhitze verdorren. Deßhalb werden ſie auch, ſo klein ſie ſind, von dem großen Baumeiſter ſehr geehrt und haben überall den Vortritt, und weil ſie doch am Tage ſo fleißig ſind, kann man ihnen wohl das Tanzen des Nachts vergönnen, denn wir Menſchen wollen auch einmal im Jahr Kirmeß haben und Sonntag Abend unſern Hopſer tanzen, und ſind doch lange nicht ſo fleißig wie ſie. Nur die Tannenjungfrauen und Fichtenmädchen machen ſich wenig aus dem kleinen Geſindel, denn ſie brauchen das Waſſer nicht ſo nöthig und ſind zu ernſt und düſter, um an den Spielen der Zwerglein Gefallen zu haben. Auch ſtreuen ſie ihre Nadeln unter ſich und legen alſo den Elfchen Fußangeln; darum wirſt du ſelten im Tannenwald blühendes Moos und feuchten Grund und grünes Laubwerk am Boden finden.

Wie nun dieſe Elfen allmiteinander auf den grünen Platz gekommen waren, da bildeten ſie zwei große gebogene Reihen, welche wie ein Regenbogen vielfarbig im Graſe ſchimmerten. Und durch die Reihen zogen die Schaaren der größern und mächtigern Geiſter herein. Die Bachkönige rauſchten im ſilberweißen Gewand daher, eine blitzende Krone von Kieſeln um's

Haupt: hinter ihnen die ſchwarzen, rothen und braunen Felsrieſen mit ſteinernen Hämmern; damit ſchlagen ſie die Felſen aus einander, daß ihre Geliebten, die Baumjungfrauen, ihre Wurzeln in die Spalten treiben können. Nun aber kam das Allerſchönſte. Die Baumweibchen ſchritten herbei. Zuerſt hellblond mit ſchlankem Wuchs und weißem Silbergewand die Birkenelfinnen, holdſeligen aufblühenden Kindern gleich; neben ihnen noch viel ſchlanker die Pappeln, welche ihr Plaudern und Flüſtern auch jetzt im feierlichen Aufzuge nicht laſſen konnten. Dann kam die Königin des Forſtes, die Rieſeneiche, die Bewohnerin eines Baumes, den nie ein Menſchenauge geſchaut hatte; denn er ſtand mitten im Walde auf unzugänglichem, von Bachgeiſtern ſtreng bewachten Felſen. Neben ihr ſah Konrad das geliebte Bild wandeln, das ihn geſtern an den ſchwellenden Buſen gedrückt. Auch heute wallte das braune Haar bis zum Knie nieder, aber es war in ſchmucke Zöpfe geflochten; ein dunkelgrünes Kleid umrauſchte die Glieder, welche ihm geſtern die Wonne eines kurzen Augenblicks geſchenkt hatten. Konrad merkte wohl, daß ſie eine der adlichſten Frauen unter Allen war, denn die Andern neigten ſich ſcheu vor ihr, und als die Königin ſich inmitten des Platzes auf den Thron ſetzte, den vorher das Waldungethüm bewacht hatte, da trat Eiche ihr zunächſt. Aber noch war der Schwarm nicht zu Ende. Die Tannenjungfrauen und Fichtenmädchen erſchienen; ihr Anblick war grauſig und doch zauberſchön.

Im ſchwarzen Gewand zogen Jene, leicht in Biegung und zierlich, ſchlank und gelenk: ihre Augen loderten von wilder klagender Glut, das ſchwarze Haar glänzte wie Metall im Mondlicht. Aber im rothen Bruſtpanzer hüpften die Fichtenmädchen daher, Fackeln vom Harz ihrer Bäume in der Hand, welche ihr Antlitz mit loderndem Roth übergoſſen, das Haar dunkel, doch von lichtem Purpurſchein durchblitzt. Vor ihnen ſchauderte der Jüngling im tiefſten Innern zuſammen; wenn ſie lachten, blitzten Flämmchen aus ihren Augen; wenn ſie ſich berührten, ſo loderten ihre Nadelkronen, und aus allen ihren Spitzen glommen Funken hervor. Dieſe können auch niemals einen Menſchen lieben; er würde, von dem erſten Kuſſe verſengt, in ihren Armen verſtöhnen. Man ſagt aber, daß ſie gern unter den Bergrieſen ſich die Geliebten wählen und ſo wild ihre Wurzeln in deren Bruſt ſchlagen, daß ſelbſt dieſe Starken in ihren Fugen ſich löſen und zuſammenbrechen. Zuletzt von Allen kamen aber als Hausmütterchen gar nett und zierlich angethan die Linden hergetrippelt; die hatten weite helle Kleidchen an und thaten ganz vertraulich. Eine aber nickte gar dem Jüngling einen freundlichen Gruß im Vorüberziehen zu: denn das ſind ſehr leutſelige Bäume und wohnen gern, wo Menſchen und zahme Bienen ſind, am liebſten auf Marktplätzen und an Dorfbrunnen. Da geben ſie den Liebenden einen dunkeln heimlichen Platz zu Nacht, der Schultheiß ruft da des Morgens die Bauern und der

Hirt das Vieh zuſammen, auch ruhen in dem Schatten die Schnitter gerne zu Mittag. Das lieben die guten Linden, denen es da beſſer zu Muthe iſt als im wüſten kalten Forſt; aber die Schweſtern, welche die andern ſtolzern Bäume bewohnen, ſpotten ſie oft dafür aus.

Wie nun Alles ſich um den Thron der Königin geſtellt hatte, da rauſchte aus der Waldnacht ein Schwarm Nachtigallen herbei, die ſetzten ſich auf einen Baum, wo man ſie nicht ſah. Hoch aus der Luft kam eine ganze Wolke von Maikäfern, die brummten einen tiefen Baß, als wenn ſie verdrießlich wären, daß die Geiſter ſie zu ihrem Dienſte zwängen mitten in der Nacht, wo Menſchen und Maikäfer am liebſten ſchlafen. Im naſſen Mooſe hörte man Unken und Glockenfröſchchen ihre Stimmen einüben. Die Elfchen aber ſchlugen auf ihre Glöcklein: das klang in den Maikäferbaß und die klagenden Alto's der Nachtigallen wie ein heller luſtiger Bubendiskant. Alles war in Stimmung: da trat ein großer Specht mit ehrſamen Schritten hervor und ſtellte ſich vor einen glatten Eichenblock, der da lag. Zuerſt hub er den Schweif auf und machte eine zierliche Reverenz vor der Königin: dann ſchaute er ſehr ſtolz und herriſch zum Orcheſter hinauf, rechts und links, erhub ſeinen Kopf, nickte dreimal, und ſchlug zum viertenmal kräftig mit dem Schnabel auf den Klotz, alſo daß man wohl ſah, er muſſe ein ausgelernter Kapellmeiſter ſeyn, weil er ſo viel Spektakel und Weſens beim Dirigiren machte. Da ging alsbald die Muſik los, daß Konrads

Herz jubelte; denn wir Menſchen hören immer nur, wie die Thiere ſolch Konzert einſtudiren, jeder für ſich, die Nachtigallen ihre Soli, die Maikäfer ihre Chorſtimmen, aber ſo recht zuſammen vernehmen es nur die Geiſter, und zu Zeiten die Sänger unter den Menſchen, welche gefeit ſind wie Konrad; und die können's denn den Waldſängern auch nachthun. Da nun die Geiſter das vernahmen, traten ſie an den Tanz; die Felsrieſen ſchwangen ſich mit den Tannenjungfern, die Bachkönige mit den Eichenmädchen und Pappeldirnen. Leiſe ging anfangs der Tanz, aber der Specht ſchlug ſtärker und ſchleuniger, die Nachtigallen nahmen ihre blitzenden Gänge hinauf und ſprangen dann in ihre tiefſten Bruſttöne hinunter, die Gewänder der Mädchen rauſchten, lockender läuteten die Elfenglocken, und durch alles lichte Tönen und Klingen wogten tiefe markverzehrende Laute ungewiß und bebend aus der Höhe, die der Nachthauch auf ſcharfgezackten Felſen orgelte. Konrad ſchwindelte, ihm war, als klinge drinnen ſeine ganze Seele in zitternder Wolluſt mit und müſſe zerſpringen. Da trat mitten aus dem wogenden Reigen ein Lindenmütterchen auf ihn zu, daſſelbe, das ihn vorher ſo freundlich gegrüßt hatte, und ſtreichelte ihm Haar und Kinn. Schau, mein Sohn Konrad, ſprach ſie, was Du hübſch geworden biſt! Hab' Dich wohl gekannt als Wickelkind, bin ja die Linde im Schloßhof Deiner Väter, haſt oft unter mir geſpielt, gelt, und mich lieb gehabt; biſt ja ein Sonntagskind und fühlſt, wo Geiſter ſind. Hab' Dich aber auch lieb, mein Goldjunge, bin oft Nachts aus meiner Rinde geſchlüpft und habe den ſüßen Duft aus meinen Blüten über die Wiege geſandt, davon biſt Du auch ſo geſund und hold und haſt Wangen wie Milch und Blut. Und wart nur, die alte Linda vergißt ihre Schützlinge nicht, wart nur, wart nur. Ehe aber der erſtaunte Jüngling antworten konnte, trippelte ſie ſchon wieder fort, und er ſah ſie in freundlichem Geplauder mit der Königin reden, die in ernſter Pracht auf dem Throne ſaß und auf das Getümmel ſchaute; auch Eiche ſtand bei ihr und tanzte nicht. Das Antlitz der Königin ward dunkel wie Nacht, ihre Augen flammten auf Konrad hinüber; ſie gab dem Specht einen Wink. Der ſchlug leiſer auf ſeinen Block; im Girren erſtarb Klage und Jauchzen der Nachtigallen; die Käfer flogen einer nach dem andern davon, ſo daß der Chor immer ſchwächer wurde; ein Glockenfroſch ließ die Tanzweiſe in eine langathmige Fermate auslaufen. Die Geiſter traten an ihren Platz zurück, die Königin winkte Konrad vorzutreten und ſprach:

Ihr Getreuen, unſre liebe Vaſallin Linda hat uns unerhörten Frevel aufgedeckt, der im Bereich unſrer Herrſchaft geſchehen iſt und täglich geſchieht. Dieſes Jünglings Schloß hat ein Räuber in ſeiner Fauſt; das Schloß ſteht in unſerm Bann. Wir weichen dem Geiſte des gerechten Mannes, der in Weisheit die Welt beherrſcht; aber wenn der Frevler in unſre Grenzen eindringt —

Wild brausten die verworrenen Stimmen der Waldgeiſter hervor; wie ferner zürnender Donner ſcholl ihr unwilliges Murren.

Ihr kennt das Geſetz, fuhr die Königin fort. Wo die Schuld wohnt, da üben die Geiſter der Natur das Zerſtorungsrecht, das uralte, heilige, und auf den Trümmern des Hauſes, in dem der Fluch gewohnt, webt der Wald ſeinen ſühnenden, blutbedeckenden Teppich. Jüngling, Du wirſt die Rache ſchauen am Mörder Deines Vaters!

Konrad neigte ſich tief. Ihr Mächtigen, ſprach er, verkündet mir noch Eines. Wo iſt mein Bruder?

Er ging unter meinen Rippen durch nach Oſten, antwortete ein Felſenrieſe.

Ich ſah ihn über die Wieſe gehen, weit von hier, am Waldſaum, flüſterte eine Pappel.

Daß weiß ich am beſten, ſagte Linda: er kam Abends als Bettler gekleidet in Roberts Schloß und weinte auf meinen Wurzeln. Mit Hunden ward er von ſeinem väterlichen Erbe gehetzt. Er ging knirſchend in's Land, hinauf am Mainſtrom.

Ich weiß auch wohin, ſagte eine Birke aus dem fernen ebnen Lande. Unter mir ruhete er und rief mit Thränen: Ich will zum Herzog Konrad im Frankenlande, daß er mir Recht ſchaffe.

Wohlan, rief die Königin, ſo iſt nicht Zeit zu verlieren, damit kein Sterblicher der Rache der Geiſter zuvorkomme.

Wann tanzen wir in Wolken und ſauſen im Sturmwind? fragte eine Stimme.

Morgen, wenn der Mond erliſcht, gab die Königin zur Antwort. Jüngling, laß alsdann dein Auge wacker ſein. Linda, ſei Mutter über ihn.

Da faßte die Linde den Jüngling freundlich in ihren Arm und rauſchte mit ihrem Gewand ihm ſanften Schlummer zu. Seine Kraft ſank zuſammen: vergebens ſpornte er ſein Auge ſo lang als möglich, um Eiche nicht aus den Blicken zu verlieren, zu mächtig war der Wille des Geiſtes, in deſſen Arm er ruhte. Vor ſeiner Seele verſchwammen die bunten Bilder der Nacht; er hörte fern und ferner die Elfenglocken verklingen, das Morgenrauſchen ging ſonnenverkündend durch den Wald. Noch einmal zwang er ſeine Wimpern: der Platz war leer, die Wildkatze ſchlich wieder auf ihren Wachtpoſten, er ſelbſt fühlte ſich in die Luft gehoben und vom Zugwinde kühl umſpielt; der Schlaf fiel bleiern auf ſeine Sinne.

Wohl iſt es ſelig im Arm der Geiſter zu raſten! Wir ahnen's oft, wenn wir zu Mittag in Feld oder Forſt unter einem kühlen Baume ruhen, und das wache Leben mit ſeinem arbeitenden Gebrauſe vor dem geſchloſſenen Auge verdämmert, drinnen aber die Zauberwelt des Traumes ſich erſchließt! Die Geiſter der Fluren und Bäume umgaukeln uns dann, und malen ſich in blaſſen Bildern des Traumes in unſrer Seele. Wenn wir erwachen, haben wir ihrer vergeſſen; doch in ahnender Erinnerung lächelt noch das innerſte Gemüth, und wir gehen neugeſtärkt dem thauigen Abend entgegen. So fühlte ſich der Jüngling, als er in der folgenden Mitternacht die Augen aufſchlug: in dem langen Schlafe waren die Mühen der vorigen Wandertage ſo ganz hinweggebannt worden, daß es ihm ſchwer wurde, ſich auf's Vergangene zu beſinnen. Er fand ſich auf einem Abhang, von wo ein weiter Blick in's ebne, baumloſe Land ſich aufthat: unten wand ſich ein glänzender Strom, es war der Main. Zu ſeinen Füßen lag auf ſanftem Abhang die Burg, ihre feſten, zinnengekrönten Thürme ſtanden dunkel gegen den mondhellen Nachthimmel, auf dem höchſten ſchimmerte wie ein rother Stern die Laterne des Thürmers. Wie ein Blitz durchfuhr den Jüngling die Erinnerung: er ſtand an derſelben Stelle, von wo er vor zehn Jahren den Brand ſeines Erbes geſchaut hatte. In lautes Weinen ergoß ſich ſein Gefühl; mit den Thränen quoll ihm jeder Groll fort, er hätte die Stätte ſegnen mögen, welche doch das Blut ſeines Vaters getrunken hatte. Ach er empfand es, daß dieß Schloß und das ſchöne Thal drunten nicht mehr ſeine Heimath ſey, ſeit der Wald ſein Herz gefangen hielt und Eiche's Zauberkuß ihn gefangen hatte. Er hätte gewünſcht, daß die Mondnacht friedlich fortdämmern möge über Burg und Land und Allen, die darin ſchliefen; alle Rachegedanken waren in ihm erloſchen. Aber die Geiſter ſind nicht ſo wankelmüthig wie die Sterblichen.

Vom Walde her, der über ihm in ſchwarzem

Schatten dalag, kam ein Rauſchen wie ein leiſer Windſtoß; es umpfiff die Zinnen der Burg, und tief unten plätſcherte der Strom lauter unter ſeinem Stoß. Wie Nachtvögel flogen ſchwarze Wolken auf und deckten, erſt für Augenblicke, dann nicht mehr weichend, die Mondſcheibe: nur ein unheimliches, ſchwefliches Leuchten, das in ihnen zuckte, ließ manchmal die Landſchaft in grellem Licht erſcheinen und nur hoffnungsloſer in Finſterniß verſinken. Lauter, wilder wurde Sturm und Waldesrauſchen; die Geiſter naheten. Ueber Konrads Haupt ſchwebte eine düſtre Tannenjungfrau mit leuchtender Harzfackel dahin, neben ihr Eiche. Furchtbar ſah die Geliebte aus. Ihr Antlitz glomm von dem Scheine der rothen Fackelglut, ihr Auge war groß und ſtreng vorwärts gerichtet, die vollen Lippen zuſammengepreßt, in ihrem wellenſchlagenden Haare ſpielte der Sturmwind. Das weite Gewand umflog ſie, von ſeinem Zuge wurde der Jüngling faſt niedergeworfen. Das grauſe Paar kreiste über der Burg, die Tannenjungfrau ſchleuderte ihre Fackel auf das Holzdach des oberſten Thurmes. Ihnen nach ſchwebten die Schweſtern, Harzblöcke fielen auf die Fackel nieder, Eiche fächelte den Brand in ſauſendem Fluge. Die Geiſter verſchwebten in dem dunkeln, blutigen Feuerqualm, der wirbelnd in die Höhe ſchlug. In der Burg regt' es ſich, das Horn des Thürmers klang, verworrener Weheruf tönte herauf; aber der Sturm kam immer tobender vom Walde herab und verſchlang höhnend die ſchwache Menſchenſtimme in ſein entſetzliches Lied. Ein Jauchzen ſcholl im tiefen Forſt — dann ein Krach, als börſte die Erde — und abermals Jauchzen. Bebend blickte Konrad empor. Im Schein der Flamme ſah er ein lachend verzerrtes Rieſenhaupt und zwei eherne Arme auf dem höchſten Gipfel: es war der Berggeiſt, der einen ungeheuern Felsblock aus der Bruſt der Erde geriſſen hatte. Leicht wie einen Ball warf er ihn die Höhe herab, von Zacken zu Zacken hüpfte zerſtörungsluſtig die gewaltige Maſſe und ſprang vom letzten Felshaupte in weitem Schwung gegen den brennenden Thurm herab. Vor dem Wurf des Geiſtes brach das feſte Werk des ſterblichen Armes donnernd zuſammen; der Block hüpfte fort und ſchlug platſchend in den Strom, der Thurm aber brach über den weiten Burghof nieder und goß ſein Flammenmeer über die tieferen Gebäude aus. Durch das Praſſeln der Flamme ſcholl Wehegeheul — es verhallte in Todesröcheln. Nur Ein Mann lebte noch; er riß die Pforte des Zwingers auf und klomm mit dem Sturme kämpfend den Pfad zum Berge empor, wo Konrad ſtand. Da trat Eiche neben den Jüngling. Dein Werk beginnt, ſprach ſie, dieſer Mann iſt Robert. Und bei dem Worte kochte es auf in Konrads Bruſt; Robert war ihm ſchon nahe und ſuchte den Schutz des Waldes gegen den Wind, der ihn ins Thal hinabzuſchleudern drohte. Donnernd rief er in die Nacht hinein: Wer widerſteht dem Element? Gebt mir einen Mann von Fleiſch und Blut! Da ſprang Konrad vor, die Streitaxt in der

Hand. Du haſt Deinen Wunſch, rief er, zieh Dein Schwert, ich bin der Sohn Deines gemordeten Herrn. Da jauchzte der wilde Räuber auf und ſprang wider den Jüngling. Dem aber quoll das Blut luſtig in den Adern, da er nun zum erſtenmal einem Feinde gegenüber ſtand. Durch die Nacht ziſchten die Hiebe; aber der ſtärkere Mann war in ſeinen Sinnen verſtört, der Unbewaffnete wich ihm aus und traf ihn mit der Streitart auf's Haupt: er taumelte zurück und rollte den Abhang hinab. Die Burg lag in Trümmern, nur die äußere Ringmauer ſtand noch und ein Reſt des Thurmes. Da ſchrie es laut aus den Lüften: Hülfe, Rettung! Unſere Schweſter Linda leidet Noth vom Feuer, zu Hülfe, Bach und Wind! Fern im Gebirg dröhnte es abermals; der kleine Bach, der friedlich zu Konrads Füßen floß, wurde größer und ſchäumte wild in ſeinem Gleiſe herunter. Bald folgten haushohe Wogen, alle Bachgeiſter des Waldes ſchüttelten von ihren Flügeln Waſſer in ihn herab. Plötzlich erſchien ein neues Wunder. Auf einem Wogenroß, roth und wild, ſeine Mähnen gekräuſelter Schaum, ritt der König des Bachs vorbei, vor ihm her Stein und Felsgeröll, ſein Bart wallte in die Flut hinein, eine entwurzelte Tanne hielt er als Lanze eingelegt und ſpornte das Roß gerade gegen das obere Thor des Zwingers. Vom ungeheuern Stoß brach das Thor und ein Theil der Mauer, triumphirend hielt der König ſeinen Einzug. Eine Dampfwolke erhub ſich im Kampfe von Glut und

Flut, die Wellen ſchoben die ziſchenden Balken, die rauchenden Mauerſtücke zum Abhang und ſtürzten mit ihnen ſiegesfroh zum Main hinunter. Der Sturm ließ nach, vom Oſten begegnet' ihm ein himmelentfaltender ſcharfer Hauch, der Mond that ſeinen Wolkenſchleier ab, gegen Morgen dämmerte es. Die Geiſter waren verſchwunden; auf der Stelle, wo das Schloß geſtanden, ragte nur noch die Linde zum Lichte empor, und kühlte ſich mit leiſem Rauſchen von den Gefahren und dem Qualme der Nacht; der Bachkönig hatte nur ſie in ſeinem grimmigen Angriff verſchont. Zum Jüngling aber, wie er ſo ſchmerzlich träumend über das Vatererbe hinſah, das nicht mehr war, trat Eiche; ſie umfaßte ihn und ſprach: Sieh mich noch einmal an, wie ich Dich anſehe, damit ich ſagen kann: ſo ſah er aus. Das wache Leben ruft Dich. Gehe dort hinab, da liegt Frankenland; Dein Bruder wird Dir begegnen. Du wirſt mich vergeſſen, denn nun ſehen wir uns nie wieder. Sie küßte ihn auf den Mund, und er ſtand verlaſſen und einſam auf dem Felsgipfel, vom Morgenroth umfloſſen.

Hörnerklang und Harniſchgeraſſel, Roſſestrab und gebietender Ruf der Führer bei den Fähnlein! Das ſtille Mainthal belebte ſich, und als der Morgen die Decke der Nacht emporhub, da ſchimmerte über dem Strome der reiſige Zug. Auf dem Berge, wo jetzt das Schloß von Wertheim ſteht, flatterte ein goldner Aar über einem bunten Zelt, und an dem Zelt zog eine blanke Heerſchaar von Fußknechten den Bergpfad herunter, anzuſchauen wie ein gewaltiger Schuppendrache, der durch eine Felsſchlucht ſich hinabwindet. Ihm begegnet durch's Thal der Tauber, die allda mit wildem Rauſchen in den Mainſtrom hineinſtürzt, der Schwarm der Reiter, und wie beide Züge unten im Grunde zuſammengekommen waren, da lüfteten ſie ihre Helme und ſchlugen Zelte auf und machten allwärts ihre Feuer an; die Roſſe aber gingen weiden in dem Gras und Schilf, das dort am Ufer wuchs. Ich ſage dir, hätte dich der Traum einmal aus unſrer friedlichen Zeit hinausgehoben in jene Tage und oben auf den Felſen geſtellt, und du hätteſt all die alterthümliche Waffenpracht geſehen und die ſtarken Roſſe und die herrlichen Männer, du hätteſt geſtaunt, wie Konrad ſtaunte, und jeden neuen Gepanzerten mit Jubelruf gegrüßt. Ja, da lag ſie nun vor ihm, die erſehnte, die reiche, farbige Welt, dicht unter ihm das luſtige Treiben, von dem er nur durch den Strom geſchieden wurde, weit dahinter aber ein nebelndes, ſonnenbeleuchtetes Land, einſame Kirchlein auf ragenden Höhen, in allen Thälern aber Mühlen und Dörfer; das weite blühende Gefild, das man Frankenland heißt, geglättet und geſchmückt durch die arbeitſame Menſchenhand, nicht einfärbig und düſter, wie der Speſſart, der ernſte Hüter ſeiner Jugend. Es war Alles, Alles, wie der Kaplan es ihm erzählt hatte, wie er ſelbſt aus ſeinen Kindestagen ſich der Gegend erinnerte

— ach! und doch wieder Alles ſo ganz anders, als er's in ſeiner Seele trug! Doch bald war ſein Staunen gebrochen durch ein tiefes, ſehnſüchtiges Schmachten in ſeinem Innerſten: es waren ja Menſchen, ſeine Brüder, die er dort unten ſah. Wären ſie nicht gekommen grade an jenem Morgen, wer weiß, ob er nicht in ſeinen Wald zurückgegangen wäre zu Eiche oder zu ſeiner Siedelei: nun aber zog eine freudige Angſt ſeinen Fuß von der öden Höhe in's Thal hinab. Drunten traf er mehrere Knappen: die waren auf einem hohlen Baumſtamm über den Fluß gerudert, um für ihre Wachtfeuer ein Paar Balken zu holen, die noch von dem zerſtörten Schloſſe da herumlagen. Er redete ſie an — ſie lachten, denn er ſprach zu ihnen ſo wunderlich und hochtönend, wie er es in den alten Geſchichten bei ſeinem Kaplan gefunden hatte, und dabei wählte er ſo ſeltſame Dinge zuſammen von dem zerſtörten Schloß und von den Waldfrauen und von Frau Linda insbeſondere, die allein noch übrig geblieben ſei, daß ſie meinten, er ſei wahnwitzig. Aber weil er ihnen verſtändlich machte, daß er mit hinüber wolle und die Menſchen beſehen, ſetzten ſie ihn vorn auf ihren Baumſtamm und ruderten gar bald über den Strom zurück.

Hatte aber Konrad ſich gewundert über den Heereszug da mitten im friedlichen Thal, ſo war unter den Kriegern des Verwunderns noch viel mehr, zumal dort oben im Zelt, wo der Feldherr mit ſeinen Gewaltigen ſaß und kopfſchüttelnd auf den Felſen am andern Stromufer hinüberſchaute. Dieſer Feldherr war ein hoher, ſtolzer Held mit düſtern Falten auf der Stirn, und ſein goldner Helmbuſch funkelte prächtig in der rothen Morgenſonne. Vor ihm aber neigten ſich auch all' die mächtigen Geſtalten, die ihn umgaben, und ſchwiegen beſcheidentlich, wenn er ſeinen Mund zum Reden aufthat. Und daß ich's euch ſage: der hohe Herr war Konrad, nach Gottes Rathſchluß und der Fürſten Wahl König aller Deutſchen. Denn als das Geſchlecht des großen Karl zart und ſchwächlich geworden war, da mochten die trotzigen Fürſten in den deutſchen Herzogthümern ihm nicht mehr dienſtbar ſein, und begannen jeder für ſich zu ſtehen und den König zu verrathen. Darüber kam aber große Gefahr für das Reich und für den Glauben. Denn einer der Könige, um ſich Rache an einem abtrünnigen Markgrafen zu ſchaffen, rief die wilden Heiden, die man Hunnen oder Ungarn heißt, in's Land und that ihnen die Pforten im hohen Gebirg auf, die ſie vorher nie erſtürmen konnten. Da ſtürzten die entſetzlichen Räuber auf blitzgeſchwinden Roſſen alljährlich über das arme Land her, und ehe noch ein Herzog ſeine Macht geſammelt hatte, waren ſie lange wieder mit der Beute in ihre Diebshöhlen zurückgekehrt. Das Volk aber half ſich nicht ſelber wider ſie, denn ihre Rache war gräßlich, und ihre Weiber ſchnitten den eignen Kindern, wenn die noch an der Bruſt lagen, tiefe Wunden in's Angeſicht, damit ſie ſich frühe an Schmerz und Blut gewöhnen ſollten. Da ſahen am Ende die Herzöge ein, was ſie mit ihrer Trennung vom Reiche ausgerichtet hatten; und darum kamen ſie eines Tages alle zuſammen und ſetzten ſich vor, einen neuen König zu wählen und ihm unwandelbar treu zu ſeyn, mehr denn vorher. Aber Keinen vom Hauſe Karls, ſo ſprachen ſie alle einmüthig, ſondern aus uns ſelber den ſtärkſten und tüchtigſten Mann. Alſo wählten ſie den Herzog Konrad von Franken, und hatten wohl gewählt. Denn Konrad ſchaffte alsbald Ordnung im Reich und that Raub und Fehden ab, die vorher alle Einigkeit geſtört hatten. Die Räuberburgen brach er, und dabei mußten ihm alle Fürſten helfen. So waren auch jetzt die Fürſten um ihn verſammelt, und droben vor dem Zelte ſtanden die ſtolzen Helden bei ihm. Nur Einer fehlte, das war der ſtarke Heinrich, Herzog in Sachſen und Thüringen. Der hatte ſich Konrad noch nicht unterworfen; hernach aber, da Konrad geſtorben war, hat er das Reich gewonnen und iſt derſelbige Heinrich, welcher all' die Städte in den Marken bis an die Oder gebaut und zuerſt mit ſeinem eiſernen Arme am Fluſſe Unſtrut die wilden Ungarn in Staub gelegt hat. Konrad hatte aber damals den Zug angefangen, um Roberts Burg zu brechen, die unter allen Raubſchlöſſern am ganzen Mainſtrom die ſtärkſte und für Kaufleute die gefährlichſte war. Nun hatte er noch am Tage zuvor Nachricht von einem Raube bekommen, den Robert bei Würzburg verübt; heute aber, als der Tag heraufſtieg, ſah ſein Auge keinen Stein des Schloſſes mehr auf dem andern ſtehen, und Niemand wußte zu ſagen, wie ſolches Wunder ſich ereignet habe. Indem nun die Fürſten mit einander darüber ſtritten, und der Eine Das ſagte, der Andere Jenes, Keiner aber das Rechte, da ſcholl von unten aus dem Lager ein lautes Lachen herauf. Das rohe Kriegsvolk hatte ſich um den jungen Konrad geſammelt, und wie ſie ſeine wunderlichen Reden hörten, dazu auch ſein Kleid anſahen, das von dem vielen Wandern im Waldgeſtrüpp ganz zerriſſen war, ſo trieben ſie Spott und Poſſen mit ihm. Im Anfang lachte er dazu, bald aber zupfte ihm Einer einen Lappen vom Gewand weg, dann kam der Zweite und der Dritte, und Jeder zerfetzte ihn ſtärker als der Vorige. Zuletzt kam gar ein Hauptmann und riß ihn an den Haaren. Da mit einemmale wurde der Jüngling zornig und drohte mit ſeiner Streitaxt dem Hauptmann. Wie das die wilden Geſellen ſahen, zogen ſie alsbald ihre Schwerter und wollten aus dem Spaſſe blutigen Ernſt machen. Aber Konrad ſchwang ſeine Axt in furchtbaren Kreiſen um's Haupt und zog ſich von der Maſſe gedrängt, Schritt vor Schritt den Hügel hinauf, auf dem die Fürſten Rath hielten. Die ſahen mit Staunen, wie Einer ſich den ganzen Schwarm vom Leibe hielt, und einer der Herzoge ging eilends hin, trieb mit ſcheltenden Worten die Krieger auseinander und führte dem Könige den Jüngling zu. Der ſah gar herrlich aus. Vor Zorn und Kraftanſtrengung war ihm all ſein Blut in die Wangen geſchoſſen, ſeine Bruſt ſchwoll von ſtarken Odemzügen, wild funkelte ſein Auge, und das prächtige blonde Haar umringte wie ein kriegeriſcher Helmbuſch das ſtolz in den Nacken geworfene Haupt. Wie er aber dem König Konrad in das ruhige, klare, braune Männerantlitz ſah, da wurde er alsbald ſtille und ſagte zu dem Herzoge freundlich: Ich danke Dir, Bruder Menſch, daß Du die andern Brüder fortgejagt haſt; Du hätteſt es aber nicht nöthig gehabt, ich wäre doch mit ihnen fertig geworden, denn in voriger Nacht hab' ich auch Einen erlegt, der druben aus dem Schloſſe herkam und meinen Vater erſchlagen hatte. Da lachten ſie Alle über ſeinen kecken Muth, der König aber wurde aufmerkſam, und fragte ihn nach dem Schloſſe und nach dem Mörder ſeines Vaters. Konrad erzählte in ſeiner Sprache Alles, wie er's wußte, nur von Eiche ſchwieg er ſtille. Die Fürſten konnten zwar Das nicht begreifen, was er von den Geiſtern ſagte, denn ſie waren ja nicht, wie er, geſeite Sänger; aber ſoviel brachten ſie doch heraus, daß ihr Rachewerk unnöthig ſei, weil ein Windbruch und Waſſerſturz die Räuberburg vernichtet habe. Plötzlich ſprang aus dem Geleite des Königs ein junger Ritter hervor, der umfaßte Konrad mit heißer Liebe, zog ſein Schwert, gab es ihm in die Hand und ſprach: Das Schwert iſt Dein, denn Du biſt der Erſtgeborne unſres Vaters, ich bin Dein Bruder Adelhart und wollte, nachdem ich Rache geübt, Dich ſuchen gehen im ganzen Speſſart, und wenn ich Dich da nicht träfe, in der weiten weiten Welt. Und haſt mich ſo bange nach Dir forſchen laſſen! ſagte Konrad. Ja, antwortete Adelhart, vor ſechs Wochen ſtarb der alte Burgvogt, der mich aufgezogen hatte: da konnte ich's bei den wilden Thieren nicht mehr aushalten und ging auf gut Glück in den Wald hinein. Alſo kam ich am Ende in's Frankenland hinab, und bin nun ein freier und fröhlicher Rittersmann in meines Königs Dienſt. Jetzt aber, Herr König, geſtattet mir und meinem Bruder in mein Gezelt hinabzugehn, da hab' ich die alte Grafenkrone wohl verwahrt für ihn; die ſoll er tragen und ich will ihm zeigen, wie man die Waffen führt. Das gewährte der König Konrad gerne, aber der ältere Bruder ſagte: Mit nichten, erſt muß ich doch ſehen, ob der Hauptmann, der mich am Haar gezaust hat, wirklich ſo ſtark iſt, daß er ſich das hat unterſtehen dürfen. Du biſt gerade ſo groß wie ich, Adelhart, gib mir einmal Deinen Panzer; ich habe die Waffen wohl gelernt, Schwert und Lanze, bei meinem alten Kapellan. Da habt ihr auch große Thiere, auf die ihr euch ſetzt; gebt mir ſo eins, und der Hauptmann ſoll auch auf einem ſitzen, daß die Hiebe friſch von oben herunter fallen, und dann wollen wir's einmal verſuchen mit einander; laßt ihn doch kommen. Nun meinten die Fürſten zuerſt, Konrad könne unmöglich reiten, da er noch nie ein Roß beſchritten; wie aber alle nicht dran wollten, da ſtand zuletzt Arnulf von Baiern, den man den böſen Herzog nannte, auf.

um ihm eine tüchtige Lehre zu geben, und brachte ihm ſein eignes wildes Roß. Ehe aber Adelhart ihn warnen konnte, ſaß er ſchon oben: der Hengſt bäumte, aber Konrad preßte ihm die Weichen zuſammen, daß er ſtöhnte, und ſchlug ihm mit der Fauſt auf's Kreuz, daß er im raſenden Galopp den Berg hinabſetzte und erſt am Ufer des Fluſſes ſchnaubend ſtille ſtand. Da riß er ihn an den Haupthaaren herum, ritt lächelnd den Berg wieder hinauf und gab das ſchaumbedeckte Thier ſeinem Herrn zurück. Nun faßte Adelhart guten Muth und waffnete ſeinen Bruder mit eigner Hand, lehrte ihn auch Zügel und Sporn gebrauchen und gab ihm ſein zu allem Ritterſpiel wohlgeübtes Roß. Derweil hatten ſie auch dem Hauptmann die Ausforderung gebracht, und er kam wohlgerüſtet heran. Dreimal rannten ſie wider einander, beim dritten Stoß warf ihn der Jüngling in den Sand, ſprang alsbald ab und zog das Schwert. Aber der König gebot ſie zu trennen, da der Sieg in Ehren entſchieden war. Da war Konrad zufrieden und ſprach: Mein Waffenmeiſter hat mir geboten, daß man dem König gehorchen ſoll; hub alſo den Hauptmann auf und ſagte zu ihm: Lieber Bruder Menſch, merke Dir's, man ſoll Keinen am Haar ziehen; denn er könnte dabei leicht böſe werden. Darauf verneigte er ſich vor den Fürſten und ging mit Adelhart in deſſen Gezelt. Der König aber ſprach zu den Fürſten: Wir müſſen hierher in's Mainthal einen ſtarken Pfleger des Rechtes ſetzen, damit nicht Räuberei ſich erneuere; was dunkt Euch? ich will auf dem Hügel wo wir ſtehen eine ſtarke Burg bauen, und weil dieſer Jüngling hier ſeine werthe Heimath wiedergefunden hat, ſoll ſie Werthheim heißen auf alle Zeiten. Ihm will ich ſie geben, denn er dünkt mich mannlich und hochgemuth; dazu iſt er ein mächtiger Graf und das Land von Rechtes wegen ſein altes Erbtheil. Drüben aber, wo die Räuberburg war, ſoll eine Kapelle ſtehen zum Troſt der Schiffer auf dem Fluſſe und zu Ehren des heiligen Kreuzes, drum will ich den Ort fortan Kreuzwerthheim heißen. Das Alles lobten die Fürſten; der König aber gedachte noch ein Mehreres zu thun, davon er jetzt noch ſtille ſchwieg.

Was nun ferner geſchehen, davon iſt wenig zu ſagen. Konrad zog im Geleite ſeines Königs und lernte bald der Welt Brauch, obwohl derſelbe ihm ſelten gefiel. Am wenigſten konnte er begreifen, was die Dichter und was auch ſein eigner Bruder Adelhart von der Minne rühmten. Denn die weltlichen Frauen, die ſie prieſen, kamen ihm alle ſo kalt und ſchwach vor, wenn er an ſeine herrliche Waldminne gedachte. Darum redete er auch von Eiche nie zu ſeinem Bruder noch zu ſonſt Einem, denn Niemand wußte ſeine hohe Glut zu faſſen. Oft aber ſaß er Nachts und blickte zum düſtern Speſſart hinauf, und wenn dort der Nachtwind herüberrauſchte, glaubte er den Odemzug der Geliebten zu ſpüren: dann bot er ſeine heiße nackte Bruſt ihrem ſchwellenden Sturmkuſſe und ſang ſeine dunkeln, räthſelhaften Lieder dem Walde zu.

Adelhart aber wuchs zu einem herrlichen Ritter heran; bei Spiel und Rennen war er allemal der Früheſte und manchmal der Glücklichſte; auch erzählte er dem Bruder oft von einer hohen Jungfrau, die er im Herzen trage, aber den Namen wollte er niemals ſagen und meinte, ſie ſei zu hoch und herrlich für ihn, den armen Ritter, der als zweiter Sohn kein Grafenerbe ihr bieten könne. In allen Dingen, wo es Beſitz und Ehre zu gewinnen gab, war Adelhart raſcher und glücklicher als Konrad, weil ihm mehr an weltlichem Ruhm und Frauendank lag. Aber der König und alle Männer hielten Konrad höher als den Weiſeren, und wenn es Großes galt, war er noch tapferer und ſtärker als Adelhart.

Alſo geſchah es, daß die Kapelle und das Wertheimer Schloß nahezu vollendet waren; da zogen die beiden Brüder in den Speſſart, um den alten Kapellan aufzuſuchen. Mühſam zwang Konrad ſeinen Schritt, daß er nicht nach der Gegend ausbog, wo Eiche wohnte; aber er glaubte dem weltlichen Leben nun einmal anzugehören, und überwand ſein klopfendes Herz. Sie fanden den Alten rüſtig, wie Konrad ihn verlaſſen. Sorglich verſchloß er die Thüre des Plankenzauns, um irgend einem ſpätern Anſiedler die Pflanzung zu erhalten, und kehrte dann mit den Brüdern zu den Menſchen zurück. Die Heiligthümer nahm er mit. Ihm ſchenkte Konrad die Kapelle, die als ein Bild des

Friedens an der Stelle alter räuberiſcher Unthat ſich erhub, und gab ihm Acker genug dazu, um ſelber reichlich leben und dem Pilger oder Schiffer ein gaſtlich Obdach gewähren zu können. Heiter und in Gott vergnügt, wie er einſt von der Welt geſchieden, lebte er fortan in der Welt, und erfreute ſich an dem neugrünenden Ehrenkranze des alten Grafenhauſes, dem er ſein Lebenlang treu gedient.

Das Schloß war vollendet; Konrad wohnte darin und wartete ſeines Königs, um die Belehnung für ſeine Erblande zu empfangen. So wenig ihm an der Welt lag, er war männlich entſchloſſen, mit Kraft und Treue des Landes zu pflegen, Recht und Geſetz zu ſchirmen. Am folgenden Tage ſollte ſein Lehnsherr kommen. Da ſtand er zu Nacht auf dem höchſten Thurm, der Schlaf mied ihn; dunkel kochte es in ſeinem Herzen. Was ſoll ich hier? ſo ſprach er. Ein voller Mann, ein Mann für dieſe Welt werd' ich nie, mein Herz iſt nicht bei meinem Haupte, es wohnt druben im dichten Walde, und ſo lange ich den Wald anſchaue, wird mir nimmer wohl. Da iſt mein Bruder Adelhart, er ſieht ſo friſch in die ſchöne Welt hinein, als wenn ſie ihm gehörte mit all ihrer Luſt — und er hat Nichts was er ſein nennt! Ständ' er, wo ich ſtehe — der Graf von Werthheim dürfte um die erſte Jungfrau der Welt werben. Aber ich — Eiche fragt nicht nach Grafenkronen.

ach und ſie wird ja doch niemals mein! Wär ich nur weit, weit fort, daß ich den Speſſart nimmer rauſchen hörte, ſo würde vielleicht mein Herz in mir ſtille!

Darüber war es Morgen geworden. Der König ritt in die Burg, Adelhart in ſeinem Gefolge, aber neben ihm Gerberga, ſein wunderſchönes Kind. Die Jungfrau beſchaute ſtaunend die Pracht des Schloſſes, doch waren ihre Augen trübe, wie Sterne, die aus Regenwolken ſchauen. Da ſprach der König: Du, Konrad, biſt ein reicher und mächtiger Graf. Ich bin aus einem Herzog, nicht größer als Du, ein König worden: wer weiß, was Dir noch blüht. Um eine Königstochter darf kein Vaſall werben, aber der König darf ſeine Tochter frei bieten, wem er will. Sieh da mein Kind; willſt Du ſie? Da bebte Konrad ſein Herz in der Bruſt; hold und zart ſtand die Erdenbraut vor ihm, er fühlte, daß, wenn er je im Leben heimiſch werden ſolle, ein ſolches Weib ihn an den Herd ketten müſſe; er empfand es, daß dieſer Augenblick ein Leben entſcheide, und in ihm quoll ein ſeliges Hoffen, daß in Gerberga's Armen vielleicht jenes bange Schmachten nach der Ferne verſchwinden möchte. Da flog von einem leichten Windſtoß das Fenſter des Saales auf, Konrads Haar wallte um ſein Haupt, ſeine Stirn kühlte ſich im Geiſterkuſſe des Waldhauchs — er ſah in Gerberga's Augen eine Thräne, und Adelhart war todtenbleich geworden. Erſt jetzt blitzte es in ihm auf, daß die hohe Jungfrau, von welcher der geliebte Bruder ihm geredet, keine andere ſei, als die Königstochter. Sein Herz wurde minder feſt, und er ſprach: Edler Herr, der Graf von Werthheim ſoll Euer Kind haben, aber der Graf bin ich nicht und will's nicht werden. Ich ſpür' es, mein einſam Leben in den Wäldern hat mir Kraft und Luſt geraubt ein weltlich Leben mit Verſtand zu regieren. Ich laſſe Land und Leute aus meiner Hand; da ſteht Adelhart, mein tapfrer und getreuer Bruder, dem gebt Alles! — Da fiel die ſchöne Gerberga zu ihres Vaters Füßen, Adelhart aber flog in die Arme ſeines Bruders, und der König ſah, daß wider Minne keine Königsgewalt Etwas vermag; Adelhart gewann die Braut und das Leben. Konrad aber ſprach: Ich will in einem fernen Land wider die Heiden ſtreiten, wo ich ſie finde; gebt mir Urlaub, mein hoher Fürſt. Darauf ritt er von Werthheim fort, vorher aber küßte er ſeinen Bruder und ſagte zu ihm heimlich: Adelhart, nun ſehen wir uns nimmer wieder; ſei Du ein getreuer Graf und milder Herr, Vater eines glücklichen Geſchlechts. — Und das iſt auch geſchehen. Denn Adelhart hat Gerbergen heimgeführt und lang in Frieden mit ihr gelebt, und auf der Burg zu Werthheim hat es nie gefehlt an luſtigem Ritterſpiel, Tanz und Minneſang. Auch lebt ihr Geſchlecht und iſt blühend geblieben bis auf dieſen Tag.

Konrad aber ritt am Main hinab, denn er wollte nach dem Mittelmeer ziehen, wo dazumal die Araber die Chriſten hart bedrängten. Alſo kam er in die Stadt Mainz. Da traf er einen Juden aus dem mittäglichen Frankreich, der ihm einen gefangenen Araber zum Kauf anbot. Der Araber verſtand wohl die hiſpaniſche Zunge und wußte viel zu erzählen, wie allda chriſtliche Ritter viele heldige Thaten gegen ſein Volk verübten. Da beſchloß Konrad, dieſen zu kaufen und brauchte ihn als Wegweiſer und Dolmetſch, bis er von ihm die hiſpaniſche Sprache gelernt hatte und über das große Pyrenäengebirg gekommen war. Daſelbſt ließ er den Araber frei und geſtattete ihm, daß er zu ſeinem Volk zurückkehrte. Er ſelbſt aber ritt in die galliziſchen Gebirge hinauf, wo ein Paar tapfre Grafen, abgeſtammt von den edeln Gothen, die vor Zeiten in dem ganzen hiſpaniſchen Lande herrſchten, kleine chriſtliche Königreiche gegründet hatten und den Heiden täglich mehr Land abgewannen. Deren Einem bot er Arm und Schwert an, und ſammelte bald eine kühne Reiterſchaar um ſich, mit der er große Thaten vollführte. Von den Kriegen ſingen auch die Spanier noch viel in ihren alten Liedern; aber weil dieß Volk immer nur ſich ſelbſt achtet aus großem Stolz, ſo wiſſen ſie von dem tapfern deutſchen Krieger nichts mehr, der ihnen doch redlich geholfen hat. Was aber Konrad dazumal für Schlachten gewonnen und wie viele ſchöne alte Römerſtädte er erobert hat, davon wollen wir ſchweigen. Denn man findet ſolche Dinge in den alten Ritterbüchern gar viele erzählt, und mag ſich ein Jeder das ſelber denken. Auch manches ſchöne Weib hat er geſchaut, denn die heiße Sonne des Landes färbt die Locken dunkler und gibt den Augen einen wildern, lockendern Glanz als unſre Frauen haben, beſonders aber den Mohrinnen, die von allen Frauen der Erde die ſchönſten und heißeſten genannt werden. Aber Konrad wurde von keinem Pfeil getroffen, den die brennenden Augen auf den ſtarken blonden Helden ſchoſſen. Ihm war nur wohl im Schlachtgewühl, wenn das Blut des Feindes noch heißer als ſein eigenes aus weiter Wunde hervorſchoß, wenn klirrender Schwerterſchlag, rauſchende arabiſche Schlachtweiſen den ſtillen Ruf ſeines Herzens übertönten. Wohl ſchauten ihn, wenn er Nachts durch die ſüdlichen Wälder ritt, die ſchlanken Pinien ſtolz und zierlich an, wohl grüßte ihn der Oelbaum mild mit ſilbernem Licht, wohl angelte die Aloe mit ihren ſcharfen Blättern nach ſeinem Herzen. Auch in ihnen wohnten Geiſter voll Minneſehnſucht, und Konrads Herz empfand ihre Nähe und ihre leiſe Lockung. Aber Eiche blieb ſeine Minne, und vergebens ſuchte er im ſüdlichen Lande auch nur nach einem nordiſchen Eichbaum, der ihm wenigſtens die Wohnung ſeiner Geliebten hätte abbilden können.

Eine ſchwere Schlacht war geſchlagen. Hoch oben auf wilder Gebirgskette, im Paſſe, der aus den Chriſtenlanden ins mauriſche Gebiet hinüberführte, ſaß Konrad todtmüde vor ſeinem Zelte. Unter ihm lag das blutige Schlachtfeld, dahinter weit ausgebreitet das Mohrenland, zu deſſen grünen Ebenen er den Chriſten den Zugang erſtürmt hatte. Der Mond ſpiegelte ſich im Blute der Erſchlagenen, ſein weißes Licht fiel auf die Leichen und ließ die Bläſſe des Todes noch grauenvoller aus ihrem Antlitz leuchten. Fern aus den Schluchten tönte noch der Hufſchlag der fliehenden Feinde, der mörderiſche Schlachtjubel der verfolgenden Chriſten, der Todesſchrei einzelner Gefallenen zu ihm herauf, während droben die Nacht ſchon Alles in ſchweigenden Frieden einhüllte. Da faßte ihn mit ungeheurer Macht der Gedanke, wie die Menſchen ſo voll von Haß und Sturm, und wie die Natur und das Reich ihrer Geiſter ſo friedlich und ſelig ſei. Hatte er ſich ſchon in den Armen ſeines Bruders und vor dem Angeſicht ſeines edeln Königs Konrad kalt und fremd gefühlt, wie viel weniger konnte er unter dieſem mordluſtigen Geſchlechte des Südens heimiſch ſein? Sein Bart begann weiß zu werden vom Mühſal des Lebens, vom Froſt des Nordens, von der Mittagsglut des Südens, obwohl ſein Leib ſtark blieb und ſeine Seele ewig jung wie allezeit. Er hatte, obwohl nur mit halbem Herzen, dennoch tapfer und getreu in der Noth des Lebens geſtanden; die blühende Ebene zu ſeinen Füßen kam ihm vor wie ein gelobtes Land, in das er wohl hinabſchauen, aber nicht eintreten dürfe. Allen Glanz der ſüdlichen Mondnacht hätte er gegen des Speſſarts nebelverhangene

Finſterniß gerne hingegeben. Am Abendhimmel düſterte Gewölk, noch ſchimmernd vom matten Widerſchein der längſt verſunkenen Sonne; ſeine Sehnſucht weckte heimathliche Bilder aus den Wolken. Ueber den hohen Sierren, deren weiße Schneekuppen zu ihm herüberglänzten, bauten ſich die langgeſtreckten dunkelrothen Höhenzüge des Speſſart auf; über ihnen ſchwebten kleinere Wolkenmaſſen hin, bald das Bild des ſteinernen Mönchs, bald auch die Geſtalt des mächtigen Baumes heraufzaubernd, deſſen Seele ſeine Geliebte war. Da leuchtete es mit Einem Male in ſeinem Innern auf, was Eiche bei der erſten Begegnung zu ihm geſprochen: Nur wer draußen Nichts mehr beſitzt, kein Herz, kein Haus, kein geliebtes Grab mehr, den nimmt die Natur an ihre Bruſt, den läßt ſie aber auch nie mehr fort aus ihrer Stille. Konrad prüfte ſein Herz und ſein Leben; ja, er war los, ganz los von der Welt, nach That und Abenteuer rang ſeine Seele nicht mehr; ohne es zu ahnen, hatte er ja ſchon lange die Bedingung erfüllt, Nichts mehr zu beſitzen. Da ſank ſein Erdentraum hinter ihm in die Nacht hinab, und wie ein roſiges Morgenlicht ging ihm die Hoffnung auf, nun der Waldesbraut in die Arme ſinken zu können.

Sein Entſchluß war feſt; er berief die Führer ſeiner Reiterſchaar, dem Tapferſten überantwortete er die Fahne. Alle weinten, nur Konrad nicht, er beſtieg ſein Roß und ritt durch die Schlucht nach Norden hinunter und ſo immer fort, durch das ganze Land

Burgund, bis er Abends in der Herberge auf einmal mit deutſchen Worten vom Wirthe gegrüßt wurde. Der erzählte ihm, daß König Konrad ſchon geſtorben ſei, und daß ein König, den der Ritter nicht kannte, Heinrich aus ſächſiſchem Blut, das Land in gutem Frieden regiere. Damit löſte ſich das letzte Band von Konrads Herzen; auch ſein Vaterland konnte ihn miſſen. Er that ſich des letzten Beſitzes ab: Helm und Harniſch gab er einem muthigen jungen Bauer, der mit ihm eine Tagereiſe weit gewandert war; im Odenwald zäumte er ſein getreues Roß ab; drückte noch einmal ſeine Stirn in die ſtolzen Mähnen, und ließ es mit ſanftem Handſchlag in den freien grünen Wald laufen. Er aber zog einen Pilgerrock an und wanderte durch's Thal der Tauber dem Speſſart zu. Als das Flüßchen ihn an den Main geführt hatte, ſah er im Sternenſchein am Fuß des Schloßberges ein aufblühendes Städtchen liegen, droben auf der Burg ſcholl Tanzreigen und frohes Zecherlied; ſchweigend lag gegenüber die Kapelle, wo er Eiche zum letztenmale geſehen. Er erkannte, daß er auch hier überflüſſig ſey, denn daß Adelhart Land und Leute wohl regierte, ſah er der Gegend an, auch ſagte es ihm der alte Werthheimer Schiffer, der ihn nach dem andern Ufer hinüberfuhr. Dort erſtieg Konrad den Berg und trat in das Kirchlein ein; beim Schein der ewigen Lampe kniete der eisgraue Kapellan am Hochaltar, er war über dem Beten eingeſchlafen, und milder Friede lag über dem greiſen Haupte.

Konrad weckte ihn nicht; dem Alten hätte ſein Entſchluß, zum Walde heimzukehren, nur ein Räthſel oder ſeine Geiſterminne gar ein Frevel erſcheinen müſſen. Leiſe küßte er die väterliche Hand, die ſeiner Jugend gepflegt, und kniete vor dem Altar neben dem Greiſe nieder, um zu dem großen Vater des Alls zu beten, der all' ſeine Kinder, Geiſter wie Menſchen, mit gleicher Liebe umfaßt und dereinſt in ſeinem Schooße verſammelt; in ihm wußte er ſich auch mit Eiche ſelig vereint, obwohl ſie vom heiligen Waſſer und vom Himmelsbrot Nichts wußte. Dann ſtand er auf, und an jenem Hügel, von wo er einſt die Zerſtörung ſeines väterlichen Schloſſes angeſchaut, hielt er ſeinen erſten tiefberuhigten Nachtſchlummer; war er doch nun ins Reich ſeiner Geliebten eingetreten, wo einſt ihr Gewand gerauſcht und ihr Kuß ihn angeweht hatte.

Als er erwachte, lag der Nebel im Mainthal; nur die oberſte Zinne der Burg und das goldne Kreuz der Kapelle ſchimmerten über die grauen Maſſen hervor. Es war das letztemal, daß er ſein Erbland überſchaute; ohne Gram und Thräne nahm er da oben von der Welt Abſchied, von wo er einſt an jenem ſonnigen Morgen ſie zuerſt begrüßt hatte. Aber auf der erſten Tagreiſe fand er noch viele Menſchen. Seit Frieden im Lande war, hatten ſie ſich aus den Thälern in den Wald hinaufgezogen und ſich Hütten gebaut; die hohen Stämme waren zu Balken und Schwellen zerfällt worden, und überall, wo noch Wald ſtand, klang die lichtende Axt. Mit Schmerz ſah Konrad die geliebten Bäume fallen; bald aber verſtummte jeder Menſchenlaut, er kam wieder in die noch unbetretene, noch ganz jungfräuliche Wildniß. Aber ſtatt der Menſchen umbrauste ihn das Leben des Forſtes, die Hirſche nickten ihm zu als einem der Ihrigen, der Specht, als er ihn ſah, hämmerte noch eins ſo luſtig auf die Stämme, die Nachtigallen ſangen ihm ihre Freudenlieder entgegen, und wo ein Buchfink flog, der rief ihm mit ſchmetterndem Schlage zu: Liebſter, willſt du mit zu der Liebſten gehn? Auch die Bäume ſurrten mit luſtigem Mädchengeflüſter, als ob ſie ſeine Ankunft weiter meldeten. Schon ragte fern der Berg, auf dem die drei Tannen ſtanden, und wo Konrad ihn zuerſt ſah, da raſtete er die zweite Nacht. Es war ja Alles, Alles, wie ſonſt, er hatte den freudigſten Muth, daß er auch Eiche finden werde wie vor Zeiten: darum gönnte er ſich die Ruhe und ſchlief abermals ſo ſelig, wie ein Kind dem Weihnachtstraum entgegenſchlummert.

Konrad ſtand an dem Felſen, in den der Bach ſich verlor. Der Mond warf hell wie vor Jahren ſein Licht auf den Hochwald zu ſeinen Füßen, unten grüßte ihn mit rauſchendem Wipfel der Eichbaum, den die Geliebte bewohnte. Er trat auf den mondhellen Wieſenfleck — er wagte nicht nach dem Bachſturz hinzuſehen, denn dieſer Augenblick entſchied ja, ob er das Ziel ſeines ganzen Lebens auf ewig verliere oder gewinne. Wie beſchwörend ſang er ſein altes Lied, und wie er an die Worte kam:

Oft wohl mein' ich, aus den weiten
Wäldern müßt' es grüßend ſchreiten —
Selige Schönheit, enthülle dich mir!

da erſt ſchaute er auf — ſie war's! ſie ſtand da im ſchäumigen Bade des Waſſerſturzes, die nackte übermenſchliche Geſtalt. Ihr Auge lachte ihn mit williger Gewährung an, ſie duldete ſeinen Kuß, ſie wühlte ihren Buſen durch die Falten des Pilgerrockes an ſeine Bruſt heran, zitternd von Wonne und Liebesweh. Worte ſprachen die Seligen nicht, die Lippen fanden eine heißere Sprache, die Geiſter einen mächtigern hingebendern Austauſch. Wie die Blume, die den langen Sommer hindurch in ſchwelgender Luſt die Kraft der benachbarten Blüte einzieht, ſo vollkommen glücklich war der Mann, denn er ſog Eiche's ewigſelige, von keinem Schmerz je getrübte Geiſterſeele im Kuß in ſich herüber: aber das Weib war von wonnigem Schmerz durchbebt, weil der Geliebte ſeine Seele ihr einhauchte, die menſchliche, von Weh und Sehnſucht zerriſſene. Beide genoſſen, was Jedem zur Ergänzung gefehlt, ſie den ſüßen Schmerz der Erde, er die Wonne des Geiſterhimmels. Berauſchend dufteten die Maienglocken, die unter ihrer Umarmung ſtarben, der Gießbach rauſchte wie Silberglöckchen in ſeinem Sturze, die Nachtigallen fernab im Laubwald ſchmetterten die ſchwellenden Jubeltöne erfüllter Minne. In Einen Augenblick drängten ſich alle Jahre Konrads zuſammen — ſein Leben war erfüllt.

Aber da rauſchte, krachte, donnerte es fern, fern im Walde, wie von beginnendem Orkan. Eiche ſchauderte in ſeinen Armen, ſie fuhr auf und lauſchte, dann ſprach ſie raſch und bang: Nun wirſt Du ſterben! Lächelnd fragte er: Doch an Deiner Bruſt? Ja, rief ſie, an meiner Bruſt, von milden Armen gehalten, und ich ſterbe mit Dir. Wiſſe: als die mordende Menſchenhand immer tiefer in den heiligen Forſt eindrang, da erwachte der Haß in der Geiſterbruſt und es ward beſchloſſen auf der Elfenwieſe, daß Keine von uns, ſo lange der Speſſart grünt, hinfort Einem eures Geſchlechts ſich in Minne ergeben, noch in ihrer Schöne ſich enthüllen ſoll. Tod ihr und ihrem Buhlen! Das war der Spruch. Ich wußte, daß Du wiederkamſt, ich hatte Deiner Treue Nichts mehr zu verſagen, ſeitdem Du um meinetwillen die Hand des Königstöchterleins hinwegſtießeſt. Ich bat für Dich als Einen, der nie einen Baum getödtet, weil Du unſer heimlich Leben ſchon längſt gekannt. Aber Geiſterbeſchluß iſt unbeweglich — hörſt Du, ſie kommen!

Ein Felsblock ſchlug hart neben den Glücklichen nieder. Komm in mein Haus, ſagte Eiche, in meinen geliebten Baum; er ſchützt Dich bis er bricht, und vor ihm ſterbe auch ich nicht. Er ſoll all' ſeine tauſendjährige Kraft in Dich ergießen, und in dieſer Lebensfülle ſollſt Du ſterben.

Und wo bleiben wir darnach? fragte er.

Eiche weinte. Du gehſt, ich weiß nicht wohin: ich muß auf der ſchönen Erde bleiben, ſo lange ſie auf ihrem Felſenkerne feſt ſteht, und in einem neuen Baume wieder aufblühen. Aber der Tag kommt, nach welchem kein Baum mehr wachſen, kein Menſchenleib mehr im Mutterſchooß reifen wird; dann wird in Einen Ozean, aus dem es floß, unſer Leben auch wieder ausmünden, Dein's wie mein's. Darum laß Deine Seele meiner gedenken, wo ſie auch verweile; ich aber gelobe Dir, daß ich keinen der Sterblichen noch Unſterblichen mehr lieben will nach Dir; dieſe unſre Sehnſucht nach einander wird uns wieder zuſammenführen. Deinen Leib aber will ich hüten in meinem zerfallenden Schooß, darum komm in mein Haus'

Sie erhuben ſich. Der Eichbaum that ſich wie eine Pforte vor ihnen auf, tief in ſeine Wurzeln hinein klaffte ein Spalt, Brautbett und Grab zugleich, in das ſie ſich hineinlegten. Drinnen umgab ſie feuchte ſchwellende Lebenswärme; in Konrads Adern drang die übergewaltige Kraft des rieſigen Baumes, in niegeahntem Genuſſe rang er mit dem Weibe in wilder Umarmung; dann entſchliefen Beide in wolluſtvollem Ermatten. Sie haben es nicht gehört, wie draußen entſetzliches Brauſen ſich erhub, wie in ſchrecklicher Schönheit das Geiſterreich ſeine vertilgenden Elementarkräfte entfaltete; nur wie eine leiſe Wunde riß durch ihr träumendes Leben der Todesſchmerz hindurch, als nun der mächtigſte der Luftgeiſter die Krone ihres Baumes in ſeine Fauſt faßte und dreimal herumwirbelnd ſie vom Stamme losbrach, als darauf der ragende Stumpf von den Felsrieſen mit ſteinernen Keulen zerſchlagen wurde, und der ſchwellende Bach die Trümmer in den Schatten des Hochwaldes zerſtreute. In ihrem feſten, knorrigen Wurzelbette hielt die geſtorbene Eiche den Leichnam des geliebten Mannes umfaßt; traulich und feurig, wie die Liebenden, hatten ſich Minne und Tod umarmt.

Auch ich zog durch den Speſſart. Am einſamen Waldplätzchen, müde und verirrt, bin ich entſchlummert unter einer Eiche, die aus dem uralten Rumpfe einer gebrochenen hervorgeſchoſſen war. Keine Elfin hat ſich mir enthüllt, denn die Geiſter halten ihr Wort, und auch mein Herz war an ein fernes ſüßes Lieb gefeſſelt, ehe ich den Zaubergrund des Forſtes betrat. Aber in meinen Schlaf rauſchte mir das Eichlaub die freudige Mähr von der Minne, die gegen des Geſchickes Beſchluß einen ſterblichen Mann mit einem unvergänglich lebendigen Geiſte gepaart und in Beiden die Schrecken des Todes überwunden hatte durch ſelbſtvergeſſenen Genuß. Getreu, wie Eiche durch ihr Laubflüſtern ſie der Sängerbruſt zugeweht, hab' ich die Mähr' des Waldes Euch wiedergebracht. Wem die Geiſter noch leben, der glaubt es, daß ſie dem Geweiheten durch Offenbarung kund ward; wem aber nie das ſchauende Auge geöffnet war für eine andere als die Welt der Menſchen, der mag ſagen: Es war eines Dichters Traum im Speſſart.

Lebenslauf eines Johannisfünkchens.

Von

Johanna Kinkel.

Als ich zum erſtenmal meine Augen dem Licht öffnete, fand ich mich auf der Spitze eines Grashalms hin und her ſchaukelnd, an dem ich hinaufgeſtrebt war, ohne zu wiſſen warum. Unter mir dicht am Boden ſah ich die Trümmer meines Ei-Gefängniſſes und über mir flatterte eine Geißblattranke, auf die ich kletterte als ſie zufällig meinen Grashalm berührte. Gleich darauf hob ein vorbeiſtreifender Windhauch dieſe Ranke ſo hoch empor, daß ich über das Geſträuch hinweg den Himmel und die rothe Abendſonne ſehen konnte. Aber von dieſem plötzlichen Anblick ward ich ſo geblendet, daß ich niedertaumelte und in den Kelch einer dunkeln Roſe fiel, zwiſchen deren weichen Blättchen ich mich zitternd in eine Ecke ſchmiegte und mich ganz ſtill verhielt.

Nach einigen Minuten kamen ein paar glänzend grüne Roſenkäferchen, hoben an einer Seite das purpurne Blättchen auf, hinter dem ich ruhte, und bedeuteten mich: ich ſolle mich ſogleich aus ihrem Zelt fortmachen. Ich hatte mich unterdeß von meiner Ohnmacht erholt und verwunderte mich über die Keckheit der beiden grünen Stutzer; ja, ich hatte nicht übel Luſt, ſie aus der Roſe hinauszuwerfen: aber der Eine rief ein dickes Marienkäferchen zu Hülfe, als er meine grimmige Miene bemerkte.

Das Marienkäferchen kam gravitätiſch in ſeinem ſteifen rothen Mantel mit ſchwarzen Pünktchen herbeigeſchritten, und that mir zu wiſſen daß es durch vertagtes Recht im Beſitz dieſer Roſe ſei, die außer ihm und ſeiner Familie nur von den kleinen grünen Käferchen bewohnt werde, und daß ſie ein Schutz- und Trutzbündniß errichtet gegen jede andere Art von Inſekten, die ſich bei ihnen niederzulaſſen gedächten.

Von der Uebermacht vertrieben ſchlich ich hinaus, und kletterte langſam den Stiel hinunter, um zu dem Grasplatz zurückzugelangen. Ich ſetzte voraus daß er Gemeingut für alle kleinen Geſchöpfe ſey, die Luſt hätten ſich darin umher zu tummeln. Mein Weg über den Stiel führte mich leider nicht ſo friedlich dem Ziel entgegen als ich erwartet hatte. Er war von einem niederträchtigen blaßgrünen Geſindel bevölkert, welches oft in ſo dichten Maſſen meinen Weg verſperrte, daß mir nichts übrig blieb als ihm über die Köpfe zu ſpazieren. Dieß weichliche und verletzbare Geſchlecht ward über den leiſeſten Tritt meiner zarten Füßchen höchlichſt indignirt, man ſchrie Zeter über den ſchonungsloſen Wildfang und machte vergebliche Verſuche mich abzuſchütteln. Endlich jammerte mich dieſer graugrünen Brei-Nation. Ich maß mit den Augen daß meine Heimath, das Grasplätzchen, nahe ſei. Ein kühner

Sprung, und ich gelangte — welch Entſetzen — in das Gewebe einer koloſſalen Kreuzſpinne.

Obgleich ich am äußerſten Rande zappelte, ſo merkte mich dennoch das Ungeheuer auf der Stelle, welches inmitten des fadengewirkten Sterns in ſtolzer Ruhe das an der Sonne geröſtete Rumpfſtück einer Schmeißfliege zum Abendbrod verzehrte. Es that einen Schuß vorwärts auf mich zu, hielt dann plötzlich einen Moment inne, und ſtarrte mich mit durchbohrenden Augen an. Trotz meiner Todesangſt bemerkte ich doch genau den äußerlichen Habitus meiner Feindin. Sie war dickbäuchig und breitſchultrig, aber um den Gürtel ſehr enge eingeſchnürt. Ihr gelbes braungeſtreiftes Kleid hatte etwas unheimlich Gleißendes, obſchon ſie auf dem Rücken ein großes ſchwarzes Kreuz heuchleriſch zur Schau trug. Ihre langen Arme und Beine waren rauh behaart und mit ſpitzen Krallen verſehn. „Jetzt biſt du verloren!“ dachte ich, als ſie ſich zum Sprunge rüſtete, und fühlte Todesſchauer bis in's Innerſte. Da flog eine Hummel des Weges und im trotzigen Muth mit dem Kopf grad in das Spinngewebe hinein, das ſie mit einem Stoß zu durchreißen wähnte. Nun wuchs auch mir der Muth. Ich jauchzte der mächtigen Hummel Beifall zu, die ſich tapfer bemühte das Netz zu zerſtören. Ich glaubte ſie thue das alles um meinetwillen, denn ſie brummte immerzu von Geſetzen, die man zertrümmern müſſe, um dem Volk da im Graſe mehr Freiheit zu ſchaffen. Aber die abſolutiſtiſche Spinne verſtand nichts davon.

Sie war von der größten Art, und durfte ſich kühn mit der Demagogin Hummel in den Kampf wagen. Die beiden balgten ſich ſo lange herum, bis ein Flügel der noch etwas jungen und unerfahrenen Hummel ſich in dem Netz verwickelt hatte. Meine Hoffnung auf Befreiung ſchwand mehr und mehr, denn die Kämpfenden näherten ſich mir, der ich feſt von dem Gewebe umſchnürt war, und ich ſah dem Augenblick entgegen, wo ich zwiſchen der Spinne und der Hummel erdrückt werden würde. In ihrer Noth fing die Hummel an laut zu brummen. Das hörte ein kleiner Bauerburſche, blieb lauſchend ſtehen und haſchte dann eilig die Hummel, um ihr den Honig zu ſtehlen. Die Spinne wollte entfliehen, ward aber von ihm zertreten, und die Hummel rettete ihr Leben durch einen raſchen Stich in den Finger ihres eigennützigen Befreiers, worauf er ſie ſchreiend entſchlüpfen ließ.

Alle Fäden des Spinngewebes flatterten zerriſſen im Winde, und ich ſank in's Gras, pochenden Herzens, aber unſäglich froh und zufrieden. Aller Haß gegen kleine unſchädliche Geſchöpfe war in meinem Buſen getilgt, ſeit ich die Spinne geſchaut hatte und aus ihren Krallen errettet worden war.

Nachdem ich einige Nahrung zu mir genommen, ſchaute ich mich nach Geſellſchaft um, und machte Bekanntſchaft mit einer Ameiſenfamilie, die dicht neben dem Graſe ein Häuflein Sand bewohnte. Eine Zeitlang verkehrten wir ziemlich gemüthlich mit einander, um ſo mehr, da ich immer nachgab, wenn die Ameiſen Recht haben wollten. Die Familien-Mutter imponirte mir beſonders in ihrer grenzenloſen Geſchäftigkeit. Nur war es mir unangenehm, daß ſie auch mich aus meiner Ruhe treiben wollte, da ich doch eigentlich mehr Neigung hatte, ſtill und träumeriſch im Graſe zu weilen und zu dem Abendſtern hinaufzuſchauen. Die Ameiſen faßten bald eine gewiſſe Mißachtung gegen meine Perſon, welche ſich zum brennendſten Haß ausbildete, als ſich bei einbrechender Nacht zu meinem eignen Staunen und zu ihrem Entſetzen kund that, daß ich die Eigenſchaft des Leuchtens beſitze. Jetzt hatte ich keine ruhige Minute mehr, denn wohin ich mich auch zurückzog, ſie hatten mich flugs hinter dem Graſe ausgeſpürt, und verfolgten mich theils mit witzloſen Spottreden, theils mit langweiligen Rathſchlägen in Betreff meiner Lebensweiſe, welche Weiſungen vielleicht für A-meiſen und B-meiſen recht paſſend ſeyn mochten, nur für kein Johannisfünkchen. Vor Ungeduld ſchüttelte ich mich wie verzweifelt, und bemerkte plötzlich, daß ſich ein Paar Flügel entfalteten. Nun ſchwamm ich in Entzücken. Mit einem raſchen Entſchluß hob ich mich in die Lüfte, ſog den Duft der Roſen vorüberſtreifend ein, und blickte wonneberauſcht zu den Sternen, ſelbſt ein ſchwebender beſeelter Stern.

Einen Theil der Nacht durchſchwelgte ich ſelig im Bewußtſein meines eignen Glanzes; dann aber folgte eine ſehnſüchtige Beklommenheit, welche am ſtärkſten meinen Buſen bedrangte, wenn ich lange unter einem Roſenſtrauch umhergeſchwärmt hatte. Der zauberiſche Duft, dieß wunderſüße harmoniſche Geſumme der vielen kleinen Käferchen, welche den purpurnen Palaſt bewohnten, berauſchten mich mit Luſt und Wehmuth im ſeltſamen Gemiſch. Ich erſchien mir ſo einſam inmitten all dieſes Jubels, und da ich die andern Inſekten ſtets dann in der behaglichſten Stimmung fand, wenn ſie ſich vertraulich mit ihres Gleichen der höchſten Güter des Lebens freuten, als da ſind: der Schein der Himmelslichter, ein Tröpfchen Thau, ein Tulpenzeltchen und dergleichen, ſo beſchloß ich ebenfalls, einen Freund oder eine Lebensgefährtin zu ſuchen. Zuerſt wandte ich mich an eine Cikade, aber die machte mich faſt taub mit ihrer ewigen monotonen Geſchwätzigkeit, ſo daß ich mich zu dem ſchweigſamern braunen Graskäferchen hingezogen fühlte. Dieſem grauste jedoch vor meinem Glanze, und es floh mich ſchnöde. Dafür umgaukelte mich die Mücke um ſo eifriger, ohne daß ich entſchieden Freude oder Verdruß über ihre Gunſt oder Ungunſt empfunden hätte. Alle dieſe grauen Geſtalten blieben mir innerlich gleichgültig, und ich begann zu glauben, ich ſei ein unglücklicher Geiſt, aus einer höhern Sphäre in dieſen Erdengarten verſchlagen, und werde nimmer meines Gleichen finden.

In ſolchen Gedanken war ich bis an die Taxuswand gelangt, welche den Raum, in dem ich weilte, von einem freien Platze ſchied, als ich hinter derſelben ein bläuliches Funkeln wahrnahm, meinem eigenen Lichte ähnlich. Mit aller Kraft drängte ich mich zwiſchen der dichten Scheidewand hindurch, und befand mich in der Geſellſchaft von acht Johannisfünkchen, die munter zechend um einen Maiblumenkelch voll Thau ſaßen, in welchen ſie einige grüne Spitzchen Waldmeiſter geſtreut hatten. Sie empfingen mich wie einen Bruder, der aus weiter Ferne heimkehrt, boten mir von ihrem Maitrank an, und belehrten mich über meine Exiſtenz, über die Welt und die Stellung des Johanniswürmchens als ſolchem zu dieſer im Allgemeinen und Beſondern. Auch andere aſtronomiſche und naturwiſſenſchaftliche Fragen löſten ſie mir bereitwillig, wodurch ich in den Stand geſetzt worden, dieſe meine Geſchichte ſo gründlich und lehrreich mitzutheilen.

Auf die Frage: woher ſie ſelbſt zu dieſer Kenntniß gekommen, erhielt ich zur Antwort, daß ſich ſeit einiger Zeit ein Maikäfer bei ihnen aufhalte, der in ſeiner Jugend von einem Tertianer aufgefangen worden. Dieſer habe ihn mit in's Gymnaſium genommen, woſelbſt er mehrere Fächer mit Nutzen vortragen hörte. Darauf habe er ſich mit Verluſt eines Beins und einer Flügeldecke vom Faden losgeriſſen, und da er ſich geſchämt, in dieſem Zuſtande zu den Seinigen zurückzukehren, ſo lebe er in tiefer Abgeſchiedenheit bei ihnen als Lehrmeiſter.

Noch ehe ich die Bekanntſchaft dieſes trefflichen Käfers machen konnte, ſtürmte ein neues Ereigniß auf mich ein. Ein Jüngling und ein Mädchen kamen den Fußpfad hergegangen, neben dem wir unſer Banket hielten. Sobald der Jüngling uns bemerkte, ſtürzte er raſch auf die Kniee, und las uns ziemlich ungeſchickt auf, wobei nur zwei meiner neuen Freunde entſchlüpften. Wir wurden in des Mädchens Locken geſteckt, und warfen unſern Schein auf ihre weiße Stirn. Darüber gerieth unſer Ruheſtörer in ein hohes Entzücken, und küßte das Mädchen ſo ungeſtüm, daß drei von uns herabfielen und von einem Blumenkelch aufgefangen wurden, der an des Mädchens Gürtel ſteckte.

„O wie ſchön wird die Blume von den hellen Fünkchen durchleuchtet!“ rief das Mädchen: „komm, mein Liebſter, wir wollen eine Lilie holen, und ſie ganz voll ſolcher Leuchtwürmchen füllen.“ Der Jüngling erwiederte: „Warte Liebchen, ich will im Graſe ſuchen, ob ich nicht ein Weibchen finde: die geben viel hellern Glanz.“

Er ging und ſtöberte unter den Halmen umher: die Jungfrau aber pflückte eine ſchneeweiße Lilie, nahm mich aus den Locken und ſetzte mich hinein. In den ſchneeweißen glatten Blättern, die nun mein Haus waren, ſtrahlte mein Wandeln wunderbar wieder. Ich ahnte, hier mußte mir ein unermeßliches Glück begegnen. Der ſüße Duft der Lilie berauſchte ſo hold, doch bald ward er mir zu mächtig. Ich ſank in tiefe Betäubung, und hörte nur noch wie das Mädchen ſagte: „Das Johannisfünkchen hat ſeinen Glanz verloren.“

Als ich wiedererwachte, lag ich auf dem Raſen, der von friſchem kühlem Nachtthau getränkt war. Das Mädchen ſchüttelte über mir die Lilie, und rief: „Nein, der Duft iſt zu ſtark, die armen Thierchen ſterben davon.“ Neben mir fiel das Weibchen, das der Jüngling geholt hatte, nieder, und leuchtete nur noch matt bläulich. Mich durchſchauerte Angſt und Entzücken. Sie war da, endlich gefunden, die Mitleuchtende, und ſollte vor meinen Augen ſterben! Ich tauchte meine Flügel in Thau, und benetzte damit mein Liebwürmchen, flatterte immer rund umher, daß all' die Grashälmchen friſche Luft fächelten, bis es endlich wieder lebendig wurde und mich liebhielt. Da merkte ich, daß ſein helles Licht nicht bloß wie Feuer ſchimmert, ſondern auch warme Glut gibt, und ließ Käfer und Cikaden, Thau und Maiblumen um mein flammendes Liebchen.

Wir zogen uns aus der Nähe des gefährlichen Fußpfads zurück, und bauten uns ein Zeltchen von Apfelblüten im tiefſten Grunde eines Vergißmeinnichtſtrauchs, dicht am Rande eines Bachs. Dort blieben wir verſteckt bis nach Mitternacht, wo alles ſtiller und ſtiller um uns ward. Nur im Weidengebüſch gegenüber ſang eine Nachtigall langhallende, ſüßbebende Töne. Der Nachtwind brachte den Hauch der fernen Rebenblute und miſchte ihn mit Roſen- und Lindendüften. Gegen Morgen kam der Mond und ſpiegelte ſich im Bach. Da wagten wir uns wieder hervor und ſchwärmten in ungetrübter Jugendſeligkeit noch einmal von Buſch zu

Buſch, von allen Duften und allen monddurchleuchteten Thauperlen koſtend.

Jetzt weht hinter den fernen Bergen der rothe Morgenſchein herauf, der den Tag verkundet, an dem wir ſterben müſſen. Wir ſcheiden fröhlich von dannen, denn in Einer Nacht haben wir die Fülle eines ganzen Lebens durchgenoſſen.

Der Hauskrieg.

Eine Geſchichte vom Niederrhein.

Von

Gottfried Kinkel.

Friede ernährt, Unfriede verzehrt! Das iſt ein altes, wahres Wort; aber manche Leute mögen nicht d'ran glauben.

Am Niederrhein liegt ein kleines Dorf, hübſch und reinlich, und wohnen wohlhäb'ge Leute darinnen, denn Aecker und Wieſen ſind ergiebig und das Volk iſt fleißig und ordentlich. Der reichſte Bauer aber war der alte Andres, deſſen Haus und Stallungen zunächſt beim Strome liegen, vorn wo der Leinpfad am Dorfe vorbeizieht. Als der zu ſterben kam, ging all' ſein Gut bloß auf zwei Söhne über: der älteſte hieß Kaſpar, der jüngſte Sebulon.

Der Kaſpar war von Jugend auf ein geſunder baumſtarker Kerl geweſen, der mit fünfzehn Jahren ſeinen Pflug leitete und ſeine Senſe führte wie ein Alter; und wenn er Abends nach Hauſe kam, verſtand er's gleichfalls, in Kartoffeln und Klöße einzuhauen wie der beſte Meiſterknecht. Der Sebulon aber hatte in ſeiner Jugend die engliſche Krankheit gehabt und Leberthran drei Jahre trinken müſſen ſtatt Bier. Auch alle andern Kinderkrankheiten machten ihm's Leben ſauer. Zwar erkriegte er ſich nach dem vierzehnten Jahr, aber krumme Wackelbeine behielt er, und der Barbier hat nie viel von ihm verdient, weil er keinen Bart bekam. Zum Vieh und Ackergeräth hatte er kein Gemüth; am liebſten lag er hinter'm Ofen, ſpielte mit Nachbarskindern, die viel jünger waren als er und tiftelte ihnen allerhand Spielzeug zuſammen, ſetzte den Thierchen aus der Arche Noäh abgebrochene Köpfe und Beine von Wachs wieder an und nähte Puppenkleidchen. Der alte Andres ſah, daß er im Felde nichts taugte, und gab ihn zu einem Schneider in die Lehre. Er lernte auch ſein Handwerk rechtſchaffen und kam noch eh' der Vater ſtarb in gute Kundſchaft herein. Nur die Mädchen wollten nichts von ihm wiſſen, auch die nicht, denen er ehemals Puppenhemdchen gemacht hatte; ſie ſpotteten eher über ihn und ärgerten ihn mit dem Spitznamen Meiſter Scheerenbein, den ſie ihm wegen ſeiner kreuzweis gewachſenen Unterthanen anhängten. Dadurch verlor er ordentlich den Muth, ſich zu verlieben und hing ſich deſto mehr an ſeinen Bruder Kaſpar. Der aber nahm ſich ſchon früh, wie's gute Sitte iſt auf dem Lande, eine Frau und kriegte mit der richtig alle Jahr ein Kind.

Als nun der alte Andres Todes verblichen war, da einigten ſich die Brüder ganz leicht und gutwillig wegen der Erbſchaft. Der Kaſpar übernahm alle Ackergüter, der Sebulon das Haus mit dem großen Gemüſegarten und die Wieſen, die dabei liegen. Seinem

Bruder räumte er das Erdgeſchoß ein und ging dafür bei der Schwägerin in die Koſt. Er ſelber wohnte im Oberſtock: dort hatte er eine große nette Stube, deren Fenſter über einen Wieſenfleck nach dem Rhein und der Hauptſtraße des Dorfes gingen. Hier ſaß er auf ſeinem Tiſch und nähte tapfer zu; Alles was in der Nachbarſchaft geſchah, konnte er gut ſehen, und mit jedem Schiffer, der unten am Waſſer anlegte, ſprach er und fragte ihn, was es Neues gäbe zu Mainz oder zu Emmerich. So führte er ein ganz vergnügtes Leben und wurde, ohne daß er's recht merkte, ein alter Junggeſelle dabei.

Zwanzig volle Jahre hatten die Brüder einträchtig miteinander gewohnt. Am beſten fuhren dabei die Kinder des Kaſpar: die lagen dem Ohm den ganzen Tag auf der Stube, lauerten zu den großen Fenſtern heraus und ließen ſich von ihm zwiſchen Tag und Dunkel Puppen und Lappenmäuschen ſchneidern. Erſt wenn wieder eins von ihnen in die Jahre kam, daß es in die Schule gehen mußte, wurde es gegen Ohm Sebulon unartig, weil es von den Mitſchülern über ihn ſpotten hörte. Dann wurde jedes vor und nach rebelliſch wider ihn, bis er's endlich einmal beim Flügel nahm und die Treppe hinabjagte. Dies war er ſchon bei allen ſeinen Neffen und Nichtchen gewöhnt.

Da legte auf einmal der Teufel ein Ei in die Wirthſchaft. Der Kaſpar hatte jetzt zwölf Kinder, klein und groß wie die Orgelpfeifen. Da er gut gewirthſchaftet und das Erbgut durch Ankauf neuer Ländereien vergrößert hatte, mußte er mehr Dienſtvolk halten als vorher, und ſo wurde ſeiner Frau das Untergeſchoß des elterlichen Hauſes zu klein. Sie lag ihrem Mann in den Ohren, daß er ſich ein neues Haus neben das alte bauen möchte, und das ſollte von Ziegelſteinen ſein und nicht von Lehmfachwerk, und ſollte ſogar eine gemalte Stube darin ſein. Der Kaſpar wollte lange Zeit nicht d'ran, denn er meinte: für das neue Haus kann ich mir ein Dutzend Kühe einſtellen und einen Morgen Land noch obenein kaufen, aber die Frau wollte ein blankes Haus und keine Kühe. Lieber Leſer, wenn du Kühe haben willſt und deine Frau ein neues Haus, ſo werden zwar die Kühe nicht gekauft, allein das neue Haus wird ſicherlich gebaut.

Aber der Bauplatz? Den mußte der Bruder Sebulon ja erſt hergeben. Denn ihm gehörte das Land um das ganze Stammhaus herum, und er hatte im Garten prächtiges Gemüſe, in den Wieſen aber feines Obſt ſtehen; das ſchickte er mit dem Marktnachen zweimal die Woche nach Rees oder Cleve hinunter und hatte manchen harten Thaler daraus gelöſt und als Kapitälchen ausgethan. Der Garten beſonders war ſeine beſte Freude: es that ihm wohl, wenn er ſo vom Schneidertiſch aufſtehen und die leichte Gartenarbeit, als Säen, Pflanzen, Oculiren und Einſammeln, vornehmen konnte.

Der Kaſpar hatte zwar draußen in der Flur Land die Hülle und Fülle, aber hier beim Dorfe gehörte ihm nur ein ſchmaler ſchlechter Strich, der g'rade zwiſchen dem Stammhaus und dem Leinpfad lag: den hatte ſich bei der Theilung die Frau ausbedungen, um da zwiſchen die Bäume ihre Trockengarne anzubinden. Es war ein ungleicher ſchlechter Sandboden und ſchoß ſo ſtark gegen den Fluß ab, daß er beinahe jedes Jahr vom Waſſer überſchwemmt wurde.

Am allerbeſten wäre nun das Haus in den Gemüſegarten Sebulons zu ſtehen gekommen; der lag hoch und trocken, hatte eine nette Ausſicht auf den Fluß und bot feſten, guten Grund für die Anlegung des Kellers. Das war auch von Anfang die Meinung der Frau geweſen, und nun rückte ſie damit heraus. Ihr Mann kratzte ſich hinter den Ohren, als er's hörte, und meinte: ſie ſolle doch ſelber einmal mit dem Bruder Sebulon zu reden anfangen.

Das geſchah beim nächſten Abendeſſen, als die Dankſagung geſprochen und die Kinder nach Bett gejagt waren. Die Frau nahm das Ding wie etwas, das ſich ja ganz von ſelber verſtünde, meinte auch ſogar, der Bruder Sebulon werde doch brüderlich handeln und ihnen den Garten hübſch wohlfeil überlaſſen. Sebulon erwiederte nichts, ſondern ſtand auf, reichte dem Kaſpar, wie alle Abend geſchah, eine Priſe aus ſeiner Doſe, und als der nieſte, ſagte er: Profiziat und gute Nacht miteinander. Hierauf ſtieg er die Treppe hinauf in ſein Quartier.

Aber ſchlafen konnte er in dieſer Nacht nicht. In der erſten Stunde dachte er über die ſchönen Pfirſich-

und Aprikoſenſpaliere nach, die er vor drei Jahren mit der allergrößten Mühe endlich in gutes Wachsthum gebracht hatte, nachdem er ſechsmal vergebens Schößlinge eingeſetzt. In der zweiten Stunde kamen ihm die Ranunkeln in den Sinn, für die er das ſchönſte, ſonnigſte Beet des Gartens beſtimmt hatte; ſein Ranunkelnflor war ſein Stolz. Keiner in der Nachbarſchaft, auch kein Kunſtgärtner in den nächſten Städten konnte an Zahl der Arten mit ihm wetteifern. Nach Mitternacht fielen ihm die ſchönen, ſaubern Kieswege ein, für die er ſelber den Grand, wohl zweihundert Schubkarren voll, mit Schweiß und Mühe vom Rheinufer heraufgefahren hatte, und das nette Rondellchen in der Mitte, mit Seemüſchelchen ausgelegt, die extra von Scheveningen herbeſtellt waren. Als der Nachtwächter Ein Uhr blies, fuhren ihm die herrlichen dicken Spargel durch die Seele, die er jährlich von dem Hauptbeet an der Hecke zu Markt ſchickte, um zwei Uhr die mächtigen Kappesköpfe, um drei Uhr die grünen Erbſen — und gegen Morgen ſprangen und ſchwirrten alle dieſe Gedanken, die Aprikoſen und die Seemuſcheln, der Kappes und die Ranunkeln, die Erbſen und die Spargel durcheinander in ſeinem Kopfe herum. Das Alles ſollte nun ausgeriſſen, niedergehauen, geebnet werden, bloß um ein Haus dahinzuſetzen, das ebenſo gut anderswo Platz hatte. Noch einmal auf ſeinen alten Tag ſollte er ſich einen ganz neuen Garten anlegen und deſſen Früchte vielleicht nicht mehr genießen!

Am Morgen faßte er ſich ein Herz, griff zu einem andern Entſchluß und ging geſetzt und fröhlich zum Mittageſſen hinunter. Die Frau machte ihm gleich kein ſo gutes Geſicht wie ſonſt, denn es verdroß ſie, daß er nicht geſtern alsbald gutwillig ja geſagt hatte. Aber ſie verkniff ſich, denn ſie meinte, er ſollte ſelber von dem Dinge zu reden anfangen. Das geſchah nicht: ſie wurde ungeduldig und fuhr am Ende derb mit der Frage heraus: „nu, Herr Schwager, habt Ihr's dieſe Nacht gehörig beſchlafen? Wie theuer laßt Ihr uns den Garten?"

Da ſagte Sebulon: „ſchickt erſt die Kinder fort, dann beſpricht ſich's beſſer."

Als die fort waren, redete er weiter: „liebe Frau Schwägerin, den Garten kann ich nicht miſſen; ich profitire ſo viel daraus, daß ich ihn nicht billig ablaſſen kann, wie ſich's doch unter Brüdern ſchickt. Der Wieſengrund taugt nicht für Blumen und Kappes, da kann ich keinen neuen Garten machen, auch dauert's mir zu lang. Aber euch kann's eins ſein, ob ihr ein paar Schritte rechts oder links bauet. Sucht euch alſo in der Wieſe einen Platz für's Haus und für einen ſtattlichen Hof obenein. Seid nicht blöde, ihr könnt friſch einen halben Morgen Land dazu nehmen. Was ich habe, kriegen ja doch eure Kinder, und mir kommt's nicht d'rauf an: den halben Morgen ſchenk ich euch."

Das war brüderlich geſprochen, und der Kaſpar hob ſchon die Hand auf, um in Sebulons Hand einzuſchlagen und ſich fröhlichen Muthes zu bedanken. Aber die Frau war's nicht zufrieden, weil ſie's nun einmal ſo gewollt hatte und nicht anders. „Nein," ſagte ſie, „in Eure Sumpflöcher bau ich nicht; lieber bleib ich im Stammhaus ſitzen."

Wie es Euch beliebt," ſagte Sebulon, „und wünſche allerſeits wohl geſpeiſt zu haben." Damit ging er ganz freundlich aus der Stube und ſtieg in ſeine Werkſtatt hinauf.

Nun brach der Zorn der Frau los. Wenn der Sebulon ihr grob antwortete, ſo konnte ſie gegen ihn ihre Galle loslaſſen, und nach einem herzhaften Zank möchten ſich beide vielleicht vereinigt haben. Nun aber mußte der Mann es ausbaden.

„Du biſt mir auch der Rechte," fuhr ſie ihn an, läßt deine Frau allein reden: der Schwager ſoll wohl denken, ich wäre wunder wie böſe. So geht's den armen Weibern: ihr Männer laßt Gottes Waſſer über Gottes Land laufen, und wenn wir hernach auf unſer Eigenthum und auf's Gut unſerer armen Würmer denken, da müſſen wir böſe Zungen ſein."

„Frau," ſagte der Kaſpar, „die Wieſe iſt ebengut zum Bauen, und wir kriegen ſie geſchenkt."

„Ich will aber die Wieſe nicht," ſchrie ſie. „Lieber bau' ich auf den Fleck am Waſſer, der uns gehört, daß der krumme Scheerenbein ſich ärgern ſoll, wenn er nicht mehr auf den Rhein ſehen und mit dem Schiffervolk ſchwätzen kann, das alte Weib der —"

„Der müßt' auch ein Narr ſein, der dahin baute,“ ſagte der Kaſpar, „da ſtände das Haus keine zehn Jahre wegen des Eisgangs. Jetzt muß ich in's Feld.“ Damit ging auch er zur Stube hinaus.

Derweil ſaß der Sebulon auf ſeinem Schneidertiſch und nähete kleine Läppchen zuſammen für eine Jacke, die er ſeinem jüngſten Neffen, dem Hanspeter, für ſeinen neuen Hanswurſt verſprochen hatte. Der Junge war ſchon dreimal dageweſen; nun hatte er ſie ihm auf drei Uhr zugeſagt, da wollte der Hanspeter ſie holen kommen.

Es ſchlug drei Uhr: die Jacke war fertig, aber der Hanspeter kam nicht. Meiſter Sebulon fing eine andere Arbeit an: er wird wohl fiſchen ſein, meinte er. Es ſchlug vier Uhr: das Kind blieb aus, auch die andern kamen nicht, die ſonſt immer nach der Schule ihre Schnitte Brod mit Barkäs bei ihm aufaßen. Sebulon ſagte für ſich: ſicher machen ſie ſich ein Kartoffelfeuer auf dem Acker, oder ſollt' ihnen gar was zugeſtoßen ſein?

Als es aber fünf ſchlug, hörte er das kleine Geſindel unten im Vorhauſe ſich jagen und ſchreien. Er trat an die Treppe und rief hinunter: „Hanspeter, bring den Hanswurſt, die Jacke iſt fertig!“

„Nein Oheim,“ rief der kleine Junge herauf, „ich mag die Jacke gar nicht.“

Sebulon ging an den Schneidertiſch, holte die prächtige bunte Jacke, zeigte ſie den Kindern und ſprach: „wer will ſie jetzt, wenn der Hanspeter ſie nicht mag?“

Der zweitletzte Bube, der Michel, rief: „ich,“ und hatte ſchon den Fuß auf die unterſte Treppenſtufe geſetzt; da ſprang ein älteres Mädchen, die ſchnippiſche Anna, hinzu, riß den Michel heftig am Arm herunter, daß er auf die Erde fiel, und ſprach: „halt Du Deine Jacke, Ohm. Die Mutter hat geſagt, Du wäreſt ein böſer Ohm, der ſeinen Bruderskindern nichts Gutes gönnt, und da wollen wir gar nichts mehr von Dir haben. Und die Mutter ſagt auch, wir ſollen gar nicht mehr zu Dir auf die Werkſtube gehen.“

„Ja,“ rief einer der Buben, „ich komme auch nicht mehr zu Dir, Du Ohm Scheerenbein. Hoho, Ohm Scheerenbein!“

Und die ganze Rotte, klein und groß, der Michel mit, brüllte laut auf: „Hoho, Ohm Scheerenbein, Ohm Scheerenbein!“

Sebulon wurde kreideweiß vor Zorn und dachte an die Elle, um das ganze Geſindel durchzuhauen, aber er fühlte ſeine Beine wanken und ging langſam in die Stube zurück. Die Hanswurſtjacke zerriß er in kleine Fetzen und warf ſie am Fenſter hinaus. Dann kletterte er auf den Schneidertiſch und fing wüthend an einem Wams zu nähen an. Als er fertig war, ſah er, daß er den Ermel verkehrt angeſetzt hatte: er ſchmiß das Wams hin, fuhr in den Rock, nahm ſein ſpaniſch Röhrchen und ging hinaus — in's Wirthshaus.

Dem Kaſpar, als er ſeine Feldarbeit fertig hatte, war's auch nicht recht heimlich zu Muthe. Er mochte nicht nach Haus gehen und dachte: die Frau hat's eingebrockt mit dem Bruder Sebulon, mag ſie's heut Abend beim Eſſen mit ihm richtig machen: ich geh' in's Wirthshaus.

Alſo weil Beide dieſen Abend ſich nicht ſehen wollten, kamen ſie nun erſt recht zuſammen, und obenein vor andern Leuten.

Als Kaſpar in die Schenke trat, ſaß der Sebulon in der Ecke und las im niederrheiniſchen Volkskalender. Er ſah ſchlecht aus und trank wider ſeine Gewohnheit ein Schöppchen Ahrwein. Sonſt hatten ſie allezeit daſſelbe getrunken und aus Einer Flaſche; jetzt aber fing der Kaſpar, wie er ſeinen Bruder ſah, gleich mit Rum an. Rundherum ſaß ein Dutzend Leute aus dem Dorf.

„Nun, Kaſpar," ſagte der Schöffe, „Ihr wollt' bauen, hör' ich?"

„Wißt Ihr das ſchon," war die Antwort. „Ja, ſo Gott will im Frühjahr."

„Und wohin?"

„Weiß noch nicht, bin mit meinem nächſten Nachbar noch nicht eins geworden."

Sebulon ſah einen Augenblick vom Volkskalender auf, die Augen der Brüder trafen ſich. Kaſpar fuhr fort: „nicht alle Leut' ſind gefällig."

Sebulon legte den Kalender hin, nahm die Brille ab, ſagte aber kein Wort.

„Ich meine," ſprach der Schöffe, „auf der Wieſe Eures Bruders wär's am bequemſten."

„Ja," ſagte Kaſpar, „ſo wird's auch wohl werden."

Jetzt fragte der Sebulon über den Tiſch herüber „auf welcher Wieſe meinſt Du, Kaſpar?"

„Nun, wie wir's heut abgeſprochen haben, auf Deiner!"

„Von der Abſprach weiß ich nichts," erwiederte Sebulon. „Seit heut' Abend fünf Uhr wird von meiner Wieſe kein Daumenbreit verkauft noch verſchenkt."

„So," ſagte der Kaſpar, „das wußt' ich nicht. Ich denk' morgen bei Tiſch reden wir noch einmal darüber."

„Ich eſſe nicht mehr bei Deiner Frau," antwortete Sebulon. „Ich hab' mich zum Eſſen hier beim Wirth verakkordirt, bis auf's Frühjahr."

„Und im Frühjahr?"

„Dann fang' ich eine eigene Wirthſchaft an und halte mir eine Köchin, ich wohne oben und die unten."

„Unten wohnen ja wir," ſagte der Kaſpar.

„Nein," antwortete Sebulon, „unten wohnt ihr im Frühjahr nicht mehr. Ich habe eben den Schöffen gebeten, daß er Euch auf halben Mai kündigen ſoll."

„Sebulon," rief Kaſpar und ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch. „Bau' ich auf Deine Wieſe oder nicht?"

„Nein."

„Oder in Deinen Garten?"

„Nein."

„Und ſoll auch nicht im Haus meines Vaters wohnen bleiben?"

„Nein."

„Dann bau' ich auf dem Fleck' zwiſchen dem Haus und dem Rhein, oder alle Teufel ſollen mich zerſchlagen und der Schnaps im Glas ſoll mir Feuer und Flamm' im Magen werden. Gute Nacht, ihr Leute!"

Damit ſtürzte er ſeinen Rum hinunter und ſtürmte nach Haus.

Am andern Morgen früh kam richtig der Schöffe und kündigte im Namen des Sebulon dem Kaſpar und ſeiner Frau die Wohnung auf. Der Frau wurde es ſchwül, nun es Ernſt geworden war, und gern hätte ſie jetzt den Wieſenfleck angenommen. Sie meinte, Kaſpar ſollte doch einmal hinauf gehen und ein gut' Wort an den Bruder wenden. Aber nun hatte Kaſpar ſeinen Kopf darauf geſetzt und war zu ſtolz, den unterſten Weg zu gehen. Mit ſeinen zwei älteſten Jungen wanderte er an den Fluß und hieb alsbald die Bäume nieder, welche daſelbſt ſtanden. Sebulon ſteckte einmal oben aus dem Fenſter den Kopf in der Nachtmütze heraus und ſagte ganz ruhig: „guten Morgen, und wünſche gute Verrichtung."

Es war ein erbärmlicher Bauplatz. Zwiſchen dem Stammhaus und dem Leinpfad eingekeilt, bot er nur für eine Reihe Zimmer Platz. Deſto beſſer, dachte Kaſpar, da bau ich drei Stöcke übereinander und nehme dem Sebulon dabei das beſte Licht weg. Aber es mußte auch gegen den Fluß hin eine mächtige ſteinerne Brüſtungsmauer aufgerichtet werden, und das war kein Spaß. Für die Stallungen blieb ſo wenig

Raum, daß man im alten Quartier gar ein halb Dutzend Ochſen mehr ſtellen konnte. Aber den Stall rückte dafür der Kaſpar ſo, daß er dem Sebulon juſt auch das Fenſter der andern Seite verdeckte, welches auf die Straße des Dorfes hinausging. So nahm er ihm die beſte Freude, welche er bei der Arbeit hatte.

Unter Fluch und Verdruß wurde das Haus noch vor dem Winter unter Dach gebracht. Die Brüder grüßten ſich nicht mehr, wenn ſie ſich begegneten, das Dorf lachte ſie aus und ſtocherte dadurch ihren Eigenſinn auf. Wenn der Kaſpar etwas Neues zu machen hatte, nahm er einen andern Schneider vom nächſten Dorfe in die Koſt. Seine Kinder aber thaten dem Ohm Schaden, wo ſie mochten und konnten, und verſchonten ihm ſogar die Blumen und Früchte in ſeinem Garten nicht mehr.

Ein wenig beſſer wurde es, als im Frühjahr der Kaſpar wirklich in's neue Haus einzog, aber viel beſſer doch nicht. Schon wenn man in der Stadt wohnt, iſt's hart, einen Feind zu haben; auf dem Lande iſt es noch härter. Denn in der Stadt kann man ſich ausweichen, wenn man's anders will. Aber auf dem Lande trifft man ſich alle Tage, im Wirthshaus, in der Gemeindeverſammlung, im Handel und Wandel, zumal Nachbarn; und dann ſchmeckt Einem nachher das Eſſen ſchlecht.

Einmal hatte der Kaſpar dem Wirth geſagt: Ich wohne doch ſchön, kann rings um mich blicken und Euch recht in's Dorf ſehen; das freut auch meine Frau, ſie hat doch etwas Unterhaltung. Der Wirth ſagte das dem Sebulon wieder, und am folgenden Tage kamen Maurer, bauten auf drei Seiten um Kaſpars Haus auf dem Grund und Boden des Bruders zwei mannehohe Mauern und verſahen ſie oben auf's trefflichſte mit eingekitteten Glasſcherben. Zwiſchen dieſe Mauern ſetzte Sebulon eigenhändig junge Pappeln, beſah und begoß ſie alle Tage und gab dem Nachtwächter ein ſchweres Trinkgeld dafür, daß er jede Stunde der Nacht zuſehen ſollte, ob Baumfrevel an ihnen geſchähe. Die Kinder des Kaſpar holten ſich an den böſen Mauern nur zerſchnittene Hände und Knie, die Pappeln aber wuchſen luſtig und hatten im folgenden Frühjahre das Haus des Kaſpar ſchon dermaßen eingeſponnen, daß man um vier Uhr Nachmittags Licht anſtecken mußte. Da nahm es mit der ſchönen Ausſicht für die Frau gleichfalls ein Ende. Und was noch ſchlimmer war, die Kinder wurden durch die Mauer von allen ihren alten Spielplätzen abgeſperrt und lagen nun den ganzen Tag am Waſſer; die Frau konnte ſie nicht wegſchlagen, und wenn gar hoch Waſſer war, hatte ſie den ganzen Tag Sorgen und Noth. Am Ende mußte der Kaſpar eine eigne Perſon in's Haus nehmen, bloß um auf die Kinder zu paſſen.

Einmal im Herbſt, kurz nach der Grummetmahd ſaß der Sebulon bei der Arbeit. Da trat ohne anzuklopfen der älteſte Sohn ſeines Bruders in die Stube, ſtellte ſich vor den Schneidertiſch hin und fing an: „Ohm Sebulon, der Vater läßt Euch ſagen —"

„Thu' Deine Kapp' vom Kopf,“ ſagte Sebulon, „wenn Du mit Deines Vaters Bruder ſprichſt.“

„Davon hat mir mein Vater nichts befohlen,“ antwortete der Burſche und ließ die Mütze ſitzen. „Er läßt Euch aber ſagen, daß oben, wo Eure Wieſen anfangen, die Krippen nichts mehr taugen. Der Vater meint, das ginge Euch ſo gut an, wie ihn, und ob Ihr helfen und Geld beiſteuern wollt, daß wir einen ganz neuen Steindamm machen und Weiden drauf ſtecken. Dann will er auch dazu thun.“

Da ſprach Sebulon: „er hat's nöthiger als ich; wenn im Frühjahre hoch Waſſer kommt und nicht gekrippt iſt dieſen Herbſt, geht ihm's Haus treiben. Sag' übrigens Deinem Vater: ich hätte doch mitgehalten, wenn er mir keinen Flegel, wie Du biſt, geſchickt hätte.“

Der Burſch' machte Kehrt und trollte ohne Gruß ab. Als er ſeinem Vater die Antwort brachte, ſagte der: „allein leg' ich's Geld nicht aus, um dem geizigen Satan ſeine Wieſen zu ſchützen. Gott ſei Dank, reich bin ich, und mein Ackerfeld liegt hoch; geht mir auch das Haus flöten, ich kann's aushalten.“

Alſo wurde gar nicht gekrippt. Der Rhein aber ſtieg ſchon dieſen Herbſt höher als gewöhnlich, und als er wieder gefallen war, ſpazierte Sebulon mit bangem Gemüth auf ſeine Wieſen hinaus. Richtig: da waren die letzten Reſte der alten Krippe weggeſpült, ein großer Grasfleck abgedeckt, daß der blanke Boden da lag, und wohl anderthalb Morgen mit unfruchtbarem Grand und Sand verſchüttet. Sebulon überſchlug leicht, daß er, die unvermeidliche Anlage einer neuen Krippe eingerechnet, um tauſend Thaler ärmer war. Einen Augenblick dachte er bei ſich: es wäre nun doch beſſer, wenn mein Bruder den halben Morgen Wieſe für ſein Haus hätte, und ich den ganzen, der jetzt noch dazu ruinirt iſt. Aber er ſchlug ſich den Gedanken aus dem Sinn, als er an Kaſpars Haus auf dem noch naſſen Leinpfad vorbeiging: denn da war Alles, Klein und Groß dabei, mit Eimern das Waſſer aus dem Keller zu tragen, und die Frau rang die Hände, weil ihr die friſch eingemachten Bohnen und das Sauerkraut in den Fäſſern verdorben waren. Dieſer Anblick war dem Sebulon wie ein Schmalzpflaſter auf eine ſpaniſche Fliege.

Aber bald ſollte ihm gar ein Haarſeil unter die Haut gelegt werden. Noch im ſelben Herbſt hörte er in der Kirche von der Kanzel die Heirath ſeiner älteſten Nichte Lieſe mit einem jungen Bauern aus der Nachbarſchaft verkündigen. Das hatten ſie alſo richtig gemacht, ohne ihn, den nächſten Verwandten, darum zu fragen; das hatten ſie von der Kanzel ableſen laſſen, ehe ſie ihm ein Wort darüber gönnten! Die Lieſe war ſein Pathchen, er hatte ſie allezeit ganz beſonders lieb gehabt und ſeit Jahren eine ſchwere goldne Kette mit Henkeldukaten für ſie aufgehoben, die ihm aus der Erbſchaft der Mutter zugefallen war. Und nun —

Die Hochzeit kam bald: man bat ihn nicht dazu, aber weil der Herbſt noch ein paar warme Tage brachte, ſchlug man die Tiſche hart neben ſeiner Hausthür an der Straße auf. Sebulon ſah von oben das luſtige Leben und verſchluckte ſeinen Verdruß: als er aber die Braut ſelber in dem ſchönen neuen Kleid erblickte, das er nicht zugeſchnitten und genäht hatte und das ihr, ſo meinte er, recht ſchlecht ſaß, da brachen ihm zwei dicke, bittre Thränen aus den alten Augen. Er konnte es dem Jubel gegenüber nicht aushalten, der zu ihm durch die Wipfel der Pappeln heraufſcholl: leiſe zog er ſich an, ſteckte die ehemals für Lieſe beſtimmte goldene Kette mit den klirrenden, flirrenden Dukaten in die Hoſentaſche und ſtieg die Treppe hinunter.

Wäre nun die böſe Mauer nicht geweſen, ſo konnte er durch die Hinterthur am Fluß her ſich heimlich vorbeiſchleichen; jetzt mußte er vorn heraus und mitten durch die Hochzeitstiſche hindurch. Mit leiſem Schritt und geſenktem Haupte ging er ſeines Weges. Die Lieſe ſah ihn und wurde blutroth, ihre Mutter ſah ihn und wurde leichenblaß: ein bösartiges Spottgelächter lief über die Geſichter der Gäſte bei dieſer unerhörten, ſo hart ſich hervordrängenden Kränkung alles Familienbrauchs und aller Familienliebe. Der Kaſpar ſprang auf: ich glaube, er wollte ſeinem Bruder das Glas zubringen, und ich glaube auch, der Sebulon wäre dann geblieben, und die Hochzeitsfreude hätte den langen Schmerz ausgeheilt. Da ſchrien aber die kleinſten unter Kaſpars Kindern dem großen Haushunde, den ſie heut in der allgemeinen Freude von der Kette losgemacht hatten, unten am Tiſche zu: Tiras, Tiras, da iſt der Ohm Scheerenbein! Der Hund war ſonſt ein gutes Thier, das keinem Kinde etwas zu Leide that, aber die kleinen Böſewichter hatten ihn ein paarmal, wenn er an der Kette lag, auf den Ohm gehetzt, um dieſen zu erſchrecken, und ſo fuhr er dem jetzt wüthend nach den Beinen. Sebulon, der ſich auf Alles gefaßt hatte, zog ihm mit dem ſpaniſchen Rohr einen kräftigen Hieb über die Zähne, und Kaſpar gab ihm zu gleicher Zeit einen furchtbaren Fußtritt in die Flanke, ſo daß das Thier heulend unter den Tiſch zurückrollte. Aber zornig ſah Sebulon die Familie an und ſagte: „ich gehe ja ſchon, was braucht ihr denn den nächſten Verwandten eures Hauſes von ſeiner Nichte Hochzeit mit Hunden wegzujagen?“ Raſcher als vorher ſchritt er ſodann durch die Reihen und bog um die Ecke des Nachbarhauſes.

Still ging er durch die Stoppelfelder und Wieſen in die nächſte Stadt zum Goldſchmied, ließ die Kette ſchätzen und ſteckte die Louisd'or, die er dafür bekam, gleichmüthig in dieſelbe Hoſentaſche, wo die Kette geweſen war. Dann wandte er ſich auf dem Markte zum Hauſe des Notars, ſprach mit ihm eine Stunde und beſtellte ihn auf morgen früh in ſeine Wohnung aufs Dorf hinaus. Hierauf kehrte er heim, ſetzte ſich im Wirthshauſe zu den andern Gäſten und lud den Barbier und den Hufſchmied, weil das die beiden ärgſten Plaudermäuler in der Gemeinde waren, ebenfalls auf morgen früh als Zeugen zu ſich ein. Hierauf traktirte er ſie mit dem beſten Wein und ſpielte bis tief in die Nacht mit ihnen Zitherſchröm zum höchſten Satz. Dabei gingen ihm zwei von den Louisd'or ſpringen, die er für die Kette gelöst hatte: das wollte er eben. Um Mitternacht, als der Hochzeitslärm vorüber war, ging er nach Haus und legte ſich aufs Ohr.

Der Notarius kam, die Zeugen auch. Sebulon hatte noch eine Verwandte im Oberlande, die er nicht leiden konnte, weil ſie als Mädchen ſich ſchlecht aufgeführt hatte und dann mit aller Mühe unter die Haube gekommen war. Der und ihren Kindern vermachte er nun ganz rechtskräftig das Stammhaus und ſein Land, wie auch alle ſeine fahrende Habe, mit der Clauſel, daß der Beſitz erlöſche, ſobald die Erben die Mauer und die Pappelallee verkommen ließen oder ſeinem Bruder Kaſpar oder deſſen Nachkommen ein Stück des Grundeigenthums verkauften. Der Notar erhielt an Gebühren gerade den Reſt der Louisd'or; ein letztes Zehngroſchenſtück, das noch davon übrig blieb, warf Sebulon den Sonntag drauf in den Klingelbeutel. Den beiden Zeugen aber verbot er zum Ueberfluß noch, von der Sache zu reden. Natürlich hingen die es jetzt ſogleich an die große Glocke, und Abends im Wirthshaus meldeten zwanzig Zungen dem Kaſpar im Vertrauen die erbauliche Geſchichte.

Geld wiegt überall ſchwer, am allermeiſten aber auf dem Lande, wo man den Mann ſchätzt nach dem, was er hat, und das Mädchen manchmal auch. Kaſpar merkte bald, daß er jetzt nicht mehr für halb ſo reich galt als vorher. Man wußte recht gut, daß Sebulon aus ſeinem Garten, aus den ſchönen Wieſen und daneben mit ſeiner Schneiderei ungefähr ebenſoviel jährlich erwarb wie Kaſpar aus ſeinen großen Ackergütern, daß er aber, kinderlos wie er war, nicht den zehnten Theil ſeines Erwerbs verbrauchen konnte. Obenein beſaß er das ſolid und gut gebaute Stammhaus, Kaſpar aber den unſichern, ſtets feuchten Neubau am Waſſer; bei zwölf Kindern mußte ſein Vermögen ein ſtarkes Exempel in der vierten Spezies hergeben, und der Quotient wurde garſtig klein. Dieſes Rechenexempel ſtellten alsbald die alten und jungen Bauern rundherum in der Nachbarſchaft an. Um das ſchnippiſche Annchen, die zweite Tochter Kaſpars (das war dieſelbe, die damals den Michel von der Treppe des Ohms zurückriß), hatte ſich ſchon lange Zeit ein Schulzenſohn vom nächſten Hofe Mühe gegeben und bei Lieſens Hochzeit die Sache bei ihr ungefähr in Richtigkeit gebracht; jetzt kam der nicht mehr, und die Anne ſah lang nicht ſo ſpitzig mehr aus wie vorher. Kaſpar ſelbſt hatte Hoffnung gehabt, Schöffe zu werden, an des alten Statt. Aber als es im Gemeindehaus wirklich zur Wahl kam, meinten nunmehr Alle, es ſchicke ſich nicht, Einen zum Schöffen zu nehmen, der mit Jemand im Dorf unfreund ſey, und ſo fielen die Stimmen auf einen reicheren Bauer, obwohl der ſtatt eines ein halb Dutzend Feinde hatte. Auch im eigenen Hauſe bekam Kaſpar, da er älter wurde, alle Tage mehr Verdruß. Die Frau warf ihm vor, ſie hätte ja auf den ſchlechten Platz gar nicht ernſtlich bauen wollen, er mit ſeinem Eigenſinne ſey an allem Uebel ſchuld. Die Kinder, in deren Herz früh der giftige Same des Haſſes geſtreut war, hatten in ihren Streichen gegen den Ohm, welche die Eltern ihnen ſtets durchgehen ließen, Verachtung gegen das Alter gelernt und gaben dieſe Verachtung jetzt auch reichlich dem Vater zu ſchmecken. Die ältern Söhne und Töchter aber ſahen ihre Eltern als die Urſach an, daß ihnen das reiche Erbe des Ohms entging, und Annchen, um welche ſich jetzt kein reicher Junge mehr bewarb, gab dem Vater und der Mutter kein gutes Wort mehr zu hören. Der Fluch des Haſſes lag auf allen Stirnen, und Kaſpar, wenn er allein auf dem Felde hinter den Ochſen herging, dachte jetzt doch oft: wären wir drei Jahr jünger, ich wüßte wohl, was ich thäte. Nun's aber einmal drei Jahr gedauert hat, ſoll's auch ſo bleiben bis an meinen Tod! Und dabei ſchlug er mit dem Stecken ſo hart auf die Ochſen, daß ſie aufſprangen und die Furche ſchief ging.

Ein harter Winter kam. Im Januar und Februar ſchneite es unabläſſig, des Nachts fror es und der Schnee blieb liegen. Bange ſah man am Niederrhein dem Hochwaſſer entgegen. So blieb es bis tief in den März: da ſprang der Nordwind nach Südweſt um, und in einem Tage trat überall das ſchwarze Feld aus der Schneedecke hervor. Der Rhein ſtieg, es mußte ſchrecklich werden, wenn auch im Oberland das Thauwetter ſo plötzlich eintrat und wenn es dauerte. Wäre nur die Krippe im Herbſt ordentlich gemacht worden! Aber jetzt war es zu ſpät, man mußte auf einen Nothbehelf denken. Kaſpar lernte in der Todesangſt um Weib und Kind und Heerd ſeinen harten Muth beugen. Ohne dießmal ſeines Bruders Hülfe zu erbitten oder abzuwarten, rammte er an der Stelle der Krippe ein Dutzend der ſtärkſten Tannenſtämme in ſchräger Reihe ein, um den Stoß der Fluth ſanft abzulenken, und verband ſie mit dickem Weidenflechtwerk. So ſicherte er ſich die Zeit, um ſeine beſte Habe wenigſtens flüchten zu können.

Höher und höher ſchwoll die Fluth: Weib und Kind mußte er ſchon im Nachen wegſchaffen, das Waſſer ſtand in ſeinem zweiten Geſchoß. Er ſelbſt blieb noch in dem gefährlichen Bau, wie ein Schiffskapitän, der ein Wrack nicht verlaſſen mag, ſo lange es nicht unterſinkt. Es gelang ihm ſogar, unter dem Schutze der eingeſchlagenen Tannenbäume, die vortrefflich widerhielten, ein großes ſtarkes Scheunenthor an dieſe ſeine Verſchanzung heranzubugſiren und zur Verſtärkung derſelben vor dem Weidengeflechte zu befeſtigen. Dadurch bekam das Haus noch mehr Schutz. Zwar wie die Strudel heranſchoſſen, bogen ſich die Tannen und krachten, aber weil ſie nachgaben, richteten ſie ſich auch allemal wieder auf. Wenn jetzt die Flut nicht mehr wuchs, wie ſie denn wirklich ſtillzuſtehen ſchien, dann war das Haus gerettet.

Aber an einem Abende verdunkelte ſich der Himmel. Der Wind ſprang ſpitz nach Weſten um und jagte die bäumenden Wellen gerade auf das Dorf zu. Ein Platzregen wie ein Wolkenbruch fiel nieder, die Flut wuchs in jeder Stunde zwei Fuß, und kletterte nun auch ſchon an Zebulons Hauſe empor.

Dieſer legte ſich in Kleidern auf's Bett in der Oberſtube. Weil ſein Haus ſonſt immer verſchont blieb, war er nicht geflüchtet und hatte nicht einmal für einen Nachen geſorgt; dem Bruder aber, der auch in ſeiner Feſtung blokirt war und einen Nachen da hatte, mochte er darum jetzt kein gut Wort geben. Auch ängſtigte er ſich nicht ſonderlich, weil er ſich auf die Feſtigkeit des Hauſes verlaſſen konnte. Die Lampe hatte er brennend neben ſich ſtehen und las in der Poſtille.

Auf einmal aber ſah er das Waſſer durch den Fußboden heraufquellen wie ein klares Waldbrünnlein im Frühjahre. Seine Haare ſträubten ſich: ſiehe, da kam es auch ſchon luſtig über die Thürſchwelle gerieſelt. Er ſprang empor und riß die Thür auf: ein voller Schwall brach ihm entgegen, und kaum war er auf den Schneidertiſch geflüchtet, ſo ſtand das Waſſer den Fenſtern gleich. Da trat ihm der entſetzlichſte Tod vor die Augen; wenn es jetzt noch ſtieg bis es das

Fenſter gefüllt hatte, ſo wurde er unter der Decke erdrückt oder mußte erſticken. Er lief an's Fenſter, das nach dem Dorfe ging und ſchrie um Hülfe, aber das Rauſchen der Fluth und der ſcharfe Pfiff des Windes ſchnitt ihm den Ton lautlos von den Lippen weg; die Fluth ſpielte innen und außen bis an ſeine Bruſt. Nach dieſer Seite war keine Rettung, aber nach dem Fluſſe zu blieb eine kleine Hoffnung. Dort ſtand dicht vor dem Fenſterladen eine der Pappeln, welche er aus Haß hingepflanzt hatte. Er watete zum Bette, ſchlug eine wollene Decke, die noch trocken war, eng zuſammen und band ſie ſich an den Hals. Dann kletterte er vorſichtig in den Fenſterrahmen: richtig, die Pappel ſtand noch und reckte ſeiner Hand einen ſtarken Aſt entgegen; dicht hinter ihr ſchien auch das Dach vom Hauſe ſeines Bruders noch aus der Fluth hervor. Er ſah den Kaſpar mit einer Laterne aus dem oberſten Stockwerk in den Nachen ſteigen; er ſchrie ihn an, aber hören war unmöglich. Kaſpar zwang den Kahn mit aller Mühe auf die Tannenbäume oben bei der Krippe zu: Sebulon aber kletterte auf ſeiner Pappel ſo hoch hinauf als er ſtarke Aeſte fand, ſetzte ſich oben zurecht und erwartete, daß der Tag und die Hülfe kommen ſollten. Bald überzeugte er ſich, daß das Waſſer eben ſo raſch fiel als es gewachſen war: ſchon wich es von dem Fenſter, aus dem er ſich geflüchtet hatte, und ſchon dachte er dorthin zurückzukehren.

Da, es war eben der Morgen am Grauen, erhob ſich nocheinmal mit kurzen, ſtarken Stößen der Wind. Die Flut rauſchte wilder, die Pappel ſchwankte ſtark. Eben wollte Sebulon ſeinen Rückzug antreten, da hörte er oben an der Krippe einen entſetzlichen Krach, das Hausdach vor ihm ſank mit furchtbarem Rauſchen in die Flut, und in den Strudel, der dadurch entſtand, ſenkte ſich der Pappelbaum mit hinein. Krampfhaft hielt er ſich feſt: der mächtige Stamm wurde von den Wellen im Kreiſe gedreht, unter und über geſtürzt, und Sebulon mußte den Tanz mithalten; bald war er ein paar Klafter unter dem Waſſerſpiegel, bald drüber. Plötzlich empfand er einen Stoß, der Aſt, den er hielt, ſchleuderte ihn von ſich und warf ihn unſanft auf etwas hartes hin. Der Verſtand verging ihm, er fühlte, daß ihm das Blut aus der Naſe ſtrömte und daß er mit dem, worauf er lag, raſch ſtromabwärts trieb. Langſam ſammelte er ſeine fünf Sinne: als er ſein Lager befühlte und beſah, war's ein großes Scheunenthor, und am andern Ende deſſelben ſaß ein Mann — und der Mann war ſein Bruder Kaſpar.

Der Kaſpar hatte am Wanken ſeines Hauſes gemerkt, daß es drinnen nicht mehr geheuer ſei. Deßhalb beſtieg er den Nachen, wagte aber nicht, nach dem Dorfe zu fahren, wo er in der ſchwarzen Nacht und bei dem wilden Wellenſchlage leicht an einen Baumwipfel ſtoßen und umſchlagen konnte, ſondern arbeitete ſich durch das ſtillere Fahrwaſſer zu ſeinem Bollwerke hin, deſſen Baumſtämme am Abend vorher noch prächtig gehalten hatten. Dort lag er vor Sturm und Strömung geſchützt vor Anker und merkte ebenſo vergnügt wie Sebulon auf das Abnehmen der Flut. Aber jene Windſtöße gegen Morgen trieben ihm die Wellen gerade gegen die Schutzwand, vier Tannenſtämme wichen endlich aus dem zerwühlten Boden und die andern brachen in demſelben Augenblick in Splitter. Das ſchwere Scheunenthor ſtürzte dem Kaſpar beinah auf den Kopf und ſchlug ihm die Spitze des Nachens glatt weg. So blieb ihm nichts übrig, als von dem verſinkenden Fahrzeug auf das Scheunenthor ſelbſt zu ſpringen. Die losgeketteten Fluten heulten nun auf ſein Haus zu, er ſah es zuſammenbrechen wie Sebulon, und Thor und Pappel ſchoſſen in denſelben Strudel hinein, der ſie dicht aneinander wirbelte und den Sebulon gleichfalls auf das beſſere Rettungsboot abſetzte. Als Kaſpar einen Menſchen auf das Thor geſchleudert ſah, war ſeine erſte Meinung, ihn herabzuwerfen, damit die Laſt nicht zu groß würde, aber ſein gutes Gemüth verwarf den Gedanken. Beim ſchwachen Morgengrauen erkannte er den verhaßten Bruder, begnügte ſich aber, ſoweit als möglich von ihm fortzurücken. So ſaßen ſich denn die Brüder gegenüber, jeder auf einer Ecke des Thors, das reißend ſchnell mit ihnen abwärts trieb.

Als der Morgen hell anbrach, hatten ſie einen troſtloſen Anblick. Das Gewölk verzog ſich, der Sturm hörte auf; aber unermeßlich dehnte ſich die trübe Fluth, Bäume, Hausgeräth und Leichen von Thieren mit ſich wirbelnd, vor ihrem Auge aus. Fahrzeuge wagten ſich in den Strudel nicht hinein; ſchoß ihr Thor wohl einmal dichter an einem Ufer hin, wo Menſchen ſie hätten ſehen können, ſo waren die doch zu feig oder zu ſehr mit dem eigenen Unglück beſchäftigt, um an die Rettung der Brüder zu denken. Jeden Augenblick drohte ihnen der Tod, wenn ihr Fahrzeug dicht an überſchwemmten Baumwipfeln vorbeiſchoß oder mit Balken und anderm Holzwerk in der Strömung zuſammenſtieß. Dazu lief der Wind wieder nach Norden, und fuhr ihnen eiſig durch die naſſen Kleider. Sebulon nahm die Decke, die er ſich an den Hals gebunden hatte, ſchlug ſie auseinander, und als er ſie noch ziemlich trocken fand, wickelte er ſich hinein. Aber auch ſo klapperten ihm die Zähne aneinander.

Da fielen ihm denn in ſeiner Seelenangſt allerlei gute Sprüche von der Bruderliebe und Vergebung ein, und die lagen ihm ſchwer auf dem Gewiſſen. Aber wenn er eben weich werden wollte, ſo dachte er recht abſichtlich an die verbaute Ausſicht aus ſeiner Oberſtube, und an die Frau Schwägerin, vor Allem aber an die Hochzeit der Lieſe, und dann wurde ihm ſein Herz wieder ſo kalt wie ſeine Hände.

Dem Kaſpar ſeinerſeits war's noch banger in ſeinem Gewiſſen, und er betete leis für ſich ein Vaterunſer nach dem andern. Auch ihn fror jeden Augenblick ärger. Da blitzte es ihm auf einmal durch die Seele, daß er vor dem letzten Einſteigen in den Nachen eine Flaſche Kornbranntwein zu ſich geſteckt hatte für alle Fälle. Er griff darnach — und ſchau', ſie war ganz geblieben; er zog einen tapfern Schluck, und die Augen wurden ihm munterer.

Bei dieſem Anblick klapperten dem armen Sebulon die Zähne noch ärger. Kaſpar ſah es, und ganz langſam, als wollt' er die Worte zählen, preßte er die Frage heraus:

„Sebulon, willſt du auch einen Schluck?"

Ueber das Antlitz des Schneiders floß es wie glättendes Oel; die Noth war zu groß, ſein Herz war gebrochen. Leiſe zitterte ein Ja ihm zwiſchen den zuſammengedrückten Zähnen durch.

Da kroch Kaſpar vorſichtig in die Mitte der Scheunenthür und Sebulon eben ſo vorſichtig ihm entgegen, denn aufrecht gehen durften ſie nicht, ſonſt wäre ihr Fahrzeug umgekippt; der eine gab die Flaſche, der andere nahm ſie und that einen tiefen Zug.

Aber mit der Wärme, die jetzt in ihre Adern floß, erwachte auch wieder der Trotz. Sebulon gab die Flaſche zurück, ſagte: „ich danke," und wendete dem Kaſpar den Rücken, um auf ſeinen Platz zurückzukriechen.

Abermals ſchwammen ſie wol eine Stunde; die Sonne kam hell herauf, die Natur wurde ruhiger. Kaſpar, von den Anſtrengungen der letzten Tage und

Nächte erſchöpft, konnte dem Schlaf nicht widerſtehen und nickte vorwärts und rückwärts.

Sebulon ſah die Gefahr ſeines Bruders, und nun war das Sprechen an ihm. „Kaſpar,“ ſagte er, „ſtreck Dich und ſchlaf, Du verſäumſt mir ſonſt; ich will wachen und Dir zurufen, wenn ſich eine Rettung zeigt.“

Das ließ ſich der Andere nicht zweimal ſagen, ſondern fiel vornüber auf den Bauch, legte die Arme unter den Kopf und fing an zu ſchnarchen. Sebulon kroch leiſe zu ihm, nahm die wollene Decke, die nun ganz trocken war, von ſeinen Schultern und legte ſie vorſichtig über den Bruder hin.

Noch eine Stunde verfloß; da meinte Sebulon, es gehe langſamer. Er ſah ſich um und hätte beinah laut aufgeſchrien vor innerem Jubel. Denn er bemerkte deutlich, daß die Hauptſtrömung jetzt rechts von ihnen ſich hinabwälzte, während ſie ſelber in ruhigerem Waſſer auf einen ſchwarzen Strich zutrieben, der ein Ufer zu ſeyn ſchien. Als er dieß Alles überſchaut hatte, weckte er den Kaſpar.

Dieſer richtete ſich auf, reckte ſich und ſagte: „ja, die Gegend kenn' ich. Das Schwarze iſt ein Damm, vor welchem ſtilles Waſſer ſein wird. Erreichen wir den, dann können wir auf ihm fortgehen bis auf's höherliegende Land.“

Sie tranken in der Freude noch einmal miteinander, und Kaſpar gab dem Bruder die Decke wieder. Auf einmal aber rief er: „wie kommt's denn, daß wir ſo ſchnell treiben, wenn doch ein Damm vor uns iſt?"

Er erhub ſich auf ſeine Füße und ſah ſcharf vor ſich. „Nun ſind wir verloren," ſprach er leiſe, „der Damm hat einen Riß und wir ſind gerade in der Strömung, die auf den Riß zugeht. Merkſt du, wie es ſchnell reißt, und immer ſchneller? Dort ſchäumt ſchon die wüthende Flut: wir ſtoßen an und ſind hin!"

Und ſo war es. Raſcher als ein Dampfboot ſchoß das Thor auf die ſchmale Dammöffnung zu. „Noch fünf Minuten," ſagte Kaſpar und kniete nieder wie ein Verdammter vor dem Henkerbeil — „noch vier — nun keine drei mehr."

Aber Sebulon ſah nicht mehr auf das Loch im Damme, ſondern auf den Kaſpar, und ſagte laut und feſt: „Bruder, ſollen wir denn als Feinde vor Gottes Richterſtuhl treten?"

Da brach dem Kaſpar das Herz, und mit dem Ruf: „Bruder vergib mir," ſank er in Sebulons offene Arme. Der aber rief: „ſo wollen wir ſterben!" Zum erſtenmale ſeit vier vollen Jahren fühlte jeder ſein Blut wieder warm durch die Glieder rollen, zum erſtenmal wieder Thränen der Wonne aus den Augen rinnen. Dicht vor dem Tode waren ſie glücklicher als je, weil jeder wieder ein liebend Herz an dem ſeinigen ſchlagen ſpürte.

Ein heftiges Schaukeln riß ihre Lippen auseinander. Beide ſahen nach dem Damme zu und erwarteten den

Tod — aber da war kein Damm mehr. Staunend blickte Kaſpar rückwärts — ſiehe da lag der Damm ſchon hinter ihnen: im Augenblick ihrer Verſöhnung war der Tod an ihnen vorbeigegangen und ihr Fahrzeug wie durch ein Wunder recht mitten durch die Oeffnung hingeſchoſſen, ohne rechts und links anzuſtoßen. Sie waren gerettet: vor ihnen lag das höhere Land, auf welches die immer mehr ſich ſtillenden Wellen ſie langſam hinſpülten. Da umarmten ſie ſich vor Freude noch einmal und ließen ſich nun nicht mehr los, bis das Thor unter ihnen ſich ſacht auf ein weiches Ackerland heraufſchob.

Arm in Arm gingen ſie in's nächſte Dorf, trockneten daſelbſt ihre Kleider und ſtärkten ſich mit Speiſ' und Trank. Gerne hätten ſie die Nacht da geruht, aber ſie dachten an die Angſt von Kaſpars Frau und Kindern. Kaſpar verkaufte ſein Scheunenthor, Sebulon die wollene Decke, etwas Geld hatte jeder außerdem bei ſich, und ſo machten ſie ſich auf die Beine. Alle Landſtraßen waren überſchwemmt, ſie mußten Umwege über die Gebirge ſuchen, und aus der Strecke, die ſie in acht Stunden durchfahren hatten, wurden drei Tagemärſche. Aber ſie kamen ihnen nicht ſo lang vor als die acht Stunden; denn in dieſen drei Tagen, die ihnen ſo recht einſam geſchenkt waren, tauſchten ſie nun Alles und Jedes aus, was beide in vollen vier Jahren durchlebt hatten; die Herzen wuchſen feſt wie ehemals zuſammen, und ſie machten Pläne, wie ſie's nun daheim einrichten wollten zu gegenſeitigem Glück. In der letzten Stadt vor ihrer Heimath aber gingen ſie zum Notarius, und Sebulon vernichtete das dort niedergelegte Teſtament.

So kamen ſie ſpät am dritten Abend im Dorf an und ſchritten auf ihr Erbgut zu. Das Waſſer war im Ablaufen; die Pappeln mit ihrer Mauereinfaſſung und das neue Haus, alſo gerade die Zankäpfel, waren ohne alle Spur verſchwunden; nur das Elternhaus ſtand noch feſt und unerſchüttert. Kaſpar blieb ein wenig zurück; Sebulon aber ſchlich ſich an die Ecke des Hauſes und ſah die Schwägerin mit den Kindern verzweifelnd auf der Stelle ihres früheren Uebermuthes ſitzen, die ſo eben von der Flut ihr wieder eingeräumt wurde. „Betet,“ ſagte ſie zu den Kleinen, „für den Vater, denn hier riß ihn die Flut fort; betet aber auch,“ fuhr ſie zu den älteſten Kindern fort, „für die Mutter, denn ich habe den Vater getödtet und den armen Schwager Sebulon auch.“

„Mich nicht,“ rief der Sebulon, und trat vor. Die Kinder, alles Haders vergeſſend, hingen ſich an ihn. „Und weil Ihr, liebe Schwägerin, Reu' und Leid tragt, ſo ſchenkt Euch Gott noch mehr wieder, und weil Ihr auch an den Sebulon denkt, bringt der Euch den Mann wieder nach Haus.“

Da kam auch der Kaſpar hinter der Ecke her, und die Frau ſchloß ihn in den einen und den Sebulon in den andern Arm. Der aber ſagte: „Kinder, wir haben eine gute Lehre bekommen dieſe vier Jahre her, und hätte es noch einmal vier Jahre gewährt, ſo konnten wir den Bettelſtab in die Hand nehmen. Jetzt aber zwingen wir's noch. Morgen fangen wir zuſammen die neue Krippe zu machen an. Ein neues Haus braucht ihr nicht: kommt nur wieder zu mir: was mein iſt, iſt euer und eurer Kinder!"

Der Muſikant.

Eine rheiniſche Bürgergeſchichte.

Von

Johanna Kinkel.

In dem niedrigen halbdunkeln Krankenzimmer ſaß in ihrem Bette aufgerichtet, von der treuen Tochter geſtützt, die Frau eines reichen Bierbrauers in Bonn, und betrachtete freundlichen Auges ein Glas alten rothen Gielsdorfers nebſt Anisſchnittchen, welche Labung ihr heute nach langer Diät zuerſt der Arzt vergönnt hatte. Dieſer ſtand mit dem Hausherrn am Fenſter, und antwortete auf deſſen Frage: „Eß dat Stingche dann no ganz op der Beſſerong?“[1] mit warnendem Ton: „Erſt muß ſich noch manches gefährliche Glied aus der Kette der Erſcheinungen gelöst haben, bevor wir mit Sicherheit dieſes Wort ausſprechen mögen. Ich wiederhole es, vor allem muß die Patientin aus der dumpfen Stubenluft heraus, und in einer freien anmuthigen Gegend den belebenden Hauch des Lenzes einathmen.“

„Minges Gefalls! Dat ſall ſe han. Ever no Godesberg kütt ſe mer net, wo die ſtihf ſtaage Kleeder vür Blinzleriſch ovenan ſpaziere, wo ennewendig die huvärdige Elberfelder Madamme dren ſtecke. Zo Keſſenich weeß ich en ahdig Hüüsche, met eſu em Bongert, wo ich mich an köhl Ovende alt mih unger die Böömcher ſetze könnt' on Weggemilch met eſſe.“ [1]

---

[1] Iſt das Chriſtinchen denn nun ganz auf der Beſſerung?

So überlegte der Hausherr, der Arzt gab ſeine Zuſtimmung, und nach einigen Tagen ſchon zog die Geneſene mit ihrer Tochter Tillchen hinaus. Dicht hinter dem Hauſe, das ſie bewohnten, zog ſich eine Reihe von Obſtgärten und Wieſen langſam bergan, und begrenzten die Waldung, welche den Gipfel der das Dorf eng umſchließenden Hügelkette deckt. Da ſollte nun die dicke Frau den Tag über recht fleißig umher wandern, auf den Berg ſteigen, und ſich ſo lange abmuden, bis ihr Milch und Brod wie Wein und gebratene Hähnchen ſchmeckten. Aber ſo gewiſſenhaft befolgte ſie den Rath des Arztes nicht. Nach einem halbſtündigen Schlendern durch die Wieſen ſagte ſie gewöhnlich zu ihrer Tochter: „Tillche, ich be möd; ich well ming ahl Glidder jet räſte!“ [2] und dann ſetzte ſie ſich unter den ſchattigen Birnbaum, ſtrickte emſig an einem Stiefelſtrumpf, und gab Acht, was die Bauern in den anſtoßenden Gärten thaten und plauderten.

---

[1] „Meinetwegen. Das ſoll ſie haben. Aber nach Godesberg kommt ſie mir nicht, wo die ſteifen ſeidenen Kleider vor Blinzler's (Hotel) auf und ab ſpazieren, in welchen inwendig die hoffärtigen Elberfelder Damen drin ſtecken. Zu Keſſenich weiß ich ein artiges Häuschen, mit ſo einem Baumgarten, wo ich mich an kühlen Abenden jezuweilen unter die Bäumchen ſetzen könnte und Weck und Milch mit eſſen.“

[2] Ich bin müde; ich will meine alten Glieder etwas raſten.

Das nächſte Haus rechts war eine Schenke, wo es aber in der Regel nur Sonntags lebhaft zuging. Dann war Tanzmuſik bis in die ſpäte Nacht, luſtig und wild, während in der Woche die Wirthsleute ihre Weingärten und Felder beſorgten, und ſelten von einem ſtillen Gaſt, der ſchweigend ſein Schöppchen im Grünen genießen wollte, darin geſtört wurden.

Mit Verwunderung hörte die Brauersfrau auf einem Dachſtübchen jenes Hauſes Jemanden halbe Tage lang allerlei Stückchen auf einer Violine verſuchen, und erfuhr, daß es der Sohn des Hauſes ſey, welcher von den benachbarten Bauern als ein Erzmuſiknarr geſchildert wurde. Sie erzählten: „Do wor en ahl Vigelin em Huus, die hat hä als ene kleene Jong' op der Lööv ſunge, on ihrſch hatt ſi' Vatter Pläſihr dran, wie hä von ſelverſch dorob ſpille konnt'. Evver wie hä ene gruuße Lellbeck wurd', do woll hä em Feld on en der Schüür' kee Good donn, on alle Oogeblecks hatt' hä ſich en de Böſch geſuſch, wo ihn keener ſinge konnt': do ſooß hä op 'em Boom on ſpild op der Vigelin. Do ſäht ſi Vatter: Wann et dann net anderſch eß, dann well ich och dervon profetire. Ich 'en moß alle Sonndags dene Muſikante vo Bonn eſu vill Geld on goode Word gevve. Stopp mer ſe dann net genog met Wing on Platz-brögge, dann ſenn ſe noch pritſch derbei. Dat kann ich ſpare. Ich 'en koofe mingem kleenſte Jong en ahl Baß für drop ze ſchrompe. Dat kann jedwedereener. Dann ſtriche ſe viermol reechs, on dann viermol links, on eſu vöran: Wubwubwubwub, wubwubwubwub ꝛc. ꝛc. Dat geht wie geſchmäärt. On do eß dä blinde Michel von Dottendorf, dä blöös die Clarinett' für en Appel on ä Stöck Bruud' — wenn no dä Aelſte die Vigelin ſpild, da' kann ich ohne Köſte Muſik hale."[1]

So kam es, daß die Liebhaberei des jungen Franz geduldet wurde. Er durfte ſich ungeſtraft dem Dreſchen und Pflügen entziehen, und geigen ſo viel ihm behagte; ja er ſetzte es ſogar durch, daß er ein Jahr lang bei dem berühmten Wallbröl zu Poppelsdorf Stunde nehmen durfte, worauf er das Gelernte ſeinem jüngſten Bruder und dem blinden Michel mittheilte, ſo gut er's verſtand.

---

[1] „Da war eine alte Violine im Haus, die hatte er als ein kleiner Junge auf dem Speicher gefunden, und anfangs hatte ſein Vater Vergnügen daran, wie er von ſelber darauf ſpielen konnte. Aber als er ein großer Lümmel wurde, da wollte er in Feld und Scheune ſeine Schuldigkeit nicht thun, und jeden Augenblick hatte er ſich in den Buſch geptuſcht, wo ihn Keiner finden konnte; da ſaß er auf einem Baum und ſpielte die Violine. Da ſagte ſein Vater: wenn es denn nicht anders iſt, ſo will ich auch davon profitiren. Ich muß alle Sonntage den Bonner Muſikanten ſo viel Geld und gute Worte geben. Stopft man ſie dann nicht genug mit Wein und Butterbroden, ſo ſind ſie noch launiſch obenein. Das kann ich ſparen: ich kaufe meinem kleinſten Jungen einen alten Baß, um darauf zu ſchrumpen. Das kann Jedermann. Dann ſtreichen ſie viermal rechts, und dann viermal links und ſo weiter; Wubwubwubwub, Wubwubwubwub ꝛc. ꝛc. Das geht wie geſchmiert. Und da iſt der blinde Michel von Dottendorf, der bläst die Clarinette für einen Apfel und ein Stück Brod — Wenn nun der Aelteſte die Violine ſpielt, ſo kann ich koſtenfrei Muſik halten."

Bisher hatte er lauter luſtige Tänzchen geſpielt, und damit der dicken Nachbarin vielen Spaß gemacht. Sie erinnerte ſich dabei der Tage ihrer Jugend, wo ſie noch ſchlank und leicht Quadrille tanzte. Nach und nach waren die luſtigen Walzer in wehmüthig langſame Melodien übergegangen, und heute ſpielte Franz ſo klagend und traurig, daß ſelbſt Tillchen zuweilen tief ſeufzte, und verſtohlen die Augen abwiſchte. „Et wird eenem ganz bedröv," ſagte die Mutter, „wann dä Minſch eſu beweglich ſpild, grad' als wann' en Orgel med er Moordgeſchichte vür de Huusdüür küt, dann moß mer och immer kriiſche. Ich han leever eſu en alleerte Stöckelcher."[1] Das Tillchen ſchwieg ſtill und machte ſich nach einer Weile davon, ein einſames Plätzchen ſuchend, von dem aus es nach dem Dachfenſter des Bauernſohnes hinausſehen konnte.

Ihr war ſeit einigen Tagen ſo eigen zu Muth, als ob eine ſchwere Laſt auf der Bruſt ſie am Athmen hinderte. Sie war doch ſo fröhlich und leicht mit der guten Mutter hinausgezogen, obwohl es ihr hart vorkam einen halben Sommer hindurch das fröhliche Geplauder der Nachbarskamerädchen zu miſſen, und ſtatt des bunten Treibens auf Markt und Straße, das einem Mädchen ſo viel zu denken gibt, nichts zu ſehen als

---

[1] „Es wird einem ganz betrübt," ſagte die Mutter, „wenn der Menſch ſo beweglich ſpielt: grade wie wenn eine Orgel mit einer Mordgeſchichte vor die Hausthüre kommt, dann muß man auch immer weinen. Ich habe lieber ſolche muntre Stückchen."

Gras und Bäume. Doch da ſie ein ſehr gutes Kind war, hatte ſie ſich vorgenommen keine Langeweile aufkommen zu laſſen, und der Mutter von früh bis ſpät die Zeit zu vertreiben. Sie redete ihr zu ſich Bewegung zu machen, damit nur ja kein Rückfall entſtehe; ſie bereitete ihr ſorgfältig die gebotenen Speiſen, und erzählte ihr unerſchöpflich viel Geſchichten: vom Threschen, vom Trückchen, aus der Predigt des Kaplan Peters, von den Waſſermeiers Töchtern, von der Endenicher Kirmes und der Kevelaer Proceſſion. Ein paar Wochen durch reichte dieſer Geſprächſtoff vollkommen aus, dann aber verſtummte Tillchen mehr und mehr. Was ſie anfangs am meiſten geſcheut, die Einſamkeit, war ihr nun das liebſte. So oft ſie konnte ſtahl ſie ſich weg, den waldigen Berg hinan, oder ſie ſetzte ſich an die epheubewachſene Mauer des Kirchhöfchens, und betrachtete ſtundenlang die Kreuze die aus dem hohen Gras emporragten.

Kam zuweilen Abends der Vater, und ſie war nicht da, oder erſchien endlich mit verweinten Augen, ſo ſagte der: „Wat eß doch dem Till? Eß dem wieder en Luus över de Levver gekroſſe?“[1]

Antwortete dann die Mutter: „Och dat eß' em jonge Mädche net ze verüvele, dat' em hee de Zick lang wird, on mer welle maache, dat mer baal wieder no

---

[1] „Was fehlt doch der Tillchen? Iſt ihr wieder eine Laus über die Leber gekrochen?“ (Sprichwörtlich.)

Bonn trecke:“[1] Dann fand Tillchen ſchnell die Sprache wieder, und erinnerte mit dem glühendſten Eifer einer beſorgten Tochter an die Warnungen des Arztes und wollte von keinem Abkürzen des ländlichen Aufenthaltes etwas wiſſen.

In einer eben ſo räthſelhaften Gemüthsſtimmung als Tillchen befand ſich der junge Franz im Nachbarhauſe. Bisher hatte die Liebe zu ſeiner Violine keine andre Liebe in ihm aufkommen laſſen. Die Keſſenicher Bauermädchen die auf ſeinen Tanzboden kamen, hatte er alle aufwachſen ſehen, und fand gar nichts verwunderliches an ihnen. Wenn er zuweilen, über ſein Notenblatt guckend, beobachtete wie ſie herumſprangen, ſo kam ihm Eine wie die Andre vor, und er hielt die Dorfjungen die ſich oft Löcher in die Köpfe ſchlugen um mit dieſer oder jener zu tanzen, für rechte Narren. Da er einen angebornen Sinn für das Feine, Zierliche hatte, ſo gefielen ihm wohl beſſer die ſtädtiſchen Spaziergängerinnen, die in einem andern vornehmern Wirthshauſe in der Nähe einkehrten. Doch dieſe erſchienen ihm eher wie gemalte Bilder oder Wachsfiguren die nur zum Betrachten da ſind. Er konnte ſich gar nicht vorſtellen, daß er mit Einer von ihnen vertraulich reden, ihr etwas klagen, oder ſie um etwas bitten könnte.

---

[1] „Ach, das iſt einem jungen Mädchen nicht zu verdenken, (verübeln), daß ihr hier die Zeit lang wird, und wir wollen machen, daß wir bald wieder nach Bonn ziehen.“

An einem ſonnigen Junimorgen ſtand er am Fenſter und hörte fremde Stimmen im Nebengarten; ein Tiſch wurde unter den Birnbaum gerückt, und ein rothwangiges ſchlankes Mädchen, mit ſpiegelglatt geſcheitelten braunen Haaren, deren reiche Flechten das nette Köpfchen faſt zu belaſten ſchienen, in einem ſaubern hellfarbigen Anzuge kam um das Frühſtück zu bereiten. Als bald darauf die Mutter erſchien, begann ein Geſpräch im Dialekt, wie es in der rheiniſchen Bürgerfamilie gebräuchlich iſt, denn das Hochdeutſche iſt nur da um mit fremden vornehmen Leuten, oder von ſehr erhabenen Dingen zu reden. Dem Franz ward es warm und wonnig um's Herz, als er endlich einmal ein ſo ſchönes, feines Mädchen genau ſo ſprechen hörte, wie er es auch konnte: herzlich und einfach, auch lauter Dinge die er begriff. Die Mutter nannte ſie Tillchen. Das gab ihm viel zu überlegen, ob ſie eigentlich Ottilia oder Mathilde getauft ſein möchte. Er ſchloß auf Mathilde, da ihm der Klang lieblicher und nicht ſo vornehm ſchien wie jener.

Sein größtes Entzücken ward nun das Thun und Treiben der holden Geſtalt zu beobachten, und bald hatte ſich dieſe ſeinem Auge ſo eingeprägt, daß er ſie auch da ſah wo ſie nicht war. Eben ſo ſchien der Laut ihrer hellen Stimme ſeinem Ohr wie zugeſellt. Des Nachmittags pflegte die Mutter ihr Schläfchen zu halten; dann ſaß das Tillchen allein unter dem Birnbaum, oder wandelte am Bergabhang. Dann rief ihr Franz über die Gartenhecke freundlich „guten Tag“ zu, oder er begegnete ihr am Buſch und ſie wechſelten einige Worte. Unzählige Worte wurden ſpäter daraus, und Beide mochten auf noch ſo entgegengeſetzten Fußpfaden auswandern, immer begegneten ſie einander auf halbem Wege. Selbſt als in ihnen die Furcht aufſtieg, Andre möchten es ſehen und etwas darüber denken, daß ſie alle Tage zuſammenſtünden und plauderten, und wenn ſie deßhalb die aufrichtigſte Abſicht hatten heute mit bloßem Gruß einander vorüberzugehen, ſo wollte es der Zufall, daß ſie dann erſt recht lange beiſammen blieben.

Das kam meiſt ſo: Tillchen ging mit ernſtem Geſicht vorbei, und that als hätte ſie den Franz nicht geſehen. Der zerbrach ſich dann den Kopf, womit er ſie könnte beleidigt haben, und fand nicht eher Ruhe bis ihn ein Wort, freundlicher als alle frühern Worte, vom Gegentheil überzeugte. Der Tillchen ward es oft todesbange und doch wieder ſo ſelig, wenn ſie an den Blick des kohlſchwarzen Auges dachte, das ſie ſo unſäglich liebreich anſah. Sie träumte daheim jeder Begegnung nach, wie er plötzlich purpurroth geworden als ſie um die Waldesecke trat, und er mit Einem Sprung über den Bach bei ihr war, um die Zweige auf ihrem Pfad zurückzubiegen: wie er ſich die lockigen Haare von der Stirn ſchüttelte, und ſie zuerſt bemerkte, daß er doch im Grund ein wirklich ſchöner Menſch ſei. Dann beſann ſie ſich auf jedes Wort das er zu ihr geredet. Daß er ſie lieb habe war nicht über ſeine Lippen gekommen, und dennoch war es der Inhalt jeder Rede geweſen. Nichts als Freundliches und Süßes hatte er zu ihr geſagt, und wie hätte ſie da Unfreundliches drauf erwiedern können! War ſie bei ihm, ſo war Heiterkeit und Friede in ihr: aber allein, und noch mehr in Gegenwart der Eltern befiel ſie ſtets eine große Bangigkeit. „Was kann das für ein Ende nehmen?“ ſo fragte ſie ſich, und unmöglich konnte ihr die Antwort genügen: „Nun, daß Du wieder nach Hauſe kömmſt, und alles iſt wie ſonſt, und daß Du ihn nicht mehr ſiehſt.“

Auch ihm begann dieſelbe Sorge aufzuſteigen. Traf er ſie allein, ſo war alles gut, aber zu ihr vor andern Menſchen, nicht einmal von ihr hätte er ein Wort reden können. Am ſtärkſten war ſeine Angſt vor ihrem Vater, der in ſeinem blauen Ueberrock und den Stock mit einer elfenbeinernen Billardkugel darauf in der Hand ſo ſtattlich und ſtreng ausſah wie ein Bürgermeiſter.

So feſt ſich nun die jungen Leute einbildeten, daß kein Menſch ihre Neigung durchſchaue, ſo ſprach doch bald die ganze Nachbarſchaft davon. Den Franz warnte ſein Vater, daß er ſich keinen Korb bei einem reichen Mädchen holen ſolle, die ihn ſicher nur zum Beſten habe. Dieß Wort, einmal ausgeſprochen, rüttelte die ganze Seele des ſtillen Menſchen gewaltſam auf. Er war gewiß daß ſie ihn nicht zum Beſten hatte: zu wohl konnte er bemerken wie ſie nach ſeinem Fenſter oft lange, lange hinausſah: ſie hatte ſeine Hand nicht weggeſtoßen als er geſtern in der Dämmerung beim Abſchied zuerſt die ihrige muthig gefaßt und an ſein Herz gedrückt hatte. Doch begriff er wohl, daß dieß nicht das letzte Ziel ſeiner Wünſche ſei, und die Drohung ſeines Vaters: „die wird niemals deine Frau!“ brachte ihm mit einemmale den Entſchluß in's Reine: „Die muß deine Frau werden!“

Eben hatte er ſie aus dem Gartenzaune hinausſchreiten, und den Fußpfad nach Tottendorf einſchlagen ſehen. Er eilte ihr am Bergabhange voraus, und ſah unten zwiſchen den wechſelnden Büſchen ihr hellblaues Kleid bald erſcheinen, bald verſchwinden. Jetzt wandte er ſich und ſtand unvermuthet vor ihr, als ſie auf ein von Buſchwerk eng eingeſchloſſenes Wieſenplätzchen hinaustrat. Kein fremder Menſch war rings zu erblicken; die Berge erhoben ſich ſo nah zu beiden Seiten, als wollten ſie dieß Aſyl der Liebe aller Welt unzugänglich machen.

Wie der Franz und das Tillchen ſo nah beiſammen ſtanden und ſich in die Augen ſahen, da brachen ihnen beiden die Thränen hervor, und ſie ſagten ſich's unverholen: ſie wollten daß die Welt ewig draußen hinter den Bergen bliebe und ſich nicht um ſie kümm're dann möchten ſie gern im Thal allein wohnen, und bei allen Entbehrungen glücklich und zufrieden ſein. Den trauten Worten folgten die herzinnigſten Küſſe, und es war ihnen als ob von heut an Niemand auf Erden ſie etwas anginge, und ſie einander ſchon von jeher angehört hätten und vereint bleiben müßten bis in den Tod. Sie redeten ab wo ſie ſich am andern Tage wieder treffen wollten und kamen dasmal auf der höchſten Klippe zuſammen, wo ſie weit über den Rhein und Stadt und Dörfer ſchauen konnten. Die Abendſonne funkelte in die fernen Fenſterſcheiben, die feurig und golden zwiſchen dem dunkeln Grün heraufblitzten. Am blauen Himmel ſchwammen weiße Wölkchen die ſich nach und nach roſenroth färbten. Als nun der Franz das Wenige aufzählte was er von Beſitz zu erwarten habe, und wie angeſtrengt ſie würden arbeiten und erwerben müſſen, verſicherte Tillchen daß ſie alles miſſen könne was ſie gewohnt ſei, und daß das beſte Zimmer im elterlichen Hauſe ja nie halb ſo prächtig ausgeſehen habe, als hier von der Klippe die blumigen Auen, reich mit Weinlaub umkränzt voller Singvögelchen und Schmetterlinge. Und ſollten ſie auch, ſtatt in dieſem Paradieſe, zu Bonn im engen Vivatsgäßchen wohnen müſſen, und nichts ſehen als ein enges Stübchen und vor dem Fenſter eine ſchwarze Mauer, ſo wollten ſie dennoch ein glückſeliges Paar ſein.

Daheim fand Tillchen im Zimmer der Mutter ſchon Licht angezündet und den Vater anweſend. Der machte ihr ernſtliche Vorwürfe daß ſie ſo lange die Mutter allein ließe: es ſei neun Uhr, und weil er faſt drei Stunden auf ſie gewartet habe, werde er heute wohl nicht mehr zum Breuer in den Zehrgarten kommen. Wo ſie denn zu der ungewöhnlichen Stunde geſteckt habe?

Der hochaufgeregte Zuſtand in dem ſich das Mädchen befand, gab ihr Muth alles zu beichten. Sie ließ ſich von dem immer zorniger anſchwellenden Geſicht ihres Vaters gar nicht in's Stocken bringen, und meinte jede mögliche Einwendung durch die Verſicherung zu entkräften, daß ſie bei aller Armuth mit dem guten lieben Franz dennoch glücklich ſein werde.

Da ſchlug der Brauer auf den Tiſch, daß ein Stempel durchbrach und ſchrie: „Dobei ben ich ever net glöcklich, wemming Doochter en Geckinn eß, on mir zo Schand on Spott ene Muſikant en de Familje brenge wellt. Dat liggen ich net, on wann de dich op dä Kopp ſtellß.“ [1]

So ging es fort mit vielem Schelten, und auch Frau Stingchen bekam ihr gutes Theil ab, weil ſie nicht ſtrenger ihr mütterliches Auge über Tillchen gehalten. Sie wußte ſich nicht beſſer dem Zorn ihres Mannes zu entziehen, als indem ſie ihr Phlegma ſpornte ſich noch viel ärger über das Tillchen zu ereifern, und indem ſie vollends an dem Muſikanten kein gutes Haar ließ.

Am andern Tage ſchon befahl der Brauer den Heimzug in die Stadt, und glaubte mit dieſer Maßregel die verhaßte Verbindung auf immer zerriſſen zu haben. Ganz das Gegentheil empfand die Tochter. Sie war im ſtrengſten Gehorſam erzogen und immer muſterhaft ſittſam geweſen. Der erſte Kuß den ſie dem Geliebten gewährt hatte, entſchied fur ihr ganzes Leben. Es war ihr ganz undenkbar nun einem Manne fremd zu werden, zu dem ſie einmal ſo nah und innig vertraut geſtanden. Vor Qual und Reue würde ſie vergangen ſein, hätte ſie einen Schritt zurück thun ſollen. Drum alſo vorwärts, was auch daraus entſtehe.

---

[1] Dabei bin ich aber nicht glücklich, wenn meine Tochter eine Närrin iſt, und mir zu Schand' und Spott einen Muſikanten in die Familie bringen will. Das leid' ich nicht, und wenn Du Dich auf den Kopf ſtellſt.“

Sie beſtürmte den Vater mit Zureden, ihrem Erwählten, ehe er ihn verwerfe, nur ein kurzes Geſpräch zu gönnen. Sie wähnte es unmöglich daß ein alter geldſtolzer Bürger einen ſchönen Bauerburſchen mit andern Augen anſehen könne, als ſeine verliebte Tochter. Alles vergebens! Der Brauer blieb dabei: „Ene Muſikant, dä om Tanzboddem ſpild, küt mer net en ming Familje!“[1]

Indeß fand Franz hundert Mittel und Wege ſein Tillchen insgeheim zu ſehen und zu ſprechen. Je heftiger der Widerſtand von Seiten des Alten und der Verwandtſchaft war, um ſo ruhiger und feſter bildete ſich der Entſchluß der Liebenden aus.

Franz unterließ es zur Kirmes zu ſpielen, und nahm ſich eifrig der Bewirthſchaftung des Gütchens an, welches dadurch bald eine beſſere Geſtalt bekam. Nach einem Jahr war Tillchen großjährig. An ihrem einundzwanzigſten Geburtstage trat Franz, anſtändig in Kleidung und Betragen vor den Brauer und hielt um ſie an. Da half es nichts, daß er die Violine an den Nagel gehängt; dem blieb er immer: der Muſikant. Kein Blick ward ihm von dem zornigen Alten vergönnt, der eben das Wochenblatt las, und ohne ſich darin ſtören zu laſſen den allerſchnödeſten Beſcheid gab.

---

[1] Ein Muſikant, der auf dem Tanzboden ſpielt, kömmt mir nicht in meine Familie!“

Am andern Tage verließ Tillchen das Elternhaus, und bezog ein bei ehrbaren Leuten gemiethetes Quartier. Das dreimal wiederholte geſetzliche Abfragen des Vaters um ſeine Einwilligung erfolgte, und Frau und Verwandte die ein Aeußerſtes, Unerhörtes in ihrer Familie nicht gern geſchehen ließen, redeten jetzt zum Guten. Aber der Brauer blieb bei ſeinem Wahlſpruch: „Ich'en ben keene Wimpel om Daach! Minge Wellen eß wie enen Eecheboom, on ene Muſikant ſall mer net en ming Huus komme.“ [1]

Tillchen ging mit blutendem Herzen und tauſend Thränen zum Altar, ohne den elterlichen Seegen. Der ſchönſte Lebenstag ward ihr noch dazu reichlich durch Tadel und Spott der übelmeinenden Freundinnen verbittert, welchen die gutmeinenden ſich beeilten ihr zuzutragen. Kaum aber war ſie einige Monate verheirathet, und für ihren Ungehorſam weder vom Donner zerſchmettert, noch von der Erde verſchlungen worden, ſo kehrte ſich die Meinung der Welt um. Jeder tadelte die Härte des Vaters, der nun, da die Sache nicht mehr zu ändern war, dennoch hartnäckig verweigerte, das junge Paar zu ſehen, und noch viel weniger daran dachte, ihnen ein wenig aufzuhelfen, da es ihnen doch bei allem Fleiß ſo ſauer wurde.

---

[1] „Ich bin kein Wimpel auf dem Dache! Mein Wille iſt wie ein Eichbaum, und ein Muſikant ſoll mir nicht in mein Haus kommen.“

Die Baſen, welche früher den Brauer am meiſten gegen die Heirath aufgehetzt hatten, kamen jetzt und erzählten: „Ich ben och letz ens lans dem Tillche ſi Huus komme. Ich moß ever ſage, dat 's e Pläſihr ze ſehn, wat die Luckcher brav on flüßelich ſenn. Dä Mann ſtond em Gaade on laat ſelver met Hand an, on hild ene Regier' unger dä Knecch als wenn hä ene gemaate Halve wör. Si Vatter hät ſich jetz en Rauſtand geſatz. Dä Gaade dernevve met dem Berrebohm han ſe och gekoof, on do lege ſe Sommerhüüſcher an met grön Dächelcher, grad wie beim Wirth Plönnes dergegenüver. Gett Aach, Gevatter, die krigge dä Plönnes noch unger!“ [1]

---

[1] Ich bin auch neulich an Tillchens Haus vorüber gegangen. Ich muß aber ſagen, das iſt ein Vergnügen zu ſehn, wie die Leutchen brav und fleißig ſind. Der Mann ſtand im Garten und legte ſelbſt mit Hand an, und hielt eine Ordnung unter den Knechten, als wenn er ein gemachter Halbwinner wäre. Sein Vater hat ſich jetzt in Ruheſtand geſetzt. Den Garten daneben mit dem Birnbaum haben ſie auch gekauft, und da legen ſie Sommerhäuschen an mit grünen Dächelchen, grade wie beim

Verdrießlich drehte ſich dann der Brauer um, und ſagte: „Loot mich doch geweerde met dem Muſikantekroom; do wird jo ſi Lebbedeſdags nix ööntelicheſ on däſtiges druuß!“ [1]

Nach längerer Zeit kamen wieder die Vaſen und ſagten: „Nä, Herr Vetter, Ihr had ever en Enkelche krig, eſu e leev Dihrche han ich noch net geſenn. Et lit en der Weeg wie e Pröväche, on et hät hingen em Ank alt â ganz brung Löckelche. Et glich üch, wie us dem Geſeech geſchnedde. Et Tillche on dä Franz dähten üch on ühr Frau geen für Patt on Gott begehre, wenn ſe eckerich wößte, ob — — —“ [2]

Nun fingen der Frau Stingchen die Augen zu ſtrömen an, und ſie gab ihrem Manne die beſten Worte. Der aber verbiß ſich ſein menſchliches Gefühl und ſagte: „Dä Pehk kann minges Gefalls Patt werde bei dem Schnorrant ſingem Puht! Ich well nix dervon weſſe!“ [3]

Wirth Plönnes gegenüber. Gebt Acht, Gevatter, die kriegen den Plönnes noch unter!“

[1] „Laßt mich doch in Ruhe mit dem Muſikantenkram; da wird ja ſein Lebtag nichts ordentliches und ſolides draus.“

[2] „Nein, Herr Vetter, Ihr habt aber ein Enkelchen bekommen, ſo ein liebes Thierchen hab ich noch nicht geſehn. Es liegt in der Wiege wie ein Pröbſchen, und es hat hinten über dem Nacken ſchon ein ganz braunes Löckchen. Es gleicht Euch wie aus dem Geſicht geſchnitten. Das Tillchen und der Franz möchten Euch und Eure Frau gern zu Pathen bitten, wenn ſie nur wüßten, ob — — —

[3] Der Pehk (ein Bonner Straßenviolinist) kann meinetwegen

Und er nahm ſeinen Stock mit der Billardkugel und ging zum Brauer in den Zehrgarten, wo er ſeinen Gevatter den Kohlenhändler zu treffen pflegte. Dieſer hatte ſchon das frohe Familien-Ereigniß erfahren und gratulirte dazu in der Vorausſetzung, daß ſich jetzt die Verſöhnung von ſelbſt verſtünde. Der neue Großvater aber ſagte feierlich: „Ich en ben keene Wimpel om Daach, wie Ihr ſed, minge Wellen eß wie enen Eechenboom, on ene Muſikant ſall mir net en ming Huus komme, on ſing Bubben och net.“[2]

Der Kohlenhändler ſtritt ſehr eifrig gegen ſeinen Gevatter, und warf ihm vor: er habe ein Herz ſo hart und ſchwarz wie eine Ruhr'ſche Steinkohle. Doch das entzweite die Beiden nicht, die gewohnt waren, jeden Schoppen mit Disput zu würzen. Meiſt warfen ſie einander ihren Reichthum vor, und jeder wußte, wenn der andere ein neues Stück Land gekauft oder ein Kapital auf ein Haus geſchoſſen hatte. Dann ſtichelten ſie auf allerlei Unternehmungen und ſagten: „Das kann ein Mann thun, wie Ihr ſeyd, der da und da wieder ein paar tauſend Thaler auf Einem Brett profitirt hat.“ Dann läugnete dieſer den großen Profit und überraſchte den Andern ſeinerſeits durch die Mitwiſſenſchaft

---

Pathe werden bei dem Kind des Schnorranten. Ich will nichts davon wiſſen.“

[1] Ich bin kein Wimpel rc. rc. (Wie oben.)

[2] Und ſeine Kinder auch nicht.

von einem vermeintlich in aller Stille abgeſchloſſenen Handel. Dabei geriethen ſie oft heftig aneinander und ſchmunzelten doch im Stillen, denn je mehr ſie mit dem Munde den Reichthum verläugneten, um ſo ſtolzer ſchwoll ihr Herz im Bewußtſein deſſelben.

Während der Bierbrauer mit dem Kohlenhändler dieſes Scheingefecht im Zehrgarten hielt, ſtritt der hübſche gewandte Sohn des Erſtern, Tillchens Bruder, mit dem allerliebſten Töchterchen des Letztern gewöhnlich einen ähnlichen Streit durch. Er warf ihr vor: „Meenß Du, ich hätt et net geſenn, Drückche, wie Du dem Student met dä lang Hoor us der Giergaß nohgeſehn häß? Jo, dat weeß mer, dat Ihr Mädcher jetz no em Börgerſchſonn nix mih froog. Et moß perſobſch ene Student ſenn!“[1]

Dann erwiederte Drückchen ganz im Eifer: „Dem Mottekob ſoll ich nohgeſehn han? Dat ſähs de eckerſch dat ich net merke ſoll, wie Du no der ſchön' blond' Profeſſerſchdoochter geluurt häß, die Eenem eſu off en der Allee zo begeene küt!“[2]

---

[1] „Meinſt Du, ich hätt' es nicht geſehen, Gertrud, wie Du dem Studenten mit den langen Haaren aus der Giergaſſe nachgeſehen haſt? Ja, das weiß man, daß Ihr Mädchen jetzt nach einem Bürgersſohn nichts mehr fragt. Es muß durchaus ein Student ſein.“

[2] „Dem Mottenkopf ſoll ich nachgeſehen haben? Das ſagſt Du nur damit ich nicht merken ſoll, wie Du auf die ſchöne blonde Profeſſorstochter gelauert haſt, die einem ſo oft in der Allee begegnet.“

Da fiel ihr der Brauersſohn ins Wort und ſchwur: „No well ich doch mi Lebbesdags keene Droppe Muſelwing mih en de Mond packe, wenn ich no Eener luure, als no Dir, Drückche!“[1]

Wenn der Kohlenhändler noch ſo ſpät aus dem Zehrgarten heim kam, ſo traf er doch noch den Sohn ſeines Gevatters vor dem halbgeöffneten Fenſterladen an, hinter dem ſeine Tochter hellmunter hervorguckte, und eben ſo wenig den Streit über die Blicke zu enden wußte, als Er ſeinen Disput über die Kapitalien. Daß das eine Liebſchaft ſei, hatte er längſt gemerkt; es gehörte auch keine beſonders ſcharfe Brille dazu, um ſolches zu durchſchauen, denn eine blinde Frau hätte es mit dem Stock fühlen können. Obſchon er nun nichts in der Welt dawider haben konnte, ſo meinte er doch, es gehöre ſich dazu, daß ein rechtſchaffener Vater bei einer Liebſchaft zanke und keife. Deßwegen brummte er regelmäßig: „Woröm ſenn ming Lade noch net zo? Gehüürt ſich dat für en anſtändig Mädche hee em Düſtere ze kareſſire? Esu ene Blag, wie Du, dörf jo von Tühten on Blooſe noch nix weſſe! On dä lange Stropp do, hät dä nix mih ze dohn, als hee Ovends op Schluht ze komme?“[2]

---

[1] „Nun will ich doch mein Lebtag keinen Tropfen Moſelwein mehr in den Mund nehmen, wenn ich nach Einer laure, als nach Dir, Gertrud!“

[2] Warum ſind meine Laden noch nicht zu? Gehört ſich das für ein anſtändiges Mädchen hier im Dunkeln zu liebeln? So

So ſuchte er es dem Päärchen ſauer zu machen, bis der Gevatter Brauer nebſt ſeinem Sohn im Sonntagsſtaat erſchien und in aller Form um Trückchens Hand anhielt. Schwierigkeiten, meinte der Brauer, wären bei Leuten, die wie ſie, ihr Auskommen hätten, keine vorhanden. Sie brauchten nur zu überlegen, was jeder von ihnen hergeben ſolle, um den Beiden ein recht nettes Häuschen und ein eignes Geſchäft in einer guten „Nahrungsſtraße“ einzurichten. Da ſagte der Kohlenhändler auf hochdeutſch, wie es ſich bei feierlichen Gelegenheiten ſchickt: „Herr Gevatter, es iſt nur Eine Schwierigkeit vorhanden; aber ehe Die auf Seite gerückt iſt, kann ich meine Einwilligung zur Heirath nicht geben. Wenn meine Tochter ihren Hochzeitstag feiert, dann muß die ganze Familie in Frieden und Einigkeit zu mir auf's Traktament kommen, und dabei darf mir keiner von der Verwandtſchaft fehlen. Wollt Ihr Euch nun mit dem Tillchen ausſöhnen, ſo iſt es mir recht, daß Euer Sohn meine Tochter bekömmt; aber in eine Familie, die in Uneinigkeit und Feindſchaft mit einander lebt, laſſe ich mein Kind nicht hinein heirathen.“

Der Brauer hätte am liebſten erwiedert: „Das geht Euch nichts an! Thut was Ihr wollt, dann behält

---

ein halbes Kind, wie Du, dürfte ja vom Tuhten und Blaſen (ſprichwörtlich) noch nichts wiſſen! Und der lange Strick da, hat der nichts beſſeres zu thun, als hier Abends zum Stelldichein zu kommen?“

jeder ſeinen Willen'" Aber er wußte, daß mit ſeinem Gevatter auch nicht zu ſpaſſen ſei; noch weniger mochte er es darauf ankommen laſſen, daß ſein Sohn ihm die Scenen wiederhole, die er mit Tillchen zum Spektakel der Stadt kaum überſtanden hatte. Drum bezwang er ſich und ſagte: „Solche Dinge beſchließt ein vernünftiger Mann nicht im Sturm. Ich will überlegen, was ich zu thun habe."

Am andern Tage kam der Sohn und ſtellte ſeinem künftigen Schwiegervater vor, daß er alles verderben würde, wenn er auf ſeiner Weigerung beſtünde, nicht eher die Hochzeit einzurichten, bis die Verſöhnung geſchloſſen ſei. Träfe der Vater das Tillchen mit Mann und Kind bei der Trauung in der Kirche, ſo könne er ja nicht anders, als ſie freundlich begrüßen. Sein Herz ſei längſt geſchmolzen; er wolle ſich nur nicht als wankelmüthig bekennen, und am wenigſten auf Bedingungen hin.

Dieſe Darſtellung leuchtete dem Kohlenhändler ein, und er beſchloß, dem Gevatter die Beſchämung des gebrochnen Eigenſinns zu verſüßen, indem er ſie auf einen rührenden Augenblick verlegte. Aber dem Schwiegerſohn ſchärfte er ein, ſeinen Alten wohl zu bearbeiten; denn wenn die Sache mißlinge, verſicherte er, ſo habe auch Er ſeinen Eigenſinn, und lieber wolle er am Tage ſelbſt die Hochzeit noch einmal aufſchieben, als vor der ganzen Verwandtſchaft als ein Narr daſtehen.

Mit Angſt und Sorge erwartete das Brautpaar einen Hochzeittag, der ihnen leicht, wenn ſie ihn erreicht zu haben meinten, auf manches Jahr hinaus in die Ferne ſchwinden konnte. Klüglich erinnerte keiner den Brauer an die Bedingung, um nicht ſeinen Trotz aufzuwecken; man erweichte ihm vielmehr hinterliſtiger Weiſe das Herz, indem man recht beweglich über ähnliche Fälle redete, die da und da paſſirt ſein ſollten.

Endlich war der erſehnte und gefürchtete Morgen angebrochen. Verſchwenderiſch war der Palm von der Hausthüre der Braut bis zur Kirche ausgeſtreut. Die Nachbarn lehnten gedrängt in den Fenſtern, um die Wagen voll geputzter Gäſte zu bewundern. Alle Geſichter der eintretenden Verwandten lachten den gedeckten Tiſch an, auf dem das appetitlichſte Frühſtück bereit ſtand. Nur das Brautpaar wechſelte ſorgenvolle Blicke, und die Schwiegerväter ſtanden düſter und ſchweigend neben einander.

„Et lück' ald lang em Steff!“ [1] erinnerte die Mutter, „gommer noch net?“ [2] „Es fehlt noch Jemand von der Familie,“ ſagte der Brautvater, „ohne den ich nicht gehe.“

Jetzt öffnete ſich die Thür, und ſo ſtattlich, daß ihr eigener Vater ſie nicht kannte, trat Tillchen herein. Er hatte ſie in zwei Jahren nicht mehr geſehen. Als ſie das elterliche Haus verließ, waren ihre Wangen bleich und abgehärmt, die Augen tiefliegend und die Geſtalt zum Durchbrechen hager geworden. Jetzt hatte ſie ein volleres Geſicht als je in den Mädchentagen, und die frauenhafte Breite um Schultern und Hüften gab ihr ein ächt reſpektirliches Anſehen. Der Alte meinte ſein Stingchen wieder zu erblicken, wie ſie in den erſten Ehejahren neben ihm des Sonntags in der Baumſchule geſeſſen, und er dann bei ſich dachte: „Ich hab' doch die ſchönſte Frau aus der ganzen Stadt!“

---

[1] „Es läutet ſchon längſt in der Stiftskirche!“

[2] „Gehen wir noch nicht?“

Faſt wäre er der Tochter entgegengegangen; da fiel ſein Blick auf ihren Mann der hinter ihr hereinkam, und verdüſtert wandte er ſich um. Sein Gevatter beachtete alles genau und rüſtete ſich zu einer Anrede, welcher die Brautleute zitternd entgegenharrten. Da trat Tillchen, die von Allen herzlich begrüßt und von der Mutter weinend umhalst worden war, zu dem Vater und ſagte: „Guten Morgen, lieber Vater! Gebt Ihr mir keine Hand?“ Sie nahm die Hand die er wegzuziehen verſuchte; als ſie ſie aber mit beiden Händen ergriff und aus ihren Augen eine heiße Thräne drüber hinrollte, da ließ er ſie ihr, und antwortete mit einem ſtreng ſein ſollenden Ton:[1] „Daag Till'!“ und kein Wort weiter.

Nun wagte ſich der Schwiegerſohn vor, und ſagte leiſe: „Mein hochgeehrter Herr Vater, wenn Ihnen meine Gegenwart unangenehm iſt, ſo will ich mich ſogleich wieder entfernen.“ Der Brauer brummte halblaut ohne aufzuſchau'n: „Sie ſind ja hier nicht in meinem Haus!“

---

[1] (Guten) Tag.

Des Kohlenhändlers Geſicht wurde immer zorniger und röther; eben wollte er heftig losbrechen — da nahm Tillchen ihrer Magd die ſchüchtern vor der Thüre ſtehen geblieben war, das Kind vom Arme, welches laut aufjauchzte und ihr ſein: „Aidaidai“ entgegenlallte. Unwillkürlich blickte der Großvater hin, und erſchrocken über ſeines Herzens Bewegung ſtampfte er mit dem Fuße. Gleichſam als wolle er ſeinen Grimm neu beleben, zwang er ſich das Auge auf den verhaßten Muſikanten zu richten. Sein Vorurtheil gegen dieſen Stand hatte ſeiner Phantaſie den Franz ſtets als einen etwas ruppigen tölpelhaften Landſtreicher ausgemalt. Wie ſank ihm der Hochmuth als er mit dem durchbohrendſten Blick nichts entdecken konnte, das zu ſeiner Lieblingsvorſtellung von einem Muſikanten paßte. Der junge Mann ſah ganz verſtändig und ehrbar aus, hatte eine ſchöne männliche Haltung, und war durchaus nicht im Bänkelſängerſtyl gekleidet, ſondern ſo daß er für einen Kirchenvorſtand paſſiren konnte. Er verglich ihn mit allen Umſtehenden, und fand halb mit Verdruß halb mit Vergnügen, daß er ſich ſeiner nicht zu ſchämen habe — hinge ihm nur der Schandfleck nicht an, daß er ehedem zur Kirmes aufgeſpielt hatte.

Die allgemeine Stille unterbrach plötzlich der Kohlenhändler mit einer faſt donnerähnlichen Stimme: „Sollen wir heute Hochzeit halten oder nicht? Des[1] Prattens bin ich müd. Ich bin auch kein Wimpel auf dem Dach, und auch mein Willen iſt wie ein Eichenbaum, das werd' ich zeigen!"

Dieſer unvorſichtig ausgeſprochene Wahlſpruch gab dem Brauer ſeinen ganzen Trotz wieder. Feſt richtete er ſich auf um das Zimmer zu verlaſſen. Da ſtand ihm ſeine Tochter mit dem Enkel noch im Wege. Der Kleine ſah die ſtattliche Weſte mit den glänzenden Knöpfen, ſtreckte hellhauchzend beide Händchen danach aus und klammerte ſich feſt an den Großvater an. Da brach der Alte ſchluchzend zuſammen, ſo daß ihn der Schwiegerſohn mit ſeinen Armen ſtützen mußte. Er ſtieß ihn nicht weg, ſo wenig als die Tochter, die er nun mit dem Kinde zitternd und weinend in die Arme faßte.

Die Hochzeit des Sohnes wurde an dem Tage gefeiert.

---

[1] Schmollens.

Geſchichte eines ehrlichen Jungen.

Erſtes Kapitel.

Der ehrliche Junge führt den geneigten Leſer in ſein elterliches Haus ein.

Die Stadt Bonn am ſchönen Rheinſtrom iſt meine Vaterſtadt. Darin hatten meine Eltern ein eigenes Haus, das in der Wenzelgaſſe lag, und betrieben ein Tapeziergeſchäft. Mein Vater ſtarb früh und ließ die Sorge für meine Erziehung der Mutter, die eine ſehr kluge Frau war. Sie wußte ſo zu ſagen Alles. Was jeder Mann in der Stadt für eine „geborene“ zur Frau hatte, mit wem er verſchwägert war, wieviel Hypothek auf ſeinem Haus ſtand und was in ſeiner geheimſten Kammer vorging, das konnte ſie einem auf den Fingern abzählen. Darum ward ſie auch von allen Nachbarsweibern hoch in Ehren gehalten, und ſie brachten ihr Neuigkeiten wie die Bienen ihrer Königin den Honig zuführen.

In ſeiner letzten Krankheit ſagte der Vater zu ihr: „Angenieschen, (Agneschen) ich möchte gerne daß mein Jung etwas mehr wurde, als ich. Er iſt doch ſo ein Dökterchen. Sollen wir ihn nicht auf geiſtlich ſtudiren laſſen?" Die Mutter beſann ſich einen Augenblick, und erwiederte dann: „Mein Joſeph ſoll mir nicht in das Convikt zu den Bauern-Trikſſen.[1] Er kann Tapezierer werden, wie ſein Vater und Großvater waren, und muß ſorgen daß ich Enkelchen bekomme; das wird mir auf meine alten Tage mehr Spaß machen, als wenn er alle Sonntage in der Männerbrüderkirch' eine Predigt hält.

Wie immer, geſchah auch diesmal der Wille meiner Mutter, und im Grunde war es mir ſehr lieb, denn ich liebte von Kind auf das Tapetengeſchäft wie der Fiſch das Waſſer. Den ganzen Tag hätte ich mich am Anſchau'n der ſchönen bunten Muſter ergötzen können, die wir in unſerm Laden hatten. Da waren Vögel und Blumen ſo natürlich gemalt, daß man meinte im botaniſchen Garten zu ſtehen; ja eigentlich waren ſie noch ſchöner wie in der Natur, denn während dort Blumen und Vögel wild durcheinander wachſen und fliegen, ohne Ordnung und Symmetrie, waren ſie auf unſern Tapeten auf's zierlichſte und regelmäßigſte geordnet, ſo daß immer nach Verfolg auf den nämlichen gekrümmten Zweig ein Vogel zu ſitzen kam. Ganz zum Erſtaunen ſchön aber waren die Roſetten und vergoldeten Trauben die an die Vorhänge kamen. Wenn ich die anſah ſo pries ich mich glücklich, weil mir ein Beruf beſchieden, in dem ich mich immer mit ſo prächtigen

---

[1] Drickes, abgeleitet von **Henricus**, ein Spitzname für Bauernburſche.

Dingen abgeben durfte, und bemitleidete den Metzger und Kerzenfabrikanten gegenüber, die ſtets im Fett zu kneten verurtheilt waren.

Wir hatten einen Verwandten auf dem Lande, der Pfarrer war. Dieſer kam ſobald er den Tod meines Vaters und deſſen letzten vereitelten Wunſch erfahren hatte eiligſt nach Bonn, in der Abſicht meine Mutter auf andere Gedanken zu bringen. Sie empfing ihn ſehr freundlich und ſagte: „Es iſt mir ein ſonderbares Vergnügen Sie bei mir zu ſehen.“ Der Pfarrer antwortete eben ſo höflich und fragte, wie ſie ſich denn in der Wittwenſchaft befinde. „Meinen Verluſt habe ich Gott aufgeopfert,“ ſagte ſie, „mein Pankratius iſt nun ein ſchöner Engel im Himmel. Sonſt bin ich auch ziemlich geſund wie Sie ſehen, nur habe ich noch die Leidenſchaft am Bein.“

Nachdem der Pfarrer nun ſeinerſeits alle freudigen und leidvollen Zuſtände berichtet hatte, lenkte er das Geſpräch auf mich, und brachte unter vielen Gründen für den geiſtlichen Stand auch den vor, daß derſelbe jetzt ſo beſonders die Achtung der Welt beſitze. „Sie ſollten ſehen, Frau Baſe“ ſchloß er, „wie tief die Bauern den Hut abziehen, wenn ich mit meinem Brevier in der Hand durch die Flur ſpazieren gehe, und mich ſo recht grade und ernſt halte.“

„Das iſt alles gut und ſchön, Herr Vetter,“ erwiederte meine Mutter,“ aber mit der Achtung der Welt iſt es eine curioſe Sache. Daraus mache ich mir jetzt nicht mehr ſo viel, wie in meinen jüngern Jahren. Da drüben der Metzger ſagte neulich: „Vor der und der Familie habe ich keine Achtung: die nehmen nur über den andern Tag ein Pfündchen Rindfleiſch." Geſtern ſtanden ein paar vornehme Damen in meinem Laden, und ſahen einer Equipage nach, die vorbeifuhr. „Wer mag das ſein?" fragte die Eine. „Schwerlich was Rechtes" ſagte die Andere, denn ſieh' nur die ſchlechten Pferde. Die Wirthe achten den am höchſten, wer bei ihnen am meiſten Geld verzehrt; die Schneider den, der die modiſchſten Kleider trägt. Da nun die Welt großentheils aus Metzgern, Wirthen, Schneidern und vornehmen Leuten beſteht, ſo kann mir ihre Achtung geſtohlen werden meinethalb."

Der Vetter Paſtor ſagte lächelnd: „Sie ſind eine wahre Philoſophin!" das ſchmeichelte meiner Mutter, und ſie erlaubte gerne daß er mich zum Vergnügen auf ein Paar Wochen mit in ſein Dorf nehme. Dabei gedachte er im Stillen auf mich zu wirken, und mir die Annehmlichkeiten des geiſtlichen Standes im günſtigſten Licht zu zeigen. Die Mutter aber, die meine Tapetenſchwärmerei kannte, ließ mich ungewarnt ziehen, und beantwortete des Pfarrers Abſchiedsgruß; „ich wunſche Ihnen wohl zu leben, mit dem verbindlichen Nachruf: „Ich wünſche Ihnen auch das Gegentheil!"

Zweites Kapitel.

Wie der ehrliche Junge im Dorfe ſeines geiſtlichen Herrn Vetters einen Religionskrieg anſtiftet.

Beim Vetter Paſtor gefiel es mir ſehr gut; beſonders in ſeinem Garten. Da waren alle erdenklichen Obſtſorten und nebenbei viele Bienenkörbe voller Honig. Die Köchin briet und backte von früh bis ſpät für die zahlreichen Confratres, die von nah und fern einſprachen um den neuen Wein zu probiren. Auch in der Kirche war es nett und prächtig, und ich ſah Bilder und Figuren wie ich auf keiner Tapete etwas gleiches entdeckt hatte. Das ſchönſte war eine heilige Portiunkula von Wachs mit Wangen wie Milch und Blut. Sie ſowohl als die andern Heiligen ſtrotzten von Flittergold und Blumenkronen. Nur in der Mitte der Kirche ſtand ein hölzernes Heiligenbild, das nur das bönniſche Wort: „freeßlich“ würdig bezeichnen kann. Ich ſah es zuerſt im Halbdunkeln, als ich den Küſterjungen begleitete um ihm beim Läuten der Abendglocke zu helfen. Faſt wäre ich ſchreiend wieder aus der Kirche gelaufen, ſo ſtierte mich das Bildniß an. Ehemals mußte das Geſicht einen weißen Anſtrich gehabt haben, aber von den inbrünſtigen Küſſen der andächtigen Bauerweiber war an vielen Stellen die Farbe weg, und das fahle bräunliche Holz ſchaute zwiſchen den weißen Flecken hervor. Ringsum war das Bild mit ſchmutzigen Wämschen, Nachtmützchen und Kinderſtrümpfchen behangen.

auch an andern Kleidungsſtücken fehlte es nicht. Der Küſterjunge erklärte mir: daß dieß ein wunderthätiges Bild ſei, und daß Jeder von ſeiner Krankheit Linderung ſpüre, der das gehörige Kleidungsſtück daran hänge. Wer einen ſchlimmen Arm habe, müſſe ſein Wamms, wer am Kopfe leide, ſeine Mütze hieherbringen und ſo weiter.

Zu Hauſe fragte ich meinen Vetter Paſtor, ob dem alſo ſei. „Mein lieber Junge,“ ſagte er, „dieß iſt ein Aberglaube der dummen Bauern, den kein vernünftiger aufgeklärter Mann zu theilen braucht. Das Bild iſt auch mir zuwider, obſchon ich alle Achtung vor der unbekannten Heiligen habe, die es vorſtellt. Gerne möchte ich es anders wohin poſtiren, da ich nicht wage es den Bauern wegzunehmen, denn es verſchimpfirt mir die ganze ſchöne Kirche.“

Mir gefiel dieſe Heuchelei des Herrn Vetters gar nicht, und ich ſagte ihm aufrichtig meine Gedanken darüber; ja ich brachte ihn wirklich dahin, daß er mir verſprach am andern Tage das wunderthätige Bild in ſeine Predigt mit einzuflechten. Dieß that er, aber ſo verblümt, daß die Bauern nicht verſtanden was er wollte, und unter ſich ſagten: „So ſchön und gelehrt wie heute, hat der Herr Paſtor noch nie gepredigt.“ Der Küſter erzählte ihm das wieder, und im Bewußtſein ſo großen Beifalls wuchs ihm dermaßen der Muth, daß er noch am ſelben Tage das Bild in eine dunkle Ecke der Sakriſtei transportiren ließ.

Sobald die Dislokation der wunderthätigen Heiligen ruchbar geworden, rotteten ſich Männer und Weiber zuſammen, und ſchalten weidlich auf den Paſtor. Die Aelteſten der Gemeine gingen zu ihm, um die Sache in der Güte abzuthun. Nachdem der Paſtor im Vertrauen auf ihren Menſchenverſtand, aber mit möglichſter Schonung ſeine Gründe vorgebracht hatte, kehrten ſie zu ihren Weibern mit der Nachricht heim: „Der Paſtor ſei ein Proteſtant geworden.“

Die Männer wollten wegen dieſer Angelegenheit eine Deputation an den Erzbiſchof ſchicken, doch die Weiber machten kürzern Prozeß. Am nächſten Sonntag während der Predigt, in welcher der Paſtor das Thema variirte: „Du ſollſt dir kein geſchnitztes Bild machen“ ſprangen etwa zehn der handfeſteſten Weiber auf, ſtürmten die Sakriſtei, und brachten im Triumph das ſchaurige Bild hervor, das ſie mitten in der Kirche auf ſeinen alten Platz ſtellten, wo es nach wie vor mit Mützen und Wämschen behangen prangte.

Der Paſtor ließ es geſchehen, hatte aber von Stund an ſeine Autorität verloren. Ich reiste wieder nach Haus, und vervollkommnete mich im Tapezieren.

Drittes Kapitel.

Der ehrliche Junge wird Mitglied eines Geſangvereins, und hat bei dieſer Gelegenheit manch anſtändiges Vergnügen.

Unter vielen Geſangvereinen die in meiner Vaterſtadt beſtanden, war auch einer von dem wenig geſprochen wurde, wo man aber von allen den meiſten Spaß hatte. Der Dirigent deſſelben war der Offermann einer Pfarrkirche, und da derſelbe von Vätern und Müttern als ein ſo zu ſagen geiſtlicher Schutz angeſehen wurde, ſo konnten ſich brave Bürgerſöhne und Töchter ganz ſchicklich ohne weitere Aufſicht zu Geſangübungen bei demſelben verſammeln. Wir hatten Alle in der Stadtſchule die Noten gelernt, hatten auch meiſt ein gutes muſikaliſches Gehör, und ſchlug der Offermann nur immer den Takt, ſo fingen wir richtig zuſammen an und hörten zuſammen auf.

Bei meinem Eintritt in den Verein war es Winter. Man ging Sonntag Abends nach der Veſper durch dickes Schneegeſtöber über ein Höfchen, tappte durch das Paſtoratspförtchen einige ſteinerne Stufen hinab bis in den Kreuzgang, an deſſen Ende ſich ein gewölbtes von vielen Wachsſtümpfchen matterleuchtetes Lokal befand, das man dem Offermann zu benutzen erlaubte. Die letzten Ueberbleibſel der Altarkerzen wurden dort aufgebraucht, und Niemand hielt das für Sünde, da wir ja die geiſtlichen Lieder bei ihrem Schein einſtudirten, die wir an hohen Kirchenfeſten vortrugen.

Beim Nachhauſegehen warfen wir einander mit Schneeklötzen, ſchlugen die Bahn[1] und fingen Mäuschen.[2] Als es aber Frühling wurde, da machten wir uns viel andere Freude, wogegen jene noch gar nichts war. Wir wanderten in's Freie und hielten mit den Vögelchen im Walde Geſangübungen um die Wette. Da lernten wir ſtatt der Complet' die Volkslieder von Silcher, die ſo rührende ſchöne Worte hatten, daß einem darüber die Thränen in die Augen kamen. Wir ſuchten Maiblumen und Erdbeeren und brachten ſie den Mädchen; dann ſpielten wir auch Nachlaufen und Blindekuh. Eſſen und Trinken gaben uns die Alten vollauf und genug mit auf den Weg, und waren wir nur um halb acht wieder zu Hauſe, ſo war alles gut. Wurde es aber einmal ſpäter, ſo gab es an jeder Hausthür einen Zank mit der harrenden Mutter. Kein Mädchen hatte den Muth allein herein zu gehen, und da man nun in Maſſe einander von einem Hauſe zum andern begleitete, um einſtimmig die Schuld auf die weggefahrene Brücke zu ſchieben, ſo kam man nur um ſo ſpäter in's letzte Haus, wo ſich denn meiſt ein ganz unbeſchreibliches Donnerwetter entlud. Der oder die Aermſte, der ſolchergeſtalt am Sonntag Abend der Pelz gewaſchen worden, ging dann zwar noch den folgenden Montag mit verweinten Augen umher: aber vom Dienſtag an freute man ſich ſchon wieder auf den Sonntag, und arbeitete auf's fleißigſte die Woche hindurch um die Alten zu verſöhnen.

---

[1] Eisgleiten.

[2] An fremden Klingeln ziehen und fortlaufen.

Im hohen Sommer gingen wir einmal alle zuſammen auf die andre Rheinſeite. Im dichten gelben Korn ſtand es voller blauen und rothen Blumen. Die Mädchen machten ſich Kränze davon, und wanden ſie durch die Haarflechten. Wir kamen durch manchen Weinberg, durch Büſche und Dörfer und ſtiegen endlich den Berg hinan, auf dem das vielgerühmte Foveaux-Häuschen ſteht. Da ſetzten ſie ſich alle auf die ſteinernen Bänke, ſtellten Sauerwaſſer mit Wein und Zucker auf den Tiſch, und ſtrichen die Butter auf die Milchſtuttchen.

Das Flettekovens Rieschen[1] hatte ſeinen blauen Kornblumenkranz noch nicht fertig. Es ſetzte ſich auf einen Stein, und machte entfernt von den Uebrigen die Flechten los, um ſie mit den Blumen zu verſchlingen und ſo dieſe beſſer zu befeſtigen. Es waren Gewitterwolken am Himmel, und die Gegend ſah rings etwas trüb aus. Da kam ein einzelner Sonnenſtrahl und beleuchtete plötzlich die Stelle wo das liebe Mädchen ſaß, grad als wollte er ſagen: „Joſeph, ſieh Dir Die einmal genauer an.“

In einem weißen Kleid ſaß das rothwangige, blonde Rieschen, ſo nett und knapp angezogen, als ob es aus einem Schächtelchen käme. Die andern Jungen haben wohl oft geſagt: das Rieschen wäre zu dick; aber mir gefällt das, wenn die Mädchen etwas um und an haben. Als es mich kommen ſah, fing es an zu lachen und ſteckte ſich ſchnell die Haare wieder auf. Ich lachte auch, und das war dem Nieschen gepfiffen, denn es kann ſich überhaupt nicht gut ernſt halten. Der Offermann ärgerte ſich oft, wenn wir eine Todtenmeſſe oder die ſieben Worte von Haydn einſtudirten, daß das Nieschen immer voll Lachen ſteckte. Doch warum ſollte es betrübt ſein, da es ſo jung und ſtark iſt, und keinen Verdruß in der Welt gehabt hat?

---

[1] Rieschen (Agnes).

„Fräulein Flettekoven!“ ſagt' ich, „Sie ſehen heute mit Ihren langen Haaren ſo ſchön aus wie die Kevelaer Muttergottes, die in der Prozeſſion getragen wird. Ich wollte nur, daß ich auch zur Männerbruderſchaft gehörte, damit ich dürfte tragen helfen.“

Nieschen lachte und meinte, das würde mir ſauer werden etwa 125 Pfund auf den Schultern zu tragen.

„Wahrhaftig ich trüge Sie von hier bis auf das Rathhaus!“ ſagte ich. „Ja wenn ihrer fünf Ihnen hülfen,“ ſetzte das Nieschen hinzu.

„Nein, liebes Nieschen,“ fiel ich ein, „am liebſten allein; und wenn wir auf dem Rathhaus ankämen, brauchte mir nur der Herr Bürgermeiſter Windeck zu helfen“ — —

Das Nieschen wurde noch einmal ſo roth und ſagte: „Sei'n Sie doch ſtill, Sie werden noch machen daß die Andern alles hören was wir ſprechen.“

„Das iſt mir all das nämliche,“ ſagte ich, „wenn ich nur weiß ob du mich recht verſtanden haſt, mein Herzens-Rieschen!"

„Nun, dann müßte man auch arg dumm ſeyn, wenn man das nicht verſtünde!" erwiederte lachend das Rieschen.

„Nun dann," fuhr ich fort, „ſo wollen wir eine feſte Bekanntſchaft anfangen. Iſt es dir recht? ſag' lieb' Rieschen!"

Mein Mädchen ſchämte ſich ein bischen, lachte wieder, bedachte ſich dann noch einen Augenblick und ſchlug endlich derb in meine dargebotene Hand, indem ſie ſagte: „Es iſt mir recht daß du mein Junge biſt."

Viertes Kapitel.

Was man unter einer „feſten Bekanntſchaft" verſteht.

Ich war nun, wie man am Rhein zu ſagen pflegt, dem Rieschen ſein Junge, durfte ſie bei Spaziergängen am Arm führen, und des Abends nach gethaner Arbeit bei ihr an der Hausthüre ſtehen. Wenn es die Alten nicht ſahen, ſo gaben wir uns auch manchen herzlichen Kuß, und alle Tage ſprachen wir davon, daß wenn ich einmal ſo weit wäre mit meinem Geſchäft, wir uns heirathen wollten. Das lag aber noch weit ab, denn meine Mutter wollte durchaus, daß ich vorher reiſen und die Welt ſehen müßte; bis dato war ich aber noch nicht bis Köln gekommen.

So lange der Sommer dauerte hatten wir viel Freude von unſrer feſten Bekanntſchaft; als aber die kalten Novembertage herankamen, da gab es tauſend Verdrießlichkeiten mit dem alten Flettekoven. Dieſer wollte durchaus nicht leiden, daß des Abends nach ſieben Uhr das Nieschen im Dunkeln mit mir hinter der Hausthüre plauderte, und herein in die warme Stube zu kommen wollte er mir auch nicht erlauben. Im Grunde hätte ich ſelber da drinnen nur das halbe Pläſir gehabt, weil ich mit dem Nieschen kein vertrauliches Wort hätte reden können. Der alte Flettekoven, der ein ächtes bönniſches Männchen war, ſprach am liebſten ſelber von den Stadtneuigkeiten, und es verdroß ihn, wenn das Nieschen andere Dinge im Kopf hatte, und ihm zerſtreut mit halber Aufmerkſamkeit zuhörte. Was ein ſolches „Männchen" für eine Perſönlichkeit iſt, das weiß hier Jedermann; da ich mir aber ſchmeichle, daß auch noch andere Leute meine luſtige Geſchichte leſen werden, ſo will ich für dieſe im folgenden Kapitel genau expliciren, was ſich alles zum Habitus eines „Männchens" gehört.

Ich kehre zu meinem Nieschen zurück, das dießmal nicht lachte, ſondern ernſtlich verſtimmt wie eine Violine die man durch den Regen getragen, auf der naſſen Thürſchwelle mit triefenden Haaren ſtand. Der Alte hatte zufällig hinter ihr abgeſchloſſen, als ſie bis an die Ecke geſchlüpft war, um zu ſehen ob ich noch nicht käme. Nun überlegten wir, ob wir uns nicht liſtig beide hereinſchleichen könnten, ohne daß er es merkte, um ſo der drohenden Strafpredigt zu entgehen. Es gelang, da ihm der Zugwind ſeinen Wachsſtock ausblies, während ich mich hinter dem Nieschen geduckt hielt, und mich drinnen raſch in einen dunkeln Winkel zwängte. Ehe er ſich umgeſehen hatte pfuſchte ich mich die Treppe herauf, wohin Nieschen mir nach einer Viertelſtunde folgte. Nun ſetzten wir uns auf die oberſte Speichertreppe zuſammen, und paßten wohl auf wenn der Alte rief. Da Nieschen ſtets im Augenblicke bei der Hand war, ſo ſchöpfte er gar keinen Verdacht, und las ruhig die kölniſche Zeitung.

Was wir unterdeſſen zuſammen plauderten, das könnte ich auf Hochdeutſch gar nicht ſagen, denn da käme es lange nicht ſo herzlich heraus. Wir diskurirten wie uns der Schnabel gewachſen war, ohngefähr in dem nämlichen Ton, wie wir noch heute, Jahr und Tag nach unſerer Hochzeit, mit einander an Sonn- und Feiertagen kareſſiren, wenn wir nichts damit verſäumen.

Ich. Och Niesche, wat ſetze mer hee ahdig on genöchelich op der Trapp, als wenn et e ſammede Kanepee wör'. Komm, dann maachen ich Dir en Lehn': tuckel Dich me'm Köppche widder mich.[1]

---

[1] **Ich.** Ach, Agneschen, wie ſitzen wir hier ſo artig und genüglich auf der Treppe, als wenn es ein ſammtnes Kanapee wäre. Komm, ſo mache ich Dir eine Lehne; ducke Dein Köpfchen an mich.

Sie. Du gode Jong'! wat häß Du doch e dröckelich Gemööth!

Ich. Do ſoll der Kuckuck net good ſenn, wemmer eſu e leev, manx, muggelich Schmuggelche für e Schätzche hät.

Sie. Och Juſeb, dat eß Dir jo net Eens.

Ich. Dat ſoll mir net Eens ſenn? Du kleene Spetzbov, dat weeß Du wahl, dat Du et ahdigſte Mädche op der Steeneſtroß beß. Gemmer en Bützche.

Sie. Jöſes, eckeriſch hööſch, dat dä Vatter et net hüürt.

Ich. Aeh wat, an eſu em papiere Bützche han ich nur de halv Freud. Dat eß mir net hezzelich genog. Op e Neu's!

Sie. No dat wor ever hezzelich!

Ich. Op e Neu's, op e Neu's! Du kanns 'er noch [1]

---

[1] **Sie.** Du guter Junge! Welch ein herzliches Gemüth haſt Du!

Ich. Da ſoll der Kuckuck nicht gut ſein, wenn man ſo ein liebes, ſanftes (nicht überſetzbar) Schätzchen hat.

Sie. Ach Joſeph, das iſt Dir ja nicht Ernſt.

Ich. Das ſoll mir nicht Ernſt ſein? Du kleiner Spitzbub, das weißt Du wohl, daß Du das artigſte Mädchen auf der Sternenſtraße biſt. Gib mir ein Küßchen.

Sie. Herr Jeſus! Nur leiſe, damit der Vater es nicht hört.

Ich. Ach was, an ſolch einem papierenen Küßchen hab' ich nur die halbe Freude. Das iſt mir nicht herzlich genug. Auf's Neue!

Sie. Nun dies war aber herzlich.

Ich. Auf's Neue! Auf's Neue! Du kannſt ihrer noch en abdiger. — Och Niesche, leev hezze Niesche! Et wird mir op emol ganz bedröv öm et Hezz eröm!

Sie. Wat eß Dir dann, mi leev Hezzekuulſche?

Ich. Wenn ich ein denke, dat ich no den Ovend alt widder dorch dä Rähn heem moß, on morgen alt widder, on ein dä ganze Winter dorch alle Ovends, dann weeß ich net, wie ich de Zick eröm brenge ſall, bes mer ons krigge.

Sie. Och jo! mer ſoll welle, dat et baal en End nöhm.

Ich. Ich mööt wahl die Wanderſchaff an dä Nagel hange; aver mi Motter ſäht: Hee kräg ſi Levve keener en ſtaats Kondſchaff, dä net op Reiſ' gewees wör.

Sie. Da gink ich eckerſch bes no Kölle.

Ich. Dat hälpt nix. Mer moß no Parihs oder no Berlin; ſonns donn ſe, als ob mer ene Endenicher Buurejong wör.[1]

---

ein Artigeres. — Ach Agnes, liebe Herzens-Agnes! Es wird mir auf einmal ganz betrübt um's Herz.

[1] **Sie.** Was iſt Dir denn, mein lieb Herzblättchen?

Ich. Wenn ich dran denke, daß ich nun den Abend ſchon wieder durch den Regen heim muß, und morgen abermals, und ſo den ganzen Winter hindurch jeden Abend, dann weiß ich nicht, wie ich die Zeit herumbringen ſoll, bis wir uns haben.

Sie. Ach ja! Man möchte wünſchen, daß es bald ein Ende nehme.

Ich. Ich möchte wohl die Wanderſchaft an den Nagel hängen; aber meine Mutter ſagt: hier bekäme ſein Lebtag Keiner einen vornehmen Kunden, der nicht auf Reiſen geweſen wäre.

Sie. Dann ging ich nur bis nach Köln.

Ich. Das hilft nichts. Man muß nach Paris oder nach Berlin; ſonſt thun ſie, als ob man ein Endenicher Bauernjunge wäre.

Sie. Wenn ich mer dat denke, dat mer ſich em Winter hee op der Trapp de Bützger ſtelle moß wie de Möſche dä Hafer, on dat Du em Sommer futgehs, wammer alle Tags de ſchönſte Gelegenheet hät, da mööt ich ein kriiſche!

Ich. Och kriiſch eckeriſch net, Du Engelſche, Du leev Hezzendibrche, ſöns — —[1]

Hier wurde die Liebesſcene einigermaßen unſanft unterbrochen, da der alte Flettekoven die Sache gewittert hatte, und auf Filzpantoffeln leiſe heraufgeſchlichen kam. Was er dazu geſagt, ſoll am Ende des nächſten Kapitels treulich berichtet werden, wenn wir uns von unſerm Schrecken erſt genugſam erholt haben werden.

---

[1] **Sie.** Wenn ich mir das denke, daß man ſich im Winter hier auf der Treppe die Küßchen ſtehlen muß, wie die Spatzen den Hafer, und daß Du im Sommer fortgehſt, wenn man alle Tage die ſchönſte Gelegenheit hat, ſo möcht' ich wirklich weinen.

Ich. Ach weine nur nicht, Du Engelchen, Du liebes Herzchen, ſonſt — —

Fünftes Kapitel.

Von den Männchen und wie man Verliebte mit kaltem Waſſer begießt.

In meiner Heimath exiſtirt eine Sorte von Spießbürgern, deren eigentliches Muſter der alte Flettekoven war, und die man im Gegenſatz zu den „Bönn'ſchen Jungen“ die „Bönn ſchen Männchen“ nennt. Dieſe ſind aber nicht zu verwechſeln mit der Kaſte der „Baumſchulen-Männchen, welche ſeit Jahren täglich Mittags um halb zwei in die Baumſchule wandern, um daſelbſt Kaffee zu trinken, und zu hecheln. Um dieſe Zeit vermeidet jeder gute Chriſt die Kaſtanienallee, um nicht dieſen männlichen Kaffeeſchweſtern in die ſcharfen Zungen zu gerathen.

Die ächten „Männchen“ ſind viel harmloſerer Art. Meiſtens ſind es „Rentenirer“ oder vermögende ehemalige Geſchäftsleute, die ſich in Ruheſtand verſetzt haben. An Plätzen, wo etwas gebaut wird, ſieht man ſie gewöhnlich gruppenweiſe zuſammenſtehen; auch bei der Landbrücke halten ſie ſich gerne auf, wenn ein Dampfſchiff ankömmt. Einige gehen nie ohne Regenſchirm, andern folgt ein Mops nach. Die Meiſten tragen einen dicken gelbbraun polirten Stock mit ſilbernem Knopf in der Hand. Das Normal-Männchen erſcheint in einem königsblauen ſehr ſauber gebürſteten Rock mit blinkenden Metallknöpfen. Im Winter iſt es von einem Schanzeläufer umhüllt, den vier kurze Krägelchen zieren. Die Kopfbedeckung iſt entweder ein altmodiſcher runder Hut, oder eine Schirmkappe.

Die Lebensart des „Männchens“ iſt ſehr regelmäßig. Es frühſtückt des Morgens mit gehöriger Langſamkeit; ſeine Lektüre iſt das Bonner Wochenblatt. Männchen von höherer Bildung leſen auch die kölniſche Zeitung. Bis zehn Uhr werden die Geſchäfte beſorgt, welche in meteorologiſchen Beobachtungen und im Durchſehen des

Rentenbuchs beſtehen. „Nach der Arbeit iſt gut ruhen," ſagt das Männchen um zehn Uhr Morgens; es legt die Zipfelmütze ab und die oben beſchriebene Toilette an; dann geht es an's Eſchenbäumchen, und bleibt bei allen Bauten ein bischen ſtehen, wo es mit ſeinen Collegen zuſammentrifft. Nach Tiſche macht es ein Schläfchen, tritt dann die nämliche Wanderung nochmals an, welche dasmal aber in der Neugaſſe bei Nettekoven oder auf dem Markt beim Breuer im Zehrgarten zuletzt ausmündet. Liberale Männchen trinken zuweilen Morgens an den genannten Orten ein Spezial; konſervative thun das nicht, kehren Abends um ſieben nach Hauſe, wo ſie alsbald Salat eſſen, und um halb neun zu Bette gehen. Der Wahlſpruch dieſer letztern iſt: „Ich eſſe gut, und trinke gut; dahingegen muß ich auch meine gehörige Nachtruhe haben!"

Zu dieſen gehörte der alte Flettekoven. An dem unvergeßlichen Abend auf der Speichertreppe ſtand er plötzlich mit einem Blendlaternchen vor uns, das er verſchloſſen gehalten hatte, bis er oben war. In dem ſogenannten Bonner Hochdeutſch, das die Männchen wegen ſeiner beſondern Würde und Feierlichkeit des Klanges reden, und das ſich eben ſo weſentlich von dem Gelehrtendeutſch als vom rheiniſchen Plattdeutſch unterſcheidet, hub er alſo an:

„Habbe mer üch emal entelich aufgehobe, Ihr zwei Nixnutz! Schämp Ihr üch dann nich? Hab Ihr dann gar kei Ihrgefühl mehr im Leiv? Wenn das Dein

Mutter wüß', ſie däht ſich ja im Grab erumdrehe! Das war ein' ehrbare Frau! Von der hab' ich kei Bützche bekomme, bis mer von der Koppelation no Haus kame. Aber das Nieß, das ſetz ſich mit 'em Hanſibbeles auf die Trappe, un kareſſirt. Das kömmt dervon, wenn kein' Frau im Haus iſt. Ich hätt' am End nöthig noch emal ze heirathe, daß du verlieb' Stück en Aufſich kriegs!"[1]

So ging es noch lange fort. Das Nieschen hielt ſein Schürzchen vor's Geſicht, und ich ſchämte mich auch ſo gut ich konnte. Das Ende vom Lied war, daß mir das Haus ſo lange verboten wurde, bis ich mein eignes Geſchäft etablirt hätte.

Ich ging bitterlich betrübt nach Hauſe, und erklärte meiner Mutter am andern Morgen, daß ich ſogleich einpacken und fortgehen wolle. Dießmal waren alle Vorſtellungen umſonſt; ich wollte den Frühling nicht abwarten, denn ich hatte nicht Raſt noch Ruhe mehr am Orte, und wurde erſt wieder luſtig, als ich auf dem Schiffe ſtand. Die Trennung war ja das beſte Mittel, uns zuſammen zu führen. Ich nahm mir vor, in einem Monat ſo viel zu lernen, wie ein Andrer in einem Jahr, und gab auf Alles Acht, damit ich meinem Nieschen recht viel zu erzählen wüßte und meinen Kundſchaften zeigen könnte, daß ich ein gereister Mann wäre.

---

[1] „Haben wir Euch endlich einmal erwiſcht, Ihr beiden Nichtsnutzigen! Schämt Ihr Euch denn nicht? Habt Ihr denn gar kein Ehrgefühl mehr im Leib? Wenn das Deine Mutter wüßte, ſie drehte ſich ja im Grab um! Das war eine ehrbare Frau! Von der hab' ich kein Küßchen bekommen, bis wir von der Copulation nach Hauſe kamen. Aber die Agnes, die ſetzt ſich mit einem Hansnarren auf die Treppe und liebelt. Das kömmt davon, wenn keine Frau im Hauſe iſt. Ich hätte am Ende nöthig noch einmal zu heirathen, damit Du verliebtes Geſchöpf eine Aufſicht erhielteſt!"

Sechstes Kapitel.

Ein kölniſcher Carneval.

Mit traurigem Gemüth war ich nach Köln gekommen, aber bald fühlte ich meine alte Fröhlichkeit wiederkehren, da mein neuer Meiſter mich zur Arbeit mit auf den Gürzenich nahm, der eben für den nahen Carneval neu dekorirt werden ſollte. Den lieben bunten Narrenfarben widerſteht kein rheinländiſches Herz; ja man behauptet ſogar: wenn einem ächten Kölner die Frau geſtorben ſei, ſo fließe die erſte Thräne zwar ihrem Verluſt, die zweite aber ſicherlich dem Umſtand, daß das Dekorum ihm verbiete, ſich im Trauerjahr zu maskiren.

Am Faſtnachtſonntag fragte mich der Nachbarsſohn Neres: „Wat määß Du Dich hück, Juſeb?“ [1] worauf ich erwiederte: „Ich mööt mich jet rähch Schöön's maache: eſu ene Ritter met' em Helm met Feddere, oder ene Törk met' er wiiße Botz an, on' em rude Kameſol."[1]

---

[1] Reinerns: „Was machſt Du Dich heut, Joſeph? (Wie verkleideſt Du Dich?)“

Neres lachte mich aus und ſagte: „Beß doch kee Döppe! Ene ſtaatze Faſtelovendsgeck hat ſi Lebdag kee Pläſir. Süch wie die vürnehm' Hähren et maache; die maache ſich ä Verke, dat welle mer och donn!"[2]

Ich erkundigte mich näher nach dem Coſtüm eines „Verkens," und erhielt die ausführliche Beſchreibung dieſer in Köln allbeliebten Charaktermaske. Man kauft ſich in einem Spezereiladen eine Menge von den alten Matten, womit die Kaffeeballen auf dem Transport umwickelt ſind. Dieſe werden zu einem Mantel an einander geheftet, der aber vor allem eine lange Schleppe haben muß. Dazu gehört nun eine ſchlechte Pappmaske mit ellenlanger Naſe und eine grauwollene geſtrickte Zipfelmütze. Um Faſtnacht iſt einer langjährigen Erfahrung zufolge in dem ohnehin kothigen Köln immer Regen- oder Thauwetter. Da wandelt nun das Verken mit dem Mantel aus Kaffeematten höchſt gravitätiſch einher und nimmt unter der langen Schleppe Maſſen von Unrath mit, der ſich an dem rauhen Stoff anſetzt.

---

[1] Ich möchte mich etwas recht Schönes machen: etwa einen Ritter mit einem befiederten Helm, oder einen Türken mit einer weißen Hoſe und einem rothen Kamiſol."

[2] „Sei doch kein Dummkopf! Eine geputzte Maskerade hat ihr Lebtag kein Vergnügen. Sieh wie die vornehmen Herren es machen; die verkleiden ſich als Ferkel, das wollen wir auch thun."

Nun beſteht der Hauptwitz darin, daß man ſich die Eckhäuſer merkt, welche zwei Eingänge zu einem prächtigen Laden haben. Daſelbſt geht das Verken zur erſten Thür herein, und zur andern hinaus, eine Spur von allen Ingredienzen hinterlaſſend, die ſich unter der Mantelſchleppe geſammelt haben. Findet es aber eine Zimmerthür offen, ſo tritt es auch da ſchweigend ein, und umwandelt langſam und ehrbar den runden Tiſch, unbekümmert um die Schimpfworte der Mägde, welche es mit Beſen zerprügeln kommen. Oft thut ſich eine Prozeſſion von einem Dutzend ſolcher Verken zuſammen. Dieſe ſind ſchon ſchwerer abzuhalten, obgleich die Kölner ein paar Jahre nach der Erfindung dieſer ſinnreichen Maske ziemlich gewitzigt wurden. Sehen die Ladenmädchen von weitem einen Mattenmantel, ſo ſchreien ſie ſchon: „Do küt e Verke, do küt e Verke!“ [1] und ſuchen die Thüren zu verrammeln.

Neres, der gern für einen vornehmen Herrn angeſehen werden mochte, wählte den Mattenmantel. Ich konnte mich aber nicht dazu entſchließen. Ich dachte mir: „was würde das Nieschen denken, wenn es dir ſo begegnete!“ und verkleidete mich lieber als einen ſchönen Ritter.

Auf dem Heumarkt ging es luſtig zu; ein Bierbrauer hatte auf ſeinem Speicher ein paar Glocken angebracht, und bezahlte einige Gaſſenbuben dafür, daß ſie den ganzen lieben Tag darauf beiern mußten. Das ſtimmte alle Herzen zur Luſtigkeit, ſo weit man den Kirmesſchall hörte.

---

[1] Da kömmt ein Ferkel!

Der große Maskenzug am Montag war unbeſchreiblich bunt und prächtig. Die Hauptfigur war die Prinzeſſin Venetia, welche dem Kölner Hanswurſt ihren Beſuch abſtattete. Ein kleiner, ſchlanker Judenſohn mit feinen weiblichen Zügen ſpielte dieſe Rolle zum Entzücken ſeiner Familie, die ihren ganzen Diamantenſchmuck zuſammengeſteuert hatte, um die Venetia würdig zu repräſentiren.

Die Prinzeſſin benahm ſich mit einer Huld und Herablaſſung, die wahrhaft täuſchend war. Sie ließ ſich auf dem Neumarkt die ſchönſten Damen Kölns vorſtellen, die ohne Arg auf die Ceremonie eingingen, und von der fremden Fürſtin, ehe ſie ſich's verſahen, mit einem gnädigen Kuß beehrt wurden. Auch ihr Bräutigam, der Hanswurſt, theilte nach allen Fenſtern hin ſeine Kußhändchen aus, und raſtete nur von ſeiner Beweglichkeit, um Champagner zu trinken.

Die Geſandten aller Nationen, von den Chineſen bis zu den Menſchenfreſſern, füllten unzählige Wagen. Eben ſo wenig fehlte es an allen erdenklichen ernſten und komiſchen Charaktermasken. Die Mühle, worin die alten Weiber wieder jung gemahlen werden, wiederholte dieß Wunder auf jeder Straße. Vor den Häuſern junger Eheleute hielt der Kunibertspütz ſtill, und artige Wickelkinder wurden heraufgewunden. Kamen Zwillings-

Hanswürſtchen hervor, ſo gab es einen allgemeinen Jubel. Weniger erbaulich für die Häuſer, wo ſtill gehalten wurde, war der Wagen mit der Gereons-Kiſte, wohinein, der Sage nach, die alten Jungfern geſteckt werden. Allerlei ſchnöde Geſichter mit Hauben guckten aus dem ein wenig gelüfteten Deckel hervor, und winkten grinſend, wenn ſie an einem Fenſter Commilitonen ſahen.

Damals war die Eiſenbahn noch ein neues Zeitungswunder, und wenig ehrſame Kölner glaubten feſter daran, als an die zu errichtende regelmäßige Luftſchifffahrt. Neben einem Dampfſchifflein wurde auch ein Dampfwagen als Karrikatur des menſchlichen Erfindungsgeiſtes durch die Straßen gezogen. Im Wagen ſaßen nun die in Ruheſtand verſetzten Pferde als Paſſagiere. Wer kann alle die Narren im Gedächtniß behalten, die da ihr Weſen trieben! Von all dem vielen Gelb und Grün und Roth und Blau flimmerte es Einem vor den Augen.

Zum Eſſen nahm ich mir wenig Zeit in dieſen Tagen. Den letzten Brocken hinabgeſchluckt, eilte ich an die Vierwinden: da war der Spektakel am ärgſten. Gott weiß, wie viel Malter Erbſen hier verbraucht werden, da man aus allen Fenſtern damit bombardirt. Jeder, der dort ſtehen bleibt, ſorgt für einen guten Erbſenvorrath in der Taſche; mancher läßt deren ſogar ein Fäßchen voll neben ſich aufſtellen. Es verſteht ſich, daß die Leute am ärgſten beworfen werden, die zur Zeit, wo Alles närriſch iſt, am ſteifſten ihre Würde zu behaupten ſuchen

Am erſten Faſtnachttage kamen ein paar ſolcher Pedanten an den Vierwinden vorbei. Der eine war ein Major in Gala-Uniform und der andere ein hoher Civilbeamter mit zwei Orden „Mein Beſter,“ ſagte der mit dem Orden, „ſollen wir nicht lieber einen andern Weg nehmen, als den durch das Volk, welches einigermaßen betrunken zu ſein ſcheint?“

„Mein Liebſter,“ erwiederte der Major, „ſchreiten Sie nur kühn den geraden Weg; ich bin ja dabei.“

Dieſes Hagelwetter von Erbſen, das die beiden auf den Pelz bekamen, hatte ſeines Gleichen noch nicht erlebt. Bleich und mit verbiſſenem Ingrimm ſchritten die unglücklichen Opfer des karnevaliſtiſchen Muthwillens hindurch, und gelobten, dieſem Unfug, der ihnen als ein crimen laesae majestatis erſchien, energiſch ſein Ziel zu ſetzen.

Schon am nämlichen Abend erſchien das Verbot von Seiten der Commandantur, daß an den folgenden Tagen Niemand mehr an den Vierwinden ſtehen dürfe. Poliziſten in Maſſe wurden an den Ecken aufgeſtellt, um dieſem Verbot den gehörigen Nachdruck zu geben. Dieſe armen Werkzeuge der Rache hatten einen höchſt unbequemen Stand, da der Erbſenregen aus den Fenſtern gar kein Ende nahm, und ihre Naſen die Zielſcheiben für alle Stockwerke abgaben. Deſto bequemer machte ſich's das Publikum. Stühle und Bänke wurden aus den benachbarten Häuſern requirirt, und ſomit umging man aufs ſchönſte das Verbot: daß Niemand dort ſtehen dürfe.

Nach einigen Stunden erſchienen Gensd'armen mit einem genauer ſtyliſirten Befehl, des Inhalts: daß ſich Niemand an den Vierwinden aufhalten dürfe, weil dadurch die Paſſage gehemmt würde.

Nun vereinbarten ſich die Erbſenwerfer zu einem ſteten Hin- und Hertrippeln; dann entfernte ſich eine Partie bis in die nächſte Gaſſe und kam der andern entgegen, die das nämliche Manöver unternahm. Dieſes Foppen der Polizei fand ſo viel Beifall, daß Alles, was Beine hatte, ſich am Dienſtage an die Vierwinden begab. Bei ſo unermeßlichem Gedränge fielen natürlich alle Maßregeln platt auf den Bauch, und die Polizei ärgerte ſich, daß ſie ſchwarz wurde.

Siebentes Kapitel.

Wie wir den Carneval während der Faſtenzeit gar nicht aus den Gliedern bekommen konnten.

Am Aſchermittwoch ſah es recht trübſelig aus. Statt der luſtigen Leute mit Schellenkappen begegneten Einem Schwärme von Bauern, die ſich in den Kirchen das Aſchenkreuzchen geholt hatten. Mir und meinen Kameraden war es ſo curios zu Muth, als wenn unſichtbare Hände uns zwickten und bei den Haaren zupften. „Kann man heute denn gar nichts Verkehrtes anfangen?“ fragte man ſich unter einander: „mit der Arbeit will es ja ohnehin nicht rutſchen!“ Einſtweilen nahmen wir die Kappen, und gingen hinaus. Wir kamen an die Vierwinden. Da waren alle Fenſter geſchloſſen; die Leute gingen ihren Geſchäften nach, und die einzige Spur des geſtrigen Tumultes waren die Hunderttauſende dickgequollner Erbſen, die alle Goſſen und Pfuhle anfüllten. Einige alte Bettelweiber mausten die beſtausſehenden heraus, und indem ſie ſie in irdene Scherben legten, brummten ſie über die Verſchwendung der Reichen, und berechneten wie viel Suppen da unter die Füße getreten würden. Ich wurde blutroth bei dieſem Anblick, und mein Gewiſſen trieb mich ſchnell von dieſer Stätte hinweg, aber der gefühlloſere Neres hielt mich feſt und ſagte: „Hee mooß on mooß bück noch e Spektakel angeſtivelt werde, on wann et me'm Düvel zogohn ſollt!“[1]

Nun verabredeten wir den Plan leiſe mit einander, gingen dann nach den vier ſich kreuzenden Gaſſen, und kehrten nach einer Weile zu den Vierwinden zurück, als wenn wir nichts von einander wüßten und uns zufällig begegneten. Alle blieben wir plötzlich ſtehen, ſahen mit beſtürzter Miene zu einem und demſelben Dach eines vierſtöckigen Hauſes empor, gaben Zeichen großen Erſtaunens, indem wir hinaufdeuteten und uns ängſtlich einige Worte ins Ohr flüſterten. Viele Leute blieben ſtehen und fragten: „Was iſt da? Was gibt's?“ „Stille,“ ſagten wir, „warten Sie einen Augenblick, ſogleich wird es ſich entdecken ob wir recht geſehen haben.

---

[1] Hier muß durchaus heute noch ein Spektakel angeſtiftet werden, und wenn es mit dem Teufel zugehen ſollte!“

Alles blieb voll geſpannter Erwartung ſtehen. Die neu hinzugekommenen Perſonen fragten jene, die hinter uns die Paſſage verſperrten. Von allen Seiten ſchallte es jetzt: „Was'ß hee ze donn? Eß jet ze ſinn?“[1] Die Antwort lautete: „Waat eckerſch jet; do die Lück bliven all ſtohn on kicken erob!“[2]

Als ſich Volks genug geſammelt hatte, und die Hochſtraße bis zum vierten Haus geſtaut war, bahnten wir uns einen Ausweg durch das Gedränge, und ſahen mit großer Befriedigung wie ſich zu allen Thüren und Fenſtern vorwitzige Köpfe herausſtreckten, und durch Fragen den Tumult vermehren halfen. Ganz wie gerufen kam nun die Polizei auch noch herbei, und im Wahn, daß der Lärmen eine Fortſetzung des geſtrigen Erbſenſkandals ſey, begann ſie die Leute mit brutalen Scheltworten hinwegzutreiben. Waren nun die Sergeanten geſtern mit trockenen Erbſen bombardirt worden, ſo lernten ſie heute die Annehmlichkeiten der naſſen kennen. Als wir nach einer Stunde wieder des Weges kamen, war der Tumult noch in vollem Gange, und nahm erſt ein Ende als es ganz dunkel geworden war.

---

[1] „Was iſt hier zu thun? Iſt etwas zu ſehen?“

[2] „Wartet nur ein bischen. Dort die Leute, bleiben alle ſtehen und gucken herauf!“

Am heiligen Joſephstage, der in die Mitte der Faſten fiel, ließen es ſich die Kölner nicht nehmen, eine große Harmoniemuſik im Marienbildchen zu Deutz zu veranſtalten. Es war Sonntag, und da es mein Namenstag war, ſo vertraute mir mein Meiſter als ein beſonderes Zeichen ſeiner Gunſt einen Hausſchlüſſel an, welches keine Kleinigkeit war. Ich blieb mit meinen Kameraden ziemlich lange drüben in Deutz und wir rekapitulirten nochmals alle tollen Streiche vom ganzen Winter. Als wir gegen 11 Uhr über die ſtehende Brücke heimzogen, war die Reihe der Gaſthöfe noch hell erleuchtet, und ſpiegelte ſich im Rhein. Auch der Lampenſchein von der Brücke ward auf den Wellen hin und her geſchaukelt. Es war eine ſo ſchöne ſtille Nacht wie ich lange keine geſehen. Der Mond und ein paar helle Sternchen ſtanden am Himmel und ſchimmerten mit bläulichem Licht über den vielen rothen Lampen. Grade ſo lieblich ſtand in meinem innerſten Herzen der Gedanke an mein fernes Liebchen hoch über all der tollen Tagesluſt. Vom andern Ufer rollte ein Wagen dumpf über die Brücke, und der Poſtillon blies ins Horn. Da konnte ich gar nicht mehr begreifen, wie ich es ſo lange hier ausgehalten hatte ohne mein liebes Mädchen, und ich zürnte über mich ſelber, daß ich die Zeit ſo luſtig und wild zugebracht.

Meine Kameraden merkten aber nichts von meiner

Schwermuth, nichts vom Mondenſchein und vom Poſthorn. Sie überlegten nur, ob man keinen Unfug mehr anſtellen könne. Das Mäuschenfangen auf dem Nachhauſeweg verſtand ſich zwar von ſelber, aber Neres meinte: man müſſe dem heiligen Joſeph zu Ehren doch eigentlich etwas Apartes anſtiften. Endlich fiel ihm eine Dummheit ein, die denn auch ſofort in Ausführung gebracht wurde.

Wir zogen vor das Haus des Regierungsraths, der damals mit dem Major an den Vierwinden das Erbſenbombardement beſtehen mußte. Um keinen Verdacht zu erregen ſchellte Neres zuerſt ganz beſcheiden. Keine Regung im Hauſe. Neres ſchellte lauter, und ſofort immer etwas lauter, bis endlich Thüren im Innern knarrten, und nach der Magd gerufen wurde. Dieſes Subjekt hatte endlich eine Lampe angezündet, und kam mit einem verſchlafenen Eulengeſicht, halb und halb angekleidet, um uns aufzumachen. Neres fragte nach dem Herrn Regierungsrath, und verſicherte: er habe demſelben etwas ſehr wichtiges zu entdecken. Die Magd wollte ihn aber nicht eher rufen, bis wir geſagt hätten was wir wollten und wer wir wären. Wir hörten ihn übrigens die Treppe herabſchleichen, um nöthigenfalls der Magd zu Hülfe zu kommen. Neres machte ein ſehr ehrbares Geſicht und trug der Magd auf, ſogleich dem Herrn Regierungsrath zu ſagen: er könne nun ruhig zu Bette gehen, denn wir wären nur gekommen, um ihn zu benachrichtigen, daß das Concert im Marienbildchen ſchon beendet ſey. Hiermit riſſen wir eilends aus, ohne das Fluchen des Regierungsraths auf der Treppe deutlich zu verſtehen. Die Magd aber war ganz verdutzt und rieb ſich die ſchlaftrunkenen Augen.

Der Neres kam nach einigen Tagen zu mir, und ſagte: „Gank met, mer han widder ene Preuß' ze utze!“[1] Dieſe Einladung ließ ich mir nicht zweimal ſagen, zog meinen Sonntagsrock an, und begab mich zu meinem Kameraden. Nun muß ich aber vorher meinen Leſern auseinanderſetzen, daß ſeit Menſchengedenken zwiſchen Kölnern und Preußen ein geſpanntes Verhältniß beſteht, welches ein langjähriges gemiſchtes Zuſammenleben nie hat ausgleichen können. Wenn einer ſein Dienſtjahr hält, ſo ſagt man nicht: „er mußte Soldat werden;“ ſondern der allgemeine Sprachgebrauch heißt: „Hä mooht Preuß' werde!“[2] Damit iſt wohl am deutlichſten ausgedrückt, daß ein Kölner einen Preußen für eine fremdartige Menſchenraçe anſieht.

Der Preuße von dem hier die Rede war, befand ſich auf der Durchreiſe, und wollte Kölns Merkwürdigkeiten in Augenſchein nehmen. Neres hatte ihn Morgens im Bierhauſe getroffen, und hatte ſich darüber geärgert, daß der Preuß' geſagt hatte: „Köln ſey gegen Berlin man bloß ein Landſtädtchen.“ — Nun ward beſchloſſen ihm einen Begriff von der weitläufigen Ausdehnung der Stadt Köln beizubringen. Wir führten ihn im Zickzack durch allerlei Umwege in die fernſten unbekannteſten Gäßchen, ſo daß er hundmüde ward ohne zu merken wie er drei Stunden lang immer im Kreis gelaufen war. Er beklagte ſich dabei ſehr über das ſchlechte Pflaſter und die ſchmutzigen Straßen und ward erſt wieder guter Laune, als wir im Hirzenkümpchen Halt machten, und uns bei einer Flaſche Braunenberger von unſern Strapazen erholten.

---

[1] „Geh' mit, wir haben wieder einen Preußen zum Beſten zu halten.“

[2] „Er mußte Preuße werden.“

Auf dem Rückweg beſuchten wir noch einige merkwürdige Kirchen und Kapellchen, wo Neres dem Preußen allerlei Legenden aufband, die daſelbſt geſchehen ſein ſollten. Ein paarmal war ich im Begriff ihm ins Wort zu fallen und ſeine handgreiflichſten Lügen zu widerlegen; aber Neres trat mir auf den Fuß, und brachte ſo ſpaßiges Zeug vor, daß ich mich ſchämte ihm ſeine Freude zu verderben.

In Sankt Gertrudis ſteht auf einem Seitenaltar das aus Holz geſchnitzte Bild dieſer Heiligen, und trägt eine goldne Maus in der Hand. Darüber verwunderte ſich der Preuß' und fragte was das bedeute. „Sehen Sie,“ explicirte der Neres, „da war einmal ein ſchlimmes Mäuſejahr, ſo daß kein Bauer ein Körnchen Frucht auf dem Felde behielt. Nun iſt, wie bekannt die heilige Gertrudis die Patronin der Mäuſe. Das heißt, man ruft ſie gegen die Mäuſe an. Wenn die Feldmäuſe zu ſehr überhand nehmen, ſo wallfahrten die Bauern hieher, und jeder trägt eine Maus in der Hand, die er auf ſeinem eignen Feld gefangen hat. Aber damals, in dem Mäuſejahr, von dem wir jetzt reden, da wollte auch das nicht helfen. Da kam endlich ein Landpaſtor auf den Gedanken, und rieth den Landleuten, ſie möchten eine Maus von geſchlagenem Gold opfern, dann würden die andern Mäuſe ſich wohl verlaufen, wenn ſie die goldne in der Hand der Patronin ſähen. Und richtig, wie er geſagt hatte, ſo kam es. Seit dem Tage wo die goldne Maus geopfert wurde, liefen alle Mäuſe aus der ganzen Rheinprovinz weg."

Hier ſchlug der Preuß' vor Verwunderung die Hände über dem Kopf zuſammen, und ſagte: „Iſt es möglich daß in unſerem Jahrhundert noch ein ſolcher Unſinn beſteht! Es iſt gottvoll zu glauben, daß eine goldne Maus die Feldmäuſe vertreibe! Hahaha! Man hat mir zwar immer geſagt, daß das Volk hier am Rhein noch ſehr hinter uns zurück ſei, aber dieſen Grad von Dummheit hätte ich ihm doch nicht zugetraut!"

„Ach Herr" erwiederte Neres, „Sie können doch wohl hören, daß das ein Fiſpelchen iſt. Im Ernſt glauben wir ſo was eigentlich nicht. Denn ſehen Sie, wenn wir glaubten, daß das etwas hülfe, ſo hätten wir ja längſt einen goldnen Preuß' in der Kirche aufgehangen."

Hier brannte ich durch, und ließ den Neres allein Wegweiſer bis nach Hauſe ſein, denn meine Mutter hatte mich immer gewarnt: man könne nicht vorſichtig genug ſein, und müſſe ſich nie um Politik bekümmern wenn einem ſein Brod lieb ſei.

Achtes Kapitel.

Eine unruhige Nacht.

Daheim fand ich einen Brief von meiner Mutter, worin ſie mir meldete, daß der alte Flettekoven geſtorben und dem Nieschen ein Vormund geſetzt ſei. Der letztere habe für gut befunden das Flettekovens Häuschen ſammt Theke, Laden und Allem zu vermiethen, und habe dem Nieschen gerathen, ſobald es großjährig ſei einen Verkauf zu halten, da ſich für ein einzelnes Mädchen dieß Geſchäft nicht ſchicke. Jetzt ſei Nieschen in den Rheingau gereist, wo ſie noch Familie habe, die ſie bis dahin bei ſich behalten wolle. Mir rieth die Mutter, falls es mir ernſt mit meinem Handwerk ſei, nach Brüſſel zu gehen, wo man noch etwas mehr als in Köln vom Tapezieren verſtünde.

Was ſollte ich beſſeres thun, als die Welt anſchaun. Zum Heirathen war es noch nicht Zeit, und bis Nieschen großjährig wurde, konnte man viel Scheererei mit dem Vormund haben. Ich überlegte nicht lange hin und her, ſondern trabte bald mit allem was nöthig, mit Geld, Paß und Empfehlungsbrief verſehen über die belgiſche Grenze.

Vor mir her ging eines Tages ein anderer Fußwandrer, den ich weder für einen Belgier noch Franzoſen halten konnte. Eher ſchien er mir ein Mittelding vom deutſchen Studioſus und Landpaſtor zu ſein. Er trug einen ſchwarzen Sämmtling, deſſen gelbe große Metallknöpfe über dem ſtark vorſtehenden Bäuchlein feſt ſchloſſen. Ein Tuch gegen Zahnweh war über die Ohren gezogen, und darauf ein runder Filzhut gedrückt. Als ich raſch an ihm vorüber ging um ihm ins Geſicht zu ſehen, gewahrte ich eine ſehr vollmondliche Phyſiognomie, welcher eine lange kurfürſtliche Naſe und die Normalunterlippe des öſterreichiſchen Kaiſerhauſes einen unläugbar klerikaliſchen Anſtrich verliehen.

»Parli vous francé?« ſagte er zu mir.

»Voui, Mousjeu, un peu!« erwiederte ich.

Nun fragte er mich etwas, wovon ich nichts verſtand, und da ich mit den Schultern zuckte, ſo murmelte er ein ehrliches deutſches Donnerwetter in den Bart. Da erkannte ich, daß es ein Landsmann war, und gab mich ihm ebenfalls freudig als einen ſolchen zu erkennen. Er machte eine Vakanzreiſe, und wir beſchloſſen die Nacht in derſelben Herberge zu übernachten. Mein neuer Gefährte nannte ſich Bünſterbauch, war, wie ich, Neffe eines Landpaſtors, hatte Theologie ſtudiren ſollen, aber war eben im Begriff umzuſatteln, da er zu einer weltlichen Fakultät mehr Luſt verſpürte. Es verdroß ihn ſichtbarlich, daß ich ihn für einen geiſtlichen Herrn gehalten hatte, denn er meinte ſich alle klerikaliſchen Manieren abgewöhnt zu haben; auch berief er ſich auf ſeine ausgeſucht burſchikoſe Tracht. Ich verſicherte ihn, daß durch den Sammtling, den Ranzen und Wanderſtab, durch den friſch angelegten Schnurrbart ſogar, kurz durch alles was er ſage und thue, ſtets der Paſtor hindurchſcheine. Er kratzte ſich hinter den Ohren und ſagte: „Wenn Sie nur wüßten was ich nicht alles ſchon gethan, um den Theologen aus den Knochen zu kriegen, wie ich auf alle Manieren der flotteſten Burſche geachtet, um mir ſie anzueignen, aber alles vergebens! Jetzt gehe ich expreß drum außer Landes, um etwas franzöſiſche Manieren zu bekommen. Geben Sie Acht, wenn ich wiederkehre, merkts mir keiner mehr an!“

Am Abend ſchritten eine große Menge rüſtiger Burſchen und Mädchen an uns vorüber, welche alle den Bünſterbauch ehrerbietig grüßten. Wir erfuhren, daß juſt an dem Orte wo wir unſer Nachtlager halten wollten, Kirmes ſei. Schon auf eine ſtarke Viertelſtunde Entfernung hörten wir die dumpfen Töne einer dicken Trommel, der ſich wie wir näher kamen die Töne der Trompeten und anderer gellenden Inſtrumente zugeſellten.

So ſehr wir ſonſt eine luſtige Kirmes als ein angenehmes Reiſeabenteuer begrüßt hätten, ſo waren wir doch beide dießmal ſo müde vom zwölfſtündigen Marſch, daß uns nur die Sorge beſchäftigte, ob unſer Nachtquartier wohl recht weit von dem Hauſe entfernt ſei, wo die dicke Trommel geſchlagen wurde. Mein

Gefährte Bunſterbauch fürchtete nebenbei, er werde im Trubel einer Kirmes ſchwerlich die gehörige Pflege für ſeine wunden Füße finden, deren er in der That ſehr bedürftig ſchien. Welcher Schrecken aber bemächtigte ſich unſerer, als wir hörten daß nur dies einzige Wirthshaus im Dorfe ſei, und ein Fremdenbette nur im Tanzſaale ſelber ſtehe.

Wir traten ein. Die tanzende Geſellſchaft war ſchon verſammelt. Wie ſollte man dort ſich ausziehn und vor all den hübſchen Bäuerinnen zu Bette gehen? Der Wirth verſicherte, daß das ganz anſtändig geſchehen könne, da das Bett Vorhänge habe; dem Herrn Paſtor wolle er aber ſeinen eignen Alkoven einräumen, der durch eine ſpaniſche Wand von dem Saal getrennt ſei. Wir ſträubten uns und wollten lieber auf einer Bank warten; aber ſämmtliche Bänke waren von zechenden Bauern beſetzt, und der Tanz ſollte mindeſtens bis des andern Morgens ſechs Uhr währen. Weiter konnten wir nicht; kein Fuhrwerk ließ ſich auftreiben; die Nacht war angebrochen — wir mußten uns fügen.

Der Studioſus Bunſterbauch ſchritt mit großer Würde hinter die ſpaniſche Wand, und obſchon die Tänzer ein wenig kicherten, ſo kam ihm doch ſein ehrbares Ausſehen wohl zu ſtatten. Niemand wagte ihn gefliſſentlich zu moleſtiren. Ich aber ſchlich mit geſenktem Blick wie ein Hühnerdieb hinter dem Wirth her, der mir das Fremdenbett mit ſeinen Gardinen aus roth und weiß karrirtem Matrazenzeug anwies. Mit Stiefeln und Allem kroch ich hinein, um jedem Blick verborgen meine Hüllen abzuſtreifen. Als ich eben die Decke über die Ohren zog, fing die dicke Trommel dicht neben mir wieder an zu rumoren, und das dauerte mit kurzen Pauſen ſo fort die ganze Nacht.

In jenen Pauſen aber gab es Störungen anderer Art, indem die muthwilligen Belgierinnen eine nach der andern an die Ritzen meines Vorhanges kamen, und ihn leiſe ein wenig öffneten um ihren Vorwitz zu büßen. Dann ſah ich ſie grimmig an, und ſie ſprangen mit einem Schrei und hellem Gelächter zurück.

Gegen Morgen ward es gefährlich. Es entſpann ſich ein Streit. Die betrunkenen Männer gingen mit Meſſern aufeinander los, der Wirth holte die Polizei und die Weiber krähten. Ich richtete mich ſchwerfällig auf, denn meine Glieder waren wie zerſchlagen, und bereitete mich zur Flucht. Da ſah ich über der ſpaniſchen Wand den Kopf des Pünſterbauch ſich erheben, der ſich auf einen Thurm von Kiſſen geſtellt hatte, um aus ſicherm Hinterhalt den Kampfplatz zu überſchauen. Ob er ſich nun zu ſtark angelehnt, oder ob die ſpaniſche Wand auf zu ſchwachen Füßen geſtanden, genug: im Moment wo die Polizei hereinkam ſtürzte die Wand zwiſchen die nach allen Seiten zerſtiebenden Mädchengruppen in den Saal hinab, der Pünſterbauch in leichteſter Toilette darüber, und blieb ſo platt liegen.

Ich dachte, er ſei todtgeblieben, konnte mich alſo auch nicht mehr halten, und indem ich in der Eile die

Bettdecke wie einen Mantel um mich ſchlug, ſtürzte ich ſchreiend hervor. Mein Landsmann kniff mich aber in's Bein, und flüſterte mir leiſe zu: er ſei ganz unbeſchädigt, wolle abſichtlich nur ſo thun als habe er den Hals gebrochen, damit er an der Verlegenheit des Aufſtehens vorbei komme. Der Wirth und ich faßten ihn nun an, wälzten ihn auf's Bette, die Polizei arretirte die Betrunkenen, und die Uebrigen verliefen ſich nach und nach.

Neuntes Kapitel.

Die Spitzbuben in Brüſſel.

Zwar hatte ich mir vorgenommen alles Beſondere das mir auf meiner Reiſe begegnen würde, getreulich für das Rieschen aufzuſchreiben. Doch that ich dieß nur am Anfang meiner Wanderſchaft, wo noch Alles mir höchſt merkwürdig ſchien. Seit ich aber die ſchöne und prächtige Stadt Brüſſel geſehen, da begriff ich wohl daß ich nichts mehr thun könne als ſchreiben, wenn ich Alles aufzeichnen wollte was mir in die Augen ſtach. Was für Häuſer und Paläſte waren das, welche Draperien und Tapeten darin, und wie geputzt waren die Leute, die am gemeinen Werkeltag über die Straße gingen! Man hätte glauben können im Himmel zu ſein, wenn es nicht ſo viel Spitzbuben gegeben hätte.

Bald nach meiner Ankunft wurde mir mein Sonntagsrock geſtohlen, den ich einen Augenblick im Vorhaus meines neuen Meiſters über das Treppengeländer gelegt hatte. Den Rock hatte ich mir nach der neueſten Mode machen laſſen, weil ich ſah daß der Meiſter auch ſo einen trug wenn er in gräfliche Häuſer ging, und weil ich überhaupt keiner von denen bin, die ſich lumpen laſſen. Meinen **Rock**, oder doch einen Zwillingsbruder deſſelben, ſah ich ſchon am nächſten Sonntage in der Kirche wieder: ein ſehr fromm ausſehender Menſch mit geſcheiteltem langen Haar, der mit einer Quiſel aus Einem Gebetbuche betete, hatte ihn an. Ich folgte den Beiden auf dem Fuße, als ſie aus der Kirche gingen, und horchte genau auf ihre Reden um mich zu überzeugen, ob der Fromme wohl der Spitzbube ſelber ſein könne, oder ob er meinen Rock nur gekauft habe. Die Quiſel und ihr Begleiter ſchlugen die abgelegenſten Straßen ein, bis ſie endlich auf einem ſtillen klöſterlichen Plätzchen in ein Haus traten. Unterwegs hatte ich ſie nur über Gott und Heilige, von den Anfechtungen des Teufels und der Eitelkeit dieſer Welt reden hören.

Als ſie hinter der braunen aus Eichenholz geſchnitzten Thür verſchwunden waren, ſah ich mich um und erkannte daß ich an dem Ort ſchon einmal geweſen war. In der nächſten Straße wohnte ein kleiner Spezereihändler, der eine Deutſche zur Frau hatte, an die ich von meiner Kölner Meiſterin einen Gruß bekommen. — Da ſie mich bei meinem erſten Beſuche freundlich gebeten hatte, einmal an einem Sonntag Mittag da einzuſprechen, ſo benutzte ich den Zufall der mich heute in ihre Nachbarſchaft geführt. Aus dem Gewühl der innern Stadt entkommen, meinte man hier auf dem Lande zu ſein. Es waren meiſt alte hohe Häuſer mit vergitterten Fenſtern in dieſem Revier, wo nur hier und da ein Gewerbe getrieben wurde. Kloſter und Gärten nahmen den Raum bis zur nahen Stadtmauer ein. Beſonders viele Quiſeln hatten ſich hieher zurückgezogen, und glaubten ſicherer allen weltlichen Verſuchungen zu entgehen, wenn ſie kein Wagengeraſſel und keine Militärmuſik mehr hörten.

Ich beſchrieb meiner Wirthin das Haus, wo ich meinen geſtohlnen Rock geſehn zu haben vermeinte. Sie erzählte mir daß dort ein paar ganz alte fromme Jungferchen wohnten, die trotz ihres großen Reichthums ſchon in früher Jugend der Welt entſagt, und mit einer eben ſo alten und frommen Magd ein ganz ſtilles und gottſeliges Leben führten. Ihr einziger Gang ſei in die Kirche und wieder nach Hauſe, daher ſie auch nur aus dem Katechismus ihre Weltkenntniß geſchöpft hätten.

Recht wie der Wolf aus der Fabel trat in dieſem Augenblick die alte Magd der Quiſeln in den Laden, um etwas zu kaufen. Mechaniſch griff ſchon der Spezereihändler nach dem gewohnten Löthchen Kaffee; aber wie erſtaunte er als die Jungfer Marguerite nach Datteln, Feigen und orientaliſchen Gewürzen fragte. Das war ſeit dreißig Jahren nicht vorgekommen.

„Ei, ei,“ ſagte der Mann: „will denn eure Herrſchaft Hochzeit halten?“

„Nein,“ antwortete Marguerite indignirt,“ „von ſo weltlichen Gedanken iſt meine Herſchaft weit entfernt.“

„Dann bekommt Ihr wohl vornehmen Beſuch?“ — „Gewiß der König ſelbſt!“ fügte die Hausfrau ſcherzend hinzu.

Marguerite ward hierdurch keineswegs gedemüthigt, ſondern ſprach mit myſteriös gedämpfter Stimme: „Eine noch viel höhere Ehre iſt uns zugedacht.“

Der Spezereihändler und ſeine Frau, welche beide unbändig neugierig waren, drangen in die alte Marguerite ihnen das Räthſel zu löſen. Nach einigem Sträuben ſiegte bei dieſer die Eitelkeit, und ſie berichtete wie folgt:

„Schon ſeit 14 Tagen hat neben meiner älteſten Dame, Cécile, in der Kirche ſtets ein junger Mann Platz genommen, der ſich beſtrebte mit in ihr Gebetbuch einzuſehen. Er nahm mit ihr zugleich das Weihwaſſer, und verneigte und bekreuzte ſich dreimal wie ſie es that. Heute als es regnete, bot er ihr an den Regenſchirm zu tragen. Dadurch bekam meine Dame Cécile Gelegenheit den frommen jungen Mann einmal zu betrachten. Da fand ſie, daß ſie dieſe Art von Geſicht gewiß ſchon hundertmal geſehn: im Traum, in der Kirche, auf frommen Bildern, nur nie im Getümmel der Welt. Wer meint Ihr, daß es war?“

„Wie können wir das errathen?“ ſagte der Spezereihändler.

„So hört denn,“ flüſterte Marguerite, „es iſt kein Zweifel, da er es ſelbſt der Dame Cécile geſagt hat: es iſt Niemand geringeres als unſer Herr Jeſus Chriſtus ſelbſt!“

Hier brachen wir alle unwillkürlich in's Lachen aus, und reizten dadurch die alte Marguerite zu immer eifrigern Worten der Bekräftigung.

„„Glaubt es, oder glaubt es nicht!““ rief ſie ärgerlich. „„Ich habe ihn geſehen, und er gleicht präcis ſeinem Porträt das die Dame Cécile ſtets im Gebetbuch trägt. Er hat erzählt, wie er ſie und ihre Schweſter Louiſe lange beobachtete, und wie er auf Erden in unſerer verderbten Zeit keine ſolche Frömmigkeit mehr gefunden. Dafür will er ſie vor allen Weltkindern mit Ehren krönen in ihrer ſtillen Zurückgezogenheit. Heute Abend will er mit allen zwölf Apoſteln wieder kommen und das Oſterlamm bei uns ſpeiſen. Wir haben in der Eile alle Gebetbücher durchgeblättert, um die Gerichte ausfindig zu machen, die unſer Herr Jeſus Chriſtus gerne ſpeiſt; aber außer Datteln und Feigen fanden wir nichts erwähnt. — Doch gebt mir jetzt ſchnell was ich brauche, denn indeß wir hier plaudern, ſollte ich eigentlich das Silberzeug putzen und den Tiſch zurecht machen.““

Als die Jungfer Marguerite fort war, verwunderten wir uns noch lange über ihren feſten Glauben. Endlich ging dem Spezereihändler ein Licht auf, als ich nochmals die Notiz von meinem geſtohlnen Sonntagsrock vorbrachte, und er ging eiligſt auf das Polizeibüreau, um die Sache anzugeben. Dem Herrn Chef der Polizei kam der geſcheitelte Herr Jeſus ebenfalls ſehr verdächtig vor, und er ließ das Haus in der Dämmerung umſtellen.

Gegen acht Uhr kamen drei Wagen angefahren, und dreizehn handfeſte Kerle ſtiegen heraus, die ſich in lange Talare geſteckt hatten und große Bärte trugen. Die Polizei wartete eine Weile, bis ſie ſich in dem Hauſe der Quiſeln behaglich niedergelaſſen hatten. Dann arretirte eine Abtheilung von Häſchern die Kutſcher, und die andre drang in's Speiſezimmer der beiden Quiſeln, welche eben auf den Knieen lagen und den vermeintlichen Apoſteln die Füße wuſchen.

Es war eine ſehr raffinirte Bande, die bei dieſer Gelegenheit endlich erwiſcht wurde, nachdem ihr die Polizei ſeit lange vergebens nachgeſpürt hatte. Ich bekam auch meinen Sonntagsrock wieder, an dem weiter nichts verdorben war, als daß er drei gelbe Wachstropfen bekommen hatte.

Zehntes Kapitel.

Der ehrliche Junge bereichert in Paris ſeine Erfahrungen und die Kenntniß weiblicher Herzen.

In Brüſſel war ich gar nicht aus dem Erſtaunen herausgekommen; in Paris war ich aber kaum vierzehn Tage, als ich mich ſchon über Nichts mehr verwunderte. Meine Hauptarbeit hatte ich im Hotel des türkiſchen Geſandten, woſelbſt ich viel Neues lernte, denn die Polſter liefen rund an den Wänden vorbei, und die Thüren wurden mit ſchweren Teppichen verhangen. Als Alles fertig war, und des Abends die bunten Lampen angeſteckt wurden, ſah es wirklich ſehr ſchön aus, und ich meinte ein Mährchen zu erleben, wie ich deren einmal ein paar geleſen hatte, worin Feeen und Nixen vorkamen.

Für mein Leben gern hätte ich auch einen Blick in den Harem geworfen, und ich fragte den Dragoman des Geſandten, ob dort nichts zu tapezieren ſei. Der verſicherte aber, daß der Paſcha gar keinen Harem mit ſich führe, weil das in einem chriſtlichen Lande Anſtoß gäbe, daß es ihnen aber in Paris an Damenbeſuch nie gefehlt habe.

Dieſer Dragoman war ein ganz kordialer Menſch, und gar nicht ſo abſonderlich, wie ich mir einen Türken vorgeſtellt hatte. Seit meiner Kindheit hatte ich in der Wenzelgaſſe im Laden eines Uhrmachers einen porzelanenen Türken, im grünen goldverbrämten Kaftan hochbeturbant, mit melancholiſcher Geberde auf einer Pendule ſitzen ſehen, der jeden Vorübergehenden um Erlöſung anzuflehen ſchien. Dieſe Uhr fand keinen Käufer, und ſo hatte ſich mir, da ich bis zu meinen Jünglingsjahren täglich wenigſtens zwanzigmal dort vorüberging, dies Bild eines Türken feſt eingeprägt. Der Dragoman aber ſowohl als der Paſcha gingen im einfachen blautuchenen Ueberrock und trugen den unſcheinbaren rothen Feß, welches meiner Phantaſie einen argen Stoß gab.

Der Dragoman begleitete mich einmal in Perſon in das Haus unſres Tapeten- und Teppichlieferanten Lolin, um die ſchönſten Muſter auszuſuchen. Die vier Töchter Lolin's erſchienen ſelbſt im Laden und erregten ſehr die Aufmerkſamkeit des Türken. Mir wären dieſe Mädchen nicht aufgefallen, denn ſie waren hellblond, rothwangig und ziemlich korpulent: drei Eigenſchaften, die übrigens in Paris rar ſind. Der Türke fand nun alle Tage einen Vorwand, dies Haus zu beſuchen, und ſagte zu mir: er könne ſeinen Blick nicht an dieſen ächten Houris des Paradieſes erſättigen. Auf allen Sklavenmärkten des Orients habe er vergeblich nach einem Weibe von dieſer Statur und Farbe geforſcht, die ſeit ſeinen Jünglingsjahren ſeine leidenſchaftlichſte Sehnſucht ausmache, und nun muſſe er vier auf einmal entdecken. Er ſei aber auch feſt entſchloſſen, ſie alle vier zu beſitzen.

Mein ehrbares deutſches Herz zitterte bis auf den Grund, als ich die Gefahr überſchaute, in der ſich die vier Blondinen befanden, und ich beſchloß ſie zu warnen.

Es ward mir nicht ſchwer, ihre vertrautere Bekanntſchaft zu machen, da mein Meiſter einer ihrer beſten Kunden war. Auch plauderte der alte Lolin gerne mit mir von Deutſchland, wo er in den Kriegszeiten lange geſtanden hatte. Schon nach wenigen Geſprächen mit den Demoiſelles Lolin merkte ich, daß meine Warnung ganz überflüſſig ſei, denn wenn ſie ſchon im Aeußern das Widerſpiel der Pariſerinnen waren, ſo galt das noch viel mehr von ihrem Betragen. Ihre Mutter war eine etwas pietiſtiſche Engländerin von der ſtrengſten Prüderie, und ganz in dieſem Sinne hatte ſie auch die Töchter erzogen. Es war ihr nicht allein gelungen, dieſelben bis zum 28ſten, 27ſten, 26ſten und 25ſten Jahre als vier unbeſcholtene Jungfrauen zu erhalten, ſondern ſie waren auch ſo unbarmherzige Sittenrichterinnen, als wenn ſie aus einer kleinen Stadt herſtammten. Die Nachbarinnen, Verwandten und Freundinnen fürchteten ſehr die Zungen der Madame Kitty Lolin und ihrer Descendenz. Die Männer haßten ſie ſogar, und ließen ſie das nicht ſelten fühlen, obgleich ſonſt einem Franzoſen nichts ferner liegt, als Unhöflichkeit gegen das ſchöne Geſchlecht. Daher drehten ſich ſeit fünf Jahren die Unterhaltungen der Demoiſelles Liſette, Babette, Trinette und Jeanette Lolin außer der Mediſance nur um die Blindheit der Männer.

Liſette. Was machſt Du für ein Geſicht, Babette! iſt Dir nicht wohl?

Babette. Ach, denke Dir, unſre Couſine Joſephine iſt Braut.

Trinette. Wie? Dieſe Coquette? Dieß leichtſinnige Geſchöpf? Der arme Mann der ſie nimmt!

Jeanette. Er nimmt ſie wohl nur wegen ihres Geldes.

Liſette. Ei freilich! Denn wahre Achtung kann kein Mann vor einem ſolchen Mädchen haben.

Babette. Dafür wird's ihm auch ſchön ergehen nach der Hochzeit, denn Joſephine hat keine Grundſätze und keine Religion.

Trinette. Es geſchieht ihm Recht. Warum laufen die Männer den hübſchen Figürchen und dem Gelde nach?

Jeanette. Warum bleiben alle vorzüglichen Mädchen ſitzen?

Liſette. Hinterher gehen zwar allen Männern die Augen auf, wenn ſie daheim eine Coquette haben, und den Fleiß und die ſtille Tugend Andrer einmal beobachten.

Babette. Aber damit hat die Coquette den Mann und unſer eins nur die ſtille Tugend!

„Seid zufrieden, meine Töchter!“ ſprach dann Madame Lolin: „Euer Lohn iſt jenſeits bereitet.“

Herr und Madame Lolin waren im Grunde mit dem eheloſen Stande ihrer Töchter zufrieden, denn ſie liebten das Geld und ſparten gern die Ausſteuer, wie auch das Honorar der Ladengehülfinnen. Die Mädchen ſchienen auch damit einverſtanden: doch ſagte mein Meiſter, der ſich rühmte, ein Kenner menſchlicher Gefühle und

Verhältniſſe zu ſein, daß er während ſeines langjährigen Umgangs mit Lolin's die entgegengeſetzte Ueberzeugung gewonnen hätte. „Siehe, Joſeph," ſagte er zu mir, „dieſe vier Mädchen ſind ihrer Sprödigkeit ſo müde, wie man im Sommer des Sauerkrauts iſt. Wäre jede von ihnen allein im Hauſe, ſie hätte längſt andere Saiten aufgezogen. Aber leider hat jede drei Hüterinnen in den Schweſtern, und die Furcht vor dem Spott der drei andern läßt im Herzen der vierten keine menſchliche Regung aufkommen."

Herzlich wünſchte ich den vier Mädchen brave Männer, aber wegen des Türken hatte ich keine weitere Sorge, da ich mich oft genug von der Strenge überzeugt hatte, mit der ſie jedes Liebesbündniß bis in die Hölle hinab verurtheilten, das nicht auf die Baſis reinſter bürgerlicher Tugend gebaut war.

Eine neue Wendung der orientaliſchen Frage ſtellte die baldige Abreiſe des türkiſchen Geſandten in Ausſicht. Der Dragoman hatte alſo keine Zeit zu verlieren. Er begab ſich in das Haus des Teppichhändlers, wo er offen mit ſeinem Antrag hervorrückte. Der Vater lächelte über die Naivetät des Türken, und ſetzte ihm auseinander, daß man in civiliſirten Ländern einen großen Unterſchied zwiſchen Ehe und Conkubinat mache. Dieſen Einwurf ſchlug der Türke ſogleich nieder, indem er beim Propheten ſchwur, er wolle die Damen alle vier als ſeine rechtmäßigen Frauen heirathen, welches die mahomedaniſche Sitte ihm ja geſtatte. Er verpflichtete ſich ferner, nie weder ein Harem anzulegen, noch ſich an einer Sklavin zu vergreifen. Der Teppichhändler blieb unbeweglich, und erſt nachdem der Dragoman zornig weggegangen war, erzählte er deſſen Antrag als einen launigen Spaß ſeiner Frau und den Töchtern.

Die Mädchen wurden ſehr nachdenklich, und als ſie unter ſich waren, beſprachen ſie, welch ein gutes Werk es ſein würde, wenn man den Türken bewegen könnte zur katholiſchen Kirche überzutreten und nur Eine Frau zu nehmen. Alſo ſprach zuerſt:

Liſette. Der Geiſt meiner heiligen Schutzpatronin kommt über mich. Ich will den Dragoman ſprechen und will ihn zu bekehren ſuchen mit den feurigen Waffen meines unerſchütterlichen Glaubens.

Babette. Jedenfalls will ich dabei zugegen ſein; denn es wäre Sünde, wollte ich in einer ſo gefährlichen Situation meine Schweſter allein laſſen.

Trinette. Bedenket, daß die Eltern euch eher vermiſſen als mich, da ich mich am wenigſten im Laden aufzuhalten pflege. Ich will es wagen und dem Türken ein Rendezvous geben, ſo erſpare ich euch die Verlegenheit.

Jeanette. Keineswegs! Dich kennt der Türke ja kaum. Mich hat er am häufigſten im Laden geſprochen, und ſo darf ich mir wohl den ſtärkſten Einfluß zutrauen. Ich will mich alſo aufopfern.

Der Edelmuthsſtreit der vier Schweſtern dauerte bis ſpät Abends, und löſte ſich endlich in ziemlich bittere

Streitereien auf, indem eine der andern vorwarf, ſie ſey nur deßhalb ſo beſorgt für den Ruf der Schweſtern, weil ihr der eigene nicht allzutheuer. Hierauf ſchwuren ſie Alle zornig einander zu, den Türken ruhig in die ewige Verdammniß reiſen zu laſſen, ohne daß es Einer von ihnen einfallen ſollte, deßhalb einen Schritt zu thun. In der folgenden Nacht, die vier mitleidigen Jungfern eine ſchlafloſe war, beſchloß indeß Jede bei ſich ein Beſſeres, und führte es im Stillen aus, ohne den Andern ein Sterbenswörtchen zu ſagen.

Der Dragoman ſtand am Tage der Abreiſe in ſeinem Kabinet, und ſah zu, wie die Kiſten vernagelt wurden. Da meldete der Diener eine verſchleierte Dame, die ihn allein zu ſprechen wünſche. Wie freudig erſtaunt war der Muſelmann, als die vollen rothen Wangen der blonden Liſette aus der zurückgeſchlagenen Umhüllung ihn anleuchteten. Sie ſtellte ihm nach einigen Vorreden den Antrag, mit ihm die Flucht zu ergreifen, falls er den chriſtlichen Glauben annehmen und ſie allein ehelichen wolle. Von dem erſtern wollte er nichts wiſſen; das zweite wäre er beinahe eingegangen, da er keine Hoffnung hatte, alle vier Exemplare ſeines Ideals im Triumph nach Conſtantinopel zu führen. Da meldete der Diener eine zweite Dame. Erſchrocken verbarg ſich Liſette hinter einem Vorhang, und hatte das Vergnügen, ihre Schweſter Babette eintreten zu ſehen, welche dem Türken ungefähr den nämlichen Vorſchlag machte. Bei einer abermaligen Störung flüchtete dieſe in den

Alkoven, und in gleicher Weiſe folgten Trinette und Jeanette einander nach kurzen Pauſen.

Als der Türke nun alle vier Vögel beiſammen hatte, ſo holte er ſie, die in die Erde ſinken wollten, hervor, und redete ſie folgendermaßen in corpore an: „Schönſte Roſen aus Mahomets Paradieſe, deren Locken dem holden Mondeslichte gleichen, deren weiche Formen höher ſchwellen, als die Wogen des Bosporus! Hört mich an! Das Bild jeder Einzelnen von euch würde mich mit Verzweiflung erfüllen, weil es mir den Verluſt der drei Entfernten mit um ſo tieferem Stachel in's Herz grübe. Entweder, entſchließt euch, mir alle vier zu folgen, oder ich entſage euch Allen. Zwei Stunden habt Ihr Bedenkzeit, während derſelben bleibt Ihr hier in meinem Kabinet eingeſchloſſen. Ich entferne mich, um nach Ablauf derſelben Eure Entſcheidung zu holen."

Der Türke mußte ſeiner Sache ſehr gewiß ſein, denn ſonſt hätte er ſich eher mit Einer begnügt, als ein ſo gefährliches Ultimatum zu ſtellen, das ihm alle vier rauben konnte. Gerade die Kürze der Zeit brachte den Entſchluß der Schweſtern zur Reife, wie er vorausgeſehen. Es ſprach:

Liſette. Unſer guter Name iſt hin, ſo oder ſo.

Babette. Beſſer, daß wir in der Türkei ſind, wenn das Gerede in der Nachbarſchaft losbricht, als hier mitten drin.

Trinette. Eigentlich iſt es noch eine größere Enthaltſamkeit für fromme Chriſtinnen wie wir, nur einen Viertel-Mann als einen ganzen zu heirathen.

Jeannette: Und wir theilen ja als liebende Schweſtern!

Genug. Nach Ablauf der Bedenkzeit ſtiegen die vier keuſchen Schweſtern verkleidet in einen Reiſewagen, und ſollen jetzt in Conſtantinopel ſehr behaglich das Hausweſen des Dragoman gemeinſchaftlich verſehen.

Eilftes Kapitel.

Heimreiſe und Verſuchung des ehrlichen Jungen im Poſtwagen

Die Flucht der geſtrengen **Demoiselles Lolin** regte in mir viele ernſthaften und ſorglichen Gedanken an. Wenn die vielgerügte weibliche Schwachheit, der Unbeſtand guter Vorſätze auch das Erbtheil ſo ſittenrichterlicher Damen war, die ſich obendrein in ſolch ſolidem Alter befanden, welche Garantie blieb mir alsdann für die Treue meines Rieschens, das immer lachte und das Herz auf der Zunge hatte, wie man zu ſagen pflegt. Mit Schrecken erinnerte ich mich an eine Aeußerung meines Mädchens, welche etwas laue Grundſätze verrieth. Ein Nachbarsmädchen hatte ein Kind bekommen, und Rieschen ſagte nichts, als: „Och dat ärm Dier! dat deht mer äver leed!“[1] indeß die andern Mädchen wochenlang von nichts redeten, als von der Schlechtigkeit jenes Mädchens. Konnte man ſich bei ſo notoriſchem

---

[1] Ach, das arme Geſchöpf! Die jammert mich wirklich!

Leichtſinn, auf hundert Stunden Entfernung auf Nieschens Treue verlaſſen?

Es ließ und ließ mir keine Ruhe, und endlich lief mir die Geduld über. Ich packte ein, nahm Abſchied von meinem Meiſter, und beſtellte einen Platz auf der Diligence. Ich nahm dießmal zur Veränderung die Route über Straßburg, und beſchloß in Frankfurt anzurufen, was mir meine Mutter, die dort in der Jugend Ladenmädchen geweſen war, beſonders empfohlen hatte. Für ſie ſtand Frankfurt in vorderſter Reihe neben Paris und London, und ſie hätte meine Bildung ohne dieſen Schlußſtein für unvollendet gehalten. Hatte ich darüber gleich andere Gedanken bekommen, ſo that ich ihr doch um ſo lieber in dieſem Punkt den Willen, als ich im Stillen bedachte, wie nahe ich dort dem Rheingau ſei, und wie leicht ich einen Abſtecher zu meinem Schätzchen machen könnte.

In der Diligence bekam ich glücklicherweiſe Nr. 1, und konnte mich alſo zum Schlafen recht bequem anlehnen. Meine Reiſegeſellſchaft beſtand aus einem Herrn und vier Damen, zwei alte und zwei junge. Ich erfuhr daß ſie in Straßburg ein großes Modemagazin hielten, und jährlich die Fahrt nach Paris machten, um daſelbſt die neueſten Moden zu ſtudiren und Einkäufe zu machen. Sie waren über die Maßen geſprächig, und unerſchöpflich in Anekdoten und Erzählungen von Reiſeabenteuern.

Eine der jungen Damen hatte ein ſchwarzes Lockenköpfchen und funkelnde Augen. Sie gefiel mir ſo gut, daß ich hundertmal bei mir dachte: „Du möchteſt nicht wünſchen, daß dem Nieschen ein anderer Junge ſo in die Augen ſtache, wie dir die ſchelmiſche Franzöſin." Nun, ein Schelm war ſie gewiß, denn ſie fing allerlei Späſſe mit mir an. Einmal trampelte ſie ein paar Stunden lang mit ihren Füßchen auf meinem Stiefel herum. Ich hielt es geduldig aus, und ſagte nichts, denn ich mochte nicht gerne für ein Kräutchen Rührmichnichtan oder für ſo Einen gelten, den die Fliegen an der Wand hindern. Endlich aber gerieth ſie mir mit dem Abſatz auf ein Hühnerauge, da ſchnitt ich ein Geſicht, ächzte einmal, und zog den Fuß weg. Sie ſagte ganz gleichmüthig: „**Pardon, Monsieur, je vous croyais un morceau de bois!**" Ein andresmal betrachtete ſie mich lange unverwandt, und ſagte mir ungenirt in's Geſicht: „**Savez vous? Vous avez de beaux yeux! de ces yeux bleux d'Allemand, que j'aime beaucoup!**" Ich wurde ſo roth wie ein Krebs, und ſchämte mich, daß ich von dem Augenblick an nicht mehr wußte wo ich mit den Augen hinſehen ſollte.

Als die Weibsleute meine Verlegenheit merkten, ſo neckten ſie mich alle zuſammen von früh bis ſpät, und ich war wie verrathen und verkauft, da ich nicht ſo viel Franzöſiſch wußte, um ihnen zu pariren. Den Eckplatz, um den ich mich vorher ſo ſehr bemüht hatte, behielt ich auch nicht lange zur Benützung, denn **Demoiselle Léocadie**, ſo hieß das Lockenköpfchen, belobte und beneidete mir ihn ſo ſehr, daß ich nicht anders konnte als ihr denſelben anbieten. Ich blieb an ihrer Seite die folgende Nacht, und hielt mich mit Anſtrengung wach, indem ich den Kopf immer ſteif in die Höhe richtete, aus lauter Sorge meinen Nachbarinnen beſchwerlich zu fallen. Was hatte ich aber davon, daß ich der **Demoiselle Léocadie** den Eckplatz abgetreten, da ſie ſich ſchon nach einer halben Stunde auf die Seite kehrte, und zu ihrer Bequemlichkeit den Kopf auf meine Schulter fallen ließ. Ich wußte vor Langeweile nicht was ich anders anfangen ſollte, als auf ihre tiefen Athemzüge und auf das Streifen ihrer Locken an meine Wange Acht zu geben, denn es war ſtichendunkel. Endlich fuhren wir durch ein Dorf, und es fiel wieder hie und da ein Lichtſchein in den Wagen; da guckte ich ſie einmal von der Seite an, und meinte wahrhaftig zu bemerken, daß ſie mit den Augen blinzle.

Der Wagen hielt ſtill, es wurden Pferde gewechſelt, Alles wurde wach, nur **Léocadie** blieb ohne Lebenszeichen in ihrer Stellung. Es war wieder ganz dunkel im Grund des Wagens wo wir beide ſaßen. Der Teufel plagte mich ſo ſehr mit der Langeweile, daß ich ihr eben zum Zeitvertreib einen Kuß geben wollte, da ihre Lippen ja ohne mein Zuthun den meinen ſo nahe gekommen waren. Da ſchickte mein Schutzengel zur rechten Zeit den Conducteur mit einer Blendlaterne an den Wagen, der uns lachend zurief: wir ſollten doch einmal horchen. Da hörten wir in dem obern Stockwerk eines Bauernhauſes eine ganze Familie ſchnarchen, und das klang ſo überaus lächerlich in allen Oktaven, daß ſelbſt Léocadie aus der Rolle fiel, und laut auflachte. Da merkte ich, daß ſie ſich verſtellt hatte, und betete ein Vaterunſer gegen die Verſuchung. Fortan blieb ich tugendhaft, und als ſie wieder verſuchte die Schlaftrunkene zu ſpielen, ſchob ich ihren Kopf ganz energiſch in die Wagenecke zurück, worauf ſie wie im Traume „bête“ murmelte.

Des andern Morgens kam mir ein Gedanke, den mir gewiß der heilige Aloyſius eingegeben hatte, zu dem ich mich in meinem Gebete brünſtig hinwendete. Ich bot einer alten Bäuerin, die in's Cabriolet ſteigen wollte und den Huſten hatte, meinen Platz im Wagen an, und ſetzte mich an ihrer Statt der kühlen Morgenluft aus.

Zwölftes Kapitel.

Des ehrlichen Jungen erſte Bekanntſchaft mit dem Communismus

Außer mir ſaß im Cabriolet des Poſtwagens noch ein Schweizer, den ich, weil er einen etwas abgeſchabten Rock trug, für einen Handwerker, alſo für meines Gleichen hielt. Es war mir lieb Kameradſchaft zu finden, und ich redete ihn mit der üblichen Frage an: „Auf was Metier reiſen denn Sie?“ — Er betrachtete mich mit einer zugleich ſtolzen und pfiffigen Miene und ſagte dann: „Ich bin von Profeſſion ein Communiſt.“

Ich. Dieß Gewerbe kenn' ich noch nicht. Sind Sie vielleicht Einer der die Communalſteuern einzutreiben hat?

Er. Sie ſind wohl Einer, der ißt, trinkt, ſchläft und arbeitet, ohne ſich um die großen Zeitideen zu kümmern. Ich habe wohlgethan, daß ich die Arbeit an den Nagel hängte, um bloß mit dem Kopf und der Rede für unſern Verein zu wirken, denn gedankenloſe Hände gibt es überall noch. Ich bin der Dampf der die eiſernen Räder treibt; die Maſſe iſt nur Maſchine.

Ich dachte einen Augenblick, der Menſch ſei nicht recht geſcheidt, doch als er fortfuhr, mir ſein Leben und ſeine Plane zu ſchildern, da merkte ich, daß er nur im Gleichniß geſprochen habe, und daß er keineswegs mit der fixen Idee behaftet war, er ſei von Dampf und wir andere von Eiſen. Von ſeinen wirklichen Ideen begriff ich nur ſo viel, daß ſie darauf hinausgingen: künftig ſolle ein Menſch ſo viel Geld haben wie der andere. Das kam mir ganz vernünftig vor, denn oft hatte ich die Ungleichheit des Reichthums für eine verkehrte Einrichtung der Natur gehalten.

Eben fuhr ein engliſcher Reiſewagen an uns vorbei: ein gähnendes Ehepaar ſaß darinnen und auf erhöhten Sitzen räkelten ſich goldbordirte Kammerdiener. „Sehen Sie nur dieß verfluchte Volk an,“ ſagte der Communiſt, „ſo gut wie die da auf den Sammetpolſtern ſich dehnen, und im Hotel den beſten Burgunder ſaufen, ſo gut können wir es ja künftig auch, wenn erſt unſere Sache geſiegt hat!“

Hier begegneten wir einer armen zerlumpten Bauernfamilie, die ſehr hungrig ausſah. Eine Frau kam bettelnd an den Wagen und trug zwei Kinder in einem Korbe auf dem Rücken. Ich ſuchte ſchnell etwas Almoſen für ſie, und ſagte zu dem Communiſten: „Mag der liebe Gott Euch ſegnen, wenn Ihr Eure Ideen zum Sieg bringt, denn dann fahren die armen Leute künftig wie wir im Poſtwagen und bekommen in der Herberge ihre Suppe, Gemüſe und Fleiſch und ein gutes Glas Bier dazu.“

Da der Communiſt hörte, daß ich auf ſeine Sache einging, ſo ſchlug er mir vor, mich anwerben zu laſſen, und die Statuten ſeines Vereins zu unterſchreiben. Ich ſagte, das ſolle mir ſchon recht ſein, nur müſſe ich ihn erſt länger kennen, denn alle Leute, die es gut mit mir gemeint, hätten mich immer vor leichtſinniger Namensunterſchrift gewarnt.

In Frankfurt hatte ich noch für ein paar Wochen Geſchäfte. Ein reiches Haus hatte bei meinem Meiſter in Paris eine neue Einrichtung beſtellt, und dieſer benutzte meine Reiſe, um mich jener Familie als einen geſchickten Geſellen zu empfehlen, der ihnen die Zimmer ganz auf Pariſer Art zu dekoriren verſtände. Der Communiſt hatte einen Plan auf die Frankfurter Handwerksburſchen, und brachte mich dahin, mit ihm in derſelben Herberge Quartier zu nehmen. Trotz aller Charakterverſchiedenheit vertrugen wir uns ganz leidlich, denn wer ein gutes Gemüth hat, kann ja gar nicht mit einem Menſchen unter Einem Dach leben, ohne ihn lieb zu gewinnen. Darum ſollte man ſich wohl vorſehen, mit was für Leuten man ſich ſo nahe einläßt, ehe einem das Herz feſtgewachſen iſt.

Eines Tages komme ich in einen Laden, um mir eine neue Cravatte zu kaufen. Hinter der Theke ſtanden zwei Ladenjungfern, die vollauf zu thun hatten, um allen Käufern fortzuhelfen. Eine dritte Ladenjungfer hatte mir den Rücken zugewendet; ſie ſtand hoch auf einer Leiter und ſuchte im oberſten Gefach des Waarenlagers nach einem Paquet. Als ich das ſchöne Haar und die runde Geſtalt ſah, dachte ich bei mir: die gleicht doch von hinten dem Rieschen wie ein Ei dem andern. Damit klettert ſie herunter, dreht ſich um, und — daß ich nicht laut aufſchrie und ihr um den Hals fiel, war Alles — es war das Rieschen ſelber.

„Was wär' Ihnen denn gefällig?“ fragte ſie, und kannte mich nicht ſogleich, denn ich hatte mir unterdeß einen Bart wachſen laſſen, und trug mich auch etwas fremder als ſonſt. Aber wie ich nur: „Rieschen“ ſagte, da gingen ihr die Augen und das Herz auf, und ſie wäre faſt über die Thek' zu mir geſprungen. In Gegenwart ſo vieler Leute konnten wir uns nur wenige Worte ſagen, doch verabredeten wir, wo wir uns nach ſieben Uhr treffen wollten. Das Rieschen zerſchnitt an dem Abend noch manche Elle Zeug, und ich rannte drei Leute um, die mir vor ſieben begegneten

Endlich ſchlug die erſehnte Feierſtunde. Vor dem Bockenheimer Thor trafen wir uns wieder, gingen eiligſt in die Anlagen, wo die dichteſten Sträucher ſtanden, und küßten uns, bis wir keinen Athem mehr hatten. Nun ging es an ein Erzählen und am Ende wußten wir doch Alles nur halb, weil es neun Uhr war, ehe wir uns umgeſehen hatten. So viel hatte ich zur Erklärung von Rieschens Aufenthalt in Frankfurt erfahren, daß ihr Vormund Bankrott gemacht hatte und ſie dabei um das Ihrige gekommen war. Ihre Verwandten aus dem Rheingau hatten ihr darauf ihre jetzige Stelle verſchafft, wo ſie ſehr viel Arbeit hatte und ſehr wenig Lohn bekam. Trotzdem war ſie immer vergnügten Sinnes geblieben, und hatte nie daran gezweifelt, daß ich ſie wieder nach Bonn holen würde, wenn ich erſt als ſelbſtſtändiger Mann dort auftreten könne. Die andern Mädchen hatten ihr zwar oft bange gemacht, wenn ſie erzählte, daß ihr Schatz in die weite Welt gegangen ſei. Sie hatte aber immer geantwortet: „Hä kütt widder, hä eß ene ihreliche Jong!“[1]

Daheim in der Herberge wußte ich mich vor Freuden gar nicht zu laſſen; ich ſang, tanzte, fiel meinem Stubenkameraden, dem Communiſten um den Hals, und trieb ſo viel Unſinn, daß er in mich drang, ihm doch zu erzählen, ob ich das große Loos gewonnen hatte, oder was mir ſonſt für ein Glück begegnet ſei. Da ich es ohnehin nicht mehr in mich verſchließen konnte, ſo ſagte ich ihm Alles, und da lachte er mich aus und meinte, das ſei auch der Mühe werth, ſich um ein Mädchen ſo anzuſtellen.

---

[1] „Er kömmt wieder, er iſt ein ehrlicher Junge!“

Ich. Wenn Du das Nieschen ſähſt, ſo ſollteſt Du das ſchon begreifen. Solcher Mädchen gibt es nicht überall.

Er. Ich habe die Gunſt der Pariſerinnen erfahren; auf mich macht ſo leicht kein Mädchen Eindruck. Auch kenne ich die Schweizerinnen und Holländerinnen, ein ganz anderes Genre, aber nicht zu verachten.

Mich piquirte es, daß er die Bonner Mädchen unter das alt' Eiſen rechnen wollte, und nahm mir vor, ihm mein Nieschen in ſeinem vollen Glanz zu zeigen. Ich wußte, in welche Kirche es am folgenden Sonntag gehen würde, und dahin nahm ich den Communiſten mit, aber ich wollt', ich hätt' es nicht gethan. Er war ſogleich Stern und Blitz verliebt in das Nieschen und kundſchaftete eifrig aus, wenn wir zuſammen ſpazieren gingen. Da wären wir nun lieber allein geweſen, aber er geſellte ſich immer zu uns, und war mir recht wie eine Brille auf der Naſe. Alles half nichts, obſchon ich ihm einigemal mit dem Scheunenthor winkte. Er zog das Nieschen ins Geſpräch und ſagte ihr die ſchmeichelhafteſten Sachen, ſo extraffinirt, wie *mir* nie etwas einfiel. Ja er küßte ihr beim Abſchied die Hand, wie die Lieutenants den Obriſtenfrauen thun, und das

Rieschen verneigte ſich und ſah ernſthaft aus, was mich ſehr ängſtete.

Als wir wieder in der Herberge waren, machte ich unter vier Augen dem Communiſten bittre Vorwürfe darüber, daß er mir den Nachmittag verdarb. Da ſchalt er mich einen Egoiſten, der für die letzten Conſequenzen des Communismus noch lange nicht reif ſei. Ich ſagte: Ei was, gecke Tön, ich habe bisher Eſſen und Trinken, Geld und Gut oft genug mit Dir getheilt, aber ſeinen Schatz will doch jeder für ſich allein haben."

Er antwortete: „So lange die geiſttödtende Langweiligkeit der Ehe noch nicht zu den überwundenen Standpunkten gehört, ſo lange kann kein genialer Fortſchritt möglich werden. Nur die Selbſtſucht kann das philiſterhafte Vorurtheil krampfhaft feſthalten, das Weib zu einem Privateigenthum zu ſtempeln. Emancipation der Frauen zuerſt, und dann Gemeinſchaft —"

Hier konnte ich mich vor Zorn nicht mehr halten, denn wenn ich mir dachte, daß der Communiſt Abſichten auf mein Rieschen haben könnte, ſo hätte ich ihm wohl den Hirnſchädel kaput ſchlagen mögen. Wir ſtritten uns heftig, doch wie gewöhnlich zog ich den Kürzern, obſchon ich ſicherlich Recht hatte. Der Communiſt, der mich mit Gründen todt disputirte, gegen die ich nicht ankommen konnte, triumphirte lachend über meine Einfalt.

Dreizehntes Kapitel.

Wie der ehrliche Junge vor der Frankfurter Polizei ſteht

Zu meinem ungeheuerſten Aerger erfuhr ich nach einigen Tagen, daß mein Stubenkamerad ſchon zweimal in aller Frühe beim Rieschen im Laden geweſen war, und daß das arme ungelehrte Mädchen ihn gar nicht fortzuſchaffen wußte. Entweder er fragte nach allerlei Sachen, die man in dieſem Hauſe gar nicht verkaufte, oder er nahm eine Kleinigkeit, und plauderte eine halbe Stunde. Nun hatte ich gar keine Ruhe mehr bei meiner Arbeit, da ich doch bisher redlich bis zur Dämmerung meinen Geſchäften, und dann erſt dem Rieschen nachgegangen war.

Einmal trieb mich die Angſt, mein Mittageſſen im Stich zu laſſen und dem Communiſten nachzuſpüren, den ich in die Straße hatte ſchleichen ſehen, wo das Rieschen wohnte. Der Laden ſtand leer von Käufern, und die Rouleaux waren gegen die Sonne herabgelaſſen. Ich lauſchte an der Thür, und hörte die Stimme meiner Liebſten, die um dieſe Zeit, wo die andern Mädchen zu Mittag aßen, den Laden in Ordnung brachte. Der Communiſt war richtig wieder da, und es freute mich nur, daß ſie ihm recht grobe Antworten gab und ihm drohte, ſie wolle mir Alles wieder ſagen. Ich ſchlich näher und ſah juſt, wie der Böſewicht meinem Mädchen einen Kuß auf den Hals drückte, indem ſie ſich zurückwandte und rechtſchaffen um ſich ſchlug. Da ſprang ich auf ihn los, kriegte ihn beim Halſe, prügelte ihn ordentlich durch und warf ihn vor die Thüre. Es entſtand augenblicklich ein Volkszuſammenlauf, die Polizei kam aus der nächſten Gaſſe und nahm mich und den Communiſten ohne weitere Umſtände mit auf die Wache. Das Rieschen ſchämte ſich ſehr, und weinte ſo laut, daß ich es noch an der Ecke hören konnte und es mir wahrhaft ins Herz ſchnitt.

Vor der Polizei war der Communiſt ſehr bange und kleinlaut. Das wunderte mich, da ich doch eigentlich als derjenige, der geprügelt hatte, der Strenge des Geſetzes anheim fiel. Er, der Geprügelte, hatte nichts gethan, als einem Ladenmädchen einen Kuß geraubt, und da unſere Polizei weder einem Kuß in Ehren noch einem in Unehren wehrhaft entgegentritt, ſo begriff ich nicht, was meinen Mitgefangenen ſo ſehr graviren könne. Anſtatt mir Vorwürfe zu machen, ſuchte er mich zu verſöhnen und bat mich, Alles für Spaß auszugeben, damit wir raſch fortkämen. Mich rührte es, daß er gar nicht auf meine Beſtrafung drang, und eben wollte ich die ganze Schuld der Prügelei auf mich nehmen, als ein Rathsherr oder ſonſt ein Poliziſt kam, der einen Steckbrief ablas, und abwechſelnd mich und den Communiſten ſcharf anſah.

Bald darauf wurden wir unter Eskorte in einen Saal gebracht, der mir ſehr ſchauerlich ausſah. Er war lang und ſchmal wie ein rieſiger Todtenſarg, hatte nur am obern Ende zwei vergitterte Fenſter, aber, was mich am meiſten grauste, das waren zwölf ſchwarze Tintenfäſſer, die in Einer Reihe auf dem langen Tiſch ſtanden.

Nach und nach ſammelten ſich die Schreiber; jeder ſetzte ſich lautlos vor eines der Tintenfäſſer und begann zu ſchreiben. Das Kritzeln der vielen Federn auf dem Papier machte mir eine Gänſehaut über den ganzen Leib, und ich lehnte mich an einen berauchten ledernen Seſſel, der neben dem Kamin ſtand. Jetzt ward ich in ein Seitenkabinet geholt, wo mehrere Gerichtsperſonen verſammelt ſaßen. Von der Schlägerei machten ſie gar kein Aufhebens, ſondern alle Fragen drehten ſich darum, daß ich den Durchgeprügelten einen verfluchten Communiſten geſcholten hätte. Ich mußte Namen und Wohnung angeben, und darauf ſchickte die wohllöbliche Polizei ſogleich ein paar ihrer Helfershelfer in unſer Logis, welche gleich Maulwürfen unſre Kommoden und Schränke durchwühlten, und in jede Ecke ihre Naſen ſteckten. Da ſie meine Wäſche alle ſchön ſauber gefalten in der Schublade liegen ſahen, auch mein Wanderbuch in beſter Ordnung dabei fanden, ſo merkten ſie, daß ich ein unverdächtiger Menſch ſei und ließen mich laufen. Aber aus der Kommode des Communiſten nahmen ſie alle Handſchriften und Bücher mit, die ſie vorfanden, und behielten ihn ſelber dazu unter Schloß und Riegel.

Später ſah ich ihn nur noch einmal wieder, als ich aufgefordert wurde, Zeugniß vor Gericht gegen ihn abzulegen. Obgleich er mich durch den Kuß, den er dem Rieschen raubte, ſchwer geärgert hatte, ſo dauerte er mich doch ſo ſehr, daß ich beſchloß, alles Ueble, das ich von ihm wußte, zu verſchweigen, und ſeine beſſern Eigenſchaften ins hellſte Licht zu ſtellen, damit er recht bald aus ſeinem Kerker erlöst würde. Ich ſagte alſo den Richtern kein Sterbenswörtchen von jenem Kuß, ſondern ſtrich nur die edlen Zwecke des Communiſten heraus, der eine Ausgleichung aller Lebensguter zu Gunſten der Armuth durchzuführen ſich vorgeſetzt hatte, und mit dem größten Eifer Mitglieder für ſeinen Verein anzuwerben trachtete.

Zu meinem großen Erſtaunen hörte ich ſpäter, daß dieſes mein Lob und meine Anerkennung ſeiner eifrigen Thätigkeit das meiſte zum Verderben meines armen Stubenkameraden beigetragen hatte. Was mich aber noch mehr wunderte, war der Umſtand, daß ein vorgefundener Brief, den der Communiſt an einen Freund geſchrieben, mir bei der Polizei von großem Nutzen geweſen war und damals meine raſche Freilaſſung bewirkt hatte. In dieſem Brief hatte unter anderem geſtanden: *ich ſei ein einfältiger Burſche ohne alle Tendenz.*

Dieſe Geſchichte verurſachte mir viele kurioſe Gedanken über die Polizei, und was für Leute wohl bei ihr am beſten angeſchrieben ſein möchten. Je mehr ich über den Vorfall nachdachte, je dümmer wurde ich, und zur rechten Zeit ſiel mir das Wort meines alten Freundes, des Landpaſtors, ein: daß es nicht gut ſei, uber Dinge zu grübeln, die der menſchlichen Vernunft zu hoch lägen. Ich trachtete alſo ferner nicht mehr danach, die Weisheit und Gerechtigkeit der Polizei begreifen zu wollen, ſondern kehrte zum blinden Glauben an dieſelbe zurück, ging ihr aber künftig ſo weit wie möglich aus dem Wege.

An jenem Tage wo ich nach kurzem Arreſt wieder entlaſſen worden war, eilte ich vor allem nach Rieschens Laden. Sie begegnete mir auf der Schwelle mit rothgeweinten Augen, denn der Handelsherr hatte ſie als die Veranlaſſung des Skandals derb geſcholten, und drohte ſie zu entlaſſen, wenn ſie ſich ferner noch mit mir abgäbe. Da war mein Entſchluß fertig. Ich ſchrieb an meine Mutter, daß ich nicht ohne das Rieschen nach Bonn kommen wolle. Entweder ſie müſſe mir geſtatten meine junge Frau mit ins Haus zu bringen, oder ich bliebe in Frankfurt, wo ich genug verdienen könne um zu heirathen.

Meiner Mutter, welche gerne allein im Hauſe und in der Küche kommandirte, war eine Schwiegertochter ein ſaurer Apfel. Mir aber war's ein ſüßer Apfel, das ſah die Mutter wohl ein; darum antwortete ſie: „Ehe ihr Geſchäft zu Grunde gehen ſollte, möchte ich nur mit dem Rieschen kommen. Es ſei zwar etwas früh zum Heirathen; doch bei ihrer Erfahrenheit im Hausweſen würden wir Kinder nicht zu

Grunde gehn, wenn wir ihr nur hübſch das Regiment ließen."

Ich war im Himmel. Das Rieschen gelobte der Schwiegermutter alles an den Augen abzuſehen, was ſie nur wünſchen möchte. Wir gingen in Mainz auf das Dampfſchiff, und unterwegs machte ich meinem Mädchen viel Freude mit Traktiren und Artigkeit.

Vierzehntes Kapitel.

Schluß der Geſchichte — doch nur für einſtweilen, denn der ehrliche Junge iſt noch am Leben

Wir feierten eine Hochzeit, ſo luſtig wie nicht leicht eine gehalten wird. In der Baumſchule hatten wir uns ein Eſſen beſtellt, und im großen Saal ließen wir uns zum Tanz aufſpielen. Während die Brautführer mit den Brautjungfern walzten, machte ich mit meiner jungen Frau noch einen Gang durch die dunkeln Laubgänge. Da duftete der Jasmin, die Vögelchen zwitſcherten halb im Traum, und die Johannisfünkchen ſchwärmten durch das hohe Gras. So luſtig auch die Tanzmuſik aus den hellen Fenſtern zu uns herüber in den dunkeln Garten klang, wir hatten dennoch weder Spaß an der Quadrille noch am Walzer, ja es war uns einen Augenblick ganz wehmüthig und ſchwer um's Herz.

Es mag es nur jeder Menſch überdenken wie ihm zu Muth war: als ihm einſt der höchſte Wunſch in Erfüllung ging: ob ihm nicht da der Athem ſtockte, grade als ſei ein ſchweres Unglück im Anzuge.

„Weißt du was, Rieschen,“ ſo ſagte ich, „wir wollen die da drinnen tanzen laſſen, und ſtill nach Hauſe gehen, denn wenn wir jetzt wieder in den Saal treten, und haben die Thränen in den Augen, ſo meinen die Andern gar: es ſei uns leid geworden.“ Dem Rieschen war das recht, denn es wollte gerne das grüne Zimmerchen ſehen, das ich ihm ſelbſt zu tapezieren verſprochen hatte. So neugierig es war, vor dieſem Abend durfte es nicht hinein, weil ich es damit überraſchen wollte. Ich hatte mir aber auch die größte Mühe daran gegeben, und es wäre für eine Prinzeſſin nicht zu ſchlecht geweſen. Vor dem Fenſter waren Weinranken heraufgezogen, und dazwiſchen blühendes Geisblatt. Da die Tapete ebenfalls hellgrün und mit einer dunklern Guirlande durchzogen war, ſo meinte man in einer wirklichen Sommerlaube zu wohnen. Die Mutter hatte ihrer jungen Schwiegertochter zum Geſchenk einen dunkelbraunen gebohnten Eichenſchrank hineingeſtellt, ein hunderjähriges Familienſtück, mit ſchöner ſelbſtgeſponnener Leinwand darin. Dies Geſchenk machte meinem Rieschen ſo viel Freude, daß ſie ſich entzückt ans Zählen der Tiſchtücher und Servietten machte. Sie hätte ſich die halbe Nacht damit amüſirt, wenn ich deſſen nicht endlich müde geworden wäre.

Nun ſind ſchon ein paar Jährchen herum, und wir vertragen uns immer gleich gut. Wir haben einen kleinen Unraſt im Hauſe, der eben laufen kann; und zu Weihnachten haben wir ihm ein Schweſterchen beſtellt. Das Nieschen verwöhnt den kleinen Jungen ein bischen, aber dafür iſt ihm die Großmutter deſto ſtrenger. Unſer Hausfrieden iſt muſterhaft, und wenn wir auch hier und da verſchiedener Meinung ſind, ſo machen wir das ſtets im Spaß ab, ehe es zum Streit kommen kann.

Daß wir nicht auf allen Punkten Eines Sinnes ſind, muß ich ſogar für ein Glück anſehen, wenn ich unſere Nachbarſchaft betrachte. Zum Exempel, rechts von uns wohnen ein paar Leute, die alles draufmachen, weil ſie beide gleich erpicht auf das ſchluckige Eſſen und Weintrinken ſind, indeß unſre Nachbarn zur Linken vor lauter Sparſamkeit Einer dem andern zeitlebens die kümmerlichſten Geſichter machen. Von einer ſolchen Harmonie kömmt oft der ärgſte Verdruß ins Haus, und der Offermann der uns ſingen lehrte, ſagte nicht mit Unrecht: „Nichts thut dem Herzen ſo wohl, als eine Diſſonnanz, die ſich ſchön auflöst.“

So iſt es in unſerm Eheſtand beſchaffen: Das Nieschen iſt mehr auf das Plaiſir und ich mehr auf die Arbeit verſeſſen. Des Nachmittags macht die Frau gern ein Läufchen durch die Stadt, und darum weiß ſie Abends allerlei zu erzählen. Hätte ſie ſich eben ſo ſehr bei der Arbeit geplagt wie ich, dann ſäßen wir vielleicht müd' und maulfaul bei dem Salat, und gähnten um die Wette. Das ſehe ich ein, und laſſe es deßhalb geſchehen, daß ſie manch Stündchen mehr verplaudert als eine Bürgersfrau ſollte. Aber dazu bringt ſie mich nicht, wie ſie gern möchte, an Werktagen dann und wann vor die Stadt zu gehen, und in der Vinea domini einzukehren, oder in Rheindorf gebackene Fiſche zu eſſen; ſie bringt es auch gar nicht mehr vor, ſeit ich ihr einmal ernſtlich meine Meinung darüber geſagt habe. Dafür habe ich nun meinen Sinn gebeugt, was die Sonn- und Feiertage angeht, ſo gerne ich auf dieſe die Geſchäftscorreſpondenz und das Rechnungsbuch verlegt hätte. Dem Nieschen zu lieb, heilige ich den Sonntagnachmittag durch Faullenzen, Spazierengehen und delikates Eſſen und Trinken, weil wir es ja gut thun können.

Unſer Geſchäft geht prächtig. Anfangs verlor ich manche Kundſchaft, weil ich die Leute nicht belog, wie andere Tapezierer thun. Sah ich voraus, daß ich am beſtimmten Tag nicht kommen konnte, ſo nahm ich die Arbeit lieber nicht an, als daß ich ſie halb und halb verſprochen hätte. Aber als die Kunden merkten, daß ich immer Wort hielt, und daß ſie von den Andern doch nicht ſchneller geholfen bekamen, da ließen ſie ſich mir nicht mehr abwendig machen, ſo daß ich jetzt die meiſten Geſellen beſchäftige. Dadurch laſſe ich mich aber gar nicht aus dem Häuschen bringen, ſondern will ein einfacher Bürgersmann bleiben, damit wir.

wenn ſtatt des Einen dereinſt zwölf Kinder um uns herum wibbeln, ſie alle anſtändig auf erziehen können. Mein Schutzpatron, der heilige Nährvater Joſeph möge uns dazu verhelfen; Amen.

Aus dem

Tagebuch eines Componiſten.

Skizze von

Johanna Kinkel.

Als ich in H. den Contrapunkt ſtudirte, hatte ich mir eine recht ruhige Wohnung nahe beim Conſervatorium ausgeſucht und mich vorher wohl erkundigt ob nirgendwo im Umkreis der Nachbarſchaft muſizirt würde. Alles fand ſich nach Wunſch: die Hausleute waren völlig unmuſikaliſch, und die Räume über mir wurden von einer bejahrten Wittwe bewohnt, die nur in Filzpantoffeln durch die Stube ging.

Den erſten Monat hindurch war ich mit dem Studium der Intervallen- und Akkordenlehre beſchäftigt. Ich ent- und bezifferte Bäſſe, hatte alſo vollauf am Schreibtiſch zu thun, und ſpielte ſeltner als ſonſt. Die Wittwe im obern Stockwerk war entzückt über die ſtille Hausgenoſſenſchaft und lobte mich als das Ideal eines Miethers beim Wirth. Gegen den April hin, als die Fenſter nach dem ſonnigen Garten zu geöffnet wurden, entdeckte ich in einem ziemlich entfernten Hintergebäude, das von einer andern Straße her an mein Gärtchen ſtieß, einen neu eingezogenen Violinſpieler, der allerlei Capriolen auf ſeinem Inſtrument machte. Es drangen bei verſchloſſenen Fenſtern zwar nur ſelten die höchſten Töne zu mir herüber, dennoch waren auch dieſe meinem ſehr empfindlichen Gehör ſchon läſtig. Ich kann mich ohnehin beim Anhören einer ſchlecht geſpielten Violine nie der Einbildung erwehren, als klage aus ihren Tönen der Geiſt derjenigen Katze, welche ihre Gedärme zur Verfertigung der e-Saite hergeben mußte, um den Menſchen durch ihren Opfertod ein Vergnügen zu machen.

Ich überlegte daß, wenn ich mir auch die Unbequemlichkeit auferlegen wollte, den Sommer das Fenſter nach dem Garten hin ſtets geſchloſſen zu erhalten, doch ſchwerlich mein Vis-à-vis das nämliche ſtreng beobachten werde. Es galt alſo, wer von uns beiden den Andern todt muſizire. Hier war ich offenbar im Vortheil: ich ließ meinen Flügel dicht an's Fenſter rücken, und ſobald der Violiniſt nur den Bogen anſetzte, öffnete ich den obern Deckel, hob die Dämpfung auf, und ſpielte mit der äußerſten Kraft aus einer andern Tonart. Durch dieſe volle Harmonie konnte er mit ſeiner Einzelmelodie nicht hindurch, ſo ſehr er ſich beſtrebte mich wieder zu ärgern.

Er ſchrieb mir endlich einen höflichen Brief, und trug mir an: ob wir nicht Cartel ſchließen und wechſelſeitig eine Zeit feſtſetzen ſollten, wo keiner den andern in ſeinen Kunſtübungen ſtören dürfe. Ich ſah, daß ich mit einem verſtändigen Manne zu thun hatte, ging alſo zu ihm hinüber, und ſetzte ihm auseinander: daß eine noch ſo entfernte Muſik mich bei meinen Studien, wenn ich noch nicht vorhandene Töne denkend erfinden müſſe, bei weitem mehr ſtöre als während des Spielens, wo ich ihr mit wirklichen Tönen begegnen könne. Ich ſchilderte ihm meine Qual: wie ich oft zehnmal die Feder angeſetzt hatte, und wie mir, wenn ich mich nach der vorigen Störung kaum wieder geſammelt hatte, jedesmal ſein Violinbogen gleich der Parzenſcheere meinen Gedanken durchſchnitt.

Der Violiniſt begriff daß zwei Muſiker, wofern ſie nicht miteinander das ſelbe Stück ſpielen, in Einem Bereich eine Unmöglichkeit ſind, und da er nur auf Monate gemiethet hatte, ſo zog er mir zum Gefallen in ein anderes Quartier.

Leider hatte unterdeſſen mein unaufhörliches, wahrhaft fanatiſches Clavierſpielen, mit dem ich den Krieg gegen den Violiniſten geführt hatte, der guten Wittwe über mir ſo ſehr ihr nervöſes Kopfleiden geſteigert, daß auch ſie meinen Hausleuten die Wohnung gekündigt hatte, und nach Ablauf des Quartals die Zimmer leer ließ. Verſchiedne Leute welche dieß Quartier in Augenſchein nahmen, während ich zufällig jedesmal unten ſtark ſpielte, erklärten dem Wirth: daß es ihnen zwar ſehr gefiele, aber daß ſie nicht gerne mit einem Muſiker zuſammen wohnten; wenn man auch die Muſik liebe, ſo ſei es doch langweilig den ganzen Tag Etuden zu hören, denn es werde einem dadurch zuletzt alle Muſik verleidet.

Endlich kam ein junger Lieutenant: dieſer fand die Stuben ganz magnifique, die Ausſicht ſuperbe und das Dienſtmädchen charmant. Er maß die eine Wand ab, um zu prüfen, ob er wohl ſeinen Flügel daran ſtellen könne. Die Vermietherin war ehrlich genug ihn zu fragen, ob es ihn denn nicht genire, daß unter ſeinem Zimmer ſchon Clavier geſpielt werde; man höre es faſt eben ſo gut durch den Plafond als wenn man in derſelben Stube wäre. Der Lieutenant erwiederte lachend: das thäte ihm gar nichts, im Gegentheil, ſolche tolle Muſik durcheinander werde ihm und ſeinen Kameraden unendlichen Spaß machen.

Als mir dieſe Aeußerung hinterbracht wurde, ſank mir das Herz, denn gegen ſo unempfindliche Ohren waren meine Waffen ſtumpf. Doch was ſollte ich machen? Einen Wohnungswechſel ließen meine Finanzen nicht zu, da ich für die ganze Zeit meines Aufenthaltes voraus gemiethet hatte, und in jedem neuen Quartier konnte mir ja ein ähnliches Mißgeſchick begegnen. Auch ſtanden mir die Mittel Spontini's nicht zu Gebot, der bekanntlich ſeinen Hausgenoſſinnen eine freie Loge im Theater unter der Bedingung verſchaffte, daß ſie nie Clavier ſpielen durften wenn er zu Hauſe war.

Zuerſt verſuchte ich's mit der Geduld. Ich ſtrebte mich zur allervollkommenſten Abſtraktion des Geiſtes zu zwingen. Ich wollte nichts hören als meine innere Tonwelt und überredete meine Sinne: das Clavierſpiel des Lieutenants ſei ein bloßes Geräuſch und habe nichts mit Muſik zu ſchaffen. Dieſer Erziehungsverſuch meiner ſelbſt mißlang nicht allein trotz meinem beſten Willen, ſondern die Nervenanſtrengung zerſtörte faſt meinen Organismus.

Ich ſann mir nun einen zweckmäßigern Stundenplan aus. Früh Morgens wenn der Lieutenant in den Federn ſeine Heldenthaten von der geſtrigen Theeviſite ausſchlief, beſtrebte ich mich meine ſchriftlichen Generalbaß-Aufgaben abzuthun. Leider gelang es mir nie damit fertig zu werden, ehe der Lieutenant auf war, und: „vor Romeo's Rächerarme" oder: „Erzittre Byzanz!" anſtimmte. Alle freie Zeit brachte er am Clavier zu, und damals noch hatte ein Lieutenant unendlich viel Mußeſtunden — das weiß Gott! Er ſpielte ſtundenlang Galoppaden, Polka's und dergleichen, alles mit aufgehobnem Pedal, chromatiſche Tonleitern im Baß nicht ausgenommen, horribile dictu!

Ich beſchloß den Kampf auf Leben und Tod!

Sobald er nur auf's Clavier tippte, ſaß auch ich an dem meinigen, und da dieß einen zwiefach ſtärkern Ton hatte als ſein's, ſo konnte ich ihn immerhin ſehr ennuyiren. Ich griff mit beiden Händen vielſtimmige Akkorde und tremulirte dazu im tiefſten Baß. Dagegen konnte er ſich nur mit verdoppeltem Draufſchlagen helfen, und zweimal wöchentlich mußte der Stimmer bei ihm neue Saiten aufziehen. Dennoch litt ich mehr als Er. Ich konnte ihn nur mit einer Muſik übertäuben, die der ſeinen ähnlich war, und eine ſolche anzuhören war mir juſt die ärgſte Marter. In meinen beſcheidnen Lieblingsſtucken: den Liedern ohne Worte, den Fugen und Sonaten herrſchte das Pianiſſimo zu ſehr vor um durch ſeine Polka's zu dringen.

Soviel Fußbreit hatte ich aber doch nach einigen Wochen erobert, daß meinem muſikaliſchen Widerſacher ſelber dieſe aus d-dur und cis-dur gemiſchten Harmonien nicht mehr recht behaglich waren. Das Dienſtmädchen erzählte mir: der Herr Lieutenant habe ſie gefragt, ob mich denn ſein Spielen über meinem Kopfe gar nicht ſtöre? — Ich antwortete mit affektirter Gleichgültigkeit: „So lange ich auf meinem eignen Inſtrument ſpiele, kann ich von ſeinem ſchwachen Clavierchen gar nichts wahrnehmen."

Mittlerweile hatte ich den doppelten Contrapunkt in der **Dezima-Quinta** abſolvirt, und ich ſollte nun fugirte Sätze erfinden. Jede ruhige Minute ſuchte ich dafür zu benützen, aber ſaß ich auch in der beſten Stimmung an der Arbeit, und ich hörte den Lieutenant ſporenklirrend die Treppe heraufſtürmen, oder nur über meinem Kopfe den Stuhl rücken, ſo überfiel es mich wie ein Fieber: „O weh, jetzt wird er ſpielen!" und ehe er nur angefangen hatte, war ich arbeitsunfähig. Ich war einmal zornig gereizt, und wenn ich vielleicht eine Drehorgel auf der Straße überhört hätte, ſo brachte das Clavier des Lieutenants mich außer mir. Hatte ich gar nicht ſchreiben wollen, las ich nur die Zeitung, ſo kochte es dennoch in mir und ich war keines Gedankens mehr

Meiſter. Ich haßte ihn endlich als meinen bitterſten Feind und als den Zerſtörer meiner ganzen Exiſtenz.

Das ſtete vergebliche Anſetzen zum Componiren, das Unterbrochenwerden, dann wieder das Fortissimo-Tremuliren mit dem ich ſeine Polka's übertäubte — alles dieß ſpannte ſo übermäßig meine Nerven an, daß ich Abends, wenn mein Peiniger auch einmal zum Thee ausgebeten war, vor Kopfſchmerz doch nichts thun konnte. Meiſt war er aber zu Hauſe, und dann beſuchten ihn fünf oder ſechs Freunde, welche zum Clavier Bellini'ſche und Donizetti'ſche Arien brüllten, entweder unisono, oder was noch ſchlimmer war: Baß und Diskant in Oktaven. Auch bereiteten ſie ſich zu ihrem künftigen Heldenberuf zuweilen vor, indem ſie Möbel und Geſchirre zerſchlugen und oben zum Fenſter heraus ein Feldgeſchrei durch die ſtille Nacht erſchallen ließen.

Durch dieſen Chorus mit einer widerſprechenden Tonart hindurchzudringen, war ein Unternehmen, an welches ich nicht gern die reine Stimmung meines vorzüglichen Inſtruments wagte. Ich rächte mich aber ſpäter jedesmal für einen ſolchen Abend, indem ich Morgens von 6 bis 7 den Kindern der Freiſchule geiſtliche Lieder zur Schulprüfung einſtudirte, und damit den Lieutenant im Schlafe ſtörte.

Er mußte es endlich merken, daß ich immer dann erſt zu ſpielen anfing, wenn er ſich unmittelbar vorher an's Clavier geſetzt hatte, und daß ich ihn abſichtlich überſtimmte. Nun ward er malitiös. Er beſtellte ſich den Regimentstrompeter und ließ ſich von dieſem akkompagniren. Ich dachte ſchon, ich ſei geſchlagen und warf mich verzweifelt auf das Sofa, indem ich meine Ohren verſtopfte. Aber der Kampf war nun eine Ehrenſache geworden. Ich ermannte mich und erſann das letzte Mittel.

Ich kannte einen Franzoſen, welcher mit Leidenſchaft das Serpent blies. Von dieſem Inſtrument ſagt Hektor Berlioz in ſeinem Werk über die Kunſt der Inſtrumentirung unter anderm folgendes:

> „Sein weſentlich barbariſcher Klang hätte weit beſſer
> „für die Gebräuche des blutigen Opferdienſtes der Druiden
> „gepaßt, als für die der katholiſchen Religion, wo er noch
> „immer angebracht wird. Abſcheuliches Ueberbleibſel des
> „Unverſtandes und der Gefühls- wie der Geſchmacksrohheit,
> „welche ſeit undenklicher Zeit in unſern Tempeln die An-
> „wendung der Tonkunſt zum Gottesdienſte leiten! Der
> „einzige Fall muß ausgenommen werden, wo man in den
> „Seelenmeſſen den Serpent gebraucht, um den ſchrecklichen
> „Choral des dies irae zu verdoppeln. Sein froſtiges und
> „abſcheuliches Geheul iſt da ohne Zweifel an rechter Stelle,
> „er ſcheint ſogar wenn er dieſe Worte begleitet, in welchen
> „alles Entſetzen des Todes und der Rache des eifrigen
> „Gottes athmet, eine Art von Trauerpoeſie in ſich zu
> „ſchließen."

Obenbeſchriebenes Inſtrument ſchien mir ganz geeignet um mein Vorhaben auszuführen. Hinſichtlich der vorzutragenden Compoſition beſann ich mich auf einen flandriſchen Mönch, Namens Hucbaldus, der zur Zeit Heinrichs des Finklers lebte, und der in ſeinen

Traktaten die älteſten mehrſtimmigen Compoſitionen hinterlaſſen hat. Dieſelben ſteigen in reinen Quinten und Oktaven im Motus rectus auf und ab. Zwar ſagt der ehrwürdige Mann von dieſen, damals noch nicht üblichen Weiſen: „Videbis nasci suavem ex hac sonorum commixtione concentum!“ Doch üben ſie auf die Muſiker des neunzehnten Jahrhunderts eine ſehr entgegengeſetzte Wirkung aus. Ich habe dieſelben zuweilen erprobt, wenn Beſucher mir zu lange blieben. Sobald ich ein ſogenanntes Organum des Hucbaldus anſtimmte, ſo liefen ſie alsbald heulend zur Thür heraus.

Wenn jetzt der Lieutenant den Trompeter kommen ließ, dann ſtahl ich mich unbemerkt durch eine Hinterthür aus dem Hauſe, und wartete in einer nahen Conditorei deſſen Weggehen ab. Dann kam ich ganz unbefangen nach Hauſe zurück, grüßte freundlich den Lieutenant, der oben im Fenſter lag, und mich daheim wähnend erſchreckt wahrnahm, daß er ſein Trinkgeld an den Trompeter umſonſt verſchwendet hatte.

Aber nicht vergebens wendete ich ein reichliches Frühſtück an den Serpentbläſer und zwei Baß-Poſauniſten vom Orcheſter, die ich jedesmal wenn der Lieutenant eine Nacht durchtanzt hatte, des Morgens ſchon um fünf Uhr zu einer Uebung abholte. Wir probirten das oben erwähnte Organum des Hucbaldus, deſſen langgehaltene Noten beſonders für das Serpent geſchaffen ſchienen; aber unſer Concert blieb nicht ohne auswärtige Unterſtützung, denn alle Hunde und Katzen der Nachbarſchaft, ſelbſt das Federvieh und ein paar Milcheſel ſtimmten zu dieſen urweltlichen Tönen jauchzend mit ein.

Dreimal hatten wir dieſes Morgenſtändchen dargebracht, da zog der Lieutenant aus.

Margret.

Eine Geſchichte vom Lande.

Von

Gottfried Kinkel.

Am obern Schluſſe des ſchönen Ahrthales, wo das Flüßchen dem Fuße eines ſtark anſteigenden Berges entſpringt, liegt in die grüne Schlucht zurückgezogen das Städtchen Blankenheim, ein Schutz und Schirm der jetzt zertrümmerten Grafenburg, der es ſeinen Urſprung dankt. Mancher Wanderer wird ſich mit Vergnügen des lieben Oertchens erinnern, wo er nach den rauhen Pfaden der obern Ahr oder nach beſchwerlicher Eiffelfahrt zum erſtenmal wieder ſtädtiſches Behagen in reizender ländlicher Umgebung fand. Zumeiſt, wer etwa im erſten Frühling das Thal beſuchte, gedenkt ſicher mit Entzücken des weiten weißen Blüthenſchleiers, mit dem die ganze Schlucht wie überſponnen liegt, ein blühend Idyll mitten unter den wilden Eiffelhöhen, deren theils kahle, theils bewaldete Rücken die Stadt rings umziehen. Im Schirm dieſer Höhen ruht ſie und genießt in Folge dieſer Lage eines rheiniſchen Sommers, während eine Viertelſtunde Weges die Berge hinauf genügt, uns in eine rauhe, nur der Fichte noch günſtige Luft zu verſetzen.

Freilich ſieht's dann im Winter ganz anders aus.

Sein über die endloſen Schneeflächen ringsum herſauſender Hauch ſchont auch das Thal nicht. Die Wieſe dorrt vor ihm, durch welche in der mildern Jahreszeit die junge Ahr ſo munter herabtanzt, tiefer Schnee ſperrt die Stadt von dem gebildeten Leben entfernterer Gegenden und ſelbſt von dem Verkehr mit den benachbarten Ortſchaften ab. Da ziehen ſich dann die Honoratioren Abends ins Caſino zuſammen, ſpielen Karten und trinken Wein; draußen aber vor den Mauern iſt's nimmer gut hauſen.

Am wenigſten erwünſcht kommt dann in ſolchen Zeiten der Beſuch der Wölfe, welche durch den hinter Blankenheim endlos ſich ausdehnenden Zitterwald aus den Ardennen vorrücken und ihren räuberiſchen Hunger bis dicht vor die Stadtthore tragen. Unſer ungründlicher Nachbar, der Franzoſe, hat die Singvögel aus ſeinen Laubhainen, die Haſen aus ſeinen Feldern weggeſchoſſen, aber nicht Ausdauer genug gehabt, jenes widrig gemeine Raubthier zu tilgen; an ſeiner Süd- und Nordgrenze, in Pyrenäen und Ardennen, höhnt es noch den civiliſirten Zuſtand des Landes. Was von dieſen grauen und böſen Gäſten nach Deutſchland herüberkommt, findet jetzt meiſt raſch ſeine Kugel, aber ſo lange iſts noch nicht her, daß man ſie ſogar in der Rheinebene und, wenn das Eis ihnen eine Brucke über den großen Strom gab, ſelbſt auf dem rechten Ufer antraf. Die ganze Eiffel bildet noch bis heute ihre Domäne, der ſie einen Winterbeſuch abzuſtatten niemals verfehlen. Nachts gehen ſie am liebſten auf die Hunde an der Kette aus, am Tage holen ſie vor den Augen der Hirten Schafe von den Weideplätzen. Selten werden ſie dem Menſchen gefährlich; doch geht die unheimliche Sage im Volk, daß ein Wolf, der einmal aus grimmigem Mangel an Nahrung Menſchenfleiſch gekoſtet habe, hernach an keinem Thier ſich mehr vergreifen möge.

Jener Wald nun der ihren Zug gegen Blankenheim hin deckt, zieht ſich faſt von der Stadt an, nämlich von dem Thiergarten der alten Grafen bei den Schloßtrummern über einen hohen Bergrücken fort, der die Stromſcheide zwiſchen Ahr und Kyll bildet. Beiderſeits liegen ſpärliche Dörfer meilenweit auseinander, hie und da trifft man einen Bauernhof, und wo in tiefen bebuſchten Rinnen Bäche jenen größern Flüßchen zulaufen, hat ſich wohl eine einſame Mühle auf einem Stück mühſam gerodeten Wieſen- oder Ackerlandes angeſiedelt.

Solch ein Fleck in der tiefen lautloſen Stille einer ſtimmerkalten Winternacht liegt vor uns; nicht einmal das Rauſchen des Waſſers oder der leis plätſchernde Umſchwung des Mühlrades regt ſich, alles ſtarrt im Eiſe. An den Menſchen und ſein Daſein mahnt nur ein ſchwaches Licht in einem Fenſter des kleinen an die Mühle angelehnten Nebenhaus, das gegen den kalten, blauen, öſtlich über die ſchneeigen Baum- und Bergſpitzen heraufkommenden Mond mit warmem Roth ſich abſetzt. Sonſt herrſcht allwärts der ernſte, grauſige, allem Leben feindliche Todesſchlaf einer herben Wild- und Waldnatur.

Bei jener Lampe aber wacht und klopft ein armes Menſchenherz; — ein junges Weib beim Sterbebett ihres Kindes. Sie iſt nicht Jungfrau, nicht Weib, nicht Wittwe, aber dennoch iſt ſie Mutter. Ganz einſam und verlaſſen übt ſie ihre Pflicht, über die fiebernde Stirn des Kindes, das in tiefem ſtarrem Gehirnſchlaf mit geſpenſtig halb geöffneten Augen theilnahmlos ihre Mühe hinnimmt, ſchlägt ſie raſch wechſelnd die naſſen kühlenden Tücher — und zwiſchen jedem Aufſchlag kniet ſie vor der Mutter Gottes hin, die zwiſchen den Fenſtern unter der Lampe hängt, und ſpricht ein ſtilles, ringendes Gebet.

Gott und ſeine Heiligen ſind furchtbar ſtumm in ſolchen Nächten! die einſame Mutter erfuhr es. Kein Engel kam herab, ſeine heilende Hand auf die Stirn des kranken Knaben zu legen, das heiße Fieber ſtieg gegen die Mitternacht hin, immer ſchneller mußte ſie das kühlende Linnen erneuern. Ueber die dunkle Ecke, wo das Kind vor dem Lampenſchein geſchützt lag, fiel jetzt mit blaſſem blauem Licht der Mondſchein, wob einen Glanz um das blonde müde Köpfchen und ſchlich nach kurzer Friſt wieder darüber hinweg, als hätte er das Sterbende noch einmal mit dem Strahl des Lebens umleuchten wollen und dann der ewigen Nacht geweiht. Die Stunden rannen hin, die Mutter, ſtumpf von

Leid und Ermattung, empfand ihren Gang nicht mehr und hörte gleichgültig den Schlag der Wanduhr, der ihren Wandel verkündigte.

Gegen Morgen ging der Odemzug des Kindes ruhiger, die Händchen wurden kühler, die Adern der Stirne begannen leiſer zu ſchlagen und die Augdeckel zogen ſich feſter zu. Sie wußte jetzt aus der Erfahrung dreier ſchrecklichen Wochen, daß ihr das Kind wieder auf Einen Tag geſchenkt ſei. Noch einmal legte ſie, das Köpfchen ſanft aufhebend, ein feuchtes Linnen unter. Dann ſetzte ſie ſich beiſeits ans Fenſter, lehnte den Kopf auf die aufgeſtützten Hände, hielt die heiße ſchmerzende Stirn an die gefrornen Scheiben und ſah mit den verwachten verweinten Augen in die troſtloſe Schneenacht hinaus, die der Mond in ihrer ganzen lautloſen Erſtorbenheit noch blaſſer und leichenhafter malte.

Und nun, da keine äußere Thätigkeit und Sorge ſie mehr zerſtreute, erwachte ihr inneres Auge. Ihre ganze Vergangenheit lief in raſchen Bildern vor ihr vorüber, jede frühere Luſt, jeder vergangene Schmerz bohrte ſich tief und wühlend in ihre müde Seele ein, und alle dieſe kämpfenden Erinnerungen führten ſie zuletzt wieder zu ihrer Gegenwart, zu ihrer gräßlichen Verlaſſenheit, zum Sterbebett ihres ſchönen Kindes.

Margret war das Kind begüterter Eltern aus einem benachbarten großen Dorfe. Ihr Vater hatte unter Napoleon gedient, viele Länder geſehen, und mit dem verſtandigen Blicke, der dem rheinfränkiſchen Stamme eigen iſt, Menſchen und Sitten beobachtet. Ueberall fand er daß Kenntniß Macht gibt, und als er mit einem zerſchoſſenen Arme, aber ſonſt noch rüſtig in ſein väterliches Dorf zurückkehrte, ein Weib nahm und ſein kleines Erbgut zu bewirthſchaften anfing, da wandte er Alles was er geſehen und in achtſamem Herzen bewahrt hatte, auf ſein Arbeiten an, nicht in dem neuernden Geiſte halber Bauernbildung, der Alles verſucht und gleich wieder aufgibt, bevor es ſich als nützlich hat bewähren können, ſondern mit beſonnener und geduldiger Prüfung. Zum Staunen des Dorfes trat er, der ſchlichte Mann vom Pfluge, in einen benachbarten Verein reicher und gebildeter Grundbeſitzer ein, der eben damals zur Aufbeſſerung der ſchmählich vernachläſſigten Landwirthſchaft jener Gebirge zuſammentrat; gern nahmen ihn die Theoretiker auf, die von ſeinem ſichern Blick und ſeiner verſtändigen Erfahrung vieles lernten, während dagegen er von ihnen die Reſultate der neuern Wiſſenſchaft für den Landbau empfing und ſogleich benützte. In fünfzehn Jahren ſtand der Mann, der ſo klein angefangen hatte, bloß durch die Macht des Verſtandes unter den wohlhabendſten Leuten ſeiner Gemeinde da, und die erſt über ſeinen neuen Bebauungsweiſen und die wunderlichen Beſſerungen und Futterkräuter lachend den Kopf geſchüttelt, beeiferten ſich jetzt von ihm zu lernen. Man wählte ihn zum Schöffen, und wenn er ſeine Meinung über eine gemeinſchaftliche

Maßregel im Gemeinerath oder auch im Wirthshauſe vortrug, ſo war Alles ſtill, dem klaren, ſcharfen Auge, den ruhig hingeſtellten Gründen, der beredten praktiſchen Ausführung ſeiner Vorſchläge vermochte auch kein Gegner zu widerſtehen, und er war im Geiſte der Fürſt ſeines Kreiſes, obwohl an äußerer Stellung und an Reichthum der alte Schultheiß noch über ihm ſtand.

Jenen Schatz von Kenntniſſen nun, dem er ſein Lebensglück dankte, wollte er um jeden Preis auch ſeiner ganzen Familie ins Leben mitgeben. Er hatte neun Kinder und ſah alſo voraus, daß von ſeinem Erbe auf jedes doch nur ein kleines Theil fallen werde, daß ſie alſo gleich ihm wieder unten anfangen müßten, wenn ſie es in der Welt zu etwas Rechtem bringen wollten. Die Söhne nahm er ſelbſt in ſeine Schule, gewöhnte ſie von früh auf an eigenes kräftiges Zugreifen bei der Feldarbeit, führte ſie ſchon als Knaben mit auf die Jagd und theilte ihnen alle Vortheile mit, die ſich dem Landleben und der allnährenden Erde abgewinnen laſſen. Dann mußten ſie, die Kinder eines wohlbegüterten Landmannes, dennoch ohne Ausnahme für ein paar Jahre als Knecht auf großen Gütern bei tüchtigen Gutsbeſitzern eintreten: denn beim Militär hatte der Alte gelernt, daß nur wer vortrefflich gehorchen gelernt hat, hernach vortrefflich zu befehlen verſteht. Dann aber, mit klugem Blicke die zu große Zahl der Bevölkerung in einem rauhen, wenig ergiebigen Lande wägend, ſchloß er ſich, einer der Erſten, mit Rath und That an die große Auswanderung nach Amerika an, welche noch jetzt von jenen Gegenden abſtrömt. Die beiden älteſten Söhne gingen, trotz den Thränen der Mutter, mit einer mäßigen Geldſumme nach Michigan, die beiden nächſten in der Reihe folgten zwei Jahre ſpäter mit der ältern Schweſter und einem bedeutenden Nachſchuß von Geld. Hierfür mußte er einen anſehnlichen Theil ſeiner Ländereien veräußern, aber er ließ ſich auch von den Abziehenden, deren Schickſal er ſo geſichert hatte, einen ſchriftlichen Revers ausſtellen, daß ſie nach ſeinem Tode keinen weitern Anſpruch ans Erbgut machen wollten. Wirklich ging es den jungen Leuten in Amerika vortrefflich, da ſie Fleiß, praktiſchen Blick und ein Betriebskapital vom Vater mitgebracht hatten. Die Söhne konnten in jedem Briefe Beſſeres von ihrem Haus- und Viehſtand melden, das Mädchen, durch Schönheit und eine in Amerika ſeltene Bildung ausgezeichnet, hatte einen der reichſten Pflanzer aus dem Süden geheirathet und gebot über achtzig Sklaven und Sklavinnen.

Und ſo gelang es ihm auch mit den zu Hauſe gebliebenen Kindern trefflich. Zwei Söhne verheiratheten ſich in reiche Häuſer, dem letzten, jüngſten wurde das väterliche Haus und Gut beſtimmt. So blieb nur noch die kleine Margret übrig; ſie war noch ein Kind, als nun ihre Mutter nach kurzem Krankenlager ſtarb.

Hier fühlte nun der Vater daß ſein Wiſſen nicht ausreiche für alles Feinere, was Frauen lernen können und lernen ſollten. Ihm ſelbſt war ſeine Jugend vernachläſſigt worden: der Mann, der mit ſeinem Geiſte die amerikaniſchen Verhältniſſe überblickte und ſeine ganze Umgebung beherrſchte, hatte als Kind nicht ſchreiben gelernt und ſpäter nur mühſam die Fähigkeit ſich erworben Geſchriebenes zu leſen und ſeinen Namen mit ſteifer Hand hinzumalen. Und doch liebte er, und ſo auch die verſtorbene Mutter, dieſe Margret vor allen Kindern; zuletzt im Alter, nachdem das vorhergehende Kind ſchon acht Jahre alt, war dieß Neſthäkchen wie eine ungehoffte Weihnachtsfreude den Eltern noch geſchenkt worden. Früh ſchon anſtellig und dem Vater nachſchlagend zeigte ſie auch für Anderes als Spinnen und Nähen Sinn, und der alte Schulmagiſter fand, als ſie zehn Jahre alt war, daß ſie von ihm nichts mehr lernen könne, obwohl er ſich wohlweislich hütete davon ein Wort zu ſagen.

Trotz dem ſah der kluge Schöffe ſehr bald ein wie es damit ſtand; es verdroß ihn daß ſein Mädchen noch bis zur erſten Communion auf den Schulbänken ſitzen ſollte, ohne davon etwas im ſpäteren Leben Förderliches zu gewinnen. Er ſann ſich einen Plan aus und griff zur Ausführung. Theils beim Wein im Wirthshaus, theils im Geſpräch mit den Frauen der reichern Gemeineleute verfolgte er ihn; er wußte ein Dutzend Familien für ihn zu gewinnen. Es ſollte nämlich ein ſtudirter Mann auf ein paar Jahre ins Dorf gezogen werden, um etwa zwanzig Kinder in demjenigen zu unterrichten, was die Dorfſchule nicht leiſtete. Manche

Bauern hatten Söhne zum Studiren beſtimmt, mehrere Frauen wünſchten ihren Kindern ſtädtiſche Erziehung zu geben. Der Schöffe erbot ſich den künftigen Lehrer in Koſt und Wohnung zu nehmen, ſchon weil er ſich freute dadurch manche Stunde Geſpräch mit einem gebildeten Manne zu gewinnen: die andern Familien ſollten ein kleines Schulgeld erlegen, das, als man hernach die Köpfe der angemeldeten Schüler zählte, dreimal ſo groß war, als das Salair, womit der Adel ſich ſeinen erſten Bedienten unter dem Namen eines Hauslehrers ins Haus zu miethen pflegt.

Als dieß feſtſtand, ging der Schöffe ſelbſt in die nahe Univerſitätsſtadt, fragte einen zufällig begegnenden Studenten nach dem allerbeſten Profeſſor, den ſie an der Univerſität für die Sprachen hatten, und ging friſchweg auf deſſen Haus zu. Der berühmte Philolog, zu dem er dort geführt wurde, ſah den Mann im Linnenkittel erſt erſtaunt an bei der Bitte, ihm den wackerſten ſeiner Studenten als Bauernhauslehrer zu empfehlen; als er ihn aber ſeinen verſtändigen Plan in klarer, einfacher Rede darlegen hörte und zuletzt mit Staunen den Betrag des angebotenen Einkommens vernahm, da nannte er ſogleich einen höchſt tüchtigen Jüngling, der eben bei Beendigung ſeiner Studien noch unverſorgt war, und ſchon am Abend wanderte der Schöffe mit dem neuen Lehrer ſeiner Heimath zu.

Die Wahl war gut getroffen. Der Lehrer war auf der Univerſität ein kräftiger Demagog und Turner geweſen, neigte nicht zur ſtädtiſchen Ueberfeinerung, und ſelbſt Bauernſohn fand er ſich in das ſchlichte aber reichliche Leben beim Schöffen leicht und gern hinein. Den Knaben gab er Latein und ſonſtige Gymnaſialfächer, brachte ſie auch ſo weit, daß die meiſten beim ſpäteren Eintritt in öffentliche Schulen ein paar Klaſſen überſprangen. Die Mädchen aber unterrichtete er mit den Knaben zuſammen im Deutſchen, in Erdbeſchreibung, Vaterlands- und Völkerkunde und in Geſchichte. Vom nächſten Quellchen und Mühlbach, von den überall ſichtbaren Nachbarhöfen beginnend führte er die Einbildungskraft und die Begriffe ſeiner kleinen Schüler in das Ahrthal, an den Rhein, an die See, und ſo weiter in allen Ländern und Herrlichkeiten umher: dann erſt begann er die Geſchicke der Menſchen auf unſerm Balle zu berichten. Er war eine der herrlichen Naturen, bei denen jedes Wiſſen augenblicks ins Praktiſche, jedes Ferne ins Nächſte übergeht, und der ſtürmiſche Freiheitsmuth, mit dem er die Gegenwart umgeſtalten wollte, gab ſeinen Erzählungen aus der Geſchichte eine Gluth, die als zündende Menſchen- und Vaterlandsliebe in die jungen Herzen ſchlug. Alles Fremdländiſche, alles Charakterloſe, alle Verirrungen der modernen Kultur hielt er von ihnen fern, ſchon weil ihm ſelbſt das alles fern lag. Mit leuchtendem Auge hing ſelbſt der alte Schöffe in dieſen Unterrichtsſtunden an dem Munde des männlichen Jünglings, mit noch leuchtenderem die kleine Margret.

Der Sinn des Mädchens iſt weich und auf alles Milde gewendet, ſo lang es jung bleibt. Schwindet dieſer frühe Duft von ihm, erwacht der ſchärfer ſondernde Verſtand, ſo wird das Weib, weil ſein Denken meiſt keine edeln und großen Stoffe ergreift, kleinlich, perſönlich-beobachtend, und leicht herb, bösartig oder gemein. Iſt aber jener anfänglichen Wärme ein Gedanke geboten, iſt dem Kinde eine Zahl mächtiger Perſönlichkeiten bekannt geworden, dann erhält ſich an dieſen Erinnerungen die Jugend des Geiſtes und des Gemüthes, das reifende Denken ſinkt nicht in's Kleine, Alltägliche hinunter, und die ganze Hingabe, die in der weiblichen Natur liegt, wird zur Nachahmung jener großen Menſchen und ihrer reinen Thaten. Solch ein Weib wird ſtärker in ſeinem feſten Willen, aufopferungsfähiger für die erkannte Pflicht und ausdauernder in ſeiner Lebensaufgabe, als der kräftigſte Mann.

Margret lernte aus der Geſchichte, was zu allen Zeiten wenig Weiber begreifen, daß die Pflicht mehr iſt als das Gefühl, der Beruf wichtiger als die Neigung. Das gab ihr in Allem, was ſie that, auch im Kleinſten, eine Macht des Willens, die bei andern Frauen zum widrigen Eigenſinn geworden wäre. Sie aber hatte Erkenntniß genug, nur an das ihren Willen zu ſetzen, was eines Willens werth war. In allem Uebrigen blieb Margret ein Kind vom Land gleich allen andern Dorfmädchen. Zwei Frauen des Dorfes, die Küſterin und die Wundärztin, gaben ihren Töchtern, als dieſe ins Jungfernalter traten, ſtädtiſche Hüte, Umſchlagtücher und Sonnenſchirme, und eine reiche Bäuerin ſchickte die ihren gar auf ein Jahr in eine Penſion zu Profeſſoren- und Kaufmannstöchtern: „damit ſie doch ſich unterhalten lernen," wie die Mutter ſagte. Das hätte der Schöffe nie gelitten und Margret hätte es nie gewollt. Im Sommer führte ſie mit den Mägden die Sichel und den Melkeimer, im Winter ſpann ſie. Obwohl ſie Sonntags unſere beſten Schriftſteller las und ſie beſſer verſtand als die ſtädtiſchen Nähmädchen, redete ſie doch mit Jedermann den derben Dialekt, an welchem die Rheinländer ſo feſt halten. Auch ihre Tracht blieb die ländliche; nur auf den Reihen und am Feſttag trug ſie den koſtbaren aber immer der Dorfſitte gemäßen Putz, wie man ihn am Rhein bei reichen Halfenstöchtern ſieht. Es iſt eine kleidſame Tracht: das Haar wird vorne ſchlicht geſcheitelt, nach hinten aber heruntergekämmt, und dann über den Kopf in rundem, auf dem Nacken liegenden Wulſt wieder heraufgeſchlagen. Eine große eckig gebogene Goldſpange ſitzt auf beiden Schläfen auf und trägt auf dem obern Bügel die weiße, nur das Hinterhaupt bedeckende Haube von klarem Stoff, mit der koſtbaren Spitze, welche handbreit um Stirn und Wangen flattert. Das Kleid fällt lang und faltig an den Hüften herunter, ein Spitzentuch liegt über Schultern und Bruſt; lange Handſchuhe decken den untern Theil des vollen, vom Sommerbrand gerötheten Arms. Man findet in dieſem

Stande zuweilen die ſchönſten, ſchlankſten Geſtalten; mit großen feſten Schritten ſieht man ſie wohl am Arme ihrer Burſchen auf den Jahrmärkten herumziehen, das Körbchen am Arme, mit klugen braunen Augen, voll von Selbſtgefühl auf ihre Jugendfülle und auf den Reſpekt, den ihnen der Reichthum ihres Vaters unter ihren Umgebungen erwirbt.

Solch ein Mädchen wurde Margret, nicht eben fein oder beſonders hübſch, aber kräftig an Leib und Seele, klar und friſch wie ein blühender Schlehdorn; weil ſie ernſter und männlicher war als die meiſten andern Dirnen, hielten die Burſche des Dorfes ſie für ſtolz, und vielleicht war ſie das auch. Aber fremde Manieren hatte ſie nicht an ſich, und auf dem Tanzboden wußte ſie zwiſchen reichen und armen Burſchen keinen Unterſchied.

Mit ihr war als Spielgenoß und ſpäter auch als Mitſchüler in jenen Unterrichtsſtunden bei dem neuen Lehrer der einzige Sohn des Schultheißen aufgewachſen, nicht allein der reichſte Erbe im Dorfe, ſondern auch der ſchmuckſte und tüchtigſte Junge von allen, ſtrebſam, verſtändig und kühn. Trefflich führte Nikola ſeine Büchſe, auf die Jagd nahmen ihn auch die benachbarten herrſchaftlichen Jäger gerne mit, und wer mit dem alten, gebrechlichen Schultheißen ein Geſchäft hatte, verhandelte lieber mit dem raſchen Sohne. Daß er hübſch war, hätte Niemand abſtreiten dürfen, und er ſelbſt wußte es am beſten, auch wenn's ihm die Mädchen nicht zu verſtehen gegeben hätten. Gegen eine ſtarke Neigung zur Eitelkeit hatte ſchon bei dem Knaben der Student, der jenen Unterricht gab, vergebens angekämpft: er trug ſich ſtädtiſcher und modiſcher als die andern Burſche, und auf ſeinen Betrieb hatte der Schultheiß die Hauptſtube ſeines Hauſes, als ſie einer Auffriſchung bedurfte, nicht neu mit Waſſerfarbe malen, ſondern mit Tapeten auskleiden laſſen.

Das Gefühl beiderſeitig anerkannter Tüchtigkeit hatte Nikola und Margret von früh auf zuſammengeführt und vertraut gemacht, und als ſie älter wurden, zweifelte Niemand daran daß aus ihnen ein Paar werden ſollte: wer hätte auch im ganzen Dorfe beſſer zuſammengepaßt? Aber zu einer Erklärung war es zwiſchen ihnen beiden noch nicht gekommen.

Das jährliche Dorffeſt des Vogelſchießens kam heran. Früh morgens zogen Trommler und Pfeifer durch alle Straßen, Buben und kleine Mädchen jubelnd hinter ihnen her. Die Burſche, welche durch Zahlung eines mäßigen Geldes am Rechte des Königsſchuſſes ſich betheiligt hatten, putzten ihre Büchſen und Stutzer und bürſteten die grünwollenen Schützenhüte aus, die nur an dieſem Feſte getragen werden: die Herzen der Mädchen aber pochten voller Erwartung, ob ihr Schatz oder ein Anderer dießmal den Vogel abſchießen möchte.

Um elf Uhr, nach dem Hochamte, begann der Fahnenſchwenk. Paarweis zogen die Schützen zur Kirche, und holten die ſeidene Fahne mit dem Bilde der Maria ab. Der Fähnrich trat gleich hinter die Muſikanten, dann folgte der Schützenkönig des vorigen Jahres, deſſen Ehrenregiment nun zu Ende ging, und hinter ihm die andern Schützen, deren jeder insgeheim hoffte heut an ſeine Stelle zu treten. Auf dem Hauptplatz unter der Linde angekommen, ſtellten ſich die Jünglinge in einen Kreis, um welchen die Maſſe der übrigen Dorfbewohner wogte. Der Fähnrich trat in die Mitte: es war ein ſtattlicher Burſch mit hübſchgekräuſeltem Schnurrbart; er trug das blaue Baret mit drei Federn und die breite weißſeidene Schärpe. Trommel und Pfeife ſpielten eine alte muntere Weiſe: nach ihrem Rhythmus erhub er die Fahne in die Luft, ſchwang ſie über dem Haupte, dann ſtemmte er den Schaft in die Seite und ließ das flatternde Banner mitten um ſeinen Leib in weitem Kreiſe rauſchen, dreimal rechts, dreimal links herum. Hierauf erhub er den einen Fuß, und um das Knie des andern beſchrieb die Fahne, dicht am Boden herwehend ohne ihn zu berühren, ihre raſchen rauſchenden Kreiſe; auch um den rechten Fuß führte ſie ſodann die andere Hand, während der linke ſich erhub ſie durchzulaſſen. Zuletzt noch einmal wogte das Banner, unter dem jauchzenden Zuruf der Maſſen, in feſter Fauſt hoch in die Lüfte über dem Haupte des Starken, der ſtolz auf die gelungene Schauſtellung mit flammendem Antlitz aufgerichtet ſtand. Nun ging's wieder in feierlichem Zuge, aber haſtiger und ungeduldiger, zur Vogelſtange oben am Wald. Die Schützen zogen ihre Looſe, während man im Dorf eilfertig die Suppe und das Sonntagsrindfleiſch aß, und noch ſtand die Sonne mitten am Himmel, als gegen den monſtröſen hölzernen Vogel, deſſen Gleichen auch Raff's Naturgeſchichte nicht kennt, das muntere Pfeifen der Büchſenkugeln begann.

Glückliche Schüſſe fegten den Schwanz, die Flügel und zuletzt auch den Kopf weg; ein lautes Triumphgeſchrei der Jugend folgte jedem herabſplitternden Theile, und die kleinen Jungen balgten ſich um die Holzſpäne. Aber der Rumpf, obwohl am Ende klein wie eine Hand und ganz ungeſtalt von Streifſchüſſen, haftete noch auf dem letzten ſtarken Nagel. Die Entſcheidung konnte jetzt jeder nächſte Schuß bringen, die heiße Spannung der Schützen gab ihnen eine vorher ſeltene Sicherheit im Zielen, und oft zitterte der Vogel, wenn die Kugeln dicht unter ihm gegen den eiſenbeſchlagenen Maſt prallten. Dem Nikola bebte die Büchſe in der Hand; krampfhaft zählte er die Schützen, die noch vor ihm an der Reihe waren, der letzte hatte den Nagel krumm geſchoſſen, an welchem das kleine Holzſtück jetzt wie an einem einzigen Splitter im Winde ſchwankte. Da ſpannte Nikola den Hahn, trank ein großes Glas des beſten Ahrweins, drückte den Hut feſter in die Stirne und warf unter der Krempe einen Blick auf Margret herüber, die gerade vor ihm am Waldabhang unter andern Mädchen ſtand. Alsdann ſchritt er zum Schützenſtand, legte an und wartete einen Augenblick ab, als der Abendwind den Vogel nicht mehr ſchaukelte. Jetzt ſchoß er, der Nagel fuhr zerbrochen aus der Spitze des Maſtes und in weitem Bogen ſprangen die Trümmer des Vogels zerſpällt auf die Köpfe der Zuſchauer herab.

Wenn bis dahin die Herzen der Männer in Spannung geweſen, ſo kam nun das Zittern an die Mädchen. Keines hatte mit Nikola ein heimliches Verſtändniß, keines durfte ſich Hoffnung machen, und doch konnte kein Zweifel ſein, daß die, welche er zur Königin nähme, auch die Erwählte ſeines Herzens ſei. Aber als wäre das eine längſt beſchloſſene und abgemachte Sache, ging Nikola, die Büchſe über die Achſel hängend, drüben zum Waldraum hinauf, umfaßte Margret, gab ihr einen herzhaften Kuß und führte ſie als Königin auf den Schützenplatz. Die andern Burſche wählten eben ſo raſch ihre Dirnen, die Muſikanten ſetzten ſich in Marſch, und man zog zu dem eine gute halbe Stunde weiter auf einem ſchönen Berge aufgeſchlagenen Schützenzelt, wo Alles zum Reihentanz eingerichtet war.

Margret ging ſelig und ſtolz an der Hand ihres Nikola, und ehe man noch oben anlangte, wurde auch bereits ein feſterer Bund zwiſchen beiden jungen Herzen geſchloſſen, die ja ſchon von der Wiege an ſtill mit einander verwachſen waren.

Den Meiſten kam es ganz gelegen, daß eben Nikola den Königsſchuß gethan hatte. Er war ſo reich, daß er nicht zu ſparen brauchte, und übernahm alsbald die Zeche für die ganze Geſellſchaft der Schützen und ihrer Mädchen. Die blanken Thaler, die er in die Mützen der Muſikanten ſpringen ließ, der feurige Wein von Altenahr, den er preisgab, und die friſche ſommerliche Lebensluft des Gebirges entzündeten bald den wildeſten Tanz. Nach dem erſten Walzer zog Nikola ſeine Margret aus dem Zelt, ſie gingen unter die Kirſchbäume beim Saume des Waldes, umfaßten ſich mit Inbrunſt und wechſelten ihre Küſſe. Es waren die erſten Küſſe, die ſie gaben und empfingen — die erſten, welche verdienen, Küſſe zu heißen. Sie ſind gefährlich und verhängnißvoll. Margret fühlte ein leiſes Beben in allen Gliedern, ſie ſpürte ihr Blut raſch und heiß aus dem Herzen in die Wangen ſtrömen; ſie faßte Nikola an der Hand und führte ihn wie im Spiele unter Plaudern und Koſen zu dem Tanzreihen zurück.

Dort unter dem Zelt fanden ſie ein wildes Leben: die Mädchen glühten wie Pfingſtroſen, die Burſche athmeten tief vom Tanze auf. Als das Paar wieder eintrat, blieſen die Muſikanten, wie es verabredet war, Tuſch, und Alles rief laut und fröhlich mit erhobenen Gläſern: Unſer Herr Bräutigam, des Schultheißen Nikola, ſoll leben, und ſein Bräutchen, des Scheffen Margret, auch daneben! Erröthend nahm Margret, lachend Nikola den Glückwunſch an. Die Burſche wollten ihm ihre Gläſer zubringen, er aber rief: Wartet ein wenig, mein Verlöbniß muß in Walporzheimer getrunken werden!

Der dunkelglühende, ſtarke Sohn der Ahrtraube, wie er auf den heißeſten ſchwarzen Schieferfelſen des

Thales reiſt, rann in die Kelchgläſer. Nikola trank mit Allen, und auch Margret mußte ſtärker Beſcheid thun, als ſie wünſchte. Die Mädchen brachten ihr einen Kranz, die Burſche dem Nikola einen Roſenſtrauß mit Bandern ins Knopfloch. Der Walzer begann von neuem, von den beiden ſchlanken, ſtolzen Geſtalten eröffnet. Und nun ergoß ſich auch durch ihre Adern die ungebändigte Lebensluſt; bis über die Mitternacht hinaus wurden Nikola und Margret nicht müde, in jedem neuen Tanz ſich wieder zu umſchlingen und Herz an Herz ſchlagen zu hören.

Als die Hähne aus den Thälern die Mitternacht anzeigten, gingen die meiſten Burſche mit ihren Mädchen heim. Nikola, weil er den Wirth machte, mußte der letzte ſein, und ſuchte manches Paar durch Zutrinken noch feſtzuhalten. Als die Muſikanten ihre Geigen in die Ecke geſtellt und ſich auf die Streu gelegt hatten, als nur der Wirth noch ſchlaftrunken hinter dem Schenktiſch ſaß, brach auch er mit ſeiner Braut auf. Vor das Zelt getreten, ſahen ſie den Himmel von einer plötzlich aufziehenden Wetterwolke dunkel, ein paar ſchwere Tropfen fielen herab, eine matte Schwüle lag über dem Walde. Nikola meinte, ſie ſollten den Regen noch unterm Zelt abwarten. Aber Margret war bange wegen des ſpäten Ausbleibens und mochte ſich keinem Gerede ausſetzen, da man wußte, daß ſie mit Nikola allein zurückgeblieben war. Sie drängte alſo zum Fortgehen; vielleicht, ſagte ſie, erreichen wir noch vor dem

Dorf die letzten Paare, und kommen gar vor Anbruch des Wetters heim.

Dann laß uns den nächſten Weg gehen durch den Buſch, antwortete Nikola, dort haben wir auch eher Schutz als auf dem Felde.

Sie ſchlugen den kleinen Waldweg ein; er ging ſteil abwärts, und Nikola hielt ſtützend den Buſen Margrets an ſein wildes Herz gepreßt, während ſeine Wange auf ihrer heißen vollen Schulter ruhte. Es war eine furchtbar ſchwüle Juninacht, Johannisfünkchen gaukelten zwiſchen den dunkeln Sträuchern, kein Laut klang in dieſe träumende Stille herüber. Aber die Wetterwolke zog ſchwarz und ſchwärzer über ihr Haupt, und fern überm Walde hörten ſie ſchon das laute Platſchen des Regens, der auch ihnen raſch näher drang. Es iſt unmöglich, ſagte Nikola, wir zwingens nicht bis nach Hauſe. Komm in das Mooshüttchen auf dem Vogelherd, das liegt ganz nahe hierbei in meinem Buſch. Damit zog er ſie durchs pfadloſe Gebüſch, ſie zitterte, als ſie ihm folgte, und wußte nicht, warum.

Die Hütte nahm ſie auf: Moos, Wald und Wetter woben eine dichte undurchdringliche Nacht um ſie her. Im Hollunder vor dem Pförtchen ſaß die Nachtigall und ſchlug, wie bange vor dem Wetter, ihre tiefſten, bebendſten, erſchreckendſten Klänge: durch die kleinen Fenſter ſtreckte üppiges Geißblatt ſeine Blüthenſträuße herein und füllte die Hütte mit berauſchendem, ſinnverwirrendem Duft; ein Johannisfünkchen ſchwebte hindurch und zeigte mit ſeinem flüchtigen Glanz dem Mädchen das lodernde Auge des Geliebten. Dazwiſchen entlud ſich der Regen und durchbrach mit wildem Rauſchen die ſtille Nachtſchwüle. Müde von Tanz, Glück und Sehnſucht ſaßen ſie auf der weichen Moosbank, die Welt mit all ihren Gedanken lag fern von ihnen, nur ihre Herzen wachten, ihre Lippen fanden ſich, ihre Arme umwanden ſich.

Oeſtlich über dem Walde dämmerte ein grauer Schein, im Weſt verzuckte das Gewitter mit rothem Wetterleuchten. Da trat das Paar aus der Hütte. Margret nahm weinend den Kranz aus ihren Haaren und ſtreute ſeine welken Blumen in den Hollunderbuſch, weich und innig an den Geliebten geſchmiegt ſtieg ſie durchs Gebüſch zum Dorfe hernieder und achtete es nicht, daß die Tropfen ihr Kleid durchnäßten. Mit Schrecken ſah ſie in der Stube des Vaters ein Licht brennen; Nikola aber umfaßte ſie unter der Hofthür noch einmal mit voller Inbrunſt und jauchzender Seligkeit, und ging dann die Gaſſen des Dorfes hinunter nach dem Schultheißenhauſe.

Der jüngſte Bruder machte der Margret die Hausthür auf. „Aber du bleibſt lange," ſagte er, „der Vater liegt oben auf dem Bett; es iſt ihm ſeit geſtern Abend nicht recht, und wir haben ſoeben den Großknecht auf dem Falben nach dem Doktor geſchickt. Geh herauf zu ihm, ich mache jetzt in der Küche geſchwind Feuer und dann kochſt du ihm einen Hollunderthee.

Margret ſtieg die Treppe hinauf: blutroth trat ſie vor den Vater, denn ſie meinte, Jeder müſſe ihre Schuld auf ihrer Stirne leſen, und erwartete vom Vater heftigen Tadel, der aber war weich wie man ihn ſelten ſah, bot ihr die Hand und ſagte: „Ich habe es ſchon geſtern Abend von den jungen Geſellen gehört, du biſt Braut und haſt, das muß ich ſagen, einen wackern Burſchen mitgekriegt. Sieh, Margret, das freut mich, denn nun hab ich auch dich verſorgt, mein letztes Kind — und mein liebſtes, ſetzte er leiſe hinzu, nun es mit mir auch einmal zu Ende geht."

Weinend über die Güte des Vaters ſtürzte Margret an ſeine Bruſt und ſuchte ihm die Todesgedanken auszureden. „Nein," ſagte der Alte, „laß das: mein Lebtage bin ich geſund geweſen, und die ſtarken Bäume brechen am erſten: ſo wie heut war mir's noch nie zu Muth."

Nach neun Tagen kniete Margret am Sarg des Vaters: er war an einem hitzigen Fieber verſchieden. Neben ihr ging Nikola zum Kirchhof, da er ſich nun als zur Familie gehörig anſah. Die beiden Brautleute beſchloſſen nach der Sitte ein Jahr zu warten, und kamen von jetzt an, da Margret ohnehin wegen ihrer Trauer keinen Tanz beſuchte, nur noch in andrer Leute Geſellſchaft zuſammen, wo ſie denn ganz unverholen ſich als Braut und Bräutigam küßten und vertraulich unter einander plauderten. Bei der Freiheit, die auf dem Lande im Verkehr der jungen Leute herrſcht, dachte über jenen nächtlichen Heimgang aus dem Schützenzelt keine Seele etwas Arges. Margret ſelbſt glaubte ihr Vergehen (denn ſo erſchien es ihrer reinen Seele) abgebüßt durch den Schmerz, daß ihr Vater ins Grab gegangen war mit einer beſſern Meinung von ihr als ſie es verdiente. An Nikolas Treue zu zweifeln kam ihr gar nicht in den Sinn.

Aber auch die kleine Schuld fordert oft eine große Buße ein. Nach zwei Monaten wurde Nikola vor die Unterſuchungskommiſſion gefordert, um ſich zum preußiſchen Militärdienſt zu ſtellen. Als einziger Sohn und Stütze ſeines alten Vaters war er bereits zweimal zurückgeſtellt worden und hatte auch jetzt die allerſicherſte Ausſicht vollſtändig freizukommen. Luſtig zog er eines Morgens mit den übrigen Burſchen ſeines Zuges nach einer nahen Stadt aus und nahm lachend von Margret Abſchied.

Nun aber war von den höhern militäriſchen Behörden vor Kurzem Unterſchleif bei den Aushebungen bemerkt worden. Einige Regimentsärzte, welche, der Beſtechung zugänglich, begüterten Bauerſöhnen unredliche Untauglichkeitsſcheine ausgeſtellt hatten, mußten ihre Stellen räumen, größere Strenge und Gleichmäßigkeit des Verfahrens gegen Arm und Reich wurde den Unterſuchungskommiſſionen von neuem eingeſchärft. Nikola hatte die Sache zu leicht genommen; die frühern Gründe der Zurückſtellung ließ man nicht mehr gelten, man fand, daß er zwar keinen Bruder, aber zwei tüchtige, geſunde, junge Schwäger habe, die dem alten

Schultheißen mittlerweil ſchon in der Wirthſchaft durchhelfen könnten. Auch ſtach der ſchöne ſchlanke Junge den Offizieren ſehr in die Augen; man fand unter dem Meßſtock, daß er die gehörige Größe habe um unter die Garde zu treten, und das Endurtheil war, daß er einem Regiment zugewieſen wurde, das in der großen Hauptſtadt des Staates garniſonirte: binnen Monatsfriſt mußte er ſich, da ſeine Zurückſtellungstermine abgelaufen waren, zum Eintritt ſtellen. Das war ihm verdrießlich um Margrets willen, aber es reizte ihn auch die Uniform des Gardiſten und der Aufenthalt in einer ſo fernen und ſo ſchönen Stadt. Da er doch mit ſeiner Heirath noch ein Jahr warten ſollte und bei guter Aufführung gewiß war, mit höchſtens zwei Jahren loszukommen, ſo kehrte er nicht eigentlich mißvergnügt zu ſeiner Braut zurück.

Als aber dieſe den Zettel an ſeiner Mütze ſah und die Sache vernahm, wurde ſie leichenblaß und fiel rücklings in den Stuhl zurück. Vergebens tröſtete er ſie; ſie nahm ihn bei der Hand und führte ihn in den Baumgarten hinter dem Hauſe, wo ſie allein waren. Dort fiel ſie wie verzweifelnd an ſeine Bruſt und wilde, unerſchöpfliche Thränen rannen nieder. Nikola ahnte endlich, was ſie ſo erſchüttere, er hob ihren Kopf auf und ſah in ihre Augen: ſie waren müde und glanzlos. Iſt's denn wahr? fragte er, ſie antwortete nicht, ſie umarmte ihn nur ſo feſt wie noch nie. Nikola wurde blaß, und auch ſeine Augen floſſen: aber mit der innigſten Herzlichkeit küßte er ihr die Thränen weg und ſagte: „Dann gehören wir ja erſt recht zuſammen! ſei munter mein Mädchen, nun heirathen wir in vierzehn Tagen.“

„Ach,“ ſagte Margret, „du willſt als Soldat eine Frau haben?“

„Hab' ich ein Kind,“ antwortete Nikola, „ſo will ich auch die Mutter dazu haben.“

„Aber was werden die Leute ſagen, wenn ich im Trauerjahr meines Vaters heirathe?“

„Die laß du reden, was ſie wollen, erwiderte der junge Mann. Beſſer gegen die Sitte anſtoßen als die Ehre verlieren. Und wenn du erſt meine Frau biſt, ſo möcht' ich doch Den ſehen, der über des Schultheißen Nikola Frau zu mucken wagte. Und nun dürfen wir keine Zeit verlieren. Du mußt deine Papiere ſchaffen und ich muß meines Vaters Einwilligung haben. Komm!“

Die Papiere! Dieß Wort iſt ſchon manchem jungen Brautpaar ein Schrecken geworden. Die franzöſiſche Geſetzgebung, welche am Rheine herrſcht, hat mit großem Verſtande den Eigenſinn der Eltern bei Verheirathung ihrer Kinder beſchränkt, indem ſie dem Volljährigen nach gewiſſen Formalitäten das Recht gibt auch ohne Einwilligung der Eltern die Ehe zu ſchließen. Aber auf Einem Punkt ſchleppt jene Geſetzgebung eine unleidliche und lächerliche Freiheitsbeſchränkung nach: ſie rückt, wenn die Eltern todt ſind, in deren Rechte die Großeltern ein, und fordert, ehe die Trauung geſtattet wird, deren Einwilligung oder ihren Todtenſchein. In dieſem Falle befand ſich Margret.

Beide Eltern waren todt; drei Großeltern ruhten auf dem Kirchhof des Dorfes, nur die Großmutter mütterlicher Seite war hoch betagt einer verheiratheten Tochter in ein kleines heſſiſches Dorf nachgezogen, deſſen Namen Margret nicht einmal deutlich mehr wußte. Der Bürgermeiſter eröffnete dem Nikola, als er zur bürgerlichen Trauung ſich meldete, daß er wenigſtens ein Atteſt vom Vorſtand jenes Dörfchens beibringen müſſe, welches darthue, daß man dort den Namen der Geſtorbenen nicht auffinden könne. Noch an demſelben Tage ging der Brief dorthin ab: es verfloſſen zwei angſtvolle Wochen, dann kam er uneröffnet zurück mit der Aufſchrift auf der Adreſſe, daß ein Ort dieſes Namens in beiden Heſſen nicht aufzufinden ſei. Augenblicklich machte Nikola ſich auf die Reiſe, ſparte Geld und Mühe nicht und fand endlich den Ort. Der alte halbblinde Pfarrer ſuchte in den nachläſſig geſchriebenen Sterbeliſten wieder mehrere Tage lang, und Nikola half ihm. Endlich fanden ſie in einem noch im vorigen Jahrhundert angelegten Regiſter den Namen und den Todestag der alten Frau auf, Nikola erhielt das Atteſt und flog auf dem Dampfboot den Rhein hinunter zu ſeiner Geliebten. Noch war eben Zeit die geſetzlichen Ankündigungen und die Trauung vor dem Tage des Abmarſches vorzunehmen: da aber fand er Margret in Fieberphantaſien wieder: die raſchen Schickſalsſchläge, welche ſie ſeit jener Nacht betroffen hatten, die Angſt um das Bekanntwerden ihres Zuſtandes, die fürchterliche Spannung der letzten Wochen hatten ihr eine heftige Krankheit zugezogen. Der Doktor verſicherte: es werde ihr Tod ſein, wenn man ſie jetzt aufrege, und der Pfarrer, der die Kranke beſuchte, mußte auch mit Schmerz erklaren, daß weder der Bürgermeiſter noch er jetzt die Trauung vornehmen dürften, da Margret offenbar ihrer Sinne nicht mächtig und daher unfähig ſei eine gerichtlich gültige Erklärung abzugeben. Nikola meinte raſend zu werden; der Doktor aber zog ihn bei Seite und ſagte: Halten Sie den Kopf oben, junger Mann. Ich weiß leider warum ſie ſo eilig ſind, und ich verſpreche Ihnen unſerer Kranken auch nach der Geneſung zur Seite zu ſtehen. Jetzt können Sie nichts thun; reiſen Sie ruhig ab, und bleiben Sie dem armen Mädchen treu.

Der Abſchiedstag kam, Nikola faßte die heiße Hand ſeiner Braut, die im Fieber ihn laut anlachte und ausrief: Sei luſtig, Nikola, morgen heirathen wir ja. Der Brautkranz iſt ſchon fertig, im Fliederbuſch liegt er, weißt Du, beim Moosbäuschen oben im Wald. Geſtern hab ich auch die Nachtigall gehört; der Bruder ſagt, ich wär' närriſch, denn im Herbſt ſchlügen die Nachtigallen nicht. Es iſt aber doch wahr, ſchau da fliegen ja auch die Johannisfünkchen, ſieh hier, dort, und da mir dicht vor der Stirn.

Ihre verzehrenden Augen ſtarrten weitgeöffnet in die leere Luft hinaus. Nikola riß ſich in Verzweiflung von ihrem ſchauerlichen Anblick los, drückte noch einen Kuß auf ihre Stirn, und hörte auf der Treppe einen lauten Jammerſchrei, den ſie ihm nachſandte.

Margrets Krankheit dauerte bei ihrer kräftigen Jugend nicht lange, nach wenigen Wochen konnte ſie ſchon wieder die freie Luft ertragen. Man hatte ihr anfangs Nikolas Abreiſe verborgen, und ihr eignes Unglück entſchwand ihrem Bewußtſein vor der Schwäche ihres Gehirns. Nun aber, wie ſie wieder auf dem Stuhle vors Haus getragen wurde, wie ſie über die Nachbardächer im Glanz der warmen Herbſtſonne den bräunlichen Wald und durchs fallende Laub das Moosbüttchen vorſcheinen ſah — da legte ſich auch die Erinnerung wieder wie eine Centnerlaſt auf ihr armes Herz. Und als ſie nun endlich doch erfahren mußte, daß Nikola nicht ihr Mann vor der Welt geworden ſei ehe er abreiste, als ſie nun ihre Schmach nahe und näher herankommen ſah, da gingen fürchterliche Gedanken und Rathſchläge durch ihre Seele.

Aber es kam ihrem beſſern Gewiſſen der Doktor zu Hülfe, als er der Geneſenden den letzten Beſuch machte, er wollte ſein Wort halten, das er dem Nikola gegeben hatte. Schonend lockte er ein Bekenntniß von Margret heraus deſſen Inhalt er längſt wußte, und bewog ſie, um ihrer Seele Ruhe wieder zu geben, gleich in den nächſten Tagen auch dem Pfarrer ihre Beichte abzulegen. Der Letztere übernahm es der Familie das Geheimniß zu eröffnen.

Von jetzt kamen ſchwere Tage über Margret. Zwar ſie ſelbſt, als ſie mit Gott ſich wieder verſöhnt wußte und bei dem ſonſt fremden Manne, dem Doktor, menſchliche Liebe und Theilnahme gefunden hatte, gewann ihre alte Kraft und Entſchloſſenheit wieder; aber ſie brauchte ſie auch in dem Kampf mit der Außenwelt, der nun begann.

Die ältern, außer dem Hauſe verheiratheten Brüder, aufgereizt von ihren Weibern, waren über die Unehre entrüſtet, welche die Schweſter über die Familie brachte, und wandten ſich mit ganz kaltem Herzen von ihr ab. Der jüngſte Bruder war ihr wohl gut und blieb es auch, aber er hatte ein ſchwaches Gemüth und es wurde ihm doch läſtig ſie im Hauſe zu behalten. Man nahm die Erbtheilung vor, und die Geſchwiſter glaubten ſich völlig berechtigt, bei dieſer die Schweſter für ihr Vergehen zu beſtrafen. Der Vermögensſtand fand ſich nicht ganz ſo glänzend wie man erwartet hatte. Der jüngſte Sohn, der nach der Anordnung des Vaters das Hauptgut übernahm, mußte doch große Schulden darauf machen, um die andern Brüder abzufinden, und ſuchte dafür Margrets Antheil, der ihm ja ebenfalls zur Laſt fiel, möglichſt gering anzuſetzen. Da die andern Geſchwiſter nicht für ſie ſprachen, wurde ſie hierbei bedeutend verkürzt, und es fiel ihr nur eine Summe zu, die zu ihrer und des Kindes Erhaltung allenfalls hinreichte, aber weit von der Ausſteuer abſtach, auf die ſie bei Lebzeiten ihres Vaters rechnen durfte. Der Doktor rieth ihr dringend Einſprache zu thun, die Sache an die Gerichte zu bringen. Aber dann hätte ſie öffentlich vor den Leuten auftreten müſſen, und das wurde ihr jetzt zu hart, da ohnehin die unbarmherzigen Zungen der Schwägerinnen bereits Alles an die große Glocke gebracht hatten. So fügte ſie ſich dem Unrecht das ſtets den Unglücklichen verfolgt; aber mit Blutsverwandten, die ſo unbrüderlich an ihr gehandelt hatten, vermochte ſie nicht mehr zu leben, und die Vorſtellung war ihr unerträglich, daß eine boshafte Hand vielleicht auf derſelben Schwelle des Vaterhauſes ihr Häckſel ſtreuen könnte, wo einſt an jedem erſten Maitag grünes Mailaub für ſie geprangt hatte.

An einem frühen, ſchon kühlen Morgen des Spätherbſtes, als noch nirgendwo von den Tennen der Taktſchlag der Dreſcher herklang, ſchlich ſie durch die Gaſſen des Dorfs, welche ſie monatlang vermieden hatte, in den Wald und ſchlug einen kleinen rauh anſteigenden Buſchpfad ein. Nach dem Marſch einer guten Stunde ſenkte ſich der Weg in das kleine Bachthal zu einer Mühle hinab. Die alte Müllersfrau war ihre Tante und Pathe zugleich, eine gutmüthige Seele gleich ihrem Bruder, dem todten Vater Margrets, wenn auch ohne deſſen klaren Verſtand. Sie traf die Alte noch beim Kaffee, und es that ihr ſo wohl, als dieſe, obwohl ebenfalls mit allem Vorgefallenen bekannt, ihr mit herzlicher Freude entgegenkam und ſie gleich zum Eſſen und Trinken nöthigte. Die Pathe erzählte ihr dabei aus ihrer langen Lebenserfahrung ein Dutzend Fälle, wo ſolche Dinge am Ende doch noch gut abgelaufen und mit einer Hochzeit beſchloſſen worden ſeien; die drei Dutzend, welche ein betrübteres Ende genommen hatten, verſchwieg ſie. Nun rückte Margret mit ihrem Plan hervor. Sie wollte bei der Tante als Magd eintreten ohne Lohn, Garten, Küche und Näharbeit beſorgen: dafür ſollte ihr dann ein kleiner Nebenbau der Mühle eingeräumt werden, und für die Pflege des Kindes Zeit bleiben. So hoffte Margret durch ihrer Hände Arbeit ihrem Kinde wenigſtens das kleine Vermögen als Erbe zu ſichern das ſie gerettet hatte. Die Tante, der Margrets Tüchtigkeit und Fleiß wohl bewußt war, ging mit Freuden darauf ein und verſprach ihr, daß ſie wie ein Kind vom Hauſe gehalten ſein ſollte. Schon am folgenden Morgen zog Margret ein, nachdem ſie vorher an Nikola einen Brief geſchrieben und ihm ihren neuen Wohnort angezeigt hatte.

Bis jetzt war ſie unter allen dieſen Beſchäftigungen nur noch wenig ans Grübeln darüber gekommen, daß Nikola von Berlin aus noch immer nichts von ſich hören ließ; auf dem Lande iſt man ohnehin der Briefe nicht ſo bedürftig als in der Stadt. Jetzt aber bei dem ſtillen und gleichmäßigen Arbeiten auf der Mühle ſtiegen ihr allerlei Gedanken auf, die ſie jedoch tapfer abwehrte. Daß er in der Hauptſtadt angekommen ſei, wußte ſie durch ſeine Verwandten, und ein aus dem Dienſt entlaſſener Kamerad hatte ihr einmal einen Gruß von ihm mitgebracht. Damit beruhigte ſie ihr Gemüth, nachdem ſie die Welt hinter ſich gelaſſen, erwachte ſtatt der Trauer die ſüßeſte Hoffnung der Mutterfreude, und mit klarem Blicke ſah ſie wieder ihr Geſchick an ſtark in Muth und Vertrauen.

So kam ihre Stunde. Die Wehmutter trug das Kind, ehe ſie die Fenſterläden ſchloß, noch einmal ans Licht und ſagte tröſtlich zur Mutter: Freut euch Margret, ihr habt einen hübſchen Jungen, und blaue Augen kriegt er wie ſein Vater, der Nikola kann ihn euch nicht abläugnen. Dann aber winkte ſie die alte Müllerin hinter dem Rücken der Mutter zu ſich und zeigte im Antlitz des Kindes verſtohlen auf eine kleine blaue Ader, die dicht unter der Stirn herlief. Aengſtlich neigte die Tante ihr Geſicht über das Köpfchen des Neugebornen, und als ihre Blicke dann der Hebamme begegneten, verriethen die Augen ein ſtilles bekümmertes Einverſtändniß; die Hebamme nickte ein Ja, die Tante ſchüttelte traurig das Haupt; dann legten ſie das Kind in den Arm der Mutter. Am folgenden Sonntag wurde es auf den Namen Nikolaus getauft. Margret aber ſchrieb voller Mutterſeligkeit, mit überſtrömendem Herzen und mit noch zitternden Händen dem Vater einen Brief, der ihm den glücklichen Ausgang meldete, und nun erſt, da ſie das Gefühl einer unerhörten Freude mit ihm auszutauſchen hatte, ſah ſie mit brennender Sehnſucht einer Antwort von ihm entgegen.

Eines Abends brachte der Mühlknecht, der von

Blankenheim Getreide heraufgefahren hatte, einen Brief von dem Poſtamt daſelbſt mit. Die Tante hatte eben der Margret ein Geſchäft in der Küche zugewieſen und ſchickte ihr den Knecht dorthin. Ueber eine Weile rief ſie nach ihr: Margret antwortete nicht und kam nicht. Die Tante eilte zur Küche, das Feuer ſchlug hoch aus dem Ofen herauf, Margret ſah es nicht: ſie ſaß bewußtlos neben der Glut auf der Erde, der Brief lag in ihrem Schooß. Die Alte nahm ihn auf, las ihn und vermochte Margrets Erſchrecken nicht zu deuten. Er klang ja ſo freundlich, er ſagte ja daß Nikola ſeine Hand von dem Kinde nicht abziehen wolle, er fragte an ob er ſchon jetzt für Margret etwas thun könne. Aber Margret hatte mit tieferem Empfinden zwiſchen den Zeilen geleſen, und ſchon die erſten Worte lauteten ſo, daß ſie keinen Widerhall gaben zu ihrer unermeßlichen Mutterfreude: von jener Innigkeit, die einſt Nikolas gleichgültigſtes Geſpräch durchwehte, war in dieſem Briefe kein Hauch mehr. In einem Augenblick war es ihr klar geworden, daß ſie eine Verlaſſene und ihr Knabe ein Waiſenkind ſei.

Dießmal weinte ſie nicht, ſie nahm den Brief ſchweigend aus der Hand der Tante, ging mit feſtem Schritt über den Hof in ihren Nebenbau und hob ihr Kind aus der Wiege, das eben erwachte und die Händchen nach ihr ſtreckte. Mit ihm warf ſie ſich vor dem Bilde der Maria nieder und in lautloſem Gebete that ſie Gott und ſeiner Mutter ein hohes Gelübde, daß ſie hinfort dem Kinde Vater und Mutter zugleich ſein wolle. Erſt als ſie dann den Knaben an ihre Bruſt legte und er mit den herrlichen blauen Augen ſeines Vaters zu ihr heraufſah, rannen ihre Thränen über ſeine Stirn, und ſie empfand ſein warmes Leben wie ein ſtillendes Heilkraut, das unmerklich aus der Wunde ihres Herzens den Schmerz hinwegſog. Seit dieſem Tage kam Nikolas Name nicht mehr über ihre Lippen, auch ſchrieb ſie ihm nicht wieder: aber ihre Geſchäfte vollzog ſie wie ſonſt, das Kind gedieh unter ihren Händen, und die Tante hatte Segen in allem ihrem Hausweſen.

Wie ſcharf hatte doch der Blick der Liebe in jenem Briefe geleſen!

Als Nikola nach Berlin kam, wurde er anfangs von allen den Mühſeligkeiten des erſten Eingewöhnens weggenommen, die keinem Rekruten erſpart ſind. Seine Eitelkeit auf äußeres Erſcheinen und Anſehen machte ihn zum tüchtigſten Soldaten ſeines Zuges: das viele Geld, das er verſchwenden konnte, überhob ihn mancher Beläſtigung, und er genoß, obwohl er nicht als Freiwilliger eingetreten war, durch die Nachſicht der nächſten Vorgeſetzten beinah die Freiheit eines ſolchen. Er fühlte ſich ſtolz in der ſchmucken, knappen Uniform, in der er merklich durch ſeine männliche Schönheit alle Offiziere überbot. Ihm, der bisher nur einfaches Landleben kannte, thaten ſich nun plötzlich die mannigfachen Reizungen einer der glänzendſten Städte auf.

und die wirklich tüchtigen Kenntniſſe, die jene Privatſchule ihm gegeben hatte, führten ihn leicht auch in die Kreiſe des höhern Geiſteslebens ein. Er beſuchte Theater und bürgerliche Bälle und zog durch reichliches Leben und Lebenlaſſen junge Kaufmannsſöhne in ſeine Bekanntſchaft. Dieſe fanden es bald nicht ungerathen, den reichen jungen Landbeſitzer in ihre Familien einzuführen.

Der Rheinländer hat in der Berliner Geſellſchaft einen Vortheil voraus. Man kommt ihm mit günſtigem Urtheil entgegen, man liebt das ſorgloſe leichte Blut ſeines Stammes, man verzeiht ihm ſeinen Dialekt und manchmal ſogar den Mangel feinerer Bildung. Nikola war nicht ungebildet: er ſang ſchön und fertig, er hielt etwas auf ſich und beſaß auch Empfindung genug, um ſich raſch in die Bücher hineinzuleſen die eben Mode waren; in politiſchen Geſprächen wie man ſie dort liebt, gab er ſogar durch ſeine genaue Kenntniß der heimathlichen Sachlage einen erwünſchten Beitrag zur Unterhaltung her. Schon nach ſechs Wochen hatte ſich ihm am Wirthstiſch wie am Theetiſch eine Menge von Kreiſen eröffnet, die ihn bezauberten und hinriſſen. Ihnen widmete er alle freie Zeit: ſonſt nahm ihn die Pünktlichkeit des Militärdienſtes hin, welche doch auch den Kräftigſten ermüdet, und ſo blieb ihm kaum Zeit an die arme Margret zu denken, vielweniger an ſie zu ſchreiben.

Auf jenen Brief, der die Geburt des Knaben meldete, hatte Margret in der Freude ihres Herzens ein Eilig zur Adreſſe geſetzt. Als er dem Kameraden Niklas ausgehändigt wurde, den dieſer als Burſchen zum Putzen brauchte, meinte der, wegen jenes Wörtchens den Brief raſch abliefern zu müſſen, und brachte ihn daher in das Haus eines kleinen Kaufmanns, bei deſſen Frau und Töchtern Nikola dieſen Abend zu Thee und Muſik eingeladen war. Nikola ſaß eben mit der ſchönen, vornehm blaſſen Adelaide im lebhafteſten Geſpräch, als das Kammermädchen ihm den Brief übergab. Wohl erkannte er die zitternden Züge der Aufſchrift, aber er ſchämte ſich in dieſer Geſellſchaft an ein Bauernmädchen erinnert zu werden, ſein Blick flog über Adelaidens weiße Stirn, über ihre feinen Züge, über das glänzende modiſch geſchnittene Kleid — und wider ſeinen Willen trat dieſem Bilde gegenüber Margrets verhärmte Geſtalt mit dem wirren Blick und zerwühlten Haar, wie er zuletzt auf dem Krankenbette ſie geſehen hatte. Adelaidens Mutter bat ihn höflich ſich nicht zu geniren und den Brief gleich zu leſen; er aber antwortete frei und leicht, es habe keine Eile, und der Brief, der ihm verkündigte daß ein Sproſſe ſeines Blutes ihm geboren ſei, wurde uneröffnet unter die Uniform geknöpft. Heiter führte er ſodann ſeine Nachbarin zum Klavier, heiter ſang er zu ihrer Begleitung ihr rheiniſches Lieblingslied von dem Mädchen, das um den geſtorbenen Geliebten ſich im Kloſter zu Tode trauert — und ſelbſt bis zur Adelaide von Beethoven verſtieg er ſich. Die wirkliche Adelaide vernahm dieſe Huldigung nicht ungern; einer Berlinerin, deren Vater unglücklich in Eiſenbahnaktien ſpekulirt, kommt es ſehr romantiſch vor, mit einem wohlhabenden Landwirth in ein rheiniſches Dorf zu ziehen und eine Idylle mit dem Schäferhut durchzuſpielen. Adelaide war ſehr gütig an dieſem Abend — Nikola küßte beim Abſchied mit Feuer ihre ſchlanke kühle Hand. Erſt als er daheim ſich auskleidete und Margrets Brief aus der aufgeknöpften Uniform zu Boden fiel, dachte er wieder an dieſen. Im Bette brach er das Siegel auf, las den Brief, legte ſich auf die Seite und ſchlief ein.

Als er erwachte ging ſein erſter Gedanke zu Adelaide, der zweite in die Heimath. Er war nicht verhärtet: zu ſeinem Kinde fühlte er einen ſtarken Zug, die Mutter war ihm nicht unlieb, aber doch gleichgültig. In dieſer Laune ſchrieb er jenen Brief an ſie: zu dem Entſchluß ſie zu verlaſſen war er noch nicht gekommen, aber er hatte auch nicht den Muth ſie als ſeine geliebte Frau anzuerkennen. Dieſe Feigheit gab dem Briefe den Ton: da konnte er freilich nicht ſo herzlich werden wie vormals. Und als darauf Margret nicht ſchrieb, legte Nikola es ſich ſo aus als habe nun ſie die Schuld des Bruchs: ihr Bild wurde ſeiner Seele fremd, und wenn es ja ſich noch einmal heraufhob, drängte er es höchſtens mit einem Seufzer wieder auf die Seite.

Leider wurde er auch Adelaidens und ſeines ganzen hauptſtädtiſchen Lebens überdrüſſig. Das Soldatenleben, nachdem er ſeine Lehrzeit daran durchgemacht hatte, kam ihm, der an rüſtige Arbeit, an Zweck und Erwerb gewöhnt war, wie eine glänzende Spielerei vor. Seine jungen kaufmänniſchen Freunde waren ihm durch ihre kleinlichen Geldgeſpräche und theils auch durch die Gemeinheit ihres Lebens und Genießens geradezu widerlich. Mit Adelaide aber hatte er nun etwa hundertmal die rheiniſchen Volkslieder und eben ſo oft die Adelaide abgeſungen und den Thomas Thyrnau durchgeſprochen. In dieſem Hauſe lieh er der Unterhaltung ſeine eigne Wärme: daher war ſeine Seele jetzt immer kalt und müde, wenn er Abends wegging. Er mißte faſt überall neben dem Reiz die Kraft, und wenigſtens in keinem der Kreiſe, die ihm offen ſtanden, fand er die Tiefe und Unendlichkeit des Gemüthes, ohne welche ein kraftvolles Jünglingsherz ſich unglücklich fühlt. Die ſchweren Steinmaſſen der prächtigen Stadt im ſcharfen Strahl der heißern nordiſchen Sommerſonne lagen wie Felsblöcke auf ihm, und ſchon jetzt am Ende des erſten Jahres, dehnte ſich das Zweite, das er hier noch zu verleben hatte, farblos und geſtaltlos vor ihm aus. Hatte er früher zu haſtig den Kelch der ihm ſo neuen geſellſchaftlichen Genüſſe geleert, ſo verſank er jetzt in ein einſames Verzehren ſeiner Kraft. Liebe war nicht in ſein Herz gekommen, und mit ſeinem ernüchterten Blicke erkannte er, daß kein unter dieſen Umgebungen erwachſenes Weib ihm und ſich ſelber zum Frieden in ein rheiniſches Dorf ihm folgen könne. Eine zierlich geſtochene Karte meldete ihm endlich Adelaidens Verlobung: als er immer und immer eine Erklärung zurückhielt, hatte ſie endlich in halbem Verdruß den Antrag eines Wittwers aus Schleſien angenommen, der in ihr nicht eine Frau, ſondern eine ſtädtiſch gebildete Gouvernante für ſeine Töchter heirathete.

Aus dieſer Gleichgültigkeit, die Nikola's Jugendmuth langſam untergrub, riß ihn denn im Herbſt ſeines erſten Dienſtjahres ein ſtarkes Briefpaket von ſeinem Dorfe heraus. Der alte Schultheiß, ſein Vater, war geſtorben; ihm fiel ein ſchuldenfreier großer Landbeſitz zu, und ſeine Gegenwart daheim wurde jetzt, wo er gleich für die Beſtellung ſeines Erbgutes ſorgen mußte, ganz unerläßlich. Die Beſcheinigungen von Seiten der Behörden lagen gleich bei dem Briefe, und in zwei Tagen hatte er ſeinen Urlaub, der einer völligen Dienſtentlaſſung gleich ſtand. Seinen Unterofficieren und dem modiſchen Pöbel, mit dem er anfangs zuſammen gekommen war, gönnte er noch an einem Abende die Freude, für ſein Geld in Rheinwein ſich zu baden; an Adelaidens Wohnung gab er, da er ſie ſelbſt nicht zu Hauſe fand, ſehr ruhig eine Abſchiedskarte ab, und warf dann die Viſitenkarten (ſelbſt dieſe Mode hatte er mitgemacht) von der Königsbrücke in die Spree, ſammt dem geſtickten Täſchchen, das er irgendwo als Vielliebchen geſchenkt bekommen hatte; mit ihm ſchwamm ſein ganzer ſtädtiſcher Modetraum auf der ſchwarzen ſchlammigen Flut hinunter. Im blauen Kittel ſetzte er ſich auf die Eiſenbahn und fuhr ſeinem Rheine zu.

Und als er ihn nun bei Köln zuerſt wieder ſah, den grünwogigen ſtillen Strom, als er, den Stab in der Hand, von Bonn hinaufwanderte und durchs Felſenthor ſchritt zwiſchen Drachenfels und Rolandsbogen hindurch, da brach aus ſeiner befreiten Bruſt ein lauter heller Jubelſchrei; ſo ſchön hatte er nie ſich das Land, ſo lieb und traut nicht die klangvolle Sprache der Heimath gedacht. An der Ahr laſen ſie Trauben wie damals, als er mit zagem Herzen von Hauſe auszog; Schlucht und Fels hallten wieder von den langgezogenen Melodien der Volkslieder, und heute ſang er ſie, unten auf der Straße daher ſchreitend, aus ganz anderem Herzen mit, als an Adelaidens Klavier. Wie dem Wandervogel war ihm zu Muthe, wenn er zur Zeit, wo der mächtige Zug nach dem Süden ihn ergreift, in Haft gehalten wird und dann entſchlüpft, um mit weit gebreiteten Schwingen die Brüder noch über dem Spiegel des Meeres einzuholen.

Aber ganz rein war doch ſein Herz noch nicht: Margrets Platz darin blieb leer. Als er nach Hauſe kam, wurde ſein Fehltritt mit ihr als eine leichte Sache genommen; das Mädchen, wie immer, traf die ganze Ungunſt der herrſchenden Meinung. Ihre eigene Familie redete ſchlecht von Margret, um den Gedanken an das Unrecht nicht aufkommen zu laſſen, das man ihr angethan hatte; die Brüder wünſchten nicht einmal, daß ein ſo kräftiger und entſchloſſener Mann, wie Nikola, ihrer ſich annähme, denn ſie mußten beſorgen, daß alsdann jene Erbtheilung noch einmal in Frage genommen und ihnen ein ſehr böſes Spiel bereitet würde. Seit beinahe einem Jahre hatte man Margret im Dorfe nicht mehr geſehen; daß ſie kein Wort von Nikola mehr redete, erfuhr er bald, und ſchloß daraus, daß ſie die Hoffnung auf endliche Heirath aufgegeben habe. Wäre Margret ihm auf der Schwelle des elterlichen Hauſes wie vor Zeiten ſehnſüchtig und liebevoll begegnet, hätte er ſie im Walde auf einſamem Stege getroffen, wer weiß, was jetzt noch geſchehen wäre. Aber ihrem Stolze ſich aufzudringen, war er ſelber zu ſtolz, denn er ſah nicht ein, daß ſie ihm mit Ehren nicht entgegen kommen durfte. So ſchlug er ſich die ganze Sache aus dem Sinne, warf ſich in ſeine neue Thätigkeit für Verwaltung des großen Gutes hinein, das ihm alle Hände voll zu thun gab, und beſchloß, in ſpäterer Zeit, wenn der erſte Schmerz und Groll verwunden wäre, der Verlaſſenen Anträge wegen Verſorgung des Kindes ſtellen zu laſſen.

So kam der Winter heran, ein langer, grimmig kalter Winter. Margrets Knabe war nun bald ein Jahr alt und lief ſchon an Einer Hand; es war ein blühendes ſchönes Kind und der Stolz der Mutter, die der alten Tante manchmal recht böſe wurde, wenn dieſe allerhand Bedenken über ſein Aufkommen kund gab. Als nun aber der Winter recht auf ſeiner Höhe ſtand, als die Mühle in Schnee und Eis begraben und faſt unzugänglich war, da ſchien doch die Tante mit ihren Beſorgniſſen Recht zu behalten. Eines Abends wurde das Kind mitten unter ſeinen Spielſachen unruhig, ſchrie heftig und bekam in der Nacht ſtarkes Fieber. Reißend nahm in den nächſten Tagen Kraft und Fülle ab, und als der treue Freund Margrets, der Doktor, über gefährliche Pfade voll Glatteis doch zur Mühle durchdrang, fand er ſchon das Gehirn leidend, die Gefahr bedeutend. Margret zitterte, den letzten und einzigen Zweck zu verlieren, für den ſie ihr Leben noch ertrug: mit unerhörter Anſtrengung und Pünktlichkeit ſchaffte ſie Alles herbei, was der Arzt zweckdienlich fand: viele Wochen lang kam kein Schlaf in ihre Augen. Draußen im Wald ſtieg die Kälte und ſchauerliche Troſtloſigkeit des Winters; drinnen ſank die Hoffnung der Mutter von Tag zu Tag mehr. Keine Arznei gab dem Kinde Lebenskraft wieder; es war erſchreckend hager und leichenhaft anzuſehen, und ohne Bewußtſein, ohne Lächeln oder Weinen nahm es die zärtliche Pflege der Mutter hin. Sein Seelchen ſchien bereits geſtorben vor dem Leibe.

So fanden wir Margret an jenem Morgen, als ſie endlich, ſtumpf von Weinen und Jammer, matt von monatlanger Anſtrengung und Schlafloſigkeit, Gebet und Pflege aufgab, und an der Grenze des Verzweifelns angelangt, zerwühlt von den Erinnerungen verlornen Glücks, durch die Scheiben ihres Fenſters in den Wintermorgen hinaus ſtarrte, der troſtlos bleich und trübe über den Schneebergen anbrach.

Im Hof ſcholl der Huf eines Pferdes, es war der Doktor, der jetzt vor Froſt zitternd in ihre Stube trat; die Tante kam mit ihm. Er ſetzte ſich ans Bettchen des Kindes, nahm das Händchen und befühlte Puls und Stirn; mit weitem ſcharfem Auge blickte die Mutter auf ihn. Es geht endlich auf eine Entſcheidung los, ſagte er. Margret erbebte. Noch iſt nicht Alles verloren, fuhr er fort, an Lebenskraft haben wir nichts verloren ſeit vorgeſtern, aber es iſt leicht möglich, daß das Fieber in der nächſten Nacht ſtärker wird. Geſchieht dieß, ſo müſſen wir mit einem ſehr kräftigen Mittel durchgreifen. Ich will neue Tropfen aufſchreiben, merken Sie wohl auf, liebe Margret. Der Tag wird ruhig bleiben, vor Abend thun Sie ja nichts, ſondern ſchlafen heute ſelbſt ein Stündchen. Aber um zehn Uhr in der Nacht richten Sie ein ſcharfes Auge auf das Kind. Bleibt es wie in den vorigen Nächten, ſo geben Sie die neue Arznei nicht; ſpüren Sie aber größere Unruhe und Hitze an ihm, dann raſch zehn Tropfen jede Viertelſtunde; ich glaube, daran hängt das Leben des Kindes. Morgen früh komme ich wieder.

Während der Doktor das Recept aufſchrieb, ſagte die Tante: Das trifft ſich gut, unſer Paul fährt heut mit dem zweiſpännigen Wagen nach Blankenheim und bringt hernach Frucht mit herauf, da kann er gleich die Tropfen in der Apotheke holen.

Der Doktor ſah vom Papier auf und ſagte: Er wird doch ja vor Abend wieder kommen? Ich ſage Ihnen, es hängt viel daran.

Sicher, ſagte die Alte, er iſt treu und gut.

Der Doktor ſtand auf, bot Margret herzlich die Hand und reichte der Tante das Recept hin. Zu gleicher Zeit, als ſein Klepper höher ins Gebirg zu einem andern Kranken trabte, zogen die beiden tüchtigen Braunen den Wagen Pauls durchs große Hofthor auf die Straße nach dem Ahrthal hinaus. Die Tante verſprach, in der Stube zu bleiben, und da der Knabe jetzt ganz erquicklich und feſt ſchlief, legte ſich auch Margret aufs Bette. Ein geſunder Schlummer ward ihr zu Theil, und ſie erwachte erſt, als bereits die Sonne ihren kurzen Winterlauf vollendet hatte. Iſt Paul zurück? war ihre erſte Frage.

Noch nicht, antwortete die alte Frau, aber wir haben auch noch fünf Stunden bis zehn Uhr. Mach Dir keine Sorge, der kommt ſicher.

Die beiden Frauen ſtärkten ſich jetzt mit Speiſe und Trank. Margret, vom Schlafen wie neugeboren, war voller Hoffnung, und in traulichem Plaudern gingen ein paar Stunden beim Spinnrad vorüber. Die Wanduhr ſchlug acht, draußen wehte pfeifend ein ſcharfer Nordwind. Die Alte ſtand auf und ſagte: Nun aber begreife ich's doch ſelber nicht mehr. Ob dem Paul mit den Pferden ein Unglück zugeſtoßen iſt? Jetzt müßte und müßte er hier ſein, wenn Alles recht ſtünde.

Ich will einmal in die Mühle hinüber und hören, ob ſie da noch nichts von ihm wiſſen. Mit dieſen Worten ging ſie fort. Margret blieb mit böſen Ahnungen allein. Das Kind lag noch immer ruhig.

Gegen neun Uhr kam die Tante zurück. Der Michel von der obern Mühle iſt eben vorbei gekommen, ſagte ſie. Es iſt ein bös Wetter draußen im Wald, der Nordwind hat den Fahrweg mit Schnee verweht ſo hoch, daß drei Männer über einander ſtehen könnten und ſähen doch nicht drüber weg. Unſer Paul iſt bis an die Enge gefahren, da iſt ihm der Wagen im Schnee ſitzen geblieben; der Michel hat ihn da ſtecken ſehen, der Paul aber muß die Pferde ausgeſpannt haben und nach Blankenheim in die Herberge zurückgeritten ſein.

Margret rang die Hände. Alſo die Tropfen bekomme ich nicht vor der Nacht? Konnte er denn die nicht durch Jemand zu Fuße heraufſchicken?

Ja, ſagte die Tante, wenn er einen fände. Aber Michel hat erzählt, daß ſie drunten zu Blankenheim von nichts reden, als von den Wölfen. Es iſt ein Menſchenwolf im Zitterwald, oder gar viele; geſtern Morgen in der Frühe haben ſie ein Jüngelchen zerriſſen, das nach dem Kyllthal in die Schule ging. Die Dörfer haben ſich zuſammen gethan und wollen nächſter Tage eine große Jagd halten.

Während die Alte dieſen Bericht gab, zuckte das Kind in ſeiner Wiege zuſammen und ſchrie laut auf. Margret ſprang zu ihm und nahm es auf ihren Schooß, es war heiß und ſieberte ſchon. Mit heftigem Krampf und Geſtöhn wand es ſich in ihren Armen: die Kriſis trat ein, die der Arzt vorausgeſehen hatte. Margret mußte es wieder ins Bettchen legen, und die ſo tröſtlich gemeinten Worte des Arztes: Ich ſage Ihnen, es hängt viel von dieſer Arznei ab, ſchnitten ihr jetzt wie ſcharfe Meſſer durch die Bruſt. Jede Minute Schlafs, die ſie während des Tages im Vertrauen auf Pauls Wiederkehr ſich gegönnt hatte, wurde ihr zum innern Vorwurf. Wär' ich doch ſelber heut am Tage gegangen! ſprach ſie leiſe, und plötzlich rief ſie laut aus: Aber warum kann ich jetzt nicht noch gehen?

Sie ſprang auf und band ſich ein großes Tuch um den Kopf. Die Tante griff ſie beſorgt bei der Hand und ſagte: Mädchen, Du biſt von Sinnen! Du allein in ſolcher Nacht durch den Zitterwald? Und Du haſt ja das Recept nicht einmal.

Margret ſtand einen Augenblick überlegend. Doch, ſagte ſie, das Recept muß ja in der Apotheke liegen, ſonſt hat es der Paul noch, und deſſen Herberge weiß ich zu finden. Zwei Stunden ſinds nach Blankenheim auf dem Fußpfad, die laufe ich in anderthalb, um Mitternacht bin ich wieder hier und vielleicht rette ich dann noch mein Kind.

Höre, Margret, ſagte jetzt die Alte, darauf darfſt Du nicht rechnen. Setz Dich wenigſtens noch einen Augenblick her zu mir; ich muß Dir eine Sache eröffnen, die ich bisher verſchwiegen habe.

Margret ſah erſtaunt ihre Tante an. Sieh, ſagte dieſe, ich und die Hebamme haben es gleich bei der Geburt geſehen, daß du das Kind nicht aufbringen kannſt. Leiſe ſetzte ſie hinzu: Es hat ja ein Todesäderchen.

Bei dieſem Worte ergriff ſie die Lampe und ließ deren ſtärkſten Schein auf das Antlitz des Kindes fallen. Schau her, ſagte ſie, und wies auf die Stelle unter der Stirn. Wirklich lief dort der dunkelblaue Streif, ſtark von dem wachsblauen Krankengeſicht abgehoben, von einem Auge zum andern hinüber.

Margret erſtarrte; ſie beſann ſich erſt jetzt auf den allgemein herrſchenden Aberglauben, daß dieſe Ader ein Todesbote ſei, der kein mit ihm behaftetes Kind über die erſten Jahre hinüber kommen laſſe. So lange der Knabe geſund war, bemerkte man dieß Zeichen wenig, jetzt trat es unverkennbar hervor. Es mag in der That bei manchen Kindern auf Schwäche deuten, und da es im reifen Alter ganz verſchwindet, ſo iſt es freilich richtig, daß kein geſunder und erwachſener Menſch daſſelbe an ſich trägt.

Aber nur einen Augenblick ſiegte der Aberglaube über das Mutterherz. Tante, ſagte ſie, es kann ſein, daß Ihr Recht habt. Aber ein Jahr hat mein Kind gelebt trotz dem Todesäderchen, und wenn es dieſe Nacht ſtirbt, ſo ſtirbt es nicht an der Ader, ſondern daran, daß ihm das rettende Heilmittel fehlt. Und nun haltet mich nicht mehr. ich gehe.

Sie nahm eine Laterne vom Wandbrett, weil der Mond erſt ſpät aufging, ſchlug eine Decke um Schultern und Bruſt und band ſie, damit die Arme frei blieben, auf den Rücken zuſammen. Dann nahm ſie das Kind aus dem Bettchen — ach, ſie wußte ja nicht, ob ſie es lebend wieder fand! — küßte es und übergab es der Obhut der alten Frau, die gleich wieder mit kalten Umſchlägen anzufangen verſprach.

So trat Margret vor die Thüre auf den Hof hinaus. Ein leiſer Schauder ſträubte ihr Haar, als ſie zuerſt in die furchtbar kalte Sturmnacht hinausblickte. In der Ecke des Hofes ſah ſie eine große Holzaxt ſtehen; die ergriff ſie, um eine Stütze und zugleich für alle möglichen Fälle eine Waffe zu haben. Am Mühlbach verließ ſie den Fahrweg durchs Thal, weil ſie ihn vom verwehten Schnee ungangbar wußte, und ſtieg durch den ſauſenden Forſt auf dem kleinen nähern Fußweg empor. Erſt ſchlug ihr Herz hörbar, aber an alles Grauſen gewöhnt ſich der Menſch, und oben auf der Bergesplatte angelangt, wo der Weg, von Gebüſch nicht mehr ſo eng umſchloſſen, ebener und breiter hinlief, ſchritt ſie zwar langſam und in ſchwerem Kampfe gegen den Sturm, aber mit muthvoller Seele vorwärts. Der gefrorne Schnee, vom Winde aus allen Sträuchern und kleinen Schlachten aufgefegt, rieſelte bis um ihre Füße und füllte mählich die Spuren ihrer Tritte hinter ihr aus.

So kam ſie ungefähr in der Mitte ihres Weges auf einer weiten Hochfläche an, wo nur ein einzelner Baum ſich erhob, während fern die dunkeln Ränder des Forſtes ringsum die weiße Ebene einſchloßen. Plötzlich ſtand Margaret hier ſtill, und ihre Knie zitterten. Bei dem flackernden Scheine, den ihre Laterne im Windzug auf den Schnee vor ihr warf, ſah ſie eine Spur, die ſchon halb zugeweht war. Gern hätte ſie ſich überredet, daß ſie von Jagdhunden herkäme; aber zu oft hatten alte Leute ihr im Forſt dieſe Stapfen gezeigt und erklärt. Sie ſah es mit Grauſen, hier waren, es mochte vor einer halben Stunde geweſen ſein, die Wölfe gelaufen; ein großer in weiten mächtigen Sätzen, dem dann kleinere in einer Zahl, die ſich in den undeutlichen Spuren nicht mehr beſtimmen ließ, nachfolgten. Sie mußten nach dem Dorfe ihrer Kindheit auf den Raub gegangen ſein, denn dorthin, rechts ins Thal hinunter, liefen die Stapfen quer über Margrets Pfad hinüber. Es war alſo zu vermuthen, daß ſie noch in dieſer Nacht auf demſelben Wege in ihr gewöhnliches Lager zurückkehren würden.

Das muthige Mädchen ließ durch dieſe furchtbare Ueberlegung ihren Gang nicht verzögern, und ein kleiner Troſt wurde ihr gegönnt als ſie ein paar Schritte weiter gekommen war. Hier ſtieß ſie nämlich auf die ganz friſchen Spuren eines menſchlichen Fußes, welche der Wolfsfährte offenbar folgten: erſt vor wenigen Minuten mußte hier ein Mann den Beſtien nachgegangen ſein.

Dieſer unbewußte Gruß eines menſchlichen Weſens mitten unter den Schrecken der Natur richtete ihren Geiſt auf. Bald ſenkte ſich nun ihr Pfad, aber er wurde auch immer mühſamer je tiefer ſie kam, weil der Flugſchnee vom ganzen Gebirg in die Thäler hinabwehte. Manchmal mußte ſie durch knietiefe Maſſen ſich Bahn brechen; immer langſamer drang ihr ermüdender Fuß vorwärts, und als ſie endlich die bequeme Landſtraße erreichte, die von Trier an der Hülchrather Kapelle vorbei nach Blankenheim führt, hörte ſie in dem nun ganz nahen Städtchen ſchon die Mitternachtsſtunde ſchlagen.

Die Apotheke war erreicht: ſie klingelte mehrmals an der verſchloſſenen Thüre, und nach einer Viertelſtunde öffnete der Proviſor. Das Recept fand ſich vor, Paul hatte es richtig abgegeben und die Arznei erhalten. Indeſſen war der Proviſor, ſobald Margret berichtete, warum das Fläſchchen nicht in ihre Hände gekommen, gerne willig das Recept neu zu bereiten. Er zündete Feuer an und lud Margret ein mit ins Laboratorium zu kommen und ſich zu wärmen. Als er erfuhr, daß ſie noch in dieſer Nacht zurück wollte, bereitete er ihr, durch ſolche Muttertreue gerührt, ein heißes ſtärkendes Getränk und drang ihr auch einen Biſſen Brod auf, während er ſeine Arbeit vollendete. Sie empfing von ihm ein ſchwarzes Fläſchchen, welches ſie unter ihr Buſentuch ſteckte, und er empfahl ihr noch, die Tropfen nicht dem Licht auszuſetzen, weil das ihre Kraft ſchwäche.

Es ſchlug zu ihrem Schrecken ſchon Ein Uhr, als ſie, auf die Axt geſtützt, von der großen Landſtraße wieder in den ſchmalen Waldpfad einbog.

Die Wärme und Kraft, welche nach der kurzen Ruhe jetzt ihre Glieder durchdrang, gab ihr eine wunderbare Freudigkeit und die Anſtrengung des Körpers milderte ihren Seelenſchmerz. Die Laterne war erloſchen, aber ſie konnte ihrer jetzt entbehren, denn das letzte Mondviertel ging auf und warf ſein helles Licht auf ihren Pfad. Noch war es bitter kalt, aber der Nordwind hatte ſich gelegt, der Himmel wurde wolkenfrei, und die glitzernden Sterne ſchauten tröſtlich herab. Mit der Einſamkeit der Nacht nun ſchon vertraut, dachte ſie an Gefahren nicht, und erſt als ſie die Hochebene erſtieg, fiel ihr plötzlich wieder ein, daß ſie die furchtbare Stelle der Wolfsſpur noch zu überſchreiten habe.

Sie kam jetzt an der Oeffnung einer Thalſchlucht vorbei, die nach ihrem Heimathdorf ſich öffnete; plötzlich vernahm ſie hier, obwohl von Schnee und Wald gedämpft, doch deutlich genug aus dem fernen Grunde herauf das wilde Gebell aller Dorfhunde; es klang heftiger und wüthiger als das Geheul, das dieſen Thieren ſonſt in Winternächten die Kälte auspreßt. Sie ahnte nichts Gutes; mit ſtürmendem Fuß, mit pochenden Adern flog ſie die letzte Höhe hinauf, um ſo raſch als möglich über die gefahrvolle Ebene hinwegzukommen, die ſich in glänzendem Licht vor ihr hinſtreckte. Schnee und Mond ließen jeden fernen Buſch in ſcharfem

Umriß erſcheinen; den einzigen dunklen Fleck bildete mitten auf der Fläche jener einzeln ſtehende Baum mit dem kargen Schatten ſeiner laubloſen Aeſte. Margret, nachdem ſie am Waldſaum eine Minute Raſt gemacht und mit ſcharfem Blicke ſich überzeugt hatte, daß der Weg noch ſicher ſei, flog einem Rennthier gleich über die Schneefläche auf den Baum zu, der wohl drei Büchſenſchüſſe von ihr entfernt war. Hier angelangt, blickte ſie von Neuem nach allen Seiten ſorglich um, und — war es Täuſchung? Nein, jetzt ſah ſie links aus dem Walde, noch weit von ſich entfernt, einen ſchwarzen Fleck auf die Schneefläche vorrücken. Sie ſprang in den Schatten des Baumes, ſtemmte ſich, um nicht in die Knie zu ſinken, mit dem Rücken gegen den breiten Stamm und faßte mit beiden Händen den Stiel der Axt. Da mehrten ſich die ſchwarzen Flecke auf dem Schnee und wurden größer. Deutlich erkannte ſie jetzt eine große Wölfin mit zwei noch kleinen Jungen: lodernden Auges, mit weiten kühnen Sprüngen und hochgehobenem Schweif, jagten ſie genau auf der Fährte zurück, die Margret auf ihrem erſten Gange entdeckt hatte und die ganz nahe an dem Baume vorbeiführte. Margrets Herz ſtand ſtill in ihrer Bruſt, ſie hielt den Odem an, als könnte ſein leiſer Zug ſie verrathen. Die Thiere liefen neben einander, das eine Junge blieb etwas zurück, alle ſchienen in banger Eile dem ſichernden Walde gegenüber zuzuſtreben. Jetzt waren ſie ganz nahe: Margret hörte das Keuchen ihres Odems. Die alte Wölfin und das eine Junge, das ſich dicht an ſie hielt, ſauſten vorüber, das andre ſuchte winſelnd nachzukommen. Plötzlich aber blieb es ſtehen, ſchnupperte, ſchwang den Schweif und bog auf Margret ab, wie neugierig zu ſehen was unter dem Baume ſtecke. Das Mädchen ſpannte alle ſeine Sehnen, krampfte ihre Finger um die Waffe, und in dem Augenblicke, als das Thier mit ſchleichendem Schritt und hochgehobener ſpürender Naſe unter den Hieb kam, ließ ſie mit Rieſenſtärke die mordende Schneide recht mitten zwiſchen ſeine Funkelaugen niederſauſen. Der furchtbare Schlag ſchnitt durch den Kopf und das Eiſen ſchlug noch auf den gefrornen Boden auf; das Thier aber ſtieß einen markdurchſchneidenden Schrei aus und verzuckte dann röchelnd zu ihren Füßen. Margret ſtreckte ſich raſch in die Höhe und hub die Axt von Neuem über ihr Haupt. Es war nöthig, denn die alte Wölfin, die ſchon nahe am Waldſaum angekommen war, wandte bei dem Schrei ihres Jungen das Haupt und kehrte mit dem zweiten Wölfchen in wenigen Sprüngen zurück. Als ſie das todte Junge am Boden und ſein Blut den Schnee berieſeln fand, heulte ſie laut auf und wollte Margret anſpringen: aber da ſah ſie in des Mädchens weit aufgeriſſenes Auge, ſah die blanke Axt über ihrem Haupte in den Strahlen des Mondes glitzernd, die einzeln durch die Zweige herabfielen. Feig ſprang ſie zurück, aber bald näherte ſie ſich wieder, langſam Fuß vor Fuß voranſetzend, um den Augenblick des Sprunges abzuſehen.

Das noch lebende Junge kroch ihr bange nach. So rückte das Unthier bis dicht vor das Mädchen vor, aber ehe es in den Bereich der Waffe kam, blieb es ſtehen, hockte auf die Hinterfüße nieder und peitſchte den Schnee mit ſeinem wedelnden Schweif, geduldig den Augenblick abwartend, wo Margret mit dem Auge blinzeln oder vor Müdigkeit die Arme niederſenken mußte.

So ſtanden ſie ſich entgegen, die beiden Todfeindinnen: die wölfiſche Mutter um den Mord ihres Kindes zu rächen, die menſchliche um dem ihrigen den Heiltrank des Lebens zu ſichern. Wie lange dieſe gräßlichen Augenblicke dauerten, wußte Margret nicht. Ihr Denken ſtand ſtill, und nur den Willen hielt ſie in ihrer tiefſten Seele feſt, den rechten Augenblick des Hiebes nicht zu verſäumen. Aber ſchon trat der kalte Schweiß der Mattigkeit vor ihre Stirn, die Füße zitterten unter der Laſt des Körpers, die Arme wurden ſtarr durch die Anſpannung, mit der ſie die ſchwere Axt empor hielt, und vor den Augen flirrten ihr auf dem blendenden Schnee ſchon alle Farben des Regenbogens. Sie gab ſich verloren.

Da ſchlug an der Stelle, wo der Waldſaum am nächſten bei ihr in die Schneefläche verlief, im dunklen Gebüſch ein Blitz auf — ein Pfeifen ziſchte durch die Luft — dann rollte über das Schneefeld, an der Waldgrenze prächtig wiederhallend, der helle Knall der Büchſe. Die Wölfin heulte wild auf, das Junge winſelte; beide wandten ſich zur Flucht und verſchwanden im Walde.

Ueber den Schnee kam ein raſcher, leichter Schritt. Der Jäger, der jenen Schuß gethan hatte, trat aus dem Verſteck, zog vom Monde beleuchtet, den Hahn des zweiten Laufes auf und ſchritt vorſichtig dem Baum zu, um zu ſehen was dort die Wölfe feſtgehalten und ihm ſo trefflich zum Schuß gebracht hatte. Da ſah er, vom Monde halb erhellt, die herrliche Geſtalt des bleichen Mädchens noch in der Haltung die ſie dem Unthier gegenüber behauptet hatte. Noch war der eine Fuß vorgeſchoben und trug die Laſt des übergebeugten Körpers, die runden nervigen Arme huben ſich, zum Schwunge ausholend, über das Haupt herauf. Ihr Buſen wogte, ihr Mund war mit feſtem Trotz zuſammengepreßt, und das Auge, noch zornfunkelnd und weitgeöffnet, ſah den flüchtigen Raubthieren nach. So muß das Weib geweſen ſein in jenen erſten Tagen der Welt, als es noch mit dem Manne Haß und Kampf theilte und auf Jagd und Walſtatt ihm nachſchritt.

Jetzt aber wandte auch ſie ihr Auge auf ihren Retter, ein lauter Schrei entfuhr ihr — es war Nikola. Dieſen Anblick ertrug ſie nicht; vornüber ſtürzte ſie mit der Art zu Boden und fiel in Ohnmacht über das erſchlagene Thier nieder. Nikola hatte anfangs beinahe gemeint eine Erſcheinung zu ſehen, jetzt ſprang er hinzu, legte ihren Kopf auf ſeinen Schooß und rieb ihr die Schläfe mit Rum aus ſeiner Jagdflaſche. Sie ſchlug die Augen auf und ſah ſeine Blicke, beſorgt und hold wie ehemals, über ihrem Antlitz ſchweben. Aber auch jetzt wachte nur Ein Gedanke in ihrer Seele: ſie zog das Arzneifläſchchen aus ihrem Buſen, drückte es in ſeine Hand und ſagte matt und leiſe: Nikola, Dein Kind drunten in der Mühle will ſterben, aber dieſe Tropfen können es vielleicht noch wenden. Bis hieher habe ich ſie ihm geholt, ich kann nicht mehr. Gehe um Gottes Barmherzigkeit willen und trage Du ſie jetzt ins Mühlenthal; mich laß hier.

Nikola umfaßte ſie mit naſſem Blick und ſagte: Iſt das wahr, Margret? Dieſe Nacht haſt Du überſtanden um meines Kindes willen? Nun, ſo ſollen alle guten Engel von mir weichen in meiner Todesſtunde, wenn ich Dich hier verlaſſe!

Er nahm die Weigernde auf beide Arme und trug ſie über das Schneefeld. In Margrets Adern begann das Blut wieder ſeinen vollen warmen Lauf. Nach wenigen Schritten ſagte ſie: Laß mich auf die Füße, ich kann wieder auftreten. Sie lehnte ſich auf ſeinen Arm, und ging anfangs ſchwer, dann immer flinker, der Heimath zu. Nur ſprechen konnte ſie nicht: je näher ſie dem Lager ihres Kindes kam, deſto ängſtlicher drückte ſie die neue Entſcheidung über Leben und Tod, der ſie nun entgegen ging. Nikola erzählte ihr unterwegs mit freundlichen Worten, was ihrer wunderbaren Rettung Urſache geweſen ſei. Er hatte, da auch ſchon in der vorigen Nacht die Wölfe bei ſeinem Heimathsorte ſich blicken ließen, einige gute Schützen bewogen mit ihm Wache zu halten. Er ſelbſt ging nur mit

Einem Gefährten in den Forſt, entdeckte jene Wolfsſpur und ſchloß daraus, daß die Thiere denſelben Weg zurückkommen würden. Seine Tritte waren es, welche Margret neben der Fährte im Schnee angetroffen hatte. Während nun ſein Genoſſe nach der entgegengeſetzten Seite der Spur folgte und einen guten Poſten zum Schießen aufſuchte, hatte ſich Nikola unweit der Ebene über einer engen Schlucht auf die Lauer gelegt. Hier vernahm er nach zwei Stunden Büchſenſchüſſe aus der Nähe ſeines Dorfes, die ihm anzeigten, daß man auch unten die böſen Gäſte entdeckt und übel empfangen habe. Allein die flüchtigen Wölfe mochten ihn in ſeinem Verſteck gewittert haben, ſie waren in einem Bogen an ihm vorbeigeſchlüpft und erſt der Todesſchrei des einen ganz in ſeiner Nähe verrieth ihm die Richtung ihrer Flucht. Raſch machte er die paar Schritte durch den Buſch hinauf und kam eben zu rechter Zeit auf die Hochebene, um der auf Margret lauernden Alten eine Kugel zuzuſchicken.

Kurz vor der Mühle begegnete ihnen jetzt auch mit dem Spürhund jener Jagdgenoſſe Nikola's, der noch etwas tiefer in den Forſt hinein auf dem Anſtand gelegen hatte, und meldete, daß die große Wölfin, von Nikola's Schuſſe wirklich getroffen, nahe bei ſeinem Poſten geſtürzt ſei. Ihr Junges war allein entwiſcht.

Mit beflügeltem Fuße ſtürmte Margret den letzten Abhang zur Mühle herunter, ſchon ſahen ſie die brennende Lampe im Krankenzimmer; Nikola konnte kaum folgen, Margret klopfte heftig, die Tante öffnete. Du hätteſt den Gang nicht nöthig gehabt, ſagte ſie freundlich, dein Kind lebt und iſt glücklich durch. Ich habe eben nachgefühlt, es ſind ihm zwiſchen vorgeſtern und heut zwei Augenzähnchen durchgebrochen, die haben es ſo mitgenommen. Sieh hier.

Margret ſchob die Tante bei Seite und ſprang durch die Thür ins Gemach, da ſaß wieder mit hellen klaren Augen der kleine Junge im Bett und hielt ſich, ſchwach wie er war, aber luſtig, aufrecht, um der Mutter die Aermchen entgegen ſtrecken zu können. Das kleine Geſichtchen war noch blaß, aber die dunkelblaue Ader ſah man ſchon nicht mehr.

Jetzt ſchritt auch Nikola durch die Stubenthür, gebeugt und wie eines ſchweren Frevels ſchuldig. Er kniete an der Wiege nieder und ſah ſeinem Kinde in das große ſchöne, blaue Auge, das ein ſo treuer Spiegel des ſeinigen war. Dann lehnte er ſein Haupt an die Knie der Mutter und ſagte leiſe: Margret ich habe geſündigt an dir vor Gottes Angeſicht, und wäre dieß keine Glücksſtunde, ich dürfte ja nicht meine Augen aufſchlagen zu Dir. Jetzt aber habe ich erkannt was für ein goldnes Herz Du biſt, und weiß, Du kannſt auch mir vergeben. Sieh, meine Hände lege ich auf die Stirn Deines und meines Kindes, und nun frage ich Dich: Willſt Du verzeihen, willſt Du noch jetzt meine Frau werden in alter rechter Liebe?

Er wagte nicht ſie anzuſchauen bei dieſer Frage.

aber er fühlte ihre heißen Thränen auf ſein Haupt rinnen und empfand den Druck ihrer Hände, die ihn an das geliebte Herz emporzogen. Noch immer blieb er auf den Knien, da nahm Margret das Kind aus der Wiege und legte es in ſeine Arme. Jauchzend ſprang er auf, und inniger als in dem glühendſten Rauſch der Leidenſchaft, feſter als je in den Stunden ihres tiefſten Wehes, hielt Margret ihn in ihren Armen umſchloſſen. Ein Augenblick hatte ihrer Treue das Leben ihres Kindes und den verlornen Gatten wiedergeſchenkt.

Ein Reiſeabenteuer.

Skizze von

Johanna Kinkel.

Es war im Spätherbſt, als ich auf der neuen Eiſenbahnſtraße von meiner Heimath nach W.... reiſte. Bei einbrechender Nacht erreichten wir die Zwiſchenſtation A......, wo ſchon viele Perſonen des Wagenzugs harrten. In unſer Coupé ſtiegen ein alter Mann und ein kleines Mädchen ein, die von einer zahlreichen Geſellſchaft beiderlei Geſchlechts bis an den Wagenſchlag begleitet wurden. Einige hatten Wein bei ſich, deſſen ſie den Abreiſenden zum Scheide- und Labetrank noch einen hohen Becher voll in den Wagen reichten. Daß es nicht der erſte war, der an dem Abend genoſſen wurde, zeigte die überaus lebhafte Stimmung der ganzen Menſchengruppe. Die Abfahrt verzögerte ſich, und ſo blieben die Begleitenden noch auf dem Bahnhof ſtehen. Einer nach dem Andern ſtieg wiederholt auf den Wagentritt, ſchüttelte dem alten Manne die Hand, oder küßte das Kind, welches bitterlich weinte. Die Frauen empfahlen dem Manne die möglichſte Sorgfalt auf der langen Fahrt, die Männer redeten dem kleinen Mädchen Faſſung zu; ein Knabe rief mehrmal: „Weine nicht, meine liebe, liebe Minny, wir ſehn uns gewiß wieder, wenn du groß biſt.“ Von den draußen im Dunkel Stehenden konnte ich nur halb die Umriſſe erkennen, doch ſchloß ich, daß es eine Schauſpielergeſellſchaft ſei. Es iſt ein unverkennbarer Ton der Stimme, der dieſem Stande eigen iſt. Die Nothwendigkeit in einem weiten Raum ſich dem Entfernteſten verſtändlich zu machen, ſelbſt im leiſeſten Flüſtern, gewöhnt den Schauſpieler an ein ſehr ſcharfes Artikuliren. Dazu kam noch in dieſem beſondern Fall der Stereotypausdruck, der der rührenden Abſchiedsſcene eigen iſt. Nicht aus bewußter Affektation, ſondern gewiß ganz unwillkürlich fielen die Scheidenden in den gewohnten thränenweichen Ton, der den gleichgültigen Zuhörer nur an die Lampenreihe vor den Couliſſen erinnerte.

Der Zug ging vorwärts, das Schluchzen des kleinen Mädchens löſte ſich in Schlaftrunkenheit auf. Der alte Mann ſagte: „Schlafe nur ruhig ein, Minny, ich wecke dich, wenn der Vater kömmt.“

Eine gute Seele mußte es ſein, dieſer Alte. Freiwillig hielt er lange Zeit die unbequemſte Stellung aus, um ſeinen Schützling nicht zu ſtören, der mit dem Köpfchen auf ſeine Kniee geſunken war.

Ich fragte ihn: „Reiſen Sie weit?“

„Bis P......“ erwiederte er.

„Da haben Sie noch manche Tag- und Nachtreiſe, und wenn Sie keinen Raſttag unterwegs halten, werden Sie noch viel Noth mit dem Kinde haben. Glauben Sie denn, daß es die Fahrt in einem Zuge aushält?“

„Es wird es wohl müſſen. Seine Mutter iſt geſtorben, und die Geſellſchaft die uns begleitete, hat das Kind ſo lange unterhalten bis ſich eine Gelegenheit fand, es zu einer Verwandten zu ſchicken, die in V...... lebt. Ich mußte eine Geſchäftsreiſe in die Gegend machen, und da haben ſie es mir anvertraut."

Der alte Mann erkundigte ſich bei dem Condukteur, wie weit wir noch von der Station G.... entfernt wären, und ſetzte hinzu, dort werde der Vater des Kindes an den Wagen kommen, um Abſchied von ihm zu nehmen. Ich hörte, daß er den Schauſpieldirektor aus O........ nannte, eine Stadt, die viele Meilen ſeitwärts von der Bahn liegt, worauf der Condukteur erwähnte, dann hätte es der Herr ja bequemer bis zur Station G..... zu fahren, wo der Zug noch vor Mitternacht vorbeikäme. Die Abrede wurde getroffen ſo gut es ging, um den Augenblick nicht zu verfehlen, und der Eiſenbahnbeamte verſprach ſich unſern Wagen wohl zu merken.

Der Alte lehnte ſich zurück in die Wagenecke und ſchien zu ſchlummern; mich aber floh der Schlaf ſowohl als alle Gedanken an den Zweck meiner eignen Reiſe. Nichts beſchäftigte mich jetzt ſo ſehr, als die Sorge: der fremde Mann möchte den Wagen verfehlen, in dem ſein Kind ihm noch einmal begegnete, ehe es ihm vielleicht auf ewig entriſſen wurde. Doch meine Wachſamkeit war überflüſſig, denn ſo oft die Lokomotive pfiff, richtete der Alte ſich auf, blickte auf die Uhr oder fragte die Paſſagiere: „Wo ſind wir?"

Kurz vor G..... weckte er Minny, und ſagte: „Vielleicht kömmt hier ſchon der Vater an den Wagen, halte dich wach, mein Kind.“ Minny rieb ſich die Aeuglein, taumelte ſchlaftrunken noch einmal zurück, dann aber richtete ſie ſich auf, und blickte aufmerkſam durch die Scheiben nach den Fackeln des Bahnhofs.

„Dort ſteht ein großer Herr in einem Mantel an der rechten Thüre,“ rief der Alte, „der könnte es ſein.“

„Nein,“ ſagte Minny, „der iſt es nicht!“

„Haſt du denn den Vatar ſchon geſehen?“ fragte jener verwundert.

„O ja, einmal, als ich noch ganz, ganz klein war.“

Um ſicher zu ſein, rief der Alte laut den Namen des Schauſpieldirektors in die Nacht hinaus. — Keine Antwort. — „Sei ruhig Minny,“ fuhr er fort; „der Vater kömmt alſo wohl auf der nächſten Station erſt. Er kömmt ganz gewiß. Bleibe jetzt nur wach, denn in zehn Minuten ſind wir dort.“

Die Kleine ſetzte ſich aufrecht, und ſchaute recht zuverſichtlich um ſich her. Die zehn Minuten konnten noch nicht verſtrichen ſein, da pfiff es wieder. Die Augen des Kindes leuchteten; der Alte bog ſich weit aus dem Wagenfenſter, und rief wiederholt den Namen. Es ſtiegen viele Menſchen aus und ein; Gedränge, Stimmengewirr überall, der Alte rief nach dem Condukteur, der war überbeſchäftigt ſeine Menſchenwaare unterzubringen, und ſtand nicht Rede.

Mir pochte das Herz bei der Frage: „Wird der Mann kommen oder ausbleiben?“

Die Wagenthüren wurden zugeſchlagen, und der Zug brauſete weiter. Minny fing laut an zu weinen, der Alte ſeufzte ſchwer, und verſuchte ſie zum Schlafen zu bringen, indem er ihr Köpfchen an ſeine Bruſt legte und ihr leiſe Troſtesworte zuflüſterte. Kaum war es ihm gelungen, ſo hielt der Zug wieder. Laut rief draußen die Stimme des Condukteurs: „Station C.....! Der Zug hält vier Minuten!“ Alſo hatte eine neue Zwiſchenſtation uns vorher getäuſcht. Minny fuhr aus dem Schlaf auf, blickte aufmerkſam durch das Fenſter und ſchrie auf: „Da iſt der Vater!“ Zugleich öffnete der Condukteur den Schlag und ſagte: „Es iſt noch Platz, ſteigen Sie ein. Bis zur nächſten Station haben wir ſieben Minuten.“

„Gut, ich fahre mit,“ ſagte Minny's Vater, und drängte ſich haſtig an die Seite ſeines Kindes, das er ganz in ſeinen Armen begrub. Ich ſah, daß er ſchon im Vorgefühl des bittern Scheidens mit ſich kämpfte, wie er dieſe armen und doch ſo unſäglich reichen ſieben Minuten am inhaltvollſten genießen ſollte. Dann betrachtete er die Züge des Kindes beim Schein der trüben verlöſchenden Lampe, die von der Wagendecke herabhing, dann ſchloß er es wieder an ſein Herz und küßte ihm Stirne, Augen und Mund. Die Kleine hatte ohne auffallend ſchön zu ſein, ein ſehr ausdrucksvolles Geſicht, und ihre großen treuen Augen hingen mit einer

Sehnſucht an dem Bilde des Vaters, daß es das feſteſte Herz ſchmelzen mußte. Sie antwortete ſo lieblich, ſo verſtändig auf ſeine Fragen. Ihr Herzchen ſchien übervoll, und doch lag eine ſo ſüße Schüchternheit über ihrem Weſen. Hatte der Vater einen Augenblick in dem Klang der beiden Stimme ſeines Kindes geſchwelgt, ſo mußte er ſich ſelbſt unterbrechen, um mit dem alten Begleiter noch einige wichtige Worte zu wechſeln. Sie flüſterten ſehr haſtig und eifrig miteinander. Der Alte verſicherte ihn, daß es eine treffliche Frau ſein ſolle, welche von nun an Mutterſtelle bei Minny vertreten werde, daß er um ihre Erziehung unbeſorgt ſein dürfe. Eine Frage, die Minny leiſe und ſchmeichleriſch an ihren Vater richtete, ſchnitt der gellende Pfiff der Lokomotive mitten durch. Der Vater ſchwieg und ließ wie gebrochen ſein Haupt auf des Kindes Schulter fallen. Die Minuten waren dahin.

„Schnell Herr, ſteigen Sie aus,“ herrſchte der Condukteur ihn an, „der Zug geht augenblicklich weiter.“

Der Mann verſchwand draußen in der ſtürmiſchen Nacht. Nach kurzem heftigem Schluchzen ſank das Kind wieder überwältigt vom Schlaf auf den Schooß ſeines alten Führers, dem jetzt allein in der endloſen Fremde ſein Schickſal anvertraut war.

Wie nah iſt doch der Menſch dem Menſchen verwandt! Dieſer fremde Mann, der da ſchied, deſſen abgewendetes Geſicht ich gar nicht geſehen, deſſen Stimme ich kaum in undeutlichen Lauten vernommen, und der mir wohl im Leben nie wieder begegnet, der beſchäftigt nun meine Gedanken unaufhörlich: auch meine Thränen rollten, als er mit ſeinen die Stirn des Kindes benetzte, und ich vergaß des eignen Schickſals im Grübeln darüber: Was können das für unerhörte Verhältniſſe ſein, die einem Vater nur vergönnen in tiefer Nacht die Straße aufzuſuchen, auf der ſein Liebſtes ihm wie ein Traum erſcheint und verſchwindet. War es eine nach bittern Täuſchungen früh gelöſte Ehe, war es eine mit Sitte und Geſetz im Widerſpruch ſtehende unglückſelige Neigung, die dieſem Kinde das Daſein gab? Trug der Vater vielleicht den Druck einer zweiten allzu kinderreichen Ehe, und durfte der ſtrengen Gattin nicht dieſe unwillkommenſte aller Laſten zu ihren übrigen aufbürden? Doch ſicher war es im Grunde die Armuth, die ihn zwang, ſeinen Liebling in ein fernes Land zu entlaſſen, denn die Reiſe bis an die große Eiſenbahnſtraße hatte er nur durch ſchwere Opfer möglich gemacht, wie eine ſeiner Aeußerungen verrieth.

Das Morgenroth dämmerte herauf, und umfloß mit einem Hauch von Verklärung das ehrwürdige greiſe Haupt des alten Mannes mir gegenüber, deſſen Augen meiſt auf ſeinem verwaisten Schützling ruhten, oder ſich mit ſchweren Seufzern zu den purpurnen Wolken emporhoben. Das Kind lag todtenbleich auf ſeinem Schooß und ſchien im Schlafe geweint zu haben. Erſt ſpät öffnete es die Augen und ſchaute verwirrt uns alle an, als wollte es die Gegenſtände um ſich her mit der flüchtigen Nachterſcheinung in Zuſammenhang bringen. Bald ſiegte die leichte Genußfähigkeit, die dem Kindesalter eigen iſt. Minny gerieth in Entzücken über alle die ſchönen Städte mit bunten Gärten, an denen wir vorüberflogen, und als gar zwei wildkeuchende Lokomotiven uns entgegenbrauſten, die ein Regiment Uhlanen in ungeheuren kaſtenähnlichen Wagen verpackt mit ſammt den Pferden im Sturm fortſchleppten, wollte ſie ſich todtlachen über die verkehrte Welt.

Nicht das *Gemüth*, nur der *Gedanke* befähigt den Menſchen einen Schmerz bis in ſeine Tiefen durchzuſtehen, doch im Begreifen der Schmerzen liegt zugleich ihre Heilung. Dieſe Eine Scene war mir ein Bild der tauſendfach wiederholten Wunde der Menſchheit, und ich ſagte mir: nie wird ein auf ſocialen Grundlagen erbauter Staat ſo *grauſam* ſein, als es jetzt die *Familie* in ihrer patriarchaliſchen Abgeſchloſſenheit gegen alle Individuen iſt, die außer ihr ſtehen.

Muſikaliſche Orthodoxie.

Novelle von

Johanna Kinkel.

„Beſſer lerne ich die F-Moll-Sonate doch nicht ſpielen,“ ſagte Ida und ſtand müde vom Clavier auf. „Eigentlich geht ſie recht gut, und ſelbſt mein überſtrenger Lehrer wäre damit zufrieden geweſen,“ fügte ſie hinzu. „Was ihr in meinem Gefühl noch fehlt, das, fürchte ich, läßt ſich mit weiterem Ueben nicht herausbringen. Das unbegreiflich Phantaſtiſche des erſten Allegro, das verzweifelte Spielen mit dem Schmerz im Adagio, dieß lachend dem Untergang Zuſtürzen im Finale, das hab' ich anfangs beſſer ausdrücken können. Indem ich aber die raſchen Paſſagen zu feilen ſuchte, iſt mir der Vortrag glatter, zierlicher geworden, und ich kann nicht mehr in den großen Styl zurück. Ich ſpiele die Sonate jetzt exakt aber ohne Geiſt, das iſt höchſt fatal!“

„Sie nehmen auch Alles gar zu pedantiſch ſtreng,“ antwortete eine bejahrte Dame, die zuhörend in der Sofa-Ecke ſaß, „und legen Dinge in die Muſik hinein, die kein anderer Menſch heraushört.“

Die Künſtlerin war früh verwaiſt von entfernten

Verwandten in Obhut genommen worden. Ein verſtändiger Vormund hatte ihr kleines Vermögen größtentheils dazu verwendet, ihr hervorragendes Talent für die Muſik ausbilden zu laſſen. Jetzt war ſie ſelbſtſtändig und hatte den Reſt ihres Eigenthums für einen Flügel von Erard hingegeben. Kaum ſo viel blieb ihr übrig, daß ſie die Reiſekoſten nach ihrem Beſtimmungsort und eine ſehr einfache Einrichtung beſtreiten konnte.

Umherreiſen und Conzerte geben mochte ſie nicht, da ihre muſikaliſche Richtung zu ſehr dem herrſchenden Geſchmack des Publikums entgegenſtand; auch hätte ſich ihr abgeſchloſſener Charakter nie zu den tauſend kleinen Demüthigungen hergegeben, die Keinem erlaſſen werden, der noch unbekannt in der Fremde ſeine Erfolge ſucht. Lieber wollte ſie in einer bedeutenden Stadt als Lehrerin ihr Heil verſuchen, und indem ſie das Opfer brachte, Anfänger zu bilden, ſich ſo die Mittel erwerben, um auf jene höchſte Kunſtſtufe zu gelangen, die ihr in der abgelegenen Heimathſtadt unerreichbar war.

Jetzt war ſie bei einer alten Freundin ihrer verſtorbenen Mutter gaſtlich aufgenommen worden. Es war die Frau des Amtmanns Werl in Waldheim, welches eine Stunde von der Hauptſtadt in einem Gebirgsthale lag. So lange ſollte ſie dort verweilen, bis ſie eine paſſende Wohnung und einige Schülerinnen gefunden hätte. Mit großer Gefälligkeit begleitete Frau Werl ſie täglich zur Stadt, um die nöthigen Beſuche zu machen und Erkundigungen einzuziehen, wobei es leider viel vergebliche Schritte gab.

Der Empfang bei den meiſten Kunſtgenoſſen war ziemlich abſtoßend, oder kam doch Ida ſo vor. Weil ſie immer an die traute Umgebung der Verwandten und Jugendfreunde gewöhnt war, erſchienen ihr die großſtädtiſchen Formen unſäglich froſtig und die Kürze wahrhaft erſchreckend, mit der die muſikaliſchen Notabilitäten ihre Fragen abfertigten. Meiſt vertröſtete man ſie damit: es werde ſich wohl machen, wenn ſie es abwarten könne, bis ihre Leiſtungen bekannter würden; doch um dieſe bekannt zu machen, rührte ſich Niemand, obgleich hier Alles auf eine raſche Entſcheidung ankam.

Neben der Amtmanns-Wohnung des Dörfchens Waldheim lag die Villa des Grafen Selvar, die er vom erſten Frühlingswehen bis zu den Novemberſtürmen zu bewohnen pflegte. Der Amtmann und ſeine Frau waren immer gern dort geſehen, und ſo oft der Graf ihnen begegnete, wiederholte er ſeine Einladung, ihn häufiger zu beſuchen; doch ging Frau Werl nur in der ſchlechtern Jahreszeit darauf ein, wenn die Beſuche der vornehmen Welt ausblieben, die in den Sommermonaten ſtets Salen und Garten des Grafen füllten. Um Ida's willen überwand ſie dießmal ihre Scheu vor der großen Geſellſchaft. Im Selvar'ſchen Hauſe trieb man leidenſchaftlich die Muſik, und hatte ſich dieſe Familie einmal für Ida intereſſirt, ſo konnte es ihr nicht fehlen, daß ſie in den erſten Häuſern Zutritt fand.

Frau Werl theilte Ida ihren Plan mit und ermahnte ſie, nur ja keine Fugen von Johann Sebaſtian Bach im Salon des Grafen vorzutragen, weil ſie damit Alles verderben würde.

„Warum ſoll ich denn nicht mein Beſtes leiſten?“ ſagte Ida. „Ich weiß nichts, was mehr die Aufmerkſamkeit wach erhält, als eine Fuge. Ich möchte deren Stimmengang dem ewigen Wandel der Geſtirne vergleichen. Die wunderlich in einander verſchlungenen Melismen in den Präludien erinnern mich dagegen an die ſeltſamen Mooſe und Steinbildungen, die ich zuweilen geſehen.“

Frau Werl theilte der jungen Bach-Enthuſiaſtin ihre eigenen Erfahrungen über das Muſik-Naſchen der Vornehmen mit, und brachte ſie glücklich dahin, einige vermittelnde Compoſitionen von Hummel und Carl Maria von Weber friſch einzuüben, die ſo ziemlich die Grenze zwiſchen der gelehrten und ganz trivialen Muſik hielten.

Um die Theeſtunde ging ſie mit Ida hinüber. Die Geſellſchaft ſei heute im entfernteſten Theile des Gartens unter dem neuen Zelt verſammelt, ſagte der Diener.

„Das iſt auch eine Liebhaberei des Grafen,“ erzählte, indem ſie den Garten durchwanderten, Frau Werl, „immer friſche Anlagen zu machen, und man muß zugeben, daß er ſehr viel Geſchmack hat.“

Ida hatte nie einen ſo reizenden Aufenthalt geſehen, der, wie dieſer, das Elegante mit dem Phantaſtiſchen verband. Immer waren ihr die kleinen Obſt- und Blumengärtchen, die angelegten Promenaden unausſtehlich geweſen, und der wilde Bergwald ihr einzig lieber Spaziergang. Hier trat ihr zuerſt die reiche Poeſie eines geordneten Pflanzenlebens in den ſchönſten maleriſchen Formen entgegen. Das ſchneeweiße, in klaren Verhältniſſen erbaute Landhaus lehnte an eine Parthie von hohen dunkeln Linden. Aus dem Gartenſaal trat man in einen weiten Kreis von Aloen und blühenden Orangenbäumen. Der Garten zog ſich wohl eine halbe Stunde weit dieſſeit und jenſeit eines kleinen Flüßchens bis zu einem Dorf, das zu der ganzen Anlage zu gehören ſchien.

Durch Arkaden von Clematis und wildem Wein, an den ſchönſten Blumenpartien, Springbrunnen und Volièren entlang erreichten Ida und ihre Beſchützerin das Zelt, wo eine große Verſammlung von Herren und Damen ſo vertieft in ſcherzende Geſpräche waren, daß ſie die unſcheinbaren Geſtalten der beiden Ankommenden gar nicht zu bemerken ſchienen. Der Graf war eben mit einigen Perſonen zu einem andern Theile des Gartens hin gegangen. Seine Schweſter, die die Fremden empfing, bot zwar der Nachbarin einen Platz an ihrer Seite an und unterhielt ſich ſehr zuvorkommend mit Ida, doch ſo oft ein neuer Wagen herbeirollte, gab es neues Begrüßen, Vorſtellen ankommender

Gäſte, wobei die beiden einzigen bürgerlichen Perſonen am Tiſche nie das gedrückte Gefühl des Verlaſſenſeins los wurden. Die Dame des Hauſes hatte zwar Takt genug, ſich in jedem freien Moment zu ihnen hinzuwenden und ein Geſpräch anzuknüpfen, doch konnte ſie nicht füglich die Rückſicht, die ſie einem großen Kreiſe ſchuldig war, auf zwei Perſonen allein concentriren. Die Andern waren zu egoiſtiſch, um ſich einen Augenblick in ihrer Bequemlichkeit ſtören zu laſſen. Man ſchwatzte mit den Bekannten und beachtete die Verlegenheit der beiden Fremden nicht, die, nachdem ſie ſich eine kleine halbe Stunde lang leiſe unter ſich von der ſchönen Natur unterhalten hatten, die günſtige Minute erhaſchten, um ſich zu empfehlen.

Draußen athmete Ida ſchwer auf und wollte eben gegen ihre Beſchützerin das Gelöbniß ausſprechen, nie wieder dieſe ſchwüle Atmoſphäre zu beſuchen, als ein Mann, den ſie für den Obergärtner hielt, raſch vor ihnen hin über eine Brücke ſchritt, ohne ſie zu ſehen. Er war ſehr luftig in hellgrauen Stoff gekleidet und trug einen großen Strohhut tief in die Stirne gedrückt.

„Welch ein merkwürdig ſchönes Geſicht iſt das!" ſagte Ida. „Ich dachte, ſolche gäb' es nur im Antiken-Muſeum, nicht in der Wirklichkeit."

„Ei, das iſt ja der Graf," lachte Frau Werl; „nun, eine Antike iſt er freilich, wenn er ſich auch trägt wie ein junger romantiſcher Maler."

Verwundert hörte Ida, daß der Mann, dem ſie kaum vierzig Jahre zugetraut hatte, mindeſtens acht und fünfzig alt ſein mußte. Es war eine jener unverwüſtlichen Männerſchönheiten, die als Greiſe noch bezaubernd ſein können. In der Jugend höchſt ſchmächtig hatte er durch die Jahre eine kräftige Fülle geliehen erhalten, die nirgends über das reine Ebenmaß hinausſchwankte. Das Profil mit der Adlernaſe, den graziöſen feingerundeten Lippen über dem etwas vorſtrebenden Kinn war wirklich majeſtätiſch. Während die entſchieden blauen oder ſchwarzen Augen meiſt im Alter eine trübere Farbe annehmen, hatten ſeine, von einem dunkeln Grau, eine geiſtige Klarheit bekommen, die ſeinem Blick etwas Hinreißendes, Unwiderſtehliches gab.

„Welch ein unermeßlicher Vorzug iſt ein ſchönes Geſicht," ſeufzte Ida: „dieſem völlig Unbekannten traue ich ſogleich ein Verſtändniß alles Großen und Schönen zu, bloß weil er ſo ſehr geſcheidt ausſieht. Wäre ich ſchön, oder hätte ich nur irgend etwas Impoſantes in Miene und Geberde, ſo hätte mich in dem Kreiſe, den ich mit gepreßtem Herzen verlaſſen, gewiß Einer oder der Andere angeredet, während Niemand daran denkt, daß hinter einem blaſſen Geſicht und einer gebückten Stellung auch eine Seele wohnt."

Nach einigen Tagen kam eine freundliche Einladung an die Amtmannsfamilie und deren Gaſt, einen ſtillen Abend beim Grafen Selrar und den Seinigen zuzubringen.

„Gott ſei Dank, es iſt ein Regentag," ſagte Frau Werl, „da bleiben wir wohl allein drüben."

Und ſo war's auch. Außer der verheiratheten Tochter des Grafen und deren Gemahl kam Niemand weiter. Der Amtmann, ein ſehr munterer alter Herr, mit dem Selvar gerne verkehrte, hatte ihn mit Ida's Verhältniſſen und Ausſichten bekannt gemacht, indeß dieſe mit der jungen Gräfin über Bellini und Donizetti disputirte. Gleich den meiſten ariſtokratiſchen Damen liebte die Gräfin dieſe beiden Componiſten über alles Maß, und fand Alles von ihnen magnifique, superbe u. ſ. w.

Ida hielt ihr die große Armuth der modernen italieniſchen Compoſitionsweiſe entgegen. Sie erinnerte ſie an die immer wiederkehrenden ſüßlichen, charakterloſen Melodien, unfähig, das höchſte Entzücken, wie den tiefſten Seelenſchmerz auszudrücken; an die Anſätze zu Kraftſtellen, die ſtets affectirt und lächerlich erſchienen und durch die mindeſte Parodie ſogleich in ihrer ganzen Blöße aufgedeckt würden; an den monotonen Marſchrhythmus; an die Harmonie, die in zwei oder drei verwandten Tonarten im Kreiſe läuft, wie im Tretrad, und an die totale Nichtigkeit der Begleitung und der Zwiſchenſpiele.

„Und dennoch entzückt dieſe Muſik alle Welt," ſagte die Gräfin, „man hört und ſingt ſie mit Vergnügen alle Tage, während man bei einem Oratorium von Bach oder Händel vor Langeweile einſchläft."

„Wer ſich bei dieſen Meiſtern langweilen kann," erwiederte Ida, „dem traue ich überhaupt keinen Kunſtſinn zu. Es iſt vielleicht eine Trägheit des Denkens in vielen muſikaliſch begabten Menſchen, die ſie verlockt, ſich mit halbem Ohr und halber Seele dem ſinnlichen Reiz einer ſchmeichelnden Melodie hinzugeben, ohne Rechenſchaft zu verlangen, ob dieſes die wahre und edle Kunſt iſt. Könnten Sie ſich einmal überwinden, Frau Gräfin, den Gang jeder Einzelſtimme in einer Bach'ſchen Fuge aufmerkſam zu verfolgen, oder eine Sonate von Beethoven ſo zu ſtudiren, daß Sie die Unendlichkeit ihrer Tiefe empfänden, Sie würden nach ſolch einem geiſtigen Genießen gar nicht mehr zu jener faden Spielerei mit Tönen zurückkehren mögen."

Die Gräfin lachte und meinte, wozu ſie ſich denn die Mühe eines anſtrengenden Studiums geben ſolle, wenn die leichte Muſik, die ſie von ſelbſt begriffe, eben ſo angenehm klänge. „Das mag für die gelehrten Muſiker ſein," fügte ſie hinzu, „die den ſogenannten Contrapunkt verſtehen. Für uns genügt eine Melodie, die oben liegt und die vom Baß und den Mittelſtimmen nicht weiter behelligt wird. Die künſtliche Ausarbeitung iſt nur Schuld, daß man das Schönſte nicht mehr klar verſteht. Es iſt gewiß Zeichen eines feinern Geſchmacks, daß die Italiener ſo elegant und einfach componiren."

Der Graf erinnerte jetzt, daß die Zuhörer ſich viel beſſer an wirklicher Muſik, als am Geſpräch darüber, ergötzen würden, und bot Ida den Arm, um ſie ans Clavier zu führen.

Ida wählte Hummels Es-Dur-Phantaſie, ein Stück, das auf der letzten Grenze desjenigen Gebietes ſteht, welches ein an Sebaſtian Bach gewöhnter Spieler nicht überſchreitet, und deſſen anmuthige Verzierungen andererſeits noch eben im Stande ſind, einen Bellini-Fanatiker zu verſöhnen.

Ida's Vorzüge als Spielerin waren beſonders groß in mannigfaltigen Schattirungen des Vortrags. Ward ſie hie und da in Fertigkeit der Finger übertroffen, ſo blieb ſie doch unnachahmlich in dem Intereſſe, das ſie durch die freie Entfaltung ihrer eigenthümlichen Auffaſſung einem Tonſtück zu geben wußte, ſo daß es bald wie ein Drama, bald wie ein Bild erſchien, wobei ſie dennoch nie die Schranken überſchritt, die der Wille des Componiſten vorſchrieb. Kam ſie in Feuer, ſo beflügelten ſich ihre Finger, die Wangen rötheten ſich und das ſchwarze Auge leuchtete auf.

Selvar betrachtete ſie während des Spiels und wunderte ſich über die Veränderung ihrer Züge, die ihm vorher ſo unbedeutend erſchienen waren. Fein und klug wußte er ihr, als ſie aufſtand, die üblichen Schmeicheleien in einer ganz neuen Weiſe zu ſagen, ſo daß ſie mehr wie eine Beurtheilung, die er an die Anweſenden richtete, und nicht wie Complimente klangen.

„Verſteht denn Ihr Mund auch ſo zu ſingen, wie Ihre Finger?" fragte er.

„Der Geſang iſt mein Fach nicht, doch ſinge ich gerne Lieder, deren Text meiner Stimmung entſpricht, aber die kann ich nur gut vortragen, wenn ich allein bin: vor Zuhörern glaube ich mein Innerſtes zu verrathen, wenn ich ausdrucksvoll ſinge.“

„Das iſt eine zu unkünſtleriſche Geſinnung, als daß ich ſie Ihnen zutrauen könnte.“

Nach einigen Weigerungen, die ihr übrigens ganz ernſt gemeint waren, ſang Ida mit einer vollen tiefen Altſtimme einige überaus ſchöne Volkslieder fremder Nationen, deren Ueberſetzungen in dieſem Kreiſe noch unbekannt waren.

Selvar war völlig hingeriſſen; ſeine von den Jahren nie herabgeſtimmte enthuſiaſtiſche Natur verleitete ihn zu Ausdrücken der Bewunderung, welche eben ſo begeiſternd auf die Sängerin zurückwirkten. Die verſchloſſene Glut ihrer Seele machte ſich Luſt in ſchmelzenden, jubelnden, verzweifelnden und ſchalkhaften Liedern, und Blitz auf Blitz entzündeten dieſe noch nicht ganz erloſchene jugendliche Empfindungen im Herzen ihres Zuhörers. So unerſchöpflich ihr Gedächtniß, ſo unerſättlich war er im Belauſchen ihrer ſchönen Lieder. Den Andern ward es denn doch endlich zu viel. Erſt hatten ſie mit um Mehr gebeten; dann zogen ſie ſich aus dem Kabinet, worin das Clavier ſtand, in den anſtoßenden Salon zurück, um verſtohlen neben der Muſik des Plauderns zu genießen. Dort wurden Lampen herein gebracht. Der Graf verbat das Licht als die reine Wirkung der Muſik ſtörend. Nur durch ein geöffnetes Gartenfenſter blickte zwiſchen duftenden Orangebäumen der aufgehende Mond herein, und vom Waſſerfalle her rauſchte und plätſcherte es zu dem ewig rührenden, zauberreichen Liede von Goethe:

Fülleſt wieder Buſch und Thal
Still mit Nebelglanz.

Jetzt ſtand Ida auf, weil ſie fürchtete, Frau Werl möchte es tadeln, daß ſie ſich zu ſehr von der Geſellſchaft iſolire. Raſch ergriff der Graf noch in der Thüre ihre Hand, drückte dieſe auf ſein Herz, nannte ſie: „liebe, holde Freundin!“ und ſprach mit ſchmeichelnden Lauten ihr aus, wie ſie ſeine liebſten Träume aus der Verſchollenheit alter Zeiten neu heraufbeſchworen, und wie ihrer Stimme eine Wundergewalt über ſeine Seele verliehen ſei, die er ſich nicht erklären könne.

Bei der Abendtafel war Ida zerſtreut und verlegen. Kein Gedanke erſchien ihr gut genug, um ihn ihm gegenüber auszuſprechen. Der Witz verſagte ihr, wenn ſie in ſeine mächtigen Augen blickte, die er ernſt und zuverſichtlich auf ſie gerichtet hielt.

Ida's Umgang war ſeit ihrer Kindheit auf ſehr ſpießbürgerliche Perſonen beſchränkt geweſen. Eine Ausnahme machte ihr Vormund und ihr Muſiklehrer. Das Publikum der jungen Männer in ihrer Heimath beſtand meiſt aus Handlungsbefliſſenen oder angehenden Landwirthen. Dachte ſie jetzt an die Wenigen zurück, die ihr einſt vorzüglich gebildet und angenehm erſchienen waren, oder deren Artigkeit ſie in eine kleine Aufregung verſetzt hatte, ſo ſchämte ſie ſich vor ihr ſelber. Wie äſthetiſch waren alle Bewegungen, wie ruhig der langſame Sprachton des vornehmen Mannes; welch eine furchtſame Ehrerbietung flößte ſeine edle, prachtvolle Erſcheinung ihr ein! Und dieſer Mann mit der Königsmiene hatte ihre Hand an ſein Herz gedrückt, ſie ſeine liebe, holde Freundin genannt. Alſo hatte auch er denſelben Zug zu ihr in ſeinem Herzen empfunden, wie ſie zu ihm; ſo glaubte ſie mit ſchauerndem Entzücken.

Nie an Verſtellung gewöhnt, bemühte ſie ſich nicht im geringſten, ihre Aufwallung zu verbergen. Daheim ſaß ſie ungeſprächig, oft völlig ſtumm, und ſchaute nach dem weißen Hauſe hinüber, ward glühend roth, wenn der Graf erſchien, und zitterte merklich, als er heraufkam, ſie zu beſuchen. Frau Werl durchſchaute bald ihr Gefühl, und ſetzte ſich eifrig vor, ſie von einer ſo unnatürlichen Narrheit zu kuriren; denn ſo ſah ſie die Leidenſchaft eines jungen Mädchens zu einem Manne an, der bei aller Liebenswürdigkeit doch immer dem Greiſenalter nahe ſtand.

Sie erzählte Ida eine Menge von Liebesgeſchichten, die er der Sage nach während und nach ſeiner Heirath durchlebt haben ſollte, und warnte, daß ſie ſich nicht lächerlich machen möchte, indem ſie einen zu großen Werth auf ſeine Freundlichkeiten legte. Das immer wiederkehrende Thema ihrer Tiſchreden, in welche der Amtmann, wenn auch weniger rigoriſtiſch, mit einſtimmte, war: „Selvar iſt eine männliche Coquette und um ſo gefährlicher, weil er nicht ſelber kalt bleibt.

Aber nur ſo lange dauert ſeine Begeiſterung, bis er merkt, daß er einen tiefen Eindruck gemacht hat; dann iſt ſeine Eitelkeit befriedigt, und er iſt wieder kalt höflich und verbindlich, wie immer. Und was begeiſtert ihn nicht Alles! Schönheit, Talent, Eleganz und geniale Nachläſſigkeit, was nur irgend auffallend iſt. Am längſten feſſelt ihn ein kalter, witziger, minutiöſer Verſtand. Wenn er dieſe vornehmen Eigenſchaften einmal in ſeiner Umgebung entbehren muß, ſo läßt er ſich auch wohl herab, dem Talent im Kattunkleidchen zum Spaß den Hof zu machen."

Von all dieſem glaubte Ida natürlich nichts, und ſah nur die Abſicht ihrer Freunde hindurch. Die Schilderung war auch wirklich nicht in dem Maße wahrhaft, als ſie wohlmeinend gegeben wurde. Es war ein Kern in der Begeiſterung für das Hohe, Geiſtige, bis zum äußerlich Anmuthigen hinab, welche Selvar den Frauen gegenüber empfand. Allerdings wehte ein Anflug von Eitelkeit und vornehmer Leichtfertigkeit drüber hin, doch dieſe waren nicht der Grundinhalt, und jenes liebevolle Element eben ſo wenig eine bloße Färbung.

Die jetzt ſehr häufigen Einladungen des Grafen lehnte der Amtmann unter allerlei Vorwänden ab, konnte aber nicht hindern, daß er deſto häufiger ſein Haus beſuchte und ſich unbefangen neben Ida ans Clavier ſetzte. Es ward für Frau Werl unmöglich, dasjenige conſequent durchzuführen, was ſie ſich zur Pflicht gemacht hatte, nie einen Augenblick das Paar allein zu laſſen, damit, wie ſie es platt ausſprach: „der alte Roué nicht vollends dem unerfahrnen Mädchen den Kopf verrücke.“ Nur zu oft fand ſich eine unbewachte Minute, wo er ihr einen neuen Funken in die Seele werfen konnte, den ſie in der Einſamkeit tagelang nährte.

Ihre erſte Sorge ward jetzt, ſich der Tyrannei ihrer Beſchützerin zu entziehen, deren ſtetes Verunglimpfen Selvars ihr unausſtehlich erſchien. Sie erklärte, ſie wolle ihren Beruf als Lehrerin nun endlich friſch antreten. Raſch hatte ſie eine Wohnung in der Stadt gemiethet, und da ſie durch die bekannte Vorliebe ihres Freundes einmal der vornehmen Welt intereſſant geworden war, ſo drängte man ſich dazu, von ihr Unterrichtsſtunden zu erhalten.

Nun begann eine neue Lebensordnung, in die ſich Ida ſehr ſchwer hineinfand. Jedes große muſikaliſche Talent muß im Lehrerberuf anfangs eine Periode der Verzweiflung überwinden. Alle freie Zeit, die Ida ehemals dem Studiren der trefflichſten Werke gewidmet hatte, wurde nun durch größtentheils talentloſe Schüler aufgezehrt, die gar zu gerne ſchwere Compoſitionen ſtotterten, zu denen ſie nicht befähigt waren. Ihr ſelbſt ging noch die Mäßigung und Routine ab, die ein Muſiklehrer vor allem braucht, um nicht aus übelverſtandener Pflichttreue den Schüler auf einmal mehr zu lehren, als er binnen einer Stunde begreifen kann. Nun kam das Schwerſte hinzu: ihr Gemüth war von einem andern Intereſſe ganz erfüllt, und wenn ſie ſich bewußt ward, daß ſie die Schülerin gedankenlos hatte weiter ſpielen laſſen, weil ſie in ihren Träumen bei dem ſchönen Freunde drüben in Waldheim war, ſo ſchreckte ſie zuſammen und verdoppelte ihre Aufmerkſamkeit. Mitten im Streben, jene Gewiſſenloſigkeit wieder gut zu machen, ward ihr von neuem die Seele entführt. Erſchöpft kam ſie nach Hauſe, und warf ſich in die Sofaecke, um endlich ungeſtört an ihn zu denken; dann ſcheuchte der Trieb Neues zu lernen ſie wieder auf, und mit unglaublicher Anſtrengung zwang ſie ſich, die wenigen Stunden, die ihr bis zur Nacht blieben, redlich auf ihre Fortbildung zu wenden. Aber alle Vorſätze zerriſſen, wenn der Wagen des Grafen draußen hielt, um ſie nach Waldheim zu führen. Dieſe Einladungen waren für ſie unwiderſteblich, und doch kam ſie nie zu einer reinen Seelenſtimmung, wenn ſie ihnen gefolgt war.

So ſehr ſie ſich ihrer alten Beſchützerin entfremdet hatte, hielt ſie ſich doch verpflichtet, ſie jedesmal zu beſuchen, ehe ſie das Haus der neuen Freunde betrat. Dann konnte Frau Werl ſich's nie verſagen, die junge Künſtlerin, die ſich ihrer Botmäßigkeit entzogen hatte, mit einer Warnung oder einem Spott zu quälen, der ihr den Abend verbitterte. Selten ward ihr der Erſatz eines einſamen, recht herzlichen Geſprächs mit Selvar; denn die junge Gräfin, ſeine Tochter, ließ es abſichtlich nicht dazu kommen. An flüchtige leidenſchaftliche Zuneigungen des Grafen zu dieſer oder jener Weltdame war ſeine Familie gewöhnt und fand ſie ganz in der Ordnung. Hier aber drohte ein ernſtlicher Ausgang, weil die Leidenſchaft mit jugendlicher Heftigkeit erwiedert ward.

Dieſe Beſorgniß war indeß ungegründet; denn ſo ſehr Selvar manche kleine Neckereien ſchmeichelten, es ward ihm doch etwas ängſtlich dabei, wenn er an Ida's geringe Selbſtbeherrſchung und an ihre Weltunkenntniß dachte. Stets war er in Gefahr, daß ſie ſich durch eine unverhohlene Liebesäußerung vor Menſchen verrieth, die darüber witzelten, während er ſelbſt in den Schranken der Klugheit blieb. Darum ward er immer ſparſamer mit Ausdrücken der Leidenſchaft, und ließ ſich nur in ſolchen Stunden den Zügel ſchießen, wo er ſicher war, daß ihm Zeit blieb, ſeine Enthuſiaſtin wieder zu beruhigen.

Die Muſik war hierzu die beſte Vermittlerin. Ida's eigene Seele lechzte nach geiſtiger Nahrung, wenn ſie einen Tag lang die muſikaliſchen Fadaiſen ihrer Schülerinnen durchgeſtanden hatte. Ihre geliebten Melodien waren ihr nun zugleich Liebesſprache geworden. Selvar fühlte es, wie ſie mit der höchſten Glut ihres Vortrags ihm ihr ganzes Sein zu Füßen zu legen ſtrebte. Nichts Leichtfertiges lag in dieſem Spiel mit den Tönen. Indem ſie nur das Edelſte, was die Kunſt im leidenſchaftlichen Styl geſchaffen, zum Ausſprechen ihrer Gefühle erwählte, erſchienen dieſe dichteriſch verklärt und geadelt.

Wie ein Donnerſchlag traf es ſie, als Selvar ihr vorſchlug, Variationen von Herz über ein Thema von Roſſini einzuſtudiren. Er hatte ſie in einem Concert gehört und war davon ungemein entzückt.

Die junge Gräfin, die bemerkte, wie Ida ſtutzte, fiel ein: „Man iſt doch endlich des langweiligen Beethoven müde, und Ihr Repertoire würde durch etwas Mannigfaltigkeit ſehr gewinnen.“

Ida ſprach mit gewohnter Heftigkeit ihre Verachtung aller bloßen Variationen-Schmiede aus, und erklärte, daß Herz in der Kunſt auf der unterſten Stufe ſtehe, ja ſtreng genommen er und ſeines Gleichen gar nicht mitzählten.

Der Graf wollte begütigen: „Meine Freundin,“ ſagte er ſanft, „Sie ſind allzu extrem. Man muß gegen alle Leiſtungen gerecht ſein. Ich höre ſehr gerne Beethoven, aber Roſſini macht mir eben ſo viel Vergnügen. Vollkommen liebenswürdig würden Sie handeln, wenn Sie mir zu Liebe jetzt die moderne italieniſche Muſik eben ſo eifrig ſtudiren wollten, als ich Ihnen bisher treu in die Labyrinthe der claſſiſchen deutſchen gefolgt bin.“

Ida war einen Augenblick erſtarrt. Dann ſagte ſie: „Heißt das nicht: laß das Schlechte gelten, ſo wollen wir tolerant gegen das Gute ſein?“

Die junge Gräfin entgegnete ſpitz: „Auch das größte Talent verliert an Werth, wenn einem Künſtler die Beſcheidenheit abgeht.“

Ein mißbilligender Blick ihres Vaters ließ ſie ſchnell abbrechen. Er hatte ſich zwar auch durch Ida's Aeußerung verletzt gefühlt, doch ſah er eher eine ihr längſt verziehene geſellſchaftliche Unbildung darin, die er durch ſeinen Einfluß mehr und mehr abzuſchleifen hoffte.

Ida hatte die Augen voll ſchwerer Thränen. Selvar bot ihr einen Spaziergang durch den Garten an. Es war ſchon herbſtlich kühl geworden: die abfallenden gelben Blätter mahnten an den baldigen Heimzug in die Stadt. Selvar bat Ida, dort ſein Haus wie das eines Vaters anzuſehen, und dabei drückte er ihren Arm noch zärtlicher an ſeine Bruſt, als ein Vater gethan hätte. Ida hatte ſich ſchon im Stillen gelobt, ihm zu Ehren als höchſtes Liebesopfer die verhaßten Variationen einzuüben, obſchon ſie ihre muſikaliſche Religion dabei verläugnen mußte. Sie ſpiegelte ihrem Gewiſſen vor: „Wer weiß, ob nicht auch dieſe Art von Muſik ihren Zauber beſitzt, der nur demjenigen ewig verſchloſſen bleibt, der ſich nicht mit Kindesglauben hinein verſenkt. Ich habe nie ein ſolches Stück geduldig bis zu Ende geſpielt, es gleich nach den erſten Seiten weggeworfen: eine affectirte Paſſage reichte hin, mir eine ganz anmuthige Melodie, die vielleicht nicht ohne Seele war, zu verleiden. Eben ſo ungerecht habe ich ja einem Menſchen mit mediſcher Friſur bisher keinen großen Gedanken zutrauen können.“

Dieſem Gedankengange ſchloß Selvar unbewußt noch einige Bemerkungen an, die Ida in ihrem Toleranzentſchluß beſtärkten. Er ſagte: „Sie haben in Ihrer ſchönen

Begeiſterung mich ſo oft überzeugt, daß Ihr Gluck, Ihr Händel und Ihre anderen Abgötter die heiligſten Menſchengefühle, das größte Geſchick, das Sterbliche treffen kann, uns in Tönen wieder erſchließen. Aber wie wenige Menſchen haben Ungeheures erlebt oder ſind befähigt, es zu verſtehen. Wie fern liegt uns die Sympathie für eine Armida, eine Alceſte! Dieſe Fabelweſen haben kaum einen Anſpruch an unſer Mitgefühl, und wir müſſen uns vorher in eine erhöhte Stimmung ſchrauben, die wir unmöglich jeden Abend zur Theeſtunde heraufbeſchwören können. Sollen wir Salonmenſchen mit unſern Salonſchmerzen, die wahrlich oft nicht geringer ſind als die eines zerſchnürten Herzens, ſollen wir völlig unberechtigt ſein, eine Kunſt zu kultiviren, die eben *unſere* Leiden ausſpricht? So wie die feine Sitte, die Grazie der äußern Erſcheinung jeden rohen Ausbruch der Leidenſchaft verhüllt, ſo umſchleiern Roſſini's und ſeiner Nachfolger reizende Fiorituren die tieferen Ausdrücke eines Wehegefühls, das uns ohne dieſen Schmuck peinlich afficiren würde."

Ida begann zu Hauſe die Variationen, und war nach zwei Tagen über die Wahrheit im Reinen, daß es leichter iſt, für ein geliebtes Weſen ſich in Lebensgefahr zu ſtürzen, als eine täglich ſich erneuende Widerwärtigkeit zu ertragen: ein Opfer, das von demjenigen gar nicht als ein ſolches anerkannt wird, dem man es mit blutendem Herzen darbringt.

Während der größere Theil gediegener Muſikſtücke einem geübten Spieler wenig techniſche Schwierigkeiten in den Weg wirft, und er ſogleich den Genuß ihres geiſtigen Inhalts gewinnt, der ſich beim jedesmaligen Durchſpielen ſteigert, tritt das Gegentheil bei der Salon-Muſik ein. Eine oberflächliche Melodie, die man ſogleich auswendig behält, muß man tagelang unermüdlich wiederholen, weil die abſurden Sprünge und Zierrathen, die ihr zugeſellt ſind, in der ungeheuerſten Raſchheit blindlings getroffen werden müſſen. Auch ein Virtuoſe erſten Ranges wendet mindeſtens einen Monat Zeit an das ſchwierigſte moderne Concertſtück.

Ida verzweifelte an der dritten Variation. Sie ſaß mit heißen Unmuthsthränen am Clavier, weil ſie ſich gelobt hatte, ſie durchzuführen. Ihre wenigen Mußeſtunden vergingen, ohne daß die Sprünge merklich raſcher und reiner gelingen wollten. Dieſes Geklimper lag ihr zu fern; ſie hätte eher das ganze „wohltemperirte Clavier“ vom Blatt geſpielt. Nun ſah ſie von weitem drohen, daß es bei dieſer einen Anforderung nicht bleiben werde, daß, je glänzender ſie dieß erſte Stück vortrüge, allen Rondo brillants, Fantaisies sur des thèmes favoris, ja dem ganzen parfümirten Verlage von Schott's Söhnen in Mainz die Schleußen ſo viel weiter eröffnet wurden. Ihr treuer Erard'ſcher Flügel erſchien ihr profanirt, und nachdem ſie den „Henri Herz“ erſt in eine Ecke geſchleudert, und dann erſchrocken als ein Geſchenk des Geliebten wieder aufgehoben, geküßt und ſanft auf den Tiſch gelegt, nahm ſie die

„chromatiſche Phantaſie“ hervor und entſühnte damit die Saiten.

Plötzlich fuhr's ihr durch den Sinn: „Dieß Opfer iſt nicht durchzuführen und kann gar nicht von mir verlangt werden. Wäre ich über die volle Tageszeit Herr, wie ſonſt, ſo wendete ich ein paar Stunden an dieſe Monſtremuſik, und erholte mich nachher am Vortrefflichſten. Aber jetzt, da ich ſechs Stunden unterrichte und faſt jeden Abend in Waldheim zubringe, muß ich geiſtig verſchmachten, wenn mir die wenigen Mußeſtunden geraubt werden. Er wird das begreifen, wenn ich ihm ſchildere, wie dieſer Henri Herz mich ums Leben bringt. Aber das Andere kann ich: italieniſche Opern ſingen lernen. Die koſten weniger Zeit und machen ihm eben ſo viel Freude.“

Sie ließ ſogleich Bellini'ſche Arien holen und verſuchte ſie in der modernen Prima-Donnen-Manier zu ſingen. Faſt mußte ſie über ſich ſelbſt lachen: denn ſie kam ſich vor, als probire ſie eine Maskeraden-Toilette.

„Wie kann Selvar glauben,“ rief ſie, „daß ſolche Karrikaturen wirkliche Liebe und wirklichen Schmerz ausſprächen! Nur Lüge und Affectation iſt in dieſer Muſik, und was ſollen wir von den vornehmen Empfindungen der Salonmenſchen Beſſeres halten, wenn ſie ſagen: das iſt unſere Sprache. Und Alceſte, Iphigenie ſollen nicht mehr von der Gegenwart verſtanden werden können? Was iſt denn ewig und allen Generationen aufgeſchloſſen, wenn nicht die geheiligten

Triebe der Eltern-, Gatten- und Geſchwiſterliebe, für die Gluck die wahrhafteſte und einfachſte Sprache gefunden hat? Der Stolz und die Hingebung Armidens, leben ſie nicht neu in jedem Herzen auf, das von der Leidenſchaft für die Schönheit nach verzweifelten Kämpfen überwältigt wird!"

„Ach, wer vertilgt ihn wohl von des Daſeins Spur," ſtimmte ſie an, und vertiefte ſich ſo ſehr in die Rolle Armidens, daß ſie das Klopfen an der Thür überhörte und plötzlich Selvar neben ihr ſtand.

Es war das erſtemal, daß er ſie in ihrer Wohnung beſuchte. Bisher hatte er vermieden in die Stadt zu kommen; nun wollte er beim Vertauſchen ſeines Landgutes mit dem Winteraufenthalt ihr einige Zimmer ſeines Hauſes anbieten, wo ſie unter dem Schutze ſeiner Familie, wie er ihr vorſtellte, ſchicklicher in der großen Stadt exiſtiren könne, als ſo allein bei fremden Menſchen.

So reizend es Ida erſchien, mit ihm unter einem Dache zu leben, ſo ſüß ſie ſich dort in ein innigeres Verhältniß zu ihm geträumt hätte — in welches, war ihr ſelbſt nicht klar — ſo hatte ſie doch eine unnennbare Scheu, von ihm etwas anzunehmen, das nur den Schein eines Geſchenkes gehabt hätte. Liebe und geiſtige Gaben konnte ſie erwiedern, aber womit ſollte ſie die verſchwenderiſche Gaſtfreundſchaft des Reichen lohnen, als indem ſie ihr Talent dem Salon dienſtbar machte? Ihn wollte ſie zu jeder Stunde damit erfriſchen, wenn ihm die durchgenoſſene Welt ſchaal erſchien, aber eben aus dieſer faden Welt heraus ſtrebte ſie in kindlicher Unſchuld ihn zu reißen, in den geweihten Tempel eines überirdiſchen Daſeins, wie ihr die Muſik erſchien.

Nachdem ſie entſchieden Selvars Anerbieten abgelehnt hatte, legte ſie ihm Alles, was ſie heute über gute und ſchlechte Muſik gedacht hatte, in wohlgeordneten Beweiſen vor. Sie führte abwechſelnd Beiſpiele von Gluck und Bellini ſogleich praktiſch auf dem Klavier aus, und meinte, heute oder nie werde ſie ihn überzeugen.

Statt deſſen entfremdete ſie ſich ſeiner Neigung, da er dieſe Hartnäckigkeit in einer Sache, die ihm nicht bis zu ſolchem Grade wichtig erſchien, höchſt unliebenswürdig fand. Sein Verſtand war ihren Beweisgründen keineswegs verſchloſſen, aber er hielt ihren Standpunkt für ganz einſeitig, da ſie excluſiv nur wenige Componiſten gelten ließ, welche die wahren Kunſtforderungen erfüllt hätten. Mehr noch als ihr unerſchöpflicher Liederquell hatte ihn die unverhohlene Liebesglut entzückt, die ihm aus ihren tiefen ſchwarzen Augen, aus dem Erröthen ihrer jugendlichen Wangen entgegenblitzte. Seit langen Jahren hatte er keine ſo unverſtellte Leidenſchaft mehr geweckt, und in einer ſo klaren ächten Mädchenſeele. Jetzt, da es ihr unmöglich war, ihm ein Opfer zu bringen, das er nur als eine Gefälligkeit in Anſchlag brachte, begann er an ihrem Gemüth und zugleich an ihrer Bildungsfähigkeit zu zweifeln. Innerlich verſtimmt, aber mit einer ſehr höflichen Ausrede, brach er ab, küßte ihre Hand und ging, als im ſelben Moment Frau Werl zur Thüre hereintrat.

Dieſe hatte Selvars Anſtalten zum Umzug aus Waldheim beobachtet und ſich verpflichtet, noch einmal den ehemaligen Schützling vor der ihm jetzt drohenden zwiefachen Gefahr zu warnen.

„So, ſo,“ fing ſie an, „der Herr Graf iſt wohl hier ſchon wie zu Hauſe.“

„Er war zum erſtenmale bei mir,“ entgegnete Ida.

„Nun, da Sie alle Tage zu ihm gehen, braucht er ſich ja nicht zu Ihnen zu bemühen.“

„Sie haben mich ja ſelbſt bei ſeiner Schweſter eingeführt und wiſſen, daß ich dem Einfluß dieſer Familie meine ganze Stellung hier verdanke; wie kann ich anders, als mich denen dankbar anſchließen, die wie für ein Kind für mich geſorgt haben.“

„Und die jetzt eben ſo ſicher ſorgen, daß Sie dieſe Stellung wieder verlieren werden. Glauben Sie denn, daß die geſtrengen Mütter Ihnen länger das Lehreramt bei ihren Töchtern anvertrauen, ſobald erſt Ihr Verhältniß zum Herrn Grafen Selvar das Mährchen der ganzen feinen Geſellſchaft wird?“

„Und wie kann man denn ein Verhältniß zu meinem väterlichen Freunde mißdeuten?“

„Ein ſchöner väterlicher Freund, der Ihnen den Hof macht, wie er vor Ihnen einer ganzen Reihe von Schauſpielerinnen und Coquetten den Hof gemacht hat.“

„Sie ſehen's nun einmal von dieſer Seite an. Ich aber glaube, daß ſein feiner Verſtand ihn gewiß nicht mehr als die übliche Galanterie an unwürdige Gegenſtände verſchwenden ließ. Was mich betrifft, ſo bin ich ſeiner wahren Theilnahme längſt gewiß.“

„Das iſt ja eben der Beweis, wie Sie von Ihrer thörichten Leidenſchaft verblendet ſind, daß Sie vorgeben, ihn in ein paar Monaten beſſer kennen gelernt zu haben, als wir, die wir ihn ein halbes Leben hindurch ſchon beobachten. Ich bin überzeugt, daß ſeine Eitelkeit eine unverantwortliches Spiel mit Ihnen treibt.“

„Eben hat er mir den Beweis des Gegentheils gegeben,“ ſagte Ida kalt.

Frau Werl rief eifrig: „Wie, er hat Ihnen wirklich einen Heirathsantrag geſtellt?“

Ida ſchrack zuſammen und ward bleich und roth. „Gott bewahre, welch eine wahnſinnige Vorausſetzung!“ rief ſie, und hielt beide Hände vor die Augen. „Wie können Sie ein ſolches Wort ausſprechen? Der Gedanke hat auch nie von fern meine Seele berührt.“

„Ach was! Ueberſpanntes Zeug, wie immer! Der einzig vernünftige Abſchluß einer Liebſchaft iſt die Heirath. Sieht man die nicht als Ziel winken, ſo bricht ein vernünftiges Mädchen den Umgang ab, ehe er ihrem Rufe geſchadet hat. Doch laſſen Sie hören, was denn Ihr vortrefflicher, weiſer und väterlicher Freund heute für Sie ausgeſonnen hat.“

Ida berichtete unbefangen den Vorſchlag Selvars, und Frau Werl brach in ein lautes Gelächter aus.

„Alſo das iſt der große Beweis von Verehrung, den Sie von ihm erhalten haben. Nun, mit den Folgerungen, die das Publikum aus dieſer Hausgenoſſenſchaft machen würde, will ich Sie verſchonen. Aber ſehen Sie denn nicht den bloßen Egoismus aus der Zumuthung heraus, daß Sie das Amt der Hauskünſtlerin verſehen ſollen, die Klavier ſpielt, wenn langweilige Geſellſchaft da iſt, damit man die Pauſen nicht hört, die im Geſpräch eintreten; oder die die Familie amuſirt, wenn man nicht bei Laune war auszugehen; die bei Geburtsfeſten paſſende Melodien unter Dilettantengedichte bringt, und im Theater die Lieblingsarien aus den neuen Opern auswendig behält und ſogleich zwiſchen dem Souper reproducirt.“

„Alles dieß wäre für einen Mann von Selvars Bildung ein überflüſſiger Zeitvertreib. Ihm ſteht ja ohnehin zu Gebot, was dieſe Stadt an Kunſtgenüſſen bietet. Was ſollte ihn vermögen, gerade mich auszuzeichnen, wenn es nicht der Zug ſeines gütigen, wohlwollenden Herzens wäre?“

„Das iſt juſt das Gefährliche, daß wirklich ein Funke in dieß alte entzündbare Herz gefallen iſt. Sie verſtehen nur zu ſchlecht Ihren Vortheil, und dämpfen den durch Ihr Entgegenkommen, anſtatt ihn anzufachen. Das hätte mir in meiner Jugend vorkommen ſollen, ich hätte die Sache ganz anders angefangen. Dieſer

Selvar hat's mit den meiſten Männern gemein: wenden wir uns von Einem ab, ſo verfolgt er uns; merkt Einer, daß unſer Herz ihm nachgezogen wird, ſo erkältet ſich das ſeine. Sobald Sie merkten, daß Sie auf dem Wege waren, ihm unentbehrlich zu werden, da hätten Sie ſich ſelten machen müſſen, und gerade dann nicht kommen dürfen, wenn er am dringendſten Sie einlud. Dann wäre ihm endlich der Gedanke aufgeſtiegen: was hindert mich, mir meinen Lebensabend ſo hell wie möglich zu ſchaffen! Und er hätte alle Rückſichten über den Haufen geworfen, um Sie für immer zu feſſeln. Aber nun, was braucht er ſich der Mißbilligung ſeiner Familie, dem Spott ſeiner Standesgenoſſen auszuſetzen, um ein Herz zu gewinnen, das ſich ihm ohne alle Bedingungen zu Füßen wirft?“

Ida rief empört: „Welche unwürdige Rolle muthen Sie mir zu! Alſo den Egoismus in der Liebe, den Sie am Manne tadeln, empfehlen Sie mir als Tugend? Nein, lieber verſchmäht werden, lieber lächerlich vor der Welt, als kalt berechnen.“

„Halten Sie das, wie Sie wollen, nur mit dem Einen Punkte, mit dem Rufe, ſpaßen Sie nicht: dieß iſt mein letzter guter Rath.“

Mit dieſen Worten entfernte ſie ſich und ließ Ida in einer rechten Seelenfolter zurück. Sie war an dieſem Abend zu keinem hellen Gedanken fähig. Der rauhe Eingriff in ihr Liebesheiligthum hatte ihr die Reinheit der Seele getrübt. Sie war ſo beſchämt, als hätte ſie ſelbſt und nicht Frau Werl vom Heirathen geſprochen. Ihr Clavier mochte ſie nicht anrühren. Die Variationen, die ſie ſich gelobt hatte durch kein neues Studium zu unterbrechen, widerten ſie an; ihre Lieblingsſtücke konnten ſie nicht tröſten; denn die waren es ja, die ſie mit ihm entzweit hatten, und ach, die letzte Zuflucht des wunden Herzens, ſein Bild heraufzubeſchwören, von Ihm zu träumen, war ihr genommen. Wohl hatte ſie die Kühle und Förmlichkeit des heutigen Abſchieds empfunden. Es ſtand etwas zwiſchen ihnen, und ſo gern ſie ihn wiedergeſehen hätte, um den böſen Zauber zu zerreißen, nach dem verwirrenden Gerede der Frau Werl wäre es ihr unmöglich geweſen, ſein Haus unbefangen zu betreten.

Dießmal vergingen einige Tage, bis ein Billet des Grafen ihr ankündigte, daß er, durch ein leichtes Unwohlſein ans Zimmer gefeſſelt, ſich ſehr nach ihrer Gegenwart ſehne.

Im ſelben Augenblick war ſie auf dem Wege zu ihm. Da ſie einige Perſonen um ſeinen Theetiſch verſammelt fand, beſchloß ſie dießmal recht an ſich zu halten und die Stimmung der Anderen gegen ſie genau zu beobachten.

Da ließ ſich denn nicht abläugnen, daß Einige mit ſpöttiſchem Lächeln einander anſahen, wenn ihr Blick ſchüchtern den Geliebten geſucht und wieder geflohen hatte; daß Andere ſie zwar fein, aber dennoch verletzend aufzogen; daß die junge Gräfin ſich mühſam bezwang, um ihre Antipathie gegen eine Perſönlichkeit im Zaume zu halten, die ihren Platz im Vaterherzen zu verengen ſchien, und daß — dieß war das Bitterſte — er mehr auf ſeiner Hut war, nicht lächerlich zu erſcheinen, als ſie zu kränken. Und ſie war tief gekränkt, daß er nicht mehr ſo hingeriſſen, ſo rückſichtslos ſich zeigte, wie an den erſten unvergeßlichen Abenden in Waldheim.

Mit jeder Zuſammenkunft ward der Riß tiefer: denn Ida verlor ihre Lebhaftigkeit und erſchien in der Geſellſchaft ſtumpf und unmuthig. Ihre Gegenwart wurde mehr ein Druck als eine Aufheiterung für den Grafen. Daheim weinte ſie unaufhaltſame Thränenſtröme ihrem ſchönen Traume nach, der ſich nicht mehr neu geſtalten wollte. Dann verzweifelte ſie an Selvars Liebe; dann hoffte ſie die alten Zauberformeln wiederzufinden, die ſie friſch entfachen ſollten. Hatte ſie geſchworen, ihn nicht wieder zu ſehen, ſo ward ſie des Lebens überdrüſſig, und ſie folgte bald wieder dem Zuge zu ſeiner gefährlichen Nähe. Nun wollte ſie fröhlich, gefällig, unbefangen erſcheinen, und lauſchte doch nur mit bangem Herzklopfen auf ein Zeichen der Sehnſucht, der bangen Leidenſchaftsglut aus ſeinem Munde. Aber wehe, dieß Auge blieb immer klar und freundlich, dieſe Stimme blieb mild und herzlich wie die eines Vaters, aber ſie erbebte nicht. Wurde Ida einmal von einer Erinnerung überwältigt, lockte ein Lied, deſſen Worte Selvar einſt als Dolmetſcher ſeiner heimlichen Neigung vorſichtig und nur ihr deutlich wiederholt hatte, ihr Thränen ins Auge, ſo ward er kühlhöflich und lenkte das Geſpräch auf allgemeine Dinge.

Sie verzehrte ſich in Qual. Er war unwiderſtehlich liebenswürdig geblieben, und ſie konnte ſeine Gegenwart nicht mehr entbehren. Daß ſie ihm nicht mehr gefiel, fand ſie natürlich und rechnete es ihm nicht zum Vorwurf. Sie fühlte, daß ſie nicht mehr dieſelbe war, daß ein verſtummtes, meiſt verweintes Mädchen, unfähig, ihre Stimmung zu beherrſchen, dieſen Mann nothwendig langweilen mußte. Ihre Berufsthätigkeit ward ihr eben ſo aufreibend, als der Liebeskummer. Früher ertrug ſie eine Reihe ohrenzerreißender Clavierſtunden nur in der Hoffnung des holden Abends, der die tagelange Geduld krönen ſollte. Jetzt ſpannte jeder Mißgriff der Schülerin empfindlich ihre überreizten Nerven. In einer Stunde, als ein Mädchen, das alles muſikaliſchen Gehörs entbehrte, immer mit der rechten Hand eine Dur-Terz zu einem Moll-Accord in der linken griff, ſtieg ihr ganz ernſtlich der Gedanke an Selbſtmord auf. „Soll man leben müſſen, wenn das unſer Schickſal bis ins Alter ſein ſoll: Anhören falſcher Töne und weiter nichts!“ ſo murmelte ſie auf dem Heimweg.

Und Selvar? Er läugnete ſich nicht, daß er einen Fehler gemacht, indem er einem kleinſtädtiſch erzogenen Mädchen dieſelbe Leichtigkeit, mit ſeiner Liebe fertig zu werden, zugetraut hatte, als etwa der franzöſiſchen Geſandtin. Doch wie tief der Pfeil gedrungen, dafür hatte er trotz der Fülle ſeiner Liebeserfahrungen keinen Maßſtab. Er meinte, ſobald er ſelbſt die Schranken wiedergefunden, auch ſie wieder durch ein beſchwichtigendes, ſtets ruhiges Entgegentreten in das Geleiſe kindlicher Empfindung zu bannen. Daß der alte Meiſter hier gleich dem Zauberlehrling ſtand, erzürnte ihn faſt gegen Ida, deren langſamen, melancholiſchen Blick er nun am liebſten vermied.

So verging der Winter, und ſchon im März ſiedelte die gräfliche Familie nach Waldheim über. Selvar verreiſte auf einige Wochen mit ſeiner Tochter und deren Gemahl. Seine Schweſter blieb allein auf dem Lande, und überwachte die Verſchönerungen, die er in Haus und Garten angeordnet hatte. Ida fühlte ihr Herz, wenn es auch ſtill blutete, jetzt leichter, als ſie faſt dieſe ganze Zeit hindurch bei der liebenswürdigen alten Dame zubrachte, die ihr dringend gerathen hatte, ſich einmal kurze Ferien zu gönnen. Dieſe milde Seele berührte ſo lind, ſo heilend die wunde Stelle in Ida's Herzen. Sie verſtand zu ſchonen, zu reden und zu ſchweigen, wenn es Noth that. Sie hatte das ſeltene Talent zu tröſten, ohne falſche Hoffnungen zu wecken, und eben ſo wenig der Liebekranken letzte arme Zuflucht, das Verſinken in träumeriſches Sinnen, zu ſtören.

Ida durchwandelte mit ihr den öden, weiten Garten, in dem auf vielen Stellen der Schnee noch nicht geſchmolzen war. Der erſte Hauch von warmer Luft aus dem Süden ſpielte ihr heute entgegen. Ein Strauch Veilchen war friſch aufgeblüht, und elektriſch durch hebte es ihr die Bruſt: „Nun muß ſich Alles, Alles wenden!"

Da — war das nicht ein Reiſewagen, der in den Hof rollte? — Ja — er kehrte wieder! Ihr Herz loderte in Flammen auf — ihm entgegen flog ſie — dann bezwang ſie ſich und hielt den Arm ſeiner Schweſter feſt, um ihre Aufregung unter deren ſtillerer Begrüßung zu verbergen. Da kam noch ein zweiter Wagen: aus dem erſten ſtieg die junge Gräfin, welche mit einem eigenen tückiſchen Lächeln Ida grüßte und dann ein paar heimliche Worte an ihren Gemahl richtete, der ſie auch ironiſch anſah. Selvar ſprang eben geſchäftig und leichtfüßig wie ein Jüngling aus dem andern Wagen und hob eine ſehr hübſche Dame von etwa acht und zwanzig Jahren heraus, die er ſeiner Schweſter als ihren Gaſt vorſtellte. Dann bewillkommte er Ida und ſagte freundlich: „Sie dürfen mir dankbar ſein; denn ich bringe Sie in die Nähe der größten Sängerin unſerer Zeit, die Sie oft zu hören gewünſcht. Wir wohnten im ſelben Hôtel, da habe ich ſie vermocht, hier Gaſtrollen zu geben, und vorher von den Anſtrengungen des Winters in unſerm Familienkreiſe zu raſten. — „Hier, Madame Fioretta," fuhr er zu der Fremden gewendet fort, „ſtelle ich Ihnen einen weiblichen Kapellmeiſter vor."

Die Sängerin beantwortete Ida's Gruß nur ſehr flüchtig, und richtete das Geſpräch ſogleich wieder an die Herren. Sie theilte die Unart der meiſten Bühnenkünſtlerinnen, ſich den Frauengeſprächen unzugänglich zu machen. Sie hatte nur für den männlichen Theil der Geſellſchaft Auge und Ohr, und nicht etwa darum, weil ſie auf dieſer Seite die tiefere Bildung vorausſetzte; nein, auch mit dem ungebildetſten Manne ſprach ſie lieber, als mit der geiſtreichſten Frau.

Madame Fioretta mußte ſich nach einigen Scenen, die ihr Ida vom Blatt begleitete und auf ihren Wunſch ſogleich in eine andere Tonart transponirte, überzeugt haben, daß dieſe mindeſtens eine ihr ebenbürtige Künſtlernatur war. Dennoch richtete ſie kein Wort, kein Urtheil je an ſie, noch weniger beachtete ſie es im Strom ihrer Rede, wenn Ida eine Aeußerung verſuchte und erſchrocken wieder abbrach.

Außer Ida waren Alle von dem Wortgefecht entzückt, das Madame Fioretta bei Tiſche mit dem Grafen hielt und das wie ein buntes Feuerwerk ſchimmerte. Sie war witzig und bei ziemlicher Kälte des Herzens mit großer Geiſtesgegenwart begabt. Der Graf konnte ſein Behagen an der kecken, philinenhaften Art der Italienerin gar nicht verbergen, und Ida ſah, wie ſich vor ihren Augen die Nacht immer düſterer zuſammenzog, bis endlich die Stunde des Aufbruchs ſie befreite.

Am andern Morgen war ſie nicht mehr zu halten: endlich ließ man ſie zur Stadt fahren, da alles Zureden umſonſt geweſen. Die Sängerin, die ſich nicht gern ſelbſt begleitete, weil ſie gewohnt war beim Singen zu geſtikuliren, ſtimmte aufrichtig in die Bitten der

Familie mit ein, daß Ida recht bald, recht oft wiederkommen möge. Sie verſprach es und wollte ſich zur Erfüllung der Zuſage zwingen, weil ſie ſich den wahren Grund ihres Wiederwillens nicht geſtehen mochte.

Innerlich unklar und faſt gedankenlos wanderte ſie am folgenden Nachmittage vors Thor, zwiſchen Gärten und Landhäuſern hin, die ſich von der Vorſtadt bis nahe gegen Waldheim zogen. Es dämmerte ſchon ein wenig, als ſie die Plattform des hohen weißen Hauſes blinken ſah. Zweifelhaft, ob ſie umkehren ſolle, blieb ſie ſtehen, wagte dann einige Schritte weiter, und ſtand endlich am Ufer des Flüßchens, das ſie juſt von der Stelle des Gartens ſchied, wo ſie die Fenſter des Muſikſaales ſehen konnte. Dieſe erhellten ſich von vielen Lichtern, ſie unterſchied bei der Stille des Abends die bekannten Stimmen, und bald begann nach einem ungeſchickten Vorſpiel, das die Hand der jungen Gräfin verrieth, eine der Roſſiniſchen Lieblingsarien des Grafen, um die er Ida einigemale vergebens gebeten hatte. Madame Fioretta ſang ſie ſo, daß ſie Einen mit der ganzen italieniſchen Muſik hätte verſöhnen können. Die lang gehaltenen Töne des Adagio in der tieferen Stimmregion bebten und ſchwellten ſich von der lieblichſten Zartheit bis zur unerhörteſten Kraft. Wie ein Spiel kryſtallener Glöckchen ſchlug dann das Rondo hinein, und der Abſchluß, der im höchſten Sopran lag, ließ die Prachtſtimme der Sängerin ihren ganzen Reichthum entfalten. Kein höherer Geiſt war in dieſer Leiſtung.

aber ein ſinnlicher Zauber, der auch den argſten Rigoriſten auf Augenblicke blenden und berucken mußte.

Ida wußte Alles, was in Selvar jetzt vorging, als wäre ſie zugegen, was er ſagen würde, mit welchem Blick er jetzt nach den Lippen der ſchönen Sängerin hinlauſchte. Sie bog ſich über das Geländer und ließ die Thränen in den Fluß hinabtropfen. Am liebſten hätte ſie ſelbſt ſich hinuntergeſtürzt. Das Waſſer rauſchte munter vorwärts, drüben hörte ſie ein neues Vorſpiel, ſie wollte nicht länger horchen: raſch wandte ſie ſich und ging durch die Dunkelheit der Stadt zu.

Nach einer unſäglich bittern Nacht brachte ihr der erſte Sonnenblick den Entſchluß, der ſie aus ihrer Seelen-Erſchöpfung endlich errettete. Sie ordnete Alles zur Abreiſe, wohin, wußte ſie noch nicht. Erſt als ſie durch eine ſchriftliche Anzeige an ihre Schülerinnen den Schritt unwiderruflich gemacht hatte, ſchlug ſie in der muſikaliſchen Zeitung die Berichte aus verſchiedenen Städten auf, und erwählte diejenige zu ihrem Wohnort, wo die claſſiſche Muſik vorherrſchend gepflegt wird. Der ſchwere Gang nach Waldheim ließ ſich nicht vermeiden. Zuerſt nahm ſie Abſchied von Frau Werl, welche gutherzig genug war, ſie dießmal ohne Spott zu entlaſſen. Nur die Sorge ſprach ſie ihr aus, daß ſie ohne alle Empfehlungen in einer fremden Stadt ſchwerlich ſo ſchnell Glück machen werde, als hier. Das galt Ida gleich; ſie dachte: „Was iſt es dem, die Noth des Lebens zu ertragen, dem das Leben ſelbſt nur eine läſtige Gewohnheit iſt.“

Die Sehnſucht, Selvar noch einmal zu ſehen, ließ ſie vergeſſen, daß es das letztemal ſei. Sie traf ihn und ſeine Schweſter allein, doch erwarteten ſie Geſellſchaft. Ida wollte keinem fremden Geſicht mehr begegnen, nachdem ſie, wie ſie meinte, das ſchönſte auf Erden mit feſtem Blick lange angeſchaut und ihrer Erinnerung auf ewig eingeprägt hatte. Sie ſprach kurz aus, warum ſie gekommen ſei, und erregte ihren Freunden das höchſte Erſtaunen. Man nannte ihren Entſchluß übereilt und ganz excentriſch, man wollte nicht an ihren Ernſt glauben und forderte vernünftige Gründe. Den wahren Grund konnte ſie nicht ausſprechen, und lügen mochte ſie nicht; ſo ſprach ſie ſtatt aller Antwort nur den Dank für das wirklich Gute aus, das ihr dieß Haus geboten, und riß ſich in faſt ungeſtümer Eile los.

Als am andern Morgen früh Selvar in ihrer Wohnung nach ihr fragte, hieß es, ſie ſei ſchon am vorigen Abend mit einbrechender Nacht fortgefahren. „Sie war ein ſonderbares Mädchen,“ dachte er; „etwas mehr kalte Beſonnenheit wäre ihr zu wünſchen geweſen, doch hat ſie eigentlich dießmal nichts ganz Verkehrtes ergriffen, wenn ſie ſich doch nicht in ihre geſellſchaftliche Stellung fügen konnte.“

Im Spätſommer trafen ſich zufällig Selvars Schweſter und Frau Werl auf einſamem Spaziergange. Faſt zugleich fragte Jede die Andere: „Haben Sie noch keine Nachricht von unſerer Freundin Ida?"

Die Gräfin hatte oft eine leiſe Beſorgniß wegen Ida's Gemüthsverfaſſung genährt; dahingegen fürchtete Frau Werl mehr für ihre äußere Lage, und ſprach darüber weitläufig mit der vornehmen Dame, welcher das Wort Noth noch nicht eingefallen war. Erſchreckt von ſolcher Möglichkeit mahnte die Gräfin daheim ihren Bruder, ſich doch einmal zu erkundigen, was aus Ida geworden. Dieſer erinnerte ſich, daß ein junger Muſiker, der ehedem Lehrer ſeiner Tochter geweſen war, in Ida's jetzigem Wohnort eine Stelle beim Orcheſter habe, und bat dieſen ſchriftlich die junge Künſtlerin zu beſuchen und ihm Nachricht von ihrem dortigen Ergehen zu geben.

Der junge Concertmeiſter Sobling ſaß im Kreiſe einiger Collegen, die ſich in einem öffentlichen Garten vertraulich von ihren Verhältniſſen unterhielten. Einer, der zugleich Clavierlehrer war, erzählte Anekdoten von ſeinen Schülerinnen:

„Da hatte mich neulich die Baronin zu einer ihrer muſikaliſchen Soiréen gezogen, wo ich ein paar Etüden von Chopin vorſpielte. „Bringen ſie mir dieſe Etüden doch morgen," ſagte ſie, „ich will ſie auch durchſpielen!" Ich, gerade heraus, erwiedere: „Die ſind zu ſchwer, Frau Baronin, die können Sie unmöglich ſpielen!"

Sie wollte aber durchaus an die Nro. 11 in Es-Dur mit den unmenſchlich weiten Griffen. Als ſie nun mit hartnäckiger Todesverachtung einen Accord ſo falſch wie den andern hinwürgte, hörte ich mit ſtummer Verzweiflung zu; da ermahnte ſie mich, ſie doch sans gêne zu corrigiren. Ich begann alſo beim nächſten Takt, jede Note zu kritiſiren; denn es kam gar keine reine vor. Da ſagte ſie gleichmüthig: „Weiter, weiter!" Und ſo wechſelte ſie ab mit: „Ei, ſo helfen Sie doch, und ſagen, wo ich falſch greife!" und: „Weiter, weiter!" Als das Stück aus war, ſagte ihr Mann, der kopfſchüttelnd zugehört hatte: „Mais c'est un diable de compositeur, ce Chopin là!"

„Wenn ich nur begreifen könnte," fragte Sobling, „auf welche Art ſich dieſe Dame bei den unmuſikaliſchen Leuten in den Ruf einer Muſikkennerin gebracht hat?"

„Nun," erwiederte der Vorige, „den Ruf halten nur die Leute oben, die ſie nie ſpielen gehört haben. Sie hat eine fabelhafte Kühnheit im Beurtheilen."

„Leider imponirt ſie damit Keinem vom Fach," ſagte Sobling; „denn ſie bringt ſeit Menſchengedenken nur zwei Phraſen vor. Wird eine Sängerin gelobt, ſo ſagt die Baronin: „Es iſt nur Schade, daß ſie keine Idee von Portament hat." Und iſt von einem guten Clavierſpieler die Rede, ſo wirft ſie ein: „Wie kann man dieß Spiel ſchön finden; denn er hat ja einen ſchlechten Anſchlag." Im umgekehrten Falle, wenn eine

Anfängerin auftritt, ſo ſagt die Baronin: „Sie kann zwar noch nicht viel, aber ſie hat ein natürliches Portament, was man bei mancher großen Sängerin vermißt." Oder: „Man mag dieſen Spieler tadeln, wie man will, ich finde aber, daß er einen guten Anſchlag hat, und das iſt die Hauptſache."

„Auch mir iſt heute eine gute Probe von weiblichem Kunſturtheil vorgekommen," berichtete ein Dritter. „Ich gebe einer kleinen Engländerin Stunde, die vorher nichts als Walzer gelernt hatte. Ich brachte, wie ſich verſteht, die Clavierſchule an die Stelle, und da klagte die Kleine ihrer Mutter bitterlich, daß der neue Lehrer ſie lauter ugly pieces ſpielen ließe. Spielte ich dann ein ſolches richtig, ſo tröſtete die Mutter: „Look, my dear child, the most ugly piece is turned in a fine piece, when it is well practised." Als ich heute zur Stunde kam, fand ich die ganze Familie um die neueſte Etüde verſammelt, und die Mama rief vom Clavier her mir entgegen, dieß ſei aber wirklich ein ſo gräuliches ugly piece, daß man es der poor creature nicht zumuthen dürfe. Sie hatten es alle probirt, und die älteſten Miſſes, die im Hauſe für Virtuoſinnen galten, hatten es auch most ugly gefunden. Ich ſetzte mich hin und begann die Etüde, die ganz natürliche, wohlklingende Accorde hatte, da unterbrach mich der gellende Ausruf der Mutter und aller drei Töchter: „The treblekey, the treblekey, oh dear, the treblekey!" Der alte Herr kam herbei, betrachtete das

Notenheft und ſchüttelte ſich vor Lachen, indem er immer im tiefſten Baß wiederholte: O ho, the treblekey, ho, ho, ho, the treblekey!“ Zu dieſen langſam hervorgeſtoßenen Lauten klang das Gekicher der Weiber wie ein figurirter Contrapunkt in der erſten Violine zum Cantus firmus der Baßtuba; ſie wurden nicht müde, einander zuzurufen: „The treblekey, yes indeed, the treblekey!“ Ich ſtand, als wenn ich in ein Narrenhaus gerathen wäre, und begriff nichts, bis mir die Eine explicirte, daß der Violinſchlüſſel auf Engliſch the treblekey heiße, und daß ſie bei jenem Stück Alle überſehen hätten, daß dieſes Zeichen auch der linken Hand vorgeſchrieben ſei. Da hatten ſie denn freilich eine hölliſche Harmonie hervorgebracht.“

Ein Anderer ſagte: „Man lacht wohl über dergleichen Dummheiten, aber es bleibt doch wahr, daß ein Clavierlehrer ein gequälter Menſch iſt. Die Anfänger auf einem Streich- oder Blaſeinſtrument können nur einen einzigen Ton falſch ſpielen, indeß einer auf dem Clavier gleich eine Handvoll Diſſonanzen greift. Man ſchämt ſich vor ſich ſelbſt, daß man eine ſolche Ohrenmißhandlung um des Dings willen aushält, das Exiſtenz genannt wird bei den Philiſtern.“

„Und dieſe Wuth, die jetzt unter die Satans-Dilettanten gefahren iſt, Clavier und nur Clavier zu ſpielen,“ ſagte ein Harfeniſt. „Alle Clavierlehrer prosperiren in dieſer Stadt, während ich meine Harfe an die Weiden Babylons hängen müßte, wenn ſie nicht hie und da im Orcheſter aus ihrer Verſchollenheit ans Licht gerufen würde?"

„Man kann nicht behaupten, daß es den Clavierlehrern hier ſo leicht gelange," wandte der Erſte ein: „ich habe als friſcher Ankömmling mein Erſpartes zuſetzen und endlich fur einen Spottpreis meine koſtbare Zeit aufopfern muſſen, bis ich in die Mode kam, und da ging's gut. Keiner will es mit einem ungeprüften Lehrer verſuchen, und immer heißt es: man muß erſt ſehen, ob ſich ſeine Methode bewährt. Die alten anſäſſigen Meiſter haben auch dann noch, wenn ſie anerkannt faul neben den Schülern ſitzen, mehr das Vertrauen, als ein junger noch ſelbſtſtrebender. Und doch ſind in der Regel die letztern die eifrigſten und gewiſſenhafteſten Lehrer."

„Ob denn wohl die Fraulein Ida Fernhofer Stunden bekommen hat, uber deren lakoniſche Anzeige im Intelligenzblatt wir damals ſo viel lachten?" fragte der Chopinſpieler.

„Ich habe nichts mehr davon gehört," antwortete der Vorige. „Welche Prätention iſt's aber auch, daß ein völlig namenloſes Mädchen, von einem namenloſen Lehrer gebildet, aus einem Winkelſtädtchen gebürtig, gerade hierher kommt, um Unterricht zu geben."

Sohling merkte auf und rief: „Denkt euch, heute erhalte ich einen Brief von meinem alten Gönner Selvar, der mir dieſe Ida Fernhofer als ein Genie empfiehlt. Ich fürchte mich eigentlich, die Pathenſchaft über eine muthmaßliche Herz- und Kalkbrenner-Virtuoſin zu übernehmen, doch muß ich wohl hingehen, da ich dem Selvarſchen Hauſe von früher her verpflichtet bin. Weiß denn Einer, wo das Mädchen wohnt?"

Der Chopinſpieler antwortete: „Ich hätte gar nicht mehr an die Perſon gedacht, wenn ich nicht heute zufällig ihren Namen wieder geleſen hätte." Hiermit zog er ein altes Intelligenzblatt aus der Taſche, in welches er Cigarren gewickelt hatte, und reichte es Sobling, indem er auf Ida's Adreſſe deutete.

In einem entlegenen Stadtviertel wohnte ſie; dort angelangt, wies man Sobling durch zwei Höfe und Hintergebäude hindurch nach einem Gartenhäuschen, das inmitten eines großen Bleichplatzes lag. Eine alte Wäſcherin mit einer jüngern Gehülfin trieb dort ihr Weſen, und die Kübel und Schragen, die in dem Häuschen umherſtanden, ließen den Concertmeiſter bezweifeln, daß hier eine Kunſtgenoſſin wohnen könne. In der Meinung, daß eine Namensverwechſelung obwalte, wollte er eben umkehren, als er ein paar mächtige Accordfolgen auf einem vorzüglichen Inſtrumente hörte, die als Eingang zu einer Toccata von Scarlatti improviſirt wurden. Horchend blieb er ſtehen, und fand den Vortrag des ſehr bedeutenden Muſikwerks völlig tadellos. Sobald es geendet, trat er ins Haus und fand Ida in einem niedrigen Zimmer, deſſen Fenſter von einem außen angepflanzten Rebſtock verdunkelt waren. Nur die nothdürftigſten Möbel und Geräthe enthielt der Raum, deſſen geweißte Wände ſehr gegen das prächtige Pianoforte abſtachen. Die Bewohnerin ſah leidend und etwas vernachläſſigt aus, und erſchien auf den erſten Blick nichts weniger als anziehend.

Als der Concertmeiſter Selvars Namen nannte, überzog eine Fieberröthe ihre Wangen, und ſie war ſo verlegen, daß Jener kaum wußte, wie er die Unterhaltung weiter ſpinnen ſollte. Er meinte, mit einem Geſpräch über ihr gemeinſchaftliches Fach müſſe es doch endlich gelingen. Er fragte, was ſie von Mendelsſohn, von Chopin ſpiele? Sie hatte von Keinem je eine Note angerührt. Die Opern von Spohr, Weber, Spontini waren ihr fremd. In ihrem Geburtsorte war keine Bühne, und in der Reſidenz hatte man nur das Modernſte aufgeführt. Aus Clavierauszügen hatte ſie das ſtudirt, was mindeſtens ſeit einem halben Menſchenalter als unübertrefflich galt. Die neueſte Oper, die ſie kannte, war Fidelio.

Sohling blätterte in den Muſikalien, die umher lagen, und fand Namen vom erſten Range, aber nur bis zu einer gewiſſen Zeit. Von den Lebenden auch nicht Einen.

„Welche Fülle von Genuß ſteht Ihnen noch bevor," ſagte er, wenn Sie das Treffliche kennen lernen, das unſere Zeitgenoſſen ſchufen. Bei einer Grundlage, wie die Ihre, werden Sie leichter als Andere auffaſſen, wie redlich unſere großen Meiſter auf der Bahn weiter bauten, die jene Unſterblichen vorher geebnet haben."

Ida lächelte bitter: „Sie werden doch einem Ohr, das von dieſen unſterblichen Klängen genährt iſt, nicht zumuthen wollen, ſich an ſo ephemerer Muſik zu erfreuen."

Sobling ſah ſie ironiſch an. Sie ſchlug die Augen nieder: denn ſie beſann ſich, daß ſie ja keinen von den Componiſten, die er ihr genannt, je eines gründlichen Studiums gewurdigt hatte. Er ſelbſt war mit Perſonen von dieſer Urtheilsſtufe ſchon zu oft zuſammengetroffen, um ſich daran zu ärgern. Höchſtens ein Lächeln hatte er, wie jeder gebildete Muſiker von weitumfaſſendem Ueberblick, für den beſchränkten Hochmuth der kleinen Gemeinde, die man wohl die muſikaliſchen Pietiſten nennen möchte. Die eine Hälfte beſteht aus denjenigen, die zu träg waren, mit der Kunſt gleichen Schritt zu halten. Auf einer gewiſſen Stufe zuruckgeblieben, erklären ſie dieſe eigenſinnig für die höchſte, weil ſie nur vornehm auf die Gegenwart hinab, nie demüthig zu ihr emporſchauen möchten. Die andere Hälfte ſind ganz jugendliche Talente von wenig eigener Erfahrung, wie Ida. Dieſe ſprechen blindlings dem ſtabilen Urtheil eines Lehrers nach, der das Lernen ſeit dem neunzehnten Jahrhundert aufgegeben, oder ſie laſſen ſich von der Anſicht irgend eines Familienoberhauptes beherrſchen, welches bloß in der Jugend Begeiſterung fur Muſik hatte, und, anſtatt in ſich ſelber, in dem Geiſte der neuen Zeit die Erſtarrung ſpürt.

Ueberzeugt, daß dieſe Kunſtanſicht ſo ſchwer und langſam zu heilen iſt, wie eine fixe Idee, brach Sohling das Thema ab und fragte: „Iſt es Ihnen ſchon gelungen, Schülerinnen zu finden?“

Auf Ida's verneinende Antwort fuhr er fort: „Daran kann Ihre entlegene Wohnung ſchuld ſein. Wir Künſtler ſind mit unſerm Erwerb leider an die Gunſt der Vornehmen angewieſen und müſſen uns in deren Anforderungen fügen, ſollten uns dieſe auch bloße Vorurtheile dünken. Wohnten Sie mitten in der Stadt in einem eleganteren Hauſe —“

„So hatte ich's angefangen,“ unterbrach ihn Ida, „aber damals fehlte es mir an der Energie, deren es bedarf, um die erſten Schritte in die Oeffentlichkeit zu thun. Ich blieb immer zu Hauſe und hatte keine Luſt Protection zu ſuchen. Nach ein paar Monaten vergeblichen Wartens ſah ich die Nothwendigkeit ein zu ſparen, und da habe ich mich bei meiner Wäſcherin eingemiethet.“

Sohling beſann ſich einen Augenblick; dann ſagte er: „Wollen Sie mir Ihr Vertrauen ſchenken, ſo will ich für Sie einen paſſenderen Aufenthalt und eine gemäße Thätigkeit ausmitteln.“

Ida erwiederte nichts. Sie ſchämte ſich, zu bekennen, daß ſie heute ihr letztes Goldſtück gewechſelt hatte. Jetzt blieb ihr nur noch die Ausſicht, ihren getreuen Erard zu verpfänden, und dann der Troſt, den die Jugend nach einer verlorenen Liebe ſo leicht und naturgemäß findet, der Troſt, daß der Tod der beſte Ausweg iſt, wo man keinen blumenreichen Pfad vor ſich ſieht. Doch hat auch darin die Natur ſo ewig weiſe vorgebaut, daß gerade die Noth es iſt, die ſo eiſern den Menſchen an das liebe verachtete Daſein feſſelt.

Sobling drang nicht weiter in den Sonderling, der ihm mehr ein neugieriges Intereſſe, als Wohlgefallen erweckte. Er bat Ida um die Erlaubniß, wieder zu kommen, ſobald er einen fertigen annehmbaren Vorſchlag hinſichtlich ihres Unterkommens hätte.

Zu einer ihm befreundeten Malerin, die durch den Tod ihrer Schweſter eben vereinſamt geworden, begab ſich alsbald Sobling mit der Aufforderung, daß ſie die junge Tonkünſtlerin in ihren Schutz nehmen möge. Dieſe war bereitwillig und ſuchte zuvorkommend die Fremde auf. Ida's angeborne Scheu, Wohlthaten materieller Art anzunehmen, und das Bewußtſein ihrer düſtern, unheimlichen Stimmung bewirkten, daß ſie ſich lange weigerte; endlich ging ſie auf das Anerbieten ein, als Sobling ihr vorſtellte, daß ſie aufheiternd auf ihre neue Freundin wirken könne und ihr über die erſte ſchwerſte Zeit des Verluſtes hinüber helfen ſollte. Hier wußte ſie ſich an ihrer Stelle: denn ſie war, gleich der Nacht, ſchaurig den Frohen, aber lieblich und mild tröſtend den Leidenden.

Ida ward von ihren jetzigen Freunden vorzugsweiſe bei den Familien eingeführt, die ihren excluſiven Geſchmack theilten, oder ſich doch den Schein davon gaben, um für die ſuperfeinſten Kenner zu gelten. Einigen zwar war ſie noch nicht orthodox genug, weil ſie neben

Bach und Händel auch Mozart und Beethoven verehrte; doch die meiſten trugen ſie auf Händen, weil ſie mit unermüdlicher Gefälligkeit faſt die ganze klaſſiſch-muſikaliſche Literatur des vorigen Jahrhunderts auswendig producirte. Nebenbei lernte Ida auch ein wenig die Heuchelei dieſer Menſchenklaſſe kennen, welche nur am Namen ihrer Abgötter klebt, ohne deren Geiſt je begriffen zu haben. In einer Anwandlung von Muthwillen myſtificirte ſie einen alten Profeſſor, welcher eine große Verachtung gegen Beethoven zur Schau trug, den er noch vor ſeiner Berühmtheit perſönlich gekannt hatte. Sie ſpielte ihm Melodien ſeines Händel aus einer wenig bekannten Oper deſſelben für Beethoven'ſche vor und ebenſo umgekehrt, und er nannte die erſteren: einen erz-romantiſchen Nebel, und von den andern ſagte er: „So kann nur Händel ſchreiben!"

Als ſie Sohling den Spaß erzählte, erwiederte er trocken: „Ganz ebenſo könnte man Sie myſtificiren, wenn man Ihnen einzelne Partien aus guten neueren Werken für Mozart und Beethoven ſpielen wollte."

Ida meinte, das ſei unmöglich; Sohling drohte, ſie nächſtens auf die Probe zu ſtellen. Die Malerin wandte ein: es ſei doch beſſer, die andere Probe zu verſuchen, ob Ida vorurtheilsfreier ſei als jener Profeſſor, und rieth Sohling, ſie mit guten neuen Compoſitionen ohne Verhüllung des Namens bekannt zu machen. Ida gelobte, ſich nicht dem Schönen zu verſchließen und ehrlich zu prüfen, ehe ſie verwerfe.

Ihre Zuverſichtlichkeit war heute etwas wankend geworden, als Sohling ihr alte Recenſionen aus den Zeiten, da Mozart und Beethoven noch junge Männer waren, verſchafft hatte. Darin wurde beiden Ungründlichkeit, Verſchrobenheit, mit Haaren herbeigeriſſene Originalität vorgeworfen: ja ſogar der liebliche ſonnenklare Mozart ſollte ſich in ohrenzerreißenden, geſchmacklos gehäuften Diſſonanzen gefallen, und verſtorbene untergeordnete Componiſten wurden dem Heroen als Muſter einfach edlen Styls vorgehalten.

„Iſt es nicht, als leſe man einen Beethoven-Fanatiker unſerer Tage gegen die Lebenden eifern?“ fragte Sohling, als ſie jenes vergilbte Blatt anſtaunte. Ida meinte, der Unterſchied ſei nur, daß der Beethoven-Fanatiker mehr in ſeinem Rechte wäre, und fragte Sohling, ob er denn Einen Namen unter den Lebenden an die Seite jener Heroen ſtellen könne, deren kleine Schaar ſie einzig verehre?

Sohling erwiederte, daß auch er weit entfernt ſei, zu läugnen, daß die Sechszahl: Bach, Händel, Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven bisher das Vollendetſte geleiſtet; daß in ihren Schöpfungen die Maſſe des Großen bei weitem über das Unbedeutende vorwalte. „Aber,“ ſetzte er hinzu, „dieß Zugeſtändniß ſchließt nicht aus, daß ſie auf einzelnen Punkten von Andern übertroffen werden könnten. Ich finde es ganz in der Ordnung, daß Sie den Don Juan höher ſtellen, als etwa den Oberon; aber lächerlich, wenn Sie Ihre Pietät ſo weit treiben, daß Sie die Bravourarien der Conſtanze oder der Königin der Nacht durchſtudiren und es daneben verſchmähen, die Partie der Rezia eines Blickes zu würdigen. Halten Sie es nicht für Ihre heilige Pflicht, alle Variationen von Beethoven, ſelbſt die ganz unausſtehlichen — nun, fallen Sie nicht in Ohnmacht — über **God save the King** zu kennen, indeß Sie Mendelsſohns Lieder ohne Worte als kleinliche und bedeutungsloſe Spielerei bezeichnen? Die faden muſikaliſchen Scherzſtücke von Bach und Mozart über das „Lieſel und den Coffee,“ oder „Liebes Mandel, wo iſt's Bandel“ finden Sie rührende Reliquien. Gut, aber hätte ein Lebender die Naivetät gehabt, dergleichen herauszugeben, Sie würden denken: an dem Stück haben wir genug, um den ganzen Menſchen darnach zu beurtheilen, und Sie würden kein Heft mehr aufſchlagen, das ſeinen Namen an der Stirn trüge.“

Ida lachte: „Das iſt ja gerade, als ob Sie einem großen Manne vorwerfen wollten, daß er einmal beim Wein einen platten Spaß gemacht habe.“

„Das nicht: aber ich würde es ſeinen Verehrern vorwerfen, wenn ſie den Spaß als Orakelſpruch ein Jahrhundert lang weiter trätſchten und ihn über alle Weisheit der Andern erhöben. Die großen Meiſter fördern uns nur, inſofern wir ſie verſtehen, ſie in ihren Mängeln und in ihren Vorzügen richtig und ſcharf beurtheilen. Ihre blinden und verdummten Anbeter aber ſind es, die alle Kunſtentwickelung, wenn nicht in manchen Fällen ertödten, doch ſtets hemmen und verzögern. Selbſt von den Mozart'ſchen Opern iſt noch ein Rieſenſchritt zum Beſſeren und Höheren möglich, wenn er auch noch nicht gethan iſt. Doch zeigen die Verſuche, daß der Pfad richtig erkannt worden. Don Juan und Figaro will ich als Ausnahmen gelten laſſen. Von keiner Nummer darin möchte ich die frevelnde Behauptung wagen, daß ein Anderer ſie beſſer erſchaffen hätte. Doch ſeine anderen Opern haben alle ſchwache Stellen, und gewiſſe Glieder derſelben werden von analogen aus Spohrs und Webers Opern bei weitem überboten."

Er ſetzte ſich ans Clavier und ſpielte die kleinen Chöre der Krieger aus Cosi fan tutte, aus Idomeneo, und hieß Ida gewiſſenhaft beurtheilen, ob die Kriegerchöre aus Jeſſonda nicht edler, lebhafter ſeien. Sie mußte es zugeben. Er fuhr fort und hieß ſie die Geſänge der drei Knäbchen aus der Zauberflöte mit den verwandten Elfenchören aus Oberon vergleichen. Er führte ihr Kirchenmuſiken von Mozart und Haydn mit anderen von Mendelsſohn in bunter Reihe vorüber. Er gruppirte das Beſte von Spontini neben Verwandtes von Gluck, und wenigſtens mußte Ida geſtehen, daß man es neben einander ertragen könne. Bis ſpät Abends ermüdeten die beiden Zuhörerinnen nicht vor dieſer Muſterreihe, die er aufrollte, und als er weg war, ſetzte ſich Ida nochmals daran, aus dem Gedächtniß die ſchönſten Melodien zu wiederholen.

Ein verſtockter Dilettant kann allenfalls ſein Leben mit den Gedanken von ſechs Componiſten friſten. Doch ſei es auch das Auserwählteſte, die Seele desjenigen, der ſtets in Tönen lebt und athmet, hat es endlich ausgenoſſen. Der Durſt nach Neuem, Unerhörtem wird rege, und den, der ſich an dem Beſten ſeines Faches gebildet hat, laßt nur ſelbſt dafür ſorgen, aus dem Neuen das Falſche, Alltägliche auszuſcheiden. Ihn wird nur das Edle reizen, das ſich würdig an das ihm vorangegangene Große anſchließt.

Ida's Verſtand war zu klar, ihre Seele dem Schönen zu weit geöffnet, um ſich nicht bald von dem erfahreneren Künſtler überzeugen zu laſſen, daß der Geiſt der Tonkunſt ſich nicht auf einige wenige Häupter in der Friſt eines kurzen Zeitraumes niedergelaſſen hat, um als unwandelbares Sternbild über einer unendlichen Nacht zu glänzen, ſondern daß er wie ein Feuerſtrom durch alle Zeiten ergoſſen hier als Flamme, dort als Fünkchen aufglüht, und daß er, wo ſein reines Licht erſcheint, zünden und ſtrahlen, nicht verlöſcht und zertreten werden ſoll.

„Sie verwerfen aber doch die modernen Italiener und ihre Nachahmer?" fragte Ida bei der nächſten Zuſammenkunft Sohling.

„Ja, weil ſie die Lüge in der Kunſt darſtellen. Aus demſelben Grunde negire ich aber auch die Arie des Sextus, welche das lieblichſte Rondo auf den Text voll „Verzweiflung und Höllenpein" bringt. Abſtrahiren wir aber vom Text, ſo verſöhnt uns hier das reizende Zuſammenwirken von Melodie, Harmonie und Rhythmus, während die Italiener wenig mehr beſitzen, als eine arme, flitterhafte Melodie. Unſer Flötiſt vergleicht ſie mit einer Waſſerſuppe, auf der oben nur wenige Fettaugen ſchwimmen."

Die Malerin ſagte: „Der Vergleich iſt richtig, aber garſtig. Eher ſollte man die Melodie der Italiener eine coquette Dame nennen, die allein ein leichtfertiges Geſpräch führt, indeß unſere deutſche Muſik der Unterhaltung einer gebildeten Geſellſchaft ähnlich alle Stimmen zur Geltung kommen läßt."

Die beiden Damen und der Concertmeiſter waren mehrmal in der Woche bei Geſprächen, zu denen gemeinſchaftlich ausgeführte Muſikſtücke die Grundlage gaben, vereinigt. Ida's leichtes Verſtändniß, das, wie ſie mehr und mehr ihr Vorurtheil abſtreifte, ſich ausbildete, zog Sohling ſehr an. Ihre witzige Laune kehrte wieder, wenn auch durch den heimlichen Schmerz etwas gedämpft. Doch war dieß mehr zu ihrem Vortheil, denn ihre allzugroße natürliche Aufregung bedurfte einer Milderung. Nach und nach kehrte mit der Seelenruhe ihr blühendes Ausſehen wieder, und ſie mußte ſich zugeſtehen, daß ſie nicht mehr elend war, trotzdem, daß ſie mit der eigenſinnigen Conſequenz ihres Alters nie wieder glücklich werden wollte.

Die Malerin, eine vielſeitig gebildete Dame, hatte bald durchſchaut, daß Ida in allen Gebieten außerhalb der Muſik ziemlich unwiſſend geblieben war. Ihre Fragen, wenn ſie ſie mit in die Gemäldegallerie genommen hatte, oder wenn ihr ein bedeutendes Buch in die Hand fiel, zeigten, wie wenig ſie geleſen, und wie ſie, ſtets in das innerliche Behorchen der Töne verſunken, nie die Erſcheinungen der äußern Welt beobachtet hatte. Sie konnte hundertmal an einem merkwürdigen Gebäude, an einer Statue vorbeigegangen ſein, ohne ſich ein deutliches Bild ihrer Einzelheiten im Gedächtniß bewahrt zu haben.

Bei einem Geſpräche mit Ida lobte die Malerin es beſonders an Sobling, daß er nicht wie ſeine meiſten Kunſtgenoſſen ein ſogenannter Stockmuſikus ſei. Sie ſetzte hinzu: „Man lernt darum ſo viel von ihm, weil er nicht dem Laien auf bloß techniſchem Wege ſein Fach begreiflich macht, wie jene, ſondern weil ihm bei ſeiner allgemeinen Bildung tauſend Analogien zu Gebote ſtehen, um jeden da zu faſſen, wo die lichte Stelle ſeiner Begriffsfähigkeit ſich aufthut. Wüßten Sie zum Beiſpiel ſo viel vom claſſiſchen Alterthum, als er, ſo könnten Sie beſſer Ihren Gluck vor den Laien in die rechte Beleuchtung ſtellen. Kein gebildeter Mann, der den Sophokles geleſen hat, wird noch die Schwäche für niedrige Opernmuſik feſthalten, wenn Sie ihm eine eben ſo ewige und wahre Dramatik in der Tonkunſt vorführen, als die griechiſche war.“

Bei einer Ausſtellung, wo die Malerin entzückt vor einem trefflich componirten Bilde älterer Zeit ſtehen blieb, welches Ida wegen ſeiner nachgedunkelten Färbung langweilig und düſter vorkam, und dem ſie einen Edelknaben nach der frühern Manier der Düſſeldorfer Schule bei weitem vorzog, neckte die erſtere ſie: „Und Sie wollen es den Muſikaliſch-Unwiſſenden übelnehmen, daß ſie lieber Donizetti, als Sebaſtian Bach hören! Hier haben Sie den Geiſt Beider, wie er in Farben ſich offenbaren würde.“

Ein Jahr in dieſer Umgebung reichte hin, den lebhafteſten Trieb zum Lernen in Ida aufzuſtacheln. Sie machte ſich's zur Pflicht, nicht eine Stunde mehr dem Erwerb zu widmen, als ſie zur Beſtreitung der nächſten Bedürfniſſe mußte. Alle freie Zeit benützte ſie redlich zu ihrer Fortbildung. Sie trat in die geheiligte Atmoſphäre der großen vaterländiſchen Dichter ein, und mit dem klaren Unterſcheiden der Kunſtformen auf dem Gebiete des Wortes ward ihr zugleich die Beurtheilung und Erkenntniß muſikaliſcher Lyrik, des Epiſchen in der Symphonie aufgeſchloſſen. Sie öffnete den Farben und Formen ihren Sinn, und wie ſich ihre Seele an der Geſchichte der Völker erweiterte, ſo blühte ihrer Phantaſie an deren Sagen ein neues Leben auf.

Sobling ward nun eben ſo lebhaft von ihrem Gedankenaustauſch angeregt und erhielt durch ihre Auffaſſung neue Anſchauungen, wie ſie einſt von ihm. Sie ward der Umgang, der ihn am meiſten anzog, ohne daß ſein Herz die mindeſte Leidenſchaft für ſie empfunden hätte. Er kam bei ihr zu gar keiner träumeriſchen

Stimmung, die dem Verlieben ſo günſtig iſt. Ihr Geiſt war zu beweglich, als daß ein junger Mann aus Langeweile nur einen Augenblick dem Gedanken nachgehangen hätte: „Du biſt hier am ſpäten Abend mit einem hübſchen Mädchen allein.“

Oft kam die Dämmerung, ohne daß ſie es bemerkten, und ſtatt der Lampe ſchienen Mond und Sterne herein. Die blühenden Linden auf dem Platze draußen ſandten ihren Duft hinauf, und der Springbrunnen plätſcherte gar anmuthig. Dennoch fand keine zärtliche Hinneigung Raum, ſich zwiſchen beiden Herzen eine Brücke zu bauen. Es kam kein Moment des Schweigens, ſie hatten immer noch unerſchöpflichen Geſprächsſtoff, wenn ſie ſchieden. Die Gewohnheit des Beiſammenſeins hatte längſt die ſteifen Formen norddeutſchen geſelligen Verkehrs aufgehoben; ihr Verhältniß glich dem zweier Freunde gleichen Geſchlechts, die einander unverholen Alles mittheilen, auch die Herzensangelegenheiten.

Sohling hatte ſich oft über ihr ſchnelles Abbrechen gewundert, wenn er ſie an das Selvar'ſche Haus erinnerte. Ihre Bewegung bei ſeinem erſten Beſuche und ihre ſcheue Weigerung, ſeinem Briefe an Selvar einen von ihrer Hand beizufügen, fielen ihm wieder ein. Später hatte ihm wohl geahnt, es ſei ein Herzenskummer im Spiele, doch da er auf den wahren Gegenſtand nie verfiel, ſondern nach Art der jungen Männer (auch der nicht beſonders eiteln) glaubte: nur zwiſchen Zwanzig und Dreißig könne man einem Mädchen gefährlich werden, ſo ſprach er immer ganz unbefangen von dem „alten Grafen,“ und erzählte Anekdoten von ihm, die ihm ganz harmlos dünkten, aber ſeiner Zuhörerin die vernarbte Herzenswunde aufriſſen.

Bei einer ſolchen Gelegenheit, als Ida ihre Thränen nicht mehr verbergen konnte, hatte ſie den jungen Mann zum Vertrauten gemacht. Wie ein tobender Flammenberg eröffnete ſich ihr Herz, und der Strom leidenſchaftlicher Schmerzen breitete ſich gleich der Lava über das ſtille Gartenbild aus, das ſich Sohling von ihrem Leben und Treiben gemalt hatte.

Er verſtand dieſe Liebe zu einem kühlen, halbergrauten Manne nicht, doch intereſſirte ihn die Macht und Wahrhaftigkeit ihrer Aeußerung, da ihm dergleichen bei der Herzensverſchloſſenheit großſtädtiſcher Damen nie vorgekommen war. Ida fühlte ſich zwar am andern Tage beſchämt, weil ſie ihr Herzensgeheimniß verrathen; doch überwog die heimliche Luſt, daß ſie endlich Einen Menſchen gefunden, mit dem ſie von ihm reden konnte, der auch einſt in ſeiner zauberiſchen Nähe gelebt hatte. Sie ſtrebte ihre Erinnerungen vor dem unvermeidlichen Verblaſſen zu bewahren, dem endlich jede Liebe, die ihren Hauptſitz in der Phantaſie hat, vor Mangel an friſcher Nahrung verfällt.

Sohling hatte einen ähnlichen düſtern Punkt in ſeiner Vergangenheit, mit deſſen Enthüllung er Ida's Vertrauen erwiederte. Eine ſchöne vornehme Schülerin hatte er geliebt, die mit einer herrlichen Stimme ein wirkliches Talent verband. Eben aus einer Pariſer Penſion heimgekehrt, hatte ſich das junge coquette Mädchen darin gefallen, mit dem Geſanglehrer ein Vorſpiel der Rolle aufzuführen, die ſie den Winter bei Hofe zu erhalten dachte. Die Mama hatte es nicht übel gefunden, daß die Kleine ſich an den Huldigungen eines ſo unſchädlichen Individuums einübte, um bei den bald zu erwartenden ernſtlicheren nicht linkiſch und verlegen zu erſcheinen.

Sohling hatte lange geglaubt, einer kindlichen Seele erſte Liebe zu ſein; mit bitterer Entſagung bezwang er ſich ihr gegenüber, im Vorgefühle der Hoffnungsloſigkeit ihrer gegenſeitigen Wünſche. Dann wußte die kleine Raffinirte ihn durch ſcheinbar unbefangene Fragen in eine neue Aeußerung ſeiner verhehlten Glut zu verſtricken, bis ihn endlich die Zuthunlichkeit des Fräuleins und das gleichmüthige Zuſehen der Mutter wirklich täuſchte und er an die Möglichkeit der Erreichung glaubte. Nachdem er noch einige Monate gehänſelt worden, heirathete das unſchuldige Kind einen reichen Hageſtolzen, deſſen Häßlichkeit nur von ſeiner Dummheit übertroffen wurde.

Sohling war nicht ſo ſchwach, ſie noch fort zu lieben; ſein Herz war ſo plötzlich abgekühlt, daß er ein paar Jahre fortlebte, ohne es einer neuen Liebe zu öffnen.

Die beiden Künſtler gingen nun ihren Lebenspfad ruhig neben einander hin, mit dem vollen Gefühl der Sicherheit; er, daß er zu gleichmüthig geworden ſei, um je wieder zu lieben; ſie, daß ihre ewige Trauer um

Selvar der Talisman ſei, der ihr Herz mit dreifachem Panzer umgäbe. Dabei bemerkten Beide nicht, warum ein Abend in anderer Geſellſchaft zugebracht, ſelbſt bei reichen geiſtigen Genüſſen, ihnen bei weitem leerer und inhaltloſer erſchien, als das ſtille Beiſammenſein im Hauſe der Malerin. War Ida nicht im Concerte, ſo dirigirte er nur mit halbem Ehrgeiz; erwartete ſie ihn vergebens um die Stunde, wenn er zu kommen pflegte, ſo ward ſie verſtimmt, und konnte weder am Clavier noch bei ihren Büchern rechte Ruhe finden.

Ein lang gehegter Wunſch Sohlings ward ihm jetzt unvermuthet wieder nahe gerückt. In einer kleineren, aber ſehr gebildeten Stadt ward ein Muſikdirektor geſucht, der zugleich ein gutes Theater und einen trefflich geſchulten Geſangverein zu leiten hatte. Sohling bewarb ſich um die Stelle und erhielt ſie vor vielen nicht unwürdigen Mitſtrebenden. Er eilte mit ſeiner frohen Nachricht zu Ida, die erblich und ſehr trüb und nachdenkend ward. Die Malerin gab ihrer Ueberraſchung die rechten Worte; ſie wünſchte ihm Glück, doch beklagte ſie aufrichtig die unausfüllbare Lücke, die ihrem Hauſe durch ſeine Entfernung entſtehen mußte.

Sohling fühlte beſchämt, daß die erſte Freude ihn dieß ganz hatte vergeſſen laſſen. Sein Herz war ſehr warm und treu. Großer Schmerz, das bedachte er jetzt, werde ihm beim Abſchied gewiß nicht erſpart werden. „Und dieſe Eine wirſt du am ſchwerſten vermiſſen“ ſo ſprach es in ihm, als er Ida anſah, die ſanft die Augen niederſchlug. So lieblich war ſie ihm nie erſchienen, als in dieſer ſtillen, anſpruchsloſen Wehmuth. Sein Herz klopfte unruhig, er ſeufzte und überſann, daß es doch ein recht blindes, vernunftloſes Geſchick ſei, welches nicht gewollt, daß ſie lieber ihn ſtatt jenes Selvar ſo heiß liebte.

Seine Abreiſe mußte ſehr beſchleunigt werden. Nach jeder flüchtigen Stunde, die ſie noch mit Sobling zubrachte, ward Ida'n ihre eigene Empfindung räthſelhafter. Es lag wie Gewitterdruck auf ihr. In ſeiner Gegenwart verſagte ihr die Rede, und auch er ſchien von einer lähmenden Traurigkeit befangen.

Der Abſchiedsabend war da. „Noch einmal ſingen Sie mir eines der ſchottiſchen Lieder von Beethoven,“ bat er ſie. „Mein liebſtes wiſſen Sie ſchon: O, Zaubrin, leb' wohl!“

Der Blick, mit dem er in ihr Auge ſah, war ihr von ihm noch nicht geworden. Sie bebte zuſammen, wie vor etwas Fremdem, Unheimlichem. Die liebe bekannte Melodie löste ihr wieder das Herz; es war ja ihr Freund, ihr Bruder, der heute von ihr ſchied, er, dem ihre ſtürmiſche Seele offen lag, der ihr den freien Blick in ſein mildes, ruhiges Innere vergönnt hatte. Sie begann zu ſingen, doch aus dem tiefſten Herzensgrund quollen ihr die Thränen empor, und als die Stelle kam:

„O nur ein zärtlich Herz,
Das Liebe will brechen,
Verſteht meine Qual, daß ich dich nicht mehr ſeh“

da verdunkelte ſich ihr Auge, kein Ton wollte mehr aus der gepreßten Bruſt, ſie mußte plötzlich abbrechen, und wandte ihr Geſicht nach der Wand hin. „Gott, iſt es möglich,“ ſprach ihr Herz, „ich liebe ja ihn, und keinen Andern!“

Sobling ſaß eine Weile ſchweigend neben ihr, dann ſtand er auf und nannte leiſe ihren Namen. Sie faßte ſich und erhob ſich ihm entgegen. Er wollte das Wort: Lebewohl, das grauſame, troſtloſe Wort, ausſprechen, doch es wollte nicht über ſeine Lippen. Ganz ſelbſtvergeſſen umfaßte er ſie, ſie ruhte mit dem Haupt auf ſeiner Bruſt, dann ein einziger Kuß, in dem ſie ſich faſt unbewußt begegneten, — ſie wollte ſich losringen, er ließ ſie nicht, immer von neuem preßte er ſie wilder an ſich, bis er laut weinend ſich auf ihre Schulter lehnte. „Ich kann Dich nicht laſſen, Ida,“ rief er, „ich bin unglückſelig; denn ich liebe Dich, nur Dich, und wußte es nicht.“

Sie fand keine Sprache, ſtill ließ ſie ihn ausweinen, dann richtete ſie ihn empor, ſah ihm mit dem liebevollſten Blick ins Auge, und reichte ihm die Hand.

Die Abreiſe ward um ein paar Tage hinausgeſchoben: denn noch mehr Stoff, als einſt die Muſik, gab ihnen nun das gelöste Herzensräthſel, das ſie ſo unermüdlich beſprachen, wie Kinder die überreichen Gaben der Weihnachtsbeſcherung. Auf eine kurze Zeit ward die Kunſt, ja die ganze Welt vergeſſen, bis endlich die verſtändige Malerin erinnerte, daß die Reiſe und häusliche Einrichtung eines Ehepaars mehr beſonnene Vorbereitung bedürfe, als die eines Junggeſellen. Doch ein Glück war's, daß die Freundin dieſe Sorge auf ſich nahm; denn ſonſt wären die Beiden, die in ihrer neuen Aufwallung zu keinem proſaiſchen Alltagsthun mehr im Stande waren, noch heute nicht unter Einem Dache.

Zehn Jahre waren verfloſſen, ſeit Ida von Waldheim geſtoben war. Des Grafen Selvar Schweſter war ſchon vor langer Zeit geſtorben, er ſelbſt, wenn nicht in ſeinen Neigungen, doch ſehr in ſeiner äußeren Erſcheinung gealtert. Seine Tochter und deren Gemahl, welcher ein Deutſch-Ruſſe war, mußten den ſtrengen Geſetzen des Czaren zufolge, nachdem ſie mehreremale um längeren Aufenthalt in Deutſchland petitionirt hatten, endlich auf ihre Güter heimkehren. So blieb Selvar, der keine nähere Verwandte beſaß, die ſeinen Salon weiblich vertreten hätte, ziemlich vereinſamt in ſeinem Hauſe. Häufigere Reiſen ſollten ihn für die Stille entſchädigen, die jetzt in dem ehemals ſo belebten Waldheim eingezogen war.

In dieſem Sommer war ihm ſelbſt das Theater langweilig geworden; keine neuen Stücke, keine intereſſanten Gaſtſpielerinnen wollten kommen. Er beſchloß, ein paar Monate bei ſeiner Tochter zuzubringen. Eine eintägige Raſt von der Reiſeanſtrengung hielt er in einer mitteldeutſchen Stadt, die in einer ſehr lieblichen

Gegend lag und, wie die vielen Bauten verriethen, in blühendem Wachſen begriffen war.

„Iſt Theater hier?“ fragte er den Wirth ſeines Gaſthofs.

„Heute nicht,“ war die Antwort, „aber ſtatt deſſen ein Concert.“

„Theater hätte mir mehr zugeſagt, als ein Concert,“ erwiederte Selvar, „doch womit ſoll ich den Abend ausfüllen? Laſſen Sie mir eine Karte holen.“

Etwas zu ſpät angekommen, fand Selvar nur einen der entfernteſten Plätze im Saale leer. Das Programm überleſend, fiel ihm der Name Sohling auf. „Das iſt ja ein alter Bekannter,“ ſprach er vor ſich hin, „richtig, ich habe ja einmal an ihn geſchrieben wegen der armen Ida; — nun, ſolches Unheil verſchulde ich jetzt nicht mehr!“ und ein kleiner Seufzer folgte dieſer Reflexion.

Die Symphonie begann, von Sohling trefflich dirigirt. Faſt überall herrſcht noch im vornehmen Publikum der Aberglaube, als gehöre die Symphonie nicht ſo recht mit zum Concert, ſondern ſei nur eine Art Vorſpiel zu demſelben. Ja, die Damen behandeln ſie oft mit nicht mehr Aufmerkſamkeit, als die Trommel in den Menagerien. Sie finden das vollſtändige Orcheſter eben bequem, um die Bemerkungen zu übertäuben, die ſie halblaut mit der Nachbarin über die Toiletten der Anweſenden machen.

Hier aber ſchien das Publikum beſſer erzogen zu ſein. Bei dem erſten Verſuche Selvars, der von dieſer ächt-ariſtokratiſchen Unart nicht frei war, während der Muſik eine Converſation mit den Nachbarn anzuknüpfen, erhielt er ſtatt der Antwort nur ein höfliches Zeichen, und die vor ihm ſtehenden Perſonen ſahen ſich faſt erſchrocken nach ihm um. Von den Anweſenden mit lautem Applaus empfangen, trat Ida auf. Trotz ſeiner Lorgnette erkannte Selvar ſie nicht mehr. Die Verwandlung iſt mächtig, die in ſolchen Frauen vorgeht, welche in der früheſten Jugend durch geiſtige Anſpannung und überſtarke Gemüthsaufregung in ihrer Entfaltung geſtört wurden. Kommt ihnen noch zur rechten Zeit ein Zuſtand des Glücks und der Ruhe, ſo wirkt ein Spätfrühling größere Wunder, als je ein Lebensmai.

Sie berührte leicht präludirend die Taſten, und als wollte ſie die eben erſt verrauſchten Accorde mit den folgenden vermitteln, ging ſie unmerklich aus jenen Anklängen in die Tonart der zauberhaften Notturnen von Chopin über, die ſie heute zum erſtenmale ihren Zuhörern vorführte. Wie leiſes Glockenläuten aus einer im Meere verſunkenen Stadt beim ſtillen Abendroth herauftönt, ſo märchenhaft faſſen dieſe ungeahnten Melodien die Seele in ihren geheimen Abgründen. Es iſt, als ob in dieſe Muſik die Stimmen der Nacht gebannt wären, die uns im einſamen Walde, von den Sternen herab und aus dem See herauf anzurufen ſcheinen.

Wenige vermögen es indeſſen, dieſen Zauber zu beſchwören. Wer mit proſaiſchem Sinne nur Noten abſpielen kann, der löst das Räthſel nicht, und verworrene Klänge beunruhigen den Hörer. Ida verſtand, jeder Fingerſpitze Zartgefühl einzuhauchen, hier einen Ton ins Licht, dort einen in die Dämmerung zurücktreten zu laſſen, wie es das Tonbild forderte.

An dieſem Anſchlag, der die Herrſcherin über die Saiten verrieth, die dem todten, ſtarren Metall ein warmes Leben, einen ewig bewegten Geiſt einhauchte, erkannte Selvar ſie zuerſt, und noch einmal tauchte der verſchollene Traum jener Tage vor ihm auf. Keinen Blick verwandte er von ihr, bis das Schattenbild aus der Erinnerung mit den Zügen der Gegenwärtigen verſchmolz. Das flackernde Auge war ſanft und ruhig geworden; die ſcharfen Züge, die bleichen Wangen von ehemals blühten nun in weicher, milder Friſche. Ihre Geſtalt ſchien größer, weil ſie ſich der nachläſſigen Haltung endlich entwöhnt hatte.

In der Pauſe beobachtete Selvar, wie lebhaft geſprächig Ida mit dem großen Kreiſe der Befreundeten verkehrte, die ſie umringten. Es waren nicht bloß junge Stutzer, wie ſie ſich ſonſt ausſchließlich an die Künſtlerinnen zu drängen pflegen, ſondern Perſonen jeden Alters. Auch mit den Frauen ſchien Ida in Verhältniſſen der Achtung und Theilnahme zu ſtehen. Sie ſelbſt war lebhaft geſprächig, und ſchien verſöhnt und zufrieden mit der Welt, die ſie umgab.

Eine neue Compoſition Soblings rief am Schluſſe des Abends noch einmal Ida ans Clavier. Sie war für bloß weibliche Stimmen und eine Begleitung von Clavier und anderen Solo-Inſtrumenten geſchrieben, die nur für bedeutende Künſtler ausführbar war. Der Text war ſehr lieblich und beſchrieb den Tanz der Elfen in der Mondnacht auf den erſten Maiblumenkelchen, den das erwachende Sonnenlicht mit ſeinem fröhlichen Waldrauſchen und Lerchengeſchmetter zuletzt überwältigt. Die Feinheit der Compoſition und der Ausführung wetteiferten mit einander. Ein Halbkreis von lieben, roſigen, jungen Mädchen mit klaren Glockenſtimmen ſangen die Rollen der Elfen und Lerchen. Faſt ohne merkliches Kopfneigen, nur mit dem Blicke lenkte Ida den Chor, den ſie, wie Selvar von einem Nachbar erfuhr, ſelbſt gebildet hatte.

„Sie iſt an ihrem Platz,“ dachte er, als er den Saal verließ und den heitern Abſchied ſah, den die Sänger von ihrer Dirigentin nahmen. Er ſchwankte, ob er zu ihr treten und ſie begrüßen ſollte, doch eine Art von Verſtimmung hielt ihn zurück, als er ſie ſo ſtrahlend von Freude an Sohlings Arm ſah. Es ſchien ihm aus den Mienen der beiden Glücklichen, als ſchriebe Jeder dem Andern ſeinen Erfolg zu, und als dankten ſie einander mit jedem Athemzuge, während er unbeachtet ihr fern ſtand.

In den Gaſthof zurückgekehrt, öffnete Selvar ein Fenſter und lehnte ſich in die kühle Nachtluft hinaus. An dem Hauſe gegenüber fuhr ein Wagen vor, und bei dem hellen Kerzenſchein glaubte er Ida's Geſtalt raſch in den Hausflur ſchreiten zu ſehen. Oben wurden einige Fenſter erhellt; gewiß, ſie war es, die hereintrat im weiß und lichtblau geſtreiften ſchimmernden Seidenkleid, mit den rabenſchwarzen Locken, die über die Wangen herabfielen. Nun konnte er dem Wunſch nicht Schweigen gebieten, noch einmal ihre Stimme zu hören.

Er ſchickte ſeine Karte hinüber mit der Frage, ob er ſo ſpät noch einen kurzen Beſuch wagen dürfe. Eine bejahende Antwort lud ihn zu dem Künſtlerpaare.

Mit unbefangener Herzlichkeit ward er von Sohling und Ida empfangen, obgleich die Wangen der letzteren ſich merklich rötheten. Selvar hatte ſchnell den rechten Ton gefunden; er ſchützte den neugierigſten Antheil an ihren Schickſalen vor, um nicht das Gefühl von Verlaſſenheit zu verrathen, das ihn bei dem Gedanken an ſein eigenes Haus befiel. Bald aber ward das Geſpräch durch ein paar rothwangige Kindergeſichtchen unterbrochen, die ſich ſchalkhaft lauſchend an der Thüre zeigten, und trotz des ernſten Abwehrens ihres Vaters nicht zu Bette wollten, bis ſie von der Mutter noch einen Kuß bekommen hätten. Ida ſtand lachend auf, aber noch ehe ſie die Thür erreichte, ſtürzten die lockigen Schelmchen in ihren Nachtröckchen auf ſie zu und umklammerten ſie. Als dieſe nun endlich beſchwichtigt waren und dem fremden Herrn ein Händchen gegeben hatten, wobei ſie treuherzig den Papa fragten: „Iſt das der Großvater, der uns dieſen Sommer beſuchen ſoll?“ da fing das Jüngſte im Nebenzimmer an zu lallen und nach der Mama zu weinen. Wollte ſie Ruhe haben, ſo mußte Ida es auf ihren Schooß nehmen, wo es, unbekümmert um den ſchönen Seidenſchmuck, den es zerknitterte, bald einſchlief.

Mit dieſem Bilde von ihr ſchied Selvar. Sie gehörte nun einer Welt an der er keinen Antheil hatte, „und doch," ſprach er leiſe, als er über die Schwelle ſchritt, „hat ſie einſt nur mir gelebt!"

Als Sebling und Ida wieder allein waren, fragte ſie: „Hat es Dich denn gar nicht getrübt, dem Manne zu begegnen, den ich vor Dir geliebt habe?"

Er küßte lächelnd ihre Stirne und ſagte: „Soll ich es ihm nicht danken, daß er Dich ſo lieben gelehrt? Denn die losgefeſſelte Glut Deines wilden Herzens hat mich überwältigt, und nimmer hätte mich die unbewußte erſte Liebe einer unreifen Seele ſo beglückt."

Die Heimatloſen.

Erzählung aus einer armen Hütte.

Il faut que Lazare quitte son fumier, afin que le pauvre ne se réjouisse plus de la mort du riche. Il faut que tous soient heureux, afin que le bonheur de quelques-uns ne soit pas criminel et maudit de Dieu.

Georges Sand, la mare au diable.

Auf dem ſüdlichen Abhang des Odenwaldes, da wo dieſer ins Neckarthal abfällt, liegen mehrere anſehnliche Dörfer, die nicht wie das übrige Gebirge zu Heſſen, ſondern zur ehemaligen oſtrheiniſchen Pfalz gehörten und gegenwärtig dem badiſchen Lande einverleibt ſind. Die Gegend iſt geſund, fruchtbar und ſchön: von den Höhen dehnen ſich weite Ausſichten über die Rheinebene bis zu den ſcharfgezeichneten Bergformen des Haardtgebirges hin, und da alle Bodenerzeugniſſe in den kleinern und größern Städten am Neckar und an der Bergſtraße guten Abſatz finden, ſo fehlt es den Bauern dort nicht an Wohlſtand und ſogar an Reichthum. Selbſt der Arme gewinnt, wie in der ganzen auch in dieſer Hinſicht geſegneten Pfalz, für redliche Arbeit meiſt noch ſein ausreichendes Brod.

In einer der größten unter dieſen Ortſchaften, wenig über eine Meile von Heidelberg entfernt, hatte ſich nach den letzten Franzoſenkriegen eine auswärtige Familie angeſiedelt, welche urſprünglich aus Böhmen ſtammte. Der Mann war Horniſt bei einem öſterreichiſchen Regiment geweſen, das vor der Schlacht bei Auſterlitz in der Gegend von Philippsburg geſtanden hatte; die Frau diente bei ſeiner Compagnie als Marketenderin. Joſeph Jelinecz, ſo hieß der Hausvater, war, wie ſo viele Böhmen, ein wohlkundiger Muſiker, der neben ſeinem Blasinſtrument auch die Geige vortrefflich ſpielte; das Land gefiel ihm und er ſah, daß bei der Fröhlichkeit und Lebensluſt des pfälziſchen Volks ein Muſikant, der bei den Kirmeſſen kräftig aufzuſpielen verſtünde, beſſern Erwerb machen würde, als ein Horniſt bei einem Linienregiment. Sobald alſo ſeine Dienſtzeit abgelaufen war, machte er der Marketenderin, die ihm wegen ihres rüſtigen Weſens gefiel, einen Heirathsantrag. Beide warfen ihre Kriegserſparniſſe in eine gemeinſame Kaſſe zuſammen und hatten genug daran, um ſich ein großes Familienbett und einen genügenden Hausrath anzuſchaffen. Sie wohnten erſt über der Grenze im Heſſiſchen, dann aber pachteten ſie in dem erwähnten pfälziſchen Dorfe, das rings um ſich einen Kranz der berühmteſten Jahrmärkte und Kirmeſſen hatte, ein kleines Häuschen mit einem Gemüſegarten und einem Fleckchen Kartoffelfeld. Auf dieſem Grundſtück zog die Frau, der die Beſorgung deſſelben zufiel, einen guten Theil der täglichen Nahrung, während der Mann wenigſtens den Sommer über faſt immer aus dem Hauſe fort war und als wandernder Muſikant ſeinem Unterhalt nachging. So lebten die Leute glücklich und hatten ihr Auskommen.

Nacheinander hatten ſie ſchon im Heſſiſchen drei Töchter bekommen, die ſie mit in die Pfalz brachten;

ein Knabe blieb ihnen verſagt. Das erſte Spielzeug, das der Vater den Kindern ſchenkte, war bei der älteſten Tochter eine Kindergeige, wie man ſie für wenige Kreuzer auf Jahrmärkten kauft, bei der zweiten eine Schellentrommel. Als ſie dieſe nach Kinderart zerſtört hatten und nach neuen Inſtrumenten fragten, lehrte er ſie auf ſeiner eigenen Geige und auf einem guten Tamburin ſpielen, das er eigens hiefür anſchaffte. Außerdem ſang er ihnen in den langen Wintertagen Volkslieder, Opernarien und Tiroler Schnaderhüpferl ſo lange vor, bis ſie dieſelben mit den glockenhellen Kinderſtimmchen ganz genau, richtig und taktfeſt nachſangen. Das mit wunderbarem Auffaſſungstalent für Muſik begabte czechiſche Blut half dem Unterrichte nach, und ehe die drei Mädchen leſen und ſchreiben konnten, ſangen und ſpielten ſie bereits als kleine Virtuoſinnen. Sobald ihr junges Alter die Anſtrengungen des Wanderns ertrug, mußten die beiden Aelteſten den Vater begleiten und die Jahrmärkte mit ihm beſuchen: durch dieſe ländlichen Wunderkinder ſteigerte ſein Erwerb ſich anſehnlich.

Aber ein Stein, der rollt, ſetzt kein Moos an. Das Leben des fahrenden Muſikanten iſt aufregend und nutzt ſich raſch ab. Große, Tag und Nacht ohne Unterbrechung fortdauernde Anſtrengung wechſelt mit Müßiggang. Um auf der heißen, ſtaubigen und dunſtvollen Tanzbühne bis zum lichten Morgen aushalten zu können, muß er durch geiſtige Getränke ſich aufregen, und in müßigen Tagen trinkt er aus Langeweile. Dieſes Laſter, das den Mann ſo leiſe und ſo unwiderſtehlich beſchleicht, führte auch unſern Böhmen in Geſtalt des herrlichen und wohlfeilen Pfalzweins nur zu oft in Verſuchung. Außerdem war Jelinecz ein überaus gutherziger Vater, der den Kindern auf der Wanderſchaft zu eſſen gab ſo oft ſie verlangten, und ihnen lieber ein neues Kleidchen anſchaffte, als der arbeitſamen Mutter den Gulden dafür mit nach Hauſe brachte. Dieß Alles wurde Urſach, daß die Familie trotz reichem Verdienſt doch auf keinen grünen Zweig kam, und als der Hausvater an einem Stickfluſſe ſchon mit fünfundvierzig Jahren ſtarb, hinterließ er den Seinigen weniger Eigenthum, als er beim Eintritt in den Eheſtand beſeſſen hatte.

Schon fürchtete die Gemeinde, daß die drei Waiſenkinder und bald auch die Mutter ihr zur Laſt fallen würden; allein die Wittwe Jelinecz ließ es dazu nicht kommen. Es war eine ſonderbare Frau, über welche im Dorfe die wunderlichſten Reden liefen. Schon der Name war auffallend: ſie hieß Wlaſka, ihre Patronin war alſo jenes furchtbare Weib, auf welches die Sage den Urſprung des in Böhmen mährchenhaft berühmten Mägdekriegs zurückführt. Die Odenwälder vermochten den Namen nicht zu erlernen und nannten ſie daher nie anders als die böhmiſche Mutter. Man wußte, daß ſie ganz tief in Ungarn, nahe bei der türkiſchen Grenze, ihre Heimat habe; aber ihr körperliches Ausſehen ließ ihren Stammbaum noch tiefer im Orient wurzeln. Eine dunkelgelbe Haut, olivenfarbiger als die

Ernteglut unſere Bäuerinnen brennt, verbunden mit einer hagern knochenſtarken Geſtalt und den brennendſten Augen hätte vielleicht auf eine Jüdin ſchließen laſſen; allein ihr Haar, deſſen Schwärze ſo tief war, daß ſie ins Blaue ſpielte, trug ſie ſtets ohne Stirnband, was den jüdiſchen Frauen Sitte und Geſetz verbietet. Kein Alter ſchien über ihre ehernen, tiefgefurchten Züge Macht zu haben; noch lange nachher, als die Töchter erwachſene Mädchen waren, glänzte ihr Auge in unwandelbarem Feuer, und in ihre Zöpfe flocht ſich kein weißes Härchen. Ein dunkelrothes Kopftuch, das ſie faſt wie einen Turban umband und nie ablegte, vollendete den morgenländiſchen Ausdruck dieſes merkwürdigen Kopfes, und wer je im Oſten gereiſt war, mußte augenblicklich in ihr das Blut der Zigeuner erkennen, wie dieſes Volk ſich in den Oſtländern unſeres Welttheils noch zahlreich herumtreibt. Sie ſelbſt läugnete auch dieſe Abſtammung keineswegs; ganz im Gegentheil, mit dem vollen Stolze einer Baronin, die ihre ſechzehn Ahnen an den Fingern herrechnet, rühmte ſie ſich die Tochter eines großen Häuptlings zu ſein, der um die Zeit der franzöſiſchen Revolution ihre Horde aus Armenien durch die Kaukaſusländer und die Türkei bis in die Grenzwälder Bosniens und Croatiens geführt hatte. Die dem deutſchen Ohr ungewohnte Häufung ſcharfer Ziſchlaute, an welchen man die in Slavenländern Aufgewachſenen erkennt, herrſchte in ihrem Munde mit dem allerſchneidendſten Accent, und wenn ſie heftig redete oder ſchalt, ſo pfiff es aus ihren feinen, ſchmalen Lippen unheimlich wie Schlangengeziſch. Auch auf die Töchter ging dieſer Sprachfehler über, obwohl in minderem Grade; aus ihren rothen Mündlein tönten die Ziſchlaute lieblich wie das leiſe Zwitſchern der Schwalben, wenn ſie Abends im Neſtchen ihre Jungen in den Schlaf flüſtern.

Oft genug in Winterabenden erzählte die Zigeunerin den Kindern die rührende Legende von der Miſſethat, die ihr Volk gleich Juden und Armeniern zu raſtloſem Wandern verdamme; wie die Mutter Maria mit dem kleinen Chriſtuskindlein flüchtig nach Aegypten gekommen, und vor dem wahren Gott, wo ſie durchgezogen, alle Götzenbilder von den Säulen zu Boden niedergeſtürzt ſeien; wie aber aus Ingrimm darüber der Stamm der Zigeuner ſie als eine landſtreichende Dirne aus ſeinen Grenzen gejagt habe. Da erhub ſich, fuhr ſie fort, das Wochenkindchen auf dem Arm der Gebenedeiten, und ſein Auge leuchtete wie Feuer, und durch ein Wunder begann es zu reden mit einer Stimme wie die Poſaunen der Ewigkeit, und gebot dieſen argen Heiden flüchtig und elend zu ſein auf der ganzen Erde, weil ſie dem Herrn der Welt keinen Raum bei ſich gegönnt. Und nachher, da die großen Zeichen und Wunder Ihn beglaubigten, da zog wehklagend und heulend der ganze Stamm aus und theilte ſich gegen Oſt und Weſt.

Und da nun Aegypten als ihr geglaubtes Stammland ihr theuer war, ſo hatte die Zigeunerin noch im

Felde mit heißer Gier den Erzählungen eines von ihrem Regiment gefangenen franzöſiſchen Soldaten gelauſcht, der mit Bonaparte, Kleber und Menou unter den Pyramiden geweſen und als Eskorte mit den franzöſiſchen Ingenieuren und Forſchern nach Theben hinaufgegangen war. Dieſer berichtete vom Nil und von des Landes Fruchtbarkeit, von den Pharaonen und den Mumienſärgen in den Pyramiden — und das Herz der heimatloſen Frau ſchauderte vor wilder Freude über die Herrlichkeit ihrer Heimat, die ſie doch niemals wiederſehen ſollte. So miſchten ſich die Hirngeſpinnſte altägyptiſcher Königspracht, chriſtlicher Legende und bonapartiſcher Abenteuer in ihrem heißen Kopfe, und in den bunten Teppich derſelben hüllte ſie früh die Einbildungskraft ihrer Töchter ein, die ſich dadurch ebenfalls höher und ſtolzer empfanden als die deutſchen flachshaarigen Bauernmädchen ihrer Nachbarſchaft. Ohnehin überſahen ſie dieſe ſchon als Kinder weit, weil ſie mit dem Vater im ganzen Lande herumgezogen waren und Vieles konnten, was Jenen wie ſpaniſche Schlöſſer erſchien.

Allerdings baute dieſe ausländiſche Abſtammung auch noch eine andere Scheidewand zwiſchen die Familie Jelinecz und ihre ländliche Umgebung. Die Mutter hatte in Oeſterreich die katholiſche Taufe angenommen und war eine inbrünſtige Verehrerin der Jungfrau Maria; denn ſie behauptete, dieſe ſei ganz insbeſondere die Beſchützerin ihres Stammes, der ja nur, um ihre Ehre wieder herzuſtellen, zu einem ſo harten Gericht verurtheilt worden ſei. Die Fürſprache der Mutter beim Sohne war ihr das ſicherſte Mittel, für das zerſtreute Volk das Ende des langen Elends herbeizuführen. Zu dieſem inbrünſtigen Glauben erzog ſie nun auch ihre Kinder, und die ganze Familie wanderte Sonntags, es mochte wettern wie es wollte, zur Meſſe in ein entferntes katholiſches Dorf. Nun aber waren ſie die einzigen Katholiken in ihrem Orte; die Pfalz iſt in dem Jahrhundert der Reformation von harten Glaubensbedrückern erſt lutheriſch, dann ſtreng reformirt gemacht worden, und in dem dort verfaßten Katechismus iſt bis heute der beklagenswürdige Satz ſtehen geblieben, daß die katholiſche Meſſe nichts als eine abſcheuliche Abgötterei ſei. Ein Anhänger dieſes Glaubens erſchien alſo dem dortigen Landvolk wie ein von Gott Ausgeſtoßener, Verblendeter, der gleichſam einer niederern Verſtandesſtufe als andere Menſchen angeboren müſſe. Der Name des Abgöttiſchen macht ganz beſonders auf Kinder, die noch nicht wiſſen, daß jeder Menſch Götzen in ſeinem Herzen umzuſtürzen hat, einen faſt ſchauerlichen Eindruck; ja dieſes unklare Gefühl entfremdete den heranwachſenden Mädchen ſogar die Zuneigung der jungen Leute.

Endlich kam etwas noch mehr Verfinſterndes hinzu: Mutter Waska galt für eine Zauberin und halbweg noch für etwas Schlimmeres. Aus dieſem Grunde war ſie im Dorfe zwar oft geliebt und geſucht, aber doch noch viel mehr gefürchtet. Etwas wußte man gewiß, und Wlaska ſelber leugnete es nicht, daß ſie Kenntniß heilſamer Kräuter hatte, das Blut ſtillen konnte und eine Salbe verfertigte, die Wunden auffallend ſchnell ſchloß und heilte. Dabei war nichts Unheimliches, wenn auch ſchon Wlaska ihre Kräuter gerne im Mondſchein auf den ſtillen Hochflächen des Odenwaldes ſuchte, ihnen fremdländiſche wunderliche Namen gab und auf beſtimmte Tage des Einſammelns, wie namentlich auf Johannistag, viel hielt. Gar Mancher hatte bei ihr ſich Heilung geholt; auch bei harten Geburten wurde ſie mehr als einmal Retterin der Mutter und des Kindes; in ihrem eignen Hauſe war nie eine Krankheit, und was ihre Kuren am meiſten empfahl, ſie nahm kein Geld dafür. Auch ſagte ſie nach der Weiſe der Frauen ihres Volks aus der Hand und andern Zeichen wahr. Allein wer einigermaßen im Hexenſache bewandert iſt, der weiß, daß Heilen, Beſprechen und Wahrſagen nur grobe Buchſtaben in dieſer edeln Kunſt ſind, und daß man erſt dann ein Hexenmeiſter zu heißen verdient, wenn man erſtens den Teufel wirklich in ſichtbarer Geſtalt zu citiren und zweitens einen Dieb zu ſtellen verſteht. Ob nun das auch in den Kräften Wlaskas liege, darüber herrſchten im Dorfe Zweifel. Aus ihrem Garten hatte gewiß Niemand einen Apfel gebrochen, aus Furcht geſtellt zu werden: aber als einmal eine Nachbarsfrau, der jedes Jahr regelmäßig die Trauben vom Spalier geſtohlen wurden, ſie wie um eine kleine nachbarliche Gefälligkeit bat, ihr den Dieb zu binden, da hatte Wlaska ein Kreuz geſchlagen und heftig geſagt: „Laſſe Sie das, daraus wird nichts!“ die Bäurin aber ließ nicht nach: „Warum nicht, böhmiſche Mutter?“ fragte ſie. „Ihr weiſſagt, ihr gießt den jungen Mädchen das Blei, ihr beſprecht das Blut, ihr zeiget verlorene Sachen an, ihr macht Johannisöl und Palmtags-Krautwiſche: weßwegen wollt ihr mir denn in dem Stück die Freundſchaft nicht anthun?“ Da ſprach die Böhmin überaus ernſt, daß es der Andern durch die Seele ſchnitt: „Das will ich Ihr ſagen, Frau Nachbarin. Zum Diebesverbannen braucht der Menſch die Kraft von unten und nicht die Kraft von oben; wenn ich den Dieb vor Sonnenaufgang nicht erlöſe, ſo kommt im Zwielicht der Teufel und erwürgt ihn: ſtürbe ich alſo zuvor des jähen Todes, ſo wäre meine Seele dahin um die ſeinige. Aber weiſſagen und Alles, was dem Menſchen zum Heil von Leib und Leben dient, das iſt von Gott und iſt die weiße Kunſt, die viele fromme und heilige Männer getrieben haben; aber was die abgeſchiedenen Seelen angeht und die böſen Geiſter, das iſt Schwarzkunſt und die iſt jedem getauften Haupt verboten. Unſer Volk im Oſten verſteht ſie, aber nur die unter uns nicht katholiſch geworden ſind, treiben dieſe Dinge; wer das Taufwaſſer und den heiligen Chriſam empfängt, der entſagt dem Teufel und allen ſeinen Künſten. Ich bin ein Chriſtenmenſch, Frau Nachbarin, und darum ſoll Sie mich nicht in Verſuchung führen.“ — Nach dieſem Beſcheide ging die Nachbarin bedenklich fort, aber in ihrem Herzen blieb nicht die Weigerung Wlaskas, ſondern nur die Verſicherung ſtehen, daß ſie eigentlich recht gut ſolche Dinge könnte wenn ſie nur wolle, und der Glaube an ihre Hexenſchaft ſtellte ſich nur um ſo feſter, je eifriger ſie mit den deutlichſten Worten ſich dagegen verwahrte.

Eine alte Geſchichte kam hinzu. Eines Abends waren Nachbarskinder bei Jelineczs, und ſpielten mit den Mädchen, welche damals etwa ſechs bis acht Jahre alt ſein mochten. Da es im Hof ſehr ſchwül wurde, gingen ſie allzuſammen in das düſtere Hinterſtübchen. Dort fragte ein vorwitziges Kind das älteſte Töchterchen, ob denn wirklich die Zigeuner Wetter machen und Geiſter beſchwören könnten. Das Kind, welches wie ſeine Mutter Wlaska hieß, lachte laut auf, ſah zum Fenſter hinaus und ſagte leichtfertig: das kann ich ſelber ſchon und wills euch einmal zeigen. Mit dieſen Worten ſchloß es den Laden, holte ein brennendes Licht und begann wohl eine Viertelſtunde lang aus einem großen Buche zu murmeln. Plötzlich zog draußen ein Wetter auf, der Blitz leuchtete durch die Ladenritzen, und es wurde ſtockfinſter drinnen und draußen. Da las das Mädchen mit viel lauterer Stimme, und mit einemmale blies es das Licht aus und ſchlug dabei heftig auf den Tiſch. Der Sturm ſauſte, und ein furchtbarer Stoß geſchah gegen den Laden. Aha, er pocht, ſagte die kleine Wlaska; ſeht ihr, wie gehorſam er iſt?

Damit ſprang ſie, wieder laut lachend, auf den Laden zu, öffnete ihn ein wenig und ſprach: Da ſteht er vor dem Fenſter, er hat große rothe Augen wie ein Teller und mächtige Hörner; jetzt will ich ihn auch noch herein beſchwören, daß ihr ihn alle ſehen ſollt; ihr dürft euch aber ja nicht fürchten, ſonſt frißt er euch. Da ſanken die todtbleichen Kinder auf die Knie vor ihr und flehten aus Leibeskräften, ſie möge doch den ſchwarzen Mann wieder wegſchicken. Wlaſka ließ ſich rühren und winkte dem Geiſte abzutreten; aber in dieſem Augenblicke ſchlug hart über dem Hauſe ein Blitz, augenblicklich vom Donner gefolgt, ſo grimmig nieder, daß die kleine Zauberin ſelbſt leichenblaß vom Fenſter zurücktaumelte, während die andern Kinder, vor Angſt laut heulend, durchs Vorhaus fortſtürmten und durch den Regen weinend zu ihren Eltern liefen mit der gräßlichen Geſchichte. Es war vergebens, daß das luſtige Kind am folgenden Tage ſeinen dickköpfigen Geſpielen betheuerte, es habe mit ihnen nur eine Eulenſpiegelei getrieben. Der Aberglaube, der jetzt überall ſeinen Untergang im Siege der geſunden Vernunft vorausſieht, iſt wie eine häßliche Raupe, die auf einem ſchnellfließenden Bache dahinſchießt; um ſich vor dem Ertrinken zu retten, umklammert ſie auch das kleinſte Strohhälmchen, das doch ſogleich mit ihr unterſinkt. Dieſe Geſchichte ward im Dorfe nicht mehr vergeſſen, und von da an ließen die Eltern ihre Kinder nicht gerne mehr mit Jelinecz Töchtern ſpielen.

Dieſe Stellung zur Gemeinde hatte Mutter Wlaska, als der Mann ſtarb und ſein älteſtes Kind erſt zwölf Jahr alt war. Sie war eine Fremde, hatte keinen Grund und Boden und ſomit kein Bürgerrecht am Orte. Das Gewerbe des Mannes konnten Weiber ohne den Schein der größten Leichtfertigkeit nicht fortreiben, und doch mußte Brod beigeſchafft werden, denn das Gärtchen mit dem Kartoffelſtück reichte am Ende zur Koſt, aber nicht zur Hausmiethe und zu ſonſtigen Bedürfniſſen hin. Wie alle Mütter, hoffte ſie auf die Möglichkeit, durch eine der Töchter noch einmal ihr Glück zu machen. Die Mädchen waren geſund, hübſch und lebhaft: das czechiſche Blut gab ihnen ein in Deutſchland nicht gekanntes Feuer und eine angenehme ſinnliche Beweglichkeit. Die älteſte, Wlaska, die man im Dorfe ſehr unpaſſend in Bläßchen umtaufte, war feiner als die Schweſtern; die zweite, Sabine, das Ebenbild der Mutter an Kraft und an Feſtigkeit der Züge: Ludmilla aber, das jüngſte, erſt ſechs Jahr alte Kind, das im Dorfe Mielchen genannt wurde, machte ſeiner Taufpatronin, einer heiligen Fürſtin Böhmens, alle Ehre: es war ſchüchtern und hatte von der Mutter nur die brennende hingegebene Frömmigkeit ererbt. Um jedoch eine Zukunft hoffen zu dürfen, mußte vor Allem die Gegenwart geſichert werden. Die Mutter faßte den Plan, ein Geſchäft anzufangen, das ihr möglich machte, in einigen Jahren das Häuschen mit Grund und Boden anzukaufen und ſo ſich als Eigenthümerin in der

Gemeinde feſtzuſetzen. Dadurch, ſo ſchloß ſie nicht mit Unrecht, wurde auch ein Freier eher ſich anlocken laſſen.

Auf dem Lande gibt es einen großen Uebelſtand fur die Hauswirthſchaften: das ſind die Marktgänge. Eine Bäuerin hat ein Viertel Eier, ein Dutzend Kohlhäupter und ein Schock Zwiebeln zuſammen: ſie braucht Geld, oder ſie muß verkaufen, weil die Sachen ihr verderben. Sie läuft alſo mit einer kleinen Laſt in die Stadt eine Meile weit, kommt ſpät am Nachmittage zurück, hat vielleicht einen Gulden gelöſt, aber einen Arbeitstag verſäumt. Die Kinder ſind nicht gewartet worden, im Hauſe hat die Aufſicht gefehlt, die Thiere haben ihr Futter nicht gehörig bekommen, und im ganzen Hausweſen iſt zweimal mehr Schaden geſtiftet, als der Gulden werth war. In größern Haushaltungen iſt es nicht viel beſſer, da man um des Marktgangs willen das Dienſtmädchen faſt einen ganzen Tag aus der Arbeit mißt. Allerdings ſind Bauersfrauen und Bauernmädchen von dieſer Wahrheit ſchwer zu uberzeugen, denn den meiſten iſt der Marktgang, was den ſtädtiſchen Damen die Kaffeeviſite: ſie ſehen die Welt, treffen ihre Bekanntinnen, und unter dem Scheine, beſchäftigt zu ſein, auf den alle Weiber ſo viel geben, brauchen ſie doch nicht zu arbeiten, gerade wie die vornehme Welt mit Stickereien ihre faulen Stunden entſchuldigt. Allein in Stadt und Land gibt es auch der braven Mütter viele, und auf dieſe baute die kluge Böhmin ihren Plan. Sie wollte mit Hülfe ihrer Töchter Zwiſchenhändlerin zwiſchen dem Dorfe und der nahen Univerſitätsſtadt werden; indem ſie die Bodenerzeugniſſe einkaufte und dann auf ihre Rechnung zu Heidelberg feil bot. Damit verband ſie das Geſchäft einer Botengängerin, was oft gute Nebenverdienſte mit ſich führt, wenn es gewiſſenhaft beſorgt wird. Sie verkaufte zwar etwas theurer als die Bäuerinnen ſelbſt, allein da es ihr Grundſatz war, nur gute Waare, reifes Obſt und friſche Gewächſe feilzubieten, dieſe aber ſtets zu feſten Preiſen, ſo ſtanden auch die ſtädtiſchen Hausfrauen zuletzt bei ihr ſich beſſer, als bei dem langen Ausſuchen und Feilſchen, das den andern Verkäuferinnen gegenüber nöthig war. Obenein war ſie redlich; ſowohl ihr Stolz als auch ihre einfach herzliche Frömmigkeit behüteten ſie vor jeder gemeinen Betrüglichkeit. In einem einzigen Sommer erwarb ſie ſich ſo viele ſtädtiſche Kunden, daß ſie ſchon täglich ihren Stadtgang machen konnte und in der Regel ſogar eins oder zwei der Kinder mit Körben voll von Geflügel oder leichtem Gemüſe mitnehmen mußte.

Die Mädchen fanden ſich leicht in dieſen Erwerb. Wlacka, die ſchwächſte, beſorgte meiſtens Haus und Küche; Sabine und Ludmilla aber thaten die Marktgänge mit der Mutter, bis die letztere, nachdem die Töchter nun vollſtändig erwachſen waren, dieſes mühſamſte Geſchäft ihnen faſt ganz überließ und dafür den eben ſo wichtigen Einkauf im Dorfe übernahm. So wurde Sabine für die Stadt die Hauptperſon, wozu ſie auch trefflich ſich eignete. Sie war zu einer kräftigen Schönheit herangeblüht, und die täglichen Märſche ſtärkten noch ihren feſten Körper. Ihre Haut war weißer, als die der Mutter, aber dunkel genug, um von keiner Sonnenglut angegriffen zu werden. Auch kannte ſie ihren Werth und wußte ihn geltend zu machen: bald lockte in Heidelberg die Anmuth der Verkäuferin ebenſo wohl wie die reinlich ausgelegte Waare manchen anfangs nicht Kaufluſtigen an. Namentlich die Muſenſöhne waren ihres Lobes voll; ſie verſäumte aber auch nie, neben den nutzbaren Sachen ein paar Blumenſträuße mitzubringen, die ſie an die jungen Leute verſchenkte, wenn ſie Obſt von ihr kauften und dabei artig waren, während ſie jede Ungezogenheit mit der treffendſten Antwort abzuweiſen verſtand. Die früheſten Veilchen wurden dazu an allen ſonnigen Hecken mit Eifer geſucht: ſpäter gab das eigene Gärtchen oder die Gärten der Nachbarn Roſen und Jelängerjelieber die Fülle her: denn mit Blumen iſt auch der Bauer nicht geizig, weil ſie ihm nichts einbringen. Waren ſo die Studenten mit Binchens Munterkeit ebenſo ſehr als mit ihren Kirſchen und Roſenſträußen zufrieden, ſo gewann ſie die Herzen der Hausfrauen durch ihre Pünktlichkeit, aber noch mehr freilich durch ihre Eier. Denn die Odenwälder Eier ſind am Neckar und im ganzen Craichgau ſehr beliebt wegen ihrer wunderſchönen goldgelben Dotter. Dieſe goldgelben Dotter hält man für beſonders wohlſchmeckend und auch für beſonders geſund, weil die Hühner auf dem Odenwald frei laufen und in munterer Laune herumflattern, auch viel friſches Gras und feines Kraut freſſen; während die milzſüchtigen und hektiſchen Stadthühner, die in kleinen Höfen nur düſtern Phantaſien nachhängen, überhaupt allzuſehr einem einſamen Brüten ſich hingeben, nur ſolche Dotter zu Wege bringen, denen, um mit einem großen Dichter zu reden, bereits die Bläſſe des Gedankens angekränkelt iſt.

An einem Nachmittage im hohen Sommer 1844 wanderte ein friſcher Burſche, der einen hübſchen ganz ungeſchornen Bart und in der Taſche ein Patent als badiſcher Unteroffizier trug, über die heſſiſche Grenze auf dem Odenwald in die badiſche Pfalz hinein. Trotz ſeinem Bündel ſchritt er ſo munter aus, als wolle er heute noch nach Heidelberg oder wer weiß wie weit ins Nachtquartier. Allein als die Schatten allgemach länger wurden und er aus einer Waldſchlucht, durch welche der Weg ihn faſt eine Stunde geführt hatte, plötzlich auf der Höhe in die von der Abendſonne beleuchtete Kornflur hinaustrat, da blieb er im Staunen über die Schönheit der Gegend ſtehen und ſuchte ſich, um ſie zu genießen, eine Raſtſtelle.

Dieſe fand er wenige Schritte vom Wald entfernt auf der ſteinernen Einfaſſung eines Felſenbrünnchens, das mit kleinen Blaſen aus den Kieſeln auf ſeinem

Grunde aufperlte und ſein ſonnenhelles Waſſerchen nach kurzem Laufe in die umliegenden Kornfelder verſenkte. Eine breite Linde beſchattete den Platz und hielt ihn heimlich und kühl mitten unter den in der Sonnenglut zitternden Aehren. Von hier flog der Blick in eine unendliche Weite. Während fern links ein kleines grünes Fleckchen des Neckarthals oberhalb Heidelberg zwiſchen Wald und Fels hervorſchien, blickte man rechts in die Rheinebene, wo die Sonne in Majeſtät hinter den dunkeln Thürmen von Speyer ſich ſenkte. Dort hob der Donnersberg, im Abendgold leuchtend, ſeine ruhig erhabene Linie hinter den eigenſinnigern Zackenformen des Haardtgebirges herauf. Es war etwa eine Woche vor dem Beginn der Roggenernte, das Korn leuchtete weiß in der Abendſonne, und durch dieſen lichten Teppich zogen grünliche Meereswellen, vom Oſtwinde des nahenden Abends aufgeregt. Die Wachtel ſchlug im hohen Spelz, der in der reifenden Dürre wie vor leiſen Geiſterfußtritten kniſterte; der Thymian duftete mächtig auf dem heidebedeckten Felsrücken, der vom Wald zum Gefilde ſich abſenkte und aus deſſen Schooße das Quellchen entſprang. Drunten aber, einige Büchſenſchüſſe weit, auf ſteilabfallendem Pfade erreichbar, lag im Thalkeſſel unter grünen Obſtbäumen das Dorf, deſſen wir früher gedachten; der Rauch der Abendküche ſtieg leiſe in die von Goldſtrahlen durchſponnene Luft, und mit dem eben jetzt erklingenden Tone der Nachtglocke vermiſcht, ſcholl das Lachen der ſpielenden Kinder und das frohe Gebrüll herauf, mit dem das Vieh, eben von der Weide einziehend, die heimatlichen Ställe begrüßte. Es war einer der Abende, an denen das glückliche Menſchenherz nach Liebe verſchmachtet, das gramvolle aber zugleich mit dem brechenden Sonnenauge ſanft in den Tod ſich aufzulöſen wünſcht.

Mutter Wlaſka, die alles Naturfriſche liebte, hielt ſtreng darauf, daß in ihrer Küche zu Speiſen und Getränk nicht Waſſer aus dem Dorfbrunnen, den jeder Regen milchweiß färbte, ſondern nur die kühle, ewig helle Gabe des Felſenborns gebraucht wurde. Zu dieſem Zwecke mußte jeden Abend abwechſelnd eine der Schweſtern mit der Bütte hinauf. Heute traf Sabinen die Reihe, und kaum hatte Valentin, ſo hieß der junge Mann, einen Blick in der Gegend umhergeſandt und einen Trunk aus dem Quell gethan, ſo ſah er des Mädchens hohe Geſtalt den Felſenpfad heraufſteigen.

Er erhub ſich vom Steinſitz und hielt ſtaunend die Hand vors Auge, um vor der Abendblendung ſchärfer zuſehen zu können — denn nie war ihm ein ſolches Mädchen vorgekommen. Sabine war jetzt zweiundzwanzig Jahre alt und ſtand in der Fülle jugendlicher Blüte und Kraft. Sie trug einen kurzen, aber weiten Rock von hellem Zeuge, der faltig über die Hüften herabfiel. Wer neben ihr hinaufſtieg, hatte den Strumpf von ungebleichtem Zwirn in das rothe Knieband auslaufen ſehen. Dagegen lag das rothe Mieder, vorn mit Schnüren geheftet, knapp an, und unter ihm zeichneten ſich voll und ſcharf die Brüſte. Nur das Hemde bedeckte die Schulter und den Oberarm, der ſchlanke Hals war blos und trug an dünner ſchwarzer Schnur ein kleines ſilbernes Kreuz. Auf dem leicht emporgeworfenen Kopfe ſchaukelte ſich der Zuber, der ihr dunkles Antlitz warm beſchattete. Das herrlichſte ſchwarze Haar, das Erbtheil des Zigeunerſtammes, legte ſich vorne in kleinen, hinter dem Ohre wieder aufgebundenen Zöpfen bogenförmig an ihre Schläfe, hinten aber fiel es in mächtigen Strängen bis zur Kniebiege aus dem blendendweißen Kopftuch hervor, das ſeinen Glanz noch erhöhte. Die ſchönen braunen Gazellenaugen unter dunkeln Brauen und die lichte Kirſchfarbe der feingeſchnittenen Lippen deuteten auch bei ihr noch auf die Heimat unter den Palmen des Nils oder den Maulbeerſchatten des Multans zurück. Nur auf den Fußſpitzen ſich hebend, ohne einmal die Ferſe aufzuſetzen, ſtieg ſie leicht und ſchwebend wie eine Gemſe den ungleichen Felspfad hinauf und überhüpfte die ſcharfen Steine, die ein dort im Winter herabſchäumender Gießbach regelmäßig jedes Jahr aufhäufte. Nicht zauberiſcher in dunkler Schönheit war die Tochter des Midianiters, als ſie des großen Moſes Herz gewann beim Brunnen der Wüſte, nicht feuriger und herzverlockender Rebekka, als ſie auf dem abendlichen Gefild vom Sattel des Kameeles herabglitt, um ihren jugendlichen Bräutigam zu begrüßen.

Als ſie nahe vor dem Brunnen die Bütte abhob, erblickte ſie ihn. Schönheit und Kraft werfen in jedes Herz ein fröhliches Licht: beide lächelten ſich an, und Valentin grüßte zuvorkommend und mit Achtung.

Wie heißt der Ort, Jungfer, fragte er, und wie weit iſts von drunten noch nach Heidelberg?

Das Mädchen nannte ihm das Dorf und fügte hinzu: Wer gut ausſchritte, könnte um zehn Uhr in der Stadt ſein.

Nach dieſer wichtigen Mittheilung trat ſofort eine Stockung ein. Sabine nahm einen Krug aus der Bütte und begann mit dieſem das Waſſer aus dem Born zu ſchöpfen. Valentin ſuchte nach einer neuen Anknüpfung.

Nun, Jungfer, fragte er, iſt bald Kirmeß unten im Dorf?

O freilich, erwiederte ſie, heute haben wir Donnerſtag, und Sonntag über vierzehn Tage iſt unſere Kirmeß.

Ei da werden die Burſche drunten ſich drum reißen, wer Sie zum Tanz zu führen hat, und der Schatz wird wohl eiferſüchtig werden?

Sabine erröthete, aber ihr Stolz ſtand ihr zur Seite; ſie hob den Kopf auf und ſagte: Ich habe keinen Schatz und ſo gehe ich auch nicht zum Tanz.

Da ſprang Valentin auf, ſah ihr ins Geſicht und ſagte mit ungeheucheltem Erſtaunen: Sie hat keinen Schatz? Das macht Sie mir nicht weiß.

Das war unfein von Valentin, und ſchon wollte

Sabine ſchnippiſch ſagen: Wers nicht glauben will, mags halten, wie er Luſt hat — aber ein Blick in ſein ehrliches Geſicht hielt ſie zurück und ſie ſagte ruhig: Ich bin ein gar armes Mädchen und eine Fremde obendrein, da regnen die Schätze nicht vom Himmel. Sie können mirs glauben!

Als ſie ihn ſo mit Sie anredete, merkte er, daß er ſich im Tone vergriffen habe. Auch er ſprang in die feinere Redeweiſe hinein, die ihm leicht war, denn wie durchweg in Baden hatte er einen guten Schulunterricht genoſſen. Hören Sie, ſagte er beſcheiden, wenn ich nun am Kirmeßtage hier wäre, würden Sie wohl mir die Ehre geben, und ein paar Walzer mir zuſagen?

Sabine war verlegen. Der Mann war wildfremd, und ſah doch ſo ordentlich und geſittet aus. Sie wollte ausweichen.

Ach Sie ſind ja hier fremd, ſagte ſie; heute Abend oder morgen früh ſind Sie über Berg und Thal, und da könnte ich lange warten nachher, wenn ich auf Sie warten ſollte. Und als wollte ſie von dem Tanzantrag abſpringen, fragte ſie mit gleichgültigem Tone: Um Vergebung, wo ſoll denn die Reiſe hin?

Valentin war ſchlau genug, in dieſer Frage das zu erkennen, was wirklich in ihr lag. Sabine wollte erſt eine Auskunft über das Wo und Wie ihres ſich anbietenden Tänzers, ehe ſie zuſagte. Da nun konnte er genügend ſich ausweiſen. Er berichtete, daß er aus dem Oberlande an der Schweizergrenze von Bauersleuten herſtamme und jetzt einmal wieder heim wolle. Er erzählte, wie er früh Waiſe geworden und auf Koſten der Gemeinde im Hauſe des Lehrers erzogen ſei, der ihn zum Unterlehrer habe bilden wollen. Aber das gefiel mir nicht, fuhr er fort, ich ſchaffe lieber in der freien Luft, als daß ich ſollte in der Schulſtub hocken. Da bin ich Knecht geworden bei einem reichen Bauern zu Emmendingen, und hernach bin ich zu einem Verwandten von dem gezogen, der wohnt hier unten im Heſſiſchen. Dann hab ich zum Militär gemußt, und weil ich ſchön ſchreiben kann und meine Sachen ordentlich verſtanden habe, bin ich Unteroffizier geworden, und wollte erſt auf den Offizier dienen: aber alleweil gefallt mir das Faullenzen in den Kaſernen auch nimmer recht, da hab ich meinen Abſchied genommen, bin ins Heſſiſche hinüber meine Sachen holen, und alleweil will ich ins Oberland, zu ſchauen, was dort paſſirt iſt die Zeit über: und darnach Arbeit ſuchen, wo ichs finde.

Arbeit? ſagte Sabine. Arbeit gibts doch alleweil überall, denn es iſt Erntezeit. Arbeit finden Sie auch hier in der Pfalz, und hier iſt in dem Stuck ein guter Brauch: wer das Korn ſchneidet, bekommts auch zu dreſchen.

Lag nicht ein Wink in dieſen Worten? Wenigſtens Valentin nahm es ſo. Wenn Sie das meinen, ſagte er: ich wollte heut noch nach Heidelberg oder noch ein

Endchen weiter hinauf gegen Wiesloch zu, denn um zehn Uhr kommt der Mond. Aber ebenſo gut bleib ich da und probire mein Glück, wo ich bin. Und nun, Jungfer — ah ſo, wie heißen Sie denn?

Sabine heiß' ich, ſagte das Mädchen erröthend.

Alſo, Sabine, wenn ich nun Arbeit treffe hier in der Pfalz, darf ich dann Sonntag über vierzehn Tage kommen und Sie abholen.

Sabine hatte jetzt keine Möglichkeit mehr, auszuweichen, und kein Recht, zu weigern. Sie ſagte alſo herzhaft: Warum denn nicht? — und rüſtete ſich, wegzugehen.

Valentin trat zu ihr und faßte ein Ohr der Bütte an, um ihr die Laſt auf den Kopf heben zu helfen. Darf ich wohl mit Ihnen hinuntergehen, fragte er ſchüchtern, damit ichs doch zu finden weiß, wo Sie wohnen?

Das gäbe gleich ein Gerede, ſagte Sabine. Warten Sie, bis ich unten am Stein bin, dann können Sie nachkommen und zuſchauen, wo ich eintrete: das iſt meiner Mutter Haus.

Bei dieſen Worten hob ſie die Bütte an einem Ende, und Valentin am andern. Als ſie auf dem Kopf Sabinens ſchwebte, wollte ſie ihm für den kleinen Dienſt danken; da ſie es aber wegen der Laſt nicht mit einem Kopfnicken konnte, mußte ſie es mit einem Winke der Augenlider thun, was denn freilich, wenn wir verliebten Leuten in dieſem Stücke glauben, noch viel vertraulicher ausſieht, als ein bloßes Kopfnicken. Mädchen in dieſer Lage, eine ſchwere Waſſerbütte auf dem Kopfe, ſind ziemlich wehrlos, und das benutzte Valentin, um ihr als Erwiederung auf den Augenwink einen geſchwinden Kuß auf die Wange zu geben. Sabine erröthete tief, aber ſie ſagte kein Wort und ſtieg, trotz der Laſt, mit eben ſo leichten Schritten, wie ſie gekommen war, den Felſenpfad hinab.

Valentin wartete eine kurze Weile, ſprang hierauf dem Mädchen nach und fing noch einen flüchtigen Gruß der braunen Augen auf, den ſie unter ihrer Hausthüre ihm zuwarf. Alsdann beſchloß er, im rothen Ochſen ſein Nachtquartier zu nehmen. Man muß nämlich wiſſen, daß ganz Baden ſchier keinen Ort beſitzt, in welchem es keinen Rothen-Ochſenwirth gäbe. Valentin ſchaute ſich alſo nach dieſem ebenſo angenehmen, als bedeutungsvollen Zeichen um, und bald leuchtete ihm ein ſolches durch die Abenddämmerung nahe bei der Kirche entgegen. Er trat in die Gaſtſtube und forderte einen Schoppen Batzenwein, ein Abendbrod und ein Nachtlager.

Wenn nun meine norddeutſchen Brüder von einem Wirthszimmer des Südens hören und dabei die langweiligen Reſtaurationen, Leſekabinette und Kaffeeſtuben ihrer Städte ſich vormalen, oder gar an die fliegenſummenden Branntweinſchenken auf dem Lande denken, ſo muß ich ihrer Einbildungskraft etwas nachhelfen. Ueberall wo Wein wächſt, und am Orte ſeines Wachsthums alſo zu wohlfeilen Preiſen getrunken wird, lebt eine höhere, feinere Wirthshausgeſelligkeit. Die ſüddeutſche Gaſtſtube iſt einer der wichtigſten Plätze für das öffentliche Leben. Nicht wie im Norden ſondern ſich hier die Stände in Caſinos und Klubs ab; der Schoppen dient vielmehr als Bindemittel zwiſchen allen Berufsarten und ſelbſt allen Bildungsſtufen, die indeſſen in Baden nicht ſo gar weit auseinander liegen. Während der Berliner zur Theeſtunde ſich mit ſeiner Familie und vielleicht einem Buche zuſammenthut, geht hier der Bürger allabendlich ins Wirthshaus, denn hier iſt die Hochſchule des Volks für die Politik. Der Lehrer, der im deutſchen Süden faſt durchweg die Fortſchrittspartei vertritt, lieſt die Zeitung vor, welche jeder Wirth als das hauptſächlichſte Anlockungsmittel zu halten verbunden iſt; die kraftvollſten Kammerreden kommen zum Vortrag und werden ausführlich beſprochen; auch bildet ſich hier das Urtheil darüber, ob der gewählte Abgeordnete des Kreiſes im Sinne der Wähler ſeine Schuldigkeit thue oder nicht. Alle Stände gleichen ſich in den gemeinſamen Intereſſen des Staatslebens aus; ſelbſt Pfarrer und Bürgermeiſter verſchmähen es nicht, hier öfter einzuſprechen, und hierauf zum großen Theile beruht es, daß der Klaſſenkampf zwiſchen Reich und Arm hier noch nicht ſtark durchgreift, vielmehr die Begüterten gerade den Kern der Oppoſitionspartei bilden. Es würde auffallen, wollte Jemand in die Herrenſtube ſich zurückziehen; höchſtens geht man dahin, um allein und ungeſtört zu ſpeiſen, und kehrt dann in die allgemeine Gaſtſtube zurück. Natürlich ſpielt bei dieſem Allem der Wirth eine Hauptperſon: in ihm ſammelt ſich gleichſam alles politiſche Licht, das die geſammten Gäſte von ſich ſtrahlen; er hat mit der neuen Zeitung und durch die einſprechenden Fremden zuerſt die neueſten Nachrichten in Händen, und weiß ſeine Belehrungen ſtets an den rechten Mann zu bringen; daher auch in allen ſüddeutſchen Bewegungen die Gaſtwirthe ſtets eine große Rolle geſpielt haben. Manche Wirthsſtube der Pfalz iſt wichtiger, als zwölf Gemeindehäuſer zuſammengenommen.

Gewiß, dieß hat auch ſeine Kehrſeite. In den bewegteſten Wirthshäuſern werden nur Oppoſitionsblätter geduldet; der Ton dieſer politiſchen Beſprechung, die gar oft auch zur politiſchen Kannegießerei wird, iſt heftig und leidenſchaftlich, und der zu dieſem geiſtigen Vergnügen hinzugenoſſene Wein, verbunden mit der lauten und redſeligen Art dieſes warmblütigen Menſchenſtammes macht gründliche Belehrung, kalte Ueberlegung unmöglich. Das knattrige Rauſchgeld macht ſich ebenſo wohl wie das Edelmetall geltend, und das zornige Raiſonniren der offiziellen Wirthshausdemokraten erſetzt nur zu oft die tüchtige Bildung, den gediegenen Charakter. Unſtreitig iſt dieß ein Uebelſtand, den die Regierung überwinden konnte, wenn ſie früh genug ſich entſchloß, durch ihre Schulen geſunde und klare Staatsbegriffe in die Köpfe des heranwachſenden Geſchlechtes zu pflanzen. Allein hier wie überall ſind die neun Stufen der Engel aus dem Katechiſmus ſtets für wichtiger zu wiſſen erachtet werden, als die Kenntniß der heiligen Rechte und Pflichten, die dem Bürger ſeinem freien Staate und der Gemeinde gegenüber zukommen.

Nebenbei ſchließen ſich denn im Wirthshaus noch eine Menge anderer Geſchäfte ab, die auf Handel und Wandel Bezug haben. Die Gaſtſtube iſt die Bank und Börſe des Dorfes, wo man die Schrannenpreiſe der nächſten Märkte erfährt und gar oft auch die Preiſe macht; außerdem aber dient die abendliche Zuſammenkunft als allgemeines Commiſſionsbüreau. Darauf nun ging unſer Valentin ſogleich aus. Nachdem er dem Ochſenwirth auf die gewöhnlichen Fragen Rede geſtanden, rückte er mit ſeinem Anliegen heraus, ob es wohl für einen rüſtigen Tagewerker Arbeit im Orte gebe. Ehe eine Viertelſtunde verging war er bereits mit einem begüterten Bauern in Unterhandlung, der für die bevorſtehende Ernte Hülfe brauchte und in deſſen Lohn Valentin gleich morgenden Tages eintreten konnte. Nachdem dieſes im Reinen war, gab man ſich ſorglos den politiſchen Debatten hin, die von Minute zu Minute lebhafter wurden, und Valentin, der gegen das Allgemeine nie gleichgültig geweſen war, klang begeiſtert mit an, als ſich zur Zeit der Bürgerglocke die Geſellſchaft mit einem fröhlichen Anſtoßen der Gläſer auf Vater Itzſtein trennte.

Valentin war als Knecht in die Dienſte des Bauern getreten, der eine Viertelſtunde vom Dorf einen großen Hof bewohnte, und während der Ernte hatte er treu ſeine Pflicht erfüllt. Da ihm ſeine vor dem Militärdienſt getragenen Kleider zu knapp und zu abgetragen erſchienen, ſo wandte er einen Reſt ſeines früheren Lohns, den er im Heſſiſchen eingezogen hatte, auf einen zierlichen neuen Anzug. Eine ſchwarze, engzugeknöpfte Jacke, auf dem Rücken mit ein paar Schnüren beſetzt, hob ſeine ſchlanke Geſtalt gut hervor. Statt der hier zu Lande modiſchen Kappe wagte er, einen jener über dem linken Ohr aufgeſchlagenen Heckerhüte mit hinten herabhangenden Troddeln anzuſchaffen, die jedem kräftigen Männerkopf den Ausdruck einer keckén Entſchloſſenheit verleihen. Seinen Bart ließ er ungeſchoren, obwohl das in jener Zeit beim Landvolk noch ebenſo ſelten war, als es nach der Revolution von 1848 bräuchlich geworden iſt. In dieſer Tracht, der ſeine feſte militäriſche Haltung erſt den rechten Ausdruck gab, ging er am Kirmeßtage vor dem Mittagseſſen ins Haus Sabinens, die er mittlerweile während der harten Erntetage nur im Vorübergehen hatte begrüßen können, und ſtellte ſich der Mutter Wlaska vor. Von dieſer, die auf ihn in ihrem Ernſt einen ebenſo bedeutenden Eindruck machte, als wiederum ſein männliches Weſen ihr wohlgefiel, erhielt er ſodann gleichfalls die Erlaubniß, Abends vier Uhr Sabinen auf den Tanzboden führen zu dürfen. Valentin war ſo klug, auch die beiden Schweſtern einzuladen; die ältere nahm es nach kurzem Schönthun mit innerem Vergnügen an, die kleine fromme Ludmilla aber hatte am Morgen ausnahmsweiſe die für heut etwas reichlicher bedachte Küche verſehen und deßhalb auf die Meſſe verzichten müſſen; ſie erklärte daher, ſie wolle lieber den Nachmittag dazu verwenden, um auf das entfernte katholiſche Dorf zu wandern und ſich für die verſäumte Meſſe durch Veſper und Predigt zu entſchädigen.

Schon um drei Uhr war Valentin da und ging ſtolzen Schrittes zwiſchen den beiden ſchönen Mädchen, eines an jedem Arme führend, durchs Dorf zum rothen Ochſen hinab, in deſſen Oberſtock der angeſehenſte Tanzplatz des Ortes ſich befand. Er tiſchte ſeinen Tänzerinnen vom beſten Weinheimer Wein auf, und bald begann nun der Tanz, ſo luſtig, ſo wild und ſo unermüdlich, wie das Landvolk in ganz Deutſchland und in der ganzen Welt an den auserwählten Tagen des Vergnügens — und das ſind ja vor Allem die Kirmeßtage — ihn liebt. Valentin tanzte zuvorkommend mit beiden Mädchen, aber Sabine war und blieb ſein Herzblatt, und auch ſie ſelber ward mit jedem neuen Walzer feuriger und zutraulicher, während die feine Wlaska bald andere Tänzer fand.

Der Tanz mochte eine Stunde gedauert haben, als mit lautem Peitſchenknall und noch lauterem Halloh neue Gäſte heranfuhren. Es waren Heidelberger Studenten mit bunten Mützen und vielfarbigen breiten

Verbindungsbändern, die, ſechzehn an der Zahl, ihre Beine und Stöcke aus zwei gichtbrüchigen Droſchken herausſuchten, deren jede von Einem einzigen lendenlahmen Gaul gezogen wurde.

Unſere Leſer ſollen hier erfahren, daß es in der Nähe jeder Univerſitätsſtadt Eine Hauptkirmeß gibt, die von den Muſenſöhnen ganz regelmäßig und bloß zu dem höchſt uneigennützigen Zwecke beſucht wird, daſelbſt ſich eine triftige Anzahl gediegener Prügel zu holen. In Bonn galt für dieſe Kirmeß während unſerer akademiſchen Periode die zu Siegburg; in Heidelberg ſtand 1844 gerade jenes Odenwälder Dorf in Mode. Die Waffen, mit denen man für dieſen geiſtreichen Zweck ſich verſah, waren vor zwanzig Jahren die Ziegenhainer; ſeit aber der einzige Wald bei Jena eingegangen iſt, welcher dieſes berühmte Gewächs erzeugte, ſind die dicken ſpaniſchen Rohre ſtark in Schwung gekommen, deren Hieb ſchon ſanfter, obwohl kaum minder einſchneidend iſt. Endlich hat die jüngſte Zeit uns mit der Erfindung der Gutta-Percha-Stöcke beſchenkt. Ich trage kein Bedenken, dieſen den Preis zu geben und ſie für das Ideal und Nonplusultra aller Prügel in der ernſteren Gattung zu erklären (in der komiſchen würde ich das Studentenrapier vorziehen), da ihre gewichtigen Hiebe ſich mit einer Wolluſt und Biegſamkeit, die etwas wahrhaft Schlangenartiges hat, an jede Vertiefung und Erhebung des Körpers anſchmiegen, dem ſie zufallen. Allein in dem Jahr, von welchem wir erzählen, war die heilſame Erfindung der Gutta-Percha leider noch nicht gemacht, und ſo waren es, außer den aushülflich dienenden fauſtdicken Weichſelrohren der Pfeifen, eben Stöcke verſchieden an Holz und Stärke, mit denen unſere Achäer den Kampfplatz betraten.

Es gibt keine Menſchenklaſſen, mit denen man herzlicher und unbefangener zechen und froh ſein kann, als mit Bauern und Handwerkern. So wie aber ein ächter Student in deren Nähe kommt, fordert es der akademiſche Brauch, gegen ſie brutal zu werden und ſie durch Neckereien und Renommagen herauszufordern. Dießmal gab Sabine den Anlaß her, welche einige der Corpsburſche als frühere Bekannte vom Markt her begrüßten. Sie tanzten ein paar Walzer mit ihr, und Valentin war vernünftig und gebildet genug, um ſich darüber nicht zu ärgern. Aber da das Weſen von Einigen etwas zutäppiſch wurde, beſchloß Sabine ſelbſt, der Sache ein Ende zu machen. Das flinke Mädchen trat mit dem Längſten und Uebermüthigſten zum Walzer an, und begann ihn ſo unabläſſig und unaufhaltſam herumzureißen, daß er, nachdem ſie ihn zehnmal zur Tour um den ganzen Saal herum gezwungen hatte, endlich plump zu Boden fiel. Sie erwartete das, ließ ihn im rechten Augenblick los, ſprang mit einem federleichten Hupf über ſeine Beine weg und tanzte laut lachend den Walzer ohne Tänzer fort bis zu Valentin. Dieſen riß ſie ſofort in den Wirbel hinein und zeigte deſſen unermüdliche Kraft dem ſtädtiſchen Renommiſten, der gedemüthigt giftige Blicke auf den von Sabinen offenbar begünſtigten Nebenbuhler ſchoß. Die Studenten beſchloſſen Rache: einer trat Sabinen mit dem Sporn ins Kleid und zerriß es ihr, worauf er ſich halb ſpöttiſch entſchuldigte, und bei dem nächſten Tanz flog ein Stock, wie unverſehens gefallen, Valentin dicht vor die Füße, ſo daß er, wenn Sabine nicht aufmerkte, heftig hätte hinſtürzen müſſen. Er ſprang aus dem Tanz und trat vor den Tiſch der Studenten hin. „War das Spaß oder Ernſt,“ fragte er, „daß Sie mich und das Mädchen zu Boden werfen wollten?“

„Nimms wie Du willſt, Bauer!“ ſagte der lange Renommiſt.

So nehm' ichs als Ernſt, ſchrie Valentin, ſprang drei Schritte zurück und warf ſeine Jacke ab. Von Sabine vergebens zurückgehalten, ergriff er mit erſtaunlicher Behendigkeit einen jener eichenen Bauernſtühle von ſehr einfacher Bauart bei der Rücklehne, und ſtieß deſſen vordre Beine kräftig auf den Boden. Der Erfolg entſprach: das Sitzblatt ſprang entzwei und lieferte ihm an den Vorderbeinen zwei auserwählte Schlägel. Mit dem Ruckenblatt und dem, was ſonſt von Trümmern in ſeiner Hand blieb, hielt er ſich nicht lange auf: dieß diente ihm bloß dazu, den langen Renommiſten ſofort kampfunfähig zu machen, indem er es ihm kurzweg an den Kopf warf, daß er zu Boden taumelte. Dann packte er die beiden Stuhlbeine wie Keulen an deren dünnem Ende, und mit dem einen parirend, mit dem andern draufklobend drang er in den brüllenden Haufen der Studenten ein.

Die deutſchen Studenten ſind, wenige Ausnahmen abgerechnet, nicht allzuſehr durch Herzhaftigkeit ausgezeichnet. Man kann es erleben, daß ein Student eine ehrbare Frau öffentlich beleidigt: das iſt nichts, denn einzelne Niederträchtige hat jeder Stand; man kann es aber gleichfalls erleben, daß andre Studenten zugegen ſind, welche den Niederträchtigen nicht mit der Reitpeitſche züchtigen. In der That, wer ſich auf unſern ideenloſen Schulen acht Jahre mit dem verſtümmelten Alterthum abplagt und dann unſere Profeſſoren ein paar Semeſter hindurch die herkömmlichen Brodcollegien vortragen hört, kann keine Begeiſterung in ſich retten; die letzte Kraft aber geht mit dem erbärmlichen Duellrenommiren verloren, das den Menſchen durch ſeine Lächerlichkeit ſo aushöhlt, daß er hernach vor einer pfeifenden Kugel nicht aufrecht zu ſtehen vermag. Man ſah dieß glänzend im letzten badiſchen Revolutionskrieg; unter den Freiſchaarencompagnien ſind dieſe liebenswürdigen Junglinge, die doch ſtets die ſchönſten und längſten Hahnenſchwänze trugen, in der Regel die erſten geweſen, die für ihre Mütter ihr junges Leben retteten. Das wirkliche Leben, die Noth und große Schickſale verbeſſern glücklicherweiſe das, was unſere Gelehrtenſchulen geſündigt haben, bei Einzelnen — nicht bei Allen freilich, denn unſere Candidaten, Referendarien und jungen Aerzte ſind ja meiſt die Söhne derjenigen Stände, welche ſich, ſie wiſſen ſelbſt nicht warum, die gebildeten nennen — und aus dieſen iſt die herbe Jugend und der naturwüchſige Heldenmuth längſt entſchwunden, um der geprieſenen Mäßigung, der hochbeliebten Weltklugheit Platz zu machen.

Trotz dieſem verſuchten die Studenten einigen Widerſtand, ſobald ſie wahrnahmen, daß Valentin allein auf ſie einſtürmte; denn die andern jungen Burſche hatten nicht übel Luſt dieſen ſtecken zu laſſen, da er ein Fremder war, während die Mädchen der ſtolzen Sabine halbwegs eine Demüthigung gönnten. Allein noch zur rechten Stunde beſann man ſich, welch eine Lücke es in der Chronik des Dorfes geben müſſe, wenn man einmal die Heidelberger ohne Prügel von der Kirmeß heimließe. Die Ueberlieferung überwog alſo, wie ſo oft, die eigene Meinung; einige Bauernburſche entſchloſſen ſich zum Entſatz Valentins, der ſich von ſpaniſchen Röhren bereits bedenklich umſchwirrt ſah. Und nun wurden die Studenten blitzſchnell und mit wunderbarer Leichtigkeit vom Tanzboden weggeklopft und die Treppe hinuntergeworfen; damit aber war auch nach ritterlicher Kampfesart die ganze Fehde zu Ende, und dem fliehenden Feinde wurde eine goldene Brucke gebaut. Die Studenten durften in der Unterſtube ungeſtört ihre Brauſchen mit naſſen Tuchern verſehen und ſich in ihre Droſchken ſetzen, welche ſie denn ſo raſch als nur Studentengäule vermögen, in den Sitz ihrer ernſten Muſen und lieblichen Nymphen zurückführten.

Nachdem die Luft rein war und jeder der Dorfburſche mit dem tapfern Valentin auf nähere gute Bekanntſchaft angeklungen hatte, begann der Tanz von neuem. Valentin hatte ſofort, als wäre nichts vorgefallen, ſeine ſchwarze Jacke wieder angezogen und ſchwang ſich eben mit Sabine in einer luſtigen Polka, als er plötzlich einen ſcharfen ſtechenden Schmerz im linken Arme ſpürte. In einer Pauſe griff er unter den Aermel und fühlte das warme Blut ſeiner Hand entgegenquellen. Gleichwol tanzte er erſt die Polka durch, trank mit den Mädchen ſeine Flaſche Wein aus und bat Sabinen erſt dann, ſo leid es ihm thue, eine Weile mit ihm hinauszugehen, indem er auf das ſchon den Fußboden beträufelnde Blut hinwies. Heftig erſchreckt forderte ſie ihn auf, mit nach ihrem Hauſe zu kommen, da ihre Mutter ihn raſcher als jeder Arzt heilen werde. Wie gerne folgte er, und wie ſtolz auf einander ſchritten Beide durchs Dorf in die kleine Hütte der Mutter Wlaska!

Eine zerbrochene Flaſche war nach Valentins Kopfe gezielt geweſen, hatte ihm aber bloß den fleiſchigen Theil des Oberarms zerſchnitten. Wlaska nahm mit einem feinen Zänglein eine kleine Glasſcherbe, die ſitzen geblieben war und den Schmerz verurſachte, heraus, und verband geſchickt die Wunde, nachdem ſie ausgewaſchen war. Dabei aber verbot ſie den jungen Leuten ſtreng, auf den Tanzboden zurückzukehren, weil dieſes der Tod des Jünglings werden könne; wie zum Erſatz aber ſollte er zum Abendeſſen da bleiben. Wie froh war das Paar über dieſe Auskunft! Die Mutter und die älteſte Tochter, welche auch bald vom Tanzboden heimkam, wirthſchafteten in der Küche, Ludmilla war aus der Veſper noch nicht zurück; Valentin und Sabine, durch den Vorfall von heute auf einmal ſich ganz nahe gebracht, durften Viertelſtunden lang allein in der traulich dämmernden Stube zuſammenſitzen. Valentin war für Sabine zum Retter und halbwegs ja auch zum Märtyrer geworden, und von da iſts bei den Frauen nicht mehr weit zum Geliebten. Unſre Leſerinnen mögen ſich jener wonnevollen Stunden der erſten liebenden Annäherung zweier jungen Gemüther erinnern, die Jede, auch die unglücklichſte von ihnen einmal im Leben wenigſtens in einem blaſſen Abbilde kennen gelernt hat. Unſere Leſer weiſen wir dafür auf jene Gefühle zurück, die ſie empfanden, als ſie zum erſtenmal am Familientiſche des Mädchens ſaßen, dem ſie ihr Herz geſchenkt hatten. Wir ſelber erzählen von dieſem Abend nichts weiter.

Es war Winter geworden. Valentin hatte ſich in ſeinem Dienſte als einen treuen und tüchtigen Arbeiter bewährt. Wenn er mit einer rührigen Frau eine eigene Wirthſchaft auf einem gepachteten Stückchen Acker anfing und nebenbei als Tagewerker arbeitete, ſo hatte er

Ausſicht auf das Loos, das manchem Armen in der arbeitsluſtigen und betriebſamen Pfalz winkt. Man fängt mit Wenig an, man kauft zuletzt von irgend einem Auswanderer zu billigem Preiſe ein kleines Grundſtuck und legt mit jahrelanger Anſtrengung das darauf ruhende Schuldkapitälchen ab. Dann wird ein Wieschen angeſchafft, um eine Ziege und wenns hoch kommt eine Kuh zu halten. Auf dieſer Stufe des errungenen Wohlſtandes wird nun ein Gemüſegärtchen die Leidenſchaft der Frau, wo ſie pflanzen und durch den Marktgang Etwas verdienen kann — und ſo erringt das Paar am Ende auch noch eine eigene Hütte. Dann gehen ſie zu ihren Vätern, zufrieden ihren Kindern die erſte Handhabe hinterlaſſen zu können, an welcher dann dieſe ſich manchmal ſogar zum Reichthum emporſchwingen. Was aber Einem gelang, war auch für Valentin möglich, zumal wenn Sabine das Marktgeſchäft oder doch ein gutes Theil ihrer Kunden in ſeinen Haushalt mit herüberbrachte. Seit der Kirmeß galten Beide im Dorfe für ein Liebespaar, und auch im Hauſe des Mädchens wurde das ſtillſchweigend angenommen. Als im Herbſt die Abende lang wurden, ſpannen die vier Frauen noch eifriger als ſonſt, und Jede wußte im Stillen wofür.

Valentin war nicht ganz ein Mann nach dem Wunſche der Mutter Wlaska, ſie hätte der rührigſten Tochter, die ſo ſehr in ihre kräftige Art ſchlug, gerne eine glänzendere Partie gegönnt als einen Tagewerker. Auch fürchtete ſie häuslichen Unfrieden, da Valentin ein

Proteſtant war. Aber die Freier waren in dieſem Hauſe ſchon allzulange ausgeblieben, als daß man hätte wähleriſch ſein dürfen. Außerdem lebte Wlaska, wie jede töchterreiche Mutter, des Glaubens, daß ein glücklich verheirathetes Mädchen die Schweſtern gleichfalls in den heiligen Eheſtand mitreiße: was auch unter zehn Fällen zuweilen einmal zutreffen ſoll. Auch hatte ſie ja ſelber noch immer ihren Wunſch nicht erreicht, es zu einem liegenden Eigenthum zu bringen: durfte ſie Valentin abweiſen, weil er arm war? Als daher eines Sonntags morgens der junge Mann ſein Anliegen der Mutter vortrug, erhielt er ohne Bedenken die Zuſage; er wollte nur ſeine Zeit beim Bauern ausdienen, und dann ſollten die jungen Leute ihre eigene Wirthſchaft anfangen. Seitdem fand Valentin ſich faſt regelmäßig Abends in der Spinnſtube ein, wo Sabine ihre kleine Ausſtattung rüſtete. So verfloſſen ein paar ſtillglückliche Monate, und nun wars zum Aufgebot Zeit, wenn man im Frühjahr Hochzeit machen wollte.

In Baden haben die Geiſtlichen noch die Führung der Civilſtandsregiſter, und die kirchliche Trauung ſchließt die bürgerliche in ſich. Valentin begab ſich demnach zum proteſtantiſchen Pfarrer des Dorfes, bei dem er ſich bereits gleich bei ſeinem Dienſtantritt als Gemeindeglied gemeldet hatte. Er traf ihn, wie man Paſtore zu treffen gewohnt iſt, im Schlafrock und Lehnſtuhl mit der brennenden Pfeife und eine Taſſe Kaffee vor ſich. An dieſem Pfarrer war das Merkwürdigſte, daß er in ſeiner ganzen Gemeinde keinen Feind hatte. Dieß iſt freilich ſchwer zu begreifen, denn ein Pfarrer ſoll ja das Laſter züchtigen und die Bosheit aufdecken, was ohne Feindſchaften nicht abgeht. Allein ob nun Laſter und Bosheit in dieſem glücklichen Erdenwinkel gar nicht vorkamen, oder ob der Paſtor das Züchtigen und Aufdecken vergaß — genug, er galt für einen vortrefflichen Mann, dem Niemand Etwas vorwerfen könne.

Im Vertrauen hierauf trug Valentin geläufig ſeine Wünſche vor. Der Pfarrer nickte freundlich, überzeugte ſich, daß alle nothwendigen Tauf- und Todtenſcheine vorhanden ſeien, und ſchrieb ſich bereits die Vor- und Zunamen auf das Ankündigungsblättchen, das er aus ſeiner Kanzelbibel hervornahm. Das erſte Aufgebot ſollte ſchon am nächſten Sonntag ſtattfinden, und an Valentins Geburtsort erbot ſich der Pfarrer ſelbſt die nöthige Aufforderung amtlich abgeben zu laſſen; der Bräutigam gab ihm herzlich dankend die Hand. Noch einen Gruß an die Jungfer Braut, ſagte der Pfarrer, als Valentin die Thüre in die Hand nahm.

Schon war er auf der Treppe, da rief ihn die Stimme des Seelenhirten noch einmal hinauf. „Wie iſt es denn," fragte dieſer, „mit den hundertfünfzig Gulden?"

„Hundertfünfzig Gulden?" ſagte Valentin mit einem leiſen Schauder. „Was für hundertfünfzig Gulden?"

„Nun, Sie kennen doch unſere badiſche Gemeindeordnung? Wer ſich in einer Gemeinde verheirathen will, muß zuvor Bürger ſein und zu dieſem Zweck ein Grundſtück oder eine Geldſumme aufweiſen. Ein liegendes Eigenthum haben Sie meines Wiſſens nicht, die Braut hat es auch nicht; die Geldſumme aber beträgt für Landſtädtchen und Dörfer hundertfünfzig Gulden.“

„Herr Pfarrer,“ ſagte der arme Junge, „das kommt mir wie ein Blitz vom Himmel herunter. Ich kann ja doch von meinem Arbeiten leben und gut leben, ſelbſt wenn ein paar Kinder dazu kämen; ſoll ich denn, weil ich arm bin, keine Frau nehmen dürfen?“

Der Pfarrer that ein paar ſtarke Züge aus der Pfeife, zuckte die Achſeln und erwiederte: „Jede Gemeinde ſucht ſich zu hüten, daß nicht arme Leute in ſie hineinheirathen, Kinder zeugen und ſo in das Vermögen der Gemeinde ſich breit hineinſetzen. Darum haben unſere Kammern Anno 1831, als die neue Gemeindeordnung und die vielen liberalen Geſetze gemacht worden ſind, dieſen Punkt ausdrücklich aufgenommen.“

„Aber mein Gott,“ ſagte Valentin faſt verzweifelnd, „was iſt denn da zu thun? Wäre die Sabine meine Frau und ich hätte meine eigene Wirthſchaft, ſo ſollten die hundertfünfzig Gulden in anderthalb Jahren da ſein, aber ſo zwingen wirs nicht bald.“ „Herr Pfarrer,“ fuhr er fort, als Jener ſchwieg: „Sie ſind ein guter Mann und haben auch eigenes Vermögen; helfen Sie mir in die Ehe hinein, leihen Sie mir hundert Gulden, die fünfzig wollen wir ſchon dazu verdienen, bis zum Herbſt. Oder ſchaffen Sie mirs von guten Leuten.“

„Hören Sie, Valentin, das geht nicht an," ſagte der Pfarrer gleichmüthig. „Meine kleinen Kapitalien ſtehen alle feſt, und ich muß zuerſt an meine eigene zahlreiche Familie denken. Ich halte Sie für einen braven Mann, aber wenn Sie ſterben? Und bei Andern für Sie borgen — das müſſen Sie nicht verlangen. Ich kann bei Ihnen wohl frei heraus ſprechen. Sehen Sie, die Gemeinde hat die Familie Ihrer Braut nicht gern. Es iſt eine brave Familie, eine arbeitſame Familie, auch eine fromme Familie auf ihre Art und Weiſe — aber ſie ſind fremd, ſie ſind katholiſch, ſie ſind arm. Heirathen die Mädchen und es geht nachher mit der Wirthſchaft ſchief, ſo fallen die Kinder der Gemeinde zur Laſt. Nun muß ein Pfarrer ſich alle Mühe geben, daß er ſeinen Gemeindegliedern zu Willen lebt und ſich ja keine Feinde macht. Darnach habe ich immer geſtrebt, und Gott ſei Dank, es iſt mir auch gelungen. Wenn ich nun Ihnen zur Ehe mit dem Mädchen verhülfe, ſo würde mir das übel genommen. Probiren Sie es daher lieber in Ihrer eigenen Heimath; dort können Sie nach den Geſetzen ebenfalls getraut werden."

Valentin erblaßte vor Zorn, und ſprach ingrimmig: „Zu was ſoll ichs erſt noch einmal im Oberland verſuchen? Daheim bin ich gerade ſo gut ein armer Junge, wie hier unten in der Pfalz. Obenein bin ich dort fremd geworden und müßte wenigſtens ein Jahr erſt wieder daſelbſt arbeiten, daß die Leute Vertrauen zu mir hätten. So lange kann ich und will ich nicht warten. Alſo," ſagte er zum Weggehen ſich wendend, „iſt das Ihr letztes Wort? Sie wollen wirklich nichts dafür thun, daß ich als redlicher Bürger und guter Chriſt in die Ehe komme?"

„Ich habs Ihnen ja geſagt," erwiederte der Pfarrer mit Ungeduld, „ich kanns nicht und darf es nicht. Die Amtspflicht und, junger Mann, die Amtsklugheit! — Uebrigens thut es mir leid, daß wir über dieſen Gegenſtand uns gegenwärtig nicht weiter beſprechen können; mein Küſter wartet ſchon lange unten, denn ich habe eine Kindtaufe."

Bei dieſen Worten zog der Pfarrer (ſo eilig waren die Amtsgeſchäfte) vor Valentins Augen den Schlafrock aus und griff nach ſeinem ſchwarzen Rock, der an der Wand hing. Dieſe Andeutung, daß die in Gnaden gewährte Audienz bei dem hochehrwürdigen Herrn nunmehr vorüber ſei, konnte Niemand mißverſtehen. Valentin ſtieß einen tiefen Seufzer aus und trat mit einer ſtummen Verbeugung aus der Thüre. Der Pfarrer aber beendete gleichmüthig ſeinen Anzug und ſetzte ſich ſodann wieder in den Lehnſtuhl, um vor den ſo eiligen Amtsgeſchäften zuvörderſt noch ſeine Pfeife auszurauchen und keinen Reſt darin zu laſſen. Während ſein ſterbliches Theil ſich mit dieſer Verrichtung zerſtreute, ſammelte er in ſeinem Geiſte einige locker in der Studirſtube herumflatternde Gedanken, um ſie im Hauſe des Bauern, wohin er ging, zu einer nothdürftigen Kindtaufrede zuſammenzuſetzen.

Valentin ging geſenkten Hauptes und tief beſchämt zum Hauſe ſeiner Braut zurück: er hatte jetzt freilich Gelegenheit, darüber nachzudenken, woher die geprieſene Beliebtheit des Herrn Pfarrers ſtamme. Ein giftiger Mehlthau fiel über das Familienglück, das geſtern Abend die traute Stube noch mit ſo frohem Hoffnungsſchimmer vergoldet hatte.

Die Mutter Wlaska war, wie gewöhnlich, die Erſte, die ſich faßte. Ei, ſagte ſie, die Sabine gehört ja gar nicht zu der Gemeinde des proteſtantiſchen Predigers. Wir wollen Sonntag nach der Meſſe mit unſerm Dechanten darüber ſprechen, der iſt mir immer gut geweſen und hat mir gar manchmal freundlichen und nützlichen Rath gegeben. Du ſollſt ſehen, Valentin, der iſt vernünftiger und auch beſſer auf die armen Leute.

Und ſo geſchah es. Sabine ging den folgenden Sonntag mit der Mutter, und ſie fanden einen freundlichen Empfang beim Dechanten, der ihren regelmäßigen Kirchenbeſuch aus dem entfernten Orte ſehr zu ſchätzen wußte. Stockend trug Sabine ihren Wunſch vor und ſchüttete in Einem Athem ihr Herz auch über die hundertfünfzig Gulden aus. „Ich wollte mich,“ ſagte ſie, „Tag und Nacht plagen, bis wir ſie hernach zuſammenhätten und wiedergeben könnten, und auch der Valentin verſtehts Arbeiten wie Einer! Wenn nur auf Ihr Wort, Herr Dechant, Einer ſie uns vorſtreckte!“

„Das könnte ſich machen,“ ſagte der Dechant. „Warum nicht? Ich habe gute Freunde unter den Herrn droben um Freiburg und ſonſt im Oberland, die würden ſchon Etwas thun. Es iſt zwar bedenklich, daß die Sabine einen Calviner heirathet, da aber natürlich alle Kinder katholiſch werden —

Alſo das wäre die Bedingung? fiel ihm die Braut ins Wort.

Wie kannſt Du darnach nur fragen, Sabine? ſagte der Geiſtliche erſtaunt. Erinnerſt Du Dich denn der Chriſtenlehre nicht mehr, die Du bei mir empfangen haſt? Eher will ich die Stola nimmer anziehen, ehe denn ich eine gemiſchte Ehe traue, wo das nicht zugeſagt wird. Noch viel weniger möchte ich zum Bürgergelde helfen, daß eine Ehe ohne dieſe Bedingung geſchloſſen würde.

Dann geht es nicht, ſagte Sabine. Wir zwei haben das ſchon mit einander beredet, daß wir darüber niemals hadern wollen. Wir überlaſſen es dem lieben Gott: ſchenkt der uns Kinder und das erſte iſt ein Junge, ſo gehen ſie alle nach des Vaters Glauben, iſts ein Mädchen, ſo laſſen wir ſie alleſammt katholiſch taufen, dann haben ſie auch unter ſich nachher keinen Hader. Davon geht auch der Valentin nicht mehr ab, das weiß ich zum voraus.

Ja, Mädchen, ſagte jetzt der Dechant mit offener Entrüſtung, wenn Du ſo leichtſinnig das Seelenheil Deiner Kinder aufs Spiel ſetzeſt, daß Du Dir nicht einmal Mühe geben willſt, Deinen Mann herumzukriegen, dann wäre es ja eine Sünde, Dir zu einer ſolchen Ehe zu verhelfen; am Ende riſſe der Calviner noch Deine eigene Seele dazu ins Verderben mit. Nein, mein Kind, fügte er ſanfter hinzu (denn die Kirche redet ſtets ſanft, wenn ſie uns einen Stich ins Herz gibt) opfre Du lieber Deinen Wunſch Gott auf; beſſer nicht freien, als am Glauben Schiffbruch leiden!

Trotz den Einſprüchen der Mutter, trotz den thränenreichen Bitten der unglücklichen Braut beſtand der Dechant auf ſeiner Weigerung, und als er nun zuletzt die bis dahin ruhige Beſprechung in eine heftig niederregnende Strafpredigt auslaufen ließ, da fanden beide es gerathen, dieſem kräftigen Waſſerbade mit verzagtem Herzen ſich zu entziehen. Valentin kam ihnen unterwegs entgegen und empfing die hoffnungsloſe Kunde aus erſter Hand.

Nach dieſer abermals erloſchenen Ausſicht war für heute an keine vertrauliche Familienunterhaltung mehr zu denken. Auch für die Schweſtern Sabinens lag ja eine bittre Lehre darin, und die Hoffnungen der Mutter Wlaska, auf eine Verbeſſerung ihres Hausſtandes durch künftige Schwiegerſöhne gingen gleichfalls einigermaßen in die Brüche. Valentin benutzte alſo den Sonntagabend zu einem einſamen Spaziergang in den Wald. Er fühlte, daß hier ein ſchweres Unrecht der menſchlichen Geſellſchaft verborgen liege; aber zum erſtenmale berührte ihn dieſer Gedanke, und ſein einfacher Verſtand konnte aus ihm noch keine Folgerungen ziehen. Demnach lenkte er lieber ſeinen Sinn darauf, was ſeinerſeits zur Abhülfe geſchehen könne. Er rechnete zuſammen, daß, wenn er ſeine und Sabinens Habſeligkeiten verpfände, wenn die Mutter alles Geld auf ein paar Wochen aus dem Handel ziehe, alles vorhandene Geflügel und Gartenkraut ausverkaufe, und wenn endlich auf die im Hauſe vorhandenen Hausgeräthe geborgt werde, man wohl fünfzig Gulden zuſammen bringen könne; ſomit blieben noch hundert zu beſchaffen. Hundert Gulden ſind eine unermeßlich große Summe, wenn ſie nicht auf der Börſe, am Spieltiſch oder mit der Feder, ſondern mit Spaten und Botengängen verdient werden ſollen. Das wußte auch Valentin recht wohl, aber dennoch meinte er, dieſes Geld, wenn Sabine mit Spinnen nachhelfe, etwa in vier bis fünf Jahren aufbringen zu können. Die Rechnung war ohne den Wirth gemacht, aber ſie erleichterte wenigſtens ſein Herz. Er theilte ſie noch an demſelben Abend Sabinen mit und trat ſobald als möglich aus dem Dienſt als Knecht heraus, weil er als Tagewerker mehr baares Geld hoffte zurücklegen zu können.

So arbeiteten und ſparten ſie denn zur Probe drei volle Monate. Sabine ſpann mit müden Augen und Händen ein paar Stunden tiefer als ihre Schweſtern in die Nacht hinein; Valentin zog ſich an Eſſen und Trinken das Mögliche ab. Nach drei Monaten kamen ſie zuſammen und rechneten. Mit der höchſten Anſtrengung hatten beide zuſammen neun Gulden erſpart, aber beide fühlten auch, daß ſie dieſes Leben keine drei

Jahre fortſetzen konnten. Ein ſtiller tiefer Ingrimm gegen die Welt, die ihr Glück an unmögliche Bedingungen knüpfte, zerwühlte ihre Herzen, und ſchon waren beide dem Entſchluſſe nahe, darum nach dem Urtheile dieſer Welt auch nichts mehr zu fragen.

Wir können ſo lange nicht warten, ſagte Valentin. Dieſes Leben iſt ein Hundeleben, und nur wenn wir beiſammen wären, könnte etwas verdient werden. Die Gemeinde hat Dir, Sabine, Dein ſchönes Angeſicht und mir meine Kräfte nicht geſchenkt, und wenn ich grabe und Du ſpinnſt, ſo machen wir doch andere Leute reich mit unſerem Arbeiten. Mein Arm iſt gerade ſo gut wie eines andern Bauern Grundſtück, denn das Grundſtück trägt nichts ohne die Arbeit des Armes. Darf nun der heirathen, der das Grundſtück hat, ſo darf ichs auch.

Ja, ſagte Sabine, aber die Kirche?

Liebes Herz, antwortete Valentin, man lieſt allezeit, daß die erſten Chriſten bitterarme Leute geweſen ſind, aber geheirathet haben ſie doch, und wenn Noth kam, ſo halfen ſie den armen Eheleuten fort. Thut das die Kirche jetzt nicht mehr, ſo geht ſie auch nicht mehr in den Wegen der Apoſtel. Und obenein hats Ehen gegeben, ehe man an eine Kirche dachte. Ob wir getraut ſind oder nicht, fügte er bitter hinzu, unſere Kinder taufen ſie uns doch, und wenn wir ſterben, müſſen ſie die auch ernähren.

Ein liebendes Gemüth iſt leicht zu überzeugen, daß es außer der Liebe keine Pflicht gebe, und daß ihr jedes Bedenken weichen müſſe. Als ſie ſchieden, als nun Valentin ſeine Braut fragte: Sprich, Sabine, willſt Du zum Trotz aller Welt vor Gott meine Frau werden mit Leib und Seele, bis wir ſo viel haben, daß wir getraut werden können? — da wandte Sabine ſich ab, aber ſie gab ihm abgewendet die Hand.

Morgen iſt Sonntag, ſagte er, ſo komm morgen, wenn die Sonne untergehen will, in Deinen beſten Kleidern ans Brünnele, wo wir uns zuerſt geſehen haben.

Ein reines Herz freut ſich auf ſeinen Hochzeitstag, wie ein Kind auf den Chriſtbaum, und dieſes Brautpaar hatte ein reines Herz. Nicht ein wilder Rauſch der Sinne, ſondern die innige ſtille Vorfreude in dem Gedanken, endlich einander ganz anzugehören, wohnte dieſen Sonntag in ihren Seelen, und mit ſüßer Scheu ſahen ſie den Abend herannahen, der heiß und prächtig über der ſchönen Sommerflur aufging.

Und wieder war es im Juli, wie voriges Jahr, als der erſte Augenblick, da ſie einander ſahen, ihr Schickſal entſchied. Wieder verglomm die Sonne jenſeits des Speyerer Doms, wieder kniſterte der Spelz geiſterhaft in der Abendglut, wieder ließ die Wachtel ihren eintönigen Laut über die Felder gellen, und der Thymian ſtand in voller duftiger Blüthe. Und wieder ſtieg auch Sabine den Feldpfad hinauf, ſchön gekleidet, leicht und herrlich wie damals, und Valentin harrete ihrer auf der Einfaſſung des Börnleins unter dem dunkeln Lindenſchatten. Schweigend ſetzten ſie ſich zuſammen, ſchweigend ſaßen ſie eine lange, lange Zeit Herz an Herz, bis die Sonne ganz herunter und die Flur verſtummt war. Dann ſprach Valentin: So frage ich Dich denn nun, ob Du von heut an und immerdar, bis der Tod uns ſcheidet, meine treue Frau ſein willſt vor Gott im Himmel, recht ſo, als ob wir vor dem Altar getraut wären? Und Sabine antwortete Ja. Da kniete er vor ihr nieder und ſprach: So will auch ich Dein Mann ſein in Noth und Tod, und meine Seele ſoll verloren gehen, wenn ich Dich jemals verlaſſe! Damit löſte er einen goldenen Ring von ſeinem kleinen Finger — es war ein kleines Ringlein, einſt von ſeinem Taufpathen ihm geſchenkt und nun ſchon längſt von der harten Arbeit dieſer Hand dünngeſchliffen — das ſteckte er an ihre Hand. Und Sabine nahm dafür das ſilberne Kreuzchen von ihrem Halſe und hängte es auf die Bruſt ihres Bräutigams. Dann fiel ſie neben ihm auf die Knie nieder und gab ihm den Kuß der ewigen Treue, und ſie falteten ihre vier Hände in Einen Bund und aus beider Herzen ſtieg ein ſtummes Gebet zu Dem auf, der alle Ehen in der erſten geſegnet hat, die er im Schweigen des Paradieſes oder im Rauſchen des Urwalds ohne die Formeln eines Prieſters ſchloß.

Und nun erhuben ſie ſich. Sabine hatte im Körbchen ein Abendbrod mitgebracht, Valentin nahm eine Flaſche Wein aus dem Brünnchen, wo er ſie kühlte. Sie ſetzten ſich auf den Rand des Quells, und zum erſtenmale aßen ſie fröhlich allein mit einander, wie ſie bald hofften am eigenen feſten Tiſche zuſammenzuſitzen. Dann ſprang Sabine auf und that ſcherzend, als wolle ſie ihm fortlaufen; er aber verfolgte ſie — und die Waldſchlucht, aus der er einſt zum erſten Anblick dieſes beglückten Thals hervorgetreten war, nahm beide in ihren undurchdringlichen Schatten auf.

Am folgenden Morgen ging Sabine auf den Markt nach Heidelberg, und die Mutter, die Einiges ſelbſt zu beſorgen wünſchte, ging ausnahmsweiſe mit. Die junge Frau fühlte, daß ſie vor der Mutter ihr Geheimniß nicht bewahren dürfe und fragte alſo: Sag, Mutter, wie kam es denn, daß Du ohne Mühe mit dem Vater getraut wurdeſt, denn arm waret ihr doch auch?

Ach Gott, Kind, antwortete Wlaſka, in der Kriegszeit gabs allewege nicht ſo viel Umſtände; nach Geld und Gut fragte dazumal Niemand. Dein Vater und ich wir gingen zu einem Feldpater und ſagten: Traut uns. Das that er und damit wars gut; der Vater war froh, daß wir uns nur die Mühe gaben ihn um ſeinen Segen zu bitten.

Du haſt es alſo leicht gehabt, Mutter. Wenn aber der Vater Nein ſagte, was hätteſt Du gethan?

Liebe Sabine, antwortete Wlaſka, Du mußt Deine Mutter nicht in Verſuchung führen. Du weißt, was über die Sache im Katechismus ſteht.

Mutter, ſagte die Tochter, ich fragte Dich nicht nach dem Katechismus, ſondern nach Deinem Herzen. Hätteſt Du den Vater geben heißen, wenn Ihr nicht getraut wurdet?

Nein, ſagte Wlaska, ich hatte ihn zu lieb dafür. Aber damals fragte man auch nicht ſo viel nach dem Geſetz, wie jetzt. Bei uns Zigeunern iſt das immer freier geweſen; man heirathet ſich im Walde und hernach zeigt mans nur dem Hauptmann an.

Nun, Mutter, ſagte Sabine friſch heraus, ſo hab' ich auch gethan, und Valentin iſt jetzt wirklich mein Mann.

Die Mutter blickte ihrer Tochter bekümmert ins Antlitz. Sabine, ſagte ſie, ich ſollte Dir böſ' ſein, doch ich wußte voraus, daß es ſo kommen würde, und es konnte auch nicht anders kommen. Aber Du dauerſt mich, denn Du wirſt ſchrecklich hiefür leiden müſſen!

Mutter Wlaska kannte das Leben und die Menſchennatur; ſie ſagte die Wahrheit. Nach der ächten rückſichtsloſen Liebe ſehnt ſich jedes Menſchenherz, und da dennoch nur wenige Herzen die Kraft haben, ſie zu gewinnen, ſo entſteht in den meiſten Gemüthern ein Ingrimm gegen Jeden, der es wagt, um einer ſolchen Liebe willen der menſchlichen Geſellſchaft, ihren Urtheilen und Vorurtheilen zu trotzen. Dieſes Paar glaubte ſeine Lage zu verbeſſern, indem es einen unwiderruflichen Schritt that; aber es hatte ſie im Gegentheil wo möglich noch verſchlimmert.

Verhältniſſe, wie dieſes, werden auf dem Dorfe ſehr ſchnell bekannt. Was bei Sabine ein ganz freier, ja ein ſchwerer und ſtarker Entſchluß geweſen war, wurde ihr als Schwäche und Leichtſinn angerechnet; man ſah darin nichts als eine wohlverdiente Demüthigung ihres Stolzes, und Alles war überzeugt, daß Valentin ihr nicht einmal treu bleiben werde. Um ſie recht zu ängſtigen, gaben ſich jetzt ſogar mehrere Mädchen abſichtlich und augenfällig Mühe um den jungen Mann, der ſie freilich übel ablaufen ließ. Es entſtand unter den Frauen eine Art ſtiller Verſchwörung, welche ſich nicht bloß auf das Paar, ſondern auch auf die ganze Familie bezog und dem Marktgeſchäft derſelben bald erheblichen Schaden that. Die wackern Gemeindevorſteher grämten ſich bitter über die Möglichkeit, daß nun doch die Zigeunerhaushaltung, wie man ſie nannte, ſich um Sproſſen vermehren könne, denen ſich das Heimatsrecht nicht abſprechen laſſe. So vereinigte ſich Alles zu einem freilich nie ausgeſprochenen Plan, den jungen Leuten nirgendwo einen Vorſchub zu thun, um ſie wo möglich zum Wegziehen nach einem andern Orte zu veranlaſſen.

Valentin und Sabine waren Geächtete — und ein Geächteter kommt auf keinen grünen Zweig.

Das fühlte Valentin am bitterſten, als er ſich für ſeine anzufangende Haushaltung eine kleine Wohnung miethen wollte. Seine Arbeitskraft und Sabinens Fleiß kannte Jeder, und Wohnungen gab es genug, da noch kürzlich mehrere Haushaltungen nach St. Louis ausgewandert waren. Allein die Frauen in allen Häuſern, wohin er kam, wieſen ihm mehr oder minder grob mit der Andeutung die Thüre, daß ſie die Wirthſchaft einer wilden Ehe unter ihrem Dache nicht dulden würden. Wie ſelig hatte er ſich das geträumt, mit ſeinem jungen Weibe einſam zuſammen zu ſitzen und allen Verdruß im vertrauten Geplauder an ihrem Herzen zu vergeſſen! Gelang erſt das, kam erſt die ſüße Ruhe des eigenen Herdes über ſie, dann konnte, dann mußte ja Alles beſſer gehen! Aber ach — ſtatt des gehofften eigenen Herdes ſah Valentin ſich plötzlich ſelber obdachlos, da er ſeine Stelle als Knecht gekündigt hatte und nun dem neugemietheten Manne Platz machen mußte. Kaum erlangte er zuletzt für ſeine eigene Perſon eine kleine Bodenkammer auf einem einſamen Gut, das wohl eine halbe Stunde von dem Dorfe entfernt lag. Er nahm auch dieſe Zufluchtſtätte vorläufig an: denn ſich ins Haus der Mutter Wlaška einzudrängen, dazu war er zu ſtolz, ſelbſt wenn es möglich geweſen wäre.

Es war aber auch nicht möglich, denn Sabinens Schweſtern hätten das nicht geduldet. Beide fühlten ſehr wohl, daß der Nachtheil dieſer unglücklichen Liebe auch auf ſie und zwar ſehr ſtark zurückfiel: ihre Hoffnungen auf häusliches Glück ſanken tief herunter durch die arme Schweſter. Zwar behandelten ſie die letztere nicht geradezu unfreundlich, aber das fühlte Sabine doch durch, daß ſtatt der frühern Herzlichkeit eine leiſe Verachtung in den Gemüthern aufwuchs. Die ältere, Wlaska, machte große Anſprüche an Glück, und ſah ſich nun ſogar von Valentin, den ſie wegen ſeiner Armuth ſtets mit Stolz behandelt hatte, gegen die jüngere Sabine zurückgeſetzt. Ludmilla aber entwickelte täglich mehr eine nonnenhafte Frömmigkeit, und hatte gegen Sabinen jenes um ſeines Hochmuths willen ganz unerträgliche Mitleid, mit welchem die Gottſeligen Alles von oben herab anſchauen, was ihnen ein Fehltritt heißt. Nur das Mutterherz verleugnete ſich niemals; Mutter Wlaska, obwohl ſie klarer als Alle überblickte, welch ein Schlag ihr Haus und ihr Geſchäft betroffen habe, rechnete die Verſchuldung der Welt nicht ihrer Tochter an.

Die Natur erquickt auch das große Leid mit ihren unſchätzbaren Gaben. Im Frühling brachte Sabine ihrem Manne ſein erſtes Kind, einen ſchönen Jungen mit den treuen dunkelbraunen Augen der Mutter. Zwar war es ein trauriges Vorzeichen, daß als Taufpathe der Todtengräber genommen werden mußte, weil kein anderer Mann dafür ſich auffinden ließ. Auch ging das Gerede im Dorf von neuem und bitterer als je zuvor los. Gerade die Frauen, die den ein Obdach ſuchenden Valentin am ſchnödeſten aus ihren Häuſern gewieſen hatten, äußerten jetzt den meiſten Ingrimm darüber, daß das Paar nicht wenigſtens zuvor unter Ein Dach gezogen ſei, damit die Sache doch noch einen Schein von Eheſtand an ſich hätte. Aber es iſt mit

Kindern doch ein wunderlich Ding, zumal wenn ſie hübſche Augen haben: ſie ſtehlen auch den böſeſten Leuten zuweilen das Herz, und leicht geſchieht es, daß ſie uns mit der Welt und die Welt mit uns verſöhnen. Die Mutter Wlaska war im höchſten Grade glücklich über den Enkel, und auch die Töchter trugen ihre Abneigung nicht auf das unſchuldige Kind über. Ganz ſelig aber war Valentin, und beide Ehegatten gelobten von neuem auf das Haupt des Knaben ſich unverbrüchliche Treue und den höchſten Fleiß, um ihm eine berechtigte Stellung im Leben zu verſchaffen.

Zu dieſem Zwecke faßte Valentin einen Entſchluß, den man unter dieſen Umſtänden faſt einen verzweifelten nennen konnte. Bis dahin hatte er ſich noch ganz wohl als Schnitter und Dreſcher erhalten; jetzt aber im Frühjahr ließ die Arbeit nach und er mußte von ſeinem Gelde zehren. Die Ungunſt der Nachbarſchaft erſtreckte ſich auch auf ihn; er nahm ſich mit blutendem Herzen vor, auswärts Arbeit zu ſuchen und ſein Weib mit ihrem Kummer allein zu laſſen. Nach einem herzzerreißenden Abſchied ging er in die jenſeitige Pfalz und arbeitete dort den Sommer über an der Eiſenbahn nach Kaiſerslautern, was gut bezahlt wurde. Im Herbſt kam er mit einer anſehnlichen Handvoll Gulden zurück nach Hauſe; aber nun gab es in den Wintermonaten gar keinen Verdienſt, und er fand die Familie ſtark im Zurückgehen. Die Abneigung der Gemeinde trug ihre giftigen Früchte. Auch konnte Sabine wegen des

Kindes die Marktgänge nicht regelmäßig mehr thun: die älteſte Schweſter war zu ſchwächlich, die jüngere nicht regſam und munter genug zu dieſer Art von Geſchäft. Während Valentin auf den Erwerb dieſes Hauſes Hoffnungen gebaut hatte, ſah er jetzt gerade umgekehrt ſich genöthigt, ſeine Frau mit ſeinem Verdienſt zu unterſtützen. Im Frühling war kein halber Gulden mehr in ſeiner Taſche, und Valentin mußte von neuem auf die Eiſenbahn wandern. Alle Ausſicht, je die nöthige Summe zuſammenzubringen, war dahin, und mit dem dumpfen Schmerz der Hoffnungsloſigkeit nahm der Vater dießmal von Weib und Kind Abſchied.

Hatte er aber ſo an der eigenen einzelnen Kraft verzweifeln müſſen, ſo lernte er dafür in ſeinem neuen Geſchäft Glauben an die Geſammtheit faſſen. Jene Eiſenbahn, wie ſie von Neuſtadt aus viele Meilen weit in ſchlängelndem Lauf durch die rothen Sandſteinfelſen ſich bis Hochſpeyer hinaufzieht, iſt ein Rieſenzeugniß von der Macht des Menſchengeiſtes und der Menſchenfauſt: ihr bloßer Anblick hebt die Bruſt und zwingt uns, groß von dem gegenwärtigen Geſchlecht zu denken. Die endloſen Tunnels, in kühnem Bogenlauf unter den alten Raubburgen durchgeführt, drücken ſo recht unſere Uebermacht über die Vorwelt mit den ſchloßartigen Eingängen aus, die wie Triumphbogen der Arbeit das dunkelgrüne Thal ſchmücken. Ein ſtarkes Weben dieſes Stolzes fühlte Valentin unter den Arbeitern, die dort ſeine Genoſſen wurden. Sie waren aus aller Welt zuſammengeſtrömt, und viele trugen in ihrem Kopfe über die deutſche Grenze die neue Lehre, welche beſtimmt iſt, in der nächſten Zukunft die Geſtalt unſeres alternden Welttheils noch einmal zu verjüngen. Wie einſt in den Katakomben Roms das Chriſtenthum, wie in den tiefen Schachten des Erzgebirges und des Salzkammerguts die neue Lehre Luthers, ſo verbreiten in unſern Tagen im Dunkel der werdenden Tunnels unter den Arbeitern ſich jene Lehrſätze des jüngſten Weltevangeliums, die klar ſind wie das Licht der Sonne, einfach und unumſtößlich wie das Zeugniß der Menſchenſeele von Gott, und die das ſchärfſte Siegel ihrer Wahrheit darin an ſich tragen, daß ihre Anhänger von den ungläubigen und harten Herzen mit demſelben dunkeln Haß verfolgt und gekreuzigt werden, wie die Apoſtel und die Boten der Reformation zu ihrer Zeit. Hier im ſtillen einſamen Denken und in der leiſen Belehrung ſeiner Kameraden ging auch für Valentin endlich die Klarheit auf. Er begriff, daß aller Reichthum des Volkes allein auf der Arbeit ruht, und daß das Kapital ſelbſt nur das Kind der Arbeit iſt, das undankbare Kind, welches ſeine Mutter in den Hungerthurm ſperrt. Er ſah ein, daß wer arbeitet, nicht bittweiſe das Recht zu leben erlangt, ſondern daß er von Natur Anſpruch hat auf ein menſchenwürdiges Daſein — nicht Anſpruch auf Federbetten, Champagner und Trüffeln, denn die ſind zum Genuß des Lebens nicht nöthig, wohl aber den Anſpruch, ein Weib rechtmäßig zu beſitzen, ſatt an einem eigenen Herde auszuruhen und Kinder ohne Schamgefühl und Seelenqual an ſein Herz zu drücken. Er ſah es an ſeinem Beiſpiel, daß eine Weltordnung, wie die, gegenwärtige, eben weil ſie auf das Eigenthum einen falſchen Werth legt, das Recht des Eigenthums der großen Mehrheit der Lebendigen grauſam entreißt; daß alſo ein neuer Begriff des Eigenthums in den Geiſtern der Menſchen lebendig werden müſſe. Seit dieſer Stunde tröſtete ihn die Ruhe des Gedankens für den eigenen Seelenſchmerz; — aber es war eine Löwenruhe, die ſich ſtets bereit hielt, aus dem Lager der Ueberzeugung auf das Feld der That und des Kampfs hinüber zu ſpringen.

Als er im Spätherbſt 1847 nach Hauſe kam, ſah er ſich ärmer als je; denn das ſchreckliche Nothjahr hatte die Familie ganz heruntergebracht und ſogar gezwungen, von ihrem Hausrathe zu leben, den er nun mit ſeinem Erwerb wieder einlöste. Aber Valentin verzagte jetzt nicht mehr, denn gerade die Noth war ihm ein Morgenwehen der neuen Zukunft, auf welche auch ſchon die Proletarieraufſtände deſſelben Sommers deutlich hinwieſen. Er brachte mehrere Schriften ſeiner Richtung mit, die ganz zerleſen waren, da ſie unter den Arbeitern von Hand zu Hand gingen. Seiner Frau redete er wenig von dieſen Dingen, aber ein offenes Ohr und einen hellen Kopf fand er an Mutter Wlasta. Ihr war ja von ihrer Jugend an die Noth vertraut; bis zum dreißigſten Jahre jene Kriege durchlebend, in denen Oeſterreich unter den ermattendſten Anſtrengungen in Italien, Schwaben, Böhmen, der Macht Napoleons erlag, hatte ſie das Elend in ſeinen ſcheußlichſten Geſtalten kennen gelernt, und jetzt ſah ſie nicht in ihrer allein, ſondern in gar mancher Familie des Dorfs die Verarmung anpochen. Sie verſtand das Feuer, mit welchem Valentin ſeine Lehren vortrug, und ſie gab ihm zu ſeinen Lehrſätzen die Summe der Erfahrung. Tüchtige Weiber ſind das feine reinliche Linnen, durch welches ein Heilkünſtler die Arznei fließen läßt, um ſie zu klären: was noch trüb und wirr im Tiegel des menſchlichen Geiſtes kocht und brodelt, das nöthigen ſie ihn durchſichtig und kryſtallen ans Licht zu treiben.

Im Februar ſtand Valentin am Wochenbett ſeiner Frau, die ihm ſein zweites Kind, dießmal ein luſtig in die Welt hineinſchauendes Töchterchen, auf den Arm reichte. In dieſem Augenblick ſchlug im Weſten der prächtige Blitz der Pariſer Revolution auf, und Valentin goß heiße Freudenthränen über die Stirn ſeines Kindes, das nun ſchon Bürgerin einer neuen Weltordnung werden ſollte.

Das war der erſte Schlag, ſagte er zu ſeiner Schwiegermutter, die andern folgen!

Und ſie folgten, raſcher als der kühnſte Seher Zeit fand, ſie zu weiſſagen. In Mailand, Wien, Ungarn zündeten die Schläge, am ſpäteſten, aber am unwiderſtehlichſten in Berlin. Das politiſche Spatzengezänke über eine Verfaſſung war ſchleunig beſeitigt, und mit dem furchtbaren, kalt lächelnden Räthſelgeſicht einer Sphinx trat hinter allen konſtituirenden Verſammlungen die Frage der Arbeit und des Brodes hervor. Die Einheit Deutſchlands! das war das Zauberwort, welches den Bundestag niederwarf und das Frankfurter Parlament ſchuf. Nicht der ſchwärmende Burſchenſchäftler allein, nicht der Preußiſchgeſinnte, der auf eine Kaiſerkrone ſpekulirte, oder der Bürger kleiner Staaten, der endlich einmal im Strome eines großen Volksthums verſchwimmen wollte — nicht ſie allein ſchwuren, das Frankfurter Einheitswerk mit Gut und Blut zu ſchirmen, ſondern auch die vier Fünftel der deutſchen Bevölkerung thaten es, die von der Arbeit ihrer Fauſt leben müſſen. Denn die Arbeiter ſahen, daß, wenn Deutſchland mächtig werde, wie England; einig, wie Frankreich, es ſeine Waaren ſelbſt auf den Weltmarkt bringen und alſo doppelt verwerthen könne. Für uns war die Einheitsfrage der Anfang zur Löſung der Arbeitsfrage.

Und wieder ſchaffte Valentin auf der Eiſenbahn bei Frankenſtein — da brach die pfälziſche Revolution los. Dieſelbe Frankfurter Verſammlung, der das Volk trotz ihrer Schwäche treu anhing, erkannte durch ihren Sendboten den Landesausſchuß an. Plötzlich trat auch Baden bei, der Ruf: Freiheit, Wohlſtand, Bildung für Alle! den ſchon Struve auf ſeine Fahne geſetzt, ſcholl jetzt als Bannerſpruch eines ganzen Staats, mächtig lockend für jeden Armen, herüber. Nun war Valentin nicht mehr zu halten. Er warf ſeine Spitzhaue hin, brauste auf der Bahn, an der er ein gutes Stück in drei ſchwülen Sommern mitgebaut, nach Mannheim hinunter und kam zu Hauſe an, als ſo eben die proviſoriſchen Herrſcher des Landes das Geſetz über die Volksbewaffnung erließen. Jetzt war ihm ein Feld aufgethan für ſeine militäriſche Tüchtigkeit. Die Jünglinge ſeines Ortes konnten ihn nicht mehr entbehren, das erſte Aufgebot wählte ihn zum Befehlshaber, und in wenigen Tagen hatte er mit ihm die nöthigen Uebungen in der geſchloſſenen Bewegung durchgemacht. Er eilte zum Civilkommiſſär ſeines Amtes: Verdienſt und Tüchtigkeit werden in Revolutionszeiten leicht anerkannt, weil man dann ſogar die Untüchtigen in Ermangelung Beſſerer verwenden muß. Valentin wies auf die Wichtigkeit der Grenzorte gegen Heſſen hin, und es gelang ihm, für ſeine Compagnie Feuergewehre, Munition und regelmäßige Bekleidung zu erwirken. Jetzt folgten raſch Tirailleurübungen und Unterricht im Felddienſt. Valentin war unermüdlich, ſeine friſche Begeiſterung riß die Jünglinge mit fort. Er ſelbſt war ein Anderer geworden, man hätte ihn kaum wieder gekannt. Der blaue Kittel mit dem rothen Halstuch und der hellen, weiten, zum Marſch ſo bequemen Hoſe, der kecke Heckerhut mit rothen Schnüren — es iſt an ſich die zumeiſt maleriſche Tracht, die unſere verſchneiderte Zeit kennt, und für einen Sommerfeldzug hat ſie in ihrer Leichtigkeit ſogar vor der Uniform des regulären Soldaten ihre Vorzüge. In dieſer Tracht, welche der Offizier ſo gut wie der gemeine Wehrmann trug, erſchien Valentin wie umgetauſcht: in ihm ging der friſche militäriſche Geiſt wieder auf, welcher in Keinem zu erſticken iſt, der einmal die bunte Jacke getragen hat, und war früher ſein Körper unter der Laſt ſeiner Gedanken und Sorgen gebeugt, ſo gewann er jetzt ſeine feſte männliche Haltung wieder. Von ſtolzen Hoffnungen ſchwoll ſein Herz. Sein Glaube weiſſagte ihm den Sieg einer Sache, die er mit ſolcher Glut umfaßt hatte; wenn er in dieſem Kriege ſich auszeichnete, ſo war ja auch ſein Loos endlich feſtgeſtellt. In ſchlafloſen Nächten, wenn die Einbildungskraft eines kühnen Mannes ſich ſo oft wie die Schneide eines Bohrers bis in die tiefen Grunde der Hölle einwühlt, dachte er wohl an Beute, Ueberfall und kühnen Gewinn in Feindesland, aber der Tag verſcheuchte von ſeiner reinen Stirn wieder die Runzel der Begehrlichkeit. So flocht er all ſein Hoffen in den Sieg dieſer Revolution hinein. Als daher die Heſſen und Mecklenburger vom Norden her die feſte Stellung an der Neckarlinie bedrohten, rückte Valentin mit einer vortrefflich eingeubten Compagnie von 150 Mann aus ſeinem Dorf aus und ſtellte ſich zu Ladenburg dem Kommandanten zur Verfügung.

Es war ein Abend gegen die Mitte des Juni; das Gefecht bei Käferthal war voruber, der erſte Sieg, den die Freiheitsarmee, begeiſtert von Mieroslawski's friſchem Eindrucke, gegen Heſſen und Mecklenburger errang. Valentin, deſſen Volkswehr am Tage nicht ins Feuer gekommen war, erhielt dafür den Befehl, in der Nacht einen Theil des Schlachtfeldes abzupatrouilliren und bis dicht an die Stellungen des Feindes vorzugehen. Er nahm dazu die tüchtigſten Burſche ſeiner Compagnie und begann, als der letzte Tagſchein am Weſthimmel verglomm, die ſtille Wanderung.

Das Gefecht war, wie faſt alle in dieſem badiſchen Feldzug, nicht ſehr bedeutend geweſen, obwohl doch beſonders die Mecklenburger, durch eine Kriegsliſt mitten unter die Feinde gelockt, ſtark verloren hatten. Jedenfalls boten ſich dem Blicke der Patrouille alle Züge eines Schlachtfeldes dar. Dem Gotte des Krieges ſchaut der Wehrmann ruhig und kaltblütig ins ernſte Antlitz, wenn er, die tüchtige Waffe in der Fauſt, ſelbſtthätig zur Vernichtung des Feindes vorwärts ſchreitet. Aber wenn der Kampf ausgetobt hat, wenn nicht mehr das ſpannende Lebensgefühl, die gehobene Thatkraft den Krieger beſeelt, wenn der Feind als Leiche, blaß und wehrlos, mit dem gebrochenen Auge ihn zu bedräuen ſcheint — dann fühlt auch der Tapferſte, welch ein menſchenſchändender Wahnſinn der Krieg iſt!

Verwundete und Todte waren bereits während des Kampfes weggeſchafft worden; aber Spuren von ihnen blieben. Die Patrouille ſah, wenn ſie auf ſchmalen Feldwegen einherzog, wie die dort marſchirenden Bataillone links und rechts vom Pfade vier bis ſechs

Schritte weit das hohe Korn ſo flach niedergewandert hatten, wie das Stroh auf der Dreſchtenne liegt. Felder, durch welche Tirailleure beim Ausſchwärmen vorgegangen waren, ſahen wie zerrupft oder von einem ſchweren Hagel eingeſchlagen aus. Man mußte über eine kleine Schlucht weg, die mit Brombeergeſträuch, Neſſeln und einigen Bäumen beſetzt war: hier hatten Schützen ſich feſtgeſetzt und waren erſt nach heftigem Kugelwechſel gewichen. Die Bäume ließen geknickte Zweige bis auf den Boden hängen, Patronen lagen im Graben zerſtreut, einige noch geladene Gewehre, ohne Zweifel den Händen der Todten entfallen, blinkten aus dem Graſe hervor und wurden mitgenommen; auch blutige Tücher fand man, welche Sterbende, um das raſche Verrinnen des Lebensſtromes zu hemmen, noch eine Weile auf ihre zerſchmetterten Glieder gepreßt hatten. Auf andern Plätzen waren ſchon einzelne zerſprengte Trupps in regelloſer Flucht durchgekommen: man fand einige verlorene Patrontaſchen, Mäntel und Kopfbedeckungen. Endlich bezeichnete auf einem Kreuzwege eine im Sternenlicht dämmernde große Blutlache den Platz, wo man am Schluſſe des Gefechts mehrere Leichen zuſammengehäuft hatte, um ſie auf einen Wagen zu laden und in das nächſte Dorf zum Friedhofe abzuführen.

An dieſer Stelle ſammelte Valentin ſeine Leute und befahl den Rückweg: das nächſte Dorf war vom Feinde beſetzt, und die Wachtfeuer ſeiner Biwachten glänzten in der Entfernung von wenigen Minuten herüber.

Lautlos löſten ſich nach gegebenem Befehl die Rotten wieder auf und traten, jetzt näher gegen das Gebirge der Bergſtraße ſich ziehend, den Rückmarſch an. Bald waren ſie aus dem Bereiche, wo ein Zuſammenſtoß mit dem Feinde gefährlich werden konnte. Es ging ſchon gegen den Morgen, die Leute wurden müde und ſchläfrig. Um ſo mehr fühlte ſich Valentin zur Aufmerkſamkeit veranlaßt; er ſtrich eifrig durch die thaubenetzten Kornfelder, ſah unter allen Geſträuchen nach und war bald vor, bald hinter ſeinen Leuten, die nachläſſig plaudernd die bequemſten Feldwege ſich ſuchten.

Als er in dieſer Weiſe ſeitwärts vom Wege ein dichtes Weizenfeld durchſchritt, glitt plötzlich ſein linker Fuß aus und er ſtürzte aufs rechte Knie nieder. Seine Hand, auf die er ſich ſtützte, um raſch aufzuſtehen, tappte in Näſſe; er griff um ſich und traf etwas Weiches, Kaltes — ſo kalt, daß es in ſolcher Sommernacht nur eine Leiche ſein konnte. Er ſprang ſchaudernd auf und bog die Halme nach der Seite hin nieder, wo eben der Mond im letzten Viertel blutroth hinter dem Odenwald aufging. In ſeinen Strahlen blitzte ihm der blanke Metallhelm eines jungen mecklenburgiſchen Offiziers entgegen, der auf dem Rücken vor ihm lag. Das ſteigende Licht ließ ihn raſch erkennen, daß aus dem Haupte ein heftiger Blutſtrom auf den Boden gefloſſen war, aber auch die Bruſt war durchſchoſſen, und auf dieſe Wunde hielt der Jüngling mit dem Krampfe des Todes ſeine linke Fauſt gepreßt; aus der rechten Hand war ihm der blanke Degen gefallen, der jetzt einige Schritte von ihm entfernt lag. Er mußte lange mit dem Tode gerungen haben, oder hatten andere Flüchtlinge über ihn weggeſetzt? denn ringsum war das Getreide zerdrückt, und breite einzelne Spuren durchs Korn zeigten, daß auch Roſſe hier durchgejagt hatten. Valentin umfaßte alle dieſe Umſtände mit Einem Blick, ſprang an den Saum des Feldes und erwartete ſeine Leute. Er ſchwieg von dem Todten, übergab aber dem Feldwebel das Kommando und befahl ihm, ſich ruhig in die Quartiere zu begeben und an ſeiner Statt den Rapport über die Patrouille abzuſtatten. Zweien der Leute aber gebot er, am nächſten Kreuzweg Halt zu machen, bis er zu ihnen käme. Die Leiche mußte zur Beſtattung weggebracht werden und ihre Uniform ging mit ihr ins Grab; aber was ſie ſonſt von Werth an ſich trug, gehörte nach allem Kriegsrecht dem, der ſie fand.

Er kehrte auf die blutige Stelle zurück, und mit der Schonung, welche jeder nicht ganz rohe Menſch einer friſchen Leiche zuwendet, bog er den Arm derſelben ſacht von der Wunde weg. Der Jüngling mußte reich ſein: eine Cylinderuhr mit zierlicher Goldkette fiel zuerſt in Valentins Hand; es folgten ein Ring und eine Bruſtnadel mit ſchönen Steinen, endlich eine Börſe mit Goldſtücken und eine Brieftaſche mit norddeutſchem Papiergeld. Der Arme ſetzt jedes Ding ſofort in ſeinen Werth um, denn die Noth lehrt ihn leider die Schätzung der Dinge kennen; raſch überſchlug Valentin, daß der

Betrag des Ganzen auf mehrere hundert Gulden ſich belief. Und ſo hielt er es auf einmal durch den wunderbarſten Glückszufall in ſeiner Hand, was er ſo lange, ſo qualvoll erſehnt hatte: eine gültige Ehe, rechtmäßige Kinder, ein hübſches Stück Ackerland und vielleicht gar ein Häuschen für Frau und Kinder! Das Alles, Alles war ſein, der Schmerz war zu Ende, das bittre Räthſel ſeines Lebens gelöst — und mit naſſem Auge und dankerfülltem Herzen blickte er zum ſtillen Sternenhimmel empor.

In dieſem Augenblicke vernahm er zu ſeinen Füßen ein leiſes Geräuſch, erſchreckt bog er ſich nieder und traute kaum ſeinen Sinnen. War es das zitternde Mondlicht, was ſein Auge blendete? war es das von ſeinen Brüchen im Labſal des Thaues ſich wieder aufrichtende Korn, was in ſein Ohr kniſterte? Nein — der Todte zu ſeinen Füßen erhub langſam und unterbrochen ſeinen Arm und legte die Hand wieder auf ſeine Bruſtwunde, welche in Folge der Erſchütterung von friſchem Blute ſich röthete. Zugleich ſcholl aus der Kehle jenes ſchwere röchelnde Athemholen, das für den Vorboten des nahen Todes gilt, und mit einem heftigen, durch den ganzen Leib gehenden Zuck warf er ſich aus der Rückenlage mehr auf die rechte Seite. Er lebte noch: aber das Krampfige ſeiner Bewegungen und der jetzt wahrhaft grimmig ſich verzerrende Ausdruck ſeines Antlitzes bewies, welchen Schmerz ihm der noch übrige Lebensfunke verurſache. Sein Anblick war furchtbar. Valentin überzeugte ſich nochmals beim

Scheine des nun ganz hellen Mondes, daß er wirklich zwei ſchwere Wunden habe. Bei dem ſtarken Blutverluſt ſchien Rettung nur durch ein Wunder möglich; auch waren Wangen und Lippen bereits kalt wie Eis und der Puls faſt nicht mehr zu ſpüren. Valentin bedachte, was er ſelbſt in ſolchem Falle als Soldat wünſchen möchte: Abkürzung der Todesqual ſchien ihm Menſchlichkeit gegen den Feind. Er zog ſeine Piſtole aus dem Gurt, ſpannte den Hahn und ſetzte die Mündung auf die ſchon vom Todesſchweiße perlende Stirn des Sterbenden.

In dieſem Augenblicke ſchoß am Weſthimmel ein Stern, und Valentin, unwillkürlich aufblickend, zitterte in ſich zuſammen, denn es war ihm, als erblicke er drei Schritte vor ſich am Rande des Kornfelds Sabinen auf den Knieen liegend, die Hände zum Gebet erhoben. Es war wohl ein Spiel ſeiner durch die Nachtwanderung geweckten Einbildung; aber jetzt erſt zuckte der Gedanke durch ſeine Seele, wie ſein Weib in dieſer Nacht bangen müſſe um ihn, da ſein Dorf von dieſer Stelle nicht fern lag und die Nachricht von dem Gefecht ſchon am Abend dort ſein mußte. Wie der Blitz ſchoß hinter dieſem Gedanken der zweite auf: Wenn Du ſo dalägeſt, was wurde Sabine darum geben, noch vor der tödtenden Kugel des Feindes zu dir zu kommen und deine letzten Odemzüge zu erhaſchen! Und auf breiten Schwingen ſtürmte nun ſein Geiſt nach der Oſtſee, in die Heimat ſeines Opfers — ein Vater, eine Mutter — eine Braut — ein Weib vielleicht und ein verwaistes Kind! —

und dann kehrte er zu ſich zurück, und wie ein Dolchſtich fuhr der Vorwurf durch ſeine Bruſt: Wollteſt du vielleicht auch den Mann bloß darum tödten, um ſeines Erbes und deines Lebensglückes ganz ſicher zu ſein?

So ſchnell wie der fallende Stern ſeinen Lauf vollendete, ebenſo ſchnell lief Valentins Geiſt alle dieſe Gedanken durch. Vielleicht hätte in ihm der dunkle Geiſt des Eigennutzes den Kampf gegen den lichten Engel des Rechtes noch einmal gewagt — aber die Eine Sekunde des Zögerns hatte ſchon über Leben und Tod ſeines Feindes das Loos geworfen: der Sterbende öffnete die Augen, verdrehte ſie qualvoll und ſtieß aus den blaſſen Lippen mühſam und kaum verſtändlich die Worte: Waſſer, Waſſer! hervor.

Dem Auflebenden gegenüber war Valentin augenblicklich wieder ganz Menſch. Bei ſeiner genauen Kenntniß der Gegend wußte er jeden Fußpfad und fand ſo mit Leichtigkeit ein kleines vom Walde herabkommendes Bächlein, das durch die Felder dem Neckar zulief. Im Helme des Feindes ſchöpfte und brachte er das Labſal: er richtete ihn langſam auf, und als er den Helmrand den Lippen näherte, ſah er mit Staunen die Gier und Kraft, mit welcher dieſe die kühle Fluth ſchlürften. Das harte Röcheln der Bruſt ließ nach, der furchtbare Ausdruck des Angeſichtes milderte ſich. Valentin hatte ſchon ein paar Schritte durchs Weizenfeld gethan, um ſeine Begleiter zu rufen und mit ihrer Hülfe den Kranken im Quartier dem Chirurgus zu übergeben. Aber plötzlich hielt er inne. Wenn ſie den Mann, ſo dachte er bei ſich, jetzt eilfertig verbinden, auf einen Bauernwagen werfen und nach Heidelberg transportiren, ſo iſt er hin, und iſt er das nicht, ſo ſtirbt er hernach im Lazareth. Nein, ich weiß einen beſſern und nähern Ort!

Er eilte zu den beiden Leuten, die ſeinem Befehl gemäß am nächſten Kreuzweg ſich ausruhten; den Einen ſchickte er mit einem im Monddämmer ſchnell geſchriebenen Zettelchen der Patrouille nach und meldete ſeinem im Quartier gebliebenen Lieutenant, daß er erſt in einigen Stunden eintreffen werde. Den Andern nahm er zu dem Verwundeten mit und befahl, ihn mit Vorſicht anzufaſſen und aufzurichten. Dann legte er ſein Schnupftuch mit Waſſer ſtark benetzt als Aufſchlag auf deſſen Kopfwunde und knüpfte ſein Halstuch darum: das blutrothe Republikanertuch eines Freiſchärlers legte ſich rettend auf die Wunden des mecklenburgiſchen Ariſtokraten. Beide faßten nun den Jüngling an; auf dem nächſten Bauernhof klopfte Valentin die Leute heraus und requirirte eine leichte Tragbahre mit einer Schütte Stroh. Auf dieſe wurde der Verwundete gelegt, und raſch gings jetzt die Höhe hinauf, dem Dorfe zu, wo Valentin wohnte. Niemand begegnete den Trägern; im Schein des Morgenroths ſetzten ſie die Bahre vor Wlaska's Hauſe nieder, und Valentin ſchickte ſofort ſeinen Kameraden zurück, indem er ihm, wenn er ganz von der Sache ſchweigen würde, ein gutes Geſchenk aus der Börſe des Gefangenen verſprach. Alsdann pochte er an das Kammerfenſter, und Sabine trat ganz angekleidet mit der erſchreckten Frage: Wer da? ihm entgegen. Das Haus war raſch geöffnet, die Tragbahre und das blutige Stroh im Ziegenſtalle untergebracht; den Verwundeten empfing die Mutter Wlaska und ließ ihn zuvorderſt ohne Weiteres auf den Tiſch der Wohnſtube niederlegen. Man brachte Licht; die Zigeunerin beſichtigte flüchtig ſein Antlitz und ſeine Wunden, griff nach ſeinem Puls und hielt die Hand vor ſeine Lippen. Dann ſagte ſie zu ihrer älteſten Tochter: Raſch die Brieftaſche mit den Meſſern, Wlaska, einen Eimer kaltes Waſſer aus dem Börnlein und den Lebensſpiritus!

Das Verlangte ſtand da. Jetzt gebot ſie kurz und beſtimmt: Alle drei Mädchen aus der Stube, Valentin bleibt allein bei mir. Wlaska, Du machſt heißes Waſſer in der Küche. Sabine, Du zerſchneideſt mein Brautleinen, es iſt das feinſte im Hauſe, zu Bändern ſo breit wie Deine Hand. Aus einem Deiner Kopftücher machſt Du zwei große Handvoll Wicken. Alsdann zwei reine Leintücher auf Dein Bett drin in der Hinterſtube. Du, Ludmilla, gehſt auf die Bodenkammer und beteſt, daß die heilige Muttergottes mir eine gute Hand gibt zu dieſer Stunde, und fährſt damit fort, bis die Sonne aufgeht. Keine von Euch kommt in die Stube, bis Valentin ſie ruft. Hinaus jetzt und raſch Eure Sachen gethan! So, Valentin, jetzt riegle die Thür und paß wohl auf: thue nichts mehr und nichts weniger, als was ich Dir befehle.

Wlaška wuſch dem Verwundeten, der jetzt kein Lebenszeichen mehr von ſich gab, zuerſt den Kopf. Sofort zeigte ſich, daß die Wunde der Tritt eines flüchtigen Pferdes war, den die Kraft des Schädels zur Seite gelenkt hatte; von den Hufnägeln waren die deutlichen Schrammen noch zu ſehen. Sobald die Wunde klar und rein vorlag, begann das Blut wieder zu rinnen, und der Jüngling ſchlug ab und zu matt die Augen auf. Valentin empfing aus Sabinens Hand die Wieken, die das Blut aufſogen und ſchnell wieder ſtillten. Mit ſachter und unmerklicher Hand ſchnitt ſodann die alte Frau ihrem Pflegling alle Oberkleider herunter, ohne ſeinen Körper zu erſchüttern. Man kam nun zur Bruſtwunde. Es war ein Schuß, der unter dem rechten Schulterblatt ins Fleiſch gegangen war, halb hatte er die Weiche des Arms, halb die Bruſt über den Rippen durchgeſchlagen und ſo durch zwei Wunden den heftigen Blutverluſt bewirkt, von denen jedoch an ſich keine tödtlich war. Wlaška befühlte die Doppelwunde und nickte hoffnungsvoll, als der Kranke dabei vor Schmerz ſtöhnte und heftig zuckte. Sie öffnete das Beſteck, und mit einem Geſchick, das jedem Wundarzt Ehre gemacht haben würde, zog ſie die Kugel, die im Oberarm vor dem Knochen ſtecken geblieben war, heraus, während Valentin auf ihren Befehl dem Leidenden den Lebensſpiritus vorhielt. Sabine wartete bereits mit den Verbandwickeln vor der Thüre und eilte nun in die Kammer, um das Bett zu bereiten. Das Blut ſchoß noch ziemlich ſtark der Kugel nach, aber Wlaska kreuzte ihre Zeigefinger uber dem Verband und murmelte einen kurzen Reimſpruch — da ſtand es ſtille. In einer Viertelſtunde lag der Verwundete vortrefflich verbunden auf dem ſtillen Lager. Man hielt ihm mehrmals Waſſer an die Lippen, obwohl er nicht die Kraft hatte, es zu verlangen, aber ſobald er das Glas am Munde ſpürte, trank er heftig.

Mach uns eine Taſſe Kaffee, Wlaska, und kommt jetzt herein, Kinder, ſagte die Mutter freundlich, nachdem ſie ihre Inſtrumente ſorgſam gereinigt und die Brieftaſche wieder verpackt hatte.

Jetzt erſt fragte Valentin: Wird er leben?

Das kommt aufs Wundfieber an, antwortete Wlaska. Ich hoffe aber ihn durchzubringen, nur darf kein anderer Doktor mir ins Handwerk greifen. Die Sache muß vor der Hand ſtill bleiben; verſprecht mir Alle zu ſchweigen, bis ich Euch die Erlaubniß zu reden gebe.

Es war leicht, das Geheimniß zu bewahren, da außer den Bewohnern niemand das Haus der Armuth zu betreten pflegte, und die Kinder ſagten der Mutter Stillſchweigen zu.

Valentin übergab jetzt beim Frühſtück an ſeine Schwiegermutter alles Beſitzthum des Verwundeten, um es demſelben bei ſeiner Geneſung wiederzugeben. Man zählte Alles, ſchrieb es auf und ſchloß es ein, nachdem man aus dem Beutel für die nothwendigen Auslagen zwei Goldſtucke herausgenommen hatte. Es war im Ganzen für mehr als dreihundert Gulden Werth. In der Brieftaſche lag das Offizierspatent und mehrere Briefe, man las ſie und ſah aus ihnen, daß er der Sohn eines adlichen Gutsbeſitzers unfern Strelitz ſei. Die Briefe waren von ſeiner jetzt verwittweten Mutter und athmeten eine mit zärtlicher Bekummerniß gemiſchte Liebe für dieſen Sohn, der ihr jüngſtes Kind zu ſein ſchien. Sabine erinnerte daran, wie ſchwer dieſe Mutter leiden würde, wenn ſie die Nachricht empfinge, daß ihr Kind ſpurlos verſchwunden ſei, und Valentin ſetzte ſich ſofort hin, um ihr ſo troſtreich als es möglich war zu ſchreiben. Den Brief nahm er an ſich, weil er ihn zu Ladenburg ſelbſt auf die Poſt geben wollte. Die aufgehende Sonne mahnte ihn jetzt an ſeine Dienſtpflicht; er küßte ſeine noch ſüß ſchlafenden Kinder, nahm ſeine Waffen, drückte ſeinen Verwandten herzlich die Hand und ſchritt, obwohl um eine große Hoffnung ärmer, mit leichtem Herzen ſeinem Tagewerk entgegen. Sabine begleitete ihn bis vor das Dorf.

Was habe ich dieſe Nacht um Dich gelitten, Valentin! ſagte die junge Frau. Stets ſchwebteſt Du mir als durchſchoſſen, verwundet, gefangen vor den Augen. Ich konnte es im Bett nicht aushalten; heute früh zog ich mich an und lief hier heraus vors Dorf. Du fandeſt mich an noch in den Kleidern. Sieh dort beim Kornfeld lag ich auf den Knieen und betete für Dich und mich.

Wie, ſprach Valentin erſtaunt, dort knieteſt Du, dort am Kornrande? Um welche Stunde war das?

Die Stunde weiß ich nicht, aber der Mond, der eben über den Berg kam, hatte mich geweckt; es wird gerade eine Viertelſtunde nach ſeinem Aufgang geweſen ſein.

Valentin ſchauderte. Es war dieſelbe Minute, als er Sabinen drunten beim Neckar am Saume des Kornfeldes mit betend erhobenen Händen knien geſehen, als der jähe Gedanke an ihren Schmerz ſeine Hand vor einem Morde bewahrt hatte. Er wagte nicht, ihr die Thatſache zu geſtehen, ſondern küßte ſie nur gedankenvoll auf Mund und Stirn. Als er aber weit genug von ihr entfernt war und ihre letzten Winke zwiſchen den Obſtgärten hindurch aufgefangen hatte, da warf er ſich auf den thaufeuchten Raſen und weinte wie ein Kind. Es waren Thränen der Reue zugleich und Thränen der Freude, daß die furchtbarſte Verſuchung ſeines Lebens ihn zwar ſchwach gefunden, aber nicht überwältigt hatte.

Ein ſchöner Julimorgen glänzte in das kleine Hinterſtübchen von Mutter Wlaska's Hauſe. Durch das offene Fenſter zog friſch der Oſtwind herein und ſpielte mit den Weinblättern, die durchſichtig in der Sonne glänzten. Vor dem Fenſter lag ein mit einigen Obſtbäumen beſetzter Grasfleck, wo die Ziege weidete; dahinter, durch eine Hecke getrennt, das Gärtchen mit den hohen Bohnenſtangen und den reinlichen Beeten voller Küchengewächſe; rechts hatte in einem umhegten kleinen Hofraum das Federvieh ſeinen Tummelplatz.

Eine tiefe Ruhe lag über dieſer friedlichen Einſamkeit, man hörte nur das Summen der Bienen, dann und wann durch das zornige Brummen einer Hummel unterbrochen, die in den Weinblättern ſich verfangen hatte. Zuweilen tauchten auch aus dem Bohnenfelde die hellen Töne von Sabinens Schweſtern hervor, welche dort Bohnen brachen. Zweiſtimmig ſangen ſie die unſterblichen Lieder, in welche unſer Volk ſein ganzes tiefes Gefühl ausgegoſſen hat: „Zu Straßburg auf der Schanz,“ und: „Es ſtehen drei Stern am Himmel,“ und: „Muß i denn, muß i denn zum Städtli naus“ — es waren die letzten Reſte des muſikaliſchen Unterrichts, den ſie in ihrer Jugend vom Vater, dem böhmiſchen Muſikanten, erhalten hatten; aber in dieſer Naturſtille griffen die einfachen Klänge dieſer glockenreinen Stimmen tiefer ans Herz, als es die feinſten modernen Notturnen auf einem Erard'ſchen Flügel vermocht hätten. Wohl war dieß eine Umgebung, in der ein Kranker geneſen konnte!

Am Bette des jungen Offiziers, der noch im Morgenſchlaf ruhte, ſaß ſeine Mutter, eine hohe adliche Frau mit dem Ausdruck mütterlicher Güte und vorſorgender Milde in ihren Zügen. Sie war auf Valentins Brief augenblicklich mit der Schnelle, die jetzt Eiſenbahn und Dampfboot dem ſehnenden Herzen gewähren, herbeigeeilt, und fand den Sohn in dem Augenblick, als er neun Tage nach dem Gefecht die Phantaſien des Wundfiebers eben überſtanden hatte und zum erſtenmal wieder mit Bewußtſein um ſich ſah. Sein erſter

Blick fiel in das mütterliche Auge, und ſeine Geneſung ſchritt raſch und ohne unglückliche Zwiſchenfälle vorwärts. Die Dame, welche alle Urſache hatte mit Wlaska's ärztlichem Geſchick zufrieden zu ſein, gab ihren erſten Gedanken auf, den Sohn ſo raſch als möglich in eine Stadt hinüberzuſchaffen, und beſchloß vielmehr, der Hand, die ihn gerettet hatte, auch das Verdienſt der gänzlichen Heilung zu laſſen. Sie miethete ſich deßhalb beim Ochſenwirth ein, wohnte aber ſonſt den ganzen Tag in Wlaska's Hinterſtübchen, das man für den Kranken ganz ausgeräumt und hübſch geſäubert hatte. Das Eigenthum ihres Sohnes war ihr ebenfalls gleich beim Eintritt ins Haus ausgehändigt und über das, was von dem Gelde für ihn verwendet worden war, Rechnung abgelegt worden. Die Matrone lebte wie zur Familie gehörig im Hauſe mit, und freute ſich an der einfachen, aber reinlich und ſchmackhaft bereiteten Koſt, die ſie täglich durch eine Zuſatzſchüſſel aus ihrer Kaſſe bereicherte. Am glücklichſten waren dabei Sabinens Kinder, denen die neue Tante tagtäglich Spielzeug und Naſchwerk aus der Stadt mitkommen ließ und die bald eine grenzenloſe Anhänglichkeit an ſie zeigten. So ſaß ſie auch jetzt mit Sabinens anderthalbjährigem Töchterchen auf dem Schooße, das mit ihrer goldenen Uhr ſpielte, während der Junge auf der Thürſchwelle ein großes Bilderbuch auf den Knieen hielt und in wahrer Andacht deſſen bunte Blätter umſchlug — es war ja das erſte Bilderbuch, das in dieſe arme Stube drang!

Längſt war der junge Offizier kein Kriegsgefangener mehr. Die ſo kräftig begonnene Revolution ſtockte. Frankreichs zehnter Juni mißlang, der dem Druck aus Norden einen Gegendruck aus Weſten gegeben hätte. Die Volkswehr hatte geübten Truppen gegenüber die Probe nicht beſtanden, unfähige und zaghafte Führer das Staatsruder nicht zu lenken vermocht. Als die feindlichen Truppen im Rücken der Neckararmee über den Rhein gingen, wurde die unangreifbare feſte Stellung verlaſſen. Valentins Compagnie (es hatte ja keiner wie Er unter den alten Verhältniſſen gelitten!) ſtoß auseinander, um von der angebotenen Amneſtie Gebrauch zu machen. Und als nun auch Willichs Corps, das letzte, den Rückzug über Bretten machen mußte, da nahm Valentin von den Seinigen einen verzweifelten Abſchied, zog ſich mit den letzten Flüchtlingen an der würtembergiſchen Grenze hin und nahm noch an dem Schießen bei Durlach Theil. Dann, von dem Gefühl geleitet, daß ein Mann auch eine ſinkende Sache nicht verlaſſen dürfe, trat er in die Linie wieder ein und ſtand eben jetzt an der Murg, wo die badiſchen Truppen, auf Raſtatt geſtützt, die letzte feſte Stellung nahmen. Aber ſchon war aus ihren Reihen der Geiſt gewichen: Wankelmuth, Feigheit und Eigennutz hinderten jeden todesmuthigen Kampf, und die Gemeinheit war einzig noch darauf bedacht, das was ſie der Bewegung geopfert hatte, durch Auspreſſung des unglücklichen Landes raſch wieder zu gewinnen, um nicht ganz verarmt in die Verbannung zu ziehen. Der einzelne edle Menſch, der in dieſem Strudel mitſchwamm, vermochte höchſtens ſich ſelber obenzuhalten, nicht aber die ſchlammige Fluth einzudammen. Und ſchon meldeten ſich im Lande die Stimmen, die jetzt von furchtbarer Rachgier über den ganzen Aufſtand erfüllt waren, nachdem er geſcheitert. Mit Entſetzen hatte die Mecklenburgerin in ihrem Gaſthof einige Nummern jenes Blattes geleſen, das eben damals zu der ſchauderhafteſten Rolle von Allen ſich zudrängte, die es nach einem Bürgerkrieg geben mag — zu der Rolle, der ſiegenden Partei Todesurtheile über gefangene Gegner anzurathen und die vollzogenen der öffentlichen Meinung zu empfehlen: es war die von Giehne geleitete Karlsruher Zeitung. Und ſie wirkten, dieſe Stimmen! Die Verhaftungen und Sequeſter gingen ins Maßloſe, und Preußen, nachdem ſeine Linie und Landwehr ſo brav ſich geſchlagen, gab allen Vortheil dem eroberten Lande gegenüber dadurch wieder aus den Händen, daß es die Blutgerichte mit ſeinen Offizieren und Soldaten beſetzte und ſo auf ſeinen Namen allen Jammer der Familien lud, die jetzt verdammt waren, monatelang um Väter, Brüder, Söhne zu erbeben, bis das ſchreckliche Standrecht ſeinen Blitz auch auf ihre Häupter entladen hätte!

In dieſen trüben Anſchauungen verfloß der alten Dame Stunde um Stunde, und es ging ſehr ſtark gegen Mittag. Jetzt erwachte der Geneſende und ſah munter um ſich. Sabine, der ihr kleiner Junge ſogleich die Nachricht in die Küche brachte, trat mit einem Napf Fleiſchbrühe und geröſtetem Weißbrod ein und grüßte den jungen Mann freundlich. Die Frauen balſen ihm in einen Seſſel, der mit Kiſſen weich belegt war, und Sabine gab ihm ſeine Mittagsmahlzeit. Dann holte ſie das Süppchen für ihr Kleines, nahm das Kind vom Schooße der Matrone, auf den es ſich ſofort wieder heraufgebettelt hatte, und gab ihm mit dem Löffelchen ſein Eſſen, worauf ſie es in die Wiege legte und zum Mittagſchläfchen zudeckte.

Morgen, ſagte Sabine, darf der Herr ſchon ein Stündchen im Garten ſitzen, das hat mir heut früh die Mutter geſagt. Lieber Gott, fuhr ſie fort, indem ſie die Wiege näher an ſich rückte, es iſt auch ſo eng hier, man weiß ſich kaum herumzudrehen!

Laſſen Sie das gut ſein, Frau'chen, antwortete die Andre, Sie haltens ſchon in Ordnung. Aber das freilich ſeh' ich auch nicht, wie denn in dieſem Häuschen Sie mit Valentin noch Platz gehabt haben.

Sabine wurde roth und antwortete: Valentin hat nie mit uns unter Einem Dache gewohnt.

O mein Gott, ſagte die Dame, und Ihr hattet Euch doch ſo lieb. Das muß ein hartes Loos ſein, in der Ehe getrennt zu leben! Warum zogt Ihr nicht in Ein Haus?

Die Frage war ſo gutmüthig gethan, daß kein Arg dahinter liegen konnte. Sabine wollte einen Augenblick ausweichen, aber ein Gefühl von Stolz auf ihre Schuldloſigkeit bekämpfte in ihr die Scham. Ich höre, ſagte ſie mit einem Tone, der gleichgültig ſcheinen ſollte, Sie wiſſen noch nicht, daß ich mit Valentin nicht getraut bin.

Die alte Dame ſtand haſtig und mit dem Ausdruck der Entrüſtung auf. Wenn der Brahmine, unwiſſentlich in des Paria Hütte getreten, plötzlich erfährt, wo er ſich befindet, er kann nicht mehr erſchrecken, nicht heftiger erzürnt ſein, als die vornehme, tugendhafte Frau aus dem ſittenſtrengen Norddeutſchland es in dieſem Augenblicke war. Sie warf einen Blick des Abſcheus auf das Mädchen; ſie ſchaute wie entſetzt auf das Bette, aus welchem eben ihr Sohn erſtanden war. Ihr Sohn hatte das Bette einer Frau berührt, die in wilder Ehe lebte! Es war gut, daß Sabinens Kind nicht mehr auf ihrem Schooße ſaß — ſie war ſo heftig erregt, daß ſie es vielleicht unfreundlich von ſich geſtoßen hätte!

Dieſes kränkende Benehmen reizte Sabinen; ſie aber bezwang ſich. Bleiben Sie ſtill ſitzen, gnädige Frau, ſagte ſie mit bitterer Ruhe. Arme Leute können nicht wie ſie wollen, und hätten wir halb das Geld gehabt, das vielleicht Ihr Hochzeitskleid gekoſtet hat, ſo ging dieſer Kelch an uns vorüber, und Sie, gnädige Frau, hätten mir dann auch ein Angeſicht wie dieſes zwiſchen meinen eigenen Pfählen und in Gegenwart dieſes Mannes nicht gezeigt, den mein Valentin und meine Mutter vom Tode gerettet haben!

Sie haben Recht, ſagte die Matrone beſchämt und nahm ihren Platz wieder ein. Aber ich verſtehe die ganze Sache nicht; ſollte es denn in der menſchlichen

Geſellſchaft Verhältniſſe geben, die eine rechtmäßige Ehe verhindern?

So hören Sie, ehe Sie urtheilen, ſagte Sabine und ſetzte ſich an die Wiege ihres Mädchens, das ungewiegt nicht ſchlafen wollte. Und nun erzählte ſie kurz, aber mit der beredten Zunge der Erfahrung, ihr grenzenloſes Unglück. So ſtehts, Madame, ſchloß ſie ihren Bericht. Ich bin kein Mädchen und keine Frau. Nur Eins fürchte ich ſehr, daß ich vielleicht ſchon jetzt eine Wittwe bin. Mein Mann läßt nichts aus dem Felde hören, es geht mit unſerer Sache alle Tage ſchlechter, und wir ſind verloren ſo oder ſo: entweder wird er getödtet oder er muß in die Fremde, Gott weiß wie lange! Nun richten Sie, gnädige Frau, wie Ihr Gewiſſen ſpricht!

Mit dieſen Worten ſtand Sabine auf, da das Kind jetzt feſt ſchlief, und wollte die Stube verlaſſen. Die Dame aber kam ihr zuvor, bot ihr die Hand und ſprach: Verzeihen Sie mir, Frau, ich habe gegen Sie mich verfehlt — zwar nur mit einem Blick, aber ich habe mich ſchwer verfehlt. Sind Sie mit dieſer Abbitte zufrieden?

Sabinens naſſe Augen dankten der Matrone für dieſes herzliche Wort, und dieſe redete weiter: Wieviel ſagten Sie betrage die Summe, die Sie brauchten, um Bürger zu werden?

Hundertfünfzig Gulden, antwortete Sabine.

Eine Ahnung von der Selbſtverläugnung, die ihrem Sohne das Leben gerettet hatte, ging erſt jetzt wie ein Licht in den Gedanken der Mutter auf. Mein Sohn.

ſagte ſie, hatte doppelt ſo viel bei ſich, als Valentin ihn fand — und Valentin brachte ihn hierher zur Pflege!

Was meinen Sie damit? fragte die junge Frau erſtaunt. Sie denken wohl gar, er hatte Ihren Sohn liegen laſſen konnen, um ſeines Geldes gewiß zu ſein? O Gott, Madame, welch ein Unglück iſt doch die Armuth, daß man ihr ſogar zutrauen darf, ſie könne ſchlecht ſein und unchriſtlich handeln!

Im Gemüth verwundet ſchritt Sabine hinaus und brachte ihren Knaben, den ſie von der Schwelle mitnahm, in den Garten zu ihren Schweſtern. Die Matrone aber trat zu ihrem Sohn, ſtrich ihm das Haar von der Stirne und blickte ihm liebevoll ins Angeſicht. Ihre Hand zitterte noch vor dem Gedanken an die Gefahr, die an ihm vorbeigegangen war, und deren Größe ſie erſt jetzt durchſchaut hatte. Haſt Du gehört, Arthur? ſagte ſie. Das Lebensglück dieſer Menſchen hing daran, daß Du ſtarbſt, und ſie retteten Dein Leben! Hundertfünfzig Gulden — es iſt gerade ſo viel, als wir jährlich bei der großen Jagd auf unſerem Gute, zu der wir Deine Freunde einladen, an dem Madera verbrauchen, der bloß zum Frühſtück genommen wird! Um dieſer Summe willen ſind zwei Menſchen fünf Jahre lang gepeinigt und ſittlich erniedrigt worden!

Liebe Mutter, antwortete der Sohn, Du biſt im Reichthum erwachſen und kennſt die junge Welt nicht. Ich habe trotz meiner Jugend mehr draußen gelebt als Du, und auf dieſem kurzen Feldzug bin ich oft mit meinen Soldaten ins Geſpräch gekommen, auch in allerlei Quartieren herumgefahren. Da habe ich manche neue Erfahrung geſammelt; glaube mir, Mutter, der Druck, der dieſe zwei Herzen zerpreßt, laſtet in tauſendfach verſchiedener Geſtalt auf ganzen Millionen unſeres Volks. Aber was Du ſagſt, iſt wahr — nur Wenige hätten ſich gehalten wie dieſe Leute.

Du erſchreckſt mich, Arthur, ſagte die Mutter, doch Du haſt Recht, ich habe zu wenig auf die Welt außer meinen Kreiſen geachtet, um prüfen zu können, ob Du nicht allzu dunkel ſiehſt. Ich möchte es auch nicht unterſuchen, denn wäre es ſo, ich trüge es nicht, daß ich Millionen elend wüßte, denen ich nicht helfen könnte. Aber dem Einzelnen *kann* geholfen werden; — wenn wirklich gegen dieſe Menſchen das Schickſal ſo furchtbar hart geweſen iſt, dann bin ich entſchloſſen, ihr gutes Schickſal zu werden und eine Ausgleichung in ihr Leben zu bringen.

Mutter und Sohn ſprachen noch vieles über die Wege, die zu dieſem Zwecke die geeignetſten wären. Nach dem Mittageſſen beſuchte die alte Dame, um vollkommen auf den Grund der Sache zu ſchauen, nacheinander den Wirth, den Bürgermeiſter und den Pfarrer des Ortes. Am Abend aber fuhr ſie nach Mannheim und von dort, da die Eiſenbahnfahrt durch den Kriegslärm geſtört war, mit dem Dampfboot nach Strasburg. Am zweiten Abend darnach kam ſie zurück, fand ihren Sohn ſchon wieder bedeutend in der Geneſung fortgeſchritten und theilte ihm das Ergebniß ihrer Erkundigungen mit.

Wir finden alle Perſonen, von denen unſere Erzählung handelt, in den letzten Tagen des Auguſtmonats in Havre verſammelt. Arthur mit ſeiner Mutter wollte eine Nachkur im Seebade halten; hinter Wlaska aber mit Valentin und ihrem ganzen Hauſe war Deutſchland mit allem Schmerz und aller Noth in die Vergangenheit geſunken, und vor ihrem inneren Auge dämmerte das Land der Hoffnung auf: Amerika.

Valentin durfte nicht mehr nach Hauſe zurückkehren: als Bildner und Führer einer Compagnie, die ohne ihn nicht zu Stande gekommen wäre, konnte er einer endlos langen Unterſuchungshaft in den ungeſunden Kaſematten von Raſtatt und ſpäter dem Zuchthauſe nicht entgehen: — da ſowohl ſeine Geſinnung als auch ſeine tapfere Betheiligung an mehreren Gefechten ſich nicht verhehlen ließ, war ſogar ein Todesurtheil denkbar. Arthurs Familie hatte Verbindungen in den Vereinigten Staaten, und ſo konnte die Matrone, ohne die Beſorgniß, der Armuth eine gefährliche Gabe zu ſchenken, ſie zur Auswanderung ermuthigen. Es war vorauszuſehen, daß Mädchen, ſo ſchön und fleißig wie Sabinens Schweſtern, dort, wo Frauen von guter Sitte ſo ſehr geſucht werden, nicht bloß paſſende, ſondern ſogar glänzende Partien thun könnten. Die Mutter Wlaska nahm freilich ſchweren Abſchied von der alten Welt: es war ihr, als ſchiede ſie nun ganz aus der Lebensgemeinſchaft mit ihrem ergrauten Volke; aber der Gedanke, endlich den Wunſch ihres Lebens zu erreichen und wenigſtens im Alter noch auf einem ihr eigenthümlich zugehörigen Flecke der Welt wohnen und wirthſchaften zu können, lockte auch ſie zu mächtig. Vor Allem aber war für Valentins Thatkraft und Geiſteshelle drüben eine ausgedehnte Laufbahn geöffnet.

Und doch entſchloß Valentin ſich von Allen am ſchwerſten. Da alle Briefverbindung mit dem Oberlande unſicher war, ſo ſchickte man ihm einen klugen Mann aus dem Dorfe als Boten zu, der ſich durchs Elſaß bis zur Schweiz durchwand. Er fand die Trümmer der badiſchen Freiheitsarmee bereits auf fremdem Boden. Valentin empfand ganz das bittre Loos des Flüchtlings am Tiſche des Auslandes, aber dennoch wäre es ihm beinahe als Pflicht erſchienen, den großen Kampf der Zeit, deſſen Bedeutung er ſo ſcharf begriff, in Europa durchzufechten. Gleichwohl ſah er klar genug in die Welt hinein, um zu wiſſen, daß der Kampf, den Er führte, der Kampf der Beſitzloſen gegen die erdrückende Geldmacht der Gegenwart, überall ſeine Streiter finde dießſeits und jenſeits des Meeres, und mit dem feſten Entſchluſſe, in dieſem Kampfe nie zu ermüden, folgte er ſeinem Landsmann und traf in Strasburg mit ſeiner Familie zuſammen, die auf den Rath der Matrone nur ihr beſtes Linnen und Bettzeug mitgenommen, alles Uebrige aber zu jedem Preiſe verkauft hatte.

Inhaltreiche Geſpräche uber die ſchwere Frage der Zeit kurzten die Fahrt im Poſtwagen. Der verſchiedene, oft ſcharf entgegengeſetzte Standpunkt der Parteien machte dieſe Geſpräche höchſt anziehend, und doch wirkten ſie ſtets verſöhnend, weil man auf dem Boden der Menſchlichkeit und eines gegenſeitigen guten Willens immer wieder herzlich ſich begegnete. In Paris blieb man drei Tage, um den Eindruck der wunderbarſten Stadt der alten Welt in die neue mitzunehmen und in Andacht die Straßen, Plätze und Vorſtädte zu beſuchen, welche das Gethſemane und Golgatha unſerer Tage ſind. Dann trug das Dampfboot Alle nach Havre herunter.

Das Paketboot lag zum Abſegeln bereit, Arthur und ſeine Mutter fuhren noch mit an Bord, um die letzte halbe Stunde mit ihren Freunden zuzubringen.

Dort im kleinen Boot, während Sabine ängſtlich ihre Kinder behütete und die Dame herzlich mit Wlaska plauderte, ſetzte ſich Arthur mit Valentin auf eine Ruderbank und ſagte: Hören Sie mich nun, Valentin. Sie haben mein Leben gerettet, ich ſchenke Ihnen dafür Ihr Lebensglück. Verwandte von uns ſind vor wenigen Jahren nach Amerika gegangen und haben nahe bei St. Louis ſich angeſiedelt. Meine Mutter war um Ihretwillen ſelbſt bei Hecker, als dieſer vor einem Monat in Strasburg verweilte; er verſicherte ihr, daß jene Männer, die er ſelbſt gut kennt, in einer Gegend leben, die in wenigen Jahren ein Paradies ſein wird. Empfangen Sie dieſe Brieftaſche, ſie enthält die Zahlungsbeſcheinigung eines Grundſtücks, das meine Verwandten im vorigen Jahre in meinem Auftrag für einen Freund gekauft hatten, der aber vor der Abreiſe ſtarb.

In dieſer Brieftaſche finden Sie ferner Adreſſen und Empfehlungsbriefe für alle Hauptſtädte, durch welche Ihre Reiſe ins Innere führt. Nach New-York und zu meinen Verwandten am Miſſouri trägt bereits ein Dampfſchiff unſere Aufträge über Sie, das vor drei Tagen von hier abging. Sie können nicht irren: aber ſelbſt wenn Ihnen ein Verluſt begegnen ſollte, brauchen Sie ſich nur an meine Verwandten zu wenden, bei denen Sie auf mich Credit haben bis zu einem Betrage, den Sie im erſten Jahr ſchwerlich überſchreiten müſſen. Im nächſten Jahr eröffne ich Ihnen einen neuen Credit, um Ihr Neubruchland und Ihre Heerden vergrößern zu können, davon werden Sie auch Sabinens Schweſtern ausſteuern. Schütteln Sie nicht den Kopf, Valentin, ich ſchenke Ihnen nichts außer der freien Fahrt und dem Grundſtück ſelbſt, und das iſt wenig — denn Sie müſſen es erſt durch eigene Fauſt urbar machen. Das Kapital dazu ſchenke ich Ihnen nicht — hören Sie wohl, was ich ſage: ich leihe es Ihnen nur, natürlich wie Brüder leihen, ohne Zinſen. Nach zehn Jahren müſſen Sie, wenn nicht hartes Unglück Sie trifft, ein Mann ſein, den man in Deutſchland ſchon reich nennen würde. Von da an beginnt Ihre Verpflichtung, die Schuld zurück zu zahlen, ich oder meine Familie behalten das Recht darüber zu verfügen, um einer andern Auswandererfamilie damit zu helfen. Und nun das Letzte, Valentin. Sie wiſſen, ich bin reich und aus einem alten Hauſe, darum gehöre ich der

Erhaltungspartei an. Aber mir ahnt, daß dieſe Partei in Europa fallen wird. Wenn ich, Valentin, oder Einer meines Bluts (er ſtockte bei dieſen Worten), wenn vielleicht einmal ein Kind von mir als armer Flüchtling an Ihrem Hauſe drüben anklopft — Ihre Hand drauf, Valentin, daß Sie oder Ihre Kinder alsdann dieſer Stunde gedenken werden!

Die edle Art, mit welcher der Reiche gab, machte dem Armen die Annahme leicht. Valentin ſchlug, ohne ein Wort zu ſprechen, ſeine Rechte in die dargebotene des Ariſtokraten. Sie waren am Ziel: das Boot legte an den Flanken des Schiffes an, und Alle beſtiegen das Deck.

Im Flaſchenkorbe hatte Arthur noch einige Flaſchen Rheinwein und die grünen Römer mitgebracht, die zu ihm gehören; noch einmal in Europa ſollten ſeine Freunde das Edelſte genießen, was der alte Welttheil an Naturgaben bietet, und auch die beiden Kinder bekamen ihre Becher vorgeſetzt. Die Frauen ſchauten nicht ohne leiſes Zittern auf die Fluth und dann noch einmal nach dem Lande, wo Havre's Thürme im blauen Abenddufſt ſchwammen; aber Valentins Auge glitt der im Weſt verglühenden Sonne auf der Goldbrücke nach, welche dieſe über das Meer bis zu den Planken des Schiffes warf. Wlaska, .die greiſe Mutter, faßte die Hand der Matrone und goß noch einmal dankend ihr Herz aus für den ſanften Lebensabend, den gute Menſchen ihr nach harten Stürmen zurüſteten. Aber die

Dame ſprach mit gerührter Seele: Danket uns nicht. Ihr thatet mehr an uns, als wir an Euch, und ich habe Vieles bei Euch gelernt. Ich habe gelernt, daß die Grundlagen all unſeres Lebens hier in Europa nicht mehr feſt liegen, weil ſie nicht mehr auf Recht und Vergeltung aufgebaut ſind. Aber ich habe auch gelernt, daß ein neues Fundament ſchon gelegt iſt in Herz und Gemüth Derer, die bisher für die Niedern und Geringen gehalten worden ſind — in Herz und Gemüth der arbeitenden Klaſſen. Stoßen Sie an mit mir, Valentin! Sie haben mich überzeugt und bekehrt, mit mir und meinem Geſchlecht geht eine alte Bildung zu Grunde; Valentin, ich grüße in Ihnen den Vertreter der neuen Zeit. Aufs Wohl des vierten Standes!

Aus Valentins Auge drang eine heiße Thräne: es war das erſtemal, daß ihm aus einem gebildeten Munde eine Anerkennung des Gedankens tönte, auf deſſen Altar die tiefſte Glut ſeiner Seele ſich verzehrt hatte. Er hob ſein Glas und ſprach: So ſpreche ich Heil dem alten Europa im Morgenſchimmer ſeiner Freiheit und ſeiner Auferſtehung von den Todten! Heil jenem Frankreich, unſerem gelobten Lande, zu dem die Völker mit Sehnen hinaufblicken! Heil meinem Deutſchland, das berufen iſt, Frankreichs Anfang in der Liebe zu vollenden! Auf Wiederſehen in einem Lande, das keine Sklaverei mehr kennt, es ſei in Europa oder in Amerika!

Alle erhuben ſich bei dieſem Trinkſpruch; die grünen Gläſer klangen an einander, und Thränen fielen in den goldenen Wein. Der Abendwind ſprang vom Lande auf und ſchwellte prächtig die franzöſiſche Tricolore, die ſo eben am Maſt emporflatterte. Der Capitän trat an die Geſellſchaft heran, und mit den Worten: Meine Damen, meine Herrn, es iſt Zeit zum Abſchied, in fünf Minuten ſegelt mein Schiff — ſchritt er zum Steuermann; die Matroſen ſtellten ſich auf ihren Plätzen bereit und faßten die Taue.

Arthur und ſeine Mutter gingen zur Treppe, die Schiffer im Boot warteten, die Hand am Ruder. Sabinens Kinder umklammerten die Tante und wollten nicht von ihr laſſen. Die Dame ſegnete ſie, warf ſich noch einmal an Wlaska's Bruſt und küßte die drei Mädchen auf die Stirne, während Arthur mit ſeinem Retter den letzten Händedruck wechſelte. Die Treppe flog auf, der Kahn tanzte auf den Wellen. In demſelben Augenblick breitete das Paketboot ſeine mächtigen Schwingen aus, der Hauch aus den grünen Thälern der Normandie legte ſich ſpielend in die Segel, das Spriet tauchte tiefer zu den Wogen hinab, und ſcharf gegen die Stelle, wo das Sonnenbild in der Meerfluth verſank, wendete ſich der ſchäumende Kiel. Ein Gruß noch, ein Wink weißer Tücher — und der Duft des Abends ließ Schiff und Boot verſchwimmen.

Vertheidigungsrede

des

Dr. Gottfried Kinkel,

ehem. Abgeordneten zur II. Kammer,

vor dem preußiſchen Kriegsgericht zu Raſtatt

am 4. Auguſt 1849.

Berlin, 1850.
Verlag von S. Lowenherz, Kronenſtraße 32.
Preis 1¼ Sgr.

BIBLIO[illegible]
[illegible]

Meine Herren. Ich bin in Ihrer Hand und was Sie über mich verhängen, ſein Sie überzeugt, ich werde es als Mann zu tragen wiſſen. Aber ich habe eine Familie, die, wenn ich ſterbe, in Armuth und Elend ſinkt, ich habe auch ein Vaterland, das meine Dienſte vielleicht noch in Anſpruch nimmt. Um dieſer Familie und dieſes Vaterlandes willen, rede ich hier zu meiner Vertheidigung:

Zunächſt, meine Herren, hat der Herr Defenſor ſchon mit allem Recht hervorgehoben, daß die Form dieſes Gerichts nicht zu Rechte beſteht. Jedes Vergehen wird gerichtet nach den Geſetzen des Landes, in denen es begangen iſt; und ich habe in Baden die Waffen getragen. Die Verordnung des Großherzogs über das ſtandrechtliche Verfahren findet in ihrer ausgelaſſenen Allgemeinheit auch auf mich Anwendung. Daß man mich, weil ich Preuße bin, einem ſtrengeren Verfahren unterwirft, als andere deutſche Stämme iſt unbillig. Und jedenfalls iſt dieſes Verfahren ein ſtrenges. Betrachten Sie mein Vergehen vom Standpunkte des badiſchen Geſetzes, ſo bin ich ein Rebell gegen Baden. Ich theile dieſe Schuld mit Hunderten, mit Tauſenden, die wie ich die Waffen gegen die Regierung dieſes Landes getragen haben, und meine Strafe könnte alſo dann nur eine leichte ſein. Von Todesſtrafe dürfte man dabei gar nicht reden; denn Tauſende kann man nicht ſtandrechtlich erſchießen: nicht einmal Jahre lang ins Zuchthaus ſperren; eine Amneſtie muß alſo früher oder ſpäter auch über die Verurtheilten ergehen, und an dieſer Amneſtie hätte ich ſo gut, wie jeder Andere Theil. Ja, meine Schuld wäre in dieſem Falle leichter als die der meiſten Andern, da ich dem Herrn dieſes Landes keinen Treue-Eid gebrochen habe. Statt deſſen ſtellt man mich vor ein preußiſches Kriegsgericht, richtet mich nach preußiſchen Geſetzen. Mein Vergehen wird dadurch ein ganz anderes, viel ſchwereres. Dort war ich ein badiſcher Rebell, hier erſcheine ich als Kämpfer gegen mein Volk, und ſo trifft mich die viel gehäſſigere Beſchuldigung: ein Landesverräther zu ſein. Ich habe deshalb im Verhör dagegen proteſtirt, die Zuſammenſetzung dieſes Gerichts zeigt mir, daß man dieſen Einſpruch nicht beachtet hat. Mir bleibt jetzt nichts Andres übrig, als mich der Thatſache zu unterwerfen, obwohl ich ſie für eine Ungerechtigkeit erkläre. Jedenfalls aber, meine Herren, entſpringt für Sie aus dieſem Umſtande die Pflicht, in Ihrer Strafbeſtimmung die größtmögliche Milde anzuwenden, damit Sie die Härte gegen mich, die ſchon in dieſer Form des Gerichts liegt, ausgleichen, aber nicht noch vergrößern.

Es ſind drei Beſchuldigungen, die die Akten gegen mich vorbringen.

1. Daß ich noch in meiner Heimath ein Komplott gegen die Regierung und einen Sturm auf das Zeughaus zu Siegburg beabſichtigt habe;
2. liegt ein von meiner Hand geſchriebener Plan vor, wie man den pfälziſch-badiſchen Aufſtand in einen Angriffskrieg hätte verwandeln können;
3. habe ich im Willich'ſchen Freikorps Waffen getragen und bin gegen preußiſche oder den preußiſchen verbündeten Truppen im Feuer geſtanden.

Was den erſten Punkt, ein Komplott gegen die Regierung und einen beabſichtigten Zeughausſturm angeht, ſo macht mich eben der Herr Auditeur darauf aufmerkſam, daß dieſer Punkt nicht hieher gehört. Er hat darin ganz Recht, nur ein bürgerlicher Gerichtshof hat darüber zu entſcheiden; dieſes Kriegsgericht aber könnte es in keinem Falle, da ihnen weder Akten noch Zeugen über dieſe Beſchuldigung zur Hand ſind. Ich gehe alſo darüber hinweg, indem ich einfach meine im Verhör gemachte Ausſage wiederhole: daß dieſe ganze Anſchuldigung nur auf einem Mißverſtändniß beruhen kann, welches auf meiner Reiſe nach Elberfeld in den Tagen der dortigen Volksbewegung ſich ſtützt. Dieſen Zug nach Elberfeld habe ich, ehe die rheiniſchen Gerichtsbehörden jene Unterſuchung gegen mich eingeleitet, dem verhörenden Herrn Auditeur ſofort eingeſtanden, allein hierauf beſchränkt ſich auch mein Antheil an jenen Ereigniſſen. Ich habe weder ein Komplott gegen die Regierung gebildet, noch jemals zu einem Siegburger Zeughausſturm aufgefordert.

Ich komme zu dem zweiten Punkte: Dem Verhöramt iſt ein Schriftſtück, ich weiß nicht von woher? zugeſtellt worden, das die Aufſchrift: „Ein Plan“ führt und einen Gedanken enthält, wonach in der erſten Zeit des badiſch-pfälziſchen Aufſtandes die Bewegung aggreſſiv gemacht und über die preußiſche Rheinprovinz hätte verbreitet werden können. Sie haben dieſes Schriftſtück ſoeben verleſen hören. Es iſt blos mit den Anfangsbuchſtaben meines Namens unterzeichnet, dennoch habe ich, als es mir im Verhör vorgelegt wurde, nicht einen Augenblick Bedenken getragen, die Handſchrift als die meinige anzuerkennen. Ich hatte auch keinen Grund dazu gehabt, denn dieſe Sache iſt gänzlich harmlos, und ich geſtehe Ihnen, daß ich an ſie in dem Augenblick erſt wieder dachte, als mir dies Papier wieder vor Augen kam. Jenes Schriftſtück nämlich iſt allerdings von meiner Hand niedergeſchrieben, aber ſein Verfaſſer bin ich keinesweges. Die Akten meiner Verhöre ergeben darüber Alles; ich brauche es ſomit nur kurz zu wiederholen.

Zuvor erſuche ich den Herrn Auditeur mir zu bezeugen, daß längſt, ehe ich die Vorbringung dieſes Schriftſtückes gegen mich erwarten konnte, ich im Verhör erklärt hatte: ich habe auf dem Militär-Bureau in Kaiſerslautern als expedirender Sekretär gearbeitet.

Auditeur Bruhe: Die Akten ergeben das!

Ich danke Ihnen. Eines Tages nun kam das Parlamentsmitglied Schütz von Mainz zu mir auf mein Bureau in einer unbedeutenden Geſchäftsſache. Wir kamen über die politiſche Sachlage ins Geſpräch. Schütz erwartete Etwas von dieſer Revolution, ich erwiederte ihm, daß ich nicht ſolche Hoffnungen hege, weil wenigſtens in der Pfalz die Ruſtungen allzu lau betrieben würden. Er fragte mich, wie man denn die Sache beſſer hätte anſtellen können. Der Zeitpunkt iſt ſchon vorbei, ſagte ich; wenn es aber nach dem Entwurf gegangen wäre, den einige hier anweſende Offiziere in dieſen Tagen mehrfach beſprochen haben, ſo hätte der Erfolg wohl ein anderer werden können. Schütz fragte mich nun, ob ich dieſen Entwurf ihm mittheilen dürfe. Mich band keine Pflicht, es nicht zu thun, da er aber im Begriff war zu verreiſen und deshalb eilte, ſo erſuchte er mich, ihm die Sache raſch aufzuſchreiben. Ich hatte mir jene Unterredung der Offiziere gemerkt, und ſtellte die Gedanken aus der Erinnerung zuſammen. Ueber irgend eine Verwendung dieſes Papiers wurde zwiſchen Schütz und mir Nichts beſprochen. Schütz nahm es mit und ſeither bin ich, wie geſagt, erſt im Verhör wieder an daſſelbe erinnert worden. — Betrachten Sie, meine Herren, jenen Plan nur etwas genauer, ſo werden Sie augenblicklich einſehen, daß er von mir nicht herrühren kann. Sie finden dort eine vollſtändige militäriſche Dispoſition und ſoviel ich mich des Ganzen jetzt noch erinnere, iſt der Entwurf nicht zu verachten. Ich nun kann mit Wahrheit verſichern, daß ich vom Kriegsweſen nichts verſtehe, ich habe nie im Heere gedient, nie ein Werk über Taktik ſtudirt. Beachten Sie ferner das Datum dieſer Aufzeichnung, es iſt der 17. Mai; die Akten thun dar, daß ich am 12ten noch in Elberfeld war: erſt am 14ten oder 15ten, deſſen erinnere ich mich nicht genau, kam ich nach Kaiſerslautern. Ich frage Sie nun, meine Herren, wie hätte ich ſelber nach zwei Tagen Aufenthalts, namentlich entblößt von militäriſchen Kenntniſſen, die Ueberſicht der Verhältniſſe gewinnen ſollen, die unbedingt nöthig war, um einen ſo umfaſſenden, alle Angriffspunkte feſtſtellenden Plan aus eignen Kräften zu entwerfen. Sie ſehen, dies war unmöglich. Doch ich will einmal den Fall annehmen, dieſes Papier wäre nicht blos ein Erzeugniß meiner Feder, ſondern auch meines Kopfes, läge dann etwa ein Verbrechen oder auch nur ein Vergehen darin? Ueber die Fuhrung eines bevorſtehenden Krieges wird doch wohl jeder ſich Gedanken machen dürfen, die Geſetze, die den Landesverrath beſtrafen, reden nur von Unternehmen. Wo aber, m. H., haben Sie irgend einen

Zeugen, einen Beweis, ein Anzeichen, daß dieſer Plan aus einem Gedanken bei mir zum Vorſatz geworden, oder aber gar, daß er aus einem Vorſatz zur Ausführung, zum wirklichen ,,Unternehmen" fortgeſchritten? Wer hat überhaupt je daran gedacht, dieſen Plan in That umzuſetzen, wo zeigt ſich in der Kriegsführung auf Seiten der Inſurrektionsarmee eine Spur, den Krieg, wie es dort gefordert wird, am Main, Nahe und Moſel zu beginnen? Ich kann mit dem reinſten Gewiſſen betheuern, daß überhaupt ein Kriegsplan dieſer Art nie dienſtlich vorgelegen hat: daß er auch nicht in amtlicher Beziehung, ſondern einzig in geſellſchaftlicher Konverſation verhandelt worden iſt. Wäre das nicht der Fall, hätte der Plan amtliche Bedeutung gehabt — könnten Sie wohl von mir glauben, daß ich ſolch ein Schurke wäre als Bureaubeamter ihn ohne Weiteres einer doch immerhin fremden Perſon mitzutheilen? M. H., das glauben Sie nicht von mir: und ſomit iſt dies ganze Aktenſtück bei den Urhebern dieſes Entwurfs nichts geweſen und geblieben als ein Gedanken, über Gedanken aber, m. H., werden Sie, denke ich, nicht richten wollen.

Fänden Sie aber gar den Gedanken ſträflich, oder hätten Sie das leiſeſte Anzeichen, daß derſelbe habe ins Leben übertreten wollen, dann geben Sie dieſes Papier an den bürgerlichen Richter zu weiterer Unterſuchung ab. Zu den Akten meines heutigen Prozeſſes gehört es nicht. Am 17. Mai dachte Niemand an Feindſeligkeiten zwiſchen Preußen und dem deutſchen Süden: von Belagerungszuſtand war entfernt keine Rede. Hätte ich ja in dieſem Stücke gefehlt, ſo würden über mein Vergehen doch nicht Sie als Richter erkennen dürfen. Ich überlaſſe alſo dieſes Aktenſtück, welches ohnehin unter allen Geſichtspunkten, von denen Sie es betrachten mögen, gar keine Beweiskraft gegen mich hat.

So bleibt nur eine Anſchuldigung übrig: ich bin Freiſchärler unter Willich geweſen, und habe gegen Reichstruppen im Feuer geſtanden.

Ich fühle, m. H., daß ich hier eine Frage voraus beantworten muß, die mir im Verhör ſchon entgegengetreten iſt, und die ich auch jetzt in Ihrem Innern zu leſen glaube. Man fragt mich: wie ich zu dem Entſchluſſe gekommen ſei, als Gemeiner in eine Freiſchaar einzutreten? Meine Feder, meine Kenntniſſe, gaben ſie mir nicht die Möglichkeit, eine andere Stellung einzunehmen, die meinen Fähigkeiten angemeſſen war?

Ich will mich darüber ganz offen ausſprechen. In die Freiſchaar trat ich ein, nachdem die Pfalz verloren, nachdem unſere Sache überall im Sinken war. Was hätte ich denn damals noch für eine Stellung ſuchen ſollen, die mit der Ehre vereinbar war? Sollte ich in Lügenblätter ſchreiben, um große Siege der Revolutionsarmee in die Welt zu poſaunen? Sollte ich erfundene Berichte über glänzende Waffenthaten der Ungarn ſchmieden, oder noch als Redner in Volksverſammlungen auftreten, um im Volke Hoffnungen aufrecht zu erhalten, an die ich ſelbſt nicht glaubte? Oder ſollte ich mich hergeben, um als Beamter irgend welcher Art Erpreſſungen vorzunehmen, um hernach einer der Erſten zu ſein, die von Freiburg durchgingen? Nein, m. H., für das Alles war ich zu gut, meine Hand iſt rein von Raub, von Gewaltthat, von jeglicher Erpreſſung; auch habe ich nie ein Kommando gefuhrt, ſo daß ich auch nicht für Handlungen Anderer verantwortlich bin. Denn ich verwahre mich gegen jede Vereinigung meines Thuns mit dem Schmutz und dem Schlamm, der ſich, ich weiß es leider, zuletzt an dieſe Revolution gehängt hat. Nein, für eine ſinkende Sache kann ein Mann, der ihr treu iſt, mit Ehren nur noch Eines thun, er kann mit ſeiner Perſon, mit Leib, mit Leben fur ſie einſtehen. Das habe ich gethan; ich trat als Gemeiner in die Kompagnie Beſançon. Sie können das, m. H., einen Entſchluß der Verzweiflung nennen. Daß es aber ein Entſchluß ſei, der meine Ehre als Mann entwürdigt, — nein, das werden Sie nicht ſagen!

Bei zwei Gefechten bin ich geweſen. Zuerſt am 19. Juni Nachts, bei Spöck, wenn Sie das ein Gefecht nennen wollen, was blos in ein Paar zwiſchen den Tirailleuren gewechſelten Schuſſen beſtand. Ich ſelbſt habe dort am Kampfe keinen Antheil gehabt, denn ich ſtand mit meiner Kompagnie weiter zuruck und wir ſahen blos die entfernten Schüſſe durch die Nacht aufblitzen. Da wir durchaus nicht wiſſen konnten, wo und wie ſtark der Feind vor uns ſtand, brach Willich ſofort das Gefecht ab. Welchen Truppen wir dort gegenuber ſtanden, weiß ich bis heute nicht mit Sicherheit; einen Feind zu ſehen war bei der ganz finſtern Nacht vollig unmöglich. Uebrigens war dies an demſelben Tage, als der Prinz von Preußen von Neuſtadt aus den Kriegszuſtand und das Standrecht zuerſt verkündete, nämlich am 19ten, fur uns konnte alſo dieſe Verfugung noch keine Rechtsgültigkeit haben: und hatte ich damals auch mitgefochten, ſo würde Ihnen hierüber wieder nicht das Urtheil zuſtehen. Demnach gehe ich über dieſes ohnehin ganz unbedeutende Ereigniß hinweg.

Unſere zweite Affaire war die zwiſchen Rothenfels und Muggenſturm am 29. Juni. Die Verhörprotokolle nebſt den beigefugten Ausſagen eines mit mir gefangenen Kameraden, des Wurtembergers Rau, geben Ihnen über meine Betheiligung an dieſem Tage ein ganz genaues Bild. Wir ruckten von der Murgſtraße rechts ab: die Kompagnie Beſançon erhielt Befehl zum Tirailliren, Ausſchwarmen und unſere Schützen zu verſtärken, die bereits im Feuer ſtanden. Das Gefecht hatte eben erſt begonnen, unſer Standpunkt war ungunſtig, es war Nachmittag 4 Uhr ungefahr; die Sonne ſenkte ſich gegen Weſten und bewirkte vor uns auf dem leuchtenden Korn eine ſtarke Blendung, welche den Feind nur ſchwer erkennen ließ. Ich ging durchs Kornfeld vor, ſtieg dann in einen Graben hinab und kletterte eben den ſteilen Abhang jenſeits hinauf, um dort neben einigen meiner Kameraden, die ſchon oben ſtanden, Poſto zu faſſen. Dort erblickte ich den Feind, aber nur auf einen Augenblick, denn noch hatte ich oben nicht Fuß gefaßt, ſo traf mich eine Kugel am Kopfe, ſo daß ich den Abhang alsbald wieder herunter rollte. Ich weiſe hierüber auf die Ausſage Rau's hin, der mir ſo nahe ſtand, daß er die Worte gehort und genau wiedergegeben hat, die ich im Niederſinken zu den Kameraden ſprach. Bald aber raffte ich mich auf und der Zugführer der Schützen, der uns kommandirte, befahl mir, nach Rothenfels zurückzugehn und mich dort verbinden zu laſſen. Man wurde mir mitgegeben, damit nicht bei meinem ſtarken Blutverluſte mir unterwegs ein Unfall zuſtoße. So ſchritten wir auf dem nächſten Wege durchs Feld auf jenen Ort zu; da, auf einen Abhang heraustretend, ſtanden wir ganz unerwartet vor einer weit vorgeſchobenen preußiſchen Feldwacht, aus Reiterei und Infanterie beſtehend, und zwar ſo nahe, daß weder an Widerſtand noch an Rückzug zu denken war. Der Poſten ſchoß ſofort auf uns, und die Kugel ging dicht an mir vorbei. Wir mußten uns ergeben.

Das, m. H. Richter, iſt meine Betheiligung an der badiſchen Inſurrektion. Ich komme zu der Frage:

> welches Strafmaaß Sie berechtigt ſind über dieſe Betheiligung zu erkennen?

Das Geſetzbuch, nach welchem Sie richten, iſt das preußiſche Militär-Strafgeſetzbuch. Aus dieſem findet auf mich einzig Anwendung der §. 88 Theil II.:

> Wer vorſätzlich die Unternehmungen des Feindes befördert, oder zur Begünſtigung deſſelben den preußiſchen oder verbündeten Truppen Nachtheil bereitet, insbeſondere wer:
>
> > ſich der, in den allgemeinen Landesgeſetzen in Bezug auf den Krieg als Landesverrätherei bezeichneten Verbrechen ſchuldig macht u. ſ. w.
>
> begeht einen Kriegsverrath.

Dies iſt mein Fall. Wir reichen aber zu ſeiner Aburtheilung mit dem Militär-Strafgeſetzbuch nicht aus, denn dieſes Geſetzbuch verweiſt uns, wie wir geſehen haben, auf die „allgemeinen Landesgeſetze“ und in ihnen auf den Titel „Landesverrath.“ Unter dieſen allgemeinen Geſetzen kann nun blos das allgemeine Landrecht verſtanden ſein, denn das Franzöſiſche Geſetzbuch, dem ich als Rheinländer zu unterwerfen wäre, kennt den Begriff des „Landesverraths,“ nicht, ſondern blos Verbrechen gegen die äußere Sicherheit des Staats. Schlagen wir nun das allgemeine Landrecht auf, ſo iſt es hier im 2. Th. Tit. 20 Abſchn. 3 einzig und allein §. 107, der ein dem meinigen vergleichbares Vergehen bezeichnet. Dieſer § lautet:

> „Wer dem Feinde zur Ausführung ſeiner Anſchläge beförderlich iſt, oder den Kriegsvölkern des Staats in ihren Unternehmungen gegen den Feind vorſätzlich Hinderniſſe in den Weg legt, ſoll durch den Strang hingerichtet werden.“

Daran ſchließt ſich dann der mildernde §. 115:

> „In Fällen, wo der Landesverrath 2. Klaſſe noch nicht ausgeführt, oder dem Staate dadurch noch kein Schaden zugefügt worden iſt, ſoll die Lebensſtrafe nach Bewandniß der Umſtände in 6- bis 10jährige Gefangenſchaft verwandelt werden.“

Dieſer letztere § würde, wenn wir in Beziehung auf das Strafmaaß noch auf Grund und Boden dieſes alten Geſetzes ſtänden, auf mich Anwendung finden.

Allein auf dieſem Boden ſtehen wir nicht mehr, denn die Strafen werden durch das jüngere Militär-Strafgeſetzbuch anders beſtimmt.

Ich mache Sie, m. H. Richter, zuvörderſt auf die Kabinetsordre aufmerkſam, durch welche das neue Strafgeſetzbuch eingefuhrt worden iſt. Sie finden ſie dem Buche vorgedruckt:

> „Berlin, 3. April (1835)?
> Ich beſtimme hierdurch, daß dieſes neue Militär-Strafgeſetzbuch unter Aufhebung aller dem Inhalte deſſelben entgegenſtehenden Beſtimmungen unverzüglich in Kraft treten ſoll.“

Unter Aufhebung aller dem Inhalte deſſelben entgegenſtehenden Beſtimmungen heiß es: der Geſetzgeber, unſer König, will alſo, daß das neue Geſetz überall gelte, wo es etwas Anderes als die alten Geſetze beſtimmt. Das iſt oft der Fall. Wo z. B. im Landrecht der Strang ſteht, hat das Militär-Strafgeſetzbuch die Kugel; aber nicht blos die Strafart, auch das Strafmaaß iſt in unſerm Falle verſchieden beſtimmt.

Im §. 88 des Militär-Strafgeſetzbuches heißt es nämlich weiter:

> „Wer (wie ich eben vorlas) ſich der Landesverrätherei ſchuldig macht, begeht einen Kriegsverrath, und hat Verſetzung in die 2. Klaſſe des Soldatenſtandes, Kaſſation (beides geht mich nicht an, ich bin nicht Soldat noch Offizier) und Feſtungsſtrafe, nach Umſtänden bis zu lebenswieriger Dauer, oder wenn durch den Verrath ein erheblicher Nachtheil entſtanden iſt, die Todesſtrafe verwirkt.“

Dies, m. H., iſt das Geſetz, das Ihr Urtheil beſtimmt; und hier kann es nicht dem leiſeſten Zweifel unterliegen, daß in meinem Falle an Todesſtrafe nicht zu denken iſt. Sie ſoll ausdrücklich nur dann ausgeſprochen werden, wenn durch den Kriegsverrath ein erheblicher Nachtheil entſtanden iſt. Davon kann doch bei meiner Betheiligung keine Rede ſein. Durch mich iſt auch nicht einer meiner Landsleute getödtet oder verwundet worden, viel weniger noch hat der Staat im Großen und Ganzen durch mich einen Nachtheil erlitten. In dieſem Falle, ſo ſagt ausdrücklich das allgemeine Landrecht, ſoll die Strafe in 6- bis 10jährige Gefangenſchaft verwandelt werden. So ſpricht jenes furchtbare Geſetz, das vor 80 Jahren wahrhaft mit Blut geſchrieben wurde, das auf jeder Seite mit dem Strang, mit dem Schwert und ſelbſt mit dem Rade bei der Hand iſt. Gegenwärtig iſt der Geiſt der Geſetze milder, und Sie dürfen daher auf keinen Fall daran denken, uber dies Strafmaaß noch hinaus zu geben. Die Thatſachen, m. H., ſtehen feſt, ſie ſind einfach und ſprechen fur ſich; das Gluck, die Vorſehung, oder wie Sie ſonſt jene unſern Blicken verhüllte Macht nennen wollen, die Ihr Loos, m. H. R., eben ſo gut wie meines beherrſcht, — dieſe Macht hat mich dem Bruderkampfe entnommen, ehe mein Antheil an

ihm den Punkt erreichte, der Ihnen das **Recht** gäbe **meinen Tod zu** beſchließen. Nur über die Thatſache haben Sie zu richten: die **Thatſache iſt:** daß mein Thun dem Staate keinen Nachtheil gebracht hat. **Ich fordere** alſo nicht Gnade, ich fordere nur die ſtrengſte Gerechtigkeit nach dem Buchſtaben des Geſetzes, wenn ich ſage: nach Recht und Fug konnen Sie mich nur zu einer Feſtungsſtrafe von ſolcher Dauer verurtheilen, daß ich nicht erſt als abgelebter Greis Hoffnung habe in's Leben zuruck zu treten.

Dies, m. H., iſt die rechtliche Seite der Frage: Sie werden mir aber erlauben auch noch die politiſche zu beruhren, die Sie bei Ihrem Urtheil ja nicht ausſchließen dürfen. Niemand unter Ihnen wird ſagen, daß ich ein gemeiner Verbrecher ſei; meine That konnen Sie doch wahrlich nicht mit Mord und Diebſtahl, mit dem Landesverrath des Spions, der ſein Leben um Gold verkauft, oder mit der Schande etwa eines Kommandanten vergleichen, der dem Feinde eine Feſtung überliefert, um hernach in deſſen Lande den Sundenlohn zu verpraſſen: was ich gethan habe, fallt unter den Geſichtspunkt eines „politiſchen Verbrechens.“ Nicht in einem Völkerkriege, ſondern in einem Burgerkriege haben wir uns gegenuber geſtanden. Dies macht meine Stellung vor Ihnen ſo ſchwierig: dies macht aber auch Ihnen Ihr Amt ſchwer, wenn Sie es gewiſſenhaft erfullen wollen. Sie nämlich, die über mich richten, ſind in dieſem ganzen Streite ſelbſt Partei: Sie ichten über einen Mann, der Ihrer Gegenpartei angehort: Sie müſſen daher auf Ihre Partei-Anſichten ganz verzichten, muſſen rein die Sache ſelbſt ins Auge faſſen, wie ſie eben liegt.

§. 118 des Militär-Strafgeſetzbuches ſagt:

Die Vertheidigung darf mit aller Freimüthigkeit gefuhrt werden.

Geſtatten Sie mir alſo dieſe Freimuthigkeit.

Die Marz-Revolution des vorigen Jahres hatte ein Hauptziel: es war die Einheit Deutſchlands. Dieſe Einheit haben Sie gewollt, wie ich ſie wollte, das ganze Volk verlangte darnach. Denn wir alle wiſſen, daß ohne ſie wir aus unſerer erbärmlichen Politik nach außen hin nicht heraus kommen, Induſtrie und Handel nicht heben, der einreißenden Armuth nicht helfen, mit einem Worte: daß ohne die Einheit wir kein großes und gluckliches Volk werden können. Aus dieſem Einheitsdrange ging das Frankfurter Parlament hervor, vom Volke gewählt, von den Furſten anerkannt; eine Reichsverfaſſung ſollte geſchaffen werden, in Verſtandigung mit den Regierungen. Jedenfalls betrachten ſich alſo die Furſten nur als den einen berechtigten Theil, die Volksvertreter waren ihnen der andere. Die Frankfurter Verſammlang ging einen Weg der Vermittelung, ſie ſchuf dem Volke die Grundrechte, aber um ſie zu ſichern, trug ſie zugleich dem Könige von Preußen die Kaiſerkrone an; Sie alle, meine Herren, wiſſen, mit welcher Freude man in Berlin die Deputation aus Frankfurt erwartete. Nicht Deutſchland allein, ſondern namentlich auch das ganze preußiſche Volk verlangte die Annahme der Krone unter der Bedingung der Grundrechte. Das ganze preußiſche Volk, denn nicht blos die zweite Kammer, die Vertreterin der Maſſen, der ich damals angehörte, ſondern auch die erſte Kammer, die Vertreterin des Beſitzes, der Intelligenz, der Ariſtokratie drang mit Adreſſen in den König. Wäre damals geſchehen, was in Deutſchland alle wollten, wir hätten uns in dieſem Kriege nicht als Brüder feindlich entgegen geſtanden.

Man hat damals geſagt: eine Krone könne mit den Grundrechten nicht beſtehen; oh! wohl konnte ſie es, meine Herren; wenn Napoleon auf dem republikaniſchen Frankreich einen monarchiſchen Thron aufgebaut hat, dann konnte wahrlich auch auf deutſchen Grundrechten eine Kaiſerkrone ruhen, die auf einem kräftigen Haupte ſaß. Aber anderer Männer Rath hat beim Könige gegolten. Man brach die Verſtändigung mit dem wenigſtens gleichberechtigten Theile ab. Die Verfaſſung, die das Volk einſeitig geſchaffen hatte, verwarf man, aber nun verfuhr man ſelbſt eben ſo einſeitig, man oktroyirte eine neue Reichsverfaſſung. Was ſollte das Volk nun thun? Die Könige ſtellten die Soldaten vor ihre Verfaſſung, das Volk griff für die ſeine ſelber zum Schwerte, um ſie durchzuſetzen. Jeder ſchirmte ſein Recht, aber das Volk erlag im Kampfe. Als ich in dieſen Kampf eintrat, war er vollkommen geſetzmäßig. Der Abgeordnete der Frankfurter Verſammlung hatte ihn gebilligt in Form der pfälziſchen Erhebung. Dies m. H., iſt die Lage der Dinge. Meine Schuld iſt, daß ich im Sommer noch daſſelbe gewollt habe, was im März Sie Alle, was im März das geſammte deutſche Volk gewollt. Nun, bei Gott, meine Herren, iſt das denn ein Vergehen, welches ſo gegen alle menſchlichen und göttlichen Geſetze ſtreitet, daß Sie deswegen ein Blutgericht über mich verſammeln dürfen?

Meine jetzige Schuld iſt gering, Sie ſehen es; aber ich weiß freilich, man wirft vieles auf meine Perſon; auch meine frühere Parteiſtellung. Sie haben gelobt, ohne Anſehen der Perſon Recht zu ſprechen und nur nach dem zu urtheilen, was in den Akten vorliegt. Ich könnte alſo über Früheres hinweggehen. Aber mehrfach ſind mir während meiner Gefangenſchaft von Offizieren und Soldaten Dinge vorgeworfen worden, die mich mit Staunen erfüllten. Wie oft habe ich das Wort hören müſſen: „ich ſei ein ſchlechter Preuße“; das Wort hat mich verletzt. Ich habe ſtets die Ueberzeugung gehabt, und oft genug dieſen Süddeutſchen ausgeſprochen, daß die kräftigen norddeutſchen Stämme die Herrſchaft Deutſchlands gewinnen werden. Es iſt das in meinen Augen ein Gebot der geſchichtlichen Nothwendigkeit, es iſt eine alte Ueberzeugung von mir. Mein Herr Vertheidiger hat ein älteres Gedicht von mir angeführt:

„Hoch auf hebe das Haupt, ſtolze Boruſſia!
Das am Baltiſchen Meer mauergekrönet dir ruht,
Und den ſtark du gefaßt, Rheiniſchen Rebenkranz
Schüttle ihn freudig in hoher Hand!“

Was dieſes Gedicht andeutet, daß die Verbindung Rheinlands mit Preußen für beide Theile glücklich ſei, und nicht zerriſſen werden dürfe, das konnten Sie noch im vorigen Sommer von mir in Köln auf einem demokratiſchen Kongreß hören, wo ich, gegenüber Anderen meiner Partei, die auf Franzöſiſche Bajonnette vertrauten, gegen jegliche Abtrennung des Weſtens mich erklärt habe; wie ich denn überhaupt immer der entſchiedenſte Gegner aller Rheinbundspolitik geweſen bin. Man haßt ferner mein Wirken in der zweiten Kammer: aus dem Munde eines Offiziers, nicht eines Gemeinen, habe ich hören müſſen, daß ich der preußiſchen Armee ein neues Jena gewünſcht. Ich denke, die ſtenographiſchen Berichte der Kammerſitzungen werden amtlich veröffentlicht, und jeder kann dort das Wahre finden, der es finden will. Das habe ich geſagt, daß unſer Heer, wenn es zu einem dem Volke verhaßten Kriege ausziehe, etwa um die republikaniſche Freiheit Frankreichs zu erdrücken, daß es dann ſein Jena finden werde. Das iſt eine Weiſſagung, kein Wunſch! Daß ich den Fall meinen Brüdern wünſche, dieſen Vorwurf weiſe ich entrüſtet von mir ab. Aber trotz alledem, ſoll und muß ich ein ſchlechter Preuße ſein, weil ich das gegenwärtige Syſtem bekämpfe. Nun, wohlan! meine Partei hat gegenwärtig im Vaterlande das Spiel verloren. Wenn die Krone Preußen jetzt endlich eine kühne und ſtarke Politik verfolgt, wenn es der königlichen Hoheit unſeres Thronfolgers, des Prinzen von Preußen, gelingt, mit dem Schwerdte (denn anders wird's nicht) Deutſchland in Eins zu ſchmieden, uns groß und geachtet bei unſern Nachbarn hinzuſtellen, uns der innern Freiheit wirklich und dauernd zu verſichern, Handel und Wandel wieder zu heben, die Militärlaſt, die jetzt zu ſchwer auf Preußen drückt, gleichmäßig auf das ganze Deutſchland zu vertheilen und vor Allem den Armen in meinem Volke, als deren Vertreter ich mich fühle, Brod zu ſchaffen — gelingt das Ihrer Partei, nun bei meinem Eid! die Ehre und die Größe meines Vaterlandes ſind mir theurer, als meine Staatsideale, und die franzöſiſchen Republikaner von 1793 weiß ich zu ſchätzen, die hernach um Frankreichs willen vor Napoleons Größe freiwillig ſich beugten; geſchähe dies alſo, und erzeigte mir dann mein Volk noch einmal die Ehre, mich zu ſeinem Vertreter zu wählen, ich würde einer der erſten Deputirten ſein, die mit frohem Herzen riefen: Es lebe das deutſche Kaiſerthum! Es lebe das Kaiſerthum Hohenzollern! Wenn man mit ſolchen Geſinnungen ein ſchlechter Preuße iſt, ja! dann begehre ich freilich kein guter Preuße zu ſein! dann will ich mich aber auch mit Hardenberg tröſten, den man 1805, weil er zu kühner Politik und offenem Bruche mit dem Reichsfeind rieth, vorwarf, er ſei ein Verräther und gar mit engliſchem Golde beſtochen, bis dann freilich das Jahr 1806 zeigte, wie furchtbar richtig er die Dinge überſah. — Und ſo iſt alles in meinem früheren Wirken von meiner Gegenpartei mißdeutet worden! Vielleicht war einer von Ihnen in Garniſon zu Mainz: man hat mich wegen Verläumdung dieſer Garniſon vor Gericht geſtellt und geſagt: ich ſuche Gelegenheit, um die Armee gehäſſig zu machen. Nun! ſo viel politiſche Fähigkeit hätte man mir doch billig zutrauen ſollen, daß ich jene groben Buchſtaben der Parteiklugheit verſtände, nach welchem keine Partei im Staate es muthwillig mit der bewaffneten Macht verdirbt. Was war aber jene ganze Geſchichte? Die Erzählung eines düſtern, das Menſchengefühl jedenfalls verletzenden Vorfalls, die obenein in einem entſtellten und übertriebenen Bericht mir zukam, habe ich in meiner Zeitung mit ein Paar heftigen Worten begleitet. Iſt das eine ſo ſchwere Kränkurg der ganzen Armee? Und was iſt mir dafür geſchehen? Während dieſer meiner Abweſenheit von Hauſe hat man mich deshalb zum zweiten Male vor Gericht gefordert, und da ich zur Vertheidigung nicht erſcheinen konnte, bin ich, wie man mir jüngſt erzählt hat, auf 5 Jahre der Wahlfähigkeit beraubt worden. 5 Jahre Wahlunfähigkeit ſind uber mich ausgeſprochen, für einen Mann, der ſchon ſo einmal die Ehre gehabt hat, Abgeordneter zu ſein, iſt das eine überaus harte Strafe. Ich denke die Garniſon von Mainz und Sie meine Herren, können damit zufrieden ſein, wie man mich für einen, nicht einmal ſelbſt verſchuldeten Irrthum hat büßen laſſen. Ich ſehe da auch die Epaulette des 27ſten Regiments, ſie erinnern mich an eine finſtere Novembernacht des vorigen Jahres, als dies Regiment in Bonn einruckte, um die Steuerverweigernng zu erdrücken, als mein Name ſo oft als der eines Soldatenfeindes genannt wurde. Ja, m. H., es war eine finſtere Nacht; und wenn in ihr der Wurfel fiel, ſo wäre ſie nicht meinen Bürgern allein, ſie wäre, bei der damaligen Stimmung der Gemüther, auch manchem Offizier und Soldaten eine heiße Nacht geworden. Der Würfel fiel nicht meine Herren. Dieſe Hand war es, die ihn feſthielt! alle Beſonnenen haben das ſpäter anerkannt! und die Gerichte haben mich von jeder Anklage aus dieſen Novembertagen freigeſprochen. Ueberhaupt, wenn man mir doch einen Einfluß auf das Volk in Bonn zuſchreibt, woher kommt es wohl, daß dieſe Stadt, bis ich ſie verließ, ſo ruhig geweſen iſt? Meine Partei iſt dort nicht ſchwach, es giebt viele Arme daſelbſt. Univerſitatsſtadte haben ohnehin viel Brennſtoff in ſich — wenn ich denn ein ſo wilder Revolutionar, ein ſo wüthender Republikaner, wie man mich ſchildert, wäre — wie erklären Sie das: daß bei uns, wie kaum in irgend einer andern Stadt, jeder zornige Zuſammenſtoß vermieden, Burgerblut niemals vergoſſen worden iſt? Fanatismus, Anarchie, Zerſtörung, dieſe Dinge liegen nicht in meiner Natur; ich ſehe es viel zu klar, dieſer Bruderzwiſt, dieſe Parteikämpfe werden vorübergehen, unſer Volk aber und die Menſchheit werden bleiben. Das Ziel iſt wichtiger als der Weg, und fur das Ziel, dem auch dieſer Streit zuſtrebt, fur Bildung und Menſchlichkeit habe ich jederzeit gearbeitet; was dagegen ſtritt, habe ich mit der Feder und mit der mündlichen Lehre bekämpft, bei meiner Partei, wie bei den Gegnern. Eine Parteiwuth, welche das Menſchliche und die heiligen Geſetze der allgemeinen Bruderlichkeit vergißt, kenne ich nicht; mit Laternen und Guillotinen habe ich nie die Freiheit zu gründen vermeint. Daß die Todesſtrafe unter allen Bedingungen eine Barbarei ſei, habe ich ſchon vor der Revolution ausgeſprochen, und noch im vorigen Sommer in meinem Buche über das Handwerk wiederholt. Vergeſſen Sie es nicht, es war das die Zeit, als meine Partei mit raſchen Schritten zum Siege zu gehen ſchien. Sie ſehen daraus, daß ich von dieſem Siege nie einen blutigen Mißbrauch gemacht haben würde. Und daß man dieſen milden Sinn, daß man dieſe Mäßigung und Ruhe mir zutraut, das beweiſt auch die meinen Akten beigefügte und vom Herrn Auditeur erwähnte Verwendung der Bürger meiner Stadt für mich. Auch von Köln aus, wie ich höre, und ſonſt vielfach, ſind Verwendungen zu meinen Gunſten eingelaufen. Jene 1200 Unterſchriften aus Bonn, ſie ſtammen nicht blos von der Armuth her, die in mir ihren Sprecher ſieht, auch nicht von meinen Studenten, die mich lieb haben, gleichviel ob ſie zu der ariſtokratiſch-konſervativen Partei, oder zu meiner, der republikaniſchen gehören; es ſind Namen aus allen Klaſſen dabei, und Arndt, des Königs perſönlicher Freund, ſteht an der Spitze. Dieſe Männer haſſen mein Syſtem, aber meine Perſon lieben ſie und wünſchen mich der Zukunft zu retten. Wie wollen Sie das erklären? Daher einzig kommt es, weil meine Mitbürger, die mich von meiner Jugend an kennen, an meinen Charakter als Menſch glauben, weil ſie, wenn auch meine Gegner, wiſſen, daß ſelbſt ein Sieg ſtets mich gerecht und milde finden würde. Werfen Sie als meine Richter auch dieſes Urtheil meiner früheren Umgebung mit in Ihre Waagſchale, es muß Ihnen klar genung beweiſen, wie unrecht man einem ruhigen Manne thut, wenn man ihn leidenſchaftlicher Heftigkeit und blinder Parteiwuth beſchuldigt!

Ich bin zu Ende meine Herren und deute zum Schluß nur noch auf wenige Einzelheiten hin, die meine Handlungsweiſe in Ihren Augen nicht rechtfertigen, aber jedenfalls das Urtheil mildern. Zwölf volle Jahre habe ich meinem Staate in einem ſchweren Amte und mit Aufopferung gedient; manches geſchrieben, was über aller Parteiung ſteht, und wodurch Menſchen von der verſchiedenſten politiſchen Anſichten belehrt, gerührt und erfreut worden ſind. Niemals habe ich im Heere gedient, alſo auch keinen Fahneneid gebrochen, keine militäriſche Kenntniſſe, die ich im Dienſte meines Vaterlandes erworben hätte, gegen mein Vaterland angewendet. Niemanden habe ich, mit der Waffe in der Hand, gedrückt oder ausgepreßt: endlich bin ich nicht Offizier, oder irgend wie militäriſcher Beamter geweſen: ich habe habe alſo blos Verantwortung für das, was meine eigene Hand gethan hat. Und dies, wie ich bewieſen habe, giebt Ihnen auch nach der ſtrengſten Faſſung des Geſetzes nur das Recht, über mich eine mäßige Freiheitsſtrafe zu erkennen.

Im Kreiſe meiner Richter umblickend, ſehe ich zwar meiſt jüngere Männer, aber doch auch manche, die gleich mir ſchon bei Jahren ſind.

Meine Herren, denken Sie auch ein wenig an Weib und

Kind daheim! wenn Sie den Spruch über einen Mann thun, der heute durch den Wechſel der menſchlichen Geſchicke ſo tief und unglücklich vor Ihnen ſteht! Und nun im Namen der göttlichen Gerechtigkeit, die über Ihnen, meinen Siegern und Richtern gerade eben ſo wichtig ſchwebt, wie über mir, Ihrem jetzt niedergeworfenen und gefangenen Gegner, im Namen dieſer Gerechtigkeit ſprechen Sie jetzt mein Urtheil!

Buchdruckerei der Reform, Hausvoigteiplatz 7.

Gottfried Kinkel.

Wahrheit ohne Dichtung.

Biographiſches Skizzenbuch

von

Adolph Strodtmann.

> „Was denn fehlt' ich ſo ſchwer?
> Warf ich feige das Banner hinweg,
> Wenn zum Kampfe der Geiſt mich rief?
> Hat mein liedergeweihter Mund
> Frevelnd vergiftet das Herz des Volkes?
> Hab' ich die gaſtliche Schwelle
> Schleichend im Finſtern mit Mord befleckt?
> — Nein: ich habe geliebt,
> Ach, und die Liebe verzeiht mir die Welt nicht!“
>
> **Gottfried Kinkel.**

Erſter Band.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1850.

1441)

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

Voigt's Buchdruckerei in Wandsbeck.

Gottfried Kinkel.

Dem

kleinen Gottfried Kinkel

gewidmet!

Komm her, mein liebes Kind,
Lehn' Deine heißen Wangen
An meine Bruſt geſchwind,
Ich will Dich treu umfangen!

Ein Mährchen wieder ſoll
Ich heute Dir erzählen?
Dein Herzchen glüht ſo toll, —
Muß wohl ein neues wählen! —

Ein ſtolzer König war,
Der trug nicht Reif, noch Krone,
Und ſaß doch manches Jahr
Auf goldnem Dichterthrone.

Es war ſein luftig Reich
Die Poeſie geheißen,
Sein Volk gehorcht' ihm gleich:
Die bunten Liedesweiſen.

VIII

Er hieß ſie luſtig fliehn
Hinaus in alle Lande,
Und um die Herzen ziehn
Viel ſtarke Liebesbande.

Es ſprach ein jedes Lied:
„Der König will in Gnaden,
Was ſich in Zwietracht ſchied,
Zum Feſt des Friedens laden!

„Der Himmel iſt ſo blau,
Als wollt' er uns umfaſſen,
So ſchön die Frühlingsau: —
Kann denn der Menſch nur haſſen?

„Laßt uns in Frühlingsluſt
Der Freiheit Tempel gründen,
Und neu in jeder Bruſt
Der Liebe Gluth entzünden!“

IX

Die Welt, vom Haſſe wild,
Hat froh das Lied vernommen,
Ein Frühlingsſäuſeln mild
Iſt durch das Land gekommen.

Es war im Monat März,
Da haben ſie geſchrieben:
„Frei ſoll das Menſchenherz
Den freien Bruder lieben!“ —

Es zog aus kaltem Nord
Daher der Fürſt der Lüge,
Daß er mit Haß und Mord
Den Lenz in Feſſeln ſchlüge.

Sein treulos Spiel gelang,
Die Menſchheit liegt in Ketten.
Wer kann mit Freiheitsdrang
Den Liederkönig retten? — — —

X

„Und dann?“ — Das Mährchen iſt
Für heute aus, mein Knabe!
Frag', wenn Du größer biſt,
Wo ich das Ende habe?

Dann geb' ich Dir ein Schwert,
Und lehr' es kühn Dich ſchwingen,
Dann magſt Du ſtarkbewehrt
Es ſelbſt zu Ende ſingen!

Dann wollen wir vereint
Der Freiheit Tag erſehnen! —
Jetzt geh'! Die Schweſter weint,
Küſſ' ihr hinweg die Thränen!

Hamburg, im März 1850.

Vorwort.

„Keine vertrautere Gabe vermag der Menſch dem Menſchen zu bieten, als Was er im Innerſten des Gemüthes zu ſich ſelber geredet hat; denn ſie gewährt ihm das Geheimſte, was es giebt: in ein freies Weſen den offenen, ungeſtörten Blick.“

Mag dieſer Ausſpruch des verſtorbenen Schleiermacher den Inhalt eines Buches rechtfertigen, zu dem als Grundlage vorzüglich die Tagebücher und handſchriftlichen Jugendgedichte Gottfried Kinkels benutzt wurden, die mir bei Abfaſſung dieſer Lebensſkizze vorlagen. Freilich muß ich bekennen, daß mein Verdienſt an dieſer Arbeit ein weſentlich compilatoriſches war; doch wird man vielleicht dieſen Umſtand gerade als Vorzug begreifen. Ich darf behaupten, daß der Leſer kaum einen Ausſpruch oder ein Wort der auftretenden Perſönlichkeiten findet, das nicht gerade unter dieſen Verhältniſſen und in dieſer Form ausgeſprochen war.

Des eignen Raiſonnements habe ich mich meiſtens ganz enthalten, weil es mir nur um hiſtoriſche

Treue, nicht aber darum zu thun war, ein poetiſches Dichterwerk, am Allerwenigſten aber einen Roman zu liefern. So habe ich ſtets diejenige Darſtellungsform gewählt, welche mir für den zu behandelnden Stoff am Geeignetſten erſchien, ohne mich um die Regeln eines kunſtgerechten Schreibſtils ſonderlich zu bekümmern.

Die im zweiten Band enthaltenen Aufſchlüſſe über das herbe Loos des unglücklichen Dichters verdankt der Leſer oft den wunderlichſten Launen des Zufalls, oft auch der leichtſinnigen Kurzſichtigkeit hochgeſtellter Perſonen, die ſich gewiß nicht träumen ließen, daß auch die Demokratie — ein offenes Auge und ein waches Ohr hat! —

Mögen denn dieſe Blätter dazu beitragen, die Theilnahme an dem Schickſal eines Mannes zu erhöhen, auf deſſen Begeiſterung für das Evangelium der Völkerfreiheit ewige Nacht des Kerkers die Antwort Derer war, die nicht wiſſen, daß die Menſchheit ewig dem Lebensſterne ihrer Entwickelung folgen muß, bis ſie ihr leuchtendes Ziel erreicht hat, und das Banner der Liebe im Morgenſchein über alles Land herniederrauſcht!

Gottfried Kinkel.

Erſtes Buch.

Bonn.

Februar bis September 1834.

1.

Nach langanhaltendem Thauwetter hatte es heute zum erſten Mal wieder ſcharf gefroren. Trotz der freundlich herabſtrahlenden Winterſonne lag noch der über Nacht gefallene Reif auf den meiſten Dächern der Univerſitätsſtadt und glitzerte luſtig im Wiederſchein in tauſend und abertauſend funkelnden Eisperlen. Eingemufft in ihre wärmenden Schanzläufer benutzten die Bonner Philiſter das klare Froſtwetter, um mit ihren Frauen und Kindern nach Keſſenich oder Endenich hinauszutrippeln, wo die Männer dann bei einem Spezial rothen Ahrweines vergnüglich ihre kurze Holzpfeife anzündeten, während ihre Ehehälften ſich in dem platten rheinländiſchen Dialekt über die kleinen Schwächen und Eigenheiten ihrer Nachbarn unterhielten.

Eben ſchlug es vom Rathhaus drei Uhr und gleich darauf folgte die Uhr des Univerſitätsgebäudes mit monotoner Geſchäftigkeit. Haſtig flog die Magd des wohlgenährten Pedellen über den Flur, um durch das Läuten der großen Univerſitätsſchelle die armen Studenten aus der Haft eines langweiligen Collegiums zu erlöſen. Nicht lange dauerte es, ſo bewegten ſich die hagern Profeſſorengeſtalten mit abgemeſſenem Schritt aus den geöffneten Thüren der Hörſäle, und ihnen nach drängte ſich der Schwarm fröhlicher Studenten, die mit ihren blauen, weißen, rothen oder grünen Mützen bunt durch einander wimmelnd dem Ausgange zueilten. Die meiſten der befreiten Muſenſöhne ließen ſich durch die heitre Winterluft zu einem Spaziergange vor's Thörchen verlocken, wenn ſie nicht ein zweites Colleg mit ſeltner Gewiſſenhaftigkeit an das dröhnende Hinwandeln durch die Hallen gefeſſelt hielt, und bald war die Poppelsdorfer Allee und der Hofgarten von dem ſcherzenden Geſpräch der muthwilligen Univerſitätsjugend erfüllt.

An den verſchiedenen Gruppen vorbeigehend wandelten zwei Freunde Arm in Arm vorwärts, offenbar in ernſtere Betrachtungen vertieft, als die Uebrigen. Sie trugen nicht, wie die Andern, farbige Mützen und verbotene Bänder unter den engzugeknöpften Winterröcken, ſondern die einfache Tracht der Theologen, ohne daß ihr offenes Geſicht jenen Zug von Mißmuth und Stumpfſinn zeigte, der ſich meiſt ſo weltverachtend auf den hagern und abgeſtorbenen Geſichtern der Theologie Studierenden ausprägt und namentlich den katholiſchen Geiſtlichen mit wenigen Ausnahmen ein ſo finſteres Ausſehen verleiht. Der Eine dieſer Jünglinge war ein Sohn des Oberſchulraths Zeller aus dem Würtembergiſchen, deſſen Familie ſich damals am Rhein aufhielt, während der Sohn ſeinen Studien oblag. Sein Freund, eine lange ſchlankaufgeſchoſſene Geſtalt, wies ein ſeltnes Ebenmaaß der Geſichtszüge, die aber noch nicht feſt genug ausgeprägt erſchienen, um vollkommen ſchön heißen zu können. Er war ein Sohn des Predigers Kinkel aus Oberkaſſel, der, ſeit Kurzem auf ſeinen Wunſch ſeines Amtes entlaſſen, mit ſeiner Familie nach Bonn gezogen war, um dort, von ſeinen Geſchäften befreit, ſeine letzten Tage in Ruhe zu verleben. Der junge Gottfried ſtudierte, wie ſein Freund, evangeliſche Theologie, und hatte ſich durch Fleiß und Frömmigkeit die Achtung ſeiner berühmten Lehrer erworben. Denn um die junge Univerſität kräftig zu heben, hatte die preußiſche Regierung für eine tüchtige Beſetzung der verſchiedenen Lehrſtühle zu ſorgen gewußt, und auch die evangeliſch-theologiſche Fakultät war, was die wiſſenſchaftliche Fähigkeit betraf, in den Profeſſoren Nitzſch, Sack und Bleek würdig vertreten, wenngleich dieſe Männer neben den übrigen keine neuen Anſichten duldeten und beſonders dem Aufkommen jüngerer Amtsbrüder oft hindernd und partheiiſch in den Weg traten.

Gottfried, den jedes abſprechende Urtheil ſchneidend berührte, war auch heute verſtimmt und düſter. So eben hatten die Freunde ein Colleg verlaſſen, in dem der Herr Profeſſor lieblos die Beſtrebungen der neueren Philoſophie herabgewürdigt, und dadurch dem ſelbſtſtändigen Forſchen ſeiner Zuhörer die Schranke eines Vorurtheils in den Weg zu legen geſucht hatte. Dieſe waren gerade in jenem Semeſter großentheils ziemlich geiſtloſe Jünglinge, und das ſah man ſchon dem Ausdruck ihrer nichtsſagenden Geſichter an.

So eben gingen an unſern Freunden ein paar ſolcher Burſche in braunem Frack mit lichtblauen Ueberröcken vorbei, die ſichtbar durch äußern Glanz die innere Leere erſetzen wollten. Gottfried ließ ſein braunes, düſterflammendes Auge ihnen nachſchweifen, und ſagte halb ärgerlich, halb ſcherzend:

„Sieh Dir doch 'mal dieſe patenten Herrchen an! — Geſtern hatte ich meinen Spaß mit ihnen, indem ich, um doch einmal ein Urtheil von ihnen zu hören, den Hegel vertheidigte. Sie ſtarrten mich an, als ſei ich ein Meerungeheuer, und plapperten allerlei abgeriſſene Sätze aus dem letzten Colleg her. Sagt ihnen der Herr Profeſſor: Der Hegelianer Marheineke in Berlin iſt ein Flachkopf, ſo ſagen ſämmtliche Herren Studenten, alſo wohl zehn Flachköpfe, ihm nach: Ja wohl, Marheineke iſt ein Flachkopf. Dies Geſchlecht vergeht auch nicht, es müßte denn ein Krieg kommen. Der ließe doch wenigſtens einmal kräftigere Laſter und Leidenſchaften hervorbrechen, und eine offene Wunde iſt leichter zu kuriren, als eine verborgene Eiterbeule, die beim Drücken einen dumpfen Schmerz hervorbringt. Nur kräftige Mittel können unſerm verſchlammten Zeitalter wieder aufhelfen!“

„Eine neue Sündfluth, und Du als Noah in zweiter verbeſſerter Auflage! Nicht wahr?“ entgegnete Jener in ſpöttiſchem Tone.

„Paul! Du willſt mich mißverſtehen,“ ſagte Gottfried etwas gereizt. „Ueber dieſen Punkt, denke ich, haben wir oft genug geſprochen, und Du weißt, daß ich meine Ideeen über Wahrheit und Freiheit nicht von Dir verſpotten laſſe.“

„Ich weiß, daß Du ein Schwärmer biſt, der niemals gewußt hat, Was Wahrheit und Freiheit iſt. Glaube mir, dergleichen hochklingende Redensarten nehmen ſich im Munde eines achtzehnjährigen Jünglings komiſch aus, und oft haben mein Vater und ich über Deine Begeiſterung für unklare Begriffe im Stillen gelächelt.“

„O Du Mann von 22 Jahren!“ verſetzte Jener vorwurfsvoll, indem er ſeinen Blick auf Paul's Geſtalt muſternd ruhen ließ. „O Du hohe männliche Reife des Verſtandes, der nicht weiter ſieht, als daß aus Korn Brod gebacken wird! Freilich hausbackenes Brod! Mögt Ihr Euch doch ewig über die Idee ſtellen, Ihr, die Ihr nie ſo ein Ding gehabt habt!“

„Ich habe Dich nicht beleidigen wollen,“ wandte Paul freundlich und begütigend ein, „ich kenne ja die Reinheit Deines Willens; aber es ſchmerzt mich, daß ein ſo herrliches Feuer in unklaren Beſtrebungen verſprüht, und ich dringe deßhalb auf den Begriff. Sprich: Was iſt Wahrheit?“

„Mag ſein, daß ich noch nicht Alles ſtreng wiſſenſchaftlich ausſprechen kann, was ich ſo warm im Herzen fühle. Du aber, mein lieber Pontius Pilatus, ſtehſt mit Deinem: *Τί ἐστιν ἀλήθεια*; noch ganz auf dem heidniſchen Standpunkte, zu dem ich Dir viel Plaiſir wünſche.“

Paul ſpielte zu Zeiten gern den Altklugen und Verſtändigen, war ſonſt aber Nichts weniger, als ein kalt berechnender Verſtandesmenſch. Sein Herz ſchlug vielmehr glühend für Freundſchaft und jedes edlere

Gefühl, und er ſuchte eine faſt überſchwängliche Weichlichkeit des Gemüthes nur gern unter der Maske großer Entſchiedenheit und Reife zu verbergen. Hatte er ſich jedoch im Eifer des Geſpräches in falſche Behauptungen hineingeredet, ſo beſtand er für den Augenblick hartnäckig auf dem einmal Ausgeſprochenen. Der um reichlich drei Jahr jüngere Kinkel war ihm an Geiſt überlegen, und gerade deßhalb ſuchte er ihn vielleicht manchmal an ſeinen Schwächen zu berühren. So blieb er auch diesmal bei ſeiner Frage ſtehen, und ſagte triumphirend:

„Alſo der kluge Held weicht der mißlichen Antwort aus, und zieht ſich auf ſeine Luftſchlöſſer zurück? Guten Fahrwind für Deinen Reiſeballon!“

„Willſt Du denn abſichtlich meine Selbſtſtändigkeit und Geſinnung verkennen, willſt Du mir rauben, Was mir das Theuerſte iſt, mein Bewußtſein, ſtets das Licht angeſtrebt zu haben: — ei nun, ſo bleibe Du Sklave, und ich will mich meiner Freiheit rühmen und freuen!“

Der kleine Zank der beiden Freunde hätte ſich vielleicht noch lange fortgeſponnen, wenn nicht ein lauter Schrei in der Nähe plötzlich ihre Aufmerkſamkeit von ihrer Unterhaltung abgelenkt hätte. Eine Schaar leichtſinniger Kinder hatte ſich auf das noch ſchwache Eis des Poppelsdorfer Weihers gewagt, und drei Jungen waren ſo eben eingebrochen. Alles ſtrömte raſch dem Orte zu, wo das Unglück geſchehen war.

Die Kinder hatten ſofort die gefährliche Eisdecke verlaſſen und umſtanden lärmend den Platz. Von den Erwachſenen wagte ſich Keiner auf die zerbrechliche Kruſte, um den Ertrinkenden zu helfen. Gottfried überſah ſchnell die Gefahr, und warf ſeinen Rock einem der müſſig ſchreienden Gaffer zu. Dann legte er ſich mit dem ganzen Leibe platt auf das Eis und ſchob ſich behutſam, ſo raſch er vermochte, in möglichſt horizontaler Lage vorwärts. Paul folgte ſeinem Beiſpiel, indem er ſich mit den Händen an die Füße ſeines Freundes anklammerte, um ihn vor der Gefahr des Ertrinkens zu ſichern. Zwei der Eingebrochenen ſuchten erfolglos an der immer weiter abbröckelnden Eisdecke emporzuklimmen, während der dritte ſchon dem Verſinken nahe war. Gottfried ermahnte ſie vergebens, ſich ihm nicht zu raſch zu nähern, damit er zuerſt ihren bedrohten Kameraden heraufziehen könne; Jeder dachte nur an die eigne Gefahr, und ſo blieb unſerm jungen Helden Nichts übrig, als zuerſt einen der beiden Schreier auf die Fläche emporzuheben.

Plötzlich verſank der Eine in die Tiefe. Es galt raſche Entſchloſſenheit. Gottfried rief befehlend: „Laß meine Füße los!“ und glitt in die Wacke. Es gelang ihm, das noch einmal auftauchende Haupt des Knaben zu ergreifen, und denſelben auf's rettende Eis zu ſchaffen. Paul hatte mittlerweile den dritten Burſchen gerettet, und nur ſein Freund ſchwamm noch auf dem Waſſer, vergeblich nach einer Stelle umſchauend, wo er ſich hätte emporſchwingen können. Paul reichte ihm zu verſchiedenen Malen die Hand, aber ſtets brach das Eis weiter ab, wenn ſich Jener mit leiſem Bemühen hinaufarbeiten wollte. Endlich brachte man eine

Leiter aus dem nahen Wirthshauſe herbei, mit deren Hülfe Gottfried die Eisdecke erklomm, und nun auf dieſelbe Weiſe, wie zuvor, in liegender Stellung an's Ufer rutſchte. Die Todtenſtille der harrenden Menge, welche das kühne Wagniß der beiden Jünglinge begleitet hatte, und nur durch einen freudigen Zuruf war unterbrochen worden, ſo oft ſie Einen der drei Eingebrochenen gerettet auf das Eis gehoben ſahn, verwandelte ſich jetzt in ein jauchzendes Beifallrufen, und Jeder beeilte ſich, den beherzten Studenten zuerſt die Hand zu drücken, die ſich ohne weitere Rückſichten jubelnd in die Arme fielen, und ſich, im Bewußtſein einer froherfüllten Pflicht der Menſchlichkeit, ihrem Gotte dankend, dem ihnen nachfolgenden Schwarme haſtig und abwehrend entzogen.

2.

Etwa vierzehn Tage nach dieſer Begebenheit, zu Ende Februar 1831, ſaß der Student Kinkel einſam auf ſeinem Zimmer. Träumeriſch heftete er ſeine Augen auf ein Blättchen Papier, das er mit dem Ellbogen des linken Armes, auf den er ſein Haupt ſtützte, feſthielt, indeß die rechte Hand mit flüchtiger Haſt einige Zeilen hinwarf. Dann erhob er ſich plötzlich aus ſeiner nachdenkenden Stellung, öffnete das Fenſter, und las, indem die friſche Morgenluft des milden Wintertages ſeine brennende Stirn kühlend anfächelte, folgendes Gedicht:

„Knabe war ich, und ich wußte nicht,
Was da ſchön ſei oder häßlich ſei; —
Aber wenn ich las ein ſchön Gedicht,
Aber wenn ich ſah ein ſchön Geſicht,
Hämmerte das Herz in ſchnellern Schlägen,
Thät es unbekannt in mir ſich regen,
Meint', es wäre Kindestándelei.

„Jetzo weiß ich ſchön und häßlich wohl,
Herzlein ſagt mir's und Philoſophei,
Weiß auch, Was man innig lieben ſoll; —
Lieb' ich's nun — ei, iſt's denn gar ſo toll? —
Hämmert mir das Herz in ſchnellſten Schlägen,
Thut die Sehnſucht in der Bruſt ſich regen:
's iſt wahrhaftig nicht mehr Tändelei!“

„Ach, lieber Gottfried!“ erſcholl plötzlich die Stimme Paul's, der, unbemerkt von ſeinem Freunde, während des Vorleſens der letzten Strophe eingetreten war, „Alles iſt nun aus! Lieb' iſt vorbei, Freundſchaft vorbei, vorbei der ganze Traum einer kurzen Stunde! Vater ſagte mir eben, daß wir in ſechs Wochen alle nach Würtemberg zurückreiſen.“

„O du ſelige, fröhliche Jugendzeit!“ hauchte der junge Dichter ſchmerzlich vor ſich hin. „Arme Eliſe, armer, armer Gottfried!“

„Wir haben lange mit einander geweint, meine Schweſter und ich,“ erwiederte Paul.

„Geweint?“ fragte Jener haſtig. „So liebt Deine Schweſter mich?“ — „Doch nein,“ ſetzte er traurig hinzu, „Wer müßte denn nicht weinen, wenn er dem Rhein Ade ſagen ſoll? Ach, ich bin ja nicht liebenswürdig, um mich wird ſich Keiner abhärmen!“

„Pfui, Gottfried! Wie magſt Du ſo reden?! Iſt das Deine geprieſene Treue und Standhaftigkeit? Du würdeſt vor Schaam in die Erde ſinken, wenn Du wüßteſt, was Eliſe heut' Morgen ausrief, als ich ihr die furchtbare Nachricht mittheilte.“

„O ſprich! Was war's?“

„Nein, jetzt ſage ich Dir's nicht. Du haſt das mit Deiner Kleingläubigkeit nicht verdient. Zieh' Dich lieber an, und komm mit in's Freie!“

Gottfried, der das Wahre in dem Vorwurfe des Freundes fühlen mochte, warf ſich in ſeinen Rock, und ließ ſich ſchweigend von Paul hinausziehen.

Seine Liebe zu der ſchönen Eliſe Zeller war nicht die erſte, welche in dem jugendlichen Herzen aufkeimte. Er hatte ſchon zweimal geliebt, aber es war mehr ein ſtürmiſcher Rauſch ſeines leicht erregbaren Gemüthes geweſen, das ſich in ſeiner kindlichen Unerfahrenheit und Frömmigkeit leicht durch einen Blick, ein Wort oder ein Zeichen entflammen ließ. Und doch hatte er Eines dieſer Mädchen treu im Stillen geliebt, bis ein Anderer ſie zum Altar führte. In der Geiſtesfeſſel einer ſtarren Orthodoxie und blinden Gottvertrauens erzogen, war hinterdrein die nagende Pein der Reue in ihm aufgeſtiegen, und er hatte jene Jugendliebe als eine ſündige verdammt, weil nicht Gott, ſondern Gottes ſchöne Creatur das Ziel ſeiner Sehnſucht geweſen. Da lernte er die liebenswürdige Schweſter ſeines Freundes kennen, und nun wandte ſich die reinſte Gluth ſeiner frommen Seele ihr in platoniſcher Liebe zu. Er ſah in ihr nur das Göttliche, das klare Kryſtall, welches den Thau des Himmels umſchloß und wiederſtrahlte, und ſeine ſchwärmeriſche Hingabe an ein unverdorbenes Gefühl trug eher den Charakter einer inbrünſtigen und andächtigen Gottesverehrung, als einer trunknen Jünglingsliebe.

Der Schlag, der ihn durch den bevorſtehenden Abſchied der Zeller'ſchen Familie traf, war kein unvorhergeſehener. Außerdem lag es in ſeinem Plane, zu Oſtern des Jahres die Berliner Univerſität zu beziehen; allein die ſteigende Kränklichkeit ſeiner Mutter rückte ſeine Abreiſe von Bonn in fernere Zeiten hinaus, und ſo hatte er gehofft, noch den Sommer mit der

Familie ſeines Freundes und ſeiner Geliebten zubringen zu dürfen. Auch gab er ſich gern dem Gedanken hin, daß dieſe Verlängerung ſeines Aufenthaltes im elterlichen Hauſe ſein Verhältniß zu Eliſen feſter begründen und vielleicht gar für die Ewigkeit knüpfen werde. Jetzt ſah er mit Einem Mal alle ſeine Pläne zertrümmert, und bedurfte Zeit, um ſeine innere Ruhe und Beſonnenheit wiederzugewinnen. —

Arm in Arm wandelten die Freunde hinaus vor das Coblenzer Thor, und lenkten ihre Schritte auf den alten Zoll, von wo man eine herrliche Ausſicht auf das rechte Rheinufer und das Siebengebirge genießt. Schweigend lehnten ſie ſich auf die Brüſtung der hohen Baſtei, die in vergangenen Jahrhunderten einen Theil der Befeſtigungswerke ausmachte, und betrachteten die herrliche Landſchaft, die ſich zu ihren Füßen hindehnte. Etwas rheinaufwärts von dem gegenüber liegenden Beuel zeigte ſich ihnen auf dem Finkenberge Foveaux' Häuschen, wohin ſie oft an ſchönen Sommernachmittagen gewandert waren, dann Oberkaſſel, Kinkel's Geburtsort, wo ihnen in dem freundlichen Lehrer Karl Sartorius ein lieber Freund lebte, und dann das mächtige Siebengebirge mit der tannenumkränzten Wolkenburg, dem ſteilabſchüſſigen grauen Drachenfels, der kleinen Peterskapelle, dem hohen Oelberg, der verfallenen Löwenburg und den übrigen Berghäuptern. Drunten aber floß ruhig der dunkelgrüne Rhein, und trug auf ſeiner purpurfarbnen Fluth noch einzelne abgeriſſene Eisblöcke dem fernen Weltmeere zu, die vielleicht an Norwegens fremder Küſte landen und dort an den unwirthlichen Felſenſcheeren, einen Gruß von den rebenumkränzten Rheinbergen bringend, im Spätſommer zerſchellen.

Lange ſtarrten die Beiden in den mächtigen Strom, und ließen nebelhafte Bilder der Zukunft ihrer Seele vorübergleiten. Mit dem Zeller'ſchen Hauſe ſchied für Gottfried die Liebe und Freundſchaft, mit dem eignen die Heimath, und es ahnte ihm, er werde wohl nie wieder heimiſch werden, es ſei denn am eignen Heerde. Dies Gefühl der Wehmuth, wie es an dem klaren und milden Morgen an der Seite des Freundes ſo ſcharf und gewiß die Seele durchſchnitt, preßte ihm Thränen aus und krampfhaft hielt er Paul's Hand in der ſeinigen umfaßt. Er gedachte ſeiner Kindheit und jeder ſchönen Stunde, die er mit dem Freunde und der Geliebten durchlebt, und nun erſchien es ihm Alles wie ein Traum, den der erſte Hahnenruf mit dem Erwachen verſcheuchte.

Hoch aber ſchwoll ihm wieder die Bruſt, als die Sonne prächtig die weißen Abhänge des Drachenfelſens vergoldete, und die Rheinfluth wiederſtrahlend den funkelnden Morgenglanz auffing. Leiſe ließ er die Hand des Freundes fahren, und legte ſie ihm auf die Schulter.

„Nicht wahr,“ fragte er ihn, „die Nacht iſt ſchön in ihrer traumhaften Ruhe und Liebesfeier? Schön war's, wenn wir uns im leichten Fiſcherkahn auf dem ſanfthinſtrömenden Fluſſe forttragen ließen, und den Blick zu den Sternen emporſandten, die über den Wipfeln der Bäume lächelnd herniederblinkten: — aber, Paul, ſieh' dorthin — er deutete auf die magiſch beleuchteten Berge — der Tag iſt doch ſchöner!"

„Ach nein, Gottfried, das Erwachen aus der Kindheit iſt traurig!"

„Gewiß wehmüthig genug; aber es iſt ja das Licht, das uns aus dem Dunkel erweckt. Darum hinaus in die ringende Welt, daß ſich die reine Seele kecklich im klaren Sonnenſchein ſpiegele! — Das Kindesverhältniß iſt ſo ſüß, und klingt uns noch ſo bezaubernd wie ein Grundton durch die ganze Seele hindurch: — aber Wer wollte ſich nicht freuen Mehr zu ſein, Mann zu ſein? Die Hand auf's Herz, ſage mir, Paul, möchteſt Du Deinen Schatz von Wiſſen, die Tiefe und den Umfang Deines Gemüthes dahingeben für die Genüſſe eines Alters, das nun doch wieder vorwärts ſtrebt, doch nicht glücklich iſt, weil andre Menſchen größer, ſelbſtſtändiger ſind? Gäbeſt Du Deine Freundſchaft für das Gefühl der unbedingten Abhängigkeit von den Eltern? Deine Erfahrung und ſchmerzliche Weltüberwindung für den unentwickelten Verſtand, die ungeprüfte Unſchuld des Kindes? Wahrlich nein! ich möchte keinen Tag jünger ſein, ich möchte nicht noch einmal die ſeligen Tage des Ideals von Freundſchaft und Liebe erkaufen mit dem Verluſte der Erfahrung, daß mich ein Freund betrogen und die Geliebte verlaſſen hat. Hinaus denn und, dem jungen Adler gleich, ſelbſt die Schwingen verſucht! Auf zur höchſten Höhe, zur nächſten Nähe der Geiſterſonne! Brauſen wird um mich der Sturm, aber im Aufſchauen zum ewigen Lichte wird er meine Geiſteskraft nicht lähmen: ſchaudern werd' ich vor dem wogenden Meer in meiner Bruſt, aber feſthalten in dem elektriſchen Kreiſe, aus dem Leben und Geſundheit ſtrömt, glauben an Gott und ihm vertrauen, aufblicken zu Chriſti Kreuz und den Geiſt wirken laſſen an meinem Herzen! So mag denn jedes Band ſich löſen, das mich feſſelt an die Erde! Scheide die Freundſchaft — ich finde einen Bruder in dem Heilande; ſcheide die Liebe — der Glaube ſei meine Braut; ſcheide die Schweſtertreue — ich bin kommen zu der Gemeine von viel tauſend Gerechten! Hinaus denn, mein junges Herz, und lerne allein ſein mit deinem Gotte, und ringe mit ihm, bis daß du ihn bezwingeſt, und er dir einen neuen Namen gebe, den heiligen Israel, den Niemand weiß, denn der ihn empfänget! — Sei mir gegrüßt, du herrliche Morgenſonne, Bild meiner erwachenden Seele!"

Die letzte Hälfte dieſer Betrachtung hatte Gottfried mit erhobener Stimme und glühendem Antlitz geſprochen. Er ſchien die Gegenwart ſeines Freundes vergeſſen zu haben, den ſein verklärtes Auge erſt jetzt wieder bemerkte, und der ihn voll edler Rückſicht in ſeinen begeiſterten Ausrufen nicht unterbrochen, ſondern ſeinem lautgewordenen und entfeſſelten Denken ernſt zugehört hatte. Paul vermochte kaum ſo raſch von dem Gefühl des Schmerzes ſich loszureißen, als Jener, der mit einer wunderbaren Schnelligkeit des Gedankens auch ſeine Gefühle zu beherrſchen oder wenigſtens raſch zu verwandeln verſtand. Erſt die Traurigkeit, die noch immer auf den Geſichtszügen des Freundes ruhte, erinnerte Gottfried an den eignen Kummer, den der Flug des Gedankens verſcheucht hatte. Wehmüthig lächelnd ſah ihn Paul mit dem treuherzigen Auge an, und ſprach: „Du haſt doch ein ſtärkeres Herz in der Bruſt, als ich, und wirſt mich wohl überflügeln, — aber laß mich Deinen Freund ſein — auch in der Ferne!“

Fröhlich ſchlug Gottfried in die dargebotene Hand ein, und erneuete den alten Bund. Fröhlich aber tanzten die weißen Sonnenlichter auf dem krauſen Gewäſſer, fröhlich ſegelten die flockigen Wolkenzüge durch die blaue Luft, und fröhlich ſang die erſte Lerche ihr grüßendes Lied aus dem Wipfel der kahlen Rothbuche, während ein vorwitziges Schneeglöckchen bereits den neuen Frühling einläuten zu wollen ſchien, der doch noch fern war. Aber wo ſich zwei gute Menſchen begegnen, da freut ſich auch die Natur, und ſendet ihnen durch Froſt und Winter ahnend ihren Maiſegen in's Herz.

3.

Das einfache Wohnzimmer der Kinkel'ſchen Familie war heute feſtlich mit Blumen und Guirlanden geſchmückt. Gottfried und ſeine Schweſter Johanna hatten die Mutter zu ihrem Geburtstage freudig überraſcht und ſie befand ſich wohler, als ſeit langer Zeit. Dankend ſchloß ſie die geliebten Kinder an's Herz und ihre meiſt ſtrengen Züge hatten einen herzlichen Ausdruck angenommen. Obgleich Gottfried am vorigen Abend erſt nach 10 Uhr in's Haus gekommen war — und das rechnete man ihm ſonſt als ein gewichtiges Vergehen an — hatte die Mutter doch heute für ihn kein Wort, keinen Blick des Vorwurfs, und ſelbſt die finſtre Schweſter erinnerte ihn nicht, wie ſonſt, an ſeine „Schuld," ihn zur ernſthaften Reue ermahnend. Die Mutter hatte an dieſem Morgen beſonders inbrünſtig für ihre Kinder gebetet und reichte Gottfried jetzt ein kleines Papierſtreifchen, auf das ſie einige Zeilen aus Pfarrer Haſenkamp's Briefen abgeſchrieben hatte.

Der junge Student las die geheimnißvollen Worte: „Wenn nun eine Mutter Gott keine Ruhe

„läßt, dann läßt Gott auch ihren Kindern keine Ruhe. „Er läßt ſie in Nichts in der Welt Frieden oder „Freude finden. Wo ſie auch hin- und herrennen, ſie „finden nicht, Was ſie ſuchen, ſie leiden von ihren „Begierden heiße Noth, und die Noth lehrt ſie dann „beten.“

„Siehe, mein Kind,“ ſagte dann die Matrone, welche gleich der Mutter des Heilandes Maria hieß, „der Mann hat Recht; ich habe vielleicht bisher zu viel für Dich vor dem Throne des Ewigen gefleht, daß Du nicht in Sünde und Anfechtung falleſt; aber nun biſt Du ja ſelbſt groß genug, um zu wiſſen, Was zu Deinem Frieden dient, und ich muß Dich der eignen Leitung überlaſſen.“

Gottfried, der bisher gewohnt geweſen war, von ſeinen Eltern und mehr noch von ſeiner Schweſter als ein großer Sünder betrachtet und behandelt zu werden, und der ſich in Folge dieſer weltverachtenden Erziehung auch ſtets als einen ſolchen geglaubt hatte, fand keine Antwort auf dieſe Anrede. Weinend warf er ſich an die Bruſt ſeiner Mutter, und bat ſie, doch auch ferner ihm in dem Kampfe mit der Sünde beizuſtehn, und mit ihm zu Gott um Kraft und Hülfe für ſeine jugendliche Schwachheit zu flehen. Aber ſie verwies ihm ſtrafend ſeine Zaghaftigkeit, und ſo ging er wunderbar bewegt auf ſein Studierzimmer.

Lange ſaß er dort, in ernſte Gedanken verſunken, und ſtarrte in das luſtig aufflackernde Feuer des alterthümlichen Kamines. Endlich ſank er in der Mitte des Zimmers auf die Kniee, faltete die Hände und bewegte betend die Lippen, indeß ſein Auge durch's Fenſter in das blendende Sonnenlicht hinaufblickte. Eine ziemliche Weile verharrte er in dieſer Stellung, und ſein ſchönes von ſchwarzdunklem Lockenhaar umwalltes Antlitz ſtrahlte allmälig im Scheine der roſigſten Verklärung. Dann erhob er ſich neubelebt, und ſchrieb folgende Selbſtſchau in ſein vor Kurzem begonnenes Tagebuch:

„Gott, ich erkenne dich!

„Ich erkenne dich als den Gewaltigen, der das Leben des Menſchen vernichtet, damit es herrlicher aufblühe, der uns hilft im Kampfe mit der Welt, daß wir die Frucht des Sieges erringen! Löſe ſich denn Schmerz und Freude in Eine Empfindung, und die Empfindung ſei Glaube! Ganz will ich mich verſenken in den Gedanken: Gott iſt, und (Gott, dir dank' ich's) er iſt mein Gott! —

„Wie oft habe ich nicht die Israeliten bitter getadelt, daß ſie, die ſo oft die göttliche Gnade erfahren, immer wieder, von Jehovah ſich abwendend, in Abgötterei verfielen! Aber ſiehe, Was die Menſchheit thut, iſt nur Spiegel des Einzelnen, ihr Ringen nach Wahrheit iſt dem des Einzelnen ſpecifiſch gleich, aber ihr Thun, ihre Sünde iſt auch des Einzelnen Sünde. Ganz das Leben jenes Volkes ruht auch in mir, nur nicht ſinnlich, ſondern vergeiſtigt. Denn ich bin Menſch und ſtehe der Menſchheit meiner Zeit und ihrem Bewußtſein gleich. Mit der Ueberſtrömung des ſinnlichen Gefühls begann mein Abfall von Gott und immer tiefer, tiefer ging's hinab in den lockenden Abgrund.

Aber das Hinabreißen entfernte mich immer weiter von dem ewigen Lichtquell, und, ach, zuletzt drang kein Strahl mehr durch, der mich erwärmt und erleuchtet hätte! Und während ich rechts und links mich verbreitend in der düſtern Materie ſchaffte und wirkte, verlor mein Streben die Spannkraft nach Oben. Lockend ſtieg ein Gebilde vor mir auf, eine Liebe, die mir fern lag, und darum in einen täuſchenden Schimmer gehüllt war; an ihr wollt' ich mich emporrichten, aber — ſie verſtieß mich und die Erinnerung eines Bildes, das die Zeit immer mehr verlöſchte, vermochte nicht gegen die reizenderen, immer friſchen und neuen Gebilde einer heißen Phantaſie anzukämpfen. Aber nun endlich, da ich, dumpf und ruhig, mein ödes Wühlen in der Finſterniß fortſetzte, da erſchien, von Gott geſandt, ein Menſch — Was kann ich mehr von ihm ſagen?! Aus dieſer von göttlicher Kraft elektriſirten Maſchine ſprang ein zündender Funke in mich über, der durch einen ſchmerzhaften, zuckenden Schlag mein Haupt emporrichtete — und, Heil mir, noch ſah ich fern über mir die Sterne leuchten und tröſtend ſtrahlte ihr Schimmer auf den verirrten Wanderer hernieder. Die Bahn war gebrochen, — Freiheit, Lebensluft! Der Geiſt ſtieg empor, und rüttelte an den Thoren des Himmels, aber die Sinne waren noch befangen in den Irrgängen der Sünde und Schwachheit. Und, Weh' mir, der Geiſt vermochte ſie nicht zu bezwingen! Der Freund mußte mich verlaſſen, und zum zweiten Mal verlor meine Seele durch die Lockung einer Liebe die Kraft, weil ſie nicht mehr feſthing an dem, von dem alle Kraft ausgeht. Durchbrochen war nochmals der Damm, und, ach, die Fluthen wogten wieder zertrümmernd über alle Gebiete des Lebens hin! Auch meine zweite Liebe war vergänglich, und zwei Mal hatte ich mich getäuſcht, weil nicht Gott, weil ich ſelbſt geliebt. So konnte mich auch dieſe Liebe nicht verſöhnen. Furchtbar war ich zerſtört, als ich meine Hoffnung einmal aus dem Grabe gerettet, nun aber gänzlich zerſchmettert ſah. Gott, du weißt, wie ſchwer dieſe Zeit geweſen, wie ſie mich gedrückt hat. Aber du ſandteſt deinen lichten Engel, der meinem Geiſte zurief: Erwache, der du ſchläfſt! Beginne neu den Kampf, und mit meiner Hülfe mußt du ſiegen! Auf, du träumender Jünglingsgeiſt, das Schwert ergriffen, und wacker gekämpft!

„Gott! Dank für dieſen Ruf, er hat mich gerettet! Der Geiſt erkannte, daß er mächtiger ſei, als das Fleiſch, und da er es erkannte, war er es auch!

„Hier ſtehe ich auf der Grenze des Kindes- und Mannesalters, — und ich ſtehe rein da! Rein durch dich, Herr Jeſu Chriſt, durch dich geheiligt, durch dich gerechtfertigt. O Chriſt, läſſeſt du mich wieder ſinken? Iſt das Gefühl noch nicht lebhaft genug in mir, daß nur du, Gott, den Menſchen bewahren kannſt? Dieſe Erfahrung gehe denn mit mir, die ich in meinem ganzen Knabenalter mir gewonnen, daß ich aus mir ſelbſt Nichts vermag, aber daß Gott ſtark iſt in den Schwachen, — ſie begleite mich auch in's Mannesalter!

„O Kindheit, lebe wohl mit deinen Träumen von Glück und Unglück! Ich bin Mann, und ſtatt des ungewiſſen Ringens ſteht klar vor mir ein Lebensziel da: — Wirken für Gott! — Nicht für Gott — Was bedarf Gott? — aber für meine Brüder, indem ich ſie an ſein Herz führe!

„O Gott, du biſt gut! Und wenn auch die Ketten, ehe dein Arm ſie zerriß, mich wund gerieben, bald ſind die Wunden verharſcht, und werden ſelbſt auch dem ſpähenden Auge verſchwinden!

„Herr Gott, ich beuge mich vor dir! Ich trete nun ein in das volle, ſchöne und reiche Leben — Dank dir, daß es mir noch ſo erſcheint! Und ich trete ein mit hoher Stirn, hellem Sonnenauge, Kraft des Leibes und Heiterkeit der Seelenkräfte. Dank dir, mein Gott, heißen und ſtammelnden Dank!

„Eine neue Liebe hat ſich ihren Tempel in meiner Bruſt gegründet. Gieb mir ein Zeichen, Herr, ob ich nach deinem Willen gethan! Wo nicht, ſo wähle du für mich. Verzeih's, o Vater, verzeih dem Kinde, das nach Spielſachen greift, ſtatt an deinem Worte, und in deiner Liebe zum Manne zu erſtarken! Mein Herz blutet. Doch Herr, ich ſprech' es aus: Gieb mir Kraft, deinem Befehle zu folgen. und wenn mein ganzer ſüßer Liebeswahn dabei zerſtieben müßte; denn nicht um Meinetwillen bin ich da, ſondern um dir zu dienen, der aller Weſen Zweck und Urſprung iſt! Dir ſoll ich zuführen die andern Brüder, und nur du weißt es, wie dies geſchehen wird. Muß ich denn meine Eliſe verlieren, ſo will ich's anſehen als Güte von dir; — iſt es aber möglich, ſo gehe dieſer Kelch an mir vorüber! Doch, Vater, nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe!

„Herr! laß mir deine Hand! Führe ſie mich durch düſtrer Waldung Todesſchatten oder über buntlachende Fluren: — es iſt ja doch Ein Ziel, und zuletzt immer glücklich die Seele, die ſich badet im Strahl deiner ewigen Sonne! Auch in der Ferne glänzen die Himmelslichter, und über den Pol hinaus neue blitzendere Sternbilder, auch gute Menſchen giebt es überall, und, Was mehr noch, als dieſes, du, Gott, biſt allgegenwärtig! Cedere nescius, wo dieſer Fels unten liegt!

„Δός μοι, ὅπου στῷ, καὶ κινήσω τὸν κόσμον! Dieſer Hebepunkt außer der Erde iſt der Himmel! Zu ihm hinauf! Dorthin das Leibesauge gerichtet, und geſtärkt in der reinen Bläue! Dorthin den Geiſt geſendet — höher, als der Aar gegen die Sonne ſteigt — über Sonne und alle Himmelslichter hinaus zum Vater des Lichtes! Auf und hinaus, ſpanne, mein Geiſt, Flügel und Sehkraft! Durch! Immer auf den Mittelpunkt, recht auf Gottes Herz! Laß die Natur, den unreinen, vom Hauche der Sünde angeflogenen und vom Roſt der Verbildung zerfreſſenen Spiegel des göttlichen Weſens: — ſpiegele Gott in dir ſelbſt, und ſchau' ihn in dir dein! Der Geiſt iſt das einig polirte Metall, das ohne Flächen und Winkel das göttliche Ebenbild rückſtrahlt, ſobald erſt die Buße das Metall geläutert, das Feuer des Glaubens es geſchmelzt und die göttliche Gnade es wieder geglättet hat!

„Sphärenton, wann vernehm' ich dich?"

Nachdem Gottfried dieſe Gedanken niedergeſchrieben, fühlte er ſich wunderbar geſtärkt. Er glaubte jetzt zu verſtehen, Was ſeine Mutter mit jenem räthſelhaften Ausſpruch gewollt, den ſie für ihn aufgeſchrieben. Stürmiſch flog er die Treppe hinab, drückte einen innigen Kuß auf ihre Lippen und eilte dann zu Paul, um vor dem Mittagseſſen noch mit ihm einen vertraulichen Spaziergang zu machen, und ſeine hohen Gottesgedanken in das theilnehmende Herz des Freundes auszuſtrömen.

4.

Gottfried Kinkel war für ſein jugendliches Alter auffallend ernſt und in ſich gekehrt. Das äußere Leben ließ ihn nicht kalt, aber er war gewohnt, es in mißverſtandener Frömmigkeit als eine gefährliche Lockung zur Sünde anzuſehen und deßhalb von ſich zu ſtoßen. Nicht immer gelang ihm das jedoch, und dann ergriff ihn plötzlich Reue über ſeine vermeintliche Sündhaftigkeit, er betete einſam zu Gott auf verlaſſenem Felde, oder er bat den Herrn auf ſeinem ſtillen Kämmerlein um die Kraft der Weltüberwindung. So fand er leicht für den Augenblick den geſuchten Frieden in hingebender Frömmigkeit und fiebernder Beſchäftigung wieder; allein der Verkehr mit den ſorgenloſeren Kameraden führte ihn gar leicht in die Verſuchung zurück, ſeine Freuden in heiter geſelligem Lebensgenuß zu finden. Dazu kam ein glühender Schöpfungstrieb der Phantaſie, der ihm lachende Blumen vor die Seele zauberte, in deren farbigen Blüthenkelchen er gern webte und lebte. Gelang es ihm, ſeine Dichtungskraft auf religiöſe Gegenſtände zu lenken, ſo fühlte er ſich gereinigt von dem verhaßten Einwirken der Materie, aber es ließ ſich der Phantaſie nicht wohl ein beſtimmtes Gebiet anweiſen, und bei einer ſo regen Geiſtesthätigkeit war es leicht erklärlich, daß Gottfried ſeine Stimmung häufig an Einem Tage mehrmals wechſelte. Frühzeitiges Studium der Literatur hatte namentlich ein lebhaftes Intereſſe für das Theater in dem jungen Dichter erweckt, und vergebens rang die Mutter, dieſen „ſündlichen Hang“ in ihm niederzukämpfen, indem ſie ihm den Beſuch des Theaters verbot und ſeine Lecture beaufſichtigte. Selbſt als der berühmte Schauſpieler Kunſt in der Rolle des Hamlet auftrat, und die liebenswürdige Demoiſelle Sunberg die Parthie der Ophelia übernahm, ließ ſich die ſtrenge Matrone zu keiner Ausnahme ihrer vorgeſchriebenen Regel erbitten, und Gottfried mußte, während Shakeſpeare's geharniſchter Geiſt über die Bretter ging, in Röhr's ſchlechter Predigerzeitung und Hengſtenberg's pietiſtiſchen Jeremiaden Erſatz für den verwehrten Kunſtgenuß ſuchen. Mehr noch, als die Mutter, wies Kinkel's Schweſter Johanna das herbe Weſen proteſtantiſchen Separatiſtenthums. In ſtolzer Verachtung alles Weltlichen ſtieß ſie alles nicht ſchlechthin als religiös ſich Ankündigende mit einer geſuchten Bitterkeit des Herzens von ſich, ohne daß ſie darum wirklich taub gegen die Regungen der Sinnlichkeit geweſen wäre. Ganz im Gegentheil fand ſie vielleicht in dieſer unnatürlichen Bekämpfung des Rein-Menſchlichen und in ſtolzer Selbſtquälerei jenen Reiz, den auch die katholiſchen Märtyrer und Heiligen ſo oft in Abtödtung und geißelnder Verhöhnung des ſinnlichen Elementes geſucht haben mögen. Auch auf ihre Umgebung ſuchte ſie dieſen Geiſt des Welthaſſes auszudehnen. Während des Wittwenſtandes des Profeſſor Heinrich wurden deſſen Kinder im Kinkel'ſchen Hauſe erzogen. Johanna nahm eines Sonntag's eines derſelben, das Lottchen hieß, mit in die Kirche, weil es gut ſei, die Kleine früh an Gottes Wort zu gewöhnen. Während der Predigt ſchaute das fünfjährige Mädchen zu den vergoldeten Engeln empor, welche die Decke des Mittelſchiffes verzierten. Nach dem Gottesdienſte fragte Johanna ihre Pflegebefohlene: „Nun Lottchen, Was haſt Du denn in der Kirche gethan?“

„Ich habe mir die goldnen Engel beſehen.“

„So? Wie machteſt Du das?“

Das Kind blickte unſchuldig zur Decke des Zimmers empor, ſtürzte aber in demſelben Augenblicke ſchreiend zuruck. Johanna Kinkel hatte ihm einen gewichtigen Schlag in's Geſicht verſetzt.

Am meiſten jedoch litt der jüngere Bruder Gottfried unter der religiöſen Tyrannei ſeiner Schweſter. Täglich mußte er in der Ecke des Wohnzimmers niederknien, und gegen die Wand gekehrt zu Gott um ein beſſeres Herz beten. Was Wunder, daß dieſer Geiſt einer pietiſtiſchen Aſkeſe auch theilweis auf den armen Gottfried überging, und ſeinen von Natur klaren, verſtändigen Blick mit dem Nebelflor einer irregeleiteten Weltentſagung umdüſterte?

Es war Frühling geworden. Schon lugten die blauen Veilchenaugen ſchelmiſch aus dem grünen Grasgewinde hervor, und die rothen Sammtblüthen des

Nußbaumes waren bereits aus den Fruchtkelchen herabgeweht. Es war ein ſchöner Sonnabendnachmittag, und die milden Lenzlüfte kräuſelten ſanft die Gewäſſer des Rheines.

Auf dem rechten Rheinufer, wo ſich der Weg über das Fichtenwäldchen nach dem alterthümlichen hohen Siegburg hinzieht, ſchritten drei Wanderer rüſtig vorwärts. Wir erkennen in ihnen unſere beiden Freunde, und der dritte, ein ſchmucker Jüngling mit langherabwallendem blonden Haar und tiefblauen Augen war ebenfalls ein junger Theologe, Richard Selbach, der mit Beiden im vertrauteſten Verhältniſſe ſtand. Gottfried ſollte am morgenden Tage in dem entfernten Seelſcheid für den alten Pfarrer predigen, und ſeine lieben Kameraden wollten ihn bei dem herrlichen Frühlingswetter eine Weile begleiten. Unter fröhlichem Geſpräch gingen ſie auf die lachende Sieg zu, und Paul erzählte jubelnd, daß ihm ſein gütiger Vater erlaubt, noch den Sommer in Bonn zu verweilen, und dann zum Winter mit dem Freunde nach Berlin zu ziehen. Als ſie an das Ufer der Sieg gelangten, kehrte Paul zurück, Richard jedoch ließ ſich durch die maleriſch vor ihnen ausgebreiteten mit friſchem Grün bewaldeten Berghügel, die ſich gleich der ſchimmerden Bruſt einer Jungfrau über der Fläche erhoben, verleiten, noch weiter mit dem Freunde zu wandeln, und ſprang wohlgemuth in den ſchwerfälligen Kahn, der ſie über den hellgrünen Fluß führte.

Selten erklimmen die muthwilligen Studenten von Bonn die Höhen um Siegburg, oder wandern gar weiter in's Gebirge hinein. Zufrieden, das freundliche Städtchen erreicht zu haben, laſſen ſie es meiſt bei der begrenzten Ausſicht vom Schloſſe bewenden, das ſeit Jahren als Irrenanſtalt benutzt wird, und ſuchen ſich dann bei Wein und Ramsſpiel oder mit einem hübſchen Landmädchen die Zeit bis zu ihrem Aufbruch am Abend ſo gut zu vertreiben, als es angeht. Die ſtolze Pracht des Siebengebirges iſt nicht leicht Jemandem fremd, der in Bonn ſich aufhielt; aber nur Wenige ſind über Siegburg hinaus in das Bergiſche gewandert. Und doch bietet eine ſolche Fußtour viele Abwechſelungen, und freundlich einladende Landſchaften dehnen ſich im lieblichſten Reize vor den überraſchten Blicken aus.

Gottfried kannte dieſe Gegend genau; er wußte jedes heimliche Plätzchen, wo man ungeſchaut ſelbſt Alles überſehen konnte, jede idylliſche oder romantiſche Stelle, die den Jüngling zur poetiſchen Betrachtung aufrief, und freudig zeigte er ſeinem Weggeſellen all' dieſe verborgenen Schätze der Flur, die ja dem angehören, der den rechten Sinn für ſie mitbringt. Wenn der fromme Dichter auch manchmal die bezaubernde Natur als verderbt und ſelbſt zum Verderben lockend verdammte, galt dieſes Urtheil doch nur dem, was die Menſchen entſtellt und verbildet hatten, und hier im koſenden Hauche der freien Bergluft und dem heimlichen Rauſchen der grünen Wipfel war er ganz wieder ein gutes ſeliges Kind an der liebenden Mutterbruſt. Auch kannte er genau die Geſchichte all' dieſer Orte, an denen ſie vorbeiwandelten, und erzählte von den Kämpfen der alten Zeit, wie die Siegburger dreimal waren belagert worden, und ſich tapfer herumſchlugen, wie der Ort ehedem ſtarke Feſtungswerke beſaß und noch jetzt die Spuren davon ſich erhalten hatten. Dann jauchzte ihm das Herz, und er ſehnte ſich auch nach einer glorreichen Männerſchlacht, aber es glühte in ihm nur ein dunkler Drang nach einer großen That, eine brennende Vaterlandsliebe und Freiheitsluſt, und am Ende verſchwamm wieder all ſein Denken in eine begeiſterte Hingabe an Gott.

So kamen die Beiden unter anregendem Geſpräch dahin, wo der Fußweg über ein Ackerfeld von dem Fahrwege ſich links abwendet. Richard begleitete ihn noch auf die Höhe, und ſetzte ſich mit ſeinem Freunde auf einen mit Moos und Flechten überwachſenen Stein. Drunten lag das Dorf, und neben dem einladenden Pfarrhaus erhob ſich die herrlich gelegene Kirche, deren Spitze, von der untergehenden Abendſonne vergoldet, in leuchtender Gluth zu brennen ſchien. Die Bewohner führten die dampfenden Pferde von der Feldarbeit heim, und eine rothwangige Dirne ſchritt ſingend mit dem Melkeimer über den Hof im Thale.

Endlich reichte Richard ſeinem Freunde aufſtehend die Hand und ging heimwärts, während Gottfried auf das Bergdörfchen zueilte, in dem er morgen das Wort vom Kreuze verkünden ſollte.

Während er ſo einſam fortwandelte, ward es ihm plötzlich ſchwer um's Herz. Eine ſeltſame Beklommenheit ergriff ihn, daß er nun ſo ganz allein eintreten ſollte in ein fremdes Haus, da ihn Niemand kannte. Mahnend blickte rechts vom Hügel die Kirche herab, und das Abendroth verglomm mälig im Weſten. Gottfried ward ſehr ernſt, er lehnte ſich an einen Baumſtamm und betete; aber die ſeltſame Angſt ging nicht weg. Langſamer ausſchreitend verlor er ſich zwiſchen den Bäumen des links gelegenen artigen Wäldchens, und ſchnitt in die Rinde des zweiten Baumes gedankenlos ein kleines Kreuz. Dann faßte er ſich, und ging herzhaft in das weißangeſtrichene Pfarrhaus, wo man gewiß längſt Seiner harrte.

Er hatte ſich unter ſeinem Wirthe eine lange und hagere Geſtalt gedacht, ähnlich den ſtrengen und aſketiſchen Bildern in Walter Scott's und Cooper's Romanen, und war ſehr angenehm überraſcht, als er einen Mann mit wohlwollendem und freundlichem, aber gebietendem Ausſehen fand, der trotz ſeines Alters in ungebeugter Geſtalt und friſcher Kraft einhertrat. Neben ihm ſtand ein kleines, ſpindeldürres und hüſtelndes Männchen, mit großer Meerſchaumpfeife und wollener Schlafmütze, deſſen vergilbte Züge den im Schulſtaube verſchrumpften Handhaber der Birkenruthe verkündeten, und der, Schullehrer, Küſter und Organiſt in Einer Perſon, die Kirchenlieder für den morgenden Tag holen wollte.

Paſtor S . . . . — ſo hieß der würdige Seelenhirt — ſchritt, ſobald er den jungen Theologen erblickte, freundlich auf ihn zu, und ſchüttelte ihm herzlich die Hand. Nicht lange dauerte es, ſo war ein ſchmackhaftes Abendeſſen aufgetragen, und Gottfried fand im Geſpräch mit dem muntern Alten bald ſeine volle Heiterkeit wieder.

Er lernte aus der Unterhaltung mit ſeinem Wirthe begreifen, wie dieſer, abgeſchloſſen von allem Verkehr mit tiefer gebildeten Männern, doch in geregelter Thätigkeit ein fröhliches Alter verlebte. Die Univerſitätsſtadt war gerade weit genug entfernt, daß ihr Beiſpiel nicht in das ſtille Dörſchen ihren ſchädlichen und zerſtörenden Einfluß verbreiten konnte. Auf dem Lande ſind die Menſchen noch unverdorbener und reiner von Sitten, namentlich auch religiöſer. „Die ernſte Andacht, mit der eine Dorfgemeine den Worten ihres Predigers lauſcht,“ ſagte der Greis, „erhebt ſicherlich auch das Gemüth des Pfarrers höher, als der Anblick einer glänzenden Stadtkirche, deren Beſucher ebenſo ſehr die Sucht zu ſehen, als geſehen zu werden, hertrieb, und wo ſo manch' verſtohlenes Zeichen der Langenweile den Prediger merken läßt, daß die Leute nicht um Seinetwillen zuſammenkamen. In der Landkirche aber ſieht er nur aufmerkſame, oft von leiſer Rührung bewegte Geſichter, und ſelbſt die blühenden Dorfkinder manchmal eine Thräne mit dem weißen Schnupftuch abwiſchen, und das hebt ihm dann wieder die Bruſt, daß er ſich hier als Mittler weiß zwiſchen dem Allmächtigen, der ihm ſein helles Licht in's Herz ſtrömen ließ, und zwiſchen der Gemeine, die er zum Amen emporziehen ſoll.“

Erſt ſpät begab ſich Gottfried auf ſein reinliches Schlafzimmer, und ſprach vergnügt ſeinen Abendſegen: „Schlaft wohl Jeglicher, der mich liebhat, und der's nicht hat!“

Am andern Morgen aber hielt er neugeſtärkt und zur Erbauung der andächtigen Landleute eine herrliche Predigt über das Gleichniß vom erſterbenden Weizenkorne.

5.

An der Landungsbrücke der Kölniſchen Geſellſchaft harrte die Menge der Reiſefertigen. Schaufelnd und keuchend näherte ſich das von Rauch geſchwärzte Dampfboot „Marianne“ und legte unſern des Joſephsthörchens an, während der rothbejackte Schiffsjunge die Schelle zog. Haſtig wurden die aufgeſtapelten Kiſten und Koffer unter dem Gedränge der Aus- und Einſteigenden an Bord getragen, und zum zweiten Mal läutete die große Schiffsglocke zur Abfahrt.

Unter den einſteigenden Paſſagieren bemerken wir die Familie des Oberſchulraths Zeller, der von ſeinem Sohne Abſchied nahm, den er in Bonn zurückließ. Auch an den in ſchmerzliche Träume verſunkenen Gottfried Kinkel, der in heißem Kampfe die Thränen gewaltſam zurückhielt, richtete er freundliche Worte der Weisheit und Ermahnung. Aber der Jüngling überhörte ſeine Reden, und ſtarrte in das ſchöne blaſſe Geſicht ſeiner Geliebten, die nun auf immer fortging.

Zum dritten Male ſchnitt der ſcharfe Ton der Glocke durch ſein Herz, und drängte zum Abſchied. Heiß preßte Gottfried die Hand des Mädchens, und flüſterte den Gruß: „Eliſe, leben Sie wohl! Ich darf nicht mehr ſagen!“

Vernichtet, lautlos und ohne Thränen ſah er das Dampfſchiff abfahren, er lief ihm eine lange Strecke nach, und ſetzte ſich endlich auf die Steinbank oberhalb Arndts Hauſe. Wie es nun ſo allmälig dahinſchwand, und all ſein Jugendglück auf dem ſtolz aufrauſchenden Strome forttrug, da floſſen ſeine Thränen heftig. In der troſtloſeſten Zerriſſenheit lehnte er ſeine brennende Stirn an einen Weinpfahl, und als nun auch der Rauch des Schiffes fern hinter ſeinem Geburtsorte entſchwand, da entrang ſich ihm der tiefſte Seufzer: „Wehe, mein Glück iſt dahin!“

Immer noch ſchaute der Jüngling gen Süden, als ſchon längſt die letzte Rauchwolke im friſchen Morgenwinde verſchwommen war. Der wildeſte Schmerz durchzuckte ſein Hirn, und vergeblich ſuchte er heut' in der Religion den Troſt, welchen er ſonſt im Gebete fand. Plötzlich trugen ihm die Lüfte den ſüßen Schall eines Wortes zu, das ihn hoch über allen Schmerz emporleitete. Sandte ihm ein Engel Tröſtung ins Herz? Klang das Wort der Geliebten über die Berge zu ihm empor?

Paul war dem trauernden Freunde nachgeſchlichen, und hatte ihn, von Jenem unbemerkt, beobachtet. Jetzt aber hatte er ſich hinter ihm emporgerichtet, und ihm in's Ohr geflüſtert: „Dieſen Kuß für meinen Gottfried!“

Freudig überraſcht wandte dieſer das Haupt, und Paul lag an ſeiner Bruſt. Ja, die Geliebte hatte im Augenblick des Scheidens dem ſanften Bruder ihren ganzen Liebesſchmerz vertraut, und für den Verlaſſenen dieſen Gruß aufgetragen, der ihn als freundlicher Stern durch's Leben geleiten ſollte.

Gottfried hatte ſeinen Muth wiedergefunden, und zog den Freund zu ſich nieder auf den ſteinernen Sitz.

„Siehſt Du,“ ſprach er, „wie ſchön uns der blaue Morgen anlächelt? O nun iſt ja Alles gut! Die Gemüther haben ſich gefunden, die Geiſter ſich frei angeſchaut. Dies ſüße Weh, dieſe ſchmerzliche Freude möchte ich nicht miſſen um der Welt Schätze!

— — und füllt uns auch der Knabe
Mit Gift den Kelch, wir ſegnen ſeine Gabe!

„Feſter, als je, ſteht mein Plan, würdig und nicht ohne Namen mein ſüßes Lieb wiederzuſchauen. Nicht mehr wird mich ihr Anblick laben, ihre Gegenwart ſegnen, ihr liebes Wort begeiſtern: ſo komme denn du, Sehnſucht nach der Entfernten, mit deinen milden Wonnethränen, mit deiner wehmüthigen Trunkenheit und deinen Träumen von zukünftigem Glücke! Wäre denn auch Alles Nichts, hätte es keinen Erfolg, und ſollte meine Liebe unglücklich ſein: — nun, es genügt mir, ein edles Mädchen geliebt zu haben, und von einer deutſchen Jungfrau geliebt zu ſein! Freudig ſchau' ich in die Zukunft, farbenhell malt ſie mir meine

Liebe aus, und dieſe Liebe löſcht nur mein Blut! Mag der kalte Verſtand reden: mein Gefühl ſoll er mir nicht zerſtören, und ich weiß es, meine Hohe, Einzige würde ich auch lieben als die Gattin eines Andern, wenn ich allein und verlaſſen in der Welt daſtände. Denn nicht leibliche Vorzüge, ſondern den Geiſt hab' ich erkannt und liebeglühend umfaßt! Der Leib vergeht, aber Phönix Geiſt iſt ewig! Hoch hinauf den Blick und heiter vorgeſchaut! Im Süden, im ſchönſten Gau des deutſchen Vaterlandes lebt ein Leben, ſchlägt ein Herz dem meinigen verſchwiſtert. Treue — und ſie wird gelohnt! Nur das Eine ſoll feſt ſtehen und unwandelbar, und ſoll auch nicht von den tobenden Wogen des Gefühls erſchüttert werden, noch von den Zweifeln des Verſtandes: — die feſte männlichſtarke und weiblichweiche Ergebung in Gottes allgütigen Willen! Gott, Dir ergeb ich mich!“

So ſprach Gottfried noch lange mit ſich ſelbſt und mit Paul über ſeine Liebe. Dieſer, welcher den kühnen Flug ſeines Freundes bewunderte, fürchtete dennoch für die Zukunft. Er bedachte, daß unſer verdorbenes Zeitalter mit der Verdrehung aller natürlichen Begriffe auch die Erziehung und den Werth des Weibes ſo frevelhaft erniedrigt hat, und daß ſich in Folge dieſer Anſichten das Weib ſelten über die Stufen einer erſten, allgemeinen Bildung erhebt, ſondern ihr Entwickelungsgang, meiſt mit dem vollendeten ſechszehnten oder ſiebzehnten Jahre abgeſchloſſen, von dort an gewöhnlich eher eine rückwärtsgewandte Richtung nimmt. Er theilte ſeinem Freunde dieſe Beſorgniß mit, und meinte, daß Eliſe ſpäter Gottfried, wenn deſſen geiſtige Ausbildung mächtig fortſchritte, nicht mehr werde genügen können.

Der Jüngling ſtutzte. Bald aber überwand er die in ihm aufſteigenden Furchtgedanken, und ſprach: „O nein! Dieſe Himmelsblüthe, die ja noch kaum ihre erſten Blätter aufgethan, duftet ſchon ſo ſüß. Wie, wenn die warme Maienſonne der Liebe oder der glühende Sommerſtrahl männlicher Kraft ihre innern Kelchblätter entfaltet, wie muß dann erſt Farbenglanz und Duft aus ihr hervorblühen! O wie könnte ſie mir verloren gehen?“

„Mit einem Dichter freilich ſollte man ſich nie auf Vernunftgründe einlaſſen,“ ſagte Paul; „immer habt Ihr ein Bild bei der Hand, und wenn es Nichts beweiſt, ſo klappt es doch, und wir ſtehen wehrlos da mit all' unſerer Weisheit.“

„Und all' Eure Weisheit ſchützt Euch doch eben ſo wenig gegen die Launen des Lebens, als unſre liebenswürdige Thorheit,“ entgegnete Gottfried lächelnd, indem er aufſtand und ein rheiniſches Volkslied vor ſich hinſang.

6.

Bevor der junge Kinkel um die Mitte des vergangenen Jahres die Familie Zeller kennen gelernt hatte, ſtand er ziemlich einſam im Leben da. Freilich verkehrte er mit manchen Jünglingen, ſo mit den Studenten Koch, Bleibtreu, Kreutz, Müller, Evertsbuſch, Marheincke und Anderen, allein dieſer Umgang beſchränkte ſich mehr auf einen gelegentlichen Austauſch wiſſenſchaftlicher Anſichten oder gemeinſame Spaziertouren, als daß er den Charakter einer innigen Freundſchaft getragen hätte. Eher verdiente ſchon dieſen Namen ſein Verhältniß zu Richard Selbach und Wilhelm Vögehold. Doch fand er auch in ihnen nicht ganz Das, was er ſuchte: beſtändige Anregung ſeiner Gefühls- und Geiſteskräfte. So zog er ſich denn ziemlich zurück, und lebte beſeligt bald mit den Heroen, bald mit den Dichtern und Geiſterfürſten aller Zeiten und Völker, ohne daß ihn dieſe Beſchäftigung und die Gebilde ſeiner Phantaſie den Schmerz der Einſamkeit und die Sehnſucht nach Liebe und Freundſchaft vergeſſen ließen.

Durch ſeine Bekanntſchaft mit der Zeller'ſchen Familie fand er, wie wir geſehen haben, die Erfüllung ſeiner Herzenswünſche. Aber es ward ihm auch zugleich der Verkehr mit der gebildeten Geſellſchaft eröffnet, und ſein neuer Umgang riß ihn aus ſeiner traumhaften Beſchäftigung mit der Vergangenheit in eine reiche Gegenwart hinein, die ihn den Augenblick genießen lehrte, und ſeinem angebornen Ringen nach Humanität einen mächtigen Stützpunkt verlieh.

Dabei trat freilich für ihn die Gefahr ein, er möchte ſich univerſaliren. Er arbeitete nicht mehr ſo anhaltend und regelmäßig, wie ſonſt, wo er in einer Arbeit die Erholung fur die andere geſucht hatte, ſondern mehr gelegentlich, weil es ihm jetzt an eigentlicher Anregung zum Studium manchmal fehlte; aber im Ganzen und Großen gewann er an Bildung.

Der nachhaltige Einfluß des erwähnten Umgangs zeigte ſich noch herrlicher nach Abreiſe jener Familie. Der Verkehr mit Paul und die gewonnene Erfahrung warnte ihn, wieder in die alte Einſamkeit zurückzufallen, und das Bild der Geliebten munterte ihn zu fleißiger Entwickelung ſeiner vielſeitigen Anlagen auf. Es genügte ihm nicht mehr an der bloß äußerlichen formellen Bildung, ſondern er fühlte den Drang, durch treues Studium der poſitiven Wiſſenſchaften die Anſprüche zu befriedigen, welche er theils ſelbſt an ſich machte, und welche ihm theils von Anderen bereits waren eingeräumt worden.

So floß ſein Leben im ſtillen Gleichmaaß einer geordneten Thätigkeit dahin. Kam dann die Nacht mit ihrem ſanftbefriedenden Flügelſchlage, und ließ des Tages Laſt und Hitze mälig in ſeligem Traume verfluthen, dann ſtieg das Bild der Geliebten klar und milde vor ſeinem Geiſtesauge empor, und erweckte in ihm die tröſtliche Hoffnung des Wiederſehens. Freilich war dieſe geheiligte Liebe nicht ſo ſtürmiſch und ſchwärmend, wie ſeine frühere, aber ſie wirkte dafür auch ſegnender auf ſeinen Bildungsgang ein. Würdig ſuchte er ſich auf den gehofften einſtigen Beſitz Eliſens vorzubereiten, und in freudigem Stolze pochte ſein Herz, wenn er ſeine Bemühungen mit dem Beifall ſeiner Lehrer und Freunde gekrönt ſah.

Bei ſo geregeltem Arbeiten war es erklärlich, daß ſeine Poeſie ruhen mußte. Vielleicht iſt auch die höchſte Poeſie wortlos. Ein angefangenes Trauerſpiel „Prexaspes“ ward vorläufig zurückgelegt, und nur wenn Gottfried in ſeinen Mußeſtunden ſich einmal in ſeine Lieblingsſchriftſteller vertiefte, erwachte in ihm die Begierde, mit Jenen den Wettkampf zu beginnen. Namentlich waren es Körner's Schlachtgeſänge, die ihn mit ihrer glühenden Freiheitsluſt ergriffen und den Muth in ihm wachriefen, ſelbſt den Flug auf die Höhen der Dichtung zu wagen. Oft ſtiegen in ſeiner Bruſt, wenn er noch um Mitternacht über einem alten Liederbuche hing, kühne Zukunftsgedanken auf von einem hohen Liede, das er dereinſt der Welt ſingen wollte, aber noch ahnte er kaum all' die verborgenen Schätze ſeines Geiſtes, welche ein dornenvolles und reiches Leben im Lauf der Jahre zu heben beſtimmt war. Noch ließ ſich jenes Lied durch ein fröhliches Jugendträumen einſchläfern, aber die Sehnſucht und der Schmerz dichteten es unermüdet fort, bis die Liebe es endlich voll aus der befreiten Seele hervorquellen hieß.

Die äußern Verhältniſſe Kinkel's waren Nichts weniger, als glänzend. Sein Taſchengeld war ſehr gering, und das häusliche Leben in ſeiner Familie einfach und ſtill. Schulden wollte der junge Student nicht machen, und obgleich er ſich zur Ehre Gottes gern in der Entſagung übte, kam es ihm doch bisweilen hart genug an, ſich aus Geldmangel ſo manches unſchuldige Vergnügen verſagen zu müſſen, das er ſeine Freunde vor ſeinen Augen genießen ſah. Auch zu wohlthätigen Zwecken fehlten ſeinem guten Herzen meiſt die erforderlichen Mittel, und das preßte ihm nicht ſelten Thränen in die Wimper.

Einmal dankte er inbrünſtig ſeinem Gotte, daß er jetzt wieder ganze 10 Thaler beſäße, aber am nächſten Morgen ſchreibt er in ſeinen Tagebuchnotizen: „Die 10 Thaler ſind fort! Ich habe ſie einem Freunde geliehen, der in Noth war, und bin nun ſelbſt in einiger Verlegenheit. Doch es heißt ja: Trachtet am Erſten nach dem Reiche Gottes und nach deſſen Gerechtigkeit, ſo wird Euch alles Solches zufallen!“

Jede Unordentlichkeit der Lebensweiſe war ihm verhaßt. Namentlich verabſcheute er das Spiel und die Unmäßigkeit im Trinken aus tiefſter Seele. Als Paul einige Zeit nach der Abreiſe ſeines Vaters ſeine Arbeiten etwas vernachläſſigte, und öfter mit ſeinen Kameraden ſich beim Kartenſpiel amüſirte, erregte dies Kinkel's heftigſten Unwillen und ſchmerzlichſte Beſorgniß. Er nahm ſich vor, alle Tage für Paul zu beten, und ſetzte dies Geſchäft über ein halbes Jahr lang fort. Kindlich freute er ſich, wenn Paul ſeinen Ermahnungen Gehör ſchenkte, und wieder fleißiger ward.

Auch das Tanzen hatte Gottfried ſeit ſeinen erſten Knabenjahren als ſündlich betrachten gelernt. Ging er nun an einem ſchönen Sonntagnachmittage mit ſeinen Genoſſen auf ein nahegelegenes Dorf, und war ſo recht ſeelenvergnügt und heiter in der Geſellſchaft guter Menſchen und der Umgebung einer herrlichen Natur, dann ſchnitt es ihm wie ein ſcharfer Mißlaut im ſchönen Einklang des Alls durch das Herz, wenn ihm plötzlich eine ſchallende Tanzmuſik aus einer Bauernſchenke entgegenklang, und oft flüchtete er ſich aus einer luſtigen Kirmes mitten in das Dunkel des Waldes oder auf die freien Gipfel der Berge, wo er dann langgeſteckt, im Graſe die bläulichen Rauchwolken aus ſeiner Thonpfeife in die friſchen Lüfte hineinblies, indeß ſich ſeine Gedanken über Zeit und Raum zu ſeiner fernen Liebe hinaufſchwangen.

Von ſeinem religiöſen Standpunkte ſagte er damals ſelbſt: „Von dem Hegelthum komme ich leider mehr und mehr ab; Rationaliſt zu ſein iſt mein höchſter Wunſch, dabei bin ich jedoch zugleich Supranaturaliſt und Myſtiker, nöthigenfalls ſogar Pietiſt.“

So drängte ihn ſein klarer Verſtand unabläſſig zu einer vernunftgemäßen Auffaſſung der Theologie hin, während ein tiefes religiöſes Gefühl und ein andachtglühendes Herz ihn eben ſo beharrlich in die wunderbaren Tempelhallen eines dunklen Wunderglaubens zurückzog. Allein dieſe Unklarheit ſeiner religiöſen Begriffe beunruhigte ihn nicht; er ſah dieſelbe als nothwendigen Durchgangspunkt ſeiner Entwickelung an, und all' ſeine Zweifel löſte zuletzt friedlich ſeine begeiſterte Frömmigkeit und ſeine endloſe Hingabe an den Willen des Allmächtigen.

So verſtrich fröhlich der Sommer, und die Zeit rückte näher und näher heran, wo Gottfried das elterliche Haus verlaſſen ſollte. Er freute ſich namentlich darauf, in Berlin große Geiſter und tüchtige Männer ſeiner Wiſſenſchaft kennen zu lernen, und nur der Abſchied von ſeiner Familie, namentlich von ſeiner Schweſter, welche er die „Beſſernde“ zu nennen pflegte — ſo groß war die Demuth des Jünglings, daß er ſich eine ſolche Hofmeiſterin gefallen ließ! — fiel ihm ſchwer auf's Herz.

Schon ſahen die Trauben an den dunkelgrünen Weinſtöcken der Hand des Winzers entgegen, als Gottfried eine Thräne des Scheidens auf der feuchten Wimper zerdrückte, und mit ſeinen Freunden erwartungsvoll der großen Hauptſtadt zureiſte.

Zweites Buch.

Berlin.

Oktober 1834 bis Auguſt 1835.

1.

„Heda! Aufgewacht, Du mordfaule Ratze!“

Paul rieb ſich die ſchlaftrunkenen Augen, und ſtarrte verwundert ſeinen Freund an, der in ganz durchnäßten, ſtraffanliegenden Kleidern vor ſeinem Bette ſtand.

„Aber Gottfried! Was haſt Du denn gleich in der erſten Nacht unſeres Hierſeins für tolles Zeug angefangen?“

„Das kommt davon, wenn man nach Hinten hinaus wohnt,“ antwortete dieſer. „Da mag noch ſo viel Skandal auf der Straße los ſein, da mögen hundert Nachwächter und dreißig Patrouillen zur Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung mit Kuhhörnern und Trommeln und nachſchleppenden Säbeln die Stadt durchſpektakeln, Nichts hört Ihr.“

„Danke auch ſchönſtens für ſolche Nachtunterhaltungen“, lachte Paul.

„Wohl möglich; aber wenn Dir nun das Haus überm Kopfe zuſammenbrennt, oder die halbe Welt in Flammen ſteht?“

„Dann laſſe ich Gott und die Spritzenmänner dafür ſorgen, daß die andere Hälfte von einer Sündfluth verſchlungen wird, ſo heben ſich die Gegenſätze auf. Aber, Scherz bei Seite, Du ſcheinſt mir gerade auf der Grenzmark zwiſchen der verbrennenden und ertrinkenden Welt geſtanden zu haben.“

„Wie ſo?“

„Hinten hangen Dir die halbverkohlten Rockſchöße trauernd zur Erde, und vorn — — — Aber, mein Gott, Was iſt Dir?“

Gottfried hatte haſtig den Rock ausgezogen, und ſtarrte entſetzt auf die verbrannten Fetzen. „Es war mein beſtes Stück Zeug!“ ſeufzte er trübſelig, indem ihm die hellen Thränen über die Wangen ſtürzten.

Als er ſich etwas gefaßt, erzählte er ſein Abentheuer. Gegen 1 Uhr Nachts erſcholl der Ruf: „Feuer! Feuer!“ durch die Gaſſen. Die Brandglocken heulten, und Spritzen raſſelten über das Steinpflaſter. Gottfried ſprang aus dem Schlaf empor, fuhr ohne Auswahl in ſeine beſten Kleidungsſtücke, die er beim Auspacken für den folgenden Tag zum Zweck einiger Antrittsviſiten zurecht gelegt hatte, und fand ein Haus in der Mohrenſtraße in lichten Flammen. Haſtig drängte er ſich durch die verſammelten Maſſen, und half unabläſſig Waſſer zutragen, bis ſich der Brand gelöſcht zeigte. Da er immer einer der Vorderſten war, und mehrmals durch die Nachfolgenden ganz nahe an das Feuer herangeſchoben ward, mußte die Flamme ſeinen Rock ergriffen haben, ohne daß er in ſeiner Thätigkeit darauf achtete. „Kaufe ich mir nun einen neuen Rock, ſo bleiben mir nach Abzug der Collegiengelder für den November nur 6 Thaler,“ ſchloß er ſeine Erzählung. „Schrecklich! Gott, der blaſſe Hunger! 's geht nicht anders! Aber wo im December Geld hernehmen? Gott wird's wohl ſchicken!“

Paul tröſtete den verzagten Freund, ſo gut er es vermochte, während er ſich anzog, und folgte ihm dann in deſſen Wohnung, indem er ihm ſeinen Mantel lieh, und ihn zur Eile antrieb, damit er ſich in den naſſen Kleidern nicht erkälte.

Kinkel bewohnte ein einfaches, aber freundliches Zimmer in der Charlottenſtraße im Hauſe des Theater-Regiſſeurs Weiß, eines herzlichen alten Mannes, an den der junge Student von Bonn aus Empfehlungen mitbrachte. Kaum war er auf ſeiner Stube mit ſeinem Freunde angelangt, als Ferdinand, der Sohn ſeines Wirthes, ein junger liebenswürdiger Portraitmaler, eintrat. Der durchnäßte Student kleidete ſich raſch um, und nun ging es an's weitere Auspacken ſeiner wenigen Habſeligkeiten, wobei ihm die Andern unter aufheiternden Geſprächen behülflich waren.

Ferdinand erzählte jetzt, daß der Theaterdirektor einen neuen Rezenſenten der aufzuführenden Stücke ſuche. Ein Gedanke durchblitzte Gottfried's Hirn. Er dachte an das Verbot ſeiner alten Mutter, das Schauſpielhaus zu beſuchen, aber er dachte auch an ſeine namenloſe Noth, und ſchüchtern fragte er: „Könnte mir wohl dieſe Stelle übertragen werden?“

„Warum nicht?“ erwiederte Ferdinand. „Wenn Sie mit meinem Vater darüber ſprechen wollten, wäre die Sache bald abgemacht. Aber die Einnahme iſt gering.“

„Wie groß ungefähr,“ fragte Gottfried.

Der junge Maler nannte eine unbedeutende Summe, und Jener hat, deßungeachtet, ihn ſeinem Vater vorzuſtellen, da er gern mit dieſem Honorar zufrieden ſei.

Die Sache ward ſofort in Richtigkeit gebracht, und Kinkel freute ſich, wenigſtens doch Eine ſichre Ausſicht auf einen beſcheidnen Verdienſt zu beſitzen.

Beim ferneren Auspacken ſeiner Sachen fand er mehre Empfehlungsbriefe an Berliner Profeſſoren und einige Familien vor, unter andern ein Schreiben des Profeſſor Sack an deſſen Schweſter, die damalige geheime Legationsräthin Eichhorn. Sinnend wog er das kleine Billet in der Hand, dann aber legte er es bis auf ſpätere Zeit in ſein Tagebuch, wo es vergeſſen liegen blieb. Wer weiß, wie ſein Schickſal ſich nachmals geſtaltet hätte, wenn er durch jenen Brief in das Haus des ſpäteren Miniſters wäre eingeführt worden? Aber ein guter Stern hing über ſeinem Haupte, und ließ ihn die Häuſer der Vornehmen und Großen der Erde vermeiden.

Dagegen führte ihn der Verkehr mit der Familie ſeines Wirthes und beſonders mit dem jungen Maler Weiß in mehre Geſellſchaftskreiſe ein. Namentlich verlebte er im Umgange mit der Familie Schlöſſing manche angenehme Stunden.

Um ſich vor leiblicher Noth und der Gefahr des Schuldenmachens zu ſchützen, verſchmähte Gottfried ſelbſt die ſaftloſeſten und langweiligſten Arbeiten nicht. So übernahm er für einen Buchhändler faſt täglich Correkturen von Druckſachen, und verwaltete dies mühevolle und wenig einträgliche Geſchäft mit der größten Pflichtreue und Aufopferung.

Außer dem täglichen Verkehr mit Paul Zeller, Richard Selbach, dem jungen Weiß und dem Studioſus Theologiä Wilhelm Bögebold, zu welchem Letzteren er ſich damals beſonders hingezogen fühlte, reizte ihn namentlich der tiefergehende Umgang mit einem höchſt genialen Architekten: Hugo Dünweg aus Barmen.

Dieſer Jüngling machte beim erſten Anblick den Eindruck eines ſeltenen und außergewöhnlichen Menſchen. Unter röthlichgelbem Haar und Augenbrauen blitzte ein glänzendes tiefblaues Auge hervor, das beſtändig mit geiſtreicher Unruhe umherſchaute, dann aber im Geſpräch mit einem Mal feſt auf den Mienen des Redenden hangen blieb, wenn dieſer ein Wort, einen Gedanken vorgetragen hatte, der Hugo entweder ſtutzen machte oder ſonſt ſein Intereſſe lebhaft in Anſpruch nahm. Es lag etwas Haſtiges und Leidenſchaftliches in all' ſeinen Bewegungen, und zugleich etwas Schmerzliches, ja nicht ſelten Bitteres und Zeriſſenes, zumal wenn ſich ſein edelgeformter Mund, wie es oft geſchah, zu einem ſarkaſtiſchen Lächeln verzog.

Hugo war bereits früh in die Welt hinausgeſtürmt. Begabt mit den herrlichſten Anlagen zur Poeſie, hatte er bald alle Erwartungen ſeines glühenden Herzens getäuſcht und verhöhnt gefunden. Sein Vaterland, für deſſen Freiheit und Größe ſein Herz mächtig ſchlug, ſah er, von elenden Buben geknechtet, im Todeskrampfe verzucken, und die Thaten Derer, welche ſtets das Wort der Liebe auf der Lippe trugen, ſtraften ihren Mund Lügen. Er ſah den mächtigen Zug, der ihn zur Natur hintrieb, verſchmäht und gemordet, und gerieth ſo von Zweifeln zu Zweifeln, von Schmerzen zu Schmerzen. Dabei war ſein Herz gut und edel, und ſein Lied ſchoß wie ein reinſter Blutquell aus der verwundeten Bruſt des noch im Tode ſingenden Schwanes.

Eine ſo großartig angelegte, aber ſich ſelbſt zerſtörende Natur konnte nicht verfehlen, auf Kinkel den lebhafteſten Zauber einer durchaus ungewöhnlichen Erſcheinung auszuüben. Dieſer ſuchte mit Allem zu glänzen, was er an Vorzügen beſaß, um einen ſo wilden und ewig nach Lebensgenuß ringenden Geiſt zu feſſeln, nicht aus Selbſtſucht, ſondern weil er in ſeiner jugendlichen Unſchuld unfähig war zu begreifen, was ein armes Menſchenherz ſo früh und ſo grimmig zu durchſchüttern vermochte. Und er ſah dies große Herz ja verbluten unter ſeinen Qualen; wie ſollte ſich ihm nicht der Gedanke aufgedrängt haben, hier vielleicht helfen zu können?

Hugo war ſchwer ganz zu durchſchauen, allein es gelang Kinkel, ihm faſt täglich näher zu treten, bis ihm der neuerworbene Freund ganz die Tiefen ſeiner reichen Dichterbruſt aufſchloß und nun vereinigt der Töne Schwall von Beider Lippen ſtrömte.

Anfänglich hatte Gottfried die Poeſie ruhen laſſen wollen; er ſchrieb an einer Geſchichte der Adoptianer, und gedachte ſich ganz in theologiſche Arbeiten zu verſenken. Aber Hugo trieb ihn beſtändig vom Schreibtiſche fort, und regte ſeinen Drang zur Dichtung trotz dem gelben ſumpfigen Waſſer der Spree und den kahlen Häuſerkoloſſen ſo mächtig an, daß oft die Adoptianer ſammt der ganzen Gottesgelahrtheit in lauter Poeſie erſtickt wurden.

Eines kalten Winterabends im Monat December ſaß Kinkel fleißig bei ſeiner Arbeit. Hugo trat ein, und da ſein Freund ſich nicht wollte ſtören laſſen, ſtellte er ſich an deſſen geöffnetes Schreibpult und kramte in allerlei Papieren umher. Plötzlich fand er ein loſes Blatt und las:

Monolog des Otanes:

„O eitle Luſt der hirnverbrannten Menge,
Verfolgſt du mich auch in dies ſtille Haus?
Die widerwärt'gen Töne drängen ſich
Wie böſe Geiſter ein in meine Bruſt; —
Iſt dies ein Feſt, dann giebt's kein Trauern mehr!
Iſt Sklaverei ein Feſt — Was iſt dann Freiheit?
Heut' ſchmiedet willig ſich ein edles Volk
Aus ſchnödem Eiſen eine Sklavenkette! — —

Wär' ich gefangen in dem tiefſten Thurm,
Ich biſſe grimmig meine Eiſenfeſſeln;
Und wenn ich mir die Zahne abgeſtumpft,
Ich würde doch noch raſſeln mit den Ketten!
Doch dieſes Volk — der ungeheure Rieſe,
Der Diamantenfeſſeln könnte ſprengen —
Es kettet ſelbſt ſich — und es jauchzt dazu!
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
Ha, ſoll ich's dulden, daß um Kores' Krone,
Die dieſes Erdballs beſtes Volk beherrſcht,
Wie um ein Aas, ſich dieſe Beſtien ſtreiten?
Ich will mich gürten ganz mit Manneskraft,
Will treten mitten zwiſchen jenen Tiger
Und dieſen Wolf, der gern ein Löwe wäre,
Die Krone reißen aus den Räuberklauen,
Und ſie verſenken in den tiefſten Abgrund!
Wenn ich „der Knechtſchaft Zeichen“ ſo vernichtet,
Will ich die Freiheit meinem Volke ſchenken,
Der Hochſte nicht — doch ſoll kein Höhrer ſein!“

Kinkel fühlte ſich plötzlich krampfhaft emporgeriſſen, und mit fiebernder Haſt fragte ihn ſein Freund, indem er ihm das Blatt mit zitternden Händen hinſtreckte:

„Um Gotteswillen, Gottfried, Was iſt das?“

„Ein zerſtreutes Bruchſtück aus einem angefangenen Trauerſpiel: „Preraspes'“ entgegnete dieſer betroffen; „aber, Menſch! Was willſt Du? laß mich doch los!“

„Angefangen? — Trauerſpiel — Preraspes? — Und Du kannſt hier ruhig bei Deinen verfluchten Adoptianern, oder wie das Lumpenpack heißt, ſitzen, während Dein Trauerſpiel ſich unvollendet im Pult herumtreibt?!“

„Ich werde es mit der Zeit vielleicht einmal vollenden.“

„Mit der Zeit — vielleicht — einmal — vollenden?!“ ſtarrte ihn Hugo mit weitaufgeriſſenen Augen an. „Biſt Du denn vollſtändig toll geworden?! Glaubſt Du denn, daß der verknöcherte Paſtor noch ſolche „Räuber“ die Cenſur paſſiren läßt?“

„Aber ich will niemals ein verknöcherter Paſtor werden.“

„Schöne Vorſätze das! Der Weg zur Hölle iſt mit guten Vorſätzen gepflaſtert, ſagt Pater Abraham a ſanta Clara oder ſonſt Jemand, — und ein evangeliſcher Pfaff kümmert ſich den Teufel um die Tiger und Wölfe, ſetzt Hugo Dünweg hinzu.“

Gottfried wollte ſprechen.

„Nur keine Einreden! Nichts da!“

Er riß ungeſtüm das Manuſcript der Adoptianer vom Tiſche, warf es zerknittert in das Schreibpult, legte das erwähnte Blättchen an die Stelle deſſelben und fuhr gemäßigter fort, indem er den noch ganz verwunderten Freund wieder auf ſeinen Stuhl drückte:

„Siehſt Du, ſo iſt es Recht! Der Prexaspes wird fortgeſetzt, er muß — laß ſehen, wir ſchreiben Mitte December — er muß bis zum Februar fertig ſein, dann bringſt Du ihn dem Theaterdirektor, dann wird er aufgeführt, und Dein Ruf iſt gegründet!“

„Und Du wirſt dem Dichter einen Lorbeerkranz von der Gallerie vor die Füße,“ lachte Kinkel.

„So — jetzt machſt Du Dich gleich an's Werk. Ich will Dich nicht ſtören. Nachher komme ich wieder zu Dir, dann lieſſt Du mir das Geſchriebene vor.“ Damit nahm Hugo ſeinen weißen Filz, und ſtürmte die Treppe hinab, ohne auf den Zuruf ſeines Freundes zu achten.

Lächelnd nahm dieſer die mißhandelte Abhandlung wieder hervor, ſchrieb ungeſtört weiter, und beſchloß dabei im Stillen, den Prexaſpes“ nicht zu verſäumen.

Gegen 10 Uhr kam Hugo zurück. Verſtimmt ſah er den jungen Dichter im blaßgrünen Schlafrock und aus der langen Arbeitspfeife mächtig qualmend bei den Aegyptianern, freute ſich jedoch über das Verſprechen, das begonnene Drama fortzuſetzen.

Es entſpann ſich bald ein tieferes Geſpräch zwiſchen den beiden Junglingen, das von Kinkel mit ruhiger Klarheit, von Dünweg mit leidenſchaftlicher Erregtheit geführt wurde. Der Letztere hatte viel Wein getrunken und dadurch ſeine ſchon von Natur heiße Stimmung noch geſteigert. Er klagte in wilden Ausrufen über den Wandel der irdiſchen Dinge.

Endlich ſtieß er trotz der kalten Winternacht das Fenſter auf, und ließ den ſcharfen Zugwind durch ſein Haar ſtreichen. Stürmiſch rief er in die ſtille Nacht hinaus:

„Ha, wie die Bruſt ſich hoch hebt bei dem Anblick des himmliſchen Glanzes, wie das Geſtirn mit Flammenzügen mir die gewaltige Ahnung der Unendlichkeit in's Herz ſtrahlt! – Unendlichkeit! o des erbärmlichen Flitterſtaates, von dem jeder Schuft einen Fetzen um ſein Daſein hängt, ſein elendes Selbſt in dem glänzenden Meere unbemerkbar zu machen! Hier ſind die Marken des Geiſtes, hier der klägliche Herabſturz des Erkennens in der Vermuthung grundloſe Tiefen, der unermeßliche Sprung vom Tropfen zum Ozean! Wie gern möchte ſich der hochfahrende Geiſt mit kühnem Flügelſchlage hinauftragen in die kreiſenden Sphären des Weltraums: — aber das Wort verſiegt vor dem ſtrahlenden Glanze, der Flügel erlahmt in dem leichthinſchwebenden Aether, und in wirrem Hinabſturz taumelt der Geiſt zurück in ſein ewiges Gebiet — die beengende modrige Erde!

„Doch die Sterne ſchauen den kühnen Flieger ſo tröſtend an mit ungetrübtem Glanze und ſeliger Klarheit, der dann erſchaut, koſtet den Dampf des göttlichen Nektars und ſich hineinträumt in ihre kreiſenden Bahnen und Syſteme.

„Und ewig hängt ſein feuchtes Auge an ihrem Glanze, und heiligen Frieden ſtrahlen ſie in ſein zerriſſenes, blutendes Herz! Hier iſt das Gebiet der Wahrheit, welche die Erde floh, und ihre Segnungen gen Himmel trug, hier in dem fluthenden Lichtmeer wiegen ſich Welten in feſten, unveränderlichen Bahnen. Die Sterne kennen keine Willkühr, in beſtimmteſtem Maaße bewegen ſich ihre ruhigen Maſſen."

Das Gemüth des ſeltſamen Schwärmers ſchien ſich allmälig zu beruhigen, — als plötzlich eine Sternſchnuppe vom Himmel ſank. Hugo ſchrie auf:

„Wehe, Was ſtürzt ſo flammend herab von den hohen Gewölben zur Erde nieder? Sterne reißen ſich los vom Firmament, wie die gefallenen Engel vom Throne des ewigen Gottes! Auch hier keine Wahrheit, kein Beſtand?! Wenn die Sterne lügen, wo iſt dann noch Wahrheit zu finden?“

Hugo ſchlug ungeſtüm das Fenſter zu, daß klirrend eine Scheibe zerſprang, und brach zuſammen.

„Ich kann dieſe Nacht nicht ſchlafen,“ ſagte er, „gieb mir ein Blatt Papier, und geh' zu Bett!“

Der beſorgte Freund mußte ihn ſeinen Willen thun, und fiel endlich in einen wenig erquickenden Fieberſchlaf.

Als er am Morgen aufwachte, hatte ſich Hugo bereits entfernt; aber auf dem Tiſche lag ein wehmüthiges Gedicht voll verzweifelnder Phantaſien und zerriſſener Traumgedanken, das Jener in der eiskalten Nacht mit undeutlichen Schriftzügen auf's Papier gekritzelt hatte.

2.

Ein Berliner Lebenstag *).

Von 6—8 Uhr. **Bibelleſen:**

„Und er hatte geſeſſen zu Fußen ſeines Meiſters Gamaliel.“

Von 8—9 Uhr. **Collegium bei Marheineke:**

„— — Ein Kerl, der ſpekulirt,
Iſt wie ein Thier auf dürrer Haide,
Von einem böſen Geiſt im Kreis herumgeführt,
Und ringsherum iſt ſchöne grüne Weide.“

Von 9—10 Uhr. **Collegium bei Hengſtenberg:**

„Hier wird der Geiſt recht brav dreſſirt,
In ſpan'ſche Stiefel eingeſchnürt.“

Von 10—11 Uhr. **Beſuch bei Schlöſſing's:**

„— — Und alles Weh und alle Freude
Befriedigt nicht die tiefbewegte Bruſt.“

Von 11—12 Uhr. **Collegium bei Neander:**

„Zwar weiß ich Viel, doch möcht' ich Alles wiſſen.“

---

*) Aus Kinkel's Tagebuch.

Von 1—2 Uhr. Tiſchſtunde:

„Iß, trink' und ſei vergnügt!"

Von 2—4 Uhr. Berliner Nachmittag:

„Einſam ſtand ich und ſah in die afrikaniſchen dürren
Wüſten hinaus; vom Olymp regnete Feuer herab.

Von 4—6 Uhr. Prexaspes:

„Die Poeſie in allen ihren Zungen
Iſt dem Geweihten Eine Sprache nur."

Von 6 Uhr — Nachts. „Tabula rasa."

3.

Der Winter verſtrich unter fröhlicher Abwechſelung von Arbeiten, Poeſie und geſelliger oder freundſchaftlicher Unterhaltung. Paul hatte zu Oſtern die Univerſität verlaſſen, und das Bild Eliſens trat in Gottfried's Seele mehr und mehr zurück, ohne doch jemals ganz zu erliſchen. Allein es fehlte das äußere Band, Kinkel erhielt nur ſelten von Paul Nachrichten über die entfernte Geliebte, und bald meldete ihm dieſer Eliſens Verlobung mit einem anderen Freier. Jetzt hielt der junge Student es für eine heilige Pflicht, alle Gedanken an ihren dereinſtigen Beſitz aufzugeben, und ſo drängte er das ihm ſo liebe Bild allmälig weiter und weiter auf der Tafel ſeiner Erinnerung zurück.

Dagegen ſchloß er ſich mehr und mehr an die übrigen Freunde an, und war im Ganzen genommen glücklich und heiter, wenn auch oft das Sehnen nach einer beſtändigen Liebesgluth ihn mächtig ergriff.

Seine Poeſie ſchlummerte nicht, aber unter der Laſt ſeiner theologiſchen Arbeiten und dem gewaltigen

Einfluß des wilden Hugo Dünweg blitzte ſie ſeltner auf, und nahm manchmal den leidenſchaftlichen Charakter ſeines Freundes an. Es war oft mehr eine verzehrende Flamme, die unter der erkalteten Lava hervorbrach, als das mildwärmende Feuer ſanfter Gefühle, und doch fühlte er, daß nur die Poeſie ſein Weſen, wie früher, ſo auch jetzt zur Blüthe würde entfalten können. In dieſe Zeit fällt das ſchöne Gedicht an Richard Selbach*) und eine Reihe von Jugendgedichten, die eine tiefe Sehnſucht nach der Natur verrathen, von der ihn ſo oft ein religiöſer Irrthum fortriß, aber an deren Bruſt ihn ſtets ein reines Gefühl wieder zurückzog.

Gottfried hatte in dieſer Zeit manchmal körperliche Leiden ausgeſtanden. Bald nach ſeiner Ankunft in Berlin war der junge Weiß gefährlich erkrankt, und Kinkel hatte, mit Ausnahme ſeiner Collegienſtunden, die er nicht leicht verſäumte, Tag und Nacht an dem Bette ſeines bedrohten Freundes zugebracht, und ängſtlich jeden ſeiner Athemzüge belauſcht. Als dieſer endlich nach einem langen Schmerzenslager genas, fühlte Gottfried die eigne Geſundheit zerſtörend angegriffen, und mußte ſich in ſeinen Arbeiten einſchränken, um nicht ebenfalls in ein langwieriges Siechthum zu verfallen.

Als aber der Frühling kam mit ſeinem friſchen Grün und ſeinen tauſend und aber tauſend Blüthen, da ſäuſelten die warmen Mailüfte auch von Gottfrieds Stirn das letzte Winterleiden hinweg, und das Roth der Geneſung ſchoß ihm wieder freudig in die Wangen.

---

*) Gedichte von Gottfried Kinkel. Stuttgart. J. G. Cotta'ſcher Verlag. 1843. Seite 54.

Es grünte und blühte in ſeiner Bruſt. Das Lied der Vöglein und das leiſe Flüſtern in den Wipfeln der Bäume weckte ein Echo in ſeinem Herzen, unſäglich viele Gedichte ſtiegen in ihm empor, und manches entfaltete ſich voll zur herrlichſten Blüthe. Sein ganzes Weſen und Dichten wurde leicht, gefühlsmäßig und anſpruchslos, wie das Weben des Lenzes im Gegenſatz zum kalten und philoſophiſchen Winter. Ein Hochgefühl der Lebenskraft erfüllte ſein Herz, aus dem tiefſten Buſen wogten und brauſten unzählige Gedanken hervor; ſchnell und gefügig ſtellte ſich das Wort. Es fluthete in ſeinem Innern von Dichtungen, Alles — Welt, Gemüth und Natur — geſtaltete ſich ihm zu einem poetiſchen Rundgemälde. Ein großes Epos in zwölf Geſängen: „Des Kreuzes Triumph“ ward begonnen, und die drei erſten Geſänge in kurzer Zeit ausgeführt. An Stoff fehlte es ihm nicht, und ſo konnte er unabläſſig fortſchreiben, bis ihn die Freunde in's Freie riefen oder die ſtille Nacht ihn an die Pflicht des Schlummers mahnte.

Er ſingt ſelbſt von dieſer luſtigen Frühlingszeit:

„Ein üppig blühend Jugendleben
   Umgiebt mich rings mit frohem Glanz,
Der reichſten Schönheit Zauberweben
   Schlingt um mich aller Freuden Tanz;

Die Sonne lacht, die Fluren blühen,
Der Freunde friſcher Geiſt iſt mein,
Die Leier ohne mein Bemühen
Tönt volle Klänge muthig drein!“

Waren nun auch dieſe Lenzgedichte meiſt ſubjectiv und mangelten häufig einer durchgebildeten poetiſchen Form, ſo lag das eben in ſeiner jugendlichen Natur, und ein ſtetes Ringen nach Fortſchritt und Vollendung gab ſich auch ſchon in dieſen Jugendpoeſieen kund, die leicht und friſch aus ſeiner reinen Seele hervorſtrömten.

Freilich quälte ihn manchmal der Zweifel, ob ihm wirklich ein großes Talent verliehen ſei. Schon in ſeiner früheſten Knabenzeit hatte ihn ein mächtiger Trieb zur Malerei hingetrieben, und einſt, als er lange vor dem herrlichen Bilde der badenden Diana ſtand, knirſchte er mit den Zähnen, daß nicht auch er Solches zu ſchaffen vermöge, daß ihm der Pinſel verſagt ſei. Aber dann hob ihn wieder das Gefühl, daß auch Worte und Töne, ebenſo lebendig wie Farben, in gleicher Schönheit und Kraft das Weſen des Göttlichen offenbaren und die Größe des menſchlichen Geiſtes bekunden. Und als er nun Oehlenſchläger's Correggio über die Bretter wandeln ſah, da erfaßte ihn der unwiderſtehliche Drang, Gleiches zu wirken, und er wagte hinfort nicht mehr an der göttlichen Macht der Poeſie zu zweifeln. —

Die Natur hatte in dieſem Jahre ihre vollſte Herrlichkeit entfaltet, die Amſel ſchlug in den Hecken, und luſtig hatte der Wind die weißen Blüthen von den Kirſchbäumen herabgeſtreift, als ein leichtes Fuhrwerk auf der Straße nach Schönhauſen hinrollte, und in der Nähe des königlichen Schloſſes vor dem freundlichen Wirthshauſe anhielt. Die Ausſteigenden wanderten unter fröhlichem Geſpräch in den Schloßgarten, und ſuchten ſich ein ſchattiges Plätzchen, wo ſie ſich in maleriſchen Gruppen hinlagerten. Die Geſellſchaft beſtand aus einer ältlichen Dame und ihren Töchtern, den Fräulein Henriette und Marie Schlöſſing, deren Bruder Eduard, einem jungen Lackmaler, der jedoch damals einen erfolgloſen Anflug zu wirklicher Kunſtmalerei nahm, Richard Selbach und Ferdinand Weiß.

Kaum hatten ſie Platz gefunden, als Hugo Dünweg und Gottfried Kinkel Arm in Arm dahergeſchlendert kamen, die auf dem Wagen nicht mehr Platz fanden, und deßhalb zu Fuß der befreundeten Geſellſchaft nachgegangen waren.

„Sieh da, Meiſter Wolfram und Meiſter Gottfried von Straßburg!“ ſcherzte Selbach, der ſich mit Fräulein Henriette angelegentlich unterhielt.

„Herrlich, daß Sie kommen!“ begrüßte Fräulein Marie die Ankommenden, „uns fehlten nur die Dichter, um uns dieſen herrlichen Frühlingstag ganz genießen zu lehren.“

Gottfried erröthete, und Hugo ließ ſich neben der Sprechenden auf das junge Moos gleiten. Letzterer fühlte ſich niemals wohler, als in der Geſellſchaft des ſchönen muntern Mädchens, und ſeine Zuneigung zu derſelben ſchien allmälig die Färbung einer innigen, wohl nicht ganz unerwiederten Liebe anzunehmen.

Ferdinand Weiß zeichnete das königliche Schloß in ſein Skizzenbuch, und Gottfried ſetzte ſich neben Eduard Schlöſſing und deſſen Mutter.

Letzterer lenkte das Geſpräch, wie gewöhnlich, auf das Theater. Am vorigen Abend war ein franzöſiſches Luſtſpiel aufgeführt worden, in welchem, wie in den meiſten dieſer Stücke, das Verhältniß der Ehe auf die leichtfertigſte Weiſe herabgewürdigt ward. Der junge Schlöſſing erzählte, er habe herzlich gelacht, und ſich weidlich amuſirt.

Kinkel ſprang von edlem Zorn erglühend auf, und begann mit der ganzen Wärme ſeines ſittlichen Gefühls die Polemik gegen dieſe ſkandalöſen Bühnenſtücke der Neuzeit. Er begriff nicht, wie ein gebildeter und tugendhafter Menſch an ſolchen plumpen Späßen auf Koſten der heiligſten Begriffe Gefallen finden und dieſelben gar loben könne.

„Aber glauben Sie denn wirklich, daß es mit den meiſten Ehen hier zu Lande anders iſt?“ unterbrach ihn ruhig Madame Schlöſſing.

„Schlimm genug,“ erwiederte der feurige Jüngling; „doch dann ſollte man wenigſtens nicht durch die Verherrlichung ſolcher Bubenſtreiche zur Nachahmung der Laſterhaftigkeit aufreizen!“

Fräulein Marie, welche die Fortſetzung des angeſponnenen Zwiſtes fürchtete, bat die beiden Poeten, einige ihrer letzten Produktionen vorzutragen.

Nach einigem Zögern nahm Gottfried ſeine Brieftaſche hervor, und las:

„Was ſoll ich ſingen und ſagen?
Die Bruſt iſt voll und weit.
Die Pulſe kräftig ſchlagen
In dieſer Wonnezeit.

Ich lieg' auf grünen Matten,
Weithin dehnt ſich die Au,
Durch dunkelgrüne Schatten
Erglänzt des Himmels Blau.

Doch mangelt Eins noch immer
Zur hellen Dichterluſt. —
Der Liebe milder Schimmer
Füllt mir noch nicht die Bruſt.

Drum weil der Schweſtern keine
Du einen mir gewollt:
Bleib' Du, Natur, alleine
Mit Muttertreu' mir hold!

Du ſchenkteſt mir für's Schöne
Den freien, offnen Sinn;
Der Schöpfung reiche Töne,
Die ſind mein Hochgewinn.

Was groß zu allen Zeiten,
An allen Orten war,
Schon ſchau' ich's wie von Weitem,
Die Dichtung macht mir's klar.

Drum willſt Du mir verſagen
Den leichten Minneſcherz:
So laß mir ewig ſchlagen
Dein großes Mutterherz!“

„Recht hübſch," bemerkte Fräulein Henriette, „nur etwas zu leichte Waare. Sie ſollten ſich den Göthe noch mehr zum Muſter nehmen, um von ihm Objectivität zu lernen."

Jetzt zog auch Hugo ſeine Schreibtafel hervor, und las:

Meerfahrt.

„Was trauern die blauen Wogen,
Was ſchweigt der geſchwätzige Wind?
Es kommt dahergezogen
Ein todtes Königskind.

Im ſchwarzbehangenen Schiffe
Da liegt die blaſſe Maid,
Mit Saitenſpielen ſtehen
Die Ritter ihr zur Seit'.

Die Winde alle lauſchen
Auf ihre Melodei,
Die Waſſer ſo traurig rauſchen
Am dunklen Schiff vorbei.

Sie denken geſunkener Sterne
Am ſonnigen Frühlingstag,
Da in der Fluthen Umarmung
Die Königstochter lag.

Da ihr der Wellen Gekräuſel
Den Leib umſchlungen hielt,
Da mit den Haaresflechten
Vereinſt die Winde geſpielt. —

So war es wohl vor zeiten
Jetzt iſt die Jungfrau todt,
Jetzt ſtrahlet nicht mehr die Wange
Roſig wie Morgenroth.

Wie eine Lilienblume,
Die von dem Sturm zerknickt,
So haben im Todtenkleide
Die Sänger ſie erblickt.

Drum trauern die blauen Wogen,
Drum ſchweigt der geſchwätzige Wind,
Daß ſo dahergezogen
Das todte Königskind.“

Mariens Auge ruhte mit innigem Wohlgefallen auf der bleichen Geſtalt des Dichters, und die Thräne, die ſich auf ihre Wimper ſtahl, mochte ihm ein ſchönerer Lohn ſcheinen, als der ſtürmiſche Beifall der Uebrigen, nachdem er geendet.

Nun ſollte Gottfried wieder ein Lied mittheilen. Kleinlaut ergab er ſich in ſein Schickſal, weil er die Ueberlegenheit ſeines Nebenbuhlers fühlte, und ſprach das Lied von der

Frau Minne.

„Es iſt eine ſchöne Kön'gin,
Die hat ein mächtig Reich;
Wollt Ihr die Reiche zählen
Nach Seelen,
Da thut's ihr keine Andre gleich.

Das iſt die Königin Minne,
Die herrſchet uberall,
Die mit gar holden Blicken
Und Tücken
Den Stolzen bringt zum tiefſten Fall.

Wohl hab' ich lang gekämpfet
Mit ihrem Regiment;
Doch wie ich auch mag ringen:
Gelingen
Muß ihr doch Alles bis an's End'!

Nun hat ſie auch erobert,
Die einſt nur mir geweiht,
Daß ſie in Liebchens Armen
Erwarmen
Vom kalten Hauche dieſer Zeit.

Wie ſteh' ich nun im Leben
So freudlos, kalt und ſtill!
Ob mir denn Keiner tragen
Die Plagen
Der Einſamkeit mehr helfen will?

Fürwahr, ich trag's nicht länger:
Frau Minne, nimm auch mich
In Deine milden Hände,
Und ende
So meine Schmerzen ewiglich!—

Fräulein Henriette und Richard drückten ſich verſtohlen hinter dem Rucken der Mutter die Hände, und der junge Weiß ſagte ſcherzend: „Ein new Minneleich in der Spielweis Heinrich's von Meiſſen, genannt Frouwenlob.“

Hugo lehnte ſich an einen Baumſtamm, und las, indem er ſein unſtätes Auge feſt auf Marien's Antlitz heftete, folgendes Gedicht:

„Der alte Gott im Himmel
Der iſt ein Muſikant,
Der hat die großen Saiten
Von Stern zu Stern geſpannt.

Die Welten alle tanzen
Nach ſeiner Melodei,
Die ſchwingen um ihn ſich luſtig
In Bahnen mancherlei.

Und bis die alten Lieder
Verklungen, die er ſingt,
Bis daß die letzte Saite
Auf ſeiner Harfe ſpringt:

Da walzen ſie, da ſtreicht er
Die Fiedel wild dazu,
Und Ewigkeiten ſehen
Dem tollen Wirbel zu.“

Aengſtlich hatte Marie vor Hugo's leidenſchaftlichem Blick das Auge niedergeſchlagen, jetzt erhob ſie es wieder, und ſtarrte fremd zu ihm empor. Der arme Zweifler preßte ſein Haupt ſchmerzhaft an die junge Rinde des Baumes und entfernte ſich dann mit langſamen Schritten aus der Geſellſchaft, deren Munterkeit mit Einem Male verflogen war.

Einzelne graue Wolken hatten bereits bei der Hinfahrt ſich am Himmel zuſammengezogen, die jetzt in ſchwarzen Maſſen näher rückten und mit einem ſchweren Gewitterregen drohten. Ein plötzlicher Windſtoß erhob ſich, und wirbelte den Sand in weiten Kreiſen auf, zugleich eine Maſſe betäubender Düfte aus den jungen Blumen und Gräſern emporſchwellend. Die Geſellſchaft flüchtete ſich eiligſt in das nahegelegene Wirthshaus, um das Vorübergehen des Gewitters abzuwarten. Hugo fehlte.

Auch Kinkel zog ſich bald auf einige Minuten zurück, angeblich um nach dem verſchwundenen Freunde zu ſpähen. Doch machte er an dem Scheunenthor Halt, und ſchrieb, auf das friſche Gras gelagert, folgende Strophen in ſein Taſchenbuch:

„Warum doch wieder ſo trübe,
 Du ungewiſſes Herz?
Es iſt nicht Haß noch Liebe,
 Nicht Wehmuth oder Schmerz.

An hellen Sommertagen
 Da bin ich froh und klar,
Wenn laut und ſchäumend ſich jagen
 Der Phantaſieen Schaar.

Und wenn der Regen ſchießet,
 Faßt mich ein ſtilles Weh,
Durch meinen Buſen fließet
 Ein ſturmeswilder See.

Doch heut' iſt grau die Veſte,
 Und doch kein Regenguß,
Da nahn als arge Gäſte
 Mir Mißmuth und Verdruß.

O glühe, Sonne, glühe,
Mach' hell, wie ſonſt, mein Haupt!
Sonſt ſprüh', o Regen, ſprühe,
Es iſt dir gern erlaubt!"

Kaum hatte Gottfried die letzten Zeilen aufgezeichnet, als auch ſchon einzelne ſchwere Tropfen niederrannen, und ihn an der Thür empfingen. Er entblößte ſein Haupt, und ging mit langſamen Schritten über den Hofplatz zur Geſellſchaft zurück.

Als der ſtarke Regen und das losbrechende Gewitter ſich faſt ſchon verzogen hatten, kehrte auch Hugo bis auf die Haut durchnäßt wieder und ging mit Gottfried nach der Stadt zurück, während die Uebrigen etwas ſpäter ihnen nachfuhren, und ſie noch vor dem Thore erreichten.

Ein warmer und erfriſchender Hauch lag über den Fluren, als die Freunde vor ihrer Wohnung anlangten, und ſich zum Abſchiede die Hand drückten.

I.

Am andern Morgen kam Hugo früh auf Kinkel's Zimmer, und kündigte ihm ſeinen Plan an, ſofort Berlin zu verlaſſen. Beſorgt fragte ihn ſein Freund nach der Veranlaſſung dieſes plötzlichen Entſchluſſes.

Hugo wollte erſt nicht recht mit der Sprache herausrücken; endlich aber ſagte er:

„Du weißt, ich liebe Marien. — vielleicht liebſt Du ſie auch, — aber ſie giebt mir den Vorzug, ohne mich doch verſtehen zu können. Haſt Du bemerkt, wie ſie mich anſah, als ich geſtern mein Gedicht „vom alten Muſikanten“ vortrug?“

„Freilich, aber das darf Dich nicht mutblos machen; auch mir ſchauderte vor dieſen wilden verzweifelnden Klängen. Du kamſt mir vor wie ein ſingender Oſſian, der über dem Erdball ſchwebte. Erſt ſangſt Du ein ſchönes ſchmerzliches Lied, um das Marien die Thränen in's Auge traten; dann aber zerrißt Du mit einem wildharmoniſchen Schrei alle Saiten Deiner Goldharfe, und Dein Herz und Deine Hand ſchienen blutig. So ſtürzteſt Du fort — — —“

„In den Tod!“ murmelte Hugo dumpf. „Siehſt Du wohl, Gottfried, daß ich Recht habe? Ich bin eine dämoniſche Natur, und will Marien nicht unglücklich machen. Ich bin ein Eichbaum, in deſſen Mark, in deſſen ſtolzeſten Wipfel Gott einen rothen Blitzſtrahl ſandte. Die Flamme hat gezündet, aber — ſie verzehrt mich! — Gieb mir die Hand, Gottfried! — Ich weiß, Marie wird um mich weinen, ich bin vielleicht gegen ſie zu weit gegangen, indem ich ihr mein ganzes wildes Herz darlegte, — Du biſt gut und mild, Du kannſt ſie tröſten, wenn ich fortgehe in die weite Welt. Verſprich mir, daß Du ihr lichter Friedensengel ſein willſt!“

Gottfried war ſchmerzlich und wehmüthig erregt, er warf ſich weinend an die Bruſt ſeines Freundes, bei dem er bisher faſt die Rolle des Karlos geſpielt hatte, und deſſen ſtolze Kraft er jetzt ahnend gebrochen ſah. Hugo's Verhältniß zu der liebreizenden Marie war ihm nicht entgangen, und er hatte ihn oft um die Gunſt der ſchönen Jungfrau beneidet, ohne daß er doch je daran gedacht hatte, ſie zu lieben. Nur die dunkle Sehnſucht nach einem weiblichen Weſen, das er ganz ſein nennen dürfe, ergriff ihn, wenn er ſich ſo allein daſtehen fand, und auch jetzt, wo er ſich ernſtlich befragte, ſchlug ſein Herz nicht lauter bei

Mariens Namen, ſondern das Bild Eliſens tauchte wie ein verſinkender Stern in ſeiner Erinnrung empor.

Als er lange vergeblich verſucht hatte, den Freund von ſeinem übereilten Entſchluſſe abzuziehen, verſprach er ihm, ſich der verlaſſenen Jungfrau anzunehmen, mit dem feſten Willen, ſelbſt unter allen Fällen kalt zu bleiben und die Freiheit ſeines Herzens zu bewahren. Alles, was er zu erlangen vermochte, war das Verſprechen Hugo's, eine lange beabſichtigte Reiſe nach Rügen erſt mit ſeinem Freunde anzutreten, und dann auf der Rückkehr noch einige Zeit in Berlin zu verweilen.

Nach wenigen Tagen führten ſie ihren Plan aus, und begaben ſich, vom ſchönſten Wetter begünſtigt, auf den Weg. Einen mächtigen Eindruck machte es auf unſere Freunde, als ſie zuerſt das weite, blaue Meer der Oſtſee begrüßten. Lange ſaßen ſie auf der Höhe der Stubbenkammer, auf dem ſtolzen Königsſtuhle, und ließen den Blick über die unbegränzte Waſſerfläche hinſchweifen auf die am fernen Horizonte glutroth aufgehende Sonne, die ſich erſt wie ein feuriger Ball aus dem Wellenbade erhob, bis ſie allmälig höher und höher ſtieg, und endlich den ganzen Geſichtskreis, die weſtlichen Zackenſpitzen und den hohen Leuchthurm von Arkona mit weißlichem Licht überſtrahlte.

Gottfried begrüßte das herrliche Schauſpiel mit einem jauchzenden Ruf, wie ihn der Menſch im Vollgefühl höchſter Freude ausſtößt, Hugo aber ſtand mit ausgebreiteten Armen und ſtarrte dem jungen Tag entgegen. Dann erfaßte ihn plötzlich der Gedanke jener Nacht, die in ſeinem eignen Innern heraufdämmerte, er gedachte, wie ihm jedes liebliche Traumbild, das die Dichtung erſann, mit dem wechſelnden Geiſte dahinſchwand, und wie der eiſige Ernſt, welcher ſein Leben durchwebte, die herrliche Begeiſterung, die Frucht ſeiner Jugend, herabſchütteln wollte, und da umnachtete ſich ſein Auge, mit brennendem Schmerz warf er ſich langgeſtreckt auf den nackten Kreidefelſen.

Als er das Haupt wieder emporrichtete, ſah er Kinkel emſig ſchreibend. Wehmüthig ergriff auch er ſeine Schreibtafel, und zeichnete die flüchtigen Worte hinein:

„Das waren wohl ſonnige Tage,
  Das war eine feſtliche Zeit,
Wo wir bei Lieb' und Gelage
  Des Lebens uns ſelig gefreut.

Nun iſt's mit der Liebe zu Ende,
  Es mundet nicht mehr der Wein,
Man reicht ſich zum Scheiden die Hände, —
  Da muß ich wohl traurig ſein!“

Nach einer vierzehntägigen Wanderung kamen unſere Freunde wieder — in Geſellſchaft von funf Pfennigen — in Berlin an; Kinkel mit erleichtertem Herzen und einer reichen Ausbeute fröhlicher Gedichte, Dünweg mit ſtiller reſignirender Wehmuth und trüben Gedanken einer dornigen und troſtloſen Zukunft in ſeiner Heimath.

Bevor Hugo abreiſte, ſchenkten er und Gottfried ſich gegenſeitig eine Auswahl ihrer Gedichte, zu denen Ferdinand Weiß ihre Bruſtbilder zeichnete.

Nachdem ihn der Freund verlaſſen, fühlte ſich Kinkel vereinſamter, als je, und ſuchte in lebhaftem Briefwechſel mit dieſem, Paul Zeller, Rheinwald und Sartorius Erſatz für die trüben Gedanken, die bisweilen in ihm aufſtiegen.

Seinem Verſprechen gemäß, ſuchte er beſonders häufig die Geſellſchaft der Familie Schlöſſing. Das Verhältniß zwiſchen Selbach und Fräulein Henriette nahm allmälig einen feſteren Charakter an, und geſtaltete ſich auch ſpäter zu einem fröhlichen Ehebündniß. Marie dagegen trauerte über den Fortgang Hugo's, und Alle fanden es unbegreiflich, daß dieſer Monate lang gar Nichts von ſich hören ließ. Die Jungfrau fühlte wohl die zarte Beſorgtheit, mit der ſich Kinkel um ſie bemühte; allein ſie täuſchte ſich nicht über den wahren Charakter dieſer Aufmerkſamkeit. Immer kam ſie ihm freundlich und wohlwollend entgegen, ohne daß ſie Gefühle gegen ihn heuchelte, die ſie nicht beſaß, und die auch er nicht zu erwecken gedachte. So verlebten ſie eine ſtille und friedliche Zeit, deren ſanfter Strahl nach und nach die Vergangenheit mit einer leiſen Nebelhülle umwob.

Eines Tages langte ein Brief von Paul an, worin dieſer dem Freunde ſeine Verlobung mit einem guten und liebenswürdigen Mädchen meldete. Die Liebe hatte dieſen, ſonſt nie von der Poeſie entflammten Jüngling zum Dichter gemacht, und freudig überraſcht ſprang Gottfried, als er das kleine Lied geleſen hatte, auf, und rief jubelnd: „Gott ich danke Dir! Jetzt brauche ich nicht mehr für Paul zu beten!“

Gegen Ende des Sommerſemeſters erwachte in Kinkel eine mächtige Sehnſucht nach der fernen Heimath, und den Ufern des Rheines. Nicht unlieb war es ihm daher, als ihn zu Ende Auguſt ein Brief ſeiner Schweſter nach Hauſe rief, worin ihm die ſteigende Kränklichkeit ſeiner Mutter gemeldet ward. So betrübend ihm dieſe Nachricht kam, hatte er ſie doch lange vorausgeſehen, und hoffte, ſich am Rheine klarer über ſeinen Lebensberuf zu werden, und vielleicht dort ein liebendes Weib zu finden, das ihm den bevorſtehenden Verluſt ertragen hülfe, und die ungeſtillte Sehnſucht ſeines Herzens in treuer Hingabe auszufüllen vermöchte.

Bevor er Berlin verließ, führte ihn der alte Weiß noch einmal in das Innere des Schauſpielhauſes. Ein ſeltſames Gefühl durchſtrömte den Jüngling, als der freundliche Greis in dem großen Saale, wo die Büſten deutſcher Dramatiker aufgeſtellt ſind, auf einige leere Niſchen hindeutend, mit beziehungsvollem Tone ſprach:

„Es ſind noch Plätze frei!“

Nach einem herzlichen Abſchiede von der Familie Weiß und Schlöſſing's ſagte Gottfried ſeinen am Poſtwagen ihn erwartenden Freunden Ade, und fuhr leichten Sinnes und fröhlichen Herzens zum halliſchen Thore hinaus, der Heimath entgegen, die ihn mit unzerbrechlichen Banden gefeſſelt hielt.

Drittes Buch.

Der Heimath Schmerz.

Bonn.

Herbſt 1835 bis Herbſt 1837.

I.

In der Heimath kam für Kinkel eine traurige Zeit. Seine Mutter fand er gefährlich erkrankt, und leidender als je. Sie ſelbſt konnte ſich nicht verhehlen, daß ihr Ende nahe ſei. Mit der kindlichſten Treue bemühte ſich Gottfried ihre Schmerzen zu verſüßen, und erwartete trauernd, aber ergeben in den Willen des Herrn die Stunde, welche Mutter und Sohn auf ewig ſcheiden ſollte.

Dazu kam das drückende Gefühl, daß er jetzt allein ſtand. In Berlin hatte er trotz mancher wehmüthigen Erfahrung doch im Ganzen eine herrliche und unvergeßliche Zeit verlebt; jetzt blieb ihm nur Bögehold, an den er ſich inniger anſchloß, und der briefliche Verkehr mit den rings in der Ferne zerſtreuten Jugendfreunden. Vor Allem verdient jedoch der herzliche Umgang mit Emanuel Geibel erwähnt zu werden, welcher ſich den Winter hindurch in Bonn aufhielt, und ihn mächtig zur Poeſie anregte, die ihm jetzt das einzige Heilmittel blieb. Ein Gedicht aus ſeiner damaligen Lebensperiode mag hier Platz finden.

nicht weil es Anſpruch auf poetiſchen Werth erhebt, ſondern weil es einen charakteriſtiſchen Beitrag zu Kinkels Entwicklungsgeſchichte liefert:

Einem Freunde!

„Als ich zürnte mit dem Leben,
Gab mir guten Rath ein Freund;
Hätt' ich mich der Kur ergeben,
Hätt' ich mich zu Tod geweint.

Fordre, ſprach er, von der Erde
Auch einmal ein wenig Luſt: —
Ach, der Erde Güter füllten
Nimmer dieſe ſtarke Bruſt!

Dann auch rieth er mir zu lieben
Keck ein Mägdlein — o wie klug! —
Ja fürwahr, mich quälte das nur,
Daß zu ſtark die Flamme ſchlug.

Waſſer, Waſſer ſollt' ich trinken,
Hell dann ſähe ich fürwahr: —
Aber das iſt ja die Wunde,
Daß ich ſchaue allzu klar.

Nein o Freund, Du riethſt mir kläglich,
Laß mir meine Schwermuth nur,
Die in klarem Anſchaun wurzelt,
Die entſproßt des Lebens Spur.

Aber wenn zu ſcharf mich zwänget
Dieſes Lebens hartes Joch:
Flieh' ich leichtgeſchwingt von dannen,
Schönre Reiche blühn mir noch.

Was das Leben mir verwehret,
  Tauſendfach giebt mir's die Kunſt:
Wen das Leben bitter kränkte,
  Hat am Reichſten ihre Gunſt.

Und ich trink' ein ſüß Vergeſſen,
  Leidenſchaft entflieht und Zorn,
Wenn ich liebend mich verſenke
  In des Weines goldnen Born.

Nenne nur mein Leben ſtürmiſch,
  Unnatürlich ſchnell verſauſt: —
Nimmer mag ich Hefen trinken,
  Wenn der friſche Wein verbrauſt!"

So täuſchte Kinkel ſich ſelbſt über ſein eigenſtes Weſen. Durch ſein ganzes Leben ging ein großer Zwieſpalt hindurch: die Unſicherheit darüber, wohin er die ganze ungebrochene Kraft des Jünglingsgeiſtes und Jünglingsherzens wenden ſollte. Reizend und verlockend winkte ihm die Kunſt, ſich ihr ganz hinzugeben, — ganz Dichter zu ſein. Allein die Welt war rauh und ſtumpf geworden; er hielt es für Unrecht, mit dieſer unbezwungenen, nur vor Gott gebeugten Kraft des Geiſtes ſich dem großen Kampfe der **Zeit** zu entziehen. Doch glaubte er nicht, daß auch das Gedicht befähigt, ja berufen ſei, in dieſem Kampfe einen Platz einzunehmen, und hielt es für Entweihung, das Lied als Waffe gegen den Abſolutismus zu gebrauchen. Endlich lag ein politiſches Streben ſeinem geiſtlichen Berufe und ſeinen damaligen Anſichten zu fern; ohne ſich ein gewiſſes Ziel vorzuſtecken, ergrimmte ihm nur das Herz, wenn er auf unſre vermorſchten Zuſtände, auf den Druck im Norden und Süden hinſchaute, und er wünſchte dann manchmal eine wilde Völkerſchlacht, einen gewaltigen Krieg, der ein friſcheres Blut aufkommen ließe. Schon in ſeinem achtzehnten Jahre ſchrieb er mit Beziehung auf die unnatürliche Verwirrung aller unſerer Verhältniſſe: „Meine Lieblingsfarbe iſt das brennendſte Roth, weil es doch noch etwas mehr Kraft und Tiefe verräth, als die oberflächlichen Modefarben: Blau und Grün.“ Auch jetzt ſang er in einer ähnlichen Veranlaſſung:

„Was ſagt Ihr, Freunde, zu ſcharf ſei das Roth?
Die Lieb' iſt roth und der funkelnde Wein,
Und roth das Blut in dem Schlachtentod: —
Was aber mag ſanfter und ſchöner ſein,
Als Lieb' und leuchtenden Weines Gluth,
Als ſelig verſtrömendes Jugendblut?

Doch waren dies, wie geſagt, nur vorübergehende Empfindungen und mehr ein oftmaliges leidenſchaftliches Aufbrauſen der freiheitsbedürftigen Jünglingskraft, als das ernſtbeſonnene Streben des Mannes, der entſchloſſen iſt, Alles für den Sieg ſeiner Ideen einzuſetzen. — Dann trat auch das Leben an ihn heran und das Verlangen nach ruhigem Beſitz, nach ſtiller Freude am eigenen Heerde, kämpfend mit der Furcht, daß er, einmal auf ewig gefeſſelt, ablaſſen mußte von der Strenge des wiſſenſchaftlichen Forſchens, das uns ewig ermüdet, aber ewig beruhigt. So in ſtetem Schwanken zwiſchen Kunſt, Leben und Wiſſenſchaft unentſchieden begriffen, ſo in allen dreien ohne feſte Beſtimmung thätig, gedachte er aus allen ſo viel zu lernen, zu gewinnen, ſelbſt zu ſchaffen, als es ſeine Unentſchiedenheit zuließe.

Dabei behielt jedoch immer die Poeſie die Ueberhand, und Geibel, der fremde buntſchillernde Paradiesvogel, wie ihn Kinkel zu nennen pflegte, ward nicht müde, den jungen Dichter durch Wort und Lied anzufeuern und zum Wettkampfe aufzureizen. Freilich klingt der Schmerz damals durch alle Produktionen Kinkels hindurch, und als er an einem ſonnigen Herbſttage einen ganzen Liederſtrauß gedichtet hatte, ſchloß er wehmüthig:

„Nun ſage: war der Kranz nicht bunt?
Und ward doch gewunden in Einer Stund'!

Aber gerade das wahre Dichten
Soll ſich nach Lebensanſchaun richten.

Bunt iſt des Frühlings Blumenpracht,
Bunt auch die herbſtliche Waldesnacht.

Mußt mich aber danach nicht fragen:
Ob ich Blumen, ob herbſtlich Laub getragen?

Er glaubte in dieſer Zeit ernſtlich, daß ſein Frühling verweht ſei; Alles löſ'te ſich, alle Kränze ſanken von ſeinem jugendlichen Haupte, und trübſelig dachte er daran, neue für den Sommerabend des Mannesalters zu gewinnen. Kindheit und Greiſenalter ſind, je leerer an Thaten, deſto reicher an ruhigem Genuſſe; wie denn auch die Bäume durch ihre Blüthe uns im Frühling ſchon erfreuen und im Herbſt ihre ſüße Frucht ſchenken: — aber der Sommer iſt's, der dieſelben zeitigt, obwohl ſie in dieſer Jahreszeit, farb- und geſchmacklos, weder das Auge noch den Gaumen ergetzen.

Zu Anfang November trat das lange mit ängſtlicher Spannung gefürchtete Ereigniß wirklich ein: Kinkel's Mutter ſtarb. Starken Geiſtes und ohne Zagen hatte ſie die Todesſtunde erwartet, und war ohne Schmerz lächelnd verſchieden. Gottfried wand ihr in ſeinem Liedercyklus: „Beim Tode meiner Mutter Maria“ einen herrlichen Todtenkranz, von dem wir die ſchönſten Blüthen in Kinkel's Gedichten *) aufbewahrt finden. Das Andenken der Geſchiedenen bewahrte er treu ſein Leben lang, ja er ſetzte ſogar Einen Tag im Jahre: Mariä Himmelfahrt, feſt, an welchem er das Gedächtniß der Mutter, die ihm ſtets wie eine zweite Maria, duldend in Leiden, erſchienen war, feſtlich beging. Ihr Bild umſchwebte ihn ſegnend, wo er auch wandeln mochte, es erfüllte ſeine Bruſt manchmal im fröhligſten Scherz mit heiliger Wehmuth, und als er nach ſechs Monden den Trauerflor ablegte, klang ihm die Trauer drinnen im Herzen noch in die ſpäteſten Jahre durch Glück und Unglück hinüber:

---

*) Gedichte, S. 88—94.

91

„Ging ich Abends ſtille zu der Stätte,
Wo Du, Mutter, ruhſt im engen Bette,
Deine Stimme tönte da herauf:
All dies Glühen, all dies wilde Leben
Wird man einſt, wie mich, dem Staube geben, —
Richte Du zum Ewigen den Lauf!

2.

Es war ein herrlicher Sommertag im Jahre 1836. Himmel und Erde hatten den Frühling, ihre Brautnacht, längſt hinter ſich und webten in ihrer fruchtbringenden Ehe luſtig fort, als vier muntre Geſellen bei Spiel und Geſang in einer duftenden Geisblattlaube des Städtchens Barmen zechend um einen ſteinernen Tiſch verſammelt ſaßen. Der eine trug einen Kranz von tiefblauen Kornblumen auf dem loſe herabwallenden Haupthaar, und wir erkennen an den blaſſen Geſichtszügen und dem ſcharfblitzenden, unſtät umherſchweifenden Auge den genialen Hugo Dünweg, an deſſen linker Seite Gottfried Kinkel ſich niedergelaſſen hatte, und ſinnend ſich mit dem ihm gegenüber ſitzenden Ferdinand Freiligrath unterhielt, der ſo eben eine Sammlung von Gedichten hatte erſcheinen laſſen, die ihm mit Recht bald einen gefeierten Namen in dem reichen Gebiet unſerer Literatur erwarb. Zur Rechten Hugo's hatte der junge Ferdinand Weiß behaglich ſeine Beine auf die Bank geſtreckt, und hielt mit der einen Hand das gefüllte Weinglas, während die andere eine

Cither umſchlang, die mit einem blaßrothen Bande um ſeine Schulter befeſtigt war. Auf dem Tiſche lag zwiſchen fünf geleerten und einer vollen Weinflaſche ein Blatt Papier, auf dem allerlei wunderliche Bilder von der Hand des talentvollen Malers flüchtig waren hingezeichnet worden.

Nachdem Geibel ſeit einigen Monaten Bonn verlaſſen hatte, fühlte Kinkel lebhaft den Mangel an geiſtiger Anregung und Förderung des poetiſchen Schaffens. Freilich hatte er ſich mit den Studenten Mallincrodt, Möller und Rauſchenbuſch zu einem poetiſchen Kränzchen zuſammengethan; allein dieſe Jünglinge ſtanden an Talent zu weit hinter ihm zurück, als daß er in jenen Zuſammenkünften die gehoffte Befriedigung hätte finden können, und ſo tauchte denn der Entſchluß in ihm auf, einige Tage mit den Duſſeldorfer Malern zu verleben, deren Bekanntſchaft ihm durch das innige Verhältniß zu Ferdinand Weiß leicht eröffnet ward. Er hatte in dieſem Kreiſe herrliche Stunden verlebt, und war mehrmals zu gelungenen Improviſationen begeiſtert worden, für die ihn der rauſchende Beifall ſeiner neuen Kunſtgenoſſen über alle Erwartung belohnte. Jetzt konnte er der ſchmeichelhaften Einladung ſeines alten Berliner Freundes nicht widerſtehen, vor ſeiner Rückkehr nach Bonn auf einen Tag nach Barmen herüberzureiſen, wo er auch Freiligrath treffen ſollte, den er lange perſönlich kennen zu lernen gewünſcht hatte.

Er überzeugte ſich bald, daß Freiligrath in ſeiner Stellung als Handlungsgehülfe eines Barmer Kaufmannsgeſchäftes dieſelbe Verlaſſenheit fühlen mußte, die ihn ſelbſt ſo beengte. Derſelbe hatte einen Kreis junger Leute um ſich herumgezogen, in welchem, nächſt ihm, Hugo Dünweg bei Weitem das hervorragendſte Element bildete; allein die Uebrigen waren mehr oder weniger unbedeutende Perſönlichkeiten, die wohl Manches von dem Geiſte größerer Charaktere in ſich aufzunehmen, dagegen Wenig oder Nichts wiederzugeben vermochten.

Das Geſpräch war heute ſehr lebhaft, denn Jeder ſuchte aus dem Geiſte des Andern die ſtrahlendſten Schätze hervorzuheben, um dann noch lange nachher von den Früchten des Einen frohverlebten Tages zu zehren, und der funkelnde Rheinwein that das Seinige, um die brauſenden Gemüther noch mehr zu entflammen. Die Unterhaltung wechſelte wie ein buntſprühendes Feuerwerk auf die manchfaltigſte Weiſe. Bald trugen Freiligrath, Kinkel und Dünweg die neueſten Erzeugniſſe ihrer Muſe vor, bald ſchlug Weiß ein kräftiges Männerlied an, in das die Freunde jubelnd mit einſtimmten, bald erklangen die Gläſer hell, um haſtig geleert und wieder gefüllt zu werden, bald endlich drehte ſich das Geſpräch um Poeſie und Literatur oder Hugo, der heute in ſeiner roſigſten Laune war, ſuchte die Uebrigen zu irgend einem tollen Streiche zu bereden.

Plötzlich knarrte die Pforte des Gärtchens, und Hugo's Vater, ein rüſtiger, muntrer Mann in der

Blüthe ſeiner Jahre, trat ein. Auf vorhergetroffene Verabredung ergriff Weiß das auf dem Tiſche liegende Blättchen Papier, und ſchien eifrig mit Zeichnen beſchäftigt. Der neuangekommene Gaſt ſetzte ſich freundlich grüßend zu der verſammelten Genoſſenſchaft, und erfreute ſich an dem muntern Treiben. Jeder mußte einen Reim dichten, und Weiß zeichnete Bilder daneben. Endlich kam die Reihe an Hugo's Vater, der gleichfalls einen Reim herſagen mußte, ohne Etwas von der Verſchwörung zu begreifen, die gegen ihn angezettelt ward.

Nachdem Alle das letzte Glas „auf glücklichen Ausgang ihres Vorhabens“ geleert hatten, trat Hugo mit komiſcher Gravität vor ſeinen Vater hin, nahm mit einer zierlichen Verbeugung den Kornblumenkranz vom Haupte, und begann ſeine wohlausgeſonnene Rede:

„Luſtiger Papa, beſter aller Väter unter der brennenden Juliſonne über den frommen Gefilden der Wupper! Neige Dein Ohr gütig dem Worte Deines herrlichen Sohnes!“

Nach dieſer mit dem feierlichſten Pathos geſprochenen Apoſtrophe ſetzte er ſeinen Kranz wieder auf, lehnte ſich nachläſſig an den Rand des Tiſches, ergriff das mit Sinnſprüchen und Zeichnungen beſchriebene Blatt, und fuhr mit dem heiterſten Tone fort:

„Wie Du ſiehſt, empfing ich dieſen Morgen Beſuch von drei ſehr edlen Freunden, denen ich doch nothwendig Wein vorſetzen mußte. Betrachte Dir einmal dies Blatt!"

Hiemit überreichte er ſeinem Vater das erwähnte Papier, auf welchem ſich folgendes Inventarium kundgab:

1) Ein Brecheiſen.
2) Ein Kellerſchloß.
3) Ein Stückfaß.
4) Ein Weinhebel.
5) Sechs Flaſchen, nebſt Gläſern.
6) Eine Cither.
7) Diverſe Knittelverſe.
8) Ein paar ſegnende Hände.
9) Sechs neue Weinflaſchen.
10) Sechs dito mit drei Fragezeichen.

Hugo erklärte ſeinem Vater, der ſich dieſe Zeichenſchrift immer noch nicht zu enträthſeln vermochte, die Myſtifikation folgendermaßen, indem er zu ſeiner Rede beſtändig auf die Bilder hindeutete:

„Alſo — Wein mußten wir haben. Die Schlüſſel hatteſt Du mitgenommen, und damit hatte uns das Schickſal feſt und unabänderlich unſre Bahn vorgezeichnet. Wir holten ein Brecheiſen — ſ. Bild No. 1 — erbrachen das Kellerſchloß — Bild No. 2 — öffneten ein mächtiges Stückfaß — No. 3 — füllten mit einem Weinhebel — No. 4 — ſechs Flaſchen — No. 5. — und begaben uns in die Gartenlaube, welche Du hier in natura ſehen kannſt. Darauf waren wir höchſt fidel, ſangen und tranken, Weiß ſpielte die Cither

— Bild No. 6 — dann machten wir Knittelverſe — No. 7 — dann kam mein luſtiger Papa, und gab den poetiſchen Maikäfern ſeinen Segen — No. 8 — ließ ſechs neue Flaſchen bringen — No. 9 — und verſprach mit No. 10 fernere ſechs, die übrigens höchſt problematiſch ſind und deßhalb drei pucklige Fragezeichen hinter ſich führen, zugleich als Pendant zu Wallenſteins herrlichen Worten:

> „Es giebt im Menſchenleben Augenblicke,
> Wo man dem Weltgeiſt näher iſt, als ſonſt,
> Und eine Frage frei hat an das Schickſal:
> Ob wohl auf zweimal ſechs und nochmal ſechs
> Der Flaſchen folgt ein böſer Katzenjammer???"

Herr Dunweg mußte über die Kühnheit der jungen Diebe herzlich lachen, verzieh gern ihren Muthwillen und ließ neuen Wein herbeiſchaffen. Lange noch ſaß er bei ihnen und freute ſich an ihren buntwechſelnden ernſten und ſcherzhaften Reden, die erſt der ſpäte Nachmittag durchſchnitt, als Kinkel und Weiß ſich auf den Rückweg begeben mußten. Hugo und Freiligrath begleiteten ihre Freunde noch bis Elberfeld, und verſprachen, bald in Bonn einen Gegenbeſuch abzuſtatten.

Alle aber trugen von dieſem Tag eine reiche Erndte nach Haus, und gedachten noch oft der fröhlich verſchwärmten Stunden in der Geisblattlaube zu Barmen.

3.

Sommer und Winter vergingen unter den verſchiedenartigſten Arbeiten. Sein Licentiatenexamen hatte Kinkel glücklich überſtanden, und begann jetzt als Privatdocent der Rheiniſchen Friedrich-Wilhelms-Univerſität ſeine Vorleſungen. Die Theologie hatte ihn nicht zum Philiſter gemacht, und er entwickelte ſeine poetiſchen Anlagen trotz aller Arbeiten zu einer immer größeren Vollkommenheit. Außer manchen lyriſchen Gedichten*) hatte er ſich auch mehrfach mit Glück in der epiſchen Poeſie**) verſucht, und aus dieſer Zeit verdient vor Allem die meiſterhafte Bearbeitung der Sage vom Tode des alten Dietrich von Berne***) genannt zu werden.

---

*) Mein Lied. Gedichte, S. 87. Ein Lebenstag. Daſ. S. 67.

**) Der Maure von Tetuan. Daſ. S. 11. Natur und Menſch. Daſ. S. 37. Deutſche Treue. Rheiniſches Echo. 1. Band. Köln 1849 No. 5 und 6.

***) Gedichte. S. 8.

Er hatte beabſichtigt, eine Sammlung ſeiner Gedichte im Druck herauszugeben, allein auf den Rath ſeines Freundes Ferdinand Weiß dieſen Plan vorläufig zurückgelegt, und befand ſich dabei viel glücklicher. Er dichtete jezt wieder ganz frei, ganz innerlich, ganz ohne äußere Zwecke, — er dichtete, weil es ihn dazu trieb. Dagegen ſtieg mancher Zweifel an ſeinem Talent in ihm auf: weder Chamiſſo noch Knapp hatten die ihnen zugeſandten Gedichte in ihren Taſchenbüchern aufgenommen und das kränkte ihn ſehr. Suchte er dann in der Wiſſenſchaft Troſt, ſo fielen ihm immer poetiſche Bücher in die Hand; wollte er denken und arbeiten, ſo ward ihm jeder Gedanke, jede ſelbſtſtändige Schöpfung zum Gedicht. Selbſt Nachts floh ihn häufig der Schlaf, oder ſein reger Geiſt dichtete noch im Schlummer fort, und träumte Romane, die in buntem Reiz an ſeiner Seele vorüberwallten.

Damals las Kinkel zuerſt Immermann's Merlin. Eine ſeltſame Angſt durchwebte ihn und ſeine Glieder zitterten. Er fühlte, daß etwas Bedeutendes an ihn heranträte, und konnte auf ſeiner Lagerſtatt die geſuchte Ruhe nicht finden. Endlich ſprang er auf und ſchrieb, während des klare Mondlicht durch die Scheiben zitterte, mit fiebernder Hand folgende Zeilen:

„Wenn mich ein Traum vom Schlafe weckt,
Glaubt nicht, daß Angſt der ſtillen,
Gewalt'gen ſchwarzen Nacht mich ſchreckt, —
Schlaflos lieg' ich mit Willen;

Bis teufliſch ſchwarz und himmliſch rein
Die Phantaſieen ſchwanken: —
Da bin ich mit mir ſo ganz allein
Und mit den wilden Gedanken!“

Obgleich ſeine Gemüthsſtimmung im Allgemeinen heiter war, traf ihn doch mancher Schmerz. Zu Ende Februar 1837 ſtarb auch ſein Vater nach unſäglichen Leiden. Gottfrieds Bruder Karl, damals Handlungslehrling in Elberfeld — jetzt Fabrikverwalter in Werden an der Ruhr — war vor dem Tode des 81-jährigen Greiſes herübergekommen, und Beide hatten weinend am Sterbelager des theuren Mannes geſtanden. Es war eine traurige Zeit. Aber wie die Sykomore nicht reif wird, ohne mitten im Wachsthum verletzt zu werden, wie ihr Stamm keine Früchte trägt, wenn man nicht die Rinde von Oben bis Unten zerſpaltet, ſo gehört der Schmerz zur Lebensentwicklung des Menſchen. Und zuletzt gleicht ja der Weltgeiſt Alles aus: Luſt und Leid; wie der junge Lenz das alte Laub von den Zweigen ſtößt, damit ſich die neue Blätterknoſpe voll hervordrängen kann.

Auch Gottfried athmete wieder leicht auf, als eine feuchte, warme Frühlingsluft draußen die Flur belebte. Auch ihm brachte der Lenz neue Blüthen und Blätter, ſo oft ein Winterſturm die alten herabgeſchüttelt hatte. Sein Stamm war noch ſtark,

„— — — — — — — — und drinnen
Im Marke wohnt' die ſchaffende Gewalt.“

Lieder dufteten auf wie Maienroſen, wie tauſend Grüße, die das Herz dem blauen Himmel zuſandte. Ein inniges Naturleben umſchlang ihn mit feſtem Band, er floh nicht mehr in eitlen Träumen aus dem Mutterhauſe, um, ein unſeliger Augur, nach dunklen Geiſterreichen zu ſpähen, die auch das ſtärkſte Auge mit ſchwärzeſter Nacht umhüllen, — er ſtützte ſich, wie Antaios, feſt auf das lächelnde Haupt der ewigen Erde und ließ die Pracht der Natur wirken auf ſein reines Herz:

„— — — — — — — —
Und wenn der Sommer reifend glüht,
Dann wirf Dich untern grünen Baum,
Und ſchau, wie durch die Wipfel blüht
Der duftigblaue Himmelsraum.

Da ſchwindet Denken und Verſtehn,
Du fühleſt ſelbſt als Pflanze Dich,
Gefühle träumend Dich umwehn,
Das Leben kehrt ſich ſtill in ſich.

Du möchteſt an dem Sonnenblick
Hinſterben heil'gen Blumentod,
Verwehn in wunderſüßem Glück
Dem Wölkchen gleich im Abendroth.

So liegt im Mutterſchooß ein Kind,
Tiefſelig, aber unbewußt: —
Du ſei dem Kinde gleich geſinnt,
Das träumend ruht an Mutterbruſt!“

Dieſe Sehnſucht nach einer Rückkehr zur Natur ließ freilich bedenkliche Zweifel an ſeiner Religion in ihm aufſteigen; aber er rang ſie zu bezwingen, und kämpfte ſie muthig nieder. Vorzüglich muß hier eine ſehr ſchöne Phantaſie: „des Künſtlers Kampf und Sieg“ erwähnt werden, in welcher der Zweifel perſonificirt auftritt, und den Kampf mit dem Glauben beginnt, aber durch ein reines Herz, durch ideales Kunſtſtreben beſiegt wird. Dies in dramatiſcher Form keck umriſſene Gedicht iſt Ferdinand Weiß zugeeignet, und verdiente unbedingt gedruckt zu werden. Daß Kinkel den Kampf nicht ſcheute, davon zeugt ſein ganzes Leben, und auch ſchon das erſte Gedicht, welches einen religiöſen Zweifel ausſpricht:

„Sei ſtark, ſei ſtark und ſtille,
Zerriſſnes Jünglingsherz!
Denn nur aus Deiner Fülle
Kommt Dir Dein reicher Schmerz.

Warſt eitel Du und nichtig,
Warſt kalt und matt und ſchwach:
Wie jagteſt Du dann flüchtig
Dem Schein der Freude nach?

Doch Du warſt groß zu faſſen
Der Schöpfung Wonnemeer;
Nun bleibe auch gelaſſen,
Hörſt Du ſie ſeufzen ſchwer.

O Herz, haſt Du genoſſen
Des Glaubens Seligkeit:
Nun ſei auch unverdroſſen,
Wenn Dir der Zweifel dräut!

Du haſt vermocht zu lieben,
Und liebteſt ohne Maaß:
Wie dürft es Dich betrüben,
Daß Liebchen Dein vergaß?

Drum ſtark, o Herz und ſtille!
Und fällt die Blüthe ab:
Noch bleibt ein ſtarker Wille
Auf dunklem Pfad Dein Stab!

Mehr und mehr erwachte dagegen in Kinkel's Bruſt die Sehnſucht nach einer feſten und treuen Liebe, eine Sehnſucht, die ſich durch kein Arbeiten wollte verdrängen laſſen. Als er die Epigonen las — und wenn man Immermanns Epigonen lieſt, ſo iſt das ein denkwürdiges inneres Ereigniß — fühlte er ſich leidenſchaftlich erregt. Jenes Buch macht einen zerdrückenden Eindruck, man gebraucht Zeit, ehe die Sturmfluth dunkler Gefühle, welche wachgepeitſcht worden iſt, ſich wieder beruhigt. So erging es auch Kinkel. Als ſich endlich das wilde Meer in ſeinem Innern zu beſänftigen ſchien, hob ſich, wie die Lotosblume aus tobenden Wellen, die Liebe heraus. Er gedachte an die Worte Wilhelm Meiſters: „Alle Fieber der Weltgeſchichte werden endlich, wenigſtens in dem einzelnen Gemüthe, von zwei treuen Armen und Augen ausgeheilt.“ Auch er fieberte und war krank, wo aber blieb ihm Hebe mit dem heilenden, verjüngenden Trunk? Wehmüthig ſang er:

„Ich weiß ein altes Kloſter,
Nicht Nonnen wohnen drein,
Es ſchauen aus den Fenſtern
Vier ſchöne Schweſterlein.

Das liegt auf einem Berge,
Von Bäumen ſüß umweht,
Und drunten tief im Thale
Träumend die Welle geht.

O wär' ich in dem Kloſter,
Da würde ſtill mein Blut,
Das wär' ein geiſtlich Leben,
Und würd' ich fromm und gut.

Und ſäß' ich in der Stube
Bei all' den Kindlein zart,
Da wandelte Schmerz ſich und Glühen
In Kindesglück und Art.

Und könnt ich unter den Bäumen
Sitzen in wachem Traum,
Da müßte des Lebens Sorge
Verſiegen, verfliegen wie Schaum. —

Nun aber ferne dem Kloſter
Iſt heiß mein Sinn und wild,
Und fern, ach fern von den Schweſtern
Wird nimmer mein Weh geſtillt!“

Doch bald ſollte auch dieſe Sehnſucht zu mächtiger Liebe aufbrauſen. — Kinkel lernte damals durch ſeine Schweſter ein junges Mädchen kennen, das ſich eine Zeit lang in Bonn aufhielt. Minna * * * war ein zartgebautes anmuthiges Weſen, deren ſchwächlicher Körperbau einen flammenden Geiſt verbarg. Aus der ſeidnen Wimper brach der Glanz eines tiefeindringenden dunkelgefärbten Auges hervor, und der ſanfte Mund mit den blaßrothen feingeſchnittenen Lippen zog ſich ſchön proportionirt unter der faſt griechiſch geformten Naſe hin. Sie glich mit der auffallenden Bläſſe ihrer Geſichtsfarbe, die durch kaſtanienbraunes Lockenhaar noch greller hervortrat, und mit ihrer wilden Phantaſie mehr einer fremden Wunderblume, die eine rauhe Hand in ein ungewohntes Klima verpflanzt hatte, als den vollblühenden Roſen des ſchönen Rheinlandes, in deren Umgebung ſie ſich nicht heimiſch fühlte. Das ſchmerzliche Lächeln ihres Mundes ſchien ihre Sehnſucht nach einer ſüdlicheren Heimath anzudeuten, vielleicht nach einer fernen Zauberwelt, für deren verbannte Königin ſie gelten konnte, nach einem reineren Blau, einem flüſſigeren Aether, als der kalten und feuchten Nebelluft, die ſich mit einbrechendem Herbſt über den Rhein lagert.

Dies glühende Mädchen übte eine unwiderſtehliche Anziehungskraft auf Gottfried Kinkel aus, zu dem ſie bald in der leidenſchaftlichſten Liebe entbrannte. Sie hatte ſchon einmal geliebt, aber es war eine unglückliche Liebe geweſen, deren Schmerz ihr ganzes Leben zerrüttet und ihre Kraft gebrochen hatte. Sie ſelbſt ahnte nicht, daß ihre Geſundheit untergraben war, und daß ſie den Keim des nahen Todes mit der verzehrenden Gluth ihrer Leidenſchaft nähre, welche ſie für die Bürgſchaft eines neuen Frühlings hielt. Kinkel hätte ſie lieben können, wenn es ihm möglich geweſen wäre, ſich über ihren Zuſtand zu täuſchen; doch ſeine Liebe hätte ja die welkende Roſe noch raſcher getödtet. Minna war das erſte Mädchen, das ihn ganz verſtehen konnte; aber ſie hätte ihm, eine zweite Hekuba, nicht Kinder, ſondern Fackeln geboren, und der Eltern Gluth hätte durch ſie, wie Priamus' Troja, das eigne Haus verbrannt. Dennoch konnte er nicht von ihr laſſen, um ſie blutete ihm das Herz, er war elend nicht aus Liebe, ſondern aus Mitleid. Sich von einem glühenden, verwundeten, wilden Herzen geliebt wiſſen, ohne die Arme ausbreiten zu dürfen — und wie gerne wäre ſie hineingeſunken! Die zitternde Hand zu faſſen und nicht zu drücken — und wie leidenſchaftlich hätte ſie den Druck erwiedert! Von einem holden Munde nur Worte, nicht Küſſe ſaugen — und er würde glühend geküßt haben! O es war eine unnennbare Qual! Er fühlte, daß der Punkt, auf dem er ſtand, ein Höhepunkt des Lebens ſei; aber, wie über Eddyſtone's Leuchthurm das Meer, ſpülten die Wogen der Trübſal über ſein Herz hinweg, und er mußte es felſenfeſt dem Sturme entgegentragen!

Zu Anfang Auguſt begleitete er ſie auf das Dampfſchiff, da ſie ſich in Neuwied perſönlich um eine Stelle als Lehrerin bewerben wollte. Auf ihre Bitte hatte er ihr einige Strophen in's Album ſchreiben müſſen, und folgendes Gedicht gewählt:

Gloſſe.

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Mährchenwelt:
Steig' herauf in alter Pracht!
Ludwig Tieck.

„Bei des Schneees Silberſcheine
Nächtlich durch die ſtillen Straßen
Gingen wir; — auf glattem Steine
Glitt der Fuß wohl, denn wir laſen
Sternenſchrift in Himmelsreine,
  Welche droben angefacht
  Flimmerte in Wunderpracht.
Ruhe wie im Paradieſe
Goß in's tiefſte Herz uns dieſe
  Mondbeglänzte Zaubernacht.

Frühling kam, und wieder führte
Ich ſie durch die Laubeshallen,
Wo kein Lebenslaut ſich rührte;
Stille rings, — ein Blatt wohl fallen
Unſer lauſchend Ohr verſpürte.
  Aber fern das Himmelszelt
  Wetterleuchtend ward erhellt,
Da erwachten die Gefühle
In des Abends duft'ger Kühle,
  Die den Sinn gefangen hält.

Winternächte muß man loben,
Frühlingsabend iſt erquickend,
Aber dennoch ſtell' ich oben
Sommertage hoch beglückend;
Denn auch davon hab' ich Proben.
  Schwüler Nebel deckt das Feld,
  Reden darfſt Du, wie's gefällt,
Träumend alle Bäume ſchwanken,
Träumend bilden die Gedanken
  Wundervolle Mährchenwelt.

Herbſt mit ſeinen kalten, naſſen
Tagen kommt und trüben Nächten.
Hellſte Freude will erblaſſen.
Ob wir gern der Zeit gedächten,
Müſſen wir ſie ewig laſſen.
Manchmal wohl in ſtiller Nacht,
Von dem Mondlicht aufgewacht,
Denken wir des frohen Lebens,
Rufen zu ihm, — ach vergebens:
Steig' herauf in alter Pracht!“

In trüber Stimmung zu Hauſe angelangt, fand er einen Brief vor, der ihm den Tod ſeines inniggeliebten Vetters Guſtav H.......... meldete, und ihn dringend auf einige Tage zu dem trauernden Vater einlud. Er beſchloß ungeſäumt dieſer Einladung Folge zu leiſten, und begab ſich ſogleich auf den Weg.

4.

Eine Stunde von Elberfeld im Wupperthal abwärts, in der Nähe der Stelle, wo jetzt der Viaduct der Düſſeldorf-Elberfelder Eiſenbahn über den Fluß führt, deſſen Anwohner durch den Ruf des Pietismus übel genug berüchtigt ſind, liegt das anmuthige Sonnborn, wo die H..........'ſche Familie wohnte.

Es war ſpät Abends, als Gottfried Kinkel, todtmüde von der langen Fußwanderung, bei den trauernden Verwandten anlangte. Die gewaltige Aufregung, in welcher er ſich ſeit Minna's Abreiſe befand, die Furcht, wie er ſein Verhalten gegen ſie bei ihrer bevorſtehenden Rückkunft einzurichten habe, die belaſtende Schwüle des warmen Sommertages — all' dies hatte ſein an ſich heißes Blut in außergewöhnliche Wallung gebracht. Dazu kam noch der Schmerz über den plötzlich erfolgten Tod eines edlen Freundes und die traurige Veranlaſſung, durch welche Gottfried nach längerer Trennung ſeine Verwandten wiederſehen ſollte. Eliſe, die Tochter ſeines Oheims, war ein muntres und reizendes Mädchen, das, mit nicht geringen Geiſtesgaben ausgerüſtet, leicht das Herz eines jungen und leidenſchaftlichen Mannes gefangen nehmen konnte. In früherer Zeit hatte Kinkel oft und gern mit der ſchönen Couſine verkehrt, und auch jetzt, als er die Thür des Trauerhauſes öffnete, pochte ſein Herz, ſchoß ihm das Blut in die Wangen, als ſein Auge zum erſten Mal wieder dem Blick der erröthenden Jungfrau begegnete.

Es war der Vorabend des Tages, an welchem der verſtorbene Bruder Eliſens zur ewigen Ruhe gebracht werden ſollte. Gottfried nahm den lebhafteſten Antheil an dem Verluſt der trauernden Familie, und ihn belohnte reich das Vertrauen ſeiner Verwandten, die ihren ganzen Schmerz in ſeine Seele ausſtrömten. Eliſe ſaß ſtumm und in ſich gekehrt weinend an ſeiner Seite. Alle waren in einer aufgeregteren Stimmung, als je, und als Gottfried mit den Uebrigen ſein Lager ſuchte, drückte die Jungfrau krampfhaft ſeine Hand, und ſandte einen feurigen Blick in ſein Herz.

Die Nacht war lau und mild. Schlafen konnte der Jüngling nicht, die verworrenſten Gedanken kreuzten ſich in ſeiner Seele, und ſo ſchrieb er im Andenken an das liebevolle Entgegentreten ſeiner Couſine folgendes Gedicht:

„Und warum weinſt Du, wenn ich klage?
Was bin ich fremder Jüngling Dir?
Du kannſt nicht theilen meine Plage,
Du blühſt in friſcher Jugendzier.

Dein Herz iſt rein, Dein Geiſt iſt helle,
Noch hat bei Dir die Liebe Raum,
Des frohen Jugendtempels Schwelle
Berührte ja Dein Fuß noch kaum.

Mein Herz jedoch hat ausgeglühet,
Da meine Liebe ich verlor;
Das Lied nur aus der Aſche ſprühet
Als Funken ſchmerzend noch hervor.

Und dennoch theilſt Du meine Schmerzen,
Und biſt ſo milde mir, ſo gut: —
Wie? ahneſt Du's auch ſchon im Herzen,
Wie weh verkannte Liebe thut?—

Mitternacht war lange vorüber. Gottfried hatte ſich angekleidet auf ſein Lager geworfen, und den Schlummer geſucht; allein ſein Geiſt taumelte in bunten Phantaſien umher, und ließ keinen Schlaf auf ſeine Wimper fallen. Es duldete ihn nicht mehr in der dumpfen Hitze des Zimmers, er wollte das Freie gewinnen. Raſch ſprang er empor, und öffnete leiſe die hintere Thür des Gemaches, welche ſeiner Berechnung nach in dem Hof führen mußte.

Doch welch' ein Anblick ward ihm zu Theil! Eine blendende Helle drang ihm entgegen, und er befand ſich auf der Schwelle des großen Saales, in welchem die Leiche des verſtorbenen Freundes im ſchwarzen Sarge ausgeſtellt war. Vom blaſſen Schimmer der heruntergebrannten Todtenkerzen beſtrahlt, ſaß ein wunderſchönes Weib im leichten fliegenden Nachtkleide zu Häupten der Leiche, und bewegte inbrünſtig betend die Lippen. Das aufgelöſte Haar wallte über die ſchneeweißen Schultern auf die leichtbekleideten Hüften herab, und die weißen Hände lagen zuſammengefaltet auf den Knieen.

Gottfried wußte nicht, wie ihm geſchah. Er wollte umkehren und ſich unbemerkt in ſein Zimmer zurückſchleichen, allein das träumende Mädchenbild hielt ſeinen Fuß auf der Schwelle gefeſſelt, und er wagte nicht ſich zu regen.

Plötzlich faßte der Zugwind aus dem geöffneten Fenſter ſeines Schlafgemaches die Thür, und ließ ſie knarrend hinter ihm ertönen.

Das Mädchen fuhr empor, — Eliſens Auge traf den lauſchenden Jüngling. Eine glühende Röthe ſchoß ihr in's Geſicht, und erſtarrt, wortlos ſtanden ſich Beide gegenüber.

Gottfried fand zuerſt die Sprache wieder, und erzählte den Grund ſeiner zufälligen Ueberraſchung. Eliſe brach in ein lautes Weinen aus, und wußte Nichts zu erwiedern. Sanft trat der Jüngling näher, legte ſeine Hand auf ihr Haupt, und verſprach ihr bei der Leiche des Bruders ewiges Schweigen über das Geheimniß dieſer Nacht.

Glühend zog ihn das Mädchen an ihr Herz, und lag faſt beſinnungslos an ſeiner Bruſt.

Leiſe machte ſich Gottfried aus ihren Armen los und verſuchte ſie zu tröſten. Die wunderbarſten Gefühle wogten in ihm auf und nieder, er glaubte einen Wink des Himmels in dem Schickſal dieſer Stunde zu ſehen und die Liebe, welche er ſo lange vergeblich geſucht, endlich hier an der Leiche des Freundes gefunden zu haben. Er hielt es für eine Sünde, dies herrliche Märchen zu verlaſſen, Tod und Leben, Traum und Wachen verſchlangen ſich zu den mährchenhafteſten Phantaſien.

Die letzte Kerze verloſch und noch ſtand die ſilberne Mondſichel am Himmel, als ſich Gottfried von Eliſen — nun ſeiner Angeſichts des Todten verlobten Braut — mit einem langen, innigen Kuſſe trennte.

Er warf ſich, noch fiebernder als zuvor erregt, auf's Bett, und fiel bald in einen tiefen Schlaf. Ein toller Traum neckte ſein Herz in der Morgenſtunde, wo böſe Geiſter, von der nächtlichen Runde zurückgeſcheucht, dem Lager der Menſchen nahn, und ihre Stirn mit wehendem Saum des Gewandes ſtreifen, um ſie mit böſer Luſt zu erfüllen, mit Wahn und Angſt zu berücken und ihren Geiſt zu verwirren.

Er ſah Eliſen im Brautkleide ſtehen, bereit einem fremden Manne die Hand zu bieten. Nur die Myrthenkrone fehlte noch dem ſeidnen Haar, mit feſtem, dürrem Wort ſprach ſie: „Es iſt vorbei!“ Da zerriſſen mit gewaltigem Ton alle Saiten ſeines Innern, die Leidenſchaften erhoben ſich gleich wilden Beſtien, die keine Kette länger zu bezähmen vermag:

„Der Löwe: Zorn ſteht auf und brüllt nach Raub,
Der Tiger: Eiferſucht dehnt lang die Klauen,
Hyän': gekränkte Ehre ſträubt den grauen
Dichtborſt'gen Nacken, ſchüttelnd Leichenſtaub,
Haß gegen Deinen Buhlen fletſcht den Zahn,
Dem Wolfe gleich will ſich die Hand ihm nahn,
Und ganz entwachſen ihrem Herrn und Meiſter,
So warfen ſich die losgebundnen Geiſter
Auf mich heran — und vor mir ſelber zitternd
Umarmt' ich wild Dich, Deinen Putz zerknitternd.

Da riß ich nieder Dich auf meinen Schooß
Zum letzten Mal' und von der Lippe floß
Die wilde grimme Rede ungehalten,
Indeß mein Aug' den langgewohnten alten
Bekannten Pfad zu Deinem Auge fand,
Und Dich zerfraß mit ſeinem düſtern Brand:

„So wehe Dir um Deinen Buhlen, Weib!
Genießen wird er heute Deinen Leib;
Die Blume bricht er, die ich ſtets geſpart,
Obgleich ſie mein durch eignen Willen ward;
Er trinkt den Becher aus mit vollen Lippen
Daran ich kaum nur wagte leis zu nippen.
Für dieſe Nacht, — wenn ich im Mantel ſteh'
Auf kalter Straße, und zum Fenſter ſeh',
Dem hellen, das dann plötzlich ſich verdunkelt: —
Bei jedem Stern, der Eurer Gluth dann funkelt! —
Für dieſe Nacht — ha! ſie ſchafft um zum Greis
Den Jüngling! — zahlet er mir hohen Preis!

Mag er die höchſte Lebensluſt erringen: —
Das bittre Todesweh muß ihn durchdringen!
Denn, falſches Weib, zum Fluch uns Beiden, höre,
Was ich mit aufgehobener Rechten ſchwöre:

Einſt kommt der Tag — o nenn' ihn lieber: Nacht! —
Da reiß' ich ihn aus Deinen weißen Armen,
Zu Boden ſchleudr' ich ihn mit Zornesmacht,
Es ſoll mein Dolch in ſeinem Blut erwarmen!
Doch Du biſt mein, und Was ich mein genannt,
Hat keine Macht dem Starken je entwandt;
Aufblühen ſollſt Du, Lilie, jetzt ſo bleiche,
Die Brautnacht feiern wir ob ſeiner Leiche!“

Und wie ich ſprach, ſo rollte mir das Blut
Zum Herzen wilder, wie durch Zaubergluth;
Ich preßte Deine Hand mir an das Herz, —
Da fühlt' ich plötzlich kalten Todesſchmerz,
Jählings ſtand ſtill der ſchnellen Pulſe Pochen, —
Weh' mir, mein ſtarkes Herze war gebrochen!
Da mußt' ich laſſen Dich, ich ſank zur Erde,
Derweil vergebens Du mich aufwärts zogeſt
Und über mich Dein blaſſes Antlitz bogeſt,
Die Hand zur Stirn gelegt mit Klaggeberde.
So löſt' in Frieden ſich des Haſſes Kampf,
Die Sehne ſpannet ſich im Todeskrampf.“

Als Gottfried erwachte, ſchien bereits der helle Tag durch das Fenſter, welches Gottfried zu ſchließen verſäumt hatte, und das Todtengeläut für den Verſtorbenen klang wehmüthig in das Herz des Jünglings, der ſich nachdenklich mit der Hand über die Stirn fuhr, um ſich auf das bunte Abentheuer der vergangenen Nacht zu beſinnen. Er bedurfte des Bedenkens, um zwiſchen Traum und Wirklichkeit zu unterſcheiden. Wo fing die letzte an, — wo hörte der erſte auf? Nach einer großen Geiſtesanſpannung folgt eine bedeutende Erſchlaffung der Seelenkräfte, und das erfuhr auch Gottfried, als er verwirrt und müde die Leiche ſeines Freundes auf den Friedhof begleitete. Er beſchloß noch einige Tage auf dem Gute ſeines Oheims zu verweilen und ſeine Bewerbung um die ſchöne Eliſe H..... fortzuſetzen.

In dieſer Zeit ſind viele Gedichte auf ſeine Geliebte entſtanden, deren raſcher und ſtets wechſelnder Geiſt ihn immer mächtiger an ſich zog. Er trug kein Verlangen, ſich dieſer ſanften Feſſel zu entziehen, ſondern gab ſich ganz in die Gewalt des bezaubernden Mädchens:

„Tritt ein, tritt ein, o Herrin hehr,
Tritt in den Garten ein!
Die Blumen grämten ſich ſo ſehr,
Daß ihnen Deiner Augen Schein
Leuchtete nicht bisher.

Tritt ein, tritt ein, o Herrin ſchön,
Tritt ein in's luſtge Haus!
Die Berge winken, die blauen Höhn,
Die Gründe lieblich überaus
Grüßen Dich mit Getön.

Tritt ein, tritt ein, o Herrin traut,
Tritt in mein Herz herfür!
Es ſchlug ſo hoffnungswild und laut,
Und ſprengte ſehnend auf die Thür,
Wollte empfahn die Braut.

Tritt ein, tritt ein, o Herrin hold,
Ganz in Dein Eigenthum!
Die Schlüſſel will ich, ächt von Gold
Dir knieend bieten; ſei mein Ruhm,
Lächle — Das ſei mein Sold!

Oft auch dachte er an Minna und den Augenblick, wo er ſie wiederſehen mußte, da er nun doch ewig für ſie verloren war; allein er fürchtete ſich nicht vor dieſem Moment, weil ſie ja keine Anſprüche auf ein Herz erheben konnte, das bereits gebunden war.

Als er von Eliſen Abſchied nahm, deren Hand ſein Oheim ihm um ſo freudiger bewilligt hatte, als er ſich in dem Neffen einen Sohn wiedergeſchenkt ſah, ließ Gottfried ihr folgendes Gedicht, das er in den letzten Tagen flüchtig hingeworfen hatte:

„Ein Spiegel iſt die Seele,
Ein Spiegel die ganze Welt,
Sie wirft zurück getreulich,
Was immer in ſie fällt.

Vor meiner Seele ziehen
Tauſend Bilder vorbei;
Der Spiegel iſt groß, drum faßt er
Geſtalten vielerlei.

Herrliche Ritter und Helden,
Frauen aus alter Zeit,
In Rüſtung und Gewände
Ziehen ſie ſchön gereiht.

Alter Völker Geſchichten,
Prächtiger Städte Fall,
Großer Könige Thaten
Strahlet ſie wieder all'.

Frühling mit ſeinen Roſen,
Berge im Waldeskranz,
Ströme rauſchend ergoſſen
Wiederleuchten im Glanz.

Durch einander wogen
  Flüchtig die Bilder im Reihn;
Ewig darinnen ſtehen
  Bleibet Ein Bild allein.

Ruhend an Weibesherzen
  Träumet ein Jüngling ſüß,
Ueber ihm ſchwebt ihrer Lippen
  Roſiges Paradies.

Ueber die ſtrengen Züge
  Gießt blauer Augen Paar
Mildverklärenden Schimmer
  Aetherglänzend und klar.

Weißt ja, ich bin der Jüngling,
  Träumend in Wonneruh; —
Aber der blaue Aether,
  Liebchen, Wer wär' es, als Du?

Laß die Geſtalten wogen
  Flüchtig in tollem Reihn,
Bleib' in der Seele ſtehen
  Ewig dies Bild allein!“

5.

Auf der Fahrſtraße, welche von Remagen aus, den Apollinarisberg zur Rechten laſſend, ins höhere Gebirg ſteigt, und nach der hohen Landskron hinaufführt, ging an einem drückend heißen Sonntagnachmittag eine Geſellſchaft Bonner Gäſte bergan, die das herrliche Ahrthal vor Anbruch des Herbſtes noch einmal beſuchen wollte. Kinkels Schweſter war durch eine dreitägige Reiſe nach Kreuznach zum Pfarrer Gobat von ihrem in letzter Zeit feſt ausgeſprochenen Plane: Miſſionarin zu werden, einigermaßen zurückgebracht, und zugleich mit Minna wieder in Bonn angelangt, welche letztere die geſuchte Stelle in Neuwied erhalten hatte und nun noch einige Tage in Bonn zubringen wollte, bevor ſie dieſelbe antrat.

Johanna Kinkel hatte in den vergangenen Wochen viele körperliche Leiden auszuſtehen gehabt. Ihre kalte, trotzige Lebensverachtung war dadurch noch ſchroffer hervorgetreten, und ſie zeigte ſich verfinſterter und abſtoßender, als je. So ward ſie ihrem Bruder mehr und mehr entfremdet, ſo daß Gottfried furchtete, ihre

Herzen würden ſich nie wieder ganz zuſammenfinden. Wilhelm Vögehold dagegen, der jetzt faſt täglich mit ihr verkehrte, verlor unter ihrem Einfluß allmälig ganz die einſtige Friſche ſeines Charakters, er ließ ſich durch ſie auf die Bahn derſelben pietiſtiſchen Stumpfheit hinreißen, und ſchloß ſich feſter und feſter an ihr verſtarrtes, weltverbittertes Herz an.

Minna war durch das Gedicht, welches Kinkel ihr ins Album geſchrieben hatte, nicht gewarnt worden; ſie erſchien zurückgezogen, aber nur um ihre innerſte Gluth nicht leidenſchaftlich hervorbrechen zu laſſen. Sie täuſchte ſich ganz über die Stellung, welche der Geliebte ihr gegenüber einnahm, ſie legte ſeine rückſichtsvolle und zartſchonende Aufmerkſamkeit als Beweis ſeiner Liebe aus, und heftiger, als zuvor, brannten die verborgenen Flammen in ihrer Bruſt.

Heut' hatte ſie ſich von Gottfried bereden laſſen, mit ihm, ſeiner Schweſter und Vögehold, einen Ausflug in die Ahr zu machen. Da Jeder ſeine Dame führte, fügte es ſich von ſelbſt, daß Kinkel gewöhnlich um Minna beſchäftigt ſein mußte, und nur mit Mühe konnte ſie ihre Gefühle beherrſchen. Jener ſuchte das Geſpräch auf die reich abwechſelnden Naturſchönheiten der Landſchaft zu lenken, und träumend hing ſie an ſeinem Arme, wenn er die Sagen der umliegenden Ortſchaften erzählte oder Bruchſtücke aus der Geſchichte des Ahrthals zum Beſten gab.

Auf der Höhe des Fahrweges angelangt, wo ſich derſelbe durch den niedern Wald bis zum Köhlerhofe hinzieht, raſteten ſie eine Weile, um die herrliche Ausſicht zu genießen, welche ſich hier den überraſchten Blicken aufſchließt. Man überſchaut den Rhein mehre Stunden weit, und drüben am rechten Stromufer dehnen ſich die Städtchen Linz, Erpel und Unkel, bis endlich links Honnef und die Höhen des Siebengebirges auf der einen, Rolandseck auf der andern Seite dieſelbe abgrenzen. Im Wäldchen, deſſen ſchattige Wipfel ſie vor der heiß erglühenden Sonne ſchützten, verlor Minna ihr Taſchentuch und das Suchen nach demſelben trennte ſie mit dem Geliebten von den Uebrigen. Sie preßte leidenſchaftlich ſeine Hand, und das Geſpräch ſtockte. Minna war ganz gelöſet in Liebe. Auf der Bergesſpitze, wo ſich die freieſte Ausſicht über Rhein und Ahr erſchließt, las Kinkel Gedichte von Eichendorff vor. Hernach ging es nach dem freundlich gelegenen Heppingen, wo eine treffliche Sängerin, Fräulein Unkell, durch ihren meiſterhaften Geſang, die Gefühle noch ſteigerte. Der Tag war ſelig durch die Macht jener wunderbaren, unbeſtimmten Empfindungen, welche Natur, Geſang und Liebe in der Menſchenſeele wachrufen.

Gegen Abend ging es nach Remagen zurück. Es hatte mittlerweile geregnet, und der Weg war ſchlüpfrig und feucht geworden. Minna fühlte ſich tödtlich erſchöpft, und mehrmals ruhte die ganze Fülle des ſchönen herrlichen Weibes an der ſtarken hochaufſchlagenden Bruſt des geliebten Mannes. Auf der Rückfahrt nach Bonn erzählte Kinkel das Mährchen von der Landskron, von den drei Jungfrauen, welche ein Wunder aus der Gefahr des Todes errettete. Minna hatte ſich der Hand Gottfrieds bemächtigt, die ſie krampfhaft umſchloſſen hielt, ohne daß ihr Druck erwiedert ward. Erſt um Mitternacht langten Alle in Bonn wieder an.

Am folgenden Morgen war Minna ernſt und traurig, und ging dem Geliebten abſichtlich aus dem Wege. Sie mochte mit der dem Weibe eigenthümlichen Empfindung gemerkt haben, daß Jener gegen ihre glühende, offenkundige Zärtlichkeit für einen Liebhaber viel zu kalt geweſen. Um ſo mehr drängte es ihn, ihr eine Erklärung zu geben. Er bat ſie um einen Spaziergang durch den Garten. Seine Schweſter und Vögehold riethen ab, aber es war zu ſpät, er hatte einmal gebeten.

Ihre Hand ruhte wieder auf ſeinem Arm, das wilde Herz ſchlug, die Bruſt hob ſich, und ihr Auge ſenkte ſie zur Erde. Das Geſpräch ſtockte.

„Sie ſind ſo ernſt“, ſagte Gottfried.

„Mir iſt's immer ſo, daß ich äußerlich am Ruhigſten bin, wenn es drinnen am Meiſten ſtürmt“, klang die Antwort.

Eine gewaltige Pauſe — er konnte die Beklommenheit nicht länger ertragen.

„Sie ſind alſo bewegt, — und ich ſollte jetzt nicht mit einer Eröffnung hervortreten, die ich Ihnen ſchuldig zu ſein glaube. — Doch ich weiß, Sie ſind ein ſtarkes Mädchen. — Weil ich Sie denn für die

Univ. Bibl.

erſte meiner Freundinnen halte, darf ich Ihnen Etwas nicht verhehlen, das mich ſehr nahe angeht.“

„Und mich!“ hauchte die unglückliche Jungfrau, deren armes, großes Herz er brechen mußte.

Nach einer Pauſe fuhr Gottfried fort: „Zugleich glaube ich Ihnen, liebe Minna, ein Vergehen abbitten zu müſſen — ich habe vielleicht an Ihnen geſündigt — Minna, dieſe Hand, die ich Ihnen geſtern ſo freundlich ließ, — dieſe Hand iſt nicht mehr frei — ich bin Verlobter!“

Mit wildem Schmerz riß ſie zuckend ihre Hand aus der ſeinen, und erſtarrte.

„O Gott — Minna — können Sie mir vergeben?

Sie faßte ſeine Hand wieder und drückte ſie; reden konnte ſie nicht.

„Minna, wenn ich recht ahne, ſo müſſen Sie mich verabſcheuen, — ich habe ihr Herz gebrochen! Minna, Sie können mich nicht mehr lieben, vielleicht nur haſſen, — aber vielleicht achten Sie einen jungen Mann, der mit einem ſo herrlichen Herzen, wie dem Ihrigen, kein frevelndes Spiel treiben will!“

Sie traten in die Laube.

„O liebſte Minna, wie geht es Ihnen? Reden Sie! Sind Sie gefaßt? Ich weiß, ein Herz, wie das Ihre, wird nicht einſam bleiben, Sie werden einen beſſern und tüchtigern Mann finden, als ich es bin (ſie ſchüttelte ſchmerzlich das Haupt), — wenigſtens einen beſonnenern.“

Noch war ihr Schmerz wild; darum fuhr er fort:

„Ich bin ein Mann und muß meiner Pflicht getreu ſein, — ich darf Sie nicht lieben! Aber getäuſcht habe ich Sie nicht. Und nun noch Eins, Minna! Jetzt wirkt auf Sie noch meine Gegenwart und Sie können mich anblicken ohne Zorn. Ich bin mir bewußt, Ihre Neigung gegen mich nie genährt zu haben. Aber wenn Sie allein ſind, wenn Sie einer vergangenen Zeit gedenken, werden Sie Sich an Manches erinnern, das Sie wohl als ein Zeichen meiner Liebe ausgelegt haben, an manche Artigkeit, manche Aufmerkſamkeit, an ſo Vieles, das ſich ja Alle ſchuldig ſind, deren Bahnen neben einander herlaufen. Dann wird ein bittres Gefühl in Ihnen auftauchen, als hätte ich Sie getäuſcht, und Sie werden mich vielleicht verabſcheuen. Das vergebe ich Ihnen gern, und Sie können, wenn dieſer Fall eintritt, im Voraus meiner Verzeihung gewiß ſein. Und nun leben Sie wohl, — meine Pflicht ruft mich, ich muß Sie verlaſſen!“

Dann ging er mit langſamen Schritten aus der Laube, ſie aber brach in ein lautes Weinen aus, und nur mit Mühe vermochte Kinkel's Schweſter ſie wieder zu beruhigen. Gottfried aber fühlte ſich von jener Stunde an unglücklich.

6.

Am andern Tage war er dumpf und zerknickt. Vögehold und Keßler, mit welchem Letzteren er gleichfalls viel verkehrte, ſuchten ihn zu einer gemeinſchaftlichen Fahrt nach Köln zu bereden, um die Lyversberg'ſche Gemäldeſammlung noch vor dem nahebevorſtehenden Verkauf derſelben zu ſehen, und ſeine trübe Stimmung etwas zu zerſtreuen. Lange hatte Kinkel geſchwankt, und ſchwankte eigentlich noch, als er ſchon das Dampfſchiffsbillet in Händen hielt. Es war kein Entſchluß mehr in ihm ſeit dem Einen furchtbaren: dem herrlichen Mädchen ſeinen Traum zu zerſtören. Als aber die Freunde das Boot beſtiegen, ſprang auch er hinein. Ohne aufzublicken, ſetzte er ſich über das rechte Rad, und ſtarrte wehmüthig in die ſtäubenden zerquirlten Wogen, der Strophe von Lenau gedenkend:

„Blumen fort und Nachtigallen,
Und das liebe Mädchen auch!
Meine Jugend fort mit ihnen,
Alles wie ein Frühlingshauch!"

Gleich Frithjof, trieb es ihn von der verlorenen Jungfrau fort auf's weite, weite Meer, die Thränen waren ihm nahe, und düſter murmelte er vor ſich hin: „Vale, juventas fervida!“

In Köln ſtand er lange vor dem unvollendeten Rieſenbau des Domes, und ließ ſein Auge hinſchweiſen über das wunderbare Werk. Die mittlere Lücke berührte ihn heute ſchmerzlicher, als je. „Wenn die Johanniskirche einſt offenbart wird,“ dachte er, „wenn das Banner der Liebe daherrauſcht über die Menſchheit, dann bauen alle Confeſſionen, zu Einer Religion verbunden, die Gothiken auf und aus, dann iſt ihre Symbolik erfüllt!“ — So baute ihm ſeine Phantaſie den fertigen Kölner Dom hin, und ließ ihn eine Weile den eignen Schmerz vergeſſen.

Bald aber trieb es ihn aus dem wirren Getümmel der öden und freudloſen Handelsſtadt nah Hauſe zurück, und ein ängſtliches, zaghaftes Gefühl beſchlich ihn, als er ſein Zimmer betrat, das ihm in ſeiner Trauer jetzt ſo unheimlich und fremd vorkam.

Als er unter ſeinen Büchern umherkramte, fiel ihm der Oſterdingen von Novalis in die Hand, der ihn noch vor einem Jahre ſo oft zur Poeſie entflammt hatte. Schon als er das Gymnaſium beſuchte und mit einigen Freunden unter den Namen „Teutonia“ eine Geſellſchaft geſtiftet, welche ſich zum Zweck ſezte, ſich gegenſeitig das Verſtändniß deutſcher Geſchichte und Literatur zu erſchließen, hatte er ſich den Namen Heinrich von Oſterdingen beigelegt; denn jedes Mitglied dieſer Geſellſchaft wählte ſich einen mittelalterlichen Dichternamen. Jetzt ward ihm die Bedeutung jenes Namens klar. Er dünkte ſich ſelbſt jener Heinrich in dem lieblichen Städtchen am Fuße der Wartburg, und die Sehnſucht nach der „blauen Blume“ ergriff ihn mit unbezwinglicher Gewalt. Nicht Minna konnte die leuchtende Mährchenblüthe ſein, auch ſeine Braut nicht, ſo ſehr er ſein Herz befragte. Träumend las er weiter und weiter, die tolle Zauberwelt umfing ihn, und endlich warf er ſich weinend auf einen Seſſel, der „blauen Blume“ gedenkend.

Plötzlich fühlte er einen ſanften Schlag auf die Schulter. Er blickte empor, und begegnete dem freundlichen Auge des Pfarrers Wichelhaus, eines herrlichen, gemüthvollen Mannes, der den unglücklichen Freund zu tröſten kam.

Mit ſcharfer Klarheit durchſchaute dieſer den Seelenzuſtand Kinkels, und enthüllte ihm mit mildem Wort die ganze Gefahr, in welcher ſein geiſtiges Leben ſchwebte, ſich abzujagen und leidenſchaftlich zu verzehren.

Wichelhaus war ein Mann, der bei feurigen Naturen leicht für unthätig galt, weil er nie eine Arbeit unternahm, die er nicht mit voller Luſt und einem Ueberſchuß von Kraft betreiben konnte. Kinkel dagegen beſaß noch eine zu geringe Kenntniß des Lebens; er wollte die Dinge beherrſchen, ohne ſich ihnen rein paſſiv hingeben zu können. Letzteres verſtand Göthe ſo meiſterhaft, und hat darum ſo Gewaltiges vermocht. Er rieth ſeinem Freunde, das Winterſemeſter hindurch keine Vorleſung zu halten, ſondern eine längere Reiſe zu unternehmen.

Kinkel verſprach, als der Geiſtliche ihn verließ, über deſſen Rathſchläge nachzuſinnen, und fand bald, daß derſelbe Recht habe. Er hatte ſchon lange beabſichtigt, ein Werk über die chriſtliche Kunſtgeſchichte zu ſchreiben, und dazu bedurfte es einer größeren Reiſe, am Liebſten nach Italien. Er beſchloß, den Reſt ſeines väterlichen Vermögens an eine ſolche Reiſe zu ſetzen, und hoffte von derſelben ſo viel Stoff mitzubringen, daß ſeine äußere Exiſtenz durch fleißiges Arbeiten geſichert erſchiene. Zugleich bedurfte ſeine fortwährend kränkliche Schweſter nicht minder, als er, einer ſolchen Erholung, und erklärte ſich mit Vergnügen bereit, ihn nach dem ſüdlichen Frankreich, der Schweiz und Italien zu begleiten.

Unter Hesperiens Himmel hoffte Kinkel die Löſung ſeines Wehs zu finden; ſtatt des Denkens wollte er das Leben, ſtatt des Lernens den Genuß ſuchen, und bemühte ſich raſch alle jene Vorkehrungen zu treffen, welche zu einer längeren Reiſe erforderlich ſind. Freilich wunderten ſich Manche, und tadelten den jungen Privatdocenten, welcher, wie ſie meinten, ſo leichtſinnig die einmal begonnene Laufbahn unterbrach, er aber kümmerte ſich nicht um die ziſchelnden Zungen ſeiner Collegen, und ließ ſein helles Auge weit über der Heimath dumpfes Leid hinſchweifen in die lachenden Gefilde einer fernen Zukunft.

Viertes Buch.

Italien.

October 1837 bis März 1838.

1.

Eine alte und ächte Weisheit liegt in dem ererbten Glauben an Stufenjahre; nur muß man denſelben geiſtig umdeuten. Es giebt Stufenjahre auch im Leben des Geiſtes, und Wer wollte läugnen, daß dieſe höchſt gefährlich werden können? Es ſind jene Entwicklungsperioden, in denen eine neue Epoche des geiſtigen Daſeins ſich eröffnet, und die bei den verſchiedenen Menſchen in ganz andere Zeitmomente fallen, als die Stufenjahre des Leibes. Nie aber ſind dieſe Perioden dem Geiſte bedenklicher geweſen, als in unſerem Jahrhundert. Jetzt iſt das Leben nicht mehr ein Kunſtwerk, wie es im Mittelalter war, wo die Kunſt Alles umſchloſſen hielt, ſondern, dem Zeitalter entſprechend, das auf den Thron der Kunſt die Induſtrie geſetzt hat, vergleicht es ſich mit der ängſtlichen und treibenden Haſt der Dampfſchiffe und Eiſenbahnen. Die Glocke tönt, der Pfiff gellt, und wir müſſen eilen, nicht die Abfahrt und Weiterfahrt zu verſäumen. Der Geiſt des Knaben wird geſpornt durch Alterthum und Philoſophie hindurch zum mehr oder minder abgegrenzten Einzelſtudium; darum iſt jene Noth wiedergekommen, die ſchon Walther von der Vogelweide am Ende ſeines Lebens beklagt, daß die Alten thöricht ſeien, wie es nur den Jungen gezieme, aber leider auch, daß die Jungen alt würden vor ihrer Zeit. Der Menſch ſchreitet in dieſer ſich ſelbſt abjagenden Zeit zu ſchnell fort, ſo daß ihm, falls er nicht an dieſer einſeitigen Fortbildung der Erkenntniß auf Koſten ſeines Charakters zu Grunde geht, doch bange wird, weil er ſo Viel weiß und ſo Wenig iſt. Wie aber Alles, ſo werden auch jene Entwicklungen übereilt, der Knäuel, der mit leiſer Hand ſollte aufgewunden werden, verwirrt ſich, Menſchen entſtehen, die nicht Männer ſind und auch nicht Jünglinge mehr — müde, müde bis zum Tode, das iſt unſeres thatloſen Lebens Grundſtimmung. — Glücklich, wer in ſolchen Zeiten einen Warner findet, einen Arzt der Seele, der ihm Ruhe gebietet, der ihn aus dem Treibhauſe verpflanzt, in dem ſeine Frucht zwar frühzeitig, aber nicht vollkräftig reift.

Kinkel war dies Glück zu Theil geworden. Hätte ihn nicht ein väterlich beſorgter Freund bewogen, ein dereinſt reich ſich lohnendes Opfer der Selbſtverläugnung zu bringen und zur Beruhigung ſeines ſich verzehrenden Geiſtes aus einer erſt eben und glücklich begonnenen Laufbahn herauszutreten: — Wer weiß, ob ſein Leben nicht unter der Laſt täglich wiederkehrender Schmerzen ſich zu Tode gehetzt haben würde?

Es war ihm ſchwer geworden, ſich auf längere Zeit von einem Berufe zu trennen, den er für einen göttlichen glaubte anſehen zu müſſen. Die Carriere eines Privatdocenten iſt ohnehin ſchon die langſamſte, und es war nicht zu verwundern, wenn Mancher die ſcheinbare Verlängerung derſelben durch ein freiwilliges Abſcheiden aus dieſem Kreiſe für thöricht anſah. Allein es blieb dem Jüngling keine Wahl. Dadurch, daß er in der Zeit tiefſter und ſchmerzlichſter Gemüthserregung gerade die allergeſpannteſte Thätigkeit hatte eintreten laſſen, daß er beim Tode der Mutter das Candidatenexamen, bei dem des Vaters ſeine Diſſertation vollendete, endlich am Grabe ſeines Freundes Guſtav H.......... den akademiſchen Lehrſtuhl beſtieg, während ihn die Qual ſeines Abſchiedes von Minna *** durchzuckte, war ſein Nervenſyſtem ſo zerrüttet, daß er faſt daran verzweifelte, jemals noch ein blühendes, geſundes Leben zu gewinnen. Und doch entſchloß er ſich nicht leicht, den Rath des Freundes und ſeines Arztes zu befolgen, welcher Letztere ihm die Pflicht auferlegte, eine längere Reiſe in ein ſüdlicheres Klima zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit zu unternehmen.

Nachdem jene Tage des Aus- und Aufräumens, jene dem geiſtigen Menſchen ſo höchſt widerwärtigen Geldgeſchäfte, jene ſteifen Abſchiedsbeſuche, überhaupt die ganze fatale Zwiſchenzeit zwiſchen einer ſolchen Reiſe und dem Entſchluſſe zu derſelben vorüber waren, kam endlich der Tag, an welchem Gottfried ſeine

Schweſter in Oberkaſſel, wohin ſie Abends zuvor ihm voraus geeilt war, auf's Dampfſchiff abholen ſollte.

Sein erſter und liebſter Zuhörer begleitete ihn von ſeiner Wohnung auf dem Schloſſe Poppelsdorf durch die Allee bis an die Fähre, und trug ihm, wie es Studentenſitte iſt, zum Abſchiedsgeleit den Torniſter, welchen er, da er den größten Theil der Reiſe zu Fuß zurücklegen wollte, für ein beſonders nöthiges Geräth hielt. Am andern Ufer eilte er den Rhein herauf bis Oberkaſſel, wo er die Schweſter bereits ihn erwartend fand, und fuhr dann nach einem raſchen und herzlichen Abſchiede von ſeinem Freunde Sartorius an das nahende Dampfboot heran.

Johanna hatte darauf beſtanden, daß ſie und ihr Bruder auf dieſer Reiſe bei jeder Gabe, jeder Hülfe, bei jeder kleinen Freude ſogleich Gott ihren Dank darbringen wollten, und zwar mit dem hebräiſchen Spruche, den die Juden bei jedem Genuſſe herſagen: „Geſegnet ſeiſt Du, Jehovah, der Du uns Dies und Das geſchaffen, gethan, gegeben,“ worauf alsdann je nach der Art der Wohlthat die Worte anders gewählt werden. So beteten ſie auch jetzt, als ſie alle ihre Effekten, in Bonn eingeladen, richtig vorfanden, ihr בָּרוּךְ יְהֹוָה und fuhren offnen Herzens und leichten Sinnes in die herrliche Landſchaft hinein. Zum erſten Male breitete ihr Geiſt ungehemmt ſeine Schwingen in die blaue Ferne, und Gottfried hoffte, während ein lauer Wind ihm einen Gruß aus Süden brachte, fröhliche Geneſung für ſein armes, krankes Menſchenherz. —

Vorüberflog der Drachenfels, vorüber das Siebengebirge, — er ſagte ſeiner Wiege Lebewohl. Denn auch er war ja ein Sohn dieſer Berge, und als er noch klein war, und ſeine Welt beſchloſſen lag in dem reizenden Thale, das gottgeſegnet von dem Drachenfels längs ſanfter Anhöhen ſich hinzieht, bis der Finkenberg es nahe bei Bonn abſchließt, da hatt' er ſich oft mit wunderbarer Sehnſucht hinübergewünſcht über dieſe Berge, um zu ſehen, wie es drüben wohl ausſehen möchte. Auch wußte er aus Schreiber's Rheinreiſe, daß jenſeits wunderbare Gegenden kämen, wo trefflicher Wein wachſe, und daß da ein Bingerloch käme und ein Mäuſethurm, auch Brömſers Burg, wo die ſchöne Giſela ſich ertränkte. Aber das war ihm, wie etwa eine aſtronomiſche Karte, und nie dachte er daran, daß er jemals dahinauskommen würde.

Seitdem aber wurd' er groß und war ein Student, da wuchſen ihm ſeine Schwingen. Er ging über jene Grenzen hinaus und ſah die Wunder des Rheines und als er zurückkehrte, mußt' er geſtehen, daß er doch Nichts gefunden, das ſchöner geweſen, als das Siebengebirge. Und nun die Sehnſucht nach der Ferne geſtillt war, da klammerte er ſich erſt recht mit Liebe an das ſchöne Vaterland an, und im ſandigen, nebligen Norden hatte er ſich ein Jahr lang geſehnt nicht nach Vater und Mutter, wohl aber nach den hohen Bergen und dem ſtolzen und tiefen Strome. Und wie er da, von Berlin zurückkehrend, zu Linz an's Land ſtieg, da ſah er die Siebenberge im Sonnenlicht und im Rebenkranz, und da jauchzte ihm das Herz, und er fühlte es: — Schöneres möchte wohl auf Erden nicht gefunden werden. Auch jetzt bat er zu Gott, daß er ihm dies ſtolze, freudige Heimathsgefühl, aus Italien heimkehrend, wiederſchenken möge, ohne welches die Erinnerung an den warmen Süd mit ſeinen Orangen und ſeinem Veilchenhimmel und ſeiner ganzen bunten Lebensluſt dem im Norden Weilenden zur Pein werden müßte und zum verzehrenden Heimweh. —

Das Dampfboot fuhr ſchnell. Die Luft war nach langem Regen lau und ſchön und ſchmeichelte in dem bewegten Jünglingsherzen die Blüthen manchfaltiger Gefühle wach, aufgeſchloſſen durch die hiſtoriſchen Erinnerungen und die eignen Erlebniſſe, welche die Reihe der vorüberfliegenden Städte, Berge und Ruinen in der Seele auffriſchte. Doppelt ſcharf iſt ſolche Erinnerung, wenn man von Orten, welche durch ſie geheiligt ſind, auf lange, vielleicht auf Nimmerwiederſehn ſcheidet. Vorbei, vorbei! Das iſt dann das Loſungswort, und das klingt beſonders ſtark in den Tiefen der Seele, wenn die Fahrt ſo raſch geht, wie es heute der Fall war. Dort Nonnenwerth und Rolandseck, Zeuge ſo mancher luſtigen Ausflüge aus den Studentenjahren und mancher ſtillgemüthlichen Fahrt mit lieben Gäſten; Honnef und über ihm der hohe runde Bergkegel, den ein dortiger Bauer einſt einem Freunde für das Grab Etzel's erklärte. Solcher Zeichen ſind hier mehre: in der Höhle des Pfaffenberges bei Oberkaſſel hat das Zwerglein Egwaldus gewohnt, und die Höhle heißt noch von ihm das Zuerchenloch (Quarchenloch). Und am Ende den Drachenfels der Nibelungenſage darf ſich der Rheinländer nicht nehmen laſſen; denn die eigentliche Drachenfelſer Tradition von der Jungfrau, die, den Drachen tödtend, hier die Heiden getauft, iſt wohl Nichts als dichtende Umbildung des altheidniſchen Stoffes von der Jungfrau, welche der Drache gefangen hielt, bis Siegfried ſie befreite.

Doch Wer vermag all' dieſe Sagen, ihre Entſtehung und Entwicklung durchzudenken? Vorbei wie jene Rieſengeſtalten und Rieſenkampfe der Vorzeit ſind nun auch ſchon die Stellen, welche ihr Gedächtniß bewahren. Das Thal erweitert ſich, Sinzig fern zur Rechten läßt ſeine zierliche Kirche ſchauen, die einen Meiſter hat mit der zu Ahrweiler, und die liebliche Ahr ergießt ihr klares Waſſer in den dunkelgrünen Rhein. Dann ging es weiter vorbei an Argendorf, Hönningen und Briſich, wo rechts auf ſteiler Kuppe, als wollt' es ſich hinabſtürzen, ein Schloß hervorſpringt, — die Ruine Rheineck, zierlich im alten Stile vom Beſitzer, dem damals zu Bonn wohnenden Bethmann-Hollweg, pietiſtiſchen Angedenkens, neu aufgebaut.

Aber nun, wie das Schiff um die Felsecke biegt, zieht eine düſtre Wolke auf über Gottfrieds inwendigſte Seele, und das Auge ſelbſt iſt ihm feucht geworden. Siehe, da liegt es in der Thalſchlucht, das freundliche

Brol, wo ſein armer Jugendfreund Alexander Fauſt ſeine herrlichen Lieder gedichtet. Dieſer Fauſt war ein trefflicher und ungemeiner Menſch, darum haben ihn auch die Meiſten nicht verſtanden. Er war ein Böttchersſohn aus Stettin und ſelten mag es Einen gegeben haben, dem das Lied ſo rein aus der Seele quoll, und der ſo viele Anlagen hatte ein frommer Dichter zu werden. Aber ihn hatte die fröbliche Jugend zu weit verlockt, er lebte wild, und mußte wild leben, um einen ſtillen Liebesgram zu ertödten. In der Ferienzeit aber, wenn die wüſten Geſellen fort waren dann zog auch er aus Bonn weg und begab ſich an einen der Seitenſtröme des Rheins. Von dort brachte er immer einen Cyklus der köſtlichſten Lieder mit heim; ſo hatte er Lieder von der Ahr, Lieder aus dem Harz, Lieder von der Brol und zuletzt von der Nahe. Am Ende ſeines akademiſchen Lebens aber wurd' er ſtille, als wollte er ſich beſinnen und entſagte ſeiner Liebe; doch da hielt er's nicht mehr aus, — er wurde krank — ſein Herz war gebrochen, es konnte der innern Gluth nicht mehr widerſtehen, und er ſtarb, kaum ins Vaterhaus zurückgekehrt, an einem Blutſturz. Hier in Brol, wo ihn ſchon Todesahnungen durchzogen, hat er wollen beerdigt ſein, — es iſt nicht geſchehen, ſondern er ruht auf dem hohen Stettiner Friedhofe, wo ſein Grab weit hinausweiſt nach der blauen Oſtſee, — ach, dahin ſchwoll auch ſein Herz, dahin wollt' er ſein ſtolzes kaltes Lieb führen:

„Es wiegt ſich ſchön auf leichtem Nachen u. ſ. w.“

Gefunden hat er dort den Frieden, den er begehrte in ſeinem letzten Liede, das er hienieden ſang, — freilich nicht den Frieden des beſonnenen Mannesalters in ſtiller Pfarrerwirkſamkeit:

„Wann wirſt du mir erſcheinen, du holde Friedenszeit u. ſ. w.“

Bei Brol hält das Dampfſchiff an. Traurig lehnte Kinkel am grünen Geländer des Bootes und ſchaute hinüber zu den freundlich im Herbſtesſonnenſtrahl erglänzenden Dächern. Er zerdrückte eine Thräne auf der heißen Wimper, und ſprach ſchmerzlich: „Leb' wohl mein Fauſt! Dort, wo Du einſt ſo fröhlich wohnteſt und von Lebensluſt ſchriebſt, hab' ich Deiner in großer Liebe gedacht!“ —

Und weiter keuchte das Schiff, in weißem Schaume die dunkle Fluth emporwirbelnd und zu lichten Perlen zerſprühend, die im Sonnenſtrahl tauſendfarbig erblinkten. Neuwied trat vor. Minna erſchien auf der Landungsbrücke, um noch einmal von dem Freunde Abſchied zu nehmen. Nur ein Augenblick und der ſcharfe Ton der Glocke ſchnitt ihre Begrüßung ab. Sie ſchieden ſchwer, die Luft wurde kalt, Gottfried aber hüllte ſich feſter in ſeinen Mantel und dachte an Uhlands Wort:

„Im Vorübereilen grüßen
Sich mit Blicken voll von Schmerz,
Die ſich feſt und ewig ſchließen
Möchten an das treue Herz!“

Und ſo ſetzten ſich die poetiſchen Träume fort, bis er endlich ins Nachdenken kam über die ſchon länger beabſichtigte Ausführung eines Trauerſpiels, deſſen Plan er unter ſeinen Reiſepapieren vorgefunden hatte.

Aus dieſem Werke geiſtiger Zeugung, welches ihm den vortrefflichen Zug Hoffmann's, daß er den Meiſter Johannes Wacht gerade nach dem gewaltigſten Schmerz ein ſehr künſtleriſches Werk ſchaffen läßt, in ſeiner pſychologiſchen Wahrheit klar machte, riß ihn das anziehende Geſpräch eines jungen Mannes, den er anfänglich für einen Künſtler hielt. Das tiefliegende dunkelbrennende Auge und ein Ausdruck bunten und reichen Lebens, nebſt lächelndem Humor um den ſchönen Mund ſchien dies anzudeuten. Nur hörte man ſeinem Tonfalle an, daß er das Deutſche nicht als Mutterſprache gelernt hatte, wenn er es gleich nach der Formenlehre vollkommen richtig redete. Aber weder engliſch, noch franzöſiſch, noch nordiſch war ſein Accent. Kinkel mußte ſich in der leichten Unterhaltung, in welche ſie hineinkamen, die Freiheit nehmen, ihn nach ſeinem Vaterlande zu fragen. „Ich bin ein Grieche," ſagt' er, „aus Macedonien, und reiſe jetzt nach Hauſe." Da ſchwoll Gottfried das Herz, und wie gern wär' er mit ihm gegangen in das ſchöne Vaterland, wo es, wie Schlegel ſagt, dem Deutſchen ſogleich heimathlich zu Muthe wird. Dieſes Jünglings Rede berührte ihn wie ein Hauch aus dem Süden, und ſein ſelten tiefes, aber ſtets anmuthiges, ſchnell wechſelndes Geſpräch, ſeine große, aber zierliche und gewandte Geſtalt gaben ihm vorläufig ein paar ächte Züge zum Ideal des Südlands. Jener hatte zehn Jahre lang in Wien und Heidelberg Medicin ſtudirt, dann auch Holland beſucht und kam jetzt von London über Paris zurück. Die Franzoſen gefielen ihm nicht, weil ſie falſch, die Engländer faſt noch weniger, weil ſie nicht zugänglich und ſehr habſüchtig ſeien. Mit den Deutſchen war er noch am Beſten zufrieden, und erzählte von ſeinem Vaterlande, wie da Alles noch natürlicher geordnet und die Wahrhaftigkeit des Wortes noch nicht durch falſche Kultur angefreſſen ſei. Das freute Gottfried innig, denn man hatte ihm die Griechen immer als treulos genannt. Im „Rieſen" zu Koblenz brachten die Beiden einen ſehr vergnügten Abend zu; Kinkel ſaß faſt bis Mitternacht mit dem Fremden am Tiſche und ließ ſich erzählen vom Weine von Chios und Samos, den man nicht trinken kann ohne ihn mit Waſſer zu verdünnen. Weißen Wein trank der Grieche nicht; bei ihnen, ſagte er, wachſe nur rother, und das ſei ſo von Alters her. Deshalb kennt ſchon Homer nur αἴϑοπα οἶνον. — Mit Träumen von Chios im Haupte und Rheinwein im Kopfe ſchlief Gottfried endlich ſelig genug ein. —

Am folgenden Morgen ward die Reiſe bei ſchlechtem Wetter fortgeſetzt. Der Grieche verließ zu Kinkel's Leidweſen, der ihn gern als Reiſegeſellſchafter noch längere Zeit behalten hätte, das Dampfſchiff, und es bedurfte einer Nachwirkung des geſtrigen Rauſches von Wein und Luſt, um eine fröhlichere Stimmung aufrecht zu erhalten, als der trübe Nebel, der ſich über den Strom lagerte, ſie heraufbeſchwören wollte.

2.

Mit einem ſchweren Torniſter beladen, auf deſſen Rückſeite ein in dunkles Tuch eingenähter Frack befeſtigt war, ſchritt ein Wanderer rüſtig durch die Straßen von Vienne. Das ſchwarze Haar wallte lockig auf die Schultern herab, und bildete einen grellen Abſtich zu der weißleinenen Blouſe, mit welcher der Jüngling bekleidet war. In einer freundlichen Taverne angelangt, warf er Mantel und Torniſter ab, und ſchritt wieder luſtig in Begleitung eines knorrigen Schlehdornſtabes zur Thür hinaus, um das eigentliche Freudeleben des Reiſenden: das Wandern mit den Händen in der Rocktaſche zu beginnen. Gottfried Kinkel — denn er war es — kannte nichts Angenehmeres, als ſo auf gut Glück in einer fremden Stadt die unbekannten Gaſſen zu durchſtreifen, kurioſe Namen von den Schildern abzuleſen, und dann, nachdem er einen Punkt, am Liebſten einen Kirchthurm, ſich als Nordſtern erſehen, ohne Führer und, wo möglich, ohne Fragen ſich nach ſeinem Wirthshaus zurückzufinden. Wenn dazu ein blauer Himmel und ein ſonniges Wetter kam, ſo ſtellte ſich eine leichtherzige Fröhlichkeit ein, und wenn ein eigner Zauberreiz des Reiſe-Lebens darin liegt, Abends in eine große wildfremde Stadt hineinzufahren, ſo iſt dem gewiß das Herumſtreifen in derſelben bei hellem Taglicht billig zu vergleichen.

Ueber Mainz, Straßburg, Colmar und Baſel war Kinkel nach Bern gereiſt, wo ſeine Schweſter wegen zunehmender Kränklichkeit mißmüthig von ihm Abſchied genommen und ſich allein auf den Rückweg begeben hatte. Noch ganz erfüllt von den Wundern des tiefblauen Genfer Sees, reiſte Gottfried jetzt die Rhone herunter und war über Bellegarde und Lyon, wo er ſich mehre Tage aufgehalten hatte, ſo eben in dem lieblichen Vienne angelangt. Die Provinzen des mittäglichen Frankreichs, von den Franzoſen le midi genannt, ſind reich an Naturſchönheiten und fremdartigen Reizen, die auf das ſchmerzzerriſſene Gemüth unſeres Freundes einen ſanftberuhigenden Zauber ausübten. Er gewann allmälig wieder einen Abglanz der früheren Heiterkeit, und das alte Weh ragte nicht mehr ſo dunkel und zerſtörend in ſein jugendliches Leben hinein. Die freundlichen Briefe ſeiner Braut, welche er häufig empfing und meiſt auf die Stelle beantwortete, verdrängten die düſtern Gedanken, wenn das Bild Minna's vor ſeiner Seele aufſtieg, obgleich er ſich oft mit den bitterſten Selbſtanklagen quälte. Die Einſamkeit, in welcher der Jüngling jetzt die unbekannten Länder durchſtrich, that ihm wohl, er ließ ſeinen Blick aufmerkſam in alle Verhältniſſe eindringen, ſein Auge über alle Schönheiten des Südens hinſchweifen und grüßte fröhlich jeden

Wanderer, der ihm begegnete oder eine Strecke Weges mit ihm zurücklegte. Und jetzt war all ſein Sinnen auf die Provence gerichtet, jenes fabelhafte Land der Troubadours, von dem er ſo oft geträumt hatte, und das er nun ſelbſt begrüßen ſollte.

Nachdem Gottfried eine Zeitlang die Straßen von Vienne durchſchlendert und die mächtige Kathedrale beſucht hatte, fand er ſich nach ſeiner Taverne zurück, verzehrte ſein einfaches Mahl, und ließ ſich wieder den ſchweren Reiſetorniſter und den leichten Mantel von dem gefälligen Hauswirth über die Schulter hängen. Fröhlich bezahlte er ſeine Zeche und ſchritt durch das alte Stadtthor hinaus auf den Landweg nach Tournon und Valence. Seltner benutzte er das Dampfſchiff, das in kaum zwölf Stunden die beträchtliche Strecke von Lyon bis Avignon zurücklegte, ſondern er ging lieber zu Fuß, um mit genügender Ruhe ſich die fremden Berggegenden und ſtolzen Ufer der Rhone zu beſchauen. Dicht vor der Stadt bog er links von der Straße ab und ſtieg zu der ſteilen Höhe empor, welche ſich hier weit über den Spiegel des Stromes erhebt. Eine Zeitlang ruhte er im verlaſſenen Gemäuer eines unvollendeten Hauſes, von wo bereits ein herrlicher Ausblick ſich eröffnete, und ſchritt dann eine Treppe von einfachem Stein hoch nach der Bergeskante hinauf, immer in der Hoffnung, den Stein der heiligen Magdalena zu finden, der durch Menzels treffliches Gedicht: „Auch der Teufel muß ſein Recht haben“ berühmt geworden iſt:

„Auf den Bergen bei Vienne
Findeſt Du den heil'gen Stein.
Sieh', ob Thau zurückgeblieben
Morgens in des Füßchens Raum: —
Und geheilt biſt Du vom Lieben,
Netzeſt Du die Lippen kaum.“

Ueber kleine Waſſerfälle, die glattgefroren waren, und durch wildzerriſſene Bergſchluchten klomm Gottfried zur Höhe, wo zu ſeiner lebhaften Freude der Gartenbuchs wild hervorſproßte und einzelne Bäume trotz der ſpäten Novembertage noch grünes Laub zeigten. Die Rhone herab glänzte das Abendlicht durch amaranthne Wolkenzüge, kalt und blau aber ragte der beſchneite Mont Pilar vor den Blicken des Wanderers. Rechtshin hob ſich die maſſenhafte Kathedrale von Vienne aus der wunderbaren Stadt mit der leichten Brücke und der alten Burg empor; gegenüber der Thurm, von dem Pilatus ſoll herabgeſprungen ſein, deſſen Grab die Volksſage und Kirchenlegende unter einer auf freiem Feld emporſteigenden Pyramide angiebt. Der Blick in das herrliche Thal hob die Seele des Jünglings. Es berührte ihn ſo rheiniſch-heimathlich, daß er von der mächtigen Höhe gar nicht herabkonnte. Erſt der ſinkende Abend mahnte ihn zur Rückkehr, und ſo hatte er den Stein der heiligen Magdalena nicht gefunden, ja vielleicht nicht einmal ernſtlich danach geſucht. Seine Liebe zu der ſchönen Eliſe H.......... ſchlug tiefe Wurzeln in der ſehnenden Jünglingsbruſt, ſie trieb herrliche Blüthen, und damals hätte er nimmer begehrt, von dieſer Liebe geheilt zu ſein. Später jedoch gab es manchmal Augenblicke ſeines Lebens, da er hätte vom luſtigen Rheine pilgern mögen an den fernen Rhoneſtrand, um auf den Bergen von Vienne die wunderthätige Kraft des Magdalenenſteines zu erproben, und all ſein Liebesweh zu vergeſſen, das ihn verzehrte.

Von Vienne ging es weiter über Valence, Montelimart und Orange nach Avignon. Bei Orange ſtand er lange Zeit unter dem Triumphbogen des Marius, in Erinnerungen der Vorzeit vertieft. Er gedachte der Zeit, da hier der Römer unſere Vorväter geſchlagen, und wie dann dies ſtolze Rom in Staub geſunken iſt vor dem Arme Deutſchlands. An der heißen Quelle, die am Fuße des Römerbogens hervorſprudelt, hingelagert, ſchrieb er dieſe Gedanken in ſein Tagebuch*), und ſchritt dann, befreit von den großartigen Träumen der Geſchichte, durch das Thor, ganz ſich dem friſchen Reiz der Provence hingebend, die vor den überraſchten Blicken des Jünglings ihre bunte Mährchenwelt erſchloß. Sein Herz jubelte in ſtürmiſcher Luſt, und durchfluthet von dem Geiſte der Troubadours, die einſt auf dieſem klaſſiſchen Boden ihr keckes Liederſpiel, ihre fröhlichen Minnegeſänge hatten erſchallen laſſen, jauchzte er einen „Gruß dem Süden“ **). Dann ging es weiter in das „tönende“

---

*) Gedichte. S. 40. Triumphbogen des Marius in der Provence.

**) Gedichte. S. 95.

Avignon mit ſeinen grauſamen Erinnerungen und das geſchäftige Marſeille, wo ſich das blaue Mittelmeer in die unbegrenzte Ferne ausdehnt. Nachdem Gottfried am jenſeitigen Ufer des Var als „Tollfried“ Kinkel in das italieniſche Paßregiſter eingetragen war, pilgerte er über Nizza nach Genua, jener trübſeligen Stadt, wo es faſt unaufhörlich regnen ſoll. Weint ſie vielleicht über ihre verſunkne Herrlichkeit, oder will der Himmel ihr klagen helfen, und ſchenkt ihr den Wittwenſchleier der Regenwolke, wie Zeus einſt Blut weinte, da ſeiner Heldenſöhne einer fiel?

Von Genua ſchlug Kinkel den Weg über das ſeltner von Reiſenden beſuchte Lukka, über Piſa und Piſtoja nach Florenz ein, und pilgerte von dort über Siena und Spoleto nach Rom, wo er am erſten Januar 1838 anlangte, nachdem er noch auf der Reiſe, in Rückerinnerung an ſein ſchönes Heimathland, die chriſtliche Sage vom Drachenfels *) poetiſch bearbeitet hatte.

---

*) Gedichte. S. 14. Margaretha.

3.

Kinkel war zu einer bunten Zeit in der „ewigen Stadt“ eingezogen. Kaum hatte er ſich eine Wohnung in der Nähe des Corſo gemiethet, als ihn am Vorabende des Heiligendreikönigefeſtes ein unerhörter Lärm auf die Straße lockte. Die Römer feiern an dieſem Tage das Beffanafeſt, gleichſam ein Vorſpiel des großen Carnevals, das ſich entfernt mit dem Berliner Weihnachtsmarkte vergleichen läßt, nur daß es in Rom weit toller hergeht. Der Reiz dieſes Feſtes beſteht darin, daß Jeder ſo viel Lärm, als möglich, erregt. In geſchloſſenen Reihen zogen die Studenten aus der Sapienza durch die Gaſſen, Jeder ein Pferdeſteißpfeifchen im Munde, auf dem man die ſchrillendſten Töne hervorzubringen wußte. Zwiſchen dem Gewühl trieben ſich gleich anfangs die niente genannten Frauen aus den ſogenannten niedern Volksſchichten umher; denn die Frauen der nobili erſcheinen erſt ſpäter. Zwiſchen dem Schreien und Pfeifen, Schrillen und Gellen einer toſenden Menge ſchallt der Lärm des ewigen Beffanarufens, die durchdringende Stimme der feilbietenden Marktjungen, und es iſt zum Sterben, wenn man nicht ſelber mitlärmt. Kinkel, der ſich mit einigen Bekannten in das Gedränge hineinſtürzte, rieth den Spektakel mitzumachen, und ſo kauften ſie denn ebenfalls Schnurrpfeifen und Kindertrompeten, um in der eignen Raſerei die fremde behaglich zu finden und zu vergeſſen. Um zehn Uhr flüchteten ſie ſich in eine Trattoria, wo ſich gewöhnlich Deutſche aufzuhalten pflegten, und ſtürzten ſich dann um Mitternacht noch einmal in den Strudel, um am Pantheon und Corſo vorüber nach Hauſe zurückzukehren.

Mälig verrauſchte das Getümmel, Alles ſuchte den Schlaf, und vergaß den Wirbel des vergangenen Tages. Nur Gottfried lauſchte noch in die helle Nacht hinaus, und fühlte, wie der Schmerz ſeiner Seele ſich in weiche Liedestöne auflöſte. Erfaßt von dem Zauber dieſer heiligen Ruhe ſang er das Lied:

Nacht in Rom *).

„Ringsum auf allen Plätzen
Schläft unbewegt die Nacht;
Am blauen Himmel ſtehet
Der Mond in voller Pracht.

So todtenſtill ſind beide,
Das alt' und neue Rom,
Und ſelbſt ihr Rieſenwächter
Nickt ein, Sankt Peters Dom.

---

*) Gedichte. S. 97.

Nur wunderſam noch rauſchen
Die Brunnen nah und fern,
Die halten wach die Seele,
Die ſelbſt entſchliefe gern.

Die ſpülen aus dem Herzen
Leiſe das alte Leid;
Im blauen Mondlicht dämmert
Weit fort die alte Zeit.“

Bei ſeiner Ankunft in Rom hatte Kinkel einen Brief von ſeiner Braut vorgefunden, der ſeine Liebe zu ihr noch ſteigerte, und Minna's Bild mehr und mehr zurücktreten ließ. Sein Herz ſagte ihm, daß Eliſe ihn glücklich machen könne, und er gab ſich mit der reinſten Gluth dieſem Gefühle hin. Es war ihm, als hätte all' die frühere Täuſchung nur dazu dienen müſſen, ſeine Liebe zu läutern und verklären, er hatte jetzt erſt lieben gelernt. So geſtalte ſich ſein Leben friedlich und ſchön.

Kinkel's Poeſie ſchlummerte ſcheinbar in Italien. Aber Wer ſollte ſich darüber wundern? Fremde Lebenskreiſe zogen ihn in ihre Fluthen hinein, und es gehörte Zeit dazu, ſich im Süden heimiſch zu finden. Das Leben war hier ja ſelbſt Poeſie, und das träge Wort mußte ſich erſt beſinnen in dieſem Chaos neuer Geſtalten. Jene bunten heſperiſchen Farbentöne, jenes reiche ſinnliche Leben, jener ewigblaue lächelnde Himmel, jene traumhafte Ruhe der Natur bedürfen ein langes und mühevolles Studium, ehe man ſich ihrem Einfluß paſſiv hingeben und ganz in ihnen aufgehen lernt. Und dann ſtehen wir auf einem claſſiſchen Boden, die Reſte und Erinnerungen der Vergangenheit ragen in das friſche Leben der Gegenwart hinein. Das neue Geſchlecht feiert ſeinen bunten Carneval auf den rieſigen Gräbern der Vorzeit, und wir dürfen nicht darüber zürnen. Es ſind nicht die Geſpenſter, ſondern es iſt ein Hauch vom Geiſte der alten Römer, der jene verklärten Gefilde durchwebt, und Wer mit dieſem Volke zu leben weiß, wird ſich bald unter ihm heimiſch fühlen. Der Reiz, welcher über die ganze Natur ausgegoſſen erſcheint, ſpiegelt ſich auch im Leben, überall begegnen wir einer ſchönen Form. Das empfand auch Gottfried, und er wagte nicht leicht, in Italien ſeine Gefühle auszuſprechen, weil ihm noch die Form mangelte. Dieſe zu finden verſuchte er zuerſt in dem mitgetheilten Liede und dem Gedicht „Petrus“ *). Das letztere hat ihm viel Mühe und Arbeit gekoſtet. Es ward ihm immer klarer, daß das lyriſche Gedicht wohl aus dem weichen Thone des Gefühls ſchnell und fröhlich ſich bildet, das plaſtiſch-erzählende jedoch — und wohl mehr noch das dramatiſche — aus dem harten Marmor des Gegenſtandes mit Schweiß und langſamer Mühe muß herausgehauen werden. Das Ganze ſchien ihm etwas zu lang gerathen und Manches war nicht abſolut nöthig, ohne daß er es jetzt noch hätte aus-

---

*) Gedichte S. 20.

merzen können. Ueberhaupt iſt es traurig, daß man an der Glocke des Liedes, wenn ſie einmal gegoſſen, wohl noch hie und da mit dem Hammer nachhelfen, einen etwaigen Sprung oder Fehler des Guſſes aber nicht mehr ändern kann, und nun leider auch nicht im Stande iſt, daſſelbe Metall zum Zweck eines neuen Guſſes noch einmal in Fluß zu bringen. Doch Gottfried verzagte nicht; er beſchloß immer friſch zuzugießen, und mißlang Ein Guß, ſo hatten ja die reichen Schachte der Sage oder die edlen Gänge des Herzens noch feines Erz genug, um neue wohlklingendere Glocken in Maſſe gießen zu können. Der gelungenſte Guß aus dieſer Zeit iſt unzweifelhaft, um in unſerm Bilde zu bleiben, die prachtvolle Todtenglocke Roms: die Elegie „Roma's Erwachen“ *). Auch fällt in dieſe Periode ein ergreifendes frommes „Gebet“ **), das ſich ſeiner reinen Seele wie ein wallender Opferrauch entrang.

In vollſtem Maaße empfand Kinkel bald den mächtigen Eindruck des ſüdlichen Himmels. Abentheuerlich wächſt man dort an geiſtiger Fülle, man wird reich ohne Mühe. In Deutſchland kann man auch reich werden, aber mit ſtrenger Geiſtesanſpannung; in Italien drängt ſich Leben und Kunſt an uns heran, wir füllen die Lücken aus, ohne es eigentlich zu beabſichtigen, wir lernen im Genuß und werden groß im Schauen. Hier muß jedes kranke Herz geneſen und in der gewaltigen Schönheit und Ruhe des Alls ſelbſt als Gottes bien aimé enfant jubelnd mit einſtimmen in den Hymnus der ewigen Natur.

---

*) Gedichte S. 143.

**) Gedichte S. 141.

4.

In der kleinen Kirche San Antonio auf der Höhe des Esquilin ward Meſſe geleſen. Menſchen gingen hin und her, die Orgel brauſte und die feinen Stimmen der Kaſtraten klangen vom Chore herab. Manche Chöre dürfen nämlich nur von Männern ausgeführt werden, und, um nun die höheren Stimmen nicht unbeſetzt zu laſſen, greift die Geiſtlichkeit zu dem ſchändlichen Mittel, die Entmannung im Dienſte des Herrn als ein Opfer der Frömmigkeit zu lehren und ſie für den Zweck der Kirchenmuſik auszubeuten. Am Altare ſtand ein Greis in einfacher Mönchstracht, deſſen erhabene und ſchöne Geſichtszüge die volle Aufmerkſamkeit Kinkel's, der ſich unter den Anweſenden befand, in Erregung nahm. Ein ſchneeweißer Bart wallte bis auf den Gürtel herab, und das ehrwürdige Antlitz erſchien Gottfried wie eine Miſchung der Züge ſeines Vaters und des rüſtigen Ernſt Moritz Arndt, der am ſchönen Rheinſtrom lebte.

Wunderbare Gedanken zogen durch die Seele des Jünglings, als er ſo einſam unter den Bekennern eines fremden Gottes einem fremden Gottesdienſte beiwohnte. Wie oft hatte dies Rom bereits ſeine Götter gegen neue umgetauſcht! Ein Geſchlecht verdrängte das andere, und nur der Himmel blieb ewig rein und blau, die Erde blieb ewig jung, als wollten Himmel und Erde der thörichten Kinder lachen, die den ſchönen Frieden des Alls zerſtören. Der junge Theologe fühlte ſich in dieſem Augenblick ſo erhaben über all das Leid des Menſchenlebens, all das Streiten um dieſen oder jenen Glauben, daß er vor den fremden Mönch hätte hinknieen und ihn um ſeinen Segen bitten mögen.

Da zupfte ihn ein Freund am Rocke, und winkte ihn hinaus.

„Es ſind in Deiner Wohnung Briefe für Dich angekommen,“ ſprach er, „ich glaube vom Rhein.“

Haſtig eilte Kinkel in ſeine Wohnung, wo ihm die Magd einen Brief von ſeiner Braut und einen von ſeiner Schweſter überreichte.

Freudig erbrach er den erſten, — und ſank mit einem Schrei auf ſein Lager.

Eliſe meldete ihm, ein wohlhabender Mann, ein Dr. D........, der eine ausgebreitete Praxis und ſogar — — ein Reitpferd (!!!) beſäße, habe ſich um ſie beworben; da es nun noch lange Zeit währen möchte, bevor er (Kinkel), der arme Theolog, ſich eine feſte Stellung geſchaffen, bäte ſie ihn, das Band, welches ſie an ihn feſſele, zu löſen.

Gottfried war vernichtet, er gedachte des Traumes am Tage ſeiner Verlobung, der ihn nicht belogen hatte. Noch war ein armes Jährchen nicht vorüber, und ſchon hatte ſich die Liebe ſeiner Braut in Täuſchung und Falſchheit verkehrt, ſchon ließ ihr Wort: „Es iſt vorbei!“ ſein glühendes Herz erſtarren. Vielleicht noch ein kurzes Jahr, und man ſchmückte ſie für den neuen Bräutigam!

Eine gräßliche Verſteinerung bemächtigte ſich des Unglücklichen, er konnte nicht denken und nicht weinen, ſein Auge war trocken und brannte ſchmerzlich in den Höhlen. Ihn erfaßte die Empfindung des Traumes er ſchwelgte im Gefühl der Rache, er hätte den Dolch bedachtſam ſchleifen und in die Bruſt des Nebenbuhlers ſtoßen mögen. Vielleicht daß das ſiedende Herzblut des Gegners ſeine Eiſeskälte gewärmt hätte! Und dann dachte er wieder ſeine Braut als das lächelnde Weib eines Andern, — ein wahnſinniger Schmerz ergriff ihn.

Allein nicht lange konnte ſein heller Geiſt in ſo düſtern Vorſtellungen umherſchweifen. Er hatte dies Weib zu ſich emporziehen wollen mit aller Kraft ſeiner Liebe und ſah ſich nun verſtoßen, verſchmäht um den ungewiſſen Beſitz irdiſcher Güter. Sein Stolz regte ſich, und linde Wehmuth zog in ſein Herz. „Sie war Deiner nicht werth,“ dachte er. „und dir bleibt ja die Schwinge des Genius, die dich hoch emportragen wird über dies dunkle Weh! Und wenn dereinſt dein Ruhm über den Erdball fliegt, dann mag die Falſche in der eignen Bruſt das Strafgericht erkennen! — Wer weiß auch, ob nicht ihre Kinder nach Jahren mich aufſuchen, um meine Hülfe zu erflehn, und Dem möchte ich nicht vorſchnell ausweichen.

„Sei Wohlthat dann mein Dolch — mein Liebesbrand
Mit Vatertreue ſei auf ſie gewandt;
Und Du erkennſt vielleicht nach manchem Jahr,
Daß der, den Du verſtießeſt, edel war!“

So beruhigten ſich die Stürme ſeiner Bruſt allmälig in ſanfteren Liedestönen und ließen das Gefühl der Bitterkeit und des Haſſes, das zuerſt in ihm auftauchte, leiſe verfluthen.

Da beſann er ſich auf den zweiten Brief, und eröffnete ihn langſam. Hatte das erſte Schreiben ihn ſchmerzhaft erregt, ſo mußten ihn die Zeilen, welche er jetzt durchlas, vollends zermalmen. Mit dürrem Wort ſchrieb ihm ſeine Schweſter die Nachricht von Minna's Tode, welche an gebrochenem Herzen geſtorben ſei.

Beſinnungslos ſtürzte Gottfried in's Freie, und wandelte umher unter den Trümmerhaufen eines entlegenen Stadttheils. Sein Blut hatte ſich in ſtumpfes, kaltes Blei verwandelt, er war keines Gedankens mehr fähig.

So rückte der Abend heran, und, wie es hier ſelten zu geſchehen pflegt, ballten ſich ſchwarze Wolkenmaſſen am Himmel. Unheimlich ſchrillte das Käuzchen durch die Nacht, und Todesgedanken zogen herauf im Herzen des Jünglings. Hinter jedem Stein, jeder Säule ließ ihn ſeine Phantaſie eine vermummte Banditengeſtalt ſehen, die ſeinem Leben auflauere. Der Tod war ihm willkommen, ohnmächtig ließ er ſich auf die glatten Baſaltſteine herabſinken, and Dunkel umhüllte ſein Auge.

Wie lange er ſo gelegen, wußte er nicht. Als er aufwachte, fand er ſich auf einer einfachen Bank in einem niedrigen Hauſe. Ein ſchönes Mädchen in der Tracht einer Sennerin — es war Carneval — ſchaute theilnehmend in ſein blaſſes Antlitz. Dieſe Umgebung that ihm wohl, er heftete ſeinen Blick auf das Auge der Jungfrau, -- ach, es war blau! Er wollte reden, — ach, ein deutſcher Gruß klang ihm entgegen! Da beſann er ſich auf Alles, lautweinend preßte er die Hand des Mädchens, und floh von dannen zu ſeiner einſamen Wohnung.

Es duldete ihn nicht länger in Italien. Einmal hier geneſen, und dann in derſelben Stadt gänzlich in ſeinen Lebenshoffnungen vernichtet, trieb es ihn fort in die Heimath. Er begab ſich in den Garten des Kapitols. Die Mandelbäume hatten ſchon ausgeblüht, und am Pfirſich drängten bereits die grünen Blätter die rothen Blüthenflocken hinweg. Die friſchen Winde von Oſtia riſſen immer mehr Blüthen herunter, während die Goldorangen unverändert daneben glühten, und die Citronenknospen ſich am Gipfel des Baumes blicken ließen. Die Narziſſen waren ſchon welk, aber die Veilchen ſandten ihren betäubenden Duft in die Lüfte.

Es iſt ein unendlicher Schmerz, ſolche kurze Blüthenpracht zu beſchauen. Jenes ſtarke Lenzgefühl, jenes gewaltige Naturleben des innerſten Menſchen nach dem träumeriſch gedankenreichen Gefühlsſchlafe des Winters, Frühlingsluſt und -ſchmerz kennt nur der Norden, wo ſich Frühling und Winter ſcheiden, wo nicht in letzteren die blühende Monatsroſe einen duftloſen Lenz, die Orange einen fruchtſpendenden Herbſt hineinlügt.

Solcher ungewiſſen Zeit ging denn auch Kinkel jetzt wieder entgegen, und ſollte dieſe Blüthen auch daheim noch einmal durchleben. Indem er aus dem Frühling floh, reiſte er ihm entgegen. „Freilich werde ich im Norden die Ruinen vermiſſen, auf denen hier ein junges Leben erblüht,“ ſprach er bei ſich ſelbſt; „ſollten mir aber auch dort ein paar Lenzblumen des Liedes entſproſſen, ſo wird es ihnen ja in meinem Herzen an Trümmern nicht fehlen, auf denen ſie wurzeln können!“

Zu Anfang März ging er von Rom nach Neapel, und ſchiffte ſich hier nach der Heimath ein. Auf der Höhe von Civita Vecchia ſchrieb er noch den „Abſchied von Italien“,*) und langte am erſten April wieder in ſeiner Vaterſtadt an, freilich ärmer um einen herrlichen Liebestraum, aber reich durch die Wunder des Südlands, die erſt ſpäter ſein Leben erhellen und herrliche Frucht treiben ſollten, als ſein Glück für ewig gegründet war.

---

*) Gedichte. S. 97.

Fünftes Buch.

Kabale und Liebe.

Bonn.

Frühling 1838 bis Sommer 1843.

1.

„Das war ein kalter Winter. —
So ſprach der Roſenſtrauch. —
Ich bin in mir erſtorben
Vor nächtlich kaltem Hauch.

Schon blühen rings die Bäume
In friſcher Lebenskraft: —
In meinen Stamm, ach, ziehet
Kein junger Frühlingsſaft.

Muß warten lange Tage,
Bis aus der Wurzel ſchießt
Ein neuer Wald von Blüthen,
Den noch der Grund verſchließt.

Ach, bis zu neuen Roſen
Der junge Schoß gereift:
Wie leicht, daß Windesſtoßen
Sein Blatt ſchon abgeſtreift!

Und doch — ich kann's nicht wehren,
Ihn weckt der Frühlingswind: —
So komm an's Licht zum Leben,
Mein Schoß, mein zartes Kind! — — —

Das war ein kalter Winter,
Des Liebchens Lieb' erfror,
Daß ich zu Lieb' und Leben
Die junge Kraft verlor.

Muß warten, ſchmerzlich warten
Bis aus des Herzens Gruft
Ein friſches Frühlingsweben
Zum Licht die Keime ruft.

Schon ungeduldig hebet
Tief unten ſich empor
Die Ahnung neuer Liebe
Und neuer Lieder Chor.

Doch, ach, bis Lied und Liebe
Mir wieder Roſen bringt: —
So lang' wird's, daß wohl eher
Mein Todtenglocklein klingt!“

Den ſchönſten Theil von Kinkel's Leben, ſein ganzes Jugendglück hatte — ſo meinte er — die italieniſche Reiſe beſchloſſen. Im Norden war der Winter grimmig kalt geweſen, und auch der Frühling zeigte ſich ſpät und rauh. In den Kreiſen der Geſellſchaft drehte ſich die Unterhaltung um den Streit wegen der erzbiſchöflichen Angelegenheit zu Köln, und die katholiſche Geiſtlichkeit nahm, um den vertriebenen

Biſchof geſchaart, dem Throne gegenüber eine ziemlich gefahrdrohende Stellung ein.

Gottfried war unter Schneegeſtöber wieder in die alte Wohnung eingekehrt, und fand, daß ſeine Geldangelegenheiten während ſeiner halbjährigen Abweſenheit möglichſt ſchlecht waren ausgerichtet worden. Trotz der Freude, welche ihm das Wiederſehen ſeiner Heimath *) und die Liebe und Achtung, mit der ihn ſeine Freunde bewillkommneten, bereitete, faßte ihn dennoch bald genug das Elend und der ganze Jammer des nordiſchen Lebens. Auch bewegte die ſchmerzliche Trennung von ſeiner Braut und der faſt gleichzeitig erfolgte Tod Minna's noch zu ſtark ſeine Bruſt, als daß ſich die Stürme derſelben ſchon hätten beſchwichtigen können. Ein bitteres Gefühl tauchte in ihm auf, als er zum erſten Mal wieder dieſelben Gefilde betrat, welche, einſt Zeugen ſeiner ſtillen Freude, jetzt als Zeugen ſeines wilden Grames ewig heiter ſich vor ihm hindehnten. Und dann gedachte er jener Nacht an der Leiche ſeines Freundes, an den Bund des Lebens und der Liebe auf dem friſchen Grabe, an ein großes gebrochenes, ach, um ihn gebrochenes Mädchenherz und an ſein eignes, das ſo ſtill und traurig ſchlug. Zweifel ſtiegen in ihm empor an der Treue und Liebe, um ſchnödes Gold hatte ihn ein geliebtes Weib verſtoßen, das durch die zarteſten Bande mit ihm verbunden war, und nun ſtand er ja einſamer, als je, auf der weiten Gotteswelt. Als er ſich eini-

---

*) Im Vaterlande. Gedichte. S. 71.

germaßen in ſeine neue Lage hineingelebt hatte, ſchrieb er bei der Nachricht von Eliſens Hochzeit folgendes Andenken an dieſe dunkle Winterzeit in ſein Tagebuch:

„Wenn ich einſt alt bin, denk' ich mit Luſt daran
Vielleicht, wie ich auch jung mir ein Lieb gewann.
Der Frühhauch oftmals traf mich in ihrem Arm,
Die Lippen kühlend, nächtlich vom Küſſen warm;
Ich ging in die Ferne, da kam ihr ein Andrer für,
An Dem fand Mehr ſie, als ſie gehabt an mir: —
Denn er hatte ein Reitpferd.

Ich war ein armer Doktor der Theologie,
Ein Reitpferd freilich hatt' ich beſeſſen nie,
Ein Amt noch minder, aber die Ausſicht doch
Ein armes Aemtlein lang' zu erharren noch: —
Er aber täglich häufte den Geldgewinn,
Denn er war Jünger der goldnen Medizin, —
Und er hatte ein Reitpferd.

Ich wand dem Liebchen duftiger Kränze viel,
Mein Geiſt umſchlang ſie jauchzend in buntem Spiel,
Viel' glühnde Lieder waren ihr Liebeslohn:
Doch Wagenrollen däucht' ihr ein ſchönrer Ton!
Wenn man ein Pferd hat, kommt man ohne Beſchwer
Auch noch zum Wagen — merkſt Du? Und freilich, Er —
Ja, er hatte ein Reitpferd.

Mein Lieb war ähnlich einem Demantenſtein,
Hellauf zu leuchten braucht' es der Schleifung allein,
Sie wäre geworden Perle der Fraun zumal,
Der Welt Entzücken, wurde ſie mein Gemahl: —
Bei Jenem wird ſie braves und ehlich's Weib,
Hübſch fleißig ſchwanger pflegt ſie den ſchönen Leib, —
Und Er hat doch ein Reitpferd."

Aus dieſer bittern Stimmung in Bezug auf ſein Verhältniß zu Eliſe H.......... riß ihn ein Brief derſelben, worin ſie ihn um ſeine Verzeihung bat, und ein reines, freundſchaftliches Verhältniß zwiſchen Beiden hergeſtellt wünſchte. Kinkel antwortete ihr in der edelſten Weiſe. „Ich hätte Nichts hinzuzufügen,“ ſchloß er, „wenn mich nicht Dein letzter Brief aufforderte, Dir meine Vergebung auch jetzt noch einmal mit meinem vollen Mannesworte zuzuſichern, obwohl Du meinſt, mich mehr gekränkt zu haben, als ich Dir je vergeſſen könne. Zwar — warum ſoll ich Das läugnen, wie bittern Gruß Deine letzten Briefe mir in der wiedererreichten Heimath gebracht haben? Doch Du nimmſt ſie zurück und ich bin noch nicht ſo erſtarrt, daß ich nicht fühlen ſollte, es wehe wirklich in dem allerletzten Briefe ein ganz andrer Geiſt, als in den vorhergehenden. Möge, was Du hier mit Worten wenigſtens bekennſt, auch in Deinem Herzen Dir zur Ueberzeugung werden! — — Ich ſelbſt aber — Du bitteſt mich darum, ſonſt würde ich ſchweigen — ich ſelbſt bin ruhig und klar, leiblich wohler, als je. Ja freilich, mein früheres Feuer iſt erloſchen, aber ein unauslöſchliches Feuer flammt nun in meiner Bruſt, deſſen zündender Funke keines ſterblichen Weibes Liebe, kein vergänglicher Jugendmuth, keine leidenſchaftliche Thatkraft iſt, ſondern einem viel höher gelegenen Gluthheerde entſprüht. Was ein Mann an ſeiner Jugendliebe verliert, das rechnet kein Rechenmeiſter aus; was aber ein Mann gewinnen kann in der allerhöchſten Trübſal, das iſt auch eine unendliche Zahl.“

Ohne Haß und Groll lernte Kinkel von nun an ſeiner verlorenen Braut gedenken, und hoffte bei angeſtrengter Arbeit ſeinen Schmerz mit der Zeit zu überwinden.

In dieſem Gefühl entſtand jenes Gedicht, das wir zu Anfang dieſes Abſchnittes mitgetheilt haben, und das ſeine damalige Gemüthslage am Beſten ausdrückt. Als er jetzt das Reſultat ſeines bisherigen Lebens zog, erwachte lebhaft die Erinnerung an Eliſe Zeller, der einſt ſein Herz im ſchönen Jugendlenz ſo freudig entgegenſchlug; aber Paul hatte ihm ja bereits vor drei Jahren ihre Verlobung mitgetheilt, und ſo winkte ihm auch hier nur die Palme der Entſagung und ein kühlendes Cypreſſenreis der Erinnerung, das ſein Gedächtniß friſch und grün zu erhalten ſuchte.

An Freunden waren ihm wenige zurückgeblieben. Am Liebſten verkehrte er mit den Privatdocenten Sommer und Krafft und der Familie ſeines Freundes Wilhelm Bögehold, die zu Mülheim am Rhein wohnte. Hugo Dünweg hatte ihn bald nach ſeiner Rückkehr aus Italien beſucht, und ihn aufgefordert, den „Prexaspes“ oder das in Berlin begonnene Epos „des Kreuzes Triumph“ zu vollenden. Träten einmal in Gottfrieds Leben ſtatt des bisherigen Unglücks freudigere, mindeſtens ſorgloſere Zeiten ein, ſo hoffte er bei ſeinem jetzigen Leben und Studium glücklich werden zu können. In täglicher Erhebung ſeiner Seele zu

Gott, ſtrenger Haltung und Pflege des Leibes, endlich in geregelter Mäßigung des Arbeitens glaubte er die Quelle der rechten ſommerlich warmen Klarheit des Gemüthes gefunden zu haben, und war zugleich feſt entſchloſſen, jede ſich ihm darbietende Pfarrſtelle anzunehmen, um in ſtiller Zurückgezogenheit den verlorenen Frieden ſeines Herzens wiederzugewinnen. Sein Tagebuch gedachte er emſig fortzuführen; denn ohne ängſtlich zu journaliſiren, wollte er doch ſeinem Mannesalter den Genuß nicht rauben, klar die Pfade zu erkennen, auf denen der Jüngling, ach ſo mühſam! emporgeklommen war. Ruhig wollte er ſich fortentwickeln, emſig ſuchend Baſis, Breite, Erudition zu erlangen und etwanige Lücken leiſe auszufüllen, um nach höchſtens zwei Jahren mit Ehren auf ein Katheder für hiſtoriſche Theologie treten zu können. Gleichzeitig wollte er ein begonnenes Werk über die „Geſchichte des Heidenthums in politiſcher, religiöſer und ſittlicher Hinſicht während der drei erſten Jahrhunderte der chriſtlichen Zeitrechnung“ fortſetzen, um durch dieſe Arbeit ſeinen literariſchen Ruf zu begründen und nicht minder ſeinen Finanzverhältniſſen mächtig unter die Arme zu greifen. —

Außer Simrock hielten ſich damals mehre jüngere Dichter in Bonn auf, unter dieſen Freiligrath, Matzerath und Wolfgang Müller. Bei ſolchen Räthen konnte auch Kinkels Poeſie nicht leicht rathlos bleiben. Matzerath freilich verſank ſchon damals ganz in Nachahmung fremder Dichtungen und ließ ein bedeutendes

Talent ſchmerzlich zu Grunde gehen; Freiligrath dagegen bewährte ſich und ſchien nicht wieder ſinken zu wollen, und Müller hatte durch ſeine „jungen Lieder“ die gegründetſten Erwartungen wachgerufen, — freilich ohne dieſelben ſpäter befriedigt zu haben. Kinkel ſpann mit allen dieſen Poeten einen dem „Rheiniſchen Odeon“ verderblichen Plan; man wollte nämlich Simrock und Freiligrath zur Herausgabe eines neuen Muſenalmanaches zuſammenketten, in dem die ganze rheiniſche Poeſie ihre Vertretung finden ſollte. In dieſer friedlichen Umgebung gewann auch Gottfried einen Abglanz der inneren Ruhe wieder. So ſpiegelt ſich die Schönheit des Himmels nicht ſo gern im brauſenden Strome, als in der weiten, friedlich blauen See, die in ſich geſchloſſen, unbewegt und doch nicht todt, unergründlich tief, bunt im Farbenſpiel erglänzt, und doch —

„Stiller wie die iſt keine
Unter des Himmels Höh'.“

2.

„Vom Bergland kam ich hergegangen
Im letzten Abendſonnenſchein,
Es glühten noch die braunen Wangen
Von Bergluft, Lebensluſt und Wein;
Ich kam von jauchzendem Gelage
Mit einer trauten Männerſchaar
Aus einer Dreizahl froher Tage,
Von denen heut' der beſte war.

Und Was mich ſo mit Luſt durchdrungen,
So wild gemacht. Was mocht' es ſein? —
Manch' Liedchen hatte mir geſungen
Des Pfarrers ſchelmiſch Töchterlein,
Sie mochte gern vom Weine nippen,
Und wenn Gelegenheit ſich gab,
So fiel von ihren vollen Lippen
Für mich wohl auch ein Küßchen ab.

So plötzlich hatt ich mich entriſſen
Der liebevollen Gegenwart. —
Von lautem Becher ſcheiden müſſen
Und rothem Mund iſt immer hart: —
Da ſtandſt Du drunten in dem Thale,
Mich zu empfangen kamſt Du her;
Da war für mich mit Einem Male
All' die vergangne Luſt nicht mehr.

Es ſpielte auf des Haares Bräune
  Der Abendſonne klares Gold,
Es glommen in dem rothen Scheine
  Die kleinen Lippen wunderhold;
Stillſelig ernſt und freundlich milde,
  Vollkommne Jungfrau ſtandſt Du da,
Wie ſonſt auf einem frommen Bilde
  Ich Heil'ge wohl bewundernd ſah.

Es ebnete Dein ſtiller Friede
  Den Lebensſturm in meiner Bruſt,
Ich ward ſo weich und lebensmüde
  Und doch im Innern voll von Luſt.
Wie einſt ich in der Mutter Arme
  Geruht, ein ſtilles frommes Kind,
So ſchlief mein Geiſt, von Luſt und Harme
  Befreit, in Dir ſo fromm und lind."

Wie uns dies Gedicht lehrt, legte eine neue Liebe ihre ſanften Schwingen um Gottfrieds ſturmbewegtes Herz. Bögehold hatte in dieſen Tagen ſeine Verlobung mit Fräulein Kinkel erklärt, und Johanna, die ſich jetzt noch zudringlicher, als je, in die Herzensangelegenheiten ihres Bruders einmiſchte, wünſchte aus mancherlei Gründen und Familienrückſichten, die der Welt lieber verſchwiegen bleiben, daß Gottfried nun wechſelsweis wieder die Schweſter ihres Bräutigams, Fräulein Sophie Bögehold, heimführen möge. Mit geſchickter Hand dachte ſie dies Verhältniß zu knüpfen, ohne daß ihr Bruder oder die Jungfrau ahnten, wie bewußt ein fremdes Weib alle Fäden dieſes Verhältniſſes unbemerkt zu lenken und zu knüpfen verſtand.

Aeußere Umſtände begünſtigten dieſen Plan in der wunderbarſten Weiſe. Kinkel, deſſen ſchmerzzerriſſene Seele vergeblich nach einer Beruhigung ihrer Leidenſchaften rang, mußte ſich nothwendig zu einem ſanften und frommen liebeverlangenden Mädchen hingezogen fühlen, das, wie Fräulein Sophie, den herzlichſten Antheil an ihm ſelbſt und den Verhältniſſen ſeines Hauſes nahm, und Johanna wußte es ſtets ſo zu leiten, daß die Beiden im Geſpräch ihre Gefühle gegen einander austauſchten. Häufige Ausflüge in die Ahr, das Siebengebirge und nach Oberkaſſel wurden verabredet und ausgeführt, und ſelten verging ein ſolcher Tag, ohne daß Gottfried und Sophie ſich, wie zufällig, allein ſahen und ſich weſentlich näher traten. Letztere war ein liebes, ſchuldloſes Mädchen, das zwar auf hohe Geiſtesbildung keinen Anſpruch machen konnte, aber ganz dazu geſchaffen erſchien, um das wilde, fiebriſch aufgeregte Weſen ihres neuen Freundes in ſanfter Harmonie zum Einklang zurückzuführen. Gottfried ſagt von ihr:

„Ruhig fuhrt Dich Der zum Ziele,
  Der die Menſchenlooſe lenkt,
Deine Bahn in leichtem Spiele
  Gehſt Du harmlos, ungekränkt;
Immer klar und unbezwungen
  Von dem Schmerz und Todeskrampf
Haſt Du Mehr am End' errungen
  Ohne Streit, als wir im Kampf.“

Dieſe Schilderung giebt uns das klarſte Bild von dem Weſen Sophiens; ihr ſtilles, frommes Herz war nicht gewohnt, auch wohl nicht fähig, den größten Schmerz der Erde zu faſſen und durchzukämpfen, mächtige Zweifel hatten niemals ihre Bruſt durchtobt, ſie war ein heller, klarer Spiegel einer in ſich ſelbſt beſeligten Ruhe, und ſchmerzhaft war ihr nur das entzweite, gramzerwühlte Weſen ihres Freundes, das ſie in weicher Milde auflöſ'te, ohne es eigentlich gekannt und durchdacht zu haben. Auf die zarteſte Weiſe warb Kinkel um ihre Hand, die ihm freudig von den beglückten Eltern zugeſagt ward, ſobald er ſich erſt eine ſichere Stellung erworben hätte, und ſeine Braut als Profeſſor oder Beſitzer einer ſtillen Pfarrerwohnung heimführen könnte:

„Nach anders nichts trag' ich Verlangen,
  Als nur nach einer weißen Hand.
Die zarten, lieben bleichen Wangen,
  Der Lippen dunkelrother Brand,
Mondſchein des Augs aus dunklen Schlangen
  Der Locken — alles Das iſt Tand: —
Das alles reizt nicht mein Verlangen,
  Allein die kleine, weiße Hand.

Die Hand iſt wärmſter Liebe Zeichen,
  So marmorweiß und marmorkühl;
Nichts iſt der Wonne zu vergleichen,
  Wenn mit dem wärmſten Gluthgefühl
Die heißen Lippen auf ihr hangen,
  Zu röthen ſie mit Kuſſes Brand: —
Drum brennt mich ewig das Verlangen
  Nach dir, du kühle, weiße Hand.

Mein Herz iſt wild — o daß ſie's hegte
  In ihrer Hand mit Allgewalt!
Heiß brennt die Stirn — o daß ſie legte
  Die Hand darauf, ſie würde kalt!
Ich bin von Wirren rings umfangen,
  Allwärts von Schmerzen wundgebrannt: —
Nach anders nichts trag' ich Verlangen,
  Als nach dem Druck der weißen Hand.

O fürchte Nichts, nicht mag ich rauben,
  Was ich nicht ewig halten will;
Gieb kühn die Hand, Du darfſt mir glauben:
  Tief iſt mein Lieben, feſt und ſtill.
Gieb ohne Sorgen ſie und Bangen
  Als treuer Himmelsliebe Pfand: —
Das Eine nur iſt mein Verlangen,
  O gieb ſie mir — die weiße Hand!“

Sophie ſollte für's Erſte zu ihren Eltern nach Mülheim zurückkehren, nachdem ſie eine Zeitlang bei Kinkel's Schweſter zum Beſuch verweilt hatte. Gottfried aber erhielt gerade am Tage, als die Einwilligung der Eltern zu dem Bündniß mit Sophien eintraf, einen Brief von ſeinem Jugendfreunde Paul, worin Dieſer ihm mittheilte, daß die Hand ſeiner Schweſter freigeworden, indem ſie das Band, welches ſie einem Fremden verknüpfte, gelöſt habe. Ein wunderbares Gefühl ergriff ihn, als er zugleich einige Zeilen von Eliſens Hand empfing, welche ihn nicht zweifeln ließen, daß jenes Mädchen noch mit der alten Liebe an ihm feſthing, ja daß dieſe Liebe vielleicht die heimliche

Triebfeder zu dem Bruche mit ihrem Verlobten geweſen war. Und gerade jetzt hatte Kinkel ſich auf ewig gebunden!

Schmerzlich berührt, aber doch glücklich im Gedanken an ſeine neue Liebe und Gott dankend, daß er ihn der Wahl überhoben, ging er im Sonnenbrande auf den Kreuzberg, ohne doch vollen Troſt und Erhebung zu finden. Ein nothwendiger Gang trieb ihn Nachmittags nach Oberkaſſel zu ſeinem Freunde Sartorius und verſöhnend klang der Spruch in ſein Herz: „Das Finden und Erjagen iſt für das Himmelreich.“ Ueberhaupt ſpielte das religiöſe Element eine große Rolle in dieſer neuen Liebe; während die Gluth der Schmerzen ſein wildes und leidenſchaftliches Weſen geläutert und zu einer ſegensvollen Kraft umgeſchaffen hatte, lohte im Herzen ſeiner Braut nur die reine Flamme des Gebetes, die all ſein Leid in frommen Schlaf zu ſingen wußte. Als er nun Abends mit einer Geſellſchaft fröhlicher Studenten nach Bonn zurückfuhr und muntre Liedesweiſen in die ſtille Nacht hinausklangen: da goß die laue Sommerluft und der hinter den Bergen auflachende Vollmond auch in ſein Herz den ſtillen Frieden der Natur, und fröhlich dichtete er am andern Morgen beim Erwachen das Lied:

Von der ſüßen Liebe.

„Der junge Morgen leuchtet in's Gemach,
Die ſtarke Sonne führet ihrer Strahlen
Hellſpielend Heer zum Kampfe mit den Nebeln,
Und ſchon entſcheidet ſich des Streites Wage;

Die Sonne ringt verbündet mit dem Hauche,
Der kühl von Oſten durch die Thäler ſtreicht,
Den herrlich blauſten Tag den Wolken ab.

Mir iſt ſo froh, ſo wohl und ätherklar,
Vollpulſend grüßt das Herz Genuß und Arbeit
Des jungen Tages, wie's die Stunde bringt.
Doch eh' in Ebb' und Fluth bewegten Lebens
Und raſchern Denkens meine Kraft ich ſtürze,
Fliegt leicht mein Geiſt empor in blaue Luft,
Und heftet hoch ſich auf des Berges Zinne,
Von wo ſich aufthut weit und ſchön der Blick
Nach Deiner Heimath, meine ſüße Liebe!

Wie ganz ein Andrer bin ich doch geworden —
Mein wilder Geiſt, ich kenne Dich nicht mehr!
Maaßlos vorzeit in aller Dinge Kreis
Brach ungeſtüm Dein Muth; mit Zorne faſt
Eroberteſt Du, weit und weiter dringend, —
Ein Alexander in dem Perſerreich
Der Wiſſenſchaft — unendliches Gebiet;
Doch ſelber glücklos, denn es ſpornte Dich
Zum heißen Kampf ein quälend Schmerzgefühl
Im tiefſten Buſen — Sehnſucht war's nach Liebe!
Prometheus gleich des Wiſſens Reich beherrſchend,
Lagſt Du gefeſſelt ſelber an Dich ſelbſt,
An Deines eignen Weſens Kaukaſus,
Noch nicht in Liebe frei!

Man ſagt, daß Löwen in den gelben Wüſten,
Die des Aequators Sonnengluth verbrennt,
Tiefwühlend rothe Goldesklumpen ſcharren
Zum Tageslicht; — das iſt das ſchönſte Gold,
Gediegen, maſſig wächſt es aus der Erde;

Zwar jenen nutzlos, — dennoch kampfen ſie
Mit wildem Grimme um das eitle Spielzeug.
Dem gleich ich mich! Ich rang im dunklen Schacht
Mit Blut und Schweiß, auch in Gefahren oft,
Von gift'gen Schwaden Irrthums krank umhaucht,
Oft der Verzweiflung Abgrund vor mir ſchauend,
Um's reine Gold der Wiſſenſchaft, und fand es —
Doch nutzlos mir; denn recht es zu gebrauchen,
In Münz' es prägend, aller Welt zu Nutz,
In künſtliche Gefaße es zu bilden,
Daran des Schau'nden Seele ſich erfreue,
Verſtand ich nicht: — nun hat es mich gelehrt
Die ſuße, ſuße Liebe!

Von einem Bergmann geht die alte Kunde,
Der brach zu einer Höhle ſich die Bahn,
Die ihm des Felſens dumpfer Ton verrieth.
Er trat hinein, da faßt ein ſcharfer Zugwind
Sein Grubenlicht, die trübe Flamm' erloſch.
Doch nun erſt leuchteten im Innern prächtig
Von eignem Glanz die edelſten Geſteine.
Und oben von der Decke ſtrömte Licht
Gluthroth und flammend in den Raum herab;
Da hing, von eignem Feuer ſeligtrunken,
Hoch der Karfunkel, und er lockte ſelbſt
Den Bergmann, ihn zu brechen vom Geſtein.
So leuchtet' er ſich wieder aus der Gruft
Zum friſchen Sonnentag. —

Das iſt die Liebe,
Die mir, dem tief in Schätzewuth Verſunknen,
Mit unerhörtem Licht in's Auge brach,
Und rothen Scheins die Finſterniß durchfluthend

In warmen Zauberſchimmer Alles ſtellt,
Und mich zurückführt zu des Tages Helle.
Denn wie der Edelſtein, des Lichtes Sohn
Auf's Menſchenaug', das lichtbedürftige,
Geheime Macht übt, und es an ſich reißt,
So machte ſie mich von mir ſelber los,
Mit ſüßem Brand durchlohte ſie mein Weſen,
In ihren Gluthen ſchmolz mein ſprödes Erz,
Und meines Haſſes Schlacke ward getilgt.
Rings auf die Welt iſt Roſenſchein gehaucht,
Die Erde liegt, wie an dem erſten Morgen,
Da ſie als Ball des Schöpfers Hand geſchleudert,
In Unſchuldsmorgenroth — ich muß ſie lieben!
So mild und freundlich nun, wie nie zuvor,
Schlägt mir des Herzens jugendſtarker Puls.
Jetzt bin ich Sieger erſt in jedem Kampfe,
Denn mit derſelben Macht ſchlag' ich den Feind,
Die mich bezwang, — nicht mehr mit Eifers Gluth,
Nein, mit der ſüßen Liebe!

Was ich beſitze von gediegnem Gold,
An Weisheit, Lehre, Wiſſen vielgeſtaltig: —
Jetzt dient es mir, da es mir nicht mehr dient,
Da ich die todten, kalten Maſſen trenne,
Und in die Welt zum Segen laſſe rollen.
O ſchnöd gehäufte Schätze des Erkennens,
Was ſollt ihr mir, wenn ihr nicht Andern dient? —
Jedwedem, Was ihm frommt, dem Einen Rath,
Dem Andern Lehre, ernſtliche Ermahnung,
Zerſchlagnen Herzen Troſt und bangen Stärke,
Der jungen Pflanze regelrechte Zucht
Mit vollen Händen hinzuſtreun — Das lehrt
Allein die ſüße Liebe!

So nimm mich hin! dein Eigen bin ich ganz,
Laß von den Lippen trauten Kuß mir rinnen,
Umleuchte mich mit Deines Auges Glanz,
Und wende all mein Streben fromm nach Innen.
Laß ruhn mich nach des Lebens wildem Tanz
In Deiner Seele ahnungsvollen Minnen. —
Beſchwichtigt hat des Haſſes grimme Triebe
Und alles Weh die ſüße, ſüße Liebe!“

3.

Zu Mitte Auguſt des Jahres zog Kinkel nach Siegburg, um auf ſechs Wochen für ſeinen Freund Müller das Paſtorat des Irrenhauſes und der evangeliſchen Gemeinde des Städtchens zu verwalten. Sein Leben daſelbſt war, wie nach den Erregungen der letzten Zeit begreiflich, ſehr ſtille; leidenſchaftslos, aber glücklich; beſonnen und zu geiſtiger Anſpannung wenig aufgelegt. Der Aufenthalt in Italien wirkte nachhaltig auf ſeinen Geiſt, die Lectüre der Alten erfüllte ihn mit plaſtiſcher Ruhe, und die Krankheitsgeſchichte der Irren, welche ihm von dem evangeliſchen Arzte Jakobi und dem katholiſchen Arzte Schornſtein freundlich mitgetheilt wurde, beſchäftigte ſein Nachdenken und ward gewiſſenhaft in ſein Tagebuch eingetragen. Am letzten des folgenden Monats reiſte er nach Coblenz, um ſein Staatsexamen zu nehmen, und brachte mehre Tage des Novembers bei der Familie ſeiner Braut in Mülheim zu, deren Bruder ſich um dieſe Zeit mit Fräulein Kinkel vermählte.

In jener Periode bildete ſich zu Bonn ein Verein von Privatdocenten, der ſich nach einer Pflanze Chamöcia nannte, und namentlich durch Dr. Vogel begründet war. Außer dieſem, Lerſch, Sommer und Budde ſchloß ſich auch Kinkel dieſer neuen Verbindung kräftig an, aus welcher das energiſche Zuſammenhalten der jüngeren Univerſitätslehrer gegen die Uebergriffe der älteren Profeſſoren erwuchs. Sie kamen wöchentlich einmal auf ihren reſpectiven Stuben zuſammen, und brachten bei Wein und geſelligem Geſpräch fröhlich den Abend zu. Jeder hatte zugleich die Pflicht, aus ſeiner Wiſſenſchaft das Anziehendſte und Neueſte vorzutragen. Kinkeln nahm Sommer die Theologie vorweg, und ſo erklärte der Erſtere, ſeine Wiſſenſchaft ſei das Weintrinken, er wolle ihnen ein Abriß der „Oinologie“ vortragen. In Einem Tage und Einer Nacht ſchrieb er darauf ein Gedicht unter dieſem Titel, das eine lange, mit allerlei kurzweiligen Witzen geſpickte theoretiſche Einleitung befaßt; dann folgte als Haupttheil die Geſchichte des Weines. Jene, nachdem ſie einen heitern Abend gemacht hatte, ſtrich er fort, und ſchliff die andere Hälfte etwas zurecht. Dies iſt das Gedicht, welches ſich jetzt unter dem Titel „die Weine“*) in ſeiner Sammlung befindet. — Unter den übrigen Gedichten jenes Zeitabſchnittes erwähnen wir noch „Dorothea“**) und Sonntagsſtille. ***)

---

*) Gedichte. S. 151.

**) Gedichte. S. 16.

***) Gedichte. S. 138.

Im Frühling des folgenden Jahres trat ein Ereigniß ein, das auf Kinkel's Leben einen entſcheidenden Einfluß ausübte. Johanna Mockel, die ſeit mehreren Jahren geſchiedene Frau des Buch- und Muſikalienhändlers Mathieux in Köln, kehrte, nach einer über dreijährigen Abweſenheit von Hauſe, zu ihren Eltern nach Bonn zurück. In Berlin hatte ſie ſich zu ihrer Ausbildung in den höchſten Kreiſen der Reſidenz bewegt, und war namentlich in den Zirkeln der ewigjungen Bettina von Arnim angeweht worden von jenem Hauche helleniſcher Lebensluſt, den dieſer Verkehr über Alle ausſtrömte, welche an demſelben theilnahmen. Die Züge Johanna's feſſelten nicht durch Schönheit, aber aus dem geiſtreichen, tiefeindringenden blauen Auge, deſſen Blick ſchwer zu ertragen war, ſtrahlte ein hoher und mächtiger Geiſt; die edle Stirn umſchloß ein Meer der gewaltigſten Gedanken und das glühende Herz barg einen Schatz von bezaubernden Gefühlen, den noch Niemand zu heben vermocht hatte. Ihre Geſtalt war vielleicht eher unbedeutend als erhaben zu nennen; allein wenn der Strom der Begeiſterung ſie ergriff und ſie die ganze Fülle ihres großartigen Weſens frei ergießen durfte, dann leuchtete ihr raſches Auge im hellſten Brande und ihre Geſtalt wuchs vor den Augen des Zuhörenden ſcheinbar zu einer ſchwindelnden Höhe empor, als müßte man die Umriſſe ihrer Form im nächſten Augenblick aus dem Geſichte verlieren. Dann aber lächelte ſie wieder ſanft, und man fühlte, daß dies hohe Weib ganz der ſchönen

Erde angehöre, daß Einem die Offenbarung der reinſten Natur aus ihrem wunderbaren Zauberweſen ſo altbekannt und doch wieder ſo täglich neu und hinreißend entgegenträte. Ihre heitern Geſichtszüge waren ſcharf ausgeprägt, ohne doch jemals wie auf den Bildern der Byzantiniſchen Heiligen ſtarr oder unbeweglich feſt eingeſchnitten zu erſcheinen, aber die Unerſchrockenheit und männliche Feſtigkeit des Charakters leuchtete hell aus dieſen gedrungenen Formen hervor, die, wie ein Bild aus antikem Marmor, ſich dem Auge leicht und gefällig, dem Gedächtniß mühelos einprägten. Nichts Todtes lag in ihrem Weſen, ſie war ganz Seele, wenn ſie ſich dem Geſpräche hingab, oder wenn ſie der Muſik, der ſie leidenſchaftlich ergeben war, nachhing und ein klangvolles Lied ihrer Bruſt entſtrömen ließ, während ſie ſich ſelbſt auf ihrem Flügel begleitete. In Berlin hatte ſie ihr Talent noch vielſeitiger ausgebildet und, angelockt von ihrem Rufe und den Empfehlungen Mendelsſohns und der ausgezeichnetſten Meiſter, ſtrömte ihr eine Schaar begeiſterter Schülerinnen aus Deutſchland und namentlich aus England zu, um ihren Unterricht zu genießen, deſſen Methode nah und fern die lebhafteſte Anerkennung fand.

Und doch war Johanna nicht glücklich. Das nun rechtskräftig gelöſte Mißverhältniß ihrer Ehe hatte einen bleibenden Stachel zurückgelaſſen, und die Einſamkeit, in welcher ſie ihre Jugend durchſchwärmt hatte, das unbefriedigte Sehnen nach einer großen und herrlichen Liebe verbreitete oft eine düſtre Melancholie um ihre ſonſt heitere und helleniſche Lebensanſchauung. In der ſtarren Geiſtesfeſſel eines orthodoxen Katholicismus erzogen, gehörte ſie zwar noch äußerlich dieſer Kirche an, ohne doch jene veralteten Satzungen, jene fabelhaften Myſterien noch inbrünſtig glauben oder gar in ihnen Troſt finden zu können für die kalte und ſternloſe Nacht ihres Lebens. All ihr Sinnen ſtrebte einem höheren Evangelium zu: dem Evangelium der Liebe, ohne daß ſie ſich Rechenſchaft zu geben wußte von den dunklen Gewalten, welche in der geheimnißvollen Werkſtatt ihres Herzens ein neues Daſein erſchaffen wollten.

Das innere Bedürfniß, den Schmerz ihrer Einſamkeit zu objectiviren, gepaart mit einer tiefharmoniſchen Bildung, erweckte in ihr den Verſuch, durch das Lied ihrer Sehnſucht eine feſtere Geſtalt zu geben, und ſo ward Johanna zur Dichterin -- wie es vielleicht den Meiſten gehen mag: durch die Noth, durch das Elend ihres ſich innerlich abjagenden Lebens. Kunſtlos, aber wahr ſprach ſie ihr Leid in naturwahren Tönen aus, die ſie dann wohl auf dem Pianoforte accompagnirte und in die Stille der Nacht hinausſang. Folgende Strophen bezeichnen die troſtloſe Stimmung, welcher ſie damals oft unterlag:

„Geſpielen, die Ihr mich zu tröſten kommt:
Was Euren Schmerz geheilt, mir wenig frommt!
Und bin ich krank, ſo laſſet mich allein. —
Nicht Luſt, nicht Weh hab' ich mit Euch gemein.

Einſt, geſchmückt mit Bändern und Kranz,
Zogen wir aus zum Reigentanz,
Ihr lächeltet — lautaufjauchzte mein Sinn!
Ihr wandeltet — ich flog ſtürmiſch dahin!

Wie Ihr waret in Jubel und Freud'
Langſam und kalt:
So hatt' über Euch Herzeleid
Keine Gewalt.

Mich Raſchfühlende hat nun getroffen
Das Weh ſo kalt wie Eis,
Wie Gluthen bald ſo heiß: —
Da mögt Heilung Ihr nimmermehr hoffen.

Dies war die Frau, welche von nun an mächtig in Kinkel's Entwicklung eingreifen, ihn über ſein innerſtes Weſen klarmachen und den Keim des Liedes, welcher in ſeiner Bruſt ruhte, zur herrlichſten Blüthe des Geſanges entfalten ſollte. Er ſah ſie zum erſten Mal wieder in einer großen Geſellſchaft des ſogenannten Bonner „Salons," wo er unter den gewöhnlichen Tanzdamen, den Nöggerath's, Salomon's u. ſ. w. nimmer geglaubt hätte, den neuen Stern ſeines Lebens zu finden. Johanna Mockel ſang eben ein muntres Lied, als Gottfried eintrat. Eine dunkle Röthe überflog ſeine Wangen, als er ſie ſo am Flügel ſitzen ſah, und er ſprach halblaut die Worte: „Ja das iſt ſie, das ſind noch dieſelben Augen!" Als Kind hatte er ſie bisweilen geſehen, und zum letzten Mal in Oberkaſſel, als er noch ein Knabe war. Da ſtand ſie mit ſeiner Schweſter auf dem kleinen Pavillon, und ſchaute in das ſchimmernde Abendgold der untergehenden Sonne, die fern über der Kuppe des Kreuzberges verſchwand. Damals wagte er nicht ſie anzureden, er verbarg ſich hinter einem Baume, und ſah ſie dann unter den Weiden des flachen Rheinufers verſchwinden. Dies Bild tauchte jetzt wieder farbenhell in ſeiner jungen Seele empor, und mit hingebender Luſt ſog er den ſüßen Ton ihres Liedes in ſein Herz. Lauter Beifall beſchloß ihr Spiel, ſie aber trat wehmüthig lächelnd in den Hintergrund des Saales und ſtützte ihren Arm auf die Lehne eines Stuhles, Gottfried einen freundlichen Gruß der Bewillkommnung zuſendend, von deſſen Talenten ſie manches Rühmende gehört hatte.

Johanna's Stimme war ſtarktönend, aber rauh und ſcharf, und berüchtigt bei denen, die nur die Muſik im Ohr und nicht in der Seele empfinden. Auch hier hatte die Natur ihr Alles verſagt. Sie rang mit dieſer widerſtrebenden Stimme ihre Gefühle auszudrücken, und hatte — ſonderbar genug — geiſtvolle Menſchen oft bis zu Thränen gerührt. Sie ſang, künſtleriſch betrachtet, ausgezeichnet ſchön; ſie konnte vom Höchſttragiſchen bis zum Weichſten und wieder zum Komiſchen Alles im Geſang ausdrücken, und man vergaß bei dieſem vollendeten Vortrag, daß das Mittel, die Stimme, eigentlich ſchlecht war.

Der Zufall führte es, daß der junge Privatdocent bei Tiſche den Platz an Johanna's Seite erhielt. Er hatte vorhin nicht in das rauſchende Lob eingeſtimmt, das ihr die Geſellſchaft in reichlichem und erſtickendem Maaße geſpendet; aber jetzt, wo er unbelauſcht neben ihr ſaß, dankte er ihr herzlich für ihren meiſterhaften Geſang, ihr vollendetes Spiel, das in ſeiner Seele tauſend Erinnerungen der Kindheit wachgerufen hatte. Es müſſe ein herrliches Gefühl ſein, meinte er, ſo von Allen bewundert auf der Schwinge des Genius durch die fröhliche Welt zu ſchweben.

„Das glauben Sie,“ verſetzte Johanna bewegt. „Ich höre, Sie haben ein ſchönes Talent zur Poeſie, vielleicht wird man Ihnen dann auch Weihrauch ſtreuen, und der wird Ihnen wie ein kalter Herbſtnebel auf die Bruſt fallen. Dann möchte ich ſie wiederſehen — gerade in einer ſolchen Stunde, in der Sie mich in meiner Heimath begrüßen, in einer Stunde, wo Alles von der Gluth Ihrer Dichtung bezaubert ward, — und dann will ich Sie fragen, ob Sie glücklich ſind, wenn Sie nicht . . . .“

„Wenn ich nicht . . . . . .?“ fragte Gottfried die Stockende.

„Ich will lieber mit Einem Blick des Verſtändniſſes angeſehen, als tauſend Mal bewundert werden,“ fuhr Johanna leicht erröthend fort. „Alle dieſe Menſchen möchten für Liebhaber und Beſchützer der Kunſt gelten, aber ich glaube nicht, daß ein Einziger das Tonbild verſteht, das ihnen mein Spiel oder mein Geſang vor die Seele führen will.“

Gottfried empfand die Wahrheit ihrer Worte, und ſchwieg. Ihr unruhiger Geiſt ging bald zu andern Dingen uber und ſprühte wie ein brillantes Feuerwerk in tauſend Scherzen und unſchuldigen Neckereien. Sie hatte ihn kurzlich predigen gehört über das Heimweh des Chriſten und gedacht, wie ſehr der ſchöne Jüngling der Welt müſſe entſagt haben, der auch in ihr eine leiſe Sehnſucht nach dem harmloſen Kindesſchlummer erregt hatte, mit dem ſie einſt der verlorene Klang des Glaubens umfing.

Gottfried war bezaubert von der Naivität und Naturlichkeit, welche ſich in all' ihren Aeußerungen und Bewegungen kundgab. Zugleich fühlte er aus manchem Wort, das fluchtig und ohne tieferen Bezug hingeworfen ſchien, daß Frau Mockel nicht glucklich ſei, und er hoffte bei ſeiner warmen Begeiſterung für den Glauben der Erlöſung durch Jeſum Chriſtum, auch dieſe trauernde Menſchenſeele dem lichten Gottesreiche wiederzugewinnen und ſie mit ihrem Heilande zu verſöhnen. Seine volle Jugendkraft und all ſein Leben gehörte ja dem Herrn, und er bat dieſen, als er ſpät aus der Geſellſchaft heimgekehrt war, um ſeinen Vaterſegen zu dem Werke, das er im Dienſte des Allmächtigen beginnen wollte.

4.

Von Jetzt an bereitete ſich in Kinkel eine großartige Umwandlung vor. Sein Leben ward reich an den manchfaltigſten Erregungen; die Woge der Geſellſchaft begann ihn zu tragen, und es ging ihm wie dem jungen Schwimmer: erſt ward es ihm ſchwer das neue Element zu bezwingen, dann aber machte er die ſchnellſten Fortſchritte. Bisweilen ward es ihm wunderbar zu Muth, wenn er an die raſche Fahrt auf der ebnen Spiegelfläche gedachte; allein unruhig fühlte er ſich nicht, weil Alles auf ein großes Schickſal hindeutete*), deſſen er gewärtig ſein mußte. Und wenn die See zu hoch ging, dann ließ er Abends die Sturzwellen ſeines geiſtigen Lebens in den ſtillen Betrachtungen ſeines Tagebuches ebben, und konnte fröhlich der Zukunft entgegenblicken.

---

*) „Es kam das Schickſal: aber als Liebe kam's,
Und dann als Welthaß: aber im wilden Streit
Entſprang aus Gährung mild Geſtaltung,
Mächtig entquoll mir der Strom der Dichtung.
(Tagebuch vom 18. März 1841.)

Den Plan, eine zurückgezogene Pfarrſtelle anzunehmen, gab Kinkel auf, indem er zuerſt das ihm angetragene Paſtorat zu Flamersheim und bald darauf ein zweites ausſchlug. Das erſtere erhielt Krafft, und die durch ſeinen Abgang erledigte Religionslehrerſtelle in den unteren und bald nachher auch in den oberen Schulklaſſen am Bonner Gymnaſium ward Kinkel zu Theil. Gleichzeitig verwaltete er ſeit mehren Jahren die Religionsſtunden im Inſtitut der Madame Thormann, in deren Hauſe er bereits 1834 als Student Unterricht ertheilt hatte. Zu dieſer Familie ſtand er in der innigſten Beziehung, und traf jetzt zuweilen auch dort mit der Frau Mockel zuſammen, die wegen ihres muſikaliſchen Talentes und ihrer geiſtreichen Unterhaltung in jeden geſellſchaftlichen Verkehr hineingezogen ward. Sowohl im Thormann'ſchen, wie im Ritſchl-Naumann'ſchen Kreiſe las man unter Gottfried's Mitwirkung häufig Schauſpiele mit vertheilten Rollen, und Letzterer trug nicht ſelten eigne oder fremde Gedichte mit der edelſten Deklamation und dem belohnendſten Beifalle vor.

Freilich äußerte ſich unter den älteren Profeſſoren ſchon damals namentlich Sack ungünſtig über die Betheiligung des jungen Theologen an den Lockungen der Geſellſchaft; aber Kinkel ſtrebte ſie mit Gott an Pflichttreue noch zu überbieten und ließ ſich jenen grundloſen Tadel zur Warnung gereichen, wenn einſt auch ſeine Zeit käme, junge Leute zu protegiren. Vielleicht mochte es nicht weltklug erſcheinen, daß der ehrliche

Privatdocent manche irrige und falſche Anſicht ſeiner berühmten Collegen wiſſenſchaftlich angriff und zu widerlegen ſuchte; allein die Theilnahme, welche die Studenten zahlreich ſeinen Vorleſungen zuwandten, bewies das Geiſtvolle und Wahre ſeines Vortrages, und ſchon 1836, als Krafft und Bögehold ihm, durch eine Aeußerung älterer Profeſſoren veranlaßt, die Offenheit ſeiner Kritik vorwarfen, hatte er ihnen in einem Sonett ſeine Rechtfertigung entgegengehalten:

Nur die Wahrheit!

„Ihr tadelt mich, Ihr Meiſter, unbeſcheiden
Weil ich Euch achte, weil ich's nicht ertrage,
Daß meine Zunge Heuchelei Euch ſage,
Weil meine Rede ſtahlern iſt, nicht ſeiden.

Ihr tadelt mich, und ich? — ich muß es leiden,
Ich kann mein Wort nicht wagen auf der Wage;
Drum ob Euch auch mein ehrlich Weſen klage:
Ich will und kann die Weiſe nicht vermeiden!

Das aber wünſch' ich, — und Ihr müßt es loben —
Daß mir auch einſt, wie Euch von mir geſchehen,
Die Jüngern Wahrheit ſagen ohne Schonung.

Da mag ſich denn mein wahrer Sinn erproben,
Dann mögt Ihr meine Demuth doch erſehen,
Nennt's Strafe Ihr: — ich nenn es kühn Belohnung!“

Im Laufe des Jahres 1840 erhielt Kinkel ebenfalls die Anſtellung als Hülfskandidat der evangeliſchen Gemeinde zu Köln, wohin er jeden Sonntagmorgen hinüberfuhr, um zu predigen. Schon zu dieſer Friſt erhoben ſich mancherlei Verläumdungen gegen ihn. Die Gebildeten waren von der rhetoriſchen Fülle und dem gediegenen Inhalt ſeiner Predigten, die ſtets in der kunſtſchönſten Form an das Ohr des Hörers gelangten, entzückt; allein die älteren Prediger ſahen es ungern, daß Alles zu dem neuen Hülfsprediger hinſtrömte, während ihre Kirchen leer ſtanden. Da man die religiöſen *Anſichten* Kinkel's nicht zu verdächtigen wagte, weil es weſentlich dieſelben waren, zu denen man ſich ſelbſt bekannte, griff man mindeſtens den Umſtand an, daß ſie das *Moraliſche* und *Sittliche* der chriſtlichen Lehre zu ausſchließlich auf das moderne Leben praktiſch anwendeten, und das rein *Dogmatiſche* mehr aus dem Spiel ließen. Auch tadelten Kinkels Amtsbrüder, daß ſich Dieſer zu wenig bemühe, die *Perſon* Chriſti im göttlichen und überirdiſchen Lichte zu zeichnen, ſondern ſtatt deſſen mehr die *Worte* und *Handlungsweiſe* deſſelben erläutere und beurtheile. Obgleich Kinkel's Predigten ſich gerade durch *Popularität* auszeichneten*), wagten doch Viele, ihm

---

*) Wer ſich ganz von der Gehaltloſigkeit des entgegengeſetzten Vorwurfes überzeugen will, der leſe ſelbſt die „*Predigten* über ausgewählte Gleichniſſe und Bildreden Chriſti, nebſt Anhang einiger Feſtpredigten von Lic. *Gottfried Kinkel*. Köln 1842. Verlag v. F. C. *Eiſen*.“

das Gegentheil vorzuwerfen, weil man es nicht gewohnt war, den Maaßſtab des Schönen und Künſtleriſchen auch an eine Predigt zu legen, und nicht begriff, daß gerade das einfach Schöne auch dem ſogenannten gemeinen Manne am Allerzugänglichſten iſt. Daß man von den Predigten Kinkels nicht die Worte: „zu ſchön,“ „zu erhaben“ gebrauchte, ſondern eher die Worte: „hochtrabend,“ „zu gelehrt“ u. dgl. mit einer gewiſſen Verächtlichkeit hinwarf, wird Jeder begreifen, der in der Kunſtſprache des Neides und der Bosheit gehörig bewandert iſt.

Aehnlich machten es die im Bücherſtaub verſchrumpften Profeſſoren. Sie warfen Kinkel Das vor, was freilich an ihnen wohl nie Jemand geſucht hat: ſein freies, offenes und geſelliges oder, wie ſie es umtauften, „burſchikoſes“ Weſen. Weil man nun doch jedem Docenten etwas Fehlerhaftes anzuhängen ſucht, war gerade dieſer Vorwurf für Kinkel der rühmlichſte, der ſich erwünſchen ließ; denn hier ſtempelte man zum Tadel, Was gerade eine der erſten Tugenden des akademiſchen Lehrers ſein ſollte, wie man ja auch täglich hört, daß gewöhnliche Frauen mit einer wahrhaft ſittlichen Empörung die Naſe rümpfen, wenn Eine ihres Geſchlechtes die Frechheit hat, ſie an Geiſt oder Natürlichkeit zu überragen. Hier, wie dort, kann man annehmen, daß in neunundneunzig von hundert Fällen die Trauben ſauer ſind, weil ſie eben dem

Fuchſe zu hoch hängen, und auch ſchon damals galt das Wort Hartmann's [*]):

„Wo iſt, der zu erwärmen vermag
  Gefrorne Profeſſoren?
Da iſt der Menſchheit Luſt und Klag'
  Verloren, ach! verloren!

Das Wort, das an ihnen machtlos verhallt,
  Wir wollen es weiter tragen,
In beſſern Herzen wird es bald
  Tiefinnere Wurzel ſchlagen.

Wer dieſen Profeſſoren heut
  Das Größte und das Süßte,
Er iſt und bleibet — morgen wie heut'
  Ein Prediger in der Wüſte!“

Was den Verkehr mit Johanna Mockel betrifft, ſo hatte ſich das Verhältniß zu ihr als die innigſte Freundſchaft geſtaltet, ohne daß in Beiden auch nur der Gedanke an eine Liebe aufgetaucht wäre. Wie ſehr es Gottfried ernſt war um ſeinen Vorſatz, Jene zum Chriſtenthume zurückzuführen, mag man aus einem Sonettenkranze ſehen, den er nach einer ſchlaflos durchwachten Nacht in frühester Morgenſtunde mit der ganzen Andacht ſeines frommen Herzens gedichtet:

---

[*]) Reimchronik des Pfaffen Mauritius. Frankfurt a. M. Literar. Anſtalt. 1849. Caput II. S. 83 ff.

Erſte Sonette.

1.

„Still war mein Knabenleben, eng und klein;
Drum gruben ſich auf meines Herzens Grund
Nur wenig Bilder, aber farbenbunt
Mit unzerſtörbar feſten Zügen ein.

Eins blieb mir: Du! O weißt Du, dort am Rhein —
Ein Kind faſt warſt Du noch, froh, hell, geſund,
Und blickteſt heiter in das Weltenrund,
Als wären all die ſchönen Wunder Dein.

Ich kam des Weges auch mit ſtillem Schritt:
Da ſtandſt Du dunkel vor dem Abendlicht,
Das mächtig wiederglänzte von der Fluth.

Ich ſah Dich, hellverklärt das Angeſicht,
Von meiner Schweſter Arme treu umruht —
Ich floh, und nahm dies Bild in's Leben mit.

2.

Die Stille ſchwand! Der Zirkus that ſich auf,
Der Herold winkte: hei, die Renner fliegen!
Gilt es zu ſiegen? männlich zu erliegen?
Friſch! Tod und Leben — beide ſtehn zu Kauf!

Und Dich verlor ich in dem raſchen Lauf:
Wer kann in weichem Kindheitstraum ſich wiegen,
So lang' die Kraft er ſpannen muß zu ſiegen,
Der Gegner Schaar ihn noch umringt zuhauf?

Umflogen iſt die Bahn! Stolz blick' ich um,
Langſamern Lauf nun gönnend dem Geſpanne;
Nah' iſt das Ziel, die Gegner all' zurück.

Doch jauchzen kann ich nicht: ich denke ſtumm,
Daß mich der Kampf gereift zum ernſten Manne, —
Ach, hinter mir liegt fern der Jugend Glück!

3.

Da trittſt Du mir zum zweiten Mal entgegen,
Das jugendliche Haupt im Wittwenſchleier:
Des Mannes feſte Bruſt darf kühner, freier,
Als einſt des Knaben, Dir ſich zu bewegen.

Noch hältſt Du mich mit Deinem Zauberſegen,
Mein Herz iſt vollbeſaitet Deine Leier:
Du ſtimmſt es, wie Du willſt! Zur ernſten Feier,
Zum leichten Scherz kannſt wechſelnd Du's erregen.

Du ſingſt den Pſalm — da klingen Melodieen
Im Buſen mir von Jugendandachtsgluthen,
In ſtiller Kirche möcht' ich wieder knieen.

Du malſt im Klang die Nacht — wie tief es dunkelt!
Du hebſt den Mond herauf aus ſchwarzen Fluthen,
Und träumend bin vom Sternglanz ich umfunkelt.

4.

Wo führſt Du hin mich, Mächtige? Laß ab!
Längſt ſchläft die Jugendzeit mir todtenkalt:
Was übt Dein Wort ſo zaubernde Gewalt,
Was ſchwingſt Du ob der Gruft den Geiſterſtab?

Den Garten ſeh' ich, der mich eng umgab,
Der Mutter ernſte, mächtige Geſtalt,
Des Vaters Haupt, von weißem Haar umwallt —
Sie ſteigen lebend aus dem dunklen Grab.

Die Schweſter zeigſt Du mir im Mädchenkleide,
Die nun ein fremder Heerd von mir entfernt,
Genoſſin einſt an Jubel wie an Leide.

Du weckſt mir Jauchzen und Du weckſt mir Thränen —
O Luſt der Thränen, die ich lang' verlernt!
Es ſchmilzt mein Herz in wonnigweiches Sehnen.

5.

Und Wer Dich ſchaut — Du biſt ſo jung geblieben!
So harmlos biſt Du, wie nur Kinder ſind;
Raſch tanzt Dein Geiſt wie flücht'ger Wirbelwind,
Und Deines Witzes glühe Funken ſtieben.

Der neckiſche Scherz ſteht auf der Stirn geſchrieben:
Mir iſt, als wärſt Du noch das leichte Kind,
Umſpielt von Frühlingshauchen weich und lind,
Als läge vor Dir noch ein erſtes Lieben! —

Doch Weh'! — Dein Mund iſt plötzlich ſchmerzverbittert,
Die hohe Stirn deckt ſich mit Finſterniß,
Drauf zuckt's, wie wenn im Weſten es gewittert:

„„Durch all mein Leben klafft ein ſolcher Riß,
Daß nur dem Tod es noch entgegenzittert!““ —
Elend auch Du? — Du nickſt — es iſt gewiß!

6.

„„Die Nacht iſt ſchrecklich, finſter, kalt und bang
Doch lieb' ich ſie: ſie iſt des Todes Schein;
Unendlich einſam bin ich und allein,
Wie draußen, ſchweigt im Innern jeder Klang.

Da ſtreck' ich mich wie Leichen ſtarr und lang —
So träum' ich mich in meinen Todtenſchrein;
Die müden Hände faltend, dämmr' ich ein,
Und über mir hallt dumpf der Prieſter Sang.

Und alſo lieg' ich, bis im wirren Hirn
Des Lebens letzter Funken mild verglimmt,
Und Eiſeskälte mir bedeckt die Stirn.

Dann ſpür' ich Ruhe. — Tod und Grab und Nacht,
Gefühl und Denken, Luſt und Noth verſchwimmt,
Und ob mir waltet der Vernichtung Macht.““

7.

So ſtrömt denn hin um Sie, ihr bangen Klagen,
Ach, um dies ſtarke Herz, das muthlos bricht!
Ein Geiſt — ihn beugten lohe Blitze nicht —
Zerſtört ſich ſelbſt durch zweifelndes Verzagen.

Sie ſucht Genuß, um müde ſich zu jagen,
Sie ſtrahlt ihr Leben aus in buntem Licht,
Sie ſchwärmt im Ton und jauchzet im Gedicht,
Sie ſtürmt, die zarte Harfe zu zerſchlagen.

Sie ſchlürft begierig mit Vernichtungswonne
Als gährend Gift des Lebens heißen Wein,
Sie treibt die Pulſe, daß ſie wild zerſpringen: —

Furchtbarer Wahnſinn: von dem Licht der Sonne,
Das jedes Herz verklärt mit Hoffnungsſchein,
Freiwillig nach dem Tode hinzuringen!

8.

Am Fenſter ſteh' ich in des Morgens Schauern,
Im Oſten flammt Gewölk mit goldnen Prangen;
Der Frühhauch löſcht die heißerglühten Wangen,
Die von dem Kummer dieſer Nacht noch trauern.

Die Seele hebt ſich aus den Kloſtermauern,
In denen ſie der dumpfe Gram gefangen;
Denn der Entſchluß iſt hell ihr aufgegangen:
Sie retten muß ich, ſtatt ſie zu bedauern!

Auch ich war elend und von Gott verlaſſen,
Auch ich begrüßte jauchzend nächtige Töne
In fremdem Land einſt, die mir Tod verhießen *).

Nun dennoch glücklich! Kann ich's auch nicht faſſen, —
Für Sie weiß ich den Weg zur ew'gen Schöne,
Die voll uns tränkt mit ruhigem Genießen!

---

*) Siehe S. 138.

9.

Ich ging durch ſtille Abenddämmerungen,
Die ſtumme Flur entſchlummerte ſchon mälig;
Die Vögel hatten, da ſie tauſendkehlig
Die Sonn' im Scheiden grüßten, ausgeſungen.

Da hat ein hoher Klang ſich aufgeſchwungen
Von Abendglocken rings im Land vielzählig,
Da fühlt' ich mich im tiefſten Herzen ſelig,
Und Thränen ſind ins Auge mir gedrungen.

O Glockenton! wie Du an Gott zu denken
Uns aufrufſt durch den trüben Erdenabend,
Will ſich der Geiſt ſo ganz in Andacht ſenken.

Ein Ton nur klingt durch's öde Weltgetriebe,
Das ſehnſuchtsmüde Herz noch ſüßer labend,
O klinge fort, du Ruf der ewigen Liebe!

10.

Es ſteht ein Mann hoch ob den Welten allen,
Das Königsdiadem ums Haupt gewunden;
Nicht wird Er von den Frevlern mehr gebunden,
Nicht mehr zum Staub ſiehſt Du Ihn niederfallen.

Er iſt's, dem preiſend Engelchöre ſchallen:
Doch Mehr, als Himmelsglanz, iſt Ihm voll Wunden
Ein Herz, das in des Elends bangſten Stunden
Ein zitterndes Gebet zu Ihm läßt wallen.

Er iſt gewandelt unter Menſchenkindern,
Er hat geweint, drum kann Er Schmerzen lindern,
Er iſt der Liebe werth — Ihn ſuche Du!

Und dieſe Hand, die in des Lauſes Schnelle
Mit leichtem Schwunge lenkt die Weltenbälle: —
Sie wiegte nicht ein armes Herz zur Ruh'?

11.

O von der Erde auf! Nicht trag' ich's länger;
Von wilden Stürmen fühl' ich mich umſchnoben:
Wie gar gewaltig rings die Fluthen toben!
Die Noth umſchnürt mich eng und immer enger.

Der Muth erſtarrt, das Herz wird bang und bänger —
Zu ſtark für Erdenkraft ſind dieſe Proben!
Rings iſt nicht Raum mehr: — drum hinauf nach Oben,
Wohin, o Geiſt, nicht reichen Deine Dränger!

O Himmelsluft, Du kühleſt meine Wunden!
O Gottesgeiſt, Du hebſt auf kühnen Schwingen
Mich hoch und höher — Vateraugen lächeln!

An Gottes Herzen ſoll ich neu geſunden,
Und Vaterarme fühl' ich mich umſchlingen,
Mir Kühlung in das heiße Herz zu fächeln!

12.

Es ſtöhnt das arme Herz nach Frieden, Frieden!
Der Friede kommt — doch langſam iſt ſein Gang.
An Jugendüberfülle ſind wir krank,
Geſundheit iſt dem Alter nur beſchieden.

So lange wild des Lebens Fluthen ſieden,
Iſt dieſem ſtillen Gaſt bei uns zu bang;
Es kommt die Frucht erſt, wenn die Blüthe ſank, —
Nie eint ſich Stille mit der Kraft hienieden.

Du hoffe ſtill! Ich hoffe auch für Dich!
Der Tag kommt wieder, wo ich Dich verſöhnt,
Im weiten Weltraum freudig ſchauend ſehe.

Geb' es ein Gott uns Beiden dann, daß ich,
Wenn vollharmoniſch Deine Seele tönt,
Ein Greis — wie dort ein Knabe — bei Dir ſtehe!“

Kinkels Bemühungen um Johanna waren nicht fruchtlos. Es gelang ihm allmälig, ſie mit der ganzen Macht ihrer Phantaſie, mit aller Gluth ihres tiefen Gefühls wieder in das traumhafte Netz des Chriſtenthumes einzuſpinnen, in dem ſie eine Zeitlang ſelig fortſchlief, bis ſpäter die Kraft des Gedankens und das Schwert der Wahrhaftigkeit alle die buntverſchlungenen Fäden zerriß, und der freie Geiſt in's freie All hinaustrat, um ſich im reinen Hauche der Natur ſonnenhell zu ſpiegeln.

Gottfried ſtattete um dieſe Zeit auch ſeiner Braut in Mülheim einen Beſuch ab. Seine Freundſchaft zu Johannen hatte ihn — ſo glaubte er — Sophieen durchaus nicht entfremdet. Er brachte mit ihr eine fröhliche Woche zu, und faßte nicht, als er ſich, von ihrem Arm umſchlungen, glücklicher wähnte, als je ein Sterblicher geweſen, daß ihn die Ahnung einer neuen Liebe unbewußt anhauchte, und ſelig am Buſen der alten emporhob. Er ſtand, ein zweiter Polykrates, auf ſeines Daches Zinnen, und überſchätzte ſein Glück; doch

„— willſt Du Dich vor Leid bewahren,
So flehe zu den Unſichtbaren,
Daß ſie zum Glück den Schmerz verleihn;
Noch Keinen ſah ich fröhlich enden,
Auf den mit immer vollen Händen
Die Götter ihre Gaben ſtreun.“

5.

In der letzten Juniwoche des Jahres 1840 ward „der Maikäfer, eine Zeitſchrift für Nicht-Philiſter“ begründet. Wie ſo manches Bedeutende, verdankte derſelbe einem zufälligen Anlaß im luſtigen Geſpräch ſeine Entſtehung. Kinkel erzählte von einer „Bierzeitung“ aus ſeiner Jugendzeit, Johanna berichtete vom „Lindenblatt“, das in Bettina's Hauſe unter den Linden in munterm Kreiſe war geſtiftet worden. Dann beſprachen Beide, wie Schade es ſei, daß man ſo manche Witze nicht feſſele, die für ernſtere Werke nicht gut genug ſeien, und Johanna, raſch, wie immer, das Wort zur That machend, nahm einen grünen Bogen Papier zur Hand.

„Wie nennen wir das Blatt?“ fing ſie an.

„Der Maikäfer ſoll's heißen.“

So entſtand der Maikäfer.

Das ganze Unternehmen ſollte einzig den Zweck haben, einem engeren Freundeskreiſe wöchentlich einen heitern und genußreichen Abend zu verſchaffen, und den Theilnehmern Gelegenheit zu geben, ihre Productionen der Kritik eines wohlwollenden, kunſtſinnigen Zirkels zu unterwerfen. Zugleich wollte man allerlei harmloſe Scherze und Sticheleien einflechten, die ſonſt gewöhnlich, nachdem man ſie einmal belacht hat, der Vergeſſenheit anheimfallen. Die Tendenz des Blattes ſprach Kinkel, der unter dem Titel Wolterwurm die Redaktion antrat, in folgendem Eingangsſonett aus:

„Verehrte Herrn, warum doch lächeln Sie,
Daß dieſe Blätter ſich Maikäfer nennen?
Erſt lernen Sie den tiefen Sinn erkennen,
Und des Maikäferthumes Poeſie.

Maikäfer ſind kein unvernünftig Vieh,
Nicht Ochſen, die geiſtlos auf Vieren rennen,
Muckvögel nicht, die ſich im Licht verbrennen, —
Nein: Meiſter des Genießens nenn' ich ſie!

In ſtetem Duſel von dem Rauſch der Düfte,
In unartikulirtem heiterm Brummen
Durchſchwirren ſelig ſie des Abends Schein.

So ſchwärmt aus dieſen Blättern in die Lüfte
Ein Volk von Liedern, Späßen, grad' und krummen, —
Geiſtreichen Freude, den Philiſtern Pein.

Das war es: Genuß des Augenblickes, was jene Zeitſchrift beabſichtigte. Die urſprünglichen Mitarbeiter waren außer Frau Mockel, welche als Directrix oder Königin jenen Abenden, die in dem Hauſe ihrer Eltern gefeiert wurden, präſidirte, und

Gottfried Kinkel, noch der rühmlichſt bekannte talentvolle Schriftſteller Alexander Kaufmann, welcher unter dem Namen Roſenkäfer zahlreiche Beiträge lieferte und ſich namentlich durch eine vollendete Form der Poeſie auszeichnete; Sebaſtian Longard, deſſen Lieder ſämmtlich den jugendlichen Reiz eines geiſtvollen belebt-belebenden Naturgefühls tragen, aber manchmal zu ſehr an Heine erinnern, und der jetzt als Anwalt zu Köln wohnt; der Gymnaſiaſt Andreas Simons, der in Allem auf eine oft lächerliche Weiſe Kinkel nachahmte und jetzt, nachdem er ein werthvolles Werk über die ſchwarzrheindorfer Kirche geliefert, wofür ihm der König ein Privatgeſchenk von 200 Thlrn. bewilligte, mit Verläugnung ſeiner früheren freiheitlichen Richtung ſich zur Hofparthei hält; endlich Leo Haſſe, deſſen Beiträge ziemlich werthlos ſind, und der ſchon im folgenden Jahre wieder austrat. Auch E. A. Schlönbach, Bruder des Bonner Polizeikommiſſars, ſcherzhaften Andenkens, ſandte als Ehrenmitglied manches politiſche Gedicht ein.

Der erſte Jahrgang des „Maikäfers“ iſt auf dunkelgrünem Papier geſchrieben und jede Nummer mit einem Maikäfer als Titelvignette verziert. Da es ſpäter ſchwer war, immer neue Stellungen des Maikäfers zu erſinnen, begann man mit dem zweiten Jahrgang als Titelvignette Bilder zu den eingeſandten Beiträgen zu liefern, die theils ernſthaft, meiſt aber als Carrikaturen behandelt ſind. Jeder der Mitarbeiter durfte das Blatt für die nächſte Woche nur einen Tag behalten, und mußte während dieſer Zeit ſeinen Beitrag einſchreiben, ohne die Arbeiten der Uebrigen zu durchleſen, die insgeſammt an dem dazu beſtimmten Abend im Verſammlungslokale mitgetheilt wurden. Die Zeit, welche dann noch übrig blieb, füllten Spiel und Geſang, launiges Geſpräch, wiſſenſchaftliche Unterhaltung und harmloſe Neckerei aus. Es war ein fröhlicher Dichtertraum, wie ihn nur die ſorgloſe Jugend durchſchwärmen kann, mit der Kinkel ſo gern verkehrte, und an deren Friſche er ſich ewig jung zu erhalten wußte.

Dieſe Abende gaben ihm zugleich Veranlaſſung, Johanna auch ſonſt im Hauſe ihrer Eltern zu beſuchen. Auf die Entwicklung ſeiner poetiſchen Anlagen übte ihr herrlicher Geiſt den gewaltigſten Einfluß aus. Nachdem Gottfried einen dramatiſchen Verſuch „Griſeldis“ aus früherer Zeit zurückgelegt hatte, ſchrieb er im Laufe des Jahres ein Luſtſpiel in vier Aufzügen: „die Heilung des Weltſchmerzlers“, das ſich im „Maikäfer“ befindet, und ein großes hiſtoriſches Trauerſpiel: „die Stedinger“ in drei Abtheilungen und fünf Aufzügen, das in ſeiner ganzen Anlage und Ausführung das gediegenſte Talent offenbart, und mit großem Beifall in einem weiteren Kreiſe vorgetragen ward. Zugleich fallen in dieſen Abſchnitt ſeines Lebens die meiſten der in ſeiner Gedichtſammlung mitgetheilten Productionen *). Außerdem aber nennen wir die

---

*) Zum Eingang S. XI. Cäſar S. 6. Mythos S. 25. Werth der Stunde S. 49. Sappho's Leier S. 51. Lebensmuth S. 53.

Pläne zu einer Reihe von Tragödien: Telegonus, Kaiſer Julianus, Catilina, Otho, die Konditormamſell und mehre andere, welche jedoch nicht ausgeführt wurden. Alles objektive Dichten geſtaltete ſich ihm jetzt dramatiſch, und Vollendung der Form hatte Gottfried im Süden gelernt. Endlich ſind um dieſelbe Zeit zahlloſe Lieder an Johanna gedichtet, die wenigſtens einen ſtarken Octavband ausfüllen, ſo daß wir nicht begreifen, wie Ein Mann in der kurzen Friſt Eines Jahres eine ſolche Fülle größtentheils vorzüglicher Poeſieen hat erſchaffen können. Freilich unterließ auch Johanna nicht, ihren Freund tagtäglich zu neuer Produktion aufzureizen, und mancher Tag reifte mehr Blüthen im milden Sonnenſchein fröhlichen Genuſſes, als Jahre vergangnen Schmerzes zu zeitigen vermocht hatten. Es iſt nicht wahr, daß »des Lebens Mai nur einmal blüht«; hier ſah ein Mann ſchon feindliches Grau ſein ſchwarzes Lockenhaar entfärben, und dennoch zog ein neuer Frühling mit tauſend Düften und Blüthenträumen in ſein Herz, um nie wieder zu verwelken. —

Von ſeiner Orthodoxie kam Gottfried Kinkel im Lauf der Jahre allmälig und langſam zurück, weil er dem Zweifel, der ihn häufig beſchlich, muthig die Stirn bot. Unter dem fortwährenden Produciren religiöſer

---

Am Huldigungstage. Götterdämmerung. Einem Jüngling S. 57—61. Triumph des Dichters S. 65. An Johanna S. V. Ein geiſtlich Abendlied S. 106. Karl Immermann's Tod S. 111. Troſt der Nacht S. 119. Die geweihete Stelle S. 124. In der Winternacht S. 125. Nach Süden S. 129. Im Pfarrhauſe S. 131.

Gedanken tritt die eigne Religioſität leicht etwas zurück, zumal da er ſich prophetiſch der Johanniskirche zuwandte, und eine Verſöhnung aller Religionen in der Zukunft vorausſah.

„Der Prophet iſt ſtets heterodox, weil die Zukunft die Gegenwart auffreſſen und zerſetzen wird. Ward doch ſelbſt Chriſtus aus dieſem Grunde gekreuzigt; und auch Wer unſerer Zeit das Horoskop ſtellt, kann nicht orthodox ſein. Gerade Heterodoxie iſt die Schöpfungskraft aller religiöſen Entwicklung.

„Das Chriſtenthum ſowohl, als jede andere geiſtige Macht, kämpft für die drei Grundideen der Güte, Wahrheit und Schönheit. In der Zeit ſeines Kampfes mit der Heidenwelt verfolgt daſſelbe die erſte dieſer Ideen, es will die Welt beſſern und ſittlich emporheben. Dann vermittelt es ſich mit der übrigen Wahrheit, die es in allen Zweigen der Wiſſenſchaft vorfindet. Hier war der hartnäckigſte Kampf mit der Philoſophie, doch auch da ſiegte es, weil auch die Philoſophie die Tendenz trug, chriſtlich zu ſein, und das Chriſtenthum ſelbſt nur unter dem Vorwande angriff, es zu ſeiner urſprünglichen Reinheit zurückführen zu wollen. Jetzt hat es das Chriſtenthum mit den Naturwiſſenſchaften zu thun, und wir ſehen dieſes Kampfes kein Ende. Doch man kann ruhig die Geſchichte walten laſſen, welche klüger iſt, als unſere Vorausſicht. Nun aber bleibt noch das Dritte übrig: der Kampf des Chriſtenthums für die Idee des Schönen, die Ergänzung der chriſtlichen

Kunſt. Die Theologen behaupten meiſt, dies ſei ein gleichgültiger Punkt; der ächte Menſch aber weiß das Chriſtenthum erſt dann heimiſch auf Erden, wenn der Geiſt Materie geworden iſt, und als Gebild ſich verkörpert hat. Die Richtung auf's Schöne bringt erſt der Kirche die Eintracht, ſie wird als großartiges Gefühl des Menſchengeſchlechtes das Kleinliche hinwegthun. Dieſer Kampf erzielt die wahre Emanzipation vom chriſtlichen Judenthum, von der Geſetzlichkeit und Engherzigkeit des Genuſſes, vom Phariſaismus des Formelweſens, vom Sadducäismus der kalten Ueberzeugung. Das Schöne erwärmt, und lehrt die That aus der Empfindung, nicht aus nüchternem Verſtand und abſtractem Wollen hervorgehen. Dagegen wird ein ächtes Heidenthum in die Kirche hineintreten, von dem Immermann geweiſſagt hat. Uns fehlt noch die Virtuoſität des Lebens. Dann aber, wenn die Schönheit zur Herrſchaft gelangt iſt, wird die Außenwelt geheiligt und verklärt ſein, und wir dürfen uns ihr hingeben ohne zu ſündigen. Die Erde wird die Heimath des Menſchengeiſtes, und das tauſendjährige Reich bricht an." *)

Dieſen Standpunkt hatte Kinkel damals erreicht, und ſomit eine Bahn betreten, die ihn naturgemäß auf die Spur der pantheiſtiſchen Weltreligion hinleitete. Auch in Bibel und Chriſtenthum erkannte er viel Un-

---

*) Aus Kinkel's Tagebuch vom 12. September 1840.

ſchönes, das von der Entwickelung des Menſchengeiſtes als unbrauchbares Hemmniß mußte fortgeſchleudert werden. Namentlich Paulus hat in dieſer Beziehung viel geſündigt; doch auch die übrigen Apoſtel beweiſen einen unpoetiſchen, allem Heidenthum, wie aller höheren Bildung feindlichen Sinn. Selbſt Johannes beſitzt, wenn wir ihn als Verfaſſer der Apokalypſe feſthalten wollen, eine ganz rohe Phantaſie, die nur zum Theil ſich als Grundlage einer neuen Poeſie der Schönheit geltend machen darf. Rein in der Form ſind außer einzelnen altteſtamentlichen Schriftſtellern nur die unmittelbaren Ausſprüche Chriſti, der auch hierin als der Schönſte unter den Menſchenkindern erſcheint.

Dagegen befindet ſich unſer Clerus in einer merkwürdigen Verblendung. Beſuchen die Gebildeten die unäſthetiſchen Predigten unſerer Geiſtlichen nicht, ſo finden Letztere in ihren Uebermuth auf den eingebildeten Beſitz einer abſtracten Wahrheit den Grund in Verachtung der Religion, während doch Jeder gern dahin kommt, wo er einen ſchönen Vortrag hört. Es geht hierin ganz, wie mit allem übrigen Unterricht. Es liegt nämlich ausſchließlich am Lehrer, wenn die Schüler nicht lebhaft ſeinen Unterricht auffaſſen. So halten die Prediger mit verbiſſenem Groll Strafreden gegen den ſchwachen Kirchenbeſuch, während die Schuld doch nur an ihnen liegt. Die vollendete Form feſſelt Jeden, auch den Ungebildeten, ſonſt würde Niemand in dieſer Zeit des Jammers mehr das Theater beſuchen. Der vollendete Redemeiſter wird ſtets gehört werden, und wo ſeine Kraft nicht hinreicht um zu bekehren, wird er wenigſtens aufmerkſam machen und den ſtärkeren Geiſtern vorarbeiten. Aber zumeiſt ſcheut man die Mühe, ſich in redneriſcher Beziehung auszubilden. Niemand, wenn er aus dem gewöhnlichen Geſprächstone in eine höhere Sprechart hinaufſteigt, redet von Natur richtig; aber komiſcher Weiſe glaubt man, daß Vortrag ſich von ſelbſt lerne, und keiner Kunſtſchule bedürfe. Eine Geſangſchule hält Keiner für überflüſſig, und doch iſt Reden ungleich ſchwerer, als Singen.

Kinkel hatte dieſe Wahrheit begriffen, und deßhalb alle Sorgfalt auf die Form ſeiner Kanzelreden gewandt. Aber Wer in unſerer Zeit durch die That ſelbſt das Evangelium des Schönen predigt, den verketzern die Sklaven des Häßlichen. Er wird Märtyrer, weil man das Dogma für heiliger hält, als die Schönheit, und muß daher doppelt trachten, im Leben gerecht und heilig zu ſein, damit ſeine Sache nicht verläſtert werde.

Dieſen Grundſatz befolgte denn auch Gottfried, und Johanna ſtand ihm treulich bei, wenn der Neid oder die Bosheit ſeinen Muth brechen wollte. Als er ihr eines Tages all' die Schmähreden mittheilte, welche man gegen ihn in Umlauf brachte, ſchrieb ſie ihm zur Erhebung folgende

Apologie.

„Wie klein die Schaar ſei, die Du beſeelſt, o Freund,
Die Deinem Wort aufhorchet mit gläub'gem Sinn,
Und Dich begreift: — ſo treu Dein Eigen
Sind die Gemüther und ſind die Geiſter!

Uns biſt Prophet weitdämmernder Zeiten Du,
Das Wort der Schönheit predigend, das da kommt;
Doch ſchmäht die Starrſucht des Geſchlechtes,
Das Dich verfehmt, die geweihten Lippen.

Und ſchwingſt den Wortſtrahl Du wie ein blitzend Schwert,
Dann zagt die Einfalt, als ob dem Heiligthum
Ein kecker Eingriff droht Entweihung: —
Ach, ſie verkennen den Gottesboten!

Wohl ſtocket graunvoll, wenn ein Geſpenſt entſteigt
Dem mächt'gen Abgrund tiefer Vergangenheit
Der Menſchen Herzſchlag: — aber mehr noch
Sträubt ſich ihr Innres dem Geiſt der Zukunft!

Du ſchauſt ein fernauftauchendes Morgenroth,
Es blitzt verklärt Dein Aug' in dem Wiederſchein:
Da ſchwebt geſangreich, blumenfarbig
Dir von der Lippe das heil'ge Zeugniß.

Es faßt ein Ahnungsſchauer die Seelen an,
Das Gottesreich ſteht nah der Vollendung ſchon
Dem Seherblick da, rings der Erdkreis
Huldigt dem Guten, dem Ewigwahren.

Doch wähnſt Du nicht: hier ſei ſchon das Ziel der Bahn.
Nein, erſt beginnt der Kampf um das Höchſte nun;
Denn aller Tugend Lichtvollendung
Bleibet zuletzt noch die reine Schönheit.

Und weil der Menſchheit kindliches Stammeln einſt
Der Gott dahinnahm: ſoll drum geſtammelt ſein?
Soll hohe Weisheit Frevel ſcheinen,
Weil ſie umwehet ein Hauch der Anmuth?

Ein Geiſterfrühling, ſenkt ſich mit goldnem Strahl
Herab der Dichtung Zauber vom Himmel ſelbſt;
Was je die Großthat, Was Gedanke
Hohes erſtrebet, es wird Gebet uns.

Des Meiſters Liebling — war es Johannes doch,
Und ſein Geheimniß ſchaun, iſt die Poeſie;
Es zieht allewig ſeiner Sternbahn
Gleiſen den liebeverklärten Geiſt nach.“

So ganz hatte Johanna die Anſichten ihres Freundes in ſich aufgenommen, und dabei wenigſtens vorläufig ihre Beruhigung wiedergefunden. Daß ſich die jungen Leutchen bereits mit aller Gluth ihrer entzündbaren Seelen liebten, davon freilich ahnten ſie nichts; denn das Anziehende und Geiſtvolle ihres Umganges hatte ihnen bisher noch keine Zeit zu alltäglichen Betrachtungen von Hochzeit und Eheſtand gelaſſen:

„Feſt ja ruht' er in Lieb' und Achtung tüchtiger Freundin,
  Die ihm ſein beſſeres Selbſt wies in verklärendem Schein.
Schweſterlich ſtand ſie ihm nah': ſie gab ihm Mark der Gedanken,
  Wenn ihm die eigene Kraft Lehre verſpendend erloſch.
Oder wuchs in der Bruſt ihm freſſender, düſterer Unmuth,
  Zauberte Ton und Geſang ſchönere Welten ihm her.
Geiſtig webte die Ehe, und zahllos hegte ſie Kinder:
  Lieder der Milde und Kraft, paarend das *Wort* und den Ton.“

6.

Bald jedoch konnte es nicht fehlen, daß Kinkel vergleichende Betrachtungen zwiſchen Johanna und ſeiner Braut anſtellte, die nothwendig zum Nachtheil der Letzteren ausfallen mußten. Anfänglich hatte Jener gehofft, Sophien zu ſich heraufzuziehen, aber alle ſeine Bemühungen in dieſer Hinſicht ſollten zerſcheitern. Hatte Kinkel ihr Bücher zu ihrer Ausbildung geſandt, und glaubte er, daß ſie nun eifrig mit denſelben beſchäftigt geweſen, ſo überraſchte ſie ihn plötzlich mit einer werthvollen Stickerei oder ſonſtigen Handarbeit, auf deren Vollendung ſie all' ihre Zeit verwandt hatte. So lieb dieſe kleinen Aufmerkſamkeiten und Geſchenke auch ihrem Bräutigam ſein mußten, ſo unangenehm berührte es ihn, daß ſie ihre geiſtige Entwickelung in einer Weiſe hintanſetzte, welche ſie ſeiner unwerth erſcheinen ließ. So geſtand ſie ehrlich, daß ſie Bücher oftmals nur läſe, um zu ſehen, ob „ſie ſich kriegten oder nicht," u. dgl. m. Daß Gottfried dies Alles unwillig empfand, ſehen wir aus folgender Parallele zwiſchen der Geliebten und ſeiner Freundin:

„Süß iſt die mitternacht'ge Stunde,
Die weit die Herzen offen ſchließt,
Wenn von des Liebchens jungem Munde
Manch traut Geheimniß ſich ergießt.
Sie plaudert kindiſch, bang, beſcheiden
Von Mädchentand, der ſie umgiebt,
Sie beichtet, wie mit ſtillem Leiden
Sie heimlich Dich ſchon lang geliebt. —

Doch reicher iſt des Tages Helle,
Gedämpft zu halbem Dämmerſchein.
Es winkt die wohlbekannte Schwelle,
Zum ſtillen Zimmer tret' ich ein,
Wo bleich und ernſt mir Grüße ſpendet
Ein Mund, der Andre fliehen heißt,
Wo von den Menſchen abgewendet
Sich mir erſchließt ein reicher Geiſt.

O einen Schatz haſt Du gefunden,
Wenn eine Freundin auf Dich baut,
Dir aufdeckt ihrer Seele Wunden,
Und ihren Jubel Dir vertraut;
Wenn ſie vor Deinen wachen Blicken
Das Leben noch einmal durchlebt,
Von großen ſtillen Augenblicken
Für Dich den Schleier freundlich hebt.

Es liegt vom Meeresſchwall umfangen
Die alte Stadt im Wunderglanz,
Und, ruht das Meer. Du ſiehſt ſie prangen
In Trümmern ſchön und herrlich ganz.
Das iſt Dein eigen Innenleben; —
Iſt nur ſein Spiegel hell und gleich:
Tief unten ſchauſt Du ſich erheben
Das ſonſt verborgne Gottesreich.

Du ſiehſt das Kind ſich ſtill entfalten,
Das ausgereift nun Dir ſich zeigt,
Der ernſten Liebe Vollgewalten,
Wie Mannesgluth ſie nie erreicht.
Du ſiehſt die Täuſchung, ſiehſt des Lebens
Verworrnen Gang in bleichem Licht;
Sie zeigt den Lohn Dir hohen Strebens,
Doch auch die Fehler hegt ſie nicht.

Da ſchauſt Du ſolche Lebensſchöne,
Du bebſt ob ſolcher Schmerzenslaſt.
Du hörſt ſo wunderbare Töne,
Wie Du ſie nie vernommen haſt.
Das Stärkſte zeigt ſich Dir, was immer
An Lieb' und Haß die Erde hegt,
Wenn ſich in unverfälſchtem Schimmer
Ein Frauenherz Dir offen legt.

Nun fährſt Du auf des Lebens Strome,
Rings ſchimmert Frühlingsblüthenpracht,
Am Ufer ſtehn die hohen Dome,
Die alten Berge halten Wacht; —
Doch kennſt Du auch die flache Stelle,
Du fliehſt gewarnt das ſcharfe Riff,
Und ſelber auf der Schmeichelwelle
Lenkſt ſicher Du Dein kleines Schiff.“

So war Gottfried nicht blind für die Gefahr, welche ihn im täglichen Verkehr mit einer ſo blendenden und bezaubernden Erſcheinung umſchlich; aber er vergaß nicht ſeiner Braut, die ihn mit ihrer ſtillen, ſanfteren Liebe zu beglücken ſuchte, und der ſein Herz und ſeine Hand trotz aller Lockungen des neuen Umganges treu zu bleiben beſchloß. Johanna war ihm die Helena ſeiner Poeſie, er fand in ihr den Inbegriff alles Hohen und Herrlichen der helleniſchen Vorzeit, ſie ſtand ihm hoch über der alltäglichen Flachheit und all' dem Kummer der Gegenwart, ſie ward der Genius ſeiner Schöpfungskraft:

„Nicht im ſchwächlichen Laut romantiſchen Reimegeklingels
Hallt Dein Preis mir hinfort, klaſſiſche unter den Fraun!
Nicht wie ein liebliches Kind mit zärtlich ſchmachtendem Auge,
Das mit des Schweigens Gewalt zaubriſch verwundet das Herz;
Nicht wie die träumende Blume, noch halb umhüllt von der Knospe: —
Nein, im volleſten Duft ſtehſt Du, ein herrliches Weib!
Mag Dich die Maſſe verſchmähn, weil Dir die erſchaffende Mutter
Gab für die Farbe die Form, gab für die Fülle die Kraft; —

Aber Wem ſich entzündet der Sinn für Macht des Charakters,
  Der auf die leibliche Form prägt den gewaltigen Druck;
Wer, ein Paris nicht, doch ein hochverſtänd'ger Odyſſeus
  Oder ein ſtarker Achill, Pallas für Venus erwählt:
Dieſem wendeſt das Herz Du im Buſen, wenn Du zur Seite
  Halbgewendet Dich zeigſt, ſendend in's Ferne den Blick.
Dann verbreitet das Haar ſich ſpielend zum wallenden Helmbuſch,
  Aus dem ſaphirenen Aug' ſchießen die Pfeile hervor:
Gleich als hielte die Hand ein Schwert, ſo feſt und entſchloſſen,
  Trotzend der feindlichen Macht, blickſt Du in's Lebensgewühl.
Alſo ſchaut' ich Dich geſtern: es lachte die mächtige Stirne,
  Und aus der Brauen Gewölk hüpften die Scherze heraus
Wieder erſpäht' ich Dich dann: Du flogſt auf eilenden Füßen
  Ueber den Markt dahin, wie von der Senne geſchnellt.
Eng umhüllte die ſchlanke Geſtalt anliegende Seide,
  Und durch des Hütchens Netz dunkelte prächtig das Haar.
Flüchtig entſchwebteſt Du hin. — Du hatteſt mild Dich verſpätet
  Weil Dich verzögert der Freund -- ſchwer ja iſt Scheiden von Dir!
Aber am Eck des Marktes, wo raſch Dein Haupt Du gewendet,
  Traf Dich mein glühender Blick, traf mich Dein freundlicher Gruß.
In dies Lied dann band ich das ſonnige Leuchten des Auges.
  Mög' es Dir funkeln auf's Neu' hell aus den Verſen hervor!"

Anders Johanna. Gottfried hatte ihren Schmerz geheilt, aber ſie dafür ewig an ſich gefeſſelt. Sie konnten Beide nicht mehr von einander los, aber mit dem Unterſchiede, daß er das unſichtbare Band noch nicht ahnte, während ſie daſſelbe klar durchſchaute. Mit keinem Wort ließ ſie ſich gegen ihn über ihre Liebe aus, aber in ſtiller Nacht, wenn Alles um ſie her friedlich und ſtumm war, oder wenn ſie am einſamen Flügel den Tönen ihr Leid anvertraute, entquollen glühende Schmerzenslieder ihrer verwundeten Bruſt:

1.

„Meine Schweſter führt ein Lämmchen
Durch die Flur an blauem Band,
Seine ſilberweißen Flocken
Streichelt froh die kleine Hand.

Möchte auch ein Spielzeug leiten
Wohl am Bändchen durch den Hain, —
Doch ein Lamm behagt mir nimmer:
So ein Löwe müßt' es ſein!

2.

Froh ſtimmt mein Geſang in den fernhinrollenden Donner,
Der in der Mauern Gebiet herriſch die Menſchen geſcheucht.
Hochauf flattern die Locken, der Mantel, wie ſchwarzes Gewölke,
Liebesblick mit dem Blitz tauſcht das begeiſterte Aug'!
Wie die Hochlandshexe durchſchweif' ich im Regen die Wälder,
Fühle mich heimiſch im Sturm, ſtolz, Elementen verwandt!

3.

O bedenke Du ſelbſt, daß zu Muthe mir iſt, wie der Säule von flüſſigem Silber,
Die bei Flammen und Eis in der gläſernen Haft ein Thermometer gebannt hält.

Dann ſchüttelt mich Froſt noch tiefer als Null, dann ſteigert mich Fieber zum Siedpunkt,
Auch flieht mich der Schlaf, und die Lippe verſchmäht zu genießen der roſigen Lenzfrucht.

Ach umſonſt, daß im Bild
Mich die Ferne begrüßt,
Daß der Freunde Geſang
Mich im Traum anweht: —
Die lebendige Kraft
Iſt geknickt, und es ringt
Die verſchmachtende Seele nach Freiheit!

4.

Es waren ſo viele Schmerzen
Mir ſchon im Leben bereit,
Daß heiter ich nun mag ſcherzen
Und ſpielen mit meinem Leid.

Wie Purpurblumen, gefunden
Auf thaubeweinter Flur,
Sind mir des Herzens Wunden,
Die Thränen wie Perlenſchnur.

Die Perlen und Blumen gebogen
Zum Kranz in die Locken froh,
Komm' ich zu Dir hingeflogen,
Und frage: „Gefall ich Dir ſo?“

5.

Ach, eher nicht find' ich die Raſt,
Bis aufgenommen Du haſt
Die ganze Seele mein
In Deine Seele hinein!

Mein Herz iſt ſo düſter, ſo wild;
Und Deines ſo gut und ſo mild;
Du biſt der Friede, die Ruh': —
Ach, Liebſter, ich wollt', ich wär' Du!

6.

Gelehnet lag ich an den Baum,
Und lauſcht' dem Wellenſang;
Verſunken ganz in holden Traum
Ward mir die Zeit nicht lang.

Die Sonne lenkt' den Strahlenlauf
Zum tiefen Horizont,
Das Abendroth ſtieg mild herauf,
Es folgt der Silbermond.

Der Mond ging endlich auch zur Ruh',
Ringsum mich ward es Nacht;
Mir fielen nicht die Augen zu
Auf einſam ſtiller Wacht.

So möcht' ich ruhen Tag und Nacht,
Und überſchaun mein Glück,
Und ewig, ewig träumen nach
Dem Einen Augenblick.

7.

Die Deinen Lippen entſproſſen,
Die glühenden Melodein,
Sie ſind wie Lava gefloſſen
Mir tief in das Herz hinein.

Und Was ich mag ſinnen und thuen,
Sie tönen mir überall nach,
Und möcht' ich ſchlummern und ruhen,
Sie ſingen mich wieder wach.

Stimm' an eine ſanftere Weiſe,
Und rühre die Harfe dazu,
Und wiege leiſe, leiſe
Mein armes Herz zur Ruh'!“

Bei Alledem aber wußte Johanna, daß ſie dem Freunde dieſen Schmerz nicht geſtehen durfte, ſie ſuchte, wenn ſie in ſeiner beſeligenden Gegenwart war, ihre Stimmung zu beherrſchen, und er hätte vielleicht niemals die Klagen ihrer Einſamkeit erfahren, wenn nicht der Zufall oder eine göttliche Fügung, wie ſie der Liebende ſo gern erſchafft, ihm das Geheimniß ihrer Liebe erſchloſſen hätte.

Zu einer Tageszeit, die ihn ſonſt gewöhnlich mit wiſſenſchaftlichen Lehrarbeiten von ihr fernhielt, begab er ſich einſt zu Johanna, und hörte, als er ſich leiſe ihrem Zimmer näherte, einen klagenden Geſang an ſein Ohr ſchallen. Lauſchend vernahm er das Lied:

„Du nahſt! und wie Morgenröthe
Webt's über die Wangen mein!
Du gehſt! und wie Thränengewölke
Dunkelt der Augen Schein!
Ich denke an Dich, da ſteigen
Die Flammen hoch und licht
Empor aus Herzenstiefen:
Aber Du ſiehſt es nicht!

Melodiſche Seufzer tönen
Herauf in vollem Chor,
Als Dir geweihete Lieder
Haucht ſie die Lippe hervor.
Im Herzen da wohnt eine Stimme,
Die Deinen Namen ſpricht,
Sie ruft ihn ſo laut ſo flehend: —
Ach, Du vernimmſt es nicht!

Der ſtolze Muth iſt gebrochen
Und Hoffnung und Lebensluſt;
Aus tief unheilbarer Wunde
Blutet das Herz in der Bruſt.
Viel' Schmerzen noch muß es erdulden,
Bis Tod mitleidig es bricht,
Viel' namenloſe Schmerzen: —
Wehe, Du fühlſt es nicht!“

Ein langgetragener wehmüthiger Akford beſchloß ihren Geſang, und verhallte mälig in den zitternden Lüften. Gottfried aber empfand zum erſten Mal das Gefühl einer neuen, herrlichen Liebe, und entfernte ſich unbemerkt, wie er gekommen war. Zu Hauſe erfaßte ihn im Gedanken an ſeine Braut ein dumpfer Schmerz, in deſſen Verzweiflung er folgende Sonette hinſchrieb:

1.

Brecht auf, ihr Wunden! ſtrömt in vollen Bächen!
Ihr ſaht ſie heut', die euch mir Armen ſchlug; —
Daß leis ihr blutet, iſt ihr nicht genug:
Heiß ſollt ihr den Verband — ſie will's! — durchbrechen!

Was that ich ihr? Und war es mein Verbrechen,
Daß einen Dämon der gewalt'ge Flug
Grad' über zwei verwandte Häupter trug?
Schuldloſe Schuld will ſich ſo grauſam rächen?

O Leben, du warſt ſchön, ich froh und ſtark. —
Noch reifre Frucht war mir am Baum zurück,
Befriedigt harrt' ich ihrer ohne Sehnen.

Ach, meinen Jugendtraum, mein Lebensmark,
Ihr gab ich ſie, — ich gab mein ganzes Glück!
Und ſie? — ſie mordet mich mit ihren Thränen!

2.

Du wirſt vollenden! Ja, ich fühl's mit Bangen,
Wie matt mein Blut ſchon in den Adern ſchleicht,
Wie mir die kaum gebräunte Wange bleicht,
Und träg am Boden meine Blicke hangen.

Haß kannt' ich ſonſt und ungeſtüm Verlangen, —
Doch nun durchfriert's wie Herbſtwind mich, der leicht
Durch ungemähte goldne Aehren ſtreicht: —
Vollende denn, ſo wie du angefangen!

Und ich? — Mit einem Scherz will ich begraben,
Den Du zerrüttet, jeden Lebenskeim,
Für jeden Dolchſtich ſoll ein Lied Dich laben!

Ich hülle Dir in ſüßen Honigſeim
Der Wunden Qual, die mir Dein Weh gegraben,
Und endlich ſterb' ich mit 'nem luſt'gen Reim!

3.

Vielleicht, Du kannſt nicht anders! Lorelei
Biſt Du, die willenlos den brüchigen Kahn
Lockt zu des Riffes mordlich ſcharfem Zahn;
Vielleicht — laß glauben mich, daß ſo es ſei!

Vielleicht doch: Nein! Ein Traum iſt's, daß wir frei,
Dem mächt'gen eignen Willen unterthan,
Uns ſelbſt begrenzen unſre Lebensbahn —
Ja, Lügen ſind's und eitel Täuſcherei!

Der Leu muß tödten. Schneiden muß das Schwert.
Unſchuldig iſt das Gift, das uns zerfrißt.
Die Flamme ſengt — es iſt ihr unverwehrt.

Vielleicht — — — Ich glaube, daß Du ſchuldlos biſt, —
Du tödteſt mich — es iſt nicht Strafe werth, —
Und doch entſetzlich, daß es alſo iſt!"

Als ſein Schmerz milder geworden, beſchloß Gottfried, nach Wiesbaden zu reiſen, und ſich dort um eine neu zu beſetzende Lehrſtelle zu bewerben. Erhielt er dieſe, dann wollte er Sophieen in ſein ſtilles Haus heimführen, und hoffte ſo, von Johanna getrennt, für ihn und ſie Rettung aus dem mächtigen Brande ihrer Liebesgluth zu finden. Bereits nach wenigen Stunden trug ihn der Dampfer auf den Fluthen des Rheines in die dunkle Nacht hinaus, und ein warmer Sommerwind ſpielte mit ſeinen Locken:

„Rauſchend wandelt das Schiff, hoch ſteigt zum Maſt die Laterne,
Leiſe fächelt der Wind auf der beſchwichtigten Fluth.
In Dein Bild verrinnt mir des Tages holdes Erinnern,
Und wie ein blinkender Stern hellt es die träumende Nacht.“

7.

Kinkel hatte ſeinen Zweck in Wiesbaden nicht erreicht, und war vielleicht nicht ungern nach Bonn zurückgekehrt, ſo ernſt es ihm auch blieb, ſeiner Braut die Treue zu bewahren. Sein täglicher Verkehr mit Frau Mockel hatte bereits die Klatſchzungen aller Vettern und Baſen in Beſchäftigung geſetzt, ehe das Dichterpaar etwas von den Gerüchten ahnte, die ein böswilliger Neid über dies Verhältniß in Umlauf brachte. Bald aber erhielt Kinkel hie und dort verſtohlene Winke, mußte ſpöttiſche Andeutungen vernehmen, und endlich von ſeiner Schweſter den offenſten Tadel über ſein Betragen ausbrechen hören. Dieſer, die nun mit dem pietiſtiſchen Bögehold verheirathet war, ſchien Alles daran gelegen, eine etwaige Verbindung zwiſchen ihrem Bruder und Johanna Mockel um jeden Preis zu verhindern. Sie ſuchte in Gottfrieds Augen deſſen geiſtreiche Freundin als ein genußſüchtiges, ränkevolles und gottloſes Weib darzuſtellen, und die albernſten Erfindungen über ihren Charakter und Lebenswandel zu verbreiten. Jener ſowohl, wie Frau Mockel ſuchten durch die unbefleckteſte Reinheit ihres Lebenswandels allen Angriffen der Bosheit offene Stirn zu bieten, und ein von der erſten leidenſchaftlichen Aufwallung glücklich geläutertes Gefühl ungetrübt feſtzuhalten und gegen verkennende Urtheile durchzuſetzen und auszuſprechen, wie es die Wahrhaftigkeit erforderte.

Es war im Spätherbſt 1840. Die Sonne ſtrebte aus dem Zeichen der Jungfrau in das Bild der Wage zu treten, und ſchien noch warm auf die Rheinberge herab, an deren Abhängen ſich die Trauben bereits dunkler färbten, während die muntre Schaar der Studenten größtentheils die Univerſitätsſtadt verlaſſen hatte, um die Ferienzeit im Kreiſe der Verwandten oder auf luſtigen Streifzügen durch das ſchöne deutſche Vaterland zu verbringen. Ein leichter Kahn trieb auf dem ſtolzen Spiegel des Rheines, und zog langſam über die dunkle Fluth, aus der die weinbekränzten Ufer, vom Abendſcheine beglänzt, wiederſtrahlten.

Das zierlich gebaute Fahrzeug trug unſer Dichterpaar durch die Wogen, das mit Andreas Simons, der ſeit ſeiner Kindheit im elterlichen Hauſe der Frau Mockel erzogen ward, von einem Ausflug in die Umgegend heimkehrte. Gottfried lenkte das Steuer, und Johanna ſang ein ſanfthinſchmelzendes Lied, das in ihrer Seele emporſtieg:

„Wunderbare
Spiegelklare
Fluth des königlichen Rheins!
Weinumkränzte,
Holdbeglänzte
Von dem Roth des Abendſcheins:
Rufſt ſo gleißend,
Ruh' verheißend
Mich in Deinen Schooß hinab,
Auf den kühlen
Wogenpfühlen
Zu bereiten mir mein Grab!

Deine Wellen
Lockend ſchwellen,
Sagen holde Mähr mir an
Von kryſtallen-
Klaren Hallen,
Tief im Grunde aufgethan;
Singen munter:
„Komm herunter
In das ſtille Waſſerhaus!
Herzensflammen
Allmitſammen
Löſchen da auf einmal aus!“

Allmälig war der letzte Abendſchein hinter den Bergen verglüht, und die Nacht zog herauf. Ein ſtarker Wind hatte ſich erhoben, und mächtig ſchaukelte der Kahn auf den erregten Wellen. Während Gottfried die Landungsbrücke zu gewinnen ſuchte, keuchte das Dampfboot „Marianne“ heran, auf dem einſt eine Jugendliebe ſeinen Blicken entſchwunden war. Gottfried wollte ausweichen, aber auch das Schiff hatte den leichten Kahn bemerkt, und bog unglücklicher Weiſe nach derſelben Seite hin aus. Vergebens, daß Johanna das herannahende Schiff zu warnen ſuchte — ihr lautes Rufen verklang in dem Brauſen des Sturmes, der immer gefahrdrohender heraufſchwoll. Ein mächtiger Stoß, und das kleine Fahrzeug ſank zertrümmert in die Tiefe.

Gottfried aber ergriff im Verſinken den Arm der Freundin, und riß ſie mit ſtarker Kraft aus dem Abgrund empor. Dann hob er ſie ſanft und lächelnd auf den geborſtenen Kahn, als hätte er nur im Spiel ſeinen Muth erproben wollen.

Als er die Gerettete darauf, Herz an Herzen, ſchwimmend an's Land ruderte, durchſtürmte ihn zum erſten Mal das Gefühl, daß nur dies Weib ihn zu beſeligen vermöchte. Jetzt band ihn nicht allein das volle Leben an ſeine Freundin, ſondern mit unlösbarer Feſſel knüpfte ihn an die Geliebte

Der Bund des Todes.

„Hoch preiſ' ich vor den Göttern allen
Als den gewaltigſten den Tod;
Es reift, wo ſeine Blitze fallen
Die Furcht des Lebens voll und roth.
Wär' an die Sterne feſtgebunden
Des Lebens goldenſtes Geſchick: —
Der Tod hat uns hinaufgewunden
In Einem mächt'gen Augenblick

Wie gingſt Du träumend mir zur Seite,
Du meines Geiſtes heller Stern!
Du gabſt mir freundliches Geleite,
Und doch Du warſt mir ewig fern!
Wohl drang der heiße Mund zum Munde
Zu eines Kuſſes Seelentauſch;
Doch wehrt, mit ſtrengem Tag im Bunde,
Des Willens Ernſt den Liebesrauſch.

Da kommt die Nacht: mit ſchwarzen Flügeln
Umrauſcht ſie unſern ſchwanken Kahn,
Und auf den düſtern Wellenhügeln
Stürmt donnernd die Gefahr heran.
Vergebens Arbeit, Ruf und Zeichen!
Der Sturm umheult die Opfer rund,
Zur Rechten, Linken kein Entweichen,
Und unten jauchzt der grauſe Schlund.

Verloren! Von gewaltgem Stoße
Birſt ſchon der Kahn im Fluthgebraus,
Und in der Wellen grimm Getoſe
Unrettbar ſchleudert er uns aus.
Da ſchwieg das Leben: ſeine Laute,
So lockend hold, verſtummten ganz;
Doch Deine Liebe ſchlug, o Traute,
Zum Himmel auf in lichtem Glanz.

Denn alle, alle Erdenſchranken
Sie borſten mit dem Kahn entzwei.
Nun durft' ich innig Dich umranken,
Dich an mich preſſen kühn und frei.
Du haſt, o Starke, nicht gejammert,
In ſolcher ſel'gen Todesnoth,
An den Geliebten feſtgeklammert,
Sankſt wie ein Kind Du in den Tod!

Doch mich durchfloß in Deinem Arme
Des vollſten Lebens heiß Gefühl,
Denn Deine Bruſt, die wilde, warme,
Schlug mir im kalten Fluthgewühl.
Nun raſchgewandt, ein ſtarker Schwimmer,
Taucht' ich aus Wellengiſcht hervor,
Und zum kryſtallnen Sternenſchimmer
Hub Dich mein nerv'ger Arm empor.

Du warſt gerettet, mir gerettet
Für eine friſche Lebensbahn;
An meine Bruſt lagſt Du gebettet,
Und weinend ſchauteſt Du mich an.
Und wie vom Stromgott losgebunden
Mich Deiner Locken Schwall umfloß,
Empfand ich willig mich umwunden
Von Deiner Liebe feſſellos.

Da fiel des Lebens hochſte Stunde
Vom Himmel uns mit Allgewalt:
Frei gab Dein Mund ſich meinem Munde,
Von Wonneſchauern heiß durchwallt.
Da loſte ſich in Todesſchmerzen
Das allererſte heil'ge Du.
Du hauchteſt es aus vollem Herzen
Mir Ueber-Ueberſel'gem zu!

Nun hat der Tod ein Band geſchmiedet,
Das uns kein Leben mehr zerreißt.
Es ruhet fromm und ſtillbefriedet
Nun Herz an Herz und Geiſt in Geiſt.
Uns ſprang aus der Vernichtung Hülle
Mit ſonn'gem Aug' ein jung Geſchick. —
Zu eines ganzen Lebens Fülle
Dehnt ſich der kurze Augenblick!"

Nachdem Gottfried die Unmöglichkeit erkannt hatte, ſeine Liebe zu Johannen aus dem Herzen zu reißen, beſchloß er wehmüthig, das Band zu löſen, das ihn an ein Mädchen kettete, welches er nicht mehr liebte, und durch die wilde Gluth ſeiner Leidenſchaftlichkeit leicht hätte unglücklich machen können, wenn er ſich für Ewig mit Sophieen würde verbunden haben. Wie ſchwer ihm ein ſolcher Entſchluß ward, ſagt uns ein Gedicht, das bald nach Ausführung deſſelben auf einem Ausflug in die Ahr geſchrieben iſt:

„Hier war es, hier! die ſchmale Stelle,
Ein liebend Paar umfaßt ſie kaum,
Wo in des Herbſttags klarer Helle
Wir träumten unſern kurzen Traum.
Zum Gipfel hatt' ich Dich begleitet,
Dein weißes Händchen in der Hand,
Hier zeigt' ich Dir das Land gebreitet,
Durchgaukelt von des Fluſſes Band.

So auf des Berges ſchroffſter Spitze,
Selbſt Alles ſchauend ungeſchaut,
Ein Gott auf meinem Königsſitze,
Zeigt' ich die Welt Dir, meiner Braut!
Ich kniete heiß zu Deinen Füßen,
Das Haupt an Deinem Buſen feſt,
Empfand des Herzens Schlag, den ſüßen,
Den ſteilen Weges Müh' erpreßt.

Wie hätt' ich's damals wohl verſtanden,
Wenn mir verkündet ein Prophet,
Daß mich, gelöſt von dieſen Banden,
Hier wieder Lenzeshauch umweht?
Und doch — es iſt! Ich breche Ranken
Für eine andre Herrin hier,
Doch preſſen traurige Gedanken
Entſchwundnen Glücks die Seele mir.

Es iſt geſchehn — wir ſind geſchieden.
    Ich ſelbſt zerriß das holde Band.
Dir wiederſchenken wollt' ich Frieden.
    Zu mächtig war für Dich mein Brand.
Du wäreſt Semele geworden.
    An meinem Gluthenhauch verſprüht,
Dich liebend mußt' ich Dich ermorden, —
    Still drum, mein krampferſtarrt Gemüth!

Fort von der Stelle! fort in's Weite!
    Fort in ein niebetretnes Thal,
Wo nicht Erinnrung giebt Geleite
    Mit Himmelsluſt und Höllenqual!
Es fiel das Loos — zu ſpät die Reue, —
    Das Paradies liegt weit zurück!
Eins aber ahn' ich: Deine Treue
    War meines Lebens frömmſtes Glück!"

So trat die einſtige Seligkeit dieſes Verhältniſſes im Scheiden noch einmal Gottfried klar vor die Seele, vielleicht glänzender, als ihm daſſelbe jemals erſchienen war. Allein er glaubte, ſein Loos ſei geworfen, und durfte ſich nicht ſcheuen, unverwandten Auges auf die Zahlen zu ſehen, welche daſſelbe wies. Er war ſeinem Willen untreu geworden, indem er dies Band zerriß, aber er ſtand nur ſo wahr vor ſich, ſeiner Braut und der Welt da. Ob er ſiegen, ob die Liebe, welcher Gottfried nun die Ruhe ſeines und eines armen Mädchenherzens geopfert, ihm Frucht bringen würde, — er wußte es nicht, aber er ergab ſich auf Gnade und Ungnade Dem, der da genannt wird: „die Liebe.“

Ungerechter, als ſeine Braut, die ſich mit Ergebung in ihr Schickſal fand, beurtheilten ihn ſeine falſchen Freunde, zumal da ſeine Schweſter Johanna Bögehold auch jetzt noch das neue Verhältniß auf jede erdenkliche Art zu zerreißen ſtrebte. Am Meiſten fiel dabei in die Wage, daß Frau Mockel äußerlich noch der katholiſchen Kirche angehörte, alſo vor dem Tode ihres vorigen Mannes ſich nicht zum zweiten Mal verheirathen durfte.

Der erſte empfindliche Schlag, welcher Gottfried traf, war die Abdankung als Religionslehrer im Thormann'ſchen Inſtitut. Er empfing dieſe Nachricht bei Tiſche; der Brief war nur ſchlecht verſiegelt, ſo daß man ihn ganz leſen konnte, ohne ihn zu erbrechen, und ward ihm ſo von fremder Hand zugeſtellt. Gleichfalls war in der flüchtig hingeworfenen Schrift Viel ausgeſtrichen, und nicht einmal ein Dank für ſeine langjährige und ſegensvolle Thätigkeit ausgeſprochen.

Doch ein Unglück kommt ſelten allein; bald ſollten andere und verletzendere Schläge nachfolgen. Denn mit der Liebe, die rieſengroß in der Bruſt der beiden Verfolgten emporflammte, wuchs auch der Haß der Welt:

„Wie zwei arme Kinder, die ſpat ſich verirrten im Walde,
Rufend zum Vater ſo bang' ſeh' ich uns Beiden nun an;
Schweſter und Bruder klein ſie trocknen einander die Augen,
Falten die Händchen und flehn: „Zeige den Ausweg, o Gott!“

So klagte Johanna; aber ſie ward nicht muthlos bei der trüben Ausſicht in die Zukunft. Waren doch weder ſie, noch Gottfried ſich einer Schuld bewußt! Sie hatten ſich ja ſo oft reſignirend entſagt, und das Schickſal ſie trotz aller Vernunftvorſätze auf den wunderbarſten Wegen immer wieder zuſammengeführt, bis endlich die Todespein ihren Willen in ſanfter Hingabe an die unbeſiegbare Liebesmacht zerbrach; — wie durfte denn Johanna jetzt nicht ſprechen:

„Bereuen ſollt' ich, Was mir vom Himmel fiel?
Nicht achten ſchuldlos, Was mich ſo rein beſeelt?
O das ſei fern mir! Klar vernommen
Hab' ich im Buſen des Gottes Stimme!

Verfolgten wir denn Einer des Andern Spur?
Umſtrickten wir denn wollend des Andern Herz?
Wir blieben wachſam, treue Kämpfer
Gegen die ſchwellende Macht der Liebe.

Aus blauer Wölbung zuckte der ſchnelle Blitz,
Der unverwarnt uns ſchmetterte Bruſt an Bruſt.
Vergiß es niemals, daß der Tod uns
Alle die nichtigen Schranken wegriß!

Was uns getrennt auch: ſelber erſchufen wir's,
Im eignen Witz nur haben wir uns verſtrickt.
Doch daß wir dennoch uns gefunden,
Das iſt der ewigen Mächte Rathſchluß."

8.

Gottfried ſaß mit ſeinen Freunden Alexander Kaufmann und dem Privatdocenten Dr. Laurentius Lerſch auf ſeiner Stube in vertraulichem Geſpräch über Kunſt und Poeſie des Rheinlandes. Er war den Beiden auf einem Spaziergange begegnet, und hatte ſie zum Kaffee mit auf ſein Zimmer genommen, das eine herrliche Ausſicht auf das Siebengebirge und den Rhein eröffnete.

Fröblich verſtrich die Zeit unter ernſten und wiſſenſchaftlichen Betrachtungen. Es war vier Uhr Nachmittags. Ein leiſes Klopfen an die Thür ließ ſich vernebmen. „Herein!“ rief Gottfried heiter, in der Erwartung, noch einen Freund zu begrüßen. Aber ſein Geſicht verfinſterte ſich, als mit geheimnißvoller Amtsmiene und ſcheuer Höflichkeit Paſtor Engels aus Köln eintrat, und erklärte, ein „Wort im Stillen“ für unſern Freund zu haben.

Gottfried führte ihn in's Nebenzimmer, bot ihm einen Stuhl, und erwartete das Begehren des Geiſtlichen.

„Ich komme im Auftrag des Presbyteriums,“ begann Dieſer. „Es haben ſich beunruhigende Gerüchte über ein Verhältniß gebildet, in dem Sie zu einer hieſigen Dame ſtehn ſollen, und das Presbyterium hält ſich verpflichtet, darüber von Ihnen eine Erklärung zu verlangen. Es hat mich beauftragt, einige Fragen in dieſer Beziehung an Sie zu richten.“

„Ich läugne das Recht des Presbyteriums, ſolche Fragen zu ſtellen.“

„So?“ meinte der Geiſtliche verwundert, indem er dies Wort in langgezogenem Tone ausſprach.

„Ja. Das Presbyterium hat allenfalls drei Stücke bei mir zu überwachen: Reinheit der Lehre, Amtstreue und ſittlichen Wandel. Es kommt ihm in dem letztgenannten Punkte alſo nur dann ein Anfragerecht zu, wenn ich eines unſittlichen Verhältniſſes beſchuldigt werde. Dies iſt aber, ſo weit mir bekannt, nicht der Fall. Vor Allem müſſen wir uns in's Klare ſetzen. Meint das Presbyterium meinen Umgang mit der geſchiedenen Frau Mathieux?“

„Ja, allerdings.“

„Dies Verhältniß hat, ſoviel ich weiß, noch Niemand für ein unſittliches zu halten gewagt.“

„Wenn aber die Gemeinde und auch das Presbyterium an einem ſolchen Verhältniſſe Anſtoß nähmen?“

„Ich habe Das bisher nicht gefunden. Neben einzelnen ungünſtigen Zeugniſſen kommen mir auch manche einer geſegneten Wirkſamkeit zu.“

„Sie werden mir aber glauben, daß dennoch Manche Anſtoß nehmen. So hat man z. B. davon geſprochen, daß Sie mit der Frau Mathieux im „Hirzekumpchen“ Kaffee getrunken.“

„Und Was iſt denn hier mein Verbrechen? Daß ich Kaffee getrunken, oder daß ich im Wirthshaus zum „Hirzekümpchen“ Kaffee getrunken, oder daß ich mit jener Dame Kaffee getrunken? Ich leugne ganz und gar das Recht eines Anſtoßes, wie Sie ihn behaupten. Da Niemand mein Verhältniß zu der geſchiedenen Frau Mathieux für unſittlich hält, kann die Frage nur in dem Sinne gemeint ſein, ob ich dieſelbe zu heirathen gedenke. Da bis jetzt keinesfalls eine Ehe geſchloſſen iſt, hat ſich auch Niemand darum zu kümmern.“

Der Geiſtliche gab eine unbeſtimmte und ausweichende Antwort. Kinkel fuhr deßhalb fort:

„Indeß wenn ich etwa mit Johanna Mockel verlobt wäre, ſo würde das der Ehe gleich zu achten ſein. Auch das iſt bis jetzt nicht geſchehen, obgleich ich die Möglichkeit einer Verlobung in der nächſten Zeit nicht läugnen will.“

„Aber die Heirath mit einer Katholikin,“ eiferte der Paſtor, „und mit einer Frau, die von ihrem erſten rechtmäßigen Manne geſchieden iſt, könnte doch bei einem Geiſtlichen in keinem Falle gebilligt werden. Sie wiſſen, daß der Ruf eines Geiſtlichen ſehr zart iſt.“

„Ich kenne einen ſehr wackern Geiſtlichen, der ſonſt unſerer Synode angehörte, und mit einer Katholikin ſich verheirathete, d. h. mit einer ſolchen, die aus Ueberzeugung zum evangeliſchen Glauben übergetreten war. Wie kann das Presbyterium wiſſen, Was hier die Zukunft bringen wird?“

„Es würde aber doch bei uns ſehr anſtößig erſcheinen.“

„Das muß gleich ſein. Es kommt darauf an, daß Jemand wiſſe, er handle nach Gottes Wort. Auch wiſſen Sie, daß nach dem Geſetz der evangeliſchen Kirche der zweiten Vermählung einer rechtskräftig geſchiedenen Frau Nichts im Wege ſteht. Die Augsburger Confeſſion und der Heidelberger Katechismus geſtatten ausdrücklich dieſen Fall, und vor wenigen Wochen hat ſich die hieſige evangeliſch-theologiſche Fakultät auf Befragen der Regierung ebenfalls für die Erlaubniß der zweiten Ehe entſchieden.“

„Ja, aber —“ wandte der unermüdliche Vertreter des Presbyteriums ein, „die Gemeinde hat ein religiöſes Gefühl, das man nicht verletzen darf.“

„Auf ein ſolches Gefühl, wenn es ſich auf Irrwegen befindet, hat Niemand zu achten. Es kommt auf den Begriff an, und das Gefühl iſt hier das ganz Inhaltsloſe. Im Mittelalter verabſcheute man den Geiſtlichen, der überhaupt verheirathet war, und unſerm Luther nahm es ſeine eigne Kirche übel, daß er ſich verehelichte. Wir finden dieſe Heirath jetzt ganz in der Ordnung. Chriſtus ſelbſt und Paulus haben die Gründe angegeben, unter denen das Weib nicht gebunden iſt. Dies meine Antwort — melden Sie dieſelbe dem Presbyterium! Da Ihre Frage officiell war, bitte ich, dieſelbe zu wiederholen, damit ich auch meine Antwort officiell ausſprechen kann.“

Der Geiſtliche erfüllte die an ihn gerichtete Forderung, und Kinkel verſetzte:

„So leugne ich hiemit jedes Recht des Presbyteriums, ſich um dieſe Sache zu bekümmern, da ſie noch ganz in ambiguo iſt, und ich bis jetzt öffentlich weder erklärt habe, die genannte Dame ehelichen zu wollen, noch das Gegentheil; um ſo mehr, da ein Jeder fühlen mußte, daß die Berührung eines ſolchen Verhältniſſes ein delikater Punkt ſei. Ich leugne auch das Recht des Presbyteriums und Jedermanns an dieſer Sache Anſtoß zu nehmen, ſelbſt wenn ſie ſich ſo verhielte, wie vermuthet wird.“

Kinkel ſtand auf, der Geiſtliche ebenfalls.

„Und nun bitte ich, treten Sie bei mir ein, und nehmen eine Taſſe Kaffee. Zwiſchen uns beſtehe Wahrheit und Liebe, es wende ſich die angeregte Sache, wie ſie will! So ruhig ich Ihnen Dies ſage, ſo feſt werde ich auf meiner Ueberzeugung ſtehen. Lächelnd werde ich mir das Kleid meiner äußeren Ehre ausziehen laſſen, um ihr getreu zu ſein. Wenn Sie gegen mich gehandelt haben — —“

Er verneinte.

„Ich glaube es auch nicht. Wenn Sie es aber thäten, ſo würde ich darum keine Bitterkeit gegen Sie hegen. Sie handeln nach Ihrer Ueberzeugung, ich nach der meinigen.“

Beide reichten ſich die Hände, und gingen herüber zu den Freunden. Heiter ſprach Gottfried von gleichgültigen Dingen, und erwartete gefaßt den Erfolg ſeines männlichen Wortes.

Sechs Tage nachher überbrachte ihm der Poſtbote ein Schreiben des Presbyteriums. Der Inhalt war Kinkels Abſetzungsurkunde als Hülfsprediger der evangeliſchen Gemeinde zu Köln.

9.

Es war der 29. Juni 1841. An dieſem Tage ſollte das erſte große Stiftungsfeſt des Maikäfervereines gefeiert werden. Auch von den Mitgliedern dieſes heitern Dichterbundes waren mehre Kinkel und der Königin untreu geworden, ſeit ihn ſeine Freunde flohen und ſeine Feinde verfolgten. Leo Haſſe war der Erſte aus dieſem Kreiſe geweſen, der nicht den Muth beſaß, das Anathem, welches der Salon auf Kinkel's Haupt geſchleudert hatte, zu zerbrechen, und ihm ſang Gottfried das herrliche Lied: „der Welt Trotz!“ *) Bald darauf folgte auch Alexander Kaufmann, deſſen Austritt den männlicheren Freund unſäglich verwundete, und dem eins ſeiner vorzüglichſten Gedichte **) gilt. Kinkels Feinde jubelten laut, als auch dieſer Freund den Bedrängten verließ, ſobald die ſogenannten höheren Zirkel ihn hatten fallen laſſen. Statt der Ausgeſchiedenen waren zwei neue Mitglieder eingetreten: **Karl Freſenius**, der bereits im September Bonn wieder verließ und **Jakob Burkhardt**, der um dieſelbe Zeit nach Berlin ging, und fortwährend correſpondirendes Mitglied blieb. Dieſem vorzüglichen Arbeiter auf dem Felde der Kunſtgeſchichte, der ſpäter als Profeſſor nach Baſel berufen ward, hat Kinkel ſein Werk über die Ahr gewidmet. Die Gedichte deſſelben ſind meiſt Reiſeeindrücke von nicht gerade erheblichem Werthe. Auch **Nikolaus Becker**, der gefeierte Dichter des Rheinliedes ward zum Ehrenmitgliede ernannt. Gegen Ende des Jahres trat noch **Willibald Beyſchlag** ein, der durch die ſcharfe **Kritik**, welche er unermüdlich über ſeine eignen und die Werke ſeiner Freunde ausſprach, eins der verdienſtvollſten Mitglieder des Bundes ward.

---

*) Gedichte S. 120.

**) Einem Verlorenen! Gedichte S. 116.

Die fidelen Maikäfer waren auch in anderer, als ſchriftſtelleriſcher Beziehung thätig. So hatten ſie zu Anfang des Jahres Platen's verhängnißvolle Gabel im Koſtüm aufgeführt, und einer ausgeſuchten Geſellſchaft den höchſten Kunſtgenuß an dieſem Meiſterwerke des modernen Ariſtophanes erſchloſſen. Um beſtändig von den neueſten Erſcheinungen auf dem Felde der poetiſchen Literatur Kenntniß zu erhalten, ſchaffte man ſich dieſelben auf gemeinſchaftliche Koſten an, ließ ſie zum Durchleſen eine Zeitlang zirkuliren, und ſetzte ſie dann als Preiſe für die beſte Bearbeitung eines aufgegebenen poetiſchen Stoffes aus, über den man ſich durch Stimmenmehrheit oder wechſelndes Vorſchlagerecht einigte. Damit keine Unbilde einträte, fügte man die Beſtimmung hinzu, daß, Wer den Preis erhalten, für die nächſten drei Preisaufgaben von dem Recht des Gewinnes ausgeſchloſſen ſei. Endlich ſollten die eingelieferten Arbeiten von Einer Hand abgeſchrieben, und ohne Angabe der Verfaſſer Einem oder dreien auswärtigen Richtern übergeben werden, deren Urtheil über die Ertheilung des Preiſes entſchied.

Zu der heutigen Feier waren als Ehrengäſte Herr und Frau von Binzer aus Köln eingeladen, und auch Schlönbach eingetroffen. Um zehn Uhr verſammelten ſich die männlichen Mitglieder in der Wohnung des Miniſters Kinkel und begaben ſich um elf Uhr in die mit Ephen und Blumengewinden zierlich bekränzte Wohnung der Königin. Eine Stunde nachher eröffnete der Miniſter das Feſt mit einer geiſtvollen Rede über Tendenz, Geſchichte und gegenwärtigen Beſtand des Vereines wie auch über die bisherigen Leiſtungen der einzelnen Mitglieder. Zuletzt gab er einen Bericht über die Preisaufgabe und Ankündigung der neuen bis zum 1. Januar 1842 einzuliefernden Dichtung. Nun erfolgte die Verloſung der Reihenfolge, in welcher die Preisaufgaben über Otto den Schützen, das diesmalige Thema zur Vorleſung kommen ſollten. Dann trennte man ſich nach Abſingung des von Alexander Kaufmann gedichteten und von Johanna Mockel componirten Maikäfer-Nationalliedes, das nur zufällig, weil eben kein anderes vorhanden war, zu dieſem Rang erhoben ward. Die darin enthaltene Aufforderung zur Ehe war vollkommen tendenzlos.

Maikäfer flieg'!

„Maikäferlein wollt' freien gehn.
    Maikäfer flieg'!
Goldkäfer ſprach: So ſei doch klug!
Biſt ja noch lang' nicht ſchmuck genug,
    Maikäfer, flieg'!

Wie ſollt' ich denn noch ſchmucker ſein?
    Maikäfer, flieg'!
Ei, wie man nur ſo fragen kann!
Schaff' Dir erſt goldne Flügel an,
    Maikäfer, flieg'!

Maikäferlein wollt' freien gehn,
    Maikäfer, flieg'!
Hirſchkäfer ſprach: So ſei doch klug,
Biſt ja noch lang' nicht ſchmuck genug,
    Maikäfer, flieg'!

Wie ſollt' ich denn noch ſchmucker ſein?
    Maikäfer, flieg'!
So ſchaff' Dir erſt ein Prachtgeweih',
Als ob Dein Vater König ſei,
    Maikäfer, flieg'!

Maikäferlein wollt freien gehn,
    Maikäfer, flieg'!
Miſtkäfer ſprach: So ſei doch klug,
Biſt ja noch lang' nicht ſchmuck genug,
    Maikäfer, flieg'!

Wie ſollt' ich denn noch ſchmucker ſein?
Maikäfer, flieg'!
Paſſ' auf, und höre meinen Spruch:
Schaff' erſt Dir guten Wohlgeruch,
Maikäfer, flieg'!

Maikäferlein flog weit und breit,
Maikäfer, flieg'!
Wo kauft' man goldne Flügelein
Und Hirſchgeweih und Düfte fein? —
Maikäfer, flieg'!

Maikäferlein flog lang umher,
Maikäfer, flieg'!
Und ward ein alt Maikäferlein,
Und blieb doch, wie Maikäfer ſein, —
Maikäfer, flieg'!

Maikäfer ward betrübet ſehr,
Maikäfer, flieg'!
Und ſprach: Ich arm Maikäferlein,
Jetzt bin ich alt, und kriege kein', —
Maikäfer, flieg'!

Und Was man lernt aus der Geſchicht'?
Maikäfer, flieg'!
Wer alt iſt, kriegt kein Weiblein mehr,
Drum hör', bedenk Dich nicht zu ſehr, —
Maikäfer, flieg'!"

Um drei Uhr Nachmittags eröffnete Frau Mockel die Vorleſung mit einem von ihr verfaßten Liederſpiel „Otto der Schütz“ in einem Aufzuge. Dann las Kinkel ſein unſterbliches Epos: „Otto der Schütz. Eine rheiniſche Geſchichte in zwölf Abentheuern.“ [*]) Alles hing ſtumm an ſeinen Lippen, und ein nicht enden wollender Beifallsſturm brach aus, als er zum Schluſſe gelangt war. Die Zuhörer fühlten, daß ſeit dem Mittelalter die deutſche Literatur nicht Eine erzählende Dichtung beſäße, die ſich an Lieblichkeit und Friſche mit dieſem Epos meſſen dürfte, das Gottfried im Rauſch ſeiner neuen Liebe in der kurzen Friſt dreier Monate vollendet hatte. Die reinſte und bezauberndſte Sinnlichkeit der Natur, an der es unſerer Poeſie ſo ſehr gefehlt hat, lachte aus jedem Verſe hervor und die Verherrlichung einer edlen Minne verbreitete ihren roſigen Schein über die lauſchenden Jünglinge und Jungfrauen.

Nun folgte noch ein Romanzenkranz in ſechs Abtheilungen von Schlönbach und ein anonymer humoriſtiſcher Cyklus in zwölf Orgelliedern von Kinkel, die gleichſam eine Parodie ſeiner herrlichen Dichtung bilden, und hier einen Platz finden mögen:

---

[*]) Gedichte S. 169 – 286. Auch beſonders abgedruckt und bereits in der dritten Auflage (Miniaturausgabe mit Goldſchnitt) bei Cotta erſchienen.

Das Schützenlied.

In zwölf Volkstönen,

gar luſtig zu leſen und zu hören.

17*

Erſter Ton.

In welchem der Autor meldet, warum er die Hiſtorie von Otto dem Schützen auf die Orgel geſetzet, wie auch in parenthesi, daß ſolche einen Groſchen koſtet. Item werden frühere Autores, welche dieſelbige Hiſtorie ſich zum Vorwurf genommen, ſcharf kritiſiret.

Nun kommt zu Hauf, ihr lieben Leut,
Ein ſchön Verzählchen meld' ich heut
Vom Otto Schütz und ſeiner Braut,
Und wie er ward zu Klev getraut:
Das Lied koſt einen Groſchen.

Das iſt geſchehen, Das iſt wahr,
Ein tauſend drei hundert im zwei und vierzigſten Jahr.
Und weil das iſt ſchon gar ſo lang,
So ward auch dieſer Vers zu lang:
Das Lied koſt einen Groſchen.

Es hat zuerſt ein braver Mann
Dem Liedel ſeine Ehr' gethan
Von Arnim iſt's der wackre Graf
Der ſetzt' es in Komödie brav:
Das Lied koſt einen Groſchen.

Darauf von Schwaben kam Herr Schwab,
Der ihm ein buntes Kleidchen gab;
Zuletzt der Doktor Simmerock
Schnitt ihm gar einen knappen Rock:
    Das Lied koſt einen Groſchen.

Da haben wir's zu allerletzt
Zum Leierkaſten hübſch geſetzt:
Nun kommt und hört dies neu Gedicht,
Und kriegt das Lied den Preis auch nicht:
    Wir kriegen doch den Groſchen.

Zweiter Ton.

Hier wird erzählet, wie es zu Marpurg gedonnert, und wie Otto ſollte ein Mönch werden, wollte aber nicht.

Im Schloß zu Marpurg donnert's ſchwer,
Der Herr kam von der Wartburg her;
Im lichten Panzer ſteht er da,
Und hoch vom Schloß zu Thal er ſah,
Thüringens eiſerner Heinrich.

Es nah'n die Knaben ſich allbeid,
Zu hören ſein Gebot bereit,
Der ält're ſchwächlich, klein und bang,
Der jüng're froh und ſtark uud lang,
Die Söhne des eiſernen Heinrich.

„Du, Heinrich, folgſt mir nach im Lehn,
Sollſt Ritterkünſte wohl verſtehn,
Die lehr' ich Dich zu dieſer Friſt,
Weil Du mein Erſtgeborner biſt,
Ich ſelbſt, der eiſerne Heinrich

Du, Otto, ſollſt mir geiſtlich ſein
Ein Bisthum ſchaff' ich Dir am Rhein —
Sollſt lernen nun der Bücher Kunſt,
Schon ward des heil'gen Vaters Gunſt
Dein Vater, der eiſerne Heinrich.

Auf nach Paris, der Künſte Zier!
Du, Heinrich, reiteſt zu Hof mit mir,
Beſchloſſen hat's mein feſter Sinn,
Gehorcht und ſcheidet raſch, ich bin,
Ihr wißt's, der eiſerne Heinrich."

Die Beiden ſanken ſich in Arm,
Heinrich ward kalt und Otto warm,
Doch ſchwieg er ſtill, und neigte ſich
Beim Abſchied mild und ritterlich
Dem Vater, dem eiſernen Heinrich.

Dritter Ton.

Worin der Junker Otto einen Selbſtmonolog hält, und ſehr vernünftig von der Möncherei redet. Gut für ungehorſame Kinder zu leſen.

„Mein Haupt, umflogen vom wallenden Haar,
Und möchteſt Du werden geſchoren und baar?
Du zuckender Arm voll nerviger Kraft,
Dich bände das Kloſter mit ſchläfriger Haft?

O Jugend, o Leben, o Luſt verrauſcht,
Die Glut mit froſtigem Schnee verlauſcht!
Dich mißt' ich, du zierliche Armbruſt mein,
Und ſpielte mit Kreuzen und Todtengebein?

O Jagdruf, heute zum letzten Mal
Sollt' ich dich jauchzen in's hallende Thal,
Aus Meßbuch morgen und Prieſterbrevier
Singen erbauliche Sprüchlein für?

O nein, mein Vater! Iſt hart Dein Muth,
In mir auch klopfet Dein ſchäumend Blut —
Sie nennen Dich laut den eiſernen Mann,
Drum hätteſt Du ſelbſt ſo wie ich nun gethan.

Dort unten im Thale, da gehet die Bahn,
Und drüben da ſteiget der Fels hinan —
Dahinter der düſter unwirthliche Tann,
Wo Keiner erjaget den flüchtigen Mann.

Im Garten der Fels, wo als Knab' ich ſo viel
Hinab mich gelaſſen im wagenden Spiel,
Noch kenn' ich die Stufen, — wohlauf und wohlan,
Ein raſcher Beſchluß, und ſo iſt es gethan!“

Auszog Herr Otto den Ritterrock,
Die Kutte hing er hinauf an den Pflock:
„Fahr wohl, du Adel, du Bisthum am Rhein,
Ein Dienſtmann bin ich, doch Freiheit iſt mein!“

Vierter Ton.

In welchem kläglich dargeſtellt wird, wie einem professori der ſchönen Künſte zu Muthe ſei, wenn er kein Collegium zu Stande gebracht.

Paris iſt eine große Stadt,
Darin ein großes Kloſter.
Da ſtand im geiſtlichen Ornat
Mit Kutt' und Paternoſter
Ein Meiſter der gelehrten Kunſt,
Der hielt aus Büchern blauen Dunſt
  Bereit ſchon für Herrn Otto.

Erſt wollt' er ihn Exegesin
Und dann Moral auch lehren,
Hierauf den herben Ritterſinn
Mit Faſten ſtreng bekehren.
Zuletzt noch in die ſchwarze Kunſt
Wollt' er aus ganz beſondrer Gunſt
  Einweihen den Herrn Otto.

Hohl iſt die Wang', die Naſ' iſt lang,
Die Augen trüb und friedlich;
Vom Lehren ſind die Lungen krank,
Doch Lehrens unermüdlich:
Er weiß, daß Fürſtenſöhne ja
Gern hören privatissima,
  Drum harrt er auf Herrn Otto.

Doch ach, er harret lange ſehr.
Herr Otto ſcheint zu ſchwänzen;
Er ſpricht: Das muß ich tadeln ſchwer.
Ich geb' ihm Pönitenzen.
Weh, wenn den Anfang er verliert!
Nicht gründlich wird introducirt!
   Der faule Landgraf Otto.

Ein Heſſiſcher Commilito
Kam endlich angezogen,
Und Der verkündet's keck und froh:
Herr Ott' hat Euch betrogen;
Es iſt, Gott weiß in welches Land,
Vor Euch, Ihr Herren, durchgebrannt
   Der muthige Herr Otto.

Da wurde des Profeſſor's Naſ'
Viel länger noch zuſehens,
Daß er des Witzes gar vergaß
Und ſeines Vielverſtehens;
Es fiel ihm, eh's begonnen, um
Sein länglich privatissimum
   Durch Dich, o böſer Otto.

Fünfter Ton.

Ein feines Lied für gute Waidgeſellen.

Zum Roßkamm trat Herr Otto ein,
Er bot ihm rothes Gold:
Gib mir Dein allerbeſtes Roß,
Will reiten mit Sankt Huberts Troß,
Ein Schütze will ich ſein.

Im Wald, im Blätterdämmerſchein,
Da ſteht des Förſters Haus:
O Förſter, gib mir ein gut Geſchoß,
Will reiten mit Sankt Huberts Troß,
Ein Schütze will ich ſein.

Herr Waffenſchmied, aus Deinem Schrein
Gib einen Jagdſpeer mir,
Soll in Gefahr mir ſein Genoß,
Will reiten mit Sankt Huberts Troß,
Ein Schütze will ich ſein.

So zog er heimlich und allein
Vom Kloſter fern o fern,
Und fern von ſeines Herrn Vaters Schloß
Wollt' reiten mit Sankt Huberts Troß,
Ein luſtiger Schütze ſein.

Sechster Ton.

Hier hebet ſich der Autor über ſich ſelber, und beweiſet, daß er auch lange und vornehme Verſe machen kann, bringt auch am Ende eine zierliche allegoriam vor, die er dem heidniſchen Gott Cupidini abgeborget.

Ihr Herrn, Das ſind mir Kinderpoſſen!
Auf ſechszig Schritt in's Ziel geſchoſſen,
Das hab' ich oft als Knabe ſchon.
Auf hundert Schritt den Bolzen ſenden,
Laßt dieſen Wettkampf uns vollenden —
   Darnach beſtimme, Fürſt, den Lohn!

Und wie Herr Otto Das geſprochen,
Hat eine Gert' er abgebrochen,
Die ſteckt er in den loſen Sand.
Nun drauf und dran! Die Bolzen ſchwirren,
Doch Alle ab vom Ziele irren,
   Da nimmt ſein Schießzeug er zur Hand.

Paßt auf! Er zielt mit feſtem Arme,
Umringt vom murr'nden Jägerſchwarme,
Die Senne klaſcht, der Bügel klingt,
Hin ſauſt der Pfeil — Wer mag's begreifen?
Der ſchmale Stab zu zweien Streifen
   Wie eine Wünſchelruthe ſpringt.

Sprach Graf Hubert: Dich muß man faſſen,
O wackrer Schütz, und auf Dich paſſen,
Daß Du nicht wie Dein Pfeil entfliegſt!
Ich gebe Sold Dir, Schwert und Roſſe;
Nur ſorge, daß mit dem Geſchoſſe
In Klev' Du ſtets wie heute ſiegſt!

Ich aber ſag' Euch ungelogen:
Der Pfeil iſt doch vorbeigeflogen,
Die Jungfrau dort ward bleich geſchwind,
Die hat er wider ſein Verhoffen
Mit ſicherm Schuß in's Herz getroffen. —
Das war des Grafen einzig Kind.

Siebenter Ton.

Hier ſchreibet der Poet Verſe, welche ſo unbegreiflich und aus der Maßen künſtlich ſind, daß billig zu vermuthen, er habe ſich dieſelbigen von einem andern und beſſern Meiſter des Geſanges verfertigen laſſen. Es iſt aber ein Zwieſprach zwiſchen dem ſchönen Otto und der jungen Elsbeth, und muß mit gerührtem Gefühl geſungen werden.

In dem Hof des Schloſſes
Sing ich leiſe,
Elsbeth, Dir die frühe Tagesweiſe.
Weh' mir meines Roſſes,
Meines Falken, meines ſtarken Hundes,
Du mein Herz, Du wundes,
Reißeſt fort mich aus der Freuden Kreiſe.

„Hörſt mich, ſtolzer Schütze,
Vom Balkone,
Wo in hoher Ehren Schein ich throne?
Weh'! Was ſind mir nütze
Meine Jugend, meine ſchlanke Schöne?
Lockend Deine Töne
Schimmern heller, als die Grafenkrone.“

O ſo neige, neige
Dich hernieder
Auf der Liebe rettendem Gefieder!
Deine Huld mir zeige!
Friedſam will ich Dir die Hütte bauen
Fern im Waldesgrauen,
Ewig klingen dort Dir meine Lieder!

„Weh'! Du wilder Knabe!
Fort von hinnen
Mit des Raubes frevelndem Beginnen!
Jungfrau bis zum Grabe
Will in öden, liebeleeren Mauern
Einſam ich vertrauern,
Ewig ſtumm ſoll meine Thräne rinnen!“

Ach, Du haſt beſchloſſen,
Und mit Beben
Fühl' ich mich, wie Dich, in Tod gegeben!
Morgenroth ergoſſen
Strahlt im Oſten — fort zum ſtillen Walde!
Dort der Bergeshalde
Will ich klagen ein verlornes Leben!

Achter Ton.

Worin in ſieben Verſen das ſiebenfältige Wehe über den jungen Bößwicht Otto ausgerufen wird.

Der alte Landgraf ritt im tiefen Wald;
Sein Haar war grau, ſein Blut in Adern kalt.
Er dachte bang an ſein erlöſchend Haus,
Und rief in Sturm und Wetternacht hinaus.
  Weh' mir um Dich, mein Otto!

Mein Heinrich ſtarb in ſchwerer Ritterzucht.
Zu ſtreng war ihm des Helm's und Panzers Wucht;
Mein jüngſter Sohn, Du warſt von meinem Mark,
Stahl war Dein Herz, Dein Arm ſo fürſtlich ſtark —
  Weh' mir um Dich, mein Otto!

Nicht freuet fürder mich mein ödes Land,
Ein fremder Erbe nimmt's aus meiner Hand,
Und geh' ich ein zur ſtillen, ſtillen Ruh,
Drückt mir mein Fleiſch und Bein das Aug' nicht zu —
  Weh' mir um Dich, mein Otto.

Er ritt mit Klaggeſchrei den Tann hindurch,
Er kam zu Nacht an des von Homburg Burg:
Thu auf, Vaſall, dem freudeloſen Herrn!
Einſt ſaß bei Deinem Becher ich ſo gern —
Weh' mir um Dich, mein Otto!

Der Homburg öffnet' ihm des Schloſſes Thür,
Er trat mit altersgrauem Haupt herfür,
Er half dem Lehnsherrn von dem Roß geſchwind,
Und beide Greiſe klagten in den Wind:
Weh' mir um Dich, mein Otto!

Der Homburg ſprach: Bei Gott iſt Gnade viel!
Laßt morgen pilgern mich zum fernen Ziel.
Von Aachens Wundern gehn die Kunden um,
Dort bet' und klag' ich laut im Heiligthum:
Weh' mir um Dich, mein Otto!

Und willſt Du thun für mich den fernen Zug,
Das lohn' ich Dir mit Gold und Gunſt genug;
Mir aber bleibt, bis Du zurückgekehrt,
In meinem Mark ein doppelſchneidig Schwert —
Weh' mir um Dich, mein Otto!

Neunter Ton.

Worin der Autor ſeine eigentliche Meinung vom Wein und von deſſelbigen vortrefflichen Eigenſchaften fleißig auseinandergeſetzt hat.

Das Pilgern macht doch müd' und matt.
Fahr' wohl nun, alte Kaiſerſtadt!
Nun will, wo Kleves Banner wehn,
Beim Wein ich noch zu Raſte gehn —
Der Wein iſt ein guter Geſell.

Dort war's, wo ich als Knapp' vorzeit
Mich meiner Jugend hoch gefreut.
Ich weiß, daß Graf Hubertus oft
Beim Becher meiner Rückkehr hofft —
Der Wein iſt ein guter Geſell.

Es ſaß bei ſeinem Gaſt der Graf,
Sie jubelten und tranken brav.
Der Graf war klüger als ſein Gaſt,
Und hat ihm luſtig aufgepaßt —
Der Wein iſt ein guter Geſell.

Du haſt, ein freier Rittersmann,
Heut' Morgen ſeltſam Ding gethan:
Nun leg mir's, Homburg, aus beim Wein,
Der wird juſt nicht Verräther ſein —
  Der Wein iſt ein guter Geſell.

Da hab' ich einen wackern Schütz,
Der iſt zu jedem Dienſt mir nütz;
Vor Dem hab' ich Dich neigen ſehn —
Ja, Homburg, magſt mir's nur geſtehn —
  Der Wein iſt ein guter Geſell.

Und habt Ihr's wirklich denn geſchaut,
Thut's Noth wohl, daß man Euch vertraut,
Das iſt des Landgrafs letzter Sohn,
Der erbt ſein Land und ſeine Kron' —
  Der Wein iſt ein guter Geſell.

Iſt's ſo, Das ſoll mich nicht gereun —
Ich will mich ſeines Schreckens freun!
Er that mit meinem Kind vertraut;
Stoß' an auf Bräutigam und Braut —
  Der Wein iſt ein guter Geſell.

Zehnter Ton.

Dieſes iſt ein moraliſches Stück, und enthält einen beweglichen Zwieſprach unter Mutter und Tochter. Iſt für junge Mägdlein nütz, und auch ergötzlich zu hören, dieweil am Ende von jedem Vers ein Mann ſteht.

O Töchterlein, Du biſt entehrt!
Dein Vater will Dir ſchlimm,
Er gibt Dich keinem Ritter werth,
Beſchloſſen hat's ſein Grimm:
Er ſtößt Dich fort aus Hofes Bann
Und gibt Dich einem ſchlechten Mann.

O Mutter, da ſei Gott dafür!
Ich bin ſein ehrlich Kind,
Und wieſ' er mir ſo rauh die Thür,
Er wär' nicht fromm geſinnt!
Was hab ich Arme denn gethan,
Daß mich gewinnt ein ſchlechter Mann?

O Töchterlein, es bangt mir ſehr,
Bekenne Du mir's frei!
Du haſt verloren Deine Ehr',
Und kommſt in bös Geſchrei.
Sprich, ob Dein Magdthum nicht gewann
Von unſerm Hofgeſind ein Mann?

O Mutter, ich bin Euer Blut,
Das Blut iſt keuſch und rein!
Wohl hab' ich kecken Jugendmuth,
Doch ſaß ich ſtets allein
Im Kämmerlein und ſang und ſpann —
Noch weiß ich nichts von einem Mann!

So wiſſ' es denn, o Elsbeth mein,
Beſchloſſen iſt der Rath,
Du mußt des Dienſtmann's Gattin ſein,
Ihm dienen früh und ſpat —
Maria helfe, wenn ſie kann,
Sonſt wird der Otto Schütz Dein Mann.

Frau Mutter, iſt's der Otto Schütz,
Da laßt die Sorgen ruhn,
Gewiß es iſt den Kindern nütz:
Der Eltern Willen thun.
Ein Schütz, der zielen und treffen kann,
Der dünkt mich doch kein ſchlechter Mann!

Elfter Ton.

Ein dramatiſches Stück: Begreift in ſich einen Zwieſprach des Herrn Otto und ſeines Pferdes, wobei es dem Pferde übel ergeht.

Herr Otto jagt ſein ſtarkes Roß,
Daß ihm das Blut vom Sporen floß,
Und hinter ihm mit Hörnerſchall
Mit Hundgebell und Hufgeprall
Da ſauſet die wilde Jagd.

Oft jagt' ich auf der muntern Birſch
Den Keuler und den ſchlanken Hirſch,
Nun bin ich ſelbſt ein flüchtig Wild,
Mich hetzt durch Forſt und Korngefild
Wie raſend die wilde Jagd.

Du, Kleve, das mir Heimath gab,
Du wirſt nun meines Glückes Grab!
Auf's Neue droht dem flücht'gen Mann
Der Kirche Zorn und Kloſterbann,
Fort, fort in die wilde Jagd!

Umſonſt! da liegſt Du, treues Roß,
Und nah' ſchon keucht der Sklaven Troß —
Da kommt der Schweißhund ſchon heran
Auf meiner blutgedüngten Bahn —
Da iſt ſie, die wilde Jagd!

Verloren — nun ſo ſei's geſchehn!
Wer mag dem Schickſal widerſtehn?
Ade, mein lang und lockig Haar,
Ade, Du Welt, für immerdar,
Ade, Du wilde Jagd!

Zwölfter Ton.

Worin der Autor dem Schützen Otto, und ſeiner geliebten Elsbeth, item dieſem Büchlein und dem geneigten Leſer zum Abſchied ſeinen Segen ertheilt.

Kommſt Du, mein frevelnder Geſell?
Schau, wollteſt uns entfliehn ſo ſchnell
Und jagteſt fort im Nu?
Dein Frevel hat Dein Roß gefällt,
Nach Fug mein ſtarker Arm Dich hält —
Was ſagſt Du nun dazu?

O! ſchwer iſt Deiner Thaten Wucht!
Du biſt entflohn des Vaters Zucht,
Entflohn der Kloſterruh'!
Du haſt mir hier mein eigen Kind
Berückt zur Liebe arggeſinnt —
Was ſagſt Du nun dazu?

Herr Graf, ich hab' die Schuld geſühnt,
Euch hab ich immer treu gedient,
Ihr gabt es ſelbſt mir zu!
Sprecht ohne Zaudern Euren Spruch,
Zum Dulden bin ich alt genug —
Was ſagt Ihr nun dazu?

Wohlan, haſt Du ſo viel Geduld
Zur Buße Deiner ſchweren Schuld,
  Vernimm nun, was ich thu'?
Hier ſteht geſchmückt mein Töchterlein,
Der ſollſt Du gleich vermählet ſein —
  Was ſagſt Du nun dazu?

Du ſchauſt mich an, als wär's ein Spott?
Fürwahr nicht, bei dem höchſten Gott!
  Nun, Homburg, rede Du!
Ihr Ritter meines Hofs, der Schütz
Iſt mehr als mancher Andre nütz —
  Was ſagt Ihr nun dazu?

Herr Homburg kniet vor Otto hin:
Dir neig' ich mich mit treuem Sinn,
  Thüringen's Herzog Du!
Dein Bruder ſtarb, Dein Vater winkt,
Der Fürſtenhut von Heſſen blinkt —
  Was ſagſt Du nun dazu?

Da hub ſich Otto hoch empor,
Zum Grafen trat er raſch hervor,
  Und ſprach in ſtolzer Ruh:
So werb' in höchſter Ehren Schein
Herr Graf, ich Euer Töchterlein, —
  Was ſagt Ihr nun dazu?

Da öffneten in Herrlichkeit
Sich der Kapelle Pforten weit,
Der Pfaff war da im Nu.
O, Vater, der ſchon nah' dem Grab
Den letzten Sohn verloren gab —
Was ſagſt Du nun dazu?

Hier endet ſich das Schützenlied,
Wie mir's zu ſingen Gott beſchied,
Nun macht das Büchlein zu.
Ihr lieben Leſer, ſchenkt mir Gunſt,
Ich ſang das Lied nach guter Kunſt —
Was ſagt nun Ihr dazu?

Nur Eine Stimme wurde laut, als über den Preis entſchieden werden ſollte. Beſcheiden beugte Gottfried ſein Knie vor der Königin, die ihm den unverwelklichen Lorbeerkranz um die brennende Stirn legte, während das Abendroth ſeine glühendſten Strahlen über das verklärte Antlitz des Dichters warf.

Bald darauf ſchieden die auswärtigen Gäſte; die ordentlichen Mitglieder aber blieben noch bis ſpät in die Nacht in fröhlichem Geſpräch bei Wein und Geſang verſammelt. Schon hallte die Thurmuhr Mitternacht, als Gottfried einſam durch die Poppelsdorfer Allee ſeiner Wohnung zuſchritt, um nach den großartigen Eindrücken des vergangenen Tages friedlichen Schlummer zu erwarten.

10.

In den Herbſtferien deſſelben Jahres machte Kinkel mit Freſenius eine Reiſe nach Nürnberg, die der Letztere für den „Maikäfer“ in einigen Extra-Nummern beſchrieb, während der Erſtere die Idee zu ſeinem herrlichen „Traum im Speſſart“*) empfing, und den Anfang mit nach Haus brachte, der jedoch damals nicht vollendet ward. Außer einer bedeutenden Anzahl kleinerer Gedichte**) ſchrieb Gottfried ein Liederſpiel in drei Aufzügen: „Friedrich Rothbart in Suza oder Vaſallentreue,“ ein wunderliebliches Bild, das am 7. Juli 1841 in Einem Tage und Einer Nacht geſchrieben iſt. In einer Geſellſchaft mehrer Freunde erbot ſich Gottfried am Tage vorher, in dieſer kurzen Zeit ein ganzes Bühnenſtück zu ſchreiben, falls ihm Jemand ein poetiſches Sujet aufgeben wolle. Andreas Simons ſchlug den obengenannten Stoff vor, und Gottfried brachte ihm am nächſten Abend dies reizende Luſtſpiel, das bald durch den keckſten Humor, bald durch die kindlichſte Natürlichkeit, bald durch heroiſchen Pathos, überall aber durch die Friſche und Lebendigkeit der Diction feſſelt. Auch das Trauerſpiel „Katharina Howard von Alexander Dumas“ hat Kinkel um dieſe Zeit aus dem Franzöſiſchen überſetzt.

---

*) Erzählungen von Gottfried und Johanna Kinkel. Stuttgart. Cotta. 1849. S. 1.

**) Gedichte. — Scipio. S. 3. Das Roſenpaar. S. 28. Die Windsbraut. S. 32. Schlachtgeſang der Kandioten. S. 42. Prolog eines mittelaltrigen Drama's. S. 44. Leumund S. 63. Dithyrambus der Nacht. S. 75. Elegie. S. 82. Auf der Wanderſchaft (mit Ausnahme des geiſtlichen Abendliedes, das am 21. October 1840 unter den rauſchenden Wipfeln der Braunsburg im Abendſcheine gedichtet iſt) S. 101—108. Anfrage. S. 109. Zu Leſſing's Hochzeit. S. 113. Einem Verlornen. S. 116. Der Welt Trotz! S. 120. Einmal und ewig. S. 122. Als Brief. S. 127. Menſchlichkeit. S. 135. Abendmahl der Schöpfung. S. 137.

Zu Anfang des Jahres 1842 erhielt er trotz aller Verläumdungen ſeiner Collegen und falſchen Freunde zum dritten Mal eine Remuneration als Anerkennung ſeiner Thätigkeit auf dem evangeliſch-theologiſchen Katheder. Wie edel er überhaupt allen Angriffen hinterhältiſcher Buben die Stirn zu bieten wußte, davon zeugen alle jene Gedichte, die ſich auf dieſen Gegenſtand beziehen. So entſtand auch das Gedicht: „Scipio“, nach eigenem Zeugniß „geſchrieben als Arzenei gegen vielfache Mediſance“. „Hab' des Pöbels Gemeinheit auf Reimchen geſetzt, — das iſt Alles, was ſie ausrichten. O pauvres diables!“

„Still wird's — dann jauchzt es in der Runde.
Frei, frei von Schuld aus jedem Munde:
Der Kläger bebt in banger Scham.
Doch in dem wilden Beifallrufen
Neigt ſich der Held, und geht die Stufen
Hinab ſo ruhig, wie er kam.“ [*]

An Johanna's ſtarker Bruſt konnte Gottfried mit Recht die Kleinlichkeit des ihn umſtarrenden Spießbürgerthumes verachten. „Man will doch die Religion in's Leben hineinbilden, und das lobt Jeder,“ ſagte ſie ihm oft. „Verſucht man's mit der Poeſie, und macht Ernſt, ſo ſchreien ſie über den Hochmuth und die Vermeſſenheit des nach Freiheit ringenden Geiſtes, der ein Höheres bedarf, als ihre alltägliche Erbärmlichkeit.“ — Außer den in der Gedichteſammlung enthaltenen Erwiederungen auf ſolche Anfeindungen, ſchrieb Kinkel noch manch' anderes Lied, namentlich eine Anzahl von Epigrammen, die ſich auf ſein Liebesverhältniß beziehen, und von denen ein paar hier mitgetheilt werden mögen, um die geſunde Kritik zu zeigen, welche unſer Freund in ſolchen Fällen bewies:

---

[*] Gedichte. S. 5. Unter andern beziehen ſich auf ſolche Verdächtigungen boshafter Freunde auch die Gedichte: Leumund S. 63. Triumph des Dichters. S. 65. Dithyrambus der Nacht. S. 75. In's Weite. S. 101. Der Welt Trotz! S. 120. Der Fröhliche. S. 133.

1.

„Ich lebe friſch und lebe frei,
Gleich heißt es, daß zu ſcharf ich ſei;
Du für Gemeinheit fühlſt zu groß,
Gleich biſt Du fühl- und ſittenlos: —
Ei, laß das Lumpenpack nur gehn,
Uns aber feſt zuſammenſtehn!

2.

Wollten wir unſer Weſen laſſen,
Sie würden uns drum nicht minder haſſen;
Denn eigentlich ſind ſie vor Neid ſo blind,
Weil wir ſo überglücklich ſind.

3.

Gefragt nach rechten Lebens Pfade,
Sprach Sanct Antonius treu und ſchlicht:
„Ruhe vertrauend in Gottes Gnade,
Und Vergangnes bereue Du nicht!“

4.

O Stern Orion, du mein Bild!
Von Ewigkeit ſtürmt gegen Dich der Stier,
Du aber hältſt in blanker Waffenzier
Entgegen ewig ihm den Sternenſchild!

5.

Nur zu Einem feſt entſchloſſen:
Unglück oder Kraftgenuß!
Aus dem Schwanken trägverdroſſen
Hebt Dich ſtets beglückend der Entſchluß.

6.

Seitdem die Schuld ſich angefangen,
Iſt Eden fort in den Himmel gegangen;
Wer's erben will, ſchau' nie zurück: —
Vor uns liegt Paradieſes Glück!"

So vermochte ihm die Gluth, mit der Gottfried liebte und geliebt ward, Kraft in jedem Kampfe zu geben; wehmüthig und ſtolz zugleich ſagte ihm Johanna:

„In Trümmer ſank die Hütte grünumlaubet,
Die ſtillbeſcheidnen Sinns Du Dir erbaut;
Die Gunſt der Welt (Wer hätt' es je geglaubet?)
Fiel von Dir ab, ſeit Du der Lieb' vertraut.
Doch hat ſie Alles, Alles Dir geraubet
Mit Einem Kuß, die wilde Flammenbraut: —
Sie hat entſiegelt ew'gen Quell der Lieder,
Du trankeſt Jugend, alterſt nimmer wieder!"

In dieſem Winter erhielt Kinkel durch Ferdinand Freiligrath die Nachricht von dem Tode ſeines Jugendfreundes Hugo Dünweg. Der geniale Jüngling hatte den zermalmenden Druck des proſaiſchen Alltagslebens nicht ertragen können; wild und ſtürmiſch war er von Genuß in Genuß getaumelt, und hatte ſich zuletzt im Leben nicht mehr zurechtfinden können. Wüſte Geſellen hatten ihn zu Mainz in ihre bakchantiſchen Kreiſe gelockt, ein phantaſtiſcher Verkehr mit Schauſpielern und Tänzerinnen ſollte den Geiſtesfunken in ihm fiebriſch aufſtacheln, und ein wilder Taumel der Luſt die Armſeligkeit des eignen Glückes fortlügen. Hugo ſuchte nicht dieſen Rauſch, weil er Unedles gewollt hätte; allein er verſtand nicht die Welt, in welcher ſein Geiſt ſich tummeln mußte, und ſo ſprengte er haſtig durch alle Gebiete des Lebens, ohne die Raſt zu finden, der ſein Herz nachjagte. Endlich kehrte er nach Barmen in's Vaterhaus zurück, aber ſein Geiſt war gebrochen, und nur durch wilden Genuß geiſtiger Getränke vermochte er den Schmerz eines ihm werthloſen Daſeins zu vergeſſen. Oft auch ſtand er auf der Anhöhe bei Hohenſieburg, und ſchaute wehmüthig in das vertauchende Abendroth oder auf das lachende Thal, das ſich ihm zu Füßen hinbreitete. Dort auf der Spitze des Berges liegt er begraben. Die Stätte, wo ſein müder Geiſt die ewige Ruhe fand, bezeichnet ein einfacher Denkſtein, den ein weißes Geländer umzieht. — Kinkel ſandte an Freiligrath nur wenige Zeilen, legte aber beziehungsvoll das wehmüthige Gedicht von Eichendorff bei:

Frühlingsfahrt.

„Es zogen zwei rüſt'ge Geſellen
Zum erſten Mal von Haus
So jubelnd recht in die hellen
Klingenden, ſingenden Wellen
Des vollen Frühlings hinaus.

Die ſtrebten nach hohen Dingen,
Die wollten trotz Luſt und Schmerz
Was Rechts in der Welt vollbringen,
Und Wem ſie vorübergingen
Dem lachten Sinnen und Herz.

Der Erſte der fand ein Liebchen,
Die Schwieger kauft' Hof und Haus;
Der wiegte gar bald ein Bübchen,
Und ſah aus heimlichem Stübchen
Behaglich in's Feld hinaus.

Dem Zweiten ſangen und logen
Die tauſend Stimmen im Grund,
Verlockend' Sirenen, und zogen
Ihn in der buhlenden Wogen
Farbig klingenden Schlund.

Und wie er auftaucht' vom Schlunde,
Da war er müde und alt;
Sein Schifflein, das lag im Grunde,
So ſtill war's rings in der Runde,
Und über die Waſſer weht's kalt.

Es ſingen und klingen die Wellen
Des Frühlings wohl über mir:
Und ſeh' ich ſo kecke Geſellen,
Die Thränen im Auge mir ſchwellen: —
Ach, Gott, führ' uns liebreich zu dir!“ — — —

Dadurch, daß Kinkel am Donnerstagabend immer ſeine Zuhörer bei ſich verſammelt ſah, und ſich ihnen in fröhlichem Geſpräch, ernſter Wiſſenſchaftlichkeit und heiterm Jugendmuthe hingab,*) wuchs ſein Anhang unter den Studenten faſt zur Stärke einer Partei heran. Seine Vorleſungen gehörten zu den am Zahlreichſten und Regelmäßigſten beſuchten, und ſeine Collegen waren ernſtlicher, als je, darauf bedacht, den ihrem Rufe gefährlichen Privatdocenten zu ſtürzen. Nitzſch hatte ihm ſchon früher den Rath ertheilt, ſein Verhältniß mit Johanna Mockel abzubrechen: „Dann würde die Fakultät ſeine Anſtellung als Professor extraordinarius nicht verhindern.“ Als Gottfried dieſen Rath nicht befolgte, erklärte Profeſſor Bleek in einer Falkutätsſitzung Mitte Juni 1842, er werde niemals in eine Anſtellung Kinkel's einwilligen. Sack. Nitzſch und Bleek warnten ihn deßhalb entſchieden, ſich jemals um eine Profeſſur zu bewerben, weil alle ſeine Bemühungen erfolglos ſein würden, und ſo blieb unſerm Freunde wenigſtens das Bewußtſein, recht und ehrlich gehandelt zu haben:

---

*) Der Fröhliche. Gedichte S. 133.

„Da begannen ſie zu drücken,
Ihm das Brod vom Mund zu rücken, —
  Aber ach, ihm blieb der Wein,
Ihm der Jugend Hoffnungsbläue,
Ihm auch der Studenten Treue,
  Und ſein Liebchen treu und fein.
Mochten ſie erſticken, ſticken,
          knicken, knicken: —
Er ward groß — ſie blieben klein!“

Gegen Ende des Jahres erhielt Kinkel von Nitzſch wie auch vom Bonner Presbyterium eine officielle Rüge: „weil er ſich als Mitglied in das Carnevalskomitée habe wählen laſſen. Er bewies dem unbegründeten Tadel gegenüber, daß er im Gegentheil geradezu erklärt habe, er könne eine etwa auf ihn fallende Wahl nicht annehmen.

Da ihm jedoch dieſe böswilligen Kabalen, welche von ſeinen Gegnern unermüdlich fortgeſponnen wurden, den Aufenthalt in Bonn verleideten, ſuchte er mehrfach auf anderen Univerſitäten um eine Anſtellung nach. So bewarb er ſich, als Profeſſor Kling nach Bonn berufen wurde, um die durch deſſen Abgang in Marburg erledigte Lehrſtelle. Zugleich legte er einen Brief an Profeſſor Henke, den damaligen Rector magnificus dieſer Hochſchule, bei, in welchem er mit der größten Offenherzigkeit unumwunden die Gründe mittheilte, weßhalb er von Bonn verſetzt zu werden wünſche. Vielleicht war eben dieſe Ehrlichkeit Schuld, daß Kinkel die geſuchte Stelle in Marburg ſo wenig erhielt, als einen bald darauf in Zürich vakant gewordenen Lehrſtuhl. Eine Verſetzung von Bonn nach einer anderen Landes-Univerſität konnte er nur mit Anſtellung verbunden annehmen; aber hier trat ihm ſtets der Haß und die Bosheit in den Weg.

Wie ſehr ihn ſonſt ſein Lehrberuf befriedigte, ſehen wir aus folgenden Strophen:

„Die Fenſter noch geſchloſſen
Vor wildem Wetter der Nacht —
Wie dringt am ſchönen Morgen
Die Sonne herauf mit Macht!

Sie trinkt die feuchten Nebel
Mit ihrem heißen Kuß,
Die in den Schluchten dampfen
Vom nächtlichen Regenguß.

O ſtolze Manneswonne:
Ueber des Nebels Wehn,
Gleich dieſer Sommerſonne,
Segenſpendend zu ſtehn!“

Auch im Maikäferverein fand Kinkel oftmals Erſatz und Troſt für das Unrecht, das ihm die arge Welt zufügte. Hier begegnete ihm auch Joſeph von Rehfues, der geiſtreiche Dichter des Scipio Cicala, ein Mann, der nicht, wie die Meiſten, von Vornherein mit ſeinem Urtheil fertig war, und deſſen milde Freundlichkeit auf Gottfried den anziehendſten Eindruck machte. Welch' ein Gegenſatz zwiſchen dieſem Poeten und den ränkevollen Theologen, an denen man klar erkannte, wie groß Jemand in der Wiſſenſchaft, wie bornirt im ſittlichen Urtheile ſein kann, und wie kräftig noch der alte Phariſäer lebt.

Als neue Mitglieder traten 1842 in den Maikäferverein Hermann Behn-Eſchenburg, Wilhelm Seibt, Albrecht Schöler und A. Wolters ein, von denen nur der Erſtere ein ziemlich hervorragendes Talent beſaß. In dieſem, wie in dem folgenden Jahrgange ſpielt die Politik die wichtigſte Rolle, der leichte Humor verſchwindet, und der Ernſt des Lebens zieht ſich auch durch die mitgetheilten Dichterwerke hin. Als nicht politiſch erwähnen wir aus dieſer Zeit ein romantiſches Schauſpiel mit Geſang in 4 Aufzügen, „die Aſſaſſinen“ betitelt, das Kinkel im October und November 1842 ſchrieb, während Johanna die eingelegten

Lieder componirte. Außerdem ſind von einer ganzen Reihe von Dramen: Otto der Erſte und Heinrich, die Mauren in Spanien, Franz von Sickingen, Herodes, Savonarola, Robespierre, Munuza, Don Juan, Eulogius Schneider u. a. theils längere oder kürzere Pläne, theils einzelne Scenen, Lieder und Notizen vorhanden. Auch der Romanzenkranz: „Otto und Adelheid“ *) und die Gedichte „Nixenteich“ **), „Auf der hohen Acht“, „Der Kobold von Wallportzheim“, „An die Auswanderer“, „Graf Ulring“ ***) fallen in dieſe Lebensperiode. Endlich erwähnen wir noch den „Lothar von Lotharingien“ oder „Gekränktes Recht,“ Trauerſpiel in fünf Aufzügen“, der auf dem Stiftungsfeſte 1842 mit lautem Beifalle den Preis gewann. Dies Stück wurde damals den Bühnen gegenüber als Manuſcript gedruckt; allein der Umſtand, daß ein Papſt darin handelnd auftritt, bewirkte das Verbot der Aufführung. Später hat Kinkel nicht gewollt, daß jenes Trauerſpiel über die Bretter ginge, weil es trotz vieler Schönheiten ihm doch nicht bedeutend genug erſchien, um ein allſeitiges Intereſſe des Publikums in Anſpruch zu nehmen. Lothar iſt im Grunde ein zu kleinlicher Menſch, um als tragiſcher Vorwurf benutzt zu werden, und Kinkel wollte jedenfalls zuerſt mit einem bedeutenden Drama auftreten, das mindeſtens den Vergleich mit dem „Uriel Akoſta“ aushielte.

---

*) Niederrheiniſches Jahrbuch für Geſchichte, Kunſt und Poeſie, herausgegeben von Laurenz Lerſch. S. 342 ff.

**) Rheiniſches Taſchenbuch für 1845. Herausgegeben von Dräxler-Manfred. S. 192.

***) Die Ahr. Landſchaft, Geſchichte und Volksleben; zugleich ein Fuhrer fur Ahrreiſende. Mit 18 Stahlſtichen nach Originalzeichnungen. Von Gottfried Kinkel. Bonn, Verlag von T. Habicht. 1846. S. 338. S. 263. S. 295. S. 345.

Es war ſchlimm, daß die jüngeren Kräfte, welche ſich dem Maikäferverein anſchloſſen, nicht bedeutend und namentlich nicht rüſtig genug waren, um das Unternehmen nach Wunſch zu fördern. Statt ihre Jugendfriſche gegen die Erfahrung des älteren Freundes auszutauſchen, mußte Gottfried ihnen beſtändig einen Hauch ſeiner ewigen Jugend abgeben, und ſie unermüdlich zu neuer Schöpfungsluſt reizen. Nur Johanna übertraf ihn noch an Emſigkeit, und ſo hielten Beide durch ſtetes Anfeuern und Wetteifern den Bund kräftig zuſammen. Die vorzüglichſten Productionen ſämmtlicher Mitglieder, welche ſpäter veröffentlicht ſind, finden ſich faſt ohne Ausnahme im „Maikäfer,“ und haben die Kritik jener Geſellſchaft erfahren. —

Gottfried Kinkel hatte ſich 1840, ſo gut, wie Herwegh und die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen, durch die Thronrede Friedrich Wilhelm IV. zu illuſoriſchen Hoffnungen fortreißen laſſen, und damals das bekannte Gedicht „Am Huldigungstage“*) geſchrieben. Allein wenige Monde genügten, um ihn ſeinen Irthum erkennen zu laſſen, und ſchon 1842 ſchrieb er ein zweites Gedicht an den König*) mit dem begeiſterten Zuruf:

---

*) Gedichte S. 57.

„So wahr die Stern' am Himmel rollen:
 Wir ziehn den Stahl zur Bürgerſchlacht!
Nur Das zu thun, was Alle wollen,
 Iſt das Geheimniß jeder Macht!“

Auch folgendes Gedicht entſtand vierzehn Tage ſpäter:

An das Volk!**)

„Mein ſtarkes Volk, das mit verjüngtem Leben
 Aufgrünt vom Eis der Alpen bis zum Belt,
Du haſt vorzeit Dich duldend hingegeben
 Als Opfer für die Sünden dieſer Welt.
Der Dämon, der in dreißig bangen Jahren
 Die Welt verheert auf ſeinem blut'gen Flug,
Du haſt am Tiefſten ſeinen Grimm erfahren,
 Als er in Dich die Tigerklauen ſchlug!

Tief haben Deine Fürſten Dich zerſpalten,
 Und ſich bezahlt gemacht mit Deinem Blut;
Doch hat die innre Lebenskraft gehalten,
 Und ſtark geblieben iſt der deutſche Muth.
So weit erklingt das Lied der Nibelungen,
 So weit der Staufenritter Stolz und Leid,
Iſt bis zu dieſer Stunde nicht zerſprungen
 Die goldne Kette deutſcher Einigkeit.

---

*) Drei politiſche Lieder von Gottfried Kinkel aus dem Jahre 1842. Abgedruckt in der „Neuen Deutſchen Zeitung.“ Jahrgang 1850.

**) Bonner Zeitung. Jahrgang 1848. No. 128.

Drum blicke nicht nach Nord und Oſt mit Sorgen, —
  Kommt erſt der Feind: Du biſt Dir ſelbſt genug!
Gedenke kühn an Hellas Freiheitsmorgen:
  War Hellas eins, als es die Perſer ſchlug?
Doch fiel der Spartaner bei den Thermopylen,
  Dann ſchlug Athen die große Meeresſchlacht!
Die Stimmen ſtrebten nach den gleichen Zielen: —
  So groß iſt *heut'* auch noch des Blutes Macht!

Dein Schwert, entreiß' es allen Fürſtenknechten,
  Und ſchwing' es ſelber in der ſtarken Fauſt!
Dich hat gekränkt in Deinen höchſten Rechten
  Die feige Schaar, der Du nicht mehr vertrauſt.
Zerreiß' den Frieden, der die Ehre ſchändet
  Kraft Deiner eignen heil'gen Willensmacht, —
Und wenn ein Welttheil gegen Dich ſich wendet:
  Ford'r' ihn heraus, und biet' ihm kühn die Schlacht!

Vielköpfig biſt Du, — laß es Dich nicht grämen!
  Es gelten nicht die Köpfe, nur das Herz.
Dein Herz ſei Eins! Laß Dir das Herz nicht nehmen,
  Dann iſt, Was Jene brieften, Dir ein Scherz!
Es ſchlagen ja die Fürſten nicht die Schlachten —
  Zwei Arme haben ſie, wie jeder Mann!
Wenn erſt um Dich die Pulverwolken nachten:
  Dann kommt der Eine, der befehlen kann!"

Kinkel war eine Natur, die mit jeder Fiber zur Freiheit hindrängte, ohne daß ihm vielleicht jemals das Wort „*Freiheit*" als Endziel ſeines Wollens vorgeſchwebt hatte. Nun erwachte dieſer ſchlummernde

Keim in ſeiner Bruſt, und als das Wort gefunden war, das ihm fehlte, jauchzte ſein Herz mit ſchwellender Luſt der neuen Heimath entgegen.

Schon lange hatte er dieſe vergeblich geſucht, weil ihm die alte nicht mehr genügte:

„Ob Alles, Alles ſei verloren,
  Auch Glück war eine ird'ſche Laſt;
Die Heimath, die ich mir erkoren,
  Sie bot dem Geiſt nicht länger Raſt.
Die Freiheit will mich neu beſchwingen,
  Roth färbt ſie meine Wangen bleich,
Zu neuen Sphären ſoll ich dringen —
  Doch ach, wo blüht mein neues Reich?“[*])

Es blühte ihm auf dem Felde des Kampfes und der Völkerſchlacht, auf dem dornenvollen Pfade, wo die allmächtige Liebe das rothe Banner des Haſſes trägt, um ein urſprüngliches Menſchenthum wiederherzuſtellen, und das Recht des Einzelnen auf „einen Antheil Lenz und Leben“ durchzuſetzen. Wie ein Prieſter alles Hohen und Edlen auf der Erde, redete Gottfried Kinkel zum Volke, und ſein Wort hat den Weg gefunden in unſere Herzen, um nie wieder zu verklingen.

Unter einer nicht unbeträchtlichen Anzahl politiſcher und ethiſcher Epigramme heben wir aus damaliger Zeit folgende hervor:

---

[*]) Ausmarſch. Gedichte S. 102. Vergl.: „Ins Weite.“ Daſ. S. 101.

Sinnviolen.

1.

„Als Jünglinge dachten wir nicht frei, —
Dank dir, du goldne Hausvogtei;
Dafür iſt Freiheit über Nacht
In reifer Mannesbruſt erwacht.

2.

Gemeines hab' ich nie verübt, —
Was hab' ich denn eigentlich verbrochen?
Am Volksthum hab' ich mich geübt, —
Gleich heiß' ich ein communer Knochen.

3.

Ihr fürchtet unſre ſtürmenden Gedanken,
Weil ihrem Stoß die morſchen Kirchen wanken?
Der Juden Tempel ſank in Schutt und Graus —
Dann baute Chriſtus ſeine Kirche draus.

4.

Ihr alten Herrn, die Zeit iſt ſtrenge,
Früh ſchenkt ſie uns weißes Haar in Menge!
Drum denken wir nicht ſo lang' zu paſſen,
Bis Ihr uns wollt an's Ruder laſſen.

5.

Nach Unten ſchlägt die Wurzeln der Baum,
Nicht halt er ſich feſt im luftigen Raum.
Nicht blicke der Mann nach des Thrones Dunſt:
Feſt wachſ' er in des Volkes Gunſt!

6.

Die Fauſt mag brauchen des Knaben Wuth,
Der Jüngling fordre des Gegners Blut;
Vom Manne heiſcht der Ehre Gebot
Kampf des Geiſtes auf Leben und Tod.

7.

Doch im allerhöchſten Werthe
Rauſcht das Lied zum Waffenklang;
Mit dem Geiſte, mit dem Schwerte
Sei im Bunde der Geſang!

8.

So lang noch feſt die Berge ſtehn,
Und grün der Mai ſich wird entfalten,
Müßt's doch mit Teufel und Höll' zugehn,
Wenn man nicht könnte ſich ſtark erhalten.

9.

Nicht bitt' ich Gott um Gut und Geld,
Mein Flehen iſt nur ſo geſtellt.
Die ewige Ruh' gieb drüben mir
Die ewige Unruh' laß mir hier!

10.

Niemals nur in Kunſt und Leben
Schlechtem, Halbem Raum gegeben!
Populär kann Der nur heißen,
Der zu ſeinen Hohn kann reißen.

11.

Wer jetzt noch dichtet für's Publikum,
Die klugen Leute nennen ihn dumm: —
Mir aber iſt das ein Jammerpoet,
Dem nicht immer ſein Volk vor Augen ſteht.
1836.

12.

Der Strom, wenn er jung, mit lautem Schalle
Brauſt über die Klippen in jähem Falle: —
Aber freilich der Wieſenbach
Geht immer harmoniſch der Naſe nach.

13.

Kleinkinderſchulen ſind angelegt, —
Wie früh wird ſchon der Tugend gepflegt!
Man kann am Ende gar auf Erden
Kein Lump noch tüchtiger Kerl mehr werden.

14.

Mit der Dogmatik mögt Ihr's halten
So orthodox wie Eure Alten: —
Doch die Geſchichte laßt nicht Wahl,
Ihr Loſungswort heißt: „Liberal!“

15.

Ewig in Geiſt und Gluth Dich getaucht,
Nimmer ermattet und nimmer lau!
Iſt die Welt auch kalt und flau
Fuhlt ſie doch, daß ſie Begeiſtrung braucht!“

Aus den „Stedingern:“

Akt I., Scene I. „Ich wollt', es wäre erſt wieder Zeit zum Dreinſchlagen! Das Halbe thut's nicht. Es giebt jetzt kein Recht, denn Keiner hält es: — ſo

Viel ich faſſen kann mit meiner Fauſt, das iſt mein Recht. Es giebt auch keine Kirche, denn eines Jeden Kirche iſt, Was er glaubt.“

Akt III., Scene 8. „Erſt Wer Leben und Tod verachtet, iſt ein ganzer Mann. Thaten vermählen ſich nicht dem Beglückten, ihn beſiegt der Leidende überall.“

Akt IV., Scene 3. „Furchtbares Jahrhundert! Kirche und weltliche Macht, Alles verläßt den Gerechten und tödtet den Unſchuldigen. Nur des Volkes Herz wanket nicht in Liebe und Haß. Und dies Herz, o Gott, läſſeſt Du brechen?“

Akt V., Scene 11. „O Ihr bleibt ewig halb im Haß, darum ſeid Ihr zu Grunde gerichtet!“

In einem Gedicht vom 3. September 1842 deutet uns Gottfried „die ſieben Berge“ bei Bonn; er ſchließt ſeine Auslegung:

„Und wenn ich einmal einen Jungen krieg',
Dem will ich die Berge deuten,
Und will ihn warnen mein Leben lang
Vor den gelehrten Leuten.

Ich weiß: nicht kann er der König ſein,
Und adlich ſoll er nicht werden,
Auch kein Gelehrter — ſonſt Was er will
Auf Gottes weiter Erden!“

II.

Zu Anfang Januar 1843 erſchienen Gottfried Kinkel's Gedichte, und erfuhren bald darauf in der Jenaer Literaturzeitung die günſtigſte Beurtheilung. Er arbeitete damals viel am „Morgenblatte“ und der „Augsburger allgemeinen Zeitung.“ Namentlich die letztere enthält zahlreiche und werthvolle Beiträge auf dem Felde der Kunſtgeſchichte und Nationalliteratur. Kinkel empfing gleichfalls um dieſe Zeit von Dr. Kolb die Aufforderung, für ein New-Yorker Blatt zu arbeiten, und war nach allen Seiten hin thätig.

In religiöſer Beziehung vollzog ſich ſeine Umwandlung allmälig mehr und mehr. Nachdem es ihm gelungen war, Johanna wieder in das traumdunkle Wiegenlied des Chriſtenthumes zurückzuſingen, hatte ſeine Geliebte von ihm „Strauß' Leben Jeſu“ begehrt, um nun auch ſich zu überzeugen, daß ihr neugewonnener Glaube ſtichhaltig ſei gegen das Urtheil des ſcharfen und zerſetzenden Verſtandes. Gottfried hatte ſich ungern ihrem Wunſche gefügt, weil er fürchtete, daß Johanna noch nicht feſt genug im Glauben ſei, um eine geiſtvolle Kritik mit der Gluth des religiöſen Gefühls zu widerlegen. Er ſah, daß ſeine Furcht nicht grundlos geweſen; denn Johanna begann jetzt, alles ihrer Vernunft Widerſprechende aus dem Chriſtenthume auszuſcheiden, und mit beklommenem Herzen, aber männlichringender Entſchloſſenheit folgte er ihr auf den Pfaden des Zweifels in die Abgründe der Negation. Er arbeitete ſich mit ihr durch das verſchlungene Labyrinth der neueren Philoſophie, und ſagt ſelbſt in ſeinen Tagebüchern: „Ich will doch ſehen, als ob die gewaltige Strömung von Kant bis Feuerbach mich hinaustreibt in — den Pantheismus! Es gilt

Zu dieſem Schritt ſich heiter zu entſchließen,
Und wär' es mit Gefahr, in's Nichts dahinzufließen!

denn der Schlußſtein meines Lebens iſt nicht hiſtoriſche Erkenntniß, ſondern ein feſtes Syſtem, und der Kern der Theologie nicht Kirchengeſchichte, ſondern Dogmatik. Muß ich über den Standpunkt des Chriſtenthumes hinaus, ſo bleibt mir zur Lebensaufgabe das Begreifen, wie zu der neueren pantheiſtiſchen Welt das hiſtoriſche Chriſtenthum ſich verhalte. So gehe denn Alles ſeinen ſtillen Gang, und wenn es ſein kann und ſoll, ſo bleibe das Ungeheure, Zerſchmetternde, völlig Neue mir fern. Wo nicht, ſo komme es heran, und wirke dann durch die Zerſtörung erlöſend auf mich ein. Nur eigne Schuld und Leidenſchaft will ich mit Gottes Hülfe fern zu halten, und den inneren Frieden zu bewahren ſuchen, den das Himmelreich der Idee in allem Unrecht, das die Welt uns anthut, zu gewähren vermag.“

Ruhig und ernſt ſchritt Kinkels Entwicklung mit innerer Nothwendigkeit fort, und als er endlich, zugleich mit Johanna, im Hafen des Pantheismus angelangt war, ſah er mit ſtiller Freude, daß die Schreckniſſe des neuen Evangeliums nur eingebildete und anerzogene Vorurtheile geweſen. Die Liebenden hatten geglaubt, in ein ewig ſtürmendes Meer ohne Leuchtthurm und Compaß hinauszuſteuern, und fanden ſich nun auf einer hellen, ſpiegelklaren See, darauf ſich die Sonnenſtrahlen glitzernd im Morgenſchein luſtig ſpiegelten. Und am Ufer ſtanden die ewigen Berghäupter, mit blühenden Rebengewinden umkränzt, und ſchauten ſo freundlich mild auf die einſamen Kinder herab, die ihr leichtes Boot ſingend und ſpielend über die See trieben. Gottfried aber ſang ein junges Lied zu den Saiten der Goldharfe, welche die Geliebte mit jauchzender Luſt erklingen ließ:

„Stolz mögen wir uns glücklich nennen,
Weil bei des Geiſtes mildem Schein
Des Lebens Fülle wir erkennen,
Die Andre drückt mit dumpfer Pein.

Doch mehr noch glücklich, weil wir ſinnig
Und liebend rings das Leben ſchaun,
Und an dem Kleinſten fromm und innig
Mit Kindesinbrunſt uns erbaun.

Kein Bienchen ſchwimmt auf naſſen Wogen,
  Dem unſer helfend Mitleid fehlt;
Der Käfer, der ſich ſtarr geflogen
  Wird neu von unſerm Hauch beſeelt.

Denn überall iſt Liebesfülle,
  Wo ein Gebild zum Leben ſtrebt;
Wir ahnen's, daß in kleinſter Hülle
  Ein Meer von Luſt und Qualen bebt;

Und daß die duftberauſchte Mücke
  In ihres Lebens kurzem Tag
So Viel von Schickſalsgunſt und -tücke,
  Als Du und ich, erleiden mag.

Nur eitlem Sinn erſcheint es nichtig,
  Was ſchnell entſteht und raſch zerfällt,
Uns iſt ein Wunder hoch und wichtig,
  Das einmal lebt in bunter Welt.

Uns wird des Schmetterlings Entfalten
  Ein hehr prophetiſches Geſicht,
Des Lenzes Hauch ein heilig Walten,
  Und eines Leuchtwurms Tod Gedicht."

Um dieſe Zeit ward auch der „Traum im Speſſart“ vollendet. Ob es der Dichter mit dieſem Traume ernſtlich gemeint hat? Gewiß, wir würden ihm Das ſonſt ſehr verdenken; denn die liebliche Erzählung hat einen großen, gewaltigen Kern. Uns fallen beim Leſen unwillkührlich die Worte Schiller's ein:

„Alle dieſe Blüthen ſind gefallen
Vor des Nordens ſchauerlichem Wehn; —
Einen zu bereichern unter Allen,
Mußte dieſe Götterwelt vergehn.“

Hat denn wirklich das Chriſtenthum uns einen ſo reichen Erſatz gebracht für den zerſtörten Hellenismus, für den reizenden Glauben des blinden Heidenthums? Wir müſſen es wohl glauben; denn wir hören es ja alle Tage von Kanzel und Katheder. Dem Dichter geſtattet man ſchon ein bischen Freiheit mehr, und ſo iſt dies luftige Mährchen im Grunde nur ein lebendiges Fragezeichen, auf das uns das Chriſtenthum die Antwort vorenthält. Wir können es in der That dem fanatiſchen Eifer der alten Kirchenväter und Apoſtel ſchwer verzeihen, daß ſie uns aus all' dem ſaubern, luftigen Elfenvolk, all' den wellenſchaumbekränzten Bachkönigen und all' den gewaltigen Weibern des Geiſterreiches lauter unflätiges Teufelspack, lauter ſchmieriges und grauſiges Hexenvolk gemacht haben. Der Poet verſetzt uns in eine Zeit, wo der Verkehr mit Geiſtern dem Menſchen ſchon als Frevel erſchien, die Natur war entgöttert — man nennt das: Vergeiſtigung der Materie — und von dem lebendigen, ſelbſtſtändigen Schaffen und Walten im Kerne des Weltalls hatte man längſt keine Ahnung mehr. Daß Alles lebt und webt, daß Baum, Bach, Blume und Schmetterling eben ſo unſterblich ſind, wie wir, das wollte Niemand den Geiſtern glauben, und daß das Ende der Eiche „Leben im Borne des Lebens iſt, aus dem ſie hervorgeſprungen,“ dünkt Manchem unbegreiflich. Nur Wer das wüſte Treiben der geſunkenen Welt müde iſt, „Wer draußen Nichts mehr beſitzt, kein Herz, kein Haus, kein geliebtes Grab mehr, den nimmt die Natur an ihr Herz, den läßt ſie aber auch nie mehr fort aus ihrer Stille.“ Erſt ſpät, wenn unſer Frühling zu Rüſte ging, wenn uns Alles betrog und wir in all' unſern ſtolzen Hoffnungen enttäuſcht daſtehen, tritt uns das Bild unſerer Kindheit wieder vor die Augen, der Schleier ſinkt, der unſern Blick umflorte, und wir begehren nicht Mehr zu ſein, denn Roſe und Lilie. Muß dieſer tiefe Zug zur Natur denn ſo ſpät wiederkehren, wird die Menſchheit denn niemals die von den Pfaffen als ſündlich verdammte Welt wieder in ihr Recht einſetzen? Wer kann uns dieſe Frage beantworten? Der Geiſt iſt ein ſtolzer Tyrann, aber das Natürliche iſt dennoch größer, und auch den klagenden Genien des Alls kehrt die Zeit wieder, da ſie in freier Liebe mit dem erlöſten Menſchengeſchlechte verkehren dürfen.

Dies der philoſophiſche Kern des Mährchens, den der tiefere Leſer leicht herausfindet. Der gemüthliche Spießbürger freilich wird nur eine liebliche Waldgeſchichte leſen, die ihn bei Alledem ſeltſam berührt. Er wird den Kopf ſchütteln, und vergnüglich vor ſich hin ſchmunzeln: „Was die Poetlein doch für närriſches

Volk ſind!“ Aber auch für ſolche Leſer bietet unſer Mährchen die Antwort: „Wem die Geiſter noch leben, der glaubt es, daß die Mähr des Waldes dem Geweiheten durch Offenbarung kund ward. Wem aber nie das ſchauende Auge geöffnet war für eine andere, als die Welt des Menſchen, der mag ſagen: Es war eines Dichters Traum im Speſſart.“

Wie Gottfried, ſo ſchuf auch Johanna Werke voll der glühendſten Andacht der Natur, und ihr „Lebenslauf eines Johannisfünkchens“ *) zeigt uns die Ideen mit Fleiſch und Blut bekleidet, welche Gottfried in dem oben mitgetheilten Gedichte offenbart hatte. Auch dieſe Dichtung athmet ganz den reizenden, naturfriſchen Geiſt, den wir am „Traum im Speſſart“ bewundern. Wahrlich, Was ſind alle Forſchungen und Bemühungen der Naturwiſſenſchaft, alle „Käferbücher“ und „Schmetterlings-Faunen“ gegen ſolch ein Stück Leben aus der gottgeſchwängerten Schöpfung?! Ihr Guten und Frommen, tretet her an die Schwelle der Poeſie, die Euch einführt in den leuchtenden Tempel des Alls, und lernet glauben, glauben wie das Kind, das an die Liebe glaubt, weil ſie ihm entgegenlächelt aus jedem Blick des Mutterauges! Viel und oft habt Ihr geklagt über die Gottloſigkeit der Poeten: aber Was iſt Glaube? Der Glaube iſt die Liebe, die ganze, volle Hingabe, das jubelnde Hinſinken an das Herz Gottes, der da zu uns redet aus Fels und

---

*) Erzählungen. S. 65.

Baum, aus dem Wellenſchaume der ſonnenbeglänzten Meerfluth und aus dem Leuchten des Johannisfünkchens, das liebestrunken hintaumelt durch den Blüthentraum einer warmen Sommernacht! Ob es wirklich ſo lebendig zugeht unter all' dem kleinen Käfer- und Schmetterlings-Völkchen, als die Poeſie uns belehren möchte? Wir glauben es; denn wir ſind fromm und gut, wir laſſen uns nichts weißmachen von nüchternen Philoſophen und zeterſchreienden Dogmatikern, wir liegen gern im weichen Graſe, und ſchauen in den blauen Himmelsgrund, und ſtimmen jubelnd ein: „Gelobt ſei Gott, der da iſt, war und ſein wird in Ewigkeit!“ — Wird dies kleine Lebensbild, das kaum fünf Blätter füllt, denſelben Reiz auf alle Leſer üben, das Herz Aller andächtig zur Erbauung hinreißen, wie das unſrige? Wir glauben es kaum; denn die politiſchen Wirren haben den Sinn für Poeſie und Religion in Manchem ſtumpf gemacht, und Wenige haben das kindliche Verſtändniß für die hohe Sprache des Weltgeiſtes bewahrt, deſſen Wort doch ſo mahnend und lockend zu uns herüberklingt von Stern zu Sternen! Wohl unſerer Zeit und Segen dem Geiſte unſerer Dichter, wenn ſie uns den Sinn für die Natur und das ewig Göttliche wieder erſchließen, wenn ihr melodiſches Zauberwort nicht unvernommen verhallt in dem Rufen der Schlacht und dem wilden Zuſammenſchlagen der Schwerter zwiſchen den verirrten Gotteskindern!

Vor ihrer Vermählung war Johanna öffentlich zur proteſtantiſchen Kirche übergetreten. Dieſer Schritt hatte ſeine Schwierigkeiten gehabt, weil Jene mit Ausnahme der hiſtoriſchen Thatſachen Wenig vom modernen Chriſtenthume mehr glaubte; allein da es in der proteſtantiſchen Kirche nicht ſo ſehr auf beſtimmte Glaubensformeln, als auf den ethiſchen Begriff ankommt, hatte der Pfarrer Evertsbuſch ihren Uebertritt ohne gar zu große Mühe bewerkſtelligen können.

Sechs Tage vor ſeiner Hochzeit hatte Kinkel eine Petition der Bewohner Bonns um Preßfreiheit abgefaßt und dieſelbe, mit zahlreichen Unterſchriften bedeckt, an den vereinigten Landtag abgeſandt.

Den 22. Mai 1843 wurden Johann Gottfried Kinkel und Anna Maria Johanna Mockel in der Privatwohnung des freundlichmilden Pfarrers Wichelhaus zu Bonn getraut. Zeugen waren Emanuel Geibel, Andreas Simons, Auguſte Heinrich, Linda Berndt und die Eltern Johanna's.

Gottfried ſchenkte ſeiner Geliebten, als er ſie in ſeine ſtille Wohnung einführte, nachſtehendes Gedicht:

„Und ſieh', nun iſt es doch gekommen,
Was uns die Welt ſo ſchwer gemacht;
Nach all' dem Kampf iſt doch entglommen
Die Fackel ſtiller Hochzeitsnacht.
Nun komm, tritt ein in meine Klauſe,
Sei mir vereint mit Seel' und Leib,
Und laß Dir's heimiſch ſein im Hauſe,
Darin Du nun gebeutſt als Weib!

Ein Jüngling nicht, im Seelentauſche,
    Jauchzt Dir ein wilder Schwärmer zu,
Nicht wie die Braut im Jubelrauſche
    Trittſt über meine Schwelle Du.
Auf meiner Stirn die frühen Falten,
    Auf Deinem Auge liegt der Gram,
Weil ja in tauſend Truggeſtalten
    Der Haß, Dich mir zu rauben, kam.

Doch ungeſchwächt durch alte Klage
    Ging mit uns dieſe heil'ge Gluth.
In unſres Herzens vollem Schlage
    Pulſt noch ein heißes Jugendblut.
Sei froh und ſtolz: mit ſtarkem Sinne
    Erwieſen wir's der feigen Welt,
Wie einer todesſtarken Minne
    Kein Hemmniß in den Weg ſich ſtellt.

Verzeih's Gott Denen, die uns haſſen, —
    Dir beut die Hand ein armer Mann.
Mit Einem Blick magſt Du umfaſſen
    Das Gut, das ich Dir bieten kann.
Ja, lebte noch das Recht auf Erden,
    Ging' Alles ehrlich, wie es ſoll:
Dir müßte ja zu eigen werden
    Ein Haus, an Schätzen übervoll.

Klein iſt mein Haus, doch meine Veſte
Gewährt Dir Schutz in Sturm und Noth;
Und Der die Vöglein nährt im Neſte,
Giebt wohl auch uns das täglich' Brod.
Sieh', wir ſind reich, — dies unſer Eigen:
Ein traulich Lager für uns Zwei,
Um uns der Lenznacht keuſches Schweigen,
Der Weinkelch und die Kunſt dabei.

Der Garten ſendet ſeine Düfte
Berauſchend her in üpp'gem Schwall,
Und durch der Lenznacht feuchte Lüfte
Ruft: Komm, o komm! Die Nachtigall.
Um jener Berge Gipfel gluthet
Das Abendroth im hellſten Schein,
Und mit kryſtallnem Band umfluthet
Dein Heimathland und meins der Rhein. —

So tritt denn ein in meine Klauſe,
Sei mir vereint mit Seel' und Leib,
Und laß Dir's heimlich ſein im Hauſe,
Darin Du nun gebeutſt als Weib!
Vorbei der Kampf mit ſeinen Schmerzen,
Was uns getrennt, liegt ewig fern: —
Und ob den treuverbundnen Herzen
Glüht hell der Liebe Morgenſtern!“ —

Wenige Tage ſpäter fuhren Gottfried und Johanna den Rhein herauf nach St. Goar, um Freiligrath und ſeiner Frau einen Beſuch abzuſtatten. Gottfried las in Sallet's Werken, von denen damals eben der zweite Band erſchienen war, und ſchlug zufällig die „Romanze von einem deutſchen Weibe“ auf, welche mit den Worten ſchließt:

„Und Der dies Lied geſungen,
Hat auch ein junges Weib;
Wenn ihm der Ruf erklungen:
Sie wird nicht ſagen: Bleib!“

„Nicht wahr, Johanna?“ fragte Gottfried; „wenn auch mich einſt die Schlacht der Freiheit unter die Kämpfer ruft, — Du wirſt nicht ſagen: Bleib!“

Johanna ſchmiegte ſich feſt an ihn an, und blickte ihm groß in's Auge. Es war ihr, als ſollte ſie ſchon den geliebten Mann ihr entriſſen und in die wilde Schlacht ſtürzen ſehn. Gottfried aber ließ ſein dunkelbraunes Auge über die wehenden Saatfelder und ergrünenden Rebengelände ſchweifen, und wiederholte fröhlich, indem er ſein junges Weib an die männliche Bruſt drückte:

„Und Der dies Lied geſungen,
Hat auch ein junges Weib;
Wenn ihm der Ruf erklungen:
Sie wird nicht ſagen: Bleib!“

◆

Gottfried Kinkel.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg iſt erſchienen:

	Thlr.	Sgr.
Strodtmann, A., Lieder eines Kriegsgefangenen auf der Dronning-Maria	—	7½
Bauer, Edgar, die Parteien: Politiſche Revue 1—36 Heft	1	—
Bekenntniſſe eines preußiſchen Officiers	—	10
Briefe aus Italien und Frankreich. Von einem Ruſſen	1	—
Czetz, Joh., Bem's Feldzug in Siebenbürgen in den Jahren 1848 und 1849	1	15
Daumer, G. F., Die Religion des neuen Weltalters. 3 Bde.	4	15
Enthüllungen aus Oeſterreichs jüngſter Vergangenheit	1	15
Für Schleswig-Holſtein! Geharniſchte Sonnette (Der Ertrag iſt für Schleswig-Holſtein beſtimmt.)	—	5
Glaßbrenner, A. und Daniel Sanders, Xenien der Gegenwart	—	15
Gottſchall, R., Lambertine von Mericourt. Tragödie in fünf Aufzügen	1	—
— — Ferdinand von Schill. Tragödie in 5 Aufzügen	1	—
— — Die Marſeillaiſe. Dramatiſches Gedicht in einem Act	—	10
Kapp, F., der conſtituirte Despotismus und die conſtitutionelle Freiheit	—	10
Königsberger, Dr. S., Aphorismen, betreffend die politiſchen und religiöſen Intereſſen der Zeit	—	12
Lapinski, Th., Feldzug der ungariſchen Hauptarmee im Jahre 1849	1	—
Nach der Natur. Lebende Bilder aus der Zeit. 3 Thle	4	15
Prinzhauſen, Fr., der Scheinkrieg mit Dänemark im Jahre 1848	1	15
Reiſinger, politiſche Bilder aus Ungarns Neuzeit	—	25
Republik oder Monarchie? Beantwortet durch Thomas Paine's „geſunder Menſchenverſtand“	—	10
Revolution, die deutſche, die Nationalverſammlung und die Fürſten	—	10
Seiler, S., das Complot vom 13. Juni 1849, oder der letzte Sieg der Bourgeoiſie in Frankreich	—	10
Teleki, Graf Ladislaus, die ruſſiſche Intervention in Ungarn	—	7½
Vom andern Ufer. Aus dem ruſſiſchen Manuſcript	1	15
Waldau, Max, O dieſe Zeit! Canzonen	—	15
Weerth, G., Leben und Thaten des berühmten Ritters Schnapphahnski	1	10

Gottfried Kinkel.

Wahrheit ohne Dichtung.

Biographiſches Skizzenbuch

von

Adolph Strodtmann.

„O Stern Orion, Du mein Bild!
Von Ewigkeit ſtürmt gegen Dich der Stier,
Du aber hältſt in blanker Waffenzier
Entgegen ewig ihm den Sternenſchild!“
Gottfried Kinkel.

Zweiter Band.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1851.

Bibl.
München

Voigt's Buchdruckerei in Wandsbeck.

Gottfried Kinkel.

Sechstes Buch.

Gewitterluft.

Bonn.

Sommer 1843 bis Frühling 1848.

1.

Das Leben eines Mannes klar zu entwickeln und nach allen Seiten mit einer gewiſſen Intenſität zu beleuchten, hat immer ſeine Schwierigkeiten; man kömmt oft in Verſuchung, Dinge, die dem Geſchilderten zu beſtimmter Zeit, namentlich in den Jugendjahren, überwiegend bedeutungsreich erſchienen, ſelbſt für bedeutend zu halten und ſie ſo dem hiſtoriſchen Helldunkel zu entziehen, das ihnen höchſtens einige vage Umrißlinien gönnt. Es tritt dieſe Schwierigkeit aber noch ſchroffer und gewichtiger hervor, wenn das Streben des Mannes einer kaum vergangenen Weltphaſe angehört, wenn ſein Name auf einem Blatt der Geſchichte verzeichnet ſteht, deſſen letzte Zeile noch Niemand leſen konnte, weil ſie überhaupt noch nicht geſchrieben iſt. Der feſte, ſcharf abgeſchloſſene Hintergrund fehlt für die Hauptfigur, und die Zeichnung muß daher die Konturen des Helden bald zu beſtimmt, bald zu verſchwommen erſcheinen laſſen. Das liegt in der Natur der Sache. Ein Mann, der in den letzten Jahren eine Rolle übernahm, die er nach allen

Richtungen würdig vertreten, wird alſo nothwendig theils von dem unklaren, nebligen Hintergrund getragen erſcheinen und Epigone markloſer und unthätiger Tage ſein, theils aber auch über den Rahmen hinausragen und Progone werden einer unzweifelhaft glorreichen Zukunft.

Um den Entwicklungsgang Kinkels von privater zu umfaſſend allgemeiner Wirkſamkeit gehörig zu würdigen, müſſen wir ſeine Entwicklung vom Jüngling zum Manne nochmals in ein Wort faſſen.

Kinkel hatte, wie alle vorwiegend lyriſchen Naturen, nie die ganze Gluth ſeines innern Feuers zu concentriren und voll auf einen Punkt wirken zu laſſen verſucht. Im Bewußtſein unerſchöpflichen Reichthums ſpielte er mit Flämmchen, ſchmelzte Sterne aus den Fingern und dichtete Regenbogen. Mitunter wurde Ernſt aus dem Spiele, die Flamme griff weiter als er gedacht, und in ſeinem Herzen blieb eine Brandſtelle, blieb die Aſche einer Erinnerung zurück, ohne daß er von der Gluth ſelbſt einen rechten Genuß gehabt hätte. Dies Zerflackern und Verſchwenden, dies Zerfahren in Sprühfunken ohne nachhaltige Wärme hörte auf, ſobald an die Stelle planlos ſchweifender Sehnſucht eine tiefe, Alles überwältigende Leidenſchaft trat. Die Schlacken ſchäumten ab, das Erz war rein — Kinkel war Mann geworden. Seine Kraft, ſein Wollen, ſein Herz und ſein Kopf, Alles ſah nur Ein Ziel, hatte nur Ein Verlangen. Und dieſe Concentration, dieſe innere Harmonie iſt es ja, die den Mann im großen Sinne des Wortes ſchuß- und kugelfeſt macht, die ihm den Stempel männlicher Vollendung aufprägt.

Damit fand auch die maßloſe Raketenlyrik ihr Ende das Überſprudeln hatte an ihn kein Recht mehr. An die Stelle der weichen, tönenden Liebesweiſen traten Glockenrufe anderer Art. Er beſaß nun das Weib, das man ihm nicht geben wollte, er hielt die ſtarke Seele in ſeinen Armen, welche Chikanen und Anfeindungen jämmerlichſter Art, Schleichereien, wie ſie das Pfaffenthum ſtets in das Familienglück zu paſchen ſucht, von ihm ferngehalten: — es war ein zwiefacher Sieg, ein Sieg nach Außen und Innen. Er hatte dem Leben den Frieden für ſein Herz, die Gewährung ſeines höchſten Wunſches abgekämpft, er war in ſich und mit ſeinem Weibe eine Einheit, ein Ganzes geworden, nun konnte er mit höherem, ruhigerem Ernſte für die Geſammtheit ſtehen. Lyriker war und blieb er, aber ſeine Lyrik mußte jetzt nothwendig eine männliche ſein, wie ſie vorher eine jugendliche, ſchäumende und zuckende war. Er dichtete nicht mehr für ſich und ſein Haus, ſeine „Gedichte“ in Vers und Proſa galten der Welt, der Menſchheit und brachten Gedanken, die nicht eng ſubjektive, ſondern rein humane Gefühle verherrlichten. Er empfand es klar: ſo lange der Einzelne für ſein gutes Recht zu kämpfen hat, gehört er ſich ſelbſt; iſt aber ſeine Exiſtenz gegründet, hat er ſeinen Frieden als Preis der Fehde mit dem Leben und jeder feindlichen Gewalt errungen, dann gehört er der

Geſammtheit. Gottfried Kinkel, der Jüngling, iſt todt — es lebe Gottfried Kinkel, der Mann!

Herzlichſtes Einverſtändniß und innigſtes Ineinanderklingen verklärte das Eheleben der endlich Vereinten. Jede Trennung ſuchten ſie zu vermeiden; Gottfrieds Arbeitsſtube war zugleich das Wohnzimmer Johanna's. Schloß Clemensruhe bei Bonn, das ſie damals bewohnten, mag Zeugniß geben, wie ſehr ſie es verſtanden, das poetiſche Leben, das ſie durchgeiſtete, auch in ihrer Umgebung ſichtbar und taſtbar hervortreten zu laſſen. Azaleen und Rhododendren hauchten zarten Märchenduft aus, Schlingpflanzen rankten ihre Feſtons an den Wänden, und im Schatten eines Orangenbaumes ſpielten zwiſchen Muſcheln und Korallenzacken Goldfiſche in einer Kryſtallkugel. Alles ſah geputzt und zierlich aus, und war doch unendlich wohnlich und anheimelnd.

Abends rückten die Beiden dann traulich zuſammen, und verſenkten ſich miteinander in die Sagen der Vorzeit oder die Gedichte todter und lebender Völker. Auf ihren Knieen lag oft ein altes Buch, in das ſie Beide hineinſchauten; Johanna ſchlang ihren Arm um Gottfrieds

Nacken, und, laſen ſie von Streit und Schlacht, dann wühlte ſie in ſeinen Haaren, und zauſte ſie wohl im Eifer gegen die Reichsfeinde, oder ſpielte ernſt mit den herabwallenden Locken. Kehrte dann dem Land der Frieden zurück, ſo glättete ſie wieder ſein dunkles Haar, und ihr Auge traf ihn mit einem Blick unendlicher Liebe. So machten ſie ſich das Leben, die Wiſſenſchaft zum Gedicht, und träumten von einer goldenen Zukunft.

Beim Studiren pflegte Kinkel eins ſeiner Kinder auf ſeinem linken Knie ſitzen zu laſſen, und es im Arme feſtzuhalten. Er gab ihm dann ein Schächtelchen mit Knöpfen, Federn oder Oblaten preis, welche es vor ſich auf den Schreibtiſch ſchüttete oder damit ſpielte. So hielt er ſtundenlang das Kind in den Armen, welches ganz ſtill ſich glückſelig in den Schlafrock des Vaters verkroch.

Nachmittags zwiſchen dem Mittagsbrod und Kaffee wurde ein halbes Stündchen geraſtet. Bei gutem Wetter ſtreckte ſich Kinkel auf den Raſenplatz, und ließ die Kinder um und über ſich krabbeln. Zuweilen kroch er ihnen dann nach, und that, als ob er ſie fangen wollte. Dann jubelten und jauchzten ſie voller Entzücken. —

Aber der Haß verfolgte die Beiden auch über ihre Vermählung hinaus, und die Verleumdung ſuchte jedes Wort zu entſtellen, das ſie im Rauſche der Seligkeit ausſprachen. Eine ſo herrliche Minne war der alltäglichen Gefühlsweiſe ihrer Bekannten fremd, und böswilliger Neid haucht nur zu gern ſeinen zerfreſſenden

Roſt über den Spiegel einer großen, von den Meiſten unverſtandenen Liebe.

So ſah das Paar eines Tages eine kleine Geſellſchaft bei ſich. Johanna entfernte ſich einen Augenblick, und rief dann die Gäſte in ein Nebenzimmer, von wo ſich ein wunderbarer Ausblick auf das Siebengebirge erſchloß. Staunend blickten Alle in das Abendgold der untergehenden Sonne; Johanna aber heftete ihr blaues Auge träumend auf den Geliebten. Es war ein Blick der ſeligſten Wonne. Gottfried ſchaute ſie lächelnd an, und fragte: „Was guckſt Du ſo freundlich zu mir auf, als ob *ich* das Alles gemacht hätte?“

„Schöner könnteſt ſelbſt Du Das nicht ſchaffen,“ erwiederte ſie.

Am andern Tage erzählten ſich alle männlichen und weiblichen Kaffeeſchweſtern in Bonn mit einem frommen Stoßſeufzer: „Denken Sie ſich die Gottloſigkeit! Frau Kinkel hat geſtern zu ihrem Manne geſagt, der Sonnenuntergang wäre *beinahe* ſo ſchön, als wenn *er* ihn gemacht hätte! *)“

Dieſe Anekdote genügt, um einen Begriff von der Bosheit zu geben, mit der man die Ausſprüche des jungen Ehepaares ausbeutete und im Intereſſe des Pietismus entſtellte.

---

*) Mit dieſen Worten hat noch im Herbſt 1848 ein pietiſtiſcher Feind Kinkels jenen Ausſpruch zu Bern erzählt. Es war zufällig eine Dame anweſend, die jener Geſellſchaft beigewohnt hatte, und den Zuſammenhang aufklärte.

Der Haß dieſer Finſterlinge ließ es indeß nicht allein bei Verleumdungen bewenden; ihre Aufgabe war, die ganze Exiſtenz des gehaßten Paares zu vernichten. Wir ſehen, wie raſch das ſchwarze Werk gelang.

Im März 1844 erhielt Kinkel eine Rüge vom Provincial-Schulcollegium zu Koblenz, weil er, nach Profeſſor Sack's Denunciation, „den Werth des Alten Teſtamentes in ſeinen Religionsſtunden am Bonner Gymnaſium herabſetze." Profeſſor Sack, dieſer unermüdliche Feind ſeines Collegen, der mehrfach in der edlen Poeſie pfuſchte, und Kinkeln der Eitelkeit beſchuldigte, ſchlug beſtändig die Augen gen Himmel, und hatte Jenen ſchon früher verſichert: „er ſei ſein Freund, verhindere aber nur deßhalb ſeine Beförderung, weil dieſe nicht gut für ihn ſei." (!!!) Dieſer Sack war, wie ſchon früher erwähnt, Schwager des „frommen" Miniſters Eichhorn, ſeine Frau aber die vertraute Freundin der Paſtorin Johanna Bögehold. Die natürlichſten Verbündeten fand er in Profeſſor Bleek, der Kinkels Ehe als „im höheren Sinne unſittlich" bezeichnet hatte, und in Nitzſch, dem non plus ultra geiſtlichen Hochmuths und geiſtlicher Unfehlbarkeit, der zu den allermenſchlichſten und natürlichſten Verrichtungen einen feierlichen, würdevollen Anſtand affektirte, und durch Kriecherei ebenſo leicht zu gewinnen war, als er Jeden, der ſich nicht blindlings ſeinem Willen unterwarf, unverſöhnlich haßte.

Schon im Frühjahr und Herbſt 1812 waren von Sack zwei Cenſuren über Kinkel's Thätigkeit als Religionslehrer an das Schulcollegium eingeſandt, die einen höchſt unbilligen Tadel ausſprachen. Nichtsdeſtoweniger hatte Kinkel zu Neujahr 1813 eine außerordentliche Gratification als „Anerkennung ſeiner Leiſtungen“ erhalten, und konnte ſo unmöglich ahnen, daß die Beſtrebungen ſeiner Feinde ihm das Zutrauen ſeiner Vorgeſetzten mit Erfolg zu entziehen im Stande wären. Jetzt empfing er plötzlich, zugleich mit der Cenſur ſeines Todfeindes, einen officiellen Verweis, den die Drohung ſeiner Abſetzung begleitete. Die Cenſur und die Antwort Kinkel's an das Schulcollegium beweiſen am Beſten die Gehaltloſigkeit der gegen ihn erhobenen Vorwürfe, und mögen deßhalb hier dem Leſer zur Beurtheilung vorgelegt werden.

Cenſur des Profeſſor Sack über die vom Lic. Gottfried Kinkel abgehaltene Religionsprüfung im Herbſt 1813.

„Über die mündliche Prüfung in der evangeliſchen Religionslehre iſt Nichts zu erinnern. — Was die ſchriftlichen Arbeiten von vier Abiturienten über die Frage: „Wie haben wir als Chriſten das Alte Teſtament anzuſehen und zu benutzen?“ betrifft, ſo iſt es zu bedauern, daß alle vier dieſe Frage von einem ſehr flachen Standpunkte aus behandeln, ohne alle Einſicht in den großartigen, feſten, geſchichtlichen, prophetiſchen und didaktiſchen Zuſammenhang des Alten und Neuen Teſtamentes, der altteſtamentlichen und chriſtlichen Religion. Daß das A. T. auch uns Chriſten noch ein feſtes hiſtoriſches Zeugniß göttlicher Offenbarungen und Machtthaten unter dem Volke Gottes, ein bleibender Spiegel göttlicher Regierung der Menſchheit, ein Chriſtum abſpiegelndes feſtes prophetiſches Wort und die Heiligkeit Gottes in ſeinem Geſetz offenbarendes Buch ſei: — davon wiſſen die Verfaſſer Nichts — bloß Vogel weiß Etwas von Weiſſagungen zu ſagen — ſondern den dem oberflächlichen Blick erſcheinenden **Unterſchied** heben ſie ſo hervor, daß das A. T. ihnen „rein ſinnlich,“ daß es ihnen „ſchwierig“ ſcheint, die noch zu haltenden Gebote des A. T. zu unterſcheiden, daß es ihnen bloß als ein Geſchichtsbuch „menſchlich-großer Perſönlichkeiten“ und als ſchöne Ausſprechung menſchlicher Gefühle und Lehren erſcheint, und der Eine es „zwar **entbehrlich,** aber **nicht überflüſſig**“ nennt. Es iſt wohl ſehr gewiß, daß dieſe ungründlichen Anſichten bei dem Leſen pantheiſtiſcher Geſchichtsbeſchreibung und dreiſter Kritik auch die letzte Spur von Intereſſe (Wie ſo?) und Verehrung für das A. T. und Glauben an ſeinen Inhalt aufgeben werden (Wer? die Anſichten?), während es von dem hiſtoriſch-prophetiſchen Standpunkte ſehr möglich iſt, die Jünglinge bleibend zu ſichern gegen die Mißverſtändniſſe und die Irrthümer unſerer Zeit (Aha, da kommt der Fuchs!). Der Beurtheiler tritt den Verfaſſern zwar mehrmals mit den Äußerungen: „zu ſtark,“ „ungerecht,“ „zu abſolut“ entgegen (Alſo doch!), aber es iſt zu fürchten, daß durch dieſe bloß moderirende *) Kritik die Jünglinge nicht werden zur Erkenntniß ihres Grundirrthums, daß nämlich das A. T. und ſeine Religion nur menſchliche Vorſtufen des Neuen ohne eigentlich göttlichen Inhalt ſei, kommen (Verzweifelter Stil!), und ohne die Vernichtung dieſes Irrthums wird auch der Glaube an den vollen Inhalt des Neuen Teſtamentes nicht feſt genug bei ihnen begründet werden können.

„Das Urtheil über die drei erſten Arbeiten hätte nicht ſo günſtig, und das über die Arbeit des auswärtigen Immatrikulanden günſtiger ausfallen ſollen.

Bonn, den 28ſten Januar 1844.“

---

*) Wirklich Schade, ehrwürdiger Herr Profeſſer, daß Ihr ungefälliger College Ihnen die kleine Freundlichkeit nicht anthun will: den Geiſt, das freie Denken **völlig todtzuſchlagen.**

„Hilf, Herr Gott, der böſen Welt,
Sie liegt ſo ſehr im Argen!“

Altes Geſangbuchlied.

An das königlich hochlöbliche Provincial-Schulcollegium in Koblenz.

„Als ich am 27. Februar des Jahres die Aufſicht bei der ſchriftlichen Religionsprüfung der auswärtigen Immatrikulanden antrat, fand ich zu gleicher Zeit die ein halbes Jahr auseinanderliegenden Cenſuren der hochlöbl. königl. wiſſenſchaftl. Prüfungscommiſſion über zwei von mir im Frühling und im Herbſt 1812 abgehaltenen Abiturientenexamina in der evangeliſchen Religionslehre vor. Beide Cenſuren erſchienen mir in manchen Stücken unbillig, und ich beſchloß ſogleich, dem hochlöbl. Provincial-Schulcollegium meine motivirte Ablehnung dieſer Urtheile vorzulegen. Ehe mir aber dazu Zeit wurde, überraſchte mich acht Tage nachher die Cenſur der letzten Herbſtprüfung nebſt dem Schreiben des hochlöbl. Schulcollegiums, welches auf Grund derſelben mir, „im Falle, daß *ſolche Bemerkungen* ſich *wiederholen* ſollten“, die Entlaſſung von meiner Stelle in Ausſicht ſtellt.

„Billig muß mich hier befremden, daß das genannte Collegium mich *volle anderthalb Jahre*, reſpective ein Jahr, über die ungünſtigen Urtheile einer vorgeordneten Behörde *im Unklaren läßt*, und dann, *ohne mir Zeit und Möglichkeit zu vergönnen*, jene früheren Beſchwerden entweder durch verändertes Verfahren abzuthun oder als *ungerecht zu erweiſen*, auf eine neue Cenſur hin mich mit Ankündigung eines möglichen *Strafurtheiles* überraſcht. Dies mußte mir um ſo weniger begreiflich ſein, da ja gerade nach dem friſchen Eindruck jener zweiten Prüfung vom Herbſt 1812 der verſtorbene Herr Regierungsrath Korten für mich auf eine Gehaltserhöhung und eine außerordentliche Gratification antrug, die mir bald darauf, zu Neujahr 1813, vom Schulcollegium auch wirklich mit Anerkennung meiner Leiſtungen ertheilt wurde. Wenigſtens konnte ich dadurch nicht auf die Vermuthung geführt werden, daß die genannte Behörde meine Leiſtungen ſo gering ſchätze, um bei ungünſtigerem Eindruck einer ſpätern Prüfung mir, **ohne mich nur zu hören**, mit **Abſetzung** zu drohen. Auch hat bei der von der Prüfungscommiſſion am Schärfſten getadelten Prüfung vom letzten Herbſt Herr Regierungsrath Lukas weder über das ſchriftliche, noch über das mündliche Examen den leiſeſten Tadel ausgeſprochen.

„Gehen wir aber auf dieſes letzte Urtheil der wiſſenſchaftlichen Prüfungscommiſſion näher ein, ſo iſt klar, daß das hochverehrliche Mitglied derſelben, welches das evangeliſche Religionsexamen cenſirt hat, von mir Dinge verlangt, die wenigſtens zu einem Examen nicht gehören. Dahin rechne ich die Forderung, daß ich bei Beurtheilung der Abiturientenarbeiten „nicht bloß moderirende Kritik“ üben, ſondern auch die Jünglinge poſitiv eines Beſſern belehren ſoll. Dagegen iſt einfach zu erwiedern, daß die Schüler meine Cenſuren ja überhaupt nicht mehr zu **leſen** bekommen, daß alſo ich eben nur ein eignes Glaubensbekenntniß auszuſprechen hätte, was an dieſer Stelle ziemlich überflüſſig wäre. Ich könnte ferner ſagen, daß **ich** nicht im vollen Maße Urheber dieſer Anſichten bei jenen Jünglingen bin, indem ich mit ihnen in den obern Klaſſen noch nicht Glaubenslehre, ſondern nur Kirchengeſchichte vorgenommen hatte: – Die Jünglinge müſſen alſo durch ihren eigenen geſunden Verſtand auf jene Gedanken gekommen ſein. Auf alle Fälle kann ich nicht wohl einſehen, warum man **mich** wegen Anſichten meiner **Schüler**, die ich ſelbſt in meinen ſchriftlichen Cenſuren beſchränke und theilweis widerlege – dies geſteht ja der Herr Cenſor zu –, mit **Abſetzung** bedroht, ſelbſt wenn jene Anſichten gegen den Kirchenglauben wären.

„Nun aber iſt Dies gar nicht einmal der Fall. Das Anſehen des Alten Teſtamentes iſt von der unirten proteſtantiſchen Kirche in keinem ihrer beiden Symbole, weder in der Augsburger Confeſſion, noch im Heidelberger Katechismus, durch eine ausdrückliche Erklärung in **der** Art garantirt worden, wie der Herr Cenſor in Rückſicht auf den „großartigen, feſten, geſchichtlichen, prophetiſchen und didaktiſchen Zuſammenhang des Alten und Neuen Teſtamentes“ jenes Buch ſtellen möchte. Das Verhältniß beider Teſtamente iſt jederzeit eine beſtrittene und beſtreitbare Schulmeinung geweſen, wie man ſchon aus Schleiermachers Behauptungen über das Alte Teſtament erweiſen kann, hinter deſſen großen Schatten ſich die moderne Orthodoxie ſo gern verkriecht da, wo er zur Gemeine redend ſich dem populären Glauben anſchließt und wofür ſie ihm dann den Gefallen thut, nicht zu lecken wider den ſcharfen Stachel ſeiner negativen Dialektik. Deßhalb alſo, weil meine **Schüler** auf einem **beſtrittenen** Punkte eine **andere theologiſche Schulmeinung** hegen, als der Herr **Cenſor**, darum bin **ich abzuſetzen**?

„Aber nicht bloß meine Schüler, ſondern auch ich: denn ohne allen Rückhalt bekenne ich mich zu dem Glauben meiner Schüler in den Grenzen, die ich ſelbſt ihrer zu maßloſen Negativität durch meine beigeſchriebenen Cenſuren geſteckt habe. Ja, ich ſpreche es freudig aus: Nie werde ich ein Buch, deſſen höchſte Geſtalt, Moſes, ſeinem Volke Diebſtahl an den befreundeten ägyptiſchen Nachbarn als Gebot des Herrn vorſchreibt, ihm Polygamie und Blutrache geſtattet, und dagegen einen Mann, der am Sabbath Holz lieſt, ſteinigen läßt — nie werde ich ein ſolches Buch mit dem Herrn Cenſor als ein „die Heiligkeit Gottes in ſeinem Geſetz offenbarendes“ anerkennen; nie ein Buch, das einen rechtmäßig vom Volke gewählten König verurtheilt, weil er einen von der Prieſterpartei aufgeſtellten, nicht einmal von der Nation anerkannten Gegenkönig zu beſtrafen ſucht, für „ein feſtes hiſtoriſches Zeugniß göttlicher Offenbarungen“ annehmen; nie von dem „flachen Standpunkt“ und der „ungründlichen Anſicht“ ablaſſen, daß ein ſolches Buch zum Beſtand der wahren Religioſität „entbehrlich“, niemals endlich ableugnen, daß es „ſchwierig ſei, die noch zu haltenden und die nicht mehr zu haltenden Gebote des Alten Teſtaments zu unterſcheiden,“ vorausgeſetzt nämlich, daß man überhaupt, den alten Lappen aufs neue Kleid ſchneidernd, aus dem alten Teſtament noch ſittliche Pflichten für den Chriſten abzuleiten denkt, indem ſich ſelbſt beim Dekalog in dieſem Falle kein vernünftiger Grund abſehen läßt, warum wir den am Sonnabend Arbeitenden nicht gleichfalls ſteinigen. Und da mir nicht objektive Kirchenlehre, ſondern rein die ſubjektive Meinung vom Herrn Cenſor entgegengehalten wird, ſo darf ich auch meine pädagogiſche Anſicht der ſeinigen gegenüberſtellen. Zwar er glaubt, daß „es von dem hiſtoriſch-prophetiſchen Standpunkte ſehr möglich iſt, die Jünglinge bleibend zu ſichern gegen die Mißverſtändniſſe und die Irrthümer unſerer Zeit“. Das aber habe ich an mir und zahlloſen Andern ganz umgekehrt erfahren: Wer in den obern Gymnaſialklaſſen eine moſaiſche Kosmogonie als Religionslehre demonſtrirt bekommen hat, die gleich hernach im erſten Collegium über Geologie vor der ewigen Handſchrift der Natur wie Spreu verwehte, der hat mit dem Alten Teſtament dann freilich auch das Neue, mit dem Dogma auch die Frömmigkeit, mit der theologiſchen Schulmeinung auch die Religion eingebüßt und gar oft nie wiedererlangt. Deßhalb iſt mein Streben in allem meinem Religionsunterricht geweſen, zwar auf den untern Stufen deſſelben nie am kindlichen Glauben zu rütteln, ſondern ihn nur zur ſittlichen Kräftigung gegen Lüge, Heuchelei, Ungerechtigkeit, Intoleranz, Schädigung der Andersdenkenden und mehr dergleichen Laſter anzuwenden, auf den höhern Stufen aber keine Lehren als **Religion** vorzubringen, die die Sonne um die Erde laufen oder nur als Zeitmeſſer für die letztere erſcheinen laſſen. Welche Art des religiöſen Unterrichts für Jünglinge nun „vom chriſtlichen Standpunkte aus“ die vorzüglichere ſei, meine oder die vom Herrn Cenſor vorgeſchlagene; welche von beiden unerſchütterlicher die Frömmigkeit und die auf ſie zu begründende Sittlichkeit ins Jünglingsherz pflanze, das bleibt dem hochlöblichen Schulcollegium zu beurtheilen übrig.

„Doch ich vergaß, daß daſſelbe bereits geurtheilt hat. Nach dem Bisherigen kann ich es nicht für möglich halten, daß jemals die Tendenz meines Unterrichts mit der des Herrn Cenſors übereinſtimmen werde, und da ſein Urtheil die Meinung meiner vorgeordneten Behörde ſo raſch zu meinen Ungunſten ſcheint umgewandelt zu haben, ſo kann ich nicht länger Muth und Freudigkeit beſitzen, meinen Dienſt auf die Gefahr hin fortzuführen, daß ich in demſelben abermals „künftig zu ſolchen Bemerkungen Veranlaſſung gebe." Von meinen Ueberzeugungen gedenke ich nicht abzugeben; dieſe im Unterricht frei auszuſprechen wie ich bisher gethan, davon vermöchte mich ebenfalls Nichts abzuhalten, weder der Verluſt meiner Stelle, noch der tiefere Schmerz, die mir im vierjährigen Umgange liebgewordenen Schüler zu verlaſſen. Unter dieſen Umſtänden ſcheint mir nur der Ausweg ehrenvoll, meine Freiheit, wie immer, ſo auch diesmal zu wahren, und zwar indem ich das hochlöbliche Schulcollegium, mit nochmaligem Danke für ſein früheres Wohlwollen gegen mich, ehrerbietig um meine Entlaſſung von der evangeliſchen Religionslehrerſtelle am Bonner Gymnaſium bereits vom Schluſſe dieſes Monats an erſuche.

Schloß Poppelsdorf, den 26. März 1844.

Gottfried Kinkel."

Aber nicht genug, daß es gelungen war, die Exiſtenz und das Glück Kinkel's zu untergraben; man wollte Mehr, man wollte ihm auch die Sympathieen Derer entziehen, die ihm bisher vertraut hatten. Das war leicht in einem Staate, deſſen Beamtenwelt ſich mit einem Uhrwerke vergleichen läßt, wo jedes Rad, jedes Zähnchen eines Rades in das andere eingreift. Die plötzliche Entlaſſung eines Mannes, der ſein Amt ſtets mit muſterhafter Treue verwaltet hatte, mußte nothwendig auffallen, und man brauchte ihm nur die Vertheidigung abzuſchneiden — dann war das Spiel gewonnen. Die Cenſur, willig wie immer, wo es einen Handſtreich gegen das Recht eines Unterdrückten galt, verbot unterm 26. März den Druck eines längeren Aufſatzes: „An die Eltern und Vorgeſetzten meiner Schüler“, der Kinkel's Rechtfertigung enthielt, und Letzterer trug jetzt in den Augen der Welt die „Schuld“ ſeiner Entlaſſung. Natürlich glaubte man, daß er Nichts zu ſeiner Vertheidigung vorzubringen vermöge; denn warum vertheidigte er ſich ſonſt nicht? — Als Grund des Verbotes wird in jenem ſaubern Cenſurerkenntniß buchſtäblich angegeben: „weil es unſtatthaft ſei, das Verfahren ſeiner Vorgeſetzten öffentlich zu tadeln!“

Jetzt erſt hatte der Haß und die Kabale vollſtändig geſiegt. Kinkel ſah ein, daß ihm die blinde Wuth ſeiner Collegen keine Ruhe laſſen würde, und beſchloß im Stillen, ein Feld zu raumen, auf dem ihm ein ewig ſiegloſer Kampf bereitet war. Zudem fand er ſchon ſeit einem Jahre in der Theologie nicht mehr die einzige Befriedigung; mit der Dogmatik war er zerfallen, und die Kirchengeſchichte genügte ihm nicht als Lebensſtudium. So führte ihn ſein Streben zu einer ausſchließlicheren Beſchäftigung mit der modernen Kunſtgeſchichte, der er ſich zu widmen beſchloß. Schon um Pfingſten des Jahres unternahm er zu dieſem Zweck eine Reiſe nach Belgien, und verlangte am 30. Mai 1845 zur philoſophiſchen Fakultät überzutreten, nachdem er ſich zu Vorträgen über Kunſt- und Literaturgeſchichte ernſtlich vorbereitet hatte. Ungefähr gleichzeitig erſchien ſein Werk über die Ahr, das ſehr verdienſtliche Beiträge zur Geſchichte des Rheinlandes liefert, und der erſte Band ſeiner Kunſtgeſchichte *). Das ganze Werk ſollte in vier halbjährigen Lieferungen erſcheinen und bis auf die Gegenwart fortgeführt werden. Die Kritik hat dieſe Arbeit als eine der werthvollſten auf dem erſt von Kugler wiſſenſchaftlich behandelten Felde anerkannt, und die Fortſetzung mit dem regſten Intereſſe erwartet. Die Darſtellung iſt im höchſten Maße populär, die Sprache einfach und hinreißend ſchön, ohne doch der wiſſenſchaftlichen Gründlichkeit zu ſchaden. Der größte Theil des Werkes iſt im Manuſcript vollendet; aber die preußiſche Regierung, welche ſich von jeher mit ihrem Eifer für Kunſt und Wiſſenſchaft, Bildung und Humanität brüſtet, hat dem grauſam mißhandelten Dichter auch die Vollendung dieſes rein wiſſenſchaftlichen Werkes verſagt, weil ſie dem Gefangenen gar keine geiſtige Beſchäftigung erlauben will. Ihr deutſchen Profeſſoren! haßt immerhin den Mann, der die Unfehlbarkeit Eurer

---

*) Geſchichte der bildenden Künſte bei den chriſtlichen Völkern, vom Anfang unſerer Zeitrechnung bis zur Gegenwart. Von Gottfried Kinkel. Mit 28 auf Stein gravirten Tafeln. — Erſte Lieferung. Die altchriſtliche Kunſt. Mit 8 Tafeln. Bonn. Verlag von Henry & Cohen. 1845.

weiſen Staatseinrichtungen kühn zu beſtreiten gewagt hat: — aber achtet ja ihm den Geiſt, der für Euch geſäet hat, und verlangt vom Staate, daß er Euch eine Kraft erhalte, die in der Wiſſenſchaft das Höchſte zu leiſten im Stande iſt! —

Volle ſiebenzehn Semeſter war Gottfried Kinkel Docent der Theologie, unermüdlich arbeitete er für den Glanz und Ruhm ſeiner Wiſſenſchaft, ſeine Schüler zollten ihm Dank und Liebe, kein Makel haftete an ſeiner Lebensweiſe;*): — und dennoch ward ihm ſtatt der gehofften Beförderung, ſtatt des verdienten Lohnes der kleinlichſte Haß gerade der Menſchen zu Theil, deren Pflicht es war, ihm die vollſte Anerkennung zu verſchaffen! Das iſt Eine der ſchwarzen Thaten, Eine der maßloſen Ungerechtigkeiten, mit denen jedes Blatt der freiheitsfeindlichen Staatsform beſchrieben iſt, welche nur Sclaven und blinde Verehrer ihrer ohnmächtigen Maſchine duldet! Hätte Kinkel, dies von den Hunden der Monarchie zeitlebens gehetzte Wild, ihre Vertreter haſſen und verfolgen gelernt: — Wer dürfte ihn darum ſchelten? Er hat es aber nicht, er „kennt keine Feinde, nur Gegner," er bekämpft nur ein böſes Princip, nicht aber die

---

*) In den Jahren 1843 und 44 war ſein Colleg über Kunſtgeſchichte das beſuchteſte an der ganzen Univerſität. (Fachſtudien nicht ausgenommen.)

Perſönlichkeiten, welche daſſelbe vertreten. Und dieſer Mann mit dem Schwert der „allmächtigen Liebe“ ſoll geiſtig gemordet, ſoll täglich neu gekreuzigt werden?! Es iſt ein wahnſinniger Gedanke: — aber nur die Bosheit Wahnſinniger konnte dieſen Tod erſinnen!

2.

Im Sommer 1844 verweilte Freiligrath auf ſeiner Reiſe nach Belgien einige Tage in Bonn. Nachdem er in der „Krone“ zu Aßmannshauſen ſein „Glaubensbekenntniß“ vollendet, und in den nächſten Wochen der Veröffentlichung deſſelben entgegenſah, wollte er ſeine Freiheit vor den vorausſichtlichen Bemühungen der heiligen Hermandad, ihm ein ſtilles und ſicheres Staatslogis anzuweiſen, in Schutz bringen, und auf der Durchreiſe von ſeinen Freunden — vielleicht für immer — Abſchied nehmen. In Bonn hatte er die Mehrzahl jener kühnen Gedichte der Kritik mehrer ſeiner Bekannten vorgelegt, und auch Kinkel war zugegen. Dieſer horchte ſtill und freudig, und ſchwieg als die übrigen Zuhörer die Tendenz jener Poeſieen mit frommem Schauder anfeindeten, und höchſtens die poetiſche Form einzelner Gedichte wollten gelten laſſen. Als er nun aber allein mit dem Freunde an den Ufern des Rheines entlang wandelte, da ergriff er die Hand Freiligrath's und zog ihn feſt und glühend an ſein Herz.

Kinkel's Vorleſungen über Kunſtgeſchichte hatten den glänzendſten Erfolg. Schon im Winter 1845 hatte er 149 Zuhörer, und auch ſeine Vorträge über dramatiſche Kunſt und Literatur wurden zahlreich beſucht. Er hatte in dieſem Jahr eine Einnahme von mehr als 1200 Thalern, und ſeine Zuhörer ſchenkten ihm am Schluſſe ſeiner Vorleſungen Schmidt's „Trieriſche Denkmäler“ als Zeichen ihres Dankes und ihrer Verehrung. Das Alles trotz der gehäſſigſten Verfolgungen und der hartnäckigſten Intriguen ſeiner Collegen! Liegt nicht darin der beſte Beweis für die Reinheit ſeines Lebens und den Ernſt ſeiner wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen?

Solchen Beweiſen von Anerkennung gegenüber mußte denn endlich auch der Welthaß verſtummen. Allmälig ſuchten die Beſſeren und Tüchtigeren wieder den Umgang der unſchuldig Verfolgten zu gewinnen, und Gottfried und Johanna verziehen gern den Bekannten, deren Widerſtreben durch die ruhige Seelengröße der Verſchmähten gebrochen wurde. Sogar Alexander Kaufmann ward amneſtirt, und trat, zugleich mit Karl Simrock, wieder in den „Maikäferbund“ ein. Auch der talentvolle Ernſt Ackermann hat auf kurze Zeit dieſem Vereine angehört, und ſtarb leider zu früh an der ſtürmiſchen, ſich ſelbſt verzehrenden Gluth ſeines Innern. Dagegen ward Wilhelm Junkmann ein gerngeſehenes Mitglied des freundlichen Bundes, und Franz Beyſchlag betheiligte ſich ebenfalls an der Redaktion des letzten Jahrganges.

Ein anderer Prennpunkt ihres geſelligen Lebens war Johanna's muſikaliſcher Verein. Hier fanden ſich durchreiſende Notabilitäten ein, manche trefflichen Sänger waren ihre Gäſte, und Geibel improviſirte mehrmals daſelbſt. Zu den Aufführungen luden ſich Fürſtenſöhne ein. So ließen ſich die Prinzen von Holſtein, der Erbprinz von Meiningen und ein Sohn des Prinzen Karl von Preußen als Gäſte bei ihnen einführen. Letzterer war zugegen als ſie den „Hans Heiling“ von Marſchner aufführten. Dieſe werden nun freilich ſagen: „Ein Menſch, dem wir ſo viel Ehre erzeigten, iſt unter die Republikaner gegangen!“ Wir aber rufen ihnen zu: „Schämt Ihr Euch nicht, einen Bürger in's Zuchthaus zu ſtecken, bei dem Ihr Euch eingeladen, deſſen Umgang Ihr ſelbſt geſucht habt?!“

Einen Umſtand dürfen wir um ſeiner Lächerlichkeit willen nicht verſchweigen. Als die „Frommen“ Kinkel um ſeines Verhältniſſes willen verſtießen, gingen die nämlichen Perſonen mit Johanna ganz freundlich um, ließen ihre Töchter von ihr unterrichten, machten ihr Beſuche, und luden ſie zu ihren Geſellſchaften ein. Sie erklärten ihr dieſe Inconſequenz aufrichtig folgendermaßen: „Sie ſind Künſtlerin, und Sie compromittirt es nicht, daß Kinkel Sie liebt und Sie ihn. Bei Künſtlerinnen iſt man es gewohnt, daß ihnen der Hof gemacht wird, oder daß ſie leidenſchaftlich empfinden. Aber für einen Geiſtlichen ſchickt ſich Das nicht. Es genirt uns bei ſeiner Predigt der

Nebengedanke, daß er Ihr Bräutigam iſt. Ein Theologe kann ſich nie genug in Acht nehmen, daß er nicht beſcholten wird." — Wie verrückt! Für beſcholten galt Johanna dieſen Leuten nie, und doch ſollte es Kinkel compromittiren, daß er mit ihr verkehrte! Iſt denn der Kunſtlerinnenſtand beſcholten? Warum gingen ſie dann mit ihr um, und warum ſollte Kinkel ſich nicht erlauben, was ſie ſelbſt ohne Arg thaten?

Bald nach ihrer Verheirathung wurden ſie Mode. Es war ein wahres Gedräng nach dem Poppelsdorfer Schloſſe, und oft wünſchten ſie frevelhaft genug: wieder verrufen zu werden, damit ſie wieder in Ruhe arbeiten könnten. Die zahlloſen Viſiten waren gar nicht mehr abzuſchutteln. Die Weiber machten Johanna Complimente, daß ſie eine „gute Hausfrau" geworden, als ob ſich das nicht von ſelbſt verſtanden hätte. Die Weiber haben das Vorurtheil: geiſtige Thätigkeit vertrüge ſich nicht mit Häuslichkeit, und haben darin ganz und gar Unrecht. Man kann nicht immer geiſtig produciren. Das Verwalten eines Hausweſens fordert Fleiß und praktiſchen Verſtand; auch kann man in kurzer Zeit Viel ordnen. Aber das Hinauslaufen zu den Plauderweibern verträgt ſich nicht mit der Häuslichkeit. In der Zeit, welche drei Kaffeeklatſchviſiten wegnehmen, kann man eine Novelle ſchreiben. Dann koſtet der äußere Luxus den meiſten Weibern eine heilloſe Zeit. Sobald man auf luxuriöſe Toilette, glänzende Meubles und kindiſche Stickereien verzichtet, läßt ſich eine behagliche, ſtreng geregelte Haushaltung ganz wohl mit poetiſchen Beſtrebungen ausſchmücken. In Kinkel's Hauſe fehlte nie ein nothwendiger Gegenſtand — ausgenommen freilich oft das Geld. Gottfried hat nie einen Augenblick verloren, weil etwa ein Knopf oder ein Band gefehlt hätten. Auch wurde nie geſucht, denn Alles war an ſeinem beſtimmten Platz zu finden. Erſt ſpäter, als ſie eine Haushälterin annehmen konnten, fingen dieſe liebenswürdigen Weibereigenſchaften an, ſich geltend zu machen. Johanna mußte zuletzt mehr Stunden geben um die Einkünfte zu vergrößern. Aber die Speculation mißrieth; denn Was jene mehr erwarb, verſchleuderte die Haushälterin. Kinkel neckte ſeine Frau oft wegen ihres Ordnungsfanatismus, und nannte ſie ſcherzend: „Heil'ge Ordnung, ſchauderhafte Himmelstochter!“ Er ſelbſt konnte das Aufräumen nicht leiden und ſeine Studirſtube hielt Johanna deswegen heilig, und ſchützte ſie in ſeiner Abweſenheit vor allen eindringenden Beſen und Waſchkübeln. Sie ließen Alles offen vor einander liegen und blickten nie in ein beſchriebenes Papier: Brief oder Tagebuch. Sie hatten Das einander verſprochen, und redlich gehalten. Gottfried ſchenkte ihr das unbedingteſte Vertrauen; war er verreiſt, ſo hatte ſie Ordre, alle einlaufenden Briefe zu eröffnen.

Kinkel war nicht, wie manche Ehemänner, bloß in munterer Geſellſchaft witzig und gutgelaunt, ſondern erſt recht fröhlich im Hauſe. Immer erſchien er in der liebenswürdigſten Laune, immer freundlich und voller Späße; zufrieden mit Allem, dankbar für die kleinſte Aufmerkſamkeit, der mildeſte Hausvater gegen ſeine Dienſtboten. Die Letzteren mußten an jeder häuslichen Freude theilnehmen, und hatten — außer den geiſtigeren Genuſſen — Alles gerade wie Gottfried und Johanna. Sonntags gingen dieſe meiſt ganz patriarchaliſch mit Mägden und Kindern ſpazieren, ſaßen in der Baumſchule oder in Endenich am gemeinſamen Tiſche, und ließen ſich in der Unterhaltung zu ihren Hausgenoſſen herab, oder zogen ſie zu ſich herauf, wie es eben kam.

Auch in anderen Beziehungen hatten ſie längſt ihre Prinzipien praktiſch einzuführen geſucht, ſo z. B. wendete Johanna bei ihren Schülerinnen eine Art Progreſſivſteuer an. Reiche Damen, die ſie aus Luxus mit ihrem Geſange quälten, mußten ihr einen hohen Preis für die Stunde zahlen. Töchter zahlreicher Familien, die als einen Theil der allgemeinen Bildung die Muſik betrachteten, und fleißig lernten, ließ ſie — je nach den Verhältniſſen — nur zwei Drittel oder die Hälfte des gewöhnlichen Honorars entrichten. Große Talente, ſehr ſchöne Stimmen, Unbemittelte, die ſich dem Lehrerſtande widmeten, erhielten den Unterricht gratis. So gab Johanna zu Zeiten mehr Stunden ohne, als für Honorar. Undank verſteht ſich von ſelbſt; aber Johanna that ja nur, wozu ſie das Herz trieb, ohne Nebenreflexionen. Eine komiſche Erfahrung machte ſie bald in Bezug auf das Ehrgefühl der höheren Stände. Als nämlich ihre Prinzipien hinſichtlich der Zahlung bekannt wurden, verſicherten ihr faſt alle Mütter daß ihre Töchter Genie's ſeien, aber daß ſie in unbemittelten Umſtänden lebten. Eine ſteinreiche adlige Dame aus der frömmſten Clique, bei deren Tochter ſchon drei Muſiklehrer die Geduld verloren hatten, that ebenſo und bettelte förmlich um Herabſetzung des üblichen Honorars. Sie ward ganz beleidigend, als Johanna entſchieden auf ihrem Prinzip verharrend ihr endlich ſagte: ſie wiſſe ſehr wohl, daß ihre Tochter wenig Talent beſitze, und möge nie großmüthig einer Dame Etwas ſchenken, die in ſo luxuriöſen Verhältniſſen lebe." Es ließe ſich ein Buch voll ähnlicher Anekdoten ſchreiben, wie die Ariſtokratie und höhere Bourgeoiſie Frau Kinkel im Kleinen zu preſſen ſuchte, und wie die vermögendſten Damen der haute volée im Geldpunkte ſich zu den kleinlichſten Maneuvres erniedrigten.

Am Maikäfer-Stiftungsfeſte 1844 gewann Kinkel wieder den Preis mit einer erzählenden Dichtung: „Der Grobſchmied von Antwerpen." Außerdem entſtand in den erſten Jahren ſeiner Ehe ein Idyll: „Das Schickſal," das bald darauf im Morgenblatt abgedruckt wurde, und mehrere Erzählungen; ſo „Der Hauskrieg"*) und „Margret, eine Geſchichte vom

---

*) Erzählungen. S. 77.

Lande.“ **) Wenn das Großartige der in neuerer Zeit ſo beliebt gewordenen „Dorfgeſchichte“ darin liegt, daß ſie einen ſocialen Kern umſchließt, ſo iſt dies in edelſter Weiſe bei der letzten Erzählung der Fall. Wir dürfen die „Margret“ über viele der Auerbach'ſchen Dorfgeſchichten ſtellen, weil ſie bei aller Einfachheit und Natürlichkeit einen noch bedeutenderen Gehalt in ſich trägt. Man hat wiederholt geſagt und es als einen Tadel betrachtet, daß Gottfried Kinkel nur der Dichter des Anmuthigen und Lieblichen ſei, daß ihm aber ein großartig erhabener Gedankengehalt fern liege. „Margret“ widerlegt dieſen Irrthum, indem ſie Beides gleich vollendet darbietet.

Zwei Vorzüge ſind es, die Kinkel über die Mehrzahl der übrigen Dichter der Gegenwart erheben. Wir meinen die Gegenſtändlichkeit und den Hauch einer friſchen Sinnlichkeit. Beides kann ausarten und wir haben davon die ſchlagendſten Beiſpiele. Voß zeigte uns, wie die Gegenſtändlichkeit der Poeſie zur platteſten und widrigſten Handgreiflichkeit werden kann, und wie eine friſche Sinnlichkeit zur leichtfertigſten Sinnenkitzelei wird, davon hat uns, nächſt den meiſten Franzoſen, auch mancher jüngere deutſche Poet die anſtößigſten Belege geboten. Beide Extreme vermeidet Kinkel, wir greifen bei ihm niemals in einen Wuſt von ſchmutzigen oder reingewaſchenen Schüſſeln, Aepfelkuchenpfannen und Nachtgeſchirren hinein, und Was den zweiten Punkt betrifft, ſo gehört wirklich die blaſſeſte Empfindelei einer tugendſamen Jungfer dazu, um bei einer dieſer Erzählungen zu erröthen. Dabei weht jedoch durch alle Dichtungen Kinkel's der Geiſt einer herrlichreinen Natürlichkeit in plaſtiſcher Darſtellung, die weder unſre Sinne kalt läßt, noch unſer Gefühl beleidigt.

---

*) Erzählungen. S. 229.

Johanna ſchrieb ungefähr gleichzeitig mehre Erzählungen, die zum Theil das rheiniſche Volksleben mit feſten, keckumriſſenen Zügen darſtellen; ſo „Der Muſikant“ *) und die „Geſchichte eines ehrlichen Jungen“ **). Außerdem aber gab ihre Begeiſterung und ihr tiefes Verſtändniß der Muſik ihr Veranlaſſung zu mehren novelliſtiſchen Skizzen, die ſie ſpäter zu künſtleriſcher Vollendung ausführte. Dahin rechnen wir die Skizze „Aus dem Tagebuche eines Componiſten“ ***) und die „muſikaliſche Orthodoxie †). Dieſe gekrönte Preisnovelle gehört zu dem Großartigſten und Vollendetſten, was auf jenem Felde geleiſtet ward. Gewiß liegen ihr eigne Erlebniſſe, Stufen eigner Entwicklung zu Grunde, die uns einen tieferen Blick in den Geiſt und das ringende Streben der Dichterin thun laſſen. Die Ausführung des wunderbaren Planes verſenkt uns in ein Meer großer Gedanken und Gefühle: „Wir ſtehen vor einem verſchleierten Bilde von Sais; der Schleier hebt ſich, und das Bild iſt eine Alceſte!“

---

*) Erzählungen. S. 113.

**) Daſ. S. 141.

***) Daſ. S. 217.

†) Daſ. S. 301

Zur Entſtehungsgeſchichte dieſer Erzählungen bemerken wir Folgendes. — Das Hauptereigniß während der erſten Ehejahre war die Krankheit des kleinen Gottfried mit ihren Folgen. Er hatte Gehirn- und Magenerweichung — ein Uebel, das bisher für unheilbar galt. Auch zeigte ſich auf ſeiner Stirn jenes blaue Todesäderchen, von dem in der „Margret“ die Rede iſt, und die Poppelsdorfer Weiber behaupteten deshalb einſtimmig, er müſſe ſterben. Das Kind war von Jedem aufgegeben; monatelang ſchwebte es in Todesgefahr, und während drei voller Wochen hatte es den Anſchein eines Sterbenden oder vielmehr Todten, ſo daß Gottfried und Johanna oft darüber ſtritten, ob es noch athme. Sie lebten Tag und Nacht nur für die Pflege des Kindes, die ſo mühſam war, daß oft vier Perſonen zugleich um daſſelbe beſchäftigt ſein mußten. Zuletzt hielten ſie Alles für verlorene Mühe, und fuhren dennoch mit der ſtrengſten Sorgfalt fort. Es war Johannen, als ſähe ſie den Tod mit dieſem Kinde in den Armen entfliehen, und ſie müßte hinterherrennen und es ihm abjagen. Jedes neue Mittel, das der Arzt erſann, wurde trotz aller Geldverlegenheiten durch anderſeitige Entbehrungen herbeigeſchafft. Die langen Nächte hindurch hielt Johanna die Hand des Kindes. Anfangs war es ſchlaflos und ſchaute ſie mit den großen blauen Augen unverwandt an, als wolle es ſeine Seele in ihre hinüberflüchten. Später kannte es Niemanden, die Augen waren gebrochen oder ſtarrten ſeitwärts. In der „Margret“ ſtehen Erinnerungen an jene Tage, wo die Sonne aufging, und ihre Strahlen wie die winkenden Finger des Todesengels über die Goldhäärchen ſtreiften. Johanna wollte den Kleinen zuletzt nicht mehr aus den Armen laſſen, aus Furcht, er möchte anderswo ſterben, als an ihrer Bruſt. Hannchen war damals ſchon geboren und Adela unter dem Herzen. Noch ein Jahr nachher litt der Knabe an den Folgen der Krankheit. Die Eltern hatten faſt nicht geſchlafen, Nichts mehr arbeiten und erwerben können, und waren im Frühling, als Kinkel die „Margret“ ſchrieb, in der tiefſten Noth. Da bekam Er das Nervenfieber. Johanna ſchickte Alles aus dem Hauſe und pflegte ihn allein mit einer alten Wärterin, weil ſie Ruhe für das Wichtigſte in dieſer Krankheit hielt. Bei einer Nachbarin im Schloſſe, die ebenfalls am Nervenfieber litt, tadelte es der Pfarrer Wichelhaus, daß die Pflege zu haſtig und eifrig ſei. Es war eine ſehr geliebte Tochter, eben erſt Braut. Nun rannte Alles wirr durcheinander: Mutter, Freundinnen, Wärterinnen. Man glaubte nicht Genug auf einmal thun zu können, um ſie zu retten. Die Maſſe von Bekannten ſchellte hundertmal des Tages die Pfleger heraus, um nach dem Befinden der Kranken zu fragen. Da erzahlte der Pfarrer eine Geſchichte, wie einmal in ſeiner Heimath bei derſelben Seuche faſt kein Haus ohne Todte geblieben, und wie die Reichen vergebens Alles aufgeboten, um ſich zu ſchützen. Aber in Einem armen Hauſe, wo Alle auf den Tod lagen, wurden Alle geſund, weil ſich Niemand um ſie kümmerte, und eine echte Todtenſtille herrſchte. Dies merkte ſich Johanna, und ſobald Kinkel erkrankte, band ſie die Schelle feſt, ſo daß Niemand nach ſeinem Befinden fragen konnte. Sie ſorgte für beſtändigen Luftzug — es war erſtickend heiß — und für ſtrengſte Schweigſamkeit. Ein paar Eimer kalten Waſſers mit Salz zu Aufſchlägen wurden unaufhörlich gewechſelt. Die einfachſten Arzneien ſind juſt bei dieſer — namentlich für einen kraftvollen Mann ſo gefährlichen — Krankheit am zweckmäßigſten. Wenn er emporfuhr, nahm Johanna nur ſein Haupt in ihre Arme, und drückte es leiſe auf die Kiſſen zurück. Eine Matratze für ſie lag auf der Erde zu den Füßen ſeines Bettes, ſo daß ſie ſich nie von ihm zu entfernen brauchte. Unhörbar ging ſie auf Socken durch die Stube, und wollte er ſprechen, ſo fluſterte ſie nur: „Schlaf!“ Er konnte nicht ſchlafen. Dann ſtrich ſie über ſeine Augenlider und bat ihn, wenigſtens ſie zu ſchließen. Sie ſuchte ihn nur zu beruhigen. Er durfte nicht wiſſen, daß er das Nervenfieber hatte; denn er bildete ſich von jeher ein: wenn er mit ſeiner furchtbaren Kraft und ſeinen erregbaren Nerven dieſe Krankheit bekäme, ſo könne er nicht gerettet werden. Und doch hat er verhältnißmäßig die Krankheit leicht überſtanden, obgleich die Kriſe ſehr gefährlich war. Mit Stillſchweigen, Zugluft und kaltem Waſſer hat ihn ſein Weib curirt.

Am Tage, wo Kinkel außer Gefahr erklärt wurde, traten bei Johanna lebensgefährliche Zuſtände ein. Die Leute glaubten nun auch ſie vom Nervenfieber angeſteckt, und Alles floh Abends aus ihrer Nähe. Dieſe Eine und ſchlimmſte Nacht haben ſie allein, ohne jede menſchliche Hülfe zugebracht. Kinkel mußte ſelbſt ſein Bett zu ſeiner Frau tragen und dieſe war auf dem Punkt, eine Frühgeburt zu thun. Die Wärterin ſogar hatte Reißaus genommen. Erſt am andern Morgen kam eine mitleidige Nachbarin und brachte ihnen Etwas zu frühſtücken. Es waren mehre Perſonen vorher im Poppelsdorfer Schloſſe vom Nervenfieber befallen, und ſo ängſteten ſich die Leute nur über die Schwelle zu treten. Im Laufe des Tages erhielten ſie endlich eine neue Wärterin. Sechs Wochen lag Johanna ſo zwiſchen Tod und Leben, und durfte ſich nicht regen. Zu ihrer Unterhaltung ſchrieb ſie ſpäter auf dem Bette mit Bleiſtift die „muſikaliſche Orthodoxie“. Endlich ward es unabweisliche Nothwendigkeit, eine Operation zu wagen. Es ward im Voraus von drei Aerzten beſchloſſen, das Kind zu opfern um die Mutter zu retten, und Kinkel wußte darum. Wunderbarerweiſe kam das Kind, das eine Stunde nach der Geburt ſcheintodt lag, auch noch zum Leben, und die Eltern waren ſelig vor

Wonne. Sie verließen nun das weite Schloß mit ſeiner himmliſchen Ausſicht, ſeinem zauberhaften Garten und ſeinen verſiden ſtehenden Gewäſſern, die ſtets ein Heerd tödtlicher Krankheiten geweſen, und wohnten auf dem Stiftsplatz in einem grünen Hauſe mit einer goldenen Sonne über der Thür. Von hier vertrieb ſie ein Lieutenant durch ſein barbariſches Klavierſpiel, wie Johanna in der Skizze: „Aus dem Tagebuch eines Componiſten“ *) erzählt. Freilich nicht der Lieutenant gab nach, ſondern ſie ſelbſt mußten weichen, und zogen nun vor's Sternthor in ein freundliches Häuschen, das bis zum Sommer 1849 ihre Wohnung blieb.

Wie Gottfried, ſo verſtummte auch Johanna's Saitenſpiel, als ruhiger Beſitz ſie den Schmerz der Vergangenheit allmälig vergeſſen ließ. Das Leben der Beiden war Poeſie, aber zu thätig um ſich auszuſprechen. Ernſte Vorbereitung für die Kämpfe der nächſten Zukunft, wiſſenſchaftliche Forſchung und heitrer Verkehr drängten das Lied zurück. Der Kinkel'ſche Salon ward ein Sammelplatz der bedeutendſten Geiſter, und die Anerkennung, welche jetzt endlich den einſt Verſtoßenen zu Theil wurde, bot ihnen reichen Erſatz für die bittere Zeit des Kampfes. Keines hatte ſich in dem Andern getäuſcht, liebliche Kinder umſpielten das Dichterpaar und fröhlich geſtand Gottfried:

---

*) Erzählungen. S. 217.

„So friſch wie je in frühern Stunden
Der Bräutigam ſein Glück empfunden,
Empfind' ich heut noch dich, mein Glück!
Nichts hat getäuſcht! mir blüht die Stunde
So voll und friſch an Deinem Munde —
Nicht wünſch' ich Frühres mir zurück!

Nichts hat getäuſcht! Du bliebſt die Große,
Die Du mir warſt! In Deinem Schooße,
Fühlt' ich den Gott in meiner Bruſt!
Du adelſt mich durch Deine Minne,
Ich rette durch den Sturm der Sinne
Den Geiſt in Deiner Arme Luſt!

Du gabſt mir Mehr als Du verſprochen:
Hoch überm Glück der Flitterwochen
Steht, Was Du heut mir biſt und giebſt!
In Deinem Aug' die Freudenſonne,
Der Kuß vom Mund voll Mutterwonne —
Sie zeigen lodernd, wie Du liebſt!

Durch Dich, ob los von dieſen Sinnen
Mein Geiſt muß in das All zerrinnen,
Bin ich unſterblich hingeſtellt!
Du haſt mein düſter einſam Leben
Mit vollem Laubkranz erſt umgeben,
Da Du ihm Sproſſen zugeſellt!

Du haſt in unſern holden Sproſſen
Dein Liebesleben mir erſchloſſen,
Da Du in ihnen Dich mir gabſt!
Der Bube leicht wie Du beweglich,
Die Kleine ſinnlich hold unſäglich —
Du biſt's die mich in ihnen labſt!

Und führe heut ein Bliß hernieder,
Zerſchellend dieſe nerv'gen Glieder —
Im Schmerz des Abſchieds ſagt' ich's Dir:
Kein Sterblicher auf grüner Erden
Mag froher ſeines Lebens werden,
Nur all dies Glück — Du gabſt es mir!"

Wie ſehr auch Johanna die gehoffte Befriedigung ſand, ſagen uns folgende Strophen:

Goldne Tage.

Entfaltet euch, die lang geruht, ihr Schwingen,
Ins lichte Reich des Liedes mich zu tragen,
Schon hör' ich mich umrauſcht von leiſem Singen,
Und ſehe hellre Morgenröthe tagen:
Berauſchend ſteigt empor ein Zauberduft,
Was mich umgiebt, zerrinnt in Schaum und Luft.

Laß mich den Staub von deinen Saiten wehen —
Geliebte Harfe, haſt genug geträumt:
Nicht länger ſollſt du ſtumm zur Seite ſtehen,
Weil ich indeß im Liebesbann geſäumet.
Wie ſüße Ahnung oft beſchleicht den Sinn,
So bebt ein Schauer über dich dahin. —

Warum ich denn ſo lang, ſo lang geſchwiegen?
Wer glücklich je geliebt, wird Das nicht fragen:
Er weiß: ſich an geliebter Bruſt zu wiegen
Iſt ſüßer, als der Saiten Gold zu ſchlagen:
Ob auch der Lippe Kuß und Liebeslied
Zur ſelben Stund' ein güt'ger Gott beſchied.

Als ſehnſuchtsbang mit übervollem Herzen
Ich ſtand, und ſchaudernd vor der Zukunft Hallen
Verblutend ſtill an hoffnungsloſen Schmerzen
Den ſchwarzen Schleier ſah herniederwallen:
  Da war mir ſüßes Gift des Liedes Klang
  In Schlaf zu wiegen heißen Lebensdrang. —

Der düſtre Schleier riß entzwei, ich ſchaute
In ein unendlich ſonnenhelles Land,
Beſitz zu nehmen kaum mein Fuß ſich traute,
Der zögernd erſt beſchritt der Schwelle Rand.
  Der jähe Abgrund hinter mir verſunken,
  Und vorwärts, immer vorwärts eilt' ich trunken.

Heut ſteh' ich ſtill und blick' umher. — Verſchollen
Iſt die Vergangenheit mit ihrem Grauen:
Fernab verhallt's wie matten Donners Rollen —
Das letzte Wetterleuchten — kaum zu ſchauen:
  Bin ich es noch, die ſolche Nacht durchlebt,
  Die jetzt in einem Meer von Freuden ſchwebt? —

Nicht halb und ärmlich iſt das Glück gekommen,
Nicht Tropfen ſind es, die's der Durſtigen ſchenkt:
Nein, rings von Nektar iſt das Heut umſchwommen,
Und reicher wird die Zukunft noch getränkt.
  O warnt mich nicht, daß: „zwiſchen Lipp' und Rand
  Des Kelches ſchwebt der dunklen Mächte Hand.“

Wie ſtolz die Fürſtin in Juwelen wühlet, —
Und Gold um Gold durch ihre Finger gleitet:
So ſei'n, bis ſich des Buſens Gluth verkühlet,
Die goldnen Bilder vor mir hingebreitet.
  Die hellen Scheins umkränzten jeden Tag,
  Wo ich an des Geliebten Herzen lag.

Da iſt der Rhein! — Auf ſeinen grünen Wogen
Geſpiegelt, tanzen tauſend kleine Sonnen:
Wir ſchauen, übern Kahnesrand gebogen
Froh ihrem Spiele zu: wie ſie zerrinnen,
  Und hinter uns von neuem aufgetaucht
  Ein leichter Wind ſie hin und wieder haucht.

Die Berge ſtehn umkränzt von Wald und Reben
Und ſcheinen in die Weite uns zu laden:
Den Rauch des Schiffes ſehn wir blau verſchweben,
Das dort die Fluth durchzieht auf fernen Pfaden.
  Ein Augenblickchen flüſtert wohl das Herz:
  „Dahin, dahin möcht ich“ — doch iſt's nur Scherz.

Was ſuchſt Du unter andern Himmelszelten,
Und welche Wunder ſoll die Ferne zeigen?
Was Du des Schönſten auch aus allen Welten
Zuſammenträgſt, es iſt der Lieb' zu eigen.
  Ja ſelbſt der Wunſch, der eben leis getönt,
  Iſt Würze, die das Leben Dir verſchönt.

Still ward der Strom: mit dunkelgrünen Schatten
Des Ufers Linden weit hinüber greifen:
Wie Sommerfäden über Wieſenmatten,
Ziehn drüber hin die ſilberweißen Streifen:
  Die Sonne ſinket, eine Purpurroſ',
  In Abendthau gehüllt ihm in den Schooß.

Es geht ein Schauer rieſelnd durch die Wellen,
Die dunkelblau und halb in Purpurgluthen
Mit Gold geſäumt an unſerm Kahn zerſchellen.
Dann kommt die Nacht, der Mond begrüßt die Fluthen
  Und blickt auf unſre Fahrt herab ſo mild
  Und ernſt, — doch nun leb' wohl, du liebes Bild!

Fort, zum geheimnißvollen Waldesgrunde,
Deß unbetretne grüne Tiefen mahnen
An jene alte zauberſchwüle Kunde
Von Merlin liebbethört und Vivianen.
  Dort blüht die Weißdornhecke Jahr für Jahr,
  Doch ſchirmt ſie heute ein getreues Paar!

Ein moosbewachſener Pfad führt ringsumbuſchet
Zu räthſelhaftem Ort; ſoll Mauer, Häuschen
Den Bau ich nennen, weiß ich kaum. Dort huſchet
Das Häschen nur, das Vöglein und das Mäuschen.
  Auch ſchöne Blumen ſtehn da und dabei
  Ein Bänkchen, eben groß genug für Zwei.

Gelehnet an des laub'gen Hügels Rande
Liegt das Gemäu'r, von Eppich überdunkelt;
Wir ſelbſt verborgen ſchaun, wie auf die Lande
Weithin die helle Sommerſonne funkelt.
  Den nahen Wandrer blendet ſcharfes Licht:
  Er hört das Flüſtern — lauſcht — und ſieht uns nicht.

„Die Ranke ſchau, geregt vom Abendhauche
Dran ſchimmern hell die glänzend ſchwarzen Beeren!“ —
Mein Liebſter klettert hoch zum Brombeerſtrauche,
Mit voller Hand ſeh' ich ihn wiederkehren.
  Froh theilen wir der Wildniß herbe Koſt,
  Die uns erquickt wie ſüßen Weines Moſt.

In dieſen ſtillen Waldeseinſamkeiten
Dünkt uns ein heitres Spiel das ganze Leben:
Wir ſind den unſchuldreinen Kinderzeiten,
Der heiligen Natur zurückgegeben:
  Sie, die im ſtarken Mutterarm uns hält,
  Sie lehrt uns Dein zu lachen, Thörin Welt! —

Nun kam der Herbſt. Im traulichen Aſyle
Hell lodern ſchon des Heerdes rothe Flammen.
Beim Märchenbuch, beim lieben Saitenſpiele
In ſtiller Dämmrung weilen wir beiſammen:
  Doch iſt, daß noch des Lenzes Schein, erborgt,
  Das Winterſtübchen ſchmücke, ſchlau geſorgt.

In klarer Fluth, umſchloſſen von Kryſtallen
Drei Purpurfiſchchen auf und niederſchweben:
Sie ſpielen keck mit Muſcheln und Korallen: —
Orangen, Glockenblumen blühn daneben.
  Ein Spielzeug iſt's: doch aus dem Kinderwahn
  Schaut's Dich wie ein phantaſtiſch Bildchen an.

Oft liegt auf meinen Knieen aufgeſchlagen
Das Buch, darein wir forſchend beide ſehen:
Und wahrlich, Wunder ſind davon zu ſagen,
Wie gründlich ſo wir lernen es verſtehen. —
  Was uns allein wohl ſtarr und trocken ſchien,
  Nun fließt es hin gleich Zaubermelodien.

Still ruht die Hand auf des Geliebten Locken:
Doch, leſen wir von Krieg und wildem Streiten,
Dann muß ein jed' Verhängniß ohne Stocken
Mit folgerechten Geſten ſie begleiten:
  Je wilder in dem Buch die Schlacht erbrauſt,
  So ſchadenfroh wird Liebchens Haar gezauſt:

Und redlich wird es wieder glattgeſtreichelt,
Wenn wiederkehrt dem Deutſchen Reich der Frieden.
Wird gar im Buche ſelbſt geküßt, geſchmeichelt:
Wär's Sünde wahrlich, hätten Wir's vermieden.
  Ja, aufgefaßt mit ſolcher Lebenskraft,
  Unglaublich prägt ſich ein die Wiſſenſchaft.

Ob wohl der Mann, der jenes Buch geſponnen,
Mit tiefſtem Ernſt in Noten und Citaten
Uns ausgeſchüttet ſeiner Weisheit Bronnen,
Als er beſchrieb der Vorzeit große Thaten
In Perioden meilenlang und hohl: —
Ob Er der Leſer Spaß geahnet wohl? — —

So brachte jeder Tag ein Liebesſcherzen,
Und löſ't in Nebelduft die letzten Sorgen,
Die ahnungsſchwer gelaſtet auf dem Herzen:
Die Hoffnung weckt' es auf an jedem Morgen,
Und Abends wiegt' es ein der fromme Dank,
Mit dem es ſtill zu Gottes Füßen ſank!

3.

Zu Anfang 1816 erhielt Kinkel endlich die Ernennung zum außerordentlichen Profeſſor der Kunſt-, Literatur- und Kulturgeſchichte, nachdem er faſt zehn Jahre umſonſt auf ſeine Beförderung, auf den Dank des Staates, dem er ſeine ganze Kraft widmete, geharrt hatte. Am 19ten Februar leiſtete er den Beamteneid in die Hand des Univerſitätsrektors.

Im Juli deſſelben Jahres bekam er durch Franz Kugler's Vermittlung einen ehrenvollen Ruf nach Berlin, verbunden mit Verſprechen eines erhöhten Gehaltes, den er mit Freuden annahm. — Doch das Schickſal hatte es anders beſchloſſen.

Ein Jahr vor der Revolution entſtand im Maikäferverein eine vollſtändige Erſchlaffung. Es war ein Vorgefühl, wie das äſthetiſche Streben jetzt ein nichtiges ſei, und eine große Zeit herantrete. Johanna verging faſt vor Langerweile, wenn lyriſche Gedichte vorgeleſen wurden und war gleich Gottfried der Ruhe müde. Es ſchien ihnen Unrecht, nachdem der Verein zuletzt in ein gemüthliches Plauderſtündchen verſandet war, daran noch ferner Zeit und Mühe zu verſchwenden. Daß ſie Recht hatten, beweiſt die Thatſache, daß ſich alle Menſchen, mit denen ſie damals lebten, 1848 als Nullen erwieſen oder auf die rechte Seite überſchlugen. Kinkel gab jetzt ein Jahrbuch Rheiniſcher Dichter heraus, in dem er folgendes Gedicht hatte abdrucken laſſen:

Männerlied.*)

„Weil wir denn verſammelt ſind
    Bei der Gläſer Klingen,
Laßt der heil'gen Freiheit uns
    Dieſes erſte bringen:
Die wie Frühligsluft und luſt
Labt des Mannes ſtarke Bruſt,
    Ihr vor allen Dingen!

Ach, ihr Weizen blühte ja
    Auch bei uns ſchon munter!
Doch es warf der fromme Schwarm
    Unkraut wieder drunter.
Mit dem guten Korn zuhauf
Wächſt das Unkraut nun herauf
    Bunt und immer bunter.

---

*) Vom Rhein. Leben, Kunſt und Dichtung. Jahrgang 1847. Mit dem Bilde Karl Simrock's und 4 Kunſtblättern. Herausgegeben von Gottfried Kinkel. Eſſen, Druck und Verlag von G. D. Bädeker. 1847. — S. 415.

Laßt die alten Weiber ſich,
    Um den Himmel ſchelten!
Aber freie Männer wir
    Laſſen Das nicht gelten.
Gegen Dich, o Vaterland,
Sind uns Nichts als eitler Tand
    Alle Sternenwelten!

Denket Alle denn zuerſt
    An die grüne Erde,
Wo noch Dornen mancherlei
    Schaffen viel Beſchwerde.
Haut ſie ab, wenn treu Ihr ſeid,
Und erhebt mir keinen Streit,
    Wie's da drüben werde!

Bruder rechts und Bruder links,
    Reich' mir Deine Rechte!
Ob Du Zion oder Genf
    Rufeſt im Gefechte:
Wendeſt Du Dein Haupt gen Rom,
Beteſt Du im Eichendom: —
    Haſſe nur die Knechte!

Weiß nicht, ob Dich oder mich
    Dort der Teufel hole:
Doch hier ſchaffen wir vereint
    Am gemeinen Wohle.
Hebt die Gläſer frank und frei!
Nur auf Erden Freiheit! ſei
    Unſre Siegsparole.“

Dies Lied war dem Berliner Hofe doch zu ſtark, als daß man wünſchen konnte, den Dichter deſſelben in den Cirkeln der Hauptſtadt geduldet und wohl gar gefeiert zu ſehen. Bethmann-Hollweg ſchrieb an Kugler mit Entrüſtung zurück: „Kinkel möge ruhig in Bonn verbleiben; nachdem Jener ein ſolches Gedicht veröffentlicht, ſähe ſich der Staat durchaus nicht veranlaßt, ſich für des p. p. Kinkel ſchnelle Beförderung zu intereſſiren.“ Die Erbitterung der pietiſtiſchen Partei kannte keine Grenzen, und wieder wandten ſich — par ordre de Mufti Eichhorn — Viele von Kinkel ab.

Mit ſeiner Schweſter Johanna hatte ſich Gottfried durch die unermüdlichen Beſtrebungen ſeiner Frau wieder verſöhnt. Erſtere verkehrte von Nun an auf's Freundlichſte mit ihrem Bruder, und verſicherte Frau Kinkel in allen Briefen ihrer „aufrichtigſten Liebe und Freundſchaft.“

Im Januar 1847 trat Kinkel in das Comitée für den Hoſpitalbau in Bonn ein. Zum Beſten dieſes Baues fand eine Kunſtausſtellung ſtatt, und Kinkel, der hier gut zu „gebrauchen“ war, wurde zum Präſidenten des Direktoriums ernannt. Während eines ganzen Halbjahres lebte er faſt ausſchließlich den Geſchäften dieſer Ausſtellung, und empfand noch einen harten Winter nachher bitter genug den dadurch verurſachten Ausfall ſeiner Einkünfte. Man machte ihn wiederholt darauf aufmerkſam, daß er ſich von Profeſſor Walter und deſſen pietiſtiſcher Clique gebrauchen ließe, da Jene den Hoſpitalbau nur zum Vorwand nähmen, um erſt die barmherzigen Schweſtern und dann die Jeſuiten nach Bonn zu ziehen. Kinkel erwiederte wörtlich: „Das weiß ich. Wenn aber meine ärgſten Feinde etwas wirklich Gutes thun, ſo helfe ich ihnen gern mit allen Kräften. Jetzt iſt Nichts dringender, als daß unſre armen Kranken Pflege und Obdach erhalten. Sind die Jeſuiten die Eifrigſten, ihnen Dies zu verſchaffen, — gut, ſo helfe ich mit dazu!"

Damals pries Walter Kinkel's uneigennützige und unermüdliche Thätigkeit allerorten, ſolange — er ihn brauchte. Als aber 1849 ein großes Feſt zu Ehren des vollendeten Hoſpitalbaues ſtattfand, gedachten dieſe Menſchen mit keiner Silbe des gefangenen Dichters, und Walter war der Gefeierte, der Held des Tages; Walter, dem Kinkel ſeine Zeit und ſeinen Broderwerb aufopferte, während Johanna das vierte Kind unterm Herzen trug, und Beide ſo ſehr des Geldes bedurften.

O es iſt eine Sottiſe auf jedes Hohe, jedes edle Gefühl, jede Menſchlichkeit — die Handlungsweiſe dieſer Bonner Profeſſoren! Durch tauſend Ränke und Schliche ſtrebte Walter jene Popularität zu erheucheln, die Kinkeln, der ſie nicht ſuchte, auf dem graden Wege entgegenkam. Bis in den Spandauer Kerker hinein verfolgt Dieſen der auf Neid begründete Haß ſeines Todfeindes, der ſich bekanntlich — ſowohl wie Oppenhof und Bauerband, deren Häuſer Kinkel vor Demolirung gerettet! — weigerte die Petition für das Leben des gefangenen Gegners zu unterzeichnen. „Es kann dieſem Menſchen niemals ſchlecht genug ergehen,“ ſagte er damals in einer großen Geſellſchaft der Bonner haute volée. Sonſt vermag er ſehr einnehmend zu ſein, und ſpielt den Sanften, der nur aus Gerechtigkeitsliebe ſich zur Grauſamkeit zwingen muß. In ſeinen Collegien verſteht er die Jugend entſetzlich zu verdummen oder ſeinen Hörern unvermerkt Machiavelliſtiſche Prinzipien einzuflößen. Kriechend demüthig gegen die höheren Stände, kennt er doch die Macht des Volkes zu wohl, um aus der Rolle der Herablaſſung plump herauszufallen. Er würde nie zu ſeinen Feſten nicht-vornehme Leute mögen: aber er liebt es, in einer abgetrennten Volksverſammlung als ein quasi Gott zu den Arbeitern niederzuſteigen. — Kürzlich äußerte ſich die Augsburger Allgemeine Zeitung günſtig für Kinkel, indem ſie den Werth ſeines Wirkens als akademiſchen Lehrers beſonders hervorhob. Augenblicklich brachte die „Rheiniſche Volkshalle“ — das Organ Walters — einen widerlegenden Leitartikel, der ungefähr folgenden Inhaltes war:

„Es iſt ſo ſchmerzlich, wenn Alles um Gnade
„bittet, daß der Gerechte nothgedrungen die entgegen-
„geſetzte Rolle ſpielen muß. Auch wir bedauern, aber
„es iſt unſere Pflicht darauf aufmerkſam zu machen,
„daß die Radikalen ſich nur den Schein zu geben pflegen,

„als krochen ſie zu Kreuz*), um ſich nachher deſto „ärger zu rächen. Gerade Kinkel's Wirkſamkeit hat „nur in einer zwölfjahrelangen Volksverführung

---

*) Wir haben doch höchſtens die Gewalt gebeten, weil man die brutale Gewalt bitten muß: — aber Wer kroch denn?

„Eh' Euer ſtolzer Thron zerbricht,
Sprecht Gnädig doch: Es ſei!
Wir bitten nicht, wir betteln nicht —
Wir fordern: Gebt ihn frei!"

Adolph Strodtmann.

Oder:

„Es ſagt der Zorn: Verfallen war ſein ſchuldig Haupt!
So iſt ſein Recht. Mit ihm will ich nicht rechten.
Doch Zorn gibt Tod, und erſt die Gnade hat erlaubt,
Das Opfer lebend auf das Rad zu flechten.

„Ein kurzes Stoßgebet, drei Kugeln und ein Grab,
Das trägt ein Mann, er kann und muß es tragen....
Die Freunde brechen Blüten ſich vom Hügel ab,
Die in des Toten Herz die Wurzeln ſchlagen.

„So ſtraft der Zorn, nur ſo, mit einem Schlag verſargt,
Und Zorn und Opfer ſeiner Kämpfe ledig:
Doch Gnade.... Gnade, die mit ihrem Schatze kargt..?
O, wer ſie übt, der übe ſie auch gnädig!

„Man ſoll nicht ſagen, daß der Hohenzollern Zorn
Sich minder furchtbar auf die Schultern lade,
Als eine Spende aus der Milde Weibeborn,
Ein Tropfen aus dem Borne ihrer Gnade!"

Max Waldau.

„beſtanden. Der Herr wird aus dem unerſchöpflichen „Meer ſeiner Gnade auch nicht ein Tröpflein nie„derfallen laſſen auf eine Stätte, die der Gnade nicht „empfänglich iſt!“

Dieſe Leute nennen freilich Verführung, Was uns Belehrung heißt. Aber jene Behauptung iſt doch zu lächerlich, die Verläumdung zu abſichtlich, als daß ſolche Artikel dem unglücklichen Dichter in der Meinung auch nur Eines Menſchen ſchaden könnten. Wir haben ſelbſt geſehen, wie Kinkel anfänglich einen durchaus orthodoxen Standpunkt einnahm. Dann kam die Periode der „Predigten“ *) bis zu ſeiner Entfernung vom theologiſchen Katheder, und die ſind doch gewiß keine „Volksverführung!“ Endlich aber Kinkel's kunſthiſtoriſche und literaturgeſchichtliche Thätigkeit wüßten wir mit den Behauptungen des Walter'ſchen Organs in gar keine Beziehung zu ſetzen. —

Redlich benutzte Kinkel die trübe Dämmerungszeit vor dem Freiheitsmorgen des Jahres 1848 zur Fortentwicklung ſeiner Ideen über eine ſociale Neugeſtaltung unſrer Zuſtände. Er wartete den günſtigen Augenblick des öffentlichen Auftretens ab, und ſuchte ſich für größere Kämpfe vorzubereiten, die nicht auf ſich warten ließen. Daß er ſeinen Beruf kannte und ſein Schickſal nicht fürchtete, zeigt ſchon folgendes Gedicht von Eminus,

---

*) Verlag von F. C. Eiſen. Köln 1848.

das er beziehungsvoll ſeiner herrlichen Sammlung Rheiniſcher Gedichte und Erzählungen vorandruckte:

Confeſſio.*)

Auch uns erſchien im Traume der Gott der Zeit,
Und mahnt' uns: „Hört Ihr die Stürme der Zukunft nahn?
Ihr ſollt's nicht hindern, aber retten
Sollt Ihr das edelſte Gut der Menſchheit!

„Sie werden Mein vergeſſen im Sturmesdrang —
Ihr ſollt die Flamme wahren im Heiligthum!
Sie werden haſſen — lehrt ſie lieben
Und das Geheimniß des Geiſtes achten!

„Voranzugehn in blutige Rieſenſchlacht
Sind längſt von Mir ſchon Andere ausgewählt;
Sie werden fallen — Ihr ſollt leben,
Künftigen Göttern die Zukunft bauen.

„Doch wenn das Herz Euch trifft ein verirrter Pfeil,
Dann faltet fromm die Händ' auf der treuen Bruſt,
Daß, die des Weges wallen, ſagen:
Seht, der Gefallene war ein **Prieſter**!“

---

*) Vom Rhein. S. III.

In dem vorhin mitgetheilten „Männerliede“ und der Charakteriſtik des Maler's Karl Hübner*) hatte Kinkel bereits vor dem Volke ſeine Freiheitsideen zu verkünden geſucht. Als aber im Januar 1848 der vereinigte Landtag die Beibehaltung der Todesſtrafe beſchloß, da wagte Gottfried Kinkel in heißer Gluth die Entrüſtung ſeines Herzens auszuſprechen, welches ſich gegen das barbariſche Inſtitut der Todesſtrafe empörte, und zürnend ſang er das Lied:

Τὸ αἷμα αὐτοῦ ἐφ' ἡμᾶς!**)

„Weh', es geſchah! Des Heidenthumes Fluch
Wie lange bringt den Enkeln er Verderben?
Mit Chriſtenhand in des Geſetzes Buch
Einſchrieben ſie: „Es ſoll der Sünder ſterben!
Nicht ſchwinde vom Gefild der Rabenſtein,
Wir wollen's nicht: es ſollen Henker ſein,
Des Reichs Purpur mit Blut zu färben!“

Nur Einen Tag, nur Einen ward's bedacht —
Wie ſicher ſie auf ihrem Sinne ruhten!
Sie dachten, o, nicht an die lange Nacht
Mit ihren gräßlich ſchleichenden Minuten,
Die Den umſchnürt, dem in die dunkle Haft
Der Spruch erſcholl: „Mitten in Lebenskraft
Morgen beim Tagesgraun ſollſt Du bluten!“

---

*) Vom Rhein. S. IX.

**) Den Armen! Album von G. T. Sternau. Köln 1848 S. 83 ff.

Und wieder auf die Kirche ward's gebaut,
Die ſie erniedrigt zu des Reiches Dirne —
Sie, die noch jung als unbefleckte Braut
Zuerſt vom Henker abgewandt die Stirne!
Die heil'ge ſpricht: „Nicht will ich Blut und Tod!“
Waren ſie fromm, ſie hörten ihr Gebot
Herunter von des Oelberg's Firne

Nur Einer lebt: er rauſcht in Waldespracht:
Wie in des Saatfelds goldenſchwerem Glanze,
Er ſprengt das Eis und ſcheucht des Winters Nacht,
Er haucht den Frühling — und es lebt die Pflanze,
Es ſpielt das Thier in goldner Sonnenluſt,
Es drückt das Weib den Säugling an die Bruſt:
All' Leben webt ſich Ihm zum Kranze —

Er zieht zurück den Hauch, und ſeelenlos
Zerfällt des Leuen Kraft, der Baum im Laube,
Der müde Menſch ſinkt in der Erde Schooß,
Andern Lebend'gen wird ſein Leib zum Raube.
An's Ohr ſchlägt Euch im Wetter Sein Gebot:
„Bei Mir allein iſt Leben oder Tod,
Bei Euch nicht, die Ihr ſelbſt von Staube!“

O Deutſches Herz, vor allen Völkern mild,
Hörſt Du, wie ſie mit hartem Wort Dich trafen?
„Das **Volk** will Blut — ſei denn ſein Durſt geſtillt!“
So ſprachen die Gelehrten und die Grafen.
Mein Volk, ſie haben Dich vor Gott verklagt,
Aus Einem Mund ſei ihnen widerſagt —
Mein Volk, Du ſollſt ſie Lügen ſtrafen!

Ruf's laut: Solang' Ein Stück vom Freiheitshort,
Vom Eiſen, nicht dem Erdſchooß ward entriſſen,
Solange Schlang' und Krokodill noch dort
Im Schlamm ſich wälzt und Urwaldsfinſterniſſen,
Solang' Ein Chriſtenweib verzweifelnd ſtöhnt,
Weil des Osmanen wüſter Luſt ſie fröhnt,
Dürfen wir keines Mannes miſſen!“

Spreng' ab, mein Volk, von Dir auf ſie dies Blut,
Du haſt gehört, wie ſelber ſie geſprochen
Mit kühnem Mund und mit getroſtem Muth:
„An Uns nur ſei der Sünder Tod gerochen!“
So laß ſie einſtehn für ihr trotzig Wort,
Und nur Ein Tropfen fall' auf ſie hinfort
Von Jedem, der das Beil verbrochen!

Ich weiß, noch Manchem wird der Tropfen ſchwer!
Es wird auch Dich Dein Stündlein nicht verfehlen,
Dann ſchauſt Du blaſſe Schemen um Dich her,
Bang wirſt Dein Haupt Du in die Kiſſen hehlen.
Doch frommt Dir nicht Gebet und Sakrament!
Sie ſind's, die Du vom Leben haſt getrennt,
Die fordern von Dir ihre Seelen.

Sie ſchwebt heran, die Kindesmörderin:
Fluch wurden ihr der Mutterfreude Gnaden.
Dein Wort gab ihr den Tod; nun irrt ſie hin
Auf den von Geiſtern ſelbſt gemiednen Pfaden.
Es träuft aus des verſchnittnen Haares Wirr'n
Wie Schwefeltropfen Dir auf's kranke Hirn
Ihr Blut. — Du haſt's auf Dich geladen! —

Des Wilddiebs Sohn mit zorngekniſſnem Mund,
Mit Augen tritt er her, die Dich durchbohren:
Der von des Förſters Blei im Waldesgrund
Um einen Hirſch den Vater hat verloren.
Statt ſeines Rechtes ward ihm Feindes Hohn:
Blutrache für den Vater ſchwur der Sohn,
Blutrache — wie Ihr ſelbſt geſchworen!

So kam die Nacht, das Mondlicht ſtand ſo blaß,
Da trafen ſich die todesgrimmen Beiden:
Durchbohrt warf er den Erbfeind in das Gras,
Dann ging er ſtarr und ſtumm den Tod zu leiden.
Den Tod gabſt Du ihm — und ſein Schatten naht:
Entſetzliches Geleit auf dunklem Pfad,
Lauert er heut auf Dein Verſcheiden! —

Sie waren arm dort in dem rauhen Thal,
So eifrig Jeder fremdem Dienſte ſchaffte:
Es floſſen Tag um Tag in gleicher Qual,
Derweil ihr Herr das Geld zuſammenraffte.
Wohl war er reich — er wollte reicher ſein:
Er maaß die Arbeit groß, die Löhnung klein,
Bis dann ihr letzter Muth erſchlaffte.

Die Väter ſahn der Kinder grimme Noth,
Sahn ihre Weiber wanken zu dem Grabe:
Sie traten vor ihn, und begehrten Brod,
Nur bittend — und er weigerte die Gabe.
Da kamen ſie zuhauf um Mitternacht:
Es glomm der Zorn, die Flamme ward entfacht,
Und fraß ihn auf mit ſeiner Habe.

Du griffeſt Einen, gabſt ihn hin dem Beil
Als Opfer für die ſchwächeren Genoſſen.
Nachſtarb ſein Weib, die Tochter beut ſich feil: — —
Ihn aber hält nicht Gruft noch Sarg verſchloſſen:
Er reckt ſich auf an Deines Bettes Fuß,
Und winkt hohläugig Dir den Todesgruß — —
Das iſt das Blut, das Ihr vergoſſen!

Hinweg, Ihr Schatten! — Nein, ſie rufen Dir,
Mein Volk! Blick' an den Jammer ohne Namen,
Fall' in den Arm des Henkers roher Gier,
Gieb nicht zum zweiten Mord Dein heilig Amen!
Sprich Du, mein Volk, ein menſchlicher Gericht!
Mit Deinen Schriftgelehrten rufe nicht:
„Auf Uns dies Blut und Unſern Samen!‘“

Siebentes Buch.

Die neue Heimath.

Bonn.

Februar 1848 bis Februar 1849.

1.

So kam der ſechsundzwanzigſte Februar 1848.

Die Kunde vom Ausbruch einer Revolution in Paris verbreitete ſich wie ein Lauffeuer nach Deutſchland, ohne im erſten Augenblicke genug zündfähigen Stoff für eine Exploſion zu finden. Die alten Hoffnungen ſtreckten nach und nach ihre Hände fromm gefalten und bittend aus tauſend und tauſend Herzen empor, man ſann nach über die Form, unter der ſich etwa den Fürſten einige Freiheiten abbetteln ließen; aber der Gedanke einer That erwachte nur in wenigen beſonders Beherzten oder beſonders Unglücklichen. Ehe der Ausgang des Pariſer Kampfes feſtſtand, blieb ſchlechterdings Alles im alten Gleiſe und Niemand wollte ſich durch eine Voreiligkeit compromittiren. Nicht auf das Volk, ſondern auf die Fürſten wirkten die Nachrichten wie ein elektriſcher Schlag: Paris, die Sturmglocke des Continents, war in Bewegung, Brand an der Seine bedeutete Brand an der Donau, der Spree und der Iſar . . . . . man ſollte wirklich meinen, daß das böſe Gewiſſen ein beſſerer Leiter ſei, als alle Telegraphendrähte der Welt. Das Volk wartete, wie es immer gewartet, aber die Fürſten zuckten zuſammen, *ſie* waren es, deren Schwäche, deren Verzagen endlich ſelbſt den Petitionen — bei dieſen blieb es ja noch vier Wochen lang — eine Spitze gab und den Bitten die Geſtalt von Forderungen aufprägte. Sie verzeihen Das nicht, ſie fühlen, daß wir ſie in ihrer Hinfälligkeit geſehn, ſie fühlen, daß wir um das Bewußtſein, das ſie beben macht, wenigſtens wiſſen *könnten*. Das verzeihen ſie nun und nimmer.

Von dieſem Standpunkte aus müſſen alle nachmärzlichen Thaten, die von den Fürſten ausgehn, beurtheilt werden. Sie hatten ſich eine Blöße gegeben und damit anerkannt, daß ſie weder die einzige Macht im Staate, noch überhaupt im Rechte ſeien: ſie hatten ſich *gefürchtet*. Zugleich aber hatte ſich auch herausgeſtellt, daß es dem Volke nicht um eine durchgreifende Revolution zu thun ſei: es machte vor den Thronen Halt, und begnügte ſich damit, die Kronen dem Volke gegenüber Zwangshonneurs machen zu laſſen. Man ging ſogar ſo weit, für jedes vage Verſprechen, das den „Angeſtammten“ abgepreßt worden, ſofort zu illuminiren. *Man ließ ſich Freiheiten* **bewilligen!** Das iſt die glorreiche Märzrevolution, von der ſo viel Weſens gemacht wird.

Die Könige wären bügelfeſter als je, wenn ſie ſich damit begnügt hätten, von der Erfahrung: „*wie* das deutſche Volk Revolutionen macht“ Notiz zu nehmen

und ihre lieben und getreuen Unterthanen,
doch nicht ſo ſchlimm gemeint, mit einigen H
abzufüttern. Man hätte ihnen mit der Zeit
Unruhſtifter, die Normalwühler abgeliefert.
ſie dachten daran, daß das Volk ſie ſchwac
und daß das Volk ſeinerſeits von dieſer
gelegentlich Notiz nehmen könnte, — ſie woll
Kopfloſigkeit am Volke rächen: hierin liegt
der nächſten Revolution. Sie waren nur geha
ſind ſie verachtet. Es iſt nun endlich klar g
daß Volk und Fürſt in keiner Weiſe mit einan
können, daß es keine Verſöhnung giebt; denn di
rächen ſich ſogar dafür, daß man ſie geſchont
beſiegt waren. Dynaſtie **oder** Volk! Das iſt d
welche die nächſte Zukunft beantworten muß.
in blutigen Lettern von den Fürſten zur Di
angeſchlagen werden, ſie haben den Kampf
fordert: — haben ſie denn, Was ſie wollten!

La revolution marche! Ça ira!

So kam der 26ſte Februar 1848. Johann
ſaß auf ihrem Zimmer, und hatte wieder die „
von einem deutſchen Weibe“ aufgeſchlagen,

reuen Unterthanen, die es ja
neint, mit einigen Honigkuchen
ihnen mit der Zeit ſchon die
lwühler abgeliefert. — Aber
das Volk ſie **ſchwach** geſehn,
ſeits von **dieſer** Erfahrung
könnte, — ſie wollten **ihre**
ächen: hierin liegt der Keim
Sie waren nur gehaßt, jetzt
t nun endlich klar geworden,
iner Weiſe mit einander gehn
öhnung giebt; denn die Fürſten
aß man ſie **geſchont**, als ſie
oder **Volk**! Das iſt die Frage,
t beantworten muß. Sie iſt
den Fürſten zur Disputation
haben den Kampf herausge-
n, Was ſie wollten!
marche! Ça ira!

ebruar 1818. Johanna Kinkel
nd hatte wieder die „Romanze
eibe" aufgeſchlagen, welche

Gottfried ihr zuerſt mittheilte, als ſie mit ihm vor fünf Jahren den Rhein hinauffuhr. Langſam ließ ſie alle Bilder einer reichen Vergangenheit vorübergleiten, und verſenkte ſich ganz in die Erinnerung ihrer Kämpfe um den Geliebten und den Sieg einer heiligen Minne.

Plötzlich öffnete ſich die Thür, und die Schweſter des verbannten J. Venedey trat ein.

„Wiſſen Sie's ſchon?" rief ſie mit leuchtendem Blick. „In Paris iſt die Revolution entfeſſelt, und der Kampf wüthet in allen Straßen. Das Volk ſiegt!"

Johanna ſprang ſtürmiſch empor. Einen Augenblick heftete ſie das Auge träumend in's Weite, indem ſie die Stirn an die kalten Fenſterſcheiben preßte. Ihr ahnte: dieſe Revolution würde ihr ſtilles Familienglück zertrümmern; denn Männer wie Gottfried gehörten in den Kampf. Dann aber wandte ſie raſch das Haupt, und ſprach in begeiſtertem Tone:

„Und Der dies Lied geſungen,
 Hat auch ein junges Weib:
Wenn ihm der Ruf erklungen,
 Sie wird nicht ſagen: Bleib!" — —

Am 20ſten März kam das Patent des Königs vom 18ten d. M. in Bonn an. Der Jubel kannte keine Grenzen. Alles verließ die Häuſer, und ſtrömte auf den Marktplatz. Eine mächtige ſchwarz-roth-goldne Fahne in der Mitte, zogen die Bürger im Triumphzuge durch die Straßen der Stadt, holten den alten Ernſt Moritz Arndt, den Geheimrath v. Sybel und den

Profeſſor Dahlmann aus ihren Wohnungen, und faßten endlich vor dem Rathhauſe Poſto.

Unter dem Zuruf des Volkes beſtieg Kinkel den Söller des Stadthauſes, und hielt das Deutſche Banner hoch in die blauen Lüfte. Sein Auge flammte, ſein Antlitz glühte, als er dem Oberbürgermeiſter Oppenhoff die Fahne überreichte, und mit erhobener Stimme, während ein jedes Aug' an ſeiner Lippe hing, folgende Anrede hielt:

„Männer! Bürger! Brüder!

„Beginnen wir, indem wir mit entblößtem Haupte dies Banner grüßen, das ein Zeichen iſt von der Majeſtät Deutſcher Nation!

„Und nachdem Ihr Dies gethan, ſo deckt Euer Haupt wieder mit dem freien Hut, denn dieſer Tag giebt Euch das freie Wort und in ihm die Gewißheit, daß Ihr von heut an freie Männer ſein werdet!

„Herr Oberbürgermeiſter! Ich rede zu Ihnen im Namen dieſer Bürger: der Bürger dieſer Stadt, der Bürger der Univerſität, welche nicht mehr geſchieden ſind. Es iſt mir die Ehre zu Theil geworden, Ihnen als Dem, welcher für unſere Stadt der Vertreter der höchſten Staatsgewalten iſt, dieſes Banner zu überreichen.

„Der Sinn dieſer Ueberreichung iſt, daß wir Alle auch noch heut — und heute mehr, als je — gewillt ſind, im Bunde mit den rechtmäßigen Gewalten des Staates Das durchzuführen, wozu dieſe Fahne uns auffordert: nämlich, im Bunde mit den rechtmäßigen Gewalten die Freiheiten, die wir ſchon jetzt errungen haben, mit ſtarker Fauſt und wachſam zu ſchirmen; dann aber, im Bunde mit dieſen Gewalten, Das, was wir heut' erſt als Verſprechen beſitzen, zur That und zur Wahrheit zu führen.

„Und ſo laſſ' ich Dich flattern, du Deutſches Banner! Du ſollſt alle Stämme unſeres Blutes ſammeln unter Dir! Du ſollſt rauſchen über allen Meeren! Du ſollſt ein Zeichen der Liebe ſein, das alle Gedrückten, die noch unter uns ſind, durch Recht und Bildung den Weg führt, daß Jeder Theil gewinne an dem Bürgerglück, welches heut über uns aufglänzt!

„Ich ſchwinge die Fahne gegen Weſten. Dort wohnen zwei ſtarke Völker, welche zuerſt der Freiheit eine Gaſſe brachen in Europa: Engländer, Franzoſen. Wir fürchten ſie nicht; denn von heut an fürchtet der Deutſche Nichts mehr. Aber wir ſind, wenn ſie es wollen, des Sinnes, mit ihnen zu leben in herzlichem und ehrlichem Frieden!

„Ich ſchwinge die Fahne gegen Norden, und grüße mit ihr den kernhafteſten deutſchen Staat: unſer großes Preußen. Heute flattern dieſe Farben über ganz Preußen; heute — Dank dem großartigen Entſchluſſe unſeres Königs wehen ſie auch über der Oſtſee, über Königsberg und Marienburg, ſchauen ſie ſtolz und feſt dem weißen Adler Polens in's Antlitz, dem ſchwarzen Rußlands Auf denn, o Banner, im Bund mit unſerem Adler, und wehe ihm zu aus Deinen Falten: Vorwärts, Adler, und unverwandten Auges immer zur Sonne!

„Ich ſchwinge die Fahne gegen Süden, und grüße mit ihr die Deutſchen Brüder, die vor uns, uns zum Heile, die Freiheit errangen!

„Ich ſchwinge die Fahne gegen Oſten. Völker ſind dort, die noch nicht des Tages ſich freuen, der uns winkt, Völker ohne Freiheit. Keine Furcht auch vor ihnen! Du aber, o deutſches Banner, ſollſt ihnen Morgenſonne ſein, ſollſt ihnen voraufleuchten im Kampf um Das, was des Menſchen Recht iſt, und was ihnen gebührt wie uns!

„Es werde wahr, was der König geſprochen hat: es werde aus dem Staatenbund ein Bundesſtaat! Ich hebe die Fahne, und rufe: Es lebe das große, unvergängliche, durch unſere Eintracht heilige Deutſche Reich!“

Schon während er ſprach, hatte der Jubel und die Begeiſterung des Volkes oft den Redner unterbrochen; als er nun aber geendet, da brach ein Beifallsſturm aus, wie ihn noch nie das alte Rheinland gehört.

„Doch in dem wilden Beifallsrufen
Neigt ſich der Held, und geht die Stufen
Hinab ſo ruhig, wie er kam.“

Der Oberbürgermeiſter verſtand ſich, nachdem er das Banner aus den Händen Kinkel's empfangen, zu folgender Anerkennung des fait accompli, die komiſch genug mit dem Vorhergehenden contraſtirte, und — noch komiſcher! — gleichfalls vom Volke beklatſcht wurde:

„Im Namen der Bürgerſchaft nehme ich die Fahne an — ſie hat uns noch gefehlt. Lange als Idol Deutſcher Kraft und Einheit ſchwärmeriſch von allen Deutſchen geliebt, hat ſie verborgen bleiben müſſen. Heute tritt ſie frei auf, begleitet von Gewährungen und Garantieen, die ſo lange der Inbegriff allgemeiner, zurückgedrängter Wünſche waren, die uns jetzt die beſſere Zukunft erſchließen.

„Möge die Fahne die echte Mitte zwiſchen allen Bannern, die in Deutſchlands Gauen wehen, behaupten als Symbol echter Deutſcher Einheit und Kraft, mögen die Herzen aller Deutſchen immer bei ihr ſein! So bringe ich denn ein dreimaliges Hoch dem geſammten Deutſchen Vaterlande, dem Könige, der uns eben die Güter und Rechte, wonach wir uns ſo lange geſehnt, gewährt hat. Hoch!“

Man wird wenigſtens nicht ſagen können, daß ein Mann, der am 20ſten März 1848 eine ſolche Rede hielt, inconſequent gehandelt hat, wenn er ſich bald nachher wieder offen der Reaktion in die Arme warf.

Nachdem die Liedertafel „Concordia“ das Lied „Des Deutſchen Vaterland“ geſungen, hielt E. M. Arndt eine kurze Anſprache an ſeine Mitbürger, bei deren Schluß Dahlmann auf ihn zutrat, und ihn Angeſichts des Volkes umarmte. Dann gab Jenem die Verſammlung — auf

Vorſchlag des Oberbürgermeiſters — das Ehrengeleit nach Hauſe, und man trennte ſich jubelnd und ſingend, als der Abend hereinbrach.

Allgemeine Illumination und ein herrlicher Fackelzug, der ſich dem Hauſe Arndt's zubewegte, beſchloſſen dieſen erſten und letzten Tag der Freiheit des Rheinlandes.

2.

Von nun an betheiligte ſich Kinkel nicht allein an jeder freiheitlichen Beſtrebung ſeines Volkes, ſondern er wurde auch bald der erſte Führer der Demokratie in den Kreiſen Bonn und Sieg. In den letzten Jahren vor der Märzrevolution hatte er ſich mit den Zuſtänden des Volkes, mit den Geſetzen des Rheinlandes und namentlich mit dem Elend der ſogenannten niedern Volksſchichten vertraut gemacht, und ſuchte jetzt mit aller Kraft an der Verbeſſerung dieſer zahlloſen Uebelſtände mitzuhelfen. Zu dem Ende ſtiftete er bald nach der Revolution einen „Handwerker-Bildungsverein,“ in welchem er als Präſident mit der größten Aufopferung die gediegenſte Beſprechung aller Handwerker-Intereſſen einleitete, und zugleich jeden Donnerstag in dem Lokale dieſes Vereines populäre Vorträge über Leben und Geſchichte des Rheinlandes hielt, zu denen der Eintritt Jedem freiſtand. Mit der größten Aufmerkſamkeit horchten die Bürger bis zum ärmſten Proletarier hinab ſeiner Rede, die Pfeife verloſch und noch lange nachher ſaß die Verſammlung lautlos, in tiefe Betrachtung verſunken, wenn der „Profeſſor“ von der Hermannsſchlacht erzählte oder von den Kämpfen der Städte und Bürger gegen die trotzigen Raubritter oder herrſchſüchtigen Biſchöfe einer vergangenen Zeit.

Schon am 19. April hatte Kinkel ein Wahl-Programm der Volkspartei abgefaßt, und mit mehren Bürgern unterzeichnet. Wir ſehen aus dieſem politiſchen Glaubensbekenntniß, wie Kinkel ſchon damals ſich der Oppoſition gegen die Regierung anſchloß, und keineswegs das blinde Vertrauen ſeiner Mitbürger theilte, welche noch auf eine friedliche Löſung der ſocialen Frage hofften. Trotzdem hielt er für Preußen die Idee der conſtitutionellen Monarchie feſt, da er nicht einen Kampf aufnehmen wollte, für den im Augenblick weder bedeutende Sympathie, noch Hoffnung auf Erfolg vorhanden war. Männer von klarem Geiſt und praktiſchem Sinn wie Kinkel verſuchen nie eine Republik ohne Republikaner zu machen.

Wahl-Programm.

Anſichten einiger hieſigen Volksfreunde über die volksthümliche Umgeſtaltung der ſtaatlichen Verhältniſſe in Deutſchland und in Preußen.

An die Wahlberechtigten des Kreiſes und der Stadt Bonn.

Von zwei Seiten findet eine Berufung an das Volk Statt. In Frankfurt und in Berlin ſollen Vertreter des Volks zuſammenkommen, um ein neues und feſtes Staatsgebäude zu gründen, dort für das zur Einheit erwachte ganze Deutſchland; hier für Preußen.

In dieſer Berufung an das Volk liegt das Anerkenntniß ſeiner Mündigkeit und ſeiner Berechtigung, an die Stelle der umgeſtürzten öffentlichen Zuſtände zeitgemäße und haltbare zu ſetzen.

Das Volk muß ſich klar bewußt ſein, daß es, vermöge der ihm innewohnenden Machtvollkommenheit, allein im Stande iſt, das Vaterland zu retten. Deßwegen ſoll es ſeinem Willen durch freie Wahl unabhängiger und befähigter Vertreter eine laute und unverfälſchte Stimme geben. — Die Wahlberechtigten müſſen und werden ſich allenthalben *auf dem* **rein** *demokratiſchen Boden halten.* Sie müſſen darüber wachen, daß ihnen dieſer Boden nicht unter den Füßen ſchwinde. Sie müſſen vor ſolchen neuauftauchenden ſcheinbaren Volksfreunden auf der Hut ſein, welche bisher ihren Nacken ſklaviſch unter das Joch der geſtürzten Beamtenherrſchaft und Willkür gebeugt haben, damit dieſelben nicht ſpäter, wenn ſie oder ihre Schützlinge zu Abgeordneten gewählt werden, ihre Stellung dazu mißbrauchen, den abgeſchüttelten Druck wieder herzuſtellen. Sie dürfen nicht zugeben, daß Ehrgeizige, Eigennützige und Solche, denen ihr Gold für das Höchſte gilt, die Stimmen erſchleichen, um dem Intereſſe einzelner Klaſſen zu dienen, oder gar ihren ehrenvollen Auftrag zum eignen Vortheil auszubeuten und darüber das Wohl ihrer Mitbürger hintanzuſetzen.

Vielmehr möge daher jeder Wahlberechtigte, der es aufrichtig und gut mit Deutſchlands Freiheit und Zukunft meint, nur ſolchen Männern ſeine Stimme geben, welche durch ihr früheres Verhalten Bürgſchaft dafür geleiſtet haben, daß ſie im Weſentlichen zu denjenigen Grundſätzen ſich bekennen, und diejenigen Gewährungen als Rechte des Volks in Anſpruch nehmen, welche im Folgenden ausgedrückt ſind:

1. Die Volksvertretung hat die ungeſchmälerte Befugniß, das Staatsgrundgeſetz feſtzuſtellen. Jedoch wird für Preußen die conſtitutionelle Monarchie feſtgehalten.

2. Die ganze Volksvertretung wird von dem Volke gewählt. Wahlberechtigt und wählbar ſind alle großjährigen Staatsbürger, welche ihr Bürgerrecht nicht durch Richterſpruch eingebüßt haben, ohne Rückſicht auf den Steuerſatz. Die Wahlen ſind direkt, das iſt: unmittelbar. Die Volksvertretung hat das Recht, Geſetzesvorſchläge zu machen und zu Geſetzen zu erheben. Sie entſcheidet nach einfacher Stimmenmehrheit. Die Miniſter ſind der Volksvertretung verantwortlich.

3. Die Bevormundung der Gemeinden wird aufgehoben. Die Gemeinde verwaltet ihre Angelegenheiten und ihr Vermögen ſelbſt und wählt auch ſelbſt ihre Gemeindebeamten. So den Bürgermeiſter, den

Gemeinderath, den Einnehmer der Gemeindeſteuer, die Polizeibeamten, Flurſchützen u. ſ. w.

4. Alle Staatsbürger haben das Recht der freien Vereinigung und Verſammlung. Ebenſo das Petitionsrecht.

5. Die Preſſe iſt völlig frei, ohne alle vorbeugenden Beſchränkungen: durch Conceſſionen, Cautionen, andre als gerichtliche Beſchlagnahmen u. ſ. w.

6. Alle Beſchränkungen der Freiheit von Perſonen und Eigenthum werden aufgehoben. Die perſönliche Freiheit wird gegen polizeilichen Eingriff durch das Geſetz geſichert. Ferner gehören hierher Unverletzlichkeit des Hausfriedens und des Briefgeheimniſſes; Abſtellung des Portozwangs, des Jagdrechts Weidrechts und Dergleichen.

7. Sobald die Verfaſſung feſtſteht, wird das Militär auf dieſelbe vereidet. Die ſtehenden Heere gehen in eine allgemeine Deutſche Volkswehr auf. Bei geſichertem Frieden werden ſie vermindert bis auf einen Kern, der zum Unterricht des Volkes im Waffendienſte nöthig iſt. Die Volkswehr wählt ihre Führer ſelbſt.

8. Es werden geſetzlich begründet: Unabhängigkeit der Rechtsſprechung; Sicherſtellung gegen Verweigerung des Richterſpruches; Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens; Schwurgerichte in Straſſachen, namentlich bei politiſchen und Preßvergehen; Abſchaffung der Todesſtrafe und aller die Menſchenwürde ſchänden-

den Strafarten; Aufhebung alles und jedes eximirten, das iſt: Ausnahme-Gerichtsſtandes.

9. In Bezug auf Erlangung von Anſtellungen ſtehen alle Staatsbürger ſich gleich. Alle Standesvorrechte, die nicht bloße Ehrenrechte ſind, hören auf.

10. Die Steuern werden gerecht nach dem Maaß vertheilt, wie Jeder ſie zu zahlen im Stande iſt. Die Steuerfreiheit von bisher bevorrechteten Grundſtücken hört auf. Es fallen weg alle Abgaben, welche den innern Verkehr Deutſchlands hemmen, die Gewerbe und und die Landwirthſchaft übermäßig belaſten, den Lebensunterhalt der Unvermögenden vertheuern und verkümmern, als da ſind: Binnenzölle, Zehnten, Frohnden, Verbrauchsſteuer auf allgemein unentbehrliche Lebensmittel u. ſ. w. Es wird ſtatt deſſen eine Vermögens- und Einkommens-Steuer eingeführt, nach welcher von dem Vermögen und Einkommen, je höher dieſe ſteigen, deſto größere Procente als Steuer entrichtet werden ſollen.

11. Geſellſchaften, welche in ihrer Hand unveräußerliches Grundeigenthum anhäufen, ſollen durch das Geſetz auf ein beſtimmtes Maaß deſſelben beſchränkt werden. Majorate und Fideicommiſſe werden aufgehoben.

12. Der Staat fordert von jedem Bürger gleiche Pflichten und erkennt jedem Bürger gleiche Rechte zu, ohne nach dem religiöſen Bekenntniſſe zu fragen.

13. Der Staat iſt von der Kirche, die Kirche vom Staate unabhängig.

14. Lehre und Unterricht dürfen von Jedem an Alle ertheilt werden. Aber der Staat verpflichtet ſich, jedem Kinde den zum Bürgerthum nöthigen Unterricht zu ſichern.

15. Die Lehrer an den untern und mittlern Schulen werden ausreichend beſoldet. Dagegen wird das Schulgeld abgeſchafft.

16. Die Diener des Cultus werden angemeſſen dotirt. Dagegen werden die Stolgebühren abgeſchafft.

17. Die Zahl der Beamten wird möglichſt beſchränkt. Die übermäßigen Gehalte, Penſionen, Apanagen u. ſ. w. werden theils vermindert, theils abgeſchafft.

18. Dagegen wird eingeführt eine wohlfeile Verwaltung, die, wo es thunlich, aus freigewählten Volksmännern beſteht.

19. Es werden alle rechtlichen Mittel angewendet zur Hebung der Landwirthſchaft, der Gewerbe, des Handels, der Wiſſenſchaft. Um dieſen Zweck zu erreichen, werden die mangelhaften Gewerbe-Ordnungen umgeſchaffen, Leih-Caſſen für Ackerbau und Gewerbe errichtet; ein beſonderes Miniſterium für die Arbeit eingeſetzt. Der Staat trifft Fürſorge, daß den redlichen Arbeitern, welche durch Alter oder Krankheit arbeitsunfähig geworden ſind, ihr Lebensunterhalt geſichert ſei.

20. Vermöge allgemeinen Deutſchen Staatsbürgerrechtes, kann jeder Deutſche ſich nach freier Wahl in

jedem Deutſchen Staate niederlaſſen. Im Auslande hat jeder Deutſche Anſpruch auf den Schutz des nächſten Deutſchen Geſandten.

21. Das Recht auszuwandern wird ohne Beſchränkung anerkannt. Die Auswanderung wird zur Nationalangelegenheit erklärt und unter den Schutz des Staates geſtellt.

22. Die höchſten Opfer werden aufgeboten, um unverzüglich eine Deutſche Seemacht zu gründen.

23. In ganz Deutſchland wird eine gleichmäßige Geſetzgebung eingeführt hinſichtlich des Privatrechts, des Strafrechts, des Gerichtsverfahrens, des Wechſelrechts, des Handels und Verkehrs, der Münze, des Maaßes und Gewichtes, der Zölle, des Paßweſens, der Poſt und der Eiſenbahnen.

24. Deutſchland erhält eine einheitliche Reichsgewalt, welche das Reich durch ihre Geſandten gegen das Ausland vertritt, und, um ſtark zu ſein, über das Deutſche Heer und die Deutſche Flotte gebietet. Damit bei den Wahlen und in der Reichsverwaltung Einheit möglich ſei, wird das vereinigte Deutſchland, durch friedliche Verſtändigung, in Kreiſe, ohne Rückſicht auf die Grenzen der Einzelſtaaten, abgetheilt.

Vorſtehende Artikel erkennen wir als unſere Grundſätze an.

Bonn, den 19. April 1848.

N. Bieſing. H. J. Breuer. W. Cosmann. C. Hagen.
Fr. Kamm. G. Kinkel u. ſ. w.

Daß die demokratiſche Partei für diesmal mit ihrem Programm nicht ſiegen konnte, lag in der Natur der Sache. Gab es doch zu jener Zeit noch gar keine Inſtitutionen, welche die Volkspartei zu einer geſchloſſenen Phalanx vereinigten, und hoffte man ja überall, daß die Majorität der Abgeordneten in Frankfurt und Berlin die Stimme der Wähler nicht verachten würde! —

Kinkel begriff bald die Nothwendigkeit, ſeine Partei zu conſolidiren und zu einer verläßlichen Macht gegen die Uebergriffe der Reaktion umzugeſtalten. Zu dem Zweck erließ er am 27. Mai mit mehren Bürgern einen Aufruf zur Gründung eines „demokratiſchen Vereines,“ der allgemein den lebhafteſten Anklang fand. In der kurzen Friſt eines Vierteljahres ſtieg die Zahl der Mitglieder dieſes Vereines von 15 auf mehr als 700 tüchtige Männer, und ſchon am 13. Juli errang dieſe Partei den glänzendſten Sieg über ihre Gegner.

Der Central-Bürgerverein zu Bonn, ein Inſtitut der conſervativen Partei, hatte nämlich durch einen Ausſchuß folgenden Antrag an die Bewohner Bonns geſtellt:

> „es ſolle ſich die Stadt bei der Nationalverſammlung zu Frankfurt nicht allein gegen die Republik, ſondern auch gegen die Einführung aller republikaniſchen Formen feierlichſt verwahren.“

Dieſe Demonſtration war zunächſt gegen den demokratiſchen Verein gerichtet; man glaubte noch durch raſches Handeln das Princip der Freiheit unterdrücken und die muthigen Kämpfer einſchüchtern zu können. Dieſe zweifelten ſelbſt an einem Siege über die Gegner, welche all' ihre Profeſſorenweisheit aufboten, um jene Adreſſe durchzubringen.

Unter dem Präſidium des mehrfach erwähnten Profeſſors Walter, ſprach zuerſt der Antragſteller einige nichtsſagende Worte zu Gunſten ſeines papiernen Kindleins. Ihm erwiederte der Stud. med. Pappenheim, accompagnirt von dem Pfeifen und Schreien der Rechten, die, wie gewöhnlich, durch Lärmſchlagen ſich mit Händen und Füßen gegen die unſichtbare Macht des Gedankens wehrte.

Dann beſtieg Profeſſor Welker die Tribüne. Zur Einleitung bat er um Ruhe, die ihm leicht bewilligt ward, da die Linke ſich hier — von Kinkel geleitet — nur der geiſtigen Waffen bediente, und gern jede Anſicht der Gegenpartei in Erwägung zog. Welker flüchtete ſich in das Gebiet der Geſchichte, und meinte: die Republik müſſe als das Reſultat des „gemäßigten Fortſchritts“ und der „hiſtoriſchen Entwicklung“ allmälig im Laufe der Zeit angebahnt, nicht aber in unſerer Zeit eingeführt werden. Er verglich ihr Kommen mit dem Wachsthum eines Kindes, und ſuchte mediciniſch zu beweiſen, wie daſſelbe nicht auf einmal groß ſein, wie man ſeine Glieder nicht auseinanderrenken könne. Man müſſe ſich endlich um ſo ſorgſamer vor der Republik hüten, als der Socialismus ihrer mit Sehnſucht harre, und die Gefahr vor der „rothen“ Republik daſei! Principiell alſo zeigte Welker ebenfalls Sympathie für die Republik.

Hermann Herſch — derſelbe Herſch, welcher nach wenigen Monaten von der äußerſten Linken zur reaktionairen Partei hinüberlief — proteſtirte im Namen des Volkes, im Namen Deutſchlands gegen den Antrag. Dem vorigen Redner habe er Wenig zu antworten, weil er die kliniſche Geburtshülfe der Republik nicht ſtudirt. Die Ariſtokratie haſſe dieſe Staatsform, weil ſie gegen das Proletariat mißtrauiſch ſei, das hungernd für die Freiheit gekämpft, und dennoch das Eigenthum geachtet. Die Worte: „Heilig iſt das Eigenthum“ ſeien der Adelsbrief des Deutſchen Proletariats. In dem Augenblick, als das Volk jene goldnen Worte auf fremde Thüren geſchrieben, habe ſich ſeine Majeſtät im höchſten Glanze gezeigt. „Vor dieſer Majeſtät,“ rief er begeiſtert, „will ich niederknien, und vor keiner andern!“

Unter den vielen Reden, die noch von beiden Seiten gehalten wurden, bevor man zur Abſtimmung ſchreiten konnte, verdient noch die Rede Kinkels einer ausdrücklichen Erwähnung, da ſie — mit allgemeinem Beifall aufgenommen — zur Entſcheidung des Sieges am Meiſten beitrug. Die Frage des Präſidenten:

> „Soll die vorliegende Adreſſe an das Deutſche Parlament abgeſandt werden?“

wurde mit einer unglaublichen Majorität und unter dem Jubel des Volkes verneint.

Aus der Verſammlung begaben ſich zahlreiche Bürger in das Lokal des demokratiſchen Vereins und blieben bis ſpät in die Nacht in der Freude ihres Sieges beiſammen. Zuletzt erſchien noch ein Sängerchor, der die fröhliche Geſellſchaft durch den Vortrag mehrer Lieder noch fröhlicher ſtimmte. Kinkel fühlte ſich durch die Liebe und das feſte Zuſammenhalten ſeiner Mitbürger ſo gehoben, daß er zu Hauſe noch folgendes Lied dichtete, das ſich die demokratiſche Partei bald aneignete:

Bruderlied.

„Was iſt des Lebens höchſte Luſt.“

„Die Freiheit bringt dem deutſchen Land
Ihr Füllhorn voll von Glück;
Sie kehrt nun, die ſo lang verbannt,
Im Adlerflug zurück.
Des Volkes Macht und Herrlichkeit
Blüht auf wie nie in alter Zeit.

O hört, wie ihre Schwinge rauſcht!
Bei uns auch kehrt ſie ein!
Empfangen wird ſie luſtberauſcht
Von Dir, o Volk am Rhein!
Es weht durch Deine kühne Bruſt
Wie Morgenhauch und Maienluſt!

Blickt um in's Land! Wie glänzt die Flur,
Wie grüßen blau die Höhn!
Selbſt unſre Mutter, die Natur,
Sie war noch nie ſo ſchön!
Ein weiter Garten war der Rhein:
Ein Paradies wird nun er ſein!

So ſtürmt hinaus mit raſchem Fuß,
Hinaus in's offne Feld,
Und tragt des jungen Lebens Gruß
In Gottes weite Welt:
Schließt Euch zuſammen Herz an Herz,
Und theilt den Ernſt und theilt den Schmerz!

Behalt', o Filz, nur Deinen Sack,
Miniſter, Deinen Stern,
Du, Adel, Deinen Schabernack:
Das laſſ' ich Alles gern,
Wenn ich in meines Volkes Schooß
Mich mächtig fühle, ſtolz und groß!

Uns ſchiert hinfort nicht Rang und Stand,
Hinweg der Trennung Schmach!
Ob weich die Hand, ob hart die Hand —
Wer fragt beim Mann danach?
Es rollt in uns das gleiche Blut,
Und gleich ſind wir in Lieb' und Muth!

Reicht her die Hand zum Bruderbund,
Macht einen großen Kreis,
Und ruft's hinaus in's Weltenrund,
Von Lieb' und Freiheit heiß:
Wir wollen Alle frei und gleich
Nur Brüder ſein im Deutſchen Reich!“

Trotzdem, daß jene Adreſſe in der abgehaltenen Volksverſammlung faſt einſtimmig verworfen war, ſandte die reaktionaire Partei dieſelbe gedruckt nicht allein in den Dörfern, ſondern ſogar in der Stadt zur Unterſchrift umher, um ſo dieſem Machwerk doch insgeheim eine Scheinbedeutung unterzulegen. Daſſelbe iſt, dem Petitionsbericht zufolge, wirklich nach Frankfurt gelangt.

In der Sitzung des demokratiſchen Vereins vom 15. Juli ward der Antrag Kinkels:

> **„daß das perſönliche Eigenthum unverletzlich ſei“**

mit großer Majorität angenommen. Nichtsdeſtoweniger ſuchte man das Gerücht zu verbreiten: dieſer Verein huldige dem Princip des craſſeſten Communismus, und gebe darauf aus, eine gewaltſame Ausgleichung des Beſitzes herbeizuführen. Doch dieſe Verläumdungen ſtehen ja nicht vereinzelt da; ſie haben ſich mehr oder weniger in allen Städten wiederholt, und ſo können wir ſie dem Urtheile jedes Vernünftigen ohne Gefahr anheimſtellen.

Am 5. Auguſt 1848 übernahm Kinkel die Redaktion der „Bonner Zeitung,“ weil der bisherige Redakteur, Herſch, durch ſeine unreifen Reflexionen und ſchülerhaften Tiraden den Credit des Blattes zu untergraben drohte. Wir theilen die Worte mit, mit welchen Kinkel ſein Publikum begrüßte:

An die Leſer.

„Mit dem heutigen Tage übernehme ich die Redaktion dieſer Zeitung. Der Entſchluß, hervorgegangen aus meinem Wunſche, eine Deutſche Univerſitätsſtadt auch fernerhin durch ein Blatt meiner Partei vertreten zu ſehen, iſt durch den Drang äußerer Umſtände ſo beſchleunigt worden, daß mir für heute nur zu einem kurzen Gruß an die Leſer, nicht aber zu einer Darlegung von Grundſätzen Raum und Zeit bleibt. Was ſoll auch eine ſolche Darlegung, wenn nicht der Name eines Mannes und ſein öffentliches Leben für ſeine Grundſätze bürgt?

„Die Fahne dieſes Blattes iſt die Verwirklichung der Demokratie. *Herrſchaft* iſt geknüpft an *geiſtiges Uebergewicht, Volksmacht* an *Bildung*. Dieſe Bildung zu wecken, über die Nothwendigkeit, die als unüberwindliche Göttin unſere Zeit beherrſcht und unſere Zukunft zu einem leicht vorauszuſehenden Ziele lenkt, Klarheit bis in die unterſten Schichten der Geſellſchaft zu verbreiten, das iſt unſer Gedanke. Nicht alſo die politiſche Frage allein, ſondern auch die ſocialen und Kulturfragen, die von jener ohne grobe Verletzung der Menſchlichkeit nie wieder zu trennen ſind, gehören zur öffentlichen Verhandlung. Das Blatt wird neben den Landtagskammern auch in die Werkſtube des Handwerkers blicken, über dem Getöſe des Krieges und der Parteien auch das ſtille Thun der Schule und das milde Reifen des Volksgeiſtes in Kunſt und Wiſſenſchaft nicht überſehen.

„Die große, mächtige Zeit, in der wir jetzt leben, mahnt den Menſchen, ſeiner Leidenſchaften Herr zu werden und nicht in's Maaßloſe zu ſchwanken. Wir kennen in der Politik keine Feinde, nur Gegner: wir wiſſen ja, daß der Triumph der Volksherrſchaft ſelbſt die Feinde derſelben mit ihr verſöhnen muß, weil er ſie glücklicher und ruhiger macht, als ſie heute ſind. Diejenige Partei ſoll vor allen ohne Ingrimm kämpfen, die ihrer Siege ſo ruhig gewiß ſein kann, wie die unſre.

„Jedes wackre Blatt fordert Einen Ton in ſeinen Artikeln, ſo wie jeder tüchtige Mann in ſolcher Zeit, wie dieſe, feſt ſeine Partei nimmt. Damit aber auch, zumal in Angelegenheiten unſrer nächſten Umgebung, fremde Meinung ſich verantworten könne, errichten wir am Schluſſe unſrer politiſchen Mittheilungen eine Tribüne zu öffentlicher Beſprechung. Denn die Zeitung, welche täglich erſcheint, ſoll bis auf einen gewiſſen Punkt die Debatte der Volksverſammlung erſetzen, welche ſeltner kommt.

„Beſtimmteres zu verſprechen, davon hält mich die Erfahrung ab, die ich nur zu oft gemacht habe, daß unſre beſten Abſichten an der Gunſt oder Ungunſt der Umſtände ſcheitern können. Wenn mir Vertrauen von den Anhängern meiner Partei — und warum nicht auch von deren Gegnern? — entgegenkommt, wenn das Blatt Theilnahme und Unterſtützung auch außer den nächſten Kreiſen findet, warum ſollte ich nicht hoffen, mit ihm etwas Wackeres für die Freiheit des Volkes zu leiſten?

Mein Zeichen bei den leitenden Artikeln wird das **k** ſein.

Gottfried Kinkel.“

Zugleich mit der „Bonner Zeitung“ übernahm Kinkel die Redaktion des jeden Montag erſcheinenden „Extrablattes zur Belehrung des Handwerkerſtandes und zur Beſprechung und Förderung ſeiner Intereſſen.“ In dieſem ward von nun an jedesmal ein Bericht über die Sitzungen des „Handwerkerbildungsvereines,“ wie in dem Hauptblatte über die des „demokratiſchen Vereines“ mitgetheilt.

Wie gründlich und aufmerkſam Kinkel ſich überhaupt den Intereſſen der ſogenannten untern Volksſchichten zuwandte, davon zeugt vor Allem die von ihm verfaßte Schrift: „Handwerk, errette Dich! *).“ welche zu Anfang Juni im Druck erſchien, und die klarſte Beſprechung, die wichtigſten Vorſchläge zur Löſung der Uebelſtände im Handwerkerleben enthält, die uns bekannt ſind. Das Buch war von dreißig Mitgliedern des volkswirthſchaftlichen Ausſchuſſes der Frankfurter Nationalverſammlung gewidmet, und erſcheint muthmaßlich nächſtens in zweiter Auflage, da die erſte beinahe vergriffen iſt. Wir begegnen hier keiner idealiſtiſchen Träumerei, keinen in der Wirklichkeit unfruchtbaren Theorien eines deutſchen Poeten, ſondern einer klaren, gehaltvollen Auseinanderſetzung, einer ruhigen Erwägung des Nützlichen, und endlich praktiſchen Gedanken, die nur darauf berechnet ſind, praktiſch ins Leben eingeführt zu werden. Wir empfehlen das Studium dieſer Schrift zumeiſt denjenigen, welche ſo oft gegen Kinkel den Vorwurf eines kurzſichtigen *Idealismus* geltend gemacht haben. Sie werden ſich überzeugen, daß *der* Mann, welcher die Unhaltbarkeit des *alten* Syſtems kühn von der Rednerbühne herab verkündigt, daſſelbe mit hellem Auge überſehn und eben ſo klar gewußt hat, auf *welchem* *Pfad* ſich das *Neue* den Weg bahnen müſſe in das friſche Leben der Gegenwart, die nicht allein zertrümmernd mit dem Schwert des Gedankens an den morſchen Thron der Monarchie herantritt, ſondern auch von dem ſchaffenden Geiſte eines *neuen* Weltevangeliums gelenkt wird!

---

*) Handwerk errette Dich! oder: Was ſoll der Deutſche Handwerker fordern und thun, um ſeinen Stand zu verbeſſern? von Gottfried Kinkel. Bonn. Verlag von W. Sulzbach. 1848.

1.

Gleichzeitig mit der politiſchen Thätigkeit Kinkel's begannen auch wieder die nichtswürdigſten Verlaumdungen, die kleinlichſten Intriguen gegen ihn und Johanna. Die ſogenannten Freunde zogen ſich allmälig wieder von den zum zweiten Mal Geächteten zurück und wurden zum Theil ihre erbittertſten Feinde, um den Spott der „höheren Cirkel“ von ſich abzuwenden, daß ſie eine Zeitlang mit dieſer „Proletarierfamilie“ in freundlichem Verkehr gelebt hatten. Ganz richtig berechnete man, daß es größere Schwierigkeiten haben dürfte, den Gehaßten direkt ſeiner Stelle zu entſetzen, als ihn indirekt zu nöthigen, Bonn wegen Mangels an Subſiſtenzmitteln zu verlaſſen. Um dieſen Plan zu verfolgen, mußte Johanna die politiſchen Anſichten Ihres Mannes büßen, da gerade ſie bei dem ärmlichen Gehalt Kinkels durch ihre zahlreichen Muſikſtunden die Einnahme ihres Mannes vermehren half.

Zuerſt kündigte ihr die Tochter eines der erſten Bonner Beamten die Unterrichtsſtunde auf, ohne daß Johanna einen Grund dafür erfuhr. Die Mutter des jungen Mädchens verbreitete das Märchen: Johanna habe in einer Volksverſammlung, auf einem Tiſche ſtehend, die Lehrjungen und Proletarierfrauen aufgewiegelt! Anfangs lachte man über die grenzenloſe Albernheit dieſer Erfindung; denn man wußte, wie zurückgezogen Johanna ihrem Berufe und den Pflichten des Hauſes lebte; außerdem feſſelte ſie ein Unwohlſein den ganzen Frühling und Sommer hindurch, halbe Tage lang an allen Gliedern gelähmt, an's Lager, ſo daß ihr nichts ferner lag, als überhaupt nur auf einen Tiſch zu ſteigen!

Nichtsdeſtoweniger fand jenes alberne Märchen bald Verbreitung; ihre näheren Bekannten, welche ſich mit ihrem Ehrenwort für die Unwahrheit dieſer Geſchichte verbürgten, ſahen bald ein, man wolle ſich nicht überzeugen laſſen, und ſchwiegen ſtill.

Nun ſchritt man zu dem Mittel, welches man in der Handelswelt anwendet, wenn man ein Haus bankrott machen will. Man ſtreut allenthalben aus: es ſei auf dem Punkte zu falliren. Sogleich ziehen Alle ihre Gelder zurück, und das Haus fallirt wirklich. So auch hier. Obgleich nur eine einzige Schülerin den Unterricht gekündigt hatte, ſprengte man allenthalben aus: alle Schülerinnen hätten ſich von Frau Kinkel auf Grund ihres politiſchen Treibens zurückgezogen. Verſicherten dann jene, daß ſie noch ungeſtört ihren Unterricht genoſſen, ſo ſuchte man jeder einzureden, ſie möchte noch die einzige ſein. So mußten zuletzt alle um ihrer Umgebung wiſſen wirklich den Unterricht aufgeben. *)

Am Schwerſten gelang es, die zahlreichen jungen Engländerinnen aus ihrer Muſikſchule wegzulocken, weil dieſe durch das britiſche Staatsleben längſt gewohnt ſind, auch den ihrigen entgegengeſetzte politiſche Meinungen zu dulden. Eine Sündfluth von Schmähartikeln überſchwemmte von Bonn aus die geleſenſten engliſchen und franzöſiſchen Blätter, Kabalen, von denen weder Gottfried, noch Johanna Viel erfuhren. Der „Examiner“ vom 30. December 1848 enthielt unter Anderm folgenden Aufſatz, bei welchem ausdrücklich bemerkt war, daß derſelbe aus der Feder eines in Bonn wohnhaften „English Gentleman“ herrühre:

„Wir hatten uns geſchmeichelt, daß Bonn von den andern Städten Preußens eine Ausnahme machen, und vom Geiſte der Revolution unberührt bleiben würde; aber unglücklicher Weiſe hatten wir die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Auch an uns kam die Reihe, und noch iſt nicht Alles ruhig. Ein demokratiſcher Spitzbube, mit Namen Kinkel, ein übelberufener atheiſtiſcher Profeſſor, unterſtützt von ſeiner Frau, die eine noch

---

*) Die „Erwiederung von Johanna Kinkel auf den Schmähartikel aus Bonn in Nr. 319 der Deutſchen Reform von 1849“ iſt hier und an einer ſpätern Stelle benutzt. Vgl. „Spartacus“ vom 11. Juni 1849, mit dem Motto: „Mutter, Wem gebt Ihr zu trinken! Das iſt die Hexe von Orleans!“

blutgierigere Republikanerin iſt als er ſelber, erregte uns vor drei Wochen eine hübſche Scheererei. Es fing damit an, daß die Bauern für Das, was ſie auf den Markt brachten, die Steuern verweigerten. Die wenigen Soldaten, die wir hatten, reichten nicht hin ſich den Bauern zu widerſetzen, wenn ſie in Maſſe anrückten. Die Bürgerwehr beſtand entweder aus Demokraten oder aus feigen Männern*). Ein Complot war für den nächſten Markttag verabredet. Wenn man die große Glocke der Münſterkirche geläutet hätte, wäre von allen Seiten aus der Nachbarſchaft das Landvolk herbeigeeilt, hätte ſich, ſo gut es konnte, bewaffnet, den Bürgermeiſter gehangen, Kinkel in deſſen Amt eingeſetzt, alle Royaliſten gemordet, Jeden geplündert, der Etwas zu verlieren gehabt, und ſich dann zu Herren der Waffen in Brühl und Siegburg gemacht. Glücklicher Weiſe war dieſes Complot dem Bürgermeiſter verrathen worden, und er ſchickte nun einen Expreſſen nach Coblenz, um Militair-Verſtärkung zu holen, indem er zugleich die Vorſichtsmaßregeln traf: die Seile der Kirchenglocken abſchneiden, und von den Gewehren in den Depots die Schlöſſer wegnehmen zu laſſen. Auch kaufte er alles Pulver in Bonn auf, welches den Pöbel (the mob) ſo in Wuth brachte, daß er die Thüre der Münſterkirche aufbrach, aber die Seile abgeſchnitten fand, und ehe er dieſen Uebelſtand heben, und die Sturmglocke läuten konnte, kam ein Regiment von 1000 Mann und 6 Kanonen in einem expreſſen Dampfboot. Was ihnen den Spaß verdarb. Die Bürgergarde wurde entwaffnet, und — ein glänzender Beweis dafür, woraus in Deutſchland ſolche Garden zuſammengeſetzt ſind — es fehlten 140 Musketen! Nachdem man bei den frühern Eigenthümern ohne Erfolg Hausſuchung gehalten hatte, kam die Wahrheit(!) heraus, und wurde von ihnen eingeſtanden: — ihre Waffen waren ihnen von einer Verbindung bonnetter Studenten geſtohlen worden, als ſie Nachts beſoffen auf der Wache waren! Kinkel iſt noch auf freiem Fuß*), auf das Land gehend und aufrühreriſche Reden haltend, ſeine Frau ſchreibt jetzt entzündende und aufrühreriſche Plakate, und läßt ſie überall anheften und vertheilen. Die Behörden ſagen: ſie geſtatteten dem würdigen Paar bis zum Ende ihres Strickes zu laufen, und dann wollten ſie ſie erwiſchen."

---

*) Dieſe Wahrheit laſſen wir uns gefallen: es iſt zugleich die einzige Thatſache in dem ganzen Artikel, die nicht rein erfunden wäre!

„„Gott ſchuf Menſchen und — Engländer!!!"" war die Antwort Kinkel's, der dieſen Artikel zur Erheiterung der Leſewelt in ſeinem Blatte abdruckte.

---

*) Triumph! Da ſind noch ſechs Worte Wahrheit! — Freilich nur für damals!

Sogar in Bonn wagte man ähnliche Fabeln in den „höchſten“ Cirkeln zu verbreiten. Dahin rechnen wir die geniale Erzählung: Der conſtitutionelle Verein habe ſchon einen Preis darauf geſetzt, um denjenigen Schreiner herauszubringen, welcher die von Frau Kinkel gezeichnete und beſtellte **Guillotine** verfertige!!!

„Hatte im Mittelalter eine Frau durch Kenntniſſe oder Geiſt, der ſie vor der Maſſe auszeichnete, den Haß derſelben auf ſich geladen, ſo bezeichnete man ſie dem Volk als Hexe und verbrannte ſie auf dem Scheiterhaufen. Heutzutage giebt man eine ſolche Frau den Bayonnetten fanatiſirter Soldaten, ihr Haus der Demolirung, ihre Kinder dem Elend Preis!„

Es begreift ſich leicht, daß Johanna bald empfand, ſie und ihr Haus ſeien wieder geächtet! Selbſt ihre Freunde thaten faſt Nichts, um die Lügen zu zerſtören, welche man über ſie in Umlauf brachte. Anſtatt die Verläumder mit Entrüſtung zurückzuweiſen, zogen ſie ſich von den Verläumdeten zurück, und wagten nicht mehr durch öffentlichen Umgang mit den unſchuldig Verfolgten ſich vor den Urhebern all’ jener Intriguen zu compromittiren.

Nachdem man Johannen die Möglichkeit abgeſchnitten hatte, in ihrem eigenthümlichen Felde zu arbeiten, ſuchte man ſie durch die nichtswürdigſten Schmähungen zu verhindern, ihre politiſche Anſicht auszuſprechen, und kehrte das Wahre geradezu um. Als man ihr die Muſikſtunden aufkündigte, hatte ſie ſich nie mit einer politiſchen Thätigkeit befaßt; an ihr ſelbſt lehrte man ſie die Berechtigung des Proletariats praktiſch erkennen; nicht aber war ihre politiſche Wirkſamkeit Veranlaſſung, daß ihre Schülerinnen ſie verließen.

Mit nicht vielmehr Wahrheit als jener Artikel eines „English Gentleman“, wagte im „Morgenblatt“ ein Weib die Handlungsweiſe Kinkels zu ſchmähen, welches ſein Haus noch fortwährend — ſelbſt nach Abfaſſung des betreffenden Artikels! — freundſchaftlich betrat. Wir meinen Frau Gertrud von Hohenhauſen, welche ſich ſpäter im „Bonner Wochenblatt“ vom 24. Auguſt 1848 damit zu rechtfertigen ſuchte, daß jener Artikel bereits „Ende Mai“ von Bonn abging. Kinkel entgegnete unter Anderm:

„Frau von Hohenhauſen verſucht, die Wahrheit ihrer Nachrichten damit darzuthun, daß der fragliche Correſpondenzartikel „Ende Mai“ von hier abgegangen ſei. Ich ſehe nicht ein, Was ihr das nutzen könnte. Was im Juni nicht wahr iſt, kommt auch im Mai nicht in den Himmel. Aber Das bedaure ich aufrichtig, daß der Entſchuldigungsgrund ſelbſt hinfort ein ſehr böſes Licht auf all' ihre Druck- und Correſpondenzartikel werfen wird.

---

*) In No. 161 des „Morgenblattes“. Jahrgang 1848.

Es iſt nicht wahr, daß der Morgenblattartikel noch im Mai von hier abging.

Erſtens ſteht über dem Artikel: Bonn, Juni.

Zweitens beſpricht er den demokratiſchen Verein. Dieſer iſt — das officielle Aktenſtück liegt vor mir — am 31. Mai Abends zu ſeiner Gründung zuſammengetreten. Frau v. H. hat ſchwerlich noch in tiefer Nacht zwiſchen 11 und 12 Uhr ihre Correſpondenz abgeſandt.

Drittens ſpricht leider der Kalender gar zu deutlich. Der Morgenblattartikel erzählt nämlich recht erbaulich von den diesjährigen Pfingſtfeiertagen und der ſchönen Sabbathſtille, die an ihnen geherrſcht habe. Es thut mir leid — aber mit grauſamer Wahrheit und Einſtimmigkeit melden alle Kalender für 1848, daß in dieſem Jahre die Pfingſttage nicht „vor Ende Mai“, ſondern auf den 11. und 12. Juni gefallen ſind.

Auch dieſer Entſchuldigungsgrund war alſo wieder, um zart zu ſprechen, eine „Bonner-Damen-Correſpondenz.“

Indem ich die vorſtehenden harten Worte überleſe, ſchmerzt es mich tief, daß ich ſie nicht zurückhalten darf. Aber die Calumnie unſrer Salons gegen die Demokraten graſſirt ſo furchtbar, daß, wo das Schlängelchen einmal an's Licht tritt und ſich faſſen läßt, es zur Pflicht des Mannes wird, unbarmherzig zuzutreten.“

Es iſt eine ganz gewöhnliche Erfahrung, daß, wenn das Leben eines Mannes ſeiner unantaſtbaren Reinheit wegen keine Verläumdung zuläßt, ſich die letztere gegen ſeine Anſichten wendet. Allein hier — in Bonn, das „ſich ewig gleichblieb!“ — wagte man es ſogar, die jetzige Lehre Kinkel's anzugreifen, weil er vor 8 Jahren anders dachte! Das „Bonner Wochenblatt“ vom 19. December 1848 brachte eine Sammlung von ſinnlos aus dem Zuſammenhang herausgeriſſenen Stellen früherer Predigten Kinkel's um zu beweiſen, daß er 1840 noch dem Princip der Monarchie gehuldigt! Die „Bonner Zeitung“ brachte noch am ſelben Tage eine ſehr gediegene Erwiederung aus unbekannter Feder:

„Ein ehrwürdiger Anonymus giebt ſich im heutigen Bonner Wochenblatt die Mühe, Stellen aus einer Predigt-Sammlung zu citiren, welche Herr Profeſſor Kinkel noch während ſeiner verlaſſenen theologiſchen Laufbahn, alſo vor einer ziemlichen Reihe von Jahren, veröffentlichte. Wir wollen es kurz übergehen, daß der Einſender dieſe Stellen aus ihrem Zuſammenhang gebracht, und ſo ihren Sinn abſichtlich entſtellt hat. Wir wollen nur unterſuchen, welche Abſicht ihn zu dieſer Publikation kann verleitet haben. Sollte er vielleicht die offen ausgeſprochenen republikaniſchen Geſinnungen des Herrn Profeſſors damit beim Volke verdächtigen wollen, indem er an die begeiſterte Anerkennung erinnert, die derſelbe im October 1840 kurz nach der Thronbeſteigung Friedrich Wilhelms IV zu einer Zeit, wo Jeder noch auf dieſen König hoffte und ſeinen Verſprechungen traute, der Monarchie zollte, — ſo kömmt uns Das gerade ſo vor, als wenn Einer die eheliche Treue eines Mannes bei ſeiner Frau durch einen vorgezeigten Liebesbrief anſchwärzen wollte, den Jener im erſten Semeſter, lang' ehe er ſie kannte, einmal an eine alte Flamme geſchrieben. Oder wollte Se. Ehrwürden, der Herr Einſender, nur die anonyme Meute etwas verſtärken helfen, die jetzt im „Wochenblatt“ gegen den vielbeſchäftigten Redakteur losgelaſſen wird, damit ihm der pure Zeitmangel es unmöglich mache: auf alle Angriffe zu erwiedern, und es auf dieſe Weiſe hie und da einem bellenden Möpschen gelingen möchte, einen Biß anzubringen, ohne daß ein Fußtritt ſein verdienter Lohn würde? Oder aber, hatte der predigtleſende Ehrn-Anonymus nur die freundliche Abſicht, der demokratiſchen Partei die früheren Entwicklungsſtufen eines Mannes vorzuführen, der jetzt eben die Höhe des Mannesalters erreicht hat, wo der Menſch, frei von den Einflüſſen ſeiner Jugenderziehung, ſich ſeine eigne Ueberzeugung durch hinreichende Lebenserfahrung und ſelbſtſtändiges Denken gebildet hat? In dieſem Falle würden wir es ſehr löblich finden, wenn der ehrwürdige Herr Einſender uns noch ferner mit ſo intereſſanten Daten erfreute, deren Beiſchaffung ihm nicht ſchwer werden dürfte. So ſoll z. B. noch eine Rede im Manuſcript exiſtiren, die der Herr Profeſſor Kinkel als Quartaner bei der Gymnaſialprüfung zum Lobe des Preußiſchen Staates gehalten hat. Noch wichtiger aber möchte einer gewiſſen Partei der Nachweis ſein, wo die geſchriebenen Hefte des Herrn Profeſſors aus der Confirmanden-Stunde ſich befinden, damit ſie durch deren Abdruck im Wochenblatt beweiſen können, wie verſchieden die religiöſen Anſichten eines **reifen Mannes** von denen eines **Jünglings** ſich geſtalten. Schließlich die Bemerkung, daß wir Demokraten die Männer immerhin für befähigter halten, deren Entwicklung mit der Zeit fortgeſchritten iſt, als jene, deren Conſequenz nur darin beſteht, daß ſie Nichts gelernt und Nichts vergeſſen haben."

Auch an den handgreiflichſten Drohungen ließ es die Erbärmlichkeit der Gegner nicht fehlen. Nicht allein ſuchte man Kinkel durch die lächerlichſten Inſerate von ſeiner politiſchen Laufbahn zurückzuſchrecken, ſondern es langten auch bald faſt täglich „mit verſtellter Hand geſchriebene, und, wie bei Brandbriefen gewöhnlich, nicht mit Unterſchrift verſehene Epiſteln" an, mit denen Gottfried die Wände ſeines Redaktionszimmers, im Hauſe des ihm befreundeten Buchhändlers Wilhelm Sulzbach, zu verzieren pflegte. Zwei ſolcher Briefe ließ er „zur Erheiterung des Publikums" in ſeinem Organ abdrucken. Wir laſſen ſie mit allen Schreibfehlern folgen:

1.

„Herrn Proffeſſer Kinckel in Bonn! Herr Kinkel! Es wird Ihnen gerathen, nicht in Endenich zu erſcheinen man iſt Ihrer revolutionären Verſammlungen ſchon lange müde geben Sie dies Treiben nicht ſo fort auf und ſchreiten auf einem mehr ſoliden Wege fort, ſo wird man nicht viel Umſtände mit Ihnen machen und Ihnen einen Aufenthalts Ort geben, für den ſie ſchaudern werden.

„Ihre Correſpondenz mit den geflüchteten von Cöln zeigt zur Gnüge daß Sie ein Verräther gegen alle geſetzliche Ordnung, wie jene geflüchteten ſind.

„Das alte Sprüchwort ſagt: „Es giebt mehr Ketten wie raſende Hunde geben Sie Ihr bisheriges Treiben nicht auf, ſo iſt eine der ſchönſten Ketten auch für Ihre zarten Glieder ſchon in bereitſchaft — dies verſprechen Ihnen viele in und um Cöln die Ruhe ſchaffen.

Cöln d. $^{30}/_{9}$ 48.

xx. Getreuen in Briefkaſten nach Bonn.“

2.

„Herr Kinckel!

„Sie nennen in ihrem ſchändlichen Blatt, ehrenwerthe Männer, welche vom Abſchaum der Menſchheit gemordet wurden, Spione? So eine Niederträchtigkeit, kann nur ein Mann ohne alle Religion, wie Sie, ſagen, der im Solde der rothen Republikanern ſteht, was auch bekannt iſt.

„Es wird eine Zeit kommen, wo Sie von den Gutgeſinnten nicht wie Lychnowsky und Auerswald bedauert werden,*) wenn Sie von der rächenden Kugel fallen, deren viele für den Verräter, gegoßen ſind."

Wie wenig ſich Kinkel um all' dieſe Nichtswürdigkeiten bekümmerte, zeigen auch die Worte, mit denen er den Abdruck dieſer Schmähungen begleitete:

„Ich bin gerne bereit, zur Erheiterung meiner Leſer Aehnliches ferner hier abdrucken zu laſſen, wenn es nur dieſelbe ſchwindelnde Höhe von Geiſtesverworrenheit erreicht. Wir wünſchen unſern Gegnern Glück zu allen Bundesgenoſſen, die ſo entſchiedene Blutrothe ſind, wie jene Briefſteller. Gleichwohl kann ich dieſe Herren zu meinem Bedauern nicht als regelmäßige Mit-

---

*) Die noble Prophezeihung iſt faſt buchſtäblich in Erfüllung gegangen. Gleich nach der Gefangennahme Kinkel's ſchloß die „Neue preußiſche Zeitung" dieſelben Artikel, in welchen ſie behauptete, nur ihre Anhänger ſeien die **wahren** Jünger Chriſti, mit den Worten: „**Leider** iſt der Hochverräther Kinkel noch nicht erſchoſſen!" Ganz dieſelbe Sprache führt bis auf den heutigen Tag die „Rheiniſche Volkshalle", das ſpezifiſche Organ der katholiſchen Prieſterpartei: und die „Gutgeſinnten" wiſſen keine Qual zu erſinnen, die dem Haß genügen könnte. Das ſind Thatſachen, mit denen ſich jene Partei zu brüſten wagt! Man vergleiche damit die gemeſſene Weiſe, in der Kinkel (S. 127 ff.) unter der Ueberſchrift „Gerechtigkeit" die Tödtung der beiden Abgeordneten beſpricht, und beachte außerdem, daß in jener Zeit von den jetzt bekannten Ergebniſſen des Hanauer Prozeſſes noch gar nicht die Rede war. Die Thatſache der Tödtung Lichnowskys und Auerswalds wurde in 100 Verſionen erzählt und von den Fraktionen ad libitum ausgebeutet.

arbeiter meines Blattes anſehen, und bitte ſie deshalb bloß um die Gefälligkeit, ihre künftigen Einſendungen zu frankiren. **)"

Wie ernſt es mit dieſen Drohungen übrigens gemeint war, ſehen wir aus folgender Geſchichte. — Zu Anfang des Jahres 1849 erzählte ein gewiſſer Dr. Klaus bei dem Gaſtwirth Habbig in Alfter von der bekannten Wühlerfahrt der Conſtitutionellen nach Siegburg und berichtete alle Details mit einer ſolchen Genauigkeit, daß ihn ein Roisdorfer, W...... R....., fragte:

„Sie ſind gewiß ſelbſt mit dabeigeweſen — denn Sie wiſſen's ſo pünktlich."

„Nein, ich war nicht dort. Aber — beiläufig — ich habe gehört, daß am 14. in Alfter eine Volksverſammlung ſtattfinde, wozu Profeſſor Kinkel eingeladen ſei."

„Ja, Das habe ich auch gehört."

„Ich habe in Roisdorf 80 Thlr. Pacht einzunehmen: dieſe wollte ich ſchenken, wenn man Kinkel und Conſorten tüchtig durchprügelte."

„Dazu kann man die Leute haben."

Dr. Klaus deutete ſelbſt auf einen Mann hin, wußte ihn aber nicht anders zu benennen, als mit dem ihm beigelegten Namen: „Sand-Chriſt."

---

*) Bonner Zeitung. Jahrgang 1848. Nr. 138 und Handwerkerblatt Nr. 29.

„Das iſt Chriſtian Schneider; ja, Der wäre gut dazu, es auszuführen.“

„Wollen Sie mir den Mann nach Bonn ſchicken?“

„Ja.“

W . . . . . . R . . . . ., ſandte nun, um den Herrn zu beſtrafen, den Chriſtian Schneider nach Bonn. Dieſer hat, um zu beglaubigen, daß er wirklich daſelbſt geweſen ſei, ſpäter genau erzählt, wie es in der Wohnſtube des Dr. Klaus zu Bonn ausſehe.

Bei ſeinem Eintritt in's Zimmer fragte ihn der Herr Doktor:

„Sind Sie der Chriſt Schneider?“

„Ja.“

Chriſt Schneider mußte ſich ſetzen, der Herr ließ ihm zwei Schnäpſe Rum und Butterbrod mit Käſe verabreichen. Endlich gab er ihm 1 Thlr. 20 Sgr., mit dem Bemerken: wenn es auch noch 7 bis 8 Thlr. koſten ſollte, das werde ihn nicht kümmern, wenn nur ſeine Abſicht erreicht würde.

Chriſtian Schneider empfahl ſich, erzählte ſein Abenteuer im Gaſthauſe zu Alfter, und Kinkel beklagte aufrichtig die Rohheit Derer, welchen jedes Mittel recht iſt, um ihre politiſchen Gegner zu verderben.

Daß die Staatsbehörden, daß die Polizei den verhaßten Demokraten keinen Schutz gewähren wollten, lag in der Natur der Sache. Sie hätten es ja vielleicht nicht einmal gekonnt. Die Polizei mußte auf Befehl des Miniſteriums auf die Wahlen einwirken, auf jedes kleine Preßvergehen achten, bei jeder Volksverſammlung zugegen ſein, um nachher die Redner zu denunciren, kurz — die Polizei wurde von der Politik, namentlich ſeit dem November von der Manteuffelei, ſo abſorbirt, daß allmälig nicht nur die Unſicherheit der Perſon, ſondern bald auch des Eigenthums in der haarſträubendſten Weiſe an's Licht trat. — Und mitten in all' dieſem Jammer, verfolgt, gehetzt von dem Fluch des Haſſes, der ihn zu vernichten geſchworen, hielt Gottfried Kinkel ſein Banner rein und unbefleckt in die Lüfte, das Banner des Staates der Bildung und Menſchlichkeit: das Banner der ſocial-demokratiſchen Republik!

4.

Vor allen übrigen Freiheitsgedanken, welche die Bruſt Kinkels beſeelten, war es das heiße Sehnen nach der Einheit Deutſchlands, die nur auf zwei Wegen — durch den Abſolutismus oder die conſequente Republik — zur Wahrheit werden kann. Laſſen wir den begeiſterten Mann auch hier mit dem eigenen Wort ſeine Anſicht vertreten:

„Was die Völker als ihren tiefſten und glühendſten Wunſch im Herzen tragen, Das vollbringen ſie auch, Das ſetzen ſie durch. Juda wurde als ein kleines Völkchen von dem Tyrannen Babylons aus ſeiner Heimath geriſſen: die Bücher ſeiner Geſchichte erzählen, daß von dem großen Königreiche damals, nach gräßlichen Vertilgungskriegen, nur noch etwa zwölftauſend Menſchen übrig geblieben waren. Aber dieſe Zwölftauſend trugen die Sehnſucht nach Zion, die Liebe zu Judäa's Felskuppen und Heerdetriften mit in's Land der Verbannung. Die Heimkehr war ihr heißeſtes Verlangen, und ſiebenzig Jahre ſpäter, als die Tyrannei vertilgt war durch den Perſer, zogen viermal ſo Viele in das öde Vaterland zurück: — zwei Jahrhunderte ſpäter waren ſie ein Volk und ein Reich, mächtiger als Davids berühmte Herrſchaft.

Durch die Reformation entzündete ſich im Herzen des Deutſchen Volkes der Gedanke, daß jeder Menſch das Recht haben müſſe, ſeine Stellung zu Gott mit ſich ſelber auszumachen. Freiheit des Gottesdienſtes wurde die Sehnſucht der Nation. Bei allen Nachbarn erdrückte Eine Kirche die andere: durch Zwang der Fürſten wurden England und Schweden proteſtantiſch, durch gleichen Zwang blieben Frankreich und Spanien katholiſch. Der Deutſche ließ ſich Das nicht bieten: ſeine Leidenſchaft war einmal die Gewiſſensfreiheit. Er gab Alles auf — Ehre, Macht, innere Freiheit, Einfluß nach Außen, aber die Gewiſſensfreiheit gab er nicht auf. Dreißig blutige Jahre ſchlug er ſich für ſie im gräßlichſten Kannibalenkriege, der jemals auf Erden geraſt hat, und am Schluſſe dieſes Krieges rettete er im Frieden zu Münſter ſein Kleinod: — Katholiken und Proteſtanten wohnten von da an nebeneinander im Lande.

Was iſt jetzt die Leidenſchaft des Deutſchen? Das ſagt uns deutlich genug die Thatſache, daß ein Lied, größer als ſein Dichter, zum Nationalliede geworden iſt: ich meine „Des Deutſchen Vaterland.“ Wir wollen die Einheit: wir wollen Ein Volk ſein unter Einer Verfaſſung, unter gleichen Grundrechten, mit Einer und derſelben Volksvertretung und Regierung, und eben dadurch wollen wir einig werden nach Innen, ſtark nach Außen. Alle deutſchen Bewegungen ſeit 1806 haben dieſes Ziel angeſtrebt, alle Parteien ſtimmen in dieſem Loſungswort überein. Die Einheit iſt die tiefſte, unabweisliche Forderung im Gemüthe unſeres Volkes, und darum wird ſie Wahrheit werden — ſo oder ſo.

Seit Jahrhunderten wiſſen wir, daß unſere Fürſten dieſen Wunſch entwickelt haben. Die Kaiſer haben bei uns nicht, wie in Frankreich und England die Könige, abſolute Herrſcher werden können: der Adel blieb neben ihnen in Macht, aus ihm entſtanden die jetzigen Fürſtenhäuſer, und dieſe ſtellten ſich zuletzt unabhängig der Kaiſermacht entgegen. Klare Köpfe haben längſt eingeſehen, daß, ſo lange dieſe Fürſten bleiben, Einheit unmöglich iſt: allein dieſe Ueberzeugung mußte erſt aller Welt klar werden. Man glaubte zuletzt, die Sache mit der alten Form nochmals zum Guten wenden zu können, obwohl dieſe Form ſchon vor 42 Jahren, ja eigentlich ſeit fünf Jahrhunderten ſich als unnütz erwieſen hatte: man ſchuf nämlich ein Kaiſerthum, neben welchem man die Fürſten dennoch beſtehen ließ.

Auch über Dieſes iſt Deutſchland nun enttäuſcht. Statt den Willen der Nation zu achten, legt der Gewählte ſelber in die einheitsfeindliche Hand der Fürſten die Entſcheidung: von ihrer Gnade ſollen wir nach der letzten preußiſchen Note unſre Freiheit octroyirt bekommen: um die Freiheit und um die Einheit werden wir ſo mit Einem und demſelben Federſtrich betrogen.

Die Entrüſtung in allen Klaſſen des Volkes beweiſt, daß uns Deutſchen endlich die Augen aufgegangen ſind.

Hinter uns und unſern Wünſchen haben die Fürſten ſelbſt die Brücke abgebrochen, unter ihrer Leitung kommen wir nicht zur Einheit! Wir ſtehen mitten in der reißenden Fluth, die uns raſch in ihre Strudel fortzieht, wenn wir das Gefährlichſte von Allem: das Stilleſtehen verſuchen. Nur vor uns liegt Land, liegt eine Rettung, und ſie heißt Republik. Wir werden nicht mehr gefragt, Was wir wollen oder wünſchen, nur um ein Müſſen handelt es ſich, und dies Müſſen lautet: Untergehn oder durchſchwimmen, Knute oder Freiheitsmütze, Bürgerkrieg oder Einheit!“ *)

Dies Streben nach der Einheit Deutſchlands zieht ſich durch alle politiſchen Handlungen und Aufſätze Kinkels hindurch. So glühte ſein Herz in edlem Zorn, als dieſe Idee ſchon am 6. Auguſt 1848 den empfindlichſten Schlag erhielt. „Es iſt geſchehen“, ſchrieb er,**) „was wir freilich ſchon geſtern Alles vorauswußten: die Schwäche von der einen Seite und von der andern jene beweinenswürdige diplomatiſche Pfiffigkeit, die von der Hand in den Mund lebt, und die Donau geſtopft zu haben glaubt, wenn ſie den Fuß einen Augenblick auf deren Quelle ſetzt — dieſe beiden lieben Kinder in

---

*) Neue Bonner Zeitung. Jahrgang 1849. No. 105.

**) Bonner Zeitung. Jahrgang 1848. No. 90.

Deutſchland haben das Kunſtſtück fertig gebracht. Das Preußiſche Militair hat dem Erzherzog Reichsverweſer heute nicht gehuldigt.

Zuerſt müſſen wir uns Glück wünſchen zu dem Reichsminiſter, Herrn Generalmajor von Peucker, und zu der Geſinnung, in welcher er dieſe Huldigung befohlen hat. Deutſchland glaubte ſchon, es ſei ihm, außer Wrangel, aus den Colonnen des Heeres noch ein zweiter Mann aufgeſtanden: ein friſcher Jubel ſcholl jenem militairiſch kurz gefaßten Paradebefehl nach, und einen Augenblick konnte man wieder von Deutſchlands Einheit ſchwärmen. Aber dies genothängſtete Schreiben des Mannes, das uns die „Kölniſche Zeitung“ von heute bringt! Aufſtände, ſo ſchreibt er, müßten wir doch ſchnell unterdrucken können, durften alſo, wenn wieder in Baden das: Hecker hoch! erſchölle, „die Truppen nicht in Unkenntniß darüber laſſen, daß eine Centralgewalt exiſtire.“ Unſchuldige Knäblein unſerer Kaſernen, denen ihr Feldwebel vom Erzherzog Johann noch kein Wort geſagt! Als ob je, wenn es galt, republikaniſche Volksbewegungen zu unterdrucken, ein braver Deutſcher Fürſt ſeine Truppen verweigert hätte! Als ob aber auch bei ſo dringlichem Anlaß man mit dieſem Akt zwei Wochen hätte zögern durfen! Mehr aber, als die Verpflichtung gegen das Volk zu ſchweidnitzen, ſollten — ſo meint der Herr Kriegsminiſter — die Truppen durch jene Huldigung ja nicht übernehmen: denn, ſpricht Herr von Peucker, „es iſt allerdings geſagt, daß den Truppen Gelegenheit gegeben werden ſollte, dem Erzherzog eine Huldigung darzubringen; zwiſchen Huldigung im politiſchen Sinne und Jemandem durch ein dreimaliges Hurrah eine Huldigung darbringen, iſt aber ein Unterſchied, wie zwiſchen Tag und Nacht.“ Wir beneiden Herrn von Peucker nicht allein um den Stil dieſes Satzes, ſondern auch um dieſes ganz neue Gleichniß von Tag und Nacht, und noch mehr um deſſen koſtbare Anwendung. „Ein Eid — ſo könnte man nach demſelben Grundſatze ſagen — ein Eid in juriſtiſchem Sinne gilt Was: wenn du aber bei einem Eid die zwei Finger ausſtreckſt, ſo bindet er dich nicht.“ Allein Herr von Peucker hat ganz Recht: wenn es gilt, Republikaner oder Bürgergardiſten zuſammenzuſchießen, dann bindet den Soldaten die Huldigung, die durch Hurrah geſchieht; wenn es aber darauf ankommt, fürſtliche Sonderbündelei zu zerbrechen, dann iſt die Huldigung nur ſo gültig, wenn kein Hurrah dabei war. Hurrah! Hurrah! Hurrah!

Wie hätte nun das Berliner Cabinet dieſem Meiſterſtück von Caſuiſtik begegnen können, ohne aus dem ſeit der Märzrevolution wieder ſtark (ſtärker als die Finanzen) angewachſenen Schatze der berühmten „Preußiſchen Kniffe“ ſich einen ähnlichen Rattenkönig herauszuholen und vor der ſtaunenden Welt ſich zu Tode zappeln zu laſſen? Man beſchaue ſich dieſen Rattenkönig wohl! „Es kann — ſo heißt es — nicht überraſchen, wenn außer Oeſterreich und Preußen die andern Deutſchen Staaten die angeordnete Huldigungsrede ſofort vollziehen laſſen.“ Weil ſie kleiner ſind, natürlich, und weil ſie ſich alſo ducken müſſen — Gott bewahre! weil ſie „bekanntlich rein Deutſch ſind." Wir danken für dieſe Bemerkung, daß *Preußen nicht rein Deutſch* ſei, obwohl ſie uns freilich niemals neu war, und heute uns am Allerwenigſten neu vorkommt. Alſo weil Preußen noch das Stückchen Poſen hat, das nicht zum Bund gehört, deßwegen kann ſein *ganzes Heer* nicht als Deutſches gelten? Oder will es im Ernſt gar auf Neufchatel wieder Anſprüche machen? Dann aber meint das Cabinet ferner, daß Preußen ja ein viel größeres Heer habe, als es pflichtmäßig halten müſſe. „Das Preußiſche Heer bildet nicht bloß das Bundescontingent, ſondern daſſelbe iſt in einer weit darüber hinausgehenden Stärke, mit alleinigen Opfern des Preußiſchen Volkes (ja, Das weiß Gott!), aber zur gemeinſchaftlichen Sicherheit Deutſchlands, ſeit dem Urſprunge des Deutſchen Bundes erhalten worden." Alſo die Huldigung rechnet man nach *Zahlen* und nicht nach der Geſinnung: denn es wäre ja Schade, wenn bei der Gelegenheit Ein Preuße mehr mit Deutſchland ſich verpflichtete, als abſolut nothwendig iſt. Und weil man ein Gründchen zu haben meint, die *über das Contingent hinausgehende Zahl nicht* huldigen zu laſſen, ſo macht man ſich's bequem, und läßt auch *das Contingent* ſelber nicht huldigen. Da nun aber Das wieder bei den berüchtigten Unzufriedenen am Rhein und in Süddeutſchland böſes Blut ſetzen könnte, ſo macht man zuletzt doch wieder ein Pförtchen auf, und läßt die Armee in Schleswig-Holſtein und die in den aufgeregteſten Garniſonen von Mainz und Luxemburg liegenden Truppen huldigen, während anderwärts die Soldaten eingelernt werden, ſtets zu ſagen: Wir wollen Preußen bleiben, und keine Deutſche werden!

In Menagerieen und Naturmuſeen ſieht man oft alte Mütterchen ſtehen, in eine Art frommer Andacht verſunken. So die „Kölniſche Zeitung“: mit lächelnder Großmuttermiene, über den Erfolg beim „Publikum“ vollkommen geſichert, beſchaut ſie ſich dieſen Berliner Rattenkönig, und murmelt leiſe: „Du grundgütiger Gott, wie groß iſt dein Thierreich!“

Wir aber wiſſen, daß es mit den Pfiffen vorbei iſt. Wollt Ihr der Reichsacht verfallen, dann handelt wenigſtens groß, wie ſeinerſeits der alte Fritz, als er nicht allein dem Reich, ſondern der ganzen Ordnung der Dinge den Krieg ankündigte! Doch ich vergaß — es ſcheint dieſem Staat trotz ſeiner alten Ehren nicht einmal die Glorie vom Schickſal beſtimmt, groß unterzugehen: er arbeitet einem leiſen Zerfall entgegen; und ſeine unnatürlich aneinander gewachſenen, weit ausgereckten Glieder werden ſich ſchmerzloſer löſen, als jetzt die Glieder Oeſterreichs.“

Aus demſelben Standpunkte geſchrieben, brachte die „Bonner Zeitung“ vom 1. September deſſ. J. einen Leitartikel über

Preußen im Verhältniß zu Deutſchland.

„Zur Entſcheidung dieſer Frage, namentlich: ob wir getroſt in Deutſchland aufzugehen haben, bedarf es eines Rückblickes in die Vergangenheit. Wir müſſen uns einen objectiven Standpunkt ſuchen, um einen freien Blick über Europa werfen zu können: Wie es war! Wie es iſt! Wie es ſein wird! Wir müſſen uns klar machen, welchem böſen Geſchick wir entgangen ſind, das unſere Fürſten auf ihren Congreſſen uns zugedacht hatten; zum Dank für die unerhörten Opfer, welche ihre treuen Völker ihnen gebracht; Opfer, die noch vom Blut unſerer Väter und Brüder — zur Zeit dieſer Congreſſe — rauchten. Wir finden darnach fünf Großmächte über die Geſchicke von Europa zu Gericht ſitzen, und wären dieſe unter ſich einig geweſen, man hätte die Luft zum Athmen mit Steuern belegen können, wir hätten nicht wagen dürfen zu muckſen! Aber: Allah iſt groß! ſagt der Muhamedaner. Dieſe Fünf ſchieden ſich — ihrer Natur nach — bald ſich in zwei ſich gegenüberſtehende Lager. Auf der einen Seite — der liberalen, vermöge ihrer Conſtitutionen — ſtanden England und Frankreich. Auf der andern Oeſtreich, Preußen und Rußland mit einem langen Schweif von kleinen Trabanten. Sie nannten ſich die „heilige Alliance!“ Man kann ſehen, Was es mit dieſem „heilig“ auf ſich hatte, wenn man bedenkt, daß ein Metternich der Mittelpunkt dieſes heiligen Sonnenſyſtems war; wenn man bedenkt, daß „heilig“ identiſch war mit: „nicht denken! nicht reden!“ daß nach Talleyrand bei uns die Sprache nur erfunden war, um ſeine Gedanken zu verbergen! Daher kam es auch, daß ſich die Sympathieen der Völker von ſolcher Heiligkeit ab- und der profanen

Freiheit von England und Frankreich zuwandten, welche beiden dadurch in ihrer natürlichen Alliance, durch welche ſie allein ſchon die Geſchicke von Europa in der Hand hatten, unbezwinglich wurden und uns die politiſchen Geſetze peremtoriſch diktirten. Nordamerika blieb ganz aus dem Spiel, da ſeine kluge Politik ſich in die Europäiſchen Angelegenheiten nicht miſcht, aber auch keine Einmiſchung in Amerika duldet. So erhielten England und Frankreich alliirt — trotz eines gewaltſamen Dynaſtienwechſels in letzterem — einen 33jährigen künſtlichen Frieden, welcher ihnen ſelbſt, zum Glück! Lebensbedingung war. Was hätte ihnen auch entgegenſein ſollen? Deutſchland — in 38 Fetzen geſondert, wovon jeder ſeine eigene Farbe trug — war ein ohnmächtiger Nachbar, und fügte ſich ſtets willig, froh: in ſeinem despotiſchen Frieden gelaſſen zu werden. Spanien — durch ſeine Politik und Thronfolge in fortwährenden Bürgerkriegen erhalten — wurde immer machtloſer. Oeſterreich, jeden Choc — wie ſich jetzt herausgeſtellt hat — mit Recht fürchtend, war nie ſchwierig. Und Rußland hatte zu Viel mit ſich ſelbſt und mit Anbahnung des Weges nach Konſtantinopel zu thun, um ſich nicht froh zu fühlen, kein Waffengeſchäft in Europa zu haben, da der Kaukaſus ohnedies ſeine Lebenskräfte ſo ſtark abſorbirte. Was thaten nun England und Frankreich, um ſich die Sympathieen der Völker zu bewahren? Statt den Fortſchritt der Freiheit zu befördern, unterdrückten ſie ſyſtematiſch ihre eigenen Völker, arbeiteten ſo der unerträglichen Despotie der heiligen Alliance in die Hände, verfolgten dabei egoiſtiſche Zwecke, blieben daher in ſteten Reibungen, und konnten durch gegenſeitige Eiferſucht und Nationalhaß zu keiner einigen Kraft gelangen. Als dann Louis Philipp mit ſeiner bekannten unmännlichen Schlauheit England ſo arg hinter's Licht führte, und ſeinen Sohn, den Duc de Montpenſier, durch die Heirath mit der Schweſter der Königin Iſabella auf den ſpaniſchen Thron zu escamotiren ſuchte, und ſo beinahe den blutigen Erbfolgekrieg von 1701 wiederholte, war der Bruch zwiſchen Beiden unheilbar. Louis Philipp, um ſich gegen England zu ſtärken, warf ſich nun der heiligen Alliance ganz in die Arme, unterſtützte den von ihr protegirten Sonderbund mit ſeinen Jeſuiten in der Schweiz, ließ Krakau, das letzte Bollwerk der Polniſchen Freiheit — jedoch mit einem perfiden Scheinproteſt — an Oeſtreich verhandeln, und gab ſo dem auf Frankreich hoffenden Liberalismus den letzten Todesſtoß. Das konnte man damals an den verdüſterten Augen der Polen, welche zu Tauſenden als Flüchtlinge in Frankreich lebten, gewahr werden. Und auch für uns ſchien Alles verloren, was ſich in den Worten des Königs in ſeiner Thronrede — ſie lauteten ungefähr: „es wird in mir immer klarer, den Beifall des großen Haufens zu verachten“ — deutlich ankündigte. Es war eine hoffnungsloſe Zeit! Allein man muß dem Fatalismus des Muhamedaners Recht geben: — Allah iſt groß! Die Orleans waren für England in Frankreich unmöglich geworden. — Was der Hungersnoth mit ihren Aufſtänden und beſänftigenden Guillotinen im Jahr 1847 nicht gelang, das glückte einem Reformbankett in Paris! Die Revolution brach aus — Louis Philipp wurde verjagt — und wir waren gerettet!

Die **Coalition der Europäiſchen Fürſten** hat uns verrathen; ſie hat unſerer Treue ohne Ende in ihren Congreſſen Hohn geſprochen. **Daß dieſe Coalition nicht wiederkehre, muß unſer eifrigſtes Streben ſein; denn mit ihr würden wir das alte Unterdrückungsſyſtem haben.** Wo dieſe Coalition noch beſtand -- in Deutſchland — mußte man ihr die Coalition des ſouverainen Volkes entgegenſetzen. Dies war die urſprüngliche Idee unſerer National-Verſammlung in Frankfurt. Wir begrüßten dieſe Idee mit Jubel, gingen auf das gegebene Schiboleth freudig in Deutſchland an! Kann ſich Das in ſo kurzer Zeit ſo geändert haben durch die Wahl eines unverantwortlichen Reichsverweſers? Gewiß nicht! In irgend Etwas muß ſich doch die executive Gewalt der ſouverainen Völker concentriren. Dies geſchieht in eben dieſem Reichsverweſer — ob verantwortlich oder unverantwortlich — und deßhalb muß man dieſes Faktum als eine große Errungenſchaft begrüßen. Aber dieſe Rückſichten ſind es nicht allein, welche uns zur Einheit mit Deutſchland beſtimmen müſſen. Wir können das alte Militairſyſtem nicht mehr durchführen, welches uns gegen Rußland und Frankreich ſtark machte, und ein gewichtiges Wort mitſprechen ließ; denn unſer Proletariat — jetzt ſchon ſo übermäßig — würde dadurch noch mehr um ſich greifen und uns in einigen Decennien ganz an den Abgrund bringen. Wir würden als allein ſtehende

Groſsmacht den Militair-Etat ſogar noch vergröſsern müſſen, da die Friedens-Coalition vernichtet iſt, und an ihre Statt kriegsluſtige und mächtige Nachbarn getreten ſind. Wollen wir wieder Alliancen ſuchen, und der Satellit entweder von Frankreich oder Ruſsland werden? Ein Volk wird nur durch ſich ſelbſt groſs: daher muſs Preuſsen ein Deutſches ſein! Der kleine Dänenkrieg hat unſre Ohnmacht in ihrer ganzen Blöſse gezeigt, und bewieſen, daſs wir ohne Kriegsflotte nicht mehr exiſtiren können. Zu ſolchem Unternehmen iſt Preuſsen allein aber zu arm und würde dadurch nur noch ſchneller ſeinem Untergange entgegen eilen. Aber — ſagen die Conſervativen — Preuſsen hat eine **groſse Geſchichte** zu bewahren, und kann deſshalb nicht in Deutſchland aufgeben. Dieſe Geſchichte als groſse Geſchichte datirt ſich von der Schlacht bei Fehrbellin, alſo von hundert und einigen ſechszig Jahren her. Baiern, Schwaben, Franken, Sachſen u ſ. w. haben eine tauſendjährige groſse Geſchichte, werden aber doch in Deutſchland aufgehen. Die ſtolze Roma giebt uns ein groſses Beiſpiel: ſie wird mit ihren mehr als zweitauſendjährigen Erinnerungen in Italien aufgehen. Geſetzt nun, Preuſsen ſagte ſich los von Deutſchland, um auch ferner auf eignen Füſsen zu ſtehen: ſo würde es freilich ſeine alten Erinnerungen bewahren, aber die neuen würden nicht erhebend ſein, und ſich vielleicht gar in ein Nichts verlieren. Die Rheinlande, Weſtfalen, Sachſen, Schleſien würden ſich wahrſcheinlich zu Deutſchland ſchlagen, denn ſie haben keine groſse Preuſsiſche Geſchichte; einige ſogar nur eine 33jährige, — die unerquicklichſte, welche ein Volk haben kann, — während ſie doch in der Deutſchen Geſchichte ſchon beinahe ſeit zweitauſend Jahren auftreten. Und von allen Errungenſchaften durch Friedrich den Großen und durch die Freiheitskriege würde uns Nichts bleiben, als Was jetzt noch „mit Gott für König und Vaterland“ ſchwärmt. Ein Bürgerkrieg wäre dann unvermeidlich, indem ganz Deutſchland gegen uns ſtehen würde, und riefen wir die Ruſſen zu Hülfe, ſo hätten wir ſofort 2 bis 300,000 Mann Franzoſen in Deutſchland. Ein Kampf würde entbrennen, wie wir vielleicht noch keinen geſehen, und unſre unglückliche deutſche Muttererde verfiele wieder ihrem alten Fluch: ſich im Blut ihrer eigenen Kinder baden zu müſſen. Denken wir uns dann das Schreckliche, in dieſem Kampfe vielleicht zu erliegen, ſo wäre die gewaltſame Wiederherſtellung Polens gewiß, und wir könnten dann leicht gezwungen ſein — wenigſtens Pommern und Preußen — in Polen aufzugeben. Solch ein Strafgericht wäre doch zu hart; machen wir uns mindeſtens ſeiner nicht ſchuldig, indem wir die angeſtammten Brüder wortbrüchig verlaſſen. Daß wir in Deutſchland aufgehen, iſt kein politiſcher Selbſtmord! Wenigſtens haben wir uns vor dieſem Tode nicht zu fürchten, welcher uns ein glorreiches Wiederauferſtehen gewiß macht. Ein politiſcher Selbſtmord iſt es, wenn wir uns von Deutſchland losſagen. Die egoiſtiſche Ideen: Deutſchland müſſe in Preußen aufgehen! kann nur das Stockpreußenthum — das uns ſchon ſo vielen Haß zugezogen hat — ausgeheckt haben. Man beruft ſich — und mit Recht — auf die alte und neue bewährte Preußiſche Tapferkeit. Aber man kennt ſein großes Vaterland nicht, oder will es nicht kennen, wenn man den Bruderſtämmen das Erbtheil des Muthes unſerer Altvordern ſchmälern will. Als wenn wir nicht wüßten, daß die Baiern, Badenſer, Würtemberger, Heſſen und Sachſen Napoleons beſte Truppen waren, daß die Sachſen durch ihren Heldenmuth die Schlacht von Wagram entſchieden, daß die Hannoveraner bei Waterloo gegen die alten Garden Napoleons wie Mauern ſtanden, bis Blücher herankommen konnte. Dem Verdienſte ſeine Kronen! Alſo laßt uns ſein, Was wir ſeit über tauſend Jahren, und noch ehe an ein Preußen gedacht wurde, geweſen ſind: — Deutſche! Deutſche mit Leib und Seele! Zu Preußens und Deutſchlands Heil!“

Hatte wohl der Mann, welcher ſolche Anſichten verbreitete, Unrecht, vor dem Kriegsgerichte zu Raſtatt auszurufen: „Wenn man mit ſolchen Geſinnungen ein „ſchlechter Preuße“ iſt, ja, dann begehre ich freilich kein guter Preuße zu ſein, dann will ich mich aber auch mit Hardenberg tröſten, den man 1805, weil er zu kühner Politik und offnem Bruch mit dem Reichsfeinde rieth, vorwarf: er ſei ein Verräther und gar mit Engliſchem Golde beſtochen, bis dann freilich das Jahr 1806 zeigte, wie furchtbar richtig er die Dinge überſah!“

5.

Als Kinkel ſeine politiſche Laufbahn begann, war er noch keineswegs ein ſo entſchiedener und conſequenter Republikaner, als manche der übrigen Volksführer. Die „Neue Rheiniſche Zeitung“ griff ihn damals nicht ſelten an, und wie ſeine ganze Entwicklung nie ſprungweiſe fortſchritt, ſo reiften auch ſeine politiſchen Anſichten nur allmälig unter dem Einfluſſe der Zeit, welche ihn von Stufe zu Stufe fortdrängte. Die Verſe:

„So ſteht es feſt nach ewigen Geſetzen:
 Der Dulder herrſcht! Es will den Stahl die Welt:
Sie muß uns ſelbſt zum Kampf die Schneide wetzen,
 Und unfreiwillig wird der Mann ein Held!“[*]

finden gerade auf ihn die vollſte Anwendung. — Zuerſt hielt Kinkel eine Vereinbarung zwiſchen Fürſt und Volk noch für möglich, bis ihm die Annahme des Malmöer Waffenſtillſtandes ganz die Augen öffnete. Und man muß geſtehen, daß in letzter Zeit es ſelbſt den Loyalſten, wofern ſie nicht abſolut Gläubige in jeder Beziehung ſind, ſondern irgend logiſche Tüchtigkeit beſitzen, zur Nothwendigkeit geworden iſt: entweder auf die äußerſte Rechte oder äußerſte Linke zu rücken, alſo in jedem Fall Oppoſition gegen die Regierung zu machen. Nach Rechts gehen die Liebloſen und Egoiſten, nach Links Alle, die noch Vertrauen zur Menſchheit und Haß gegen die Barbarei hegen. Jener ſchmachvolle Waffenſtillſtand, als deſſen Reſultat wir das Blutbad von Friedericia und die Niederlage von Idſtedt betrachten, war der erſte heimtückiſche Gewaltakt — ſie folgten ſeitdem hundertfältig — den die Dynaſten wider die Völker wagten, er war der erſte Schritt zu der jetzigen Verſunkenheit Deutſchlands, er mußte Allen, die Liebe zum Vaterland und zu den Menſchen in der Bruſt tragen, die Augen öffnen. Kinkel ſchrieb bei dieſer Gelegenheit:

---

[*] Der Welt Trotz! Ged. S. 120.

„Unſre Zeitung legt heute auf drei Tage Trauer an, weil vorgeſtern, Samstag Abends um 8 Uhr, die Frankfurter Nationalverſammlung mit der traurigen Mehrheit von 258 gegen 237 Stimmen den Waffenſtillſtand mit Dänemark angenommen hat.

„Deutſchland wird frei werden, heute ſo gewiß wie vorgeſtern. Aber der Weg führt nun durch die dunkle Nacht. Das Volk wird dieſen Weg nicht mehr mit ſeinen Vertretern an der Spitze, es wird ihn für ſich allein ſuchen.

„Gramvoll, aber muthig und ungebeugt, wie am Tage des ſchönſten Sieges, erheben wir unſere Hand, unſere Stimme, und rufen:

„Es lebe die Freiheit!
„Es lebe die Einheit Deutſchlands!
„Es lebe das Volk und ſein feſter Wille!“ *)

Von nun ab kannte Kinkel keine Zweifel mehr über den Weg, welcher einzig zur Freiheit führt. Es bedurfte kaum noch der graunvollen Oktobertage von Wien, um ihn mit Leib und Seele auf den Pfad der neuen Revolutien zu drängen, den er jetzt in keinem Augenblicke mehr verließ. Nichts konnte ihn mehr erſchüttern, weder die Septembertage von Frankfurt, noch die neue Schilderhebung Struve's in Baden; er erkannte allenthalben das Recht des Gefühls, das die Streitenden beſeelte, und konnte ſich höchſtens beklagen über die Blindheit des Volkes und nicht ſelten auch ſeiner Führer.

Bei Alledem wich Kinkel keinen Schritt von dem Pfade der Menſchlichkeit, der Bildung und Gerechtigkeit, für deren Sieg er ſein Leben einſetzte. „Es iſt wahr,“ ſagte er bei der Freiſprechung Freiligrath's, **) „mit Kanonen und Säbeln haben ſie die Demokraten bezwungen, in Frankfurt, Stauffen und Köln, denn noch ſind ihnen die Kanonen und Säbel zur Verfügung. Aber wie wir ſie nach ihren kurzen Maitriumphen überall vor dem Volke geſchlagen haben, ſo bezwingen wir ſie jetzt vor den Schranken. Die

---

*) B. Ztg. Jahrg. 1848. Nr. 126.
**) B. Ztg. Jahrg. 1848. Nr. 140.

Gerichtsbarkeit, ſobald ſie die Feder und den Geiſt zu verfolgen begann, iſt überall lächerlich geworden, und ſelbſt im ernſteren Gefecht zog ſie wenigſtens den Kürzeren. In München löſt ſich der Anklagegrund gegen die Demokraten in einen Studentenwitz auf. In Berlin wird den Richtern bewieſen, daß ſie Cohnheim entweder freiſprechen, oder, weil er einen republikaniſchen Katechismus geſchrieben hat, nach dem beſtehenden Geſetz von Unten auf rädern müſſen. In Düſſeldorf werden durch Geſchworene Freiligrath und Wulff befreit; die Freiſprechung von Anneke, Gottſchalk und den übrigen, nicht durch Anderes, als ſie, gravirten Kölnern iſt darin ſchon mitenthalten. In Würtemberg hat Rau ſich freiwillig geſtellt, ſeine Strafe kann nicht ſchwer ausfallen; in Baden aber iſt Struve auf dem rechtlichen Wege ebenfalls ver Geſchworne gewieſen, und auch hier kann von einem Todesurtheil nicht mehr die Rede ſein.

„Wir freuen uns dieſer Thatſachen um des Vaterlandes und ſeiner Zukunft willen. Es iſt der größte Gewinn für ein revolutionirtes Volk, wenn die Bewegung **menſchlich bleibt.** Mit jeder Freiſprechung eines Volksmannes werden zwar die Throne lockerer, aber es wird auch immer ſicherer, daß ſie ohne Blut und Grauſamkeit von Seiten des Volkes einſtürzen werden. „Ein Volk — ſo ſagte zu uns jüngſt der hochverſtändige und edelherzige Henry Brisbane aus New-York — iſt ſtets nur ſo grauſam wie ſeine

Beherrſcher.“ Sehen wir alſo die für den Augenblick äußerlich ſiegende Partei der Fürſten, gleichviel ob gutwillig oder durch Geſetzeszwang, innerhalb der Grenzen der Menſchlichkeit verbleiben, dann rückt Schritt vor Schritt auch die **Guillotine,** — und ſelbſt die **Laterne der Volksjuſtiz** — weiter fort in’s Reich der **ſittlichen Unmöglichkeit,** und ſelbſt die rothe Republik der arbeitenden Klaſſen verwandelt ihre Blutfarbe in die Roſengluth der Liebe. Deutſchland hat alle Hoffnung, vermöge ſeines nordiſchen Herzens und ſeiner hochentwickelten Menſchlichkeit eine Republik aus ſeinem Volksthume zu erzeugen, die mit dem Weine des Geiſtes, nicht aber mit dem Blut der Bürger ihre Taufe erhält. Männer aller Parteien! Mehr, als der Weg, iſt das Ziel! Höher, als die Politik, gilt die Menſchlichkeit und ihre Blüthe und Frucht: die Bildung, die Liebe, die Schönheit! Wer ein edel Herz hat, der helfe dazu, daß von beiden Seiten Dies Niemand vergeſſe!“

Dies ſind die Grundſätze, dies die Anſichten eines Mannes, den man als einen wilden, fanatiſchen Blutmenſchen darzuſtellen ſucht, einen Rothen, der ſeine Farbe nicht von der Roſengluth der Liebe, ſondern von Bürgerblut herleite! Über die elende Verleumdung! Feind aller althergebrachten Barbarei, trat er ſchon im Januar des Jahres — als noch Keiner den raſchen Ausbruch der Revolution ahnte — den Kampf gegen die Todesſtrafe*) an. Dieſer Kampf war es vor allen, den er unerſchütterlich feſt und und kühn führte. Begeiſtert rief er nach den Beſchlüſſen des 4ten Auguſt:

„Kein Schaffot mehr!“ **)

„Mit Rührung ſchreiben wir es nieder, mit jener innigen, frommen Freude, die unſer Auge bei großen Siegen der Menſchlichkeit feuchtet: Das Deutſche Volk zu Frankfurt und gleichzeitig die Preußen zu Berlin haben die Todesſtrafe abgeſchafft! Eine Fahne hat heute ſchon geſiegt, deren Vertheidigung noch vor drei Monaten hier in unſerm Bonn mit einem gemeinen anonymen Artikel beworfen wurde! Wunderbar! Es war Eine und dieſelbe Zeit, als beide Verſammlungen ihre Beſchlüſſe faßten, es war die Nachmittagsſtunde des 4. Auguſt, eines ſchon in den Annalen der Menſchlichkeit durch jene franzöſiſche Nacht glänzenden Tages, in welcher Adel und Klerus ihre Vorrechte begeiſtert dem Vaterlande aufopferten. Deutſches, herrliches Volk! Du warſt das erſte, das dieſen Triumph der Liebe ſich errang! Während noch im Januar d. J. der alte Geſetzgebungslandtag der Reichen und Adligen zu Berlin die Schmach auf Dich lud, zu ſagen: Du wollteſt das Blut der Verirrten, und darum müſſe man Dir das Blut gewähren — haſt Du heute, endlich Deines eignen Willens mächtig, kraftvoll proteſtirt gegen dieſe Verleumdung, und Deine reine Stirn abgewandt vom Greueldampfe der Schaffotte. „Der erſte Fürſt — ſpricht Verrina zu Fiesko — war ein Mörder, er führte den Purpur ein, die Flecken ſeiner That in dieſer Blutfarbe zu verſtecken.“ Schauet das Gegenbild: ein Volk, das freigeworden iſt, bedarf des Blutpurpurs nicht, um ſeiner Majeſtät und Machtvollkommenheit gewiß zu ſein. In Berlin iſt die Todesſtrafe mit 291 gegen 27 Stimmen abgeſchafft worden, und beinahe hätte auch der Verbeſſerungsvorſchlag „ohne alle Ausnahmen“ geſiegt; über die Ausnahmen wird noch debattirt werden. In Frankfurt ſtürzte die Todesſtrafe mit 288 gegen 146 Stimmen, jedoch mit Vorbehalt ihrer Beibehaltung für Kriegsgerichte. Zugleich that man in Frankfurt den faſt nicht minder großen Schritt zur Abſchaffung aller die Menſchenwürde ſchändenden Strafarten, nämlich der körperlichen Züchtigung, der Brandmarkung und des Prangers. Erſt mit dieſen Geſetzen ſchreiten wir aus dem greuelvollen Staat des Mittelalters vollſtändig in den Staat der Humanität hinüber. Dieſer Sieg iſt Mehr als eine gewonnene Schlacht, und wird ſich vollenden durch die Reform der Gefängnißſtrafen und die Umwandlung der Strafarbeit in Beſſerungskolonieen.“

---

*) Siehe das Gericht S. 54 dieſes Bandes.

**) B. Ztg. Jahrg. 1848. No. 90.

Mit derſelben Begeiſterung, zu welcher ihn die Aufhebung dieſes barbariſchen Inſtituts entflammte, ſchleuderte er ſeinen ganzen Manneszorn auf Diejenigen, welche jenes Geſetz zu erhalten ſuchten. „Verlockung der Hölle — ſchrie es in ihm empor*) — ſolche Geſetze zu dekretiren! Mit welchem Wort ſoll man dieſe Verblendung ſonſt doch beſonnener Männer bezeichnen? In einer Zeit, wo das Rad der Geſchichte ſauſend fortrollt, wo das Volk in jedem Augenblick — und einmal doch ſicher — das Rächerſchwert in ſeine Fauſt bekommen kann, — zu ſolch einer Zeit Blutgeſetze zu unterſtützen, aus denen nothwendig eine grauenvolle Erndte hervorgeben muß! Zu ſolcher Stunde auch uns anzudrohen, Was ſeitdem das Wiener Volk erlitten hat! Noch einmal dem Blutdurſt ſiegreicher Soldaten die entwaffneten Gefangenen preiszugeben, und nicht einmal zu bedenken, wie nach ſolchen Vorgängen das Volk dereinſt ſeinen Sieg benutzen wird, in welchem es dann nothwendig eine gottberechtigte Blutrache erkennt!

„Manche Menſchen waren bisher gegen die Republik, weil ſie von Anno 93 her noch einen traditionellen Blutgeruch an ſich trug. Wenn über 50 Jahre die alte Monarchie auf Erden nur noch in der Erinnerung lebt, dann wird ihr Geſpenſt einen viel blutigeren Schleier tragen als jene, und mit Kopfſchütteln und Unglauben wird man es Deutſchen Univerſitätsſtädten nacherzählen, daß ſie Anno 1848 Vertreter wählten, die Geſetze unterſtützten, deren raſender Unverſtand nur durch ihre Herzloſigkeit aufgewogen ward.“

---

*) Ein Wörtchen an den Abgeordneten Bauerband. B. Ztg. vom 28ſten November 1848.

Daß Kinkel mit der gleichen Ehrlichkeit ſchonungslos die Verbrechen ſeiner eignen Partei tadelte, ſehen wir unter Anderm auch aus den Worten, die er bei Gelegenheit des Frankfurter Aufſtandes in ſeinem Blatte gegen die Mörder Lichnowsky's und Auerswald's ſchleuderte. Wir theilen das Weſentliche des ganzen Artikels mit, damit wir klar den Standpunkt Kinkels in ſeiner ganzen Reinheit erkennen:

Gerechtigkeit! *)

Victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni!

I.

— — — — — — — — — — — — —

„Wenn wir den greulichſten Verbrecher, den Mörder ſeiner Mutter, nicht getödtet wiſſen wollen, ſo wird man uns wohl Glauben ſchenken, wenn wir ſagen: am Allerentſchiedenſten ſind wir gegen die Hinrichtung des politiſchen Verbrechers. Wir finden es unter allen Umſtänden und von jeder Partei einen Frevel, Jemanden für ſeine politiſche Ueberzeugung und für deren Folge — die politiſche That — mit ſeinem Kopfe verantwortlich zu machen.

„In Frankfurt iſt Das an zwei Abgeordneten geſchehen. Auerswald und Lichnowsky ſind von den Aufſtändiſchen gefangen, und als Gefangene getödtet worden.

---

*) B. Ztg. 1848. Nr. 131 und 136.

Dieſe That, von unſerem Standpunkte angeſehen, war eine ſchlechte und ſittenloſe That, vielleicht ebenſo ſchlecht und ſittenlos wie die Thaten des königlichen Mörders in Neapel. Wir ſagen noch mehr: Waren **wir** bei jener Tödtung zugegen, wir hätten **mit unſerer Bruſt** die Kolbenſtöße abgewehrt von der Bruſt ſelbſt des gehaßten Junkers, und **unſer Leben** eingeſetzt für das ſeinige. Wir hätten das gethan als Menſchen, weil wir eben **jede** durch Blut vollzogene Rache verabſcheuen; ebenſoſehr aber auch als Republikaner, weil jeder Blutstropfen den Weg zur Republik ſchlüpfriger und ſchwerer erſteiglich macht.

„Nachdem wir Dieſes vorausgeſchickt, können wir ohne Furcht vor Mißdeutung auf die ſchmachvollen Uebertreibungen hinweiſen, mit welchen die Volksfeinde dieſe Thatſachen ausbeuten und zugleich die unerhörte Stellung aufdecken, welche die beiden Abgeordneten dem Volke gegenüber freiwillig genommen haben.

„Zuerſt müſſen wir hier unſere eigene Parteianſicht über den ganzen Septemberkampf aufſtellen. Es beweiſt ſich in einer Kriſis, wie dieſer, der Mann und ſein Charakter. Viele der Linken ziehn ſich, nachdem die Sache geſcheitert iſt, von ihr zurück, und die ſelbſt ſich republikaniſch nennenden Zeitungen machen Schwenkungen. Wir nicht. Gegenüber der drohenden Militairgewalt, gegenüber den Mörderkugeln, mit der man unſere Perſon in vertraulichem Geſpräche bereits bedroht, und unſere Familie einzuſchüchtern verſucht*), gegenüber den Verſchweſter-Verleumdungen der royaliſtiſchen Blätter, ſprechen wir es ruhig aus: daß die Barrikadenkämpfer von einem großen und berechtigten Gefühl durchglüht waren, und daß das gleiche Gefühl, Gott ſei Dank! in Millionen Deutſcher Herzen glimmt. Es war kein Kampf um's tägliche Brod, es war nicht einmal der Kampf um eine Staatsform, um die Republik, oder um den Sieg über die Militairgewalt, es war auch keine ſociale Revolution: — es war Nichts, als eine Demonſtration für die Ehre des Vaterlandes, die man durch den ſchmachvollen Waffenſtillſtand als gefährdet anſah, und die auch durch ihn gefährdet und gekränkt iſt und bleibt trotz allen Majoritäten der Paulskirche.

„Was die Barrikadenmänner wollten? Wir wiſſen es nicht. Ein Attentat auf die Nationalverſammlung? Das hat ſich nicht beſtätigt. Die Republik? Nein, denn die Hanauer, welche 1600 Mann ſtark und wohlbewaffnet vor dem Thore ſtanden, und auch ſtehen geblieben ſind, wollten ihnen helfen, wenn ſie die Republik ausriefen. Plünderung? Wahrlich nein, denn von Schreibens nicht wohl kundigen Arbeitshänden ſtand an den Läden geſchrieben: „Heilig iſt das Eigenthum — Tod!“ Der ganze Aufſtand hat etwas Räthſelhaftes, Was ſein Endziel angeht: er war nicht durch Verſchwörung gemacht, er war ein bloßes Auflodern des tief verletzten, trotz allen Adreſſen und Lebensäußerungen von der Paulskirche nicht beachteten Volksgefühls.

---

*) Siehe die Briefe S. 98 und 99 dieſes Bandes.

„Dies Volksgefühl aber iſt durch die Niederlage dieſer ſeiner erſten Opfer nicht erſtickt: durch dieſe hundert Todte wird die Annahme des Waffenſtillſtandes nicht um ein Haarbreit ehrenvoller, als vorher. Das Volk ſchwankt nicht wie Cabinette — und wie Redacteure dicht vor dem neuen Abonnement! Das Volk wird den Proteſt gegen den däniſchen Vertrag und gegen das hiemit dem Preußiſchen Cabinet ertheilte Vertrauensvotum darum nicht fallen laſſen, weil den erſten Vorkämpfern dieſes Proteſtes mit Kartätſchen geantwortet wurde! Die rührende Eintracht des Oeſtreichiſchen und Preußiſchen Militairs, welches mit dem Volkswillen am 6ten Auguſt dem Reichsverweſer nicht huldigte, gegen den Volkswillen aber in Sturmeseile auf Johann's Befehl heranflog — dieſe Eintracht wird den allgemeinen Zorn nicht ſchrecken. Es ſind geſetzliche Mittel genug da, mit denen wir die Bajonette abſtumpfen, trotz Herrn von Schmerling in Frankfurt und Herrn von Pfuel in Berlin.

„Möglich, daß die mächtigen Heeresrüſtungen Wrangels gegen Berlin, daß die drei Unglücksſterne über Wien: Jellachich, Radetzky und Windiſchgrätz einen neuen Ausbruch niederhalten oder im Blut erſticken.*)

---

*) Man beachte, daß dieſe prophetiſchen Worte bereits am 20ſten September aufgezeichnet ſind! Alles iſt eingetroffen.

Letzteres wäre ſchrecklich: aber es iſt billig, daß die Männer, welche ſo lange „keine Reaktion ſahen,“ daß all' die doctrinairen und profeſſoriſchen Volksleiter und Mittler, die zu jeder That eine ſo glänzende Unfähigkeit gezeigt haben, erſt dieſe Lection bekommen. Das Volk wird den Leidenskelch, den ihm die Paulskirche geboten hat, vielleicht bis auf die Hefen austrinken: aber er wird ihm Arzenei werden und als ſolche die Kriſe beſchleunigen, in welcher aus ſeinem geneſenden Körper alles Halbe, Faulige und Schwächende ausgeſtoßen wird. *Was wir jetzt vor der Republik durchleiden, Das kommt uns doch zu Gute, indem es uns hernach, wenn wir ſie haben, den Läuterungsprozeß abkürzt.* Namentlich wird eine ſolche Pauſe Allen das Bewußtſein bringen, daß nur die *ſociale Republik*, nicht das *antike* Staatsideal von Sparta und Rom, unſern Uebeln abhelfen kann. Und dies Bewußtſein wird uns beim endlichen Siege viele verkehrte Profeſſoren-Conſtitutiönchen und doctrinaire Experimentchen vom Leibe halten.

„Mit der Scheu, die uns vor Blut eigen iſt, wenden wir jetzt der Blick wieder auf jene dunkle Stelle vor dem Hanauer Thor, und wägen auch dort die auf beiden Seiten gleichvertheilt liegende Schuld.

II.

„Die mit unerhörter Sturmkraft heranbrandenden Wogen der Geſchichte haben es unmöglich gemacht, bis heute in dieſen Blättern den Raum, in unſerm Gemüthe die Sammlung zum Abſchluß dieſes Artikels zu finden. Wir leben jetzt raſch: das blutige Schauſpiel des Frankfurter Septemberkampfes iſt bereits von dem mildernden Nebel der Vergangenheit umfloſſen, neue Thatſachen bewegen uns mächtiger das Herz. Wir dürfen hoffen, daß unſer Verſuch, eine ruhige und unparteiiſche Anſicht über die Tödtung der beiden Abgeordneten zu gewinnen, jetzt leichter iſt, als im erſten Augenblicke der Aufregung.

„Wir treten auf die blutige Stelle unter dem Pappelbaume vor dem Hanauer Thor zu Frankfurt. Die verſchiedenartigſten Berichte ſind eingelaufen, jede Partei hat der Sache ihre Farbe geliehen. Unſtreitig die tiefſte Schmach von allen Blättern hat die „Kölniſche Zeitung“ auf ſich geladen, welche mit der Gier eines Haifiſches nach den möglichſt gräßlichen Berichten ſchnappte, um ſie ihren Leſern aufzutiſchen. Wir müſſen, Was die Vollziehung der Tödtung ſelbſt angeht, alle Erzählungen darüber, eben wegen der in ihnen ſich aufthürmenden Widerſprüche, abweiſen, bis die gerichtliche Unterſuchung ſtattgefunden hat; denn bis jetzt ſind ja noch nicht einmal die Hauptzeugen der That ermittelt. Dieſe Unterſuchung wird gewiß kommen, denn ein paar Inſurgenten aus dem Volke werden der Tödtung ihres Feindes angeſchuldigt: es wird alſo die Wahrheit ſicher an den Tag treten, und erſt dann darf von aktenmäßigen und amtlichen Berichten die Rede ſein.

„Heute heben wir nur heraus, daß gerade das menſchlich Unwürdigſte, nämlich die qualvolle Tödtung und die Verhöhnung eines Sterbenden als eines Don Quixote ſchon als Lüge daſteht. Der jüngſte Bericht in der „Zeitungshalle“ giebt an, daß man vielmehr die Gefangenen am Leben laſſen und Lichnowsky bloß als Geißel behalten wollte; ein Verſuch des Fürſten aber, einen ihn roh Anfaſſenden gewaltſam zurückzuweiſen, indem er dabei nach einer Flinte griff, habe ihm die Todeskugel zugezogen. Dabei fiel das herbe Wort: „Du haſt den Volksmann Hecker einen Hochverräther genannt, Du haſt keine Gnade mit ihm gehabt, wir haben keine mit Dir — ſtirb!“ Man hat jedenfalls — Das bleibt Thatſache — einen wehrloſen Gefangenen getödtet, und man hat folglich etwas Grauſames und Verwerfliches gethan: man hat ſich der Monarchie gleichgeſtellt, welche in Baden das Standrecht ausrief, und dann — nicht in Wuth und Hitze, ſondern nach vorherigem Kriegsgericht — auf ganz ordentlichen Befehl zu Stauffen ſechs Freiſchärler niederſchießen ließ. Republikaner haben — und Das verzeihen wir ihnen allerdings nicht — den Fürſtenſoldaten ſich gleichgeſtellt, welche in demſelben Feldzug den Flüchtlingen keinen Pardon gaben. Was Monarchen und ihre Dragoner thun, Das darf kein Demokrat thun: denn der Demokrat kämpft nicht für ſeine Familie ſondern für Menſchlichkeit.

„Nochmals alſo — unſer Verwerfungsurtheil über dieſe That! Dann aber auch eben ſo offen den

Ausdruck unſeres tiefen Abſcheues über die Rolle welche von Auerswald und Lichnowsky an jenem Tage geſpielt haben!

„Was waren jene beiden Männer? Vertreter des Volkes. Nicht Vertreter ihrer Preußiſchen Wahlbezirke, ſondern des Volkes von ganz Deutſchland. Brach der Bruderkrieg aus, Was konnte einzig ihre Aufgabe ſein?

„Rößler von Oels hat uns Das gezeigt. Er ſchwang die weiße Fahne und trat unter die Kugeln, die zwiſchen den Brüdern im bunten Kriegerrock und den Brüdern im Kleide der Armuth gewechſelt wurden. Rößler wußte, daß er des ganzen Volkes Gewaltsbote war: er ſtiftete Frieden.

„Was thaten von Auerswald und Lichnowsky? Sie fühlten ſich nicht als Abgeordnete, ſondern als Preußiſche Officiere — ſie ſtellten ſich, um die Barrikadenkämpfer verderben zu helfen, dem Kriegsminiſter zur Dispoſition. Nachdem ſie durch ihre Abſtimmungen, und der Eine außerdem durch die roheſten und übermüthigſten Ausfälle auf die Lieblinge des Volkes deſſen Zorn gereizt, deſſen Willen verhöhnt hatten, wollten ſie gegen dieſen Willen die beliebten Kartätſchen commandiren — ſie wollten Richter werden in eigener Sache!

„Und warum ritten ſie vor's Thor? Niemand hat es abgeläugnet: ſie wollten die Turnerhaufen recognosciren. Sie wollten ſodann den Kanonen entgegen, um deren Feuerſchlünde kunſtgerecht gegen das

Volk zu führen, deſſen Stellung ſie liſtig hinter Hecken und Gartenzäunen ausgeſpäht hatten. Ihren Feinden, denen ſie Tod erſannen, konnten ſie in dieſer würdeloſen Thätigkeit nur unter dem Geſichtspunkte feindlicher Officiere erſcheinen; und Wer von Euch hat – die offene Waffenfehde vorausgeſetzt — gegen Erlegung eines feindlichen Officiers Etwas einzuwenden? Das Volk aber hat keine Zündnadelgewehre und Spitzkugeln gegen die zu Roß Entfliehenden, ſondern bloß Senſen und Säbel.

„Aber am Grabe dieſer beiden Männer haben Prieſter und Apoſtaten ſie halb zu einer Art von Antinous — halb zu Märtyrern gemacht!*)

„Laßt ſie ruhen, die Todten: — aber Denkmale baut ihnen nicht! Sie haben ihre Stellung und das Maß der Gerechtigkeit gerade ſo gut überſchritten, wie ihre Feinde! Ueber ihren Gräbern aber, ſtatt mit dieſen Blutſcenen den Unverſtand des vornehmen Pöbels gegen die Republikaner zu hetzen, lernt auch für die heißeſten politiſchen Kämpfe das Wort achten, das an der Stirn dieſes Artikels ſteht: Gerechtigkeit!“

---

*) Wir erinnern an die zahlreichen Aufforderungen conſervativer und reaktionairer Blätter — unter andern des Bonner Wochenblattes — zu Denkmälern für jene Gefallenen!

6.

Eben ſo energiſch, wie gegen die Todesſtrafe, kämpfte Gottfried Kinkel für die Reform des *Gefängniß*weſens, und legte ſeine Beſſerungsvorſchläge in der Schrift: „*Handwerk, errette Dich!*“*) nieder. Um wenigſtens auf einem Punkte den Beweis zu liefern, wie *poſitiv* Kinkel's revolutionaire Thätigkeit war, verweilen wir einen Augenblick bei dieſen Vorſchlägen.

„*Der Staat benutzt das Verbrechen zum Sturz ehrlicher Leute.* Die Fabrikation der verſchiedenartigſten Erzeugniſſe, welche derſelbe in ſeinen *Zucht- und Arbeitshäuſern* vornimmt, iſt der *Ruin des Handwerks.* Die Verwaltung dieſer Anſtalten bleibt nicht dabei ſtehen, daß ſie die Gefangenen ſo Viel verdienen läßt, als für den eigenen *Hausbedarf* nöthig iſt; nein, ſie müſſen weit Mehr arbeiten. Da nun der Staat dieſe Hände umſonſt hat, ſo ſind dieſe Fabriken in den Zuchthäuſern die einträglichſten

---

*) Daſelbſt. Seite 97 ff.

Geſchäfte, die man ſich nur denken kann. Man ertheilt den eintretenden Züchtlingen nothdürftigen Unterricht in Einem Handgriff, und nun ſtellt man ſie für die Zeit ihres Aufenthaltes an einen Arbeitsſtuhl. Sie arbeiten rein als Maſchinen: eine höhere oder vollſtändigere Erkenntniß des Geſchäftes erlangen ſie ſelten, jede geiſtige Hebung oder Spannung, jedes eigene Erfinden iſt ausgeſchloſſen. Ihr ganzes Leben mißt ſich nach den Stunden, welche ſie täglich auf ein niemals wechſelndes, alſo tödtlich langweiliges Geſchäft verwenden. Ein neues Zuchthausſyſtem, das Syſtem des Schweigens und der Abſperrung — für deſſen pietiſtiſchen Erfinder ohne Zweifel Dante in ſeiner unterſten Hölle einen eignen Schwefelpfuhl geheizt haben würde — trit hinzu, um die abgeſtumpfte Thierheit oder die winſelnde Entnervung des göttlichen Ebenbildes im Menſchengeiſte zu vollenden. Und ſo wird der Sträfling mit völlig gebrochener Kraft in die Welt wieder entlaſſen, welche er jetzt viel weniger, als früher, zu beherrſchen verſteht. Sein unſeliges Arbeiten, ſeine vergeudete Lebensfülle haben nur dazu gedient, eine Maſſe meiſt werthloſer und untüchtiger Arbeit hinzuſtellen. Indem man ihn mißbrauchte, hat man ſich ein Mittel geſchaffen, den redlichen Familienvater zu erdrücken, welcher freilich zu ſolchen Preiſen nicht zu arbeiten vermag.

»Man wird allerdings fragen: Womit ſollen wir denn die Verbrecher im Strafhauſe moraliſch und körperlich beſchäftigen, welchen Erſatz für die bisherige Maſchinenarbeit finden? Und ferner: Sollen wir denn dem Staate die großen Koſten für die gefallene Menſchheit aufbürden, ohne daß uns der Sünder den kleinſten Erſatz dafür giebt?

„Zu der Antwort auf dieſe Frage wäre ich nicht verpflichtet; denn ich habe bloß zeigen wollen, daß der Staat auf dem bisherigen Wege ein tägliches Verbrechen an dem freien und redlichen Arbeiter begeht. Aber freilich, man beweiſt die Greulichkeit der Todesſtrafe — und die Juriſten ſagen: ſie iſt ein nothwendiges Uebel. Darf dieſes freche Wort in einem gebildeten Staate und unter chriſtlichen Menſchen ungeſtraft geſprochen werden, dann wagt man auch wahrſcheinlich zu ſagen: Die Zuchthausſtrafe iſt ein nothwendiges Uebel. Damit nun die Gegner dies Spiel verlieren, will ich — abſichtlich von meinem Wege abſchweifend — den Verſuch machen, hierüber meine Gedanken auszuſprechen.

„Zuerſt alſo ſage ich: Vermindert die Zahl der Verbrecher, und der zwangsmäßig zu erziehenden Kinder, ſo werden ſie Euch gleich minder Koſten machen.

„Hiefür liegt das Mittel ganz nahe, und derjenige Staat hätte es längſt und leicht finden ſollen, welcher ſich den Staat der Intelligenz vermuthlich aus dem Grunde nennt, weil er ſeinen Dorfſchullehrern 30 Thaler Gehalt, einen Wandeltiſch im Winter und im Sommer den Urlaub giebt, die Säue der Gemeine zu hüten. Die Beiſpiele bieten Weſtpreußen und im blühenden Rheinlande das Fürſtenthum Wied. Darf man ſich wundern, wenn hiebei die Schweine beſſer fahren, als die Bauerjungen? Oder glaubt Ihr, ein ſolcher Mann bringe von der Gemeinewieſe den Schwung des Geiſtes mit, um in ſeinen Kindern das Licht menſchlicher Bildung oder die heilige Flamme der Bürgertugend zu entzunden? Gebt Euren Mammen heraus, den Ihr auf Euren Paraden glänzen ließet, und bezahlt die Jugendlehrer ſo, daß Männer dieſen Stand ergreifen können, die ſich ſelber achten, und nicht ihre eigene Unwürdigkeit, ihren Knechtſinn oder ihre prügelwüthige Rohheit in die Jugend pflanzen.*) Setzt jeden Lehrer ab, der ein einziges Mal den Stock gebraucht, ſo werdet Ihr den Stock auch im Zuchthauſe und bei der zweiten Klaſſe im Militair nicht mehr nöthig haben. Denn der Menſch, der einmal als Knabe Prügel erduldete, muß eine lange Schule durchmachen, bis er ſein volles Ehrgefühl wieder erlangt hat — jenes Ehrgefühl, welches den Jüngling und den Mann vor dem Verbrechen als vor der tiefſten Schande zurückſchaudern macht. Gebt in die Zuchthäuſer und fragt nach: die meiſten Sträflinge haben nie leſen oder doch Das, was ſie laſen, nie

---

*) Was Kinkel's unermüdliche Thätigkeit für die **Reform der Schulen und Univerſitäten** betrifft, ſo verweiſen wir unter Anderm noch auf die Artikel in der „Bonner Zeitung“ Jahrg. 1848 No. 115. 116. 199. 200; Jahrg. 1849 No. 1; ferner „Spartacus“ No. 2. 13. 14 und 16.

ordentlich verſtehen gelernt:*) wenn ſie ja die Schule beſuchten, ſo ſind ſie abgerichtet, aber nicht gebildet worden. Die wenigſten Verbrechen ſtammen aus Leidenſchaft her, und dieſe Verbrechen ſind wenigſtens keine unauslöſchliche Schande für das Menſchengeſchlecht. Nur die Verbrechen empören und entſetzen

---

*) „Es muß der Menſch ein Raubthier werden,
Wenn er beſtehen will auf Erden:
Ein Raubthier, ſchleichend oder reißend,
Vergiftend oder um ſich beißend."

— — — — — — — —

„Das Roß wird ſtets am Beſten tragen,
Dem ſie zutiefſt die Sporen ſchlagen.
Die graue Dummheit wird ſich ſtrecken
Und ihres Pein'gers Hände lecken:
Die Flur wird ſtets ein Volk gebären,
Nur gut zum Schlachten oder Scheeren: —
Allein auf der Gebirge Spitzen
Wird einſam ſtets der Geier ſitzen.
Den von Geburt an die Natur
Gezeichnet hat mit blut'ger Spur,
Der, ſchon im Neſte ein Despot,
Sich freut an Blut und Purpurroth,
Nur nach erkämpftem Gute ſchmachtet,
Und das Geſetz der Flur verachtet."

Ein Reubthier.

Gedichte von Alfred Meißner.
3te Auflage S. 126 ff.

— — — — — — — —

„Ich bin krank und kann den Schlaf nicht finden,
Weil ich Das gehört hab' und geſchaut,
Was ſich nie und nimmer läßt verwinden.

uns, welche mit moraliſchen Stumpfſinn, mit fühlloſer Rohheit begangen werden. Es wird aber Niemand ſtumpfſinnig, deſſen Geiſteskräfte in der Schule zum Denken geweckt worden ſind; es wird aber Niemand roh, dem nicht Rohheiten von ſeinen Erziehern angethan worden ſind. Der „Staat der Intelligenz“ hat ſich das Verbrechen wie an Mutterbrüſten ſelbſt groß gezogen.

Wach bei meines eignen Herzens Wehn,
Hatt' ich fernen Schmerzensſchrei vernommen;
Und des Weges ſchritt ich hin, zu ſehn,
Ob des Einz'len Hilfe könnte frommen.
Was ich dort mit düſterm Aug' geſchaut,
Iſt ſo arg, daß Beſſrung nie zu hoffen, —
Blut und Thränen, Schmerzen, ſtumm und laut,
Wunden, gräßlich tief und ewig offen! —
Eigne Schmerzen trag' ich ſtillbeherzt,
Eigne Schmerzen will ich ſtumm verhehlen,
Aber mehr als alles Andre ſchmerzt
Mich die Irrſal von verlornen Seelen.

„So Viel ſeh' ich in des Geiſtes Licht,
Aus des Glaubens Sternennacht erwacht:
Der auf Golgatha — Der hat noch nicht
Die Erlöſung dieſer Welt gebracht!
Denn ſolang' der Menſchheit Kern umnachtet,
Und in Noth noch tauſend Herzen brechen,
Und Ein Freier noch in Ketten ſchmachtet,
Kann der Thor nur von Erlöſung ſprechen!“

Demos. Daſelbſt S. 101 ff.

„Ich bin mit dem Sündenregiſter des Schulweſens noch nicht zu Ende. Dieſer Staat hat es geſchehen laſſen, daß man ſchon das Kindesalter, jene heilige Zeit der Menſchengleichheit, in zwei Herden auseinander trennte: in die reichen Kinder und in die armen Kinder. Für jene öffnet man Schulen in denen Geld bezahlt wird, dieſe unterrichtet man umſonſt. Ihr fragt: Willſt du nun gar unſere Barmherzigkeit tadeln? willſt du es rügen, daß wir den Armen, die ſonſt gar keinen Unterricht genoſſen hätten, wenigſtens auf dieſem Wege denſelben ertheilen? Haben wir nicht wie die Väter an ihnen gehandelt, haben wir ſie nicht mit Katechismus und Spruchbuch ausgeſtattet, haben wir nicht ſo manchen alten Rock daran geſetzt, um ihnen neue Röcke zur erſten Kommunion zu ſchaffen? O Ihr Heuchler, die Das als eine Gnade hinſtellen, was der Staat als ſeine erſte Pflicht anzuerkennen hat! Oder iſt es nicht Pflicht des Staates, keinen Bürger unter ſich zu dulden, der nicht die zum Bürgerthum nöthige Bildung erhalten hat oder erhält? Ruht nicht auf dieſer Bildung die Selbſterhaltung der menſchlichen Gemeinſchaft? Ihr aber habt die Armenkinder dieſes ihr unveräußerliches Recht erkaufen laſſen mit dem bitterſten Gefühl, das die weiche, zart empfindende Kindesſeele kennt, mit dem Schmerz der Zurückſetzung. Ihr habt dadurch in den ſchwächlichen Naturen eine ſchleichende und tückiſche Demuth gegen die Reichen genährt: die ſtarken und trotzigen Charaktere aber habt Ihr hingeſtoßen auf die harte rauhe Scheidewand, welche die Klaſſen des Volkes trennt — und Ihr wollt Euch nun darüber wundern, wenn dieſe als Männer raſend gegen die Scheidewand anſtürmen, oder ihren Haß an den einzelnen Beſitzenden auslaſſen? In die reichen Kinder aber, indem Ihr ſie von den armen ſchiedet, habt Ihr zuerſt den Keim des Hochmuthes und dann den Keim jenes albernen und doch ſo empörenden Mißtrauens gelegt, in welchem gegenwärtig die ganze Bourgeoiſie zuſammenzittert — jenes Mißtrauens, welches in jedem Armen den Feind ſeines Vermögens, den Barrikadenkämpfer — oder nach Umſtänden den Strauchmörder ſieht. Thut die Armenſchulen fort und laßt das Kind im geflickten Kleidchen, wenn das Kleidchen nur reinlich iſt, getroſt neben jenem im Sammetkittel auf der Schulbank ſitzen! Sie werden zuſammen ſpielen trotz den verſchiedenen Röcken, ſie werden treu nebeneinanderſtehen und mannlich ſich helfen im Kriegsſpiel, und zwiſchen dem künftigen Fabrikarbeiter und dem künftigen Staatsminiſter wird eine Jugendfreundſchaft entſtehen, die Beide adelt. Das reiche Kind wird ſeinen armen Schulgenoſſen in der dunkeln Hütte beſuchen und einſehen lernen, wie viel herzlicher die Menſchen in dieſer Hütte zuſammen leben: der arme Junge aber wird mitſpielen auf den geſtickten Teppichen, und wird dann dereinſt nicht ſeine Mannesſtirn knechtiſch beugen vor dem glänzend ausgebreiteten Luxus des Reichthums. Beide aber werden zuſammen in der Reife ihres Alters Hand in Hand den Sieg des demokratiſchen Gedankens durch alle Schichten der Geſellſchaft hindurch führen und die Kluft ausfüllen, die jetzt die Brüder aus dem Einen Volke ſo ſchmerzlich auseinander reißt.

„Ich weiß es, auch dann noch werden Verbrecher ſein: aber dann gilt es Dieſe anders zu behandeln als bisher. Der Verbrecher iſt durch ſeine That aus dem Kreiſe des edel Menſchlichen herausgetreten: er muß ſein neues Leben da anfangen, wo auch die Erziehung der rohen Völker beginnt. Er muß allerdings eine Thätigkeit erhalten, eine anſtrengende und mühevolle Thätigkeit: aber dieſe Thätigkeit darf keine bloß äußerliche ſein, keine Fabrikarbeit in engen Mauern, bei welcher der Geiſt in dumpfem Brüten untergeht. Nur der Verkehr mit Menſchen rettet den Verbrecher: denn die menſchliche Geſellſchaft darf man nicht immer mit Aepfeln vergleichen, von denen der faule den guten anſteckt, ſondern ebenſowohl mit dem kräftigen Lebenshauch der Kinder, der die Schwachen, welche in ihm leben, kräftigt und verjüngt. Die Einſamkeit aber, welche außerdem in allen Verhältniſſen neben den Stunden der Gemeinſchaft eintritt, dieſe muß nicht in Mauern, ſondern gegenüber der großen freien Natur dem Verbrecher gegönnt werden, wo die zur Buße lockende Stimme des ewigen Gottes auch die härteſte Bruſt endlich weit mächtiger rührt, als der Prieſter es vermag. Dies Alles kann nur dann geſchehen, wenn die menſchliche Geſellſchaft dem Verbrecher Gelegenheit giebt den Spruch unſeres großen Dichters wahr zu machen:

„Daß der Menſch zum Menſchen werde,
Schließ' er einen ew'gen Bund
Gläubig mit der frommen Erde,
Seinem mütterlichen Grund!“

„Und Dies iſt nur möglich durch eine Verbrecher-Kolonie. Zwar können und dürfen wir dieſe Kolonie nicht mit ungeheuren Koſten, wie die Engländer, auf einer ſtillen Inſel des Ozeans anlegen: denn hiezu haben wir weder Geld noch Schiffe. Aber, worauf der alte Arndt ſchon hingedeutet hat, es giebt namentlich in den alten Provinzen Preußens noch ein ganzes Königreich zu erobern, und die Verhältniſſe, unter denen dort die Kultur ſich entwickeln müßte, haben viel Aehnliches mit den Urzuſtänden von Amerika und Auſtralien: dem Walde, dem ausgetretenen Fluſſe, dem Moor muß die Kultur abgekämpft werden. Dorthin ſtellt den Verbrecher, und je mehr er nach Euern bisherigen Rechtsbegriffen das Leben verwirkt hat, deſto ſchwerer ſei die Arbeit, durch welche er dieſes ſein Leben der Geſellſchaft wieder nützlich macht. Verbraucht den Abſchaum der Geſellſchaft, wie die weiſe Natur es mit allen Abfällen ihres Haushaltes macht: verwendet ihn zur Unterlage einer neuen Ausſaat, und gebt dem beſeligenden Gedanken Raum, daß in hundert Jahren ein frohes Menſchengeſchlecht an der Stelle der öden Wildniß die Hand jener Verbrecher ſegnen wird, für welche jetzt eure ſtumpfen Prieſter- und Juriſtenſatzungen keine Abkunft als das Fallbeil wiſſen. Schließt einen großen Bezirk ab, nicht durch eine Mauer oder einen Gensdarmen-Kordon, ſondern durch die unſichtbare Schnur des Geſetzes. Nur verurtheilte Verbrecher ſollen hier wohnen, und mit ihnen eine kleine Zahl von Männern, die ein Herz voll Liebe, einen beredten Mund und in ihrem ganzen Erſcheinen den Zauber haben, welchen

Wohlwollen und Humanität ſo unwiderſtehlich ausüben! In dieſem Bezirk arbeite der Verbrecher. Der Mörder werde hingeſtellt in den ſtillen Wald, um ſein Mordbeil nun zum Kampfe gegen die Wildniß zu ſchwingen: dort wird ſchreckender, als irgendwo ſonſt, der Schatten ſeines Opfers vor ihm aufſteigen: aber er wird auch fühlen, daß er mit einem Leben voll Aufopferung für eine künftige Menſchheit die Schuld eines Augenblicks ſühnt, und der reine Gottesodem der Natur wird kräftigend und friedenſtiftend durch ſeine Bruſt ziehen. Wer weniger geſündigt hat, dem gebt das Feld, welches eben der Waldnacht entrungen worden iſt, laßt ihn Sümpfe austrocknen, Wurzeln ausgraben, Steine wegwälzen. Hat er ſich bewährt, ſo gebt den Pflug in ſeine Hand, und verleiht ihm wieder ein Recht über ſeine Mitgeſchöpfe, über die mit ihm arbeitenden Hausthiere. Laßt ihn hoffen, daß er als gebeſſerter Mann nicht ohne Anhalt und Hülfe in die Welt wieder hinausgeſtoßen wird: gebt ihm eine Ausſicht, daß er von den Früchten ſeines Fleißes auch noch ſelbſt eine Ernte haben könne. Die Frauen aber, ſo lange es Verbrecherinnen giebt, ſperrt nicht in Magdalenenſtifte, ſondern laßt ſie den großen patriarchaliſch gemeinſamen Haushalt der Kolonie führen. Stellt ſie an die leichten Handwerke, übergebt ihnen die Küche und laßt ſie vollſtändig für die Kleidung der draußen arbeitenden Männer ſorgen. Thut aber auch den albernen Gefängnißgrundſatz von der Trennung der Geſchlechter ab, und lernt endlich einſehen, daß die Natur Mann und Weib zu gegenſeitiger Erziehung, Beſſerung und ſittlichen

Erhebung auf einander angewieſen hat, daß jeder Mann roh, jedes Weib gemein und gedankenlos werden muß, wenn ſie dauernd den Verkehr mit dem andern Geſchlecht entbehren. Verſucht es doch wenigſtens einmal, ob denn nicht ein ſolcher Kommunismus, ein ſolcher ganz neuer Anfang des geſellſchaftlichen Lebens Diejenigen erretten könnte, welche der bisherige geſellſchaftliche Zuſtand verloren gegeben hat. Seid überzeugt, eine Kolonie dieſer Art innerhalb der eigenen Landesgrenzen würde Euch ſchon nach drei Jahren Nichts mehr koſten, würde aber in zwölf Jahren vielleicht ſchon Zehntauſende eintragen. Sie würde nicht, wie die bisherigen Strafanſtalten, Fabrik und Handwerk erdrücken, ſondern Das uns geben, was wir in Deutſchland immer noch gebrauchen können: Korn und Weizen, Brot für unſere Armen, wohlfeile Füllung der Staatsmagazine, Unmöglichkeit einer Wiederholung jener Sünden des Staates in Oberſchleſien. So erſchafft Euch ein Sibirien, aber ein menſchliches!“

7.

Daß Kinkel in dieſer Zeit — *er hatte ſich* **täglich 18 Arbeitsſtunden** *geſetzt!* — ſeine *Poeſie* gänzlich mußte ruhen laſſen, iſt leicht begreiflich. „Der wahre gläubige Künſtler — ſprach er *) — tritt in ſolchen Tagen, da eine neue Zeit in Geburtswehen kreiſt, beſcheiden zurück, lebt ſich in die Erſcheinungen, welche aus jenem Gährungsproceſſe hervorgehen, herzhaft ein, und beſchreitet, wenn das Volk wieder nach der Kunſt und dem Künſtler ruft, ſicher und gereift das neu aufgeführte Forum, deſſen Menge entweder ſeinen Worten lauſchen oder das Werk ſeiner Hände bewundern will. Der Dichter aber, der Maler, der Muſiker, welcher den Gährungen der Uebergangsperiode grollt, weil ſeine Beſtrebungen für eine Weile in den Hintergrund treten, beſitzt entweder keinen feſten Glauben an die Ewigkeit ſeiner Kunſt, oder er iſt der Sklave ſträflicher Eitelkeit, wenn ihn ein augenblickliches Verſchwinden ſeiner Perſönlichkeit ſchon mißmüthig machen kann. Weckt erſt die Freiheit die ſchlummernden Geiſter des Volkes, daß ſie ſich auf der einen Seite im Schaffen offenbaren, auf der andern in der ſteigenden Empfänglichkeit für das Geſchaffene, in der wachſenden Kraft: die Werke, die der Künſtlergenius gebildet, in ſich aufzunehmen, — dann bedarf die Kunſt nicht mehr der Unterſtützung von Oben, weil ſie natürlichere Unterſtützung von Unten her ſchon gefunden hat; dann bildet ſich naturwüchſig, in friſcher Waldluft, Was dort durch die Wärme des Treibhauſes hervorgelockt worden iſt. Soll eine Kunſt erblühen, ſo echt und volksthümlich, wie die Kunſt der Griechen oder das Drama Shakeſpear's es geweſen, ſo muß ſie durch das Volk erblühen, und blüht auch nur durch das Volk auf. Nehmen wir z. B. das Theater. Hat einmal Geiſt und Herz des Volkes den Schwung gewonnen, welchen die Freiheit giebt, dann verlangt es auch nach friſcher, kräftiger Speiſe, die nicht den Gaumen kitzelt, ſondern einem tüchtigen Körper tüchtige Nahrung zuführt, und wo findet es dieſe ſo reichlich, als vor „den Brettern, welche die Welt bedeuten?“ Beſitzt aber das Theater die Stellung, die es in einer edlen Nation einnehmen ſoll, ſo finden ſich auch die Dichter, finden ſich die Darſteller, und weder der Eine, noch der Andere wird ſich ſeines Ruhmes oder ſeiner Exiſtenz wegen in die Nothwendigkeit verſetzt ſehen: an einen andern Gerichtshof zu appelliren, als den ſeines Volkes. Interreſſirt ſich die Nation für ihren Künſtler, ſo iſt für die Stellung deſſelben geſorgt. Beſitzt jede Stadt ihre Bühne — natürlich nicht bloß von den bisherigen Laſten befreit, ſondern auch in ſplendider Weiſe unterſtützt — wie leicht laßt ſich dann für den Dramatiker eine Stellung ermitteln! Für den Lyriker, den Epiker, den Schriftſteller überhaupt iſt es minder von Bedeutung, ob er eine unabhängige Stellung beſitzt. Platens berühmter Ausſpruch:

---

*) Bonner Ztg. 1848. No. 143.

„Morgens zur Kanzlei mit Akten, Abends auf
den Helikon"

iſt durch den Landgerichtsrath, der den Triſtan und den Münchhauſen gedichtet, glänzend widerlegt worden. Daß hie oder da ein Dichter, welchem die Organiſation ſeiner Natur oder äußere Verhältniſſe im Wege ſtanden, von Staatswegen eine Unterſtützung erhalte — Wer könnte dagegen eine Einwendung machen?

Die Deutſche Lyrik hat ſchon vor den Februartagen eine Blüthe erreicht, wie ſie wenigen Nationen zu Theil wurde; es fehlt uns nur noch, damit wir die Richtung durch eine Perſönlichkeit bezeichnen, ein Beranger. Das Deutſche Epos — letzteres Wort in der urſprünglichen Bedeutung genommen, — iſt mit Simrock's Heldenbuch abgeſchloſſen; aber hier blüht noch ein reiches Feld für das humoriſtiſche Heldengedicht und die poetiſche Erzählung. Dem Drama ſteht die größte Zukunft bevor. Das Drama iſt recht das Kind der Freiheit, auch bringen die empordrängenden unteren Schichten der Geſellſchaft die Friſche und Urſprünglichkeit des Gefühls mit, welche die Logen längſt verloren haben; ſie vermögen es noch, ſich über dem Stücke, das vor ihnen vorüberzieht, ſo gänzlich zu vergeſſen, daß ſie mit den Perſonen, welche vor ihnen handeln und leiden, mithandeln und mitleiden. Mit dem großen Volk entſtehen die großen Dichter, mit dem Volke ſinkt auch die Dichtung.“

So vergaß Gottfried niemals ganz ſein urſprüngliches Feld: die Kunſt. Blieb ihm auch nicht die Zeit, ſelbſt Großes zu dichten, ſo verfolgte er doch die neuen Erſcheinungen auf dieſem Gebiete, und ſuchte durch Kritik zu wirken, wo er nicht ſelbſt produciren konnte. Namentlich erwähnen wir an dieſer Stelle die gediegenen und lebhaft geſchriebenen Theaterrecenſionen, welche die „Bonner Zeitung“ regelmäßig brachte. Im Winter 1848 wurde nämlich unter der Direction des rühmlichſt bekannten Wilhelm Löwe das neugebaute Theater zu Bonn eröffnet; Gottfried übernahm die Kritik der Schau- und Luſtſpiele, Johanna die der Opern. Dieſe Recenſionen erhielten dadurch einen beſonderen Reiz, daß jedes Bühnenſtück auch vom Standpunkte der Volksthümlichkeit ſeine Beurtheilung fand. Dieſe Arbeiten fanden ſo großen Beifall, daß ſelbſt viele Gegner Kinkel's ſeine Zeitung um der Theaterkritiken willen ſich anſchafften.

Trotz ſeiner gehäuften Thätigkeit auf dem Felde der Politik, müſſen ihm ſeine gehäſſigſten Feinde das Zeugniß geben, daß er nie um eines politiſchen Parteizweckes willen auch nur ein einziges Mal ſeine Amtspflichten verſäumt, eine einzige Unterrichtsſtunde ausgeſetzt hat. Dienſtags z. B. hielt ihn die Redaction ſeines Blattes von 9 Uhr Morgens bis 5 Uhr

Nachmittags — mit Ausnahme der Eſſenszeit — ununterbrochen an's Zimmer gefeſſelt; von 5 bis 7 Uhr las er zwei Collegien; um 7 Uhr begab er ſich in die Verſammlung des demokratiſchen Vereins, der ihn bis 11 Uhr gefeſſelt hielt, und dann erwartete er nicht ſelten bis 3 Uhr Nachts die Ankunft der neuen Zeitungen, um früher als alle übrigen Blätter die jüngſten Nachrichten mitzutheilen. Sonntags aber ging er regelmäßig mit mehren ſeiner Freunde auf's Land, um in zahlreich beſuchten Volksverſammlungen den Glauben an den Sieg des ewig Guten und Menſchlichen in tauſend Herzen zu entflammen!

Das Licht der Humanität verbreitete ſich durch Kinkel's und ſeiner Freunde Bemühungen mit einer Schnelligkeit von Bonn aus über das ganze umliegende Gebiet, welche uns zur Bewunderung hinreißt. Schon bald nach der Gründung des demokratiſchen Vereines war es unmöglich den zahlreichen Einladungen der Landbewohner nachzukommen, welche die Bonner Redner auch in ihrer Mitte zu hören verlangten. Man traf deshalb die Einrichtung, daß einer ſolchen Einladung nur dann Genüge geleiſtet wurde, wenn dieſelbe von mindeſtens 30 Einwohnern eines Dorfes unterzeichnet war. Allein auch trotz dieſer Beſtimmung war es bald unmöglich, jede derartige Einladung zu beachten. Kinkel forderte daher die Landleute auf, gleichfalls in ihren Dörfern demokratiſche Zweigvereine zu gründen und ſich als ſolche dem Bonner Hauptverein anzuſchließen. Es wurde dann Sorge getragen, daß man jenen Landvereinen bei ihrer erſten Einrichtung half, und nicht lange — ſo entwickelte ſich auch hier ein ſo reges und friſches Bürgerleben, wie in der Stadt. Es verging nach Kurzem kaum eine Woche, in welcher Kinkel nicht in ſeinem Blatte die Gründung eines oder mehrer Dorfvereine mittheilen konnte.

Unter den Männern, welche ihm mit Rath und That zur Hand gingen, erwähnen wir vor Allen den Studenten Karl Schurz, einen geiſtvollen und unermüdlichen Jüngling, der an durchdringender Schärfe des Verſtandes Kinkel vielleicht noch übertraf. Er half ſeinem älteren Freunde mit der größten Treue und Aufopferung bei der Redaction der „Bonner Zeitung“ und wirkte durch verſtändige Kritik und planvolle Berechnung in ſeiner Art vielleicht nicht weniger als Kinkel durch die Gluth ſeiner Begeiſterung und die hinreißende Lebendigkeit ſeines Gefühls.

Unter den übrigen Männern, welche der Sache der Demokratie ihre uneigennützige Thätigkeit widmeten und den vielbeſchäftigten Kinkel nach Kräften unterſtützten, nennen wir als die Tüchtigſten den Kaufmann Anſelm Ungar und den Gaſtwirth Friedrich Kamm. Dagegen war die Demokratie unter den akademiſchen Bürgern der Friedrich-Wilhelms-Univerſität eben ſo ſchlecht vertreten, als auf den meiſten Deutſchen Univerſitäten überhaupt. Freilich beherrſchte Schurz während der Zeit ſeines Bonner Aufenthaltes durch überwiegenden Geiſt und Rednertalent einen großen Theil ſeiner Commilitonen: allein es war ein Strohfeuer kurz nach dem friſchen Eindruck der Märzrevolution, das bei dem erſten Sprühregen der Novembertage eben ſo früh wieder verloſch. Der ganze Grund jener kurzen Begeiſterung lag in der augenblicklichen Ungebundenheit des Studenten; ſobald die Univerſitätsgerichtsbarkeit die Hanfſchlinge ihrer Ausnahmegeſetze wieder hervorzog, kehrte auch jener beliebte „beſſere Ton“ zurück, welcher den deutſchen Studenten ſo ſehr vor der lebendigen Begeiſterung, vor der ſchöpferiſchen Thatkraft des franzöſiſchen Akademikers „auszeichnet.“

„Wenn unſer „Vater“ ſpazieren geht,
Ziehn wir den Hut mit Pietät: —
Deutſchland, die fromme Kinderſtube,
Iſt keine Römiſche Mördergrube!“ —

Im October d. J. reiſte Kinkel als Abgeordneter des demokratiſchen Vereins zum Congreß der Demokraten nach Berlin. Wie ſehr er ſich dort das Vertrauen aller Mitglieder des Congreſſes zu erwerben wußte, ſehen wir aus der Thatſache, daß man ihm ſowohl von der Rechten, wie von der Linken ſeine Wahl zum Mitglied und Präſidenten des **Centralausſchuſſes** der demokratiſchen Vereine anbot. **Er ſchlug dieſe Stellung aus,** weil er ſeine Amtspflichten nicht verletzen wollte, und bewies auch hiedurch wie albern und grundlos der ſo oft von ſeinen Feinden gegen ihn erhobene Vorwurf des Ehrgeizes war. Johanna begleitete ihn auf dieſer Reiſe und erlebte unterwegs das in den „Erzählungen“ ſo rührend geſchilderte Abentheuer des verlaſſenen Kindes, das von ſeinem Vater in kalter Nacht bei Sturm und Wind — vielleicht auf Ewig — Abſchied nehmen mußte.*)

Wien war gefallen, die Berliner Verſammlungen aufgelöſt, und die legale Steuerverweigerung mit der rohen Gewalt der Bajonette beſiegt worden. Auch Bonn hatte in den Novembertagen eine ernſte Prüfungszeit durchlebt und ſich innerlich murrend und tiefempört der Soldatenherrſchaft gebeugt. Ohne Kinkel's beſonnene Thätigkeit wäre der blutigſte Zuſammenſtoß zwiſchen Militair und Bürgern unvermeidlich geweſen. Schon am 13. November, als Profeſſor Bauerband die Annahme einer Mißtrauensadreſſe verweigerte, und ſein Hausrecht gegen ſeine eignen Wähler durch den Polizeikommiſſar Moritz Schlönbach geltend machte, hatte Kinkel deſſen Haus vor der Demolirung geſchützt; und als am 20. d. M. auf den Wink des wortbrüchigen Oberbürgermeiſters die 1000 Mann des 27. Infanterie-Regiments von Worms in demſelben Moment, wo Herr Oppenhoff die heilige Verſicherung gab: „es kämen keine Truppen herbei,“ mit klingendem Spiel die Stadt beſetzten: — da rettete Kinkel den Frieden, indem er ſich ſelbſt zwiſchen die wüthenden Bürger und rohen Soldaten warf, und zur Ruhe aufmunterte. Sein Lohn dafür war ein elender Proceß, in welchem der Staatsankläger die Unverſchämtheit bewies, Kinkel den Richtern als einen Mann zu ſchildern, der, voll der blutgierigſten Geſinnungen, das Leben der Steuerbeamten bedroht habe, während er in der That die Perſon derſelben **beſchützte**!

---

*) Erzählungen. S. 201

Gottfried Kinkel zog jetzt öfter, als je, auf's Land, um das arme Volk zu tröſten und ermuthigen, ſeit in Oeſtreich das letzte Bollwerk der Märzfreiheiten dahinſank. Es war im December, als er mit mehren Hunderten ſeiner Freunde nach Herſel hinauspilgerte, um den Bürgern vom Lande und von der Stadt das Evangelium der Liebe und Kraft zu predigen. Als ſie das eine Stunde von Bonn entfernte Dorf erreichten, da krachten ihnen die Böller den Bewillkommnungsgruß der Männer entgegen, welche ihrer harrten. Gottfried aber beſtieg im menſchengefüllten Saal die einfache Tribune und ſprach, während das Volk ſich draußen trotz der kalten Jahreszeit maſſenweis an die geöffneten Fenſter herandrängte, um wenigſtens Einzelnes zu erlauſchen, die Worte *):

---

*) Die ganze Rede iſt **wörtlich** aus den Aufſätzen Kinkel's in der „Bonner Zeitung" entlehnt. Ueberhaupt ſind die meiſten Leitartikel ſeines Blattes Reminiscenzen oder Abſpiegelungen ſeiner improviſirten Volksreden. Ganz richtig glaubte Kinkel durch dieſen Umſtand ſeine Worte dem Gedächtniß des Volkes beſſer einzuprägen. — Bezüglich der Reden, durch welche Kinkel und ſeine Freunde für die Aufklärung des Volkes wirkten, mag hier noch folgende Bemerkung Platz finden. Am Meiſten wird das Landvolk durch die elende Gemeindeverfaſſung gedrückt, welche faſt überall ein paar reiche Leute zu Machtha-

„Brüder und Freunde!

„Bürger der Stadt! Bürger vom Lande!

„Könnte man irre werden an einem leitenden Gedanken der Zeit, und wäre unſre Hand zitternd genug,

---

dern und Verwaltern alles Communaleigenthums macht. Der Haß gegen die Willkühr dieſer Dorftyrannen iſt meiſtens ein furchtbarer: die Demokraten haben ihn nicht erzeugt, ſondern vorgefunden. Mit wahrer Begeiſterung nahm das Landvolk überall die Hoffnung auf, die im Fall der Annahme des D'Eſter'ſchen Gemeindeordnungs-Entwurfs ihm zur Erfüllung kommen würde, daß es ſelbſt in ſeinen Communalſachen geſetzmäßig ein Wort mitſprechen, ſeine alten Bürgermeiſter nach eigener Wahl erſetzen, und über ſein Gemeindeeigenthum ſchalten kann. Daher denn auch die Bonner Petition zu Gunſten dieſer freien Gemeindeordnung ſo viele Unterſchriften fand. Es erſcheint dann freilich natürlich, daß die bisherigen Dorf-Matadore nur mit tiefem Ingrimm die Verbreitung dieſer Grundſätze unter ihre Heerden betrachteten. Vor Allem widerwärtig war die kleine Tyrannei, die man uns — angeblich „auf höheren Befehl" — durch Verbot der Verſammlungen unter freiem Himmel anthat. Auf dem Lande giebt es keine großen, ſchönen Sääle: die Friſche und Einheit der Verſammlungen war alſo dadurch ſehr geſtört, daß die Leute vor den Fenſtern, in den Baumgärten und auf den Höfen ſtehend ſich drängten, um wenigſtens ein paar Sätze aus dem Munde der Redner zu erhaſchen. Freilich, die wackern Bauern wußten ſich zu helfen: im Hoholz (im Siegkreis) hatten ſie den Hofraum mit zuſammengereihten Leintüchern und mit Maien bedeckt, ſo daß dem Geſetze ſein Recht widerfuhr. Die Plakate, welche die Verſammlung ankündigten, wurden ſchon bei Tagesanbruch von den niedern Gemeindebeamten abgeriſſen, und doch fanden ſich in Hoholz über 1000 Landleute ein, welche mit um den Ariadnefaden im Labyrinth der Gegenwart, welcher iſt der gewiſſe endliche Sieg des demokratiſchen Völkerwillens, ſich entſchlüpfen zu laſſen, dann wäre der Tag gekommen, um irre zu werden. Der Frühling 1848 proklamirte mit der Freiheit zugleich die Unabhängigkeit der Nationalitäten. Sicilien hatte ſich bereits befreit, Poſen und Ungarn wurden alsbald freigelaſſen, Mailand und Venedig vertrieben ihre vielhundertjährigen Unterdrücker, Schleswigholſtein machte eine glückliche Revolution, und in Irland gohr der Abfall von England. Selbſt die Wallachei verſelbſtſtändigte ſich, ſelbſt der Croate nahm den Vorwurf des Hochverrathes hin, um den Verſuch eines eigenen Staatslebens anzuſtellen. Die Schweiz endlich ſtärkte ihre republikaniſche Kraft durch eine Centraliſation. Bedenkt man dieſe Weltlage — welch' eine herrliche Aufgabe hatte die Paulskirche, wie feſt konnte ſie das Glück der Völker grunden! Sie brauchte ſelbſt faſt nicht zu handeln, ſie hatte bloß den ſchon gewonnenen Zuſtand zu erhalten.

„Und ſtatt deſſen — Was thaten unſre Vertreter? Sie beſtätigten Polens Erdrückung und vierte Theilung. Sie jauchzten Radetzky Beifall, als er Mailand unterwarf. Während ſie ſo die Knechtung fremder Nationen im Fürſten-Intereſſe zugaben, ließen ſie das revolutionaire eigne Fleiſch und Blut jenſeits der Elbe in die

---

aufrichtiger und unverhehlener Freude die ſtädtiſchen Gäſte abholten, und mit Böllerſchüſſen empfingen. (V. Ztg. Jahrgang 1848, Nr. 156.)

neue drängende Gefahr der Fremdherrſchaft verfallen. Dieſe zaghafte Politik, verbunden mit den raſchen Siegen der Fürſtenheere gegen die ſchlechtbewaffneten, raſch eingeübten, mit Geſchütz übel verſehenen Volkswehren gab allen Unterdrückern Muth. England blieb unerſchüttert, und Meſſina wurde Siciliens Miſſolonghi. Die Schweiz wird von habsburgiſch gelenkten Truppen bereits cernirt, und Frankreich bedient ſich der Redensart, daß es bei Völkerunterdrückungen nur auf dem Wege der Menſchlichkeit, d. h. nicht mit ehrlichen Waffen, ſondern mit unnützer diplomatiſcher Bittſtellung einſchreiten dürfe.

„Ganz einſam und allein ſtand noch Ungarn da, die letzte Hoffnung der erdrückten Nationalitäten. Sein eigenes Miniſterium, alſo ſeine Selbſtverwaltung hatte es errungen, trotz allem Verrath wäre es mit ſeinen ſlaviſchen Nachbarn fertig geworden, und ſchon war mit der Unabhängigkeit auch die ſociale Beſſerung durch Befreiung der Bauern von den Frohndienſten eingeleitet. Ungarn war zugleich, nach Mailands Fall, der Rückhalt für die Fortſchrittspartei in ganz Oeſtreich, für die akademiſche Legion in Wien, für den Sieg des deutſchen Elementes in Oeſtreich über das Slavenblut.

„Wie Italien auf dem Höhepunkt ſeines Sieges Deutſchland ſeine Bruderhand bot, ſo hat Ungarn — nur noch entſchloſſener und kühner — feierlich erklärt, daß es mit Deutſchland ſtehen und fallen wolle, es hat ausdrücklich ausgeſprochen, daß Oeſtreich auf ſeine Hülfe nicht zählen dürfe, wenn es gegendeutſche Zwecke verfolge, es hat einen Geſandten nach Frankfurt geſchickt. Und nun die Antwort auf dieſe Ergebenheitsbeweiſe? Keine Seele hat daran gedacht, ſie zu erwiedern. Man ließ das wahrhaft edle Volk verzweifeln und ſich unter treuloſen, ſchwarzgelben Officieren verbluten: man trieb die Verlaſſenen ſelbſt zu dem letzten Schritt, der dem durch Verrath Unterliegenden bleibt, zur gräßlichen, ingrimmigen Rache an den Verräthern, und dann ſchlug man über Lamberg's Tod, über Zichy's Galgen ein ſcheinheiliges Kreuz.

„Ungarn muß jetzt untergehen, für dies Volk hat kein Gott mehr eine Rettung. Alle die furchtbaren Heerſäulen Oeſtreichs wälzen ſich über das kleine Häuflein her, das der Gewalt unterliegen wird. Dahin, mein Vaterland, haben Deine tapfern Vertreter Dich geführt, daß Du mit Deinem eigenen Blute wieder ein fremdes Volksthum unterdrücken und Dir ſelbſt dadurch neue Ketten ſchmieden mußt!

„Und wie ſteht es nun mit Europa? Was ſinnt die Politik von Zarskoje Selo, von Potsdam und Olmütz?

„Zuerſt Oeſtreich! Die Revolution hat man zu variren geſucht; in Oeſtreich wechſelt man die Perſonen, und hofft ſo den ingrimmigen Haß gegen die Dynaſtie, gegenüber einem noch jeder Hoffnung Raum gebenden Jüngling von 18 Jahren, zu beſchwichtigen, deſſen erſtes Manifeſt auch wirklich goldene Berge verſpricht.

„In Preußen drängen die Dinge ſelbſt unaufhaltſam vorwärts. In Oeſtreich heißt die Frage

Deutſchſein oder Abſolntismus; in Preußen kommt es darauf an, ob ſich durch die „rettende That“ einer octroyirten Verfaſſung dauernd eine ſolche Majorität im Volke gewinnen läßt, daß man das Militairſyſtem aufgeben und die Staatsfinanzen ruhig zu großartigem Schaffen von Arbeit und Brod verwenden kann.

„In dem Falle — Krieg mit Frankreich! Der Czar regt ſich natürlich nicht, hält nur Polen ruhig, bedroht alle Donauländer. Habsburg greift mit Croaten und Grenzern, vielleicht auch mit gezwungenen piemonteſiſchen Bundesgenoſſen vom Süden, mit Reichstruppen in Rheinpfalz und Elſaß an; Preußen wählt ſich wieder die Schlachtfelder in Belgien; England cernirt, ſonſt unthätig, die franzöſiſche Flotte. Wenn die Republik Frankreich die Könige angreift, dann ſind dieſe verloren, weil dann die Empörung im eignen Lande der Trikolore hilft: wenn aber die Könige, nachdem ſie bei ſich Alles zur Ruhe gebracht, den Krieg nach Frankreich tragen, dann können ſie dieſem einen neuen Thron als Preis des Friedens erſchaffen.

„Und dann? Bis dahin giebt es 4 Kriegsflotten: eine engliſche, franzöſiſche, ruſſiſche, deutſche. Vier Flotten werden ſelbſt mit Nordamerika fertig!

„Und dann? —

„Als Babylons Thurm ſchon die Wolken küßte, da geſchah, wie geſchrieben ſteht: Der Herr fuhr hernieder und verwirrte ihre Sprachen. Babylon’s Thurm iſt heut ein Steinhaufen in weiter Wüſte, auf deſſen verglaster Fläche der einſame Löwe ſich ſonnt! —

„Schauen wir auf das Treiben unſerer Tage, ſo drängt ſich immer und immer wieder das Bild Kanuts des Großen in unſere Seele. Seine Höflinge ſchmeichelten dem gewaltigen Herrſcher des Nordens, weil ihm nun ja Alles gehorche. Er, ſie zu beſchämen, ließ zur Zeit der Ebbe ſeinen Königsſtuhl hinab zum Strande tragen, und am Ufer des Meeres ſitzend bedrohte er die Wogen mit ſeinem königlichen Zorn. Als aber die Fluth herankam, da ſpielten und leckten die Wellen um ſeinen Fuß, und ſchwollen höher und höher, ſo hoch, daß bald das erſchreckte Gefolge den König des Alls von der grauenvollen Gefahr abmahnte, die er ſich und ihnen bereitete.

„Iſt es etwas Anderes in dieſen Tagen? Wir haben jetzt Ebbe ſeit dem Junikampfe in Paris, und gleich den Schaalthieren, die von der Fluth zurückgelaſſen, auf dem Sande verſchmachten, liegen die ermatteten Völker am Boden. Vielleicht hätte ſich jetzt am äußerſten Saum, den die höchſte Fluth beſpülte, ein Damm aufwerfen laſſen, und die ſchwachen, letzten Wogen konnten an ihm gebrochen werden: vielleicht war es ſo noch möglich, einen Fußbreit Erde für eine demokratiſche Monarchie zu gewinnen. Statt deſſen laſſen die Kanut's unſerer Tage wiederum den Thron an den unterſten Fluthrand tragen, weil ſie ihn für einen Augenblick vom Waſſer unbedeckt ſehen, und werfen um ihn bloß eine Düne auf für den erſten Anprall. Und auf dieſen Treibſand der Düne klettert unſre Gegenpartei haſtig hinauf und ruft: Wir haben ſie bezwungen, die große athmende Meerfluth! kommt Alle herbei, daß wir auf dem entblößten Sand uns Hütten bauen!

„Arme Thoren! Der große Schöpfer und Meiſter des Alls hat ſeine Einheit und ſeine Größe in dem Wunder ausgeſprochen, daß alle Erſcheinungen der geiſtigen Welt ihr Gleichniß in der Natur haben, daß alle Wandlungen auf jenem Gebiete den großen Erſcheinungen auf dieſem entſprechen. Nun denn! Es iſt ein Naturgeſetz, daß auf die Ebbe eine neue Fluth folgt, und ganz ſo hoch ſteigt, wie die erſte gefallen iſt, und die verdorrten Muſchelthiere mit neuem Leben erfriſcht und allen Treibſand ſpielend weghaſcht, und zu ebner Fläche den Strand glättet. Es iſt ein Naturgeſetz, daß das Pendel, auf der einen Seite ſtark aufſteigend, eben ſo mächtig nach der entgegengeſetzten Seite ausſchlägt. Es iſt ein Naturgeſetz, daß die Wehen der Kreiſenden kommen und vorübergehen, bis die Letzte ein junges Menſchenleben zur Welt bringt. Es iſt ein Naturgeſetz, daß der nährende Saft der Muttererde, nachdem er von der Wintermitte bis zum März den ganzen Stamm durch jede feine Röhre hindurch belebt hat, plötzlich in Knospen, Blüthen und Blättern hinausſchießt und die aſchfarbige Trauer des Waldes gar ſchnell in ein mildes Grün umwandelt.

„Der Stamm iſt das Volk, der Saft der Geiſt der Demokratie. Unſichtbar durchdringt dieſer Geiſt die Gemüther, die Stände, die Heeresmaſſen; und wenn ein roher Hieb einmal den Stamm verwundet, ſpürt man den Saft, er iſt da, und ſobald er erſt Alles erfüllt hat, mit Ausnahme der ſchon ganz abgeſtorbenen, vorigjährigen Blätter, dann ſtößt er raſch dieſe Blätter ab und braucht ſie, um den Stamm für künftige Jahre zu düngen, während das junge Laub friſch und hell den Baum überdeckt!

„Das größte Weltjahr ſeit den Geburtsſtunden der deutſchen Reformation und dem Ausbruch der erſten franzöſiſchen Revolution rollt dahin. Die Schnelligkeit der Eiſenbahnen hatte ſich in den letzten zehn Monaten auch dem politiſchen Leben mitgetheilt: nie gab es in Europa eine Weltbewegung, die ſo reißend ihren Kreislauf durch die Völker vollbrachte, aber auch niemals eine, deren Gegenſchlag ſo blitzartig raſch erfolgte. Im Laufe dieſer zehn Monate ſind die Völker frei, ſind ſie aber auch von Neuem unterjocht worden. Nach der ſchwärmendſten Aufregung ſehen wir eine erzwungene Ruhe hergeſtellt; aber Dauer iſt nicht darin. Denn zu keiner Zeit hat es ſo viel Unzufriedene und Mißvergnügte in der Welt gegeben, wie jetzt — und Das liefert doch wohl den klaren Beweis, daß an der Halbheit der jetzigen Zuſtände ſehr bald von allen Parteien gerüttelt werden wird.

„Drei Dinge ſind es, die den Denker bei dem umdüſterten Scheideblick des alten Jahres tröſten.

„Zuerſt die **Allgemeinheit** der Bewegung ſelber. Wir haben keinen einzelnen Aufſtand, keine Erhebung eines abgetrennten, politiſch etwa beſonders fortgeſchrittenen Theiles der Menſchheit vor uns: es iſt vielmehr die geſammte Kulturwelt, welche in dieſem

Jahre von dem tiefen Drang ergriffen wurde, ſich in ganz neue Lebensformen umzugießen. Ein Volk kann man niederzwingen, wenn die Nachbarvölker durch ihren politiſchen Geiſt dem Volke feindlich geſinnt ſind: aber ein Kampf von Principien, der durch alle Völker hindurchſchneidet, den jeder einzelne Bürger mehr oder minder tief in ſeiner eignen Bruſt ausfechten muß, der überall, wo er zum Ausbruch kommt, neben der Schlacht nach Außen zugleich die Geſtalt des Bürgerkrieges annimmt — ſolch einen Kampf hat man nicht dadurch beendigt, daß man die eine Partei zu Boden ſchlägt, ihre Häupter einſperrt oder verbannt.

„Und ein Principienkampf, ein wahrer und wahrhaftiger iſt es, um den wir fechten, um den wir dulden. Nicht um Formen des Staates handelt es ſich, ſondern um das ganze Leben und Lebensglück der Menſchheit — um blendende Stichwörter eines Theaterſtückes nicht, ſondern um die heilige tiefinnerſte Wahrheit. Das iſt unſer großer zweiter Troſt: dieſer Kampf iſt kein politiſcher, ſondern ein **ſocialer**; nicht unſer Kopf allein arbeitet ihn durch, ſondern in unendlich höherem Maaße unſer Herz. Dies giebt wieder der ganzen Weltlage eine Aehnlichkeit mit der Kampfepoche des jungen chriſtlichen Glaubens, und verleiht uns eine Begeiſterung, welcher der Sieg gewiß iſt.

„Die politiſche Frage bezieht ſich auf die Vertheilung der Macht im Staate, die ſociale auf die Vertheilung des Eigenthums, der Güter und Genüſſe des Lebens. Jedermann ſieht, daß die letztere unendlich höhere Bedeutung hat als die erſtere. Wir arbeiten nur deshalb als Politiker, weil wir Socialiſten ſind.

„Die Eigenthumsverhältniſſe haben ſich im Lauf der Jahrhunderte, am Stärkſten aber in den letzten 50 Jahren, auf das Merkwürdigſte umgeſtaltet. Die Reihenfolge dieſer Umgeſtaltungen lehrt uns jetzt die geſchichtliche Betrachtung ganz mit der Klarheit und Sicherheit überſchauen, mit der ein kundiger Arzt eine Krankheitsgeſchichte ſchreibt. Das furchtbare Reſultat liegt vor unſer Aller Augen da: die Mutter Erde, obwohl ihr Schooß jetzt fruchtbarer iſt, als je, nährt ihre Kinder nicht alle mehr; während der Eine das Korn aufſpeichert, mangelt dem Andern das Brod. Die Ungleichheit in der Vertheilung der Erdengüter war niemals größer, als heute.

„Dieſe Ungleichheit aufzuheben, der Kraft und dem Talent den Erwerb, der Arbeit Lohn und Brod zu ſichern, das moderne Sklaventhum und die Rechtloſigkeit des Hungers zu vernichten — Das iſt unſer Wille, dafür ſtreiten wir. Das Wort: Wer zwei Röcke hat, der gebe Dem, der keinen hat, ſoll nicht ferner ein hohler Schall, eine Glocke ohne Schlägel ſein, ſondern es ſoll einmal Ernſt gemacht werden mit dem Evangelium, mit dem Naturgeſetz, mit dem ewigen Recht der Liebe, das in des Menſchen Herz eingeſchrieben ſteht, ſeit es Menſchen giebt! Wie nach der ſchönen Legende in jener Perſerſchlacht gegen den abtrünnigen Julianus die himmliſchen Schaaren in lichten Gewanden vorkämpften, ſo ſchreiten auch unſerm Heereszuge vorauf die großen Socialiſten der Vergangenheit: der Völkerhirte Moſes, der Gracchen blutige Schatten, der Ewiglebende von Nazareth und die in ſeinem Geiſte ſchaffenden Apoſtel der brennenden Liebe bis auf Las Caſas und Wilberforce — und mit dieſen Geiſtern im Bunde erſtürmen wir den Sieg!

Und nun der dritte Troſt: Die Völker haben unermeßlich Viel **gelernt** in dieſem ablaufenden Jahre. Es greife heut einmal Jeder an ſeine Bruſt, und vergleiche Das, was er jetzt in ihr trägt, mit ſeiner geiſtigen Krafthöhe im März: ſo wird er feſt auf ſeine Füße treten und ſich trotz aller Leiden, die ſeitdem über unſer Haupt gekommen ſind, männlicher, friſcher, kampfbereiter fühlen, als damals.

Nicht durch große Thaten und raſche Erfolge, deſto kräftiger aber und ſicherer durch eine täglich fortſchreitende Erhebung in den Gemüthern der Menſchen wird die Reaktion vernichtet. Das deutſche Leben und ſeine Bewegung, ſie gleichen jetzt „den matten Kanonenkugeln, die langſam und ſcheinbar kraftlos auf dem Sande hinlaufen: ſtellt man ihnen aber, um ſie aufzuhalten, den Fuß entgegen, ſo zerſchlagen ſie Einem das Bein.“ So iſt der Deutſche und namentlich Preußiſche Volksgeiſt ſeit ſeiner Niederlage im November. Die Siege der Reaktion und die Gegenſchläge der freien Geſinnung wechſeln: aber die Reaktion hat ſchon ihre ſtärkſten Mittel verbraucht, während die Freiheit geraſtet den Kampf beginnt.

„Die Demokratie hat vor der Hand nur die Aufgabe, zu dulden und warten. Die unerhörte Hoffnungsloſigkeit, die in allen Klaſſen der Geſellſchaft wie nie früher verbreitet iſt, führt ihr gerade jetzt, wo ſie zu unterliegen ſcheint, eine auffallende Menge neuer Anhänger zu. Noch nie — und Dies iſt eine beherzigenswerthe Thatſache! — noch nie waren die conſtitutionellen Vereine elender beſucht, als in dieſem Augenblicke, wo doch ihr Princip einen Scheinſieg gewonnen hat. Die Demokraten haben ihre gefürchtete Schnellkraft nicht im Allermindeſten durch ihre Niederlagen verloren: es iſt ihnen jetzt eine herrliche Muße geboten, um ruhiger und dadurch unerſchütterlicher, als bisher, in den Geiſtern und Herzen ihrer Anhänger die Ueberzeugung über das Ziel feſtzuſtellen, bei welchem wir anlangen müſſen. Der Demokrat hat jetzt Zeit, die Leute mit dem Weſen des Socialismus bekannt zu machen, die Vorurtheile gegen die Staatsform der Zukunft zu zerſtreuen, und ſo auf dem Wege der Erkenntniß genau das Ideal aufzuſtellen, das wir, ſobald es erſt mit völlig klarem Bewußtſein von der Menge aufgefaßt iſt, hernach mit der leichteſten Mühe von der Welt in die That umſetzen werden.

„Die Märzrevolution trug keine Frucht, weil ſie ihr Ziel nicht kannte, weil ſie nach dem Siege die Hände in den Schooß legte, und nun erſt nachzudenken anfing, Was ſie mit ihren Lorbeern anfangen ſollte. Der Gedanke hatte ihr nicht im Voraus die Punkte bezeichnet, bei welchen die Bewegung anlangen müſſe, und als dieſe Erkenntniß endlich da war, da hatten die Regierungen bereits überall die Wege beſetzt, die zu jenen Punkten hinführten. Vor 1848 erwartete man keine Deutſche Revolution, und ſo wußte das Volk ſie nicht zu benutzen.

„Jetzt ſtehen wir anders. Wir wiſſen es, und unſere Gegner ſagen es uns ja ſelbſt, daß eine neue Revolution kommen wird, kommen muß. Täuſchen uns die Zeichen nicht, welche wir aller Orten erblicken, ſo iſt unſre Zeit ähnlich der des vorigen März. Aber die Strahlen der Sonne werden glühender brennen, als damals, wo kaum der erſte Schnee hinwegthaute, der Zorn des Volkes wird zu gewaltigerer, höherer Gluth entflammt werden, und wie damals die Revolution, gleich der Luft trüb und nebelhaft, ihr Ziel nicht klar erblickte, ſo wird ſie es jetzt im raſchen Lauf, in heller Vorausſicht erreichen.

„An heißen Sommertagen ſieht man es wohl von allen Seiten heraufziehen, bleifarb, unheimlich: die Wettermaſſen ballen ſich zum Kampf, aber aus welchem Wolkengeſchwader der Losbruch kommt, Das weiß Niemand. Plötzlich zuckt der erſte prachtvolle Blitz, und von allen Ecken und Enden des Firmaments lodert ihm das zornige Leuchten, rollt ihm das erhabene Grollen des Donners nach.

„Heute ſtehen wir in den kürzeſten Tagen: das Frühjahr kommt bald heran, und mit ihm die Gewitterſchläge.

„Demokraten! benutzt dieſe Ruheſtunde wohl, welche Euch nach dem heißen Kampfe der letzten 6 Monate vom Geſchicke gegönnt wird! Löſet Euch ſelbſt die großen Fragen über die *Organiſation der Arbeit* und über die *Mittel*, die der freigewordene Staat zur *Abhülfe des Elends* in die Hand bekommen wird. Und ſeid Ihr ſelbſt hierin Euch klar geworden, dann löſet Eure Fragen auch Euren Brüdern, gewinnt in ihnen und *durch ſie unſer künftiges Heer* für die einfachen, heiligen, einzig menſchwürdigen Grundſätze der ſocialen Demokratie — und habt Ihr während unſerer gezwungenen Waffenruhe Dieſes erreicht: *dann habt Ihr Mehr daran gewonnen, als an zwanzig parlamentariſchen Triumphen der Paulskirche oder des Schauſpielhauſes!*

„Friſchen Muthes und hellen Auges darum, Ihr Freunde und Bundesgenoſſen, hinübergeſchaut in's künftige Jahr, deſſen ſternenklarer Himmel über uns aufgeht! Und wenn Eure Seele einmal trüb würde und Euer Herz matt im Streit und Eure Fauſt lahm am Schwerte: dann bedenkt es, daß Euch die Seligkeit beſchieden wurde, eine der erhabenſten Schickſalsſtunden der Menſchheit und ihrer geſammten Geſchichte thatkräftig mitdurchzuleben — eine Seligkeit, um die ſelbſt unſere Enkel uns beneiden werden, wenn ſie dereinſt befriedigt im Schatten der Ruhe und des Wohlſtandes raſten, den wir ihnen erkämpft haben!“ —

Wir vermögen es nicht den Jubel zu beſchreiben, der unzählige Mal den Redner unterbrach, der beſcheiren ſein Haupt unter dem Beifall des Volkes beugte. Still und fröhlich verließ er die Tribüne, um Anderen Platz zu machen. Schon dämmerte der Abend herein, als er mit ſeinen Freunden aufbrach. Das ganze Dorf begleitete die gerngeſehenen Gäſte eine Viertelſtunde Weges nach Bonn; dann aber ergriff Gottfried das theure ſchwarzrothgoldne Banner, und ſprach, umglüht von den Strahlen der über den Gipfeln des Siebengebirges niedertauchenden Sonne einen kräftigen Abſchiedsgruß. Von der Mordkapelle ſtiegen die glühenden Raketen auf zur Feier jener Märtyrer, die mit all' ihren Leidensgenoſſen in einer rauheren Zeit, als der unſrigen, gefallen ſind als Zeugen eines Menſchheitsglaubens, der beſtimmt war, zuerſt den Gedanken der allgemeinen Bruderliebe zu wecken und ihm unter unſern Deutſchen Vätern die Bahn zu brechen. Im Rauſchen des Abendwindes aber ſtanden die Hunderte von Männern unter der flatternden Fahne Deutſcher Nation, und Bürger und Bauern reichten ſich die harten Hände, und geadelt in einem großen Gefühl riefen ſie zum Nachthimmel empor den jauchzenden Gruß, an die Zukunft — Das dreifache Hoch auf die Deutſche Republik! *)

---

*) Bonner Ztg. Jahrg. 1848 Nr. 156

8.

Zu Ende des Jahres 48 ſah ſich Kinkel genöthigt, die bisherigen *Drucker* ſeiner Zeitung, die Herren *Carl* und *Friedrich Krüger*, wegen gewiſſenloſer Vernachläſſigung ihrer Verpflichtungen zu verabſchieden, welche nun von der Linken raſch zur Rechten übergingen, und unter der Redaktion des Renegaten *Hermann Herſch* ein ſchmutziges Winkelblatt in reaktionairem Sinne gründeten. Man kann ſich von der Gemeinheit ihrer Handlungsweiſe einen Begriff machen, wenn man die von Herſch im Namen der Gebrüder *Krüger* verfaßten Schmähartikel in No. 204 und 205 der Bonner Zeitung lieſt. Dieſe Artikel wurden *hinter Kinkel's Rücken* nach Schluß des Blattes eingeſchoben, und kamen dem Letzteren erſt zu Geſicht, als die Zeitung bereits ſeit mehren Stunden verſandt war. Als Kinkel dieſen ſchamloſen Angriffen in ruhigem Tone entgegnete, fügten die Drucker eben ſo heimtückiſch ihre Antwort in derſelben Zeitungsnummer an, ſo daß Kinkel ſich gezwungen ſah, aus Schonung und Achtung vor dem Publikum, gänzlich zu ſchweigen, und es dem letzteren zu überlaſſen, über die Wahrheit oder Lügenhaftigkeit dieſer Artikel ſelbſt zu urtheilen. Er verſchmähte es auch ſpäter, irgend ein Wort über dieſe Läſterungen zu verlieren, als er unter dem Titel: „Neue Bonner Zeitung“ das Blatt durch einen andern Drucker, den wackern Leo Anſchel, fortführte. Das Handwerkerblatt erhielt jetzt den Namen „Spartacus“ und führte an der Spitze jeder Nummer ein charakteriſtiſches Motto, meiſt aus dem Munde der größten Geiſter aller Nationen. Der Name des Blattes ward in der erſten Nummer auf folgende Weiſe von Kinkel motivirt.

Spartacus.

> „Wir leben doch in einem freien Lande!“
> „„In einem freien Lande, ſagt Ihr? In einem freien Land? Frei, um vor Hunger darin zu ſterben, ſag' ich Euch!““
>
> Sealſfield's „Morton.“

„Es iſt ein blutiger Schatten, den wir heute aus der Nacht des Alterthums an das Morgengrauen des jungen Völkertages heraufbeſchwören. Es iſt der Mann, der an der Grenzſcheide, wo die Römiſche Republik an das Kaiſerthum ſich verlor, ſie noch einmal zu retten ſuchte durch das Proletariat, durch Erhebung der unterſten, getretenſten Schicht der Menſchheit zur machtbeſitzenden Klaſſe im Staat. Spartacus begann den Krieg der Sklaven gegen ihre Beſitzer, begann die Erlöſung der Menſchheit aus der roheſten Form der Ausbeutung des Einen durch den Andern. Er erlag, nachdem er Italien aus der Ruhe des Genuſſes aufgeſchreckt hatte. Die Proletarier warfen ſich der Monarchie in die Arme, die ihnen Brod und Schauſpiele gab: die Sklaven, hoffnungslos mit Waffengewalt hinfort zu ſiegen, traten in die, funfzig Jahre ſpäter ihre Sendboten ausſchickende, chriſtliche Kirche ein, und ergaben ſich ſomit der Propaganda eines friedlichen Socialismus, der aber beſtimmt war, die ganze alte Welt aus den Angeln zu heben. Das Ziel, dem Spartacus blutete, hat das Chriſtenthum in ſpätem Siege verwirklicht: wo es ſeine Kreuzesfahne aufrollt, da tilgt es die Sklaverei, und macht den Menſchen zum Selbſtherren ſeines Lebens und ſeines Willens. Wilberforce erreichte, Was Spartacus verfehlt hat.

„Warum denn aber nochmals ihn aufrufen, den grauenvollen Schatten jenes willensgewaltigen Terroriſten? Warum ſeinen Namen auf die Fahne ſticken, die der ſocialen Weltumwälzung voraufwehen ſoll? Wenn es keine Sklaven mehr giebt, warum noch einmal der Sklavenemancipator Spartacus?

„Keine Sklaven mehr! Beſeligendes Wort, wenn Wahrheit in ihm läge!

„Wir ſchweigen von Amerika, wir blicken weg von den weiten Ländern des Muhamedanismus und der Negerſtämme, wo noch die Peitſche mit blutigen Striemen wie vor Alters herrſcht — wir überſchauen Europa, und unſer Auge wird trüb.

„Wer iſt ein Sklave?[*]) Ein Weſen, deſſen Willen einem Andern als Eigenthum zugehört. Sklave iſt Der, deſſen Leib und Leben, deſſen Kraft und Arbeit durch einen Andern außer ihm verkauft werden kann. Die Circaſſierin iſt eine Sklavin, weil ihre Liebe dem Meiſtbietenden gehört, mag ſie ihn in ihre Arme wünſchen oder nicht. Der Sklave hat keine Familie: er erzeugt nur Kinder, damit ſie wieder Eigenthum des Herrn werden. Der Sklave iſt kein Menſch, denn ihm fehlt der Menſchenrechte Höchſtes: die Sebſtbeſtimmung.

---

[*]) „Der iſt ein Sklave wohl,
Der in dem Frühlingsgarten
Der Erde keine Frucht
Darf hoffen und erwarten.

Der Nichts ſein Eigen nennt
An ſeinem kalten Heerde,
Und ein Enterbter ſteht
Auf dieſer reichen Erde.

Der iſt ein Sklave wohl,
Der ſelbſt im Schlaf vergebens
Die Feierſtunde ſucht
Des krankgefrohnten Lebens.

Der in dem Kind, das ihm
Sein blaſſes Weib gebäret,
Die Bürde haſſen muß,
Die ſeine Sorge mehret.

Der iſt ein Sklave auch,
Der unter Söldnerſchaaren
Gezwungen wird, ein Recht,
Das er nicht kennt, zu wahren.

Der, wenn das Volk ſich hebt,
Zu richten, die es kränken,
Auf ſeine Brüder muß
Die Todeskugel lenken.

„Und blicken wir nun von dieſer Begriffsbeſtimmung hinüber nach den Thatſachen: — fehlt es da an Weſen, die unter gleichem Looſe liegen, fehlt es an Sklaven, weißen Sklaven? Freilich auf den Zuſtand kommt es an und nicht auf den Namen, auf die Thatſache und nicht auf die Art, wie ſie entſtanden iſt. Im Alterthum machte Geſetz und Geburt oder es machte Kriegsgefangenſchaft den Sklaven, im modernen Leben thut es das Geld — aber Sklaven ſind heute vorhanden eben ſo gut wie im Alterthum!

Voll Sklaven ſteckt die Welt: —
Wer zählt ſie, die mißhandelt,
Enterbt und freudelos
Durch dieſe Welt gewandelt?

Voll Sklaven ſteckt die Welt: —
Wer zählt die Menſchenwogen,
Die um ihr Menſchenthum
Sich heut noch ſehn betrogen?“

— — — — —

Neue Sklaven.
Gedichte von Alfred Meißner.
S. 129 ff.

„Oder iſt der Irländiſche Pächter kein Sklave, der nur für den Herrn arbeitet, und höhere Pacht zahlen oder ausziehen muß, ſobald er den Ertrag des Ackers durch Fleiß ſteigert? Iſt der Fabrikarbeiter kein Sklave, der, ſelbſt lebenslang für einen Andern an die Maſchine geſpannt, Kinder nun wieder erzeugt und auffüttert für ſeines Herren Spulrad? Iſt das Fabrikmädchen Sklavin oder nicht, das, um nicht auf der Straße zu erfrieren und Hungers zu ſterben, dem einflußreichen Aufſeher ſich preisgiebt — oder bei einer Arbeitsſtockung, nur durch die Schande ſich und ihre Familie zu erhalten vermag? Iſt, trotz Aeſop oder Epiktet, der Mann von Wiſſen, Geiſt und Thatkraft nicht ein Sklave, der als Correktor, Ueberſetzer, als Copir- und Liniirmaſchine auf einem Bureau oder Comptoir zu verkümmern verdammt iſt? Und wie ſollten wir gar das Elend des Mannes bezeichnen, den der Hunger nöthigt, durch ſeine geiſtige oder körperliche Arbeit Grundſätze zu befördern, die er verabſcheut? Ach, und ſelbſt hiezu treibt Manchen die letzte, bitterſte Noth!

„Alſo Sklaven giebt es, weiße Sklaven in Menge, und ſchon ſtehen wir, ihnen gegenüber, in der Grenze einer neuen Barbarei. Als das Scheußlichſte im Römiſchen Alterthum erſcheint uns, daß man die Leichen der Sklaven und Proletarier nicht mehr begrub, ſondern am hellen Licht der Sonne auf dem Esquiliniſchen Hügel verfaulen ließ. Wir ſchaudern — aber ſchon vollendet ſich in dieſer Beſtialität der Kreislauf des modernen

Sklaventhums: die Engliſchen Blätter melden uns, daß Iriſche Leichen bereits der Raub der Hunde werden.

„Aus Abgrunden, wie dieſem, muß die Menſchheit gerettet werden. Die Uebermacht des Goldes, das aus einem Mittel überall Selbſtzweck geworden iſt, verhängt über die unermeßlich größere Hälfte der Lebenden den Fluch der Knechtſchaft. Die von der Kirche und der Gemeine angeſtellten Verſuche, Heilmittel anzuwenden, erſcheinen ohnmächtig: der grauenvolle Troſt einer falſchen Religioſität, daß Gott Elend, Hunger und Noth über Viele verhängt habe, damit Wenige ſchwelgen können, iſt Gottesläſterung. Europa's Erde, bei gerechter Anwendung ihrer Fruchtbarkeit, erzeugt dreimal ſo Viel, als ihre Kinder eſſen: die Natur alſo hat Darbende nicht gewollt, und nur an der ungerechten Vertheilung der Lebensgüter, an ſchlechten Geſetzen und an der Hartherzigkeit der Menſchen liegt es, wenn im Schooß der Fülle der Einzelne hungert. Iſt alſo unſer ganzer geſellſchaftlicher Boden ſündlich und widernatürlich, dann iſt es Pflicht und Ehre, an ſeinem Umbruch zu arbeiten. Und wenn die Gracchen dabei ſcheitern, dann wird zuletzt doch der Spartacus mit Axt und Schwert auf unſere Bühne treten müſſen!

„Darum nennen wir dieſes Blatt, das den Kampf des Mangels mit der Aufhäufung, der Arbeit mit dem Kapital, der gedrückten Klaſſen gegen ihre Dränger führen ſoll — darum nennen wir es mit jenem Namen von hiſtoriſchem Klang! Mag es dereinſt dieſe ſtolze Kühnheit rechtfertigen!

„Es weile auf der Vorzeit unſer Blick,
Die Vorwelt ſoll uns tief im Herzen wühlen,
Daß wir uns recht mit ihr zuſammenfühlen
In Ein Geſchlecht, Ein Leben, Ein Geſchick!
Der Wanderer gibt dem Freund, der nach ihm ſchreitet,
Wo ſich der Scheideweg im Walde ſpreitet,
Den Weg, den er gewandelt, treulich kund,
Er ſtreut ihm grüne Reiſer auf den Grund:
So ließen uns die alten Kämpfer Zeichen:
Die Trümmer ihres Glücks und ihrer Leichen.
Getheiltes Loos mit längſtentſchwundnen Streitern
Wird für die Nachwelt unſre Bruſt erweitern,
Daß wir im Unglück uns prophetiſch freuen,
Und Kampf und Schmerz, **ſiegloſen Tod nicht ſcheuen!**
So wird dereinſt in viel beglücktern Tagen
Die Nachwelt auch nach unſerm Leide fragen.*)“

Das Programm der demokratiſchen Partei, welches Gottfried Kinkel vor den Wahlen nach Berlin verfaßte, ſtimmt im *Weſentlichen* — im *Princip* — ganz mit dem S. 71 ff. mitgetheilten überein, nur daß es noch feſter und entſchiedener auftritt. Es lautet:

Wahlprogramm

für volksthümliche Wahlen.

Die heute in Bonn zum Zwecke volksthümlicher Kammerwahlen zuſammengetretene Urwählerverſammlung hat nachſtehendes Programm angenommen und den unterzeichneten Ausſchuß mit der Veröffentlichung deſſelben beauftragt:

Die demokratiſche Geſinnung iſt ſo tief ins Volk eingedrungen, daß hinfort kein Deutſcher Staat mehr in Frieden, Ruhe und Wohlſtand zu beſtehen vermag, der nicht ehrlich und ohne Heuchelei auf der breiteſten volksthümlichen Grundlage ſich aufbaut. Vor Allem wichtig iſt, daß Preußen als der Schwerpunkt der Macht im Vaterlande, dieſen Grundſatz in ſich durchführe. Selbſt alle verſtändigen Anhänger des monarchiſchen Syſtems erkennen an, daß ohne dieſen Schritt das Beſtehen des Staates auf die Dauer nicht mehr möglich iſt.

---

*) Lenau's Albigenſer. S. 252.

I.

Die Krone Preußens hat mit Hintanſetzung des mit dem Volke abgeſchloſſenen Rechtsvertrages einſeitig eine Verfaſſung zu octroyiren verſucht. Wir treffen in dieſem Verfaſſungsentwurfe die formale Anerkennung mancher von der Revolution der Krone abgezwungenen Volksrechte an. Allein wir vermiſſen einerſeits jede nicht zu umgehende Gewährleiſtung dafür, daß es der Regierung nicht mehr möglich bleibt, dieſe Rechte wieder zu verkürzen oder zu bloß ſcheinbaren herabzuwürdigen, wozu vielmehr Verſuchungen nur zu viele in manchen Artikeln der Urkunde verſteckt liegen. Vor Allem müſſen wir vom Standpunkte der Demokratie fordern, daß die Geſetzgebung eines großen Volkes und der Fortſchritt ſeines öffentlichen Lebens nicht durch das abſolute, auch von der beharrlichen Feſtigkeit des Volkswillens nicht umzuſtoßende Nein eines Einzigen gehemmt werde.

Allein auch von dieſem Hauptpunkte abgeſehen fehlt Vieles daran, daß in dieſem Verfaſſungsentwurfe der demokratiſche Gedanke mit Entſchiedenheit ins Leben eingeführt würde.

Zunächſt berufen ſich unzählige Paragraphen auf ſpäter zu erlaſſende organiſche Geſetze: allein gerade dieſe Geſetze ſind es, die, wenn ſie volksfeindlich ausfallen, alles Errungene wieder nothwendig in Kinderſpott verwandeln.

Kein Geſetz bisher ſpricht ſich über die Verbrechen verantwortlicher Miniſter und namentlich über deren Strafmaaß klar und vollſtändig aus.

Die Vertagung der Kammern zugleich neben dem Recht der Auflöſung kann nur zu unwürdigem Spiele und Friſtgewinn für die Regierung dienen.

Eine Controlle des Staatshaushaltes bleibt ein Unding, ſolange nicht eine völlig klare Auseinanderſetzung des königlichen Hausvermögens und des Staatseinkommens vorgenommen und die Civilliſte feſtgeſetzt iſt.

Das in dem Recht der Steuerbewilligung nothwendig mit enthaltene Recht der Steuerverweigerung muß, wenn von einem Volkswillen im Staate die Rede ſein ſoll, der Volksvertretung ausdrucklich zugeſichert werden. Die Krone darf in keinem Falle das Recht behalten, die Steuerſumme des vorigen Jahrs ohne Kammerbeſchluß im laufenden weiter zu erheben.

Die an den ausſchließlichen Willen des Königs geknüpfte Vollmacht der Kriegserklärung ſtellt das Volk in beſtändige Gefahr, für Kabinets-Intereſſen und zum Schaden ſeiner eignen Freiheit Gut und Blut einzuſetzen.

Das bisher angewandte Recht der Miniſter, auch ohne die Kammern Geſetze mit vorläufiger Gültigkeit zu erlaſſen, bedroht das ganze Beſtehen der Verfaſſung. Gleichfalls ſind die unveräußerlichen Volksrechte gefährdet, ſo lange außer dem Falle äußeren Krieges Belagerungszuſtände ohne Genehmigung der Volksvertretung verhängt werden dürfen.

Das Volk hat keine volle Sicherheit, wirklich die Männer, die ſeine Mehrheit will, zu Vertretern zu bekommen, ſo lange von ihm nicht das direkte Stimmrecht (ohne Wahlmänner) errungen iſt.

Endlich iſt eine Theilung der Volksvertretung in zwei Kammern, insbeſondere aber die Cenſuswahl für die erſte Kammer, die ſtärkſte Verletzung des Grundſatzes von der Gleichheit der Staatsbürger, indem ſie dem Begüterten das Recht eines doppelten Wählens und ſomit einer doppelten Vertretung ſichert, während der unterſtützungsbedürftige Arme gar nicht wählt.

Dieſe Beiſpiele, welche ſich ſtark vermehren laſſen, beweiſen, daß die Verfaſſung, um eine im demokratiſchen Sinne genügende zu werden, noch einer höchſt durchgreifenden Verbeſſerung bedarf. Es iſt die erſte und heiligſte Pflicht der Volksvertreter, dieſe Verbeſſerung mit Umſicht und Gründlichkeit vorzunehmen.

II.

Allein hiermit iſt ihre Aufgabe keineswegs erfüllt. Der Art. 98 der Vefaſſung verleiht der Geſetzgebung ausdrücklich das Recht, den Staatshaushalt zu ordnen.

An dieſem Rechte müſſen die Vertreter unnachſichtlich feſthalten, und dieß um ſo mehr, da das von der Regierung vorgelegte Budget für 1849 in wahrhaft erſchreckender Weiſe den Beweis liefert, wie wenig dieſelbe geneigt iſt: die alte, vom allgemeinen Ruin des Landes längſt verfluchte, Wirthſchaft mit den Staatsgeldern aufzugeben. Die Summe, welche man 1849 wiederum von dem Schweiße des Volks zu erpreſſen und auszugeben gedenkt, ſteigt nach dem vom Könige ſelbſt am 27. December vollzogenen Etat auf die furchtbare Höhe von mehr als Vier und Neunzig Millionen. Es fallen ſomit, 16 Mill. Preußen angenommen, auf den Kopf faſt Sechs Thaler jährlicher Steuern, was ganz allein ſchon hinreicht, einen etwas zahlreichen Haushalt auch des wohlhabenden Mittelſtandes gänzlich zu ruiniren. Dazu kommen nun noch die Communalſteuern, welche gegenwärtig noch durch das Schulgeld erhöht werden, das nach dem amtlich veröffentlichten Plane des Unterrichtsminiſters nicht einmal aus jenen rieſigen Staatseinnahmen bezahlt, ſondern den Gemeinden aufgebürdet werden ſoll. Während ſomit alle Geſchäfte ſtocken, legt man der Arbeit eine Steuerſumme auf, die alle früheren Staatslaſten weit überſchreitet!

Dieſer Ausblick in die Zukunft, wie ſie uns von der Krone und ihren Freunden zugedacht iſt, wird aber noch düſterer, wenn wir zuſehen, wie dieſe markausſaugenden Einnahmen verbraucht werden ſollen. Ein kriegsgeübtes Volk, wie das preußiſche, ſoll auch für 1849 gezwungen werden, im Frieden eine ſo ſtarke

Armee zu füttern, daß ſie faſt Ein Drittel der ganzen Einnahme verſchlingt! — eine Armee, die in einem nicht vom Volke gewünſchten Kriege keine Stärke hat, und uns ſomit vor keiner Eroberung ſchützt, dagegen im Fall eines volksthümlichen Krieges augenblicklich gerüſtet, und im Bunde mit der Landwehr unüberwindlich daſteht! — eine Armee, die alſo jetzt nur den Zweck hat, Belagerungszuſtände zu erwirken, Vertreter der Nation auseinander zu ſprengen, volksthümliche Kammerwahlen zu erſchweren, und durch Zwangseinquartierung das Volk im Streben nach ſeinem Recht zu entmuthigen. Für dieſe Diener der Gewalt ſetzt der Staatshaushalt (Art. IX. und in den außerordentlichen Ausgaben Art. 7), Kriegsfälle gar nicht mit gerechnet, zuſammen über Sieben und Zwanzig Millionen aus, während er für die Volksvertretung nur Hunderttauſend Thaler zu verwenden hat. Die Männer, die mit dem Vertrauen der Nation ausgerüſtet den Zuſtand des Landes durchgreifend verbeſſern ſollen, erhalten nach dem Plane der Regierung gerade Ein Zweihundert und Siebzigſtel von Dem, was die Armee verſchlingt!

Noch vernichtender für das Staatswohl iſt die Stellung, die in dem Staatshaushalt auch für 1849 der Bureaukratie zugewieſen iſt. Ein durchaus vom Könige angeſtelltes, faſt in keinem Verwaltungszweige frei vom Volk gewähltes Beamtenthum, das, um ſeine Stellen zu behalten, ſtets das Recht wie das Unrecht der Krone gegen den Volkswillen mit Liſt oder Gewalt durchſetzt, ſoll auch in Zukunft ſeine eigenſüchtige

Vormundſchaft über uns ausüben. Der Entwurf zeigt daneben, daß die Oberbeamten wiederum ihre enormen Gehalte bekommen, während die untern, d. h. die eigentlich arbeitenden Stellen auf den Hunger angewieſen bleiben. Nach einer ungefähren Berechnung verſchlingt dieſe koſtſpieligſte Staatseinrichtung weit mehr als das zweite Drittel der geſammten Einnahmen!

Somit bleiben für Einrichtungen, die durch ihre Wohlthätigkeit das Volk wenigſtens theilweis für jene ungeheuern Opfer entſchädigen könnten, nur geringe Summen übrig. Was ſoll man dazu ſagen, daß für Staatshülfe zu Kirchen- und Schulbauten, zu Pfarrer- und Lehrerbeſoldungen, daß für das Unterrichtsweſen, die Künſte und Wiſſenſchaften, ſo wie für das dem Volkswohl ſo wichtige Medicinalweſen, alſo für die ganze geiſtige Belebung und körperliche Pflege des Volks — alles zuſammen genommen noch nicht Drei und eine halbe Million ausgeworfen ſind, während der Hof, abgerechnet das ungeheure Kronvermögen, aus den Domänen und Forſten Zwei und eine halbe Million beziehen will? Iſt etwa dies die volksthümliche Staatsverwaltung, die wir von einem im Geiſte wiedergeborenen Preußen erwarten mußten?

Nimmermehr! Vielmehr liegt in dieſem Finanzplan, wenn er durchginge, der Bankerott des Volkes, der Ruin des ganzen Staates. Es iſt die zweite Pflicht einer treuen Volksvertretung, dies Budget zu verwerfen und an ſeine Stelle ein anderes zu ſetzen, das die

Armee vermindert, das Beamtenheer zu Gunſten einer meiſt vom Volke zu wählenden wohlfeilen Verwaltung verkleinert, die überflüſſigen, außerordentlichen und geheimen Ausgaben vernichtet, und ſo, bei vermindertem Steuerdruck, dennoch Mittel aufſpart, um mit Entſchiedenheit dem allgemeinen Nothſtand abzuhelfen. Erſt zu einem ſolchen Budget darf ein ehrlicher Volksvertreter ſeine Zuſtimmung, erſt nach deſſen Feſtſtellung ſeine Genehmigung zur Steuerumlage ertheilen.

III.

Und was ſind nun endlich die ſocialen Verbeſſerungen, die ſchon heute ſich erreichen laſſen, wenn das Volk muthige und in ſeinem Sinne handelnde Vertreter in die Kammer ſchickt? Wir wollen nur einige der weſentlichſten hervorheben.

Wir fordern zuerſt eine demokratiſche Gemeinde-Ordnung, welche nicht bloß die Wahl der ſtädtiſchen Beamten, ſondern auch der Kreisverwaltung in die Hand des Volkes legt, und ſo Männer des Vertrauens mit Verwendung des Communaleigenthums beauftragt.

Wir fordern ausreichende, aus der Staatskaſſe fließende Gelder für Anlage von Volksſchulen und anſtändige Beſoldung der Lehrer an denſelben, damit dieſen Zeit und Kraft zu geiſtiger Fortbildung bleibt.

Wir fordern eine Reform des Schulplans, ſo daß diejenigen Dinge in ihm vorkommen, die man als Bürger wiſſen muß, wohin wir beſonders die Kenntniß der

Verfaſſung, der bürgerlichen und der Strafgeſetzgebung rechnen.

Wir fordern Verminderung der Dienſtzeit und Abkürzung der Kaſernen-Einpferchung beim Heere.

Wir fordern eine ganz durchgreifende Steuerveränderung, die Aufhebung aller Abgaben, welche Gewerb und Landwirthſchaft erdrücken und den nothwendigen Lebensunterhalt der Armuth vertheuern, wohin vor Allem die verhaßte Schlacht- und Mahlſteuer gehört.

Wir fordern ſtatt deſſen eine progreſſive Einkommensſteuer, d. h. eine ſolche, nach welcher von dem Vermögen und Einkommen, je höher dieſe ſteigen, deſto größere Prozente als Steuer entrichtet werden ſollen.

Wir fordern Verbreitung von Gewerbe- und Ackerbauſchulen, in denen die Landwirthſchaft und die vaterländiſche Induſtrie, unterſtützt von Forſchung und Wiſſenſchaft, auf die Höhe des Auslandes gehoben wird.

Wir fordern zumal im Intereſſe des Handwerks eine neue Gewerbe-Ordnung, welche der Arbeit Schutz gegen die Willkür des Kapitals und gegen die Concurrenz der Untüchtigkeit verleiht.

Wir fordern von Staatswegen angelegte Leihkaſſen für Ackerbau und Gewerbe.

Wir fordern eine verbeſſerte Einrichtung der Gefängniſſe und Zuchthäuſer, die Beſchränkung der Zwangsarbeit in ihnen auf Dinge, die vom Staate wieder verbraucht werden, und die Verwendung ſchwerer Verbrecher zu großartiger Coloniſation im Inlande.

Wir fordern Veränderungen in der bürgerlichen Geſetzgebung zum Schutz der Armuth gegen zu raſche Schuldeinforderungen, ſo wie Aufhebung oder doch Verminderung der Gerichtskoſten und der Vollſtreckungsgebühren.

Wir fordern eine vernünftige Ausgleichung in den Gehalten der obern und der untern Beamten.

Wir fordern einen hinreichenden und nicht entehrenden Lebensunterhalt für alle redlichen Arbeiter, welche durch Alter oder Krankheit arbeitsunfähig geworden ſind.

Da die Verfaſſungsurkunde von dieſen ſo weſentlichen Artikeln des Volkswohls auch nicht Einen enthält, ſo iſt es als die dritte Pflicht eines braven Volksvertreters anzuſehen, daß er neben der Verfaſſungsberathung die dahin einſchlagenden Geſetzentwürfe in Vorſchlag bringe und kraftvoll unterſtütze. Denn die politiſche Freiheit kann und ſoll immerdar nur das Mittel ſein, um durch ſie ſociale, d. h. geſellſchaftliche Verbeſſerungen durchzuſetzen.

Noch einmal iſt dem preußiſchen Volke die Macht in die Hand gegeben, Vertreter zu erhalten, wie es ſelbſt ſie wünſcht. Es iſt die Pflicht eines jeden redlichen Urwählers, nicht wieder von dem Eigennutz der offnen und geheimen Volksfeinde ſich blenden zu laſſen. Sondern es ſoll Jeder ſelbſt die Augen aufthun und am Wahltage darauf hinwirken, daß Männer erwählt werden,

welche die Lage der Dinge und die Urſachen des allgemeinen Unglücks mit klarem Verſtande erkennen,

welche ferner Muth, Kraft und Talent beſitzen, um allen Volksfeinden gegenüber die gute Sache der Mehrheit des Volkes ſiegreich zu vertreten,

welche endlich durch ihr bisheriges Handeln Beweiſe von ihrer Uneigennützigkeit und Unbiegſamkeit gegeben haben und dem Volke ſomit eine Gewähr bieten, daß ſie durch Beſtechung mittelſt hoher Staatsſtellen, glänzender Ehrenbezeugungen oder anderer Gunſterweiſungen niemals ſich von Dem abwendig machen laſſen, was Ehre und Gewiſſen ihnen vorſchreibt.

Wählt das Volk jetzt, wo es die Sache in ſeiner Hand hat, ſolche Vertreter nicht, wählt es nicht Männer, die wenn es noththut ſelbſt den Muth haben, einer neuen Auflöſung und ſchmachvollen Verfolgung ſich hinzugeben, dann verdient es auch künftig eben ſo hart getreten, eben ſo ſchmerzlich, ja noch grauſamer ausgeſaugt zu werden, als es bisher getreten und ausgeſaugt worden iſt.

Bonn, 15. Januar 1849.

Der Ausſchuß für volksthümliche Wahlen:

J. Burgh. A. Fels. P. A. J. Hittorf. Fr. Kamm.
G. Kinkel. A. Ungar. A. A. Velten.

Am 5. Februar 1849 ward Gottfried Kinkel mit 236 gegen 214 Stimmen, welche der Candidat der Gegenpartei — Profeſſor Bauerband — erhielt, zum Abgeordneten der zweiten Kammer nach Berlin gewählt. — Die „Bonner Zeitung“ *) zog am Tage vor der Wahl folgende Parallele:

Die Partei des Blutes.

„Die conſervative Partei hat für Bonn durch eine Verſammlung in der Baumſchule den Juſtizrath Bauerband, die demokratiſche geſtern im Wiersberg'ſchen Saale den Profeſſor Kinkel als ihre Candidaten aufgeſtellt.

„Der Letztere gehört einer Partei an, der man vorwirft, daß ſie nach ihrem Siege durch Blut ſchreiten und das permanente Schaffot aufbauen werde.

„Herr **Bauerband** hat in der Sitzung der Preußiſchen Nationalverſammlung vom 2. Auguſt des vorigen Jahres durch ſein Ja erklärt, daß er die Todesſtrafe für politiſche Verbrechen, namentlich für Hochverrath, beibehalten will. Er hat ferner erklärt, daß es für den Fall des Krieges oder Belagerungszuſtandes bei der in den Geſetzen beſtehenden Todesſtrafe bleiben ſoll, hat alſo das ſtandrechtliche Erſchießen und die

---

*) N. B. Ztg. Jahrg. 1849. No. 2[illegible].

Militairmaſſacren gegen entwaffnete Aufrührer gebilligt.*)

Herr **Kinkel** hat im Januar 1818, drei Monate vor der Märzbewegung, ein Gedicht gegen den damals in Berlin den Strafgeſetz-Entwurf berathenden Landtags-Adel geſchleudert, in welchem er ſo feurig gegen die Beibehaltung der Todesſtrafe auftrat, daß ein damals liberales rheiniſches Blatt den Abdruck nicht wagte.**)

„Einen Mann, der ausgeſprochener Maßen gar keine Todesſtrafe, am Wenigſten aber den Juſtizmord der politiſchen Verbrecher will, wollen die Demokraten wählen.

„Männer dagegen, die das Köpfen der „Hochverräther“ und das ſtandrechtliche Füſiliren ſolcher Soldaten verlangen, die etwa zum Todtſchießen des Proletariers dem Officier den Gehorſam verweigern — dieſe Männer nimmt die Königspartei zu ihren Candidaten.

„Welche von beiden Parteien iſt die blutgierige?“

---

*) Vergl. den Artikel: „Ein Wörtchen mit dem Abgeordneten Bauerband“ in No. 177 und 185 der B. Ztg. Jahrg. 1848.

**) Siehe das Gedicht S. 54 ff., und vergl. S. 127 ff. dieſes Bandes.

9.

Am 16. Februar erſchien der Profeſſor und Abgeordnete Kinkel in einer doppelten Sache als Angeſchuldigter vor der Correctionalkammer des Landgerichts in Köln. Die erſte Anklage bezog ſich auf einen Artikel der vorjährigen „Bonner Zeitung“, gegen welchen die Commandantur von Mainz Klage erhob. Kinkel hatte den betreffenden Artikel, welcher die bekannte Tödtung einiger ſchon halb zu Tode gehetzter Schifferjungen auf der Mainzer Brücke erzählt, aus der „Dresdener Zeitung“ abgedruckt und mit einigen einleitenden Worten begleitet.

Der zweite Proceß betraf einen Antrag, welchen Kinkel am 18. November 1848 bei Anlaß der Steuerverweigerung in einer Bürgerwehrverſammlung ſtellte, den Antrag: die Thore zu beſetzen und die Steuerverweigerung zu unterſtützen. Natürlich gehören politiſche Proceſſe vor Geſchworene; es mußte alſo hier wie dort ein anderer Anklagepunkt hervorgeſucht werden, der vor beſoldete Richter gehörte, um Kinkel vor das Zuchtpolizeigericht fordern zu können. So machte man denn den erſten Proceß zu einer Anklage auf „**Verleumdung** des herrlichen Kriegsheeres“, und beſchuldigte Kinkel im zweiten: „zum Angriffe auf die **Steuerbeamten** aufgefordert zu haben,“ während ſich jeder Wehrmann von Bonn erinnerte, daß Jener ausdrücklich deßhalb das Einſchreiten der Bürgerwehr als nöthig darſtellte, „weil durch tumultuariſche Selbſthülfe von Volkshaufen Leben und Geſundheit der Steuerbeamten bedroht ſei!!!“

Das Zeugenverhör ergab ſogleich die Wahrheit des letzteren Punktes. Alle vier Belaſtungszeugen wurden ſo wider Willen zu Entlaſtungszeugen. Am Komiſchſten erſcheint es, daß man den Ex-Oberſt der Bürgerwehr, Herrn Petazzi, welcher bei jener Verſammlung präſidirt und gerade Das ausgeführt hatte, was Kinkel bloß beantragte, als Haupt-Gegenzeugen vorlud. Das Staatsgericht wollte alſo den Thäter gebrauchen, um den Antragſteller zu verurtheilen!!!

Die Entlaſtungszeugen thaten ferner unumſtößlich dar, daß Kinkel ſeinen Antrag, die Thore zu beſetzen, nach 4 Uhr geſtellt, daß aber gegen 6 Uhr der auf dem Rathhaus amtlich beſchäftigte Ex-Lieutenant der Bürgerwehr, Herr Bouvier, von Seiten des Oberbürgermeiſters die officielle Meldung überbracht habe: es ſeien ſchon ſeit mehren Stunden keine Steuern mehr an den Thoren eingefordert worden. Dadurch war alſo bewieſen, daß zu der Zeit, als Kinkel die

Thorbeſetzung vorſchlug, gar keine ſteuerfordernden Beamten mehr in Thätigkeit waren.

Der Vertheidiger des Angeklagten, Advokat Schneider II. von Köln, beſtritt darauf die Competenz des Gerichtshofes, weil die Sache ihrer Natur und Grundlage nach eine rein politiſche ſei. Dann aber trat Kinkel ſelbſt vor die Schranken, und ſprach:

„Meine Herren!

„Mein Vertheidiger hat das Rechtsmittel der Competenz-Einrede angewandt. Ich habe dies ſein Verfahren natürlich vollkommen gebilligt, weil ich von dem Grundſatz ausgehe, daß ein Bürger nie eines ſeiner Rechte ſich begeben darf, und weil ich in der Beurtheilung politiſcher Proceſſe durch Geſchworene eins der hauptſächlichſten Bürgerrechte erkenne. Gleichwohl bin ich ſehr gerne bereit, auch vor Ihnen meine Vertheidigung zu führen. Sind Sie doch, wie ich denke, nach der Verfaſſung beſoldete und auf Lebenszeit unverſetzbar ernannte Richter*) — und das volle Bewußtſein meiner Unſchuld befähigt mich, vor jedem Gericht zu ſiegen.

---

*) Artikel 86 der octroyirten Verfaſſung: „Die Richtet werden vom Könige oder in deſſen Namen auf ihre Lebenszeit ernannt. Sie können nur durch Richterſpruch ..... ihres Amtes entſetzt, zeitweiſe enthoben oder unfreiwillig an eine andere Stelle verſetzt und ...... penſionirt werden.“ — Der Referendar Helmentag, der dritte der Richter, war jedoch weder beſoldet, noch auf Lebenszeit angeſtellt, konnte auch jeden Augenblick von der vorgeſetzten Behörde aus dieſer Gerichtsſtelle entfernt werden.

„Ich bin beſchuldigt einer Aufreizung zu gewaltſamem Angriff auf Steuerbeamte. Erlauben Sie mir zuvörderſt einen möglichen Irrthum aufzuklären, der auch auf einige Zeugenausſagen eingewirkt zu haben ſcheint. Es könnte nämlich ſcheinen, als ob ich mit eigener Hand das Geſtändniß eines ſolchen Vergehens niedergeſchrieben hätte. In einem Artikel des Extrablattes meiner Zeitung habe ich nämlich den ganzen Vorfall erzählt und bei dieſer Gelegenheit als Grund meines Antrags die Worte niedergeſchrieben: „damit, gegen die noch immer ſteuerfordernden Beamten, der Steuerverweigerung ſtarke Hand geleiſtet werde.“ Darin dürfte leicht eine Aufforderung zu Feindſeligkeiten gegen Steuerbeamte gefunden werden, und aus dieſer gedruckten Nachricht wird wohl überhaupt das ganze Gerücht von einer ſolchen Aufforderung gefloſſen ſein. Allein, wenn Sie, meine Herren, den gedruckten Satz genau anſehen, ſo werden ſie finden, daß er gerade das Gegentheil enthält, daß die Worte: „gegen die noch immer ſteuerfordernden Beamten“ nur eine Erläuterung ſind, die ich meinen Leſern geben wollte, die ich aber in der Formulirung meines Antrags keineswegs vorgebracht habe. Um die Worte meines Antrags buchſtäblich wiederzugeben, habe ich ſie mit geſperrter Schrift drucken laſſen: der Augenſchein wird Sie überzeugen, daß die zwiſcheneingeſchobenen Worte: „gegen die noch immer ſteuerfordernden Beamten“ nicht mit geſperrter Schrift gedruckt, daß ich mir alſo beim Niederſchreiben ſehr wohl bewußt war, dieſe Worte nicht geſprochen zu haben. In der That habe ich in meiner den Antrag begleitenden Rede es mißbilligt, daß trotz dem Beſchluſſe der Nationalverſammlung überhaupt noch Steuern erhoben wurden: allein zum Angriff auf die Eintreiber derſelben habe ich niemals aufgereizt, und keiner der Anklagezeugen hat die Ausſage auf ſein Gewiſſen nehmen wollen, daß er aus meinem Munde Etwas der Art gehört habe.

„Ich gehöre zu einer Partei, und habe die Ehre für einen ihrer Führer in Bonn gehalten zu werden, welche bis heute die höchſte Mäßigung und Ordnung bewahrt hat. Mögen alle Bürger meiner Stadt es mir bezeugen, daß dort noch kein Tumult, noch keine Einſchüchterung ſtattgefunden hat, daß wir nicht bloß den letzten Wahlſieg, ſondern — Was mehr ſagen will — die Niederlage in den Maiwahlen durchgemacht haben, ohne daß die politiſchen Bewegungen einen Steinwurf in eine Fenſterſcheibe hervorgerufen hätten. Wie weh mußte es da mir und den Gleichgeſinnten thun, wenn eine ſo herrliche Erhebung, wie die des preußiſchen Volks damals zum Schutz ſeiner Vertreter war, durch Gewaltthat und rohen Tumult geſchändet worden wäre! Ich habe in derſelben Rede, in welcher ich die Thorebeſetzung forderte, ausdrücklich hervorgehoben, daß ich blinde Volksjuſtiz haſſe: daß ich das Corps, welches berechtigt iſt Ordnung zu ſtiften, zum Schutz gegen die ſchon eingeriſſene Unordnung verwendet zu ſehen wünſche. Der Zeuge Kamm hat vor Ihnen ausgeſagt, daß ich ausdrücklich hervorhob, es müſſe der Steuerbeamten Leben und Geſundheit in dieſem Conflict zwiſchen dem Gebot der Volksvertreter und ihrer nächſten Pflicht dadurch geſchützt werden, daß die Autorität des geſetzmäßig bewaffneten Volkes ſie dieſer Pflicht entledige. Alſo weil ich Leben und Geſundheit der Steuerbeamten geſchützt wiſſen wollte — **darum** bin ich angeſchuldigt, zu gewaltſamem Angriff auf die Steuerbeamten aufgefordert zu haben!

„Ich will aber den Fall ſetzen, daß ich aufgefordert hätte: ich will die rabuliſtiſche Beweisführung zugeben, daß der Fall ſich denken ließe, daß ein paar Thorſchreiber einer anrückenden Compagnie Bürgerwehr wirklich ihre Amtspflicht hätten möglicherweiſe entgegenhalten können -- allein hiegegen ſpricht nun eben die faktiſche Sachlage. Um 3 Uhr war die Verſammlung berufen, eine Wahlhandlung verzögerte uns zuerſt, und als mein Antrag vorkam, war es bereits finſter. Um 6 Uhr kehrte der Ex-Oberſt Petazzi vom Rathhaus zurück, und Bouvier. wie Sie aus der Zeugen Mund wiſſen, theilte uns officiell mit, daß die Steuerbeamten ſeit mehren Stunden bereits keine Thorſteuer mehr erhöben. Thatſächlich waren alſo die Steuerbeamten um 4 Uhr, als ich meinen Antrag ſtellte, nicht mehr mit Erhebung der Taxen und Steuern beſchäftigt. Dieſes aber wird im Artikel 209 ausdrücklich verlangt:

> Verbrechen oder Vergehen der Rebellion findet nur ſtatt beim Angriff auf Beamte, während ſie in ihrer Amtspflicht beſchäftigt ſind.

Man hat ſonſt, meine Herren, Geiſterbeſchwörer und Geſpenſterbanner gerichtlich beſtraft: ſeit die Welt weiß, daß es außer dem Einen Geiſte keine Geiſter noch Geſpenſter mehr giebt, ſind die Scheiterhaufen lächerlich geworden. So lächerlich ſieht aber nach jener Zeugenausſage die Beſchuldigung da, daß ich zum Angriff auf Steuerbeamte im Thore gereizt haben ſoll, die zu dieſer Zeit gar nicht mehr im Thore geweſen ſind. Aus dieſer einen Thatſache müſſen Sie, meine Herren vom Gerichtshofe, einſehen, wie wenig in dem ganzen Antrage ein Angriff auf Steuerbeamte eingeſchloſſen lag.

„Werden Sie denn aber, meine Herren, wirklich das Märchen ſich aufbinden laſſen, daß die mich verfolgende Gerichtsbehörde im Ernſt mich deßwegen hiehergeſtellt hat, weil ſie mich eines ſo lächerlichen Attentats ſchuldig glaubt? Erlauben Sie mir doch, einfach an dieſer Stelle den Brief des Herrn von Seckendorf*) vorzuleſen, der Ihnen zeigen wird, warum ich verhaftet werden ſollte, indem ich damals dem Herrn etwas unbequem war.“

---

*) Kinkel's erſter Denunciant war übrigens, wie Herr Staatsprocurator Saedt öffentlich ausſprach, nicht Herr von Seckendorf, ſondern ſein eigener Oberbürgermeiſter. Unter den Proceßakten in der Steuerverweigerungsſache des Profeſſors Kinkel befindet ſich nämlich folgendes **billet-doux**, welches an den Staatsprocurator Weyers in Bonn gerichtet iſt:

„Sie werden hiemit ergebenſt benachrichtigt, daß in einer geſtrigen Bürgerverſammlung, auf den Antrag des Herrn

(Der Redner verlas hier den Brief des Herrn von Seckendorf an einen höhern Gerichtsbeamten in Köln, worin Dieſem unter dem 20. November mit Hinweis auf eine Maſſe Artikel

---

Profeſſor Kinkel, der Beſchluß gefaßt worden iſt, die Steuern zu verweigern und nöthigenfalls den ſteuerfreien Eingang von mahl- und ſchlachtſteuerpflichtigen Gegenſtänden mit Anwendung von Waffengewalt zu erzwingen.

Bonn, 19. November 1848.

Oppenhoff.“

Schade, daß er vor Eile ſich verſchrieb, daß er „Bürgerverſammlung“ ſtatt „Bürgerwehrverſammlung“ ſetzte, alſo Herrn Weyers unter den Fuß gab, daß Dieſes eine öffentliche **Volks**verſammlung geweſen, Kinkel alſo ſtrafbar ſei. Herr Weyers, in frommem Glauben an den Vater der Gemeinde, ſchickte ſogleich den Brief an den Inſtructionsrichter Lamberg, und fügte in großartiger Kürze nur Folgendes bei:

„Herrn Inſtructionsrichter — mit dem Antrag den ꝛc. Kinkel wegen Beſchuldigung durch einen, in einer öffentlichen Verſammlung (!!) zu Bonn am 18. November geſtellten Antrag ...... (folgt der Antrag) zum Aufruhr, d. h. zum thatſächlichen Widerſtand und Angriff gegen die noch immer ſteuerfordernden Beamten angereizt zu haben, auf Grund des Art. ꝛc. zur Unterſuchung zu ziehen und zu **verhaften.**

21. November 48.

Weyers.“

Kinkel hielt ſich mehre Tage verborgen, um einer ſo widerſinnigen Verhaftung zu entgehen, und Herr Inſtructionsrichter Lamberg war nach 8 Tagen human und einſichtig genug, die Gerichte nicht durch einen ſo lächerlichen Criminalproceß gegen Kinkel zu compromittiren — bis dann jener Correctional-Proceß geboren ward. (N. B. Ztg. Jahrg. 1849. Nr. 43).

des Strafgeſetzbuches die Gründe angedeutet wurden, warum Kinkel als Staatsverbrecher in Haft geſetzt werden müſſe. Mit beſonderm Nachdruck hob der Angeklagte den Schluß des Briefes hervor, welcher folgendermaßen lautet:)

„Ew. Hochwohlgeboren erſuche ich ganz ergebenſt, dieſe Anſicht zu prüfen, und ſtelle anheim, wenn Sie nicht erhebliche Bedenken dagegen haben, zur Herſtellung der Ruhe der Stadt ſofort den Antrag auf Einleitung der Unterſuchung gegen den Profeſſor Kinkel durch **Vorführung** und **Verwahrung** deſſelben vor den Inſtructionsrichter gelangen zu laſſen. Die Mittel zur Ausführung der nöthigen Maßregeln wird der **Militaircommandant** Ihnen auf Requiſition zur Dispoſition ſtellen.

(Nachſchrift): „Nachträglich erlaube ich mir noch, ganz ergebenſt darauf aufmerkſam zu machen, **wie der Augenblick beſonders geeignet erſcheint, verbrecheriſche Redner in Volksverſammlungen** auf der That zu ertappen.

v. Seckendorf,

Reg.-Commiſſar.“

„Welche Maſſe von Verbrechen wird nicht in dieſem Briefe dem Profeſſor Kinkel andenuncirt, unter denen es möglich werden ſollte ihn zu faſſen! Am Beſten — ſagt Herr von Seckendorf — in einer öffentlichen Verſammlung durch die 27ger: Man kennt dieſes Corps; ſeine Heldenthaten in Köln, Bonn, und jüngſt in Aachen ſind weltkundig. Dieſe fanatiſirten Geſellen wollte man alſo in eine friedliche Verſammlung hetzen, um einen Volksmann gewaltſam zu verhaften. Erinnere man ſich nur, wie tief damals der Zorn in dem noch bewaffneten Volk wühlte, denke man an die Gährung, namentlich in Bonn, und man wird einſehen, worauf Dies zielte. Man wollte die Bürgerſchaft provociren, man wollte unter allen Bedingungen einen Conflict, und wenn ich der Narr war, den dieſe Anklage in mir vorausſetzt, ſo hätte eine der lieblichſten und friedlichſten Städte am Rhein, ſo hätte dies ſchöne Bonn uns die Scheußlichkeit blutdampfender Straßen und erbitterten Bürgerkrieges gezeigt. Nur unſere Beſonnenheit hat Herrn v. Götze,*) hat Herrn v. Seckendorf ihres Antheils an einem Windiſchgrätziſchen Lorbeerkränzchen beraubt. Nun aber, nach ſolchen Schritten, mußte doch wohl Etwas geſchehen. Man vollzog den Haftbefehl gegen mich, man ſtellte mich als Steuerverweigerer vor die Schranken dieſes Gerichtshofes; denn die vorige Woche hat gezeigt, daß es damit vor Geſchworenen nicht Viel auf ſich hat. Man griff ein kleines Verbrechen heraus, man ſtellte mich als Anreizer gegen Beamte vor Sie, meine Herren. Werden Sie ſich dazu hergeben, eine ſo eingeleitete Verfolgung zu Ende zu führen?

„Welch ein Spiel man treibt, und ſelbſt mit Ihrem Richterſpruch, meine Herrn, treiben möchte, Das ſehen

---

*) Damaliger Commandant von Bonn

Sie am deutlichſten aus der Art, wie man den Beweis gegen mich zu führen ſucht. Wer iſt mein Gegenzeuge? Herr Petazzi, Ex-Oberſt der Bürgerwehr. **Er** hat an jenem Abend, trotz dem Proteſt des Oberbürgermeiſters, **faktiſch** die Thore beſetzt, hat vollſtändig **ausgeführt,** Was auf meinen **Antrag** von allen Kameraden beſchloſſen wurde. Freilich, Steuerbeamte hat man nicht in den Thoren angetroffen, aber die Steuerbeamten waren dort auch nicht zu finden, als ich meinen Antrag ſtellte. **Herr Petazzi hat gehandelt,** wo **ich** ſelbſt **anrieth, ausgeführt,** Was **ich** bloß **anregte.** Ich finde in alten Proceſſen, daß man von großen Räuberbanden Einen begnadigt, unter der Bedingung, daß er der Denunciant und Gegenzeuge des Hauptmanns und der Andern werde. Dieſe Rolle ſpielt Herr Ex-Oberſt Petazzi: es thut mir leid, daß ich dieſe Rolle nicht beſonders ehrenvoll finden kann. Wenn die Thorebeſetzung ein Attentat auf Steuerbeamte iſt, dann hat Herr Petazzi dies Attentat gemacht, er iſt ſchuldiger, als ich — und an meiner Stelle vor dieſen Schranken müßte er ſtehen, nicht wider mich. Aber freilich — ſehen Sie den Mann nur an, und Sie werden ſich überzeugen, daß er ganz Das iſt, was gewiſſe Blätter einen „guten Bürger“ nennen, und daß er gewiß nie als Vertheidiger von Volksfreiheiten unbequem werden konnte. Ein Solcher — ſcheint es — darf Steuern verweigern, und Beamte angreifen, er bleibt frei: aber für **mich** gilt wohl ein anderes Geſetz am Rhein!

„Faſſen Sie, meine Herren, die ganze Sache in's Auge, wie ſie liegt. Die Verſammlung war keine öffentliche: kein Zeuge hat einen Gegenwärtigen anzugeben gewußt, der nicht Bürgerwehrmann geweſen wäre. Daß zwei Ausgetretene ſich mit eindrängten, kommt nicht auf meine Rechnung; ich konnte eine ſolche Unbeſcheidenheit von ihnen nicht vorausſetzen, wo bloß Wahlmänner eingeladen waren. Das ganze war eine Corpsſache, und kann, wenn dabei ein Vergehen ſtattgefunden hat, nur beurtheilt werden nach dem Bürgerwehrgeſetz, nicht nach dem Code pénal. Mein Antrag wurde vom Corps angenommen, und den geſetzlichen Führer deſſelben, Herrn Petazzi, fragte ich, ob er ihn vollziehen wolle. Die Bürgerwehr iſt für ihren Schritt verantwortlich gemacht, ſie iſt ſeinetwegen durch Cabinetsbefehl aufgelöſt worden. Ich habe darunter als Wehrmann mitgelitten: höher aber, als meine Kameraden, kann ich nicht beſtraft werden: denn meinen Antrag hat das ganze Corps ausgeführt, nachdem es ihn nach ordentlicher Berathung zu dem ſeinigen gemacht hatte. Ich bin ein Majoritätsmann: wäre ich mit meinem Antrag in der Minderheit geblieben — würde ich wohl einen tumultuariſchen Haufen zuſammengerafft, und mit ihm Steuerbeamte, wenn ſie da waren, aus den Thoren geklopft haben? Das werden Sie von einem ruhigen, beſonnenen, einem, wie Sie mir wenigſtens zutrauen werden, geiſtesklaren Manne nicht glauben. Ich habe ſomit Nichts gethan, als ein geſetzlich beſtehendes bewaffnetes Corps zu einer Berathung darüber aufgefordert, in welcher Weiſe es in einem Augenblick, wie dem gegenwärtigen, ſeine Pflicht, den Schutz der Ordnung und verfaſſungsmäßigen Freiheit, zu erfüllen habe. Hat in dem Ergebniß der Berathung die Bürgerwehr gefehlt, gut, ſo iſt ſie dafür durch Auflöſung beſtraft: mich aber deßwegen zu verfolgen iſt kein Grund.

„Ueberſehen Sie es nicht, meine Herren, dieſe ganze Sache hat einen politiſchen Hintergrund. Ueber dieſen haben wir heute nicht zu urtheilen. Wie ich über die Steuerverweigerung unſerer Nationalverſammlung denke, Das geht einzig mein Gewiſſen an, und ich werde als Abgeordneter des Volks in Berlin wiſſen, wie ich für ſie mich entſcheide. Hier handelt es ſich auch nicht einmal um einen Proceß wegen thatſächlicher Steuerverweigerung — denn in einem ſolchen hätten Geſchworene zu richten —, hier handelt es ſich bloß um das Vergehen, um deſſentwillen ich heute vor Sie geladen bin: um Aufreizung zur Gewaltthat gegen Steuerbeamte.

„Eine ſolche Aufreizung iſt, wie die Zeugen beweiſen, niemals von mir ausgegangen, ſondern vielmehr das Gegentheil.

„Mein Antrag, den man dahin deuten will, iſt auch nicht, wie das Geſetz als Bedingung der Strafbarkeit feſtſetzt, in einer öffentlichen Verſammlung vorgebracht worden.

„Die Steuerbeamten endlich, gegen welche ich mich verfehlt haben ſoll, ſind zur Stunde dieſes Antrags überhaupt nicht in Thätigkeit geweſen.

„Somit zerrinnt die ganze Anklage gegen mich in Sand; ich hege nicht den leiſeſten Zweifel, daß ich von Ihnen, meine Herrn, freigeſprochen werde!“

Als der Redner geendet, erhob ſich der Staatsprocurator Saedt zur Begründung der Anklage. Leichtſinnig ging dieſer von dem angeblichen Vergehen des Angeſchuldigten auf deſſen Perſon und Charakter über. Er meinte: „das gedruckte Aktenſtück ſei wichtiger, als die Zeugenausſagen, und nennt die Vertheidigungsweiſe Kinkel's eine „kleinliche“, die ſich für Männer nicht zieme, welche „vor dem Gericht als Märtyrer dazuſtehen glauben.“ Ferner ſei jene Verſammlung eine öffentliche geweſen, auch wenn ſich außer der Bürgerwehr im Raume der Reitbahn (wo jene Verſammlung ſtattfand) Niemand befunden (!); denn Oeffentlichkeit ſei ja längſt das Ziel und Verlangen „ſolcher Herren, wie Kinkel“ geweſen — es ſei alſo nicht anzunehmen, daß Kinkel die Oeffentlichkeit bei einem Antrage vermieden!!! Herr Kinkel ſtelle ſich jetzt ſo dar, als ob man es ihm eigentlich verdanke, daß die Stadt nicht bis an die Knöchel in Blut gewatet habe; er müſſe bedauern, daß nach Allem, „was man von Kinkel höre,“ deſſen Geſinnung kaum ſo friedlich ſein möchte. Der Plan des Angeſchuldigten habe in nichts Anderem beſtanden, als eine organiſche Macht hinzuſtellen, um nöthigenfalls der Regierungsgewalt bewaffneten Widerſtand leiſten zu können. Ein verwandtes Streben gehe aus dem ganzen Wirken des Angeklagten hervor, welches ſtets darauf gerichtet ſei, alle Beamte als Gegenſtände des Spottes zu behandeln und ihr Anſehen zu ſchwächen. Er beantrage demnach die Verurtheilung des Angeſchuldigten zu 6 Monat Gefängniß, 40 Thaler Strafe und Erlegung der Koſten.“

Die unzweideutige Abſicht, die in dieſer Art des Angriffes lag, den Angeſchuldigten perſönlich anzugreifen und ſo zu heftigen, wo möglich ihn ſelbſt compromittirenden Ausſprüchen zu drängen, ſcheiterte an der vollkommenen Ruhe und Beſonnenheit des Letzteren. Er wies mit ſcharfem Wort die perſönlichen und Geſinnungsverdächtigungen zurück als durchaus ungehörig an der Stätte des Gerichts. Er that dar, daß es ſeine Partei geweſen ſei, welche die Abſchaffung blutiger Todesurtheile durchgeſetzt, und vor den Gegnern jedenfalls Das voraus habe, daß ſie nicht, wie dieſe, unnöthiges Blutvergießen provocire. Er forderte eine Erklärung, Was der Ausdruck: „ſolche Herren“ bedeuten ſolle, und verbat ſich, in Kategorien eingeſtellt zu werden, deren Bedeutung man nicht angebe. Wie verkehrt es ſei, daß man ihn unter allen Bedingungen als Beamtenſpötter hinſtelle, möge man daraus erſehen, daß wohl Niemand ſich ſelbſt verſpotte. „Oder weiß der Herr Staatsprocurator nicht, daß auch ich Beamter bin, Lehrer an der höchſten Staatserziehungsanſtalt, und glaubt er, ich ſchätze meine Standesehre nicht ſo hoch, wie die jedes anderen Beamten?“ Es könne von Aufſtellen einer organiſirten Macht keine Rede ſein: die Bürgerwehr war ſchon Monate lang aufgeſtellt und organiſirt, und Was Kinkel that, war nur, daß er ſie zu einer Berathung veranlaßte über die Art und Weiſe, wie ſie ihre Aufgabe erfüllen ſolle. Es ſei darum auch ſo auffallend, daß das öffentliche Miniſterium Herrn Petazzi in ſeiner Anklage ganz aus dem Spiel gelaſſen habe. Ebenfalls bemerkte er, wie verkehrt es ſei, aus dem Verlangen einer Partei nach Oeffentlichkeit den Beweis führen zu wollen, daß ein Mann dieſer Partei nicht Luſt haben werde, eine Corporationsberathung ohne Zuſtrömen der Maſſen einzuleiten. Er weiſt endlich nach, daß zwar Verdächtigungen genug, aber kein einziges wirkliches Zeugniß gegen ihn vorgebracht ſei, und erklärt es demnach für eine völlige Undenkbarkeit, daß er wegen dieſer Sache verurtheilt werden könne.

Dieſe Rede des Angeſchuldigten, die der Vertheidiger noch mit andern Rechtsgründen unterſtützte, ſchien nicht ohne Wirkung voruberzugehen. Der Staatsprocurator, dies fühlend, wollte ſie nicht unerwiedert laſſen, zumal da er ſich in dieſem Proceß als Ritter der Staatsinquiſition ſeine Sporen verdienen ſollte. Er begann von Neuem und wiederum in perſönlicher Weiſe den Angeſchuldigten anzugreifen, und bedauerte, daß der zweite Proceß wegen angeblicher Verleumdung des „herrlichen Kriegsheeres“ nicht voraufgebe, da man dort ſehen werde, wie es ſich mit der „Bonner Zeitung“ verhalte, welche Kinkel als „ein Blatt der Ehre“ bezeichnet. Er bietet großmüthig dem Angeklagten ſeine Verzeihung an, wenn Dieſer (!!!) vielleicht gegen ihn Ausfälle gemacht habe. Dann ſuchte er zu erklären, weßhalb man den Ex-Oberſten Petazzi ganz aus dem

Spiel gelaſſen: Die Bonner Bürgerwehr habe **Nichts** verfehlt, ſie ſei zu keiner ſtrafbaren Sache fortgeſchritten; das Geſetz beſtrafe nur den Antragſteller. „Das Einzige — ſchließt er zu den Richtern gewendet — das Einzige, was Sie zu erwägen haben, iſt die buchſtäbliche Beſtimmung des Geſetzes, und dieſe iſt von dem Angeſchuldigten übertreten worden.“

Hierauf verlangte Kinkel noch ein letztes Wort vor dem Urtheilsſpruche. Er legt nochmals kurz die Sachlage dar, und weiſt dem öffentlichen Miniſterium nach, wie übel es ſich in Bezug auf den Ex-Oberſten Petazzi aus dem Netze gezogen, indem ja doch die Bürgerwehr, die Herr Saedt ſo ganz unſchuldig finde, durch Cabinetsbefehl aufgelöſt worden ſei. Es müſſe alſo jedenfalls doch ein Bürgerwehrvergehen beſtanden haben, und wenn Dieſes der Fall ſei, dann müſſe auch der Urheber nach demſelben Geſetz gerichtet werden, wie all’ ſeine Kameraden. Die edelmüthige Verzeihung des Herren Saedt lehnt der Angeſchuldigte ab, indem zwar **Dieſer,** nicht aber er — der Angeklagte — perſönlich geworden ſei, Herr Saedt alſo Nichts zu verzeihen habe; dann aber nennt er es höchſt unziemlich, daß eine erſt ſpäter zu entſcheidende Sache, über welche noch nicht einmal ein richterliches Urtheil vorliege, nämlich die Calumniebeſchuldigung, ihm ſchon jetzt als Gegenbeweis vorgehalten werde. „Ein Jeder — ſo ſchließt er ſeine Vertheidigung - meint freilich, ſeine Anſicht ſei, wie der Herr Staatsprocurator Ihnen, meine Herren vom Gerichtshofe, ſagt, das Einzige, was zu erwägen ſei: aber man kann hierin ſich irren. Meines Erachtens iſt gerade das Einzige, was hier in Erwägung kommt, daß Sie unterſuchen, um welchen Vergehens willen ich laut meiner Vorladung hier ſtehe. Man könnte mit Schein ſagen: ich habe zur Steuerverweigerung aufgefordert. Habe ich Das gethan, ſo iſt mein Vergehen ein politiſches, und ſo ſtelle man mich vor Geſchworene. Man könnte ſagen, ich habe in einer Bürgerwehrverſammlung die Rechte des Wehrmanns überſchritten: gut, ſo ſtellen Sie mich vor ein Bürgerwehrgericht, und richten mich nach dem Geſetze der Bürgerwehr. Das Vergehen aber, worüber Sie, meine Herren, zu richten haben, das Vergehen: zur Selbſthülfe gegen Steuerbeamte aufgereizt zu haben, Das iſt von mir, wie die Zeugen darthun, niemals begangen worden, und ſo bin ich ganz ruhig überzeugt — Sie, meine Herrn, können mich gar nicht verurtheilen!“

Acht Tage ſpäter, am Freitag Morgen den 23. Februar, wurde der Angeſchuldigte freigeſprochen.*)

In dem zweiten Proceſſe, welcher am Nachmittage verhandelt ward, verurtheilten die Richter Kinkel zu zwei Monaten Gefängniß und fünfjähriger

---

*) Vgl. N. B. Ztg. Jahrg. 1849. No. 37. 42. 43. 44. 54.

Entziehung der Staatscocarde, ſomit fünfjährigem Verluſt ſeiner Wählbarkeit zum Volksvertreter.

Was dieſe Proceſſe ſollten, iſt ſchwer begreiflich; als Wahlmanoeuvres kamen ſie zu ſpät, und nur dadurch, daß man tückiſch zwei politiſche Proceſſe ſtatt vor die Jury vor's Zuchtpolizeigericht zu ſchleppen wagte, gelang es, in dem einen wenigſtens eine gleichgültige Strafe zu dekretiren.

10.

Am 23. Februar nahm Kinkel in einer vereinigten Sitzung des demokratiſchen und Handwerkervereines von ſeinen Wählern Abſchied. Zahlreiche Mitglieder und Nichtmitglieder hatten ſich eingefunden, und in den Augen Vieler ſah man Thränen der Rührung und Liebe. Kinkel ermahnte in herzlicher Rede, das von ihm bisher geleitete Werk auch in ſeiner Abweſenheit fortzuſetzen, und feſt zuſammenzuhalten in den Kämpfen der Gegenwart. Er verſprach als Abgeordneter Nichts; denn er glaubte, daß nur in der bisherigen Thätigkeit eines Mannes und in dem Vertrauen auf ſeine Redlichkeit die Bürgſchaft für ſeine Thaten enthalten ſei. Er ging nach Berlin, um für dieſelbe Sache zu kämpfen, für die er in der Heimath ſeine Exiſtenz und ſein Glück eingeſetzt, und er ging freudigen Muthes, hellen Auges von dannen; denn es war ja keine herzlos kalte Berechnung, aber auch kein idealiſtiſches Träumen, das ihn unter das Volk und auf die Rednerbühne trieb: — es war das klare Bewußtſein eines heiligen Kampfes, es war die edelſte Begeiſterung für das Ziel der Menſchheit, es war der ſittliche, religiöſe Glaube an den Sieg einer erlöſenden Weltidee! Laſſen wir denn noch einmal, bevor wir den geliebten Mann in die ſchimmernde Hauptſtadt des Preußenreiches begleiten, dies Bewußtſein, dieſe Begeiſterung, dieſen Glauben an eine Weltbefreiung ſelbſt zu uns reden, wie er ſie zu Anfang ſeines Quartals in ſeinem Organ*) niedergelegt hat:

An unſere Leſer!

Freiheit! Gleichheit! Brüderlichkeit!

„Freudig und hoffnungsreich, wie ſtets ſeit der Deutſchen Revolution dieſes Frühlings, führen wir heute unſere Zeitung in das neue Vierteljahr hinüber. Sechs Monate ſind ſeit den gewaltigen Märztagen verfloſſen — und wie unwiderſtehlich iſt ſeitdem der Geiſt unſerer Partei, der Geiſt der Demokratie im Vaterlande durchgedrungen!

„Der erſte Gedanke der meiſten Deutſchen ging nach den Märztagen auf Verwirklichung des Conſtitutionalismus; die Republik, obwohl von einem ſo volksthümlichen Manne, wie Hecker, in's Land gebracht, fand im Volke nur ſchwache Unterſtützung. Die conſtitutionellen oder doch im Geiſte dieſer Staatsform thätigen Vereine wuchſen kraftvoll, und ſie beſaßen nicht bloß Perſonen, ſondern auch Geiſter unter ſich. Die Demokratie war — namentlich im Rheinlande — überall zürückgedrängt, und verlor bei uns allen Boden durch die faſt totale Niederlage bei den Wahlen, von der im eigentlichen Rheinthal nur Düſſeldorf eine Ausnahme macht.

---

*) Bonner Zeitung vom 1. October (und 15. December) 1848.

„Schon hier konnten wir die wunderbare Erfahrung machen, *daß die Demokratie nach jeder Niederlage mächtiger aufſteht.* Sehr bald nach den Wahlen begann an allen Orten die Gründung demokratiſcher Vereine, und ſchon zu Pfingſten konnte die Partei zur Organiſation fortgehn. Unter den furchtbarſten Gefahren für die Republik, unter dem Wetterleuchten des Juniaufſtandes in Paris, hatte die Partei den Muth, ſich offen zur Republik als der nothwendigen Staatsform der Deutſchen Zukunft zu bekennen und den Socialismus als nothwendige Ergänzung oder vielmehr Erfüllung derſelben hinzuſtellen. Und in dieſem Augenblick, nachdem die Demokratie in ganz Deutſchland die furchtbarſten Schläge erlitten hat, ſpricht ſich beim Landvolk, im Heer und im Beſuch der Vereine eine lebhaftere und treuere Anhänglichkeit an ihre Grundſätze aus, als je zuvor.

„Woher dieſe wunderbare Erſcheinung? Iſt doch dieſe Demokratie, wie einſt das Chriſtenthum, durch Nichts ſo ſtark geworden, als durch *das Erliegen* und *Märtyrerthum!*

„Die Urſache iſt, daß die Demokratie **mit der ganzen Macht einer religiöſen Idee** die Menſchen erfaßt. Die Kirchenſtreite ſind in unſern Tagen unwichtiger geworden, und es giebt nur Einen weſentlichen Kampf und Gegenſatz: es iſt der Kampf zwiſchen dem Fürſtenthum und der Republik. In ſolchem Streit ſiegt aber immer **diejenige Sache, für welche ſich der Menſch begeiſtern kann.**

„Und begeiſtern kann ſich Niemand im Ernſte mehr für das Fürſtenthum, zumal ſeit es die conſtitutionelle Form angenommen hat. Wir hatten auf unſeren Fürſtenthronen ſchon längſt nicht mehr die Erſten der Nation **ſitzen!** *) Wir hatten unter ihnen weder einen Feldherrn, noch einen Geſetzgeber, noch einen Weiſen erſten Ranges: jene urſprüngliche Geiſtesgröße der Einzelnen, aus der die Monarchie entſtanden iſt, hat überhaupt in einer Zeit aufgehört, wo Alle denken, Alle ihre Talente entwickeln. Wenn ſomit die Perſonen der Herrſcher nicht mehr wie ein Friedrich II. oder ein Napoleon uns begeiſtern, ſo hat das monarchiſche Staatsſyſtem noch viel weniger Begeiſterndes: das conſtitutionelle aber iſt gänzlich gedankenlos und maſchinenmäßig.

---

*) Iſt er aus Eurem Volk der Beſte?
Der Weiſeſte, an den Ihr willig glaubt?
Stehn ſeine Thaten an der Nachwelt Thoren,
Daß Ihr ſo hoch ihn auserkoren? . . . . .
Ihr zuckt die Achſeln — ſchüttelt Euer Haupt —
Still! — Was Ihr ſagen wollt, ich ahn' es ſchon,
Ihr wißt nur: — — Er iſt ſeines Vaters Sohn!“
Das Hohe Lied von Titus Ulrich. Berlin 1845.
S. 273.

„In einer **Conſtitution**, wie die Verfaſſungslieferanten auf unſern Univerſitätskathedern ſie beabſichtigen, giebt es zuerſt einen Volkswillen, dann eine zweite, dann eine erſte Kammer, dann einen König. Sonderbare Stufenleiter! Im Volke muß alſo erſt ein Wille ſich vorbereiten und reif werden: aus dieſem Willen macht nun die zweite Kammer einen Geſetzentwurf. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die erſte Kammer, die immer ganz oder zum Theil aus Bevorrechteten beſteht, jeden durchgreifenden, auf wahre Verbeſſerung des Volkszuſtandes gerichteten Entwurf durchfallen läßt: denn wir ſehen es ja täglich vor Augen, daß die beſitzreichen Bürger jede ſociale Frage durch Verleumdungen oder Bedrückungen abſchneiden. Nun wird zwar der Volkswille am Ende immer ſtark genug, um auch die erſte Kammer mitfortzureißen; aber dann bleibt noch der König übrig, und dieſer braucht einfach ſein Veto einzulegen, d. h. einem von beiden Kammern angenommenen, vom Volke geforderten Geſetz ſeine Beſtätigung zu verſagen — ſo iſt wieder alle Mühe und Arbeit vergebens, das gequälte, in ſeinen Hoffnungen getäuſchte Volk muß entweder warten, oder die Noth drängt es zu dem unnützen und vielleicht doch vergeblichen Blutvergießen einer neuen Revolution. Iſt nun in dieſem öden, todten Mechanismus eine Idee, iſt Etwas darin, für das man ſich begeiſtern kann? Eine höchſt koſtſpielige und dabei ſeelenloſe Verfaſſung, merkwürdig nur durch einige Reibungen der verſchiedenen Gewalten und vor Allem dadurch, daß ſie jeden entſchiedenen Volkswillen langſam von unten herauf rädert — ſolch eine Verfaſſung, die uns muthlos, ſchlecht, ſchleichend und beſtechlich macht, und in der die beſten Männer (wir ſahen's ja in Frankfurt und Berlin!) zuletzt nach Miniſterſtellen greifen oder doch zu Pfiffen und Kniffen ihre Zuflucht nehmen müſſen — ſolch eine Verfaſſung wagt man dem armen Volke als einen guten Uebergang zur Republik zu empfehlen? —

„Betrachten wir dagegen die **Demokratie** — wie einfach ſind ihre Grundſätze! Sie giebt zuerſt dem Volke die volle Freiheit, ſeine Angelegenheiten öffentlich zu verhandeln und dieſe Freiheit ſichert ſie auch Denen, die mit der augenblicklich beſtehenden Regierung nicht einverſtanden ſind. Jede Meinung kann friedlich ſich ausbreiten, und hat eine Meinung ſo die Mehrzahl der Stimmen erlangt, dann verſteht es ſich von ſelbſt, daß bei den nächſten allgemeinen Wahlen auch die Männer dieſer Meinung auf den Landtag kommen, daß alſo ohne Blut und Kampf der wirkliche Volkswille ſich zum Geſetz erhebt, ohne daß Jemand noch ſein Nein dazwiſchen zu werfen hat.

„Ja, wenn es um uns gälte, die wir uns rühmen, die geiſtigen Leiter der Bewegung zu ſein, — wir hätten's gut genug unter der Conſtitution! Wir könnten erſt auf die Volksgunſt ſpeculiren, und hätten wir die, dann könnten wir's machen, wie es die Liberalen alten Schlags in Berlin und Frankfurt gemacht haben: wir verriethen das Volk, und kauften uns mit unſerer Popularität in Miniſterien und hochbeſoldete

Staatsſtellen ein. Für das Talent ohne Charakter iſt die conſtitutionelle Monarchie der beſte Boden: es kann ſich ja dort nach Belieben von zwei Parteien bezahlen und belohnen laſſen!

„Aber wir ſchachern nicht mit unſerer Perſon und unſern Gaben: denn nicht um Unſeretwillen legten wir die Hand an den Pflug. Wer ein Capital hat an Geld, Landbeſitz oder an Kenntniß, Der kann leben unter jeder Staatsform. Aber nicht leben kann in der conſtitutionellen Monarchie der Arme: ſie hat keine Milch in den Brüſten für ihre ſchwächlichen Kinder. Das haben England und Frankreich nur zu furchtbar bewieſen! Und wird Preußen — das conſtitutionelle mein' ich — einen anderen Weg gehen wollen, können? Die Antwort iſt ja ſchon da! In der neuen Verfaſſung hat die Krone nicht einmal auf eine Civilliſte ſich beſchränken und ihre Domainen den Nothleidenden abgeben wollen; jede ſocialiſtiſche Beſſerung iſt auch hier ſchon unmöglich gemacht durch die Erſchaffung einer erſten Kammer, die aus reichen Leuten beſteht.

„Um der Armuth willen führen wir den Kampf! Jedes bleiche Antlitz, jedes in Unglück und Schande verkommene Geſchöpf, jedes Verbrechen aus Noth begangen, wird einen heißen Sporn in unſere Flanken drücken, wenn wir einmal ermatten oder raſten könnten im heiligen Kampfe für die Menſchheit! Wir werden mit keiner Verfaſſung uns begnügen, bis die gefunden iſt, in der die Bruderliebe zur Wahrheit, das ſittliche Elend zur **Unmöglichkeit** gemacht iſt! Und Ihr hofft noch, uns zu bezwingen, uns, hinter denen die Nemeſis der Weltgeſchichte mitkämpfend ſteht? Uns, die von der kalten Klarheit des Gedankens im Bunde mit der heißeſten Gluth der ſchwärmeriſchen Begeiſterung in den Streit getrieben werden?

„Ja, das iſt's: die **Begeiſterung der Demokratie!** Sie tilgt und wird immer ſtärker tilgen den jetzt ſo herzzerreißenden Unterſchied des erblichen Standes, des erblichen Vermögens und der eben ſo erblichen Bildung. Sie faßt den Mann als Mann auf, ohne nach dem Kleide und Range zu fragen. Ihre Grundſätze ſind einfach wie alles Göttliche und weltgeſchichtlich Große: das Kind begreift ſie, und der Mann denkt ſie nicht aus! In ihr hört die Herrſchſucht auf, denn der Mächtigſte tritt, wenn er den ihm übertragenen Beruf erfüllt hat, unter die Bürger zurück. Die Demokratie ruht auf dem tiefem Gefühl der Liebe, das den Menſchen an den Menſchen bindet als an ſeinen gleichberechtigten Nächſten. Sie iſt das anbrechende Reich der Vernunft, ſie ruft Alle zum Denken auf, und vereinigt die Verſtandes- und Arbeitskräfte Aller zur Erreichung des großen, heiligen Zieles: daß es keinen ungebildeten, keinen geknechteten, keinen in Elend verkommenden Bruder mehr geben ſoll, daß die Geſammtheit — wie der leitende Grundſatz der Republik lautet — die Gewähr übernimmt für die Wohlfahrt des Einzelnen. Was das Chriſtenthum andeutungsweiſe und in einer

Hülle brachte, das wird durch die Demokratie zu Weſen und Wirklichkeit werden: wie jenes Allen ein Anrecht an das Heil des Himmels, ſo verheißt dieſe Allen ihr Theil an der Glückſeligkeit und den Gütern dieſer Erde.

„Aber werden wir ſiegen?

„Kanonen und Säbel gegen uns — gegen uns der Geldſack, der Jeden nach Kräften dafür beſtraft, der einen demokratiſchen Verein zu beſuchen wagt, gegen uns Kerker, Spott, Verfolgung — gegen uns der Haß aller beſoldeten Fürſtendiener! Und ſind wir nicht bei den Wahlen in der verfloſſenen Woche faſt überall geſchlagen worden?

„Als die Kirche ſchon drei Jahrhunderte ſtand, da trat auch gegen ſie der verfaulte Römerſtaat mit einer furchtbaren Verfolgung hervor, welche ganz anders wüthete, als der Ingrimm der Bureaukratie und die Impertinenz des Kapitals gegen uns. Der Staat führte gegen die Chriſten ſeine Speere, verbot ihre Verſammlungen, ſetzte ihre Lehrer gefangen und confiſcirte ihre Schriften — Alles wie bei uns! Mit dem Staat gingen damals faſt alle Weiſen, Gelehrten und Prieſter — Alles wie bei uns! Von der Kirche fielen zahlloſe Mitglieder ab und kauften ſich damit Gold, Hofgunſt und Aemter — Alles wie bei uns! Es gab Menſchen, die auch zwiſchen Heidenthum und Chriſtenthum eine Art Mittelglauben, eine conſtitutionelle Halbheit wollten — Alles wie bei uns! Die Chriſtenpartei, theils aus Muthloſigkeit, theils weil es gegen ihren Grundſatz der friedlichen Propaganda war, wagte als Geſammtheit keinen offenen Widerſtand, keinen großen, umwälzenden Schlag — Alles wie bei uns!

„Aber die Kirche trug in ſich den Gedanken, der die Herzen der Menſchen bewegt, die Heiden waren ohne Idee, ohne Begeiſterung. Und als die Zeit erfüllet war, kam Conſtantin — **und auf ſeiner Fahne ſtand das Kreuz!**

Achtes Buch.

Zopf und Schwert.

Berlin. Pfalz und Baden.

26. Februar bis 29. Juni 1849.

1.

In Berlin angelangt, entwickelte Kinkel ſofort als Abgeordneter der zweiten Kammer dieſelbe unermüdliche Thätigkeit, die wir ihn in ſeiner engeren Heimath entfalten ſahen. Nur der Leichtſinn, mit dem einige Mitglieder der Linken die Abtheilungsſitzungen verſäumten, war Schuld daran, daß die Rechte ſtets bei den Wahlen ſiegte. In der 1. Abtheilung z. B., wo die Linke die Majorität hatte, ging dennoch am 12. März die Wahl für ſie verloren, weil 1 Mitglieder der Volkspartei auf der Rechten aber Niemand fehlte. Nur dadurch unterlag Kinkel mit 2 Stimmen Minorität der Candidatur des Abgeordneten Urlichs, als man in den Abtheilungen die Wahl des Ausſchuſſes von 21 Mitgliedern vornahm, welchem die Vorberathung der Verfaſſung übertragen ward.

Schon bei der Debatte, ob man auf die Thronrede mit einer Adreſſe antworten ſolle*) betheiligte ſich Kinkel mit einer durch den „unparteiiſchen“ Präſidenten mehrfach unterbrochenen Rede, die wir dem Wortlaute gemäß mittheilen:

---

*) Man vergleiche den erſten Bericht der Abgeordneten G. Kinkel, Joſ. Becker und Guſtav Bleibtreu an ihre Wähler, im „Extrablatt zu No. 59 der Neuen Bonner Zeitung.“

„Meine Herren!

„Ich ergreiſe das Wort, um gegen die Adreſſe zu ſprechen. Herr v. Viake hat die Adreſſe beſonders dadurch motivirt, daß er ſagt, das Land erwarte von ſeinen Vertretern eine allgemeine Aeußerung über die wichtigſten Fragen, die es bewegen. Es iſt bereits von einem Vorredner bemerkt, Was ich nur beſtätigen kann: Das Land erwartet eine ſolche Aeußerung nicht von uns. Die große Majorität, namentlich die, welche unter den ſocialen Uebeln der Gegenwart leidet, erwartet eine ſolche Erklärung nicht, ſie erwartet überhaupt von uns nichts Allgemeines, ſie erwartet von uns das Allerſpeciellſte: die endliche Feſtſtellung einer Verfaſſung, an der man auch Etwas hat, auf die man ſich auch, weil ſie frei iſt von aller Zweideutelei, mit Fug und Recht berufen kann. Das Land erwartet von uns eine gediegene Gemeindeordnung, welche der Beamtenwillkühr die Spitze wegbricht. Das Land und namentlich die Gewerbe verlangen von uns eine vernünftige Gewerbeordnung, die einen wirklichen Schutz der Arbeit verleiht. Die bäuerliche Bevölkerung verlangt Geſetze, welche ſie von den bisherigen Feudallaſten nicht ſo befreien, daß dieſe Laſten ſich bloß in Kapitallaſten verwandeln, die hernach der Bevölkerung nur noch ſchwerer werden. Wenn ich aber ſage: das Land verlangt eine vernünftige Gewerbeordnung — ſo meine ich damit nicht die Gemeindeordnung, welche vom

Miniſterium erlaſſen iſt. Wenn ich ſage: das Land verlangt eine Gemeindeverfaſſung, die es vor der Willkuhr der Beamten ſchützt — ſo meine ich damit auch nicht den Entwurf, der von Seiten der Regierung zur Begutachtung an die Behörden erlaſſen worden iſt. Dieſen ganz ſpeciellen Vorlagen gegenuber ſind jene allgemeinen Dinge, über welche wir uns hier, nach der Meinung des Antragſtellers, erklären ſollen, nach der Anſicht der großen Majorität des Volkes — und die Majorität wird eben gebildet von den gedrückten Klaſſen im Volke — unweſentlich und unwichtig. Das, was bei dieſer Adreßdebatte, die ſehr lange dauern kann, herauskommen würde, iſt in den Augen des Volkes ein Stück Papier, und dies wird außerordentlich theuer erkauft zum Ruhme der Redner, die hier vielleicht ihren Glanz von der Tribüne ausbreiten werden. Ich kann indeß dieſen Gegenſtand wohl von Vornherein fallen laſſen, da gerade Dieſes einer meiner Herren Vorredner vortrefflich entwickelt hat.

„Ich komme ſpeciell auf einen Punkt, welchen mein Vorredner, der College Urlichs, vor Ihnen ausbreitete. Es ſei — ſagt er — auf das Beſtimmteſte nöthig, daß *dem neuen Däniſchen Kriege gegenüber* wir unſere Mitwirkung zuſagen, um denſelben zur Ehre des Vaterlandes ſo kräftig als möglich zu führen. Ich fürchte nur außerordentlich, daß das Land in einer ſolchen Zuſage nichts Anderes ſehen wird, als nur die Bewilligung einer neuen ſchweren Auflage, die unter dem Vorwande — ſo möchte das Land ſprechen — eines neu ausbrechenden *Cabinetskrieges*[*]) ihm auferlegt wird. Erinnern ſich die Herren, die ſo ſchnell mit der Mojorität, die ſie jetzt zu haben glauben, eine beſtimmte abſchließende Anſicht der Kammer fertig kriegen wollen — erinnern ſie ſich doch einfach an das Schickſal der vorigen Natonalverſammlung. Dieſe hat ebenfalls in ihren erſten Schritten mit großer Beſtimmtheit ſich dahin erklärt, daß ſie Das, was man den Abgrund der Revolution nannte, dadurch ſchließen wolle, daß ſie ſagte, es ſei nie ein Krater dageweſen! Es iſt der Nationalverſammlung nicht gelungen, dieſen Krater zu ſchließen, und dadurch, daß Sie jetzt ſchon durch ein Majoritätsvotum die Revolution für geſchloſſen erklären, iſt ſie nicht zu Ende. Sie kann nur dadurch geſchloſſen werden, daß die *in ihr liegenden Principien in der Geſetzgebung einen vollen Ausdruck finden*, und daß ſie Dies thun, dazu ſind wir hier.

„In der That aber muß ich Sie fragen, *Was Sie eigentlich auf die Thronrede erwiedern wollen.* Erlauben Sie mir, meine Herren, auch hier ganz den praktiſchen Standpunkt feſtzuhalten.

„Es iſt uns geſagt worden, daß Adreſſen auf Thronreden conſtitutionelle Sitte ſeien, es iſt ſogar von Seiten des vorigen Redners das Wort: „conſtitutionelle Etiquette“ gebraucht worden, um zu empfehlen, daß auch

---

[*]) Vergl. gegen den Theaterblitz des Herrn v. *Vincke* und das Murren der Rechten die „N. B. Ztg.“ vom 17. März 1849.

wir auf die Thronrede eine Antwortsadreſſe erlaſſen ſollen.

„Meine Herren! Ahmen wir von conſtitutionellen Ländern doch nur Das nach, was gut iſt: die Sicherung der perſönlichen Freiheit, die Sicherheit für die unveräußerlichen Rechte der Staatsbürger. Hüten wir uns aber, ihnen darin nachzuahmen, wenn ſie ſich in bloßen Formen ergehen; hüten wir uns vor Allem, ſie in dieſen Formen zu überbieten! Das aber werden wir thun, wenn wir uns auf dieſe Thronrede einlaſſen.

„Die Thronrede, meine Herren, erſcheint mir, wenn ich ein Bild gebrauchen darf, wie jener bläuliche, mildernde Nebel, der ſich auf Bildern und in der Natur zwiſchen Auge und Ferne legt, und die Umriſſe der Dinge, namentlich die ſcharfen Umriſſe der fernen Felſengruppen, ſanft mildert. Meine Herren, die Thronrede, die vor uns liegt, iſt dieſer Art. Wenn man auch mit dieſem bläulichen Nebel zufrieden iſt, ſo muß ich mich doch ſehr beſtimmt dagegen erklären, wenn eine Thronrede ganz zum blauen Dunſt wird, der nicht bloß die Umriſſe der Gegenſtände umſchleiert, ſondern dieſelben ganz und gar dem ehrlichen Blick entziehen möchte. Und Das geſchieht durch dieſe Thronrede. Ich denke nicht im Mindeſten auf eine Kritik derſelben einzugehen, wozu von dieſer Tribune aus ſich Gelegenheit finden wird, wenn anders ſich eine Majorität, Was ich nicht erwarte, für eine ſolche Adreßdebatte finden ſollte. Erlauben Sie mir, meine Herren, nur ein paar ſo recht hervorſtechende Punkte Ihnen anzuführen. . . . . . . “

Präſident Grabow: „„Ich muß den Herrn Redner darauf aufmerkſam machen, daß es ſich jetzt darum handelt, ob wir überhaupt eine Adreſſe erlaſſen wollen. Ich glaube, wir können in dieſem Augenblick noch nicht auf die Debatte über den Inhalt der Adreſſe ſpeciell eingehen, und muß daher den Herrn Redner bitten, nur diejenigen Gründe zu entwickeln, die dahin führen, daß eine Adreſſe erlaſſen werde oder nicht.““

(Ruf auf der linken Seite: „Redefreiheit!“)

Abgeordneter Kinkel: „Bei der höchſten Achtung, die ich vor dem Ordnungsrufe des Herrn Präſidenten hege, muß ich doch errinnern, daß es gar nicht möglich iſt, eine Sache als unpraktiſch zu motiviren, wenn man mir nicht das Recht läßt, auszuſprechen und darauf einzugehen, welche concrete Geſtalt die Sache hat. Unmöglich iſt es, von den künftigen Leiſtungen eines Jünglings zu ſprechen, wenn ich nicht auf ſeine körperlichen und geiſtigen Anlagen Rückſicht nehmen darf.“

Präſident: „„Ich muß bemerklich machen, daß der Inhalt der Thronrede ſelbſt noch nicht Gegenſtand der Discuſſion ſein darf, ſondern daß der Redner nur die Gründe dafür entwickeln darf, ob wir eine Adreſſe erlaſſen wollen oder nicht. Dies iſt der Gegenſtand der heutigen Debatte, ſonſt würden wir der Debatte über die Thronrede ſelbſt vorgreifen. Ich würde alſo den Herrn Redner bitten, in der von mir angedeuteten Weiſe auf die Sache einzugehen.““

Abg. Kinkel: „Das Reglement läßt keine Reclamation gegen den Ordnungsruf des Herrn Präſidenten zu.“

Präſident: „„Ich bemerke, daß ich keinen Ordnungsruf gegen den verehrten Redner habe erlaſſen, ſondern nur mit Rückſicht auf die mir zuſtehende Leitung der Debatte darauf habe aufmerkſam machen wollen, welchen Gang die Discuſſion zu nehmen haben dürfte.““

Abg. Kinkel. „Indem ich mich alſo an den von dem Herrn Präſidenten mir vorgezeichneten Gang der Beweisführung bei meiner Rede anſchließe, will ich nur bemerken, daß in Bezug auf die Thronrede die Antwort, wenn ſie überhaupt erfolgt, entweder die Sätze der Thronrede beſtätigen, oder aber dieſen Behauptungen, die in der Thronrede vorkommen, energiſch ſich widerſetzen muß. Der Herr Präſident wird mir zugeben, daß es meine Berechtigung iſt, in dieſem Sinne auch auf die Thronrede ſelbſt einzugehen, weil . .“

Präſident: „„Inſofern Sie nicht eingehen auf das Specielle der Thronrede, und nur darüber ſprechen, ob eine Adreſſe zu erlaſſen ſei oder nicht.““

Abg. Kinkel: „Ich erkläre mich unter dieſen Umſtänden gezwungen, von den materiellen Theilen meines Vortrages abzuſehen und abzugeben. Ich kann mich nur an das rein Formelle der Sache halten. Ich will alſo der angegebenen Weiſung folgen, und nur noch ein Letztes Ihnen zu bedenken geben. Meine Herren! die Intereſſen, die ſich an dieſe Debatte über die Thronrede etwa knüpfen, ſcheinen mir weſentlich derart zu ſein, daß es ſich bei Allen, die dieſelben begünſtigen, mögen ſie auf der rechten oder der linken Seite ſitzen, um das Verhältniß dieſer Kammer zum Miniſterium ſehr weſentlich mit handeln wird.

„Meine Herren! Ich gebe Ihnen in dieſer Hinſicht einzig Das zu bedenken, daß wir vielleicht noch recht lange in dieſem Saale verſammelt ſein werden, daß wir — und hier wende ich mich namentlich an Sie, meine Herren von der rechten Seite — genothigt ſein werden, noch in einer Menge von Dingen mit einander zu berathen, wo wir auch in Ihnen wahre Freunde des Vaterlandes, wahre Beförderer ſolcher Geſetze zu finden hoffen, die zum Wohl des Volkes dienen werden. Ob die hier vor mir ſitzenden Männer (zu den Miniſtern gewendet) die dortige Bank einnehmen oder nicht, Das wird an unſern Verhältniſſen Wenig ändern. Es wird um ſo Weniger ändern, als die Miniſterien bekanntlich wechſeln, *wir* aber bleiben, und wenn wir nicht bleiben, ſo bleibt Das, wovon wir der Ausdruck ſind: das *Volk*, ſeine Forderungen, ſeine Wünſche — und dies wird ſich in irgend einer Weiſe ſchon wieder ſeine Vertretung zu verſchaffen wiſſen. Laſſen Sie uns, meine Herren, nicht auseinandergehen von dem erſten Anfange an! Sie können uns vielleicht durch ihre Majorität nöthigen, einzugehen auf die Debatte über eine Antwortsadreſſe, dann, meine Herren, werden wir zu Ihnen ſagen müſſen, Was Macbeth ſagt: „Sie haben mich an einen Pfahl gebunden, und ich muß *kämpfen!*“ Wir werden kämpfen. Wir haben das Princip der Volksſouverainetät, das wir vertreten, mit aller Kraft auch auf dieſem Formenboden durchzufechten, und da man ſich viel hitziger und leidenſchaftlicher um Formen, als um Sachen ſtreitet, ſo werden wir vielfach nicht in unſerer Bruſt allein, ſondern auch in den Parteien im Lande, die ſich ſchon ſchroff genug entgegenſtehen, eine wilde Leidenſchaft erwecken. Das dürfte nicht gut ſein für ſpätere friedliche Berathungen von Geſetzen, die wir Beide für gleich nöthig erachten. Meine Herren! es iſt allerdings die Stimme des *Volkes* von dieſem Saale abgeſchnitten. Das Volk iſt von dieſem Saale getrennt durch einen Conſtablerpoſten und ein großes Vordergebäude (Gelächter). Aber das Volk iſt da, und ſeine Stimme redet dennoch zu uns, wenn auch nur leiſe und flüſternd. Das Volk nun will raſche Hebung der ſocialen Uebel, es will ein feſtes Gebäude, auf dem die geſunkene Gewerbthätigkeit, auf dem Handel und Wandel wieder ſich aufbauen. Meine Herren! im *Namen des Volkes* mahne ich auch Diejenigen unter Ihnen, denen es wirklich Ernſt iſt mit dem Wohle des Volkes — und ich gebe mich gern dem Glauben hin, daß Sie *alle* zu dieſer Kategorie gehören — *gegen* die Adreſſe zu ſtimmen!“ (Langes Bravo von der Linken.)

Wir wiſſen, daß auch dieſe Mahnung fruchtlos vorüberging, wiſſen, daß die Majorität der Berliner Nationalverſammlung die zweideutige Thronrede mit einigen höflichen und eben ſo zweideutigen Phraſen beantwortete. Am 23. März hielt *Gottfried Kinkel* eine Rede voll heiliger Entrüſtung über dies Machwerk, indem er zunächſt an den berüchtigten Satz über das Heer *) anknüpfte:

„Meine Herren! Es iſt heute von einem Redner von dieſer (der rechten) Seite des Hauſes hervorgehoben worden, daß die *Verſöhnlichkeit* unſer Streben ſein müſſe auch in der Behandlung der Heeresfrage. Ich

---

*) Der Satz lautet: „*Freudig* erkennen auch wir, daß Preußens Heer in *Tagen des Kampfes* ſeinen *Kriegsruhm*, in *ſchwereren Prüfungen* ſeine *Treue* bewährt hat.“

erkenne Das an, ich muß aber dann fragen, ob nicht ſchon eine Herausforderung für dieſe (die linke) Seite des Hauſes darin liegt, daß ein ſolcher Satz, wie dieſer, überhaupt in die Adreſſe aufgenommen werden ſoll?

„Sie ſprechen zunächſt, meine Herren, von dem „Kriegsruhm in Tagen des Kampfes.“ Es iſt gekämpft worden in Berlin, es iſt gekämpft worden in Poſen, und für Poſen iſt unſtreitig ſelbſt die Möglichkeit vorhanden, von einem Kriege zu reden, indem hier faktiſch zwei Nationalitäten auf einander geprellt ſind. Sie hätten wenigſtens die Rückſicht haben ſollen, dieſe Kämpfe zu unterſcheiden von den Kämpfen in Schleswigholſtein — wenn nicht aus Parteigerechtigkeit, ſo doch aus Menſchlichkeit!

„Die Kämpfe in Schleswigholſtein ſind mit Heldenmuth geführt worden, Das iſt eine Thatſache, die ich nicht beſtreite. Es fragt ſich aber, ob dieſer Krieg, der weit mehr ſchmerzliche als freudige Erinnerungen in unſere Geſchichte vererben wird, eine Erwähnung in der Adreſſe verdient. Es hat dieſer Krieg unſern Handel ruinirt, er hat geendigt mit einem Waffenſtillſtand, der in ganz Deutſchland zwei Parteien hervorrief, einen Waffenſtillſtand, für den ſich in der Frankfurter Nationalverſammlung nur eine ſo kleine Majorität fand, daß eben dieſer Friedensſchluß es war, der, um ein vielgebrauchtes Bild anzuwenden, wirklich die Fackel der Zwietracht in alle Deutſche Verhältniſſe warf. Ich kann Das keinen Kriegsruhm nennen, wenn der Krieg ſo ungemein rückſichtsvoll geführt wird und ſo überaus menſchlich, daß trotz den vorangegangenen Worten doch — kein Dorf in Jütland abgebrannt wurde! (Bravo!)

„Wir haben Anläſſe gehabt, in denen ein Heer ſich bewähren konnte. Wenn einmal von Kriegsruhm die Rede ſein ſollte — ich meine von dem reinen Drauf- und Dreinſchlagen — ſo hätte man ja allenfalls gegen Neuſchatel hinlängliche Gelegenheit gehabt, ihn zu erwerben, wo man ſich nicht gegen Inſurgenten oder mit Soldaten von Kaſernendreſſur zu ſchlagen hatte, ſondern gegen republikaniſche Milizen!

„Sie ſprechen ferner in Ihrer Adreſſe von „Treue in ſchwereren Prüfungen.“ Liegt nicht darin wieder für uns die größte Kränkung? Ich weiß, meine Herren, daß viele Soldaten damals — denn wovon Sie reden, das kann doch nur der Conflict im November ſein — mit ſchwerem Herzen ihre Pflicht gethan haben. Das, was die Soldaten damals thaten, das nennen Sie einen Akt der Treue. Uns iſt dies Ereigniß ein Rechtsbruch: es iſt bewaffnete Macht angewendet worden, das beſtehende Staatsrecht zu brechen und die Stimmen, die ſich gegen dieſen Rechtsbruch in der Mehrheit der Nation erhoben, zum Schweigen zu bringen. (Murren auf der Rechten, Bravo! auf der Linken.)

„Wenn Sie einen Soldaten, der dazu hilft, einen gehorſamen nennen, ſo habe ich Nichts dagegen einzuwenden; das Wort Treue aber ſetzt mir etwas Höheres, es ſetzt mir voraus, daß ſich ein volles Bewußtſein, daß ſich eine freie Möglichkeit mit der Treue verbindet, auch untreu ſein zu können. Ich behaupte aber, daß dieſe Möglichkeit der Prüfung für die Soldaten nicht ſtattgehabt hat, von denen man damals nicht die Einfluſſe einer volksfeindlichen Partei, von denen man aber die Einfluſſe des Volksgeiſtes ſelbſt nur zu oft ferngehalten hat. Wenn ein Vorredner (der Abgeordnete Stiehl) davon ſpricht, daß nach der Rede eines Franzöſiſchen Generals das Heer eine „ſittliche Macht“ ſein ſolle, ſo glaube ich, daß ich darauf Nichts mehr zu erwiedern habe; denn als die Nationalverſammlung in Paris jene empörende Rede des Windiſchgrätz von Algier, des alten Haudegens Bugeaud, desavouirte, da gab ſie bereits die Antwort auf die Rede meines Vorredners. (Bravo!)

„Die Treue, meine Herren, die ſie dem Heere nachrühmen, iſt eben deßhalb ein ſo ſchmerzlicher Gehorſam, weil in den meiſten Fällen leider die Angſt es iſt, die dieſen willenloſen, ſtummen, ſeiner Handlungsweiſe nicht ſich bewußten Gehorſam hervorbringt. Läugnen ſie Dies, ſo machen Sie erſt einmal die Militairgerichte öffentlich, ſtellen Sie einmal jene Gerichte vor das Forum des öffentlichen Urtheils, in denen es ſo leicht wird, den Soldaten hart zu beſtrafen, wenn er bürgerfreundlich iſt, und in denen es wiederum ſo leicht wird, alle Ausſchweifungen der Soldaten, von Schweidnitz u. ſ. w. herab, mit Nacht zu bedecken. Stellen Sie den Soldaten erſt unter die Bürger hin, und geben Sie ihm die Möglichkeit, ein Urtheil ſich zu bilden in Bezug auf politiſche Dinge und ſich nach freier Ueberzeugung zu entſcheiden — und dann ſprechen Sie von Treue des Heeres! Heut aber will ich von Ihnen nur das Wort Gehorſam hören!

„Ich fordere, daß die Treue, wo ſie vorhanden iſt, auch Zeugniß ablege von andern inneren Eigenſchaften des Menſchen, daß ſie wurzele in einer reinen Menſchlichkeit. Dieſe reine Menſchlichkeit haben wir aber nur zu oft bei unſern Soldaten vermißt, und ich will nicht unterſuchen, wo wir den Grund dieſes Vermiſſens ſuchen ſollen, ob er häufiger liegt in der Brutalität, zu der junge Leute kommen müſſen, wenn ſie, dem Familienkreiſe und der bürgerlichen Geſellſchaft entzogen, in einer Kaſerne zuſammengepfercht werden wie die Janitſcharen — oder ob er mehr darin liegt, daß auch im Officierſtande eine Partei ſtark vertreten iſt, welche die alten gebrochenen Staatseinrichtungen vollſtändig wiederherſtellen will, und aus dem Heer freilich kein treues, aber ein gehorſames Werkzeug ſich ſchaffen möchte.

„Es iſt geſagt worden, daß gegen die Soldaten — der Herr Kriegsminiſter hat es ſelbſt geſagt — Meuchelmord vorgekommen ſei. O meine Herren, laſſen Sie uns nicht auf dieſen Punkt eingehen; denn die Beiſpiele liegen nur zu zahlreich vor, wo der von Soldaten begangene Mord bloß darum nicht für Meuchelmord gilt, weil er nicht mit dem Knittel oder Pflaſterſtein, ſondern mit dem Bajonette begangen iſt! Der Geiſt, den Sie im Heere ſchützen, dem Sie heut ein Vertrauensvotum geben wollen, der Geiſt, den ſelbſt die gerechte und mäßig geſinnte Partei auf dieſer (der rechten) Seite des Hauſes anerkennen möchte, dieſer Geiſt iſt derſelbe Geiſt, als deſſen Opfer Robert Blum gefallen iſt — (Heftiger Ausbruch der Unruhe auf der Rechten.) *und gegen dieſen Geiſt führt uns in den Kampf Robert Blum's Schatten!* (Links lebhaftes Bravo, rechts Ziſchen und Tumult.)

„Ich weiß, *Sie* loben dieſe Treue, *Sie* geben dieſem Geiſte ein Vertrauensvotum. Ich begreife es. Hat doch ein Mitglied von dieſer Seite des Hauſes, der Graf *Bismark-Schönhauſen*, dem ich danke für ſein männlich geſprochenes Wort, es hingeſtellt, daß noch eine Entſcheidungsſchlacht kommen wird, und für dieſe Entſcheidungsſchlacht, für welche wir den *Geiſt*, den *Hunger*, die *Noth*, das *Proletariat* und den *Zorn des Volkes* in den Kampf führen — für dieſe *bedürfen Sie den Gehorſam des Heeres!* Ja, meine Herren, auch ich habe aus freudiger Bruſt jenem Manne zugejauchzt, als er von dieſer letzten Entſcheidungsſchlacht ſprach!

„Ich habe rückſichtslos von dieſer Tribüne geſprochen, denn ich bin nicht der Anſicht, daß ein Mann ſein Wort verdecken ſoll aus dem Grunde, welchen Herr v. *Vincke* ſo eben angab, daß es bedenklich und gefährlich ſei, wenn man nicht hübſch diplomatiſch mit dem Heer verführe in einem Augenblicke, wo uns vielleicht ein Europäiſcher Krieg droht. Wir fürchten auch den Europäiſchen Krieg nicht; denn wenn Deutſchland erſt einen Europäiſchen Krieg zu führen hat, dann werden ſeine Fürſten wieder einmal wiſſen, daß ſie die Fäuſte ihrer Völker dazu brauchen: — wir fürchten den

Kampf mit Europa dann am Wenigſten, wenn es uns gelungen iſt, das Heer in ein wirklich volksthümliches zu verwandeln: Wir fürchten den Krieg nur, wenn er ein Cabinetskrieg iſt. Iſt er ein volksthümlicher Krieg, dann ſchlagen wir ihn mit Truppen, welche nicht nöthig haben, in der Kaſernenſperre dreſſirt zu ſein. Iſt er kein volksthümlicher Krieg, dann wird dies „herrliche Heer“ ebenſo gut wie ein früheres — ſein Jena finden!“ (Bravo! von der Linken.)

Ein Berliner Blatt *) ließ ſich folgendermaßen über die revolutionaire Bedeutung dieſer Rede aus: „Den Kampfpreis des Tages hat aber Kinkel aus Bonn errungen. Er war der Redner der Revolution, der der bebenden Rechten das mene tekel deutete, der zu ihrem Schrecken den Schatten Robert Blum's, des Hingemordeten, heraufbeſchwor, der die Noth, den Hunger, das Proletariat als Verbündete der Demokratie aufrief. Die Rechte war von ſeiner plaſtiſch ſchönen Rede wie zerſchmettert; nur der Koſſäth Schwerin ſtarrte wie gewöhnlich ſtumpfſinnig in's Blaue. Kinkel hat allein die Wahrheit geſagt und Nichts als Wahrheit. Die Halben jener Partei mögen ihn ſchelten, das Volk wird ihm danken. Er iſt der Redner, der Fürſprecher des Proletariats. Und wo giebt es einen ſchönern Beruf?“

---

*) Die „Berliner demokr. Correſpondenz“ vom 24. März 1849.

2.

Am 10. April ſtattete Kinkel vor ſeinen Wählern in Bonn einen Bericht über ſeine bisherige Wirkſamkeit in Berlin ab. Die an einer Seitenwand angebrachte einfache, aber zierliche Bürgerkrone und das vielſtimmige freudige Bravo, das ſeiner Rede folgte, bewieſen, wie ſehr ſich Jener die Sympathieen ſeiner Mitbürger erhalten hatte.

Nur dieſen Einen Tag verweilte er in ſeiner Vaterſtadt; ſein Gewiſſen, ſeine Pflichttreue erlaubten ihm nicht, unnützerweiſe auch nur eine einzige Sitzung zu verſäumen. Johanna begleitete mit ihren Kindern den Geliebten nach Berlin, da es den Anſchein gewann, als würden die Kammern noch längere Zeit dort zuſammenbleiben.

Die „Neue Bonner Zeitung“ fand, ſeit Kinkel nach Berlin gekommen, hier eine große Verbreitung. Jener hatte bisher *zu viel* an dieſem Blatte gearbeitet, indem er die Lokal-Intereſſen mehr, als nöthig berückſichtigte, und dadurch der Verbreitung des Journals über ſeine engere Heimath hinaus ein Hinderniß in den

Weg legte. Das begriff er nun aus der Ferne, und änderte fortan dieſen lokalen Ton in den meiſten Artikeln. Der Erfolg lehrte die Richtigkeit dieſer Veränderung, die Zeitung gewann faſt um das Doppelte an Abonnenten.

Unter den zahlreichen Aufſätzen Kinkel's aus der Zeit ſeines Berliner Aufenthaltes machen mir namentlich auf diejenigen aufmerkſam, welche unter dem Titel „Nebelbilder aus Berlin“ ſich in No. 91—96, ferner in No. 98 und 101 der „N. B. Ztg.“ vorfinden, und größtentheils Schilderungen aus dem parlamentariſchen Leben der zweiten Kammer enthalten. Wir theilen zwei dieſer Feuilleton-Artikel mit, von denen ſich beſonders der letztere durch treffenden Humor auszeichnet:

Die Rechte in der zweiten Kammer.

„In der Theologie haben wir ſeit einer Reihe von Jahren viele Geiſter ſich abringen ſehen, Philoſophie und Religion mit einander in Einklang zu bringen: eine der undankbarſten Beſtrebungen, denn Diejenigen, die ſich ihr unterzogen, waren der Spott aller Klardenkenden, und wurden nur von Solchen bewundert, die alles Myſteriöſe für beſonders tief halten; gerade weil ſie Nichts davon begreifen. Ganz auf derſelben Bahn finden wir jetzt in der Politik eine große Anzahl von Perſönlichkeiten, welche ſtatt des einfachen Menſchenverſtandes eine gewiſſe überſpannte Geiſtreichigkeit beanſpruchen. Sie mühen ſich ab, der Welt zu beweiſen, daß ſie nicht hinter dem freiheitsathmenden Zeitgeiſt zurückgeblieben ſind, und wollen dennoch an der Monarchie feſthalten. Sie bringen ganz dieſelbe Ideenverworrenheit zum Vorſchein, wie die Schleiermacherianer, die ein Centrum zwiſchen der äußerſten Rechten Hengſtenberg's und der Montagne Strauß-Feuerbach vermitteln wollen. Nur der ganz dummdreiſten Orthodoxie iſt es noch möglich geweſen eine Art von Conſequenz zu retten. Das theologiſche Centrum hat ſich in einen Urwald von Widerſprüchen verwickelt, in dem es nur von der gemäßigten Rechten in der Nationalverſammlung übertroffen wird Dagegen ſtehn die orthodoxen Monarchiſten, wie Kleiſt-Retzow und Bismark-Schönhauſen, deren Glaube Berge verſetzen (d. h. den dicken Herrn v. Vincke nach links ſchieben) kann, wahrhaft achtungswürdig da. Eine Geißel für die Widerſprüche der Rechten iſt v. Berg, welcher mit logiſcher Schärfe dieſelben in kurzen Erwiederungen an's Licht zu ziehen und trefflich zu verſpotten weiß. Gerade wie bei einer Predigt die Leute am Meiſten erbaut werden, wenn ihnen ihre Sündhaftigkeit am Schärfſten vorgehalten wird, ſo iſt die Rechte am Allerſtillſten, wenn einer von den Gegnern ihrer falſchen Politik ihnen ſo recht unwiderleglich den Spiegel vorhält. Spricht aber einer von den Ihrigen, ſo ein echter Repräſentant ihres Syſtems, der den ganzen Schelling erſchöpft, um zu beweiſen, daß Schwarz eigentlich Weiß ſei, ſo fängt erſt ein leiſes Geräuſch an, das bald in ein allgemeines Räuspern, Schneuzen, Hin- und Hertrippeln von einem Platz zum andern übergeht, und ſich den Tribunen und allen Theilen des Hauſes mittheilt — wieder genau wie bei einer ſchlechten Predigt. Merkwürdigerweiſe haben faſt Alle von der Rechten hohe Diskantſtimmen, im Gegenſatz zu dem vollen Baß, der in der Linken vorherrſcht: ein Contraſt, der bei den namentlichen Abſtimmungen beſonders komiſch auffällt. Auch iſt der näſelnde Ton auf jener Seite faſt allgemein, und in der Debatte über die Deutſche Frage trat nicht ein einziger Redner — Vincke nicht ausgenommen — von dieſer Partei auf, der ohne heftig zu ſtottern ſeine Rede zu Ende brachte. Bei Einigen iſt dies Steckenbleiben ſo häufig, daß ſie den Eindruck von Schulknaben machen, die ihre Lection nicht können. Es muß trotz dem oft berufenen geſunden Sinn des Volkes noch unvernünftig viel Werth auf Stand und Würden gelegt werden — ſonſt hätten nicht ſo manche unſäglich talentloſe Menſchen, die nicht einmal ihren Gedanken einen deutlichen Ausdruck zu geben im Stande ſind, in dieſe Verſammlung gewählt werden können!

„Alſo einestheils die aufrichtige Vornirtheit, anderntheils die Phariſäerklugheit wirken vereint von jener Seite gegen die Linke, welche alle Waffen des Lichtes, des wahren Genies ihr entgegenwendet. Nicht umſonſt wird der Zutritt zu den Tribunen vom Miniſterium ſo hartnäckig erſchwert, denn — Wer ſelbſt prüft, der verläßt nicht unüberzeugt dieſe Stätte.“

Weiſe Staatsformen.

„Kürzlich machte ich eine Reiſe nach Oranienburg, und traf im Poſtwagen mit Paſſagieren aus verſchiedener Herren Ländern zuſammen, mit denen ich alsbald in ein politiſches Geſpräch mich einließ, wie Das heutzutage unvermeidlich iſt. Einer war aus dem Lande Madſchipuck zu Hauſe, welches ſo verſteckt liegt, daß noch kein Landkartenmaler im Stande war, es richtig den Ländern der Erde anzureihen. Dieſer Mann hatte ſich wegen eines Preßproceſſes flüchten müſſen, den er ſich zugezogen weil er gegen das Staatsgrundgeſetz geſchrieben Es beſteht aber dieſes Geſetz darin, daß in Madſchipuck die Schulmeiſterwürde erblich iſt. Vergebens hatten die aufgeklärteren Madſchipuckianer ſeit Jahrhunderten bewieſen, daß es dem Menſchenverſtande widerſtreite, wenn der dumme unmündige Junge eines Schulmeiſters bei dem frühen Tode ſeines Vaters ohne alles Examen in deſſen Stelle einrücke — die guten Bürger von Madſchipuck ſchalten Jene: „Wühler“ und „Anarchiſten“, und ein ſehr gelehrter Profeſſor, der ein Buch über Politik geſchrieben hatte, wies nach, welcher „Sturm des Parteilebens“, welcher „Spielraum für den Ehrgeiz“ daraus entſtehen könnte, wenn der Schulmeiſter hinfüro nach ſeiner Befähigung gewählt würde. Dies flößte obigen guten Bürgern einen ſolchen Schrecken ein, daß ſie um der Ruhe und Ordnung willen lieber den erſten beſten Eſel als Schulmeiſter behielten.

„Der andere Paſſagier war aus dem Lande Mudſchipack, das auf einer unentdeckten Inſel liegt, wohin noch keine Dampfboote gehen. Dieſer meinte: mit dem erblichen Schulmeiſter, Das ſei noch nicht ſo ſchlimm, aber bei ihnen in Mudſchipack, da bedinge die Verfaſſung, daß die Doktorwürde erblich ſei, und zugleich alle Aerzte, Feldſcheerer, Hebammen 2c. 2c. unverantwortlich. Dieſe Doktorenbureaukratie, ſagte er, iſt ſehr mißlich. Ein Examen wird von keinem Doktor gemacht, und deßhalb haben wir zu ihren Mitteln kein Vertrauen. Nun behauptet der Medicinalangelegenheiten-Miniſter, es würden gewiß nicht mehr ſo viel Leute ſterben, wenn nur das Vertrauen wiederkehre. Um uns nun dies Zutrauen einzuflößen, haben ſich unſere Quackſalber in eine wahre Wuth zu kuriren hineingeworfen. Dem halben Staat ſind Blutegel und Aderlaſſe octrovirt worden. Die Bürger ſchreien: wir haben Kräfte zu wenig, wir müſſen nahrhafte Koſt haben! „Beſchränkter Unterthanenverſtand!“ ſchreien die Aerzte, und octroviren noch Amputationen vollkommen geſunder Glieder dazu, um nur die Patienten zum Schweigen zu bringen.“

„Iſt es möglich — rief Der von Madſchiwuck aus — und Mudſchipack empört ſich nicht gegen eine ſo widerſinnige Staatsform?“

„Das hat ſeinen Haken — antwortete der Mudſchipackianer — denn die andere Hälfte des Staates beſteht größtentheils aus den Apothekern, und da dieſe ſich trefflich bei der angeſtammten Medicinalwirthſchaft befinden, ſo ſtützen ſie dieſelbe mit allen Kräften. Der feſteſte Kitt aber für die Ruhe und Ordnung ſind die Geiſtlichen der Staatskirche von Mudſchipack, welche allſonntäglich predigend den lieben Gott dafür preiſen, daß er Alles ſo vortrefflich eingerichtet habe, und das Volk nöthigen für ſeine Doktoren zu beten. Für dieſe Predigten erhält die Geiſtlichkeit von den Apothekern das Räucherpulver frei, und das Volk, das vor octroyirtem Rhabarber, Schröpfköpfen, Pflaſtern und Fontanellen kaum mehr auf den Beinen zu ſtehen vermag, hat zum Lohn für ſeine Geduld das Glück ſich abzuarbeiten, um ſeinen Doktoren obengenannte Wohlthaten theuer bezahlen zu dürfen, bis der Tod es von ſeinen Pflichten erlöſt. Vergebens haben die Patienten darauf hingewieſen, daß keine Krankheit ſo ſchlimm ſei, als dieſe octroyirten Arzeneien; unſere Aerzte indeß wollen unter keiner Bedingung von ihren edlen Aufopferungen für die Menſchheit erlöſt ſein.“

„„Meine werthen Bürger von Madſchipuck und Mudſchipack — antwortete ich — tröſten Sie ſich, denn wir ſind in unſerm Staat noch viel übler dran! Zwar müſſen unſre Schulmeiſter und Feldſcheerer ein Examen machen, ſogar die Befähigung zum Unterricht im Clavierzymbelſchlagen muß nachgewieſen, und dafür ein Gewerbeſchein gelöſt werden. Jeder Schuſter muß in die Lehre gehen, und jeder Soldat 3 volle Jahre daran ſtudieren, Was rechts, links, vorwärts und zarrrruck! heißt. Aber, Sie werden es nicht für möglich halten — bei uns iſt **die Königswürde erblich!!**

„„Das Individuum, welches die Fäden des Staatsgewebes in ſeiner Hand centraliſirt, deſſen Blick die weiteſten Fernen überſchauen, die dunkelſten Falten durchleuchten ſoll, in deſſen Willen eine nahezu göttliche Gewalt gelegt iſt, dies Individuum wird bei uns nicht nach ſeinem Genie, noch nach den Proben, die es von ſeinem redlichen Wollen und ſeiner Kraft abgelegt hat, von der überzeugten Maſſe frei gewählt, ſondern es bleibt dem blinden Zufall überlaſſen, ob das Schickſal von Millionen von der Laune eines charakterloſen, dummen oder böſen Menſchen, oft von einem Narren, Säugling, Trunkenbold oder einem noch ſchlimmeren Sünder abhängt. Gewiſſermaßen ſind alle andern hohen Staatsämter ebenfalls erblich, indem gerade zu den wichtigſten nur die Söhne hoher Familien zugelaſſen werden: in der Regel beſteht aber der Stolz einer *hohen Familie* darin, ſich nie durch körperliche oder geiſtige Arbeit angeſtrengt zu haben. *Je fauler — je vornehmer.*

„„Unſre Landsleute von gemeinem bürgerlichen Verſtand haben ſchon lange darauf angeſpielt, daß Könige und Miniſter, die Nichts gelernt, und auch kein Examen gemacht hätten, Nichts taugten. Da ſind aber die Phariſäer und Schriftgelehrten, die den *natürlichen* Verſtand verachten, mit ihren *übernatürlichen* Spitzfindigkeiten darüber gekommen, und haben geſagt: ein *leeres* Oberhaupt thäte dem Staate Nichts, denn der Name „König" ſei fortan nur ein Symbol, und ſie wollten ſchon für ihn und ſeine Sippſchaft das Denken übernehmen. Sie nennen dies eine conſtitutionelle Regierung. Da haben wir natürlichen Menſchen gefragt, wozu wir denn die koſtſpieligen Symbole noch ferner nöthig hätten, und darauf haben ſie — keine Antwort gewußt.""

„Als ich den beiden Paſſagieren noch ferner auseinanderſetzte, Was alles in einem Lande vorkommen kann, wo das allerſchwerſte Amt erblich und unverantwortlich iſt, und wie die Leute durch das Geſetz geplagt ſind: ſich ihre Angelegenheiten, die ſie ſelber am Beſten verſtehen, von ungeſchickten Behörden vormaßregeln zu laſſen; wie ihnen ihr mühſam erworbener Beſitz verfault und verdirbt, weil ſie oft Jahre lang auf die Erlaubniß warten müſſen, ſich deſſen zu bedienen; wie in ihr Kommen und Gehen, in ihr Reden und Schreiben ſich ſtets eine fremde Naſe von Oben ſteckt, die ſie nicht ſchneuzen dürfen — da gingen die Bewohner von Madſchipuck und Mudſchipack in ſich, und bekannten, daß die Grundgeſetze ihrer Staaten noch nicht die am Weiteſten von der menſchlichen Vernunft entfernten ſeien."

Gottfried Kinkel war es, der noch vor Auflöſung der zweiten Kammer in der Sitzung vom 26. April die Parole der Zukunft, die Parole: **„ſociale, demokratiſche Republik!"** von der Tribune herab der Regierung entgegenzuſchleudern gewagt hat. Miniſter v. Manteuffel denuncirte in ſeiner berüchtigten Vertheidigungsrede des Belagerungszuſtandes eine Rede

Kinkel's als hochverrätheriſch, in welcher Dieſer als Abgeordneter zum demokratiſchen Congreß in Berlin die Stellung der Socialiſten am Rhein geſchildert hatte. Kinkel erwiederte:

„Meine Herren! Der Herr Miniſter des Innern hat geſtern aus den Berichten des im Herbſt hier gehaltenen demokratiſchen Congreſſes einen Auszug meiner damals gehaltenen Rede verleſen. Ich weiß zwar nicht, Was ein Bericht eines Rheiniſchen Deputirten zu dieſem Congreß mit dem Berliner Belagerungszuſtand zu thun hat. Es verſteht ſich aber von ſelbſt, daß ich für jedes Wort dieſer Rede auch heute noch einſtehe, und wenn ſie dem Miniſterium ſo hochverrätheriſch erſcheint, ſo wird es mir großes Vergnügen machen, ſie vor einem Geſchworenengericht zu verantworten. Nur muß ich fordern, daß die Mittheilung genau ſei, daß man einer Verſammlung, wie dieſer, auch Akten vorlegt, die authentiſch ſind. Ich nehme es dem Berichterſtatter allerdings nicht übel, wenn er noch einige Irrthümer hereingebracht hat; denn *noch* hat *unſere* Partei keine ſtenographiſchen Bureaux zur Verfügung. Indeß iſt jener Congreß öffentlich geweſen, und der Eingang zu ſeinen Tribunen war viel leichter, als in dieſem hohen Hauſe; ich kann mich daher auf viele Ohrenzeugen berufen. Worte, wie: *Pfaffen* liebe ich in öffentlicher Rede nicht zu gebrauchen, weil ich dieſen unliebſamen Ausdruck gegen einen Stand, in dem ich immer noch viele wackere Männer meiner Geſinnung nicht bloß liebe, ſondern verehre, überhaupt nicht mit dem Decorum einer öffentlichen Rede vereinbar halte. Andererſeits habe ich mich aber auch ſchärfer ausgeſprochen, und Dies muß ich berichtigen, weil ich eine Idee in mir trage, die mich nöthigt ihr Bekenner zu werden. Der Herr Miniſter verlas eine Erzählung, nach welcher unter dem Donnern der Juniſchlacht der Verein, zu deſſen Directorium zu gehören ich die Ehre habe, ſich für die Republik erklärt hätte. Wenn mit dieſem „ſich erklären“, was ein zweideutiges Wort iſt, etwa gemeint ſein ſoll, daß wir damals die Republik für die natürlichſte und vernünftigſte Staatsform anerkannt hätten, ſo hatte ein Rheiniſcher Volksverein nicht nöthig, damit bis zum Juni zu warten. Nein, meine Herren, ich habe meine Geſinnungsgenoſſen beim Congreß einen Beweis geben wollen von dem Edelmuthe, der ſtets im Volke wohnt, und ihm den Muth giebt, ſich treu dem Unterdrückten zuzuwenden: ich habe erzählt, daß unter dem Donnern der Juniſchlacht wir zur **demokratiſchen Republik** uns bekannten in dem ganz geſetzmäßigen Sinne, daß wir dieſe Staatsform, daß wir alſo den Socialismus, daß wir den Staat der Arbeit, in welchem es nur Arbeiter und keine Faullenzer mehr giebt, für die einzige in Deutſchland künftig haltbare Staatsform erklärten. Daß ich nun mit ſolcher theoretiſchen Erklärung vor meinen rheiniſchen Geſetzen durchaus nicht rechtlos geworden bin, Das ſieht jeder Vernünftige. Ob wir aber in jener Ueberzeugung uns geirrt haben und noch irren, Das, meine Herren, wird nicht durch Parlamentsdebatten, am Wenigſten aber von dieſer Tribune entſchieden.“

Am folgenden Tage ward die zweite Kammer aufgelöſt, die erſte vertagt. Kinkel ſchrieb:*)

„Es iſt geſchehen, Was man lange voraus ahnte: die Volksvertretung iſt geſprengt, und einige blutige Opfer ſind ſchuldlos und nutzlos in Folge der Aufregung gefallen, welche dieſer neue Gewaltſchritt der Regierung hervorgebracht hat. Eine Revolution wird um dieſer Vertretung willen nicht ausbrechen: die ſchlagbereiten Klaſſen der Arbeiter haben nie ein rechtes Herz gehabt zu einem ſolchen Zweikammer-Gegenſpiel und die erwerbluſtigen Burger ärgern ſich zwar, weil ſie nun das Mißtrauen und den Bankerott permanent vor Augen ſehen, aber die Bourgeoiſie legt in ſolchen Kriſen ſtets mit ſtummer Verzweiflung die Hände in den Schooß, und ſchlägt ſich nicht. Die großen Novembertage kommen für Berlin nicht wieder, in denen die Revolution geſetzmäßig war und alle Herzen ihr entgegenſchlugen: Preußens zweite Schilderhebung wird jetzt ebenſo an ein ganz zufälliges Ereigniß anknüpfen, wie ſeine erſte im März oder die Februarrevolution in Paris. Jeder Tropfen Blutes, der wegen dieſer Kammerauflöſung flöſſe, wäre ſo nutzlos wie die Opfer von geſtern. Die Geſchichte der erſten geſetzgebenden Verſammlung Preußens, welche ſeit 24 Stunden der Vergangenheit angehört, liefert dem Volke einen Beweis, der für ſo Manchen noch eine Nothwendigkeit war: ſie beweiſt, daß die Monarchie in einer revolutionairen Zeit ſelbſt innerhalb conſtitutioneller Schranken weder dem Volkswillen ſich fügt, noch mit demſelben fertig wird. Eine Volksvertretung mit demokratiſcher Wahlart läßt ſich nun einmal in das Syſtem einer Conſtitution nicht einfügen: von den beliebten Stichworten der blaſſen Liberalen, die ſo langweilig von „demokratiſch-conſtitutioneller Staatsform“ und „demokratiſcher Monarchie“ faſeln, kann unter Vernünftigen ſeit dem Berliner 27. April nicht mehr die Rede ſein.

---

*) Neue Bonner Zeitung. Jahrgang 1849. No. 100.

„Es war unſere Aufgabe, dieſe Wahrheit unſerm duſelnden Volke klar zu machen, und ſie wird zwar nicht auf den Rhein, wo man jene blaſſen Liberalen längſt ausgepfiffen hat, jedenfalls aber auf die öſtlichen Provinzen tiefen Eindruck machen. Sie werden die Augen aufthun und erkennen. Was ſie an ihrer vielbelobten Verfaſſung haben, und wie feſt durch eine Conſtitution die Durchſetzung des Volkswillens geſichert iſt! Meine Leſer am Rhein erinnere ich an manche Leute, die in unſern Parteivereinen im Juni noch ſo eifrig gegen die Republik ſprachen, und heute ſeit der Malmö-Geſchichte ſo entſchieden für dieſe Staatsform ſind. Gerade dieſe Umwandlung des Sinnes mußten die öſtlichen Provinzen noch durchmachen, und von geſtern an hat dieſer Gährungsproceß begonnen.

„Wir ſind aufgelöſt, weil wir den Volkswillen darſtellten. Eine kleine Majorität hatte anfangs das

Miniſterium: Schritt vor Schritt kämpfend, rangen wir ſie unſern Gegnern ab. Die volksfeindlichen Geſetze derſelben verwandelten wir in machtloſe Warnungstafeln. Dem deutſchen Volke, das ſeine Einheit, aber auch die Anerkennung ſeiner eignen Souverainität will, boten wir in der Verfaſſungsfrage unſern Beiſtand, und bewieſen durch anſehnliche Majorität, daß in Preußen das Volk keinen Sonderpatriotiſmus will. Wir forderten eine großherzige und muthvolle Politik in den vaterländiſchen Fragen, während die Regierung eine kleinliche und pfiffige will. Dazu kam die Verhandlung über den Belagerungszuſtand; Vernunft und Recht ſtanden auf der Seite von Waldeck's Antrag, und unſern Gründen wichen die Centren. Mit einer Majorität von 43 Stimmen warfen wir dem Miniſterium ſeine Ungeſetzlichkeit vor: es wurde lächerlich, als es den Verſuch machte, ſich zu vertheidigen, als zuletzt noch Bucher's feine Beredſamkeit die Nichtigkeit all' der Gründchen und kleinen Verdächtigungen erwies, mit denen Manteuffel die Erhaltung des Belagerungszuſtandes gerechfertigt hatte. Das iſt der wirkliche Stand der Thatſache: das Miniſterium iſt in all' ſeinen Schritten durch uns gerichtet worden.

„Und nun leſe Jeder die ſeichten Gründe, die man von ſeiner Seite als Rechtfertigung dieſes neuen Gewaltſchrittes im Staatsanzeiger von heute aufſtellt! Sollte man es glauben — dies Miniſterium, das mit allen möglichen Ränken anfangs eine kleine Majorität ſich geſchaffen hatte, das manche Abſtimmungen bloß durch ſeine zwei Abgeordnetenſtimmen möglich machte, — dies Miniſterium der erſchlichenen Majorität erklärt jetzt, daß man dem Zufall, der bei dieſem Stimmenverhältniß herrſche, die Geſetzgebung nicht anvertrauen könne! Aber warum hat das Miniſterium denn nicht früher dies zarte Gewiſſen gezeigt, als ihm noch dieſe ſchwache Majorität zu Gute kam? Warum hat es die große Majorität verſchwiegen, die wir ihm gegenüberſtellten in der Frage über die Rechtmäßigkeit des Belagerungszuſtandes? Lag darin nicht der Beweis, daß wir ſehr bald in allen wichtigen Fragen zu recht ſtarker Majorität durchdringen, und alle ſeine volksfeindlichen Geſetze zerſchmettern würden? Nein, wir ſind nicht aufgelöſt wegen zu ſchwacher, ſondern gerade wegen übermächtig werdender Majoritäten! Und Was ſoll man nun zu dem zweiten Grunde der Rechtfertigungsſchrift ſagen, daß die Kammer ihre Befugniſſe überſchritten hat, indem ſie die Frankfurter Verfaſſung für rechtsgültig erklärte, und die ſofortige Aufhebung des Belagerungszuſtandes forderte? Als ob eine geſetzgebende Kammer nicht Geſetze anerkennen dürfte, die für ihr Land Geltung erhalten ſollen! Als ob nicht in unſerm Rechte: Den Belagerungszuſtand aufzuheben, auch das Recht gelegen hätte: dieſe Aufhebung zu verlangen und durchzuſetzen! Wenn es aber am Schluſſe heißt, daß die Rednerbühne der zweiten Kammer nur zu oft zur Verkündigung von Grundſätzen „gemißbraucht“ worden ſei, „welche geeignet ſind, den Umſturz der beſtehenden Verfaſſung und jeder geſetzlichen Ordnung vorzubereiten“, ſo müſſen wir den Miniſtern erklären, daß ihre octroyirte Gewaltherrſchaft nicht die „Verfaſſung“, und ihr ungeſetzliches Säbelregiment nicht die „geſetzliche Ordnung“ iſt. Dieſe Herrſchaft, dieſes Regiment, ja, die haben wir täglich angegriffen und an den Pfahl geſtellt. Wir haben es gethan, und wir rühmen uns Deſſen. Die Feſſeln dem Volke abzunehmen vermochten wir nicht, aber Proteſt einlegen gegen die Rechtmäßigkeit dieſer Feſſeln, Das konnten wir, und Das haben wir ehrlich und ohne Menſchenfurcht gethan.

„Das Land mag richten zwiſchen uns und Jenen: wir ſind aber im Voraus überzeugt, daß dieſe Maßregel nicht einmal, wie die Miniſter ſich ſchmeicheln, „von der Mehrzahl der Gutgeſinnten im Lande mit Beifall aufgenommen wird.“ Denn auch die Leute, welche die Miniſter als „Gutgeſinnte“ bezeichnen, haſſen Nichts ſo ſehr, als den Staatsbankerott und ihren eignen, und in dieſen Maalſtrom lenkt jetzt rettungslos unſer Staatsſchiff ein!“

3.

Der 10. Mai 1819 ward der unglücklichſte Tag in Kinkel's Leben. Von Berlin zurückgekehrt, fand Gottfried keine Ruhe mehr in der Heimath. Durch das ganze Land ſchlug blitzartig der Gedanke: „Jetzt muß gehandelt werden oder nie!“ Und weil man das Wort immer im Munde führte, glaubte man endlich ſelbſt an die Exiſtenz dieſer Nothwendigkeit. Wirklich hatte ſich in Elberfeld und an manchen Orten der Rheinprovinz die Landwehr der Einkleidung widerſetzt, und das Volk ſchien entſchloſſen, ſein Recht, dem Wortbruch der Regierungen gegenüber, kühn zu vertreten. Schon raſte in Leipzig und Dresden der Kampf, und in der Pfalz ſchien ſich der Aufſtand zu organiſiren. Der Zeitpunkt einer allgemeinen Erhebung ſchien günſtiger als je, und auch in Bonn wollte man nicht mehr zögern. Die Verſammlung im „Römer“ bei Teſch, deren Reſultat ein bewaffneter Zug nach Siegburg war, welcher den Brüdern zu Hülfe eilen wollte, iſt durch die Proceßakten der ſpätern Anklage gegen Kinkel und Genoſſen bekannt genug, als daß wir nicht mit Ruhe auf die Berichte der „Weſtdeutſchen Zeitung“ über dieſen Proceß hinweiſen dürften. Die ganze Siegburger Affaire war wie bei Allen ſo auch bei Kinkel Nichts als das ungeduldige Hervorbrechen eines ungeduldigen Thatendranges, der, in dem unglücklichen Fall, nach Objecten ſuchen zu müſſen, durch die Unklarheit über Mittel und Zwecke, durch den gänzlichen Mangel an revolutionairer Anſchauung und Erfahrung den Stempel einer unfähigen Verworrenheit trug.

Den ſpeciellen Anſtoß gab die Gegenwart Anneke's, deſſen Phlegma ſowohl beim Faſſen als Ausführen eines Planes die Meiſten für reife Ueberlegung hielten, und ſo kam es, daß man ſich ſeiner Unfähigkeit im ausgedehnteſten Maaße anvertraute. Einer drängte den Andern, Jeder machte ſeinen Plan, ohne daß man zur Vereinigung dieſer einzelnen Pläne und zur definitiven Feſtſtellung eines gemeinſchaftlichen gelangt wäre.

Kinkel war bei allen dieſen Dingen minder ſanguiniſch, als die Andern; trotzdem beſtand er darauf, daß man unbedingt die allerentſchiedenſte Fahne aufpflanzen müſſe. Von dem Zuge nach Siegburg mahnte er ab, weil er die Tollheit dieſes Unternehmens erkannte; allein jedes Zurückziehen war unmöglich, und hätte ihn den ganzen Einfluß auf ſeine Partei verlieren laſſen. Es galt endlich, durch die That ſeine Worte zu bewähren, und ſo erklärte ſich Kinkel bereit, ſeinen Brüdern zu folgen, mit ihnen zu kämpfen und zu ſterben, ſobald er ſah, daß er ſie von ihrem Vorhaben nicht mehr zurückhalten konnte.

Es war gegen 10 Uhr Abends, als Gottfried zum letzten Mal die Schwelle ſeines Hauſes betrat. Johanna ahnte Nichts von den Beſchlüſſen der vergangenen Stunde, von dem Sturme, der den Geliebten für immer ihren Armen entreißen ſollte. Aufgeregter als ſonſt öffnete er die Thür, und ſchaute ſchmerzlich ſein theures Weib an, als er ihr die Hand reichte. Dann ſprach er wehmüthig und ernſt: „Johanna!“

Sie bebte, als er ihren Namen rief, als er ihn rief — mit ſolchem Tone. Er aber wiederholte nur den Vers Friedrichs von Sallet, der ſchon früher aus ſeinem Munde erklungen war, und ſie damals zittern gemacht hatte:

„Und Der dies Lied geſungen,
Hat auch ein junges Weib:
Wenn ihm der Ruf erklungen —
Sie wird nicht ſagen: Bleib!“

O nun wußte ſie Alles! Glühend umſchlang ſie den Geliebten, und lag weinend an ſeiner Bruſt. Dann aber richtete ſie ſich ſtolz empor, und geleitete ihn zu den ſchlafenden Kindern. Gottfried küßte dieſelben ſtumm, zog noch einmal ſein Weib an das wildpochende Herz, und ſtürmte hinaus.

Auf dem jenſeitigen Rheinufer angelangt, war ſchon der abentheuerliche Haufe ſehr zuſammengeſchmolzen, und die Ueberzeugung einer unzweifelhaften Blamage ließ ſich nicht länger zurückhalten. Von Kinkel's perſönlichen Freunden befanden ſich Schurz, Ungar und Kamm bei dem Zuge.

Der Ausgang dieſes Unternehmens iſt bekannt. Von Siegburg wanderte Kinkel zu Fuß durch das Bergiſche nach Elberfeld; allein es bedurfte kaum eines vierſtündigen Aufenthaltes, um ihn zu überzeugen, daß bei dieſem Kinderſpiel weder Ruhm noch Ehre zu holen war. So trieb es ihn in die Pfalz, wo er ſich der proviſoriſchen Regierung alsbald zur Verfügung ſtellte, und dem unfähigen Fenner von Fenneberg als eine Art Secretair beigeordnet ward. Hier traf Schurz ihn in Kaiſerslautern, wo er eben, ein Pack unbeſchriebener Aktenpapiere und ein rieſiges Bureaulineal unter dem Arm, zur Eiſenbahn wanderte, um „ſeinen Vorgeſetzten“ nach Speier zu folgen. Kinkel bewies in ſeinem Amt die größte Subordination, und zeichnete ſich dadurch vor den meiſten der übrigen Männer aus, die mit ihren Kräften der Revolution dienten. Er war ohne Geld, aber dieſes Proletariat, in welchem er keineswegs einzig daſtand, gab Anlaß zu unzähligen Scherzen und harmloſen Neckereien. All' ſeine Amtsthätigkeit betrieb er mit einer gewiſſen pflichtbewußten Feierlichkeit. Nicht wenig Bedenken machte es ihm, ob nicht die Forderung von 1 Gulden täglichen Gehaltes für ihn übertrieben erſcheinen möchte. Er liquidirte gewöhnlich Diäten, über deren Geringfügigkeit ſich Diejenigen wunderten, welche ſie zu bewilligen hatten; denn er wollte ſeine Thätigkeit für die Revolution ſo wohlfeil als möglich machen.

In der Folge fühlte er ſich bald etwas gedrückt, weil er keine Thätigkeit gefunden hatte, die ſeiner werth war. Der Einzelkampf perſönlicher Intereſſen, das ekelhafte Intriguenſpiel niedrigen Ehrgeizes, der, ohne von eminenten Geiſteskräften etwa zu einem gewaltigern Fluge befähigt zu ſein, ſeine Zwecke mit kleinen gehäſſigen Mitteln verfolgte, die koloſſalſte, aber pretentiöſeſte Unfähigkeit in den wichtigſten Aemtern, ſchmutziger Eigennutz auf Koſten des allgemeinen Wohls, die lächerliche Eitelkeit der Gewalthaber, — all' dieſe Dinge konnten nur dazu dienen, dem edleren Charakter jede Bewerbung um eine einflußreiche Stellung zu verleiden. So gingen die beſten Kräfte für die Revolution verloren; ſie zogen ſich entweder ganz zurück, oder gingen dahin, wo ſie als Männer mit Ehren ſtanden: in die Armee. In der Pfalz war das zwar weniger der Fall, als im Nachbarlande, wie denn überhaupt die pfälziſche Revolution mehr den Charakter ſorgloſer, gemüthlicher Bummelei trug; aber auch da hatte ſich unter den politiſchen Capacitäten, die ſich, aus allen Ländern Deutſchlands herkommend, um die proviſoriſche Regierung ſammelten, eine unangenehme, an Stellenjägerei ſtreifende Rivalität ausgebildet. Schon dort konnten ehrliche und mit heitrer Offenheit zu Werk gehende Charaktere, wie Kinkel, nicht recht zur Geltung kommen. Und wie hat er doch gewirkt! Er ärgerte ſich offenbar über all' dieſe Kleinlichkeit, und neigte in ſeinen perſönlichen Plänen bald zu dem Wunſch einer agitatoriſchen Wirkſamkeit hin. Ja, als man ein Corps von ſogenannten Feldjägern zu organiſiren dachte, welche zur Unterhaltung eines regelmäßigen Depeſchendienſtes und nebenbei zu einer Art von Agitation benutzt werden ſollten, zeigte er nicht übel Luſt, ſich dieſen einverleiben zu laſſen. Es war dies beſonders in den Tagen, als die proviſoriſche Regierung auf kurze Zeit in Speier und die Militaircommiſſion in Neuſtadt verweilte. Die Bureaux der Regierung waren beſetzt worden und Kinkel ſah ſich übergangen. D'Eſter bot ihm die Redaktion des Regierungsorgans oder der lithographiſchen Correſpondenz an; aber Kinkel wandte ſich ab und ſagte: „Nein, D'Eſter, ich will Etwas thun! Ich gehe nach Neuſtadt und werde Feldjäger!“ Eine Stunde ſpäter fuhr er mit Schurz auf dem Stehplatz der Eiſenbahn davon. Aus der Organiſation der Feldjäger wurde aber Nichts, und man wies ihnen Plätze in dem Bureau der Militaircommiſſion an. Kinkel hatte das Ganze unter ſeiner Leitung, und brachte eine Art von organiſcher Eintheilung in die Geſchäftsverwaltung hinein, die aber nicht leicht durchzuführen war. Seine heitre Stimmung erſchien äußerlich nur auf Augenblicke getrübt. „Das weißt Du auch wohl nicht — ſagte er einmal zu Schurz, einen Brief von ſeiner Frau in der Hand haltend — wie Einem zu Muthe iſt, wenn man ſo die Spuren herabgefallener Thränen zwiſchen den Zeilen ſieht!“ Doch äußerte er nicht ſelten, daß es ihm lieb ſei, endlich aus jenem Bonn definitiv herausgekommen zu ſein in eine lebensvolle Thätigkeit, wo doch die Hoffnung auf einen reellen Erfolg das Herz höher ſchlagen ließe. Er fühlte ſich ordentlich gehoben, als ihm im Laufe der Revolution Aufträge zur Eidesabnahme einzelner Beamten und zu der dabei nöthigen Agitation ertheilt wurden. „Sobald er ſah, daß bei dieſer unfähigen Regierung, welche die Kräfte ihrer Umgebung weder zu ſchätzen noch zu verwenden wußte, für ihn kein Feld ſei — hing er ſeine Ledertaſche um die Schultern und iſt in's Volk gegangen, wo es noch ſtörriſch und unfügſam war. Und es währte nur wenige Tage, da redeten die Leute von ihm, wie von einem Heiland. Wo er in ein Dorf kam, drängte man ſich an ihn, drückte ihm die Hand, verſammelte Alles, was in der Nähe war, und bat ihn zu ſprechen, wenn es auch nur ein Weniges ſei. Und dann horchten die Leute mit inniger Andacht, und verſprachen ihm, ſie wollten Alles, Alles befolgen; er möge doch nur Einen Tag bei ihnen bleiben. Unterdeſſen aber war die Kunde, daß er dort geſprochen, ſchon in den nächſten Weiler gedrungen, alsbald kam ein Wagen heran, der die Gemeinebeamten trug, und es hieß: das Volk harre ſeiner, er möge ſchleunigſt kommen. Dann gab es einen rührenden Abſchied oder das ganze Dorf — Jung und Alt — zog gewöhnlich mit, und hörte die zweite Rede mit gleicher Andacht. „Das iſt ein Mann!“ riefen ſie überall mit ſtaunender Bewunderung aus, mit einer Bewunderung, die bald in eine kindliche Anhänglichkeit überging. Da fühlte ſich Kinkel denn ſo wohl unter dieſen guten Menſchen, die wie Kinder waren vor ihm! Er war es auch einzig werth vom Volke geliebt zu werden, mit dieſer Reinheit ſeines Bewußtſeins, ſeines Willens, mit der hohen, heitern Opferwilligkeit ſeiner Seele! Die hat ihn auch unter die Muskete getrieben mit unwiderſtehlicher Gewalt; es ließ ihn nicht ruhen, er konnte nicht über die Gaſſe gehen als Einer, der mit dem ſtumpfen Meſſer einer nun verſpäteten Kritik an den Thatſachen ſelbſtgefällig herumſchnitzelt, es drängte ihn, ſelbſt mit dem Glück ſeines Lebens ſein Wort auszulöſen, und ſo trat er mit reinſtem Pflichtgefühl in die Reihen Derer, die er ſeine Brüder nannte."*) „Ich werde nie vergeſſen — ſchreibt Schurz, der ihm in der Pfalz von Allen am Nächſten ſtand — die beiden letzten Male, wo ich ihn ſah. Das Eine Mal war in Karlsruhe am 19. Juni. Ich lag im Fenſter des Zähringer Hofes, wo das Quartier unſeres Stabes war, und blickte auf den Markt hinab, wo der brave Willich ſeine Schaaren aufgeſtellt hatte. Plötzlich hör' ich von Willich die Worte: „Der Bürger Kinkel tritt in die Compagnie Beſançon!" Es war die Compagnie der Tapferſten, Beſten in der Armee. Die Männer riefen ein dumpfes Willkommen, und ich ſah, wie Kinkel, angethan mit ſeiner Ledertaſche, die Muskete in der Hand, in's Glied trat, nahe an den rechten Flügel, weil er unter den Männern einer der ſtärkſten und größten war. Der Anblick feſſelte mich mit ahnungsvoller Gewalt, ich konnte die Augen nicht von ihm wenden, bis er, hinter der donnernden Trommelmuſik im Gliede marſchirend, um die Ecke der Straße bog. Seit dieſem Augenblick empfand ich eine tiefe Ehrfurcht, ſo oft ſein Bild mir in den Sinn kam, obgleich er mir hier der liebſte und einz'ge Freund war, und ich Du zu ihm ſagte, wie er zu mir. Das letzte Mal ſah ich ihn am 21. Juni, zwei Tage vor dem Treffen bei Bruchſal. Willichs Corps war vorausgeſchickt worden, um den Feind zu umgehen; aber wie ſich Willich denn zuweilen etwas tollkühn zeigte, ſo hatte er eine kleine Schaar ohne Vorhut und Seitendeckung während einer finſtern Nacht mitten zwiſchen zwei preußiſche Aufſtellungen geführt, wo er vor einem unvermutheten mehrſeitigen Angriff natürlich zurückweichen mußte. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als uns ſchon die bittere, aber zum Glück falſche Nachricht traf, daß Willich's ganzes Corps geſchlagen und völlig aufgerieben ſei. Der Generalſtab ſaß auf und wir fanden ſchon vor dem Dorf einige Verſprengte, mit jämmerlich klagenden Phyſiognomien. Endlich kam auch Willich an der Spitze wohlgeordneter Colonnen. „Sie ſind wieder davongelaufen!“ rief er uns mit bitterm Lachen entgegen, indem er wohl den eigenen Fehler nicht anerkennen wollte. „O es iſt ein entnervtes Geſchlecht! Sehn Sie hier meine Beſançons! Nur zwei von ihnen ſind aus dem Gliede gegangen, aber ich werde ſie todtſchießen laſſen! Ich wünſchte, wir hätten eine große Schlacht, ich würde mich an die Spitze dieſer Tapfern ſtellen um mit ihnen ehrlich zu ſterben!“ — Das war keine Prahlerei, denn er war beim Kampfe ſtets voran, ohne Säbel, mit der Reitpeitſche in der Hand und den Piſtolen im Gürtel; kein Gefecht wollte er verloren geben, ſolange die Beſançons ſtanden. — Ich ritt an die Front heran und reichte Kinkel die Hand; er drückte ſie feſt und lange bis der Generalſtab ſchon weit fortgeritten war. Auf ſeiner Stirn und ſeinen Brauen lag finſtrer Unmuth, Kampfbegier in ſeinem dunklen Auge. Worte haben wir nicht gewechſelt, er ſprach aus Dienſtbewußtſein im Gliede niemals — ſchon bei der Bürgerwehr nicht — nur ein leichtes Lebewohl, als ich ſeine Hand losließ und davonſprengte. Ich habe ihn nicht wiedergeſehn.«

---

*) Weſtd. Ztg. vom 21. Nov. 1849.

4.

Am 29. Juni ward Kinkel gefangen. Er hatte ſich mit einigen Schützen ſeiner Compagnie zu weit vorgewagt und ſtürzte, von einer preußiſchen Kugel an der rechten Schläfe verwundet, bewußtlos zur Erde. Anfänglich trug man ihn mit, bis ein Kreuzfeuer ſeine Genoſſen zwang, ihn in einem Bauerhofe zu verlaſſen, wo ihn die Feinde unter den ärgſten Mißhandlungen gefangen nahmen. Merkwürdigerweiſe ward in Bonn ſchon am Tage vorher dieſe Trauerbotſchaft mit allen Nebenumſtänden erzählt. Johanna reiſte unverzüglich nach Karlsruhe, um noch einmal in des Geliebten Auge zu blicken, ſeine Stimme zu hören; denn ſie glaubte nicht an ſein Leben. — Die Rhein- und Moſelzeitung“ ſchrieb:

„Mit zitternder Hand faſſen wir mit jedem neuem Morgen das Zeitungsblatt. Unſer Auge ſieht nach der entſetzlichen Nachricht, nein es fürchtet, von den ſchrecklichen Worten getroffen zu werden: Kinkel iſt todt! Auch er wurde eine Beute des — alleinſeligmachenden Preußenthums. Bis jetzt waren es, wie es ſcheint, nur Gerüchte von ſeiner Ermordung, die unſer Herz trafen, daß das kochende Blut in ihm hätte erſtarren mögen. Aber Wer kann hier, fern dem neuen Golgatha in der Pfalz und den ſchönen Oberlanden, wo weithin Leichengeruch aufſteigt als der Opferduft, nach dem die Throne des Abſolutismus duften — Wer kann hier wiſſen: Lebt Kinkel? wird er leben? oder hat ihn in dämmernder Morgenſtunde eine fühlloſe Ordonnanz von ſeinem unruhigen Lager geſcheucht, um den gefangenen Mann ſeinem Schickſal entgegenzuführen? „Wir kennen keine Feinde, nur Gegner!“ hatte er gerufen und geſchrieben; aber die ihn kannten, ſeine Gegner, ſie ſind ſeine Feinde, wie ſie Feinde des menſchlichen Geſchlechtes ſind, und herzloſe, erbitterte Feinde, die nach dem edelſten Blute lechzen und ihre Triumphe auf blutrauchenden Kirchhöfen zu feiern wagen. Wir ſahen den ſtarken und todesmuthigen Mann aus ſeinem ſchmutzigen Kerker hervortreten, das Haupt verbunden, das Antlitz bleich, aber noch den trotzigen Stolz auf den ſchönen Lippen, den Gedanken der Freiheit wie einen Zeusſtempel auf der makelloſen Stirn, und in dem kühnen, liebenden Auge jenes Erlöſerfeuer, das wir ſeltener bei Menſchen, als auf den beſten Chriſtusbildern geſehen haben. Wir ſahen ihn leidend, aber ungebeugt hervorgehen; denn der Gang der Wahrheit, auch der unterdrückten, iſt ewig jung und aufrecht. Wir ſahen ihn in der blauen Blouſe, in dem heiligen Märtyrerkleid unſerer Tage, in dem Waffenrocke der Freiheit, ſchwarz von Blut und Pulver und voll Staub. —

O gehe Deinen Gang, Du Edler im wahren Sinne des Worts! Denn wofür Du mit der ſcharfen Waffe des Wortes und dem ſcharfen Worte der Waffe in den Streit getreten biſt, wofür Du das reiche Einzelglück des beſten Gatten, des ſorgendſten Vaters, des treuſten Freundes der wenigen Dir geiſtig Verwandten wie aller Menſchen, das Glück, welches Geſellſchaft, Kunſt und Wiſſenſchaft geben können, in die Schanze zu ſchlagen friſch hinauszogſt, wofür Du die lorbeerbedeckte Leier mit der Muskete vertauſchteſt: — Das war kein kleinlich, unmännlich Gelüſte, wie leider bei ſo Manchen; es war das Edelſte, was Sterbliche gedacht, wonach Sterbliche geſchmachtet, wofür Sterbliche gelitten haben. Dich lenkt eine Ueberzeugung, aus täglicher bitterer Erfahrung der geltenden Ungerechtigkeit in faſt allen menſchlichen Dingen erwachſen, geprüft und gereift in ſorgenden Nächten voll tiefen Schmerzes und voll heiligen Zornes. Ein hohes Weib, das Dich verſtand und ganz Dein eigen war, das harmlos lächelte, wenn der Unverſtand ſeinen kläglichen Maßſtab an ihre Entſchlüſſe legte, eine Heldin, eine Dichterin wie Du, eine Mutter, bald vielleicht eine allzufrühe Wittwe, entließ Dich und ſchaute Dir nach voll Herzensangſt, aber auch voll Opfermuth. Jetzt weint ſie nach Dir hin, ſie und Eure Kinder, Eure vier Sproſſen, wie die Erde vielleicht kaum je prächtigere trug. Und es zürnen ſich in langverſchwiegenem undlang verhaltenem Schmerz Deine Freunde und Brüder, daß ſie, fern von Dir und

Deinem einſamen Sterben, jetzt Nichts haben, als — Mannesthränen!

„Es fließen Mannesthränen ſelten,
Sie ſind vom tiefſten Schmerz verklärt —“

ſo ſangeſt Du einſt, Held, Dichter, Freund; ja, es fließen unſre Thränen ſelten — aber jetzt iſt es auch der tiefſte Schmerz, der ſie uns auspreßt, der uns weich macht bis zur Klage, aber härter hernach, ſtahlhart. Wir vergeuden kein flehentliches Bitten um Dich an dem ungerechten barbariſchen Tribunale, das über Dich zu Gericht zu ſitzen und — Unrecht zu ſprechen ſich nicht entblödet. Ach, unſre Demüthigung würde den Sinn des ſtolzen Republikanern beleidigen. Stünden wir als Flehende um Dich gebeugt, Du würdeſt rufen: „Stehet aufrecht! Gegen den Geiſt ſoldatiſcher Despotie und Barbarei führte uns in den Kampf Robert Blum's Schatten; ich fiel — führe Euch hinfort auch der meine! — Sein Schickſal ſchafft ſich ſelbſt der Mann. Bleibt aufrecht, Ihr Freunde!“ —

„Ach, und doch mag das Herz der Freunde, das der Klage nicht mächtig bleibt, die Sehnſucht nicht verſchweigen, dem verlorenen Vaterlande fern, auf der jungen freien Erde jenſeits des Oceans Dich mit Deinen Lieben fortleben zu wiſſen.

„Dein Todesgang iſt für uns Ueberbleibende ein ſo bittrer Gang; er iſt die Reiſe in

„Das unentdeckte Land, von deſſen Ufern
Kein Wandrer wiederkehrt“ — — —

„Aber — mußt Du ſterben — wird ein Hohenzollern'ſcher Prinz den erhabenen Sinn jenes Antonius haben? jenen Sinn, der den Sieger über der Leiche des todten Republikaners in die Worte ausbrechen ließ, die ein Gegner auch heute von Dir ſagen könnte, wie von einem neuen Brutus:

„Dies war der Edelſte von allen Römern:
Alle Verſchwornen, ausgenommen ihn,
Trieb Neid zum Mord des großen Cäſar an.
Er nur allein, mit tugendhaftem Sinn,
Schloß ſich zum Wohl des Staates an ſie an.
Sanft war ſein Umgang, und die Elemente
So wohl in ihm gemiſcht, daß die Natur
Aufſtehen konnte, um vor aller Welt
Von ihm zu ſagen: Ja, Dies war ein Mann!“

Neuntes Buch.

Der gefeſſelte Prometheus.

Raſtatt. Naugard. Köln. Spandau.

Juli 1849 bis . . . . . 18??

1.

Nur mit Mühe gelang es Johanna, daß ihr eine kurze Zuſammenkunft mit dem theuren Manne gewährt wurde. Die Hoffnungen auf das Leben Kinkels zerſchnitt man rauh; noch war Raſtatt nicht eingenommen — aber der Fall dieſer letzten Veſte des Republikanismus in Baden ſchien das letzte Zeichen, auf das die Henker warteten, um dem gefangenen Gegner das Blutgerüſt zu bereiten. Johanna eilte troſtlos nach Bonn zurück, um Wochen lang auf die Kunde zu harren, welche mit dem Leben Kinkels zugleich das ihrige für Ewig vernichten würde.

Gottfried war heiter und gefaßt wie immer. Er glaubte nicht an ſeinen Tod, und fürchtete ihn nicht, wenn er ſich in jenem Glauben getäuſcht ſähe. In Karlsruhe und Raſtatt erlaubte man ihm, mit ſeiner Frau zu correſpondiren und ſelbſt einzelne Arbeiten vorzunehmen. So ſchrieb er in ſeiner Zelle ein fünfaktiges Trauerſpiel, das bis auf wenige Scenen vollendet war, als man ihn nach Naugard abführte. Die „Mainzer Zeitung“ brachte damals ein Gedicht Kinkel's, das unbedingt ſeinen beſten Productionen beigezählt werden muß, und deshalb hier ſeine Stelle findet:

Fluth und Ebbe.

Sprich, biſt Du gewandert am Meeresſtrand, wo ſo mächtig ſchwoll die brauſende Fluth,
Bis endlich der ganze Dünenrand ſtill lag, vom ſchimmernden Spiegel umruht?
Nun kam die Ebbe — es wich der Schwall. Da lag der Strand ſo trocken und bloß,
Da lagen verſchmachtend die Weſen all', die das Meer gebiert in dem tiefen Schooß.
Ein Thor wohl ſpräche zur Stund': „Der Strand iſt trocken und gehört nun mir,
Ich will ihn bebauen, den Dünenrand, ich will ihn beackern mit Pflug und Stier.“

O Thor, der von Wind und Welle nicht weiß, laß ab vom kindiſch thörichten Traum —
Schau drunten auf's Meer, wie kocht es ſo weiß, wie ſäumt die Wogen ſchon wieder der Schaum!
Hollah, die Fluth! Schon kehrt ſie im Schuß, und rächend ſchießt ſie im Bogen daher,
Sein altes Recht mit ſtürmendem Guß erobert ſich wieder das grollende Meer.
Und Was verzweifeln im Sande gemußt, und meinte zu ſterben in Sonnengluth,
Saugt neues Leben und neue Luſt, und fühlt ſich erlöſt von der heiligen Fluth.
Du Thor, der das Meer ſchon bezwungen geglaubt, und der es gehindert und niedergedämmt:
Schon biſt im Spiele Du hingeraubt und wälzend hinab in's Verderben geſchwemmt! —

So ſtehſt Du, Freund, an dem Meeresſtrand, und wieder ſchwoll die wogende Fluth,
Bis endlich der ganze Dünenrand ſtill lag, vom ſchimmernden Spiegel umruht.
Das ſei, mein Freund, Dir ein Bild der Zeit, daß nie Du an unſerm Siege verzagſt,
Und daß Du immer im Geiſterſtreit die Würfel der Freiheit zu werfen wagſt.
Die Marzfluth kennſt Du, den Völkerdrang, kein Wall noch Damm bot gegen ſie Schutz: —
Jetzt iſt die Ebbe in vollem Gang, und Thoren bieten den Fluthen Trutz,
Sie bauen ihr Haus auf den Dünen empor, und dicht an den Strand den goldenen Thron,
Auch lacht manch übermüthiger Thor, den ſtill abrinnenden Fluthen Hohn.

Wir ſind die Korallen auf dürrem Sand, wir ſind des Meeres verzweifelnde Brut,
Wir ſchmachten gefangen in fremdem Land, wir harr'n der theuren belebenden Fluth —
Doch bleiben wir ſtark, und vertraun dem Gebot, das die Erde lenkt und des Menſchen Geiſt:
Je dürrer die Welt und je größer die Noth, je näher heran ſchon die Rettung kreiſt.
Schon ſeh' ich den Volksſturm wieder erwacht, ſchon ſtürzt in Trümmer, Was Thoren gebaut —
Du glaub' an des Geiſtes heilige Macht, im Gleichniß des Meeres, das Du geſchaut!
Glaub' mir, wir ſtehen ſchon wieder am Strand, und wieder ſchwillt die wogende Fluth,
Bis endlich der ganze Dünenrand ſtill liegt, vom ſchimmernden Spiegel umruht.

Am 23. Juli hatte ſich Raſtatt ergeben. Jeder folgende Tag konnte die Nachricht von dem Tode Kinkel's bringen, und Johanna reiſte zum zweiten Male nach Baden. Es ward ihr nicht verſtattet, ihn zu ſehen, und auch über das vermuthliche Schickſal ihres Mannes ließ man ſie völlig im Unklaren. So verweilte ſie faſt zwei volle Wochen in Baden-Baden, ganz allein, ohne einen Freund, der ſie aufrichten, ohne ein Wort, das ſie tröſten konnte.

Endlich kam der vierte Auguſt und mit ihm die Stunde, wo Kinkel vor ſeinen Richtern erſcheinen ſollte. Was in den ſchwarzbehangenen Räumen des Standgerichtes vorgeht — darüber waltet ein gleiches Dunkel, wie über den Thaten der Inquiſition und der heiligen Vehme. Wir ſehen nur den Mord, alles Uebrige bleibt uns verborgen. Doch nein — auch der Zettel liegt neben dem Todten, der uns wenigſtens den fingirten Grund verkündet, warum Jenen der Dolch des Mörders traf. In dem vorliegenden Falle wiſſen wir noch mehr, wir kennen, wie das ſelten geſchieht, die Vertheidigung des „Begnadigten“. Sie iſt groß und würdevoll, zugleich aber mild und beſcheiden, wie der Charakter deſſen, welcher ſie ſprach:

Vertheidigungsrede Gottfried Kinkel's

vor dem Kriegsgerichte zu Raſtatt
am 4. Auguſt 1849.

„Meine Herren!

„Ich bin in Ihrer Hand, und was Sie über mich verfügen, ſeien Sie überzeugt, ich werde es als Mann zu tragen wiſſen. Aber ich habe eine Familie, die, wenn ich ſterbe, in Armuth und Elend ſinkt; ich habe auch ein Vaterland, das meine Dienſte noch vielleicht in Anſpruch nimmt. Um dieſer Familie und dieſes Vaterlandes willen rede ich hier zu meiner Vertheidigung.

„Zunächſt, meine Herren, hat der Herr Defenſor ſchon mit vollem Rechte hervorgehoben, daß die Form dieſes Gerichtes nicht zu Rechte beſteht. Jedes Vergehen wird gerichtet nach den Geſetzen des Landes, in dem es begangen iſt, und ich habe in Baden die Waffen getragen. Die Verordnung des Großherzogs über das ſtandrechtliche Verfahren findet in ihrer ausgeſprochenen Allgemeinheit auch auf mich Anwendung; daß man mich, weil ich Preuße bin, einem ſtrengern Verfahren unterwirft, als andre deutſche Stämme, iſt unbillig. Und jedenfalls iſt dieſes Verfahren ein ſtrengeres. Betrachten Sie mein Verfahren vom Standpunkte des Badiſchen Geſetzes, ſo bin ich ein Rebell gegen Baden. Ich theile dieſe Schuld mit Hunderten, mit Tauſenden, die wie ich die Waffen gegen die Regierung dieſes Landes getragen haben, und meine Strafe könnte dann alſo nur eine leichte ſein. Von Todesſtrafe dürfte man dabei gar nicht reden, denn Tauſende kann man nicht ſtandrechtlich erſchießen, nicht einmal Jahre lang ins Zuchthaus ſperren. Eine Amneſtie muß alſo früher oder ſpäter auch über die Verurtheilten ergehen, und an dieſer Amneſtie hätte ich ſo gut wie jeder Andere Antheil. Ja, meine Schuld wäre in dieſem Falle leichter, als die der meiſten Andern, da ich dem Herrn dieſes Landes keinen Treueid gebrochen habe. Statt Deſſen ſtellt man mich vor ein Preußiſches Kriegsgericht, richtet mich nach Preußiſchen Geſetzen. Mein Vergehen wird dadurch ein ganz anderes, viel ſchwereres: dort war ich ein Badiſcher Rebell, hier erſcheine ich als Kämpfer gegen mein Volk, und ſo trifft mich die weit gehäſſigere Beſchuldigung, ein Landesverräther zu ſein. Ich habe deshalb im Verhör dagegen proteſtirt. Die Zuſammenſetzung dieſes Gerichtes zeigt mir, daß man dieſen Einſpruch nicht beachtet hat. Mir bleibt jetzt nichts Anderes übrig, als mich der Thatſache zu unterwerfen, obwohl ich ſie für eine Ungerechtigkeit erkläre.

„Jedenfalls aber, meine Herren, entſpringt für Sie aus dieſem Umſtande die Pflicht, in Ihrer Strafbeſtimmung die größtmöglichſte Milde anzuwenden, damit Sie die Härte gegen mich, die ſchon in dieſer Form des Gerichtes liegt, ausgleichen, aber nicht noch vergrößern.

„Es ſind drei Beſchuldigungen, welche die Acten gegen mich vorbringen:

Erſtens: daß ich noch in meiner Heimath ein Complott gegen die Regierung und einen Sturm auf das Zeughaus zu Siegburg beabſichtigt habe.

Zweitens liegt ein von meiner Hand geſchriebener Plan vor, wie man den pfälziſch-badiſchen Aufſtand in einen Angriffskrieg hätte verwandeln können.

Drittens habe ich im Willichſchen Freicorps Waffen getragen, und bin gegen Preußiſche oder mit den Preußen verbündete Truppen im Feuer geſtanden.

Was den **erſten** Punkt: ein Complott gegen die Regierung und einen beabſichtigten Zeughausſturm angeht, ſo macht mich eben der Herr Auditeur darauf aufmerkſam, daß dieſer Punkt nicht hieher gehört. Er hat darin ganz Recht: nur ein bürgerlicher Gerichtshof hat darüber zu entſcheiden, dieſes Kriegsgericht aber könnte es in keinem Falle, da Ihnen weder Acten noch Zeugen über dieſe Beſchuldigung zur Hand ſind. Ich gehe alſo darüber hinweg, indem ich einfach meine im Verhör gemachte Ausſage wiederhole, daß dieſe ganze Beſchuldigung nur auf einem Mißverſtändniſſe ruhen kann, welches auf meine Reiſe nach Elberfeld in den Tagen der dortigen Volksbewegung ſich ſtützt. Dieſen Zug nach Elberfeld habe ich, ehe die Rheiniſchen Gerichtsbehörden jene Unterſuchung gegen mich einleiteten, dem verhörenden Herrn Auditeur ſofort eingeſtanden; allein hierauf beſchränkt ſich auch mein Antheil an jenen Ereigniſſen. Ich habe weder ein Complott gegen die Regierung gebildet noch jemals zu einem Siegburger Zeughausſturme aufgefordert.

Ich komme zu dem **zweiten** Punkte. Dem Verhöramt iſt ein Schriftſtück, ich weiß nicht von woher, zugeſtellt worden, das die Aufſchrift: „Ein Plan“ führt, und einen Gedanken enthält, nach welchem in der erſten Zeit der Pfälziſch-Badiſchen Revolution die Bewegung aggreſſiv gemacht und über die Preußiſche Rheinprovinz hätte verbreitet werden können. Sie haben dieſes Schriftſtück ſoeben verleſen hören. Es iſt blos mit dem Anfangsbuchſtaben meines Namens unterzeichnet: dennoch habe ich, als es mir im Verhör vorgelegt wurde, nicht einen Augenblick Bedenken getragen, die Handſchrift als die meinige anzuerkennen. Ich hätte auch keinen Grund dazu gehabt; denn dieſe Sache iſt gänzlich harmlos, und ich geſtehe Ihnen, daß ich an ſie überhaupt erſt in dem Augenblicke wieder dachte, als dieſes Papier mir wieder vor Augen kam. Jenes Schriftſtück iſt nämlich allerdings von meiner Hand niedergeſchrieben, aber *ſein Verfaſſer bin ich keineswegs*. Die Acten meiner Verhöre ergeben darüber Alles, ich brauche es ſomit nur kurz zu wiederholen.

Zuvor erſuche ich den Herrn Auditeur, mir zu bezeugen, daß längſt ehe ich die Verbindung dieſes Schriftſtücks gegen mich erwarten konnte, ich im Verhör erklärt hatte, ich habe auf dem Militairbüreau in Kaiſerslautern als expedirender Secretair gearbeitet. — (*Auditeur Bruhn*: „Die Acten ergeben Das“).

„Ich danke Ihnen. Eines Tages nun kam das Parlamentsmitglied *Schütz* von Mainz zu mir auf mein Bureau in einer unbedeutenden Geſchäftsſache. Wir kamen über die politiſche Sachlage ins Geſpräch:

Schütz erwartete Etwas von dieſer Revolution; ich erwiederte ihm: daß ich nicht ſolche Hoffnungen hege, weil wenigſtens in der Pfalz die Rüſtungen allzu lau betrieben würden. Er fragte mich, wie man denn die Sache beſſer hätte anſtellen können. „Der Zeitpunkt iſt ſchon vorbei — ſagte ich — wenn es aber nach dem Entwurf gegangen wäre, den einige hier anweſende Officiere in dieſen Tagen mehrfach beſprochen haben, ſo hätte der Erfolg wohl ein anderer werden können.“ Schütz fragte mich nun, ob ich dieſen Entwurf ihm mittheilen dürfte. Mich band keine Pflicht, es nicht zu thun; da er aber im Begriffe war zu verreiſen und deshalb eilte, ſo erſuchte er mich, ihm die Sache raſch aufzuſchreiben. Ich hatte mir jene Unterredung der Officiere gemerkt, und ſtellte die Gedanken aus der Erinnerung zuſammen. Ueber irgend eine Verwendung dieſes Papiers wurde zwiſchen Schütz und mir Nichts beſprochen. Schütz nahm es mit, und ſeitdem bin ich, wie geſagt, erſt im Verhör wieder an daſſelbe erinnert worden. Betrachten Sie, meine Herren, jenen Plan nur etwas genauer, ſo werden Sie augenblicklich einſehen, daß er von **mir nicht** herrühren kann. Sie finden dort eine vollſtändige militairiſche Dispoſition, und, ſo wohl ich mich des Ganzen jetzt noch erinnere, iſt der Entwurf nicht zu verachten. Ich nun kann mit Wahrheit verſichern, daß ich vom Kriegsweſen Nichts verſtehe: ich habe nie im Heere gedient, nie ein Werk über Taktik ſtudirt. Beachten Sie ferner das Datum dieſer Aufzeichnung, es iſt der 17ſte Mai. Die Acten thun dar, daß ich am 12ten noch in Elberfeld war, erſt am 14ten oder 15ten (deſſen erinnere ich mich nicht genau) kam ich nach Kaiſerslautern. Ich frage Sie nun, meine Herren: Wie hätte ich nach zwei Tagen Aufenthalt, namentlich entblößt von militairiſchen Kenntniſſen die Ueberſicht der Verhältniſſe gewinnen ſollen, die unbedingt nöthig war, um einen ſo umfaſſenden, alle Angriffspunkte feſtſtellenden Plan aus eignen Kräften zu entwerfen? Sie ſehen, Dies war unmöglich.

„Doch ich will einmal den Fall annehmen, dies Papier wäre nicht blos ein Erzeugniß meiner Feder, ſondern auch meines Kopfes — läge denn etwa ein Verbrechen oder auch nur ein Vergehen darin? Ueber die Führung eines bevorſtehenden Krieges wird doch wohl Jeder ſich Gedanken machen dürfen — die Geſetze, die den Landesverrath beſtrafen, reden nur von Unternehmen. Wo aber, meine Herren, haben Sie irgend einen Zeugen, einen Beweis, ein Anzeichen, daß dieſer Plan aus einem Gedanken bei mir zum Vorſatz geworden, oder gar daß er aus einem Vorſatz zur Ausführung, zum wirklichen „Unternehmen“ fortgeſchritten wäre? Wer hat überhaupt je daran gedacht, dieſen Plan in That umzuſetzen? Wo zeigt ſich in der Kriegsführung auf Seiten der Inſurrectionsarmee eine Spur, den Krieg, wie es dort gefordert wird, an Main, Nahe und Moſel, ſtatt am Neckar zu beginnen? Ich kann mit dem reinſten Gewiſſen betheuern, daß überhaupt ein Kriegsplan dieſer Art nie dienſtlich vorgelegen hat, daß er auch nicht in amtlicher Beziehung, ſondern einzig in geſellſchaftlicher Converſation verhandelt worden iſt. Wäre das nicht der

Fall, hätte der Plan amtliche Bedeutung gehabt — könnten Sie wohl von mir glauben, daß ich ſolch ein Schurke wäre, als Bureaubeamter ihn ohne Weiteres einer doch immer fremden Perſon mitzutheilen? Nein, meine Herren, das glauben Sie nicht von mir! und ſomit iſt dieſes ganze Actenſtück auch bei den Urhebern dieſes Entwurfes Nichts geweſen und geblieben als ein Gedanke: über Gedanken aber, meine Herren, werden Sie, denke ich, nicht richten wollen. — Fänden Sie aber gar den Gedanken ſträflich, oder hätten Sie das leiſeſte Anzeichen, daß derſelbe ins Leben habe übertreten wollen, dann geben Sie dieſes Papier an den bürgerlichen Richter zu weiterer Unterſuchung ab. Zu den Acten meines **heutigen** Proceſſes gehört es nicht. Am 17. Mai dachte Niemand an Feindſeligkeiten zwiſchen Preußen und dem Deutſchen Süden; von Belagerungszuſtand war entfernt keine Rede. Hätte ich ja mit dieſem Stücke gefehlt, ſo würden über mein Vergehen doch nicht Sie als Richter erkennen dürfen. Ich verlaſſe alſo dieſes Aktenſtück, welches ohnehin unter allen Geſichtspunkten, von denen Sie es betrachten mögen, gar keine Beweiskraft gegen mich hat.

So bleibt nur **Eine** Anſchuldigung übrig; ich bin **Freiſchärler unter Willich** geweſen, und habe **gegen Reichstruppen im Feuer geſtanden.**

Ich fühle, meine Herren, daß ich hier eine Frage voraus beantworten muß, die mir ſchon im Verhör entgegengetreten iſt, und die ich auch jetzt in Ihrem Innern zu leſen glaube. Man fragt mich: wie ich zu dem Entſchluſſe gekommen bin, als Gemeiner in eine

Freiſchaar einzutreten. Meine Feder, meine Kenntniſſe — gaben ſie mir nicht die Möglichkeit, eine andere Stellung einzunehmen, die meinen Fähigkeiten angemeſſen war? Ich will mich darüber ganz offen ausſprechen. In die Freiſchaar trat ich ein, nachdem die Pfalz verloren, nachdem unſere Sache überall im Sinken war. Was hätte ich denn damals noch für eine Stellung ſuchen ſollen, die mit der Ehre vereinbar war? Sollte ich in Lügenblättern ſchreiben, um große Siege der Revolutionsarmee in die Welt zu poſaunen? Sollte ich erfundene Berichte über glänzende Waffenthaten der Ungarn ſchmieden oder noch als Redner in Volksverſammlungen auftreten, um im Volke Hoffnungen aufrecht zu erhalten, an die ich ſelbſt nicht mehr glaubte? Oder ſollte ich mich hergeben, um als Beamter irgend einer Art Erpreſſungen vorzunehmen? Nein, meine Herren, für das Alles war ich zu gut: meine Hand iſt rein von Raub, von Gewaltthat, von von jeder Erpreſſung; auch habe ich nie ein Commando geführt, ſo daß ich auch nicht für Handlungen Anderer verantwortlich bin. Denn ich verwahre mich gegen jede Vermengung meines Thuns mit dem Schmutz und dem Schlamm, der ſich — ich weiß es leider — zuletzt an dieſe Revolution gehängt hat*). Nein, für eine ſinkende Sache kann ein Mann, der ihr treu iſt, mit

---

*) Im vierten Heft der „Neuen Rheiniſchen Zeitung“, redigirt von Karl Marx, befindet ſich ein unſinniger Angriff gegen Kinkel's revolutionäre Kraft und Ehrlichkeit. Wir wollen dieſe

Ehren nur noch Eins thun: er kann mit ſeiner Perſon, mit Leib und Leben für ſie einſtehen.

Verdächtigungen, welche ihren Beweis einzig aus der vorliegenden Rede ſchöpfen, keinesfalls Herrn Marr zuſchreiben, an deſſen Rechtlichkeit zu zweifeln bisher keine Veranlaſſung war, wir wollen vielmehr annehmen, daß ein ſchamloſer Denunciant dieſen Artikel verfertigt, und Herr Marr, dem die ganze Rede ſchwerlich bekannt war, den Artikel nicht gehörig prüfte. Leichtſinnig bleibt eine ſolche Flüchtigkeit allerdings, aber wir können ſie bei den Grundſätzen des Herrn Marr deßhalb entſchuldigen, weil wir eine Entlarvung unſerer falſchen Freunde ebenfalls dringend wünſchen. Zugleich hoffen wir, daß Herr Marr nach ſorgfältiger Prüfung der ganzen Rede jenen Angriff als völlig grundlos begreifen, und mit unſerer Widerlegung einverſtanden ſein wird. Die als Beweismittel citirten Stellen ſind entweder aus dem Zuſammenhange unvernünftig herausgeriſſen, oder entſtellt und Eine Stelle iſt ſogar offen gefälſcht. Der erſte und zweite Tadel vereint treffen die obige Stelle. Der Verfaſſer des bezeichneten Artikels läßt den Vorderſatz weg, der ſchon mit den Worten: „Was hätte ich denn damals für eine Stellung ſuchen ſollen?“, jedenfalls aber direct mit den Worten: „Meine Hand iſt rein von Raub, von Gewaltthat, von jeder Erpreſſung“ beginnt: und bezieht den Nachſatz: „denn ich verwahre mich u. ſ. w.“ auf „die Führung eines Commando,“ woraus nun eine „Verdächtigung ſämmtlicher Commandeure“ hergeleitet wird!!! „von der Kinkel wenigſtens Willich hätte ausnehmen ſollen.“ Daß mit dem **„Schmutz und Schlamm“** nicht die „Führung eines Commando,“ ſondern „Raub, Gewaltthat und Erpreſſung“ gemeint ſind, darauf — dächte ich — ſollte doch der Verfaſſer jenes Artikels ohne beſonderes Nachdenken gekommen ſein. Ueberhaupt macht Kinkel der Badiſch-Pfälziſchen Revolution weſentlich nur dieſelben Vorwürfe, welche gerade in der „Neuen Rhein-

Dies habe ich gethan: ich trat als Gemeiner in die Compagnie Beſançon. Sie können Das, meine Herren, einen Entſchluß der Verzweiflung nennen: daß es aber ein Entſchluß ſei, der meine Ehre als Mann entwürdigt — nein, Das können Sie nicht ſagen! —

„Bei zwei Gefechten bin ich geweſen, zuerſt am 19ten Juni Nachts bei Spöck — wenn Sie Das ein Gefecht nennen wollen, was bloß in ein paar zwiſchen den Tirailleuren gewechſelten Schüſſen beſtand. Ich ſelbſt habe dort am Kampfe keinen Antheil gehabt, denn ich ſtand bei meiner Compagnie weiter zurück, und wir ſahen blos die entfernten Schüſſe durch die Nacht aufblitzen. Da wir durchaus nicht wiſſen konnten, wo und wie ſtark der Feind vor uns ſtand, brach Willich ſofort das Gefecht ab. Welchen Truppen wir dort gegenüberſtanden, weiß ich bis heute nicht mit Sicherheit: einen Feind zu ſehen war bei der ganz finſtern Nacht völlig unmöglich. Uebrigens war dies an demſelben Tage, als der Prinz von Preußen von Neuſtadt aus den Kriegszuſtand und Das Standrecht zuerſt verkündigte, am 19ten nämlich. Für uns konnte alſo dieſe Verfügung keine Rechtsgültigkeit haben, und hätte ich damals auch mitgefochten, ſo würde Ihnen hierüber wieder nicht das Urtheil zuſtehen. Demnach gehe ich über dieſes ohnehin ganz unbedeutende Ereigniß weg.

Ztg. „Herr Engels gegen dieſelbe erhebt. — Wir werden auf jenen Angriff gegen Kinkel noch mehrmals zurückkommen, und dem Verfaſſer des Schmähartikels ſeinen Leichtſinn nachweiſen. —

Unſere zweite Affaire war die zwiſchen Rothenfels und Muggenſturm am 29. Juni. Die Verhörprotokolle nebſt den beigefügten Ausſagen meines mit mir gefangenen Kameraden, des Würtembergers Rau, geben Ihnen über meine Betheiligung an dieſem Tage ein ganz genaues Bild. Wir rückten von der Murgſtraße rechts ab; die Compagnie Beſançon erhielt Befehl, zum Tirailliren aufzuſchwärmen und unſere Schützen zu verſtärken, die bereits im Feuer ſtanden. Das Gefecht hatte aber erſt begonnen. Unſer Standpunkt war ungünſtig, es war Nachmittag, vier Uhr ungefähr, die Sonne ſenkte ſich gegen Weſten, und bewirkte vor uns auf dem leuchtenden Korn eine ſtarke Blendung, welche den Feind nur ſchwer erkennen ließ. Ich ging durchs Kornfeld vor, ſtieg dann in einen Graben herab und kletterte eben den ſteilen Abhang jenſeits hinauf, um neben einigen meiner Kameraden, die ſchon dort ſtanden, Poſto zu faſſen. Da erblickte ich den Feind, aber nur auf einen Augenblick, denn noch hatte ich oben nicht Fuß gefaßt, ſo traf mich eine Kugel am Kopfe, ſo daß ich den Abhang alsbald wieder hinunterrollte. Ich weiſe hierüber auf die Ausſagen Rau's hin, der mir ſo nahe ſtand, daß er die Worte gehört und genau wiedergegeben hat, die ich im Niederſinken zu den Kameraden ſprach. Bald aber raffte ich mich auf, und der Zugführer der Schützen, der uns commandirte, befahl mir nach Rothenfels zurückzugehen und mich dort verbinden zu laſſen. Rau wurde mir mitgegeben, damit nicht bei meinem ſtarken Blutverluſte mir unterwegs ein

Unfall zuſtoße. So ſchritten wir auf dem nächſten Wege durchs Feld auf jenen Ort zu: da, auf einen Abhang heraustretend, ſtanden wir ganz unerwartet vor einer weit vorgeſchobenen Preußiſchen Feldwacht, aus Reiterei und Infanterie beſtehend, und zwar ſo nahe, daß weder an Widerſtand noch an Rückzug zu denken war. Der Poſten ſchoß ſofort nach uns, und die Kugel ging dicht an mir vorbei. Wir mußten uns ergeben.

„Das, meine Herren Richter! iſt meine Betheiligung an der Badiſchen Inſurrection. Ich komme zu der Frage, welches Strafmaaß Sie berechtigt ſind über dieſe Betheiligung zu erkennen.

„Das Geſetz, nach welchem Sie richten, iſt das Preußiſche Militair-Strafgeſetzbuch. Aus dieſem findet auf mich einzig Anwendung der §. 82 des 2ten Theils:

> „Wer vorſetzlich die Unternehmungen des Feindes befördert, oder zur Begünſtigung derſelben den Preußiſchen oder verbündeten Truppen Nachtheil bereitet, insbeſondere Wer
>
> 1) ſich der in den allgemeinen Landesgeſetzen in Bezug auf den Krieg als Landesverrätherei bezeichneten Verbrechen ſchuldig macht; u. ſ. w.
>
> begeht einen Kriegsverrath.“

„Dies iſt mein Fall. Wir reichen aber zu ſeiner Aburtheilung mit dem Militair-Strafgeſetzbuch nicht aus, denn dies Geſetzbuch verweiſt uns, wie wir ſehen, auf die „allgemeinen Landesgeſetze,“ und in ihnen auf den Titel vom Landesverrath. Unter dieſen allgemeinen Geſetzen kann nun blos das allgemeine Landrecht

> Inhalte deſſelben entgegenſtehenden Beſtimmungen, unverzüg- in Kraft treten ſoll.“

„Unter Aufhebung aller dem Inhalte deſſelben entgegentretenden Beſtimmungen“ heißt es. Der Geſetzgeber, unſer König, will alſo, daß das neue Geſetz überall gelte, wo es etwas Anderes als die alten Geſetze beſtimmt. Dies iſt oft der Fall. Wo z. B. im Landrecht der Strang ſteht, hat das Militair-Strafgeſetzbuch die Kugel. Aber nicht bloß die Strafart, ſondern auch das Strafmaaß iſt in unſerm Falle verſchieden beſtimmt. Im §. 88 des Militair-Strafgeſetzbuches heißt es nämlich weiter:

> „Wer (wie ich oben verlas) ſich der Landesverrätherei ſchuldig macht, begeht einen Kriegsverrath, und hat Verſetzung in die zweite Klaſſe des Soldatenſtandes, Caſſation (Beides geht mich nicht an, ich bin nicht Soldat noch Officier) und Feſtungsſtrafe, nach Umſtänden bis zu lebenswieriger Dauer, oder wenn durch den Verrath ein erheblicher Nachtheil entſtanden, die Todesſtrafe verwirkt.“

„Dies, meine Herren, iſt das Geſetz, das Ihr Urtheil beſtimmt, und hier kann es nicht dem leiſeſten Zweifel unterliegen, daß in meinem Falle an Todesſtrafe nicht zu denken iſt. Sie ſoll ausdrücklich nur dann ausgeſprochen werden, wenn durch den Kriegsverrath ein erheblicher Nachtheil entſtanden iſt. — Davon kann doch bei meiner Betheiligung keine Rede ſein; durch mich iſt auch nicht Einer meiner Landsleute getödtet oder verwandet worden; vielweniger noch hat der Staat im Großen und Ganzen durch mich einen Nachtheil erlitten. In dieſem Falle — ſo ſagt das Landrecht ausdrücklich — **ſoll** die Strafe in ſechs- bis zehnjährige Gefangenſchaft verwandelt werden. So ſpricht jenes furchtbare Geſetz, das vor 80 Jahren wahrhaft mit Blut geſchrieben wurde, das auf jeder Seite mit dem Strang, mit dem Schwert und ſelbſt mit dem Rade bei der Hand iſt. Gegenwärtig iſt der Geiſt der Geſetze milder, und Sie dürfen daher auf keinen Fall daran denken, **über dies Strafmaaß noch hinauszugehen**. Die Thatſachen, meine Herren, ſtehen feſt, ſie ſind einfach, und ſprechen für ſich: das Glück, die Vorſehung, oder wie Sie ſonſt jene unſern Blicken verhüllte Macht nennen wollen, die Ihr Loos, meine Herren Richter, eben ſo gut wie meines beherrſcht — dieſe Macht hat mich dem Bruderkampfe entnommen, ehe mein Antheil an ihm den Punkt erreichte, der Ihnen das Recht gäbe, meinen Tod zu beſchließen. Nur über die Thatſache haben Sie zu richten, die Thatſache iſt: daß mein Thun dem Staate **keinen** Nachtheil gebracht hat. Ich fordere alſo nicht Gnade, ich fordere nur die ſtrengſte Gerechtigkeit nach dem Buchſtaben des Geſetzes, wenn ich ſage:

> „Nach Recht und Fug können Sie mich nur zu einer Feſtungsſtrafe von ſolcher Dauer verurtheilen, daß ich nicht erſt als abgelebter Geiſt Hoffnung habe, ins Leben zurückzutreten.“

„Das, meine Herren, iſt die rechtliche Seite der Frage. Sie werden mir aber erlauben, auch noch die politiſche zu berühren, die Sie bei Ihrem Urtheil ja nicht ausſchließen dürfen. Niemand unter Ihnen wird ſagen, daß ich ein gemeiner Verbrecher ſei; meine That können Sie doch wahrlich nicht mit Mord und Diebſtahl, mit dem Landesverrath des Spions, der ſein Leben um Gold verkauft, oder mit der Schande etwa eines Commandanten vergleichen, der dem Feinde eine Feſtung überliefert, um hernach in deſſen Lande ſeinen Sündenlohn zu verpraſſen! Was ich gethan habe, fällt unter den Geſichtspunkt eines politiſchen Verbrechens: — nicht in einem Völkerkrieg, ſondern in einem Bürgerkrieg haben wir uns gegenübergeſtanden. Dies macht meine Stellung vor Ihnen ſo ſchwierig, dies macht aber auch Ihnen Ihr Amt ſchwer, wenn Sie es gewiſſenhaft erfüllen wollen. Sie nämlich, die über mich richten, ſind in dieſem ganzen Streite ſelbſt Partei, Sie richten über einen Mann, der Ihrer Gegenpartei angehört: Sie müſſen daher auf Ihre Parteianſichten ganz verzichten, müſſen rein die Sache ſelbſt ins Auge faſſen, wie ſie liegt.

„Der §. 118 des Militair-Strafgeſetzbuches ſagt:

> „Die Vertheidigung darf mit aller Freimüthigkeit geführt werden:“

Geſtatten Sie mir alſo dieſe Freimüthigkeit! — Die Märzrevolution des vorigen Jahres hatte Ein Hauptziel: es war die Einheit Deutſchlands. Dieſe Einheit haben Sie gewollt, wie ich ſie wollte;

das ganze Volk verlangte danach; denn wir Alle wiſſen, daß ohne ſie wir aus unſerer erbärmlichen Politik nach Außen nicht herauskommen, Induſtrie und Handel nicht heben, der einreißenden Armuth nicht helfen — mit Einem Worte, daß ohne die Einheit wir kein großes und glückliches Volk werden können. Aus dieſem Einheitsdrang ging das Frankfurter Parlament hervor, vom Volke gewählt, von den Fürſten anerkannt. Eine Reichsverfaſſung ſollte geſchaffen werden in Verſtändigung mit den Regierungen. Jedenfalls betrachten ſich alſo die Fürſten nur als *Einen* berechtigten Theil — die *Volksvertreter* waren ihnen der *andere*. Die Frankfurter Verſammlung ging einen Weg der Vermittlung: ſie ſchuf dem Volke die Grundrechte, aber um ſie zu ſichern, trug ſie zugleich dem Könige von Preußen die Kaiſerkrone an. Sie Alle, meine Herren, wiſſen, mit welcher Freude man in Berlin die Deputation aus Frankfurt erwartete: nicht Deutſchland allein, ſondern namentlich auch das ganze Preußiſche Volk verlangte die Annahme der Krone unter der Bedingung der Grundrechte. Das ganze Preußiſche Volk, denn nicht bloß die zweite Kammer, die Vertreterin der Maſſen, der ich damals angehörte, ſondern auch die erſte Kammer, die Vertreterin des Beſitzes, der Intelligenz, der Ariſtokratie, drang mit Adreſſen in den König. Wäre damals geſchehen, Was in Deutſchland Alle wollten, wir hätten uns in dieſem Kriege nicht als Brüder feindlich entgegen geſtanden! Man hat damals geſagt: eine Krone könne mit den Grundrechten nicht beſtehen; — o wohl konnte ſie es, meine Herren! Wenn Napoleon auf dem republikaniſchen Frankreich einen monarchiſchen Thron aufgebaut hat, dann konnte wahrlich auch auf Deutſchen Grundrechten eine Kaiſerkrone ruhen, die auf einem kräftigen Haupte ſaß! Aber anderer Männer Rath hat beim Könige gegolten. Man brach die Verſtändigung mit dem wenigſtens gleichberechtigten Theil ab, die Verfaſſung, die das Volk einſeitig geſchaffen hatte, verwarf man — aber nun verfuhr man ſelbſt ebenſo einſeitig: man octroyirte eine neue Reichsverfaſſung. Was ſollte nun das Volk thun? Die Könige ſtellten ihre Soldaten vor ihre Verfaſſung, das Volk griff für die ſeine ſelber zum Schwert, um ſie durchzuſetzen: Jeder ſchirmte ſein Recht, aber das Volk erlag im Kampfe. Als ich in dieſen Kampf eintrat, war er vollkommen geſetzmäßig: der Abgeordnete der Frankfurter Verſammlung hatte ihn gebilligt in Form der Pfälziſchen Erhebung: dies, meine Herren, iſt die Lage der Dinge. Meine Schuld iſt, daß ich im Sommer noch daſſelbe gewollt habe, was im März Sie Alle, was im März das geſammte Deutſche Volk gewollt hat: — nun, bei Gott, meine Herren, iſt Das denn ein Vergehen, welches ſo gegen alle menſchlichen und göttlichen Geſetze ſtreitet, daß Sie deswegen ein Blutgericht über mich verſammeln dürfen?

„Meine jetzige Schuld iſt gering, Sie ſehen es: aber ich weiß freilich, man wirft Vieles auf meine Perſon, auf meine frühere Parteiſtellung. Sie haben gelobt, ohne Anſehen der Perſon Recht zu ſprechen, und nur nach Dem zu urtheilen, was in den Acten vorliegt. Ich könnte alſo über Früheres hinweggehen. Aber mehrfach ſind mir während meiner Gefangenſchaft von Officieren und Soldaten Dinge vorgeworfen worden, die mich mit Staunen erfüllten. Wie oft habe ich das Wort hören müſſen: „ich ſei ein ſchlechter Preuße!“ das Wort hat mich verletzt. Ich habe ſtets die Ueberzeugung gehabt, und oft genug dieſen Süddeutſchen ausgeſprochen, daß die kräftigen Nordſtämme die Herrſchaft Deutſchlands gewinnen werden; es iſt Das in meinen Augen ein Gebot der geſchichtlichen Nothwendigkeit, es iſt eine alte Ueberzeugung von mir. Mein Herr Vertheidiger hat ein älteres Gedicht von mir angeführt:

„Hoch auf hebe das Haupt, ſtolze Boruſſia,
Das am baltiſchen Meer mauergekrönt dir ruht,
Und den ſtark du gefaßt, Rheiniſchen Rebenkranz,
Schüttl' ihn freudig in hoher Hand!“

„Was dieſes Gedicht andeutete: daß die Verbindung Rheinlands mit Preußen für beide Theile glücklich ſei, und nicht zerriſſen werden dürfe, Das konnten Sie noch im vorigen Sommer von mir in Köln auf einem demokratiſchen Congreſſe hören, wo ich gegenüber Andern meiner Partei, die auf Franzöſiſche Bajonette vertrauten, gegen jede Abtrennung des Weſtens mich erklärt habe, wie ich denn überhaupt immer der entſchiedenſte Gegner aller Rheinbundspolitik geweſen bin. Man haßt ferner mein Wirken in der zweiten Kammer; aus dem Munde eines Officiers, nicht eines Gemeinen, habe ich hören müſſen: daß ich der Preußiſchen Armee ein neues Jena gewünſcht. Ich denke die ſtenographiſchen Protokolle der Kammerſitzungen werden amtlich veröffentlicht, und Jeder kann dort das Wahre finden, der es finden will. Das habe ich geſagt: daß unſer Heer, wenn es zu einem dem Volke verhaßten Kriege ausziehe, etwa um die republikaniſche Freiheit Frankreichs zu erdrücken, daß es dann ſein Jena finden werde. Das iſt eine Weiſſagung, kein Wunſch: daß ich den Fall meiner Brüder wünſche, dieſen Vorwurf weiſe ich entrüſtet von mir ab. Aber trotz Alledem ſoll und muß ich ein ſchlechter Preuße ſein, weil ich das gegenwärtige Syſtem bekämpfe. Nun wohlan — meine Partei hat gegenwärtig im Vaterlande das Spiel verloren. Wenn die Krone Preußen jetzt endlich eine kühne und ſtarke Politik verfolgt, wenn es der königlichen Hoheit unſeres Thronfolgers, des Prinzen von Preußen, gelingt, mit dem Schwert, (denn anders wirds nicht!) Deutſchland in Eins zu ſchmieden, und groß und geachtet bei unſern Nachbarn hinzuſtellen, uns der innern Freiheit wirklich und dauernd zu verſichern, Handel und Wandel wieder zu heben, die Militairlaſt, die jetzt zu ſchwer auf Preußen drückt, gleichmäßiger auf das ganze Deutſchland zu vertheilen, und vor Allem den Armen in meinem Volke, als deren Vertreter ich mich fühle, Brot zu ſchaffen: — gelingt **Das Ihrer** Partei, nun, bei meinem Eid! die Ehre und die Größe meines Vaterlandes ſind mir theurer als meine Staatsideale, und die franzöſiſchen Republikaner von 1793 weiß ich zu ſchätzen, die hernach um Frankreichs willen vor Napoleons Größe freiwillig ſich beugten — — geſchähe **Dies** alſo und erzeigte mir dann mein Volk noch einmal die Ehre, mich zu ſeinem Vertreter zu wählen: ich würde einer der erſten Deputirten ſein, die mit frohem Herzen riefen: „Es lebe das Deutſche Kaiſerthum, es lebe das Kaiſerthum Hohenzollern!“ Wenn man mit ſolchen Geſinnungen ein ſchlechter Preuße iſt, ja — dann begehre ich freilich kein guter Preuße zu ſein, *) dann will ich mich aber auch mit Hardenberg tröſten, den man 1805, weil er zu kühner Politik und offnem Bruche mit dem Reichsfeinde rieth, vorwarf, er ſei ein Verräther und gar mit engliſchem Golde beſtochen, bis dann freilich das Jahr 1806 zeigte, wie furchtbar richtig er die Dinge überſah!

---

*) Auch hierin ſieht Kinkel's Denunciant in der „N. Rhein. Ztg.“ eine Feigheit oder einen unehrlichen Republikanismus. Will der Mann denn nicht ſehen? Wo ſagt Kinkel, daß er es für wahrſcheinlich, nein, daß er es nur für möglich hält, ſeine Feinde würden je Das zu Stande bringen, an deſſen Erfüllung er ſein Leben geſetzt? Daß er es geradezu für unmöglich erklärt, zeigt ſich dagegen in allen ſeinen Zeitungsartikeln und Reden. Sollte er ſich dennoch getäuſcht haben, ſollte es dennoch ſeinen Feinden gelingen, auf anderem Wege ganz daſſelbe zu erreichen, wofür er gekämpft — ſo müßte Kinkel wahrlich nicht nur den Titel, ſondern auch die ganze bornirte Principienreiterei eines chriſtlich-germaniſchen Profeſſors beſitzen, wenn ihm „der **Weg** über das **Ziel** ginge.“

„Und ſo iſt Alles in meinem früheren Wirken von meiner Gegenpartei mißdeutet worden. Vielleicht war Einer von Ihnen in Garniſon zu Mainz. Man hat mich wegen Verleumdung dieſer Garniſon vor Gericht geſtellt und geſagt: ich ſuche Gelegenheit, um die Armee gehäſſig zu machen. Nun, ſoviel politiſche Fähigkeit hätte man mir doch billig zutrauen ſollen, daß ich jenen groben Buchſtaben der Parteiklugheit verſtände, nach welchem keine Partei im Staate es muthwillig mit der bewaffneten Macht verdirbt!

„Was war aber jene ganze Geſchichte? Die Erzählung eines düſtern, das Menſchengefühl jedenfalls verlezenden Vorfalls, die oben drein in einem entſtellten und ſchon übertriebenen Bericht mir zukam, habe ich in meiner Zeitung mit ein paar heftigen Worten begleitet. — Iſt das eine ſo ſchwere Kränkung der ganzen Armee? Und Was iſt mir dafür geſchehen? Während dieſer meiner Abweſenheit von Hauſe hat man mich deßhalb zum zweitenmal vor Gericht gefordert, und da ich zur Vertheidigung nicht erſcheinen konnte, bin ich, wie man mir jüngſt erzählt hat, auf fünf Jahre der Wahlfähigkeit beraubt worden. Fünf Jahre Wahlunfähigkeit ſind über mich ausgeſprochen — für einen Mann, der ſchon einmal die Ehre gehabt hat Abgeordneter zu ſein, iſt Das eine überaus harte Strafe. Ich denke, die Garniſon von Mainz und Sie, meine Herren, können damit zufrieden ſein, wie man mich hier einen nicht einmal ſelbſtverſchuldeten Irrthum hat büßen laſſen.

Ich ſehe da auch die Epaulette des 27. Regiments: ſie erinnert mich an eine finſtre Novembernacht des vorigen Jahres, als dieſes Regiment in Bonn einrückte, um die Steuerverweigerung zu erdrücken, als mein Name ſo oft als der eines Soldatenfeindes genannt wurde! Ja meine Herren, es war eine finſtre Nacht, und wenn in ihr der Würfel fiel, ſo wäre ſie nicht meinen Bürgern allein, ſie wäre bei der damaligen Stimmung der Gemüther auch manchem Officier und Soldaten eine heiße Nacht geworden! Der Würfel fiel nicht — meine Herren, dieſe Hand war es, die ihn feſthielt. Alle Beſonnenen haben Das früher anerkannt, und die Gerichte haben mich von jeder Anklage aus dieſen Novembertagen freigeſprochen. Ueberhaupt, wenn man mir doch einen Einfluß auf das Volk in Bonn zuſchreibt — woher kommt es wohl, daß dieſe Stadt, bis ich ſie verließ, ſo ruhig geweſen iſt? Meine Partei iſt dort nicht ſchwach, es giebt viele Arme daſelbſt, Univerſitätsſtädte haben ohnehin viel Brennſtoff in ſich — wenn ich denn ein ſo wilder Revolutionair, ein ſo wüthender Republikaner wäre, wie man mich ſchildert: wie erklären Sie Das, daß bei uns, wie kaum in irgend einer andern Stadt, jeder zornige Zuſammenſtoß vermieden, Bürgerblut niemals vergoſſen worden iſt? Fanatismus, Anarchie, Zerſtörung — dieſe Dinge liegen nicht in meiner Natur. Ich ſehe es viel zu klar: dieſer Bruderzwiſt, dieſe Parteikämpfe werden vorübergehen, unſer Volk aber und die Menſchheit werden bleiben. Das Ziel iſt wichtiger als der

Weg, und für das Ziel, dem auch dieſer Streit zuſtrebt, für Bildung und Menſchlichkeit habe ich jederzeit gearbeitet: Was dagegen ſtritt, habe ich mit der Feder und mit der mündlichen Lehre bekämpft bei meiner Partei wie bei den Gegnern. Eine Parteiwuth, welche das Menſchliche und die heiligen Geſetze der allgemeinen Brüderlichkeit vergißt, kenne ich nicht, mit Laternen und Guillotinen habe ich nie die Freiheit zu gründen gemeint. Daß die Todesſtrafe unter allen Bedingungen eine Barbarei ſei, habe ich ſchon vor der Märzrevolution ausgeſprochen, und noch vorigen Sommer in meinem Buche über das Handwerk wiederholt. Vergeſſen Sie es nicht, es war das die Zeit, als meine Partei mit raſchen Schritten zum Siege zu gehen ſchien. Sie ſehen daraus, daß ich von dieſem Siege nie einen blutigen Mißbrauch gemacht haben würde. Und daß man dieſen milden Sinn, daß man dieſe Mäßigung und Ruhe mir zutraut: Das beweiſt auch die meinen Acten beigefügte und vom Herrn Auditeur erwähnte Verwendung der Bürger meiner Stadt für mich; auch von Köln aus, wie ich höre, und ſonſt vielfach ſind Geſuche zu meinen Gunſten eingelaufen. Jene zwölfhundert Unterſchriften aus Bonn, ſie ſtammen nicht bloß von der Armuth her, die in mir ihren Sprecher ſieht, auch nicht von meinen Studenten, die mich lieb haben — gleichviel ob ſie zur ariſtokratiſchen, conſervativen Partei oder zu meiner Partei, der republikaniſchen, gehören — nein, es ſind Namen aus allen Klaſſen dabei, und Arndt, des Königs perſönlicher Freund, ſteht an der Spitze. Dieſe Männer haſſen mein Syſtem, aber meine Perſon lieben ſie und wünſchen mich der Zukunft zu retten. Wie wollen Sie Das erklären? Daher einzig kommt es, weil meine Mitbürger, die mich von meiner Jugend auf kennen, an meinen Charakter als Menſch glauben, weil ſie, auch meine Gegner, wiſſen, daß ſelbſt ein Sieg mich ſtets gerecht und milde finden würde. Werfen Sie alſo, meine Richter, auch dieſes Urtheil meiner frühern Umgebung mit in Ihre Wagſchale — es muß Ihnen klar genug beweiſen, wie Unrecht man einem ruhigen Manne thut, wenn man ihn leidenſchaftlicher Heftigkeit und verblendeter Parteiwuth beſchuldigt! *)

Ich bin am Ende meine Herren, und deute zum Schluſſe nur noch auf wenig Einzelheiten hin, die meine Handlungsweiſe in Ihren Augen nicht rechtfertigen, aber jedenfalls das Urtheil mildern. Zwölf volle Jahre habe ich meinem Staate in einem ſchweren Amte und mit Aufopferung gedient, Manches geſchrieben, was über aller Parteiung ſteht, und wodurch Menſchen

---

*) Sogar daß Kinkel hier auf ſeinen Charakter als Menſch hinweiſt, nimmt ihm der Verfaſſer des Schmähartikels in der „N. Rhein. Ztg.“ übel. Wir möchten doch wiſſen, ob der Letztere in gleichem Falle die Principien einer abſolut bornirten Dummheit befolgen würde, nach denen Kinkel ſich hätte richten müſſen, wenn es ihm Spaß machte, ſich einigen Krittlern zu Liebe aus raſender Tollheit den Kopf vor die Füße legen zu laſſen, den er **mit Ehren** behalten durfte.

von den verſchiedenſten politiſchen Anſichten belehrt, gerührt und erfreut worden ſind. Niemals habe ich im Heere gedient, alſo auch keinen Fahneneid gebrochen, keine militairiſche Kenntniſſe, die ich im Dienſte meines Vaterlandes erworben hätte, gegen mein Vaterland angewendet. *) Niemanden habe ich mit der Waffe in der Hand gedrückt oder gepreßt; endlich bin ich nicht Officier oder irgendwie militairiſcher Beamter geweſen, ich habe alſo bloß Verantwortung für Das, was meine eigne Hand gethan hat. Und Dies, wie ich bewieſen habe, giebt Ihnen auch nach der ſtrengſten Faſſung des Geſetzes nur das Recht, über mich eine mäßige Freiheitsſtrafe zu erkennen.

„Im Kreiſe meiner Richter umblickend, ſehe ich zwar meiſt jüngere Männer; aber doch auch Manche,

---

*) Das ſoll nun gar eine „directe Denunciation gegen die gefangenen ehemaligen Preußiſchen Soldaten" ſein!!! Als wenn die Pulver- und Blei-Richter ohne dieſe „Denunciation" niemals auf den ſchlauen Gedanken geſtoßen wären, daß Janſſen und Bernigau, nach dem Buchſtaben des Geſetzes, ein größeres Verbrechen gegen das heilige Gottesgnadenthum begangen hätten, als ein Nicht-Militair! Zudem betrachtete das Kriegsgericht in ſeiner Anklageſchrift Kinkel als den Verfaſſer eines Planes zur angriffsweiſen Kriegsführung: und Was konnte Dieſer überhaupt Vernünftigeres thun, als zum Schluß gerade diejenigen Punkte hervorheben, welche das über ihn zu verhängende Strafmaaß mildern mußten? Wir finden trotz aller Denunciationsriecherei in obiger Stelle nur eine Wiederholung des bezüglich des zweiten Anklagepunktes früher weitläufig Mitgetheilten. (Vergl. S. 277 ff.)

die gleich mir ſchon auf den Jahren ſind. Meine Herren, denken Sie auch ein Wenig an Weib und Kind daheim, wenn Sie den Spruch über einen Mann thun, der heute durch den Wechſel der menſchlichen Geſchicke ſo tiefunglücklich*) vor Ihnen ſteht! Und nun, im Namen der göttlichen Gerechtigkeit, die über Ihnen, meinen Siegern und Richtern, gerade ebenſo mächtig ſchwebt, wie uber mir, Ihrem jetzt niedergeworfenen und gefangenen Gegner — **im Namen dieſer Gerechtigkeit ſprechen Sie jetzt mein Urtheil!**"

---

*) Hier hat ſich ſchließlich der Verdächtiger Kinkel's in der „N. Rhein. Ztg." eine **grobe Fälſchung** erlaubt, indem er aus dem „tiefunglücklich" ein „tief und unglücklich" macht. „Tief vor Jemandem ſtehen", iſt freilich ein wenig klaſſiſcher, wäre jedoch immer ein ſo ſerviler **Ausdruck**, daß man ihn als Feigheit denunciren könnte. — Wie aber der Herr Denunciant es verantworten will, aus ſinnlos dem Zuſammenhang entriſſenen, entſtellten und gröblich gefälſchten Stellen dieſer Rede — aber auch allein hieraus gegen Kinkel die Verdächtigung der Feigheit und Unehrlichkeit zu erheben: Das iſt ein Räthſel, deſſen Löſung uns wenigſtens nie vernünftig erſcheinen wird. Mag der Herr hinfort am „Zuſchauer" der „†Zeitung" arbeiten — es ſoll uns nicht wundern!

2.

Als Gottfried Kinkel das Gerichtszimmer verließ, und in ſeine Zelle zurückgeführt war, beſchlich ihn der Gedanke, daß man vielleicht doch das Todesurtheil über ihn ausſprechen könnte. Er glaubte endlich an die Wahrſcheinlichkeit eines ſolchen Richterſpruches, und ſchrieb folgende zwei Gedichte:

Mein Vermächtniß.

Das Beſte, was das Leben giebt,
Das hab' ich nun genoſſen.
Mich hat ein edel Weib geliebt
Und gab mir holde Sproſſen.
Im Freundesreigen ſtand ich ſtark
Beim Becher und in Fehde:
Mein Leib war feſt, geſund mein Mark
Und golden floß die Rede.

Mir gab Natur ein fühlend Herz
Für Seligkeit und Wunden:
Des Gottes Luſt, des Wurmes Schmerz
Ich hab' ihn mitempfunden.
Es lag der Zeiten großes Buch
Vor meinem Geiſte offen,
Der Freiheit Glück, der Knechtſchaft Fluch,
Der Völker Gram und Hoffen.

Den Feinden mild, den Freunden gut,
Die Hand noch rein vom Fluche,
Kein Blatt voll Haß, kein Blatt voll Blut
In meines Schickſals Buche:
So werf' ich in den Opferbrand
Ein reichbekränztes Leben —
O Glück und Stolz, mein Vaterland,
Für Dich es hinzugeben!

Ich werde nicht vergeſſen ſein,
Du Jugend wirſt mich kennen
Und wirſt an meines Geiſtes Schein
Zum Freiheitsdurſt entbrennen.
Manch Frauenauge weint um mich,
Den Sänger ſüßer Lieder:
Als Gruß der Erde neigen ſich
Viel' Blumen zu mir nieder.

Der müden ſchwielenharten Hand
Ein ſanfter Loos zu werben,
Du vierter Stand, Du treuer Stand,
Für Dich geh' ich zu ſterben.
Euch Armen treu bis in den Tod,
Für Euch zur That entſchloſſen,
Fall' ich um's nächſte Morgenroth
Vom Preußenblei durchſchoſſen!

So haltet mich in treuem Sinn,
O Meiſter und Geſelle!
Gedenke mein, Du Näherin,
In deiner trüben Zelle:
Du Winzer der am Fels der Ahr
Umſonſt die Gluthen leidet,
Du arme Tagewerkerſchaar,
Die fremde Garben ſchneidet!

Den letzten Gruß Dir überm Rhein,
Du edles Volk der Franken:
Die Völker ſollen einig ſein
In Herzen und Gedanken.
Stehn ſoll, ſoweit auf dieſem Rund
Sich Aug' in Auge ſpiegelt,
Der ew'ge Bund, der Bruderbund,
Den Euch mein Blut beſiegelt!

Vor den achtzehn Gewehrmäulern!

„Trommler, ſchlagt an, und führt mich zum Platz,
Der raſch vom Leben mich ſcheidet —
Ich fürchte die pfeifende Kugel nicht,
Die mein Gebein mir zerſchneidet!
Nein, wie mir durch Augen und Hirn und Herz
Die tödtliche Salve knattert,
So ſpür' ich, wie mir die Seele befreit
In Wolkenſchäfchen zerflattert!

Was einmal gelebt in der Sonne Schein,
Das kann ja nimmer verenden! —
Wozu nun, ewiges Herz der Welt,
Willſt meinen Geiſt Du verwenden?
Das heilige Licht, ich hab' es geliebt,
Mein Geiſt flog auf zu der Sonne:
In's leuchtende All, das ihn liebend gebar,
Ström' ich ihn hinaus mit Wonne!

Die Lerche werd' ich des Morgenroths,
  In flammender Wolke geborgen,
Die dem armen Gefangnen im kalten Thurm
  Anſagt den nahenden Morgen.
Ein Frühhauch bin ich, ein Bote des Glücks,
  Der die Purpurbanner durchfächelt,
Daß der Freiheitskämpfer mit ſtrahlendem Aug'
  Entgegen dem Schlachttag lächelt.

Ein Tropfen bin ich, der niederſtrömt
  Im landbeglückenden Regen,
Die Scheune des Armen, des Winzers Faß
  Zu füllen mit nährendem Segen;
Der Wellen eine bin ich im Meer,
  Die das Schiff, das ſtöhnende, hetzen,
Das den Wucherer trägt — und ich ſchling' ihn hinab,
  Ihn mit den erwucherten Schätzen!

Heut bin ich der Sturm, der, ein Gottesgericht,
  Durch giftige Nebel ſchreitet,
Und den aufgerüttelten Moder der Gruft
  Befruchtend auf's Erdreich ſpreitet;
Und morgen die Blume, die tröſtend erquickt
  Mit Duft den zagenden Kranken,
Und in des Sterbenden Seele weckt
  Unſterblichen Lebens Gedanken. —

Hier ſteh' ich — nun zielt! Nun brichſt Du, o Leib,
  Wenn achtzehn Mündungen knallen!
Die Seele, ſie brauſt in den heiligen Chor
  Der Freien, die vor mir gefallen!
Wir kennen nicht Raſt, wir durchſtreichen die Welt
  In Sonnenſchein und Gewittern,
Bis die letzte Zwingburg flammend zerbirſt
  Und die letzten Schwerter zerſplittern!"

Am 20. September ward endlich Kinkel's Urtheil bekannt gemacht, das, urſprünglich auf Feſtungshaft lautend, durch die „Gnade“ des Königs in lebenslängliche **Zuchthaus**arbeit verwandelt ward.

Der Grund, warum man Kinkel nicht im Augenblick ſeiner Gefangennahme ſtandrechtlich erſchoß, iſt leicht abzuſehen. Man war allgemein überzeugt, daß er jedenfalls dem Tode nicht entgehen könne, und natürlich mußte eine nach formellem Recht begründete Hinrichtung viel größeren Eclat machen. Vergeblich hatte man ſich einen Monat lang bemüht, Beweiſe beizuſchaffen, daß Kinkel Anführer geweſen ſei, vergeblich hatte man ſogar die völlig unbewieſene Siegburger Anklage mitbenutzt. Kinkel entging nur dem Tode, weil er Gemeiner war; kein Geſetzbuch hätte ſeine Verurtheilung rechtfertigen können. Man mußte alle Gefangenen erſchießen, wenn man ihn erſchoß. Die Entſcheidungsgründe des Raſtatter Kriegsgerichtes ſind am 1. Mai 1850 vor den Aſſiſen in Köln als folgende verleſen:

„Die Geſetze des preußiſchen Landrechts beſtimmen
„zwar für Diejenigen, die ſich nicht als Anführer
„beim Aufruhr betheiligt haben, nur 6 bis 8 Jahre
„Gefangenſchaft. Weil aber der Angeklagte ein Mann
„von ſo hoher Bildung iſt, und beſſer, als ein
„Anderer, wußte, Was er that; weil ferner bei ihm
„die **Entſchuldigung** wegfällt, daß er bei dem Aufſtand
„Etwas für ſich zu gewinnen vermeinte, darum

„erhöhen wir für ihn die Strafe auf lebenslängliche „Feſtungshaft."

Soweit die Entſcheidung des Kriegsgerichtes. Wir ſehen, daß hier weder von Tod, noch Zuchthaus die Rede war; die Verſchärfung des Urtheils, welche man als Milderung deſſelben ausſchrie, iſt jene „Gnade" des „frommen Königs", von der vielfach in reaktionairen Zeitſchriften die Rede war. Dieſe Treuloſigkeit gegen das Geſetz iſt der Hauptpunkt, welchen die Kritik in's Auge zu faſſen hat.

Mögt Ihr nun urtheilen über den Mann, in deſſen Verdammung Ihr ſo leichtfertig miteinſtimmtet — und ich glaube: Ihr habt ſchon gerichtet! Ihr habt das Urtheil geſprochen, indem Ihr Dieſen — nicht zu beſtrafen, nein, zu entehren dachtet! Das Urtheil lautet: „Tod!" — nicht für Ihn, aber für Euch! Der Tag, an dem Ihr den Dichter und Menſchen zum **Zuchthauſe „begnadigtet"**, war der letzte Triumph der reaktionairen Anarchie. Euer Maß iſt voll — der Thurm Eurer Frevelthaten ragt bis an die Decke des Himmels — die Wolkenheere ballen ſich zum Kampf — Euer Bau zerbricht, von den Blitzen zerſpellt — und die Sonne ſcheint auf die Trümmer!

Leſen wir nun über die Verurtheilung Kinkel's noch eine Kritik der reaktionairen „Allgemeinen Zeitung" um zu begreifen, wie ſelbſt die politiſchen Gegner Kinkel's, welche ſein Princip und ſeinen Kampf haßten, über das unmenſchliche Verfahren der Regierung den Stab brechen, und ſo mit ihrer Partei ſich ſelbſt verurtheilen:

Das kriegsgerichtliche Erkenntniß gegen Gottfried Kinkel.

„**Vom Oberrhein,** den 1. März 1850. Der Tag der Eidesleiſtung in Preußen iſt vorübergegangen ohne daß die von vielen erwartete Amneſtie eingetroffen wäre. Hannover hat eine ſolche zu Gunſten der vom badiſchen Feldzug rückkehrenden Minderbetheiligten erlaſſen. Auch die Strafmilderungen welche aus jenem Staate bekannt geworden ſind, laſſen das Verfahren der preußiſchen Regierung gegen den beliebten deutſchen Dichter doppelt contraſtirend erſcheinen. Zwar haben die Regierungsorgane das gegen Gottfried Kinkel erlaſſene Urtheil als ein beſonders mildes darzuſtellen geſucht, aber für alle die mit der wahren Sachlage vertraut ſind, ſteht es feſt, daß gerade dies Urtheil verhältnißmäßig das härteſte iſt, das in Baden überhaupt geſprochen wurde. Geſtatten Sie mir, in dem Blatte, das den Badiſchen Aufſtand, während er drohte, aufs heftigſte bekämpft hatte, ein Wort der Theilnahme für eines ſeiner Opfer ausſprechen zu dürfen. Alle in Baden vollzogenen Todesurtheile trafen Perſonen welche entweder ein Commando übernommen, oder irgend einen Terrorismus, Erpreſſungen u. Dgl. ausgeübt hatten. Nichts von Dieſem konnte Kinkel zur Laſt gelegt werden. Aus ſeinen Acten ging nur hervor daß er elf Tage lang als Gemeiner unter den Freiſchaaren gedient hatte. In dem Badiſchen Geſetzbuch, nach welchem man anfangs die Abſicht hatte alle Gefangenen richten zu laſſen, heißt es ausdrücklich: „Wer während der Dauer des Kriegszuſtandes bewaffnet an einem Angriff oder Widerſtand gegen die geſetzliche Autorität Antheil nimmt, wird ſtandrechtlich mit dem Tode, oder bei minderer Betheiligung mit Zuchthaus von 10 Jahren beſtraft.“ Es war nun klar daß der Ausdruck „minderer Betheiligung“ auf Kinkel Anwendung fand. Er hatte ſchon beim Beginn des Gefechts die Schußwunde empfangen, die ihn hors de combat ſetzte. Er war nicht Militairperſon, hatte folglich keinen Fahneneid verletzt. Er lieferte ferner den Beweis daß er von der Erklärung des Kriegszuſtandes, alſo vom ſtandrechtlichen Verfahren gegen die Inſurgenten, keine Kunde hatte, noch haben konnte, da erſt am Tage nach ſeiner Gefangenſchaft, in der Gegend wo dieſe ſtattfand, das Standrecht proclamirt wurde.

„Nach dem Kriegsrecht war dem Gefangenen ein Vertheidiger, Dr. Hepp, ein junger Badiſcher Auditeur, beigegeben worden. Dieſer faßte wohl die Vortheile ins Auge, welche das badiſche Gerichtsverfahren ſeinem Clienten bot. Wollte man Kinkel erſchießen, ſo ſah man ſich genöthigt, conſequenterweiſe alle die Tauſende von Gefangenen zu tödten, die volle vier Wochen nach ihm noch die Waffen getragen hatten; und wenn man über einen gemeinen Wehrmann die Todesſtrafe verhängte, mit welchen Strafen wollte man dann die Oberofficiere belegen? Man ließ den gefangenen Kinkel vom 29. Juli bis zum 1. Auguſt eine Menge langer Verhöre beſtehen, und der Inquirent hielt hartnäckig an der Anſicht feſt, daß Kinkel nicht Gemeiner, ſondern Führer geweſen ſein müſſe. Indeß alle Beweiſe die man ſich mit großer Mühe dafür beizubringen beſtrebte, waren nicht ſtichhaltig. Je länger die Unterſuchung fortgeführt ward, um ſo unzweifelhafter ſtellte ſich's heraus daß Kinkel wirklich nur als gemeiner Wehrmann gedient hatte.

„Unmittelbar vor dem Zuſammentritt des Kriegsgerichts wurde dem Dr. Hepp angezeigt, daß ſich die Preußiſchen Militairbehörden veranlaßt gefunden hätten, ſtatt des Badiſchen Geſetzbuchs, das Preußiſche Landrecht dem Verfahren gegen Kinkel zu Grunde zu legen. Dies war ein harter Schlag, beſonders da er ſo nahe vor dem entſcheidenden Augenblick geführt wurde. Nicht bloß, daß das Preußiſche Landrecht ſtrengere Strafen bedingte, es widerſprach auch in einzelnen Paragraphen dem Badiſchen Geſetzbuch, in welches Kinkel ſich eben mühſam hineingearbeitet und ſeine Vertheidigung darauf baſirt hatte. Dennoch fand ſich auch hier ein Paragraph, welcher dem Vertheidiger einen günſtigen Anhaltspunkt ließ. Es heißt darin ungefähr ſo: „Wenn (durch das Verbrechen der Rebellion) dem Staate kein erheblicher Schaden zugefügt worden iſt, ſo ſoll die Todesſtrafe in entſprechende Gefängnißſtrafe umgewandelt werden.“ Hier war nun nicht ſchwer zu beweiſen, daß Kinkel durch ſeine Theilnahme an der Badiſchen Inſurrection dem preußiſchen Staate allerdings keinen erheblichen Schaden zugefügt hatte, folglich der Paragraph, demzufolge die Todesſtrafe umgewandelt werden ſollte, auf ihn anwendbar war.

„Kinkel, der als Redner berühmt iſt, hatte auf ſeine Richter einen günſtigen Eindruck gemacht. Er war längſt gefaßt auf jedes, auch das dunkelſte Loos und hielt alſo in ſeiner Vertheidigungsrede die richtige Mitte, indem ſie weder an Trotz noch an Selbſterniedrigung ſtreifte. Er benützte dieſen Anlaß um ſeine Anſichten in ruhiger klarer Weiſe zu entwickeln, und wenn auch ſeine Richter ſeine Principien verwarfen, verwerfen mußten, ſo erſchienen ihnen wenigſtens Kinkel's Motive, und der Muth, mit dem er ſich im Angeſicht des Todes zu ihnen bekannte, ehrenhaft; Kinkel's Richtung iſt überdies milder als ſie dem Rufe nach galt: man hatte ihn, den Girondiſten, zum Terroriſten geſtempelt, ein Irrthum, der durch ſein perſönliches Erſcheinen bald zerſtreut wurde.

„Die Militairperſonen, aus denen das Kriegsgericht zuſammengeſetzt war, ſollen hinſichtlich Kinkel's ſehr ſtrenge Inſtructionen gehabt haben; da aber das letzte Wort dem Angeklagten gehörte, und ſie unmittelbar nach dem Eindruck ſeiner Vertheidigung das Urtheil ſprechen mußten, ſo überwog vielleicht dieſer Eindruck den frühern Beſchluß. Nach den vorliegenden Acten und dem unzweideutigen Ausdruck des Preußiſchen Landrechts konnte kein Todesurtheil gefällt werden. Noch weniger ließ es die Stimmung des Momentes zu, einen Mann von dem würdevollen Betragen Kinkels zu einer entehrenden Strafe zu verurtheilen. Die Richter erkannten auf lebenslängliche Feſtungshaft und motivirten die Härte dieſes Urtheils dadurch, daß ſie auf Kinkel's Bildungsſtufe und Stellung im Staate hinwieſen, welche ſeinen Handlungen ein größeres Strafmaaß vindicirten, als einem andern Menſchen für die nämliche That gebühre. Kinkel's Freunde meinen, daß mit der Zurechnungsfähigkeit des Beſtraften auch ſeine Fähigkeit wachſe: die Strafe zehnfach bitter zu empfinden.

„Der Urtheilsſpruch war Denjenigen, die ſich beſonders dafür intereſſirten, ſehr raſch bekannt geworden. Kinkel ſelbſt ſagte ſcherzend zu Jemandem, der ihn im Kerker beſuchte: „Wißt Ihr, warum Ihr mich beim beſten Willen nicht zum Tode verurtheilen konntet? Vor einem Jahre am 4. Auguſt wurde in beiden Nationalverſammlungen zu Frankfurt und Berlin am ſelben Tage, faſt zur ſelben Stunde, mit ungeheurer Majorität die Abſchaffung der Todesſtrafe beſchloſſen. In dieſem Jahr am 4. Auguſt ſtand zu dieſer ſelben Stunde ein Dichter, der ebenfalls gegen die Todesſtrafe eines ſeiner beſten Lieder geſchleudert, auf Tod und Leben verklagt, vor Euern Schranken. Die Geiſter dieſes Tages waren zu mächtig, und am 4. Auguſt konntet Ihr darum kein Todesurtheil über die Lippen bringen.“

„Die Freunde des Dichters tröſteten ſich mit dem Gedanken, daß gerade die unverhältnißmäßige Schwere des Urtheils um ſo eher eine Abkürzung erwarten ließe. Man ſagte ſich: gegen 11 Tage Freiſchaarendienſtes hat Kinkel zwölf volle Jahre redlichen Staatsdienſtes, angeſpannter und nicht bezahlter Mühſal zu ſetzen;

Hunderte, ja man kann friſchweg in die Tauſende zählen, von Schülern und Zuhörern, die er für den Staatsdienſt oder eine edle Stellung in der menſchlichen Geſellſchaft gebildet hatte. Man glaubte, dies werde eine gute Ausgleichung für ſeine Wagſchale geben. Da die Urtheilsbeſtätigung ſo lange ausblieb, erſchien dies aus obigen Gründen den Rheinländern als ein günſtiges Zeichen, und man erwartete mit Sicherheit die Begnadigung des viel Beklagten.

„Als ſich das Gerücht verbreitete, es werde im Gegentheil deßhalb mit der Beſtätigung gezögert, weil dem General v. Hirſchfeld lebenslängliche Gefangenſchaft noch zu mild erſchiene, ſo hielt man dies ſolange für ein Hirngeſpinnſt der demokratiſchen Partei, bis die officielle Erklärung, die aus dem Hauptquartier zu Freiburg erlaſſen wurde, jeden Zweifel löſte. Es war wirklich beſchloſſen: ein kriegsrechtliches Urtheil ſollte wieder umgeſtoßen und der Gefangene vor ſtrengere Richter geſtellt werden. Eine lange dumpfe Zeit der Erwartung ward endlich durch die Kunde unterbrochen: der König von Preußen habe das Urtheil gegen Kinkel „aus Gnaden“ beſtätigt. Das Erkenntniß lautet wie folgt:

„„Warnung. Der ehemalige Profeſſor und Wehrmann in den Freiſchaaren, Johann Gottfried Kinkel aus Bonn, wurde, weil er unter den Badiſchen Inſurgenten mit den Waffen in der Hand gegen Preußiſche Truppen gefochten, durch das zu Raſtatt angeordnete Kriegsgericht zu dem Verluſte der preußiſchen Nationalcocarde und, ſtatt zur Todesſtrafe, nur zur lebenswierigen Feſtungsſtrafe verurtheilt. Zur Prüfung der Geſetzlichſeit wurde dies Urtel von mir dem k. Generalauditoriate, und von demſelben als ungeſetzlich Sr. Maj. dem König zur Aufhebung überreicht. Allerhöchſtdieſelben haben jedoch aus Gnaden die Beſtätigung des Erkenntniſſes mit der Maaßgabe zu befehlen geruht daß der v. Kinkel die zuerkannte Feſtungsſtrafe in einer Civilanſtalt verbüße. Dieſem allerhöchſten Befehle gemäß iſt von mir das kriegsrechtliche Erkenntniß dahin beſtätigt: daß der v. Kinkel wegen Kriegsverraths mit dem Verluſte der Preußiſchen Nationalcocarde und einer zu verbüßenden Feſtungsſtrafe zu beſtrafen, und zum Vollzug des Erkenntniſſes die Abführung des Verurtheilten nach dem Zuchthauſe angeordnet worden, Was hiermit zur öffentlichen Kenntniß gebracht wird. Hauptquartier Freiburg, 30. September 1849. Der commandirende General des erſten Armeecorps der k. preußiſchen Operationsarmee am Rhein.

v. Hirſchfeld.““

„Warum das Urtheil des Kriegsgerichts ungeſetzlich ſei, warum auf **Todesſtrafe** hätte erkannt werden ſollen, iſt nirgends zu beweiſen verſucht; auch wird über die Verſchärfung der Feſtungsſtrafe in Zuchthaus nur leiſe hinweggegangen, als ob dies ein ganz gleichgültiger Umſtand wäre. Wir wollen einmal einige der geſprochenen Urtheile vergleichend neben einander ſtellen.

„Kinkel, Gemeiner in einer Freiſchaar, wird mit lebenslänglicher Zuchthaushaft beſtraft. v. Corvin, Chef des Generalſtabs in Raſtatt, deſſen ſämmtliche Rapporte bei den Akten liegen, der Beſchießung Ludwigshafens dringend verdächtig, erhält zehn Jahre Freiheitsſtrafe. Dem in den Zeitungen abgedruckten Briefe eines Bonneſers, Anton Toups, zufolge, welcher einen Monat länger als Kinkel in Baden die Waffen trug, iſt derſelbe zu

8 Jahren Zuchthaus verurtheilt, und wird in ſeinem eigenen Fach mit Schneiderarbeit beſchäftigt. Täglich paſſiren ſogenannte Minderbetheiligte, welche nach Schluß der Unterſuchungshaft in ihre Heimath entlaſſen werden, durch die Rheiniſchen Städte, ſich in den Häuſern der bekanntern Demokraten einen Zehrpfennig erbittend. Mit Recht fragt der Rheinländer, was für eine Norm bei der Beſtrafung eigentlich vorgewaltet habe, und kann es mit ſeinen Rechtsbegriffen nicht vereinigen, daß das größere Talent und der (bei aller Verblendung des Augenblicks) unläugbar edlere Charakter eine höhere Strafbarkeit bedingten.

„General v. Hirſchfeld ſoll geſagt haben: wenn „ein Kinkel“ der Todesſtrafe entgehe, ſo könne er es ferner nicht mit ſeinem Gewiſſen vereinigen, überhaupt noch ein Todesurtheil zu unterzeichnen, und dieſen Ausſpruch druckten alle Regierungsorgane ab. „Ein Kinkel!“ Was ſoll damit geſagt ſein? Erſt müßte doch nachgewieſen werden was „ein Kinkel“ denn eigentlich außer dem durch die Akten erwieſenen elftägigen Freiſchaarendienſt Strafbares gethan habe. Für ſeine Oppoſition gegen die Vermehrung des ſtehenden Heeres in der zweiten Kammer, wo er im Winter 1849 als Abgeordneter unverletzlich war, durfte er nicht ein halbes Jahr ſpäter von dem Standgerichte in Baden geſtraft werden. Hätte er in ſeiner Heimath als Agitator die Schranke des Geſetzes übertreten, ſo würde dies der Polizei ſchwerlich entgangen ſein, und ſie hätte ihn vor die dortigen Gerichte geſtellt. Es blieb alſo kein andres Motiv, dieſen

Mann ſtrenger zu richten als alle gemeinen Freiſchärler, als indem man in Betracht zog, Was Kinkel gethan haben würde, wenn er Anführer geweſen wäre. Hier wollen wir die politiſche Richtung des Mannes, den wir als Dichter und Menſchen hochſtellen, nicht wegläugnen. Er hat dieſelbe vor dem Kriegsgericht nicht verläugnet, wenn er ſchon hinzufügte: „Die Ehre und Größe meines Vaterlandes iſt mir theurer als meine Staatsideale. Gelingt es unſern Gegnern eher und beſſer als uns die Einheit Deutſchlands zu ſchaffen, ſo werde ich der Erſte ſein, der ſich darüber freut.“

„Wir kommen nun zu der Umwandlung des Erkenntniſſes, welche viel bedeutendere Folgen nach ſich zog, als es dem minder Unterrichteten auf den erſten Blick erſcheint. Abgeſehen davon, daß die Verſchärfung eines einmal geſprochenen Urtheils etwas Unerhörtes iſt, abgeſehen von dem Entehrenden, das die Zuchthausſtrafe mit ſich bringt, und das dem Aufenthalt auf der Feſtung nicht anklebt, wollen wir nur die Eine Conſequenz in's Auge faſſen welche dieſe Strafumwandlung mit ſich führte. Dem Sträfling Kinkel wurde auf ſein Geſuch, ſtatt des Wolleſpinnens ſich mit geiſtiger Arbeit, namentlich mit der Vollendung ſeiner „Geſchichte der bildenden Künſte bei den chriſtlichen Völkern“ zu beſchäftigen, von dem Miniſter des Innern erwiedert: daß die Geſetze des Zuchthauſes Dieſes nicht zuließen, denen zufolge der Sträfling während der ganzen Dauer ſeiner Strafzeit ununterbrochen Zwangsarbeit zu verrichten habe.

„Man ſtelle ſich das Loos eines denkenden Menſchen vor, der erſt 31 Jahre alt, phantaſiereich, und als Dichter von einem dreifach geſteigerten Empfindungsvermögen beſeelt iſt, mit keiner Ausſicht auf jemalige Aenderung, Tag um Tag Wolle ſpinnend, oder zu ebenſo geiſttödtenden Arbeiten verdammt .....

„Ein in der „Nationalzeitung“ erſchienener Aufſatz, „Zwei gefangene deutſche Dichter“ betitelt, zog eine Parallele zwiſchen dem im vorigen Jahrhundert gefangenen Chr. Fr. Dan. Schubart, und dem in Naugard eingekerkerten Kinkel. Wenn auch die Abſichten bei Behandlung des Letztern dieſelben ſein mögen, ſo vergißt man doch bei dieſer geiſtlichen Cur, daß der Erfolg ebenſo verſchieden ſein muß als die Charaktere der beiden Dichter contraſtiren, an denen das Experiment angewendet ward. Schubart war ein Mann von ungeregelter Lebensweiſe und ungebändigten Leidenſchaften. Sein ſchrankenloſer, aber unklarer Geiſt ſchwankte beſtändig zwiſchen dem blinden Autoritätsglauben und der prickelnden Sucht alles Kirchliche zu verhöhnen. Er hatte ſchwere Unſittlichkeiten zu bereuen, und ein Sünder auf dieſem Gebiet iſt ſtets am Leichteſten geneigt, ſich der Pietiſterei in die Arme zu werfen. Anders Kinkel, der bei einem ſtrengen, durch Arbeit und Mäßigkeit erhärteten Lebenswandel auf dem rein wiſſenſchaftlichen Wege der Forſchung, ohne alle Frivolität von der übertrieben myſtiſchen Richtung ſeiner früheren Jahre abkam. Es wird um ſo ſchwerer ſein, den kühlen, ruhigen Verſtand dieſes Mannes auf einmal verlaſſene

Bahnen wieder zurückzulenken, da er zwar von den äußern kirchlichen Formen, wie von manchem Dogma, aber keineswegs vom Chriſtenthum los iſt. Man ſieht wenigſtens, daß die orthodoxen Geiſtlichen, die ſich mit einem Selbſttheologen und Bibelkundigen einlaſſen, unter Umſtänden einen ſchweren Stand haben. Wie leicht dürfte es einem ſo klugen und in allen frommen Ausdrücken bewanderten Manne gelingen, eine Bekehrungsrolle Stufe für Stufe durchzuſpielen, die ſelbſt den erfahrenſten Beichtvater täuſchte. Aber von Kinkels Ehrlichkeit iſt eine derartige Hypokriſie niemals zu erwarten. Was aber wird das Ende ſein? Die Frommen, in deren Gewalt der freiſinnige Dichter ſich jetzt befindet, werden um ſo weniger von ihrem Plane ablaſſen, als ſie damit ein Gott wohlgefälliges Werk zu thun vermeinen ..... Gott ſchütze den Dichter vor dem Schickſal Lenau's und Hölderlin's!" —

Am 11. Auguſt 1849, dem 34ſten Geburtstage Kinkel's, erhielt endlich Johanna die Erlaubniß einer kurzen Zuſammenkunft mit ihrem Manne. Gottfried durfte mit ihr nur über die Erziehung ihrer Kinder ſprechen, und ſich überhaupt nur in Gegenwart eines Officiers mit ſeiner Frau unterhalten. — Ein wiſſenſchaftlicher Aufſatz über „das erſte Auftreten des Socialismus in der Malerei," den er in Raſtatt vollendete, iſt, von den Militairbehörden gänzlich unterſchlagen, durch ein „wohlwollendes Geſchick" wiedergewonnen, und findet ſich im Juliheft der „Deutſchen Monatsſchrift von Adolph Kolatſcheck"

(S. 51 — 68) abgedruckt. — Auch eine Novelle „die Heimathsloſen“*) wußte „Gelegenheit zu finden“, aus dem Kerker in's Publikum zu gelangen. Wenn wir bedenken, daß dieſe Erzählung gedichtet ward, als dem Gefangenen noch das Henkerbeil über dem Haupte hing, ſo lernen wir in der That den Muth des beſiegten Kämpfers nicht geringer anſchlagen, als ſeine in offner Feldſchlacht bewieſene Tapferkeit. Wir lernen aus dieſer Novelle, daß Gottfried Kinkel auch inmitten der großartigſten Kämpfe nicht verſäumt hat, Land und Volk zu ſtudiren, in die Hütten der Armuth hinabzuſteigen, und Nahrung gleichzeitig für ſein Gemüth wie für ſeinen Geiſt zu ſuchen. Wir haben nicht leicht ein klareres und umfaſſenderes Bild unſerer ganz untergrabenen Zuſtände und der Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform geſehen, als das, welches ſich hier (nicht in ſchreienden, aber in lebenswarmen, naturfriſchen Farben) vor unſerm Blick aufrollt. Wir begegnen hier dem Fluche katholiſcher und proteſtantiſcher Prieſterherrſchaft — dem alles Edle zerſtörenden oder wenigſtens untergrabenden Drucke des Kapitals in ſeiner ganzen Anmaßung und ſeiner Unrechtmäßigkeit — der Verwechſelung aller natürlichen Begriffe, ſo daß das Unſittliche für ſittlich, das Reine für unrein gilt — der Noth des Armen, den die Geſellſchaft ächtet und dennoch verdammt, wenn er, als von ihr ausgeſtoßen, gegen ihre verſchrobenen Inſtitutionen ankämpft — kurz wir erleben den ganzen Krieg des jungen Evangeliums der ſocialen Neuwerdung einer gealterten Welt mit der Afterreligion des Abſolutismus. Zugleich lernen wir die Wahrheit begreifen, daß gerade der verachtete vierte Stand es iſt, auf dem die Zukunft ruht, und ſo ſchließt ſelbſt die im Todesaugenblicke ſich beſinnende Ariſtokratie mit einem Hoch auf den vierten Stand, auf den Staat, der keine Sklaverei mehr kennt. — Man glaube jedoch nicht, daß dieſe welthiſtoriſchen Fragen in nebelhafter Allgemeinheit abgehandelt werden; nein, ſie werden in der Praxis durchlebt, alle Stände und Klaſſen finden ihre Vertreter, und über Allen ſteht der Dichter richtend, die Geſchicke der Welt abwägend. Auch die Schwächen ſeiner eigenen Partei nimmt Kinkel nicht in Schutz, er geſteht ſie ehrlich zu und tadelt ſie ſtreng, aber — er weiſt ihre Gründe nach. und dieſe ruhen in ihrem Ausgangspunkt wieder in der totalen Verderbniß unſerer geſellſchaftlichen Begriffe und Verhältniſſe. Klar und beſtimmt ſpricht der Verfaſſer die Zuverſicht aus, daß die Zeit nicht ferne iſt, wo die Revolution wiederkommen, und ſich durchſetzen wird: „Wie einſt in den Katakomben Roms das Chriſtenthum, wie in den tiefen Schachten des Erzgebirges und des Salzkammerguts die neue Lehre Luthers, ſo verbreiten in unſeren Tagen im Dunkel der werdenden Tunnels, unter den Arbeitern ſich jene Lehrſätze des jüngſten Weltevangeliums, die klar ſind wie das Licht der Sonne, einfach und unumſtößlich wie das Zeugniß der Menſchenſeele von Gott, und die das ſchärfſte Siegel ihrer Wahrheit darin an ſich tragen, daß ihre Anhänger von den ungläubigen und harten Herzen mit demſelben dunkeln Haß verfolgt und gekreuzigt werden, wie die Apoſtel und Boten der Reformation zu ihrer Zeit. Eine Weltordnung, wie die gegenwärtige, entreißt, eben weil ſie auf das Eigenthum falſchen Werth legt, grauſam das Recht des Eigenthums der großen Mehrheit der Lebendigen, es muß alſo ein neuer Begriff des Eigenthums in den Geiſtern der Menſchen lebendig werden. Ein ſtarkes Fundament iſt ſchon gelegt in Herz und Gemuth Derer, die bisher für die Niedern und Geringen gehalten worden ſind — in Herz und Gemüth der arbeitenden Klaſſen. Stoßen Sie an mit mir! Auf's Wohl des vierten Standes!“

---

*) Erzählungen. S. 371.

Noch theilen wir ein Gedicht den Leſern mit, welches Kinkel zum fünfzigjährigen Amtsjubiläum ſeines Schwiegervaters — des Gymnaſialdirectors Profeſſor Mockel — nach Bonn ſandte:

An meinen Vater!

Zum 7. September 1849.

„Heut auf ein halb Jahrhundert
Schauſt, Vater, Du zurück,
Und ſelber ſtill verwundert
Betrachteſt Du Dein Glück.
Dir fiel das Loos zu lehren
Die Welt, die ſich erneut,
Und drei Geſchlechter ehren
In Dir den Meiſter heut'.

Die Bahn ward angefangen
  In wilder Kampfeszeit:
Eh' ſie zum Ziel gegangen,
  Erneut ſich Völkerſtreit.
Doch in den ſchlimmſten Tagen
  Blieb treu Dir Ein Gewinn:
Du haſt davongetragen
  Des Friedens milden Sinn.

Du ließeſt Andre raffen
  Nach Glanz und Ruhmespreis;
Mehr Glück haſt Du geſchaffen
  Durch ſtillbeſcheidnen Fleiß:
Du haſt in manchem Geiſte
  Der Bildung Keim gelegt:
Daß er das Größte leiſte
  Das Kleinſte treu gepflegt.

Und drum — welch froh Gedränge
  Füllt heute Weg und Strom!
Es faßt der Pilger Menge
  Zum Feſte kaum der Dom.
Es nimmt der Zug kein Ende,
  Ein Jeder drängt ſich zu:
Vergeſſen Kleid und Stände —
  Denn Alle lehrteſt Du!

Vom Kranz die Stirn umgeben,
  Der rüſt'gen Arbeit Preis —
So ſtehſt Du heut' im Leben,
  Ein hochbeglückter Greis!
Dir blieb im Herzensgrunde
  Ein Stachel nur zurück:
Das iſt die tiefe Wunde
  Um mein zerſtörtes Glück!

Ich weiß ja Deine Treue,
  Die Deinem Sohn Du hegſt,
Wie Du um mich auf's Neue
  Tagtäglich Leide trägſt.
Von allen meinen Schmerzen
  Das Bitterſte iſt Dies,
Daß Deinem treuen Herzen
  Ich dieſe Wunde riß.

Nicht ſind's des Blutes Triebe,
  Was uns zuſammenband:
Du haſt aus freier Liebe
  Mich Deinen Sohn genannt.
Das Höchſte, was ich habe,
  Mein Weib — Du gabſt es mir,
Und haſt mit dieſer Gabe
  Mich eingepflanzt bei Dir.

Doch, Vater, laß Dein Trauern,
  Schau heute froh zum Licht!
Trotz meiner Kerkermauern —
  Geſchieden ſind wir nicht!
Mein Sehnen wird gelinder,
  Und ſanfter wird mein Harm:
Ich weiß ja meine Kinder
  In Deinem treuen Arm!

Dich ſchau' ich durch die Fernen,
  Wie Du den Knaben lehrſt,
Und ihm das erſte Lernen
  In heitres Spiel verkehrſt.
So wunderholde Güte
  War ſtets ja Deine Art:
Du ſchonſt des Geiſtes Blüthe,
  Und ſei ſie noch ſo zart.

Wie ſchon der kleinſte Bube
Die Aermchen nach Dir ſtreckt!
Wie in der Arbeitsſtube
Der Mädchen Paar Dich neckt –
Die Aeltre, hold von Launen,
Mit Augen blau und mild,
Die Jüngſte mit den braunen
Mein feurig Ebenbild!

So laß denn in den Meinen
Sich Dir mein Bild erneun:
Dein Alter laß die Kleinen
An meiner Statt erfreun!
Und wenn ſie heut' Dich ehren
Mit Band und Blumenſtrauß:
Dann preſſe mein Entbehren
Dir keine Thräne aus!

Die Muſe ſchirmt den Dichter,
Der Prachtgewänder ſpinnt:
Oft wurden herbe Richter
Durch Lieder mild geſinnt.
Es hat manch kühner Sänger
Gezähmt des Lehnsherrn Zorn:
Drum gräme Dich nicht länger —
Denk' an Bertran de Born!

Die Kugel, welche fehlte
Mein Haupt in Streitesnoth,
Sei Dir ein Pfand: mich wählte
Zur Sühne nicht der Tod.
Drum banne heut' die Sorgen
Um Deines Sohnes Loos —
Mein Schickſal ruht geborgen
In guter Götter Schooß!“ —

Der 12. October brachte der Welt die entſetzliche Nachricht, daß im neunzehnten Jahrhundert ein Deutſcher Dichter, einer der Edelſten ſeiner Nation in der grauen Züchtlingsjacke zum Spulen verdammt ſei:

„In einem öden Winkel,
Da wird er eingeſchult,
Im Zuchthaus ſitzt der Kinkel,
Im Zuchthaus ſitzt er und ſpult.

Der Gutzkow, der Beck und der Laube
Sind gern bei Hofe geſehn —
Der Kinkel muß im Staube
Das Spinnrad fleißig drehn.

Der Gutzkow, der Beck und der Laube
Die blieben ja hübſch zu Haus —
Den Kinkel trieb ſein Glaube
Zum Freiheitskampf hinaus.

Ihm hat das Herz gefluthet
Für Deutſchlands Ruhm und Ehr',
Ihm hat das Haupt geblutet,
Vom Blei getroffen ſchwer.

Das iſt des Dichters Verbrechen,
Daß er für die Freiheit ſtritt!
Das iſt des Dichters Verbrechen,
Daß er für Deutſchland litt!

Im Zuchthaus ſitzt er, im Winkel,
Wer weiß: ob kurz? ob lang?
Ein Lorbeer wächſt dem Kinkel —
Und ſeinen Henkern … ……“*)

Wir gehen über dieſe ganze Zeit des Elends hinweg, und bemerken nur, daß (außer der von dem Zuchthausdirektor geleſenen Correſpondenz mit ſeiner Frau) dem Gefangenen jede geiſtige Thätigkeit verſagt war. Ein beſonderer Kabinetsbefehl verpflichtete den Direktor ſogar: darüber zu wachen, daß Kinkel „nie Gelegenheit erhalte, Etwas zu thun oder zu ſchreiben, welches Veranlaſſung werden könnte, daß ſich ſeine Lage verändere.“ Dachte man etwa an Bertran de Born? Dann vergaß man jedenfalls, daß Friedrich Wilhelm IV. mehr als einmal den Ruf der Dichter verachtet hat! Die unterirdiſchen Kerker, die ungewohnte Tracht, das harte Lager hatten bald rheumatiſche Leiden zur Folge, welche Vorboten der Gicht ſchienen und bewirkten, daß Kinkel vor Schmerz oftmals kaum liegen und ſchlafen konnte. Doch wir bedürften eines dritten Bandes, wenn wir all' die Schmach künden ſollten, welche die Preußiſche Regierung auf das Haupt des niedergeworfenen Gegners zu häufen ſucht, um ihn langſam und kalt hinzumorden. Sein dunkles Haar iſt in Jahresfriſt grau, ſeine Wange hohl und bleich geworden — aber ſein helles Auge ſprüht noch wie ſonſt, und ſein Geiſt blieb ſtark! — Wie ſehr Johanna ſeine Schmerzen mit ihm theilt, zeigen uns folgende Strophen:

---

*) Todtenkränze, niedergelegt auf die Gräber unſerer Helden von Carl Heinr. Schnauffer. 2. Aufl. S. 60 ff.

Gute Nacht!

An Gottfried.

„Still iſt's um mich. Es naht die Mitternacht,
Des Tages helle Farben ſind erblichen,
Des Glückes Bild, das lange ſchon entwichen,
Taucht auf vor meinem Sinn in Lenzespracht.

Die Lampe faß' ich wieder, die Dein Arm
Einſt vor mir hertrug um dieſelbe Stunde,
Wenn Hand in Hand wir machten unſre Runde
An unſrer Kinder Bettchen lieb und warm.

Noch ruhen ſie, wie damals ſie geruht:
Aus ihren Mündchen, wie aus friſcher Blume,
Weht leis der Unſchuld Hauch im Heiligthume,
Und auf den Wänglein ſpielt der Roſen Gluth.

Doch — ach, der Vater ſchmachtet fern, o fern!
Und wie im Schacht herauf von dem Juwele
Ein Glänzen ſteigt, blickt aus dem Grund der Seele
Ihn ewig an der Kindlein Augenſtern.

Wohl nie hat Der in Kindesaug' geſchaut,
Der ſo entriß den Vater ſeinen Sproſſen,
Und eng mit Eiſengittern ihn umſchloſſen,
Wohin nicht dringt der ſüßen Stimmchen Laut.

Doch ob nicht Blick noch Ruf ihn mehr erreicht —
Zu ihm in ſeine kalten Kerkerräume
Des Weibes und der Kinder Sehnſuchtsträume
Ziehn wie auf Geiſterſchwingen kühn und leicht.

Gut' Nacht, Du treuer Mann, ſchlaf' friedlich ein!
Es ſei'n mit Dir der Deinen traute Bilder,
Und um Dein Ohr ein Lied der Heimath, milder
Als Kettenklirren, rauſche Dir vom Rhein!

Balſamiſch ſäuſle der Erinnrung Chor
Um Deine Schläfen, bis mit Donnerklängen
Der liebſte Dir von allen Erdenſängen
Einſt triumphirend ſprengt Dein Eiſenthor!“

3.

Für Gottfried Kinkel!

Bonn, 29. April 1850.

„Ich ſah einmal in Rom einen Verurtheilten durch die Straßen führen. Es war in den letzten Monaten von Gregors XVI. glorreicher Herrſchaft. Das an den Straßenecken angeſchlagene Urtheil lautete: la galera per la vita e dieci anni dopo la morte! Gefängniß bis zum Tode und zehn Jahre darüber hinaus! Ein alter gutmüthiger Bettelmönch gab mir über den Zuſatz „zehn Jahre nach dem Tode“ Auskunft. „Dieci anni dopo la morte,“ Das will ſagen, erklärte er, daß für den armen Sünder auch dann keine Verkürzung ſeiner Strafzeit zu hoffen iſt, wenn für alle andern bei gewiſſen Gelegenheiten allgemeine Erlaſſe von einigen Jahren oder ſonſtige Gnadenakte erfolgen.

„Daran nun, an dieſes dieci anni dopo la morte, mußte ich denken bei der Nachricht, daß heute Gottfried Kinkel, der ſchon auf Lebenszeit Verurtheilte, noch einmal vor den Aſſiſen in Köln erſcheinen und

Leben und Freiheit, die er nicht mehr hat, vertheidigen muß. Ich mag nicht hinüberfahren, um das Klägliche zu ſehen, daß das Geſetz einen Todten noch einmal zu tödten verſucht. Einen auf Lebenszeit Verurtheilten noch einmal vor die Schranken des Gerichts zerren, kommt mir vor wie Leichenraub. Vielleicht irre ich indeß. Vielleicht iſt das Recht menſchlicher als die Gnade, und fordert ſein ſchuldiges Haupt für das Beil. Vielleicht erinnern ſich die Richter des betreffenden Dichterwortes, das bei der Gnade nicht Erhörung fand:

> „Man ſoll nicht ſagen, daß der Hohenzollern Zorn
> Sich minder furchtbar auf die Schultern lade,
> Als eine Spende aus der Milde Weihebern,
> Ein Tropfen aus dem Borne ihrer Gnade.“

„Kinkels Gattin traf ich nicht daheim. Sie iſt hinüber nach Köln, um wenigſtens im Saale des Gerichts das Glück zu genießen, den geliebten Mann wiederzuſehen, den man ihr in den Kerkern von Naugard lebendig begraben hat.

„Ihre vier Kinder, deren jüngſtes noch auf den Armen der Wärterin, das vollkommenſte Ebenbild des Vaters, ſind in der treuen Obhut der Großeltern in Bonn zurückgeblieben. Als ich in dem kleinen Hauſe in der Joſephsſtraße mich dem ehrwürdigen Paare und ſeinen verwaiſten Enkeln gegenüber befand, als ich die Züge dieſer vier harmloſen Kindergeſtalten ſah, denen menſchliche „Gnade“ für ewig den Vater entriſſen hat, da fühlte ich, welch ein Unterſchied es ſei, das Schickſal in realer Wirklichkeit mit leiblichen Augen zu ſchauen, von dem man bisher nur gehört und geleſen. Da gedachte ich, daß einſt Joſeph den Brüdern, die ihn verkauft hatten, verzieh, als er ſie flehend vor ſich knieen ſah, und daß der Sohn Maria's am Kreuze bat für ſeine Richter und Henker! . . .

„Erhebend iſt die Standhaftigkeit, mit welcher das greiſe Elternpaar das Geſchick erträgt, welches ihr hohes Alter in dem geliebten Tochtermann getroffen. Wie ich ſie ſo vor mir ſah, aufrechten Hauptes, ungebeugten Sinnes, voll ruhiger Ergebung alle Liebe den unmündigen Kindern ihres Gottfried zuwendend, welche heiter und harmlos ihre Knie umſpielten, da fühlte ich mich ſelbſt erhoben und geſtärkt durch ſolchen Lebensmuth, der alte Herzen jung macht und die zitternde Hand der Greiſe kräftigt, daß ſie der Jugend zur Stütze dienen kann. Das erſte Wiederſehen Johanna's und ihres Gatten iſt erſchütternd geweſen. Sie hatte die Erlaubniß erhalten, ihn mit dem älteſten Kinde, einem Knaben von ſechs Jahren, zu beſuchen. Man hatte ihm die Reiſekleider wieder genommen und den unglücklichen Mann auf's Neue in die Züchtlingsjacke geſteckt. Die lange Kerkerhaft, die ſchlechte Nahrung, die Entwürdigung ſeines ganzen Menſchen hatten ihn welk und ſchlaff und ſtumpf gemacht. Er beſaß nicht einmal mehr die Kraft, die Wohlthat eines vollkräftigen Schmerzes zu empfinden, Nur ein paar Thränen drängten ſich ihm in die Augen, als er zum erſten Male ſein Weib und ſein Kind wiederſah. Das Kind erkannte den Vater erſt, als es ſeine Stimme hörte. So hatte ihn die Züchtlingstracht, das raſirte Geſicht und das kurzgeſchorne Haar verändert. Es ſtarrte verwundert ſeine kurzen Hoſen und groben Züchtlingsſtrümpfe an, und vermochte gar nicht zu glauben, daß ſein Vater dieſe Kleider tragen müſſe. „Mir hat der Papa eine Puppe verſprochen“, ſagte die kleine vierjährige Johanna, „und er hat geſagt, ſie ſoll ſo groß ſein wie ich, wenn es auch lange dauert.“ Die Thränen kamen mir in die Augen bei dieſen Worten. Kann denn ein Menſch, der Dies hört und ſieht, ſein Herz verſteinern? O ich fühlte es, und hätte der Vater dieſer Kinder mir den eignen Bruder erſchlagen, ich könnte nicht Rache an dem Ueberwundenen, Wehr- und Waffenloſen nehmen, den ſein Geſchick in meine Hand gegeben, könnte ihn nicht ſeinem Weibe und ſeinen Kindern rauben, — und für ewig! Nein! Thut was Ihr wollt und könnt. Ihr habt die Macht und darum das Recht: ſtandrechtet und erſchießt Eure Gegner, die für ihr Recht und ihre Ueberzeugung gegen Euch aufgeſtanden! Laßt Eurem Rechte ſeinen Lauf, laßt die Welt zu Grunde gehen, damit auf ihren Trümmern die Juſtitia mit blutigem Schwert allein throne — thut Alles, aber fälſcht nicht den höchſten Abglanz der Gottheit, ſprecht nicht von Gnade, wo Ihr den Menſchen vom Tode durch den Strang „erlöſet“, um ſein Gehirn mit Euren Kugeln zu verſpritzen, oder wo ihr an die Stelle des befreienden Todes ewiges Gefängniß ſetzet. Bedenkt, daß nur für gemeine Seelen „das Leben“ unter allen Umſtänden „der Güter höchſtes“ iſt, daß Ihr ſelbſt Euch entwürdigt durch ſolche Schätzung.

„Alle Strafe iſt zuletzt Nothwehr. Wohlan denn, vernichtet Euren Feind, wenn Ihr könnt. Aber entwürdigt ihn nicht. Nehmt ihm nicht ſein menſchlich Selbſtgefühl durch unwürdige Behandlung, ſtumpft nicht ſeinen Geiſt, zerbrecht nicht ſeinen Mannesſinn, macht nicht aus Eurem Gefangenen einen matten Blödſinnigen, indem Ihr den geiſtesadligen Kämpfer für ſeine Ueberzeugung gleich behandelt der verwüſteten Beſtialität eines ergrauten Diebes oder eines verhärteten Mörders. Gottfried Kinkel, der beſiegte politiſche Gegner, der „Rebell“ gegen Preußens König, aber der gehorſame Unterthan der ſouverainen Deutſchen National-Verſammlung — der Mann von fleckenlos reinem Leben, von kindlichem Herzen, der Idealiſt, der hingeriſſen vom Drange eines großen welthiſtoriſchen Moments Weib und Kind verließ, der Alles opferte und der Freiheit nachfolgte — mögt Ihr es Irrthum, Sünde, Verbrechen nennen — aber den Mann zu dem Geſchicke eines Diebes und Mörders „begnadigen“ — wenn Ihr dazu ein göttlich Recht zu beſitzenm eint, dann wendet ſich jedes Herz grauſend ab von ſolchem Rechte und von ſolcher Gnade. Ihr nennt Euch Chriſten! Wohlan denn! Nie gab es eine Zeit, wo die Worte mehr Wahrheit hatten, welche da ſagen: „Wir ſind allzumal Sünder und ermangeln des Ruhms!“ und wo ſich die „Chriſten“ Deſſen zu erinnern hätten, der da beten lehrte:

„Und vergieb uns unſere Schuld, wie wir vergeben unſern Schuldigern.“

Adolf Stahr.“

Als der lebenslänglich Verurtheilte und zum zweiten Mal auf den Tod Angeklagte die äußere Halle des Juſtizgebäudes betrat, empfing ihn ein donnernder Zuruf aus dem Munde des Volkes. Kinkel wandte ſich raſch, und grüßte freundlich nach allen Seiten. Dann ſchritt er ſtolz und ungebeugt in das Gerichtszimmer, und nahm ruhig umſchauend auf der Bank der Angeſchuldigten Platz. Hier ſaß ein Mann, der eben erſt den Qualen eines über ihn verhängten kriegsgerichtlichen Urtheiles entgangen, ein Mann, der den noch grauſigeren Qualen eines einſamen Gefängniſſes mit entwürdigender, Geiſt und Herz tödtender Arbeit auf ein paar Tage entriſſen war, um ihnen in der nächſten Woche wieder überliefert zu werden. Jedes ſeiner Worte, das ſah er voraus, würde von Denen, die rückſichtslos und maaßlos über ſein Geſchick entſcheiden konnten, auf die Wage gelegt werden; ein halbverſchleiertes, demüthiges, reuiges Zugeſtändniß mußte die Qualen ſeines Gefängniſſes mildern, deſſen Thore vielleicht in Kürze öffnen und ihn, gebrochen und zerknickt, in Gnaden wieder in's öffentliche Leben zurückſenden. Dagegen der ruhige Stolz, die männliche Würde, das unzerſtörte Feſthalten an ſeinem Princip mußte ſein Gefängniß nur um ſo feſter ſchließen, ſeinen troſtloſen Zuſtand nur noch troſtloſer machen. Schlachtentod iſt Kinderſpiel gegen Dies einfache klare Glaubensbekenntniß, welches der gefangene Kinkel von der Tribüne des neuen Inquiſitionsgerichtes herab ſeinen Gegnern verkündete! *)

---

*) N. Deutſche Ztg. vom 11. Mai 1850.

Die Akten des ganzen Proceſſes ſind ausführlich in der „Weſtdeutſchen Zeitung“ *) mitgetheilt; wir verweiſen deßhalb füglich auf die dort enthaltenen Berichte **) und geben nur die Vertheidigungsrede Kinkels ſelbſt, welche er am 2. Mai 1850 — alſo faſt ein Jahr nach ſeiner Gefangennahme — mit klangvoller Stimme ſprach:

„Meine Herren vom Hofe!

„Meine Herren Geſchwornen!

„Das Verbrechen deſſen man uns anklagt, iſt ein politiſches und darf nur vom politiſchen Standpunkt gewürdigt werden. Geſtatten Sie mir einen Blick auf die Weltlage, in der wir uns heute vor einem Jahre befanden. Ich werde kurz ſein, denn auf welcher Seite damals das Recht, die Ehre, der Patriotismus ſtanden, darüber hat bereits die Geſchichte abgeurtheilt.

„Durch die Märzrevolution errang das Deutſche Volk die Souverainität. Alle übrigen Rechte, die man uns bewilligte, waren nur Ausflüſſe davon. Man gab uns freie Preſſe, Verein und Verſammlung, damit der Volkswille ruhig discutirt und klar hingeſtellt, man gab uns Kammern, damit er zu Geſetzeskraft erhoben würde. Die allgemeine Volksbewaffnung gab das Mittel uns in die Fauſt, dieſe Souverainität für alle Zeiten zu garantiren. Am Unzweideutigſten aber ſprach dies Princip ſich darin aus, daß für viele der kleineren Staaten, für Preußen, für Deutſchland conſtituirende Verſammlungen aus einem ganz demokratiſchen Wahlgeſetz hervorgingen. Als höchſte Spitze dieſer Volksſouverainität erſchien die Frankfurter Nationalverſammlung; daß ſie ſouverain ſei, Das hat im Sommer 1848 unter uns die ungeheure Majorität behauptet, ſo daß man wohl ſagen kann: das ganze Volk war davon überzeugt. Auch von Ihnen, meine Herren Geſchwornen, jetzt meine Richter, hat ſicher Niemand daran gezweifelt. Sie wiſſen, wie gemäßigt dieſe Verſammlung verfuhr. Sie kennen den Verſuch, den ſie machte, um die Freiheitsforderungen der Nation mit der mächtig wiederhergeſtellten Fürſtenmacht zu vereinigen. Man ſchuf uns eine Deutſche Magna Charta in den Grundrechten, aber zum Schirmherrn dieſer Magna Charta wählte man unter dem Titel eines Kaiſers den König von Preußen; denn am 28. März hatte er für ſich und ſein Kriegsheer die Deutſchen Farben angelegt und an die Spitze der Deutſchen Einheit ſich geſtellt. Die Durchführung dieſes Gedankens war die letzte Rettung für die großen Hoffnungen, welche der heilige März in unſerer Bruſt geweckt hatte; in der Einheit des Volkes lag alle Heilung der großen Deutſchen Schmerzen, lag die Möglichkeit, auch der Armuth durch einen großen Schwung des ganzen Volkslebens malig zu helfen. Dieſe letzte Hoffnung, friedlich in eine beſſre Zukunft einzugehen, durfte das Volk nicht fallen laſſen.

---

*) No. 102 — 108.

**) Während des Druckes erhielten wir die vollſtändigen Akten des Kinkel'ſchen Proceſſes, welche bei W. Sulzbach in Bonn erſchienen ſind. Wir verweiſen vorzüglich auf dieſe Redaction der ſämmtlichen Proceßakten.

„In dieſem Momente befand ich mich als Volksvertreter in Berlin. Beide Kammern bemächtigten ſich der Frage, beide trugen darauf an, daß der König die Kaiſerwürde und die Reichsverfaſſung annehmen möge. Ich ſelbſt, meine Herren, habe mit wenigen entſchloſſenen Männern der Oppoſition dagegen geſtimmt: die Erſchaffung einer neuen Krone im 19. Jahrhundert erſchien mir als ein Anachronismus, eine Verfaſſung, die zehn Millionen deutſcher Brüder in Oeſtreich vom Reiche ausſchloß, genügte mir nicht, und da die Regierung bereits deutlich genug die Gabe des Volks abgelehnt hatte, ſchien es mir als des von mir vertretenen Rheiniſchen Wahlkreiſes unwürdig, um die Annahme einer Kaiſerkrone nachträglich nochmals zu betteln. Aber in der Laufbahn des Parlamentskämpfers giebt es Momente, wo er ſich freut, in der Minorität zu bleiben. So war auch mir jener Tag ein freudiger, als die Majorität ſich für die Annahme entſchied, denn mein Nein, da unſere Stimme ja doch kein Gewicht mehr hatte, war nur ein principielles geweſen. Wohl konnte jene Verfaſſung keine der Parteien völlig befriedigen, aber ſie erſchien als ein nützlicher Compromiß zwiſchen beiden und brachte uns an das nächſte, an das am heißeſten angeſtrebte Ziel unſerer Revolution. Wenn Preußen im offenen Bunde mit dem Volkswillen muthvoll auf dem Wege des Fortſchritts ſich hielt, wenn es ſein tapferes Heer für die Reichsverfaſſung ſtatt gegen ſie in den

Kampf führte, ſo war keine Macht ſtark genug, die Verſchmelzung Deutſchlands zu hindern.

„Aber die Krone gab nicht nach. Die zweite Kammer wurde aufgelöſt; damit ſchwand die Hoffnung einer parlamentariſchen Verſtändigung mit Frankfurt, damit ſchwand auch die Hoffnung auf friedliche Durchführung einer ſocialen Reform; denn bei dem neuen Wahlgeſetz, wie es vorauszuſehen war und auch wirklich gekommen iſt, konnte der arme Mann nicht mehr ſeine Vertreter unter die Geſetzgeber erwählen. Es war die letzte Kriſe: die Vereinbarung war vorüber, und wollte das Volk nicht Alles einbüßen, was 1848 errungen war, ſo blieb ihm nur der Appell an die Waffen. Und wirklich, es erhob ſich in Waffen das ganze Vaterland. Gegen dieſe Erhebung rüſtete Preußen, ſeine Landwehr ſtellte ſich nicht. In dieſem Augenblicke griff auch ich zur Muskete, denn es ſchien mir Recht, es ſchien mir Pflicht, zur Muskete zu greifen, und Ihnen, meinen Richtern, gegenüber erkläre ich auch jetzt: ich glaube Recht gethan zu haben.

„Meine Herren! Von meinem Charakter glaubte ich nicht vor Ihnen ſprechen zu müſſen. Das große Unglück, das auf meinem Haupte ruht, würde mich, ſo hatte ich gehofft, vor Angriffen ſchützen, die Das nöthig machten. Es iſt nicht geſchehen. Der erſte Zeuge, dem Sie vor dieſen Schranken Ihre Geduld ſchenkten, zwingt mich, von mir zu reden. Sie haben Thatſachen von ihm erwartet, da ſeine Beamtenſtellung ihm eine genaue Kenntniß Deſſen abfordert, was in ſeiner Stadt vorgeht; ſtatt Deſſen hat er ſich herbeigelaſſen, Dreien von uns ein moraliſches Armuthszeugniß auszuſtellen. Er hat mir Eitelkeit als Beweggrund meines politiſchen Handelns vorgeworfen. Das konnte mich nicht wundern. Noch nie iſt ein Mann von idealem Streben von ähnlichen Urtheilen der Dutzendcharaktere verſchont geblieben, die an ſeine Beweggründe den Maaßſtab ihres eigenen Handelns anlegten. Nun giebt es Männer der Idee, denen die ganz ordinairen Beweggründe freilich ſich nicht unterſchieben laſſen: ein Neujahrs-Gratificatiönchen, ein neues Titelchen zu dem alten Titelchen, ein Lächeln des Vorgeſetzten — da muß dann, weil Gewinnſucht nicht paßt, Ehrgeiz oder gar Eitelkeit herhalten. Mir iſt Das nicht einmal neu, und jedenfalls iſt es der Widerlegung nicht werth: über meinen Charakter mag die Nation richten, und ich glaube, ſie hat ſchon gerichtet. Aber jener Erſtaunliche, der vor Ihnen, meine Herren Geſchwornen, ſo bereit und zudringlich ſich auf den Richterſtuhl ſetzte, um nicht bloß über unſere Charaktere, ſondern auch, wie er bei meinem geehrten Freunde Meier gethan, über unſre Geiſtesfähigkeiten!!! abzuurtheilen — Eins hat Dieſer neu erfunden: er iſt meines Wiſſens der Erſte, der an meiner Aufrichtigkeit und der Selbſtſtändigkeit meiner Geſinnung zweifelt. Dieſe Aufrichtigkeit iſt ſelbſt von meinen Kriegerichtern in Raſtatt ehrenhaft anerkannt worden: auch Ihnen will ich den vollgültigen Beweis derſelben ablegen. Ja, meine Herren, ich bekenne mich noch heute zu meiner Handlungsweiſe vom vorigen Mai, ich glaube, daß ich gethan habe als ein Mann von Ehre. Ich bin Socialiſt: nicht erſt in Folge der Revolution wurde ich es, wie jener Zeuge behauptet, ich war es von Natur, denn ſeit ich denke und empfinde, hat mein Herz ſich zu den Armen und Unterdrückten in meinem Volke gehalten, und nicht zu den Reichen und Gewaltigen dieſer Welt. Und weil ich Socialiſt bin, darum bin ich Demokrat, denn ich glaube, daß ſeine eigenen tiefen Wunden nur das Volk ſelbſt zu empfinden, zu reinigen und zu heilen vermag. Weil ich aber Demokrat bin, weil ich den demokratiſchen Staat für die einzige und gewiſſe Möglichkeit halte, das Elend aus der Welt fortzuſchaffen, darum glaube ich auch, daß wenn einmal ein Volk demokratiſche Einrichtungen erobert hat, dies Volk das Recht nicht allein, ſondern die Pflicht beſitzt, dieſe Einrichtungen bis auf den letzten Mann und mit allen Waffen, alſo zumeiſt auch mit der Kugel und dem ſcharfen Stahl, zu vertheidigen. In dieſem Sinne bekenne ich mich für das Princip der Revolution, für welches ſeitdem auch mein Blut gefloſſen iſt, und noch heute, ganz der Gewalt der Gegner hingegeben, noch heute bekenne ich mit den bleichen Lippen des gefangenen Mannes mich zu dieſem Princip. Und darum auch glaube ich, daß ich damals ſammt den Freunden an meiner Seite recht gehandelt habe, als ich den Kampf aufnahm, und die höchſten Opfer ihm brachte. Denn uns winkte ein großes Ziel: hätten wir geſiegt, ſo retteten wir unſerm Volke den Frieden mit ſich ſelber, die Einheit des Vaterlandes, dieſen Grundgedanken der

Deutſchen Revolution, und in ihr den Schlüſſel zu allen künftigen Eroberungen von Glück und Größe.

„Meine Herren, wir haben nicht geſiegt. Das Volk hat dieſen Kampf nicht durchgeſetzt, hat uns, welche ihm voraufgingen, verlaſſen. Die Folgen fallen auf unſer Haupt. Die nächſte Folge iſt die Schmach dieſes verfehlten Unternehmens. Wir nehmen Sie auf uns, dieſe Schmach, dieſes Lächeln des Spottes, das mehrfach bei den Verhandlungen dieſer Tage aufgeblitzt iſt. Wir, obwohl unſern perſönlichen Muth kein leiſeſtes Zeugniß verdächtigt hat, tragen für unſere Partei die unvermeidliche Schande, daß auch feige Geſellen ſich an uns anſchloſſen. Wir wiſſen es ja, daß jeder großen herannahenden Geſchichtsthat kleinere Vorſpiele voraufgehen müſſen, welche mißlingen und neben dem Unglück auch den Spott auf Diejenigen werfen, die in ihnen handelnd aufgetreten ſind. Eins aber halte ich in dieſer Sache für keine Schmach, und darin muß ich dem Herrn Staatsprocurator widerſprechen. Mit einer Zartheit, die mich ihm zum Danke verpflichtet, hat er als den Grund, warum ich vielleicht nicht mit voller Aufrichtigkeit vor dem Hofe zu meiner That mich hätte bekennen mögen, die Beſchämung angegeben, die mich erfüllen müſſe, wenn ich mich als Complicen mit einem Manne von der geringen Bildung und dem Rufe Bühl's erklären ſolle. *) Nein, meine Herren. Das iſt für mich

---

*) Der Zeuge Schlönbach hatte ausgeſagt: „Bühl ſei früher einmal des Diebſtahls angeſchuldigt und freige-

keine Schmach, daß der Proletarier ſeine Hand in die meinige ſchlägt!

„Ob Das wahr iſt, was der Zeuge Schlönbach von ihm ausſagt — ich weiß es nicht und will daher dem Zeugen nicht entgegentreten, der bei ſeiner genauen Bekanntſchaft mit dieſen Sachen leicht beſſer weiß, was im Hauſe des Mannes vorgeht, als der Mann ſelber. Ich weiß nur, daß Bübl durch die jahrlange Haft Alles verloren hat und Nichts, gar Nichts in die Freiheit mitnimmt, als ſeine arbeitgewohnten Hände. Das dünkt mich ein Unſchuldszeugniß. Aber wäre ſelbſt jener Vorwurf wahr, ſo würde ich immer noch mich nicht ſchämen: denn mich ſchrecken ſelbſt die Eiterbeulen des Proletariats nicht ab, weil ich weiß, daß nicht die Armuth

---

ſprechen werden: auch hieße es in der Stadt, daß er Vorſteher eines heimlichen Bordelles ſei.“ Die N. Dtſch. Ztg. bemerkt zu dieſer Stelle: „Wirklich, Wer gerecht ſein will, er gehöre zu welcher Partei er wolle, frage ſich, ob es menſchlicher und erhebender war: wie Kinkel dem Geſchmähten die Hand zu reichen und ſich zu ihm zu bekennen, oder die heimliche Schmach eines armen Mannes (die nicht einmal erwieſene Schande: denn Viele halten dieſe Nachrede für baare Verleumdung) vor aller Welt auf der Tribüne zu proclamiren? Wie perfid zeigte ſich die ariſtocratiſche Partei auch hier! Jene Häuſer der Schande ſind nur in ihrem Intereſſe errichtet, beſtehen vorzugsweiſe durch ſie, und ſie wirft es den Reinen vor, daß ſie ſich durch Heilung des Proletariats beflecken!“ — „Ja, ſo ein Wort, das beſſert die Armen!“ rief ein Mann laut, als Kinkel auch die „Eiterbeulen des Proletariats“ auf ſein Haupt lud!

ſelber für ihre Eiterbeulen verantwortlich iſt. Nie iſt eine Weltidee dadurch geſchändet worden, daß die Zöllner und Sünder ſich zu ihr bekannten. Darum drückt ſie uns nicht, dieſe Scham um die Flecken unſerer Partei: aber eine andere Frage iſt's, die vor dieſen Schranken entſteht. Sind wir nun ſtrafbar, nachdem wir nicht geſiegt haben, ſtrafbar nach dieſen Artikeln des Code pénal von Napoleon?

„Furwahr nein, meine Herren! Jene Artikel finden auf die Staatsverhältniſſe von 1849 keine Anwendung. Sie wurden Geſetz unter einer militairiſch-abſoluten Monarchie: eine Nationalgarde kannte das Napoleoniſche Frankreich nicht. Wir aber beſaßen die allgemeine Volksbewaffnung mit freier Wahl der Führer, und nur in dem Sinne konnte unſere Burgerwehr eine Bedeutung haben, daß ſie nicht Sonntags Parade ſpielte, ſondern mit den anvertrauten Waffen die Volksrechte ſchützte gegen jeden Angriff von oben. Und Das war es, was wir thun wollten: von den Verbrechen jener Artikel laſtet keines auf uns. Man ſagt zu uns: Ihr wolltet die beſtehende Verfaſſung umſturzen. Welche Verfaſſung meint man? Die neue Preußiſche? Wem von uns iſt das eingefallen? Oder die Frankfurter? Dieſe zu ſchützen, zogen wir aus. Bei Ihrem Gewiſſen, meine Herren, ſind wir es geweſen, die Attentate auf die Verfaſſungen gemacht haben? Aber den Burgerkrieg wollten wir entzünden? Wer wagt Das zu behaupten? Wer will es leugnen, daß durch eine Erhebung des ganzen Volkes in Waffen, aber eine großartige friedliche Erhebung, die Krone auch ohne Bürgerkrieg auf den Weg des Fortſchritts gedrängt werden konnte? Ja, wenn Das alles wahr wäre, was die Anklageacte uns Schuld giebt, wenn wir uns verſchworen hätten, der Gewalt die Gewalt entgegenzuſetzen, wenn wir uns bewaffnet hätten, ein Zeughaus zu ſtürmen, wenn wir den Bürgern Waffen gegeben hätten zu einer ſolchen Erhebung, dann, ſelbſt dann würden wir nach einer Niederlage wohl Unglückliche ſein, aber Strafbare keineswegs: wir hätten es gethan, nicht um eine Verfaſſung umzuſtürzen, ſondern eine wankende zu halten; wir hätten es gethan, nicht um den Bürgerkrieg zu wecken, ſondern um den Bürgerkrieg zu hindern, den gräßlichen Bürgerkrieg, der die Iſerlohner Landwehr in den Tod trieb gegen die Deutſchen Schützen auf dem Thurme von Durlach, und der in ſeinen Folgen Dortu zur Kugel, Corvin zum Spinnrade verurtheilte. Wie es geworden iſt im Vaterlande, weil wir nicht ſiegten, Das ſehen Sie! Wenn wir aber ſiegten in dieſen Kämpfen — bei Gott, meine Herren, ſtatt des Fallbeils, mit dem heute ein Rheiniſcher Staatsprocurator im Bunde mit dem Geſetz des Franzöſiſchen Tyrannen uns bedroht, würden wir aus Ihren Händen heute die Bürgerkrone fordern für unſer Haupt!

„Nun aber iſt Das alles nicht geſchehen, hat nicht geſchehen können durch uns, und ſelbſt nach dem Buchſtaben des Strafgeſetzbuches ſind wir ſchuldlos. Die Herren Vertheidiger haben die Thatſachen bereits in's hellſte Licht geſtellt, wie dieſe aus den Zeugenausſagen ſich ergeben: ich werde nicht mehr in ermüdendes Detail eingehen, denn ich bin überzeugt, daß ſchon ehe ein Wort von dieſer Seite geſprochen wurde, alle Beweiſe gegen uns vor Ihrem klaren Verſtande in ihr Nichts zerronnen waren. Nur auf Eine Thatſache will ich noch aufmerkſam machen. Vor tauſend Menſchen haben wir an jenem Tage, in jener Nacht geredet und gehandelt. Man hat aus jenem Tauſend über dreihundert Perſonen vernommen, und die Verhandlungen dieſer Tage werden Ihnen mehr als einmal den Beweis geliefert haben, daß der Bonner Inſtruktionsrichter ein Mann iſt, der ſeine Pflicht im weiteſten Sinne zu erfullen verſteht. Aus dieſen Zeugen hat man die zumeiſt gravirenden ausgeſucht und gegen uns aufgeſtellt und Sie haben es mit Ihren Ohren gehört, daß auch nicht ein einziger Zug, der einen wirklichen Beweis gegen uns enthielte, von zweien dieſer Zeugen gleichmäßig erzählt und vereidigt worden iſt! Was ſagen Sie dazu, meine Herren? Iſt es erhört, auf ſolchen Moorgrund gegen einen Bürger eine dreifache Anklage zu ſtellen, deren jede auf ein Todesurtheil zielt? Ich verſchwende an dieſe Sache kein Wort mehr: ich habe nicht einmal Veranlaſſung, aus dem ernſten Tone der Rüge in einen ſanfteren überzugehen und an Ihr Herz mich zu wenden. Das Einzige, wovon ein Schein übrig bleibt, iſt: daß ich Bürger zur Bewaffnung aufgereizt hätte. Ich will es Ihnen ſagen, wie es mit dieſer Aufreizung ging: ich ſage es Ihnen gerne, weil in meinem Handeln dies Eine zweideutig ſcheinen könnte, daß ich von einem

Unternehmen, in das ich ſelbſt mich ſtürzte, Andere eher abzuhalten ſuchte. Mit voller Schärfe ſteht jener zehnte Mai noch vor mir: denn dieſer Tag, an dem ich, bis dahin ein hochbeglückter Mann, von all meinem Lebensglück ſchied, er iſt mit den glühenden Nadeln des Schmerzes in meine Seele gegraben. Der Sturm jener drangvollen Zeit riß mir Stück um Stück vom Herzen weg: doch um 5 Uhr ſtand in mir noch kein Entſchluß feſt. Ich ging in die Univerſität, ich hielt ruhig und gelaſſen wie immer meine Vorleſung: es war meine letzte. Um 6 Uhr trafen die Nachrichten ein aus Elberfeld und Düſſeldorf: ſie ſchlugen zündend in meine Bruſt, ich fühlte, daß für mich die Stunde daſei, wo die Ehre gebot, zu handeln. Aus der Verſammlung ging ich nach meiner Wohnung, um Abſchied zu nehmen. Ich nahm Abſchied von dem Frieden meines Hauſes, von dem Amte, das zwölf Jahre mich beglückt, das ich zwölf Jahre, wie ich glaube, treu verwaltet hatte, ich nahm Abſchied von dem Weibe, an deſſen Beſitz ich ſchon einmal meine Exiſtenz geſetzt, Abſchied von meinen ſchlafenden Kindern, die nicht träumten, daß ſie in dieſer Minute einen Vater verloren. Aber als ich nun über die Schwelle trat in die dunkelnde Straße, da ſprach ich zu mir: „Du durfteſt dieſen Entſchluß faſſen, denn welches auch ſeine Folgen ſein mögen, Du weißt es, daß der Troſt der Idee und der Ueberzeugung Dich niemals verlaſſen kann: aber einen andern Gatten, einen andern Vater haſt Du kein Recht, mit fortzureißen in den gleichen furchtbaren Entſchluß!“ In dieſer Stimmung betrat ich die Rednerbühne, in dieſer Stimmung mahnte ich Jeden ab, deſſen Herz nicht feſt ſei wie das meinige — und aus dieſer Rede macht die Anklage eine unmittelbare Aufreizung! Glauben Sie nicht, meine Herren, als wolle ich durch Ruhrung Sie überraſchen, Ihr Mitleiden erwecken. Ja, meine Herren, ich weiß es, und die Begnadigungen des Jahres 1849 haben mich darüber belehrt, daß Ihr Schuldig ein gewiſſes Todesurtheil in ſich ſchließt: aber trotzdem begehre ich Ihr Mitleid nicht. Nicht für meine Mitbeſchuldigten, denn Dieſen ſind Sie nicht Mitleiden, ſondern eine Genugthuung ſchuldig für die lange unverdiente Haft. Nicht für mich, denn ſo unſchätzbar mir Ihre Theilnahme als Burger und Männer iſt, ſo wenig hat Ihr Mitleiden für mich Werth. Die Leiden, die ich trage, ſind ſo furchtbar, daß Ihr Spruch mich nicht ſchrecken kann. Man hat über das Maaß der mir zuerkannten Strafe hinaus meine Haft geſteigert durch die grauenvolle Einſamkeit der Iſolirzelle, in deren öde Stille kein Trompetenton der kämpfenden Welt draußen, kein Liebesblick treuer Freunde dringt. Man hat einen Deutſchen Schriftſteller und Lehrer, der in mehr als Einer Bruſt die Flamme des Geiſtes und der Schönheit entzündete, man hat ein mittheilſames Herz dazu verdammt in ſeelenloſer Zwangs-Arbeit, in Verſagung aller geiſtigen Hülfsmittel langſam hinzuſterben. Der Giftmiſcherin, dem Raubmörder, dem entſetzlichen gräulichen Verbrecher, ſobald einmal über ſeinem Haupt das Wort der Begnadigung erſcholl, wird es vergönnt, die Luft ſeines Rheinlandes zu athmen, das Waſſer ſeines grünen Stromes zu trinken — o dieſe vierzehn Tage haben es mich gelehrt, welche Seligkeit ſchon Luft und Waſſer der Heimath ſind! Mich aber hält der ferne, trübe, kalte Nord, und nicht einmal hinter dem Gitter iſt es mir vergönnt, die Thränen meines Weibes zu ſehen und in die Aurikelaugen meiner Kinder zu blicken! Ich begehre Ihr Mitleiden nicht, denn wie ſcharf Ihr Spruch, wie blutig dieſes Geſetzbuch ſei, Sie können mein Loos nicht gräßlicher machen, als es iſt. Der Mann, den man vor dieſen Schranken der Feigheit zu zeihen wagte, hat im letzten Jahre dem Tode in ſeinen verſchiedenſten Geſtalten ſo oft, ſo nah, ſo kaltblutig in's Auge geſehen, daß auch die Guillotine ihn nicht beſonders mehr erſchüttert. Ich will Ihr Mitleiden nicht: Aber mein Recht verlange ich von Ihnen, mein Recht wälze ich auf Ihr Gewiſſen, und weil ich weiß, daß Sie, Bürger Geſchworne, Ihrem Rheiniſchen Mitbürger ſein Recht nicht verſagen können, darum erwarte ich mit der ruhigſten Zuverſicht aus Ihrem Munde das Nichtſchuldig.

„Ich habe geſprochen: nun richten Sie!“ —

Es war ein tieferſchütternder, ſeelenzerreißender Moment, als ſich die Schranken öffneten, und drei der Angeklagten frei daraus hervortraten, indeß der Eine darin zurückblieb. Das Herz wendete ſich Einem vor Schmerz und Zorn, wenn man dieſe edle Geſtalt mit den vergeiſtigten Zügen der Willkühr eines Schwarmes von Gensdarmengeſichtern preisgegeben ſah. — Kinkels

Frau hatte ſich, um eines Platzes ſicher zu ſein, ſtets Morgens in aller Frühe im Aſſiſenſaale einſchließen laſſen. Als Kinkel während einer Pauſe ſie zu ſich winkte, trat ſie einen Augenblick auf die Stufen und wollte mit ihm reden. Kinkel bog ſich über die Schranken; aber die Gensdarmen traten augenblicklich vor und erklärten, daß ſie einen Kuß nicht geſtatten dürften. Nach einigen Unterhandlungen mit einem anweſenden höhern Polizeibeamten wurde „eine Hand“ geſtattet. Am letzten Tage nach Beendigung der Verhandlung, ehe Kinkel wieder in's Gefängniß abgeführt werden ſollte, eilte Frau Kinkel raſch hinauf, um ihren Mann zum Abſchiede zu umarmen. Der kleine Oberprokurator John trat ihr in den Weg, und beorderte die wachhaltende Gensdarmerie, die letzte Umarmung der beiden Gatten zu verhindern. Kinkel erhob ſich ſtolz und rief mit gebietender Stimme: „Komm, Johanna! Gieb Du Deinem Manne einen Kuß! Es ſoll Dir Das Niemand wehren!“ Und auf den Ton dieſer Stimme hin traten die Gensdarmen auseinander und gehorchten ihrem Gefangenen. Ja, man darf behaupten: wäre Kinkel nach dem friſchen Eindruck ſeiner Rede vorgetreten und hätte geſagt: „Ich gehe jetzt hinaus, und Niemand halte mich auf!“ — er wäre unangefochten aus dem Saale gelangt. *)

Man hatte die Vorſicht gebraucht, als der Saal geräumt werden ſollte, neue Truppen hereinzubeordern,

---

*) N. Deutſche Ztg. vom 11. und 12. Mai 1850.

welche den Debatten nicht beigewohnt hatten. Als Kinkel zum Gefängniſſe zurückgebracht wurde, begleitete ihn das Lebehochrufen des Volkes. Tauſende ſtanden in den Straßen zuſammengedrängt, durch die der Wagen Kinkel's inmitten einer Schwadron Cuiraſſire geführt wurde. Jedes Haupt entblößte ſich, aus jeder Bruſt preßte ſich ein tiefgefühlter Gruß für den edlen Gefangenen. Tags vorher noch hatten die Officiere und Polizeiagenten ähnliche Aeußerungen mit Gewalt zu unterdrücken geſucht. Heute wagte Niemand dieſelben zu verhindern. Das Gefühl, das Alle im Aſſiſenſaale ergriffen, hatte ſich auch auswärts und ſelbſt bis in die Reihen der Soldaten fortgepflanzt. Es giebt Triumphzüge aller Art — aber die Zukunft wird Kinkel um den beneiden, den er am 4. Mai zwiſchen ſeinen geharniſchten Wächtern feierte! —

  Nun ſitzt er wieder bleich und kummervoll
In ſeiner Zelle nachtumſtarrten Wänden,
  Allein mit ſeinem Schmerz und ſeinem Groll,
Die Spule drehend in geſchäft'gen Händen!
  Kaum, daß ein Lied um ſeinen Kerker klingt,
Kaum, daß ein Vöglein ihm den Lenz verkündet:
  Den Frühling, wo auch ſeine Feſſel ſpringt,
  Wo eine Welt den Pſalm des Friedens ſingt,
Und frei und ſtolz der Liebe Tempel gründet!

. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

Von dem Verfaſſer dieſes Buches ſind erſchienen:

Lieder eines Kriegsgefangenen
auf der
Dronning-Maria.
Hamburg, bei Hoffmann und Campe. 1848.

und:

Lieder der Nacht.
Bonn, bei T. Habicht. 1850.

Ueber die letztere Sammlung ſchreibt Max Waldau in No. **14** der „Jahreszeiten“:

Ich ſeh's wohl noch kommen, daß man Lerchen und Veilchen in meinen Liedern ſo typiſch findet, wie Wouvermann's Schimmel oder Baſſane's Katze, aber ich kann nicht anders. Lerchen und Veilchen ſind die Repräſentanten des Frühlings und der Jugend, ſie ſind Klang und Duft, Lied und Blüthe, alſo Freuden, und zwar reine Freuden, — warum ſollte ich denn nicht gern an die Freude denken? Zumal in dieſer Zeit des Unmuths, der Erſchlaffung, der Niedertracht und der Feigheit! Ich bin glückſelig, ſo weit ſich Das jetzt irgend ſein läßt, weil ich wieder Lerchen höre und meine Veilchen dicke Knoſpen haben. Ich liebe ſie einmal ...... Vielleicht liebt ſie der arme Kinkel auch ſo heiß wie ich!... Nun iſt die ganze Glückſeligkeit wieder hin! Ob ſie mir wohl erlaubten, ihm einen Strauß meiner erſten Veilchen zu ſchicken? Ich bin ungeſchickt im Bitten, ich verſucht's um Seinethalb ſchon einmal und richtete Nichts aus: vielleicht lag's nur an der Bitte ſelbſt, denn Der, den ich bat, war jung und ich glaube noch an die Jugend, ſelbſt bei Fürſten. Was hilft's ihm, daß wir uns die gegen ihn geübte Gnade hinter die Ohren ſchreiben? Was hilft's dem Gefangenen, dem um Lerchen und Blumen Betrogenen? O, dieſe That iſt ſchwärzer als ſchwarz, dieſe Gnade ſcheußlich...... Kinkel ſpult! Haynau iſt ein Engel, er begnadigt zu Pulver und Blei, Kinkel aber ſpult!

Und mit dieſem Aufſchrei beginnen Strodtmann's Lieder auch! Eine Lerche iſt mehr im Dichterkreiſe, und dieſe junge friſche Stimme muß ihren erſten Akkord, ihr erſtes Lied, das hoch in freier Luft und nicht mehr unten am Neſte zwiſchen den Aehren geſungen wird, in einen Schrei der Wuth, in verzweifelte Erbitterung verwandeln, ſie kann nicht jubeln, ſie muß einen Fluch aus heißer Kehle hervorpreſſen. Nun, ſo gnade Gott Denen, die ſie um die Lenzfreude brachten!

Die weiſen, rothbeadlerten und weinnaſigen Profeſſoren in Bonn, die, ich weiß nicht welches Verbrechen in dieſem Laute des Schmerzes herausſchnüffelten, relegirten den Dichter, weil er ehrlich war. Das iſt die moderne Erziehung der Jugend. Lügſt Du brav, modelſt Du Deine Ueberzeugung nach dem erbaulichen Gewiſſen der Herren Stahl und Gerlach, ſchwörſt Du Eide, die Du gleich von vornherein nach § 108 dreſſirſt, ſo..... Wozu den Schmutz, den Ekel erſt ausbeuten! In Preußen iſt viel Anderes möglich, warum denn nicht das Relegat eines deutſchen Ausländers, eines Schleswig-Holſteiners, der ſchon als Freiſchärler auf „Dronning Maria" gefangen ſaß und ſich jedenfalls arg gegen den angeſtammten däniſchen Souverän vergangen hatte. Wozu wäre denn das Disciplinarverfahren, das in Preußen jetzt auch auf die Aerzte ausgedehnt werden ſoll, nütze, wenn man damit nicht einmal einen Poeten übereck ſchaffen könnte, der auf einer preußiſchen Univerſität humaniora treiben will. Humaniora fanden Sie wohl, lieber Strodtmann, aber human waren die

Leute gegen Sie nicht, und Das iſt wieder einer von den hunderttauſend Fällen, in denen der Poſitiv mehr werth iſt, als der Comparativ. Im Jahre **1848** ging's beſſer, und heute nur darum ſchlecht, weil die Menſchen ſo albern waren, das Beſſere für das Gute zu halten. Das Gute liegt noch in weitem Felde. Es iſt ein Graus, aber es iſt ſo!

Zurück zu unſern Liedern, die erquicklicher ſind, als dies Capitel hiſtoriſchen Elends.

Das Lied vom Spulen, die Widmung an Kinkel, hat dem Dichter ein Dutzend grimmiger Profeſſorengeſichter und einen gräßlich ſtumpfen Donnerkeil auf den Nacken gezogen, aber ſie hat ihm tauſend Herzen geöffnet, und hübſchere, unverzerrte Geſichter, als die Bonnenſer Bücherkrebſe haben, werden ihn dafür recht freundlich begrüßen. Die humaniora werden auch anderwärts traktirt, und man iſt anderwärts noch human dazu und ehrt ein „menſchliches“ Gefühl. Ich weiß nicht, wie dieſe Widmung, der Conſequenz wegen, etwa ornithologiſch oder botaniſch zu claſſifiziren wäre, aber ich weiß, daß dicht dahinter Lerchengeſang und dort und da auch ſchon Nachtigallenſchlag beginnt, daß kleine duftige Veilchen in „Lieb' und Leben“ ihre Augen aufſchlagen und in „Haß und Tod“ manche glühende und — dornige Roſe emporblüht.

„Mein Lied“ iſt ein tiefgefühltes Gedicht und gleich daneben „Das alte Lied“ von erſchütternder Wahrheit.

Ich will keine Nomenclatur geben, da faſt jede einzelne Nummer einen Blütenzweig bringt. Ebenſo wenig mag ich daran herumklauben und ein „jedoch“ oder dergleichen Dinge, die dem „Machen“ angehören, herausſtechen. Es iſt keine Frage, daß dem Dichter in Bezug auf Form noch Manches zu thun bleibt, aber er iſt ja ſelbſt auf dem beſten Wege. Die Lieder eines Kriegsgefangenen zeigten ungleich größere Lücken, die Sprache war härter und die Gedanken minder präcis. Dies Selbſtvorwärtsſtreben macht jede Rüge entbehrlich. — Wer iſt denn fertig? Wem bleibt Nichts zu thun? — Mir iſt keine Kritik dieſer recht braven Sammlung bekannt, bin ich zufällig wirklich der Erſte, der ſie willkommen heißt, ſo mag ſie damit Allen, die wie ich noch Herz für Lerchen und Veilchen haben, und die auch den Tagverkünder Hahn gern melodiſcher als gewöhnlich ſein Lied ſingen hören, von Herzen empfohlen ſein. Es ſind helle, funkelnde und lichtmuthige Sterne an dieſem Himmel der Nacht, Sternbilder auch und Kometen, die einen prächtigen Schweif nach ſich ziehen.

Festrede

auf

Ferdinand Freiligrath

gehalten

zu Leipzig am 6. Juli 1867

von

Gottfried Kinkel.

Der Reinertrag ist für den Freiligrath'schen Nationaldank bestimmt.

Leipzig.
C. H. Reclam sen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Verehrte Frauen und Herren!

Als eine grosse, reine Freude empfinde ich es, dass Ihre für mich ehrenvolle Einladung mir eine Gelegenheit giebt, nach langer, langer Zeit wieder einmal im Vaterlande zu einer so zahlreichen und glänzenden Versammlung meiner Landesgenossen zu reden. Wie ganz verändert zum Bessern sind die Umstände, unter denen ich heute vor Sie trete. Vor siebzehn Jahren sprach ich in Deutschland zum letztenmal, als ein Gefangener, um vor dem Geschwornengericht in Köln um Leib und Leben zu kämpfen und die grosse Sache zu vertheidigen, die ich damals zu führen hatte. Heute trete ich auf in einer Grossstadt der Wissenschaft, der Musik und Literatur, des Handels und Gewerbes, und auch in einer politischen Grossstadt, die einst jenen mächtigen Kämpfer und tapfern Märtyrer der Freiheit ins erste deutsche Parlament sandte — aber nicht komme ich heute, das Wort feindlich als Waffe zu brauchen, sondern eingeladen von einem Verein, dem geselligen Frohsinn gewidmet, um für einen Dichterfreund, der lange das Exil mit mir getragen hat, ein Zeuge zu sein aus dem Exil, das heute für uns vorüber ist. Eine Amnestie, die wir ohne alle Verletzung des Charakters, ohne alle Verleugnung unserer Vergangenheit annehmen konnten, hat das Vaterland vor uns wieder aufgethan. Wohl hatte für die meisten der Verbannten das Exil seine Schrecken verloren, und wenn ich heute an Ihrer freudigen Begrüssung fühle, dass Deutschland uns nicht vergessen hat, so dürfen wir doch auch sagen, dass das Ausland uns ehrte und uns mit Stellungen betraute, die uns auch draussen eine fröhliche Lebensthätigkeit sicherten. England zumeist ist ein gastliches Land in dem höchsten Sinne des Worts, weil es jeden Vertriebenen, ohne nach Partei zu fragen und nicht immer ohne eigene Gefahr, schützt, und ihm, wie jedem seiner eigenen Bürger, das volle freie Recht giebt, von seiner Arbeit zu leben und zu gedeihen. Ja selbst an deutschem Leben hat es uns draussen nicht gefehlt; mir nicht einmal an einem deutschen Hörerkreis. Denn auch als in Folge der dumpfen, seelenlosen, zu jedem Schaffen unfähigen Reaction, welche der Erhebung von 1848 folgte, unsere Mutter Deutschland von den fremden Völkern verachtet war, haben ihre Söhne, ihre Töchter draussen die Mutter im armen Kleide nicht vergessen; in Amerika, in England, in Paris, in der Schweiz, überall, wo grössere deutsche Kolonien sich ansammeln, lebte der Stolz des Vaterlandes; man freute sich, wenn ich von den Grössen deutscher Kunst und Wissenschaft erzählte; und mit dieser treuen Liebe zur Heimath haben die Deutschen draussen es ehrlich verdient, dass jetzt, wo endlich einmal in Deutschland man zu handeln gelernt, wo die Nation gross und in Furchtbarkeit geehrt dasteht, auch ihnen die Nachbarvölker mit einer ganz frischen, ganz ungewohnten Hochachtung entgegentreten. Mir selbst ist, gerade am Wendepunkte der deutschen Geschicke, aus der Schweiz, dem Staate, dessen Principien die meinen sind, ein Ruf gekommen, der mich im schönsten Sinne der deutschen Zunge wiedergiebt. Denn obwohl die Ostschweizer mit Recht ihr schweizerisches Volksthum hochhalten, sind sie in Wissenschaft und Literatur uns stets zugewandt geblieben, und unsere grosse polytechnische Schule ist bei voller Berücksichtigung der verschiedenen Nationalitäten der Schweiz doch wesentlich deutsch, ist zur selben Zeit eine kosmopolitische Anstalt, und unsere Zuhörer aus Deutschland stehen an Zahl nur wenig den Schweizern nach, die uns als Schüler beehren. So fühl' ich in frohem Herzen die alte deutsche Heimat wieder mein, und um so inniger muss ich wünschen, dass auch jener Dichter, den wir heute feiern, an der Schwelle des Alters dem Vaterlande möge wiedergeschenkt werden.

Ja, es ist ein Dichter, dessen wir heute gedenken, ein Dichter in der vollen, reichen Bedeutung des Wortes, und weil er das ist, lieben und verehren ihn auch die, welche seine politischen und socialen Ueberzeugungen etwa nicht theilen. Ich habe ihn erst in Deutschland wohl gekannt, wo er, fünf Jahre älter als ich, zuerst meine Jünglings-Dichtung ermuthigte; und später, nach längerer Unterbrechung, habe ich in London gute Tage mit ihm verlebt. Unter dem harten Druck der englischen Arbeit hat er die unwandelbare Liebenswürdigkeit sich gewahrt, die Alle so unwiderstehlich an ihn fesselt, welche ihn und sein Haus näher kennen — dies kleine freundliche Haus in der ländlichen laubgrünen Vorstadt, mit der geistig grossen, klaren Frau, die so eifersüchtig ist auf ihres Dichters Ruhm und Charakter, mit den schönen und lebhaften Kindern; dies Haus, das so gastfrei deutschen Freunden Sonntags sich öffnet; das freie, lichte, herzliche Gespräch, von jenem Humor gewürzt, der aus dem Herzen stammt, ein Leben im schönsten Sinne bürgerlich, wie alles Echteste in Deutschland bürgerlich ist — o es bleiben das unvergessliche Stunden, als man den langen, schmalen Garten neben dem Dichter auf und ab wandelte in Gespräch und Sonnenschein, und dort in der stillen Vorstadt der Londoner Nebel und das Londoner Getöse so fern, so fern blieb von der friedlichen hellen Sonntagsinsel!

Wohl kaum mochte da, wer Freiligrath nicht kannte, an jenes stürmische Feuer der Phantasie denken, das uns in seinen Jugendgedichten hinriss. Als er im Anfang der dreissiger Jahre mit den frühesten in Almanachen und Zeitschriften zerstreuten Gedichten zum ersten Male auftrat, da war auch auf dem deutschen Parnass die philosophische Tendenz zur Herrschaft gekommen, welche in jenen Tagen alles deutsche Geistesleben erfüllte. Die Poesie war voller Reflexion; die von Rückert und Platen gegründete Schule verdeckte die Armuth eigentlich schöpferischer Erfindung durch eine theils künstliche, theils zum Marmor geschliffene Form. Nun trat plötzlich in jenen vier ausgewählten Gedichten im Musenalmanach von 1833 ein Dichter auf. unbekannten Namens, ein dreiundzwanzigjähriger Commis zu Amsterdam, der die ganze Gluth der Phantasie in die Schöpfung von Gestalten ergoss, und der, wie Keiner je in Deutschland, Meister der Farbe war. Wenn wir in jenen Rubenssaal unserer Dresdener Galerie eintreten, wenn die markige Form, die Farbe voll Feuer uns plötzlich umglänzt — hier die Tigermutter ihre Jungen säugend; die Jagd, wo der grimme Löwe in gewaltigem Sprunge den arabischen Scheikh vom Rosse stürzt und im Griff vertilgt; der Todeskampf des wilden Ebers; und dort wieder das üppige Flandern an den stahlblinkenden Karl V. sich schmiegend; der Zauber des kleinen Liebesgartens und die Schrecken des Weltgerichts — alles mächtig, mit sicherem Griff, in buntem Flammenfeuer auf die Leinwand geworfen — so, gerade so ist uns zu Muthe, wenn wir in jene erste Sammlung von Freiligrath's Gedichten blicken, die alle geschrieben sind zwischen seinem siebzehnten und achtundzwanzigsten Jahre, während er Kaufmannslehrling in Soest und auf Comptoiren in Amsterdam und Barmen gewesen war. An Geist und Gestalt standen wohl die späteren Werke höher, aber jenes Erstlingsbuch ist doch der Liebling geblieben; es hat seit 1838, wo es zuerst erschienen, bis heute, ausser der amerikanischen Gesammtausgabe, zweiundzwanzig Auflagen erlebt; und namentlich das Ausland, dem unsre politischen Kämpfe fern liegen, kennt Freiligrath wohl zumeist aus dem „Löwenritt“ und „Der Blumen Rache“. Das konnte nicht anders sein; denn gerade in dieser frühesten Sammlung trat ein Poet auf, wie wir in Deutschland nie einen gekannt, voll von sinnlicher Kraft, wie vom Flügelpferd in fremde, farbenhelle Länder getragen, wo Natur und Menschheit noch vor der glättenden Cultur stehen und in tropischer Wildheit glühen: zu dem rachgierigen Mahratten unter Indiens Palmen, zu der Rothhaut der Prairie, zu dem Neger in Afrikas feuchter Waldwildniss und zu dem Araber im wehenden Wüstensand. Viel wohl von dieser charakteristischen Kraft des Umrisses hatte ihm sein Landsmann Grabbe gegeben, mit dem er als Jüngling oft verkehrte; und auf der glänzenden Palette erkannte das kundige Auge da und dort Victor Hugo's Farbengebung und Manier, mit dessen „Balladen“ und „Orientalen“ der junge Dichter ja auch früh vertraut geworden; selbst die Wiedereinführung des Alexandriners in die deutsche Dichtung mahnte an den genialen Franzosen, dessen Geist heute in Paris wieder glänzend über das Exil triumphirt und über eine versumpfte Literatur. Hier ist ein Gedicht voll von Wüstensand und Wüstengespenst:

Gesicht des Reisenden.

Mitten in der Wüste war es, wo wir Nachts am Boden ruhten;
Meine Beduinen schliefen bei den abgezäumten Stuten.
In der Ferne lag das Mondlicht auf der Nilgebirge Jochen;
Rings im Flugsand umgekommner Dromedare weisse Knochen.

Schlaflos lag ich: statt des Pfühles diente mir mein leichter Sattel,
Dem ich unterschob den Beutel mit der dürren Frucht der Dattel.
Meinen Kaftan ausgebreitet hatt' ich über Brust und Füsse;
Neben mir mein blosser Säbel, mein Gewehr und meine Spiesse.

Tiefe Stille; nur zuweilen knistert das gesunkne Feuer;
Nur zuweilen kreischt verspätet ein vom Horst verirrter Geier;
Nur zuweilen stampft im Schlafe eins der angebundnen Rosse;
Nur zuweilen fährt ein Reiter träumend nach dem Wurfgeschosse.

Da auf einmal bebt die Erde; auf den Mondschein folgen trüber
Dämmrung Schatten; Wüstenthiere jagen aufgeschreckt vorüber.
Schnaubend bäumen sich die Pferde; unser Führer greift zur Fahne;
Sie entsinkt ihm und er murmelt: Herr, die Geisterkaravane! —

Ja, sie kommt! Vor den Kameelen schweben die gespenst'gen Treiber;
Ueppig in den hohen Sätteln lehnen schleierlose Weiber;
Neben ihnen wandeln Mädchen, Krüge tragend, wie Rebekka
Einst am Brunnen: Reiter folgen — sausend sprengen sie nach Mekka.

Mehr noch! — nimmt der Zug kein Ende? Immer mehr! wer kann sie zählen?
Weh, auch die zerstreuten Knochen werden wieder zu Kameelen,
Und der braune Sand, der wirbelnd sich erhebt in dunkeln Massen,
Wandelt sich zu braunen Männern, die der Thiere Zügel fassen.

Denn diess ist die Nacht, wo alle, die das Sandmeer schon verschlungen,
Deren sturmverwehte Asche heut vielleicht an unsern Zungen
Klebte, deren mürbe Schädel unsrer Rosse Huf zertreten,
Sich erheben und sich schaaren, in der heil'gen Stadt zu beten.

Immer mehr! — noch sind die Letzten nicht an uns vorbeigezogen,
Und schon kommen dort die Ersten schlaffen Zaums zurückgeflogen,
Von dem grünen Vorgebirge nach der Babelmandeb-Enge
Sausten sie, eh' noch mein Reitpferd lösen konnte seine Stränge.

Haltet aus! die Rosse schlagen! jeder Mann zu seinem Pferde!
Zittert nicht, wie vor dem Löwen die verirrte Widderheerde!
Lasst sie immer euch berühren mit den wallenden Talaren!
Rufet: Allah! — und vorüber ziehn sie mit den Dromedaren.

Harret, bis im Morgenwinde eure Turbanfedern flattern!
Morgenwind und Morgenröthe werden ihnen zu Bestattern.
Mit dem Tage wieder Asche werden diese nächt'gen Zieher!
Seht, er dämmert schon! ermuth'gend grüsst ihn meines Thiers Gewieher.

Allein neben dem Blendenden standen in dieser ersten Sammlung auch Werke, so tief aus dem Gemüth und dem germanischen Natursein heraus geschaffen, dass jeder Hauch von Nachdichtung verschwand. In „Der Blumen Rache“ gelang es dem Dichter, tief in's Naturgeheimniss zu schauen und dem unbeseelten Lebendigen den Geist zu leihen, den wir heute Alle ahnen als in Baum und Blüthe thätig, und den wir verehren mit gleicher heiliger Scheu vor dem grossen All-Leben, wie einst der Pelasgersohn seine Quellnymphen und Stromgötter sich schuf neben dem Faun und der Dryade. Und wie tief an's fühlende Herz griff jener unvollendete Cyklus von dem ausgewanderten Dichter, der stark genug, ein Mann zu sein und im Urwald sein Haus zu bauen, doch zu weich ist, um das Vaterland missen zu können, und an Sehnsucht stirbt, weil er nur der stillen Einsamkeit und dem lauschenden, aber nicht verstehenden Wilden seine deutschen Lieder singt. Zumeist aber zieht sich schon durch diese afrikanisch-arabische Sammlung das Mitgefühl mit dem Unterdrückten, aus dem das schlagende Herz des Dichters hernach seine politisch-sociale Poesie emportrieb. Man hat den subjectiven Freiligrath der Revolution in jenem frühen objectiven Meister der Schilderung nicht wiedererkannt: hier aber liegt der Schlussstein, der beide Schöpfungen verbindet. Schon das Elenn des Urwaldes rührt ihn, das der Ansiedler tödtet und verdrängt; noch mehr rührt ihn der Sklave, die Rothhaut, der Neger, all jene verschwindenden oder noch nicht historisch handelnden Völker, die das Bürgerrecht unter ihren Menschenbrüdern niemals erlangt haben; es rührt ihn der Mensch, den die Ungerechtigkeit der Civilisation wieder in's wilde Leben zurückgeworfen hat, wie der Räuber der Abruzzen; und vor Allem rührte ihn schon damals das Loos der Armen und Bedrückten im eignen Volke, die ihr Saatkorn und ihren Fleiss an den Missouri tragen müssen, weil in Europa Der die Garben nicht in seine Scheuer führt, der den Acker gepflügt hat.

Der Tod des Führers.

„Von den Segeln tropft der Nebel,
Auf den Buchten zieht der Duft.
Zündet die Latern' am Maste!
Grau das Wasser, grau die Luft!
Todtenwetter! — Zieht die Hüte!
Mit den Kindern kommt und Fraun!
Betet! denn in der Kajüte
Sollt ihr einen Todten schaun!“

Und die deutschen Ackersleute
Schreiten dem aus Boston nach,
Treten mit gesenktem Haupte
In das niedre Schiffsgemach,
Die nach einer neuen Heimath
Ferne steuern über's Meer,
Sehn im Todtenhemd den Alten,
Der sie führte bis hieher;

Der aus leichten Tannenbrettern
Zimmerte den Hüttenkahn,
Der vom Neckar sie zum Rheine
Trug, vom Rhein zum Ocean;
Der, ein Greis, sich schweren Herzens
Losriss vom ererbten Grund!
Der da sagte: „Lasst uns ziehen!
Lasst uns schliessen einen Bund!“

Der da sprach: „Brecht auf nach Abend!
Abendwarts gluht Morgenroth!
Dorten lasst uns Hütten bauen,
Wo die Freiheit hält das Loth!
Dort lasst unsern Schweiss uns saen,
Wo, kein todtes Korn, er liegt!
Dort lasst uns die Scholle wenden,
Wo die Garben holt, wer pflügt!

Lasset unsern Herd uns tragen
In die Wälder tief hinein!
Lasset mich in den Savannen
Euren Patriarchen sein!
Lasst uns leben, wie die Hirten
In dem alten Testament!
Unsers Weges Feuersäule
Sei das Licht, das ewig brennt!

Dieses Lichtes Schein vertrau' ich,
Seine Führung führt uns recht!
Selig in den Enkeln schau' ich
Ein erstandenes Geschlecht!
Sie — ach, diesen Gliedern gönnte
Noch die Heimath wohl ein Grab!
Um der Kinder willen greif' ich
Hoffend noch zu Gurt und Stab.

Auf darum, und folgt aus Gosen
Der Vorangegangnen Spur!
Ach, er schauete, gleich Mosen,
Kanaan von ferne nur.
Auf dem Meer ist er gestorben,
Er und seine Wünsche ruhn:
Der Erfüllung und der Täuschung
Ist er gleich enthoben nun!

Rathlos die verlassne Schaar jetzt,
Die den Greis bestatten will.
Scheu verbergen sich die Kinder,
Ihre Mütter weinen still.
Und die Männer schaun beklommen
Nach den fernen Uferhöhn,
Wo sie fürder diesen Frommen
Nicht mehr bei sich wandeln sehn.

„Von den Segeln tropft der Nebel,
Auf den Buchten zieht der Duft!
Betet! Lasst die Seile fahren!
Gebt ihn seiner nassen Gruft!“
Thränen fliessen, Wellen rauschen,
Grellen Schrei's die Möve fliegt:
In der See ruht, der die Erde
Fünfzig Jahre lang gepflügt.

Neben den eigenen Gedichten Freiligrath's trat bereits in diesem ersten Bande eine Zahl Uebersetzungen aus französischen und englischen Dichtungen auf, welche seitdem an der Popularität jener frühern Sammlung stets theilgenommen haben. Schwerlich wird sonst ein junger Dichter mehr als ein Drittel seines ersten Bandes fremden Schöpfungen einräumen; und so hat er auch später sich nicht gescheut, in seiner für Amerika erschienenen Gesammtausgabe, nach gleichem Verhältniss, von sechs Bänden wieder vier den Uebersetzungen zu widmen. Darunter steht das längere epische Gedicht seines Freundes Longfellow von dem indianischen Stammesheros Hiawatha, das durch Sagenwerth und Heiterkeit des Stoffes das populärste seiner Werke hätte werden sollen. Solch starken Zusatz des Fremden den eigenen Werken beizugeben, durfte aber Freiligrath wagen: denn einmal besitzt er eine merkwürdige Belesenheit in allen modernen Literaturen, und so vermochte er mit feinem Urtheile gerade solche Werke auszuwählen, welche der Uebertragung nicht in's deutsche Wort, sondern auch in den deutschen Geist fähig sind; und dann eignet ihm eine fabelhafte Gewalt über die Sprache. Ja er hat deren Grenzen vielfach erweitert durch Aufnahme neuer Wörter, mochte er sie aus den Dialekten, oder aus fremden Sprachen nehmen, so dass besonders im Anfange seiner Laufbahn die vielen Fremdnamen in den Reimen auffielen und störten, welche (wie er selbst im Bilde sagt) wie bunte Lianenblüthen üppig am Tropenbaum schwanken. In den Uebersetzungen und den späteren Werken mässigt sich diese Neigung; die Meisterschaft über die Sprache zeigt sich nicht, wie bei Rückert, im Künstlichen, sondern gerade in der einfachen Wahrheit und kraftvollen Natürlichkeit des Ausdrucks, die immer ungesucht das bezeichnendste Wort greift. Die Spur der Uebersetzungskunst ist völlig verwischt, die Leichtigkeit und Freiheit der Originaldichtung ist erreicht; ja es giebt unter diesen Uebersetzungen Gedichte, wo der Uebersetzer grösser war, als der erste Schöpfer, und das Gedicht im Deutschen vortrefflicher ist, als im Original, so dass manche gerade dieser übersetzten Gedichte, mehr noch als die eigenen, den deutschen Componisten willkommen gewesen sind. Dagegen war dies scharfe Charakterisiren jedes Stoffes durch die Sprache dem Dichter, wenn er zur Prosa griff, nicht günstig, und sein einziges schilderndes Werk in Prosa, obwohl sein geliebtes Westfalen umfassend, hat er nicht abschliessen können; ein Freund hat es für ihn vollendet.

Die Gluth, womit die Nation, zumal die Jugend, jene erste Sammlung aufnahm, gab dem Dichter Muth, aus dem Comptoir in die Literatur hinüberzutreten. Er ging an den Rhein, nach Düsseldorf, wo Immermann's Beifall und Freundschaft ihn förderte, dann nach Unkel, und zuletzt nach St. Goar. Der Rhein war damals voll Gesang, und in die Dichtung klangen die ersten Trompetenstösse und Hornsignale der Politik. Freiligrath schien sie lang zu überhören; er war glücklich in seiner Liebe und neu begründeten Häuslichkeit. In der ersten Sammlung stand kein einziges Liebeslied; seine Poesie war niemals melodisch dem eigenen Herzensgefühl, stets den Gestalten draussen bildend zugewendet; und in dieser vollständigen Abkehr von dem Gefühlston der bisherigen Romantik, die mit ihrem Weltschmerz entweder kokettirte, oder wegen ihres zerrissenen Herzens sich selbst verhöhnte, hatte die zündende Kraft jener Poesie gelegen. Jetzt klangen ihm, im Rausch der ersten Liebe zu einer herrlichen Frau, einige volle Accorde der heissesten Empfindung; und glücklich waren jene paar Jahre, in denen die lustige Poetenheimath zu Unkel und St. Goar am grossen Strom, der eine einzige Strasse bildet, aus allen Theilen des Vaterlandes die Dichterfreunde heranführte. Es war noch eine heitre Zeit dazumal am Rhein, eine Nachblüthe der ältern Romantik, von welcher Freiligrath hier Abschied nahm in dem prachtvollen Gedicht auf Oberwesel und seine Liebfrauenkirche, das er ein Todtenamt für Clemens Brentano nannte; für den in einer Sturmnacht eingestürzten Bogen auf Rolandseck, den die Liebe des Paladins zur Nonne drunten auf dem Nonnenwerth umspielt, ging Freiligrath als Rolands Seckelmeister durchs Land, und es gelang ihm die sagenberühmte Ruine wieder aufzubauen. Wir beide, sagte er einmal in London zu mir, sind gerade noch zu rechter Zeit gekommen, um als Poeten uns durchzusetzen, im Abendstrahle der Romantik, ehe noch die Nation den neuen Strebungen ganz sich hingab. Doch auch der Ernst hatte seine Rechte und klingt vielfach in den nicht zahlreichen Gedichten dieses Zeitraums durch, welche erst 1849 in der kleinen Sammlung: „Zwischen den Garben“ an's Licht getreten sind. So schuf er damals das grosse historische Bild des germanischen Soldaten in Roms Legionen unter Christi Kreuz, an die seltsame Ueberlieferung angeschlossen, dass Westfalen aus des Dichters Stamme die Krieger waren, die um Christi Mantel würfelten; und hier in einem Gedicht, dunkel, schwer, blutig, wie jener Tag auf Golgatha, verkörpert er den Gedanken, dass der Jude, der starb, und der Germane, der ihn tödtete, die Träger der neuen Weltgeschichte werden sollten.

Kreuzigung.

Drei neue Schadel auf der Schädelstatt!
Die Sonne sengt den Thalgrund Josaphat:
Auf schreit der Sand, dass ihn der Kidron wasche
Ein Wirbelwind entführt der Ebne Staub:
Er streut ihn aus auf der Olive Laub:
Der Oelberg steht in Sack und Asche.

Wir aber schreiten zitternd (ich und du,
Der du dies liesest) jenem Hügel zu,
Auf dem ein Gott am Holze sich verblutet!
Wir gehn ihm nach auf seinem letzten Gang:
Wir gehn gebeugt den Leidensweg entlang,
Bis wo die Menge seinen Tod umfluthet!

Fort durch die Stadt! — Sieh' da, des Prätors Haus! —
Blut auf dem Boden! — Grüss' es, weich ihm aus!
Denk' an die Geissel und die Kron' im Haare! —
Platz! — schon die Römer! funkelnd Speer an Speer! —
Meide den Mann hier: — das ist Ahasver!
Er sturzt vorbei — hinunter in die Jahre!

Rasch! — hier durch's Thor! — bergauf nun! — wir sind da!
Dort stehn die Kreuze! Dies ist Golgatha!
Du hebst die Blicke? meine senkt das Grauen!
Sie schweifen unstet um der Kreuze Fuss —
Da, was für eigne Kriegsgesellen muss
Am Mittelkreuz mein irrend Auge schauen?

Das ist kein Volk vom Saum des Tiberstroms,
Das sind Judäas Augen nicht, noch Roms
Keck in die Feldschlacht ragende Profile!
Ihr wallend Haar ein gelblich grau Gemisch,
Die Augen blau, die Wangen braun und frisch —
Sie haben sich gesetzt zum Würfelspiele.

Um einen Mantel sitzen sie im Kreis,
Drauf würfeln sie, er selbst auch ist der Preis,
Der Mantel Christi, drum sie hastig knöcheln.

Komm, lass uns lauschen, was sie reden nur,
Rauh drängt ihr Fluch sich, ungeschlacht ihr Schwur
In leises Seufzen, schmerzenvolles Röcheln.

„Sechs, fünf und vier! Gut sind sie!“ Ha, ihr Wort
Ist wie ihr Haar! Es zeugte sie der Nord!
Germanen sind's! — „Das ist 'ne heisse Wache!
Verruchtes Syrien!“ — „Drei und eins und zwei!“
Vom Kreuze nieder tönt ein matter Schrei —
Der Würfler drauf: „O Schlacht am Knochenbache!

„Wisst ihr es noch? Mir däucht es fast wie heut:
O, frisches Buchenwehn vom Berge Teut!
O, kalter Luftzug durch des Winfelds Pässe!
Gepeitscht vom Regen, trug sein dampfend Pferd
Den Hermann uns — Varus fiel in sein Schwert —
Schon die Erinnrung kühlt in dieser Esse!

„Fünf, drei und eins!“ Leis von des Kreuzes Stamm
Ruft es: „Mich dürstet!“ „Reich' den Essigschwamm
Auf deinem Speere des Rebellen Munde!
Drei, drei und zwei! Wohl freut Dich Winfeldschlacht
In Syrien noch — Doch hast Du auch gedacht
Des Schlachtenloses einer spätern Stunde?

„Da sprach der Römer: Feld und Tag ist mein!“ —
„Heut noch mit mir im Paradiese sein
Wirst du!“ erschallt es tröstend über ihnen. —
„Hermann geschlagen, Kriegsgefangne wir!
Thusnelda, schwanger, des Triumphes Zier!
So kam's, dass wir in Roms Cohorten dienen.“

„Da! wie viel ist's, was der da drüben schmeisst?“ —
„In Deine Hände, Vater, meinen Geist
Befehl' ich!“ — „Sechs, und Sechs, und Sechs zum Dritten!
Den Mantel her! Mein das Rebellenhemd!“ —
Er wirft es um, dasteht er wild und fremd —
Der Mann am Kreuz indess hat ausgelitten.

Auf zu den Bleichen schaut der Legionär,
Er spricht: „Schon todt?“ und öffnet mit dem Speer
Des Todten Seite — Solltest Du es sagen,
Dass dieser Jude hoch am Blutgerüst,
Dass dieser Deutsche, der sein Henker ist,
Hinfort vereint die Weltgeschichte tragen? —

Nun Finsterniss! — Komm, leih' mir deinen Arm,
Die Erde bebt! bergunter flieht der Schwarm!
Die müssigen Schauer alle sind zerstoben!
Bergab, bergab die Juden ohne Zahl!
Auch Roma's Adler wankt hinab ins Thal —
Christ und sein Wächter einzig bleiben oben!

Auf seinen Speer, den tröpfelnden, gestützt,
Mit Jesu Blut den nerv'gen Arm bespritzt,
Sieht Rom und Juda ziehn der Veterane.
Der alten Zeit nachstarrt er narbenvoll,
Der eine neue bald erschaffen soll:
In Christi Mantel der Germane!

Nun aber brach es herein, das Wetter, das alle Herzen prüfen und die Geister scheiden sollte in Deutschland. Der Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's IV. weckte die kühnsten Hoffnungen, und da kein Haus der Abgeordneten, kein Reichstag zum Sprechen da war, sprachen die Dichter es dem Könige aus, dass wenn er vorangehen wolle zur Begründung der Einheit Deutschlands, und in frei zu gewährenden Rechten das Wort seines Vaters lösen wolle, die Nation voll von Begeisterung mit ihm gehen werde. Denn in jenen Tagen war wohl nicht Mancher der Höheres verlangte; das aber verlangten wir alle gemeinsam und gleichförmig: Die sowohl, welche hernach gegen die Monarchie in Waffen traten, als Die, welche später die Reaction feierten, oder doch mit dem Bestehenden ihren Frieden schlossen: so sprachen Sallet und Herwegh, so auch Zedlitz, Simrock und Geibel. Freiligrath erhielt vom Könige die kleine für lebende Dichter ausgesetzte Pension; er verdiente sie als unzweifelhaft der Begabteste unter der jüngeren Dichtergeneration, und dass er sie von diesem Könige der Hoffnung annahm, haben ihm damals gewiss nur Wenige verdacht. Aber unbarmherzig brach die Scheidung der Parteien herein, und nicht für Manchen wurde die Wahl schwerer als für Freiligrath. Auch er liebte das Mittelalter, und für den Künstler, den Poeten, den glücklichen und geehrten, war viel aufzugeben, ehe die neue Welt erstand. War er doch, wie er selbst damals sagte,

„ein Kind der Neuzeit, fiebernd und erregt,
das um die alte Form noch Leide trägt!“

Guten Morgen.

Stand ich droben auf der Eifel Kämmen,
Als der Vollmond durch die Wolken brach:
Breit und blendend sah ich überschwemmen
Seine Lichter See und Kloster Laach.

Leiser Windhauch wehte durch die Thale,
Laub und Rohr umflüsterten den Strand.
Und der Fluth entreckte sich die schmale
Jene schmale, weisse Nonnenhand.

Anzuschau'n wie eine Blum' von ferne,
Mit den Wellen flog sie auf und ab;
Rings gespiegelt schwamm das Heer der Sterne. —
Raffte sie's vom Himmel sich herab?

Winkt' und winkte mir sodann die reine!
Wie sich schüttelnd rauscht' empor der See;
Durch die Waldung huschten eigne Scheine,
Ueber'n Kreuzweg sprang entsetzt das Reh.

War's die Hinde, die in ihren Thränen
Genovefen weiland sich gesellt? —
Ach, mich fasste schmerzlich süsses Sehnen
Nach der sel'gen alten Mährchenwelt!

Und beinahe jenem bleichen Finger
Wär' gefolgt ich durch ihr offnes Thor:
Doch erwachend, mit mir selbst ein Ringer,
Rafft' ich stark und muthig mich empor!

See und Kloster, Thürm' und Felsenspitzen,
Wald und Schlucht, wo Genovefa litt —
Einmal noch im Mondschein sah ich's blitzen,
Und dann wandt' ich herzhaft meinen Schritt!

Eilte fort auf waldbewachs'nen Wegen,
Drauf verwirrend noch der Mondschein lag:
Ging dem Morgen und dem Rhein entgegen,
Ging entgegen aus der Nacht dem Tag!

Liess die Schatten dämmernder Gesichte
Jubelnd fahren für die Wirklichkeit! —
Sieh, und vor mir hell im Sonnenlichte
Zog der Rheinstrom, tief und grün und breit!

Zog der Rhein und rührte sich das Leben —
Ja, ins Leben riss mich dieser Strand!
Nicht erhub er, mir den Gruss zu geben,
Bleich und zitternd eine Todtenhand!

Doch den Handschlag bot er mir, den treuen,
Eines Volkes frank und unverstellt,
Das — in Ehrfurcht, aber ohne Scheuen!
Für sein Recht den Fuss beim Male hält!

O, der bannte, was von Spuk und Sorgen
Nachtlich noch auf meinem Herzen lag!
Meinem Volke sagt' ich: „Guten Morgen!“ —
Einst, so Gott will, sag' ich: „Guten Tag!“

Guten Morgen denn! — Frei werd' ich stehen
Für das Volk und mit ihm in der Zeit!
Mit dem Volke soll der Dichter gehen —
Also les' ich meinen Schiller heut!

Und so war es ein Entschluss, eine That des Willens, was ihn in die Revolution trieb. Freiligrath hat es nicht in sich, mit klarer Erwägung einer Partei sich anzuschliessen, um durch sie und mit ihr ein bestimmtes ergreifbares Ziel zu gewinnen. Er ist ein Sachse, ein Sohn jenes starren Geschlechtes, welches auch dem grossen Karl nicht verzieh, dass er sie eroberte; er ist Westfale, und wenn seine Landsleute, wie Heine sie bezeichnet, sentimentale Eichen sind, so bleiben sie doch eben Eichen; — Holz, das bricht, nicht Stahl, der sich biegt, aber schneidet. Wer in der Politik etwas erreichen will, muss stätig und rastlos arbeiten, muss mit Allen gehen, die sein Ziel wollen, gleichviel ob die sonstigen Ueberzeugungen zusammenstimmen; und muss die Gemeinschaft mit denen pflegen, die mit ihm gehen. Hierfür ist Freiligrath nicht geschaffen: er ist reich und geistvoll im Gespräch, aber er ist arm und wehrlos in der öffentlichen Rede. Ich muss ihn hier rügen und tadeln, und das darf ich in seiner Abwesenheit, denn ich habe ihn auch oft in seiner Gegenwart gerügt und getadelt. Wir haben ihn in London selten gesehen, wo man sich vereinigte für deutsche Sachen zu arbeiten, für jene wiederkehrenden Berathungen und Debatten, wo doch allein Meinungen sich klären und zugleich ausbreiten, hatte er keinen Sinn und zog sich Abends lieber in sein stilles Familienleben zurück. Am wenigsten könnte er eine Partei führen, denn er ist wohl ein politischer Dichter, aber ein Politiker ist er nicht. Auf diesem Felde, wo der klare Verstand zu scheiden, zu urtheilen, zu wählen hat, da konnte er schwer fehlen, und hat schwer gefehlt. Als Georg Herwegh versuchte in gutem Ernst der Freiheit zu nützen, indem er, den Republikaner bei Seite setzend, den König persönlich zu gewinnen suchte, und als ihn dann die Ungnade in einer Weise traf, die den König und seinen Gast gleich sehr Preis gab, da rief Freiligrath dem aus Preussen Verjagten ein Spottgedicht nach, wie es wenigstens ein pensionirter Dichter nicht durfte, ein Gedicht, das weder des Dichters Genius noch Charakter ehrt; und auch später, nach der Revolution, hat er einem zweiten Parteigenossen, der auf anderem Wege, als er es meinte, aber immerhin thatkräftig, die sinkende Sache zu fördern suchte, ein Gedicht angeworfen, das ein Pasquill war statt einer Kritik. Es haben zu Zeiten Freunde auf ihn gewirkt, die neben sich keine selbstständige Kraft in der Partei dulden konnten, und die lieber Freiligraths Ruhm für Factionszwecke ausbeuteten, als seinen Charakter schonten. Die Busse hat dann nicht gefehlt; weil er 1840 sich einmal schwach gezeigt, hat er später mit so wilder Leidenschaftlichkeit der Revolution die extremste Sprache geliehen, die nun auch wieder viele der Gleichgesinnten zurückschreckte. Denn Freiligrath ist kein Politiker der ruhigen Einsicht; ihn trieb das heisse Herz in die Politik, das tiefe Mitgefühl mit den Armen und Unterdrückten, denen nur die volle Freiheit, wie wir sie bei dem glücklichen Volke der Schweiz sehen, zu ihrem Rechte eines menschenwürdigen Daseins helfen kann. Darum aber, weil sie ihm aus dem Gemüth kam, blieb auch seine Politik ihm immer poetisch; keins seiner politischen Gedichte ist ihm zu einer Parlamentsrede in Versen oder zum gereimten Zeitungsartikel herabgesunken, und es wird ihn als Dichter immer auch Der schätzen und bewundern, der im Staate nicht mit ihm geht. Darum weil sie aus dem Gemüth kommt, ist auch seine Politik im tiefsten Grunde socialistisch, und zu Zeiten hat er zu den letzten communistischen Consequenzen des Socialismus sich bekannt. Weil aber so nur aus dem Sturm des Gefühls die politische Poesie ihm hervorbricht, so sind, wenn der Sturm verbraust war, auch Zeiten für ihn gekommen, wo seine Muse ganz verstummte, weil die Welt draussen nicht mehr mit Sturmakkorden die Saiten seines Herzens zum Widerklang weckte; und nie wird er mit ruhiger, aus der eigenen Seele quellender Bildkraft ein grosses umfangreiches Werk uns schaffen. Aber tapfer ist sein Herz; und sobald er 1842, auch zwar erst durch einen Freund, durch Hoffmann von Fallersleben, völlig bekehrt, Partei genommen hatte für die Revolution, da stand er zur Fahne wie ein Mann und opferte seinem Glauben an die Zukunft all das reiche Lebensglück seiner Gegenwart. Damals schrieb er sein berühmtes „Glaubensbekenntniss“, jene flammende und zürnende Gedichtsammlung von 1844, gab die preussische Pension zurück, und während wir an den alten Zuständen uns noch abmatteten, ging er nach Belgien, an den Züricher See, zuletzt nach England, um überzeugungstreu in dem alten, dem Dichter so schweren Beruf als Kaufmann, sich und den Seinen ehrlich das Leben zu fristen. Möge unsre Jugend, die so gar gern dem Bestehenden Rechnung trägt, so gar gern zwischen ihren Ueberzeugungen und dem Leben-Müssen Compromiss macht, sich spiegeln an dem Muthe, mit dem der nun schon gereifte Mann in den neuen bittern Kampf mit der Arbeit sich warf!

Für viele Jahre schien Freiligrath dem Vaterlande wie verschwunden, wie verschollen auf dem grossen Comptoir eines der ersten deutschen Handelshäuser Londons, während ihm sein klares Familienglück fortblühte in fröhlichen Kindern, und nur Ein Schmerz, ein kleines Grab auf dem Kirchhofe der Vorstadt, seine stillen

Freuden trübte. Doch wie alle Denkenden von 1848 sah er jetzt die nahende Revolution voraus. Heute vor zwanzig Jahren standen die Deutschen noch unter der Censur! Prophetisch in kühnem Bilde sagte der Dichter es voraus, dass die Lettern der Presse sich in Bleikugeln verwandeln würden.

Freie Presse.

Festen Ton's zu seinen Leuten spricht der Herr der Druckerei:
„Morgen, wisst Ihr, soll es losgeh'n, und zum Schiessen braucht man Blei!
Wol, wir haben uns're Schriften: — Morgen in die Reih'n getreten!
Heute Munition gegossen aus metall'nen Alphabeten!

„Hier die Formen, hier die Tiegel, auch die Kohlen facht' ich an!
Und die Pforten sind verrammelt, dass uns Niemand stören kann!
An die Arbeit denn, Ihr Herren! Alle, die Ihr setzt und presst!
Helft mir auf die Beine bringen dieses Freiheitsmanifest!"

Spricht's, und wirft die ersten Lettern in den Tiegel frischer Hand.
Von der Hitze bald geschmolzen, brodeln Perl und Diamant,
Brodeln Colonel und Corpus; hier Antiqua, dort Fraktur
Werfen radikale Blasen, dreist umgehend die Censur.

Dampfend in die Kugelformen zischt die glüh'nde Masse dann: —
So die ganze lange Herbstnacht schaffen diese zwanzig Mann;
Athmen rüstig in die Kohlen, schüren, schmelzen unverdrossen,
Bis in runde, blanke Kugeln Schrift und Zeug sind umgegossen.

Wohl verpackt in grauen Beuteln liegt der Vorrath an der Erde,
Fertig, dass er mit der Frühe brühwarm ausgegeben werde!
Eine dreiste Morgenzeitung! Wahrlich gleich beherzt und kühn
Sah man keine noch entschwirren dieser alten Offizin.

Und der Meister sieht es düster, legt die Rechte auf sein Herz:
Dass es also musste kommen, mir und Vielen macht es Schmerz!
Doch — welch Mittel bleibt noch übrig, und wie kann es anders sein?
Nur als Kugel mag die Type dieser Tage sich befrei'n!

„Wohl soll der Gedanke siegen — nicht des Stoffes rohe Kraft!
Doch man band ihn, man zertrat ihn, doch man warf ihn schnöd in Haft!
Sei es denn! In die Muskete mit dem Ladstock lasst euch rammen!
Auch in solchem Winkelhaken steht als Kämpfer treu beisammen."

„Auch aus ihm bis in die Hofburg fliegt und schwingt euch, trotzige Schriften!
Jauchzt ein rauhes Lied der Freiheit, jauchzt und pfeift es hoch in Lüften!
Schlagt die Knechte, schlagt die Söldner, schlagt den allerhöchsten Thoren,
Der sich diese freie Presse selber auf den Hals beschworen!

Für die rechte freie Presse kehrt ihr heim aus diesem Strauss.
Bald aus Leichen und aus Trümmern graben wir euch wieder aus.
Giessen euch aus stumpfen Kugeln wieder um in scharfe Lettern —
Horch! ein Pochen an der Hausthür! und Trompeten hör' ich schmettern!

„Jetzt ein Schuss! — Und wieder einer! Die Signale sind's, Gesellen!
Hallender Schritt erfüllt die Gassen, Hufe dröhnen, Hörner gellen!
Hier die Kugeln! hier die Büchsen! Rasch hinab! — Da sind wir schon!“
Und die erste Salve prasselt! — Das ist Revolution!

Es geschah wie er geweissagt. Der Frühling von 1848 kam. Wie Blitzschläge folgten einander die Freiheitsboten aus der Schweiz, aus Italien, aus Paris, aus Ungarn, aus den kleinen deutschen Staaten, zuletzt aus Wien und Berlin, und sie weckten die Jubelhymnen, welche Freiligrath noch aus London nach Deutschland hinüberrief. Aber in England und am Schreibtisch litt es ihn jetzt nicht mehr. Die zweite Existenz war zu opfern, die so mühsam im fremden Lande errungene: denn jetzt brauchte das kämpfende Vaterland seinen Sänger. Und er opferte die zweite Existenz! Aus dem sichern England bot er sich den deutschen Kerkern, die bald denen sich öffneten, welche die Resultate der grossen Bewegung nicht verspielt sehen wollten. Er trat in Köln als Mitarbeiter an die Neue Rheinische Zeitung, das radikalste Blatt jener Tage, nachdem er im Juli 1848 das historisch gewordene Gedicht: „Die Todten an die Lebenden“ geschrieben hatte. Als ihn der Staatsanwalt deswegen anklagte, sprachen rheinische Geschworne ihn frei. Aber die Revolution sank; die Verfolgung in Köln machte der Rheinischen Zeitung ein Ende, und es erschien jene rothgedruckte letzte Nummer vom 19. Mai 1849 mit Freiligrath's flammendem Abschiedswort, das die Standarte der socialen Republik noch ein Mal schwang und dann aufrollte auf bessere Zeiten. Im folgenden Jahre kam die Ausweisung, und Freiligrath sang damals für seine Kinder das Weihnachtslied, den Schmerz, aber auch den ungebrochenen Lebensmuth der langen Flüchtlingschaft schildernd, in welcher ihn und die Seinen die Kache des alten Staates herumgeworfen hatte. Nach England oder Nordamerika stand sein Sinn; dort sollte für ihn der nächste Weihnachtsbaum grünen, und mit der Hoffnung auf ihn tröstete er die Kinder, als er ihnen im Vaterlande den letzten zündete.

Ein Weihnachtslied für meine Kinder.

Zum sechsten Mal der Kerzen Strahl
Anfach' ich auf der Fichte;
Das ist ein Schein! Herein, herein,
Und freut euch an dem Lichte!
Genug geharrt, genug gescharrt
Im Gang und an der Thüre!
Die Schelle klingt, der Riegel springt:
Herein, mein Kleeblatt-Viere!

Herein, ihr Froh'n! Ach, wo nicht schon,
Ihr zarten, jungen Leben,
Kamt ihr, wie heut, auf mein Geläut —
Wir sind Nomaden eben!
Heil eurer Lust! Mir füllt die Brust
Ein schmerzlich-süsses Träumen!
Anheb' ich weich ein Lied für euch
Von euren Weihnachtsbäumen!

Der erste stund auf Schweizergrund
In rauher Felsen Schatten;
Er sah den See, er sah den Schnee,
Den ew'gen, ob den Matten:
Sah Heerden ziehn und Alpen glühn,
Den Gletscher und die Wiese;
Bot mit Gestöhn die Brust dem Föhn —
Dem Föhn und auch der Bise.

Die zweite dann und dritte Tann'
Aufwuchsen an der Themse;
Ihr Grün entlang zu Berge sprang
Kein Steinbock, keine Gemse.
Doch stattlich schwamm den niedern Stamm
Vorüber Bark' und Barke;
Und herbes Wehn, der Nordsee Wehn,
Gab Kraft dem jungen Marke.

Das nächste war ein heimisch Paar,
Ein Tannenpaar vom Rheine,
Das Wurzeln schlug und Nadeln trug
Auf hohem Ufersteine.
Dem Riss der Ley entragt' es frei,
Landein die Eifel blaute,
Und Weingerank umflog den Hang,
Von dem es niederschaute.

Und der euch heut sein Astwerk beut,
Das zackige, das breite,
Der schaute dreist, blank übereist,
Vom Grafenberg ins Weite.
Stromniedrung hier, dort Bergrevier —
Ein letzter Klippensprenger,
Nach rauscht er hohl ein Lebewohl
Dem Rhein, dem Hollandsgänger.

Ade, Ade! Das alte Weh!
Wer weiss, an was für Wellen
Wir über's Jahr, Rauhfrost im Haar,
Die Weihnachtstanne fällen!
Vielleicht aufs Neu umfängt sie treu
Alt-Englands werther Boden:
Doch sichrer ist, sie steht zur Frist
Am Hudson in den Loden:

Sieht ernst sich an im Michigan,
Strahlt wieder aus der Blaue
Der Erieflüth — eine Rothhaut ruht
Auf ihrer Nadelstreue
Zur Hand im Schnee starr liegt ein Reh,
Blutrünstig, frisch geschossen:
Ein Feuerlein wirft hellen Schein
Auf zu den dunkeln Sprossen.

Die aber sprüh'n ihr Harz in's Glühn
Des Reisigs und der Kohlen —
Das ist die Tann', — und horch, bei an,
Was summt im Baum, dem hohlen?
Im Eichenstamm, wie wundersam!
Was tönen da für Stimmen?
Den Rothen fragt — ich weiss, er sagt:
Das sind des Westens Immen!

Ein wilder Schwarm! Die Luft war warm,
Die Prairie blumig wallte,
Von Kelchen bunt war jeder Grund
Und jede Felsenspalte
Da flogen sie, da sogen sie!
Nun surrt es in den Zellen,
Die künftig Jahr, hold Doppelpaar,
Den Christbaum dir erhellen!

So sorgt Natur auf ferner Flur
Schon heut' für euch, ihr Lieben!
Und Menschen auch, lebend'gen Hauch
Und Odem, trefft ihr drüben!
Manch' rauhe Hand durch's rauhe Land
Treibt euch den Pflug entgegen,
Die segnend sich, waldnachbarlich,
Auf eure Stirn wird legen!

Manch' rauhe Hand im rauhen Land
Wird Beeren für euch brechen;
Manch' treuer Mund aus Herzensgrund
Euch küssen, zu euch sprechen;
Manch lieb' Gesicht, aus Locken dicht,
Am Blockhaus euch begrüssen;
Manch kleiner Fuss, thaunassen Schuh's,
Voreilen euren Füssen.

Drum muss es sein, und stösst der Rhein
Euch aus, ihr Vagabunden:
Der neue Heerd, der feste Heerd,
Er wird euch doch gefunden!
Dran wurzelt ihr, und lacht, das hier
Uns hudelt, des Gelichters: —
Die Heimath bloss macht heimathlos
Die Kinder ihres Dichters!

Da, Glockenton! Halb achte schon
Gut' Nacht nun eurem Baume!
Nicht, wild Quartett, du gehst zu Bett,
Du siehst ihn fort im Traume?
Schon blasst sein Licht! Vergesst ihn nicht,
Ihr früh um mich Gehetzten —
Im Vaterland, das uns verbannt,
Im Vaterland den letzten!

Und wieder nach England ging's, wo der Dichter zunächst als Uebersetzer und Schriftsteller lebte, bis er dann wieder, diessmal, weil die grossen Bourgeois-Häuser den revolutionären Namen fürchteten, in einem kleinen Geschäft eine Stelle annahm. In der ersten Zeit dieses zweiten Londoner Aufenthalts, im Jahre 1851, schrieb er sein letztes Revolutionsgedicht, das Kriegsmanifest an die damals siegreiche Partei, welche Deutschland stumm gemacht hatte: „Die Revolution.“

Dort in London erneuten wir unsre Jugendfreundschaft. Sein Leben gestaltete sich behaglich und bequem, als er die Stelle als Director einer Bank erhielt, deren Geschäfte ansehnlich zu werden versprachen. Nicht von ihm, sondern aus den Zeitungen erfuhr man damals, dass er Gelder, womit in der ersten schwerbedrückten Exilzeit wohlwollende deutsche Freunde ihn unterstützt hatten, da es ihm nun gut ging, zurückgezahlt hat, obwohl die Geber es nie verlangt hätten. Treu und pünktlich hat er sein Amt verwaltet, täglich machte er den stundenlangen Weg aus der Vorstadt in die dumpfige City, und in Ehren ass er sein Brod; er durfte auf ein wohlversorgtes Alter hoffen. Da traf ihn vor drei Jahren der schwerste Schlag auf seinem Erwerb: ohne seine Schuld gab die Bank das Londoner Geschäft auf, und Freiligrath war wieder arm. Arbeit hat er wohl gefunden, aber keine selbstständige Stellung mehr: und es ist auch dem grössten Charakter schwer, mit ergrautem Haar unter fremdem Gebot mechanisch nur das zu leisten, was der jüngste Commis ohne Talent und Bildung ebenso gut macht. In den Tagen der Reaction fehlten ihm die Anlässe, die ihn zum Dichten trieben; und nur selten, oft lagen ganze Jahre dazwischen, prüfte seine Hand noch die Harfe; als die Deutschen in London ihn baten, ihnen zum Schillerfeste die Cantate zu dichten, und im Augenblick der Enthüllung der Büste im Krystallpalaste der Chor die herrlichen Worte ihm nachsang:

„Das ist die Schulter,
„Drauf sich die Muse
„Flüsternd geneigt!" —

als für Julius Mosen die Gunst der Deutschen in England zu gewinnen war bei der späten Herausgabe seiner gesammelten Werke; als Uhland dem Tode zusank; und beim Ausbruch des deutschen Krieges vom letzten Jahre klang ihm ein Lied tiefsten Schmerzes um das zu vergiessende Bruderblut — ein Lied, das seine schöne und geistvolle Tochter in englischer Zunge ihm nachdichtete. Dann Ein Grabgesang: mir war Johanna gestorben; er legte am rauhen Novembertag dort auf dem weiten Kirchhof von Woking auf ihren Sarg den grünen Lorbeerkranz mit dem rothen Band umwunden, und heimgekehrt sang er der im Exil gefallenen grossen Frau jenes Lied nach, in dem er auch um ihre Stirn den Lorbeer schlang, und gab mir und meinem Hause den höchsten Trost der Idee in unserm Schmerze, dass wir sie nicht drunten an ihrem heimischen Rhein begraben konnten.

Aber wie nur Der die höchste Freude des Mannes kennt, der sich im Staate grosse Ziele vorsetzt und dann mit Gleichgesinnten in einer Freundschaft, wie einzig die Idee sie schliesst, diesen Zielen zustrebt, so kann auch nur ein politisch wacher Mensch die Tiefe des Schmerzes erleben, mit welchem die Wandlungen der Politik solche Freundschaften trennen. Auch wir sind ohne Abschied von einander geschieden; und seine Hand, die über jenem Grabe so herzlich in meiner ruhte, die mir dann später auch die Liebliche zur Trauung entgegenführte, die heute mein Haus mit Sonne füllt und mein Alter mit frischer Jugend umkränzt — ob diese treue Hand je noch einmal in die meinige sich schlagen wird — ich weiss es nicht. Denkende Menschen sehen das Kommende, werden von seinem Wehen berührt, wenn es erst über die Morgenhügel der Zukunft schaudert. Die tiefe Scheidung der Parteien, welche das Jahr 1866 im ganzen Vaterlande einschnitt, wir haben sie in uns schon vier Jahre vor dem Anbruch des Geschichtstages von Sadowa erlebt. Schon damals sprach ich mit Offenheit aus, dass wenn uns die deutsche Einheit beschert sei, auch durch eine Revolution von oben, statt von unten, ich ihrer mich freuen würde. Der Freund sah darin Abfall von unserm Princip, und er, der gegen ganz anders Gesinnte stets freundliche und duldsame, konnte gerade dem, dessen letztes Ziel das seinige ist und bleibt, nicht verzeihen, dass das Mittel zum Ziele ihm gleichgültiger war. So haben auch wir unsre Wege getrennt. Ob auf immer, wer weiss es? Werden wir jenes letzte Ziel erreichen, weil wir beide noch leben, jenes Ziel, wo alle Gegensätze über den Weg, der zu ihm führte, im Nebel der Geschichte hinter uns verschwinden? Wer weiss es? Aber ich glaube an unsre Zeit, an diese grosse Zeit, in der gelebt zu haben die ruhigen spätern Geschlechter als ein Glück erkennen werden, um das sie uns beneiden. Kaum ein halbes Jahrhundert habe ich selbst gelebt: die Siegesdonner von Waterloo hallten noch zu meiner Wiege heran — und was Alles habe ich werden sehen! Ich sah Deutschland, das seit drei Jahrhunderten Zerrissene, noch in meiner Kindheit sich einigen zu einem friedlichen Bunde, der aber durch den Geist der Nation so stark sich zeigte, dass uns, zwischen mächtigen Nachbarn und bei schwacher innerer Politik, doch in vierzig Jahren kein deutsches Dorf verloren ging; und nun schaue ich mein Vaterland, das einst so verachtete, vor den Fremden gross und gefürchtet dastehen, und eine Ahnung zuckt durch die Welt, dass wir es sind, wir Europa's Herz, die künftig die Geschicke des Welttheils lenken werden. In Hellas sah ich einen freien christlichen Staat aufstehen, den Keim eines Reichs von grosser Zukunft; in Spanien brach die Macht der Möncherei; Italien wurde eine Nation aus einem geographischen Begriff, und das weltliche Fürstenthum des Papstes sank zusammen. Ich sah in Australien aus Verbrechercolonien blühende Staaten erwachsen, die sich selber regieren, in Ländern, die zur Zeit unserer Grosseltern noch nicht entdeckt waren; ich habe erlebt, wie in Südamerika ein ganzer Continent aus unterdrückten Colonien in freie Staaten sich umwandelte; ich sah in Nordamerika die grosse Republik den letzten Fleck von ihrem reinen Schilde waschen, den Fleck der Sklaverei; ich sah in den östlichen Ländern Europa's den Leibeigenen frei werden auf seinem eigenen Grund und Boden: und in dem andern Europa hob der freie Arbeiter sein Haupt, und begriff seine Menschenrechte und trat ein in den Kampf für sie. Ich habe auch das erste Dampfschiff auf dem Rhein hinabgleiten sehen, ich bin auf den ersten deutschen Eisenbahnen gefahren, ich habe erlebt, dass wir unsere Gedanken senden auf den Flügeln des Blitzes, und dass von Osten nach Westen die Kunde von Sieg oder Niederlage der Freiheit schneller läuft als selbst die Erde um ihre Achse sich schwingt. Ich weiss und schaue, wie durch diese Schnelle der Mittheilung und diese Massenhaftigkeit des Verkehrs die Menschheit Eine wird in ihren Strebungen, wie jeder Triumph des Rechts auf Einem Flecke der Erde ein Unrecht auf einem andern Fleck umstösst. Ich hoffe nicht für den im Schweiss seines Angesichtes Arbeitenden auf ein Reich der Herrlichkeit und des Genusses, welches blosse Veränderungen der Gesetze ihm bereiten; aber ich erblicke in der Hand des Deutschen jetzt zwei Waffen, das allgemeine Stimmrecht und die allgemeine Wehrhaftigkeit, und ich weiss, dass ein denkendes und tapferes Volk Alles vermag, wenn es sich selbst an der Wahlurne die Gesetze giebt, und selbst diese Gesetze mit dem Schwert vertheidigt. Gegen diese Waffen wird kein Privilegium stehen, welches hindert, dass das Kind des Reichen wieder arm, das Kind des Armen dafür reich wird; es wird von selbst kommen wie es kommen soll, dass kein Talent aus Armuth der Nation verloren geht, und dass auch die Enkel der Reichen nicht verkommen in trägem Genuss, sondern wieder hinabsteigen auf den gesunden Boden des Volkes, um neu zu erstarken in strenger Arbeit und muthigem Selbstvertrauen. Der Arbeiter wird mit dem Besitzenden sich aussöhnen, denn da er selbst des Gesetzes waltet, wird er erkennen, dass nicht das Gesetz, sondern die Energie des Einzelnen in ewigem Wechsel und Wandel der Familien den Reichthum ändert und fortwälzt. Ja vor dem allgemeinen Stimmrecht und vor dem Volk in Waffen wird auch das allerletzte der Privilegien fallen, und zwischen freien Völkern wird der Spruch der Nationalität die Grenzen setzen statt des Entscheids durch den Krieg. Diese Zeit kommt, und sie kommt bald, denn am Wege der Eisenschienen laufen schnell auch die Geschicke der Menschheit. Ob dann zwischen dem alten Dichterfreund und mir die Herzlichkeit unserer Jugend noch einmal auflebt, oder ob er immer mir fern stehen wird, wie ein schöner Stern am hohen Nachthimmel — ich weiss es nicht. Für ihn aber wünsche ich Rückkehr, da ich selbst heute das stolze Glück fühle im Vaterlande zu sein; für ihn wünsche ich, dass aus jenem Lande des Nebels, aus dem unerquicklichen Gebraus der mächtigen Stadt, aus dem düstern Comptoir und der harten, prosaischen Alltagsarbeit er heimkehren möge ins Rauschen seiner grünen westfälischen Wälder. Wenn auch wir, die Alten, uns nicht dem deutschen Wesen entfremdet haben, selbst dem glänzenden stammverwandten England gegenüber, so entfremden sich leicht doch unsre jungen Kinder, und auch den Kindern Freiligraths soll ihr bestes Erbtheil zu gute kommen, der Ruhm ihres Vaters, der bei aller Ehrenbezeugung des Auslandes doch dem Dichter, und zumal einem so nationalen Dichter, stets nur in der Heimatherde mit voller Herzwurzel haften wird. Leben wird Freiligrath überall in starrer, stoischer Selbstverleugnung und ehrlicher Arbeit für seinen Broderwerb, und keine Unterstützung meint ihm das Vaterland zu bieten; aber dass er, der uns den verbannten Dichter sang, dass er nun unabhängig werde und frei sei, zu uns heimzukehren, und dass er sorgenlos unter uns lebe und gedeihe, für Arbeit oder für Rast, das will ihm dasselbe deutsche Volk gewähren, das einst mir Weib und Kind erhielt, als ich im Kerker für sie nicht sorgen konnte — und dir, o Vaterland, werd' ich es nie vergessen, wie treu du mir damals gewesen bist! Zu diesem Ziele, dass wir uns ihn wiedergewinnen, sind ja auch wir heute versammelt, und unter dem Gefühl dieser Verpflichtung bin auch ich so gern Ihrem Rufe gefolgt. Ja rufen wir ihm zu über den Kanal: Du **bist** unser, so sei auch unser, und lasst uns wirken zu dieser Erfüllung, dass im Moment des letzten grossen Volkskampfes der Flammenhymnus uns nicht fehle, der dann aus seinem Herzen noch einmal brechen wird, wie der Gluthstrom aus dem langgeruhten Feuerberg, und dass das nach uns kommende Enkel-Geschlecht ihm ein ehrenvolles Grab gebe in der Rothen Erde, die er verherrlicht hat und die in ihm ihren besten Sohn sich gebar!

Staatsbibl.
München

Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig

Friedrich Rückert.

Festrede

gehalten

bei der Erinnerungsfeier

der Lehrer, Studenten und deutschen Arbeiter in Zürich

am 2. Februar 1867

von

Gottfried Kinkel.

Der Reinertrag fliesst in die Kasse des Vereins zur Unterstützung
der am Eidgenössischen Polytechnikum studirenden Kämpfer
der polnischen Revolution.

Zürich.
Meyer & Zeller.
1867.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von David Bürkli in Zürich.

Geehrte Herrn und liebe Landsleute!

Wir sind heut in diesem Saal versammelt, um ein volles Jahr, nachdem Friedrich Rückert von uns geschieden, sein Erinnerungsfest zu feiern, und zur Aufrichtung seines Ehrenmals unsern Obolus beizutragen. Und wir, Männer deutschen Bluts, deutscher Zunge alle, gleichviel, ob wir dem weitern Vaterland oder speziell der deutschredenden Schweiz angehören, wir haben einen besondern Ruf und eine besondere Pflicht Seiner zu gedenken, denn bei all seinem Kosmopolitismus war Rückert ein Dichter, wie ihn nur Deutschland hervorbringen konnte. Sein Eigenstes war ja, dass sich ihm jede Anschauung und Empfindung sogleich in Betrachtung umsetzte, und eben diess, dass alles Schauen und Fühlen unmittelbar Betrachtung werde, das ist ja, für Gut und Uebel, der Grundzug unserer deutschen Natur.

Wenn in diesem Sinne unsere Feier eine nationale ist, so sollen wir es uns nicht verhehlen, sie ist keine politische. Handelnd hat Rückert auf das Geschick unsrer Nation nicht eingewirkt. Sein Leben war ein stilles Leben, das Leben eines einfachen deutschen Gelehrten und Lehrers. Ein Franke vom Main, aus jenem vielbegabten Stamm, geboren zu Schweinfurt, das jetzt zu Baiern gehört, kam er aus dem Mittelherzen des Vaterlandes, aber aus dem zerrissenen Herzen, und ehe sein Thüringen durch die Thaten des letzten Sommers wenigstens die Hoffnung der Einheit in einem grossen Deutschland gewann, schied er.

?
Von 1789 (wenn er wirklich im Geburtsjahr der grossen französischen Revolution geboren ist, von welchem drei Jahrhunderte nach uns die Historiker das Mittelalter schliessen und die moderne Zeit anfangen werden), auf alle Fälle vom Beginn jener Umwälzung bis vor die Schwelle der deutschen Neugestaltung, hat er eine thatenvolle Zeit erlebt; aber ohne in das Rad des Schicksals einzugreifen, hallte er nur als passive Aeolsharfe unter dem Sturmhauch seines Jahrhunderts. Selbst in dem Einen Moment, wo das Volk gross handelte, in den Freiheitskriegen gegen Napoleon, war ihm nicht beschieden mit zu fechten —

Möchte doch Einer die Fäuste sich nagen!
Also zu jung, nicht stark noch genug! —

und nur als Poet kämpfte er in den »Geharnischten Sonetten« die Schlacht der Zeit mit:

Der Mann ist wacker, der sein Pfund benutzend
Zum Dienst des Vaterlands kehrt seine Kräfte.
Nun denn, mein Geist, geh' auch an dein Geschäfte,
Den Arm mit den dir eignen Waffen putzend.

Wie kühne Krieger jetzt, mit Glutblick trutzend,
In Reih'n sich stellend, heben ihre Schäfte;
So stell' auch Krieger, zwar nur nachgeäffte,
Geharnischter Sonette ein paar Dutzend.

Auf denn, die ihr aus meines Busens Ader
Aufquellt, wie Riesen aus des Stromes Bette,
Stellt euch in eure rauschenden Geschwader!

Schliesst eure Glieder zu vereinter Kette,
Und ruft, mithadernd in den grossen Hader,
Erst: Waffen! Waffen! und dann: Rette! Rette!

Noch schöner, als die oft noch formharten »nachgeäfften Krieger«, spricht der Jüngling seine Begeisterung aus in den Festgesängen, den Spott- und Ehrenliedern, die er dem Kriege und seinen Kämpfern nachsang; wie flammenheiss ist jenes von ihm selbst so genannte »Festlied«, in welchem er die Mächte zusammenzählt, welche Napoleon niedergelegt haben:

Lasset uns zählen,
Welches sind unsre Bundsgenossen,
Damit wir sehn unverdrossen,
Obs uns kann fehlen.

Wer ist der erste der Bundsgenossen?
Das ist der Herr mit dem himmlischen Heere,
Mit dem blitzenden Speere,
Mit den donnernden Rossen;

Er ist ausgefahren
Auf Siegeswagen,
Hat Feinde erschlagen:
Wer zählt die Schaaren?

Sei mit deinen Wettern
In unserm heiligen Streite
Auch künftig uns zur Seite
Und hilf uns, sie zerschmettern!

Wer ist der zweite der Bundsgenossen?
Das ist ein Nordlands-Riese
Mit eisblankem Spiesse,
Mit starren Sennen, aus Eis gegossen.

Er hat sich erhoben,
Mit dem Panzer gerasselt,
Dass die Feinde zusammengeprasselt,
Wie vom Nordwind auseinandergestoben.

Lass noch weiter sich wälzen
Deine nordischen Schauer!
Die Kraft soll kein lauer
Südwind dir schmelzen.

Wer ist der dritte der Bundsgenossen?
Das ist eine Heldenjungfrau in Süden;
Sie weiss die hesperischen Aepfel zu hüten,
Die in ihren Hainen sprossen.

Sie hat die Diebe,
Die sie raubten, zu Boden gelegt;
Sie hat sie aus ihrem Lande gefegt
Wie Spreu im Siebe.

Blicke himmelwärts
Von deinen Pyrenäen!
Lass deine glühenden Blicke spähen
In Frankreichs, deiner Feindin, Herz!

Wer ist der vierte der Bundsgenossen?
Das ist in Westen ein Drache,
Der über die Freiheit der Welt hält Wache,
Von seiner ewigen See umflossen.

Wenn du schlägst in die Welle,
Tobt sie und streckt
Schäumende Zungen aus und leckt
An deiner feindlichen Nachbarin Schwelle.

Speie mit treuer
Kraft, zu verderben feindliche Rotten,
Spei' aus deine goldenen Flotten
Und dein congrev'sches Feuer!

Wer ist der fünfte der Bundsgenossen?
Das ist die Eintracht, die da wieder
Deines Leibes zerfallene Glieder,
O Deutschland, hat zusammengeschlossen.

Du warst in dir zerfallen,
Dein Haushalt zerrüttet,
Dein Schatz verschüttet
Unterm Einsturz deiner Hallen.

Lass dichs nicht kümmern!
Dein Baumeister
Wird der Herr mit den Schaaren der Geister,
Der dich neu wird bau'n aus den Trümmern.

Einst sassest du hehr
In der Mitt' auf deinem Throne,
Und die Völker in jeder Zone
Sassen auf ihren Sitzen umher.

In dem blinkenden Eispallast
Sass Russia, die nordische Frau;
Italia unter des Himmels Thau
Hielt auf offenen Zinnen Rast.

Hispania, die Schäferin,
Sass träumend in Orangenhainen,
Und Britannia, du auf deinen
Felsen mit dem Felsensinn.

Und die Andern alle
Sassen auf ihren Sitzen da;
Und der Herr des Himmels sah
Friedelächelnd nieder auf Alle.

Wer hat die Ruh gestört?
Mit tollem Sinn
Im Westen meine Nachbarin,
Von Freiheitswahn bethört.

Mein altes Haus
Hat sie mir zerbrochen
Und hat mir versprochen,
Mir ein besser's zu bauen daraus.

Ja! was hat sie bestellt?
Stärker und stärker
Baute sie, blutverkittet, zum Kerker
Die ganze Welt.

Nur dass das Meer
Fühlte noch nicht
Des Kerkers Gewicht,
Das kränkte den Kerkermeister so sehr.

Der Wehruf stieg
Aus aller Welt
Zum Sternenzelt,
Dess Herr noch schwieg;

Bis Moskows Brand
Vor die Augen ihm trat:
Da war es sein Rath,
Zu heben die Hand.

Der Herr, der lange drein gesehn,
Hat endlich drein geschlagen;
Jetzt darf ich es wagen,
Auch aufzustehn.

An Spaniens Gluth
Hast du zuerst dir den Finger verbrannt;
In Russlands frostiger Hand
Erstarrte dein Blut.

Aber der Geist
Der die Preussen hat angerührt,
Der hat es vollführt,
Der ist's, der hat dich geschlagen zumeist.

Alle die Völker der Erde zusammen
Haben wacker gerungen;
Aber wer dich bezwungen,
Das sind Gottes geistige Flammen.

Und Gott, der Herr, sprach:
»Dass Friede dem Erdkreis werde,
Ihr Völker der Erde,
Höret und thuet danach!

In ehrnes Band
Schlagt mir die Unruhstifterin,
Dass fürderhin
Sie nicht heben könne die frevelnde Hand.

Dann gehet heim, und Jeder auf seinem
Sitze, wie es euch ist beschieden,
Sitzt in Frieden!
Und über euch will ich sitzen auf meinem.«

Aber nach dem Krieg, als die thatkräftigen Naturen, ein Arndt, Uhland, Platen, empfanden, was auf einem ähnlichen Wendepunkt auch wir heut wieder fühlen, dass, nach Herstellung der äussern Volksehre vor der Welt draussen, nun die innere Freiheit gefordert werden müsse und erstürmt, da flüchtete Rückert mit seinem Geist in den Orient, und für sein Irdisches schuf er sich ein deutsch-behagliches Haus. Denn auch das Leben seines Herzens ist ohne jene wilden Stürme geblieben, welche den tiefsten Grund unsres Wesens aufwühlen, ohne jene Leidenschaft, die andern Dichtern das beste schenkt, was die Götter dem Sterblichen verleihen: die höchste Freude neben dem tiefsten Schmerz. Er sagt uns das selber im »Liebesfrühling:«

Liebste! Nein, nicht lustberauscht,
Sondern ruhig nüchtern
Hat sich Herz um Herz getauscht,
Innig stark und schüchtern.

Wie mein Dichten von Natur,
Liebste, so mein Lieben:
Niemals trunken hab' ich nur
Auch ein Wort geschrieben.

Wohl ist auch seiner Brust das Weh nicht erspart worden, das allgemeine Loos der Menschheit; auch ihm starb früh eine Braut, jene Agnes, der er solch rührende Todtenklänge nachsang; und jenes Landkind, die er aus Marielies in die stolze Amaryllis umtaufte, mochte den gelehrten Poeten nicht anhören, weil sie seine Sonnette nicht verstand. Zum Ersatz dafür hat dann aber dasjenige Mädchen, dem er den Liebesfrühling sang, auch als Gattin ihn dauernd beglückt, und als treue Frau und Mutter ist sie bei ihm geblieben bis an seinen Tod und hat ihm ein fröhliches Haus erbaut. Der Tod nahm ihm ein Kinderpaar, dabei ein kleines Töchterchen, und er hatte sie so lieb, er ging mit dem Kindchen im Arm auf und ab und sang ihr leis in der Dämmerung Lieder ins Ohr, die sie noch nicht verstand; aber dafür haben auch Kinder, kräftige Söhne, einer ein rühmlich anerkannter Geschichtsforscher, ihn überlebt und erhalten seines Namens Gedächtniss im Vaterlande. Auch seine äussere Lage war angenehm, sorgenfrei, ehrenvoll. Schon mit 22 Jahren war er Docent in Jena, die Studenten liefen ihm fort in den Krieg; 1817 ging er nach Italien, versenkte sich dort in den Volksgesang, und rückgekehrt in orientalische Studien. Diese führten ihn 1826 als Professor nach Erlangen, wo er für Verbreitung der orientalischen Sprachen viel gewirkt hat; dann rief Friedrich Wilhelm IV. bei seinem Regierungsantritt ihn nach Berlin, in diess Grab aller literarischen Berühmtheiten. Auch dort sollte er akademisch lehren; aber selbst das Lehren war ihm eine Veräusserlichung, er legte, sagt man, seine Stunden so, dass keine Studenten kamen, und so erlaubte man ihm, auf sein geliebtes Neusses bei dem fröhlichen Coburg zurückzukehren, wo er, einem der persischen Dichter gleich, den Rosen und Schmetterlingen seines Gartens, dem Lesen und der Betrachtung sich weihte. Wohl fehlte es an Aufrufen nicht, in den Streit des Tages einzutreten; aber Rückert wollte die Drommete nicht hören.

Welt und Ich.

»Wo auf Weltverbesserung
Wünsche kühn sich lenken,
Willst du nur auf Wässerung
Deines Wieschens denken?

»Wenn man erst die Welt gemacht
Ganz zum Paradiese,
Kommts von selber übernacht
Auch an Deine Wiese.

»Doch es muss zum grossen Hort
Bei das Kleinste tragen;
Hast du nicht ein gutes Wort
Etwa mir zu sagen?

Auch das Wort ist eine That,
Wie sich mancher rühmet,
Und ein Hauch des Frühlings hat
Stets die Welt beblümet.« —

Blühe, was da blühen mag,
Unter euern Hauchen!
Ich will meines Herzens Schlag
Für mein Leben brauchen.

Möge jeder still beglückt
Seiner Freuden warten!
Wenn die Rose selbst sich schmückt,
Schmückt sie auch den Garten.

Und das war es. »Wenn die Rose selbst sich schmückt, schmückt sie auch den Garten«! Nach der Selbstvollendung hat Rückert gestrebt. Unter den Menschen finden wir wesentlich zweierlei Naturen, und möge Jeder prüfen, was seine Signatur sei. Die Einen, deren Wesen die Liebe ist, die wollen nichts von Gedanken für sich gewinnen, ohne es sofort in Wirkung auszuströmen. Mit all ihrem Wissen und Können fühlen sie sich nach aussen getrieben, sie wollen die Welt umgestalten, dass sie dem Ideal ihrer Seele gleich werde, und sie stürmen gegen alle Hemmungen an, die Eigennutz und Privilegium aufbauen, um die Verwirklichung dieses Ideals zu verzögern. Das sind die Männer der That und des Kampfs. Andre dagegen ringen der innern Harmonie nach: unbekümmert um das Kampfgewühl draussen, wollen sie in Forschung und Erkenntniss das Höchste erreichen und ihre Gedanken zur Reinheit und Schönheit des Krystalles klären. Einmal, im Gespräch mit einer geistvollen Frau — es war eine Engländerin — vertrat auch ich diesen Standpunkt. »Aber«, sagte sie, »ist das nicht lieblos, nur daran zu denken, dass man sich selbst vollende«? Ich habe viel über das Wort dieser Frau nachgedacht — aber wer etwa sehen will, was auf diesem Wege einem Jeden von uns etwa Goethe geworden ist, und wie er als leuchtender Stern vor unserm Volke stand, leuchtend in seinem Aufgang, leuchtend in seinem Niedergang, muss der nicht sagen, dass Liebe auch das ist, so zu flammen im klaren Licht der Schönheit und dem dunkeln Leben die Pfade zu erleuchten? Und wenn uns denn auch in diesen grossen Tagen, wo Schlag auf Schlag die Freiheit ihre Siege erkämpft, nicht erlaubt sein darf, uns abseits vom Schlachtfeld unser behaglich Haus zu bauen, sollen wir den Dichter einer schwereren dunkleren Zeit dafür rügen, dass er sein Bestes uns nur im Lied offenbarte?

Ja, ihn hat der friedliche Orient verlockt zu seinen klaren kühlen Quellen im Palmenschatten, und dort hat er die Leidenschaft des Abendlandes sich abgethan. Niemand doch geniesst ungestraft, und indem er der Leidenschaft entsagte, verschloss er sich selbst diejenigen Gebiete, welche nur die Leidenschaft dem Dichter aufsprengt. Denn zu einem Dichter ersten Ranges ist Leidenschaft das allererste Erforderniss. Zum Drama war darum Rückert unfähig. Der dramatische Dichter ist gleich dem Pelikan: mit dem eignen heissen Herzensblute muss er seine Kinder tränken. Ein Drama dichten, heisst die Radien seines eignen Wesens so weit verlängern, dass sie in Characteren enden, zu deren leidenschaftlichem Handeln ihr Schöpfer selbst fähig wäre. Und obwohl er in seinen späten Dramen, in dem unseligen Kaiser Heinrich IV., in der düsterglühenden Liebe des Herodes zu Mariamne, Stoffe ergriff, welche von heisser Leidenschaft pulsiren — hier verstand Rückert die Schranken seiner Kraft nicht: das in Hass und Liebe zuckende Menschenherz hat er nicht zu schildern vermocht. Auch um im beruhigten See der Dichterseele das grosse Weltbild des Epos wiederzuspiegeln, muss ein Mann leben mit seinen Brüdern, muss er sehen und erfahren, wie sie unter dem Einfluss grosser Motive reden und handeln, muss er vieler Menschen Wesen verstehen lernen, indem er verbündet oder im Kampfe mit ihnen zusammentrifft. Und auch im Epischen leistete Rückert nur da Grosses, wo er Fremdes in deutsche Sprache übertrug. Dass ihm so der Sinn und die Flugkraft mangelte für ein hinreissendes grossräumiges Gedicht, er hat es selbst geahnt und bekannt:

»Geist genug und Gefühl in hundert einzelnen Liedern
Streu ich, wie Duft im Wind, oder wie Perlen im Gras.
Hätt' ich in Einem Gebild es vereinigen können, ich wär' ein
Ganzer Dichter, ich bin jetzt ein zersplitterter nur.«

Spricht denn nicht auch das Porträt des Dichters, wie es vor der Auswahl seiner Gedichte steht, die ernste Warnung aus, dass diese einseitige Selbstvollendung doch zuletzt nicht zur Selbstbefriedigung führt? Ein düstrer Kopf mit stark vortretendem Knochenbau, die gedankenmüde Stirn von der Nase durch eine tiefe Schlucht geschieden, welche von den mächtigen Knochen über den Augen gebildet ist; ein kleines aber tiefes Auge aus dunkelm Schatten der Brauen hervor, und unter der starken Nase ein strenger, fest geschlossener Mund. Gänzlicher Mangel des Humors, der freudigen dichterischen Sinnlichkeit; überall dafür die Macht des Gedankens ausgeprägt: ein herbes Bild, wäre nicht der knochige Kopf von langem, unten sich lockendem Haare sanft umwallt und gemildert.

Und wo denn liegt die eigenthümliche Grösse unsers Dichters?

Der That entsagend, wandte er dem Orient sich zu, dessen Wesen Lebensgenuss ist, theils als Mitgefühl mit der Natur, theils als gedankenvolle Vertiefung in die Betrachtung der Welt. Da auch ist Rückert's Stärke, sie liegt in der Lyrik. Zwar musikalisch ist sein Lied nicht, und gehen wir seine schönsten Gedichte durch, so finden wir nur wenige, die für den Componisten sich eignen. Ein einziges Empfindungslied Eichendorff's, der an poetischer Bildkraft so weit hinter Rückert zurückstand, ist mehr für Musikbegleitung gemacht als alles, was Dieser geschrieben hat. Denn er gab dem Gedanken in der Sprache stets einen solchen Schliff der Vollendung, dass die Musik eine überflüssige Zuthat wäre. Innerhalb des Gebietes aber, das der Poet anschauend und gestaltend bewältigen kann, hat er der Lyrik, in Inhalt und Form, eine Ausdehnung gegeben, welche über alles hinausgeht, was andere Dichter versucht haben. In den allerreichsten, allermannigfachsten Tönen klang seine Leier. Von dem Kindergedicht, vom »Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt«, und vom »Büblein, das überall mitgenommen hat sein wollen« — und wer hat anmuthiger das reinste und unschuldigste Glück des Lebens, das innige Zusammensein des Vaters mit seinen Kindern gezeichnet? — bis zum tiefsten Versenken in die theosophische Mystik der Morgenländer, und wieder in reichster Mannigfaltigkeit der Versmaasse aller Völker und Zeiten, wie in den buntesten von ihm selbst erfundenen Reimfügungen, hat er den Teppich der betrachtenden Dichtung ausgebreitet. Dass er zumal das Ghasel, er der erste, in die deutsche Dichtung einführte, ist für seine Begabung charakteristisch. In dieser Form werden einzelne parallele Gedanken wie Perlen gleicher Grösse aufgereiht an der Schnur des einen durch das ganze Gedicht hindurchgehenden Reimes, der zuerst in der ersten und zweiten Zeile auftritt, und dann in der vierten, sechsten, achten bis zum Schlusse fortklingt. Wie schön ist solch eine Gedankenreihe in dem Ghasel: »Der Schmuck der Mutter«:

Mensch! es ist der Schöpfung Pracht
Nicht für dich allein gemacht.
Einen Theil hat sich zur Lust
Die Natur hervorgebracht.
Darum singt die Nachtigall,
Wo du schlummerst, in der Nacht.
Und die schönste Blume blüht,
Eh' des Tages Aug' erwacht.
Und der schönste Schmetterling
Fliegt, wo Niemand sein hat Acht.
Perle ruht im Meeresschoos,
Und der Edelstein im Schacht.

Kind! da reichlich Aug' und Ohr
Dir mit Füllen ist bedacht;

Gönn' der Mutter etwas auch,
Das sie zum Geschmeid sich macht.

Indem er so anschauend ins Wesen der Dinge blickte und deren eigenstes in ihnen als Signatur liegendes Gefühl zur Rede führte, gab sein eignes Auffassen sich oft in Anschauungen kund, in welchen der Christ, selbst der kirchliche, seine Fassung wiedererkennen wird, aber auch so, dass im Sinne der grossen persischen Dichter der Pantheismus sich vertreten sah, an den jeder Dichter glaubt, wenn er unter der Rinde des lebendigen Baumes das Herz der Gottheit pulsiren fühlt, und ihm im Wechsel der Jahreszeiten jedes Erscheinende nur als verströmender Ausfluss aus dem Einen Quell alles Lebens vorbeirauscht. Will man diesen Anklang in Rückert leugnen, wo er in einem seiner herrlichsten Werke, in der Klage und Todesfreude der sterbenden Blume jenes Nirwana schildert, jenes Wiedervergehen des individuellen Seins im Ocean der Gottheit, nach welchem im Sturme des Lebens, in den Fieberschauern der Leidenschaft die Sehnsucht uns so oft anwandelt:

Hoffe! du erlebst es noch,
Dass der Frühling wiederkehrt.
Hoffen alle Bäume doch,
Die des Herbstes Wind verheert,
Hoffen mit der stillen Kraft
Ihrer Knospen winterlang,
Bis sich wieder regt der Saft,
Und ein neues Grün entsprang.

»Ach, ich bin kein starker Baum,
Der ein Sommertausend lebt,
Nach verträumtem Wintertraum
Neue Lenzgedichte webt!

Ach! ich bin die Blume nur,
Die des Maies Kuss geweckt,
Und von der nicht bleibt die Spur,
Wie das weisse Grab sie deckt.»

Wenn du denn die Blume bist,
O bescheidenes Gemüth,
Tröste dich! beschieden ist
Samen allem was da blüht.
Lass den Sturm des Todes doch
Deinen Lebensstaub verstreun:
Aus dem Staube wirst du noch
Hundertmal dich selbst erneun.

«Ja es werden nach mir blühn
Andre, die mir ähnlich sind:
Ewig ist das ganze Grün,
Nur das Einzle welkt geschwind.
Aber, sind sie, was ich war,
Bin ich selber es nicht mehr;
Jetzt nur bin ich ganz und gar,
Nicht zuvor und nicht nachher.

Wenn einst sie der Sonne Blick
Wärmt, der jetzt noch mich durchflammt,
Lindert das nicht mein Geschick,
Das mich nun zur Nacht verdammt.
Sonne, ja du äugelst schon
Ihnen in die Fernen zu.
Warum noch mit frost'gem Hohn
Mir aus Wolken lächelst du?

Weh mir, dass ich dir vertraut,
Als mich wach geküsst dein Strahl!
Dass ins Aug' ich dir geschaut,
Bis es mir das Leben stahl!
Dieses Lebens armen Rest
Deinem Mitleid zu entziehn,
Schliessen will ich krankhaft fest
Mich in mich, und dir entfliehn.

Doch du schmelzest meines Grimms
Starres Eis in Thränen auf;
Nimm mein fliehend Leben, nimm's,
Ewige, zu dir hinauf!
Ja, du sonnest noch den Gram
Aus der Seele mir zuletzt;
Alles was von dir mir kam,
Sterbend dank ich dir es jetzt:

Aller Lüfte Morgenzug,
Dem ich sommerlang gebebt,
Aller Schmetterlinge Flug,
Die um mich im Tanz geschwebt;
Augen, die mein Glanz erfrischt,
Herzen, die mein Duft erfreut:
Wie aus Duft und Glanz gemischt
Du mich schufst, dir dank' ichs heut.

Eine Zierde deiner Welt,
Wenn auch eine kleine nur,
Liessest du mich blühn im Feld,
Wie die Stern' auf höh'rer Flur.
Einen Odem hauch' ich noch,
Und er soll kein Seufzer sein;
Einen Blick zum Himmel hoch,
Und zur schönen Welt hinein.

Ew'ges Flammenherz der Welt,
Lass verglimmen mich an dir.
Himmel, spann dein blaues Zelt,
Mein vergrüntes sinket hier.
Heil, o Frühling, deinem Schein!
Morgenluft, Heil deinem Wehn!
Ohne Kummer schlaf ich ein,
Ohne Hoffnung, aufzustehn.

Gross war Rückert auch als Uebersetzer. Er begreift das Morgenland als forschender Philolog, aber als Dichter überträgt er es. Den Honig nimmt er aus den Blumen des fremden Landes, aber er baut sich seine eigenen Zellen dafür. Nur ein Mensch, der Alles verband, was in Rückert war: Gelehrsamkeit, Poesie und höchste Formgewandtheit, konnte uns jene Makamen des Hariri übertragen, wo der keckste Muthwille des Verses und Reimes die witzigsten Gedankenspiele umflattert: »zwar nicht überall Uebersetzung, überall aber mehr als Uebersetzung«, wie der Herausgeber des arabischen Textes von diesem Buch gesagt hat. So griff auch Rückert aus dem dichten Mythen-Urwald der indischen Epik das reizende Gedicht der Liebe in Nal und Damajanti heraus. So übertrug er in Rostem und Suhrab aus der persischen Heldensage den Kampf zwischen Vater und Sohn, der mit dem bittern Leid um den Tod des Letztern endet. So gab er uns in der Hamasa die Uebersetzung der ältesten arabischen Volksgesänge aus einer Zeit, als das Leben dieses edeln Menschenstammes der Natur noch ganz nahe stand und vom Odem ihrer spätern mächtigen Geschichte noch unberührt war. Sein Uebersetzen hat er als eine heilige Aufgabe des Wissenden, als eine That der Liebe und Gerechtigkeit angeschaut. Auf diesem Pfade schritt er der romantischen Schule nach. Sie hat uns von dem gespenstigen Aberglauben befreit, dass die Schönheit nur einmal auf Erden erschienen sei, als sie aus dem Meer an Hellas blumiges Gestade stieg; sie hat uns den Sinn dafür aufgeschlossen, dass jedes edle Volk im Morgenroth seines Aufstrebens zur Bildung einmal eine Höhe ersteigt, wo es die Schönheit als Spiegelbild seines eignen Wesens bei sich wandeln sieht. Aber die Romantiker dehnten den Kreis dieser glücklichen Völker fast nur auf Europa aus: Rückert begriff und erwies, dass zu jener Zeit, als Hellas und Rom blühten, und dann wieder in den Jahrhunderten, als wir unsere mittelaltrige Kunst und Dichtung vollendeten, auch Asiens Herz eine tönende Harfe der

Poesie gewesen ist. Dass alle Menschen im Streben nach Schönheit verbunden sind und darum sich lieben sollen, das hat er uns verkündigt, indem er an unsern Herd jene fremden Gäste lud, und mit Stolz hat er gefühlt, dass er allein der Mann sei, dem diese Aufgabe nicht zu schwer wiege. So spricht er in jenem Gedicht, in welchem er sich selber zur Uebersetzung der Hamasa ermunterte:

»Wer aber soll die nord'sche Nacht erheitern
Mit solchem Abglanz von des Sudens Glut?
Wer den Gesichtskreis meines Volks erweitern,
Dass seinem Blick auf jene Welt sich thut?
Das enge Leben freilich geht zu scheitern,
Je mehr hereinströmt diese Geisterflut:
Doch soll der Ost einmal zum Westen dringen,
Wer ist der Mann, ihn ganz heranzubringen?

»Darum nur muthvoll vorwärts, auszubeuten
Den spröden Schacht, den nicht erwühlt ein Scherz,
Das fremde Leben deinem Volk zu deuten,
Das ohne dich ihm bliebe taubes Erz.
Wann erst der Menschheit Glieder, die zerstreuten,
Gesammelt sind an's europäische Herz,
Wird sein ein neues Paradies gewonnen,
So gut es bluh'n kann unterm Strahl der Sonnen.«

Und dazu nun, dass unser deutsches Geistesleben sich erweitert hat durch anerkennende Aufnahme der Weltliteratur, und dass auch unser Herz weiter geworden ist in Liebe und Achtung jener fremden Welt, also dass wir mehr als Andere vorurtheilsfrei den Bruder schätzen, ob er auch an Hautfarbe und Tracht, oder in seinem Glauben von Gott und im Leben seines Staates von uns verschieden ist — ja, zu diesem Sieg der Humanität hat auch Rückert durch seine Umdichtungen mächtig mitgewirkt.

Wie zahllos endlich, ausser jenen schweren und umfangsreichen Aufgaben der Uebersetzungskunst, sind die kleinen Fünde im Schatzhaus orientalischer Dichterweisheit, die er als kürzere Gedichte uns mittheilt in den östlichen Rosen, den Ghaselen, den Bildern aus dem Morgenlande, und den Brahmanischen Erzählungen! Nur eines noch will ich von diesen geben, so tief in seiner symbolischen Bedeutung, wo Chidher, der Geist der Unsterblichkeit, der in allem Wechsel Dauernde, erzählt, wie er ein Fleckchen unserer Erde im Laufe der Jahrtausende sich verwandeln sah:

Chidher, der ewig junge, sprach:
Ich fuhr an einer Stadt vorbei,
Ein Mann im Garten Früchte brach;
Ich fragte, seit wann die Stadt hier sei?
Er sprach und pflückte die Früchte fort:
Die Stadt steht ewig an diesem Ort,
Und wird so stehen ewig fort.

Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich keine Spur der Stadt;
Ein einsamer Schäfer blies die Schalmei,
Die Heerde weidete Laub und Blatt;
Ich fragte: wie lang' ist die Stadt vorbei?
Er sprach, und blies auf dem Rohre fort:
Das eine wächst, wenn das andre dorrt;
Das ist mein ewiger Weideort.

Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich ein Meer, das Wellen schlug,
Ein Schiffer warf die Netze frei,
Und als er ruhte vom schweren Zug,
Fragt' ich, seit wann das Meer hier sei?
Er sprach, und lachte meinem Wort:
So lang' als schäumen die Wellen dort
Fischt man und fischt man in diesem Port.

Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich einen waldigen Raum
Und einen Mann in der Siedelei.
Er fällte mit der Axt den Baum;
Ich fragte, wie alt der Wald hier sei?
Er sprach: Der Wald ist ein ewiger Hort,
Schon ewig wohn' ich an diesem Ort,
Und ewig wachsen die Bäum' hier fort.

Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich eine Stadt, und laut
Erschallte der Markt vom Volksgeschrei.
Ich fragte: Seit wann ist die Stadt erbaut?
Wohin ist Wald und Meer und Schalmei?
Sie schrien, und hörten nicht mein Wort:
So ging es ewig an diesem Ort,
Und wird so gehen ewig fort.

Und aber nach fünfhundert Jahren
Will ich desselbigen Weges fahren.

So tretet denn mit mir, o Freunde, auf den stillen Friedhof von Neusses, wo Er ruht. Kein abgezirkelter und zierlich gepflegter Stadtkirchhof ist es — so berichtet mir heut ein junger Freund — sondern ein poetisch halbwildes Plätzchen, von Baum und Strauch so regellos überwachsen, wie aus seiner Seele, mannigfachen Pflanzen des Urwalds gleich, die Lieder aufsprossten. Ueber dem Grabe rankt ein grosser Busch von Rosen, und wenn im Frühling seine Blüthen aufbrechen und im Herbst ihr Laub auf das Dichtergrab streuen, so predigen sie mit tausend Blättern jenes ewige Evangelium von Vergänglichkeit zugleich und von Unsterblichkeit, wie in seiner sterbenden Rose unser Dichter es uns verkündigt hat. Und an diesem Grab lasst uns fröhlich erkennen, dass er ein glücklicher Mensch war; denn Alles, was er so klar wollte, so fleissig erstrebte, das hat er herrlich erreicht, und so viel von Triebkraft in ihm war, hat sich zu vollem Strausse ausgeblüht. Hier darum lasst uns ihm die Grabschrift setzen in seinen eignen Worten:

Ein Vollendetes hienieden
Wird nicht dem Vollendungsdrang:
Doch die Seel' ist nur zufrieden,
Wenn sie nach Vollendung rang —
Ich bin mit Dem zufrieden, was ich
lebt' und sang!

Verlag von Meyer & Zeller in Zürich:

Ettmüller, Ludw., Prof. Dr. **Die weisen Frauen der Germanen.** Ein akadem. Vortrag. 6 Sgr. = 60 Cent.

Frey, H., Prof. **Das einfachste thierische Leben.** Eine Skizze. 20 Sgr. = 2 Fr.

Herwegh, Georg. **Prolog zur Schillerfeier in Zürich am** 10. November 1859. 4 Sgr. = 40 Cent.

Hitzig, F., Prof. **Rede zur Feier des 25jährigen Jubiläums der Hochschule Zürichs,** gehalten am 29. April 1858. 6 Sgr. = 60 Cent.

Honegger, J. J., Dr. **Victor Hugo, Lamartine und die französische Lyrik** des 19. Jahrhunderts. 26 Sgr. = 3 Fr.

d'Istria, Gräfin Dora. **Excursions en Roumélie et en Morée.** 2 vol. 3 Thlr. 20 Sgr. = 12 Fr.

—, **Les femmes en Orient.** 2 vol. 3 Thlr. = 10 Fr.

—, **Die deutsche Schweiz** und die Besteigung des Mönchs. Deutsche Originalausgabe mit einer biograph. liter. Notiz über die Verfasserin. 3 Bde. 4 Thlr. = 13 Fr. 80 Cent.

Köchly, H., Prof. Dr. **Academische Vorträge und Reden.** Inhalt: Aeschylos Prometheus. — Cato von Utica. — Ueber Sappho und die griech. Frauen. — Socrates und sein Volk. — 2 Thlr. 10 Sgr. = 8 Fr.

Mill, John Stuart. Betrachtungen über **Repräsentativverfassung.** Nach der 2. Aufl. a. d. Engl. übersetzt von Dr. F. A. Wille. 1 Thlr. 6 Sgr. = 4 Fr.

Nägeli, Carl. **Die Individualität in der Natur,** mit vorzügl. Berücksichtigung der Pflanzenwelt. Ein academ. Vortrag. 12 Sgr. = 1 Fr. 20 Cent.

v. Orelli, Aloys, Prof. Dr. **Die Familie im deutschen und schweiz. Recht.** Ein academ. Vortrag. 4 Sgr. = 40 Cent.

Runge, H. **Der Berchtoldstag** in der Schweiz. Eine mythologische Skizze. 6 Sgr. = 60 Cent.

—, **Der Quellcultus in der Schweiz.** 12 Sgr. = 1 Fr. 20 Ct.

Schlottmann, Constant., Prof. **Joseph von Hammer-Purgstall.** Ein krit. Beitrag zur Geschichte neuerer deutscher Wissenschaft. 15 Sgr. = 1 Fr. 80 Cent.

Gedichte

von

Gottfried Kinkel.

Zweite Sammlung.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1868.

[illegible]

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Revolution und Exil 1

Die künftige Poeſie. Cincinnati 1851 3
Die Keime des Waldes. Im Wald bei Altenahr, März 1846 . . . 5
Des Unterthanen Glaubensbekenntniß. 1844 7
Allzuwenig. 1842 10
Der König kommt. 1842 11
Prolog zu einer Faſchingskomödie. 1847 13
Von einem Adler. März 1848 16
An mein Volk. Beim Waffenſtillſtand von Malmoe, 1848 18
Fluth und Ebbe. In den Kaſematten von Raſtatt, Auguſt 1849 . . 20
Der letzte deutſche Glaubensartikel. Naugard, März 1850 23
Die Klaſſiker. Naugard, Winter 1850 26
Holzlahr. 1. 2. Spandau, Sommer 1850 29
Bundeslied. Fragment. Naugard 1850 34
Abſchied von Deutſchland. Roſtock, November 1850 36
Amerika und Europa. Philadelphia, Herbſt 1851 39
Ohio-Wein. Elmira, New-York Febr. 1852 41
Vierzig Jahr alt. Haſtings, 11. Aug. 1856 44
Bei Pudeta's Tod. Haſtings 1856 47
An mein Vaterland. Widmung des Trauerſpiels Nimrod. Auf dem Schloß zu Haſtings, 4. Sept. 1856 49
Meiner Tochter Johanna, als ſie zwölf Jahr alt wurde. Worthing, Auguſt 1857 53
Dunkle Nacht. 1857 57
An der [illegible] Virginia Water, Sept. 1858 59

Seite

Johannislaub. Kenſington Gardens 1858 . . . 60
Zerriſſene Saiten. Bei Johanna's Tod, 1858 . . . 62
Nirwana. 1862. . . . 63
Lerne warten. 1857 . . . 65
Wilde See. 1859 . . . 67
Ein fernes Lichtchen. Frühling 1860 . . . 70
An meine Minna. 1861 . . . 72
Liebesgruß in ein Zeitungsblatt geſchrieben. 1860 . . . 74
Als mein Lieb Todesgedanken hatte. 1862 . . . 75
Weit und enge. Auf der Höhe über Tintagel, Herbſt 1866 . . . 76
Lieder vom Seeſtrand. 1855—1863 . . . 78
  1. Mittagsbläue . . . 78
  2. Des Meeres Frieden . . . 81
  3. Frühlingswind vom Rhein . . . 82
  4. Wolken und Schickſal . . . 84
  5. Regen am Meer . . . 86
  6. Abendroth . . . 87
  7. Abſchied von der See . . . 88
  8. Gruß über das Meer. (Rotterdam, Oſtern 1863) . . . 90
Eitle Sorgen. 1862 . . . 91
An die Kunſtjünger. Zürich 1867 . . . 93
An eine kranke Freundin. 1859 . . . 94
An meinen Freund Gerſtenberg nach ſeiner Heirat. 1860 . . . 95
In's Himmelblau. 1866 . . . 97
Herr und Madame Schmidt. Zürich 1867 . . . 99
Aus Mirut. Worthing 1857 . . . 100
Jeſſie Brown. 1858 . . . 106
Sonntag. 1862 . . . 111
An meine reichen Landsleute in London. Nach meiner Schillerrede, November 1859 . . . 114
Zur Vollendung des Kölner Doms. Auf dem Giltar-Felſen in Pembroke 1861 . . . 117
Ein Blatt aus der Kirchengeſchichte. In den Ruinen des Biſchofspalaſtes zu Lamphey, Wales. Herbſt 1861 . . . 121
Was kommen muß. Auf dem Giltar-Felſen 1861 . . . 123
An der Rheinmündung. Frühling 1863 . . . 125
Im Hafen von Rotterdam. April 1863 . . . 129
Die Veteranen des Exils. 1862 . . . 132
Frühling in Paris. Auf der Place du Châtelet, Oſtern 1865 . . . 133
Cornwallis. Camelford, Sommer 1866 . . . 136

Seite
Chor zu Shakſpeare's hundertjähriger Geburtsfeier, geſungen im Kreis der Deutſchen in Paris, April 1864 139
Bundeslied zum Feſt der deutſchen Turner in Paris, Mai 1865 . 142
Docta Ignorantia. Im Green Man bei Harrow, Juni 1859, elf Monat vor Garibaldi's Zug nach Sicilien 145
Beim Meeresleuchten. Tenby, Herbſt 1861 148
Le bon diable. Zwiſchen Paris und Baſel, 1867 151
Dichter oder Mann. Solva in Wales, Herbſt 1861 153
Des Lebens Fülle. 1865 155
Schweizerwein. Zürich 1867 157
Neue Heimat. Zwiſchen Paris und Baſel, 1867 159
Fünfzig Sprüche. 1840–1868 163
Ein Strauß aus dem Jugendgarten 179
Beim Tode meiner frommen Mutter Maria, Nov. 1835. 1—6 . . 181
Mit Bürgers Gedichten. Berlin 1835 191
Das Kind der Natur 195
In früher Krankheit. 1837 197
Neuer Pfad 198
Liebe als Siegerin 200
Morgenunſchuld 201
Auf der Wolkenburg. Sommer 1837 203
Wahrheit in Schönheit 205
Gluth durch Wolken 206
Mitleid 207
Als ſie zürnte 208
In ihr ruhend 209
Dreifach Geliebter 212
Einladung in's eigne Haus 214
Die früher Geliebten 216
Eiferſucht auf die Geſchiedene 217
Stürmiſch Wandern. Auf der Felſenküſte bei Genua. 1837 . . . 219
Im Apennin. 1837 222
Uneigennützige Küſſe. Rom 1838 224
Wenn Beide träumen. Rom 1838 226
Nachts zur See. Auf dem Mittelmeer, 1838 229
Eitler Troſt 230
Neue Roſen 233
Die Winde bringen Botſchaft 235
Ihr ruhig Bild 236

Seite
Die weiße Hand 239
Geiſt und Gemüth 241
Abſchied. Auf dem weißen Kreuz bei Altenahr. 1841 242
Nacht in der Wüſte 244
Des Lebens Arbeit 246
Morgens und Abends 248
Ewiger Abſchied 250
Anaſtaſia. Aus dem Liederſpiel Friedrich in Suza 251
Der Knabe in der Wildniß. Aus dem Traum im Speſſart . . . 252
Blaue Blumen, rother Klee. Aus Otto der Schütz 254
Ballade. Nach Alexander Dumas, in Catharina Howard 256
Lied der chaldäiſchen Sklavin. Aus dem Trauerſpiel Nimrod . . 259
Die Möve vom Michigan. „The steamer went along the shore.“ 260
Jägerlied am Wintermorgen 262
Auf dem Dampfboot Marianne. 1838 263
Des Flözers Abendlied 265
Das Hünengrab 267
Der Zauberin Rache 270
Eine antike Gemme 272
Sei der Erde Sohn. 1835 274
An Jupiter Pluvius. Poppelsdorf, Sommer 1840 277
An die Meiſter. 1836 279
Facultätsſitzung. 1842 280

Der Grobſchmied von Antwerpen 283
Gruß an Minna. Auf dem Giltar-Felſen in Süd-Wales, Herbſt 1861 285
Erſte Hiſtorie 291
Zweite Hiſtorie 303
Dritte Hiſtorie 320
Vierte Hiſtorie 332
Fünfte Hiſtorie 350
Sechſte Hiſtorie 363
Siebente Hiſtorie 370

Revolution und Exil.

Die künftige Poeſie.

Sollt uns nicht als Dichter feiern!
Unſre Lieder fraß der Brand,
Und die Saiten von den Leiern
Riß des Krieges Eiſenhand.
Sang und Klang deckt mit den Todten
Raſtatt's Wall und Ungarns Ried:
In den Kerkern der Deſpoten
Liegt begraben unſer Lied.

Laßt es ruhn! Nicht daß wir ſingen
Leuchtet dieſer Weltentag;
In der That gewalt'gem Ringen
Rüſten wir den letzten Schlag;
Und zum Lohn der Wetterſchwüle,
Die uns fiel als Mannesloos,
Fordern ſtatt des Lorbers Kühle
Wir die Bürgerkrone bloß.

Keine Raſt beim Freudenmahle,
Keine Ruh' am ſtillen Herd,
Bis die heiße Schwefelſchale
Unſrer Rache ſich geleert;
Bis, vom Fluch der Noth beladen,
Stürzt der Burgen goldne Firſt,
Und der Thron von Gottes Gnaden
Vor des Volkes Grimm zerbirſt.

Wenn das Volk, das thatenfrohe,
Ausruht von dem Siegeslauf,
Dann erſt, dann erſt aus der Lohe
Steigſt du, junge Dichtung, auf:
Die das Tuch mit unſerm Blute
Auf der Bühne kühn enthüllt,
Mit der Väter Opfermuthe
Noch die Bruſt des Enkels füllt.

Angeflammt von Morgenröthen
Schaut dich mein Prophetenſinn!
Schleuderſt Blitze, welche tödten,
Göttliche Spartanerin!
Auf dem Säulenſtumpf von Thronen
Lehnt die Harf' am nackten Knie —
Tochter freier Nationen,
Gruß dir, junge Poeſie!

Die Keime des Waldes.

(1846.)

Gebunden noch vom Reif des Märzen,
Wie ſtehſt du öd, mein trauter Wald,
Und hörſt nicht, wie dir laut zum Herzen
Der Vöglein kecker Ruf erſchallt.

Raſch vor ſich her die Wolken drängend
Im Süden iſt ein Hauch erwacht;
Er naht, der Knospe Haft zerſprengend,
Die ſcheu ſich ſchloß dem Froſt der Nacht.

Und ob auch noch die Säfte ſtocken,
Ob ſchlummert noch der Rieſenbaum,
Doch ſchauert ihm der Freiheit Locken
Schon wonnig durch den tiefen Traum.

Du aber, deutſches Herz, willſt zagen,
Daß noch dein Volk im Schlafe liegt,
Daß nach ſo langen Wintertagen
Der Freiheit Lenz noch nicht geſiegt?

Dreihundert Jahre konnten thürmen
Auf dieſes Volk der Knechtſchaft Schmach;
Drum war es nur des Märzes Stürmen,
Als es der Franken Kette brach.

Doch hörſt du's in den Wipfeln ſchallen?
Weiſſagend ruft der Vöglein Schaar;
Das ſind die Sängernachtigallen,
Sie rufen Frühling! ſcharf und klar.

Bald kommt der Mai mit Donnerrollen,
Mit Tagesglut und nächt'gem Graus,
Und wenn die ſchwülen Wetter grollen,
Dann ſchlägt dein Leben grünend aus.

Des Unterthanen Glaubensbekenntniß.

Stets nur treu und ſtets loyal,
Und vor Allem ſtets zufrieden,
So hat Gott es mir beſchieden,
Folglich bleibt mir keine Wahl.
Ob des Staates alten Karren
Weiſe lenken oder Narren,
Dieſes geht mich gar nichts an,
Denn ich bin ein Unterthan.

Jeder Unterthan und Chriſt
Weiß den Dienſt, und daß daneben
Mit dem Staat ſich abzugeben
Keineswegs erſprießlich iſt.
Wer nicht herrſcht, hört zu den Dummen,
Alſo warum ſollt' ich brummen?
Dieſes geht mich gar nichts an,
Denn ich bin ein Unterthan.

Ob ich aller Völker Hohn,
Weil auf Deutſchlands beiden Küſten
Sich nur fremde Flaggen brüſten,
Chriſtlich ſchweig' ich ſtill davon.
Denn zuerſt geziemt dem Throne,
Daß die Frommen er belohne;
Folglich geht mich das nichts an,
Denn ich bin ein Unterthan.

Ob mein Nachbar Bauersmann,
Dem Kartoffeln nur noch blieben,
Wird von Haus und Hof getrieben,
Weil er nicht mehr leiſten kann
Was für ihre Heldenthaten
Haben müſſen die Soldaten,
Dieſes geht mich gar nichts an,
Denn ich bin ein Unterthan.

Trotz der Arbeit Tag und Nacht
Kann ich nicht mein Leben friſten,
Weil man Conduitenliſten
Hinter meinem Rücken macht.
Aber ob ich kann beſtehen,
Oder muß ich betteln gehen,
Dieſes geht mich gar nichts an,
Denn ich bin ein Unterthan.

Red' ich wohl ein bischen frei,
Und wer thut das nicht beim Weine?
Bringen ſie es raſch in's Reine,
Denn ſie ſtecken gleich mich bei.
Ob die Kinder ſchrei'n nach Brode,
Ob mein Weib ſich grämt zu Tode,
Dieſes geht mich gar nichts an,
Denn ich bin ein Unterthan.

Wann nun endlich kommt der Ruſſ'
Mit dem großen Länderſäckel,
Zieh' ich höflich meinen Deckel
Ohne Grollen und Verdruß;
Denn fürwahr, das muß ich ſagen,
Ich denk' ihn nicht fortzujagen —
Alles das geht mich nichts an,
Denn ich bin ein Unterthan!

Allzuwenig.

Ihr lieben Fürſten, voll von Tugend,
Man ſieht, daß mit der Macht ihr prahlt;
Gehts denn nicht an, daß Ihr die Jugend
Ein bischen beſſer doch bezahlt?

Ihr macht, daß ſelbſt die Schlechten, Halben
Verzweifelnd unſerm Banner nah'n
Und ſchwarz und weiß gefleckt wie Schwalben
Mitzwitſchern auf der Kampfesbahn.

Ihr ſelbſt ſeid Schuld, daß ſie jetzt ehrlich!
Wo lebte wohl ein Chriſt getauft,
Der für dreihundert Thaler jährlich
Die Freiheit ſchändet und verkauft?

Der König kommt.

Laut jubeln hör' ich alle Leute,
Die Glocken hallen weit durch's Land;
Der König, wißt, beſucht uns heute,
Drum freuen Alle ſich der Beute,
Die ihnen heut ward zugewandt.

O eilt und ſtrömt ihm raſch entgegen,
Sie ſagen ja, er ſei ſo gut!
Von ſeiner Ferſe träufelt Segen,
Von ſeiner Hand ein goldner Regen,
Auch Ordensband und Federhut.

Ihm jauchzt mit Recht der Feuerwerker,
Ihm brachte ja ſein Pulver Geld.
Der Maler ſchmückt' Altan und Erker,
Und ſelbſt der Färber puſtet ſtärker,
Manch buntes Fähnchen ward beſtellt.

Die junge Dame mag ſich freuen!
Der geizige Onkel wird ſplendid;
Er läßt es heut ſich nicht gereuen,
Er läßt ihr Kleid und Band erneuen,
Daß ſie geputzt zum Fürſten tritt.

Und warum will mein Herz nicht ſchlagen,
Des Dichters Herz, ſonſt voll und warm?
Nicht iſts mehr wie in alten Tagen,
Und will die Welt zu Feſten jagen,
Braucht ſie den Dichter nicht im Schwarm.

Doch nicht undankbar will ich ſcheinen!
Man pflaſterte den koth'gen Weg
Vor meiner Thür mit neuen Steinen —
Ich will dem Jubel mich vereinen:
Dir, König, dank' ich ſaubern Steg.

Prolog zu einer Faſchingskomödie.

Euch Allen Gruß im Namen meines Herrn,
Des Helden Carneval! Er ſieht es gern,
Daß heut bei ſeinem hohen Ordensfeſt
So manch ein hübſch Geſicht ſich blicken läßt,
Denn ſtets hat er in Städten gern gewohnt,
Wo neben ihm der Anmuth Göttin thront.

Zuerſt drum wend' ich mich an Euch, ihr Frau'n,
Die wir gleich buntem Kranz hier um uns ſchau'n.
Ich weiß, daß los von Eurer holden Gunſt
Das ſchönſte Feſt doch bleibt ein trüber Dunſt,
Daß keine Blume dauert auf der Welt,
Die Euer Herz nicht friſch im Blühn erhält!
Vier Farben ſind's, die unſer Held gebot:
Das goldne Gelb, das Grün, das Weiß und Roth.
Solang am Rhein die Rebe ſteht im Grün,
Laßt auch im Winterſchnee dieß Pflänzchen blühn.

Solang noch golden perlt im Glas der Wein,
Soll auch der goldne Faſching uns gedeih'n.
Um's lichte Weiß auch ſind wir unbeſorgt,
Und Roth wird von der Liebe leicht geborgt,
Solang wie heut auf Euren ſchönen Wangen
Die weißen bei den rothen Roſen prangen.

Ihr wißt, der Faſching iſt des Bürgers Feſt,
Und der kein Bürger, der vom Faſching läßt.
Viel Scheidewände ſiehſt du aufgebaut,
Daß Keiner brüderlich dem andern traut:
Uns ſcheidet ſcharf das Silber und der Titel;
Da tritt der frohe Carneval ins Mittel,
Und wie der Rauſch aus ſeinem Kelche flammt,
So ſind Ein Volk wir wieder insgeſammt!
Nichts gilt die Frage mehr nach Arm und Reich,
In bunter Kappe ſind wir Alle gleich.
Nicht thut's der Rang mehr, und nicht thut's das Gold —
Bring guten Witz, und dir iſt Jeder hold.
So hoch iſt Keiner, daß die Klinge, ſcharf
Von Witz, an ihm ſich nicht verſuchen darf:
So klein iſt Keiner, dem man's nicht vergönnte,
Daß er die Pritſche rüſtig führen könnte.
Doch ſchlägt der Carneval ſo glatten Schlag,
Daß nie ein Hieb zu lange fiebern mag,
Und alle Streiche, die er hat vertheilt,
Sie werden raſch und glücklich ausgeheilt.

Ich weiß, noch giebt es manche dunkle Bruſt,
Die vornehm grollt des Volkes toller Luſt,
Und arge Ränke ſpinnen leis ſich ſchon,
Zu ſtürzen Harlekins verjährten Thron.
Laßt euer Müh'n! Es wird euch nimmer frommen!
Zu hoch ſchon iſt der Volksgeiſt aufgeklommen,
Der nicht mehr vor dem Vorurtheil erbleicht,
Die Rechte brüderlich dem Bruder reicht;
Schon legt an eure künſtlich feſten Wände
Der Bürgerſinn die arbeitſtarken Hände,
Und nicht mehr nach dem Maskenrecht allein
Begehren längſt wir Alle gleich zu ſein!
So mögt nach Herzensluſt ihr uns verläſtern
Im Kreis bebrillter Brüder, frommer Schweſtern,
Und Manchem läſternd auch die Luſt verkürzen —
Allein den Faſching werdet ihr nicht ſtürzen.
Laßt ihn erdrücken friſch! Der Lenz ſteigt nieder,
Und neu erſteht der alte Faſching wieder.

So nehmt auch heut in Gunſt was wir Euch bringen,
Und ſtärkt durch Eu'r Vertrauen das Gelingen.
Trifft dich ein Hieb, ſo lache du zuerſt,
Das iſt die Art wie du dem nächſten wehrſt.
Ab thu' ich nun der ernſten Stirne Falten —
Der Unſinn mag, der wilde Junge, walten!

Von einem Adler.

März 1848.

Ein Adler in der Mauſe war;
Er ſaß auf dem Aſt, der Raubluſt bar,
Zitternd und fröſtelnd im herbſtlichen Wind.
Und höhniſch ſammelt ſich geſchwind
Das Wild um ihn aus Wald und Flur —
Er ſchließt ſein Aug und reckt ſich nur.

Der Spatz umflattert keck und wild
Das edle lebensmüde Bild.
Die oft erſtrebt ſein ſtolzer Flug,
Die Sonne ſchwärzt der Raben Zug.
Frech kräht ſogar der Hahn und gluckt,
Der ſich ſo oft vor ihm geduckt.

Doch ſtill in Bruſt und Schwingen fühlt
Er Jugendkraft, die ſchaffend wühlt.

Schon unterm grauen Mauſerkleid
Nachwachſen Federn neu und breit;
Er blinzt ins blaue Lüftemeer,
Die Schwinge, prüfend, lüftet er.

Sie trägt! Er ſpürt ſo feſt ſein Fleiſch,
Sein Aug ſo ſcharf! Mit wildem Kreiſch
Reckt er den Hals, in breitem Flug
Durchbricht er jäh der Raben Zug —
Wehe dir, Hahn, der frech geſcharrt!
Wehe, du ferner Leopard!

An mein Volk.

Beim Waffenſtillſtand von Malmoe.

Mein ſtarkes Volk, das mit verjüngtem Leben
Aufgrünt vom Eis der Alpen bis zum Belt,
Du haſt vorzeit dich duldend hingegeben
Als Opfer für die Sünden aller Welt.
Der Dämon, der in dreißig bangen Jahren
Die Welt verheert auf ſeinem blut'gen Flug,
Du haſt am tiefſten ſeinen Grimm erfahren,
Als er in dich die Tigerklauen ſchlug!

Tief haben deine Fürſten dich zerſpalten
Und ſich bezahlt gemacht mit deinem Blut;
Doch hat die innre Lebenskraft gehalten
Und ſtark geblieben iſt der deutſche Muth.
So weit erklingt das Lied der Nibelungen,
So weit der Staufenkaiſer Stolz und Leid,
Iſt bis zu dieſer Stunde nicht zerſprungen
Die goldne Kette deutſcher Einigkeit.

Drum blicke nicht nach Nord und Oſt mit Sorgen —
Kommt erſt der Feind, du biſt dir ſelbſt genug!
Gedenke kühn an Hellas' Freiheitsmorgen:
War Hellas eins, als es die Perſer ſchlug?
Doch fiel der Sparter bei den Thermopylen,
Dann ſchlug Athen die große Meeresſchlacht!
Die Stämme ſtrebten nach den gleichen Zielen, —
So groß iſt heut auch noch des Blutes Macht.

Dein Schwert, entreiß es allen Fürſtenknechten
Und ſchwing' es ſelber in der ſtarken Fauſt!
Dich hat gekränkt in deinen höchſten Rechten
Die feige Schaar, der du nicht mehr vertrauſt.
Zerreiß den Frieden, der die Ehre ſchändet,
Kraft deiner eignen heil'gen Willensmacht, —
Und wenn ein Welttheil gegen dich ſich wendet,
Fordr' ihn heraus und beut ihm kühn die Schlacht!

Vielköpfig biſt du — laß es dich nicht grämen,
Es gelten nicht die Köpfe, nur das Herz.
Dein Herz ſei Eins! Laß dir das Herz nicht nehmen,
Dann iſt, was Jene brieften, dir ein Scherz.
Es ſchlagen ja die Fürſten nicht die Schlachten;
Zwei Arme haben ſie, wie jeder Mann.
Wenn erſt um dich die Pulverwolken nachten,
Dann kommt der Eine, der befehlen kann!

Fluth und Ebbe.

Sprich, biſt du gewandert am Meeresſtrand, wo ſo mächtig ſchwoll die wogende Fluth,
Bis endlich der ganze Dünenrand ſtill lag, vom ſchimmernden Spiegel umruht?
Nun kam die Ebbe — es wich der Schwall: da lag der Strand ſo trocken und bloß,
Da lagen verſchmachtend die Weſen all', die das Meer gebiert in dem tiefen Schooß.
Ein Thor wohl ſpräche zur Stund': „Der Strand iſt trocken und feſt, und gehört nun mir,
Ich will ihn bebauen, den Dünengrund, ich will ihn beackern mit Pflug und Stier.“

O Thor, der von Wind und Welle nicht weiß, laß ab vom kindiſch thörichten Traum!
Schau drunten auf's Meer, wie kocht es ſo heiß, wie ſäumt die Wogen ſchon wieder der Schaum!

Halloh, die Fluth! Schon kehrt ſie im Schuß, und rächend
brauſt ſie im Bogen daher;
Sein altes Recht mit ſtürmendem Guß erobert ſich wieder
das grollende Meer.
Und was verzweifeln im Sande gemußt, und meinte zu
ſterben in Sonnengluth,
Saugt neues Leben und neue Luſt, und fühlt ſich erlöſt
von der heiligen Fluth.

Du Thor, der das Meer ſchon bezwungen geglaubt, und
der es gehindert und niedergedämmt,
Schon biſt im Spiele du hingeraubt und wälzend hinab in's
Verderben geſchwemmt! —
So ſtehſt du, Freund, an dem Meeresſtrand, und wieder
ſchwoll die wogende Fluth,
Bis endlich der ganze Dünenrand ſtill lag, vom ſchimmernden
Spiegel umruht.
Das ſei, mein Freund, dir ein Bild der Zeit, daß nie du
an unſerm Siege verzagſt,
Und daß du immer im Geiſterſtreit den Würfel der Freiheit
zu werfen wagſt.

Die Märzfluth kennſt du, den Völkerdrang; kein Wall noch
Damm bot gegen ſie Schutz: —
Jetzt iſt die Ebbe in vollem Gang, und Thoren bieten den
Fluthen Trutz.

Sie bauen ihr Haus auf den Dünen empor, und dicht an den Strand den goldenen Thron,
Auch lacht manch übermüthiger Thor den ſtill abrinnenden Fluthen Hohn.
Wir ſind die Korallen auf dürrem Sand, wir ſind des Meeres verzweifelnde Brut,
Wir ſchmachten gefangen im fremden Land, wir harren der theuern belebenden Fluth.

Doch bleiben wir ſtark, und vertrau'n dem Gebot, das die Erde lenkt und des Menſchen Geiſt:
Je dürrer die Welt und je größer die Noth, je näher heran ſchon die Rettung kreiſt.
Glaub' mir, wir ſtehen ſchon wieder am Strand, und wieder ſchwillt die wogende Fluth,
Bis endlich der ganze Dünenrand ſtill liegt, vom ſchimmernden Spiegel umruht.
Schon ſeh' ich den Volksſturm wieder erwacht, ſchon ſtürzt in Trümmer, was Thoren gebaut —
Du glaub' an des Geiſtes heilige Macht im Gleichniß des Meeres, das du geſchaut!

Der letzte deutſche Glaubensartikel.

Naugard, 1850.

Von Allem, was ich einſt geglaubt,
Iſt wenig mir geblieben,
Die Prieſter haben's weggeraubt,
Die Welt hat's ausgetrieben.
Mir blieb ein einz'ger Glaube,
Der macht mir Alles wett;
Vernehmt's beim Saft der Traube:
Ich glaube, ich glaube,
Ich glaub' an's Bajonet!

So herrlich hatt' ich mir gedacht
Den Friedensſieg der Liebe!
Doch ſeh' ich's heut: der Fürſt der Nacht
Weicht nur dem Flammenhiebe.

So wird er uns zum Raube,
Er ſtürzt auf's blut'ge Bett!
Vernehmt's beim Saft der Traube:
Ich glaube, ich glaube,
Ich glaub' an's Bajonet!

Was ſchert mich alles Reden noch,
Was ſcheren mich die Kammern?
Wir brechen nimmermehr das Joch,
Solang wir's nur bejammern!
Setzt auf die Pickelhaube
Zum blutigen Bankett!
Vernehmt's beim Saft der Traube:
Ich glaube, ich glaube,
Ich glaub' an's Bajonet!

Die Feinde ſparen uns die Wahl,
Fahr hin, du feige Sünde!
Die Kugel und der blanke Stahl,
Das ſind die letzten Gründe.
Hinab zu Dampf und Staube
Von Eurem ſchwanken Brett!
Vernehmt's beim Saft der Traube:
Ich glaube, ich glaube,
Ich glaub' an's Bajonet!

Es ſauſt der Hieb, die Kugel pfeift,
Und die Tyrannen zittern!
Die Frucht der deutſchen Freiheit reift
Nur in der Schlacht Gewittern.
Es lebe dieſer Glaube,
Ein Hoch dem Bajonet!
Vernehmt's beim Saft der Traube:
Ich glaube, ich glaube,
Ich glaub' an's Bajonet!

Die Klaſſiker.

Ihr hohen Meiſter ſonder Gleichen,
Die Weimars Muſenhof geſehn,
Wie tief beſchämt wir vor euch weichen,
Wie gern wir unſre Schmach geſtehn!

Vor euern hohen Idealen
Sind wir gemein in Schmerz und Luſt;
Es ſchlägt mit jedes Winzers Qualen,
Mit jedem Weber unſre Bruſt.

Wir ſingen kindiſch in die Fiedel
Ein deutſch Gefühl, ob bang, ob froh.
Doch den Terenz verdeutſcht' Einſiedel,
Und Falk gar den Amphitruo.

Wir wußten nicht wie ihr zu ſchneidern,
Und maßen nicht mit kluger Wahl
Aus Robespierre's Scharlachkleidern
Den Rock dem Bürgergeneral.

Ein Weib, das uns mit Luſt und Schmerzen
Gelabt aus tiefſtem Lebensquell,
Wir ſtießen's nie aus unſerm Herzen
Um eine hübſche Hausmamſell.

Wie arm iſt unſer Herz im Minnen,
Das Einem Weib nur ſich gewährt,
Und, um die Eine zu gewinnen,
Der ganzen Welt den Krieg erklärt!

O wohl mag ſolche Schmach uns grämen!
Noch auf der Schatten düſterm Pfad,
Wie müſſen wir vor euch uns ſchämen —
Wir wurden nie Geheimer Rath!

Nicht gaben uns die Muſen Mittel!
Und doch mied trotzig unſer Bund
Den Hof und alle großen Titel,
Eh uns bezwang ein Pudelhund.

Wie milde trugt ihr's, wie ergeben,
Als ſich der Freiheit Sturz genaht!
Ein Kunſtwerk war für euch das Leben —
Uns war es nichts als eine That!

Was gilt auch vor den Lorberruthen,
Die eure weiche Hand ſich brach,
Für's Vaterland das bischen Bluten,
Für's Vaterland das bischen Schmach?

Und billig drum in Fürſtengrüften
Ruht ihr, wo Erz und Marmor klingt,
Indeß in Pommerns rauhen Lüften
Das Grablied uns die Krähe ſingt.

Holzlahr. *

1.

Und muß ich ſterben in Kerkergruft,
Nicht frag' ich wo ihr mich verſcharrt;
Nicht rauh iſt mir die unheimiſche Luft
Und die fremde Erde nicht hart.

Ich werde, wo immer zerfällt mein Bau,
In Blumen mich erneu'n,
Und meinen Staub im nächtlichen Thau
Auf kühle Wieſen ſtreu'n.

Doch Eines begehr' ich, es iſt nicht viel:
Aus dem ſchnöd entweiheten Leib
Mein Herz, das gebrochene Saitenſpiel,
Das fordre, mein treues Weib.

Das ſoll nicht modern im märkiſchen Sand,
Das ſehnt' ſich nach ſeiner Wieg' —

* Ein einſam im Wald verſtecktes Dörfchen, unfern des Fluſſes Sieg.

Mein Herz ſoll ruhen im Vaterland,
Im Winde der blauen Sieg.

O Sieg, mein herrlicher Heimathsfluß,
So klar, ſo kühl und wild,
Wie biſt du in deinem ſtrudelnden Schuß
Recht deiner Männer Bild!

Ja du, mein ſtarkes Sikambergeſchlecht,
Du biſt mein Fleiſch und Blut,
In Haß und Liebe ſo treu und ächt,
Und voll von trotzigem Muth!

Ein Dörfchen weiß ich am Waldesſaum,
Geſchützt vor dem nördlichen Wind;
Da blüht noch jedes Jahr der Baum,
Bei dem ich geſpielt als Kind.

Ein Friedhof liegt dem Bachgrund nah
Auf blumiger Wieſenflur;
Arme Bergleute begräbt man da
Und arme Bauern nur.

So ſtille, ſo ſtill! durch den brüchigen Zaun
Schlüpft Nachts vom Buſche das Wild,
Und ſorglos weidet's beim Morgengrau'n
Das Kraut auf dem Gräbergefild.

Die Merle ſchlägt aus dem Kirſchbaum dort,
Und der Fink aus dem Haſelgeſträuch —
O Wald und Wild, du traulicher Ort,
Hier will ich ruhen bei euch!

2.

Ein Sommerabend ſenkt ſich ins Thal,
Aus den Hütten kräuſelt der Rauch,
Und purpurn äugelt der Sonnenſtrahl
Durch den rankenden Brombeerſtrauch.

Im blauen Kittel, im Schützenkleid
Betritt ein Burſche den Platz,
Und mit ihm des Steigers ſehnige Maid,
Sein auserwählter Schatz.

Auf meinem Grabe wallt das Grün,
Des Abendwindes Spiel,
Und unter den Blumen, die da blühn,
Koſen ſie lang und viel.

Er kommt aus der Schlacht, aus dem letzten Krieg,
Der grimm zerwühlte die Welt —
Und ſtolz erzählt von Streit und Sieg
Der Freiheit junger Held:

„Hier ſtürmt' ich von dir, als die Fahne flog
Blutroth am wolkigen Tag,
Als feig und raſch die Gewalt ſich bog
Vor des Volks zermalmendem Schlag.

„Wohl hat vor dem Bach von ſchäumigem Blut
Mich's tief in der Seele gegrauſt:
Doch Seiner gedacht' ich, deß Staub hier ruht,
Und preßte mein Herz mit der Fauſt.

„Ihm gönnten ſie nicht den rühmlichen Tod
In froher männlicher Kraft;
Sie mordeten ihm den Geiſt durch Noth
Im grauſigen Schweigen der Haft!

„So ging's an den Ruſſen, den Zorn im Mark,
Mit lautem Kampfgeſchrei,
Und Deutſchland wurde groß und ſtark,
Und Polen wurde frei.

„Wie leben wir jetzt ſo frei und ſchön
In der goldenen Republik!
Die Sonne ſelber von blauen Höh'n
Lächelt mit froherem Blick.

„Die Merle flötet vom Kirſchenbaum,
Und der Fink im Haſelgezweig;

Vorüber der Haß wie ein blutiger Traum,
Und Alle frei und gleich!“

Und wie mein Herz den Ton vernimmt,
Da zuckt es noch einmal;
Und durch die dunkeln Aſchen glimmt
Die letzte Luſt und Qual.

Es treibt den letzten Lebensſaft
Herauf nach Licht und Luſt;
Die Blumen des Hügels ſchwellen in Kraft
Und ſpenden volleren Duft.

Das Mädchen ſchauert, der Burſch verſtummt,
Der Vogel zittert im Laub;
Nur leiſe, leiſe der Käfer ſummt — — —
Mein Herz zerfällt in Staub.

Bundeslied.

(Fragment.)

O blickt hinaus in goldne Auen,
Die uns verklärt der Sonnenglanz,
Und fühlt des Vaters Milde thauen
Herab vom nächt'gen Sternenkranz.
Für Alle gab er Sonn' und Regen,
Für Alle goß er aus den Segen.
Drum, Bürger, ſchwört bei dieſem herben Wein:
Nein, nein, o nein!
Kein Bettler ſoll mehr ſein!

Doch grimmig naht ſich der Verſucher
Und reißt des Reichen Herzen hin;
Mit kalter Seele ſaugt der Wucher
Aus Mord den gräulichen Gewinn.
Die Erde gab's im Ueberfluſſe,
Er ſperrt's dem Armen zum Genuſſe.
Drum, Bürger, ſchwört bei dieſem herben Wein:
Nein, nein, o nein!
Kein Bettler ſoll mehr ſein!

Seid Brüder! hat der Held geſprochen,
Der für die Welt am Kreuze ſtarb;
Die Prieſter haben's umgebrochen
Und ſeines Blutes Kraft verdarb.
Doch wir verkünden's aller Orten,
Schon tönt's in jeder Sprache Worten.
Drum, Brüder, ſchwört's bei dieſem herben Wein:
Nein, nein, o nein!
Kein Bettler ſoll mehr ſein!

Abſchied von Deutſchland.

Albumblatt an ein Mädchen der Oſtſee.

November 1850.

Nun ſinken böſe Sterne
Tief hinter mir in Nacht:
Es ladet mich die Ferne
Mit goldner Morgenpracht.
Die wanderfrohen Wellen
Mit weißem Kamme ſchwellen,
Vom Süden weht's mit Macht.

In wenig Stunden fodert
Der Bootsmann mich zum Strand:
Durch meine Seele lodert
Des Abſchieds ſcharfer Brand.
Die Lippe fragt ſo bange:
Wie lang, ach auf wie lange
Meid' ich mein Vaterland?

Doch eh zum ſchwanken Looſe
Ich friſch mich wende um,
Eh neues Schlachtgetoſe
Mich ruft zu kühnem Thun,
War es mir doch beſchieden
In deutſchen Hauſes Frieden
Noch einmal auszuruhn.

Ich kam auf Flüchtlingspfaden
Geächtet und verbannt:
Ich kam von Schmerz beladen,
Von Haß und Zorn verbrannt:
Es ſchlug die Flucht mir Wunden,
Sie wurden mir verbunden
Von mütterlicher Hand.

Hier traf ich deutſche Seelen
Und ächtes Sachſenblut;
Sie ſetzten ohne Wählen
An mich ihr Glück und Gut:
Hier an der Heimath Marken,
Da fand ich noch den ſtarken,
Den treuen Opfermuth.

O eure fromme Güte,
Sie that ſich nie genug!
Sie ſtillt mir im Gemüthe

Den Ingrimm den ich trug.
Durch euch ward mir verliehen,
Daß ich vermag zu ziehen
In's Elend ohne Fluch.

Drum Segen dieſem Herde
Und Heil ihm ewiglich,
Wo noch nicht von der Erde
Das fromme Gaſtrecht wich! —
Auf allen ihren Wegen,
Mein Kind, den Deinen Segen,
Und Segen auch auf dich!

Auch uns, drauf magſt du trauen,
Fällt anders bald das Loos,
Und raſch zu euern Auen
Wiegt mich des Meeres Schooß:
Aus Franken und aus Sachſen
Soll dann zuſammenwachſen
Ein Deutſchland frei und groß!

Amerika und Europa.

1851.

Geſchwollen aus dem Schnee der Bäche,
Den Urwaldsnacht zuſammenballt,
Dehnt ſich des Miſſiſſippi Fläche
Durch helle Flur und dunkeln Wald.
Auch ich ſtand träumend einſt, zu lauſchen
In ſeiner weiten grünen Au,
Und nichts vernahm ich als ſein Rauſchen,
Nichts ſchaut' ich als des Himmels Blau.

So wie der Strom, ſo rollt das Leben
Im jungen Land des Friedens hin;
Gewidmet iſt das volle Streben
Nur dem Genuſſe, dem Gewinn:
Vom Zukunftstraume ſanft beflügelt
Rinnt hin die leichte Gegenwart,
Und von der Sitte ſtreng gezügelt
Geht gleich und ſtill des Lebens Fahrt.

Wir aber ſtammen aus anderem Lande,
Geſegnet, du mein wildfluthender Rhein!
Aus dem umſchlingenden Felſenbande
Brachſt du in lachende Fluren herein.
Flaches Geſtade und graues Geſchiebe
Sprengte des Feuers zerſchmelzende Macht,
Und aus der Erde mit grimmigem Triebe
Hub der Baſalt ſich in glühender Pracht.

Altes Europa, wie biſt du uns theuer,
Land des Kampfes, der Revolution!
Fern von dir, nur wilder und treuer
Liebt dich dein ſtarker, verbannter Sohn!
Nimmer zu raſten im weſtlichen Frieden,
Nimmer zu ſiedeln im träumenden Forſt
Sei mir, dem Schickſalvollen, beſchieden,
Bis erſt deine Feſſel zerborſt!

Ha, wie ſie unſern Buſen durchlodern,
Haß und Liebe, Begeiſtrung und Zorn!
Wie ſie hinaus in die Schlachten uns fodern,
Ruft erſt zum Kampfe das kriegriſche Horn!
Ruhe, ſie winkt uns nimmer auf Erden,
Denn wir ſchlagen Gefecht um Gefecht,
Und nur ſpät magſt friedlich du werden,
Unſer beglückteres Enkelgeſchlecht!

Ohio-Wein.

Mein deutſcher Gaſtfreund, ſchenk' mir ein
Den röthlichen Catawba-Wein,
Den, des ergrauten Trinkers Wonne,
Reifte Columbia's leuchtende Sonne;
Von Deutſchland laß uns plaudern in Ruh',
Vom Neckar und deiner Alb dazu.

Wie herrlich durch die weite Au
Strahlt des Ohio reines Blau!
Und rings die Reben von Trauben gebogen,
Der deutſche Bauer hat ſie gezogen —
Weißt du, daß eines Deutſchen Hand
Zuerſt im Forſt hier Trauben fand?

So kündet's alte dunkle Mär:
Von Island fuhren ſie daher,
Die Weißen, vor achthundert Jahren;
Kein Compaß half den kühnen Schaaren,
Den Sternen nur folgend, im ſchwachen Kiel
Erſtrebten ſie doch das erhoffte Ziel.

Da lag es: die dunkle Wäldernacht
Verklärte des Herbſtlaubs ſchimmernde Pracht;
Des indianiſchen Sommers Schleier
Wie Weihrauch hüllte des Tempels Feier:
Goldfarb und purpurn, die Fernen blau —
So lag der Forſt im Morgenthau.

Und unter den Kühnen auserkannt
Herr Tyrker war, aus dem deutſchen Land;
Herr Tyrker war mit Pfeil und Bogen,
Zur Seite den Hund, in den Forſt gezogen;
Sie ſaßen am Strand, das währte ſo lang,
Den Genoſſen ward um den Jäger bang.

Sie ſuchten ihn, und fanden ihn bald,
Laut ſcholl ſein deutſches Lied aus dem Wald,
Und wie ſie durch's Strauchwerk zu ihm dringen,
Sehn ſie ihn fröhlich tanzen und ſpringen.
Da bot er, gepreßt im Jägerhorn,
Auch ihnen des Moſtes ſchäumenden Born.

Ich fand, ſo rief er jauchzend aus,
Hier Trauben, wie bei mir zu Haus;
Das Land, noch ſchlummernd in Urwaldshülle,
Wird tragen des Weines goldne Fülle;
Und drum ſei dieſer Hoffnungsſtrand
Weinland den kommenden Zeiten genannt.

Noch einmal, verdeckt von Grönlands Schnee,
Sank Weinland in des Vergeſſens See:
Vom Wald im Weſten nur dunkle Sagen
Wurden zu ſpätem Jahrhundert getragen;
Sie zauberten leis an Genua's Strand
In den Traum des Schiffers das goldne Land.

Ein deutſcher Mann war's, der gepreßt
Den erſten Moſt im Land gen Weſt,
Und deutſche Weiſen und deutſche Lieder
Hallten zuerſt im Urwald wieder —
Das Zeichen, in lange Nacht verhüllt,
Wie hat ſich's heute ſo herrlich erfüllt!

Bacchus, der wandelnde Gott, er fuhr
Von Nyſa's Hügeln durch Indiens Flur,
In Hellas ward er neu geboren,
Dann hat er die Felſen am Rhein erkoren;
Jetzt iſt ſein grünendes Laubgezelt
Auf Ohio's Sonnenhügel geſtellt.

Du ziehſt den Wein, mein iſt das Lied,
Das hell den dunkeln Forſt durchzieht;
Wo der Ernſt die Fledermausflügel ſpreitet,
Hat der Deutſche die rettende Luſt bereitet;
Es werden Deutſchlands Lied und Wein
Columbia's Jugendbrunnen ſein.

Vierzig Jahr alt.

Vierzig Jahr — des Lebens Mitte,
Zwiſchen Wiege, zwiſchen Grab!
Jugend ſchied, mit leiſem Schritte
Geht's zum Alter nun hinab.
Einmal noch am fremden Strande
Eſſen wir das harte Brot,
Aber heut aus unſerm Lande
Färb' uns Wein die Wangen roth.

Dieſes Glas ſei ihr gegeben,
Die uns All' im Schooße trug;
Aus der Brandung ew'gem Leben
Weht ihr freud'ger Odemzug:
Die das Korn zur Aehre ründet
Auf der glüh'nden Sommerflur,
Uns der Traube Feuer zündet,
Unſre Mutter, die Natur!

Doch ſo reich ſie Gaben ſendet,
Oede liegt ſie und verbrannt,
Bis ſie ihre Füllen ſpendet
Der geduld'gen Menſchenhand.
Dieſes Glas ſei ihr getrunken,
Die den Fels zum Acker ſchuf
Und im Geiſt geweckt den Funken —
Arbeit, die des Manns Beruf!

Aber unter Palmenkronen
Drückt auch des Tyrannen Joch,
Und der Arbeit fluchend wohnen
Sklaven bei der Kette noch.
Da nur lacht vor Luſt der Himmel,
Wo du, heil'ge Freiheit, thronſt
Und ein thätig Volksgewimmel
Nach gerechtem Maß belohnſt.

Schied der Vater euch von dannen,
Söhne, nehmt des Schildes Laſt!
Haßt, ihr Töchter, die Tyrannen,
Wie die Mutter ſie gehaßt!
Schätzt vor jeder Erdengabe
Nur was euer Fleiß erwarb,
Freut euch der erkämpften Habe
Und vergeßt was euch verdarb.

Reich' mir an des Lebens Wende
Deine Hand, geliebte Frau!
Treulich führen wir's zu Ende,
Braun die Locken oder grau!
Noch wirſt du zum Kampf mich rüſten,
Unſre Banner fliegen ſehn,
Und an freier Erde Brüſten
Werden jung wir auferſtehn.

Bei Pucheta's Tod.

Spanien, deine Fahnen weichen!
Schon verſtummt das Schlachtgeſchrei,
Kalt gemacht vom kalten Blei
Liegen tauſend Männerleichen —
Du warſt frei,
Aber deine Sterne bleichen
Im Triumph der Tyrannei.

Völker, die als frei ſich brüſten,
Sehn's mit ſtumpfen Augen an,
Wie ſich gegen jeden Mann
Allwärts die Deſpoten rüſten.
Frech voran
Dringt der Herrſchgier wild Gelüſten,
Und die Freiheit geht im Bann.

Schwer, o ſchwer in dieſen Tagen,
Wo in's Grab ſinkt alle Luſt
Einer freiheitstrunknen Bruſt,
Iſt das Leben zu ertragen.

Doch du mußt,
Herz, und drum ſollſt du nicht zagen,
Deines letzten Siegs bewußt!

Ewig an dem Norden hangen
Muß das ſeelenloſe Erz;
Auch der Völker heißes Herz
Hegt ein wandellos Verlangen —
Freiheitwärts
Strebt der Menſchheit tiefſtes Bangen
Ueber Blut und Todesſchmerz.

Ewig vor der Macht der Sonnen,
Die mit jeder Wolke ficht,
Iſt in's goldne Aetherlicht
Jeder Nebeldunſt zerronnen —
Ewig bricht
Aus dem Geiſt des Lichtes Bronnen,
Und die Nacht verſchlingt ihn nicht.

Laßt als Thoren euch verdammen!
Selig wer am Glauben hält,
Der den Kämpfer ſtählt im Feld
Und den Märtyrer in Flammen:
Einmal fällt
Doch der Bau des Fluchs zuſammen,
Und entfeſſelt blüht die Welt!

An mein Vaterland.

Widmung des Trauerſpiels Nimrod.

Auf dem Schloß zu Haſtings,

4. September 1856.

Du Weſtwind, der auf weichen Flügeln
Durch blüh'nde Hopfengärten rauſcht,
Trag mir zu Deutſchlands Rebenhügeln
Den Sang, dem Albions Meer gelauſcht.
Umweht von alter Schlachtenſage
Schuf ich dieß thatenfrohe Lied,
Dem mit dem lauten Wellenſchlage
Die Brandung Schritt und Maß beſchied.

Am weißen Felſen hier im Thale,
Da ſchlug der Normann ſein Gezelt;
Sein Becher ward beim erſten Mahle
Dort auf den Steinblock ihm geſtellt.

Franzöſiſch Loſungswort durchhallte
Auf Sachſengrund die Herbſtesnacht,
Und über jenen Hügel wallte
Sein Banner morgens zu der Schlacht.

Nun Friede rings! Ein Sommerhimmel
Lacht ob den Fluren, mild und blau;
Es deckt ein fröhlich Volksgewimmel
Das laute Meer, die ſtille Au.
Der bange Kampf ward durchgeſtritten,
Die Freiheit war des Kampfes Lohn,
Und was der Vater einſt gelitten,
Genießt in Frieden heut der Sohn.

Schön iſt dieß Land, das an den Brüſten
Des Meers in ſichrer Fülle ruht,
Und blauer als an Rügens Küſten
Schäumt hier am Fels die hohe Fluth.
Es tönt aus dunkelm Kohlenrauche
Des Webſtuhls Schlag, des Stahles Klang,
Und in der Freiheit friſchem Hauche
Reift ſtolz und männlich der Geſang.

Dieß Eiland, los vom Sklavenbande,
Auch uns verlieh es Schutz und Glück;
Kein kränklich Sehnen lockt zum Lande,
Das uns verſtieß, das Herz zurück.

Hier, wo die Kettenwunden heilen,
Erkämpften wir ein neues Ziel —
O Deutſchland, deine Dichter weilen
Mit ſtolzen Seelen im Exil!

O Heimath, die ſtatt Bürgerehren
Du Wunden gabſt und Ketten ſchufſt,
Wir werden nichts von dir begehren,
Bis ſelbſt du unſre Stärke rufſt.
Und doch, ob du uns rauh vertrieben
Aus deinem lebenswarmen Schooß,
Wir werden ewig, ewig lieben
Dich, deutſche Mutter, ſchön und groß.

Ja, wir ſind dein, und keine Schranke
Sperrt ab von uns, was du uns biſt!
Stolz trägt zu dir uns der Gedanke,
Der leicht der Nordſee Weiten mißt.
Weit über Höh'n und Tiefen funkelt
Uns deines Geiſtes Flammenſtrom,
Und von der Ferne nicht verdunkelt
Blitzt vor uns deiner Künſte Dom.

Was wir im fremden Lande ſchaffen,
Es ward von deinem Mark genährt;
Du ſchmiedeſt unſres Sieges Waffen
Auf deinem ewig wachen Herd.

Uns ſtärkt zur Abendfeierſtunde
Des deutſchen Freundes tiefes Wort,
Und hell aus unſrer Kinder Munde
Klingt deutſches Lied uns fort und fort.

Wenn wir die Harfen höher ſpannen,
Trunken von unſres Rheines Wein,
Genug, wenn wir den Preis gewannen,
Als Sänger deiner werth zu ſein.
Mit Gold mag uns die Fremde lohnen,
Du giebſt der Locken ſtolzre Zier —
Einſt fordern unſre Bürgerkronen
Und heut den Lorbeer wir von dir!

Drum auf, o Weſt! Such' meine Treuen
Mit dieſes Liedes Blumenſtrauß,
Daß ſie ſich ihres Dichters freuen
In Hütten und im Bürgerhaus!
Ihr Alle, deren Herzen brannten
Um mich in Gram einſt und in Luſt,
Nehmt von dem Dichter, dem Verbannten,
Den Gruß aus treuer Mannesbruſt.

Meiner Tochter Johanna,

als ſie zwölf Jahr alt wurde.

Als du einſt tratſt in unſre Kreiſe,
Dein Aug war blau und lacht' in Scherz,
Klang dir vom Vater keine Weiſe,
Und doch, wie drückt' ich dich an's Herz!

Auch du haſt ſtets an mir gehangen!
Oft ſchlichſt du ſtill, nun warſt du da,
Wie lieb dann deine Reimchen klangen:
Mach auf, mach auf, lieber Papa!

Im weiten Schlafrock eingeſchlagen
Auf meinen Knieen ſaßeſt du;
Da warſt du ſtill, und ohne Plagen
Gabſt du mir zu der Arbeit Ruh'.

Ich fühl's, wie ſchon die raſchen Knaben
Die Welt von meinem Geiſt entfernt,
Und keiner hat von meinen Gaben
Im Spiel ſoviel wie du gelernt.

Nun ahnt mir's, daß mit freiern Schwingen
Du von dem Neſte dich erhebſt:
In manches Reich werd' ich nicht dringen,
Das du nun bald im Flug erſtrebſt.

Als jüngſt wir an dem Hügel klommen
Munter empor in Schritt und Lauf,
Haſt du nicht mehr die Hand genommen,
An meinem Arm ſprangſt du hinauf.

Ich nehm' es an, das holde Zeichen,
Nicht mehr gebiet' ich dir als Kind!
Es ſollen alle Schranken weichen,
Die dir nicht länger Schranken ſind.

Hinfort will ich dich nicht mehr leiten,
Nicht halt' ich mehr die Hand in Haft!
Nur, ſollte je der Fuß dir gleiten,
Dann ſtütz' dich auf des Vaters Kraft.

Schon manchen Preis haſt du erſtritten
Und reich gemehrt des Geiſtes Schatz —
Zwiſchen den Eltern nun inmitten
Nimm der erwachsnen Tochter Platz!

Nun rede du mit unſern Gäſten
Als gleich und gleich, mit freiem Mund;
Nimm Theil an unſern Freudenfeſten;
Auch unſre Sorge ſei dir kund.

Tritt mit der Mutter, ſchönheitminnend,
Hinaus in's heitre Reich der Kunſt,
Und mit dem Vater ringe ſinnend
Nun um der höchſten Weisheit Gunſt.

Was je im ſtillen Frau'ngemüthe
Dir künftig blüht, ſei heilig mir:
Nur hüten will ich deine Blüthe,
Doch nie das Blühn verwehr' ich dir.

So laß uns, frei und wahrhaft, ſchreiten
Den Pfad, der noch zuſammen geht,
Und wenn einmal in künft'gen Zeiten
Auf meinem Grab die Blume weht —

Wohl mir, wenn dann, hinabgebogen
Zur Gruft, dein Mund es noch bezeugt:
Zur Freiheit hat er mich erzogen
Und nimmer meinen Wuchs gebeugt!

Dunkle Nacht.

Noch keine Raſt nach ſchwerem, trübem Tag,
Hart iſt nach hartem Thun ein ſchlaflos Lager;
Die Sorgen kommen, all die kleinen Nager, —
Doch ſtill — durch Nebel hallt der zwölfte Schlag.

Ein neuer Tag! Nun ſteigſt du, heil'ges Licht,
Aufwärts aus deinen feuchten Tiefen wieder,
Der Vogel träumt im Neſt auf Morgenlieder,
Und ſchaudernd ſenkt die Nacht ihr Sphinxgeſicht.

Heil dir, o Licht! dein heilig Pflegeramt,
Du übſt es fröhlich, ſtets aufs neue tagend.
Ich aber will wie du thun, nicht verzagend,
Solang dein Strahl ob meinem Scheitel flammt.

Was dir auch kam, es fand dich niemals feig,
Mein ſtiller Geiſt, du haſt es überwunden;
Nie trafen dich die allerſchwerſten Stunden
Rathlos an Wort, noch vor dem Handeln bleich.

Du weißt es, daß du ſiegſt, ſolang du ſtrebſt:
Härter als Feindesherzen ſind die Waffen;
Gewalt'ger als das Chaos iſt das Schaffen,
Und jede Laſt weicht, wenn du muthig hebſt.

Drum ſchließe nun, mein ſchmerzend Aug, dich zu,
Und fließe leis, empörte Herzenswelle!
Nimm mich, o Ferge Schlaf, und zu der Schwelle
Des Morgenufers wiege mich in Ruh'!

An der Wiege.

Dieß Kind hat deine Augen nicht,
Geliebte!
Dein Aug iſt blau und froh und licht,
Und meines iſt braun und heiß, und flammt —
Doch des Kindes Augen ſind ſchwarz wie Sammt,
Wie die Nacht ſo tief und lind —
Geliebte,
Von wem hat die das Kind?

Die Mutter ſieht in den Schooß und lacht
Und flüſtert ſchelmiſch: So war es ja,
So war's wie ich dein Auge ſah,
Geliebter,
Im Dämmerſchein der Nacht.

Johannislaub.

Wenn des Sommers ſcharfes Glühen
Manche Zier dem Baum entrafft,
Siehſt du neu den Forſt erblühen
Von des Jahres reicher Kraft.
Schau, wie dort im Hain die Spitzen
Grün und mailich wieder blitzen,
Neu geſchwellt von Frühlingsſaft.

Manche Knoſpe ward dem Wurme,
Manche ward dem Froſt zum Raub;
Manches Blatt im Wetterſturme
Brach und rollte zu dem Staub;
Doch du ſiehſt nicht was geſchwunden,
Denn es deckt der Krone Wunden
Heiliges Johannislaub.

Zart und leicht wie Maienſproſſen
Bebt's vom Morgenhauch bewegt,
Daß der Baum, von Luſt durchfloſſen,
Sich mit ſüßen Schauern regt.

Stolz wie je in Lenzestagen
Wird er nun die Krone tragen,
Bis der Winterſturm ihn fegt.

So, Geliebte, tief im Grunde
Wurzelt unſrer Liebe Baum;
Unbeirrt vom Tanz der Stunde
Zweigt er durch den Himmelsraum.
Spricht zu uns im Heimathstone
Aus den Läubern ſeiner Krone,
Rauſcht uns heut wie einſt in Traum.

Was mit giftigen Geſchoſſen
Weggeſengt der Sturm der Welt,
Füllt ſich mit den hellſten Sproſſen,
Die das Herz zum Lichte ſchwellt.
Aus dem heißen Lebenstriebe
Ewig friſcht ſich unſre Liebe,
Bis das Laub auf's Grab uns fällt.

Zerriſſene Saiten.

Bei Johanna's Tod.

— — — —

Gleich der hehren Tropenſonne
Sankſt du wolkenfrei und klar,
Als dein Leuchten dir noch Wonne
Und dein Kuß noch Flamme war!

— — —

Ehre dieß Leid mit Schweigen,
Hüll' es in dir vor der Welt —
Eiternde Wunden zeigen
Wird kein Tapfrer im Feld.

Dieſes Grauſen vergebens
Wagte zu künden das Lied,
Da ja der Rauſch des Lebens
Ach auf ewig, auf ewig mir ſchied!

Nirwana.

Sein großes Auge brach;
Die Hand, die Leiden liebevoll geſtillt,
Hob ſegnend er noch einmal mild,
Als er ſein letztes Wort zum Kreis der Jünger ſprach:

„Nirwana, du biſt mein!
Ich weiß, ich werde nie mehr wiederkommen;
Der Qual des eignen Seins entnommen
Wird heut mein Geiſt in Gott vernichtet ſein.“

O Buddha, Liebesheld!
Dir flammt in Glauben noch des Oſtens Welt!
Auch ich, des Weſtens Kind,
In Gottestrunkenheit wie du geſinnt,
Ich ſehne innig mich nach dem Vergehn,
Nicht nach dem Auferſtehn!

Wer ſeinen Kreis erfüllt,
Wem ſich das All in Schönheit hat enthüllt,
Wem Frauengunſt gelacht,
Wem Liebe ſcharfe Gluth im Herzen angefacht,
Wem oft die Schläfe heiß
Gepocht unter der Lebensarbeit Schweiß:
Wer forſchend ſich gemüht,
Wem des Gedankens Saatfeld aufgeblüht —
Der aus des Eigenlebens Fieberhaſt
Sehnt ſich nach traumlos tiefer Schlummerraſt.

Wie in der ſchlummertrunknen Liebſten Schooß
Wir ſelig ſinken,
So auch in Gott, des Wollens, Denkens bloß,
Laßt Raſt mich trinken.
Kein jüdiſch Hoſiannah, kein griechiſcher Sphärenklang,
Kein flauer Engelſang!
Kein Zählen der Million von Funkelſternen,
Kein Wiſſen ohne Lernen!
Nur ganz in Gott vergehn! Es ſoll allein
Nirwana ſein!

Lerne warten.

Ernſt den Pfad des Rechts zu wandeln
Ziemt des Mannes ſtolzer Kraft;
Starkes Glauben, treues Handeln
Iſt's was ihn zum Helden ſchafft.
Seiner Arbeit ſtrenge Tugend
Macht ihn frei und feſſellos;
Selbſt des Lorbeers grüne Jugend
Fällt dem Kämpfer in den Schooß.

Aber nicht das Glück erringt er,
Das in blauen Lüften webt,
Das um ihn, ein goldbeſchwingter
Paradieſesvogel, ſchwebt;
Eigenſinnig auf den Zweigen
Gaukelt ſein geſchwinder Flug;
Oft wohl ſcheint es ſich zu neigen,
Aber ſeine Gunſt war Trug.

Weh dir, wenn in zorniger Eile
Du den Fuß zu folgen hebſt,
Wenn mit leichtbeſchwingtem Pfeile
Du es zu erlegen ſtrebſt!
Mit behendem Schwung dich neckend
Höhnt es Kraft, und höhnt Geſchick;
Unter Wolken ſich verſteckend
Flieht für immer es dem Blick.

Lerne warten, lerne hoffen!
Glück beſucht die Seele oft,
Die, vom Zweifel nie betroffen,
Gegen alles Hoffen hofft.
Dann vielleicht am ſchönſten Tage
Naht es ſelbſt dir mit Begier,
Und mit keckem Flügelſchlage
Flattert's auf die Schulter dir.

Hat Achill im Schmuck der Jahre
Iphigenien erwählt:
Sie verblutet' am Altare,
Und er lag vom Pfeil entſeelt —
Doch den ſehnſuchtsvollen Schatten
Steigt ein Eiland aus der Fluth,
Wo auf ewiggrünen Matten
Er mit der Verlobten ruht.

Wilde See.

In der indiſchen See, dem Korallenmeer,
Wälzt der Tyfun ſich heulend daher;
Aus der ſchwülen Stille der Liniengluth
Auf peitſcht er grimmig die gläſerne Fluth.
Kaum aus dem Schlummer der Schiffer erwacht,
Und ſchon umgiebt ihn die ſchweflichte Nacht.
Der Maſt geſpliſſen,
Das Tau entzwei!
Die Segel zerriſſen
Im Sturme frei!

Die Fluth hat ihr Opfer, heulend und dumpf
Schmettert ſie gegen den ſtöhnenden Rumpf.
Heruntergeſpült das rettende Boot,
Vor dem Anprall ſinkt auf das Deck der Pilot —
Da hilft nicht Kunſt, da rettet nicht Kraft,

Kaum daß er ein peitſchendes Tau noch errafft,
Mit der Angſt des Todes, mit krampfiger Haſt
Schnürt er ſich an den geknickten Maſt.
Die Sturzſee rollt ihm zu Häupten ſchwer,
Sie peitſcht ihm die Stirn — er fühlt es nicht mehr.
Noch zu den Sternen
Ein letzter Schrei!
Ein Gruß in die Fernen —
Alles vorbei! —

Da auf einmal unter Blitzen
Bricht die blaue Wetternacht:
Aus gezackten Wolkenritzen
Noch ein letzter Donner kracht.
Rettung, holde Liebe, bringſt du,
Und dein Hauch ſchmelzt das Geſchick,
Und das müde Auge zwingſt du,
Sich zu öffnen deinem Blick.

Der dem Tod ſich ſchon ergeben,
Schon herangewünſcht das Nichts,
Grüßt entzückt das neue Leben
In dem Strahl des jungen Lichts.
Wie ein breiter Silberſtreifen,
Schau wie's in der Ferne ruht;
Und ſchon will es näher ſchweifen
Auf der dunkeln Erzesfluth.

Und dahinter, fern am Saume,
Wo der Morgen Purpur ſprüht,
Dämmert Land ſchon wie im Traume,
Das von Tropenfrüchten glüht.
Ja, ſchon wogt im Wind ein neuer
Blumenrauſch heran vom Strand —
Und noch einmal an das Steuer
Greift die ſturmerprobte Hand.

Ein fernes Lichtchen.

Nächtliche Regenwolken ziehen
Ueber die Sterne den Schleier ſchwer —
Ueber den Hügel mit wankenden Knieen
Schreit' ich, ein müder Pilger, daher.

Da aus fernem, umdunkeltem Thale
Funkelt ſo heimlich ein einzelnes Licht,
Das mit dem ſchwankenden, zitternden Strahle
Dennoch die Schauer des Regens durchbricht.

Muth nun, o Pilger! das Licht iſt ein Zeichen!
Hinter dem Flämmchen, da thürmt ſich die Stadt.
Muthig, o Fuß, du wirſt ſie erreichen,
Werd' in dem letzten Streben nicht matt.

Hinter dem Licht, da iſt Flamme und Wonne,
Breitet ein fröhliches Leben ſich aus!
Bald wohl hebt ſich im Morgen die Sonne,
Und ſie beglänzt dir ein eigenes Haus.

Nicht mehr führt mich die Nacht aus der Richte,
Nicht mehr verſchlägt mich der heulende Wind,
Denn mein Aug, es hängt an dem Lichte
Deiner Liebe, mein herziges Kind!

An meine Minna.

Uns zur Seiten alle Stunden
Gehn geliebte Todte mit,
Und Geſchlechter, die geſchwunden,
Stäuben auf bei unſerm Tritt.

Doch auch durch die Himmelsräume
Täglich ſtrahlt das Morgenroth —
Aus den Gräbern wachſen Bäume
Und das Leben aus dem Tod.

Ihre Ehre ſei den Todten,
Feig iſt's, die Erinnrung ſcheun!
Doch den Lebenden geboten
Ward's, des Lebens ſich zu freun.

Was wir jauchzend einſt genoſſen
Mit des Herzens vollem Schlag,
Sei es in die Nacht zerfloſſen —
Unſer iſt der wache Tag!

Bis auch meine Pulſe ſtocken,
Halt' ich dich, mein Lieb, im Arm,
Und auch unter'm Schnee der Locken
Klopft das Herz noch voll und warm.

Löſe drum des Schweigens Siegel
Von den Lippen frank und frei,
Daß mir deiner Seele Spiegel
Offenbar und heiter ſei.

Friſch, wie jung mit jedem Lenze
Auferſteht das frohe Grün,
Laß auch deiner Minne Kränze
Um das ſchneeige Haupt mir blühn!

Liebesgruß

in ein Zeitungsblatt geſchrieben.

Schmiegt euch, feingeſchriebne Zeilen,
Hier in dieſen Winkel ein;
Wird ihr Aug das Blatt durcheilen
Mit dem blauen Sternenſchein,
Duckt euch in das kleinſte Eck,
Haltet fein euch im Verſteck!

Doch wirft ſie nun ungeduldig
Fort das Blatt, dann kichert ihr,
Ruft ihr zu dann ſchlau-unſchuldig:
Kukuk, Minna, wir ſind hier!
Hüpft aus dieſem ſichern Haus
Dann hervor und lacht ſie aus!

Als mein Lieb Todesgedanken hatte.

Es kommt aus Weſt am Maientag
Schmelzend ein Hauch gezogen;
Von friſchem Laub iſt grün der Hag,
Der Grabesſtaub verflogen.
Wir brauchen der Blumen nicht länger zu warten:
Die Mutterlieb' in Lilienpracht
Und die Roſe der Sinne iſt glühend entfacht;
All Leben erwacht
In der Liebe ſonnigem Garten.

Der Sommer nah, der Winter fern,
Stark iſt des Lebens Walten;
Und jede Blume will auch gern
Zur Frucht ſich noch entfalten.
Wir ahnen der künftigen Lenze Schimmer,
Wir ſchaun, wie rings ein jegliches Beet
Voll lebender ſtrebender Keimchen ſteht —
Der Lenzhauch weht,
Und an's Sterben denken wir nimmer!

Weit und enge.

O fröhliches Wandern,
Wenn der Morgen aus drohenden Wolken blitzt,
Und der flüchtige Fuß
So leicht uns beflügelt
Hinauf den ſonnigen Abhang
Oder hinab in das duftige Thal!

Und weiter noch als der Fuß
Wandern die Augen!
Sie fliegen zurück zu dem zackigen Gipfel,
Den wir geſtern bezwangen;
Sie fliegen voran auf die ſonnige Fläche,
Wo heute die Nacht uns grüßen wird.

Und weiter noch als der ſchweifende Blick
Wandert die Seele!
Ueber dem kleinen Erdball
Schwebt ſie zur Sonne, ſchwebt zu den Sternen;

Wo ſpurlos Welten im Aether
Schon vergingen und lichtlos,
Da ſtürmt ſie hinaus in die ewige Nacht
Und wiegt ſich in Träume.

Und doch, wie traurig wäre das Wandern,
Und doch, wie öde wäre die Welt,
Wie kalt der Mond und alle Geſtirne,
Wüßt' ich nicht fern auf der kleinen Erde
Irgend ein heimliches Neſt mir gebaut,
Ein kleines Neſtchen,
Und wüßt' ich im Neſtchen ein Herz nicht,
Das in Sehnen mir ſchlägt
Und des Wandernden denkt:
Und ſäßen im Neſtchen
Die Vögelchen nicht
Aufſperrend die Schnäblein,
Und zwitſcherten luſtig
Und fragten die Mutter:
Kommt der Vater auch bald
Und bringt uns Futter?

Lieder vom Seeſtrand.

1. Mittagsbläue.

O lichte Mittagsſtunde!
Still ruht in Golfes Runde
Des Meeres weite Au;
Himmel und Fluth im Bunde
Lächeln in Hoffnungsblau.

Biſt du es, deſſen Welle
Im Sturm mit Wetterſchnelle
Rollt an die Felſen an?
Biſt du es, Sturmgeſelle,
Du wilder Ocean?

Wo dort die Wellchen ſchlagen
Und dunkle Riffe ragen,
Da ſtand die alte Stadt,
Die in der Väter Tagen
Dein Schooß verſchlungen hat.

O Fluth von Luſt und Schmerzen,
Die mit zerbrochnen Herzen
Sank in die tiefe Ruh'!
Und heute doch mit Scherzen
Rollſt deine Fluthen du.

Die hellen Gondeln ſchweben;
Am fernen Rande heben
Sich weiße Segel auf;
Ein ewig junges Leben
Beginnt auf dir den Lauf.

Du ſchläfſt in tiefen Träumen
Nun unter leichten Schäumen
Im lichten Sonnenglanz,
Und an den Wellenſäumen
Schwebt goldner Lichter Tanz.

So in des Herzens Grunde
Sank manche ſel'ge Stunde
Hinab zum ew'gen Traum,
Und wild ziſcht aus dem Schlunde
Der Schmerzen trüber Schaum.

Doch ach, der Fluth zu gleichen
In dieſer lebensreichen
Und ſonnenhellen Raſt —
Wirſt du es je erreichen,
Mein Herz, du wilder Gaſt?

Mit deinen blauen Wonnen,
Mit deinen goldnen Sonnen
Spiel' fort, o Meer, im Scherz,
Bis Frieden neu gewonnen
Dieß bange, bange Herz!

2. Des Meeres Frieden.

Auf ſcharfen Muſchelriffen
Raſt' ich im Mittagſchein;
Und blicke ſchmerzergriffen
In's weite Meer hinein.

Gelb ſtürzt, vom Guß geſchwollen,
Der Quell vom Felſenkamm,
Und in die Meerfluth rollen
Die Wellen trüben Schlamm.

Doch aller Schlamm vom Strande
Sinkt nieder wie ein Flaum,
Die See ſpült zu dem Sande
Das letzte Flöckchen Schaum.

So ſtröme klar, o Seele,
Hinaus zur Ewigkeit,
Und Sorgen, Schmerz und Fehle
Laß an dem Strand der Zeit.

3. Frühlingswind vom Rhein.

Mit dem Blumenſtrauß am Hute
Hüpft der Frühling über's Meer,
Und er bringt mit luſtigem Muthe
Einen Gruß vom Rhein mir her.

Gern gedenk' ich dann der Laube
Ueber abendgoldner Fluth,
Wo beim Würzetrunk der Traube
Ich in wachem Traum geruht.

Ueber den entſchlafnen Wogen
Stieg der Mond im Nebelduft,
Und vom Fluß, wie Schwäne, flogen
Lieder durch die Abendluft.

Blätter ſchwellen, Vögel ſingen,
Junge Freiheit rauſcht im Wind;
Bäche rieſeln, Knospen ſpringen,
Zeit und Welle läuft geſchwind.

Bald auch wird mir wieder winken
Auf der Fluth der goldne Schein,
Und noch einmal werd' ich trinken
Maitrank in der Laub' am Rhein.

4. Wolken und Schickſal.

Aus der Meerfluth hebt ſich die Wolke,
Und tauſend Tropfen zerrinnen in ſie;
Auf der weiten vom Mittag glühenden Fläche
Saugt ſie ein Theilchen aus jeder Welle
Und trägt es hinauf, und hinaus in das Land.

Und tauſend Tropfen ſtrömt ſie auf's neue
Millionenfach in einander geſchmolzen
Ueber das Feld im rauſchenden Schwall.

Alſo aus tauſend verborgnen Quellen
Schöpft das Geſchick ſich den Zauberſegen,
Und tauſend Wellen, kein Sterblicher zählt ſie,
Strömt es hinaus, zu Leben und Tod.

Auf hohem Felſen am Meeresſtrand
In Mittagsgluth gekühlt von dem Seewind,
Gingen wir zwei mit ruhigem Sinn,
Ernſte Rede mit ſcherzender wechſelnd;

Und aus den tauſend verrinnenden Worten
Stieg ungewollt, ſtieg unerwartet
Ein zeugendes Wort —
Das Wort ward ein Schickſal!

5. Regen am Meer.

Dunkle Wolken ziehn am Himmel,
Sturm durchbrauſt den Hain im Thal —
Sende mir aus blauen Augen
Einen hellen Sonnenſtrahl!

Auf dem Meere braut der Nebel,
Feucht und fröſtelnd liegt das Feld —
Sende mir aus blauen Augen
Einen Blick, der Alles hellt!

6. Abendroth.

Wenn der Tagesgott in Feier
Zu dem feuchten Weſten ſinkt
Und gedämpft im Wolkenſchleier
Seine mildern Grüße winkt:
Dann zum letztenmale wende
Deinen Blick zum Purpurſchein,
Freu' dich an des Tages Ende,
Denn dein letzter mag es ſein.

In das Weltenauge ſinken
Laß dein Auge noch einmal
Und aus all dem Glanze trinken
Einen vollen Segensſtrahl,
Der auf lichten Traumesſchwingen
Ueber's Nachtgraun mit dir ſchwebt
Und zu fröhlichem Gelingen
Morgens deine Wimpern hebt.

7. Abſchied von der See.

Einmal, einmal noch hinaus
An den nächtigen Strand —
Morgen fern vom Meeresbraus
Weil' ich tief im Land.

Dumpf die Brandung rollt und ſchwer —
Durch ihr Einerlei
Schwebt vom fernen Meer daher
Einer Möve Schrei.

Aus des Himmels dunkelm Schooß
Klärt ſich Stern an Stern —
Sprecht ihr mir von ſchönerm Loos?
Ja, ich glaub' euch gern.

In den Wolken ſchattenhaft
Schreitet das Geſchick,
Aber mir und meiner Kraft
Dient der Augenblick.

Arm und Bruſt hab' ich geſtählt
In der heil'gen Fluth;
Was die Norne jetzt mir wählt,
Grüß' ich wohlgemuth.

Feſt und freudig ſei das Herz,
Funkle hell, mein Schwert!
Denn das Leben iſt den Schmerz
Und die Angſt nicht werth!

Kehrt ja doch dem rechten Mann
Stets ſein Stern zurück —
Und mit ſtarkem Griff alsdann
Faſſ' ich dich, o Glück!

8. Gruß über das Meer.

Wo ſich im Weſten die Wolken erhellen,
Senkt ſich der Mond und wird dunkel wie Blut;
Zögernd nun taucht er in kühlige Wellen,
Dort wo du weileſt, da ſinkt er zur Fluth.

Doch im Verlöſchen auf dunkelnde Wogen
Gießt er ſein Licht noch in funkelnder Zier;
Flimmernd iſt goldene Brücke gezogen
Ueber das Meer bis hinüber zu dir.

Ueber die Brücke voll Liebesverlangen
Gleitet die Seele mir träumend gen Weſt —
Fühlſt du im Schlaf, wie die roſigen Wangen
Leis wie ein Lüftchen ihr Kuß dir gepreßt?

Eitle Sorgen.

Kannſt das Eine du nicht thun,
Nun ſo thu das Andre!
Treiben ſie dich aus dem Land,
Nimm den Stock und wandre!

Ob du ſtirbſt und ob du lebſt,
Wird die Welt ſich drehen:
Ohne dich und deine Fauſt
Werden Alpen ſtehen.

Ohne dich und deinen Fleiß
Wird die See ſchon fluthen;
Ohne dich die Sonne ſchießt
Ihre Abendgluthen.

Gräme drum dich nicht zu ſehr,
Ob dir Alles glücke;
Denn der ſchlimmſte Weg zum Tod
Iſt die Seufzerbrücke.

Schaff ſoviel du ſchaffen kannſt,
Aber thu es munter!
Oeffnet ſich zuletzt das Grab,
Luſtig ſpring hinunter!

An die Kunſtjünger.

„Rathe mir! Wenn ich dichte und male,
Bleib' ich wohl ferner Idealiſt,
Oder verkauf' ich mich an's Reale,
Da die Welt nun doch realiſtiſch iſt?"

Die Wirklichkeit ſchätzen wir alle höchlich,
Doch wir lieben die Schönheit, mein junger Geſell!
Gieb dein Modell uns ſo treu wie möglich,
Aber — wähle das ſchönſte Modell!

An eine kranke Freundin.

Durch das grüne Urwaldsdunkel,
Durch der Ranken eng Geſchling
Schmiegt in leuchtendem Gefunkel
Doch ſich keck der Schmetterling.

So in kranker Freundin Zimmer,
Das vor meinem Gruß ſich ſchließt,
Fliegt ein Lied, das ſanften Schimmer
In der Krankheit Dämmer gießt.

Ihr den Morgengruß zu ſagen,
Flattre, leichter Falter, hin,
Dann nach ihrem Weh zu fragen
Und zu klären ihren Sinn.

Wie ein Kraut, gepflückt im Düſtern,
Aus der Wunde zieht den Pfeil,
So von deinem Zauberflüſtern
Werd' ihr Herz geſund und heil.

An meinen Freund Gerſtenberg

nach ſeiner Heirath.

O wo ſoll dieſes Lied Euch finden,
Das über's Meer Euch ſuchen geht,
Wo Euch der Hauch von lauen Winden
Zum wintergrünen Süden weht?

Grüßt Euch auf Feldern der Provence
Der Abendſtern im Purpurlicht,
Wo ſich das Stahlband der Durance
Durch Maulbeerhain und Oelwald flicht?

Netzt Euch an Nizza's Felsgeſtade
Den Fuß des Meeres leichter Schaum,
Und pflückt Ihr auf dem Gartenpfade
Euch die Orange reif vom Baum?

Ruht Ihr auf liedgeweihter Stelle
In Tivoli's umbüſchter Schluft',
Und ſchaut, wie Anio's weiße Welle
Hinabſchäumt in die Felſenkluft?

Wie wird dieß Paar der ſchönſten Augen
In ſeiner Wimpern dunkelm Kranz
Italiens Farben in ſich ſaugen
Und blitzen von des Südens Glanz!

Dieß Lied, es folgt Euch allerwegen
Durch ſüdlich immergrün Geſträuch,
Und meldet zu des Prieſters Segen
Des Dichters wärmern Segen Euch!

Des Freundes Segen auch! Wir denken
An dich, du Guter, oft und gern;
Kann unſer Wunſch das Schickſal lenken,
So leuchtet dir ein guter Stern.

In Liebesraſt magſt du geneſen
Von dieſes Nordens Haſt und Rauch;
Der muſterhaft als Freund geweſen,
Sei hochbeglückt im Lieben auch.

Ins Himmelblau.

Die Eltern ſaßen im Garten
Im friſchen Lenzesgrün,
Und ſahen Glück und Blumen
Und Kinder um ſich blühn.

Da war der kleine Junge,
Der Mutter ſtand er nah,
Wo er vor einem Schemel
Sein Bilderbuch beſah.

Der Frühlingswind entführt' ihm
Die Bilder Blatt um Blatt;
Erſt holt' er ſelbſt ſie wieder,
Doch hatt' er bald es ſatt.

Da ſah mit blauen Augen
In's Himmelblau das Kind,
Und rief in vollem Eifer
Hinauf: Nicht Wind, nicht Wind!

Bayerische Staatsbibliothek München

Mutter und Vater lachten —
Warum habt ihr gelacht?
Habt ihr als große Leute
Es klüger denn gemacht?

Wenn irgend was euch ſtörte,
Riefet ihr nicht geſchwind
Aengſtlich zum blauen Himmel
Hinauf: „Nicht Wind, nicht Wind!“

Herr und Madame Schmidt.

Frau Schmidt kam von der Auction,
Herr Schmidt ſaß rauchend auf ſeinem Balkon,
Sie rauſchte zu ihm in ſtaub'gen Gewanden —
„Nun, ſprach er, was haſt du heut erſtanden?“
Triumph in den Blicken zog ſie hervor
Eine Meſſingplatte von einem Thor,
Trauf ſtand der Name Müller gravirt.
„Ei,“ rief er, „Schatz, was iſt dir paſſirt?
„Man ſagt nicht umſonſt, Ihr Weiber, von Euch,
„Bei Verkäufen erſteht ihr das ſchofelſte Zeug!
„Was unter allen unnützen Sachen
„Willſt du mit dieſer Platte machen?“ —
„Ja,“ rief ſie, „Ihr meint, wir denken nie!
„Ich hab' mirs wohl überlegt. Nun ſieh,
„Wenn der Himmel jetzt dich mir ſterben ließe,
„Und ich nähme dann Einen, der Müller hieße:
„Siehſt du nun ſelber, mein lieber Mann,
„Wie nett mir käme das Plättchen dann?“

Aus Mirut.

(Times vom 5. Auguſt 1857.)

Delhi hebt die ehrne Stirne,
Ein Jahrhundert ſchmuckberaubt,
Und der Moguln üpp'ge Dirne
Schlingt die Perlen neu um's Haupt.

Rückgelehnt in Polſterthronen
Hallt ihr erſtes Machtgebot:
Kinder Indiens, ohne Schonen
Allen Europäern Tod!

Wo die Tſchumna ihre Wellen
Hell durch dunkle Gärten gießt
Und vorbei den Marmorſchwellen
Liebgeweihter Gräber fließt:

Da erbebt der Strom mit Ziſchen,
Rauſcht empört die fromme Fluth;
Denn die heil'gen Wellen miſchen
Sich mit heißen Strömen Blut.

Rings die Brittenlager lohen,
Und zum letzten Rettungsport
Stürzt, was noch dem Mord entflohen,
Nach Miruts verlaßnem Fort.

Dort, wie auf dem Felſenneſte
Scheu der Schwarm der Möven hauſt,
Lauſchen ſie von ihrer Feſte,
Wie der Aufruhr um ſie brauſt.

Seht den müden Bettler ſchleichen!
Friedſam naht er und allein,
Grüßt uns mit dem Friedenszeichen,
's iſt ein Fakir, laßt ihn ein!

In der Offiziere Mitten,
Waffenlos und ohne Harm
Kommt er ruhig hergeſchritten:
Sieh, was trägt er auf dem Arm?

Wie aus dunkler Stachelfeige
Roth die Tropenblüthe bricht:
Wie durch rauhe Palmenzweige
Indiens Falter hell ſich flicht:

Alſo unter ſtrupp'gem Barte
Tauchet Lockengold empor,
Und aus Lumpen lauſcht das zarte
Köpfchen eines Engels vor —

Friſch, wie in des Meeres Mitten
Albions junge Knospen ſind, —
Und den Oberſten der Britten
Grüßt der Fakir und beginnt:

„Dieſes Kind aus deinem Stamme
Nimm, Sahib, an deinen Herd;
Seine Mutter fraß die Flamme,
Seinen Vater fraß das Schwert.

„Die Geſchwiſter, Mädchen, Jungen
Riſſen nackt ſie aus dem Bett;
Grauſam in die Luft geſchwungen
Stürzten ſie in's Bajonet.

„Dieſes ſtahl ich in den Falten
Meines Mantels durch die Schaar,
Und den Hieb hab' ich erhalten,
Der ihm zugemeſſen war.“

Und ſo band er von der Weſte
Sich das Kind im Tragband los,
Und ein engliſch Weib der Feſte
Nahm das Würmchen auf den Schooß;

Und des Mitgefühles Thränen
Quellen ungehemmt hervor,
Jeder denkt mit bangem Sehnen
Derer, die er ſelbſt verlor.

Sprach der Oberſt: „Nimm, du Treuer,
Deines Edelmuthes Sold!“
Doch durchblitzt von edelm Feuer
Spricht der Hindu: „Halt dein Gold!

„Ob die Wunden mich ermatten,
Brauch' ich nichts von deiner Hand;
Bettelnd durch des Ganges Schatten
Wandr' ich, durch des Indus Sand.

„Hab' die Vedas all geleſen,
Den Koran auch durchgeſtört;
Bin bei den Parſis geweſen,
Hab' auch euern Spruch gehört.

„Liebe, hört' ich alle ſagen,
Sei zwei Drittel im Gebot;
Und die Liebe hieß mich's wagen,
Und ich that's und zwang den Tod.

„Doch wollt ihr mir Dank gewähren,
Nun ſo grabt auf dieſem Platz
Einen Brunnen, Gott zu Ehren,
Allem Volk zum ew'gen Schatz.

„Jedem geb' er ſeine Spende!
Hier entſühnt ſich der Braman,
Wäſcht der Moslem ſeine Hände,
Und der Chriſt, er trinkt daran.

„Laßt ein Schattendach ihn decken,
Und ein Täflein an die Mau'r
Mögt ihr mit den Worten ſtecken:
Imam Bharti von Thunau'r.

„Imam Bharti von Thunauer
Iſt mein Name, merkt ihn gut,
Daß darauf zu ew'ger Dauer
Jedes Wandrers Auge ruht.

„Wenn um Rache einſt ihr ſtreitet,
Meinem Volke grimmgeſinnt,
Denkt, wenn ihr vorüberſchreitet,
An den Bettler und dieß Kind!“

Sprach's und grüßt', herab die Matten
Schwand er fern hinaus in's Land,
Bettelnd durch des Ganges Schatten,
Bettelnd durch des Indus Sand.

Jeſſie Brown.

Es war ein Weib von Hochlandsblut
Zu Lucknow auf dem Schloß,
Als Indiens grimme Freiheitswuth
Die Britten eng umſchloß.

Und Jeſſie auf die Poſten fern
Trug Pulver Tag und Nacht,
Sie miſchte Grog und Whisky gern
Für jeden Mann der Wacht.

Noch grimmer als des Feindes Schwert
Umſchloß die Noth den Platz;
Geſchlachtet war das letzte Pferd,
Und fern blieb der Entſatz.

Auch auf den Knien feuert doch,
Auch auf den Knien der Mann;
Ein Britte ſchießt, ſolange noch
Der Arm ſich rühren kann.

Die letzte Hoffnung kam zu Fall,
Voll Leichen lag die Stadt,
Hinſank auch Jeſſie auf den Wall,
Von Durſt und Fieber matt.

Und Jeſſie lag im Fieber ſchwer —
Da trug ein wilder Traum
Sie zu des Vaters Hütt' am Meer
Unter den Eibenbaum.

Sie murmelt leis: Der Schlaf mir frommt,
Und müd bin ich genug;
So weckt mich nicht, bis Vater kommt
Nach Haus von ſeinem Pflug.

Sie hört im Traum des Sturms Getos,
Der Möve ſchrillen Pfiff,
Sie hört der Wellen hohlen Stoß
An Schottlands Felſenriff.

Sie hört — doch horch, was ſchallte ſo,
Das grimm ihr Elend höhnt?
Nein, das iſt Traum nicht mehr! Halloh!
Des Hochlands Pfeife tönt!

Sie reckt ſich auf, ſie fährt empor:
Hört ihr, o hört ihr's ſchall'n?
Der Slogan iſt's von Macgregor,
Der wildeſte von All'n!

Strack auf die Füße ſprang ſie, ſtand,
Hielt ſich am Fahnenſtab,
So ſtand ſie auf des Walles Rand
Und horcht' in's Thal hinab.

Wohl lauſcht auch der Soldat empor:
Der Kugeln wild Geſchwirr
Betrügt auch wohl ein Hochlandsohr,
Denkt er — ſie redet irr!

Und wieder ſchrie da Jeſſie Brown:
's iſt nicht mehr Macgregor,
Der zweite Ton, ich hör' ihn traun,
Dringt aus den Dſchungeln vor.

Der Heide Sohn, da kommt er ſchon,
Das iſt der ſtärkſte Clan:
„Clan Campbell kommt, Clan Campbell kommt,
Clan Campbell kommt heran!“

Ein Schweigen war's 'ne Viertelſtund,
Die Krieger lauſchen ſtill,
Da — ganz vernehmlich tönt vom Grund
Die Sackpfeif' wild und ſchrill.

Hoch lebe Großbritannia!
Rief's tauſendfach im Chor;
Zur Antwort trug die Sackpfeif' da
Die dritte Weiſ' empor:

„Wer denkt der alten Freundſchaft nicht,
Der alten Heimath gern?"
Und ſchau, wie's blitzt im Morgenlicht
Von Bajonetten fern.

Mit nacktem Knie, im Waffenglanz,
In feſtem munterm Schritt,
Ein Keil aus ihres Felſenſtrands
Gewürfeltem Granit —

So kommen ſie, ſo ſtürmen ſie
Auf die Sipoys heran!
Und jeder Mann ſank auf ſein Knie,
Und mit ſang jeder Mann:

„Wer denkt der alten Freundſchaft nicht,
„Der alten Heimat gern?“
Und über Blut und Leichen bricht
Herauf der Rettung Stern.

Kanonen donnern ihren Gruß
Ringsum von jeder Schanz',
Und Jeſſie trägt mit ſchwankem Fuß
Den Rettern hin den Kranz.

Sonntag.

O lieber Sonntag, biſt du da,
Des armen Mannes Raſt!
Du nimmſt das Joch vom Nacken ja,
Hebſt ſeiner Sorgen Laſt.

Ein Stündchen länger in dem Arm
Der Liebſten ruht er heut,
Und aus den Federn weich und warm
Lauſcht er dem Frühgeläut —

Dem Frühgeläut, das heut ihn nicht
Zur lauten Werkſtatt ſchreckt;
Nein, das zu Frieden, Lieb' und Licht
Die müde Seele weckt.

Der ſchönſte Traum, der Morgentraum,
Den ſonſt er brechen muß,
Schwebt durch's Gelaß mit buntem Saum,
Preßt auf ſein Haupt den Kuß.

Und Gottes Gleichniß wäſcht die Stirn
Vom Ruß der Arbeit rein:
In's friſche Herz, in's klare Hirn
Zieht hell die Luſt hinein.

Das Eiſen, das ſein Arm erſchuf,
Führt ſchneller, als den Lord
Zur Jagd trägt ſeines Vollbluts Huf,
Ihn zu den Fluren fort.

Am Seeſtrand geht auch er einmal
Und trinkt den ſalzigen Wind,
Und in dem lichten Blüthenthal,
Da ſpielt ſein blaſſes Kind.

Auch ſeiner Frau quillt jünger Blut
Durch's Herz in warmem Lauf:
O gönnt der Frau den Sonntagshut
Und auch die Blumen drauf!

Die Arbeit iſt des Mannes Pflicht,
Sein Recht des Sonntags Ruh';
Drum ſchließt, ihr harten Herzen, nicht
Sein Paradies ihm zu!

Erlöſt aus enger Kirchenhaft,
Der Schöpfung zugeſellt,
Soll heut er ſpüren ſeine Kraft
Als freier Herr der Welt!

An meine reichen Landsleute in London.

Die Wahrheit läuft nicht auf den Gaſſen,
Sie ſchweigt, wo nicht zu reden frommt;
Im Tempel wartet ſie gelaſſen,
Bis Einer Weisheit ſuchen kommt.
Und vor ihr ſitzt mit ſtummem Munde
Manch weiſer und beherzter Mann,
Und harret ſtill der rechten Stunde,
Wo er zum Schwerte greifen kann.

Ihr eilt derweil auf allen Pfaden,
Und jede Kraft bewältigt ihr;
Euch bringen Schiffe ſchwerbeladen
Der fernſten Zonen Frucht und Zier.
Wir laſſen gern euch eure Plagen
Und gönnen euch zum Lohn das Gold;
Wir rufen nicht in's wilde Jagen,
Daß ihr nach Beſſerm ringen ſollt.

Doch manchmal, wenn am Nebelmorgen
Ihr vor lebend'gem Tode bangt,
Wenn mitten unter ird'ſchen Sorgen
Euch's nach Begeiſterung verlangt,
Dann ruft ihr uns. Die Felſen ſchmelzen
Kann nur ein glutherfülltes Herz;
Nur eine ſtolze Seele wälzen
Der Rede dunkelflammend Erz.

Ihr fordert uns, und wir erſcheinen!
Ja, unſer Spruch reißt euch empor;
Was Alle fühlen, Alle meinen,
Wir ſtimmen's zum erhabnen Chor — — —
Doch wenn dann unſre Adern ſchwellen,
Da zürnt ihr dem empörten Blut;
Das Meer verlangt ihr ohne Wellen,
Die Flamme wollt ihr ohne Gluth.

Stolz vor dem Richtbeil hat geſprochen,
Kühn vor den Fürſten unſer Mund;
Wir ſchwiegen nicht, als wir gebrochen
Im Schlachtfeld ſanken, matt und wund.
Und ihr glaubt, daß die Gunſt der Reichen
Den unbeſtochnen Blick verwirrt?
Ihr wähnt, wir werden leiſe ſchleichen,
Daß nicht am Arm die Kette klirrt?

Schmach ruht auf unſerm Vaterlande,
Und Gras bedeckt der Zeugen Gruft;
Nur hier am fremden Inſelſtrande
Hallt frei das Wort durch freie Luft.
Der Tag kommt, der den Stolz wird neigen,
Der Tag kommt, ob ihr zürnt und grollt;
Wir werden nicht vom Schwerte ſchweigen,
Weil ihr den feigen Frieden wollt!

Die Wahrheit ruht, bis ihr ſie ladet
Und aufruft aus dem heil'gen Ort;
Dann tritt ihr Bote gottbegnadet
Vor euch mit unverfälſchtem Wort:
Die Lava rollt, die Felſen brechen,
Und laut ſchallt's aus dem Heiligthum:
„Vom Vaterland darf keiner ſprechen,
Der ſchweigen will von Robert Blum!“

Zur Vollendung des Kölner Doms.

Auf dem Giltar Felſen in Pembroke.

Auf dem ſchönſten Erdenflecke
Sitz' ich an der Felſenecke,
Mittagsruh' all um mich her,
Und in grenzenloſer Strecke
Dehnt ſich vor dem Blick das Meer.

Ja, mich feſſeln Blutesbande!
Hier an Wales' umbrauſtem Strande
Fühl' ich froh mich wie zu Haus;
Denn aus meinem Vaterlande
Zogen ſeine Männer aus.

Als die Dämme einſt ſich bogen
Vor der Nordſee tückiſchen Wogen,
Von der Noth gleich mir verbannt,
Haben ſie ſich hergezogen
Auf den ſichern Felſenrand.

Doch ſo ſchön auch hier die Wellen
Um die ſchroffen Felſen ſchwellen,
Einmal möcht' ich drüben ſein,
Und mit fröhlichen Geſellen
Dampft' ich dann hinab den Rhein.

Einmal noch der tiefen Minne
Meiner Heimath würd' ich inne,
Wenn im frohen Volksgebraus
Auf des Kölner Domes Zinne
Rheinland ſteckt den Zimmerſtrauß.

O aus des Portales Wänden
Einen langen Blick zu ſenden
In den farbenhellen Chor!
Zu der fertigen Wölbung wenden
Einmal Aug und Herz empor!

Unſrer Trennung böſe Tücke
Ließ viel hundert Jahr die Lücke
Klaffen zwiſchen Chor und Thurm;
Doch nun ſchlug die Kunſt die Brücke,
Und nun trotzt der Bau dem Sturm.

Als der Bruderbund den Streichen
Der Parteiung mußte weichen,
Stand am Dome ſtill der Krahn;
Die Vollendung ſei ein Zeichen,
Daß uns beßre Tage nahn.

Neu an's Vaterland gebunden
Heilte Rheinland ſeine Wunden,
Reich und ſtark ward's, und zum Bau
Haben Steine ſich gefunden
Aus dem allerfernſten Gau.

Wenn zu einem großen Werke
Alles Volk vereint die Stärke,
Iſt das Schwerſte bald geſchafft;
Rheinland, ſchau den Dom, und merke:
In der Einheit ruht die Kraft!

Seht ihr auf den hohen Hallen
Schwarzrothgold die Farben wallen?
Sammelt hier Euch Mann für Mann!
Laßt die bunten Lappen fallen,
Dieſem Banner ſchließt Euch an!

Höher nun den Blick geſendet!
Denn der Dom, er ſteht vollendet,
Nun an's neue Werk mit Macht!
Friſch die Hand zum Bau gewendet,
Bis Ein deutſches Reich vollbracht!

Ein Blatt aus der Kirchengeſchichte.

In den Ruinen des Biſchofspalaſtes zu Lamphey in Wales.

Das Salz ward dumm, die Zucht ward ſchlaff —
In dieſem Fenſterchen ſaß
Vor Alters manch ein fröhlicher Pfaff,
Auf dem Tiſchchen daneben das volle Glas,
Das fleißig zu leeren er auch nicht vergaß.

Der Sitz iſt doppelt; genüber, ſieh,
Ein hübſches Aebtißchen im Fenſterchen ſaß;
Sie rührten beinah zuſammen die Knie,
Und eng im Fenſterchen ſaßen ſie.

So nach dem Eſſen, beim Veſperklang
Im engen Fenſterchen ſaßen ſie,
Und lauſchten der Amſel Abendgeſang
Und des Bächleins Flüſtern die Wieſen entlang.

Heim kamen zum Stall in der Dämmerung
Die Böckchen und Lämmchen die Wieſen entlang;
Die Rehe ſchlüpften vom Wald im Sprung
Und ſchäkerten luſtig, alt und jung.

Und die Beiden ſahen die Thierchen gehn,
Sie dachten, ſo machen's Alt und Jung:
Der Mond ging auf — und was da geſchehn,
Das haben die Rehchen allein geſehn.

Derweil die Beiden ſich ſo gefreut,
Eine Zeit kam, wie man noch keine geſehn;
Es war eine Zeit voll Sturmgeläut,
Und der Same ging auf, den der Luther geſtreut.

Bei uns die Pfaffen kamen zu Fall,
Doch in England trifft man geſcheidtere Leut',
Die Biſchöf' ſchlugen gewandt den Ball
Und thaten dem König den Willen all.

So behielten ſie Land und Kirch' und Palaſt
Und thaten dem König den Willen all;
Die Aebtiſſin warf ab der Gelübde Laſt
Und empfing nun als Hausfrau ſelber den Gaſt.

Und ſitzen ſie Abends im Fenſterlein
Mit manchem frohen Confrater als Gaſt,
Kein Rehchen ſpringt mehr in die Wieſ' hinein,
Denn da tanzen und halten die Kinderchen klein
Sich bei den Händchen gefaßt.

Was kommen muß.

Hohe Klippen,
Hohe Klippen!
Doch alltäglich und allſtündlich
Waſcht die Fluth,
Meeresathem unergründlich
Nimmer ruht.
Hohe Klippen,
Einſt bricht euch die Fluth die Rippen.

Hohe Berge,
Hohe Berge!
Ueber eure Gipfel ſchreitet
Tief der Pflug,
Und in's Thal das Erdreich breitet
Still ſein Zug.
Hohe Berge,
Endlich ebnen euch die Zwerge.

Hohe Throne,
Hohe Throne!
Grollt doch Haß in ew'gen Wettern
Um euch her,
Und verhaltne Flüche ſchmettern
Dumpf und ſchwer.
Hohe Throne,
Ihr auch fallt dem Sturm zum Hohne!

An der Rheinmündung.

Schon ſachter wiegt die Fluth das Boot
Und nah ſind wir dem Ziel;
Vom flachen Strand in's Morgenroth
Hebt ſich der Thurm des Briel.

Der Briel! Wie ſchlug das Herz mir hoch,
Wie wuchs mir ſtolz der Muth,
Als nun das Schiff die Furche zog
Durch meines Rheines Fluth!

Dieß iſt der Platz, den hat zuerſt
Der Waſſergeuſ' erſtürmt; *
Den Wall, dran du vorüberfährſt,
Hat ſeine Hand gethürmt.

---

* Am 1. April 1572.

Wo einſt, umſpielt vom Wellenſchlag,
Wie Moſes auf dem Nil,
Das junge Kindlein Freiheit lag,
Die Wiege war der Briel.

Natur gab keinen Felſenwall
Dem Niederland zum Schutz;
Doch ſchirmt der graue Wogenſchwall
Den kühnen Mannestrutz.

Und gegen Macht und gegen Gold
Des Herrn der halben Welt
Ward kühn des Freiſtaats Fahn' entrollt,
Und ſie behielt das Feld.

Fromm ſchlug auch auf den Spanier los
Manch Juffrouw und Mevrouw,
Um Harlems Wälle tönt noch groß
Der Name der Kenau.

Von hier trug Wilhelms Orlogſchiff
Nach Albion den Brand;
Die Fackel ſtrahlt von Englands Riff
Hoch über Meer und Land.

Ein Fünkchen nach Columbia
Das Maienblümchen trug;
Zur hehren Flamme wuchs es da,
Die voll zum Himmel ſchlug.

Die Freiheit drang als Pionier
Kühn in der Wildniß Schooß;
Im Ringen mit des Urwalds Thier
Zog ſie die Kämpfer groß.

Nun ſtürmen dort ſie ſtolz und wild
Die Burg der Sklaverei,
Und waſchen ihren edeln Schild
Vom letzten Flecken frei.

Dann an den großen Strömen ſteht
Des Volkes hehres Reich:
So weit das Sternenbanner weht,
Kein Fürſt, und Alle gleich.

Wie Cäſar bog der Welt Genick
Zwei tauſend Jahre ſchier,
Pflanzt Waſhington der Republik
Unſterbliches Panier.

Schon iſt vom alten Erbſchaftsfluch
Die halbe Erde rein,
Und heute ſteht's im Schickſalsbuch:
Die ganze ſoll es ſein!

Und wer der Zeiten Ruf erkannt,
Blickt ruhig über's Meer:
Die Freiheit rollt, ein Steppenbrand,
Unwiderſtehlich her.

Und dann erſt iſt ihr Grimm gedämpft,
Erfüllt iſt das Geſchick,
Wenn wir der alten Welt erkämpft
Die junge Republik.

Im Hafen von Rotterdam.

14. April 1863.

Ich ſtand auf dem Schiff am Lenzestag,
Das früh nach England ging,
Und neben dem mächtigen Dampfer lag
Von Schiff ein zierliches Ding.
Auf dem Deck die Kajüte, ein gläſernes Zelt,
Und hübſche Frauen am Bord,
Die Flagge vom koſenden Weſt geſchwellt,
Der Steu'rmann fertig am Ort.

So ſchmuck war Alles, ſo feſtlich und fein,
Den Matroſen fragt' ich um's Schiff:
„Ein Flußboot," ſprach er, „und geht nach dem Rhein" —
Nach dem Rhein! Wie der Laut mich ergriff!
Nach dem Rhein, wo im Grünen die Wiege mir ſtand,
Wo die Jugend in Träumen mir ruht,
Nach dem Rhein, in das ſonnige wonnige Land,
Wo ſo ſtürmend mir wallte das Blut!

O Rhein, jetzt kommt dir die fröhliche Zeit,
Wo der Mai dich kleidet in Pracht;
Dem Lied und der Luſt iſt der Tag geweiht,
Und dem Maitrankbecher die Nacht.
O Luſt, von dem Hügel die Dörfchen zu ſchau'n
Verſchleiert im Blüthenſchnee,
Und raſtend auf blumigem Teppich der Au'n
Vergeſſen die Welt und ihr Weh!

Doch weil ſo hold dir die Sonne lacht
In dem luſtigen Land am Rhein,
Du haſt, mein Volk, es nicht bedacht,
Wie ſchön iſt's, frei zu ſein.
Du bannteſt den, der ungebeugt
Die Stirne trug, ein Mann;
Wo dich des Königs Schwert nicht ſcheucht,
Schreckt dich des Prieſters Bann.

Hinaus gen Weſt, zum Meer hinaus!
Wohl nebelt's drunten ſchwer,
In Wolken trägt des Weſtwinds Braus
Schon Englands Athem her.
Doch ſteht mir dort mein Haus gebaut
Auf Freiheitsfelſengrund,
Auch dort wohnt Liebe hold und traut,
Dort ſchlägt das Herz geſund.

Das Mannesſtolz die Welt gelehrt,
Der Stuarts Trotz gedämpft,
Zu Land und See, mit Wort und Schwert
Der Freiheit Sieg erkämpft:
Mit kühlem Blut, mit klarem Hirn,
Von Arbeit hart die Hand,
Und ob auch dunkel deine Stirn —
Segen dir, Engelland!

Die Glocke tönt! Den Freunden dort
Trag, Schiff, den Gruß mir hin;
Mich aber führt zum fremden Port
Der ungebeugte Sinn.
Schon faßt das Rad wie Schickſalsfauſt
Den Strom mit Eiſengriff,
Es ſchäumt die Fluth, der Dampf erbrauſt —
Fahr wohl, glückſelig Schiff!

Die Veteranen des Exils.

Nein, noch will das Blut nicht ſtocken,
Noch iſt klar des Auges Glanz;
Herrlich auch durch Silberlocken
Windet ſich der Eichenkranz.

Und ſo ſchlagen wir uns weiter
Auf der dampf-umwallten Bahn;
Feſter als der jüngſte Streiter
Steht der narbige Veteran.

Preßt die Fauſt auf Eure Wunde,
Kämpft noch fort, geſtützt auf's Knie;
Reißt den Feind mit Euch zum Grunde,
Sterbet — doch ergebt Euch nie!

Frühling in Paris.

Ja das iſt deine goldne Sonne,
Das iſt dein ſtrahlend Himmelszelt,
Das deine grüne Frühlingswonne,
Paris, du Freudenkelch der Welt!

Wie oft ſich Wetter hier entladen
Und wild die feige Welt geſchreckt,
Sie ſind verſtummt — die Barrikaden
Haſt du mit Gärten zugedeckt.

Hier, wo einſt brachen Heldenherzen,
Sprießt die Kaſtanie aus dem Staub,
Und ihren Leuchter weißer Kerzen
Streckt ſie durch's lichte Frühlingslaub.

Wohl bluten noch geheim die Wunden,
Noch ward dein großer Traum nicht wahr!
Du aber haſt den Gram verwunden,
Das Herz iſt leicht, die Stirne klar.

Dich trübt es nicht im frohen Muthe,
Daß auf dem Pflaſter von Asphalt
Von einem dreigeſpitzten Hute
Ein Schatten oft vorüberwallt.

Ob er vom Hut des Jeſuiten,
Ob von dem Stadtſergeanten fällt,
Den Scherz läßt du dir nicht verbieten,
Und deine Luſt wird nicht vergällt.

Der Schönheit Fürſtin, einſt vernichtet
Von Mönchthums ſelbſterwählter Qual,
Du haſt ſie wieder aufgerichtet
In deines Louvre Marmorſaal.

Stolz, wie ſie vor zweitauſend Jahren
Von Melos über's Meer geblickt,
Empfängt ſie heut der Pilger Schaaren,
Die noch ihr jede Zone ſchickt.

O Frankreich, Sonnenkind! das muthig
Sein Schwert am heil'gen Tage ſchwingt,
Und dann ſo raſch vergißt, wie blutig
Der Sieg war, wenn Triumph es ſingt!

Was könnte je dein Glück verſchütten,
Und brechen dir dein fröhlich Herz?
Haſt du doch Wein in allen Hütten,
Und braune Augen allerwärts!

Cornwallis.

Bedeckt mit weißen granitnen Koloſſen,
Wie öd in der Sonne die Heide liegt!
Sie ragen zerſtreut, gleich tauſend Geſchoſſen,
Womit ſich vor Alters die Rieſen bekriegt.

Dazwiſchen gewunden die moorigen Flüſſe,
Ihr Lauf iſt ſo breit, und ihr Bette ſo leer —
Nicht ſchwellen ſie mehr von dem Hochwald die Güſſe,
Sie ſchleichen durch Krüppelholz dürftig zum Meer.

Nur Heide das Land, wo ſo luſtig einſt ragte
Das Jagdſchloß Arthur's in dem Forſt von Tregoſs,
Und die Wälder ſind kahl, wo Triſtan einſt jagte
Den Hirſch, und ihm folgte Iſolde zu Roß.

Auch die Häfen, wo einſt der Phönike gelandet,
Wo das Erz und das Zinn er geſtaut in ſein Schiff,
Sie liegen verſandet, die Welle nur brandet
In machtloſem Zorn um das grimmige Riff.

Die Heiligen, die aus der Fremde einſt kamen,
Den Glauben zu künden in keltiſchem Wort,
Ihr Thun iſt vergeſſen, es leben die Namen
In den Kirchen nur noch, die ſie ſtifteten, fort.

Und die Sprache, ſie ſchwand, es verſtummte die Sage,
Sie verſchmähte zu reden mit ſächſiſchem Mund;
Denn Alles ward engliſch; die einzige Frage
Iſt heut nach dem Pfennige noch und dem Pfund.

Doch gaſtfrei bliebſt du, o Völkchen, und bieder,
Und ward dein Ruhm dir auch flügellahm,
Du trinkſt vergnüglich den ſauren Cider,
Und borgſt von Devon den ſüßen Rahm.

Wo die Gräber der Helden vom Hügel noch winken,
Da wächſt die Kartoffel vortrefflich im Beet
Auf dem rechten Hang, indeß auf dem linken
Das methodiſtiſche Bethaus ſteht.

Du Fürſtin einſt auf der Dichtung Throne,
Weh, Cornwall, daß du dich ſelber verlorſt,
Und, niedergelegt die phantaſtiſche Krone,
Nur Englands Schleppe zu werden erkorſt!

Nicht ſingen dir mehr der Atlantis Sirenen
Von den Tagen des Ruhms, die dir ſchienen ſo hell:
Es erſteigt nur der Fremde mit Pilgrims Sehnen
Dein wogenumbrandetes Tintagel.

Chor zu Shakeſpeare's hundertjähriger Geburtsfeier,

gesungen im Kreis der Deutschen in Paris.

Heil des Avons grünem Thale,
Heil dem goldnen Frühlingstag,
Jenem Tag, in deſſen Strahle,
Rund im Kranz
Elfentanz,
Er im Schooß der Mutter lag.

Englands Volk, ſo ſtark in Thaten
Und vor keiner Mühe bleich,
Darfſt des Sängers nicht entrathen,
Der dir ſoll
Farbenvoll
Aufthun auch das Geiſterreich.

Und auch uns gehört der Meiſter,
Uns an Blut und Muth verwandt!
An der Hand der größten Geiſter
Hoch und hehr
Ueber's Meer
Schritt er in das deutſche Land.

Hoher Meiſter jeder Tugend,
Feind von allen Gleißnerei'n,
Von dir lernt' es unſre Jugend:
Eines bloß
Macht uns groß:
Aecht und voll ein Menſch zu ſein.

Schwerterklang und Liebeskoſen
Wechſeln dir in buntem Tanz,
Und ſo flechten wir dir Roſen
Tuftig, dicht
Voll und licht
In den dunkeln Lorberkranz.

Was in ſtiller Bruſt der Frauen,
Ein Geheimniß, wogt und wallt,
Giebſt du ſchleierlos zu ſchauen —
Zorn und Schuld,
Treu' und Huld,
Alles ward dir zur Geſtalt.

Und ſo drückt den Kranz, den vollen,
Mädchen, auf ſein ſonnig Haupt,
Und ſo lang die Sterne rollen
Hoch im Licht,
Welkt er nicht,
Und kein Blatt wird ihm geraubt.

Eine Welt, die ihn bewundert,
Wächſt ihm neu im Schwung der Zeit!
Trag ihn denn, o neu Jahrhundert,
Hoch empor!
Unſer Chor
Weih' ihn der Unſterblichkeit!

Bundeslied

zum Feſt der deutſchen Turner in Paris,

Mai 1865.

Brüder, die ihr kommt zum Bundesfeſte,
Seid begrüßt mit Herz und Mund und Hand,
Hochwillkommen all ihr frohen Gäſte
An der Seine frühlingsgrünem Strand!
Hier auf fremdem Grund
Thut's das Herz uns kund:
Alle ſind wir Brüder blutsverwandt.

Ob du in der Hütte jung geworden
Oder biſt im Ahnenſchloß gezeugt,
Ob der Süden dich erzog, der Norden,
Weichſel oder Moſel dich geſäugt —
Feſt zu Spiel und Streit
Stehen wir gereiht,
Eines Waldes Eichen, ungebeugt.

Und ſo laßt das erſte Hoch erſchallen
Unſerm Bund, der frohen Turnerei,
Daß durch alle deutſchen Turnerhallen
Feſt das Mark und kühn der Muth uns ſei!
Bis die Kraft, bewährt,
Zu dem Schwerte fährt,
Blüh', o Jugend, fröhlich, friſch und frei!

Nun mit fränk'ſchem Wein, in frohem Chore,
Grüßen wir dieß ſonnenhelle Land,
Wo im Schutz der fremden Tricolore
Der Verbannte Lieb' und Heimat fand:
Frankreich lebe hoch,
Das voran uns flog,
Und zum Kampf der Freiheit ſchwang den Brand!

Und zuletzt nun, auf von Euren Sitzen,
Höchſten Eid dem Vaterland gezollt!
Füllt das Männerherz mit Wetterblitzen,
Denn hier weht die Fahne ſchwarz roth gold!
Schwört's mit heil'gem Muth,
Nie im Kampf geruht,
Bis ſie über Deutſchland ſich entrollt!

Steig' empor, o deutſcher Einheit Halle,
Freiheit, lege du den erſten Stein!
Weht die Fahn' einſt dort, ſo ziehn wir alle
Jauchzend in die Heimat wieder ein,
Und im freien Land
Drücken wir die Hand
Euch, ihr deutſchen Brüder, über'm Rhein!

Docta Ignorantia.

Der alte Herr im Himmel ſitzt
Und ſieht der Welten Lauf:
Mit hunderttauſend Funken blitzt
Das Firmament herauf.

Sein ſonnenheiter Auge ſchaut
Auch auf der Menſchen Schwarm;
Er lauſcht der Liebe Jubellaut,
Er hört des Krieges Harm.

Er lächelt fein: „Euch gab ich, traun,
Zu knacken manche Nuß,
Und keine ſchwerer zu verdaun,
Als daß man ſterben muß.

„Ihr meint wohl, daß ihr's ganz verſteht,
Ihr meßt der Sterne Zahl —
Woher ihr kommt, wohin ihr geht,
Ja, ſagt mir das einmal!

„Das Evchen ſetzt' ich euch in's Neſt,
Das Keiner je begreift,
Und das doch Keinem Ruhe läßt,
Den nur ihr Saum beſtreift."

Kommt wo ein blonder Communiſt
Und läſtert recht ergrimmt,
Weil ſich ein Menſch, der Suppe ißt,
Den erſten Löffel nimmt; —

Kommt da Herr Hegel ſchwer gelehrt
Und ſchwäbiſch perorirt,
Und denkt, das Werden ſei erklärt,
Weil er es definirt;

Da ſtreicht Altvater ſich den Bart:
„Herr Doctor," ſtill er ſpricht,
„Wie ſchad', daß Ihr nicht bei mir wart,
Als ich es eingericht't!" —

Doch droht ein Bonz der Welt den Bann
Mit dem hochweiſen Schluß,
Daß, weil der Menſch nichts *wiſſen* kann,
Er etwas *glauben* muß —

Spricht gar ein Bomba vom Beruf,
Zu ſein des Glaubens Schild,
Und hält ſich, weil er Höllen ſchuf,
Für Gottes Ebenbild —

Das dünkt dem Alten recht ein Witz,
Ein Jocus ohne End' —
Da lacht er laut auf ſeinem Sitz,
Da kracht das Firmament;

Da ſchüttert ihm der Kopf vor Spaß,
Da wackelt ihm der Thron —
Und wir auf Erden nennen das
'Ne Revolution.

Beim Meeresleuchten.

Wie ſtill in des herbſtlichen Vollmonds Gluth
Spielt an den Strand hier die leuchtende Fluth!
Wie tauſend Fiſchchen im feuchten Glanz,
So hüpfen die goldenen Wellchen im Tanz.

Doch fort aus dem lichten Hafen hinaus
Die Seele entſchwebt in den offenen Braus;
Denn ach, mit der weichen weſtlichen Luft
Weht her mir des Schlachtfelds blutiger Duft.

Dort über dem ſtillen träumenden Meer,
Da pochen die Herzen jetzt bang und ſchwer;
Dort ſchlagen die tapfern Deutſchen die Schlacht,
Dort bricht manch junges Aug in Nacht.

Sie kämpfen, daß jedes Brudergeſchlecht,
Ob weiß, ob ſchwarz, erkämpfe ſein Recht;
Sie ſterben, daß allen Deſpoten zum Hohn
Die Freiheit mächtig bleibt auf dem Thron.

Die Wunde brennt auf gefurchter Stirn
Dem greiſen Kämpfer, es fiebert ſein Hirn;
Unter dem Sternenbanner mit Luſt
Trüg' er der Kugel entgegen die Bruſt.

Soweit nach Freiheit ringt die Welt,
Iſt der Deutſche ſtets mit der Linken geſellt;
Wo hallt der kämpfenden Freiheit Schrei,
Iſt auch der deutſche Verbannte dabei.

Die Freiheit iſt des Deutſchen Braut,
Zur rechten Hand ihm angetraut.
Was uns durchglüht an dem fremden Strand,
Es fiebert auch drüben im Vaterland.

Der Tag kommt auch, ich höre ſein Nahn,
Wo Deutſchland wandelt die ſtolze Bahn,
Und wo die Rache der argen That,
Und wo dem Stolz die Vergeltung naht.

Dann, Streiter, heran von Oſt und Weſt,
Und den Drachen hart an den Buſen gepreßt!
In fremden Schlachten geſtählt, die Kraft
Zum letzten Siege zuſammengerafft!

Dann ſchreiten wir Kämpfer im greiſen Haar
Mit der Fahne voran, als heilige Schaar;
Und ſelig der Mann, der niederſinkt,
Wenn dem rothen Banner Victoria winkt!

Le bon diable.

Lieber Gott auf dem Himmelsthrone,
Ei wie kannſt du behaglich ruhn,
Denn der Teufel, in harter Frohne,
Muß dir im Schweiß die Arbeit thun.

Schleswig-Holſteins, das ihr verriethet,
Nehmt ihr euch nun in Waffen an;
Und wer dieſes Geſchenk uns bietet,
Vive le diable! iſt auch unſer Mann.

Als wir Deutſchland zu einen gedachten,
Schlugt ihr uns tapfer die Köpfe ein;
Und nun müßt ihr in böhmiſchen Schlachten
Unſres Gedankens Vollzieher ſein.

Schmiſſen wir nieder die winzigen Thrönchen,
Kamt ihr, und ſchraubtet ſie wieder feſt;
Und nun jagt ihr die Mutterſöhnchen
Selbſt uns hinaus aus dem warmen Neſt.

Achte der Kegel bringt ihr zu Falle
Und der König ſteht noch allein;
Nun ſo wird der König für Alle
Einziges Ziel des Wurfes ſein.

Heut auf unſres Gedankens Herde
Schmieden wir luſtig die Republik,
Und ihr ruft ihr ſelber das Werde
Mit der pfiffigſten Politik.

Was wir verlangt, für Jeden die Stimme
Gebt ihr, und hofft, die Maſſen ſind dumm.
Armuth und Arbeit, in ihrem Grimme,
Wähnt ihr, ſie bleiben gefügig und ſtumm?

All das Volk in der Waffenehre
Wollten wir üben zum Kriegesſpiel:
Ihr vertheilt nun die Nadelgewehre,
Und ihr werdet ihr letztes Ziel!

Dichter oder Mann.

Mit dem Worte, mit dem Schwerte
Stand ich zu dem Vaterland,
Und der Ehre Ruf bewehrte
Früh des Jünglings weiche Hand.

Wohl, ich fühl's, mir ging verloren
Eines großen Dichters Loos,
Weil zum Streit ich ward geboren
Und nicht ſaß in Glückes Schooß.

Zum Erſinnen, zum Vollenden
Fehlte nimmer mir die Kraft;
Scharf den Pfeil in's Herz zu ſenden
Lehrte mich die Leidenſchaft.

Hätte nur mir noch des Lebens
Sommer friedereich geblüht,
Wahrlich, dann ward nicht vergebens
Mir dieß ſchaffende Gemüth!

Doch mich grämt's nicht! Angeſchlagen
Ward Ein mächtiger Accord,
Freiheit! — und in ſpäten Tagen
Singt mir den mein Volk noch fort.

Des Lebens Fülle.

Geſegnet ſei die Sonne,
Geſegnet ſei der Mond,
Geſegnet ſei die Wonne,
Die in dem Arm des Weibes wohnt.

Schön iſt es, wenn im Lenze
Das Grün uns wiederkehrt;
Schön, wenn die ſpäten Kränze
Die Winz'rin trägt, von Wein beſchwert.

Wo Friedenspalmen wehen,
Iſt ſüß des Weines Kuß:
Und auch im Kampf zu ſtehen
War männlich freudiger Genuß.

Ein Strom, iſt mir verfloſſen
Das Leben, reich und voll,
Und weil ich's ausgenoſſen,
Nicht grämt mich's, daß ich ſcheiden ſoll.

Froh ſoll das Herz mir ſchwellen,
Wenn nun mein Aug ſich ſchließt,
Daß fröhlichen Geſellen
Nach mir der Born in Fülle fließt!

Schweizerwein.

Heut, Kellnerin, bring mir Schweizerwein,
Kein Tröpfchen ſollſt du verſchütten!
Auch er fließt ſegensvoll und rein
Von der Kelter in die Bütten.
Er iſt nicht ſüß, doch iſt er gut,
Giebt muntre Kraft und friſches Blut
Dem Mann in armen Hütten.

Allüberall wo die Sonne glänzt
Auf Thurgau's ebne Auen,
Und wo die Aare laubumkränzt
Froh rauſcht in reichen Gauen;
Auch wo Helvetiens Seen hell
Sich füllen vom milchigen Gletſcherquell,
Iſt Rebengrün zu ſchauen.

Manch Wein läßt, hoch mit Ruhm bekannt,
Ueber die See ſich führen;
Der Wein hier liebt ſein Vaterland,
Klopft nicht an fremde Thüren;

Doch dem, der ihn baut mit Sorg' und Fleiß,
Dem ſtillt er den Durſt und lindert den Schweiß,
Und hilft ihm friſch ſich rühren.

Wo der Burſche ſein Mädel ſchwingt im Tanz
An der blühenden Frühlingslinde,
Wo die Schnitterin windet den Erntekranz
Beim ſchwülen Sommerwinde,
Da iſt ein feiner Trunk nicht genug,
Die wollen ziehen den vollſten Zug
Und trinken tief und geſchwinde!

Drum lebe der Wein, der herbe Wein
Aus ſchweren vollen Trauben!
Und ſteigt er den Männern ins Hirn hinein,
Und den Weibern unter die Hauben —
Auch des Bauern Trunk der Reb' entfloß,
Die unter Noah's Pflege ſproß,
An Brüderſchaft lehrt er uns glauben!

Neue Heimat.

Ja die Heimat liegt verſchüttet
Und verſunken hinter mir,
Und der Sturm hat mir zerrüttet
Meines Jugendgärtchens Zier.
Seit mein Deutſchland mich vertrieben,
Mich geworfen von dem Schooß,
Bin ein Fremdling ich geblieben
Und auf Erden heimatlos.

Ob auch manchmal auf dem Wandern
Mich ein fremder Reiz gerührt,
Hat doch keines von den andern
Völkern mich zu ſich verführt.
Stolz auch vor dem ſtolzen Britten
Blieb ich meinem Sinne ſtät,
Und ich habe ſeine Sitten
Und ſein Bürgerrecht verſchmäht.

Und die Heimat bleibt verloren!
Rufen ſie mich gleich zurück,

Niemals wird mir neu geboren
Jenes reiche Liebesglück.
Ueber's Grab möcht' ich nicht wallen,
Drin ſo mancher Freund verſank;
Mancher auch iſt abgefallen,
Der einſt mit mir ſchwärmt' und trank.

Doch im Schirm der Alpenzinne,
An des Gletſcherſtromes Lauf,
Bauſt du nun, o holde Minne,
Mir ein Haus noch einmal auf.
Dort erhebt ſich mir ein neuer
Blüth- und fruchtumkränzter Herd,
Den mit heil'gem Herzensfeuer
Mein geliebtes Weib mir nährt.

Noch einmal von dort zu ſcheiden
Als mich rief der herbe Nord,
Ach mit welchen bittern Leiden
Zog ich von dir, Süße, fort!
Wie ein Blatt, am Baum geblieben,
Das der ſpäte Sturm dann pflückt,
Hab' ich fremd mich umgetrieben
Unbeglückend, unbeglückt.

Aus der Nebelinſel Qualen,
Die von Froſtesblumen ſtarrt,

Steur' ich wieder nach den Strahlen
Deiner lichten Gegenwart.
Dieſer Tag, der über weite
Schneeflur bang ans Licht ſich ringt,
Sieht mich ruhn an deiner Seite,
Heut, wenn ihn die Nacht verſchlingt.

Nicht die Heimat will ich klagen,
Wenn holdſelig, wie du thuſt,
Du, den Arm um mich geſchlagen,
Schlummernd an der Bruſt mir ruhſt;
Wenn ich leis die Hand dir rühre,
Suchend deiner Pulſe Flug,
Und an meiner Wange ſpüre
Deinen reinen Odemzug.

Draußen kalt die Sterne ſcheinen,
Nachtwind brauſt in Baum und Strauch;
Aus den Bettchen unſrer Kleinen
Quillt der warme Lebenshauch.
Und in wachem Traum ſich wiegend,
Dir im Arme, dir im Schooß,
Jauchzt das Herz, an dich ſich ſchmiegend:
Nicht mehr bin ich heimatlos!

Fünfzig Sprüche.

1.

Eiſen, es biegt ſich,
Holz, es bricht.
Sei wie der Stahl, der, wenn er ſchmiegt ſich,
Schneidet und ſticht!

2.

Frei vor Gott und Menſchen das Haupt
Zu tragen, laß Eine Regel dir nennen:
Nichts, was dein Herz nicht innig glaubt,
Sollſt mit den Lippen du bekennen.

3.

Wenn das Geſchick dich trifft mit Plagen,
Wenn ſcharfer Gram das Herz zerreißt,
Hilft das Gemüth wohl viel dir tragen,
Doch überwindet nur der Geiſt.

4.

Schlimm iſt's, wenn ſeicht und träg das Lieben fließt.
Und weder Schmerz noch Glück das Herz genießt!
Nur ſie erſchließen tief des Schaffens Born,
Drum greif' ich nach der Roſe, und wag' es auf den Dorn!

5.

Nur Muth! Das iſt des Waſſers Brauch,
Hebt die Welle, ſo trägt ſie auch.

6.

Ob wir uns hin zum Ziele fechten,
Das ſei bezweifelt von den Schlechten:
Eins aber ſoll man von uns ſagen,
Daß wir in naß und trocknen Tagen
Uns unverdroſſen durchgeſchlagen.

7.

An die Gemeinheit, die überall thront
Auf breitem Sitz, ſind die Menſchen gewohnt.
Wer ſich an's Schlechte in ihnen hält,
Da ſehen ſie gleich, daß er Fallen ſtellt.
Habe den Muth, auf ihr Gutes zu bauen!
Sie werden dir doppelt gern vertrauen.

8.

Die Fluth mit gewaltigem Griff
Warf dir dein Boot auf ein ſcharfes Riff;
Kein Rudern und kein Zerren frommt —
Warte du ſtill, bis ſie wieder kommt.

9.

Anno 1848.

Warum mir in dem vollen Sturm
Kein Lied mehr wollt' erklingen?
Ja, liebe Herrn, da ſchlug ich drein
Und ließ euch Andre ſingen.

10.

Der Otto Schütz mit den Liederchen allen
Sollten dem heut'gen Geſchlecht gefallen;
Aber beim Nimrod war es mein Streben,
Ein Endchen auch noch in der Zukunft zu leben.
Das nächſte Geſchlecht, mit reinerm Gewiſſen,
Wird mir das Werk zu ſchätzen wiſſen.

11.

Mit meinen Gedichten als Turnpreis.

Du deutſcher Mann, der dieſen Preis gewinnt,
Des Dichters ſollſt du liebend denken,
Der den Gedanken ſinnt,
Den einſt dein ſtarker Arm zum Ziel ſoll lenken.

12.

Abermals an einen Turner.

Brav geſungen
Und brav gerungen!
Geiſt und Fauſt im Kampf geſellt
Bezwingen, befreien die ganze Welt.

13.

Warum einen weiten Geſichtskreis ich meſſe?
Ihr Herrn, das ſag' ich euch leicht und geſchwind:
Ich verzieh mir niemals ein Intereſſe,
Anders die Dinge zu ſehn als ſie ſind.

14.

Von Herzen bin ich ein friedlicher Mann,
Da ich das Recht des Gegners ſehe
Und mit euch Allen leben kann,
Weil, was ihr glaubt, ich wohl verſtehe.

15.

Hart mochte mich das Schickſal preſſen,
Doch ward Ein Glück mir voll und rein:
Vom eignen Volke nicht vergeſſen,
Vom fremden Volk geehrt zu ſein.

16.

Warum wird Geographie getrieben?
Daß die Völker ſich achten lernen und lieben.

17.

Immer auf der Freuden Glanz
Legt der Satan ſeinen Schwanz;
Doch man ſoll nur tüchtig rütteln,
Und er iſt ſchon abzuſchütteln!

18.

Wenn der Reichthum Freiheit giebt,
Laß ich ihn dennoch laufen.
Soll ich, um morgen frei zu ſein,
Heute mich verkaufen?

19.

Den alten Mann
Sieht jede Arbeit ſchwer und bänglich an;
Doch greift er einmal herzhaft zu den Dingen,
Staunt er, wie raſch ſie ihm gelingen.

20.

Wie mächtig lockſt du, Glück, das Menſchenherz,
Das gegen alles Leid geſtählte!
Still trüg' ich Furcht und Noth und Schmerz,
Wenn mich die Hoffnung nur nicht quälte!

21.

Scheint dir unter Schmerzenslaſt
Schal das Leben und gering,
Dann bedenke was du haſt,
Nicht was dir verloren ging.

22.

Drei Menſchen beneide du nie:
In Paris, wenn ſie garſtig, die Dirn' auf den Gaſſen;
In Deutſchland die privilegirten Claſſen,
In England — ein Genie.

23.

O Freiheit, die des Meeres Hauch geboren,
Wie bald gehſt auf dem Lande du verloren!
Auf Flotten fährſt du ſtolz, und unter Waffen
Mußt du erſchlaffen?

24.

Ganze Nationen, blutig und wund,
Zermalmt der Tyrannen grimmiger Bund;
Das freie Volk der dreißig Sterne,
Gekreuzt die Arme, ſteht in der Ferne —
Wie lange noch ſoll die Deviſe dich zieren,
Amerika: „Niemals interveniren?“

25.

Ruhen die Waffen,
So kriegen die Pfaffen;
Aber ſobald die Hörner blaſen,
Ziehen ſie eiligſt ein die Naſen.

26.

Allwiſſend iſt nur Gott!
Will es ein Fürſt ſein, haut er in die Winde.
Die Polizei erfinde
Was Künſte ſie nur wolle —
Was hilft ihr die Controlle?
Der Geiſt macht ſtets ihr ſchwarzes Buch zum Spott.

27.

Bevor ihr ſelbſtlos lernt den Tücht'gen ſchätzen,
Könnt, Deutſche, ihr euch ſelbſt den Herrn nicht ſetzen.
Nicht eher wird dem Freiſtaat freie Bahn,
Bis ihr den Neid euch abgethan.

28.

Das Gute zu hindern, das friſch ſich ſchafft,
Hat freilich kein Tyrann mehr Kraft.
Aber ſind wir gebeſſert nun,
Wenn ſie im Kleinen das Böſe thun?

29.

Ein Jeder thut nur was er kann,
Und darum macht ein kluger Mann
Mit Bourgeois Oppoſition,
Mit Proletariern Revolution.

30.

„Wenn du uns fehlſt, ſo geht es ſchief“ —
Macht es nicht ſo gefährlich;
Die Welt läuft, wie ſie geſtern lief,
Niemand iſt unentbehrlich!

31.

Entweder entſchließ dich, gar nicht zu haſſen
Oder den Feind an der Gurgel zu faſſen.
Haß offenbaren und thatlos ruhn,
Das iſt ein allzugefährlich Thun!

32.

Wir fordern alle Erdengaben,
Nur um den Himmel winſelt ihr —
Den Himmel ſollt ihr künftig haben,
Allein die Erde nehmen Wir!

33.

Wir Alten haben uns mehr als recht
Mit Idealen herumgeſchlagen:
Dafür reitet dieß junge Geſchlecht
Doch auch etwas zu ſehr auf dem Magen.

34.

Stell' einen Prieſter in Fürſtengunſt,
Und gleich wie Joſeph treibt er die Sachen:
Gleich braucht er ſeine Prophetenkunſt,
Ein freies Volk leibeigen zu machen.

35.

In Deutſchland klagt man, daß über Gebühren
Sich mehren die krummen verwachſenen Rücken —
Kein Wunder, wo alle Frauen ſich ſchnüren,
Und alle Männer ſich bücken.

36.

Ein Weib kommt leicht nicht in's Gedränge,
Wenn ſie die Tugend am Prüfſtein ſtreicht.
Gewiſſe Dinge beſonders ſtrenge,
Gewiſſe nimmt ſie beſonders leicht.

37.

Willſt du mit Weibern vergnüglich leben
Und ſie ſelber dabei erquicken,
Laß von ihnen dir Küſſe geben,
Oder doch mindſtens die Handſchuh flicken.

38.

Eins wünſch' ich den Frauen vor allen Gaben:
Den Muth, eine eigne Meinung zu haben.

39.

So lang der Pfarrer im Nachtſtuhl ſitzt,
Wird ſein Sermon nicht rühren;
Und während ein Mädel Strümpfe ſtrickt,
Wird Keinen ſie verführen.

40.

Die Frauen ſtürzen mit keckem Sinn
Sich in die Gefahr bis über die Ohren;
Sind ſie aber recht mitten drin,
Geht leider das Köpfchen zu ſchnell verloren.

41.

Bei Eurer Sklaverei hat's noch Verbleib,
Doch nicht vom Mann ward Knechtſchaft Euch geſetzt;
Uns gleich könnt Ihr nicht ſein, ſolang das Weib
Des andern Weibes Arbeit unterſchätzt.

42.

Oft könnte der Mann der Revolution,
Der grimmigen Zeit unmuthiger Sohn,
Im Kampfe mit Freund und Feind ermatten,
Einſchlummernd unter des Oelbaums Schatten,
Flammten nicht in der Frauen Herzen
Noch immer der reinen Begeiſtrung Kerzen.

43.

Die armen Studioſen der Theologie!
Ihnen gelingt es nie,
Studiren ſie auch alle Religionen auf Erden,
Mit den Manichäern fertig zu werden.

44.

Der Hohlweg war dir nicht genug,
Den Betmann haſt du dazu genommen.
Sprich, biſt du auf dem Hohlweg nun
Oder durch's Beten ſo hoch geklommen?

45.

Warum ſcheint Monarchie ſo feſt,
Als wäre ſie ewig auf Erden?
So lang ſich ein Volk betrügen läßt,
Verdient es betrogen zu werden.

46.

Modernſte Anthropologie.

Gelehrte, Verkehrte, das weiß man ja!
Hier aber ſchlage das Wetter drein —
Nun ſoll der Gorilla des Menſchen Papa,
Und der Neger nicht einmal ſein Bruder mehr ſein!

47.

A. W. Schlegel: „Sonett.“

Der Herr von Schlegel nach ſeiner Art
Berühmt ſich in einem Sonettchen zart,
Das er ſich zur Grabſchrift beſtimmt und zum Carmen,
Daß er gehend und ſtehend, und ſelbſt „im Bette“
Den Muſen obgelegen hätte —
Die Muſen, die armen!

48.

Alles mit Maaß! Beſonders der junge Wein,
Der will erſt recht mit Maaßen getrunken ſein!

49

Du wunderſt dich, giebt uns die Sage kund,
Daß Apollo den armen Marſyas ſchund?
Es zog, wenn der Gott das Spiel verloren,
Der Andre das Fell ihm über die Ohren.
Sie haßten ſich eben, das iſt kein Spaß,
Mit ächtem Muſikantenhaß.

50.

Wenn alle Privilegien fallen
Und vor dem Sturm der Zeit verwehn,
Glaubt ihr, das höchſte unter allen,
Das letzte wird noch lang beſtehn?

Ein Strauß aus dem Jugendgarten.

Beim Tode meiner frommen Mutter Maria.

November 1835.

1.

Du haſt, o treue Mutter, uns verlaſſen,
Als winterlich die erſte Flocke fiel,
Und mühten wir uns eifrig noch ſo viel,
Die Blumen fehlen — o die kalten, naſſen

Herbſtlichen Winde will ich immer haſſen!
Die Blume, ihres Zornes hülflos Ziel,
Gab alle Blätter ihnen hin zum Spiel,
Und alle Farben machten ſie erblaſſen.

Doch haſt du redlich immerdar gerungen,
Und wenn gerecht wird ſein der Kämpfer Sichtung,
Nicht ohne Kranz ſtehſt du dann vor dem Throne!

Drum nehm' ich Thränen, Schmerz, Erinnerungen
Und binde ſie mit dunkelm Band der Dichtung,
Dir alſo flechtend eine Liederkrone.

2.

Wenn ich ſo in dein Antlitz ſeh',
Wie's aus den weißen Tüchern ſieht,
Da bricht mir ſchier das Herz vor Weh,
Daß ſolch ein Weib der Welt entflieht.

Um Stirne und um Augen weht
Ein mild und friedlich Himmelslicht;
Schau, wie ſo innig im Gebet
Der Hände Paar zum Bund ſich flicht.

Doch ſagt, wie kommt's, der liebe Mund
Iſt ernſt und ſtrenge, ſchließt ſo feſt;
Die Lippen ſind nicht voll und rund,
Sie ſind ſo trutzlich feſtgepreßt.

Wer alſo fragt, der kennt ſie nicht,
Die wunderbare Kämpferin!
Eh ſolch ein Geiſt in Weichheit bricht,
Wirft Zephyrhauch die Eiche hin.

Das war kein weich und zärtlich Weib,
Das jeder Lebensſturm verſchlägt!
Der feſte Geiſt hat auch dem Leib
Die mächt'gen Züge aufgeprägt.

Sie ſtand im heißen, rechten Streit
Mit Welt und Sünde offenbar,
Zu jeder Seite recht bereit
Mit Waffen ehrlich ganz und gar.

So iſt ſie denn geſchieden auch!
Nicht müde, lebeſiech verzehrt,
Stets kräftig, wie ihr ſteter Brauch,
Hat ſie des Todes Schlag verſehrt.

Gleich als ein rechter Chriſtenheld,
Der gegen Heiden-Uebermacht
Gefallen auf dem Siegesfeld,
So liegſt du, Mutter, ſtolz in Pracht.

Wär' nicht der Nachbarn enger Sinn
Zu ſtumpf für heiliges Symbol,
Gern legt' ein Schwert ich zu dir hin,
Wie du es führteſt treu und wohl.

Ich legt' ein Schwert in deine Hand,
Gewichtig, lang und ſcharf und breit,
Weil du in dieſem Kampfesland
Die Feinde überwandeſt weit!

Doch nein! Nicht Eiſen kennſt du ja!
Der Glaube war dein blankes Schwert,
Den nahmſt du mit — was wäre da
Dir noch die Erdenwaffe werth?

3.

Als deine körperfreie Seele,
Gelöſt von allem ird'ſchen Fehle
Zuerſt betrat die Himmelsau'n,
Da wagte wohl dein Aug, das blöde,
Noch nicht in jene Morgenröthe
Mit unverwandtem Blick zu ſchau'n.
Noch hing ein trüber Thränenſchleier
Gewoben von des Scheidens Gram
Vor deinem Blick, bevor er freier
Den Flug zu Gottes Throne nahm.

Da trat ein Engel dir entgegen,
Der führte dich auf Blumenwegen,
Nahm leiſer Hand den Schleier ab.
Da ſchwanden alle Erdenſorgen,
Der Kinder Schmerz ward dir verborgen,
Die Welt verſank für dich in's Grab.
Mit feſſelloſem Liebesdrange
Trieb's dich den Meiſter zu umfahn,
Doch war's dem armen Herzen bange
Dem Herrn des Lichtes ſich zu nahn.

Da ſchauteſt du ein ſchlichtes Weſen,
Wohl rein und heilig, auserleſen,
Doch gleichend einem ird'ſchen Mann.
Du ſankeſt vor ihm hin zum Grunde:
O wer du ſein magſt, gieb mir Kunde,
Wo meinen Herrn ich finden kann!
Noch hält er ſich vor mir verborgen,
Noch ſtrahlt mir nicht ſein Himmelsblick —
O laß mich länger nicht in Sorgen,
Sprich, wo ich finden ſoll mein Glück!

Da tönet aus dem holden Munde
Als deiner Frage traute Kunde
Das Eine Wort: Maria! bloß.
Da ſchlägſt du auf die Augenlider:
Rabbuni! rufſt du freudig wieder,
Du ſinkſt in deines Heilands Schooß.
Und er umfaßt mit treuem Sinne,
Gelöſt von allem Schmerz und Harm,
Die heil'ge Braut in ſel'ger Minne
Und trägt ſie in des Vaters Arm.

4.

Aus der Nacht der Vorzeit dringet
Auguſtins gewalt'ger Geiſt,
Wie er mit dem Irrthum ringet,
Den kein Forſcherblick zerreißt.
Mani's Jünger war er worden,
Zugeſagt dem finſtern Orden,
Der als Heil die Lüge preiſt.

Aus dem mütterlichen Hauſe
Treibt ihn fort ſein irrer Stern:
Aber drin in ſtiller Klauſe
Betet Monika zum Herrn,
Monika, die ſtark im Glauben
Will den Sohn der Hölle rauben,
Schweift er frevelnd noch ſo fern.

Und der Mutter heiße Thränen
Fallen in ſein dunkles Herz,
Und mit ungemeßnem Sehnen
Ziehen ſie ihn himmelwärts.

Und ſie ſchüren heiße Gluthen,
Seufzer ſteigen, Thränen fluthen,
Hell entbrennt der Buße Schmerz.

Bald der Mutter giebt er Kunde,
Und ſie rafft ſich raſch empor,
Steigt in's ſchwanke Schiff zur Stunde,
Legt von ſich den Wittwenflor.
Glaube lohnt mit höchſtem Lohne,
Segnend tritt ſie ein zum Sohne
In der Kirche hohen Chor.

Dort im hehren Dom zu Mailand
Durch Ambroſius weihend Wort
Nahm ihn in ſein Reich der Heiland,
Und ſchon geht's zur Heimat fort.
Aber ſtatt der Meereswüſte,
Statt Carthago's flacher Küſte
Schaute Sie den Himmelsport.

Sieh, ſo bin auch ich geſchritten
Durch des Irrwahns düſtern Graus;
Doch du haſt mit Gott geſtritten,
Mutter, einen ſtarken Strauß!
Riſſeſt, unabläſſig betend,
Vor dem Heil'gen mich vertretend,
Mich aus meiner Nacht heraus.

Aber als du mich erhoben
In dein ſchönes Himmelslicht,
Ach, da flog dein Geiſt nach oben,
Ruhend nach erfüllter Pflicht.
Doch im Glauben dir verbunden
Wird das kranke Herz geſunden,
Bis ein neuer Bund ſich flicht.

Und ſo überſtrahlt dein Sterben
Mich mit immer hellerm Glanz,
Streiten will ich, zu erwerben
Den von dir errungnen Kranz.
Heil'ger Seelenbund, zerbrich nicht!
Auguſtinus zwar bin ich nicht,
Aber Monika du ganz!

5.

Nun haben wir dich begraben,
Nun wird er ſtille, der Schmerz.
Nun treten wir wieder in's Leben,
Es ſchweiget das ſehnende Herz.

Doch wo wir auch gehen und ſtehen,
Da ſchwebet um uns dein Bild,
Das uns mit heiligem Ernſte
Im fröhlichſten Scherze erfüllt.

Wohl nach zwölf kurzen Monden
Da legen die Trauer wir ab —
Die Trauer drinnen im Herzen,
Die nehmen wir mit in's Grab.

6.

Oft, wenn Iſis ihren Sternenſchleier
Vor mir lüftete, wenn voller, freier
Wahrheit ſich dem Jünglingsgeiſt vermählt:
Wenn der Künſte göttliche Geſtalten
Vor dem Auge mir vorüber wallten,
Wenn ich dann mich fühlte gluthbeſeelt: —

Oder wenn bunt und gewaltig das Leben
Reich im Genuſſe und kräftig im Streben,
Voll mir kredenzte den Becher der Luſt:
Wenn vor der mächtigen Bildungen Fülle
Wollte ſich löſen die leibliche Hülle,
Wollte zerſpringen die klopfende Bruſt —

Ging ich Abends ſtille zu der Stätte,
Wo du, Mutter, ruhſt im engen Bette,
Deine Stimme tönte da herauf:
„All dieß Glühen, all dieß wilde Leben
Wird man einſt, wie mich, dem Staube geben —
Richte du zum Ewigen den Lauf!“

Mit Bürger's Gedichten.

Wenn du in nächtlich ſtiller Feierſtunde
Gelöſt die Seele von des Tages Mühn,
Luſtwandelſt in des Thales dunkelm Grunde,
Ringsum geſchirmt vom heil'gen Waldesgrün;
Da hörſt du rings aus unſrer Sänger Munde
Viel reiche Lieder wonnevoll erblühn.
Es einet ſich im Bund der deutſchen Töne
Von jedem Land und Volk das höchſte Schöne.

In feſtem Schritte wandeln Griechenklänge,
Sie ſendet Platen aus dem Römerland;
Des hohen Nordlands alte Sittenſtrenge
Führt Fouqué her, das Schlachtſchwert in der Hand;
Des mittlern Alters holde Minneſänge
Hat Uhland in die Saiten feſtgebannt.
Italiens glüh'nden, Spaniens ſtolzen Maßen
Hat Schlegel zu uns angebahnt die Straßen.

Des tapfern Frankreichs junge Kraftgedanken
In fränk'ſchem Kleide führt Chamiſſo vor:
Caſchmirs Ghaſelen, die ſich üppig ranken,
Arabiſcher Sprüche vielgereimten Chor,
Der Blumen Duft, die am Hoangho ſchwanken,
Sammt Indiens dichtumlaubtem Blüthenflor
In buntem Kranze, voll und nie geſtückert,
Beut überreich der Völkerdolmetſch Rückert.

Auch iſt die Bardenharfe nicht entſaitet,
Doch ach, ſie klingt nicht minniglich und traut!
Gleichwie den Kämpen, der zum Schlachtgraun ſchreitet,
Umklirrt das Eiſen ſchaurig wild und laut,
So, zürnend mit der Zeit Bedrängniß, gleitet
Das deutſche Lied, daß ſchier vor ihm uns graut.
Es gilt den Kampf für Recht und Licht und Freiheit,
Und eiſern klingt das Lied für dieſe Dreiheit.

Nie iſt ein Land und Volk ſo reich erklungen,
Als heut des deutſchen Liedes Ernſt und Scherz;
Der deutſche Geiſt hat jedes Volk bezwungen,
Er nahm die Brüder an das große Herz;
Sie flüſterten ihm zu in ihren Zungen,
Erzählten ihm des Lebens Luſt und Schmerz;
Drum ſchwelgen wir in des Gedankens Fülle,
Der uns entzückt mit ſeiner bunten Hülle.

Doch andre Zeiten nahn, wenn wir geſchieden;
Ich höre ihren ſegenvollen Schritt.
Dann ruht Germania, mit ſich ſelbſt in Frieden,
Errungen iſt, um was ſie feindlich ſtritt;
Dem Sohn iſt zum Genuß die Frucht beſchieden,
Um derentwillen ſchwer der Vater litt.
Er wohnet ſtill im Schatten jener Rechte,
Die Kampfpreis ſind dem lebenden Geſchlechte.

Nun ſage mir: wenn Deutſchland ganz ſich fühlet,
Und ſich erkennt in ſeinem eignen Werth,
Ob's dann wohl noch nach fremden Schätzen wühlet,
Da reichre Dichtung blüht am eignen Herd?
Wenn erſt der heiße Freiheitstrieb gekühlet,
Wer ſingt ein Lied noch, das ein ſchneidig Schwert?
Wenn wir uns anſchaun in dem eignen Volke,
Deckt fremden Nachklang des Vergeſſens Wolke.

Dann kehrt der Enkel zu den Männern wieder,
Die deutſch zu ſein alleinig ſich beſtrebt,
Die nur in deutſchen Weiſen traut und bieder
Geſungen, wie ſie deutſch auch nur gelebt.
Die felſenſtarken, liebemilden Lieder,
Bei denen manches Herz ſchon ſüß erbebt,
Sie werden noch von Roſenlippen klingen,
Noch Manchem glühend zu dem Herzen dringen!

So bieten wir denn im prophetiſchen Sinne
Dem deutſchen Jüngling hier den deutſchen Mann,
Daß er aus ihm die Zuverſicht gewinne:
Einſt brechen wir der fremden Völker Bann;
Ein deutſcher Haß und eine deutſche Minne
Sind unſre höchſten Ehrenzeichen dann;
Und frei von fremden Flitterputzes Glanze
Verſchlingt ſich Geiſt und Weiſ' in Einem Kranze!

Das Kind der Natur.

O geh hinaus im frühen Jahr
Nur die Natur laß werden laut,
Die aus der Vögel bunter Schaar,
Aus Knoſpen redet hold und traut.

Und wenn der Sommer reifend glüht,
Dann ſtreck' dich unter grünen Baum,
Und ſchau' wie durch die Blätter blüht
Der duftigblaue Himmelsraum.

Da ſchwindet Denken und Verſtehn,
Du fühleſt ſelbſt als Pflanze dich,
Nur träumeriſch Gefühle wehn,
Das Leben kehrt ſich ſtill in ſich.

Du möchteſt an dem Sonnenblick
Hinſterben ſeligen Blumentod,
Verwehn in friedlichem Geſchick,
Dem Wölkchen gleich in's Abendroth.

So liegt in Mutterſchooß ein Kind,
Tiefſelig, aber unbewußt.
Du ſei dem Kinde gleich geſinnt,
Und träumend ſink' an Mutterbruſt!

In früher Krankheit.

Zweierlei Ruhe iſt wonnig und ſtille,
Ruhe des Lebens am Buſen des Weibes;
Aber noch wonniger, ſtiller des Leibes
Leiſes Zerfallen in Grabeshülle.

Freudig, o Jüngling, durchwandre das Leben;
Leiſe, doch ſchleunig, entwandeln die Stunden —
Eines von beiden haſt bald du gefunden;
Sprich, was willſt du dem Schickſal erbeben?

Neuer Pfad.

Es kommen Stunden in des Jünglings Leben,
Wo fahl und todt ihm rings die Welt erſcheint,
Wo all die Freuden, die ihn reich umgeben,
Als trüglich eiteln Tand das Herz verneint.

Doch magſt du froh auch ſein — da wirſt du innen,
Daß untreu dir ein Freund, den du geliebt —
Was ſollſt du nun mit deinem Glück beginnen,
Das ungetheilt wie Meeresſchaum zerſtiebt?

Auch dieſes trügſt du noch! allein dir fehlet
Ein Weib, dem all dein raſtlos Mühen gilt,
Dem du, was du gewannſt von Muth beſeelet,
Zu Füßen legen kannſt getreu und mild.

Was ſollſt du thun? Sollſt du die Welt verdammen?
O nein! du kennſt ſie noch nicht voll und ganz.
Sollſt dämpfen Lieb' und Treu, die in dir flammen?
O wirf nicht fort der Jugend grünſten Kranz!

Tritt, müdes Herz, aus deines Lebens Bahnen,
Such einen Weg dir, den du nie begingſt!
Und bald wirſt du im tiefſten Herzen ahnen,
Viel Schönes blüht noch, werth daß du's erringſt.

Denn ſieh, ſchon naht ein muntrer Weggeſelle
Und ſpricht dich an — gewiß, ihr kennt euch bald!
Da iſt die alte Freundſchaft raſch zur Stelle,
Der du entrinnen wollteſt mit Gewalt.

Doch mehr! ein Mädchen wandelt dir entgegen,
Sie blickt dich an — du bleibſt gefeſſelt ſtehn,
In beiden will ein neu Gefühl ſich regen —
Gewiß, du kannſt nicht trotzig weiter gehn!

So ſollteſt du von deinem Leid geſunden,
Dir wird das Lied im Buſen wieder laut —
Auf Einem Wege haſt du ja gefunden
Des Lebens Luſt, den Freund, ein Liebchen traut.

Liebe als Siegerin.

Dein Lieben hab' ich ſtrenge bekämpft
Und wollte davon nicht wiſſen,
Die junge Luſt mit Gram gedämpft,
Des Trauerns mich befliſſen.

Da ſah ich dir einmal in's Aug hinein,
In die Seele brach mir das Leuchten:
Das gab ſo tröſtlich hellen Schein,
Daß eitel all Schmerzen mir deuchten.

Nun weiß ich von Luſt nur und nichts von Noth,
Und blickſt du mit Lachen mich an,
Wie finſter auch rings das Wetter droht,
Feſt bleib' ich, und bleib' ein Mann!

Morgenunſchuld.

Die Sonne hebt ſich herauf vom Wald,
Umgeben von Wölkchen als Zofen flink,
Vor ihr ein morgendlich Wehen kalt,
Da ſchmettert die Lerche, da zwitſchert der Fink.

Und wie, wenn ſtrahlend in Schönheitspracht
Dem Hofe die bräutliche Fürſtin ſich zeigt,
Im Volk ein freudiges Leben erwacht
Und jedes Herz ſich der Herrin neigt —

So auch vor der Sonne aufblitzendem Roth
Belebt ſich der Weltgeſtalten Gewühl;
Die Farben erwachen aus ſchwarzem Tod
Und wecken die Erde vom nächtlichen Pfühl.

Die hat vergeſſen im Schlaf und Traum
All Schmerz und Sorge, all Thränen und Blut;
Und wähnt, jetzt ſei ſie geſchaffen kaum
Und fühlt ſich erneuert im Jugendmuth.

Sie hebt ſich empor vom Lager ſchnell
Und neigt ſich der Sonne mit Kindesgruß:
Die Sonne verſendet freundlich hell
Die glühendſten Strahlen als Mutterkuß.

Ach aber, wenn jetzt mit ſtillerm Sinn
Die Erde den Blick zu ſich ſelber lenkt,
Da iſt ihr entſchwunden des Traums Gewinn,
Und wieder ſteht ſie in Schmerz verſenkt.

Die Sonne ihr weinendes Kind verläßt
Und lenkt im Frieden ihr licht Geſpann;
Der Mittag nahet, ſie ſtrebt nach Weſt —
Der Morgen, und wehe, ſein Glück verrann!

Auf der Wolkenburg.

Auf der Bergeskrone ruhten
Wir gelehnt am ſchroffen Stein,
Von den klaren Abendgluthen
Trunken, wie von jungem Wein.

Langgeſtreckte Bergesketten
Deckten ſich mit Waldespracht,
Gleich als wollten ſie ſich betten
Zu dem Schlaf der lauen Nacht.

Wie ein Kindlein in der Wiege
Lag das Dörfchen in der Kluft:
Seine würzigen Odemzüge
Hauchten Rebenblüthenduft.

Glühend ſpielten Purpurſcheine
Auf dem Strom, daß er im Fliehn,
Durch das Thal gewunden, eine
Rothbeſchuppte Schlange ſchien.

Und den Becher hoch gehoben
Auf den Felſen ſchwang ich mich:
Land, das alle Dichter loben,
Himmliſch Land, dein Sohn bin ich!

Stolz, wie meine Wangen brennen,
Schwör' ich dir's, o Vater Rhein,
Deutſch ſoll man dich ewig nennen,
Und auch frei ſollſt du mir ſein!

Wahrheit in Schönheit.

Mein Liebchen, das biſt du, o Wahrheit,
Der ich treueigen bin,
Und heute zu allen Stunden
Kamſt du mir nicht aus dem Sinn.

Dich hab' ich eifrig geſuchet
Bei Meiſtern alt und neu.
Beim hellen denkenden Tagslicht,
Da warſt du mir nicht treu.

Doch nun, o hohe Minne,
Es kommt die dunkle Nacht;
Da willſt du den Freund beglücken,
Dein Auge mir freundlich lacht.

Du kleideſt dich ein in Schönheit,
Du grüßeſt mich als Geſang!
Der Harfe bei deinem Kuſſe
Entquillt ein ſehnender Klang.

Gluth durch Wolken.

O haſt du hinausgeſchauet
In den ſtrahlenden Abendſchein?
Der Himmel blickt wolkig drein,
Wie düſter die Feſte blauet!

Und nur an der Einen Stelle
Da ſtrahlt es mit purpurnem Licht —
Ha, wie es die Wolke durchbricht
Mit zaubriſch blendender Helle!

Erkennſt du den Ernſten wieder,
Du Trauter, im Bilde mich?
Der düſtre Himmel ich,
Die Gluthen meine Lieder.

Mitleid.

Und warum weinſt du, wenn ich klage?
Was iſt der fremde Knabe dir?
Du kannſt nicht theilen meine Plage,
Du blühſt in friſcher Jugend Zier.

Dein Herz iſt rein, dein Geiſt iſt helle,
Noch hat bei dir die Liebe Raum —
Des frohen Jugendtempels Schwelle
Berührte kaum dein weh'nder Saum.

Mein Herz jedoch hat ausgeglühet,
Da meine Liebe ich verlor —
Das Lied nur aus der Aſche ſprühet
Als Funke ſchmerzend noch hervor.

Und dennoch theilſt du meine Schmerzen
Und biſt ſo milde mir, ſo gut —
Wie, ahndeſt du's auch ſchon im Herzen,
Wie weh verkannte Liebe thut?

Als ſie zürnte.

Nun erſt hab' ich dich gewonnen
Recht von Herzen lieb,
Seit der Zorn des Blutes Bronnen
Dir in's Antlitz trieb.

Du, das hab' ich nun erfahren,
Biſt nicht marmorhart,
Und es ſind die hellen, klaren
Züge nicht erſtarrt.

Kann der Zorn dich ſo bewegen,
Darf ich hoffen kühn,
Daß, will Lieb' in dir ſich regen,
Du erſt recht wirſt glühn.

Wie Pygmalion drum werben
Will ich um dich traut,
Bis mein Glühn dich roth wird färben,
Weiße Marmorbraut!

In ihr ruhend.

Ein Spiegel iſt die Seele,
Sie ſpiegelt die ganze Welt;
Sie wirft zurück getreulich
Was immer in ſie fällt.

Vor meiner Seele ziehen
Tauſend Bilder vorbei;
Der Spiegel iſt groß, drum faßt er
Geſtalten vielerlei.

Herrliche Ritter und Helden,
Frauen aus alter Zeit
Mit Rüſtung und Gebände
Ziehen da ſchön gereiht.

Alter Völker Geſchichten,
Prächtiger Städte Fall,
Großer Könige Thaten
Strahlet ſie wieder all'.

Frühling mit ſeinen Roſen,
Berge im Waldeskranz,
Ströme rauſchend ergoſſen
Wiederleuchten im Glanz.

Durcheinander wogen
Flüchtig die Bilder im Reihn; —
Ewig darinnen ſtehen
Bleibet Ein Bild allein:

Ruhend an Weibes Herzen
Träumet ein Jüngling hold;
Ueber ihm ſchwebt ihrer Locken
Spielendes Sonnengold.

Ueber die ſtrengen Züge
Gießt blauer Augen Paar
Mildverklärenden Schimmer
Aetherglänzend und klar.

Weißt ja, ich bin der Jüngling
Träumend in Wonneruh;
Aber der blaue Aether,
Liebchen, wer wär' es als du?

Laß die Geſtalten wogen
Flüchtig im tollen Reihn;
Bleib' in der Seele ſtehen
Ewig dieß Bild allein!

Dreifach Geliebter.

Liebchen, haſt mich nie gefraget,
Wer ich ſei und was mein Thun;
Da mein Mund es nie geſaget,
Meld' ich dir's im Liede nun.
Zwar du biſt mir liebetrunken
In den offnen Arm geſunken,
Ohne Forſchen, gläubig-traut;
Aber ſollſt es nun vernehmen,
Brauchſt dich deſſen nicht zu ſchämen,
Daß du nennſt dich meine Braut.

Kind noch war ich — und ich ſchaute
Abendroth im Stromeslauf;
Rings erklangen Frühlingslaute,
Eine Thräne ſchwoll herauf.
All die bunten Weltgeſtalten
Huben an in mir zu walten,

Erſtes Lied erklang da laut.
Bildkraft wuchs mit dem Erkennen,
Und nun darfſt du ſtolz dich nennen,
Liebchen, eines Dichters Braut.

Doch ich ſchritt aus Liedeswonnen
Vor in der Gedanken Kreis;
Vieles hab' ich da gewonnen
Und errungen manchen Preis.
In der Jugend Kreiſe lehrend
Steh' ich, der, mich freudig ehrend,
Auf mein ernſtes Wort vertraut.
Schau' mein Leben hell erblühend,
Nenne dann dich ſtolz erglühend,
Liebchen, eines Lehrers Braut.

Doch nicht frei von Noth und Streiten
Drang ich zu ſo hohem Ziel;
Wollt' ich rüſtig vorwärts ſchreiten,
Trotzten mir der Feinde viel.
Doch geſchmelzt in Leidensgluthen,
Dann gekühlt in Haſſesfluthen,
Klingt als Stahl mein Eiſen laut.
Nimmer biegt er, nimmer bricht er,
Dein iſt nicht ein eitler Dichter,
Nein, biſt eines Mannes Braut.

Einladung in's eigne Haus.

Tritt ein, tritt ein, o Herrin hehr,
Tritt in den Garten ein!
Die Blumen grämten ſich ſo ſehr,
Daß ihnen deiner Augen Schein
Leuchtete nicht bisher.

Tritt ein, tritt ein, o Herrin ſchön,
Tritt ein in's luſtige Haus;
Es öffnet die Fenſter — die blauen Höh'n,
Die Gründe lieblich überaus
Grüßen dich mit Getön.

Tritt ein, tritt ein, o Herrin traut,
Tritt in mein Herz herfür!
Es ſchlug ſo hoffnungswild und laut
Und ſprengte ſehnend auf die Thür,
Wollte empfahn die Braut.

Tritt ein, tritt ein, o Herrin hold,
Ganz in dein Eigenthum!
Die Schlüſſel ächt von treuem Gold
Dir knieend bieten, ſei mein Ruhm:
Lächle — das ſei mein Sold!

Die früher Geliebten.

Daß auch Andren hold ich geweſen bin,
Schlag' es, mein Liebchen, dir aus dem Sinn!
Biſt doch für jetzt die einzig Eine,
Und nach dir, ſo fürcht' ich, kommt weiter Keine —
Aergre dich nicht, mein holdes Kind,
Daß auch Andre lieb mir geweſen ſind.

Unſer Jahrhundert erfordert ja Fleiß,
Bis man die Sachen auch gründlich weiß;
Wollten mir Jene den Mund nicht gönnen,
Hätt' ich dich je wohl ſo küſſen können?
Siehe, das dankſt du denen, mein Kind,
Die vor dir lieb mir geweſen ſind.

Freilich iſt mir im frohen Gemüth
Manch ein Lied auch für Andre erblüht;
Aber geübt nun in Liebesklange
Komm' ich mit ewig neuem Geſange
Krönen dein liebliches Haupt, mein Kind —
Biſt nun auf Jene noch zornig geſinnt?

Eiferſucht auf die Geſchiedene.

Haſt gewonnen dir zu eigen
Einen Garten, ſüßes Lieb,
Und vor dir muß drin ſich neigen
Jeder junge Blüthentrieb.

Doch es hat ſich ausbedungen
Der der Garten einſt gehört,
Daß in ſeinen Dämmerungen
Ruhn ſie dürfe ungeſtört.

Magſt ihr gönnen das, Geliebte!
In dem Winkel, ferne ab,
Hat ſie ſich, die tiefbetrübte,
Eingeſenkt im ſtillen Grab.

Oft vielleicht in kühlen Nächten,
Wann das Mondlicht Todte weckt,
Möchte ſie noch mit dir rechten,
Aus dem Grabe aufgereckt.

In der Zeit der Nachtgeſichte
Stehen alle Geiſter auf;
Doch vor frühem Tageslichte
Flüchten ſie in bangem Lauf.

Laß drum Jene ruhig wallen
Ihren Gartenpfad entlang,
Laß ihr Klagen dir gefallen,
Ihren ſehnenden Geſang.

Strahlt der Morgen purpurglühend,
Schau', wie ſie verweht ſo bald —
Du biſt warm und roth und blühend,
Sie iſt todt und bleich und kalt.

Stürmiſch Wandern.

Felſen ſteigen herauf, herab,
Fliegt es zum Himmel? Stürzt es in's Grab?
Und über die Felſen hinab, hinauf
Geht ungehalten mein ſteter Lauf;
Oben umwandelt der Sturm mich rund,
Los mich zu reißen vom feſten Grund;
Unten aber der Ströme Grauſen,
Die grimmig ſchwellend zum Meere brauſen;
Schnee auf den Höhen, Regen im Thal,
Grauſen und Schrecken allzumal —
Nimmer verzagt,
Nimmer geklagt und gejammert!
Sprung da gewagt!
Feſt an den Fels dich geklammert!
Und dem Sturm zuwider mit trotziger Luſt
Jauchz' ich aus wild arbeitender Bruſt,
Und dem brauſenden Gießbach, dem eiſigen Regen
Ruf' ich ein fröhliches Lied entgegen:

Mein Liebchen in ſeinem Stübchen
Sitzet ſo ſtill zu Haus,
Und denkt des Liebſten, der ferne
Zog in das Land hinaus.

Die Fenſter ſind eng verſchloſſen,
Der Ofen lodert hell,
In's Zimmer nicht dringt noch in's Herzchen
Winter, der böſe Geſell.

Und erſt an ihrem Buſen
Die Roſe blüht aus Schnee —
Und wenn ich daran denke,
Dann freilich wird's mir weh.

Statt ihres Buſens Wogen
Das Meer da drunten ſchwillt,
Statt ihres Herzſchlags pochen
Die Fluthen am Felſen wild.

Statt ihres weichen Händchens
Regen ſtreicht das Geſicht,
Statt liebewarmen Mundes
Schont Sturm die Lippen nicht.

Und doch, wenn dein ich denke,
Wird's innen hell und warm;
Hältſt ja dem Frierenden offen
Herz und Buſen und Arm.

Im Apennin.

Bin ich im Vaterlande wieder
Gedrückt von nordiſcher Natur,
Dann ſing' ich laute Sehnſuchtslieder
Nach dir, Heſperiens grüne Flur.

Dann gäb' ich wohl für eine Stunde
In dieſen Lüften lau und blau
Den allerwärmſten Kuß vom Munde
Der wunderſchönſten deutſchen Frau.

O Menſch, wie wenig zu genießen
Verſtehſt du doch den Augenblick!
Jetzt möcht' in Sehnſucht ich zerfließen,
Hier mitten in des Südens Glück.

Der Himmel möchte ſich verdüſtern
Für einen Blick aus blauem Aug;
Und hört' ich ſie: mein Liebſter! flüſtern,
Gäb' ich den würzigen Blüthenhauch!

Für einen Kuß vom rothen Munde
Opfr' ich Granatenblüthenpracht —
Sei Winter, klarer Lenz, zur Stunde
In ihrem Arm für Eine Nacht!

Uneigennützige Küſſe.

Könnt' in jener Zeit ich leben,
Als in Blüthe Hellas ſtand,
Wollt ich leicht den Kranz erſtreben,
Der des Sängers Stirn umwand.

Zwar um Dichterpreis zu ſtreiten,
Wär' zu viel gewagt für mich,
Denn im Wettkampf goldner Saiten,
Wer beſiegte, Pindar, dich?

Auch nicht mit der Kraft der Fäuſte,
Nicht im Wagenlenkerſtreit
Siegt der Mann, den nur im Geiſte
Kämpfen lehrte ſeine Zeit.

Doch gewiß der allerbeſte,
Und der höchſten Anmuth voll
War der Wettſtreit bei dem Feſte
Des phileſiſchen Apoll.

Sein Geſetz: den Preis gewinnet
Und den Siegeskranz der Mann,
Der das Mädchen, das er minnet,
Da am ſchönſten küſſen kann.

Und hier möcht' ich wohl mich ſtellen,
Zweifelnd nicht an Sieges Ehr',
Doch geſetzt in allen Fällen,
Daß mein Mädchen bei mir wär'.

Denn wir haben durchſtudiret
Tief die Kußmetaphyſik,
Gründlich, wie's den Deutſchen zieret,
Herz an Herz, und Blick in Blick.

Doch zur Zeit, da leider keine
Preiſe ſolche Kunſt verſchafft,
Treibt zur Uebung uns die reine
Liebe nur der Wiſſenſchaft.

Wenn Beide träumen.

Die Abendglocken! Raſch nun ſchließt der Himmel
Des Südens ſeine goldnen Pforten zu.
Wie Mondlicht rings ſäumt der Olivenhain
Das Thal; die Stadt glänzt wie ein Stern hervor.
Und müd vom Schaum umdunkelt ſich das Auge,
Und matt vom Forſchen ſinkt zur Raſt der Geiſt.

Nun aber wacht die weiche Seele auf —
So frühlingslüſtern weht die Luft herein,
Sehnſucht erregend grüßen hoch die Sterne,
Das lockt ſie mächtig in die Abendkühle.
Getragen von der ſchweren Erdenluft
Schwebt ſie, der Nachthauch dehnt ihr weit die Flügel,
Der Thau kühlt ihre Wangen heiß vom Flug,
Es regt der Wald im Traume ſeine Wipfel,
Die Ströme unter ihr ziehn rauſchend hin,
Es glänzt das Meer, ein zweiter lichter Himmel.
Doch hält das Meer ſie nicht, denn heller noch

Strahlt aus der Ferne Liebchens Kammerfenſter,
Und wie der Schmetterling dem Lichte nachgeht,
So zieht dieß Licht auch ihren leichten Stoff.

Da ſteht das liebe Liebchen, und es ſteckt
Die Locken ſich zuſammen für die Nacht,
Und ſeine Aeuglein ſchläfern, müd von Sehnſucht.
Und zwiſchen jeder Hülle, die nun ſinkt,
Steigt ein Gebetchen auf für ihren Liebſten.
Sie glaubt ihn fern — ach und er iſt ſo nah,
Und wüßte ſie's, ſie möchte wohl erröthen.
Da kann die Lauernde ſobald nicht fort,
Ob auch die Lamp' erliſcht und Liebchen ſchläft.
Sie ſetzt ſich an ſein Bett und fängt den Odem,
Den die geheime Sehnſucht heiß entpreßt,
Mit Wonne auf, und giebt ihn athmend wieder —
Und Liebchen wird ſo heiß und bang erregt,
Wie eine Braut, wenn an dem Hochzeittage
Der Bräutigam beim Putztiſch ſie erhaſcht;
Und was wahrhaftig iſt, das träumt ihr nur,
Daß der Geliebte auf dem Bette ſitzt
Und ihrer Bruſt lebend'gen Hauch empfängt.

Doch ach, wir müſſen ſcheiden! Einmal noch
Küßt ſie des Liebchens Lippe heißen Kuſſes,
Daß es im Schlaf erſchrickt und hoch erröthet —
Und trägern Schwunges ſtrebt ſie nun zurück,

Und müde, müde kommt ſie an beim Ziel,
Schläfrig von Flug und Sehnſucht, geht ſie ruhen.

Das Liebchen aber, wenn es Morgens aufwacht,
Erzählt dem Schweſterchen: denk nur, heut Nacht
War Er leibhaftig bei mir und — —
Nein, was man doch verrücktes Zeug ſich träumt!

Nachts zur See.

So mancher hat heute dir Grüße gebracht,
Daß kaum du des fernen Geliebten gedacht:
Weißt nicht, daß er ſchaukelt auf wallendem Meer,
Weißt nicht, daß ihm woget das Herze noch mehr.

Die Sterne ſie ſteigen aus rauſchender Fluth,
Sie ſchauen dein Haupt, das in Schlummer ſchon ruht;
Ich habe ſo lang heut an dich nur gedacht,
Nicht raſten noch läßt mich dein Bild in der Nacht.

Es taucht mir der Geiſt von manch ſeligem Tag
Herauf aus der Bruſt, wo in Träumen er lag.
Noch einmal erleb' ich die fröhliche Zeit
Und der Jugend goldenſte Herrlichkeit.

Wie die ſchaukelnde Woge die Möve dort trägt,
So ſchwankt mir das Herz, das die Sehnſucht bewegt!
Wie die Wolke dort ſchwebet dem Schiffe vorauf,
So die Seele zu dir in beflügeltem Lauf!

Eitler Troſt.

Aus! Sie hat ſie ganz vergeſſen,
Jeden Kuß und jeden Schwur!
Meine Liebe ungemeſſen
Blieb als Schmerz mir nur!

Höchſter Wonnerauſch des Lebens
Ausgeträumt nun hinter mir!
Lebten wir bis heut vergebens?
Herz, was machen wir?

Ei, was frag' ich? Römerfrauen,
Carneval und Corſofahrt!
Heißer Blick aus langen Brauen,
Gluthen ſchwach verwahrt!

Reichſtes Leben, Luſt und Fülle
Nachts in des Theaters Kranz;
Aus der Locken ſchwarzer Hülle
Klarſter Schönheitsglanz!

Konnt' ich's für ein Elend halten,
Daß ich mein nun wieder ſei?
Darf doch um die Huldgeſtalten,
Schwärmen frank und frei.

Jede darf zum Tanz ich ſodern,
Fragen: Willſt mein Lieb du ſein?
Blicke, die ſo ſüdlich lodern,
Nenn' ich fröhlich mein!

Und das find' ich ganz vergnüglich,
Ewig junger Liebe Frucht,
Und das iſt zumeiſt vorzüglich:
Keine Eiferſucht!

Hab' dieß Lied in Rom geſungen,
Friſch in ſchwarzes Aug geſchaut;
Auf den Alpen hat's geklungen
Luſtig noch und laut.

Doch als ich mit leichtem Fuße
Niederſtieg, und leichterm Sinn,
Grüßte mich mit deutſchem Gruße
Eine Sennerin.

Als ich der in's Auge blickte —
Weh, die Augen waren blau!
Wie ſo ſchnell den Sang erſtickte
Neuer Thränen Thau!

Neue Roſen.

Das war ein kalter Winter,
So ſprach der Roſenſtrauch,
Ich bin in mir erſtorben
Vor nächtlich kaltem Hauch.

Die andern Bäume blühn ſchon
In friſcher Lenzeskraft;
Ach aus der Erde ziehet
In meinen Stamm kein Saft.

Muß warten, lange warten,
Bis aus der Wurzel ſchießt
Ein neuer Wald von Ranken,
Die noch der Grund verſchließt.

Ach bis zu neuen Roſen
Der junge Schoß gereift
Wie leicht, daß Windestoſen
Ihn wieder niederſtreift!

Und doch, ich kann's nicht wehren,
Ihn weckt der Frühlingswind —
So komm zu Licht und Leben,
Mein Sproß, mein zartes Kind! —

Das war ein kalter Winter,
Des Liebchens Lieb' erfror,
Daß ich zum Lieben, Dichten
Und Leben Kraft verlor.

Muß warten, ſchmerzlich warten,
Bis aus des Herzens Gruft
Der friſche Hauch des Frühlings
Die jungen Schoſſe ruft.

[illegible]enn ungeduldig hebet
Tief unten ſich empor
Die Ahnung neuer Liebe
Und neuer Lieder Chor.

Doch ach, bis Lied und Liebe
Mir wieder Roſen bringt,
So lang wird's, daß wohl eher
Mein Todtenglöcklein klingt!

Die Winde bringen Botſchaft.

Wenn der Südwind weht, zittert ſo ſüß die Natur;
Wenn der Weſtwind geht, tränket der Regen die Flur,
Und der Nord macht kalt, naht er in ſchneidendem Lauf,
Und der Oſtwind klar rollet den Himmel auf.

Wie die Welt mein Geiſt — kalt wenn der Nord uns plagt,
Bei dem Oſt dann hell, freudig und unverza[illegible]
Bis der Süd mir regt heimliches Weh in der Bruſt,
Bis der Weſt mir weckt Sehnen vergangener Luſt.

Einen Gruß mir bringt Süd von der ew'gen Rom,
Wo ich einſt, einſt trank glühendſten Lebens Strom,
Und im Weſthauch küßt Luſt der Provence mich —
Ob des Nordlands Qual wein' ich dann bitterlich.

Ihr ruhig Bild.

Vom Bergland kam ich hergegangen
Im letzten Abendſonnenſchein;
Es glühten noch die braunen Wangen
Von Bergluſt, Lebensluſt und Wein.
[illegible]am vom jauchzenden Gelage
Mit einer trauten Männerſchaar,
Aus einer Dreizahl froher Tage,
Von denen heut der beſte war.

Und was mich ſo mit Luſt durchdrungen,
So heiß gemacht, was mocht' es ſein?
Manch Liedchen hatte mir geſungen
Des Pfarrers wildes Töchterlein,
Sie mochte gern vom Weine nippen —
Und wenn Gelegenheit ſich gab,
So fiel von ihren vollen Lippen
Für mich auch wohl ein Küßchen ab.

So plötzlich hatt' ich mich entriſſen
Der liebevollen Gegenwart —
Vom lauten Becher ſcheiden müſſen
Und rothem Mund iſt immer hart.
Da ſtandſt du drunten in dem Thale,
Mich abzuholen kamſt du her;
Da war für mich mit Einemmale
All die vergangne Luſt nicht mehr!

Es ſpielte auf des Haares Bräune
Der Abendſonne klares Gold;
Es glommen in dem rothen Scheine
Die kleinen Lippen wunderhold —
Stillſelig, ernſt und freundlich milde,
Vollkommne Jungfrau ſtandſt du da,
Wie wohl auf einem deutſchen Bilde
Ich Heil'ge hochbewundernd ſah.

Es ebnete dein ſtiller Friede
Den Lebensſturm in meiner Bruſt;
Mir ward ſo weich und lebensmüde,
Und doch im Innern ſo voll Luſt.
Wie einſt ich in der Mutter Arme
Geruht, ein friedſam ſtilles Kind,
So ſchlief mein Geiſt, von Luſt, von Harme
Gelöſt, in dir ſo fromm geſinnt.

Da hab' ich's tief und wahr empfunden,
Du biſt's, o Bild der ſeligen Ruh,
In deren Arm ich kann geſunden —
Dir ſtrebt mein wildes Weſen zu!
Es ruft ſeitdem des Herzens Stimme:
Ergreif' und wähle, ſtarker Mann!
Sie iſt's, die in des Kampfes Grimme
Den Frieden dir bewahren kann.

Die weiße Hand.

Nach anders nichts trag' ich Verlangen,
Als nur nach einer weißen Hand!
Die zarten, liebebleichen Wangen,
Der Lippen dunkelrother Brand,
Mondſchein des Aug's aus dunkeln Schlangen
Der Locken — Alles das iſt Tand —
Das Alles reizt nicht mein Verlangen,
Allein nur ihre weiße Hand.

Die Hand iſt wärmſter Liebe Zeichen,
So marmorweiß und marmorkühl!
Nichts iſt der Wonne zu vergleichen,
Wenn mit dem glühendſten Gefühl
Die heißen Lippen auf ihr hangen,
Zu röthen ſie mit Kuſſes Brand —
Drum brennt mich ewig das Verlangen
Nach dir, du kühle weiße Hand.

Mein Herz iſt wild — o daß ſie's hegte
In ihrer Hand voll Allgewalt!
Heiß brennt die Stirn — o daß ſie legte
Die Hand darauf, ſie würde kalt.
Ich bin von Wirren rings umfangen,
Von Schmerzen allwärts wund gebrannt —
Nach anders nichts trag' ich Verlangen,
Als nach der kleinen weißen Hand.

O fürchte nichts, nicht mag ich rauben,
Was ich nicht ewig halten will.
Gieb frei die Hand! Du darfſt mir glauben,
Tief iſt mein Lieben, klar und ſtill.
Gieb ohne Sorgen ſie und Bangen,
[illegible]utlicher Liebe Unterpfand —
Dieß Eine nur iſt mein Verlangen,
O gieb ſie mir, die weiße Hand!

Geiſt und Gemüth.

Ein Liebesbund, er iſt nur fügſam,
Wo gleicher Geiſt den gleichen wählt.
Schwer wird's gebüßt, wenn ſich genügſam
Der Genius dem Gemüth vermählt.

Denn einmal kommt die Prüfungsſtunde,
Da kühn der Geiſt die Flüge wagt;
Dann weilet das Gemüth am Grunde
Fluglos dahinten und verzagt.

Der Geiſt wird durch die Wolken dringen
Und findet drunten nicht mehr Glück;
Wo nicht, nur mit gelähmten Schwingen
Führt Sehnſucht ihn in's Neſt zurück.

Abſchied.

Auf dem weißen Kreuz bei Altenahr.

Hier war es, hier! Die ſchmale Stelle,
Ein liebend Paar umfaßt ſie kaum,
Wo in des Herbſttags klarer Helle
Wir träumten unſern kurzen Traum.
Zum Gipfel hatt' ich dich geleitet,
Dein weißes Händchen in der Hand:
Hier zeigt, ich dir das Land gebreitet,
Durchgaukelt von des Fluſſes Band.

So auf des Berges ſchroffſter Spitze,
Selbſt alles ſchauend, umgeſchaut,
Ein Gott auf ſeinem Königsſitze
Zeigt' ich die Welt dir, meiner Braut!
Ich kniete heiß zu deinen Füßen,
Das Haupt an deinem Buſen feſt,
Empfand des Herzens Schlag, den ſüßen,
Den ſteilen Weges Müh' erpreßt.

Wie hätt' ich's damals wohl verſtanden,
Wenn mir verkündet ein Prophet,
Daß mich gelöſt von dieſen Banden
Hier wieder Lenzeshauch umweht?
Und doch, es iſt! Ich breche Ranken
Für eine andre Herrin hier,
Doch preſſen traurige Gedanken
Entſchwundnen Glücks die Seele mir!

Es iſt geſchehn — wir ſind geſchieden,
Ich ſelbſt zerriß das holde Band,
Dir wiederſchenken wollt' ich Frieden,
Zu mächtig war für dich mein Brand.
Du wäreſt Semele geworden,
An meinem Gluthenhauch verſprüht,
Dich liebend mußt' ich dich ermorden —
Still denn, du kampferſtarrt Gemüth!

Fort von der Stelle, fort in's Weite!
Fort in ein nie betretnes Thal,
Wo nicht Erinnrung giebt Geleite,
Mit Himmelsluſt und Höllenqual!
Es fiel das Loos — zu ſpät die Reue —
Das Paradies liegt weit zurück, —
Eins aber ahnt mir: deine Treue
War meines Lebens frömmſtes Glück!

Nacht in der Wüſte.

Einſam über dem Mörisſee
Hebt ſich die Nacht aus der Wüſte herauf.
Aus Dattelhainen, aus Obſtbaumgärten
Steigt's wie ein Nebel vom feuchten Boden,
Und ſanftgekräuſelte Purpurwölkchen
Umflattern des Mondes ſilbernen Blick.

Einſam über dem Mörisſee
Schwebt ein Ibis im Abendlicht.
Einmal — zweimal — dreimal noch zieht er
Langſam und ſchweigend die gleichen Kreiſe,
Dann ſinkt er hinab in das wallende Schilf.
Stumm nun liegt die Wüſte ringsum,
Und Alles iſt ruhig, und Alles ſchläft.

Einſam über dem Mörisſee
Steht ein Kiosk, ein weißer Kiosk.
Wer ihn erbaute, und wer dort wohnte —
Ob er im ſchwülen Schweigen der Nacht

Je ſchon ein flüſterndes Liebespaar
Als ein verſchwiegen Aſyl geſchirmt —
Wer weiß es?

Einſam über dem Mörisſee
Flattert in dieſer Frühlingsnacht
Deine Seele verſchämt und zitternd
Nach dem Kiosk, dem weißen Kiosk —
Und wenn ſie öffnet die Thüre,
Zuckt ſie ſchamhaft in ſich zuſammen,
Denn meine Seele ſchon findet ſie da,
Die vor dir dort ſehnend gelandet,
In der verzauberten Frühlingsnacht
Dein zu warten.

Des Lebens Arbeit.

Ja du gehſt, und wie du ſcheideſt,
Kehrſt du bei dir ſelber ein;
Alle Qualen, die du leideſt,
Lebſt du durch mit dir allein;
Auf den Grund in deinem Herzen
Sinkt hinab die Laſt der Schmerzen,
Eine Perle klar und rein.

Aber ich, von Gram ermattet,
O daß ich nicht raſten kann!
Selbſt den Schrei, dem Thier geſtattet,
Weigert noch die Welt dem Mann:
Gleich dem Wetter, vielgeſtaltig,
Dunkeldrohend, allgewaltig,
Dringt das Leben auf mich an.

Volle Klarheit, volle Stärke
Heiſcht von mir der wache Tag,
Und er gönnt nicht, daß vom Werke
Einmal nur ich raſten mag.

Ruhe hofft ein Mann vergebens —
Auf dem Webeſtuhl des Lebens
Fliegt das Schifflein Schlag auf Schlag.

Neide du in deiner Stille
Mich nicht, der im Kampfe ringt,
Den der ungezähmte Wille
Zum gewalt'gen Siege zwingt —
Der, ein Atlas, ohne Klagen
Muß den Druck der Felſen tragen,
Und zu ſtolz iſt, daß er ſinkt!

Morgens und Abends.

Wenn die thauerfriſchte Sonne
Aus dem dunkeln Meere ſpringt,
Und des Schaffens Jugendwonne
Pulſend durch das Blut mir dringt —

Dann, ja dann auf kurze Stunden
Birgt ſich mein geheimes Weh,
Denn ich tauche meine Wunden
In des Lebens weite See.

Und ſo lang mit ſeinen lichten
Augen ob mir ſteht der Tag,
Steh' ich treu den Mannespflichten,
Treu wie Einer es vermag.

Aber wenn mit dunkeln Streifen
Dämm'rung dämpft die goldne Luft,
Wenn die Schatten länger ſchweifen,
Mahnend an die künft'ge Gruft —

Wenn der Tag zum Meer ſich wendet
Und der Wolke Saum verblaßt,
Wenn das Tagewerk geendet
Und das Herz verlangt nach Raſt —

Dann in Wehmuth neugeboren
Weint der ſtille Schmerz in mir:
Wiederum ein Tag verloren
Aus dem Leben, fern von dir!

Ewiger Abſchied.

O dieſe letzten gefährlichen Küſſe!
Du gedenkſt der Pflicht und reißeſt dich los —
Da, in den Qualen des ewigen Abſchieds,
Umfaßt ſie noch einmal, noch einmal dich —
Und ſo hat nie ihr Buſen gewogt,
Und ſo hat nie dich ihr Händchen geſtreichelt,
So nie dich die vollen Arme gepreßt!
Und weil ihr die letzten der Küſſe ſie nennt,
Und weil du weißt, du wirſt nie mehr ſie haben,
Brichſt du das Siegel der ſtürmiſchen Lippen!
So gedenkt ihr zu ſcheiden,
Träumer, Betrogne!
Und der Kuß, der, ihr ſchwurt es, der letzte war,
Kettet euch feſter als je zuſammen
In unverſöhnlich unſterblichem Schmerz!

Anaſtaſia.

Aus dem Liederſpiel: Friedrich in Suza.

Du willſt die Liebe ſcheiden?
O nein, das kannſt du nicht,
Stirbt Einer von uns Beiden,
Trifft Beide das Gericht.

Was gilt die Rebenranke,
Wird ihr der Stamm geraubt?
Am Boden liegt die ſchwanke,
Entkräftet und entlaubt.

Was gilt die grüne Aue,
Wenn ihr der Strom verſiegt?
Sie dorrt und welkt — o ſchaue,
Wie ſie verſchmachtend liegt.

Sein Aug iſt meine Sonne,
Sein Kuß mein Himmelreich;
Ihn raubſt du, meine Wonne,
Und tödteſt mich zugleich!

Der Knabe in der Wildniß.

Aus dem „Traum im Speſſart.“

Welle, darfſt du nimmer weilen,
Nie zu mir in Liebe glühn?
Sprich, was zwingt dich, fortzueilen
Aus des Waldes trautem Grün?
Laß in Sehnſucht ungemeſſen
An die heiße Bruſt dich preſſen!
Faſſ' ich dich, laſſ' ich dich nimmer von hier —
Wehe, du fliehſt, und ich lodre nach dir!

Hindin, braune, holde, ſchlanke,
Lockt dich ſo die Waldesnacht?
Warum meideſt du die Schranke,
Drin mein lieber Garten lacht?
Laß mit holdem Wort dir ſchmeicheln,
Laß dich koſen, laß dich ſtreicheln!
Wehe, du fliehſt in geflügelter Zier,
Ach und du läſſeſt mich Einſamen hier!

Keine Wellen, keine Hinden
Gleichen doch dem holden Bild,
Das ich nie vermocht zu finden,
Doch im Herzen ſteht es mild.
Oft wohl mein' ich, aus den weiten
Wäldern müßt' es grüßend ſchreiten —
Selige Schönheit, enthülle dich mir!
Weh, du zerrinnſt, und ich lodre nach dir!

Blaue Blumen, rother Klee.

Aus „Otto der Schütz.“

Grünt der Wald und röthet ſich die Heide,
Winter floh mit ſeinem Flimmerkleide,
An der Halde ſchmolz der Schnee.
Wo die wilden Vöglein lockend ſchlagen,
Geht des Königs Kind mit leiſen Klagen:
Blaue Blumen, rother Klee,
Blüht nicht mehr, mein Herz iſt allzu weh!

Laß mich weinen, traute Waldesſtille!
Hold iſt mir des lock'gen Knappen Wille,
Und ich weiß nicht wie's ergeh':
Zu dem Armen neigt ſich mir die Seele,
Weh, was frommt, daß ich mir's ſelber hehle?
Blaue Blumen, rother Klee,
Blüht nicht mehr, mein Herz iſt allzu weh!

Kam der Knabe durch den Tann gezogen,
Jagte ſchweifend mit dem Pfeil und Bogen
Nach des Waldes ſchlankem Reh.
Sieht die Maid er, naht ſich bang und ſchweigend,

Und er ſeufzt, das Knie zur Erde neigend:
Blaue Blumen, rother Klee,
Blüht nicht mehr, mein Herz iſt allzu weh!

Rings von Minne ſchlagen Nachtigallen,
Minne löſcht in kühlen Schattenhallen
Aller Sehnſucht brennend Weh.
Locken dich in deiner ſtolzen Strenge
Nicht des Glückes jauchzende Geſänge?
Blaue Blumen, rother Klee,
Blüht nicht mehr, mein Herz iſt allzu weh!

Eine Hütte weiß ich tief im Walde,
Rehe graſen dort an grüner Halde,
Fiſchlein ſchwimmen tief im See;
Heimlich wird die Quelle dort uns tränken
Und der Wald ein dichtes Dach uns ſchenken —
Blaue Blumen, rother Klee,
Blüht nicht mehr, mein Herz iſt allzu weh!

Stolzer Knabe! Frevelnd will dein Minnen
Raub an deines Königs Kind beginnen?
Fleuch, daß ich dich nimmer ſeh'!
Trug ich ſtill dich im verzagten Herzen,
Trag' ich ewig nun der Trennung Schmerzen —
Blaue Blumen, rother Klee,
Blüht nicht mehr, mein Herz iſt allzu weh!

Ballade.

Nach Alexander Dumas, in „Catharina Howard.“

In der tiefen Gaſſe Mitte
Hoch vom Schloß der König ſchaut.
Sittſam dort mit leiſem Schritte
Geht des Schützen Richard Braut.
Haſtig tritt er ihr entgegen:
O nach Haus auf ſchmalen Wegen
Laß mich deinen Führer ſein!
Nein!

Hör', wie wär' dir wohl zu Muthe,
Wollt' ich Liebe dir geſtehn?
Du, die Magd von niederm Blute,
Wirſt den Ritter du verſchmähn?
Dame wird man zu dir ſagen,
Deine Hand den Handſchuh tragen,
Drauf die muntern Falken ſchrei'n —
Nein!

Willſt dein Zaudern noch nicht enden?
Lockt dich die Baronin nicht?
Eine Krone kann ich ſpenden,
Welche ſchmuck ſich biegt und flicht:
Und zwei Leuen ſtolz und mächtig
Werden zu zwei Seiten prächtig
Deines Schildes Halter ſein —
Nein!

Willſt du mir nicht Gunſt gewähren,
Nicht erwidern Liebesgruß?
Biet' ich doch der Gräfin Ehren
Dir als Preis dem erſten Kuß,
Sammt der Kron', in deren Spitzen
Mild als Blumenknoſpen ſitzen
Perlen klar und ſonnenrein —
Nein!

Sei mir gut, o ſei mir linde,
Stern der Mädchen, hold und klar!
Und die herzogliche Binde
Wind' ich morgen dir in's Haar.
Um Rubinen zierlich ſchwanken
Zartgegoßne Rebenranken
Hell von Golde rein und fein —
Nein!

Nur Ein Wort, o ſprich's geſchwinde!
Schau den König denn in mir,
Sprich dieß Wort, und mein Geſinde
Neigt als Königin ſich dir.
Willſt du faſſen dieſe Krone,
Welche die Vaſallin ohne
Augenblendung nimmer ſah?
Ja!

Lied der chaldäiſchen Sklavin.

Aus dem Trauerſpiel: Nimrod.

Fern von den Zelten, am rauſchenden Bach,
Der bräunliche Hirte, da ſchlich er mir nach.
Es lachte die Liebe herab im Morgenſtern,
O ſüß war der Kuß — wie fern, o wie fern!

Abends, da ſaß ich beim Vater am Mahl,
Die blökende Herde, ſie kam aus dem Thal.
Das Läuten der Glocken, ich hört' es ach ſo gern,
O ſüß war das Mahl — wie fern, o wie fern!

Ach nun gefangen im nebligen Land,
Ich webe mit feiger, mit zitternder Hand;
Ich webe das Kriegskleid dem trotzig droh'nden Herrn —
O ſüß war das Zelt — wie fern, o wie fern!

Die Möve vom Michigan.

„The steamer went along the shore.“

Wir fuhren traulich zuſammen
Entlang des Sees Rand:
Dunkel vorüber ſchwammen
Die ewigen Wälder am Strand;
Fern dampften die gelben Düfte
Der brennenden Prärie:
Ich ſah nicht Waſſer und Lüfte,
Ich ſah nur dich, Marie!
Du blickteſt ſo frei und empfandſt nicht mein Weh,
Du wilde Möve vom Michiganſee!

Das Boot in ſchäumender Eile
Durchſchnitt die azurene Fluth;
Da hab' ich die kurze Weile
An deiner Wange geruht;
Da gabſt du widerſtrebend
Den Mund zum Kuſſe mir,

Und träumend, ſchaudernd, bebend
Verſank ich ganz in dir —
Doch du biſt keuſch und kalt wie der Schnee,
Du wilde Möve vom Michiganſee!

O herzverzehrend Scheiden
Verlorner Leidenſchaft!
Es bricht dieß grimme Leiden
Die ſtarke Manneskraft.
Als hätt' ich ihn beſeſſen,
Den ſchöngebauten Leib,
Nie kann ich dein vergeſſen,
Du jung verlockend Weib.
Mich umgaukelt dein Bild, wo ich gehe und ſteh',
Du wilde Möve vom Michiganſee!

Fort von den blauen Fluthen,
Fort in das öde Land;
Aus ſoll das Herz ſich bluten,
Bis es den Schmerz gebannt.
In Bahnen unermeßlich
Lockt mich die Thatenluſt,
Doch ewig unvergeßlich
Ruhſt du in meiner Bruſt —
Die nimmer, o nimmer ich wiederſeh',
Du wilde Möve vom Michiganſee!

Jägerlied am Wintermorgen.

In dem luſtigen Forſt, in dem ſtäubenden Schnee
Da wandelt ſich's wohlgemuth;
Da kreiſen die Sterne ſo friſch in der Höh',
So friſch in den Adern das Blut.

Auf des Felſen gewaltigen Gipfel geſtellt,
Ringsum der erſtorbene Wald,
Da fühlt ſich der Schütze als Herrn der Welt
Und frei von des Kummers Gewalt.

Wenn die Sonne die Fichtenwipfel beſäumt,
Da zieht's durch die Seele ihm warm;
Er faſſet, derweil der Schwächling noch träumt,
Das Leben ſo heiß in den Arm!

Auf dem Dampfboot Marianne.

Wie ſchwillt ſo friſch mir Herz und Sinn,
Wie iſt die Welt pläſirlich!
Fahr' ich doch wieder auf dir hin,
Marjännchen blank und zierlich.

Marjännchen iſt das ſchmuckſte Schiff,
Ein Rheinprinzeßchen iſt es,
Und wie ein fröhlich Königskind,
So hüpft und ſchwebt und ſchießt es.

Die Berge ſtellen ſich auf die Zeh'n
Und möchten ſich überragen,
Und laut-aufrauſchend jauchzt der Strom
Vor Luſt, Marjännchen zu tragen.

Muß es gelebt denn einmal ſein,
Sei's mindeſtens in Schnelle,
Und zieh' ich in's fremde Land hinein,
Dann raſch auf alle Fälle!

He, Meiſter Steuermann, nun dreht
Das Rad noch eins ſo kräftig;
Ihr habt einen wilden Geſellen an Bord,
Ihr Heizer, ſeid geſchäftig!

Noch einmal ſo laut laßt toben die Fluth
Rund um Marjännchens Rippen!
Es ſchäume die Brandung noch eins ſo hoch
Uns nach an den Uferklippen!

Da ſchwingen empor auf der Säule von Rauch
Sich hoch die ſtolzen Gedanken,
Und wie die Wellen gepeitſcht vom Rad
Die wilden Gefühle ſchwanken!

Und ſchwillt mir dann ſo Herz und Sinn,
Iſt nicht die Welt pläſirlich?
Marjännchen ſauſt mit mir dahin,
Das Schiffchen flink und zierlich.

Des Flözers Abendlied.

Friſch auf, ihr Geſellen, zum Mahle heran!
Das Floß iſt geankert, die Arbeit gethan;
Es ſpannt der Himmel ſein ſterniges Zelt,
Nun ſind wir die frohſten Geſellen der Welt.

Uns fehlen die Häuſer, doch reicheres Gut
Erwirbt uns des Stroms beglückende Fluth;
Die iſt uns ſtatt Heimat, ſtatt Hof und ſtatt Haus,
Sie trägt uns und nährt uns und führt uns hinaus.

Der Schiffer mag zagen auf ſchwankendem Kahn,
Uns fechten die brauſenden Stürme nicht an!
Ob drunten die Woge auch zürnet und droht,
Uns ſchaukelt ſie ſänftlich, wir haben nicht Noth.

Und ſtürmet das Floß in gewaltigem Lauf,
Wie thun da die Joche der Brücke ſich auf!
Wie wenden die Schiffe, die Booten entfliehn
Zum Ufer, ſich ſicherem Tod zu entziehn.

Wir ſind es, die knüpfen zuſammen die Welt,
Wir bauen die Schiffe! Hinauf in den Belt,
Hernieder nach Süden, nach Weſt und nach Oſt
Entſchwimmen die Maſten dem Schwarzwald entſproßt.

Doch bleiben wir gern bei zufriedenem Sinn,
Und wenn wir erworben den mäß'gen Gewinn,
Dann geht's in die Heimat, das Oberland zehrt
Vom Golde, das Holland ihm reichlich beſchert.

Wir kehren im Herbſte zu Weib und zu Kind,
Der Winter entfliehet beim Herde geſchwind,
Bis Frühling uns ruft mit dem ſonnigen Schein
Von neuem zu dir, o hochherrlicher Rhein!

Das Hünengrab.

Ich ſtand im Hünengrabe, den Spaten in der Hand.
Schon wich dem rüſtigen Arme die dichte Seitenwand,
Bis dann die innre Mauer des Eiſens Kraft durchbrach —
Da ſtand ich an des Helden uraltem Sarkophag.

Des Forſchens glühnder Eifer betrog mich um die Zeit,
Das helle Mondlicht träumte da draußen weit und breit,
Rings ſchwieg im Schlaf die Erde: fern von des Dorfes Uhr
Erklang die zwölfte Stunde, doch dumpf und ſchwächlich nur.

Da ſteigt aus Sarges Mitten ein Nebel grau hervor:
Draus funkelt's roth wie Blitze — und plötzlich hoch empor
Erhebt ſich aus der Wolke, die ſich zuſammenballt,
Den ich im Sarg geſtöret, des Hünen Schreckgeſtalt.

Es kreiſt der Schlachtenhammer in hochgehobner Fauſt,
Daß in dem jähen Schwunge er wie Gewitter ſauſt.
Aus düſterm Helme lodert des Auges zuckend Licht,
Das auf des Panzers Ringen ſich tauſendfältig bricht.

Mir löſt der Schreck die Glieder: da ſah er meine Angſt
Und ſprach: Was faßt dich, Jüngling, daß alſo du erbangſt?
Ich bin nicht wild und zornig, du Sohn der neuen Zeit:
Nur hab ich eine Frage: zur Antwort ſei bereit.

Kein Gold war unſer Erbe, nur Eiſen uns bekannt,
Das iſt nun auch verroſtet, ſolang zum Staub gebannt.
Nicht Schätze darfſt du hoffen: was treibt dich, ſprich, herzu,
Was ſuchſt du bei den Todten, was ſtörſt du unſre Ruh?

Da hub mein Haupt ich kecker, und ſah den Schemen an:
Das will ich dir verkünden, du hochgewalt'ger Mann!
Es geht durch alle Lande der Ruf von Euerm Ruhm,
Ihr alten Nordlandsrecken, von Euerm Heldenthum.

Und wenn der Enkel glühet in Ahnung Eurer Kraft,
Dann ſucht er treue Kunden und rechte Wiſſenſchaft,
Er möchte viel erfahren von Euerm edeln Thun,
Es läßt des Wiſſens Eifer ihn nimmer träge ruhn.

Er ſinnet zu erkunden, wie Ihr gelebt zur Zeit,
Will Euern Geiſt erkennen und ſchauen Euer Kleid;
Er ſchafft von Euerm Wirken ein ganz lebendig Bild;
Drum ſucht er Euern Panzer ſammt Schwert und Speer
und Schild.

Zu Euern Ehren ſteigt er ſo gern in Eure Gruft,
Wo lang verſunkne Größe er aus dem Moder ruft:
Es tagt der alten Zeiten hochherrlich Kampfgeſchick
Zu neuer That begeiſternd vor ſeinem Forſcherblick.

Da ward von mildem Lächeln umſpielt des Geiſtes Mund.
Fürwahr, nur gute Märe thuſt du, o Jüngling, kund.
Mag in die Winde ſtäuben mein bleich und morſch Gebein,
Wenn nur die Ehre bleibet, der ich gedient allein.

Hier faſſe meinen Hammer — kaum trug ich ſeine Laſt —
Nimm ihn zum Gaſtgeſchenke, du kühner Grabesgaſt!
Auch Schild und lichten Panzer, ſie gürt' ich nun mir ab:
Sag', ſolch ein ſtark Gewaffen fandſt du in meinem Grab.

Mir frommt der Tand nicht länger, für ewig laß ich nun
Dieß Grab, um in Walhalla bei Wodan auszuruhn.
Du ſei des Todten Erbe, ſein Segen ſei dein Lohn:
Bring meinen Gruß den Brüdern, du neuer Zeiten Sohn!

Der Zauberin Rache.

Taucht auf, ihr Geſpenſter aus Gräberduft,
Steigt nieder, ihr Hexen aus hoher Luft!
Empor aus den qualmenden Höllengluthen,
Herauf aus des Nordmeers ſchaurigen Fluthen!
Herauf und herab, daß der Weltbau kracht,
Herauf und herunter, ihr Geiſter der Nacht!

Lucilla ruft's mit gebietendem Mund,
Da bebt ihr zu Füßen der Weltengrund; —
Die heran ſie zwingt mit des Stabes Gewalten,
Schon wimmeln um ſie die grauſen Geſtalten;
Sie ſchlingen im Kreiſe den hölliſchen Reihn,
Durch Nachluft züngelt ein blaulicher Schein.

Hört, Geiſter des Dunkels, der Herrin Gebot,
Gebt meinem Buhlen, ihr kennt ihn, den Tod!
Erſt bringt ihn mir lebend zu dieſer Stelle,
Dann ſchleppt ihn über die flackernde Schwelle!
Halloh, friſch auf, du hölliſche Jagd,
Eh Morgen leuchtet, ſei Alles vollbracht!

Da heult es ſchaurig: du kennſt die Schaar,
Die ſtets der Meiſterin folgſam war!
Doch willſt du die fremde Seele verderben,
Mußt ſelbſt du von mordlichen Händen ſterben,
Du folgſt ihm, du ſcheideſt vom goldenen Licht,
Die Geiſter ſind frei, dein Stab zerbricht.

Bleich ſtarret ihr Antlitz, es zittert die Bruſt,
Doch zürnend ruft ſie mit ſchauernder Luſt:
Er lag mir am Buſen, er hat mich verlaſſen,
In dem buhlenden Arm einer Andern zu praſſen!
Reiß her ihn, o Schwarm, gern folg' ich ihm nach,
Wenn ich lüſtern geſchaut, wie das Herz ihm brach.

Wild jubelt des doppelten Opfers das Heer,
Da ſchwirrt's, da praſſelt's — der Ring iſt leer —
Doch ſiehe, ſchon ſtürzt zu der Mächtigen Füßen
Geſchleudert der Jüngling, den Frevel zu büßen,
Er ſchaut ihr in's Aug — und ſie trägt nicht den Blick —
Zu ſpät — kein Erbarmen ſchmelzt das Geſchick.

Denn ziſchend, krallend, mit wüthiger Haſt
Hat beide der hölliſche Reigen erfaßt, —
Sie wirbeln im ſauſenden feurigen Kreiſe
Und tiefer und tiefer wühlt ſich die Reiſe, —
Aus grauſig klaffendem Abgrundsthor
Zuckt rieſig des Erdkerns Flamme hervor.

Eine antike Gemme.

Des Plato Kopf mit Pſyche's Schwingen,
Gegraben in des Steines Glut, —
Im Traum von längſt vergangnen Dingen,
Wie gern auf dir mein Auge ruht!

Zur Heidenzeit, wie haſt du glühend
Schon manche weiße Hand geſchmückt!
Wie manche Lippe, warm noch blühend,
Hat ſehnend ſich auf dich gedrückt!

Dich gab, berauſcht vom erſten Kuſſe,
Das Mädchen dem beglückten Mann,
Als heiß im Liebesüberfluſſe
Er ihren jungen Leib gewann.

Vielleicht in ſpäten Römerzeiten
Trug dich ein Greis, im Geiſt noch frei,
Der in des Denkens kühnen Weiten
Vergaß den Druck der Tyrannei.

Dann hat wohl einer Wittwe Sehnen
Dem Staub des Gatten dich geweiht;
Sie taufte dich mit heißen Thränen
Zum Sinnbild der Unſterblichkeit.

Nun wieder aus der Gruft erhoben
Stiegſt du zu unſrer Welt herauf,
Und in dem Glanz der Lichter oben
Begannſt im Kreis den neuen Lauf.

Jetzt ſteckt die ſchönſte Hand dich wieder
Dem Finger ihres Dichters an;
Und heut von neuem weckſt du Lieder,
Und übſt den ſüßen Zauberbann.

Mit jedem Funkeln giebſt du Kunde
Von ſeliger Gefangenſchaft,
Von geiſtdurchblitztem Liebesbunde
Und dunkelglühnder Leidenſchaft.

Sei der Erde Sohn.

Mit der Erde Sohn zu ringen
Kommt der hohe Götterſohn;
Sicher jeden Feind zu zwingen
Spricht Antäos keck ihm Hohn.

Müde von der Keulen Kampfe
Werfen ſie hinweg die Wehr,
Und es preßt im Zorneskrampfe
Rieſenbruſt an Bruſt ſich ſchwer.

Dreimal warf der Götterſchößling
Seinen Feind zu Boden hin,
Doch die Mutter hat dem Sprößling
Ihres Schooßes Kraft verliehn.

Dreimal hat er ſich erhoben,
Wunderſam von ihr geſtärkt,
Kämpfte dann mit wilderm Toben,
Bis der Feind die Liſt gemerkt —

Und mit ſchlauem Ueberſchwange
Ihn in blaue Luft erhub,
Dann in ſeiner Arme Zwange
Seines Odems Quell begrub.

Drum ſo ſtehe feſt geſtemmet
An der Mutter greiſes Haupt,
Und ſo wahr ſie, feſtgedämmet,
Nie vom Meere wird beraubt —

Und ſo wahr auf Felſen ſtützet
Sich ihr innerlichſter Kern,
Wird ihr Sohn von ihr beſchützet,
Weilt in ihrem Arm er gern.

Aber wer in eitlen Träumen
Aus dem Mutterhauſe flieht
Und nach dunkeln Geiſterräumen,
Ein unſeliger Augur, ſieht —

Den ergreifen Geiſtermächte,
Die ſo keck er angeſchaut,
Und die ſchwärzeſte der Nächte
Deckt ihn, daß dem Starken graut.

In Verzweiflung wird ſich wandeln
Dann das Loos, das er verſtieß,
Daß er klares Denken, Handeln
Auf dem feſten Grund verließ.

An Jupiter Pluvius.

Ei das iſt ein luſtig Wetter,
Schwarz der Himmel wie das Grab!
Baum läßt hangen ſeine Blätter,
Vöglein ſparen ihr Geſchmetter;
Prächtig Wetter!
Regen trieft ſo ſtill herab.

Sonſt im hellen Morgenſcheine
Flattern die Gedanken aus;
Laſſen mich beim Buch alleine,
Fliegen über Stock und Steine
In dem Scheine
Klarer Sonne aus dem Haus.

Und dann rennt am hellen Tage
Her das intereſſante Pack,
Und das iſt die ſchwerſte Plage, —
Gebt Pardon mir, daß ich klage!
Solche Tage
Sind des Lebens Ungeſchmack!

„Poppelsdorf iſt ſchön gelegen,
Und das Gute liegt ſo nah!
Müſſen heut uns doch bewegen
Schon der ſchönen Sonne wegen;
    Ganz gelegen
Sind Herr Doctor morgens da!

„Lernen einen Mann da kennen
In der Jugend Poeſie,
Und beſonders hoch zu nennen,
Weil er ſcheint vor Luſt zu brennen,
    Um zu kennen
Jedes keimende Genie.“

Und da klingelt's! Durch die Seele
Geht erſchütternd mir der Klang.
Ja was frommt's, daß ich mich quäle,
Langeweile mühſam hehle?
    Arme Seele,
Sag's dem ſchönen Wetter Dank.

Rette heut mich vor dem Jammer,
Jupiter o Pluvius!
Schlage du vor meine Kammer
Eine wohlgefügte Klammer —
    Doch, o Jammer,
Nach ſchon läßt des Regens Guß!

An die Meiſter.

Ihr ſcheltet mich, ihr Meiſter, unbeſcheiden,
Weil ich euch achte, weil ich's nicht ertrage,
Daß meine Zunge Heuchelei euch ſage,
Weil meine Rede ſtählern iſt, nicht ſeiden.

Ihr ſcheltet mich, und ich? — ich muß es leiden!
Ich kann mein Wort nicht wägen auf der Wage;
Drum, ob euch auch mein ehrlich Weſen plage,
Ich will und kann die Weiſe nicht vermeiden!

Eins aber wünſch' ich, und ihr müßt es loben:
Daß mir auch einſt, wie euch von mir geſchehen,
Die Jünger Wahrheit ſagen ohne Schonung.

Da mag ſich denn mein wahrer Sinn erproben,
Dann mögt ihr meine Demuth doch erſehen —
Nennt's Strafe ihr, ich nenn' es kühn Belohnung!

Fakultätsſitzung.

So ging es, ſo geht es noch heute.
Goethe.

Heut gilt's ſich zuſammenrotten,
Ein Privatdocent will ſpotten
Der geſammten Fakultät.
Eh' er uns das Brot verbittert,
Eh' er endlich gar zerſplittert
Unſre Lehrauctorität,
Laßt uns ihn erſticken,
Sticken,
Knicken, knicken,
Eh's am Ende wird zu ſpät.

Sprach Sankt Schnack: Zum grünen Raſen,
Wo die frommen Lämmlein graſen,
Hab' ich oft dieß Schaf gelockt.
Aber er mit Kraftgedanken
Macht auch mich im Glauben wanken,
Und er ſelber blieb verſtockt.

Laßt uns ihn erſticken,
Sticken,
Knicken, knicken,
Daß nicht Andre er verbockt.

Sprach der Kleinſte: Er will lenken
Friſch auf's Leben alles Denken,
Und ich ſeh's, mein Ruf verfällt.
Nur um pergamentne Auen
Mit gelehrtem Kohl zu bauen
Bin ich brauchbar auf der Welt.
Laßt uns ihn erſticken,
Sticken,
Knicken, knicken,
Weil der Codex B ſonſt fällt.

Sprach der Imperator endlich:
Wißt, er lehret unabwendlich
Ein aiſthetiſch Chriſtenthum.
O der Sünde! Drum ſchlechthinig
Ihn zu brechen Willens bin ich,
Aechter Lehrfreiheit zum Ruhm.
Laßt uns ihn erſticken,
Sticken,
Knicken, knicken,
Daß nicht ſiegt das Heidenthum.

Sang der Chorus ſchön zuſammen:
Er bläſt auf des Aufruhrs Flammen
Bei Studenten offenbar;
Hat uns oft ſchon angegriffen
Und uns in den Steiß gekniffen,
Wo er ungepanzert war.
Laßt uns ihn erſticken,
Sticken,
Knicken, knicken,
Denn er bringt uns noch Gefahr.

Da begannen ſie zu drücken,
Ihm das Brot vom Mund zu rücken,
Aber ach, ihm blieb der Wein,
Ihm der Jugend Hoffnungsbläue,
Ihm auch der Studenten Treue,
Und ein Liebchen klug und fein.
Mochten ſie erſticken,
Sticken,
Knicken, knicken,
Er ward ſtark, ſie blieben klein!

Der Grobſchmied von Antwerpen.

Gruß an Minna.

Auf dem Giltar-Felſen in Süd-Wales,

Herbſt 1862.

Vom hohen Fels am Meere ſende
Ich Grüße dir, mein junges Lieb,
Du holder Schatz, der auf der Wende
Des Lebens mir noch eigen blieb.
Auf Mövenſchwingen in die Thale
Send' ich dir Grüße, wo du weilſt;
Sie danken dir, daß aus der Schale
Der Minne meinen Schmerz du heilſt,
Daß um dieß Herz, in dir gelandet,
Nur leis, wie hier, die Welle brandet.

Vor mir, das Meer in Sonntagsfeier
Von blauem Stahl ein Spiegel ruht,
Und ſilbern deckt des Mittags Schleier
Mit lichtem Duft die ferne Fluth.
Nur einzle Wolkenſchatten ſchweben
Wie Fleckchen auf dem feuchten Glanz,
Doch mir zu Füßen tanzend heben
Die Wellchen ihren goldnen Kranz;
So gleiten über meinem Herzen
Wie Schatten nur die alten Schmerzen.

Das Schickſal will, daß wir's ertragen,
Und zum Ertragen giebt's die Kraft;
Armſelig iſt's der Luſt entſagen,
Weil Eine Luſt uns ward entrafft!
Zum Leben einmal ſich entſchloſſen,
Dann ſei's auch voll und ſtark gelebt;
Willſt Luſt du, ſei auch unverdroſſen
Der Erde ganze Luſt erſtrebt.
So lang die goldnen Becher winken,
Iſt's Frevel, wenn wir ſie nicht trinken.

Geſegnet ſei mir drum die Stunde,
Da ich zu lieben mich entſchloß,
Da in die tiefe Herzenswunde
Ich deiner Treue Balſam goß.
Mit deiner jugendfriſchen Minne
Bringſt du den Traum von altem Glück,
Mit deinem heitern Kinderſinne
Bringſt du die Jugend mir zurück,
Und hell wie dieſe Meeresbläue
Glänzt mir das Leben heut auf's Neue.

Es kommt die Fluth vom Weſt getragen
Und krauſt der Wellen weich Gelock;
Zu meinen Füßen ſeh' ich ragen
Den altergrauen Rieſenblock.
Einſt im Orkan herabgeſchmettert
Vom Urkern dieſer Felſenwand,
Von Gluth gedörrt, vom Sturm umwettert,
So ſtand umkräuſelt er vom Sand.
Ein Bild des Todes, öd und ſchaurig,
Lag er da in der Ebbe traurig.

Nun kommt die Fluth — die Wellchen ſchlüpfen
Um ihn herum im Schlängellauf;
Er weiſt ſie ab, allein ſie hüpfen
Ihm ſpielend zu der Bruſt herauf.
Sie ſcheinen ſchäkernd ihn zu fliehen,
Doch kehren ſie im leichten Schwung,
Und höher nur geſchwellt, umziehen
Sie ihn mit doppelt keckem Sprung.
Mit hundertfachem Kuß umſchmeicheln
Sie ihn und neckiſch lindem Streicheln.

Die tauſend Muſcheln und Korallen
Um ihn hielt auch der Tod in Haft;
Doch wie die Fluthen höher wallen,
Durchdringt ſie friſcher Lebensſaft.
Die Muſcheln und Korallen trinken
Mit Jugendluſt die blaue Fluth,
Meergräſer auf den Wellen blinken,
Die ſterbend auf dem Sand geruht;
Und in der Nymphe lauen Armen
Der Felsblock ſelbſt, er muß erwarmen.

Ja, das ſind wir! Auch mir erſtarrte
Die Lebenskraft im Sonnenbrand;
Fern von der Heimat, warf das harte
Geſchick mich aus an fremden Strand.
Da ward ein Lieben mir gegeben,
An das ich längſt nicht mehr geglaubt;
Mit tauſendfachem holdem Leben
Umſpielſt du mein ergreiſtes Haupt.
Ich fühl' in deiner Minne Wellen
Die Lebensgluth durch's Herz mir quellen.

Die Harfe, die du neu beſaitet,
Stellſt du mit Lächeln mir zur Hand.
Scheu durch ſie erſt der Finger gleitet,
Doch bald begrüßt ſie mich bekannt.
Dieß Lied, am grünen Rhein begonnen,
Vollend' ich an der blauen See,
Und wie mein eigner Schmerz zerronnen,
So ruf' ich's laut in fremdes Weh:
Niemals ſollſt du dem Glück entſagen
Und an der Freude nicht verzagen.

Und ſoll der Sang nicht ſein verloren,
Ruf' auch die Kinder mir heran!
Von ihnen war mir keins geboren,
Als ich dieß frühe Lied begann.
Heut werden ſie daran ſich freuen,
Und dir und ihnen ſing' ich's aus;
Doch ſoll ſich recht die Luſt erneuen,
Lad' auch von Gäſten voll das Haus!
Folgt denn vom wälſchen Felſenſtrande
Zurück mir nach dem Niederlande!

Erſte Hiſtorie.

Soll ich euch etwas Gutes gönnen,
Ei da beſinn' ich mich nicht lang:
Ihr ſolltet einmal machen können
Durch mein Antwerpen einen Gang,
Dann, wenn vom Abendlicht geſchärft
Die Schatten langſam höher klimmen,
Wenn auf der Schelde, auf dem Werft
Der Sonne Scheidegrüße ſchwimmen,
Und ſelbſt der Grachten trübe Fluth
Verklärt wird von der Abendgluth.

Die Ebbe weicht, die Fluth ſpringt auf
Und wiegt im Spiel der Schiffe Schwere
Entgegen Wind und Fluſſeslauf
Heran zur Stadt aus hohem Meere.

Die Ballen rollen auf den Platz:
Es grüßen der Matroſen Lieder
Die liebe Stadt der Heimat wieder,
Und mancher herzt ſchon ſeinen Schatz:
Denn lachend längs dem Strome wandern
Die Mädchen ſchön und friſch von Flandern.

Es iſt ein kräftig, froh Geſchlecht
Im lieben Flandern allerwegen,
So wie es nur erzieht das Recht
In ſeinem warmen Mutterſegen.
Die freie See erfriſcht den Mann
Zu ew'gem Haß der Sklavenbande,
Und führt dem kühnen Volk heran
Der Erde Gut aus jedem Lande:
Genuß und Fülle, Kraft und Muth,
Du ſchenkſt ſie, Freiheit, höchſtes Gut!

Und haſt du Alles dir beſchaut, —
Nach Stille ſuchſt du hier vergebens —
Dann lockt die alte Stadt ſo traut
Dich aus dem Bann des lauten Lebens.
Es zieht dich fort, du weißt nicht wie,
Zurück zur alten Kathedrale:

Dort in dem letzten Abendſtrahle
Wie eine Greiſin ſiehſt du ſie
Aus lang verſchollnen großen Tagen
In unſre Zeit herüberragen.

Hier iſt noch alte Sage wach
In milden halberloſchnen Zügen.
Komm nur, wir gehn den Mädchen nach
Mit ihren irdnen Waſſerkrügen:
Sie ziehn zum Brunnen, der am Thor
Der Kirche ſeinen Segen ſpendet;
Dort ſteht er, wo der Weg ſich wendet —
Und ſieh, da ragt er ſchon hervor!
Zehn Menſchenalter ſind verdämmert,
Seit ihn des Meiſters Hand gehämmert.

Umwandelſt du den Brunnen rund
Mit ſeinen roſt'gen Eiſenſtäben,
Siehſt du Figuren reich und bunt
Im Wechſeltanz vorüberſchweben.
Der runde Kranz, den erſt du ſahſt,
Löſt ſpielend ſich zu einem Sterne;
Das Dreieck neckte dich von ferne
Und wird ein Kranz, indem du nahſt.

Traum, in der Hand, die dieß geſtaltet,
Hat wohl ein klarer Geiſt gewaltet!

Und dieß Gewirr — mit reichem Laub
Hat es geprangt von Eiſenblättern,
Doch auch das Eiſen ſank zum Staub,
Wie Waldesſtreu in Märzeswettern.
Figürchen ſtanden rings als Zier,
Sie fraß der ſalzige Hauch der Winde:
Nur übrig blieb die Eva hier,
Kaum kenntlich noch am Haargewinde,
Und oben ſteht noch unverſehrt
Der Roland mit dem langen Schwert.

Der junge Meiſter früh am Tag
Steht in der Schmiede friſch geſchäftig:
Es geht der Hammer Schlag auf Schlag,
Der Blasbalg ſauſt, die Gluth iſt kräftig.
Wohl winkt ihm nun der Ruhe Zeit:
Schon geſtern war das Werk ihm fertig,
Der Maurermeiſter ſteht bereit,
Es aufzuſtellen heut gewärtig.
Allein der Schmied hat noch nicht Ruh —
Noch einmal treibt es ihn herzu.

Von allem, was er je vollbracht,
Hat er der kleinen Eva Zügen
Am allermeiſten nachgedacht,
Und nun will ſie ihm nicht genügen.
Die ganze Nacht hat's ihn gequält,
Zum Dornenbett ward ihm das Lager;
Er ſpürt, wie's überall noch fehlt,
Dieß iſt zu ſtark und das zu hager —
Und mit dem erſten Morgenroth
Beginnt auf's Neue ſeine Noth.

Er reißt das Bildchen vom Geſtell,
Nur mühſam weicht's dem harten Zwange:
Er wirft es in die Gluthen hell,
Preßt es zu Schanden mit der Zange.
Dann packt er's, als es glühend weiß,
Und auf den Amboß muß es wieder;
Auf's Neue durch des Hammers Fleiß
Entſtehen die geſchwellten Glieder;
Die Feile ächzt, bis ſcharf und rein
Glänzt jeder Zug im Eiſenſchein.

Vergebens! Hart wie das Metall
Starrt ihm die volle Bruſt entgegen;

Es ſtockt das Haar in wirrem Schwall,
Und dieſer Fuß wird nie ſich regen.
Was er im Geiſt ſo klar geſchaut,
Nicht will es ſich im Stoff geſtalten;
Im Traume grüßt' es oft ihn traut,
Doch er vermag's nicht feſtzuhalten:
So ſpröd wie Stein, ſo kalt wie Eis
Verhöhnt es trotzig ſeinen Fleiß.

„Verfluchtes ſchwarzes rohes Erz,“
So ruft er aus, „du ſchaffſt nur Leiden!
Gilt es, ein armes Menſchenherz
Mit kaltem Stoße zu zerſchneiden,
Dann biſt du raſch! Doch zu erfreu'n,
Iſt alle Müh an dir verſchwendet,
Und ewig muß es mich gereu'n,
Daß ich auf dich die Kunſt gewendet.
In dir iſt Alles mir verglüht,
Was mir ſo voll im Herzen blüht.

„So ſteht das Bild mir vor dem Blick!
Ich kenn's vom Wirbel bis zur Sohle;
So ſitzt das Köpfchen am Genick
(Er ſpricht's und greift zu einer Kohle);

So iſt die Stirn und ſo der Mund,
So geht der feine Zug der Brauen,
Und ſo wölbt ſich des Auges Rund —
Ich ſah's ſo oft bei ſchönen Frauen! —“
Leis ſpricht er's hin — und wie er ſpricht,
Steht auf der Wand ſchon das Geſicht.

O Wunder! unter ſeiner Hand
Erwächſt das Bild aus dem Gemüthe,
Raſch hebt ſich aus der rauhen Wand
Des holden Frauenleibes Blüthe;
Mit feſtem Striche, ſcharf und klar
Springt vor der Glieder ſchöne Fülle;
Der Buſen und der Hüften Paar
Taucht auf aus lichter Lockenfülle —
Und ſchöner, als er's je gedacht,
Schaut er's von ſeiner Hand vollbracht.

Mit Staunen ſteht er vor dem Bild:
„Das alſo war es, was mir fehlte?
Das war's, warum ſich mir unmild
Die volle Schönheit ſtets verhehlte?
Die Schönheit lebt in Luft und Licht,
Sie hauſt nicht in dem Qualm der Eſſe!

Ob das Metall ich grimmig preſſe,
Zum Leben zwing' ich's dennoch nicht!
Die Schönheit webt in Form und Farben —
In ſchwarzem Ruſſe muß ich darben!"

Sagt, kennt ihr ihn, den ſchwerſten Schmerz,
Der je die Menſchenbruſt zerdrückte?
Er kommt nicht wie ein ſchneidend Erz,
Allmählich ſpürt ihn der Beglückte.
Wie leiſes Gift im jungen Blut
Löſt er unmerklich auf, unſäglich;
Doch bald mit Qualen unerträglich
Zerknickt er den geſunden Muth —
Das iſt der Schmerz verlornen Lebens,
Verlornen Handelns, Schaffens, Strebens!

Wenn du den Freund verloren giebſt,
Ein wenig ſpürſt du jene Wunden:
Haſt du ein Weib, das du nicht liebſt,
Du haſt ſie halb und halb empfunden.
Doch wenn du deine Jugendkraft
Haſt auf ein irrig Werk gewendet,
Das dir nicht ſelbſt Genügen ſchafft, —
Dann haſt dein Kleinod du verſchwendet,

Und troſtlos wie ein Wüſtengraus
Dehnt ſich vor dir das Leben aus.

Das iſt's, was Quintin Meſſys ſpürt
In jener ſtillen Morgenſtunde.
Die Hand, die lang den Hammer führt,
Iſt rauh von mancher Schwiel' und Schrunde.
Die Bauerdirn' hat er gewählt,
Die Kunſt, ſein roh Metall zu ſchmieden:
Nun lockt die Muſe geiſtbeſeelt,
Von der er ſelber ſich geſchieden —
Es legt ſich der Entbehrung Fluch
Um ihn, ein düſtres Leichentuch.

Verzweifelt fährt er aus der Raſt
Und regt die eiſenſtarken Glieder,
Ergreift des Hammers wuchtige Laſt
Und ſchaut mit Grimm auf's Werk hernieder.
Was er erſchuf in vielen Jahren,
Jetzt reizt es ihn mit wüthigem Grau'n —
Mit ſtarrem Blick, mit wirren Haaren
Entſetzlich war er anzuſchau'n.
Wie Thor ſpringt in den Schlachtenjammer,
So ſchritt er mit geſchwungnem Hammer.

Schon holt er aus zu mächtigem Hieb,
Und Rolands Haupt und Helm wird ſinken —
Da plötzlich klingt ein Liedchen lieb.
Er ſieht ein kleines Fenſter blinken:
Und wie des Sturmmeers Wogengroll
Doch glänzt vom goldnen Sonnenſtrahle,
So fiel ein Glanz mit Einem Male
In ſeine Bruſt, ſo wild ſie ſchwoll.
Was er begann, er kann's nicht enden —
Der Hammer ſinkt ihm aus den Händen.

Raſch ſpringt er in der Schmiede Thor,
Und drüben aus dem Fenſter munter
Streckt ſich ein Mädchenkopf hervor,
Der winkt ihm einen Gruß herunter
Mit halbverſchlafnen Aeugelein,
Die Wangen roth vom Morgenſchlummer;
Die Stimme glockentief und rein
Ruft mild hinein in ſeinen Kummer:
„Ei guten Morgen, Quintin! Sag,
Was ſchaffſt du denn ſo früh am Tag?“

Es giebt Geſichtchen — liebe Herrn,
Hier denke jeder an die Seine:

Wer Eine hat, der glaubt mir's gern
Und wird begreifen, was ich meine:
Geſichtchen, ganz voll Fried' und Ruh,
So voll vom holdeſten Behagen —
Sehn ſie dich an, wie könnteſt du
Wohl dann noch über Leiden klagen?
Ihr Lächeln dringt in dich hinein
Und löſt dir ſpielend deine Pein.

Er ſieht ſie an — ſein Herz iſt ſchwer,
Es iſt ihm ſchwer bis zum Zerbrechen:
Ach danken möcht' er ihr ſo ſehr,
Er will es wohl und kann nicht ſprechen;
Nur freundlich grüßt er mit der Hand,
Ein Lächeln ſpielt auf ſeinem Leide —
Daß Jedes Blick den Andern fand,
Das war genug für alle beide.
„Gute Verrichtung!“ ruft's ihm zu;
Dann ſchließt das Fenſter ſich im Nu.

Gute Verrichtung! Ja, es ſei!
Er kehrt mit Muth zum bittern Werke
Und ſchmückt es noch mit Mancherlei,
Daß niemand ſein Verzagen merke.

Er giebt dem blanken Glanz den Reſt;
Da kommt der Maurer mit Geſellen,
Um es auf's Poſtament zu ſtellen;
Er ſchweißt den letzten Nagel feſt,
Er giebt es ihnen, und ſie gehn —
Er ſelbſt bleibt in der Werkſtatt ſtehn.

Zweite Hiſtorie.

Nun kommt — doch geht mir auf den Zeh'n,
Damit nicht knarrt der Treppe Glimmer!
Durch's Schlüſſelloch jetzt ſollt ihr ſehn
In eines hübſchen Mädchens Zimmer,
In ſüßer Keuſchheit klaren See,
In's Heiligthum, das ohne Makel,
Das reiner als der Alpenſchnee
Und ſtill iſt wie ein Tabernakel,
Daß ſelbſt der klare Morgenſchein
Nur ſcheu und zaghaft blickt hinein.

Kaum ſchlief ſie noch — ein Streiflicht traf
Die Stirn, das ſie an's Fenſter ladet.
Schon iſt ſie auf, ſie hat vom Schlaf
Die Aeugelein ſich rein gebadet:

Doch ſpielt auf ihrer Wangen Gluth
Noch voller holder Schlummerfriede,
Der Nachtwelt ſüßes Lächeln ruht
Noch auf dem klaren Augenlide;
Denn eben ſchwirrt mit goldnem Saum
Durch's Fenſter fort ein Morgentraum.

Und ſeht ihr euch das Mädchen an,
Ich weiß nicht, ob's euch ganz gefiele.
Es iſt kein Weib für jeden Mann,
Ein wenig ſo im Pallasſtyle.
Die ſchlanke mächtige Geſtalt,
Der weite Schritt, die tiefe Stimme,
Die Stirn ſo klar, ſo weiß, ſo kalt,
Als ob ſie Eros nie erklimme,
So männlich ſchön und feſt der Leib —
Mit Einem Wort, ein flandriſch Weib!

Beim großen Schüler des Van Eyck
Seht dort die Frau'n am Kreuzesholze;
Ihr kennt am Grabe von Vandyck
Die Magdalena wohl, die ſtolze;
Sie iſt von tiefſtem Gram geknickt,
Von Thränen fiebern ihre Lider,

Und doch wie klar dieß Auge blickt,
Wie ſtramm und ſtark noch dieſe Glieder!
Der ſchwellenden Geſundheit Kraft
Weicht nie der wirren Leidenſchaft.

Suchſt du der Fränkin kecken Muth,
Gleich heiß in Zorn und Liebesflammen,
Und auch des Nordens friſches Blut,
In Flandern findeſt du's beiſammen.
Und biſt du deutſchen Sinn gewohnt,
Nicht fehlt der Duft der farbigen Blüthe,
In dieſer ſchwell'nden Fülle wohnt
Ein fromm und innig deutſch Gemüthe.
Geeft my uw hart! wenn ſo ſie ſpricht,
Gieb Acht, du widerſtehſt ihr nicht!

Sie flicht das lange braune Haar
Mit ſeidnen Bändern ſich zuſammen;
Es blitzt ein Goldſchein licht und klar
Auf ſeinen dunkelwall'nden Flammen.
Die Bruſt umhüllen zart und fein
Durchbrechne Spitzen jetzt von Mecheln,
Durch die die Luft mit kühlem Fächeln
Zum warmen Buſen ſpielt herein:

So ſpielt ein Hauch durch Schattenlauben
In's heiße Neſt der weißen Tauben.

Nun über's Atlasunterkleid
Wirft ſie die Jacke weit und wallend
Von Purpurſammt, mit Ermeln weit,
Und faltig auf die Hüfte fallend.
Das weiße Häubchen deckt das Haar,
Von dem zwei Flügel niederſinken,
Und auf dem Halſe blendendklar
Spielt der Korallen blutig Blinken;
Zuletzt ſchmiegt ſich der Corduan
Dem runden Fuße zierlich an.

Ein herrlich Bild der Bürgerpracht,
Die längſt in Flanderns Städten waltet,
Seitdem Burgundiens ſtolze Macht
Ihr Banner ob dem Land entfaltet.
Dem Fläming ſtrömt das Schönſte her
Aus Nordens Hallen, Südens Zelten,
Und nie ſind Brügge's Hallen leer
Vom edeln Gut der weiten Welten.
Stolz wie ihr Land, frei wie ihr Meer,
So ſchritt die Jungfrau nun daher.

Sie ſteigt herab zum untern Flur,
Und im Vorbeigehn auf dem Gange
Mahnt ſie der Kukuk auf der Uhr,
Ihr Vater warte heut ſchon lange:
Der Meiſter Floris, erſter Stern
In Flanderns alter Malergilde,
Geehrt von Fürſten und von Herrn,
Berühmt ob manchem wackern Bilde.
Ihm mangelt's nicht an Gut und Geld,
Sein Haus iſt reich und wohl beſtellt.

Indeß beim Putz die Tochter ſäumt,
Sitzt er ſchon bei dem Morgenmahle:
Der feurige Burgunder ſchäumt
Vor ihm in ſilbernem Pokale.
Die Tochter tritt zum Vater ein,
Ehrfürchtig grüßt ſie ihn mit Neigen,
Sie will ſich raſch geſchäftig zeigen,
Sie gießt das Waſſer zu dem Wein
Und miſcht es wohl; mit leichtem Nippen
Kredenzen's ihm die warmen Lippen.

Behaglich plaudernd, weiß nicht was,
So ſitzen ſie im ſtillen Saale

Und tauſchen redend Ernſt und Spaß —
Da brauſt es laut mit Einem Male;
Es wälzt ſich vor dem Fenſter her
Ein Menſchenſtrom mit lautem Rufen:
Sie ſpringt hinauf des Fenſters Stufen.
Da wogt's vom Volke wie ein Meer:
Sie laſſen, daß die Fenſter beben,
Den Grobſchmied Quintin Meſſys leben.

Der alte Herr ſteht auf und ſpricht:
„Was gilt's, der Nachbar Meſſys heute
Hat ſeinen Brunnen aufgericht,
Drum jubiliren ſo die Leute.
Das iſt doch ſchon ein ganzer Mann,
Ich ſah's ihm an von Kindesbeinen;
Nicht Mancher lebt, der's beſſer kann
Als er mit Stahlgeſchmeid im Feinen.
Ich hab' ihn wirklich gern, und traun
Das Ding muß ich mir auch beſchaun.“

„'s iſt um den braven Jungen ſchad',
Daß er hantieren muß im Eiſen;
Da iſt für wahre Kunſt kein Rath,
Die wird ihm ſtets den Rücken weiſen.

Nun aber freilich iſt's zu ſpät,
Was Einer kann, dran ſoll er halten!"
Er ſpricht's und greift nach dem Biret
Und dreht ſich in des Mantels Falten;
Er grüßt und geht — mit ihrem Glück
Bleibt einſam ſie im Haus zurück.

Das iſt der Frauen höchſte Luſt,
Wenn den ſie rühmend hören nennen,
Den in der ſtillverſchwiegnen Bruſt
Sie längſt als groß und herrlich kennen.
Das Beſte, was der Mann vollbringt,
Geräth ihm nur in dem Gedanken,
Daß ihm für Alles was gelingt
Der Liebſten Mund wird freudig danken:
Doch Frauenbruſt wird ſtolz geſchwellt,
Wenn den Geliebten ehrt die Welt.

Und dieſe Luſt wird ihr gewährt!
Sein Name tönt im Feierklange
Ihr zu, der ihr ja längſt ſo werth —
Ihr wird ſo wohl, ſo freudig bange.
Noch einmal vor der Seele ziehn
Vorüber ihr die Jugendtage:

Sie ſchauet ſich, ſie ſchauet ihn
Noch los von Lebensmüh' und Plage:
Sie denkt der Zeit, da als Geſpiel
Er ſchon am beſten ihr gefiel.

O Kindheit, die du Arm und Reich
In gleicher Lieb' und Luſt verbündeſt,
Das heil'ge Wort, daß Alle gleich,
In jedem Spiele fromm verkündeſt:
Warum muß in des Lebens Haſt
Dieß roſige Empfinden bleichen,
Daß, die ſich erſt ſo treu umfaßt,
Sich nimmer, nimmer mehr erreichen,
Bis, die ſich einſt geliebt als Kind,
So kalt, ſo fremd einander ſind!

Ach ihm ward früh das Spiel verſagt!
Sein Vater ſtarb, die Mutter lebte —
Da ward nicht lange nachgefragt,
Ob er vor rauhem Handwerk bebte.
Und mocht' er weinen bitterlich,
Er blieb ein rußiger Schmiedesbube.
Niemals, wenn er vorüberſchlich,
Wagt' er's, zu ſchau'n in ihre Stube,

Wo ſie nun ſaß, ein reiches Kind,
In Glanz und Schmuck, vom Glück geminnt.

Doch rüſtig, wie er immer war,
Bezwang er ſeinen ſtillen Jammer:
Berühmter ward mit jedem Jahr
In ſeiner Fauſt der Schmiedehammer.
Im Kampf mit Schickſal und mit Stahl
Lernt' er ſich ſelber wieder achten,
Er lernte, wär' es auch mit Qual,
Im Kleinen nach dem Größten trachten;
In Ruß und Dampf am Schmiedeherd
Empfand er ſeinen Manneswerth.

Da hob er auch den Blick auf's Neu'
Zu der Geſpielin beßrer Zeiten;
Er grüßte wieder ohne Scheu,
Sah er ſie längs der Werkſtatt ſchreiten.
Die alte Liebe roſtet nie
Und fragt nicht viel nach dem Geſchicke;
Er ſandte frohen Muths an ſie
Als Liebeswerber ſeine Blicke;
Sie brachten der Gewährung Glück
Ihm in der Werkſtatt Qualm zurück.

Sie kennen aus der Kindheit her
Noch jedes Plätzchen zum Verſtecken:
Da wird's der Liebe denn nicht ſchwer
Sie wieder ſchirmend zu bedecken.
Und wann fragt wohl ein liebend Paar,
Ob Liebe je ſich enden müſſe?
Nur ſchöner folgte Jahr um Jahr,
Nur ſüßer wurden ihre Küſſe —
Doch heut zum allererſtenmal
Schlägt's ihm in's Herz wie Wetterſtrahl.

Nun muß er wiſſen, was ſein Loos!
Es geht nicht mehr mit leichten Scherzen,
Auf ſtehn im Kampfe, rieſengroß,
Hoffnung und Furcht in ſeinem Herzen.
Entſchluß iſt ihm das höchſte Gut,
Es werde beſſer, werde ſchlimmer;
Des Volkes Jubel macht ihm Muth,
Und leis tritt er zu ihr in's Zimmer.
Noch niemals hat er das gewagt,
Heut aber thut er's unverzagt.

Erſtaunt blickt ſie den Jüngling an,
Dann liegt ſie froh in ſeinen Armen,

Und beide ſchweigend, Weib und Mann,
In langem, langem Kuß erwarmen.
Er fühlt beklemmt der Stunde Wucht,
Die ihm ſein Leben wird entſcheiden,
Und feſſeln möcht' er ihre Flucht —
So ruhen ſich im Arm die Beiden:
Ihr iſt ſo wohl und ihm ſo bang,
So ſtehen ſie — wer weiß wie lang.

Es rauſcht — wer kann ſo früh das ſein?
Sie hören nicht die leiſen Tritte:
Der alte Floris tritt herein
Und ſteht ſchon in des Saales Mitte.
Sie fahren aus einander ſchnell,
In Schrecken löſt ſich das Verlangen,
Und ſchamhaft ſteigt des Blutes Quell
Vom Herzen in der Jungfrau Wangen.
Der Alte, der das Pärchen ſchaut,
Scheint auch nicht eben ſehr erbaut.

Doch Quintin faßt ſich raſch und ſpricht:
„Ihr wißt nun, was wir Euch verhehlten;
Es braucht auch längern Schweigens nicht,
Daß wir in Minne uns erwählten.

Ehrlich erwerb' ich mäßig Gut,
Ihr habt's geſehn an meinem Werke;
Noch bin ich jung von Arm und Muth,
Noch wachſen Meiſterſchaft und Stärke.
Doch daß die Luſt beim Schaffen bleibe —
Gebt Eure Tochter mir zum Weibe.“

Ein Weilchen erſt der Alte ſtaunt,
Dann bricht er aus in helles Lachen:
„Ich merk's, du biſt heut gut gelaunt
Und weißt 'nen guten Schwank zu machen.
Auch ich war jung, und übel wär',
Wenn ich es heut verſchwören müßte,
Daß ich wie du in Zucht und Ehr'
Ein hübſches Nachbarsmädchen küßte.
Die Minne ſchätz' ich nicht gering:
Heirathen iſt ein ander Ding.

Such' ich nach einem Schwiegerſohn,
Den kann ich ohne dich noch finden:
Mich dünkt, es wartet Mancher ſchon,
Wenn ich mich einmal ſelbſt will binden.
Nur wer hier in Sanct Lucas malt,
Den will ich meinen Eidam nennen.

Den Fürſten und Prälaten kennen
Und deſſen Kunſt ſich wohl bezahlt.
Und du meinſt gar, ein Schmied gewinnt
Des reichen Floris einzig Kind?"

Der Jüngling beißt die Lippen wund,
Doch faßt er ſich und ſpricht gelaſſen:
„Ihr gabt mir Euern Willen kund,
Nun mögt Ihr mich auch reden laſſen.
So gut wie Eures iſt mein Blut,
Ich ſelber fang' es an zu fühlen:
Um ewig in dem Ruß zu wühlen,
Ehrlich geſagt, bin ich zu gut.
Giebt's keinen andern Rath auf Erden,
So will auch ich ein Maler werden."

Da lacht der Alte überlaut:
„Fürwahr, du biſt geſcheut, Geſelle,
Du wirbſt zugleich um Kunſt und Braut
Und meinſt, das geht ſo in der Schnelle.
Ach ja, ein Nagel macht ſich flink,
Man lernt es wohl in dreien Tagen:
Das Malen iſt ein ſchlimmer Ding,
Da gilt's, ſich lebenslang zu plagen.

Du haſt ein Plänchen dir erdacht —
Sag's Keinem, du wirſt ausgelacht."

— „Iſt's Euch ſo ſpaßhaft denn, wohlan,
Laßt ſehen, wer zuletzt mag lachen!
Wir ſtehen hier Mann gegen Mann,
So laßt uns eine Wette machen.
Wenn ich ein Bild, das Euch behagt,
Euch ſtelle hier mit dieſen Händen,
Daß Ihr als braver Mann mir ſagt:
So was konnt' ich doch nicht vollenden —
Sagt, gebt Ihr mir dann meinen Lohn,
Und bin ich Euer Schwiegerſohn?"

— „Nun, topp! du närriſcher Kauz, das gilt!
Nur wohlgemerkt, die da muß ſagen,
Ob, bis du kommſt mit deinem Bild,
Als Jungfer ſie ſich wird behagen." —
Sie ſchlagen ein, dann wendet er
Zur Jungfrau ſich: „Sprich, ſoll ich's glauben?
Fünf Jahre ſiehſt du mich nicht mehr,
Soll Keiner dich ſo lang mir rauben?
Beſinne dich: giebſt du dein Wort,
So zieh' ich friſch und fröhlich fort."

Fünf Jahr getrennt! Das Wort wie Eis
Bohrt ſich in ihres Herzens Gründe;
Doch ſtürzt die Liebe fieberheiß
Sich über des Verzweifelns Schlünde.
Sie weint nicht, und ſie zittert nicht,
Ob auch die Lippen ihr erblaſſen;
Sie blickt ihm klar in's Angeſicht
Mit braunem treuem Aug; gelaſſen
Und milde ſpricht ſie: „Quintin, nein,
Kommſt du nicht, ſoll mich Keiner frei'n!"

Da ſinkt er vor ihr auf die Knie
Und, Sieger über alle Schmerzen,
Mit heißer Luſt umfaßt er ſie
Und neigt ſein Haupt zu ihrem Herzen:
„So biſt du mein vor Gott und Welt,
Und ſo gelob' ich denn hinwieder,
Dir treu und ſtandhaft kehr' ich wieder,
Wo nicht dieß Herz in Staub zerfällt.
Kein ander Weib ſoll je uns ſcheiden,
Es ſei durch Luſt, es ſei durch Leiden!"

Auf ſpringt er raſch, und ungeſcheut
Fühlt er ſich auch von ihr umſchlingen;

Die Lippen, die ſie willig beut,
Im tiefen Abſchiedskuſſe ringen.
Dem Vater, der verwundert ſtand,
Daß ſeine Tochter, ſonſt ſo herbe,
So raſch ein Freier ſich erwerbe,
Drückt nochmals herzhaft er die Hand.
Ein Blick, ein Kuß noch ohne Worte —
Und ſchon iſt er hinaus zur Pforte.

Sie wankt zum Fenſter, und ſie ſieht
Ihn ſchon in ſeiner Werkſtatt ſchalten;
Er iſt zum letztenmal der Schmied,
Die Kohlen läßt er raſch erkalten;
Den Hammer lehnt er an den Herd
Und faßt zuſammen ſeine Habe;
Die Hüfte ſchmückt ein kurzes Schwert,
Dann greift er nach dem Wanderſtabe.
Sie ſieht ihn vor der Thüre ſtehn
Und in dem Schloß den Schlüſſel drehn.

Den letzten Kuß, den letzten Gruß
Winkt er hinauf, ſie ſieht mit Beben
Des Vielgeliebten raſchen Fuß
Am letzten Ecke ſchon verſchweben.

Da bricht ihr ganzes Herz hervor,
Es ſchwanken die gelenken Kniee:
In's Kämmerlein ſteigt ſie empor,
Lautweinend ſinkt ſie hin: „Marie,
So ruft ſie, bei des Sohnes Schmerz,
Nicht brechen laß mein armes Herz!“

Doch Quintin iſt ſchon weit von ihr:
Er ſieht vom Werft die Herrlichkeiten
Der Heimatſtadt vor ihm ſich breiten;
Ihr ſagt ſein Lebewohl er hier;
Lebwohl dem Fluß, der leis umfließt
Die prächtige Stadt in ſtolzem Bogen;
Er wirft in ſeine lieben Wogen
Den Schlüſſel, der ſein Haus verſchließt;
Und fort vom Norden ohn' Ermüden
Strebt er hinab, hinab zum Süden.

Dritte Hiſtorie.

Er pilgert durch das flache Land,
Durchkreuzt vom Schimmer der Kanäle,
Darin ihm ſeine Wiege ſtand
Und das er liebt aus voller Seele.
Er grüßt das ewige Köln am Rhein,
Die Königin im Zinnenkranze,
Als deſſen höchſter Edelſtein
Der Dom erſtrahlt im Morgenglanze:
Er ſchaut der ſieben Berge Thor
Umwoben von des Mondes Flor.

Hindurch! und beiderſeits des Rheins
Des Schiefers wildzerſpällte Wände:
Dahinter träumt das alte Mainz,
Das Haupt gelehnt an's Rebgelände.

Es winken Straßburgs luſtige Thürme —
Ihn hält es nicht, und nichts erſchlafft
Den regen Fuß, die muntre Kraft,
Fort geht's durch Alpenſchnee und Stürme —
Doch tief in ſeine Seele ſteigen
Farben und Linien als ſein Eigen.

Und nun — an einem Abend war's,
Die Sonne ging im See zur Rüſte,
Indeß der Hauch des frühen Jahrs
Die erſten Roſen offen küßte —
Da ſah er von dem Alpenſteg
Hin auf Lombardiens grüne Matten,
Und auf den ſchroff geſenkten Weg
Warf ihm die erſte Pinie Schatten;
Ein Alpbach ſpringt im Bogen weit
Rauſchend in all die Herrlichkeit.

Von allen Seiten wuchernd träuft
Das Schlinggeflecht in dunkle Tiefen,
Am Hügelrande blaß verläuft
Der Silberſtreifen der Oliven.
Der Städte Thurm- und Kuppelpracht
Sonnt ſich noch in den rothen Gluthen,

Die bald in bleichen Tod verbluten,
Denn von dem Meer ſteigt auf die Nacht,
Und breitet auf die weiten Lande
Die blauen ſternigen Gewande.

Da hält er an im ſtrengen Lauf;
Er ſpürt, wie ſich der Geiſt ihm weitet,
Und in der Seele geht's ihm auf,
Daß ihn ein guter Geiſt geleitet.
Er ſieht, bis heute war er blind,
Nun fühlt er in ſich ſchöpfriſch Leben
Zum Wettkampf mit Natur ſich heben.
Was Farben und was Formen ſind,
Man weiß es nicht in nordiſchen Landen —
Heut hat der Meſſys es verſtanden.

Zur grauen Stadt Bononia
War ſelig pilgernd er gekommen.
Vom alten Meiſter Francia
Hat er die Märe dort vernommen —
Einſt vor der Eſſe ſtand auch der,
Als Mann erſt iſt er Maler worden;
Sein Name glänzt jetzt licht und hehr
Vor andern in Sanct Lucas Orden —

Da dacht' er ſich, das iſt der Mann,
Der mir am beſten helfen kann.

Freundlich, wie ächten Meiſters Art,
Eilt Francia ihn zu empfangen,
So ſehr um ihn ſich drängend ſchaart
Der Schüler Zahl, die Rath verlangen.
So fleißig wie der nordiſche Mann
Iſt keiner von den welſchen Knaben,
Die lang noch Zeit zum Lernen haben;
Doch Quintin greift es mächtig an,
Und eh der Sommer noch verglommen,
War er ſchon Allen vorgekommen.

Erſt zeichnet er noch Alles hart,
Als ob er's mit der Feile ſchliffe,
Doch löſt ſich bald, was eiſern ſtarrt,
Er führt den Stift mit freiem Griffe;
Die Hand iſt feſt, das Aug iſt ſcharf,
Sie ſind geſchult am harten Stahle;
Raſch wirft er's hin mit Einem Male,
Er weiß es, daß er's kühnlich darf,
Weil längſt in ſeines Geiſtes Tiefen
Die Formen nur noch leiſe ſchliefen.

Auch Alles, was daheim ſie thun,
Muß er mit ſtrengem Sinn verneinen;
Er ſieht ſie in der Farbe ruh'n,
Ihm gnügt es nicht, das bunte Scheinen;
Ein tiefer Wiſſensdurſt ihn treibt,
Natur, die Meiſtrin, zu ergründen,
Ihr Leben, wie's im Körper leibt,
In jedem Umriß zu verkünden —
Das lernt ſich nicht von Wangen roth,
Er lernt das Leben von dem Tod.

Es bricht die laue Nacht herein:
Die muntern Schüler alle wandern
Zur Schenke fort, zu Tanz und Wein;
Er aber geht nicht mit den andern.
Dann legt er einſam vor ſich hin
Den Todtenkopf, und ſtill befliſſen
Den Linien, Kanten, Nähten, Riſſen
Folgt er mit kühnem ernſtem Sinn.
Er forſcht, wie, der hier einſt gewaltet,
Der Geiſt ſich ſeine Burg geſtaltet.

Zur Leiche tritt er, wo der Tod
Des Scheinens Maske weggezogen,

Wo Alles, was zu täuſchen droht,
Vor grauſer Wahrheit ganz verflogen.
Da ſchaut er, wie der Seele Kraft
In Bein und Muskel ſich geſchloſſen
Und dann den heiligen Lebensſaft
In Nerv und Adern ausgegoſſen —
Den ganzen Hausrath, den ſie ſich
So wohl beſtellt, eh ſie entwich.

Ihm iſt nicht vor den Todten bang:
Er ſprengt des Leibes feſte Klammern
Und dringt mit ungeſtümem Drang
Bis in der Seele tiefſte Kammern.
Er lauſcht, wie auf des Geiſts Gebot
Die Glieder arbeitſam ſich recken,
Und wie, wenn ſtreng die Seele droht,
Der Leib ſich beugt in blaſſem Schrecken,
Wie jedem Ruf, der ihr enttönt,
Der Leib als ſtummer Sklave fröhnt.

Im Todtenantlitz lieſt er gern;
Das iſt der Wahrheit feinſter Spiegel,
Drauf der gebrochne Augenſtern
Sich drückt als ächter Wahrheit Siegel.

Der Teufel und der Engel, die
In Menſchenbruſt im Leben wohnten,
Als letzten Abſchied prägen ſie
Ihr Bild auf's Antlitz, wo ſie thronten.
So macht der Leiche ſtummer Mund
Ein ewig fremdes Land dir kund.

Und was er ſo in ernſter Nacht
Dem Tode denkend abgerungen,
Das ſtellt ſich ihm in ſtrenger Macht
Auf ſeine Leinwand ungezwungen.
Aus einer jeden Fiber bricht
Allmächtig die verhüllte Seele;
Zu ſtolz, als daß ſie ſich verhehle,
Tritt ſie hervor an's Tageslicht.
Von Blendung frei, in ſcharfer Klarheit
Zeugt, was er ſchafft, von freier Wahrheit.

Froh wird ſein Thun; ihm mangelt nie
Die reiche Fülle der Gedanken;
Die heitre Fürſtin Phantaſie
Zog dieſem Geiſte keine Schranken.
Die andern bleiben eng und klein
Verrannt in ihren Heilgenbildern;

Er greift in's Leben friſch hinein
Und mag den Spaß am liebſten ſchildern.
So neben einer Muttergottes
Steht manch ein Bild voll kecken Spottes.

Die Kluft, die ſpaltet Reich und Arm,
Wie er es an ſich ſelbſt erfahren,
Er rächt an ihr den tiefen Harm,
Der ihn zerfraß in jungen Jahren.
Doch warnt ihn Stolz der Armuth auch,
Des Mammons Katzenſchwanz zu ſtreicheln
Und Glück ihm hündiſch vorzuſchmeicheln;
Er zeigt es kühn dem feiſten Gauch,
Daß Reichthum doch bei aller Pracht
Den Eigner noch nicht glücklich macht.

Er malt den alten kalten Herrn,
Der ſich nach all dem Scharren, Plagen
Ein ſchmuckes Weibchen nahm, die gern
Mit Andern ſich's nun läßt behagen.
Der Geizhals hier, in Sünd' ergraut,
Zur feilen Minne gleich dem Diebe
Schleicht er, weil er ſich nicht getraut,
Ein Neſt zu bau'n der edeln Liebe.

Hart, wie er's oft im Leben ſah,
So hart ſteht's auf der Tafel da.

Sieh hier die Geldwölf' im Contor!
Es iſt ihr inniges Vergnügen,
Wie unterm dünnen Freundſchaftsflor
Sie ſchlau beim Handel ſich betrügen.
So neben jenem Wolkenzelt,
Wo Heilige hoch im Aether thronen,
Läßt er Geſtalten dieſer Welt
Im gleichen Recht des Daſeins wohnen.
In jeder Kunſt zeigt er ſich gleich,
Ein Herr in der Erfindung Reich.

Und will des ernſten Denkens Zug
Ihn von der feſten Erde raffen,
Dann ſtürzt er ſich mit raſchem Flug
Begeiſtert in das kühnſte Schaffen —
Im Glanz der Farben mild verkühlt
Der heiße Drang der Forſchgedanken,
Und feſt an's ſüße Leben ranken
Sich alle Zweifel, die er fühlt.
Will ihm der Geiſt am Stoff verzagen,
Muß er den Stoff zu zwingen wagen.

O ew'ger Geiſt in Menſchenbruſt,
Wie oft wird's dir ſo eng, ſo bange!
Des Himmels biſt du dir bewußt,
Dich hält die Welt mit hartem Zwange.
In dir gährt eine Ewigkeit,
Du fliegſt zum allerletzten Sterne,
Und doch beklemmt dich ſtets die Zeit,
Und was unendlich, bleibt dir ferne.
Es hält mit wandelloſer Kraft
Der Stoff dich ewig in der Haft.

Wohl zürnſt du, ein gefangner Aar,
Doch nie entflieheſt du der Erde,
Und ſtrebſt du ſcharf zu ſchau'n und klar,
Drückt dich hinab des Staubs Beſchwerde.
So zwiſchen Geiſt und Stoffe ſchwebt
Die Seele, ſtets in ſich verzagend —
Je höher Wiſſen ſie erſtrebt,
Den Blick zur nackten Wahrheit wagend,
Je müder ſinkt der matte Flug
Hinab in bittern Sinnentrug.

Drum Heil der Seele, die es faßt,
Daß bunter Schein das ganze Leben;

Die nicht die holden Schranken haßt,
Die uns als Formen rings umgeben!
Des Künſtlers Seele taucht hinab,
Um in dem Stoffe zu vergehen —
Sie wühlt ſich in der Form ein Grab,
Um aus ihm ſelig zu erſtehen —
Dann taucht ſie auf, und mit ſich reißt
Sie ein Stück Welt, durchblitzt vom Geiſt.

Kein Denker ahnt, kein Glaube lehrt,
Wie ſüß im Stoff die Seele waltet,
Die nicht ihm zu entfliehn begehrt,
Die nur in's Leben ihn geſtaltet.
Das Leben ſchläft in jedem Stein,
Durch Ton und Farben iſt's ergoſſen,
Doch will's vom Geiſt entzaubert ſein,
Sonſt bleibt es ſtreng in ſich verſchloſſen;
Der Meiſter naht — und groß und mild
Springt aus dem Stein der Venus Bild.

Lern' ein Geheimniß hier verſtehn!
Auch Gott ward frei nur in dem Schaffen —
Hervor aus ſich erſt mußt' er gehn
Und eine Welt zuſammenraffen —

Da war es, wo er ſelbſt ſich fand
In der Erkenntniß Morgenglanze,
Als vor ihm eine Erde ſtand
In ihrem erſten Blumenkranze —
Und willſt wie Gott ſo frei du ſein,
Im Schaffen lerne dich befrei'n!

Vierte Hiſtorie.

Geprieſen ſei des Nordens Kraft,
Geprieſen ſei die Lieb' im Norden!
Hier iſt die wilde Leidenſchaft
Zum klaren Quell des Lieds geworden.
Es reift des Sanges Feuerwein
Am heißen Schmerze der Entbehrung,
Und ewiger Entſagung Pein
Strahlt in der Dichtung Goldverklärung —
Wie weiße Lilien auf der Fluth,
So rein die Lieb' in Sehnſucht ruht.

Doch anders als der heilige Nord
Begehrt und fühlt des Südens Minne:
Sie ſtürzt ſich froh, zum eignen Mord,
In's heiße Blut der jungen Sinne.

Der Sehnſucht iſt Gewährung nah,
Die Schönheit birgt in leichter Hülle
Der Freuden unermeßne Fülle:
Die ſpart ſie nicht — es konnten ja
Des Kreuzes Krieger unter Sandeln
Und Palmen auch nicht ſtraflos wandeln.

Recht mitten in der Lenzesnacht
Geht durch die Luft ein ſchwüles Grüßen:
Frau Venus aus dem Schlaf erwacht
Und ſtreift den Thau mit nackten Füßen.
Wohin ſie blickt, da hebt ſich ſchwül
Duft der Orangen und Jasmine,
Die Myrten weben Baldachine —
Und jede Matte wird zum Pfühl.
Die trunknen Düfte ziehen leiſe
Das Herz in wirre Zauberkreiſe.

Weh Jedem, der in ſolcher Nacht
Verfällt den irdiſchen Gewalten!
Ihn löſet keine Himmelsmacht,
Sie werden ewig feſt ihn halten.
Verfallen iſt ſo Mann als Weib
Den alten Göttern, den geſtürzten,

Die ihm durch einen ſüßen Leib
Den Wein im Opferkelche würzten.
Fremd bleibt er dann in Ewigkeit
Der eignen Welt, der eignen Zeit. –

Vier Jahr hat Meſſys nun gelebt
Im fremden Land der welſchen Zungen;
Vier Jahr hat raſtlos er geſtrebt
Und iſt zum Ziel hindurchgedrungen.
Er weiß, daß jetzt ſich Keiner mißt
Mit ſeiner Kunſt am Scheldeſtrande,
Und daß auch in dem welſchen Lande
An Ernſt kein Meiſter gleich ihm iſt.
Er rüſtet alles, um mit Ehren
Zu ſeinem Herde heimzukehren.

Das Saumthier wartet ſchon im Stall,
Das ſoll ihm in den nächſten Tagen
Die Güter und die Bilder all
Hinüber zu dem Rheine tragen.
Er ſitzt noch vor der Staffelei
Und eilt ſich, mit den regen Händen
Sein letztes Hauptwerk zu vollenden;
Dann iſt ſein Herz von Welſchland frei.

Doch Mancher ſattelt früh und zäumt,
Der bis zum Abend wohl noch ſäumt.

Nah vor Bologna's Mauern lag
Ein Landhaus, ſtill von Wald umgeben,
Umzirkt von einem Myrtenhag
Zu ſpiegelhellen Waſſergräben.
Schon lange ſtreckt' es unbewohnt
Zum Wald hervor die grauen Zinnen;
Nun aber faſt ſeit einem Mond
Hauſet ein fremdes Weib darinnen;
Sie rüſtete das öde Haus
Mit Märchenpracht des Oſtens aus.

Es war ein Weib von Griechenblut
Aus der Comnenen altem Hauſe,
Das einſt den rothen Fürſtenhut
Trug an des Bospors Fluthgebrauſe.
Ein Ungarfürſt ward ihr vermählt;
Doch in der Brautnacht Luſtgekoſe
Riß ihn, der keine Stunde wählt,
Der Tod hinweg von ſeiner Roſe —
Osmanen brachen ein — er fiel
Als eines ſchwirrenden Pfeiles Ziel.

Sie floh, nicht Weib, nicht Jungfrau mehr,
Mit ihren Perlen und Juwelen;
Sie ſchweifte über Land und Meer
Und mochte keine Heimat wählen.
Bald mit der Trauer ſchwand der Gram;
Das Leben lockte ſie zu mächtig —
Denn ſie war ſchön: wohin ſie kam,
Erſchien ſie fremd und zauberprächtig,
Und ihres ſchwarzen Auges Gluth
Sog auf der Männer Herzensblut.

Sie ſah den Meſſys, und wie der
War ihr kein Mann zuvor erſchienen:
Die Stirne klar und frei und hehr,
Voll Kraft und Trotzes ſeine Mienen.
Die Schönheit, der er nachgeſtrebt,
Um die er längſt ſo treu gerungen,
War ihm durch jeden Zug gedrungen
Und in ihm ſelber aufgelebt.
Von einem Pagen nur begleitet
Sie keck zu ihm in's Zimmer ſchreitet.

Sie ſpricht zu ihm in fremdem Laut:
„Sie ſagen, Meſſys, daß du könneſt

Wovor den andern Malern graut,
Und auch der Welt ihr Recht vergönneſt.
Ich will gemalt ſein — aber ſieh,
Nicht als Madonna noch als heilig:
Die Heiligen ſind ſehr langweilig —
Ich mag nicht ausſehn ſo wie ſie:
Du ſollſt mich wie in Indiens Thalen
Als ruh'nde Amazone malen.“

Er ſpricht verwirrt: „Es mag geſchehn.
Sagt mir, wann iſt es Euer Wille?“
Sie drauf: „Ich will dich bei mir ſehn,
Zu morgen früh auf meiner Ville.“
Er neigt ſich ſtumm: ſie ſchreitet fort;
Er ſpringt empor ſie zu geleiten,
Doch eh er findet Laut und Wort,
Iſt ſie wie lange ſchon im Weiten,
Indeſſen ihre Prachtgeſtalt
Ihn wie ein heißer Quell durchwallt.

Er ſetzt ſich wieder vor ſein Bild
Und ringt nach Ruh' im ernſten Streben —
Doch ſeine Adern pochen wild
Und alle Pinſelſtriche beben.

Denn zwiſchen alles, was er malt,
Schiebt ſich ihr Schwanenhals verlockend,
Der wie Carrara's Marmor ſtrahlt,
Und jeden Zug vollführt er ſtockend.
Er weiſt ſie ab — wie er ſich zwingt,
Alles umſonſt — kein Strich gelingt.

Er ſtürmt hinaus vor's Thor der Stadt,
Es zieht ihn zu der Zaubervilla —
Sie liegt in ſchwüler Mittagsſtille,
Es regt ſich drin kein Laub, kein Blatt.
Unſinnig rennt er um die Fluth,
Den Ort, darin ſie weilt, umſchweifend,
Nicht mehr die Welt und ſich begreifend
Verweilt er bis zur Abendgluth.
Die Kraft verzehrt vom heißen Süd
Wankt er nach Hauſe todesmüd.

Erſchöpft ſinkt er auf's Bette hin;
Umſonſt — die Phantaſien wandern
Von einem wirren Bild zum andern,
Doch immer ſteht dieß Weib darin.
In grauſen Träumen ſchwebt ihm vor
Meduſens Haupt, er fühlt mit Beben

In ſich zum Stein erſtarr'n das Leben
Und fährt entſetzt vom Schlaf empor.
Verſtört giebt er ſein Haar den Winden,
Und ſtürmt hinaus um ſie zu finden.

Er fand ſie. Denkt ein griechiſch Bild
Von Skopas weicher Hand gemeiſtert,
Denkt ſolchen Leib von Blute mild
Durchwärmt, von Jugendluſt begeiſtert:
So ſtand ſie vor dem Gartenhaus
Bei einem Strauch der vollſten Roſen,
Die blätterten mit weichem Koſen
Ihr auf das Haupt das Leben aus.
Sie lud ihn hold auf ihre Schwelle
Und ſetzte ſich ihm zum Modelle.

Er malt. — So hat er nie gemalt:
Was ihm in ſeinen beſten Stunden
Von Schönſtem in ſein Herz geſtrahlt,
Das hat er hier vereint gefunden.
Es iſt, als ob den raſchen Stift
Ein fremder Geiſt ihm wild beſeelte,
Als ob ihm Der die Farben wählte,
Daß er alsbald das Rechte trifft —

Er ſpürt nicht, wie die Stunden rauſchen,
So lang er ihrem Laut darf lauſchen.

Sie neigt ſich freundlich über ihn —
Zu ſehn wie ihm ſein Werk gelinge;
Vergebens will er ſich entzieh'n,
Nur feſter ſchürzt ſich ihm die Schlinge.
Er malt ſie, wie ſie ihm gebot,
In furchtbar ſchönem Zorne raſtend,
Die lichtverklärten Glieder laſtend
Auf den zerdrückten Roſen roth.
Ave Maria. Er macht Ende;
Sie reicht zum Kuß ihm ihre Hände.

Daheim hat er noch keine Ruh,
Das Bild lockt ihn ſo furchtbar prächtig —
Er malt und malt noch immer zu
Und die Geſtalt wird übermächtig.
Des zierlichſten Modelles Knie
Wählt er, um ihres zu empfinden;
Und doch iſt nichts ſo ſchön wie ſie,
Er malt ſich müd bis zum Erblinden;
Und fertig faſt zur Zauberin
Trägt er ſein Bild am Morgen hin.

Sie ſieht es an — da lacht ſie hell
Und ſpricht zu dem verwirrten Meiſter:
„Du wollteſt malen nach Modell,
Wo blieben da wohl deine Geiſter?
So haſt du wirklich dir gedacht,
Daß noch ein Weib auf Erden lebe,
Das würdig ſei an Schönheitspracht,
Daß es mir ſeine Glieder gebe?
Laß ruh'n das Bild, komm wieder morgen,
Und mich laß für's Modell du ſorgen.

„Doch nicht ſo früh bin ich bereit,
Die Mittagsgluth iſt mir zur Plage.
Komm morgen, wenn die Abendzeit
Sich in den Kampf wagt mit dem Tage.
Hier dieſer Schlüſſel führt dich ein
Dort in das laubumkränzte Zimmer,
Da will ich dein gewärtig ſein,
Sobald ſich kühlt des Tages Schimmer.“ —
Der Schlüſſel bleibt in ſeiner Hand,
Indeſſen ſie im Laub verſchwand.

Er ſchwankt hinaus, in ſeiner Bruſt
Bekämpft es ſich wie Rieſenſchlangen;

Es zieht ihn hin die irre Luſt,
Und doch befällt ihn grauſig Bangen. —
Daheim vor ſeiner Staffelei
Sitzt Francia, der Seelengute,
Und muſtert ihm mit bangem Muthe
Die graue Farbenſudelei,
Die er in dieſen letzten Tagen
Auf ſein Altarblatt aufgetragen.

„Sag' Quintin, ſpricht er, du biſt irr;
Das geht nicht zu mit rechten Dingen;
Dein Malen hier iſt gänzlich wirr
Und wird dir keine Ehre bringen.
Hör' du — Theſſaliens Hexerei
Iſt wohl bekannt aus alten Sagen.
Du biſt ein Mann und du biſt frei,
Ich will nichts gegen Minne ſagen —
Doch ſolchen Byzantinerfrau'n
Soll nie ein braver Junge trau'n.

„Setz dieſes böſe Spiel nicht fort!
Du ſpielſt um allzu hohe Looſe;
Bei ſolcher Liebe ſchlummert Mord
Wie die Tarantel in dem Mooſe.

Ein Weib des Oſtens gilt für rein,
So lang ſie Keiner ſündig nennet;
Doch wenn ein Mund als ſchwach ſie kennet,
Verſiegelt ihn der Leichenſtein.
Nimm dich in Acht: des Himmels Gnade
Bewahre dich auf glattem Pfade!“

Er hört's betroffen, hört's erblaßt
Und mag doch nicht die Schuld geſtehen —
Zuletzt ſpricht er mit rauher Haſt:
„Verſprochen hab' ich's, ich muß gehen —
Ich kann nicht anders! doch mich hält,
Sobald ihr Bildniß erſt vollendet,
Kein Zauber auf der ganzen Welt;
Jetzt iſt dein Rath umſonſt geſpendet!“
Dem Alten eine Thräne ſteht
Im Aug, allein er ſchweigt und geht.

Der Abend kommt, er geht zur Stund;
Doch in dem Thor erbebt der Starke,
Sich ſchüttelnd in dem tiefſten Marke,
Und ſcheu und ängſtlich blickt er rund.
Doch ſtill wie geſtern iſt der Hag,
Und leiſe flüſtert's in den Blättern;

Im Weſten ſinkt der müde Tag,
Die Nachtigall beginnt ihr Schmettern —
Dort winkt der Pfad ihm eng und ſchmal,
Die Thür ſpringt auf — er ſteht im Saal.

Da ruht ſie ſchweigend, hingegoſſen,
Ein Bild aus ſeliger Heidenzeit,
Vom leichten Schleier hell umfloſſen,
Trunken von eigner Herrlichkeit.
So nach Adonis einſt verlangend
Lag Kypris in dem Myrtenwald,
Schon leiſe vor der Botſchaft bangend,
Die bald zu ihrem Ohre ſchallt.
So brach aus blendend weißer Hülle
Blendender vor der Glieder Fülle.

Erbebend greift er zum Geräth
Und eilt, von ſeliger Schönheit trunken,
Das Bild, das ihm vor Augen ſteht,
Zu bannen, eh die Nacht geſunken.
Kein irdiſch Wünſchen taucht ihm auf,
Bis er vollbracht was nie geſehen;
Wohl ſinkt die Sonne raſch im Lauf,
Doch raſcher ſeine Striche gehen —

Und als der Tag zum Meer ſich wendet,
Hat er ſein göttlich Werk vollendet.

Sie winkt ihn her: er zeigt es ihr;
Sie greift darnach mit wildem Geize —
Sie trinkt mit flammender Begier
In's Herz der eignen Schönheit Reize.
Und zwiſchen Bild und zwiſchen Weib
Gehn wankend ſeine irren Augen,
Bis auf den letzten Tropfen ſaugen
Möcht' er in's Auge dieſen Leib —
Er möcht' ihn ewig ewig malen,
Die Welt mit Licht ganz zu durchſtrahlen.

Der Tag erliſcht im fernen Weſt,
Blumen und Sterne Küſſe tauſchen;
Die Nacht ſteigt auf im Oſt, und läßt
Den blauen Vorhang niederrauſchen.
Ein Flüſtern klingt wie Liebesweiſe
So fremd und weich, berauſchend hold:
„Ich danke dir, ſo ſpricht ſie leiſe,
Heut gabſt du mir, was ich gewollt;
Dieß Bild ſchenkt mir unſterblich Leben —
Was ſterblich, ſollt' ich dir's nicht geben?“

Sie bebt, er fühlt ihr pulſend Blut, —
Doch wie er naht dem heißen Munde,
Ein Zauber taucht, der lang geruht,
Plötzlich aus ſeiner Seele Grunde.
Das Bild der treuen deutſchen Braut
Durchblitzt ihm die erglühten Sinne,
Und in dem Herzen klingt ihm laut
Das Wort, das er gelobt der Minne:
Es ſei durch Luſt, es ſei durch Leiden,
Kein ander Weib ſoll je uns ſcheiden!

Und vor dem Bild gerinnt ſein Mark,
Es ſtockt das Blut in ſeinen Adern —
Gebrochen iſt der Zauber ſtark
Und er vermag mit ſich zu hadern.
Auf ſpringt er von dem weichen Pfühl
Und reißt ſich ſcheu aus ihren Ringen;
Um Haupt und Buſen ſpielt ihm kühl
Die Abendluft mit reinen Schwingen.
Die Schwüle weicht, die ihn gekettet,
Und ſeine Liebe iſt gerettet.

Doch hinter ihm erhebt es ſich:
Das Griechenweib ſpringt auf die Füße —

Ihr Auge lodert fürchterlich,
Und zur Erinnys ward die Süße.
Sie fliegt daher, er hört mit Grauſen
Den ſcharfgeſchliffnen Dolch am Ohr
Vorbei mit hellem Ziſchen ſauſen.
Sie ſchreit: „Was fliehſt du, junger Thor?
So meinteſt du, ein griechiſch Weib
Beut ungeſtraft dir Seel' und Leib?

„Genoſſen und verſchmäht iſt gleich!
Wem ich mich gab, der iſt verloren.
Du gehſt hinab in's Schattenreich,
Zum Opfer meiner Huld erkoren!“ —
Er hört nicht mehr, er ſtürzt hinaus
Zu fliehn die grauſige Mänade,
Und hinter ihm ſchon liegt das Haus —
Der Sternglanz zeigt ihm matt die Pfade;
Doch plötzlich regt ſich's rings im Laub —
So ſchleicht der Tiger nach dem Raub.

Der Page ſteht im engen Gang,
Zwei Mohrenſklaven ihm zur Seiten:
Sie ſperren ihm den Weg gedrang,
Und mitten durch ſie muß er ſchreiten.

Gebt Raum! ſo ruft er ihnen zu —
Die Mohren fletſchen mit den Zähnen
Gleich tückiſch lachenden Hyänen
Und warten ſein mit kühler Ruh.
Er zögert noch, bald wird er's innen:
Hier gilt fürwahr kein lang Beſinnen.

Er ſchreitet vor: da plötzlich ſpringt
Der Page ihm in ſeinen Nacken;
Ein Dolch im irren Sternglanz blinkt —
Er fühlt ſich bei dem Haupthaar packen.
Ein Stoß — er ſpürt den Hals geritzt,
Mit ſchweren Aexten nah'n die Mohren;
Schon merkt er Blut — er iſt verloren —
Da fühlt er ſich von Zorn durchblitzt:
Er ſchüttelt wild die ſtarken Glieder;
Der Page gleitet an ihm nieder.

Zur rechten Stunde ſieht er nah
Ein Eiſengitter, morſch, verſchoben;
Er ſpringt zurück wie er es ſah,
Raſch hat er's aus dem Grund gehoben.
Er bricht ſich eine Stange los,
Und, wie vorzeit den Hammer, ſchwingt er

Sie rund um ſich mit Hieb und Stoß,
Und muthig auf die Feinde dringt er.
Es wird ihm wohl: in heißer Wuth
Wollüſtig kocht ihm auf das Blut.

Mit Einem ungeheuern Schlag
Wirft er den einen Mohren nieder;
Ein zweiter Schwung: der Page lag
Im Grün, zerſchmettert ſeine Glieder.
Der andre Mohr im Schrecken weicht,
Als er zum Hieb ſich neu bereitet.
Er überſpringt die Hecke leicht
Und ruft, indem er weiter ſchreitet:
Ein andermal laßt hübſch mich wandern:
So haut der Grobſchmied, merkt's, von Flandern!

Fünfte Hiſtorie.

Es war erſt jüngſt der Freiheit Lenz
Erblüht dem ſtammverwandten Volke,
Da ging ich durch die Straßen Gent's,
Gedrückt von ſchwerer Kohlenwolke.
Durch's hochgewölbte Burgportal,
Durch alten Fürſtenſchloſſes Bogen
Kam wie die Meeresfluth gezogen
Der Ouvriers berußte Zahl.
Wo einſt Burgundiens Hof gethront,
Hat König Dampf ſich eingewohnt.

Der laute Pfiff der Eiſenbahn
Verkündet, daß ein neues Weſen
Bekämpft den alten Prieſterwahn,
Der ſich dieß Land zur Maſt erleſen.

Die Flamme brennt, von Menſchenhand
Aus dunkelm Erdenſchooß entbunden;
Nicht wo Prometheus ihn gefunden,
Sucht dieß Geſchlecht des Himmels Brand.
Wo dieſe Flamme ſich entzündet,
Steht des Gedankens Reich gegründet.

In's hohe Münſter trat ich ein,
Von all dem Braus der Ruh zu pflegen,
Da hob ſich mir vom Altarſchrein
Des Rubens mächtig Bild entgegen.
Sankt Bavo iſt's, der Graf und Held,
Der müd der reichen Lebensfülle
Erwählt des Prieſters dunkle Hülle
Und heut entſagt der bunten Welt.
Im ſtolzen Staat, mit Thränen bitter
Umgeben ihn Vaſall und Ritter.

Die Menge füllt den weiten Platz,
Nach Gold halb gierig, halb im Leide,
Denn es vertheilt des Herren Schatz
Der Schaffner hier im ſchwarzen Kleide.
Dort ſteht ſein fürſtliches Gemahl,
Die ſeinen letzten Kuß empfangen,

Aufrecht, doch mit erblichnen Wangen,
Umklagt von ihrer Frauen Zahl.
Feſt, wie ein Held nach ſchwerem Siege,
Erſteigt der Graf die Kirchenſtiege.

Siehſt du's? Nicht gänzlich herrſcht Gewinn
Bei dieſem ernſten Frankenſtamme;
Noch glüht vom alten Kirchenſinn
Ein Funken bei der Erdenflamme.
So friſch der Menſch der Welt gehört
Mit allem Muth des irdiſchen Wagens,
Es bleibt die Luſt auch des Entſagens,
Die mitten im Genuß ihn ſtört.
Wird einmal Sturm den Geiſt ermatten,
Lockt ihn der ſtille Kloſterſchatten.

So trat ich aus dem Münſter. Lind
Sah ich des Abends Roſen blühen,
Und durch der Straßen Irrgewind
Schritt ich im lichten Purpurglühen.
Ich ſah der Arbeit rußigen Sohn
Allwärts zum eignen Herd ſich haſten,
Ihn lud, vom Tagesſchweiß zu raſten,
Des Glockenſpieles luſtiger Ton. —

Da trat fern auf den ſtillſten Wegen
Mir eine neue Stadt entgegen.

Von Ziegeln war ſie aufgebaut,
Von rother Mauer hoch umſchloſſen;
Aus zierlichem Kapellchen traut
Kam leiſer Orgelklang gefloſſen.
In engen Gäßchen dicht geſtellt
Stehn da viel hundert Puppenhäuschen;
Am Fenſterbrett ein Blumenſträußchen
Durchduftet drin die kleine Welt.
Weinlaub und Klämmerchen umranken
Das Dach mit heitern Weltgedanken.

Von Bibelſprüchen wohlbekannt
Trägt jedes Zellchen ſeinen Namen;
Du fühlſt dich, wie im heiligen Land
Die Pilger, die nach Salem kamen.
Des Simon gaſtlich Haus iſt da,
Hier Martha's Weinberg mit den Träubchen,
Maria's Schlafgemach und Läubchen,
Der Oelhain von Bethania.
Ein Häuschen hab' ich auch gefunden,
Das hieß das Haus zu den fünf Wunden.

Ihr fragt mich, was dieß Wunder ſei?
Ihr ſeht den Hof, wo die Beginen
Dem Herrn, von Kloſterſatzung frei,
Mit Beten und mit Arbeit dienen.
Sie eſſen ſtolz ihr eigen Brot,
Erarnt mit immer rüſtigen Händen,
Und ſchaffen mehr noch, um zu ſpenden
Wo ſie den Bruder ſeh'n in Noth;
Sonntags mit freundlichem Erbarmen
Näh'n ſie noch Kleider für die Armen.

O wie mein wildes Herz ergriff
Dieß friedſam gottesſtille Leben!
Mir ſchien es wie ein feſtes Riff,
Um das umſonſt die Fluthen beben.
Da draußen Lärm, Gewühl und Dampf,
Und hier der ungetrübte Frieden,
So ungetrübt als ihn hienieden
Erlaubt des Menſchenherzens Krampf;
Draußen des Lebens Noth und Sorgen —
Ein Leben hier, in Gott geborgen. —

Es ſinkt der Tag. Der Abendchor,
Von Frauenſtimmen nur geſungen,

Hat ſilbern ſich zum Herrn empor
Durch roſigen Abendduft geſchwungen.
Die Sonne wirft den letzten Glaſt
Durch's bunte Fenſter der Kapelle
Und ſenkt mit feuerfarbner Helle
Hinter den Bäumen ſich zur Raſt.
Die Orgel tönt: nach kurzem Beten
Die Schweſtern all in's Freie treten.

Das Haupt, das frei zu dem Altar
Geblickt, ſo lang gewährt die Feier,
Verhüllt von Leinwand fein und klar
Jetzt wieder vor der Welt der Schleier.
Doch hält des Abends goldne Pracht
Ein Weilchen ſie noch vor der Pforte,
Sie wechſeln leis und traulich Worte
Und wünſchen heiter gute Nacht.
Jetzt durch der Gäßchen enge Zeilen
Sieht man ſie paarweis ſich vertheilen.

Zwei Frauen wallen im Verein:
Die eine ſchon gebeugt von Jahren,
Doch zeugt der Wangen friſcher Schein
Vom Leid nicht mehr, das ſie erfahren.

Die andre weltlich noch in Tracht:
Nur hüllt ein Kopftuch ihr beſcheiden
Die Haube goldgeſtickt von Seiden
Und ihres Haares dunkle Pracht.
So gehn ſie heim; im Abendſchimmer
Betreten ſie ihr ſtilles Zimmer.

Wie traut iſt's hier! Still ſteht die Zeit,
Und keine Uhr mißt ihre Flüge;
In dieſer ſchmucken Häuslichkeit
Thut ſich das Leben ſelbſt Genüge.
Das Tiſchtuch wie ein Lilienblatt,
Warm und behaglich wie ein Neſtchen
Und zierlich wie ein Puppenkäſtchen
Iſt dieſe ganze Friedensſtatt.
Grün durch das Fenſter nickt die Rüſter
Mit Vogelſang und Laubgeflüſter.

Ihr kennt Alyt, des Malers Braut.
Sie iſt, der Seeſtadt Lärm entnommen,
Die ewig tobt verwirrt und laut,
Der Tante zum Beſuch gekommen.
Der Weltpracht und der Feſte müd,
Die in des Vaters reichem Hauſe

Sie ſtets umſchwirr'n mit Sorg' und Brauſe,
Will hier ſie raſten ihr Gemüth;
Dem andachtſtillen Kloſterleben
Hat ſie ein Weilchen ſich ergeben.

Die Tante pflegt des Tiſches jetzt
Und läßt nichts am Behagen fehlen:
Weißbrot und ſcharlachne Garnelen
Und löwiſch Bier wird aufgeſetzt;
Orangen von Sevilla's Fluß
Und blaue Trauben von dem Rheine;
Ein Krug von ſüßem ſpaniſchem Weine,
Dem Gaſt zu Ehren, macht den Schluß.
Und bei der Lampe ſanftem Strahle
Setzen ſie plaudernd ſich zum Mahle.

Ab räumt die Alte dann, und friſch
Noch vor dem Schlaf zum Werk befliſſen
Stellt ſie für beide Frau'n die Kiſſen
Zum Spitzenklöppeln auf den Tiſch.
Ein zierlich Thun — wohl feinen Sinn
Verlangt's, wenn flink die Klöppel fliegen,
Die Faden zum Gebild ſich ſchmiegen,
Doch nimmt es nicht die Seele hin;

Es gehn die Fingerchen geſchwinde,
Das Denken fliegt in alle Winde.

So in Gedanken ſitzen ſtill
Sich gegenüber lang die Beiden.
Dann ſpringt das Mädchen auf, es will
Sie nicht mehr bei der Arbeit leiden.
Sie legt der Tante ſtill ihr Haupt
Auf ihre Knie, die Wangen brennen,
Und ſpricht: „Laß einmal dir bekennen,
O Mutter, was die Raſt mir raubt!
Vor keinem Prieſter möcht' ich's wagen,
Du biſt ein Weib, dir kann ich's klagen.

„Du weißt, ich liebe! Doch es bebt
Das Herz mir oft und zuckt zuſammen;
Die Schwinge, die zum Himmel ſtrebt,
Verſengt ſich an den irdiſchen Flammen.
Auf hochgeſchwellter Lebensfluth
Treibt los mein Schiff, ein Spiel den Winden,
Und Ruhe weiß ich nicht zu finden,
Solang im Herzen flammt die Gluth.
Die Liebe hält der bittern Sorgen
Stachel im Honigſeim verborgen.

„Sieh, dieſes Herz iſt ungeſtillt!
Das einſt des Himmels milder Spiegel,
In Angſt und Sehnſucht pocht es wild
Und ſchmerzvoll bricht's durch Schloß und Riegel.
Wenn Leben ſo am Leben zehrt,
Iſt denn mit dieſem Hoffen, Bangen,
Mit dieſem Sehnen und Verlangen
Das Leben wohl das Leben werth?
Erſchöpft von wildem Liebesjagen
Möcht' ich der Liebe ſelbſt entſagen.

„Nun ſeh' ich dich, o Mutter, hier
In deinem friedſam milden Schalten,
Von Wünſchen frei und von Begier
Entrückt dem Spiel der Weltgewalten.
Wenn draußen uns zu keiner Friſt
Raſt gönnen Noth und Angſt und Plage,
Gieb Antwort du auf Eine Frage:
Sag mir, ob du nun glücklich biſt?
Winkt je uns eine Raſt hienieden,
Wo fänd' ich, als bei dir, den Frieden?"

Die Nonne ſeufzt — doch fromm geſinnt
Ruft ſie: „Geſegnet die Gedanken,

Die dich noch rein und zart, mein Kind,
Heimrufen aus dem irdiſchen Schwanken.
Sieh, ich war ſchön wie du und jung;
Doch Alles, was mir groß und wichtig,
Wie eitel ſcheint's mir nun, wie nichtig
Im Spiegel der Erinnerung!
Denn jede Aue, die mich grüßte,
War nur ein Trugbild in der Wüſte.

„Ach Alles, Alles, was mir lieb
Und ſüß einſt, ward mir gallenbitter!
Mein Glück fiel vor des Todes Hieb,
Wie friſches Gras fällt vor dem Schnitter.
Den Mann ſchlang mir die wilde See,
Die Söhne ſind im Krieg geſtorben,
Mein Haus und Hof, ſie ſind verdorben —
Von all der Luſt, von all dem Weh,
Die mich in Aengſten umgetrieben,
Was iſt von Allem mir geblieben?

„Was bleibt? Es kann der Liebe Luſt
In Froſt nur oder Jammer enden —
Und was du einmal miſſen mußt,
Warum an das dein Herz verſchwenden?
Raſt wird nur dem, der nichts mehr will;

Solang du wünſcheſt, bleiben Klagen;
Froh wird das Herz nur im Entſagen,
Und meins ward froh — ich hoffe ſtill
Nach all den fieberheißen Träumen
Nur auf ein Grab bei jenen Bäumen.“

Die Alte ſchweigt. Das Mädchen bebt
Und ſpricht: „Kannſt du das Grab mir finden,
Wo all die Gluth, die in mir lebt,
Zum Aſchenhäufchen leis mag ſchwinden?
Wie bann' ich ſeiner Minne Bild
Mir aus dem Blut, dem jugendwarmen?“ —
Die Nonne drauf: „Es hilft Erbarmen,
Wo unſre Stärke nichts mehr gilt.
Der Himmel reicht, den Sieg zu ſchaffen,
Dem Kämpfer die gefeiten Waffen.

„Vernimm: Beim Kloſter iſt ein Quell,
Er ſpringt aus tiefen Felſenadern;
Die Römer in ein Becken hell
Faßten ihn ein mit Marmorquadern.
Doch als nun auf des Glaubens Pfad
Aus Rheims zu uns die Boten kamen,
Hier pflanzten ſie ihr Kreuz und nahmen
Zum Taufbronn ſich das Heidenbad.

Gar mancher Frevler, gottverloren,
Ward hier im Waſſer neugeboren.

„Groß iſt noch heut des Bornes Kraft,
Er kühlt den Schmerz der irdiſchen Wunden;
Wo Sinn und Seele ringen, ſchafft
Er Sieg: auch du magſt dort geſunden.
Geh morgen hin: vom Erdentand
Entkleid' in Demuth deine Glieder,
Und ſinke vor dem Schöpfer nieder
Wie er in's Leben dich geſandt.
Dann tauche zu den kühlen Fluthen
Und löſche dieſe dunkeln Gluthen.“ —

Auf ſteht die Jungfrau feierlich
Und küßt die Stirn der frommen Alten:
„Vor deiner Weisheit beug' ich mich
Und will, ſo wie du ſagſt, es halten.
Iſt wahrhaft dieß des Himmels Ruf,
Ich will mich ohne Widerſtreben
Der Liebe wie der Welt begeben
Und Dem nur dienen, der mich ſchuf!
So mag erleuchten mich die Gnade —
Morgen geh' ich zum heiligen Bade.“

Sechste Hiſtorie.

Der Morgen heiß und ſchwül die Luft,
Die Sonne glänzt mit falbem Strahle;
Es ſchwimmt ein ſilberbleicher Duft
Um's Schifferhaus an dem Kanale.
Die Arbeit, Königin von Gent,
Fragt nicht nach Gluth und nicht nach Kühle,
Sie füllt die Straßen mit Gewühle,
Wo Alles drängt und Alles rennt.
Und nur in der Beginen Klauſe
Iſt Fried' und Stille noch zu Hauſe.

Die Jungfrau geht mit ernſtem Sinn
Zum heiligen Werk, fromm und gelaſſen,
Und ſchweigend führt die Pförtnerin
Sie durch des Kloſters enge Gaſſen.

Das Schloß ſpringt auf: da öffnet weit
Sich eine mächtige Rotunde;
Scheu blickt die Jungfrau in die Runde,
Faſt zitternd vor der Einſamkeit.
Nun hinter ihr ſpringt zu die Pforte,
Sie ſteht allein am heiligen Orte.

Ihr dünkt, hier gehn noch Geiſter um,
Die dieſen Platz der Luſt einſt weihten;
Sie fühlt, wie ſie im Zugwind ſtumm
Durch moderfeuchte Hallen gleiten.
Dazwiſchen auch aus frömm'rer Zeit
Die Schatten, die ſich hier entſündigt —
Der halbverfallne Bau verkündigt
Den ewig ungeſühnten Streit:
Des Heiden heitre Luſt der Sinne,
Des Chriſten bange Gottesminne.

Inmitten glänzt der Born; er quillt
In unverſiegbar kühler Reine,
Und wie das Waſſer überſchwillt,
Fällt's leiſe rauſchend über Steine.
Durch feuchte Mauern ſtiehlt ſich's fort,
Und unter breiten Pflanzenblättern,

Die über Schutt und Steine klettern,
Verſchwindet's leis am düſtern Ort.
Kaum zu des Himmels Licht geboren,
Im dunkeln Erdſchooß iſt's verloren.

Doch durch der Kuppel Wölbung bricht
Der Sonnenſchein mit vollen Strahlen,
Und auf dem dunkeln Spiegel malen
Die Fenſter ſich in goldnem Licht.
Nur manchmal, wenn vom tiefen Grund
Die Bläschen gurgelnd aufwärts quellen,
Erbebt die Fluth mit Zitterwellen
Und bricht das Bild im dunkeln Rund.
Dann flattert an der Kuppel droben
Der Wellen Spiel, zum Netz gewoben.

Die Jungfrau kreuzt ſich und beginnt
Das heilige Werk mit leiſem Bangen:
Ihr Haar entfeſſelt ſie geſchwind
Und löſt behend des Gürtels Spangen.
Um blickt ſie — ja, ſie iſt allein!
Die Bruſt entquillt dem knappen Mieder,
Und leiſe von den Hüften nieder
Sinkt zögernd jetzt der warme Lein.

Doch deckt ihr Haar, dem Netz entfallend,
Sie wie ein Schleier niederwallend.

Sie ſteigt die Treppen ab — und bebt,
Denn in des Brunnens dunkelm Runde
Strahlt plötzlich, zauberhaft belebt,
Ihr Bild entgegen ihr vom Grunde.
Sie hat, behütet von der Zucht,
Sich nie am eignen Leib geweidet,
Und wenn ſie ſittſam ſich entkleidet,
Nahm vor dem Spiegel ſie die Flucht.
Jetzt, ungewollt, ſieht aus dem Feuchten
In Marmorpracht ihr Bild ſie leuchten.

Der Anmuth unerſchöpfter Born
Liegt ihren Augen aufgeſchloſſen,
Den Gott aus ſeiner Fülle Horn
In holden Frauenleib ergoſſen.
Zögernd, vom eignen Reiz beſiegt,
Mag ſie den Zauber noch nicht ſprengen,
Und ſich den Anblick zu verlängen
Kniet ſie am Rand des Quells geſchmiegt
Und flüſtert, tief ihr Bild beſchauend,
Der Einſamkeit ſich ſtill vertrauend:

„Bin ich ſo ſchön? Ich ahnt' es nicht! —
All dieß könnt' ich dem Liebſten ſchenken,
Und wollte zu des Himmels Pflicht
Mein Herz entſagend von ihm lenken?
Ward dieſes Jugendglühen wohl
In ſolche reine Form gegoſſen,
Daß Keinem es zur Luſt, verdroſſen
Und ungeliebt erkalten ſoll?
Mein ſind ſie, dieſe vollen Gaben,
Geliebter Mann, du ſollſt ſie haben!

„Ein Käſtchen köſtlichen Geſteins
Hätt' er's vertraut mir zu bewahren,
Dürft' ich's vor ihm, als wär' es meins,
Wenn er's nun wiederfordert, ſparen?
Auch dieſer Leib iſt nicht mehr mein,
Sein Siegel brennt auf ihm im Kuſſe;
Ich halt' ihn heilig im Verſchluſſe,
Doch iſt er drum wohl minder ſein?
Darf ich wohl um ſein Pfand ihn kränken
Und lieblos es an Gott verſchenken?

„Hinweg von mir die Eigenſucht,
Die für ſich will den Himmel haben!

Es ſei mein Herz die volle Frucht,
Um ihm den durſtigen Mund zu laben.
Ich will kein Leben ſtill und zahm
Hinſchleppen um mein ſelber willen!
Und kann ich je ein Leid ihm ſtillen,
Ich will den Schmerz, ich will den Gram!
Hält er nur mich im Arm geborgen,
Willkommen Noth und Angſt und Sorgen!

„Nein, jede Schönheit, jeder Reiz,
Die hier die Fluth mir wiederſpiegelt,
Dir ohne Neid und ohne Geiz,
Geliebter, ſei der Schatz entriegelt.
Dieß Haar hier, duftig und gelockt,
Entfeſſelt ſei's in goldne Schlangen
Und ſpiel' um deine braunen Wangen;
O Alles — —“ hier ihr Träumen ſtockt,
Die Scham vom Haupt rinnt durch die Glieder
Ihr purpurn zu den Hüften nieder.

Ihr Lilienbild in dunkler Fluth,
Das zu ihr aufglänzt aus dem Feuchten,
Verwandelt ſich in Roſengluth,
Und wunderherrlich ſieht ſie's leuchten.

Bezaubert von dem eignen Bild
Trinkt ſie den Rauſch der Schönheitsfülle;
Sie wirft zurück der Locken Hülle
Und ſchwelgt im eignen Reize wild —
Bis endlich die erregten Sinnen
Strömend in Thränen niederrinnen.

Auf ſpringt ſie, Tochter der Natur,
In Liebe ſelig neugeboren!
Sie hebt die Hand empor zum Schwur,
Zu anderm Schwur, als ſie erkoren!
Das Herz, von matter Quälerei
Erlöſt und bänglichem Entſagen,
Fühlt ſie mit hellem Jauchzen ſchlagen,
Sie ruft mit lautem Jubelſchrei:
„Dein bin ich ganz! und Alles dein!“
Und froh ſpringt ſie in's Bad hinein.

Siebente Hiſtorie.

Der Meiſter Floris wohlgemuth
Will früh ſich an die Arbeit machen,
Wie er es alle Tage thut,
Und rüſtet ſeine Siebenſachen.
Er hat auf ſeiner Staffelei
Ein großes Bild geführt zum Schluſſe
Und hofft ſo recht mit Hochgenuſſe,
Daß es heut Abend fertig ſei.
Mit Einem Wort, ſo ungefähr
Er denkt: Wenn ich am End' erſt wär'!

Er malt der böſen Engel Fall,
Die aus der Luft geworfen werden;
Wild in den Wolken wogt der Schwall
Mit grimmig ſcheußlichen Geberden;

Mit Hundskopf und mit Drachenſchwanz
Wirren ſie durcheinander greulich,
Die Engel aber helfen treulich
Sich oben in dem Himmelsglanz —
Das Alles quillt im engen Raum
Wie ein vom Alp gedrückter Traum.

Der Meiſter Floris kommt ſchon früh
Und kürzt ſogar den Morgenſegen;
Heut gilt's zum Schluß der langen Müh'
Die letzte Hand daranzulegen.
Da ſitzt auf eines Teufels Bein
Ganz wohlgemuth 'ne dicke Hummel,
Als ſaugte ſie ſich mit Gebrummel
So recht in's feſte Fleiſch hinein.
Die Hummel herzlich freut den Alten,
Er denkt, hat ſie's für Fleiſch gehalten?

Allein ſein Kopf war kahl von Haar,
Die Angſt iſt greiſen Haupts Gebrechen —
Er fürchtet, daß die Hummel gar
Ihn auf die Glatze könnte ſtechen.
Drum kommt er erſt nur ſcheu und bang,
Um ſie ganz ſänftlich zu verjagen —

Sie geht nicht fort, ihm wird's zu lang,
Er bläst — ſie ſcheint nach nichts zu fragen.
Als wie in einen Leckerbiſſen
Hat ſie ſich in das Bild verbiſſen.

Des Spielchens wird er endlich müd,
Er merkt, er muß was Großes wagen
Und ſpricht: Die hat ein hart Gemüth,
Ich will ſie mit dem Schurz erſchlagen.
Er holt auch ganz allmächtig aus
Und kriegt ſie richtig in die Patſche —
Da haſt du's! — aber wie, o Graus!
Die Hummel weicht noch nicht dem Klatſche —
Iſt das ein Ernſt, iſt das ein Spott?
Die Hummel iſt gemalt, bei Gott!

Noch traut er ſeinen Augen nicht,
Die ſonſt doch ziemlich klar noch blitzen,
Er trägt das Bild an's Fenſterlicht —
Die Hummel bleibt wahrhaftig ſitzen.
Er zieht die kahle Stirne kraus,
Er prüft zuletzt es mit dem Finger,
Sein Staunen wird drum nicht geringer,
Und endlich bricht er heftig aus:

„Ei Godverdom, das iſt ein Strich —
Der das gemacht, kann mehr als ich!“

Und kaum war ihm das Wort entſchlüpft,
Da ſpricht's und lacht's mit luſtigen Lauten,
Und hinterm Vorhang fröhlich hüpft
Die Tochter vor mit ihrem Trauten.
Er fällt dem Alten um den Hals:
„Nun ſeht, Ihr ſelbſt habt's ausgeſprochen —
Eu'r Urtheil gilt doch allenfalls,
Daß Unſereins darauf mag pochen.
Ihr habt's mir jetzo ſelbſt vergönnt,
Daß ich was kann, was Ihr nicht könnt.

„Und nun ſchaut her! Das war ein Spaß,
Jetzt will ich meinen Ernſt Euch weiſen,
Damit Ihr ſeht, man lernt doch was,
Wenn man ſo Jahre bleibt auf Reiſen.“ —
Ein groß beflügelt Altarblatt
Nimmt er hervor aus einem Kaſten
Und ſtellt es an die rechte Statt
Und lädt ihn ein, davor zu raſten.
„Nun ſeht, dieß ſchuf des Schmiedes Fauſt,
Den Euer Spott ſo arg gezauſt!“

Da ſteht das Bild: es iſt die Raſt
Der Träger mit des Herren Leiche —
Von ungeheuerm Schmerz gefaßt
Die Mutter dort, die todesbleiche:
Salome mit dem Salbenhorn,
Und Joſeph hält die Dornenkrone
In tiefem heiligem Manneszorn,
Daß ſo die Liebe ſich belohne —
In allen tobt des Schmerzes Gluth,
Indeß ſo ſtarr die Leiche ruht.

Ahnſt du, was aus dem Bilde ſpricht?
Kein Meiſter hat in allen Landen,
Das zeugt dieß blaſſe Angeſicht,
So tief und wahr den Tod verſtanden.
Den Schmerz, der nicht mehr Thränen ſucht,
Hat keine Seele ſo empfunden,
Wie er aus dieſen blauen Wunden
Hervorbricht mit des Schreckens Wucht.
Die auf dem Bild mußt' er verſteinen,
Du aber ſiehſt es — und kannſt weinen.

Das iſt ein Bild, das Kirchenſtille
In deine ganze Seele gießt,

Vor dem dein Denken und dein Wille
In tief Empfinden ganz zerfließt. —
Der Alte fühlt's, dieß Bild bedroht
Mit Untergang ſein eigen Streben,
Doch jauchzend ſieht er draus ſich heben
Die junge Kunſt im Morgenroth,
Wie Moſe ſah im Todesbeten
Das Land, das er nicht ſoll betreten.

Er blickt, und blickt ſich nie genug —
Und als er ſchaut die Magdalene,
Die ſeine Tochter Zug für Zug,
Da tritt in's Aug ihm eine Thräne.
Was dieſe beiden Herzen band,
Wohl fühlt' er's jetzt, es war das Aechte;
Still faßt er ſeines Mädchens Hand
Und legt ſie in des Mannes Rechte:
Sie ſinken vor ihm auf die Knie,
Und ſegnend weiht er alſo ſie:

„Dich, Quintin, führt der Geiſt der Kraft,
Der helle, freudige, behende,
Der alle höchſten Wunder ſchafft
Durch kunſtgerechte Menſchenhände.

Auf dir, o Tochter, ruhe ſtill
Der Geiſt der hoffnungsfrohen Liebe,
Die nicht das Glück erſtürmen will,
Und ob es ewig ferne bliebe.
So ſei der Bund, der heut ſich ſchließt,
Ein Born, draus ewige Fülle fließt!“

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Die Gypsabgüſſe

der

Archäologiſchen Sammlung

im

Gebäude des Polytechnikums

in

Zürich.

Erklärt von

Gottfried Kinkel,

Profeſſor der Archäologie und Kunſtgeſchichte und zeitigem Director der archäologiſchen Sammlung des eidgenöſſiſchen Polytechnikums.

Zürich.
Schabelitz'ſche Buchhandlung.
(Cäſar Schmidt.)
1871.

Die in der Centralhalle unſeres Polytechnikums ſchön aufgeſtellte Sammlung von Gypsabgüſſen nach den Meiſterwerken antiker Bildnerei iſt ihrem Hauptbeſtand nach durch freiwillige Arbeit von Docenten der beiden Hochſchulen gegründet worden, welche in dem Gebäude gemeinſam ihren Sitz haben.

Viele Jahre lang haben die Lehrer beider Anſtalten während der Wintermonate je zwölf Abendvorträge vor gemiſchten Zuhörerkreiſen gehalten, und die Regierung des Cantons Zürich hat ihnen dafür den großen Rathhausſaal unentgeltlich eingeräumt. Der Ertrag dieſer Vorträge, welcher nach Abzug der Koſten alljährlich auf ungefähr 2000 Franken anſteigt, iſt meiſtens dieſer archäologiſchen Sammlung zugewieſen worden. Dazwiſchen wurden jedoch in einzelnen Jahren dieſe Einnahmen auch für andere Sammlungen verwendet, und jetzt haben drei Winter hindurch Cyclen von Vorträgen ſtattgefunden, um die Deckengemälde in der neuen Aula des Gebäudes zu vollenden. Um die Einführung dieſer Vorträge und ihre Verwendung für unſere Sammlung hat ſich Profeſſor Köchly ein beſonderes Verdienſt erworben, der vor ſeinem Abgang nach Heidelberg viele Jahre hindurch Lehrer an der Zürcher Hochſchule war.

Die aus den bezeichneten Fonds angekauften Abgüſſe ſind Eigenthum der Hochſchule Zürich, und hauptſächlich daher rührt es, daß dieſe Hochſchule bei weitem die größere Hälfte der hier aufgeſtellten Kunſtwerke beſitzt.

Eine von ſämmtlichen Docenten beider Anſtalten erwählte archäologiſche Commiſſion hat die Anſchaffungen überwacht. Bei dem Ankauf iſt all die Jahre her mit vieler Einſicht verfahren worden, ſo daß nicht bloß die ſchönſten Werke des Alterthums, ſondern namentlich auch ſolche hier ſich finden, die für den Unterricht in der antiken Kunſtgeſchichte beſondern Werth haben.

Zu den Einnahmen aus den Vorträgen ſind dann in den letzten Jahren regelmäßige Jahrescredite getreten, welche der Schweizer Schulrath aus der Kaſſe des Polytechnikums und die Regierung des Cantons Zürich für die Univerſität verwilligt. Die Anſchaffung aus dieſen Crediten ſind zwei Directoren anvertraut, welche im Auftrag der Behörden beider Anſtalten die Verwaltung der Sammlung führen.

Endlich ſind einzelne Gegenſtände durch Schenkung hinzugekommen, und drei werthvolle Stücke wurden aus dem Eigenthum der Zürcher Künſtlergeſellſchaft hergeliehen.

Die Sammlungen in ihrem Beſtand bis zum Jahre 1865 waren an verſchiedenen Aufbewahrungsorten getrennt. Die meiſten ſtanden in der Aula der alten Univerſität, einiges war vorläufig im Locale der Künſtlergeſellſchaft und in den Souterrains des Polytechnikums untergebracht. Inzwiſchen wurde nach Profeſſor Semper's Entwurf die ſchöne Säulenhalle vollendet und nach deſſelben Anordnung und Zeichnung die Eintheilung durch Vorhänge und Schirmwände vorgenommen. Den Plan, wie die Bildwerke in die Räume vertheilt werden ſollten, machten mit Zuziehung der Lehrer der Kunſtfächer am Polytechnikum die beiden damaligen Directoren, die Profeſſoren Burſian und Lübke. Die Aufſtellung in dem neuen Local, von Herrn Bildhauer Spies geleitet, begann am 27. Juli und war vollendet am Anfang Auguſt 1865.

Das dieſem Katalog vorgedruckte Reglement zeigt, daß der Antikenſaal für Jedermann dreimal in der Woche zu freiem Eintritt geöffnet iſt, während er ſonſt gegen eine mäßige Gebühr beſucht werden kann. Die Erlaubniß zum Zeichnen in den nicht öffentlichen Stunden iſt bei den beiden Directoren einzuholen.

Ungeachtet dieſer Liberalität und des künſtleriſchen Werthes der Sammlung wird ſie von dem größern Publicum nicht ſo zahlreich beſucht, als man erwarten ſollte.

Das griechiſch-römiſche Alterthum iſt von unſerer Culturwelt durch zwei Jahrtauſende getrennt, und dem modernen Auge wird es nicht leicht, deſſen Schönheit zu begreifen, wenn nicht das lebendige Wort erläuternd hinzutritt.

In meiner amtlichen Stellung als Profeſſor der Archäologie und Kunſtgeſchichte am Eidgenöſſiſchen Polytechnikum war ich darauf gewieſen, unſere Schüler auch zum Verſtändniß dieſer Bildwerke anzuleiten. Demnach habe ich bereits mehrmals im Sommer, wenn Abends die Arbeiten der Fachſchulen beendigt ſind, Erklärungen der Sculpturen der archäologiſchen Sammlung gegeben. Dieſe Vorträge werden im Antikenſaale ſelbſt gehalten, und ſo unmittelbar vor den Kunſtwerken können ſie ihre Wirkung kaum verfehlen. Sie ſind in der Regel von weit über hundert Zuhörern beſucht, und es nehmen an ihnen außer den Studirenden beider Hochſchulen auch Zuhörer aus der Stadt und der Umgegend Theil, da Jedermann willkommen iſt, der ſich für dieſe Vorträge einſchreiben läßt. Gleichwohl kann dieſe Vorleſung, bei den vielen ſich drängenden Lehrgegenſtänden einer techniſchen Schule, nur in jedem vierten Semeſter gehalten werden, und Mancher iſt außerdem verhindert ſie zu hören. Ich hielt es daher für zweckmäßig, den Hauptinhalt derſelben dem größeren Publikum in einem kleinen Buch zu bieten. Gelehrter wollte ich dabei gar nicht ſein; ohne Gymnaſial- oder Univerſitätsbildung vorauszuſetzen, möchte ich Jedermann in ganz verſtändlicher Sprache den Blick für dieſe Schätze erſchließen. Denn das Schöne gehört nicht den Gelehrten: an ihm ſich zu erfreuen iſt jedem fühlenden Herzen gegeben.

So lange indeſſen mein verehrter College Prof. Burſian unter uns lebte, hätte ich an dieſe Arbeit niemals gedacht, denn da ich durch mein Amt genöthigt bin, die ganze Kunſtgeſchichte zu lehren, kann ich in der Archäologie der antiken Kunſt mich mit dem Fachmann nicht vergleichen. Bei Burſian's Abgang nach Jena, als wir auf einen erklärenden Katalog von ihm nicht mehr hoffen konnten, ließ ſich ebenfalls nicht erwarten, daß für dieſes Fach ein beſondrer Lehrſtuhl an der Hochſchule würde gegründet und ein Mann des Fachs von Prof. Benndorf's Bedeutung für daſſelbe berufen werden. Um ſo mehr bin ich dieſem meinem verehrten Amtsgenoſſen in der Direction der Sammlung dafür verpflichtet, daß er mit größter Freundlichkeit durch Nachweis der neueſten oft ſehr zerſtreuten Literatur mir geholfen und aus ſeiner reichen und friſchen Anſchauung des Denkmälervorraths in Griechenland und Italien wichtige Zuſätze und Verbeſſerungen mir zur Verfügung geſtellt hat. Auch meinem Sohn Dr. Gottfried Kinkel, den ich in ſeiner Stellung als Privatdocent für Philologie und Alterthumswiſſenſchaft an der Hochſchule gerne als jungen Collegen begrüße, danke ich freundlichſt für die Durchſicht der Handſchrift und für vielfache literariſche Hülfe.

Je weniger ich alſo Anſpruch auf wiſſenſchaftliche Darſtellung erhebe, deſto eifriger möchte ich Solche, die an dieſen Dingen Freude gewinnen und ſich gründlicher unterrichten wollen, auf die fachmäßigen Forſcher hinweiſen. Ottfried Müller's Archäologie der griechiſchen Kunſt, Welcker's alte Denkmäler, der erſte Band von Brunn's Geſchichte der griechiſchen Künſtler, Overbeck's Geſchichte der griechiſchen Plaſtik und Burſian's ausführlicher Artikel über griechiſche Kunſt in Band 82 von Erſch und Gruber's Encyclopädie geben den Zuſammenhang in der Entwicklung der antiken Sculptur. Das Buch von Profeſſor Friederichs über die einzig reichhaltige Sammlung von mehr als tauſend Gypsabgüſſen im neuen Muſeum zu Berlin („Bauſteine zur Geſchichte der griechiſchen und römiſchen Plaſtik.“ Düſſeldorf, 1868) ſtellt ſich zum erſten Mal die Aufgabe, dieſen geſammten Vorrath von Denkmälern hiſtoriſch in Schulen einzureihen und jedes Werk zu erklären, und es löst dieſe Aufgabe mit ebenſo viel Geiſt als gewiſſenhafter Kenntniß der Literatur. Auch der Katalog von Georg Scharf über die reiche Sammlung von Abgüſſen im Kryſtallpalaſt bei London, obwohl man ihm anſieht, daß er zur Eröffnung des Palaſtes raſch mußte fertig gemacht werden, hat das Verdienſt eignen Sehens und guter Einzelbemerkungen.

Die Einrichtung des Büchelchens iſt folgende: Zuerſt kommt der einfache Katalog der ſämmtlichen Stücke der Sammlung. Auf der linken Seite ſteht neben der laufenden Nummer, die bei jedem Abguß angeheftet iſt, die kurze Bezeichnung des Gegenſtandes. Die Benennungen rühren, einige kleine Abänderungen und Zuſätze abgerechnet, von dem frühern Director Profeſſor Burſian her. Auf der rechten Seite folgt dann erſt Gattung und Material des Originals, dann die Sammlung, in welcher das Original aufbewahrt wird, und endlich die Angabe, wem der Abguß gehört. U. Z. bedeutet die Univerſität Zürich, E. P. Eigenthum des eidgenöſſiſchen Polytechnikums, Z. K. G. die Zürcher Künſtlergeſellſchaft.

Die Nummern der Sammlung fangen gleich rechts von der Thüre mit der Gewandſtatue des Sophokles an und laufen durch die fünf Abtheilungen bis zu der gegenüberliegenden Glasthür des hintern Eingangs fort. Nur einige ſeit 1869 neu hinzugekommene Stücke mußten ohne regelmäßige Reihenfolge in die Abtheilungen vertheilt werden. Umſtellungen werden künftig bei ſtetem Anwachs der Sammlung nicht zu vermeiden ſein: hiefür verweiſe ich dann auf die beim Eingang anzuheftenden Verzeichniſſe, welche den Standort jeder Nummer bezeichnen ſollen.

Bei der Aufſtellung der Abgüſſe hat man ſich nicht nach der Zeitfolge richten können, und es ſtehen Werke aus den verſchiedenſten Schulen und Perioden der griechiſchen und römiſchen Kunſt neben einander. Bei unſern Erläuterungen aber mußten nothwendig die Schulen geſondert und die Ordnung der Zeitfolge von den älteſten Werken bis zu denen der römiſchen Kaiſerperiode eingehalten werden, wenn der Fortſchritt der antiken Bildnerei klar werden ſollte. Um nun vor den einzelnen Abgüſſen leicht deren Erklärung finden zu können, iſt in der letzten Spalte auf der rechten Seite des Katalogs bei jedem Werk die Seitenzahl angegeben, wo es in den Erläuterungen vorkommt.

Wer nun meine Führung durch unſre Sammlung ſo freundlich annehmen will, als ich ſie anbiete, der wird gewiß auch, wenn er draußen die großen hauptſtädtiſchen Sammlungen von Originalwerken beſucht, mit offnerm Auge die Dinge ſehen, die wir hier nicht haben. Der Erfolg der beſcheidenen Art, in der ich ſeit vielen Jahren Schüler und Schülerinnen durch das mündliche Wort zur Freude an der Schönheit geleitet habe, läßt mich hoffen, daß auch in dieſer Buchform ich Manchem und Mancher einen Dienſt thun und beſonders der Schweiz ein Theilchen meines Dankes dafür abtragen werde, daß ihre Regierung mich vor vier Jahren zu erneuter akademiſcher Thätigkeit berufen hat.

Hirslanden, im Herbſt 1870.

Gottfried Kinkel.

Reglement

für Benutzung der Archäologiſchen Sammlung.

Die Archäologiſche Sammlung iſt für die Dozenten der Hochſchule und des Polytechnikums, ſowie für die Mitglieder der Künſtlergeſellſchaft jederzeit, für das übrige Publikum Sonntags von 10—12 Uhr, und Dienſtags und Freitags Nachmittags von 2—5 (im Winterſemeſter von 2—4) Uhr zu freiem Eintritt geöffnet. Wer die Sammlung zu einer andern Zeit beſuchen will, bezahlt dem Abwart eine Gebühr von 50 Rappen.

Montags und Samſtags Nachmittag iſt die Sammlung für ſolche Perſonen, welche ſie für das Zeichnen benutzen wollen, unentgeltlich geöffnet. Zu dieſem Behuf iſt die Erlaubniß der Direktoren der Sammlung einzuholen.

Allfällige Demonſtrationen der Dozenten müſſen in ſolchen Stunden gehalten werden, in welchen die Sammlung anderweitiger Benutzung verſchloſſen iſt.

Im Frühling und Herbſt bleibt die Sammlung jeweilen während acht Tagen gänzlich geſchloſſen.

Die Beſucher der Sammlung haben Stöcke, Regenſchirme und ähnliche Gegenſtände vor dem Eintritt beim Abwart zu deponiren.

Das Berühren der Gegenſtände der Sammlung, das Mitbringen von Hunden und das Rauchen im Lokale der Sammlung iſt verboten.

Zürich, 16. Oktober 1865.

Die Direktion der archäologiſchen Sammlung:
(gez.) Prof. Dr. **C. Burſian.**
(gez.) Prof. Dr. **W. Lübke.**

Kata

Nr.	Gegenſtand.
	In den Niſchen vo
205	Mauſolos, vom Mauſoleum zu Halikarnaſſos
208	Athene (Pallas von Velletri)
	Erſte Ab
1	Sophokles
2	Knabe, der ſich einen Dorn aus dem Fuße zieht
3	Laokoon und ſeine Söhne
4	Antinous
5	Redner als Hermes, von Kleomenes (ſogen. Germanicus)
6	Knabe mit der Gans
7	Wagenlenkende Frau
8	Alexander Severus
9	Tiberius
10	Caracalla
11	Nero
12	Auguſtus
13	Vitellius
14	Cicero
15	Julius Cäſar
16	Hermes ausruhend
17	Satyr
18	Satyr das Krupezion tretend
19	Ariadne ſchlafend
20	Mädchen mit Knöcheln ſpielend
21	Karyatide vom Erechtheion zu Athen
210	Eine Tochter der Niobe (angeblich)
223	Dame aus Herculaneum
228	Kopf von einer Athletenfigur (Doryphoros des Polykleitos)
229	Athletenbüſte (Diadumenos des Polykleitos)

log.

Original.	Aufbewahrungsort.	Eigenthümer.	Seite der Erklärung.
den Saalthüren.			
Marmorſtatue	Britiſh Muſeum, London	E. P.	82
"	Louvre, Paris	U. Z.	37
theilung.			
Marmorſtatue, aus Terracina	Lateran zu Rom	U. Z.	152
Erzſtatue	Capitol zu Rom	"	25
Marmorgruppe	Vatican zu Rom	"	132
Marmorſtatue	Capitol	"	176
"	Louvre	"	161
"	"	"	129
Marmorrelief	Akropolis von Athen	"	11
Marmorbüſte	Louvre	"	187
"	"	"	183
"	"	"	186
"	"	"	184
"	Glyptothek in München	"	182
"	Capitol	"	185
"	Muſeum zu Madrid	"	180
Büſte aus Diorit	Muſeum zu Berlin	"	181
Erzſtatue	Muſeum zu Neapel	"	116
Erzbüſte	Glyptothek zu München	"	96
Marmorſtatue	Louvre	"	138
"	Vatican	"	128
"	Muſeum zu Berlin	"	130
"	Britiſh Muſeum	E. P.	59
"	Muſeum zu Berlin	U. Z.	76
"	Muſeum zu Dresden	"	179
Marmorbüſte	Vatican zu Rom	"	68
Von einer Marmorſtatue	Muſeum zu Caſſel	"	68

Zweite A

Nr.	Gegenſtand.
22	Herakles und die Kerkopen, Metope aus Selinus
23	Perſeus die Meduſa tödtend, ebenſo
24	Chor von Pyrrhichiſten
25	Männerchor
26	Polyhymnia
27	Aphrodite (ſogenannte mediceiſche Venus)
28	Jugendlicher Apollon (Apollino)
30	Euterpe
31	Kentaurenkämpfe, Platten vom Cellenfries des Theſeion
34	Männlicher Torſo (ägyptiſch)
35	Candelaber, oder Dreifußbaſis
36	Agamemnon, Talthybios und Epeios, von der Inſel Samothrake
37	Kampfſcene
38	Hermes (?), zu Nro. 7 gehörig
39	Hermes und Aphrodite
40	Athene, Metope vom Tempel des Zeus in Olympia
41	Herakles den knoſſiſchen Stier bändigend, ebenſo
42	Herakles die kerynitiſche Hindin bändigend
43	Ares und Aphrodite, Theil des Reliefs von einer Brunneneinfaſſung
44	Athene und Herakles, ebendaher
45	Grabſtele des Ariſtion, gearbeitet von Ariſtokles
46	Herakles, aus dem Oſtgiebel des Tempels auf Aegina
47	Aias Telamonios, aus dem Weſtgiebel ebenda
48	Achilleus, aus dem Weſtgiebel ebenda
49	Verwundeter Krieger, aus dem Oſtgiebel ebenda
50	Athene, aus dem Weſtgiebel ebenda
51	Amazone, von der Inſel Salamis
52	Archaiſcher Kopf, fälſchlich Pherekydes genannt
53	Ptolemaios, Sohn des Juba, König von Mauretanien
54	Dionyſos (ſogenannter Zeus Trophonios)
81	Aphrodite, Copie von der knidiſchen Aphrodite des Praxiteles
226	Sokrates
227	Sogenannter Platon (vermuthlich Dionyſos)

theilung.

Original.	Aufbewahrungsort.	Eigenthümer.	Seite der Erklärung.
Relief aus Tuffſtein . .	Muſeum zu Palermo . .	U. Z.	7
" . .	" . .	"	7
Marmorrelief	Akropolis, Athen . .	"	103
"	" "	"	103
Marmorſtatue . . .	Muſeum zu Berlin . .	"	145
"	Florenz	"	98
"	"	"	92
"	Berlin	"	144
Marmorreliefs . . .	Athen	"	40
Baſaltſtatue	bei Hrn. Prof. Keiſer in Zürich	E. P.	2
Marmor	Dresden	U. Z.	167
Marmorrelief . . .	Louvre	"	11
"	Athen	"	165 (Note)
"	Akropolis, Athen . .	"	11
Terracottarelief aus Calabrien	Antiquarium, München . .	"	12
Marmorrelief	Louvre	"	41
"	"	"	41
"	Britiſh Muſeum . . .	"	165
"	Capitol	"	166
"	"	"	166
"	Theſeion, Athen . . .	"	9
Marmorſtatue . . .	Glyptothek	"	16
"	"	"	16
"	"	"	16
"	"	"	16
"	"	"	16
Marmorſtatuette . . .	Dresden	"	52
Marmorbüſte . . .	Muſeum zu Madrid . .	U. Z.	146
"	Louvre	"	187
"	"	"	170
Marmorſtatue . . .	Glyptothek	"	91
Marmorbüſte	Capitol	"	155
Erzbüſte	Muſeum zu Neapel . .	"	156

Dritte A

Nr.	Gegenſtand.
55–58	Kämpfe zwiſchen Griechen und Perſern, Platten vom Tempel der Athena Nike zu Athen
59	Kampf zweier Griechen, Platte vom Weſtfries ebenda
60	Nike ein Tropäon errichtend
61	Nike eine Opferkuh führend } von der Baluſtrade deſſelben Tempels
62	Nike ſich die Sandale löſend
63–66	Vom Marmorſeſſel des Prieſters des Dionyſos im Theater zu Athen
67	Ausruhender Satyr
68	Apollon Soter (ſogenannter Apollo vom Belvedere)
69	Apollon Sauroktonos
70	Artemis (ſogenannte Diana Colonna)
71	Aeſopos
72	Ariſtophanes und Menander
73	Sophokles und Euripides
74 75	Amazonenkämpfe, vom Fries des Mauſoleum zu Halikarnaſſos
76	Amazonenkampf, von ebenda
77	Bakchiſcher Zug
78	Bakchos, Satyr und Mänade
79	Mänade
80	Kopf der Meduſa (ſogenannte Meduſa Rondanini)
82	Griechiſcher Frauenkopf
83	Satyr in die Ferne ſchauend (Apoſkopeuon), aus Lamia
84	Diskobol
85	Diskobol nach Myron
86	Ares (ſogenannter Achilles Borgheſe)
87	Artemis (ſogenannte Diana von Verſailles)
88	Alexander der Große
89	Mädchen ſich das Gewand zuheftend (ſogenannte Diana von Gabii)
220	Zeus, Hebe und Ares: Votivrelief aus Gortys auf Kreta
225	Bekränzung eines panathenäiſchen Siegers

heilung.

Original.	Aufbewahrungsort.	Eigenthümer.	Seite der Erklärung.
Marmorreliefs	Britiſh Muſeum	U. Z.	57
Marmorrelief	Akropolis, Athen	E. P.	57
"	" "	U. Z.	58
"	" "	"	
"	" "	"	
Marmorreliefs	Theater, Athen	"	168
Marmorſtatue	Capitol	"	95
"	Vatican	"	116
"	Louvre	"	92
"	Muſeum zu Berlin	"	121
"	Villa Albani, Rom	"	148
Doppelbüſte in Marmor	Muſeum zu Bonn	"	154
" " "	" " "	"	152
Marmorreliefs	Britiſh Muſeum	E. P.	83
Marmorrelief	" "	"	83
"	Louvre	U. Z.	138
"	"	"	139
"	Britiſh Muſeum	"	72
"	Glyptothek	"	137
Marmorbüſte	"	"	187
Marmorſtatuette	Akropolis, Athen	E. P.	97
Marmorſtatue	Vatican	U. Z.	62
"	Britiſh Muſeum	"	23
"	Louvre	"	175
"	"	"	119
Marmorbüſte	"	"	158
Marmorſtatue	"	"	159
Marmorrelief	Louvre	"	140
"	Berlin	.	30 Note.

Vierte A

Nr.	Gegenſtand
90-93	Platten vom Fries des Parthenon zu Athen
94-96	"
97-98	"
99	"
100	Kopf eines Roſſes des Helios, aus dem Oſtgiebel des Parthenon
101	"
102	Kephiſos oder Iliſſos, Flußgott aus dem Weſtgiebel des Parthenon
103	Kephalos oder Theſeus, aus dem Oſtgiebel
104	Pandroſos und Herſe (die Thauſchweſtern), aus dem Oſtgiebel
105	Kopf eines Roſſes der Selene, aus dem Oſtgiebel
106	Amazone
107	Aphrodite von der Inſel Melos (Venus von Milo)
108	Inopos, Flußgott, von der Inſel Delos
109	Kopf des Alkaios (?)
110	Kopf des Anakreon
111	Kopf des Aeſchylos (?)
112	Kopf des Aeſchines
113	Kalydoniſche Eberjagd, von der Inſel Melos
114	Zwei Maſken
115	" "
116	Arimaſpe mit einem Greifen kämpfend
117	Triumph des Septimius Severus
118	Acheloos, Pan, Hermes und drei Nymphen
119	Zwei tanzende Frauen
120	Weibliche Bruſt mit griechiſcher Inſchrift, aus Athen (Weihgeſchenk)
121	Zwei Augen mit griechiſcher Inſchrift, ebendaher
122	Aegyptiſche Stele
123	" "

btheilung.

Original.	Aufbewahrungsort.	Eigenthümer.	Seite der Erklärung.
Marmorreliefs	Britiſh Muſeum	U. Z.	43
″	″ ″	″	43
″	″ ″	″	43
″	″ ″	″	43
Marmor	″ ″	″	34
″	″ ″	″	34
Marmorſtatue	″ ″	″	35
″	″ ″	″	33
Marmorgruppe	″ ″	″	34
Marmor	″ ″	Z. K. G.	34
Marmorſtatue	Vatican	U. Z.	51
″	Louvre	″	84
Torſo einer Marmorſtatue	″	″	63
Von einer Marmorſtatue	Villa Borgheſe, Rom	″	149
″ ″ ″	″ ″ ″	″	150
Marmorbüſte	Capitol	″	151
Von einer Marmorſtatue	Muſeum zu Neapel	″	157
Terracottarelief	Berlin	E. P.	103
Original unbekannt	Unbekannt	″	189
″ ″	″	″	189
Terracottarelief	Berlin	″	159
Onyx-Camee	″	″	188
Marmorrelief	Akropolis, Athen	U. Z.	139
″	″ ″	″	—
″	Berlin	″	140
″	″	″	140
Vertieftes Relief aus Kalkſtein	Turin	E. P.	1
″ ″ ″ ″	″	″	1

Fünfte A

Nr.	Gegenſtand.
124	Kentaur mit einem Lapithen kämpfend, Metope vom Parthenon zu Athen
125	„ „
126	Pſyche aus Capua
127	Athene Parthenos (unvollendete Arbeit)
128	Zeus von Otricoli
129	Badende Aphrodite (Vénus accroupie)
130	Sohn der Niobe (ſogenannter Ilioneus)
131	Flötender Satyrknabe
132	Eros (oder Himeros)
133	Demeter, Perſephone und Triptolemos, aus Eleuſis
134	Fragment des Poſeidon, vom Weſtgiebel des Parthenon
135	Hera (ſogenannte Juno Ludoviſi)
136	Kopf eines Dioskuren, auf dem Quirinal (Monte Cavallo)
137	Kopf des Herakles (am Veſuv gefunden)
138	Borgheſiſcher Fechter des Agaſias von Epheſos
139	Ares
140	Apollon, aus der Sammlung Pourtalès
141	Jugendlicher Athlet
142	Athene (ſogenannte Minerva Medica aus der Sammlung Giuſtiniani)
143	Asklepios, von der Inſel Melos
144	Betender Knabe
145	Aphrodite (oder Portrait)
146	Kopf der Hera
147	Vaſe mit bacchiſchen Reliefs
219	Ares (?) mit Aigis (Perſeus?)
224	Apoxyomenos, nach Lyſippos
230	Sterbender Alexander
253–59	Dionyſos und die tyrrheniſchen Seeräuber, Fries des choragiſchen Denkmals des Lyſikrates

theilung.

Original.	Aufbewahrungsort.	Eigenthümer.	Seite der Erklärung.
Marmorrelief	Britiſh Muſeum	U. Z.	35
„	„ „	„	35
Torſo einer Marmorſtatue	Muſeum, Neapel	„	98
Marmorſtatuette	Cultusminiſterium zu Athen	„	30
Marmormaske	Vatican	„	47
Marmorſtatuette	Louvre	„	100
Marmorſtatue	Glyptothek	Z. K. G.	77
„	Louvre	U. Z.	97
„	Vatican	„	93
Marmorrelief	Athen	„	50
Marmortorſo	Britiſh Muſeum	„	35
Marmorbüſte	Villa Ludoviſi, Rom	„	66
Von einer Marmorſtatue	Rom	„	109
Marmorbüſte	Britiſh Muſeum	E. P.	108
Marmorſtatue	Louvre	U. Z.	131
Marmorbüſte	Glyptothek	„	175
Marmorkopf	Britiſh Muſeum	E. P.	121
Erzbüſte	Glyptothek	U. Z.	68
Marmorſtatue	Vatican	E. P.	174
Marmorkopf	Britiſh Muſeum	„	52
Erzſtatue	Muſeum, Berlin	Z. K. G.	114
Marmorkopf	Glyptothek	U. Z.	161
Von einer Marmorſtatue	Vatican	„	66
Marmor	Muſeum, Neapel	E. P.	169
Marmorbüſte	Muſeum, Madrid	U. Z.	16
Marmorſtatue	Vatican	„	112
Marmorbüſte	Muſeum, Florenz	„	158
Marmorreliefs	Athen	„	104

Sechste A

Nr.	Gegenſtand.
148	Eirene den Plutos tragend
149	Pädagog mit dem jüngſten Sohn der Niobe, aus Soiſſons
150	Satyr ſeinen Rauſch ausſchlafend (ſogenannter Barberiniſcher Faun)
151	Candelaber
152	Herakles die kerynitiſche Hindin bändigend, aus Pompeji
160–192	Amazonen- und Kentaurenkämpfe, vom Fries der Cella des Tempels des Apollon Epikurios in Baſſä
193	Apotheoſe des Homer, von Archelaos aus Priene
194–200	Zwei Seiten vom Harpyienmonument aus Xanthos
201	Kopf eines Aſſyriers
202	Löwenjagd, Fragment eines aſſyriſchen Reliefs
203	Aſſyriſcher König (Aſchur-bani-pal) beim Mahl im Garten
204	Sterbende Löwin, aſſyriſch
206	Ruhender Herakles des Apollonios von Athen (ſogenannter Torſo vom Belvedere)
207	Ringergruppe
208	Sterbender Gallier (ſogenannter ſterbender Fechter)
29	Niobe mit der jüngſten Tochter
211-12	Zwei Platten vom Fries von Aſſos
213-15	Vorderſeite eines Sarkophags, Amazonenſchlacht
216	Modell der Akropolis zu Athen
217	Metope vom Parthenon: Kentaur ein Mädchen ergreifend
218	Grabſtele, Mann mit Hund, aus Orchomenos, gearbeitet von Alxenor
221	Agrippina im Seſſel
222	Der Meſſerſchleifer

theilung.

Original.	Aufbewahrungsort.	Eigenthümer.	Seite der Erklärung.
Marmorgruppe	Glyptothek	U. Z.	61
"	Louvre	"	76
Von einer Marmorſtatue	Glyptothek	"	127
Marmor	Vatican	E. P.	143
Erzgruppe	Muſeum, Palermo	U. Z.	177
Marmorreliefs	Britiſh Muſeum	"	53
Marmorrelief	" "	E. P.	141
Marmorreliefs	" "	"	12
Relief von Alabaſter	Muſeum, Berlin	"	3
" " "	" "	"	4
" " "	Britiſh Muſeum	"	4
" " "	" "	"	4
Marmortorſo	Vatican	U. Z.	107
Marmorgruppe	Florenz	"	80
Marmorſtatue	Capitol	"	124
Marmorgruppe	Florenz	"	75
Granitreliefs	Louvre	"	7
Marmorreliefs	Wien	"	190
Ausgeführt von Bildhauer von der Launitz in	Frankfurt	"	27
Marmorrelief	Louvre	"	36
Marmorrelief	Kirchhof zu Romaiko	"	10
Marmorſtatue	Muſeum, Neapel	"	178
"	Tribune zu Florenz	"	126

Im Glasſchrank de

Nr.	Gegenſtand.
	Diskobol nach Myron
	Athene Agoraia
	Zeus ſtehend
	Herakles mit Keule und Aepfeln, ſtehend
	Aphrodite ſich die Sandale löſend
	Schlangenkopf
	Becher mit Scenen des trojaniſchen Kriegs
	Athlet, gefunden im Peloponnes
	Hildesheimer Silberfund 1868:
	2 Trinkſchalen mit Masken, großer Miſchkrug mit Ranken, Blumen und Kindern
	4 Prunkſchalen: Thronende Athene, Herakles Schlangen würgend, Kybele, Deus Lunus

Sechſte Abtheilun

	Die Thüren der Taufkapelle zu Florenz, von Lorenzo Ghiberti

Nach Abſchluß de

231	Kopf der Hera (nach Polykleitos?)
232	Die Chariten, vermuthlich nach Sokrates
233	Kopf des Hypnos
234	Schauſpieler und Muſe

ſechſten Abtheilung.

Original.	Aufbewahrungsort.	Eigenthümer.	Seite der Abbildung
Erzſtatuette	Antiquarium, München . .	U. Z.	25
„	„ „ . .	„	38
„	„ „ . .	„	49
„	„ „ . .	„	109
„	„ „ . .	„	101
Erzguß	Muſeum des Arſenals, Conſtantinopel	„	22
Silber ciſelirt . . .	Antiquarium, München . .	„	64
Erzſtatuette	Cultusminiſterium, Athen .	„	70
Silber getrieben und ciſelirt .	Berlin	E. P.	191
„ „ „ „ .	„	U. Z.	

Wand rechts vom Fenſter.

Erzguß	Florenz	E. B.	194

Druckes aufgeſtellt:

Marmorkopf	Muſeum, Neapel . . .	U. Z.	66
Marmorrelief	Vatican	„	60
Von einer (zerſtörten) Erzſtatue	Britiſh Muſeum . . .	„	102
Marmorrelief	Muſeum des Lateran . .	„	189

I. Aegyptiſche und aſſyriſche Denkmäler.

Jahrhunderte lang vor der griechiſchen Kunſt entfaltete ſich die Kunſt in Aegypten und Aſſyrien. Zur Vergleichung mit den griechiſchen Arbeiten ſind einige nicht zahlreiche, aber charakteriſtiſche Werke jener älteren Schulen in der Sammlung aufgeſtellt. Die früheſten griechiſchen Reliefs der Sammlung gehen höchſtens bis 600 Jahre vor Chriſtus zurück. Die Aegypter aber arbeiteten ſchon höchſt vollendete und ſehr naturwahre Statuen in Diorit, Granit, Kalkſtein und Holz zur Zeit der Pyramiden, alſo wenigſtens 2000, wahrſcheinlich aber 3000 Jahre vor Chriſti Geburt. Die aſſyriſchen Denkmale, die wir hier in Abgüſſen haben, ſtammen aus Ninive, und dieſe Stadt wurde gegen 606 v. Chr. zerſtört. Durch ihre Colonien auf den Küſten Kleinaſiens kamen die Griechen mit der Kunſt Aſſyriens, durch ihre Niederlaſſungen in Aegypten unter der Dynaſtie Pſammetich's mit der ägyptiſchen Kunſt in Berührung, und haben von dieſen älteren Kunſtvölkern nicht allein in Bezug auf die techniſche Verarbeitung der verſchiedenen Materialien der Bildnerei viel gelernt, ſondern auch im Stil ihrer Bildwerke von dort ſtarke Einflüſſe erfahren, welche die fortſchreitende Auffindung und Erforſchung älterer Kunſtwerke ſtets unwiderſprechlicher ins Licht ſtellt.

122. 123. Zwei ägyptiſche Reliefs.

Kleine Tafeln dieſer Art, aber meiſt im Halbrund geſchloſſen, wurden theils ſtatt eines Gebetes in einen Tempel geſtiftet, theils als Huldigungen für Todte in Gräbern aufgeſtellt. Sie finden ſich zu Tauſenden und ſind meiſt aus dem feinen und ſchön zu bearbeitenden Kalkſtein Aegyptens ganz handwerklich gemacht. (Mit einem griechiſchen nicht ganz bezeichnenden Wort nennt man ein ſolches Täfelchen eine Stele.) Die beiden Tafeln unſerer Sammlung befinden ſich im Muſeum zu Turin. Auf beiden verehrt ein König ſtehend die Göttin Hathor, welche an den ſchlanken Kuhhörnern ihres Kopfputzes kenntlich iſt, zwiſchen denen ſie auf dem Haupte die kreisrunde Sonnenſcheibe trägt. Auf der kleineren Tafel ſtreckt ſie dem Anbetenden wie gewährend den kreuzähnlichen Nilſchlüſſel entgegen, welcher das Symbol des Lebens iſt. In der hieroglyphiſchen Inſchrift darüber enthalten die beiden aufrechtſtehenden Ovale den Namen und Titel des Königs.

Auf der größeren Tafel hält der König ein Opferſcepter von Metall, welches unten in eine flache Hand ausläuft; er entzündet auf dieſer Metallhand eine Opferflamme. Unten knieen drei Aegypter in Verehrung mit aufgehobenen Armen.

Beide Täfelchen ſind als Kunſtwerke unbedeutend, zeigen uns aber die ägyptiſche Auffaſſung der Menſchengeſtalt und die große Fertigkeit des Meißels, welche dieß Volk ſchon 1400 Jahr vor Chriſtus erlangt hat. Das vordere Ovalſchild der größeren Tafel trägt nämlich den Königsnamen des zweiten Rhamſes, des Seſoſtris der Griechen, unter dem die Juden ſo hart behandelt wurden. Er ſtarb 1322, und 1314 zog unter ſeinem Nachfolger Iſrael aus. Dieſe Stelen ſind alſo ſiebenhundert Jahr früher gemacht worden, als die griechiſchen Reliefplatten von Selinus (No. 22. 23 unſrer Sammlung). Die Art der Darſtellung iſt ganz eigenthümlich; in die Fläche des Kalkſteins iſt ein Hintergrund eingetieft, ſo daß rundum ein Rahmen ſtehen bleibt. Aus dieſem Hintergrund ſind dann die Figuren ausgeſpart, und ihre Form wird von der urſprünglichen Fläche der Tafel gebildet. Das Relief iſt ſehr flach und war daher im Original bemalt, um die Zeichnung ſtärker hervorzuheben. Alle Geſtalten ſind bekleidet, ganz nackte Menſchenbilder kommen in ägyptiſcher Kunſt nicht vor. Jede Figur iſt ganz in's Profil geſtellt. Die ſehr ſtarken, etwas winklig hervortretenden Schultern, die ſchlanken Taillen, die magern Arme und Beine, endlich die langen Füße ſind Charakterzeichen des Stils, die, wenn auch übertrieben, auf Eigenthümlichkeiten der Race beruhen; Anderes aber, z. B. die Art, wie z. B. bei den 3 knieenden Figuren die Hände nach der Spitze hin rechtwinklig abgeſchnitten ſind, ſo daß alle Finger gleich lang ſcheinen, ſtammt aus einer ganz willkürlichen Auffaſſung des Natürlichen, welche die Wirklichkeit durch die mathematiſche Linie gewaltſam ſyſtematiſirt.

24. Männlicher Torſo, $^{2}/_{3}$-lebensgroß.

Die Bildſäule ohne Kopf, Arme und Füße (was man einen „Torſo“ oder „Sturz“ nennt) iſt der Abguß eines Originals aus ſchwarzem Baſalt, im Beſitz des Bildhauers Herrn Kaiſer, Profeſſor am hieſigen Polytechnikum, dem wir auch dieſen Abguß als Geſchenk verdanken. Die Arbeit trägt zwar den Stil der ägyptiſchen Kunſt, iſt aber erſt zur römiſchen Zeit und wahrſcheinlich in Rom gemacht, wo man, beſonders unter dem Kaiſer Hadrian, ſich ſehr zu ägyptiſchen Religionsformen neigte. Aus Hadrians berühmter Villa bei Tivoli iſt ein ganzer Saal des vatikaniſchen Muſeums mit ſolchen Nachahmungen ägyptiſchen Stils gefüllt worden, die auch meiſt, wie das Werk vor uns, aus Baſalt oder aus andern harten und dunkeln Steinarten beſtehen. Die ſehr breiten Schultern, bei ſonſt großer Schlankheit des Körpers, ſowie die für ein Mannsbild auffallend ſtarke Bruſt ſind wiederum Charakterzüge der ägyptiſchen Race. Im Fleiſch ſind die Muskeln nicht ſcharf bezeichnet, alle Formen vielmehr bloß rundlich ausgearbeitet, worauf die Aegypter gewiß durch die außerordentlich harten Steine geführt wurden, die ſie gern für Bildhauerarbeit wählten; denn dieß Material konnte man nur ſchleifen, nicht behauen, es ließ alſo die feine und ſcharfe Ausarbeitung durch Meißel und Feile nicht zu, welche bei Marmor und Bronze möglich ſind.

201. Aſſyriſcher Kopf in Relief.

Die Aſſyrier arbeiteten nicht viel runde Statuen, und die wenigen, die man im britiſchen Muſeum zu London ſieht, zeigen, daß ſie dabei auch nicht glücklich waren. Deſto ausgezeichneter iſt ihre Reliefbildnerei. Sie bauten die Mauern und Wölbungen ihrer Königspaläſte nur aus geſtampftem Lehm, bekleideten aber die Wände innen und außen mit Tafeln eines weichen grauen Kalkſteins, der ſehr feine Meißelarbeit zuließ. An der Außenſeite ſah man coloſſale geflügelte Stiere und geflügelte Löwen, oft mit bärtigen Männerköpfen, als Wächter bei den Pforten ſtehen, jeder aus einem ungeheuren Steinblock in hohem Relief ausgehauen; daneben ſtanden, ebenfalls in Relief, Prieſter und Göttergeſtalten. Im Innern der Säle und offenen Höfe ſtellten ſie in derſelben Weiſe Kriegsthaten ihrer Könige, Jagden, Städtegründungen, Gerichtsſcenen, Hofceremonien und Schmauſereien dar. Ganz im Gegenſatz zu den Aegyptern, die ſich mit dem allgemeinen Eindruck des Körperlichen begnügten, verfuhren die aſſyriſchen Bildhauer ſtreng anatomiſch. Die Züge des Geſichts, der Knochenbau, die Muskeln, Sehnen und Hautfalten bei Menſch und Thier ſind äußerſt ſcharf wiedergegeben, manchmal ſo ſcharf, als wäre die Haut weggenommen und man ſähe das bloßliegende anatomiſche Präparat. Auch alle Zierraten der Kleider, die Franzen der Säume, ſelbſt die Stickerei und der feinſte Goldſchmuck an Armring, Ohrgehäng und Waffen ſind im Stein mit höchſter Genauigkeit wiedergegeben. Sie haben ſich ſogar an Darſtellung des Landſchaftlichen in der Sculptur gewagt, und drücken an Palmbaum, Weinſtock und Blume die einzelnen Blätter ganz erkennbar aus. Die Köpfe der Männer (Frauen kommen nur ſelten vor) ſind offenbar Portraits, wo nicht von Individuen, ſo doch Portraits einer Race, und der hier vor uns ſtehende Kopf mit dem ſtarken gekräuſelten Haar und Bart, der kräftigen Naſe und den ſchmalen Lippen trägt deutlich die Züge, die wir heute noch an Arabern, Juden und andern Abkömmlingen des ſemitiſchen Stammes erkennen.

202. Bruchſtück einer Löwenjagd.

Auf der künſtlich aufgeſchütteten 40 Fuß hohen Teraſſe am Fluß Tigris, gegenüber Moſul, welche von dem modernen türkiſchen Dorfe Koyundſchik ihren Namen hat, ſtanden die Königspaläſte der eigentlichen Stadt Ninive, von Sanherib und ſeinen Nachkommen, 700 Jahr vor Chriſtus, erbaut. Einer dieſer Könige, wahrſcheinlich Sanheribs Enkel, deſſen Name in ſeinen Inſchriften Aſſur-bani-pal geleſen wird, war ein großer Jäger und erfüllte ſeinen Palaſt, neben Kriegsthaten, auch mit einer Fülle von Jagdſcenen. Dort ſah man ihn mit Pfeilen die wilden Pferde und die Gazellen erlegen; beſonders aber die Löwenjagd war in Aſſyrien eine königliche Luſtbarkeit. Die Löwen wurden in engen Käfigen gehalten: der König erwartete ſie ſtehend; wenn ſie erzürnt herausſtürzten, traf er ſie erſt mit einem Pfeil und ließ ſie dann zum Handgefecht herankommen, um ſie mit Schwert oder Speer zu erlegen. Solch eine Scene haben wir hier vor uns.

204. Verwundete Löwin.

Die Aſſyrier ſtudirten die menſchliche und thieriſche Geſtalt auf dem Schlachtfeld und auf der Jagd. Dabei gewannen ſie einen friſchen Blick für die Bewegung und für die Thätigkeit der einzelnen Organe. In Darſtellung verwundeter Thiere gingen ſie an die Grenzen des Möglichen. Auf den Tafeln mit Jagden des Königs Aſſur-bani-pal (jetzt im britiſchen Muſeum), denen auch dieſe Löwin entnommen iſt, ſieht man mehrmals Löwen, die durch Pfeile inwendig in den Lungen verletzt, nach innen ſich verbluten, und um nicht zu erſticken, das Blut aus dem Maul in ſtarkem Strom ausſpeien. Auch bei dieſer Löwin iſt der pathologiſche Vorgang vorzüglich beobachtet. Wenn bei Menſch oder Thier die Wirbelſäule verletzt wird, ſo kann das Gehirn nicht mehr durch die Nerven des Rückenmarks hindurch den abliegenden Theilen gebieten, und Füße oder Hinterläufe erſcheinen gelähmt. Das iſt hier der Fall; dem Thier iſt durch einen Pfeil das Rückenmark durchſchnitten, und während der Vorderkörper noch Trotz und Wuth gegen den Feind herausbrüllt und zum Angriff vorwärts will, ſchleppt ſich der ganze Theil vom Rücken abwärts wie erſtorben an dem Boden nach. Der Gegenſtand iſt quälend (das iſt in aſſyriſcher Kunſt oft ſo), aber das Verſtändniß des Organiſchen und die ſcharfe Ausführung des Details bei ſo merkwürdig niedrigem Relief iſt etwas Außerordentliches.

203. König und Königin im Garten bankettirend.

An Feinheit der Arbeit eins der ſchönſten Werke aſſyriſcher Bildhauerei und (bis auf die muthwillig zerſtörten Geſichter) vorzüglich erhalten. König Aſſur-bani-pal liegt im Garten, mit dem Unterkörper auf ein Ruhebett geſtreckt, eine Decke mit Franzen über die Füße gebreitet. Ihm gegenüber ſitzt auf einem hohen Thronſtuhl ſeine Gemalin; beide halten Trinkſchalen. Feiſte Haremswächter reihen ſich links und rechts zur Bedienung auf. Ganz von links ſchreitet ein Muſiker, eine ſeltſame Harfe mit den Fingern ſpielend, ins Bild herein; hinter ihm ſieht man noch die Hände eines zweiten, die ein anderes Inſtrument halten. Die Ausführung dieſer Tafel iſt erſtaunlich, und viel geht davon doch im Gyps verloren, der ſtets ſtumpfer wird als das Vorbild. An den Fliegenwedeln der beiden Hämmlinge hinter dem König ſieht man jede Feder, an ihren Schweißtüchlein den geſtickten Rand. Auf einem mit Bronze beſchlagenen Stuhl mit Löwenfüßen (unten rechts) liegt des Königs Bogen, Köcher und Schwert; am Bogen ſieht man die zurückgekrümmten Entenköpfe, welche als Kerben die Sehne halten; im Köcher erkennt man die einzelnen Pfeile, das Schwert hat eine Scheide mit reichen Goldtroddeln. An dem geſtickten Gewand von König und Königin erſieht man die einzelnen Stickmuſter, am Tiſch zwiſchen ihnen jegliche feine Verzierung. Auf der Kalkſteinplatte des Originals im britiſchen Muſeum (und an hellen Tagen auch hier im Gyps) laſſen ſich an dem Elfenbeinkäſtchen, das auf dieſem Tiſche ſteht, zwei geſchnitzte ſtehende Stiere mit Flügeln deutlich erkennen, obwohl ſie nur zwei Linien hoch ſind. Auch die Bäume erkennt man gleich: den weitrankenden Weinſtock, wo die einzelnen Blätter ausgehauen ſind, die Fichten mit ihren Nadeln, die Palmen mit großen Fächerblättern. Hinter dieſer Feinheit der Nebenſachen bleibt die Würde der menſchlichen Geſtalt zurück. Die fetten Hämmlinge ſind keine ſchönen Typen der Menſchheit, die Frau hält eine Granatblüthe plump wie eine Bäuerin in der linken Hand, der König eine an den ſechs Spitzen kenntliche Lotosblume.

Allein auch bei ſolch einem idylliſchen häuslichen Feſt mochte die Herzenshärte des Aſſyrers den Gedanken an Kampf, Leiden und Tod nicht miſſen. Auf den Zweigen der Bäume links ſieht man einen Vogel, der auf eine Heuſchrecke Jagd macht, und einen andern, der eine ſchon gefangene Heuſchrecke zerhackt; an einem dürren Zacken aber hängt ein ſcheußliches verweſendes Menſchenhaupt. So einerſeits bis in's Gräuliche, aber auch andererſeits in die genaueſte Naturnachahmung hinein, ſind die Aſſyrer Menſchen der Wirklichkeit geweſen.

Da wir nur dieſe wenigen und kleinen Tafeln aſſyriſchen Bildwerks in unſerer Sammlung haben, machen wir einheimiſche und fremde Kunſtfreunde um ſo lieber auf die ſehr ſchönen Originalreliefs aufmerkſam, welche die antiquariſche Geſellſchaft in Zürich beſitzt. Sie finden ſich eingemauert in deren Sammlung im Oberſtock der Waſſerkirche, welche Sammlung auch ſonſt, wegen der Fundſtücke aus den Pfahlbauten, der Glasgemälde, der Siegelſammlung, der Zeichnungen ſchweizeriſcher Kunſtſachen und anderer Alterthümer ſehr ſehenswerth iſt. Die aſſyriſchen Platten im Beſitz der antiquariſchen Geſellſchaft, elf an der Zahl, ſtammen nicht aus Ninive, ſondern aus den ältern Paläſten der Stadt Nimrud, welche 7 Wegſtunden von Ninive abwärts am Fluß Tigris lag. Sie zierten dort einſt die Säle eines kriegeriſchen Königs Sardanapal III., der kurz nach 900 v. Chr. lebte und an dem genannten Ort ſich einen glänzenden Palaſt und eine hohe Grabpyramide erbaute. Die Bildwerke in der Waſſerkirche entſtanden demnach zweihundert Jahre früher als die, wonach unſere vier Platten gegoſſen ſind, und tragen den Charakter der älteren aſſyriſchen Kunſt an ſich, die in den Formen großartiger, im Detail aber nicht ſo miniaturartig ſein geweſen iſt. Die Inſchriften dieſer Platten in der bekannten Keilſchrift der Aſſyrer, ſind von Herrn Dr. Schrader, Profeſſor an der theologiſchen Facultät der Hochſchule Zürich, geleſen und in der Sitzung der antiquariſchen Geſellſchaft vom 12. Dec. 1868 durch ihn mitgetheilt worden. Die Gegenſtände ſind die folgenden: Erſtens zwei überlebensgroße Prieſter (oder Gottheiten) mit Flügeln und an der Mütze mit Stierhörnern, welche den zwiſchen ihnen ſtehenden (aber zerſtörten) heiligen Baum mit Spenden verehren und hierfür ein Körbchen und einen Tannenzapfen oder Pinienapfel tragen. Zweitens auf einer andern Tafel der heilige Baum, wohlerhalten, der ſchnörkelhaft an einem Spalier gezogen wurde. Drittens 7 Scenen von kleineren Figuren, auf Krieg und Jagd bezüglich, auf der einen werden Köpfe erſchlagener Feinde gezählt. Viertens eine Tafel mit der charakteriſtiſchen Keilſchrift der Aſiaten am Euphrat und Tigris, wo alle Wörter aus demſelben Buchſtaben gebildet und nur durch verſchiedene Gruppirung dieſes Buchſtabens unterſchieden werden. Dieſe Keilſchrift findet ſich auch auf andern dieſer Tafeln und läuft über die Figuren fort, was an ſich, auch ohne Leſung der Inſchriften, ſchon zum Beweis dient, daß dieſe Arbeiten der älteren aſſyriſchen Kunſt angehören und nicht aus Ninive, ſondern aus Nimrud herſtammen.

II. Anfänge griechiſcher Bildnerei.

Wenn man von den aſſyriſchen Tafeln aus Ninive herkommt, welche ungefähr 650 Jahre v. Chr. ausgeführt worden ſind, und ſich überzeugt hat von der Höhe der Kunſt, welche die Aſſyrer in Anatomie und feiner Ausführung kurz vor dem Fall ihres Reiches erſtiegen hatten, ſo muß einem gewiß auffallen, daß die in unſerer Sammlung enthaltenen Anfänge griechiſcher Bildnerei, welche ungefähr aus derſelben Zeit herrühren, ſo roh und maskenhaft ſind, daß ſie uns geradezu komiſch vorkommen. Auch dem begabten Volke der Griechen iſt die Schönheit nicht auf dem Präſentirteller geboten worden; auch ſie haben

Jahrhunderte zu ringen und zu ſuchen gehabt, ehe ihrer Seele das volle Verſtändniß der Form und ihrem Meißel die feſte Sicherheit des Arbeitens zu Theil wurde. Allein ſchon in den früheſten griechiſchen Werken zeigt ſich Eins, was die ältern Kunſtvölker doch nicht beſaßen: ein friſcher Sinn für das wirklich athmende Leben. Der Aegypter ſtudirte den menſchlichen Körper an der Mumie, der Aſſyrer an den Gefallenen im Schlachtfelde, der Grieche an der ſchön in Tanz und Kampfſpiel bewegten Menſchengeſtalt.

211. 12. Zwei Platten von dem Tempel zu Aſſos.

Aſſos iſt eine alte Stadt an der Weſtküſte von Kleinaſien, zwiſchen der Ebene von Troja und der Inſel Lesbos. Dort ſteht eine der älteſten griechiſchen Tempelruinen in doriſchem Bauſtil, welche das Eigene hat, daß bei ihr die Bildwerke nicht auf dem ſogenannten Fries, ſondern gleich über den Säulen auf dem Hauptbalken angebracht waren. Sie ſind aus Granit gehauen, und dies erklärt ſchon die rauhe Ausführung. Seit 1838 befinden die davon noch erhaltenen Reſte ſich im Louvre. Sie bilden keinen Zuſammenhang, es reihen ſich Thierkämpfe, Jagden, Trinkgelage, Kentauren und der Kampf des Herakles gegen Meergötter loſe an einander. Die zwei hier vorhandenen Tafeln ſtellen ein Trinkgelag dar. Man ſieht von 4 Männern die halben Figuren, die zum Trinken niedergeſtreckt ſich mit dem linken Ellbogen auf kleine Kiſſen ſtützen, jeder hat eine Trinkſchale oder einen Henkelbecher. Einer ſcheint ſeinem Nachbarn einen Kranz zu reichen, ein Andrer läßt ſich von einem ganz klein in ganzer Figur abgebildeten Sclaven einſchenken. Alles Körperliche iſt hier noch ganz roh, beſonders die Hände ſind ohne Gefühl gezeichnet. Man ſetzt dies Werk in's ſiebente Jahrhundert vor Chriſtus, es iſt alſo mit den fein ausgeführten aſſyriſchen Bildwerken unſerer Sammlung aus gleicher Zeit.

22. 23. Zwei Metopen aus Selinus in Sicilien.

An der Südküſte von Sicilien wurde 627 v. Chr. als Kolonie von Doriern aus Megara die Stadt Selinus gegründet, deren frühere Größe noch heute durch die Ruinen von ſieben großen Tempeln beſtätigt wird. Der älteſte dieſer Tempel ſtand auf der alten Citadelle (Akropolis) der Stadt, und in ſeinem Schutt wurden 1822 dieſe beiden Tafeln mit einer dritten und Bruchſtücken von noch mehreren ausgegraben. Sie befinden ſich jetzt im Muſeum zu Palermo. Der Tempel wird gleich bei der Anlage der Stadt gegründet ſein, dieſe Arbeiten wurden alſo um die Zeit gemacht, als fern im Oſten Ninive unterging, und ſie ſind folglich unbedingt ſpäter als die aſſyriſchen Tafeln in unſerer Sammlung.

Als man Anfangs die doriſchen Tempel aus Holz baute, legte man auf die Säulenköpfe zuerſt einen ſie verbindenden Hauptbalken, den Architrav. Auf dieſen kamen im rechten Winkel die Holzbalken der Dachrüſtung zu liegen, deren Köpfe, mehr hoch als breit, alſo über dem Hauptbalken ſichtbar blieben. Man verzierte dieſe Köpfe an der Vorderſeite mit aufſteigenden Rinnen oder Schlitzen, vielleicht auch an den Seiten rechts und links; davon erhielten ſie den Namen der Dreiſchlitze (Triglyphen); auf ihnen ruhte dann das vorſpringende Dachgeſims. Zwiſchen je zwei Dreiſchlitzen blieb ein faſt quadratiſcher Raum übrig, den man anfangs offen ließ und darum die Zwiſchenöffnung (Metope) nannte. Später aber wurde es Sitte, dieſe Oeffnungen mit eingeſetzten Tafeln zu ſchließen, welche gleichwohl den Namen Metopen behielten. Als hernach der Holzſtil in Steinſtil übertragen wurde, behielt man dieſe Anordnung bei. Die Metopen ſtanden gleichſam in einem architektoniſchen Rahmen, welcher unten von einer vortretenden Leiſte des Hauptbalkens, rechts und links von den derben Dreiſchlitzen und oben von dem Dachgeſims gebildet wurde. In dieſen Rahmen gefaßt, eigneten ſie ſich beſonders zu bildlicher Darſtellung in erhobener Arbeit, die auch durch das vortretende Dachgeſims einigermaßen vor Zerſtörung durch den Regenſchlag geſchützt war, und in ihre quadratiſche Form ließen ſich am paſſendſten je drei Geſtalten hineincomponiren. Zwei ſolcher Metopentafeln haben wir hier vor uns. Auf der einen derſelben tödtet Perſeus, dem Athene helfend zur Seite ſteht, die Meduſa; auf der zweiten trägt Herakles zwei von ihm eingefangene Räuber, die Kerkopen, fort, indem er ſie mit zuſammengebundenen Beinen an beiden Enden eines Tragholzes baumeln läßt.

Alle Tempel an der Südküſte Siciliens ſind aus dem brüchigen, ſtark verwitternden Tuffſtein der Uferfelſen erbaut, und aus dieſem groben und rauhen Material hat man auch unſere Tafeln gemacht. Man mußte daher mit Cement und einer dick aufgetragenen Bemalung mit Farben nachhelfen, wovon an den Originalen noch Spuren erkennbar ſind. So waren namentlich in den jetzt ſo ausdrucksloſen Augen die Sterne mit Farben angedeutet. Doch hat die untere Hälfte beider Tafeln vom Regenſchlag gelitten, und in dem weichen Stein hat das Waſſer in den Vertiefungen an Knie und Wade ſtark nachgefreſſen.

Die Figuren ſind plump und ſteif, und man begreift, daß die Griechen ſelbſt ſpäter über ſolche Anfänge ihrer Kunſt lachten. Beſonders die Schenkel bei Perſeus und Herakles ſind derb. Die Meduſe, wie das Sichelſchwert durch ihren Hals ſchneidet, ſtreckt die Zunge heraus; aus ihrem Blut ſieht man das kleine geflügelte Roß Pegaſus hervorgehen. Die beiden Helden ſind mit einem Schurz um die Hüfte bekleidet. Alle Figuren ſtehen ſo, daß ſie uns Kopf und Bruſt in voller Anſicht zuwenden, während die Füße verdreht nach rechts gekehrt ſind. Man wagte offenbar die Füße noch nicht in Verkürzung zu zeichnen;

daſſelbe findet man zuweilen in der aſſyriſchen Kunſt, während dagegen die Aegypter hier folgerichtiger ſind und auch die Köpfe blos ins Profil ſtellen. Die Geſichter haben noch keinen Ausdruck, Herakles ſieht wie ein gutmüthiger Geſell aus, dem die Geſchichte mit den baumelnden Spitzbuben den größten Spaß macht. Ueberhaupt haben alle Figuren durch die heraufgezogenen Mundwinkel den Ausdruck eines ſtarren Lächelns. Wunderbar wie Korkzieher gedreht und vollkommen regelmäßig hangen die Locken von den negerähnlichen Köpfen der beiden Räuber herab. Daß der Künſtler ganz keck drauf los meißelte, beweiſt der Umſtand, daß das linke Bein der Meduſa auf der Tafel keinen Raum mehr hatte und daher verwunderſam verkürzt werden mußte. Allein es fehlt doch nicht ein gewiſſes Auge für das Natürliche; ſo iſt z. B. bei dem Herakles die ſcharfe eckige Kante des Schienbeins ganz deutlich angegeben, und ſeine linke Hand, welche das Tragholz hält, iſt von derber Wirklichkeit.

45. Grabſtein des Ariſtion.

Auf Gräbern errichteten die Griechen Denkmäler, welche in der ältern Zeit einfache Marmortafeln (Stelen) waren, ſchlank und aufrecht geſtellt; an der Vorderſeite hieb man in flachem Relief die Geſtalt des Verſtorbenen in der Weiſe aus, daß ſie den engen Raum genau ausfüllte. Der Grabſtein des Ariſtion wurde 1838 zu Velanideza unweit von Marathon aufgefunden und befindet ſich zu Athen im Nationalmuſeum des Theſeustempels. Der Name ſteht unten, daneben auch der des Künſtlers, welcher Ariſtokles hieß. Ein Sohn dieſes Ariſtokles war Zeitgenoſſe des Phidias, dieß Bildwerk ſteht alſo nur Eine Stufe unter der Vollendung der Kunſt, und der Dargeſtellte kann der Zeit nach ſehr wohl einer der Marathonkämpfer geweſen ſein. In die lange ſchmale Marmortafel iſt der Mann lebensgroß und ſtehend im Profil ausgehauen, mit einem Stab, der wahrſcheinlich den Speer andeutet, in der linken Hand, die rechte einfach herabhängend auf den Schenkel, als träte er als Krieger eben in Reih und Glied. Er trägt Beinſchienen, einen Helm und einen Panzer von ſtarkem Leder, von welchem unten breite Klappen ſchützend auf die Hüften abfallen. Unter dem Panzer liegt, am Oberarm und auf dem Schenkel ſichtbar, ein Gewand von dünner Leinwand, um das Reiben der harten Lederkanten auf der Haut zu verhindern. Die Beinſchienen, die man ſich ebenfalls als Leder denken muß, ſind dem Bein ſo genau angepaßt, daß man die Anatomie in ihnen vollkommen erkennt; darunter ſind die Füße wieder nackt. Offenbar iſt hier der Verſuch gemacht, ein wirkliches Portrait zu liefern. Die Naſe iſt ſtark und nicht ſchön, der Kinnbart lief ganz ſpitz zu; der Eine Charakterzug des griechiſchen Kopfes, die außerordentliche Kleinheit des Zwiſchenraumes zwiſchen der Naſe und der Schürzung der Oberlippe, tritt bis zur Carricatur ſtark hervor. (Bei den Racen des europäiſchen Nordens iſt dieſer Zwiſchenraum umgekehrt äußerſt lang und macht z. B. den Kopf der Schotten und Irländer oft häßlich.) Die Körperbehandlung läßt noch viel zu wünſchen; die Hand am Speer iſt noch ganz wie eine aſſyriſche, die rechte auch am Handgelenk flach gearbeitet, ohne Gefühl, auch nicht gut gezeichnet. Die Locken ſind ganz regelmäßig geordnet, der Bart wird durch parallele Zickzacklinien angedeutet. Das Relief iſt ſehr flach, wurde aber durch ſtarke Beigabe von Farbe in ſeinem Effekt verſtärkt. Auf dem Original iſt die Bemalung heute noch an ſtarken Spuren ſichtbar; der Grund war roth, der Panzer dunkelblau mit rothen Verzierungen, Haar und Bart bräunlich. Im Auge zeigt ein kleiner Kreis die Andeutung der Regenbogenhaut. Auf dem Helm ſaß ein Helmbuſch von Metall.*)

210. Grabſtele, Mann mit Hund und Heuſchrecke.

Der vorigen Nummer ſehr ähnlich iſt ein Grabſtein aus Böotien, deſſen Abguß in der letzten Abtheilung unſerer Sammlung ſich findet. Dieſen Stein haben die Bauern aus der Nähe der uralten Stadt Orchomenos eine Stunde weit auf den Friedhof des kleinen türkiſchen Dorfes Romaiko, an der Straße nach Chäronea, verſchleppt, und er dient jetzt wieder als Grabſtein eines neugriechiſchen Landmanns. Der Künſtler „hat den Verſtorbenen abgebildet, wie er im Leben war. Im umgeſchlagenen Himation (Mantel), das Haar mit einem Bande umfaßt, lehnt ſich der bärtige Alte auf ſeinen Knotenſtock; bei ihm iſt ſein treuer Begleiter, der Hund, der zu ihm aufſpringt, um nach einer Heuſchrecke, die ſein Herr in den Fingern hält, zu ſchnappen. Es iſt ganz die Harmloſigkeit eines alltäglichen Vorganges. Von den Heuſchrecken, immer zumal im Orient den großen Feinden der Saaten, mochte ein guter Hauswirth oft genug gelegentlich eine unſchädlich machen.“**) Auf andern Grabſteinen lockt der Verſtorbene ſeinen Hund mit einem Vogel, einer Weintraube oder einem Häschen. Eine Grabſtele im Muſeum zu Neapel, welche den Todten ganz ähnlich auf den Stock ſich lehnen läßt, giebt ihm nichts in die rechte Hand, und der Hund ſitzt alſo ruhig zu deſſen Füßen; an dieſem Stein hat ſich oben eine Palmettenverzierung noch erhalten, die an ſolchen Stelen oft den obern Abſchluß bildete. Dieſe vor uns aber wird oben mit einem Giebeldreieck abgeſchloſſen haben, da die Ecken des Steines als Pfeiler behandelt ſind.

Die Arbeit unſeres Grabſteins iſt gewiß ſehr handwerklich, aber merkwürdig wird ſie durch das Streben nach Naturalismus und genauer Nachahmung der Wirklichkeit. An dem rechten Arm iſt in Adern und Muskeln ſchon Anatomie verſucht, an dem Schwarzdornſtock ſind alle Aſtknoten abgebildet; durch das Gewand um die Füße zeichnet ſich ſchon die Geſtalt. An dem Hunde ſieht man die Rippen und die Sehnen der Füße ſcharf angegeben. Beſonders auffallend aber iſt der Verſuch, die Füße des Mannes aus der Starrheit des Profils zu löſen; der linke Fuß iſt ſogar in eine Verkürzung geſtellt, ein Verſuch, der wohl noch nicht gut gelungen iſt, aber einen Fortſchritt über die Stele des Ariſtion hinaus einleitet. Auch Haar und Bart ſind zwar roher, aber auch freier und natürlicher als dort ausgearbeitet. Ueber der Kopfbinde ſitzt wohl kein Käppchen, ſondern hier wird das glatt anliegende Haar durch Bemalung angedeutet geweſen ſein. Dieſe Neuerungen rechtfertigen Conze's Vermuthung, daß der Meiſter des Werkes „ſein bei aller Tüchtigkeit doch noch recht beſchränktes Handwerk vielleicht bis in die Zeit hinaus ausübte, als ſchon Phidias Alles zu überflügeln begann."

---

*) Die Farbenreihe genau angegeben bei Kekule, die antiken Bildwerke im Theſeion, Nr. 362. Leipzig, 1869.

**) Conze, Beiträge zur Geſchichte der griechiſchen Plaſtik. Halle, 1869.

Den Namen der dargeſtellten Perſon nennt hier keine Inſchrift, da der Unterſatz bei dieſer Stele nicht erhalten iſt; ſich ſelbſt aber hat der Künſtler als Alxenor aus der Inſel Naxos bezeichnet. Er muß recht hoch von ſeinem Kunſtſtück gedacht haben, denn der untenſtehende griechiſche Vers lautet auf deutſch:

Alxenor aus Naxos hat dieſes gemacht: nun beſicht's euch!

36. Reliefbruchſtück von Samothrake.

Das kleine Fragment mit Figuren wenig über einen Fuß hoch wurde 1719 auf der Inſel Samothrake aufgefunden und befindet ſich im Louvre. Man denkt, es könnte die Armlehne eines Marmorſeſſels verziert haben. Zwiſchen Rändern von Ornament, die an aſſyriſche Verzierung erinnern, ſitzt ein Fürſt zwiſchen zwei Dienern, deren einer einen Schlangenſtab hält. Die gewundenen, auch im Abguß lesbaren Inſchriften ſagen uns, daß Agamemnon, ſein Herold Talthybios und der Meiſter des hölzernen Roſſes Epeios gemeint ſind. Weggebrochen iſt vielleicht eine vor dem König ſtehende Rathsverſammlung der griechiſchen Fürſten. Das Relief iſt ſehr flach, an den Beinen der beiden Herolde kann man nicht wiſſen, welches Bein vor- oder zurückſteht. Die Geſichter ſind ganz alterthümlich, ſo weit man ſie aus der argen Verwitterung noch zu erkennen vermag. Zur Verdeutlichung muß auch hier die Bemalung ſtark mitgewirkt haben.

38. Bruchſtück eines Reliefs mit einer halben Figur.
7. Wagenlenkende Frau.

Die atheniensiſche Schule der Bildnerei entwickelte ſich inzwiſchen mit einem größern Streben nach Zierlichkeit. Dieſe beiden Stücke ſind zu unſern Zeiten auf der Burg zu Athen gefunden worden und befinden ſich dort im Hof der

Burgwächter im Freien beim Aufgang auf die Akropolis. Beide ſind von gleichem Marmor, haben dieſelbe Plattendicke und bilden Theile einer und derſelben Compoſition. Die kleine Figur Nr. 38 iſt nach dem Hute Theſeus oder Hermes. Er hat einen lang vorgeſtreckten Spitzbart, das Geſicht iſt im Schnitt orientaliſch, das mandelförmige Auge noch ganz aſſyriſch. Der Mann ſteht in lebhafter Handlung, die ſich aber nicht mehr mit Sicherheit deuten läßt, weil zu viel weggebrochen iſt. Man hat entweder an Theſeus, der zum Angriffe des Minotauros vorſchreitet, oder an Hermes gedacht, der mit lebhafter Geberde die drei Göttinnen vor das Gericht des Paris führt.

Die andere eben auf den Streit- oder Rennwagen tretende halblebensgroße Figur, deren Antlitz ſtark zerſtoßen iſt, könnte ein Jüngling ſein; die ſeltſam aufgethürmte Friſur im Nacken wäre nicht dagegen, denn auch der Mann mit dem Spitzbart auf dem Relief Nr. 38 hat denſelben Haarknoten; aber der feine Arm ſpricht doch für die Weiblichkeit. Man hat an die ihren Streitwagen beſteigende Schlachtgöttin Athene gedacht. Frauengeſtalten auf Rennwagen aber, die ſchwerlich Athene vorſtellen, kommen auch ſonſt, u. A. an dem einen Fries des Mauſoleums von Halikarnaß vor. Am merkwürdigſten iſt bei beiden Stücken die Behandlung des Gewandes. Bei dem Theſeus iſt die ärmelloſe Tunika mit vielen kleinen Parallelſtrichen belebt, als ſähe man grobe Fäden des Gewebes, es ſind aber feine Falten damit gemeint. Dieſe ſieht man wieder am Untergewande der Wagenlenkerin, ihr Mantel aber fällt in großen maſſigen Zipfeln herunter, welche in breite Falten gelegt und künſtlich geſtärkt ſind. Mit ähnlicher Sorgfalt ſind an den Schweifen der Roſſe die Strähne der Haare durch parallele Zickzacklinien angedeutet.

39. Hermes und Aphrodite.

In dieſe alte Zeit gehört auch noch das halbzerſtörte kleine Relief aus gebrannter Erde, das in Calabrien gefunden und ins Antiquarium zu München gekommen iſt. Das Loch zum Aufhängen an einer Tempelwand beweiſt, daß es eine Stiftung für ein Gelübde oder ein ſogenanntes Votivrelief iſt. Es ſtellt den Hermes vor, dem Aphrodite eine Blume entgegenhält. Auf ihrem vorgeſtreckten Arm ſteht ein Amor mit ausgebreiteten Schwingen, und zwiſchen den beiden Hauptfiguren ſieht man den Reſt eines tragbaren Räucheraltars.

194—200. Zwei Seiten des Harpyien-Grabmals von Xanthos.

Lykien iſt ein Land an der Südküſte von Kleinaſien, das als gewaltige Bergmaſſe halbkreisförmig in's Meer hinaustritt. Weſtlich und nördlich ſtießen die griechiſchen Colonien an; öſtlich aber lag in geringer Entfernung die Landſchaft Kilikien, wo die große Stadt Tarſos eine aſſyriſche Stiftung geweſen iſt. In Lykien berührten ſich alſo Einflüſſe aſiatiſcher und griechiſcher Kunſtſchulen.

Xanthos, die lykiſche Hauptſtadt, lag am Meer, wo das Mündungsgebiet eines Bergſtroms Raum zu einer Stadtgründung bot. Auf ihrem Burgfelſen wurde 1838 das Grabmonument noch aufrecht ſtehend gefunden, zu welchem dieſe Platten gehören. Im Jahr 1843 ſtellte man es im britiſchen Muſeum auf. Es beſtand aus einem ungeheuren viereckten Steinblock von 20 Fuß Höhe, auf dieſem waren oben rundum Marmortafeln befeſtigt, ſo daß ſie einen kaſtenförmigen Sarg bildeten. Dieſer Sarg wurde dann durch mehrere am Rand übereinander vortretende Marmortafeln bedeckt. Alle vier Seiten des Sargs waren mit Reliefs verziert; eine Seite aber, unter der ſäugenden Kuh unſrer Sammlung, hatte eine viereckte Oeffnung, zu klein, um eine Leiche hineinzuſchieben, aber groß genug, um Urnen in's Innere zu ſtellen. Es kann alſo ein Familiengrab geweſen ſein, in welchem man nach einander die Aſchenreſte aller Angehörigen unterbrachte; oder es diente zum Eingießen von Todtenſpenden, wie u. a. auch der Sarg des Hyakinthos zu Amyklä bei Sparta eine Thür von Erz hatte, um am Jahresfeſte der Hyakinthien Trankopfer einzuſchütten.

Xanthos wurde um 546 v. Chr. durch die Perſer unter dem Feldherrn Harpagos erobert; die Einwohner gaben ſich den Tod und verbrannten die Stadt mit ihrer Habe. Der Gedanke liegt alſo nahe, daß dieſes Monument vor der Zerſtörung vollendet worden ſei, wie auch Welcker in den Zuſätzen zu Otfried Müller's Archäologie annahm. Neuerlich wird dies aber bezweifelt, da der Stil, obwohl alterthümlich, eher auf den Anfang des folgenden Jahrhunderts (etwa gegen 490) hindeutet.

Von den vier Seiten der Grabkammer haben wir zwei in Abgüſſen vollſtändig. Alle vier ſtellen Opfer dar, welche thronenden Gottheiten dargebracht werden. Auf der einen der hier vorhandenen ſieht man drei Frauen, welche einer Göttin, die ſelbſt eine Blume und einen Granatapfel in der Hand führt, Ei, Granatblüthe und Granatapfel darbringen, während im Rücken dieſer Frauen noch eine zweite Göttin ſitzt. Die erſte der drei Frauen bringt keine Gabe, ſie entſchleiert nur ihr Antlitz, vermuthlich um das Gebet an die Göttin zu ſprechen. Auf der zweiten Seite bringt ein bewaffneter Mann, unter dem linken Arm den kurzen Bogen in der Scheide tragend und die linke Hand auf ſeinen Schild geſtützt, einem bärtigen Gotte mit Scepterſtab einen Helm dar; unter dem Seſſel des Gottes ſteht ein Bär. Die hier nicht vorhandenen Seiten enthalten die erſte einen Knaben und einen Jüngling von ſeinem Hunde begleitet, jener bringt einem bärtigen Gott einen Hahn; die zweite endlich einen jugendlichen Gott, dem ein Jüngling eine Taube opfert.

Auf der zweiten ſchmäleren Seite in unſerer Sammlung ſieht man nun aber noch rechts und links zwei merkwürdige Flügelgeſtalten, die auch auf der hier nicht vorhandnen Gegenſeite wieder vorkommen. Es ſind Frauenbilder, die unten in Vogelleiber ausgehen, ſo daß ſie zugleich menſchliche Arme und unterwärts Vogelkrallen haben. Mit allen vier Gliedern faſſen ſie junge Kinder, drücken ſie an ihre Brüſte und flattern mit ihnen davon, die eine nach rechts, die andre nach links gewendet, ſo daß beide nach außen fliegen. Dies ſind die Harpyien, und von dieſen Geſtalten hat das Grabmal ſeinen Namen erhalten. Urſprünglich wohl Verkörperungen der reißenden Windsbraut, werden die Flügeljungfrauen in der griechiſchen Sage zu Todesgöttinnen. So rauben ſie die Töchter des Pandareos, welche von allen Göttinnen geliebt werden, und reißen ſie dem Vater nach in den Erebos: denn das blühendſte Leben, was Götter und Menſchen erfreut, reißt das Grab hin. Auf unſerm Monument erſcheinen ſie aber noch in dem milden Geiſt des Alterthums, der den Tod nicht ſchrecklich bilden mochte: ihr Antlitz iſt ohne herben Ausdruck, ihre Formen ſind mütterlich, und ſie faſſen mit den menſchlichen Armen die Kinder ſo, daß man ſieht, ſie wollen ſie nicht ſchrecken noch ihnen weh thun.

Die Deutungen, welche man dieſen Bildwerken gegeben hat, ſind ſehr verſchieden, und der antiquariſche Scharfſinn hat ſich bis dahin verſtiegen, aus den eiförmigen Vogelbürzeln nichts Geringeres herauszudiſtilliren als — den Glauben an die Unſterblichkeit der Seele! Wir wiſſen aus ſchriftlichen Quellen zu wenig über die Religion der Lykier, um die thronenden Gottheiten mit Sicherheit zu deuten. Die beiden Götterfrauen auf unſerer Einen Seite werden aber Demeter und Perſephone, die Göttin des Lebens und des Todes ſein, und zwar Perſephone die mit Blume und Granate. Die andere, Demeter, hält in der rechten Hand eine flache Schale, man denkt zur Aufnahme von Trankopfern. Die drei darbringenden Frauen hat man früher als die drei griechiſchen Jahreszeiten, die Horen erklärt. Allein die Darbringenden auf den andern Seiten ſind unzweifelhaft wirkliche Menſchen; die vier Kinder, welche von den geflügelten Todesgöttinnen entführt werden, ſcheinen einfach früh verſtorbene Kinder der hier beſtatteten Familie zu ſein. Alſo ſind auch unter den drei darbringenden Frauen wohl nur abgeſchiedene weibliche Glieder des Hauſes zu verſtehen, und auf einer der hier fehlenden Platten iſt ſogar der treue Haushund nicht vergeſſen, der ſeinen jugendlichen Herrn begleitet. Die einzelnen geliebten Verſtorbenen ſind abgebildet, wie ſie ihren individuellen Schutzgöttern Opfer verſchiedener Art anbieten. Dieſe Deutung erhält die größte Wahrſcheinlichkeit durch die kleine, unten ganz rechts ſitzende Frauengeſtalt, deren Stellung tiefe Bekümmerniß ausdrückt: den Kopf in die Hände gelehnt, die Ellbogen auf den Knieen, blickt ſie wehklagend den geraubten Kindern nach. „Es iſt die trauernde Stifterin des Monuments, das von ihr zu Ehren verſtorbener Angehöriger errichtet wurde.

Daß ſie ſich in beſcheidener Kleinheit hat darſtellen laſſen, iſt natürlich, ähnlich wie auf griechiſchen Votivreliefs und in der neuern Kunſt die Donatoren ſo oft ganz klein dargeſtellt werden."*)

Der Stil dieſes Bilderkreiſes iſt ſehr merkwürdig. Vieles darin iſt ganz griechiſch: der Harniſch des Mannes, der den Helm darbringt, gleicht genau dem des hiſtoriſchen Marathonkämpfers auf der Grabſtele aus Attika (Nr. 45), der Helm ſelbſt iſt von gleicher Form wie bei den Aegineten; die Draperien der Frauen kommen mit der Kleidung der ebenfalls attiſchen Roſſelenkerin (Nr. 7) überein. Die Gewänder ſind fein gefältelt, die Schweife aber in breitern Falten ſo ſtark geſteift, daß ſie ſich ganz ungebrochen unter die Stuhlſitze der Göttinnen ausbreiten, als hätte eine Zofe ſie zurückgelegt. Perſephone und eine der Harpyien haben auch eine ähnliche gewundene Haartour im Nacken, wie die attiſchen Männer- und Frauenköpfe. Allein daneben macht ſich ſtärkſter aſiatiſcher Einfluß geltend. Die weiblichen Formen ſind viel voller, beſonders an den Brüſten, als der Grieche ſie bei ſeinen europäiſch-geiſtigern Modellen ſah. Die gedrungene Form des Mannes mit dem Helm auf der Hand mahnt ebenfalls ſtärker an die fleiſchigen Aſſyrer als an die ſchlanken Kämpfer von Aegina. Selbſt der fromme Gedanke, die Angehörigen der Familie mit religiöſen Ceremonien beſchäftigt zu bilden, ſtimmt mehr mit den ſo zahlreich in der Sculptur vorkommenden Opfern ägyptiſcher und ninivitiſcher Könige als mit den heitern und gemüthvollen Vorſtellungen griechiſcher Grabmonumente. Zumal aber in Allem, was Ornament betrifft, knüpft dies Werk gleich zahlreichen griechiſchen Arbeiten an aſſyriſches Vorbild an. Die Stuhllehne der Göttin links ruht auf einer Sphinx, an dem Thron der Göttin rechts ſieht man einen Widderkopf. Dieſer Stuhl zeigt auch die Beſchläge von Kupferplatten unter dem Sitz in Klempnerarbeit zu Spiralen umgebogen, was an aſſyriſchen Thronſeſſeln ſich ſtets wiederholt und uns den Schlüſſel zur erſten Entſtehung der Voluten am joniſchen Capitell hergibt. Zumal überzeugend aber iſt die Rücklehne dieſes Stuhls, welche in einen ſich zurückwendenden Entenkopf ausläuft. Dieſe Verzierung kommt regelmäßig bei den Bogen der Aſſyrer vor. Die zurückgedrehten Entenköpfe an den beiden Enden dienen da nämlich als Kerben, um die Sehne feſtzuhalten. Wo ein Ornament einer Nothwendigkeit dient, da iſt ſeine urſprüngliche Heimat, nicht aber da, wo es zum Zweck unnützer, bloß ſpielender Verzierung nachgeahmt wird. Hier alſo iſt ganz beſtimmt ein Ornament nachzuweiſen, das die lykiſche Kunſt der ältern aſſyriſchen Nachbarin entlehnt hat.

Der Ausdruck der Köpfe iſt bei allen Figuren noch unbedeutend, die Götter ſcheinen zu lächeln, und Einzelheiten, z. B. die Hand, womit der thronende

---

*) Friederichs, Bauſteine, I, 41, der dieſe naturgemäße Anſicht über das Monument conſequent durchgeführt hat.

Gott den Scepterſtab hält, ſind noch ſchwach und ohne Verſtändniß. Sonſt iſt die Ausführung in weißem Marmor ſehr fein und detaillirt. Wenn man bedenkt, daß dieſe Platten zweitauſend dreihundert Jahre dem Spiel der Seeluft ausgeſetzt waren, bleibt es wunderbar, wie die Oberflächen ſich noch ſo wie wir ſie ſehen erhalten konnten. Dies war auch nur möglich, weil ſie gegen das Salz in der Luft durch einen Ueberzug von Wachsfarbe geſchützt waren, von welchem 1838 ſogar noch Spuren erkennbar geweſen ſind.

244. Büſte des Perſeus.

Aus dem Muſeum zu Madrid, leicht beſchädigt. Die Naſe und der größte Theil des Helms ſind ergänzt. Ein behelmter Kopf von ernſtem, faſt ſchwermüthigem Ausdruck, noch etwas alterthümlich in dem Haar, ſonſt aber der beſten Zeit, dem fünften Jahrhundert, angehörig. Man hat an einen Ares gedacht; die Aegis um die Schulter mit dem Meduſenkopfe könnte vielleicht auf Perſeus den Meduſentödter deuten.

Alterthümlich iſt endlich noch:

52. Der angebliche Kopf des Pherekydes,

über den wir unten bei den übrigen griechiſchen Portraitbüſten ſprechen wollen.

Die Aegineten.

46. 49. Herakles und Laomedon, aus dem Oſtgiebel des Tempels.

47. 48. 50. Aias, Achilleus, Pallas, aus dem Weſtgiebel.

Im Jahr 1811 ſtellten engliſche und deutſche Archäologen mit vereinigten Mitteln Nachgrabungen in den Ruinen des Tempels der Pallas (Minerva) auf der Inſel Aegina an und fanden neben einer Maſſe von Fragmenten die Mehrzahl der Marmorſtatuen auf, welche einſt die beiden Giebelfelder und die beiden Giebelfirſten des Gebäudes geſchmückt hatten. Die Statuen wurden zum Verkauf auf der Inſel Zante ausgeſtellt, und im December 1812 erſtand der Bildhauer Martin Wagner, der im Auftrag des Kronprinzen Ludwig von Bayern dorthin gereiſt, dieſelben um 70000 Gulden für die Glyptothek.*) Sie wurden von mehreren Bildhauern in Rom nach Thorwaldſen's Modellen zuſammengeſetzt und ergänzt und dann in München aufgeſtellt. „Alle Kenner ſtimmten darin überein, daß noch keine Reſtauration auf dieſen Grad der Vollkommenheit ſei gebracht worden.“ Die angeſetzten Theile ließ Thorwaldſen zum Theil mit rauhen Oberflächen wie verwittert ausführen, ſo daß in den Gypsabgüſſen das Neue von dem Alten ſich nicht unterſcheiden läßt.

---

*) Ueber Wagner's wegen des Kriegs und der Kaperſchiffe gefährliche Reiſe, den lang ſich verzögernden Ankauf und den Transport der Statuen berichtet ausführlich und anziehend, nach Wagner's Briefen, Urlichs in ſeinem Werkchen über die Glyptothek. München, 1867.

Die Inſel Aegina, im Angeſichte von Athen und von Salamis liegend, hatte in den Perſerkriegen ſich ſehr ausgezeichnet. Nächſt Athen und Korinth ſtellten die Aegineten zur Schlacht bei Salamis von allen griechiſchen Staaten das ſtärkſte Geſchwader, und in dieſer Schlacht gewannen ſie vor allen Hellenen den Preis der Tapferkeit. Wahrſcheinlich zur Erinnerung an den großen Seeſieg erbauten ſie dann der Schutzgöttin Pallas den Tempel, deſſen Säulen mit ihrem Gebälk noch aufrecht ſtehen, und die Bilderwerke von den beiden Giebeln deuteten ſymboliſch auf die Bezwingung der perſiſchen Armada hin. Die Griechen fürchteten den Zorn der Götter, wenn der Menſch im Stolz auf ſeine Erfolge ſich überhöhe, und ſo wollte man wohl den eignen Triumph über die Aſiaten nicht in Marmor verherrlichen. Nur ging eine Sage, daß alte äginetiſche Stammeshelden als Geiſter bei Salamis mitgekämpft hätten, und da dieſe Helden, Telamon und ſein Sohn Aias, einſt im Fleiſch ebenfalls Aſiaten beſiegt hatten, ſtellte man lieber ihre Thaten in die Giebel, nämlich des Telamon Feldzug mit Herakles gegen Laomedon von Troja, und den ſpätern Zug des Aias gegen Troja, wo der große Sohn des Telamon „gleich einem Thurm“ im Kampfgewühl geſtanden und mehr als einmal der Retter der Griechen geworden war. In den Oſtgiebel kam Telamon’s, in den Weſtgiebel des Aias Heldenthum zu ſtehen.

Fünfundzwanzig Jahre nach der Schlacht bei Salamis (455 v. Chr.) wurde aber die Inſel von ihren Nachbarn, den Athenienſern, erobert, und die Eroberung endete ſpäter mit der Vertreibung der Einwohner. Nach dieſem Unglück dürfte die Aufſtellung der Statuen nicht mehr angeſetzt werden, ſie fallen alſo in die fünfundzwanzig Jahre nach 480. Hiermit ſtimmt auch der Stil, der ſie auf eine Stufe unmittelbar vor dem höchſten Ausreifen der Kunſt durch Phidias verweiſt.

Auf Aegina blühte bis zur Zeit der Perſerkriege eine berühmte Bildhauerſchule, welche beſonders im Erzguß ſich auszeichnete und durch einen beſondern Stil von den Schulen des übrigen Hellas ſich unterſchied. Die Figuren ſollen magerer geweſen ſein als bei der attiſchen Schule: das ſtimmt zu unſern Statuen. Dieſe ſind zwar in Marmor ausgeführt, aber in der Schärfe des Körperlichen und der Ausführung der Haare laſſen die des Weſtgiebels noch ſehr wohl erkennen, daß ihre Meiſter von der Uebung des Erzguſſes herkamen. Die des Oſtgiebels ſind freier in der Behandlung und haben mehr Ausdruck in den Geſichtern; auch ſind ſie um ein Weniges größer. Beide gehören Einer Zeit und Schule an, aber die gegen Weſten ſchreibt man einem Meiſter zu, der noch alterthümlicher war und aus einer Schule von Erzgießern hervorging. Zwei

Namen berühmter Künſtler ſind uns aus der äginetiſchen Schule bekannt: an den ältern von beiden, Kallon, möchte man bei der Weſtgruppe, an den jüngern Onatas, von dem wir wiſſen, daß er im Stil ſchon freier war, bei der Oſtgruppe denken.*)

In den Köpfen der Weſtgruppe tritt uns ein merkwürdiger Gegenſatz zu den chriſtlichen Werken des Mittelalters entgegen. Das Körperliche iſt in der kölniſchen und zum Theil auch in der flandriſchen Malerſchule des fünfzehnten Jahrhunderts noch nicht gut verſtanden, die Bewegungen ſind unlebendig, die Anatomie ſchwach; aber auf jedem Bilde findet man ſchöne Köpfe voll tiefen Ausdrucks. Dieſe Aegineten dagegen ſind in Darſtellung des Nackten ſchon ſo vortrefflich, daß ſie ein ſehr genaues Studium der Natur verrathen; aber im Ausdruck der Gefühle ſind ſie ſchwach: bei Angreifenden und Sterbenden, bei der Göttin wie bei den menſchlichen Helden zeigt ſich ein ſtehendes Lächeln. Man erkennt den tiefen Unterſchied im Streben: der heidniſche Künſtler ging zuerſt auf vollkommene Darſtellung des Leiblichen, der chriſtliche auf kraftvollen Ausdruck des Seelenlebens aus.

Die beiden Gruppen müſſen ſich in merkwürdiger Weiſe entſprochen haben, denn es kommen die gleichen Figuren auf beiden Seiten vor. In der Mitte ſtand jedesmal die Göttin Pallas, gewaffnet, als Helferin der Hellenen, wie ſie ſtets in der Ilias des Homer auftritt; am linken Arm hielt ſie den Schild gegen die Aſiaten. Zu ihren Füßen lag ein ſchwerverwundeter Grieche; ein troiſcher Jüngling bückte ſich von der Gegenſeite herab, um ihn bei den Füßen zu greifen und auf die feindliche Seite hinüber zu reißen. Ihn unterſtützten erſt ein ſtehender Speerkämpfer, zum Angriff heranſchreitend; dann kam ein Speerträger am Boden knieend; hierauf ein knieender Bogenſchütz, endlich im Eck des Giebels ein hingeſtreckter Verwundeter. Gerade ſo folgten ſich auf der Seite der Griechen ein ſtehender und ein knieender Speerkämpfer, ein knieender Bogenſchütz und eine liegende Figur.**) So drängte ſich im Centrum die am meiſten gefüllte und aufgeregteſte Gruppe zuſammen, und vom Helm der ſtehenden Pallas fiel die Linie, dem Zug des Giebeldreiecks folgend, durch die ſtehenden und knieenden Kämpfer abwärts, bis die liegende Figur das ſcharfe Eck des Feldes einnahm und das Giebeldreieck in deſſen ſpitzem Auslauf füllte.

---

*) Brunn, über das Alter der äginetiſchen Bildwerke. München, 1867.

**) In München ſind die Originale ſo aufgeſtellt, daß auf jeder Seite, von der Göttin abwärts, erſt der ſtehende Krieger, dann der Bogenſchütz, dann erſt der knieende Krieger kommt. Dieß ſcheint falſch: der Bogenſchütz gehört ſchon ſeiner Waffe nach ins dritte Treffen, während aus dieſer Entfernung die knieenden Speerkämpfer keinen Stoß mehr führen könnten. Dieſe geiſtreiche Aenderung hat Friederichs (Bauſteine, S. 50 f.) vorgeſchlagen, und Brunn in dem neuen Katalog der Glyptothek tritt ihm bei.

Vom Weſtgiebel haben wir hier erſtens den Gefallenen in der Mitte (Nr. 48), um deſſen Leiche ſich der Kampf dreht. Es ſcheint Achilleus gemeint, nachdem Paris ihn mit dem Pfeil verwundet hat; man ſieht auch im Original den Paris, mit hoher phrygiſcher Mütze und den Bogen wieder ſpannend, auf der Gegenſeite knien. An dem Achilleus ſind bloß kleine Stücke ergänzt, der Kopf iſt alt. Um die Stirn liegen die Haare in Schnecken gekräuſelt und von einem Bande umgeben, das unter dem zurückgeſchobenen Helm ſichtbar bleibt. Die Figur iſt ſehr ſchön gearbeitet, aber im Geſicht drückt ſich auch nicht der leiſeſte Schmerz der Wunde aus. Zweitens, als Vorkämpfer der Hellenen, Aias der Telamonier (Nr. 47), mit gehobenem Speer in den Kampf ſtürmend. Hier iſt der Kopf ergänzt, genau nach dem erhaltenen Kopf und Helm des Achilleus (Nr. 158); er wird aber, dem männlichen Charakter des Helden gemäß, bärtig geweſen ſein. Unter der linken Schulter betrachte man die ſchöne kraftvolle Zeichnung der Muskeln, wie ſie ſich über die Rippen legen: dieſe Partie iſt alt. Die Ergänzungen am Körper, z. B. die rechte Schulter mit den Rippen und der halbe Unterſchenkel des rechten Fußes, ſind ſo wunderbar im Stile der Originale gehalten, daß man im Gyps ſie unmöglich entdecken könnte.*)

Drittens die Göttin, ganz ruhig, nicht ſelbſt mitkämpfend. Dieſe Figur iſt ganz vortrefflich erhalten, außer Kleinigkeiten an Kleid und Waffen ſind nur die Naſe, drei Finger der linken und die ganze rechte Hand neu; die ſehr glatt polirte Oberhaut des Marmors iſt weder verwittert noch zerſtoßen. Sie ſtand mehr im Hintergrund des Giebels und war alſo dem Regenſchlag weniger ausgeſetzt, als die kämpfenden Helden. Sie allein iſt über Lebensgröße, faſt 6 Fuß hoch: die menſchlichen Figuren erreichen meiſt nicht fünf Fuß, und müſſen in der Höhe, wo ſie ſtanden, noch kleiner ausgeſehen haben. Während Antlitz und Bruſt ganz von vorn ſich zeigen, ſtehen beide Füße (wie auf den Metopen von Selinus, Nr. 22. 23) ganz nach der Seite gewendet, und zwar gegen die Troer hin, um die Göttin als Vorkämpferin im Vorſchritt auf die Feinde der Griechen hinzuſtellen. In der rechten Hand hält ſie die Lanze, vielleicht ſo, daß ſie damit an den Schild ſchlug, um zum Kampfe anzufeuern. Auf dem Haupt trägt ſie den knapp anliegenden Helm, um deſſen Rand man kleine Bohrlöcher bemerkt; in dieſen ſaßen bronzene Nägel, um Schwerthiebe vom Auge abzuhalten. Die breite Bruſt iſt von der ledernen Aegis geſchirmt, dieſe war mit Schuppen bemalt, die man im Original über der rechten Bruſt noch ganz deutlich erkennt. Am Rande der Aegis ſieht man Spitzen, in ihnen ſtecken jetzt noch Bleidrähte, mittelſt deren metallene Quaſten oder Schlangenköpfchen angeheftet waren. Auf der Mitte der Bruſt ſind wieder zwei Bohrlöcher, hier war der bronzene Meduſenkopf aufgeſetzt. Unter der Aegis trägt ſie den langen, bis auf die Knöchel fallenden Mantel, darunter noch, wie man am rechten Arm ſieht, ein feingefältetes Unterkleid. Die Griechinnen trugen damals Kleider von ſtarkem Zeug, und dieſe wurden beim Waſchen mit Walkererde geſteift, wie wir Männerhemden vor der Bruſt in Falten legen und ſtärken. Dieſe geſtärkten Falten blieben auch beim Tragen des Gewandes in ihrer Ordnung, und ihre wie geplätteten Maſſen hängen vorn von der Bruſt der Göttin herab. Auch die alten hölzernen Tempelſtatuen wurden mit Gewändern von wirklichem Zeug bekleidet, und dieſe werden ebenſo geſteift worden ſein; einem ſolchen Tempelkleid kann dieſe Draperie entnommen ſein. Beſonders ungeſchickt, ja geradezu häßlich macht ſich dieſer ſteife Stoff, wenn man unſere Figur vom Rücken betrachtet. Erſt ein Menſchenalter ſpäter hatten die Frauen dieſe ſteife Tracht aufgegeben, und auch die Sculptur konnte nun die ſchönen frei herabwallenden Gewänder nachbilden, unter welchen man die Bewegung der Geſtalt ſo deutlich erkennt. Man ſieht dieſen Fortſchritt der Sitte zum Schöneren, wenn man dieſe unſre Pallas mit den nur wenig ſpätern Gewandfiguren vom Parthenon (Nr. 104) vergleicht. Auch an den Haaren der Göttin erkennt man noch eine der künſtlichen Friſuren, wie ſie zur Zeit der Perſerkriege bei Frauen wie bei Männern noch Mode waren. Die Ohrläppchen ſind durchbohrt und trugen Ohrgehänge: dieſer entſetzlichen Barbarei der Körperſchändung hat die weibliche Eitelkeit bis in die römiſche Zeit — und bis zu uns herab — ſich nicht entledigen wollen, ungeachtet Griechin und moderne Europäerin den Naſenring der Orientalin abſcheulich finden.

---

*) Thorwaldſen ſelbſt, um die von ihm herrührenden Stücke der Aegineten befragt, ſoll geſagt haben: „Ich erinnere mich ihrer nicht mehr, und ſehen kann ich ſie nicht.“ Friederichs, Bauſteine, S. 16.

Von den ſchönern Statuen des Oſtgiebels konnten nur fünf reſtaurirt werden, und von dieſen haben wir zwei.

Erſtens der zu den Füßen der Pallas niedergeſunkene und ſchwer verwundete Krieger (Nr. 49), den man für Oikles, einen Waffengefährten des Herakles auf dem Zuge gegen Laomedon, hält. Laomedon erlegte ihn, als er die Schiffe des Herakles gegen die Troer vertheidigte. Der kraftvolle Krieger iſt rücklings geſtürzt, ſucht aber mit dem Schwert noch gegen den Feind ſich zu decken. Unter der rechten Bruſt und dem linken Arm ſieht man zwei Wunden. Ergänzt ſind der Kopf, der rechte Arm von der Achſel an, der linke Vorderarm, das rechte Bein ganz und das linke Bein unter dem Knie; ebenſo der Schild.*) Das linke Knie iſt alt, danach hat die Ergänzung ihm Beinſchienen gegeben.

---

*) Die Richtigkeit der Ergänzung wird in dieſem Fall ſtark bezweifelt. Aus der Verwitterung des Marmors glaubt man ſchließen zu können, daß die Figur mit den Füßen nach der Pallas zu und mit dem Kopf nach links lag, wie der gefallene Krieger der Weſtſeite (Nr. 48), daß ſie ſich alſo auf den rechten, nicht auf den linken Arm ſtützte. Brunn, neuer Katalog der Glyptothek, S. 76.

welche von Leder ſein müſſen, denn wären ſie von Metall, ſo hätte der Krieger wegen der ſich überlegenden Ränder an den Knieen nicht aufrecht ſtehen können.*) Dieſe Figur iſt lebensgroß, kraftvoll gebildet und von ſchöner Arbeit; merkwürdig ſcharf ſind die Muskeln des linken Oberarms. Alle neuen Theile ſind auf der Oberfläche rauh belaſſen, ſo daß ſie den verwitterten alten Theilen vollkommen gleichen und im Gyps man ſie nicht unterſcheiden kann.

Zweitens haben wir vom Oſtgiebel den Herakles, der auf ein Knie geſtützt die Sehne des Bogens anzieht. Den Bogen gab ihm die ältere Kunſt als Hauptwaffe, wie die ſpätere ihm die Keule gab. Die beim Original ergänzte Naſenſpitze fehlt unſerm Abguß, was das Angeſicht entſtellt. Der rechte Vorderarm iſt ergänzt, aber genau nach einem Fragment vom Arm eines andern Bogenſchützen, ſo daß das charakteriſtiſche Faſſen von Pfeil und Sehne mit den Fingern ganz beibehalten iſt. Sonſt iſt neu die linke Hand, das linke Bein vom Knie an und der rechte Fuß halb. Es iſt eine kurze gedrungene Geſtalt, ganz für Herakles paſſend, den ja vor Allem die Ausdauer charakteriſirt: das Geſicht iſt ruhig aber feſt auf das Ziel des Schuſſes gerichtet. Auf dem Haupte trägt er als Helm den Kopf des Löwen, man ſieht deſſen Zähne über dem krauſen Haar des Helden. Die Tracht iſt ein enger lederner Panzer, unter der rechten Achſel zugeſchnürt, an deſſen unterm Ende breite Lederſtreifen (oder Metallplatten) zum Schutz der Hüfte herabhangen. Dies iſt ähnlich am Ariſtion (Nr. 45) und an dem Gewaffneten auf dem lykiſchen Harpyienmonument (Nr. 194—200). Da aber die Ränder dieſes Panzers die Haut reiben würden, liegt unter ihm ein Hemd von feinem Stoff, das am Oberarm und auf den Schenkeln hervortritt. An der linken Seite trug er den Köcher, mehrere eingemeißelte Vertiefungen zeigen, daß auch ſonſt noch Waffenſtücke angefügt waren.

In ihrer urſprünglichen Vollſtändigkeit waren die Figuren weit reicher ausgeſtattet. Lanzen, Schwerter, Wehrgehänge, Bogen waren von Metall eingeſetzt, wie zahlreiche Bohrlöcher beweiſen. An einigen Figuren, z. B. den beiden Statuen der Göttin, war im Nacken eine große Haartour von Bronze angefügt. In einigen der Löcher ſtecken noch Metallſtifte, die zur Befeſtigung ſolcher Zuſätze gedient haben. Dann trat ſtarke Bemalung hinzu, was ſich an Waffenſtücken und Augäpfeln noch beweiſen läßt. Auch die Bänder, welche die Sandalen der Pallas an den Fuß ſchnürten, müſſen aufgemalt geweſen ſein, denn von einer Andeutung durch Sculptur ſieht man keine Spur. Hieraus erklärt ſich wohl auch, warum man die Schilde nicht aus Erz machte, wo ſie hätten dünner und leichter werden können. Sie waren an den Innenſeiten roth, und außen werden Wappenthiere aufgemalt geweſen ſein, an welchen man die Helden unterſchied. Wirklich zeigt ein Schild in München noch Spuren, daß ſolch ein Wappenbild in flachem Relief angedeutet war. Dieſe Bemalung hatte ſich auf dem dunklen Erz nicht ſo leicht anbringen laſſen.

---

*) Auch am linken Knie iſt übrigens dieſer Ueberſchlag der Beinſchiene modern.

Die techniſche Behandlung dieſer Figuren iſt ausgezeichnet, das körperliche Leben zeigt das genaueſte Studium der Natur. Selbſt die Hauptadern ſind bei den beſten dieſer Arbeiten bereits angegeben. Beſonders fein ſind die Partien um die Knöchel am Anſatz des Fußes, wo ſich in der eleganten Zeichnung der Knochen der Einfluß der feinen griechiſchen Race verräth. Die Aegineten ſtehen nur noch Eine Stufe unter der Vollendung der griechiſchen Kunſt; auf der ſoliden Grundlage dieſes tüchtigen Naturalismus konnte ſich mit Sicherheit des Phidias idealere Auffaſſung der Menſchengeſtalt aufbauen.

Schlangenkopf vom Weihgeſchenk des Pauſanias.

An den Schluß der Bildnerei älteren Stils, gleich nach den Perſerkriegen, ſtellen wir noch das kleine Bruchſtück eines Werkes, welches wenigſtens hiſtoriſch merkwürdig iſt.

Nach der Schlacht bei Platää weihte Pauſanias, der ſiegreiche Feldherr, aus der Beute dem Apollo nach Delphi einen goldnen Dreifuß, der auf einer von drei Schlangen umwundenen ehernen Säule ſtand. Er hatte in ſeinem Stolz den eigenen Namen auf den Fuß der Säule geſetzt, aber die helleniſchen Eidgenoſſen ließen ihn hernach tilgen und ſetzten dafür die Namen der Städte, die bei Platää mitgekämpft hatten. Das Untergeſtell entführte Conſtantin von Delphi zum Schmuck ſeiner neuen Hauptſtadt und ſtellte es auf dem Poderamushof (dem Hippodrom) zu Konſtantinopel auf. Während des Krimkrieges (im Jahr 1856) wurde der Fußboden um die Säule aufgegraben, und wirklich fanden ſich jetzt die alten Inſchriften der Städte. Die drei Schlangen ringeln ſich aufwärts um die Säule, die oben den Ring des Dreifußes ſtützte, und ihre Köpfe haben entweder die drei Beine des Geräthes getragen, oder ſind, als bewachten ſie daſſelbe, zwiſchen dieſen Beinen hervorgereckt geweſen. Ein Stück von einem der drei Köpfe hat ſich in der türkiſchen Waffenſammlung zu Conſtantinopel erhalten: man ſieht den Abguß in dem Glasſchrank der innerſten Abtheilung unſerer Sammlung.

III. Die Höhe der griechiſchen Bildnerei.

Das Ausreifen der Kunſt knüpft ſich an die Werkſtatt des Ageladas zu Argos im Peloponnes, eines Meiſters, von dem keine beglaubigten Werke in Copien mehr übrig ſind. In ſeinem Atelier wurden als Schüler Myron, Polyklet und Phidias ausgebildet, drei in Tendenz und Technik ſehr verſchiedene Meiſter, in deren Schöpfungen aber das Alterthum einſtimmig die beginnende höchſte Blüthe der Kunſt erblickte.

85. Der Diskuswerfer des Myron.

Myron, aus Eleutherä in Böotien gebürtig, aber in Athen arbeitend, ſcheint unter dieſen der älteſte geweſen zu ſein. Die ſpäteren römiſchen Kunſtkenner fanden an ſeinen Werken das Haar noch nicht vollkommen, ſonſt aber wurden dieſe in dem kaiſerlichen Rom noch ſehr hoch geſchätzt. Nach einer (freilich ſpäten) Nachricht ſoll der Künſtler in Armuth geſtorben ſein, was ſich denken ließe, da er ſich ſtets neue und immer die ſchwerſten Aufgaben vorſetzte. Wenn er ſich ſelbſt den Gegenſtand wählte, ſo griff er nicht zu Figuren von idealer Schönheit, wie er denn faſt gar keine Göttinnen gebildet hat, ſondern er ſtrebte nach der ſchärfſten Naturtreue und zwar in einem beſtimmten höchſt lebensvollen Act, in den er ſeine Figuren ſtellte. So wußte er ſelbſt die Ehrenſtatue eines olympiſchen Siegers aufzufaſſen. Der Lakedämonier Ladas hatte zu Olympia im Dauerlaufe geſiegt, aber in Folge der übergroßen Anſtrengung ſtarb er bald darauf. Dieſen ſtellte Myron in der höchſten Anſpannung des geſtreckten Laufes dar: er ſchien, ſagt ein antikes Sinngedicht, vom Poſtament ſpringen zu wollen, um den Kranz zu ergreifen; die Weichen waren vom ſchweren Ausathmen hohl, das Leben ſchien nur noch auf den Lippen zu ſchweben. Im Muſeum des Lateran ſieht man einen Satyr, welcher der Athene nachgeſchlichen iſt, um ſie auf den neuerfundenen Flöten ſpielen zu hören. Die Göttin hat aber eben die Flöten heftig weggeworfen, weil ſie beim Muſiciren häßliche Pausbacken bekommt; der Satyr erſchrickt, aber die Flöten möchte er aufheben und für ſich behalten, das Geſicht iſt komiſch, die Augenbrauen in Verwunderung heraufgezogen, der Körper ſteht ganz ſtramm angeſpannt auf den Fußſpitzen.[*] Myron hatte auch eine trunkne alte Frau gemacht, wovon vielleicht eine Nachbildung auf dem Capitol ſich erhalten hat: das frühſte uns bekannte Genrebild des Alterthums. Ueberall alſo ein momentaner Act, beſeelt durch das ſtärkſte phyſiſche Leben, aber ohne tiefen Eindruck des Geiſtes. Darum gelangen ihm auch Thiere ſo gut: ſein allerberühmteſtes Werk war eine brüllende Kuh, ſo naturtreu, daß man das Bild mit der Wirklichkeit verwechſelte. Für dieſe ſcharfe Ausbildung des Einzelnen paßte Erz beſſer als Marmor, und wirklich hat Myron, wie er die kleineren Ornamente in Silber ciſelirte, die größeren Sachen faſt ausſchließlich in Erz gearbeitet.

---

[*] Benndorf und Schöne, die antiken Bildwerke des Lateraniſchen Muſeums, Nr. 225, wo die Aehnlichkeit dieſer Statue mit Myrons Richtung zwar feſtgehalten, der Satyr aber vielmehr als tanzend aufgefaßt wird.

Eine ganz ähnliche Aufgabe des Momentanen ſtellte ſich der Künſtler wieder in ſeinem Diskobolos oder Scheibenwerfer, den ſchon das Alterthum ſehr bewunderte. Wenigſtens 10 Wiederholungen in Marmor, ganz oder in Fragmenten, haben ſich erhalten, dann eine kleine in Bronze (ſ. unten); auch auf Reliefs und geſchnittenen Steinen kommt er vor. Das Original war von Erz, und ſchon dies iſt Beweis, daß die lebensgroßen Marmorſtatuen alle nur Wiederholungen ſind; eine derſelben, jetzt im Vatican, trägt übrigens auf dem Baumſtamm den, wie es ſcheint, im Alterthum eingemeißelten Namen des Myron. Die ſchönſte aller Wiederholungen iſt die im Palaſt Maſſimi zu Rom, welche 1781 in der Villa Palombara auf dem Esquilin gefunden wurde: ſie iſt faſt ganz unverſehrt, „ein Höchſtes in ſeiner Art“.*) Unſere Copie, ebenfalls ſehr gut, iſt im britiſchen Muſeum und wurde 1791 in Hadrians Villa bei Tivoli gefunden. Die Figur war zerbrochen, bedurfte aber nur weniger Ergänzungen. Der Kopf iſt antik, hat aber urſprünglich vielleicht nicht zu dieſer Statue gehört; auf alle Fälle iſt der Hals falſch reſtaurirt, denn an dem Exemplar im Palaſt Maſſimi, wo der Kopf nie abgebrochen war, ſowie an der Erzſtatuette in München (ſ. unten), geht der Kopf nach oben, dem gewaltig ausholenden Schwunge des rechten Armes folgend, wodurch viel mehr Leben hineinkommt.

Ein nackter Athlet, eher Mann als Jüngling, iſt im Begriff die ſchwere metallne Wurfſcheibe mit der rechten zum Wurf zurückgeſchwungenen Hand abzuſchleudern. Dadurch kommt die ganze Laſt des Körpers auf das rechte etwas gekrümmte Bein zu liegen, die ſcharf markirten Knöchel der Zehen krümmen ſich, als wollten ſie in den Boden ſich feſtkrallen. Während ſo Arm und Bein der rechten Seite in mächtigſter Spannung ſich befinden, bleiben der linke Arm und das linke Bein ſchlaff, der Fuß ſchleppt nach, aber nur für dieſen einen Augenblick, denn auf dieſen linken Fuß wird die Geſtalt ſpringen, ſobald der Diskus fortſauſt, um dieſem einige Schritte nachzulaufen oder ſich mit ſchneller Federkraft hoch aufzurichten. Dieſen ſchlagenden Contraſt der geſpannten und der unthätigen Hälfte des Körpers bewunderte ſchon das Alterthum.**) Denke man ſich nun den Baumſtamm weg, der bei dem urſprünglichen dünnen Erzguß nicht zur Seitenſtütze eines ſchweren Oberkörpers nöthig war, und man wird ahnen, mit welcher Macht des phyſiſchen Lebens dies wunderbare Werk den Beſchauer ergriff.

---

*) Welcker, alte Denkmäler I, 417: „Der Myroniſche Diskuswerfer“.

**) Quintilian (Redekunſt II, 13): „Was iſt wohl ſo verrenkt und doch ſo vollkommen und ſo vortrefflich gearbeitet als Myrons Scheibenwerfer? Wer das als unnatürlich tadeln wollte, würde nur ſeine Unwiſſenheit verrathen, denn gerade das Neue dieſer Darſtellung einer Attitude macht das Werk ſo bewundert und geſchätzt.“

Statuette des Scheibenwerfers.

Beſſer als die große Statue zeigt uns die Haltung des Kopfes am Diskobolos die etwa einen Fuß hohe Erzſtatuette, deren Abguß im Glasſchranke unſerer innerſten Abtheilung ſteht. Sie befindet ſich im Münchner Antiquarium, welches jetzt in dem früheren Kunſt- und Induſtriegebäude (gegenüber der Glyptothek) ſehr ſchön aufgeſtellt iſt. Die Statuette iſt durch Kurfürſt Karl Theodor in die Sammlung gekommen und ſicher antik. Nur der Stützfuß mit dem Piedeſtal iſt modern. Die Figur war ſchon über dem Knöchel abgebrochen; daher die Haltung etwas anders mag geweſen ſein. Der Rücken hat eine gewaltſame Verletzung, iſt aber recht gut gearbeitet. Am meiſten frappirt der ſchwere Kopf, das Geſicht iſt das eines ältern Mannes und gar nicht ſchön. Vermuthlich das Porträt eines berufenen Scheibenwerfers aus ſpät-griechiſcher oder römiſcher Zeit, dem der Künſtler ein Compliment machte, indem er ihn in der Attitude des berühmten Myroniſchen abbildete.

2. Der Dornzieher vom Capitol.

In welche Zeit und Schule dieß reizende und ſchon ſeit Jahrhunderten berühmte Knabenbild gehört, iſt nicht entſchieden. Es iſt ein jugendlicher Wettläufer, aber nach dem Siege, wie der „betende Knabe“ (Nr. 144) vor dem Siege dargeſtellt iſt. Er hat im Laufen ſich einen Dorn oder eine Scherbe in den Fuß getreten, aber er hat, dem Schmerz trotzend, das Ziel dennoch als der Erſte erreicht. Jetzt erſt gönnt er ſich Zeit den Dorn herauszuziehen und blickt ſcharf und angeſtrengt auf die Fußſohle, um ihn zu finden und zu faſſen. Dieß mag auf einem wirklichen Vorfall bei irgend einem Wettlaufe von Knaben beruhen: der Künſtler, wenn er die Ehrenſtatue zu machen hatte, konnte ja nichts beſſeres thun, als dieß anziehende Motiv aus der Realität beibehalten. Der Guß iſt in techniſcher Hinſicht ſehr ſchön und künſtlich: der Felſen iſt aus Einem Stück mit der Figur gegoſſen.*) Dieſer Knabe, etwa 1 bis 2 Jahr jünger als der betende, gehört unzweifelhaft in Vergleich mit dieſem einer ältern Kunſtweiſe an. Der Kopf iſt bedeutend ſtärker, Bruſt und Rücken im Verhältniß breiter; die Falten auf dem Bauche ſind merkwürdig ſcharf, kommen aber bei Knaben dieſes Alters gerade ſo in der Natur vor. Beſonders entſcheidend dürfte das Haar ſein; ſeine langen Locken ſind ſo geordnet, daß ſie ſich bei der Neigung des Kopfes in dieſer Lage gar nicht halten könnten, ſondern vornüber fallen müßten. Der Künſtler hat alſo gegen die Natur gehandelt, aber aus künſtleriſcher Abſicht; er wollte den ernſten Knabenkopf mit dem geſpannten Hinblick auf die Wunde nicht durch die Locken zerſchneiden. Dieß paßt nicht mehr in die Zeit des Lyſipp, welche der Natur entſchiedener folgte, als die ältern Schulen. Es iſt in dem Werke ſogar Manches, was an die Nachrichten erinnert, welche uns die alten Schriftſteller vom Stil des Myron geben. Zuerſt das Momentane der Stellung und Bewegung mit der naiven, aber ſichern Kenntniß der Anatomie; dann daß die zwei Seiten des Körpers wieder etwas gewaltſam in ganz verſchiedene Action gebracht ſind. Ferner das Haar, da von Myron ausdrücklich geſagt wird, er habe es noch nicht ganz naturgemäß gebildet, daneben aber die große Lebendigkeit der Handlung.

---

*) Es wäre intereſſant einmal zu unterſuchen, ob der Dornzieher auf dem Capitol und der betende Knabe in Berlin im Erz dieſelbe Miſchung zeigen. Myron brauchte äginetiſches, Polyklet deliſches Erz, und Lyſipp dürfte darin dem letztern gefolgt ſein, da er deſſen Schulpraxis erneuerte.

Ein Porträt und einen Sieger im Wettlauf ſcheint es ungezweifelt vorzuſtellen. Man hat wohl geſagt, es ſei nichts als ein Genrebildchen, dergleichen in der ſpäteren griechiſchen Bildnerei manche vorkommen. Aber man braucht nur den gegenüberſtehenden netten Knaben mit der Gans anzuſehen, ſo erkennt man den Unterſchied. Dieſer iſt wirklich ein Genrebild, der Dornzieher iſt es nicht. Der Knabe mit der Gans iſt Nachbildung eines trefflichen und berühmten Werkes aus der Zeit nach Alexander, der kleine dicke Kerl ſchwitzt vor Anſtrengung, vom Haar legen ein paar Zöpfchen ſich ſo feſt an Stirn und Augenhöhle, daß man meint, es müßten Schweißtröpfchen an ihrer Spitze ſich bilden. Hier alſo im Haar ſtärkſter Naturalismus, während der Dornzieher, auf ſolche Fineſſen noch nicht ausgehend, die Locken ſo geordnet hat, wie ſie nach raſchem Wettlauf ſich nimmermehr hätten ſchwebend erhalten können.

Phidias.

Von den drei großen Schülern des Ageladas war vermuthlich der jüngſte der Athenienſer Phidias, welchen in der Richtung auf das Erhabene das Alterthum einſtimmig für den erſten ſeiner bildenden Künſtler anerkannt hat. Er ſtreifte die letzte Härte und Unbeholfenheit des alten Stils ab, aber er behielt von dieſem Stil den Ernſt und ſteigerte in Darſtellung der höchſten und würdevollſten Götter des Olymps die Kunſt zur vollen Schönheit des Ideals. Das Glück trat ſeinem Genius zur Seite: ſeine Zeit und ſein Staat ſtellten ihm Aufgaben, wie er allein vor allen Andern ſie zu löſen begabt war.

Nachdem Athen in den erſten Jahrzehnten nach ſeiner doppelten Zerſtörung durch die Perſer nothdürftig wieder aufgebaut worden, beſchloß Perikles, der den Staat mehr durch Geiſt und Beredſamkeit als durch amtliche Stellung beherrſchte, einen großen Theil der bedeutenden Einkünfte der atheniſchen Bundesgenoſſenſchaft auf die Verherrlichung der Bundeshauptſtadt durch Baukunſt, Sculptur und Malerei zu verwenden. Die oberſte Leitung dieſer öffentlichen Werke legte er in die Hand ſeines Freundes Phidias, der ſchon ſeit dem Ende der Perſerkriege ein geachteter Künſtler war, denn bereits unter Kimon's Verwaltung, kurz nach Salamis, hatte man ihm die athenienſiſchen Weihgeſchenke für Delphi zur Erinnerung an die Marathonſchlacht aufgetragen.

Die Hauptaufgabe der Kunſt und des Kunſthandwerks war unter Perikles der Neubau und die Ausſchmückung des Parthenon, an der Stelle des ältern Pallastempels auf der Burg zu Athen, den die Perſer zerſtört hatten. Eine ganze Armee von Künſtlern arbeitete hier unter Phidias; ſogar die beiden ruhmvollen Baumeiſter Iktinos und Kallikrates ſtanden unter ſeiner künſtleriſchen Leitung. Er ſelbſt machte die coloſſale Statue der jungfräulichen Athene (Parthenos) für das innerſte Heiligthum. Sie war von Gold und Elfenbein, und an Gold allein wurden ihm 40 Talente (62870 Thaler, 232619 Franken) hergegeben. Er war damals ſchon bejahrt; auf dem Schilde der Parthenos, welche an den großen Panathenäen d. J. 438 fertig aufgeſtellt wurde, hatte er ſich ſelbſt als „kahlköpfigen Alten" abgebildet. Die Marmorwerke am Parthenon hat er wohl zum Theil gezeichnet, doch gewiß nicht mit eigener Hand vollendet: bei dieſer Aufgabe zog er ſich die großen Schüler heran, die ihn hernach auch bei ſeinen Aufgaben im Peloponnes unterſtützten.

Es ſcheint, daß nach Vollendung jener Statuen die Feinde des Perikles gegen Phidias, als deſſen Freund, den Prozeß anhängig machten, als habe er bei der Arbeit Gold unterſchlagen; als er dieß durch Wägen des abnehmbaren Goldgewandes widerlegte, ſollen ſie ihn der Beleidigung der Götter angeklagt haben, weil er ſein eigenes Bild und das des Perikles auf dem Schild der Göttin angebracht habe. Er ſei dann verbannt worden oder aus dem Gefängniß nach Elis entflohen, wo er nicht nur bei der damaligen Stimmung der Peloponneſier gegen Athen Schutz fand, ſondern auch den Auftrag erhielt für den ebenfalls neuen Tempel zu Olympia die Gold- und Elfenbeinſtatue des Olympiſchen Zeus zu arbeiten. Man erbaute ihm dort auf Staatskoſten eine Werkſtatt, die noch in römiſcher Zeit den Reiſenden gezeigt ward; er durfte ſeinen Namen unter das Bild ſeines Zeus ſetzen, und das Ehrenamt der Bewahrung und Reinigung dieſes Bildes erhielten auf ewige Zeiten ſeine Nachkommen. Daß er zu Athen im Gefängniß geſtorben, iſt demnach unwahrſcheinlich. *)

216. Das Modell der Akropolis in Athen.

Das von Profeſſor von der Launitz in Frankfurt angefertigte ſehr genaue Modell des athenienſiſchen Burgfelſens zeigt an der Weſtſeite den großen Aufgang durch die Trümmer der Propyläen, am Fuß der Südſeite das große

---

*) Sauppe, der Tod des Phidias, Göttinger Nachrichten 1867, S. 173.

Theater des Dionyſos und das kleinere Odeon des Herodes Atticus. Einige natürliche Grotten im Felſen dienten als beſondere Cultſtätten und Heiligthümer. Um den Burgfelſen, den urſprünglichen Sitz der athenienſiſchen Gemeinde und des Königs, legte ſich ſpäter in der Ebne die Stadt Athen radförmig herum während die Felsplatte, ſelbſt mit hohen Mauern umgeben, in ein nur den Göttern zur Wohnung erlaubtes Staatsgrundſtück ſich verwandelte. Die Höhe iſt mäßig, die oberſte Platte des Untergeſtells, aus der die Säulen des Parthenon emporſteigen, liegt 450 Fuß über dem Meere. In dem großen Brand von 480 vor Chriſtus wurde alles von vorhandenen Gebäuden durch die Perſer vertilgt; ſeit der Schlacht bei Platää aber (479) begannen unter Kimon und Perikles die prachtvollen Neubauten. Die Akropolis hatte ihre Bedeutung als Citadelle verloren, ſeit die großen Mauern fertig waren, welche Stadt und Hafen in Eine Befeſtigung einſchloſſen. Das Eingangsthor zu dem alten Burgfelſen wurde alſo nicht mehr im Sinne einer Feſtung, ſondern als Prachtthor mit Säulenvorhallen und 5 Thüren aufgebaut. Dieſes, die berühmten Propyläen, war 432 v. Chr. fertig. Neben dem Thore erſcheint ein hoher viereckter Thurm, welcher dem Mittelalter angehört; der kleinere Bau links vor den Pforten war die Gemäldehalle (Pinakothek). Rechts ſieht man einen erhöhten Vorſprung, der jetzt wieder das neu aufgebaute Tempelchen der Athene als Siegesgöttin trägt. Auf der Felsplatte ſelbſt, gleich hinter den Propyläen, erkennt man eine abgeglättete Stelle; hier ſtand die coloſſale, ohne die Baſis 60 Fuß hohe Athene Promachos des Phidias von Erz, deren Helmbuſch und Lanzenſpitze der Schiffer ſchon erblickte, wenn er von den Inſeln des Archipelagos heimkehrend Sunion umfuhr. Links hinter den Propyläen ſind die Reſte vom Tempel der Athene Polias und des Erechtheus, mit der berühmten Karyatidenhalle (Nr. 21 unſerer Sammlung iſt eine der Karyatiden). Im Centrum des ganzen Burgfelſens erhebt ſich endlich der in der Mitte durch die venezianiſche Bombe von 1687 geſprengte Prachtbau des Parthenon, den Perikles als Schatzhaus zur Niederlegung des Staatsſchatzes und zur Aufbewahrung von Weihgeſchenken, Proceſſionsſtücken und heiligen Götterkleidern bauen ließ. Dahinter, nach Oſten hin, liegt heut noch undurchwühlter Schutt, der zum Theil dorthin geführt wurde, als man nach den Perſerkriegen die Trümmer älterer, im Brand zerſtörter Gebäude, z. B. des urſprünglichen von Piſiſtratus erbauten Parthenons, wegräumte, um für die Neubauten Platz zu gewinnen.

Der Parthenon.

(Im Mittelpunkt des Modells der Akropolis.)

Der unter der Oberleitung des Phidias neu erbaute Burgtempel der jungfräulichen Schutzgöttin der Stadt zeigte den doriſchen Stil, aber mit attiſcher

Grazie verfeinert und durchgebildet, und war mit dem reichſten Bildwerk geſchmückt. Der doriſche Tempel gewährte mehrere Stellen, wo in ſchönem architektoniſchem Rahmen die Sculptur ſich entfalten konnte. Erſtens bot das durch Oberlicht erhellte Innere im Hintergrund eine Stelle für die eigentliche Tempelſtatue. Dann waren an den Schmalſeiten die beiden flachen Dreiecke der Giebel in der Tiefe durch Mauer ausgefüllt, und in dieſe Dreiecke wurden auf das von den Säulen getragene Geſims Gruppen von Statuen aufgeſtellt, denen oben der Giebel einen Rahmen gab. An allen Seiten des Gebäudes zog ſich ferner der Fries hin, und die zwiſchen die Balkenköpfe eingeſetzten Marmortafeln der Metopen (vgl. S. 7), von faſt quadratiſcher Form, boten den ſchönſten Platz für Einzelſcenen, namentlich für Gruppen von Kämpfern. Zuletzt lief innerhalb der Alles umgebenden Säulenhalle, von dem Dach dieſer Halle geſchützt, ein Band von Sculptur oben um die ganze Mauer des innern Tempelkerns umher, und hier ließ ſich, da dies Bilderband von keinen architektoniſchen Abtheilungen zerſchnitten wurde, ein fortlaufender Feſtzug anbringen. Alle drei Gattungen der Bildnerei fanden dabei ihre Verwendung: die Tempelſtatue und die Giebelgruppen waren wirkliche runde Statuen von coloſſaler Größe; für die Metopen, auf welche das volle Licht des Tages fiel, wandte man das hohe Relief an, deſſen ganz körperlich vortretende Köpfe, Arme, Füße, Waffen im Sonnenſchein einen wirklichen Schatten auf den Hintergrund warfen, welcher dieſe ſämmtlichen Darſtellungen wie ganz rund erſcheinen ließ. Für den Bilderfries unter der Säulenhalle aber empfahl ſich, bei mattem Reflexlicht von unten, ein ganz flaches Relief, das durch Farben belebt, auch an den trübſten Tagen noch erkennbar blieb. Alle Bildwerke am Aeußern waren in Marmor, die Tempelſtatue des Innern aber war in Gold und Elfenbein ausgeführt. Die meiſten noch erhaltnen Stücke des äußern Bilderſchmuckes wurden im Jahr 1801, als Griechenland noch unter den Türken ſtand, mit Genehmigung der türkiſchen Regierung durch Lord Elgin, damaligen britiſchen Geſandten in Konſtantinopel, heruntergenommen und ausgebrochen. Dieſer führte ſie nach England, und die engliſche Regierung kaufte ſie, mit Lord Elgins übrigen Sammlungen, im Jahr 1816 um den Preis von 875,000 Franken für das britiſche Muſeum an. Dieſe Originalwerke der höchſten griechiſchen Kunſtblüthe warfen Alles in Schatten, was aus meiſt ſpäterer Zeit die berühmten Muſeen Italiens ſchmückt; ſie gaben uns einen ganz neuen Begriff von der Höhe griechiſcher Kunſt, und ſelbſt in ihrem furchtbar verſtümmelten Zuſtand, da man nicht wagte ſie zu reſtauriren, bleiben ſie die Krone aller griechiſchen Sculptur.

In dem öſtlichen Giebelfeld war die Geburt der Pallas, in dem weſtlichen ihr Sieg über Poſeidon in dem Kampfe um die Schutzherrſchaft des Landes Attika dargeſtellt. Die Metopen enthielten eine große Zahl von Localſagen aus Attika, ferner Kämpfe der Pallas gegen die Rieſen und Scenen aus der Schlacht der Lapithen und Kentauren. Viele dieſer Bildertafeln ſind verloren, manche bis zur Unerkennbarkeit zerſtört, ſo daß ein geiſtiger Zuſammenhang des Einzelnen ſich nicht mehr feſtſtellen läßt. Der Bilderſtreifen endlich unter der Säulenhalle ſtellte den alle vier Jahr gehaltenen Feſtzug der Athener zum Parthenon vor.

Bildwerke des Parthenons.

Die berühmte Tempelſtatue der Pallas, aufrecht ſtehend, war 39 Fuß hoch. Das ärmelloſe Unterkleid fiel bis auf die Füße herab, die Bruſt umgab die Aegis, mit dem Meduſenhaupt in der Mitte. Auf dem Helm ſaß eine Sphinx, ihr zu Seiten je ein Greif. Auf der rechten flach vorgeſtreckten Hand hielt ſie an Feſttagen eine lebensgroße geflügelte Siegesgöttin*), in der linken Speer und Schild, beide ruhig auf dem Boden ſtehend; der Schild war mit Bildwerk ciſelirt. Selbſt die hohen Sohlen der Göttin und das Fußgeſtell hatten Reliefs. Unter dem Schild wand ſich die Burgſchlange. Geſicht, Hände, Füße und die Meduſa vor der Bruſt waren aus Elfenbein, die Sphinx war Bronze, alles übrige Gold, das Ganze, wie immer bei Goldelfenbeinſtatuen, auf einem hölzernen Kern befeſtigt, daher man zu Zeiten Waſſerdämpfe anwandte, damit in der ſcharfen Luft der Höhe das Holz nicht zu trocken wurde. Ueber achthundert Jahre ſtand das Werk an ſeiner Stelle im Heiligthum, noch 375 nach Chriſtus ſah man es dort; hernach ſcheint es, damit das Gold die plündernden Schwärme der Völkerwanderung nicht anlocke, gleich dem Zeus von Olympia nach Conſtantinopel gebracht worden zu ſein. Dort iſt es verbrannt oder verſchollen.

127. Statuette des Parthenos.

Wenn katholiſche Pilger zu berühmten Gnadenbildern wallfahrten, nehmen ſie gern Bildchen oder kleine Copien dieſer Bilder zum Andenken und Wahrzeichen nach Haus mit. Aehnlichem Zweck hat wohl für einen Kunſtpilger dieſe Statuette dienen ſollen, die nicht wegen ihrer Schönheit, wohl aber deßwegen wichtig iſt, weil ſie uns von dem bewunderten Werk des Phidias den Geſammteindruck bewahrt hat. Sie wurde 1859 in Athen ſelber gefunden und wird noch ebenda im Cultusminiſterium aufbewahrt. Aus irgend einem Marmorſplitter iſt ſie von einer handwerklichen Hand rauh zugehauen, am Rücken hatte der Stein nicht Maſſe genug, um das Gewand durchführen zu können, und vermuthlich deßhalb verwarf man die ganze Arbeit und ließ ſie unvollendet, denn man ſieht vorn am Gewand, am Helm, unter dem rechten Arm und im Rücken Alles erſt angedeutet, genau wie bei unvollendeten Statuen eines modernen Ateliers. Auf dem Helm ſollte die Helmzierde aus Blech angeſetzt werden, man ſieht noch eine Art Kamm, der beſtimmt war dieß Blech zu befeſtigen. Den Speer und die Siegesgöttin, die hier nur ein kleines Püppchen werden könnte, wird man aus Erz ſpäter haben beifügen wollen; ebenſo das kreisrunde Meduſenhaupt vor der Bruſt. Am merkwürdigſten iſt die Uebereinſtimmung des Gegenſtands auf dem Schilde mit dem Original; noch in der ganz flüchtigen Arbeit unſres Bildhauers erkennt man einen Amazonenkampf, und auf einer größern zweiten Copie dieſes Schildes, im britiſchen Muſeum zu London, läßt ſich ſogar der einen Stein zum Wurf aufhebende „kahlköpfige Alte", das Porträt des Phidias, unter den Figuren erkennen. Selbſt auf unſerm Schilde meint man ihn unter den undeutlichen Figuren herauszufinden.

---

*) Die ſchwere, aus Holz, Gold und Elfenbein gearbeitete Figur der Siegesgöttin hätte den Arm abbrechen können, es ſcheint daher, daß man, wenn ſie bei Feſten der Göttin auf die Hand geſetzt wurde, dem Arm der letztern eine tragende Stütze unterſtellte. Dieſe Stütze will man auf dem kleinen Relief aus Berlin erkennen (Nr. 225, in der dritten Abtheilung unſrer Sammlung), wo die Siegesgöttin auf Athenens Hand einen Sieger krönt.

Ganz für eine Tempelſtatue, welche dem durch die Hauptthür des Parthenons Eintretenden das ruhige Centrum der Perſpective in ſtrenger doriſcher Architektur bildete, paßt die klare Symmetrie der Geſtalt. Der Kopf ſteht faſt gerade auf dem Rumpf, die Aegis iſt wie ein Schultermantel in zwei gleichen Maſſen umgelegt, die Arme gehn gleichmäßig von den Schultern herab, und das ganze ſchlichte Gewand fällt mit ſenkrechten Falten auf die Füße hinunter.

Statuen der Giebelfelder.

Im Jahr 1687 belagerten die Venezianer Athen, wo die Türken im Parthenon ein Pulvermagazin angelegt hatten. In dieſes fiel eine Bombe, und die Exploſion zerſchmetterte den ganzen Mittelkörper des Gebäudes, warf auch wahrſcheinlich einige Statuen aus den Giebeln herunter. Nach der Einnahme der Stadt wollte Moroſini, der venezianiſche Feldherr, die lebenſprühenden, von allen frühern Augenzeugen hoch bewunderten Roſſe vom Wagen der Athene herabnehmen und als Trophäen nach Venedig führen; ſie ſtürzten aber durch Ungeſchick der Arbeiter herab und wurden auf dem Felsboden zertrümmert. Ein gutes Glück hat jedoch gewollt, daß dreizehn Jahre vor dieſen Ereigniſſen, im Jahr 1674, im Auftrag des Marquis de Nointel, franzöſiſchen Geſandten in Conſtantinopel, der Maler Jacques Carrey, ein Schüler Lebrun's, die damals noch vorhandenen Statuen der Giebelfelder und viel andre Stücke vom Bildſchmuck des Parthenons abzeichnete. Dieſe zwar flüchtigen Skizzen, in ſchwarzer Kreide und Röthel ausgeführt, werden jetzt auf der Bibliothek zu

Paris aufbewahrt, und aus ihnen läßt ſich die Geſammtanordnung der Giebelgruppen noch herſtellen.*) Vieles war zwar auch damals bereits verſchwunden. Im Mittelalter hatte man den Parthenon in eine chriſtliche Kirche verwandelt und dabei, wie es ſcheint, mitten in die Wand des Oſtgiebels ein Fenſter gebrochen, ſo daß gerade die Hauptfiguren der Mittelgruppe mit der Geburt der Athene, nämlich Zeus, Hephäſtos und die Athene ſelbſt verloren gingen. Athene, ganz gerüſtet, der verkörperte reiſe Gedanke, aus dem Haupt des göttlichen Vaters geſprungen, ſtand auf deſſen einer Seite, auf der andern Hephäſtos, die Axt in Händen, mit der er den Hebammendienſt verrichtet hatte. Zwei jugendliche Geſtalten, Iris in ſchön flatterndem Gewand und eine geflügelte Siegesgöttin, machten ſich im Schwunge auf, um dem Land Attika das Wunder zu künden. Das Land war durch ſeine localen Gottheiten und Helden bezeichnet, welche, weil ſie die Botſchaft noch nicht erhalten hatten oder eben erſt ſich ihr zuwendeten, als ruhig ſitzend erſchienen: links vom Beſchauer die eleuſiniſchen Nachbargöttinnen Athens, Demeter und Perſephone, die Tochter vertraulich an die Schulter der Mutter gelehnt, dann der auf dem Boden gelagerte Theſeus, welcher noch ohne Antheil nach links in die Ferne blickte, rechts die drei Thauſchweſtern, die Töchter des Stadtſtifters Kekrops: Aglauros, Pandroſos und Herſe; die älteſte Tochter allein auf einem Schemel, die zweite auch ſitzend, aber die jüngſte ruhend in deren Schooß gelehnt und noch theilnahmslos (nach rechts) hinausträumend. Den Abſchluß des ganzen Giebeldreiecks bildete links das Roſſegeſpann des Tages, von Helios gelenkt aus dem Meer emportauchend, rechts die Nacht ihr Geſpann in die Fluth ſenkend, von den Roſſen nur die Häupter, von dem Götterpaar nur der Oberkörper mit den lenkenden Armen ſichtbar. So ſtieg mit der Geburt Athenens ein neuer Menſchheitstag empor, während die alte Welt in die Nacht ſank, und ſein voller Mittag culminirte im Centrum der ganzen Gruppe auf der ſonnigen Stirn des Vaters aller Götter und Menſchen.

Nicht minder großartig war die Compoſition des Weſtgiebels, der Wettſtreit des Poſeidon mit Athene um die Schutzherrſchaft von Attika.*) Der gewaltige Meergott ſtieß den erderſchütternden Dreizack in den Boden, den Burgfelſen ſpaltend, und unter dem Stoß brach der heilige Salzquell empor. Aber beglückender war Athenens Gabe; auf ihren Befehl ſproßte aus hartem Boden der Stolz und Reichthum Attika's, der nährende Oelbaum, letzterer in wirklicher Geſtalt ſinnlich dargeſtellt. Athene ſtand vom Beſchauer links, Poſeidon rechts, beide Götter mit den Oberkörpern wie hadernd von einander zurückweichend, Poſeidon weit ausſchreitend in ſtark diagonaler Stellung. Erhalten iſt in zwei Stücken der ungeheure Bruſtkaſten des zürnenden Meergottes, und von der Athene ein Theil des Hauptes, mit hohlen Augen, deren Füllung mit blitzenden Edelſteinen die „ſtrahlenäugige" Göttin bezeichnete. An die beiden eifernden Gottheiten reihte ſich ihr Gefolg, zunächſt bei ihnen die Roſſe mit ihren Wagen, mit den Lenkerinnen und je einer begleitenden Geſtalt, dann rechts, auf Poſeidons Seite, die lichte Göttin des ſanften Meeresſpiegels, Leukothea, mit dem vergötterten Sohn, dann die Meerestiefe mit der nackten ihr entſproſſenen Aphrodite und ihrem Knäbchen Eros, und noch eine nicht näher zu beſtimmende Meerfrau. Links aber Athenens Gefolg, Ares bei den Roſſen, die Göttinnen des fruchtbaren Ackerbodens, Demeter und Perſephone, zwiſchen ihnen ein lebhaft bewegter Knabe, von der einen zur andern Frau hinſtrebend, — und der Stadtgründer, der greiſe Kekrops mit der jugendlichen Gattin. Auch hier galt es die ſcharfen letzten Ecken des Giebeldreiecks, rechts und links, mit Figuren zu beleben, die den Raum gut ausfüllten. Der Meiſter wählte als Andeutung des Ortes, wo der Wettkampf ſtattfand, drei Flüßchen Attikas; links ruht der größte derſelben, der Kephiſſos, allein, rechts der kleinere Iliſſos, in deſſen Bett die Quelle der Kallirrhoe entſpringt; und dieſe iſt dem knienden männlichen Gott als hingelagerte Nymphe beigegeben. Auch dieſe Localgötter verfolgen mit Spannung den Streit der großen Schutzpatrone; der Kephiſſos kehrt das Haupt in ſtarker Wendung der Mittelgruppe zu, und Iliſſos ſcheint die Geliebte mit ausgeſtreckter Hand auf den Sieg der Athene hinzuweiſen.

---

*) Von dem weſtlichen Giebelfeld befindet ſich eine große Nachzeichnung der Carrey'ſchen Skizze, von Herrn Eſcher-Züblin angefertigt, in der Sammlung von Illuſtrationen des Zürcher Polytechnikums, zum Zweck der Vorleſungen über Kunſtgeſchichte. Von beiden Giebelgruppen hat man eine Reſtauration in kleinen Figuren an dem Modell des Parthenons im britiſchen Muſeum, von dem weſtlichen Giebelfeld eine größere in dem ſchönen Modell einer Front des Tempels im Kryſtallpalaſt bei London verſucht. An dem letzten Orte ſieht man auch ein großes Stück des innern Frieſes unter der Säulenhalle mit den Reitergruppen in Sculptur und Farben reſtaurirt. Das Plaſtiſche an dieſer Reſtauration hat der talentvolle deutſche Bildhauer Andreas Gras gemacht.

Aus dieſen großen Compoſitionen der Giebel haben wir in unſerer Sammlung acht Stücke: aus dem Wettkampf der Götter den Torſo des Poſeidon und den Flußgott Kephiſſos; aus der Geburt der Athene den Theſeus, die Gruppe der zwei jüngſten Thauſchweſtern und drei Roßhäupter.

103. Theſeus.

Der kraftvoll gebaute Heros ruht an einen Block gelehnt, über welchen er die Löwenhaut gebreitet hat. Die Muskeln ſind in ſtarke Maſſen zuſammengefaßt, und durch den ganzen Körper waltet ein großer Stil, während doch zugleich alles Einzelne unvergleichlich naturwahr iſt. Die Vorderſeite hat durch den Wetterſchlag gelitten, doch iſt die Verwitterung ziemlich gleichmäßig, ſo daß hier und am Kopf wenigſtens die allgemeine Umrißlinie noch erhalten blieb. Der Rücken, der vom Regen weniger litt, iſt ſehr ſchön erhalten und dient im britiſchen Muſeum einer Menge von Zeichnern zum Studium.

---

*) Eine ſehr ſchöne, nur in Einzelheiten noch anzugreifende Reſtauration der Mittelgruppe giebt die Zeichnung von Theodor Große in Overbecks Geſchichte der griechiſchen Plaſtik, I, S. 276.

104. Pandroſos und Herſe.

So werden die zwei bekleideten weiblichen Figuren genannt, deren eine ſitzt, während die andre in ihren Schooß gelehnt liegt. Sie ſind die Töchter des Stadtgründers Kekrops, und bildeten mit der dritten, rechts von ihnen getrennt ſitzenden Schweſter, der Aglauros, eine prachtvolle Gruppe. Pandroſos hat die Füße untergeſtemmt, um die Laſt der Ruhenden zu tragen. Herſe iſt nur mit einem leichten Untergewand bekleidet; die Brüſte hindern es vorn herabzugleiten. Ueber die Füße hat ſie das Obergewand wie einen Shawl gebreitet. Durch alle Zerſtörung leuchtet die jungfräuliche Friſche der Körperformen ſiegreich hindurch.

100. Roßköpfe vom Wagen des Helios. 105. Roßkopf vom Wagen der Nacht.

Die beiden Roßköpfe vom Wagen des Helios ſind wegen des Gußloches an der Rückſeite hier umgekehrt aufgeſtellt, ſie blickten im Original nach rechts. Der Roßkopf vom Wagen der Nacht (oder der Mondgöttin Selene) füllte nach rechts das letzte Stück des Giebels. Es iſt gut erhalten und zeigt uns in einer Thierbildung denſelben idealiſirenden Stil, den wir auch an den Menſchengeſtalten des Parthenon wahrnehmen. Der Kopf eines lebendigen Pferdes hat eine weit größere Zahl kleiner Curven, die hier in wenige große Linien zuſammengefaßt ſind. Bei dem Pferde ſind alle Durchſchnitte durch die Glieder, den Hals, den Leib, den Schädel oval, während ſie bei dem Menſchen faſt cirkelrund ſind. Dieß iſt bei dem Roßkopf vor uns noch geſteigert, und beſonders die ſtrengen Flächen der Wangen ſind höchſt charakteriſtiſch. Die ſtark vortretenden Augen geben den Ausdruck von Muth und Feuer. Der Knochenbau tritt ſtark hervor, und man meint das Modell des Urpferdes zu ſehen, von dem alle ſterblichen Roſſe abgeſtammt wären. Die Mähnen aller Roſſe vom Parthenon ſehen aus, als wären ſie kurz abgeſchnitten, ſo daß ſie auf dem Nacken einen ſträubigen Kamm bilden. Dieß war ſchwerlich Mode jener Zeit, denn auf gleichzeitigen Vaſenbildern haben die Roſſe vielmehr freibewegte lange Mähnen; es ſcheint alſo in der Reliefſculptur aus Stilgründen geſchehen zu ſein, um am Nacken des Roſſes einen feſten Umriß zu behalten. Das Pferd von dem hundert Jahr ſpätern Mauſoleum und die Pferde der römiſchen Kunſt haben dagegen die volle unverſchnittene Mähne.

134. Der Torſo vom Bruſtkaſten des Poſeidon.

Der muskelgewaltige Meergott ſtand im Weſtgiebel, die linke Schulter geſenkt, den rechten Arm aber hoch erhoben, um mit dem Dreizack den Burgfelſen zu ſpalten. Dadurch ſind beide Seiten der Bruſt in ſtarken Contraſt gebracht. Von höchſter Schönheit und Wahrheit iſt die Zeichnung der Muskeln unter dem linken Arm, wie ſie ſich an die Rippen anſetzen, und dieſer Theil iſt ſelbſt bis auf die Politur ganz vollkommen erhalten. Auf dieſem linken Arm zeugt die ſtarkgezeichnete Hauptader von der lebenſtrotzenden Kraft des Erderſchütterers.

102. Der Flußgott Kephiſſos.

Der größte unter den kleinen Flüſſen Attikas (die Statue iſt ſonſt unter dem Namen des Iliſſos bekannt) ruht auf den linken Arm aufgeſtützt, aber er vernimmt die Botſchaft von dem Sieg der Athene und wendet ſich mit dem obern Theil des Körpers nach ſeiner linken Seite, um den Vorgang anzuſehen. Der Kopf war faſt ganz ins Profil geſtellt. Dadurch kommt in die ſchlanke Jünglingsfigur eine höchſt lebendige Bewegung. Die Formen ſind nicht wie bei dem Theſeus athletiſch, ſie haben, um die Natur des Gottes zu bezeichnen, eher etwas Fließendes. Auch hier iſt der Rücken ganz in der urſprünglichen Schönheit erhalten. So herrlich nun das Körperliche behandelt iſt, zeigt ſich doch, daß bei den Nebenſachen geringere Hände mitwirkten. Das Gewand will wohl die Feuchte nachahmen, iſt aber ganz ſtillos ausgeführt und nicht beſſer als ein naſſer zuſammengeworfener Lumpen.

124. 125. Zwei Metopen vom Parthenon. Kentauren mit Lapithen kämpfend.

Die Metopen auf den vier äußern Seiten des Parthenons ſind von ungleicher Arbeit. Zu den ſchönſten gehören die Kentaurenkämpfe; die beiden hier bezeichneten, jetzt in London, ſtehen in Entwurf und Ausführung den runden Figuren der Giebelfelder kaum nach. In die faſt quadratiſche Form der Metopen paſſen am beſten drei Figuren, oder wie hier Ein Krieger und mit ihm die Doppelgeſtalt des Roßmenſchen. Die Gruppen ſind mit größtem Geſchick in die Rahmen hineincomponirt. Das Relief iſt ungemein hoch, auf der Metope Nr. 125 iſt der Held faſt ganz frei herausgehauen, nur noch an wenigen Theilen bleibt die Figur an den Hintergrund gebunden, ſo daß man um ſie herumgreifen kann. Bei dieſer Gruppe hat der Lapithe ſeinen Gegner bereits einmal im Rücken verwundet, und dieſer greift mit der rechten Hand nach der Wunde, aber jener reißt den Vorwärtsfliehenden am Halſe zurück und holt zum zweiten Stoß oder Hieb aus. Herrlich iſt hier das ausgebreitete Gewand des Kriegers, das von ſeinen beiden Armen emporgehoben mit prächtigen Falten den Hintergrund füllt.

In der zweiten Gruppe iſt dagegen der Kentaur im Vortheil. Auf die Hinterbeine ſich ſetzend, iſt er mit den Vorderhufen auf den Gegner herabgekommen und hat ihn zu Boden geworfen; das Thierfell in ſeinem Rücken flattert der ſtarken Bewegung noch nach. Zugleich hat er den Griechen mit der Linken am Schopf gefaßt, während die Rechte, die wohl eine Keule führte, zum Todeshieb ausholt. Der Kopf des Griechen hat einen ſtarken Ausdruck von Spannung und Schmerz. Am Haar beider Figuren und am Bart des Kentauren ſieht man deutlich, daß das Detail mit dem Meißel wenig ausgearbeitet war, ſo daß, wie bei den Metopen von Olympia, die Bemalung ſtark nachhelfen mußte.

217. Dritte Metope vom Parthenon. Kentaur ein Mädchen bewältigend.

Dieſe Metope wurde am Fuß des Parthenon gefunden und für die Sammlung des Grafen von Choiſeul entführt: ſie befindet ſich jetzt in Louvre. Sie iſt die einzige, welche man reſtaurirt hat, und ſie giebt daher (wenigſtens für das Auge des Laien) einen vollern Begriff von der Wirkung der Originale, als die beiden andern aus London. Die Ergänzungen, von dem franzöſiſchen Bildhauer Bernard Lange aus Toulouſe († Paris 1839) gemacht, ſind am Kentauren der Kopf, der rechte Arm und der rechte Hinterfuß bis über das Knie; an dem Mädchen die rechte Hand ſammt dem Elbogen, das Meiſte vom linken Arm und das ganze linke Bein. Auch ihr Kopf war ſtark verletzt und muß ſo gut wie ganz für modern gelten.*) Beide Köpfe ſind leer, der Reſtaurator hätte im Hinblick auf die eine Metope aus London, wo die Köpfe erhalten ſind, ſchon wagen dürfen ihnen weit mehr Ausdruck zu geben. Der rohe Werber hat das Mädchen am rechten Armgelenk gefaßt, während ſeine linke Hand ſie unter dem Gewande am Schenkel feſthält. Mit ihrer noch freien Linken ſucht ſie durchs Gewand ſeine Hand loszumachen. Sie trägt ſehr ſtarke Sohlen von mehrfach übereinander gelegtem Leder. Die Darſtellung iſt höchſt lebendig, aber die Ausführung weniger ſchön und edel als auf den beiden vorhergehenden Tafeln aus London; auch iſt der Unterkörper des Mädchens zu kurz gerathen. Doch hat auch die Oberfläche hier ſtärker durch Abblätterung des Marmors gelitten.

---

*) Notice de la sculpture antique du musée imperial du Louvre, par W. Fröhner, conservateur-adjoint du département des antiques et de la sculpture moderne. Vol. I. Paris 1869.

209. Die Pallas von Velletri.

Außer der Athene Parthenos im Parthenon hatte Phidias für andere Orte noch mehrere Pallasſtatuen von ſehr verſchiedener Auffaſſung gearbeitet. Auf eine derſelben führt man gewöhnlich als eine ſpätere Nachbildung die herrliche ſtehende Pallas zurück, welche 1797 in den Reſten einer antiken Villa bei Velletri aufgefunden wurde und jetzt im Louvre aufgeſtellt iſt. Velletri iſt das alte Veliträ, von wo die Familie der Octavier ſtammte; die Eingebornen behaupteten, obwohl fälſchlich, Auguſtus ſei dort geboren und erzogen. Die Figur ſoll aus ſechs Stücken Marmor gearbeitet ſein; der Helmbuſch fehlt. Neu ſind einzig die beiden Hände mit dem Handgelenk, der halbe rechte Fuß und die Zehen des linken Fußes mit einem Stück der Sandale. Hier zeigt ſich an einer ausnahmsweiſe einmal gut erhaltenen Statue, wie lebensvoll der Effect bei antiken Werken war. Die Göttin hat den Helm aufgeſtoßen, um frei blicken zu können, ſie ſchaut zu uns aus der Höhe herab, mit wahrhaft ſprechendem Ausdruck. Das ärmelloſe Untergewand von feinem Stoff iſt durch zwei Schlangen als Gürtel zuſammengebunden, darüber liegt die Aegis mit Panzerſchuppen, oben mit kleinen geringelten Schlangen beſetzt, und von dem Meduſenkopf als Agraffe zuſammengehalten. Wenn man die Falten des Untergewandes über dem Schlangengürtel lange anſieht, ſo ſcheint der weiße Stoff ſich zu beleben; die ſtramme gerade Linie von den Brüſten bis zum Gürtel läßt die herrliche herb jungfräuliche Friſche des Buſens ahnen. Der Mantel, von ſchwererem Zeug, iſt um die Lenden geſchlagen und wird unter dem linken Arm von dem angedrückten Elbogen gehalten. Seine Falten laufen alſo quer über Schenkel und Knie und geben der Gewandung eine ſchöne Mannigfaltigkeit; wo ſie aber an den Seiten grade herabfallen, da ſind ſie, wie in der Wirklichkeit, ungenirt in gerader Linie geführt, während ſie z. B. bei dem faſt ein Jahrhundert ſpätern Mauſolos mit Vorliebe Curven bilden. Auch dieß Stück der Draperie iſt wieder äußerſt wirkſam, da die Falten und Ränder ſehr tief unterſchnitten ſind und die kraftvollen hierdurch bewirkten Schatten den Eindruck eines ſchweren und dicken Zeuges geben. Die Mantelſäume zeigen da, wo der Weber den letzten Faden feſt anzog, kleine gekrämpelte Wellenlinien. Dieſe Krämpelung, welche ein Wirkliches an gewobenen Stoffen genau nachahmt, findet ſich nur auf athenienſiſchen Gewändern der beſten Zeit; man ſieht ſie auch bei der in der letzten

Abtheilung der Sammlung ſtehenden Friedensgöttin (Nr. 148). Die Sandalen, aus fünf Sohlen beſtehend, ſind die ſogenannten tyrrheniſchen, dergleichen auch die Athene Parthenos des Phidias trug.

Der Kopf iſt der Freundin der Helden würdig. Die nicht hohe, aber breite und klare Stirn läuft in die kraftvolle, eher ſtarke Naſe aus; die Wange iſt nicht rund, wie bei Venusſtatuen, ſondern geht nach unten ſchmal zuſammen; der Mund, die Lippen, das Kinn ſind groß, der Ausdruck des Geſichts wunderbar ernſt und ruhig. Es iſt etwas Männliches darin, Weisheit mit Entſchloſſenheit gepaart. Dieſer Strenge entſpricht auch das ganz einfache Haar. Athene kennt keine Toilettenkünſte und hat zu Zofen keine Charitinnen. Im Nacken iſt das Haar in einen kunſtloſen Zopf geſchlungen; unter dem Helm ſieht man die Striche von den breiten Zähnen des Kammes, der ſorglos einmal hindurchgezogen iſt. Wie jetzt die Hände ergänzt ſind, iſt es eine Athene Agoraia, d. h. die Göttin zu einer Volksverſammlung oder einem Kreis von Helden redend, wofür auch das geſenkte Antlitz zu ſprechen ſcheint. Allein das Alterthum brachte beim Reden nicht gern beide Hände ins Spiel. Der Helm und die kriegeriſche Aegis um die Bruſt laſſen in der rechten erhobenen Hand einen Speer vermuthen, aber was die Linke hielt, bleibt ungewiß.

In der Glyptothek zu München befindet ſich eine Büſte der Athene von gleich coloſſaler Form, der Ueberreſt einer ganz ähnlichen Statue, bis unter die Brüſte erhalten. Der Kopf iſt, wie bei der unſern, behelmt und in den Zügen ihr gleich, aber die Arbeit iſt feiner und das Haar etwas ſeidiger; es fällt vor den Schläfen mehr in große Maſſen aus einander und iſt im Nacken mit einem Band zuſammengeflochten; die Augen waren hohl und wurden urſprünglich aus farbigen Steinen gebildet. Die Münchener Büſte iſt wohl der ſchönſte Pallaskopf, den wir aus dem Alterthum noch beſitzen. Dieſe und noch drei andre Wiederholungen in Büſten beweiſen, daß von unſerer Pallas im Alterthum ein berühmtes Original exiſtirt haben muß, welches aber nach der Schärfe der Geſichtsformen und der Gewandfalten vermuthlich von Erz war. Daß aber dieß Original von Phidias geweſen ſei, iſt in keiner Weiſe verbürgt.

Statuette der Athene als Rednerin.

Als eine im Reden begriffene Athene (Agoraia) iſt dagegen mit Sicherheit eine kleine Bronzefigur im Antiquarium zu München aufzufaſſen, von der wir im Glasſchrank der letzten Abtheilung einen Abguß beſitzen. Der große Mantel iſt hier doppelt gelegt, ſo daß er einen ſtarken Ueberſchlag bildet, und wird durch eine Spange vor der linken Schulter feſtgehalten. Der linke Arm iſt auf die Hüfte geſtützt, die rechte Hand war im redneriſchen Geſtus hoch erhoben. Andre Statuetten dieſer Art haben den ganzen linken Arm in den Mantel eingeſchlagen.

Auch der ſehr lebendige Ausdruck in dem feinen Köpfchen deutet auf eine Athene hin, die zu Männern redet. Hiernach möchte man an die Göttin denken, welche gleich den griechiſchen Feldherrn der ſpätern Zeit vor der Schlacht an die Krieger eine Anrede hält, und v. Lützow*) ſetzt ſie daher gegen 400 v. Chr., wo ſolche Feldherrnreden zur Gewohnheit wurden.

Die drei Cellenfrieſe der Sammlung.

Stellen wir uns einen der größern griechiſchen Tempel vor: ein inneres Rechteck von Mauern, in welchem das Götterbild ſtand (die ſogenannte Cella), und eine Säulenhalle rings umher — und treten wir dann auf die oberſte Stufe des Unterbaues unter dieſe Säulenhalle, ſo haben wir die Cellenmauer grade vor uns. Stehen wir an einer der Schmalſeiten, ſo ſehen wir grade auf eine der Pforten, welche durch dieſe Mauer auf der Vorder- und Rückſeite des Gebäudes in die innern Gemächer der Cella führen. Ueber dieſen Pforten aber bleibt oben noch ein breiter Streifen der Cellenmauer übrig, und dieſen liebten die Griechen mit Bildhauerarbeit zu füllen. Die Stelle war dafür günſtig. Das Dach der Halle gab ihr Schutz gegen das Wetter, und das tiefherabgehende Gebälk der Säulen bildete dazu noch einen ſeitlichen Schirm, der an jenen obern Theil der Cellenmauer den Regen nicht herankommen ließ. Da die Säulenhalle außerdem durch Schranken zwiſchen den Säulen abgeſchloſſen war und nur bei Feſten man eintreten konnte, waren jene Bildwerke auch gegen jede muthwillige Beſchädigung geſchützt. Es konnte nun hier Bildwerk in verſchiedener Art angebracht werden. Entweder theilte man den oberſten Saum der Cellenmauer bei doriſchen Tempeln grade wie das Gebälk über den Säulen durch einen architektoniſchen Fries, der ſeine Balkenköpfe zeigte. Zwiſchen dieſe Balkenköpfe waren dann rechteckige Platten (als Metopen) eingeſetzt, und in dieſem Fall konnte man nur einzelne Scenen auf den von der Architektur eingerahmten Platten darſtellen. Oder man ließ hier die architektoniſche Abtheilung fallen und ſetzte dafür ein fortlaufendes unzerſchnittenes Band von Sculptur, einen Bilderfries, ein; wie dort eine Begebenheit in einzelnen Balladen, ſo trat ſie hier als zuſammenhangende epiſche Erzählung auf. Beide Arten von Frieſen konnten nun entweder nur über den Thüren der Schmalſeiten ſtehen, oder ſie konnten auch an den Langſeiten umherlaufen, alſo die ganzen Cellenmauern umſpannen. Von allen drei Anordnungen haben wir Beiſpiele in unſerer Sammlung. Der Theſeustempel zu Athen hatte zwei zuſammenhangende Streifen von Bildwerk, aber nur über den beiden Thüren; der Tempel zu Olympia hatte auch nur über den Thüren Bildwerk, aber auf getrennten Metopentafeln; der Parthenon zu Athen endlich hatte einen ununterbrochen an allen vier Seiten ganz um den Tempel ſich ziehenden Streifen von Bildwerk.

---

*) Münchener Antiken S. 24. Vgl. die Zuſammenſtellung in Dr. Bernouilli's Schrift: Ueber die Minervenſtatuen. Baſel, 1867.

Eins nur war, wenigſtens ſcheinbar, dieſen hier angebrachten Sculpturen ungünſtig; ſie erhielten nämlich das Licht nicht von oben, wo die undurchbrochene Caſſettendecke der Säulenhalle über ihnen lag, noch eigentlich von der Seite, weil hier das äußere Gebälk der Säulenhalle einen Schirm bildete; das Licht alſo fiel auf ſie nur von unten, als Reflexlicht von den Treppen und von dem Fußboden der Säulenhalle. Da aber dieſe bei den reichſten Tempeln aus weißen Marmorplatten beſtanden, war das Licht eines griechiſchen Himmels ſchon ganz genügend, nur blieb es immer ein zerſtreutes Licht, und die Sculptur mußte daher in der Behandlung der Oberflächen darauf Rückſicht nehmen, wie ſie dieſe eigenthümliche Beleuchtung benutzen ſollte.

Anfangs ſcheint man nun geglaubt zu haben, bei ſchwächerem Licht müſſe man grade die Geſtalten recht ſtark hervortreten laſſen, alſo ein ſtarkes Relief anwenden. Dieſes ſieht man an dem Kentaurenkampf des Theſeustempels (Nr. 31–33). Allein die Wirkung kann nicht glücklich geweſen ſein. Wir ſind gewohnt, alle Gegenſtände, und ſo vor allem die Menſchengeſtalt, von oben beleuchtet zu ſehen, ſo daß alle Schatten abwärts fallen. Hier müſſen die Schatten nach oben gefallen ſein, und die Wirkung war ſcharf, aber ſchwerlich ſchön.

Hiervon kam man alſo ab, und mit großer Weisheit nahm man am Parthenon für dieſen Bilderfries grade ein recht niedriges Relief, welches faſt gar keine Schatten wirft und durch Farben belebt mehr den Eindruck eines Gemäldes als einer Bildhauerarbeit hervorbrachte.

31—33. Zwei Platten vom Cellenfries des Theſeustempels.

Der Tempel des Theſeus, in der untern Stadt zu Athen, einer der beſterhaltenen Tempel des ganzen Alterthums, der im Mittelalter als Kirche diente und jetzt in ein Sculpturen-Muſeum verwandelt iſt, hatte in den äußern Metopen nicht überall Bildwerk, aber über den Eingangsthüren zogen ſich Bilderfrieſe hin; der über der hintern Pforte ſtellte den Kampf der Lapithen und Kentauren dar.

Bei der Hochzeit des Lapithen Pirithoos mit der Hippodamia verſuchte Eurytion, einer der als Gäſte eingeladnen Kentauren, im Trunk die Braut wegzuſchleppen. Theſeus, König von Athen, ebenfalls Gaſt des Bräutigams, warf ſich für dieſen in den Kampf und entſchied den Sieg der Lapithen. Die Athener erinnerten ſich dieſer That gern, weil ihnen Theſeus überhaupt als Vertheidiger des Rechts gegen rohe und tyranniſche Gewalt theuer war, und für das Heiligthum ihres Nationalhelden, wo ſeine Aſche ruhte, war ihnen dieſer Gegenſtand der paſſendſte, um ſo mehr, da er in ſeiner kühnen Lebendigkeit für die Sculptur vortrefflich ſich eignete.

Der Theſeustempel war als Heldengrab (Heroon) von Kimon, Sohn des Miltiades, bald nach den Perſerkriegen gegründet. Kimon führte die Gebeine des Theſeus von der Inſel Skyros herüber und ſetzte ſie als Reliquien in dieſem neu erbauten Tempel bei. Die Sculpturen würden alſo, wenn ſie gleichzeitig gemacht worden ſind, ungefähr 30 Jahre vor die Parthenonſculpturen fallen. Es lebte damals ſchon Phidias, denn wir wiſſen, daß unter Kimon auch er ſchon arbeitete; dieſe Sculpturen aber athmen nicht ſeinen Geiſt.

Der Fries des Theſeustempels befindet ſich noch an ſeinem urſprünglichen Platz. Die Figuren haben, eben des hohen Reliefs wegen, welches ſtärker verwittert und leicht zerbricht, ſtark gelitten. Die Kampfſcenen ſind höchſt lebendig: der auf ſeinen eignen Pferderücken zurückgeworfene Kentaur (auf der untern Platte) war eine ſchwierige Aufgabe. Die Kentauren haben alle auf dem Rücken, wo der Mannsleib mit dem Roß zuſammenſtößt, einen eigenthümlichen Buckel, in welchem der Steiß des Mannes mit den ſtarken Vorſätzen an den Wirbelknochen des Pferdehalſes zuſammenzufließen ſcheint. Die Gruppe oben rechts ſtellt den Lapithen Kaineus vor. Nach der Sage unverwundbar, wurde er doch endlich bezwungen, indem zwei Kentauren ihn unter einem Felsblock erdrückten. Dieſe Figur iſt herrlich gezeichnet, an der Partie unter dem Bruſtkaſten ſieht man die Anſtrengung, mit der er dem Druck des Felſens ſich entgegenſtemmt, ſo daß er ſich zum Athmen keine Zeit nimmt und die Weichen hohl werden. Der Kaineus kommt auch wieder auf dem Fries von Phigalia vor, den man in der innerſten Abtheilung unſers Antikenſaales findet, dort tritt auch Theſeus ſelbſt unter den Kämpfenden auf.

In jenen frühen Tagen der griechiſchen Sculptur ſtudirte der Bildhauer die Anatomie nicht mit dem Secirmeſſer, ſondern mit dem lebendigen Auge an dem ſchön durch Gymnaſtik ausgebildeten Körper der Männer und Jünglinge einer herrlich harmoniſchen Menſchenrace, die er bei den Uebungen der Ringſchule und den großen Feſtſpielen nackt und in kraftvollſtem Muskelſpiel kampfbewegt vor ſich ſah. Er konnte daher wohl in Zeichnung einzelner Muskeln und Sehnen irren, ſo iſt hier z. B. die Anatomie unter dem Bruſtkaſten des Helden oben links nicht vollkommen, aber das Geſammtgefühl einer Bewegung gab er mit vollem Verſtändniß. Später, zumal in der rhodiſchen Schule, iſt, wie z. B. der Laokoon beweiſt, auch mit größtem Ernſt an Leichen ſtudirt worden.

40. 41. Zwei Metopen vom Cellenfries des Tempels zu Olympia.

Der berühmte Feſttempel zu Olympia, in der Landſchaft Elis in Peloponnes, **einſt der Sitz** des olympiſchen Zeus des Phidias, wurde durch die franzöſiſche

Expedition de la Morée im Jahr 1829 ausgegraben. Er iſt tief in den ſumpfigen Boden des Alpheos-Flußthals verſunken. Von den berühmten Gruppen der Giebelfelder, deren eine des Phidias Schüler, Alkamenes, geliefert hatte, iſt nichts mehr zu Tage gekommen; es ſanden ſich aber Ueberreſte von Metopen aus einem Cellenfries, die zwiſchen doriſchen Balkenköpfen über den Thüren der Schmalſeiten ſtanden, und wie ein altgriechiſcher Reiſender aus der römiſchen Kaiſerzeit uns erzählt, elf von den zwölf Thaten des Herakles darſtellten.*) Herakles war unter den von Weibern Gebornen der Lieblingsſohn des Zeus, ſeine Thaten ſchmückten die Eingänge zum Tempel des großen Vaters, und der Heldenkämpfer mahnte den in Olympia ſelbſt zum Kampf gehenden Jüngling der Mannestugend.

Die Fragmente der Metopen ſind im Louvre. Außer den beiden, die wir in Abgüſſen beſitzen, iſt dort noch des Herakles Heldenthat von Nemea in einem Löwen erkennbar, auf den der Halbgott den Fuß ſtemmt. Dem Thier ſieht man es an, daß der Bildhauer nie einen lebendigen Löwen geſehen hat.

Die Hauptwerke der Sculptur in und an dieſem Tempel ſind, wie wir beſtimmt wiſſen, bei Phidias beſtellt worden, der mit einer ganzen Colonie von Schülern nach Elis berufen und dort glänzend in Ehren gehalten wurde. Aber dieſe Metopen ſind in einem ſehr verſchiedenen Geiſt von den Bildwerken des Parthenon behandelt und wahrſcheinlich von Künſtlern einer einheimiſchen peloponneſiſchen Schule gearbeitet.

In ihrer Art ſind ſie vortrefflich. Die auf einem Felſen ſitzende Frauenfigur iſt Athene (Minerva); das beweiſt der ausgezackte lederne Harniſch um die Bruſt. An der Seite, wohin das feine kluge Köpfchen ſich wendet, wird Herakles geſtanden haben, dem ſie bei ſeinen Thaten gerne durch ihre göttliche Gegenwart half. Die rechte Hand, vor der Bruſt, iſt ſchön verſtanden, die Füße verrathen mit dem hohen Blatt ein feines ariſtokratiſches Blut, der rechte iſt zum Küſſen ſchön. Aber es fehlt der Geſtalt der hohe atheniſche Idealſchwung der Göttin; ſie iſt realiſtiſch einem feinen, aber wirklichen Frauenbild nachmodellirt, und hierin eben athmet der Geiſt der doriſchen Schulen im Peloponnes.**) Die Gewandfalten ſind richtig verſtanden, aber ſie ſind grob und maſſig, als hätte ein Bildhauer des Mittelalters ſie in Sandſtein ſtatt Marmor ausgeführt, die kleinen Bäuſchchen, in welche das Untergewand unter der Bruſt ſich faltet, ſind (z. B. im Vergleich mit denen der Friedensgöttin Nr. 148) hart, ſehen wie Knöpfe aus; die linke Hand, die man allerdings von unten nicht ſehen konnte, iſt zu groß im Verhältniß und ganz ſchwach ausgeführt.

---

*) Nach den Worten des kunſtreiſenden Pauſanias möchte man glauben, dieſe Metopen hätten in dem äußeren Fries des Tempels, nicht in dem Cellenfries geſtanden. Dafür ſcheinen aber ihre Oberflächen zu wenig verwittert.

**) „Die auf dem Fels ſitzende Athene hat in ihrer Körper- und Geſichtsbildung, in ihrer Haltung, wie ſie ſitzt, die Beine überſchlägt, die Hand aufſtützt, den Kopf wendet, etwas von der Naivetät eines Landmädchens.“ Otto Jahn, populäre Aufſätze, 1868, S. 135.

Herrlich iſt auch die leider ſo zerbrochene Gruppe des Herakles, der den kretiſchen Stier bändigt. Lebenswahrer konnte das höchſte Maß phyſiſcher Stärke nicht ausgedrückt werden. Der Held hat mit der linken Hand das linke Horn des Stiers gefaßt, iſt mit dem Rennenden ebenfalls eine Strecke vorwärts gerannt, hält aber nun plötzlich, das linke Bein vorſtemmend (im Bruch ſieht man, wie mächtig es war), das Thier im Laufe ein und biegt ihm den ſtarren Nacken nach rechts um. Der männliche Körper iſt ſchön, in großer Maſſe behandelt; aber man vergleiche den flachen, gar nicht detaillirten Rücken des Stiers, überhaupt die Behandlung der Oberflächen, mit den ſchön lebendigen und ſtarkgemuskelten Pferdchen des Parthenonfrieſes, ſo ſieht man den Unterſchied. Auch der Oberkörper der Athene in dem Lederpanzer zeigt dieſelbe flache Behandlung. Am merkwürdigſten ſind aber bei Herakles und der Jungfrau die Haare. In ihnen iſt gar kein Detail, ſie liegen der Athene unter der Binde ganz glatt an, und des Herakles Kopf erſcheint faſt wie ein nackter Schädel. Und doch iſt Haar gemeint, man ſieht bei dem Götterſohn ſogar an der Wange und um die Lippe deutlich den Bart, aber wieder ohne alle Angabe einzelner Haare oder Locken. Abgeſtoßen (wie etwa bei dem Kopf des Theſeus vom Parthenon Nr. 103) iſt hier das Detail nicht, denn Mund und Augen ſind ja noch ganz ſcharf erhalten. Hier kann kein Zweifel ſein, daß der Bildhauer auf Bemalung gerechnet und dem Maler die Ausführung des Details in Farbe anvertraut hat. Auch zeigt an dem Original im Louvre der Stier noch heut eine braunrothe Farbe, und auf dem dortigen Fragment des Löwenkampfes iſt der Löwe gelblich.

90—99. Sechs Platten vom Cellenfries des Parthenon.

Wir lenken jetzt auf die letzten Abgüſſe vom Parthenon in Athen zurück, um mit ihnen die Betrachtung dieſes Wunderwerks der antiken Bau- und Bildkunſt (vergl. S. 28—36) abzuſchließen.

Fünfhundertachtundzwanzig Fuß lang zog ſich der Cellenfries des Parthenon an allen vier Seiten unter der Säulenhalle um das innere Rechteck von Mauern her. Das rein Mechaniſche der Ausführung war eine ungeheure Arbeit, und wie in den Metopen auch die Hand geringerer Künſtler uns entgegentrat (S. 36), ſo mußten auch hier gewiß für die Nebenſachen Kräfte herangezogen werden, die bloß handwerklich meißelten.

In den Giebelfeldern des Gebäudes hatte ſich der Olymp der großen allgemeinen Götter und der Localgottheiten erſchloſſen; die Metopen ſtellten mythiſche Kämpfe von Göttern und Heroen gegen Naturkraft und rohe Stärke dar; im Cellenfries ſtieg die Poeſie des Marmors zum gegenwärtigen Menſchendaſein herab und gab, immerhin in idealer Verklärung, ein Bild aus dem Feſtleben des wirklichen Athens.

Alle vier Jahre, auf der Höhe des Sommers, ſetzte die Feier der Panathenäen die Bürger Athens in fröhliche Aufregung. Mädchen der erſten Geſchlechter und tadelloſen Rufes woben einen neuen Mantel für die Statue der Schutzgottheit (den Peplos), welcher vermuthlich zur Einhüllung der Statue zu allen Zeiten diente, wo ſie keinen Feſtbeſuchern gezeigt wurde. Dieß Gewand führten ſie dann ſelber in Prozeſſion zu dem Tempel hinauf. Ihre Brüder, Verwandten, Verlobten, die jungen „Ritter“ Athens, ſchloſſen ſich ihnen zu Roß an; die ältern Männer mit den Knaben ſtrömten auf die Gaſſen, um der blühenden Schönheit ihrer Jungfrauen und Jünglinge im Zuge ſich zu erfreuen. Den Tag ſchloß gegen Abend ein Wettrennen. Dieß iſt die hier dargeſtellte Feierlichkeit: ein Bild alſo aus dem täglichen Leben — aber im höchſten Stil behandelt zeigt es uns, wie ſchön und reich dieß atheniſche Leben geweſen iſt im Hochgefühl eines freien Volks nach dem Sieg über die Perſer. „Man ſieht zunächſt die Jungfrauen ſchreiten in langen Gewändern, Opfergefäße, Kränze und Schalen tragend, paarweiſe, meiſt geſenkten Hauptes, wie es ſich am heiligen Feſte ziemt; ruhigen Fußes, doch feſt auftretend, ohne zierliche Leichtigkeit, die Arme einfach herabhangend, wenige ſprechend oder umgewendet. Aeltere Männer ſtehen auf ihre langen Stäbe geſtützt, mit einander im Geſpräch; Götter ſitzen zuletzt, den Zug erwartend, und in ihrer Mitte, gerade über dem Eingang des Tempels geht eine heilige Handlung vor ſich, deren Bedeutung uns aber verborgen iſt. So auf der öſtlichen Seite des Tempels; auf den Langſeiten ſieht man im Anſchluß an die Jungfrauen der Oſtſeite Opferthiere unter Flöten- und Kitharſpiel heranführen, dann einen langen Zug von Wagen, worauf gerüſtete Jünglinge mit ihren Wagenlenkern ſtehen, hinter ihnen die Reiter, kräftige Jünglinge, nackt oder im kurzen wehenden Kleide, leicht und ritterlich in der Haltung, muthig und munter im Ausdrucke, viele ſich umwendend, einander zurufend; endlich auf der weſtlichen Schmalſeite ſolche, die noch nicht aufgeſtiegen ſind und ſich dazu vorbereiten.“ *)

Faſt das ganze Werk, theils in Originalplatten, theils in Abgüſſen, iſt in dem großen Elgin-Saal des britiſchen Muſeums rings in die Wände eingeſetzt. Die menſchlichen Figuren ſind ungefähr in halber Lebensgröße. Die Erhaltung iſt, vermöge der gedeckten Aufſtellung am Parthenon, an vielen Stücken auffallend gut, beſonders an den Pferdchen. Die Art der Flächenbehandlung unter-

---

*) Schnaaſe, Geſch. der bildenden Künſte Bd. II., von Carl Friederichs bearbeitet, S. 212.

ſcheidet ſich von andern griechiſchen Reliefs gänzlich; man vergleiche ſie z. B. mit dem Fries von Phigalia (Nr. 170—92). Die Figuren treten ſelbſt mit den hervorragendſten Theilen nur wenig (nie über drei Zoll!) aus dem Grund hervor: Arme, die am Körper über Gewänder herabhangen, ſind in dieſe Gewänder mehr eingetieft, als plaſtiſch herausgearbeitet (Nr. 90—91 bei den Händen der Mädchen). Dagegen heben ſich an den Rändern die Geſtalten nicht langſam aus der Tafel empor, ſondern ſie ſpringen gleich mit ſtarken Conturen herauf, die rechtwinklig aus dem Grunde hervortreten. Dieß iſt beſonders an den untern Rändern der Fall. Dadurch entſtanden, bei der ſchwachen Beleuchtung von unten aufwärts, ſtarke Umriſſe, die ſich als Linien von Licht oder von Schatten ſehr deutlich abzeichnen mußten.

Der geſammte Feſtzug fand ſeinen Abſchluß und ſein Ziel an der Oſtſeite. Grade in der Mitte, über dem alten Haupteingang des Tempels, ging hier die heilige Handlung vor: ein Jüngling, faſt noch Knabe, überreichte dem Archon, der den Cultus überwachte, den zuſammengeſchlagenen ſchweren Mantel für die Göttin, und die zwei Jungfrauen, die als die Erwählten des Volks dieſen Mantel gewoben hatten, ſtanden, heilige Brote auf dem Haupt tragend, vor einer Prieſterin. Rechts und links hiervon aber füllte ſonſt den ganzen Bilderſtreifen dieſer Oſtſeite die Verſammlung der Landesgötter, auf Schemeln ohne Lehnen ſitzend, nur Zeus auf einem Armſtuhl, um den Zug ihres feiernden Volkes zu empfangen. Eine Gruppe dieſer Göttergeſtalten haben wir unter Nr. 94, 95. Rechts iſt Demeter mit der Fackel aus zuſammengebündelten Ruthen, ihr zur Seite Triptolemus, ihr Zögling im Landbau. Die ländliche Ungenirtheit des Bauern ſpiegelt ſich in ſeinem bequemen Sitz; er balancirt ſich auf dem Schemel mit beiden Füßen in der Luft und umfaßt mit den zuſammengeſchlagenen Händen eins ſeiner Knie. Das Götterpaar links ſind die Dioskuren (Zeusſöhne), Kaſtor und Polydeukes (Pollux); man erkennt ſie an dem brüderlich-herzlichen Auflehnen des einen auf den andern, und an dem Schifferhut, den der eine auf dem Schoße hält. Die ſtehende Figur vor ihnen iſt ein Prieſter, bereit den Feſtzug zu empfangen. Auf dieſer Platte iſt es ganz unverkennbar, daß die Köpfe mit Hammer und Meißel ganz abſichtlich zerſtört ſind, während an den Körpern die Oberfläche zum Theil mit der feinſten Muskulatur erhalten iſt. Dieſe Verſtümmelung kann von den Chriſten herrühren, aus der Zeit, als der Parthenon eine Kirche war, aber ſie kann auch von den Türken kommen, da die Muhammedaner ſich vor gemeißelten Geſtalten fürchten und das Bildliche haſſen. Wenigſtens ſind auch in Perſepolis, wo doch kein chriſtlicher Fanatismus gewaltet haben möchte, ebenfalls von allen Reliefs grade die Köpfe muthwillig zerſchlagen.

Aus der Prozeſſion der Jungfrauen haben wir die Platten 90, 91 und 97, dann die Gruppe der Zuſchauer (Nr. 92, 93), auf welcher der auf ſeinen Stab gelehnte ältere Mann ſich auszeichnet, und drei Tafeln (96—98) mit Reitern. Die Pferde ſprühen Leben; Muskeln, Sehnen, ſelbſt Adern ſind auffallend ſtark ausgedrückt; das Springen, Bäumen, Scharren iſt vortrefflich gegeben. Merkwürdig, daß die Pferde im Vergleich mit den Mannsbildern ſo klein ſind. Dieſer Zug aber geht durch die ganze griechiſche Kunſt, das Thier wird dem begleitenden Menſchen ſtets untergeordnet. Die außerordentlich ſtarke Gliederung des Menſchenbildes, beſonders aber der mächtige Ausdruck des Antlitzes giebt den lebendigen Menſchen ſtets das Uebergewicht über das Thier; ſelbſt neben einem Elephanten verſchwindet ſein Führer noch nicht. Im Stein aber würde die todte Maſſe des Thieres den Mann bewältigen, wenn ſie nicht verkleinert würde. Die Römer, die in allen Stücken porträtartig ſein wollten, verſäumten dieß, aber der berühmte Marcus Aurelius auf der Capitolstreppe erſcheint auch auf ſeinem ſchweren Schlachtroß zu klein.

Bei Reiten und Fahren haben die Griechen die Zügel und alles, was zum Aufzäumen der Roſſe gehörte, nicht im Marmor angedeutet. Man dachte ſich früher, ſie hätten dieſe Dinge für allzu natürlich gehalten, die Roſſe daher ohne Strang und Zaum vor die Wagen ungeſchirrt hingeſtellt. Dieß war immer eine Thorheit, und durch neuere Funde iſt ſie völlig widerlegt. Im Maul des Roſſes vom Wagen des Mauſolus (im britiſchen Muſeum) ſieht man heut noch die bronzene Roſette, unter welcher der Zügel ſich ans Gebiß anſetzte, ſo wie, ebenfalls in Bronze, einen Theil des Geſchirrs vom Kopf. So waren ſicher auch die Zügel dieſer Pferde unſeres Frieſes von Metall; an dem Nacken und in der Ecke der Mäuler ſieht man bei den Pferden der Platte 98 ganz deutlich die runden Löcher eingebohrt, wo Gebiß und Geſchirr eingeſetzt geweſen ſind.

So ſehr wir nun bei dieſem Werke den Geiſt und in den meiſten Stücken auch die Ausführung bewundern, erkennen wir doch in einzelnen Theilen jene nur handwerkliche Arbeit, wovon oben geredet wurde. Die Gewänder der Götter (Platte 94, 95), z. B. die der Dioskuren ſind nichts als eine Maſſe zerknitterter Falten, ganz ſtillos, ganz ſchlecht gezeichnet. Die herabfließenden Gewänder der Mädchen (Platte 93), auf welche viel mehr ankam, ſind auch weit feiner; die herabhängenden Händchen, wo die Finger in ſo reizende und doch ſo naturwahre Biegung gegen einander geſtellt ſind (ganz ähnlich wie die größeren Hände auf dem Relief aus Eleuſis Nr. 133), verrathen, daß auch dieſe untergeordneten Meiſter die Schulmanieren ſich angeeignet hatten; daneben konnten dann aber bei ihnen wieder anatomiſche Fehler vorkommen, wie bei dem Knie des letzten Mädchens links auf dieſer Platte. Bei einem wohlgebauten Frauenbild iſt das Verhältniß vom Knie bis zur Fußbiege $4^1/_2$ Mal in der Körperlänge enthalten; bei dieſem Mädchen aber $5^1/_2$ Mal!

128. Die Jupitermaske von Otricoli und der olympiſche Zeus des Phidias.

Für den Feſttempel zu Olympia arbeitete Phidias die ſitzende Statue des Zeus aus Gold und Elfenbein. Der Gott ſaß auf einem reich mit Bildwerk und Malerei verzierten Thron von Cedernholz; der Oberkörper war unbekleidet, um die Hüften lag ein Gewand, welches aber die Füße wieder frei ließ. Um's Haupt trug er einen Kranz vom Laub des wilden Oelbaums, die linke hielt ein metallnes Scepter mit einem Adler auf der Spitze, und auf der Rechten ſtand eine geflügelte Siegesgöttin. Die Fleiſchtheile am Zeus und an der Siegesgöttin waren von Elfenbein, alle Gewänder aber von Gold, und auf dem Mantel des Zeus ſah man Thiere und Lilien als Muſter eingelegt, welche buntfarbig waren. Die Statue war 60 Fuß hoch, erſchien aber in dem engen Gehäuſe des Tempels dem Auge noch coloſſaler. In dieſer Schöpfung des Phidias erkannte der Grieche bis in die ſpäteſte Zeit des Heidenthums ſeinen eigenthümlichſten Nationalgott. Nie war die Geſtalt des Mannes zu göttlicherer Höhe geſteigert worden. Die Tempelſage behauptete, Phidias habe nach Vollendung des Werkes den Gott um ein Zeichen gebeten, daß er ihn würdig dargeſtellt, und der Donnerer habe aus wolkenloſer Luft einen Blitzſtrahl durch das offene Tempeldach geſchleudert; zu den Füßen der Statue zeigte man den Pilgern die Spur im Fußboden, wo der Strahl eingeſchlagen hatte. Eine Inſchrift drückte dieſe Aehnlichkeit mit dem Original geiſtreich ſo aus:

> Erdwärts ſtieg vom Himmel der Gott, ſein Bild dir zu zeigen,
> Oder den Gott zu ſchaun, Phidias, ſtiegſt du hinauf!

Bis tief in die chriſtliche Zeit blieb dieß Wunderwerk von Idee und Technik an ſeiner Stelle in Olympia; dann flüchtete man es in die feſten Mauern von Conſtantinopel, wo es 475 n. Chr. mit dem Palaſt, wo es ſtand, durch einen Brand zerſtört wurde. Das Original iſt aber in zahlreichen Nachbildungen uns erhalten; eine der ſchönſten iſt eine kleine Erzſtatuette aus der Sammlung Pourtalès, welche das britiſche Muſeum erworben hat; hier iſt aber die Siegesgöttin weggelaſſen, weil ſie in dieſer Kleinheit puppenhaft ausſehen mußte; dafür hält der Gott auf dem Schooß einen Donnerkeil.

Die Zeusmaske Nr. 128 („Maske", weil nur der Vordertheil des Kopfes ohne Hinterkopf abgebildet iſt) wurde unter Papſt Pius VI. (1775—98) zu Otricoli, dem alten Ocriculum, gefunden und iſt jetzt im Vatican aufgeſtellt. Bisher hat ſie ſtets als eine Nachahmung vom Kopf des Phidiasſchen Zeus von Olympia gegolten. In neuerer Zeit erſt iſt dieß bezweifelt worden, weil der Ausdruck der Maske für die Zeit des Phidias zu ſcharf und das Haar zu frei behandelt ſei. Aber der herrliche Asklepioskopf aus der Sammlung Blacas, (Nr. 143), von dem Niemand bezweifeln wird, daß er auf einen Schüler des

Phidias zurückgeht, iſt unſerm Zeuskopf ſo ähnlich, daß das Original des letztern muß vorhanden geweſen ſein, als jener geſchaffen wurde. Gewiß hat bei dem ſpätern Künſtler, der die Maske ausführte, der freiere Stil der jüngern Schulen eingewirkt, da Copieen nach Tempelſtatuen nie mit ſklaviſcher Genauigkeit gemacht werden konnten; allein die weſentlichen Züge des Phidiasſchen Originals ſcheinen uns hier erhalten.*)

---

*) Der Zweifel, ob der Kopf der Zeusmaske ein treues Bild von dem olympiſchen Zeus des Phidias gebe, iſt von Prof. Overbeck in Leipzig ausgeführt worden in einem Aufſatz der Verhandlungen der k. ſächſiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, Bd. 18, 1866, und iſt dann von ihm in der zweiten Auflage ſeiner Geſchichte der Plaſtik wiederholt. Herr Overbeck beruft ſich darauf, daß hinter dem Wellenhaar der Büſte man den Kranz von wildem Oellaub nicht hätte ſehen können. Dies iſt einfach durch den obengenannten Asklepioskopf von Melos widerlegt, der eben ſolches Mähnenhaar hat, und wo die Bohrlöcher im Marmor beweiſen, daß ein Kranz von Metall da war. Dann aber werden als Beweiſe zwei römiſche Schaumünzen aus Elis angeführt, welche dem Hadrian angehören: die eine zeigt auf der Rückſeite den Kopf des Zeus, die andre die ganze Geſtalt auf dem Thron ſitzend, und hier hat Zeus mildere Züge und langes ſanft herabfließendes Haar an Haupt und Bart. Es ſoll alſo ein Zeugniß, welches 600 Jahre nach Phidias kommt, entſcheiden. Wir aber ſind erſtens nicht ſicher, daß zu Hadrians Zeit, nach ſo vielen Plünderungen in Griechenland, der Zeus des Phidias noch den urſprünglichen Bart und das urſprüngliche Haar von Gold trug; die Athene des Parthenon hatte damals ihr goldenes Gewand wahrſcheinlich ſchon zweimal gewechſelt, und dem Asklepios von Epidaurus hatte Dionyſius von Syrakus den Goldbart geſtohlen. Zweitens kann eine römiſche Münze nicht gegen Münzen entſcheiden, welche gleich nach Phidias in Elis geprägt worden ſind. Herr Overbeck bringt auf der jener Abhandlung beigegebenen Tafel allerdings Abbildungen von einigen dieſer Münzen, aber dieſe ſind wohl nicht nach den Originalen gemacht, denn ſie thun dieſen ſehr unrecht. Ich habe durch die Güte des Beſitzers zwei Doppeldrachmen in Abdruck vor mir, welche ich nebſt zahlreichen andern Zeusköpfen aus dem 4. Jahrhundert bei Herrn Dr. Imhoof-Blumer in Winterthur unterſucht habe. Die eine, Zeuskopf nach links, mit der Aufſchrift ***FAΛEION*** (nicht ***FAΛEIΩN***) geht ſicher nicht, eine zweite, Zeuskopf nach rechts, im Felde Adler und Donnerkeil, mit der Aufſchrift ***FA*** geht wahrſcheinlich nicht dießſeits des erſten Viertels des 4. Jahrhunderts herunter. Beide ſind alſo etwa $^1/_2$ Jahrhundert ſpäter als das Original; beide zeigen den ſchärfſten Ausdruck (die zweite giebt ſogar die Pupille an); die zweite hat den Lockenkranz über Stirn und Schläfen ſehr ſtark, und hinter dieſen ſitzt der Laubkranz mit ſehr großen Blättern; beide haben ſtatt des ſchwächlichen Milchbartes der Hadriansmünzen den kurzen krauſen und ſtarkgelockten Bart der Maske, der den Mund beinah verbirgt. Und ſie werden wieder 50 Jahre ſpäter durch den Zeuskopf auf Münzen des Philipp von Makedonien verbürgt, der ganz ähnlich iſt, nur daß er mehrfach im Kranz eine dreifache Reihe von Blättern zeigt.

Von dem letztern berichtet ein griechiſcher Rhetor, ſein Ausdruck ſei ſanft und durchaus freundlich geweſen, und Phidias ſelbſt hat geſagt, ſein Motiv habe er aus einer Stelle im Homer genommen (Ilias I, 528 ff.), wo die Göttin Thetis den Zeus um eine Gunſt bittet: dieſe gewährend

— — winkte mit ſchwärzlichen Brauen Kronion;
Und die ambroſiſchen Locken des Königes wallten ihm vorwärts
Von dem unſterblichen Haupt: da bebten die Höh'n des Olympos.“

Darum habe er (Phidias) das ganze Antlitz des Gottes von den Augenbrauen und Haaren her aufgefaßt. Dieß ſtimmt ganz mit dem milden Ausdruck und der herrlichen Fülle von Haar und Bart bei unſerm Kopf. Zeus iſt hier, wie es bei einer Tempelſtatue ſich ziemte, der erhabene aber zugleich wohlwollende Vater der Götter und Menſchen. Der obere Theil des Angeſichts, die hohe Stirn, der herrliche Bau der Augenknochen, wo die Organe der Beobachtung ſtark und klar ausgebildet ſind, die tief aus ihren Höhlen blickenden ſchönumränderten Augen und die kraftvoll geführte Naſe — hier waltet überall ein hoher göttlicher Verſtand. Die kurze feingeſchürzte Oberlippe dagegen, der geöffnete Mund, auf welchem der Odem des Lebens zu ſchweben ſcheint, und die ſinnlich volle Unterlippe geben dem untern Theil des Antlitzes immer noch den Charakter des Naturgottes. Nur daß Alles, was an Bedürftigkeit des Sinnlichen, an's Eſſen, alſo an die Sterblichkeit erinnert, nämlich die ſtarken Kiefern des Mannes, hier von der Wolke des vollen weichen Bartes dem Auge wieder verhüllt wird: denn der Vater der Götter und Menſchen lebt nicht von irdiſcher Speiſe. Vergleicht man mit dieſem höchſten heidniſchen Ideal das chriſtliche Ideal der frühſten Chriſtusköpfe, ſo tritt der ganze Unterſchied zweier Weltanſchauungen hervor. Chriſtus trägt den Portraitkopf eines wirklich hiſtoriſchen, obwohl höchſt geiſtigen Menſchen. Dieſer Zeus aber hat nie gelebt: er iſt eine rein ideale Steigerung des männlichen Angeſichtes, wo Geiſt und Sinnlichkeit gleich wiegen, und ſeines Gleichen haben die Menſchenkinder nie unter ſich wandeln ſehen. Ja es geht die Steigerung der Formen über das Menſchliche hinaus. Schon Winckelmann hat bemerkt, daß hier eine Thierbildung ſtudirt worden iſt, um die Majeſtät noch zu erhöhen: von dem Kopf des Löwen iſt dieſe pyramidal mit Buckeln aufſteigende Stirn, die Querfalte, welche durch ſie hindurchſchneidet, und das mähnenartig in der Mitte wie eine Fontaine anſteigende Haar entnommen, das ſeitdem auch den Abkömmlingen des Zeus, z. B. dem Asklepios (Nr. 143) und dem Alexander (Nr. 88) von den Bildhauern geliehen wurde.

Statuette des Zeus.

Eine faſt eine Spanne hohe und ſehr vorzügliche Bronzeſtatuette im Antiquarium zu München (unſer Abguß ſteht in dem Glasſchrank der letzten Abtheilung) zeigt uns den Zeus, eine ganz nackte Geſtalt, von freundlichem wie gewährendem Ausdruck des Geſichtes, das von einem reichen Lockenkranz und herabwallendem und gekräuſeltem Bart umgeben iſt. Der Kopf iſt in dieſer Kleinheit höchſt lebendig. In die linke erhobene Hand haben wir uns ein Scepter zu denken; ob die rechte ebenfalls einen Gegenſtand hielt, läßt ſich nicht ſicher erkennen. Profeſſor v. Lützow, der ſie in den Münchener Antiken auf Tafel 26 abgebildet hat, iſt geneigt ſie in die Zeit des Lyſippus (um 330 v. Chr.) zu ſetzen.

133. Das Relief von Eleuſis.

An der Stelle des alten Eleuſis wurde 1859 das Marmorrelief mit drei lebensgroßen Figuren aufgefunden, das man jetzt in Athen aufbewahrt. Die beiden Gottheiten des heiligen Orts, rechts Demeter mit gebundenem Haar und Haarknoten, auch durch größere Fülle der Bruſt als die Mutter bezeichnet, links mit freiwallenden Locken Perſephone, haben einen ſtarkgebauten Knaben zwiſchen ſich ſtehen, dem ſie die eleuſiniſchen Weihen ertheilen. Seine derben Füße in ſchweren Bundſchuhen und das ungepflegt herabhängende Haar deuten auf einen Bauernſohn. Es kann Triptolemos ſein, der ſterbliche Knabe, dem Demeter hier in Eleuſis die Kunſt des Ackerbaus mittheilte.*) Er ſteht, zum Empfang der Geheimniſſe entkleidet, feſt und ernſt wie die Göttinnen da. Demeter legt ihm die Hand auf's Haupt, mit der ſie ihn bekränzt (man ſieht im Original noch ein Bohrloch, in welchem der Kranz befeſtigt war), Perſephone ſcheint ſeine rechte emporgehaltene Hand zu berühren. Ein ſtill religiöſes Gefühl durchzieht dieſe edle Gruppe und läßt ſie in ihrer Ruhe alterthümlicher erſcheinen, als ſie den Formen nach iſt. Die Hände verrathen viel Beobachtung des Wirklichen. Im thätigen Spiel der Menſchenhand gehen dritter und vierter Finger ſtets zuſammen, der zweite und fünfte aber trennen ſich von den andern und handeln für ſich. So liegt an der rechten Hand der jüngern Göttin der fünfte Finger über den andern, und an der linken drückt ſich Zeigefinger und fünfter Finger von den übrigen getrennt an den Stab, den ſie hält. In der Haltung und Zeichnung der Hände bei der älteren Göttin verräth ſich die größte Aehnlichkeit mit den Feſtzügen der Mädchen vom Parthenon (vgl. die Platte Nr. 91), und die Gewänder ſind zwar ſchlicht in den Falten, wie die ruhige Handlung es verlangte, aber ſie ſtehen dem Stil jener Bildwerke ſonſt ganz nahe.**)

---

*) Welcker (Alte Denkmäler, V, 104 ff.) hält den Knaben für Jakchos, einen Sohn der Demeter, der mit dieſer und der Perſephone zuſammen in Eleuſis verehrt wurde als Spender des Getreides zur Nahrung der Menſchen.

**) Auf unſerer Tafel wollte Jahn (Populäre Aufſätze, S. 230) eine Verſchiedenheit in der Auffaſſung der beiden Göttinnen ſehen: die Demeter zeige die

106. Statue der Amazone.

Phidias arbeitete eine Amazone in Erz zum Schmuck des Tempels zu Epheſus in Concurrenz mit vier andern großen Künſtlern, und obwohl als der erſte Meiſter ſeiner Zeit anerkannt, gewann er dießmal nicht den Preis, vielleicht weil für ſeinen an große Götterideale gewohnten Meißel der Gegenſtand nicht erhaben genug war. Auf eine der vier bei dieſem Anlaß entſtandenen Arbeiten, welche ſämmtlich im Tempel aufgeſtellt wurden, wird dieſe lebensgroße Statue als Copie in Marmor zurückzuführen ſein, von der es noch mehrere Wiederholungen giebt. Das Original unſerer Statue ſtammt aus der Villa Mattei in Rom und wurde von Papſt Clemens XIV. für den Vatican erworben. Es iſt gut erhalten, außer kleinen Ergänzungen ſind nur das rechte Bein (mit Ausnahme des Fußes), ſowie die Arme mit den Anſätzen eines Bogens modern. Am linken Fuß trägt ſie ein verziertes Band, das durch einen beſonderen Lederſtreifen unter der Sohle feſtgehalten wird: es diente zur Befeſtigung des Spornes, der nur an einem Fuß getragen wurde. Denn Amazonen kämpfen gern zu Roß, wie man auf dem Fries von Phigaleia (Nr. 170—92), den Platten vom Mauſoleum (Nr. 74, 75) und dem Amazonenſarkophag aus Wien (Nr. 214—16) ſieht. Der Künſtler hat ſeine Aufgabe intereſſant aufgefaßt; er giebt uns eine beſiegte, eine gefangene Amazone. Ihren halbmondförmigen Schild mit der Doppelaxt hat ſie an den Baumſtamm hinter ſich aufgehängt, den Helm neben dem linken Fuß auf die Erde gelegt, den Köcher mit dem Deckel geſchloſſen; jetzt iſt ſie beſchäftigt, den Bogen der Schlacht abzuſpannen. In dieſem Sinne ſind wenigſtens Arme und Hände unſerer Figur jetzt reſtaurirt. Auf einer antiken Gemme hält ſie dagegen mit der über den Kopf erhobnen Rechten und unterwärts mit der Linken einen Speer, auf den ſie ſich wie ermattet ſtützt. Das that auch, wie wir beſtimmt wiſſen, die Amazone des Phidias, und ſo ſollte auch unſere Statue ergänzt ſein, die man als eine Copie in Marmor auf das Bronze-Original des Phidias zurückführt. Auch ſtimmt beſonders der untere Theil des Geſichts der Amazone, ſo der ſtarke Mund, ſehr mit dem Kopf der Pallas von Velletri (Nr. 209). Die ſtolze Kriegerin iſt bezwungen; das Antlitz mit dem faſt zu männlich großen Mund ſucht in ernſter Betrübniß den Boden. Die kraftvoll ſchönen Formen werden durch den Gegenſatz in den feinen Falten des Gewandes noch mehr hervorgehoben.

---

ganze Freiheit der attiſchen Kunſt, die Perſephone aber in ihrer gradlinigen Einfachheit einen Reſt des alterthümlichen Stiles. Dieß kann nur auf das Gewand des Mädchens gehen, das aber nicht einfacher fällt, als ſonſt bei ſtehenden Statuen noch ſpäterer Zeit; in der körperlichen Bildung zeigt die Tochter eher einen Fortſchritt der Kunſt über die Mutter hinaus. Eine Stilverſchiedenheit iſt mir unmöglich zu erkennen.

Jn mehreren Wiederholungen einer anderen Amazonenſtatue glaubt man die des Polyklet zu erkennen, welche bei jenem Wettkampf großer Künſtler den Sieg davontrug, und eine dritte dieſer epheſiniſchen Statuen, die verwundete Amazone des Kreſilas, iſt gleichfalls in Nachbildungen erhalten. Die des Polyklet iſt kürzlich (1869) in einer ſchönen Wiederholung ins Muſeum zu Berlin gekommen.*) Dagegen iſt die Statuette einer angeblichen Amazone in Dresden (Nr. 51) ein unbedeutendes Werk, obwohl ihr Fundort, Salamis, ſie als griechiſche Arbeit bezeugt. Kopf, rechte Hand, linker Arm, beide Beine und die Waffen ſind ergänzt, und der Torſo mit dem umgeſchlagenen Thierfell und dem gefältelten Kleid iſt ſtark überarbeitet. Das Thierfell hat vor der Bruſt ganz unnatürliche Falten, das Untergewand iſt über beiden Knien vermeißelt, ſo daß ſein Saum auf dem rechten Knie in die Körperform einſchneidet, auch die kleinlichen Falten dieſes Untergewandes ſehen gar nicht antik aus. Ganz häßlich iſt der lange ſteife Mantel im Rücken, der ſich für eine raſche Kriegerin gar nicht ſchickt. Auch die reſtaurirten Extremitäten, obwohl ſie von Thorwaldſen ſein ſollen, ſind hart und ſteinern. Zuverläſſig falſch iſt die Waffe ergänzt, jeder Holzhauer würde dem Künſtler ſagen, daß mit einem ſchweren Beil an einem ſo langen ſchwanken Stiel kein irgend ſichrer Hieb geführt werden kann. Da nun aber der Stiel antik ſein ſoll, muß er etwas andres als ein Axtſtiel geweſen ſein. Wir haben alſo in dem verſtümmelten und zerarbeiteten Torſo nichts Sicheres, um die Zeit der Entſtehung des Werks zu erſchließen, noch auch nur zu behaupten, daß es urſprünglich eine Amazone vorſtellen ſollte.

143. Der Kopf des Asklepios.

Von den Werken des Phidias gehen wir zu Arbeiten ſeiner Schule über. Der Meiſter hatte zahlreiche Schüler gebildet. Von dieſen half Kolotes ihm bei dem Coloß für Olympia; Alkamenes ſchmückte den hinteren Giebel deſſelben Tempels mit einer Gruppe, und Agorakritos, ſein Liebling, ſoll von Phidias eine Statue geſchenkt erhalten haben, auf welche er dem Agorakritos deſſen eigenen Namen zu ſetzen erlaubte und die als Nemeſis zu Rhamnus in Attika große Bewunderung fand. Nicht weniger als drei Künſtler aus der Generation nach Phidias erhielten Statuen des Asklepios (Aesculap) zu machen; die berühmteſte darunter war die von Thraſymedes aus der Jnſel Paros, ſitzend, von Gold und Elfenbein, für die Stadt Epidauros an der Küſte von Argolis, wo Asklepios ſollte geboren ſein und einen berühmten Tempel hatte. Dieſe

---

*) Lützow, Zeitſchrift für bildende Kunſt, 1870, S. 33—37, wo auch eine Abbildung. Einen Abguß dieſer vortrefflichen Statue beſitzt die Kunſthalle zu Carlsruhe.

Statue war ſo ſchön, daß fünfhundert Jahre ſpäter ein chriſtlicher Schriftſteller ſie dem Phidias zuſchrieb. Der Gott der Heilkunſt war hier bärtig abgebildet, und ſein Bart war von Gold. Von dem Kopf dieſer Statue des Thraſymedes möchte unſer Asklepioskopf herzuleiten ſein, als eine bald nach dem Original in Griechenland genommene Copie in Marmor. Schon die Künſtler der folgenden Generation, von Skopas anfangend, und ſo 200 Jahr lang bis zu der Schule von Pergamon herunter, ſtellten nämlich den Asklepios bartlos vor, vielleicht weil ſein Vater Apollo niemals einen Bart trägt. Erſt von da an herrſcht dann in der römiſchen Kunſt wieder der bärtige Gott. Jedenfalls gehört alſo die Erfindung des bärtigen Hauptes noch in die große Schule des Phidias. Es iſt einer der ſchönſten Köpfe des ganzen Alterthums. Die Familienähnlichkeit mit ſeinem Großvater, dem Zeus, fällt ſogleich auf; doch iſt der gewaltige Ausdruck des Göttlichen gemildert, und eine ſanfte menſchliche Theilnahme, wie ſie dem Heilgotte ziemt, verklärt den oberen Theil des Antlitzes. Die Augen des Asklepios blicken aufwärts, wie von den Göttern Hülfe für einen Kranken erflehend; Zeus aber ſchaut grade aus, denn er hat keinen Größern über ſich. Dieſer prachtvolle Marmorkopf wurde im Jahre 1828 auf der Inſel Melos gefunden, in deren Boden acht Jahre vorher die berühmte Venus von Milo war ausgegraben worden; bei dem Kopf fand ſich ein Täfelchen mit einem Bein und einer Inſchrift, worin ein Kranker dem Asklepios, der Hygieia und der Tyche für ſeine Geneſung dankt, ſo daß an der Erklärung des Kopfes als Asklepios kaum ein Zweifel möglich iſt. Während aber die Venus als Geſchenk an Ludwig XVIII. und ſo in den Louvre kam, ging dieſer Kopf an den Herzog von Blacas über, ſtand lang in einer Kiſte verpackt und iſt jetzt erſt im britiſchen Muſeum ſammt der Votivtafel wieder an's Licht getreten, ſeit dieſes die ganze prachtvolle Blacas-Sammlung von Alterthümern 1866 für 1,200,000 Franken angekauft hat. Auf dem Haupt ſieht man im Original noch die Spuren, wo ein Kranz, wohl von Metall, in dem Marmor befeſtigt war. Der Gyps unſeres Abguſſes iſt aber, wie oft bei engliſchen Güſſen, zu rauh und giebt die hohe Schönheit des Marmors nur ſchwach wieder. Auch ſollte der Kopf, wie in London, auf einem höhern Poſtament ſtehen, daß man ihn mehr von unten herauf anſähe.

170—92. Der Fries von Phigaleia.

Phigaleia iſt eine Landſchaft in Arkadien an der Nordgrenze der Landſchaf Meſſenien. Als im Jahr 430, während der erſten Jahre des peloponneſiſchen Krieges, in Athen die furchtbare Peſt wüthete, blieb dieß Bergland verſchont, und die Bewohner beſchloſſen dafür auf hoher Bergeshalde dem rettenden Apollo (Apollon Epikurios) einen Tempel zu bauen. Apollo bringt mit ſeinen Pfeilen die Peſt, aber als Heilgott wendet er ſie auch ab. An einem Ort, der von einer nahen Schlucht den Namen Baſſä erhielt, wurde der Tempel errichtet. Er galt für einen der ſchönſten Tempel im ganzen Peloponnes. Seine äußere Säulenſtellung iſt noch ganz erhalten, denn das Werk war von hartem, nicht verwitterndem Kalkſtein erbaut; nur der Bilderfries war von weißem Marmor eingeſetzt. Von der Höhe des Berges hat man einen herrlichen Ausblick rückwärts in die Gebirgswelt Arkadiens, vorwärts über das blühende Thal von Meſſenien, deſſen ſchimmernder Golf zwiſchen zwei in Vorgebirge auslaufenden mächtigen Bergzügen tief ins Land hereintritt. Den Tempel errichtete Iktinos, derſelbe, der unter Phidias den Parthenon gebaut hatte. Aus dieſem Einfluß des athenienſiſchen Baumeiſters iſt es wohl zu erklären, daß der Fries zwei Glorien aus Athens ſagenhafter Vorzeit, nämlich zwei Heldenthaten des Theſeus darſtellt: den Kentaurenkampf und die Amazonenſchlacht, welche auf vielen griechiſchen Denkmälern zuſammengeſtellt ſind. Neben dem nationalen Stolz wirkte bei der Wahl dieſer beiden Stoffe auch das künſtleriſche Gefühl: im Kentaurenkampf ließ ſich die edle heroiſche Kraft im Gegenſatz zu der beſtialiſchen Stärke, in der Amazonenſchlacht aber das Schönſte darſtellen, was es auf Erden giebt, was wir aber nie mit Augen ſchauen, die in leidenſchaftlichem Handeln wildbewegte Form des Weibes. Beides iſt hier auf's Herrlichſte entfaltet; dieſe Bildwerke von Phigaleia ſind ſchon viel wilder in Erregtheit und Bewegung als die Sachen des Phidias, und beweiſen, daß die Kunſt der Griechen nicht nur in der vielgerühmten „klaſſiſchen Ruhe“ glänzte.

Im Jahr 1812 grub dieſelbe Geſellſchaft von engliſchen und deutſchen Archäologen, welche das Jahr vorher die Aegineten (S. 16) aufgefunden hatte, auch dieſen Tempel auf und fand den Fries noch ganz vollſtändig im Schutt. Die Erhaltung war für ein Werk, das nun 2200 Jahr alt iſt, wahrhaft wunderbar: an ganzen Figuren dieſes Frieſes iſt noch jede Falte des Gewandes, jede Sehne und Ader im Fleiſch mit der urſprünglichen Oberfläche erhalten. Der Preis von 175,000 Franken, den die engliſche Regierung dafür zahlte, war alſo für ein ſolches Werk aus der ſchönſten griechiſchen Zeit ein mäßiger. Der ganze Fries, ſammt den geringen Reſten der marmornen Tempelſtatue des Apollo, iſt jetzt in einem beſondern Saale des britiſchen Muſeums (dem Phigalian Saloon) aufgeſtellt.

Die vortreffliche Erhaltung iſt wohl hauptſächlich dem Umſtande zuzuſchreiben, daß der Fries ſich im Innern der Tempelcella befand, nicht, wie ſonſt die Cellenfrieſe, an der äußern Wand der Cella umherlief. Der Baumeiſter hatte dem Bildhauer vorgearbeitet, indem er ihm für ſein Werk den ſchönſten Rahmen erſchuf. Das ganze Aeußere des Tempels iſt doriſch: ins Innere der Cella aber waren parallel den Langſeiten zwei Reihen Halbſäulen geſtellt; dieſe trugen über ihrem Architrav dieſen Bilderſtreifen, der ſich dann auch an den beiden innern Schmalſeiten der Cella umherzog. Die joniſche Säulenordnung war dabei gewiß mit Abſicht gewählt. Hätte man hier, wie draußen am Tempel, doriſche Säulen gebraucht, ſo mußte man auch einen doriſchen Fries nehmen, und dieſer zerſchneidet durch die großen hervortretenden Balkenköpfe die ganze Bildfläche in viereckte Tafeln, ſo daß immer nur einzelne getrennte Gruppen angebracht werden können. Der joniſche Fries aber, weil im urſprünglichen Holzbau Joniens die ſchweren Balkenköpfe durch leichte Sparrenköpfe unter dem Dach erſetzt waren, hat gar keine architektoniſche Abtheilung und erlaubt alſo dem Bildhauer, eine ganze Begebenheit ununterbrochen in epiſchem Fortlaufe zu erzählen.

Trat man in das Gebäude, als es noch vollſtändig war, ſo hatte man grade vor ſich, auf der einen Schmalſeite, die große marmorne Tempelſtatue des Apollo; darüber aber im Fries erſchien derſelbe Gott wieder, bereit den Griechen gegen die Kentauren zu Hülfe zu kommen. Es iſt diejenige Platte, die man in der Aufſtellung unſerer Sammlung in der Mitte der dritten Reihe ſieht. Artemis (Diana) ſteht als Lenkerin auf ihrem von Hirſchen, ihren heiligen Thieren, in raſchem Lauf gezogenen Wagen, und hat ihren Bruder Apollo neben ſich aufſteigen laſſen, der wahrſcheinlich den Bogen ſpannte. Die Köpfe des Geſchwiſterpaares ſind zerſtört. Links von ihnen endete der Amazonenkampf mit dem Todten und dem Verwundeten, die vom Schlachtfeld weggebracht werden; rechts aber fing die Kentaurenſchlacht an und zog ſich auch noch an der ganzen Langſeite bis in die Ecken fort. Links aber lief der Amazonenkampf auch eine ganze Langſeite entlang, ſetzte ſich aber auch noch an der Schmalſeite über der Thür fort. Er war alſo länger als die Kentaurenſchlacht, ohne Zweifel, weil ſein Gegenſtand menſchlich ſchöner iſt. Die Platten folgten ſich ſo, daß je die Mitte jeder Langſeite von einer beſonders kraftvollen Gruppe eingenommen wurde. Dort ſtand im Amazonenkampfe das mittlere der drei Pferde (in unſerer Sammlung in der Reihe über der unterſten) und der mit zwei Amazonen kämpfende Theſeus, an der Löwenhaut erkennbar, die er wie ſein Freund Herakles in griechiſcher Kunſt trägt; rechts aber, im Centrum der Langſeite der Kentauren, ſah man den Kaineus, den zwei Kentauren mit einem Felsblock erdrücken, während er ihnen noch den Schild entgegenſtemmt.

Die Kentauren kämpfen ohne künſtliche Waffen: ſie treten die Gegner mit den Vorderhufen nieder, ſchlagen mit den Hinterbeinen aus, brauchen allenfalls ausgeriſſene Bäume und zum Werfen Feldſteine. Die Griechen tragen den großen runden Schild und führen meiſt das kurze Handſchwert; nur Theſeus ſcheint beide Male, wo er auftritt, die Keule zu brauchen. Die Amazonen ſind in den doriſchen kurzen Rock bis an die Knie gekleidet, der entweder an einer Seite aufgeſchlitzt den Schenkel beim Ausſchreiten bloß läßt oder ſonſt bei ſtarkem Ausfall gegen einen Gegner ſich in ſtramme horizontale Falten zieht. Zuweilen ſind ſie geſtiefelt. Einige, z. B. die Amazone, welche ohnmächtig auf den Hals ihres ſtürzenden Pferdes niederſinkt und von zwei Griechen ergriffen wird, haben die aſiatiſche Tracht mit Hoſen von feinem Zeug. Einige ſind behelmt, alle führen den kleinern Schild, aus deſſen Rand ein Mond ausgeſchnitten iſt, um durch die Lücke im Handgemenge nach dem Feind zu ſpähen.

Der Fries iſt nur ſtark zwei Fuß hoch, da aber die Figuren zu Angriff und Vertheidigung meiſt ſchräg geſtellt ſind, würden ſie gradauf ſtehend etwas über zwei Fuß hoch ſein. Immerhin alſo nur ſtark ein Drittel Lebensgröße. Bei dieſer Kleinheit mußten ſie in kraftvoller Bewegung, im vollen dramatiſchen Handeln dargeſtellt werden, ſonſt hätte man ſie in einer Höhe von 26 Fuß nicht unterſcheiden können. Da das mittlere Rechteck des Tempels unbedeckt war, fiel das Licht voll vom Himmel auf dieſe Bildwerke; die Schatten heraustretender Glieder, Arme, Pferdebeine, ſahen alſo, da ſie von oben nach unten auf die Hintergründe fielen, nicht unnatürlich aus, und ſo durfte für dieſes Werk ein ſehr rundes Relief gewählt werden, was wieder viel zur Verſtärkung des Eindrucks mitwirkt.

Die ungeheuerſte Lebhaftigkeit und der reichſte Wechſel in den Einzelheiten beider Kampfreihen ſind an dieſem Werk das Auffallendſte und Schönſte. Jede kämpfende Gruppe bildet eine Ballade für ſich. In der Kentaurenſchlacht herrſcht eine bis zum Rohen gehende Wildheit der Kampfwuth. Ein Kentaur reißt im trunkenen Uebermuth der Braut, der Hippodamia, den großen Brautſchleier ab und will ſie ergreifen; ſie klammert ſich mit dem einen Arm an das alterthümliche Holzbild einer Göttin und zieht mit der andern Hand das Gewand wieder über ſich. Die Brautjungfer wendet ſich erſchreckt und händeringend zur Flucht. In dieſem Augenblick ſpringt Theſeus, die Löwenhaut über einen Baumſtamm abwerfend, dem Ungethüm auf den Rücken und umſchlingt ſeine Gurgel, um ihm mit der geſchwungenen Keule den Schädel einzuſchlagen. Auch andre Kentauren ſuchen Frauen zu rauben, einige unter den Frauen tragen Kinder auf dem Arm. Darüber entſteht das wüthendſte Gemetzel, man ſieht aber, daß der Sieg ſich ſchon auf die Seite der Helden neigt. Die wildeſte Gruppe iſt die in der dritten Reihe, wo ein Kentaur mit beiden Theilen ſeines Leibes kämpft. Ein hinter ihm ſtehender Grieche hat ihm den Pferdeſchwanz abgehauen, er ſchlägt vor Schmerz wüthend mit den Hinterhufen als Roß gegen den Gegner aus, der ſich mit dem Schilde deckt; zugleich aber faßt ihn vorn ein andrer Jüngling und giebt ihm den Todesſtoß in die Weichen: er aber ergreift den Gegner und beißt ihm am Hals die Ader durch, welche das Blut vom Herzen nach dem Hirn führt. Beide ſind des Todes.

Auf der Amazonenſeite fehlt es dagegen nicht an menſchlich rührenden Zügen. Eine Amazone hat ſich ſchutzflehend auf einen Altar geſetzt, ihr Sieger ſucht ſie bei den Haaren fortzureißen, da er ſie am heiligen Ort nicht zu morden wagt. Auf einer Platte der untern Reihe ſehen wir eine Frauengeſtalt ſterbend in die Knie brechen, unvergleichlich lebendig dargeſtellt. Sie iſt keine Amazone, ſondern nach dem langen Kleid eine Athenerin; die mächtige Amazone links hat ſie erſchlagen, und wird dafür von einem Manne, etwa dem Gemahl der Getödteten, mit Wuth angegriffen. Vielleicht das Schönſte aber iſt die Gruppe rechts von dieſer, welche uns deutlich eine ganze Geſchichte erzählt. Ein Grieche hat eine Amazone erlegt, welche ſterbend auf die Knie ſinkt; eine Schweſter tritt hinzu und ſucht ſie aufrecht zu halten. Aber eine mächtige Rächerin iſt ſchon dazwiſchen getreten, ſie hat den Jüngling mit einem Beilſchlag niedergelegt und holt gegen ihn, der die rechte Hand, um ſein Leben flehend, emporhält, zum Todeshieb aus. Da eilt, von zärtlicherem Gefühl bewegt, eine junge Kriegerin hinzu, und den Schild als Friedenszeichen in den Nacken geworfen bittet ſie mit aufgehobenen Händen um das Leben des Feindes.

Wenn wir dieſe Tonleiter von Empfindungen und die Kraft der Compoſition in jedem Theil dieſes Frieſes bewundern müſſen, ſo kommt dann die Ausführung nicht ganz der Idee gleich. Die körperliche Bewegung iſt immer herrlich, das Leben der Seele aber iſt ſchwächer angegeben; die Köpfe ſind zum Theil ſogar ausdruckslos. Auch die Gewänder ſind nicht immer mit Feinheit behandelt, die Figuren, für ihre Fülle, etwas kurz. Man hat daher die Vermuthung ausgeſprochen, es möchten wohl die Zeichnungen oder Modelle von einem ganz großen Bildhauer in Athen angefertigt, die Ausarbeitung ſelbſt aber von mehr untergeordneten, im Peloponnes einheimiſchen Künſtlern gemacht worden ſein.

55—59. Fries vom Tempel der Athene als Siegesgöttin.

Rechts über der großen Treppe beim Aufgang auf die Burg von Athen ſtand auf einem hohen thurmartigen Mauervorſprung das kleine joniſche Tempelchen der Stadtgöttin Athene, die man hier als Geberin des Sieges unter dem Namen Athena Nike verehrte. Man nimmt an, es ſei nach den großen Siegen über die Perſer erbaut worden, unter der Staatsleitung von Kimon, des Miltiades Sohn. Die Türken hatten das Tempelchen abgebrochen, um die Steine zum Bau einer Baſtion zu verwenden; das hergeſtellte Hellas hat ſeit 1835 die Baſtion abgetragen, und die Bauſtücke wurden ſo wohl erhalten vorgefunden, daß heut das kleine Gebäude auf ſeiner alten Grundlage wieder aufrecht ſteht. Die Frieſe ſind freilich ſehr zerſtoßen, und unter den hier vorhandenen iſt nur die eine Platte mit dem Zweikampf, die von der Weſtſeite des Gebäudes ſtammt (Nr. 59), noch gut erhalten. Die drei andern Seiten enthielten zuerſt, wie der Parthenonfries, eine Götterverſammlung, darſtellend das erſte Auftreten der Athene im Kreis der Götter, dann aber einen Kampf von Griechen gegen Perſer, alſo ein hiſtoriſches Schlachtenbild, während wir bisher in Tempelfrieſen nur Kämpfe der Götter- und Heldenſage angetroffen haben. Die Perſer ſind zum Theil beritten, auf ſehr lebendigen Pferden; man kennt ſie an ihren Hoſen von feingefälteltem Zeug. Die Weſtſeite ſtellte dagegen einen Kampf von Griechen mit Griechen dar, und der Krieger auf der Platte oben rechts trägt einen böotiſchen Helm. Will man nun in der Geſchichte eine Schlacht ſuchen, wo Griechen zugleich gegen Perſer und gegen ihre Landsleute geſtritten haben, ſo kann es (wie Overbeck ſcharfſinnig fand) nur die bei Platää (479) ſein. Mardonius, der perſiſche Oberfeldherr, blieb nach der Flucht des Xerxes mit einem gewählten Heer in Böotien zurück und preßte die einheimiſche Bevölkerung zum Kriegsdienſt gegen die verbündeten Griechen. Nach dieſer gewaltigen Schlacht haben die Aſiaten den Boden von Hellas nicht mehr betreten; ihr zu Ehren könnte der ſiegreichen Stadtgöttin das ganze Tempelchen erbaut worden ſein.

Größer und ſchöner als dieſe kleinen Reliefs ſind die Platten von der

60—62. Marmorbaluſtrade des Tempels der Athena Nike.

An einer Ecke des Mauerthurms, wo das Tempelchen ſtand, wurde nämlich eine Baluſtrade von Marmor vorgezogen und deren Außenſeiten mit Reliefs geſchmückt. Es war Sitte, daß bei dem jährlichen Feſt der kleinen Panathenäen eine der ſchönſten Opferkühe ausgewählt und der Athena Nike dargebracht wurde, während man die übrigen an dem großen Altar der Athena Polias ſchlachtete. Darauf beziehen ſich hier die beiden Victorien, welche die Kuh zum Opfer herbeiführen; eine zweite ſteht bei einer Siegestrophäe, welche eine dritte (hier nicht vorhandene) aufrichtet; noch eine andre befeſtigt ſich, auf Einem Fuß ſtehend, die losgegangene Sandale des andern Fußes. Dieſe Reliefs ſcheinen ſpäter als der Fries Nr. 55—58, denn ſie verrathen die ganze Verfeinerung der atheniſchen Schule. Es iſt daher die Vermuthung ausgeſprochen, daß dieſe Baluſtrade im Jahr 407 v. Chr. gearbeitet ſein könnte, als Alkibiades aus großen Seeſchlachten ſiegreich in ſeine Vaterſtadt heimkehrte, worauf auch der Umſtand deutet, daß von den beiden Figuren der Athene, die auf der Baluſtrade vorkommen, die eine auf einem Schiffe ſitzend dargeſtellt iſt.*) Durch die traurige Zerſtoßung aller vorſtehenden Theile, zumal auch an den Gewandfalten, leuchtet immer noch die hohe Schönheit der Geſtalten hervor. Die herrlichen Frauenkörper erſcheinen wie athmend unter den dünnen Stoffen, die Stellungen ſind leicht und frei, und die Sandalenbinderin, mit dem linken wie balancirend ausgereckten Arm, als ob ſie hüpfte um ſich in der ſchwierigen Stellung zu erhalten, iſt wunderbar lebendig. Auch müſſen ſie ſchon im Alterthum berühmt geweſen ſein, denn die Gruppe der Niken mit der Kuh kommt mehrmals in Nachbildungen vor, und die Sandalenbinderin kehrt auf einem ſpätern, aber noch ſehr ſchönen griechiſchen Relief wieder, nämlich auf der „Anbetung des bärtigen Bacchus“ in der Münchener Glyptothek, wo ſie für eine ältere Frau benutzt iſt, welche ſich anſchickt vor der Hermenſäule des Bacchus eine religiöſe Ceremonie zu vollziehen. Auch die zweite Figur dieſes Münchner Reliefs, ein ſchlankes Mädchen, das der Statue eine Binde ums Haupt knüpft, hat im Motiv mit der Siegesgöttin bei der Trophäe Aehnlichkeit, nur daß ſie umgekehrt geſtellt iſt.

---

*) Kekule, die Baluſtrade des Tempels der Athena Nike. Leipzig, 1869. S. 40.

21. Korbträgerin vom Erechtheion.

Neben dem großen Parthenon erhob ſich auf dem Burgfelſen zu Athen noch ein uraltes Nationalheiligthum, das in Einem Gebäude mehrere Cultus- und Reliquienſtätten vereinigte, nämlich der Tempel der Athene Polias. Eines dieſer einzelnen Heiligthümer, das gewöhnlich ſogenannte Erechtheion (das aber jetzt für die Grabſtätte des Stadtgründers Kekrops gilt), war als eine kleine, aber höchſt zierliche Halle ſeitwärts an den Tempel angebaut. Auf einer etwa mannshohen Brüſtungsmauer ſtanden ſechs marmorne Jungfrauen und trugen auf ihren Häuptern das ganze leichte Gebälk, auf welchem eine ebenfalls leichte Decke ruhete. Die unſre hat Lord Elgin ausbrechen laſſen und nach England gebracht; an ihrer Stelle ſteht in Athen ein Gypsabguß. Dieſe ſechs als Säulen dienenden Statuen werden gewöhnlich als die Karyatiden des Erechtheions bezeichnet. Dieſer Ausdruck iſt ungenau. In den Perſerkriegen ſoll die Stadt Karyä in Lakonien ſich in ein landesverrätheriſches Bündniß mit dem Feinde eingelaſſen haben; nachher hätten die verbündeten Griechen ſie zerſtört, die Bewohner zu Sklaven gemacht und die Frauen, um ihre Demüthigung anzudeuten, anſtatt Säulen nachgebildet. Solch eine Figur hieß dann eine Karyatis, d. h. eine Frau von Karyä. Allein an Sklavinnen iſt wenigſtens hier nicht zu denken: es ſind athenienſiſche Jungfrauen im langen Feſtgewand, das wie auf den panathenäiſchen Feſtzügen mittels eines Gürtels unter den Brüſten aufgebunden einen Ueberfall bildet. Auf dem Rücken hat das Gewand noch einen beſondern Ueberſchlag, und um den Hals zu verſtärken und im Stein für das Tragen des Gebälks tüchtig zu machen, fällt das Haar in ſchweren Zöpfen auf Bruſt und Rücken nieder. Man wird ſie alſo am richtigſten Kanephoren nennen, d. h. athenienſiſche Mädchen der erſten Geſchlechter, welche in der Prozeſſion der Panathenäen und anderer Feſte auf dem Kopf Dinge trugen, die zum Opfer gehörig waren. Sehr geiſtvoll iſt das Körbchen, das die Jungfrauen tragen, durch den Eierſtab als der Wulſt vom Capitell der joniſchen Säule bezeichnet; auf der Platte darüber lag unmittelbar das Gebälk. So geht das belebte Menſchenbild leis in die architektoniſchen Formen hinüber; aber auch in der Ruhe der ganzen Geſtalt, den leicht und ungeziert zu beiden Seiten herabhangenden Armen, der feſten ſtrammen Haltung und den leis an die Cannelur einer Säule erinnernden graden Gewandfalten tritt etwas ſtreng Statuariſches heraus, wie es für dieſe tragenden Geſtalten ſich ſchickt. Daß ſie dennoch belebt ſind, beweiſt die Stellung der Knie. Der rechte Fuß ſteht feſt auf, der linke hebt ſich leicht, wie um in feierlich-langſamem Prozeſſionsgang eine Stufe der Treppe zu beſchreiten, die zu den Burgheiligthümern hinaufführt. Das Erechtheion war, wie wir aus einer Inſchrift wiſſen, im Jahr 409 noch nicht vollendet; die Statue mit ihrer Großheit und ihrem würdevollen Stil liefert alſo den Beweis, daß der Geiſt des Phidias, wenigſtens in einzelnen Meiſtern, ihn zu Athen noch ein volles Menſchenalter überlebte.

232. Die bekleideten Grazien, nach Sokrates.

Am Eingang zur Akropolis von Athen, öſtlich von den Propyläen, ſtanden an einer noch heut ſichtbaren etwa mannshohen Felswand drei Chariten (Grazien), von denen mehrere Augenzeugen ausdrücklich bemerken, daß ſie bekleidet waren. Eine beſtimmte Andeutung läßt ſchließen, daß es eine Gruppe in Relief geweſen iſt. Das Alterthum ſchrieb ſie nach Zeugniſſen, die freilich erſt nach der makedoniſchen Epoche anfangen, dem berühmten Sokrates zu, deſſen Vater Sophroniskos ein Steinmetz war und der in der Jugend ſelbſt Bildhauer ſoll geweſen ſein. Dieß Relief hat ſich in vier Bruchſtücken erhalten, die auf der Akropolis ſelbſt gefunden wurden, und in ihnen hat Prof. Benndorf, der ſelbſt zwei dieſer Fragmente entdeckte, das von jenen Zeugniſſen erwähnte Original erkannt. Wenn alſo jene Ueberlieferung richtig iſt, ſo haben wir an ihnen ein ächtes Werk, das die noch etwas ungeübte Hand des großen Philoſophen bildete.

Daß man im ſpätern Alterthum dieſer Arbeit eben wegen ihres berühmten Urhebers Werth beilegte, beweiſt der Umſtand, daß von ihr in Rom zwei Copien bekannt ſind. Eine derſelben, im Jahr 1769 beim Hoſpital der Laterankirche gefunden, iſt im Muſeo Chiaramonti des Vatikans, und von dieſem iſt unſer Abguß genommen. Die Jugend des Sokrates fällt mit den Schöpfungen des Phidias zuſammen, er war noch in der Manier der ältern Bildhauerſchule ausgebildet, und es darf uns alſo das Alterthümliche des Stils, der Mangel an Ausdruck in den Geſichtern und die Regelmäßigkeit im Fortſchritt der Füße bei dieſen Figuren nicht befremden. Uebrigens ſind die Bruchſtücke in Athen in Behandlung der Gewandfalten auch lebendiger und freier.*)

---

*) Von dieſer ſeiner ſchönen Entdeckung hat Benndorf Bericht und Rechenſchaft gegeben in der Archäolog. Zeitung, 1869, S. 55: „Die Chariten des Sokrates“, und auf Tafel 22 deſſelben Bandes auch Abbildungen unſeres Reliefs ſo wie der vier Fragmente des Originals in Athen mitgetheilt. Copie und Original entſprechen ſich in allen Stücken, auch in der Größe, ſo genau, daß Benndorf eine Wiederholung auf mechaniſchem Wege glaubt annehmen zu müſſen.

148. Die Friedensgöttin trägt den Wohlſtand.

Eines der ſchönſten und beſterhaltenen Werke der Münchner Glyptothek, aus Marmor von Attika, iſt die Gruppe einer vollgebauten, aber jugendlichen Frau von mildem liebevollem Ausdruck, welche auf dem linken Arm einen nackten, fröhlich ihr ſich zuwendenden Knaben trägt. Vor allen Werken des Alterthums hat dieſes einen chriſtlichen Typus; der milde Kopf der Frau, die ſanfte Neigung des Hauptes und die Innigkeit des Gefühls in beiden Figuren nähert die Gruppe dem Ideal der Mütterlichkeit in der Madonna, und der falſch reſtaurirte rechte Arm mit der modernen Hinweiſung nach oben verſtärkt dieſen Eindruck noch. In unſerm Gyps kann man kaum erkennen, was bei dem Original ſehr deutlich iſt, daß die Ohrläppchen durchbohrt ſind, alſo ohne Zweifel goldne Ohrringe trugen.

Die Großartigkeit der Formen ſteht der Richtung des Phidias noch nahe, aber das Liebliche der ganzen Erſcheinung, die faſt ſentimentale Neigung des Hauptes und der weichere Ausdruck der Seele ſtellen die Gruppe doch in eine etwas ſpätere Zeit, mitten inne zwiſchen Phidias und Praxiteles. Die gekrämpelten Säume, wie man einen an dem von der rechten Bruſt der Frau herabfallenden Gewandzipfel ſieht (vgl. die Pallas von Velletri, Nr. 209), nahm man bisher als Zeichen eines Bildwerkes aus dem fünften Jahrhundert vor Chriſtus an. Zwar iſt das untere Ende dieſes Zipfels modern, aber oben ſieht man die Krämpelung auch an einem ächten Stück des Originals.

Die Gruppe iſt ſchön erhalten. Ergänzt ſind der rechte Arm der Frau ihre linke Hand mit dem Weingefäß, bei dem Kinde die Arme, der linke Fuß und die Spitze des rechten Füßchens. Das Köpfchen ſoll antik ſein, iſt aber wohl erſt aus römiſcher Zeit und gehört urſprünglich nicht zu dem Kinde. Nach dem Haarwulſt auf der Stirn ſcheint es vielmehr ein Amorköpfchen geweſen zu ſein.

Man mußte zunächſt, da bei aller Freundlichkeit die Haltung und der Ausdruck der Frau doch nicht vollkommen mütterlich iſt, an die göttliche Pflegerin eines göttlichen Kindes denken. Als Winckelmann die Gruppe aus der Sammlung der Villa Albani zuerſt bekannt machte, erklärte er ſie für die Ino oder Leukothea mit dem jungen Bacchus, und demgemäß iſt die Reſtauration mit dem Weinbecher ausgeführt. Leukothea iſt die Retterin der Schiffer, und in der Binde, welche man in ihren reichen Locken ſieht, ließ ſich allenfalls der Schleier ahnen, den ſie bei Homer dem Odyſſeus leiht, um ihn vor dem Ertrinken zu bewahren.

Dieſe Deutung muß aufgegeben werden, ſeit Brunn im Münzkabinet zu München zwei athenienſiſche Kupfermünzen gefunden hat, welche dieſe Gruppe darſtellen und uns zwingen, die Reſtauration anders zu machen. Die Frau ſtützt den erhobenen rechten Arm auf einen Scepterſtab, und ſtatt des Weinbechers halten Frau und Knabe mit ihren linken Händen ein Horn des Ueberfluſſes, alſo das Symbol des Reichthums.*)

Nun wiſſen wir geſchichtlich Folgendes: Faſt ein Menſchenalter nach dem Schluß des peloponneſiſchen Krieges (im Jahr 375 v. Chr.) ſchlugen die Athener unter Timotheos die ſpartaniſche Flotte bei Leukas und erzwangen einen glänzenden Friedensſchluß. In Folge deſſen wurden der Friedensgöttin (Eirene) Altäre errichtet, und Kephiſodotos, der Vater des berühmten Praxiteles, ſchuf eine Statue derſelben, welche den kleinen Plutos (den Wohlſtand) auf dem Arme trug. Von dieſem Werk haben wir alſo eine vortreffliche Nachbildung vor uns, bei der die Behandlung des Haares und des Gewandes noch zu verrathen ſcheint, daß das Original des Kephiſodotos in Erz geweſen iſt.

Alſo eine allegoriſche Darſtellung, wie denn Plato viele Allegorien geſchaffen hat, die aus ſeinen und andrer Philoſophen Schriften damals auch in die bildende Kunſt eindrangen. Auch die Komödien des Ariſtophanes machten das Volk mit allegoriſchen Figuren vertraut. Aber eine Allegorie jedem verſtändlich: daß der Friede Wohlſtand bringt, begreift ſelbſt der craſſeſte Philiſter und treibt darum heut noch wie die frommen Athener mit dem Frieden Götzendienſt. Eine Allegorie, welche zugleich durch die Kunſt herrlich belebt iſt, wahrhaft Fleiſch und Bein angenommen hat. Die Göttin trägt das joniſche lange Gewand, deſſen über einen Gürtel unter den Brüſten fallender Ueberſchlag kräftig naturwahr ſich bauſcht. Darüber aber hat ſie noch einen Mantel geknüpft, und dadurch gewinnt ihre Figur nach unten genugſam an Breite, ſo daß ſie etwa in freier Luft ſtehend unten nicht zu dünn erſchien gegen die Maſſe der zwei Figuren oben. Die Falten fallen zum Theil noch in ganz graden Linien herab, Curven werden noch nicht geſucht; nur die rohen Brüche des Gewandes über dem linken Fuß verrathen, daß unſre Copie, ſo wunderſchön ſie iſt, kaum ſelbſt der beſten Zeit der griechiſchen Kunſt angehören wird. Der Körper des Kindes und das Gewand, das ſeine Schenkel einſchlägt, ſind mit reizender Zartheit ausgeführt.

84. Stehender Scheibenwerfer (Diskobolos).

Der athenienſiſchen Schule wird jetzt allgemein der lebensgroße Scheibenwerfer aus dem Vatican, in Marmor, zugeſchrieben, der den Diskus ruhig in der linken Hand haltend, zum Wurf den rechten Standpunkt ſucht. Früher ſchrieb man das Original der peloponneſiſchen Schule zu, weil ein Schüler des Polyklet aus Argos, wenig jünger als Polyklet und vielleicht ſogar ſein Verwandter, Naukydes, einen berühmten Scheibenwerfer gemacht hat: die ruhige Haltung, das Stützen des Körpers auf Einen Fuß, die breite vierkantige Bruſt, die gedrungene Form und die überſchlichte Behandlung des Haares ſchienen auf Polyklet's Richtung hinzuweiſen. Der Kopf hat aber vielmehr den feinen attiſchen Typus. „Während der Jüngling die ſchwere Wurfſcheibe, um den rechten Arm nicht zu ermüden, noch in der linken Hand hält, ſucht er mit dem rechten Fuße, der beim Abwurfe die Laſt des Körpers allein zu halten haben wird, einen feſten Stand zu gewinnen und greift mit den energiſch gekrümmten Zehen gleichſam in den Boden. Den rechten Arm hat er im Ellenbogen halb erhoben, die Finger der rechten Hand ſind, jeder einzeln anders gekrümmt, halb zuſammengeſchloſſen, halb geöffnet. Der Arm wird geſtreckt und gehoben, die Finger ſpielen um die Elaſticität zu prüfen und gleichſam den günſtigſten, eben erſchienenen Augenblick herauszufühlen, wo die Kraft am meiſten geſammelt, die Muskelſpannung die friſcheſte, der Griff der ſicherſte iſt; einen Augenblick weiter, und die Wurfſcheibe geht hoch nach vorn erhoben mit raſcher Bewegung in die Rechte über — und die eigentliche Action, wie wir ſie aus Myron's Diskobol kennen, beginnt.“*) Dieſe Copie von Marmor iſt aus römiſcher Zeit, aber das Original viel älter. Die Figur wird in den Malerſchulen ſehr viel gezeichnet, weil ſie das Muskelſyſtem in große Maſſen muſtergültig auseinanderlegt: aber die Oberfläche hat ſehr gelitten. Sonſt iſt die Statue nie zerbrochen geweſen.

---

*) Brunn, über die ſogenannte Leukothea. Vortrag vom 25. Juli 1867 in der baieriſchen Akademie der Wiſſenſchaften. München, 1867. Vorher hatte ſchon Prof. Stark dieſelbe Vermuthung ausgeſprochen.

108. Der Flußgott Inopos, Torſo von der Inſel Delos.

An den Schluß der großen Zeit der griechiſchen Sculptur ſtellen wir noch dieß ſtarkverſtümmelte Fragment, das als Ballaſt von einem franzöſiſchen Schiffe von Delos nach Marſeille gebracht ſein ſoll und jetzt im Louvre ſteht. Man hält es für den Gott des kleinen Fluſſes Inopos, der eigentlich mehr eine Quelle iſt und zu manchen Zeiten im Jahr kein Waſſer hat. Götter von kleinen Flüſſen wurden jugendlich und bartlos dargeſtellt. Die jedenfalls halbes Leibes auf den Boden geſtreckte Figur kann als Eckfigur ähnlich wie der Kephiſſos (Nr. 102) einer Giebelgruppe angehört haben, ſo daß er auf eine in der Mitte des Dreiecks dargeſtellte Handlung hinblickte. Dieſer Torſo mag einer andern Schule als der athenienſiſchen angehören; ſeine Formen ſind auffallend weich und etwas geſchwellt, aber der Ausführung nach ſcheint er wenig jünger als Phidias.

---

*) Overbeck, Geſch. der griech. Plaſtik, I, 241.

Silberner Becher mit Reliefs.

Im Glasſchrank der hinterſten Abtheilung befindet ſich der Abguß eines kleinen Trinkgefäßes von Silber, deſſen Außenfläche mit Figuren in niedrigem Relief geſchmückt iſt. (Nicht zu verwechſeln mit den ebenda aufgeſtellten römiſchen Arbeiten des Hildesheimer Silberfundes.) Das Original iſt im Antiquarium zu München. In einem Zelt hält ein Anführer Gericht über Gefangene, die gefeſſelt vor ihm ſtehen, aber die neben ihm ſtehende Pallas ſcheint ihn zur Milde zu mahnen. Auf der Rückſeite ſieht man mehrere Frauen mit einem Kind, um deſſen Leben eine mit vorgeſtreckten Händen fleht, und ferner unter einer zweiten Frauengruppe ſitzt ein trauerndes Mädchen am Boden, während ein bärtiger Bewaffneter bereit ſcheint, ein Todesurtheil zu vollziehen. Man glaubt hier eine Scene nach der Eroberung von Troja zu finden. Neoptolemos, Sohn des Achill, nahm dabei blutige Rache für den meuchelmörderiſchen Tod ſeines Vaters, indem er Priams jüngſte Tochter Polyxena, durch welche Achill in den Tod war gelockt worden, an deſſen Grabe opferte. Auch wird ihm die That zugeſchrieben, daß er Hektors kleinen Sohn Aſtyanax über die Mauern der eroberten Stadt herabgeſchleudert habe. Für letztern hält man den Knaben bei der Frauengruppe, für Polyxena das am Boden trauernde Mädchen. Auf dem Schild des Helden, den ein Krieger ihm nachträgt, ſieht man die als Pasquino bekannte Gruppe, wo Menelaos den getödteten Patroklos aus dem Kampf trägt, als wollte Neoptolemos ſich immer des Böſen erinnern, das ſeinem Vater von Hektor und den Trojanern geſchehen war.

Dieſe leidenſchaftliche Scene iſt mit großer Ruhe behandelt; die vom Schickſal Betroffenen zeigen den Seelenadel der Heldinnen einer ſophokleiſchen Tragödie. Daß bei den gefangenen Frauen meiſt eine Schulter oder eine Bruſt entblößt iſt, beweiſt nichts gegen Entſtehung im 5. Jahrhundert. Die beſiegten Amazonen des Phidias und des Polyklet haben das auch. Die Arbeit iſt eigentliche Ciſelirung, Herausarbeiten der Figuren durch Entfernung des Metalls um ſie herum. So muß auch die Technik des berühmten Silberſchmieds Mys geweſen ſein, der nach der Zeit des Phidias auf die Außenſeite des ehernen Schildes der Athene Promachos zu Athen die Schlacht der Lapithen und Kentauren in ciſelirter Arbeit eingrub. In ſeine Zeit, gegen 400 v. Chr., ſcheint auch dieß kleine, aber ſehr vorzügliche Werk zu fallen, das auch darum ſo hohen Werth hat, weil griechiſche Metallarbeit aus ſo früher Zeit nur überaus ſelten mehr vorkommt.

Am untern Theil der Schale ſieht man eine ſtarke Beſchädigung. Ein Glockengießer in Ingolſtadt, dem die Schale gehörte, hielt ſie für Meſſing und gab ſie ſeinem Lehrling zum Zerſchlagen. Dabei kam heraus, daß das Gefäß von Silber ſei, und man achtete nun zuerſt auf die Figuren. Leider iſt aber auch ſonſt die Oberfläche ſehr abgegriffen und die Schärfe der Zeichnung zerſtört.

Die Schule des Polyklet.

Aus der Werkſtatt des Ageladas in Argos gingen für Athen Myron und Phidias, für die Vaterſtadt aber Polykleitos hervor, an welchen ſich die peloponneſiſche Schule der Bildnerei anknüpft. Noch ein halbes Jahrhundert nach ihm bekannte der große Lyſippos von Sikyon ſich als Polyklet's Schüler, und wiederum in der römiſchen Periode ſcheint eine der Kunſtſchulen der griechiſchen Renaiſſance auf das Studium des Meiſters ſich gegründet zu haben, nachdem er 300 Jahre todt war. Sein Buch über die Proportionen des menſchlichen Körpers, worin er u. A. ganz genau entwickelt hatte, in welcher Symmetrie Finger zu Finger, zur Hand, zum Elbogen, zum Arm ſtehen müßte, diente den ſpätern Künſtlern als Leitfaden, und Eine Statue von ihm, eine ſtehende Figur, wurde der „Kanon", d. h. die Richtſchnur der Verhältniſſe genannt. Bei einer ſo ſtarken Nachwirkung auf die folgenden Künſtlergeſchlechter bleibt es ſehr ſchwer, mit Sicherheit zu behaupten, ob irgend ein beſtimmtes Werk wirklich auf den Altmeiſter zurückzuführen iſt oder nicht.

Die Dorier im Peloponnes waren ein andres Geſchlecht als die Athenienſer. Unter einer ihnen fremden Race hatten ſie durch Eroberung ihre Staaten gegründet, ſie bildeten als Sieger eine Ariſtokratie und beſaßen alle Fehler und Tugenden einer herrſchenden Kaſte. Eine Demokratie, die wie in Athen allen Bürgern gleiche Rechte gab, war ihnen unbegreiflich; die Maſſe herunterhalten ſtatt ſie zu bilden, war ihre Politik. Idealen Beſtrebungen waren ſie nicht hold, große Dichter und Philoſophen haben ſie weniger hervorgebracht. Aber, wie häufig in Ariſtokratien, die Race war ſchön und kraftvoll; die Spartanerinnen galten in den rein körperlichen Eigenſchaften für die ſchönſten Frauen in Griechenland; ſie übten ſich öffentlich im Ringkampf, waren auch im Ausdruck und Auftreten charaktervoll, weil ſie, ohne Leichtſinn, doch in freierm geſelligem Verkehr mit den Männern lebten. Soweit die Kunſt der Religion und dem Staat diente, war ſie auch hier willkommen, um ihrer ſelbſt willen hätte ſie ſchwerlich Förderung gefunden.

Um ein körperlich und geiſtig tüchtiges Geſchlecht zu erhalten, wurden die herben Tugenden des Mannes ſchon im Knaben gepflegt. An drei Stätten im Peloponnes, auf dem Iſthmus, zu Nemea und zu Olympia, fanden die großen Spiele ſtatt, die ganz Hellas beſuchte. Der Wettkampf körperlicher Kraft und Ausbildung trug den Siegern die höchſte Auszeichnung: man ſetzte ihnen Ehrenſtatuen. Dieſe Athletenbildſäulen machten im Peloponnes das tägliche Brod der Künſtler aus, und in ſolchen jugendlichen Geſtalten hat Polyklet ſeinen Ruf durchs ganze Alterthum gegründet.

Nicht auf ideale Darſtellungen kam es alſo an: das feinſte Verſtändniß des techniſch ausgebildeten menſchlichen Körpers, zumal des männlichen, alſo ein klarer Realismus, war das Ziel der Schule, wenn man auch in dieſer ältern Zeit auf wirkliche Portraitähnlichkeit mit Kopf oder Geſtalt eines Siegers noch nicht ausging. Polyklet, ſagt noch ein ſpäter römiſcher Schriftſteller, hat nur jugendliche Körper gebildet. Als Material liebte er vor Allem das Erz, welches eine noch feinere Behandlung des Einzelnen erlaubt, als ſelbſt der Marmor, z. B. in Ausarbeitung des Haares. Die Statuen waren meiſt ruhig ſtehend gebildet, ein Bein trug die Hauptlaſt, das andre ſtand leicht gebogen, mit weniger geſpannten Muskeln. Eine beſtimmte nicht anſtrengende Handlung brachte die Arme ins Spiel. Eine berühmte Statue Polyklet's war ein Mann, der einfach einen Speer trug; eine andre ein Jüngling, der ſich ſelbſt die Siegerbinde ums Haupt wand; von der letztern iſt eine Nachbildung in Marmor aus dem Palaſt Farneſe in Rom im Jahr 1864 ins britiſche Muſeum gekommen. Wenn in dieſer Hinſicht Polyklet einſeitiger war als andre Künſtler, wenn er z. B. dem leidenſchaftlich erregten Körperleben Myron's aus dem Wege ging, ſo galt er dafür aber auch für muſtergültig. Uebrigens war er nicht beſchränkt in ſeinem Geiſt; in ſeiner Amazone, wo es wieder mehr auf Darſtellung einer kraftvollen Körperlichkeit als auf idealen Ausdruck des Charakters ankam, ſchlug er ſelbſt den Phidias. Als trefflicher Architekt hat er das zwar kleine, aber durch ſeine ſchönen Verhältniſſe berühmte Theater in Epidauros gebaut, und Ein Mal wenigſtens ſchuf er auch einen idealen Typus, als er dem Zeus des Phidias ſeinen berühmten Gold- und Elfenbeincoloß der argiviſchen Hera zur Seite ſtellte.

135. Juno Ludoviſi. 231. Kopf der Hera aus Neapel. 146. Büſte der Hera aus dem Vatican.

Von der Villa Ludoviſi in Rom, wo ſie noch heute ſich befindet, hat die marmorne Coloſſalbüſte der Juno den Namen, welche vielleicht den in Erhabenheit ſchönſten Frauenkopf des geſammten Alterthums uns darbietet. Sie iſt auch von vorzüglicher Erhaltung, denn nur die Naſenſpitze iſt ergänzt. Ueber der nicht hohen, aber gedankenvoll geformten Stirn fällt das reiche ſeidige Haar ſorgfältig geordnet auf beide Schultern herab. Das Abzeichen der Götterkönigin, der goldne, vorn breit werdende Reif (die Stephane), mit aſſyriſchen Lotosblumen und Palmetten verziert, iſt zum Theil von der reichen Haarfülle verdeckt. Unter dem Kronenreif iſt ein Aſtragalusband um den Kopf gewunden, als wären olivenähnliche Körper zwiſchen gedrechſelten Knöpfchen auf eine Schnur gereiht, ein Putzſtück, das vom Hals oſtindiſcher Siegesſäulen durch die Portraits aſſyriſcher Könige zu den Bauten von Perſepolis, den Verzierungen joniſcher Säulen und Gebälke bis auf die Toilettentiſche römiſcher Damen ſich fortzieht. Bei unſrer Büſte iſt es jedoch nur eine weiche Binde aus wollenen Fäden, die durch

Einſchnürungen von immer gleicher Entfernung in längliche Körper zerlegt wird. Dieſe Binde windet ſich auch durch die Locken der Göttin und fällt, in deren Fluth ſpielend, auf beide Schultern herab. In dem Antlitz iſt neben der Göttlichkeit doch auch viel griechiſche Race; die Stelle von der Naſe bis zur Schürzung der Oberlippe iſt bei dieſem Coloſſalkopf kleiner, als bei einem gewöhnlichen Mannskopf unſres nordweſtlichen Europa's. Vorzüglich ſchön ſind die Augen gebildet. Homer vergleicht die Augen der Hera mit denen der Kuh, und ſo ſehr die Starrheit des Thierauges in der Büſte gemäßigt iſt, findet ſich doch in dem weiten Aufſchlag der Augenlider noch eine Hindeutung auf jene Vergleichung des Dichters.

Nun hatte Polyklet, als im Jahr 423 v. Chr. der Heratempel in Argos abbrannte und dabei das alte Cultusbild zu Grunde ging, den Auftrag erhalten, die neue Tempelſtatue zu machen. Die Göttin ſaß auf einem goldnen Thronſeſſel; ihre weißen Arme wie alle Fleiſchtheile waren aus Elfenbein, Gewand und Schmuck aus Gold. In der linken Hand, die auf dem Schenkel ruhte, trug ſie den Granatapfel, in der rechten emporgehobenen hielt ſie ein Scepter, auf deſſen Spitze ein Kukuk ſaß.*) Auf der Krone waren die Göttinnen der Jahreszeiten und der Reize, Horen und Charitinnen gebildet.

Der Gedanke lag nahe, in der coloſſalen Juno Ludoviſi eine Nachbildung vom Kopf dieſer Hera des Polyklet zu erblicken. Allein der Stil unſres Kopfes erſcheint für jene frühe Zeit zu frei, zu entwickelt, beſonders das Haar zu naturtreu behandelt, und der Ausdruck des Geſichts nicht ſtreng genug.

In der Verſammlung des archäologiſchen Inſtituts zu Rom vom 27. April 1846 wies Heinrich Brunn zuerſt auf den ebenfalls coloſſalen Herakopf in Marmor aus dem Muſeum in Neapel (Nr. 231) hin, um in ihm eine Nachbildung vom Kopf der polykletiſchen Statue zu vermuthen. An ihm fällt vor Allem die ſtarke Zeichnung der breiten Augenlider auf, aus denen die Sterne wie aus tiefer Höhle herausſchauen. Der Mund mit ſtark eingetieften Winkeln drückt Trotz aus, die Oberlippe ſchürzt ſich in ſtarken Curven, während die vollere Unterlippe namentlich in der Seitenanſicht ſtark und faſt zornig hervortritt. Das Geſicht hat nicht die ſanfte runde Fülle der gewöhnlichen Frauenbildung, ſondern geht gegen das Kinn zu in ein ſtrenges Oval zuſammen. Selbſt das Haar theilt dieſen Charakter, es iſt wie aus ſpröderm Material gebildet und ſteigt in ſtarken Strähnen von den Schläfen empor, ſo daß es das Ohr frei läßt; darüber wird es von einem überall gleich breiten Kronenreif, der als

---

*) In der Sammlung Egremont zu Petworth in England findet ſich eine Büſte der Hera, wahrſcheinlich von einer ganzen Statue herſtammend, wo die Anſätze der Arme noch ſichtbar ſind. Hier geht der linke Arm abwärts, der rechte aufwärts. A. Klügmann, Archäolog. Ztg. Jahrg. XXVII. Heft 1, S. 32.

Metall gedacht iſt, zuſammengehalten. So ſchön alſo der Kopf in ſeinen Zügen iſt, trägt er faſt einen finſtern und leidenſchaftlichen Ausdruck, wie Hera uns bei Homer im Streit mit ihrem Gemahl erſcheint.

Im Berliner Muſeum (Nr. 78 des Berliner Katalogs) befindet ſich eine dieſer neapolitaniſchen ähnliche Büſte der Hera, von gleicher Strenge des Ausdrucks. Eine verwandte Auffaſſung zeigt wiederum eine Marmorſtatue des Vaticans, von deren Büſte unſre Sammlung (Nr. 146) einen Abguß beſitzt. Der Eindruck auch dieſes Kopfes iſt alterthümlicher, das Haar feſter und ſchlichter, das Auge ſtarrer und die Ränder der Lider ſchärfer bezeichnet als bei der Juno Ludoviſi. Selbſt das geſenkte Haupt iſt charakteriſtiſch: es iſt mehr Eigenſinn darin.

Wenn demnach jetzt faſt allgemein der Kopf in Neapel für die treuſte erhaltene Nachbildung der polykletiſchen Schöpfung gehalten wird, ſo darf uns das die Freude an der herrlichen Juno Ludoviſi nicht trüben: es muß dies ein ſehr großer, wenn auch viel ſpäterer, Künſtler geweſen ſein, der, nachdem einmal Polyklets Typus geſchaffen war, die Götterkönigin wieder in einer ſo neuen und doch ſo hohen Auffaſſung zu geben wagte.

141. Erzbüſte eines Athleten.

Sie ſteht im Saal der farbigen Bildwerke in der Münchener Glyptothek und wurde 1814 in Paris von dem Kronprinzen Ludwig mit den Sammlungen aus Villa Albani angekauft, welche die Franzoſen nach Paris geſchleppt hatten. Ihr Gegenſtück bildet der Satyrkopf von Erz (Nr. 17), beide ſtanden urſprünglich auf Hermenpfeilern, und bei beiden ſind die Bruſtſtücke, vom Halſe an, modern. Die bei dem Original hohlen Augen waren gewiß mit andern Metallen ausgefüllt, welche die Naturfarben des Augapfels nachahmten. Daß die Lippen vergoldet waren, erkennt man bei dem Original in München noch ganz deutlich. In dem ſchön ciſelirten Haar des Athleten ſieht man die ſchmale Siegerbinde, in welcher auch wohl Einzelnes mit Silber ausgelegt war. „Die Anlage iſt von edelſter Einfachheit, und die reinen, echtgriechiſchen Formen, ſo wie der mehr ernſte und ſtrenge als anmuthige Ausdruck erinnern wenn nicht direkt an die Kunſtrichtung des Polyklet, doch wenigſtens an die Schule des Paſiteles und Stephanos zur Zeit des Cäſar und Auguſtus, welche dem Studium des Polyklet beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet zu haben ſcheinen.“ (Brunn, Beſchr. der Glyptothek Nr. 302.) Das Gegenſtück, der bronzene Satyrkopf (Nr. 17 unſerer Sammlung), iſt aber ſicher griechiſche Arbeit der beſten Zeit.

237. Jünglingskopf in Marmor. 238. Mannskopf in Marmor.

Nachdem in dem Jahrhundert, ſeit Winkelmann ſeine antike Kunſtgeſchichte ſchrieb, der allgemeine Gang der griechiſchen Kunſtentwickelung feſt begründet worden, ſind es jetzt die Eigenthümlichkeiten der Localſchulen in den verſchiedenen Landſchaften Griechenlands, was die Forſchung aufzuklären ſucht. Unter den in der Archäologie ſchwebenden Fragen iſt daher für den Moment die wichtigſte dieſe: Welche männliche Köpfe und Statuen, die meiſt aus der römiſchen Zeit, aber als Copien weit älterer Werke, uns erhalten ſind, gehen auf berühmte Statuen des Polyklet zurück? Hier ſtehen zwei Anſichten ſich ſcharf entgegen. Erſtens hat Prof. Friederichs*) auf eine Statue aus Herculaneum im Muſeum von Neapel hingewieſen, welche einen kraftvoll gebauten Jüngling in ganz ruhiger Haltung darſtellt, der auf der linken Schulter einen Speer trug, und glaubt in ihr und mehreren andern Wiederholungen den berühmten Doryphoros des Polyklet zu finden. Zweitens exiſtirt im britiſchen Muſeum zu London (aus dem Palazzo Farneſe erworben) die ebenfalls vollſtändige Marmorſtatue eines Jünglings, der ſich ſtehend die Siegerbinde ums Haupt knüpft, und von Polyklet wiſſen wir, daß er unter dem Namen des Diadumenos auch eine ſolche männliche Statue gearbeitet hat: daher auch dieſe Londoner Statue für eine Marmorcopie jenes Erzwerkes von Polyklet gilt. Nun haben wir in unſerer Sammlung zwei Jünglingsköpfe; der rechts vom Eingang iſt von einer Marmorſtatue im Braccio nuovo des Vatican genommen, welche mit dem neapolitaniſchen Speerträger übereinſtimmt, und die links vom Eingang, mit der breiten Binde im Haar, aus dem Muſeum in Caſſel, ſcheint die Wiederholung eines Diadumenoskopfes zu ſein. Am Hinterkopf ſieht man nämlich ganz deutlich, daß die Enden der Binde, nachdem der Knoten geſchlungen war, grade vom Kopf abſtanden, als hätten Hände ſie gehalten und ſtramm angezogen. Prof. Benndorf hält daher dieſe Köpfe für polykletiſche Typen, nur daß in dem Kopf des Diadumenos „eine Neubildung des polykletiſchen Typus (und zwar von der Hand eines attiſchen Künſtlers) erhalten wäre, in welcher nicht nur die Hauptanlage, ſondern die einzelnen Züge beibehalten und nur mit feinerem individuellen Leben ausgeſtattet ſind.“ Prof. Conze dagegen**) ſieht beide Köpfe als Schöpfungen attiſcher Kunſtſchulen an, und ſtellt eine Reihe anderer Statuen, Statuetten und Büſten aus verſchiedenen Muſeen zuſammen, die durch kleine Köpfe, regelmäßig geſträhntes Haar, kräftige aber wenig belebte Geſichtszüge und derbe Körperformen charakteriſirt ſind. In dieſen findet er den Stil und die Proportionen des Polyklet. Da von dieſen letztern Werken keines in unſrer Sammlung ſich befindet, genügt es hier, eine Frage angedeutet zu haben, die zu löſen wir uns ohnehin nicht vermeſſen, und die in Zürich überhaupt nicht gelöſt werden kann.

---

*) Carl Friederichs, der Doryphoros des Polyklet. Berlin 1863.

**) Conze, Beiträge zur Geſch. der griechiſchen Plaſtik. Halle 1869, womit zu vergleichen die ausführliche Kritik dieſer Schrift von Benndorf in der Zeitſchrift für die öſterreich. Gymnaſien, 20. Jahrgang (1869) S. 268, von wo die oben angeführten Worte entnommen ſind.

Von dieſer Frage abgeſehen ſind es zwei ſehr tüchtige Köpfe. Das etwas nach rechts geſenkte Haupt des mehr männlichen Doryphoros hat gar nichts Ideales, aber mit dem leicht geöffneten Mund, den ernſten portraitartigen Zügen bezeichnet es einen durchaus tüchtigen Menſchen. Der mehr ideale Jünglingskopf des Diadumenos, im Original von pariſchem Marmor (Naſe und Büſte, vom Nacken an, ſind modern), iſt durch den feinen Ausdruck des Lebens in dem Herabſchauen des Auges und dem leiſen Hinaufziehen ſeiner linken Oberlippe doch wieder menſchlich und individuell beſeelt.*)

Zur Frage über Polyklet iſt dann noch die Bronzeſtatuette eines nackten Athleten beizuziehen, welche im Cultusminiſterium zu Athen aufbewahrt wird. Dort ließ Prof. Benndorf ſie abformen, und man ſieht einen Abguß derſelben vorläufig in dem Glasſchrank der innerſten Abtheilung aufgeſtellt. Sie war früher im Privatbeſitz des Königs Otto von Griechenland und ſtammt, was von Bedeutung iſt, aus dem Peloponnes, wahrſcheinlich aus einer Ausgrabung bei Sikyon. Es fehlen die Arme, der linke aber ging ein wenig vom Körper ab, ohne doch hoch gehoben zu ſein, und man könnte auch hier das Tragen eines Speeres auf der Schulter annehmen. Auch der Kopf ſtimmt mit den oben beſprochenen Nachbildungen des Doryphoros. „Die Verhältniſſe ſind von vollendeter Harmonie, die Stellung und Bewegung einfach und von ſchönſter Wirkung, der ganze Körper ſo wie alles Einzelne mit ſehr feinem Verſtändniß behandelt, und beſonders iſt die große Schönheit des Rückens hervorzuheben.“ **)

IV. Die jüngere Schule von Athen.

Zeit des Skopas und Praxiteles.

Als der peloponneſiſche Krieg ſich ſchloß, da waren die Hoffnungen einer großen republikaniſchen Politik in Griechenland zu Ende. Der Krieg war kein bloßer Streit wilder Leidenſchaften, er war ein Kampf großer Principien geweſen. Sparta und Athen, die beiden mächtigſten Republiken unter den griechiſchen Staaten, wollten jede ſich an die Spitze aller ſchwingen, um Hellas in eine ſtarke Bundeseinheit zuſammenzufaſſen. Gelang das einer von beiden, ſo konnte das republikaniſche Griechenland die Aufgabe löſen, den europäiſchen

---

*) Conze a. a. O. S. 3. „Ich ſtehe nicht an, in dieſem Kopf eine der beſten uns erhaltenen Marmorarbeiten voll Geiſt und Originalität zu erkennen.“

**) Kekule über dieſe Statuette, Annali dell' Instituto. 1868, S. 316.

Geiſt zum Sieg über den aſiatiſchen zu führen und das Perſerreich, den Sitz des Abſolutismus, niederzubrechen. Da das nicht möglich wurde, übernahm zwei Generationen ſpäter die Monarchie dieſe Aufgabe: Philipp von Makedonien unterwarf ſeiner Oberleitung die griechiſchen Freiſtaaten, und Alexander eroberte mit ihnen Aſien. Die Aufgabe wurde erfüllt, aber auf anderm Wege, durch andre Menſchen, mit andern Mitteln und Zielen. Nach ihrer Erfüllung gerungen zu haben, bleibt Spartas und Athens höchſte Ehre; den peloponneſiſchen Krieg als bloße Verblendung zu faſſen, war eines Spaßmachers wie Ariſtophanes, iſt aber keines Hiſtorikers werth. Nachdem der Krieg vorüber war, gab es für die großen und feinen Geiſter unter den Republikanern keine politiſche Aufgabe in Hellas mehr; die ernſtern Männer vertieften ſich in die Philoſophie, die eben damals aus den Anregungen des Sokrates ihre verſchiedenen Schulen entfaltete; die leichtern Naturen warfen ſich in den Lebensgenuß. Die Staaten waren durch den Krieg arm geworden, große Tempel, Gold- und Elfenbeinſtatuen konnte man nur ſelten noch aufrichten; da jedoch die Ausbreitung des griechiſchen Lebens über das ganze öſtliche Küſtengebiet des Mittelmeeres und der Verkehr mit dem perſiſchen Aſien Induſtrie und Handel beförderte, ſo wurden dafür die Einzelnen reich, es erwachte der Privatluxus. Dieß Geſchlecht wollte die ernſten großen Götter nicht mehr, deren Ideale Phidias und Polyklet geſchaffen hatten; es kamen nun die jugendlichen Götter an die Reihe, welche der Tendenz eines feinen und vergeiſtigten Sinnesgenuſſes entſprachen: der Jüngling Apoll; Bacchus mit den weichen weiblichen Formen; es kam Eros als muthwillig neckiſcher Knabe oder als ernſter ſchwärmeriſch niederblickender Jüngling, und Aphrodite legte jetzt zum erſten Mal das Gewand völlig ab, während Sokrates, der Philoſoph und Bildhauer, ſelbſt die Grazien noch bekleidet dargeſtellt hatte. Es verfeinerten ſich die Bilder fröhlich ſinnlicher Lebensluſt, die Satyrn; ſelbſt ernſte Gottheiten, wie Ares und Asklepios, wurden jugendlich bartlos gebildet. Das Streben feinſter Ausführung führte auch auf das feinſte Material hin: ſtatt des düſtern Erzes kam der weiße pariſche Marmor auf, der zugleich durch Bemalung des Fleiſches die Wärme des Lebens anzudeuten erlaubte. Skopas hat faſt nur in dem edeln Geſtein ſeiner Heimat-Inſel Paros gearbeitet, und auch Praxiteles war im Marmor glücklicher und daher auch berühmter als im Erzguß.

In zwei Richtungen entfaltete ſich das künſtleriſche Gefühl dieſer Epoche. Der Bürgerkrieg hatte eine leidenſchaftliche Aufregung hervorgebracht, die Empfindung war hoch geſteigert. Ein großer Meiſter konnte dieſe Seite ergreifen, konnte in mächtigen Gruppen das ſinnlich bewegte Lebensgefühl oder die ſtarken inneren Erregungen der Seele zeigen. Das that Skopas. Es mußte aber auch der heitre, vom Sturm der That zurückgezogene Lebensgenuß ſich geltend machen in anmuthig ruhenden Göttergeſtalten, deren einziges Ziel war, die

Herrlichkeit des Menſchenbildes in jugendlichem Reiz und höchſter Vollendung des Techniſchen vorzuführen. Das hat Praxiteles gethan. In der meiſterhaften Behandlung des Marmors mochten beide Meiſter ſich ſo nahe kommen, daß einzelne ihrer Werke verwechſelt worden ſind: im Geſammtgeiſt ihrer Auffaſſung aber ſtellen ſie zwei entgegengeſetzte Pole der Kunſt dar.

Skopas war bei weitem der ältere von beiden. Die Blüthe des Praxiteles fällt in die Zeit vor dem Zug Alexanders, wenn er auch dieſen Triumph des helleniſchen Geiſtes nicht mehr mit Augen geſchaut hat. Skopas aber hat ſehr lange gelebt. Plinius ſetzt ihn ſchon gegen 420 vor Chriſtus, und als 395 der Tempel der Athene Alea zu Tegea (bei dem modernen Tripolitza) abbrannte, erhielt er den neuen Tempel zu bauen, welcher der ſchönſte im ganzen Peloponnes war. Dieſen Auftrag hätte ein junger, noch unberühmter Mann nicht erhalten. Wenn er alſo um das Jahr 350 die (in unſrer Sammlung Nr. 76 enthaltene) Platte vom Mauſoleum gearbeitet hat, ſo muß er damals eine glanzvolle Künſtlerlaufbahn von mehr als einem halben Jahrhundert hinter ſich gehabt haben und näher an achtzig als an ſiebzig geweſen ſein. Mit dieſer langen Lebensdauer ſtimmt auch die ungeheure Zahl ſeiner Werke: von Einer Gruppe des Skopas, dem Zug der Tritonen und Meeresnymphen, ſagte Plinius, der ſie in Rom vor Augen hatte, ſie würde ein ganzes Künſtlerleben unſterblich machen, wenn der Meiſter auch nichts Anderes je geliefert hätte. Das Talent leiſtet manchmal Vortreffliches, wenn es ſich auf wenige Arbeiten beſchränkt; die ganz großen Genien in der Kunſt haben immer auch in der Maſſe Vieles geſchaffen. Skopas war an merkwürdig vielen Orten thätig; doch arbeitete er beſonders für die griechiſchen Städte an der Weſtküſte von Kleinaſien, welche damals unter der perſiſchen Herrſchaft eine hohe Blüthe erreichten; aus dieſen Gegenden haben die Römer im letzten Jahrhundert der Republik und im erſten der Kaiſerzeit mehrere Gruppen und Statuen von ihm entführt, um ſie in beſondern Tempeln der Hauptſtadt aufzuſtellen.

79. Relief einer Mänade.

Skopas hatte die Statue einer Bacchantin gearbeitet, die von Rednern und Dichtern hoch geprieſen worden iſt. Ihr Haupthaar war gelöſt und ſpielte im Wind, der Stein fügte ſich der Feinheit des Haars und folgte der Bewegung der Locken. Sie trug keinen Thyrſosſtab, aber ſie hielt in der einen Hand das Viertel eines Opferthiers, einer Ziege, die ſie in bacchantiſcher Wuth getödtet hatte; ſie ſah aus, als wollte ſie in der Luſt des Mordes laut aufjauchzen und von ihrem Geſtell herabſpringen. Alſo der wildeſte Rauſch phyſiſchen Lebens in der höchſten Erregung des Blutes. Merkwürdig, daß von dieſem berühmten Werk keine Replica als runde Statue ſich erhalten hat; vielleicht ſchreckte die Feinheit der Ausführung jeden Copiſten ab. Aber auf Reliefs übertragen, in bacchiſchen Proceſſionen auf Marmorvaſen daherſtürmend kommen oft Figuren dieſer Art vor. Um die Ziege zu tödten und zu zerſtückeln, muß ſie wohl ein Schwert oder ein Opfermeſſer gehabt haben: dieß und das halbe Thier in der herabhangenden linken Hand entſpricht dem kleinen Relief unſrer Sammlung (aus dem britiſchen Muſeum), wo ſie in der rechten ein kurzes Schwert ſchwingt, aber zugleich den nachfliegenden Mantel feſthält. An genaue Copie iſt nicht zu denken, ſchon weil auf dem Relief das flatternde Haar des Originals durch ein Kopftuch erſetzt iſt; aber das ganze Motiv der mächtig bewegten Geſtalt kann von Skopas entnommen ſein. Skopas hatte eine beſondere Meiſterſchaft in den Gewändern, dieſe werden von ihm immer benutzt, um die momentane Bewegung und Handlung der Figuren deſto lebhafter auszudrücken. Bei der wilden Erregung der Mänade kann es ſogar auffallen, daß ſie überhaupt um ihren Mantel ſich kümmert; bei der Niobegruppe kommen die Gewänder auf's allerſtärkſte in's Spiel; und blickt man von unſerm Relief aufwärts zu der kämpfenden Amazone vom Mauſoleum, die Skopas mit eigner Hand gemeißelt (oder modellirt) hat, ſo trifft man gleich wieder ein geiſtreiches und völlig neues Gewandmotiv.

Die Gruppe der Niobe mit ihren Kindern.

Niobe, Königin von Theben, aus dem trotzigen Geſchlecht des Tantalos, hatte ſieben blühende Töchter und ſieben Söhne. Sie verſpottete die Leto und den Dienſt, den die Menſchen ihr widmeten, weil dieſe nur zwei Kinder geboren hatte. Die eiferſüchtige Mutter bat Apollon und Artemis, den Stolz der Tantalostochter zu ſtrafen; ſie erlegten die ſämmtlichen Niobiden mit ihren Pfeilen, und die Götter wandelten aus Erbarmen die Mutter in Stein. Aus Stein weckte Skopas ſie wieder zu empfindendem Leben; für die Stadt Seleucia*) in Cilicien ſchuf er die entſetzte Mutter inmitten der unter den Pfeilen der Götter fliehenden, ſtürzenden, ſterbenden Kinder. Ein Freund des Antonius, C. Soſius, entführte als Proconſul von Syrien die Gruppe und ſtellte ſie in einem nach ihm benannten Apollotempel auf dem Marsfeld zu Rom auf: ohne dieſen Lord Elgin des Römerthums wäre ſie an jenem entfernten Ort der Nachwelt vielleicht ganz unbekannt geblieben. Sie war in Rom hoch berühmt, und einzelne Gruppen und Statuen aus ihr wurden für Kunſtliebhaber häufig in den zahlreichen Copirwerkſtätten des kaiſerlichen Roms ausgeführt.

---

*) Dieß hat Profeſſor Stark faſt zur Gewißheit erhoben in ſeinem durch archäologiſche Vollſtändigkeit und feines Kunſtgefühl gleich vortrefflichen Werke „Niobe und die Niobiden.“ Leipzig 1863.

Nicht an der Stelle, wo dieſer Tempel des Apollo Soſianus ſtand, ſondern weit davon, unfern des Lateran, wurden im Jahr 1583 die berühmten Marmorfiguren gefunden, die jetzt als die Niobegruppe von Florenz bekannt ſind. Cardinal Medici (Ferdinand von Toscana) kaufte die 15 zum Theil coloſſalen Figuren mit den beiden Ringern um 800 Scudi (nur 1200 Thaler!); erſt 1770 wurden ſie nach Florenz verſetzt. Sie machten bei dem Aufgraben ſogleich das größte Aufſehen: Guido Reni entlieh für ſeine idealiſirten, aber manchmal leeren Frauenköpfe ſofort den Typus von den Töchtern der Niobe. Allein das Original des Skopas haben wir in der Florentiner Gruppe entſchieden nicht. Der Fundort ſtimmt nicht. Sie ſind nicht alle gleich gut in der Ausführung, ſollen nicht einmal alle von derſelben Marmorart ſein. Entſcheidend aber iſt der Umſtand, daß an anderen Fundorten Köpfe, Statuen und Einzelgruppen zweier Figuren entdeckt worden ſind, welche theils vortrefflicher ſind, als die Florentiner, theils uns klarer zeigen, wie das Originalwerk arrangirt war. Dieſe müſſen wir alſo für Copien halten, welche dem Original an Werth näher ſtanden. Möglich, daß uns in einer Figur, dem Ilioneus in München, ſelbſt wenigſtens Eine Statue aus dem Skopasſchen Werk im Original gerettet iſt; dieſe überbietet weit die ſämmtlichen Copien in Florenz. Vermuthlich hat ein römiſcher Liebhaber ſich die Florentiner Statuen aus Copirwerkſtätten zuſammengekauft, und was noch fehlte, dazuarbeiten laſſen, wodurch die verſchiedene Güte und der verſchiedene Marmor ihre Erklärung finden würden.

In welcher Weiſe die Statuen aufgeſtellt waren, darüber haben wir aus dem Alterthum keine Nachricht. Man möchte an ein Giebelfeld denken: in der Mitte die hohen Geſtalten der Mutter und des Pädagogen mit den jüngſten Kindern, dann die ſchlanken Töchter, hierauf ein Sohn, der auf ſeinem vorgeſtreckten Knie eine verwundete Schweſter mit der linken Hand emporhielt und mit der Rechten den Mantel ſchützend über ſeinen Kopf zog. Auf der Gegenſeite vermuthlich eine Schweſter, die einen jungen knienden Bruder zu ſchützen ſuchte; in eine der Ecken endlich würde die Figur des ſchon todt hingeſtreckten Narciſſus in München paſſen, wenn dieſe je zur Gruppe gehört hat. Die Ausfüllung eines Giebeldreiecks mit dieſen rechts und links an Höhe abnehmenden Geſtalten wäre alſo doch allenfalls möglich. Allein die Ausführung ſcheint nicht darauf berechnet, tief von unten geſehen zu werden, und wenn auch gewiß die Gruppe nach rechts und links an Höhe der Figuren abfiel, wird ſie eher ein Piedeſtal gehabt haben, das wenig über die Augenhöhe des Anſchauenden anſtieg.*) Nur daß die Einzelfiguren und die Gruppen von je zwei

---

*) So iſt die Gruppe jetzt in Florenz und ſind ihre Abgüſſe im Kryſtallpalaſt bei London auf einem Poſtament aufgeſtellt und machen keine ſchlechte Wirkung. Friederichs (Bauſteine, S. 242), darauf geſtützt, daß die Vaſen mehrmals kleine

Geſtalten zwiſchen die äußern Säulen eines Tempels ſollten vertheilt geweſen ſein, „ſo daß die Säulen wie große Taktſtriche den Rhythmus eintheilten,“ ſcheint mir wegen der dann unvermeidlichen Durchbrechung der pathetiſchen Wirkung undenkbar.

29. Niobe mit der jüngſten Tochter.

Abguß des Exemplars in Florenz. Im Centrum einer langgeſtreckten Gruppe von Bildwerk müſſen nicht nur die größern Figuren ſtehen, ſondern ſie ſollten ſich auch in engern Gruppen zuſammendrängen und etwas beſonders das Gemüth Ergreifendes bieten, weil auf das Centrum der erſte Blick ſich heftet. Das Todesweh der Familie culminirt alſo hier im Haupt der Mutter, und daß es gerade das jüngſte Töchterchen iſt, was in ihren Schutz ſich flüchtet, erhöht unſer Mitleid. Die ältern Geſchwiſter mochten am Trotz der Mutter Theil haben; dieß ſchlanke bange Reh hat noch nicht gegen die Götter ſündigen können. Ebenſo wirkte der zur linken Hand der Mutter ſtehende Pädagog, bei dem grade wieder der kleinſte Knabe Schutz ſucht. Während das Kind athemlos flüchtet und vor den Knien der Mutter in Angſt zuſammenbricht, iſt dieſe dem Liebling mit raſchem Schritt entgegengeeilt, um ihm, wenn es möglich wäre, den bergenden Mutterſchooß wieder zu öffnen. Das Gewand der Niobe, im Rücken nachflatternd, auf die Bruſt feſt angepreßt, drückt das Haſtige dieſes Vorſtürzens unvergleichlich aus. Zugleich hebt ſie unwillkürlich den linken Arm mit dem Mantel, als könnte ſie mit dem Tuch, aus irdiſchem Stoff gewoben, die Geſchoſſe der Götter abwehren. Bei Mutter und Tochter iſt die Kleidung faſt in das Fleiſch eingezeichnet, ſo daß man darunter die volle Körperlichkeit erkennt; das leinene Unterkleid des Mädchens giebt einen Begriff von dem, was man ſonſt die naſſen Gewänder der Griechen zu nennen pflegte, bei der Mutter aber tritt nicht der Buſen allein, ſondern ſogar die Spitzen der Brüſte durchs Gewand hervor. Die Arbeit an dieſer Gruppe iſt der Schönheit der Erfindung ſehr untergeordnet, und wir haben hier gewiß nur eine Copie; aber der Eindruck des Gedankens iſt unzerſtörbar. Niobe's Kopf iſt von höchſtem Adel; ſie blickt auf zum Himmel mit der herben Frage der gequälten Menſchenbruſt, ob eine ſo kleine Sünde des Mutterſtolzes ſolch eine Strafe verdient. Der tiefe thränenloſe Schmerz zieht die Augenbrauen nach innen ſcharf in die Höhe, von wo ſie dann faſt rechtwinklig in grader Linie nach den Schläfen hin abſinken. Ihr Leiden iſt aber rein ein Schmerz der Seele, denn für ſich ſelbſt fürchtet ſie die Pfeile

---

Felſen darſtellen und die Figuren zum Theil aufwärts zu eilen ſcheinen, nimmt eine maleriſche Aufſtellung an, ſo daß die Mutter im Centrum auf einer Höhe ſtand, die Kinder auf anſteigendem Boden gegen ſie hinaufſtrebten.

der Rache nicht. Die Aufgabe iſt edler (wenn auch nicht größer), als die in dem zwei Jahrhunderte ſpäteren Laokoon; dieſer kämpft mit den Ungeheuern auch um ſein eigenes Leben und ſtöhnt im körperlichen Schmerz des Biſſes, weil die eine Schlange ihm die ſpitzen Zähne in die Weichen ſchlägt. „Der Mann im Schmerze wird gewaltſam oder gedemüthigt, er verliert die Haltung, welche ſein Geſchlecht ihm anweiſt; das Weib aber darf klagen, ohne ſich zu entwürdigen, für ſie iſt vielmehr die Klage die tiefſte, ernſteſte Aeußerung, ſie kann darin den Adel ihrer Seele am kräftigſten offenbaren.“ (Schnaaſe.)

149. Der Pädagog mit dem jüngſten Niobiden.

Dieſe Gruppe wurde 1830 (oder 31) bei Soiſſons in den Ruinen eines römiſchen Gebäudes gefunden, als man zum Bau von Fortificationen die Erde aufgrub. Soiſſons war der letzte Reichsſitz der Römer in Gallien, und es zeugt für die Berühmtheit dieſer Gruppe ſeit ihrer Aufſtellung in Rom, daß eine Copie dieſer beiden Figuren ſo weit nach Norden ſich verlor. Dieß Exemplar iſt von ſehr geringer Arbeit, die Gewänder, mit denen der Niobe verglichen, ſind plump und ſchwer, die Falten nur aus dem Groben heraus gearbeitet; auch das Bein des Knaben iſt ohne Gefühl. Allein es bleibt gerade dieſes Exemplar wichtig, weil es in Einem Punkt dem Original näher zu ſtehen ſcheint, als die gleichen und beſſer gearbeiteten Figuren in Florenz. Dort ſind nämlich der Mann und der Knabe von einander getrennt, in der Wiederholung aus Soiſſons aber ſind ſie eng verbunden, und dieß wird nach Analogie der Mutter und der jüngſten Tochter auch im Original ſo geweſen ſein. Es iſt gewiß natürlicher und wirkſamer, daß das Kind ſich ſo eng wie nur möglich an die ſchützende Kraft des Mannes herandrängt.

Bei den Griechen wurde die Aufſicht über die jungen Knaben einem Sklaven anvertraut. Dieſer war nicht immer ein Grieche, er konnte als Kriegsgefangener einer fremden Race angehören. Darauf möchten die Stiefeln und der kurze Sklavenrock deuten, und in dieſem Sinne iſt ſowohl in Florenz als bei dieſem Exemplar aus Soiſſons der Kopf mit Geſichtsbildung, Haar und Bart eines Koſaken ergänzt. In Florenz ſoll übrigens der Kopf antik, aber aufgeſetzt ſein, er erinnert an die oft vorkommenden Köpfe der Dakier aus der römiſchen Kaiſerzeit.

210. Eine erwachſene Tochter der Niobe.

Von erhabener Schönheit iſt eine einzelne Frauengeſtalt in Marmor, welche aus der Sammlung der Markgräfin von Baireuth ins Berliner Muſeum (Nr. 217 des Berliner Katalogs) gekommen iſt und von Friedrich Tieck, Gerhard und Welcker für eine Tochter der Niobe gehalten wurde. Welcker ſtellt ſie in ſeiner Anordnung der Niobiden als einer Giebelgruppe gleich rechts neben die Mutter.*) An Geiſt wäre ſie dieſer Mutter ähnlich. Sie ſtände in wirkungsvollem Gegenſatz gegen die andern Niobetöchter, denn ſie flieht nicht wie dieſe, ſondern mit dem Familienſtolz der Tantaliden blickt ſie zu dem feindlichen Göttern empor. Die Lippen feſt geſchloſſen, die linke Hand in die Seite geſtemmt, in ſtolzeſter Haltung fordert ſie das Schickſal heraus, ſein Aergſtes zu thun, denn ſie weiß, daß ihr Leben aber nicht ihre Würde unterliegen kann. Derſelbe Skopas, der die Mänade und die kämpfende Amazone vom Mauſoleum ſchuf, hätte dann hier einen dritten Typus markvoller Weiblichkeit aufgeſtellt und bei dieſer ſtolzen Jungfrau ſich im Leben der Seele gerade ſo groß gezeigt, wie dort in dem mächtigen Schwung der weiblichen Aufgeregtheit.

Aber **kann** es eine Niobide ſein? Dem Stil nach ſcheint es faſt unmöglich. Das Geſicht iſt im Schnitt den übrigen Köpfen ganz unähnlich. Es iſt zumal im Profil kein griechiſches Geſicht, die Stirn, die Naſe haben in ihrer Portraitwahrheit etwas ganz Eigenthümliches, ja Modernes, als ſollte eine Frau von einer andern Race dargeſtellt ſein. Dann aber hat das Gewand eine völlig andere Behandlung als die Gewänder der Niobiden, ja es ſcheint von einem andern Stoff. Hier ſieht man nichts von dem wie naſſen Gewand der kleinſten Tochter; die Faltenbrüche ſind ſpitziger, dazwiſchen liegen aber wieder ſehr glatte wie glänzende Flächen, von Eintiefungen unterbrochen, wie ſie bei Wolle niemals vorkommen. Vergleicht man die Natur dieſer Falten mit denen an der danebenſtehenden Dame aus Herculaneum, ſo kann man den Gedanken kaum abwehren, es ſeien ſowohl an Unterkleid als Mantel ſeidene oder halbſeidene Stoffe nachgeahmt.

Welche Deutung man der Statue geben könnte, iſt ungewiß. Die Haltung kommt auf eine der Muſen auf dem Relief der Apotheoſe des Homer (Nr. 193) heraus. Hiervon abgeſehen bleibt es ein bewundernswürdiges Werk. Es ſcheint zur Aufſtellung in der Mitte eines Saales beſtimmt geweſen zu ſein, da das Gewand am Rücken ganz ſo gewiſſenhaft wie von vorn ausgeführt iſt, ſo daß die Figur von jeder Seite geſehen die ſchönſten wechſelnden Linien dem Auge darbietet. Wenn man den Wulſt des Gewandes unter der Bruſt lange anſieht, ſo ſcheint er in ein wirkliches feingefaltetes Zeug ſich zu verwandeln.

130. Ilioneus.

Kaiſer Rudolph II., ein ſehr kunſtliebender Herr, hatte in ſeiner Abgeſchiedenheit auf der Burg zu Prag eine ſchöne Sammlung von Münzen, Bildern und Antiken angelegt: die ſogenannte Rudolphiniſche Schatzkammer,

---

*) **Welcker**, alte Denkmäler I. S. 281, nebſt Tafel mit Anordnung der Gruppe in ein Giebelfeld.

welche ſeit ſeinem Tode, wie es ſcheint, ſehr vernachläſſigt wurde.*) Darunter befand ſich der Sturz eines knienden Jünglings, und dieſer blieb auf der Burg bis 1783, als der Palaſt auf Befehl Joſephs II. in ein Militärgebäude verwandelt wurde. Der Befehl ging ſpäter zurück, aber die Räumung hatte bereits begonnen, und alles dort noch Vorhandne war verſteigert worden. Dieſer Torſo fand keinen Käufer, man warf ihn alſo zum Fenſter hinaus in den Schloßgraben, wo ein Steinmetz ſich ſeiner des Materials wegen bemächtigte. Dieſem kaufte ihn um ſechs Siebzehner der Wiener Augenarzt Dr. Barth ab und brachte ihn während des Congreſſes nach Wien. Hier erwarb ihn Kronprinz Ludwig von Baiern im Winter 1815 um den hohen Preis von 33,300 öſtreichiſchen Gulden und gewann in ihm für ſeine Glyptothek wohl die ſchönſte antike Statue in ganz Deutſchland.**) Die Verſtümmelung derſelben iſt aber nicht in Prag erfolgt; denn ſchon im Jahr 1562, kurz nachdem ſie gefunden war, erwähnte ein italieniſcher Archäolog ſie im Palaſt des Cardinals da Carpi als „wahrſcheinlich einen Niobiden ohne Arme und Kopf“. Die Statue iſt alſo wenigſtens 21 Jahr vor den 15 Florentiner Figuren gefunden worden. Kronprinz Ludwig wünſchte ſie durch Thorwaldſen reſtauriren zu laſſen, der es aber zuletzt ablehnte. Hierauf machte Tenerani 1824 eine Ergänzung in Gyps, die aber dem Agenten Ludwigs, dem Bildhauer Wagner und auch dem Beſitzer, ſcheint es, nicht genügte. So iſt die Ausführung in Marmor unterblieben.***)

Der römiſche Dichter Ovid beſchreibt in ſeinen „Verwandlungen“ (Metamorphoſen, Buch VI.) den Tod der Niobekinder. Er ſchrieb dies Werk, nachdem die Originalgruppe des Skopas ſchon ungefähr ein halbes Jahrhundert in Rom aufgeſtellt war, er muß alſo dieſe Gruppe oft geſehen haben. Nun ſchließt er ſich in ſeiner Erzählung zwar nicht immer an das Vorbild im Marmor an. Der Dichter kann das nicht, denn er muß die Begebenheiten, die er berichtet, in eine Zeitfolge auseinanderlegen, während der Bildhauer die verſchiedenen Scenen einer Handlung mit Einem Male vor das Auge bringt. Wenn alſo Skopas alle Kinder, Jünglinge und Mädchen zuſammen und durcheinander in den Tod ſinken läßt, ſo erzählt Ovid, erſt wären die ſieben Söhne draußen vor der Stadt Theben getödtet worden, dann habe aber Niobe ſich gerühmt, ihr blieben immer noch mehr Kinder als der Leto, und da erſt habe Artemis auch die Töchter erſchoſſen. Man ſieht, warum der Poet von dem Bildner abweicht, er will das Leiden der Mutter mit ihrem Trotz fortwährend ſteigern, bis ſie zuletzt vor Schmerz zum Stein erſtarrt. Das hinderte ihn aber nicht, aus der Gruppe einzelne Motive zu nehmen, die auch er als Poet brauchen konnte, und er erzählt ſo:

---

*) Vehſe, Geſchichte des öſtreichiſchen Hofs und Adels.

**) Friedländer, Schickſale antiker Kunſtwerke, Weſtermanns Monatshefte, Februar 1858. Nach einer andern Tradition gab Barth gar nur drei Zwanziger dafür. Urlichs, über K. Rudolphs Sammlungen, in Lützow's Zeitſchrift, 1870 S. 48 Note.

***) Urlichs, die Glyptothek nach ihrer Geſchichte und ihrem Beſtande, S. 54 ff. Vermuthlich von dieſer Ergänzung des Ilioneus in Gyps ſteht ein Abguß im Kryſtallpalaſt in London zur Vergleichung dicht neben dem Abguß des verſtümmelten Originals. Die Reſtauration iſt gut, ich habe aber nie herausbringen können, ob es wirklich die von Tenerani iſt und wo ſich dieſe jetzt befindet.

> „Der letzte der Söhne, Ilioneus, hatte die Arme zu fruchtloſem Flehen erhoben, und da er in ſeiner Unſchuld nicht wußte, welcher Gott ihm feind ſei, rief er aus: O ihr Götter insgemein, ſchonet meines Lebens! Da ergriff ſelbſt den bogenſpannenden Apollo eine Rührung, aber zu ſpät, denn ſchon war das Geſchoß im Fluge; doch tödtete er ihn mit der leichteſten Wunde, und nicht tief drang der Pfeil ihm ins Herz.“

Nach dieſer Stelle hat man unſern Knaben Ilioneus genannt; die kniende Stellung paßt vollkommen zu den Worten des Dichters, zugleich aber ſollten die aufgehobenen Hände das Auge vor dem Pfeil ſchützen, und das umgewendete Haupt blickte angſtvoll auf den mordenden Gott. Wahrſcheinlich hat alſo Ovid in der Originalgruppe dieſen knienden Knaben geſehen; er fehlt zwar in der Florentiner Gruppe. Daß er allein nackt iſt, während alle übrigen Statuen bekleidet ſind, beweiſt an ſich nichts. Es iſt ſomit nicht undenkbar, daß unſre Figur daſſelbe Exemplar iſt, das Ovid ſah, wenn es auch vielleicht einer zweiten, ebenfalls in Rom aufgeſtellten Gruppe angehörte, daß wir alſo ein Original von des Skopas eigener Hand vor uns hätten und hoffen dürften, vielleicht einmal noch andre Figuren am Marsfeld zu Rom zu entdecken, in deſſen Nähe die zweite Niobegruppe, und zwar die ächte, in einem Tempel ſtand. Denn an dem Ilioneus, der, beiläufig geſagt, auch aus pariſchem Marmor iſt, als einem wirklichen Original aus der Zeit des Skopas und Praxiteles zu zweifeln, ſcheint mir doch zweifelſüchtiger als billig. In der Gruppe wird die Figur ſo geſtanden haben, daß man ein wenig von unten auf gegen die linke Seite ſah, wo man mit einem Blick den herrlichen Rücken ſammt der unvergleichlichen Biegung und Wendung aller Glieder überſchaute und den nach links (vom Beſchauer) gewendeten Kopf gerade im ſcharfen Profil hatte. Der Gegenſatz des feſten vom Knochengerüſt unterbauten Bruſtkaſtens zu der Weichheit des Unterleibs und der Weichen iſt bewunderungswürdig. Auch muß die Statue ſchon im Alterthum ſehr geſchätzt und geſchont worden ſein, kann nur unter einem ſchützenden Dach geſtanden haben, da die Oberhaut des Marmors von Luft und Feuchte gar nicht verwittert erſcheint. Freilich nur der Marmor, nicht der undurchſichtige und ſtumpfe Gyps zeigt das herrliche Gefühl des Lebens, womit uns das Original in der Glyptothek durchdringt und durchwärmt. Weil bei dieſem Jüngling die Muskeln gar nicht künſtlich ſich ſpannen und die geſammte

Bewegung ſo vollſtändig einfach und natürlich iſt, wirkt er beim erſten Beſchauen lang nicht ſo blendend als manches geringere Werk des Alterthums; man muß lang und einſam mit ihm verkehren, dann erſt ſpricht ſeine Wahrheit und hohe Vollendung zu unſerer Seele.

207. Die Gruppe der beiden Ringer.

Ovid erzählt ferner, es hätten die ältern Söhne der Niobe auf einem freien Platz vor den Mauern von Theben ein Wettrennen gehalten und ſeien auf ihren Wagen von Apollo erſchoſſen worden. Zwei andere Brüder aber habe er, während ſie mit einander rangen, mit Einem Pfeile erlegt. Hierauf ſtützte ſich die Meinung, daß unſer Ringerpaar ebenfalls zu der Niobegruppe gehöre, und wirklich iſt es mit dieſer zu gleicher Zeit (1583) und am gleichen Orte gefunden worden. Man hat auch an Nachahmung eines berühmten Werkes gedacht, welches der jüngere Kephiſodotos, Sohn des Praxiteles und „Erbe der Kunſt ſeines Vaters“, für die Stadt Pergamon gearbeitet hatte. Es wird als „Zuſammenflechtung“ (Symplegma) und als ein Werk bezeichnet, „an welchem die Finger ſich vielmehr in den Körper als in den Marmor zu drücken ſchienen.“ Dieſer Eine Zug genügt aber zum Beweis, daß unſre Gruppe keine Wiederholung der von Kephiſodotos ſein kann; denn hier ſind ja alle Muskeln ſo geſpannt, daß die Finger der Greifenden ſich grade gar nicht in das harte Fleiſch eindrücken. In der Gruppe des Kephiſodotos wird die eine Figur eher ein Weib geweſen ſein: den Effekt ſieht man an dem Hermes mit der Herſe (aus der Sammlung Farneſe) im britiſchen Muſeum, wo der Gott die Geliebte vom Rücken her umfaſſend den einen Finger ſeiner Hand leis in den elaſtiſchen Buſen des Mädchens eindrückt. Dagegen wäre nach der obigen Stelle des Ovid nicht unmöglich, dieſe beiden Ringer als Söhne der Niobe anzunehmen, obwohl es doch ſeltſam wäre, dieſe ſich wälzende Gruppe, welche Raum braucht, neben die andern ſtehenden und ſich raſch fortbewegenden Geſchwiſter zu ſtellen. Unter ihnen deuten die kleinen Wellchen auf der Baſis den Sand des Turnplatzes an. Der Moment iſt gut gewählt, der Sieg neigt ſich auf die eine Seite, iſt aber noch nicht unbedingt entſchieden, und beide Gegner ſind ſich an Alter und Muskelkraft ungefähr gleich. Als Studium angeſpannter Muskeln iſt die Gruppe die Bewunderung aller Bildhauer. Reſtaurirt ſind der linke Arm und der linke Fuß des Obenliegenden, und an der untern Figur der rechte Arm und das rechte Bein. Der obre Kopf iſt ausdruckslos und ſicher modern, der untre iſt beſſer, weil kraftvoll im Ausdruck des Schmerzes und Verdruſſes, und er könnte antik ſein, aber die älteſte Abbildung*), vor den Ergänzungen gemacht, hat ihn nicht.

---

*) Insigniores Statuarum Romae Icones; Tafel 109.

Die Bildwerke vom Mauſoleum.

Ein Menſchenalter vor dem Zug Alexanders hatte Mauſolos, König von Karien, der ſein Land unter dem Titel eines Satrapen vom Perſerreich zu Lehn trug, durch kluge Benutzung der Zeitumſtände, durch Liſt und Eroberung ſich an der Südweſtecke von Kleinaſien ein anſehnliches Reich gegründet. Er verlegte deſſen Mittelpunkt an die ſchöne nach Süden ſich öffnende Hafenbucht des alten Halikarnaſſos und baute dort mit großer Pracht und in regelmäßiger Anlage ſich eine wohlbefeſtigte Hauptſtadt, welche amphitheatraliſch vom Meeresſtrand zu den oberſten, auf Felſen aufragenden Citadellen anſtieg. Fuhr man vom Süden in den Hafen ein, ſo hatte man auf einem Felscap links einen prachtvollen Tempel, auf einer felſigen Inſel rechts lag ein ſtarkes Schloß und in deſſen Schutz der glänzende Königspalaſt: in der Mitte zwiſchen dieſen beiden Hörnern der Bucht war am Strande der Marktplatz, und über dieſem ſtiegen Felsterraſſen empor, welche das Theater, einen joniſchen Tempel des Ares und recht im Centrum der Stadt, auf halber Höhe, das berühmte Mauſoleum trugen. Dies prachtvollſte aller Grabmäler hatte Mauſolos zu ſeiner eignen Ehre noch bei ſeinen Lebzeiten angefangen; bei ſeinem Tode (353 v. Chr.) wurde er in der bereits fertigen Grabkammer des Untergeſchoſſes beigeſetzt. Seine Schweſter und Wittwe Artemiſia, die nach ihm ſeine Politik und den Bau des Mauſoleums fortſetzte, überlebte ihn nur zwei Jahre, die Künſtler aber, welche an dem Bau und ſeiner bildneriſchen Verzierung beſchäftigt waren, vollendeten um ihrer eignen Ehre willen die Arbeit.

Da das Grabmal an zwei Seiten von höhern Felsterraſſen umgeben war, mußte es auf einen hohen ſoliden Unterbau geſtellt werden, der zugleich in ſeinem ganz unzerſtörbaren Mauerwerk die Königsgruft enthielt. Ueber dieſem kam ein tempelartiges, mit einem Umgang von 36 Säulen umgebenes Gebäude joniſchen Stils, das aber oben nicht wie ein Tempel mit einem Giebeldach abſchloß, ſondern eine ſanft anſteigende Pyramide von 24 Marmorſtufen trug. Dieſe Pyramide war oben abgeflacht, und auf einem rechteckten, aus ihr emporſteigenden Piedeſtal ſtand endlich Mauſolos im Streitwagen, den ein Viergeſpann zog und eine neben ihm auf dem Wagen ſtehende Frauenfigur lenkte. Dieſe drei Hauptabtheilungen, der Unterbau, der Säulentempel und die Pyramide ſcheinen alle gleiche Höhe gehabt zu haben, jede nämlich 37½ Fuß, ſo daß über ihnen, Piedeſtal und Höhe der Sculpturen hinzugenommen, das Haupt des Alles überragenden Mauſolos 140 Fuß hoch über dem Fundamentbett in der Luft ſtand.

Da die Stelle, wo Halikarnaſſos liegt, eine ſogenannte Brücke zwiſchen zwei großen Erſchütterungskreiſen, dem von Bithynien und dem von Rhodos, bildet und nie von Erdbeben heimgeſucht wird, ſo hatte das auf dem feſten Felsboden mit großer Kunſt und Sorgfalt aufgeſetzte Gebäude ſich mehr als 1500 Jahre aufrecht erhalten, denn um das Jahr 1170 zählte es der byzantiniſche Schriftſteller Euſtathios als ein noch beſtehendes Wunder der Welt auf. Aber im Jahre 1402, als Tamerlans Mongolenſturm Islam und Chriſtenheit in Furcht und Schrecken ſetzte, bauten die Johanniter, welche auf dem benachbarten Rhodos ihren Sitz hatten, auf der Felſeninſel bei Halikarnaſſos eine ſtarke Feſtung und verwandten dafür das Mauſoleum als einen Steinbruch. Daſſelbe geſchah nochmals 1522, als Sultan Soliman ſich zu dem letzten Sturm auf Rhodos rüſtete, der den Orden von da nach Malta vertrieb, und bei dieſem letzten Anlaß wurde ſogar der Unterbau angebrochen und die in ihm aufgefundene Königsgruft zerſtört.

Unter dieſen Umſtänden muß man es als ein Glück anſehen, daß noch vor Ankunft der Rhodiſerritter ein Naturereigniß, wahrſcheinlich ein Blitz, die Gruppe des Königs mit dem Viergeſpann aus ihrer luftigen Höhe herabgeſchmettert hatte. Die Stücke fielen auf die Pyramide und wurden, die ſchiefe Ebne herabrollend, ſo weit hinausgeſchleudert, daß die nach Norden fallende Hauptmaſſe der Statuen 150 Fuß von einem Rad entfernt aufgegraben worden iſt, das nach Süden hinabgerollt war.

Vier berühmte Bildhauer von Athen, Skopas, Leochares, Bryaxis und Timotheos, hatten die reichen Sculpturarbeiten für das Mauſoleum geliefert und die vier Seiten des Baues unter ſich getheilt. Die engliſche, von dem Conſul Charles Newton, einem ſehr tüchtigen Alterthumskenner, geleitete und von der Regierung reich unterſtützte Ausgrabung in den Jahren 1856—57 hat maſſenhafte Reſte von Sculpturen vorgefunden, welche nebſt einigen ſchon früher verſchleppten Bildwerken jetzt die Vorhalle des britiſchen Muſeums in London ſchmücken. Dort, wo der Statuenhaufen des Viergeſpanns tief in weiche Erde eingebettet aufgegraben wurde, ſammelte Newton auch die kleinſten Marmorſplitter, und ſo wurde es hernach in London möglich, die Statue des Mauſolos faſt vollſtändig aus nicht weniger als dreiundſechzig Stücken wieder zuſammenzuſetzen.

205. Statue des Mauſolos.

Dieſe den ganzen Prachtbau einſt krönende Gruppe iſt von keinem der vorgenannten Meiſter, ſondern von einem uns ſonſt unbekannten Künſtler Namens Pythis ausgeführt. Erhalten von ihr ſind das Vordertheil und das Hintertheil je Eines Roſſes, die Portraitſtatue des Königs und der ſchöne Sturz einer hohen Frauengeſtalt, die an ſeiner rechten Seite auf dem Wagen ſtand: entweder Artemiſia oder eine den Wagen lenkende Siegesgöttin. Da alſo Mauſolos in der linken Hand, die offenbar hoch gehalten war, nicht die Zügel faßte, wird er in ihr wohl einen Scepterſtab gehalten haben, der unten auf dem Wagenbrett aufſtand. An der linken Seite ſieht man im Gewand ein Stück rauh weggehauen; hier hat der Coloß ſich wahrſcheinlich an die ſtarke Lehne angeſtützt, die ungefähr in Kniehöhe die antiken Streitwagen umgab. Der Leib ruht auf dem rechten Bein, das linke iſt leicht gebogen. Der rechte Fuß (der linke iſt ergänzt) trägt einen Lederſtrumpf und über dieſem eine ſtarkgeſchnürte Sandale. Die Kleidung iſt ein Untergewand und ein großer Mantel von ſchwerem Zeug, deſſen Falten und Ränder höchſt lebendig ſind. Im Vergleich zu den ältern Draperien an dem Iliſſos (Nr. 102), der Pallas von Velletri (Nr. 209) und der Friedensgöttin (Nr. 148) bemerkt man, daß alle Falten am Mauſolos mehr in Curven geführt und die ſtrengen ganz grade herabfallenden Linien des ältern Stils vermieden ſind. Mauſolos galt im Leben für einen ſchönen Mann, und ſo mag er auch in dieſem ſeinem Portraitbild heißen; aber das Geſicht iſt doch breit und blaſirt und ſteht geiſtig nicht hoch, wie es auch der Menſch nicht that. Von der Stirn ſteigt das Haar wie bei einem Zeuskopfe löwenmähnig empor, aber die Stirn ſelbſt bleibt nichts deſtoweniger niedrig. Die langen Locken, ſo voll an den Seiten niederfallend, daß man das Ohr nicht ſieht, würden ſchöner wirken, wären nicht die untern Spitzen abgebrochen. Ein kurzgeſchorner Bart deckt Wangen und Kinn, nur der Schnurrbart iſt voll und unverſchnitten. Da die Statue um das Jahr 350 gearbeitet ſein wird, ſo iſt ſie unter den vollbeglaubigten Originalen griechiſcher Portraitſtatuen vielleicht die älteſte.

74—76. Die Friesplatten des Skopas vom Mauſoleum.

Plinius, der bei ſeiner kurzen Beſchreibung des Mauſoleums ein Buch darüber von einem der beiden Architekten des Baues vor ſich hatte, ſagt ausdrücklich, Skopas habe an der Oſtſeite gearbeitet. An dieſer Seite fand Newton vier Platten eines Frieſes (drei davon ſind in unſrer Sammlung), welche zwar zerbrochen, aber an den Oberflächen ſo wenig zerſtoßen waren, daß man ſah, ſie waren niemals herumgeſchleppt worden. Dieß und daß die Arbeit einen größern Meiſter zeigt, als die meiſten übrigen in London jetzt vereinigten Platten deſſelben Frieſes, veranlaßte mich ſchon gleich bei der erſten Ausſtellung dieſer Werke, ſie dem Skopas ſelbſt zuzuſchreiben*). Dieſer Bilderfries umlief das ganze Gebäude über den Säulen des tempelartigen zweiten Stockwerks, ſtand alſo in einer Höhe von ungefähr ſiebzig Fuß von der Erde. Dieß muß man bedenken, um zweierlei zu begreifen, erſtens warum die Figuren etwas lang geſtreckt ſind, da ſie ja dem Auge von unten her ſich etwas verkürzten; zweitens, daß ſie bei aller Schönheit der Ausführung doch nicht glatt und fein behandelt ſind, ſondern in ſtarkem Relief aus dem Grunde herausſpringend auf kräftige Lichter und Schatten ausgehen, wie denn auf der einen Platte der Fuß eines Kriegers in voller Rundheit hinter das Bein einer kämpfenden Frau zurückgeht, ohne dieß Bein zu berühren. Der ganze Fries iſt faſt $2\frac{1}{2}$ Fuß hoch, mit Figuren von ungefähr einem Drittel Lebensgröße, und ſtellte wieder einen Amazonenkampf vor: einen ſchönern aber haben wir bisher in griechiſcher Kunſt noch nicht gefunden. Eine Amazone nach rechts reitend faßt ihrem Roß die Zügel kurz und läßt es bäumen, um den vor ihr ſtehenden Griechen (nicht mehr vorhanden) in Verwirrung zu bringen; ſie ſelbſt wandte ſich mit Bruſt und Kopf rechts (dem Beſchauer zu) und ſchwang Streitaxt oder Wurfſpieß, um, wie das Pferd mit den Vorderfüßen auf den Boden niederkam, den Gegner zu treffen. Das Pferd iſt ausgezeichnet lebendig, die Muskelmaſſen ſind viel runder und mehr naturaliſtiſch ausgeführt als bei den Pferdchen im Parthenonfries. Dann eine Amazone auf bäumendem Roß ganz ſtrack in den Bügeln ſtehend, weil ſie nach rechts am Hals des Thieres herab einen Streich auf einen nicht mehr vorhandenen Feind führt; auf derſelben Platte ein Jüngling, unbehelmt in die Knie geſunken und mit dem Schild gegen eine Amazone ſich deckend, die ihm den Todesſtreich verſetzen will; er aber wartet den Moment ab, ihr mit dem Speer, den wir uns in ſeiner rechten Hand denken müſſen, von unten herauf die Bruſt zu durchſtoßen. Auf der dritten Tafel ein Grieche von ſehr edler Geſichtsbildung, der eine ſeitwärts geſtürzte Feindin abthun will; endlich die prachtvollſte Gruppe von allen: ein bärtiger Grieche von gemeinerem Ausdruck (die Naſe iſt aber auch abgebrochen) greift mit dem kurzen Schwert eine ſtehende Amazone an, welche mit dem Oberkörper zurückweichend, mit beiden Händen zum Hiebe ausholt. Ihr Kopf iſt großartig, von der ſchönſten Anſtrengung beſeelt. Er hat ſeinen Schild hart an ihren Leib gedrängt und ihr dadurch das nur von einem Gürtel unter der Bruſt gehaltne Gewand nach der Seite verſchoben; durch dieß ebenſo neue wie kecke Motiv ſehen wir Buſen, Rücken, Schenkel des üppig gebauten Weibes ganz bloß. Wieder, wie ſonſt bei Skopas, iſt hier das Gewand genial angewendet, um das Momentane der Handlung aufs ſchärfſte hervorzuheben. Dieſe wunderbare Geſtalt ſchuf ein Greis von nahezu 80 Jahren!

---

*) Kinkel, das Mauſoleum von Halikarnaſſos, Weſtermann's Monatshefte, 1858, Oktober- und Decemberheft.

107. Aphrodite als Siegerin. (Venus von Milo.)

Dieſe im Jahr 1820 auf der Inſel Melos aufgefundne Statue der Schönheitsgöttin iſt die vollkommenſte weibliche Geſtalt, die aus dem Alterthum uns gerettet iſt; auch die Erhaltung iſt gut, denn an ganzen großen Theilen, z. B. der Taille, iſt ſelbſt die Oberhaut des Marmors gar nicht verletzt. Die kleinen Beſchädigungen auf Stirn und Buſen ſollen erſt in neuerer Zeit bei der Auffindung und dem Transport entſtanden ſein. Sie iſt aus einem feinen, wie man vermuthet, aſiatiſchen Marmor gebildet, der an der Taille und dem Gewand von einem ſchönen warmen Honigton überflogen wird. Es fehlen die Arme, doch beſitzt der Louvre noch ein Stück des linken Oberarms und die linke Hand, welche einen Apfel hält. Die Naſenſpitze vom halben Nasloch an, die Spitze der großen Zehe am rechten Fuß, und der ganze linke Fuß ſind modern; auch von den Gewandfalten ſind kleine Stücke eingeſetzt. Nur über dem linken Knie hat das Gewand ſtark gelitten. Der antike Haarknoten im Nacken war abgebrochen, iſt aber ohne weitere Verletzung wieder angeſetzt. Die Ohrläppchen waren ebenfalls ausgebrochen, als man vor Alters die Perlen oder Goldringe raubte, die ſie in den gebohrten Ohrlöchern trug.*)

Der herrlich jungfräuliche Leib, voll friſchſchwellender Lebenskraft, erinnert mehr an Hera's göttliche Formen, wenn ſie aus dem kühlen Quellbad wieder als Jungfrau emporſteigt, aber das Antlitz mit den nur ſanft geöffneten Augen**)

---

*) Venusbilder hatten goldne Ringe oder Perlen im Ohr. „Ein Paar Perlen von großem Gewicht und ungewöhnlicher Größe weihte Alexander Severus der Venus zu Ohrgehängen.“ Lampridius, im Leben dieſes Kaiſers, Cap. 51. Auch die Venus von Medici hat Ohrlöcher.

**) Die Venus von Milo wurde im Jahr 1820 bei Caſtro, der hochgelegenen alten Hauptſtadt der Inſel Melos, gefunden, und zwar in der Nähe des Theaters, wie man denn in Theatern gern Venusbilder aufſtellte. Beim Umhauen eines Baumes entdeckte ein Bauer eine Felsgrotte, in welcher ſie mit andern Marmorſtücken und Statuen (darunter einige Hermen) verſteckt war. Beim Eindringen des Chriſtenthums mochten die letzten heidniſchen Anbeter der Göttin ſie vor dem zerſtörenden Eifer der Mönche hierher verborgen haben. Der Marquis de la Rivière, damals Geſandter in Conſtantinopel, erwarb ſie für 6000 Franken und ſchenkte ſie ſeinem König Ludwig XVIII. So kam ſie in den Louvre, wo ſie von dem Bildhauer Bernard Lange (aus Toulouſe) aus fünf Stücken wieder zuſammengefügt wurde. Nicht lange darauf ſuchte man an derſelben Stelle auf Milo nach den fehlenden Stücken und fand einen Theil des linken Oberarms und die linke Hand, welche (nach oben geöffnet) einen Apfel hielt, beides von dem gleichen Marmor wie die Statue.

Eine im October 1820 an derſelben Stelle gefundene, aber zerbrochene Inſchrift auf Marmor, die jetzt wieder verloren gegangen, hat viel Verwirrung angerichtet. Sie lautet auf deutſch: „Alexander Sohn des Menides, aus Antiochia am Mäander, hat dieß gemacht.“ Dieſe Inſchrift paßte zu einem Bruch in der Platte, auf welcher die Göttin ſteht, und wenn ſie urſprünglich dazu gehört hätte, könnte dieſe Statue nicht früher als 250 Jahr vor Chriſtus gearbeitet ſein, denn Antiochia in Karien, am Mäander, wurde erſt von dem ſyriſchen König Antiochus Soter erbaut, welcher 261 v. Chr. ſtarb. Außerdem ſind die Schriftzüge ſolche, wie ſie in den letzten Jahrhunderten vor Chriſtus im Gebrauch waren. Allein iſt entſchieden das der Aphrodite. Die Stirn unter dem Haar iſt niedrig, wie ſtets bei dem griechiſchen Frauen-Ideal. Die Bruſt hat bei aller Fülle das Herbe des unberührt Mädchenhaften: die obere Linie bis zur Knoſpe geht ſtreng grade, erſt unterhalb kommt die ſchwellende Curve. Sonſt ſind die Formen ſtark, es iſt eine voll aufgeblühte, keine ganz jugendliche Schönheit; die rechte Bruſt, vom Arm gedrückt, drängt zwiſchen ſich und der Achſel eine unendlich weiche Muskelcurve hervor; auch hat der Hals die Andeutung einiger Falten, welche vor der Ueberreife nur bei ſehr voll gebauten Blondinen ſich zeigen. Die Statue iſt halbnackt, aber ſie iſt ganz Göttin und als Göttin unnahbar; ſie braucht keine Scham, denn ſie empfindet ſich nicht als nackt. In der Haltung ſpricht ſich Stolz, im Angeſicht ſogar etwas von Verſchmähung aus, denn ſie iſt die ſiegende Göttin, die, den Apfel als Schönheitspreis in der Hand, über ihre Mitbewerberinnen triumphirt. Möglich, daß der Apfel noch eine Anſpielung auf die im Griechiſchen faſt gleichnamige Melos enthält, denn die Inſel führt auf der Rückſeite ihrer Münzen einen Granatapfel. Wenn man den Abguß im Kryſtallpalaſt zu London ſieht, wo die Venus von Milo im Centrum des großen griechiſchen Saals thront, neben ihr, gleich ſchönen Töchtern, die von ihr abgeleiteten Nachbildungen der ſalonmäßig reizenden Venus von Capua und der jugendlich-ſchwärmeriſchen Dione des britiſchen Muſeums, welche doch Canova für die ſchönſte weibliche Statue in England erklärt hat, ſo leuchtet die Gewalt ihrer Schönheit im Vergleich mit jenen erſt recht hervor. Zumal wenn man die drei Statuen umgeht und den wie athmend lebendigen Rücken der Milo mit den harten Formen der beiden andern vergleicht. Alle drei ſind an Größe

---

das Marmorſtück mit der Inſchrift gehört nicht urſprünglich zu der Statue, aus vier Gründen: erſtens, weil es höher als die Platte iſt, auf welcher die Statue ſteht, alſo zu der Platte nicht paßt; zweitens, weil es von anderm Marmor iſt; drittens, weil neben dem linken Fuß der Göttin nicht Platz genug für die erſten Buchſtaben der Inſchrift blieb; viertens, weil es auf der obern Fläche ein vierecktes Loch hat, wo anfänglich wohl eine andre Statue, vielleicht eine jener mit der Milo gefundenen Hermen, eingeſetzt war. Nun iſt die Venus von Milo bereits im Alterthum wenigſtens einmal, und zwar ſchlecht, reſtaurirt worden, und bei dieſem Anlaß kann man die Inſchrift als ein noch brauchbares Stück Marmor verwandt haben, um die Baſis auszuflicken. Aus innern Gründen darf man die Erfindung der Statue nicht unter die Zeit des Skopas herabſetzen. Wollte man aber ſagen, wir hätten vielleicht eine ſpäte Copie eines ältern Werkes vor uns, ſo widerſpricht dem die Vortrefflichkeit der Arbeit. Wenn ein Werk aus dem Alterthum Original iſt, ſo iſt es die Venus von Milo. (Das Genauere über die Inſchrift bei Friederichs, Bauſteine, S. 334, nach Mittheilungen von Herrn A. de Longpérier in Paris, und in dem neuen Katalog des Louvre von Herrn Fröhner, zu Nr. 136 der Antiken.)

ſich faſt gleich, ſie überſteigen das Maß ſterblicher Frauen ein wenig, aber nur ſo viel, als der hohen Göttin ziemt, denn ſie halten ſich etwas über ſechs Fuß.

Die Statue der Milo mit dem ſtarken Ausdruck der Siegesgewißheit iſt ſo in ſich abgeſchloſſen, daß ſie gar keine andre Figur in einer Gruppe neben ſich vertrüge. Verſuche moderner Bildhauer, einen Ares an ihre linke Seite zu componiren, mußten daher mißglücken.

Daß unſre Statue, obwohl auf ihrer kleinen abgelegenen Inſel kein alter Schriftſteller ſie erwähnt, ſehr berühmt war, beweiſen die vielen Nachbildungen, von denen aber keine als Copie erſcheint, denn ſie haben alle beſondre neue Motive in der Haltung der Hände. So die Venus von Capua (jetzt in Neapel), welche mit beiden Händen den Metallſchild des Kriegsgottes hielt, in deſſen innerer Wölbung ſie ſich ſpiegelte; auf dem Helm des Ares ſteht triumphirend ihr linker Fuß; ein kleiner Amor neben ihr jubelt mit erhobenen Händen über den Triumph der Mutter. Dann hat man unſre Venus oft in eine Victoria umgebildet, wovon das herrlichſte Exemplar in Bronze im Veſpaſianstempel zu Brescia im Jahre 1826 aufgefunden worden iſt. Die hier beflügelte, auch bis über die Bruſt bekleidete Mädchenfigur (Victorien ſind ſtets bekleidet) hat den Schild auf das linke Knie aufgeſetzt und hält ihn mit dem ausgeſtreckten linken Arm, während die rechte Hand einen Schreibſtift faßt, um in die innere Schildwölbung den Namen eines Siegers oder eines Schlachtfeldes einzuzeichnen. Der Kopf iſt ſtärker nach links, auch mehr abwärts gewendet, ſo daß die Augen auf die Stelle der zu ſchreibenden Inſchrift gerichtet ſind. Nichts von dieſem in unſrer Statue, für deren Großartigkeit weder das Selbſtbeſpiegeln im Schild noch das Schreiben paſſen könnte. Der Künſtler hat gewiß mit dem todten Rund eines Schildes nicht den Theil des nackten Körpers verdeckt, der wohl die herrlichſte Partie an der ganzen Geſtalt iſt, nämlich die Taille vom linken Arm abwärts bis zur Hüfte. Auch darf man unter den höher ſtehenden linken Fuß nicht, wie bei der Capuanerin, einen Helm ſich denken*), denn dieſe Venus iſt nicht der Sieg der Liebe über den wilden Kriegsgott, ſondern, wie der Apfel beweiſt, ſie iſt der Triumph der Schönheit über Weisheit und Macht, und unter dem Fuß wird auf der urſprünglichen Platte, wie bei den Niobekindern, ſchwerlich etwas andres geweſen ſein, als die Andeutung einer kleinen Erderhöhung. Denn der Fuß wird nicht aufgehoben, weil er auf etwas treten will, ſondern in ganz unwillkürlicher Bewegung, weil das Gewand eben über die Hüften abgleiten will, hebt ſich das Knie und biegt ſich zugleich der Schenkel leicht einwärts, um es feſtzuhalten. Dieß Unwillkürliche der Bewegung, das wieder ſo ganz weiblich iſt, giebt dem untern Theil der Figur ein ſo ſpürbares Gefühl des Lebens. Möglich, daß auch die rechte Hand nach dem leis herabſinkenden Gewand griff.

---

*) Auch der Victoria in Brescia haben ſie mit gelehrter Barbarei unter das reizende Füßchen einen Helm octroyirt, weil aber der Raum nicht groß genug iſt, um ihn aufrecht zu ſtellen, haben ſie ihn quer gelegt, und er biegt ſich unter ihrem Druck zuſammen. Die leichte geflügelte Mädchengeſtalt den hephäſtiſchen Helm des Kriegsgottes plattiretend wie eine alte blecherne Caſſerole! Man iſt hier, aber ungeſchickt, einer Victoria auf der Trajansſäule in Rom gefolgt, bei der freilich der Raum für den Helm groß genug iſt.

Als dieſe Statue zuerſt nach Paris kam, galt ſie für ein Werk des Praxiteles. Aber ihre hohe Göttlichkeit, die charaktervolle Schärfe ihres Ausdrucks als triumphirende Schönheit, ſelbſt das Coloſſale ihrer Formen ſtimmt zu dem Geiſt dieſes Künſtlers nicht. Dieſe Auffaſſung der Venus geht der weichen Liebebedürftigkeit noch vorauf, die Praxiteles in ſeiner knidiſchen Aphrodite verkörperte. Will man bei der Milo an einen beſtimmten Meiſter denken, ſo kann es nur Skopas ſein. Er hat noch vor Praxiteles eine ganz entkleidete Venus gemacht, die noch in Rom ſehr bewundert wurde. Mit ihm ſtimmen die großartigen Formen, welche auch in der Behandlung an die Niobe erinnern, und für die Weiche, die er ſeinem Marmor gab, war gerade auch er berühmt. Schärfe des Ausdrucks, aus kraftvollem innerm Affekt hervorbrechend, war ſeine Hauptſtärke. Selbſt der Umſtand, daß das Gewand dem Meiſter Anlaß giebt, eine Bewegung der Figur durch die Bewegung des Gewandes zu erklären, kehrt in ähnlicher Feinheit bei andern Werken von ihm wieder.

Praxiteles.

Die fünfzig Jahre vor dem Sieg des makedoniſchen Einfluſſes waren für Griechenland eine trübe und verworrene Zeit. Weder Sparta noch Theben konnten trotz der höchſten Anſpannung der Kräfte die Hegemonie über den griechiſchen Staatenbund dauernd behaupten. Sparta wurde in ſeinem bereits vom Erfolg gekrönten Verſuch, die Griechenſtädte Kleinaſiens von den Perſern zu befreien, durch den Abfall der eignen Bundesgenoſſen gekreuzt, die durch perſiſches Geld ſich beſtechen ließen, und mußte in dem ſchmachvollen Frieden des Antalkidas (387) ſeine Schützlinge bedingungslos den Aſiaten zurückgeben. Die kleinaſiatiſchen Griechen, deren Nationalität von den Perſern geachtet wurde, verloren mit der Freiheit wenigſtens nicht den Wohlſtand, blühten vielmehr durch die Verbindung mit dem mächtigen Reich neu auf, das ſeine vortrefflichen und militäriſch gut geſicherten Handelsſtraßen bis an den Indus erſtreckte. Im Mutterlande aber blieb Alles in wilder trüber Gährung, bis endlich Philipps Sieg bei Chäronea (338) deſſen Sohn Alexander die Möglichkeit gab, die Griechen wenigſtens zu mächtiger Action gegen den äußeren Feind zuſammenzufaſſen und den griechiſchen Geiſt erobernd über das kaspiſche Meer und bis ins Pendſchab zu tragen und anzupflanzen.

In dieſen politiſchen Wirrſalen lebte zu Athen Praxiteles. Wahrſcheinlich der Sohn eines Künſtlers, des ältern Kephiſodotos, der kurz nach 375 v. Chr. das Original der Friedensgöttin (Nr. 148) ſchuf, und ſelbſt Vater eines berühmten „Erben ſeiner Kunſt“, des jüngern Kephiſodotos, hat er die Höhe ſeines Lebens und ſeiner Meiſterſchaft grade in dem Menſchenalter vor Alexander erreicht. Alexander hat ihn nicht mehr beſchäftigt, er wird alſo geſtorben ſein, ehe dieſer 334 ſeine Siegerlaufbahn begann. Das Wunderbare an dieſem Künſtler iſt nun, daß er inmitten jener Unruhe der Gemüther ganz harmlos und von der Welt draußen unbeirrt die reinſte Schönheit ſuchte und in einer leidenſchaftlich bewegten Zeit die zarteſten Seelenſtimmungen dem Marmor aufprägte: darin Goethe vergleichbar, der unter dem Zuſammenſturz des Vaterlandes ſeine Dorothea, ſeinen Prometheus ſchrieb, wie im Gegentheil Skopas, der die Leidenſchaft und den Schmerz des Zeitalters in ſich aufnahm, wohl an Schillers tragiſch ringenden Geiſt uns mahnt. Aus ſeiner eigenen Zeit nahm Praxiteles nur was ſie auch ſeiner Richtung entgegenbrachte: die moderne Steigerung des Seelenlebens nach der Seite der Empfindung, den durch eine hundertjährige Kunſtpraxis hoch entwickelten Schönheitsſinn, welcher damals ihm auch körperlich die reizendſten Modelle zuführte, und den Leichtſinn fröhlicher Genußſucht, wie unter heftigen politiſchen Stürmen er ſo gern in geiſtreichen Kreiſen ſich entwickelt. Die reizende Phryne war ſeine Geliebte; er ſchenkte ihr ſein Lieblingswerk und arbeitete ihre Portraitſtatue, welche ſie in den Tempel zu Delphi ſtiftete; ſie oder Kratina, heißt es, haben ihm Modell geſtanden für ſeine berühmte knidiſche Venus. So wenig wie die Politik lockte ihn der Turnplatz: Athleten hat er niemals, die Thaten großer Heldengötter nur einmal dargeſtellt. Innerhalb der ſchönſten Menſchheit und innerhalb des genußfähigſten Alters der Jugend hielt er ſich: ſeine Statuen blieben am liebſten in Lebensgröße und ſelbſt darunter. Auch die Gruppe hat er nicht geliebt, wie ſie den Menſchen aus der plaſtiſchen Geſchloſſenheit des Empfindens herausführt und auf Andre Bezug zu nehmen zwingt: wir kennen vorherrſchend Einzelfiguren von ihm. Es waren die jugendlichen Götter, deren nackte Formen er zur höchſten Vollendung des Anmuthig-Menſchlichen ſteigerte: der weiche Dionyſos mit den weiblichen Formen, der träumeriſche faſt mädchenhafte Jüngling Apoll, der ſehnſuchtsvolle Eros auf der Grenze des Knabenalters und die liebebedürftige Aphrodite. Nicht das Leben des Muskels, ſondern die ganze ruhige Harmonie des körperlichen Syſtems war es, worauf er ausging, und während die ältern Künſtler den Menſchen entweder athletiſch ſtramm auf den Füßen ſtehend oder im Kampf ausſchreitend gebildet hatten, liebte er ſeine Figuren anzulehnen und durch die ſo entſtehende Verſchiebung den Reiz des Lebens durch ſie zu ergießen. Phidias und Polyklet waren noch ganz Griechen: Praxiteles ſchuf eine menſchliche Schönheit, die von jeder nationalen Beſchränkung frei den nachfolgenden Jahrhunderten ſo verſtändlich blieb, daß von keinen Werken des Alterthums in ſpätgriechiſcher und römiſcher Zeit ſoviel Copien und freie Nachbildungen gemacht worden ſind, als von den berühmten Statuen des Praxiteles. Auch nicht Ein Werk von ihm hat ſich für uns im Original erhalten, und nie auch wird eins gefunden werden, das neben den Formen auch den geſteigerten Reiz der zarten Farbe uns rettet, den ſeinem Marmor ein großer Künſtler unter den Malern, Nikias, verlieh. Nur wie in einem bleichen Spiegelbild ſchauen wir in Copien und vereinzelten Nachrichten der Alten die Größe dieſes Meiſters; aber die Venus von Medici, die wenigſtens ein Enkelkind ſeines Geiſtes iſt, hat ſeit drei Jahrhunderten die Pilger der Schönheit ſo nach Italien gelockt, wie einſt des Praxiteles knidiſche Venus die Griechen als Pilger nach dem kleinen Vorgebirgsſtädtchen Kleinaſiens zog, das ſelbſt gegen Bezahlung ſeiner Staatsſchulden einem reichen König der Nachbarſchaft dieſen ſeinen Schatz abſchlug.

Die Aphrodite von Knidos.

Bei Praxiteles hatten die Bewohner der Inſel Kos eine Venus für einen Tempel beſtellt. Er arbeitete zwei, eine bekleidet, die andre nackt. Die Koer wählten die erſte, die zweite kam nach dem benachbarten Knidos und wurde neben dem Zeus von Olympia die berühmteſte Statue des Alterthums. In den ſpäteren Jahrhunderten des Heidenthums kamen aus weiter Ferne Schaaren von Fremden nach Knidos, nur um dieſe Statue zu ſehen. Die Fremdenführer erzählten die fabelhafte Geſchichte von einem Jüngling, der aus Liebe zu ihr raſend geworden und eines gewaltſamen Todes geſtorben ſei. Man flehte auch zu der Göttin um glückliche Seefahrt, da Aphrodite als dem Meer entſtammt die Hafenſtädte in beſondern Schutz nahm. Das Alterthum war ungewiß, ob Phryne von Theben oder Kratina von Athen dem Meiſter für dieß Werk Modell geſtanden habe. Die Statue ſtand im Tempel unter einem beſondern Gehäus; man konnte ganz um ſie herumgehen, um ſie von allen Seiten zu bewundern. Von einem jener Kunſtpilger iſt uns eine enthuſiaſtiſche Beſchreibung erhalten: man rühmte beſonders die Weichheit und den Glanz des Marmors, die zarte das Leben nachhauchende Bemalung des Fleiſches, die ſchwimmende Feuchte des Blicks, hervorgebracht durch das Heraufziehen des untern Augenlides, und die freundliche Lebendigkeit des Ausdrucks in den Augen und dem lächelnd halb geöffneten Mund. Einige knidiſche Münzen aus römiſcher Zeit geben uns die Umriſſe der Geſtalt. Die rechte Hand hatte ſie vor dem Schooß, die linke hielt vom Körper etwas entfernt ein Gewand, das lang herabfallend auf ein großes Salbengefäß niederſank und neben den Füßen als dritte Stütze des Körpers diente, damit die Figur nicht brechen möchte. Zwar war hier nicht mehr die erhabene Göttin wie in der Milo dargeſtellt, ſondern bereits das liebeſehnende Weib, mit ſtarkem Ausdruck der Schamhaftigkeit; aber im Vergleich mit der ſpätern Venus von Medici war die Geſtalt noch großartiger, reifer, und in Ausdruck und Haltung weit edler und unbefangener.

So ſtand die Statue wie ein mittelaltriges Gnadenbild in ihrem Tempelchen, bis man ſie in chriſtlicher Zeit nach Conſtantinopel ſchleppte, wo ſie 475 beim Brand eines Palaſtes, des Lauſeion, zugleich mit dem olympiſchen Zeus des Phidias unterging.

Zahllos waren die Nachbildungen dieſer berühmteſten Statue im ſpätern Alterthum; ſo mancher römiſche Liebhaber wollte eine Copie beſitzen. Gewiß aber durften von dem Original niemals Abgüſſe genommen werden, da ſeine Bemalung im Fleiſch ſehr zart und leicht verletzlich war. Wenn alſo ein ſpäterer Bildhauer auch etwa nach Knidos reiſte, um das Original zu ſtudiren, konnte er es doch nur mit den Augen auffaſſen, höchſtens ſich Zeichnungen davon machen. Um aber hernach eine Nachbildung anzufertigen, bedurfte er ein friſches Modell, das er ſo gut es ging in dieſelbe Attitude ſtellte. Dieß Modell mußte ihn aber bei ſeinem Copiren auch wieder verwirren, und ſo kommt es, daß von den mehr als hundert Nachbildungen, die von der Venus von Knidos vor hundert Jahren allein in den römiſchen Sammlungen ſich befanden, keine der andern ſo gleicht wie Eine Copie der andern; vielmehr ſind ſie doch wieder halb ſelbſtſtändige Schöpfungen mit kleinern oder größern Abänderungen, je nachdem das Modell jugendlicher oder reifer, ſchlanker oder voller in den Formen war.

81. Die knidiſche Aphrodite der Glyptothek.

Eine der ſchönſten und beſterhaltenen von allen dieſen Nachbildungen, wohl nur der berühmten capitoliniſchen nachſtehend, iſt die Venus Braschi aus der Glyptothek zu München, welche ſeit 1870 dort wieder aufgeſtellt iſt, früher aber viele Jahre aus der Sammlung entfernt war, weil der greiſe König Ludwig aus Sittlichkeitsgründen ſie ſeinen Münchnern nicht mehr zeigen wollte. Dieſe Statue wurde gegen Ende des letzten Jahrhunderts in einem Weinberg bei Rom gefunden und kam in die Privatſammlung, welche der Duca Braschi, als Nipote des damals regierenden Papſtes Pius VI., anlegte. Aus dieſer erwarb ſie im Jahre 1811 der Kronprinz Ludwig für die Glyptothek. Sie iſt aus pariſchem Marmor, und wohl erhalten. Reſtaurirt ſind der obere Theil des Kopfes, Naſe, Mund, linker Arm von der Spange abwärts, halber rechter Vorderarm und beide Beine nebſt Theile von Baſe und Gewand. Die linke Hand ſoll ächt ſein, die Finger aber ſind neu. Der Bildhauer Rauch tadelte die ergänzten Beine vom Knie abwärts in Stellung und Bewegung als verfehlt;*) jedenfalls ſteht die Statue etwas zu ſehr vorgeneigt, und aus dieſem

---

*) **Urlichs**, Glyptothek, S. 20.

Grund ſteigt das Gewand von der Baſe zur Hand ſo ſchräg herauf, was ſich, wenn man ſeitwärts auf die linke Flanke der Figur hinblickt, nicht hübſch macht. Der Kopf iſt von einem ſchönen Modell genommen, die Form etwas voller als bei der Medici, der Rücken beſonders zart und weich. Sie iſt wenige Zoll über Lebensgröße (1,74 M. hoch), ſo daß ſie im Marmor genau lebensgroß ausſieht. Das Auge hat das Feuchte des praxiteliſchen Originals, der Blick richtet ſich mit ſchöner Wendung des Halſes ein wenig nach links. Das Haar iſt nicht geflochten, ſondern wird ganz ſchlicht geſcheitelt durch ein Band zuſammengehalten.

69. Apollon der Eidechſentödter.

Praxiteles hatte einen eben erwachſenen Apollon gebildet, „welcher einer ihm nahen Eidechſe mit einem Pfeil nachſtellte;“ er ſuchte ſie alſo nicht zu ſchießen, ſondern mit dem Pfeil zu durchſtoßen. Von dieſer Statue haben ſich mehrere Wiederholungen erhalten, von denen eine in Erz, in der Villa Albani, und die unſre in Marmor, aus dem Louvre, zu den ſchönſten gehören. Die Eidechſe läuft am Stamme eines Baumes hinauf, an den der Jüngling mit dem linken Arme leicht ſich anlehnt; in die rechte Hand haben wir uns den Pfeil zu denken. Dieſe rechte Hand mit einem Theil des Vorderarmes, der linke Arm faſt ganz, und bei der Eidechſe Kopf und Schwanz, ſind neu, alles Uebrige iſt unverſehrt. Das praxiteliſche Original war, wie wir beſtimmt wiſſen, von Bronze, und auf Bronze iſt die ganze Stellung berechnet. Metall ließ ſich ganz dünn und leicht gießen, ſo daß der linke Arm, den Baumſtamm eben berührend, vollkommen ausreichte, die Figur ſeitwärts zu ſtützen; die abſcheulichen plumpen Zwiſchenſtützen zwiſchen Körper und Baum wurden erſt bei dem maſſiven Marmor der Copie unentbehrlich. Von dieſem Anſtoß abgeſehen giebt die leichte ſeitliche Aufſtützung des linken Arms dem jugendlichen Körper den ſchönſten Fluß der Linien, indem die beiden Seiten der Geſtalt dadurch in ganz verſchiedene Bewegung kommen. Die Muskeln ſind nicht weich, aber auch nicht athletiſch gebildet, was zu dem jungen Gott nicht paſſen würde; dadurch haben aber die Formen etwas auffallend Weibliches erhalten. Das ganze Motiv iſt zwar genremäßig, aber der Gott wird doch nicht zum bloßen ſpielenden Knaben, ſondern behält in ſeinem mädchenhaften Antlitz einen anmuthigen Ernſt.

23. Der Apollino.

Im Lykeion bei Athen, wo Turnübungen gehalten wurden, ſtand ein Apollon an einen Pfeiler gelehnt; die Linke hielt den Bogen, der rechte Arm war über den Kopf gelegt, als ruhte der Gott in Ermüdung aus. Es giebt von dieſer Statue viele Wiederholungen, von denen mehrere coloſſal ſind und ſtatt des Bogens in der linken Hand die Leier führen. Unſer Abguß kommt von der berühmten Statue, welche als Gegenſtück der Venus Medici in der Tribune der Uffizien zu Florenz ſteht und, weil ſie den Gott ganz jung darſtellt, der kleine Apollo (Apollino) genannt wird. Das Motiv des ſüßen träumeriſchen Ruhens und die weiche Anmuth der Geſtalt läßt ein Original des Praxiteles vermuthen. Der Kopf aber, welcher kleiner iſt, als bei andern praxiteliſchen Statuen, weiſt dieſe Copie in ein ſpäteres Jahrhundert. Außer Theilen an den Nebenſachen ſind beide Hände mit den Handgelenken und die Naſe ergänzt.

132. Eros als Jüngling, nach Praxiteles.

Nicht minder als durch ſeine Aphroditen war Praxiteles durch ſeine Darſtellungen des Liebesgottes berühmt. Eine in vielen Sammlungen, meiſt unter Lebensgröße, vorkommende Darſtellung Amors als eines Knaben, der mit muthwilligem Ausdruck des Geſichts den Bogen krümmt, um die Sehne in die Kerbe zu heften, gehört nicht hierher, denn die Schriftſteller des Alterthums erwähnen von Praxiteles nur Statuen des Gottes nicht als eines Knaben, ſondern als eines geflügelten Jünglings, in welcher Auffaſſung man ihn gern mit dem griechiſchen Namen Eros bezeichnet. Nach drei verſchiedenen Motiven hatte Praxiteles den Götterjüngling gebildet.*) Einmal in Erz, wie er, mit dem linken Fuß nur noch leicht am Boden haftend, die beiden Arme erhoben, in Einer Hand ſeine Waffen, die Flügel ausbreitet, um in die Luft empor zu ſchwirren. Dann eine Darſtellung in Marmor, welche in der Hafenſtadt Parion am Helleſpont aufgeſtellt und ebenſo berühmt war wie die Aphrodite von Knidos. Der Gott war waffenlos, von lächelndem Ausdruck, und hielt als Zeichen ſeiner Herrſchaft über Meer und Land einen Delphin und eine Blume in den Händen. Endlich gab es eine dritte Darſtellung, und mit dieſer ſcheint unſere Statue übereinzuſtimmen. Praxiteles, ſo erzählt man, hatte ſeiner Geliebten Phryne eine Statue als Gegengeſchenk für ihre Gunſt verſprochen. Sie durfte auswählen und wollte daher von ihm herauslocken, welches ſeiner Werke er für das ſchönſte hielt. Nun ſtanden in ſeiner Werkſtatt unter andern zwei Statuen fertig, dieſer Eros und ein Satyr. So ließ ſie, als ſie einſt ihn beſuchte, durch einen Sklaven die Nachricht hereinbringen, es ſei in der Werkſtatt Feuer ausgebrochen, und als er erſchreckt ausrief: O mein Eros und mein Satyr! — da bat ſie lachend ſich den Eros von ihm aus und ſtiftete ihn als Weihgeſchenk in den Tempel ihrer Vaterſtadt Theſpiä in Böotien, wo er zwiſchen zwei anderen

---

*) Nach Prof. Stark's (in Heidelberg) vortrefflicher Abhandlung „über die Erosbildungen des Praxiteles", in den Verhandlungen der k. ſächſ. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, 1866.

Werken des Praxiteles, einer Venus und einer Portraitſtatue ihrer „Prophetin und Dienerin", der Phryne ſelbſt, aufgeſtellt wurde. Er kam ſpäter nach Rom und ging unter Nero bei dem Brand der Porticus der Octavia unter. Eine dem Praxiteles ſelbſt in den Mund gelegte Inſchrift ſagte von dieſer Statue:

Was Praxiteles litt, hat hier in mir er geſchildert,
  Denn mein Urbild nahm er aus der eigenen Bruſt.
Mich auch gab er der Phryne zum Lohn für mich, und die Brände
  Schleudr' ich nicht mehr mit dem Pfeil, nein mit der Schärfe des Blicks.

Alſo eine Liebe, die der Meiſter erlitt, die ihm Schmerzen gebracht hatte, und dazu ſtimmt wunderbar der ernſte Ausdruck des Angeſichts; die Macht des herabblickenden Auges, das den Liebeszauber verſendet, iſt auch noch in unſrer Copie unverkennbar. Pfeile ſchießt er nicht mehr; wir mögen uns alſo den Bogen abgeſpannt in die linke etwas zurückgehende Hand denken: ſo iſt es bei einer ſchönen Wiederholung in Neapel, die auch noch Stücke der Flügel erhalten hat, welche an unſerm Exemplar fehlen; man ſieht aber am Rücken die Löcher, wo die Flügel, wahrſcheinlich von Bronze, eingeſetzt waren.

Unſere Statue wurde in Centocelle, zwiſchen Rom und Paläſtrina, bei Gelegenheit der Ausgrabungen gefunden, welche der ſchottiſche Maler Gavin Hamilton, im Einverſtändniß mit der päpſtlichen Regierung, ſeit 1770 unternahm. Sie kam in den Beſitz des Papſtes Clemens XIV. und iſt ſeitdem im Vatican aufgeſtellt. Ihre Wirkung leidet dadurch, daß ſie ſehr verſtümmelt und nicht ergänzt iſt, auch ſteht ſie in unſrer Sammlung auf einem zu niedrigen Geſtell, ſie ſtand wahrſcheinlich hoch über einem Altar, ſo daß man in das geſenkte Antlitz von unten hinaufſchaute. Es iſt eine nicht ſehr gute Copie, der Leib etwas trocken und flach behandelt; man blicke nur auf den gegenüberſtehenden Ilioneus und beachte bei dieſem die wundervoll weiche Ausführung des Körpers, ſo wird man den Unterſchied erkennen. Aber der Kopf, beſonders das unvergleichlich ſchöne ernſte Angeſicht, beweiſt, daß dieß Werk von einem großen Original ſich ableitet, und Stil und Gefühlsweiſe deuten ſtark auf Praxiteles, mit deſſen Eros von Theſpiä unſere Figur ja auch der Beſchreibung nach ſtimmt. Wie Praxiteles in der Aphrodite das ſelbſt nach Liebe ſehnſüchtige Weib darſtellte, ſo iſt in dieſem Eros die frühe Empfindung der Melancholie ausgedrückt, wie ſie der erſten Liebe des Jünglings ſich beimiſcht: die Vorahnung, daß alle Liebe enden muß entweder in Trennung oder in Erkaltung, und daß, wie das Nibelungenlied ſo ergreifend ſagt,

die Liebe nur Leiden am letzten Ende giebt.

Zur Zeit der römiſchen Kaiſer hat man dieſe Statue verwandt, um den Eros zum Todesgenius auszubilden, der in der rechten geſenkten Hand eine Fackel abwärts kehrt, um ſie zu löſchen. Der Ausdruck der Trauer im Angeſicht und der geſenkte Arm eigneten die Figur ganz zu einer ſolchen Umdeutung. Aber dieſe ſpätre Verwendung hindert nicht, bei unſrer Statue jene höhere Auffaſſung als Eros feſtzuhalten. Wie die Venus von Milo in die Victoria von Brescia, der Eidechſentödter in einen Todesgenius umgebildet wurde (in der berühmten „Gruppe von San Ildefonſo" zu Madrid), ſo beweiſen ſpätere Wiederholungen unſerer Statue zu einem gleichen Zweck in keiner Weiſe gegen eine urſprünglich tiefere und feinere Bedeutung des Originals.

67. Ausruhender Satyr, nach Praxiteles.

An der Dreifußſtraße zu Athen ſtand ein angelehnter Satyr des Praxiteles, der den Titel des „Vielberühmten" führte. Unſre Statue kann aber dieſem nicht nachgebildet ſein, denn jener hielt einen Becher in der Hand, als wollte er dem Herantretenden einen Trunk bieten. Kaum eine Statue des Alterthums iſt ſo oft nachgebildet worden, als dieſer Satyr mit der Flöte, und ſchon dieſes beweiſt, daß auch ſein Original großen Rufes genoß. Bei dieſen Figuren iſt das, worauf ſie lehnen, meiſt verſchieden dargeſtellt. In der Glyptothek zu München ſind zwei Wiederholungen des ruhenden Satyrs; einmal ſtützt er ſich gegen einen ſtarken Rebſtock mit Blättern, Ranken und zwei Trauben, neben dem linken Fuß ſteht eine runde Büchſe, und auf dieſer liegt eine Maske; der andre hat dafür einen Baumſtamm, an welchem ein krummer Wurfſtock und eine Hirtenflöte aufgehängt ſind. Aber gerade bei dieſer Verſchiedenheit des Beiwerks bleibt es merkwürdig, daß die Statuen ſelbſt ſich ſo auffallend gleich und auch alle in gleicher Größe ſind. Im Kryſtallpalaſt bei London ſieht man die Abgüſſe der beiden ſchönſten aus Rom, eine auf dem Capitol, die andere im Vatican, neben einander ſtehen, und ſie wären zum Verwechſeln ähnlich, nur daß das Pantherfell einmal etwas kleiner iſt. Unſer Abguß iſt nach dem capitoliniſchen Exemplar. Auch die beiden in München ſind zwar von verſchiedenem Marmor, aber ganz gleich groß, und man könnte kaum ſagen, daß eine ſchöner iſt als die andre. Daraus darf man denn wohl ſchließen, daß vom Original in dieſem Fall wirklich Gypsabgüſſe genommen worden ſind, und daß man nach dieſen Abgüſſen nachher in verſchiedenen römiſchen Werkſtätten für die vielen Liebhaber auf ganz mechaniſchem Wege, nämlich mittelſt Punktirens, zahlloſe Copien gemacht hat.*) Bei dieſem Werk dürfen wir alſo glauben, daß die Copien dem Original ſehr nahe kommen, und wirklich haben einige dieſer Copien ſonſt in Rom für das Original gegolten.

---

*) Daß die alten ſo gut wie die modernen Bildhauer das Verfahren kannten, Statuen in Gyps abzugießen, beweiſt Welcker in der Einleitung zu ſeiner Beſchreibung der Gypsſammlung in Bonn. Benndorf und Schöne, die Bildwerke des Lateranenſiſchen Muſeums, haben S. 91 die Proportionsmaße von 9 dieſer Satyrn mitgetheilt, deren Uebereinſtimmung nur aus dieſer Praxis wirklichen Copirens ſich erklärt, und zu Nr. 492 des Laterans eine Zahl ſtatuariſcher Werke zuſammengeſtellt, auf denen noch die Copirpunkte ſich erhalten haben.

Praxiteles hat hier den Charakter des Satyrs noch jugendlich, faſt ohne alle Beigabe des Thieriſchen, dargeſtellt. Er iſt ein blühender Jüngling von vollen, doch nicht athletiſchen Formen, im ſüßen Gefühl der Sinnlichkeit. Man mag an eine Brunnenfigur denken, da man Satyrn gern auf Brunnen ſtellte. Ein Exemplar in Berlin (Nr. 181 des Berliner Katalogs) hat wirklich den Baumſtamm, an welchen die Figur ſich lehnt, durch eine Waſſerröhre durchbohrt, an deren Ausguß ein Löwenmaul ſich findet. Ein Thierfell leicht um die Schultern geſchlagen, die linke Hand keck auf die Hüfte geſetzt, hat er ſoeben ſich ein Stückchen gepfiffen und lauſcht nun vergnüglich auf das Rauſchen des Waſſers und den Geſang der Vögel am Quell. Nur das muthwillig aufgeworfene Stumpfnäschen, die kurze breite Stirn, das neckiſche Lächeln und die ſpitzen Ohren unter dem aufgeſträubten Haar verrathen den ſinnlichen Charakter; das fauniſche Schwänzchen wird von dem Pantherfell verdeckt. Es iſt das volle Wonnegefühl der Jugend durch die Statue ergoſſen, wo das phyſiſche Leben an ſich, das Athmen und der Blutumlauf, als ein Genuß empfunden wird.

Die Größe eines Künſtlers beſteht zum guten Theil darin, daß er jede ſeiner Schöpfungen von der andern ſcharf abſondert und dadurch einer jeden ihr ganz eigenthümliches Leben giebt. Der Eros und der Satyr des Praxiteles ſind doch beides ſchöne Jünglinge; aber wie weit von jener ſchlanken und vornehmen Göttergeſtalt mit dem ernſten Antlitz ſteht dies Satyrbild der fröhlichſten Jugendfülle und Jugendblüthe ab!

Dagegen blicke man von den beiden praxiteliſchen Figuren des Apollino und des Satyrs, mit ihrem in ſich abgeſchloſſenen Gefühl, zu der von gewaltiger Leidenſchaft ergriffenen Prachtgeſtalt der Niobe empor — und man wird empfinden, daß aus des Praxiteles Geiſt ſolch ein dramatiſches Pathos nicht emporſteigen konnte.

Die Schule des Praxiteles.

17. Büſte eines jungen lächelnden Satyrs.

Das Original iſt von Bronze und ſchmückt den „Saal der farbigen Bildwerke“ in der Pinakothek zu München. Im Karthäuſerkloſter zu Rom bildete es lange Zeit das Gegenſtück zu der bronzenen Athletenbüſte Nr. 141. Das Bruſtſtück mit dem fein ausgeführten vergoldeten Fell iſt modern. Das Geſicht wird durch den herausgewachſenen Roſt des Erzes entſtellt, als hätte es einen Ausſchlag. Bei dem Original ſind die Augen hohl, die Wirkung des höchſt lebendigen, heiter und kindlich lächelnden Köpfchens wurde gewiß geſteigert dadurch, daß die Augen von Silber oder glänzenden Steinen, oder, wie bei manchen ägyptiſchen Statuen, von Glas eingeſetzt waren. Erfindung und Ausführung ſind der Zeit des Praxiteles vollkommen würdig.

83. Statuette des in die Ferne ſchauenden Satyrs.

Dieſe reizende Marmorſtatuette wurde zu Lameia in Theſſalien ausgegraben und befindet ſich jetzt zu Athen. Halb Knabe, halb Jüngling blickt die ſchlanke Geſtalt in die Weite und hält ſich deßhalb, um von der Sonne nicht geblendet zu werden, die rechte Hand über die Augen. Der Maler Antiphilos hatte einen Satyr in dieſer Stellung gemalt, den man den „ausblickenden“ (griech. Apoſkopeuon) nannte, daher man auch unſerer Statuette dieſen Namen giebt. Gewiß hat ſie daher im Freien und wirklich in der Sonne geſtanden; etwa auf der Höhe eines Weinbergs, als ſollte ſie das Gut überblicken und behüten, wie man auch den Pan als Weinberghüter aufſtellte. Dieſer Beſtimmung gemäß iſt zwar die Ausführung, beſonders am Gewand, flüchtig, aber die Erfindung und Zeichnung ſind ſehr ſchön.

131. Flötender Satyrknabe.

Im Louvre befinden ſich zwei Satyrknaben von pariſchem Marmor mit Querflöten, welche als Gegenſtücke zuſammengehören. Einer lehnt ſich gegen einen Baumſtamm, der andre gegen einen Pfeiler; von dem letztern, der für den ſchönern gilt, haben wir hier einen Abguß. Das Pantherfell, das ihm um die Schultern hängt, iſt halb über den Pfeiler gebreitet; an ihm ſind der Kopf und die eine Tatze neu. Der Knabe hat die Naſenſpitze, die Mitte des rechten Vorderarms und die Hände mit der Flöte ergänzt. Die Statue ähnelt dem angelehnten Satyr des Praxiteles wie ein jüngerer Bruder, die übereinander geſtellten Beine und der vergnügliche Ausdruck des Geſichtes drücken die behaglichſte Ruhe aus; an den Satyr erinnert nur das (abgebrochene) Ziegenſchwänzchen, die ſpitzen Oehrchen und das ſtraubige Haar. Man denkt, daß dieſer Satyrknabe und ſein Gegenſtück von einem Schüler des Praxiteles herrühren möchten.

Merkwürdig iſt, daß auf einer Münze von Paneas am Libanon, wo in einer Grotte Pan verehrt wurde, die Statue des Pan in der Grotte als jugendlich und in der Stellung dieſes flöteblaſenden Satyrs, überhaupt unſrer Statue ganz ähnlich erſcheint,*) ſo daß man in dieſer die Nachbildung jenes Cultusbildes annehmen muß.

---

*) Archäolog. Zeitung 1869, S. 97, Tafel 23, 2. (Mitgetheilt von Friedländer.)

126. Die Pſyche von Capua.

Die ſtark verſtümmelte Marmorſtatue wurde zugleich mit der Venus (S. 87) im Amphitheater zu Capua gefunden und befindet ſich im Muſeum zu Neapel. Schon im Alterthum ſollte ſie reſtaurirt werden, daher die glatt abgeſägten Flächen am Hinterkopf und der linken Seite. Man nannte ſie Pſyche, weil man an der rechten Schulter eine Vertiefung zum Anſatz eines Flügels zu finden glaubte. Auf geſchnittenen Steinen erſcheint mehrmals eine jugendliche Frauengeſtalt, deren Hände auf dem Rücken an einen Pfahl oder Baum gefeſſelt ſind. Einmal iſt es Amor, der ſie bindet, und ſie hat Flügel; zweimal iſt der Schmetterling dabei, ſo daß auf dieſen Gemmen unzweifelhaft die von Amor gequälte Pſyche dargeſtellt wird. Die Haltung unſerer Geſtalt und die Melancholie des Ausdrucks ſtimmt hiemit, nur müßte man annehmen, daß der linke Arm, welcher nicht nach dem Rücken geht, ſchon im Alterthum falſch reſtaurirt worden wäre.*) Der trauernd geſenkte Kopf iſt ſehr ſchön und edel in den Linien, und man hielt das Werk früher des Praxiteles würdig. Aber die ganze Statue iſt, im Alterthum oder in moderner Zeit, ſtark überarbeitet worden, und dabei haben die Züge des Antlitzes ihre Schärfe eingebüßt, die Brüſte aber alle Beſtimmtheit der natürlichen Form verloren.

27. Venus von Medici.

Zeit und Ort der Auffindung ſind nicht ſicher überliefert, im ſechszehnten Jahrhundert ſtand die Statue im Garten der Villa Medici in Rom, wurde aber 1678 in die mediceiſchen Sammlungen zu Florenz verſetzt. Auf dem Transport zerbrach ſie in neun Stücke, ſie ſoll im Ganzen aus elf Stücken zuſammengeſetzt ſein. Jetzt ſteht ſie, als feinſtes Werk unter allen Florentiner Antiken, neben dem Apollino in der Tribune der Uffizien. Ergänzt ſind der rechte Arm und der linke vom Elbogen ab: die modernen Hände haben zu ſchlanke und zu ſtark gebogene Finger. Das vordere Stück der Platte, worauf ſie ſteht, enthält den Namen des Kleomenes, Sohnes des Apollodoros, von Athen; aber dieſe Inſchrift iſt eine ſpäter an die Baſis angefügte Fälſchung.**)

---

*) Dieſe Deutung giebt unſrer Statue Kekule, Annali dell' Instituto 1864, S. 139, wo auch auf Tafel J ſie mit 5 ſolchen Pſychen auf Gemmen zuſammengeſtellt wird.

**) Die Inſchrift iſt ohne allen Zweifel gefälſcht. Ein dafür noch nicht beigebrachter Beweis iſt folgender: Sandrart giebt im erſten Band der „Teutſchen Akademie“ auf Tafel p einen Kupferſtich der „griechiſchen Venus von Medices“, mit der Umſchrift: „Venus Lieb Göttin im Garten deren von Medices in Rom Werk von Phidias.“ Zu ſeiner Zeit, als man die Stilunterſchiede der Perioden

Die Göttin, in reizend jugendlichen, kaum aufgeblühten Formen, darf dennoch nicht als eben aus dem Meer an den grünen Strand der Erde geſtiegen gedeutet werden, ſo daß in ihr das erſte ſchöne Gefühl des Lebens ausgedrückt wäre, das ſie beim Betreten der Erde durchſtrömt. Denn ihr Haar iſt bereits geflochten, ihre Ohren ſind durchbohrt und trugen Ohrgehänge, und auf dem

---

noch nicht beachtete und ein Papſt (Sixtus V.) die Dioskuren auf Monte Cavallo aufſtellen ließ als Bilder des Alexander mit Bucephalus, aber zugleich mit der officiellen Aufſchrift, daß der eine von Phidias gemacht ſei, der hundert Jahr vor Alexander lebte — darf man ſich über Sandrart's falſche Namengebung nicht wundern. Die Statue iſt (ſo ſagt die Ueberlieferung) in der berühmten Porticus der Octavia gefunden worden, wo zu römiſcher Zeit die trefflichſten Werke griechiſcher Kunſt aufgeſtellt waren. Nun wußte man aus Plinius (XXXVI, 5, 15) daß in dieſer Porticus eine marmorne Venus von Phidias geſtanden hatte; es war alſo natürlich dieſe in der mediceiſchen zu vermuthen. Sandrart hat die Statue ſelbſt gezeichnet, was der Kupferſtich unten angiebt; er verſtand Griechiſch wenigſtens ſo viel, daß er von anderen Statuen oft griechiſche Inſchriften mittheilt, und ſo wäre doch undenkbar, daß er die Medici dem Phidias zuertheilt hätte, wenn auf der alten Baſis Kleomenes ſtand! Wie man aber ſpäter auf dieſen Kleomenes verfiel, war wieder natürlich. Bei einem Tempel in Rom ſtanden die Töchter des Theſpios, die Geliebten des Herakles, und dieſe waren ſo reizend, daß ein römiſcher Ritter ſich in eine derſelben verliebt haben ſoll (Plinius XXXVI, 5, 39). Es war leicht, dieſe mit den Theſpiaden des Kleomenes zu verwechſeln, die aber nicht dieſelbe Gruppe waren, da ſie an einem andern Platz in Rom ſtanden (Plinius XXXVI, 5, 33). Weil nun unſere Statue von allen Venusbildern den höchſten verführeriſchen Liebreiz hat, lag es nahe, ſie auf dieſen Kleomenes zu taufen. Auf ihn iſt überhaupt zu einer gewiſſen Zeit in Rom viel geſündigt worden. „Zu Wiltonhouſe in des Grafen Pembroke Sammlung ſtehen vier Stücke mit ſeinem Namen: eine Euterpe, eine Amazone, ein Faun und ein Amor." (Heyne, Sammlung antiquariſcher Aufſätze, I., S. 122 Note). Man hat ſich dieſer Fälſchung ſpäter geſchämt, die Inſchriften ſind nicht mehr vorhanden, wenigſtens erwähnen Waagen, Newton und Conze in ihren Berichten über die Sammlung in Wiltonhouſe ſie nicht mehr.

An dieſer Stelle will ich auch aus Sandrart ein Datum berichtigen, das in allen Kunſtbüchern falſch angegeben wird. Die Venus von Medici und der Arrotino (Nr. 219 unſerer Sammlung) ſind nicht 1680 (George Scharf im Katalog der Gypsabgüſſe des Kryſtallpalaſtes, zu Nr. 198), noch weniger 1770 (Friederichs' Bauſteine, zu Nr. 587) von Rom nach Florenz verſetzt worden. Sandrart im 4. Band, welcher 1679 erſchien, ſagt S. 86, im vorigen Jahr, alſo 1678, ſei der Rotator „ſammt dem weltberühmten Venus-Bild, welches Phidias in Griechiſch Marmel gehauen, von Rom, aus des Gros Hertzogen Palaſt, de Medicees genannt, abgefordert worden; beede in deſſelben Kunſt-Saal zu Florentz aufzurichten: Allein da diejenige Statuen angekommen, befand ſichs, daß die Venus in neun, der Rotator in vier, oder fünf Stücke zerbrochen und zerfallen waren."

linken Oberarm ſieht man im Original die Spur eines Armbandes. Der aufrechtgeſtellte Delphin, auf welchem zwei kleine Liebesgötter ſpielen, paßt zu ihr als der Tochter des Meeres und dient zugleich wohlgefällig als Stütze ſtatt des ſonſt gewöhnlichen ungeſchickten Baumſtammes, „um den weichen Linien dieſes Körpers etwas Analoges zur Begleitung anzufügen.“ *) Das Haar war vergoldet, aber wohl ſicher nachher durch einen Firniß verdunkelt, ſo daß es, ohne zu gleißen, lichtblond mit bräunlichen Schatten erſchien.

So groß der Schritt von der Milo zu der knidiſchen, ſo groß iſt wieder der Abſtand der knidiſchen Aphrodite von der Medici. Die Göttin iſt noch vollſtändiger zum anmuthvollen Mädchen geworden, die Figur iſt nur eben lebensgroß (genau fünf Fuß hoch), die zuſammengeſchmiegte Stellung und die Bewegung der Hände drücken die Schamhaftigkeit ſtärker aus, aber das Köpfchen, kokett ſeitwärts gewandt, als hörte ſie ein Geräuſch und fürchtete Ueberraſchung, zeigt in ſeinem Lächeln, daß die Verſchämtheit nicht allzu ängſtlich iſt. Die Kleinheit des Kopfes, das durch Heraufziehen der untern Lider ſehr ſchwimmende Auge, der wie athmend geöffnete Mund, die anmuthigen aber nicht großartigen Züge, das Grübchen im Kinn — alles das ſteigert den Hauch von Sinnlichkeit, der durch die ganze Statue geht. Allein wenn wir Spätgebornen heut den Ausdruck einer erhabenen göttlichen Schönheit in der Milo genießen können, ſo wollen wir uns darum nicht (wie es vor kurzem noch Mode war) die Freude an dieſer wunderbar reizenden Schöpfung der Mediceerin rauben laſſen, welche ſeit drei Jahrhunderten den Kunſtpilger in Italien entzückt. „Auch hier hat die Kunſt ein Höchſtes gegeben!“*) Vielleicht in keinem Werke des Alterthums iſt der Marmor ſo ganz zu weichem warmem Fleiſch geworden wie hier. Da die Inſchrift zur Zeitbeſtimmung wegfällt, brauchen wir die Statue nicht, wie gewöhnlich geſchieht, ins zweite oder gar erſte Jahrhundert vor Chriſtus herabzuſetzen. Sie iſt eine ebenbürtige Tochter der knidiſchen Aphrodite, und müßte ein Künſtler genannt werden, ſo würde ich am liebſten an des Praxiteles Sohn Kephiſodotos denken, der die ſinnliche Richtung des Vaters noch ſteigerte, ſo daß beſonders ſein weiches elaſtiſches Fleiſch in Marmor berühmt war. Von ihm iſt auch wirklich eine Statue der Venus in der Kunſthalle des Aſinius Pollio zu Rom (Plinius XXXVI, 5, 24) öffentlich ausgeſtellt geweſen.

129. Statuette der badenden Aphrodite.

Das reizende ſchlanke Figürchen von pariſchem Marmor (die Venus accroupie des Louvre genannt) hat die Anmuth einer Mädchengeſtalt des Correggio, es ſteht wie dieſe zwiſchen Kind und Jungfrau, der Buſen erſt im

---

*) Burckhardt, Cicerone, über dieſe Statue.

Erblühen, alle Formen ſchlank und ſchmiegſam. Auf das rechte Knie geſtützt, hebt ſie den rechten Arm empor, als wollte ſie das Waſſer abhalten, welches etwa ihre Dienerin, eine der Chariten, oder ein kleiner Amor ihr über den Rücken gießt. Man glaubt zu fühlen, wie das Körperchen unter der kalten Fluth ſchaudernd ſich zuſammenſchmiegt. Auch das Geſicht giebt den Ausdruck dieſer Empfindung. Das Haar, über einem Band loſe zuſammengebunden, fällt, im Bade gelockert, mit Einem Strahn über den Nacken herab. Die Ergänzungen, Naſe, linker Arm, ſammt Knie und Zehen des linken Fußes, ſind ſo ſchön wie die ächten Theile. Von dieſer Venus, die auch manchmal als badende Diana charakteriſirt iſt, finden ſich ſo viel antike Wiederholungen, daß man an ein berühmtes Original denken muß, welches wahrſcheinlich auch unter Lebensgröße war, weil das genremäßige Motiv bei einer Ausführung im Großen minder anmuthig wirken möchte. An unſerm Exemplar iſt die Platte ganz glatt, an einer Wiederholung im Vatican, welche fälſchlich den Namen eines Künſtlers Bupalos trägt,*) ſieht man auf ihr mit kleinen Wellenlinien den Waſſerſpiegel des Bades angedeutet. Plinius**) erwähnt einer im Bade nicht aufrecht ſtehenden, alſo wohl kauernden Venus von Dädalos aus Sikyon, der nach dem peloponneſiſchen Krieg, ungefähr von 396 bis 360, blühte, alſo ein etwas älterer Zeitgenoſſe des Praxiteles war. An dieſen Künſtler möchte man alſo denken: allein vor Skopas und Praxiteles ſcheint doch kein Künſtler die Aphrodite ganz nackt gebildet zu haben.

Venus die Sandale löſend.

Noch weiter aus dem Göttlichen in das natürlich Anmuthige gehen Darſtellungen der Aphrodite, die man der Zeit nach Praxiteles zuſchreibt, wo ſie entweder aus dem Bade kommend mit einer oder mit beiden Händen ſich das Waſſer aus den Haaren preßt, oder den einen Fuß mit einer Hand abtrocknet, oder um ins Bad zu ſteigen, ſtehend die Bänder der Sandale aufknüpft. Die beiden letzten Motive kommen zahlreich auf geſchnittenen Steinen und in kleinen Bronzeſtatuetten vor, gelegentlich auch, bei größerem Maßſtab, in Nachahmungen in Marmor. Gewiß aber iſt die anmuthige Erfindung urſprünglich auf Bronze berechnet geweſen: denn nur in Metall läßt ſich eine Figur, ohne Gefahr des Zerbrechens, auf Einen Fuß ſtellen, wie es hier der Fall iſt. Ein Gegenbild hiervon in moderner Kunſt iſt der ſchöne Mercur des Johann von Bologna in Florenz, der von einem Windhauch ſchwebend emporgetragen wird. Das ſchönſte

---

*) Brunn in Pauly's Encyclopädie I, S. 2539.

**) Plin. XXXVI, 5, 35. Venerem lavantem se Daedalus, at (oder aliam) stantem Polycharmus. So wird die Stelle jetzt geleſen.

Exemplar möchte das zu Paramythia in Epirus gefundene ſein, das mit ſeinem Gegenſtück, dem bogenſpannenden Apollo, ins britiſche Muſeum gekommen iſt. Wir beſitzen (in dem Glasſchrank der innerſten Abtheilung) den Abguß einer kleinen Bronze im Antiquarium zu München. Die Göttin, bereits ganz entkleidet und das Haar gelöſt, ſteht auf dem rechten Fuß und neſtelt mit der rechten Hand am Sandalenband des linken Fußes, wobei der linke Arm wie balancirend in die Luft gehoben iſt. „So ergiebt ſich ein mannigfaltiger Wechſel gehobener und getragener Glieder, das Auge gewahrt von jeder Seite eine neue Schönheit, und bei der lebendigſten Bewegung in allen Formen iſt doch der ſanfte ruhige Fluß der Linien nirgends geſtört.“ *)

233. Kopf des Schlafgottes.

Dieſer geflügelte Kopf in Bronze wurde 1855 auf dem Gebiet der altetruskiſchen Ortſchaft Arna unweit Perugia gefunden und aus zweiter Hand 1868 von dem britiſchen Muſeum erworben. Nach dem Fundort galt er zuerſt für eine etruskiſche Arbeit, wurde aber bald als ein vorzügliches griechiſches Werk der guten Zeit anerkannt. Der Kopf möchte auf den erſten Blick weiblich ſcheinen, aber die Haartracht mit der breiten Binde, welche uns Modernen dieſen Eindruck giebt, findet ſich ähnlich an dem bärtigen Bacchuskopf von Bronze aus Herculaneum (Nr. 227 der Sammlung). Abgebrochen iſt der Vogelflügel der linken Schläfe. Urſprünglich war es, wie man an den Rändern des Originals ſieht, der Kopf einer ganzen Statue, welche die Lebensgröße eines heranwachſenden Jünglings hatte. Aus dem Vergleich mit erhaltenen Bronzeſtatuetten und mit einer Marmorſtatue im Muſeum zu Madrid ergiebt ſich, daß das Werk den Genius des Schlafes darſtellt, der, einen Mohnſtengel in der linken Hand und mit der erhobenen Rechten aus einem Horn den Schlaftrunk ergießend, geſenkten Hauptes in leichtem aber raſchem Schritt über die Erde hingeht. Die Flügel an den Schläfen, welche dem Gefieder eines Nachtvogels nachgebildet ſind, erinnern daran, daß Hypnos, der Schlummergott Homers (Ilias XIV, 290 f.), als er Zeus auf dem Ida in Schlaf wiegte, ſich im Nebel auf eine Tanne geſetzt hatte

> Gleich dem kreiſchenden Vogel, der Nachts die Gebirge durchflattert,
> Chalkis von Göttern genannt, und Nachtaar unter den Menſchen.

Der Blick hat etwas Schwimmendes, indem die Augenſterne ſich aufwärts wenden und zugleich ein leiſes Schielen nach innen eintritt. Wie bei dem Eros und der Aphrodite von Praxiteles iſt der Gott von derſelben Empfindung ergriffen gedacht, die er über die Menſchen ausgießt. Die Figur iſt ſo ſchön

---

*) v. Lützow, Münchener Antiken, zu Tafel 4.

erfunden, der Kopf in allen kleinſten Zügen ſo übereinſtimmend mit der Idee ausgeführt, daß man geneigt iſt, ihn noch in die feinfühlende Zeit vor Alexander zu verſetzen.*)

113. Jagd des kalydoniſchen Ebers.

Dieß kleine aber feine Werk wurde von Profeſſor Roß aus Athen auf der Inſel Melos gefunden und dem Berliner Muſeum geſchenkt. Es iſt ein Relief von Thon, mit dem Modellirſtäbchen boſſirt und dann gebrannt. Der ungeheure Eber von Kalydon, den Artemis wegen Verſäumniß ihres Opfers zur Strafe ins Land Aetolien geſchickt hatte, ſtürzt von rechts in die Gruppe der Jäger hinein, nachdem er den Ankäos am Knie verwundet und einen Hund rücklings unter ſeine Füße geworfen hat. Ihn empfangen Meleager mit der Streitart, Theſeus mit der Keule, und Atalanta mit dem kurzen Dolchſchwert. Die weit ausſchreitenden menſchlichen Figuren ſind ſchön gezeichnet, beſonders der Verwundete, der ſich mit ſchmerzlichem Ausdruck ans Knie greift. An dem Thier ſind die Pfoten gut, der Kopf aber nicht gut ſtudirt. Man beachte, wie in dem außerordentlich flachen Relief ſelbſt die Muskeln und Sehnen ſo deutlich herausgearbeitet ſind.

Die Arbeit gehört der beſten griechiſchen Zeit an, und in dieſe ſtellen wir ſie daher hier hinein. Aber die attiſche Kunſt iſt darin nicht erkennbar, eher erinnern die Köpfe an die Werke, die man jetzt auf Polyklet zurückführt, z. B. an den Doryphoros, und es wäre ſchwer zu ſagen, in welche Schule das kleine merkwürdig realiſtiſche Werk zu ſetzen ſei, wüßten wir nicht, daß gerade auf Melos die Kunſt ſolcher Reliefs in Terracotten ſchon vor der Zeit des Phidias blühte, wie jetzt aus mehreren ſchönen auf dieſer Inſel gemachten Funden erwieſen iſt.**)

24. Chor von Waffentänzern. 25. Männerchor von Sängern.

Im Jahr 1852 und 53 wurden auf der Akropolis zu Athen Ausgrabungen gemacht und dabei zwei marmorne Fußplatten von gleicher Höhe und Tiefe und zu Einem Monument gehörig aufgefunden, auf denen früher Statuen geſtanden hatten. Die Vorderſeiten dieſer Platten ſind mit den Reliefs vor uns verziert, welche darthun, daß das Ganze ein Weihgeſchenk wegen eines doppelten mit einem Chor von Waffentänzern und mit einem andern Chor gewonnenen

---

*) Am Winkelmannsfeſte zu Rom im Jahre 1863 hielt Prof. Brunn den in den Annali dell' Instituto, 1868, S. 351 abgedruckten Vortrag, welcher mit ſeiner Würdigung die Deutung des Kopfes auf den Gott des Schlafes aufſtellt und durchführt.

**) Overbeck, Geſch. der griech. Plaſtik, 2. Auflage, I, S. 148 f.

Feſtſiegs geweſen iſt. Auf dem erſten Relief führen acht mit Helm und Schild bewaffnete Knaben den Kriegstanz aus, welcher Pyrrhiche genannt wurde. Der zweite Chor beſteht wahrſcheinlich aus Sängern. Auf beiden Seiten ſieht man noch eine Geſtalt in langem Kleid mit Ermeln, dieſe galt gewöhnlich für den Chormeiſter, der die Tänzer und Chöre einübte und dirigirte. „Allein dieſe Figuren ſind nach der Tracht entſchieden weiblich. Man müßte alſo an eine allegoriſche Figur denken, was mit der atheniſchen Kunſt jener Zeit durchaus ſtimmen würde. Ein Archon“ — aus deſſen Namen man die Zeit beſtimmen könnte — „iſt in der Inſchrift nicht genannt, auch nicht ſo wie ſie vorliegt zu ergänzen. Nach dem Charakter der Schrift gehört das Monument etwa in die erſte Hälfte des 3. Jahrhunderts vor Chriſtus.“*)

Die Arbeit iſt flüchtig, es kam nicht auf ein Kunſtwerk, ſondern auf die Erinnerung einer Thatſache an.

143—169. Der Bilderfries vom Monument des Lyſikrates.

Aus einem gleichen Anlaß wie die eben beſprochenen Reliefs entſtand das ſogenannte choragiſche Monument des Lyſikrates, welcher mit ſeinem Sängerchor 334 v. Chr. den Preis-Dreifuß errang. Auf einer Straße zu Athen, welche davon den Namen hatte, pflegte man dieſe Siegespreiſe aufzuſtellen, und zwar jeden Dreifuß auf ſeiner beſondern Baſis. Lyſikrates wählte dafür die Form eines kreisrunden Tempelchens von Marmor, das ſelbſt wieder auf einem hohen viereckten Untergeſtell ſich erhebt. Das Tempelchen iſt mit korinthiſchen Säulchen umgeben, welche nur halb aus der Mauer hervortreten, und hat oben ſein richtiges Gebälk wie andre griechiſche Bauten. In dieſem Gebälk läuft als Fries ein Band von Reliefs umher, deſſen Figuren nur einen Fuß hoch ſind. Auf das Tempelchen war als Dach ein nach oben wie eine Kuppel hohl ausgehauener Block gelegt, und auf dieſem erhob ſich, mit reichen Akanthusranken umgeben, der ſtarke ſteinerne Ständer, welcher den mittlern Ring des Dreifußes unterſtützte, während deſſen drei Beine auf der Dachkuppel aufſtanden. Das ganze Monument befindet ſich heute noch leidlich erhalten auf ſeiner Stelle, und von dem Bildſtreifen im Fries haben wir die vollſtändigen Abgüſſe.**)

---

*) Mittheilung von Prof. Benndorf.

**) Im Kryſtallpalaſt bei London hat Owen Jones den Verſuch gemacht, das reizende Bauwerk ganz reſtaurirt und bemalt zu wiederholen. Sowohl die Architektur als die Friesbildchen ſind farbig, die letztern treten dadurch wunderbar lebendig hervor. Für die Bemalung der griechiſchen Bildwerke iſt in der That dieß Monument ein ſtarker Beweis: gegen 20 Fuß vom Auge hätten die Figuren gar nicht ſich erkennen laſſen, wenn ſie ſtatt farbig in der Weiße des griechiſchen Marmors unter der Sonne Attika's glänzten.

Die Feſtſpiele waren dem Dionyſos (Bacchus) geweiht, und aus der bakchiſchen Sage iſt daher der Gegenſtand des Bilderfrieſes gewählt. Der Gott wurde einmal als Jüngling, am Strande ſchlafend, von Inſelpiraten geraubt, um in die Sklaverei verkauft zu werden. Er rächte ſich, indem er die Räuber in Delphine verwandelte, welche erſchreckt das Meer ſuchten. Der Künſtler hat die Sage für ſeine Zwecke ſo umgedeutet, daß der Gott mit ſeinem ganzen Gefolg am Seeſtrand tafelte und trank, als die Piraten ihn überfielen. Er ſelbſt ſitzt noch in ganz ungeſtörter Ruhe zwiſchen jungen Satyrn und Henkelbechern, und ſtreichelt ſeinem Panther wie einem Lieblingshündchen den glatten Kopf. Die ältern Silene aber, hohe kraftvolle Männergeſtalten, Pantherfelle ihren raſchen Bewegungen nachfliegend, fallen über die Räuber her, binden ſie, hauen ſie mit Ruthen durch, die ſie zum Theil von Sträuchern oder Rebſtöcken erſt abreißen, brennen ſie mit Fackeln und ſchrecken ſie mit Schlangen, ſo daß die Armen froh ſind, als Delphine, halb Menſch halb ſchon Fiſch, in die Wellen zu entſpringen.

Die heiterſte Laune waltet durch die ganze Darſtellung, die Silene ſind in ihren eifrigen Bewegungen wahrhaft fidel bei der Arbeit; mit Geiſt hat man geſagt, daß in dieſem Werk, das am Schluß der republikaniſchen Epoche von Hellas ſteht, wir den Geiſt des griechiſchen Satyrſpiels verkörpert haben, das man auf dem athenienſiſchen Theater nach je drei Tragödien zur Herzenserleichterung der Zuſchauer zu ſpielen pflegte. Die Ausführung iſt raſch und ſicher, war aber nie ſehr ſorgfältig im Einzelnen, und die Oberfläche hat unter dem Wetter in mehr als zweitauſend Jahren ſchwer gelitten: aber die geſammte Handlung iſt noch ſehr wohl zu erkennen, weil das Relief ziemlich niedrig und ohne ſtark hervortretende Theile gearbeitet war. Es iſt zu bedauern, daß die Räumlichkeit unſrer Gypſothek keine Aufſtellung im Cirkel, um einen Cylinder in der Mitte, hat geſtatten wollen.

In demſelben Jahr, wo man dieß Werk in Athen arbeitete, rückte Alexander gegen das ungeheure Perſerreich aus. Während ein großer Menſch im Oſten eine neue Welt ſchuf, Aſien mit griechiſchem Geiſt durchdringend, tanzten und muſicirten atheniſche Jünglinge und Männer in aller Gemüthlichkeit weiter, und ihre Siege auf dieſen unblutigen Schlachtfeldern ſchienen ihnen wichtig genug, ſie in jenen Bildchen und in dieſem reizenden Thurmbau ſogar in Marmor zu verewigen. Nicht umſonſt hat ein ernſter Aegypter einmal zu einem griechiſchen Reiſenden geſagt: O ihr Griechen, ihr bleibt ja doch ewig Kinder! Es war Zeit, daß die kleinen eiferſüchtigen Republiken mit ihrer Kirchthurmpolitik und ihren Singvereinen untergingen, damit von ihnen ungehemmt große Menſchen, mit ſtärker zuſammengefaßten Mitteln, die Aufgabe Europa's löſen konnten.

V. Die Zeit Alexanders bis zur römiſchen Herrſchaft.

Mit Alexander beginnt der letzte großartige Zeitraum griechiſcher Kunſt. Das Perſerreich brach zuſammen, uber ſeinen Trümmern erhob ſich für einen Augenblick ein Weltreich, dann, nach dem Tode des jugendlichen Siegers, gründeten ſeine Feldherrn eine Anzahl glänzender helleniſcher Königreiche auf dem alten Culturboden von Aſien und Afrika. An der Grenze der europäiſchen und aſiatiſchen Welt, wo mit den neuaufgeſchloſſenen Ländern ein reger Handelsverkehr entſtand, blühten auch einige Seeſtädte reich und mächtig als Freiſtaaten auf: vor allem Rhodos. In den neuen Reichen, wo die griechiſchen Fürſtenhäuſer helleniſche Kunſt und Bildung einpflanzten, wurden ganz neue Hauptſtädte nach einheitlichem Plan in griechiſchem Bauſtil aufgeführt und mit gewaltigem Aufwand von Bildwerken geſchmückt. Es gab wieder einmal reiche Beſteller, und Kunſtluxus begann. Prachtvolle Teppiche, ciſelirte Silbergeſchirre und die Pracht geſchnittener Edelſteine ſchmückten die Säle der neuen Königspaläſte. Aber die Zeit wollte die erhabenen Götterideale der Phidiasperiode nicht mehr. Ebenſo wenig paßte für eine Zeit gewaltiger Staatengründung die ſanfte, wie für das Privatleben geſchaffene Anmuth der Praxiteliſchen Richtung. Eine Zeit, die große tragiſche Schickſale von Völkern und Fürſten und gewaltige Heldenthaten in der Wirklichkeit vor Augen ſah, begehrte auch in der Kunſt das Heroiſche, Mächtige, auf Senſation Hinarbeitende. Die Könige wollten ihre eigenen Thaten verherrlicht ſehen, und es begann eben jetzt die hiſtoriſche Kunſt erſt recht zu blühen. Die Ausſchmückung der großen öffentlichen Plätze in den modernen Hauptſtädten forderte von der Sculptur das Coloſſale, und ſtatt der ruhigen Einzelſtatue trat die dramatiſch bewegte, auf den Effekt hinarbeitende Gruppe in ihr Recht. Deinokrates, der geniale Baumeiſter Alexanders, faßte den phantaſtiſchen Gedanken, die 6000 Fuß aus dem Meer ſteil anſteigende Felſenmaſſe des Athos in eine Bildſäule des Königs auszuſprengen. Lyſipp, deſſen Bildhauer, errichtete in der Stadt Dion (in Makedonien) aus Erz eine Gruppe des Reitergefechtes am Granikus, wo 25 Reiter und 9 Krieger zu Fuß im Kampf dargeſtellt waren. Eherne Coloſſe ſtiegen von 60 bis zu 105 Fuß empor. Durchaus war die Kunſt dem Männlichen zugewendet, aus der erſchlaffenden ſinnlichen Weichheit der jüngern Athenienſiſchen Schule hat dieſe Richtung die Griechen noch einmal für ein Paar Jahrhunderte gerettet. Aus der ganzen Schule Lyſipps iſt uns kein einziges Bild einer Hetäre bekannt.

Die Bildhauer von Athen ſind auf dieſe Richtung nicht eingegangen: die großen Werkſtätten der Zeit ſtanden im Peloponnes und in Kleinaſien. Der Mann, wie ihn Alexander für ſeine großartigen Aufträge brauchte, war

Lyſippos aus Sikyon, deſſen Schule ſich hernach durch ſeinen berühmteſten Schüler Chares nach Rhodos verbreitete. Lyſipp war als Künſtler ſchon berühmt, als Alexander auftrat; er erreichte ein hohes Alter und lebte ſicher noch 316, da er für einen der Nachfolger Alexanders noch thätig war. Er ſoll urſprünglich ein handwerklicher Arbeiter in Metall geweſen ſein; in ſeinem Drang ein Künſtler zu werden wies ihn ein Wort ſeines Landmannes, des Malers Eupompos, auf Nachahmung der Natur hin: Schüler eines andern Künſtlers iſt er nicht geweſen. Auch führte er ſelbſt für kleinere Werke ebenſo entſchieden das Erz wieder ein, als Skopas und Praxiteles den Marmor vorgezogen hatten. Aber flüchtig war er nicht: das Alterthum rühmte grade ſeine Feinheiten bis in die kleinſten Details hinab, und alle ſeine Geſtalten hatten die höchſte Naturwahrheit. Er drückte den Charakter des Haares lebendiger aus als alle ſeine Vorgänger. Insbeſondere wird bemerkt, daß er ein neues Syſtem der körperlichen Proportionen erfand. Er ſtreckte ſeine Figuren mehr als bisher geſchehen und nahm den Kopf kleiner als er in der Natur iſt, ſo daß die ältern Statuen neben den ſeinigen ſchwer im Bau erſchienen. Die Alten, pflegte er zu ſagen, hätten die Menſchen gebildet wie ſie ſeien, er wie ſie zu ſein ſcheinen.

Lyſipp war ein ſtets rüſtiges Talent; von einer zahlreichen Schule unterſtützt, hat er in ſeinem langen Leben fünfzehnhundert Werke, ſoviel wie kein Andrer, fertig gemacht, von denen viele noch coloſſal waren. Ihm verdanken wir das Ideal des Herakles, welches er vollendete. Es lag darin eine Schmeichelei gegen Alexander, da dieſer zugleich von Vater und Mutter ſeinen Stamm auf Herakles zurückleitete. Den Herakles hat er in allen Größen dargeſtellt, von dem Erzcoloß von Tarent bis zum kleinen Tafelaufſatz, den Alexander auf allen ſeinen Feldzügen mit ſich führte. Dieſe nur einen Fuß hohe Statuette ſaß auf einem mit dem Löwenfell bedeckten Felsſtück, in der Rechten den Becher, in der Linken die Keule haltend.

206. Der ausruhende Herakles.

An dieſes Vorbild ſchließt ſich wahrſcheinlich der hochberühmte Torſo des Belvedere an, den nach der Aufſchrift Apollonius, Sohn des Neſtor von Athen, arbeitete, nur daß dieſe Statue in Marmor ausgeführt und in Lebensgröße übertragen wurde. Apollonius lebte 200 Jahre nach Lyſipp und arbeitete für Pompejus in Rom. Es ſcheint der Moment gewählt, als Herakles nach Vollendung ſeiner irdiſchen Arbeit, auf dem Weg zum Olymp ſich zur kurzen Raſt niederſetzend und die Schale der Unſterblichkeit in der Hand, noch einmal, ehe er Vergeſſenheit trinkt, den Blick auf das Vergangene zurückwirft. Dies verſtümmelte Stück Marmor ſoll man mit Ehrfurcht anſehen, denn nach ihm vor allen andern Antiken hat Michelangelo ſeinen Stil gebildet; man ſagt, noch im höchſten Alter habe er ſich von einem Knaben in den Vatican führen laſſen und, weil ſeine Augen dunkel geworden, mit der fühlenden Hand an der herrlichen Muskulatur des Rückens ſich entzückt. Ehe die Originalwerke vom Parthenon aus der Werkſtatt des Phidias nach London kamen, galt der Torſo von Belvedere in Ausführung der männlichen Form für das vollendetſte Werk des Alterthums. Wenn wir auch dies Urtheil nicht mehr theilen, ſo erſcheint er doch neben dem Theſeus vom Parthenon als weit ausgearbeiteter im Detail der menſchlichen Geſtalt und ſicher bei weitem realiſtiſcher. Zumal der auch ſchön erhaltene Rücken iſt von höchſter Vortrefflichkeit. Er ruht offenbar auf einem weit tiefer eindringenden Studium der Anatomie, die Haltung iſt von höchſter Lebendigkeit, und die ganze Stellung, der rechte Arm mit der Schale geſenkt, der linke an der aufgeſtützten Keule erhoben, muß, wenn wir uns den ſinnenden Kopf hinzudenken, den Eindruck einer ernſten Rührung hervorgebracht haben. Es hat Niemand die vierthalb Jahrhunderte her, daß dieſer Torſo bekannt iſt, den Muth gehabt, eine Reſtauration anzuordnen oder zu verſuchen. Zwar ſind vielfach Reſtaurationen vorgeſchlagen worden, da aber kein antikes Kunſtwerk vorliegt, welches einen dieſer Vorſchläge vollkommen beglaubigen könnte, ſo bleibt das wunderbare Werk ein Fragment.

137. Büſte des Herakles.

Mit großer Wahrſcheinlichkeit können wir auf Lyſipp auch einen ſtehenden Herakles zurückführen, welcher, vom Kampf mit dem Drachen im Heſperidengarten ermattet, auf die lange mit dem Löwenfell bedeckte Keule die linke Achſel ſtützt, während die rechte Hand, auf den Rücken zurückgelehnt, den Preis des Sieges, die goldenen Aepfel, gleich einer gewaltigen Tatze feſt umſchloſſen hält. Dieſe Darſtellung iſt unter andern in der coloſſalen Marmorcopie eines Athenienſers Glykon erhalten, welche unter Papſt Paul III. bei den Nachgrabungen in den Thermen des Caracalla aufgefunden wurde. Dieß Exemplar iſt aus römiſcher Zeit und wurde vielleicht erſt unter Caracalla als Schmuck für die Thermen ausgeführt. Es iſt daher minder vortrefflich, als frühere Copien zu ſein pflegen, und die ſtarke, geſchwollene Muskulatur würde vielleicht für den Moment des Kampfes paſſen, aber in dieſer raſtenden Stellung geben die Muskeln ebenfalls ſogleich in ihre Ruhe zurück. Der Grundgedanke dieſer mächtigen Mannesgeſtalt jedoch, welcher in dem Original des Lyſipp gewiß viel edler hervortrat, iſt wieder von höchſtem pathologiſchem Intereſſe. Nicht den Gott haben wir vor uns, der mühelos wie der Apoll von Belvedere den Feind bezwingt, ſondern den ſchwer arbeitenden Menſchenſohn, der durch Kampf und Mühſal zum Olymp ſich aufringt. Der Ausdruck der Müdigkeit iſt in dieſer Statue wunderbar. Die Bruſt iſt vorübergeneigt, wie wir es bei ganz ſchwerem

Athmen thun; der Kopf ſieht herunter, die Stirn hat eine tiefe Furche, und wenn wir ganz abgemattet ſind, legen auch wir gern die rechte Hand rückwärts auf die Weichen. Der zornige Griff, mit dem der müde Proletarier die Frucht des Sieges umkrallt hält, deutet darauf, daß er ſich innerlich fragt, „ob er dieſe Frucht ſeinem feigen Tyrannen ausliefern oder für ſich behalten ſoll.“ *)

Die ganze Statue haben wir in unſerer Sammlung nicht. Es findet ſich aber als Geſchenk des Sir William Hamilton im britiſchen Muſeum ein im vorigen Jahrhundert, angeblich in der Lava des Veſuvs, gefundener Marmorkopf, der eine Wiederholung vom Kopf dieſes Herakles iſt. Von dieſem haben wir unter Nr. 137 den Abguß. Dieß Exemplar iſt ſchöner und tiefer im Ausdruck als der Kopf des Glykoniſchen und nähert ſich darin einer zweiten Wiederholung, nämlich dem ſchönen Herakleskopf in Marmor, der 1869 aus dem Beſitz des Bildhauers Steinhäuſer ins Muſeum zu Baſel gekommen iſt. Beide möchten einem griechiſchen Original näher ſtehen, als der farneſiſche Herakles, deſſen maſſenhafte und imponirende Kraftfülle auf die ſpätere römiſche Kaiſerzeit deutet. **) Der Hals iſt nach dem Modell des Stiernackens gebildet und daher ſo breit, wie der bei dieſer Statue außerordentlich kleine Kopf. Das Auge iſt weit offen und liegt zwiſchen den mächtig vortretenden Augenknochen tief in ſeiner Höhle. Das krauſe kurz abgeſchnittene Haar, in welchem man am Hinterkopf den Eindruck einer Binde ſieht, bezeichnet den Herakles als Athleten, und die knorpeligen Ohren als Fauſtkämpfer, da ſie von Schlägen mit der riemenumwundenen Hand des Gegners ſo geſchwollen ſind.

Statuette des Herakles.

Im Glasſchrank der letzten Abtheilung ſteht der Abguß einer hübſchen, doch mehr handwerklichen Bronzeſtatuette aus dem Antiquarium in München: Herakles bartlos, ſtehend und die Aepfel in der linken Hand vor ſich hinhaltend, während die Rechte die Keule umfaßt. Auch dieſe Darſtellung iſt aus der Zeit nach Lyſipp.

136. Kopf eines Dioskuren von Monte Cavallo.

Zwei ſchlanke Jünglinge, welche mit Zügel und drohendem Blick ihre bäumenden Roſſe bändigen, ſtehen auf dem quirinaliſchen Hügel, der nach ihnen den Namen des Roßberges (Monte Cavallo) erhalten hat. Niemand vergißt die beiden gewaltigen Geſtalten von weißem Marmor, wenn er ſie einmal im römiſchen Mondlicht zu beiden Seiten der Fontaine aufragen ſah, die zwiſchen ihnen plätſchert. Sie haben 18 Fuß Höhe und ſind nächſt dem 25 Fuß großen Coloß von Delos die größten Stücke Marmor, die von Bildhauerarbeit aus dem Alterthum auf uns gekommen ſind. Schon das frühe Mittelalter kannte ſie und erzählte von ihnen wunderliche Geſchichten. Damals ſtanden ſie am Eingang der Bäder des Conſtantin, eine Tradition aber wollte, daß ſie von der Vorhalle eines Palaſtes des Nero herrührten. Zur Zeit Sixtus V., der ſie 1589 an dem jetzigen Ort aufſtellen ließ, hielt man beide für Bildſäulen Alexanders und ſeines Streitroſſes Bukephalos, und die kunſthiſtoriſche Unwiſſenheit, die am Ende des 16. Jahrhunderts auf die erleuchtete Periode der Humaniſten folgte, ſetzte ſich ſelber ein Denkmal in der Inſchrift, die auf Geheiß des Papſtes Sixtus V. auf die Fußgeſtelle eingegraben wurde, daß nämlich dieſe Statuen den Alexander vorſtellten, dabei aber, daß die eine von Phidias, die andere von Praxiteles gearbeitet ſei, da doch Phidias 100 Jahr vor Alexander gelebt hat. Unter Papſt Urban VIII. entfernte man dieſe Inſchrift wieder und ließ nun unter den einen der Coloſſe die Worte opus Phidiae, unter den andern opus Praxitelis einhauen. Mit Alexander haben die Statuen nichts zu thun, man würde dieſen ja auch nicht zweimal in zwei zuſammengehörenden und ſymmetriſch ſich entſprechenden Gruppen abgebildet haben. Es ſind ohne Zweifel die Söhne des Zeus, die Dioskuren, gemeint, der ſterbliche Kaſtor und der göttliche Polydeukes, und ſo ſind ſie auch dadurch unterſchieden, daß der eine der Köpfe gewaltiger iſt als der andere. Aber auch ſo laſſen ſie ſich auf jene zwei berühmten Bildhauer, die zwei Menſchenalter aus einander lebten, nicht zurückführen, vielmehr gehören beide Einer Schule, Einer Werkſtatt an. Was wir vor uns ſehen, ſind Copien von ſchönen griechiſchen Werken, und dieſe Copien ſind aus römiſcher Zeit, das beweiſt die Form der Bruſtharniſche, an welche die Jünglinge lehnen, mit den Troddeln und Lederſtreifen auf Schulter und Lende. Die Copien können alſo zu Neros Zeit gemacht ſein, um den Eingang ſeines Palaſtes als ſchützende Wächter zu beiden Seiten zu verzieren. Die Roſſe ſind auch an je Einer Seite, wo ſie an die Wand befeſtigt waren, nicht ausgearbeitet. Nero's Eitelkeit liebte das Coloſſale; er ließ ſich ſelbſt auf der Leinwanddecke eines Schauhauſes 120 Fuß groß abmalen, und ſeine Erzbildſäule, von Zenodoros gegoſſen, war 110 Fuß hoch, alſo das coloſſalſte Bild des geſammten Alterthums, ſelbſt die ägyptiſchen Sculpturrieſen des Seſoſtris und den Coloß von Rhodos nicht ausgenommen. Es ſind aber dieſe Marmorcopien nach Originalen von Erz gemacht, und bei dieſer Uebertragung in ein anderes Material mußten die plumpen Bruſtharniſche hinzugefügt werden, da man in Marmor die Figuren ohne Gefahr des Abknickens nicht bloß auf zwei ſo ſchlanke Beine ſtellen darf. Ebendeßhalb wurden auch die häßlichen Pfeiler nöthig, welche den bäumenden Roſſen grade unter die weichen Bäuche geſetzt ſind, während Roſſe von Bronze ſehr wohl bloß auf zwei Hinterfüßen ſich halten können, indem man für dieſen Zweck die Beine ſolid, den Körper aber ſehr dünn und leicht gießt. Die Köpfe der Männer wie der Roſſe ſind im Verhältniß klein, die Leiber der menſchlichen Figuren ſtark geſtreckt, Arme und Beine laufen ungemein ſchlank zu. Die Augenbrauen ſind ſtark unterſchnitten, das Antlitz voll wilder Energie, die Haare ſchlangenartig aber ſehr naturwahr gezeichnet. Das Alles, zuſammen mit der höchſt effektvollen Compoſition und der ſehr tüchtigen anatomiſchen Durchführung des Einzelnen an allen Theilen, wo die alte Oberfläche nicht verwittert iſt, deutet auf Originale des Lyſipp, der in bewegten Erzgruppen von Roß und Reiter ſehr berühmt war.

---

*) Stahr: Ein Jahr in Italien, II, 155.

**) Ueber die ſtarken Bedenken, welche gleichwohl der Zurückführung dieſer Bildwerke auf ein Lyſipp'ſches Original im Wege ſtehen, ſ. Helbig's Vortrag über den Steinhäuſer'ſchen Kopf, Annali dell' Instituto, 1868, S. 336.

Auch bei unſerm prächtigen Kopf iſt der Ausdruck das Bedeutendſte. Durch die Lippen ſieht man die Zähne, der Mund iſt bis zu drei Zoll Tiefe ausgehöhlt. Im Auge tritt die Iris convex hervor, während die Pupille ſtark eingetieft iſt; jene war ſicher bemalt, dieſe mit farbigem Email gefüllt. In der dräuenden Stirnrunzel, dem zornigen Blick, den weiten Nüſtern, der ſtark gekrümmten, wie ſich kräuſelnden Oberlippe malt ſich die Uebermacht des menſchlichen Willens, der die viel wuchtigere Maſſe des Roſſes doch zum Gehorſam zwingt. Das Haar ſcheint vor Anſtrengung ſich zu bäumen. Man ſehe den Kopf einmal im Profil an, beſonders über die linke Schulter hinüber, und man wird die unbändige Willensſtärke darin erkennen. Beide Brüder trugen über der Stirn einen Stern, wahrſcheinlich von vergoldeter Bronze, der ſie als rettende Helfer des Seemanns bezeichnet: die Löcher, in denen der Stift für den Stern ſaß, ſind auf beiden Köpfen noch vorhanden. In die Hand, welche ſie zum Feſthalten der Roſſe nicht verwenden, wird man jedem einen Speer geben müſſen. Das Haar hat auch bei dieſen Söhnen des Zeus wieder den geſträubten Wellenſchlag über der Mitte der Stirn. Am Kinn unſeres Kopfes iſt ein Meßpunkt ſtehen geblieben; ſolcher warzenartigen Erhöhungen hat dieſe Figur am Körper noch mehrere, als wäre ſie nach der Aufſtellung nicht vollſtändig fertig gemacht worden.

Beide Gruppen ſind ſtark reſtaurirt und ſcheinen, ehe man ſie auf dem Monte Cavallo aufſtellte, ſehr zerſtückt geweſen zu ſein. Dieſer Kopf jedoch möchte unverletzt erhalten ſein, wie man ihn im Abguß ſieht. Ganze Abgüſſe der Gruppen ſind wegen ihrer ungeheuren Größe ſelten: im Kryſtallpalaſt bei London ſtanden ſie prächtig am Ende des Durchblicks durch das geräumige Querſchiff, allein man hat dort die Muſiktribune für die Händelſchen Monſtreconcerte aufgebaut und die Statuen wohl für immer damit verdeckt. *)

---

*) Die älteſte Erwähnung, welche dieſe Coloſſe überhaupt mit Phidias und Praxiteles in Verbindung bringt, ſcheint in des Martinus Polonus Chronica

243. Der Apoxyomenos des Lyſipp.

Auf ganz feſten Boden hinſichtlich der Arbeit des Lyſipp treten wir bei der überlebensgroßen Statue eines kraftvollen Athleten, der nach dem Kampf ſich mit dem in der linken Hand gehaltenen Schabeiſen das Oel, den Schweiß und

---

Romanorum zu ſein, die bis 1277 reichen (Welcker, Kunſtmuſeum zu Bonn, S. 137, Note). Dort werden ſie als Statuen bezeichnet, welche den „Praxitelus“ und „Fidia“ ſelber als Portraits darſtellten. Dieß iſt ein lächerliches Mißverſtändniß, aber die Namen der beiden großen Bildhauer waren doch damals ſchon mit den Statuen verbunden. Wie man dazu kam, läßt ſich wohl nachweiſen. Man wußte aus einer bekannten Stelle des Plinius („Phidias ..... fecit et alterum colossicon nudum“), daß Phidias eine nackte Figur gemacht hatte. Die Stelle ſagt freilich richtig verſtanden, daß Phidias zwei Coloſſe gemacht habe, deren nur einer nackt war; es lag aber nahe, ſie ſo mißzuverſtehen, daß er von zwei nackten Bildern das eine gemacht habe. Ein andrer mußte dann das zweite gemacht haben, und dieſen zweiten Meiſter nannte das Mittelalter unbedenklich Praxiteles, einfach weil man eben einen Namen haben wollte und Praxiteles nach Phidias der berühmteſte Künſtler des griechiſchen Alterthums war. Nun ſpricht aber doch Plinius entſchieden von Erzſtatuen; daß man trotzdem in marmornen Werken jene Originale von Phidias und Praxiteles ſah, das hatte noch einen andern Grund. Sandrart (Teutſche Akademie, Bd. I, S. 39) ſagt, „zu den Füßen“ der beiden Coloſſe ſtehe folgende Inſchrift:

Heus tu, qui praeteris, morare paulum et inspice.
In Quirinali hi sunt equi marmorei mutili atque grandes.
Arte victa natura Parens spiritum cur eripit?
Quod Praxiteles et Phidias effinxêre, ista aemulamur.
Sat dixi. Abi, vale, salve, misce, bibe, da mi.
Romae MDXLVI.

Dieſe Inſchrift hat Sandrart ſelbſt in Rom gegen das Jahr 1631 nicht mehr ſehen können, denn damals ſtand längſt die neue von Urban VIII. darauf. Aber exiſtirt hat die Inſchrift, und zwar im angegebnen Jahr 1546, alſo ehe Sixtus die Statuen aus den Conſtantinsthermen verſetzen ließ. Sandrart hat die Kupfer ſeines Werkes nicht alle ſelbſt nach den römiſchen Originalen gezeichnet. Als junger Mann in Rom dachte er ſchwerlich ſchon an die Abfaſſung einer Kunſtgeſchichte, und ſpäter in Deutſchland half er ſich mit Abbildungen wie er konnte. So iſt z. B. ſein Kupferſtich des farneſiſchen Stiers eine offenbare Copie des Stichs der Diana Mantuana vom Jahr 1583. Nun hat Lafreri, der bekannte franzöſiſche Kunſthändler in Rom, grade in jenem Jahr 1546 die beiden Roſſebändiger, wie ſie damals vor den Conſtantinsthermen ausſahen, neben einander auf ein Blatt in Kupfer ſtechen laſſen. Dieſes Blatt fand ich in der ſehr reichen Sammlung, welche das Baſeler Muſeum von Stichen des 16. Jahrhunderts nach römiſchen Antiken beſitzt, und die Unterſchrift dieſes Kupferſtichs lautet (Interpunction und den Staub der Ringerſchule von der untern Seite des rechten Arms abreibt. Das Schabeiſen war eine gekrümmte und ausgehöhlte Klinge an einer Handhabe, gewöhnlich von Bronze gegoſſen, mit deren ſtumpfer Schneide man ſich in Bädern und nach dem Ringen die Haut reinigte. Man ſieht das Inſtrument auch an dem Baumſtamm des Myroniſchen Diskobolos (Nr. 85) abgebildet, wo es die Figur des Athleten bezeichnen ſoll. Unter den Namen des ſich ſtriegelnden Mannes („Apoxyomenos") war eine Erzſtatue des Lyſippos im Alterthum berühmt, Agrippa hatte ſie vor ſeinen Bädern beim Pantheon aufgeſtellt. Von dieſem Werke haben wir hier den Abguß einer Marmorcopie vor uns, welche 1849 zu Rom in Traſtevere gefunden worden iſt und jetzt im Braccio nuovo des Vatican ſteht. Die Copie ſcheint ganz getreu und iſt vielleicht mittels Punctirens von einem Gypsabguß nach dem Bronze-Original gemacht. Bei der Uebertragung aus Metall in Stein mußte freilich manches

---

große Initialen abgerechnet) ganz wie bei Sandrart, nur heißt die vierte Zeile:

quid Praxiteles et Fidias effinxere istos aemulamur,

und in Zeile 5 ſteht ſtatt abi abel. Darunter: Romae MDXLVI. ant. lafreri sequani formis. Es ſtehen aber auch die Worte opus Phidiae und opus Praxitelis ſchon unter beiden Figuren. Eine ähnliche Darſtellung der Figuren vor der Reſtauration giebt ein neuerlich für die Kupferſtichſammlung des Zürcher Polytechnikums erworbener Kupferſtich, der kein Datum, aber den Namen des Verlegers Ant. Salamanca enthält, alſo vielleicht noch früher als jener Lafreri'ſche Kupferſtich iſt: hier kommt abermals jene Inſchrift (mit kleinen Abweichungen) vor. Man ſieht alſo, woher Sandrart ſeine Weisheit nahm. Ob freilich die Inſchrift älter ſei als jene Notiz bei Martinus Polonus, iſt ungewiß: für das Jahrhundert der Humaniſten ſcheint ſie doch zu albern. Die vierte Zeile ſagt nur, daß die Roſſebändiger mit den Werken des Phidias und Praxiteles wetteifern, nicht einmal, daß ſie Copien ſolcher Werke ſeien. Weil aber nun einmal eine vielleicht alte Inſchrift die beiden großen Künſtlernamen enthielt, lag es nahe zu ſchließen, daß man hier wirklich die Meiſter der beiden Marmorwerke hätte, und dieß nahm man auf Treu und Glauben an. Wirklich beruft ſich auch Sandrart a. a. O. ganz naiv auf die Inſchrift, um daraus die Autorſchaft des Phidias und Praxiteles zu beweiſen.

Die genannten Kupferſtiche müſſen auch zu der Frage zugezogen werden, wie viel von dieſen Gruppen Reſtauration vom Ende des 16. Jahrhunderts iſt, zu einer Zeit als man in Rom vortrefflich und ganz täuſchend zu reſtauriren verſtand. Das Roß des Polydeukes, welches auf dem Lafreri'ſchen Blatt zur Linken ſteht, iſt vollſtändig bis auf die Hinterfüße; das des Kaſtor rechts aber zeigt nur den Kopf mit dem Nacken auf eine hohe Untermauerung ſcheinbar von Backſtein aufgeſetzt. Ebenſo hat Sandrart auf ſeiner Tafel dieß Roß gedankenlos copirt, zu einer Zeit, als die moderne Reſtauration ſchon faſt 90 Jahre gemacht war. Dieß ganze Roß außer dem Kopf wäre demnach moderne Arbeit?

Störende hinzukommen. Die ſchlanken Beine erhielten zur Verſtärkung einen Baumſtamm, und der rechte Arm wurde durch einen häßlichen Marmorſtock auf den Schenkel geſtützt. Ebenſo iſt der linke Arm gegen die Bruſt geſichert. Ergänzt iſt die rechte Hand, die einen Würfel in zweien der Finger hält, nach einem ſeltſamen Einfall des römiſchen Reſtaurators Tenerani. Dieſe Hand möchte ich lieber zur Fauſt geballt annehmen, um dem Schabeiſen, das eben über den Unterarm herabgehen will, mit geſpannten Muskeln zu begegnen, daher auch dieſe Muskeln im untern Umriß des Arms ſo ſchwellend als Curve hervortreten.*)

Die Statue iſt ſehr ſchön gearbeitet und zeigt gründliches Studium der Anatomie; auch der obere Theil des Rückens iſt ſchön belebt. Die Feinheit, mit der das Detail des nackten Körpers durchgearbeitet iſt, die Schlankheit der Proportionen, der kleine Kopf und das ganz naturtreue, von der Anſtrengung wie feuchte Haar — alles dieß ſind die genauen Charakterzeichen, welche das Alterthum uns vom Stil des Lyſipp überliefert hat. Das Geſicht iſt dagegen etwas leer: ſolche profeſſionelle Ringer möchten ebenſo wenig wie die entſprechenden Berufsklaſſen unſerer Zeit durch ſehr geiſtigen Ausdruck ſich ausgezeichnet haben.

Uebrigens iſt es auch kein Portraitkopf, ſondern giebt den allgemeinen lyſippiſchen Schultypus von Männerköpfen wieder, wie ſich dieſer in zahlreichen Nuancen an andern Statuen, z. B. dem Meleager im Vatican und dem Ares Ludoviſi erhalten hat. Dahin gehört auch der Kopf an unſerm Exemplar des myroniſchen Scheibenwerfers (Nr. 85 der Sammlung), welcher urſprünglich nicht für dieſe Statue gearbeitet, ſondern bei einer Reſtauration angeſetzt zu ſein ſcheint.**)

144. Der betende Knabe (Adorante).

Dieſe wohlerhaltene, nur wenig reſtaurirte Erzſtatue wurde unter Schlamm und Geröll im Bett des Tiberfluſſes gefunden, und Papſt Clemens XI. ſchenkte ſie dem berühmten Prinzen Eugen. Von dieſem kam ſie an den Fürſten Liechtenſtein, und König Friedrich II. von Preußen, ſonſt ein ſo ſparſamer Herrſcher, kaufte ſie für die vor 100 Jahren hohe Summe von 10000 Kronenthalern.*) Sie iſt weitaus die bedeutendſte Antike des Berliner Muſeums. Ein Knabe, nackt, weil er im Wettlaufe der Knaben mitkämpfen will, der vorher aber noch die Götter anruft, ihm den Sieg zu verleihen. Die Figur ruht mehr auf dem einen als dem andern Fuß, dadurch kommt eine feine Verſchiedenheit in die beiden Seiten des Körpers, die ſich durch das ganze Syſtem der Muskeln fühlbar macht. Noch mehr wird die todte Symmetrie der Stellung dadurch am Oberkörper durchbrochen, daß der Kopf nicht grade vorwärts, ſondern ein klein wenig zur Seite gekehrt iſt, daß auch die eine Hand etwas tiefer ſteht, während die andre etwas mehr vorkommt, ſo daß dann ſelbſt die Krümmung des vierten Fingers in beiden Händen eine andre wird. (Ein Theil des rechten Arms mit der Hand iſt aber Reſtauration.) In dieſer bewußten Abweichung vom Symmetriſchen pulſirt das herrlichſte Gefühl des Lebens. Der Kopf zeigt den höchſten Ernſt, deſſen dieß fröhliche, aber auch ehrgeizige Alter fähig iſt; man lieſt in ihm den feſten angeſpannten Entſchluß, ſich den Kranz zu erringen, und müßte das Leben darauf gehen. Der Leib iſt ganz der eines Knaben von 12 bis 14 Jahren, aber er iſt durch gymnaſtiſche Uebung kraftvoll durchgebildet und vermeidet ſo die Magerkeit, die ſonſt bei Jungen in dieſem Alter des raſchen Wachſens unangenehm auffällt. Selig der Vater dem ſolch ein Knabe beſchieden wäre.

---

*) Zu der Ergänzung mit dem Würfel gab das Mißverſtändniß einer Stelle des Plinius Anlaß. Dieſer ſagt, Polyklet (nicht Lyſipp) habe einen ſich ſtriegelnden Mann „et nudum talo incessentem" gemacht. Das ſind alſo zwei Figuren, und talo incessens heißt Jemand, der dem Gegner einen Stoß mit der Ferſe beizubringen ſucht. In Rom aber hat man die Stelle überſetzt: „ein ſich ſtriegelnder und nackter Mann, der (einen Andern) eifrig zum Würfelſpiele herausfordert." Danach iſt ein Werk des Lyſipp ergänzt worden, obwohl Plinius doch ausdrücklich von einem polykletiſchen Athleten ſpricht.

**) Anmerkung von Prof. Benndorf.

Das Ruhen des Körpers auf Einem Fuß, die ſchöne kräftige Bruſt und die Art, wie durch das Motiv die Arme in lebendiges Spiel gebracht werden, entſpricht ganz dem, was theils die Alten uns von Polyklet melden, theils wir noch an dem londoner „Diadumenos“ des Künſtlers ſehen, einem Athleten, der ſich ſelbſt die Siegerbinde ums Haupt knüpft. Auch hat Polyklet ſeine Athleten in Erz gegoſſen. Man darf ſich alſo nicht wundern, wenn Manche hier ein Originalwerk des Polyklet oder aus ſeiner unmittelbaren Jüngerſchaft haben annehmen wollen. Allein die Verhältniſſe widerſprechen: der Körper zeigt die Schlankheit der ſpäteren lyſippiſchen Proportionen, und das Köpfchen iſt dünner, als es in der Natur ſein würde. Grade dieß war eine Neuerung, die Lyſipp einführte.**) Das Haar, welches Polyklet noch etwas alterthümlich bildete, iſt hier ganz naturwahr in ſeine kurz abgeſchnittenen Strähne zerlegt. Selbſt die außerordentliche Feinheit in der Beobachtung des körperlichen Lebens entſpricht mehr dem lyſippiſchen über Polyklet hinaus noch geſteigerten Realiſmus. So viel ließ ſich ſchon aus den Angaben der alten Schriftſteller ſchließen. Seit aber 1849 der Apoxyomenos (Nr. 243) aufgefunden worden iſt, kann wohl keine Spur des Zweifels mehr bleiben, daß auch der betende Knabe dem Lyſipp oder doch der Schule des Lyſipp angehört. Kopf, Haar, Körperverhältniß entſprechen ſich an beiden Statuen auf das Genaueſte, ja es iſt ſogar ein Schein von Porträtähnlichkeit da, als wäre der ſchöne Knabe ſpäter zu einem kräftigen Manne ausgereift. Aber während dort ſchon das Material des Marmors den Beweis liefert, daß der Apoxyomenos eine Copie ſein muß, iſt der betende Knabe in Bronze, und ſeine hohe Vollendung läßt nicht zweifeln, daß wir in ihm ein Original, möglicherweiſe von des Lyſipp eigner Hand beſitzen. Sonſt haben wir die beſtimmte Nachricht, daß Boedas, Sohn und Schüler des Lyſipp, einen „Betenden“ gemacht hat.

---

*) Nach E. Gerhard's Verzeichniß der Bildhauerwerke der Berliner Muſeen ſtammt der betende Knabe vermuthlich aus Herculaneum.

**) Unter Vorbehalt des Erweiſes der Conze'ſchen Behauptung, daß auch Polyklet ſchon die Köpfe kleiner genommen und Lyſipp alſo dieſes Charakterzeichen nicht erfunden, ſondern aus dem altpeloponneſiſchen Stil gegenüber der Schule von Athen nur wieder aufgenommen habe.

16. Der ausruhende Hermes.

Ein andres ſeines Bild von Bronze, 1758 in Herculaneum gefunden und jetzt im Muſeum zu Neapel, ſtellt den Götterboten Hermes vor, wie er mit einer Botſchaft beauftragt vom raſchen Fluge einen Augenblick ausruht. Er ſitzt auf einem Felſen, etwa inmitten des Meeres, ſeine Bruſt athmet ſtark aber nicht heftig, er hat ſie daher vorgebeugt und macht ſich das Einathmen leicht, indem er die Arme aufſtützt. Die rechte Hand iſt feſt auf den Felſen geſtemmt; der linke Arm ruht leicht auf dem Knie; in dieſer Hand hielt er den Flügelſtab. Die Schnüre an den Füßen haben nur gedient, um die Flügel zu befeſtigen, Sandalen braucht der leicht Schwebende nicht, und unter den Fußſohlen iſt das Bandwerk mit je einer Roſette in Form einer achtblättrigen Sternblume befeſtigt, welche wie ein Körper von Metall behandelt iſt. Beim Auftreten würden dieſe Roſetten drücken, es iſt alſo in ihnen, wie ſchon Winckelmann ſagt, „angezeigt, daß dieſer Gott nicht zum Gehen, ſondern zum Fliegen gemacht ſei“. Der kleine Kopf, die Schlankheit des Körpers, die Lebendigkeit der Wendung in den Gliedern und das charakteriſtiſche Antlitz mit den ſtark abſtehenden Ohren deuten auf die Richtung des Lyſippos, und das Haar (das am Hinterkopf ergänzt iſt) erinnert über der Stirn ſehr an den Charakter des Haares ſowohl am Apoxyomenos als an dem betenden Knaben. Auch iſt die Ausführung des Erzguſſes fein und ſchön, obwohl ſie an Lebendigkeit der Oberfläche den betenden Knaben nicht ganz erreicht.

68. Der Apollo vom Belvedere.

Unter einem ihrer Anführer, der wie alle Könige der Kelten den Titel Brennus führte, drangen im Jahr 278 v. Chr. die Gallier vom Norden her durch die Thermopylen nach Hellas herein und rückten auf den Apollotempel von Delphi vor, um deſſen reiche Schätze zu plündern. Ein griechiſches Heer eilte herbei, um das Heiligthum zu vertheidigen, aber mehr als dieſes Heer that zu Beſiegung der Gallier am Schlachttag ein Erdbeben, begleitet von einem furchtbaren Ungewitter. Der Brennus fiel, die Reſte der geſchlagenen Räuber zogen ſich nach Thrakien zurück. Der Volksglaube ſchrieb dem Apollo den Schutz ſeines berühmteſten Heiligthums zu, und wie die Griechen in ihrer phantaſievollen Weiſe den Vorgang faßten, mußte Apollo dazu von ſeinem Vater Zeus, dem Donnergott, die Wetterwolke entliehen haben, womit er die Barbaren ſchreckte. Dieſe Donnerwolke aber wurde durch die Aegis verſinnbildet. So führt Apollo die Aegis ſchon bei Homer (Jl. XV, 307 ff.), um die Feinde Trojas zurückzuſchrecken:

— — — vor Hektor wandelte Phöbos Apollon
Eingehüllt in Gewölk, und trug die ſtürmiſche Aegis,
Graunvoll, rauhumſäumt, hochfeierlich; welche Hephäſtos
Schmiedet' und Zeus zu tragen empfing zum Entſetzen der Männer;
Dieſe trug in den Händen der Gott und führte die Völker.
Weil noch ſtill die Aegis einhertrug Phöbos Apollon,
Hafteten jegliches Heeres Geſchoſſ', und es ſanken die Völker.
Aber ſobald er ſie gegen der reiſigen Danaer Antlitz
Schüttelte, laut aufſchreiend und fürchterlich; jetzo verzagte
Ihnen im Buſen das Herz, und vergaß anſtürmender Abwehr.
Schnell, wie die Heerd' entweder des Hornviehs oder der Schafe
Zwei Raubthiere zerſtreu'n, in dämmernder Stunde des Melkens,
Kommend in ſchleuniger Wuth, wann nicht der Hüter dabei iſt;
Alſo entflohn die Achaier, wie kraftlos, ganz von Apollons
Schrecken betäubt.

Selbſt noch der Römer, in glaubensloſer Zeit, faßte die Aegis in Apollons Hand als das furchtbarſte Schrecniß auf, vor dem Menſch und Thier wie vor dem Wetterſtrahl und Donner zurückbeben.*)

Nun hat ſich zu Paramythia in Epirus unweit des alten Dodona eine Erzſtatuette des nackten Apollon gefunden, der in der linken Hand die Aegis zuſammengefaßt hält und mit ihr vor dem Feind wie vorüberſchreitet. Dieſe

---

*) Statius in der Thebais (VI, 493 ff.) erzählt, wie Apollo bei den Spielen zur Todtenfeier des Archemoros den Sieg dem Amphiaraos giebt, indem er das göttliche Roß Arion ſcheu macht, mit welchem deſſen Gegner Polyneikes fährt: „Er tritt in den Schreckensbereich der ſtäubenden Rennbahn, als die Wage des Sieges eben ſchwankte; er ſchüttelt das ſchlangenhaarige furchtbar anzuſehende Bild des Scheuſals, das kein Weſen ohne Schauder erblickt, und hebt es tückiſch in die Luft hinauf. Da ſträubt der Fuchs Arion die Mähne und ſetzt ſich auf die Vorderbeine," — ſo daß der Gegner den Vortheil erhält.

Statuette, jetzt im Beſitz des Grafen Sergei Stroganoff in St. Petersburg, iſt von ſchöner griechiſcher Arbeit und zeigt in ihrer Stellung wie in den Zügen und dem Ausdruck des Antlitzes die größte Aehnlichkeit mit dem berühmten Apollo vom Belvedere in Rom. Ein lebensgroßer Kopf, den der Bildhauer Steinhäuſer 1866 in Rom erwarb und an das Muſeum zu Baſel verkaufte, iſt ebenfalls der belvederiſchen Statue ganz ähnlich. Dieſes mehrmalige Vorkommen von Nachbildungen deutet auf ein berühmtes Original zurück, welches wahrſcheinlich nach der Keltenſchlacht, um jenen Triumph des Gottes zu feiern, gearbeitet und wohl als Weihgeſchenk in Delphi aufgeſtellt wurde. Hierdurch iſt der Name Apollon Soter, d. h. der rettende Apollo, berechtigt, den unſer Katalog der Statue giebt. Aus der techniſchen Behandlung läßt ſich beweiſen, daß das Original von Bronze war. Dieſes hatte den kurzen Schultermantel doppelt geſchlagen, daher waren die Falten auf der Seite des Rückens andere als auf der Vorderſeite. Der Copiſt hat dies in Marmor beibehalten, ſonſt aber das Gewand wie Eine Lage behandelt, weil er die zwei am Original vorhandenen Ränder in dem brüchigen Stein nicht ſo dünn nehmen durfte, wie ſie im Metall waren. Wegen der Uebertragung in Marmor wurde auch die Stütze eines Baumſtammes nöthig, an welchem die heilige Schlange des Gottes zu Früchten ſich heraufwindet, welche Oliven zu ſein ſcheinen. Der belvederiſche Apoll, das noch im letzten Jahrhundert hochgefeierte Ideal männlicher Schönheit, erweiſt ſich alſo auch als Copie aus römiſcher Zeit. Er wurde am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts zu Antium, wo die römiſchen Kaiſer eine Sommerfriſche am Meer hatten, gefunden und von Julius II. im Belvedere aufgeſtellt. Die beiden Hände, die linke bis zur Mitte des Unterarms, ſind von einem ſonſt bedeutenden Ateliergehülfen des Michelangelo, dem Fra Giovanni Montorſoli, ergänzt. In die linke iſt ihm jetzt der Anſatz eines Bogens gegeben, die rechte in ihrer theatraliſchen Haltung iſt ganz ungenügend, und da der Köcher auf dem Rücken doch die Waffe vorausſetzt, möchte man ſich eher in dieſe Hand den Bogen denken. (Doch ſollen an dieſer Hand nur die Finger modern ſein.) In die ausgeſtreckte bis zur Schulterhöhe gehobene Linke müſſen wir ihm jetzt die Aegis von leichter Bronze in Geſtalt eines zuſammengefalteten Felles geben. Die ſtolze Bewegung und Wendung paßt vortrefflich auf die Situation: er geht nicht zum Angriff auf den Feind vor, ſondern er wandelt elaſtiſch gehobenen Schrittes mit dem Schreckbild an deſſen Front vorüber — das genügt dem Gott, um die Barbaren zu vernichten.

Ehe die Deutung auf die Keltenſchlacht aufkam, war es ſtets erkannt worden, daß der Gott ſich gegen einen Feind wendet. Das ſtolz gehobene Haupt, die weiten Nüſtern, die aufgeſchürzte Oberlippe, der ſtark athmende Mund beweiſen es; das Auge tritt wie den Gegner fixirend empor, das Haar ſcheint vor Aufregung emporzuſteigen. Es liegt in dem Kopfe ein göttlicher

Zorn mit Verachtung gemiſcht. Nur wer der Feind ſei, den die göttliche Erſcheinung ſo leicht beſiegt, blieb ungewiß. Man dachte an den Drachen Python, nachdem er dieſen mit ſeinen Pfeilen erlegt, oder an die Ausweiſung der Furien aus dem delphiſchen Tempel, in welchen ſie nach Aeſchylos dem Muttermörder Oreſt gefolgt waren. Jene Anknüpfung an die Niederlage der Gallier giebt uns nun den letzten fehlenden Punkt zum Verſtändniß der Statue, die trotzdem daß ſie nur Copie aus römiſcher Zeit iſt, dennoch zu den herrlichſten Werken des antiken Meißels gehört.

Die ruhige Größe des ältern Stils hat ſie wohl nicht mehr, es iſt in der elaſtiſch-ſchwungvoll vorbeiſchreitenden Geſtalt etwas Gewaltſames, Theatraliſches, das durch die hohe ſorgfältig geordnete Friſur, den kokett umgeworfenen Schultermantel und die prächtigen, höchſt ausgeführten Kothurne mit ihrem eleganten Riemenwerk noch geſteigert wird. Andrerſeits ſucht dieſer Künſtler das Ideal darin, daß er die Natur weniger nachahmt, als die alten Meiſter. Die Phidiasgeſtalten haben Adern; am Apoll ſind ſie weggelaſſen, als wären ſie Zeichen der Sterblichkeit, und die Oberfläche iſt ſehr glatt bis zum Glänzenden polirt. Aber der Effekt, den der Künſtler erreichen wollte, den erreicht er auch wirklich, und auf die meiſten modernen Menſchen wird der Zauber dieſer Bildſäule mit ſtärkerer Gewalt wirken, als etwa der ruhig träumende Apollino des Praxiteles.

87. Artemis mit der Hindin.

Das Gegenſtück zu dem Apollo von Belvedere iſt die glänzende Statue der Schweſter des Gottes in gleicher heroiſcher Größe, welche in Frankreich unter dem Namen Diane de Versailles und Diane chasseresse bekannt, jetzt inmitten der höchſten Meiſterwerke der modernen Malerei im Centrum des Salon carré des Louvre thront. Dieſelbe ſchlanke Vornehmheit der Erſcheinung, derſelbe dramatiſche Effekt des beflügelten Schrittes, der gleiche ſtarke Ausdruck des thatkräftigen Antlitzes. Die Aehnlichkeit iſt ſo groß, daß man geneigt iſt beide Geſchwiſter Einem Künſtler zuzuſchreiben, der neben ſeiner Copie des Apollon ein weibliches Gegenſtück zu haben wünſchte und hier wie dort dafür eine ältere griechiſche Statue nachahmte, denn es findet ſich die Gruppe zahlreich auch auf griechiſchen Münzen abgebildet. Mit dem Apollo vom Belvedere wird ſie dem erſten Jahrhundert der römiſchen Kaiſer angehören. Das Material iſt übrigens pariſcher, nicht italieniſcher Marmor. Nimmt man ein älteres Original an, ſo dürfte es wie beim Apoll von Bronze geweſen ſein; dafür ſpricht der Faltenwurf und der Umſchlag vor dem Knie, der im Erzguß ſich leichter und natürlicher machen würde, und in Metall war es auch nicht nöthig, dem Hirſch ſo häßlich grade unter die Weiche des Bauches einen Baumſtumpf zu ſtemmen.

Dieſe berühmteſte aller Artemisſtatuen kam unter Franz I. von Rom nach

Frankreich, wahrſcheinlich als eine der 125 Antiken, welche Primaticcio im Auftrag dieſes kunſtliebenden Königs 1540 in Rom zuſammenkaufte. Sie war zuerſt in Verſailles aufgeſtellt, aber im dritten Jahr der Revolution (1795) kam ſie in den Louvre. Im 16. Jahrhundert von Barthelemy Prieur ergänzt, iſt ſie im Louvre vor 1809 nochmals von Bernard Lange aus Toulouſe reſtaurirt worden. Die Reſtaurationen ſind ſtark: Naſe, beide Ohren, ein Stück Hals, rechte Hand mit der Hälfte des Vorderarms, linke Hand bis Mitte des Oberarms, rechter Fuß bis zum Obertheil des rechten Beins, beide Enden des Köchers, und von der Hindin ein großes Stück ſind modern.*)

Die Göttin trägt als Jägerin eine ärmelloſe Tunica von dünnem, feingefälteltem Stoff, welche unter den Brüſten mit einem nicht ſichtbaren Gürtel aufgeſchürzt iſt, ſo daß ein Ueberſchlag entſteht und der untere Saum nicht einmal über die Knie herabfällt. Darüber hat ſie um die Taille einen Shawl geſchlungen, deſſen eines Ende über die linke Schulter geht. Mit einigem Raffinement ſind die grade herabgehenden Fältchen der Tunica vor den Schenkeln durch flatternde Faltenwellen diagonal durchſchnitten, wodurch der raſche Lauf dem Luftzug entgegen meiſterlich ausgedrückt wird, und vor dem linken Knie ſchlägt der Wind ſogar den Saum um. Das deutet auch der Hirſch (oder die Hindin) an, die Göttin fliegt ſo raſch dahin, wie das flüchtige Thier des Waldes. Die ſtarken Füße, die über das weibliche Maß ſchlanken Schenkel bezeichnen ebenfalls die raſche Jägerin. Die ganze Erſcheinung hat etwas Männliches. Der Kopf, im Verhältniß klein, zeigt Verwandtſchaft mit dem Bruder; wie man bei dieſem an eine Aehnlichkeit mit Nero gedacht hat, könnte man hier an eine der unternehmenden römiſchen Kaiſerinnen des erſten Jahrhunderts erinnert werden. Im Angeſicht, in dem hohen ſchlanken Wuchs iſt ein Ausdruck des Vornehmen; ſie iſt älter, reifer, entſchloſſener, als die zart mädchenhaften Dianen des ächt griechiſchen Stils. Auch der Aufputz iſt von entſchiedener Eleganz. Sie trägt, wie die Juno Ludoviſi, ein goldenes Diadem, am Hinterkopf iſt das Haar in einen kleinen Chignon geknüpft. Gleich dem Apollo hat auch ſie feſt angeſchnürte prachtvolle Sandalen, und der Köcher, der freilich Ergänzungen hat, zeigt genau dieſelbe Form wie bei jenem. Die Anſicht vom Rücken iſt nicht ſo ſchön, das Gewand iſt dort etwas unbelebt, die Statue wird zur Aufſtellung in einer Niſche beſtimmt geweſen ſein, wo man die Rückſeite nicht ſah. Die Wendung des Hauptes und des rechten Armes iſt von unvergleichlicher Lebendigkeit, ſie hört das Geräuſch eines aufſpringenden Wildes und greift mit augenblicklichem Impuls nach einem Pfeil aus dem Köcher. Die linke, leicht auf den Kopf des Hirſches aufgeſtützte Hand hielt wohl einen Bogen von Erz.

---

*) Fröhner, Notice sur la sculpture antique du Louvre, Vol. I., 1869, zu Nr. 186 des Louvrekatalogs.

70. Artemis im langen Gewand. (Sogenannte Diana Colonna.)

Dieſe Statue, im Berliner Muſeum, früher im Palaſt Colonna zu Rom und durch Niebuhr 1822 für Berlin angeſchafft, iſt nur von mittelguter römiſcher Arbeit, giebt aber eine Auffaſſung der Artemis wieder, welche an ältere Vorbilder als die von Verſailles ſich anſchließt. Urſprünglich ſtellte man nämlich die Göttin als junges Mädchen und auch dann, wenn ſie rannte, mit langem Gewand bis auf die Knöchel dar. So, in langer ärmelloſer Tunica, erſcheint ſie auch hier, und darüber liegt nur bis auf die halbe Hüfte ein Oberkleid, das auf der rechten Seite offen und über beiden Schultern zuſammengeſteckt iſt. Auch das ſpricht für Nachahmung des ältern Stils, daß die Falten des Untergewands unter denen des Obergewands nicht, wie man bei der raſchen Bewegung erwarten ſollte, erkennbar ſind, worin die ſpätere Kunſt Feines und Ausgezeichnetes leiſtete (vgl. die Berliner Polyhymnia Nr. 26). Mehrere dieſer langgekleideten Artemisſtatuen haben auch wie die unſre den Lederriemen des Köchers zwiſchen den Brüſten vom Lauf feſt angepreßt, ſo daß eine reiche Faltung des Gewandes ſich unter ihm bildet und der Buſen ſtark unter dem Zeug ſich zeichnet. Ein ſchöner Torſo aus Theſſalonich, den man jetzt im Louvre am Aufgang einer der großen Treppen ſieht, zeigt dieß Motiv noch etwas koketter gebraucht, der Lederriemen drückt die linke Bruſt elaſtiſch aufwärts, ſo daß ſie ſpitzer ſich vorwölbt als die rechte. Unſrer Statue iſt der lange ſeltſam geflochtene Haarzopf eigenthümlich, der über den Köcher in ſtarker Fülle hinabfällt. Die Erhaltung iſt vorzüglich, nur Hände, Fußſpitzen und Naſe ſind ergänzt. Sehr ſchön und jungfräulich iſt der Kopf. Aber die Bewegung der Figur iſt ſteif, die Arme hölzern: ſie läuft wohl, aber ſie kommt nicht vorwärts.

140. Kopf des trauernden Apollon. (Apollo Pourtalès.)

Auf der Auction der Sammlung des Grafen Pourtalès in Paris erwarb das britiſche Muſeum in London einen Marmorkopf von ausgezeichneter Schönheit und einziger Erhaltung. Geſicht und Haartracht erſcheinen uns Modernen ſo weiblich, daß man zuerſt an Apollons Schweſter Artemis denken möchte. Es iſt aber beſtimmt ein männlicher Kopf, und Apollon iſt in der griechiſchen Kunſt, wie man auch an dem jugendlichen Eidechſentödter des Praxiteles ſieht, oft ſehr mädchenhaft gebildet worden. Das lockige Haar iſt über der Stirn, wie beim Apoll vom Belvedere, ſorgfältig in einen großen Knoten geordnet, entlang den Schläfen aufwärts friſirt und am Hinterkopf in einen Chignon zuſammengeknüpft. Der Schädel iſt auffallend lang, nicht weiblich über dem Nacken abgerundet. Das Profil iſt außerordentlich ſchön, der Schnitt, der feine Mund und das volle ſtarke Kinn mit den runden Wangen erinnern an den berühmten

Kopf der Kora auf den ſiciliſchen Silbermünzen der beſten griechiſchen Zeit. Die Ränder der Augenlider ſind ſtark und ſcharf gezeichnet, wie an dem ſtrengen Herakopf im Vatican (Nr. 146 unſerer Sammlung). Auch das Haar iſt ſo ſorgfältig und regelmäßig gelegt, wie es die ſpätre naturaliſtiſche Zeit nicht mehr liebte. Das Geſicht hat, beſonders um den Mund, einen ſtarken Ausdruck der Trauer, dieſe Trauer zieht auch die Augenwinkel aufwärts und ſchärft ſie ganz rechteckig zu. Man hat den Eindruck, als wollten ſelbſt dem Gott die Thränen ausbrechen.

Die ganz ungewöhnliche Erhaltung, ſo wie der ſentimentale Ausdruck im Geſicht könnten dieſen Kopf verdächtig machen, als wäre er ein modernes Werk. Allein er ſtammt ſchon aus der Sammlung Giuſtiniani in Rom, und ich finde ihn bereits bei Sandrart abgebildet*), der bei ſeinem römiſchen Aufenthalt die genannte Sammlung zeichnete und in einem Kupferwerk herausgeben wollte. Der Kopf war alſo 1631 vorhanden und müßte demnach, wenn modern, wohl aus dem 16. Jahrhundert herrühren. Damals aber hätte man eine Antike naturaliſtiſch und nicht wie dieſen Kopf mit Zügen des ſtrengen ältern Stils nachgemacht. Auch giebt es Wiederholungen des Kopfes aus dem Alterthum.

Das Original in London hat einen ganz merkwürdigen Farbenton, als hätte man es in hellbräunliche Bronze überſetzt, was ſo bei keinem andern mir bekannten Werke des Alterthums vorkommt. Es ſieht faſt ſo aus als wäre der Marmor mit einer Beize, deren Geheimniß wir nicht kennen, abſichtlich der Fleiſchfarbe angenähert worden. Allein der Farbenton verbreitet ſich ganz gleichmäßig über die Haare, und dieſe hätte man doch wohl dunkler gefärbt. Oder hat man den Kopf erſt ganz in die Beize gelegt, und dann mit einer aufgetragenen, alſo weniger haltbaren, Farbe das Haar bemalt? Denkt man ſich das Haar dunkel, ſo würde das Geſicht bleich erſcheinen, und wir wiſſen aus mehreren Stellen, daß die Alten beim Erzguß die Angeſichter mit andern Metallen miſchten, um die Bläſſe des Schreckens oder die Röthe der Beſchämung auszudrücken.*)

Die Wendung des Kopfes paßt nicht zu einer Büſte, er ſcheint alſo der Ueberreſt einer Statue zu ſein. Der Körper ſtrebte nach ſeiner linken Seite hin, das Angeſicht aber blickte über die rechte Schulter, als ob er einen Gegenſtand des Schmerzes ins Auge faßte. Der Kopf ſollte ſtärker geſenkt ſein, ſo daß die hohen Haarlocken einen Schatten über den obern Theil des Geſichtes würfen und den Eindruck des Schmerzes verſtärkten. In dem Mythos des

---

*) Teutſche Akademie, Band I, Tafel 14.

*) Das Muſeum zu Bern beſitzt einen von dem letzten Beſitzer Grafen Pourtalès geſchenkten Abguß in wirklicher Bronze, der ſich auch ohne Verſchiedenheit des Tons in Haar und Geſicht ſehr ſchön macht.

Apollo giebt es zwei bekannte Momente des großen Schmerzes: er könnte gedacht ſein, wie Daphne ſich ihm entwindet, indem ſie in einen Lorbeerbaum ſich verwandelt, noch treffender aber, wie der von ſeiner Wurfſcheibe getroffene Liebling Hyakinth ihm verblutend zu Füßen liegt.

Das Zeitalter einer ſolchen Statue, von der dieß der wirkliche Originalkopf ſcheint, iſt ſchwer zu beſtimmen. Nach dem ſtarken Schmerzgefühl würde das Werk in die Zeit des geſteigerten Ausdrucks, alſo nach Lyſipp zu ſetzen ſein. Aber der Schmerz iſt jedenfalls nicht ſtärker ausgeprägt als bei der Niobe, und das edle Profil nebſt den oben angegebenen Zeichen der Alterthümlichkeit weiſen am Ende eher auf das vierte als das dritte Jahrhundert vor Chriſtus hin.

Die ſpäteren, beſonders die kleinaſiatiſchen Schulen.

Griechiſche Siege über die Gallier wurden auch noch durch andre Kunſtwerke als den Apollo vom Belvedere verherrlicht. In Rom ſah man am Apollotempel auf dem Palatin geſchnitzte elfenbeinerne Thüren, welche als Gegenſtücke den Tod der Niobiden und die Niederlage der Gallier vor Delphi darſtellten. Dann aber wurden die nach Kleinaſien vorrückenden Barbaren nochmals von den Königen von Pergamum, Attalos I. und Eumenes II., beſiegt. Jener vernichtete einen Keltenſchwarm 239 v. Chr. durch eine große Schlacht in Myſien, und ließ dieſen und andere Siege durch einheimiſche pergameniſche Künſtler in Sculptur verherrlichen. Die Schlacht in Myſien, neben andern mythiſchen und hiſtoriſchen Siegen, ließ derſelbe Attalos in Statuen als Weihgeſchenk auf der Akropolis zu Athen aufſtellen, und eine Anzahl von 9 dieſer nur 3 Fuß hohen Marmorſtatuen findet ſich jetzt in den Sammlungen von Venedig, Neapel, dem Vatican und dem Louvre zerſtreut. Einer ähnlichen Gruppe ſcheinen nun zwei ausgezeichnete Marmorwerke anzugehören, welche im 16. Jahrhundert, und zwar zuſammen, in Rom gefunden wurden und Gallier darſtellen, die ſich ſelbſt den Tod geben, um der Gefangenſchaft und Sklaverei zu entgehen. Aus der Schlacht bei Delphi iſt uns die Nachricht aufbewahrt, daß aus demſelben Grunde die Gallier ihre eignen Verwundeten getödtet haben. Das eine dieſer Werke iſt die herrliche Gruppe von zwei Figuren in Villa Ludoviſi, wo ein Gallier, nachdem er ſein Weib getödtet hat, ſich ſelbſt das Schwert in die Bruſt ſtößt; die zweite iſt der berühmte „ſterbende Fechter" des Capitols. König Attalos III. von Pergamum ſetzte 133 v. Chr. die Römer zu Erben ſeines Reiches und ſeiner Schätze ein, es läßt ſich alſo vermuthen, daß bei dieſer Gelegenheit unſre Statuen von Pergamum nach Rom verſetzt worden ſind. Gewiß gehören die beiden Werke zuſammen, wie man aus der charakteriſtiſchen Bildung der Geſtalten, beſonders der Köpfe ſieht, und ſie werden Theile einer großen Gruppe geweſen ſein, die in Pergamum ein Gebäude oder einen öffentlichen Platz mag geſchmückt haben.

208. Der ſterbende Gallier vom Capitol.

Von den beiden genannten Werken beſitzen wir in Zürich nur dieß eine. Zu einer Zeit, als man alle griechiſchen Werke römiſch deutete, nannte man die Gruppe des Galliers, der ſein Weib und ſich tödtet, Pätus und Arria, und unſre Statue galt für einen ſterbenden Gladiator. So hat noch Lord Byron in den bekannten Verſen des Childe Harold, ſo auch noch ein ſpäterer Beſucher Rom's dieſelbe aufgefaßt:

Hin und todt! Laut jauchzet das Volk im hallenden Circus,
  Weil Du, nordiſcher Mann, fluthig das Leben verſtrömſt.
Jauchze nur, Römer! es keimt aus dem Blut, das im Spiel Du vergoſſen,
  Bald Dir die blutige Saat nordiſcher Rache herauf.

Dieſe Deutung muß aufgegeben werden, ſchon deswegen, weil die Bewaffnung zu einem Gladiator nicht ſtimmt. Die ganze Figur trägt den Typus eines keltiſchen Häuptlings, wie die Alten ihn uns ſchildern. Die Gallier ſträubten ſich das Haar durch Kamm und Salbe in den Nacken zurück, ſo daß es ſtruppig wurde wie eine Pferdemähne; ſie liebten es nackt in den Kampf zu gehen, um ihren Muth zu zeigen, und die Vornehmen trugen nur den Schnurrbart und um den Hals den Ehrenſchmuck einer aus Goldfäden gewundenen Kette (den torques), die ſo elaſtiſch war, daß ſie zwar dicht an den Hals ſchloß, aber doch über den Kopf hinüber gezogen werden konnte. Alle dieſe charakteriſtiſchen Zeichen finden wir hier. Im Haar unſrer Statue ſieht man jeden Schnitt der Scheere oder des Dolches, ſo daß die Strähne alle ſtumpf erſcheinen. Dazu ſtimmt der ganz entſchiedene Racentypus. Der wunderbar lebendige Kopf ſieht wirklich wie der eines verwetterten nordfranzöſiſchen Soldaten aus. Der Künſtler hat mit voller Abſicht und feinſter Beobachtung des Modells einen nordiſchen Barbarenkörper ſtatt eines Griechen geſchildert. Dieſer Mann iſt ſtark und groß, aber er iſt nicht athletiſch ausgebildet; die Muskeln ſind, beſonders am Rücken, nicht ſo ſcharf wie bei griechiſchen Körpern gezeichnet. Die großen Hände haben breite Finger, die Füße ſind platt, die Haut unter ihnen wie mit Schwielen bedeckt. In dem ſterbenden Kopf ſieht man einen dunkeln wilden Trotz, der von dem geiſtigen Ausdruck z. B. des ſterbenden Alexander oder des Laokoon grundverſchieden iſt. Die Situation iſt klar gezeichnet; der Häuptling hat ſein Horn zerbrochen, das ſeinem Volk nicht mehr zum Siege blaſen wird; dann hat er ſich den Todesſtoß in die Bruſt gegeben und iſt wie einer der Tapfern auf ſeinem Schilde zuſammengeſunken. In der Bruſt ſieht man die breite Wunde, unter welcher Blutstropfen angedeutet ſind. Das Schwert freilich, das auf der Baſis liegt, iſt zu breit für dieſe Wunde, aber das Schwert iſt auch eine Ergänzung. Pathologiſch betrachtet iſt die Statue ein Meiſterwerk. Wenn ein Menſch an Blutverluſt ſtirbt, empfinden Herz und Lunge dieſelbe Beſchwerde wie bei gehemmtem Athem, daher ſcharfes ſchnelles Luftſchöpfen und ein wilder Blick wie bei Erſtickenden. In Athemsnoth greifen wir krampfig nach irgend welchem Gegenſtand: dieſen Krampf ſieht man beſonders in der linken Hand, deren Finger ſich tief ins Fleiſch des Schenkels drücken; Adern und Sehnen dieſes Armes ſind daher ſo ſtark herausgepreßt. So ſtemmen Erſtickende auch die Hände auf, um das Athmen zu unterſtützen. Daher, und nicht etwa vom Schmerz der Wunde, kommt das Aufſtemmen der Arme, der Krieger will unwillkürlich damit das Athmen ſich erleichtern. Aber die Beine überſchleicht ſchon die Starrheit des Todes, und der rechte Arm krümmt ſich bereits, er wird den ſchweren Oberkörper nicht lange mehr tragen. Dann, wie ein angeſchoſſenes Wild gern die Wunde gegen die Erde kehrt, wird der Mann mit der rechten Seite und dem Geſicht auf den Boden fallen und todt ſein.

Ein ähnliches Werk haben wir in den ältern Schulen nicht gefunden. Es iſt von furchtbarer Wirklichkeit. Wenn man bei ſinkendem Abend allein in dieſen Räumen verweilt und dieſem ſtarken mit dem Tod ringenden Mann von unten in das ſchmerzvolle Antlitz ſchaut, ſo wird der Anblick geſpenſtig, der Eindruck unerträglich. Wie nach dem Zeugniß des Alterthums die aſiatiſche Rednerſchule von der eleganten, aber ſtreng logiſchen Beredſamkeit Athens durch Pathos und eine blühende Pracht des Ausdrucks ſich unterſchied, ſo tragen auch in der Sculptur dieſe Kleinaſiaten den Charakter größter Lebhaftigkeit, mit ſtärkſter Neigung zu dem was Senſation macht. Neben dieſen heroiſch ſterbenden Galliern beweiſt das der Fechter des Agaſias, in ihrer Weiſe auch des Eutychides berühmte Stadtgöttin von Antiochia und der Knabe mit der Gans, auf höchſter Stufe aber der farneſiſche Stier und der Laokoon — alles Werke von dem Feſtland und den Inſeln Kleinaſiens. Das Pathos des Skopas, der grade in dieſen Gegenden Vieles und Großes gearbeitet hat, iſt von den ſpätern einheimiſchen Künſtlern durch Beigabe eines ſtarken Realismus zum leidenſchaftlichen Effekt geſteigert. Sie lieben den Tod und ſein Leiden mehr als den frohen Reiz des Lebens, und man begreift, daß grade an dieſe einerſeits realiſtiſche andrerſeits auf ſtarke Wirkung ausgehende Schule die römiſche Kunſt ſich mit Vorliebe anſchloß.

Die Statue des ſterbenden Galliers iſt gut erhalten. Den ſchönen rechten Arm mit der aufgeſtützten breiten und groben Hand, alſo auch das Stück der Baſis mit dem Schwert, ſoll kein Geringerer als Michelangelo gemacht haben. Sonſt ſind nur die nicht correcte linke Knieſcheibe und die Zehen beider Füße ergänzt.

222. Der Meſſerſchleifer.

Dieſe Statue hat wegen ihrer Vortrefflichkeit einen Ehrenplatz in der Tribune der Uffizien in Florenz erhalten, wo die ſchönſten Sculpturen und Gemälde des mediceiſchen Hausbeſitzes vereinigt ſind. Es exiſtirt keine Spur von Nachricht, wann und wo ſie ſollte aufgefunden worden ſein. Seit Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts ſtand ſie im Garten der Medici zu Rom, wurde aber 1678 nach Florenz verſetzt und ſoll beim Transport in 4 oder 5 Stücke zerbrochen ſein (S. d. Note zu S. 99). Sie hat jedoch wenige Ergänzungen, unter denen die drei ausgeſtreckten Finger der linken Hand allein wichtig ſind. Kein Antiquar oder Künſtler hat bis jetzt mit Sicherheit zu beſtimmen vermocht, aus was für einer Marmorart ſie gemacht iſt.

Die am Boden kauernde Geſtalt ſtellt einen Mann niedern Standes von groben aber nicht gemeinen Geſichtszügen dar, der ein großes Meſſer ſchleift, dabei jedoch innehält und angeſpannt auf etwas lauſcht, was ihm offenbar ſehr wichtig ſcheint. Daß er innehält, beweiſen jene drei Finger, welche vor der Ergänzung nicht auf die Meſſerklinge gedrückt haben, denn ſie ſind faſt einen halben Zoll zu lang reſtaurirt. Daß er ſcharf auf Etwas lauſcht, ſieht man aus den Falten der Stirn und dem Ausdruck des Angeſichts.

Seit Winckelmann hat man in ihm einen Skythen geſehen, der ſich bereit macht, auf Apollo's Befehl den in einem muſikaliſchen Wettſtreit beſiegten Satyr Marſyas zu ſchinden. Es giebt mehrere am Baum hangende Statuen des Marſyas, und man glaubt, daß mit einer ſolchen und einem ſitzenden oder ſtehenden Apollo unſre Figur als dritte eine Gruppe gebildet habe. Nimmt man demgemäß dieſe Statue für antik an, ſo wird man ſie wohl mit Profeſſor Burſian*) in die effektvolle Zeit nach Alexander und vielleicht in die pergameniſche Schule ſetzen müſſen. Darin, daß ſie einen Mann nichtgriechiſcher Race ſehr naturtreu und mit guter Anatomie darſtellt, kommt ſie mit den Gallierfiguren der Pergamener überein. Auch die grauſame Schindung des Marſyas ſtimmt mit der Richtung dieſer aſiatiſchen Schulen.

Allein die Geſtalt paßt nicht in dieſe Situation. Der Mann iſt durch die Tracht nicht als Skythe bezeichnet. Daß er „einen grinſenden Blick auf ſein Opfer richte", hätte vor dem Ernſt, ja vor der Aengſtlichkeit dieſes Kopfes Niemand behaupten ſollen. Entſcheidend iſt aber die Form des Meſſers, welches allenfalls zum Abhacken von Hand oder Fuß, aber zum Aufſchneiden der Haut nimmermehr zu brauchen wäre. Es iſt das Faſchinenmeſſer eines Gärtners, zu Behauen und glattem Wegſchneiden von Reben und Zweigen verwendbar.

---

*) Geſchichte der griech. Kunſt, in Erſch und Gruber's Encyclopädie, Band LXXXII, S. 482 f.

Die Geſtalt alſo mit der Schindung des Marſyas in Verbindung zu bringen iſt unmöglich. Sie ſtellt nicht einmal einen Skythen dar, von deſſen Kleidung und Charakter ſie nichts an ſich hat, noch ſtellt ſie einen Mann dar, der einem andern das Fell abziehen will; und ehe man ihre Bedeutung erforſcht, bleibt die Vorfrage zu ſtellen, ob ſie überhaupt antik iſt.

150. Silen ſeinen Rauſch ausſchlafend. (Sogenannter barberiniſcher Faun der Glyptothek.)

Es iſt ſehr zu bedauern, daß wir in unſrer Sammlung nur Kopf und Bruſt dieſer vortrefflichen Statue haben, ſo daß deren volle Wirkung verloren geht. Dieß um ſo mehr, da vom Original noch ein großer Theil des Uebrigen erhalten iſt, nämlich der ganze Rücken und der Fels, worauf er liegt, und von den Armen und Beinen anſehnliche Stücke. Außerdem iſt die Reſtauration von dem römiſchen Bildhauer Pacetti († 1820) meiſterhaft und ſtilgemäß ausgeführt, ſo daß ſie zu den beſſern Reſtaurationen unſres Jahrhunderts gehört.

Ein nicht mehr junger Silen, mit einem Fell bekleidet, das eine Wolfshaut zu ſein ſcheint, iſt ſtark berauſcht rücklings auf einen ſchräg anſteigenden Felſen niedergeſunken, hat den rechten Arm unter den ſchweren Kopf gelegt und läßt den linken ſchlaff herabhangen. Das linke Bein iſt ausgeſtreckt, das rechte aber krümmt ſich im Knie und ſtemmt ſich mit der Ferſe auf eine Unebenheit des Felsblocks, damit der Körper nicht abgleite. Der mit einem Epheukranz umwundene Kopf iſt ſtark in den Nacken übergelegt, der Schlaf iſt ſchwer und doch raſtlos, in ein paar Minuten wird der Mann zu ſchnarchen anfangen. Die Satyrnatur iſt durch das Schwänzlein im Rücken noch mehr als durch die Züge des Angeſichts angedeutet. Die Naſe iſt ſtumpf und eingedrückt, der offne Mund zeigt die Zähne, die Stirn runzelt ſich, die Augen rücken zu beiden Seiten des ſchmalen ſcharfen Naſenrückens ſehr nahe zuſammen, wie bei den großen Affen, was dem obern Theil des Kopfes etwas Bösartiges giebt. Es iſt ein Kopf ganz wie nach Modell gemacht, die ſtarken Backenknochen ſind ſehr bezeichnend. Die Statue iſt ein unzweifelhaftes Original, das zeigt die hohe Vollendung des Techniſchen, der Marmor iſt pariſcher und hat einen ſehr ſchönen Ton, nur die neuen Theile ſind noch etwas zu blank. Aber der derbe Realismus verweiſt die Statue in die Zeit nach Alexander, und der ſtarke Effekt der Situation erlaubt uns, ſie mit Werken der kleinaſiatiſchen Schule zuſammenzuſtellen, obwohl über den Ort des Urſprungs wie über den Künſtler wir gar nichts wiſſen.

Die Statue wurde unter Urban VIII. (1623—44) bei Ausräumung des Grabens um die Engelsburg in Rom gefunden, hat alſo wahrſcheinlich zu den Marmorwerken gehört, welche dieſes antike Gebäude als Grabmal des Kaiſers Hadrian ſchmückten und von der byzantiniſchen Beſatzung zur Vertheidigung auf die Gothen herabgeſtürzt wurden, als dieſe unter ihrem König Wittich 537 die Engelsburg ſtürmten. Da der Papſt der Familie Barberini angehörte, kam der Fund in den Beſitz dieſes Hauſes auf dem Quirinal. Während der Revolution wurde der Faun an den Bildhauer Pacetti verkauft, der ihn neu reſtaurirte, aber wieder an die Erben der Barberini zurückgeben mußte. Von dieſen hat ihn dann im Jahr 1813 der Kronprinz Ludwig von Baiern für 8000 Scudi erworben. Die Auslieferung der Statue und die Ausfuhr aus Rom wurde aber durch Verbote und Chicanen der Behörden bis 1819 verzögert, und erſt Anfangs 1820 langte die an ſieben Centner ſchwere Statue unter großen Schwierigkeiten in München an, wo ſie mit den Aegineten, dem Ilioneus und der Friedensgöttin zu den Hauptzierden der Glyptothek gehört.*)

19. Schlafende Ariadne.

Auch ein Schlaf, und ein unruhiger, ängſtlicher, aber die Träume der beiden Schlafenden ſind verſchieden. Ariadne hat auf Naxos in den Armen ihres Entführers Theſeus geruht; dieſer aber hat ſie verlaſſen, und der Morgen iſt noch nicht da, wo Bacchus ihr erſcheinen und ſie als ſeine Geliebte zur Götterluſt erheben wird. Unruhe und Aufregung gehen durch die ganze Geſtalt: auch die Kleidung iſt unordentlich und zerwühlt. Das Untergewand iſt von der linken Schulter losgeriſſen und läßt die Brüſte beinah ganz frei; aus der Rückenlage hat ſie ſich im Schlaf links gewendet und den rechten Schenkel über den linken gelegt, ſo daß der Körper auf den anfangs übergedeckten Mantel ſich gedrückt hat und der linke Fuß von dieſem Mantel bloß geworden iſt. Alle Falten ſind dadurch verſchoben, und über den Füßen läßt ſich der Saum des Obergewandes über dem Unterkleid kaum erkennen. Der um den Kopf geſchlagene Schleier, mit Franſen beſetzt, iſt zum Theil herabgeſunken. Der Schlaf iſt ſchwer, das Angeſicht hat einen trüben Zug, als ginge ein ſchmerzlicher Traum wie Ahnung ihrer Verlaſſenheit über die Geſtalt hin. Das Geſicht iſt ſogar etwas verzogen, wie in einem Krampf innern Leidens. Die mächtigen Formen ſind einer Geliebten der Helden und Götter würdig, erinnern aber in ihrer üppigen Fülle auch an die wilde Sinnlichkeit von Ariadnens Mutter Paſiphae. Vielleicht ſind dafür ebenfalls bezeichnend die Sandalen, die ſie vor dem Beſteigen des Brautbetts abzulöſen nicht Muße fand.

Die Statue wurde von Julius II. in den Vatican verſetzt, wo ſie noch heut in ſchöner iſolirter Aufſtellung geſehen wird. Man hielt ſie damals wegen des Armbands, das eine Schlange nachahmt, für eine Cleopatra, und Raffael machte nach ihr eine flüchtige Umrißzeichnung, welche ſein Marcanton in dem geiſtreichen Kupferſtich ausführte, wo der Armſchmuck zur wirklichen Schlange geworden iſt. Auf römiſchen Sarkophagen kommt die ſchlafende Ariadne als Bild der menſchlichen Seele vor, die einem neuen göttlichen Erwachen entgegenträumt.

---

*) Urlichs, Geſchichte und Beſtand der Glyptothek, S. 25 ff. und v. Lützow, Münchener Antiken, zu Tafel 50. Der letztre bezweifelt, daß Pacetti die ganze Reſtauration gemacht habe, und hält wegen des Wolfsfells, wenn es ein ſolches iſt, die Statue für möglicherweiſe aus römiſcher Zeit.

Unſre Statue wird trotz ihrer Schönheit nicht für das Original gehalten. Ihre Erfindung möchte wegen des ſcharf ausgeprägten Gefühls und des effektvollen Vortrags in das erſte Jahrhundert nach Alexander gehören.

6. Knabe eine Gans würgend.

Ein Silberſchmied Boethos hatte unter andern Kinderfiguren einen Knaben von Bronze gemacht, der eine Gans würgte. Der Reiſende Pauſanias ſagt, der Künſtler ſei aus Karthago geweſen; da aber in dem phönikiſchen Karthago ſchwerlich griechiſche Kunſt blühte, hat man eine leichte Aenderung vorgeſchlagen, die den Künſtler zu einem Chalkedonier machen und ſomit nach Kleinaſien verſetzen würde. Wirklich ſtimmt auch mit dem Geiſt der kleinaſiatiſchen Schulen die große und ganz realiſtiſche Lebendigkeit dieſes reizenden Genrebildchens überein.

Daſſelbe muß zur römiſchen Zeit ſehr beliebt geweſen ſein. Es haben ſich nämlich im Jahr 1789 auf der Ruinenſtätte an der appiſchen Straße, die man Roma vecchia nennt, auf einmal vier ganz übereinſtimmende Wiederholungen gefunden. Hier war alſo wahrſcheinlich die Werkſtatt eines Marmorarbeiters, der ſolche Gruppen zahlreich für den Verkauf oder auf Beſtellung anfertigte. Sie können für Brunnenſtatuen bei kleinen Fontänen in den Atrien oder Gärtchen römiſcher Häuſer gedient haben, ſo daß aus dem Schnabel der Gans, wie aus dem Maul des Hirſches von Pompeji (Nr. 152 unſerer Sammlung), ein Strahl Waſſer floß. Von jenen vier Copien iſt eine aufs Capitol, eine in den Vatican, eine in den Louvre, und die vierte nach München in die Glyptothek gekommen. Unſer Abguß iſt von dem Exemplar im Louvre. Der Marmor iſt carrariſch, die Copie alſo beſtimmt aus römiſcher Zeit. Die Ergänzungen ſind bedeutend, aber ſie konnten nach den übrigen Wiederholungen ganz genau angefertigt werden.

Der derbe Knabe, mit den runden fleiſchigen Muskeln des Kindesalters, iſt auf dem Hof nackt herumgelaufen; das Haar hat ihm ſeine Mutter oder Amme vor der Stirn in ein Schöpſchen aufgebunden, wie auch wir noch thun, damit es den Kindern nicht vor den Augen hängt; man glaubt am Rhein, ſie könnten davon ſcheel werden. Bei dieſer Gelegenheit hat er eine Gans erwiſcht, die beinah ſo groß und ſtark iſt wie er ſelbſt, und mit unendlicher Fidelität „thut er Kraft und Willen kund“ ſie feſtzuhalten. Die Gans angſtvoll ſchreiend ſtrebt vorwärts, um ihren Sieger umzuwerfen; er aber hat glücklicherweiſe mit dem Hals auch einen ihrer Flügel umklammert und ſtemmt ſich nun mit den kurzen drallen Beinchen aus Leibeskräften gegen ihre Fortbewegung. Die Augen treten ihm dabei aus dem Kopfe, er ſchwitzt vor Anſtrengung, und die kleinen Strähne des Haares kleben ihm feucht auf der Stirn: er wird auch ganz beſtimmt durch ſeine angeſpannte Energie mit dem ſtarken Gegner fertig werden. Wie hier, ſind auch bei dem Münchner Exemplar an der Gans ſowohl die ſtarken Schwungfedern als das reiche daunige Gefieder vortrefflich naturwahr wiedergegeben.

20. Mädchen mit Knöcheln ſpielend.

Auch dies anmuthige Gegenſtück des Knaben mit der Gans, das wir mit dieſem nur wegen ſeiner Aehnlichkeit zuſammenſtellen, kommt in zahlreichen Wiederholungen vor, die aber in der Beſchäftigung des Kindes von einander abweichen. Bald iſt es zu einer Nymphe am Quell, die den Bogen bei ſich hat, bald zu einer Venus ergänzt, die mit einer Muſchel Waſſer ſchöpft, und dabei iſt auch Kleidung und Haar, ja ſelbſt das Alter etwas verſchieden. Unſer Exemplar, eins der ſchönſten, von griechiſchem Marmor, iſt aus dem Muſeum in Berlin, es wurde 1730 auf dem Cölius in Rom gefunden. Ergänzt ſind der rechte Vorderarm, eine der Schultern und der Hals, ſo wie die zwei Knöchel auf der Baſis. Das Köpfchen mit der in römiſcher Zeit modiſchen hübſchen Haartour ſcheint Portrait, aber die häufige Wiederholung des Motivs beweiſt, daß alle dieſe frei abgeänderten Copien auf ein älteres, wahrſcheinlich griechiſches Original zurückgehen, das wirklich eine Knöchelſpielerin vorſtellte. Das Knöchelſpiel war ähnlich wie man es noch am Rhein ſieht, die Kinder warfen die Knöchel in die Höhe und fingen ſie auf der Hand wieder auf. Im Alterthum ſpielten ebenfalls wie am Rhein gewöhnlich zwei Spieler, wovon ſich zahlreiche antike Darſtellungen erhalten haben.

Wie leicht in der Wendung die ſchlanke, faſt noch magere Geſtalt der Zwölfjährigen auf dem Boden ruht! Kaum ſchon rundet ſich die zarte Form des Buſens, und das dünne Gewand verhüllt das Spiel der Gliederchen nicht. Das Köpfchen, von der Fenſterſeite geſehen, iſt wie das eines feinen modernen Stadtkindes, das Geſicht iſt ganz voll Leben, weil in den Augen die Pupille und der Umriß der Regenbogenhaut ſehr ſtark angegeben ſind. Und wie eifrig ſie aufs Spiel iſt! Sie merkt gar nicht, daß das leichte, über den Schultern nur zugeknöpfte Hemdchen ihr von der linken Achſel herabgleitet und die Luft um die knoſpende Bruſt ſpielt.

138. Der borgheſiſche Fechter des Agaſias.

Der Louvre verräth den Geiſt der Franzoſen, die ſtets auf das den Blick gerichtet haben was Allen und nicht blos dem Kenner Freude macht. An eigentlich kunſthiſtoriſch wichtigen Werken iſt er ärmer als das britiſche Muſeum, aber ſeit den Tagen Franz I. hat man dort darauf gehalten, wohlerhaltene und darum anſprechende Antiken zu kaufen, und kaum eine Sammlung enthält ſo viele vollſtändige, durch Reſtauration nicht beleidigende Statuen. Das iſt wieder im höchſten Grade der Fall mit dem berühmten Krieger, der unter Paul V. (1605—21) zu Antium, wo die erſten römiſchen Kaiſer ihren Seeaufenthalt hatten, gefunden worden iſt. Paul war aus dem Hauſe Borgheſe, und im Familienbeſitz dieſes Hauſes blieb die Statue bis 1808, wo ſie in den Louvre überging. Daher der Name des borgheſiſchen Fechters. Die Statue war nie zerbrochen, ſelbſt der Hals iſt unverletzt. Ergänzt iſt nur der ganze rechte Arm und das rechte Ohr. Schade jedoch, daß das Original, von weißem griechiſchem Marmor, mit häßlichen braunen Fleckchen ganz wie betupft iſt, daher man im Gyps den erſten Eindruck viel angenehmer bekommt.

Auf dem Baumſtamm nennt die Inſchrift den Agaſias, Sohn des Soſitheos, aus Epheſos, als den Meiſter. Es hat mehrere Künſtler des Namens gegeben, und die Zeit unſeres Agaſias kann außer dem Stil nur annähernd aus der Buchſtabenform der Inſchrift beſtimmt werden, die ſo erſt im letzten Jahrhundert vor Chriſtus vorkommen ſoll. Das Werk iſt jedenfalls rein griechiſch und liefert abermals ein glänzendes Zeugniß für die gründlichen anatomiſchen Studien und den lebendigen Naturſinn dieſer ſpätern Kleinaſiaten.

An Meiſterſchaft der Anatomie übertrifft dieſe Statue wohl alle Antiken. Die große Zeit des Phidias und Polyklet faßte zum Zweck ihrer Idealgeſtaltung das Muskelſyſtem mehr in große Maſſen zuſammen. Der Torſo vom Belvedere giebt das Fleiſch in faſt überſchwellender Weichheit, der Laokoon zeichnet die geſpannten Muskeln etwas trocken, hart und abſichtlich. Der Fechter des Agaſias wählt gleich eine Stellung, wo das organiſche Leben des Körpers ſich in jedem Detail entfaltet, ohne doch durch Schmerz und Verrenkung peinlich zu werden, und dieß Detail iſt mit der vollendetſten Kenntniß der Anatomie nach Knochen, Muskeln und Sehnen ausgeführt, wie nur das Präpariren am Leichnam ſie dem Meiſter gewähren kann. Wie würde Michelangelo ſich gefreut haben, wenn er dieſes Werk noch hätte ausgraben ſehen!

Die Statue iſt kein Gladiator, kein Fechter, denn dieſer Menſchenklaſſe ſetzte Griechenland keine Statuen. Sie iſt aber auch kein Heros der griechiſchen Heldenſage, dafür iſt ſie zu realiſtiſch, zu wenig idealiſirt. Es iſt ein kräftiger Krieger, wie ſie aus den ärmeren und abgelegeneren Cantonen noch in ſpätgriechiſcher Zeit als Reisläufer in fremde Kriegsdienſte aſiatiſcher Könige traten.

Dieſer Mann iſt Soldat und ganz Soldat, er treibt das Fechten wie ein Retier. Dafür hat er ſeinen Körper vollſtändig ausgebildet und wendet ſeine höchſte Kraft an zu Vertheidigung und Angriff, aber bei der größten Anſtrengung des Leiblichen iſt das Geſicht zwar aufmerkſam, der Mund iſt offen, das ſcharfblickende Auge ſucht den ſchwachen Punkt des Gegners, aber die Seele bleibt ganz ruhig dabei, und weder Angſt noch Zorn malt ſich in dieſen entſchloſſenen Zügen, die einen tüchtigen aber keinen beſonders intelligenten Mann kundgeben. So hat der Künſtler durch keinen ſtarken ſeeliſchen Ausdruck des Geſichts uns von ſeiner Hauptaufgabe abgelenkt, das raſchbewegte Körperliche in ſeiner vollen Naturkraft zu offenbaren, und aus demſelben Grunde hat er, gegen die griechiſche Sitte, den Kämpfer nackt dargeſtellt und nur durch die Handhabe am Arm angedeutet, daß er mit dem Schilde ſich deckt.

Die Stellung wird ſogleich verſtändlich, wenn man als Gegner einen Reiter ſich denkt. Deſſen Hieb ſchlägt der Fußkämpfer mit dem aufgezückten Schild in die Höhe zurück. Zugleich ſucht er aber dem Gegner nahe zu kommen, was der Infanteriſt im Handgemeng mit dem Reiter immer thun muß, und er macht deshalb mit dem vorgeſetzten rechten Fuß eben einen Ausfall. Die Augen blicken unter dem Schilde her aufwärts nach der Bruſt des Feindes, um den Platz auszuſpähen, wo der in der zurückgeſchwungenen rechten Hand ſchon ausholende Spieß ihn durchbohren kann. Daß grade bei unſrer Statue der Reiter mit dabei geweſen wäre, iſt darum nicht nöthig; es iſt aber auch ſehr denkbar, daß ein Original derſelben urſprünglich einer großen Gruppe kämpfender Krieger zu Roß und Fuß angehört hat, dergleichen wir eine vom Lyſippos erwähnt finden, und daß der ſpätre Künſtler dieſe Figur aus der Gruppe aushob, um ſie allein zu ſtellen und als ein Muſter der höchſten plaſtiſchen Anatomie mit allergrößtem Studium und Fleiß auszuführen.

3. Laokoon und ſeine Söhne.

Unter den griechiſchen Bildhauerſchulen war die letzte ganz ſelbſtſtändige die von Rhodos. Die kleine Inſel, ſeit früher griechiſcher Zeit durch Handel, Schifffahrt und Kolonien blühend, erhob ſich nach Alexanders Tod zu einer der erſten Seemächte, vertheidigte ihre Freiheit mit heroiſchem Muth und erlangte inmitten der umgebenden großen Königreiche durch ihre republikaniſche Verfaſſung eine hohe Blüthe des Wohlſtandes, die auch der Kunſt zu Gute kam. Malerei und beſonders Sculptur wurden ſehr gefördert, und ſelbſt fremde Künſtler ſchlugen dort ihre Werkſtätte auf. Gründer einer ſelbſtſtändigen Bildhauerſchule wurde Chares, aus Lindos, einer der drei Hauptſtädte der Inſel, gebürtig, der beſonders im Erzguß die Kunſtpraxis ſeines Lehrers Lyſippos in ſeine Heimath verpflanzte. Er machte den berühmten ehernen Coloß des Sonnengottes, der auf einer Landſpitze neben dem Eingang des Hafens der Stadt Rhodos ſtand, aber ſchon nach 56 Jahren durch ein Erdbeben umgeſtürzt und nie wieder aufgerichtet wurde. Er hatte die ungeheure Höhe von 105 Fuß, alſo iſt die Bavaria in München (65 Fuß) zwei Fünftel kleiner. Außerdem ſtanden aber in der Stadt noch hundert kleinere Coloſſalſtatuen der Sonne, deren jede eine kleine Stadt berühmt gemacht haben würde, und nachdem die Römer Maſſen von Bildwerken fortgeſchleppt hatten, rechnete man, daß noch im erſten Jahrhundert nach Chriſtus auf der Inſel 3000 Bildſäulen vorhanden wären. Die von Profeſſor Roß 1844 gemachten flüchtigen Ausgrabungen auf der Stätte des alten Lindos ergaben in wenig Tagen ſo viele Statuenbaſen mit Inſchriften, daß jene Nachricht dadurch bekräftigt wird. Die rhodiſche Schule hatte alle techniſchen Fertigkeiten ererbt, welche fünf Jahrhunderte griechiſcher Kunſtpraxis vor ihr ausgebildet hatten. Sie wagte ſich an die größten Aufgaben und löſte ſie. Die beiden großen Hauptwerke, die von ihr übrig geblieben ſind, der farneſiſche Stier und der Laokoon, zeichnen ſchon dadurch ſich aus, daß ſie Gruppen von mehr als zwei Figuren ſind und alſo den künſtlichſten Aufbau aller noch vorhandenen Bildwerke des Alterthums aufweiſen. Obwohl man auf Rhodos meiſt in Erz goß, verſtand man ſich auch meiſterlich auf Marmorarbeit. Die berühmte Marmorgruppe des farneſiſchen Stiers in Neapel, von zwei Künſtlern aus Tralles auf dem aſiatiſchen Feſtland gearbeitet, aber von Rhodos nach Rom verſetzt und alſo wohl ſicher auf der Inſel vollendet, hat neben einer Menge von Beiwerk fünf coloſſale Figuren, nämlich zwei Söhne der Antiope, welche deren Nebenbuhlerin an die Hörner eines jungen Stiers anbinden, dann den Stier ſelbſt und die Antiope, und der Augenſchein beſtätigt die Angabe des Plinius, daß urſprünglich alle fünf mit der ungeheuren Baſis wirklich aus Einem Marmorblock, ohne alle Anſetzungen, ſind herausgehauen geweſen! Dieß iſt zwar bei der Laokoongruppe nicht der Fall, aber auch dieſes Werk zeigt die höchſte Virtuoſität in der Compoſition der drei Figuren und eine Berechnung der Wirkung, die ſelbſt Fehler der Proportionen abſichtlich beging, um dadurch eindringlicher zu wirken. Beide Werke ſind auch darin verwandt, daß ſie einen gräßlichen Gegenſtand mit allem Feuer vorführen, deſſen die Kunſt nur fähig iſt, und ſo erſcheinen dieſe Rhodier als die Meiſter, welche gegen den Schluß der griechiſchen Kunſtübung den allen aſiatiſchen Schulen eigenen Zug zu wilder Senſation auf den Gipfel des Möglichen, des dem menſchlichen Gefühl kaum noch Erträglichen geſteigert haben.

Bei dem Laokoon genießen wir einmal die bei Antiken ſeltene Freude, daß wir unzweifelhaft das Original vor uns haben, welches Plinius im Palaſt des Kaiſers Titus zu Rom mit eigenen Augen ſah und für das vollendetſte Werk unter allen Gemälden und Bildwerken des Alterthums erklärte. Die Gruppe muß ſodann zu irgend einem Zweck in ein unterirdiſches Gewölbe der Kaiſerpaläſte gebracht worden ſein, in welchem ſie das ganze Mittelalter hindurch verborgen geblieben iſt. Im Jahr 1488 ſind bereits Leute in das Gewölbe gedrungen und haben die Statuen geſehen, ohne zu erkennen was ſie vorſtellten.*) Sie wollten ſie heimlich wegſchaffen und dem Lorenzo il Magnifico in Florenz ausliefern. Aber der Cardinal der benachbarten Kirche San Pietro in Vinculis, der ſpätere Papſt Julius II., verhinderte alle Schritte dieſer Art, und die Sache wurde vergeſſen oder vertuſcht. Dann entdeckte im Jahr 1506 ein römiſcher Bürger, Felice de Fredis, nochmals die Gruppe auf ſeinem Grundeigenthum, und der Architekt Giuliano di Sangallo, der den Fund mit ſeinem Sohn Francesco und Michelangelo beſuchte, erkannte ſie augenblicklich als das berühmte von Plinius erwähnte Werk. Julius II., der inzwiſchen Papſt geworden, ließ ſie im Belvedere des Vaticans aufſtellen und belohnte den Finder, wohl mehr für die Abtretung als für den Fund, mit einem einträglichen Amt und einer ehrenden Grabſchrift in der Kirche Araceli.

Auch die Erhaltung des Werks läßt wenig zu wünſchen. Es fehlte bei der Auffindung nur der rechte Arm des Vaters, der rechte Arm des jüngeren und die rechte Hand des ältern Sohnes.**) Dieſe zu ergänzen haben im 16. Jahrhundert mehrere tüchtige Künſtler verſucht, die jetzige Reſtauration, nur in Stuck ausgeführt, ſoll von Cornachini, einem Bildhauer des 17. Jahrhunderts, herrühren.

Als Urheber des Werkes nennt Plinius den Ageſander nebſt zwei andern Künſtlern Athenodoros und Polydoros, die andre Fünde als Söhne Ageſanders zu bezeichnen ſcheinen. Sie waren von Rhodos und haben, was jetzt auch aus einer rhodiſchen Inſchrift feſtſteht, auf Rhodos gearbeitet. Ob aber dieß Werk von ihnen in Rhodos, oder ob es in Rom erſt unter Titus zum Schmuck ſeines Palaſtes ausgeführt worden, geht aus der durch Kürze oft dunkeln Sprache des Plinius nicht deutlich hervor, und ſo können wir auch bis jetzt das Zeitalter der Künſtler nicht feſt beſtimmen.

---

*) Paſſavant, in Eggers' deutſchem Kunſtblatt Bd. III. (Jahrgang 1852), S. 103. In Sante Bartoli's Admiranda Romanarum antiquitatum vestigia, Rom 1693, iſt auf Tafel 83 das Tonnengewölbe abgebildet, in deſſen Tiefe die Laokoongruppe ſtehend gefunden wurde.

**) Den Zuſtand der Laokoongruppe vor jeder Reſtauration zeigt der Kupferſtich des Marco da Ravenna (Bartſch XIV, 353), der in der genauen Copie des Cornelis Bos mir in der Kupferſtichſammlung des ſchweizer Polytechnikums vorliegt. Hier fehlen noch die oben angegebenen Stücke. In maleriſchem Sinn und ganz anders als die Statuengruppe iſt die Laokoonfabel gezeichnet auf dem Kupferſtich (in derſelben Sammlung) des gleichen Stechers. (Bartſch XIV, 243). Die Zeichnung zu dieſer zerſtreuten und geſchmacklos häßlichen Compoſition hätte man nimmermehr dem Raffael in die Schuhe ſchieben ſollen.

Laokoon, Prieſter des Poſeidon in Troja, warnte ſeine Stadtgenoſſen davor, das hölzerne Roß in ihre Mauern zu führen, aber Athene, welche die Zerſtörung der Stadt wünſchte, ſandte zwei ungeheure Seeſchlangen, die ihn beim Opfer am Strande überfielen und ſammt ſeinen als Opferknaben fungirenden Söhnen tödteten. Die Andeutung der Situation liegt in dem Opferaltar, auf den der Prieſter zurückgeſunken iſt, weil die Schlangen um ſeine Beine ſich ringeln. Sonſt aber ſind die Künſtler mit aller Freiheit verfahren. In der glänzenden Schilderung des Virgil iſt der Prieſter, wie es ſich beim Opfer ziemt, bekleidet, weil es in der Poeſie die Wirkung vermehrt, daß der Geifer der Schlangen das heilige Prieſterkleid befleckt; im Marmor ſind alle drei Figuren nackt, und die Gewänder erſcheinen abgeworfen, denn auf das Auge wirkt es ſchaudervoller, daß die kalten Schlangenleiber über das warme nackte Fleiſch hinſchleichen. Die andern Unterſchiede zwiſchen der Darſtellung des Dichters und der des Bildhauers hat Leſſing in ſeinem bewundernswürdigen Buch über die Grenzen der Poeſie und Malerei entwickelt, das von dem Laokoon ſeinen Titel hernimmt.

Zwei Schlangen, eine die untern Theile aller drei Figuren umſchlingend, die andre die obern, tödten den Vater und zwei Söhne, von 8 und 12 Jahren etwa, durch Umſchnürung und Biß. Die beiden Knaben ſtehen, der Vater ſitzt halb auf dem Altar, aber das heftige Aufſtemmen der Füße zeigt, daß er ſich wieder aufrecht zu ſtellen wünſcht. Der Eindruck des Lebens wird dadurch erhöht, daß nur der eine Fuß auf der Altarſtaffel ſteht, die der Gruppe zur Baſis dient, während der andre Fuß, wie auch der ältre Knabe, ohne alle Baſis, wie unmittelbar auf dem Erdboden zu ſtehen ſcheint. Der kleinere Knabe iſt ſchon ganz verloren, die untre Schlange hat ſich zwiſchen ſeinen Beinen durchgewunden und krümmt ihm das eine Knie, ſo daß er wie vom Boden entwurzelt erſcheint; auch der rechte Arm iſt wehrlos in die Luft gehoben, und mit der linken Hand greift er nur matt und vergeblich nach dem Kopf der Schlange, die ihre Zähne ihm in die rechte Flanke ſetzt. Die Muskeln des ganzen Körpers ermüden ſchon und leiſten keinen kraftvollen Widerſtand mehr. Der zweite Sohn dagegen iſt nur um die Füße und den einen Arm umſchnürt und blickt noch nach Hülfe zum Vater auf. Laokoon ſucht mit dem rechten Arm, wie er jetzt reſtaurirt iſt, die obre Schlange von Umſchnürung ſeines Halſes, ſeiner Bruſt abzuhalten, indem er ſie hoch empor reckt. Dieß iſt ungewiß, vielleicht hob ſich Arm und Hand nicht ſo weit hinauf, ſondern legte ſich vor Schmerz in den Nacken. Allein die Schlange kriecht inzwiſchen von der Seite gegen ſeine Hüfte, umſonſt hat er ihren Hals mit der Linken gefaßt, ſchleimig gleitet ſie durch und beißt ihn in die Hüfte. Dieß muß man im Marmor ſehen, um zu begreifen, wie trotz des ſtarken Griffs dicht am Kopf, der alle Sehnen des Arms furchtbar anſpannt, das glatte Ungeheuer ſich durchgewunden hat und der Kopf alſo Raum zum Biß erhält. Der Schmerz dieſes Biſſes durchzuckt das ganze Nervenſyſtem des kraftvollen Mannes, der Bauch zieht ſich ein, der Kopf legt ſich zurück, die Augen rollen heftig aufwärts und die Stirn wird gerunzelt, während der Mund ſich ſtöhnend öffnet und die Zähne zeigt. Durch den ganzen Körper geht ein angeſpannter zuſammenziehender Krampf, der die Muskeln ſo ſchneidig hervortreibt, als wären es anatomiſche Präparate. Dieſe Wirkung wird dadurch verſtärkt, daß die Oberfläche nicht mit dem Schabeiſen geglättet, ſondern nur mit dem Meißel herausgearbeitet iſt, und daß der Meißel, deſſen Schläge man im Original noch ſieht, entlang den Muskeln geführt iſt, nicht quer über die Muskeln.*) Und doch wird im Ausdruck des Leidens noch Maaß gehalten: der berühmte Laokoonskopf im Hotel Ahremberg zu Brüſſel, der früher für den Originalkopf gehalten wurde, zeigt, wie ein wahrſcheinlich moderner, aber großer Meiſter die Züge ins wild Leidenſchaftliche trieb; der Mund iſt weiter offen, der Ausdruck heftiger, qualvoller.**) Man ſieht im Laokoon die berechnende Kunſt, aber das Pathos iſt ſo ergreifend, daß ſie uns noch nicht unangenehm auffällt. Gleichwohl, wie groß der Unterſchied von der Niobe, indem der körperliche Schmerz das Motiv wird ſtatt des ſeeliſchen Leidens!

Werke der letzten griechiſchen Schulen.

Mit dem farneſiſchen Stier und dem Laokoon hatte die antike Kunſt die Grenze des Effektes erreicht und hält bei ihm offenbar inne. Ein Ueberbieten war nicht mehr möglich, ohne ins Abſcheuliche zu fallen. Die ſpätern griechiſchen Künſtler aus römiſcher Zeit kehren wieder beſcheiden zur Einzelſtatue zurück. Die Athener hatten nie nach ſolcher Senſation geſtrebt; während der alexandriniſchen Zeit waren ſie daher von Aſiaten überflügelt worden. Jetzt traten gerade ſie unter den thätigen Meiſtern wieder ſtark hervor.***) Mit dem Fall Griechenlands gingen Künſtler und Werkſtätten nach Rom hinüber, und es bildete ſich durch das Studium der ältern, in Rom maſſenweiſe ſich anſammelnden Meiſterwerke eine Schule ganz bewußter Renaiſſance, die ſich theils an die alten Meiſter aus dem Peloponnes, theils an die attiſche Schule der großen Zeit anſchloß. Die Kunſtliebhaberei reicher Römer verlangte für deren Paläſte und Landhäuſer zahlloſe Copien berühmter Antiken, und das Meiſte, was die Sammlungen Italiens von ſolchen theils ſehr werthvollen Copien enthalten, rührt von dieſer griechiſch-römiſchen Kunſtpraxis her. Doch ſind gewiß damals auch noch treffliche Originalwerke geſchaffen worden. Aber, wie es bei ſpäten Schulen nach langer und hoher Kunſtblüthe ſtets geſchieht, die Eigenſchaften der großen Vorgänger verwiſchen ſich in den Epigonen, es tritt ein auswählendes Studium ein, und die Werke zeigen eine allgemein verbreitete, vielleicht ſehr tüchtige Technik, ohne daß man die Charaktereigenthümlichkeit ſtarker Individuen, kräftiger Schulen noch hervortreten ſähe. Wohl aus dieſem Grunde können wir unter den griechiſchen Werken dieſer römiſchen Epoche keine ſo ſcharfen Unterſchiede mehr machen, und ſtellen daher in Folgendem noch die beſſern Sachen der Sammlung aus dieſer Zeit zuſammen, ohne ſie in beſtimmte Schulen einreihen zu wollen.

---

*) Brunn, Geſchichte der griechiſchen Künſtler I. 478 f.

**) Ein Abguß im Kryſtallpalaſt bei London, Nr. 397.

***) Sollte dieß nicht die Erklärung hergeben zu der bekannten böſen Stelle des Plinius (35, 8, 52), es habe die Kunſt ein Menſchenalter nach Alexander nachgelaſſen und ſei erſt in der 156. Olympiade, alſo ungefähr 150 Jahr vor Chriſtus wieder aufgelebt? Denken wir uns, daß Plinius die Stelle aus einem athenienſiſchen Schriftſteller abſchrieb, der die gleichzeitige kleinaſiatiſche Kunſt nicht kannte oder nicht ſchätzte, ſo iſt das Urtheil für Athen ebenſo richtig als für die griechiſche Geſammtkunſt falſch.

80. Meduſenhaupt. (Meduſa Rondanini genannt.)

In der älteſten griechiſchen Kunſt wurde die Meduſa als Scheuſal dargeſtellt, mit kreisrundem Geſicht, großen Hauern und die Zunge heraushangend. So ſehen wir ſie auf der Metope von Selinus (Nr. 23) und ſelbſt noch auf dem Schilde der Parthenos des Phidias in London. Erſt ſeit der Zeit des Skopas und Praxiteles kann alſo die Vergeiſtigung der Vorſtellung eingetreten ſein, wie dieſer wunderbare Kopf ſie zeigt, der 1811 aus dem Erbe der Familie Rondanini für die Glyptothek erworben wurde. Es iſt ein Hochrelief in Lebensgröße, von blendendem pariſchem Marmor, ſehr wenig ergänzt, nur daß es auf eine quadratiſche moderne Platte aufgeſetzt iſt. Ein ſchönes Frauenhaupt, von deſſen Schläfen Flügel niederſinken, von Schlangen umringelt, in welche die ſelbſt wie Schlangen behandelten Haare überzugehen ſcheinen, wird von der Kälte des Todes überhaucht. Die ſtrengſte Symmetrie beider Seiten ſteigert noch die Starrheit der Züge. Die Augen blicken weit offen, aber ausdruckslos in die leere Luft, und der geöffnete Mund, der die obern Zähne zeigt, erinnert an die Angeſichter der Todten. Der ganz leicht gelbliche Ton des Marmors wirkt hier im Original ſtark mit: ſchon Goethe bemerkte in Rom, wo er Gyps und Marmor verglich, wie viel grade dieß ſeine Werk im Abguß verliert.*)

„Die Kunſt des Marmorarbeiters hat ſich an den ſcharf bezeichneten und dennoch äußerſt zarten, weichen und lebendigen Formen dieſes Kopfes in ſolcher Feinheit und Vollendung bewährt, daß man ihn mit einem ſchön geſchnittenen

---

*) Italieniſche Reiſe, Brief aus Rom vom 25. Dec. 1786.

Edelſtein vergleichen kann." *) Doch wird die Ausführung, wegen des ſtark unterſchnittenen Haares, von Brunn erſt in die ſpäte griechiſch-römiſche Zeit geſetzt.

18. Tanzender Silen.

Ein älterer Satyr, lebensgroß, hält in der Rechten eine Rohrpfeife und tritt mit dem rechten Fuß einen Kuckuk, wie wir noch an Kinderſpielſachen haben. Das Original iſt eine Statue von pariſchem Marmor im Louvre und ſtammt aus der Villa Borgheſe. Das Fleiſch iſt zu weich, die Ausführung mittelmäßig. Die Ergänzungen ſind ſtark, ſcheinen aber nach einer andern ähnlichen Statue in Florenz gemacht und folglich richtig. Neu ſind der rechte Vorderarm, die Hände ſammt der Flöte, der rechte Fuß mit dem Kuckuk und der linke Fuß mit einem Theil des Beins. Der Kopf ſoll antik ſein, aber überarbeitet und nicht zu dieſer Statue gehörig. Der Kranz, den er trägt, ſcheint aus Büſcheln von Schilfrohr gemacht, die mit der Scheere geſtutzt ſind. In dem Florentiner Exemplar iſt die Figur lebendiger und hat ſtatt der Pansflöte zwei metallene Deckel in den Händen, die ſie zuſammenſchlägt.

78. Bacchuszug.

Ein ziemlich hohes Relief in penteliſchem Marmor, aus der Sammlung Campana in den Louvre gekommen, von einem aus derſelben Marmortafel gehauenen Rahmen eingefaßt, alſo wohl zum Einſetzen in eine Mauer beſtimmt. Eine Bacchantin mit dem Tambourin ſchreitet tanzend voraus, den Kopf in den Nacken geworfen, das Gewand ganz ſorglos herabhangend, ſo daß die ganze rechte Seite entblößt iſt. Ihr folgt ein jugendlicher Satyr mit Pantherfell auf der Schulter, der mit höchſt behaglichem Ausdruck zwei Flöten bläſt. Dann kommt Bacchus ſelbſt, der in der rechten Hand einen Stab trägt, den linken Arm mit dem Pantherfell aber emporhält und das Fell in der Luſt tanzen läßt, wohl um den zu ſeinen Füßen laufenden Panther zum Sprung darnach zu locken, wie eine junge Katze. Darum blickt er auch aufmerkſam auf das Thier herunter. Der Kopf dieſer dritten Figur iſt ergänzt und erſcheint nicht edel genug, weil man dieſen Mann nicht für den Gott ſelber, ſondern ebenfalls für einen Satyr hielt; aber das Lieblingsthier des Bacchus ſpricht wohl deutlich genug, wie auf dem Relief unter der folgenden Nummer und der Gruppe auf dem Fries des Lyſikratesmonuments (Nr. 153–69). Dieſes Werk iſt noch von griechiſcher Arbeit, der tänzelnde Feſtſchritt der zwei erſten Figuren iſt anſchaulich wiedergegeben; doch zeigt ſich große Flüchtigkeit der Ausführung z. B. an dem Gewand um die Füße der Bacchantin.

---

*) Schorn, Beſchr. der Glyptothek, zu Nr. 128.

77. Bacchusfeſt.

Ein kleineres Relief in Marmor, ebenfalls aus dem Louvre, wo aber einige Figuren ganz in die Vorderanſicht geſtellt ſind. So der Gott ſelbſt, der ſich, den Thyrſos in der Hand, an einen Genoſſen lehnt; zu ſeinen Füßen ſchmiegt ſich wiederum ſein Panther. Rechts ein Flötenbläſer, links eine tanzende Bacchantin, ſehr lebendig die Becken ſchlagend, und ein Mann durch das Schwänzlein als Satyr bezeichnet, der auf dem Kopf mit Anſtrengung den heiligen Korb trägt, der bei Bacchusfeiern heilige Gegenſtände aufbewahrte. Zu beiden Seiten des Bacchus noch zwei Knaben, deren einer ein Panisk mit Bocksfüßen iſt.

Auch dieß Relief iſt ein ſchönes lebendiges Werk, obwohl von ſpäterer Arbeit als das vorige; die Figuren ſind leicht und frei bewegt. Die Geſtalt des Gottes iſt von einer Statue entlehnt und möchte auf ein Original des Praxiteles zurückgehen. Ein Rahmen zum Einſetzen in eine Mauer (oder etwa in das Untergeſtell eines Weihgeſchenkes) kommt auch hier vor.

118. Votivrelief zu Ehren des Pan.

Mit dem Namen einer Votivtafel bezeichnet man ein in Folge eines Gelübdes (ex voto) einer Gottheit dargebrachtes Weihgeſchenk, das man z. B. im Augenblick einer Gefahr oder in Krankheit gelobte und hernach im Tempel des betreffenden Gottes aufhing. Zuweilen haben ſolche Tafeln nur Inſchriften, häufiger aber kommen Reliefdarſtellungen auf ihnen vor. Für die Kunſtgeſchichte ſind ſie manchmal wichtig, weil ſie gern Nachbildungen berühmter Tempelſtatuen enthalten, aber ihr Kunſtwerth iſt gering, denn es ſind meiſt ganz rohe Devotions-Arbeiten. Die Stifter ſolcher Weihgeſchenke haben ſich oft ſelber darauf abbilden laſſen, erſcheinen dann aber kleiner als die Götter.

Die uns vorliegende kleine Votivtafel, jetzt im Muſeum des Theſeustempels zu Athen, iſt in einer Grotte des Berges Parnes in Attika gefunden worden, wo man, wie auch am Burgfelſen von Athen und an zahlreichen andern Stellen Griechenlands, den Pan und die Nymphen zuſammen verehrte. Pan ſitzt oben links, die Rohrpfeife blaſend, unter ihm ſieht man einen großen Maskenkopf, welcher hier, wie das oft der Fall iſt, den Urſprung einer Quelle andeutet. Umher ſieht man Köpfe von Ziegenböcken, welche die Heerde des Pan andeuten. Im Hauptfeld der Tafel, das in ſeinen Rahmen vertieft vielleicht die Grotte ſelbſt andeutet, liegt ein großer und flachrunder Stein wie ein Käſe, das iſt der unbehauene Altar des ländlichen Gottes. Ein Mann führt drei Frauen heran, die ſich an den Händen gefaßt halten, es iſt Hermes, der den Nymphen zur Flöte des Pan vortanzt. Unten ſteht als Name des Stifters Telephanes angeſchrieben. Die Arbeit iſt durchaus roh. Im Berliner Muſeum (Nr. 435

des Berliner Katalogs) ſieht man neben andern Figuren im einer Grotte abermals den Pan mit Hund und Bock, die Rohrpfeiſe blaſend, und auch hier kommt die bärtige Maske vor. Auf einer andern Votivtafel aus Athen ebendaſelbſt (Nr. 491 des Berliner Katalogs), welche von attiſchen Wäſchern den Nymphen gewidmet iſt, führt wiederum Hermes drei Nymphen einer bärtigen Maske zu, aus der Waſſer ſtrömt, und auf der andern Seite ſitzt ganz wie hier Pan mit gekreuzten Beinen auf dem Felſen und bläſt die Rohrpfeiſe.*)

220. Votivtafel mit Anbetung des Zeus.

Dieſe wurde zu Gortys im Innern der Inſel Kreta gefunden und iſt jetzt im Louvre. Zeus mit Scepter und Schale ſitzt auf einem Thron, neben ihm ſteht noch eine bekleidete Göttin mit einem Krug und ein zweiter nackter Gott, vielleicht die Heilgottheiten Hygieia und ihr Vater Asklepios. Die Haltung des ſtehenden Gottes deutet aber eher auf Ares, und die Göttin wird auch als Hebe gedeutet. Ganz rechts ſieht man endlich einen bärtigen Mann, der aber als Stifter der Tafel viel kleiner dargeſtellt iſt. Die Arbeit iſt beſſer als auf dem vorhergehenden Relief.

120. 121. Votivtafeln für Heilungem.

Höchſt merkwürdig ſind im Alterthum die zahlreichem Weihgeſchenke für Heilungen einzelner Glieder des Körpers, weil ſich an ſie die ähnliche Sitte des Landvolkes in katholiſchen und griechiſch-chriſtlichen Ländern anſchließt, wächſerne Glieder für Gebetsheilungen zu opfern und in Kirchen und Kapellen aufzuhängen.

Und wer eine Wachshand opfert,
Dem heilt an der Hand die Wund';
Und wer einen Wachsfuß opfert,
Dem wird der Fuß geſund.**)

Mit dem ſchönen Asklepioskopf Nr. 143 wurde auf der Inſel Melos eine Relieftafel mit einem Bein gefunden, und in der beigeſetzten Inſchrift bringt Jemand dem Asklepios, deſſen Tochter Hygieia und dem guten Glück ſeinen Dank. Im Tempelbezirk der Demeter zu Knidos fand Newton vierzehm Doppelbrüſte von Müttern und Mädchen, je zwei auf einer Tafel, und die Tafeln mit Handgriffen zum Aufheben verſehen, welche jetzt alle im britiſchen Muſeum ſind. Andre, aus Athen, beſaß dieſes Muſeum ſchon von früher her. Zwei ſolcher Weihgeſchenke, gleichfalls in Athen gefunden, jetzt zu Berlin, haben wir hier. Beide ſind von griechiſchem Marmor. Das eine ſtellt ein Paar von Augen dar und iſt nach der Aufſchrift von einer Frau Eiſidote geſtiftet. Das andre iſt eine Mädchenbruſt, und unter ihr ſteht die faſt chriſtlich lautende Inſchrift: „Eutychia bringt dem Höchſten ihr Gebet dar.“ Unter dem Höchſten iſt aber Zeus gemeint, der Eigenname des Gottes iſt zufällig weggebrochen.

---

*) Eine Menge ähnlicher Darſtellungen, zum Theil auch aus andern Gegenden Griechenlands, ſind beſprochen von Michaelis, Annali dell' Instituto, 1863, S. 318.

**) Heine, Die Wallfahrt nach Kevlaar.

193. Apotheoſe des Homer.

Marmorrelief, an der appiſchen Straße vor Rom in den Ruinen des alten Bovillä gefunden und 1819 aus dem Palaſt Colonna für das britiſche Muſeum erworben. An der Felswand oben, auf welche eine Muſe hindeutet, ſteht der Name des Künſtlers, Archelaos des Apollonios Sohn, aus Priene, einer im ſpätern Alterthum bedeutenden Stadt in Kleinaſien. Wir haben alſo ein ungezweifelt griechiſches Werk vor uns, aber der Stil ſpricht für die erſte Kaiſerzeit, und man ſetzt die Entſtehung unter Tiberius.

Eine ſteile Felswand, in welche ungefähr in der Mitte eine mäßige Grotte ſich eintieft, erſcheint in vier Streifen wie in vier Bergterraſſen geſchieden. Auf dem oberſten Felsgipfel iſt neben ſeinem Adler Zeus gelagert, der Vater aller Muſen und daher, wie der Odhin des Nordens, der Urborn aller poetiſchen Begeiſterung. Die Stellung des Ruhenden, mit dem ſtark herausſtehenden linken Knie und dem Kopf über die linke Schulter gewendet, hat etwas von der Athene auf der Prachtſchale des Hildesheimer Silberfundes. Von ihm ſteigen nun die neun Töchter der Mnemoſyne abwärts: zunächſt Melpomene, die tragiſche Muſe, eine impoſante ſchön bewegte Geſtalt, die rechte Hand ſtolz auf die Hüfte geſtemmt, während Thalia, die fröhliche Schöpferin der Komödie, heiter die Felsſtufen hinabtanzt. Auf der zweiten Teraſſe von oben ſitzt links Klio aus dem Buch recitirend, in das ſie die Geſchichte ſchreibt, und Kalliope, die Muſe der heroiſchen Poeſie, ſteht vor ihr mit einem ſchwer erkennbaren Gegenſtand in der linken Hand. Dann folgt die ſtehende Erato, die Muſe des Minnegeſangs, mit der kleinen Schildkrötenleier, und wieder ſitzend Euterpe, die Lyrik, die mit ihren beiden Flöten wie mit Stäben auf die Inſchrift mit dem Namen des Bildhauers weiſt. Jetzt folgt die dritte Terraſſe von oben. Hier ſteht nach rechts Apollo mit der mächtigen Leier, als Muſenführer lang bekleidet, in ſeiner delphiſchen Grotte, und die Pythia rechts neben ihm reicht ihm eine Rolle. Zu ſeinen Füßen iſt die Localität durch das Hügelchen angedeutet, an welches hinten Bogen und Köcher des Gottes in friedlicher Ruhe angelehnt ſind: dieß iſt der Omphalos oder Welt-Nabel, welcher Delphi als Centrum der Erdſcheibe bezeichnet. Dem Gott zunächſt ſteht links Polyhymnia, in den weiten Schleiermantel gehüllt und wie lauſchend über den Fels gelehnt. An dieſe drei reiht ſich dann nach links das noch übrige Paar der Muſen, Urania als Sternkunde mit dem Himmelsglobus, und die ſitzende Terpſichore als Schirmerin des Chorgeſangs mit der großen Leier. So verſammeln ſich alle himmliſchen Mächte des Geſanges, um am Fuß des Parnaſſos, deſſen Felswand feſtlich mit einem aufgehangenen Teppich verkleidet iſt, der Ehrenfeier des Sängers beizuwohnen. Dieſer thront auf dem unterſten Streifen links als eine bereits vergötterte Geſtalt mit Scepter und Rolle, denn obwohl Homer nicht ſchrieb, erzählt doch der Verfaſſer des Froſch- und Mäuſekrieges von ſich ſelbſt, daß er ſein Schreibtäfelchen vor ſich auf die Knie gelegt habe. Alle übrigen Figuren dieſer Abtheilung ſind Allegorien oder Perſonificationen und werden im Original durch ihre beigeſchriebenen Namen bezeichnet. Hinter Homer ſteht der beflügelte Zeitgott und die bewohnte Erde mit dem Getreidemaß auf dem Haupt; letztere bekrönt den Dichter, den ſo alle Zeit, alle Welt ehrt. Neben dem Thron ſitzen als Homers Kinder die kriegeriſche Ilias mit dem Schwert, die ſeerauſchende Odyſſee mit dem Schiffsſpiegel, und am Schemel ſoll ein Froſch und eine Maus ſitzen, die ich aber auch vor dem Original zu London nie bemerkt habe.*) Nun kommt als Opferdiener mit Henkelkanne und Becher der Knabe Mythos, ſo jung weil die Kindheit aller Poeſie die Mythologie iſt. Er wendet ſich dem Altar zu, hinter welchem ein Stier zum Opfer ſteht; auf den Altar ſtreut eine Frau das einleitende Rauchopfer, es iſt die Geſchichte, während die Poeſie hinter ihr die Fackeln zum Anzünden jubelnd emporhebt. Es folgen Tragödie und die viel kleinere Komödie, beide die rechte Hand entweder zur Anbetung Homers oder im jauchzenden Päan erhoben. Der Streifen ſchließt rechts mit einer Gruppe von vier Frauen, zu denen ein kleines Mädchen, die Natur, hinanſtrebt. Die Frauen ſind als Tapferkeit, Erinnerung, Wahrhaftigkeit und Weisheit bezeichnet, weil Homers Werke damals das Leſe-, Lehr- und Moralbuch der ganzen auch römiſchen Jugend und ſo gewiſſermaßen die heidniſche Bibel geworden waren. Die ganze Weihehandlung wird auf der Rückſeite von einem Vorhang umſchloſſen, der vor der Felswand an Pfeilern aufgehängt iſt.

Zuletzt ſieht man rechts von Apollons Grotte eine ganz von der Localität getrennte Darſtellung. Ein Mann mit einer Rolle ſteht in ſtatuariſcher Haltung vor einem Dreifuß, ſein anſprechendes Geſicht iſt ganz portraitartig. Früher ſah man in ihm den Poeten Olen aus Lykien, der das Orakel zu Delphi geſtiftet und gleichſam den pythiſchen Dreifuß aufgerichtet hatte. Goethe dagegen erklärte die Figur für die Abbildung eines Dichters, der ſich einen Dreifuß durch ein Werk wahrſcheinlich zu Ehren Homers gewonnen habe und ſich hier als den Widmenden vorſtellen laſſe.

---

*) Auf der Abbildung unſres Reliefs in Sante Bartoli's Admiranda vestigia, Rom 1683, ſind es entſchieden zwei Mäuſe, und kein Froſch iſt da.

Wenn man den Reichthum dieſer allegoriſchen Darſtellungen ins Auge faßt, ſo möchte man denken, es müßte ein ſehr großes Werk ſein. Es iſt aber alles in ſpannenlangen Figürchen (Melpomene und Apoll ſind einen Fuß lang) auf eine Marmortafel von vier Fuß Höhe und ſtark dritthalb Fuß Breite zuſammengedrängt. Die Geſichter ſind etwas ſtumpf geworden, und die ergänzten Köpfchen hat der Reſtaurator zu eben ſolchen Stumpfnäschen gemacht wie die alten. Die Köpfe der unterſten Reihe ſind alle echt, außer der letzten Figur unten rechts, ganz im Vordergrund; in der zweiten Reihe von unten ſind Kopf 1, 2, 4 und 5, in der dritten ſind alle die drei Muſenköpfe unter dem Zeus ergänzt. Sonſt iſt die Tafel wohl erhalten. Es wiederholen ſich zwar zahlreiche Motive, die wir aus älterer Kunſtzeit kennen, aber einzelne Figuren, vor allem die Melpomene, ſind ſehr ſchön gedacht, und die Zuſammenſtellung des Ganzen iſt wenigſtens ſinnreich.

151. Candelaber mit Reliefs am Fußgeſtell.

Zwei große Marmorcandelaber von reicher Arbeit, im 17. Jahrhundert in der Villa des Hadrian bei Tivoli gefunden, bauen ſich aus großen Akanthosblättern auf. Von dem ſchönern haben wir hier einen Abguß, er iſt nebſt ſeinem Gegenſtück jetzt im Vatican. Die von dem korinthiſchen Capitell hergenommene Akanthosverzierung wurde beſonders in der römiſchen Kunſt beliebt, da ſie dem Sinn der Römer für das Volle, Prächtige im Ornament zuſagte. Die Griechen erzählten, in Korinth ſei ein Mädchen ſo jung geſtorben, daß ſie noch an Puppen ſich freute. Die Amme ſtellte auf ihr Grab ein Arbeitskörbchen mit all ihren Spielſachen, ſie wird es dann mit einer Marmorplatte zugedeckt haben. Es war aber im Boden eine Akanthospflanze. Dieſe wuchs im folgenden Frühling und umgab den Korb mit einem Doppelkranz ihrer ſcharfgezeichneten Blätter. Das ſah im Vorübergehen der Bildhauer Kallimachos und erſchuf aus dieſem Motiv das reizendſte aller Säulen-Capitelle, das korinthiſche. Die Alten faßten deſſen Form alſo als die eines Arbeitskorbes (Kalathos), gleich unſern einfachſten Papierkörben, und dieſe Anſchauung erkennen wir auch deutlich im Aufbau unſeres Candelabers. Es ſind gewiſſermaſſen drei korinthiſche Capitelle übereinander; der Rand des Korbes iſt jedesmal nach außen ſichtlich umgebogen, aber jedes Capitell iſt ein wenig von den andern verſchieden, und alle ſind ohne Schnecken. Oben ſteht auf dem weiteſten der Kelche eine große Prachtſchale, am Boden aber ſcheinen der unterſten Pflanze maſtige Seitenblätter zu entſprießen, welche an der Erde hinwachſend und die Spitzen aufrollend das zierliche Gebild als deſſen Fuß an die dreiſeitige Baſis heften.

Dieſe ausgezeichnet ſchöne Baſis zeigt an ihrem oberſten Geſims auf den drei Ecken drei gehörnte Löwenköpfe und auf den Streifen dazwiſchen Granatblüthen mit Palmetten von Geißblatt abwechſelnd, am Sockel aber drei Löwenklauen in Blätter auslaufend und Streifen von Sternblumen und Blättern. An den äußerſten Kanten laufen Aſtragalosſchnüre vom Sims zum Sockel hinab. Am merkwürdigſten ſind aber die drei Götterfiguren in den vertieften Rähmchen einer jeden Seite. Auf dem Gegenſtück unſeres Candelabers im Vatican ſind Pallas, Ares und Aphrodite, auf dem unſern ſind Zeus, Hera und Hermes dargeſtellt. Die Figuren ſind wie Copien von Statuen behandelt, daher ſie zum Theil auf Baſen ſtehen. Sie wenden den Kopf immer ſo, daß er ins Profil kommt, die Körper aber ſind in die Dreiviertelanſicht geſtellt, ſo daß man den Zeus und die Hera von vorn, den nackten Hermes aber vom Rücken ſieht. Zeus, über die linke Schulter blickend, das Scepter feſt in der linken Fauſt haltend, iſt eine kräftige gedrungene Geſtalt mit langen Haarlocken. Er iſt nackt, nur von der linken Schulter hängt ein Mantel herunter. In der rechten Hand hält er den Donnerkeil. Hera, ebenfalls eine ſchöne, volle und würdige Form, blickt über ihre rechte Schulter, ſo daß ſie den Kopf ihrem Gemal zuwendet. Sie trägt auf der Stirn die Stephane, aber das Hinterhaar hat ſie als Göttin des Eheſtandes verhüllt. Als Götterkönigin führt auch ſie ein Scepter mit einem Knopf darauf. Hermes trägt den kleinen Hut des Götterboten und den leichten Schultermantel, deſſen Zipfel etwas alterthümlich gelegt ſind. Der nackte Körper iſt ſehr ſchön. Er führt einen mit ihm auf die Baſis geſtellten ſpringenden Schafbock am Horn und erhebt in der andern Hand eine Schale, als wollte er ein Brand- und Trankopfer darbringen. Dieſe Auffaſſung, wo ein Gott ſelbſt als Vertreter des Cultus erſcheint, fehlt in griechiſcher Kunſt nicht. Doch darf man es einfacher auch ſo faſſen, daß Hermes eines dargebrachten Opfers ſich freut, da der Schafbock ihm heilig war. Der Kopf des Thieres iſt ſo fein wie ein Cameo ausgearbeitet.

30. Euterpe.

Lebensgroße Statue von griechiſchem Marmor, im Muſeum zu Berlin. In eine feingefältelte Tunica und einen Mantel gekleidet, die Füße gekreuzt, ſtützt ſie ſich nach links auf einen Felſen. Sie ſcheint ſtark ergänzt zu ſein, namentlich die beiden Flöten in der linken Hand ſind neu.

Im Louvre befindet ſich eine ganz ähnliche Gewandfigur, die ſich aber ſtatt des Felſen an einen Ständer lehnt und die zwei auch hier ergänzten Flöten an beide Hände vertheilt hat. Auch an dieſer Statue iſt viel ergänzt, der Kopf z. B. iſt dort zwar antik, gehört jedoch nicht zu dieſem Rumpf. Unten an dem Ständer aber ſieht man einen Raben mit Lorberzweig, zur Seite einen Olivenzweig mit Beeren. Dieſes ſind Symbole des Apollon, und ſo könnte man an eine Apolloprieſterin, eine Pythoniſſa, denken. Allein die Muſen ſtehen mit Apollon als ihrem Führer in engſter Verbindung, und ſo kann die Ergänzung zur Muſe richtig ſein.

Muſen haben aus der letzten griechiſchen Zeit ſich viele erhalten; auch die Chriſten, welche die Statuen der oberſten Götter als Teufelswerk fanatiſch zerſtörten, mochten eine Muſe als harmloſe Allegorie manchmal verſchonen. Ob gleichwohl der unergänzte Torſo dieſer Figur wirklich eine Muſe geweſen oder bloß eine römiſche Dame, etwa eine Dichterin oder literariſche Frau, dargeſtellt habe, iſt kaum zu entſcheiden.

26. Polyhymnia.

Ungezweifelt eine Muſe iſt dagegen die ſchöne Polyhymnia von griechiſchem Marmor im Muſeum zu Berlin, das reizendſte Werk unter den dortigen Antiken. Sie wurde von Friedrich dem Großen mit der Sammlung des Cardinals Fürſten Polignac erworben. Das feine Köpfchen mit den Blumenkelchen der Winde und die von dem dünnen Schleiertuch nur leis verhüllten Hände hat Friedrich Tieck ergänzt. Für die elegante Friſur iſt dabei die Berliner Euterpe (Nr. 30) benutzt. Wir ſehen die Muſe Polyhymnia, in derſelben Stellung, auf einen Felſen vorwärts gelehnt, auch auf dem Relief der Vergötterung des Homer (Nr. 193), wo ſie den nächſten Platz bei Apollo einnimmt.

Das Schönſte und Eigenthümlichſte iſt die Behandlung der Gewänder. Das Unterkleid iſt in ſo ſtraffen Falten geführt, daß es ausſieht, als wäre es feucht angelegt worden, und das feine, wie durchſichtige Zeug des Mantels, der eher ein Schleier heißen könnte, läßt unter ſeinen eignen Falten auch die Falten der Tunica deutlich durchſcheinen. So treten auch die Knöchel und Finger der beiden Hände unter demſelben Stoff kaum verhüllt heraus, wie man es wiederum bei der Matrone aus Herculaneum (Nr. 223) ſieht. Das Durchſcheinen des Untergewandes und die Bekleidung mit ſolchen ganz dünnen Ueberwürfen ſind ein Kunſtſtück der ſpäteſten griechiſchen Technik und finden ſich ebenſo bei dem anmuthsvollen waſſerſchöpfenden Mädchen der Sammlung Humboldt in Tegel und der ſogenannten Ceres im Vatican.

Wir ſind alſo mit dieſer Statue bei der letzten Verfeinerung griechiſcher Kunſt angelangt. Zufällig führt die Aufſtellung im Polytechnikum uns hier wieder zu den Metopen von Selinus (Nr. 22 und 23) zurück, und aus dem Vergleich ſehen wir, über wie viel Stufen in ungefähr ſechs Jahrhunderten die Bildhauerei von anfänglicher Rohheit bis zu dieſer vollendeten Eleganz geſtiegen iſt.

VI. Griechiſche Portraitſtatuen und Portraitbüſten.

Die ſehr zahlreichen Bildniſſe der griechiſchen Kunſt beweiſen uns, daß die ideale Bildung der Götterköpfe nicht aus der Natur herſtammte, ſondern mit Bewußtſein von dem Künſtler erſchaffen wurde, um den Göttern größere Erhabenheit zu geben. Die wirklichen Menſchen haben bei dem aus ſo vielen Stämmen zuſammengewachſenen griechiſchen Volk ebenſo mannigfache Geſichter gehabt, als wir ſie bei modernen Nationen finden, und ſo ſehen wir z. B. bei dem Kopf des Sokrates eine Einſenkung zwiſchen Stirn und Naſe, die ſogar zu tief iſt um ſchön zu ſein. Gewiß haben daher die meiſten griechiſchen Bildniſſe eine ganz lebendige Portraitähnlichkeit. Wiſſen wir doch, daß zu Alexanders Zeit Lyſiſtratos, der Bruder des berühmten Lyſipp, für Portraits Gypsmaſken über die Köpfe der Lebenden nahm, dieſe mit Wachs ausgoß und das Wachs dann zum Portrait ausarbeitete, wahrſcheinlich um das Wachs, nachdem es mit einer neuen Thonform überzogen war, herauszuſchmelzen und die Form dann in Erz auszugießen, nach der Manier, die man heut noch cire perdue nennt. Allein zweierlei darf man dabei nicht vergeſſen. Erſtens wurden faſt nur bedeutende Menſchen abgebildet, deren Geſichtsformen durch den durchblitzenden Geiſt geadelt waren; dann aber übte die ideale Richtung aller griechiſchen Kunſt doch auch hier ihre Macht. Man ließ die reinen Zufälligkeiten und Fehler der Geſichtsbildung weg und gab den Köpfen eine geiſtige Auffaſſung, die das innere Weſen des Menſchen ſo ausdrückte, wie dieſer Menſch nur etwa auf den Höhepunkten ſeines geiſtigen Lebens mag ausgeſehen haben. Darum wußte Alexander ſehr wohl was er that, wenn er nur ganz großen Meiſtern der Bildnerei, der Malerei und der Steinſchneidekunſt für ſein Portrait ſaß, und neben einer griechiſchen Büſte verliert ſchon ein römiſcher Kopf an Adel, während die realiſtiſchen Portraitbüſten aus dem ſiebzehnten Jahrhundert, etwa mit dem Sophokles verglichen, alle wie Parvenus ausſehen. Uebrigens läßt ſich ſehr wohl bemerken, daß auch die griechiſchen Künſtler hier verſchieden verfahren ſind. Für öffentliche Ehrenſtatuen, für Münzen von Fürſten, für Köpfe von Menſchen, die als vergöttert gedacht wurden, zogen ſie den ganz idealen Typus vor; für Büſten zur Aufſtellung in Privathäuſern hielten ſie ſich mehr an die Natur. Wenn man nur ſchon in unſerer Sammlung den herrlichen Sophokleskopf der Statue mit der kleinen Büſte deſſelben Dichters (Nr. 73), oder den ſterbenden Alexander (Nr. 230) mit der bis ins Triviale realiſtiſchen Alexanderbüſte Nr. 88 vergleicht, ſo wird einem dieſer Unterſchied ſehr klar werden.

52. Angeblicher Kopf des Pherekydes.

Wir beginnen mit demjenigen Portraitkopf unſerer Sammlung, welcher den älteſten Stil zur Schau trägt. Aus der früheren griechiſchen Zeit vor Phidias ſind Bildniſſe von größter Seltenheit, nicht etwa weil ihrer mehr verloren gegangen ſind, ſondern weil die ſtrengere Sitte die Aufſtellung wirklicher Bildnißſtatuen noch auf wenige ſehr ausgezeichnete Menſchen beſchränkte. Nur Grabſteine machten davon eine Ausnahme, wie die beiden Stelen Nr. 45 und 210, da war dann aber der Verſtorbene nur in Relief abgebildet, auch nur in ſehr allgemeiner Weiſe als Portrait aufgefaßt. Wenn dieſer Kopf wirklich alterthümlich iſt, ſo gehört er etwa in die Zeit der Söhne des Piſiſtratos, alſo kurz vor die höchſte Vollendung der Kunſt. Das marmorne Original wurde vom Ritter Azara bei Tivoli gefunden und befindet ſich im Muſeum zu Madrid. Neu ſind das linke Ohr, das rechte halb und der rechte Schnurrbart, dann aber das ganze Bruſtſtück mit der Inſchrift, welche den Namen Pherekydes trägt. Für dieſe Benennung giebt es keinerlei Beweis, man iſt darauf wohl nur durch den ernſten und würdigen Ausdruck des Geſichtes gekommen, das allerdings einen Mann zeigt, welcher denkt. Aber das Denken iſt nicht die Hauptſache in dem Kopf, das Profil eignet vielmehr einem thatkräftig handelnden Manne, es giebt eher den Ausdruck eines Kriegers. Die großen ſtark vortretenden Augen ſind von ſcharfen Rändern umfaßt. Der ſcharfgezeichnete ſchmale Schnurrbart ſcheint Werken älteſter Kunſt eigen. Merkwürdig iſt auch die alterthümliche Behandlung des Haars, das oben auf dem Scheitel gar nicht detaillirt iſt, unterwärts aber einfach durch ſich durchſchneidende diagonale Linien gebildet wird, während der Bart an Wangen und Kinn ſchon ganz naturwahr ſich in Locken auseinanderlegt. Vor der Stirn iſt das Haar in einer ganz graden Linie kurz abgeſchoren.

Daß der Kopf ächt alterthümlich und wirklich aus jener frühen Zeit ſei, iſt jedoch nicht unbezweifelt. In ſpäterer griechiſcher und römiſcher Zeit ſind viele Portraits berühmter Leute geradezu erfunden worden, eine Freiheit, deren auch wieder die Renaiſſance ſich bediente, wenn ſie zum Schmuck von Villen, Paläſten, öffentlichen Gebäuden ihre römiſchen Helden ebenſo gut zu Dutzenden erfand, wie die Steinmetzen des Zürcher Rathhauſes die berühmten Vorfahren.

82. Mädchenkopf.

„Dieſer jugendliche Frauenkopf iſt nach Auffaſſung und Ausführung vielleicht das vorzüglichſte Werk in der ganzen Glyptothek*)." König Ludwig kaufte ihn noch als Kronprinz im Jahr 1821 zu Neapel; der Fundort iſt nicht bekannt. Das Original iſt aus pariſchem Marmor, aber eigentlich nur das Geſicht iſt antik, und ſelbſt dieß nicht vollſtändig, denn die Naſe und die linke Seite des Kinns iſt reſtaurirt. Die ganze Büſte, unmittelbar unterm Kinn, und die geſammte Haarpartie von den Ohren aufwärts ſind zugearbeitet. Der antike Marmor iſt ſehr gebräunt, die Zuſätze ſehen wie Flecken aus, und hier im Gyps macht das Werk (für den Unkundigen) einen angenehmern und mehr einheitlichen Eindruck als das Original. Die Reſtauration ſcheint in München gemacht, aber von wem iſt unbekannt. Der moderne Bildhauer hat für die Haartour im Nacken das Muſter von einem kleinen Köpfchen in gebrannter Erde genommen, welches ſich zu München im Antiquarium findet:*) er hat aber den Chignon zu ſteif und auf der Rückfläche mit allzu glatter Haarflechterkunſt gearbeitet. Andere Terracotten in München zeigen zwar auch dieſe Friſur von Wellchen, die von der Stirn nach dem Hinterkopf laufen und dort mit einem Knoten enden; allein der Chignon iſt dann tiefer in den Nacken gelegt und weniger geſchniegelt. Es findet ſich dieſe Haartracht häufig im vierten Jahrhundert v. Chr.; aber wie alle Damenfriſuren in der Mode einmal wiederkehren, kam ſie auch zur Römerzeit wieder auf (vgl. die Matrone aus Herculaneum in unſerer Sammlung Nr. 223). Der Kopf ruht ſicher auf einem Portrait, und die Lebendigkeit der Natur zeigt ſich beſonders in der Linie der Augen in ihrer Neigung zu der Linie des Mundes. Faſt kein lebendiges Menſchengeſicht iſt ſtreng regelmäßig; eine durch die Augen gezogene Linie iſt faſt niemals ganz parallel mit der Linie, die man durch die beiden Mundwinkel zieht. In ſolcher Abweichung von der Symmetrie drückt ſich das perſönliche Leben, die Individualität aus: allzu regelmäßige Geſichter muthen uns ſelten an, denn ſie haben etwas Kaltes. Aber auch in ihren idealen Götterköpfen haben die Griechen dieſe Unregelmäßigkeit der Natur beibehalten, gewöhnlich ſo, daß dieſe beiden durch die Winkel der Augen und des Mundes gezogenen Linien nach der Seite zuſammengehen, wohin ſich der Kopf neigt. Dieß Mädchenantlitz iſt wohl in großen Linien und Curven geführt, alſo inſofern idealiſirt, aber es hat dabei die zarteſte Modellirung. Die feinen Eintiefungen an den Mundwinkeln und neben den kleinen Naſenflügeln zeigen Charakter; das Mündchen kann ſchmollen, und ihr künftiger Mann wird nicht ganz leicht damit fertig werden, ſie zu beherrſchen. Ob man in dieſem idealiſirten Modell eine Muſe oder eine Venus vermuthen, etwa an Alkamenes als Meiſter denken kann, läßt ſich nicht entſcheiden. Die Arbeit wäre eines Schülers des Phidias würdig, aber daß dieſe eigenthümliche Haartour ſchon im fünften Jahrhundert Mode war, ſcheint noch nicht bewieſen.

---

*) Brunn, Beſchreibung der Glyptothek, zu Nr. 89 des Katalogs.

71. Aeſop.

Aeſop war kein Grieche, ſondern nach der ältern Ueberlieferung ein Phrygier, der im ſechsten Jahrhundert, zur Zeit der Sieben Weiſen, gelebt hat.

---

*) Antiquarium, Durchgangszimmer, im Tiſchkaſten Nr. 5, letzte Büſte nach rechts.

Er ſoll als Sklave mehrern Herrn gedient haben, bis er durch ſeine geiſtreichen Einfälle ſich die Freiheit verſchaffte. König Kröſos von Lydien zeichnete ihn aus und ſandte ihn nach Delphi, um das Orakel zu befragen. Dort reizte er die Bürger durch eine boshafte Bemerkung über ſie, ſie klagten ihn des Tempelraubs an und ſtürzten ihn von einem Felſen. Das Alterthum ſchrieb ihm die Erfindung der Fabel, beſonders der Thierfabel mit moraliſcher Erklärung zu, und es wurden viele Handſchriften angeblich äſopiſcher Fabeln gemacht, die aber auch Stücke enthalten, welche älter und jünger als die Zeit des Aeſop ſind. Die Athenienſer ließen ihm durch Lyſipp eine Statue errichten, und es zeugt für das hohe Anſehn des Mannes, daß der berühmte Hofbildhauer Alexanders dieſe Arbeit übernahm. Von dieſer Statue des Lyſipp könnte das Original unſeres Abguſſes, in der Villa Albani zu Rom, eine Copie ſein; doch hat gleichzeitig mit Lyſipp noch ein anderer Künſtler eine Statue des Aeſop gemacht.

Als ein eigentliches Portrait dürfte man ſie nicht auffaſſen. Vielleicht hat nie ein Aeſop gelebt, jedenfalls war er von Lyſipp durch zwei Jahrhunderte getrennt. Man hatte nur die Ueberlieferung, daß Aeſop ein Krüppel geweſen, und wollte damit am Ende wohl nur ausdrücken, daß die Thierfabel in kleinem Umfang und in der Form unanſehnlich dennoch viel klugen Sinn enthalte. So ſteht denn das geſcheite Antlitz dieſer Statue im ſtärkſten Contraſt zu der verzwergten Geſtalt, die an der linken Schulter (die rechte iſt neu) das Fleiſch ganz mager über den Knochen zeigt. Das Lebendige des Geſichts wird dadurch geſteigert, daß im Auge die Pupille und die Iris angegeben ſind, was auch auf Münzen aus der Zeit des Lyſipp faſt immer geſchieht. Zugleich kann man dem Geſicht anſehen, daß der Körper buckelig iſt, es iſt etwas Angeſpanntes darin, als wenn die Sehnen etwas dazu beitrügen, die lahme Geſtalt aufrecht zu erhalten. Dieß charakteriſirt den Geſichtsausdruck verwachſener Menſchen.

109. Alkäos.

Kopf einer Marmorſtatue in Villa Borgheſe zu Rom, mit der des Anakreon (ſ. d. folgende Nummer) zuſammen 1835 im Sabinerlande gefunden. Beide Köpfe haben jetzt hohle Augen, die Sterne waren ohne Zweifel von Glasfluß oder bunten Steinen eingeſetzt. Anakreon iſt aber ſitzend, unſre Statue ſtehend dargeſtellt, beide mit Leiern im linken Arm.

Alkäos von Mitylene lebte um 600 v. Chr. als Zeitgenoſſe und Landsmann der Sappho auf der Inſel Lesbos. Es betheiligte ſich lebhaft an den Bürgerkriegen zur Vertreibung des Tyrannen Pittakos, der aber dem in Waffen Gefangenen Leben und Freiheit ſchenkte. Auch ſeine Oden feierten Schlacht und Freiheit, daneben Wein und Liebe, und ein von ihm erfundenes Versmaß lebt bis zu uns in Klopſtock's und Platen's Oden fort. Zu der Zeit, als dieſe

Statue gemacht wurde, hatten die Alten ſeine Gedichte noch, die uns leider bis auf wenige Bruchſtücke verloren ſind. Ob die Statue aber den Alkäos wirklich darſtellen ſoll, iſt ungewiß. Man hat auch an Tyrtäos und neuerlich an Pindar gedacht. Ein lyriſcher Dichter iſt es ſicher, dafür ſpricht die Leier, vielleicht auch das Band im Haar und vor allem der Ausdruck des Geſichtes und die Wendung des Halſes, die als natürliche Bewegung beim Saitenſpiel auch allen Apolloſtatuen mit Leiern gegeben wird. Der Schädel iſt mäßig groß, die Stirn frei und ſchön, der Mund eher ſtark. Der Kopf ſenkt ſich auf die linke Schulter, als lauſchte der Poet, gegen das Inſtrument geneigt, in heiterm Traum auf eine innere Melodie und wollte, ſobald er ſie gefaßt, friſch in die Saiten greifen.

110. Anakreon.

Kopf einer Marmorſtatue in Villa Borgheſe. Bei dieſem weder ſchönen noch jovialen Antlitz würden wir nicht gern an den heitern und leichtſinnigen Dichter der Liebe und des Weines denken, und doch ſind Gründe da, welche die Benennung wenigſtens wahrſcheinlich machen. Anakreon von Teos, an der joniſchen Küſte von Kleinaſien, war nicht wie Alkäos ein Bekämpfer der Tyrannen, ſondern lebte zuerſt am Hofe des Polykrates auf Samos, dann ſeit 521 bei des Piſiſtratos Sohn Hipparchos in Athen. Als Hipparch vertrieben wurde und dann ſein Vaterland Jonien gegen die Perſer aufſtand, flüchtete er ſich nach Abdera in Thrakien, wo er im Alter von 85 Jahren an einer Weinbeere erſtickt ſein ſoll. Auf der Akropolis zu Athen ſah man eine Statue von ihm, wie er dahinſchritt als alter Mann, ſchwer von Wein und feucht aus den Augen blickend, der das Gewand nachſchleppte und im Rauſch eine Sandale verloren hatte. Die Statue in Villa Borgheſe, zu der unſer Kopf gehört, iſt aber eine ganz andere Compoſition, die wohl auf ein in des Anakreon Vaterſtadt errichtetes Original zurückgeht, da eine ähnliche Darſtellung auf Münzen von Teos vorkommt. Der Poet ſitzt mit der Leier behaglich in einen Seſſel gelehnt, aber mit lebhafter Bewegung des rechten Armes. Die Füße ſind über einander geſchlagen und mit zierlichen Sandalen bekleidet, ein Mantel von ſtarkem weichem Stoff ſteigert den Eindruck des genüglichen Wohllebens. Alles das ſtimmt ſehr mit dem Charakter des Anakreon, wie er im Leben muß geweſen ſein. Andrerſeits darf man dieſer Kopfbildung, dieſen Geſichtszügen gegenüber nicht vergeſſen, daß neben jenen leichten Gedichten Anakreon auch Hymnen an die Götter, ſo wie elegiſche und ſatyriſche Gedichte geſchrieben hat, was eher Kraft und Schärfe als Sanftheit und Neigung zu heiterm Scherz kundgiebt.

Der Kopf iſt merkwürdig charakteriſtiſch. Es iſt kein jugendlicher Mann, ſondern ein Greis, der ſeine Erfahrungen gemacht hat. Die gerunzelte Stirn hat in der Mitte eine tiefe Senkung, in den Augenwinkeln ſpielen bedenkliche Falten, und der Eindruck des Mürriſchen wird noch mürriſcher durch die hohlen Augen und die abgebrochene rechte Naſenſpitze. Aber Kraft iſt noch vorhanden, der Bart um den Mund iſt voll, und beſonders der Backenbart, wie oft bei ſinnlichen Männern, ſehr ſtark. Auch der Nacken vom Ohr abwärts iſt ſtark fleiſchig, wie denn auch die ganze Statue das tüchtige Embonpoint des Lebemannes zeigt.*)

111. Aeſchylos.

Marmorbüſte aus dem Muſeum des Capitols. Der Präſident dieſer Sammlung, Marcheſe Melchiorri, fand ſie 1843 unter dem Ausſchuß und benannte ſie Aeſchylos. Der Kopf des Originals hat eine erdgelbe Farbe, die Bruſt iſt angeſetzt, auch die Naſenſpitze neu, ſo daß der Gyps einen angenehmeren Eindruck macht als der Marmor. Welcker (Alte Denkmäler, I, Seite 483 Note) nennt dieſen Kopf einen der bedeutendſten aus dem Alterthume und erklärt ihn für eine alte griechiſche Arbeit. Nur aus den Formen des Kopfes und den Zügen des Antlitzes übrigens ſchließt man, daß hier der große tragiſche Dichter abgebildet iſt, der auch als Freiheitskämpfer bei Marathon, Salamis und Platää glänzte und bei Salamis eine Hand verloren hatte. In ſechs ſeiner erhaltenen Tragödien blickt er als ſtarker Mann dem Schickſal feſt und trotzig in's Auge; in der ſiebenten hat er die glorreiche Salamisſchlacht und den Schrecken Aſiens über die vernichtende Niederlage gefeiert. Den Anhalt, dieſe Büſte auf ihn zu taufen, giebt zunächſt der kahle Schädel, weil einen ſolchen der Dichter im Alter gehabt hat. Dieſe Glatze, ſo ſagt man, hielt ein Adler bei Gela in Sicilien für einen Felſen und ließ eine Schildkröte auf ihn fallen, welche den Greis tödtete. Aber auch die in Höhe und Breite gewaltige Stirn, die ſtarke energiſche Naſe, der kleine feſte Mund, die im Augenwinkel ſich ſenkenden und ſtreng zuſammengezogenen Brauen zeigen den erhabenen Dichter, der auch im herrlichſten Sinne ein Mann geweſen iſt. Der kahle Schädel mit der ſcharfen Naſe und der finſtern Knochenwölbung des Auges hat etwas vom Kopf des Königsadlers. Der Bart iſt kunſtlos und fällt wenig gelockt in breiten Strähnen herab. Die an den Außenſeiten ſtark ſich vorwölbenden Augenknochen und das tiefe ſcharfe Auge beweiſen, daß er doch kein Feldherr, ſondern ein Schauender war, der jedoch die mächtigſte Thatkraft beſaß, wenn die Pflicht ihn zum Handeln rief. Ganz der Mann alſo, der in ſeiner ſelbſtverfaßten Grabſchrift der vierzig Siegeskränze ſeines Dichterlebens nicht erwähnen mochte, ſondern in edelſtem Stolz nur das in Erinnerung erhalten wollte, daß er für Freiheit und Vaterland gekämpft:

---

*) Der Backenbart iſt auf beiden Seiten ungleich. Der Kopf ſitzt nämlich falſch auf, er war ſtark nach links (vom Beſchauer) geneigt, da mußte der rechte Backenbart in der Sculptur voller gebildet werden. Er iſt übrigens an der rechten Wange wie vorgeſchoben, wie es bei Spielern eines Inſtruments natürlich, die häufig die Backe feſt gegen Bruſt oder Schulter drücken. (Anmerkung von Prof. Benndorf.) Die Statue in ihrer Ganzheit iſt abgebildet und von Brunn beſprochen in der Zeitſchrift zu Welcker's fünfzigjährigen Lehrerjubiläum, in den Annali dell' Instituto, 1859, S. 155.

Von meinem Muthe zeuge, marathoniſcher Wald,
Und ſchwarzgelockter Meder, der du ihn erfuhrſt.

1. Statue des Sophokles. 73. Doppelbüſte des Sophokles und des Euripides.

Die herrliche, etwas über lebensgroße Statue, gleich rechts am Eingang unſerer Sammlung, wurde in den dreißiger Jahren in Terracina, dem alten Anxur, gefunden und 1839 von der dortigen Grafenfamilie Antonelli dem Papſt Gregor XVI. geſchenkt, der ſie in das von ihm neu gegründete Muſeum des Laterans verſetzte. Sie iſt im Ganzen wohl erhalten, der Kopf iſt mehrfach verletzt (u. A. iſt die Naſe neu), war aber nie vom Rumpfe abgebrochen. Die rechte Hand und beide Füße ſind von dem Bildhauer Tenerani vorzüglich ergänzt, dieſer hat auch die runde Büchſe mit den Schriftrollen hinzugeſetzt, die ſich ebenſo bei der ſehr ähnlichen Statue des Aeſchines (Nr. 112) findet und wahrſcheinlich auch hier urſprünglich vorhanden war. Stehende Bildſäulen von Dichtern und Rednern haben ſie oft neben ſich ſtehen, ſitzende Figuren dieſer Klaſſe haben dafür ein Buch oder eine Schriftrolle auf die Knie gelegt. Unter den Schriftrollen dieſer Büchſe haben wir uns Tragödien des Sophokles zu denken.

Daß die Statue dieſen Dichter wirklich darſtellt, ſteht zumal nach einer kleinen Büſte im Vatican feſt, welche den Namen eingemeißelt hat. Dem Sophokles wurde gleich nach ſeinem Tode von ſeinem Sohn Jophon eine Statue errichtet, eine zweite in Erz aber von dem Redner Lykurgos in dem großen Theater zu Athen geſetzt, welches Lykurgos neu und prächtig erbaute. Dieß geſchah zwiſchen 340 und 330 v. Chr., und mit dem edlen und freien Styl der athenienſiſchen Schule in dieſer Periode ſtimmt der Charakter unſerer Bildſäule, die man alſo wohl als eine kaum viel ſpätere Wiederholung jener ehernen Theaterſtatue in Marmor anſehen darf. Sonſt giebt ſie völlig den Eindruck eines Originals und ſcheint durchaus für das Material des Marmors gedacht. Sophokles hatte im Kampf mit Aeſchylos, Euripides und vielen Andern zwanzigmal den erſten Preis, oftmals den zweiten und niemals den dritten Preis gewonnen, und das Alterthum ſah in ihm den König der Tragödie.*)

---

*) Welcker, alte Denkmäler, I, S. 470 ff.

Inmitten des gewaltigen Pathos des Aeſchylos und der Leidenſchaftlichkeit des Euripides, die aber ſchon ins Realiſtiſche und Bürgerliche abſank, gründete Sophokles (496—406) den edelſten klaſſiſchen Stil der Tragödie, in welchem die Genialität unter der ruhigen Schönheit der Form faſt ſich verſteckt. Er hatte auch ſeinen Körper durch gymnaſtiſche Uebung durchgebildet, als Jüngling von 16 Jahren wurde er ſeiner Schönheit wegen ausgewählt, auf Salamis dem Chor bei der Siegesfeier vorzutanzen, und ſeine Grabſchrift ſagte, es berge dieſe Gruft die würdevollſte Geſtalt. Unſre Statue drückt dieſe Eigenſchaften ſowohl durch Haltung als Geſichtszüge aus. Den Mantel, ſeine einzige Kleidung, hat er in ſchönen großen Falten würdevoll umgeſchlagen und über die linke Schulter geworfen. Haar und Bart ſind ſorglich gepflegt. Die Stellung zeugt von dem ruhigſten Selbſtbewußtſein, der rechte Arm raſtet in dem Bauſch des Mantels, die linke Hand, von dem Gewand ganz bedeckt, iſt ſtolz hinter die Hüfte aufgeſtemmt. Der unvergleichlich ſchöne Kopf zeigt einen Ernſt, durch welchen aber die volle Freudigkeit des Genius leuchtet, dem alle ſeine Schöpfungen gelingen. Ueber den ſtark gewölbten Augenknochen, wie Leute von ſcharfer Beobachtung ſie haben, liegen ein paar leichte Falten des Gedankens. Der Mund iſt zwar geſchloſſen, aber nicht zuſammengepreßt, als könnte er jeden Augenblick zu reden anfangen. So ſteht er vor uns, der Kopf voll hohen Verſtandes', die ganze Geſtalt ein ächtes Dichterbild, eine feſt in ſich geſchloſſene Perſönlichkeit: man ſieht es ihm an, daß er ein Portrait iſt, aber er iſt auf der idealſten Höhe des Ausdrucks aufgefaßt, deren der Mann fähig war, und jede vom Leben genommene Photographie müßte daneben wie eine Carrikatur erſcheinen.*)

Etwas abweichend, bei entſchiedner Aehnlichkeit der Züge, iſt der Kopf deſſelben Dichters in einer kleinen Doppelbüſte aufgefaßt, welche 1845 in Rom gefunden und von Welcker dem akademiſchen Kunſtmuſeum zu Bonn geſchenkt worden iſt (Nr. 73). Doppelbüſten machte man im griechiſchen Alterthum beſonders von Männern, die durch gleiche Beſtrebungen zuſammengehörten oder doch eine Art Parallele zu einander bildeten, ſo daß z. B. ein lateiniſcher Dichter oder ſonſt eine römiſche Berühmtheit neben dem entſprechenden Griechen dargeſtellt wurde. Hier iſt mit Sophokles ſein etwas jüngerer Nebenbuhler Euripides verbunden, wie in der Doppelbüſte daneben (Nr. 72) die beiden Komödiendichter Ariſtophanes und der jüngere Menander. Sophokles zeigt auch hier zwar noch ſeine ſchönen griechiſchen Züge, aber der Kopf iſt mehr portraitartig als bei der großen Statue. Euripides (480—406 v. Chr.) iſt dagegen ein weit modernerer Menſch. Er war ein großes Talent, das ſeine Laufbahn als Theaterdichter ſchon mit achtzehn Jahren erfolgreich begann, allein er drückte den hohen Stil ſeiner beiden Vorgänger ſchon zu kleinlichen Motiven herab und hatte ſeine Stärke mehr in der Rührung als in der Größe. Er ſchildert Menſchen, deren Gemüther durch Leidenſchaft krank und bis zum Wahnſinn verirrt ſind. Gleich ſeinem Lehrer Anaxagoras war Euripides im Leben ein ernſter, zur Fröhlichkeit wenig geneigter Mann. Dieß malt ſich auch in unſerer Portraitbüſte; gegenüber dem geſchloſſenen Weſen des Sophokles hat dieſer Kopf etwas Verzehrtes und trüb Leidenſchaftliches in dem langen Haar, den tiefliegenden Augen und den magern Wangen, die unter den ſtark vortretenden Backenknochen nach unten abfallen. Es iſt ein Zug von moderner Genialität darin.

---

*) „Wenn eins der hauptſächlichſten Kennzeichen wahrhaft monumentaler Plaſtik darin liegt, daß die weſentliche Wirkung ihrer Werke auf jede Entfernung empfunden wird, in welcher ſie überhaupt mit einiger Deutlichkeit wahrzunehmen ſind, und daß das, was erſt bei größerer Annäherung hervortritt, nichts giebt als eine immer reichere und immer feinere Beſtätigung des großen Geſammteindrucks, ſo iſt ſchon unter dieſem Geſichtspunkt die Statue des Sophokles ein Meiſterwerk erſten Ranges.“ Die Aufſtellung in unſerm Saal giebt die Möglichkeit, dieſes Eindrucks ſowohl aus der Ferne als in der Nähe ſich bewußt zu werden: nur ſollte das Piedeſtal hier wie bei der gegenüberſtehenden Korbträgerin vom Erechtheion bedeutend höher ſein. (Jene Worte ſind der ſchönen künſtleriſchen Würdigung der Statue in Benndorf und Schöne's Lateranenſiſchem Muſeum zu Nr. 237 entnommen, auf welche wir unſre Leſer gern verweiſen möchten.)

172. Doppelbüſte des Ariſtophanes und des Menander.

Auch dieſe Doppelbüſte von Marmor, gleich der vorhergehenden unter Lebensgröße, erwarb Welcker in Rom und ſchenkte ſie dem akademiſchen Muſeum in Bonn. Sie wurde 1852 in Tusculum, bei dem modernen Frascati, gefunden. Die Namensaufſchriften unten ſind auch hier modern, aber der eine der beiden Köpfe, nämlich der bartloſe, iſt mit Sicherheit nach der bekannten Statue Menanders im Vatican zu beſtimmen, die ſogar aus dem großen Theater in Athen herzuſtammen ſcheint.*) Menandros lebte zu Athen unter Alexander und deſſen Nachfolgern (ungefähr von 342—290 v. Chr.), zu einer Zeit, als die Politik nicht mehr großartig genug war um die Parodie wie zur Zeit der ältern athenienſiſchen Komödie herauszufordern, und als außerdem politiſche Anſpielungen für den Theaterdichter ſelbſt zu gefährlich wurden. Menander bildete daher mit ſeinen Zeitgenoſſen die Gattung des eigentlichen Luſtſpiels aus, wo ſtatt des Staates das bürgerlich-häusliche Leben den Stoff hergab: eine Gattung, die mit unſerm modernen Luſtſpiel näher zuſammentrifft. Seine mehr als 100 Stücke ſind uns alle verloren, außer daß wir bei Terenz freie römiſche Nachbildungen von vier derſelben beſitzen; aber das Alterthum war von ſeiner Feinheit und Natürlichkeit entzückt. Mit dieſem Charakter ſtimmt auch das feine geiſtreiche und weltmänniſche Geſicht vor uns. Selbſt das Zeitalter Menanders wird durch die Abweſenheit des Bartes inſofern bezeichnet, als es erſt in der makedoniſchen Zeit Mode wurde ſich zu ſcheren: eine Neuerung, die Alexander beim Militär eingeführt hatte. Wenn wir daher bei dieſer Halbbüſte ſicher ſein können, daß ſie Menander vorſtellt, ſo ſteht nicht ſo feſt daß der andre bärtige Kopf der berühmte Ariſtophanes iſt. Aus dem Ernſt der Züge läßt ſich freilich nicht ſchließen, daß wir hier keinen Luſtſpieldichter vor uns haben, denn ein Luſtſpieldichter wird es dennoch ſein, weil man bei Doppelbüſten wirklicher Perſonen ſtets Gleichartigkeit der Geiſtesthätigkeiten feſtzuhalten pflegte, und der Bart ſpräche wohl für einen Theaterdichter, der faſt hundert Jahr vor Menander lebte. Auch paßt grade der Ernſt für Ariſtophanes, da dieſer bei aller Komik ſehr entſchieden und muthvoll ſeine ganz beſtimmten politiſchen Zwecke verfolgte. Endlich befindet ſich in Florenz eine in der Villa des Hadrian bei Tivoli gefundene Pfeilerbüſte, die ſeit mehreren Jahrhunderten Ariſtophanes genannt wurde, obgleich die Inſchrift vielleicht nicht ächt iſt, und die beſonders in der eigenthümlichen Länge des Angeſichts mit unſerer Büſte ſtimmt.*) Zwar ſpottet Ariſtophanes über ſich ſelbſt, daß er ein Kahlkopf ſei, aber er erklärt den Spott dadurch, daß er ſagt, er ſei „ein Mann der eine Stirn habe", und dieſe hohe Stirn, wo oben die Haare auszugehen anfangen, ſcheint auch hier angedeutet. Um die angehende Kahlheit zu verbergen, iſt nämlich eine breite Haarlocke vom Hinterkopf ſo herübergelegt, daß ſie mitten auf die Stirn zu ſtehen kommt. Die Schnur oder der Reif im Haar bedeutet, wenn auch nicht eine Siegerbinde, doch vielleicht eine Auszeichnung, um ihn als Meiſter der Komödie damit hinzuſtellen, wie Sophokles als König der Tragödie ebenfalls dieſen Schmuck trägt. Und vielleicht hat der Bildhauer ihn nicht mit ſtärkerer Glatze abbilden wollen, weil er ſonſt dieſes Symbol nicht hätte anbringen können.

---

*) Die Statue paßt zu einer im Dionyſostheater zu Athen erſt neuerlich aufgefundenen Baſis, welche den Menandros nennt und ſagt, Kephiſodotos (des Praxiteles Sohn) und Timarchos haben die Statue verfertigt. W. Viſcher, Neues Schweiz. Muſeum, 1863, S. 75.

226. Sokrates.

Büſte im Muſeum des Capitols. Sokrates war nach dem Zeugniß des Alterthums kein ſchöner Mann, er ſtammte nicht aus ariſtokratiſchem Blut, und ſein Kopf glich dem eines Silens. Dieß Portrait giebt uns die Züge in entſprechender Treue. Es iſt ein Mann, dem ſeine äußre Erſcheinung wenig Sorge macht, weil er nur für den Werth des innern Lebens ſich intereſſirt. Der Bart iſt wenig gepflegt und hängt in derben Strähnen ſorglos herab. Es iſt eine männliche, auch thatkräftige Natur: man erinnere ſich, daß Sokrates dreimal im Felde mit Auszeichnung ſeine Pflicht that. Dann iſt in dem offnen breiten Vorderkopf eine entſchiedene Gutmüthigkeit, eine demokratiſche Ungenirtheit; man ſieht den Mann, der mit ſeinem Wirken die Maſſen ergriff und fern davon, eine abgeſchloſſene Schule zu gründen, alle Menſchen, die ihm in den Wurf kamen, zum ſelbſtſtändigen Denken anregte, wie er denn an jedem Ort, auf Markt und Gaſſe, in Werkſtätten der Künſtler und Handwerker, wie beim fröhlichen Gelage Allen dazu verhalf, die Gedanken, die ſchon von ſelbſt in Jedem lagen, zu klarem und wirkſamem Bewußtſein zu entwickeln. Man begreift vor unſerer Büſte ſehr wohl, wie es kam, daß die jüngern Freunde des Sokrates ihn ſo herzlich liebten. Wäre man in einer fremden Stadt verirrt, ſo würde man aus einem Dutzend vorübergehender Menſchen unwillkürlich gewiß dieſen Mann ſich auswählen, um ihn nach dem Wege zu fragen. Selbſt von der Sorgloſigkeit iſt hier eine Spur, womit er über ſeinen höhern Zwecken ſein Hausweſen gehen ließ und die Vorwürfe ſeiner Xanthippe ertrug, welche dafür ihrerſeits ihm das Zeugniß gegeben hat, daß ſie ihn unter allen, auch den erſchütterndſten Ereigniſſen, ſtets gleichmüthig und mit unveränderter Miene geſehen habe. Ueber dieſen Charakterzügen des gemüthlichen Weiſen, die unſere Büſte ſo ſchlagend wiedergiebt, treten dann ſeine großen geiſtigen Eigenſchaften, die ſcharfe Dialektik, die feine Ironie und ſein erhabener Begriff des Menſchlichen allerdings zurück. Ein Portrait bleibt doch immer einſeitig, je nachdem der Künſtler ſeine Auffaſſung wählt, und gerade das Weſen des Sokrates, aus deſſen Unterricht nachher die allerverſchiedenſten Schulen der griechiſchen Philoſophie hervorgehen konnten, war ein ſo mannigfaches, daß eben kein Künſtler je hoffen durfte, den ganzen Menſchen in einem Bildniß wiederzugeben.

---

*) Die Florentiner Büſte iſt mehrfach abgebildet, unter andern bei Sandrart, Teutſche Akademie, Theil IV, T. T. Ueber unſre Büſte vergleiche man die Nachweiſungen bei Welcker, alte Denkmäler, V, S. 40 ff.

227. Platon.

Dieſe in Herculaneum 1753 gefundene Erzbüſte des Muſeums von Neapel wird hier mit dem Namen bezeichnet, den ſie gewöhnlich führt, allein die neuere Anſicht hat gewiß Recht, welche ſie für einen bärtigen Dionyſos (Bacchus) erklärt. Mit den ſonſtigen Köpfen des Platon hat ſie ohnehin keine Aehnlichkeit.

Es iſt ein Kopf von außerordentlicher Ausführung, wie ſie nur in Bronze möglich iſt. Die künſtlichen Lockenſchnecken ſind beſonders gegoſſen und nachher angelöthet. Unter die breite Binde, welche den Bacchus und ſeine Prieſter bezeichnet, iſt das lange, nur am Auslauf lockige Haar in Wülſten zurückgebunden. Der Bart iſt unendlich fein mit dem Kamm geſträhnt, auch in dem reichen Haupthaar ſieht man alle einzelnen Kammſtriche. Der ſtarke Nacken iſt der ältern Auffaſſung des Dionyſos zugehörig, während man ſeit der Zeit des Skopas und Praxiteles ihn häufiger als bartlos weichen Jüngling mit faſt weiblichen Formen darſtellte. Am auffallendſten iſt der Zug der Schwermuth in dem geſenkten Antlitz, der doch in unſerm Kopf wohl zu edel iſt, um ihn etwa vom Uebergenuß des Weines abzuleiten. Man möchte dieſen Kopf nach dem Stil in's vierte Jahrhundert ſetzen, doch iſt der ſogenannte indiſche Bacchus auch noch viel ſpäter als kraftvoll bärtiger Mann abgebildet worden. Bei den Griechen gingen wie bei uns idealiſirende und realiſtiſche Richtungen neben einander; die erſtere behielt lange mit Bewußtſein die Ausprägung der Göttertypen bei, wie ſie durch Cultusbilder geheiligt war.

112. Aeſchines.

Aeſchines, zu Athen 389 geboren, arbeitete ſich aus niederem Stande zu großem politiſchem Einfluß empor. Als Lohnſchreiber und Gehülfe bei verſchiedenen Unterbehörden, ſpäter als tragiſcher Schauſpieler erwarb er ſich Geſchäfts- und Menſchenkenntniß und bildete ſich zu einem gewandten und gefälligen Sprecher aus. Erſt den Einfluß des Philipp von Makedonien auf die Angelegenheiten Griechenlands bekämpfend, übernahm er mit Demoſthenes eine Geſandtſchaft an dieſen und ließ ſich von dem ſchlauen König, wie Demoſthenes behauptet, durch Geld gewinnen. Seitdem wirkte er als Haupt der makedoniſchen Partei gegen den letztern und lähmte deſſen Anſtrengungen für Erhaltung der republikaniſchen Verfaſſung von Griechenland. Als die letzte Freiheitsſchlacht bei Chäroneia (338 v. Chr.) verloren war, ſuchte er, jetzt in Antipaters Sold, der während Alexanders Perſerzug das makedoniſche Reich verwaltete, den Demoſthenes zu ſtürzen. Gegen den Kteſiphon, der auf einen goldenen Kranz zur Ehrenbelohnung des Demoſthenes antrug, brachte er eine Staatsanklage, aber Demoſthenes, der die Vertheidigung des Antragſtellers übernahm, ſchlug ihn in der berühmten „Rede für den Kranz", und er mußte auswandern. Er begab ſich nach Aſien, errichtete nach Alexanders Tode 323 eine Rednerſchule zu Rhodos und ſtarb 314 auf der Inſel Samos. Seine drei wichtigſten Staatsreden ſind noch vorhanden und zeichnen ſich durch Eleganz und lichtvolle Darſtellung ſo aus, daß man ſie im Alterthum die drei Grazien nannte.

Unſer Kopf iſt von einer in Herculaneum gefundenen Marmorſtatue in Neapel. Man ſah in dieſer Figur ſonſt den gerechten Ariſtides, ein Beweis, daß nicht alle Gelehrte die Kunſt verſtehen, die Züge des menſchlichen Antlitzes zu leſen. Vescovali in Rom erkannte ſie 1834 durch Vergleich mit einer Büſte im Vatican, wo der Name beigeſetzt iſt, als Aeſchines. Die Statue gleicht der des Sophokles (Nr. 1), und auf dem Baſeler Muſeum ſieht man beide im Gypsabguß zur Vergleichung neben einander, doch iſt am Aeſchines die Arbeit ungleich geringer, der Faltenwurf kleinlicher, die Haltung unfrei. Man fertigte ſolche Gewandſtatuen wie der Aeſchines dutzendweis und machte ſie dann durch aufgeſetzte Portraitköpfe zu Bildnißſtatuen. Der Kopf iſt hier beſſer als die Figur, und dazu auch von anderem Marmor. Auch dieſer Aeſchines hat eine Büchſe mit Rollen neben ſich ſtehen, wonach Tenerani die bei dem Sophokles ergänzt hat.

Der Kopf iſt von großer individueller Feinheit. Bei ſeinem Gegner Demoſthenes, von dem unſere Sammlung leider noch kein Bildniß beſitzt, ſieht man an allen ſeinen Statuen und Büſtenköpfen den höchſten mühvollen Ernſt und die ſtärkſte ſittliche Anſpannung. Ganz ein anderer Menſch iſt dieſer Aeſchines. Ein kleiner, kurzgeſtutzter und kraftloſer Bart umgiebt Lippen, Wangen und Kinn. Die dicke Naſe mit dem ſtarken Unterwulſt iſt gründlich gemein und häßlich, beſonders von der Seite geſehen. Er hat eine mühſame Stirn, der aber der rechte Ernſt des Gedankens fehlt. Es iſt ein Aeußerliches, Gemachtes in dem ganzen Geſicht: ſo verſteckt ſich z. B. der angehende Kahlkopf, indem ein paar lange Stränge vom Hinterkopf auf die Stirn künſtlich herüber gekämmt ſind. Das Portrait iſt ganz wie der Menſch war. Es trägt einen Typus, der von vielen deutſchen Juriſten und Advokaten her wohlbekannt iſt: der politiſche Schuft, der die Miene des Biedermanns aufſetzt und dann ſelbſtvergnüglich glaubt, die Menſchen halten ihn für keinen Schuft.

88. Büſte des Alexander. 230. Der ſterbende Alexander.

Wenn zwei antike Bildniſſe einer berühmten Perſönlichkeit unter ſich unähnlich ſind, ſo ſind es die beiden Köpfe des großen Alexander von Makedonien in unſerer Sammlung, und doch ſtellen beide unzweifelhaft den Alexander vor. Die Marmorbüſte Nr. 88 wurde durch den Ritter Azara, der auch den angeblichen Pherekydes im Muſeum zu Madrid (Nr. 52) fand, 1777 bei Tivoli ausgegraben und an Napoleon I. geſchenkt. Sie iſt jetzt im Louvre. Die Inſchrift nennt Alexander, Philipps Sohn. Neu ſind Schulter, Naſe und ein Stück der Lippen, und die Oberfläche iſt verwittert, doch ſo gleichmäßig, daß der allgemeine Umriß erkennbar bleibt. Hier haben wir einen Alexander, der von gewöhnlichen Zügen, ja faſt trivial, aber darum eher ein wirkliches Portrait ſcheint. So ähnelt auch auf dem berühmten Moſaik der Alexanderſchlacht in Neapel der Kopf Alexanders keineswegs der herkömmlichen genialen Bildung deſſelben. Der ſogenannte ſterbende Alexander aber, ein Marmorkopf zu Florenz, ſtellt den jugendlichen Helden in ganz idealer Schönheit dar. Und doch ſind beide als Portraits des Alexander gemeint; das beweiſt ſich aus dem Umſtand, daß Alexander eine Verdrehung des Halſes hatte, die ihn zwang, den Kopf ſtets nach der einen Schulter zu ſenken. Dieſer Naturfehler wurde Mode, man machte ihm dieſe Senkung des Kopfes nach.*) Die Verwachſung der Halsmuskeln hat auch auf das Geſicht gewirkt, deſſen beide Seiten nicht gleich breit ſind. Bei der Büſte iſt die Entfernung vom Anſatz des Naſenflügels bis zum Ohr auf ihrer rechten Seite 4 Linien, bei dem größern Kopf des ſterbenden Alexander ſogar einen Zoll kürzer als auf der linken. Auch zeigt ſich bei dem letztern der verwachſene Hals ſehr deutlich darin, daß trotz der ſtarken Kopfwendung nach rechts der Adamsapfel in der Mitte ſtehen bleibt. Beide Darſtellungen haben auch das vor der Stirn löwenmähnig aufgeſträubte Haar, das Alexander wirklich beſaß, obwohl die Schmeichelei der Künſtler es wohl noch ſtärker hervorhob, um ihn ſeinem angenommenen Vater Zeus ähnlicher zu machen. Endlich fällt bei beiden der kleine Hinterkopf auf.

Alexander ſaß zu ſeinen in Bildhauerarbeit auszuführenden Portraits nur dem Lyſipp, und dieſer bildete aus dem Kopf des jugendlichen Helden ein Ideal, ohne gleichwohl jenen Naturfehler ganz zu verwiſchen. Dies Ideal ſcheint uns in den herrlichen Profilköpfen Alexanders erhalten zu ſein, welche deſſen Nachfolger, die in ſein Reich ſich theilten, auf ihre Münzen ſetzten, z. B. auf den prachtvollen Silbermünzen des Lyſimachos, wo Alexander als Sohn des Zeus Ammon in dem reichen Lockenhaar Widderhörner trägt. Die Züge auf dieſer Münze ſind dem Profil des ſterbenden Alexander auffallend ähnlich; auch das ſchlangenartig gewundene Haar des letztern ſpricht für Lyſipp, und Lyſipp hat den Alexander überlebt. Es wäre nicht undenkbar, daß dieſer Künſtler, der den Heldenkönig ſo oft auf mehreren Stufen ſeines Alters nachbildete, ihn zum letzten Male im Schmerz über ſeinen frühen Tod im halbvollendeten Werke dargeſtellt hätte. Und gewiß iſt dieſer Kopf mit dem ſeelenvollen Ausdruck und den herrlichen Zügen eines größten Künſtlers würdig; in den großen, wie raſtlos fiebernden Augen, in den winklig aufgezogenen Brauen und dem geöffneten Munde, aus dem ein ſchwerer Seufzer zu ſteigen ſcheint, malt ſich der edle Schmerz einer großen Seele, nicht ein feiges körperliches Weh, das ein Alexander nie gekannt hätte. Dagegen haben gewiß auch andere Bildhauer es ſich nicht nehmen laſſen, eine ſolche Berühmtheit ohne Schmeichelei abzubilden, und auf ein ſolches Werk möchte die geiſtloſe und flüchtig gearbeitete Büſte zurückzuführen ſein.

89. Diana von Gabii.

Unter dieſem Namen iſt die lebensgroße Marmorſtatue eines Mädchens von etwa 16 Jahren bekannt, welche jetzt an der einen Schmalwand gegenüber dem Eingang des länglichen Saales im Louvre ſteht, wo meiſt kleinere italieniſche Gemälde vereinigt ſind. Sie und die Artemis mit dem Hirſch (Nr. 87) ſind die einzigen Statuen, welche man dort zwiſchen den farbigen Bildern aufzuſtellen gewagt hat, und ihre hohe Lebendigkeit läßt ſie unter dem bunten Gewirr nichts verlieren. Die Statue wurde 1792 bei Gabii in der römiſchen Campagna gefunden und kam aus der Villa Borgheſe in den Louvre. Sie iſt in den Haupttheilen vortrefflich erhalten, in Nebenſachen ſehr ſchön ergänzt, und wird mit Recht unter die Perlen des Louvre gezählt. Neu ſind die Naſe, ein Stück des linken Ohrs, die rechte Hand mit dem Knopf, der linke Ellbogen und die linke Hand mit dem Zipfel des Mantels, der linke Fuß bis zur Mitte der Wade und der Vordertheil des rechten Fußes.

---

*) Merkwürdig übrigens, daß Plutarch im Leben des Alexander ſagt, er habe den Kopf auf die linke Schulter geneigt, während die Portraits ihn auf die rechte neigen. Hier wird man den ältern Portraits lieber glauben als dem Biographen, der 450 Jahr nach Alexander lebte.

Die Statue iſt wohl ein Original und muß im Alterthum berühmt geweſen ſein, denn es giebt mehrere Wiederholungen. Eine von dieſen, die vor der Auffindung der unſeren längſt bekannt war, hat ſchon vor 200 Jahren Sandrart unter dem wunderlichen Namen einer „Nymphe" abgebildet, „welche ihre Kleider zuſammenfaſſet, und ſich anſtellet, als ob ſie tantzen wolte."*)

In Frankreich, und ſo in Herrn Fröhner's neuem Katalog der Antiken im Louvre, gilt die Statue noch heut für eine Artemis (Diana). Man beruft ſich darauf, daß Praxiteles eine Artemis gemacht habe, deren Lippen beſonders ſchön und küßlich waren: das träfe ſchon auf den lieblichen, anmuthsvoll geöffneten Mund dieſer Statue. Aber die große Schlankheit, ja Geſtrecktheit der Figur und die hohe Lebendigkeit der Attitude weiſen das Werk eher in die Lyſippiſche Zeit und Schule. Für eine Artemis fehlt jede charakteriſtiſche Beigabe, und die Statue ſcheint einfach die Darſtellung eines ſchönen griechiſchen Mädchens in einer reizenden Stellung zu ſein. Sie beendet eben ihre Toilette. Das Haar iſt elegant geflochten, die Sandalen ſind feſt und ordentlich angeſchnürt, das lange Untergewand mit einem nicht ſichtbaren Gürtel unter den Brüſten aufgeſchürzt, ſo daß es einen Garibaldi-Ueberwurf bildet, und dieſer Ueberwurf iſt dann nochmals mit einem feinen Bande um die Taille gegürtet. Jetzt zu Gang, Lauf oder Tanz fertig legt ſie mit ſanfter Wendung des Köpfchens die Mantelzipfel auf der rechten Schulter zuſammen, um ſie mittelſt einer Heftnadel, die unter dem großen Knopf ſitzt, zu befeſtigen. Durch dieß Motiv kommen beide Seiten der Figur in die ſchönſte Gegenbewegung. Alles iſt Natur an dieſer Statue und reinſte Mädchenart, ohne Affectation und Eitelkeit. Wenig Werke des Alterthums berühren auch den modernen Menſchen ſo vertraulich und anmuthig wie dieß unvergleichliche Bild der jungfräulichen Unſchuld, die ſich doch mit der holdeſten Luſt paart gefallen zu wollen.

---

*) Teutſche Akademie, Band IV, Tafel dd.

154. Frauenbüſte.

Ein über lebensgroßer Kopf von pariſchem Marmor, angeblich zu Cumä in Campanien gefunden und 1823 in Neapel um 200 Scudi für die Glyptothek in München erworben. Er iſt ſtark reſtaurirt, denn der Schädel vom Anſatz des Haares auf der Stirn an, die Naſe, ein Theil des linken Ohrs und der Lippen, endlich die Bruſt ſind neu. Auch iſt die ganze linke Seite des Geſichtes durch das Liegen in der Erde häßlich grüngelb geworden, und da die neuen Theile ſehr weiß ſind und unangenehm abſtechen, iſt der Gyps gefälliger als das Original. Im Katalog der Glyptothek gilt dieſe Büſte für eine Aphrodite, beſonders wegen der weichen ſchwimmenden Augen, aber der ſehr volle Hals, die ſtarke Naſe und der große Zwiſchenraum zwiſchen den Augen eignen dieſer Göttin kaum. Die weichen Züge des ſinnlichen Geſichts und ein Mangel an idealem Ausdruck laſſen eher das Portrait einer griechiſchen Frau von üppigen Formen vermuthen, wie man ſie heut noch in Italien findet. Der ſtark ſentimentale Zug, bei leichter Ausführung, weiſt das Werk, ſo entſchieden griechiſch es auch iſt, in die Zeit nach Alexander. Die Vergleichung mit der Mädchenbüſte Nr. 82, aus der Zeit kurz nach Phidias, zeigt dieß wohl aufs Schlagendſte.

5. Redner als Hermes.

(Sogenannter Germanicus des Louvre.)

Wieder eine der vortrefflich erhaltenen, ja faſt unverletzten Statuen des Louvre, von pariſchem Marmor, in Lebensgröße. Sie war im Beſitz Papſt Sixtus V. und wurde von Ludwig XIV. aus der Villa Negroni angekauft. Ergänzt ſind einzig der Daumen und der Zeigefinger der linken Hand. An der rechten Hand hat der antike Bildhauer ein Marmorſtäbchen ſtehen laſſen, um das Abbrechen der beiden vorderſten Finger zu verhüten.

Nach den Zügen und dem Schnitt des Haars iſt der Kopf der eines Römers, nicht eines Griechen. Damit ſtimmt auch die Inſchrift unten auf der Schildkröte, wonach Kleomenes, des Kleomenes Sohn von Athen, die Statue gemacht hat, denn die Züge der Buchſtaben ſollen die der erſten Kaiſerzeit ſein. Daher und nach dem redneriſchen Geſtus nennt man die Statue gewöhnlich Germanicus und hält ſie für ein Portrait des edeln und berühmten Feldherrn, den der Neid des Tiberius durch Gift wegraffte, denn Germanicus war namentlich auch als feuriger und wirkſamer Redner bekannt. Allein abgeſehen davon, daß der Kopf andern Bildniſſen des Germanicus nicht gleicht, ſtarb Germanicus ſchon mit 34 Jahren, und dieſer Mann iſt älter als 34 Jahr.

Die Römer ließen ſich oft unter dem Bild von Göttern darſtellen, ſo daß der Portraitkopf auf den Rumpf einer Idealbildung geſetzt wurde. Die häßliche

Menſchenvergötterung der Kaiſerzeit ſtellt die Kaiſer als thronenden Zeus, die Kaiſerinnen als Venus dar, und man ſieht im Muſeum zu Neapel einzelne ſogar alte und häßliche Frauenköpfe, die auf einen jugendlichen und idealiſirten Venuskörper aufgeſetzt ſind. In dieſem Fall gab die römiſche Sitte, die ſonſt bekleidete Statuen forderte, der griechiſchen ſo viel nach, daß ſie ſelbſt völlige Nacktheit erlaubte. So iſt unſre Statue das Portrait eines römiſchen Redners, den wir einſtweilen noch nicht beſtimmen können, unter der Geſtalt des Hermes, welcher als Gott der Wohlredenheit galt. Wenn der Kopf fehlte, würde man beſtimmt einen Hermes hier finden, denn auch die Schildkröte, auf welche das Gewand als Stütze der Figur herabfällt, iſt dieſem Gott heilig, weil er aus deren Schale die erſte Leier bildete. In der linken Hand wird der Caduceus, der geflügelte Mercurſtab, wahrſcheinlich aus Bronze, geruht haben, ſo daß er an den Oberarm anſtoßend das Gewand feſthielt, das jetzt, wo man es ohne Halt ſieht, heruntergleiten müßte. Wirklich giebt es mehrere Wiederholungen dieſes redenden Hermes, die auf ein älteres, vermuthlich berühmtes Original zurückgehen; eine ſchöne in Villa Ludoviſi hat auch den Kopf des Gottes ſtatt des Portraitkopfes unſerer Statue.

Die Ausführung iſt von großer Schönheit, und die Figur wird in allen Zeichenſchulen eifrig ſtudirt. Der Kopf zeigt, bei eigentlich nicht ſchönen Zügen, eine kräftige Sammlung der Gedanken, während die erhobene rechte Hand mit den beredten Fingern den Zuhörern eine Beweisführung vorlegt. Das anatomiſche Detail zeigt das gewiſſenhafteſte Studium des männlichen Körpers, das aber die Freiheit des Meißels nur unterſtützt und niemals gefangen nimmt. In der Anatomie iſt die Statue, obwohl ſpät entſtanden, eines der vollkommenſten Werke der griechiſchen Kunſt.

VII. Die archaiſirenden Bildwerke.

Aeſchylos, von ſeinen Brüdern aufgemuntert einen neuen Feſtgeſang, einen Päan, zu dichten, antwortete: der alte ſei der beſte, dem ſeinigen mit dieſem verglichen würde es grade ſo ergehen wie den neuen Statuen mit den alten; denn dieſe halte man trotz ihrer Einfachheit für göttlich, die neuen ſorgfältig ausgeführten würden zwar bewundert, machten aber weniger den Eindruck von einer Gottheit. Aeſchylos ſprach dieſen Satz grade zu der Zeit aus, als der große Phidias den alten Göttertypen ſeine erhabenen Ideale entgegenſtellte, in denen wir heut die größte That der griechiſchen Kunſt erkennen. Wenn alſo ſogar damals den alterthümlichen Statuen eine größere Heiligkeit zuerkannt wurde, ſo dürfen wir uns nicht wundern, wenn auch ſpäter man in Griechenland jene älteſten Cultusbilder nachahmte und an ihren ſteifen Stil ſich anſchloß. Auf dem Boden des katholiſchen und ruſſiſchen Chriſtenthums wiederholt ſich dieſelbe Erfahrung. Keine Madonna Raffaels hat je Heilungen verrichtet; alle wunderthätigen Bilder ſind häßlich und alterthümlich, und ſo oft einer uralt-heiligen Madonna eine neue Kirche oder Kapelle errichtet wird, ſtellt man als ihre Altarſtatue eine genaue Copie des alten geſchwärzten Originals in ſeiner ſteifen Faltentracht auf.

Es hatte alſo einen religiöſen Grund, wenn man im alten Griechenland für eigentliche Idole oder Cultusbilder den früheſten Stil der Zeit vor Phidias aufrecht erhielt, und ſolche ſpätere bewußte Nachbildungen bezeichnet man als Werke des hieratiſchen, d. h. des von den Prieſtern gepflegten Stiles.

Nun aber hat es bei allen Kunſtvölkern zu beſtimmten Perioden eine Klaſſe von Menſchen gegeben, die man Stil-Narren nennen muß. Wenn die Kunſt allmählich das Starre und Symboliſche ihrer Anfänge überwunden und ſich zur feinſten Darſtellung des menſchlich Wirklichen emporgeſchwungen hat, ſo treten Kunſt-Ariſtokraten auf, welche dieſen Fortſchritt als modern verachten und verlangen, daß der Künſtler zu der alten Einfachheit der Manier zurückkehren ſoll. Auch unſer Jahrhundert hat das erlebt. Nachdem der Realismus mit Macht alles moderne Kunſtſchaffen erobert hat, erleben wir es, daß die heiligen Perſonen, ſtatt eine menſchliche Familiengruppe Raffaels zu bilden, wieder in Fieſole's Geiſt als Gegenſtände der Anbetung aufgefaßt werden, und die engliſchen Präraphaeliten zeigten ſchon durch ihren Namen, daß ſie auf die Meiſter vor Raffael als Vorbilder künſtleriſchen Schauens zurück wollten.

An ähnlichen Beſtrebungen hat es auch in Griechenland und ſelbſt in dem realiſtiſch verſtändigen Rom nicht gefehlt. Noch Hadrian, in einer völlig aufgeklärten Zeit, ließ ſeine Villa in Tivoli mit modernen Nachahmungen der ſteifen ägyptiſchen Statuen anfüllen und ſeinen vergötterten Antinoos nicht bloß als griechiſches Idealportrait, ſondern häufig auch in der ſtarren Haltung einer ägyptiſchen Bildſäule ausführen. Wo man bei andern Anläſſen dieſem reactionären Streben huldigte, ſchloß man ſich an die älteſten Vorbilder des einheimiſchen griechiſchen und etruskiſch-italiſchen Stils an. Haar und Bart der Götter wurden wieder conventionell mit Darſtellung aller einzelnen Strähne und Kammſtriche ausgearbeitet; lange chineſiſch-ſtarre Zöpfe fielen hinter den Ohren her über die Bruſt herab, nicht bei Frauen allein, ſondern auch bei Männern; die Geſichter machte man ausdruckslos oder lächelnd, die Stellung und Bewegung wurde nochmals affektirt ſteif. Wo Figuren, beſonders weibliche, mit einer Hand ihr Gewand, einen Stab oder ein Geräth tragen, faſſen ſie den Gegenſtand höchſt zimperlich nur mit Daumen und Zeigefinger und ſtrecken die drei andern Finger kerzengerad aus. Beſonders aber die Bekleidung ahmte die älteſte Manier nach. Dem Herakles zog man das Löwenfell wieder ſo an daß es, um den Hals geknüpft, den ganzen Oberkörper bedeckte und der Löwenſchwanz aus dem Steiß des Helden herauszuwachſen ſchien, und die zur Zeit der Aegineten im wirklichen Leben herrſchende Mode geſtärkter und gefältelter Gewänder wurde nicht bloß nachgemacht ſondern häßlich übertrieben, indem man dieſe ſchweren geſteiften Maſſen mit ihren künſtlichen Faltenlagen ſelbſt bei Mantelenden beibehielt, die den ſtehenden oder ſchreitenden Figuren in der Luft nachflattern. Am garſtigſten aber war die Uebertreibung, leichte Obergewänder an ihren herabhängenden Zipfeln ſo auszubreiten, daß ſie wie ein Schwalbenſchwanz in zwei ganz gleiche gefältelte Spitzen ausliefen. Dieſes bei einem Gewand ganz unnatürliche, weil unmögliche, Arrangement findet ſich in ächten Werken der älteſten Kunſt niemals und ſcheint auch in dieſen Baſtardnachahmungen nur eine kurze Zeit Mode geweſen zu ſein. An ihm wird ein bloß nachgeahmt alterthümliches Werk am leichteſten erkannt. Bei runden Statuen kommen die Schwalbenſchwänze übrigens nicht vor, weil da die Verrücktheit ſolcher ſchwebender Gewandmaſſen zu ſtark in die Augen hätte fallen müſſen.

In einigen Fällen iſt es ſchwer, ein gut nachgeahmtes Werk dieſer Gattung von einem wirklich alterthümlichen zu unterſcheiden. Allein für gewöhnlich bekennen dieſe Arbeiten ſofort ihren jüngern Urſprung, denn ihre Meiſter konnten ſich der Fortſchritte ihrer Zeit doch nicht entſchlagen und miſchen daher die moderne freie Ausführung mit dem angenommenen Altfränkiſchen. Beſonders aber auch dadurch verrathen ſie ſich, daß ſie das Affectirte in der Haltung und Bekleidung übertreiben und dadurch ihre Sachen oft zu lächerlichen Carricaturen eines urſprünglich Ehrwürdigen verderben.

Die beſonders in Relief zahlreichen Arbeiten dieſer reactionären Tendenz bilden eine eigne Klaſſe der antiken Denkmäler. Gegenüber den wirklichen Darſtellungen aus älteſter Zeit, die man archaiſche Werke nennt, werden ſie in der Kunſtgeſchichte als archaiſtiſche Werke bezeichnet. Ihre Entſtehungszeit iſt meiſtens unmöglich zu beſtimmen, weil ja ihre Urheber gefliſſentlich den Stil ihrer eignen Periode zu verſtecken ſuchten*).

---

*) Da die Vorliebe für den hieratiſchen Stil von Aeſchylos bis in die ſpäteſte griechiſche Kunſtübung unter Kaiſer Hadrian ſich erweiſen läßt, wird man ſchwerlich läugnen dürfen, daß zu allen Zeiten während dieſer ſechs Jahrhunderte alterthümliche Nachahmungen können gemacht worden ſein. Doch ſcheinen einzelne Ausartungen dieſer Tendenz wirkliche Modenarrheiten geweſen zu ſein, die mit der Mode kamen und auch wieder gingen. Beſtimmt iſt das mit den abſcheulichen Schwalbenſchwänzen der Fall geweſen. Da ſie nur im Reliefſtil vorkommen, bieten hier die Münzen einen ſichern Anhalt. Eine Durchſicht des ſchönen und reichen Münzcabinets des Herrn Dr. Imhoof-Blumer in Winterthur ergab mir Folgendes.

Die Schwalbenſchwänze bilden die Enden dünner und ſchmaler Obergewänder, die von den Figuren meiſt nur über dem einen oder um beide Arme geſchlungen

42. Herakles die Hindin von Kerynea bändigend.

Marmorrelief, mit der Townleyſchen Sammlung ins britiſche Muſeum gekommen, mit einem Rahmen aus derſelben Tafel gebauen, alſo für Einſetzung

---

getragen werden, alſo ganz frei in der Luft ſchweben. Sie kommen erſt auf Münzen von Nachfolgern Alexanders vor. Dieß hat, ſoviel ich weiß, zuerſt Herr Georg Scharf in ſeinem Katalog der Gypsabgüſſe des Kryſtallpalaſtes ausgeſprochen, wo auch S. 43 ein von ihm ſelbſt gezeichnetes Tetradrachmon aus dem Münzcabinet des britiſchen Muſeums gegeben iſt, welches er dem Alexander II. von Epirus zuſchreibt, das aber (nach Herrn Imhoofs gefälliger Mittheilung) Alexanders nachgebornem Sohne, dem Alexander Aegos angehört. (Dieſe Münzen ſind nur in Aegypten gefunden). Bei Mionnet (Pl. LXXI, 9) findet ſich ein Tetradrachmon deſſelben Alexander Aegos. Beide zeigen Athene mit gehobenem Schwert und Schild rechts hin vorſchreitend; ſowohl der ſchmale Mantel als der Ueberfall des Gewandes an den Hüften haben die gefältelten Spitzen. Mit dieſem Tetradrachmon des Aegos iſt auffallend ähnlich eins von Antigonos Gonatas aus dem Imhoofſchen Cabinet, das die Göttin ebenſo darſtellt. Daran ſchließt ſich ebendaher ein Tetradrachmon des Demetrios Poliorketes: Poſeidon mit geſchwungenem Dreizack nach links ſchreitend, der lange Shawl mit den ſpitzen Zipfeln nur um den ausgeſtreckten linken Arm geſchlungen. Derſelbe Poſeidon in Geßner's Numismatica, Reges, Tab. VI. auf einem Tetradrachmon von Pyrrhos. Ferner bei Herrn Imhoof ein zweites Tetradrachmon von Pyrrhos, Athene nach links vorſchreitend, in gleicher Haltung wie oben, (ſ. auch Geßners Reges, Tab. VI, 13) und eine ähnliche Athene nach rechts, in Theſſalien wahrſcheinlich im zweiten Jahrhundert nach der Schlacht von Kynoskephalä geprägt. Eine Drachme aus Theſſalien, Pallas nach rechts, hat Mionnet Pl. LXXI, 1, und ein Tetradrachmon von Ilion, mit einiger Abweichung in den Schwalbenſchwänzen, ſteht auf derſelben Tafel Nr. 6. Mit der Zeit der erſten theſſaliſchen Münze ſtimmt endlich ein Tetradrachmon von Philipp V., Pallas nach links, ebenfalls bei Mionnet Suppl. III. Pl. XI, 3. (Eine ſtilverwandte Münze von Metropolis bei Geßner, Populi, Tab. XLVI, y, eine Promachos in Vorderanſicht, iſt aus Goltzius entlehnt und wohl ſicher unächt.) Später als jene Münzen des Aegos hat aber dieſer Gewandſtil ſich nicht unter den ägyptiſchen Ptolemäern behauptet. Die Münzen der griechiſch-baktriſchen Reiche, welche Oberſt Cunningham bis auf König Eukratidas herab (ſeit 190 v. Chr.) im Jahrgang 1869 des Numismatic Chronicle mittheilt, zeigen die größte Verwilderung des griechiſchen Stils, aber von dieſer Modefratze haben ſie keine Spur. Ebenſo ſcheint ſie den römiſchen Münzen fern. Nach Athen, wo der angeborne gute Geſchmack ihr widerſtand, iſt ſie nicht in die Münzen, aber nach einzelnen Beiſpielen ins Relief eingedrungen, das beweiſt ſchon die ſonſt ganz unbedeutende Kampfſcene Nr. 37 unſerer Sammlung, wo die nachflatternden Schwalbenſchwänze die größte Abſcheulichkeit erreichen; dieß Relief ſtammt aus Athen, wo es ſich auch noch befindet. Hier aber kann der Stil von Makedonien in eine Tempelwand oder in die Seite eines Geräthes beſtimmt. Die Hindin iſt hier, wie gewöhnlich bei dieſer Scene, durch große Geweihe in einen Hirſch verwandelt, manchmal auch, wie bei der Brunnengruppe aus Pompeji (Nr. 152), entſchieden als männlicher Hirſch abgebildet.

Dieſes Relief hat viel Alterthümliches. Dahin gehören die übermächtigen Arme und Beine, der ungeheure Stiernacken des Helden, der Spitzbart am Kinn, die ſtarre Ruhe im Geſicht bei der größten Anſtrengung, und das ſteife Knien auf dem Rücken des Thieres. Die Figur iſt ſo plump, daß man nicht ſieht wie er den Hirſch hat erlaufen können. Der Nacken des letztern iſt dazu bös verzeichnet. Man vergleiche nur die herrliche Freiheit, mit der ſpäter die naturaliſtiſch entwickelte Kunſt ſelbſt bei einer bloß decorativen Brunnenfigur, wie die oben erwähnte Erzgruppe aus Pompeji, den Mann und das Thier des Waldes mit den flüchtigen Läufen wiederzugeben verſtand.

Bei dieſem Werk, wo keine Draperie uns entſcheidende Merkmale bietet, iſt es ſchwer zu beſtimmen, ob es eine ehrliche Copie einer ächt-archaiſchen Darſtellung oder eine affektirt-alterthümliche Neuſchöpfung iſt, und die Meinungen darüber ſind getheilt.

44. Herakles und Athene. 43. Aphrodite und Ares.

Dieſe beiden Reliefs, auf convex gerundetem Grunde, ſind Stücke einer cylinderförmigen Einfaſſung von Marmor, die auf dem Capitol ſich befindet und wahrſcheinlich als Brüſtung eines Tempelbrunnens gedient hat. Zwölf Götter umſchreiten die Rundung in einem Feſtzug, in welchem man die Heirat der Athene mit Herakles hat erkennen wollen: einen Mythus, der jedoch durch

---

her importirt ſein, da mehrere der Diadochen Athen eroberten und für längere oder kürzere Zeit Garniſonen dort hielten; daß er in die einheimiſchen Werkſtätten ſich verbreitete, iſt dadurch noch nicht bewieſen. Die Mode iſt alſo auch local beſchränkt geblieben und ſcheint den Münzen nach nur etwas über ein Jahrhundert, nämlich von Pyrrhos und Demetrios Poliorketes (um 300) bis kurz nach der Schlacht bei Kynoskephalä (197 v. Chr.) im Schwange geweſen zu ſein. Wenn dieß ſich beſtätigt, ſo möchten in die ſo umgrenzte Diadochenzeit auch alle die zahlreichen Reliefs mit den Schwalbenſchwanz-Draperien zu ſetzen ſein. Hierdurch ſind jedoch die ſchweren nachflatternden Gewandmaſſen mit den Dreieckfalten ihrer Säume nicht ausgeſchloſſen, denn ſie kommen auch ohne Begleitung der Schwalbenſchwänze vor und mögen über ein weiteres Gebiet ſich verbreiten. Man liebte ſie, ſcheint es, beſonders auf Reliefs, welche heilige Geräthe ſchmückten, und ſo haben wir ſie z. B. neben der Dreifußbaſis aus Dresden (Nr. 35), auch an der bacchiſchen Vaſe aus Neapel (Nr. 147) und der Baſis des korinthiſchen Candelabers aus Tivoli (Nr. 151).

keine Erwähnung bei alten Schriftſtellern ſich erweiſen läßt. Neben dem angeblichen Brautpaar ſind noch drei Götterpaare abgebildet, von denen wir hier nur das eine mit Ares und Aphrodite haben. Der Lederpanzer des Ares mit den Hüftplatten hat makedoniſche Form, und man ſieht an ſeinem Obergewand die berüchtigten Schwalbenſchwänze, bei der Aphrodite aber das alterthümliche Unterkleid mit ganz feinem Gefält. Auch an dem Gewand der Athene zeigt der Ueberfall über den Hüften die beiden ſpitzen Zipfel, die man auf den Münzen einiger der Nachfolger des Alexander grade ebenſo findet. Hinter dem Ohr hängen ihr lange dünne Zöpfe herab. Beide Figuren haben ein ſtupides Lächeln im Angeſicht. Herakles trägt einen ganz kindlichen Bogen und iſt ſo in die Löwenhaut geſchlagen, daß der Kopf ihm als Helm über den Kopf geht, die Vordertatzen um ſeinen Hals geknotet ſind und der kurze Stutzſchwanz aus dem Leib des Helden herausgewachſen ſcheint. So tänzelt er auf den Fußſpitzen hinter der Athene her. Die beiden Frauen faſſen Stab und andres, was ſie in Händen haben, ſo los an, als wollten ſie es fallen laſſen.

Das Umſchlagen der Thierhaut in der beſchriebenen Weiſe iſt Nachäffung der alterthümlichen Kunſt, es findet ſich ebenſo auf Werken altgriechiſcher und auch etruskiſcher Arbeit. Im Incunabelnſaal der Münchner Glyptothek ſieht man einen kleinen bei Perugia gefundenen Candelaberfuß aus fein getriebener und gravirter Bronze, unzweifelhaft ein altes Werk; hier hat auf einer der drei Seiten Herakles das Löwenfell ebenſo umgeknüpft, und auf der dritten ſteht ſogar die Juno Lanuvina ähnlich in ihr Ziegenfell gehüllt, als wenn das Ziegenſchwänzchen zum Leib der Göttin gehörte.

35. Dreiſeitige Baſis eines Geräthes.

Untergeſtell aus Marmor, mit der Sammlung Chigi ins Muſeum zu Dresden gekommen, und wegen der dreiſeitigen Form wahrſcheinlich zum Aufſtellen eines Dreifußes beſtimmt, der als Siegespreis bei einem Wettkampfe gewonnen und dann als Weihgeſchenk in einen Tempel geſtiftet wurde.

Auf der Vorderſeite ſieht man den Herakles, der den delphiſchen Dreifuß geraubt hat, den aber Apollon ihm wieder abnimmt. Das Lokal iſt unten durch eine gewölbte mit Binden theilweis bedeckte Erhöhung angegeben. Dieſe iſt der ſogenannte Omphalos oder Welt-Nabel und bezeichnet Delphi, weil die Griechen dieſen Ort für das Centrum der runden Erdſcheibe hielten. Der Dreifußraub findet ſich oft, beſonders auch auf Platten von gebrannter Erde, dargeſtellt. Herakles trägt das Löwenfell wieder genau auf die oben beſchriebene Art, der lange aufgeringelte Schwanz ſcheint ihm ſelber aus dem Steiß hervorgewachſen. Apollo trägt lange dünne Flechten, am Hinterkopf aber einen verwunderſam kühn ſich ringelnden Zopf. Den ganz dunnen Shawl hat er nur über die

Arme geworfen, um die beliebten Schwalbenſchwänze an deſſen Zipfel anzubringen. Beide Figuren gehen auch wieder tänzelnd auf den Fußſpitzen, und die Geſichter haben ein ſo ausdrucksloſes Lächeln, daß es ausſieht, als ob es ſich zwiſchen den beiden Zeusſöhnen nur um eine luſtige Neckerei handelte.

Auf der zweiten Seite ſieht man die Weihung des Dreifußes ſelbſt, der auf einer Säule aufgeſtellt und mit Bändern von einer Prieſterin geſchmückt wird, die ſich dazu auf die Zehen ſtellt. Sie iſt eine junge, aber häßliche Perſon. Daneben ein Prieſter, einen Beſen in der Hand, der wie aus einem jungen Baum mit Laubkrone gemacht iſt. Die Stellung dieſes Prieſters in ſchön umgeſchlagenem Mantel, die linke vom Gewand verdeckte Hand hinter die Hüfte aufgeſtemmt, iſt großartig; nur die langen geraden Flechten, die hinter dem Ohr herabfallen, erinnern auch hier an archaiſtiſche Kunſt.

Auf der dritten Seite ſteht ebenfalls ein heiliger Gegenſtand auf einer Säule, den dießmal ſowohl der Prieſter als die Prieſterin mit Bändern ſchmücken. Es iſt eine aus Stäben gebündelte Fackel, in einen Tellerleuchter eingeſteckt. Hier ſtehen beide Figuren, wie dort die Prieſterin allein, auf den Fußzehen und haben dieſelbe affectirte Haltung der Hände. Sie brauchen zum Knüpfen nur Daumen und Zeigefinger, die drei andern Finger werden gerade in die Luft gereckt. Darin haben wir wieder eine Nachahmung altitaliſcher, etruskiſcher und altgriechiſcher Mode. Etruskiſche Figuren halten ebenfalls eine Blume, einen Apfel oder irgend etwas Andres nur mit den erſten Fingern und ſtrecken die anderen ganz gerade aus. Wahrſcheinlich iſt dieß in einem frühen Jahrhundert einmal Etiquette geweſen, wie überhaupt die vornehme Kinderſtube ihre nach Perioden wechſelnde Modehaltung der Hände und Finger einſchärſt; in der Nachahmung einer ſpätern Zeit wird ſo etwas dann lächerlich wie hier.

Daß dieß Werk gewiß kein wirklich alterthümliches iſt, ſieht man an den Verzierungen der Ränder oben und unten, welche die Ueberladenheit der ſpätern Ornamentik zur Schau tragen. Am obern Geſims werden die Ecken von geflügelten Frauenſphinxen gebildet, deren Leiber phantaſtiſch in Blätter und Ranken des Akanthus auslaufen. Unten am Sockel aber ſtehen in den Ecken alte Silene die Arme in die Seiten ſtemmend und mit Flügeln, die in aſſyriſche Federfächer ſich umbiegen, während die Streifen zwiſchen ihnen verſchwenderiſch, aber auf allen drei Seiten gleichmäßig, mit Ranken und Laub des Akanthus und dazwiſchen mit eingeſteckten weitgeöffneten Blumenkelchen ausgefüllt ſind.

63—66. Reliefs vom Seſſel des Dionyſosprieſters im Theater zu Athen.

In dem großen Dionyſostheater am Südfuß des Burgfelſens von Athen haben ſich bei der ſeit 1862 begonnenen Ausgrabung auf der unterſten Stufe dichtgeſtellte Reihen von marmornen Ehrenſeſſeln gefunden, welche nach den Aufſchriften jeder für einen beſondern Prieſter oder Magiſtrat beſtimmt waren. Der vornehmſte, der daher bedeutend größer war und gerade in der Mitte ſtand, gehörte, wie die auch in unſerm Gyps lesbare Inſchrift zeigt, dem Prieſter des Dionyſos von Eleutherä, als Vertreter des Gottes, dem das ganze Theater geweiht war. Es iſt auch von allen Seſſeln der einzige mit Bildwerk geſchmückte. Die Reliefs von dieſem Seſſel, der noch in Athen an Ort und Stelle ſich befindet, haben wir hier. Auf der innern Seite der Rücklehne ſieht man zwei kraftvolle Silene mit Schwänzen, welche die Arme in den Nacken gelegt haben, um die Oberlehne als Laſt zu ſtützen; zwiſchen ihnen hängt eine große Traube herab. Sie ſind ganz flach gearbeitet, weil ein höheres Relief dem in dem Seſſel Sitzenden unbequem geworden wäre, wenn er ſich dagegen lehnte. Außen an den Armlehnen knien die zwei geflügelten Figuren, welche Hähne zum Kampf gegen einander anfeuern, denn in dieſem Theater fanden auch Hahnenkämpfe ſtatt. Endlich ſieht man auf der Vorderſeite unter dem eigentlichen Sitz zwei knieende Männer, welche von Greifen angefallen werden und ſich gegen dieſe mit ſichelförmigen Meſſern vertheidigen. Sie erinnern an die oft vorkommenden Männer aus dem Volk der Arimaſpen, die mit Greifen kämpfen, wovon auch wir in der Sammlung (Nr. 116) ein Exemplar in einem Relief von gebrannter Erde aus Berlin beſitzen. Höchſt auffallend iſt aber der verſchiedene Stil, in welchem dieſe drei Darſtellungen ausgeführt ſind. Die Aſiaten haben lange Bärte und phrygiſche Mützen, erinnern aber ſonſt in der Zeichnung an aſſyriſche Geſtalten.*) Die beiden Hahnenkämpfer ſcheinen Eroten zu ſein und zeigen den feinen griechiſchen Styl, haben aber merkwürdig ſchlanke Arme und Füße, ſo daß ſie ägyptiſchen knieenden Figuren ähnlich in den Proportionen werden; die Silene endlich ſind dem griechiſch-archaiſchen Stil mit Abſicht nachgebildet, während die Buchſtaben der Inſchrift beweiſen, daß der ganze Seſſel der ſpätern griechiſchen Zeit angehört.

147. Marmorvaſe mit Winzerfeſt.

Aus dem Muſeum zu Neapel. Die Vaſe iſt zunächſt in ihrem Geſammtumriß ſchön, nur für die Höhe des Gefäßbauches der vielleicht moderne Fuß um ein Kleinſtes zu kurz. Die wie gewöhnlich nah beim Fuß angeſetzten Henkel wachſen aus vier bärtigen Silensköpfen hervor, die mit den Blättern und Beeren des bacchiſchen Eppichs bekränzt ſind. Der Bauch der Vaſen iſt an der Außenſeite mit ſchräg anſteigenden nicht tiefen Rinnen geriefelt; auf dieſem Hintergrunde iſt ein Feſtzug in Relief angebracht, der in zwei Partien zerfällt. Vorn ſchreitet mit Stab und einem mächtigen Pinienapfel darauf (Thyrſos) ein bärtiger Mann vorauf, in einem vorn zugeneſtelten Rock, der ihm bis an die Knie geht. Auf dem Kopf trägt er einen Reiſehut, an den Beinen hat er Stiefel, die oben am Schaft mit Pelz beſetzt ſcheinen. Ihm folgen zwei Frauen, die eine hat ein Diadem, wie Juno es trägt (eine Stephane) im Haar und hält in einem Tüchlein Blumen, und, ſo ſcheint es, auch Früchte; die zweite hat den ganzen Körper, auch Hinterkopf und Hände, in einen dünnen Mantel geſchlagen. Auf der Rückſeite der Vaſe ſind wieder drei Figuren. Ein langbekleideter bärtiger Alter, der den Thyrſos und einen Henkelbecher führt, ſchreitet voran. An dem Zipfel ſeines über den linken Arm geſchlagenen Mantels hält ſich eine ihm nachſchreitende Frau, und dieſe führt an der Hand eine andere Frau hinter ſich. Beide Frauen ſind mit Stephanen bekrönt. Obwohl dieſe Stephanen oft Göttinnen bis zu Grazien und Jahreszeiten herab ſchmücken, kommen ſie auch bei menſchlichen Frauen vor, und ſo iſt vielleicht die ganze Darſtellung nichts als eine fröhliche Geſellſchaft, die im Herbſt, wo es ſchon wieder kalt wird, in Prozeſſion zu einem Winzerfeſt hinauszieht.

---

*) „Das Relief vorn unter dem Sitzbrette am Theaterſitze des Dionyſosprieſters in Athen, für welches noch keine genügende Deutung gefunden iſt, könnte als Nachahmung von gewirktem Stoffe, mit dem man die Sitze bedecken mochte, grade an dieſer Stelle angebracht ſein. Ein orientaliſches Muſter liegt offenbar zu Grunde und dieſe erhielten ſich lange in Griechenland im Gebrauche der überhaupt ſehr conſervativen Technik der Weberei ...“ Conze in der Anzeige von Friedrichs' „Bauſteine“, Gött. gel. Anz., 1868, II. S. 813.

Das Archaiſtiſche drückt ſich in dieſen Reliefs nur in den Zigeunerzöpfen der beiden Männer aus. Auch in den nachflatternden Gewändern herrſcht die ſteife Faltung der Säume zu Dreiecken, aber die extremſte Manier des Altfränkiſchen iſt weislich vermieden.

54. Zeus Trophonios.

Kopf von pariſchem Marmor, unter Lebensgröße, Jupiter Talleyrand genannt, weil er aus dem Beſitz des Fürſten Talleyrand 1836 durch Kauf in den Louvre überging. Ergänzt ſind mehrere der feinen Ornamente am Diadem und die beiden Schleifen zur Seite des Hauptes, ſtatt deren lieber Bänder auf die Schultern herabfallen ſollten. Das Geſicht ſieht aus, als wäre es in moderner Zeit geglättet worden. Das Diadem iſt als eine wirkliche Binde von Zeug gedacht, in welche goldne Palmetten von Geißblatt mit Granat- oder Lotosblüthen abwechſelnd eingeſteckt ſind. Dieſe Blumenmuſter fangen über den Ohren klein an und werden gegen die Stirn hin breiter und höher. Solche gleichmäßige Diadembeſätze finden ſich mehrfach bei archaiſtiſchen Werken. Die ſchöne Artemis in München hat kleine Rehböckchen, eine Artemis aus Pompeji Roſen dafür eingeſteckt. Das Merkwürdigſte ſind aber die wunderbarlich friſirten Haare. Der Schnurrbart iſt ſchmal zuſammengedreht und fällt erſt herab, iſt aber mit den Enden wieder aufwärts friſirt, ähnlich wie bei der alterthümlichen Büſte des Pherekydes, welche daneben ſteht. Der Spitzbart am Kinn erinnert ebenfalls an Archaiſches, wie bei dem Hermes auf dem Relief links darüber (Nr. 38), und die parallelen Striche dieſes Spitzbartes ähneln denen beim Ariſtion (Nr. 45), nur daß bei unſerer Büſte die einzelnen Wellchen mit höchſter Sorgfalt ausgeführt ſind. Das Haupthaar iſt über der Stirn erſt in einen runden Flechtenwulſt aufwärts gelegt, darüber fallen dann ſeine gleichmäßig gedrehte Löckchen, die mit ihren Endſchnecken vor der Stirn eine ganz grade Querlinie bilden. Zwiſchen all dieſem künſtlich friſirten Weſen blickt glatt wie ein Cameo ein vornehmes, doch etwas kaltes Antlitz mit ſchön geſchnittenem Profil hervor.

Weder dieß Profil noch die Anordnung des Haars bietet feſte Vergleichungspunkte mit andern Bildwerken des Alterthums dar, deren Gegenſtände wir kennen, und ſo iſt keine der verſchiedenen Vermuthungen ſicher, die ihn für Zeus Trophonios, einen indiſchen Dionyſos oder einen Hermes ausgeben. In Hinſicht auf die Entſtehungszeit ſchwankt die Meinung zwiſchen Praxiteles, dem letzten Jahrhundert der römiſchen Republik, und dem Kaiſer Hadrian*).

Auch der neuſte Katalog des Louvre, Herrn Fröhner's gewiſſenhafte Arbeit, weiß über den Fundort dieſes ſeltſamen Werkes nichts. Woher denn iſt es in Talleyrand's Sammlung gekommen? Iſt dieß moderne Geſicht mit der fabelhaft genauen und unverletzten Ausführung der Friſur auch wirklich antik? Oder iſt der ganze Kopf eine Myſtification neuerer Zeit, die ein geiſtvoller und verſchwiegener Künſtler ſich erlaubte, um durch eine genaue Nachahmung einzelner archaiſcher Züge, namentlich des nicht ſelten ſo vorkommenden Bartes, die Archäologen auf die Probe zu ſtellen und mit der Deutung zu quälen? Ich habe mich auch vor dem Original im Louvre dieſer Frage niemals erwehren können.

---

*) Eine von Prof. Michaelis (Archäolog. Zeitung, 1866, S. 254) hinzugezogene Herme des britiſchen Muſeums mit ſpitzen Thierohren und einem ſinnlichen Ausdruck des Geſichts, die von Gavin Hamilton 1779 bei Civita Lavigna aufgefunden wurde, hat Aehnlichkeit im Stil; da ſie aber ſelbſt noch nicht mit Sicherheit benannt werden kann, iſt der Schluß auch nicht ſicher, daß unſer Kopf, weil jene zum bacchiſchen Kreiſe gehöre, als der Herrſcher dieſes Kreiſes, folglich als Dionyſos zu erklären ſei. Eine Replica unſeres Kopfes iſt der Londoner ſicher nicht.

VIII. Die römiſche Kunſt.

> Andre mögen das athmende Erz vollendeter gießen
> Und ein lebendiger Bild dem Marmorfelſen entlocken;
> Fertiger ſpricht ihr Mund im Gericht, und den Wandel des Himmels
> Zeichnet genauer ihr Stab, und nennt die Geſtirne, die aufgehn:
> Du, o Römer, beherrſche mit Kraft die bezwungenen Völker;
> (Dieß ſind Künſte für Dich!) Du gebeut und ſchirme den Frieden,
> Schone den flehenden Feind und kämpfe den trotzigen nieder!

So läßt Virgil (Aeneis VI. 847 ff.) die Zukunft Roms von deſſen mythiſchem Ahnherrn Anchiſes vorausverkündigen, als ſein Sohn Aeneas zu den Todten herabſteigt, um den Vater zu befragen. Ein Römer ſelbſt geſteht hier die Schwäche ſeines Volkes in der Kunſt zu, ja dieſe Schwäche erfüllt ihn mit patriotiſchem Stolz. Der ſtreng auf die praktiſche Welt gerichtete Sinn der Römer, welcher nach außen Eroberung, nach innen Ausbildung der Verfaſſung und des Privatrechtes anſtrebte, war gegen den Kranz des Ideals gleichgültig, und nur in der Architektur, weil ſie dem Staat, dem öffentlichen Nutzen und Behagen diente, hat auch dieß Volk Großes geleiſtet. Ihre Gottheiten waren moraliſche Weſen, deren Verehrung eben wieder das politiſche Leben zuſammenhielt und ſpornte, aber für keine derſelben haben ſie die reiche Fabellehre der Griechen erfunden. Nicht einmal über die Weltſchöpfung gaben ihre Prieſter eine Lehre: der Römer nahm die Erde, wie er ſie fand und unterwarf ſie mit Pflug und Schwert, ohne einmal nach ihrem Urſprung zu fragen.

So ſchloß man ſich anfangs, da man doch Tempelbilder brauchte, an das Vorbild der benachbarten etruskiſchen Bildnerei an; doch hatte auch die lateiniſche Race eine frühe eigne Kunſtübung, und man borgte in Rom von Beiden. Auch hat es unter der Republik Erzgießer aus guten römiſchen Familien gegeben, deren zum Theil coloſſale Werke noch bei den Kennern der feingebildeten Kaiſerzeit Beifall fanden. Als nun aber die Römer in Folge ihrer Einmiſchung in die makedoniſch-griechiſchen Angelegenheiten mit dem helleniſchen Weſen bekannt wurden, da entſtand in ihrem Geiſt eine große Wandlung. Die ſeelenloſen römiſchen Götter wurden mit den einigermaßen entſprechenden Göttern der Griechen zuſammengeſtellt und mit deren reicher Mythologie umkleidet. Man dilettirte in griechiſcher Philoſophie, überſetzte athenienſiſche Stücke für das römiſche Theater, nahm griechiſche Versmaße für die lyriſche und erzählende Dichtung auf. Alle Vornehmen erhielten eine griechiſche Erziehung, ſogar die Damen des Demi-Monde mußten beide Sprachen verſtehen und ſprechen. Unbewußt kam man ſo in die griechiſche Weiſe des Fühlens und Schauens hinein, daß man auch die griechiſche Kunſt gar nicht mehr als ein Fremdes empfand.

Doch gaben auch jetzt nur wenige geborene Römer ſich der praktiſchen Ausübung der Kunſt hin; und von den wenigen ſind mindeſtens zwei aus dem Stande der Freigelaſſenen geweſen.*) Es waren faſt nur Griechen, die ihre Werkſtatt in Rom aufſchlugen und dort für die reichen Liebhaber arbeiteten.

So läßt ſich wenigſtens in der Bildnerei während der erſten zwei Jahrhunderte des Kaiſerreichs keine durchgreifende Scheidung zwiſchen griechiſcher und römiſcher Arbeit anſtellen. Neue Göttertypen wurden nicht geſchaffen; auf dem Gebiet der idealen Kunſt, wofür ohnehin im kaiſerlichen Rom Glaube und Begeiſterung mangelte, genügte das Copiren nach den berühmten Werken der Vergangenheit. In Genrebildern und Ornamentalſculptur war man immer noch friſch und erfindungsreich. Der ſtarke hiſtoriſche Sinn, der auch die Thaten der Gegenwart in voller Wirklichkeit auf die Nachwelt zu bringen wünſchte, erſchuf an öffentlichen Gebäuden, zumal in den Triumphbogen, jene großen und figurenreichen Reliefs, welche mit urkundlicher Genauigkeit die Kriegsglorien der Kaiſerzeit erzählen. Die Reliefs am Titusbogen, die trajaniſchen Reliefs am Conſtantinsbogen, am Bogen zu Benevent und theilweis auch an der Trajansſäule gehören zu dem Schönſten, was wir in bewegter Reliefcompoſition beſitzen. Dieſes ſtarke Gefühl für Geſchichte hielt der Sculptur noch ein zweites Gebiet offen, worin ſie auch in Rom Ausgezeichnetes leiſten konnte und geleiſtet hat: das iſt das Portrait, ſowohl als ganze Statue wie als Büſte. Hier traf die Kunſt einmal mit den politiſchen Intereſſen zuſammen, und hier darum war ſie in Rom populär.

Auf dieſem Punkte zeigt ſich auch ein ſtarker Unterſchied in der Anſchauungsweiſe beider Völker. Selbſt bei Statuen, die einen wirklichen Menſchen verherrlichen ſollten, begannen die Griechen nicht mit dem Portrait, das dem Menſchen ähnlich ſein wollte, denn wie Plinius erzählt, errichtete man den Siegern bei den Wettkämpfen dreimal Idealſtatuen, und erſt beim vierten Sieg eine Portraitbildſäule. Ihnen war alſo die ſchöne Menſchengeſtalt die Hauptſache, nicht die treue Wiedergabe des Individuums. Ganz umgekehrt fing die römiſche Bildnißkunſt an. Die alten Geſchlechter wollten getreue Ahnenbilder haben, man nahm alſo Masken von den Angeſichtern der Geſtorbenen und goß in ihnen Wachsköpfe ab, die unter dem Namen Imagines Jahrhunderte lang in beſondern Schränkchen aufbewahrt und in einem Saal des Hauſes ausgeſtellt wurden. Starb ein Mitglied der Familie, ſo ſetzten dazu geeignete Perſonen die Wachsköpfe auf, legten auch die Amtskleider, wie die berühmten Vorfahren ſie getragen hatten, an und fuhren auf Wagen ſtehend mit der Leiche, als ob alle Ahnen der Familie den Enkelſohn zum Scheiterhaufen begleiteten. Hier kam es alſo auf ſchärfſte Portraitähnlichkeit mit Wiedergabe aller zufälligen Kleinigkeiten an, und als man nun Bildniſſe in Stein zu machen anfing, blieb dieſe Tendenz. Die Köpfe des Scipio Africanus, deren man einen in der Münchener Glyptothek hat, tragen auf der Stirn die Narbe, welche der große Feldherr in einer Schlacht erhielt. Bei den Köpfen hoher Perſonen kam freilich auch manchmal eine vergötternde Idealiſirung auf, aber neben dieſen wohl erkennbaren Steigerungen machte man immer auch treue Bildnißköpfe. In dieſen beſteht der größte Werth der römiſchen Sculptur. Von den Kaiſern und Kaiſerinnen haben wir ſo eine faſt vollſtändige Reihe von Cäſar bis in die chriſtliche Zeit. In ihrer hohen Stellung, von Geſetz und Verfaſſung nicht gehemmt und oft auch von jeder Schranke der Sitte ſich emancipirend, haben dieſe Männer und Frauen zumal des cäſariſchen Hauſes bis auf Nero ihre dämoniſchen Eigenſchaften frei entfaltet, und ihr Charakter ſteht ihnen unzweideutig auf die Stirn geſchrieben. Es gewährt einen großen Genuß, die Nachrichten über ihr Leben und Weſen, wie wir ſie bei Vellejus, Sueton, Tacitus und noch bei den ſchwächern Biographen der ſpätern Kaiſer finden, mit den Zügen zu vergleichen, welche der Marmor uns unwandelbar erhalten hat. Leider beſitzt unſre Sammlung von dieſen Köpfen nur eine ganz kleine Zahl, und beſonders fehlen uns noch die höchſt lehrreichen Bildniſſe der im Guten wie im Böſen oft ſo großen und faſt immer ſchönen Kaiſerinnen der Cäſarenfamilie, wie man ſie in einem beſondern Raum des Kryſtallpalaſtes bei London zuſammengeſtellt findet.

---

*) Brunn, Geſch. der griech. Künſtler I. S. 617.

142. Statue der Minerva Medica.

Dieſe lebensgroße Statue von Marmor, jetzt im Vatican, hat bereits Sandrart im Anfang des 17. Jahrhunderts in der Gallerie Giuſtiniani geſehen und abgebildet*), und heute noch iſt ſie als Minerva Giuſtiniani bekannt. Man nennt ſie auch Minerva Medica, weil ſie in der Nähe einer Ruine aufgefunden wurde, welche früher als Tempel der Minerva Medica bezeichnet wurde. Die bauliche Anlage beweiſt aber, daß dieß kein Tempel geweſen iſt, und man hält das Bauwerk jetzt für den Hauptraum einer Bad-Anlage. Neu ſind an der Statue die rechte Hand mit einem Theil des Speeres, einige Finger der linken Hand und die Sphinx auf dem Helm. Auf dem Kupferſtich bei Sandrart fehlt auch der ſehr ſchlechte Kopf der Schlange. Der Anſatz einer ſtarken Stütze hinter dem Schenkel der Göttin und über dem Kopf der Schlange beweiſt, daß dieß urſprünglich anders war, die Schlange ſcheint ſich noch viel höher aufgebäumt zu haben.

Die Statue hat zwar die Attribute der Pallas im Parthenon von Phidias (Nr. 127), z. B. die Schlange, den Speer und die Sphinx, aber Alles iſt ganz anders angeordnet. Die Schlange ringelt ſich hier hinter den Füßen der Göttin ganz herum. Statt der Greife an der Helmwölbung der Parthenos ſtehen hier, aber auf dem Viſir, Widderköpfe; die Lanze wurde von der Parthenos mit den Fingern der linken, hier wird ſie von der rechten Hand gehalten. Einiges bei der Medica erinnert dann wieder an die Pallas von Velletri (Nr. 209), z. B. die Form des Helmes und das unter dem Helm zurückgekämmte Haar mit den Kammſtrichen, allein das Haar bedeckt bei der Velletri das Ohr nicht. Beide Statuen preſſen den Mantel mit dem linken Ellbogen an den Leib feſt, aber bei der Velletri bleibt die linke Hand frei, während die Medica mit derſelben ſpielend den Mantelſaum anfaßt. Dagegen findet ſich eine verkleinerte Replica der letztern, nur als Torſo erhalten, auf der Akropolis zu Athen. Wenn demnach die Ausführung auch der römiſchen Zeit angehören wird, ſcheint die Erfindung auf Athen und auf eine bedeutend frühere Zeit, möglicherweiſe ſogar auf das vierte Jahrhundert zu weiſen.

---

*) Teutſche Akademie, als Titelblatt zur 4. Abtheilung.

Die Minerva Giuſtiniani iſt ein feines und bedeutendes Werk. Der Kopf, von dem vollen Haar ſchön eingerahmt, erhält durch den Schatten des Helms etwas würdig Ernſtes. Die Stellung iſt bei aller Feſtigkeit doch dadurch belebt, daß der rechte Fuß zurückſteht, der Kopf aber etwas nach links ſich wendet. Die linke Hand, ſo leicht mit dem Gewand beſchäftigt, iſt doch jedenfalls ſo graciöſer, als wenn ſie nochmals mit einem Attribut vollgeſtopft wäre. Alles Symboliſche iſt in's Gefällige gemildert, die furchtbare Aegis, hier wie ein Putzſtück, wie ein Schultermäntelchen ſchräg umgeſchlagen, iſt mit Federn ſtatt Schuppen bedeckt, wenn auch dieſe Federn Metallblech andeuten mögen. Auch vom Rücken bleibt die Statue anziehend. Das Haar iſt im Nacken zuſammengebunden und dann unterwärts des Bandes in lange ſymmetriſch gedrehte Locken gelegt. „Es wird kaum noch ein Werk der Bildhauerkunſt geben, welches mit dieſem Grad von Leidenſchafts- und Bedürfnißloſigkeit ſo viel Anmuth verbindet oder wenigſtens ſo anmuthig auf den Beſchauer wirkt.“*) Dieß kann man zugeben, allein wahr bleibt auch, daß die rechte Großartigkeit einer Pallas fehlt und daß namentlich die Gewandmotive in's Kleinliche ſinken. Die Art, wie auf der Rückſeite unter dem Nacken und auch vorn das dünne Untergewand unter dem Umſchlag des Mantels ſich verzieht und krümmt, iſt weder natürlich noch in großem Stil. So begreift ſich die Bewunderung, welche dieſe Statue im 17. und 18. Jahrhundert in Rom genoß; nachdem aber die Pallas von Velletri gefunden war, mußte ihre kleinlichere Auffaſſung ſtark in der Schätzung ſinken.

86. Statue des Mars. 139. Büſte des Mars.

Die Statue, von Marmor, kam aus der Villa Borgheſe in den Louvre und iſt unter dem Namen des Achilles Borgheſe bekannt. An Achill iſt aber wegen der ſchweren Körperformen nicht zu denken, und die Wölfe am Helm, das Lieblingsthier des Mars, bezeichnen die Figur genugſam als den kraftvollen Stammvater der römiſchen Race. Ergänzt ſind nur die Finger der rechten Hand und der linke Unterarm mit der Hand, welche wohl die Lanze hielt. Der Gott iſt bis auf den Helm nackt, trägt aber über dem Knöchel des rechten Fußes einen Ring, der noch keine recht genügende Erklärung gefunden hat. Der Ausdruck des geſenkten Kopfes iſt ernſt, wie es dem ſtrengen Kriegsgott geziemt.

---

*) Bernoulli über die Minerven-Statuen, S. 25.

Die Statue iſt von mittelmäßiger römiſcher Arbeit, die Muskulatur und die Andeutung des Beckens über den Hüften ſchwerfällig und ohne Feinheit. In neuerer Zeit hat ſie aber die Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen, weil man an ihr die Körperverhältniſſe des Polyklet wiedererkennen und in dem Kopfe eine Aehnlichkeit mit dem Typus dieſes Meiſters finden will.

Der Marskopf Nr. 139, aus pariſchem Marmor, wurde entweder 1812 aus dem Hauſe Braſchi oder 1815 zu Paris aus den dort dem Eigenthümer zurückgegebenen Schätzen der Villa Albani für die Glyptothek in München erworben. Ergänzt ſind die Naſenſpitze ſammt dem linken Naſenflügel, der Helmbuſch mit der Sphinx darunter und die ganze Büſte. Nach Art römiſcher Soldaten auf den Werken aus Trajan's und Hadrian's Zeit trägt der Gott den Backenbart, während Kinn und Lippen glatt geſchoren ſind. Der Kopf iſt eine feinere Wiederholung von dem Kopf der Statue.

4. Der Antinous vom Capitol.

Antinous war ein ſchöner Jüngling aus Bithynien, der als Geliebter des Kaiſers Hadrian dieſen auf allen ſeinen weiten Reiſen begleitete und im Nil freiwillig den Tod fand (132 n. Chr.), weil er vermuthlich ſeine unwürdige Stellung bei dem hohlen und eiteln Freunde nicht länger ertragen konnte. Hadrian ſcheint aber den Selbſtmord als ein freiwilliges Opfer zu ſeinem eignen Heil aufgefaßt zu haben, und ſo feierte er den vergötterten Liebling durch Jahresfeſte, Tempel und zahlloſe Statuen. Eigentliche Portraits ſind dieß nicht, ſondern Antinous wurde mit den Attributen anderer jugendlicher Götter ausgeſtattet. So ſtellte man ihn für den ägyptiſchen Cultus als ägyptiſchen Gott in ſtrammer Haltung, aber doch mit griechiſcher Anatomie, dar; für den griechiſch-römiſchen Weltkreis wählte man beſonders die Auffaſſung als Bacchus oder als Mercur. Gleichwohl behielt man die charakteriſtiſchen Züge des lebenden Antinous bei, wodurch dieſe Statuen ſich von wirklichen Bildern jener Götter kennbar unterſcheiden. Dahin gehört beſonders die ſtarke fleiſchige Bruſt, die auffallend niedrige Stirn und der ſchwermüthige Ausdruck im Antlitz. So iſt in unſerer berühmten Marmorſtatue, die aus Hadrian's Villa bei Tivoli ſtammt und ſpäter in's Muſeum des Capitols überging, Antinous als Mercur aufgefaßt, worauf neben dem krauſen Haar beſonders der Reſt eines Stabes in der rechten Hand deutet. Auch an eine Auffaſſung als Narciß iſt gedacht worden, der in der Fluth ſich ſpiegele. Ergänzt ſind das linke Bein abwärts vom Knie, der linke Fuß, beide Arme, und an der rechten Hand die beiden erſten Finger. Die Ergänzung der linken Hand iſt nicht gut, ſie macht einen deklamatoriſchen Geſtus, der zu der ernſt-ruhigen Haltung des Ganzen nicht paßt.

Die Statue, aus carrariſchem Marmor, reiht ſich den großen Schöpfungen der griechiſchen Zeit immerhin würdig an, wie denn überhaupt unter Hadrian die Bildnerei noch einen letzten kräftigen Aufſchwung genommen hat. Das Fleiſch hat wohl nicht mehr die volle Lebendigkeit der alten Zeit, woran auch die glatte Politur Schuld iſt, wie ſie zuweilen in ſpät-griechiſcher und römiſcher Kunſt vorkommt, aber in Haltung und Zeichnung hat der Körper immer noch eine hohe Anmuth.

Die nackte Geſtalt des Antinous iſt die letzte Idealſchöpfung der antiken Welt und entſtand kaum ein Jahrhundert früher, als die Chriſten ihr neues Ideal in dem traditionellen Chriſtuskopf erſchufen. Das abſinkende Lebensgefühl des Alterthums iſt in der freiwilligen Todesweihe des ſchönen Jünglings ergreifend ausgedrückt. Wenn die letzte von den Sibyllen von Kumä einmal aus ihrer Höhle in den Sonnenſchein hinaustrat und die Kinder ſie fragten: Sibylla, was willſt Du? — ſo antwortete die Greiſin: Ich will ſterben! So ſchaut dieſer Jüngling im Lebensüberdruß ernſt vor ſich nieder, als blickte er in den dunkeln Strom, der ihn verſchlingen ſoll — das Sinnbild einer Zeit, die mitten in der Fülle ſinnlichen Genießens ſich geiſtig überlebt hat und im Tod vor ihrer eignen Herzensangſt die Rettung ſucht.

152. Hercules mit dem Hirſch.

Dieſe vorzügliche Gruppe von Bronze, etwa $1/_3$ lebensgroß, ſtammt aus Pompeji und diente als Brunnenverzierung; im Maul des Hirſches ſieht man noch die Röhre, woraus der Waſſerſtrahl floß. Das Werk iſt jetzt im Muſeum der Univerſität zu Palermo, und dabei ſteht noch das mit ihm gefundene viereckige Marmorbecken, welches das Waſſer aufnahm*). Auf einer Photographie des Originals vom Jahr 1869 iſt der linke Vorderlauf des Thieres unterwärts des Knies abgebrochen. Der Heros, kraftvoll aber ſchlank gebaut, bartlos aber mit ſehr willensſtarkem Geſicht, hat den Hirſch bei den äußerſten Enden des Geweihes erfaßt. Das Thier iſt ſeitwärts niedergeſtürzt und ſucht vergebens wieder Fuß zu faſſen, denn Hercules kniet ihm auf der rechten Hüfte, um es auch am Hintertheil niederzuhalten, wie er es vorn mittelſt der Geweihe bändigt. Im Gyps macht ſich die ſchwere glatte Maſſe des Hirſches nicht ſchön, in der Bronze aber ſind mit dem Grabſtichel die einzelnen Haare eingeſchnitten, was der Haut ein wunderbares Leben giebt. Dieſe virtuoſe maleriſche Behandlung der Oberfläche iſt ſo alt wie die Plaſtik in Erz; die Juno von alt-etruskiſchem Stil, auf einer bei Perugia gefundenen Candelaberbaſis, jetzt in der Glyptothek zu München, hat an ihrem Ziegenfell das Haar ganz fein wie bei einer Kupferplatte eingravirt. Es iſt dieſe Gruppe des Hercules mit dem Hirſch anerkannt eins der ſchönſten Erzwerke aus den verſchütteten Städten.

---

*) Stahr, ein Jahr in Italien, II. S. 92, wo auch erzählt wird, wie das Werk nach Palermo, ſtatt in's Muſeo Borbonico nach Neapel kam.

221. Agrippina im Seſſel.

Wir beginnen die Portraitbildniſſe römiſcher Zeit mit der berühmten Marmorſtatue der Agrippina aus dem Muſeum zu Neapel, wohin ſie mit den farneſiſchen Sammlungen gekommen iſt; ſie wird alſo in Rom gefunden ſein. Nur in der Tunica mit zugeknöpften Halbärmeln, den Mantel in den Rücken gelegt und unterwärts über Schooß und Schenkel geſchlagen, ſitzt ſie weit zurückgelehnt in einem Lehnſeſſel. Die Stütze des Seſſels bildet ein Korb für weibliche Arbeit, doch mögen an den Ecken noch Stuhlbeine geweſen ſein. Die ausgeſtreckten Füße ruhen auf einem beſonderen Schemel. Die Haltung iſt voll von Würde und doch ganz dazu gemacht den Bau der kräftigen Glieder zu zeigen. Beide Gewänder werfen ſchöne und großartige Falten. Der leicht geneigte Kopf, die zuſammengelegten Hände, die läſſige wie in Gedanken verſunkene Haltung bringen einen ernſten faſt ſchwermüthigen Ausdruck hervor. Die Dame ſteht zwiſchen Jugend und Verblühen, und man lies't in dem Angeſicht ſchwere Schickſale, die über ihr Leben hingegangen ſind. Ergänzt ſind die Naſe, die beiden Hände und die vordre Hälfte der Füße nebſt dem Fußſchemel.

Statuen in dieſer Attitude, die übrigens auch ſchon in älterer griechiſcher Kunſt vorkommt, ſind immer für Agrippina gehalten worden. Sie haben die großen ſchönen Augen, welche, wie bei dem eddiſchen Geſchlecht der Völſungen, faſt allen Gliedern der Cäſarenfamilie eigen ſind. In der vor uns erkennt man gewöhnlich die ältre Agrippina, des edeln Germanicus treffliche Frau, die ihm neun Kinder ſchenkte, am Rhein mit dem Muth der Mutter und Römerin einmal die fliehenden Legionen in den Kampf zurücktrieb, und nach der Vergiftung ihres Gemahls unter ſchwerer Verfolgung hinſiechte, ſo daß ihr der Schmerz erſpart blieb, ihren Sohn Caligula auf dem Kaiſerthron das Gedächtniß der edeln Eltern ſchänden zu ſehen. In neuerer Zeit iſt dagegen die Anſicht aufgetreten, es ſei die jüngere Agrippina, welche den blödſinnigen, von ihr ſelbſt verachteten Kaiſer Claudius heiratete, um ihrem Sohn erſter Ehe, dem

Nero, die Nachfolge zu erſchleichen. Auf ihr ruht der Vorwurf, um Nero's willen ihren Stiefſohn Britannicus und dann den Gemal ermordet zu haben. Von Nero anfangs hoch geehrt, verſuchte ſie ſpäter, eine noch immer ſchöne Frau, durch Entſetzliches ſich in ſeiner Gunſt zu behaupten, und dieſer ließ ſie nach einem vergeblichen Verſuch, ſie wie durch Zufall in der Bucht von Bajä zu erſäufen, durch Marineſoldaten ermorden. In der Reſignation dieſes Geſichtes ſoll ſich dann der Schmerz der alternden Kaiſerin über dieß Verhältniß zu ihrem Sohn malen.

Es iſt mißlich, wo feſte äußere Beweiſe mangeln, aus den Zügen zumal eines Frauenkopfes den Charakter errathen zu wollen, da wir nicht wiſſen können, wie viel von dem Häßlichen und Frivolen darin der Künſtler weggewiſcht hat. Allein bis ſtärkre Beweiſe als bisher beigebracht werden, ſpricht die Phyſiognomik hier entſchieden für die ältre Agrippina des Germanicus. Die überaus einfache Tracht, das Haar, das vorn kurz abgeſchnitten und hinten ganz ſchlicht in einen kurzen Zopf zuſammengenommen iſt, ſind völlig frei von Gefallſucht. Das männliche Geſicht, die ſtarke Naſe, der hohe Ernſt paſſen zu der Heldin des Lagers beſſer als zur Giftmiſcherin und der alternden Schönheit, die gegen ihren eigenen Sohn die Kokette ſpielt.

223. Portraitſtatue einer Dame.

Dieſe ſchöne Gewandſtatue von Marmor wurde nebſt einer zweiten, welche eine Tochter dieſer Dame darzuſtellen ſcheint, im Jahr 1711 zu Reſina gefunden, welches Städtchen über dem verſchütteten Herculaneum liegt. In Folge der Aufgrabung eines Brunnens ſoll man auf einen Rundtempel geſtoßen und in dieſem, neben andern, ſieben weibliche Gewandſtatuen entdeckt haben, die man alſo wegen der Rundform des Gebäudes für Veſtalinnen nahm. Der Prinz von Elboeuf, der dieſe Ausgrabung veranſtaltete, ſchenkte zwei derſelben dem Prinzen Eugen in Wien, dann kaufte ſie 1736 König August III. von Polen, Kurfürſt von Sachſen, und ſo ſind ſie ins Muſeum zu Dresden gekommen.

Die Statue gehört der erſten Kaiſerzeit an und giebt ein herrliches Beiſpiel jener ſtehenden Gewandfiguren von Kaiſerinnen und andern vornehmen Damen, in denen die römiſche Kunſt ſo ausgezeichnet war. Sowohl die Figur als das Geſicht zeigen aber auch, wie ſchön wenigſtens in einzelnen Individuen die Race in jenem halb griechiſchen, halb römiſchen Campanien geweſen iſt. Das weiche Haar iſt mit einer damals wieder in Mode gekommenen Friſur, die aber ſchon vierhundert Jahre früher erfunden war, in Wülſte getheilt, die parallel mit einander von der Stirn nach dem Hinterkopf laufen. Das Untergewand, das am Hals über den Brüſten ſich reizend naturwahr faltet und mit ſchönem Umſchlag auf die Füße fällt, hat ſo lange Aermel, daß man in ihre

Enden die Hand einſchlagen konnte; das erſetzte bei dem heißen Sonnenbrand am Golf von Neapel die Damenhandſchuhe, und ſo hat auch unſre Matrone die linke Hand mit Ausnahme von Daumen und Zeigefinger eingewickelt. Ueber dieſer Tunica iſt dann ein großer Mantel von ſtärkerm, immer aber noch feinem Zeug in den reichſten Falten umgelegt, der die ganze Geſtalt und auch den Hinterkopf bedeckt. Gleich herrlich iſt ſie vom Rücken geſehen, wo die Falten von dem verſchleierten Haupt ſchräg nach rechts herabfallen, da der rechte Arm ſie zuſammenzieht. So iſt die Geſtalt dort zwar ganz verhüllt, aber der Körper tritt unter dem Gewand voll von höchſtem Leben hervor. Es iſt ſoviel Vornehmes und zugleich ſoviel natürlich weiblicher Adel in dieſer Statue, daß ſie auch moderne Menſchen lebhaft anzuſprechen pflegt, denen der Sinn für die klaſſiſchen Formen ſonſt noch nicht erſchloſſen iſt. Zwiſchen ihr und uns ſteht die erkältende Glasſcheibe nicht, die nach Herman Grimm's geiſtreichem Ausdruck die Antike von unſerm Herzen ſcheidet.

14. Cicero.

Cicero iſt eine der gründlich egoiſtiſchen Naturen, für welche alles Höchſte der Menſchheit, Staat, Wiſſenſchaft, Beredſamkeit, Männerfreundſchaft nur vorhanden iſt, um ſich ſelbſt zu pouſſiren. Er hat ebenſo gut wie Einer der Triumvirn Rom beherrſchen wollen, aber es mit dem Schwert zu verſuchen hatte er keine Anlage. Seine berühmte Beredſamkeit iſt mehr die des Advokaten, der aus den vorhandenen Umſtänden ſeine Gründchen zuſammenklaubt, als die des Staatsmanns, der aus großen feſten Principien unwiderſtehliche Anwendungen zieht. Daher hat er einzelne Verbrecher retten, einzelne Spitzbuben ſtürzen können, aber in den großen Staatsfragen ſeiner Zeit mußte er mit den elaborirteſten Reden dennoch durchfallen. In der Philoſophie war er, wie alle philoſophiſchen Mittelmäßigkeiten, ein Auswähler, der entgegengeſetzte Syſteme zu vereinigen ſuchte. Den Catilina gedachte er als Sachwalter zu vertheidigen, aber als dieſer ſeine grenzenloſe Eitelkeit beleidigte, indem er ſein Nebenbuhler um das Conſulat wurde, unternahm er es ihn zu verderben. Als oberſter Staatsbeamter erfand er das elende Auskunftsmittel des Belagerungszuſtandes und das rothe Geſpenſt, um die Catilinarier ohne Proceß hinzurichten, und nannte ſich dann ſein Leben lang den Staatsretter, weil er in Catilina die Möglichkeit der Rettung der Republik und in Clodius die Möglichkeit der Rettung der antiken Welt durch Emancipation der Sklaven ſappirt hatte. Dann wegen dieſer Juſtizmorde verbannt, winſelte der Philoſoph auf dem Boden Griechenlands, weil er nicht Stolz genug beſaß, der Eitelkeit des Redenhaltens zu entſagen. Aus Cäſars Feind wird er, nachdem dieſer geſiegt, ſein begeiſterter Lobredner, und bei deſſen Fall kann er nach allem Fiasco ſeines Lebens nicht laſſen ſich wieder wichtig zu machen. Natürlich ſchließt er ſich gegen den minder gefährlichen Antonius an den klügſten Feind der Republik, an Octavianus. Zuletzt findet er erſt als er Flucht unmöglich ſieht den römiſchen Muth zu ſterben. Im Privatleben für die kühne Frivolität der Zeit zu kalt, hat er im Senat der Gunſt einer Dame öffentlich ſich gerühmt, um deren Bruder zu kränken, und noch im Alter eine brave und treue Frau verſtoßen, um eine Erbin zu heiraten, deren Vormund er war.

Die Marmorbüſte aus dem Muſeum zu Madrid iſt durch die Inſchrift ſeines Namens beſtätigt und ſagt, er ſei damals im 64. Jahr geweſen. Es war dieß ſein Todesjahr. Sie iſt etwas hart gearbeitet und wenig ausgeführt, aber ſie iſt ſehr charaktervoll. Der Schädel iſt ſehr groß, am Hinterkopf ſtark gewölbt und birgt unſtreitig viel Gehirn. Im Angeſicht waltet die Stirne entſchieden hervor, aber es iſt keine geniale Stirn. Im Profil ſieht man ſie zwiſchen Haar und Naſe concav einfallen, in der Mitte hat ſie drei große Querfalten, in denen man die Spuren des frühmorgendlichen Arbeitens bei der Studirlampe erkennt. Zwei ſehr ſeltſame ſchräge Falten, wie Wunden, ganz unregelmäßig von der Naſenwurzel aufſteigend, zerſchneiden die untre Stirn. Die Naſe iſt ſtark, die Wölbungen über dem Auge bekunden viel Sinn für Beobachtung. Der Hauptausdruck iſt der des Neides, der Cicero's ganzes Thun beherrſchte und lenkte. Um den Mund, in welchem die Backenzähne fehlen, ſpielt in tiefen Furchen der herbe herzlos ungemüthliche Spott, den er im Reden beſaß, aber der Witz nimmt gleichwohl dem Munde die Gemeinheit nicht. Entſchieden aber zeigt das Geſicht für einen mehr als Sechzigjährigen noch große Kraft.

15. Julius Cäſar.

Cäſars Geiſt und Thaten auch nur andeutend zu zeichnen fehlt hier der Raum. Als Feldherr, Redner, Memoirenſchreiber, Staatsmann und Libertin gleich genial, bot er dem Darſteller ſo vielfache Möglichkeiten der Auffaſſung, daß ſeine Portraits unter einander die größte Verſchiedenheit haben. Eins der vorzüglichſten iſt das hier vorliegende, eine Büſte aus Diorit oder grünem Baſalt im Römerſaal des Muſeums zu Berlin. Friedrich II. kaufte ſie nebſt einem ſchönen Auguſtuskopf von gleichem Material aus der Sammlung eines Herrn Julienne in Paris; ſie ſoll beſtändig auf dem Schreibtiſch des Königs geſtanden haben. Cäſar war hoch gebaut, ſeine Glieder waren durch kriegeriſche Abhärtung ſtramm. Er hatte lebhafte dunkle Augen, der Mund war etwas voll. Seine Geſundheit war gut, doch brachte die ungeheure Spannung und Thätigkeit des Geiſtes und der ſtarke Verbrauch ſeiner Lebenskraft ihm im ſpätern Alter zuweilen Ohnmachten. Mitten zwiſchen den Geſchäften, ja im Augenblick großer Gefahr fand er in Alexandrien Muße Kleopatra's Gunſt zu gewinnen und zu genießen. Sein Haar verlor er früh, er that alles dem abzuhelfen oder es zu verſtecken; er freute ſich darum an dem von Senat und Volk ihm verliehenen Recht, ſtets einen Lorbeerkranz zu tragen.

Die Büſte giebt uns dieſe Charakterzüge lebendig wieder. Auf dem Schädel ſieht man den kurzen Haarwuchs in einzelnen ſpärlichen Haaren angedeutet. Das leuchtend ſcharfe Auge, durch Eintiefung der Pupille und umgrenzte Regenbogenhaut ſtark gezeichnet, beherrſcht die ganze Phyſiognomie. Der Hals iſt ſehnig und mager, Stirn und Wange haben ſo wenig Fleiſch, daß der herrliche Knochenbau darunter ſich nur von Haut verhüllt deutlich zeichnet. Nur zwiſchen den Augen liegen zwei Falten der Kraft. Die Stirn iſt ſehr merkwürdig, ſie ſteigt ganz grade auf, ſo daß der Vorderſchädel von ihr ſich ganz winklig hinwölbt. Auch das Kinn iſt ſo knochig, daß es ſtatt unten rund zu werden in zwei Vorſprünge an den Ecken ausläuft. Die gewaltigſte Energie liegt um dieſen feſten Mund geſammelt, und bei Vergleichung der obern und der untern Hälfte des Geſichtes fragt man ſich, ob in dieſem mächtigen Menſchen der Geiſt oder der Wille das Stärkere war.

16. Auguſtus.

Marmorbüſte aus dem Pallaſt Bevilacqua in Verona ſtammend, wo noch Goethe dieſen Kopf bewunderte, und 1810 oder 11 von dem Kronprinzen Ludwig für ſeine Glyptothek in München erworben*). Das Portrait des Mannes, der das Werk ſeines Onkels Cäſar vollendet hat, indem er unter den mildeſten Formen die Alleinherrſchaft feſt und dauernd begründete. In der Jugend tückiſch und grauſam, obwohl nicht aus Temperament blutgierig, bezwang er mit großer Selbſtbeherrſchung die dunkeln Seiten ſeines Charakters und wußte ſich durch pünktliche Verwaltung, ruhigen Eifer in den Geſchäften und Abweſenheit monarchiſcher Legitimitätsprätenſionen bei allen Ständen beliebt zu machen. So konnte er an ſeinem Todestag, nachdem er ſein Haar geordnet und die einfallenden Wangen geſchminkt hatte, ſeine Freunde bitten ihm Beifall zu klatſchen, weil er ſeine Rolle im Leben gut geſpielt habe. Auguſtus war auf allen Altersſtufen, wie ſein Biograph Suetonius bezeugt, ein ſehr ſchöner Mann, nicht hoch gebaut, aber von guten Körperverhältniſſen, ſo daß wenn kein Größerer neben ihm ſtand man die Kleinheit nicht ſah. Er hatte ſanft gelocktes hellbraunes Haar, ſchor ſich den Bart und bildete ſich auf den Blick ſeiner hellen und glänzenden Augen etwas ein, die unter zuſammengewachſenen Brauen lagen. Dieſe Züge, zumal aber auch den ruhigen Ausdruck des

---

*) **Urlichs**, die Glyptothek, S. 6. Es iſt der Kopf unter Nr. 219 im Katalog der Glyptothek.

Geſichtes, der ihm nachgerühmt wird, giebt die ſchöne Büſte getreu wieder, obwohl der Kopf offenbar idealiſirt iſt. Im Haar ſieht man die Bürgerkrone vom feinſten Eichenlaub, die ihm der Senat drei Jahre nach ſeinem Siege (27 v. Chr.) als bleibendes Ehrenzeichen decretirte; die am Hinterkopf zuſammengeknüpften Bänder fallen zierlich auf die Achſeln herab. Auguſtus war damals 36 Jahr alt, und die Büſte, die ihn auf der Höhe des Lebens zeigt, möchte nicht viel ſpäter gearbeitet ſein. Nächſt der vor einigen Jahren gefundenen ganzen Statue des Kaiſers in reichverziertem Harniſch, dann einem nur zur Hälfte erhaltenen coloſſalen Kopf auf dem Capitol und einer Bronze der vaticaniſchen Bibliothek iſt die Münchner Büſte wohl das ſchönſte Bildniß, das von Auguſtus uns erhalten iſt. Ergänzt ſind nur die Naſenſpitze und der untre Theil der Bruſt.

9. Tiberius.

Marmorbüſte, coloſſal, mit bloßen Schultern, aus dem Louvre. Ein tüchtiger Menſch voll Verſtand und Muth, durch ſchwere Schickſale geführt, den ſein Adoptivvater Auguſtus haßte und dem er ſeine laſterhafte Tochter als Frau aufzwang, aus dem Exil verbittert den Thron beſteigend, dann von dem einzigen Günſtling, dem er bis zum Verbrechen vertraute, verrathen, warf Tiberius in der zweiten Hälfte ſeiner Regierung jede Rückſicht ab und entfeſſelte die argwöhniſche und tückiſche Grauſamkeit ſeines Naturells, die wie ſo oft mit häßlich raffinirter Sinnenluſt zuſammenging. Auf dem einſamen Capri, nur von elenden Sklaven ſeiner böſen Neigungen umgeben, verlor er den letzten Maßſtab der Schätzung freier und edler Menſchen, und in Rom ſagte ein grimmiges Epigramm von ihm, er gebe den Wein auf, ſeit er Geſchmack am Blut bekommen habe. Aber ſelbſt die Unnatur ſeiner Lüſte und die Trunkſucht ſeines Alters brach die herculiſche Kraft ſeines Körpers nicht, ſo daß erſt mit 77 Jahren der Tod, wahrſcheinlich der Mord, ihn wegräumte. Vom dreißigſten Jahre an brauchte er keinen Arzt mehr, und während ſeiner Regierung war er kaum einmal unwohl. Tiberius war ſtark und robuſt gebaut, über das gewöhnliche Maß hoch, an Bruſt und Schultern breit, von heller Fleiſchfarbe und großer Muskelkraft. In dem wohlgeformten Geſicht ſtanden ſehr große Augen, mit denen er auch im Dunkeln ſehen konnte; doch hatte der Ausdruck etwas Geſpanntes, und er redete nicht viel und niemals ſchnell. Den Nacken trug er hoch und ſteif, und jede Lebensäußerung verrieth Arroganz. Als etwas Eigenes bemerkt bei ihm Suetonius, daß das Haar am Hinterkopf tief herunterging, ſo daß auch der Nacken damit bewachſen war. Dieß zeigen übrigens alle männlichen Julierportraits von Auguſtus an.*)

---

*) Suetonius im Leben des Tiberius, Cap. 68.

Unſre Büſte ſtimmt mit dieſer Schilderung bis auf die kleinſten Züge auf's Wunderbarſte überein. Das Geſicht hat etwas vornehm Blaſirtes, und die Wendung des hochgehobenen Kopfes über die linke Schulter drückt bezeichnend den despotiſchen Uebermuth aus. Daß die Schultern nackt ſind, deutet darauf hin, daß der Kopf einer coloſſalen Ehrenſtatue entnommen iſt, da dieſe in Nachahmung griechiſcher Sitte oft unbekleidet waren. Der Bildhauer wird alſo die edelſte Auffaſſung angeſtrebt haben, die bei dieſer Perſönlichkeit allenfalls noch möglich war; zudem aber iſt der Kaiſer hier in einem Alter abgebildet, das der erſten und beſſern Zeit ſeiner Regierung entſpricht, ehe das ſchrankenlos Böſe in ihm die Oberhand gewann. Noch hatte damals ſein Pilatus nicht aus blaſſer Furcht vor ihm Chriſtus an's Kreuz geſchlagen.

II. Nero.

Marmorbüſte aus dem Louvre. Nero, aus einer übel berufenen Familie entſproſſen, trat in das Haus der Cäſaren durch die Heirat ſeiner Mutter Agrippina mit dem blödſinnigen Kaiſer Claudius. Durch den Mord ihres Stiefſohnes Britannicus und ihres Gemals bahnte die Mutter dem Siebzehnjährigen den Weg zum Kaiſerthron. Seine erſte Erziehung als Kind war einem Friſeur und einem Ballettänzer anvertraut, und das brach durch die Lehre ſeiner ſpätern guten Erzieher durch. Er fing gut zu regieren an, doch zeigte ſich gleich von Anfang eine unkaiſerliche Luſt an Schauſpielen aller Art und die Eitelkeit, durch coloſſale Bauten und Bildwerke ſich einen Namen zu machen. Bald aber brach auch die erſte böſe Natur hervor; er that ſeine Lehrer ab, die ihn genirten, mordete zwei ſeiner Frauen nach einander, dann die Mutter, die ihm zum Throne verholfen, und begann mit ſcheußlicher Grauſamkeit die Chriſtenverfolgung, während er die Kaiſerwürde als Citherſpieler und Jockey herunterbrachte. Zu Ehren der Menſchheit darf man glauben, daß wirkliche Anlage zum Wahnſinn ihn von früh auf zu närriſchen Streichen trieb. Der mit Wahnſinn gern ſich paarende Hochmuth und der beſtialiſche Lebensgenuß führte ihn in's Schrankenloſe, und bei einem Menſchen, der das Bild einer fremden Göttin erſt verehrte und dann verſaute, wäre der Wahnwitz ſicher hervorgebrochen, wenn im vierzehnten Jahre ſeiner Regierung der Aufruhr ihn nicht überholt hätte. Er war der letzte der Cäſarenfamilie, welche durch das naturwidrige Heiraten in daſſelbe Blut den Wahnſinn ſyſtematiſch in ſich großzog. Und doch hatte die Ungeheuerlichkeit ſeiner Ausſchweifungen einen ſolchen Eindruck auf die Welt gemacht, daß man an ſeinen Tod nicht glauben wollte. In den Orient, glaubte man, ſei er geflüchtet, und werde mit einem parthiſchen Heer über den Euphrat wieder einbrechen. Noch nach zwanzig Jahren ſtand in jenen Gegenden ein Prätendent als Nero auf, und ſelbſt der chriſtliche Verfaſſer, der das früheſte

Buch des Neuen Teſtaments geſchrieben hat, theilte den Glauben an Nero's Wiederkehr. Dem Nero danken wir die Abfaſſung der Apokalypſe.

Nero war etwas unter Lebensgröße, als Knabe hatte er ein hübſches Geſicht, in den Mannesjahren aber zeigte ſich eine erbliche Krankheitsanlage, denn ſein Vater war an der Waſſerſucht geſtorben. Er wurde aufgedunſen, bekam einen feiſten Nacken, ſtarken Bauch und dünne Beine. Die Augen waren blau, und er war kurzſichtig. Sein hellbraunes Haar ließ er ſich künſtlich in Wülſte friſiren, und auf der Reiſe durch Griechenland zog er das Hinterhaar ſo, daß es ihm in den Nacken hinunterging, genau ſo wie unſre Büſte es zeigt. Er faßte ſich ſelber gern unter der Form eines Gottes auf und ließ durch einen Griechen Zenodoros eine Bildſäule von 110 Fuß Höhe, das coloſſalſte Menſchenbild des ganzen Alterthums, in Erz gießen, das unter Nero's Zügen vermuthlich den Sonnengott darſtellte. So trägt er auch hier, um denſelben Gott nachzuäffen, ein Diadem mit kleinen Löchern, in welche metallene Strahlen eingeſetzt waren. Die kleinen Augen, welche die Kurzſichtigkeit verrathen, lauern mit böſem Blick aus tiefen Winkeln hervor; es muß ein gräßlicher Anblick geweſen ſein, als nach ſeinem Selbſtmord dieſe Augen aus ihren dunkeln Höhlen weit herausquollen, ſo daß die Anweſenden ſich davor entſetzten. Die Stirn iſt kurz und erſcheint noch niedriger durch das hinauffriſirte Haar, über den Augen zeichnen ſich unter dem Fleiſch die Knochen nicht mehr, der kleine Mund, der kleine Großmuth kennt, verſinkt in den fleiſchigen Backen, und am Halſe iſt die menſchliche Form in ſchwammigem Fett ganz untergegangen.

13. Vitellius.

Marmorbüſte aus dem Louvre. Vitellius ſoll zum Großvater einen freigelaſſenen Sklaven gehabt haben; ſein Vater erbettelte einmal als höchſte Auszeichnung von der Meſſalina, daß er ihr die Schuhe ausziehen dürfe, und trug ſeitdem ihren rechten Pantoffel lebenslang zwiſchen Kleid und Mantel, den er zuweilen ſogar küßte. Unſer Aulus Vitellius trat jung in die Laſterſchule des Tiberius auf Capri, gewann den Caligula als Kutſcher, den Claudius beim Würfeln, und den Nero als Schmeichler ſeines Citherſpiels. Nach Nero's Tod ſchickte ihn Galba als Befehlshaber an den Niederrhein, da könne er ſich ſatt eſſen, aber die Truppen riefen ihn, weil er Niemandem etwas abſchlug und bis zu den Stallknechten hinab ſich populär machte, zum Imperator aus, und nach des edleren Otho Selbſtmord beſtieg er auf faſt ein Jahr den Thron. Jetzt ſpeiste er viermal am Tag und machte das möglich, indem er der erſten Speiſe gewaltſam ſich entledigte. Die römiſchen Flottencapitäne mußten ihm Leckerbiſſen aus aller Welt herbeiführen, und ſelbſt beim Opfer fraß er Fleiſchſtücke, die nur halb gar waren. Es fehlte aber auch nicht an Grauſamkeit, und ſo riefen endlich die Legionen im Orient den tüchtigen Veſpaſian zum Kaiſer aus.

Wenn bei Nero die Züge ſelbſt im Schwelger noch das angeborne Genie zeigen, ſo iſt hier ein von Anfang an ſtumpfes Geſicht zum Typus des geiſtloſen Freſſers geworden. Das große Ohr, die unfeine Naſe, die buſchigen Brauen zeigen eine von Kind auf plebejiſche Natur, die ſich dann aber durch Völlerei ſelbſtwillig verthiert hat. Der Kopf iſt in der Partie am ſtärkſten, wo die Werkzeuge des Kauens liegen, die kleinen vom Wein trüben Augen, von Falten der Müdigkeit umgeben, ſchwimmen im Fett, der Mund ſieht aus, als wollte er immer ſpucken, und das abſcheuliche Unterkinn hängt wampig wie ein Oelſchlauch herab. Unter dieß feiſte Kinn banden ihm die Soldaten des Veſpaſianus eine Schwertſpitze, als ſie ihn aus ſeinem Verſteck im Kaiſerpalaſt auf die Gaſſe ſchleppten, und ſo mußte er den Kopf aufrecht halten, damit der Pöbel ihn mit Dreck bewerfen konnte. So über ſeinen großen plumpen Körper, das weinrothe Geſicht und den dicken Bauch ſpottend, ſchleppten ſie ihn an die gemoniſche Stiege, wo man ſonſt die todten Verbrecher hinabwarf, zerſetzten ihm dort das fette Fleiſch in kleine Stücke und zogen die Leiche mit einem Haken in den Tiber.

10. Caracalla.

Marmorbüſte aus dem Louvre. Antonius Caracalla ſtellte ſchon als Jüngling ſeinem Vater Septimius Severus nach dem Leben, zu einer Zeit, als dieſer endlich alle Nebenbuhler beſiegt hatte und das römiſche Reich ſtreng und tüchtig verwaltete. Dann mit ſeinem Bruder Geta Alleinherrſcher, ermordete er dieſen, ließ ihren gemeinſamen Erzieher, den Juriſten Papinian, von ſeinen Soldaten abthun und vertilgte 20,000 Menſchen als Anhänger Geta's. Als zu Alexandria der Pöbel über ihn ſpottete, weil er ſeine Mutter zur Maitreſſe habe, ließ er die wehrloſen Bütger abermals zu Tauſenden durch die Soldaten niedermetzeln. Den Krieg liebte er, ohne jedoch große Erfolge zu erringen, und der Anführer ſeiner eignen Prätorianer, dem er an's Leben wollte, kam ihm zuvor. Von ſeiner Bauluſt und Kunſtpflege zeugen die mächtigen Backſteinruinen der Caracallathermen in Rom und die zahlreichen Marmorwerke, die er dorthin zuſammengeſchleppt hatte. Dieſen Mann erhob dennoch die Schmeichelei unter die Götter, und ſein Weib ſoll ſich bei ſeinem Tode ſelbſt ermordet haben.

Von Caracalla giebt es, da die Soldaten ihn liebten, auffallend viele antike Portraits, die ſich alle ſehr ähnlich ſehen: vermuthlich gehen ſie als Nachahmungen auf eine vorzügliche Statue zurück. Unſre Büſte zeigt Haar und Bart kurz und kraus. Die Brauen ſind dicht mit einander verwachſen, und wie bei Tiberius und Nero gehen auch bei dieſem Bluthund die Haare tief in den Nacken hinab. Unter der finſter gerunzelten Stirn blicken die Augen aus dem ſeitwärts geneigten Kopf argwöhniſch und böſe heraus. Das Geſicht trägt die furchtbare Signatur des Charakters: wenn es uns an einem einſamen Ort aufſtieße, könnte auch einem tapfern Manne vor ihm unheimlich werden.

8. Alexander Severus.

Marmorbüſte aus dem Louvre. Alexander Severus folgte ſeinem laſterhaften Vetter Elagabalus mit 14 Jahren auf dem Thron (222 n. Chr.) Er war von einer frommen Mutter Julia Mammäa, welche die Chriſten begünſtigte, vortrefflich erzogen, und die chriſtliche Moral hat auf ſeine Geſinnung eingewirkt. Ohne Chriſt zu ſein, ehrte er Chriſtus und ſtellte ſein Bild unter andern großen Weiſen in ſeiner Hauskapelle auf. Tugendhaft in ſeiner Anlage, und in ſeinen Herrſcherpflichten der größten Anſtrengung fähig, reinigte er Staat und Heer von unwürdigen Beamten und zeichnete ſich im Oſten als Feldherr aus. Aber die zügelloſen Soldaten ertrugen ſeine ſtrenge Disciplin nicht, und auf einem deutſchen Feldzug ermordeten ſie bei Mainz in einem raſchen Anfall von Wuth ihn ſammt ſeiner Mutter (235 n. Chr.). Hinter ihm brach Rom's raſcher Verfall herein.

Weil dieſer Kaiſer ſo jung auf den Thron kam, giebt es von ihm ſehr von einander abweichende Portraits, da er erſt als angehender Jüngling, wie hier, ſpäter aber als bärtiger Mann abgebildet wurde. Unſre Büſte zeigt einen durchaus guten Menſchen, deſſen Charakter aber noch nicht gereift iſt. Der Backenbart ſetzt eben erſt als Flaum an, das Haar iſt kurz geſchoren. Das Geſicht hat bei aller guten Anlage etwas knabenhaft Schwächliches und dabei Mühſames; es iſt mehr Bildung als Kraft darin.

53. König Ptolemäos von Mauretanien.

Marmorbüſte aus dem Louvre. Dieſer kräftige Charakterkopf iſt aus Münzen unzweifelhaft erkannt als ein afrikaniſcher König, der unter den erſten Cäſaren gelebt hat. Nachdem Juba I. als Anhänger des Pompejus nach Cäſars Sieg ſich den Tod gegeben, wurde deſſen junger Sohn gleichen Namens gefangen nach Rom geführt und erhielt dort eine gründliche Bildung, ſo daß er zahlreiche Werke von Gelehrſamkeit und, ſo ſcheint es, auch von Einſicht verfaßt hat. Er erhielt die Kleopatra Selene zur Gemahlin, eine Tochter des Triumvirn Antonius und der ſchönen Kleopatra von Aegypten, und Auguſtus gab ihm ſein Reich wieder. Er ſtarb 18 n. Chr., und ihm folgte ſein ſchwächerer Sohn Ptolemäos, eben der, den unſer Kopf darſtellt. Gegen einen Aufruhr ſeiner Unterthanen halfen ihm die Römer; als er nun aber bei einem Staatsbeſuch in Rom glänzend auftrat, erzürnte er den Caligula, weil das Volk im Schauſpiel auf den prachtvollen Purpurmantel des Afrikaners aufmerkſam wurde.

So wurde er von Caligula, obwohl dieſer gar ſein entfernter Verwandter war, erſt verbannt und dann hingerichtet, ſein Reich aber annectirt.

Der Kopf iſt eine tüchtige und gewiß gleichzeitige Arbeit. Es iſt Race darin. Der Mann iſt ein Afrikaner, aber kein Neger, ſondern von dem braunen Stamm der Berbern, und vom Vater her dem kräftigen Beduinen Maſiniſſa verwandt. Aber er iſt durch die Mutter mit europäiſchem Blut gekreuzt, die einen Römer zum Vater, eine Griechin zur Mutter hatte. An der Wange iſt wenig Haar, am Kinn hat der Bart etwas von der gekräuſelten Wolle des Negers, aber das Haupthaar bildet weichere Strähne. Um das Haupt ſchlingt ſich das breite Diadem als Abzeichen der Königswürde. Der Ausdruck iſt weder gut noch bös, man möchte den Menſchen nicht lieben und auch nicht haſſen.

Hier am Ende unſerer kleinen Portraitgallerie aus römiſcher Zeit treffen wir mit dem Anfang der Bildnißdarſtellung unter den Griechen wieder zuſammen. Vergleicht man mit dieſer ſcharf ausgeprägten Individualiſirung der Race und der Perſon den dicht daneben ſtehenden ſogenannten Pherekydes, ſo wird man ermeſſen, wie grundverſchieden die anfängliche ſtyliſirende Auffaſſung des Bildnißkopfes bei den Griechen von der ſpätern der ſtreng realiſtiſchen Römerzeit geweſen iſt.

117. Apotheoſe des Kaiſers Septimius Severus.

Die Prunkliebe der römiſchen Kaiſerzeit warf ſich in der Architektur auf die bunten Marmorarten, welche als Wandverkleidung und an Säulenſchäften eine ſpiegelhelle Politur geſtatteten, und in der Sculptur auf die harten Halbedelſteine, wie Achat und Onyx, deren mehrfarbige Lagen benutzt wurden, um die Figuren aus der obern Schicht zu ſchneiden und dadurch farbig von der hellen untern Schicht abzuheben, die man als Hintergrund verwendete. Die Muſeen bewahren verſchiedene ſehr große Cameos dieſer Art, meiſt mit den vereinigten Köpfen eines Kaiſers und ſeiner Gemalin. So haben wir hier einen ovalen Onyx aus den Berliner Sammlungen, der völlig eine Spanne hoch und über eine Spanne lang iſt und die Vergötterung des Septimius Severus († 211 n. Chr.) darſtellt. Zwei Adler mit erhobenen Köpfen und ausgebreiteten Schwingen, jeder in Einer Klaue einen Kranz tragend, heben den kriegeriſchen Kaiſer zu den Göttern empor, während eine Siegesgöttin ihn krönt, die mit ihm in demſelben Triumphwagen ſteht.

Unſer Abguß dieſes kleinen Kunſtwerkes iſt vorzüglich und im feinſten Gyps ausgeführt. Der Kaiſer hat einen ſchönen ſehr würdigen Kopf, der ihn edler macht als wir ihn ſonſt von ſeinen Münzen kennen, und dieſer Kopf iſt ſcharf wie eine Medaille geſchnitten. Im Portrait erhielt ſich überhaupt die Kunſt in Rom ſogar bis in die chriſtliche Zeit hinab immer noch auf einiger Höhe. Allein alles Uebrige, beſonders das Verſtändniß der Menſchengeſtalt, war zur Zeit des Septimius Severus ſchon tief geſunken, wie man das auffallend an den Figuren von deſſen Triumphbogen beim Capitol ſieht, und hier im Onyx machte die Härte des Steines das Gelingen noch ſchwieriger. Die Köpfe der Adler ſind grotesk, ihr Gefieder roh und plump, und an den menſchlichen Figuren das Nackte an den Armen, ſo wie die Faltung der Gewänder ganz ſtumpf und fühllos. Wenn man ſagen darf, daß das Chriſtenthum die antike Kunſtübung zum Stillſtand brachte, ſo iſt doch auch richtig, daß an ihr nicht mehr viel zu verderben war.

114. 115. Zwei Paare von Masken.

Es war ſtehende Sitte des griechiſch-römiſchen Theaters, daß der Schauſpieler nicht durch den lebendigen Ausdruck und das Wechſelſpiel ſeiner eignen Geſichtszüge, ſondern durch eine ſtereotype Maske wirkte, und dieſe Masken wurden oft von geſchickten Künſtlern gearbeitet. Auch bei Feſtzügen und ſelbſt bei Leichenfeiern trug man Masken, und ſo gaben ſie bald ein beliebtes Ornament in der Architektur her, theils für Mündungen zum Waſſerſpeien und Waſſerſchlucken, theils als bloße Nachahmungen der theatraliſchen Masken.

Von den beiden Abgüſſen unſerer Sammlung, welche Herr Profeſſor Keiſer hierher geſchenkt hat, kennen wir die Originale nicht. In Nr. 115 iſt die Maske einer Frau aus dem Luſtſpiel mit der eines bärtigen Mannes verbunden, in Nr. 114 aber das Bocksgeſicht des gehörnten Pans, das dem Satyrſpiel angehört, in wirkſamen Gegenſatz zu der edeln Frauenmaske der Tragödie geſtellt, durch deren mit Laub und Beeren des Eppichs bekränztes Lockenhaar ſich die Binde ſchlingt.

234. Schauſpieler und Muſe.

Relief in griechiſchem Marmor, aus dem Muſeum des Laterans, mehrfach beſchädigt und vielleicht auch nicht vollſtändig erhalten, da die Guirlande an der Wand links mitten durchſchnitten iſt. Ein Mann auf einem Lehnſtuhl, durch die Maske in der linken Hand als Schauſpieler bezeichnet, ſitzt vor einem Tiſch, wo wiederum Masken und eine Schriftrolle liegen. Dahinter geht in die Höhe eine Stange mit einer viereckigen Tafel, an welcher eine Rolle aufgeheftet iſt. Auf der rechten Seite des Reliefs ſteht eine Muſe in declamirender Haltung, ſcheinbar auf einem beſondern Piedeſtal; hinter ihr ſieht man ein kleines Gebäude mit ſpitz zulaufendem Dach. Die Wand im Hintergrund, mit Guirlanden geſchmückt, könnte die Bühne andeuten, als ob hinter derſelben „der

Schauſpieler in Gegenwart der Muſe ſeine Rolle lerne und durch Beſchauen ſeiner Maske auch den Charakter derſelben ſich einzuprägen ſuche." „Die Arbeit iſt ſorgfältig und lebendig und zeigt in vieler Hinſicht Verwandtſchaft mit griechiſchen Werken. Die Masken ſind wohl ausgearbeitet."*)

213—15. Amazonenſarkophag aus Wien.

Die Ueberlieferung ſagt, nach der Schlacht bei Lepanto habe Don Juan d'Auſtria dieſen Marmorſarg aus Lakedämon mitgebracht. Dann beſaßen ihn die Fugger, und jetzt befindet er ſich in Wien. Er iſt, was ſelten, auf allen vier Seiten mit Sculptur bedeckt, aber die eine Langſeite iſt auf der zweiten Langſeite, und ſo die eine Schmalſeite auf der andern Schmalſeite mit kleinen Abänderungen wiederholt. Wir haben bloß von der Vorderſeite, welche die ſchönſte und beſterhaltene iſt, die Abgüſſe hier. Ergänzt ſollen nur die Vorderfüße der Pferde ſein. Es iſt ein Kampf berittener Amazonen gegen griechiſche Helden zu Fuß. Ganz außen ſteht auf jeder Seite ein Fußkämpfer, dann folgen nach der Mitte zu je zwei Amazonen zu Roß; im Centrum endlich drängt ſich, wie gewöhnlich, die belebteſte Gruppe zuſammen. Zwei Amazonen ſind geſtürzt, zwiſchen ihnen aber auch ein Grieche verwundet in die Knie geſunken. Dieſen will ein Kampfgenoſſe rettend fortreißen, eine Amazone aber ſucht ihm das zu wehren. Der Kampf iſt auf ſeiner Höhe, der Sieg noch unentſchieden.

Sarkophage aus Marmor mit Reliefs kommen erſt in trajaniſcher Zeit auf und gehen, da dieſe Form der Beerdigung auch von vornehmen Chriſten angenommen wurde, bis in's fünfte Jahrhundert fort. Wenn alſo dieſer Sarkophag wirklich in Griechenland gefunden wurde, ſo iſt er gleichwohl aus der römiſchen Zeit. Die Wiederholung deſſelben Gegenſtandes auf demſelben Kunſtwerk (wie es hier und an den Triumphbogen des Septimius Severus und des Conſtantin der Fall) iſt eine Freiheit der Armuth, die ſich die griechiſche und römiſche Kunſt erſt in der Zeit nach Hadrian erlaubte. Die Sarkophage aus der Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr. zeigen übrigens in einzelnen Fällen noch die ausgezeichnetſte Arbeit. Der unſrige beweiſt, daß noch in dieſem ſpäten Jahrhundert Motive der beſten Zeit und der beſten Künſtler Griechenlands nachwirkten. Die Compoſitionen der Sarkophage ſind ſämmtlich im Ganzen original, aber ſie entnehmen viel von ihren Details aus der Tradition, obwohl ſie dieſe durch ſechſte bis achte Hand zugeleitet bekommen. So hat auch der Amazonenſarkophag noch eine, man möchte ſagen, elegante Schönheit. Die Gewänder ſind ſehr ſorglich gearbeitet, die Pferdedecken, welche den zwei berittenen Amazonen als Sättel dienen, ganz genau ausgeführt. Die Schlankheit der

---

*) Benndorf u. Schöne, Lateranenſiſches Muſeum Nr. 245, wo die Bedeutung des Werkes als eines Votivreliefs vorgeſchlagen wird.

Geſtalten, die diagonale Stellung der männlichen Kämpfer, die bäumenden Roſſe zeigen ſtark die Ueberlieferung vom Mauſoleum zu Halikarnaſſos, alſo die ſpäte Nachwirkung des großen Skopas auf eine Kunſtpraxis, die fünfthalb Jahrhunderte nach ſeinem Tode in Thätigkeit war!

Sieben Stücke aus dem Hildesheimer Silberfund.*)

Im Herbſt 1868 gruben preußiſche Soldaten einen neuen Schießſtand am weſtlichen Abhang des Galgenberges bei Hildesheim aus und fanden am 7. Oktober, als die Arbeit faſt beendigt war, 9 Fuß unter dem Boden eine Maſſe von Silbergeräthen im Geſammtgewicht von etwa 150 Pfund, ſo daß drei Schiebkarren nöthig waren, um den Fund nach Hildesheim zu führen. Es waren im Ganzen ungefähr 60 Stück, welche einen großen Theil vom Tafelgeſchirr eines reichen Römers ausmachten: das Meiſte ganz glatt und einfach, Einzelnes aber mit reichem Bildwerk in getriebener und ciſelirter Arbeit geſchmückt. Man glaubte zuerſt, es ſeien Geſchirre der Renaiſſancezeit aus dem kunſtreichen ſechszehnten Jahrhundert, allein die lateiniſchen Inſchriften theils von Perſonennamen theils von Gewichtsangaben, ſo wie die herrliche, ſelbſt von Benvenuto Cellini nicht wieder erreichte Freiheit des Stils und der Technik ſtellten es bald außer Zweifel, daß man Arbeiten aus den erſten Goldſchmiedwerkſtätten des kaiſerlichen Roms vor ſich hatte. Das künſtleriſche Verdienſt iſt übrigens bei den einzelnen Stücken ungleich, es giebt darunter neben dem Trefflichſten auch handwerkliche Arbeiten. Die ſchönſten Figuren möchten bis in die Zeit des Auguſtus zurückgehen, in andern zeigt ſich der ſchwerfälliger überladene Stil des zweiten Jahrhunderts, und die Fabrikinſchrift M. Aur. C., welche nebſt Gewichtangabe auf eine Caſſerole punctirt iſt und Marci Aureli geleſen werden muß, zwingt wenigſtens mit dieſem Einen Stück auf einen Freigelaſſenen des berühmten Kaiſers, alſo bis an den Schluß des zweiten Jahrhunderts herabzugehen.**) Der Gedanke an eine Beute aus der Varusſchlacht iſt ſchon hierdurch ausgeſchloſſen, und welcher deutſche Krieger in römiſchem Sold dieſen Schatz erworben oder während der Völkerwanderung aus einer römiſchen Villa mag erbeutet haben, wird uns wohl nie kund werden.

---

*) In Beſchreibung der Hildesheimer Silbergeräthe bin ich meiſtens einem Vortrag gefolgt, den mein verehrter und lieber College Profeſſor Burſian vor ſeinem Abgang nach Jena über dieſe unſre Erwerbungen in der Antiquariſchen Geſellſchaft zu Zürich (Sitzung vom 13. Februar 1869) gehalten hat, der aber nur in einem Auszug gedruckt worden iſt. (Anzeiger für Schweiz. Alterthumskunde, II., S. 69 f.)

**) Die zuerſt von Benndorf copirten und von Sauppe in den Gött. Nachr., 1868, S. 375 veröffentlichten Inſchriften der Hildesheimer Gefäße ſind neuerlich nach der Reinigung der Originale in Facſimile herausgegeben von Schöne im Philologus, 1869, S. 369.

Die preußiſche Regierung verſetzte den ganzen Fund in's Muſeum zu Berlin und erſtattete den Soldaten in baarem Gelde den ganzen Silberwerth. Seitdem ſind die ſchönſten Stücke durch Gypsabgüſſe von Bildhauer Küſthardt in Hildesheim und durch Berliner und Pariſer Nachbildungen in Metall ſehr verbreitet und bekannt geworden. Wir beſitzen von 7 der trefflichſten derſelben die Abgüſſe, welche in dem Glasſchrank der letzten Abtheilung aufgeſtellt ſind.

Das größte darunter iſt ein bauchiges Gefäß, von dem nur drei Viertel abgegoſſen ſind. Die äußere getriebene Seite hat ſich von der ſoliden innern Wandung gelöst, und das hier fehlende Drittel iſt wahrſcheinlich zerſtört. Dieß Gefäß diente zu wirklichem Gebrauch, um Wein und Waſſer zu miſchen, war alſo ein ſogenannter Krater oder Miſchkrug. Ein Greifenpaar bildet die Baſis des Ornamentes, aus ihnen wächst die Verzierung mit Blumen und Ranken hervor. Auf dieſen Ranken ſchaukeln kleine Knaben in allen möglichen anmuthigen Beſchäftigungen. So ſehen wir z. B. einen kleinen Fiſcher, der auf die zwiſchen den Ranken wie ſchwimmenden Seethiere Jagd macht. Mit dem linken Aermchen an eine Ranke ſich haltend, braucht er in der Rechten einen Dreizack als Harpune gegen einen Hummer. Ein andrer angelt nach einem Dintenfiſch, ein dritter mit einer Angelruthe hält einen Polypen mit beiden Händchen gefaßt. Ueberall erſcheint hier die ſpielende Leichtigkeit der Ornamente, Alles nach alten Motiven guter griechiſcher Zeit, die der erſten Kaiſerperiode eigen iſt, wie die Malereien aus den Titusthermen und aus Pompeji ſie gleichfalls kund thun. Für die Architektur mochte Vitruvius dieß phantaſtiſche Spiel mit den Formen beklagen, für die Decoration brachte es aber die reizendſte Eleganz hervor.

Dann folgen zwei kleine Trinkgefäße. Das eine hat zwei Henkel, die aus bärtigen Köpfen hervorwachſen. Auf der Außenſeite hat dieſe flache Schale bacchiſche Symbole. Auf jeder der beiden Seiten ſtehen 3 Masken, als ruhten ſie auf zwei Löwenhäuten, die unter den Henkelanſätzen befeſtigt und wie um die Schale herum ausgeſpannt erſcheinen. Es wechſeln dabei tragiſche Masken mit Masken der Komödie und des Satyrſpiels. Die phrygiſche Flöte, der Thyrſos ſind dem Cultus der Kybele und des Bacchus angehörig.

Der zweite jetzt henkelloſe Becher verſetzt uns ins Freie, in einen Hain von Bäumen, deren einige auch Früchte tragen. In dem Hain iſt ein Gehege angebracht, als wäre Zeug an Säulchen aufgehangen um eine Cultusſtätte abzugrenzen, und über und auf dieſem Zeug ſtehen wiederum Masken. In Zwiſchenräumen des Geheges ſind Statuen errichtet, und eine Menge Symbole, die wieder auf den Dienſt des Dionyſos und der Kybele ſich beziehen, ſind zum Theil wie auf Repoſitorien aufgeſtellt. Beſonders auch die Masken zeigen große Mannigfaltigkeit. Aehnliche Gegenſtände finden ſich auf einem 1837 zu Avenches entdeckten Erzgefäß. Auch dort kommt ein ländliches Heiligthum des Dionyſos oder des Priapos vor, unter Bäumen ſtehen wie hier Pfeilerbüſten des letztern Gottes, auch die brennende Fackel fehlt nicht, und Satyrn und tanzende Frauen feiern das bacchiſche Feſt*). Dieſer Trinkbecher aus Hildesheim iſt aber ſchwer in der Form, auch mit Ornament etwas überladen, ſo daß ich ihn erſt ins zweite Jahrhundert ſetzen möchte.

Endlich vier flache Schalen, die im Innern Figuren tragen, während jene Becher an der Außenſeite mit Reliefs bedeckt ſind. Dieſe Figuren haben ein ſo hohes Relief, daß ſie faſt als runde Bildwerke erſcheinen. Die Schalen haben deshalb ſchwerlich je zu wirklichem Gebrauch gedient, es ſind Schaugefäße, die bloß einen Schmuck für das Buffet bildeten.

An Umfang und Kunſtwerth iſt unter dieſen weitaus die bedeutendſte di Schale mit flachen Henkeln, in welcher Minerva thront. Die Göttin ſitzt fre auf einem Felſen, mit doppeltem Gewand bekleidet, über welches ſie die von einem Thierfell gemachte Aegis mit dem Meduſenhaupt geſchlungen hat. Auf dem Haupt trägt ſie einen Helm mit drei Roßſchweifen. Der Kopf geht mit kräftiger Wendung nach links, ſo daß ſie uns das Geſicht in voller Anſicht zukehrt. Durch dieſe Stellung wird die ſchöne Schulter ſichtbar, das linke Knie tritt unter dem großartig gefalteten Gewande ſtark hervor. Der rechte Arm, vom Gewand ganz frei, ſtützt ſich auf die Handhabe eines Pfluges, den ſie nach einigen alten Schriftſtellern ſoll erfunden haben. Es iſt alſo die Göttin des Kriegs wie der Friedenswerke, Athene Promachos und Athene Ergane. Ihr gegenüber iſt ein Felſen mit der Eule angedeutet, an welchem ein mit Bändern umſchlungener Kranz von Oellaub hängt, das dieſer Göttin als der Schöpferin des Oelbaumes heilig iſt. Auf dem Grund der Schale ſind dann, das hehre Bild einrahmend, in ganz flacher Erhebung noch Palmettenkranz und Eierſtab angebracht, und ſo waren auch die Henkel noch beſonders verziert. Die Göttin iſt aus Silberblech in außerordentlich hohem Relief herausgetrieben, und gewiß gehört dieſe majeſtätiſche Figur zu dem Schönſten, ja Großartigſten, was das ſpätre Alterthum erfunden hat.

Eine zweite dieſer Prunkſchalen zeigt Kopf und Bruſt eines etwa einjährigen Knaben in einem Hemdchen, der lachend zwei Schlangen an ſich drückt, die er herzhaſt gefaßt hat. Es iſt Hercules, der kindliche Schlangenwürger. Der Kopf erinnert uns durch den friſcheſten Naturalismus an ſeinen Urſprung aus römiſcher Kunſt: ein derber pausbackiger Bauernjunge iſt copirt, und wie er ſo herzhaft lacht, werden ſelbſt die Zähne im Munde ſichtbar. Auf dem Grunde der Schale ſtehen in flachem Relief zwiſchen Rankenornamenten Thiere und

---

*) Abgebildet mit Erklärung von Prof. Burſian, im Jahrgang 1868 der Berichte der Antiquariſchen Geſellſchaft in Zürich.

Vögel, darunter in heiterm Widerſpiel zu dem tapfern Buben ein paar furchtſame Haſen. Die Arbeit iſt nicht ganz ſo fein wie an der Minerva, ſie gehört einer andern Richtung der Kunſt an, bleibt jedoch in dieſer Gattung durch Lebendigkeit des Actes ein Werk erſten Ranges.

Die beiden letzten Schalen ſind unbedeutender, beſonders in den Geſichtern. Sie gehören zuſammen und machen ein Paar. Auf der einen ſieht man eine edle Frauengeſtalt in weitem Gewand, das bis auf die Schultern hinaufgeht; das gelockte Haupt trägt eine Mauerkrone. Hinter der Schulter wird eine Handpauke ſichtbar, das Inſtrument des fanatiſchen Tanzes der phrygiſchen Prieſter. Die Göttin iſt Kybele, welche die Handpauke erfand und durch den Ackerbau die Menſchen zur Anlage von Städten vereinigte. Ihr Dienſt wurde ſchon 205 v. Chr. in Rom eingeführt und war dort ſehr beliebt und verbreitet.

Das Gegenſtück zeigt uns einen Jüngling mit Halskette und mit phrygiſcher Mütze, welche beiderſeits in die Hörner des Halbmondes ausläuft. Es iſt Atys, der Geliebte der Kybele, den ſie vom Tode wieder aufweckte. Urſprünglich die im Frühjahr hervortretende, dann durch die Hitze des Sommers entkräftete Vegetation bezeichnend, mag er mit dem phrygiſchen Mondgott verſchmolzen ſein, den die Griechen als Menotyrannos und die Römer als Deus Lunus verehrten.

Am Schluß unſerer Erläuterung der antiken Bildwerke angelangt, verweiſen wir noch auf die in der innerſten Abtheilung rechts vom Fenſter aufgeſtellten **Bronzethüren des Ghiberti** an der Taufkapelle des Doms zu Florenz. In Zeichnung wie Compoſition, beſonders in der maleriſchen Auseinanderlegung der landſchaftlichen und architektoniſchen Mittel- und Hintergründe bietet dieß berühmte Werk vom Anfang des 15. Jahrhunderts eine intereſſante Vergleichung mit der klaſſiſchen Kunſt dar.

Moſaik zur Kunſtgeſchichte.

Moſaik

zur

Kunſtgeſchichte.

Von

Dr. Gottfried Kinkel,

Profeſſor der Archäologie und Kunſtgeſchichte am Eidgenöſſiſchen
Polytechnikum in Zürich.

Berlin,
Verlag von Robert Oppenheim.
1876.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Ueberſetzungsrecht vorbehalten.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig

Vorrede.

Als ich zuerſt in das Lehrfach der Kunſtgeſchichte eintrat und dasſelbe an der Univerſität Bonn gründete, ſchien es mir zweckmäßig, ein Lehrbuch zu ſchreiben, welches, weniger regiſtermäßig als Kugler, weniger philoſophiſch und ausführlich als Schnaaſe, durch allgemein verſtändliche Sprache und gefällige Darſtellung gebildete Deutſche auf hiſtoriſchem Wege zur Freude an der Kunſt führen ſollte. Der erſte Band einer Geſchichte der bildenden Künſte bei den chriſtlichen Völkern erſchien 1845. Allein es haben ſeitdem ſchwere Lebensſchickſale mich verhindert, jenen Gedanken zum Abſchluß zu führen. Auch iſt das heute nicht mehr nöthig. Ich wage nicht zu ſagen, daß mein Freund Profeſſor Lübke mein Schüler geweſen iſt; aber die friſche Begeiſterung, mit der ich damals das noch junge Fach vortrug, hat ihn wie Andere in dieß Studium hineingeriſſen, und ſeine vortrefflichen Lehrbücher, welche mit jeder neuen Auflage an Präciſion und Vollſtändigkeit gewinnen, haben ungefähr in dem Sinne, wie ich es damals vorhatte, die Aufgabe gelöſt.

In meinem engliſchen Exil habe ich gleichwohl das Glück gehabt, mich forſchend und lehrend immer mit Kunſtgeſchichte zu beſchäftigen, und ſeit neun Jahren iſt mir durch Berufung an das Eidgenöſſiſche Polytechnikum das Fach wieder zum Hauptſtudium geworden.

Statt einer allgemeinen Darſtellung biete ich alſo in dieſem Buch einige Specialitäten über Sachen, in denen ich ſelber geſehen und ſelbſtſtändig unterſucht habe.

Das Meiſte davon iſt ganz neu; nur wenige Aufſätze, z. B. den über den Unterſchied der antiken und der modernen Kunſt, habe ich faſt ganz unverändert ſtehen laſſen, weil ich von den hier ausgeſprochenen Anſichten nicht glaube etwas zurücknehmen zu müſſen.

Für die obwohl nicht entſcheidende Antwort auf die Frage, wer den farneſiſchen Stier ergänzt hat, wird vielleicht der Archäolog mir Dank wiſſen. Die andere Unterſuchung über den Schleifer von Florenz iſt ſicher, Widerſpruch zu finden, und dieſer wird meiner Anſicht zum Siege helfen. Gleichgültig iſt die Frage nicht, denn der modernen Kunſt geſchieht große Ehre, wenn ihr ein Werk wiedergegeben wird, das ſeit zweihundert Jahren von allen zünftigen Archäologen als ein antikes Stück von ſo hohem Werth bezeichnet worden iſt, daß es mit der mediceiſchen Venus die Ehre der Tribuna in Florenz theilt. Auf alle Fälle wird man dieſe meine Arbeit nicht todtſchweigen können.

Die Unterſuchung über Stonehenge, wo beſonnene engliſche Forſcher übrigens auf meiner Seite ſtehen, verſucht für dieß räthſelhafte keltiſche Monument eine feſte und zwar eine weit ſpätere Zeit zu beſtimmen, als gemeinhin angenommen wird.

Die Zuſammenſtellung der Sagen, welche aus Kunſtwerken entſtanden ſind, durchbricht den modiſchen Unfug der einſeitig mythologiſchen Auffaſſung, nach welcher für jede noch ſo gleichgültige Sage Anknüpfungen in der tiefen heidniſch-germaniſchen Urzeit ſollen gefunden werden. Ich trete damit ein für den Anſpruch, daß unſer Volk ſeine dichteriſche Phantaſie niemals verloren hat und auch noch im reifen Alter poetiſch fortſchafft.

Drei dieſer Aufſätze haben einen innern Zuſammenhang: ſie weiſen auf, wie durch die Gerechtigkeitsbilder auf den Rathhäuſern, durch die Möbelmalerei in Italien und durch die bemalten Tiſche Deutſchlands zuerſt weltliche Gegenſtände maſſenweis in die Kunſt eingeführt worden ſind. Wer hier vollſtändig verfahren wollte, müßte freilich auch noch das Auftreten des Socialismus in den Genrebildern des Quinten Matſys, ferner die Tapeten des Mittelalters und die früheſten Glasgemälde, ſofern ſie zum Schmuck von weltlichen Gebäuden und Privatwohnungen beſtimmt waren, durchmuſtern und zuſammenſtellen. Wenn man immer bloß meldet, wer gemalt hat und wie gemalt worden iſt, ſo bleibt die Kunſtgeſchichte einſeitig; ihr Zuſammenhang mit dem Leben, ihr culturhiſtoriſcher Hintergrund kann nur dann aufgehellt werden, wenn wir auch zuſehen, was gemalt worden iſt, und zu welcher Zeit beſtimmte neue Gegenſtände in die Malerei eingedrungen ſind.

Für die meiſten Menſchen, die ſonſt wirklich Freude an der Kunſt haben, iſt leider die Kupferſtichkunde bis heute noch ein verſchloſſenes Gebiet; das beweiſt der auffallend ſchwache Beſuch faſt aller Kupferſtichcabinete. Für den Liebhaber, welcher erſt in eine begrenzte Gattung der Kunſt ſich hineinarbeiten ſoll, iſt meiſt das erklärende Wort unerläßlich. Die Specialſchriften, wie Bartſch und Paſſavant, welche hauptſächlich Kataloge über die Blätter eines jeden Meiſters geben, dienen doch eigentlich nur dem Sammler, für das Publicum ſind ſie ungenießbar. Von Quandt's Entwurf einer Geſchichte der Kupferſtecherkunſt trägt zu ſehr die Spuren ſeiner Entſtehung aus einer Geſellſchaft an ſich, welche zum Vorlegen von Stichen aus einem guten Privatcabinet für ein paar Abende ſich verſammelte. Die Merveilles de la Gravure von Dupleſſis ſind in ihrer Art vortrefflich und haben wohlgewählte Illuſtrationen; aber da ſie nach Ländern geordnet ſind, und von jedem Lande die Geſchichte dieſer Kunſt in Einem Zuge gegeben wird, ſo mangelt die Nachweiſung, wie die einzelnen Epochen im Ganzen und Großen charakteriſtiſch von einander verſchieden ſind. Das geiſtreiche Werk des verſtorbenen Jules Renouvier iſt in den Mittheilungen einer gelehrten Geſellſchaft in Montpellier vergraben und längſt im Buchhandel und ſelbſt antiquariſch nicht mehr zu haben. In der mein Buch abſchließenden Biographie Hollar's, welche einige Punkte ſeines Lebens ſchärfer als bisher in's Licht ſtellt, wollte ich an einem Beiſpiel verſuchen, ob nicht das ſcheinbar ſo trockene Fach auch dem größern Publicum anziehend zu machen wäre.

Für Beſchreibung zweier Gemälde im Muſeum zu Wiesbaden ſpreche ich meinem werthen Freunde, Herrn Profeſſor J. Grimm daſelbſt, für Zuſätze zu der Arbeit über bemalte Tiſche meinem Collegen von der Hochſchule Zürich, Herrn Profeſſor Vögelin, für mehrere Nachweiſungen, wie auch für gefällige und treue Mithülfe bei der Correctur meinem Sohne und Collegen, Herrn Dr. Kinkel, Docenten an derſelben Hochſchule, den freundlichſten Dank aus.

Unterſtraß bei Zürich, Herbſt 1875.

G. Kinkel.

Inhalt.

Seite

Vorrede . . . . V–VIII

I. Ueber den verſchiedenen Charakter der antiken und der modernen Kunſt 1–28

Antriebe im menſchlichen Gemüth zur Erſchaffung der Kunſt: Religion, Staat, Familie; kirchliche, politiſche und häusliche Kunſt, Seite 1–4. Abweichungen im Entwicklungsgang der chriſtlichen Kunſt, 5–7. Unterſchied helleniſcher und chriſtlicher Weltanſchauung, 8–23, welcher Unterſchied ſich auch noch in der modernen Kunſt geltend macht, 13–17. Hiſtoriſcher Kern des Chriſtenthums, 17. 18. Einfluß des Chriſtenthums auf Ausbildung des Genre, 20; der Landſchaft, 21; des Humors und des phantaſtiſchen Elementes in der Kunſt, 25. 26. Ziel der Kunſt, die Auflöſung jenes Gegenſatzes, 27. 23.

II. Wer hat den farneſiſchen Stier ergänzt? 29–48

Schilderung der Gruppe, 29. Urſprung aus der Antiope des Euripides, 30. 31. Geſchichte der Gruppe, 32. 33. Werth der Reſtauration, 34. Battiſta Bianchi, neben ihm aber auch Guglielmo della Porta als Ergänzer genannt, 35–37. Warum Guglielmo unwahrſcheinlich, 37. 38. Beweis daß der Ergänzer Battiſta Bianchi hieß, 39–42. Wer dieſer Bianchi geweſen, 43–45. Anſprüche eines zweiten Bildhauers auf dieſe Reſtauration, 46 und folg.

Beilage: Der Stammbaum der lombardiſchen Künſtlerfamilie della Porta, 48–56, zu welcher der Erbauer der Peterskuppel nicht gehört, 54–56.

III. Die Statue des Meſſerſchleifers in Florenz, ein Werk des ſechszehnten Jahrhunderts . . . 57–107

Gefälſchte Nachricht vom Fund der Statue, und Beweis der Fälſchung, 57–63. Die Statue wird mit der Schindung des Marſyas in Verbindung gebracht, 63. Die Sage von Marſyas erſt Naturmythus, dann Waffe im Streit zweier Stämme über Blas- und Saiteninſtrument, endlich zum Symbol der Auferſtehung umgedeutet, 63–69. Woher der Skythe in die antiken Darſtellungen dieſer Sage hineinkommt, 69–72. Der Schleifer kann mit Apollon und Marſyas keine antike Gruppe gebildet haben, 72–74. Motiv ſeiner Bewegung und Ausdruck des Kopfes, 74–76. Kann nicht aus der pergameniſchen Sculpturſchule ſein, 77. 78. Aus welchem Marmor iſt er gemacht? 78–84. Die Form des

Seite

Meſſers, 84. 85. Die Einkratzung der Haare in's Fleiſch, 85. 86. Die Profilirung der Baſis, 86–88. Behandlung der Körperformen im Cinquecento, 88–93. Tradition, welche das Werk dem Michelangelo zuweiſt, 93–97. Was dieſem entgegenſteht, und was dafür ſpricht, 97–102. Vermuthung über den Meiſter der Statue und warum ſie gearbeitet wurde, 102–107.

IV. Das Mauſoleum von Halikarnaſſos und die Reſte ſeiner Bildwerke im britiſchen Muſeum . . 108–160
Die Dynaſtie von Karien, 109–113. Die Erbauung des Mauſoleums, 113–123. Der Verfall und die Zerſtörung des Mauſoleums, 123–130. Die neue Ausgrabung desſelben, 130–151. Die Reſte der Bildwerke im britiſchen Muſeum, 151–160.

V. Sagen aus Kunſtwerken entſtanden 161–243
I. Antike an Bildwerke angeſchloſſene Sagen, 164–167. Die Leäna der Akropolis. Die Todesart des Aeſchylos. — II. Sagen des Mittelalters an antike Bildwerke angeſchloſſen, 167–178. Die Reiterſtatue des Marc Aurel. Il gran villano. Coloſſe von Monte Cavallo. Bocca della Verità. Die navicella. Der Wolf von Aachen. Die Heinzelmännchen. — III. Sagen durch Bildwerke an keltiſches und germaniſches Heidenthum geknüpft, 178–185. Die drei Jungfrauen von Auw. Die Jungfrauen der Landskron. Matronae aus Luxemburg und im Aargau. Hackelberg's Grab. Die ſpinnende Magdalena von Genf. Die heilige Luſthildis. — IV. Sagen aus Bauwerken und Stiftungen, 185–194. Starke Verbreitung der Bauſagen. Der Baumeiſter des Kölner Doms. Der Mönch von Stadt Ilm. Die Brücke von Sachſenhauſen. Zwei Bauherren in Halle. Der Pfeiler des Lehrlings zu Roslyn. Meiſter und Lehrjunge zu Königslutter. Der Geſellenthurm zu Arnſtedt. Der Neidkopf in Berlin. Das Teufelsgitter in Wismar. Werkmeiſter Gottſchalk zu Zülpich. Die lachende Braut zu Naumburg. Der Baumeiſter zu Ahrweiler. Die ſtreitenden Brüder zu Kranichfeld. — V. Symboliſche Bildwerke durch Sagen erläutert, 195–221. Die Bamberger Wage. Der Bäcker zu Eiſenach. Der Engel mit der Wage zu Buttſtädt. Die Stiftung der Johanniskirche zu Gmünd. Jungfer Lorenz von Tangermünde. Die Gründung von Kloſter Schönthal. Der Reiter mit dem Kind an Kirchen im Poitou. Der heilige Martin von Wittnau. Die gekreuzigte Jungfrau. Das Glücksrad. Die Schatzgräber von S. Dionyſien bei Erfurt. Das Wahrzeichen von Schloß Mansfeld. Der Kopf an der Jenaer Brücke. Der predigende Fuchs zu Brandenburg. Schlangen und Kröten in Nürnberg, Frankreich und auf Burg Laſarraz im Waadtland. Der Teufelshund von Nordſtetten. Das Grabmal der Katharina von Saffenburg. Der Löwe der heil. Gertrud. Der Löwe zu Braunſchweig. Der Drache von Havelberg. Die beiden Brüder von Arnshaugk. Der Drache zu Frankenſtein bei Darmſtadt. Der Drache zu Burgdorf. Der Drache von Luzern. Die Drachen zu Apolda. Das vierzigtägige Faſten. Ariſto-

Seite

teles und Phyllis. Die Quelle der Lutter. Der genius loci zu Weimar. Uhland's Schenk von Limburg. — VI. Heraldiſche Sagen, 222—231. Das Wappen der Ebernburg. Der Schwertlimann zu Laufenburg. Das Wappen von Mädiswyl. Das Hündlein von Bretten. Die Butterjungfer von Zerbſt. Die Rolandsſäulen. Das Einhorn von Kloſter Holzkirchen. Die Spinne im Kelche zu Conſtanz. Der Rabe von Merſeburg. Verwandte Sagen aus Schweidnitz, Brandenburg und Prenzlau. — VII. Die Maleranekdote, 231—233. Horace Vernet und Rothſchild. Quintin Matſys und die Bremſe. — VIII. Die landſchaftliche Vertheilung dieſer Sagen, 233—237. In den deutſchen Alpenländern. In der franzöſiſchen Schweiz. In Frankreich. Am Rhein und in Nord-Deutſchland. — IX. Die Quellen der Sage, 237—243. Welche Erzählungen von den Sagen auszuſcheiden ſind. Sagen aus Mythologie. Sagen aus Geſchichte. Sagen aus einzelnen Naturgegenſtänden. Sagen aus Kunſtwerken. Sagen aus Namenerklärung.

VI. Stonehenge und die Zeit ſeiner Erbauung . . . 244—274
Ausflug von London nach Stonehenge, 244; erſter Eindruck des Monumentes und der Umgegend, 245—250. Plan und Aufbau, 250—252. Alle Steine von entfernten Orten hergebracht, 253—255. Drei Ueberlieferungen über den Urſprung von Stonehenge: Volksſage, 256—260, Geoffroy von Monmouth, 260—263, das Schauſpiel „die Geburt des Merlin“, 263 Note. Alle drei ſetzen das Denkmal erſt in die chriſtliche Zeit. Kritik von Geoffroy's Erzählung, 264—267. Synkratismus und Toleranz in Britannien, nach Abzug der Römer, 268—273. Beſuch von Old Sarum und Salisbury, 273. 274.

VII. Die Sophienkirche von Conſtantinopel . . . . . 275—301
Lage der Kirche, 273. Der Name, der Anlaß des Baues, die Kuppelwölbung, 274—281. Juſtinian's Talent in Wahl der Werkzeuge ſeiner Herrſchaft, 281—283. Beſchreibung des Bauwerkes, 284—286. Die farbige Decoration des Innern, 286—294. Einfluß der Sophienkirche auf die Architektur und die Geſchicke der öſtlichen Welt, 294—299. Architektoniſche Symbolik des griechiſchen Tempels, des Kuppelbaues, und des modernen Stils in Eiſen und Glas, 299—301.

VIII. Die Brüſſeler Rathhausbilder des Rogier van der Weyden und deren Copien in den burgundiſchen Tapeten in Bern . . . . 302—363
Leben des Rogier van der Weyden, 304—320. Hauptwerke desſelben, 320—336. Die Brüſſeler Rathhausbilder, 337 u. folg. Zuſammenſtellung von 7 Gerechtigkeitsbildern, 338—343. Technik und Gegenſtände von Rogier's Bildern, 343—350. Die Tapeten in Bern, 350 u. folg. Ob ſie wirklich nach Rogier's Originalen gemacht ſind? 359, Note.
Beilage: Die Inſchriften auf den Berner Tapeten nach Rogier, 363—367.

IX. Anfänge weltlicher Malerei in Italien auf Möbeln 368—401
Aufblühen von Luxus und Weltſinn in Florenz, 369—371.

Seite

Möbel und Geräthſchaften, beſonders die Brauttruhen, mit Bildern geſchmückt, Beiſpiele, 371—379. 27 Möbelbilder von florentiniſcher und veneʒianiſcher Arbeit zuſammengeſtellt, mit Darſtellungen aus Mythologie, griechiſcher Heldenſage, römiſcher Geſchichte, italieniſchen Novellen und wirklichem Leben, 379—395. Die Darſtellung durchaus noch nicht nach antikem Vorbild, 396. Lorenzo von Medici gründet durch zahlreiche Beſtellungen die moderne mythologiſche Malerei, 397—401.

X. **Bemalte Tiſchplatten** . . . . 402—417
Der Fund der bemalten Tiſchplatte von Holbein auf der Stadtbibliothek zu Zürich, 402—405. 9 bemalte Tiſche von deutſcher Herkunft, in Paris (2), Wien, Zürich, Berlin (3), Wiesbaden, Caſſel, 405—414. Beſtimmung dieſer Tiſche, 413. Gegend, wo ſie gemalt worden ſind, 415. 416. Mit ihnen beginnt die Genremalerei, 416. 417.
Zu dieſem Aufſatz vgl. die eben (1875) erſchienene Schrift von Adolf Roſenberg über die beiden Beham, S. 19 und S. 50. 51.

XI. **Wenceslaus Hollar der Kupferſtecher** . . . . . 418—447
Werke von Vertue und Parthey über ſein Leben und ſeine Kupferſtiche, 418. 419. Biographiſche Notiz, von Hollar ſelbſt herrührend, 419. 420. Jugendgeſchichte: war kein böhmiſcher Rebell gegen Habsburg, 421. 422. Lernt und arbeitet in Deutſchland, 423. 424. Graf Arundel nimmt ihn nach England mit, 425. Die Frauencoſtüme und die Portraits, 427. 428. Verhältniß zu Van Dyck, 429. Hat nicht für die Stuarts gefochten, 430—32. Geht nach Antwerpen und arbeitet Vieles nach Niederländern, 432—434. Rückkehr nach England, 434. Reiſe nach Tanger, 435. 436. Verarmung und Tod, 436—438. Seine äußere Erſcheinung, 438. Fleiß and Technik, 438—443. Meiſter, nach denen er ſtach, und Gegenſtände, 444—446. Urſachen, warum er nicht nach Verdienſt Erfolg hatte, 446. 447.
Beilage: Meiſter, nach denen Hollar geſtochen hat, ſammt Angabe der einzelnen Gegenſtände, 448—467.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

I.

Ueber den verſchiedenen Charakter der antiken und der modernen Kunſt.

Die Griechen haben in ſeelenvollen und tiefpoetiſchen Märchen die Entſtehung der einzelnen Künſte und Kunſtformen auszuſprechen verſucht. Sie gingen dabei von dem Gedanken aus, daß alle bildende Kunſt eine Nachahmung der Natur ſei. Ein liebendes Mädchen ſucht den ſcheidenden Geliebten im Bilde feſtzuhalten: ſie zeichnet ſeinen Schattenriß auf die Wand, und der Töpfer, ihr Vater, brennt nach dieſen Zügen im Ofen das erſte Menſchengebild. Oder es ſtirbt ein Mädchen in Korinth ſo jugendlich, daß es die Lebensfreude des jungfräulichen Alters noch nicht genoſſen hat. Die Amme ſtellt ihm ein Körbchen mit ſeinen liebſten Spielſachen gefüllt aufs Grab und deckt dasſelbe etwa mit einer Marmorplatte zu. Eine Akanthospflanze ſchießt aus dem Boden hervor und umgrünt das Körbchen mit ihren zierlichen gezackten Blättern, da geht Kallimachos vorüber und trägt das reizende Gebild in Marmor über. So entſtand das korinthiſche Capitell, das zierlichſte aller zierlichen Bauglieder.

Dieſe Kunſtmärchen ſind zu poetiſch um wahr zu ſein, und die ganze Anſicht über die Entſtehung der Künſte, die ihnen zu Grunde liegt, wird durch nichts ſo widerlegt als gerade durch die allerälteſten Kunſtwerke. Abgeſehen davon, daß manche Künſte, wie die Muſik, wie die Architektur in ihren Hauptgliedern, gar kein Vorbild in der Natur aufweiſen können, ſo finden wir auch die wirklich nachahmenden Künſte in ihren Anfängen ſehr weit von Naturwahrheit entfernt. Sie ſehen von den Formen der umgebenden Wirklichkeit faſt ganz ab und begnügen ſich mit Andeutungen für den Geiſt. Nur die Aegypter haben gleich mit dem Portrait angefangen, und zwar mit dem Portrait noch lebender Menſchen, in treuer Naturwahrheit. Bei den übrigen alten Völkern des Oſtens treten Götzengebilde auf, die mit vollem Bewußtſein von der Natur abweichen. Der indiſche Ganeſa trägt den Elephantenkopf, um ſeine Weisheit, der Iſchora die Vielzahl der Arme, um ſeine Macht zu bezeichnen, und die uralte Naturgöttin Vorderaſiens, die Artemis von Epheſos, drückt durch eine der weiblichen Form und dem äſthetiſchen Gefühl gleich ſehr widerſprechende Häufung der Brüſte die unermeßliche Kraftfülle der gebärenden und ernährenden Natur aus. Dieß Vorwalten des ſymboliſchen Elements eben in den älteſten Kunſtwerken liefert den klarſten Beweis für die Grundlage aller Kunſt im Gedanken, und vernichtet jene ſcheinbar naive, in der That höchſt proſaiſche Vermuthung, daß der Kunſttrieb im Menſchen eigentlich der Affentrieb ſei.

Der erſte ſchöpferiſche Gedanke nun, der in den Völkern nach der Befriedigung der roheſten Naturbedürfniſſe erwacht, iſt der religiöſe: der natürliche Ausgangspunkt der Kunſt liegt demnach im Gottesdienſt. Die älteſte Poeſie iſt der Mythos, das älteſte Bauwerk von künſtleriſcher Weihe der Tempel, die älteſte Statue der Gott oder die Göttin.

Durch die Religion wird aber das Volk vereinigt und zu höherer Kraftäußerung begeiſtert. In der ganzen Geſchichte des Orients läßt es ſich nachweiſen, daß ſämmtliche Staaten, deren geſchichtliches Entſtehen nicht im Nebel der Urzeit verſchwindet, erſt aus religiöſen Schöpfungen oder Erſchütterungen ſich entwickelten. Moſes und Muhamed haben aus locker verbundenen Stämmen durch das Einheitsband der Religion Nationen geſchaffen: religiöſe Reformen gingen der Gründung ſowohl des alt- als des neuperſiſchen Reiches vorher. Indem nun ein begabtes Volk dieſen Rieſenſchritt macht, der durch die Gründung ſeines Staatslebens beurkundet wird, erringt es zugleich eine neue Form der Kunſt, die man die hiſtoriſche oder ſchärfer die politiſch-nationale

Kunſtform nennen dürfte. Die religiöſe Kunſt verſinnbildet Etwas, das als ein Ewiges geglaubt wird, jetzt aber gilt es vielmehr ein Vergangenes, Entſchwindendes durch die Kunſt zu verewigen. Es iſt dem Volke wichtig, die Erinnerung großer Menſchen und großer Thaten auf die Enkelſöhne zu retten, und aus dieſem Streben entſteht das Denkmal, die Geburtsſtätte aller weltlichen Kunſt. Es ſcheint mir beachtenswerth, weil es die weltgeſchichtliche Bedeutung unſeres germaniſchen Stammes vorausahnen läßt, daß die heidniſchen Deutſchen ohne Vermittlung der religiöſen Kunſt gleich an die monumentale gegangen ſind. Tempel und Götterbilder hatten ſie nicht: aber ihre Helden begruben ſie im Hünengrab und pflanzten den Bautaſtein zum Andenken darüber. Wie nun dieſen rohen Anfängen, dieſen formloſen Todtenhügeln mit Nothwendigkeit die Entwicklung aller Künſte ſich anſchließen mußte, iſt leicht ſich vorzuſtellen. Und iſt nun in äußern und innern Kämpfen der Staat gereift, hat er die ihm naturgemäße Verfaſſung erſchaffen, dann prägt er dieſen ſeinen Geiſt in mächtigen Werken aus, die nicht ſo ſehr Erinnerung als Ausdruck beabſichtigen. Auch dieſe Geſtalt der Kunſt iſt noch großer Ideen voll. Die dunkeln Königspaläſte von Ninive, die heitern von ſchlanken Säulen zeltartig emporgehobenen Prunkgemächer von Perſepolis drücken ebenſo vollkommen den Geiſt des monarchiſchen Staates aus, als die weiten und luftigen, dem Volksverkehr geöffneten Portiken, Leſchen, Baſiliken und Theater die demokratiſche Freiheit des ſouverainen Volks in Ionien und Rom wiederſpiegeln. In ähnlicher Art ſchildert der Meißel in Perſepolis die heiligen Siege des Königs über die ſymboliſchen Thiere, während die Poikile Athens ſich mit den marathoniſchen Großthaten der Zeitgenoſſen erfüllte. So hat denn die Kunſt am Cultus und am Staat ihre früheſten und zugleich heiligſten Beſtimmungsgründe. So lange ſie auf dieſe noch mit Ernſt eingeht, bleibt ſie erfüllt von großen und ſchwungreichen Ideen; dieß ſind die Gebiete, wo ſie überhaupt ihre großartigſten Schöpfungen ausbreitet.

Und nun erſt tritt im Leben der Völker der Zeitpunkt der Ruhe und des Genießens ein. Die große gemeinſame Arbeit der Nation iſt vollendet; der Einzelne, gleichviel ob er religiös und politiſch eine Bedeutung hat, hält ſich und ſeine Gegenwart der Beachtung werth und möchte ſich in allen ſeinen Umgebungen genießen. Die Kunſt tritt in den Sold des Privatmanns, der ſie unter den Geſichtspunkt eines geiſtreichen Luxus ſtellt. Die Kunſt der Wirklichkeit beginnt: ſtatt der heiligen und der ernſten Form der Baukunſt, ſtatt des Tempels und Palaſtes, tritt die zierliche, das glänzende Wohnhaus, hervor; ſtatt des Epos erwacht der Roman, ſtatt des höhern Dramas die Komödie, beide als Schilderungen der Gegenwart. Sein Portrait läßt Jeder malen oder meißeln ohne allen Gedanken daran, ob außer ihm und den Seinigen Jemand darauf einen Werth lege. Das Genrebild fängt an Individuen zu ſchildern, die nicht durch die Größe hiſtoriſcher Charaktere über ihre Claſſe hinausragen, ſondern vielmehr dieſe ganze Claſſe und ihr Geſchick in ſich zum vollen Ausdruck bringen. Je mehr ſich die Civiliſation vom friſchen Naturleben abwendet, deſto eifriger wird die Kunſt, einen Erſatz zu bieten durch getreue Abſpiegelung der Natur. Das Thier- und Viehſtück entſteht; die zum Sinnengenuß des Menſchen ſchon zubereitete Natur wird im Stillleben, als Blumen- und Fruchtſtück, als Frühſtücksbild oder todtes Wild anlockend geſchildert, oder die Kunſt ſucht ins enge Zimmer den Reiz der weiten Landſchaft und ihrer Nebenformen, des Architekturſtücks, des Eislaufs und der Marine zu retten. Erſt hier iſt Nachahmung das Ziel der Kunſt geworden; die täuſchendſte, ſauberſte Technik erſetzt auf dieſer Stufe den Reiz der ſtets mehr entſchwindenden Idee. Hier angelangt ſteht die Kunſt am Schluſſe ihres völkerbeglückenden Kreislaufs: hier kehrt ſie ins Handwerk zurück, aus dem ſie in ihren erſten rohen Schöpfungen ſich herauswand. Die blos decorative Kunſt, welche ohne allen Gedankengehalt nur durch gefälliges Spiel mit Tönen, Linien und Farben den Reiz des geſelligen Lebens zu erhöhen ſich bemüht, iſt ſchon aus der heiligen Kunſtſchranke herausgetreten.

Es ergeben ſich ſomit drei Gattungen aller Kunſt, den drei Geſellſchaftsformen entſprechend, in denen der Fortſchritt der Nationen zur Bildung ſich bewegt: Kirche, Staat, Familie. Es giebt eine religiöſe, eine politiſche und eine häusliche Kunſt.

Der bisherige Entwicklungsgang läßt ſich mehr oder minder deutlich bei allen Culturvölkern der alten Welt verfolgen. In der neuern Kunſt erſcheint er dagegen einigermaßen geſtört, und dieſe Beobachtung führt uns ſogleich ins Innere unſerer Darſtellung hinein.

Auch die neuere Kunſt beginnt auf religiöſem Gebiet. Die moderne Culturwelt dieſſeits des Indus hat ſich entwickelt unter dem Einfluß zweier neugeſtifteten Religionen, des Chriſtenthums und des Islam. Der letztere vermochte kraft ſeiner innerſten abſtracten Natur nicht in allen Künſten eine Blüthe zu erzeugen, und die wenigen, die er ausbildete, nur auf eine mäßige Höhe zu erheben, entſprechend der mäßigen und obenein nicht dauernden Blüthe der ſittlichen und wiſſenſchaftlichen Bildung, die er den ihm anhängenden Völkern verlieh. Eine Zeitlang ſchienen dieſe ſogar in dem europäiſchen Culturfortſchritt die Spitze zu nehmen: dann wurden ſie raſch von den chriſtlichen Nachbarn überflügelt. Und ſelbſt in dem Wenigen von Kunſt, was der Islam geſchaffen hat, ſtellt ihn die neuere Forſchung immer mehr in Abhängigkeit von antiker, byzantiniſcher, perſiſcher und hindoſtaniſcher Ueberlieferung. Dieß vorausgeſetzt, wird man es wohl getroſt ausſprechen dürfen, daß die Blüthe moderner Bildung und Kunſt doch nur bei den chriſtlichen Völkern voll aufgegangen iſt.

Das Chriſtenthum nun tritt als ein ganz neuer Anfang in die Welt, und hatte alsbald das Glück, ſtatt der entkräfteten und lebensmüden Völker des Alterthums neue Stämme, Kelten, Germanen, zuletzt Slaven zu erobern und auf die Bühne der Weltgeſchichte zu führen. Die geringen heidniſchen Anfänge der bildenden Künſte bei dieſen Nationen wurden getilgt, die neue Religion ſchuf eine neue Kunſt. Die Anfänge der modernen Culturgeſtaltung ſind alſo denen der alten Welt höchſt ähnlich. Nun aber hätte aus der religiöſen Kunſt naturgemäß eine nationalpolitiſche werden ſollen — und hier auf einmal wich der Bildungsgang ab. Die Religion zeigte ſich ſo ſtark, daß ſie das Volksthum in den Hintergrund drängte: die Kirche überwältigte den Staat. Das Chriſtenthum ſtellte die Menſchheitsidee höher als die Nationalität. „Nur Einen Staat erkennen wir an," ſagt Tertullian. Der Heide würde augenblicklich und ohne Beſinnen hinzugeſetzt haben: „den römiſchen.“ „Die Welt!“ ſagt der Chriſt.*) Die in dem päpſtlichen Rom centraliſirte Kirche ſchuf unter allen dieſen verſchiedenen Menſchenſtämmen eine Cultureinheit, die wir wunderbar und großartig nennen müſſen im Vergleich mit dem religiös ſo zerſtückelten Alterthum, die aber einer nationalen Politik nicht günſtig war. Während eines kurzen Zeitraums verſuchte Eins dieſer Völker ſich zu nationaliſiren, die Germanen nämlich unter Karl dem Großen — und augenblicklich (ſo mächtig ſind die Kryſtalliſationsgeſetze der Kunſt!) trat auch hiſtoriſche Kunſt unter ihnen hervor. Der monumentale Rieſenbau des Aachener Palaſtes, die Wandbilder aus Karls ſpaniſchem Feldzug, womit dieſer Palaſt geziert war, und die Scenen aus allen Weltreichen an der Decke des Reichsſaales zu Ingelheim gehören dahin. Aber hundert Jahre ſpäter ſtarb dieſe Kunſtrichtung mit dem Wandbild der Ungarſchlacht am Keuſchberge aus, welches den Palaſt des Finklers in Merſeburg belebte. Statt der großartig gedachten karlingiſchen Monarchie faßte das Mittelalter die Staaten unter einer ſtarken Hierarchie zuſammen, und der Staat begeiſterte nicht zur Kunſt. Von jenem Merſeburger Bild verläuft faſt ein halbes Jahrtauſend, in dem man ſchwerlich viele Bilder aus der Profangeſchichte aufweiſen kann. In der Architektur überwiegt die Kirche unendlich die Pracht der Reichspfalz. Der Palaſt des Barbaroſſa bei Gelnhauſen war berühmt — und wie ſchwinden ſeine Trümmer gegen die prächtige, ungefähr gleichzeitige Stadtkirche! Wie die Veſte zu Nürnberg mit ihren Räumen, ſo klein, daß ein begüterter Bürger unſerer Tage in ihnen keine Geſellſchaft verſammeln würde, gegen die ſtattliche Sebald- oder Lorenzkirche, auf welche ſie herabſchaut!

Erſt am Schluſſe des Mittelalters wurde dieſe Ausſchließlichkeit religiöſer Kunſt durch die Anerkennung zurückgedrängt, daß auch das Weltliche zu ſeinem Rechte kommen müſſe. Die Staaten warfen ſich in eine Oppoſition zum Klerus, und hatten ſie früher ſich ähnlich geſehen, ſo entwickelten ſie ſich nunmehr aus dem alten Lehnsſyſtem in neue, unter ſich ſehr verſchiedene und lebhaft anregende Formen. Die Kunſt konnte jetzt auf den hiſtoriſchen Boden herübertreten. Aber der Zeitpunkt war einmal verfehlt: die Reformation brachte den Geiſt der Subjectivität zum Sieg; ſtatt der äußern Erlöſung durch die Heilsmittel der Kirche wurde die innerliche Erlöſung durch den perſönlichen Glauben des Individuums gepredigt. Die dritte Gattung der Kunſt, die ja auf dieſer ſubjectiven Stimmung ruht, brach herein, bevor wir die zweite gehabt hatten. Eine Architektur des Privatluxus geſtaltete ſich aus der neuen Anwendung des prachtvollen römiſchen Bauſtils; die Cabinetmalerei der proteſtantiſchen Holländer überlebte die Verſuche der katholiſchen Fläminge, einen großen Stil zu retten. Vereinzelt und nicht erfreulich ſtehen Arbeiten wie die Bilder des Rubens aus dem Leben der Maria von Medici da, und auch dieſe ſind nicht national, ſondern dynaſtiſch, nicht hiſtoriſch, ſondern allegoriſch zu nennen. Die Idee des nationalen Staates, aus welcher die ächte hiſtoriſche Kunſt hervorgeht und die ſie in ihren Werken zur Anſchauung zu bringen ſtrebt — dieſe Idee iſt überhaupt erſt ſeit dem achtzehnten Jahrhundert zum Leben gekommen und dringt erſt ſeit der franzöſiſchen Revolution in die bildende Kunſt ein. So liegt noch eine große Zukunft der Kunſt vor uns ausgebreitet, welche in dem Maße heranrücken muß, als die geſchichtliche Kunde der Vergangenheit in der Menſchheit fortſchreitet und die einzelnen Völker wieder zur friſchen That erwachen.

---

*) „Unam omnium rem publicam agnoscimus, mundum.“

Bis das eintritt, müſſen wir leider zugeben, daß uns bis jetzt noch in der neuern Kunſt (ſo nenne ich ſie ſchon von Chriſtus an) jene ganze große, männliche und für das Vaterland entflammende Seite des Schaffens faſt völlig abgeht, die dem helleniſchen Bürgerleben ſo viel Weihe gab. Trotz dieſem Mangel aber hat ſich ſchon in ihren bisherigen Leiſtungen die Kunſt der chriſtlichen Völker auf eine ſolche Höhe geſchwungen, daß ſie der heidniſchen äſthetiſch ſich vergleichen darf und in vielen Punkten ſelbſt vorgezogen werden muß, während ſie wieder in andern Leiſtungen zurückſteht. Es iſt zweckmäßig, auch hier von den religiöſen Gegenſtänden auszugehen, denn in der heiligen Kunſt des Hellenen und des chriſtlichen Germanen tritt am ſchärfſten der Unterſchied ihres Kunſtprincipes hervor, der uns tief in das Weſen beider Religionen ſelbſt zurückleitet. Beide Principe führten auf ganz verſchiedenen Wegen zur

Schönheit; aber beide kamen wirklich bei der Schönheit an. Es iſt dieß der Gegenſatz, den man wohl, nicht eben paſſend und noch weniger deutlich, als den Widerſtreit des claſſiſchen und des romantiſchen Kunſtprincips bezeichnet hat.

Das helleniſche Heidenthum faßt den Geiſt noch in ſeiner Einheit mit der Natur auf. Die Götter ſelbſt ſind nicht transcendental; nicht einmal in der Mythe, die ſie ja an beſtimmte Schauplätze bindet; ſie wohnen auf dem Olymp, ſchauen vom Ida herab und verkehren mit den Töchtern der Erde. Aber auch nicht dem Weſen nach; denn urſprünglich ſind ſie ſelber ja nichts als Natur. Der von jenem römiſchen Religionsphiloſophen richtig aufgefundene Unterſchied zwiſchen Naturgöttern und Individualgöttern*) ſtellt ſich offenbar ſo, daß jene, die perſonificirten Naturkräfte, die älteſten, dieſe, die vergötterten Menſchen, die ſpätern Götter ſind. Die Einſicht in die indiſchen Vedas läßt uns gegenwärtig den geiſtigen Proceß der Götterſchöpfung klarer als alle früher benutzten Quellenſchriften der menſchlichen Urgeſchichte erkennen, indem ſie uns eine Stufe des religiöſen Gedankens erſchließt, wo die Naturkraft noch nicht perſönlich geworden, wo der Mythos noch unmittelbar an das Naturphänomen ſelber angeſchloſſen iſt. Wie ſein Gott ſo der Menſch; auch der Menſchengeiſt auf dem polytheiſtiſchen Standpunkt bleibt in der Natur ſtehen; ſie frei und fröhlich genießen, iſt ſeine Aufgabe. Kein äußeres Sittengeſetz beſchränkt dieſen Genuß, ſondern nur ein inneres frei bewahrtes Maaß; der homeriſche Held betrachtet es als etwas von ſelbſt ſich Verſtehendes, daß die geraubte Königstochter ſein Bett theilt; Odyſſeus ſehnt ſich nach der Gattin in Kirke's Armen, aber er verſchmäht darum dieſe ſchönen Arme nicht. Der Kampf der Entſagung, damit der Geiſt die Natur überwinden lerne, iſt dem claſſiſchen Alterthum unbekannt; man mag ſich wohl keinen reinern Gegenſatz denken, als das helleniſche Weſen und das Mönchthum. Selbſt die Kyniker, ſo ſehr ſie die Formen der geſellſchaftlichen Welt abwerfen, brechen keineswegs mit dem Genuſſe der Welt; erſt die letzten Philoſophen des Alterthums, die Neuplatoniker, lehren Entſagung auf Ehe, Fleiſch, Wein; ſie aber ſind nicht mehr Kinder helleniſchen Geiſtes, ſondern orientaliſchen Aſketengeiſtes voll, wie ja auch die Schule ſelbſt Ein Heimatland hat mit dem jüdiſchen und mit dem chriſtlichen Mönchthum. Hierin nun, in der unbeſchränkten Freiheit des Genuſſes, liegt die Klarheit und Freudigkeit der beſſern helleniſchen Zeiten begründet, hierin die Heiterkeit und die friſche, unbefangene Sinnlichkeit ihrer Kunſt; der Zwieſpalt ſchnitt noch nicht durch den innern Menſchen hindurch. Aber hier war auch die Achillesferſe des Alterthums. Jener Naturgenuß forderte ein ſtarkes geiſtiges Gegengewicht; es gehörte die ganze Kraftanſtrengung der heroiſchen, die mächtige Spannung des Bürgergefühls in den republikaniſchen Zeiten dazu, ihm die Wage zu halten. Sobald die mächtigen Ideen, das Vaterland, die Verfaſſung, die Thätigkeit für Verwaltung und Gericht nicht mehr vorhielten, konnte man auch im Genuſſe nicht länger Maß halten. Aphrodite legte den Gürtel der Charis ab, Luxus und unnatürlich geſteigerter Genuß riefen eine ſittliche Frivolität hervor, die mit völliger, auch phyſiſcher Schwächung der Race endigte. Die Helden von Marathon, die römiſchen Weltbezwinger ſanken ſo, daß ſie gegen die Räuber Illyriens und Iſauriens nicht einmal ihre Nationalheiligthümer zu ſchützen vermochten. Schon in der erſten Kaiſerzeit zählten die rebelliſchen Gallier darauf, daß die Italioten allzumal nicht waffenfähig ſeien; im dritten Jahrhundert retteten Bauern auf dem Kaiſerthron, Barbaren in den Legionen das Reich, und zuletzt wurde doch zur Auffriſchung der ſüdlichen Länder das geſunde Blut des Germanen und die gerade ihm eigene phyſiſche Zeugungskraft unentbehrlich.

---

*) Dii naturales und dii animales.

Anders das Chriſtenthum. Ausgehend von dem transcendentalen Gotte des Hebraismus ſtellte es einen wollenden, perſönlichen Geiſt über die Natur, und rief die nach deſſen Bilde geſchaffenen Menſchengeiſter auf, durch die Herrſchaft über den Körper ihres Triumphes über die Natur ſich bewußt zu werden. Der Schmerz der Spaltung zwiſchen Leib und Geiſt trat ein, und das erſte kirchliche Chriſtenthum erſchien, wie es zahlreiche Zeugniſſe darthun, den gleichzeitigen Heiden als die betrübteſte und freudenloſeſte aller Glaubensformen. Wenn wir überhaupt noch mit

Sicherheit ſagen könnten, was Chriſtus gewollt und gelehrt hat, ſo möchten wir finden, daß vor ſeinem reinen und großen Geiſte jener Zwieſpalt ſchon als ein der künftigen Löſung entgegenſtrebender daſtand. Er ſah bereits die Natur dem Geiſte unterthan; er erkannte in ſich die Offenbarung der Gottheit, obwohl er ſich vorzugsweiſe gern als den Menſchenſohn bezeichnete, und Zurückgezogenheit von der Welt liegt ſeinem ganzen Weſen fern, wie er dieß ſelbſt im Vergleich mit dem Prediger der Wüſte von ſich ausſagt. Aber ſchon die früheſte Kirche bildete im Gegenſatz zu dem Naturgenuſſe des Heidenthums jene Weltflucht aus, welche der Charakter des Chriſtenthums geblieben iſt, ſo lange aus ihm eine große religiöſe Kunſt hervorging. Im Kloſterleben erhält dieſe Weltflucht ihren höchſten und reinſten Ausdruck; genährt wird ſie anfangs durch die Verfolgungen von Seiten des Heidenthums, ſpäter durch den Kampf der Kirche theils mit den Völkern des Islam, theils mit der ſich emporringenden Idee des Staates, welcher ſeinerſeits die höchſte Form des weltlichen Lebens in ſich darſtellt.

Indem nun ſo die Außenwelt abgeſtoßen, die Erde nur als Vorſchule des Himmels angeſchaut wird, zieht ſich der Geiſt in ſich zurück und baut ſich eine Welt der Innerlichkeit auf. Dieſen Charakter prägt die zumeiſt ſymboliſche unter den bildenden Künſten, die Architektur, bereits in den älteſten Kirchengebäuden aus. Es iſt ſchon oft geſagt worden, daß der helleniſche Tempel Außenbau war, durch glänzende Säulenreihen, durch den Goldſchmuck des Gebälkes und die farbenhell abgehobenen Statuen und Reliefs der Giebelfelder und des Frieſes nach außen ein ſchimmerndes Gebild; innen ohne reiches Detail, oft ohne Licht ſogar. Die altchriſtliche Baſilika iſt genau der umgekehrte, gleichſam nach innen gewandte Tempel; außen ſcheunenartige, oft nicht einmal mit Geſims bekrönte Mauern, während im Innern die prachtvolle Perſpective der ſpiegelhellen Säulen, die reichen Moſaikfrieſe unter den Fenſtern, die vergoldete Decke und die ſteinbunte oder goldſchimmernde Altarniſche mit ſchwerer Pracht ſich übereinander ſchieben. Als das Chriſtenthum aber ſeine Kunſt zur vollen Selbſtſtändigkeit erhoben hatte, da ſchoß zwar im gothiſchen Dom das innere Leben auch außen hervor und durchdrang wie ein Trieb organiſchen

Wachsthums jedes der tauſend decorativen Außenglieder. Aber die Innerlichkeit trat nur deſto beſtimmter hervor, indem dieß prachtvolle Aeußere doch wie weggehoben erſchien von dem Boden, auf dem es ſtand. Breit und geſtreckt, mit einer Linie abgeſchloſſen, die der Erdoberfläche entſpricht, und durch dieſe Linie wie verbunden mit ihr, ſo legt ſich der antike Tempel auf die reizenden Höhepunkte des Landes hin, wie ein ſchönſter Abſchluß, wie eine letzte Verklärung des irdiſchen Seins. Aber im gothiſchen Dom berührt uns das Leben der Pflanze, die aus dem Boden ſehnſüchtig hinaufſtrebt nach dem Licht. Die irdiſche Horizontallinie wird in jedem Bautheil ſpielend zerbrochen von der kühnen aufſtrebenden Linie; ruhende Laſt findet ſich hier gar nicht, ſondern Alles iſt emportragende Stütze geworden; die Phantaſie der Inbrunſt, welche an dieſen raſch hinaufſchießenden Gewölbgräten, an dieſen mit Kreuzblumen ins Himmelslicht verblühenden Thürmchen ſich emporrankt, wird nirgend durch ein Gefühl von Schwere zaghaft zurückgeſchreckt. Die Architektur, die ſonſt genug gethan hat, wenn es ihr gelang, das heilige Naturgeſetz der Schwere im ſchönen Gleichgewicht von Stütze und Laſt auszuſprechen, ſie überwindet hier den Gedanken an die Laſt vollſtändig und reißt die Seele im leichteſten, ſpielenden Wechſel der Bildungen unwiderſtehlich über die Erde empor.

Die chriſtliche Innerlichkeit tritt für den feiner Empfindenden ebenſo fühlbar auch in den beiden nachahmenden Schweſterkünſten der Architektur hervor. In der Bildung der Menſchengeſtalt wurde das Naturelement der Kunſt, die vollendete Schönheit der Form, jetzt minder wichtig gegenüber der Seele und den ethiſchen Motiven. Das Alterthum wollte den ganzen Menſchen, es freute ſich an dem durchgeiſteten vollen Organismus und duldete um dieſer Freude willen die Nacktheit im Leben. Die Kirche ertödtete dieſe Freude; den wundervollen anatomiſchen Bau des menſchlichen Körpers weiß Arnobius nur unter den Geſichtspunkt zu ſtellen, daß er ihn etwas Garſtiges nennt.*) Die Nacktheit im Leben wurde ſtreng verboten, und ſie ſtarb gänzlich ab, als die Kirche in nordiſche Klimate fortrückte. Die älteſte Kunſt wich lieber von der Natur und ſogar der Ueberlieferung als von der Sittenſtrenge ab, und ſchilderte ſelbſt Chriſtus als Kind auf dem Schooß der Mutter und denſelben am Kreuz bekleidet; noch in der ſpätern byzantiniſchen Kunſt wird man nicht leicht ein Marienbild mit ſäugend entblößtem Buſen antreffen. So wurde die Naturſeite der darzuſtellenden Geſtalten durch Gewandung verhüllt; die Sculptur, die eben mit dieſer Naturſeite vor Allem, mit dem ganzen in Geiſt und Leib vollſtändigen Menſchen ſich zu befaſſen hat, verlor ihre Bedeutung oder wurde in der freudigen Luſt ihres Schaffens beſchränkt, ſo daß ſie, um von neuem zu blühen, eine wieder mehr heidniſche Zeitrichtung abwarten mußte, die denn erſt gegen das Ende des Mittelalters ſich geltend machte. Uebrig blieb aller ſchildernden Kunſt nur das Antlitz der Geſtalten, und da es nun galt hierher den kräftigſten und verſtändlichſten Ausdruck zu legen, ſo mußte die Farbe zur Linie hinzutreten; die Malerei überflügelte die Sculptur. Vergleichen wir die Anfänge beider Kunſtperioden: in dem Troerkampf von Aegina haben die erzürnt Streitenden, die Gefallenen, die ſchmerzhaft Verwundeten alleſammt im Angeſicht ein und daſſelbe ſtarre, faſt vollkommen ausdrucksloſe Lächeln, während die Glieder ſchon herrlich ausgeführt ſind. Und treten wir nun vor einen Altkölner: die Leiber ſo verzeichnet, daß man ordentlich die Beine zu den Rümpfen zuſammenſuchen muß, die Hände mager, ſchlank, ohne Gefühl — und wie göttlich ſchön, wie hinreißend, wie ſeelenvoll die Köpfe! Hier beſitzt die chriſtliche Malerei ſchon in ihren Incunabeln Etwas, dem die helleniſche erſt am Schluß ihrer großen Zeit nahe kommt, nämlich den Ausdruck: dieſen, ſagt Plinius, hat Ariſtides gefunden, nachdem alſo die Polygnotos, Parrhaſios, Zeuxis ſchon vorüber waren.*)

---

*) Arnob. adv. gentes III. (ed. Lugdun. 1651. pag. 108) „foeditates“.

In der That iſt nun dieſer Ausdruck auch das Wichtigſte für die chriſtliche Kunſt, denn in ihm ſpricht ſich das Innerliche, was dieſe Kunſt eben ſucht, ſpricht ſich die volle Seele aus. Die Geſtalt dient nur zum Träger dieſes Ausdrucks, ihre eigenſte Berechtigung, die ihr als der höchſten und herrlichſten Form des Naturlebens zukommt, wird wenigſtens im Mittelalter ſelten anerkannt; ſie hat ihre Bedeutung nur, ſofern in ihr ein Anderes, Tieferes, Inneres ſich ausprägt, und die Zeichnung geht daher z. B. in der Hagerkeit byzantiniſcher Heiligen oder in der Schlankheit der Jungfrauenfiguren germaniſchen Stils ſoweit in den ſymboliſchen Ausdruck des Gedankens hinein, daß ſie dieſem zu Liebe ganz unnatürlich wird. Und in der That wird auch durch dieſe mangelnde Durchbildung der Formen eine Wirkung auf den Beſchauer erreicht. Wir empfinden, daß in dieſen Menſchen unendlich mehr Seele liegt als die Geſtalt wiedergeben kann, und dieß gibt uns den gleichen hinreißenden Eindruck von Inbrunſt und Sehnſucht, den auch der gothiſche Dom hervorbringt.

---

*) Plinius Nat. hist. XXXV, 36, 19: Is omnium primus animum pinxit et sensus hominis expressit . . . . item perturbationes.

Wir ſind hier, ſo ſcheint mir, bei dem geheimſten Unterſchied des heidniſchen und chriſtlichen Gebildes angelangt. Hier löſt ſich das Romantiſche vom Claſſiſchen, beide Begriffe haben wenigſtens für die bildende Kunſt nur dann einen greifbaren Sinn, wenn man ſie auf das Verhältniß von Stoff und Form bezieht. Claſſiſch iſt das Kunſtwerk, in welchem der Gedanke wie eine wohlgewogene Erzſpeiſe genau die Form erfüllt, ſo daß kein Tropfen der glühenden Fluth überbleibt. Im romantiſchen Gebild aber ſoll die Form noch ein Mehr von Geiſt und Seele zu errathen, eine höhere Bedeutung zu ahnen geben, als ſie durch ſich ſelbſt vernehmbar auszuſprechen vermag. Der antike Bildner ſchuf mit geiſtreichem, aber klarem und ſcharf maßhaltendem Verſtand und mit einer Phantaſie, die ſich an den Erſcheinungen der Sinnenwelt gebildet hatte; das chriſtliche Werk entſpringt im Gemüthe, und die ſchöpferiſche Einbildung des Künſtlers geht auf das Transcendentale, Innerliche, nur der Ahnung Verſtändliche aus.

Mit Leichtigkeit läßt ſich dieſer Unterſchied auf dem eigentlich kirchlichen Kunſtboden verfolgen; zwiſchen einer antiken Iſis und einer Maria des Mittelalters wird ihn auch das ungeübte Auge wahrnehmen. Aber läßt er ſich auch in weltlichen Stoffen, läßt er ſich im Vergleich der letzten vier Jahrhunderte mit dem Alterthum gleichfalls durchführen? Die Kunſt dieſes uns zunächſtliegenden Zeitraumes iſt doch ihrem vorherrſchenden Theile nach nicht mehr kirchliche Kunſt, vielmehr mächtig erregt durch die heidniſchen Grundanſchauungen, die ſeit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts bis heute die gebildete Welt beherrſchen. Die Architektur hat zum claſſiſchen Stil zurückgelenkt, mythologiſche und zum Theil heidniſch-frivole Stoffe beherrſchen die Plaſtik und Malerei im ſiebzehnten und in der größern Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Auch in den devoten Bildern aus der Zeit der Gegenreformation bemerken wir die mittelaltrige Magerkeit nicht mehr; bei Rubens wie bei Guercino wird vielmehr die Devotion gerade dadurch ausgeſprochen, daß dieſe Meiſter herculiſche Leiber wie geſchmolzen erſcheinen laſſen von der inwendigen Andachtsgluth. Im Allgemeinen aber hat die kirchliche Kunſt, was Energie und Tiefe betrifft, vor der weltlichen ſich zurückziehen müſſen, muß es noch heute. Auch in der Poeſie errang Goethe die glänzendſten Triumphe der Vollendung, wenn er antike Stoffe, wie die Iphigenia, aufgriff, oder doch moderne Stoffe in antiker Form behandelte, wie Hermann und Dorothea. Iſt nun in dieſen Werken der Einfluß jener Religion erloſchen, die doch unſerer ganzen Culturgeſtalt zum Grunde liegt? Aber wenn man nun einmal Goethe's Iphigenia mit der des Euripides vergleicht, ſieht man auch hier bald den Unterſchied.

Ich wies oben auf, daß die helleniſche Religion den Zwieſpalt nicht gekannt hat: ſie entbehrte daher des Schmerzes. Wohl gab es ernſte, dunkle Mythen, aber ſie knüpften ſich nicht an die oberſten Götter; Niobe, Laokoon, Marſyas, Prometheus blieben untergeordnete Perſönlichkeiten, ihre Leiden treten in den Hintergrund vor dem feierlichen Rauſch der Dionyſosmyſterien, vor der frohen Mythologie der Aphrodite. Die Feſte waren Freude, Tanz und Geſang, Schmaus, freier Verkehr der Geſchlechter auf der ſonnigen Tempelhöhe des Vorgebirges, die weit übers Meer ſchaute, oder in der friſchen Lebensluft der vom immergrünen Waldkranz umſäumten Bergeshalde. Den Tod, dieſen ernſten Hintergrund des Lebens, der ihm erſt den tiefen, Alles ins Licht hebenden Schatten leiht, vermied man zu denken, und noch das ergreiſte Alterthum umwand den Sarkophag mit den Arabeskenranken des unſterblichen Weinlaubs. Es gab daher im helleniſchen Leben beſtimmte Saiten die nie angeſchlagen wurden, es kamen gerade die Gefühle nicht zur Reife, die erſt der Schmerz in der Seele zeitigt. So das Mitleid. Wie ſchauderhaft erſcheint unſerem Gefühl die Rache des Peliden, der den erlegten Leib des edelſten Gegners vor den Augen der Eltern noch der menſchlichen Schönheit beraubt, der dieß übers Herz bringt nicht mit dem heißen Blut des Kämpfers allein, ſondern zum zweitenmal noch nach ſchlaflos verwachter Nacht! Wie hart iſt in Hellas das Loos der Sklaven, wie grimmig der Sinn gegen beſiegte Feinde, wie wenig wird in dem Barbaren der Menſch geachtet! Die Stellung der Frauen, mindeſtens bei den ioniſchen Stämmen, dürfte man dabei nicht vergeſſen: gönnt doch ein Sokrates ſeinem Weibe nicht, den Schmerz an ſeinem Todtenbette auszuweinen! Dieß iſt nun ganz anders im Chriſtenthum. Ein geſtorbener Gott, im höchſten Grade leidensfähig; alles religiöſe Innenleben beginnend im Mitgefühl mit ſeinem Schmerze; in der Lehre die gleiche Weichheit: ein Liebesbund wird verheißen, der über die Schranken des Völkerthums weit hinausgreifend die geſammte Menſchheit umfaſſen ſoll; Vergebung, Feindesliebe, Selbſtverleugnung treten als oberſte Forderung auf; das Verhältniß von Mann und Weib in Liebe und Ehe wird aus dem Naturboden und aus dem Boden des ſtarren bürgerlichen Rechts in den tiefern Grund des Gemüthes verpflanzt, das Weib dem bloßen Genuß oder dem egoiſtiſchen Behagen des Mannes nicht mehr geopfert. Es iſt unermeßlich und ganz unberechenbar, wie ſehr durch dieſe Einflüſſe das Chriſtenthum die Gefühle der Menſchheit gereinigt, geſteigert, vermannigfacht hat; die ganze weibliche Seite des innern Lebens iſt erſt durch ſeine Einwirkung aufgegangen. Die Minne, die zarte Ehre, der Enthuſiasmus für die allgemeinen und unveräußerlichen Menſchenrechte, vor Allem auch die Fähigkeit, in fremde Nationalitäten, in ihr Formgefühl und ihre Poeſie uns zu verſetzen — das Alles ſtammt weſentlich aus jener Quelle. Dieß iſt der Hauptgrund, warum wir zwar in der Sculptur, als der Kunſt der reinen Linie und vollendetſten Form, zurückſtehen, in zwei andern Künſten aber das Alterthum unter dem Fuß haben: in Muſik und Malerei. Ihre Elemente haben nämlich einen tiefen Bezug zum Gefühlsleben; Ton und Farbe ſind, wie die menſchlichen Empfindungen und Seelenſtimmungen, des Verſchmelzens, der Brechung, der feinſten Nuancirung fähig. Dieſe Fähigkeit aber zu entdecken, mußte die Menſchheit zuvor in ſich die Töne und Schattirungen erfahren, die ſie dann als Seele in jenen Künſten wiederfand. Unleugbar bringt nun dieſe Ausbildung der Gefühle viel Arges mit ſich; nur bei uns iſt die Ausartung möglich, die mit Verleugnung der ſtarken, männlichen Gefühle einzig die weiblichen werthhält und ausbildet, und die uns in der modernen Kunſt tauſendfach bald mehr lächerlich als Schwächlichkeit, bald verächtlich als Sentimentalität gegenübertritt. Aber von der andern Seite gleicht das Gefühl doch auch dem Magnet: je mehr man ihm zu tragen giebt, deſto ſtärker wächſt ſeine wunderbare Kraft. Die Vertiefung der Gefühle durchs Chriſtenthum brachte zugleich eine mächtigere Spannung der Leidenſchaft hervor; brechen wir los, ſo kennen wir das Maßhalten der Alten nicht: denn bei dieſen tritt die innere Regung gleich beim Entſtehen, und darum minder vulkaniſch, aus der Bruſt in die That heraus; bei uns wird ſie durch die Sitte, durch den innern Widerſtreit der Gefühle und durch die einem geiſtigern Empfinden ſtets eigene Verſchämtheit lange eingedämmt, bis ſie zuletzt mit zurückgehaltener unwiderſtehlicher Gluth hervorbricht. In der Leidenſchaft vermögen wir deßwegen entſetzlicher zu handeln als die antike Welt; bei kaltem Blut werden wir viel milder ſein als ſie.

Dieſes nun iſt die Seite, wo auch das modernſte Kunſtwerk noch heute ſeinen erſten Urſprung aus einer Gefühlsreligion kundgiebt. Die Neuern haben erſt das Feuer in die Kunſt gebracht; die Antike, auch die ſtark bewegte, macht uns den Eindruck von Ruhe, und verglichen mit einem Rubens'ſchen Bacchanal oder mit der ungeheuren Liebeswuth der Carracci'ſchen Aurora im Farneſiſchen Palaſt erſcheint die Alexanderſchlacht, obwohl ſie vielleicht die ausdrucksvollſte Compoſition der ganzen alten Kunſt iſt, noch immer wie ein Werk voll Beſonnenheit, voll künſtleriſchen Rückhalts. Es iſt überhaupt die bewegte Seele auf der ganzen Stufenleiter ihrer Empfindungen, was in moderner Kunſt die Hauptſache ausmacht, und ſelbſt da, wo dieſe mit der antiken auf deren eigenem Boden ringt, hat ſie vor ihr in dieſem Stücke Etwas voraus. Die üppigen Scenen auf den dionyſiſchen Reliefs. ſind uns widerlich, weil hier die reine bare Sinnlichkeit triumphirt. Correggio's Jo und ſelbſt Tizian's Danae ſind es nicht, weil hier die Hingabe des Weibes durch den ſeelenvollen Ausdruck des Kopfes geadelt wird, weil der Geiſt hier nicht untergeht im Naturtrieb. In dem herrlichen Hirtenroman des Longus iſt nur die Eine Stelle, wo Daphnis, von der Lykainion verführt, aus Liebe zur Chloe der Chloe untreu wird, ein ſittlicher Fleck; aber in Gottfried's Triſtan bewundern wir Brangänens Hingabe, denn dort iſt der Sinn allein waltend ohne tiefere Minne der beiden Perſonen; hier aber iſt die That getragen von ſittlicher Treue gegen die Herrin. Und ſo mag es an dieſer Stelle erlaubt ſein nochmals Euripides und Goethe neben einander zu ſtellen. Bei jenem iſt in Iphigenia's Seele nur Ein Motiv: die Liebe zur Familie, zur Heimat. Das Götterbild raubt ſie treulos dem Volke, das ihr Gnade angethan hat, und nicht um zu löſen, ſondern um durchzuhauen muß am Schluſſe eine Göttin bemüht werden. Der moderne Dichter geht vom Gewiſſen der edlen Jungfrau aus: nicht das Motiv des Blutes allein, ſondern das innere der Ehre und der Wahrhaftigkeit durchzittern ihr reines Herz, und durch einen großen ſittlichen Entſchluß führt ſie die Handlung einem wehmüthigen, aber friedlichen und ſelbſt wohlthuenden Ausgange zu. Bei welchem Dichter die wärmere Schilderung der Seele ſei, wird wohl nicht in Zweifel kommen.

Im Bisherigen haben wir den innerſten Charakterunterſchied beider Kunſtrichtungen betrachtet, wie er auch noch in den modernen Schöpfungen fühlbar bleibt. Es ergeben ſich noch einige Einzelnheiten als Folgerungen.

Als der Hauptmangel, dem bisher noch die Kunſt bei den chriſtlichen Völkern unterliegt, iſt uns eben das Fehlen der nationalgeſchichtlichen Stoffe hervorgetreten. Allerdings erſetzt ſich dieß einigermaßen durch ein Element der Religion, das der antiken abgeht. Das Chriſtenthum iſt nicht wie dieſe eine Natur-, ſondern eine hiſtoriſche Religion; es iſt von einem beſtimmten Manne in einer beſtimmten geſchichtlichen Zeit geſtiftet worden. Wie über alle Geburtsſtätten des Großen, Weltbewegenden, lagert ſich auch über die Wiege des Chriſtenthums der verſchleiernde Morgenduft, aus welchem ſo gern der Mythos hervorwächſt; aber die Perſon ſelbſt iſt nicht mythiſch. Hierdurch entſteht der eigenthümliche Zug, daß Religion und Geſchichte im Chriſtenthum ſich unaufhörlich verbinden; Chriſtus am Kreuze iſt ebenſoſehr Gegenſtand der Verehrung als Denkmal des größten, die Geſchichte in ihre zwei Hälften ſpaltenden Weltaugenblicks. Das Chriſtusbild iſt ſehr vom Zeus-Ideal verſchieden; ein Porträttypus iſt aus ſehr alter Ueberlieferung auf uns vererbt, und es hat dem Künſtler nie gefrommt, von dieſem völlig abzuweichen. Dieſer Porträtkopf macht mehr als antike Statuen den Eindruck von Lebenswärme, weil er gleich individueller iſt, denn wir erkennen in ihm ſogar die orientaliſche Race. Schon dieß giebt der chriſtlichen Kunſt einen kräftigen Zug aufs Realiſtiſche, indem ſogleich ihr höchſtes Ideal, das Chriſtusbild, ein Reales hinſtellt. Jener hiſtoriſche Kern der Religion nun, wie er durch den Mythos umgeformt worden iſt, bietet unbeſtreitbar Vieles, was auch an äußerer Schönheit dem heidniſchen Olymp nahe ſteht. Zwar die gewaltige Sinnlichkeit der antiken Mythe waltet hier nicht, aber das Herz wird tiefer bewegt. Die wunderbare, durch das Dogma von ihrer ewigen Jungfräulichkeit ausgeſprochene Reinheit der Maria, das Kind auf ihrem Schooß mit den Raffael'ſchen Welterlöſeraugen, ſind reizende und rührende Stoffe; und Chriſtus am Kreuz darf geradezu als ein hoher Gegenſtand bezeichnet werden, mag man ihn nun wie Van Dyck in der Tiefe menſchlich erliegenden Leidens oder wie Rubens als den ſtarken Bezwinger des Todes faſſen. Dieſer Tod iſt äſthetiſch, weil kein Glied gewaltſam vom Rumpfe gelöſt wird; ein Mann gerade auf der Höhe der Manneskraft giebt dem Künſtler unverhüllte Formen zu ſchildern und jenes höchſte Meiſterſtück zu vollenden,

„wie ſich im Schmerz ein ſchöner Leib verhält.“

Neben dieſe Hauptſcenen und Hauptperſonen treten dann zahlreiche Nebenfiguren mit ſcharf abgeſtuftem Altersverhältniß und in ihrer Weiſe religiöſer Empfindung unter einander ſehr verſchieden. Rückwärts dehnt ſich ins alte Teſtament, vorwärts in die Legende, Kirchengeſchichte und apokalyptiſche Weiſſagung der Kreis dieſer religiöſen Hiſtorie aus; die Siſtinadecke und die Loggien des Vaticans beweiſen, was dort, die Stanzen, was hier für großgeſinnte Meiſter zu gewinnen war. Stoffarm iſt gewiß dieſe Kunſt nicht; aber dieß Alles zugeſtanden, wird man doch nicht behaupten dürfen, daß durch heilige Geſchichte die nationale völlig erſetzt werden könne. Denn es mangelt jener zwar nicht die That, aber die Handlung, und dieſe iſt nach des Dichters Worte der Kunſt wie der Welt „allmächtiger Puls". Die Siege der Kirche werden meiſt im Unterliegen gewonnen, durchs Dulden; das Dulden aber iſt nicht der höchſte Vorwurf der Kunſt, und äſthetiſch betrachtet bleiben denn doch Prometheus und Laokoon größere Stoffe als der Crucifixus, weil ſie kämpfend untergehn. Am übelſten wird dieß Element des Duldens bei untergeordneten Heiligen: Hieronymus in der Wüſte, die Bruſt vom Stein zerſchlagen, Chriſten auf ſpitze Pfähle herabgeſchleudert, der Rubens'ſche Livinus in Brüſſel, deſſen ausgeriſſene Zunge der Henker mit der Zange dem ſchnappenden Hunde hinhält, die Marter des Erasmus von Pouſſin im Vatican, wo dem frommen Mann die Gedärme aus dem Leibe gehaſpelt werden, dieſe und ſo manches andere Bild, das ſchon Goethen in Italien ſo empörte, würden bei der helleniſchen Geiſtesrichtung nicht möglich geworden ſein. In den ſchönen Scenen aber finden wir doch auch viel Monotonie. Gewiſſe Hauptbilder mußten unzähligemal wiederkehren, weil die reizende bunte Mannigfaltigkeit des Mythos fehlte, die uns in unerſchöpfter Fülle aus den antiken Vaſenbildern entgegenſprudelt; und ſo kamen die chriſtlichen Künſtler theils in Schulnachbetung vernutzter Motive, theils durch das Streben neu zu ſein in Stilloſigkeit oder gezwungene Originalität herein. Die Palmen unſerer gegenwärtigen Kunſt, die bisher unberührten, wachſen auf dem Felde der zukünftigen Volksgeſchichte; das Wühlen und der Geiſterkampf dieſer Tage müſſen in die That ſich ausbrauſen: dann büßt auch unſere Kunſt die alte Lücke.

Haben wir hier eine Schwäche der neuern Kunſt zugegeben, ſo fordern wir dafür nach andern Seiten unermeßliche Zugeſtändniſſe zu ihren Gunſten. Es giebt gegenwärtig in allen drei bildenden Künſten, vor allem aber in der Malerei, eine Maſſe von Stoffen und entſprechenden Auffaſſungsweiſen, die dem Alterthume unbedingt verſchloſſen geweſen ſind. Ich glaube, man kann das auf drei Punkten nachweiſen.

Das Chriſtenthum lehrt die Bedeutung des Individuums begreifen. Der einzelne Menſch in ſeiner Berechtigung auf das Heil und auch auf die Güter des Lebens kommt in ihm zu Ehren; das Individuelle in Leben, Sitte und Kunſt wird freigegeben. Gewiß, die drei griechiſchen Säulenordnungen ſtellen das Feinſte und Genialſte von Laſt und Stütze dar, was man erfinden kann; aber an ſie iſt nun auch mit kleinen und nicht weſentlichen Modificationen die Architektur gebunden, und bei jedem Bau kehren mit ſtrengem Gleichmaß dieſelben Formen an jeder Säule wieder. Wahrhaft majeſtätiſch iſt dagegen die Freiheit der Erfindung an mittelaltrigen Bauten. Hier iſt es der leitende Grundſatz, die Säulenköpfe und ſo auch alle andern architektoniſchen Glieder erſt recht zu variiren, um dann durch Auflöſung dieſes Mannigfachen in Ein Grundgefühl deſto mächtiger und triumphirender die Harmonie einſchreiten zu laſſen. Aehnlich frei ſtellt ſich der Grundriß des chriſtlichen Bauwerks heraus, als Quadrat, geſtrecktes Rechteck, Kreuz, Kleeblatt, Doppelkreuz, Rund- und Polygonbau, während der antike Tempel über Rechteck und Kreisrund nicht hinauskommt; von der verſchiedenen und wieder die größte Mannigfaltigkeit entwickelnden Stellung der Thürme im Grundplan ſchweige ich ganz. Aber auch in die übrigen Künſte iſt dieſer Sinn des Individuellen eingedrungen. Alles Menſchentreiben, auch das kleinliche, hat für uns Moderne eine gemüthliche Wichtigkeit (die Philiſterei kommt einzig daher), und dieß giebt unſerer Kunſt eine ſtarke Richtung auf Auffaſſung der Wirklichkeit, der nicht gehobenen, ſondern eben gewöhnlichen Zuſtände. Hieraus entſteht das moderne Genrebild. Ein Wilkie'ſches Spiel von Mädchen und jungen Burſchen, eine Robert'ſche Schnitterfamilie, ein Familienbild wie Flüggen's Mesalliance — wo hätte denn in den kleinlichen Werkſtätten, Bäckerſtuben und Küchen, die man wohl in Pompeji gemalt findet, das Alterthum etwas auch nur entfernt Aehnliches? Gewiß, hier hat ſchon der Stifter des Chriſtenthums den Anſtoß gegeben in dem Stück ſeiner Lehre, das uns, weil es Erzählung giebt, ſicher am reinſten überliefert worden iſt, in den Gleichniſſen. Die Geſchichte des verlorenen Sohns giebt eine Reihe kleiner Genrebilder; in dem Weibe, das den verlorenen Groſchen wieder findet und ſein Glück ausposaunen geht, ſtecken ſogar ſchon humoriſtiſche Züge, und bei dem ungerechten Haushalter, der ſich mit den Schuldnern zum Betruge verbündet, hat der Kunſtfreund wohl unwillkürlich die betrügeriſchen Wechsler des Matſys in Windſor vor Augen. Wie ſich hier bei Christus ſelber eine edle Lehre mit gemüthlich-poetiſcher Form umgiebt, gerade ſo ſehen wir auch das Genrebild anfangs, wie etwa bei Maſaccio und den Eycks, nur als zuſchauende Gruppe gewöhnlicher Leute zur heiligen Handlung hinzutreten, bis es ſich endlich als ſelbſtſtändige Gattung ablöſt. Hinzu kommt denn der durchs Chriſtenthum verſtärkte Sinn für die Ehe und das Familienleben, aus denen das Genre ſein innigſtes und gemüthvollſtes Leben entleiht.

Ein fernerer Hauptvorzug der modernen Kunſt iſt das Naturbild, und hier wieder vor Allem die Landſchaft, welche ihr wie zum Erſatz für die Hiſtorie verliehen ſcheint. Bei den Alten iſt die Landſchaft die ſchwächſte Gattung der ganzen Malerei geblieben. Die handwerklichen Arbeiten der Art in Pompeji ſtehen an Kunſtwerth etwa den chineſiſchen Sachen gleich, denen ſie auch an Unbedeutendheit der geſchnörkelten Bauformen auffallend ähnlich ſehen. Die Vaſenbilder ſowohl wie die erhaltenen größern Gemälde ſind faſt ohne allen Hintergrund. Die Malerei des claſſiſchen Alterthums war weſentlich Handlung und ſomit Figurenbild. Man darf daraus ſchließen, daß der Sinn für die außer uns liegende Natur in der modernen Welt ſtärker entwickelt iſt. Zum Theil liegt das im Grundcharakter der Germanen, die denn doch das meiſte Blut und das kräftigſte zu den heutigen Culturvölkern hergegeben haben, zum Theil iſt es Wirkung des Chriſtenthums.

Der Germane hat von allem Anfang an ein inniges Verhältniß zur herben Natur ſeiner Heimat, weil ſie ihm ſeine Freiheit ſichert. Schon in der Urzeit verehrte man die Götter nicht in einer Architektur, ſondern im hochwipfligen Hain, an dem waldumſäumten ſchauerlichen See. Im Mittelalter wohnte der Ritter mit den Seinen auf der Burg, von der Welt abgeſchieden, in voller Natureinſamkeit; auch der Benedictiner gründete (eine Ordensregel ſchrieb es ausdrücklich vor) ſeine Anſiedlung in der Einöde. Und nun haben wir in Deutſchland eine großartige Natur, viel großartiger als die helleniſche. Alles iſt maſſenhafter, Alles überwältigt den Geiſt mehr, die Ebenen, die Seen, die unermeßlichen Wälder. Was ſind jene Winterflüßchen von Hellas, die im Sommer ihr ſteiniges Ravin trocken laſſen, gegen den ſtets mit vollen Borden ſtrömenden Rhein, gegen die im Strudel hinſchießende Donau? Und unſere Meeresausblicke, ſo weit, ſo ahnungsvoll, ſo erregend durch den wundervoll geheimen Odemzug der Tiefe, durch Fluth und Ebbe — in Hellas ſieht man ein meiſt ſtilles Meer, und faſt überall wird die Unendlichkeit der Ausſicht wieder durch Feſt- oder Eiland durchbrochen. Dazu dann der bei uns ſo viel ſtärkere Gegenſatz von Sommer und Winter, der ſo viele Sympathien mit der ſterbenden und neu ſich belebenden Natur im menſchlichen Gemüthe weckt! Ueberhaupt hat der Norden Europa's die mächtiger ergreifende Natur; wie denn in der Landſchaftsmalerei auch die modernen Südländer es unſern Dieſſeitigen doch nie gleich gethan haben. In Hellas tritt die Beobachtung der Natur in ihrer Einwirkung auf das Gemüth eigentlich erſt in einem der letzten, aber auch reizendſten Gebilde der antiken Poeſie, im Schäferroman des Longus, hervor, wo denn allerdings meiſterlich (obwohl mehr nur von der ſinnlichen Seite) der Einfluß des Lenzes auf die Seele gezeichnet wird. Wir Deutſche dagegen haben ſchon in unſerer erſten Literaturperiode den Minneſang, der recht eigentlich Naturgeſang iſt, Frühlingsluſt und Winterklage ſo oft wiederholt; und noch früher zeugt von dem frohen und ſcharfblickenden Leben der Menſchen in und mit dem Walde jene eigenthümlichſte aller unſerer poetiſchen Volksſchöpfungen, in der kein anderes Volk mit uns wetteifert: ich meine das Thierepos, deſſen Spuren ſich denn auch alsbald in der bildenden Kunſt nachweiſen laſſen. Das uralte Grundgefühl von der Beſeelung der Natur verräth ſich endlich in der Bereitwilligkeit, mit der wir die Lehre von den Elementargeiſtern aus antikem, keltiſchem, altnordiſchem und morgenländiſchem Naturglauben beibehielten und chriſtlich umbildeten.

Zum großen Theile liegt dieß Gefühl für das Leben der

Schöpfung aber auch im Chriſtenthum begründet. Das Verſtändniß der Natur wird überhaupt erſt möglich, wenn ſich der Geiſt aus ihr herausgelöſt, mit Bewußtſein über ſie hinauf geſtellt hat. So begegnen wir ſchon früher bei den Hebräern, denen ihr Monotheismus jene Befreiung des Geiſtes aus dem Naturleben garantirt, einem landſchaftlichen Sinne, den auch die großen helleniſchen Dichter vermiſſen laſſen. Gleich mit beſtimmter Bezeichnung einer Umgebung, des Paradiesgartens, fängt der hebräiſche Mythos der Menſchheitsgeſchichte an. Abraham's Leben als Wüſten-Emir und Hirtenkönig, die Scenen am Nil, das reizende Idyll von Ruth, ein Wüſtenbild ſo mächtig wie Hagar's mütterliche Verzweiflung bei dem verſchmachtenden Sohn — wo haben wir denn bei Homer eine Stelle, wo die Landſchaft ſo weſentlich, ſo mithandelnd ins Leben der Figuren eingreift, ihre Stimmung und Handlungsweiſe bedingt? Die zarten Begegnungen von Mann und Weib werden an den im Orient ſo wichtigen Brunnen angeknüpft; Moſes ſchaut von den Höhen des Oſtjordanlandes die Pracht Kanaan's, unter ſich den Palmenhain Jericho's, die ſchwarzen Felskuppen von Judäa, weiterhin aber die blauen Schluchten des Ephraimwaldes und im Norden den Einen ſchimmerndweißen Punkt, den ewigen Schnee des Hermon, — eben die Landſchaft iſt hier das Bedeutendſte, iſt das Ergreifendſte in der ganzen Scene; der ſtärkſte Nerv in der Situation liegt darauf, daß der Sterbende ſie noch ſehen, nicht betreten ſoll. Kennt doch Jeſaja ſogar ſchon den geſpenſtigen Spuk der Wüſte, deſſen Ahnung die Karawanen heute wie damals im Dämmerlicht des ſinkenden Abends überfällt! In noch beſtimmterer Weiſe nähert ſich der Monotheiſt der Natur als betrachtender Menſch, indem ſie ihm als Werk und als Preis ihres Schöpfers erſcheint. Werke wie der 103. und 104. Pſalm, wie die energiſchen Schilderungen der Rieſenthiere und die glänzenden der meteorologiſchen Phänomene am Schluſſe des Hiob, kennt das claſſiſche Alterthum gar nicht. Dieſes bleibt vielmehr in einer atomiſtiſchen Naturbetrachtung gefangen. Jede einzelne Naturſeite hat ihren beſondern Gott, dem ſie als Wohnung dient, der ſie aber nicht geſchaffen noch wahrhaft mit ſeinem Lebensodem durchdrungen hat. In der bildenden Kunſt ſtellt man daher zur Bezeichnung der

Scene einfach den Gott hin, der dieſe beſtimmte Umgebung beherrſcht, z. B. um einen Fluß zu bezeichnen den Flußgott mit der Urne oder die Naias. Man blieb alſo in der Andeutung, im Symboliſchen ſtecken; ein wirkliches Wiedergeben der Naturumgebung erſchien unnöthig.*) Die monotheiſtiſche Weltanſchauung entfernt dieſe einzelnen Göttererſcheinungen aus der Natur, aber ſie verleiht der Natur dafür ein höheres Leben, weil ſie dieſelbe als Abdruck des göttlich ſchaffenden Geiſtes anſieht. Und doch bringt es der ſtarre Monotheismus noch nicht zu einer landſchaftlichen Malerei, das haben Juden und Moslemim bewieſen. Ein pantheiſtiſches Element muß hinzukommen — jenes Element, das dem indiſchen Volke unter allen Sterblichen den heißeſten zugleich und zarteſten Naturſinn verliehen hat. Das Chriſtenthum hat dieß pantheiſtiſche Element vor dem Moſaismus voraus, und in dem Maße als daſſelbe in ihm zum Siege kommt, ſteigert ſich auch das Naturgefühl. Wir ahnen in der Natur eine der unſrigen verwandte Seele, eben weil wir ſie als durchgeiſtet erkennen; wir theilen mit ihr den Schmerz des Herbſtes und die muthige Freude des Frühlings; wir vermögen überhaupt eine Stimmung in die Landſchaft zu legen und ſie ſo in einſeitigem aber deſto kraftvollerem Lichte aufzufaſſen.

---

*) Höchſtens drückte man einen Zug dieſer Umgebung aus. Als Nealkes ein Schiffstreffen auf dem Nil malte, vermochte er den doch ſo eigenthümlichen Charakter der Deltalandſchaft nicht wiederzugeben, aber argumento declaravit quod arte non poterat: er malte einen Eſel am Ufer trinkend, dem ein Krokodil auflauerte. Plin. Nat. Hist. XXXV, 40, 142. Man wolle gegen die hier verfochtene Meinung nicht den Philoſtratus anführen. Zwar nennt er einige Landſchaften mit größtem Lobe, aber er ſtaffirt ſie ſo überreich, daß auch nach Welcker's Anordnung kein Maler wagen könnte, auf Einer Tafel, wie es doch bei dem Bilde I, 12, 13 gefordert wird, mehrere große, in lebhafter und detaillirter Handlung begriffene Gruppen auf beiden, mehr als Rheinesbreite von einander getrennten Ufern des Bosporus zu ſchildern und dabei irgend eine Einheit in die Compoſition zu bringen. Wenigſtens ein Landſchaftsbild würde man bei dieſer Figurenfülle nicht übrig behalten. Aehnlich iſt es bei den „Sümpfen“ (I, 9), und noch mehr bei den „Inſeln“ (II, 17). — Daſſelbe findet auch auf die von ihm geſchilderten Genrebilder, z. B. die berühmte Schweinsjagd, Anwendung, wo dieſelben Perſonen in ſo verſchiedener Handlung vorkommen, daß eine klare, ruhige und einheitliche Compoſition nach Art eines modernen Genreſtücks ſich gar nicht ergeben will. Haben denn dieſe namenloſen, nicht datirten Bilder in Neapel jemals wirklich exiſtirt?

Es iſt endlich noch eine letzte Seite hervorzuheben, welche die Neuzeit vor der alten voraus hat. Die alte Welt hat die Komik, die moderne den Humor, zumal die germaniſche Welt; denn dem Romanen gelingt kraft des claſſiſchen Tropfens in ſeinem Blute der Spott beſſer, während der Engländer und Deutſche in Literatur ſowohl wie in Kunſt den Spaß vorzieht. Der Kern der wunderlichen Charaktermaske, die wir, auch wieder wunderlich, Humor nennen, iſt eine ſehr ernſte, ja überſpannt ideelle Lebensbetrachtung, und hier hängt auch ihr Urſprung mit dem Chriſtenthum zuſammen. In der alten Welt herrſchen einfache, verſtandesmäßige, vor Allem erfüllbare Sittengeſetze. Einem Ariſtipp gehorchen muß ſehr anmuthig ſein, und ſelbſt Stoiker zu werden iſt für gewiſſe Organismen keine ſchwere Aufgabe. Wurden daher dieſe leichten Geſetze trotzdem irgend vom Individuum überſchritten, ſo entſtand ſogleich eine ſittliche Carrikatur, welche zu ihrer Vernichtung die Komik herausforderte. Im Chriſtenthum regiert eine ganz unerreichbare, idealiſtiſche Moral, wenn man es nämlich nimmt wie es im Evangelium ſteht, und nicht wie die Kirchen es ihren Bekennern commod gemacht haben; den Rock wegzugeben, wenn man von uns den Mantel verlangt, dazu iſt unſer Klima nicht angethan, und zur Heiligung aller Gedanken haben wir Modernen etwas zu viel Feuer. Dem Ideal entſpricht alſo Niemand; je höher es iſt, deſto häufiger ſeine Ueberſchreitungen, deſto weniger verletzend aber auch für das natürlich-einfache Sittengefühl. Die gekränkte Harmonie macht ſich daher nicht ſowohl als ſpottende Komik wie als Spaß geltend, weil jeder recht wohl weiß, daß er jenem geſpannten Moralgeſetz ebenſo wenig genügt. Und wie nun jener Idealismus nach der Seite des Urtheils hin den Humor, ſo ſchafft er in der Richtung auf die Einbildung das Phantaſtiſche, indem er die Formen der Wirklichkeit und alle organiſchen Möglichkeiten ſpielend durchbricht und aus dem Weſenloſen neue Bilder erzeugt. Die eigentlich mythologiſchen Theile der Kirchenlehre, Wunder, Engel, Teufel und Weltende, gaben dieſem Sinne Nahrung, und die

Meinung von der compacten individuellen Fortdauer nach dem Tode förderte den Geſpenſterglauben. Die Alten waren ſelten oder nie phantaſtiſch, ſie ſchufen die Wirklichkeit nach und begnügten ſich dieſe zum Ideal zu ſteigern; das Weſenloſe, das was Niemand ſich ſinnlich, plaſtiſch vorzuſtellen wüßte, kommt nicht vor. Aber gleich das erſte poetiſche Werk des jungen Chriſtenthums, die Apokalypſe, wimmelt von Geſtalten, die plaſtiſch vollkommen ungreifbar ſind. Denke man ſich z. B. jene dort geſchilderte Theophanie: ein Mann mit ſchneeweißer Haarwolle, Augen wie Feuerflammen in einem Sonnenantlitz, Füße wie ein glühender Ofen, ſieben Sterne in Einer Hand und ein zweiſchneidiges Schwert im Munde — führe man gar dieſe Geſtalt in wirklicher Plaſtik aus, und man wird ein Bild zu Stande bringen, gegen welches indiſche Götter nüchtern ſind. In noch rieſenmäßigerem Maßſtab tritt dieſes phantaſtiſche Element in den frühen gnoſtiſchen Syſtemen hervor. Auch die Kunſt des romantiſchen Stils ſchwelgt ſo recht darin mit jenen fabelhaft erfundenen und componirten Thier-, Pflanzen- und Menſchengeſtalten, die ſie an Capitell und Portal zu verſchwenden liebt. Die großen chriſtlichen Poeten des Mittelalters, Wolfram von Eſchenbach und Dante, ſind wieder ſtark davon durchdrungen, und als der Proteſtantismus aufs neue an das Urſprüngliche anzuknüpfen ſucht, da tritt augenblicks in Dürer, in den Todtentänzen, in den Teufeleien des Jeronymus Bos die Phantaſterei wieder hervor, und erlebt (um von Rembrandt's innerlichſt phantaſtiſcher Natur zu ſchweigen) in den gottlos komiſchen Verſuchungsſcenen eines Höllenbrueghel, Teniers, Martin de Vos den gloriöſeſten Triumph, an den ſich als endloſer Schweif der Zug der Geſpenſter- und Schauerromane, Callot, der Teufels-Hoffmann und Tieck's Runenberg anſchließt. Die Engländer von der Fairy Queen bis auf Byron's Manfred weiſen wenigſtens in der Poeſie daſſelbe Phänomen auf. Es iſt bequem und vornehm, dieſe flatternden, faſt contourlos zarten Wunderblumen der modernen Welt gering zu ſchätzen gegen die plaſtiſche Feſtigkeit jeder Geſtalt im penteliſchen Marmor und im tragiſchen Trimeter — aber Shakſpere's Sommernachtstraum wiegt doch mindeſtens eine praxiteliſche Statue auf!

Ziehen wir ein Reſultat. Faſt überall in moderner Kunſt, und zwar gerade bei den Schöpfungen, in welchen ſie am eigenthümlichſten ſich zeigt, erkennen wir einen doppelten Einfluß, der aber ſtets nach Einer und derſelben Richtung hinwirkt: den des Germanismus nämlich und den des Chriſtenthums. In beiden liegt ein Sinn für die Tiefe, für das Innige, dem zu Liebe die äußere Form leicht zu ſehr zurückgeſtellt wird, der aber dafür eine in alter Kunſt ungeahnte Mannigfaltigkeit der Gefühle und Anſchauungen, ſomit auch der Richtungen hervorruft. Wenn wir kraft dieſer Eigenſchaften dem Germanen ſeine Stelle dicht unter dem Griechen geben müſſen (denn der Indier bildete ſein gewaltiges Talent nicht verſtändig genug durch), ſo werden wir auch das Chriſtenthum nächſt dem helleniſchen Götterglauben als die kunſtfähigſte Religion betrachten dürfen. Denn die römiſche iſt ganz ſtumpf für die Kunſt, weil ſie wohl Götter, aber keine Kosmogonie noch wahre Mythologie kennt; daher dieß Volk erſt von Etruskern, dann von Hellenen die Kunſt als Ueberlieferung empfing. Judenthum aber und Islam ſtellen das Göttliche in allzu ſcharfem Unterſchied vom Menſchlichen hin und verbieten deshalb, Jenes in Dieſem darzuſtellen; auch ſie entliehen daher für ihre kurze Blüthezeit die Architekturformen (denn nur dieſer waren ſie benöthigt) bei den Nachbarn. In Aegypten wird eine großgeſinnte Kunſt dennoch durch Prieſterſatzung im Symboliſchen gebunden gehalten, das ihr den Charakter eines falſch Idealiſtiſchen aufdrückt. Die Aſſyrer endlich ſind bei aller Beobachtung des Lebens in Menſch und Thier über die nackte Realität nicht hinausgekommen. So bleiben dem betrachtenden Geiſte, bei aller Bewunderung für die Schöpferkraft der älteſten Culturvölker, als die eigentlichen Pole der bildenden Kunſt doch nur das Hellenenthum und der chriſtliche Germanismus übrig. In ihrer reinen Geſtalt, wie jenes zur Zeit des Phidias, dieſer etwa im Kölner Dom auftritt, bilden ſie einen klaren vollkommenen Gegenſatz. Aber dieſer Gegenſatz braucht kein ewiger zu ſein; zahlreiche und glückliche Beiſpiele zeigen, daß vielmehr ſeine Ausgleichung das Ziel der Kunſt iſt. Schon das abſinkende Alterthum kam in manchen Werken der Empfindungsweiſe der modernen Welt auffallend nahe; dieſe letztere vermag bei ihrer

Gefühlsweiſe die Antike zu ſchätzen und zum Vorbild zu nehmen. Es ſcheint beachtenswerth, daß ein Volk, in welchem ſich aufs innigſte antikes Blut mit germaniſchem, claſſiſche Nachwirkung mit chriſtlichem Gefühl vermählt, ich meine das italieniſche, in der Malerei unbezweifelt das Größte geleiſtet hat, wie man denn bei Raffael wohl ſchwerlich wird ſagen können, welches von jenen beiden ſcheinbar ſo widerſtreitenden Elementen in ihm das vorherrſchende war. Goethe's formvollendetſte Werke, Hermann und Dorothea nämlich und Iphigenia, beweiſen, daß auch dem Sohn des Nordens Beides zugänglich iſt.

Die Vollendung der Kunſt wird die Wahrheit der ſchönen Fabel ſein, die gerade damals auftauchte, als Heidenthum und Chriſtenthum feindlich ſich ſchieden. Die junge, innige chriſtliche Pſyche hielt in einem verblendeten Augenblick den ſchönen ſinnlichen Eros der antiken Kunſt für ein Ungethüm. Zornig ſtieß er ſie dafür von ſich: lange dunkle Jahrhunderte hindurch ging ſie einſam und vergeblich die Salbe der höchſten Schönheit ſuchen; am Ziel der Irrfahrt fand ſie den Jugendgeliebten wieder, und alle Götter warten der Unſterblichen, um ihre Vermählung zu feiern.

II.

Wer hat den farneſiſchen Stier ergänzt?

Unter den wenigen im Aufbau zuſammengeſchloſſenen Gruppen des Alterthums, die aus mehr als zwei Figuren beſtehen, iſt nächſt dem Laokoon die berühmteſte der farneſiſche Stier im königlichen Muſeum zu Neapel. Zwei kraftvoll gebildete Heldenjünglinge, auf einen Marmorberg mit weit auseinander geſtellten Beinen aufgeſtemmt, binden eine blühende Frau an die Hörner eines ſich bäumenden jungen Stiers: der eine hält das Thier an dem Horn und greift ihm mit der andern Hand in die Nüſtern, der zweite hat ihm ein Seil um die Hörner geſchlungen und zieht dasſelbe feſt an, um jetzt an das andere Ende die junge Frau zu binden, welche vor dem Stier halb ſitzt, halb liegt. Die Frau wendet den Oberkörper rückwärts und ſucht mit der aufgehobenen rechten Hand den Huf des ſtürzenden Stiers von ſich abzuwenden, während die linke Hand, bittflehend oder um ſich anzuklammern, die Wade des rechts ſtehenden Jünglings umfaßt. Seitwärts von dem Stier nach hinten zu ſteht eine bekleidete Frau mit einem Speer, ohne an der Handlung Theil zu nehmen. Der Moment iſt vortrefflich gewählt, die Jünglinge halten den Stier nur mit größter Anſtrengung zurück. Nur noch ein Moment, bis das grauſame Werk vollendet iſt, dann werden ſie zurückſpringend das bäumende Thier loslaſſen, dasſelbe wird vorwärts ſtürzen und die Frau über den zackigen Felsgrund hinabreißen.

Die gewaltige Gruppe, die auch dadurch übermächtig wirkt, daß ſie viel coloſſaler als der Laokoon iſt, war ſchon im Alterthum bekannt und bewundert. Plinius ſah ſie in Rom, berichtet über den Ort ihrer Entſtehung und nennt uns den Gegenſtand.*) Antiope, Königstochter von Theben, gebar dem Zeus Zwillinge, den Amphion und Zethos. Mit Lykos, König von Theben, vermählt, reizte ſie die Eiferſucht von deſſen erſter oder zweiter Gemalin Dirke und wurde auf deren Anreizung eingekerkert und im Gefängniß mißhandelt. Ihre auf dem Kithäron gebornen und dort ausgeſetzten Söhne übernahmen die Rache, tödteten den Lykos und ließen die Dirke durch einen wilden Stier zu Tode ſchleppen. Dieß iſt der gewählte Gegenſtand; der nackte Jüngling links vom Beſchauer iſt Zethos, der andere hat eine Leier von einer Schildkrötenſchale an den Baumſtamm gelehnt, der ihm als Stütze beigegeben iſt, und wird hierdurch als Amphion, der große Sänger, bezeichnet; die Leier erhielt er von Hermes geſchenkt, und durch ihren Ton zwang er die Felſen, ſich zur Stadtmauer von Theben zuſammenzufügen. Die Frau im Hintergrunde iſt unzweifelhaft Antiope, die zwar an der wilden That nicht ſelbſt Antheil nimmt, aber ſchon durch ihren bloßen Anblick die Söhne zur Rache befeuert.

Heyne hat das Verdienſt, das Einzelne der Gruppe erläutert zu haben, indem er ſie an ein Schriftwerk des Alterthums anknüpfte. Euripides hat eine Tragödie Antiope geſchrieben, welche nur in wenigen Fragmenten erhalten iſt; die Fabel derſelben ſcheint aber Hygin aufbewahrt zu haben. Antiope entflieht aus dem Gefängniß und kommt auf den Kithäron zu ihren Söhnen, ohne daß ſie gegenſeitig ſich erkennen. Dirke ſchweift mit andern Frauen durch daſſelbe Gebirge, um das Dionyſosfeſt bacchantiſch zu begehen. Vielleicht hofft ſie dabei, was auch eintraf: ſie findet die in den Wäldern verſteckte Antiope und fordert ſie von Zethos als eine entlaufene Sklavin zurück. Aber bei dieſem Anlaß entdeckt es ſich, daß Antiope die Mutter der beiden Brüder iſt. „Die Abſicht der Dirke," ſagt Heyne, „ſcheint geweſen zu ſein, daß Antiope von den Bacchanten in der Wuth zerriſſen werden ſollte, wie vorhin ein Gleiches dem Pentheus widerfahren war. Um ihr dieſes zu vergelten, und in Rückſicht ihres Anſchlages, laſſen die Brüder die Dirke durch einen wilden Stier zerreißen.“ Aus dieſer glücklichen Zuſammenſtellung mit der euripideiſchen Tragödie erklären ſich nun die Details der Gruppe. Der Marmorberg mit ſeinen Unebenheiten und Felsvorſprüngen bedeutet den rauhen Kithäron, und dieſer wird auch durch den Hirten angezeigt, der ganz vorn, ein Thierfell um die Schultern, unter einer Felſenzacke ſitzt, während ſein Hund die wildbewegten Geſtalten anbellt. Hirt und Hund ſind aber als Nebenfiguren kleiner gehalten, nicht halb ſo groß als die Heldenſöhne. Das Hochgebirg zu bezeichnen, dient dann auch die zahlreiche, aber ebenfalls klein gebildete Thierwelt, die den Felſen rings auf allen vier Seiten umgiebt. Ein Löwe würgt ein Pferd, wie es denn in den griechiſchen Waldgebirgen des Nordens thatſächlich bis zum Xerxeszuge Löwen gegeben hat; auf dem heerdenreichen Kithäron werden ſie jedenfalls im Heroenzeitalter nicht gefehlt haben. Ein Adler würgt eine Schlange; ein paar Eber, wie in einer Höhle liegend, zeigen nur ihre Köpfe. Selbſt die Behandlung der Gewänder deutet die Localität an; auch bei der Antiope, die doch ohne bewegtes Handeln daſteht, flattert das Gewand, das hier ächt iſt, weil auf den Höhen immer der Wind ſpielt.*) Eben ſo deutlich wie der Schauplatz der Begebenheit iſt aber auch der Moment des Bacchosfeſtes angegeben: der kleine Hirt iſt bekränzt, hat ein Fruchtgewinde um die Bruſt und hielt in der aufgehobenen rechten Hand urſprünglich wohl einen Thyrſos. Dirke als Mänas iſt nur halb bekleidet, und ſeitwärts, links von ihr, liegt die ihr abgeriſſene Blätterguirlande; rechts von ihr aber ſteht ein aus Weiden geflochtener Deckelkorb, ein Geräth, das als cista mystica bei Bacchosfeſten vorkam. Das Tuch darüber iſt ſchwerlich ein Stück vom Kleid der Dirke, ſondern die das Heiligthum verhüllende Decke, und die große Schlange unter dem Stier könnte die heilige Schlange des Gottes ſein, welche über dem Tumult aus der cista herausgekrochen wäre. Auch ein zerbrochener Thyrſos neben der Dirke zeigt, daß ſie als Mänas dargeſtellt war.

---

*) Plin. Nat. Hist. XXXVI, 4, 34. Zethus et Amphion et Dirce et taurus vinculumque ex eodem lapide, a Rhodo advecta opera Apollonii et Taurisci.

---

*) **Welcker**, Alte Denkmäler, I, 362.

Aus den Anlagen des Aſinius Pollio, wo Plinius die Gruppe aufgeſtellt ſah, muß ſie beim Bau der Thermen des Caracalla in dieſes Prachtgebäude übergeführt und unter der ungeheuern Maſſe von Statuen aufgeſtellt worden ſein, die man für die Verzierung der Säle dorthin theils zuſammenſchleppte, theils neu anfertigen ließ. In dieſen Trümmern wurde nämlich das Werk bei den großen Ausgrabungen unter Papſt Paul III. im Jahr 1546 oder 47 aufgefunden; man zeigt dem Beſucher der Ruinen noch die Stelle im Centrum des mächtigen Hauptſaals, wo es aufgeſtellt war, während in zwei Wandniſchen die coloſſalen Geſtalten des Hercules Farneſe und der Flora Farneſe ſich gegenüber ſtanden. Auf die Stelle des Plinius noch nicht aufmerkſam geworden, mißverſtand man bei der Ausgrabung die ſtark zerbrochene Gruppe und hielt ſie für einen Hercules, der den marathoniſchen Stier bändigt. Dieſe Erklärung findet ſich zuerſt bei dem Ulyſſes Aldroandi, und zwar ſchon in der erſten Ausgabe ſeiner Beſchreibung der zu ſeiner Zeit in Rom befindlichen Statuen und anderer Alterthümer, welche Ausgabe 1556 in Venedig erſchienen iſt. Im Garten des damals neu erbauten Palazzo Farneſe fand er in einer beſondern Hütte alle Fünde zuſammengeſtellt, die aus den Ausgrabungen der Farneſen in den Caracallathermen herſtammten. Der Hercules Farneſe war bereits reſtaurirt, die Figuren des farneſiſchen Stiers war man eben beſchäftigt auf die coloſſale antike Baſis wieder aufzuſetzen, und damals galt das Werk für die Bändigung des marathoniſchen Stiers durch den Hercules.*) Den

---

*) Aldroandi, di tutte le statue antiche, che per tutta Roma in diverse luoghi, e case particolari si veggono, I. Ausg. p. 162sq.: „Sono ancho in questa stanza, molti altri fragmenti antichi, e fra gli altri quelli di Hercole, e del toro Maratonio, che egli ammazzò su quel di Athene: ma perche l'accomodarono sopra la basi sua, che si vede fra questa stanza, e'l palagio nuovo di Farnese, il descriveremo intieramente insieme. Egli è un grandissimo monte di marmo bianco, sul quale Hercole combattendo col toro, il tiene con una mano per lo corno, con un altra gli stringe, e torce la bocca: Sul piano del monte è un gran serpe, che s'asconde in un buco; e vi è la clava di Hercole pendente.“ Jetzt folgt eine Aufzählung all der Thiere, welche die Baſis umgeben, auch des Hirten mit der aufgehängten Rohrpfeife. Und zum Schluß: „Fu questo bel pezzo ritrovato ne le Therme Antoniane.“

Zethos nahm man für einen Kampfgenoſſen des Hercules, der ihm Hülfe leiſtete, Dirke und Antiope wurden für Nymphen angeſehen. So beſchreibt das Werk auch noch Vaſari im Leben des Michelangelo. Michelangelo, welcher damals den Bau des Palazzo Farneſe in Rom fortführte, erkannte an dem durch den ganzen Felſenberg hindurchgehenden Bohrloch, daß die Gruppe urſprünglich als Brunnen gedient hatte, und machte den Vorſchlag, ſie nach dem zweiten Hof des Palaſtes zu bringen, um ſie dort reſtaurirt wieder für einen Brunnen zu verwenden. Im Jahr 1567, als Vaſari den Text ſeiner zweiten Ausgabe abſchloß, war dieſes der Stand der Dinge. Aus Aldroandi erſehen wir, daß man die mit dem Hauptſtück gefundenen Fragmente, die in einem andern Raume des Palaſtes aufbewahrt wurden, ſchon im Jahr 1556 auf die Baſis wieder aufzuſetzen anfing. Daß aber eine Reſtauration in dem Sinne, wie wir ſie jetzt vollzogen vor uns haben, damals noch nicht ſtattgehabt hatte, beweiſt eben der Umſtand, daß ſowohl Aldroandi als Vaſari den ſtierbändigenden Helden noch für einen Hercules hielten. Wenn alſo zur Zeit, da Vaſari ſchrieb, überhaupt neuergänzte Stücke ſchon da waren, ſo kann dieſe Reſtauration nur eine andere als die gegenwärtige geweſen ſein.

Bald darauf muß indeß Jemand entweder durch die Stelle im Plinius oder durch eine Münze, deren mehrere die Gruppe darſtellen, auf den wirklichen Sinn des Werkes geführt worden ſein. Ich werde gleich den Beweis führen, daß im Jahr 1579 die richtige Reſtauration, und zwar beinahe ganz ſo, wie wir ſie jetzt vor uns ſehen, bis auf ein kleines Stück fertig war. In dieſe zwölf Jahre zwiſchen 1567 und -1579 muß demnach unſere Ergänzung fallen.

Unbedingt iſt dieſe Ergänzung ein ſehr bedeutendes Werk. Es iſt über die Ausführung derſelben ſehr verſchieden geurtheilt worden. Am härteſten ſprechen ſich Heyne und Flaxman darüber aus. Flaxman als Bildhauer tadelt die Arbeit im Ganzen*);

---

*) Lectures on Sculpture, p. 95: „The restaurations of this group are so bad, that they only become tolerable by something like an assimilation of spirit in their union with the ancient and venerable fragment.“ Eine verzweifelt unklare Phraſe!

Heyne hält ſich beſonders an die kleinen Thierfiguren der Felſenbaſis, an den bellenden Hund und an die Antiope, welche er für eine überflüſſige Figur erklärt. Allein gerade dieſe Figuren, obwohl der Hund faſt ganz und die Antiope zum Theil ergänzt iſt, gehören ganz unzweifelhaft der urſprünglichen antiken Compoſition an. In neuerer Zeit iſt das Urtheil gerechter geworden, und daß die Reſtauration wenigſtens dem Stil und Gefühl des antiken Werkes ſich gewiſſenhaft anſchließt, beweiſt ſchon der Umſtand, daß in einem Gypsabguß die ergänzten Theile auch von einem kundigen Auge ſich nur ſehr ſchwer von den urſprünglichen unterſcheiden laſſen. Abgüſſe des Werkes ſind wegen der Größe und Koſtſpieligkeit ſelten: ich aber kann Vorſtehendes bezeugen, da ich Gelegenheit hatte, einen guten Abguß im Kryſtallpalaſt bei London häufig zu unterſuchen.*) Ueber die hinten ſtehende Figur der Antiope iſt man ſogar bis heut noch im Zweifel, ob ſie dem Original oder der Reſtauration angehört.**) Was in der Reſtauration ſich angreifen ließe, ſcheint mir eigentlich nur der Speer in der Hand der Antiope, für welchen bei dieſer Figur keine Veranlaſſung ſich denken läßt; dann aber, und das iſt die Hauptſache, der Umſtand, daß die Dirke noch nicht von dem Seil umſchlungen iſt, alſo eigentlich nicht gehindert wäre, noch die Flucht zu verſuchen. Der ganze Oberkörper der Dirke und das Seil von den Hörnern des Stieres an ſind neu, und hier darf man vermuthen, daß die Figur im Original gewaltſamer mit der Gruppe verbunden war. Auch der Ausdruck in ihrem modernen Kopf iſt für die Situation nicht leidenſchaftlich genug. Auf jeden Fall bleibt die Ergänzung eine umfangreiche Arbeit, die einen geübten Künſtler, auch wenn er ſo raſch und geſchickt arbeitete, wie dieß im Cinquecento der Fall war, immerhin einige Jahre mag beſchäftigt haben.***)

---

*) Das Original habe ich 1837 noch im Freien zu Neapel auf der Chiaja aufgeſtellt geſehen.

**) Friederichs, Bauſteine, zu Nr. 571, bezweifelt die Antiope noch.

***) Die Hauptergänzungen, von kleinern Stücken ganz abgeſehen, ſind an dem Amphion Kopf, Arme und große Stücke der untern Extremitäten. An der Dirke der Oberleib bis zur Draperie, beide Füße, und ein großes Stück

Wir kommen nun zu der Frage, die zu beantworten wir uns hauptſächlich vorgeſetzt haben: Welcher Meiſter des Cinquecento hat die Ergänzung gemacht? Hierüber ſchwanken die Meinungen, und in keinem Buch jener Zeit findet ſich darüber eine Angabe.

Da iſt es nun zunächſt merkwürdig, daß Winckelmann in der Kunſtgeſchichte behauptet, der Reſtaurator ſei ein Battiſta Bianchi aus Mailand. Woher er das weiß, ſagt er nicht, und einen Meiſter dieſes Namens aus jener Zeit, zwiſchen 1567 und 1579, kannte bisher die Kunſtgeſchichte nicht.

Wir treten hier auf den Boden einer ungeheuern Confuſion von Namen und Zeiten; ich bitte den Leſer für einen Augenblick um ſcharfe Aufmerkſamkeit auf die Jahreszahlen.

Es giebt nämlich in ganz Oberitalien gegen den Anfang des folgenden Jahrhunderts, alſo ſeit 1600, eine verwirrende Zahl von Künſtlern des Namens Bianchi, und von dieſen hat Einer auch Giovan Battiſta geheißen. Er war aus Genua und ſoll dort und in Mailand plaſtiſche Werke hinterlaſſen haben. Nach Soprani's Lebensbeſchreibungen genueſiſcher Künſtler wäre er 1657 an der Peſt geſtorben. Nagler im Künſtlerlexikon, der auch irgendwo von einem Battiſta Bianchi als Ergänzer des farneſiſchen Stiers gehört hat, dachte ohne Zweifel:

> Einen Battiſta Bianchi muß ich haben,
> und ſollt' ich ihn mir aus der Erde graben,

fügt daher ſeinem Artikel über den Genueſer in ſeiner gemüthlichen Weiſe bei: „Er ergänzte auch den berühmten farneſiſchen Stier zu Rom, den Roſſi in Kupfer geſtochen.“ Nun war der farneſiſche Stier, wie ich beweiſen werde, im Jahr 1579 fertig reſtaurirt. Angenommen, der Ergänzer wäre damals erſt 30 Jahre alt geweſen, ſo hätte dieſer Bianchi, als er 1657 in Genua ſtarb, ein

---

des Gewandes. Am Zethos der Kopf und das meiſte an allen vier Extremitäten. Die Antiope hat den Kopf und faſt ganz die Arme, mit dem Speer, ergänzt. Der Hirt war gut erhalten, weil die Felſenzacke ihn ſchützte, unter der er ſitzt, der Hund aber, deſſen Stellung nur noch an den vier Pfoten ſich erkennen ließ, iſt ganz neu. An der Baſis endlich iſt die gewaltige obere Platte alt und beſteht heute noch aus Einem Stück; nur der untere Theil des Felſenbergs iſt aus Werkſtücken zuſammengeſetzt.

Alter von 110 Jahren erreicht! Aber das wäre bei dieſem Naglerſchen Bianchi noch lange nicht das Wunderbarſte. Nagler ſagt, es ſei derſelbe der Sohn eines Baccio Bianchi geweſen, eines Florentiners und Schülers des Galilei, der ein berühmter Baumeiſter war und in Genua das große Jeſuitencollegium errichtete. Dieſer Baccio iſt nach den Localſchriftſtellern 1656 im 52. Jahr entweder in Spanien oder in Genua verſtorben. Wenn alſo jener Genueſer Giovan Battiſta ſein Sohn war, und dieſer ſtarb 1657, ſo muß Baccio einen Sohn gezeugt haben, der, als der Vater geboren wurde, ſchon ſeine vier und fünfzig Jahre auf dem Rücken hatte, der alſo wenigſtens 74 Jahre vor ſeiner eigenen Geburt den Toro Farneſe reſtaurirte. Und ſolche Dinge finden ſich bei Nagler in zwei Artikeln, die gleich nacheinander folgen!

Bei dem Stande der Forſchung vor hundert Jahren war es alſo für Heyne, als er 1779 ſeine antiquariſchen Aufſätze herausgab, ein Leichtes, Winckelmann eines Irrthums zu bezichtigen. Man wußte, daß damals im Dienſt der Farneſen, in deren Palaſt das Werk ſtand, ein berühmter Schüler des Michelangelo als Bildhauer und Reſtaurator arbeitete, dem Papſt Paul der Dritte, ſelbſt ein Farneſe, ausdrücklich zu dem Zweck ein einträgliches Kirchenamt gegeben hatte, daß er ihm ein prächtiges Grabmal errichten ſollte. Es lag nahe, auf dieſen zu ſchließen, und ſo behauptete Heyne, wiederum ohne irgend ein Zeugniß anzuführen, es habe Guglielmo della Porta den farneſiſchen Stier ergänzt. Dieſe Meinung iſt ſeitdem die herrſchende geblieben, und auch Welcker in ſeinen „Alten Denkmälern“ ſchließt ſich derſelben ohne weitere Prüfung an. Nur unſer kindlicher Nagler kann ſich nicht entſcheiden und giebt mit gewohnter Gemüthlichkeit ruhig beide Meiſter, den Bianchi und den Guglielmo, als Urheber der Reſtauration an. Oben citirte ich, daß er dem Bianchi den farneſiſchen Stier zu reſtauriren giebt; im Artikel über Guglielmo aber ſagt er wörtlich: „Er ergänzte auch die Marmorgruppe von Amphion und Zethus, ein Werk des Apollonius und Tauriskus.“ Es iſt klar, der Vortreffliche hat nicht gewußt, daß Amphion und Zethus mit dem farneſiſchen Stier Ein und daſſelbe Werk ſind.

Dieß iſt die Art, wie man bisher die Künſtlerlexika verfaßt hat. Es war, denke ich, Zeit, daß Kunſtgelehrte aller Länder zuſammentraten, um mit vereinigten Kräften das neue coloſſale Unternehmen des Engelmann'ſchen Lexikons ins Leben zu rufen. Ein Einzelner iſt dem überhaupt nicht gewachſen, ein ernſter Forſcher hätte es gar nicht unternommen; inſofern muß man Nagler immer dankbar ſein, daß er es that. Nur verbitten wir es uns, wenn unwiſſende Liebhaber und Sammler in Dingen, wo wir ſelbſt geforſcht haben, ſo impertinent den Nagler uns noch als Autorität entgegenhalten.

Wie alſo die Dinge ſoweit ſtehen, würde Heyne gegen Winckelmann Recht behalten, und wir dürften uns in dem Glauben beruhigen: Guglielmo della Porta, der in jüngern Jahren für das Haus Farneſe notoriſch den Glykoniſchen Hercules und vermuthlich die Flora ergänzt hat, hat für daſſelbe hohe Haus im ſpätern Alter den farneſiſchen Stier ergänzt.

Allein hiegegen erheben ſich denn doch wieder gewichtige Bedenken von einer andern Seite her.

Vaſari war in den römiſchen Künſtlerverhältniſſen ſeiner Zeit ſchon durch ſeinen vertrauten Verkehr mit Michelangelo ganz zu Hauſe und kannte den Guglielmo della Porta perſönlich. Wir werden daher hier wenigſtens ſeinen Angaben vertrauen dürfen. Die Portas werden als Mailänder bezeichnet. Sie ſollen, was Vaſari nicht ſagt, aus Porlezza, nördlich von Como, am See von Lugano ſtammen. Als Baumeiſter des Doms zu Mailand war ſchon vor 1531 Giovan Giacomo della Porta angeſtellt, der daneben auch Bildhauer geweſen iſt. Als deſſen Neffen bezeichnet Vaſari den Guglielmo della Porta, der erſt mit dem Oheim viel in Genua arbeitete, dann nach Rom kam und dort Michelangelo's Stil annahm. Michelangelo empfahl ihn dem Papſt Paul III. für Reſtauration von Statuen, und er machte die Beine des farneſiſchen Hercules ſo gut, daß, als die ächten Beine nachträglich aufgefunden wurden, Michelangelo rieth, die des Porta nicht abzunehmen, weil die modernen den Vorzug verdienten. Nun aber ſtarb 1547 der berühmte Venezianer Maler Sebaſtiano, der das Amt des Siegels bekleidete, welches die Päpſte vorzüglichen Künſtlern als Verſorgung zu geben pflegten, und von welchem Sebaſtian in der Kunſtgeſchichte den Titel Fra Sebaſtiano del Piombo trägt. Es war aber ein geiſtliches Amt, das alſo Eheloſigkeit vorausſetzte. Auf Michelangelo's Empfehlung bekam jetzt Guglielmo dieſes Amt. Zwei Jahre ſpäter, 1549, ſtarb Paul III., und nun erhielt Guglielmo von dem Nipoten, dem Cardinal Farneſe, in Erinnerung an ſeine übernommene Verpflichtung den Auftrag, das prachtvolle Grabmal des verſtorbenen Papſtes zu arbeiten, das man jetzt noch in der Peterskirche als das ſchönſte aller dortigen Papſtgräber ſieht. An dieſem höchſt ausführlichen Werk arbeitete er noch 18 Jahre ſpäter, 1567, als Vaſari ſeine Lebensbeſchreibungen ſchloß. Bis dahin hatte er den farneſiſchen Stier nicht ergänzt, denn Vaſari hielt dieſen noch für einen Hercules. Aber auch das Papſtgrab war damals nicht fertig, doch war die herrliche Bronzeſtatue des Papſtes bereits gegoſſen. Den Grund dieſer Zögerung giebt Vaſari (im Leben des Leone Leoni) an: „Dieſer Künſtler (Guglielmo della Porta) hat viele Gelegenheit gehabt, ſich zu zeigen und Werke zu unternehmen, indem das Amt des Piombo genugſam Einkommen bietet, daß man ſtudiren und ſich um des Ruhmes willen anſtrengen kann, wie Der nicht vermag, dem es an ſolcher Bequemlichkeit fehlt. Dennoch hat Fra Guglielmo von 1547 bis zu dem jetzt laufenden Jahr 1567 kein Werk zum Schluß gebracht, denn wer dieß Amt hat, der wird faul und nachläſſig."

Wir ſehen alſo, der Frate hatte in den letzten 10 Jahren ſeines Lebens (er iſt 1577 geſtorben) die Hände mit einer großen eignen Schöpfung voll und vollendete dieſe nur langſam. Darf man annehmen, daß er das Werk ſeines Lebens hätte liegen laſſen, um eine Reſtauration von ſolchem Umfang vorzunehmen? Dieſe Umſtände erwägend, wird man, glaube ich, ſagen müſſen, es iſt nicht wahrſcheinlich, daß Guglielmo den Stier reſtaurirt hat, und da kein poſitives Zeugniß ihn als Ergänzer nennt, dürfen wir auch nicht, wie bisher immer geſchehen iſt, bloß aus Vermuthung auf ihn ſchließen.

Und nun bleibt doch Eins immer merkwürdig. Woher kommt es denn, daß Winckelmann, freilich ohne Angabe einer Quelle, ſo beſtimmt einen Mailänder Battiſta Bianchi als Ergänzer nennt?

Aus Vermuthung? Nein, denn einen Battiſta Bianchi kennt ja bisher in jener Zeit Niemand. Und Nagler, der ſchwerlich dem Winckelmann folgt, nennt doch auch einen Battiſta Bianchi als Ergänzer, obgleich er ihn mit einem gleichnamigen Künſtler verwechſelt, der mehr als ein Menſchenalter ſpäter lebte. Es ſcheint klar, ſowohl Winckelmann als Nagler müſſen, wenn auch mittelbar, aus einer Quelle geſchöpft haben, zu der ſeitdem Niemand mehr vorgedrungen iſt.

Solch eine Quelle exiſtirt, und ich führe den Leſer heut zu derſelben. Der alte Winckelmann hat Recht gehabt, der farneſiſche Stier iſt von einem Giovan Battiſta Bianchi reſtaurirt, und dieſer Bianchi war ein Mailänder.

Schon vor mehreren Jahren ſtieß ich in der Sammlung des Senators Bernhard Keller in Schaffhauſen auf einen Kupferſtich, der mir augenblicklich die Entſcheidung der Frage an die Hand gab. Der Stich ſcheint ſelten zu ſein; doch fand ich in der Baſeler Sammlung ſogar zwei Abdrücke, beide faſt gleich gut; einer ſtammt aus dem alten Beſitz dieſer unvergleichlichen Sammlung, der andere aus dem Vermächtniß des Kunſthändlers Birmann. Auf der Auction der oben erwähnten Sammlung Keller's (im Jahr 1871) habe ich inzwiſchen das angeführte vortreffliche Exemplar für die Kupferſtichſammlung des Schweizer Polytechnikums erworben, wo es in Mappe 11 liegt.

Der Kupferſtecher dieſes Blattes iſt bekannt; es iſt Robertus von Civitella, geboren zu Borgo San Sepolcro, daher er ſich als Biturigiensis bezeichnet. Der volle Name ſcheint Julius Cäſar Robertus geweſen zu ſein. Auf unſerm Blatt nennt er ſich Julius Robertus de Burgo S. Sepulchri, führt aber auf andern Stichen die Buchſtaben C. R. F. (fecit), welche ebenfalls auf unſerm Stich vorkommen. Der Stich iſt auch für die Zeitbeſtimmung ſeines Urhebers wichtig; Nagler ſagt fälſchlich, er ſei um 1590 geboren, hier aber ſehen wir, daß er ſchon 1579 unſer Blatt ſtach.*)

---

*) Paſſavant im 6. Band des Peintre-Graveur wirft dieſen Robertus mit dem bekannten Reverdino zuſammen und führt dieß Blatt des farneſiſchen Stiers bei Reverdino unter Nr. 31 an. Er kann dasſelbe und die Unterſchrift nicht ſelber geſehen haben. Reverdino's Vorname war vermuth

Die lateiniſche Unterſchrift des Kupferſtiches lautet auf Deutſch: „Zethos und Amphion, die Söhne des thebaniſchen Königs Lykos und ſeiner Gemalin Antiope, haben, um ihre Mutter zu rächen, die Dirke, auf deren Antrieb dieſe von dem König ins Gefängniß geworfen worden, mit ihrem Haar an die Hörner eines Stieres gebunden, der ſie in eine Quelle ſchleppte, wie Apollodoros in dem Buch vom Urſprung der Götter erzählt und Propertius es mit den Worten erwähnt:

Da banden die Knaben
Dirke, daß er ſie ſchleppe, dem wilden Stier an die Hörner.

Dieſe Geſchichte haben ſo, wie man hier im Bilde ſie ſieht, Apollonios und Tauriskos ausgemeißelt, und Plinius berichtet, daß ſie von Rhodos nach Rom gebracht und unter den Bildwerken des Aſinius Pollio ſei aufbewahrt worden. Dieß Werk wurde an vielen Stellen zerbrochen in den Antoninsthermen gefunden und von Papſt Paul III. in ſeinen Palaſt verſetzt, alsdann aber auf Befehl des Erlauchten und Hochwürdigſten Cardinals Farneſe, des Nepoten deſſelbigen, von Giovanni Batiſta Blancus aus Mailand reſtaurirt. Und es iſt fürwahr vor allen andern Bildwerken bewundernswürdig, einmal wegen der Größe des Steins, als welcher vierzehn Palmen lang und breit und achtzehn Palmen hoch iſt, dann aber auch wegen der wunderbar künſtlichen Arbeit, da alle Figuren aus Einem Block und doch ſo groß ſind, daß ſie in den Verhältniſſen die Natur ungefähr nachahmen. Dem Erlauchten und Hochwürdigſten Cardinal Alexander Farneſe, Biſchof von Portus Romanus und Vicekanzler der Rota Eccleſiaſtica, widmet dieſes Blatt Julius Robertus von Borgo San Sepolcro im Jahr des Herrn 1579. Gezeichnet von Eugenius Blancus aus Piacenza. Geſtochen von C(äſar) R(obertus)".*)

---

lich Georg (vergl. Sotzmann: Georg Reverdinus, in Eggers' Kunſtbl. Jahrg. I. 1850, S. 123), und ſeine Stiche beginnen mit dem Datum 1531. 1538 lebte er in Lyon als berühmter Künſtler. Schwerlich hätte er 1579 noch eine ſo umfangreiche Arbeit wie dieſen Stich geliefert.

*) Zetus, et Amphion, Lyci Thebanorum Regis ex Antiopa uxore nati, matrem ulcisci volentes; Dircem cuius causa ipsorum genitrix à Rege in vincula coniecta fuerat, ad Tauri cornua crinibus alligatam in fontem

Der in dieſer Unterſchrift als Auftraggeber der Reſtauration genannte Cardinal Aleſſandro Farneſe war einer der einflußreichſten Männer der Zeit. Als ſein Großvater Paul III. den päpſtlichen Thron beſtieg, wurde er und ſein Bruder Ranuzio, beide ſehr jung, zu Cardinälen gemacht. Der letztere, der im Palazzo Farneſe mehrere Gemächer erbaut hat, ſtarb bereits 1565. Aleſſandro begünſtigte heimlich das Unternehmen ſeines zweiten Bruders Ottavio, ſich gegen den Willen des Großvaters gewaltſam in Parma und Piacenza zu behaupten. Es kam darüber zwiſchen Paul III. und ihm zu einer Auseinanderſetzung, welche den achtzigjährigen Papſt ſo angriff, daß der Aerger ihn tödtete. Mit deſſen Tod aber ſank Aleſſandro's Einfluß nicht. Er bewog 1550 den folgenden Papſt, Julius III., dem Ottavio das Herzogthum Parma wirklich zurückzugeben, und vertrat in Rom fortwährend mit Glanz die Macht und den Reichthum ſeines Hauſes. Den Palazzo Farneſe hat er vollendet, hat durch die Zuccheri in dem durch Vignola neuerbauten Caprarola alle farneſiſchen Glorien

---

proiecerunt, ut Apollodorus de Deorum origine scriptum reliquit, et Propertius meminit his verbis, puerique trahendam vinxerunt Dircem sub trucis ora, bovis; quam historiam veluti hic delineatam aspicis, Apollonius, et Tauriscus sculpserunt; et Romae a Rhodo advectam, inter monumenta Asinii Pollionis, seruatam asserit, Plinius quod opus in Thermis Antonianis repertum multis in locis fractum, a Paulo III. Pont; Max. in suo Palatio translatum; tum iussu Illustriss: ac Reverendiss: Card: Farnesii eius nepoti (sic!) à Io. Baptista Blanco Mediolanensi instauratum. Et profectò prae aliis omnibus sculpturis est admirabilis, tùm ob lapidis magnitudinem: quatuordecim enim palmorum longitudinis. totidemque latitudinis continet; altitudinis vero decem et octo, cum ob admirabile artificium, et plurium in uno lapide figurarum tantae magnitudinis, ut sint in proportione quasi emolis (aemula?) ad naturales. Illustriss: et Reverendiss: Card: Ampliss: Alexandro Farnesio Portuensi Ep: sanctae què R(otae). E(cclesiasticae). Vicecancell^{o} Julius Robertus de Burgo Sti. Sepulchri D. D. MDLXXIX.

Unten links ſteht:

Eugenius Blancus Placent^{s} disegnavit
C. R. F.

aus der Geſchichte in Wandbildern verewigt, und war für Künſtler aller Art ein brillanter Mäcen.*)

Die Unterſchrift des Kupferſtiches paßt vollkommen in die Verhältniſſe. Der Cardinal Nipote, in deſſen Familienbeſitz und Palaſt die Gruppe ſich befindet, hat dem Künſtler befohlen ſie zu reſtauriren, und ihm widmet der Kupferſtecher ſein Werk. Die Reſtauration iſt vollendet, vollendet ſo wie wir ſie heut noch auf der Photographie ſehen. Es fehlt nur noch ein flatternder Zipfel am Gewand des Amphion, dieſer iſt aber zwei Jahre ſpäter, 1581, auf dem Stich der Diana Ghiſi ebenfalls fertig. An der Beglaubigung des Künſtlers, der die Reſtauration gemacht, iſt alſo nicht zu zweifeln.

Nur Einen Unterſchied zeigt die Gruppe jetzt von den Kupferſtichen des Robertus und der Diana. Auf letzteren legt Dirke ihre rechte Hand unter das rechte Vorderbein des Stieres, als wollte ſie gegen deſſen Vorſtürzen ſich ſchützen. Dieß iſt jetzt abgeändert, ſie ſtreckt vielmehr die rechte Hand frei gegen den Amphion heraus, offenbar um die Intention ihrer linken Hand zu unterſtützen, die ſich bittflehend an die Wade des Jünglings anklammert. Dieß iſt ſchöner als das Doppelmotiv der erſten Ergänzung, und es erklärt dieſe Eine Aenderung vielleicht die ſchwankende Angabe, die Gruppe ſei in Neapel nochmals reſtaurirt worden.

So weit war ich mit dieſer kleinen Unterſuchung ſchon vor einigen Jahren gelangt, ich mochte aber damit nicht heraustreten, weil ich wartete, ob denn dieſer „Joannes Baptiſta Blancus“ ſich nicht ſonſt woher enthüllen möchte. War es denkbar, daß von einem doch immerhin bedeutenden Künſtler, dem man ſolch ein Werk anvertraute, aus jenem in der Künſtlerbiographie ſo ſchreibſeligen Jahrhundert gar kein Laut zu uns gedrungen wäre? Ich glaube nun den Schlußſtein einfügen zu können.

Der italieniſche Localpatriotismus hat uns mit einer Zahl werthvoller Monographien über die Künſtler der einzelnen Städte beſchenkt. Unter dieſen iſt eine der wichtigſten das Buch des Cavaliere Giovanni Baglione von Rom, der gewiſſermaßen den Vaſari fortſetzt. Ein Fremder unterhält ſich mit einem ſuperlativ höflichen Gentiluomo Romano, und dieſer erzählt ihm von den Architekten, Bildhauern, Malern und Kupferſtechern, die von Gregor XIII. (1572) bis Urban VIII. (1642) in Rom gearbeitet haben.*) Das Buch iſt bekannt, aber von der landläufigen Kunſtgeſchichte noch keineswegs ausgebeutet, da es jene römiſchen Manieriſten und Schnellmaler behandelt, die jetzt unter allen italieniſchen Schulen und Manieren am meiſten verachtet werden.**) Uebrigens war Baglione ſelbſt ein berühmter Maler, und ſein Bild in S. Maria degli Angeli zu Rom, wie Petrus die Tabitha erweckt, iſt gewiß eins der beſtgezeichneten und farbenkräftigſten unter den großen Decorationsſtücken dieſer Kirche.

---

*) „(Fù) grandissimo Mecenate de' Virtuosi.“ Baglione (im Leben des Giulio Clovio), p. 14. Auch Clovio, die Zuccheri und Spranger traten in den Dienſt des Cardinals.

Dieſer Schriftſteller giebt nun auf S. 70 die Lebensbeſchreibung eines Bildhauers Giovanni Battiſta della Porta, der zu Rom einige Werke für Kirchen und ſpäter auch in Loreto arbeitete. Er war, ſagt Baglione, ein „parente“ des oben beſprochenen Guglielmo della Porta und hatte bei ihm die Bildhauerei gelernt. Er war in Bildniſſen ausgezeichnet, und die Köpfe der zwölf erſten römiſchen Kaiſer verſchafften ihm durch Verwendung des Cardinals Aleſſandro Farneſe, der uns hier wieder entgegentritt, den Orden vom goldenen Sporn, daher er den Titel Cavaliere führt. Er beſaß ſelber eine ſtattliche Sammlung von Alterthümern und trieb auch Kunſthandel mit Austauſch antiker Statuen. Geſtorben iſt er 55 Jahr alt zu Rom im Jahre 1597, war alſo 1542 geboren und bei Vollendung des Toro Farneſe 37 Jahr alt. Aller Zweifel verſchwindet, wenn wir bei Baglione leſen, daß er nach dem Tod des Fra Guglielmo (1577) von dem Cardinal Aleſſandro Farneſe, den unſer Kupferſtich ausdrücklich als Auftraggeber nennt, und von deſſen Familie in Dienſt genommen wurde, um für alle Bildhauerarbeiten die Leitung zu übernehmen, „ſowohl was

---

*) Gio. Baglione, le vite de' pittori scultori architetti del pontificato di Gregorio XIII. 1572 fino al 1642. Roma 1642. Spätere Ausgabe Napoli 1733, mit Beigabe eines Lebens des Salvatore Roſa.

**) Herman Grimm, zehn ausgewählte Eſſays, S. 118.

neue Statuen als Reſtauration von Antiken betraf."*) Daß der Kupferſtich ihn einen Mailänder nennt, iſt natürlich, alle die Portas bezeichneten ſich ſo, weil Porlezza im Herzogthum Mailand lag. Obgleich er wohl ſicher in Rom geboren war, nennt ihn auch Baglione wegen der urſprünglichen Heimat ſeiner Familie noch ausdrücklich einen „Lombardo". Und ſo bleibt nur noch Eins zu löſen übrig: *warum nennt der Kupferſtich ihn nicht della Porta, ſondern Bianchi?*

Hierüber habe ich eine Vermuthung, die ſich beinah zur Gewißheit erheben läßt.

Nagler ſagt nicht wie Baglione, dieſer Giovanni Battiſta della Porta ſei „parente" des Fra Guglielmo, ſondern er ſei *deſſen Sohn* geweſen. Dem Nagler hier ſeine Quelle nachzugraben, iſt mir noch nicht gelungen, und Nagler iſt im Behaupten ſtark, im Anführen von Quellen faul. Es ſteht aber feſt, daß Guglielmo noch einen andern Sohn Namens Teodoro hatte, von dem wir aus einer verſtohlenen Randnotiz des in der Bibliothek Corſini vorhandenen Exemplars des Vaſari wiſſen, daß er Ritter eines Ordens war und noch 1637 lebte.**) Endlich hatte unſer Giovanni Battiſta della Porta noch einen Bruder, Tommaſo, der ebenfalls ein tüchtiger Bildhauer war. Von dieſem ſagt verblümt, aber ſehr deutlich Baglione, nachdem er zuerſt von dem berühmten Guglielmo geredet, Tommaſo ſei „dieſem großen *Blute* und dieſer großen Schule entſtammt"***).

Dieſe drei Söhne, neben welchen ſogar noch ein vierter erwähnt wird, ſcheinen *unehelich* geweſen zu ſein. Guglielmo war vermuthlich ſtets unbeweibt; ſeit 1547 bekleidete er das Amt des Piombo, und da dieß ein geiſtliches Amt war, konnte er damals ſicher keine anerkannte Frau haben. Zwei Jahre vor Uebertragung

---

*) Baglione p. 70: in tutte le occorrenze di statue egli fu soprantendente si di *ristaurare le antiche*, come farne delle nuove.

**) *Bottari* in ſeiner Ausgabe des Vaſari, im Leben des Lione Lioni, ausgezogen in Förſter's deutſchem Vaſari, VI, S. 137, Note 16.

***) Baglione pag. 143: „Di questo gran *sangue* (des Guglielmo), e di questa grande scuola fu Tommaso della Porta, *fratello* del Cavalier Gio. Batista."

dieſer Stelle war ihm unſer Giovanni Battiſta geboren worden. Unter dem lebensluſtigen Paul III., der ganz anerkannt einen Sohn Pierluigi hatte und dieſen wie ſeinen Enkel Ottavio offenkundig in italieniſche Fürſtenthümer, zwei andere Enkel aber in die Cardinalswürde einſetzte, hatte es kein Bedenken, einem bedeutenden Künſtler trotz unehelicher Kinder das Piombo zu verleihen. Aber zwei Jahre nach des Guglielmo della Porta Anſtellung ſtarb Paul III. (Dec. 1549), und nun änderten die Dinge in Rom ſich ſehr raſch. Paul IV. Caraffa (ſeit 1555) begann gegen den Schluß ſeiner Regierung ſelbſt ohne Nipoten die Geſchäfte zu führen; überall trat eine ſtrengere Disciplin ein; bei Beſetzung geiſtlicher Aemter hörte der Verkauf auf, man ſah bei den Bewerbern auf Sittenſtrenge und kirchliche Geſinnung. Anſtößige Bilder wurden aus den Kirchen entfernt, und Guglielmo's nackte Statue der Gerechtigkeit in S. Pietro, für welche unter Paul III. deſſen üppig ſchöne Schwägerin Giulia als Modell geſeſſen, konnte dem neuen Papſt den Bildhauer ſicher nicht empfehlen. Schwerlich möchte man damals in einem geiſtlichen Amt Jemanden geduldet haben, der offenkundig uneheliche Kinder hatte, und Guglielmo in ſeinem bequem gewordenen Alter mochte gegründete Angſt haben, ſeine reiche Sinecure zu verlieren, wenn die Söhne, die in ſeinem Atelier arbeiteten, offen den Namen della Porta führten. Jedenfalls würde es gegen die damalige Etikette geweſen ſein, wenn man dem Sohn zwei Jahre nach dem Tode des Vaters auf einem Kupferſtich, der einem Cardinal dedicirt wurde, den Familiennamen gegeben hätte. Siebzig Jahre nachher, als Baglione ſchrieb, brauchte man ſich weniger zu geniren; daher giebt dieſer dem Künſtler den Namen della Porta, weicht aber der Anerkennung der Sohnſchaft doch noch aus, indem er ihn nun ſeinerſeits bloß „parente“ des Guglielmo nennt. Vermuthlich hat alſo bei jenem Umſchwung der Disciplin am päpſtlichen Hof der Sohn, in des Vaters Werkſtatt und unter ſeinen Augen lebend, den Namen Bianchi angenommen, der damals in der urſprünglichen Heimat der Familie, in der Lombardei, ſo häufig war, als hätte er bei uns ſich Meyer oder Müller genannt.

Nachdem wir im Vorſtehenden dieſe Frage nach dem Ergänzer des farneſiſchen Stiers auf einen Punkt gebracht, welcher der Gewißheit ſich ſehr zu nähern ſcheint, meldet ſich plötzlich ein neuer Bewerber.

Ganz gelegentlich und wieder an einer Stelle, wo man dieſe Notiz nicht ſuchen würde, nämlich im Leben des Malers Avanzino von Città di Caſtello, ſagt Baglione, eine Marmorgruppe in der Kirche S. Agoſtino zu Rom, Chriſtus dem Petrus die Schlüſſel überreichend, ſei von Giovanni Batiſta Caſignola; dieſer habe auch den Toro Farneſe reſtaurirt und in dieſer Gruppe die Statue der Dirke gemacht.*)

Die erſte dieſer Notizen, über die Gruppe von Chriſtus und Petrus, iſt in die Tradition der Reiſehandbücher übergegangen, aber ihre Quelle iſt längſt vergeſſen und der Name gefälſcht. Platner in der Beſchreibung Roms ſagt, die Gruppe ſei von Gio. Battiſta Cotignola. Von einem Bildhauer Caſignola mit dem Vornamen Gio. Battiſta hat er nichts gewußt, alſo fabricirt er (oder der Autor den er abſchreibt) mit voller Seelenruhe einen Giovan Battiſta Cotignola, obwohl die beiden Cotignola Maler waren und keiner Gio. Battiſta hieß. Und ſolch eine Tradition wird dann conſtant und unwandelbar wie die der römiſchen Kirche; ein ſo fleißiger Arbeiter wie Dr. Gſell-Fels ſchreibt das doch wieder unbeſehen dem Platner nach. Sic nascuntur sculptores.

Die zweite Notiz, die über den farneſiſchen Stier, hat aber ſeit den 233 Jahren, daß Baglione's erſte Ausgabe erſchien, kein Archäolog mehr geleſen, ſonſt hätte man ſicher nach dem Ergänzer des Stiers nicht ſo herumgerathen, ſondern dieſen Caſignola ohne weitere Prüfung in die Tradition geſetzt.

Bei der Methode, wie man jetzt die archäologiſchen Studien betreibt, iſt das gar kein Wunder. Wenn Jemand irgend ein Wiſchchen ungeleſen läßt, das ein jugendlicher Kön. preußiſcher Capitolsſtipendiſt aus Rom in den Druck ſchickt, ſo wird er von der Clique mit Achſelzucken für ungründlich erklärt; die alten

---

*) Baglione, Ausgabe von 1733, p. 189: in S. Agoſtino ſtehe an einem Pfeiler auf der Seite nach dem Schiffe zu „il Cristo di marmo, che dà le chiavi a S. Pietro, opera di Gio. Batista Casignola, il quale anche ristorò il Toro di Farnese, e vi fece la Statua di Dirce.“

Bücher aber, welche für Fundort und Reſtauration der Antiken Quellen ſind, hat Niemand geleſen. In meinem ſpeciellern Fach, der Kunſtgeſchichte, ſteht es nicht beſſer. Es lebt ſicher in Deutſchland nicht ein Dutzend Kunſthiſtoriker, welche den Vaſari, den Sandrart, den Van Mander ganz von Einem Ende bis zum andern durchgeleſen haben, von ſecundären Schriftſtellern wie Aldroandi, Borghini, Baglione, van Gole ganz zu ſchweigen.

Dieſer Caſignola iſt in der Kunſtgeſchichte vollſtändig unbekannt. Es gab in Rom allerdings eine Künſtlerfamilie dieſes Namens; Pius V. ließ das Grabmal ſeines Vorgängers Paul IV. Caraſſa in der Caraſſa-Capelle der Kirche Sta. Maria ſopra Minerva aus buntem Marmor verfertigen durch zwei Bildhauer Jacopo und Tommaſo Caſignuola*). Gleichzeitig mit dieſen müßte, den Daten der oben beſchriebenen Kupferſtiche gemäß; auch jener Giovan Battiſta gelebt haben. Von ihm aber habe ich außer jener Notiz bei Baglione nie eine Erwähnung gefunden.

Baglione, deſſen erſte Ausgabe 1642 erſchien, war über die Meiſter ſeiner Lebenszeit und ihre in Rom vorhandenen Werke ſehr wohl unterrichtet. Gegen das Zeugniß des Kupferſtichs aber, wonach der Ergänzer des farneſiſchen Stiers unzweifelhaft ſich Bianchi nannte, vermag ſein über ſechzig Jahr ſpäteres Zeugniß nicht aufzukommen. Allein da der Vorname Giovan Battiſta mit dem Vornamen des auf dem Kupferſtich genannten Ergänzers ſtimmt, ſo bleibt zweifelhaft, ob dieſer Bianchi wirklich, wie ich vermuthe, jener Porta geweſen, oder ob ein andrer uns ſonſt ganz unbekannter Bildhauer neben dem Namen Bianchi etwa von ſeinem Geburtsort (obwohl gegenwärtig kein Ort Caſignola aufzufinden) oder von dem Meiſter, in deſſen Atelier er gelernt, ſich den Beinamen Caſignola beigelegt habe.

Wäre etwa anzunehmen, daß von dieſem Caſignola nur die zweite Reſtauration herrührt, bei welcher, wie ich oben erwähnte, der Arm der Dirke eine ganz veränderte Stellung und damit die Figur eine andere Gebärde erhielt, ſo daß Baglione eben nur von dieſer zweiten Reſtauration ſpräche? Es ſcheint das nicht undenkbar, denn auffallend bleibt doch, daß dieſer Schriftſteller ſo ausdrücklich gerade die Dirke als von Caſignola neu gemacht angiebt.

---

*) Vaſari, deutſch, VI. 139.

Bis wir aber über die Lebenszeit dieſes myſteriöſen Caſignola etwas Sicheres erfahren und die Daten dieſer Lebenszeit mit dem Datum des Kupferſtichs von Cäſar Robertus vergleichen können, läßt ſich, fürchte ich, die ganze Frage nicht als entſchieden betrachten.

Beilage.

Der Stammbaum der Künſtlerfamilie della Porta.

Die Bildhauerfamilie della Porta tritt im 16. und noch bis ins 17. Jahrhundert in ſo vielen Mitgliedern auf, daß die Nachrichten über ſie in den Handbüchern der Kunſt- und Künſtlergeſchichte ganz verworren ſind. Es iſt daher zweckmäßig, ihren Stammbaum aufzuſtellen und die Nachrichten über die einzelnen Namen zu ſondern.

Giovan Jacomo della Porta,
Baumeiſter am Mailänder Dom,
geht 1531 nach Genua.

Tommaſo della Porta,
vielleicht Sohn des Giovan Jacomo?
ausgezeichneter Antikenfälſcher,
† in Rom 1567.

Ein nicht genannter Bruder
des Giovan Jacomo.

Guglielmo della Porta,
der berühmte Schüler des Michelangelo,
wird Fra del Piombo 1547,
ſtirbt in Rom 1577.

Uneheliche Söhne desſelben.

Giovan Battiſta
della Porta, auch
Bianchi genannt,
Cavaliere,
reſtaurirt den farneſiſchen Stier,
geb. in Rom?
1542—43,
† daſelbſt 1597.

Tommaſo
della Porta,
Bildhauer,
† in Rom als
Verrückter
1618.

Giovan Paolo
della Porta,
„Cortigiano.“

Teodoro della Porta,
Cavaliere,
Mitglied der Akademie
von S. Luca in Rom,
lebte noch 1637.

(Giacomo della Porta, der berühmte Architekt, welcher die Peterskuppel einwölbte, gehört nicht in den Stammbaum dieſer Familie.)

Der Stifter iſt der Mailänder

Giovan Jacomo della Porta.

Er war als Bildhauer ein Schüler des Criſtofano Solari, genannt il Gobbo di Milano. War aber auch Baumeiſter des Doms zu Mailand. Im Jahr 1531 wird er nach Genua berufen, um die Capelle Johannis des Täufers im Dom daſelbſt zu errichten. (Dieſe, von Filippo Doria beſtellt, wird 1532 erbaut, die Kuppel und den Altar hat dieſer della Porta entworfen. Gſell-Fels, Oberitalien, S. 701).

Nach Genua nimmt er ſeinen Neffen Guglielmo mit, der am Altar jener Capelle die Reliefs ausführt. Dieſer verläßt ihn, um 1537 nach Rom zu gehen. Von da verſchwindet Giovan Jacomo, bleibt wahrſcheinlich ganz in Genua, von welcher Stadt die Künſtlergeſchichte in der erſten Hälfte des 16. Jahrh. ſehr im Dunkeln liegt. Vaſari VI, 132ff.

„Er hat viele ſchöne Dinge für die Certoſa von Pavia, vornehmlich zum Grabmal des Grafen von Virtù und für die Façade der Kirche zur Ausführung gebracht.“ Vaſari.

Dagegen Lübke, Kunſtgeſchichte II, 134: „Noch von (Antonio) Amadeo, **unter Beiſtand des Giacomo Porta**, wurde das prachtvolle Denkmal Giovan Galeazzo Viſconti's begonnen, welches die Mönche (der Certoſa) dem Stifter dieſes Prachtbaues im r. Querſchiff der Kirche errichteten.“

Baglione (p. 143, Leben des Tommaſo della Porta) kennt ihn als „Gio. Giacomo della Porta, Milaneſe“ und als Oheim (oder Onkel?) des Fra Guglielmo.

Nach Füßli und Nagler ſtammt die Familie aus Porlezza im Mailänder Gebiet. Woher haben ſie das?

Guglielmo della Porta,

Neffe und Schüler des Vorigen, mit dem er 1521 nach Genua geht, nachdem er in Mailand viel nach Lionardo gezeichnet. Arbeitete dort Vieles, was Vaſari angiebt. 1537 geht er mit einem Empfehlungsbrief des Oheims an Sebaſtiano del Piombo nach Rom. Dieſer führt ihn bei Michelangelo ein. Er hilft demſelben am Grabmal des Biſchofs de Solis und reſtaurirt im Palazzo Farneſe zahlreiche Antiken. Vaſari VI, 132ff. (Hierher gehört die bekannte Notiz, deren Quelle Baglione (p. 143) iſt, über die Beine des farneſiſchen Hercules. Dieſe Reſtauration war fertig im Jahr 1556, als Aldroandi ſeine erſte Auflage drucken ließ.) Als Sebaſtiano 1547 ſtirbt, empfiehlt ihn Michelangelo zum Fra del Piombo. Wirklich erhält er dieß einträgliche Kirchenamt, führt hinfort den Titel Frate und wird als „Mönch" bezeichnet (Vaſari V, 365).

Die Ueberſiedelung nach Rom hat noch einen andern Anlaß gehabt. In Genua übte Guglielmo ſich mit Eifer im Zeichnen unter Perin del Vaga (Vaſari). Dieſer ging nach Rom, um zum zweiten Male in Trinità de' Monti zu malen, und nahm wahrſcheinlich G. mit, der ihm dort bei den Stuckverzierungen geholfen hat. Vaſari weiß, daß Perin ihm ſein einziges junges Töchterchen Lavina zur Ehe antrug, die er nicht ſcheint gewollt zu haben, denn ſie hat einen Andern geheiratet. (In ächtem Künſtlerlexiconsconfuſionsduſel läßt daher Füßli der Jüngere den Vaga eine Tochter des Guglielmo heiraten!) Vaſari III, 473; der Name der Tochter in del Vaga's Grabſchrift, III, 483. Lavina war 1526 geboren; Guglielmo mag in Rom bald auf ein Amt ſpeculirt haben, das ihn zum Cölibat zwang, und ſo ſchlug er die Tochter des berühmten Malers aus. Dafür entſchädigte er ſich in einer wilden Ehe.

Außer Marmorbüſten (Vaſari VI, 137), Mithülfe bei Feſtzügen, 14 Compoſitionen aus dem neuen Teſt., für die Erzthüren von St. Peter beſtimmt (welche nie gegoſſen worden), und 4 Coloſſalſtatuen in Stuck für die Pfeiler dieſer Kirche (welche nicht mehr vorhanden?) machte er nur das Hauptwerk ſeines Lebens fertig: das prachtvolle Grabmal des Papſtes Paul III. für den Chor der Peterskirche; der ſitzende Papſt Bronze, auf dem Piedeſtal vier allegoriſche Frauengeſtalten, von denen zwei aber in den Palaſt Farneſe wandern mußten.

Der „Mönch" haßte den M. Angelo und den Vaſari, weil ſie nicht billigten, daß dieſes Denkmal frei in die Kirche geſtellt wurde, wodurch ſie ihm den Grundgedanken verſtümmelten. Im Urtheil Vaſari's über ihn verräth ſich daher auch Gereiztheit. Baglione führt mit großem Lob noch vier andere Grabmäler in

Rom von ihm an, welche Vaſari verſchweigt. Eins derſelben wird noch vorhanden ſein: es war die liegende Effigies eines Biſchofs, der Paul's III. Schatzmeiſter geweſen, in Marmor und ſtand im linken Querſchiff der Madonna del Popolo. Baglione erwähnt es noch einmal pag. 71, die neueren Handbücher über Rom ſprechen nicht mehr davon.

Nagler: „Baglione läßt dieſen Künſtler 1577 zu Rom ſterben.“ Als Vaſari die zweite Auflage machte (1567), lebte er noch und vollendete langſam das große Papſtgrab. Die Notiz Baglione's: „F. Guglielmo della Porta, che già morì di Febbrajo nel 1577“ ſteht an einem Ort, wo Niemand ſie ſuchen würde: im Leben des Baſtiano Torriſani und ſeiner Verwandten, p. 211.

Giovanni Battiſta della Porta, Cavaliere.

Im Leben desſelben nennt Baglione (p. 70) ihn einen „Lombardo“, und fügt ſchonend hinzu: „parente“ des Guglielmo. Das wahre Sachverhältniß dieſer Verwandtſchaft aber tritt deutlich hervor im Leben ſeines Bruders Tommaſo, p. 144: di questo gran sangue (des Guglielmo), e di questa grande scuola fu Tommaso della Porta, fratello del Cav. Gio. Batista.

Nagler, wie immer ohne Quelle, aber hier einmal richtig, ſagt, Giovanni Battiſta ſei ein Sohn des Guglielmo geweſen. Die Schule Guglielmo's ſetzten für Sculptur in Marmor ſeine Söhne fort. Sein großes Geſchick als Erzgießer aber ging auf eine andere Familie über, deren Haupt ſein Schüler Baſtiano Torriſani von Bologna geweſen iſt. Die zahlreichen Erzgüſſe dieſer Familie verzeichnet Baglione im Leben dieſes Torriſani, pag. 211 u. folg.

Giovanni Battiſta della Porta (bei Vaſari nicht erwähnt) lernt die Kunſt von ſeinem Vater. Nach deſſen Tod giebt ihm Card. Aleſſandro Farneſe die Verwaltung über die Statuen ſeines Palaſtes und erwirkt ihm den Orden vom Goldenen Sporn (daher Cavaliere). In dieſer Stellung ergänzt er gegen das Jahr 1579 den farneſiſchen Stier. Er machte mit beſonderer Virtuoſität Cäſarenköpfe.*)

---

*) Der Reſtaurator „ſcheint in dem Kopf des Zethus ſich das Porträt des Caracalla zum Vorbild genommen zu haben.“ Friederichs, Bauſteine, I, S. 318.

Seine Werke in Rom hat Baglione verzeichnet. Viel arbeitete er nicht, denn er ſammelte lieber Antiken, worunter Ausgezeichnetes ſoll geweſen ſein, und trieb damit einen ſehr einträglichen Handel, ſo daß er ein glänzendes Leben führen konnte.

Später arbeitete er in der Santa Caſa zu Loreto, und dieß klärt, glaube ich, einen Irrthum Lübke's auf, Kunſtgeſch. II, S. 169: Giacomo della Porta habe in der Santa Caſa den Moſes und die ſämmtlichen Sibyllen „in manieriſtiſcher Nachahmung Michelangelo's“ gemacht. Wie hätte Battiſta's Großonkel, der Mailänder, zu M. Angelo's Stil kommen ſollen, er der wahrſcheinlich Rom und Florenz nie betreten hat?

Giovan Battiſta ſtarb 1597, 55 Jahr alt, in Rom und wurde in der Madonna del Popolo begraben; er war alſo 1542—43 geboren, als ſein Vater ſchon in Rom lebte, aber noch nicht Frate del Piombo geworden war. Kinder hatte er nicht, denn er hinterließ ſeine Habe „ſeinen Brüdern“, die wie er „Antiquarj“ waren.

Tommaſo della Porta.

Zwei Perſonen dieſes Namens ſind ſcharf zu ſcheiden.

Ein „Tommaſo Porta“ in Mailand wird von Vaſari erwähnt (VI, 138). Er machte wundervolle Copien antiker Köpfe in Marmor, die für ächt verkauft wurden. „Kein Nachahmer der Antiken hat ihn übertroffen.“ Papſt Julius III. giebt ihm ein Amt bei der Segnatura, das jährlich 100 Scudi einbringt. Nach Vaſari ſtarb er 1567.

Offenbar ſiedelt dieſer Mann von Mailand nach Rom über und hat dort ein Atelier. In Antikenfälſchung ſchließt er ſich der andern Sippſchaft der Portas an. Er muß aber älter geweſen ſein als die Söhne des Guglielmo. Aldroandi beſucht ſein Atelier und findet dort einzig zwei ſchöne Köpfe der Fauſtina, „als ſie noch ſchön und jung war.“ Zwei ſchöne Fauſtinen auf Ein Mal, beide von der jugendlichen Kaiſerin, und ſonſt keine Antike! Wenn von denen ja Eine ächt war, war die andere gewiß Copie.

Aldroandi I. Ausg. p. 259: In casa di Maestro Thomaso scultore, presso à S. Macuto. Qui si veggono due belle teste di Faustina, allhora che ella era giovane bella.

Alſo 1556 hat er ein Atelier in Rom, ſcheint alſo ein ältrer

Seitenverwandter aus derſelben Mailänder Familie. Möglich alſo Sohn von Giovan Giacomo dem Baumeiſter, folglich Couſin des großen Guglielmo.

Dieſen Tommaſo muß man alſo ganz ſicher ſcheiden von dem zweiten Sohn des Guglielmo, deſſen Leben Baglione p. 143ff. ausführlich beſchreibt. Er hieß ebenfalls Tommaſo della Porta, beerbte mit einem dritten Bruder, Giovanni Paolo, den Cavaliere Battiſta, als dieſer 1597 ſtarb, und ſetzte das Sammeln von Antiken und den Handel mit denſelben fort.

Er hat unter Sixtus V. (1585—90) die Bronzeſtatuen der beiden Hauptapoſtel modellirt, welche noch heute auf den Säulen des Trajan und des Antonin ſtehen. Noch andere Werke verzeichnet Baglione.

Jene beiden Coloſſalfiguren des Petrus und Paulus, welche vergoldet wurden, goß nach Tommaſo's Modellen Baſtiano Torriſani, ein anderer Schüler des großen Guglielmo. Baglione p. 211.

Tommaſo ſcheint verrückt geworden zu ſein. Er ſchätzte ſeine Antiken auf 60000 Scudi und vergabte demnach in ſeinem Teſtament eine noch größere Summe als Legate an verſchiedene Kirchen und Seminarien. Er ſtarb 1618, unter Papſt Paul V. Nach ſeinem Tode löſt jener mitbeſitzende Bruder aus der Sammlung mit Mühe 6000 Scudi, „e il gran testamento andossene in fumo.“ Er ſtarb an einer zu ſtarken Salbe, womit er ſich den ganzen Leib ſtatt bloß die Pulſe beſtrich, und wurde wie ſein Bruder Battiſta in der Madonna del Popolo begraben.

Aus dieſen Jahreszahlen ergiebt ſich, daß dieſer Tommaſo mit dem Mailänder des Vaſari nicht identiſch iſt; allenfalls könnte dieſer ſein Taufpathe geweſen ſein und ihm daher den Namen gegeben haben.

Merkwürdig iſt alſo, daß Vaſari, ſo gern er auch ſonſt wohl jüngerer, erſt angehender Künſtler gedenkt, keinen der Söhne des Guglielmo Fra del Piombo erwähnt, obwohl wenigſtens Battiſta 1567 ſchon 25 Jahr alt war. Geſchah dieß aus Rancune, oder geſchah es, was ſeit Paul IV. Caraffa ſehr nöthig war, aus Rückſicht auf die Stellung ihres geiſtlichen Vaters? Es iſt immerhin bezeichnend, daß weder Caraffa († 1559) noch Pius V.

Ghislieri († 1572), dieſe beiden ſtrengen Päpſte, bei dem berühmten Guglielmo ihre Grabmäler beſtellten. Caraffa nahm für ſeins in der Minerva lieber zwei unbedeutende Künſtler an (Vaſari VI, 139).

Giovanni Paolo della Porta.

Der dritte Sohn des Guglielmo. Er verſtand nichts von der Bildhauerei, ſondern „professava il cortigiano", d. h. er hing ſich als höfiſcher Beamter an irgend ein hohes Haus in Rom.

Dieſer kam am ſchlimmſten weg. Miterbe Tommaſo's am Eigenthum und den Antiken des älteſten Bruders, überließ er dieſem die ganze Verwaltung und fand bei deſſen Tod nur eine arme Erbſchaft.

Daß in Rom, wo im Anfang des 17. Jahrh. der Antikenhandel brillant ging, Niemand für dieſe Sammlung etwas Rechtes bezahlen wollte, ſcheint zu beweiſen, daß man zu der Aechtheit der Sachen wenig Vertrauen hatte.

Teodoro della Porta, Cavaliere.

Der geiſtliche Herr hatte endlich noch einen vierten Sohn, deſſen ſonſt unbekannte Exiſtenz Bottari ermittelt hat. „In einer Randgloſſe des in der Bibliothek Corſini vorhandenen Exemplars (des Vaſari) lieſt man: „Guglielmo, der Neffe des Giov. Giacomo, *iſt der Vater* des Cavaliere Teodoro della Porta ..., der im Jahr 1637 lebte." Vaſari, Note zu S. 137.

Hier ſchenkt uns ein Namenloſer, der in ſein Exemplar ganz im Stillen eine Note macht, endlich reinen Wein ein und bricht durch den Rückhalt der gedruckten Bücher hindurch, um uns über die wahre Verwandtſchaft des geiſtlichen Herrn zu jenen vier Brüdern aufzuklären.

Teodoro machte die Zeichnung zu einem ſchönen Grabmal der Tomacella Herzogin von Pagliano für die Capelle Colonna in der Laterankirche, welches Grabmal Giacomo Laurenziano in Bronze goß. Baglione im Leben des Baſtiano Torriſani und ſeiner Verwandten, p. 212. Auch hier wird Teodoro als Cavaliere betitelt.

Wir kommen nun noch zu einem letzten della Porta, über welchen zwar nicht bei den gleichzeitigen Schriftſtellern, aber wohl in der neueſten Kunſtgeſchichte eine gewaltige Confuſion herrſcht.

Es iſt Giacomo della Porta, der berühmte Architekt, de die Peterskuppel ſchloß, das Capitol ausbaute, und nach Michel angelo's Tode, faſt als Erbe von deſſen großer Stellung, im Dienſt ſowohl der Päpſte als des römiſchen Municipio den Cha rakter Roms als der Hauptſtadt des Barockſtils, obwohl imme mit großartigem Wurf, entſchieden hat.

Die Verwirrung iſt dadurch entſtanden, daß Füßli, Nagle die Biographie universelle von Firmin Didot, und ſoviel ich ſehe alle Neuern ihn ganz ruhig mit dem Mailänder Baumeiſter un Bildhauer verwechſeln, den wir oben als Oheim des Gugliel Fra del Piombo an die Spitze des Stammbaums der della Port geſtellt haben. Auch Lübke iſt ſich hier nicht klar, denn er nenn den Baumeiſter der Peterskuppel noch einen Mailänder.

Das Leben dieſes großen Architekten liegt bei Baglione (p. 76 und folg.) doch ſo ausführlich und klar vor uns!

Erſtens heißt er gar nicht, wie jener alte Mailänder, Giovan Giacomo, ſondern wird conſtant bloß Giacomo genannt.

Dann bezeichnet Baglione ihn mehr als einmal ſehr ausdrücklich als di Patria, e di virtu Romano, während er den Cavaliere Giovan Battiſta, Sohn des Guglielmo, noch beſtimmt einen „Lombardo" nennt (p. 70). Wo er (p. 76) den meiſterlichen Ausbau der Peterskuppel beſchreibt, ſagt er mit ächt römiſchem Stolz, als wollte er ihn recht ausdrücklich von dem Mailänder Namensvetter ſcheiden: „nè questo si gran vanto d'altro ingegno esser poteva che di Romano."

Nach M. Angelo's Tode (18. Febr. 1564) ſchiebt Papſt Pius IV. ſeinen Baumeiſter, den Neapolitaner Pirro Ligorio in die Bauführung der Peterskirche ein, der aber wegen vorwitzigen Abgehens von dem Modell des großen Todten weichen muß. Vignola tritt ein, und dieſem, als ſein Schüler, folgend, wölbt unſer Giacomo della Porta unter Sixtus V. 1590 die Kuppel ein. Bei dieſer Arbeit wird er, weil ſchon die Schwäche des Alters ihn drückt, von Domenico Fontana unterſtützt. Carlo Fontana, Templum Vaticanum, p. 250.

Daneben entwickelt er eine raſtloſe Erfindung an Kirchen, Paläſten, an der Sapienza, an Villen und Brunnen. So lebt er in rieſiger Thätigkeit bis unter Clemens VIII. (1592—1605). Unter dieſem Papſt iſt della Porta geſtorben, das ſagt Baglione ganz beſtimmt (vgl. die Bitte des Foreſtiere im Geſpräch mit dem römiſchen Gentiluomo, p. 58). Für die Familie dieſes Papſtes, die Aldobrandini, hat er aber noch Vieles gebaut, z. B. die Faſſade von S. Pietro in carcere, und in der Minerva die nach der Familie benannte Capelle. Dem Nipoten, Card. Pietro Aldobrandini, legte er die herrliche Villa dieſes Namens mit der prachtvollen umbüſchten Cascade in Frascati an, und ſtarb, mit dieſem einmal nach Rom zurückfahrend, an der Porta San Giovanni, weil er ſich genirte wegen eines Bedürfniſſes aus der Kutſche zu ſteigen. Er muß daher dieſer Bauten wegen noch über die Wende des Jahrhunderts gelebt haben, und wenn Nagler ſein Todesjahr, wie immer ohne Quelle und Beweis, auf 1604 angiebt, und alle Neuern ihm wie immer ohne Prüfung nachſchreiben, ſo kann dieß Datum richtig ſein. Er war bei ſeinem Tode nach Baglione 65 Jahr alt, nach jenem Datum alſo 1539 geboren. Die Verwechſelung mit jenem Mailänder war demnach ganz unverantwortlich, indem dieſer, als er 1531 nach Genua berufen wurde, bereits als Architekt des Mailänder Doms ein ſehr namhafter Künſtler ſein mußte.

Rom iſt arm an großen Meiſtern, welche dort geboren ſind — laſſen wir ihm dieſen! Seltſam, daß von ſeiner Herkunft Niemand etwas zu wiſſen ſcheint. Aus dem zwar nicht von der Kirche, aber ſehr von der Natur geſegneten Bett des großen Bildhauers iſt er gewiß nicht entſprungen. Er mag ein armes Kind, vielleicht doch ebenfalls ein uneheliches Kind eines Geiſtlichen geweſen ſein. Sicher hat nicht eine hohe Abſtammung, ſondern ſein Genie und die großartige Kühnheit ſeiner Erfindung ihn auf die Stufe gehoben, wo er ſeiner Mutter Rom einen, ſolang ſie leben wird, nie zu verwiſchenden monumentalen Ausdruck verliehen hat.

III.

Die Statue des Meſſerſchleifers in Florenz, ein Werk des ſechszehnten Jahrhunderts.

In die vormals mediceiſche Sculpturen-Gallerie zu Florenz wurde im Jahr 1677 aus den Gärten der Villa Medici in Rom die berühmte Statue des Meſſerſchleifers verſetzt, den die Italiener den Rotatore oder Arrotino, die Franzoſen den Espion oder Rémouleur nennen. Sie hat jetzt mit vier andern Marmorwerken in der Tribuna der Ufficien ihre Stelle und iſt dadurch als eins der Hauptwerke der Sammlung hervorgehoben.

In den mediceiſchen Gärten zu Rom hat ſie ſich jedenfalls vor ihrer Verſetzung nach Florenz befunden. Im Jahr 1682 redigirte der bekannte Kupferſtecher nach Antiken, Pietro Sante Bartoli, ein Verzeichniß von Statuen, die, wie er behauptet, zu ſeiner Zeit ſeien ausgegraben worden*). Von unſerer Statue will er wiſſen, daß ſie beim Bau des Palaſtes der Familie Minghanelli, am Fuß von Trinità de' Monti, gefunden ſei; die Minghanelli hätten ſie dann den Medici verehrt, und ſie habe zu Rom in den Gärten der letzteren geſtanden. Dem Bauſtil nach iſt der Palaſt Minghanelli, in deſſen Untergeſchoß ſich jetzt das Spaccio normale für Verkauf ausländiſcher Cigarren befindet, allerdings aus der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts, alſo aus Sante

---

*) Clarac Musée de Sculpture, III, p. CCXXVIII, nach Carlo Fea's Miscellanea. In Clarac's Verzeichniß der bei den ältern Berichterſtattern erwähnten Statuen kommt der Arrotino nochmals als in Sante Bartoli's Verzeichniß enthalten vor, Clarac III, p. CCXXXVI.

Bartoli's Zeit.*) Er nimmt einen Theil der antiken Gärten des Lucullus am Abhang des Monte Pincio ein, in denen auch ſonſt einige ausgezeichnete Antiken, z. B. die Venus vom Capitol, ſind ausgegraben worden.

Die Fundnotiz aber iſt unbedingt falſch, ja ſie ſcheint eine abſichtliche Fälſchung. Niemand kann dem Sante Bartoli auf Treu und Glauben geſagt haben, daß die Statue zu ſeiner Zeit ſei aufgegraben und den Medici verehrt worden, denn ſie befand ſich, als er ſeine Notizen redigirte, ſchon ſeit wenigſtens 44 Jahren eben in den Gärten der Medici bei ihrer wohlbekannten Villa in Rom.

Dieß wird aus einem doppelten Zeugniß erwieſen.

Erſtens hatte Joachim von Sandrart, als er unter Papſt Urban VIII. (regierte von 1623—44) in Rom lebte und die Herausgabe der Statuen der Gallerie Giuſtiniani vorbereitete, auch dieſe Statue gezeichnet.**) Nach Deutſchland zurückgekehrt ließ er die Zeichnung durch den geſchickten Carl Guſtav Amling ſtechen und fügte dieſen Stich zuerſt ſeiner Teutſchen Akademie vom Jahr 1679, dann ſeinem Werk über antike Statuen vom Jahr 1680 bei.***) Er ſagt ausdrücklich, zur Zeit ſeines römiſchen Aufenthaltes habe der Schleifer in den Gärten der Medici zu Rom geſtanden, er ſei aber vor einem Jahr nach Florenz verſetzt worden. Noch zwingender iſt für dieſe Zeitbeſtimmung das Zeugniß des François Perrier, nach ſeiner Vaterſtadt Macon Burgundus genannt, der eins der frühſten Sammelwerke mit 100 römiſchen Antiken herausgegeben hat. Nach dem beigegebenen Text iſt das Werk 1638 in Rom erſchienen. Auch er giebt an, daß der Schleifer damals zu Rom in den Gärten der Medici ſich befand. Nach dem Titel ſollte man glauben, er habe nur Antiken aufgenommen, es kommt aber auch der Moſes des Michelangelo vor.*)

---

*) Eine Aufnahme (Durchſchnitt) des Paläſtes Minghanelli findet man bei Letarouilly, les edifices modernes de Rome, Tafel 53, Text S. 193.

**) Sandrart war 1626 noch in Rom, aber 1628 in London. Teutſche Akademie Band I, Theil II, S. 360, im Leben des Robert van Voerſt.

***) Teutſche Akademie, Tafel q des 2. Bandes. Sculpturae veteris Admiranda, sive delineatio vera perfectissimarum eminentissimarumque statuarum etc., a Joachimo de Sandrart in Stockau, Norimb. 1680; der Schleifer auf Tafel 9*.

Dieſe beiden, die des Perrier und die des Sandrart, ſcheinen die frühſten noch bekannten Zeichnungen geweſen zu ſein, welche von dem Schleifer gemacht worden ſind.

Die Statue ſelbſt aber läßt ſich noch darüber hinaus bis gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts verfolgen.

Ulyſſes Aldroandi, der berühmte Naturforſcher von Bologna, geboren 1527, der auch in ſeinen naturhiſtoriſchen Abhandlungen auf Kunſtwerke mehrmals Rückſicht nimmt, hat auf mehreren Studienreiſen in Rom alle Winkel nach Statuen, Büſten, Torſen und Reliefs durchkrochen und ſelbſt die Privathäuſer gemuſtert, wo nur ganz vereinzelte Anticaglien ſich vorfanden. Er verfaßte von dieſen einen Katalog, deſſen erſte Ausgabe 1556 erſchien. Eine vierte, um einige wenige Nummern vollſtändigere, kam 1562 ebenfalls bei Giordano Ziletti in Venedig heraus. Neben antiken Sachen führt er aber auch viele moderne Bildwerke, wenn ſie ſchön ſind, auf, z. B. einen Kopf in Caſa Dandini, der für ein Bildniß Carl's des Großen galt (p. 143), einen modernen Hadrian in der Engelsburg (p. 143), bei Bindo Altoviti eine Danae in Relief und ein anderes modernes Relief (p. 145. 46); ausführlich beſchreibt er den Moſes des Michelangelo und giebt auch die meiſten andern damals noch in Rom befindlichen Bildwerke deſſelben an.**)

---

*) Robert Dumesnil, le peintre-graveur français VI, Nr. 41—141. In dieſem Verzeichniß der Perrier'ſchen Statuen kommt der Schleifer unter Nr. 17, der Moſes des M. Angelo unter Nr. 61 vor.

**) Clarac hätte nie bezweifeln ſollen, daß der Verfaſſer dieſes Buches derſelbe iſt mit dem Bologneſer Profeſſor der Naturgeſchichte, der mehrere naturhiſtoriſche Werke verfaßt hat, denn in dieſen Werken nimmt er an einigen Stellen auf römiſche Antiken Bezug, z. B. bei Gelegenheit der Schlangen auf den Apollo vom Belvedere und den Laokoon. Sämmtliche Ausgaben des Büchelchens über die römiſchen Antiken ſind ſelten; es verſteckt ſich aber auch in Bibliothekkatalogen leicht, weil es einen Anhang zu dem Werk des Lucio Mauro über römiſche Topographie und die antiken Bauwerke Roms bildet. Alle Ausgaben ſcheinen in Venedig gedruckt. Der Titel der erſten lautet: Le Antichita de la Citta di Roma. Brevissimamente raccolte da chiunque

Schon Fea hatte in ſeinen Miscellanea erwähnt, daß der Schleifer in der letzten Ausgabe von 1562 vorkomme. Ich habe beide Ausgaben vor mir, die erſte und dieſe vierte, und finde, daß die Stelle über den Schleifer ebenſo ſchon in der erſten vorkommt, welche ihre Vorrede datirt Di Venetia. Il di XV. di Febraro MDLVI. Beide Ausgaben bezeugen, daß die Statue damals im Hauſe eines ſonſt, ſoviel ich weiß, unbekannten Nicolo Guiſa ſtand, welches auf dem rechten Tiberufer lag, und in welchem damals der Herzog von Melſi wohnte. In dieſem Hauſe befand ſich nur dieſe Eine Statue, und man nannte ſie dem Aldroandi bereits als den Aguzza coltelli, d. h. den Meſſerſchleifer. Die Beſchreibung iſt ſo klar und vollſtändig, daß man an der Identität mit dem Arrotino in Florenz nicht zweifeln kann*). Sollte nun

---

ne ha scritto, ò antico ò moderno; per Lucio Mauro, che ha voluto particularmente tutti questi luoghi vedere; onde ha corretti di molti errori, che ne gli altri scrittori di queste antichità si leggono. Et insieme ancho Di tutte le statue antiche, che per tutte ROMA in diversi luoghi, e case particolari si veggono, raccolte e descritte, per M. Ulisse Aldroandi, opera non fatta piu mai da scrittore alcuno. Con Privilegio. In Venetia, MDLVI. Appresso Giordano Ziletti, all' insegna della Stella. Die 4. Ausgabe (von 1562) enthält nur einige Zuſätze, die keine wichtigen Denkmäler betreffen, iſt jedoch ſonſt ganz gedankenlos der erſten nachgedruckt, ſo daß ſie für das Jahr ihres Erſcheinens den Beſtand der römiſchen Sammlungen vielleicht nicht mehr ganz richtig angiebt. Das Buch muß ſehr gegangen ſein, da es von 1556—62 vier Auflagen erlebte. Die 2. und 3. Ausgabe waren bisher unfindbar, ich glaubte daher, daß die Angabe einer vierten auf dem Titel von 1562 ein Buchhändler-Humbug ſei; mein Sohn und College Dr. Kinkel hat aber eine zweite Auflage von 1558, 2 Jahr nach der erſten, auf der Münchener Bibliothek gefunden, und es iſt alſo wahrſcheinlich, daß auch eine dritte Auflage wirklich erſchienen iſt, obwohl ich davon noch kein Exemplar kenne.

*) Der Text der 1. Ausgabe, pag. 166, von dem die IV. nur orthographiſch abweicht: „In casa di M. Nicolo Guisa, dove hora sta il S. Duca di Melphi (IV. Ausg. Melfi), di là dal Tevere.

„Si ritrova ne la sala tosto che s'entra, à man manca sopra una gran basi una statua di huomo ignuda chinata giù col pie dritto, e con la parte manca del corpo siede: si tiene le braccia sopra i ginocchi, e ha volto il viso verso il cielo: sopra la spalla manca ha un panno ravolto. E una opra assai bella; et perche si vede un coltello giacere sopra la basi, chiamano questa statua Aguzza coltelli."

die von Sante Bartoli erwähnte Statue, welche erſt mehr als ein Jahrhundert ſpäter von den Minghanelli an die Medici gekommen wäre, etwa ein zweites Exemplar ſein? Dieß iſt undenkbar. Ein zweites Exemplar, ebenfalls den Medici gehörig, wäre aus deren Sammlungen ſicher nicht entſchwunden.

Zwar befinden ſich in Florenz jetzt zwei Wiederholungen, aber beide ſind ohne Zweifel moderne Copien. Eine, in Erzguß, ſoll in dem frühern Finanzminiſterium, Via Cavour, ſtehen; eine zweite aus dunkelm Kalkſtein, den man in Toſcana pietra serena nennt, und in welchem von Donatello bis Giovanni da Bologna dort viele Bildwerke ſind ausgeführt worden, ſteht, dem Publicum nicht ſichtbar, in einem Magazin des Museo nazionale im Bargello zu Florenz. In dieſer Wiederholung geht das Gewand ſo weit herab, daß es die Scham bedeckt, und von den Fingern der linken Hand drückt ſich der Zeigefinger wirklich auf das Meſſer an, was bei dem Original in der Tribuna urſprünglich nicht der Fall war.

Es iſt nicht zu glauben, daß Sante Bartoli, der ſelbſt ſein ganzes Leben lang mit Zeichnen und Stechen von Antiken beſchäftigt war, das Werk des François Perrier nicht ſollte gekannt, auch nicht ſollte gewußt haben, daß, als er ſeine Notizen redigirte, der Schleifer ſchon wenigſtens ſeit 44 Jahren in den mediceiſchen Gärten zu Rom ſtand, welche Gärten allen Künſtlern zugänglich waren. Seine Angabe, die Statue ſei zu ſeinen Lebzeiten beim Bau des Palazzo Minghanelli gefunden, iſt alſo nicht bloß der Sache nach unzweifelhaft falſch, ſondern ſieht einer bewußten Lüge ähnlich. Drei Jahre vorher war ein Buch erſchienen, welches, wie wir unten ſehen werden, die Statue unbefangen für nicht antik erklärte; vier Jahre vorher war ſie nach Florenz verſetzt worden, wo man früher von ihr wenig gewußt haben wird. Sieht das nun nicht gerade ſo aus, als habe Sante Bartoli kurzweg jeden Zweifel an dem antiken Urſprung des berühmten Werkes dadurch curiren wollen, daß er einfach erlog, ſie ſei in Rom da und dort wirklich aus der Erde gegraben worden?

Daß Sante Bartoli aber auch auf einem andern Punkt gelogen hat, kann ich abermals beweiſen.

Wenn das wahr wäre, daß die Minghanelli die Statue gefunden und den Medici geſchenkt hätten, ſo würde wahrſcheinlich Gori das wiſſen, der von 1733—66 das wichtige Kupferwerk über die mediceiſchen Marmore veröffentlicht hat.*) Dieſer aber weiß den Fundort nicht. Er ſagt S. XIII: „Romae inventam fuisse hanc statuam certum est, locus vero incompertus.“ Dann habe Niccolo Guiſa ſie gekauft (dieß hat er aus Aldroandi, den er mißverſteht), dann habe ſie um ſchweres Geld erworben Ferdinand von Medici (Großherzog von 1587—1608). Sie war alſo mediceiſcher Beſitz faſt ein Jahrhundert vor Sante Bartoli's Zeit.

Gleich am Anfang unſerer Betrachtung fällt alſo die Statue unter eine bedenkliche Zweideutigkeit.

Wie dem aber ſei, derjenige Schleifer, welchen Sandrart in Rom gegen 1620 abbildete, iſt die jetzt in der Tribuna ſtehende Statue, denn er erzählt ausdrücklich nicht nur deren Verſetzung nach Florenz, ſondern meldet auch, daß ſie ſowohl als die mediceiſche Venus bei dieſem Transport Schaden genommen haben.**)

Aus dem Vorſtehenden ergiebt ſich Folgendes:

Von einem Fundort der Statue wiſſen wir nichts. Sie befindet ſich 1556 in Rom, aber, ſo ſcheint es, noch nicht im mediceiſchen Beſitz. Auch noch 1562 (letzte Ausgabe des Aldroandi) ſteht ſie in demſelben Hauſe des Niccolo Guiſa. Guiſa ſoll ſie gekauft haben, wo, wann, von wem erfahren wir nicht. Guiſa verkauft ſie an Großherzog Ferdinand (um 1600), und in den Gärten der Villa Medici in Rom wird ſie dann bald darauf zwei Mal von nordiſchen Künſtlern gezeichnet.

---

*) Museum Florentinum, wo der Schleifer in zwei Anſichten (tav. 95. 96) von C. Gregori, nach Zeichnung von Giov. Domenico Campiglia, recht gut geſtochen iſt.

**) Sandrart, Teutſche Akademie, II. Haupttheils II. Theil S. 86: „Es hat ſich im vorigen Jahre begeben, daß eben dieſer Rotator, ſammt dem Welt-berühmten Venus-Bild, welches Phidias in Griechiſchen Marmel gehauen (er meint die Venus von Medici), von Rom, aus des Gros-Hertzogen Palaſt, de Medicea genannt, abgefodert worden; beede in deſſelben Kunſt-Saal zu Florentz aufzurichten: Allein da diejenigen Statuen angekommen, befand ſichs, daß die Venus in neun, der Rotator in vier, oder fünf, Stücke zerbrochen und zerfallen waren.“ Sandrart's Buch erſchien 1679, die Venus von Medici und der Schleifer ſind alſo nicht 1680 (George Scharf im Katalog der Gypsgüſſe des Kryſtallpalaſtes, zu Nr. 198), noch weniger 1770 (Friedrichs, Bauſteine, zu Nr. 587) nach Florenz verſetzt worden. Gori, der dieß wohl urkundlich wiſſen konnte, ſagt, mit Erlaubniß von Papſt Innozenz XI. (1676—89) ſei es 1677 geſchehen, und das ſtimmt mit Sandrart, der alſo die Handſchrift ſeines Buches 1678 vollendet hat.

Durch Winckelmann, der aber ſchon auf die Vermuthung eines Florentiner Kunſtfreundes, des Lionardo Agoſtino,*) hinweiſt, iſt der Schleifer von Florenz für einen Skythen erklärt worden, den Apollon bei der Strafe des Marſyas als Henker verwendet habe, um dem Ueberwundenen die Haut abzuziehen.**) Dieſe Erklärung wird jetzt von den deutſchen Archäologen allgemein angenommen, während die Italiener ſich vorſichtiger ausſprechen. Man hat ſie dahin erweitert, daß unſre Figur mit dem an einen Baum gebundenen Marſyas, der in mehreren Sammlungen vorkommt, und mit einem ſtehenden oder ſitzenden Apollon eine Gruppe von drei Figuren werde gebildet haben.

Die Sage von Marſyas gehört nach Phrygien, und auf den zahlreichen antiken Darſtellungen ſeines Wettkampfs mit Apollon oder ſeiner Beſtrafung auf Vaſen- und andern Gemälden, ſo wie auf Sarkophagen, tritt daher der Vollzieher der Schindung meiſtens als Phrygier auf, mit der bekannten phrygiſchen Mütze, kurzem Rock und Strumpfhoſen. Auch wo mehrere Henker abgebildet ſind, tragen ſie dieſe Kleidung. Wie alſo ein Skythe, der nach Phrygien nicht gehört, auf antiken Werken an die Stelle des Phrygiers treten konnte, ſcheint auf den erſten Blick räthſelhaft.

Die Marſyasſage hat im Alterthum drei Stadien durchlaufen. In dem erſten tritt ſie ganz als Naturmythos auf, und zwar als Localſage der phrygiſchen Stadt Kelänä, welche nahe bei den

---

*) Bei Gronovius, Thes. Ant. Graec. T. II. zu tab. 86. Sein voller Name in Latein iſt Leonardus Augustinius, italieniſch alſo wohl Agostini? Er war ein Gemmenſammler, deſſen Collection durch Cardinal Leopold Medici nach Florenz kam. Gori, Museum Florentinum I. praef. pag. XIII.

**) Winckelmann, Monumenti inediti I. tav. 42, bei Erklärung eines Sarkophags aus Villa Borgheſe, der ſich jetzt im Louvre befindet.

Quellen des Mäander unfern der Stelle lag, wo ſpäter unter dem ſyriſchen Antiochos Soter die Stadt Apamea entſtanden iſt. Zehn Miglien von der Stadt liegt in einem Gebirgsthal ein See, der treffliches Schilfrohr zu Flöten liefert und daher im Alterthum den Namen Aulokrenä (die Flötenquellen) führte. Aus dieſem See entſpringen, wie das Alterthum glaubte, zwei Flüſſe. Dieſe laufen aber nicht unmittelbar aus dem See aus, ſondern verbergen ſich erſt unter die Erde, um in der Entfernung weniger Miglien als Quellen wieder hervorzubrechen. Der eine dieſer Flüſſe iſt der Mäander, der andere der Marſyas. Letzterer kommt in einer Felſenhöhle wieder ans Licht, die hoch am Burgfelſen von Kelänä über dem Marktplatz der Stadt ſich öffnete, und ſtürzt als Waſſerfall, daher Herodot ihn Katarrhaktes nennt, hinab, um gleich in einer Breite von 25 Fuß durch die Stadt zu fließen und dann im raſchen Lauf, Fruchtbarkeit verbreitend, dem Mäander zuzueilen. Der Gott des Fluſſes war alſo den Umwohnenden ein wohlthätiger Quellgeiſt, und Marſyas wird von Herodot zu den Silenen, d. h. den Dämonen der Flüſſe und befruchtenden Brunnquellen gerechnet. In dieſem Sinne eines wohlthätigen Schutzgottes faßten die Heiden der Umgegend noch bis in die chriſtlichen Jahrhunderte hinein ſein Weſen auf. Pauſanias, ſelbſt aus dem nahen Lydien gebürtig, läßt ſich in Kelänä erzählen, Marſyas, welcher das Flötenſpiel (oder die Tanzweiſe) zum Dienſt der Göttermutter, der phrygiſchen Kybele, erfunden, habe beim Einbruch der Gallier die das übrige Kleinaſien verwüſteten, den Einwohnern ſeiner Stadt durch das Spiel ſeiner Flöten und die Fluth ſeiner Strömung gegen die grauſamen Feinde beigeſtanden.

Reiner Naturmythos iſt dann auch, im erſten Anſatz, des Marſyas Kampf mit Apollon. Xenophon, der den Ort ſelbſt beſuchte, berichtet, der Silen habe mit Apollon „über die Weisheit“ geſtritten, und der Sieger habe in der Höhle, wo die Quellen friſch hervorbrechen, deſſen Schlauch (ἀσκός) aufgehängt*). Das iſt wohl die anfängliche Localſage, und der Schlauch iſt hier noch gar nicht die menſchliche Haut, ſondern, wie ähnlich die Urne, das Attribut des Flußgottes, aus dem er ſeine Quellen ſpendet, ſo wie der Schlauch auch ſpäter, nur für Wein beſtimmt, das Zeichen der Silene bleibt. Der Gott hat im Kampf um Weisheit geſiegt und dem Quellgott ſeinen Schlauch, das Emblem ſeiner Fruchtbarkeit, geraubt, aber nur, um ihm in jener Höhle, wo der Fluß wieder durchbricht, denſelben wieder zuzuſtellen. Erſt aus dem Mißverſtändniß jenes dort wirklich vorhandenen und aufgehangenen Schlauchs möchte die Sage von der Schindung des Marſyas entſtanden ſein, indem man den Schlauch für deſſen eigene Haut erklärte. Der Naturgrund des Mythos ſchimmert hier deutlich herauf; Apollon, der Gott der Sommerhitze, beſiegt den Fluß und zwingt ihn, aus dem Rohr unter die Erde zu kriechen, er bekommt aber in der Grotte ſeinen Schlauch wieder zurück und lebt als Fluß wieder fort. Einen Schritt weiter thut dann die Sage, indem ſie dem Marſyas die Haut abziehen und erſt aus ſeinem Blut den gleichnamigen Strom ſich bilden läßt.

---

*) Xenophon Anab. I, 2. 8. περὶ σοφίας; über Mantik, da die Silene, wie die deutſchen Stromgeiſter, die Gabe der Weisſagung beſitzen; möglicher Weiſe aber auch „über das Können“, ſo daß der muſikaliſche Wettſtreit ſchon darin läge.

Dieſer reine Kampf zweier Naturkräfte verwandelt ſich nun auf zweiter Stufe in einen nationalen Wettkampf, nämlich in den Streit über die Muſik.

Auf dem Boden des eigentlichen Griechenlands wiederholte ſich ein uralter Gegenſatz des Saiten- und des Blasinſtruments. Wie die aſiatiſchen Culte des Dionyſos und der Kybele die aufregende Muſik der Flöte liebten, während der helleniſche Apollocultus die Cither pflegte, ſo trat dieſer Gegenſatz auch zwiſchen griechiſchen Stämmen ſelber auf. Die Böotier behielten für ihre Dionyſosfeſte die Flöte bei; in Athen kam eine Zeit, wo man anfing dieß Inſtrument zu verachten. Der Thebaner Pindar erzählt im 12. pythiſchen Hymnus, in einem heiligen Bezirk in Böotien habe die große Erfinderin Athene das erſte Rohr zu Flöten geſchnitten. Die Athener gaben das zu, ſtellten dieſer Sage aber einen launigen Zuſatz entgegen, der ihr alle Beweiskraft nahm. Athene habe am Spott anderer Göttinnen erfahren, was ſie nachher im Spiegel einer Quelle beſtätigt fand, daß das Blaſen der Flöten das Antlitz entſtelle; da habe ſie die Flöten weggeworfen und Jedem Unglück gewünſcht, welcher ſie aufhebe. Marſyas aber habe ſie aufgehoben und ſei dann durch ſie auch in ſein bekanntes Unglück gekommen. Der Bildhauer Myron, noch Pindar's obwohl viel jüngerer Zeitgenoſſe, der mitten in dem Streit ſtand (er arbeitete in Athen, ſtammte aber aus dem böotiſchen Eleutherä, das ſich freiwillig an Athen angeſchloſſen), hatte dieſe Begebenheit in einer Gruppe der Athene mit dem Marſyas dargeſtellt. Hatten früher auch die jungen Athener die Flöte zu erlernen gepflegt, ſo wurde die Abneigung gegen das Inſtrument zur Modeſache, ſeit der junge Alkibiades das Ueben aufgab mit den Worten: „Laßt die Leutchen von Theben ihre Flöte blaſen, weil ſie nicht im Stande ſind eine Converſation zu führen; wir Athenienſer aber, ſo ſagen unſere Väter, haben zur Stammmutter die Athene, und den Apollon zum Schutzgott, und von denen hat Jene die Flöten fortgeworfen, und der Andere gar dem Flötenbläſer das Fell über die Ohren gezogen." Seitdem, erzählt ſein Biograph weiter, wollten die jungen Leute in Athen nicht mehr die Flöte lernen.*) Auch die Poeſie bemächtigte ſich des Sieges des Apollon über Marſyas, und ſo erkennen wir die Urſache, warum gerade in Athen die Sage ihre breiteſte Ausbildung gewann.**)

Ein Naturmythos war zu einer Tendenz-Sage umgebildet, welche eine nationale Culturfrage entſcheiden ſollte. Steigen wir ein paar Jahrhunderte tiefer hinab, in die römiſche Welt hinein, ſo fällt uns die weite Verbreitung dieſer Sage und ihre Popularität unter den Römern auf. Machte man doch Puppen zum Spielzeug für Kinder, welche den am Baum zum Schinden aufgehängten Marſyas vorſtellten.***) Der Silen, welcher mit ſeinem

---

*) Plutarch, Alcib. c. 2.

**) Auf die Urſache, warum gerade in Athen die Marſyasfabel populär wurde, hat zuerſt hingewieſen Böttiger in ſeinem Aufſatz: Minerva Muſica und Apollon als Marſyastödter, Kleine Schriften Band 1. Bis hierher bin ich in Darſtellung der Marſyasſage der erſchöpfenden Abhandlung von Profeſſor Michaelis gefolgt: Apolline e Marsia, im Jahrg. 1858 der Annali dell' Institato S. 298—347, wo man alle Citate aus den im Text erwähnten Schriftſtellern finden wird.

***) Achilles Tatius, bei Michaelis a. a. O., S. 324.

Schlauch auf den Foren von Rom und andern latiniſchen Städten ſtand und dem Rolant auf den Märkten mittelaltriger Städte entſprach, wurde geradezu der Marſyas genannt. Ein muſikaliſches Intereſſe war dabei in Rom nicht mehr, wo bei allgemeiner Toleranz neben der Flöte des ſtaatlich autoriſirten Kybeledienſtes friedlich die Cither der griechiſchen Götterculte herging.

Außer andern Reliefs kommen aber Scenen aus des Marſyas Wettſtreit mit Apollon beſonders auf Sarkophagen vor, welcher Art bis jetzt neun bekannt ſind. Auch die früheſten derſelben fallen eben als Sarkophage erſt in die römiſche Kaiſerzeit; an den meiſten aber zeigt die rohe Arbeit, daß ſie Jahrhunderte tief in die chriſtlich werdende Welt herabgehen.*)

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich in dieſen Sarkophagbildern eine dritte Umgeſtaltung der Marſyasſage im Gemüth der Menſchen erkenne, die man eine religiös-moraliſche nennen könnte. Das ſinkende Heidenthum im Römerreich neigte ſich in der Sehnſucht nach perſönlicher Unſterblichkeit und leiblicher Auferſtehung der aufſtrebenden Kirche entgegen, und Chriſtus hat deßhalb im Herzen der europäiſchen Menſchheit geſiegt, weil der Glaube an ſeine Auferſtehung, mit der Autorität einer Offenbarung auftretend, dieſer Sehnſucht Gewähr leiſtete. Zahlreich wurden in dieſem Sinne heidniſche Mythen umgedeutet und von Heiden ſelber zu tröſtlichen Vorſtellungen an Särgen verwendet. Die Bereitung des Weins durch Genien deutet auf das bacchiſche Myſterium, daß das zerſtampfte Traubenkorn zu neuem Geiſte kommt, der Raub der Proſerpina auf die Auferſtehung des Saatkorns im grünen Gefild. Diana beglückt den ſchlafenden Endymion; Bacchos weckt die träumende Ariadne zur Götterluſt. Nereiden tragen den gefallenen Heros zu den Inſeln der Seligen. In der ſo oft innerhalb dieſes Kreiſes wiederkehrenden Fabel von Eros und Pſyche iſt das Schickſal der Menſchenſeele und deſſen beglückte Löſung durch die göttliche Liebe verſchleiert. Proteſilaos und Alkeſtis kehren aus der Unterwelt zurück, um die übergebliebenen Gatten noch einmal zu umarmen, und wenn Prometheus, aber dießmal in Gegenwart und mit dem Beifall aller Olympier, den neuen Menſchenleib bildet, ſo ſetzt ihm die himmliſche Liebe ſelber als Eros die Seele auf die Bruſt, und die erſte Schöpfung wird Symbol der zweiten Geburt für ein ewiges Leben.

---

*) Die 9 bis jetzt bekannten Sarkophage mit Gegenſtänden aus der Marſyasſage ſind zuſammengeſtellt und ihre Abbildungen, ſoweit deren vorhanden, aufgezählt bei Michaelis a. a. O., S. 325ff., wozu S. 340f. noch einige andere Reliefdarſtellungen und Gemälde, auch ein gravirter Spiegel und eine Kupfermünze aus Alexandria folgen. Der hier unter Litera H erwähnte Sarkophag aus Oſtia, welchen Michaelis ſelbſt noch nicht geſehen hatte, iſt ſeitdem abgebildet und beſchrieben durch Dr. A. Trendelenburg, due sarcofaghi con rappresentanza delle Muse, Annali von 1871, S. 27—39 und Tavola d' aggiunta D. E. Die Darſtellungen der Marſyasſage auf 5 Vaſen und 3 antiken Wandgemälden findet man zuſammengeſtellt bei Stephani, Compte-rendu de la commission Impériale archéologique in St. Petersburg für 1862, Text S. 82ff. zu Tafel VI, eine Vaſe aus Augi darſtellend, die mit der Sammlung Pizzati nach St. Petersburg gekommen. Michaelis in einem zweiten Aufſatz: Die Verurtheilung des M. auf einer Vaſe aus Ruvo, Greifsw. 1864, vervollſtändigt wiederum die Arbeit von Stephani.

Unter dem in Rom ſo mächtigen Einfluß des phrygiſchen Kybeledienſtes, der ja als ein Staatscult geſetzlich garantirt war, konnte die urſprüngliche Auffaſſung des Marſyas als eines gütigen Geiſtes ſich in eine Auferſtehungsſage umbilden. Der Fluß, ſeines Lebens unter der Erde beraubt, bricht nach meilenlangem Lauf als mächtiger brauſender Quell wieder hervor, Segen und Fruchtbarkeit ſpendend.

In ſolchen Umdeutungen durften ſelbſt die Chriſten heidniſche Mythen an den Särgen ihrer Geliebten verwenden. Das iſt auch geſchehen; auf dem berühmten Sarkophag im Capitol treten Eros und Pſyche, Prometheus, Herakles, und neben ihnen Adam und Eva unter dem Paradieſesbaum, zuſammen auf.*)

Auch der Marſyas ſcheint geradezu an Einem Sarg abgebildet, den wir für chriſtlich halten dürfen. Es iſt der große Sarkophag im Kreuzgang von San Paolo fuori le mura bei Rom, von ſpäter und ſchlechter Arbeit, welchen man im Mittelalter zum zweiten Mal verwendete zur Beſtattung des Pierleone, eines getauften Juden, deſſen Enkel unter dem Namen Anaklet II. 1130 als Gegenpapſt den römiſchen Stuhl beſtieg. Hier ſind drei Seiten mit der Geſchichte des Marſyas gefüllt, die Rückſeite aber, die man jetzt nicht ſehen kann, enthält eine Seefahrt von mehreren Schiffen und iſt nach Zoega's Zeugniß chriſtlich.

---

*) Lübke, Geſch. der Plaſtik, zweite Ausg., S. 291 ff.

Auf einem zu Szekſzard in Ungarn gefundenen Sarkophag (bei Michaelis Litera F), der jetzt im Muſeum zu Peſth ſteht, kommt Marſyas mit Amor und Pſyche einerſeits, und auf der andern Schmalſeite mit einem Gefäß voll Weinreben verbunden vor. Dieſe Zuſammenſtellung deutet mit voller Sicherheit auf jene neue religiöſe Umformung der Marſyasſage, wenn auch bei dieſem Sarge das Chriſtenthum ſelber vielleicht nicht eingewirkt hat.

Kehren wir noch einen Augenblick in die heidniſche Zeit zurück.

Preller und Michaelis haben es ſehr wahrſcheinlich gemacht, daß in Athen Marſyas auf die Bühne gebracht worden ſei, und zwar in komiſcher Weiſe, nämlich in einem Satyrſpiel. Zu dieſem Zweck wurde der Silen, der weiſe Quellgott, ſelber in einen Satyr verwandelt, was nahe lag, da wenigſtens das ſpäte Alterthum zwiſchen Silenen und Satyrn nicht ſcharf mehr unterſchied *) Den Chor gaben die andern Satyrn her, die über den Unſieg ihres Genoſſen klagten, den ſie ſo oft auf der Flöte bewundert hatten. In einer der Fabeln des Hygin (Nr. 165), der auch ſonſt Theaterſtücke in kurzem Auszug als Erzählungen wiedergiebt, glaubt man den Inhalt und Gang jenes Stückes noch vor ſich zu haben. Minerva erfindet die Flöten, wird von Juno und Venus verlacht, weil ſie beim Blaſen die Backen aufbläſt, und findet, daß ſie Recht haben, als ſie ſich ſelbſt „am Ida“ im Spiegel einer Quelle erblickt. Sie wirft die Flöten unter Verwünſchungen weg. Ein Satyr Marſyas, der dort ſeine Heerde weidet, findet ſie, übt fleißig und fordert den Apollo zum Wettkampf mit der Leier heraus. Die Muſen werden zu Schiedsrichterinnen gewählt. Marſyas ſcheint zuerſt Sieger, da dreht Apollo die Leier herum und ſpielt

---

*) Die oft citirte Stelle bei Pauſanias I. 23. 5: *τοὺς γὰρ ἡλικίᾳ τῶν Σατύρων προήκοντας ὀνομάζουσι Σιληνούς.* „bejahrte Satyrn nennt man Silene.“ Mittels einer ſcharfſinnigen Combination hat Michaelis (Apolline e Marsia S. 310 f.) es annehmbar gemacht, daß der Dichter ſolch eines Satyrſpiels von Marſyas kein Geringerer als Euripides ſei.

auf dem verkehrten Inſtrument weiter, was dem Marſyas mit der Flöte unmöglich iſt. Apollo übergiebt ihn an den Baum gebunden einem „Skythen", der ihm die Glieder abhaut. Den übrigen Leib erhält ſein Schüler Olympos zum Begraben, und aus dem Blut entſteht der Fluß Marſyas.

Hier alſo haben wir den Skythen; und aus der Bühnendarſtellung wird er in die bildende Kunſt gekommen ſein. Von der Bühne ſtammt auch auf den Vaſenbildern die Geſtalt des Marſyas als Satyr, mit zottigem Fell und Ziegenſchwanz, die dem weiſen Silen nicht zukäme. Das Umdrehen der Leier, mit dem Virtuoſenſtückchen, daß der Schauſpieler doch noch fortſpielen konnte, während das einfältige Blasinſtrument dabei Bankerott machte, war ſehr geeignet, komiſch zu wirken. Ja ein ſolcher den Zuhörer überraſchender Witz konnte allein es möglich machen, daß überhaupt die Muſen als Preisrichterinnen für Apollon entſchieden, da ja der Vorzug der Saite über das Blasinſtrument aus ernſthaften Gründen ſich nicht beweiſen läßt. Es iſt erwieſen, daß man den Staatsſklaven zu Athen, welche zu öffentlichen Arbeiten verwendet wurden, unter andern Namen auch den Namen Skythen gab.*) Sie brauchten darum keine geborenen Skythen zu ſein, es waren Barbaren, aus irgend fremden Ländern durch Kriegsgefangenſchaft oder Menſchenhandel erworben. Weil aber ein Skythe, der nach griechiſchem Glauben Menſchen ſchund, kochte und fraß, für den craſſeſten aller Barbaren galt, nannte man die Polizeiknechte eben Skythen, wie etwa wir von Polizei-Kaffern reden. Die öffentliche Polizei hat zu allen Zeiten in der Volksposſe, wie im Kölner Henneschen und in der Londoner „Pantomime", als komiſche Perſon herhalten müſſen; in einem Satyrſpiel zu Athen wird der Effect nicht gefehlt haben, als plötzlich unter die Göttergeſtalten der ordinäre Polizeiſoldat von der Gaſſe hereintrat und auf einem Schleifſtein ſein Meſſer zu wetzen anfing, um das uralte mythologiſche Urtheil zu vollſtrecken.

---

*) Etym. Magnum ed. Sylburg. s. v. τολόται: „οἱ δημόσιοι ὑπηρέται. τοὺς δὲ αὐτοὺς καὶ σκύθας ἔλεγον καὶ Σπουσίνους (zu leſen Σπουσινίους). Und s. v. τοξόται heißt es ausdrücklich, daß zu Athen man die Staatsſklaven Skythen nennt.

Auf zahlreichen Vaſenbildern, Münzen und Reliefs mit der Strafe des M. erſcheint nun ein Mann, der zu dieſem Zweck ſein Meſſer aus der Scheide zieht, prüft oder auch ſchleift. Sehr vorwiegend iſt er, wie ſchon oben geſagt, ein Phrygier und als ſolcher vollſtändig bekleidet; in drei Fällen aber, auf einer römiſchen Kaiſermünze aus Alexandria und auf zwei Sarkophagen, erſcheint er, zweimal neben dabei ſtehenden Phrygiern, einmal allein, als ein nackter Mann, allenfalls mit Andeutung eines Schultermantels, der von ſeinem Geſchäft aufblickt — alſo ungefähr in der Stellung der Statue in Florenz. Dieſe Figur möchte alſo wirklich vom Theater in die bildende Kunſt übernommen ſein.

Die beiden hierher fallenden Sarkophage ſind auf den Tafeln des Archäologiſchen Inſtitutes abgebildet.*) Beide ſind Funde jüngeren Datums. Der eine (bei Michaelis unter Litera D angeführt), 1853 in den Maremmen von Toscana entdeckt, war noch 1858 im Museo Campana. Hier tritt der Skythe in die ganze auf der Vorderſeite mit vielen Figuren ſich ausbreitende Gruppe hinein. Er hockt ganz nackt vor dem bereits am Baume hangenden Marſyas, welcher die Compoſition nach rechts abſchließt, und blickt nach dieſem zu.

Der zweite Sarkophag kommt aus den Ausgrabungen des Cardinal Pacca bei Oſtia, wo er 1831 gefunden wurde, und ſteht jetzt in deſſen Villa zwei Miglien von Rom vor der Porta Cavaleggieri. Auf der vordern Langſeite ſieht man die Muſen, auf den ſchmalen Seiten zwei Scenen mit Marſyas, nämlich den Wettkampf und die Beſtrafung. Marſyas hängt im Profil an einem dürren Baum; der Skythe, unter einem andern dürren Baum, bartlos und wie es ſcheint ganz nackt, kniet auf dem rechten Knie und ſieht mit dem ſehr hoch in den Nacken gelegten Kopf ſein Opfer an. Schleifſtein, Meſſer und Hände ſind zerſtört. Die Arbeit iſt ſehr roh, und ſo möchte auch im Original von Ausdruck in den Köpfen wenig die Rede ſein.

---

*) Der aus dem Museo Campana zu dem Aufſatz von Michaelis, Monumenti VI, tav. 18; der aus Oſtia in den tavole d'aggiunta zu den Annali dell' Instituto, Jahrgang 1871, tav. D E, zu dem Aufſatz von Trendelenburg, S. 27 desſelben Bandes.

Zum dritten Mal erſcheint dann der Skythe auf der Münze aus Alexandria, welche auf der Vorderſeite den Kopf des Antoninus Pius trägt. Auf der Rückſeite hängt Marſyas rechts am Baum, ihm gegenüber ſitzt Apollon auf dem Felſen, und zwiſchen ihnen kniet der Mann auf dem linken Knie, nackt, nur mit Andeutung eines flatternden Schultermantels, und ſcheint ein Meſſer zu ſchleifen; doch hat an dieſer Stelle das Gepräge gelitten. Der Kopf iſt hier nicht aufwärts gerichtet.*)

Dieſe drei Denkmale, welche Winckelmann noch nicht kannte, ſcheinen auf den erſten Blick ſeine Deutung des Schleifers in Florenz ſehr zu unterſtützen. Die Statue wäre zu einer ähnlichen Gruppe verbunden zu denken mit der bekannten am Baum hangenden Marſyasſtatue und einem Apollon, von welchem allerdings eine Wiederholung noch nicht nachgewieſen iſt.

Allein hiergegen erheben ſich doch ſofort große Bedenken.

Zuerſt iſt gar nicht ſo gewiß, daß der Schleifer von Florenz überhaupt für eine Gruppe beſtimmt war. Bei einer antiken Gruppe läßt ſich faſt immer, auch wenn die Figuren einzeln und getrennt gearbeitet ſind, Eine Hauptanſicht finden, für welche jede Figur berechnet iſt. Man erinnere ſich z. B. der Niobiden. Um eine ſo künſtliche Gruppe, wie der farneſiſche Stier, kann man allerdings herum gehen und findet überall ſchöne Linien. Bei einer Marſyasgruppe wäre das ſchon deßwegen nicht gegangen, weil jedenfalls der hangende Satyr nicht vom Rücken durfte angeſehen werden, wo der dicke Baumſtamm ihn verdeckte. Eine ſolche Gruppe mußte alſo für Eine, und zwar für die Vorderanſicht, gedacht ſein. Von dem Schleifer aber kann man nicht ſagen, daß er eine Hauptanſicht habe. Blickt man auf die linke Seite ſeines Körpers, ſo ſtellt ſich der Kopf in die volle Vorderanſicht und wirkt mit ganzer Kraft; blickt man auf ſeine rechte Seite, ſo geht der Kopf ins Profil, und deſſen kraftvolle, ſtark herausgearbeitete Linie kommt zur vollſten Wirkung; auch verſchwindet da dem Auge die läſtige Stütze unter dem Sitzfleiſch.

---

*) Abgebildet Annali, Jahrg. 1858, Tavola d'aggiunta N, fig. 5, zu dem Aufſatz von Michaelis.

Wiederum ganz von vorn wirkt die Bewegung, mit dem gebogenen Halſe, am beſten, und doch iſt auch wieder der nackte Theil am Rücken virtuos gearbeitet. Wer nicht für die Gruppenaufſtellung im Voraus eingenommen wäre, würde gewiß für dieſe Figur eine ſolche eben ſo ſehr bezweifeln, als man es mit Recht für den ſogenannten Fechter des Agaſias thut.

Aber hiervon ganz abgeſehen, wo in der Gruppe ſoll unſre Statue denn gedacht werden?

Nach der gewöhnlichen Auffaſſung würde er ſo geſtellt geweſen ſein, daß er den Blick auf ſein Opfer richtet. So war es in dem Gemälde, welches der jüngere Philoſtrat irgendwo will geſehen haben und nach ſeiner rhetoriſchen Weiſe mit Bewunderung beſchreibt. Dort iſt der Ausdruck im Geſicht des Barbaren auch ſo charakteriſirt, wie wir es in der gegebenen Situation erwarten dürfen. Eben ſo ſteht der Meſſerſchleifer auf den beiden erwähnten Sarkophagen, aber auf der Münze richtet er den Kopf auf Apollon zu, ohne ihn gleichwohl anzublicken.

Nehmen wir nun beim Schleifer von Florenz an, er habe dem Marſyas ins Angeſicht geblickt, ſo geht die Gruppe uns zu keiner wohlaufgebauten Compoſition zuſammen. Marſyas muß dann auf Eine Seite, Apollon auf die andere gedacht werden, der Schleifer alſo kommt in die Mitte. Eine Gruppe von runden Statuen, wo die niedrigſte Figur das Centrum bildet, ſcheint im Alterthum undenkbar. Auch paßt dafür der Ausdruck im Geſicht der Florentiner Statue nicht. Man hat in dieſen Kopf viel hineinphantaſirt. Ein ſo feiner Menſch, wie der verſtorbene Friederichs, wollte finden, daß der Barbar „mit grinſendem Blick ſein Opfer betrachte".*) Ich appellire an jeden Künſtler, ob in dieſem ernſten Kopf, deſſen ehrliche Züge einzig zum höchſten Aufmerken angeſpannt ſind, eine leiſeſte Andeutung von Grinſen liege!

Allenfalls ließe der merkwürdige Ausdruck dieſes Kopfes ſich erklären, wenn er mit ſtarker Spannung auf Apollon blickte, etwa den Befehl zur Execution noch erwartend. Alsdann wären die drei Figuren anders zu ordnen. Der am Baumſtamm hangende

---

*) Friederichs, Bauſteine, I. Nr. 660.

Marſyas, deſſen vier Hauptwiederholungen in den noch vorhandenen runden Statuen ohnehin alle auf die Vorderanſicht berechnet ſind, kommt nothwendig in die Mitte und bildet mit den Händen hoch über dem Kopf naturgemäß die höchſte der Figuren. Der Schleifer kommt dann entweder links oder rechts vom Beſchauer zu ſtehen, da er von beiden Seiten ungefähr gleich gut ſich ausnimmt. Ihm gegenüber würde ein ſitzender Apollon die Gruppe ſchließen, welche alſo vom Centrum rechts und links kunſtmäßig abfiele.

Nimmt man dieß an, ſo muß man ſofort ſagen: die Figur ſtimmt nun in ihrer Aufſtellung nicht mehr mit den drei Relief-Monumenten, auf welchen man ihre Gruppe wiederfinden möchte. Denn auf der Münze kniet der nackte Mann zwiſchen den beiden andern Figuren, auf den beiden Sarkophagen aber blickt er den Marſyas an.

Aber auch dieſe Aufſtellung genügt noch lange nicht, um die Spannung in Haltung und Blick des Schleifers zu erklären. Worauf wäre er denn ſo ſcharf geſpannt? Die Muſen als Preisgericht haben ja ihr Urtheil geſprochen, der Mann iſt zur Execution commandirt, ſein Inſtrument bereit; wie könnte er noch zweifeln, noch abwarten, ob der unfehlbare Apollon etwa ſein Wort zurücknähme?

In dieſer Hinſicht iſt die Statue noch nicht ſcharf genug betrachtet worden.

Zuerſt weicht die Stellung in ihrem Motiv doch ſehr von den Figuren jener Reliefs ab. Dieſe knien, der Schleifer aber kniet nicht, ſondern vielmehr, er hockt in einer Stellung, welche nur die allerhöchſte Anſpannung des Gemüthes, und dann nur für eine ganz kurze Zeit möglich macht. Er hat gekniet mit dem rechten Bein, aber er hebt jetzt das Knie vom Boden auf, um ſich zu lupfen und ängſtlich vorwärts zu ſpähen. Verſuche man doch die Stellung, und man wird finden, man hält ſie keine fünf Minuten aus.*)

---

*) Sage man nicht etwa, er ſitzt; denn die Stütze unter dem Sitzfleiſch iſt nichts als ein tronc, das ſieht man aus der Art, wie ſie ganz genau den Curven des Fleiſches ſich anſchließt. Dieſe Stütze dient für den Marmor, nicht für die als lebend gedachte Geſtalt.

Dann aber ſchleift der Mann keineswegs, ſondern er hat aufgehört zu ſchleifen. Dieß iſt leicht zu beweiſen. Die zwei auf die Klinge des Meſſers aufgedrückten Finger der linken Hand ſammt dem Daumen und einem (jetzt wieder fehlenden) Stück des vierten Fingers ſind ergänzt, und die Ergänzung iſt ſchlecht, indem dieſe Finger über einen halben Zoll zu lang gemacht ſind. Im Original (nicht im Gyps) ſieht man auf der Klinge noch eine kleine Erhöhung, wo der eine dieſer aufgehobenen Finger mit einer Stütze aufgeſetzt war. Der Skythe hat alſo freilich geſchliffen, aber es hat ihn im Schleifen etwas geſtört, was ihn unendlich mehr intereſſirt.

Und nun betrachte man den Kopf! Er iſt leiſe gehoben und aufwärts gerichtet, dabei aber etwas nach links gewendet, wie wir bei geſpanntem Lauſchen in die Ferne auf eine nicht wohl vernehmliche Rede thun. Dieſes angeſpannte, peinliche, ja ängſtliche Lauſchen drückt ſich aber am ſchärfſten in den Augenbrauen aus, welche ſich ſo gewaltſam zurückziehen, daß die Stirnhaut ſich geradezu in Runzeln faltet. Die Statue iſt ein wahres Wunder von Kunſt gerade darin, daß ſie nicht die gleichgültige Handlung des Schleifens darſtellt, ſondern eine Gemüthsbewegung, die eben zum unwillkürlichen Einſtellen dieſer Handlung führt. Die Italiener, welche ich in ſolchen Dingen dem gelehrteſten Nordländer vorziehe, haben dieſe, und nur dieſe, Seite der Statue aufgegriffen und geſagt: Das iſt ein Menſch, der eine Verſchwörung belauſcht. „Statue eines Schleifers, der das Meſſer auf dem Wetzſtein feſthaltend ſich anzuſpannen ſcheint, um Sachen von höchſter Wichtigkeit zu hören“ — ſo bezeichnet ihn die italieniſche Unterſchrift noch in dem Statuenwerk des Domenico de' Roſſi von 1724, und treffender könnte man es nicht ausdrücken.*) Wie käme in antiker Kunſt ein Barbar, der gewerbsmäßig ſein Henkeramt vollzieht, zu dieſer Spannung in Körper und Angeſicht! Nein! Wie die Florentiner Statue konnte kein antiker Menſch den atheniensiſchen Polizeiſklaven darſtellen, der bereit iſt, einen Schlächteract vorzunehmen.

---

*) Raccolta di Statue antiche e moderne, tav. XLI. Franc. Aquila delin. et Sculp. Den Text zu dieſer Sammlung hat Maffei gemacht, und von ihm wird daher auch die Unterſchrift der Tafel herrühren: „Statua d'un Arrotino, che tenendo fermo il ferro sù la cotè, sembra d'hauer attenzione ad udire cose d'alto rilievo. Fù in Roma negl' horti Medicei, hoggi (1724) in Firenze nella Galleria del Gran Duca.“ Ebenſo Gori in den Monumenti: „Vir flexis genibus insidens cultrum supra cotem exacuit; quod dum facit

Naturgemäß ſucht die Kunſtgeſchichte nach der Schule, aus der ein ſolches Werk hätte hervorgehen können.

Zunächſt hat noch Niemand bezweifelt, daß die Statue ein Original iſt. Neuere Entdeckungen haben freilich den Beweis geliefert, daß das erſte Jahrhundert der römiſchen Kaiſerzeit noch Statuen wie den Apollo vom Belvedere hervorbringen konnte, die eben doch als Copien erwieſen ſind. Maſſenweis ſind damals ſogar ſolche Copien, und zwar vortreffliche, ausgeführt worden. Aber die Römer zogen, vielleicht im Gegenſatz zu ihrem eignen Realismus, gerade die idealen Bildungen der griechiſchen Blüthezeit von Myron bis Lyſipp zum Copiren vor, und unter dieſen noch wieder mehr die Werke der zweiten attiſchen Schule, des Skopas, des Praxiteles, weil ſie durch ihre allgemeingültige Gefälligkeit zu reizenden Decorationen ſich eigneten.*) Auch von nicht eigentlich idealen Statuen des Alterthums, wie dem Diſkobolos des Myron, dem Doryphoros des Polyklet, dem Apoxyomenos des Lyſipp, läßt ſich denken, daß Copien beliebt waren, weil dieſe Statuen einmal des höchſten Ruhmes genoſſen. Hier aber, bei unſerm Skythen, wo die Menſchheit in einer nicht ſchönen, nur ſehr charaktervollen Erſcheinung als ein Barbar in ſeinem Racentypus auftritt, wurde der Sinn für das Anmuthige nicht gereizt, und nur wenn ſie ſehr berühmt geweſen wäre, hätten ſich etwa Beſtellungen zum Copiren gefunden. Sehr berühmt war ſie aber nicht, denn kein Schriftſteller des Alterthums führt ſie an, und ſie hatte hier dasſelbe Schickſal wie der ſterbende Gallier im Capitol und die Gruppe

---

oculis, ac mente haerere videtur, timore pressus ne ab aliquo vel audiatur, vel conspiciatur: quare paullisper inflexo capite, auribus, ac sensibus aliquid explorare cupienti similis, mira felicitate expressus est … Nos Exploratorem diximus, habita eius gestus, ac motus ratione.“

*) Vgl. Overbeck, Geſch. der griech. Plaſtik, II, 285.

des Galliers, der ſein Weib getödtet hat, in der Villa Ludoviſi. Auch bei dieſen beiden Werken zweifelt ja Niemand daran, daß ſie Originale ſind, und wir bewundern ſie als Meiſterſtücke der Charakteriſtik. Doch fehlt Erwähnung bei alten Schriftſtellern, und fehlen demgemäß auch Copien. Dazu kommt bei dem Schleifer eine ſo vollkommene Uebereinſtimmung des Techniſchen mit dem geiſtigen Gehalt, daß ſehr ſtarke Gründe müßten vorgebracht werden, ehe man glauben dürfte, der Schöpfer der Idee habe nicht auch ſelber die Ausführung gemacht.

Es lag nun gewiß nahe, eben mit jenen beiden antiken Werken unſere Statue zuſammenzuſtellen. Der ſterbende und der ſein Weib tödtende Gallier ſind Barbaren wie der Schleifer, auch in ihnen iſt ein Racentypus virtuos durchgebildet und in ſeiner Art zu einem Ideal erhoben. Im Beſondern mit dem Gallier im Capitol iſt der Schleifer in der Formengebung verwandt; dieſelben derben und breiten Hände, die ſtärkere Zeichnung von Haut und Muskeln als von Knochen, und, was ſchon ſonſt bemerkt worden iſt,*) das ſchärfere Herausheben der Hautfalten über den Knöcheln der Hände.

Hiernach hat Profeſſor Burſian die Statue in die pergameniſche Schule verſetzt, der man jetzt allgemein die beiden genannten Werke zuſchreibt.**) Dieſer Meinung iſt jetzt auch Profeſſor Brunn beigetreten: „Die Statue des Skythen, in deſſen Schädelbildung Blumenbach den Koſakentypus genau wiedergegeben fand, zeigt nicht nur eine den Galliern durchaus verwandte Auffaſſung der Barbarenbildung, ſondern auch die Behandlung der Formen, der Oberfläche des Marmors, ja das Material verrathen durchweg eine ſolche Uebereinſtimmung, daß, wer namentlich den ſterbenden Fechter genau ſtudirt hat, an der engſten Schulverwandtſchaft der Urheber beider Werke nicht zweifeln kann.“ ***)

Ich trete dieſer Anſicht, nur mit Rückhalt eines einzigen Wenn, bei. Wenn die Statue des Schleifers in eine antike

---

*) Friederichs, Bauſteine, I. S. 385.

**) Geſchichte der griechiſchen Kunſt, in Erſch und Gruber's Encyclopädie, Band LXXXII, S. 482f.

***) Meyer's Künſtlerlexikon, Artikel Antigonos, Band II, S. 108.

Sculpturſchule eingereiht werden ſoll, ſo kann das nur die Schule von Pergamos ſein.

Allein es erhebt ſich dagegen doch wieder ein ſchwer abweisliches Bedenken.

Wir ſahen oben, daß die Anweſenheit eines Skythen bei der Strafe des Marſyas ſich nur daraus erklärt, daß auf dem athenienſiſchen Theater, und in einem komiſchen Stück, der Henker als Skythe konnte dargeſtellt werden, weil dort die Staatsſklaven den Spitznamen Skythen trugen. Es mußte komiſch wirken, wenn zwiſchen die mythologiſchen Figuren auf einmal die athenienſiſche Polizei hereintrat. Die handwerklichen Bildhauer römiſcher Sarkophage mochten denn ungenirt den halbnackten Wilden von irgend einem Original-Bildwerk beibehalten, das unter dem Einfluß jenes Satyrſpiels entſtanden war, wie ſie ja überhaupt mit älteren Motiven ſich ſo gern behalfen. Aber die lebensgroße Gruppe, der der hangende Marſyas und dieſer Skythe angehören ſollen, hatte nichts Komiſches. In allen vier Hauptwiederholungen, zwei zu Florenz, eine in Villa Albani, eine in Berlin, iſt der Marſyas durchaus edel und in griechiſchen Formen gebildet, und unſer Skythe ſelbſt zeigt im Ausdruck den tiefſten Ernſt. Wie hätte überhaupt ein Künſtler der pergameniſchen Schule, im fernen Myſien, vom athenienſiſchen Theater den Polizeiknecht entnehmen ſollen? Hatte er doch Phrygien ganz nahe liegen, die wirkliche Scene des Vorgangs, wo Marſyas noch als populärer und wohlwollender Gott im Herzen der Menſchen fortlebte, und wenn er einen Barbarentypus ſo fein durchbilden wollte, warum hätte er nicht ebenſo gut als Henker einen Phrygier annehmen können, wie dieß ja alle antike Gemälde dieſer Scene und auch die große Mehrzahl der Sarkophage wirklich thun? Gerade in Pergamos bleibt uns daher der Skythe undenkbar.

Wie Profeſſor Brunn behauptet, iſt Ein und dieſelbe Art Marmor an dem ſterbenden Gallier vom Capitol und an der Galliergruppe der Villa Ludoviſi verwendet,*) und aus demſelben Marmor ſei auch der Schleifer von Florenz gemacht.

---

*) Am angeführten Ort, S. 105. Ebenſo Overbeck, Geſch. der griechiſchen Plaſtik, II, S. 191.

Was für ein Marmor iſt das denn?

Hierüber hat noch Niemand eine Meinung zu äußern gewagt. Von allen Theilen der Archäologie liegt keiner ſo im Argen, als die Unterſcheidung der verſchiedenen Marmorbrüche, aus denen Griechen und Römer ihr Material für Statuen geholt haben. Von einigen der berühmteſten Statuen iſt die Herkunft des Blocks vollſtändig unermittelt. Das Urtheil iſt in den meiſten Fällen ſehr leicht, in vielen Fällen aber faſt bis zur Unmöglichkeit ſchwer. Die Gypsgießer laſſen auf vielen Statuen Fett und Schmutz zurück, welche ſo dick ſind, daß man das Korn des Marmors darunter nicht mehr ſehen kann. Andre Marmore verlieren in der Politur das Charakteriſtiſche, und wieder giebt Ein und derſelbe Bruch früher und ſpäter Blöcke, die in der Menge kryſtalliniſcher, glimmeriger oder aſchiger dem Kalkſtein eingeſprengter Theilchen ſo von einander abweichen, daß man ſie gar nicht leicht als Einem Bruch entſtammt anerkennt. Gewiß hat der Bildhauer Emil Wolff in Rom Recht, wenn er in ſeinem kleinen Führer durch die römiſchen Sammlungen als nöthige Vermehrung unſerer archäologiſchen Apparate eine Collection von Marmortafeln aus möglichſt verſchiedenen antiken Brüchen empfiehlt. Denn oft möchte die Kenntniß des Bruchs, aus dem der Block einer Statue ſtammt, ſchon ausreichen, um die Schule local feſtzuſtellen, wo ſie gearbeitet worden iſt.

Beſonders die italieniſchen Sammlungskataloge wimmeln von Fehlern in Angabe der Marmorarten. So wirft z. B. der Katalog der Villa Albani, auf deſſen Titel doch Fea und Visconti genannt ſind, aufs Tollſte mit Marmor von Luni, d. h. carrariſchem Marmor, um ſich. Der dortige Marſyas (Nr. 641), die coloſſale Venus (Nr. 733), der Faun (Nr. 908), der coloſſale Jupiter (Nr. 1019), und wie viel Anderes, ſollen alle Luni ſein und ſind unzweifelhaft Paros. Auch die archaiſtiſche Pallas (Nr. 970) iſt ein griechiſcher Marmor und nicht Carrara. Bei dem ſchönen Relief in der Gallerie des Palaſtes daſelbſt, mit Dädalos und Ikaros (Nr. 1009), ſieht die Sache freilich täuſchend aus, bis man erfährt, daß Cavaceppi die Reſtauration gemacht hat. Sieht man nun ſchärfer zu, ſo iſt das ganze Relief, durch und durch, moderne Ergänzung aus Carrara, nur der Ikaros und der rechte Fuß des Dädalos ſind ächt, und ſind von penteliſchem Marmor. Auch trifft man in einem andern Raum der Villa das Werk, worauf Cavaceppi's Reſtauration beruht; es iſt ein kleines Relief von Roſſo Antico (Nr. 164), das ebenfalls Dädalos und Ikaros darſtellt.

Bei der großen Schwierigkeit des Urtheils über den Marmor einzelner Arbeiten wird es mir verziehen werden, wenn im Folgenden ich mich irren ſollte.

Die Galliergruppe in Villa Ludoviſi und den Gallier im Capitol habe ich mit Profeſſor Sigel von Athen geſehen, der in dieſer Frage wohl für die zuverläſſigſte Autorität gilt; denn erſtens iſt er ſelbſt Bildhauer, zweitens führt er Marmor aus ſeinen eigenen Brüchen am Taygetos und auf Tenos nach Rom ein, und drittens hat er die Hauptbrüche in Hellas, Kleinaſien und auf den Inſeln beſucht und geprüft. Beſonders bei der Gruppe Ludoviſi ſprach er als wahrſcheinlich aus, daß ſie aus Marmor von Furni ſei. Die kleine Inſel Furni (Φούρνη) liegt zwiſchen Samos und Ikaria. Es ſind dort große antike Marmorbrüche, und in dieſen findet man Hämmer und andere griechiſche Bildhauerwerkzeuge eingemeißelt. Auch iſt ein coloſſaler Herakles daſelbſt in den Stein vorgezeichnet, um ihn aus dem Bruch zu hauen. Dieſer Marmor hat das dem Sago ähnliche, im Stein dunkelhell glänzende Korn des pariſchen Marmors nicht.

Am ſterbenden Gallier vom Capitol bemerkt man auf dem linken Schenkel ſchwärzliche Wolken; dieſe, ſagt Herr Sigel, kommen oft vor bei den Marmorn von Thaſos, Furni und Cavallo (in Thracien), während im pariſchen die ſchwarzen Flecken mehr in geraden Streifen gehen. Die linke Knieſcheibe iſt von demſelben Marmor eingeſetzt: für dieſe kleine Reſtauration gab die alte Baſis, als man dieſe ſtark ergänzte, ſchon ein Stückchen her. Nirgendwo aber hätte man von dieſer Baſis ein Stück nehmen können, das groß genug war, um den ganzen rechten Arm mit der Hand zu ergänzen. Da dieſer nun unzweifelhaft von demſelben Marmor iſt, ſo muß er alt und nur wieder angeſetzt ſein. Dies ſieht man auch an dem etwas erhöhten und ebenfalls ächten Stück des Bodens, in welches dieſe rechte Hand hineingreift, nur iſt dies Stück mit modernem Zahneiſen übergangen. Ebenfalls ein Stück des Schildes, wozu deſſen Nabel gehört, iſt alt und ächt. Neu, und von carrariſchem Marmor, iſt das Schwert und die Baſis bis an den Schildrand. Es iſt alſo nicht richtig, was Einer immer dem Andern nachſchreibt, daß der rechte Arm mit der Hand modern und zwar von Michelangelo reſtaurirt ſei.

Als Profeſſor Sigel ſeine Vermuthung über den Furni-Marmor ausſprach, hatte er davon noch keine Kenntniß, daß dieſe beiden Werke jetzt der pergameniſchen Schule zugezählt werden. Beſtätigt ſich ſeine Beſtimmung des Bruchs, ſo iſt das locale Zuſammentreffen wichtig genug; denn Furni lag den Pergamenern ganz zur Hand, es iſt von der Stadt Pergamos nur ſo weit als ungefähr Paros von Athen entfernt. Auch wird Furni in ſolchen Momenten, als das pergameniſche Reich faſt das ganze weſtliche Kleinaſien umfaßte und eine Seemacht unterhielt, ohne Zweifel mit zu dieſem Reich gehört haben. Wenn nun ferner wahr wäre, was Brunn im Künſtler-Lexikon behauptet, daß der Schleifer in Florenz aus demſelben Bruch mit den Galliern des Capitols und der Villa Ludoviſi ſtammt, ſo würde, unter dieſen Umſtänden, noch zwingender erwieſen ſein, daß er gleichfalls der pergameniſchen Schule zugehört und etwa 200 Jahr vor Chriſtus gemacht iſt.

Hier nun muß ich von Brunn abweichen.

Ich habe den Schleifer oft, genau und in allen Theilen ſeiner Oberfläche unterſucht. Leicht iſt die Entſcheidung nicht, und in neuerer Zeit hat Niemand feſt und entſchieden zu ſagen gewagt, aus was für Marmor er denn eigentlich gemacht iſt. Gori in ſeinem Text zum Museum Florentinum ſagt zwei Mal ganz keck, die Statue ſei Paros, und an dieſer blöden Tradition halten noch heute die florentiniſchen Bildhauer wie an einem Evangelium feſt. Ganz undenkbar! Das Sagokorn des pariſchen Steins kann ſich über einen großen Theil einer Statue hinweg verſtecken, einmal aber trifft man ſicher auf eine Stelle, wo es ſichtbar wird. So kann z. B. die coloſſale Pallasbüſte aus der Villa Hadrian's im untern Belvedere zu Wien (Nr. 166) Einen lange täuſchen, weil es ein ſehr weißer homogener Stein mit wenig Kryſtallen iſt.

Zuletzt findet man aber auf dem Halſe und auf der einen Wange das pariſche Sagokorn deutlich genug. (Das Bruſtſtück iſt neu, und Carrara.) Am Meſſerſchleifer tritt dieß Korn nirgendwo hervor, an keiner einzigen Stelle. Auch Brunn erkennt die Statue als nicht pariſch, denn er bezeichnet ja den Marmor als einen eigenen, den der Schleifer mit den Galliern theile. Ich kann nun aber nicht finden, daß es jener Furni-Marmor wäre, ſondern, um es gerade heraus zu ſagen: ich halte den Schleifer einfach für Carrara.

Dem Archäologen wird die Tragweite dieſer Behauptung für die Zeitbeſtimmung der Statue ſofort einleuchten: ſie fiele damit in die römiſche Kaiſerzeit. Aber wenn man ſchärfer zuſieht, ſo reicht die ominöſe Bedeutung der Thatſache noch bedeutend weiter.

Landläufig iſt die Vorſtellung, der Marmor von Luna, alſo der carrariſche, ſei auch für Statuen in Gebrauch gekommen ſeit Auguſtus. Hiefür liegt bei Schriftſtellern kein Beweis vor. Die bekannten Stellen bei Strabo und Plinius reden nur von Verwendung lunenſiſchen Marmors für Wandbekleidung und Säulen, nicht für Sculptur, und vor Hadrian läßt ſich der Gebrauch carrariſchen Marmors vielleicht für Ornamente, möglicher Weiſe auch, obwohl ſehr vereinzelt, für Büſten, aber für Statuen und Gruppen nicht nachweiſen.

Als Auguſtus das aus Backſtein erbaute Rom in eine Marmorſtadt umwandelte, mußte man freilich daran denken, italieniſche Brüche ſtatt der griechiſchen zu öffnen. Aber ſelbſt als Baumaterial kommt der Carrara ſo ganz häufig in dem kaiſerlichen Rom nicht vor. Der Tempel des Mars Ultor am Forum des Nerva ſoll aus ihm beſtehen, behauptet Platner, und der Bildhauer Emil Wolff ſagte mir daſſelbe. Dagegen fand ich in Roma Vecchia eine große Platte Bekleidungsmarmor, ganz funkelnd von Kryſtallen, wie der griechiſche ſogenannte Salino, und der Tempel des Jupiter Latiaris auf dem albaniſchen Berge, von deſſen ſchwachen Reſten ein Stückchen weißer Marmor mir vorliegt, war ſicher nicht aus einem carrariſchen Bruch.

In der Sculptur ſind die frühſten mit Sicherheit zu datirenden Werke aus carrariſchem Marmor die beiden über-lebensgroßen

Hermen mit Büſten der Tragödie und der Komödie, in der Villa Hadrian's zu Tivoli gefunden und jetzt in der Sala Rotonda des Vaticans aufgeſtellt. Nach ihrer feinen und eleganten Technik, welche ihnen eine Art moderner Gefälligkeit giebt, gehören ſie auch wirklich in Hadrian's Zeit. Eben dieſe Abſicht der Eleganz wird zur Wahl des Materials geführt haben. Das weiche ſeidige Haar, das herrlich genau gearbeitete Detail der Trauben und Blätter im Kranz der Komödie ließ ſich in den gewöhnlichen griechiſchen Marmorn nicht ſo zart ausführen. Hadrian's Zeit ſuchte überhaupt nach neuem Material, um beſtimmte Gegenſtände zu charakteriſiren. Dahin gehört der Roſſo antico für den Antinous in der Münchener Glyptothek, da die Aegypter männliche Statuen aus hellem Kalkſtein roth färbten; ferner die verſchiedenen Kentauren und Faune aus demſelben röthlichen Stein, unter denen der berühmte im Palazzo Doria zu Rom, mit rothem Mannskörper, das Roß ſchwarz, deſſen Schweif aber wieder roth, ebenfalls in Hadrian's Zeit geſetzt wird. In dieſelbe Zeit gehören auch die beiden Kentauren des Papias und Ariſteas auf dem Capitol, wo die thieriſche Derbheit durch den ſchwärzlichen marmo bigio charakteriſirt werden ſoll.

Uebrigens ſind ſelbſt noch in Hadrian's Zeit die Statuen aus carrariſchem Marmor ſehr vereinzelt. Von dem berühmten Antinous-Relief in Villa Albani ſteht der Marmor nicht feſt; der coloſſale Antinous in der Sala Rotonda, mit ebenfalls fein ausgeführtem Kranz von Laub und Weinbeeren, iſt vom ſchönſten Paros, und zwar aus deſſen edelſtem Bruch, aus der Pansgrotte.

Die großen römiſchen Sammlungen durchwandernd, habe ich vor Hadrian's Zeit kein beglaubigtes Werk finden können, welches von carrariſchem Marmor wäre. Den Apoll von Belvedere wolle man nicht länger anführen, er iſt beſtimmt nicht carrariſch. Andres iſt moderne Arbeit, z. B. in Villa Ludoviſi die weibliche Figur Nr. 30 und der Hadrianskopf Nr. 40, welcher auf ein antikes Bruſtſtück von griechiſchem Marmor aufgeſetzt iſt. Die einzige Ausnahme ſcheint die berühmte kleine Büſte des jugendlichen Auguſtus im Museo Chiaramonti des Vatican, welche moderne Menſchen ſo ſehr intereſſirt, weil der Kopf dem erſten

Napoleon ſo ähnlich iſt (Nr. 416). Dieſe iſt unbezweifelt carrariſch. Aber ſind etwa Büſten der erſten Cäſaren nach ihren Lebzeiten nicht mehr gemacht worden? Werden nicht Literaten und Politiker noch bis in ſpäte Zeiten des Heidenthums Bildniſſe des Kaiſers beſtellt haben, unter welchem das goldene Zeitalter der römiſchen Literatur geblüht hatte, und die neue Ordnung der Dinge ins Leben getreten war?

Was ich hier über die erſt ſpäte Anwendung des carrariſchen Marmors ſagte, ſteht eigentlich ſchon feſt, es muß nur einmal ſcharf ausgeſprochen werden. In der letzten Ausgabe ſeines Katalogs der Münchener Glyptothek erklärt Brunn, außer römiſchen Portraits der ſpätern Kaiſerzeit, nur neun Stücke für carrariſch. Einige derſelben ſondert er ſelber als moderne Fälſchungen aus, und von keinem der übrigen kann bewieſen werden, daß es vor Hadrian entſtanden ſei. Von der Mehrzahl der römiſchen Kaiſerköpfe ſagt er beſcheiden, ſie ſeien weißer Marmor.

Bezüglich des Schleifers unterwerfe ich mich dem Urtheil von Sachverſtändigen. Das Fehlen jedes ſanftleuchtenden Sagokorns, während die feinen blitzenden Glimmerblättchen des Carrara vorhanden ſind, die ſeifenähnliche Erſcheinung der nicht mit Schmutz bedeckten Stellen und die Uebereinſtimmung mit den ergänzten, beſtimmt aus Carrara gemachten Stücken (obwohl dieſe mehr Glimmerfünkchen haben), daneben überhaupt der Geſammteindruck der Oberflächen laſſen mich vor der Hand dieſe Meinung feſthalten.*)

Eine ſehr bedenkliche Thatſache, welche ſeltſamer Weiſe auch noch Niemand hat beachten wollen, iſt die Form des Meſſers, welches der Skythe von Florenz auf dem Wetzſtein ſchleift. Auf den übrigen antiken Darſtellungen der Strafe des Marſyas, wo das Meſſer ſich erkennen läßt, hat es zwar verſchiedene Formen, immer aber geht die Klinge zu einer Spitze zu und iſt von mäßiger Größe, wie ein Meſſer ſein muß, das man zum Aufſchneiden der

---

*) Für einen wirklichen Kenner der Marmorarten möchte Folgendes den ſicherſten Anhalt geben: Die zweite Zehe des linken Fußes hat einen ſchwarzen Fleck, der wie mit kleinen dunklen Quarz-Kryſtallen gefüllt erſcheint.

Haut braucht. Das Meſſer der Florentiner Statue iſt hierfür abſolut unbrauchbar. Es hat einen langen Stiel, die Klinge aber iſt breit und am Rücken 4 Linien dick. Vorne geht die Schneide, mit einer nach außen gewölbten Curve, in eine ſtumpfe Spitze aus. Zum Schneiden taugt es überhaupt nicht, ſondern nur zum Hacken. Es iſt eben ein Gartenmeſſer, zum Abhauen von Zweigen paſſend, was man in der Schweiz einen Gertel nennt. Wie ſtimmt ſolch ein Inſtrument zu der Sage von der Schindung des Marſyas?

Hier gäbe es doch vielleicht eine Aushülfe. In ſpäter römiſcher Zeit treten mehrere abweichende Verſionen über die Strafe auf, welche an Marſyas vollzogen wurde. Einmal hat Apollo ihn ſelber beſtraft, indem er mit Ruthen ihn zu Tode hieb. Ein ander Mal bindet er ihn an einen Baum und hext ihm einen Sauſchwanz an. Daneben tritt dann die Variation auf, er habe den Beſiegten einem Skythen übergeben, um ihm die Gliedmaßen abzuhacken; den Reſt des Körpers habe dann des Marſyas Schüler Olympos zur Beſtattung erhalten. So erzählt Hygin in der oben ſchon mitgetheilten Fabel die Sache, und zum Abhacken von Hand und Fuß könnte dies ſchwere und breite Meſſer ſchon hinreichen.*)

Aber wann hat der Mann geſchrieben, deſſen Fabeln unter Hygin's Namen gehen? Nach dem Stil ſetzt man ihn unter die Antonine, ja bis zu Theodoſius herab. Wenn alſo ein antiker Bildhauer dieſer ſpäten Faſſung gefolgt iſt, ſo möchte ſelbſt Hadrian's Zeitalter für ihn noch zu früh ſein.

Hiervon aber auch abgeſehen, rückt die Statue noch aus einem andern Grunde gewiß in eine Zeit dieſſeits Hadrian herab. Unterſucht man den ſchwachen Bart des Mannes und die Augenbrauen, ſo ſind dieſe mit einem techniſchen Verfahren ausgeführt, welches in griechiſchen Werken der guten Perioden nicht vorkommt. Es ſind nämlich einzelne Haare dadurch angedeutet, daß man ſie vertieft in das Fleiſch hineinkratzte. Dies, glaube ich, kommt erſt bei römiſchen Büſten, und zwar abwärts von Hadrian vor. Es war ein beliebtes Abkürzungsmittel der Arbeit, und beſonders vom dritten Jahrhundert an gelangt es in allgemeinen Gebrauch. Hernach haben die Florentiner Bildhauer von Donatello an dieſe Technik wieder aufgenommen, da ſie ja zum Studium gewiß auch dieſe ſpäteren römiſchen Büſten benutzten.

---

*) Hygin, Fab. 165, am Schluß: Itaque Apollo victum Marsyam ad arborem relegatum Scythae tradidit, qui eum membratim separavit. Reliquum corpus discipulo Olympo sepulturae tradidit, a cuius sanguine flumen Marsyas est appellatum. Die andern Strafarten erzählen die vaticaniſchen Mythographen, beide citirt bei Stephani, a. a. O., S. 108, Note 3.

Demnach glitte die Statue uns unter den Händen ins dritte Jahrhundert nach Chriſti Geburt herab, und da kein Kunſtverſtändiger wagen wird zu behaupten, daß man nach Commodus in Rom oder wo ſonſt in der Welt eine ſolche Figur erſchaffen konnte, da ferner die Statue auch keine Copie iſt und auch ſelbſt als Copie in dieſer ſpäten Zeit nicht mehr gemacht werden konnte, ſo hat der Schleifer nirgendwo im Alterthum einen Boden, aus dem er könnte gewachſen ſein.

Iſt er aber nicht antik, ſo muß er eben modern ſein, und dann kann er nur dem ſechzehnten Jahrhundert in Italien angehören. Und dahin gehört er auch.

Ein ſcheinbar kleiner, aber gewiß nicht unwichtiger Grund, die Statue überhaupt nicht für antik zu halten, liegt in der Baſis, von der ſie getragen wird. Dieſe gehört von allem Anfang zu ihr, die Figur iſt nie von der Baſis abgebrochen geweſen. Hierüber wird Niemand im Zweifel ſein, der mit dem Original in Florenz ſich vertraut gemacht hat. Nun ſind wohl ſchon die vier ſcharfen rechten Winkel derſelben bei einer Einzelfigur des Alterthums auffallend, da die erhaltenen Baſen, wo ſie nicht gleich als hohe Piedeſtale erſcheinen ſollen, meiſt rundlich und oval gehalten ſind. Viel entſcheidender iſt aber die Profilirung dieſer Baſis in dieſer außerordentlichen Genauigkeit und Gradlinigkeit, womit das Profil den ganzen Rand, und zwar gleichmäßig auf allen vier Seiten, umläuft. Eine ſo gründliche und conſtante Profilirung iſt mir bei keiner einzigen ächten Baſis einer antiken Statue oder Gruppe bekannt.

Allerdings, es kommen Profile bei Statuenbaſen vor, welche an die Profile anſpielen, die man den Säulenfüßen zu geben pflegte. Auch zeigen dieſe Baſen bei zwei römiſchen Werken in der Mitte des Profils, wie die des Schleifers, eine Hohlkehle, nämlich bei dem coloſſalen Antinous in der Sala Rotonda des Vaticans (Nr. 540), und bei der Portraitſtatue des freigelaſſenen Polytimus, der einen Haſen emporhält, im großen Salone des Museo Capitolino (Nr. 33); aber beim Polytimus iſt doch nur Eine Seite profilirt, und am Antinous hat das Profil eine andere Linienführung. Dagegen ſcheinen andere griechiſche Werke für Baſen mehr an die Profilirung der Piedeſtale zu denken, die man noch unter die Säulenfüße ſetzte, um die Säulen höher anſteigen zu laſſen, ohne ihnen dickere Schäfte zu geben. Demgemäß haben ſolche Statuenbaſen zwiſchen den oben und unten vortretenden Streifen, ſtatt der Hohlkehle beim Schleifer, eine gerade Fläche, welche z. B. bei den beiden berühmten Kentauren vom Capitol dazu dient, die Namensinſchriften der beiden Künſtler, des Papias und des Ariſteas, aufzunehmen. Beſonders wichtig iſt die Vergleichung mit der Baſis der Galliergruppe in Villa Ludoviſi, denn auch dieſe hat ein Profil, während an dem ſterbenden Gallier vom Capitol die Baſis ohne Gliederung ganz ſenkrecht anſteigt und nur oben am Rand eine Abſchrägung hat. An der Ludoviſi-Gruppe aber läuft dieß Profil auch nur Eine Seite der Baſis entlang und hat eine ganz ſchwache Ausladung: oben eine Plinthe, dann eine Welle, dann einen flachen Streifen, und zu unterſt, ganz unorganiſch, wieder eine Plinthe. Die Linien dieſer Gliederungen ſind aber alle zitterig geführt, keine läuft gerade, und von der kraftvollen, dabei höchſt regelmäßig nach der Schnur um die ganze Baſis geführten Profilirung am Schleifer iſt gar keine Rede.

Von den Baſen der zwei Kentauren im Capitol (großer Salone Nr. 2 und 4) iſt die eine ächt, und zwar die, wo die Inſchrift nur Eine Seite einnimmt. Sie gleicht der an der Ludoviſi-Gruppe, hat wie dieſe von oben nach unten eine Plinthe, dann eine Welle, dann den flachen Streifen für die Inſchrift; nun aber folgt erſt nochmals eine Welle, und dann die unterſte Plinthe. Auch hier ſind alle Linien zitterig geführt, und die vier Ecken abgerundet, ſo daß der Grundriß der Baſis an ein Oval anſpielt. Die zweite Baſis dagegen iſt modern, und die alte Inſchrift iſt in dieſe nur hineingeſetzt. Die Anfügung aber iſt mit einzigem

Geſchick gemacht, indem die Fuge faſt unſichtbar durch einen Buchſtaben der alten Inſchrift hindurchgeht, und dahinter das Schluß-C (Sigma) erneuert iſt. Vergleicht man nun die zwei Baſen, ſo iſt die neue zwar der alten in der Profilirung nachgebildet, aber es ſind hier alle Linien feſt und ſchnurgerad gehalten, und die vier Ecken in ſcharfe rechte Winkel geſchnitten, genau wie das auch an der Baſis des Schleifers der Fall iſt. Eine Baſis alſo, die im Schnitt des Profils und in mathematiſch genauer Durchführung der Linien der an dem Schleifer gliche, muß bei einem antiken Werk erſt nachgewieſen werden, ehe man die Florentiner Statue antik nennen will.

Man erkennt hier die moderne Arbeitstheilung zwiſchen Künſtler und Handwerker. Dieſes peinlich genaue Profil hat offenbar der Meiſter der Statue nicht ſelber gemacht, ſondern einem Steinmetzen überlaſſen, der es correcter arbeiten konnte als er ſelbſt. Die gleiche moderne Präciſion des Techniſchen tritt aber auch an dem Wetzſtein hervor, deſſen drei herausſpringende Seiten offenbar mit der Marmorſäge ſo glatt gearbeitet ſind, wie ſie an antiken Seſſeln und andern Flächen von Mobilien niemals erſcheinen, obwohl auch dieſe manchmal mit der Säge hergeſtellt worden ſind.

Die Anordnung und Stellung unſerer Statue ſowohl als die Durchbildung der körperlichen Form weiſen das Werk in die Schule Michelangelo's.

Wer ſich des Moſes des Meiſters in San Pietro in Vincoli erinnert, dem muß ſofort das Gewand desſelben auffallen, deſſen Falten nicht die eines gewobenen Zeuges ſind, ſondern ſich wie Wellen heben und den Stoff genau wie Leder erſcheinen laſſen. Es ſchließt ſich nicht, wie bei griechiſchen Arbeiten, dem Körper ſo dienſtbar an, daß es deſſen Bewegungen nachmacht und verſtehen läßt, ſondern es iſt, als wäre es dem nackten Marmor nachträglich umgelegt. Auch beim Schleifer ſpricht Friederichs (Bauſteine I, S. 384) von dem „lederartigen Gewand“, und trifft damit, ohne es zu ahnen, einen gefährlichen Punkt; auch beim Schleifer iſt das Gewand ganz äußerlich angefügt. Ein langer Rand ſeiner dicken Maſſe tritt über dem Rücken des Mannes wie ein Kragen umgeſchlagen hervor, und zwiſchen Knie und Schenkel iſt dieß Gewand wohl einen halben Zoll dick. Profeſſor Burckhardt (im Cicerone) hat vollkommen Recht, wenn er ſagt, ſolch ein Gewand ſei im ganzen Alterthum nicht zu finden. Ueberall dagegen ſpringt es bei Michelangelo, bei Guglielmo della Porta und dieſer ganzen Schule in die Augen.*)

Profeſſor W. Henke hat 1871 in Roſtock einen Vortrag gehalten und veröffentlicht, betitelt: Die Menſchen des Michelangelo im Vergleich mit der Antike, den ich erſt kennen lernte, als meine Anſicht über den Schleifer ſchon feſtſtand. Der Verfaſſer iſt Lehrer der Anatomie und beſitzt daneben, bei liebevollem Verſtändniß der Kunſt, ein klares Urtheil über ihre Schöpfungen. Daran, daß der Schleifer auch als michelangelesk unter ſeine Betrachtung fallen könne, hat er nicht gedacht; um ſo unbefangener iſt in dieſer Frage ſeine Angabe der Unterſchiede in der Formgebung zwiſchen Michelangelo und den Griechen.

Henke hebt vor Allem das als Hauptſache hervor, daß die Griechen die menſchliche Form an dem bewegten nackten Körper ſtudirten, während die modernen Künſtler ſie in der Anatomie wie eine fremde Sprache nach grammatiſchen Regeln zu lernen haben. Michelangelo war von ſeinen Jugendſtudien in Florenz her ein eminenter Anatom und ſetzte auch in Rom noch Sectionen an Menſchen und Thieren bis in ſein hohes Alter fort. Auch als Bildhauer verfuhr er wie ein Anatom. „Mit der Haut,“ ſagt Henke (S. 7), „entfernen wir zugleich die ihr zunächſt anhängenden Fettlagen, welche uns die eckigen ſcharfen Grenzen zwiſchen den Knochen und Muskeln ausfüllend verdecken. Wir decken uns ſogleich die charakteriſtiſchen Geſtalten ſelbſt auf, von denen wir am lebenden Körper nur die abgeſchwächte Spur durchſchimmern ſehen. Und eben deshalb hat wohl auch Michelangelo gern an der Leiche ſtudirt, weil er es vorzog, ſtatt jene abgeſchwächte Spur der von Haut überzogenen Geſtalten zu errathen, lieber gleich ihre volle unvermittelte Anſchauung zu gewinnen. Er prägte ſie ſich ſo in ihrer deutlichen Sonderung, ihrer ſcharfgezeichneten Abgrenzung ein, und wenn er ſie dann doch wieder wie von Haut bekleidet darſtellte, hatte er dieſe gleichſam nur wie einen ledernen Handſchuh ohne alle Fütterung in Gedanken wieder darüber gezogen; oder wenn er dann auch hinterher wieder nach dem Leben gearbeitet haben mag, wird er doch unwillkürlich, was er unverhüllt kennen gelernt hatte, mehr auch durch die Haut durchzuſehen gemeint und alſo ſichtbar dargeſtellt haben, als ein unbefangener Beobachter der unverſehrten Oberfläche ohne dies ſehen und darſtellen würde.“ Dazu kommt dann noch, daß der anatomiſche Künſtler die Muskeln an der Leiche ſchlaff ſieht. „Um nun aus dieſer erſchlafften Form, wie ſie das todte Muskelpräparat zeigt, doch ein Bild ihrer natürlichen Geſtalt, wie ſie im Leben geweſen iſt, zu erhalten, müſſen wir uns die ſchlaffen Muskeln wieder belebt, mit der Fähigkeit ſich in ſich zuſammenzuziehen und dabei anzuſchwellen begabt denken — und mit dieſem Denken thut man dann leicht des Guten etwas zu viel.“

---

*) Sehr richtig hat das ſchon der alte Carel von Mander geſehen. Er ſagt in ſeinem Buch (das kein Menſch mehr lieſt), den Grondt der Edel vry Schilder-const, wo er im 10. Capitel über die Draperie ſeine Anweiſung giebt (Fol. 18a): „Michelangelo giebt Falten, wenn er malt, gefällig; aber Einiges, was er in Stein ausgeführt, ſollte uns, meine ich, um der harten Falten willen nicht behagen, die auf hervorſpringenden Theilen (des Körpers) nicht ſo heraustreten dürfen, wie namentlich auf dem Schooß ſeines Moſes.“ Im Original:

Den Bonarot in zyn verwe ghelycklyck,
Maer sommigh dat hy gemaeckt heeft in steenen,
En soud' ons niet gelycken, soud' ick meenen
Om de herde vouwen, die niet betamen
Op den dagh te comen op yet verhevens,
Ghelyck op den schoot zyns Moysi met namen.

Ich habe dieſe Stelle nur auszuſchreiben brauchen: den Commentar giebt bei dem Schleifer vor Allem der linke Oberarm, wo der ſtarke anziehende Muskel, der Biceps, obwohl der Arm ja ruht, an ſeiner ſtarken Wölbung oben und unten in tiefe Gruben ausläuft, die man am lebendigen Körper nicht finden wird.

Zumal aber das rechte Bein kann nur an der Leiche ſtudirt ſein; eine ſolche Stellung, wo mehr als das halbe Körpergewicht, alſo ein voller Centner Laſt, auf die ſtark gebeugten Knöchel des einen Fußes zu liegen kommt, hielte ja ein lebendes Modell nicht fünf Minuten aus. Eine Leiche aber konnte wie der Schleifer aufrecht geſetzt werden, wenn man ihre linke Seite an eine Wand anlehnte, und die erſchlafften Wadenmuskeln würden bei ihr ſo verſchwinden wie es hier der Fall iſt, wo geradezu eine lebloſe ganz gerade Horizontallinie zwiſchen Schenkel und Wade entſteht. Das Unlebendige dieſer unſchönen Linie haben die älteren Zeichner der Statue eingeſehen und verbeſſern wollen: auf dem Kupferſtich bei Sandrart ſind die Muskeln des Unterbeins vollkommen anders angegeben, als wir ſie bei der Statue erblicken oder vielmehr nicht erblicken. „Michelangelo,“ ſagt Henke (S. 15), „hat ohne Zweifel Leichen auf Tiſchen herumgeworfen und verſucht, wie ſich ihre Glieder alle verſchränken laſſen.“ Und wo er von der Lage ſpricht, welche an den Grabmälern der Medici in Florenz die Geſtalt der Nacht hat, findet er es möglich (S. 21), eine Leiche in dieſer Stellung hinzuſetzen, ohne daß ſie umfallen würde.

„Die Beweglichkeit jedes einzelnen Gelenkes nach der einen oder andern Seite hin wird bei den Griechen faſt nie oder doch nur bei Darſtellung ganz gewaltſamer Anſtrengungen, wie in den Reliefs von Amazonen- und Kentaurenkämpfen, bis zur äußerſten Grenze des Möglichen in Anſpruch genommen, während wir bei Michelangelo ſelbſt in ruhenden Figuren bald die Hüfte bald das Knie vollkommen bis zum Extrem gebogen ſehen. Die Griechen mochten die Maſchine des Skelets gleichſam nicht ſo ſtark angreifen, daß man nun merken mußte: es geht nicht weiter ohne zu biegen oder zu brechen; Michelangelo im Gegentheil gefällt ſich, ſo ſcheint es, darin uns an jeder Stelle zu zeigen: bis hierher und nicht weiter.“ Und ferner: „die Griechen nehmen, um mit der Bewegung eines Gliedes in irgend einer Richtung doch beträchtlich ausgreifen zu können, die verſchiedenen Gelenke desſelben in eben dieſer Richtung übereinſtimmend in Anſpruch; Michelangelo dagegen bewegt oft das eine Gelenk nach der einen, das folgende wieder nach der entgegengeſetzten Richtung.“ Hierher entſtehen ſeine ſtarken Biegungen und Reckungen, wo die einzelnen Abſchnitte der Glieder „im Zickzack gegen einander abwechſeln“.

Auch zu dieſer Beobachtung des Anatomen giebt der Schleifer ſofort den Commentar in dem ganz ſcharf abgeſetzten Zickzack des rechten Beins. Das Knie krümmt ſich bis zum Brechen, der Fuß ſtemmt ſich in entgegengeſetzter Richtung auf und biegt ſich dabei ſo ſtark, weil die Laſt des ſchweren Körpers meiſt auf dieſem Bein muß getragen werden. Ein Vergleich mit knienden antiken Statuen zeigt den Unterſchied: der Ilioneus biegt Knie, Fuß und Zehen in ähnlicher Weiſe, aber wie viel ruhiger iſt hier der Fluß der Linien! Und dann: der Ilioneus kniet eben wirklich, der leichte Körper wird vorherrſchend von den Knochen und Bändern getragen, und die flache Abſpannung der Wadenmuskeln iſt hier eben ſo natürlich, als bei dem ſtark belaſteten rechten Bein des Schleifers ſie undenkbar bleibt für den Leib eines Lebendigen.

Von ſeiner gewaltigen Kenntniß der Anatomie aus bringt Michelangelo überhaupt Menſchen gern in künſtliche Stellungen, welche ſie nur auf kurze Zeit feſthalten können. Die Art, wie auf den Medici-Gräbern die berühmten allegoriſchen Figuren ſchlafen, iſt dafür das ſchlagendſte Beiſpiel. Die Madonna in derſelben Grabkapelle neigt ſich ſo ſtark ſeitwärts zu dem Kinde hinüber, daß die Sehnen ohne Schmerz die Bewegung nur auf Secunden durchführen könnten. Aber auch die kletternden Geſtalten, welche an der Decke der Siſtina über den Propheten ſich in den Dreieckfeldern mit Anſtemmung ihrer Extremitäten balanciren, würden, wenn ſie lebten, ihre Stellungen ſchnell ändern müſſen, ſonſt erſchlaffen ſicher ihre Muskeln, und ſie gleiten abwärts. Der Schleifer zeigt genau eine ſolche künſtliche Stellung; die Spannung, mit der er lauſcht, läßt ihn das rechte Knie vom Boden heben, aber die Laſt, die er ſo frei in der Luft balancirt, würden die Fußknöchel nur einen Augenblick zu tragen vermögen. Dergleichen künſtliche Stellungen, wo der Leib im Dienſte des Geiſtes Verrichtungen übernimmt, die ſeinem Organismus nicht natürlich ſind, kommen im ganzen Alterthum nicht vor.

Und dieß führt uns endlich zu dem *Verhältniß von Leib und Geiſt* bei der Antike und bei Michelangelo.

Die körperliche Handlung geht bei den Alten ſtets aus unmittelbarem Antrieb des Geiſtes hervor, drückt genau das aus, was in dieſem Augenblick der Geiſt will, auch wenn dieß Wollen ein unbedachtes, aus einem Antrieb des Gemüthes unwillkürlich entſprungenes iſt. Darin malt ſich die herrliche Harmonie der Kräfte, welche den Griechen eigen war, und die uns in jedem ihrer Werke mit der Friſche eines jugendlichen Weltalters durchdringt. Bei Michelangelo giebt es Spannungen der Seele, denen der Leib mit keiner Bewegung folgt, wie die Geſtalt Giuliano's von Medici (nach Grimm benannt), welche daher il pensiero heißt. Aber es kommt auch vor, daß der Leib ein Thun, eine Beſchäftigung hat, von der die Seele weit abſchweift. Einige der Propheten in der Siſtina halten Bücher, Federn, aber ſie leſen, ſie ſchreiben nicht, denn ſie denken. Genau ſo iſt hier das Motiv des Schleifens angewendet. Der Körper bleibt im Allgemeinen in der hockenden Haltung, welche dieſe Handwerksthätigkeit allein möglich macht; aber die Handlung ſelbſt hat aufgehört, der Mann ſchleift nicht mehr, der rechte Arm, welcher zum Drehen des Meſſers auf dem Wetzſtein ja freies Spiel brauchte, liegt thatlos auf dem rechten Knie, und die angſtvolle Spannung, womit er auflauſcht, läßt ihn das Knie vom Boden heben und lupft den ganzen Körper auf einen Moment dem Kopfe nach, der durch die aufgezogenen Augenbrauen in gleicher Weiſe auch die geiſtige Spannung verräth.

Faſſen wir alſo unſere Betrachtung in einige Schlüſſe zuſammen.

Von dem Schleifer in Florenz iſt uns ein Fundort nicht bekannt; vielmehr iſt es verdächtig, daß uns ein ganz beſtimmt falſcher Fundort angegeben wird.

Antik kann er nicht ſein, weil er nach ſeiner Technik und ſeinem Material in die Zeit des Alterthums nicht paßt, die ihn allein ſeinem Geiſte nach hätte hervorbringen können.

Dagegen trägt er, techniſch wie geiſtig, alle Züge der Schule Michelangelo's an ſich.

Dieß Reſultat ſtützt ſich vorzüglich auf innere Gründe, und von dieſen aus hat bereits Profeſſor Burckhardt im Cicerone die Statue als antik bezweifelt. Wir ſtehen aber mit dieſer Anſicht durchaus nicht allein, ſondern es giebt ein ſehr vollſtändiges, ein ſehr poſitives Zeugniß, ſiebzig Jahre nach dem erſten Auftreten der Statue, wonach in einem großen Kreiſe in Rom kein Menſch daran zweifelte, daß ſie modern, und daß ſie eine Arbeit des Michelangelo ſei.

Joachim von Sandrart, der in den zwanziger Jahren des ſiebzehnten Jahrhunderts, unter Urban VIII., in Rom anlangte (er ſoll 1635 nach Deutſchland zurückgekehrt ſein), erzählt in ſeiner Teutſchen Akademie (Andern Haupttheils zweiter Theil, S. 8 und folg.) die Entſtehung des Florentiner Schleifers wie folgt:

„Rotator.

„Als Cosmus Medices, der berühmte Gros-Hertzog zu Florentz, die ſchöne Stadt Siena in Toscania belagerte, vor derſelben aber dreyerley Nationen Völcker, als Teutſche, Frantzoſen, und Italiäner, gebrauchte, hat er unter andern auch, bey Muſterung der Armee, Seine Gemahlin die Groß-Hertzogin mitgenommen, und ihr dieſelbe gewieſen. Weil nun die Frantzoſen und Italiäner, durch ihre Höflichkeit und beſcheidene Manier, ſich ſehr angenehm bey ihr gemacht, die Teutſche hingegen, als ſie vorbey fuhre, aus großen Weingläſern tapffer herum getruncken, theils auch da und dort ziemlich bezecht auf dem Felde herum gekugelt: hat gedachte Groß-Hertzogin ſich ſehr darüber entrüſtet, und an ihren Herrn begehrt, daß er doch dieſe Schweine abſchaffen und von ſich laſſen möchte. Weil aber dem Groß-Hertzog der Teutſchen Tapferkeit wol bekandt geweſen, als hat er in dieſes ihr Begehren nicht einwilligen wollen. Wie es nun nachmals, als es bey dieſer Belagerung ziemlich ſcharff und hart daher gegangen, und die Burger der Stadt bereits zween Stürme der Frantzoſen und Italiäner glücklich abgeſchlagen hatten, auch ſolches nach Hof berichtet worden: kame bald darauf der dritte Currier, welcher mitgebracht, daß die Teutſchen den Wall erſtiegen, ſolchen behauptet, und die Stadt einbekommen hätten. Wie ſehr nun Cosmus Medices durch die erſte Poſt erſchrecket worden, ſo ſehr ward er durch die andere erfreuet; und weil eben damals die Gemahlin bei ihm in der Caroſſe geſeſſen, hat er, aus Eiffer und Liebe gegen ſeinen Teutſchen, derſelben, wegen jüngſt ausgeſtoßener Schmähworte, eine Ohrfeige gegeben. Um dieſer Urſache willen, ſollen, wie man ſagt, von der Stunde an, beyde Großhertzogliche Perſonen von Florentz, bis auf dieſen Tag, nicht mehr bey einander in einer Kutſche fahren. Zu obbenannter Eroberung aber, hat nicht wenig geholffen, gegenwärtiger Rotator oder Garten-Meſſerſchleiffer, ſonſten Kneyt genannt: welcher in einem Garten der Stadt, als ein Gärtner ſich befunden, allwo einige vornehme Rathsherren zuſammen gekommen, und von Noht und Anligen ihrer Belagerung mit einander offenhertzig und vertraulich ſich unterredet. Wie nun dieſer Rotator oder Garten-Meſſerſchleiffer alles ſehr wol zu Ohren gefaſſet, hat er des andern Tags ins Läger ſich verfüget, und die gehörte discursen angezeiget. Worauf dann erfolget, daß dieſer letzte Sturm von den Teutſchen vorgenommen, und ſolcher geſtalt durch ihre Tapfferkeit die Stadt Siena erobert worden. Der Groß-Hertzog ließe nachmals, durch Michael Angelo Buonarotti, dieſe Figur in weiß Marmor verfertigen, welche eines ſtarcken Mannes Leib, ſamt dem effect des Meſſerſchleiffens vorſtellet, und zu Rom im Palatio derer von Medices zu ſehen geweſen, hernachmals aber nacher Florentz gebracht, und im ſelben Pallaſt aufgericht worden.“

Dieſe Erzählung iſt poſitiv genug und giebt ſo genaue Nebenumſtände, daß es gewiß auffallen muß, wie alle Archäologen ſie ganz unbeachtet gelaſſen, obwohl ſie in einem ſo bekannten und verbreiteten Werk ſteht. Es ſcheint ſie eben Niemand gefunden zu haben, denn auf ſie eingehen hätte man doch müſſen, war es auch nur um ſie zu widerlegen.*)

So feſt iſt die von Sandrart mitgetheilte Tradition, daß ſie ſogar den Namen des Dargeſtellten angiebt. Sie erklärt vollkommen die Form des Meſſers, das der Mann ſchleift, indem ſie ſagt, es ſei ein Gartenmeſſer; für ſolch eine Beſtimmung, zum

---

*) Die einzigen Kunſtſchriftſteller, welche offenbar die Erzählung kennen, ſind J. E. Weſſely und Wilh. Engelmann, im Artikel Amling in Meyer's Künſtlerlexikon. Sie wurden auf die Stelle eben durch den Umſtand geführt, daß Amling den Schleifer für Sandrart geſtochen hat, und ſo ſagen ſie denn, als ob die Sache ganz feſt ſtunde: Amling habe geſtochen „nach der Statue des M. Angelo in Florenz.“

Abhacken von Aeſten, Zuſtutzen von Hecken eignet es ſich vollkommen. Ebenfalls erklärt ſie den ungemein ſtarken Ausdruck von beſorgter, ja ängſtlicher Aufmerkſamkeit in den Zügen des Mannes, und warum er mitten in ſeiner Arbeit inne hält. Endlich trifft ſie mit der Zeit und Schule genau zuſammen, der wir oben die Statue aus innern Gründen zuwieſen, indem ſie dieſelbe geradezu dem Michelangelo zuſchreibt.

Auch die Charaktere, wie ſie dem Großherzog und ſeiner Gemalin beigelegt werden, ſind trotz des Unerhörten, daß ein italieniſcher Fürſt ſeiner Frau eine Ohrfeige giebt, mit der geſchichtlichen Anſchauung dieſer Perſönlichkeiten wohl in Einklang. Cosmus, erſter Großherzog von Toscana, war trotz der Protection, die er als ein Medici, alſo nach alter Familientradition, den einheimiſchen Künſtlern zuwendete, ein innerlich roher Menſch. Auf die Eroberung von Siena legte er beſondern Nachdruck, das beweiſt die Unterſchrift ſeiner Reiterſtatue auf dem Platz der Signoria, die Johann von Bologna ausgeführt hat. Bei den meiſten ſeiner Portraits, in Plaſtik wie in Farbe, hat er ſich in voller Rüſtung abbilden laſſen. Mit wie wechſelnden Launen er renommirte Künſtler behandelte, möge man im vierten Buch von Benvenuto Cellini's Leben nachleſen. In ſeiner Heftigkeit, wie dort im achten Capitel erzählt wird, konnte er wirklich die Hände nicht an ſich halten; einem Agenten, dem Bernardone, der mit der Großherzogin wegen eines Ankaufs von Perlen gegen ihn intriguirt hatte, gab er „ein paar tüchtige Maulſchellen, und zwar ein bischen derber als er pflegte.“

Die Fürſtin ihrerſeits forderte zu Zeiten ihren reizbaren Gemal ſtark heraus. Ihr Name war Leonora von Toledo, ſie war Spanierin und ſtammte aus Neapel. Wir haben mehrere Portraits von ihr, beſonders von Juſtus Sutermans, welcher Hofmaler zu Florenz war und Portraits fürſtlicher Perſonen in einem großen Stil malte, ſo daß er ſeinen Modellen ſicher nichts vergab. Aber auch er ſo wenig, als der einheimiſche Bronzino, hat ihre Züge anmuthig aufzufaſſen vermocht; ſelbſt für die Toilette ſcheint ſie zwar Eitelkeit aber keinen Geſchmack gehabt zu haben. Gegen Cellini zeigte ſie womöglich noch größere Launenhaftigkeit als gegen den Gemal, beſonders ſeit Jener ſie einmal auf dem Nachtſtuhl geſehen hatte. Daß ſie als Spanierin die Deutſchen haßte, war ſchon im ſechszehnten Jahrhundert natürlich.

Wie gerne möchte man alſo Sandrart's Erzählung und mit ihr die Erklärung der Statue annehmen, welche mit Allem, was wir vorher bemerkt haben, ſo wunderbar zuſammenſtimmt!

Aber es iſt, als ob dieſer Schleifer beſtimmt wäre, dem nach Aufſchluß Suchenden ſtetsfort neue Räthſel aufzugeben.

Mit dem Anlaß, aus welchem nach Sandrart ſie entſtanden ſei, hat es doch ſchlimme Bedenken.

Als Siena erobert wurde (1555), war Michelangelo achtzig Jahre alt, lebte längſt in Rom, und hatte zu wiederholten Malen die Anerbietungen des Herzogs Cosmus abgelehnt, der ihn wieder nach Florenz haben wollte. Michelangelo war mit dem Grabmal Julius II. und mit der Leitung des Baues der Peterskirche beſchäftigt und kam nicht. Cellini, der ſelbſt bei ihm einen jener Verſuche machte, deutet an, daß Michelangelo's Bedenken den Zuſtänden in Florenz oder dem launiſchen Weſen des Herzogs galten.*) Er hatte die Republik gegen deſſen Vorfahren als Ingenieur vertheidigt, hatte den Fall der Freiheit, wie das bekannte Sonett zeigt, tief empfunden, und noch vierzehn Jahr nach der Niederwerfung von Florenz Franz dem Erſten von Frankreich durch einen Florentiner Patrioten ſagen laſſen: wenn er komme und ſeine Vaterſtadt befreie, ſo wolle er ihm auf der Piazza daſelbſt auf eigne Koſten eine Reiterſtatue errichten.**) Und hier ſollte er eine Statue angenommen haben, die an den Fall einer zweiten Republik durch Verrath und fürſtliche Waffen erinnerte? Wenn er in ſeinem hohen Alter in Rom, bei andern großen Beſtellungen, dazu Zeit fand, würde gerade dieſe Aufgabe ihm ſo viel Freude gemacht haben, ſie überhaupt zu übernehmen? Sagt doch Vaſari ausdrücklich, daß Michelangelo, außer einem großen Carton mit dem Bildniß ſeines jungen römiſchen Freundes, des Tommaſo de'

---

*) Vaſari, deutſch, V. S. 413 Note. Er fragte den Cellini lächelnd: „Wie gefällt es denn Euch in Florenz?“

**) Grimm, Michelangelo, III. S. 196.

Bayeriſ…
Staatsb…

Cavalieri, nie ein Portrait gemalt habe, „da es ihm ein Gräuel war, etwas nach dem Leben zu machen, wenn es nicht von höchſter Schönheit war.“ Einen groben Gärtnersknecht alſo wohl am allerletzten!

Siena fiel im April 1555, und ſchon Anfangs 1556 erwähnt, wie wir oben ſahen, Aldroandi die Statue als in Rom befindlich. Daß ſie noch nicht in den Gärten der Villa Medici ſtand, beweiſt freilich nichts, denn die Villa Medici iſt erſt gegen 1580 gebaut worden. Sie ſtand im Hauſe eines Mannes, der gar keine andern Sculpturen beſaß als dieſe. Bis man erweiſen könnte, daß dieſer ſonſt ganz unbekannte Niccolo Guiſa etwa Agent der Medici geweſen oder daß mit dieſen der Herzog von Melfi, der das Haus bewohnte, in irgend einer Verbindung geſtanden, müſſen wir wohl dem Gori glauben, daß erſt gegen 1600 die Medici die Statue erwarben. Damit wird aber ſofort Sandrart's Erzählung erſchüttert, wenn er ſagt, im Auftrag des Herzogs Cosmus, alſo doch auch wohl ſicher für ihn, habe Michelangelo das Werk gearbeitet.

Unter dieſen Umſtänden zerrinnt uns Sandrart's Bericht, ſo überraſchend er anfangs iſt, doch unter den Händen wieder zu Sand, auf welchen ſich nichts bauen läßt. Nur die Eine Thatſache bleibt: Sechzig Jahr nach Michelangelo's Tode, als die Tradition ſeiner großen Epoche noch nicht vergeſſen war, ſtand es in den deutſchen Künſtlerkreiſen Roms feſt, der Meſſerſchleifer ſei keine Antike, ſondern ein Werk Michelangelo's. Die Anekdote aber von der Auszeichnung der Deutſchen mag zum Lobe deutſcher Tüchtigkeit in der luſtigen „Schilderbent“ zu Rom ausgeheckt worden ſein, wo es unter flandriſchen und deutſchen Künſtlern zu Sandrart's Zeit ſehr flott herging, und die Moral, worauf die Geſchichte erfunden wurde, war wohl keine andere, als die, welche Sandrart ſelbſt in der Randbeiſchrift ſeiner Erzählung beiſetzt: „Die Teutſche wiſſen zu ſauffen — und auch zu ſiegen.“

Merkwürdiger Weiſe führt nun aber auch noch eine andere Spur auf eine Verbindung Michelangelo's mit unſerer Statue.

Michelangelo hat ſich jedenfalls mit der Beſtrafung des Marſyas beſchäftigt; der Gegenſtand mußte ihn anlocken, weil er an dem hangenden Körper ſeine Meiſterſchaft in der Anatomie zeigen konnte. Noch vor hundert Jahren beſaß der Bildhauer Cavaceppi von ihm „eine erhabene Arbeit in Marmor, welche den Apollo vorſtellet, wie er den Marſyas ſchindet.“ Ohne Zweifel war Marſyas ſchon halb geſchunden, und es bot ſich alſo ein anatomiſches Studium dar, welches eben ſo wahr und vielleicht eben ſo abſcheulich ausſah, wie der geſchundene Bartholomäus des Marco Agrati im Dom zu Mailand. Winckelmann, der das Relief bei Cavaceppi ſah, urtheilt daher, „dieſes Werk ſei das Gegentheil von allem guten Geſchmacke.“*)

Anders ſteht es mit einem kleinen Werk Michelangelo's, das direct dem Schleifer in Florenz entſpricht. Gori, wo er die Statue beſpricht, ſagt, die Bildhauer bemerken an dieſem ſonſt ausgezeichneten Werk einige Proportionsfehler. Nun habe er kürzlich bei dem Florentiner Stempelſchneider Lorenz Weber ein Thonmodell Michelangelo's geſehen, wo er dieſe Fehler zu verbeſſern unternommen habe.**)

An den Werken des Alterthums zu kleinmeiſtern und durch ein winziges Thonmodell zeigen zu wollen, daß man ſie beſſer machen könne, lag ſchwerlich in Michelangelo's Weſen. Er ſchätzte die Kunſt ſeiner Zeit; wir haben Zeugniſſe dafür, daß er in beſtimmten Fällen moderne Arbeiten beſſer fand als antike Arbeiten. Sollte er aber eine vortreffliche Antike (wenn er den Schleifer für eine Antike hielt) zu verbeſſern geſucht haben?

Wenn alſo Gori ein Modell Michelangelo's kannte, das von der Statue etwas abwich, ſo wird es kein Modell nach der

---

*) Winckelmann, Anmerkungen über die Geſch. der Kunſt des Alterthums, erſte Auflage (Dresden 1767), S. 63.

**) Gori, Museum Florentinum, am Schluß: „Quanquam peritissimi Sculptores aliqua errata notent in partium proportionibus huius insignis Statuae; quae errata in parvo quodam signo ex argilla ad huiusce archetypi similitudinem (quod nuper observavi apud egregium Florentinum Sculptorem, Flaturarium, ac Sigillarium Laurentium Weber, itemque Florentiae monetae Sculptorem primarium) emendare feliciter conatus est Michael Angelus Bonarrotius; tanta tamen arte, tantoque studio, et diligentia expressa est, ut maiori cum voluptate eius opificium observetur.“

Statue, ſondern viel eher ein Modell für die Statue geweſen ſein.

Michelangelo's fruchtbarer Geiſt ſchuf Entwürfe mit wunderbarer Leichtigkeit; erſt bei der Ausführung kam er dann leicht ins Stocken, weil er ſich ſelber ſo ſchwer genügte. Zahllos ſind die Cartons und Zeichnungen, die er Andern für kleine und große Arbeiten geliefert hat, und ſelbſt einem armen Teufel half er mit dem Modell eines Crucifixus, welches dieſer einfach abformte und auf dem Lande damit hauſiren ging.*) Hatte er einmal etwa auf einem Spazierritt eine Figur durchdacht, ſo wird bei ſeinem coloſſalen Verſtändniß der menſchlichen Körperform ein Thonmodellchen dieſer Art ihm kaum eine Nebenſtunde von Arbeitskraft gekoſtet haben.

Denken wir uns nun, daß er jenes eigenhändige Modell für einen ſeiner beſten Schüler gemacht hätte, der dann nur ſoweit von demſelben abwich, als man bei lebensgroßer Ausführung ſtets von einem kleinen erſten Entwurf abweichen muß, ſo wäre einmal die nahe Verwandtſchaft des Werks mit der Manier Michelangelo's erklärt, und wir könnten wohl auch begreifen, wie die Tradition in den römiſchen Künſtlerkreiſen mit dem Schleifer den Namen des großen Meiſters verband. In den zehn Monaten, die zwiſchen der Eroberung von Siena und dem Druck von Aldroandi's Buch liegen, konnte wohl nicht der vielbeſchäftigte achtzigjährige Greis, konnte aber ſehr wohl ein geſchickter Künſtler in voller Manneskraft das Werk vollenden.

In dieſer Weiſe einem jüngern Freunde zu helfen, davon hätte den Michelangelo, ſelbſt wenn der Gegenſtand ihm nicht gefiel, doch wohl kein politiſcher oder künſtleriſcher Rigorismus abgehalten. Die Oppoſition gegen die Medici war bei ihm, den damals religiöſe Fragen mehr bewegten als politiſche, keine radicale mehr. Sicher iſt, daß er einmal ſehr ernſt vorhatte, trotz Allem nach Florenz heimzukehren.**) Für die Bauten der Medici in Florenz hielt er mit gutem Rath niemals zurück, und wenn der Großherzog oder der Thronfolger nach Rom kamen, verfehlte er nicht ihnen ſeine Aufwartung zu machen. Die Annexion Siena's war die Grundlage geworden zur Conſtituirung eines ſtattlichen Staates, des Großherzogthums Toscana, das auf die Politik Italiens, ja Europa's, bedeutend einzuwirken begann; ſie mochte dem Stolz des gebornen Florentiners vielleicht gar nicht mißfallen. Eine Eroberung erſchien ſie ohnehin den Mitlebenden weniger, als vielmehr ein Bruch des franzöſiſchen Einfluſſes, eine Herſtellung italieniſcher Nationalintereſſen. Eins iſt ſicher, daß Michelangelo ſich nicht für zu gut hielt, dieſe Annexion in der Perſon eines ihrer Gründer zu feiern. Denn merkwürdig bleibt es doch, daß nach Vaſari's ausdrücklichem Zeugniß er ſich dazu hergab, auf Befehl Papſt Paul IV. für den Bildhauer Lione Lioni eine Zeichnung zu dem Grabmal von des Papſtes Bruder zu fertigen, das man jetzt in Bronze gegoſſen im Dom zu Mailand ſieht. Es war aber dieſer Bruder jener verwegene Parteigänger, der Marcheſe von Marignano, der gerade bei der Belagerung von Siena das kaiſerliche Heer anführte und durch ſeine Grauſamkeit viel zur Eroberung beitrug.*)

---

*) Vaſari, deutſch, V. S. 434.

**) Sein Brief an Frau Cornelia, die Witwe ſeines Dieners Urbino, bei Grimm, M. Angelo, III. S. 200, ſpricht das ganz unzweifelhaft aus.

Ob er dabei an eine Figur aus dem Alterthum dachte, das Motiv von einem jener nackten Skythen hernahm, die auf Marſyas-Sarkophagen vorkommen? Undenkbar wäre das nicht, denn Michelangelo, wie ſein von einem Faun unterſtützter Bacchus in den Uffizi beweiſt, hat antike Motive zu benutzen gewußt. Allerdings ſind die drei antiken Denkmäler, worauf der nackte Skythe vorkommt, erſt in neuerer Zeit und lange nach Michelangelo aufgefunden worden. Aber daraus darf man nicht folgern, daß irgend eine andere antike Wiederholung damals nicht habe exiſtiren können. Gerade Sarkophagplatten waren ſehr der Zerſtörung ausgeſetzt. Es war in Italien Mode, geringe Reliefs als Decorationen in die Wände von Paläſten und Caſinos einfach einzumauern, und wie viele derſelben mögen durch Brand und bauliche Veränderungen untergegangen oder beim Abbruch eines ſolchen Baues als alter Marmor verkauft und zu neuen Arbeiten verwendet ſein!

---

*) Vaſari, deutſch, V. S. 403. Vgl. Ranke, Papſte, II. S. 319 f.

Zufällig kann ich nun aber den Beweis führen, daß in Rom ein antikes Relief mit einem Meſſerſchleifer vorhanden, und daß es auch dem Michelangelo bekannt war.

Im Jahr 1521 ſtellte dieſer ſeinen berühmten ſtehenden Chriſtus in der Kirche Sta. Maria ſopra Minerva auf. Einmal hatte er ſelber die Statue angefangen, aber wegen einer ſchwarzen Ader, die gerade über das Geſicht ging, unvollendet gelaſſen. Er ſchenkte ſie einem römiſchen Freunde, dem Metello Varo de' Porcari. Dieſer gab ihm jetzt den Auftrag, dieſelbe für die Kirche zu wiederholen, in welcher die Familie Porcari eine eigene Capelle hatte,*) und dabei half ihm ein ſonſt unbekannter Florentiner Federigo Frizzi, der das Werk vollendete. Unter ihr ſtand eine Inſchrift, nach welcher dieſer Porcaro und ein andres Mitglied der Pfarrgemeinde zur Minerva ſie hatten machen laſſen. Die erſte unvollendete Statue, die jetzt verſchollen iſt, ſah Aldroandi noch 1556 im Hof des Hauſes nahe der Kirche, welches dieſem Metello Porcaro gehörte. An dem daneben liegenden Hauſe eines andern Porcaro aber, welcher mit Vornamen Giulio hieß, waren außen im Thorweg ſechs antike Reliefs eingemauert, von denen eins einen Meſſerſchleifer vorſtellte. Michelangelo konnte mit der Familie nicht vertraulich verkehren und für ſie arbeiten, ohne dieſes Relief zu ſehen.**)

Ueber die Entſtehung der Statue in Michelangelo's Atmoſphäre liegen nun zwei Vermuthungen nahe, die ich wenigſtens kurz ausſprechen will.

Entweder iſt die Statue am Ende doch, wofür Sandrart ſie ausgiebt, das Portrait jenes hiſtoriſchen Gärtnerknechts, und vielleicht führt uns eine verlorne Spur einmal zu der Löſung des Räthſels, warum ſie zuerſt im Hauſe jenes ſonſt unbekannten

---

*) Baglione, im Leben des Marcello Venuſti, pag. 20.

**) Aldroandi I. Ausgabe p. 242: „Nel detto muro (in casa di M. Giulio Porcaro: presso à la Minerva) si veggono cinque altre tavolette di marmo, nelle quali sono iscolpiti uno aguzza coltelli etc."

Niccolo Guiſa ſtand, ehe die Medici ſich die berühmte Villa auf Monte Pincio erbauten und die Statue dorthin in die Gärten verſetzten. Sie konnte daher immerhin in einem fremden Hauſe ſtehen und doch von Anfang den Medici gehören.

In dieſem Fall kann ſie nach einem Modell Michelangelo's, aber nicht von ſeiner eignen Hand gemacht ſein.

Oder die Statue ſoll wirklich den Henker des Marſyas vorſtellen, und iſt dann zu einem beſtimmten Zweck in Rom gemacht worden.

Auf den Gedanken, es möchten die in Rom damals nicht ſeltenen Exemplare eines hängenden Marſyas mit andern Statuen eine Gruppe gebildet haben, waren die Antiquare ſchon im ſechszehnten Jahrhundert gekommen. Man bezeichnete einen nackten Apollo in einer Privatſammlung als die Figur, die mit einem ſolchen Marſyas einer andern Sammlung zuſammengehöre.*) Ebenſo hat man ein Menſchenalter ſpäter eine Apolloſtatue im Palaſt Giuſtiniani mit dem Meſſer in der einen, der Haut in der andern Hand zum Marſyastödter reſtaurirt. Es fehlte aber eine dritte Figur, da nach der ächten alten Sage Apollon nicht ſelber den Gegner geſchunden hatte.

Die Medici waren ſchon im fünfzehnten Jahrhundert im Beſitz von zwei ächt antiken und ſehr ſchönen Statuen des am Baum hängenden Marſyas. Eine derſelben war mit andern Anticaglien in des Lorenzo Magnifico Gärten in Florenz, wo nebſt andern jungen Bildhauern auch Michelangelo ſeine früheſten Studien machte. Die zweite befand ſich in Rom: jetzt ſind beide zuſammen in den Uffizj. Eine dieſer Statuen hatten die Medici angeblich durch Donatello, die andre durch Verocchio reſtauriren laſſen. Michelangelo mußte beide ſehr genau kennen; die in Florenz hatte ihm die erſten Eindrücke claſſiſcher Sculptur vermittelt, die andere ſtand ihm in Rom vor Augen. Fiel ihm nun, vielleicht ganz zufällig, jenes Relief am Hauſe Giulio Porcaro ins Auge, wo wahrſcheinlich vor einem Marſyas ein nackter Meſſerſchleifer ſaß, ſo konnte ihm der Gedanke kommen, die Gruppe auch in runden Figuren vollſtändig zu machen, indem man einen ſolchen nackten Schleifer mit einem jener Marſyas verbände. Suchte er dann nach einer antiken Quelle der Sage, ſo lag es nahe auf den Hygin zu verfallen, deſſen Fabeln, in dem allen gebildeten Künſtlern damals verſtändlichen Latein geſchrieben, in Italien gewiß raſch ein populäres Buch geworden ſind. Die erſte Ausgabe dieſer Fabeln iſt ſchon 1535 bei Jacob Micyllus in Baſel erſchienen, ſie konnten alſo dem Michelangelo ſehr wohl bekannt ſein. Nun weiß ja gerade Hygin von der Schindung nichts, ſondern behauptet, Apoll habe durch einen Knecht dem Marſyas die Glieder abhacken laſſen. So mußte das Inſtrument der Strafe ſtatt eines Schneidmeſſers in ein Meſſer zum Hauen verwandelt werden. Was im griechiſchen Alterthum, unter dem Einfluß einer lebendig fortſtrömenden Tradition, uns undenkbar erſchien, ergab ſich einem Künſtler der Renaiſſance, wenn er gerade aus Hygin die Marſyasfabel ſchöpfte, als das Allernatürlichſte.

---

*) Aldroandi, I. Ausg., p. 181, im Hauſe des Francesco Lisca: „Dentro un ritretto scoperto si trova uno Apollo ignudo in piè, con capelli lunghi appoggiato in un tronco del marmo istesso, nel quale è un serpe avvolto; e vogliono, che fosse insieme con Marsia, che egli vinse à cantare, e si lo scorticò; come si vede il Marsia legato in casa di M. Camillo Capranica."

In dieſem Fall, wo wir an kein Jahr gebunden ſind, kann Michelangelo die Statue ſelber gemacht haben, als er noch in jüngern Jahren ſtand. Immer aber bleibt dann ein Räthſel, daß man dem Aldroandi, der ſonſt alle Werke des Meiſters in Rom unter deſſen Namen anführt, bei dieſer Statue den Namen des Michelangelo nicht genannt hätte, denn verſchwiegen hätte er ihn dann ſicher nicht.

Und ſo bliebe noch zu fragen: Wenn Michelangelo die Statue nicht ſelbſt ausgeführt hat, wer in ſeinem Kreiſe hatte wohl das Zeug dazu?

Ich glaube, da hat es an Capacitäten der Art gar nicht gefehlt. Im ſechszehnten Jahrhundert begann in Rom faſt jeder angehende Bildhauer mit Reſtauriren von Antiken, und dabei arbeitete man ſich in ein lebendiges Gefühl auch für die antike Technik und Formenauffaſſung hinein. Michelangelo's antike Studien ſchloſſen ſich in Rom an den Torſo im Belvedere, an den

Laokoon, und dann an den ſterbenden Gallier vom Capitol an; den letztern ſoll er ja ſelbſt ergänzt haben, und für den Laokoon hat er die Ergänzung des rechten Armes vorgeſchlagen. Daß in ſeiner Schule alſo der Gallier ſehr einwirkte, iſt ſehr einfach zu begreifen, und die Uebereinſtimmung des Schleifers mit ihm in der Formgebung kann uns nicht verwundern.

Speciell giebt es eine Gruppe von Bildhauern, welche das Studium und die Nachahmung der Antike auf einen ſehr hohen Grad brachten. Es ſind die geiſtigen Enkel Michelangelo's, welche um ſeinen beſten Schüler, den Guglielmo della Porta, ſich reihen, und zum Theil uneheliche Söhne desſelben geweſen ſind. Porta war es, der die Beine des farneſiſchen Hercules ſo ſchön reſtaurirte, daß Michelangelo ſie den ſpäter aufgefundenen ächten Beinen vorzog. Tommaſo, wahrſcheinlich ſein Seitenverwandter, ahmte antike Köpfe ſo gut in Marmor nach, daß ſie für ächt verkauft wurden. Eine von ihm in Marmor ausgeführte Maske im Hauſe des Vaſari zu Arezzo wurde von Jedermann für eine Antike gehalten. Er machte auch die Köpfe der zwölf erſten Kaiſer in natürlicher Größe, welche der Kunſthandel nach Spanien ausführte. Ihn hat, ſagt Vaſari, kein Nachahmer der Antike übertroffen. Guglielmo's älteſter Sohn Giovanni Battiſta, der den farneſiſchen Stier ſo meiſterhaft reſtaurirte, daß im Gyps ohne das glattere Ausſehen Niemand die neuen Stücke an den zwei männlichen Figuren herausfinden würde, erwarb ſich durch zwölf Kaiſerköpfe die Gunſt des Cardinals Aleſſandro Farneſe, der ihm dafür den Orden vom goldenen Sporn verſchaffte. Damals, wo Rom voll von Werkſtätten großer oder doch geſchickter Bildhauer der Renaiſſancezeit war, mußten Leute, die ſelbſt Künſtler waren, ſich beſſer als wir auf den Unterſchied zwiſchen antiken und neuen Arbeiten verſtehen, und doch kamen fortwährend Verkäufe von modernen Fälſchungen vor. Die genannte Sippſchaft des Guglielmo della Porta trieb zugleich einen Antikenhandel und machte damit, wie man unter dieſen Umſtänden begreifen wird, gute Geſchäfte.*)

---

*) Alle dieſe Notizen ſind aus Vaſari (Leben des Lione Lioni, Nr. CLVI) und aus Baglione, Leben des Giovan Battiſta und Leben des Tommaſo della Porta, entnommen.

Kein Wunder alſo, wenn zahlreiche Büſten der erſten Kaiſer von carrariſchem Marmor in unſern Sammlungen auftreten! Man trieb das aber noch weiter, man verſchaffte ſich für die Fälſchungen antike Marmorſtücke, die gewiß damals, wo jeder Vignenbeſitzer mit Erfolg auf ſeinem Gut nachgrub, noch beſſer als heut in Rom zu haben waren. Die Vitelliusbüſte der Münchner Glyptothek (Nr. 238) und eine zweite im Louvre ſind aus geädertem hymettiſchem Marmor und dennoch beide Cinquecento. Im Atelier des Guglielmo an den Botteghe oscure fand Aldroandi eine ſehr ſchöne Antinousbüſte mit nackter Bruſt, ſie war aber modern.*) An einem Antinous hätte ſchwerlich damals Jemand Intereſſe genommen, wenn er nicht für antik ausgegeben wurde — und in welchem Galleriekatalog mag wohl dieſe Büſte jetzt als ächte Antike figuriren?

Die Söhne des Guglielmo ſind allerdings zu jung geweſen, um den Schleifer zu machen; im Jahr 1556 waren ſie noch kleine Jungen.**) Sucht man aber für die Statue einen beſtimmten Meiſter, ſo iſt wohl am nächſten an Guglielmo ſelber zu denken. Er hatte in Mailand durch ſeinen Oheim den Einfluß des Criſtofano Solari (des Gobbo) erfahren, der von allen Milaneſen am Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts am meiſten der Antike folgte. 1537 von Genua nach Rom gekommen, trat er in Michelangelo's Schule und half ihm bei einem großen Grabmal. Dieſer empfahl ihn auch 1547 zu dem einträglichen Amt des Piombo, und dafür übernahm er das Prachtgrab Papſt Paul III. zu machen, das man jetzt in der Peterskirche ſieht, während zwei weibliche Statuen, die dazu gehörten, im Palaſt Farneſe ſich befinden. In den fünf großen Statuen, welche die Geſammtcompoſition umfaßt, zeigt er ſich zuvörderſt als einen ganz außerordentlichen Techniker, ſowohl in Erzguß als in Marmor. Die breite Behandlung der Formen, die ſtarke Hervorhebung der Adern und der Knöchel an den Extremitäten, ſowie der Hautfalten über den Fingergelenken, die glatte Politur entſprechen dem Schleifer. Die beiden Frauen im Palaſt Farneſe, die ich genau unterſuchen konnte, haben mit demſelben beſonders einen techniſchen Punkt gemein: die Augenbrauen ſind als Erhöhung in Einer Maſſe gemacht, aber dann durch eingehauene ſchmale Striche als Haar charakteriſirt. Sehr bezeichnend ſind dann auch hier wieder die in ſchweren Falten geführten, ganz dem Leder ähnlichen Gewänder. Die erſchreckende Wahrheit, womit an den Körpern der beiden alten Frauen die Nacktheit wiedergegeben iſt, zeigt denſelben Sinn für das Charakteriſtiſche, auf Gefahr die ideale Schönheit aufzugeben, welche Michelangelo noch ſtets im Auge behielt.

---

*) Aldroandi, erſte Ausg. p. 232.

**) Vgl. oben den Stammbaum der della Porta, hinter meinem Aufſatz über den farneſiſchen Stier.

Wenn nun ſolch ein Meiſter einen Schleifer machte und vor der Hand gar nicht davon reden ließ, daß er modern ſei und wer ihn gemacht habe, wenn hernach ein Medici von ſolch einer Statue hörte, durch welche er eine berühmte Antike ſeines Familienbeſitzes zu einer lebendigen Gruppe abrunden und das Ganze als eine wirkſame Parkdecoration benutzen konnte, wenn endlich ein geſchickter Italiener als Agent die Sache leitete, ſo war es nicht ſchwer, einen großen Herrn mit einem modernen Werk zu betrügen, das, wie es ſcheint, bis heute ja die gelehrteſten Archäologen betrogen hat und vielleicht noch eine Zeit lang betrügen wird.

Ich habe mich mit dieſer Statue jetzt lang genug beſchäftigt, denn meine Zweifel haben mich manches Jahr gequält. Es freut mich, endlich die ganze Frage dem öffentlichen Urtheil anheim zu ſtellen. Wenn eine Sache erſt einmal zur Discuſſion kommt, ſo mag es geſchehen, daß ein Anderer etwas findet, was das letzte Nebelwölkchen zerſtreut, das auch mir über der Bedeutung und dem Urſprung der Statue noch immer ſchwebt. Und ſo bitte ich die Archäologen und beſonders auch die Künſtler durchaus nicht um eine wohlwollende, aber ſehr um eine ehrliche Prüfung.

IV.

Das Mauſoleum von Halikarnaſſos und die Reſte ſeiner Bildwerke im britiſchen Muſeum.

Vor allen Sammlungen der Welt zeichnet ſich das britiſche Muſeum dadurch als Quelle antiker Kunſtgeſchichte aus, daß es datirte Werke beſitzt, entnommen von Gebäuden, deren Periode uns genau bekannt iſt; Werke, oft ſchon im Alterthum berühmt und von Schriftſtellern beſprochen, über deren Schule kein Zweifel entſtehen kann, und welche daher als feſte Meilenzeiger den Fortſchritt antiker Kunſt nachweiſen. Wer die berühmte Sammlung als Laie zum erſtenmal beſucht, empfindet leicht Enttäuſchung, denn dieſe monumentalen Werke, Jahrtauſende hindurch unter freiem Himmel der Seeluft des Mittelmeers ausgeſetzt, von türkiſchem Fanatismus zertrümmert, aus Feſtungswällen herausgebrochen, in welche das Mittelalter ſie vermauert hatte — ſie ſind nicht glatt und complet wie die zierlichen Nachbildungen römiſcher Zeit, die, für den Luxus gearbeitet, in Privathäuſern verwahrt wurden bis zum Sturz des Heidenthums und dann, in raſcher Zerſtörung unter ſichre Erde gebettet, ihrer Auferſtehung bis auf unſre Tage harrten. Aber wer lange mit ihnen verkehrt, wem endlich durch die Zertrümmerung hindurch die alte Schönheit in der Phantaſie lebendig geworden iſt, dem werden jene monumentalen Statuen und Reliefs vom Parthenon, von Phigalia und Xanthos lieber ſein als die bewundertſten und beſterhaltenen Einzelſtatuen ſpäterer Jahrhunderte.

Zu dieſen unſchätzbaren Sammlungen iſt nun im Jahr 1858 eine neue hinzugekommen, welche an hiſtoriſchem Intereſſe keiner der andern nachſteht. Das Mauſoleum iſt von Herrn Charles Newton, engliſchem Viceconſul von Mitylene, aufgegraben worden, und die zahlreichen aufgefundenen Reſte von Säulen und Bildwerken wurden in einer proviſoriſch mit Glas geſchloſſenen Gallerie hinter den Säulen der Faſſade des britiſchen Muſeums aufgeſtellt.

I. Die Dynaſtie von Karien.

Um die Zeit, als die Perſer die griechiſchen Colonien an der aſiatiſchen Küſte ſich unterwarfen, ſuchten ſie ihre Herrſchaft daſelbſt auf monarchiſcher Grundlage zu befeſtigen. Die großen griechiſchen Handelsrepubliken, die freie See zur Seite, hätten das fremde Joch nicht ſo lange getragen, wäre nicht in ihrem Innern eine Gewalt entſtanden, deren Intereſſe feſt mit der Erhaltung der Perſerherrſchaft zuſammenhing. Es waren die Tyrannen, oder Dynaſten, wie ſie ſelber ſich nannten: Griechen von Geblüt, wohlhabende Familien, aus dem Schooß des Bürgerthums heraufgeſtiegen wie die Medici zu Florenz und gleich dieſen zur Erblichkeit der Herrſchaft, doch immer als perſiſche Vaſallen, ſich emporſchwingend. Den Titel König nahmen ſie nicht leicht an, denn nach aſiatiſcher Etikette gebührte dieſer nur dem Großkönig von Suſa; auch brachen ſie nicht immer die demokratiſchen Elemente der Verfaſſung nieder; aber ſo lange ſie exiſtirten, vermochte dieſe Küſte, reicher und ſchöner als ſelbſt das Mutterland, nie ihr volles Gewicht in die Wagſchale der griechiſchen Freiheit zu werfen.

In dem ſüdlichſten Theil dieſer Küſte, in Karien, wo zahlreiche doriſche Einwanderer in der Morgenfrühe von Hellas mit den einheimiſchen Barbaren ſich gemiſcht, gewann Lygdamis auf dieſe Weiſe die Herrſchaft. Seine Tochter, die ältere Artemiſia, erbte ſeinen Einfluß und kämpfte, ſelbſt Griechin, bei Salamis mit Auszeichnung auf der perſiſchen Flotte gegen ihr Volk. Eine perſiſche Galeere mit raſcher Kriegsliſt zerſtörend, rächte ſie ſich an einem perſönlichen Feinde und errettete ihr eigenes Schiff.

Xerxes vertraute ihr ſeine Kinder, um ſie nach Aſien hinüber zu flüchten, und das gelang ihr, obwohl die Athener einen Preis auf die Wegnahme ihres Schiffes ſetzten. Als Vormünderin ihrer eigenen Kinder regierte ſie kräftig und weiſe; aber ſchon in vorgerücktem Alter ſoll ſie im Wahnſinn der Liebe zu dem ſchönen Dardanus von Abydos ihren Tod im Sprung von dem leukadiſchen Felſen geſucht haben. Von dieſem Stamme kam Mauſolus, der älteſte Sohn des Hekatomnus; ſeine Regierung fiel in die Tage, als Griechenland von innerm Kriege matt, Perſien durch Satrapenempörung und Abfall Aegyptens geſchwächt war. Die Zeit für ein Mittelreich zwiſchen Europa und Aſien ſchien gekommen: die ioniſchen und doriſchen Städte im Archipelagos und an der aſiatiſchen Küſte, faſt immer vom Kriege verſchont, concentrirten den Handel zwiſchen Griechenland, Aegypten und dem ungeheuern Innern des Perſerreichs in Aſien. Kos und Gnidos waren im Stande, Werke des Praxiteles für ihre Tempel zu kaufen, Rhodos ſtieg mit langſamer Sicherheit zur erſten Meeresſtadt dieſer Geſtade heran, und in Priene, Milet, Epheſos erhoben ſich neue Prachttempel. Wem es gelang, dieſe Macht, dieſen Reichthum in eine Hand zuſammenzufaſſen, der mochte, da Alexander's Unternehmen noch im Schooße der Zeit lag, wohl von einem neuen welthiſtoriſchen Reiche träumen.

Mit kaltem, geizigem Gemüth, aber ſtaatsklug und tapfer in der Schlacht, ergriff Mauſolus dieſen Gedanken; die Gründung einer ſelbſtändigen See- und Handelsmacht iſt das Ziel ſeiner vierundzwanzigjährigen Regierung geweſen. Er achtete keine Rechte ſeiner Unterthanen; ein Zeitgenoſſe, Pſeudo-Ariſtoteles, erzählt uns die Kniffe, wodurch er und ſein Vicekönig Kondalos ſich Geld verſchafften. Von ſeinem Geburtsort Mylaſa erpreßte er eine Summe, vorgeblich für Befeſtigung dieſer Stadt; dann erklärte er, die Gottheit habe ihm den Bau verboten, aber das Geld gab er nicht zurück. Hohe Zölle und Abgaben, die er auf ganz Karien legte, füllten ſeinen Schatz; auch das benachbarte Lykien zollte ihm. In dem Kriege der Bundesgenoſſen Chios, Kos, Rhodos gegen Athen (357—355 v. Chr.) unterſtützte er jene, und wohl bei dieſem Anlaß wurde das mächtige Rhodos ihm dienſtbar. Ja er wagte es ſogar, in eine Beamtenverſchwörung gegen Artaxerxes ſich einzulaſſen, und es ſcheint, daß der Großkönig zur Züchtigung des Vaſallen zu ſchwach war. Lukian in den „Geſprächen der abgeſchiedenen Geiſter“ (Dialog 24) bringt ihn mit dem Diogenes von Sinope in eine Converſation. „Warum,“ fragt der Philoſoph der Armuth, „denkſt Du ſo groß von Dir und hältſt Dich beſſer als andere Schatten?“ „Wegen meiner Königswürde,“ ſagt Mauſolus. „Ich habe über ganz Karien regiert und auch über einige der Lydier, und manche Inſeln habe ich unterworfen, und bis Milet bin ich gekommen, nachdem ich große Stücke von Jonien erobert hatte. Und ſchön war ich und hochgebaut, und in Schlachten ſtark.“

Aber die Vollendung ſeines Werkes war die Verlegung des Reichsſitzes von dem im Lande liegenden Mylaſa an die prächtige Bucht von Halikarnaſſos, auf jener felſigen Halbinſel, die ſich als äußerſte Warte des Feſtlandes von Kleinaſien in die Inſelwelt des Archipelagos hinausſtreckt. Nur durch dieſen Schritt konnte das kariſche Reich eine Seemacht werden. Von Alters als doriſche Colonie und Geburtsſtadt des Herodot berühmt, ſcheint dieſe Stadt doch damals in Verfall geweſen zu ſein. Mauſolus umgab ſie mit Feſtungswerken, legte mehrere Caſtelle auf den Höhen des Felſenkranzes an, ſchloß den dem Südweſt offenen Hafen mit Molen ein, grub an deſſen Seite einen kleinen, ganz landumſchloſſenen Kriegshafen aus und baute zwiſchen beide, hart am Meeresufer, für ſich ſelbſt einen prachtvollen Palaſt. Vitruv fand dieſes zu ſeiner Zeit ſchon dreihundert Jahre alte Gebäude ſo merkwürdig, daß er von ſeiner Conſtruction eine Andeutung giebt, und Plinius bemerkt über daſſelbe, daß es ſeines Wiſſens das frühſte Gebäude ſei, wo man Verkleidung von Ziegelmauern mit feinzerſägten Marmorplatten zur Anwendung gebracht habe.

In dieſem Palaſte ſtarb Mauſolus, vermuthlich im Jahr 353, nach einer Regierung von vierundzwanzig Jahren, etwa zwanzig Jahre bevor Alexander's Angriff alle dieſe Spinnweben der Herrſchſucht zerriß.

Ihm folgte Artemiſia, ſeine Schweſter und Gemalin; ſolche Heiraten und die weibliche Thronfolge erlaubte das Geſetz des

Landes. Eine antike ſehr ſchöne Silbermünze mit ihrem Kopfe (bei Guichard in den Funerailles), deren Echtheit aber nicht verbürgt iſt, zeigt uns ein feſtes, kräftiges Geſicht mit einem das Hinterhaar verhüllenden Schleier, den Vorderkopf von dem junoniſchen Kronenreif umſchlungen. Ihre Trauer um den Bruder und Gemal iſt bekannt; die Anekdotenſammler des Alterthums erzählen, wie ſie die Aſche ſeines Scheiterhaufens mit Waſſer miſchte und trank. Sie beſchloß, ihm ein Denkmal zu errichten, ſo groß und ſo ſchön ausgeführt (ſagt Lukian) wie kein andrer Sterblicher es hätte. Auch ſeine Politik ſetzte ſie fort. Die Rhodier, empört darüber, daß eine Frau alle Städte Kariens beherrſchte, rüſteten eine Kriegsflotte gegen Halikarnaß. Artemiſia verſteckte ihre Galeeren in dem kleinen Dock beim Palaſt, und befahl den Bürgern, die feindliche Flotte mit Jubel zu bewillkommnen und die Uebergabe der Stadt anzubieten. Die Rhodier landeten; da brach Artemiſia aus dem Dock vor, beſetzte die feindliche Flotte und nahm die Mannſchaft auf dem großen Marktplatze, dicht am Hafen, zwiſchen zwei Feinde. Die Rhodier wurden erſchlagen, Artemiſia ſegelte mit deren Schiffen, alle Krieger lorbergekrönt, gradeswegs nach Rhodos. Das Volk daſelbſt, über den raſchen Sieg der Ihrigen (wie ſie meinten) jubelnd, ließ die Flotte in den Hafen ein, und die Stadt fiel. Artemiſia errichtete als Triumphzeichen zwei eherne Bildſäulen, die eine die Stadt Rhodos, die andere ſie ſelbſt, welche der Stadt das Sclavenzeichen aufdrückte; und ſelbſt als Rhodos nachher wieder frei ward, wagte man aus Furcht vor den Göttern nicht, dieſe geweihten Bilder zu vernichten, ſondern umbaute nur den Platz, ſo daß man ſie dem Blick entzog.

Artemiſia ſtarb zwei Jahre nach dem Gemal, und wenige Striche nach den dürftigen Jahrbüchern des Diodor von Sicilien vollenden das Schickſal der Familie. Ein zweiter Bruder, Idrieus, mit einer zweiten Schweſter, Ada, vermählt, beſtieg den Thron, in deſſen Beſitz er Mauſolus ſchon bei deſſen Lebzeiten beunruhigt hatte. Nach ſieben Jahren folgte ihm Ada, welche von dem jüngſten der Brüder, Pixodarus, vertrieben, ihr Recht bei Alexander ſuchte. Das Volk im Lande liebte ſie, aber da Pixodarus, damals ſchon todt, ſeine Tochter einem Perſer vermählt hatte, ſo hielt dieſer jetzt für den Großkönig die ſtarke Feſtung Halikarnaſſos beſetzt. Dorthin warfen ſich nach dem Falle von Milet die tapferſten Perſer, geführt von dem heldenmüthigen Memnon, und erſt nach ſchwerer, blutiger Belagerung wurde Alexander ihrer Herr. Ada, welche ſogar den Alexander als ihren Sohn adoptirte, wurde wieder eingeſetzt, aber ſie war Kariens letzte Königin. Seitdem verſchwindet das Geſchlecht des Lygdamis im Kampf der großen Diadochenreiche. Makedonien, Syrien und Rom gegenüber, gab es für das altgriechiſche Syſtem der Kleinſtaaten auf der Weltkarte keinen Raum mehr.

II. Die Erbauung des Mauſoleums.

Halikarnaſſos war die Schöpfung eines Geiſtes, eines Menſchenalters, und der Plan der Stadt darum großartig und harmoniſch. Vom Hafen, deſſen ſchöne Krümmung zwei Drittel eines Kreiſes einſchließt, ſtiegen die Bauten ſtufenförmig den Bergkranz hinan. Künſtliche Terraſſen, aus dem lebendigen Felſen gemeißelt und, wo der Fels fehlt, mit ſtarken Grundmauern ausgefüllt, ſind noch heute ſichtbar, wie denn der Terraſſenbau ein Grundgedanke aſiatiſcher Prachtarchitektur geweſen iſt. Er muß die Seeſtädte ſehr maleriſch gemacht haben, was man noch zu Gnidos ſieht; außerdem hielt er das Abwaſchen des Bodens auf und beförderte den Baumwuchs. In Halikarnaſſos trug die erſte Terraſſe über dem Hafen das Mauſoleum, die folgende den Tempel des Mars, und zu beiden Seiten des letztern, nach Oſt und Weſt, ſchloſſen zwei vulkaniſche Hügel mit Befeſtigungen die Stadt gegen Norden ab: der weſtliche hat 520 Fuß über der See. Ueber beide Hügel, ſie verbindend, lief die Stadtmauer und ſenkte ſich dann zu beiden Seiten des Hafens an's Meeresufer hinab; ſie ſteht mit ihren antiken Stadtthoren noch zum größten Theil aufrecht. „Die Lage," ſagt Vitruvius (I. 8), „iſt dem Bogen eines Theaters ähnlich. So liegt unten, dicht beim Hafen, der Markt; durch die mittlere Krümmung der Höhe aber geht eine Plattform (platea, vielleicht eine Straße) von ſchöner Weite, in deren Mitte das Mauſoleum von ſo ausgezeichneter Arbeit erbaut iſt, daß man es unter die ſieben Schauwerke zählt. Mitten auf der höchſten Verſchanzung ſteht der Marstempel mit einer Coloſſalſtatue, einem Akrolithen (d. h. woran nur die Extremitäten von Stein ſind), den die edle Hand des Leochares gemacht hat, obwohl Andere ſie dem Timotheus zuſchreiben. Auf der Spitze des rechten Horns iſt der Tempel der Venus und des Mercur, nahe bei der Quelle der Salmakis. Grade ſo liegt auf der linken Spitze der Königspalaſt, den Mauſolus nach ſeinem eigenen Entwurf baute. Denn von dieſem ſieht man nach rechts den Markt, den Hafen und den ganzen Mauerring; nach links liegt ein von Bergen (oder nach andrer Vermuthung „Mauern") gedeckter Hafen verſteckt, ſo daß kein Menſch ſehen oder wiſſen kann, was dort vorgeht; die Abſicht war, daß der König ſelbſt von ſeiner Wohnung aus ohne Jemandes Wiſſen den Ruderern und Soldaten die nöthigen Befehle ertheile." Dieſe Concentration der Militärgewalt zeigte ſich auch zweckmäßig; von hier aus brach Artemiſia vor, um die auf der Rhede geankerte Flotte von Rhodos ungewarnt zu beſetzen.

Zu dieſer Zeit ſtand griechiſche Kunſt und Cultur ſehr hoch. In Aſien war die ioniſche Bauſchule in ſchönſter Blüthe; der gelehrte Architekt Pythens war nicht nur beſchäftigt, den noch erhaltenen Athenetempel zu Priene zu errichten, ſondern hat ihn auch in einem eigenen wiſſenſchaftlichen Werke beſchrieben, in welchem er zu behaupten wagte, daß ein Architekt in allen Künſten und Wiſſenſchaften mehr müſſe ausrichten können, als ſelbſt die berühmteſten Fachmeiſter. Andere Prachttempel erhoben ſich faſt gleichzeitig zu Milet, Teos, Magneſia und Epheſos. Auch hatte damals in Kleinaſien eine einheimiſche Schule von Bildhauern geiſtvolle Talentproben an dem berühmten Harpagosmonument in Xanthos abgelegt; die tanzenden oder fliehenden Nereiden von dort, jetzt ebenfalls im britiſchen Muſeum, obwohl in Stil und Ausführung von den Werken des europäiſchen Griechenlands abweichend, ſind durch Grazie und lebendige Bewegung hinreißend. Auch werden wir unten eine Probe finden von einem Werke dieſer Schule, das ſich nach Halikarnaß verirrt hatte, um dort ſehr unwürdig behandelt zu werden. Aber die Geſchichte der Kunſt zeigt, daß damals die atheniſche Schule überall, auch in Kleinaſien, Mode war. Gnidos, Kos und Alexandria am Latmos beſtellten ihre Tempelſtatuen bei Praxiteles; auch für die Verzierung des Mauſoleums wurden vier große Künſtler von Athen verſchrieben. Die Beiſetzung der Leiche fand mit allen Ehren ſtatt, zu denen auch die Literatur beitrug: eine Tragödie Mauſolos wurde von Theodektes verfaßt, und im Wettkampfe der Beredſamkeit wurde der große Iſokrates von ſeinem Schüler Theopompos geſchlagen. Vielleicht war auch die Vertheilung der Arbeit an dem Monumente grade ſo das Reſultat eines Wettkampfes, wie man in neuerer Zeit Bildhauerarbeiten zu vergeben pflegt. So kam es, daß nur durch die Macht des Geldes, ohne inneren Adel oder nationales Verdienſt, ein orientaliſcher Dynaſt ſein Grab von den edelſten Händen gebaut und geſchmückt erhielt; denn große Künſtler ſind ſo ziemlich zu allen Zeiten käuflich geweſen. Daß die Kunſt nach Brot geht, wollten wir ihr nicht verdenken, wenn ſie nur nicht ſo fanatiſch nach dem Golde gehen möchte. Aber das Schickſal hat doch wieder Gerechtigkeit geübt in ſeiner Weiſe. Die Monumente großer Freiheitstriumphe, der Tempel von Aegina, der Theſeus- und Pallastempel zu Athen, ſie ſtehen heut noch als Zeugen für den Tapfern aufrecht; das Mauſoleum iſt bis auf ſeine unterſte Fundamentſchicht abgetragen, und der alte Kyniker Diogenes, bei Lukianos, hat doch Recht behalten, wenn er im Geſpräch mit dem Schatten des Mauſolus ſich rühmt, daß er in den Herzen der Menſchen ein beſſeres und dauerhafteres Mal hinterlaſſe als der kariſche Dynaſt.

Ueber die Namen der Künſtler, welche am Mauſoleum arbeiteten, waltet noch einiger Zweifel. Hören wir darüber zwei Zeugen des Alterthums, die wir ohnehin vernehmen müſſen, um den ganzen Wunderbau vor unſrer Phantaſie noch einmal aufwachſen zu laſſen.

Der erſte iſt Plinius (36, 5): „Skopas hatte gleichaltrige Nebenbuhler an Bryaxis, Timotheos und Leochares, die man zuſammen nennen muß, weil ſie zugleich für den Mauſolus, Dynaſten von Karien, Bildhauerarbeit machten, welcher im zweiten Jahr der 107. Olympiade ſtarb. Daß dieſes Werk unter die ſieben Wunder kam, haben beſonders dieſe Künſtler bewirkt. Es erſtreckt ſich an der Nord- und Südſeite 63 Fuß weit, kürzer an den Schmalſeiten, im ganzen Umfang 411 Fuß; es erhebt ſich zu einer Höhe von 25 Ellen; es iſt von 36 Säulen umſtellt. Dies hat man das Pteron genannt. Auf der Oſtſeite meißelte Skopas, auf der Nordſeite Bryaxis, ſüdlich Timotheos, weſtlich Leochares. Ehe ſie fertig waren, ſtarb die Königin Artemiſia, welche zu Ehren ihres Gemals das Werk errichten ließ. Und doch hörten ſie nicht auf, bis es vollendet war, da ſie es für ein Denkmal ihrer eigenen Glorie und Kunſt anſahen; und heut noch wetteifern ihre Hände. Noch ein fünfter Künſtler trat hinzu. Denn über dem Pteron erhob ſich eine Pyramide gleich der untern Höhe, die mit 24 Stufen ſich verjüngt zu der Spitze einer Meta (Säule, um welche die Rennpferde am Ende einer Rennbahn herumlenken). Auf ihrer Spitze ſteht ein marmornes Viergeſpann, welches Pythis gemacht hat. Fügt man dieſes hinzu, ſo ſchließt es das Werk mit einer Höhe von 140 Fuß ab.“

Unſer zweiter Gewährsmann iſt Vitruvius; er ſagt in der Einleitung ſeines ſiebenten Buches der Architektur, da wo er die frühere Literatur ſeines Faches beſpricht: „Ein Buch über das Mauſoleum haben Satyros und Pytheos veröffentlicht, denen das Glück ſelbſt das höchſte und größte Geſchenk entgegenbrachte. Denn Männer, deren Kunſt wohl für alle Zeiten die ſchönſten und unverwelklichſten Kränze tragen wird, haben ihrem Plane auch eine herrliche Ausführung gegeben. An den einzelnen Seiten nämlich haben einzelne Künſtler wetteifernd ihren Theil zum Ausſchmücken und Verherrlichen ſich gewählt, Leochares, Bryaxis, Skopas, Praxiteles und, wie Einige glauben, auch Timotheos, deren ausgezeichnetes Kunſtgeſchick den Ruf dieſes Werkes zu dem eines der ſieben Schauſtücke erhob.“

Von Satyros, dem erſten der beiden Baumeiſter, wiſſen wir nichts; aber der zweite, obwohl der Name in den Handſchriften ſchwankt, iſt wohl ſicher derſelbe gelehrte Architekt, welcher, wie wir oben erzählten, den Tempel der Athene in dem benachbarten Priene gebaut und über denſelben ein Werk verfaßt hatte. Daß er auch über ſein Mauſoleum ein Buch ſchrieb, beſtätigt die Identität, und was am ſtärkſten dafür ſpricht, iſt der Umſtand, daß die Fragmente der höchſt zierlichen Bauglieder vom Mauſoleum, z. B. die Säulenköpfe und ihre Ornamente, welche jetzt im britiſchen Muſeum ſind, auf's Genaueſte mit dem noch vorhandenen Tempel von Priene übereinſtimmen. Auch die Zeit iſt dieſelbe, denn der Tempel von Priene war eben fertig, als Alexander in dieſe Gegenden kam, und Alexander weihete ihn ein.

Fragen wir nun nach den Bildhauern, ſo gehören vier von den ſechs Namen, welche beide Schriftſteller nennen, nach Athen; von den zwei andern, Pythis und Timotheos, iſt das Vaterland unbekannt. Leochares hatte ſchon als junger Mann einen berühmten Namen, und Plato, laut einem Briefe an den jüngern Dionyſios, kaufte einen Apollo von dieſem „jungen und tüchtigen Künſtler“. Sein Hauptwerk jedoch war der zartempfundene Ganymed, von dem das Alterthum rühmte, daß Jupiter in Adlergeſtalt ihn ſo umkrallt hielt, daß man ſah, er wolle den Liebling nicht verwunden. Außer den Reliefs vom Mauſoleum arbeitete er auch die Koloſſalſtatue des Mars in deſſen Tempel auf dem Felſen über dem Mauſoleum. Alt war er auch damals noch nicht, denn hernach finden wir ihn noch Alexander überlebend. Bryaxis war ebenfalls von Athen, ebenfalls noch jung, denn er hat gleichfalls nachher makedoniſche Portraits ausgeführt. Sehr alt war Skopas, als er am Mauſoleum arbeitete, denn ſeine Blüthe fällt nach Plinius bedeutend früher. Jedenfalls iſt er der intereſſanteſte von allen; ein Meiſter, den das Alterthum unter die allerhöchſten ſtellte, und von welchem dennoch bisher kein beglaubigtes Werk exiſtirte.

Wir können ſeine Mänade, welche das Viertel eines geſchlachteten Rehes in der einen, das Opfermeſſer in der andern Hand hält, auf mehreren Reliefs in Nachbildung wiederfinden; ſeine Niobegruppe haben wir nicht im Original, aber in würdiger Copie, und von der Venus von Milo, der ſchönſten erhaltenen Frauenſtatue des Alterthums, von der es ſo viele antike Nachbildungen giebt, iſt es zwar ganz außer Zweifel, daß ſie ein Original iſt; aber leider können wir (mit Waagen) bloß vermuthen, nicht beweiſen, daß Skopas der Meiſter derſelben ſei. Es wäre unſchätzbar, wenn der Schutt des Mauſoleums unzweifelhafte Originale von ſeiner Hand uns gerettet hätte.

Von Pythis, dem Bildhauer des koloſſalen Viergeſpanns auf der Spitze der Pyramide, war der Kunſtgeſchichte nichts weiter bekannt: er aber tritt nunmehr kraft der unzweifelhaften Werke ſeiner Hand mit einem Male unter die Sterne erſter Größe.

Endlich Praxiteles. Hat er am Mauſoleum gearbeitet oder nicht? Es iſt ſehr verhängnißvoll für ihn, daß Plinius ihn nicht nennt, und faſt ebenſo verdächtig, daß Vitruvius nach ihm, obwohl als zweifelhaft, noch einen fünften Künſtler, den Timotheos, nennt, der bei Plinius ganz beſtimmt an der Stelle des Praxiteles ſteht. Nun aber ſagen doch beide Schriftſteller, daß von den vier Seiten des Gebäudes je ein Künſtler eine übernahm; was ſollte der fünfte? Man muß daher wohl glauben, daß Praxiteles in der ſpätern Römerzeit ein ſo berühmter Name geweſen iſt, daß man ſich ihn bei ſolch einem ihm gleichzeitigen Hauptwerk wie das Mauſoleum nicht unbeſchäftigt denken konnte: grade ſo wie mehrere ausgezeichnete Werke in Rom, ſo namentlich die Niobegruppe, ihm ebenfalls von Manchen zugeſchrieben wurden, während andere Kenner ſie dem Skopas gaben.

In der That, die Sculpturen des Mauſoleums paſſen wenig in den Kreis der Aufgaben, welche Praxiteles ſich ſo gerne ſtellte: und bei ſeinem früherlangten Ruf hatte er Beſtellungen vollauf, um alles ihm nicht Wahlverwandte ablehnen zu können. Seine Satyrn, Aphroditen, Eroten und Apollo's ſind reizende Einzelfiguren geweſen, von höchſter Vollendung und Grazie in Darſtellung individueller Menſchheit; ſie hielten ſich auch im Maß der menſchlichen Größe, oft unter derſelben; das Koloſſale mied er. Ebenfalls lag ihm Kampf, wilde Bewegung, dramatiſcher Effect fern, Athleten hat er nie dargeſtellt, und von den kämpfenden Göttern nur einmal gelegentlich den Herkules. Seine Sphäre war die beglückte Ruhe der jugendlichen, ſinnlich ſchönen, im Genuß lächelnden oder dem Genuß entgegenträumenden Menſchheit. Solchem Sinne ſagte keine der Aufgaben am Mauſoleum zu: weder die zehn Fuß hohen Portraitſtatuen noch der Fries mit den wilden, faſt rohen Amazonenkämpfen in zorniger Thatkraft und mächtiger Bewegung; und ſelbſt die Höhe, in welcher dieſe Bildwerke dem Auge ſich zeigten, mußte einen Künſtler abſchrecken, der ſich die feinſte Vollendung zum Ziel geſetzt hatte, deſſen Werke von Nahem geſehen ſein wollen, deſſen Venus von Gnidos in einer Capelle ſtand, wo man ſie erſt von vorn beſtaunte und dann von der Prieſterin ſich auf die Rückſeite führen ließ, um auch des unvergleichlichen Rückens ſich zu erfreuen. Ja, wir dürfen techniſch noch mehr ſagen. Die Schule, welche die Bildwerke am Mauſoleum arbeitete, zeigt, wenigſtens in den Reliefs, ſchon ſtark zu der ſpätern Mode, die Glieder ſehr zu ſtrecken, die Extremitäten ſchlank und klein zu nehmen und beſonders den Kopf zu vermindern. Für den Effect in Gruppen iſt das nicht zu verwerfen, aber ſehr iſt es dem Geiſt des Praxiteles zuwider, dem das feinſte Studium der menſchlichen Form, die getreuſte Nachbildung der wirklichen Proportionen des Körpers im Umgang mit ſeiner Phryne und Kratina zur andern Natur geworden war.

Hinſichtlich der Bildwerke alſo, welche das Mauſoleum unterhalb der Pyramide, alſo den Theil, welchen Plinius das Pteron nennt, ſchmückten, halten wir an Plinius feſt und ſagen, daß Skopas (und zwar dieſer an der Oſtſeite), Leochares, Bryaxis und Timotheos hier gearbeitet haben.

Wenden wir uns nun zu dem Schwerſten unſrer ganzen Betrachtung, zu der Conſtruction des Gebäudes ſelbſt, ſo fällt uns, wenn wir an die griechiſche Tempelform gewöhnt ſind, ſofort die oben Alles abſchließende Spitze, und dieſe wiederum in der ſeltſamen Form der Stufenpyramide, auf. Und in der That, in allen Aufriſſen, die man vom Mauſoleum bisher theils nach den alten Schriftſtellern, theils nach den wirklichen Reſten gemacht hat, bleibt dieſe Pyramide auf einem viereckigen Unterbau dem abendländiſchen Gefühl widerſtrebend: ſie iſt, um es kurz zu ſagen, barbariſch, aſiatiſch, primitiv. Aber ſie paßt zum Geiſt jenes Landes. Kleinaſien war an der Küſte griechiſch, im Inlande blieb es national: ſemitiſch, phrygiſch, lydiſch, kariſch oder lykiſch. Im Oſten aber, außerhalb des Griechenthums, iſt die Pyramide eine uralt heilige Form; von Aegypten bis nach Babylon, von den Pagoden Indiens bis zu den lydiſchen Königsgräbern beherrſcht ſie die aſiatiſche Architektur. Durch ganz Phrygien ſind Grabmäler dieſer Art vertheilt; der hohe Tumulus, den König Gyges ſeiner Geliebten baute und den man von jedem Punkte Lydiens erblickte, hatte dieſe Form; nahe bei Halikarnaſſos, in des Mauſolus erſter Reſidenzſtadt Mylaſa, finden wir an einem freilich kleinlichen Denkmal eine Stufenpyramide keck, ohne weiteres Untergeſtell, auf zwölf griechiſche Säulen geſtützt; und als zweihundert Jahre ſpäter Simon Makkabäus nach dem glücklich vollbrachten Freiheitskampfe der Juden gegen Syrien ſeinen Eltern und Heldenbrüdern ein Monument in ihrer Vaterſtadt Modein errichtete, da fiel er wieder auf die Pyramidenform. Denn, wie das erſte Makkabäerbuch und Joſephus es erzählen, er baute ein Grab, von Monolith-Säulen umgeben und mit polirtem Marmor bekleidet, darauf ſtanden ſieben Pyramiden, eine gegenüber der andern: ein Werk, das ſeinen Grundplan vielleicht gradezu vom Mauſoleum erborgt hat. Ja, an dieſe Form wurde zuletzt auch das abendländiſche Auge gewöhnt. Als Hadrian, der in ſeinen Bauten alle orientaliſchen Formen nachahmte, für ſich ein Grabmonument entwarf, da fiel er natürlich auf das glänzendſte Vorbild, und die Engelsburg in Rom bewahrt noch in ihrem Umriß das Untergeſtell dieſer kaiſerlichen Pyramide. Der Unterſchied iſt eigentlich nur, daß Hadrian ſtatt eines viereckten Tempels einen Cylinder mit Säulen umſtellte und auf dieſen ſtatt einer vierſeitigen Pyramide einen Kegel aufſetzte. Sonſt war Alles wie in Halikarnaſſos: das viereckte Untergeſtell, mit Statuen beſetzt, hierauf ein Tempel von Säulen umgeben, dann der Kegel, vielleicht auch ein Viergeſpann mit der Statue des Kaiſers auf dem Wagen ſtehend. Ein Blick auf die Reſtauration dieſes Bauwerkes (z. B. in Guhl und Caspar's Denkmälern der Kunſt I. Taf. 28) wird Jeden überzeugen, wieviel der römiſche Architekt dem griechiſchen Muſter ſchuldig geworden iſt. Gewiſſermaßen drückte auch der Name dieſes aus; ſchon die Alten bemerkten, daß von dem Urtypus in Halikarnaß alle prachtvollen Grabmonumente den Namen der Mauſoleen empfangen hätten.

Am auffallendſten ſind die Zahlen bei Plinius, welche die Verhältniſſe der einzelnen Theile des Bauwerkes ausdrücken. Der

Theil, welchen er das Pteron nennt, hatte nach ihm 25 Ellen, das ſind $37\frac{1}{2}$ Fuß; denn der Cubitus der Alten iſt die Länge vom Ellbogen bis zur Spitze des ausgeſtreckten Mittelfingers. Die Pyramide, eingeſchloſſen das marmorne Viergeſpann, hatte dieſelbe Höhe wie das Pteron: das macht zuſammen 75 Fuß. Nun aber ſagt derſelbe Schriftſteller, daß die ganze Höhe des Mauſoleums 140 Fuß geweſen ſei; alſo iſt es klar, daß er eine dritte Dimenſion und folglich einen dritten Theil des Gebäudes unerwähnt gelaſſen hat. Aus Plinius allein ließ ſich alſo das Gebäude nicht reſtauriren, und alle nur auf ſeiner Angabe ruhenden Verſuche älterer und neuerer Zeit, daſſelbe zu zeichnen, mußten fehlſchlagen. Es wäre aber ſehr intereſſant, wenn die wirklich aufgefundenen Trümmer des Gebäudes dennoch mit den Maßen des Plinius übereinſtimmten und zugleich die fehlende dritte Dimenſion uns errathen ließen.

Noch verwirrender erſcheinen bei Plinius die Längen- und Breitenmaße. Das Pteron ſoll an der Nord- und Südſeite 63 Fuß lang geweſen ſein; die Weſt- und Oſtſeite waren, dies wird ausdrücklich geſagt, kürzer. Nehmen wir aber auch alle vier Seiten auf 63 Fuß an, ſo iſt der ganze Umfang immer nur 252 Fuß. Nun aber ſagt derſelbe Plinius, daß der ganze Umfang vielmehr 411 Fuß ſei. Indeſſen liegt hier die Vermuthung nahe, daß die kleineren Maße ſich nur auf den innern viereckigen Mauerkern oder auf das beziehen, was man bei einem Tempel die Cella nennen würde. Um dieſen ſtanden, wie wir wiſſen, 36 Säulen, und der Geſammtumfang von 411 Fuß kann ſich auf dieſe Säulenhalle beziehen. Es würde dann zwiſchen der Cella und den Säulen ein Gang von etwa 25 Fuß Weite übrig bleiben, was mit den Verhältniſſen anderer Bauwerke in Griechenland ſehr wohl übereinſtimmt.

Wie dem ſei, die Conſtruction des ganzen Bauwerks muß ungemein ſolid geweſen ſein; denn wir können den Beweis führen, daß wenigſtens 1500 Jahre lang das Gebäude ein Gegenſtand der Bewunderung geblieben iſt. Vier Jahrhunderte nach ſeiner Entſtehung ſchrieben Vitruvius und Plinius über daſſelbe. 150 Jahre nach Chriſtus erwähnt Lukian in der oben angeführten

Stelle aus den Geſprächen der Abgeſchiednen die Pferde und Männer, auf's Genauſte der Natur nachgeahmt und vom ſchönſten Stein, wie man kaum einen Tempel finden würde. Zu derſelben Zeit ſpricht der Reiſende Pauſanias von demſelben: die Römer, ſagt er, bewunderten es ſo ſehr, daß ſie alle ähnlichen Gebäude Mauſoleen nannten, und eben damals war ſchon in Rom, in Hadrian's Grabmal, eine prachtvolle Nachahmung entſtanden. Im vierten Jahrhundert nach Chriſtus erwähnt der Kirchenvater Gregorius von Nazianz des Mauſoleums. Im zehnten Conſtantin Porphyrogennetos, deſſen Worte beweiſen, daß es damals noch aufrecht ſtand; im elften Eudokia, welche jedoch erwähnt, daß es in einem Teiche liege; und im zwölften Jahrhundert Euſtathios, welcher die bezeichnenden Worte braucht: Es war und iſt noch jetzt ein Wunderwerk.

Grade auf dieſer Küſte von Kleinaſien iſt die Erhaltung eines hochgethürmten und künſtlich conſtruirten Bauwerks durch einen Zeitraum von fünfzehn Jahrhunderten ſchon an und für ſich ſelbſt ein Wunder, wenn wir an die entſetzlichen Erdbeben denken, denen grade dieſer Strich ausgeſetzt iſt. In Rhodos ſtürzte der große Sonnenkoloß auf der Hafenſpitze, der doch erſt nach dem Mauſoleum erſtanden iſt, bekanntlich ſchon nach 53 Jahren. Abermals wurde Rhodos 1481 von einer Reihe ſchrecklicher Erdbeben zwiſchen März und December heimgeſucht; mehrere Male ſtieg das Meer plötzlich zehn Fuß über ſeine gewöhnliche Höhe und wich dann um eben ſoviel unter dieſelbe, ſo daß Schiffe im Hafen verſanken. Jetzt, nach der abermaligen Kataſtrophe von 1856, iſt die Inſel, wie ein neuerer Reiſender ſagt, „in jeder Beziehung eine Ruine, ein Herd für Erdbeben, und die wenigen ſchönen Bauwerke, die noch ſtehen, ſind voller Riſſe.“ *) Nördlich von Halikarnaß, in Brouſſa, ſind die Moſcheen der erſten türkiſchen Sultane, erſt 600 Jahre alt, durch das letzte Erdbeben vom Jahr 1856 bereits niedergebrochen.

Allein auch hier giebt eine intereſſante Stelle bei einem alten Schriftſteller die Löſung an die Hand. Wie es in den ſüdameri-

---

*) Albert Berg, die Stadt Rhodus. (Deutſche Monatshefte, März 1858.)

kaniſchen Anden die ſogenannten Brücken giebt, Stellen, die in der Mitte von zwei Erſchütterungskreiſen doch ſelber von Erdbeben verſchont ſind, ſo ſcheint auch dieſe kariſche Halbinſel vielleicht Jahrtauſende lang eine Brücke zwiſchen den Erſchütterungskreiſen von Rhodos und Bithynien geblieben zu ſein: denn Tacitus (Annalen 4, 55) erwähnt die Lage von Halikarnaß als geſchützt vor Erdbeben. Die Bewohner der Stadt rühmten ſich nämlich in der Zeit des Tiberius (als elf Städte Kleinaſiens ſich um die Ehre eines neu zu erbauenden Tempels ſtritten), daß in ihrer Stadt ein Tempel ſchon 1200 Jahre auf lebendigem Felsboden ſtehe, ohne je durch einen Erdſtoß gelitten zu haben. Auch die Lage des Mauſoleums auf einer aus dem naturwüchſigen Felſen herausgehauenen Platte gab ihm größere Sicherheit: nach Klöden (Erdkunde 1, 181) ſind die Wirkungen der Erdbeben auf die auf feſtem Felsgrunde ſtehenden Häuſer ſtets weniger furchtbar als auf ſolche, die auf lockerem Boden ſtehen.

III. Der Verfall und die Zerſtörung des Mauſoleums.

Und doch kam auch für dieſen Platz einmal die Kataſtrophe. Wenn wirklich zur Zeit des Euſtathios (1170) das Mauſoleum in allen ſeinen Theilen, das oberſte Viergeſpann eingeſchloſſen, noch geſtanden hat, ſo muß in den folgenden zwei Jahrhunderten das Erdbeben Statt gehabt haben, durch welches die Natur mit wohlthätiger Grauſamkeit die Statue des Mauſolus zertrümmerte, um ſie der zerſtörenden Barbarenfauſt des Kriegshandwerks zu entziehen und für uns zu retten.

Denn nun, vom Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts an, beginnen in dieſen Gegenden die Kämpfe der Rhodiſerritter mit den Türken, Halikarnaſſos wird eine Ordensfeſte, und der Krieg, dem alle Mittel recht ſind, zerſchlägt die Werke des Geiſtes.

„Bei dem Verfall des römiſchen Reiches," ſagt Claude Guichard im Jahr 1581, „nachdem durch die Einfälle der Muhamedaner und Perſer ſo viele mächtige, reiche und wohlbevölkerte Städte geplündert und zerſtört waren, wurde auch die prächtige alte Stadt Halikarnaſſos gebrochen und in ein kleines Dorf oder Weiler verwandelt, das nur von der Gnade der Corſaren oder Seeräuber lebte und noch beſteht unter dem Namen Meſy. Als die Ritter des heiligen Johannes von Jeruſalem nach Rhodos ſich zurückzogen, fanden ſie dieſen Ort, der ſich zuerſt zeigt, wenn man von der Inſel gradeswegs zum Feſtlande ſegelt, ſeiner Natur nach gut zu vertheidigen und ſehr bequem, um Aſien zu beherrſchen, Proviant aus allen jenen Ländern zu ziehen und die Einfälle der Piraten von der Türkei und von Aegypten her zu verhindern. Alſo bauten ſie auf der rechten (d. h. weſtlichen) Spitze des Hafens, wo vorzeit der Tempel der Venus und des Mercur geſtanden hatte, ein Schloß, das man noch heute dort ſieht, welches ſie befeſtigten und Tour St. Pierre nannten: angelockt, wie ich glaube, zum Bau der Feſtung an dieſer Seite (obwohl die andere Spitze eine feſtere Poſition darbot) durch den Vorzug der ſchönen und kryſtallhellen Quelle Salmakis, welche an dieſem Orte floß."

Auch den Urheber und die Zeit dieſes Bauwerkes, ſowie leider auch das Material, aus dem er baute, kennen wir vollkommen genau. Die barbariſche Hand, die zuerſt das Mauſoleum abtrug, war eine deutſche.

Nach dem Verluſt von Cypern beſetzten die Johanniter im Jahre 1309 die Inſel Rhodos, die letzte Eroberung der Kreuzzüge. Ihre Macht wurde bald durch die großen über alle chriſtlichen Länder vertheilten Güter vermehrt, welche ihnen aus dem Nachlaß der Tempelherren zufielen. Unter den ſogenannten Zungen des Ordens nahm die deutſche ſtets einen ehrenvollen Rang ein; die Annalen der letzten Belagerung vom Jahre 1522 verweilen auf ihren Heldenthaten. Eine der kriegeriſchen Großwürden des Ordens fiel ihnen zu; wie der ſogenannte Türkendreſcher (Turcomastix), d. h. der General der Reiterei, ſtets aus der engliſchen Zunge gewählt wurde, ſo war der Bailli des Ordens immer ein Deutſcher. Der Bailli hatte die Aufſicht über die Feſtungswerke, alſo war es natürlich, daß der Bau des neuen Schloſſes von Sanct Peter, am Hafen von Halikarnaſſos, einem deutſchen Ritter zufiel.

Auch der Geſchichtſchreiber der letzten Belagerung, der als

Augenzeuge ſie mit erlebt hatte, war, wo nicht in unſerm Sinne ein Deutſcher, jedenfalls in den damaligen Grenzen des deutſchen Reichs geboren. Jacob Fontanus, Rechtsgelehrter aus Brügge, der ſich ſelbſt den Titel Appellationsrichter des heiligen und adligen Ordens von Jeruſalem und des Volks von Rhodos beilegt, verfaßte ſofort nach der Landung der Ritter in Europa ſein Werk von dem rhodiſchen Kriege. Es erſchien zwei Jahr nach den Begebenheiten, 1524, zu Rom, dem Papſt Clemens VII. dedicirt. Von einem angeſehenen Manne verfaßt, lebendig und mit genauer Sachkunde geſchrieben, wurde das Buch, ſo lange das romantiſche Intereſſe an dieſem heldenmüthigen Kampfe fortdauerte, in ganz Europa viel geleſen und in mehrere Sprachen überſetzt.

„Als bei der Belagerung," ſagt Fontanus, „in der Stadt Männer und Kriegsvorräthe zu mangeln anfingen, brachten Schiffer Hülfstruppen und Proviant von den umliegenden Inſeln und aus den Feſtungen Lindus, Manolitum, Feraclum und Petrea, welche letztere aus den Ruinen von Halikarnaß und den Pyramiden des Mauſolus-Grabmals, das unter den ſieben Weltwundern ſehr berühmt war, Heinrich Schlegelholt, ein deutſcher Ritter, zu bauen anfing, als Tamerlan Aſien angriff und den Sultan der Türken, Bajazeth, welcher zuvor in der berühmten Schlacht von Nikopolis die Ungarn und den Herzog Johann von Burgund geſchlagen hatte, in Ketten legte." Die Schlacht bei Ankyra, wo Tamerlan den Bajazeth beſiegte, fand 1402 ſtatt; der Bau der Petersfeſte fällt ſomit in die erſten Jahre des fünfzehnten Jahrhunderts.*)

Die Familie der Schlegelholt muß auch ſonſt mit dem Orden enge verbunden geweſen ſein: der achtzehnte Großprior von Deutſchland, der dies Amt von 1459 bis 1466 bekleidete (Falkenſtein, Geſchichte des Johanniterordens II, 132) hieß Johann von Schlegelholz. Aus welchem Theil von Deutſchland ſie ſtammten, habe ich nicht ermitteln können. Der Name Petrea, oder vielmehr Arx petrea, iſt nichts als eine lateiniſche Form für das italieniſche Torre di San Pietro, und man vermuthet, daß aus der türkiſchen Entſtellung des Wortes der Name Budrum hervorgegangen iſt, mit welchem die Einwohner jetzt die Feſtung und die umliegende neue Stadt bezeichnen. Der mittelalterliche Name Meſy ſcheint gänzlich verſchwunden zu ſein.

---

*) Ex arcibus Lindo, Manolito, Feraclo, Petrea (quam ex ruinis Halicarnassi, piramidibusque Mausoli sepulchri, inter septem Orbis miracula nominatissimi, struere coepit Henricus Seleghelholt eques Germanus, dum Tamberlanus invaderet Asiam, coniiceretque in vincula Baraxetum Turcarum regem, qui prius Pannonios et Ioannem Burgundiae ducem insigni apud Nicopolim praelio profligaverat), praeterea ex insulis Co, Lero, Calymnia, Nisero. In der Ausgabe hinter dem Werke des Chalkokondylas, Baſel, heißt er Schlegelholt. Italieniſche Ueberſetzung des Sanſovino, Venedig 1545: Selegeloltth.

Noch in demſelben Jahrhundert, wo dies Schloß gebaut war, machte der venetianiſche Admiral Peter Mocenigo einen Kriegszug gegen die Türken, welcher von 1472 bis 1474 dauerte. Dieſem Zuge hatte ſich ein Dalmatier, Coriolano Cepio, angeſchloſſen, ein aufmerkſamer und claſſiſch gebildeter Beobachter, welcher ſpäter dieſe Begebenheiten in einem kleinen lateiniſchen Buch beſchrieb. Die venetianiſche Armee kam auch nach Halikarnaſſos und beſtand vor den Mauern des Ortes ein Gefecht mit den umwohnenden türkiſchen Hirten. Cepio erwähnt das Mauſoleum, deſſen Reſte er unter den Trümmern der antiken Stadt noch erkennbar fand. Das Caſtell des heiligen Petrus, damals eine ſtarke Feſtung, war der einzige Platz, den die Chriſten noch auf dem Feſtlande von Kleinaſien behaupteten. Aus den umliegenden türkiſchen Gebieten flüchteten daher zahlreiche Chriſtenſclaven dorthin. Cepio erzählt, daß die Einwohner jede Nacht über fünfzig Hunde vor den Stadtthoren herumlaufen ließen und rühmt, wie geſcheidt dieſe Beſtien geweſen ſeien. Kam ein Feind, ſo zerriſſen ſie ihn; einen flüchtigen Chriſten aber empfingen ſie freundlich und führten ihn, ſagt Cepio, mit lautem Beifall (cum applausu) an das nächſte Stadtthor. Ich hätte es darauf nicht riskiren mögen. In der Stadt hatte man beſonders Mangel an Holz, da Feinde rings herum wohnten. Die Leute auf den Dörfern waren faul und trieben nur Viehzucht; nur die Frauen arbeiteten und woben (wie noch heut) ſo viele Teppiche, daß über den eigenen Verbrauch hinaus ſie ihre Waaren verkauften.

Und nun nähern wir uns der Zeit, wo die heranrückende letzte Belagerung von Rhodos dem Orden alle Kräfte anzuſpannen gebot. Das Jahr 1522 ſah Beides, den Abbruch des Mauſoleums und den Fall des Ordens.

Claude Guichard, Doctor der Rechte aus Lyon, verfaßte um 1570 ein gelehrtes Buch unter dem Titel: Funerailles et diverses manières d'ensevelir des Romains, Grecs et autres nations, tant anciennes que modernes, Lyon 1581, und in dieſem giebt er, außer der oben ſchon ausgezogenen Stelle, einen ſo graphiſchen Bericht von der Aufdeckung der Grabkammer, daß ich ihn in wörtlicher Ueberſetzung mittheilen will.

„Im Jahr 1522, als Sultan Soliman ſich zum Angriff auf Rhodos rüſtete, da der Großmeiſter die Wichtigkeit dieſes Platzes (Halikarnaſſos) kannte, und daß der Türke nicht verfehlen würde, ihn wo möglich ſofort beim erſten Anlauf zu beſetzen, ſchickte er etliche Ritter dahin, ihn zu repariren und Alles in Ordnung zu bringen, was man den Feind abzuſchlagen gebrauchte: unter welchen Rittern der Commandeur de la Tourette von Lyon war, welcher ſich nachher bei der Einnahme von Rhodos befand und nach Frankreich kam, wo er von Dem, was ich nunmehr ſagen will, dem Herrn d'Alechamps (einem franzöſiſchen Philologen) einen Bericht gab: einem Herrn, durch ſeine gelehrten Schriften genugſam bekannt, und den ich hier nur nenne, damit man wiſſe, woher ich eine ſo merkwürdige Geſchichte habe. Als die Ritter in Meſy angekommen waren, gaben ſie ſich ohne Verzug daran, das Schloß befeſtigen zu laſſen; und da ſie in der Nachbarſchaft keine beſſern Steine, noch an einem gelegenern Platze, zum Kalkbrennen fanden, als gewiſſe Stufen von weißem Marmor, welche ſich treppenförmig mitten auf einem Acker, nahe beim Hafen, erhoben, da wo einſt der Hauptplatz von Halikarnaſſos war: ſo ließen ſie dieſelben abbrechen und für dieſen Zweck verwenden. Da man den Stein gut fand und das wenige Gemäuer über der Erde zu Ende war, ließen ſie tiefer graben, in der Hoffnung, mehr zu finden. Damit ging es ihnen ſehr glücklich, denn ſie fanden bald, daß je tiefer man grub, deſto breiter nach unten das Gebäude wurde, welches ihnen hernach nicht nur zum Kalkbrennen, ſondern auch zum Bauen die Steine lieferte. Nach vier oder fünf

Tagen, nachdem ſie viel abgedeckt hatten, ſahen ſie eines Nachmittags eine Oeffnung, als ſollte man in eine Höhle hinabſteigen: ſie nahmen Kerzen und ſtiegen hinein, wo ſie einen ſchönen viereckigen Saal fanden, der ringsumher mit Marmorſäulen verziert war, die Baſen, Capitelle, Architrave, Frieſe und Geſimſe in Halbrelief ausgehauen und geſchnitzt. Die Zwiſchenräume der Säulen waren verkleidet mit Streifen, Liſſenen oder „plattes bandes“ von buntfarbigem Marmor, mit Ornament und Sculptur geſchnitzt, in Uebereinſtimmung mit dem übrigen Werk und ſchön abgehoben von dem weißen Grund der Mauer, woſelbſt man lauter gemeißelte Figurenſtücke (histoires) und allerlei Schlachten in Halbrelief ſah. Als ſie dieſes zuerſt angeſtaunt und in ihrer Phantaſie die Merkwürdigkeit der Arbeit erwogen hatten, zerbrachen und zerſtörten ſie es, um es zu gebrauchen, wie ſie das Uebrige gebraucht hatten. Außer dieſem Gemach fanden ſie nachher eine ſehr niedrige Pforte, welche in ein anderes wie in eine Antichambre führte, wo ein Grabmal war, mit ſeiner Vaſe und ſeinem Wappen (? tymbre), von weißem Marmor, ſehr ſchön und wunderbar ſchimmernd, welches ſie, da ſie keine Zeit hatten und das Zeichen zur Retraite ſchon war gegeben worden, nicht aufdeckten. Als ſie am folgenden Morgen wiederkamen, fanden ſie das Grab aufgewühlt und die Erde rund herum überſtreut mit einer Menge kleiner Fetzen von Goldbrokat (drap d'or) und Goldplättchen (paillettes, kleine durchbohrte und kreisrunde Plättchen, zum Sticken gebraucht), daher ſie vermutheten, daß die Corſaren, welche damals dieſe ganze Küſte entlang kreuzten, nachdem ſie Wind von dieſer Entdeckung bekommen, in der Nacht ſich herbeigemacht und den Deckel abgehoben hätten, und man glaubt, daß ſie daſelbſt große Reichthümer und Schätze gefunden haben. Alſo iſt dieſes prächtige Grabmal, das für eines der ſieben Weltwunder galt, nachdem es der Wuth der Barbaren entgangen und 2247 Jahre (die Zahl iſt falſch, es ſind 1875 Jahre) aufrecht, oder doch in den Ruinen der Stadt Halikarnaſſos verborgen geſtanden, entdeckt und zur Reparatur des Schloſſes Sanct Peter zerſtört worden durch die Kreuzritter von Rhodos, welche aber bald darauf von da und allgemach aus ganz Aſien von den Türken ſind vertrieben worden.“

Einmal, nach faſt neunzehn Jahrhunderten, ſahen Menſchenaugen dieſe Pracht — ſie beſchauten ſie eine müßige Viertelſtunde hindurch, und dann wurde ſie Kalk!

Die Menſchheit iſt unendlich reich in ihren Strebungen, aber die Einzelnen ſind beſchränkt durch ihre einſeitigen Energien. Dieſe Ritter hatten *ein* Ziel: den Türken zu jagen; auch dieſes Ziel war tapfrer Männer würdig, und ſie haben es als Helden verfolgt. Was galt ihnen Mauſolus und die alte Heidenpracht?

So vandaliſch aber auch dieſe Zerſtörung war, ſo blieb in der Bruſt der Ritter doch ein Wunſch übrig, ſo viel zu retten, als die Eile des Augenblicks und die eigene Sicherheit erlaubte. Wahrſcheinlich ſchon damals (doch kann es möglicherweiſe ſchon beim erſten Bau durch Ritter Schlegelholt geſchehen ſein) wurden nämlich einzelne Tafeln des Frieſes als eine Art Trophäe oder Verzierung in die Mauern des Schloſſes eingefügt. Nicht Tafeln aus einem innern Gemach; denn die erhaltenen Friesplatten ſind ihrem ganzen Stile nach auf Verzierung einer Außenſeite berechnet. Die meiſten dieſer Spolien ſchmückten den innern Schloßhof des Peterscaſtells; zwei Tafeln aber wurden an der Außenſeite des Hauptthurms, welcher ſich kühn aus dem Meer erhebt, eingemauert. Daſſelbe geſchah mit mehreren gleichfalls aus den Ruinen herſtammenden Löwenbüſten. In dieſem Zuſtande gingen die Sculpturen mit dem Schloſſe des h. Petrus und dem ganzen Territorium des Ordens am 1. Januar 1523 in die Hände der Türken über. Es wurde den Reiſenden in neuerer Zeit ſchwer, zu den Sculpturen im innern Hofe des Caſtells vorzudringen, da die Türken den Eintritt ungern gewährten. Die Sculpturen an der Außenſeite des Thurms aber ſah Profeſſor Ludwig Roß aus Athen noch im Jahre 1844, auf ſeiner Reiſe nach den griechiſchen Inſeln, auf ihrer Stelle. Er mußte ſich zu dieſem Zwecke in einem Boote an den Fuß des Thurmes rudern laſſen. Hier ſah er vier Friesplatten in anſehnlicher Höhe eingemauert; über ihnen zwei ſehr ſchöne Löwenbüſten, die ihn an die Löwenköpfe der lykiſchen Sarkophage erinnerten; von einer andern Seite des Thurmes blickten noch zwei andere Löwenköpfe auf die See hinaus. Roß ſchlug damals der preußiſchen Regierung vor, in Conſtantinopel

Schritte zur Erwerbung dieſer Kunſtwerke zu thun, allein ſie waren bereits in engliſchen Beſitz übergegangen. Sir Stratford Canning (ſpäter Lord Stratford de Redcliffe), engliſcher Geſandter bei der Pforte, erhielt die Sculpturen von dem Sultan zum Geſchenk. Er gab ſie ſeinerſeits der engliſchen Nation, und im Jahre 1846 wurden die elf zu Budrum eingemauerten Friesplatten losgebrochen und nach London in's britiſche Muſeum gebracht. Sie hatten, wie ſich denken läßt, ſehr gelitten; namentlich fehlen die Köpfe der Figuren faſt gänzlich.

Bei dem lebhaften Verkehr, welcher zur Zeit des Ordens zwiſchen jenen Gegenden und Italien beſtand, wo man im ſechzehnten Jahrhundert alles Antike wohl zu ſchätzen wußte, iſt es nicht zu verwundern, daß eine vereinzelte Tafel des Frieſes ſich nach Genua verirrte, wo ſie lange Zeit im Pavillon der Villa Negroni aufbewahrt wurde. Das Sammler-Auge unſrer Landsmännin, der Frau Mertens-Schaaffhauſen von Bonn, erkannte den Zuſammenhang dieſer Tafel mit den übrigen jetzt in London aufgeſtellten. Ein Gypsabguß der Negroniſchen Tafel im britiſchen Muſeum ergab unzweifelhaft durch Größe wie durch Stil die Zuſammengehörigkeit mit den Platten aus dem Peterscaſtell, und das Muſeum hat ſeitdem die Platte bei Negroni erworben und mit den übrigen Platten wieder vereinigt.*)

IV. Die neue Ausgrabung des Mauſoleums.

Die Stelle des Mauſoleums ſelbſt war indeſſen ſeit der Zerſtörung der Grabkammer im Jahre 1522 nicht mehr aufgegraben worden, ja, es herrſchten ſogar Zweifel über den Platz, wo man die Trümmer zu ſuchen hätte. Budrum iſt jetzt eine Türkenſtadt; den ganzen Raum zwiſchen dem Hafen und den vulcaniſchen Höhen im Norden deſſelben nehmen moderne Häuſer ein, die von großen Gärten umgeben ſind. Sowohl die Häuſer als die Trennungsmauern der Gärten enthalten zahlreiche Marmorblöcke, die Gärten ſind meiſtens mit Feigen bepflanzt. Außerdem iſt die Oberfläche des Bodens durch Natureinflüſſe vielfach verändert worden: der Regen hat große Maſſen von Dammerde von den nördlichen Höhen heruntergeſchwemmt und die tiefern Gegenden der alten Stadt damit ausgefüllt. Die großen Terraſſen, auf welchen die antiken Hauptgebäude ſtanden, erheben ſich mit ihren natürlichen Felſenmauern oder künſtlichen Quaderconſtructionen an einigen Stellen nur noch ein paar Fuß über den neuen Alluvialboden. An einer Stelle haben die Nachgrabungen erſt nach Bewältigung einer zwanzig Fuß tiefen Schicht Dammerde auf das antike Straßenpflaſter geführt.

---

*) Vgl. Friedländer, Schickſale antiker Kunſtwerke, Deutſche Monatshefte, Febr. 1858. S. 544.

Ueber die Lage des Mauſoleums herrſchten daher noch vor wenigen Jahren die verſchiedenſten Anſichten. Ein engliſcher Schiffscapitän, Herr Spratt, der in den vierziger Jahren ſich vielfach mit Unterſuchung des Platzes beſchäftigte, verlegte das Mauſoleum auf eine Erhöhung grade nördlich vom Caſtell San Pietro, ein wenig öſtlich vom Hafen. Roß dagegen entſchied ſich bei ſeinem Beſuch in Budrum vom Jahre 1844 für eine mehr nordweſtlich, dicht unter den vulcaniſchen Hügeln gelegene Plattform, wo ſich unzweifelhafte Fundamente eines großen Bauwerks, und ſogar auf der Oberfläche ioniſche Säulentrümmer zeigten. Beide hatten ſich getäuſcht. Das Mauſoleum lag auf einer niedrigeren Stelle, grade unter dem ſüdlichen Abfall der letzterwähnten Plattform. Auf dieſe Stelle konnte ſo leicht Niemand verfallen, weil grade ſie durch Anſchwemmung rings herum ſo ausgefüllt war, daß ſie dem Auge nicht mehr als eine Terraſſe erſchien.

Seit vielen Jahren hatte Herr Charles Newton ſich mit Unterſuchungen über das Mauſoleum beſchäftigt: ſein Aufſatz im Claſſical Muſeum vom Jahre 1848, von welchem Gerhard dem gelehrten deutſchen Publicum einen Auszug gab, iſt ein Meiſterſtück vollſtändiger und beſonnener Forſchung; auch giebt er zum erſtenmal die wirkliche Lage des Mauſoleums richtig an. Gewiß war Niemand beſſer als Newton befähigt, das große Werk der Ausgrabung zu leiten, welches er endlich als britiſcher Vice-Conſul von Mitylene im Jahr 1856 begann, und deſſen glänzende Reſultate jetzt vorliegen in den 1858 aufgeſtellten Sculpturen, und in Newton's großem illuſtrirten Werke, welches 1862 u. d. T.

A history of discoveries at Halicarnassus, Cnidus and Branchidae in zwei Bänden erſchienen iſt.

Die engliſche Regierung hat ihren Beamten mit der dort landesüblichen großartigen Liberalität unterſtützt. Sie ſtellte zu der Unternehmung zwei kleine Kriegsſchiffe, die Gorgo und die Dampfcorvette Deſperate, endlich noch ein drittes Schiff, die Supply, um Proviſionen zu bringen und die Fragmente zu verladen; die Mannſchaften arbeiteten beim Ausgraben mit. Die Koſten waren ſehr bedeutend: viele türkiſche Häuſer mußten angekauft und abgetragen werden; wo das nicht anging, führte man Minen unter fremdem Eigenthum hin. Anfangs hatte man auch noch die Vorurtheile der moslemiſchen Bevölkerung zu beſiegen; ſpäter jedoch trat zwiſchen den Seeleuten, welche die Ausgrabungen vorzüglich bewerkſtelligten, und den Türken von Budrum ein freundliches Verhältniß ein.

Um eine Idee von dem Reichthum des kleinaſiatiſchen Bodens als Fundgrube von Antiquitäten zu geben, wollen wir zuerſt diejenigen Fünde ausſondern, die mit dem Mauſoleum nichts zu ſchaffen haben.

Zunächſt zwei Gegenſtände aus der ſpätern römiſchen Periode. Nordweſtlich von der Stelle, wo man nachher das Mauſoleum entdeckte, fanden ſich unglaubliche Maſſen kleiner Figuren, jede fünf bis acht Zoll hoch, von gebrannter Erde. Manche derſelben waren ganz übereins, ſo daß ſie in einer Form gepreßt erſchienen. Nahe dabei lagen ganze Ladungen unglaſirter römiſcher Lampen. Die Thonfigürchen waren ſortirt, ſo daß die gleichen Nummern immer zuſammen lagen, wie in einer Fabrik oder in einem Verkaufsladen; übrigens ſind ſie handwerksmäßig gearbeitet und nur durch ihre große Zahl merkwürdig. Mehr als 200 derſelben ſind in's britiſche Muſeum abgeſandt worden. Lampen und Figürchen ſcheinen der Periode zwiſchen Auguſt und Hadrian anzugehören.

In einem Garten weſtlich vom Mauſoleum unterſuchte man die Trümmer eines noch über der Erde ſichtbaren Gebäudes in ſpätem und ſchlechtem doriſchem Stil, das ſich durch ſeine reichen Moſaikfußböden ſofort als eine römiſche Villa erwies. Dieſe Villa iſt hernach ganz ausgegraben worden; alles was ſich von

Moſaiken zu ſehr zerſtört fand, erhielt man wenigſtens in colorirten Photographien; die beſten Stücke aber wurden abgeſägt und kamen nach England: ein ganzes Zimmer, vierzig Fuß lang und zwölf Fuß breit, iſt, in einzelne Kiſten gepackt, in's britiſche Muſeum gelangt. Im Ganzen bedeckten dieſe Moſaiken, die ſich über eine Menge von Zimmern verbreiten, eine Fläche, deren Länge von Oſten nach Weſten hundertundachtzehn Fuß, die Breite von Norden nach Süden neunundachtzig Fuß betrug. Dem Stil nach ſind dieſe Moſaiken nicht älter als Hadrian, und ergehen ſich in den gewöhnlichen römiſchen Muſtern, mit einer Menge von bildlichen Darſtellungen der verſchiedenſten Gegenſtände zwiſchen den Einfaſſungen. Sehr merkwürdig iſt jedoch, daß einzelne Räume ganz abweichende, und zwar griechiſche Muſter hatten; es ſcheint daher, daß die römiſche Villa theilweiſe auf den Grundmauern eines ältern Gebäudes errichtet worden iſt, und man die noch gut erhaltenen Moſaiken beibehalten hat.

Unter dieſem römiſchen Fußboden machte man einen ſehr intereſſanten Fund. An einer Stelle war er eingeſunken, und hier lag in einem Loche eine in zwei Stücke gebrochene weibliche Figur. Sie hatte dem römiſchen Baumeiſter nebſt einer Menge andern Schuttes nur zur Ausfüllung unter dem Moſaikboden gedient: alſo ein Stück antiken Vandalismus. Dieſe Figur iſt jetzt auch im Muſeum. Ihr Stil iſt von allen Sculpturen des Mauſoleums durchaus verſchieden. Sie hat nur die natürliche Größe; die raſche, ja heftige Bewegung, das fliegende Gewand, die überſchlanken und jugendlichen Formen erinnern vielmehr an die berühmten (jedoch feinern) Nereiden oder Tänzerinnen von dem Harpagusmonument aus Xanthos; eine Verwandtſchaft, die auch Newton ſofort erkannte. Auch dieſe Figur tanzt. Das Obergewand iſt ſo geſchnitten, daß es, wie jetzt noch in Oſtindien, grade den Buſen frei läßt, welcher dann mit einem ganz dünnen Gewande bedeckt iſt. Beide Arme ſind vom Leibe weggeſtreckt, der rechte Fuß tritt vor, der andere folgt ſchwebend, das Gewand flattert, unten in einer Maſſe ſchlecht verſtandener, unrein gezeichneter Falten nach. Blickt man von dieſem übelproportionirten, ſchlecht drapirten Mädchen hinüber zu der danebenſtehenden weiblichen Coloſſalſtatue vom edelſten Faltenwurf, ſo begreift man, daß dieſe einheimiſche Schule, wie ſie ſich im benachbarten Lykien ausgebildet hatte, vor den glänzenden Werken der fremden Athenienſer raſch in Verachtung fiel.

Nunmehr nahm Newton diejenige Terraſſe vor, welche, nordöſtlich und landeinwärts vom Hafen gelegen, von Capitän Spratt als die Stelle des Mauſoleums angenommen war.

Am 1. December 1856 begann er hier die Nachgrabung. Nördlich auf dieſer Plattform lagen große Säulenſtücke offen zu Tage. Man fand bald ſchöne griechiſche Moſaikfußböden; die einzelnen Stückchen des Moſaiks ſtaken in einem Mörtel von zerſtoßenem Marmor, darunter lag ein gemeineres Cement, von zerſtoßenen Ziegeln und Kalk. Man fand hier auch viel bemalten Stuck und dünne Marmortafeln, welche zum Verkleiden der Wände gedient hatten. Das Ganze ſchien ein Palaſt geweſen zu ſein, und da Plinius bemerkt, daß Ziegelwände mit Marmor verkleidet zuerſt im Palaſt des Mauſolus vorgekommen ſind, ſo läge der Gedanke nahe, hier jenes berühmte Gebäude anzuſetzen. Allein der Palaſt des Mauſolus lag dicht am Meer auf der öſtlichen Hafenſpitze, und wir müſſen uns daher beſcheiden, über jenes Gebäude auf Spratt's Plattform nichts weiter beſtimmen zu können. Wiſſen wir doch aus Inſchriften, daß in Halikarnaſſos noch lange nach ſeinen glänzenden Tagen und zu einer Zeit, wo es einmal mit dem ägyptiſchen Ptolemäer-Reiche verbunden war, verſchiedene glänzende Gebäude für öffentliche Zwecke errichtet worden ſind.

Jetzt hätte die nördlichſte Terraſſe, wo Roß das Mauſoleum vermuthete, in Angriff ſollen genommen werden, allein der Zufall wollte, daß die dort wohnenden Türken zuviel für ihre Häuſer forderten. Erſt ſpäter ergab ſich, daß hier nicht das Grabmal, wohl aber der Marstempel geſtanden hatte. So begann Newton im Januar 1857 am ſüdlichen Fuße dieſer Terraſſe zu graben, an einer Stelle, wo der engliſche Architekt Donaldſon, ſpäter Profeſſor der Architektur an der Londoner Univerſität, ſchon vor mehreren Jahren die Trümmer eines prachtvollen ioniſchen Gebäudes gefunden hatte; auch waren die Haus- und Gartenmauern hier ganz mit Fragmenten eines feinen pariſchen Marmors durchbaut. Es entſchied ſich raſch, daß man hier auf der rechten Stelle ſei. Man entdeckte Fragmente deſſelben Frieſes, der längſt in London war, man fand einen coloſſalen Arm und Stücke eines der Löwen grade ſo wie die im Caſtell. Die Oberflächen waren überall beſſer erhalten als auf dem Londoner Fries. Die Säulen zeigten an der Baſis einen Durchmeſſer von drei Fuß neun Zoll, am obern Ende drei Fuß einen Zoll, und waren den Säulen vom Tempel zu Priene auffallend ähnlich, den der Baumeiſter des Mauſoleums errichtet hatte. Die architektoniſchen Ornamente zeigten noch vielfache Spuren von Bemalung, Zinnober und Ultramarin, oder Farben von gleicher Intenſität.

Hier kam denn auch bald der erſte große Fund zu Tage, eine große coloſſale Reiterſtatue von weißem Marmor, außerordentlich ſchön. Das Pferd muß im Bäumen geweſen ſein: ein Vorderhuf hat nie auf einem Fußgeſtell geſtanden, während ein Hinterhuf ſich feſt an eine Platte drückt. Der Rumpf des Pferdes iſt vollſtändig erhalten; unter dem Bauche iſt ein großer Marmorblock weggebrochen, welcher der coloſſalen Maſſe offenbar ebenſo als Unterſtützung diente, wie die altarähnlichen Untergeſtelle es den gleichfalls bäumenden Pferdecoloſſen vom Monte Cavallo thun. Der Kopf des Pferdes und der ganze Obertheil des Reiters fehlt. Die Beine ſind mit den morgenländiſchen Anaxyrides oder perſiſchen Hoſen bekleidet. Aber die Figur iſt keine Amazone, denn die linke Hand, welche, feſt zur Fauſt geballt, das Pferd kraftvoll zurückreißt und ſo zum Bäumen bringt, iſt keine Frauenhand. Dunkel bleibt das Motiv des rechten Armes, da Kopf und Oberkörper fehlen: man möchte glauben, daß die Geſtalt Mauſolus ſei, der mit ſeinem Speer einen am Boden liegenden Feind durchbohrt. Trotz der ſtarken Beſchadigung athmet dieſe Gruppe, wie ſie jetzt wieder im Muſeum in der Stellung des bäumenden Pferdes aufgeſtellt iſt, das höchſte Leben. Sie muß unter Dach geſtanden haben, denn man ſieht keine Verwitterung, vielmehr iſt auf der Bruſt des Pferdes noch jeder Meißelſchlag deutlich zu unterſcheiden. Auf der Croupe des Thieres ſoll der griechiſche Buchſtabe S (Σ) ſtehen.

Bald ergaben ſich auch Aufſchlüſſe über das Fundament des

Mauſoleums. Der Fels erſchien zu einer regelmäßigen Platte ausgehauen, als ein **Bette**, um die Grundmauern zu legen. Auf dieſe Weiſe war ein mächtiges Viereck in den lebendigen Felſen eingetieft, welches jetzt zwei bis ſechzehn Fuß unter der Oberfläche der umliegenden Felder liegt. Wo an den Rändern der Fels verſagte, da iſt der Einſchnitt als eine Mauer von mächtigen länglichen Blöcken fortgeſetzt. Indeſſen bot der Fels für dieſen gewaltigen Raum nicht überall eine gleiche Höhe. Einzelne Stellen ſind daher tiefer ausgehauen, aber ſo, daß die Oberfläche jeder einzelnen Plattform immer ganz wagerecht liegt. Dann aber ſind die tiefern Plattformen mit einem Pflaſter von großen flachen Blöcken deſſelben Steines ausgefüllt, welches an den tiefſten Stellen mehrere Lagen hat. Alle Platten dieſes Pflaſters ſind einen Fuß dick; manche ſind abgeräumt, denn die Rhodiſer nahmen für den Bau des Caſtells außer dem Marmor auch dieſe Steine des Pflaſters. Wo aber die letztern noch feſtliegen, da erſcheinen ſie noch jetzt durch eiſerne Klammern zuſammen gehalten. Das Geſtein, aus welchem das Pflaſter und der ganze dem Mauſoleum unterliegende Fels beſteht, bezeichnet Newton als einen groben grünen Stein; ob er aber damit einen Kalkſtein oder den vulcaniſchen ſogenannten Grünſtein, eine Art Baſalt, meint, geht aus ſeinen Berichten nicht hervor. Unter dem gewaltigen Pflaſter iſt der Fels von einer Menge unregelmäßig gehauener, enger Gänge durchzogen, in denen man brunnenähnliche Vertiefungen gefunden hat: vermuthlich Abzugsröhren für den Regen. Ueber dem Pflaſter endlich liegt eine Maſſe von Schutt, und in dieſem haben ſich die meiſten Sculpturfragmente gefunden. Schon am 3. April 1857 war man ſo weit, die ausgetiefte Plattform völlig berechnen zu können, denn mit Ausnahme des nordöſtlichen Winkels war ſie damals abgeräumt. Die weſtliche Seite hatte 110, die ſüdliche 126 Fuß; der ganze Umfang alſo 472 Fuß.

An der weſtlichen Seite des Fundamentbettes findet ſich eine Treppe von zwölf Stufen, in den lebendigen Fels gehauen, welche vom Abhang des Theaterhügels zu dem Mauſoleum herabführte. Die ganze Treppe lag unter einer Maſſe Erde, von den nordweſtlichen Hügeln herabgeſchwemmt, welche auf der unterſten Stufe zwanzig Fuß tief war. Zwiſchen dem Fuß der Treppe und der Weſtſeite des Vierecks fand man viele Alabaſterkrüge von bedeutender Größe und Schönheit, wie man ſie im Alterthum unter dem Namen Alabaſtra für Narden und köſtliche Salben gebrauchte. Ebenfalls Figürchen von gebrannter Erde und Ochſenknochen, vielleicht, wie jene Krüge, mit Todtenopfern zu Ehren des Mauſolus zuſammenhängend. Die Felſentreppe wird alſo gedient haben, die Leiche, vielleicht in feierlichem Zuge, den Theaterhügel hinab in ihre Gruft zu tragen, denn an dieſer Stelle war der Hauptzugang zur Grabkammer. Hier fand ſich ein Stein von ungeheurer Schwere höchſt planvoll und unerſchütterlich in die Mauer befeſtigt. Newton veranſchlagt den Stein auf zehn Tonnen oder zweihundert Centner. Er hat Rinnen an den Seiten, in welche Falze oder Leiſten der Nachbarſteine ſchließen, und muß auf ſeinem Platze mit Maſchinerie eingeſenkt worden ſein wie ein Fallgatter. Einmal auf ſeiner Stelle, iſt er dann mit ehernen Riegeln befeſtigt worden. Dieſe Riegel ſitzen in ehernen Löchern, welche in Marmorblöcke eingelaſſen ſind. Aehnliche Erfindungen, um die letzte Wohnung der Todten gegen Raub zu ſichern, findet man in ägyptiſchen Pyramiden. Die Sorgfalt dieſer Vorrichtung läßt wohl keinen Zweifel, daß hinter dieſem Steine, alſo unmittelbar über der Plattform, die Grabkammer des Königs geweſen iſt. Wenn alſo die Ritter von Rhodos im Jahre 1522 von oben in dieſe Grabkammer eindrangen, ſo muß das durch einen innern Gang geſchehen ſein, der, urſprünglich nur Wenigen bekannt, dazu gedient haben mag, die prächtige Todtenkammer zu beſuchen, nachdem ſie durch die Senkung des großen Steines von der Außenwelt abgeſchloſſen war.

Manches beſtätigt dieſe Anſicht über die Lage der Grabkammer im unterſten Geſchoß des Gebäudes. Lag die Grabkammer unten, ſo mußte man ſie vor durchſickerndem Regen ſchützen. Nun aber kommt grade unter dem großen Stein hervor ein Seitencanal, der ſich durch ein Gitter von Erz in den großen Waſſerabzug ergoß, welcher das ganze Gebäude umlief. Dieſes Gitter fand man noch auf ſeinem Platze, und es iſt jetzt im britiſchen Muſeum: eine Bronzeplatte, welche eine von kleinen Löchern, wie eine Seihe, durchbrochene Vertiefung hat. Noch überzeugender wird dieſes durch den Umſtand, daß unmittelbar hinter dem großen Steine die ſchönſte und merkwürdigſte der ſämmtlichen Alabaſtervaſen, nur in wenige Stücke zerbrochen, ſich gefunden hat. Dieſe Vaſe hat nämlich eine doppelte Inſchrift: die eine in Hieroglyphen, eingeſchloſſen in jenen ungefähr ovalen Rahmen, der überall in ägyptiſcher Kunſt einen Pharaonennamen umſchließt; die andere iſt vorderaſiatiſche Keilſchrift in drei Zeilen, ſehr fein eingeritzt, und dieſe wird von Sir Henry Rawlinſon als Khshayarscha naga wazarka, d. h. „Xerxes der Großkönig“ geleſen. Wie kommt eine Vaſe aus des Xerxes Zeit, alſo damals 130 Jahre alt, in das Grab des kariſchen Königs? Müſſen wir nicht annehmen, daß ſie ein altes heilig gehaltenes Andenken der Familie war, vielleicht ein Geſchenk jenes Xerxes an die erſte Artemiſia, die ihm die Kinder gerettet hatte nach der fürchterlichen Meeresſchlacht? Wie aber hätte ſich von einem ſolchen Schatze die Wittwe des Mauſolus getrennt, wäre es nicht zum Zwecke geweſen, dem geliebten Todten grade das Allerwerthvollſte als Mitgabe in die Gruft zu gönnen? Seltſam iſt ja doch auch die Uebereinſtimmung, daß die Ritter von Rhodos am Sarge des Mauſolus wirklich eine Vaſe ſtehen ſahen — und könnte ſie nicht in jener wilden Nacht, als die Räuber in Eile und Furcht den Sarg aufbrachen, von den Letztern überſehen oder kurzweg zerſchlagen worden ſein?*)

Wir ſahen oben, daß das Felsbett, in welches die Fundamente des Mauſoleums eingefügt waren, laut Newton's letztem Bericht vom 10. December 1857 ganz abgeräumt war. Innerhalb desſelben, und zwar nach allen vier Rändern hin, haben ſich theils

---

*) Nur noch zwei andre Vaſen ſind bekannt, auf denen Keilſchrift mit Hieroglyphen zuſammen vorkommt. Eine, die Vaſe des Grafen Caylus, zeigt Keilſchrift in drei Sprachen, begleitet von einer Ueberſetzung in Hieroglyphen, ebenfalls: Xerxes der Großkönig. Die andre eine ägyptiſche Vaſe von grauem Porphyr, im Schatz der St. Marcuskirche in Venedig; auch dreiſprachige Keilſchrift und Hieroglyphen, lautend: Artaxerxes (vermuthlich Ochus) der Großkönig. Es iſt merkwürdig, daß ſchon vor der Entzifferung der Keilſchrift Sir Gardener Wilkinſon, der bekannte Aegyptiolog, in den Hieroglyphen der Vaſe den Namen Artaſhariſha geleſen hatte.

Friesplatten, theils mächtige Stücke von coloſſalen Statuen, ſowohl männliche als weibliche, jedoch keine Götterbilder, gefunden. Es iſt folglich klar, daß das Mauſoleum ſelbſt, an deſſen Außenſeite dieſe Sculpturen geſtanden haben, nicht ganz ſo groß geweſen iſt als ſein Felsbett, denn ſonſt müßten dieſe Sculpturen über das letztere hinausgefallen ſein. Zugleich erklärt dieſer Umſtand vielleicht die merkwürdige Nachricht der Eudokia, daß das Mauſoleum in einem Sumpfe angelegt ſei. Sicherlich nicht von Anfang, das beweiſen die Bodenverhältniſſe; aber Eudokia hörte wohl die Glocken läuten und wußte nicht wo ſie hingen. Daß zu ihrer Zeit, ungefähr 1000 Jahre nach Chriſtus, die Umgebung moraſtig war, iſt nicht unmöglich. Alle Canäle unter dem Gebäude, die einſt zum Abzug des Waſſers gedient hatten, fand Newton mit angeſchwemmter Erde angefüllt. Sobald dieſer Zuſtand eintrat, mußte ſich das Waſſer auf der Oberfläche des Pflaſters um das Gebäude herum anſammeln, bis endlich die fortwährende Anſchwemmung alle Umgebungen mit Erde zudeckte. Wirklich ſcheinen auch einige der Coloſſal-Statuen, beſonders die von der Südſeite und zum Theil von der Oſtſeite, lange Zeit im Waſſer gelegen zu haben, daher ihre Oberfläche ſtark abblätterte. Jedenfalls ergiebt ſich aus einzelnen Fundorten, daß rings um das Gebäude, außer den Reliefs des Frieſes, eine Menge ganzer Statuen ſtand, und zwar in beträchtlicher Höhe, denn ſonſt würden ſie nicht ſo ſehr vom Falle gebrochen ſein. An welcher Stelle des Gebäudes aber ſie angebracht waren, werden wir ſpäter ſehen.

Einige der neugefundenen Reliefs des Frieſes ſind viel beſſer erhalten als die zugehörigen Stücke aus dem Caſtell zu Budrum. Die Köpfe haben eine Feinheit der Behandlung wie eine Münze oder eine Camee. Ganz herrlich ſind vier Platten, welche man in einer Linie, und zwar entlang der öſtlichen Front des Mauſoleums, entdeckte. Eine dieſer Platten iſt ſechs Fuß lang, die andern ſind kürzer. Der Gegenſtand iſt hier, wie auf dem ganzen Fries, die Amazonenſchlacht, und beſonders zwei Amazonen, die eine ſtehend, die andere rückwärts vom Roß kämpfend, ſind von hinreißender Schönheit und Lebendigkeit. Sie ſind zugleich ſo wohl erhalten, daß ſie gewiß nie von dem Platze bewegt worden ſind, wo ſie einmal lagen. Und da nun Plinius ſo beſtimmt als möglich ſagt, daß Skopas an der öſtlichen Front gemeißelt habe, ſo haben wir hier ein zuverläſſiges, und zwar das erſte ganz zuverläſſige Werk von der Hand dieſes großen Meiſters.

Alles, was wir bisher berichteten, bezieht ſich auf Gegenſtände, entdeckt auf dem Fundamentboden des Gebäudes ſelbſt. Allein noch ein unerwarteter und höchſt bedeutender Fund iſt übrig, der auf einer Stelle gemacht wurde, wo gewiß Niemand ihn ſich hätte träumen laſſen.

Als Newton an der Nordſeite des Bauwerkes über das Fundamentbett hinaus graben ließ, ſtieß man auf eine regelmäßig gebaute Mauer von den ſchönſten weißen Marmorquadern, welche der Nordſeite des Fundamentbettes genau parallel lief. Dieſelbe Mauer wurde ſpäter auch an der Oſtſeite entdeckt und ergab ſich als eine, vermuthlich das ganze Gebäude umlaufende Einfaſſung, in Uebereinſtimmung mit einer Notiz bei Hyginus, daß der Peribolos, das heißt die das Mauſoleum umgebende Einſchlußmauer, 1300 Fuß im Umfang gehabt habe. Natürlich bot dieſe Mauer ſpätern Geſchlechtern noch mehr als das ſolide Hauptgebäude einen bequemen Steinbruch, und ſie ſcheint deshalb an keiner Stelle mehr vollſtändig, doch mag ſie etwa zehn Fuß hoch geweſen ſein.

Hiermit noch nicht begnügt, ging Newton mit den Ausgrabungen an der Nordſeite auch noch über dieſe Mauer hinaus, und da ſtieß man plötzlich auf eine Maſſe von flachen Blöcken, mit vielen Statuen dazwiſchen. An der Stelle, wo der größte Haufe dieſer Marmorfragmente ſich fand, war die Mauer erſichtlich nach Außen gewichen. Die Blöcke zeigten ſich ſofort als Stücke der Pyramide, die Statuen als Fragmente des großen Viergeſpanns, welches einſt die Spitze der letzteren krönte.

Dort fand man erſtens ein gewaltiges Roß in zwei Stücken, oder vielmehr Stücke von zwei verſchiedenen Pferden, einige Hufe, den Pferdekopf in zwei Stücken, deren jedes noch das eherne Gebiß mit ſeiner Roſette und einen Streifen Bronze enthielt, der einſt, wohl in Nachahmung des Lederwerks, vom Gebiß nach dem Ohr herauflief; Stücke von den Speichen der Räder und von der Deichſel des Wagens. Ob das Stück eines bärtigen Kopfes, in alterthümlichem Stile, eine Zierrat am Wagen geweſen, iſt ungewiß. Den Schwanz des großen Pferdes brach man etwas ſpäter aus einer modernen Gartenmauer heraus, die nicht weit von dem großen Fragmenthaufen zwei Felder ſchied.

Zweitens mehrere Löwen, faſt vollſtändig, und ſchön erhalten, ſowie ein Leopard über Lebensgröße von der Schulter bis zum Schweif. Er iſt ſo groß wie die Löwen, die Behandlung gleicht ſehr der des großen Pferdes, und Newton vermuthet, daß Beide von derſelben Hand ſeien. Der Leopard hat an der Seite einen Zapfen, vermuthlich um ihn mit einer Gruppe zu verbinden. Die Flecken ſind ſeltſam gezeichnet; tiefe, aber unregelmäßige Linien bilden ſpitzwinklige Vierecke über das ganze Fell. Ohne Zweifel ſind einſt dieſe Flecken durch Bemalung kräftiger hervorgehoben worden. Denn Bemalung iſt bei dieſen Figuren außer Zweifel: die Zunge des Pferdes und eines der Löwen fand man noch beim Aufgraben roth. Dieſe Thiere ſind meiſterlich gearbeitet und darauf berechnet, in einer großen Höhe geſehen zu werden. Damit ſtimmt überein, daß ihre Ausführung minder glatt iſt als an den andern Sculpturen.

Drittens einige coloſſale weibliche Figuren, alle in feine Gewänder drapirt, nebſt mehreren Frauenköpfen, die jedoch nicht zu den Torſos zu gehören ſcheinen.

Endlich viertens einen Mannskopf über-lebensgroß, oder vielmehr, ſtrenggenommen, drei Viertel des Geſichtes, wovon der Hinterkopf abgeſprungen war. Dieſes Stück iſt unverletzt, mit Ausnahme eines kleinen Bruches an der Seite der Naſe. Auch hier waren Farbenſpuren im Augenwinkel und Naſenloch übrig. Es lag nahe, hier den Kopf des Mauſolus zu vermuthen, und dies hat ſich beſtätigt.

Fünftens zwei Säulenköpfe, einer davon ein Eckcapitell von der nordweſtlichen Ecke des Gebäudes, ein Beweis, daß letzteres auf den vier Winkeln keine Pfeiler, ſondern Rundſäulen gehabt hat. Auch noch einige Löwenköpfe, die aber nicht zu freiſtehenden Löwen, ſondern als die gewöhnlichen Waſſerſpeier zu dem Dachgeſims des Gebäudes gehört hatten.

Einzelnes von dieſen Maſſen lag nicht weniger als 44 Fuß von der Nordgrenze des Fundamentbettes. Seltſamerweiſe fanden ſich zur ſelben Zeit an der Südſeite in 32 Fuß Entfernung vom Rande des Bettes große Stücke eines Rades von dem großen Wagen. Zwiſchen beiden einſt zuſammengehörigen Theilen, den Speichenſtücken an der Nordſeite, dem Rad an der Südſeite, lag ein Zwiſchenraum von 150 Fuß. Hiernach iſt es klar, daß eine ſchwingende Bewegung das Viergeſpann nebſt einem großen Stück der Pyramidenſpitze nach Norden hinuntergeſchleudert hat; dort ſchlug die ganze Maſſe auf die marmorne Einfaſſungsmauer, die vor dem Stoß nach Norden auswich, und bettete ſich dann an der Außenſeite. Ein Rad blieb auf der Plattform ſtehen und ſtürzte damals oder ſpäter nach Süden herab. Dies muß geſchehen ſein, ehe man das Caſtell von Budrum zu bauen anfing, alſo vor 1400. Angeſchwemmte Erde, bald von den folgenden Geſchlechtern zu Gärten und Feldern verwendet, deckte den nördlichen Trümmerhaufen, und da über die Umfaſſungsmauer des Gebäudes hinaus gewiß Niemand Steine oder Schätze vermuthete, ſo blieb dieſer Trümmerberg undurchwühlt bis auf unſre Tage. Newton, von der Wichtigkeit ſeines Fundes ſofort überzeugt, ſammelte auch das kleinſte Fragment dieſer Trümmer von der Nordſeite und ſchickte es in beſonders numerirten Kiſten nach England. Dadurch iſt das Wunderwerk gelungen, die wichtigſte Figur der ganzen Gruppe des Viergeſpanns, obwohl aus mehr als fünfzig Fragmenten, faſt ganz vollſtändig wieder herzuſtellen.

Was aber war es, wodurch das Viergeſpann ſtürzte und, eine der langen Seiten der Pyramide herunterrollend, ſo weit in die Felder hinausgeſchleudert wurde? Newton denkt an ein Erdbeben: die eine Schwingung hat dann wohl den Wagen nach Norden, die nächſte das Rad nach Süden geſchleudert. Ich glaube, ein Blitzſtrahl, dem die 140 Fuß aufragende Pyramidenſpitze gewiß ſehr ausgeſetzt war, konnte dieſelbe Wirkung hervorbringen. In einem Hauſe unweit Mancheſter verſchob der Blitz am 6. Auguſt 1809 eine Mauer zwiſchen einem Keller und einer Ciſterne, die drei engliſche Fuß dick und zwölf Fuß hoch war, ſo daß der verſchobene Theil an einer Seite vier Fuß, an der andern neun Fuß aus ſeiner Lage entfernt war. Man berechnete das Gewicht dieſer verſchobenen Backſteine auf 500 Centner, und dies war eine ſolide Mauer, nicht eine luftig geſtellte Gruppe von Statuen.*)

Kehren wir auf dieſem Punkte noch einmal zu Guichard's Erzählung von der Plünderung der Grabkammer im Jahr 1522 zurück. Seine Worte zeigen, daß damals der größte Theil der Pyramide noch ſtand, denn als man anfing, den zu Tage anſtehenden Marmor für Kalk wegzubrechen, da wurden die Stufen nach unten zu breit und breiter, was nur bei der Pyramide, nicht bei der viereckigen Cella der Fall ſein konnte. Damals, ſo ſcheint es, verſchwand der Ueberreſt der Pyramide ganz, und um ſo höher iſt der Glückszufall anzuſchlagen, der uns ſo viele Stufen von der Spitze der Pyramide rettete, ehe die ſyſtematiſche Zerſtörung begann.

Denn dieſe Pyramidenſtufen gewähren uns eine mathematiſch ganz zuverläſſige Berechnung der Höhe, Länge und Breite der Pyramide, woraus dann wieder die wichtigſten Angaben für die Reconſtruction des ganzen Unterbaus ſich ergeben.**)

Alle Blöcke der Pyramide haben die gleiche Dicke von $11\frac{3}{4}$ Zoll; die Breite iſt mit ſtrenger Regelmäßigkeit entweder zwei oder drei Fuß; die Länge wechſelt, iſt aber meiſt gegen vier Fuß. Die eine der langen Seiten, diejenige, welche $11\frac{3}{4}$ Zoll breit iſt, iſt jedesmal ganz polirt, die anliegende Langſeite iſt nur halb polirt; jene bildet die Stufe, dieſe mit ihrem polirten Theil den Tritt der Stufe; der nicht polirte Theil diente, um auf ihn die nächſt obere Stufe aufzulegen. Wo je zwei nebeneinander liegende Blöcke zuſammenſtoßen, um ſich zur Stufe zu verbinden, hat jeder ein Rändchen in der Form eines halben Spitzbogens, dies ſchloß ſich an das Rändchen des Nachbarſteins und bildete mit ihm eine Art Spitzdach, um den Regen am Einſickern zwiſchen die Platten zu verhindern. Die Steine jeder Stufe wurden mit kupfernen Zapfen feſt aneinander geſchloſſen. Jede Platte war außerdem mit der obern und untern durch genau gehauene Vertiefungen verbunden, in welche der Falz der Deckplatte ſchloß. Wir hörten, daß einige Stufen eine Breite von zwei Fuß, andere von drei Fuß hatten. Dieſes gab auf den breiteſten einen Tritt von 21 Zoll, auf den ſchmaleren von 17 Zoll. Der Grund dieſer Verſchiedenheit war, daß zwei Seiten der Pyramide etwas kürzer geweſen ſind als die andern; da nun an den kürzern Seiten die Pyramide auch nur vierundzwanzig Stufen hatte, ſo mußten die Stufen an den langen Seiten raſcher auſteigen, die Tritte folglich minder breit ſein. Dieſes iſt vollſtändig erwieſen, da ſich mehrere Eckplatten gefunden haben, welche den Tritt an einer Seite breiter als an der anliegenden andern haben. Man hat alſo die Pyramide ganz bequem und mit völliger Sicherheit hinaufſteigen können; die Stufen waren nicht ganz einen Fuß hoch, auf den ſchmalen Seiten 21 Zoll und ſelbſt an den längſten Seiten 17 Zoll breit. Die Pyramide ſtieg bei Weitem nicht ſo jäh empor wie eine gewöhnliche Treppe: auf einem ſicheren Pferde hätte man ſie hinaufreiten können. Sehr wahrſcheinlich konnte man alſo bis zum Viergeſpann kommen, und es von der Plattform, auf der es ſtand, ganz in der Nähe beſehen.

---

*) Deutſche Monatshefte, Februar 1858, S. 536.

**) Das Folgende, ſoweit es ſich auf die Maße bezieht, entnehme ich faſt ganz aus dem Briefe des Genie-Lieutenant R. M. Smith, d. d. Budrum, 1. Juni 1857. Sein Aufriß des Gebäudes iſt künſtleriſch ſchwach, aber die mathematiſche Berechnung höchſt ſcharfſinnig.

Sobald wir nun feſtſtellen können, wie lang und breit dieſe Plattform und wie hoch das Viergeſpann geweſen iſt, ſo haben wir alle Dimenſionen der Pyramide genau bis auf einen Zoll herunter.

Das große Pferd im britiſchen Muſeum iſt 10 Fuß lang, und aus der Größe des Rades vom Wagen des Mauſolus läßt ſich ſchließen, daß Wagen und Pferde zuſammen 20 Fuß Länge hatten. Geben wir 2 Fuß an jeder Seite zu, ſo ſtellt ſich die Länge auf 24 Fuß. Da die Pferde bei einem antiken Viergeſpann alle nebeneinander ſtehen, ſo iſt für die Breite der Plattform 18 Fuß nicht zu viel. Die Höhe der Gruppe kennen wir mathematiſch genau, ſeitdem die Statue des Mauſolus von den Arbeitern im Muſeum vollſtändig zuſammengeſetzt worden iſt. Das Rad hat 7 Fuß 7 Zoll im Durchmeſſer; Mauſolus ſtand auf der Achſe, alſo, den Boden des Wagens eingerechnet, 3 Fuß 8 Zoll vom Boden. Die Figur iſt nicht ganz 10 Fuß hoch, etwa 9 Fuß

9 Zoll, aber 10 Zoll müſſen wir zugeben, ſo dick iſt die Marmorplatte, auf der das ganze Viergeſpann ſtand; ein Stück derſelben mit einem Pferdehuf zeigt es. Das giebt zuſammen eine Höhe von 14 Fuß und 3 Zoll.

Nun die Dimenſionen der Pyramide. Die Weite der Tritte, 1 Fuß 9 Zoll an den zwei ſchmalen Seiten, giebt uns die Länge der Pyramide. Aus Plinius wiſſen wir, daß 24 Stufen da waren, das macht auf jeder Seite 42 Fuß, zuſammen 84 Fuß. Hierzu müſſen wir jedoch die Länge der Plattform addiren, auf der das Viergeſpann ſtand. Dieſe wird 24 Fuß ſein; die Länge der Pyramide iſt alſo 108 Fuß.

Ebenſo geben uns die Tritte der Stufen auf den Langſeiten die Breite der Pyramide. Jeder Tritt iſt hier 1 Fuß 5 Zoll breit, ebenſo viel auf der entgegengeſetzten Seite, das macht zuſammen 68 Fuß, und mit der Plattform, deren Breite wir 18 Fuß annahmen, iſt alſo die Breite 86 Fuß. Der Umfang der Pyramide am untern Ende, da wo ſie auf dem Pteron aufruhte, war demnach 388 Fuß.

Endlich die Höhe. Jede Stufe iſt $11\frac{3}{4}$ Zoll hoch, und 24 Stufen ſind es geweſen. Das macht $23\frac{1}{2}$ Fuß. Fügen wir dieſem die Höhe des Viergeſpanns mit 14 Fuß 3 Zoll hinzu, ſo haben wir für den ganzen Theil des Mauſoleums oberhalb des Pterons 37 Fuß 9 Zoll. Nun ſagt Plinius auf das Allerbeſtimmteſte, daß dieſe Höhe 37 Fuß 6 Zoll geweſen ſei; eine Uebereinſtimmung, die an das Wunderbare grenzt.

Schreiten wir nun von dieſem mathematiſch zuverläſſigen Reſultat zu den Dimenſionen der untern Theile des Mauſoleums herab, ſo meldet Plinius, daß das Pteron ebenfalls $37\frac{1}{2}$ Fuß hoch geweſen ſei. Schon vor vielen Jahren war der große Architekt, Richard Cockerell, der die Figuren von Aegina fand und mit Baron Stackelberg den berühmten Fries von Phigalia ausgrub, auf daſſelbe Reſultat gekommen. In den griechiſchen Säulenordnungen ſind (mit kleinen Abweichungen je nach der Entſtehungszeit der einzelnen Bauwerke) die Verhältniſſe der einzelnen Theile der Ordnung genau beſtimmt und geregelt. Aus jenen Friesplatten, die 1846 nach London kamen, berechnete Cockerell in einem

Briefe an Newton, der im Classical Museum von 1848 abgedruckt iſt, die Höhe des Pterons, Säulen und Gebälk zuſammengenommen, gleichfalls auf 37¹/₂ Fuß. Jetzt ſind wir mit Stücken von jedem einzelnen Theile der Ordnung verſehen: mit Säulentrommeln vom obern und untern Ende der Säulen, mit Capitellen und Baſen, mit Architrav, Fries und Geſims, und die Rechnung ſtimmt zum dritten Mal.

Das Einzige, was hier noch unklar bleibt, iſt folgender Umſtand, dem jeder Architekt wird Rechnung tragen müſſen, welcher eine Reſtauration des Gebäudes zu zeichnen unternähme.

Das Viergeſpann kann ſchwerlich direct auf der Plattform der oberſten Stufe geſtanden haben; man hätte es dann nur aus ziemlicher Ferne ſehen können, es würde auch gegen die Maſſe des Gebäudes verſchwunden ſein. Sicher war es daher auf ein beſondres Piedeſtal mit ſenkrechten Wänden aufgeſetzt, und dieß Piedeſtal ſtand über der oberſten Stufe der Pyramide: ungefähr ſo wie man auch auf einem Marktplatz eine Gruppe auf einen hohen Unterſatz aufſtellt.

Pyramide und Pteron waren zuſammen 75 Fuß hoch, allein da die geſammte Höhe des Mauſoleums nach Plinius 140 Fuß betrug, ſo bleibt noch eine dritte Dimenſion zu beſtimmen. Unzweifelhaft wurde ſie von einem maſſiven Unterbau eingenommen, denn einen ſolchen finden wir an den ioniſchen Gebäuden Kleinaſiens, beſonders wenn ſie Denkmale, nicht Tempel ſind, als eine ganz gebräuchliche Sache. Solch einen Unterbau hat das reizende Harpagosmonument von Xanthos, und ganz in der Nähe, in des Mauſolus Geburtsſtadt und früherer Reſidenz Mylaſa, zeigt eine kleine Nachbildung des Mauſoleums dieſelbe Dreitheiligkeit: erſt einen ſoliden, wenig verzierten Unterbau, dann eine Säulenſtellung, endlich die Pyramide. Die Eleganz und Leichtigkeit des ioniſchen Stils verlangt ſolchen Unterſatz, damit die zarte Säule nicht unmittelbar dem Boden entſprieße. Auch in Athen ſteht der ioniſche Tempel der ungeflügelten Siegesgöttin hoch in der Luft, und das Monument des Lyſikrates mit den eleganten korinthiſchen Säulchen, welches, beiläufig geſagt, dem Mauſoleum faſt gleichzeitig iſt, hat wiederum ſeine entſprechenden drei Theile.

Für Grabmonumente empfahl ſich dieſe Form noch im Beſonderen, indem dieſer feſte Mauerkern für die Gruft die größtmögliche Sicherheit darbot; und wie in Mylaſa die Grabkammer in dieſem Unterbau lag, ſo kann es nach den obigen Unterſuchungen über den ungeheuren, zu ebener Erde liegenden Schlußſtein wohl keinem Zweifel mehr unterliegen, daß auch Mauſolus in dieſem Unterbau und nicht, wie man früher vermuthete, in der Cella des zweiten Geſchoſſes geruht hat. Dieſer Stereobat beſtand aus dem grünen Stein des Bodens, der ſich noch in großen Maſſen von Quadern auf einigen Stellen des obenerwähnten Pflaſters findet. Aus ſeinen Maſſen dürfte der größte Theil des Caſtells von Budrum urſprünglich gebaut worden ſein. Vielleicht war er ganz mit Marmorblöcken bekleidet, aus denen wohl auch die Cella beſtand; auf dem Caſtell iſt eine ganze Mauer mit dieſen Marmorblöcken gebaut. Wie hoch man den ganzen Unterbau annehmen will, hängt von der Höhe ab, die man dem Piedeſtal des Viergeſpanns oben auf der Pyramide zutheilt.

Auf dieſem Unterbau erhob ſich nun das Pteron, deſſen ſechsunddreißig Säulen auf dem Rande des erſtern aufſtiegen, und über dem Gebälk dieſer Säulen lag die unterſte Stufe der Pyramide. Die letztere hatte, wie wir oben ſahen, 388 Fuß im Umfang. Nimmt man an, daß die Säulenfüße des Pterons drei Fuß vom obern Rande des Unterbaues einwärts ſtanden, ſo ergiebt ſich für den Umfang des Unterbaues die Summe von 412 Fuß. Und dies ſind die Worte des Plinius: „Das Mauſoleum hat einen Geſammtumfang von 411 Fuß.“

Solch einen ungeheuren Block von Mauerwerk aber, wie dieſen Unterbau, hätte das Alterthum, wenigſtens das griechiſche, ſchwerlich ohne alle Sculpturverzierung gelaſſen. Man hat daher angenommen, daß jener berühmte Fries mit den Amazonenkämpfen um dieſen Unterbau umhergelaufen ſei. Dies iſt unmöglich. Die Zeichnung dieſes Frieſes, wie ich unten zu beweiſen hoffe, thut dar, daß er auf eine große Höhe berechnet war. Auf alle Fälle muß doch über den Säulen des Pterons ein Fries geweſen ſein, und dieſer Raum, wo Bildwerk am ſchönſten ſich zeigt, den die alten Architekten ausdrücklich den Bilderträger (Zophoros) zu nennen pflegten, der ſollte beim Mauſoleum, dem ſo verſchwenderiſch mit Bildwerk geſchmückten, nichts als eine nackte Marmorplatte geweſen ſein! Und da wir doch Stücke von ſämmtlichen architektoniſchen Theilen haben, wie könnte dieſer an 400 Fuß lange Fries gänzlich verſchwunden ſein? Endlich paßt nach der obigen Berechnung des Herrn Cockerell die Höhe der Friesplatten in London wie in Genua genau zu einer Säulenordnung von 37½ Fuß Höhe. Wollte man ſagen, daß dieſe Reliefs in einer Höhe von beiläufig 100 Fuß nicht mehr erkennbar geweſen, ſo muß hier erwähnt werden, daß ſie bemalt geweſen ſind, wie man unter den neugefundenen Friesplatten von der Hand des Skopas noch deutlich an der innern Seite eines Schildes wahrnimmt.

Und doch hat auch der Unterbau ſeine Bildzierden gehabt. Es finden ſich nämlich, obwohl durchaus nicht zahlreich, Fragmente eines größern Frieſes, Reiter, Wettrennen, Kriegsſcenen. Daß dieſer Fries mehr gelitten hat als der obere, iſt natürlich, da die Zerſtörung des Monuments in der chriſtlichen Zeit vielleicht ſchon ſehr früh anfing, und dann gewiß an der bequemſten Stelle, nämlich der Marmorbekleidung des Unterbaues begann, während der äußere Fries des Pterons, ſo lange überhaupt das Gebäude noch aufrecht ſtand, durch ſeine Höhe geſchützt war.

Leicht ergiebt ſich nun die Stelle für den größern Theil der coloſſalen ſtehenden und ſitzenden Statuen, welche rund um das Gebäude ſich gefunden haben. Sie ſtanden auf dem Rande des Unterbaues, zwiſchen den Säulen des Pterons: eine Anordnung, die ſich auch, grade ſo wie der doppelte Fries, an dem Harpagosmonumente von Xanthos wiederholt. Ihre Höhe von acht bis zwölf Fuß hat ein gutes Verhältniß zu den etwa doppelt ſo hohen Säulenſchäften, zwiſchen welchen ſie ſtanden.

Schwierig bleibt die Frage, wo die zahlreichen Löwen geſtanden haben. Sie ſind gut, aber doch mehr handwerklich gearbeitet als die andern Figuren, und ihre große Anzahl beweiſt, daß ſie nur als Ornament, nicht als ſelbſtſtändige Theile von Gruppen gedient haben. Herr Cockerell, von dem auf der Ausſtellung der Londoner Akademie von 1858 eine Phantaſie-Darſtellung des Mauſoleums ſich befand, ordnete ſie auf kleinen Poſtamenten über einer Art von Attica an, die er zwiſchen das Gebälk des Pterons und die Pyramide legt. Sehr auffallend bleibt es, daß einige Löwen und der große Leopard ſich jenſeits der nördlichen Einfaſſungsmauer, unter den Trümmern der Pyramidenſpitze und des Viergeſpanns gefunden haben. Sollten ſie als königliche Begleitthiere auf der Plattform neben dem Wagen geſtanden haben, wie man ſie wohl auf Darſtellungen der alten Pharaonen findet? Auch die weiblichen Torſos, von derſelben Stelle, beweiſen, daß ganze Figuren noch über den Säulen müſſen in der Luft geſtanden haben: vielleicht beſiegte Städte auf den vier Ecken der unterſten Pyramidenſtufe, wie man denn ſolche Geſtalten auf einer Treppenpyramide auf der Rückſeite einer (allerdings zweifelhaften) Münze ſieht, deren Vorderſeite den Kopf der Artemiſia zeigt.

So bleibt nur noch die letzte Frage übrig: wie konnte die Pyramide auf dem Pteron ruhen? Das Pteron war eine Säulenhalle und hatte, wenn wir die Säulen in gleichen Zwiſchenräumen auf die früher berechnete Fläche des Unterbaues vertheilen, elf Säulen an den langen, neun Säulen an den ſchmalen Seiten. Dieſe Säulen umſtanden einen feſten innern Mauerkern, die Cella, und auf dieſen ſcheint ſich die Angabe des Plinius zu beziehen, daß die Länge dreiundſechzig Fuß, die Breite etwas kleiner geweſen ſei. Der ſchwerſte, mittlere Theil der Pyramide nebſt dem Viergeſpann ruhte daher ſicher genug auf der ſoliden Cella und durch ſie auf dem maſſiven Unterbau. Die Säulen und das Dach der Colonnade, zwiſchen ihnen und der Cella, hatten nur die nach unten leichter werdenden Pyramidenſtufen zu tragen. Wie aber dieſes Dach zwiſchen Säulen und Cella gegen den Druck der doch immer nicht unbeträchtlichen Laſt geſichert worden iſt, das läßt ſich nur vermuthen. Der engliſche Genie-Lieutenant Smith, der ſich an Ort und Stelle um die Berechnung der Dimenſionen großes Verdienſt erworben hat, nimmt an dieſer Stelle ein leichtes Spitzbogengewölbe an, ſo daß die letzten Stufen nach unten gar keinen feſten Mauerkern mehr haben. So ſeltſam dies nach den herkömmlichen Begriffen antiker Architektur erſcheinen mag, wird es doch durch das Beiſpiel einer ähnlichen Conſtruction in dem naheliegenden Mylaſa beſtätigt. Ja, bei einem Architekten von ſo ausgebreiteten Kenntniſſen wie Pytheos hat es nichts Unwahrſcheinliches, anzunehmen, daß die ganze Pyramide ſammt der Cella inwendig hohl, und nach dem Princip des zuckerhutförmigen Schatzhauſes von Mykene conſtruirt geweſen.

Laſſen wir nun zum Schluß noch einmal das Geſammtbild des reichen und zierlichen Werkes vor unſrer Phantaſie emporſteigen. Die Höhe iſt nur zwanzig Fuß mehr als die Länge. Innerhalb einer weitabſtehenden marmornen Einſchlußmauer erhebt ſich, auf die mächtigen Blöcke des Fundamentbettes breit hingelagert, das coloſſale Rechteck des Unterbaues, in der Größe und den Verhältniſſen eines kleinen Palaſtes, aber maſſenhaft, ungegliedert, mit ſenkrechten Wänden aufſteigend, wie ein zugehauener Block des lebendigen Felſens: nur am obern Rande zieht ſich ein bemalter Fries von weißem Marmor hin, von That und Kampf zeugend. Vom Unterbau ſchießen die ſchlanken, leichtgefärbten, ioniſchen Säulen empor, die Capitelle, die Kranzleiſten und flachen Streifen des Gebälks, blau und roth, grün und gold mit Ornamenten bemalt: zwiſchen den Säulen mächtige Frauengeſtalten in herrlich gefalteten Gewändern, Reiter in reicher perſiſcher Tracht, das bäumende Roß vom Sprung in die Tiefe zurückreißend: auch dieſe in vollem Farbenſchmuck, als wären ſie in lebendiger Gegenwart gedacht, wandelnd in dem hohen Säulengange und hinausblickend auf den nördlichen Felſenkranz, auf die ſüdliche Meeresbucht. Ueber den Säulen, auf dem Kranze des Geſimſes, die königlichen Thiere mit offenem Rachen und ausgereckter Zunge, in mannigfaltiger Stellung um ſich blickend, wie man noch vor zwei Menſchenaltern den lebendigen Löwen auf den Schuttbergen Babylons ſtehen ſah. Hierauf die Pyramide, nicht ſteil, thurmartig, wie man ſie wohl früher gezeichnet hat, ſondern flach mit kaum bemerkbaren Stufen, nach Art eines Hausdaches aufſteigend. Endlich die Krone des Ganzen, der Herrſcher ſelbſt, vollkommen aufrecht und ruhig, in würdigem griechiſchem Gewand, das unbedeckte Haupt mit freundlichem Ausdruck des Geſichts leicht emporgehoben — und ebenſo ruhig, gezügelt von ſeiner feſten Kraft, die ſtehenden Roſſe; Leopard und Löwe, gleich königlichen Doggen, an den Seiten des Streitwagens; ſo ſtand unter der Sonne Joniens, unter dem blauen Aether des Mittelmeeres, ſchwebend in freier Luft, wie Martial es bezeichnet, die glänzende, doch durch Farbe der Natur genäherte Marmorgruppe auf dem Gipfel des gegliederten Berges.

V. Die Reſte der Bildwerke im britiſchen Muſeum.

Es iſt ſchmerzvoll, von der Vorſtellung deſſen, was dieſes Werk war, zu ſeinen armen Reſten hinabzuſteigen, wie ich ſie, ohne Ordnung und Zuſammenhang, in einem zeitweiligen Glasverſchlage unter der äußern Colonnade des britiſchen Muſeums aufgeſtellt geſehen habe.

Ganz im Vorbeigehen ſei hier noch einmal erwähnt, daß alle Sculpturen mehr oder weniger Reſte von Bemalung zeigen; dasſelbe iſt der Fall bei dem architektoniſchen Ornamente. Zugleich erweiſen die Ausgrabungen, wie es kommt, daß an ſo vielen andern monumentalen Bildwerken jetzt keine Farbenſpuren mehr erkennbar ſind. Newton ſagt ausdrücklich, daß an einer großen ſitzenden Frauenfigur von der Oſtſeite zwei Farben über den größten Theil der Oberfläche ganz deutlich zu unterſcheiden waren; ſie verſchwanden aber ſchnell, als ſie der Luft ausgeſetzt wurden. Dieſe Figur lag ſehr naß, und blättert ſtark ab.

Unter den zahlreichen Löwen ſind ſechs im März 1857 aus den Mauern des Caſtells herausgebrochen worden. Die Ritter hatten meiſt nur die Vordertheile als Büſten gebraucht. Im Mauſoleum fand Newton fünf Hintertheile und viele Stücke von Beinen, Schwänzen und Klauen. So iſt es ſeltſamerweiſe geſchehen, daß einige dieſer Beſtien nach einer Trennung von vier Jahrhunderten ihre Hinterquartiere wiedergefunden haben. Sie ſehen aus, als ob ſie darüber ein großes Vergnügen empfänden: denn die Köpfe, meiſt ſehr vollſtändig, nicht ſtiliſirt, ſondern ganz naturtreu, haben einen lebendigen und gutmüthigen Ausdruck. Einige Löwen fand man jedoch im Mauſoleum ſelbſt, und zwar an der Nordſeite, jedoch nicht außerhalb der Einſchlußmauer; dieſe ſind bis auf die Füße vollſtändig. Einer hat als Zeichen ein griechiſches Γ, der andere ein Ι eingravirt. Auch das Vordertheil eines Leoparden von dem Schloß iſt mitgekommen.

Vergleichen wir nun die Reliefs des Frieſes mit den coloſſalen runden Statuen, ſo tritt ſofort ein bedeutender Unterſchied des Stils uns entgegen. Die Friesplatten, welche im Jahre 1846 aus dem Schloß von Budrum herausgebrochen wurden, ſtanden anfangs im britiſchen Muſeum aus Mangel an Raum an der Erde. Man ſah daher auf die Figuren von oben herab, und dadurch verloren ſie bedeutend. Jetzt ſind ſie zugleich mit den neu aufgefundenen etwas über der Höhe des menſchlichen Auges aufgeſtellt, und es iſt erſtaunlich, wie viel an Leben ſie dadurch gewinnen. Der Gegenſtand iſt bekanntlich der Kampf behelmter, griechiſcher Helden gegen Amazonen, die letztern meiſt zu Roß. Die Sage vom Amazonenkampf war nicht nur den Griechen theuer, als einer der vielen mythiſchen Siege Europa's über Aſien, ſondern ſie war noch ganz ſpeciell eine ſtolze kariſche Nationalerinnerung. Die Streitaxt, welche Herakles in jener Schlacht der Hippolyte abnahm, gab er hernach der lydiſchen Omphale, aber den Lydiern nahmen die Karier ſie im Kampfe weg und ſetzten ſie als Triumphzeichen über ihre Stadtthore und auf ihre Münzen. An der Bewegung und den Verhältniſſen der Figuren ſieht man deutlich, daß die Bildhauer darauf gerechnet haben, ſie dem Auge in großer Entfernung zu zeigen: denn ſie bildeten, wie wir früher ſahen, den oberſten Fries und waren demnach beinahe hundert Fuß über dem Boden. In dieſer Anſicht erſcheint die menſchliche Geſtalt ſchon bedeutend verkürzt. Die Männer ſind daher meiſt überſchlank genommen, Füße und Arme verjüngen ſich ſehr ſtark, und der Effect der Compoſitionen wird geſteigert durch die Stellung der Körper, welche in heftiger Angriffsbewegung diagonal die Fläche durchſchneiden. Die Scenen des Kampfes ſind mannigfaltig und außerordentlich wild, die Bewegungen leidenſchaftlich, an's Theatraliſche ſtreifend. Auch Farbeneffect wurde angeſtrebt. Auf einer der neu angekommenen Tafeln ſieht man den Schild eines Griechen inwendig roth bemalt. An den Pferdeköpfen hat die Wange ein rundes Loch, wo die bronzenen Gebiſſe und Zügel feſtſaßen. Auch in den Körpern der Männer ſieht man hie und da ſolche Löcher, um Schwertgehänge und Waffenſtücke in ſie zu befeſtigen, und die Schwertklingen in der Hand der Krieger waren zum Theil von Erz. Im Ganzen jedoch leiſten dieſe Frieſe nicht, was man von dem Rufe ihrer Urheber erwartet hätte; ſie ſtehen in Stil und Ausführung ungefähr dem Fries am Monument des Lyſikrates zu Athen gleich, welcher kurz nach ihnen (334) ausgeführt worden iſt und ſchon als ein Beweis von dem leiſen Verfalle der athenienſiſchen Schule gilt.

Viel höher freilich als jene längſt bekannten Werke ſtehen die neuen Tafeln deſſelben Frieſes von der Oſtſeite, dem Skopas angehörig. Krieger und Amazonen ſind hier in demſelben Verhältniſſe als dort, nur die Pferde etwas größer genommen. Die Ausführung iſt feiner, obwohl kaum kräftiger; man vergleiche an zwei berittenen Amazonen, die jetzt in faſt gleicher Attitüde neben einander eingemauert ſind, Mähne und Schweif der Pferde, Hand und Gewand der Frauen. Es ſind vier dieſer neuen Tafeln: erſtens dieſe Amazone zu Roß, aber der Krieger, mit dem ſie kämpfte, fehlt. Zweitens, eine Amazone auf dem nach links bäumenden Pferde, ganz grade in den Bügeln ſtehend, führt einen Streich gegen einen wieder nicht ſichtbaren Gegner; ein Jüngling, wehrlos und unbehelmt, in die Knie geſunken, ſucht ſich noch mit dem Schild gegen eine Amazone zu decken, die ihm den Todesſtreich verſetzt. Drittens, die Fortſetzung der zweiten Tafel, eine prachtvolle Gruppe: ein bärtiger Grieche greift mit Schwert oder Lanze eine ſtehende Amazone an, welche, mit dem Oberkörper zurückweichend, mit beiden Händen zum Schlage ausholt. Ihr Kopf iſt großartig, von der ſchönſten Aufregung beſeelt. Wir ſehen ſie von hinten; das Gewand, nur vom Gürtel unter der Bruſt gehalten, hat ſich verſchoben, und wir erblicken durch ein ebenſo neues als keckes Motiv Buſen, Rücken, Schenkel ganz bloß. Ihr rechtes Bein, das man ganz von hinten ſieht, ſtemmt ſich mit dem Knie in's Bild hinein, die Ferſe kommt ſtark heraus, ſo ſtark, daß hinter ihrem Fuße noch das Bein eines Griechen ſich einſchiebt, ohne daß beide ſich berühren. Denn ganze Körperſtücke auf dieſen Frieſen, Köpfe, Beine, Hände, treten ganz abgelöſt aus dem Grund hervor, was auch eine Urſache der argen Zerſtörung iſt. Noch ſteht auf dieſer Platte ein Grieche, der eine auf den Rücken geſtürzte Amazone tödten will. Endlich die vierte Tafel, wieder mit der vorigen zuſammengehörig, als Fortſetzung. Auf raſch nach rec ſprengendem, wohl ſcheu gewordenem Roſſe, das mit hochgehobene Kopfe und offenen Nüſtern ungezügelt dahinbrauſt, hat eine Am zone ſich herumgeworfen, das rechte Bein überſchlagend, und ſi alſo verkehrt auf dem Pferde, um rückwärts zu kämpfen; ab ſchwerlich den Bogen ſpannend, denn der rechte Arm ſtreckt ſi aus, während der linke dem Leibe nahe bleibt. In der Mitte ei Grieche, behelmt, ſtark zurückgebeugt, weil eine überaus kühn Amazone zu Fuß, von rechts mit wildfliegendem Gewand heran ſtürmend, ihm mit der Linken unter den Schild greift; ihre Rech ſchwingt den Tomahawk, um ihn dem Krieger mit einer Terz gege deſſen rechte Schläfe zu hauen: eine complicirte, aber wunderba verſtändlich ausgedrückte Attitüde. Die Axt ſelbſt iſt in Stei ausgeführt, der Stiel aber war Erz und ſtand von dem Grund ab; die Axt hat ſichtlich ein Loch, in das er eingefügt geweſen iſ

Es ſcheint dem Skopas eigenthümlich, daß ſeine Figuren viel ja daß ſie zu viel mit ihrem Gewand zu ſchaffen haben. In ſeiner Niobegruppe bildet das ſchützend vorgehaltene oder über den Kop geſchwungene Gewand ein faſt allzuhäufiges Motiv. Eine Mänade wenigſtens ſollte über Toilette hinaus ſein; aber jene Mänaden in Relief mit dem Hinterviertel eines Rehes in der Hand, auch die von Flaxman in den Zeichnungen zu ſeinen Vorträgen (Taf. 45) als Kallirrhoe bezeichnete, halten ihr Gewand ſo, daß ein zierlicher Effect entſteht. Wiederum bei ſeinem Apollo als Muſenführer fiel einem römiſchen Dichter das lange weibliche Gewand auf. Selbſt die Venus von Milo, wenn ſie von ihm iſt, zeigt ein wenig von dieſer Abſichtlichkeit: das Gewand iſt ſo um die Hüften gelegt, daß es eben heruntergleiten würde, wenn der leicht eingezogene linke Oberſchenkel ihm nicht einen Halt gäbe. Sollte es zufällig ſein, daß eine ſeltſame Verſchiebung des Gewandes bei der zu Fuß kämpfenden Amazone dem greiſen Künſtler noch einmal ein neues und geniales Motiv darbot?

Der Stein an dieſen Frieſen ſcheint grobkörniger und bläulicher als der blendendweiße Marmor der großen Sculpturen. Die Zahl der Platten an allen vier Seiten muß ungeheuer geweſen ſein; ganze Körbe voll abgebrochener Arme und Beine, etwa zwölf Köpfe, viele Oberkörper und faſt vollſtändige Einzelgeſtalten beweiſen noch, wieviel davon auf ewig verloren iſt. Der Fries hat 2 Fuß 5½ Zoll Höhe, die Figuren ſind ungefähr ein Drittel lebensgroß.

Von ganz beſonderm Intereſſe waren mir beim Beſuch der Arbeitshalle, wo im Jahr 1858 die Aufſtellung vorgenommen wurde, die Reſte des untern Frieſes, welcher den Unterbau umlief. Vier Stücke deſſelben ſind ausgeſtellt, zwei mit Kämpfen, wie es ſcheint; zwei mit Wagenrennen weiblicher Figuren; einige Stücke liegen noch unſichtbar in den Gewölben des Muſeums. Man erinnere ſich, daß dieſer Fries viel tiefer lag, alſo viel beſſer zu ſehen war als der andere, aber leider hat er auch mehr gelitten. Hier genügte flaches Relief, aber die Künſtler arbeiteten ſorgfältiger. Die eine Tafel, eine auf den Rand des Rennwagens vorwärts geſtemmte Frauengeſtalt, vor der ein Viergeſpann im vollen Sturm dahinſauſt, iſt bei Weitem das ſchönſte aller Reliefs vom Mauſoleum; das Gewand, der Kopf, das feine Ohr ſind nicht gemeißelt, ſondern wahrhaft gravirt wie eine Camee. Dieſer Fries hat eine Höhe von 3 Fuß und etlichen Zollen, die Figuren ſind ungefähr halb lebensgroß.

Von jener Geſtrecktheit der Figuren auf dem Fries zeigen die runden Statuen keine Spur: ſie ſind im reinſten Verhältniß der athenienſiſchen Schule, ſo voll und ſchön in den Formen, wie die Karyatiden am Erechtheion. Man darf alſo nicht ſagen, daß die Mode, Figuren länger zu ſtrecken, welche Euphranor und Lyſipp einführten, ſchon am Mauſoleum herrſcht. Die Lyſippiſche Schule führte dies bei runden Figuren ein, um, wie es heißt, Statuen anſehnlicher zu machen, und grade bei den runden Figuren am Mauſoleum findet es ſich nicht. Beim Fries ſtreckte man alſo die Verhältniſſe nur deshalb, weil er ſo hoch über dem Auge des Beſchauers ſtand.

Nur einzelne dieſer Rundfiguren, die für den Stil beſonders charakteriſtiſch ſind, ſollen hier noch erwähnt werden.

Der Reiter in perſiſchen Hoſen iſt von überraſchender Lebendigkeit; auch ſein Pferd, wenn wir es vollſtändig hätten, würde eine ſehr merkwürdige und künſtliche Bewegung zeigen.

Offenbar iſt es im Begriff, nach links zu fallen, der rechte Hinterfuß ſcheint in der Luft geſchwebt zu haben, nur der linke Hinterfuß ſtand noch feſt auf den Boden geſtemmt; vom Reiter zurückgeriſſen, ſucht es ſich jedoch zu halten und hebt die Bruſt ſo, daß der linke Vorderfuß doch wieder höher als der rechte ſchwebt. Die Beine ſind am Bug weggebrochen, große Fragmente aber noch erhalten, und Einzelnes hat ſich zuſammenſtückeln laſſen. Die Falten der Haut, die Adern am Bauch ſind genau ausgeführt, die Muskeln ſehr breit behandelt. Die Hand des Reiters iſt grob, knochig, auch an ihr jede Ader erſichtlich, das Gewand vorzüglich ausgeführt. Die Gruppe iſt nicht viel über Lebensgröße. Das griechiſche „S", welches auf der Croupe des Pferdes ſtehen ſoll, habe ich nicht finden können.

Unter den verſchiedenen Torſos ragt eine ſitzende Frauengeſtalt hervor, von coloſſalen Verhältniſſen, an der Oſtſeite gefunden, alſo wohl dem Skopas angehörend: jedenfalls eine thronende Königin, alſo vermuthlich Artemiſia. Zwei Farben, die bei der Ausgrabung viel ſtärker waren, decken noch heute das Gewand. Der okergelben, welche wie ein Eiſenoxyd ausſieht, traue ich nicht, denn ſie verbreitet ſich auch über die Brüche; aber das Blau iſt unzweifelhaft, da es noch in breiten Maſſen das Gewand auf dem Schooße der Figur bedeckt; alſo wohl der königliche Purpurmantel, von jenem dunkeln Violblau, wie es im Alterthum Mode geweſen. Eine große Gewandfülle bedeckt die auf einem Kiſſen ſitzende Geſtalt; auf dem Rücken ſind die Falten roh und kunſtlos, offenbar nicht auf's Sehen berechnet, die Behandlung erinnert an die faſt gleichzeitige, ſitzende Bacchusſtatue vom choragiſchen Monument des Thraſyllus in Athen. Das Obergewand hängt in einem großen Bauſch von der rechten Schulter herab, den ſchönen, vollen, mit Ausnahme der Hand erhaltenen Arm freilaſſend, und kommt dann unter dem Unterarm wieder herauf, wo es breit, mit tiefunterſchnittenen Falten, auf den Schooß gelegt iſt. Wie der Arm, ſo ſcheint, ſeltſamerweiſe für eine thronende Frauenfigur, auch der Reſt eines Beines unter dem Knie nackt. Die Oberfläche blättert ſtark ab; dies und das Fehlen des Kopfes ſchwächt den Eindruck einer hohen Großartigkeit, der ſonſt dieſem Torſo eigen iſt.

Im Vorübergehen bemerke ich einen Frauenkopf, wenig über lebensgroß, mit hübſchen Zügen; eine ſeltſame Friſur, aus drei Reihen runder Löckchen gebildet, umgiebt ihn. Dieſer Kopf hat ſehr vom Feuer gelitten, weil ein Türke ihn in das Kamin ſeines Hauſes eingemauert hatte; daneben liegt das Fragment eines zweiten, ebenſo friſirten Frauenkopfes. Einen ſchönen Mannskopf mit Bart, lebensgroß und wenig zerſtört, nebſt der Alabaſtervaſe mit der ägyptiſchen und perſiſchen Inſchrift hatte man vorläufig in einem Glaskaſten unter den etruriſchen Alterthümern ausgeſtellt. Unermeßlich iſt die Zahl der Fragmente, die noch in den untern Gewölben des Muſeums liegen; ich glaube, nach einer flüchtigen Durchſicht, alle großen und kleinen Marmorſtücke zuſammengerechnet, ſie auf 2000 Stück anſchlagen zu dürfen. Allein von Löwenſchwänzen findet ſich ein ganzer Kaſten voll, aber es ſind auch manche Köpfe, Gewandſtücke und ſehr ſchöne coloſſale Hände darunter.

Aus jenem Marmorhaufen, welcher zuſammen mit der Pyramidenſpitze auf der Nordſeite gefunden wurde, hat man drei coloſſale Figuren wieder aufgebaut: eine ſtehende Frau, eins der Wagenpferde und die Portraitſtatue des Mauſolus.

Unter dieſen iſt die ſtehende weibliche Figur, obwohl ohne Kopf, artiſtiſch die ſchönſte, und wenig Gewandſtatuen aus dem ganzen Bereich der griechiſchen Kunſt halten den Vergleich mit ihr aus. Die einzigen nackten Theile waren die Arme und der ſehr ſchöne rechte Fuß, welcher erhalten iſt: er ſteht auf einer Sandale, ohne daß man ſieht, wie er an ſie befeſtigt iſt, alſo waren die Riemen wohl aufgemalt. Das vielfach gefaltete Untergewand, nur um die Knöchel und an der Bruſt ſichtbar, geht am Halſe hoch hinauf. Der Mantel deckt den ganzen Rücken und den größten Theil der Vorderſeite und iſt über den aufgehobenen linken Arm geſchlagen, der rechte Arm hing an der Hüfte herunter. Herrliche große Formen, das Gewand im reinſten Stil, am meiſten an die Pallas von Velletri erinnernd. Man fand dieſe Statue dicht bei den Fragmenten des Mauſolus; könnte ſie mit auf dem Wagen geſtanden haben? Man denkt an Artemiſia; nach griechiſchen Begriffen hätte eine Frau ſolcher Kriegerehren kaum theilhaft werden können, aber die kariſche Königin, als Schweſter des Mauſolus auf dem Thron ihm folgend, kriegeriſch und ſiegreich wie er, warum ſollte ſie ſeinen Streitwagen nicht getheilt haben? Da ſie zwei Jahr nach ihrem Gemal ſtarb, ſo kann Pyramide und Viergeſpann unmöglich bei ihren Lebzeiten fertig geworden ſein, nach ihrem Tode aber mochte man ſie einer ſolchen Apotheoſe höchſt würdig halten.

Es ſcheint aber faſt, daß dieſe Figur noch ein wenig coloſſaler als Mauſolus ſelbſt iſt; und ſo liegt der Gedanke an eine Victoria (Nike) nahe, welche neben Mauſolus auf dem Wagen ſtand und vielleicht die Zügel führte.

Ferner die großen Wagenpferde vor dem Viergeſpann. Newton hielt anfangs die beiden großen Fragmente für Stücke von demſelben Thier, aber ſie gehören unzweifelhaft zwei Pferden an, denn ſie ſind nicht ganz entſprechend in der Größe. Der Vordertheil eines größern Pferdes iſt nämlich an der Croupe abgebrochen, und dies Thier beſtand vermuthlich aus Einem Block. Der Hintertheil des andern aber war ſchon von dem antiken Meiſter mit einem jetzt verlornen Vorderſtück durch metallene Schwalbenſchwänze verbunden, und an ihm, aber nicht an dem Vordertheil des andern Pferdes, ſind die Vertiefungen dafür noch zu ſehen. Auch dieſes Pferd, wie jenes bäumende der Reitergruppe, hatte eine künſtliche Stütze unter dem Bauch. Zwei große Hufe, die noch übrig ſind, gehören zu dem größern Thier, der Schwanz aber zu dem kleinern; doch iſt der letztere jetzt ſehr zerbrochen, da er in einer türkiſchen Gartenmauer geſeſſen hat. Der große Vorderrumpf gehörte zu einem Pferde, das rechts an der Deichſel (vom Wagenlenker aus gerechnet) ſtand, denn ſein Körper iſt links geneigt, und dahin geht auch das Haupt. Man wird ſich denken müſſen, daß zwei etwas größere Pferde an der Deichſel, zwei etwas kleinere außen liefen. Aus allen dieſen Gründen hat man die zwei Stücke im Muſeum zwar zu Einem Rumpf zuſammengeſtellt, aber nicht verkittet. Ueberhaupt hat man bei allen Fragmenten ſich des Reſtaurirens weislich enthalten und mit dem Zuſammenſetzen der Stücke und Stückchen begnügt, wie ſie allmählich aus der Maſſe ſich zuſammenfanden.

Uebrigens zeigt dieſes Pferd wiederum die Anwendung der Farbe in der antiken Kunſt, indem das noch vorhandene Gebiß, nebſt einem Stück des Kopfleders, aus Bronze gearbeitet iſt; alſo waren wohl auch die Zügel von Kupfer. Um die Bruſt liegt, in den Marmor gehauen, ein Band, und ein anderes um die Croupe hinter den Vorderbeinen; alſo iſt es ein Wagenpferd, was man auch an der Race ſieht; ohne ſchwerfällig zu ſein, iſt es doch kräftiger im Gliederbau als die meiſten erhaltenen Reitpferde des Alterthums. Vergleichen wir den Kopf mit dem berühmten Pferdehaupt vom Parthenon, ſo iſt der Unterſchied ſchlagend. Jener iſt naturaliſtiſch, dieſer idealiſirt. Anſtatt der glatten großbehandelten Flächen an den Seiten des athenienſiſchen Pferdekopfes waltet in dem hundert Jahr jüngern die runde Linie vor. Die bäumenden Pferde von Monte Cavallo, aus der ſpätern makedoniſchen Zeit, ſind mächtiger bewegt, aber an Naturtreue ſtehen ſie dem Pferde des Pythis nicht gleich.

Endlich die Statue des Mauſolus ſelber, in Unterkleid und Mantel, feſt aufrecht ſtehend, ſtill und würdevoll, iſt aus mehr als fünfzig Stücken zuſammengewachſen. Nur der Hinterkopf fehlt und leider die Arme, ſo daß wir errathen müſſen, wie er die Zügel hielt. Ob er ſie aber hielt? Der rechte Arm, an der Schulter abgebrochen, ſtand vom Leibe ab, denn unter ihm liegt das Gewand ganz vollſtändig der Hüfte an, und dieſer Arm hätte dann die Zügel kräftig zuſammengefaßt, denn der Leib ruht auf dem rechten Bein, das linke iſt leicht gebogen. Ein Mantel von ſchwerem Stoff liegt auf der linken Schulter, kommt vom Rücken unter dem rechten Arm her, Bauch und untere Bruſt wie ein Plaid deckend, iſt unter der linken Achſel zuſammengenommen (dies ſetzt hier einen angedrückten Arm voraus), und fällt dann mit ſeinem Ende, das durch ein Bleiknöpfchen angedeutet wird, an der Seite herab. Die ganze Draperie iſt über alle Begriffe lebendig. Nimmt man aber neben dieſer Figur noch auf dem Wagen eine Siegesgöttin an, welche an ſeiner rechten Seite ſtand, ſo wird ſie die Zügel geführt haben, und man muß dann dem König in die linke Hand, die offenbar hoch gehalten war, einen Scepterſtab geben, der unten auf dem Wagenbrett aufſtand. Prachtig vereint die Statue den Idealismus mit der Portraitwahrheit. Es iſt ein tüchtiges, aber es iſt kein ausgezeichnetes Geſicht: ein Geſicht grade wie der Menſch war — ungefähr die Intelligenz, die zu einem Premierlieutenant nöthig wäre. Von der Stirn ſteigt das Haar wie bei einem Zeuskopf löwenmähnig empor, aber die Stirn ſelbſt bleibt nichtsdeſtoweniger niedrig. Die langen Locken, welche ſo voll an den Seiten niederfallen, daß kein Ohr ſichtbar bleibt, ſind leider unten abgebrochen. Ein kurzgeſchorner, aber vollſtändiger Bart deckt Wangen und Kinn, nur der Schnurrbart iſt voll und unverſchnitten. Da die Statue um das Jahr 350 gearbeitet ſein wird, ſo iſt ſie vielleicht unter den vollbeglaubigten griechiſchen Portraitſtatuen die älteſte.

So gleichſam furchtlos, auf die ſchwindelnde Höhe des Viergeſpanns geſtellt, muß dieſer Mauſolus ganz einen Eindruck gemacht haben, jenen ſtolzen Worten entſprechend, die Lukian ihm in den Mund legt: „Schön und hoch von Wuchs bin ich geweſen, und tüchtig in der Schlacht.“ Nicht groß als Geiſt und Charakter, noch erfolgreich auf Jahrhunderte hinaus, und doch unſterblich, warum? Weil er, oder die Frau, die ihn liebte, großen Künſtlern eine große Aufgabe zu ſtellen verſtand.

V.

Sagen aus Kunſtwerken entſtanden.

Die Poeſie iſt die Erſtgeborene unter den Künſten: ſie ſchafft den Schweſtern die Geſtalten vor. Die Götterſage iſt älter als die Tempelſtatue; das Epos geht der Geſchichtsmalerei, das Idyll dem Genrebild vorauf. Noch in der mittelaltrigen und modernen Culturwelt wiederholt ſich bei jedem ſelbſtſtändig entwickelten Volke die Erſcheinung, daß ein Höhepunkt der Literatur erreicht ſein muß, bevor die bildenden Künſte recht zu blühen anfangen.

Allein nun wird auch eine Rückwirkung nicht ausbleiben. Die bildende Kunſt ſtellt den Inhalt der Poeſie in ſo entſchiedenen, greifbar klaren Formen dar, daß hierdurch auch die Poeſie ſelbſt zu neuer Beſtimmtheit, zu ſchärferer Auffaſſung hingedrängt wird. So gehen in Ausbildung ſowohl der antiken Mythen als der chriſtlichen Legenden Poeſie und Bildkunſt beſtändig Hand in Hand, um den Stoff mit immer neuen und immer individuellern Zügen auszuſtatten.

Hierbei kann es nun geſchehen, daß ein ſpäteres Zeitalter, welches eine ganz neue Richtung des Geiſteslebens eingeſchlagen hat, das Denkmal der bildenden Kunſt gar nicht mehr verſteht, unter Umſtänden auch nicht mehr verſtehen will, und ihm daher einen völlig andern Sinn unterlegt. Im größten Maßſtabe hat dieſe Umdeutung ſich einmal in der Geſchichte vollzogen, bei dem großen Bruche, den das neu geſtiftete Chriſtenthum in die Denkart der Römer machte. Unfähig aus ſich ſelbſt augenblicklich eine junge Kunſt zu erſchaffen, nahm die Kirche Darſtellungen aus dem

Heidenthum auf und legte ihnen eine chriſtliche Deutung unter. Mercurius als Widderträger und der Satyr mit dem Lamm wird in den Bildern der Katakomben zum guten Hirten, Orpheus zwiſchen den wilden Thieren zum Sinnbild Chriſti, der Drache des goldenen Vließes zur Schlange des Erkenntnißbaumes.*) Oder man nimmt mit dem Bildwerke die antike Fabel ſelbſt in das Chriſtenthum herüber und giebt ihr bloß eine chriſtliche Umdeutung. Dionyſos, der von dem römiſchen Mainz auf's rechte Rheinufer mit ſeiner beglückenden Gabe gewandert, behielt ſogar ſeinen Namen und ſeine Weinkufe, als er in den chriſtlichen Localheiligen Theoneſtus ſich verwandelte: von dieſem erzählt das unter ſeinem Patronat ſtehende Caub im Rheingau, daß er in jener Kufe (die der Stadt den Namen und ihr heut noch gültiges Wappen gab) von Mainz zu ihnen herabgeſchwommen ſei und hier den Weinbau gelehrt habe. Auch den athenienſiſchen Königsſohn Hippolytos, der ſich der chriſtlichen Phantaſie durch ſeine Tugend und noch mehr durch ſeine leibliche Auferſtehung im Walde von Aricia empfahl, hat die Legende ſogar dem Namen nach ſich nicht nehmen laſſen; zu Brügge in der Kathedrale ſieht man von der Hand des Thierry Bouts (fälſchlich Stuerbout genannt) zu Brauweiler unter den Fresken des Capitelſaales von einem Maler des 12. Jahrhunderts die Darſtellung ſeiner Marter, wie er von vier Pferden zerriſſen wird. Ja auch wirklichen Perſonen der Geſchichte ſind ſolche Sommerfäden antik-heidniſcher Fabeln angeflogen, die als vereinzelte Flöckchen aus dem einſt ſo reichen Geſpinnſt zur Zeit des Mittelalters noch loſe in der Luft herumgaukelten. Dahin gehört ein Zug aus dem Wüſtenleben des Kirchenvaters Hieronymus. Dieſes ſein Eremitenthum auszudrücken gab ihm die Kunſt als Emblem den König der Wüſte, den Löwen. Die ſich fortſpinnende Legende wollte aber von dem Löwen mehr als daß er ein bloßes Emblem blieb; man glaubte eine Anhänglichkeit des Thieres vorausſetzen zu müſſen, und für dieſe bot eine rührende Geſchichte des Alterthums die Erklärung. Der Sklave Androklus, in die Wüſte vor einem zornigen Herrn entwichen, war von einem Löwen verſchont worden, weil er ihm den Fuß von einem Dorn befreit hatte. Dieſe Sage trug das Mittelalter auf ſeinen Wüſtenheiligen über; auch Hieronymus ſollte den Löwen gezähmt haben, indem er ihn heilte. So ſitzt auf einem Temperabild in der königlichen Sammlung zu Neapel, das dem Colantonio del Fiore zugeſchrieben wird, der Löwe mit bekümmertem Antlitz wie ein Hund auf den Hinterbeinen vor dem alten Manne in der Zelle, und dieſer zieht ihm einen ſpannenlangen Dorn heraus.*) Auch in die nordiſche Kunſt iſt dieß gedrungen. Es findet ſich auf der berühmten Kreuzigung des kölniſchen Meiſters aus der Carthauſe, den die Boiſſerées uns fälſchlich Lucas von Leyden tauften. Das Bild iſt jetzt wieder glücklich mit ſeinem Gegenſtück, dem Thomas, im ſtädtiſchen Muſeum zu Cöln vereinigt. Hier ſteht der Löwe in ziemlich monſtröſer Geſtalt, die Tatze mit einem großen Dorn zu dem Cardinal emporreichend.**) Auf den von Memling gemalten Flügeln eines Altarbildes von Rogier van der Weyden (Gallerie Zambeccari in Mailand) iſt Hieronymus im Begriff den Dorn aus der Tatze zu ziehen. Auch auf einem Gemälde der Bürgerbibliothek auf der Waſſerkirche zu Zürich hält Hieronymus den Dorn in der Hand, während der Löwe friedlich ihm zu Füßen ruht. Dieſe Bilder ließen ſich aus dem 15. und 16. Jahrhundert noch ſtark vermehren; die Legende war alſo weit durch die Chriſtenheit verbreitet. So wurde durch Vermittelung der Kunſt, im Anſchluß an das Emblemthier nämlich, eine Geſchichte an einen Mann geknüpft, der urſprünglich mit ihr nichts zu ſchaffen hatte.

---

*) Ueber dieſe geſammte Wandlung giebt reichlichen Aufſchluß Piper, Mythologie der chriſtlichen Kunſt von der älteſten Zeit bis ins 16. Jahrhundert. Erſte Abtheilung. Weimar 1847.

Dieſes führt uns nun zu einer Erſcheinung hinüber, die mit der bisher angedeuteten Art des Sagenfortſchrittes große Aehnlichkeit hat, aber von noch kraftvollerem ſchöpferiſchem Leben im Volksgeiſt Zeugniß ablegt. Ich meine die Fälle, wo, um ein vorhandenes Bildwerk zu erklären, nicht bloß eine frühere Sage im Sinne der ſpäteren Volksanſchauung umgedeutet, ſondern wo zu dieſem Zwecke eine ganz neue Sage gedichtet wird, die mit dem urſprünglichen Sinne des Bildwerkes gar keine Verwandtſchaft mehr hat.

---

*) D'Agincourt, Malerei, Tafel 132.

**) Katalog des Muſeums Wallraf Richartz in Köln, Gemälde Nr. 206.

Solche neue Erfindungen gehören aber nicht bloß dem Mittelalter und der neuen Welt an: ſie finden ſich bereits im Alterthum.

I. Antike an Bildwerke angeſchloſſene Sagen.

1. Um ſofort ein Beiſpiel davon zu geben, das die Sache erläutern wird: ſo ſtand am Eingang der Burg zu Athen eine eherne Löwin, angeblich von einem Bildhauer Amphikrates kurz nach der Vertreibung der Piſiſtratiden gegoſſen, bei welcher es auffiel, daß man in dem offenen Rachen keine Zunge bemerkte. Löwenbilder als ſymboliſche Wächter des Eingangs ziehen ſich von China und Indien durch Aegypten bis in die Vorhallen romaniſcher Kirchen in Italien, und daß das Thier mähnenlos, alſo vielleicht als Löwin gedacht war, ſtimmt mit den beiden Wappenthieren an dem berühmten Löwenthor in Mykenä, die auch mähnenlos und eher Löwinnen als Löwen ſind. Auf dem Zugang zur atheniſchen Citadelle hatte alſo ein ſolches Symbol-Thier ganz ſeinen richtigen Platz. Nun berichten uns aber vier Schriftſteller aus den erſten Jahrhunderten dieſſeits Chriſtus, alſo 500 bis 700 Jahre nach Entſtehung der Statue, nämlich Plinius, Plutarch, Polyän und Pauſanias, daß dieſe Löwin eine hiſtoriſche Perſon bedeute; ſie habe Leaena geheißen und ſei die Geliebte des Harmodios und Ariſtogeiton geweſen; man legte ſie auf die Folter, um von ihr das Geheimniß der Verſchwörung gegen die Piſiſtratiden zu erpreſſen; da, um ſich die Möglichkeit des Verraths abzuſchneiden, biß ſie ſich ſelber die Zunge ab. Kein früherer Schriftſteller weiß von dieſem Mädchen, erſt mehr als ein halbes Jahrhundert nach ihrer Zeit tritt ihre heroiſche Aufopferung in der Literatur hervor, und gewiß hat diejenige Erklärung recht, welche die ganze Geſchichte des tapfern Weibes für eine Erfindung der athenienſiſchen Ciceroni hält. Das Bild war urſprünglich ein ſymboliſcher Wächter des Eingangs, von alterthümlichem Ausſehen. Die Fremdenführer wollten ihm ein größeres Intereſſe

verleihen und zugleich eine plauſible Erklärung dafür geben, daß man an demſelben nicht nur keine Mähne, ſondern auch trotz des geöffneten Rachens keine Zunge bemerkte.*)

2. Noch einen zweiten Fall hat bereits die Archäologie verzeichnet, wo im Alterthum eine Sage an ein falſch verſtandenes Bildwerk ſich anknüpfte: es iſt das Märchen von der Todesart des Aeſchylos. Von ſechs Schriftſtellern, die ſämmtlich mehrere Jahrhunderte von Aeſchylos abſtehen, wird berichtet, es habe derſelbe als Greis einen Spaziergang gemacht und ſich auf einen Platz auf freiem Felde niedergeſetzt, wie Einer ſagt, um nachzudenken und zu ſchreiben. Da fing ein Adler eine Schildkröte, und wie die Raubvögel thun ſollen, wollte er ſie auf einen Felſen fallen laſſen, um die Schale zu ſprengen. Aeſchylos hatte eine Glatze, dieſe nahm der Adler für einen ſonnenbeſchienenen Felſen und tödtete den Dichter, indem er die Schildkröte ihm auf den Schädel warf.

Zwei jener Schriftſteller erweitern dann die Geſchichte noch durch den ſo oft wiederkehrenden Zug, der die Unabwendbarkeit des Schickſals erweiſen ſoll, das jedem Menſchen vorbeſtimmt iſt. Eine Biographie des Aeſchylos erzählt, es ſei dem Dichter geweiſſagt worden durch ein Geſchoß vom Himmel herab zu ſterben. Er deutete es natürlich auf den Blitz und wählte daher (ſo deutet Plinius an) für ſeinen Ausgang einen wolkenloſen Tag. Das Orakel war aber anders gemeint, und das Geſchoß vom Himmel erreichte ihn dennoch.

In einem Aufſatz über die „Todesart des Aeſchylos“**) hat bereits Welcker die Gründe zuſammengeſtellt, welche die Tödtung des Dichters durch die herabfallende Schildkröte unwahrſcheinlich und märchenhaft machen. Die Stadt, wo er ſtarb, iſt Gela in

---

*) Der Erklärer, welcher dieſen Zuſammenhang der Sage mit dem Bilde erkannt hat, iſt Prof. Burſian, Artikel Griechiſche Kunſt, in Erſch und Gruber's Encyclopädie, Band 82, S. 417. Die Stellen der Alten über die Leäna ſind Plin. N. H. XXXIV, 19, 72. Pausan. I, 23, 2. Plut. de garrul. 8. Polyaen. Strat. VIII, 45. Die Leäna als Frau hatte auch Holbein an der jetzt zerſtörten Front des Hauſes Hertenſtein in Luzern abgebildet.

**) Welcker, Alte Denkmäler, Theil II. Göttingen 1850.

Sicilien. Nun aber giebt es in der Nähe von Gela gar keine Felſen, ſondern nur unbedeutende Hügel; für die jetzt dort erbaute Stadt Terranuova müſſen ſogar die Bauſteine 6—7 Miglien weit auf Maulthieren herangeführt werden. „Wer in Griechenland darauf geachtet hat, in welcher Region die dort ſo häufigen Adler ſich halten, und welche Felſen ſich ihnen überall darbieten, um Schildkröten darauf zu zerſchmettern, der wird nicht begreifen, wie ein Greis ſich einen Ruheſitz in ſolch einem Revier aufſuchen mochte.“

Obwohl nun Welcker ſelbſt ein Kunſtwerk mittheilt und abbilden läßt, das den Schlüſſel zu dem Märchen giebt, hat er ſelber die Entſtehung des Märchens aus einem Kunſtwerk noch nicht erkannt. Dieß ſah erſt Göttling in ſeiner Abhandlung über denſelben Gegenſtand.*) Im Stoſchiſchen Cabinet zu Berlin befindet ſich ein Carneol, wo Aeſchylos unbekleidet auf einem Stein ſitzt, aus einer Schale trinkend, und über ihm ſchwebt der Adler, der eine Schildkröte, mit der Schale unterwärts, in den Fängen hält. Möglich daß eine Statue des Aeſchylos zu Athen daſſelbe Symbol des Adlers zeigte. Denn ein Symbol iſt es, es iſt die Apotheoſe des großen Tragikers. Der Adler trägt die Schildkröte, das heißt die Leier zum Himmel empor, während der Greis aus der Schale die Unſterblichkeit trinkt. Nicht eine vorhandene Geſchichte iſt im Kunſtwerk abgebildet, ſondern aus dem mißverſtandenen Kunſtwerk hat eine ſpätere Zeit ein Märchen abgeleitet.

Schon im Alterthum haben alſo Sagen ſich aus Kunſtwerken gebildet, obwohl damals die heidniſche Welt viele Jahrhunderte lang in einer wenig veränderten Tradition der Mythologie und der Kunſtſymbolik ſich fortbewegte. Weit natürlicher und weit ausgiebiger trat dieß ſpäter hervor. Im Mittelalter, wo neue Anſchauungen die alten verdunkelten, mußte man antike Bildwerke mißverſtehen, und wiederum ging der modernen Welt der Sinn der mittelaltrigen Symbolik verloren. Verſtand oder Gedächtniß konnten manches Kunſtwerk nicht mehr erklären; die Phantaſie, die unſterbliche poetiſche Schöpferkraft im Volksgeiſte, übernahm dieſe Aufgabe, indem ſie eine neue Auslegung erſand und flott durch eine neue Geſchichte beglaubigte.

---

*) Göttling, de morte fabulosa Aeschyli, Jena 1854. Hier und auch bei Welcker iſt die Gemme mit Aeſchylos und dem Adler abgebildet. Man findet die Literatur zuſammen in Teuffel's Artikel Aeſchylus, Pauly's Encyclopädie I, 2. Aufl., S. 449.

Ich bin überzeugt, daß man innerhalb der chriſtlichen Jahrhunderte Sagen von dieſer Entſtehung in großen Maſſen entdecken wird, ſobald hiefür einmal der Blick ſich geſchärft hat. Auf Grund der nicht kleinen Zahl von Beiſpielen, welche die folgenden Blätter enthalten, wird man ſich nur gewöhnen müſſen, alle mit Bildwerken verknüpfte Sagen immer ſcharf darauf anzuſehen, was älter iſt: ob alſo das Bildwerk als Darſtellung einer ſchon vorhandenen Ueberlieferung gearbeitet, oder umgekehrt, ob aus dem früher ſchon exiſtirenden Bildwerk, das urſprünglich etwas ganz Anderes bedeutete, die Sage als Erklärung herausgeſponnen iſt. Nur ſolche Sagen der letzteren Art habe ich aufgenommen, bei denen es wenigſtens ſich ſehr wahrſcheinlich machen läßt, daß das Bildwerk zuerſt etwas ganz Anderes meinte. Bei vielen Sagen möchte freilich der Nachweis ſchwer fallen, daß ſie aus einem Denkmal entſtanden, wo nämlich die Denkmäler zerſtört ſind. In der Regel ſind es ganz locale Ueberlieferungen, eben weil ſie an ein ganz einzelnes Bildwerk ſich anlehnen. Oertliche Forſchung muß alſo dieſen Stoff ausbeuten, der ſowohl für die Archäologie der Kunſt als der Sagenforſchung wichtig werden könnte. Als eine Anregung dazu wolle man dieſe meine Arbeit betrachten.

Der ganze Vorrath ſolcher aus Kunſtwerken entſtandenen Sagen läßt ſich in gewiſſe Claſſen theilen, und bei dieſer Theilung erkennt man alsbald, daß gerade an beſtimmte Arten und Formen von Darſtellungen dieſe Sagenbildung ſich anſchloß, und daß bei ähnlichen Gegenſtänden an den verſchiedenen Orten, und gewiß unabhängig von einander, verwandte Sagen entſtanden.

II. Sagen des Mittelalters an antike Bildwerke angeſchloſſen.

Durch das ganze Mittelalter dauerte die ſtaunende Bewunderung der Bauten und Sculpturwerke des claſſiſchen Alterthums, und vielleicht am meiſten imponirten unter letzteren die römiſchen Erzgüſſe. „Sie waren in der Technik und in dem Materiale gearbeitet, nach deſſen Erwerb das Mittelalter ſehnſüchtig blickte, deſſen Wirkung es gewaltig anſtaunte. Die Unfähigkeit, ſolche Werke gleichfalls zu ſchaffen, ließ ſie in einem phantaſtiſchen Lichte ſchauen. Als wären es natürliche Weſen, mit Leben und Athem, mit geiſtiger Kraft begabt, einer andern, aber mächtigeren Welt entſtammend, wie alles Zauberiſche anziehend und abſtoßend zugleich, ſo erſchienen dieſe Kunſtwerke dem Mittelalter in ſagenhafter Umhüllung.“ *) Dieß Geheimnißvolle forderte die Phantaſie mächtig zur Sagenbildung heraus, nachdem ein roheres Zeitalter den Schlüſſel zur richtigen Deutung dieſer Werke verloren hatte. Natürlich ſchoſſen ſolche auf antike Bildwerke begründete Märchen beſonders in Rom auf, dem einzigen Orte, wo der Pilger das ganze Mittelalter hindurch noch zahlreiche Statuen und Reliefs erblickte und nach einer Erläuterung derſelben ſich ſehnte. Die ſagenbildende Phantaſie nahm hier im Mittelalter noch denſelben Gang, wie zu Athen im Alterthum bei der Statue der Leäna.

3. Das von Simrock neu herausgegebene Volksbuch von dem Zauberer Virgilius erzählt eine Sage, die unzweifelhaft an eine noch vorhandene berühmte Antike ſich anlehnt. Virgilius als ein Zauberer des römiſchen Südens unterſcheidet ſich von unſern nordiſchen auch dadurch, daß er beſonders gerne Kunſtwerke und Erzgüſſe anfertigt, denen dann eine magiſche Kraft innewohnt Dahin gehören die immerwährende Lampe und die ehernen Männer, die ſeine Schätze bewachten; dahin auch die als Palladium Roms („salvatio Romae“) bezeichnete Gruppe, welche die Götter aller Länder um die von Rom ſtellte und vor Ausbruch eines Aufſtandes den Gott des jedesmal feindlichen Landes ein Warnungszeichen geben ließ. Dieſer Art iſt denn auch das nachſtehend (S. 23 bei Simrock) beſchriebene Bildwerk.

„Als Virgilius dem Kaiſer regieren half, geſchahen in Rom allerlei Uebelthaten, als Diebſtahl, Mord und Todtſchlag, worüber

---

*) Springer, Bilder aus der neuern Kunſtgeſchichte, S. 19, in dem ſehr ſchönen Aufſatz über „das Nachleben der Antike im Mittelalter.“

große Klagen vor den Kaiſer kamen. Da berieth ſich der Kaiſer mit Virgilius und ſprach: Virgilius, uns kommen große Klagen, daß Diebe, Kuppler und Taugenichtſe Nachts auf den Straßen umherſchwärmen und die Leute beunruhigen und erſchlagen. Was iſt dawider am Beſten zu thun? Da ſprach Virgilius: Herr Kaiſer, da müßt Ihr ein kupfernes Pferd machen laſſen und auf ſeinen Rücken einen kupfernen Mann, der einen eiſernen Dreſchflegel in der Hand hat. Und ſtellt das Pferd vor das Stadthaus und laßt ausrufen: man werde hinfüro des Abends um zehn Uhr eine Glocke läuten laſſen, und wenn Einer nach dem Läuten noch auf der Straße ſei und erſchlagen werde, darüber ſolle künftig Niemand zur Rechenſchaft gezogen werden. Und als dieß ausgerufen wurde, kümmerten ſich doch die Nachtſchwärmer nicht daran, ſondern fuhren fort, des Nachts durch die Gaſſen zu laufen. Als aber des Abends die Glocke geläutet war, lief das kupferne Pferd mit dem kupfernen Mann von dem Rathhaus durch die Straßen der Stadt und ließ keine Straße unbeſucht, und alle, die ſich auf den Straßen finden ließen, wurden todtgeſchlagen, ſo daß man des Morgens wohl zweihundert Menſchen erſchlagen fand.“

Sobald man erwägt, daß nach einer andern Stelle dieſes Buches unter dem „Stadthaus“ nichts anderes als das Capitol verſtanden wird,*) ſo ſieht man ſich gleich auf die eherne Reiterſtatue des Marc Aurel hingewieſen, welche noch heute auf dieſem Platze ſteht. Die treffliche Ausführung dieſes Werkes und beſonders die hohe portraitartige Lebenswahrheit des derben Roſſes lud von ſelbſt zu ſolchen Sagen von nächtlicher Belebung und Bewegung ein, dergleichen ja auch (wenigſtens im Spaß) ſogar Berlin von ſeinem prächtigen Kurfürſten auf der langen Brücke erfunden hat. Auch mochte Marc Aurel, der tugendhafte Kaiſer, beſonders geeignet zu dieſem moraliſchen Nachtwächteramte erſcheinen.

Zwar tritt hier eine geſchichtliche Schwierigkeit ein. Jene Statue iſt nämlich erſt bei dem prächtigen Neubau der Capitolsgebäude im Jahre 1538 durch Michelangelo auf dieſem Platze aufgeſtellt worden. Allein wenn auch Virgilius als Zauberer unſtreitig viel früher geglaubt worden iſt, ſo fragt es ſich doch ſehr, ob jene einzelne Anekdote nicht erſt im ſechzehnten Jahrhundert in die Sage von ihm Aufnahme fand. Und ſelbſt wenn ſie älter wäre, ſo würde das nichts gegen unſere Erklärung ihres Urſprungs beweiſen, denn die Statue hat jederzeit große Oeffentlichkeit genoſſen; vor ihrer jetzigen Errichtung ſah man ſie das ganze Mittelalter hindurch vor dem Lateranpalaſt, wo Papſt Clemens III., im Glauben, ſie ſtelle den chriſtlichen Kaiſer Conſtantin vor, ſie 1187 aufgeſtellt hatte.*) Leicht möglich iſt alſo, daß die Sage in ihrer älteſten Geſtalt wirklich vor den Lateran als vor die alte Hofburg des Kaiſers das Wunderwerk verſetzte und erſt ſpäter demſelben auf den Capitolplatz nachwanderte.

---

*) S. 21: „auf dem Capitolium, ſo heißt das Stadthaus.“

Dieſes Roß des Marc Aurel hat aber noch eine ältere Sage hervorgerufen, und dieſe ſtützt ſich auf eine ganz untergeordnete Einzelheit in der Form dieſes Erzguſſes. Zwiſchen den Ohren des Thieres ſieht man nämlich einen Haarbüſchel herausſtehen, welcher die künſtlich zuſammengedrehte Spitze der Stirnmähne ausdrückt. Derſelbe gleicht von einem beſtimmten Standpunkt aus, wenn man nämlich die Phantaſie kräftig anſtrengt, einer kleinen Nachteule, woraus ſogar verrückte Kritiker den Beweis ableiten wollten, daß der Künſtler dieſes Werkes ein Athener geweſen!**) Nun aber erzählen die Mirabilia Romae, ein lateiniſches Volksbuch aus dem 13. Jahrhundert, unter ihren zahlreichen Volksſagen auch die folgende:

4. „Von dem Bauern, der zu Pferde ſitzt. Am Lateran ſteht ein ehernes und vergoldetes Roß, man heißt es das Pferd Conſtantins; aber dem iſt nicht ſo, denn wer die Wahrheit wiſſen will, der leſe dieſes. Zur Zeit der Conſuln und Senatoren iſt ein ſehr mächtiger König aus dem Morgenland gen Rom gezogen und hat das römiſche Volk hart geſchlagen. Da war ein Bauer

---

*) Beſchreibung der Stadt Rom, III. S. 102.

**) Beſchreibung der Stadt Rom, III, Abth. 1. S. 101. Ebendaſelbſt in den Nachträgen zu demſelben Band, S. 657, iſt auch die Sage vom Gran Villano (dem Bauer zu Roß) in kurzem Auszuge mitgetheilt.

in Waffen, groß an Stärke, Tapferkeit und Klugheit, der ſagte zu den Conſuln und Senatoren: Wenn Einer ſich ſände, der euch von der Anfechtung erlöſte, was verdiente der wohl, daß er vom Senat empfinge? Da antworteten ſie: der ſollte haben was er nur fordern möchte. Da ſagte er ihnen: Gebt mir dreißig Pfund Goldes, und daß dazu ihr mir ein ewiges Gedächtniß machet: ein ehernes Roß ſollt ihr machen und mein Bildniß darauf, ſo will ich euch bald von denen erlöſen. Das alles wollten ſie thun, ſagten ſie; er aber ſprach: Mitten in der Nacht ſtehet auf, waffnet euch aufs beſte und haltet euch innert der Mauer in einem Hohl, und was ich euch ſagen werde, das thut. Und ſie antworteten: das wollen wir. Der Bauer aber ſtieg auf ſein mächtig Roß ohne Sattel, nahm eine Sichel und ritt vors Thor, als wenn er fouragiren wollte. Und er ſah den König, welcher zu einem Baum daher kam, um ſeine Füße zu bedecken, auf dem Baum aber ſaß eine Nachteule*) und ſang lieblich. Als der Bauer dieß hörte, ritt er näher hinzu. Das Gefolge des Königs, welche meinten er gehöre zu den Ihrigen, fingen an zu ſchreien: Bauer, rühr den König nicht an, denn thuſt du's, ſo mußt du hängen. Aber der Bauer in ſeiner Tapferkeit achtete ihres Drohens nicht, ergriff den König, welcher von kleiner Statur war, hob ihn herauf und ſchwang ihn vor ſich aufs Roß. Alſo floh er eilig gegen die Stadt und ſchrie mit lauter Stimme den Leuten der Stadt zu, die in den Höhlen ſtaken: Fallet heraus und ſchlaget das Heer des Königs, denn ihn ſelber halte ich hier gefangen vor mir. Da fielen ſie auf ſein Rufen heraus und tödteten viele, die andern aber wandten ſich zur Flucht. Wie nun die Römer ihren Triumph gefeiert, bezahlten ſie ihm das Gold deſſen er begehrt hatte und ſetzten ihm ein Gedächtniß, und in Darſtellung ſeines Bildniſſes, das ſie vor den Lateranpalaſt ſtellten, ein ehernes und vergoldetes Roß und ſein Bildniß auch vergoldet darauf ſitzend, daß er die rechte Hand ausreckte, womit er den König gefangen hatte. Und auf den Kopf des Pferdes ſtellten ſie eine Nachteule, durch deren Geſchrei ſie den Sieg gewonnen hatten. Auch ſetzten ſie das Bildniß des Königs, welcher klein war, mit den Händen auf dem Rücken gebunden, zu Füßen des gedachten Roſſes.“

---

*) „Cucumagia" hat der Text; ich folge in der Ueberſetzung der Beſchreibung Roms in den Nachträgen, Band III. I. S. 657. Das Wort cucumagia findet ſich aber nicht in Forcellini noch in Ducange; heißt es wirklich Eule? Und könnte man von einer Eule ſagen: dulciter cantabat?

Dieß zweite Wahrzeichen, der gebundene Mann unter dem Roſſe, iſt jetzt nicht mehr vorhanden; die Figur mag ein gefangener Dacier geweſen oder einer Gruppe aus Marc Aurel's Feldzügen angehört haben, die an der frühern Baſis des Reiterbildes in Relief zu ſehen war. Das jetzige Poſtament iſt erſt bei der Verſetzung vor das Capitol aus einem antiken Fragment verfertigt worden, das man auf dem Forum Trajan's fand.

Ich habe die Geſchichte von dem reiſigen Bauern aus einer Ausgabe der Mirabilia in 16° überſetzt, welche in Rom durch Eucharius Silber um das Jahr 1509 gedruckt worden iſt.*)

Die älteren Handſchriften ſollen als Helden des Märchens einen Ritter gehabt haben, erſt das ſpätere Mittelalter verwandelte ihn in einen Bauern, daher man die Statue im 16. Jahrhundert den großen Bauern (il gran villano) genannt hat.**) Die Ausgabe, aus der ich überſetzte, ſchwankt offenbar und ſagt daher beides: ſie nennt den Mann rusticus armiger.

5. Nächſt dem ehernen Roß des Marc Aurel konnte wohl den ehrlichen Pilgern des Mittelalters in Rom nichts ſo imponiren als jene größten Marmormaſſen, die das Alterthum uns in Statuen hinterlaſſen hat: die bekannten Coloſſe der Dioſkuren ihre gewaltigen Pferde bändigend, welche durch die modernen Aufſchriften thörichter Weiſe als Werke des Phidias und Praxiteles bezeichnet werden. Auch von ihnen bildete ſich eine Pilgerſage, die uns ebenfalls die Mirabilia urbis Romae aufbewahrt haben.

---

*) Auf der Zürcher Stadtbibliothek (Q. 207). Die Mirabilia haben in dieſer Ausgabe zwar weder Druckort noch Jahreszahl, aber ſie ſind in Ein Bändchen mit den Indulgentiae ecclesiarum urbis Romae gebunden und haben mit dieſen denſelben Titel. Holzſchnitt: eine Anſicht Roms mit dem Pantheon, rechts kniet eine gekrönte Perſon vor einem Mars, der in einer Halle auf einer Säule ſteht; im Vordergrund die Wölfin mit den Zwillingen. Die Indulgentiae haben am Schluß die Bezeichnung: Impressum Romae per Eucharium Silber dictus Franck. Anno MCCCCCIX.

**) Beſchreibung der Stadt Rom III. I. S. 103, Note.

„Von den marmornen Roſſen.

„Die Roſſe und die nackten Männer bedeuten, daß zur Zeit des Kaiſers Tiberius zwei junge Philoſophen gelebt haben, nämlich Praxiteles und Pitias (das ſoll heißen Phidias!), die ſagten, ſie hätten ſolche Weisheit, daß was der Kaiſer in ihrer Abweſenheit in ſeiner Kammer ſagen würde, das wollten ſie ihm Wort für Wort wiederſagen. Sie thaten auch wie ſie verſprochen und wollten dafür kein Geld haben, ſondern ein ewiges Andenken, alſo daß ſie als Philoſophen zwei marmorne Roſſe hätten, welche die Erde ſtampften, dieſe bedeuten die Fürſten dieſer Welt. Daß ſie aber nackt bei den Roſſen ſtehen, das bedeutet, daß ſie mit hoch gehobenen Armen und ausgereckten Fingern (replicatis digitis?) erzählten was zukünftig war, und wie ſie nackt ſind, ſo iſt in ihren Seelen die Wiſſenſchaft dieſer Welt nackt und unbedeckt."

Dieſe Erklärung, welche alſo die angeblichen Bildhauer zu den dargeſtellten Perſonen macht und den Phidias und Praxiteles in Chriſti Zeit verſetzt, iſt ſo ganz verrückt, daß man außer den Bildern ſelbſt erſt noch nach einem andern Anlaß dazu ſuchen muß. Dieſer liegt nun unzweifelhaft in einer Inſchrift, welche nach 1546 unter dieſe Statuen geſetzt worden war, ehe Papſt Sixtus V. ſie 1589 mit neuen, jetzt auch vertilgten Unterſchriften auf ihrer jetzigen Stelle vor dem Palaſt des Quirinals aufrichten ließ. Dieſe ältere Inſchrift iſt bis heute von Niemand beachtet worden, auch die Verfaſſer der Beſchreibung Roms haben ſie überſehen. Eine Zeile dieſer Inſchrift lautet wörtlich:

Quid Praxiteles et Phidias effinxere istos aemulamur.

Den wirklichen Sinn dieſer Zeilen laſſe ich hier unerörtert.*) Wer aber immer jenes Märchen von den zwei Philoſophen des Tiberius erfunden hat, der hat das „effinxere" mißverſtanden und es mit „ausdenken" interpretirt. Ausgedacht haben Praxiteles und Phidias etwas, darum werden ſie abgebildet. Es mußte alſo nun auch etwas erfunden werden was ſie ausgedacht hatten, und ſo entſtand das Märchen, daß ſie dem Tiberius ſeine Gedanken errathen hätten. Auch daß die Mirabilia den Praxiteles zuerſt nennen, vor dem Phidias, beweiſt, daß der Schreiber dieſe Zeile der Inſchrift vor ſich hatte, denn dieſe thut daſſelbe.

---

*) Vgl. meine Schrift über die Gypsabgüſſe der Archäologiſchen Sammlung in Zürich, S. 111, Note.

6. Abermals an ein anderes antikes Kunſtwerk in Rom hat ſich eine Sage geſchloſſen, die merkwürdiger Weiſe einer Epiſode in der Geſchichte von Triſtan und Iſolde zu Grunde zu liegen ſcheint und ſchon vor Gottfried von Straßburg in dem franzöſiſchen Triſtan des Berox auftritt. Die Triſtanſage hat überhaupt aus ganz verſchiedenen Quellen ſich erweitert; auch die Geſchichte von der ſchwarzen Farbe des Segels, welche Urſache von Triſtan's jähem Tod wird, ſtammt aus claſſiſchem Gebiet, nämlich aus der antiken Sage von Theſeus.

In der Vorhalle der römiſchen Kirche Sta. Maria in Cosmedin, welche unter dem Aventin in den Ruinen eines antiken Tempels errichtet iſt, ſieht man links von der Kirchenthür an die Wand gelehnt eine coloſſale Maske. Es iſt ein bärtiger Kopf mit offenem Mund und mit Krebsſcheeren, alſo ein Triton. An den Seiten der Platte ſind noch die Löcher zu bemerken, durch welche ſie mit Nägeln oder Nieten an einen Brunnen befeſtigt war, ſo daß das Waſſer aus dem Munde floß. Man erzählte nun im Mittelalter, „daß die Perſonen, die vor Gericht einen Eid abzulegen hatten, in den offenen Mund dieſer Maske die Hand ſtecken mußten, und dieſelbe nach einem falſchen Schwur nicht wieder herausziehen konnten . . . Die Maske . . . ſoll die ihr zugeſchriebene Wunderkraft verloren haben, weil ſie einen zweideutigen, im Herzen falſchen Schwur als einen wahren angezeigt hatte. Eine Frau, die von ihrem Manne Ehebruchs wegen angeklagt wurde, ſollte ihre Unſchuld beſchwören. Der Liebhaber, mit dem ſie ſich vergangen hatte, erhielt davon Nachricht, ſtellte ſich wahnwitzig und umarmte die Beſchuldigte, als ſie eben zum Schwure ging; und dieſe, die ſeine Liſt verſtand, ſchwur darauf, ihre Hand in den Mund der Maske legend, es habe ſie, mit Ausnahme ihres Mannes, keiner je berührt als dieſer Wahnwitzige. Die Maske gab ihr die Hand zurück, verlor aber ſeitdem jene Wunderkraft.“ Man nannte die Maske von ihrer Wunderkraft den Mund der Wahrheit, Bocca della Verità, und von ihr übertrug ſich der Name auf die ganze Kirche, wie denn auch bis heute der Platz vor der Kirche noch ſo genannt wird.*)

Vor einer andern römiſchen Marienkirche auf dem Coelius ſteht ein 11 Fuß langes Schiff von weißem Marmor, welches Leo X. nach dem Muſter eines antiken verfertigen ließ, welches früher als jenes daſelbſt ſtand, aber zerbrochen war. Die Kirche heißt davon Sta. Maria della Navicella, oder lateiniſch in navicula. So conſtant iſt die Anheftung von Sagen an antike Bildwerke, daß auch dieß Schiffchen ſeine Pilgerlegende hatte; allein ich habe dieſelbe noch nicht auffinden können.**) Uebrigens beweiſen die Mirabilia urbis Romae faſt auf jeder Seite, daß an jede bedeutende Ruine von Altrom ſich Pilgerſagen anſchloſſen, wenn ſie auch nicht vollſtändig erzählt werden.

7. Aber auch in den nördlichen Ländern gab es vereinzelte Kunſtwerke des Alterthums, und in Einem Falle wenigſtens läßt ſich noch beweiſen, daß eine Sage ſich an eins der merkwürdigſten knüpfte. Es iſt der berühmte angebliche Wolf des Aachener Münſters. Seit wir den vortrefflichen Holzſchnitt in Bock's Werk über den Aachener Kunſt- und Reliquienſchatz vor uns haben, kann Niemand mehr zweifeln, daß das dargeſtellte Thier eine junge Bärin iſt. Die Naturwahrheit, verbunden mit der Feinheit der Technik, erweiſen ſie als ein claſſiſches Werk römiſchen Erzguſſes, etwa aus der Cäſarenzeit. Wie Karl der Große die rieſige Reiterſtatue Theodorich's von Ravenna herbeiführen und auf dem Markt zu Aachen aufſtellen ließ, wird er auch dieß Kunſtwerk aus Italien gebracht haben. Ein Loch vor der Bruſt ſoll

---

*) Beſchreibung der Stadt Rom III. I. S. 382, Note. Das oben ſchon genannte Büchelchen Indulgentiae ecclesiarum urbis Romae, am Ende des 15. Jahrhunderts verfaßt und zu Rom 1509 durch Eucharius Silber dictus Franck gedruckt, kennt die Geſchichte: „Ante praenominatam ecclesiam positus est unus lapis rotundus ad dispositionem faciei et vultus: qui dicebatur Bucca veritatis: ad quem homines se expurgaverunt. Virtutem suam per unam mulierem perdidit.“

**) Beſchreibung der Stadt Rom III. I. S. 494. Daß eine Legende vorhanden war, beweiſt das Büchelchen der Indulgentiae urbis Romae (ſ. die vorige Note): „Ad sanctam Mariam in navicola, in eodem Celiomonte. Ponitur una navis lapidea in signum miraculi ante introitum ecclesiae.“

früher zu einem Springbrunnen gedient haben. Zu dieſem Waſſerwerk aber, welches im Mittelalter als Reinigungsbrunnen im Vorhof des Münſters ſtand, gehörte auch ein noch vorhandener großer Pinienapfel, umgeben von den Geſtalten der vier Paradieſesſtröme; wenn man das Loch in der Bruſt der Bärin ſchloß, ſo ſtrömte das Waſſer aus 129 kleinen Löchern heraus, die in die Blätterſpitzen des Pinienapfels (oder ſoll es ein Fichtenzapfen ſein?) eingebohrt waren. Das letztere Gußwerk iſt nicht antik, auch nicht karolingiſch; Dr. Bock ſetzt es ins elfte Jahrhundert; es ahmt aber den berühmten antiken Pinienapfel nach, welcher im ſpätern Mittelalter zum Springbrunnen vor der Peterskirche in Rom verwendet wurde.

Dieſe beiden Erzwerke, demnach in Ein Waſſerwerk zuſammengeſtellt, wurden nun auch trotz ihrer Altersverſchiedenheit von einem Jahrtauſend in der bekannten Localſage vom Bau des Aachener Münſters mit einander combinirt und dann noch eine Spalte in der bronzenen Kirchenthür mit hineingezogen, welche zu Karl's Zeit gegoſſen iſt. „Die Bürger von Aachen hatten, weil es ihnen an Mitteln zur Beendigung des Baues dieſer Kirche fehlte, vom Teufel Geld geborgt und ihm dafür die erſte Seele, die zur Kirchenthür hineingehen werde, zum Eigenthum überlaſſen. Als nun der Bau vollendet war, fand ſich kein Menſch, der das Opfer dieſes frevelhaften Vertrages werden wollte, und die Kirche hätte wahrſcheinlicher Weiſe bis heute leer ſtehen müſſen, wenn nicht ein Prieſter auf den klugen Einfall gekommen wäre, einen Wolf, den man zum guten Glücke lebendig gefangen hatte, durch die Kirche zu jagen. Der Teufel ſchlug aus Verdruß, ſich überliſtet zu ſehen, die Thore von Erz hinter ſich zu, daß ſie zerſprangen. Den Unglauben zu beſchämen, ſtehen draußen vor demſelben Thore zwei in Erz gegoſſene Denkmäler, wovon das eine den Wolf, das andere aber ſeine verdammte Wolfsſeele, in Geſtalt eines ungeheuren Tannenzapfens vorſtellt." *) Die Seele hat aber, wie die

---

*) Georg Forſter, Anſichten vom Niederrhein. Werke III. S. 114. In launigem, obwohl freilich nicht ſagenmäßigem Ton hat Langbein's bekanntes und vielfach (u. a. in Simrock's Rheinſagen) nachgedrucktes Gedicht das Geſchichtchen behandelt

Leute hinzuſetzen, der Teufel durch jenes Loch in der Bruſt des Thieres herausgeriſſen. In einem der Löwenköpfe, welche die ehernen Flügel der Pforte ſchmücken, liegt noch los und beweglich ein Stück des alten Ringes; das iſt der Finger des Teufels, den er ſich beim heftigen Zuſchlagen ausriß. „Andere erzählen uns von einer ſündhaften Frau, die man für das Wohl der ganzen Stadt dem Teufel geopfert habe, und erklären die Frucht durch eine Artiſchocke, welche der Frau arme Seele bedeuten ſoll.“*)

8. Einen Zuſammenhang antiken Bildwerks und chriſtlichen Aberglaubens hat bereits Jakob Grimm**) zwiſchen den Penates und den mittelaltrigen Hausgeiſtern nachgewieſen. Zumal die kölniſchen Heinzelmännchen, weil einem römiſch coloniſirten Boden angehörend, werden dieſe Geiſtes- und Geſtalt-Verwandtſchaft verrathen müſſen. Die Erinnerung an ſie iſt im Volke noch heute nicht völlig erloſchen; wenn in der Küche Geräth zerbrochen iſt und keines der Dienſte es gethan haben will, ſagt die Bonner Hausfrau ironiſch: dann wird's wohl das „Heezemännchen“ gethan haben. Am Niederrhein iſt auch der Zuſammenhang dieſes Geiſtes mit dem Feuerherd noch deutlich nachzuweiſen, wie auch die Penates von dem penus d. h. dem Herde, den Namen ableiten. Auf dem Herde iſt nämlich an die Stelle der alten Hausgötter die gußeiſerne Platte getreten, welche noch heute religiöſe Vorſtellungen aus dem chriſtlichen Glaubensgebiete jenen altheidniſchen unterſchiebt. Die Wandniſche in der Herdmauer, die in das anſtoßende Zimmer ſich öffnet und, mit Thüren verſchließbar, eine Art warmen Schrankes bildet, heißt noch heute der Zagger oder in andern Ortſchaften der Tagger. Von einem kleinen zwerghaften Kerl aber geht dort noch heute das Spottwort: „er iſt ein Taggermann“ oder „Taggermännchen“; welches alſo (wie für Oſtdeutſchland das von Grimm angeführte tatermann) der altrheiniſche Name des Hausgeiſtes geweſen zu ſein ſcheint. Die Anknüpfung der reichen Sagen von den Heinzelmännchen an die kleinen Penatenbildchen, alſo wiederum die Fortbildung mythi-

---

*) Grimm, Deutſche Sagen, I. S. 235.

**) Mythologie, in dem Artikel Wichte und Elben.

ſcher Poeſie durchs Kunſtwerk, ſcheint unbeſtreitbar, um ſo mehr, da Grimm aus Konrad von Würzburg den Beweis beigebracht hat, daß man noch im 13. Jahrhundert kleine Kobolde aus Buchsbaumholz ſchnitzte und vermuthlich im Zimmer aufſtellte. „Es könnte, ſagt er, der Gebrauch mit einer altheidniſchen Verehrung kleiner Laren, denen im Innerſten der Wohnung ein Platz angewieſen wurde, zuſammenhängen; der Ernſt wandelte ſich in Scherz, und die chriſtliche Anſicht duldete die Beibehaltung des alten Brauches.“ Die Schnitzbildchen aber erhielten und befeſtigten wiederum den Glauben an die Hauskobolde.*)

III. Sagen durch Bildwerke an keltiſches und germaniſches Heidenthum angeknüpft.

Die ſegensreichen Götter des Heidenthums, die unſern Altvordern Jahrhunderte lang die fruchtbaren Gewitter geſandt, die Nebel der finſtern Wälder im Sturme weggeblaſen, das Kornfeld und das Flachsland behütet hatten, gingen im liebenden Gemüth des Volkes nicht unter, auch nachdem äußerlich das Chriſtenthum angenommen war. Die Prieſter mochten ſie zu Teufeln und ihre Pflegerinnen zu Hexen herabſetzen; der Bauer ſah, daß in der Natur die Segnungen des Himmels und der Erde fortdauerten, und in ihnen verehrte er andächtig die alten befreundeten Mächte. Nur Götter in dem alten Sinne durften ſie nicht bleiben; man mußte, um ihren Cultus retten zu dürfen, ſie in Vorſtellungen einkleiden, die mit der herrſchenden Kirche ſich vertrugen. Dadurch haben ſich Sagen gebildet, die oft als kirchliche Legenden auftreten, bis man an einem einzelnen Zuge, an einem Emblem oder einer Handlung, die alte Gottheit im Gewand der chriſtlichen Heiligen erkennt. In dieſem Gebiet hat das Kunſtwerk aber wenig mitgewirkt, weil die Götter des einheimiſchen Heidenthums nur ſelten und dann niemals in anſprechender Form bildlich dargeſtellt worden ſind. Doch fehlt es an Geſchichten dieſer Art nicht ganz.

---

*) Ueber Hausgötzchen aus Holz, Leder und Eiſen ſ. die Zuſammenſtellung bei Rochholz, Schweizerſagen aus dem Aargau, I, S. 361.

In den rheiniſchen Gegenden bis hinauf in die Schweiz war der Germane überall auf alten Keltenboden als Erbe vorgedrungen, und hier hat daher keltiſcher Gottesdienſt bis tief in die Römerzeit fortgedauert.

9. Das Dörfchen Auw im untern Kyllthale (in der Eifel) bewahrt in ſeiner Pfarrkirche ein altes Bildwerk mit drei auf einem Eſel reitenden Frauengeſtalten, deren mittelſte die Augen verbunden hat. Sie ſtehen bei dem umwohnenden Landvolk in großer Verehrung, und zu Mariä Himmelfahrt wird häufig hieher gewallfahrtet. Die Legende aber lautet ſo:*)

Unter König Dagobert I. lebten im Kloſter Mans drei ſchöne und fromme Schweſtern, Irminda, Adela und Clotildis. Dagobert erfuhr von ihnen, und um ihrer Herr zu werden, brach er mit Reiſigen nach dem Kloſter auf, entdeckte aber in ihnen ſeine leiblichen Schweſtern. Dennoch entführte er ſie an ſeinen Hof und ſuchte ſie erſt durch ſanfte Mittel, dann durch Kerkerhaft zu ſeinem Willen zu bringen. Da half ihnen ein fränkiſcher Kriegsoberſter Norbert zur Flucht und geleitete ſie mit ſeiner Schaar nach Deutſchland. Er und die Seinigen erlagen dem Heer des nacheilenden Königs; die Mädchen aber, auf den ſchroffen Höhen von Auw, das tiefe Thal der Kyll überblickend, beſtiegen den Eſel, der ihre Habe trug, und ſetzten glaubensvoll über den Schlund hinweg. Noch heute erinnert der Name der Felswand „das Eſelchen“ nebſt zwei Kreuzen diesſeits und jenſeits an das große Wunder.

Schon Herr Schneider, der uns dieſe Sage mittheilt, hat ihr einen heidniſchen Urſprung zugeſchrieben und die drei heiligen Frauen von den drei Müttern („deae matronae“ der Inſchriften) abgeleitet, die auch ſonſt, z. B. in der Meluſina, von mittelaltriger Sage gerettet worden ſind. Von der unglaublichen Verbreitung ihres Cultus in den linksrheiniſchen Gegenden noch während der Römerzeit liefert uns der Boden in faſt zahlloſen Mütterſteinen täglich neue Beweiſe. Das verhüllte Haupt der mittleren Jungfrau, welches auf dem Bildwerk zu Auw erhalten iſt, ohne daß die Legende eine Erklärung dafür zu haben ſcheint, dürfte ein Ueberbleibſel des ſeltſamen perrückenartigen Kopfputzes der Matronae ſein. Doch widerſpricht dem wieder, daß auf kölniſchen und andern Matronenreliefs gerade die mittlere Figur unbedeckten Hauptes iſt, während die beiden andern als ihre Dienerinnen jene turbanförmigen Wülſte tragen.*) Vielleicht iſt daher das verbundene Antlitz der einen Jungfrau bloß von einer königlichen Stirnbinde zu erklären. Jedenfalls ſcheint es überwiegend wahrſcheinlich, daß ſich an einen antiken hier verehrten Matronenſtein, der drei thronende Frauen vorſtellte, die chriſtliche Legende anlehnte und die Mütter in verfolgte Jungfrauen umdeutete. Die auch ſonſt ſo häufig vorkommende Sage vom Jungfernſprung lieh dann den Zug her, daß als Reitthier der Eſel zugegeben wurde, und in dieſem Sinne möchte der alte Matronenſtein ſpäter durch das gegenwärtige Bildwerk erſetzt ſein. Uebrigens kommt in der Schweiz bei den drei ſegenſpendenden Jungfrauen, auch wenn ſie nicht in's Chriſtenthum überſetzt ſind, bereits der Eſel vor, und jener Stein in Auw könnte daher immerhin der urſprüngliche Matronenaltar ſein.**)

---

*) Jacob Schneider, das Kyllthal (Trier 1843), S. 107.

10. Mit dieſer Ueberſetzung der Mütter in's Chriſtenthum iſt die Sage von der Landskron (Ahrthal) ſo nahe verwandt, daß ſie auf gemeinſchaftlichen Urſprung hindeutet. Auch hier iſt die noch erhaltene Capelle der ehemaligen Burg ein Wallfahrtsort für Kinderkrankheiten, und von der hinter ihr ſich in den Fels dehnenden Baſaltgrotte geht folgende Sage:***)

„Ein feindlicher Ritter, es heißt der von Tomberg, brach in Abweſenheit des Herrn von Landskron mit Mord und Brand in's Schloß ein. Die drei Fräulein von Landskron flüchteten, von dem Räuber verfolgt, auf die Felskante, die noch heute ſchroff die Capelle überragt; dann, ihre Ehre zu retten, wählten ſie den Tod und ſprangen auf den Felſen herab, der jetzt die Capelle trägt. Dort verſchwanden ſie dem Blicke des Verfolgers; der Fels hatte ſich aufgethan und eine Grotte gebildet, die ſich hinter ihnen ſchloß; in der Grotte entſchliefen ſie. Darüber kehrte der Herr von Landskron zurück, drang durch den verborgenen Gang und erſchlug den Räuber mit ſeinen Geſellen. Im Schmerz um ſeine Töchter wachend, ſah er in der dritten Nacht ein Engelchen, das ihm die Stelle der Felſengrotte wies. Dort fand man die Vermißten, und an dieſer Stätte wurde die Capelle gegründet, die nun als Zeugin des Wunders mit ihrem weißen Giebel weit in's Land hineinſchaut und bis heute den Namen der Jungfrauen-Capelle führt."

---

*) Lerſch in dem die Mütter betreffenden Aufſatz, Jahrbücher von Alterthumsfreunden im Rheinlande, II, S. 136ff.

**) Die drei „Wachteljungfern“ bei Rheinfelden tragen Blumen in den Haaren und goldene Stäbchen in der Hand, ſpenden Gold und haben einen Eſel, der nichts fraß und doch alle Morgen einen Korb voll Goldſtücke legte. Rochholz, Schweizerſagen aus dem Aargau, I, S. 283f.

***) Kinkel, die Ahr. Landſchaft, Geſchichte und Volksleben (Bonn 1846), S. 210.

Die keltiſchen Matronen ſind Erdgeiſter,*) ihr Cultus in einer Grotte alſo ganz natürlich. Gerade wie die zu Auw haben ſich auch die Mütter von Landskron in Jungfrauen verwandelt, die ihre Ehre durch ein Wageſtück erretteten, und nichts hindert auch hier einen Matronenſtein anzunehmen, der urſprünglich im Innern der Grotte ſtand und vielleicht beim Bau der Capelle wieder aufgefunden der ganzen Sage die Entſtehung gab. Die Legende der heiligen Odilia lieh dann leicht den Zug her, daß erbarmungsloſen Männern gegenüber der harte Fels ſeine Bruſt öffnet, um die verfolgte Jungfrauenehre zu retten.

Hier müßten ſich nun die drei Jungfrauen anſchließen, welche nach Hontheim**) an noch zwei Orten im Luxemburgiſchen (Ulvelinga und Senles nennt er ſie) verehrt wurden, vorausgeſetzt nämlich (was kaum zu bezweifeln) daß auch von dieſen eine chriſtliche Legende ſich ausgebildet hat.

In einem einſamen Bergwinkel des Aargaus leben die alten keltiſchen Mütter ſogar noch heute in ſegenvollem Thun fort; doch lehnt hier, dem Charakter der Schweizer Sagen gemäß, ihr Daſein ſich nicht an ein Gebild der Menſchenhand, ſondern an eine großartig geformte Landſchaft an.***)

---

*) Lerſch am angef. Orte, S. 135 ff.

**) Ebendaſelbſt, S. 138.

***) Rochholz, Schweizerſagen aus dem Aargau, I, S. 3.

Das Eithal heißt ein Paß, der durch einſame Wald- und Wieſenherrlichkeit von Baſelland hinüber nach Aarau führt. Hier ſtehen auf den nackten Thalrändern des Flüßchens Ergolz viel eingeſunkene Felſenhäupter, welche Burgen gleichen. Eine Gruppe nennt man die Oedenburg, die andere die Scheideck. Auf der Oedenburg wohnten drei ſchöne Schweſtern, dieſe raubte der Schloßherr von Scheideck. Da man hierauf ſein Schloß ſtürmte, riſſen ſich alle Felſen umher los und begruben den Raubritter und die Stürmenden zugleich. Hierauf ließ der Kaiſer beide Burgen ſchleifen. Die drei Schweſtern aber leben noch, ſie baden zu Zeiten in einem zirkelrunden Becken, das die ſtürzende Ergolz ausgewaſchen hat; und die Mähder ſind froh davon zu hören, weil dann ihr Heu bis auf den letzten Wagen jedesmal ſicher und ungenäßt unter Schirm und Dach kommen wird.

Hier, alſo auch wieder auf altkeltiſchem Boden, die drei heiligen Frauen, welche geraubt, aber von Felſen geſchützt werden und auf ewig der Flur Segen bringen. Die Grundzüge der Sage bleiben ſich immer gleich, aber in der Ausführung ſind ſie ſtets anders gewendet. Die Naturkraft erfriſcht ſich in der nahrungſpendenden Fluth; ſo badet auch Meluſina im Brunnen, und bei der Quelle findet der Staufenberger ſeine geliebte Fee.

Wenn unſere Ableitung der drei Jungfrauen am Niederrhein von uralten Matronenſteinen richtig iſt, ſo ſind dort urſprünglich heidniſche Idole, deren Sinn vergeſſen war, durch eine Sage erklärt und wie durch Seelenwanderung neu belebt worden. Es kommt aber auch der Gegenfall vor, nämlich daß der heidniſche Glaube nochmals Wurzel ſchlägt, indem er eines ſpätern Denkmals chriſtlicher Zeit ſich bemächtigt und den alten Gott als Hypoſtaſe in einem Portrait wieder aufweckt.

11. Der uralte Sturmgott Wodan, der dem Volke zum Wilden Jäger herabgeſunken iſt, ſaugt ſich gern an Wahrzeichen an, um ſein ſchattenhaftes Geſpenſterdaſein mit dem Blut wirklichen Lebens zu tränken. So giebt es in Norddeutſchland an unheimlichen Waldplätzchen mehrere Rieſengräber, in denen der „Mantelträger“ (Hakelbärend) ſoll beſtattet ſein. Im Klipperkrug bei Wülperode im Herzogthum Braunſchweig, wo der Oberjäger-

meiſter „Hackelberg“ geſtorben iſt, zeigt man noch ſeine Sturmhaube und das Härſenier ſeines Maulthiers. Im Garten dieſes Wirthshauſes aber, der ehedem ein Kirchhof war, liegt ſein Grabſtein, mit dem Bilde eines Ritters auf einem Maulthier, mit fliegendem kurzem Mantel und hohem Halskragen, der eine Reitgerte in der Hand führt; neben ihm laufen zwei kleine Hunde. Bei dem Bildwerk iſt eine Inſchrift, in welcher das Jahr 1581 noch lesbar iſt.*) Das Bild als Effigies eines hiſtoriſchen Mannes hat an ſich nichts Auffallendes, da Ritter ſich oft als Jäger haben abbilden laſſen. Aber der uralte Götterglaube an Wodan, der in die Sturmwolke als Mantel ſich hüllt, belebt ſich neu an dem Portrait eines Jägers und trägt auf dieſen den mythiſchen Namen Hakelbärend über.

12. Bekannt und zahlreich ſind die Bilder aus der Legende des heiligen Hubertus und des heiligen Euſtachius, die im Wald einen Hirſch mit dem Crucifixus zwiſchen den Geweihen finden und vor demſelben niederknieen. Aus ſolch einem Bild auf irgend einem Jagdſchloß entſtand dann wohl eine andere Sage vom Hackelberg: er habe einmal in der Gegend von Lockenem am Hainberg gejagt, und da er kein Wild traf, in ſeinem Unmuth ausgerufen, er müſſe heut noch etwas erjagen, und ſollt' es ein Hirſch mit dem Leiden Chriſti ſein. Kaum hat er das geſagt, ſo ſteht auch ein Hirſch vor ihm, der zwiſchen den Geweihen das Leiden Chriſti trägt, und den hat er ſogleich geſchoſſen. Dafür muß er nun aber zur Strafe ewig jagen.**)

Den Wilden Jäger läßt das Volk in Norddeutſchland ſich nicht nehmen, um ſo weniger, da auch denkende und von Aberglauben freie Leute in unſern Tagen das noch nicht erklärte Getöſe deutlich gehört haben, aus welchem die Sage ohne Zweifel urſprünglich entſtanden iſt. Der uralte Götterglaube im Volk, der das Phänomen mit Wodan verband, rettet ſich, indem er ſogar das chriſtlich gedachte Bild in ſeinen Wilden Jäger umdeutet. Noch einmal wird in ganz neuem Sinne wahr, was die Kirchenväter behauptet haben, daß die Dämonen Beſitz von Bildern nehmen, um die Menſchen zu berücken, welche zu dieſen Bildern wallfahrten.

---

*) Kuhn und Schwartz, norddeutſche Sagen, S. 180f.

**) Ebendaſelbſt, S. 150f. Die mythiſche Bedeutung des leuchtenden Hirſches iſt nachgewieſen bei Rochholz, Schweizerſagen aus dem Aargau, II, 190ff.

Auch die Götterfrauen des germaniſchen Heidenthums flüchten ſich in die kirchliche Legende und beglaubigen ſich durch Bau- und Bildwerke.

13. In der alten Magdalenenkirche zu Genf, welche bei ihrer erſten Stiftung außerhalb der Ringmauern lag, ſind am Anfange der Bogen, wie am Schluß des Gewölbes, Räder in Stein ausgemeißelt, die vielleicht nur als Ornament dienen. Das Volk erklärt ſie aber für Spinnräder, von den Steinmetzen als Erinnerung an eine fromme und fleißige Spinnerin angebracht, die Maria Magdalena geheißen und allen Erwerb ihrer Hände zu dieſem Kirchenbau hergegeben habe. Noch alljährlich findet am Magdalenentage (22. Juli) eine Beleuchtung der Häuſer und des Brunnens der kleinen Place de la Madeleine ſtatt, und durch die Straßen des gleichnamigen Stadtviertels wird als Magdalena eine ſpinnende Puppe getragen, wozu man die Worte ſingt: Tiens bon, Marie Madeleine, tiens bon, Marie Madelon!*)

Hier iſt wohl eine heidniſche Gottheit ins Chriſtenthum überſetzt. Die Spinnerin iſt Perchta oder Holda, eine Hypoſtaſe der Rockengöttin Freyja, und um das heidniſche Volksfeſt zu heiligen, hat man mit Anknüpfung an jene ſteinernen Räder in der Kirche eine chriſtliche Spinnerin erfunden.

14. Ganz das Gleiche iſt in meiner niederrheiniſchen Heimat vorgekommen. Die Kirche von Lüftelberg, unweit Bonn, liegt, das leichtgewellte Land hoch überblickend, auf einer Stelle, wo man ſich gern eine Stätte heidniſcher Gottesverehrung denken möchte. Auch hier iſt an den Ehrenplatz der in Berghöhlen hauſenden Rockengöttin eine kirchenſtiftende chriſtliche Heilige getreten. Ich habe die ſchöne Sage oft in meiner Jugend erzählen hören. Die heilige Jungfrau Lufthildis war eine große Spinnerin, aber

---

*) Herzog, Schweizerſagen, nach dem Morgenblatt für gebildete Stände, 1863. Nr. 12. S. 272.

alles was ſie erwarb, gab ſie an Wittwen und Waiſen. Karl der Große ſchenkte ihr ſo viel Land, als ſie mit ihrer Spindel ritzen konnte, ſo lange er ſchliefe. Die Jungfrau ſtieg zu Roß und umfurchte den ganzen Bann des Dorfes Lüftelberg, in deſſen Mitte ſie dann die Kirche ſtiftete.*)

IV. Sagen aus Bauwerken und Stiftungen.

Schon oben gab ich in der Geſchichte vom Wolf am Aachener Münſter eine Bauſage; die eben erzählten von Genf und Lüftelberg ſchlagen hier ebenfalls ein. Bauſagen bilden die zahlreichſte Klaſſe von allen aus Kunſtwerken entſtandenen Volksgeſchichten. Jedes Bauwerk von einigem Anſpruch imponirt den Maſſen. Wird nun, wie eben dort zu Aachen, durch fremde Architekten ein Werk geſchaffen, das an Pracht und Kühnheit der Conſtruction alles hierorts bisher Bekannte weit überbietet, ſo denkt die Maſſe gleich an Hexerei. Im ſpätern Mittelalter hüllte ſich aber die Baukunſt dazu noch in ein abſichtliches Geheimniß. Bis zum zwölften Jahrhundert waren Mönchsgenoſſenſchaften und Canonici die Baumeiſter, Mönche oft auch eigenhändig die Bauhandwerker; von da traten die Bauhütten der Laien an ihre Stelle. Dem Volke mußte ein gothiſcher Dom wohl wie ein Wunder erſcheinen, wo im Innern der Bauhütte Alles nach Maß und Regel zugehauen wurde, ſo daß dann ganz plötzlich und mit fabelhafter Schnelligkeit etwa ein reiches Portal ſich hinzaubern ließ. Die Vorbereitungen hatte man nicht geſehen, man ſah aber die blitzſchnelle Vollendung, und man dachte an Hexerei und Teufelshülfe. Dazu die Künſtlichkeit des Ornaments, die dem Laienverſtande räthſelhaften Waſſerſpeier mit Groteskbildungen aus dem Thierreich, und die oft und gern angebrachten Menſchenköpfe, die man mit Vorliebe verzerrte oder ins Komiſche zog. Vieles im mittelaltrigen Ornament hatte wohl ſymboliſche Bedeutung, gar Manches aber war freies, keckes Spiel der Phantaſie. In beiden Fällen lag das Mißverſtändniß nahe, und aus dem Mißverſtändniß erwuchs der Mythus. Das geſchah natürlich bei Bauwerken zumeiſt, aber auch andere ſehr künſtliche Arbeiten z. B. der Bildnerei, Schloſſerkunſt und Malerei konnten ſolche Zauber- und Teufelsſagen hervorrufen.

---

*) Gedicht von Simrock, in deſſen „Kerlingiſchem Heldenbuch“, S. 120.

Dabei darf man nicht leugnen, daß das Volk vom Natürlichen mehr angeſprochen wird als vom Werk der Künſte oder überhaupt von der That des Menſchengeiſtes in der Geſchichte. „Um die ſeltſame Bildung eines Felſens ſammelt ſich die Sage dauernder, als um den Ruhm ſelbſt der edelſten Geſchlechter —“ ſo ſchreiben die Brüder Grimm in der Vorrede zu der hiſtoriſchen Abtheilung ihrer deutſchen Sagen. Was hier von der Geſchichte geſagt wird, gilt auch von der Kunſt. Ein erratiſcher Steinblock, ein ſeltſam geſtalteter Hügel, eine angebliche Kralle in einem Felſen, der Abdruck eines Fußes in Stein und Raſen regen die Phantaſie des Bauern mächtiger auf als das ſchönſte gothiſche Steinornament. Auch um Bauwerke herum ſind daher aus ſolchen Naturſpielen weit mehr Sagen entſtanden als aus dem Werk der Menſchenhand; hiervon wird man ſich überzeugen, wenn man jede irgend vollſtändige Sammlung von Localſagen durchlieſt.

15. A Jove principium! Beginnen wir mit dem Dom zu Köln.

Unter den verſchiedenen Sagen vom Bau des Kölner Doms iſt eine, die ſich an die berühmte römiſche Waſſerleitung aus der Eifel nach Köln, aber zugleich an ein Ornament eines der unvollendeten Thürme anſchließt. „Der Teufel war neidig auf das ſtolze und heilige Werk, das Herr Gerhard, der Baumeiſter, erfunden und begonnen hatte. Um doch nicht ganz leer dabei auszugehen, oder gar um die Vollendung des Doms noch zu verhindern, ging er mit Herrn Gerhard die Wette ein: er wolle eher einen Bach von Trier nach Köln bis an den Dom geleitet, als Herr Gerhard ſeinen Bau vollendet haben; doch müſſe ihm, wenn er gewönne, des Meiſters Seele zugehören. Herr Gerhard war nicht ſäumig, aber der Teufel kann teufelsſchnell arbeiten. Eines Tages ſtieg der Meiſter auf den Thurm, der ſchon ſo hoch war, als er noch heut zu Tag iſt, und das Erſte, was er von oben herab gewahrte, waren Enten, die ſchnatternd von dem Bach, den der Teufel herbeigeleitet hatte, aufflogen. Da ſprach der Meiſter in grimmem Zorn: „zwar haſt du, Teufel, mich gewonnen, doch ſollſt du mich nicht lebendig haben!“ So ſprach er und ſtürzte ſich Hals über Kopf den Thurm herunter, in Geſtalt eines Hundes ſprang ſchnell der Teufel hintennach, wie beides in Stein gehauen noch wirklich am Thurm zu ſchauen iſt. Auch ſoll, wenn man ſich mit dem Ohr auf die Erde legt, noch heute der Bach zu hören ſein, wie er unter dem Dom wegfließt.“

Dieſe Sage habe ich als Knabe ebenſo in der Umgegend von Köln erzählen hören, beſonders die Enten fehlten nicht. Das Wahrzeichen am Thurm aber, den Mann und den Hund, habe ich nicht mehr geſehen.

Der römiſche Eifelkanal ſchöpfte ſein Waſſer im Gebirg, nahe ſeinem Urſprung aber ging ein zweiter Kanal nach Trier. Der Volksglaube nimmt noch heute beide Aquäducte als Einen an, der Trier und Köln factiſch verbunden habe, und man erzählt, die Geiſtlichkeit in Köln habe durch ihn ſich den Moſelwein direct von Trier herlaufen laſſen, ganz ſo wie bereits die althochdeutſche Weltchronik (W. Wackernagel, Leſebuch, I, 186) es berichtet:

dannin (von Trier) man unter dir erdin
den win santi verri
mit steinin rinnin
den herrin al ci minnin
die ci Kolne wârin sedilhaft.

16. Aehnlich iſt die Anknüpfung der Sage an ein offenbar ornamentales Steinbild an der ſüdlichen Außenſeite der Kirche zu Stadt Ilm in Thüringen. Zum Bau der Kirche ſchwatzte ein Mönch einer armen Wittwe ihr einziges Goldſtück ab, ſchenkte es aber ſeinem Schätzchen. „Als nun derſelbe Mönch am nächſten Sonntage Meſſe lieſt und dabei der eingegangenen Beiträge für den Bau der Kirche rühmend gedenkt, auch über die frommen Geber den Segen ſpricht, aber den Beitrag der Wittwe weder erwähnt noch ihr den Segen ertheilt, wird er plötzlich von einer unſichtbaren Macht über die Mauer der Kirche, ſoweit ſolche damals aufgebaut war, in die Luft geführt. An derſelben Stelle, wo er über die Mauer flog, ſetzte man ein hervorragendes Stein-

bild ein, welches ihn von einem Teufel umfaßt darſtellte. Dieß Steinbild hat ſogar bei einem ſpätern Anlaß zu ſprechen angefangen und der Witwe mündliche Quittung ausgeſtellt.*)

17. Verwandt mit dem Wolf zu Aachen iſt die Sage von der Sachſenhäuſer Brücke und dem goldenen Hahn auf einer Eiſenſtange, der heute noch auf ihr als Wahrzeichen ſteht. „Der Baumeiſter hatte ſich verbindlich gemacht, die Brücke bis zu einer beſtimmten Zeit zu vollenden. Als dieſe herannahte, ſah er, daß es unmöglich war, und wie nur noch zwei Tage übrig waren, rief er in der Angſt den Teufel an und bat um ſeinen Beiſtand. Der Teufel erſchien und erbot ſich, die Brücke in der letzten Nacht fertig zu bauen, wenn ihm der Baumeiſter dafür das erſte lebendige Weſen, das darüber ginge, überliefern wollte. Der Vertrag wurde geſchloſſen, und der Teufel baute in der letzten Nacht, ohne daß ein Menſchenauge in der Finſterniß ſehen konnte, wie es zuging, die Brücke ganz richtig fertig. Als nun der erſte Morgen anbrach, kam der Baumeiſter und trieb einen Hahn über die Brücke vor ſich her und überlieferte ihn dem Teufel. Dieſer aber hatte eine menſchliche Seele gewollt, und wie er ſich alſo betrogen ſah, packte er zornig den Hahn, zerriß ihn und warf ihn durch die Brücke, wovon die zwei Löcher entſtanden ſind, die bis auf den heutigen Tag nicht können zugemauert werden, weil Alles in der Nacht wieder zuſammenfällt, was Tags daran gearbeitet iſt.“

Die Ueberliſtung des brückenbauenden Teufels wiederholt ſich in allen möglichen Formen. Der Vogt von Andermatt prellt denſelben, als er ihm die dreizehnte Brücke der Gotthardſtraße, die alte Teufelsbrücke, gebaut hatte, indem er ſtatt eines Sennen einen rothen Hund mit einem kupfernen Käskeſſel an den Schwanz gebunden zuerſt hinüber jagt.

In Wirklichkeit ſind aber dieſe Löcher der Frankfurter Brücke zwei Bogen, die oben nicht gefüllt, ſondern nur mit Holz ausgelegt ſind, damit man in Kriegszeiten raſch und ohne Sprengen mit Pulver die Verbindung abbrechen kann. In Frankfurt verſicherte man mir, daß dieſe Sage nicht im Volk lebe, doch haben die Brüder Grimm ſie als „mündlich aus Frankfurt“ in ihre deutſchen Sagen aufgenommen.*) Man erzählt auch, es ſeien bis ins ſiebzehnte Jahrhundert an der Stelle bei dem eiſernen Kreuz, auf dem der „Gickel“ ſteht, Verbrecher gebunden in den Fluß geworfen worden; der Hahn ſollte die Sterbenden, in Erinnerung an den Hahn des h. Petrus, zur Buße ermahnen.**) Die Hinrichtung von Verbrechern in dieſer Manier iſt unhiſtoriſch, aber der Hahn hat wohl urſprünglich dieſen Sinn gehabt, alle Vorübergehenden an die Nothwendigkeit der Buße zu erinnern.

---

*) Witzſchel, Sagen aus Thüringen, S. 172 f.

Eine ganze Gruppe von Bauſagen läßt zwar die directe Einmiſchung des Teufels aus, berichtet aber von Verbrechen, die aus Neid geſchehen ſeien, entweder zwiſchen den Bauherrn, oder zwiſchen dem Baumeiſter und ſeinen Gehülfen oder Lehrjungen:

18. „Ein Biſchof von Halle baute die Moritzkirche, ſeine Schweſter die Moritzburg, welche aber im Schwedenkrieg zerſtört worden iſt. Die Schweſter war wohlwollender Gemüthsart, die Bauleute, den Bruder verlaſſend, zogen ihr zu, und die Burg wurde viel eher fertig als die Kirche. Der Biſchof beſchloß ſich zu rächen und ging die Schweſter beſuchen. Sie trat ihm unterm Thor der Burg entgegen, er aber, unter dem Vorwand, ſie zu umarmen, ſtieß ihr einen Dolch ins Herz. Zum Andenken hat man ihr Bild mit dem Dolche in der Bruſt über dem Thore der Moritzburg aufgeſtellt, „wo es noch heute zu ſehen iſt.““***) Ohne Zweifel urſprünglich eine ſchmerzhafte Mutter Gottes, wo das prophetiſch verkündigte Schwert, das durch ihre Seele gehen wird, materiell als in ihrem Herzen ſteckend dargeſtellt war. Maria wird in katholiſchen Ländern noch heut häufigſt über Hausthüren angebracht.

19. Die prachtvolle mit Meißelwerk innen und außen verzierte Capelle von Schloß Roslyn bei Edinburgh hat Einen höchſt wundervoll ausgearbeiteten Pfeiler, welcher den Beſuchern

---

*) Grimm, deutſche Sagen, I. S. 234.

**) Heyl und Berlepſch, Reiſehandbuch für die Rheinlande, S. 30.

***) Witzſchel, Sagen aus Thüringen, S. 246.

noch heut als „the apprentice's pillar“ gezeigt wird. Es iſt eine runde Säule, welche ſpiralförmig durch aufſteigende Bänder von Laubwerk umringelt wird. Der Baumeiſter, ſagen die Leute dort, habe die Zeichnung einer prachtvollen Säule beſeſſen, deren Original in Rom geweſen ſei; er ſei daher, um dieß Original zu ſehen, nach Rom gereiſt. Inzwiſchen habe der Lehrling die Zeit benutzt, dieß prachtvolle Stück auszumeißeln, wofür dann der Meiſter aus Neid ihn ermordete. Man zeigt auch in dieſem Theil der Capelle noch zwei Köpfe, einer hat einen Einſchnitt auf der Stirn, der andre iſt ein alter Mann, wild und düſter ausſehend. Jenes der Lehrling mit der Wunde, dieſes der böſe Meiſter.*)

20. „In der alten Kloſterkirche zu Königslutter befindet ſich an einer Wand im Kreuzgange das ſteinerne Bild eines Mannes mit einem Buche in der Hand; neben dem aber ſitzt eine zuſammengekauerte Geſtalt mit ausgeſchlagenen Augen. Das ſind Meiſter und Lehrjunge; jeder von ihnen hat einer um den andern eine Säule des Kreuzgangs gebaut, die des Lehrjungen ſind aber viel ſchöner geweſen, darum hat ihm der Meiſter die Augen ausgeſtochen.“**)

21. An einem der beiden Thürme des Kölner Domes fanden wir oben das Wahrzeichen von Mann und Hund. Merkwürdiger Weiſe findet daſſelbe ſich auch an einem andern als ſchön berühmten Thurme, nämlich am ſogenannten Geſellenthurm der Liebfrauenkirche zu Arnſtadt in Thüringen. Wahrſcheinlich ſind es in beiden Fällen monſtröſe Waſſerſpeier geweſen. In Arnſtadt knüpft ſich abermals eine Baugeſchichte daran, aber nicht eine vom Teufel, ſondern vom Neid. Der Baumeiſter übertrug den Bau des vordern Thurmes ſeinem Geſellen, dieſer baute ihn ſchöner als den des Meiſters. Nach Vollendung des Thurmes ruft der Meiſter, unter dem Vorgeben, ihm einen Fehler zeigen zu wollen, den Geſellen auf die Glockenſtube und ſtößt ihn, als

---

*) Der apprentice's pillar iſt abgebildet bei John Britton, Architectural Antiquities of Great Britain, Vol. III. Pl. VIII, wo auch auf pag. 56 die Sage erzählt wird. Die Capelle von Roslyn iſt aus dem 15. Jahrhundert, die Sage fand ich am Platz im Volk noch lebendig.

**) Kuhn und Schwartz, norddeutſche Sagen, S. 140f.

er hinabſchaut, aus dem Schallloch hinaus. Des Geſellen Hündlein war mitgelaufen, ſprang nach und fiel todt nieder neben ſeinem todten Herrn. Zum Gedächtniß hat man oben am Thurm in Stein eine hervorragende Mannes- und Hundegeſtalt angebracht.*)

Auch bei einem Hausbau ſpielt die Sage mit einem Symbol, das ſie auf den Neid bezieht.

22. „Am Hauſe Nr. 38 in der Heiligengeiſtſtraße zu Berlin ſieht man einen Meduſenkopf mit ſtark verzerrten Zügen. Das Volk nennt ihn den Neidkopf und erzählt, König Friedrich Wilhelm I. habe ſich bei ſeinen Wanderungen durch Berlin darüber erſtaunt, einen armen Goldſchmied ſtets bis ſpät in der Nacht thätig zu finden, und habe dem Manne deshalb Arbeit gegeben. Da bemerkte er im Fenſter gegenüber zwei Frauen, die dem Goldſchmied Fratzen machten; es waren Frau und Tochter eines reichen Zunftgenoſſen, die ihm damit ihren Neid zeigten. Der König ließ nun dem Goldſchmied ein neues Haus bauen und den Neidkopf dort anbringen, an dem ſie ſich ſpiegeln ſollten.“ **)

Fratzenköpfe an Häuſern zur Abwehr alles Uebels ſtammen aus dem antiken Heidenthum; es ſind die ſogenannten Apotropaia. Das bedeutungsvollſte derſelben iſt das Meduſenhaupt. In Köln ſind heute noch vielfach an den Hausfronten dieſe „Gringköpfe“ zu ſehen, und in meiner Jugend erklärte man ſie als Ausdruck des Trotzes, der in den Bewohnern lebte. Es knüpft ſich an dieſe Köpfe aber eine ältere Sage von Erzbiſchof Anno und den Schöffen, die er blenden ließ.***)

Wie der Teufel ein großer Baumeiſter iſt, führt er zuweilen auch kunſtreiche Arbeiten anderer Handwerke durch, welche für Menſchenhände zu ſchwierig ſind.

23. „Zu Wismar in der Marienkirche um den Taufſtein herum geht ein überkünſtliches Gitter, das ſollte ein Schmidt bauen. Als er ſich aber daran zerarbeitete und es nicht konnte zu Stand bringen, brach er unmuthig aus: ‚ich wollte, daß es

---

*) Witzſchel, Sagen aus Thüringen, S. 165f.

**) Adalbert Kuhn, märk. Sagen und Märchen, S. 122f.

***) Pick, Monatsſchrift für rhein.-weſtf. Geſchichtsforſchung, I, S. 83.

der Teufel fertig machen müßte!" Auf dieſen Wunſch kam der Teufel und baute das Gegitter fertig. Keiner ſoll es nachahmen oder das Ende daran finden können, ſo ſchlecht es ausſieht."*)

Zur Erquickung ſtößt man unter all dem Teufelsſpuk und der Neidqual in unſern Kirchenbauten auch zuweilen auf eine ganz harmloſe Anecdote von irgend einem Baumeiſter.

24. In der Kirche zu Zülpich, dem Stile nach um 1220 erbaut, ſah man an der Mauer unter den Nordfenſtern des Mittelſchiffes einen Mann, vermuthlich den Werkmeiſter, mit dem Namen Godescalcus bezeichnet, der einen Meißel und ein Näpſchen bei ſich hatte. Das Volk belebte ſich dieſes Figürchen wenigſtens mit einem Charakterzuge; es deutete das Näpſchen auf's Trinken und erzählte, daß jener alte Maurer ſo gut wie die gegenwärtigen gerne ins Glas geſehen habe. Weil man nun bei der vor vierzig Jahren ſtattfindenden Reſtauration der Kirche der Meinung war, daß ſolcherlei Nebengedanken der Andacht nicht zuträglich ſein dürften, hat man den armen Gottſchalk, ohne ihm zu ſchaden, mit Mörtel verkleidet und bloß das Godescalcus ſtehen laſſen.

Ebenſo heften ſich auch ganz harmloſe Geſchichten an die Bildnißſtatuen des Mittelalters an, um eine Kirchenſtiftung zu erklären.

25. Kunſthiſtoriſch berühmt ſind die zwölf Standbilder aus Sandſtein im Weſtchore des Domes zu Naumburg, welche man gegen 1270 anſetzt. Es ſind Bildnißſtatuen von frühern Wohlthätern der Kirche, und einige haben ihre adligen Namen beigeſchrieben. „Die Köpfe ſind nicht ohne Ausdruck, alle in Zügen und Haltung verſchieden, die der Frauen zum Theil mit dem conventionellen Lächeln, das hier fromme Freundlichkeit bedeutet, die Männer entweder ruhig zuſchauend oder mit etwas geſenktem Haupte und dem Ausdrucke inniger Theilnahme."**)

Hier bot ſich alſo, was in mittelaltrigen Sculpturcyclen nicht allzu häufig iſt, die Möglichkeit des Individualiſirens, die zur

---

*) Grimm, deutſche Sagen, I, S. 239.

**) Schnaaſe, Geſchichte der bildenden Künſte, V, S. 758.

Erfindung von Geſchichten herausforderte. An zwei dieſer Figuren hat denn wirklich die Sage ſich feſtgeſponnen: es iſt eine Frau welche lacht, ein Mann welcher ernſt ausſieht. Das Volk und die geſchriebene Chronik bezeichnen ſie als die lachende Braut und den weinenden Bräutigam. Der Bräutigam reiſte trotz Bitten und Warnen der Braut lange Zeit in fremden Ländern, da verſchenkte dieſe ihre Güter und auch viel von den ſeinigen zum Bau des Naumburger Domes und ging ſelbſt ins Kloſter. Als er wiederkam, lachte ſie ihn aus, er aber mußte es geſchehen laſſen und gab ſelbſt noch mehr dazu, damit der Dom fertig würde.*)

Die allerſonderbarſten Figürchen aber ſind die, wo Menſchen in eine ganz unerhörte Stellung gebracht ſind, als wollten ſie an ſich ſelber einen ganz unmöglichen Act vornehmen. Dieſe forderten erſt recht zu Erfindung von Schnurren heraus.

26. Im Schiff der Stadtkirche zu Ahrweiler (1269 gegründet) ſieht man nahe beim Weſtportal, Südſeite des Schiffs, ein halbzerſtörtes Figürchen ausgemeißelt. Es iſt eine verdrehte Menſchengeſtalt, deren Motiv man nicht leicht mehr erkennen würde. Das Volk aber erzählt: Der Baumeiſter habe ſich vermeſſen über die ganze ſtattliche Kirche ein Gewölbe zu legen, als welches dazumal hierorts noch ein unerhörtes Ding geweſen ſei; ein Zunftgenoſſe aber habe erklärt, wenn das dem andern gelinge, ſo wolle er an ſeinem eigenen Leibe eine Handlung vornehmen — von der ich mich wohl hüten werde zu ſagen, worin ſie beſtehen ſollte. Und als jener nun doch ſein prächtig Werk vollendet, da habe er den Neidhart in der unbequemen Stellung und dem vergeblichen Verſuche ein Unmögliches zu leiſten an der Säule verewigt.**)

Unmöglich kann dieſe Ueberlieferung ein wirklich Geſchehenes mittheilen; denn die Kunſt des Gewölbbaues war nach Mitte des 13. Jahrhunderts am Rhein allgemein verbreitet, und ſelbſt die Spitzbogenwölbung durch Werke wie die Liebfrauenkirche in Trier ſchon mehrere Jahrhunderte einheimiſch. Umgekehrt muß alſo hier das Hiſtörchen aus dem Bildwerk entſtanden ſein.

---

*) Witzſchel, Sagen aus Thüringen, S. 244 f.

**) Aus mündlicher, allgemein verbreiteter Ueberlieferung in Ahrweiler.

Was freilich dieſes Bildwerk ſelbſt urſprünglich bedeutet hat, das läßt ſich ſchwerlich je wieder ermitteln. Es kommt indeſſen auffallender Weiſe im Mittelalter noch mehrere Mal vor.

27. So erſcheint es an der alten äußern Mauer des Oberſchloſſes zu Kranichfeld, im Herzogthum Sachſen-Meiningen, wo auch noch andere „ungethüme Steinbilder" vorkommen ſollen. Hier hat ſich eine doppelte Sage gebildet. Auf dem Oberſchloß wohnten zwei Brüder, Wolf und Lutger. Sie kamen einſt in einen heftigen Streit, ſo daß ſie ſich trennten und die Güter theilten. Da ſprach Lutger, der jüngere Bruder, welcher die Burg verlaſſen ſollte, auf den Berg deutend, wo jetzt Niederkranichfeld liegt: „Dorthin will ich meine Burg bauen." Darüber lachte Wolf und entgegnete: „Wenn dieſer Bau zu Stand kommt, will ich thun, was noch keiner gethan hat und keiner thun wird." „Es gilt," ſprach Lutger, „ein Ritter hält ſein Wort." Die Burg wurde aber vollendet, und der Bruder beſtand auf der Erfüllung der Zuſage, obwohl er wußte, daß es Wolfen damit ans Leben ging, aber er kam dadurch in den Beſitz der Oberburg und des ganzen Landes." Nach der andern Faſſung vermaß ſich bei einer Belagerung der Commandant das Unerhörte zu thun, ehe er das Schloß übergäbe. Als die Feinde das Schloß hatten, ſchlugen ſie ihm das Rückgrat entzwei und zwangen ihn in die unnatürliche Stellung, in der er elendiglich ſtarb.*)

Ganz beſonders deutlich zeigt ſich unter manchen andern Menſchengeſtalten in den ſonderbarſten Stellungen auch dieſer Gegenſtand in dem berühmten Kreuzgang des Großmünſters zu Zürich.**) Doch iſt mir nicht bekannt, daß hier ſich eine Sage daran angeſchloſſen hätte. Die Kreuzgänge gehörten im Mittelalter zur Clauſur und blieben dem Volke verſchloſſen, daher über ſie und ihre Bildwerke Sagen ſich nur ſelten gebildet haben.

---

*) Witzſchel, Sagen aus Thüringen, S. 321.

**) Abgebildet in den Mittheilungen der antiquariſchen Geſellſchaft zu Zürich, Band I, Figur 6 der 12. Tafel des Kreuzgangs. Mit Text von Herrn Kirchenrath Salomon Vögelin.

V. Symboliſche Bildwerke durch Sagen erläutert.

28. Natürlich fordert bei einem Bildwerk beſonders alles das die ſagenbildende Deutung heraus, was ſeltſam, vom nächſten Zweck des Kunſtwerks aus unzweckmäßig oder wenigſtens unerklärlich bleibt. So das Zünglein der Bamberger Wage in der Hand der Gerechtigkeit auf dem Grab Kaiſer Heinrich's, eben weil dieß Zünglein nicht in der Mitte ſteht, ſondern etwas auf eine Seite neigt.*) Daran knüpft ſich nämlich der tiefſinnige Volksglaube, daß die Welt untergehen wird, ſobald das Zünglein ins Gleiche kommt. Das heißt: die Welt rollt fort, weil ſtets Unrecht gethan wird und darum das Rechte ewig nach dem Niveau ſuchen muß. Giebt es kein Unrecht mehr, ſo iſt das Ende da. Wir haben hier ein Symbol, für welches das Volk ſich eine Deutung ſucht. Das Symbol iſt etwas Abſtractes, oft nur von dem Verſtande Gemachtes; das Volk, ein Kind an Geiſt, bringt überall die Phantaſie ins Spiel und will von dem, was nur der Gelehrte begreift, ſich etwas erzählen können, was ihm lebhafter zu Herzen geht, oder was auch nur kräftiger auf die kleinen Leiden und Freuden ſeines Alltags Bezug nimmt.

29. Am weſtlichen Eingang der St. Georgskirche zu Eiſenach befindet ſich ein Steinbild, welches einen Mann in betender Stellung mit einer Wage zeigt.

Die Wage iſt wohl das Bild des jüngſten Gerichtes, die Figur etwa ein Sankt Michael?

Die Sage macht aber daraus einen Bäcker, der in Theuerung das Brot zu klein buk und darum auch oft gebüßt wurde. Auf dem Sterbebette befahl er aus Reue, daß man ihn an die Kirchenthür begraben möge, damit jeder Eintretende ſein Grab mit Füßen trete.**)

30. Auf dem Rathsbrunnen zu Buttſtädt, im Großherzogthum Sachſen-Weimar, ſteht (oder ſtand) ein Engel mit einer Wage, in deren einer Schale ſaß ein Kind, in der andern ein Teufel mit

---

*) Grimm, deutſche Sagen, I. S. 337.

**) Witzſchel, Sagen aus Thüringen, S. 115.

einem Mühlſtein. Dieß iſt ein weitverbreitetes unzählig oft dargeſtelltes Symbol des Kampfes um die Seele beim Tode des Menſchen. Der Engel iſt Michael, das Kind die eben den Leib verlaſſende Seele, der Mühlſtein bedeutet die Sünde, welche der Teufel gegen die Seele in die Wagſchale wirft. Die Volksſage aber individualiſirt wieder: Ein Ehepaar zu Buttſtädt bittet um Kinderſegen, der Teufel verſpricht ihnen ein Kind, wenn es nachher ihm gehören ſoll. Ein Knabe wird geboren, da ſchlägt den Eltern das Herz und ſie flehen zu Gott, daß er das Unglück wenden möge. „Da ſandte ihnen der Herr einen Engel, der gebot dem Teufel, ſich auf die eine Schale einer Wäge zu ſetzen, legte das Kind in die andere und ſagte, wenn er ſchwerer ſei, ſo ſolle er's behalten. Da ſank die Schale, in der das Kind ſaß, tief herab und ſogar, als der Teufel noch einen Mühlſtein nahm und mit ſich auf die Schale ſetzte, konnte er doch nicht herunterkommen. Da ging er zornig von dannen." *)

31. Die Stadtkirche St. Johannes zu Gmünd iſt durch viele Bildwerke an ihrer Außenſeite merkwürdig, deren Bedeutung noch räthſelhaft bleibt. Zwei derſelben nimmt jedoch die Sage in Eine Erzählung zuſammen. Man ſieht erſtens eine gekrönte Frau, ſitzend, ein Kind auf dem Schooß, und beide halten Aepfel; darunter ſteht ein Jäger mit Horn und jagenden Hunden. Jene Gruppe, über der obenein ein Engel ſchwebt, iſt unſtreitig eine Mutter Gottes, die Aepfel ſind Weltkugeln; der Jäger kommt oft an Kirchenportalen in den Kalendern vor, die für jede Jahreszeit die ländliche Arbeit abbilden.

Die Gmündner aber erzählen, auf einer großen Jagd habe Agnes von Sachſen, die Frau Herzog Friedrich's von Schwaben (Gmünd gehörte den Hohenſtaufen) ihren Trauring verloren und vor dem böſen Omen ſich erſchreckt. Ein Jägersſohn ſchoß bald darauf einen prachtvollen Hirſch und fand an einem Zacken des Geweihes den verlorenen Ring. Die Herzogin ſoll ihm dann die Hand einer Geliebten verſchafft, und der Herzog an der Stelle, wo der Hirſch getödtet wurde, die Johanneskirche errichtet haben.

---

*) Kuhn und Schwarz, norddeutſche Sagen und Gebräuche, S. 210.

Auf den Jägersſohn wird der Waidmann des Bildwerks, auf den Ring der Herzogin wohl die Weltkugel in Mariens Hand gedeutet.*)

32. Die Sage von der Jungfer Lorenz von Tangermünde in der Altmark, durch ein liebenswürdiges Kunſtwerk eines modernen Bildhauers ſo weit verbreitet, ſchließt ſich an ein ſymboliſches Bildwerk aus dem 12. oder 13. Jahrhundert an, welches in der alten Nicolaikirche (jetzt in der Stephanskirche) zu Tangermünde zu ſehen war. Es ſtellt eine Jungfrau dar, in ganzer Figur auf einem Hirſchkopf mit natürlichen Geweihen aufrecht ſtehend. Seine eigentliche Bedeutung iſt unerklärt, denn ich finde keinen Beweis dafür, „daß man ſolche Zierden, mit Beziehung auf einen Vers in den Pſalmen, ſonſt in Taufkapellen aufſtellte.“

An dieſes Bild ſchloß ſich die uralte, auch in drei alemanniſchen Legenden erhaltene Sage von dem Hirſch an, der fromme Frauen zur Kirche trägt, ſie färbte ſich aber local. Jungfer Emerentia Lorenz, eine reiche Erbin, verirrte ſich in ihren eigenen Wäldern, weil ein gewaltſam ſtrömender Regen auf einmal alle Pfade unwegſam machte. Sie verzweifelte ſchon am Leben, als ein Hirſch zu ihrem Dienſte ſich erbot und ſie nach drei Tagen glücklich zur Stadt zurücktrug. Zum Dank für ihre Rettung vermachte ſie der Nicolaikirche ihr ganzes Erbe, das mit Wald bedeckte Lorenzfeld, und ließ das Wunder in der Kirche bildlich darſtellen.

Familiennamen gab es im 12. und 13. Jahrhundert noch keine, und nicht das Feld hat den Namen von der Jungfer, ſondern die Jungfer von dem Feld, das wohl urſprünglich einer Kirche, einer Kapelle oder einem Altar des heil. Laurentius zugehört hat. Und wie der Name aus dem Feld, ſo iſt die Sage aus dem räthſelhaften Bildwerk geſchöpft.

Aus dem Bild die Sage; dieſe aber wird im Lauf der Jahrhunderte nun wieder Gegenſtand einer neuen Schöpfung der bildenden Kunſt.

---

*) Schönhuth, die Burgen, Kirchen, Klöſter und Kapellen Würtembergs, I. S. 157. Bei dieſer Kirche lebt noch eine zweite durch ein Bildwerk beglaubigte Bauſage. Am Weſtgiebel ſieht man ein Männchen, dem der Teufel die rechte Hand wegreißt. Das Volk hält die Figur für den Baumeiſter, der Teufel verſtümmelt ihn laut Vertrag, weil er die Kirche nicht in der verſprochenen Zeit fertig gemacht hat.

Chriſtian Rauch flieht vor dem erſten Ausbruch der Cholera von Berlin nach Tangermünde und ſtreicht geſchäftslos durch die Straßen der alterthümlichen Stadt. Ein Regenſchauer treibt ihn in die alte nicht mehr benutzte Kirche, er ſieht das ſeltſame Bildwerk, läßt ſich die Legende erzählen, und eine reizende Erfindung ſteigt in ſeiner Seele auf. Obgleich man ihm berichtet, daß die erſten Cholerakranken heute ins Haus getragen ſeien, hat er alles Bangen überwunden und modellirt ſeine Jungfer Lorenz, die mittelaltrig gekleidet in züchtiger Aengſtlichkeit, und doch mit dankbarem Vertrauen, auf dem ſchreitenden Hirſch ſitzt. Wenig moderne Bildwerke ſind ſo volksthümlich geworden und ſo weit verbreitet als dieſe anmuthige Gruppe.*)

33. Im Kanton Baſel liegt unter dem Hauenſtein das Benedictinerkloſter Schönthal, welches ſeit der Reformation aufgehoben iſt. Am Portal der jetzt leer ſtehenden Kirche ſteht auf dem einen Tragſtein des Bogens ein Löwe, und im Scheitel des Bogens ein Agnus Dei mit der Fahne. Sie ſind ſtark verwittert, und das Volk erklärt die Fahne für einen Wagen, welchen das Lamm ziehen ſoll. Beide Figuren ſind alſo nicht ſymmetriſch zuſammengeſtellt. Ihre Bedeutung iſt bekannt und unzweifelhaft: ſie bezeichnen Chriſtus als das Opferlamm Gottes und als den Auferſtandenen, weil nach der Thierſage des Mittelalters der alte Löwe ſeinen todtgeborenen Welf durch Anblaſen nach drei Tagen zum Leben weckt.**) Eine ſpätere Zeit ſuchte aber eine andere

---

*) Rauch hat die Geſchichte ſelber dem Profeſſor von der Hagen erzählt, der ſie in ſeinem Buch Moderne deutſche Kunſt, II. 231 u. folg. mittheilt. Die alemanniſchen Sagen von dem Hirſch, der fromme Frauen zur Kirche bringt, aus Zürich, Schaffhauſen und Kloſter Fiſchenthal, nebſt allem was auf den mythologiſchen Hirſch ſich bezieht, bei Rochholz, Sagen aus dem Aargau, II, 190 u. folg. Im Kloſter Dobberan ſteht ein Hirſchhaupt auf einem Pfeiler beim Hauptaltar; daſſelbe ſchützt den Ort und den daſelbſt über Nacht entſtandenen Heiligendamm gegen die Sturmfluthen der Oſtſee. Ein Fetiſch wie dieſer kann der Hirſchkopf in Tangermünde urſprünglich geweſen ſein.

**) Phyſiologus des 11. Jahrhunderts, in Hoffmann's Fund-

Löſung und erfand die ſchöne Sage von der Gründung des Kloſters:

Im Jahre 1130 befand ſich Graf Adalbert der Zweite von Froburg mit ſeinen Knappen in der Wildniß eines nordweſtlich von der Stammburg gelegenen Thales auf der Jagd. Nachdem ſie lange in dieſer einſamen, mit Geſtrüpp überwachſenen Gegend umhergeirrt, ſiehe! da erblickten ſie eine wunderſame Frau, die an einer Quelle ſaß und ein Kindlein in den Armen hielt. Wie ſie näher traten, erkannten ſie in ihr die Mutter Gottes mit ihrem Sohne. Auf einem Wagen, den ein Lamm und ein Löwe zogen, fuhren ſie gen Himmel. Ob dieſem Geſichte erſtaunten der Graf und die Jäger allzumal. Er ließ zur Stunde die Gegend vom Geſträuche ſäubern, daß ſie aus einem wüſten ein ſchönes Thal ward, und legte den Grund zu dem Benedictinerkloſter Schönthal.*)

Die Sage wird dann bei einer italieniſchen Ordensſtiftung wiederholt. Bald nach der Stiftung des Servitenordens durch ſieben edle Florentiner, im Jahr 1233, ſah ein Doctor der Medicin, Filippo Benizzi, die Madonna auf einem goldenen Wagen von Lamm und Löwe gezogen. Ein Mitglied des Ordens erklärte ihm die Viſion, und er nahm das Habit, um hinfort die Seele des neuen Ordens zu werden. Sein Leben iſt in der Vorhalle der Ordenskirche in Florenz von Andrea del Sarto gemalt, und im Kreuzgang ſieht man von einer ſpätern Hand auch ſeine erwähnte Viſion. Von einem Bildwerk ausgegangen, hat alſo die Legende den Kreislauf vollendet, indem ſie ſelbſt wieder in ein Bildwerk ſich verkörpert.

Ich ſchließe hier eine andere Stiftungsſage franzöſiſcher Erfindung an, zu welcher allerdings nicht ein Symbol, ſondern, wie zum Theil beim Kloſter Schönthal, ein mißverſtandenes Heiligenbild die Anknüpfung gab.

---

gruben I, S. 18: So diu leuin birit, so ist das louincholin tot, so beward su iz unzin an den tritten tag. Tene so chumit ter fater unde blaset ez ana, so wirdit ez erchichit. So wachta der ale mahtigo fater sinen einbornin sun uone demo tode an demo triten tage.

*) Guſtav Schwab, die Schweiz in ihren Ritterburgen und Bergſchlöſſern, III. S. 494.

34. An der Schauſeite der Kirche zu Parthenay-le-Vieux im Poitou ſieht man einen lebensgroßen Reiter in reichem Mantel mit dem Falken auf der Fauſt in einer bogenüberdeckten Blende ſtehen. Das Roß, im Anſchritt oder Galopp begriffen, ſcheint eine kleinere Figur niederzureiten. Daher hat ſich die Sage gebildet, es ſei dieß ein Kind, welches unter den Roſſeshufen eines der Herren von Parthenay den Tod gefunden, als dieſer auf die Jagd ritt. Der kirchliche Archäologe de Caumont, der dieſe Begebenheit mittheilt,*) hat bereits für wahrſcheinlich erkannt, daß ſie erſt aus dem Monument ſich gebildet hat. Es findet ſich nämlich derſelbe Gegenſtand gerade im Poitou mehr als ſechsmal in den zumeiſt ins Auge fallenden Blenden der Schauſeiten an Kirchen dargeſtellt, aber auch in andern franzöſiſchen Provinzen, in der Normandie und zu Autun in der Kathedrale kehrt er an Capitellen u. ſ. w. wieder. Unmöglich ſind doch Kinder ſo dutzendweis an allen dieſen Orten zu Schanden geritten worden. Faſt alle dieſe Werke ſind aber nach de Caumont's Zeugniß beſchädigt, und nur das Roß iſt meiſt völlig erkennbar geblieben. Ohne ſie geſehen zu haben, glaube ich vermuthen zu dürfen, daß ſie den heiligen Martinus, einen in Frankreich einheimiſchen und beſonders gefeierten Heiligen, vorſtellen, wie er noch als heidniſcher Ritter im Winter reiſend von einem vor ihm knieenden Armen mit emporgehobenen Händen um Hülfe angefleht wird und mit dieſem ſeinen Mantel theilt. Der Bettler iſt kleiner als der Ritter, und ſo dachte man ſich, es müßte ein Kind ſein. Dieß aber hat auch bei unſerer Deutung kein Bedenken. Die Sculptur des Mittelalters zeichnet, grade ſo gut wie die ägyptiſche und aſſyriſche, die Hauptfiguren gern durch ein größeres Maß aus, wie man dieß unter Anderm an der überlebensgroßen Statue Erzbiſchof Siegfried III. von Eppſtein (von 1249) im Dom zu Mainz erſieht, welcher den beiden knabenhaft kleinen Gegenkönigen Heinrich Raspe und Wilhelm von Holland die Kronen aufſetzt.

35. Die Dorfkirche zu Wittnau bei Schloß Homberg im

---

*) Histoire de l'architecture réligieuse au moyen âge (Paris 1841) pag. 207 ff.

aargauiſchen Jura iſt dem heil. Martin geweiht, und in einer zugehörigen Kapelle ſtellt das Altarblatt denſelben auf ſeinem Schimmel dar. Nach der Sage aber iſt dieß der Schloßherr von Homberg, der einmal vom Feind ungewarnt in der Burg umzingelt wurde und auf ſeinem Schimmel die jähe Steile hinabſprang, um Entſatz zu holen. Wo ſein Schimmel wieder Fuß gefaßt, da habe er, einem Gelübde gemäß, dieſe Capelle geſtiftet.*)

36. Ebenfalls an ein mißdeutetes Heiligenbild ſchließt ſich die Geſchichte von der gekreuzigten Jungfrau mit dem Bart an. „Zu Salfeld mitten im Fluß ſteht eine Kirche, zu welcher man durch eine Treppe von der nahgelegenen Brücke eingeht, worin aber nicht mehr gepredigt wird. An dieſer Kirche iſt als Beiwappen oder Zeichen der Stadt in Stein ausgehauen eine gekreuzigte Nonne, vor welcher ein Mann mit einer Geige kniet, der neben ſich einen Pantoffel liegen hat. Davon wird folgendes erzählt. Die Nonne war eine Königstochter und lebte zu Salfeld in einem Kloſter. Wegen ihrer großen Schönheit verliebte ſich ein König in ſie und wollte nicht nachlaſſen, bis ſie ihn zum Gemal nähme. Sie blieb ihrem Gelübde treu und weigerte ſich beſtändig; als er aber immer von neuem in ſie drang und ſie ſich ſeiner nicht mehr zu erwehren wußte, bat ſie endlich Gott, daß er zu ihrer Rettung die Schönheit des Leibes von ihr nähme und ihr Ungeſtaltheit verliehe; Gott erhörte die Bitte, und von Stund an wuchs ihr ein langer häßlicher Bart. Als der König das ſah, gerieth er in Wuth und ließ ſie ans Kreuz ſchlagen.

„Aber ſie ſtarb nicht gleich, ſondern mußte in unbeſchreiblichen Schmerzen etliche Tage am Kreuz ſchmachten. Da kam in dieſer Zeit aus ſonderlichem Mitleiden ein Spielmann, der ihr die Schmerzen lindern und die Todesnoth verſüßen wollte. Der hub an und ſpielte auf ſeiner Geige, ſo gut er vermochte, und als er nicht mehr ſtehen konnte vor Müdigkeit, da kniete er nieder und ließ ſeine tröſtliche Muſik ohne Unterlaß erſchallen. Der heiligen Jungfrau aber gefiel das ſo gut, daß ſie ihm zum Lohn und Angedenken einen köſtlichen, mit Gold und Edelſtein geſtickten Pantoffel von dem einen Fuß herabfallen ließ.“ *) Die Jungfrau mit dem Bart iſt die meiſt von dem Landvolk in vielen Gegenden Deutſchlands, Tyrols, der Schweiz und der Niederlande hochverehrte heilige Kümmerniß. Die Vorſtellung ſcheint aus uralten bekleideten Chriſtusbildern am Kreuz entſtanden, welche für Nachbildungen des Volto Santo in Lucca gelten. Man entnahm ſie aus den zahlloſen Legenden, in denen gottgeweihte Jungfrauen, z. B. die heilige Brigitta, ihre Schönheit entſtellen, um dem verhaßten Freier zu entgehen. Die Legende fügt bei der h. Kümmerniß noch eine Weiterbildung an: der Geiger wird als Heiligthumsdieb vor Gericht geſtellt, und die Heilige bewährt ſeine Unſchuld, indem ſie ihm vor allem Volk auch noch den zweiten koſtbaren Schuh zuwirft.

---

*) Rochholz, Schweizerſagen aus dem Aargau, II, S. 117.

An einzelnen romaniſchen Bauten hat ſich noch das ſogenannte Glücksrad erhalten. Die bekannteſten unter dieſen ſind das über der Gallenpforte am Baſeler Münſter und das von einem gewiſſen Briolotus gearbeitete an San Zeno in Verona, wo geradezu der Name Rota Fortunae beigeſchrieben ſteht. Auf ein Rad ſind Menſchengeſtalten befeſtigt, welche aufſteigen, ſinken und herabfallen. Die letzteren zappeln vergebens aufwärts, ſie müſſen doch hinunter. Oben, in ruhigſter Haltung, ſitzt Gott, als Lenker alles Menſchenſchickſals.

37. Aus einem ſolchen Glücksrad, das an irgend einer Kirche in Mitteldeutſchland, wahrſcheinlich der auf dem Petersberge bei Erfurt, zu ſehen war, entwickelte ſich die folgende Sage:

„Der König in Frankreich hatte zwölf Studenten, die wurden „deutſche Schüler“ genannt und hießen alle Johannes. Dieſe fuhren auf einer Glücksſcheibe in der ganzen Welt herum, konnten alſo in vier und zwanzig Stunden alles erfahren, was in der ganzen Welt paſſirte, und das berichteten ſie dem Könige. Der Teufel aber ließ alle Jahre einen davon herunter fallen und nahm ihn zum Zolle. Den letzten davon ließ er auf den Petersberg bei Erfurt fallen.**) Der König war bekümmert, wo doch der

---

*) Grimm, deutſche Sagen Nr. 330, aus Prätorius’ Wünſchelruthe. Vgl. auch Kinder- und Hausmärchen II, S. 66.

**) Auf dem Petersberg hatte angeblich König Merowig eine Burg geletzte hingekommen ſei, und da er die Stelle erfuhr und vernahm, daß es ein ſchöner Berg ſei, ließ er eine Kapelle bauen und nannte ſie Corporis Christi, ſetzte auch einen Einſiedler hinein."*)

In der romaniſchen Periode und auch noch im Uebergangsſtil kommen an ſehr zahlreichen Bauten verzerrte Köpfe vor, welche oft ſo charakteriſtiſch ſind, daß ſie unwiderſtehlich zur Erfindung von Hiſtörchen auffordern. Sie ſchmücken meiſtens die Conſolen unter dem Dachgeſims, welche jene Bauperiode aus der antik-korinthiſchen Ordnung mitgeſchleppt hatte. Die Sage ſpielt mit dieſen Fratzen bald in heiterer Weiſe, bald benützt ſie dieſelben zu moraliſchen Warnungstafeln.

38. „Unter der St. Dionyſienkirche zu Möbisburg, nicht weit von Erfurt, ſollte ein großer Schatz liegen, welchen drei Männer mit einander zu heben ſich vornahmen, nämlich ein Schmied, ein Schneider und ein Hirt oder Schäfer. Aber der böſe Geiſt, der den Schatz bewachte, tödtete ſie alle drei. Ihre Häupter wurden am Geſims der Kirche unterm Dache in Stein ausgehauen, nebſt einem Hufeiſen, einer Scheere und einem Schäferſtock oder einer Weinmeiſtershippe. Eine andere Sage ſetzt hinzu, die Beſchwörung habe zur Stunde des Mittagszaubers ſtatt haben ſollen, da hätten aber die Weiber zweier der Männer ihnen, wider Verbot, das Mittageſſen bringen wollen, ein Mann in einem rothen Kleide habe ihnen dann allen fünf den Hals umgedreht. Demnach ſeien oben an der Kirchenmauer unterm Dach neben den drei Mannesköpfen auch die zwei Weiberköpfe, in Stein gehauen, zu ſehen."**)

Hufeiſen, Scheere und Bandmeſſer deuten allerdings auf beſtimmte Gewerbe; wahrſcheinlich waren die verſchiedenen Zünfte hier ausgehauen und bildeten eine Folge.

39. Ebenfalls ſieht man ſolche Köpfe gern zu beiden Seiten

---

baut; auch ſoll er die nahe Dionyſiuskirche errichtet haben. Das, wie auch der Schluß der Sage, deutet auf eine franzöſiſche Stiftung und erklärt, warum die „deutſchen Schüler" einem König in Frankreich dienſtbar ſind.

*) Witzſchel, Sagen aus Thüringen, S. 298 (nach Falkenſtein).

**) Ebendaſelbſt, S. 297. Steht dieſe Dionyſienkirche bei Erfurt noch?

von Kirchthüren angebracht, wo ſie als Conſolen dienen, von denen der Bogen der Thüre aufſteigt. Dort kommen ſie, zumal in England, bis tief in die Spitzbogenzeit vor. Dahin gehört das Wahrzeichen des Schloſſes Mansfeld, ein Nonnenkopf oben an der Kirchthüre, welcher zuſammen mit einem Mönchskopf unter dem Erker der ehemaligen Kommandantenſtube die Sage erzeugt hat, es ſeien Portraits einer Kloſterfrau und eines Mönches aus vornehmen Geſchlecht, die ihre Liebe hier auf dem Schloß im Gefängniß büßen mußten und beide in Selbſtmord endeten.*)

40. Hierher iſt wohl auch zu rechnen der Kopf an der Weſtſeite der Brücke am Löbderthor in Jena, welche ein reicher Ehebrecher, um ſich vom Tode loszukaufen, aus Stein ſtatt aus Holz gebaut haben ſoll.**)

Manchmal wird eine ſymboliſche Geſtalt oder Gruppe an einem öffentlichen Bauwerk hiſtoriſch erklärt oder doch behauptet, daß ſie auf eine beſtimmte Veranlaſſung hin entſtanden ſei.

41. Bekannt ſind die häufigen Darſtellungen von den Liſten des Fuchſes an kirchlichen und Kloſtergebäuden. So ſteht über dem Haupteingang des Doms zu Brandenburg, welcher unter dem Thurme liegt, ein Fuchs in einer Mönchskutte, wie er zuerſt einer Gemeinde von Gänſen predigt und zum Schluß eine derſelben fortſchleppt. Die Localſage deutet das Bildwerk wieder in doppelter Weiſe: der Baumeiſter des Doms habe für ſeinen herrlichen Bau geringen Dank und noch weniger Lohn gehabt, ja er habe ſogar fliehen müſſen; da habe er denn aus Rache vor ſeiner Flucht das Bild am Dome angebracht. Oder aber: ein Domprobſt von Burgsdorf habe es verfertigen laſſen aus Unmuth darüber, daß der von ihm bereits abgeſchaffte Dienſt der Meſſe in lateiniſcher Sprache nach dem Schluß des Weſtphäliſchen Friedens wieder eingeführt werden mußte.***)

Eine große Rolle in der chriſtlichen Mythologie ſpielen Schlangen und Kröten. Beide gelten für teufliſche Thiere.

---

*) Witzſchel, Sagen aus Thüringen, S. 256.

**) Ebendaſelbſt, S. 289.

***) Adalbert Kuhn, märkiſche Sagen und Märchen, S. 596.

Für die Schlange bieten ſich biblische Anknüpfungen an die Paradieſesſchlange, den Drachen zu Babel und den der Apokalypſe dar, für die Kröte führe ich, als noch nicht benutzt, den Liebhaber der einen Hexe im Macbeth, den Paddock an, der neben dem Katzenteufel Graymalkin der Wurzel nach einen Geiſt in Krötengeſtalt darſtellt. Auch die ketzeriſchen Stedinger beſucht der Teufel als Kröte,*) und Cäſarius von Heiſterbach erzählt von gleichgeſtalteten Teufelserſcheinungen. Schlangen und Kröten dienen daher zur Strafe der Verdammten. In den Fresken von Ramersdorf bei Bonn (um 1300) ſah man vor deren Zerſtörung auf der Gewölbkappe, welche die Hölle vorſtellte, den Höllenfürſten in coloſſaler Geſtalt mit feuerrothen Fledermausflügeln, wie er einen Verdammten am rothen Haare feſtgekrallt hält; am Herzen des letzteren nagt eine ungeheure Kröte. Auf den vier Strebepfeilern des Weſtportals am Baſeler Münſter erſcheinen ebenſo viele Statuen; unter dieſen ein König, an deſſen Rücken Schlangen, Kröten und Flammen zu ſehen ſind, und ein Weib in bittender Stellung — ſo ſcheint es — zu ihm gewandt.**) Man hat den Mann für einen gebannten König oder für das perſonificirte Laſter, das Weib aber für die Wolluſt gehalten. Ebenſo erſcheint an einem Pfeiler der nördlichen Außenſeite der Sebalduskirche zu Nürnberg die vorn bekleidete, auf der Rückſeite aber mit Schlangen und Kröten bedeckte Figur eines Jünglings. Gräßlich iſt die in Frankreich zumeiſt wiederkehrende Vorſtellung eines meiſt nackten Weibes, das von Schlangen angefreſſen wird, an deren Stelle zuweilen auch Kröten treten. Beſonders oft ſieht man ſolche Kriechthiere an beiden Brüſten der Frau, zuweilen in die Scham verbiſſen. Eine ſolche Figur an dem alten Rundbau von Montmorillon im Poitou***) hat wegen ihrer Seltſamkeit den Hauptanlaß gegeben dieſes Bauwerk für einen Heidentempel zu halten, wonach dann das Weib für ein Götzenbild gelten mußte. Allein an unzweifelhaft chriſtlichen Gebäuden, an St. Croix zu Bordeaux, St. Sauveur zu Dinan, St. Jouin zu Marnes und andern hat de Caumont das Gleiche vorgefunden. Hinzufügen läßt ſich noch ein Capitell aus San Michele zu Pavia, und höchſtwahrſcheinlich auch das berühmte und vielbeſprochene Meißelwerk im Baſeler Münſter, das man gewöhnlich als eine ihr Junges ſäugende Sirene bezeichnet.*) Nach der Abbildung in der früher angeführten Beſchreibung des Münſters zu Baſel wäre das Kind größer als die Mutter, und ſo ſcheint es vielmehr gleichfalls ein Weib, an deſſen Bruſt ein Ungethüm ſaugt oder nagt. An der frühern Kathedrale von Auxerre (Ende des 13. Jahrhunderts) ſteht zwiſchen Scenen aus der Geſchichte des verlorenen Sohnes eine bekleidete Frau, an der zwei Baſilisken trinken wollen.**)

---

*) Breven des Papſtes Gregor IX. wider die Stedinger bei Gieſeler, Kirchengeſchichte, § 85. nota aa: der Teufel erſcheint ihnen als eine „specien ranae quam bufonem consueverunt aliqui nominare.“ Die Mordſucht iſt wortreich

**) Beſchreibung der Münſterkirche zu Baſel, mit 17 Abbildungen (Baſel 1842). S. 7. Das Portal iſt aus dem 14. Jahrhundert.

***) Abgebildet bei Lenoir, hist. des arts en France, in den Kupfern, und bei de Caumont, hist. de l'architecture réligieuse, p. 200.

Die richtige Deutung aller dieſer Unthiere kann kaum zweifelhaft ſein. Sie ſollen die Strafen beſtimmter Laſter ſymboliſiren, und hier ſind die von ihnen zerquälten Glieder nicht bedeutungslos. „Womit du geſündigt haſt, damit wirſt du geſtraft.“ So möchte jener am Herzen zernagte Rothkopf zu Ramersdorf wohl den Verräther an aller Herzlichkeit, den Judas, vorſtellen.***) Die beiden am Rücken zernagten, vorn bekleideten Geſtalten dürften weltliche Eitelkeit und Kleiderpracht darſtellen. Die gequälten Frauen endlich haben Bezug auf geſchlechtliche Vergehungen.

Das Volk hat aber einzelne dieſer Bildwerke noch mehr individualiſiren wollen und iſt ſo auf den Weg der Sagenbildung gerathen. Von der Figur in Nürnberg gehen dort zwei Sagen.

42. „Nach der einen war der dargeſtellte Jüngling ein Knabe, ſo ſchön, daß er von Vielen beneidet wurde. Er ſelber aber kannte wohl die Vergänglichkeit irdiſcher Schönheit und hieß ſeine Neider nach ſeinem Tode zuſchauen, wie er dann ausſähe; da ſie dann

---

*) Worüber breiter Piper, Mythologie, I, 381.

**) Abbildung bei Viollet-le-Duc, Dictionnaire raisonné de l'architecture française, VIII, p. 173.

***) So ſchon gedeutet von Schnaaſe, die Kirche von Ramersdorf, in Kinkel: Vom Rhein 1842.

gewahr wurden, was der beſcheidene Jüngling längſt erkannt hatte, und was man nun bis auf den heutigen Tag im Bilde ſieht.“

43. „Nach der andern, jedenfalls jüngern Sage, iſt die Figur das Bild eines Rechtsverdrehers, der falſch Zeugniß ablegte und darum bei lebendigem Leibe von Schlangen und Kröten abgenagt wurde.“ *)

44. Der heilige Marcellus, Biſchof von Paris, befreite dieſe Stadt von einer Schlange, die aus einem benachbarten Forſt gekommen und in die Gruft einer vornehmen im Verdacht des Ehebruches geſtorbenen Dame eingedrungen war, um einen Theil der Leiche anzufreſſen. **)

45. Eine vierte Geſchichte erzählt ein ſonderbares franzöſiſches Buch aus dem Munde eines eifernden Predigers, der vermuthlich dem 15. Jahrhundert angehörte. ***) Dieſer ärgert ſich über die bloßen Brüſte der franzöſiſchen Damen und bringt als Warnung hiergegen eine Geiſtererſcheinung vor. Ein Prieſter wollte von dem Schickſal ſeiner verſtorbenen Mutter unterrichtet ſein. Als er ſich nun einſtmal nahe beim Altar befand, ſchaute er die Verblichene in einen Sack geſchnürt zwiſchen zwei Teufeln; ihr Haar, das ſie mit ſonderlicher Sorgfalt zu flechten liebte, beſtand aus Flammenſchlangen; Bruſt, Kehle und Hals aber waren von einer feuerſpeienden Kröte belagert. Dieſen gräßlichen Säugling mußte ſie tragen, weil ſie bei lebendigem Leibe gern ſehr bloßbuſig gegangen war. †)

---

*) Beide Sagen bei R. von Rettberg, Nürnberger Briefe, S. 9.

**) Angeführt bei de Caumont, p. 201.

***) J. A. D......, des divinités génératrices ou du culte du phallus chez les anciens et les modernes (Paris 1805) p. 292.

†) Obwohl der Geſtalt nach verwandt, iſt doch von dieſen Vorſtellungen genau zu unterſcheiden ein merkwürdiges Miniaturbild in einem Exultet der barberiniſchen Bibliothek (d'Agincourt, Malerei, Tafel 56, 4), das man ins 12. oder 13. Jahrhundert ſetzt. Ein Weib mit nacktem Oberkörper, die Hände ſegnend ausgebreitet, oben und unten in Pflanzen verblühend, ſteht zwiſchen zwei Bäumen, während an ſeinen ſtarken Brüſten ein vierfüßiges Thier (ein Spalthufer) und eine Schlange ſaugen. Allein die Ueberſchrift terra thut deutlich dar, daß dies ſonderbare, einem aſiatiſchen Götzen gleichende Phantaſiebild bloß eine Allegorie iſt. Die beiden von ihr genährten Thiere bezeichnen die Bewohner der Erde und des Waſſers.

46. In höchſt eigenthümlicher Geſtalt, viel reicher als die vorgehenden, ſchließt eine Familienſage der welſchen Schweiz ſich an das Menſchenbild mit den Kröten an. In der Burg der Herren von Laſarraz im Waadtland ſteht eine Kapelle, in welcher ſich die Statue eines Ritters mit je zwei Kröten auf den Wangen und zwei auf dem Rücken befand. Man hatte ſie ſpäter vergraben; in unſerem Jahrhundert ſoll ſie bei Nachgrabungen auf der Burg wieder aufgefunden ſein.*)

Ein Junker von Laſarraz verliebte ſich in die Tochter eines Grafen, und damit er die geforderte Morgengabe, dreihundert Bergkühe und einen Burgſtall, erſchwingen könne, gaben ihm ſeine Eltern ihr ganzes Vermögen. Er und die junge Frau verſtießen die Alten aus dem Schloß. Der Burgherr ſaß vor einer Kanne Bier und einer Wildpretpaſtete; als man die Kruſte abhob, ſprangen zwei Kröten ihm ins Geſicht und krallten ſich an ſeine Wangen feſt. Prieſter und Biſchof verſagten ihm Abſolution, er ſuchte ſie alſo als Pilger beim Papſt. Dieſer legte ihm eine harte Buße auf und befahl ihm dann Vater und Mutter aufzuſuchen; wenn dieſe ihm verzeihen, werde das Schandmal verſchwinden. Nach langem Suchen findet er ſie auch in einer kleinen Einſiedelei, aber als Leichen; als er ſie mit ſeinen Reuethränen benetzte, fielen die Kröten vom Geſicht ab, *krochen ihm aber auf den Rücken*, und ſo trug er ſie, obwohl heimlich, noch zwanzig Jahre mit ſich herum. Aber gut endete das Paar nicht; die Frau wurde von einer giftigen Schlange gebiſſen, den Mann erſchlug ſein einziger Sohn. Dieſer aber wurde des Erbes auch nicht froh, denn bald darauf zerfleiſchte ihn auf der Jagd eine Bärin, und mit ihm erloſch das urſprüngliche Geſchlecht der Laſarraz.

Mündlich iſt die Sage mir noch anders berichtet worden; ein Sohn des Hauſes Laſarraz habe ſeinen Vater erſchlagen, und des Vatermörders Leiche habe man nachher im Wald gefunden, wie große gräuliche Kröten an ihm fraßen: darum habe man das Bild mit den Kröten als ſeine Effigies ausgehauen.

---

*) *Herzog*, Schweizerſagen, S. 190, nach dem Schweiz. Mercur 1835, 2, 221.

In den vier zuletzt beigebrachten Fällen hat alſo die Volksſage bei dieſen unheimlichen Thieren die Bedeutung des Symbols als einer Strafe feſtgehalten, aber ſie hat das Symbol aus ſeiner Allgemeingültigkeit herausgenommen und ſich ſtatt deſſen, in moraliſch vielleicht noch viel wirkſamerer Weiſe, an die individuelle Wirklichkeit geknüpft.

Wieder mit einer neuen grauſigen Wendung tritt die deutende Sage in Böhmen auf. Zu St. Georg auf dem Hradſchin in Prag liegt ein behauener Stein, der eine von Schlangen umwundene Frau darſtellt. Nach der Sage hat ein Bildhauergeſell ſeine ungetreue Liebſte ermordet und die Leiche in den Schloßgraben geworfen. Dort fand man ſie von Schlangen, Molchen und Kröten angefreſſen. Zur Buße erbat ſich der Mörder die Erlaubniß, ſie in dieſer Geſtalt noch abbilden zu dürfen. Er vollendete das Werk im Kerker bei Lampenlicht einſam und allein mit der Verweſung und ging dann bereitwillig zum Rabenſtein.*)

Eine beſonders häufige Veranlaſſung zur Erfindung von Sagen gaben auch ſolche Thiere, die entweder als Symbole zur moraliſchen Bezeichnung der Perſon oder bloß als äußerliche emblematiſche Andeutungen man der Menſchengeſtalt in irgend einem Bildwerk beigab.

Vorzüglich Hund und Löwe ſpielen hier eine große Rolle. Bekannt iſt der Gebrauch des Mittelalters, der aber noch bis ins 17. Jahrhundert ſich wahrnehmen läßt, auf Grabſteinen zu den Füßen des Ritters einen Löwen, zu denen der Frau einen Jagdhund abzubilden. Man deutet ſie am leichteſten ſo, daß jener die Stärke, dieſer die Treue bezeichne, was indeß Zweifel zuläßt. Welches aber immer die urſprüngliche Bedeutung ſein mag, das Volk hat ſie vergeſſen und ſich bei einzelnen Denkmälern eine neue in Form einer Sage erſchaffen.

47. Eines dieſer Beiſpiele theilt der genaue Beobachter des Volkslebens, Berthold Auerbach, mit, dem auch die Art der Entſtehung nicht entgangen iſt.**) Es bezieht ſich auf die Grab-

---

*) Chriſtian Schad, „Der Bildhauer aus Buße" (Gedicht), im deutſchen Muſenalmanach, 8. Jahrgang. Würzburg 1858.

**) Schwarzwälder Dorfgeſchichten: „Der Lauterbacher".

ſteine eines Herrn von Iſenburg und Nordſtetten und einer Dame, die ſich in der Kirche des letztgenannten Ortes (auf dem Schwarzwald) finden ſollen, und die Sage wird von des Schulmeiſters anmuthiger Hedwig alſo erzählt:

„Das war auch ſo einer, der den Sonntag nicht heilig gehalten hat . . . ., und hat nichts auf der Welt ſo lieb gehabt als ſeinen Hund, der war ſo groß und bös als ein Wolf. Am Sonntag und Feiertag hat er die Leut gezwungen, daß ſie haben Alles ſchaffen müſſen, und wenn ſie nicht gutwillig gegangen ſind, iſt der Hund von ihm ſelber auf ſie geſprungen und hat ſie ſchier verriſſen, und da hat er, der Herr, gelacht und hat dem Hund den Namen Sonntag gegeben. Er iſt nie in die Kirch gegangen als ein einzig mal, wie man ſein einzig Tochter kopulirt hat; er hat den Hund, wo Sonntag geheißen hat, mit in die Kirch nehmen wollen, er iſt aber nicht dazu zu bringen geweſen, und er hat ſich vor die Kirch auf die Schwelle hingelegt, bis ſein Herr wieder 'rauskommen iſt. Wie nun der 'rausgeht, ſtolpert er über den Hund, fällt hin und iſt maustodt, und da iſt auch ſein Tochter geſtorben, und die ſind jetzt beide mit ſammt dem Hund in der Kirch in Stein gehauen. Man ſagt, der Hund ſei der Teufel geweſen, und ſein Herr hab' ſich ihm verſchrieben gehabt.“

Hier iſt alſo mit jenem vorhandenen Bildwerk zuerſt das häufige Auftreten des Teufels in Hundegeſtalt, und ferner der auch ſonſt nachweisbare Sagenzug verbunden, daß derſelbe über die ihm Verſchriebenen augenblicklich Macht erhält, ſobald ſie ausnahmsweiſe einmal eine religiöſe Handlung vornehmen.

48. Deutlicher mit der Geſchichte verknüpft erſcheint die Sage bei dem ſchönen Denkmal der Katharina von Saffenburg, welches in der Kirche von Mayſchoß im Ahrthale ſich befindet und von dem Erben des Saffenburger Geſchlechtes und Beſitzes, einem Herzog von Ahremberg, vor etwa 30 Jahren durch Wiederanfügung der verſchleppten Stücke und durch Rückverſetzung auf ſeine alte Stelle im Kirchenchor hergeſtellt worden iſt. Es beſteht aus vorzüglichem ſchwarzem Marmor und iſt von tüchtiger, lebenswahrer Ausführung; in hocherhabener Arbeit ſieht man das ſchöne, kräftig gebaute Weib mit etwas ſtarken Händen, offenbar

Portrait, auf dem Sargdeckel liegen, von prächtigem Mantel umhüllt und den Hund zu ihren Füßen. Die Inſchrift beſagt, daß Ernſt, Graf von der Mark, Herr zu Saffenburg, dieß Denkmal illustrissimae dominae Comitissae Catharinae a Marka uxori suae dulcissimae et dilectissimae pariter tam virtutis splendore quam affectione praeditae, quondam die XXX. Octobr. Anno MDCXXXXV cum maximo omnium luctu mortuae im folgenden Jahre (1646) aufgerichtet habe.*) Schon dieſe Inſchrift beweiſt, daß Katharina nicht von Adel geboren war; denn ſie wird hier nur gerühmt wegen ihrer Tugend, Innigkeit und der allgemeinen Liebe, die ſie genoß, nicht aber um hoher Geburt willen; auch führt ſie bloß den Titel des Gemals, nicht den Namen ihres eigenen Geſchlechtes. Dieſe Mesalliance iſt übrigens auch urkundlich verbürgt. Aber mit ihrer Bürgerlichkeit begnügt ſich das Volk nicht, ſondern ſpinnt in ſeiner Weiſe die Ueberlieferung weiter. Katharina, ſo wird erzählt, war ein Bauermädchen aus dem benachbarten Dorfe Eſch, das als gemeine Magd auf Schloß Saffenburg dienend die Augen des Grafen Ernſt durch ihre Tugend auf ſich zog. Sie hatte aber daſelbſt (wie Van Dyck's erſte Flamme zu Savelthem) die Pflege des Hundeſtalles. Und deshalb iſt ſie mit dem Hunde abgebildet worden.

49. Im Kloſter Altenberg an der Lahn befindet ſich das bemalte Grabdenkmal der Abtiſſin Gertrud, der Tochter der heiligen Eliſabeth von Thüringen. Sie ſtand dem Kloſter von 1248—1297 vor; der Stein iſt 1334 bei Gelegenheit einer Translation gefertigt worden. Im weißen Habit und Schleier, in der Stirnbinde einen Edelſtein mit blutrothem Kreuz, ein Buch zur Seite, mit gefalteten Händen und freundlich offenen Augen, ſtemmt ſich die liegende Geſtalt auf einen gut gearbeiteten Löwen.**)

---

*) **Kinkel**, die Ahr. Landſchaft, Geſchichte und Volksleben. Bonn 1849. S. 287. Die geſchichtliche Grundlage iſt jetzt durch Herrn Archivar Elteſter in Coblenz ermittelt. Katharina, ſelbſt die uneheliche Tochter einer Magd auf Schloß Blankenheim, kam als Viehmagd nach Schleiden und wurde dort erſt Concubine, dann 1641 Frau des Grafen Ernſt. Dr. **Eckertz**, niederrhein. Chroniken, II, 129.

) Abbildung bei **Hubert Müller, Beiträge zur teutſchen Kunſt- und

Letzterer, ſtatt des bei Frauen gewöhnlichen Hundes, bezeichnet vielleicht als Wappenthier ihre fürſtliche Abſtammung. Allein die ſpätere Lebensbeſchreibung weiß den Anlaß ganz anders zu erzählen. „Die heilige Gertrudis,“ heißt es hier, „hatte von Gott die außerordentliche Gabe, daß wenn geiſtliche Frauen in Zwieſpalt gerathen waren, ſie dieſelben verſöhnte. So ereignete ſich einſtmals, daß zwei Nonnen, nachdem ſie einander beleidigt hatten, in Uneinigkeit lebten. Als dieß Gertrudis ſah, ermahnte ſie dieſelben kräftig zum wechſelſeitigen Frieden. Da ſie aber gewahrte, daß ihre Gemüther zu hartnäckig waren, und den Löwen (wie geſagt wird ihres Vaters, des Landgrafen Ludwig), den ſie in Ketten vor ihrem Schlafzimmer hatte, durch irgend einen Zufall von ſeinen Banden losgeriſſen frei herumlaufen ſah, rief ſie denſelben im Namen Jeſu zu ſich; und er kam auf dieſen Ruf in ſchnellem Lauf zu der Dienerin des Herrn und ſtreckte ſich zu ihren Füßen hin. Dieſes iſt die Urſache, warum der Löwe auf dem Grabe und auf den die Gertrudis vorſtellenden Bildern gebändigt ſich zu ihren Füßen ſchmiegend dargeſtellt iſt.“

50. Wieviel ferner ſolche ſymboliſche Löwen, zumal wenn ſie in Familienwappen ſtanden, zur Ausbildung der romantiſchen Epen mögen beigetragen haben, in welchen, wie in Iwein und öfters, ein Ritter mit dem gezähmten Löwen erſcheint, läßt ſich nicht mehr beſtimmen. Dagegen darf man die deutſche Sage von Heinrich dem Löwen in der ſpätern Ausbildung, wie ſie in dem von Simrock herausgegebenen gereimten Volksbuche vorliegt, mit Sicherheit an ein Kunſtwerk anlehnen. Noch heute ſieht man auf dem Domplatz zu Braunſchweig das eherne Standbild eines Löwen, von ſtrenger und nach Art der Wappenthiere ſtiliſirter Arbeit, aber nicht ohne Charakter. Man ſetzt es noch ins 12. Jahrhundert, der Herzog ſtarb 1195; Heinrich beliebte ſich ſelbſt ſchon bei Lebzeiten den Löwen zu nennen; auf die Kirche des zerſtörten Bardewick ließ er die berühmte Inſchrift Vestigia leonis ſetzen. Der Löwe von Braunſchweig iſt alſo ein ſymbo-

---

Geſchichtskunde durch Kunſtdenkmäler, Jahrgang II, Tafel 19, woher ich auch die Legende entnehme.

liſches Denkmal, das den Fürſten ſelber bezeichnet. Da aber Heinrich wirklich am heiligen Grab geweſen, knüpft das Volksbuch an den großen Helden die ſonſt in der Geſchichte vom edlen Möringer und anderweit vorkommende Sage von der ſiebenjährigen Abweſenheit des Eheherrn im Morgenlande an, der dann aber noch früh genug eintrifft, um die zweite Ehe ſeiner Frau zu verhindern. Unter den Abenteuern im Morgenlande aber wird der Kampf mit einem Drachen erzählt, aus deſſen Umſchlingung er den dankbaren Löwen gerettet. Dieſer letzte Zug nun knüpft ſich ganz unzweifelhaft an das Löwenbild zu Braunſchweig an, der ſymboliſche Löwe erhielt im Volksgemüth Fleiſch und Blut, denn das Volksbuch ſchließt mit der Erzählung, daß nach dem Tode Heinrich's der Löwe auf ſeinem Grabe geſtorben und bei dem Dome abgebildet worden ſei:

„Da kann man auch noch ſehen,
Zum Zeugniß daß es wahr,
Des Löwen Denkmal ſtehen,
Der mit dem Löwen war.“

Ja als hätte man innerlich an ſeiner eigenen Deutung des Erzbildes einen halben Zweifel behalten, erſchuf man ſich in Braunſchweig noch ein anderes Wahrzeichen; als man den Herzog im Dom begrub, hat der Löwe zu ſeinem Herrn gewollt und ſeine Krallen tief in die ſteinernen Pfoſten gehauen, ſo daß die Spuren noch zu ſehen ſind.*)

Statt des Löwen erſcheint bei Biſchöfen, aber auch bei Rittern manchmal der Drache. Dieß ſchließt ſich an die bekannte Verheißung im 90. Pſalm, welche man auf die Kirche bezog: „Auf Löwen und Drachen wirſt du treten.“ Wie nun aus den ſymboliſchen Ungeheuern der perſiſchen Königspaläſte die Phantaſie der Griechen ſich die Greifen und das Einhorn erſchuf und auf Grund jener Bildwerke beide als wirklich im Oſten exiſtirende Thiere annahm, ſo iſt der ſymboliſche Drache dem chriſtlichen Volk im Mittelalter ein feſter Glaubensſatz geworden, und man erzählte auf Grundlage jener Grabſteine von wirklichen Drachenabenteuern der Ritter oder Kleriker, zu deren Füßen dieſe Ungeheuer abgebildet ſind.

---

*) Kuhn und Schwarz, norddeutſche Sagen, S. 140 f.

Solche Drachenſagen aus Grabſteinen entſtanden gehen von den Alpen bis hinauf nach Norddeutſchland.

51. So ſteht in der Mitte des Domes zu Havelberg ein marmorner Sarg, und auf ihm liegt das Bildniß des Biſchofs Wepelitz, der viel für die Verſchönerung der Stadt und des Domes ſoll gethan haben. Zu ſeinen Füßen liegt eine zuſammengekauerte Thiergeſtalt, und die Sage will, der Biſchof habe ſich gern auf ſeinem Vorwerk Wepelitz aufgehalten; als er einmal dort im Gebüſch ſchlief, ſtach ihn ein Lindwurm in den Kopf, daß er ſtarb. An dem Kopf der Bildſäule erkennt man auch noch das von dem Drachenſtich herrührende Loch.*)

52. Bei Neuſtadt an der Orla in Thüringen liegt das Schloß Arnshaugk, deſſen Namen aus denen ſeiner Erbauer, der Brüder Ernſt und Haug ſoll entſtanden ſein. In der Kirche zu Neuſtadt ſieht man am Altar zwei Holzfiguren, eine tödtet einen Lindwurm, die andere hat eine Milchgelte in der Hand. Die erſte iſt wohl ein St. Georg oder St. Michael, die zweite und ihr Gefäß müßte man genauer unterſuchen. Die Sage aber deutet die Bilder auf die zwei Stifter der Burg: Ernſt habe die Umgegend von einem Lindwurm befreit, Haug eine Feuersbrunſt wunderbarer Weiſe mit einer Gelte voll Milch gelöſcht. Für das zweite Bild giebt es dann wieder eine abweichende Deutung: es ſei Kurfürſt Johann der Beſtändige, der im Jahre 1525 einen Brand in Neuſtadt habe mit löſchen helfen, indem er in eigener Perſon in einem Kübel Waſſer zugetragen.**)

53. „Zu Frankenſtein, einem alten Schloſſe anderthalb

---

*) Adalb. Kuhn, märk. Sagen und Märchen, S. 228. Zu Zeiten gaben auch zufällige Verletzungen an einem Grabſtein Anlaß zu einer Geſchichte. „Im Kloſter zu Königslutter am Elm ſagte ein oberſter Papſt (Propſt?), er wolle lieber berſten als das Lutherthum einführen laſſen. Dafür iſt ſein Steinbild auf dem Grabmal wirklich geborſten, als das Lutherthum doch kam.“ Kuhn und Schwartz, norddeutſche Sagen, S. 140.

**) Witzſchel, Sagen aus Thüringen, S. 233.

Stunden weit von Darmſtadt, hauſten vor alten Zeiten drei Brüder zuſammen, deren Grabſteine man noch heutiges Tages in der Oberbirbacher Kirche ſieht. Der eine der Brüder hieß Hans, und er iſt ausgehauen, wie er auf einem Lindwurm ſteht. Unten im Dorfe fließt ein Brunnen, in dem ſich ſowohl die Leute aus dem Dorf als aus dem Schloß ihr Waſſer holen müſſen. Dicht neben dem Brunnen hatte ſich ein gräßlicher Lindwurm gelagert, und die Leute konnten nicht anders Waſſer ſchöpfen, als dadurch, daß ſie ihm täglich ein Schaf oder ein Rindvieh brachten; ſo lang der Drache daran fraß, durften die Einwohner zum Brunnen. Um dieſen Unfug aufzuheben, beſchloß Ritter Hans, den Kampf zu wagen; lange ſtritt er, endlich gelang es ihm, dem Wurm den Kopf abzuhauen. Nun wollte er auch den Rumpf des Unthiers, der noch zappelte, mit der Lanze durchſtechen, da kringelte ſich der ſpitzige Schweif um des Ritters rechtes Bein und ſtach ihn gerade in die Kniekehle, die einzige Stelle, welche der Panzer nicht deckte. Der ganze Wurm war giftig, und Hans von Frankenſtein mußte ſein Leben laſſen.“*)

Der Kampf St. Georg's mit dem Drachen wird oft ſo dargeſtellt, daß der Drache das Bein des Ritters mit dem Schweif umwickelt. Auch daraus können Volksſagen entſtanden ſein.

54. Endlich iſt die h. Margarethe, welche zu Tarascon den Drachen Tarasque bezwang, oft dargeſtellt worden, und auch hier konnten Mißverſtändniſſe und neue Sagen ſich bilden. So ſtand zu Burgdorf im Bernerbiet eine alte Margarethenkapelle, wo angeblich die Geſchichte eines Drachenkampfs zweier Herzöge von Lennburg dargeſtellt war, deren einer ſeinen jüngern Bruder aus dem Leib des Drachen, der ihn verſchlungen hatte, noch lebendig herausſchnitt.**)

Merkwürdig häufig iſt überhaupt das Vorkommen von Drachen in den Alpenländern, wohin u. A. auch die Sagen von Ortnit und Wolfdietrich, Dietrich's von Bern Drachenkämpfe, ſo wie der Drachenſieg des Struthan von Winkelried in Unterwalden gehören. Drachen aber haben im Alpengebirg nie mit Feuer, ſondern ſtets mit Waſſer zu thun. Es ſind unter ihnen die in der Schweiz ſogenannten „Rüſen“ gemeint: plötzlich losbrechende Waldwaſſer, die Menſchen und Vieh fortreißen und grüne Wieſen in Einöden von Schutt verwandeln.

---

*) Grimm, deutſche Sagen, I, S. 264.

**) Ebendaſelbſt, I, S. 220.

Die Ortnite und Struthane der Sage ſtehen zu ihnen wie der Herakles der antiken Mythe, der die lernäiſche Hydra, d. h. den Sumpf ſelber, vertilgt, indem er die einlaufenden Bäche abſchneidet und durch Feuer den Wald umher lichtet.*)

Das Volk nimmt den Mythus für Hiſtorie; es hat lebendige Drachen gegeben, es muß alſo auch heut noch Drachen geben. An ungeheure Schlangen, die in Felslöchern hauſen, glaubt man im Gebirg noch heut, und Luzern hatte einſt eine richtige Drachenſage, welche noch weit dieſſeits des Struthan liegt.

55. Dort ſoll nämlich auf einem Prieſterſchmuck in St. Leodegar's Kirche das Drachenwunder zu ſehen geweſen ſein, welches angeblich die Kirchenbücher ins Jahr 1420 ſetzten. „Ein Binder aus Luzern ging aus, Daubenholz für ſeine Fäſſer zu ſuchen. Er verirrte ſich in eine wüſte, einſame Gegend; die Nacht brach ein, und er fiel plötzlich in eine tiefe Grube, die jedoch unten ſchlammig war, wie in einen Brunnen hinab. Zu beiden Seiten auf dem Boden waren Eingänge in große Höhlen; als er dieſe genauer unterſuchen wollte, ſtießen ihm zu ſeinem großen Schrecken zwei ſcheußliche Drachen auf. Der Mann betete eifrig, die Drachen umſchlangen ſeinen Leib verſchiedene Mal, aber ſie thaten ihm kein Leid. Ein Tag verſtrich und mehrere, er mußte vom 6. Nov. bis zum 10. April in Geſellſchaft der Drachen harren. Er nährte ſich gleich ihnen von einer ſalzichten Feuchtigkeit, die aus den Felſenwänden ſchwitzte. Als nun die Drachen witterten, daß die Winterzeit vorüber war, beſchloſſen ſie auszufliegen. Der eine that es mit großem Rauſchen, und während der andere ſich gleichfalls dazu bereitete, ergriff der unglückliche Faßbinder des

---

*) Dieſe Entſtehung der Drachenſagen iſt, glaube ich, unwiderleglich dargethan durch die Zuſammenſtellung bei Rochholz, Schweizerſagen aus dem Aargau, II, 11ff.

Drachen Schwanz, hielt feſt daran und kam aus dem Brunnen mit heraus. Oben ließ er los, wurde frei und begab ſich wieder in die Stadt.“ Er habe dann die ganze Begebenheit auf jenen Prieſterſchmuck für St. Leodegar ſticken laſſen.*) Dieſes geſtickte Bild wird, wie ſo häufig, z. B. ſchon auf den Externſteinen, den ſündigen Menſchen als drachenumringelt dargeſtellt haben; der Aufritt aus einer Tiefe am Drachen- oder Greifenſchwanz war im Mittelalter eine überall in der Luft herumſchwebende Geſchichte, die ſich leicht mit dem Kunſtwerk als angebliche Veranlaſſung deſſelben verband.

56. Die den Sünder gefangen haltenden Drachen ſind auch gewiß jene zwei einander gegenüber liegenden Ungeheuer in der Kirche zu Apolda bei Weimar, die einen Menſchenkopf zwiſchen ſich in die Höhe halten. Nur hat die Phantaſie hier wieder ganz anders geſpielt. Ein Knecht, der wegen Verführung eines Mädchens mit ſeiner Liebſten ſterben ſoll, erbietet ſich zum Kampf mit zwei Lindwürmern, einem Männchen und einem Weibchen, die, wo jetzt das Dorf Schöten liegt, in einem großen Teich wohnten. Er trifft ſie im Mittagsſchlaf, wie ſie die Schwänze in einander geſchlungen ſich am Ufer ſonnen, ſchleicht ſich heran und haut mit Einem Streich beide Schwänze ab. Dieſe That habe ein Brunnen am Orte ſelbſt verherrlicht, worauf man die Drachen mit verſchlungenen Schwänzen ſah, den Stein aber habe man nachher in die Kirchenmauer eingeſetzt.**)

57. Zwei ſymboliſche Grabdarſtellungen will ich noch erwähnen, welche zu einer beſtimmten Zeit im Mittelalter Mode wurden und daher zahlreich, oft an weit auseinander liegenden Orten ſich vorfinden. Für die Entſtehung der Sage aus dem menſchlichen Gemüth iſt es intereſſant zu bemerken, daß jedesmal, wo aus ihnen eine Sage erwuchs, dieſe bei allen gleichartigen Denkmälern auch immer genau daſſelbe erzählt.

Gegen das Ende des Mittelalters ſchwelgte die Phantaſie in allen Gräßlichkeiten der Verweſung. Es war eine rohe Zeit, voll wilder wüſter Sinnlichkeit, und die Menſchheit wollte draſtiſche Gegenmittel. Die Todtentänze und die Makarinsbilder thaten dieſem Verlangen Genüge, aber Einzelne gingen in ihrer Zerknirſchung noch weiter und wühlten mit ihren Modergedanken im eigenen Fleiſch. Sich ſelbſt wollten ſie abgebildet ſehen, wie ſie ausſehen möchten, wenn ſie eine Zeitlang im Grabe gelegen.

---

*) Grimm, deutſche Sagen, I, S. 263.

**) Witzſchel, Sagen aus Thüringen, S. 283 f.

So ſieht man gleich links vom Eingang im Innern der Notre Dame von Paris den Grabſtein eines Geiſtlichen, worauf dieſer ſich in Relief von fingerlangen Maden durchfreſſen hat abbilden laſſen.

Aehnlich war es im ſüdlichen England Mode des 14. und 15. Jahrhunderts, daß man, um den Gegenſatz des augenblicklichen Wohllebens und der künftigen Gruftgeſtalt zu zeigen, ſeine Portraitſtatue zweimal anfertigen ließ. Man machte ein ſteinernes Monument wie einen Tiſch, oben auf legte man die Effigies in reichen Kleidern und blühender Geſundheit, unten aber im Grabtuch, mit entſtelltem Angeſicht, wie eine Leiche die ſechs Wochen im Grabe gelegen hat. Das merkwürdigſte Beiſpiel dieſer Art iſt das Grabmonument des Erzbiſchofs Chicheley aus dem vierzehnten Jahrhundert in der Kathedrale von Canterbury; eine glänzend bemalte neuerdings reſtaurirte Figur im Ornat, unten die abgewelkte Leiche im Todtenlaken. Denſelben Gegenſtand ſah ich in der Stadtkirche zu Tenby, wo aber bloß die Leiche noch übrig iſt. Ein drittes in der Kathedrale zu Exeter; ein viertes ſoll in der Kathedrale von Glouceſter ſein; das fünfte, ein wahres Kunſtwerk, befindet ſich an dem Grab eines Ritters vom Jahr 1434 in der Kirche zu Arundel, wo man überhaupt eine Reihe ſehr merkwürdiger Grabmäler ſieht: oben der Ritter in ſchmucker Rüſtung, unten der Todte, eine entſetzliche Figur, das Leichentuch, an dem die Sculptur ſogar die Fäden des groben Gewebes nachgeahmt hat, über dem Haupt zuſammengebunden, daß es ausſieht, wie der Haarbuſch eines wilden Indianers, das eingeſunkene Auge unerträglich gräßlich. Man erzählte mir am Platz, ein Schreiner, der in der Kirche arbeiten ſollte, habe die Arbeit aufgegeben, weil er mit dieſem Todten nicht allein zuſammen zu bleiben vermochte.

Vor der Statue des Chicheley erzählte mir dort in Canterbury ein Landmann (Herbſt 1862), der Erzbiſchof hätte den Verſuch gemacht, vierzig Tage zu faſten, wie Chriſtus gethan. Das ſei aber ſein Tod geweſen, und ſo habe man ihn oben abgebildet, wie er vor dem Faſten, und unten wie er nach dem Faſten ausgeſehen. Der Küſter, der uns herumführte, gab zu, daß man dieſe Geſchichte ſonſt von den zwei Statuen erzählt habe, aber ſagte auch mit der Aergerlichkeit der Aufklärung: das ſei nicht wahr, und er erzähle die läppiſche Geſchichte den Beſuchern nicht mehr. Dagegen war in Exeter die Aufklärung noch nicht eingedrungen, und dort theilte mir auf eine leiſe Anfrage von meiner Seite die Küstersfrau die Geſchichte von dem vierzigtägigen Faſten wie ein Evangelium mit.

Das frühere Mittelalter war fröhlicher; erſt mit dem Sinken der alten Lebensformen gegen die Reformation hin tritt der Trübſinn ein, die Phantaſie durchwühlt den Leichenſtaub und erblickt den Tod als allgegenwärtigen Tanzcompagnon. Man begreift die alten luſtigen Mönchsſchnurren nicht mehr, der ſpäte Laie deutet auch ſie in's Bänglich-Moraliſche um. Hiervon noch ein Beiſpiel, das ans wirkliche claſſiſche Alterthum ſich anlehnt.

58. Je höher die Scholaſtik des Mittelalters den Ariſtoteles ſtellte, deſto näher lag es, gerade ihn als den Weiſeſten zum Warnungsbeiſpiel von der Macht der Liebe aufzuſtellen. Wie an den klugen Zauberer Virgilius ſich die Geſchichte mit dem Korb, ſo heftete an Ariſtoteles ſich die Sage von dem liſtigen Hoffräulein, die in Frankreich und Deutſchland ſehr verbreitet war und in Erzählung und Faſtnachtsſpiel oft dargeſtellt worden iſt. Ariſtoteles wirft ſeinem Zögling, dem jungen Alexander, die Leidenſchaft für ein hübſches Hoffräulein ſeiner Mutter vor. Die Dame nimmt ihre Rache, indem ſie den alten Herrn agacirt und als Preis ihrer Gunſt ihm auferlegt, ſich von ihr mit Zaum und Sattel reiten zu laſſen. Die Darſtellung iſt ſogar in Kirchen eingedrungen: in der Peterskirche zu Caen ſieht man, als Perſifflage der Liebesthorheit, Lanzelot auf dem Bauernkarren, Triſtan, der auf ſeinem Schwert über das Meer reitet, Virgil im Korbe ſchwebend, und Ariſtoteles von dem Dämchen geritten.*) Noch zur Zeit der

---

*) Kunſtblatt 1822, Nr. 7.

Renaiſſance kommt der Gegenſtand mehrmals in Glasmalerei und Kupferſtich vor. Auch eignete er ſich ja für unverheirathete Geiſtliche, als Warnung vor gefährlichen Liebesabenteuern und vor Weiberliſt.

In der Kirche des berühmten Benedictinerkloſters Romainmoutier im Waadtland ſah man noch vor einigen Jahren ein geſchnitztes Bild, das einen alten Mann auf Händen und Beinen und eine Jungfrau auf ſeinem Rücken vorſtellte. Nach dem, was oben geſagt iſt, kann wohl kein Zweifel beſtehen, daß Ariſtoteles gemeint war.

Aber mit Annäherung der Reformation trat in der Schweiz eine Abneigung der Kloſterdienſtleute gegen die geiſtlichen Herren hervor, welche in der Sage vom Stiefelreuter für die Abtei Muri einen weiten Kreis von Volksaberglauben beſchloß.*) Man liebte Geſchichten, welche die Erpreſſungen der ältern Orden und ihre Härte im Geldpunkt anklagten, und der luſtige Mönchsſchwank wurde zu einer erbaulichen Warnungstafel. Die Mönche von Romainmoutier hatten eine Brücke über den Doubs, und ſie nahmen dafür von jedem Paſſanten einen Heller. Ein Mädchen ritt aus, um bei einem wunderthätigen Marienbild über dem Fluß für ihre todkranke Mutter zu bitten. Sie hatte den Heller vergeſſen, und der Zöllner ſperrte ihr die Brücke. Da ſprengte ſie ihr Roß in den Fluß, aber ſie ertrank. Jedesmal am Jahrestag ihres Todes ritt hinfort der Geiſt des Mädchens den Zöllner mit einem Schilfrohr als Geißel in ſchnellem Lauf nach dem Marienbilde und dann zurück zur Brücke, bis nach dem dritten Ritt der alte Mann hinſtarb, nachdem er ſein Vergehen gebeichtet. Zur Warnung wurde dann jenes Schnitzbild in die Kirche geſtiftet.

Zum Schluß dieſer Sagenreihe, die aus Symbolen, mißverſtandenen Heiligen- oder Profanbildern entſtanden ſind, mögen noch drei Beiſpiele folgen, bei denen man einſieht, daß die Umdeutung ſymboliſcher Kunſtwerke in Geſchichten noch ganz neuerdings erfolgt iſt und unabläſſig erfolgt.

---

*) Die Unterſuchung darüber vor dem 2. Band von Rochholz' Schweizerſagen aus dem Aargau.

59. Die jetzige Quelle der Lutter, eine Viertelſtunde von Königslutter, ſoll ein dort weidender Schäfer gelockt haben, der zufällig ſeinen Stab in die Erde ſteckte. Zum Andenken, heißt es, hat man ein Häuschen über die Quelle gebaut und das Bild des Schäfers über der Thür angebracht.

Hier läßt ſich die Entſtehung der Sage aus dem Bildwerk beweiſen, denn die Figur ſtellt einen Flußgott dar, der Waſſer aus einer Urne gießt, und die Inſchrift darunter, von Johannes Fabricius verfaßt, iſt erſt aus dem Jahr 1708.[*]

Ja noch unſer Jahrhundert hat aus einem gelehrten antiken Sinnbild eine Volksſage erwachſen ſehen.

60. Im Park zu Weimar ſteht ein antikiſirendes, vier Fuß hohes Säulchen, um welches ſich eine Schlange windet und im Begriff iſt, die obenauf liegenden Opferkuchen zu verſchlingen. Darunter die Inſchrift: Genius loci. In Weimar aber erzählt der gemeine Mann, es habe an dieſer Stelle ein ſchrecklicher Wurm gehauſt und die gute Stadt erſchreckt, bis ein kluger Bäcker das Ungeheuer mit vergifteten Kuchen vertilgt habe; dem Mann zu Ehren ſei dann die Säule geſetzt worden. Et voilà comme on écrit l'histoire, ſetzt Lewes hinzu, der die Geſchichte in ſeinem Leben Goethe's erzählt.[**]

61. Seltener geſchieht es, daß ſtatt des Erklärung ſuchenden Volkes individuelle Dichter zur Erläuterung eines Kunſtwerks mit vollem Bewußtſein Sagen erſchaffen. Uhland hat dieß mit dem „Schenken von Limburg“ gethan, den ein deutſcher Kaiſer zum Schenken des Reichs ernennt, weil er ihm aus dem Becher von Buchsbaum, den er ſtets mit ſich führt, einen Trunk aus der Quelle kredenzt hat. Das Gedicht hat, wie Uhland brieflich an Alexander Kaufmann mittheilte, „keinen beſtimmten Sagengrund und iſt veranlaßt durch eine Figur in der Kirche zu Gaildorf und die Deutung derſelben aus der Phantaſie J. Kerner's.“[***]

---

[*] Kuhn und Schwartz, norddeutſche Sagen, Note zu der Sage Nr. 165.

[**] G. H. Lewes, Life and Works of Goethe. London 1855. I. 316.

[***] A. Kaufmann in den hiſtoriſchen Anmerkungen zu Simrock, die geſchichtlichen deutſchen Sagen aus dem Munde des Volks und deutſcher Dichter. Frankfurt 1850. S. 126.

VI. Heraldiſche Sagen.

Unzählige Mal haben Wappenbilder und Wahrzeichen von Ortſchaften und Stiftungen zu Anknüpfungspunkten für die Sage gedient. Gewiß ſind ſolche heraldiſche Bildwerke oft in Folge einer wirklichen Begebenheit in die Wappen gekommen; allein eine große Zahl derſelben, aus freiem Spiel der Phantaſie gewählt oder als bloßes Sinnbild auf einen Schild geſetzt, haben erſt nach ihrer Entſtehung aus ſich eine Geſchichte im Gehirn der Umwohnenden gebildet.

62. Am Fuße von Sickingen's Ebernburg an der Nahe liegt das Dörfchen gleiches Namens, über deſſen Thor ein Eber ausgemeißelt iſt. „Einſt, ſo erzählt die Sage,*) wurden Ort und Burg von einem übermächtigen Herrn belagert, und der Hunger hätte ſie zur Uebergabe gezwungen, wenn dem Burgherrn nicht zu rechter Zeit eine Kriegsliſt beigefallen wäre. Ein mächtiger Eber, der Hungernden letzte Hoffnung und Zuverſicht, ward im Angeſichte des Feindes hervorgeführt und zum Schlachten niedergeworfen; zum Schein doch nur, er kam lebendig wieder in den Stall, um zur Wiederholung des Spiels aber- und abermals hervorgeholt zu werden. Da verzweifelte zuletzt der getäuſchte Feind, die Veſte auszuhungern, hob die Belagerung auf und zog ab." Zur Erklärung der Sage erinnert Simrock an den oft geſchlachteten Eber in Valhal, von deſſen ewig ſich erneuerndem Fleiſch ſich Aſen und Einherier nähren. So hoch in die Mythologie zurückzuſteigen, iſt mir bedenklich, und die Erzählung dieſer und ähnlicher Kriegsliſten kommt, und zwar mit einem andern Schlachtthiere, viel zu oft vor um Geſchichte zu ſein. Der Eber iſt wohl nur ebenſo als Wappenthier der nach ihm benannten Burg anzuſehen, wie andere Schlöſſer ſich Löwenfels, Bernburg, Falkenſtein, Bocksberg nennen.

Nicht immer läßt ſich freilich ſo gut wie bei der Ebernburg das Sinnbild oder Wahrzeichen erklären, an welches eine ſolche Sage ſich anſchließt. Auch Naturgegenſtände kommen als Wahrzeichen vor, die manchmal der Deutung ſpotten. So hat die Veſte Neuffen in Würtemberg als **Wahrzeichen** einen Eſelsfuß, der neben der zweiten Wache aufgehängt war. Die Veranlaſſung dazu ſoll dieſe geweſen ſein: Vor Zeiten wurde ein Eſel zum Waſſertragen gehalten, weil die Feſtung daran Mangel hatte. Einſt aber war ſie ſo enge eingeſperrt, daß die Beſatzung den bitterſten Mangel litt. Da fütterte man den Eſel von dem letzten Scheffel Gerſte ſo reichlich, daß er ſtarb. Dann wurde ſein wohl angefüllter Wanſt über die Mauer hinabgeworfen. Als die Feinde, welche ſchon auf die Uebergabe der Stadt gehofft hatten, dieß ſahen, ſchloſſen ſie daraus, daß die Beſatzung noch vollauf zu leben hätte, und zogen ab. Dem Eſel zum wohlverdienten Andenken wurde einer ſeiner Füße aufgehängt.*)

---

*) Simrock, der Rhein, neue Ausgabe, S. 219.

Auch bei Bildwerken, die als Wahrzeichen dienen, läßt ſich nicht immer erkennen, was ſie urſprünglich bedeuteten, ehe die Sage für ihre Erklärung ſich den Kopf zerbrach.

63. Am Laufen, wo zwiſchen den Ausläufern von Jura und Schwarzwald der Rhein eine letzte furchtbare Stromſchnelle hat, liegt auf beiden Ufern das vielthürmige, einſt ſtark befeſtigte Laufenburg, jetzt halb zum Aargau, halb zu Baden gehörig, bis zum Anfang unſeres Jahrhunderts aber ſammt dem ganzen dahinterliegenden Frickthal öſtreichiſch. Im dreißigjährigen Kriege wurde es von den Schweden genommen und 14 Jahre behauptet. Nun ſteht auf einem der Feſtungsthürme eine Wetterfahne in Geſtalt eines Ritters, und dieſen hält man am Ort für ein Bild des Schwedenkönigs, alſo keines Geringern als des großen Guſtav Adolph. Dieſem ſei bei der Belagerung der Stadt von ſeinen eigenen Leuten in einem Tumult der Kopf abgeſchlagen worden. Zum Denkzeichen daran ließen hernach die Laufenburger einen großen eiſernen Mann machen, der ein Schwert ausſtreckte, aber ohne Kopf war. Er ſtand oben auf dem Schwedenthurm und hieß der Schwertlimann. Die Nachbarn ſpotteten darüber: die Laufenburger, ſagten ſie, hätten keine Köpfe, daher hätten ſie

---

*) Schönhuth, die Burgen, Klöſter, Kirchen und Kapellen Würtembergs, I, S. 262.

ſo Einen zum Stadtwahrzeichen aufgeſetzt. Darum ließ der Magiſtrat die Figur herabnehmen und ihr Kopf und Helm anſlicken.*)

64. Die Gemeinde des Dorfes Madiswyl im Bernerbiet, zwiſchen Langenthal und Huttwyl, führt (angeblich bis auf den heutigen Tag) als Wappen einen Heumähder, vermuthlich mit zwei Senſen in der linken Hand. Das Wappen iſt wieder wie bei der Ebernburg ein redendes; der Mähder klingt an den Namen des Ortes an. Das Volk aber verlangte nach einer dichteriſchen und rührenden Erklärung.

Uli, ein armer aber braver Knecht, dient bei dem Bauern Roth und gewinnt die Liebe von deſſen Tochter Vreneli. Der Vater verſpricht ihm die Tochter, wenn er von Sonnenaufgang bis Untergang linkhändig ein Kreuz mäht auf der Längmatt, die vom Dorf ſich weit gegen Lotzwyl hinzieht. Uli nimmt zwei Senſen mit, davon eine ihm Vreneli ſtets friſch wetzt, und kommt nahe an's Ziel: aber ein Herr von Gutenberg, der dem Mädchen nachſtellte, vergiftet ihn durch eine Flaſche Wein, die er ihm durch einen andern Knecht Ruodi als Labetrunk zuſchickt. Den Tod im Leibe, mäht Uli dennoch fort und ſtürzt bei Sonnenuntergang mit dem letzten Senſenſchlag zuſammen. Vreneli ſinkt vor Schrecken todt auf den Geliebten hin.**)

65. Hierher gehört auch das Hündlein von Bretten, eine Sage, auf welche ſchon im 16. Jahrhundert Fiſchart anſpielt.***) „In dem Städtchen Bretten lebte vorzeiten ein Mann, welcher ein treues und zu mancherlei Dienſt abgerichtetes Hündlein hatte, das pflegte er auszuſchicken, gab ihm einen Korb in's Maul, worin ein beſchriebener Zettel mit dem nöthigen Gelde lag, und ſo langte es Fleiſch und Bratwurſt beim Metzger, ohne je einen Biſſen davon anzurühren. Einmal aber ſandte es ein Herr, der evangeliſch war, an einem Freitag zu einem Metzger, der katholiſch war und ſtreng auf die Faſten hielt. Als nun der Metzger auf dem Zettel eine Wurſt beſtellt fand, hielt er das Hündlein

---

*) Rochholz, Schweizerſagen aus dem Aargau, II, S. 377.

**) Vernaleken, Alpenſagen, S. 380.

***) Grimm, deutſche Sagen, I, 134.

feſt, hieb ihm den Schwanz ab und legte den in den Korb mit den Worten: „Da haſt du Fleiſch!“ Das Hündlein aber, beſchimpft und verwundet, trug den Korb treulich über die Gaſſe nach Haus, legte ſich nieder und ſtarb. Die ganze Stadt trauerte, und **das Bild eines Hündleins ohne Schwanz** wurde in Stein ausgehauen über's Stadtthor geſetzt.“

Ob dieß Bildwerk noch exiſtirt, weiß ich nicht, daß es aber nicht aus der Sage entſtanden, ſondern daß aus ihm die Sage ſich gebildet hat, wird durch die Variante klar: „Das Hündlein habe ſeinem armen Herrn Fleiſch und Würſte geſtohlen zugetragen, endlich habe ein Metzger es ertappt und ihm den Schwanz abgehauen.“ In dieſem Falle hätte wohl keine Bürgerſchaft dem Diebshund ein Ehrendenkmal geſetzt. Wäre aber das Ehrendenkmal wirklich auf Grund der erſteren, dem Hündchen ſo ehrenvollen Faſſung geſetzt worden, ſo hätte die zweite läſterliche ſich wohl nicht mehr ausbilden können. Auch hier liegt alſo wahrſcheinlich ein altes **Stadtwappen** zu Grunde.

66. Entweder ein Stadtwahrzeichen oder ein locales Heiligenbild iſt wohl auch **die Butterjungfer in Zerbſt.**

„Zu Zerbſt ſteht vor dem Rathhaus eine hohe hölzerne Säule, auf der befindet ſich ein goldenes (?) Bild, das ein Mädchen mit langem wallenden Haar darſtellt, welches die linke Hand auf die Bruſt legt und in der rechten einen gefüllten Beutel trägt.“ Was ſtellt dieſe Figur wirklich vor? Man müßte unterſuchen, ob das, was ſie trägt, wirklich ein Geldbeutel iſt. Iſt es am Ende eine Jungfrau Maria, oder ſonſt eine katholiſche Heilige (worauf ſchon das losgebundene Haar deutet), welche man dem Bilderſturm entzog, indem man ihr eine andere Bedeutung unterlegte?

Wie dem ſei, von dieſer Figur erzählt man, in alter Zeit ſei es Sitte geweſen, daß die Butterweiber, welche nach Zerbſt auf den Markt gekommen, draußen vor der Stadt bleiben mußten, und zwar auf dem ſogenannten Butterdamm, faſt eine halbe Stunde von der Stadt. Da ſei auch einmal eine unter ihnen geweſen, die habe für ſich und ihre Genoſſen das Recht, in der Stadt Butter feil zu halten, dadurch erkauft, daß ſie den Weg vom Butterdamm bis zur Stadt mit blanken Thalern belegte. Und ſeit der Zeit ſitzen die Butterweiber in der Stadt; zum Dank aber hat man die Säule mit der Butterjungfer errichtet.*)

Zuverläſſig zu den Stadtwahrzeichen gehört eine weitverbreitete Klaſſe von Denkmälern.

67. Die Rolandsſäulen, Bezeichnungen eines beſtimmten Stadtrechtes, die urſprünglich mit dem karolingiſchen Roland gar nichts zu thun haben, gaben dem Volk viel zu erzählen. Da ihrer viele in den Städten am Harz ſtehen, z. B. in Nordhauſen, Neuſtadt, Queſtenberg, ſo ſagt man, es ſeien zwölf Brüder des Namens geweſen, die hätten ſich im Krieg gewaltig hervorgethan, und jedem ſei darum eine Säule an dem Ort geſetzt, wo er Heldenthaten verrichtete. Doch knüpft ſich natürlich auch der Gedanke an den Roland von Ronceval an dieſe Säulen, und es wird gelegentlich erzählt, ein ſolcher Roland ſei über Feld gegangen und habe einen Granitblock aus dem Schuh auf's Feld geſchüttelt, der ihn beim Gehen gedrückt habe. Dieß hängt übrigens in ſo fern mit der urſprünglichſten Rolandsſage zuſammen, daß auch in Spanien der Roland ein mythiſcher Rieſe iſt, der unter andern mit einem Fußtritt einen Felſen ſpaltet, um ſich eine Ausſicht auf's Meer zu öffnen.**)

Ich füge noch ein paar Wappen von Klöſtern und geiſtlichen Stiftern hinzu.

68. Das Einhorn iſt ſchon in der bekannten mittelaltrigen Deutung auf die jungfräuliche Empfängniß als Symbol aufgefaßt worden. So ſteht es im Abtſtabe des heiligen Bonifacius oder ſeines Schülers Sturm, welcher Fulda geſtiftet hat, vermuthlich als eine Art Wappenzeichen der in der Einſamkeit des großen Buchwaldes angelegten Abtei, weil das Einhorn der Thierfabel ebenfalls einſame Gegenden liebt. Ein zweites, nach Münter mit der Stiftung, der es angehört, gleichzeitiges Bildwerk***)

---

*) **Kuhn** und **Schwartz**, norddeutſche Sagen, Märchen und Gebräuche, S. 136 f.

) Ebendaſelbſt, S. 229. (Ueber die Rolande **Grimm in der Mythologie.)

***) **Münter**, Sinnbilder und Kunſtvorſtellungen der alten Chriſten, I. 43, aus **Eccard**, de rebus Franciae orientalis, I, 640.

ſtellte den Troandus als Gründer des von Fulda abhängigen Kloſters Holzkirchen unter der Geſtalt eines bärtigen Mannes dar, wie er ein Einhorn, das Symbol ſeiner Stiftung, umarmt hält. Die Sage aber hatte dieß Bildwerk benutzt, um zu erzählen, daß der einzige Sohn dieſes Mannes auf der Jagd von einem gänzlich unbekannten einhörnigen Thiere ſei umgebracht worden: eine Anekdote, die ſchon durch die Vorausſetzung eines ſolchen Thieres in den deutſchen Wäldern als Erfindung ſich verräth. Auch hier iſt alſo ein Figürliches wieder in ein Geſchichtliches umgedichtet worden.

Von einem Emblem kann ich überzeugend darthun, daß es aus ſich eine Legende geboren hat und dann in der Form, welche die Legende ihm lieh, auch in Wappendarſtellungen überging.

69. In Conſtanz erzählt man von dem einen Schutzheiligen der Diöceſe folgende Legende:*)

Der Biſchof Conrad war beſchäftigt mit dem heiligen Meßopfer und ſetzte den conſacrirten Kelch an den Mund. Da ſah er in dem Wein eine große Spinne. Er graute ſich davor, aber weil er das heilige Blut nicht auf den Boden ausſpucken wollte, bezwang er ſeinen Abſcheu und trank die Spinne mit dem Kelch herunter. Da geſchah ihm zur Belohnung das Wunder, daß die Spinne, ohne ihm zu ſchaden, ihm lebendig aus dem Munde wieder herauskroch. Auch ſieht man auf Conſtanzer Biſchofsmünzen des 17. Jahrhunderts deutlich die Spinne über dem Kelch, welchen Conrad's Bruſtbild in der rechten Hand hält.

Dieß iſt unzweifelhaft eine aus bildlichen Darſtellungen entſtandene Sage. Die Diöceſe Conſtanz hat zwei Schutzheilige; der eine, St. Pelagius, ſoll ein Ritter aus Ungarn geweſen ſein, der im Jahr 284 nach Conſtanz kam und dort den Martertod erlitt. Ihn ſtellt man daher immer als einen reichen weltlich gekleideten Herrn mit Schwert und Palmzweig dar. Conrad dagegen als Biſchof iſt der geiſtliche Schutzpatron und muß daher als Prieſter den Kelch zum Charakterzeichen erhalten. So ſieht man beide neben einander im Innern der Kirche links vom Domchor, und wiederum auf den berühmten hölzernen Schnitzthüren im Weſtportal des Domes, welche nach Aufſchrift im Jahr 1470 gemacht ſind. Nun iſt es ganz gewöhnlich, dieſem Kelch, wenn er einen Prieſter bezeichnet, z. B. auf Grabſteinen, oben über der Mündung die aufrechtſtehende runde Hoſtie beizufügen, welche auch wohl durch ein aufgezeichnetes Kreuz und durch umgebende Strahlenbüſchel bezeichnet wird. Irgend ein bekanntes Bildniß Conrad's veranlaßte nun das Volk, die runde Hoſtie für den Bauch einer Kreuzſpinne, das Kreuz für das Kreuz, das ſie auf dem Rücken trägt, die Strahlen für Spinnenbeine anzuſehen.

---

*) Mündlich in Conſtanz mir mitgetheilt, wo dieſe Legende allgemein bekannt iſt.

In dieſer Form bildete ſich die Legende gegen das Jahr 1500 aus und erhielt gleichſam ihre Sanction durch den damaligen Biſchof, Hugo von Breitenlandenberg. Dieſer ſtiftete um 1505 in der Kirche zu Maſchwanden (im Züribiet) ein gemaltes Fenſter, welches ſein Hauswappen mit dem Wappen ſeiner Diöceſe zuſammenſtellt. Gleich den andern ſchönen Fenſtern aus Maſchwanden ſieht man daſſelbe jetzt in den Fenſtern der Zürcher Stadtbibliothek auf der Waſſerkirche. Hier iſt die ſchwarze Spinne ſammt den Beinen ganz deutlich erkennbar. Auf die Conſtanzer Münzen wagte man aber die Neuerung nicht ſogleich zu ſetzen: dieß beweiſen vier Exemplare, welche Herr Dr. Imhoof-Blumer in Winterthur mir aus ſeiner reichen Sammlung in Abdrücken freundlichſt zur Verfügung ſtellte. Auf einem „Dicken“ ungefähr von 1500 trägt Conrad den Kelch noch gar nicht, ſondern iſt ebenſo genügend durch das große Kreuz auf der Bruſt und den Biſchofsſtab bezeichnet. Auf einem halben Thaler, der unter Ferdinand II. geſchlagen iſt, hat er den Kelch mit der halben Oblate über den Rand hervorragend. Auf einem Fünfzehnkreuzerſtück von 1636 erſcheint die Oblate undeutlich, ſo daß es vielleicht nur die Mündung des Kelchs iſt. Auf einem andern Fünfzehnkreuzerſtück aber vom Jahr 1715 ſind ſogar die Spinnenbeine deutlich zu erkennen.

70. Eine ſehr ſpäte Sage aus Thüringen ſcheint mir ebenfalls von rein heraldiſchem Urſprung zu ſein: die von dem ungerechten Urtheil des Thilo von Trotha, welcher von 1468—1514 Biſchof von Merſeburg war und das dortige Schloß,

ſo wie auch das Schiff der Domkirche neu gebaut hat. Dieſe Sage berichtet: „Thilo habe einen koſtbaren Ring vermißt, einen ſeiner Diener wegen deſſen Entwendung in Verdacht gehabt und unerachtet dieſer ſeine Unſchuld mit emporgeſtreckten Händen auf's heiligſte betheuert, ihn hinrichten laſſen. Kurz darauf habe man den vermißten Ring in dem Neſte eines Raben, der ihn durch das offene Fenſter aus Thilo's Zimmer entwendet, wiedergefunden, und Thilo ſei troſtlos geweſen, weil er ſeinen Diener unſchuldig habe hinrichten laſſen. Zur Buße habe er ein Vermächtniß geſtiftet, vermöge deſſen auf immerwährende Zeiten ein lebendiger Rabe unterhalten werden müſſe.“ Ein Brauch, der noch heute in Merſeburg fortbeſteht.*) Hieraus erklärt man den Raben mit dem Ring im Schnabel und die beiden ausgeſtreckten Arme, welche ſich auf Thilo's Wappen an mehreren Stellen im Schloſſe zu Merſeburg und auf andern ſeiner Gebäude finden.

Daß das Leben eines Unſchuldigen durch die Diebesneigung der Raben und Krähen gefährdet worden, iſt eine der verbreitetſten Sagen des Mittelalters, deſſen Phantaſie überhaupt lebhaft die Leiden unſchuldig Verfolgter mitlitt. Dieſer Zug ſühnt einigermaßen die Grauſamkeit, womit die Zeit im wirklichen Handeln verfuhr.

Rabenbilder an Thürmen und Kirchen kommen häufig vor, z. B. an mehreren Plätzen zu Königsberg in der Neumark, wo ſich dann zuweilen wieder andere Sagen (oder vielleicht Ueberlieferungen) an ſie anlehnen.**)

71. In Schweidnitz erzählt man von einem Rathsherrn, der ſich eine Dohle abgerichtet hatte, um Geld aus der Rathskämmerei zu ſtehlen. Man ſetzte ihn lebendig auf den Kranz des Rathhausthurmes, wo er verhungerte. „Statt des Leichnams wurde in der Folge ſein ſteinernes Bild nebſt dem der Dohle auf jenes Thurmgebäude geſetzt. 1642 wehte es ein Sturmwind

---

*) J. G. Otto, die Schloß- und Domkirche zu Merſeburg. Anaſtaſius Grün hat die Sage in ſeinen „Nibelungen in Frack“ reizend angewendet und in der Note dazu ebenfalls ihre Entſtehung aus dem Wappenvogel bereits erkannt.

**) Kuhn, märkiſche Sagen und Märchen, S. 254.

herunter, aber der Kopf davon ſoll noch auf dem Rathhaus vorhanden ſein."*) Nun fragt ſich hier freilich, ob die Sage erſt aus dem Bild entſtanden iſt, denn hier könnte das Bild möglicherweiſe doch Denkzeichen eines wirklich Geſchehenen ſein.

72. 73. Dagegen knüpft ſich eine Geſchichte, genau wie die vom Biſchof Trotha, die auch einem Biſchof von Brandenburg ſoll begegnet ſein, an einen auf der Spitze des Rathenower Thores zu Brandenburg ſtehenden Raben, der einen Ring mit einer Kette daran im Schnabel hält. Dieſen Ring fand man im Rabenneſt auf einem der Kirchthürme.**) Aehnlich iſt die Sage von dem Fürſten Primislav von Prenzlau; dieſer läßt den beargwöhnten Knappen von der Spitze des Mittelthurms herabſtürzen, der ehemals in der Stadtmauer lag. Lange darauf ſieht er im Wald eine Eiche fällen, auf dieſer iſt ein Krähenneſt mit dem vermißten Siegelring. Aus dem Holz dieſer Eiche ſei das Bild der Krähe angefertigt, das man noch jetzt auf dem Mittelthurm der Stadt gewahrt.***) Da Primislav als Erbauer und Eponymus von Prenzlau gilt, ſcheint dieſe Sage viel älter als die Merſeburger, hätte alſo allein ſchon hingereicht, den Biſchof Trotha vor ſo raſchem Verfahren zu warnen.

Es handelt ſich alſo einfach um das Wappen des Trotha, an welchem, weil es in Merſeburg ſo oft vorkam, die Sage geſchäftig aufrankte. Die aufgerichteten Arme ſind ein ſehr gewöhnlicher Helmſchmuck; der Rabe mit dem Ring im Schnabel möchte aus dem faſt vier Jahrhunderte älteren Gedichte von Sanct Oswald herſtammen, wo dem Helden ein ſolcher Vogel als Liebesbote und Freiwerber den Verlobungsring über's Meer getragen bringt; vielleicht daß die Trotha's auf dieſen mythiſchen Ahnherrn in gleicher Weiſe ihren Stammbaum pflanzten, wie die Dynaſtenhäuſer am Niederrhein auf den Schwanenritter. Daß Thilo aber in den von ihm geſtifteten Bauwerken neben dem ſteinernen Wappenvogel auch auf ewige Zeiten ein lebendiges Exemplar ſtiftete, hat nichts Auffallendes, da Wappenthiere mehrfach durch lebende Individuen vertreten werden. So füttert Bern noch heute ſeine Bären, Genf die Adler, der Haag die Störche als Vettern ihrer heraldiſchen Thiere, und auch für einen einzelnen Mann liegt das bekannte Beiſpiel Walther's von der Vogelweide vor, der auf ſeinem Grabſtein zu Würzburg Futtertröglein für die Vögel austieſen ließ, nach denen ſeine Heimat oder ſein Geſchlecht ſich nannte. Uebrigens käme es nur darauf an zu erfahren, ob nicht das ganze Wappen bereits vor Thilo von den Trotha's geführt worden iſt: eine Unterſuchung, die ich einem norddeutſchen einheimiſchen Forſcher überlaſſen muß.

---

*) Grimm, deutſche Sagen, I, S. 408 f.

**) Kuhn, märkiſche Sagen, S. 60.

***) Ebendaſelbſt, S. 215.

Grade von Wappenthieren werden ſolche Bildwerkſagen ſich endlos häufen laſſen; ich habe aber nur die vorſtehenden auswählen wollen, weil hier möglichſt verſchiedene Erzählungen an die Thiere geknüpft ſind. Vermuthlich wird man finden, daß an eine oder die andere dieſer Umdeutungen von Symbol oder Heraldik die meiſten Sagen dieſer Gattung mehr oder minder genau ſich anſchließen.

VII. Die Maleranekdote.

Gemälde gefallen dem Volk, aber deſſen eigene Phantaſie regen ſie weniger zum Schaffen an, als die plaſtiſch herausgearbeitete Figur das thut. Aus einem Altarblatt wachſen keine Sagen. Allerdings heftet die Einbildungskraft des Landvolks ſich an irgend ein wunderliches Beiwerk auf einem Bilde: an einen beſonders auffallenden Kopf oder eine mit ſtärkſtem Realismus individualiſirte Geſtalt. In Cöln ſtand ich einmal an einem Sonntag Vormittag, zu welcher Zeit die Bauern einſtrömten, in der alten Wallraf'ſchen Sammlung und lauſchte zu, wie ſie über das jüngſte Gericht aus der Laurentiuskirche redeten. Da ſagte ein junger Geſell: „Sieh einmal den gefleckten Teufel! der iſt ſchön! Wenn ich ein Teufel ſein müßte, möchte ich der gefleckte Teufel ſein!“ Zur Höhe der Sage aber erhebt ſich bei Gemälden die Volksphantaſie nicht. An einen Bau, an eine Sculptur lehnt ſich die Sage: bei einem

Bild denkt das Volk an den, der es gemacht hat; es ſcheint zu fühlen, daß die Malerei mehr ein Subjectives in ſich trägt, und es ſchafft ſich eine Maler-Anekdote. Auf dem großen Altarbild zu Calkar ſieht man vor Pilatus einen jungen Menſchen und eine derbe bösartig ausſehende Frau in der heut noch üblichen Calkarſchen Haube. Das ganze Bild iſt ja ſo heimelig: die Erweckung des Lazarus geht auf dem alten Kirchhof von Calkar vor; die Kirche und das Rathhaus ſtehen heut noch wie auf dem Gemälde; was Wunder, wenn die Leute der Gegend auf dieſer Spur fortgehen und ſagen: der junge Menſch iſt der Maler, die Frau war ein geiziges Bäckerweib, das ihn ausſchimpfte und vor den Richter ſchleppte, wenn er Brot auf's Kerbholz nahm und es nicht bezahlen konnte.

Anekdoten dieſer Art bilden ſich noch in unſerer Zeit, oft unmittelbar nach dem erſten Erſcheinen des Kunſtwerks.

74. So entſtand zu Paris in demſelben Jahre, als Horace Vernet's berühmte Wegnahme der Smalah des Abd-el-Kader (für Verſailles) auf der Jahresausſtellung zu ſehen war, die folgende Geſchichte, welche ich einem damals gedruckten Feuilleton der Kölniſchen Zeitung: „die Künſtlerfamilie der Vernet's“ entnehme. Der Baron James Rothſchild ſoll im Jahr 1843 von Vernet ſein Portrait verlangt haben. Er fragte nach dem Preis, der Künſtler antwortete: „Für Sie, Herr Baron, iſt mein Preis 4000 Franken.“ Der Millionär habe das zu hoch gefunden. „Aha, erwiderte der Maler, Sie wollen dingen, Herr Baron, wenn von der Kunſt die Rede iſt; jetzt fordere ich 5000 Franken und nehme keinen Centime weniger!!“ Rothſchild remonſtrirte. „Wenn Sie noch ein Wort ſagen, ſo wird die Summe verdreifacht,“ rief ihm der Maler zu. „Ganz nach Belieben, Herr, nehmen Sie das Bild, oder laſſen Sie es bleiben.“ Der Baron glaubte, der Künſtler ſei verrückt geworden, und eilte aus dem Studio zu kommen.

Die Anekdote iſt zuverläſſig falſch. 4000 Franken wäre für Vernet ein mäßiger Preis geweſen, und ein Rothſchild, wenn er einmal ſein Portrait beſtellt, feilſcht nicht. Nun aber, hieß es damals weiter, hat Vernet beſchloſſen, ihm ſein Portrait umſonſt zu malen und ihn in die Mitte der Smalah als einen Juden hingeſetzt, der mit einem Kiſtchen Gold und Edelſteinen in erſchrockener Flucht aus dem Bilde herausſtürzt.

Auf dieß Feld mir zu folgen verlange ich von meinem Leſer nicht. Man ſchlage den Vaſari auf wo man will, von Giotto bis auf den päpſtlichen Beamten in Michelangelo's Hölle ſprudeln uns dieſe Späße entgegen. Statt aller mag Ein Beiſpiel aus der niederländiſchen Kunſtwelt genügen.

75. Im Muſeum zu Antwerpen ſieht man einen Sturz der böſen Engel von Frans Floris, wo auf dem Schenkel eines der Teufel eine Bremſe ſitzt. Vielleicht wollte der Maler denſelben dadurch einfach als „Fliegengott“ d. h. Beelzebub bezeichnen. Aber auch ohne ſolche Symbolik kommen Fliegen auf ältern Bildern, deutſchen wie niederländiſchen, mehrfach vor. Es ſind Malerſpäßchen, um den Betrachtenden zu necken, daß er ſie für lebendige Fliegen halten ſoll. In Antwerpen aber erzählt man, dieſer Floris ſei jener Schwiegervater des Quintin Matſys, welcher dem jungen Schmied ſeine Tochter erſt ſo ſtolz verſagte; da ſei dieſer auch ein Maler geworden und habe als Kunſtprobe auf das Bild des Alten dieſe Fliege geſetzt, die den Meiſter ſelbſt täuſchte, denn er hielt ſie für lebend und verſuchte ſie wegzuſcheuchen. Das Volk, das ſich immer auf Kunſt beſſer verſteht als auf Kunſtgeſchichte, wirft hier die Zeiten verwunderlich durcheinander. Als Quintin Matſys 1530 ſtarb, war Floris erſt zehn Jahr alt.

VIII. Die landſchaftliche Vertheilung dieſer Sagen.

In der Auswahl der vorſtehenden fünf und ſiebzig Geſchichten habe ich durchaus nicht nach Vollſtändigkeit geſtrebt; es lag mir nur daran, keine Claſſe der aus Kunſtwerken entſtandenen Sagen ganz leer zu laſſen und wenigſtens an einigen parallelen Beiſpielen zu zeigen, daß der Volksgeiſt an Bildwerke deſſelben Gegenſtandes merkwürdiger Weiſe zu ihrer Erklärung auch meiſt dieſelbe Geſchichte, wenngleich in oft neuen Wendungen angeknüpft hat. Es giebt aber auch noch eine ſehr bedeutende Zahl von Sagen, bei denen ſich nur vermuthen, nicht beweiſen läßt, daß ſie aus falſchverſtandenen Bildwerken herſtammen. Beſonders wo Sirenen und Tritonen an Kirchen abgebildet ſind, wird zu lauſchen ſein, ob ſich nicht an ſie etwa Ueberlieferungen von der Meerminne oder vom mädchenraubenden Waſſermann anſchließen. Drachenkämpfe möchten oft jenen mit Menſchengeſtalten abenteuerlich ringenden Ungeheuern der romaniſchen Ornament-Sculptur nachgebildet ſein. Wo die longobardiſche Sage die Bewältigung der Theodolinde durch ein Meerungethüm erzählt, wo die fränkiſche Gemalin des Clodio ihrem Sohn, dem Merowig, ein ſeltſam geſtaltetes Haupt mitgegeben hat in Folge ihres Abenteuers beim Baden mit dem Seeſtier, da denkt man unwillkürlich an eine Veranlaſſung aus den monſtröſen Verſchlingungen von Menſchen mit Greuelthieren, die das frühe Mittelalter ſo gern an Kirchenpforten und Capitellen anbrachte. Die Jungfer Lorenz von Tangermünde, deren Bild nicht verrückt werden darf, weil ſie der Stadt die auf dem Hirſch umrittene Flur geſchenkt hat, die Adelheid von Randenburg in Schaffhauſen, die Töchter Ludwig's des Deutſchen in Zürich, welche alle auf Hirſchen reiten, mögen auf Bildwerke zurückgehen, die tief im Heidenthum ihre Wurzel haben, wenn auch die alte Waldminne als Hirſchreiterin in der Mythologie noch nicht nachgewieſen, ſondern nur von Simrock als Frau Venus in die Harlungenſage hineingedichtet iſt.*) Gleichfalls bei dem Affen von Dhaun im Nahethal wird es unentſchieden bleiben, ob er wirklich Erinnerung an ein von Schloßaffen entführtes Grafenkind, oder ob umgekehrt dieſe Sage eine Umdeutung des in den Trümmern des Ritterſaales noch vorhandenen Bildwerkes ſei; denn letzteres könnte leicht eine bloß ſymboliſche Bedeutung haben, indem der Affe dem chriſtlichen Mittelalter ein Bild des Teufels iſt. Bei der heiligen Kümmerniß ſahen wir oben, daß irgend eine ungewöhnliche Darſtellung heiliger Perſonen im Stande iſt, Legenden zu erzeugen. Wenn Märtyrer ihre abgeſchlagenen Häupter auf die Hand nehmen und an den Ort tragen, wo ſie ihre letzte Ruhe zu finden wünſchen, wie der h. Dionyſius von Paris und die drei Schutzpatrone von Zürich, da liegt die Anknüpfung an bildliche Darſtellungen auf flacher Hand: die Märtyrer bieten ſymboliſch Gott ihre Häupter als Opfer dar, um ihre Fürbitte für die Gläubigen zu unterſtützen, wie Maria gnadenflehend dem Sohn den Buſen zeigt, der ihn geſäugt hat. Und könnte nicht gar die Päpſtin Johanna auf den römiſchen Stuhl geſetzt worden ſein, weil eine Maria als Himmelskaiſerin mit der dreifachen Papſtkrone auf dem Thron der Herrlichkeit ſaß? Die alte hölzerne Madonna von Loreto trägt heute noch die dreifache Krone. Ja ſelbſt das Veronikabild Chriſti auf dem Schweißtuch, die Vera Icon, aus der die mitleidige Heilige etymologiſch entſtanden iſt, kann auf ein hochgehaltenes Gemälde Chriſti zurückgehen, das auf einen faltenwerfenden Vorhang aufgemalt war.

---

*) Simrock, das Amelungenlied, in dem Epos „Sibich's Verrath“:

wer iſt die Herrliche dort,
die ſich im grünen Schleier auf weißer Hinde wiegt
und alle Erdenſchöne mit Liebesreiz beſiegt?

Aber auch Cranach der Aeltere hat bereits auf einem Bildchen des Berliner Muſeums Diana, „die jungfräuliche Königin des Waldes, die der Jäger zur einſamen Mittagsſtunde zuweilen an heimlicher Stätte erblickt“, auf dem Rücken eines stattlichen Hirſches ſitzend abgebildet. Burckhardt, in Kugler's Geſch. der Malerei, 2. Aufl., II, 259.

Ein Blick auf die geographiſche Vertheilung dieſer Sagen iſt anziehend. Am wenigſten zahlreich ſind ſie in den deutſchen Alpenländern. In der trefflichen Sammlung aus Tyrol, die wir dem Ritter von Alpenburg verdanken,*) fand ich aus dieſem Landſtrich nicht Eine aus einem Bildwerk entſtandene Sage, während die Naturmythen dort ſo reich vertreten ſind. Die Schweizerſagen aus dem Aargau von Rochholz lieferten mir unter mehr als fünfhundert Nummern nur ganz kleine Ausbeute, während hier wieder die altheidniſche Mythologie einen höchſt fruchtbaren Boden gefunden hat. Aus den ſteyriſchen Alpen fehlt, ſo ſcheint es, jedes Beiſpiel. Die Natur bezwingt hier das Gebild des Menſchen. Von ihrer mächtigen Umgebung ſind daher die deutſchen Alpenbewohner zwar ſehr zur Sagenbildung gelockt worden; die künſtleriſche Phantaſie aber iſt bei ihnen ſchwach, es haben hier auch nie große einheimiſche Schulen der Baukunſt und Bildnerei geblüht, und was da iſt, hat auf die Phantaſie des Volkes einmal nicht zeugend eingewirkt.

---

*) Johann Nepomuk Mahlſchedl, Ritter von Alpenburg, Mythen und Sagen Tirols. Zürich 1857.

Dichter ſteht die Ernte, wenn man in die franzöſiſche Schweiz tritt; der burgundiſche Stamm, dießſeits wie jenſeits des Jura, hat einen lebendigen Sinn für die Kunſt und heftet ſeine Gedanken mit wärmerer Liebe an vorhandene Gebäude und Bildwerke.

Sehr reich muß Frankreich ſein. Die Figurenſculptur aus dem Mittelalter, welche das Aeußere ſeiner Kathedralen, beſonders die Portale bedeckt, iſt an Maſſe wie an Schönheit unvergleichlich. Früh entwickelte ſich hier der Sinn für das Individuum; ſeit dem Ende des 11. Jahrhunderts fängt die Bildhauerſchule von Cluny an, Racen zu unterſcheiden. Die herrlichen Bildwerke an den erſten neuen Spitzbogen-Kathedralen des 12. und 13. Jahrhunderts entwickeln eine Fülle perſönlicher Charaktere, welche dem Volk wie Bekannte lieb wurden. Grade in jenen Jahrhunderten hatte aber Adel und Volk in Frankreich einen lebendigſten Sinn für das Erzählen: es entſtanden die ritterlichen Epen, die Fabliaux, die dramatiſirten Mirakel; und ſo ſchloß ſich auch an jene individuellen Kunſtgeſtalten eine Zahl von Volksüberlieferungen an. Einzelnes davon habe ich geben können; in Frankreich aber hat bisher Niemand, daß ich wüßte, dieſe Geſchichten beachtet noch geſammelt.*)

Endlich treten die Sagen aus Bildwerken wieder in reicher Ernte zuſammen in dem nördlichen Deutſchland, und zwar zumeiſt am Mittel- und Niederrhein, demnächſt auch auf der niederſächſiſchen und wendiſchen Ebene, mit Einſchluß von Thüringen und Franken am Main. Hier haben im Mittelalter große Bauſchulen geblüht und zahlreiche impoſante Werke geſchaffen; die Länder um Main und Saale glänzten damals auch durch Bildhauer, die an Kraft des Charakteriſirens mit den gleichzeitigen Franzoſen wohl wetteifern, an Schönheitsſinn ſie vielleicht noch übertreffen. Die claſſiſch gemäßigte Schönheit der dortigen Hügellandſchaften weckte mit der Plaſtik auch den poetiſchen Sinn; auf der großen Ebene aber traten die Naturgeſtalten zurück, und das Kunſtwerk griff darum tiefer in die Seele der Menſchen hinein.

---

*) „Une grande partie des statues des porches de Notre-Dame de Chartres, des portails des cathédrales d'Amiens et de Reims possèdent ces qualités individuelles (d'un charactère personnel), et c'est ce qui explique pourquoi ces statues produisent sur la foule une si vive impression, si bien qu'elle les nomme, les connaît et attache à chacune d'elle une idée, souvent même une légende.“ Viollet-le-Duc, dictionnaire de l'architecture française, article Sculpture, VIII. p. 166.

IX. Die Quellen der Sage.

Wie iſt die Volksſage im keltiſchen und germaniſchen Europa entſtanden? Welchem Boden entſproßt ſie?

Bei dieſer Frage muß man zuerſt klar darüber ſein, was man zur Sache rechnet, und was nicht.

Zuerſt müſſen wir ausſcheiden die ſehr große Maſſe ſogenannter Sagen, welche erſt in den letzten hundert Jahren unter dem Einfluß der romantiſchen Dichterſchule ganz neu entſtanden, ohne Zuſammenhang mit alter Volksüberlieferung von einzelnen Dichtern erfunden ſind. Jene Schule wollte das Mittelalter neu beleben, viele ihrer Anhänger wollten es ſogar wieder einführen, und aus oberflächlicher Anſchauung der alten Lebensformen war es leicht an jede Burgruine eine Geſchichte von Bosheit und Edelſinn anzukleben. Dieſe modernen Fabrikate erkennen ſich leicht am Blechritterthum mit dem ſtets vollen Humpen und an der hoffnungsloſen Liebſchaft, die entweder im Ehebett oder im Kloſter zu Ende geht. Sie ſind der Abſchluß jener ſentimentalen Literaturperiode von Klopſtock bis auf den Werther und ſeine Nachtreter. Beſonders der burgenreiche Rhein iſt von ihnen überwuchert. Wenn es übrigens wahr ſein ſoll, daß auch die Lurleiſage erſt einem Gedicht von Clemens Brentano ihren Urſprung verdankt, ſo iſt damit nur bewieſen, daß die Poeſie unſterblich iſt und zu allen Zeiten Ergreifendes zu ſchaffen vermag, das dann im Geiſt des Volkes ſich wie eine ächte Sage weiter bildet. Denn die Lurlei, wie ſie jetzt am Rhein im Mund der Menſchen lebt, iſt von Brentano's ſchöner Jungfrau von Bacharach weit verſchieden.

Ferner iſt von der Sage die Legende abzutrennen, ſofern ſie wirklich aus den Anſchauungen der Kirche ſich gebildet hat, von Prieſtern, Mönchen, Nonnen als Beiſpiel chriſtlicher oder überchriſtlicher Tugend erfunden iſt. In die Volksſage greift ſie nur dann ein, wenn wunderbare Naturmythen des Heidenthums in Wunder chriſtlicher Heiligen ſich umkleiden, oder geliebte alte Heidengötter im Volksherzen ſich behaupten, indem ſie den Nimbus von Kalenderheiligen um ihr Haupt legen. Die Verena von Zurzach, die Kanne und Krug in den Händen die Aare hinunter auf einem Mühlſtein in den Rhein ſchwimmt, der heilige Theoneſt, der bei Caub in der Kelterbütte landet, ſind freilich viel älter als das Chriſtenthum, und im ewig gefüllten Kochtopf der heiligen Brigitta von Irland lebt der ſegnende Keſſel Ceridwen's, der keltiſchen Ceres, fort.

Wiederum iſt von der Sage das Volksmärchen abzutrennen. Zwar nährt es ſich ebenſo gut wie jene an ächter heidniſcher Mythologie oder an altgermaniſcher Heldenſage, aber es flattert froh und bunt in der Luft, ohne an einer beſtimmten Stelle feſtzuwurzeln, wie es die Natur der Sage bedingt.

Endlich ſind des Ehrennamens der Sage unwerth all jene landläufigen Spukgeſchichten, Kinder der geiſtloſen Furcht und des platten Aberglaubens, wie ſie dutzendweis in Stadt und Land ſich aufjagen laſſen. Doch wie es gute Regel iſt: jedem Geſpenſt, jedem Hereinragen der Geiſterwelt ſofort auf den Leib zu rücken, damit man ſehe, was hinter dem Ding ſteckt, ſoll man auch den ordinärſten Spuk darauf anſchauen, ob in der Form und Manier, wie ein Geſpenſt erſcheint, handelt oder redet, nicht ein Stück uralten Volksglaubens ſich uns erſchließt.

Nachdem nun das Gebiet der Sage ſich uns ſehr enge umgrenzt hat, behaupten wir, daß ächte Sagen doch aus verſchiedenem Boden ſproſſen, und dieſe verſchiedenen Urſprünge bezeichnen wir ſo:

Die älteſte Volksſage ruht auf der heidniſchen Götterlehre. Die Bekehrung der nordeuropäiſchen Völker zum Chriſtenthum wurde durch gewaltſame Mittel übereilt; die Götter waren im Herzen des Täuflings noch lange nicht todt, als ſein Mund ihnen abſchwur. Wie ſie dann theils unter Prieſterdeutung in Teufel ſich wandelten, theils im liebevollen Gemüth der Laien als wohlthätige Kirchenheilige wieder auferſtanden — dieſer Gang liegt jetzt an zahlloſen Beiſpielen ſehr klar vor uns.

In Deutſchland wurden die Heidengötter zwei bis drei Jahrhunderte früher abgeſchafft als im ſcandinaviſchen Norden. In Norwegen und Island konnte der Glaube an ſie eine letzte Stufe erſteigen, die er in Deutſchland nicht erreicht hat. Daß die Götter Deutſchlands mit denen des Nordens im Grund ihres Weſens ebenſo gut wie in ihren Namen übereingeſtimmt, dieß bewieſen zu haben iſt eine von Jakob Grimm's unvergänglichen Eroberungen. Aber der Glaube an Odhin hat in der Edda eine viel andere Färbung, als der Glaube der Deutſchen an Wodan. Odhin iſt in der Heldenzeit des Wikingerthums zu einem geiſtigen Gott geworden; er ſpornt die Helden zum Kampf, und im Kampfe tödtet er ſie, um in Valhal eine Heldenſchaar für den letzten Götterſtreit um ſich zu ſammeln. Ueber der Erde thront er, vom hohen Sitz überblickt er die Welt, die Aſen kommen von ihren Himmelsburgen, um mit ihm Rath und Gelag zu halten. Die Liebe, auch die geſetzloſe, ſchleicht ſich in den Götterkreis ein, der damit etwas von dem Charakter der griechiſchen Olympier zu zeigen beginnt. Die Perſönlichkeiten treten ſo ſcharf, ſo begrenzt hervor, daß faſt die Möglichkeit einer plaſtiſchen Bildung ihrer Geſtalten da wäre. Schwankender ſind die Umriſſe der Mythologie in Deutſchland. Wir kennen dieſe freilich faſt nur aus dem Aberglauben, der Sage und dem Märchen; ein Buch wie die beiden Edden fehlt uns; aber ſoviel kann man wohl ſagen, daß unſere Götter mehr den Charakter der Naturkräfte behalten haben. Wodan und Frigg wohnen nicht in himmliſchen Burgen, ſondern in den Tiefen der Berge; jener iſt der Sturm, der in den endloſen Wäldern Wolken und Nebel vor ſich verjagt, dieſe nährt die Früchte des Feldes, erzeugt vor allem den Flachs. Donar iſt hier wie dort der Gott des Wetterſtrahls; aber zu dem Schützer des Ackerbaus, zum Freund der Bauern iſt er noch nicht wie in

Norwegen heraufgewachſen, und ſeine Verehrung iſt darum bei uns auch nicht ſo warm und herzlich. Alles bleibt mehr im Naturcultus befangen; die Götter ſind noch mehr, wie einſt die pelasgiſchen, von chthoniſchem als uraniſchem Weſen. Im Norden konnte Snorro Sturluſon in der Heimskringla den Verſuch wagen, die Götter für Menſchen zu erklären, die wirklich gelebt hätten, eben weil ihre Perſönlichkeit ſo ſcharf hervortrat; in Deutſchland hat im Mittelalter kein Gelehrter an ſo etwas gedacht, weil die Götter hier mehr noch wie Mächte als wie Perſonen angeſehen wurden. In dieſer Unbeſtimmtheit liegt viel vom Zauber der deutſchen Mythologie; dem Odhin konnte man entſagen, Wodan aber blieb im Volksgemüth, weil ja der Sturm im Wald blieb, Frigg lebte als ſegensvolle Hulda fort, weil ja die lebenſpendende Kraft der Erde die Einführung des Chriſtenthums überlebte. So wurde Wodan zum Wilden Jäger oder zum bergentrückten Kaiſer, Frigg zur liebevollen Mutter, welche die Seelchen der Kinder vor der Empfängniß und die der ungetauften auch ſpäter in ihre Hut nimmt, die fleißigen Spinnerinnen belohnt und alljährlich mit ihrem Glücksſchiff durch die Fluren fährt, um ſie fruchtbar zu machen. Die dämoniſche und tückiſche Seite der Heidengötter tritt zurück, das Liebevolle in ihrem Weſen ſcheint hervor. Auf dieſem mythologiſchen Boden wurzeln unſere älteſten Sagen und Märchen, und dieſe ſind daher von allen Volksüberlieferungen die tiefſinnigſten, anmuthigſten und am meiſten erſchütternden.

Gleichzeitig mit dem Sieg des Chriſtenthums trat die Heldenzeit der Völkerwanderung ein und begann den Boden für diejenige Claſſe von Sagen aufzubrechen, die an die Geſchichte ſich anſchließen. In lateiniſchen Büchern bewahrten wohl die Gelehrten die wirkliche hiſtoriſche That; das Volk aber wandelte die Helden der Geſchichte in mythiſche Geſtalten um, indem es ihnen Züge der alten Götter mitgab. Der hiſtoriſche Theodorich wurde mit dem Flammenathem Donar's ausgeſtattet, Attila's Tod in der Nacht ſeiner Vermälung mit der zweiten Frau trat in Verbindung mit den Wanderungen der alten Götter, durch welche auf das Gold der Zwerge der Fluch des Todes gelegt war. In dieſem Geiſt hat die hiſtoriſche Sage ſtets gedichtet; ſie nahm den hiſtoriſchen Helden ſammt ſeinem Namen auf, aber die Beweggründe und begleitenden Umſtände ſeines Handelns geſtaltete ſie anders. Als gegen die Zeit der Kreuzzüge hin man in Frankreich Karl den Großen beſang, feierte man ihn als Vorfechter des chriſtlichen Glaubens, aber nicht den Sachſen gegenüber, wo er es wirklich geweſen iſt, ſondern im Kampfe mit denſelben Sarazenen, gegen welche damals, als jene Romane und Gedichte entſtanden, das ganze Europa ſich zu bewegen begann. Eine kleine Epiſode in ſeinem thatenvollen Leben, der kurze Feldzug gegen die Mauren in Spanien, wird in der Sage zum Hauptinhalt ſeiner Exiſtenz. So bewahrt die Sage auch der Geſchichte gegenüber ſich ihre volle Freiheit, und unſere hiſtoriſchen Sagen fallen nicht in den Stil der Chronik.

Eine dritte Klaſſe von Sagen ſchließt ſich wieder an die Natur an, aber nicht an die großen perſonificirten Naturkräfte der Mythologie, ſondern an die vereinzelte Naturerſcheinung. Ein Schweizerthal wird durch eine wilde Rüfe verſchüttet, unfruchtbar gemacht, es droht Entvölkerung; wer ſolche Runſen von einem hohen Berg in ihrem ganzen Lauf überſchaut, wird begreifen, warum man ſie mit Drachen verglich. die aus Wald und Felsſchlucht allverſchlingend hervorbrachen. Um den Drachen zu erlegen, muß dann auch der Held erfunden werden. Da liegt ein ungeheurer Fündling, aus ganz anderem Geſtein als ſeine Umgebung, den in der Eiszeit die Gletſcher hier abgeſetzt haben; es ſind das Blöcke, aus deren Einem man ein ganzes großes Haus erbauen kann, wie das Haus von Wipkingen (bei Zürich) aus dem ſiebzehnten Jahrhundert, und doch ſind ſie offenbar nicht an dem Platz gewachſen, wo ſie jetzt liegen. Den Naturzuſammenhang begreift das Volk nicht; der Teufel muß den Block aus der Ferne geholt und hierher geſchleudert haben, und die Sage findet eine Urſache auf, die ihn dazu bewog, etwa einen Brückenbau oder eine Kirchenſtiftung. Dieſe Sagen ſind zahllos; ſie kommen nicht aus einem uranfänglichen Glauben im Volksgemüth, ſie tragen meiſt ſchon den Stempel der Reflexion, der Verſtand hat an ihnen mitgearbeitet, und die Sage fällt oft in's Kleinliche, wo ſie nicht zu Zeiten in's Gebiet des Humors ſich retten kann.

Hiermit nahe verwandt ſind nun diejenigen Sagen, welche an ein Bau- oder Bildwerk der Menſchenhand ſich anſchließen. Vor allem zeigen dieſe ſich als ſpäte Erfindungen, weil die Kunſtwerke ſelbſt verhältnißmäßig ſpät entſtanden, und in unſern nördlichen Ländern die Monumente ſchon ſparſam ſind, die dem erſten chriſtlichen Jahrtauſend angehören. Sie tragen aber auch in noch höherem Grade, als die Sagen über einzelne ſeltſame Naturgegenſtände, den Charakter der Reflexion. Manchmal ſind es bloße Einfälle ohne alle Poeſie; oft nur kurze Künſtleranekdoten ohne Werth; beſonders aber bezeichnet ſie eine moraliſirende Tendenz, die der alten ächten Götter- und Heldenſage fern liegt. Doch haben wir oben auch manche Beiſpiele gefunden, wo uralter Glaube herbeigezogen wurde, um ſie mit höherem Leben zu tränken. In dieſer Klaſſe von Sagen bildet ſich übrigens ſtets noch Neues; die obige Zuſammenſtellung weiſt Sagen nach, die auf Bildwerke der letzten Jahrhunderte ſich beziehen, und wie die bildende Kunſt weiter ſchafft, würde wohl nach hundert Jahren Jemand, der etwa dieſen Aufſatz noch läſe, neuen Nachwuchs leicht nachtragen können.

Eine letzte Gattung von Sagen ſind endlich die etymologiſchen, welche aus dem vielleicht wunderlichen und mißverſtandenen Namen eines Ortes deſſen Urſprung nachweiſen oder zu dem Namen eine Begebenheit erfinden. Ein Beiſpiel mag genügen. Das Dorf Hornuſſen im Frickthal, Canton Aargau, hieß urkundlich Hornaskon, d. h. ein Ort, wo Horn-Eſchen wachſen.*) Die Nachbarn erzählen aber, die Hornuſſer Bauern hätten einmal bei andauernd ſchlechtem Wetter einen Boten nach Baſel in die Apotheke geſchickt, um ſich für einen Batzen ſchön Wetter zu kaufen. Der Apotheker gab dem guten Mann eine Horniſſe in einem Schächtelchen mit, verbot ihm aber ſtreng, daſſelbe zu öffnen. Nahe vor dem Dorf konnte er jedoch der Verſuchung nicht widerſtehen, die Horniſſe ſchwirrte heraus, flog aber glücklich dem Dorfe zu. Als die Bauern nun nach dem Schönwetter fragten, ſagte er unbefangen: Ei, das Schönwetter iſt ja gerade in's Dorf hineingeflogen. Daher heißt der Ort jetzt Hornuſſen.

---

*) Rochholz, Schweizerſagen aus dem Aargau, II, S. 239.

Dieſe Geſchichte iſt ein Schwank, eine Neckerei zwiſchen Nachbargemeinden, und wenigſtens luſtig. Die meiſten dieſer Ableitungen aber verrathen noch mehr als die Sagen aus Kunſtwerken ihren Urſprung aus der nüchternen Reflexion, und da in ihnen die Phantaſie oft gar nicht waltet, verdienen die meiſten den Namen der Sage überhaupt nicht mehr.

VI.

Stonehenge und die Zeit ſeiner Erbauung.

> „Stonehenge .... that mysterious ruin, celebrated all over the Continent as the greatest wonder of our island."
>
> Macaulay, Hist. of England, Ch. IX.

An einem Sonntagmorgen im Mai ging ich in London zur Eiſenbahn, um Salisbury und Stonehenge zu ſehen. Der graue Nebel der Stadt wich, ſobald es aus dem Bahnhof in das frühlingsgrüne Land hinausging. Um London herum ſieht man nirgendwo Ackerland, alles iſt Wieſe, Garten, Park, Baumgruppe, nur hie und da ein großes Gemüſefeld. Korn kann man ja überall ziehen; hier um die Dreimillionenſtadt herum iſt der Wieſenbau vortheilhafter, ſchon um der friſchen Milch willen. Der Frühling war dieß Jahr ſpät; hie und da ſah man in den Gärten noch einen blühenden Obſtbaum, die Waldbäume ſtanden in zartem lichtgrünem Laub, und meilenweit ging die Fahrt zwiſchen den hübſchen reinlichen Landhäuſern hin, welche bei jeder Eiſenbahnſtation ſich ſchon zu kleinen Städten gruppiren. Ohne durch ſtarke Züge markirt zu ſein, iſt dieß Londoner Becken reizend durch den vielen Baumwuchs und die zahlloſen kleinen Gärten, welche die Landhäuschen umgeben. Man folgt der Themſe aufwärts, aber in ſolcher Entfernung, daß man den Fluß nicht mehr zu ſehen bekommt. Zwiſchen dem Fluß und der Bahn breiten ſich die großen Parks von Kew und Richmond aus, links liegt in mächtigen Bäumen Claremont, wo England, auch gegen vertriebene Könige gaſtfrei, den Orleans ein reizendes Aſyl gab. Hinter

Claremont aber wechſelt der Boden; ſtatt des Londoner Lehms kommt Kies, und bald darauf, wie man der Haide von Woking ſich nähert, Sand. Der unermeßliche Kirchhof von Woking war bereits von goldblühendem Ginſter bedeckt. Da und dort ſind dunkle Föhren mit dem hellen Grün der Lärchentanne gemiſcht. Einzelne Fleckchen aber in dem gelben Sand und dem grauen Haidekraut ſind bereits durch Anbau und lange Düngung in ſchönes fruchtbares Ackerland verwandelt, und um die Hütten ſtehen Apfelbäume mit roſenroth knoſpenden Blüthen. Da und dort ein ſtehendes Waſſer von Sand umgeben — es iſt ein Stückchen Mark Brandenburg in den grünen Süden von England hineingeworfen.

In Baſingſtoke, wo von einem Hügel eine ſchöne ſpätgothiſche Kirchenruine herabgrüßt, wechſelt man den Zug. Die Hauptlinie geht vorwärts nach Weymouth, während die Bahn nach Salisbury mehr nach Süden abbiegt. Man iſt hier ſchon auf dem Kreideboden, aus welchem die Downs gebildet ſind, und links, anderthalb Wegſtunden entfernt, ſtreicht der blaue Höhenzug der North Downs neben uns hin; an einer Stelle ſteigt dort ein dicker grauer Rauch auf, ſie brennen da Kreide, um damit den magern Boden zu beſſern. Das Land iſt hier nackt, alles Ackerbau, wenig Bäume, beſonders keine Obſtbäume mehr. Dieß iſt die Grafſchaft Wiltſhire, die alte keltiſche Landſchaft Loëgria, ſo oft in den mythiſchen Geſchichten des alten Britenlandes genannt. Wenn man aber einen Begriff von feinem Anbau haben will, ſoll man hierher gehen. Auf keiner Wieſe ſieht man eine Blume, auf keinem Acker ein Unkraut; die Blumen machen das Vieh nicht fett. Wo die Eiſenbahn einmal in die kleinen Bodenwellen einſchneidet, ſteht überall die weiße Kreide mit eingebackenen Flintſteinen an; auch die Ackerkrume iſt überall mit kleinen Flintſteinen gemiſcht, die von der Kreide weiß gefärbt ſind. Niedrige Dornhecken umziehen die Felder. Die Hütten aber ſehen ſchlecht aus: das Feld gehört nicht Dem, der es ſo ſorgfältig bebaut.

In Salisbury kam ich um 2 Uhr an, und da Stonehenge noch gut ſieben engliſche Meilen entfernt iſt, hatte ich keine Zeit mehr zu verlieren. Man hat zwei Wege: der eine windet ſich durch das Thal des Avon aufwärts nach Amesbury, von wo man Stonehenge in einer halben Stunde erreicht. Der andre folgt der Landſtraße nach Devizes, welche ſofort die Hochebene der Downs erſteigt und droben nahe bei Stonehenge vorbeigeht. Ich wählte dießmal den letztern und weniger anziehenden Weg und fand mich bald, ſtark anſteigend, auf dem Plateau. Bis zum vierten Meilenſtein von Salisbury iſt der Kreideboden vom Ackerbau erobert, oben auf der Höhe liegt eine neugebaute Farm, Hecken begleiten die Landſtraße, und man hat ſich alle Mühe gegeben an beiden Seiten des Weges Bäumchen anzupflanzen, die aber nur ärmlich wachſen. Die Bauern drunten im Avonthal ſagen, das Land trägt nur ein paar Jahre, dann bezahlt es den Pflug nicht mehr. Dahinter folgt dann die ganz wilde Haide, wo die Kibitze mit ſchwerem klatſchendem Flügelſchlag mich umſchwirrten und umſchrien. Hecken und Felder hören auf, der Weg iſt mit Kieſeln bedeckt. Zuweilen blickt man rechts in das angebaute liebliche Thal des Avon hinunter. Zwanzig engliſche Meilen zieht ſich bis Devizes, an der Nordgrenze der Hochebene, dieſe Heerſtraße hin, an der kein einziges Dorf liegt. Nachdem ich einmal ſo weit von Salisbury hinausgelangt war, daß die Sonntagsſpaziergänger und die neſterſuchenden Knaben hinter mir zurückblieben, begegnete mir auf dem meilenlangen Weg bis zum Druid's Head keine menſchliche Seele mehr. Das Druid's Head iſt ein Wirthshaus an der Straße, in erſchreckender Einſamkeit, vor den ärgſten Winterſtürmen durch ein paar Bäume geſchützt, die das kleine grüne Fleckchen ſeines Gartens umgeben. Das Wirthshausſchild, ein alter Kerl mit langem weißem Bart, der ſeine linke Hand auf einen grauen Stein legt, iſt von ſeinem Pfahl heruntergenommen und ſchmückt jetzt das Gaſtzimmer. Hier aß ich frugal genug zu Mittag und machte mich bei ſchon ſinkendem Abend nach Stonehenge auf, welches noch faſt 3 engliſche Meilen von dem Wirthshaus liegt.

Man verläßt hier die Heerſtraße nach Devizes und folgt einem Karrenweg, der rechts in die Haide hineinführt. Das nächſte Ziel iſt eine Baumgruppe, vor welcher einige beſonders ſtattliche Grabhügel ſchon von weitem ſichtbar ſind. Das friſche Blättergrün iſt mit Fichten gemiſcht. Von dieſem Wäldchen führt der

Weg immer an Grabhügeln entlang, und an einer Stelle geht er mitten zwiſchen zwei großen Gräbern ſeltſamer Geſtalt hindurch. Sie ſind in der Mitte ganz flach, von einem kreisförmigen Graben umgeben und offenbar für viele Todte zuſammen beſtimmt. Jetzt ſteigt der Weg an, und hinter einer Bodenwelle hebt ſich Stonehenge ſo herauf, daß es wie ein Schiff auf der See die obern Theile zuerſt zeigt. In der grünen Trift ſahen die grauen Steine ſchwarz aus. Die Größe imponirt aus der Ferne nicht, die Linien der Landſchaft ſind zu einfach, der Horizont iſt zu weit; das Auge hat alſo keinen Maßſtab mehr um zu vergleichen. Aber auch in der Nähe geſehen iſt Stonehenge nicht durch Größe der Maſſe wirkungsvoll. Allerdings, ein Stein von 22 Fuß Höhe iſt als einzelner Stein coloſſal, allein wenn man ihn nun aufrichtet, und er dann mit dem Steinbalken darüber doch höchſtens 25 Fuß Höhe bekommt, ſo iſt das im Vergleich mit andern Bauwerken immer nicht viel. In einen Saal von mäßigen Verhältniſſen, wie er als Drawingroom auf engliſchen Edelſitzen oft vorkommt, könnte man ganz Stonehenge ſtellen. Sein Zauber liegt nicht in der Maſſe, er liegt in der Einzigkeit ſeiner Compoſition, in der einſamen Lage inmitten eines ungeheuern Todtenfeldes, und in dem Myſterium, das ſeinen Urſprung umſchwebt.

Es war ein trüber Abend, der Himmel bewölkt, in der Nähe aber erſchienen die Rieſenſteine hellgrau, mit ebenfalls hellem Lichen ſtark überwachſen. Nahe an den Graben, welcher den ganzen Steinring umſchließt, hat ſich von der weſtlichen Seite her eine neue Farm herangeſchoben, und der Pflug nivellirt bereits mehrere Grabhügel. Muntrer Lerchengeſang ſchwirrte rings umher, auf einem der größten Steine des innern Cirkels, unter dem Deckſtein, hatten Staare ihr Neſt gebaut und flogen ein und aus, und fern von der Haide hörte man manchmal das elegiſche „Piwitt" des Kibitzes; ſonſt war droben Alles ſtill und einſam. Uebrigens gabeln ſich zwei Heerſtraßen, die beide von London nach Exeter führen, fünf Minuten öſtlich von Stonehenge, ſo daß eine nördlich, die andere ſüdlich nahe bei dem Werk vorbeiläuft. Auf dieſen Straßen zog Wilhelm's des Oraniers Heer hier vorbei, als er von Torbay nach London rückte, um eine Königskrone zu gewinnen. Dieſer Lage auf einem unfruchtbaren Hochplateau, wo all die Jahrhunderte her nur Schafheerden geweidet, dankt Stonehenge ſeine Erhaltung. Hier iſt das Centrum jener Kreidebildung, welche die Geologie als die Down-Formation bezeichnet. Dieſe Bildung charakteriſirt alle Höhenzüge des ſüdöſtlichen Englands. Von hier zieht ſich nach Südweſten die Kreide, um bei Weymouth an die Küſte zu ſtoßen; öſtlich aber ſtrecken ſich die South Downs bis zu dem prachtvoll in's Meer abfallenden Vorgebirge des Beachy Head; und parallel mit ihnen laufen die North Downs in die Kreidefelſen von Dover und in die Shakſpere's Cliff aus. In älteſten Zeiten waren all dieſe Höhenzüge von Wald bedeckt; jetzt bilden ſie mit ihrem feinen von ſtarkem Thau genährten Gras überall die trefflichſte Schafweide.

Da ich das eigentliche Denkmal von Stonehenge morgen nochmals beſuchen wollte, ſah ich mich heut Abend zunächſt in der Umgebung um. Der urſprüngliche Eingang war von Nordoſten, wo eine heut noch erkennbare Straße, mit kleinen Erdaufwürfen an beiden Seiten, quer durch den das ganze Monument einfaſſenden Graben ſchneidet. Folgt man dieſer Straße in die Haide hinaus, ſo trifft man auf einen uralten Weg, der vom Thal des Avon heraufkommt und nach Weſten ſich hinzieht. Man nennt ihn den Curſus, und er iſt regelrecht und ſchnurgrade angelegt geweſen. An einer Stelle, wo er durch ein Thälchen geht, iſt er durch eine Aufſchüttung erhöht. Ich ging auf ihm wohl eine halbe engliſche Meile nach Weſten fort, begleitet von einem Farmer, der dieſen alten Weg noch benutzte, um auf ſein Heim zu kommen. Der Weg läuft auf eine beſonders ſchöne Gruppe von Grabhügeln aus und hört mitten in einem derſelben auf. Dahinter liegt ein Wäldchen, und in dieſem, ſo wie weiter hinter demſelben iſt von dem Curſus keine Spur mehr, wie der Farmer mir ſagte. Der Curſus ſcheint alſo das älteſte Culturwerk dieſer Stätte, da offenbar jener Grabhügel ſpäter entſtanden iſt, als die Straße ſchon aufgegeben war. In ganz ähnlicher Weiſe iſt auch der größte aller Tumuli in Wiltſhire, Silbury Hill, mitten in eine ältere Römerſtraße hineingebaut, ſo daß dort der Weg jetzt um ihn herumläuft. Auf dieſem Wege ſah ich an einem graſigen Abhang zum erſtenmal in meinem Leben die ſogenannten Feenringe. Kreisförmig, aber manchmal auch mit uncorrecten Curven und nicht immer ganz geſchloſſen, liegen dieſe Ringe in Gruppen beiſammen, gebildet von dunklerem und vollerem Gras in der braungrauen Haide. Der Farmer kannte ſie ſehr wohl, nannte ſie fairy rings und ſagte, er habe oft beim Pflügen bemerkt, daß die Ringe auch von anderm Boden als die Felder umher gebildet ſeien und andre Pflanzen tragen. Wie ſie entſtanden ſind, darüber hatte auch er keine Gedanken. Das Monument nennt das Volk umher in ſeinem Dialekt einfach „the stunes“, die Steine; ich fragte ihn, ob man über den Urſprung derſelben ſich etwas erzählte, er hatte aber nie eine Sage davon gehört.

Von einem ſolchen Grabhügel ſah ich die Sonne untergehen und wanderte dann in öſtlicher Richtung in's Thal des Avon hinab, wo ich in dem Dorfe Amesbury ein gutes Nachtquartier fand.

Am folgenden Morgen durchſtreifte ich die Umgegend, die nahe bei dem Flüßchen fruchtbar und anmuthig iſt.

Amesbury war ein Kloſter, und die auf der Stelle jetzt beſtehende Herrnwohnung heißt noch die Abbey. Die ſtattliche Kirche mit gothiſchen Lancetfenſtern ſteht noch mitten in dem blühenden Park; den Kirchhof beſchatten, wie hier zu Lande ſo oft, zwei ſtattliche Eibenbäume. Hier hatte der berühmte Begründer der Renaiſſance in England, Inigo Jones, einen Herrnſitz gebaut; der gegenwärtige Beſitzer hat ihn beſeitigt, Säulen, Karnieſe und andere Trümmer liegen noch auf einem Haufen unter wuchernden Dorn- und Brombeerſtauden über einander, aber eine neue größere Villa mit ſtattlicher Säulenfront ſteht jetzt auf dem Platz immitten von Blumengärten. Der Kloſtergarten iſt ein prächtiger Park geworden, durch deſſen ganze Länge das Avonflüßchen ſich windet. Es war ein himmliſcher Maimorgen, der Kukuk ſchrie ganz munter, alles war voll Vogelſchall, in den Bäumen am Waſſer girrte ein Paar von Turteltauben. Die Weſtſeite des Parks bildet der hohe Wall einer Verſchanzung, die ſich zu einem großen unregelmäßigen Rechteck ausdehnt und den Fluß ſtets als Waſſergraben benutzt hat. Die Karte bezeichnet ſie als Vespasian's Camp, es ſcheint aber nur eine keltiſche Feſtung geweſen zu ſein. Von der Höhe des Erdaufwurfs ſieht man weit über die Haide; auf den Grabhügeln, die auch hier nicht fehlen, ſind Baumgruppen angepflanzt, um dieſe herum aber iſt das Feld angebaut. Hier hatte im vorigen Jahrhundert der Herzog von Queensberry, dem das Gut damals gehörte, einen Hirſchpark angelegt. Um den Thieren Schatten zu geben, wurden auf dem zu ſeiner Zeit kahlen, jetzt bebauten Weidegrund runde Baumgruppen gepflanzt, die heute noch herrlich gedeihen. Beſonders auf jedem Grabhügel ſtehen ſchöne Bäume, welche auf Plänen vom Anfange unſers Jahrhunderts noch nicht vorkommen; ſie ſind alſo neue Pflanzungen und beweiſen, daß hier einſt große Wälder haben ſtehen können.

Von dem Camp ging ich wieder auf die unfruchtbare Haide hinauf nach Stonehenge, das heut im hellen Morgenlicht weniger geiſterhaft erſchien. In dem Innern des Steinrings war das Gras noch thaufeucht und glänzend grün. Ich hatte Zeit den Befund des Monuments zu erforſchen und über das Räthſel ſeiner Entſtehung nachzudenken.

Stonehenge ſteht unter allen Bauwerken der Menſchenhand als ein Einziges da. Analogien hat es wohl, aber etwas ihm wirklich Aehnliches exiſtirt nicht.

Auf der Höhe eines ſanften Abhanges, in einem cirkelrunden Graben, der auf allen Seiten noch vollkommen erkennbar iſt, ſtieg zuerſt ein äußerer ebenfalls cirkelrunder, mit 138 Schritt zu umſchreitender Kreis von viereckigen Steinpfeilern auf. Sie ſind nicht quadratiſch, ihre Grundriſſe würden Rechtecke bilden, und ſie kehren einander die ſchmalen Seiten zu, doch ſtehen ſie nicht als eine Mauer zuſammen, ſondern haben weite Zwiſchenräume. Sie ſind entſchieden behauen, aber keineswegs mathematiſch genau. Sie waren nie von ganz gleicher Dicke, einzelne ſind oben ſo breit wie unten, andre verjüngen ſich. Das Merkwürdigſte iſt die Art, wie ſie oben mit einander verbunden waren. Die Pfeiler ſind oben flach abgehauen und auf dieſer obern Fläche je zwei ſtarke runde Zapfen ſtehen gelaſſen. Immer zwei Pfeiler ſind durch einen übergelegten Deckſtein verbunden. Jeder dieſer Deckſteine hat zwei eingehauene Vertiefungen, in welche jene Zapfen eingefugt geweſen ſind. An denjenigen Deckſteinen, welche noch am urſprünglichen Platze ſind, kann man ganz deutlich ſehen, wie die Zapfen in die Vertiefungen eingepaßt ſind. Die Deckſteine bildeten alſo oben einen ununterbrochenen Kranz um die ganze Structur herum. Sie waren ein Band, welches alle Pfeiler zuſammenſchloß und ſie hinderte nach außen oder innen umzuſinken. Gegen Nordoſten und Oſten ſind dieſe Deckſteine noch an ihren Plätzen, und hier ſind auch wirklich die Steinpfeiler unerſchüttert geblieben; im Süden und Weſten aber ſind die letztern geſtürzt, und die Deckſteine meiſt verſchleppt.

Es folgt nun ein zweiter Kreis von niedrigen aber meiſt breiten Steinen, welche ungleich und unbehauen ausſehen.

Die dritte concentriſche Curve aber iſt kein Kreis. Die Zeichnung, welche Inigo Jones, während er die Villa Amesbury baute, von Stonehenge gemacht und mit einem ſonderbaren Text publicirt hat, iſt auf dieſem Punkte falſch.*) Die dritte Curve iſt vielmehr hufeiſenförmig, ſo daß ſie nach Nordoſten eine weite Oeffnung hat. Sie beſtand aus zehn coloſſalen Monolithen, ebenfalls im Grundriß nicht quadratiſch, ſondern rechteckig, welche alle ziemlich regelmäßig behauen ſind. Immer zwei dieſer Monolithen ſtehen ſo nahe zuſammen, daß kaum ein Menſch durchſchlüpfen kann. Es bilden ſich alſo fünf Gruppen von je zwei Pfeilern; ſechs Gruppen, wie bei Jones angegeben, haben nie exiſtirt. Die zwei zuſammenſtehenden Pfeiler ſind jedesmal mit einem mächtigen Deckſtein verbunden geweſen; die Pfeiler hatten jeder einen Zapfen, und in dieſe Zapfen war der Deckſtein wieder mit zwei Vertiefungen eingefugt. Zwei Deckſteine an der Oſtſeite liegen noch oben auf, alle übrigen ſind herabgeſtürzt, und deren Pfeiler ſind theils halb umgeſunken, theils liegen ſie ganz am Boden. Bei den herabgefallenen Deckſteinen ſind die Vertiefungen noch ſo gut erhalten, daß ich ſie heut von Waſſer gefüllt fand.

---

*) In das bekannte Denkmälerwerk von Guhl und Caspar, Tafel I, iſt dieſe falſche Zeichnung aufgenommen. Zuverläſſig ſind die Illuſtrationen zu der kleinen Schrift Plans and Photographs of Stonehenge (nebſt andern megalithiſchen Denkmälern), von dem Director der Ordnance Survey, Colonel Sir Henry James, herausgegeben 1867. Stonehenge iſt hier mit drei Plänen und 8 Photographien ſehr vollſtändig vorgeführt. Auch die Zeichnungen von Stonehenge bei Gailhabaud ſind gewiſſenhaft.

Die Pfeiler ſind 19 Fuß hoch, aber die zwei nach Südweſten, welche über den ſogenannten Altarſtein ſich erheben, ſteigen auf $22^{3}/_{4}$ Fuß. Einen der herabgeſtürzten Deckſteine maß ich, er war $13^{1}/_{4}$ Fuß lang. Daß die Pfeiler behauen ſind, zeigt ſich an dem mächtigſten der umgeſunknen, denn hier iſt er unten, ſo weit er in der Erde ſtand, viel dicker, und erſt über der Erde hat man ihn in die viereckige Form gebracht.

Wir kommen nun zu dem innerſten Steinkreis, der wieder aus viel kleinern Steinen beſteht. Dieſe ſind auch viereckt und wie Obelisken verjüngt, oben aber flach abgehauen. Ihre Höhe über der Erde iſt 7 Fuß, einige ſind 8 Fuß hoch. Es ſtehen von dieſen Pfeilern des innerſten Kreiſes noch ſechs.

In dieſem innerſten Kreis liegt nun gegen Südweſten, der Oeffnung des Hufeiſens der coloſſalen Trilitha gegenüber, ein einzelner flacher Stein, etwa 15 Fuß lang, der gewöhnlich als der Altarſtein betrachtet wird Tritt man am Morgen der Sommerſonnenwende auf dieſen Stein, ſo hat man die im Nordoſten aufgehende Sonne, im Augenblick wo ſie ganz über den Horizont geſtiegen iſt, genau in der Richtung der Durchmeſſer ſämmtlicher vier Steinkreiſe vor ſich. Außerhalb des ganzen Bauwerkes liegt ein Stein, der dieſe Richtung bezeichnet und bei der Sonnenwende genau unter der aufgegangenen Sonne ſteht.

Wir haben alſo einen Platz vor uns, der durch eine nur ideelle Einſchließung und einen Graben von der Außenwelt ſich abſondert, kein feſtes Haus, keine Mauer, kein Dach. Die behauenen und gut gefugten Steine ſind in ihrer feſten Ordnung unendlich verſchieden von den rohen, nur loſe aufeinander gelegten Blöcken, die unter dem Namen Quoits oder Cromlechs über keltiſche Lande verbreitet ſind. Die zwei getrennten Kreiſe von unbehauenen Steinen bei dem benachbarten Abury in Wiltſhire, abermals eingeringt von einem ungeheuren Kreis unbehauener Blöcke, die Parallelreihen formloſer und ungleicher Steinpfeiler bei Karnac in der Bretagne dürfen nicht herangezogen werden, wenn es ſich um die Frage handelt, wann Stonehenge ſei erbaut worden.

Verſuchen wir dieſer ſchweren Frage näher zu treten, ſo ſind zunächſt die Grabhügel zu betrachten, welche über die ganze Hochebene verbreitet das Monument von allen Seiten bis wenigſtens auf 3 engliſche Meilen Entfernung umgeben. Ihre Zahl mag viele Hundert betragen haben. Schreitet man morgens bei Sonnenaufgang über die Haide, ſo ſollen noch viel mehr Gräber erkennbar ſein, die ſich im ſchrägen Strahl der Morgenſonne über die Fläche heben und dann bald dem Auge verſchwinden. Die Formen der erhaltenen ſind höchſt mannigfaltig; meiſt glockenförmig oder wie eine Kuppel, aus einem vertieften Ring aufſteigend, der das Material zu ihnen hergegeben hat, manchmal langgeſtreckt, zuweilen zwei Hügel von Einem Graben umfaßt, welche wenigſtens in Einem Falle die Reſte eines Mannes und eines Mädchens von 14 Jahren enthielten; auch ſolche, die einen Wall haben und dafür in der Mitte hohl ſind wie eine flache Schale. Nun iſt aber dieſe Hochebene in alter Zeit mehr cultivirt geweſen als gegenwärtig. Man findet auf den Downs viele alte Befeſtigungen, mächtige Erdwälle, ja Plätze wo altbritiſche Dörfer geſtanden haben, und in den Gräbern haben ſich viele und große Hirſchgeweihe gefunden, welche beweiſen, daß hier einſt große Wälder müſſen geweſen ſein. Knochen von Schafen und Ochſen kommen ebenfalls vor, aber in geringer Zahl.

An dem Monument ſelbſt iſt das Merkwürdigſte, daß ſein ganzes Material nicht in der Nähe gebrochen, ſondern aus bedeutenden Entfernungen herangeführt iſt.

Die großen Maſſen des äußerſten Ringes und die coloſſalen Dreiſteine, ſowohl Pfeiler als Deckplatten, beſtehen aus kieſelhaltigem Sandſtein (silicious sandstone). Im Bruch erſcheinen ſie gelblich weiß, oft auch faſt marmorweiß, ſind ſehr feſt und hart, und werden vom Wetter wenig angegriffen. An der Weſtſeite ſind ſie vom Regenſchlag etwas mehr verwittert als nach Norden und Oſten. An demjenigen Pfeiler des äußern Kreiſes, welcher zunächſt rechts am Eingang ſteht, bemerkt man Auswaſchung durch die Fluthwellen einer alten Schöpfungsperiode. Das Volk nennt dieſes Geſtein mit einem Localnamen Sarsen stone. Alle dieſe ungeheuern Maſſen ſind von einem Platz herbeigeführt, welcher in nördlicher Richtung ungefähr 18 engliſche Meilen entfernt liegt. Dort, im Clatford Bottom bei Marlborough, finden ſich heute noch große Blöcke genau von demſelben Geſtein, wie eine Vergleichung mit Stücken gezeigt hat, die man von dort nach Stonehenge brachte. Das Volk nennt dieſe Blöcke bei Marlborough nach ihrer Farbe und Geſtalt die Grauen Widder (the grey wethers). Von dieſem Geſtein ſind auch die zwei berühmten Steincirkel von Abury hergenommen. Die Steine ſind aber auch dort, wo ſie lagen, bodenfremd und als Fündlingsgeſchiebe in der Urzeit hier deponirt, denn ſie liegen alle loſe auf dem Boden. Um die Materialien von Marlborough nach Stonehenge zu transportiren, mußte der Avon überſchritten werden, und ſo iſt es ein ſtarkes Zeugniß für den erwähnten Urſprung dieſer Steine, daß ein großer Block heut noch nordöſtlich von Stonehenge, bei dem Oertchen Bulford, im Bett des kleinen Flüßchens liegen geblieben iſt, der alſo bei der Ueberfahrt verunglückte. Zwiſchen dieſer Stelle und dem Monument iſt auch noch ein zweiter Stein auf der Haide liegen gelaſſen. Das Behauen der Steinmaſſen iſt aber auf der Bauſtelle, in Stonehenge ſelbſt, erfolgt, da man im Boden zahlreich die Splitter findet, welche mit Erde zu einem Fußboden zuſammengeſtampft worden ſind.*)

Die kleinen und unregelmäßigen Steine des zweiten Cirkels von außen ſind von verſchiedener Formation. Hier kommt auch Granit, grauer, mit Feldſpath gemiſcht, vor; zwei ſind Schiefer; einer iſt ein Eiſenſtein.

Das Merkwürdigſte aber ſind die zehn Obeliſken, welche den innerſten Cirkel bilden. Dieſe ſind nämlich von Granit. Da einige mehrere Fuß in der Erde ſtecken und ſie 6—8 Fuß über den Boden meſſen, ſo ſind es Maſſen von ungefahr 9 bis 13 Fuß Länge. Granit aber kommt nirgendwo in der Nahe von Stonehenge vor, die nächſten Brüche wären in Devonſhire, aber es ſoll der Stein mehr dem irländiſchen Granit gleichen. Der letzte Punkt wird behauptet, aber eine genaue Vergleichung mit Herbeibringung irländiſcher Proben hat, daß ich wüßte, noch kein Kundiger vorgenommen. Auch dieſe Steine ſind aber erſt in Stonehenge regelmäßig behauen worden, denn die Splitter finden ſich in dem erwähnten Fußboden mit den Splittern der Sarsen stones gemiſcht.

---

*) Als im Winter 1796—97 eine der großen Gruppen von drei Steinen in Folge eines ſtarken Thauwetters einſtürzte, beſuchte Rickman (ſ. die folgende Note) ſofort den Platz und fand die Zapfen, welche die Maſſen gebunden hatten, mit Spitzmeißeln von Stahl gepickelt, nicht mit dem keltiſchen Schlagmeißel aus Zinn und Kupfer mittelſt des Hammers zugehauen.

Der ſogenannte Altarſtein endlich, der dem Eingang gegenüber nach Südweſten im innerſten Kreiſe liegt, iſt blauer Lias, der nach Dr. Buckland aus Derbyſhire, nach Andern aus Somerſetſhire ſtammt. Nach der Annahme, daß auf dieſem Stein Feuer gezündet wurde, wird behauptet, dieſe Steinart halte die Hitze beſſer aus und ſpringe nicht, während allerdings einige der Granitblöcke und auch einige der Sarsen stones von den Feuern der Hirten und Zigeuner geſprungen ſind.

Auf dieſen Befund muß ſich die Chronologie von Stonehenge aufbauen. Unſtreitig haben die Kelten ſchon vor der römiſchen Eroberung große Steinmaſſen zu bewegen gewußt, aber ſie nahmen ſie dann ſtets aus der Nachbarſchaft. Behauene, offenbar mit metallenen Werkzeugen bearbeitete Steincoloſſe finden ſich aus vorrömiſcher Zeit ſchwerlich. Es müſſen aber auch gut gebaute Straßen geweſen ſein, um die Maſſen heranzuführen; die britiſchen Stämme müſſen unter ſich in genauer Verbindung geſtanden haben, um zu wiſſen, wo ſie ſo verſchiedene Steinarten finden ſollten; und wenn jene Granite aus Devonſhire, Cornwallis oder Irland ſtammen, ſo hat man ſie nicht zu Lande heranführen können: es müſſen alſo die Bewohner Englands zur Zeit, als ſie Stonehenge erbauten, im Beſitz von Flotten geweſen ſein, welche aus großen, ſehr ſeetüchtigen Schiffen beſtanden. Das alles iſt bei den Britannen der vorrömiſchen Zeit undenkbar; aber nach einigen Jahrhunderten römiſcher Cultur iſt es vollkommen denkbar.

Unterſuchen wir nun die Ueberlieferung, welche Sage oder Geſchichte uns über den Urſprung von Stonehenge bewahrt haben, ſo ſtimmt dieſe, obwohl in ſich wieder abweichend, auf zwei Punkten merkwürdig überein: erſtens darin, daß Material aus Irland für den Bau von Stonehenge ſei herbeigeführt worden; und zweitens darin, daß der Bau in chriſtlicher Zeit ſtattgefunden habe.*)

Zwei Ueberlieferungen ſind über Stonehenge vorhanden. Die altbritiſche Ueberlieferung führt es auf Merlin zurück. Das Volk der Umgegend weiß (ich habe darüber nachgefragt) von Merlin nichts, es ſchreibt das Uebertragen der Steine dem Teufel zu.

Beginnen wir mit der Volksſage der Umgegend. Ich habe ſie wörtlich aus dem Munde eines alten Mannes aufgeſchrieben, der ſeit Jahren den Tag über in Stonehenge ſich aufhält und als Fremdenführer dient. Sie findet ſich aber ganz ähnlich in einem kleinen Buch, das bereits im Jahr 1821 erſchienen iſt.**) Der alte Mann erzählte die Sache ſo:***)

---

*) Für die nachrömiſche Zeit entſcheiden ſich unter Andern bereits Rickman, on the antiquity of Abury and Stonehenge, Archaeologia XXVIII, pag. 399 u. folg.; Ferguſſon in der Quarterly Review, Juli 1860, pag. 209; beſonders aber A. Herbert in ſeinem Buch Cyclops Christianus, London 1849, welchem Verfaſſer die Kenntniß der altwaliſiſchen Sprache und damit das Verſtändniß der Bardenlieder den Schlüſſel des Räthſels in die Hand gab, unter welchen hiſtoriſchen Verhältniſſen im Britenland Stonehenge entſtand.

**) Conjectures on the Mysterious Monument etc. Salisbury 1821. Ich kenne das Buch und die Erzählung aus demſelben nur aus Herbert's Cyclops Christianus, p. 95 ff.

***) „The stones were brought by Satan across the Irish Sea as a puzzle to people. All of them were once at Kildare, but Satan had a mind to take them off. They were the property of an old Lady; so he came to her and said to her: You may count so much money, in all sorts of coins, in a bag as you can do while I take the stones away, and the money in the bag shall then be yours. She, of course, thought this a good bargain, and said: I agree. Now she had hardly put in the bag two or three coins, when Satan cried: Stop, they are gone. He doubles them up, binds them together with a with, and takes them over the Irish Sea. One of the stones dropped on the road and fell out of the with in the river, near Bulford, where it lies till now. So he brought the stones to this place, clapped them all up as they had stood in Ireland, and when he had done so, he laughed and said: Here is a thing now to puzzle all people, for none will be able to tell how the stones got hither. But there was a Friar wandering over the downs, he heard what Satan spoke, and said quickly: You'll be foiled in that, for I will tell mankind. When Satan

„Die Steine hat der Teufel über die iriſche See gebracht, um den Leuten etwas zu rathen aufzugeben. Sie alle ſtanden einſt in Kildare, aber Satan hätte ſie gern gehabt. Sie gehörten einer alten Dame. Alſo kam er zu der und ſagte zu ihr: Du darfſt ſo viel Geld in allen Münzſorten in einen Sack zählen, als Du kannſt, während ich die Steine herunternehme, und das Geld im Sack ſoll Dein ſein. Sie natürlich dachte, das wäre ein guter Handel, und ſagte: Topp! Nun hatte ſie aber kaum zwei oder drei Stücke in den Sack gezählt, da ſchrie Satan: Halt, ſie ſind fort! Er legte ſie aufeinander, knüpfte ſie in ein Weidenband und nahm ſie mit über die iriſche See. Einen der Steine verlor er auf dem Weg, der fiel aus der Weide heraus in den Fluß bei Bulford, wo er noch heute liegt. So brachte er die Steine an dieſen Platz, ſetzte ſie alle auf wie ſie in Irland geſtanden hatten, und wie er fertig war, lachte er und ſagte: Hier iſt ein Ding, woran alle Leute ſich den Kopf zerbrechen werden, denn keiner wird ſagen können, wie die Steine hierher gekommen ſind. Aber da war ein Mönch, der wanderte über die Downs und hörte was der Satan ſagte, und ſprach ſchnell: Da biſt Du beſchuppt, denn ich will's den Leuten ſagen. Wie der Teufel das hörte, nahm er einen großen Stein und ſchleuderte ihn nach dem Frater, und da liegt er noch an der Landſtraße, und er traf den Frater an's Ferſenbein, und ein Stück brach ab, und die Stelle, wo es abgegangen iſt, kann man noch ſehen."

Daß dieſe Erzählung wirklich im Volk lebt oder gelebt hat, beweiſt der Umſtand, daß der Stein heut noch the Friar's heelbone genannt wird. Es iſt jener Block nordöſtlich an der Straße zum Monument, über welchem bei der Sonnenwende einem auf dem Altarſtein Stehenden der aufgegangene Sonnenball zu ſchweben ſcheint.

Eine Volksſage, die wir alle Urſache haben für ächt zu halten, ſetzt alſo den Aufbau von Stonehenge nicht früher als in die

---

heard this, he took a large stone and hurled it at the Friar, and there it lies by the roadside, and it did strike the Friar's heelbone, and a piece broke off. and the place where it came off can still be seen.

chriſtliche Zeit. Vielleicht läßt ſich aber dem Zeitpunkte, den ſie annimmt, chronologiſch noch etwas näher kommen.

Wer iſt die alte Dame von Kildare, der die Steine vorher angehört haben?

Kildare heißt dem Wortlaut nach „die Zelle der Eiche“ und hatte als Wahrzeichen eine uralte Eiche; der Stumpf ſtand noch im 17. Jahrhundert, und die Pilger nahmen Splitter davon als Reliquien mit.*) Der Ort hat eine doppelte Heiligkeit gehabt. In der Nähe der Stadt liegt der Curragh von Kildare, eine Hochebene mit herrlichem Weidgras, von großen Schafheerden belebt. Maſſen von Grabhügeln ſind über die Fläche verbreitet. Nahebei liegt eine große Befeſtigung in einem Ring von aufgeſchütteter Erde. Mitten auf dem Curragh ſieht man einen Steinkreis aufgerichtet. Einſt, ſagen die Leute dort, ſei hier ein mächtiger Forſt geweſen, welcher die Mitte der gegenwärtigen Grafſchaft Kildare bedeckt habe. Es ſind alſo die Naturzüge ſo wie die Werke der Menſchenhand genau dieſelben wie bei Stonehenge, und der eine Ort erſcheint wie eine Wiederholung, Nachahmung des andern.**)

Nahe dieſem alten heidniſchen Heiligthum ſtiftete nun die heil. Brigitta, natürliche Tochter eines irländiſchen Edeln und von einem Druiden erzogen, eine chriſtliche Abtei für Nonnen, deren Trümmer in der Stadt Kildare noch ſtehen. Daneben gründete ſie eine Abtei für Mönche, deren Abt aber, ſo lange Brigitta lebte, der Aebtiſſin untergeordnet blieb. Beide Stiftungen lagen unter demſelben Dache und hatten die Kirche gemeinſchaftlich, nur daß Frauen und Männer durch verſchiedene Thüren in dieſelbe eintraten. Jene alte Eiche, heißt es, habe Brigitta geſegnet und ſehr geliebt.

Brigitta aber ſteht trotz ihres Chriſtenthums zu dem alten heidniſchen Cultus in den merkwürdigſten Beziehungen. Sie unterhielt mit ihren Nonnen ein ewiges Feuer, welches jede Nacht von einer andern gehütet wurde. Dieß Feuer brannte bis 1220, wo

---

*) Acta Sanctorum, zum 1. Febr., in der Einleitung zu den Lebensbeſchreibungen der heiligen Brigitta.

**) Sir Richard Colt Hoare, Journal of a tour in Ireland, A. D. 1806. London 1807, p. 159 u. folg.

Henry de Loundres, Erzbiſchof zu Dublin, es löſchte. Es ſoll aber von neuem gezündet, und dieß zweite Feuer bis zur Aufhebung des Kloſters zur Zeit der Reformation erhalten worden ſein.*) Das heilige von Prieſterinnen gehütete Feuer erinnert an den Keſſel der Göttin Ceridwen, der britiſchen Ceres, und in die Functionen dieſer gabenſpendenden Göttin iſt im Glauben des Volkes Brigitta eingetreten. Ihre Lebensbeſchreiber berichten die wunderbarſten Vermehrungen von Speiſen, die ſie bewerkſtelligt habe; ſie ſchwellt die Milch im Euter der Kühe; ein Häuſchen Weizen vergrößert ſie einmal zu 24 Wagenladungen; ſie ſchafft ſich ſchönes Wetter für ihre eigene Ernte; Waſſer von ihr geweiht hat alle möglichen Geſchmäcke, die man wünſcht, man kann es als Honig, Wein, Bier und Milch genießen. Ueberall iſt ſie eine gebende und vermehrende Naturgottheit, welche die Armen gegen die Reichen ſchützt; daher iſt ſie auch als chriſtliche Heilige, was einer ihrer Lebensbeſchreiber ſagt, beſonders von den Armen geliebt und verehrt worden. Kein Heiliger hat unter den britiſchen Völkern ſo viele Kirchen gehabt; in fünf irländiſchen Diöceſen gab es an 60 Orte, die nach ihr hießen, und alle Nonnenklöſter in Irland erkannten ſie als Schutzheilige. Ein Seher hat einmal, als Brigitta noch lebte, erklärt, ſie ſei die Jungfrau Maria. Solch ein Cultus läßt ſich nur begreifen, wenn man annimmt, daß die Verehrung einer alten Gottheit auf die chriſtliche Heilige übergegangen iſt.

Wir dürfen alſo kaum zweifeln, daß in der Volksſage von Stonehenge die „alte Dame“ dieſe Brigitta iſt. Auch in der Einleitung zu ihren Lebensbeſchreibungen in den Acta Sanctorum hat St. Bridget eine confidentielle und ſehr gemüthliche Verhandlung mit dem Teufel. Nun aber iſt ſie, neben ihrer mythologiſchen Natur, gewiß eine hiſtoriſche Perſon geweſen. Sie war eine Zeitgenoſſin des heil. Patricius, des Bekehrers von Irland, in deſſen Hand ſie 14 Jahre alt das Gelübde ablegte, und zu dem ſie ſtets in freundſchaftlichen Beziehungen blieb. Ihr Geburtsjahr wird auf 453 angegeben, die Abtei Kildare hat ſie vor 484 geſtiftet, und am 1. Febr. 523 iſt ſie geſtorben. Hiernach würde die Volksſage den Bau von Stonehenge gegen 500 nach Chriſtus ſetzen.

---

*) Dieſe ewigen Feuer brannten in heidniſcher Zeit auch noch an andern Punkten in Britannien. König Bladud, ein Zauberer in Bath, welcher das dortige Waſſer heiß und heilbringend machte, baute neben der Quelle „an aere haethnesse nome“ („im Namen einer heidniſchen Gottheit“) einen Tempel. Dieſe Göttin wird „Minerva“ genannt. In dieſem Tempel „ließ er ein Feuer zünden, das Winter und Sommer nie verloſch, und auf Befehl des Königs wurde das Feuer unterhalten zum Dienſt ſeiner Göttin, die ſeinem Herzen theuer war.“ Es wird aber hinzugefügt, er habe dieß und Anderes „auf des Teufels Eingebung gethan“, es war alſo ein heidniſcher Cultus. Layamon, I, 121.

Mit dieſer Datirung ſtimmt aber in auffallendſter Weiſe die zweite Ueberlieferung überein.

Der zweite Bericht über den Bau von Stonehenge geht in ältere Zeit und auf keltiſche Quellen zurück. Es gab ein Buch in waliſiſcher Sprache unter dem Titel: „Königschronik der Inſel Britannien" (Brut y Breninoedd Ynys Prydain), deſſen Abfaſſung von waliſiſchen Schriftſtellern dem Barden Tyſilio zugeſchrieben wird;*) aber Tyſilio's Lebenszeit ſteht nicht feſt. Robert, Earl of Glouceſter, natürlicher Sohn des Königs Henry Beauclerc von einer waliſiſchen Adligen, ſelbſt in Wales geboren und während 36 Jahre Herrſcher des Landes, deſſen Sitten er achtete, ließ jenes Buch in's Lateiniſche überſetzen durch Geoffroy, Archidiaconus von Monmouth, welcher dann 1152 Biſchof von St. Aſaph wurde. Hier tritt die Erbauung von Stonehenge in den weiten Sagenkreis hinein, der die noch unentſchiedenen Kämpfe zwiſchen Briten und Sachſen umzirkt.

Als die Sachſen Britannien betraten, herrſchte über das Land der ſchwache König Vortigern, urſprünglich Stammkönig von Venedotia oder Nordwales, daher keltiſche Schriften ihn Gurtheyrn von Gwynedd nennen. Er heiratete Hengiſt's ſchöne Tochter Rowena, die ihn zum Verderben ſeines Volkes den Landräubern geneigt erhielt. Da trat als Haupt der keltiſchen Nationalpartei Vortimer (Gurthefyr), ſein Sohn aus erſter Ehe, auf und ſchlug die Sachſen noch einmal aus dem Land. Ihn vergiftete Rowena, und Vortigern wurde zum zweiten Mal zum König erwählt.

---

*) **Herbert**, Cyclops Christianus, p. 40.

Dieſer wünſchte zu ſeinem Schutz den Schwiegervater wieder im Lande, und Hengiſt kehrte mit einer ſtarken Macht von gemietheten Kriegern zurück. Ein tiefer Argwohn der Briten trat ihm entgegen, er ſah ein, daß der Adel die Stärke der nationalen Partei ſei, und beſchloß, ſich deſſelben tückiſch zu entledigen. Zu dieſem Zwecke ſchlug er eine freundliche Beſprechung vor. In Folge deſſen verſammelte man ſich beim Feſt des erſten Mai in der Nähe von Ambresbury (das iſt das ſpätere Amesbury, eine halbe Stunde von Stonehenge).*) Dort hielt man ein Trinkgelage. Es war abgeredet, daß keine Partei Schwert und Schild mitbringen dürfe; ein Bardenlied ſagt, Hengiſt habe ſeinen hölzernen Schild in Späne zerhauen. Er hatte aber ſeinen Sachſen geſagt, ſie ſollten ihre langen Meſſer, die saxas, in den Stiefeln bergen. Rowena, von dem Verrath unterrichtet, ſetzte (ſo erzählt wieder der Barde) immer einen britiſchen Edeln neben einen ihrer Landsleute. Da, auf der Höhe des Gelages, rief Hengiſt plötzlich: Nemet oure saxas! Die Erinnerung an dieſen Ruf iſt unter den Briten ſo lebhaft geblieben, daß Geoffroy von Monmouth die deutſchen Worte in ſeinem lateiniſchen Text aufbewahrt hat. Hengiſt ergriff ſeinen Schwiegerſohn und nahm ihn gefangen, die andern nahmen jeder ſeinen Mann auf's Schwert, und von 460 britiſchen Adligen ſoll nur Einer, nach Andern drei, entronnen ſein.

Die Erzählung in Grimm's deutſchen Sagen, daß durch eine gleiche Verrätherei die Sachſen auch die Macht der Thüringer gebrochen hätten, ſcheint ein Wiederſchein dieſer Mordnacht auf dem Boden Deutſchlands zu ſein.

Layamon berichtet, der tapfere Vorſitzer des Feſtes, Eidiol, habe mit einer Keule, die ein Bauer aus Salisbury mitgebracht, ſich durchgeſchlagen und dabei 53 Feinde erlegt; bei Geoffroy ſind es gar 70. Aus Bardenliedern ſcheint ſich zu ergeben, daß unter Eidiol's Führung die Briten aus dem Volk, die zu dem Feſt gekommen waren, die Sachſen vertrieben, ſo daß die Stelle des Mordes wieder in die Hände der Briten kam.

---

*) Der Prieſter Layamon in ſeiner metriſchen und engliſchen Ueberſetzung der Chronik der britiſchen Könige ſagt ausdrücklich, die Stelle ſei bei dem großen Ambresburi und heiße jetzt Stan-henge. Die Stelle bei Geoffroy ſteht Buch VIII, Cap. 15.

Hierauf, heißt es bei Geoffroy weiter, begrub man die Todten auf einer Grabſtätte nahe dem Kloſter Ambri, und Merlin rieth dem König Aurelius, den „Rieſentanz“ (chorea gigantum) aus Irland zu holen und als Denkmal über ihre Gräber zu ſetzen. Uther Pendragon, der Vater des mythiſchen Königs Arthur, ging mit einer Armee nach Irland und ſchlug den König Gillamanus, der den Steinkreis nicht hergeben wollte. Man konnte aber das Band der Steine nicht löſen, Merlin durch höhere Wiſſenſchaft band ſie los, man faßte ſie mit Maſchinen und brachte ſie zu Schiff; dann richtete man ſie bei Ambri auf. In dieſer chorea gigantum wurde nach Geoffroy ſpäter Aurelius Ambroſius, Uther Pendragon und Conſtantinus begraben.*)

---

*) Galfredus Monumetensis VIII, cap. 7–12: Nachdem Aurelius im Norden Englands den Hengiſt gefangen und getödtet, deſſen Söhne aber begnadigt hat, kommt er in's Kloſter auf dem Mons Ambri (das iſt Amesbury), nahe bei Kaer-Caradoc, „quae nunc Salisberia dicitur“, und beſucht den Schauplatz der Mordnacht. Er beſchließt den gefallenen „consules et principes“ ein prachtvolles Monument zu errichten, und der Erzbiſchof von Caerleon räth ihm, darüber mit Merlin zu reden. Dieſer wird aufgeſucht und ſagt: „Si perpetuo opere sepulturam virorum decorare volueris, mitte pro chorea gigantum, quae est in Killarao monte Hiberniae (offenbar jene Hochebene von Kildare). Est enim ibi structura lapidum, quam nemo huius aetatis construeret, nisi ingenium artem subvectaret. Grandes sunt lapides, nec est aliquis cuius virtuti cedant; qui si eo modo quo ibi positi sunt, circa locabuntur, stabunt in aeternum.“ König Aurelius lacht über dieſen Plan, aber Merlin ſagt, dieſe Steine ſeien mystici, Rieſen hätten ſie aus Afrika nach Irland geſchleppt, und man heile Krankheiten und Wunden durch ſie. „Cum hoc audissent Britones, censuerunt pro lapidibus mittere, populumque Hiberniae praelio infestare, si eos detinerent. Postremo eligitur Utherpendragon frater regis, et quindecim milia armatorum, ut hoc negocio pareant. Eligitur et ipse Merlinus, ut ipsius ingenio et consilio agenda tractentur. Paratis deinde navibus, mare ingrediuntur, prosperisque ventis Hiberniam adeunt.“ Der iriſche König Gillamanus will ihnen die Wegnahme der Steine verwehren, wird aber geſchlagen, und das britiſche Heer findet auf dem Killaraus mons den wunderbaren Steinbau. „Circumstantibus itaque cunctis, accessit Merlinus, et ait: Utimini viribus vestris iuvenes: ut in deponendo lapides istos, sciatis utrum ingenium vir-

Wir ſtehen alſo hier bei einer Thatſache und bei Perſonen, welche vollkommen hiſtoriſch beglaubigt ſind. Die Mordnacht fand am Maifeſt (1. Mai) 472 ſtatt; das Gedicht Gododin von dem Barden Aneurin, der ſelbſt, ſo ſcheint es, bei der Mordnacht zugegen war, giebt uns noch mehrere bezeichnende Züge. Ganz verbürgt iſt uns der König Aurelius Ambroſius durch den gleichzeitigen Schriftſteller Gildas von Bath, der im Jahre 543 in der Bretagne ſeine Schrift de excidio Britanniae ſchrieb. Hier ſagt er, er ſei zu Bath in dem gleichen Jahre 493 geboren, als daſelbſt Ambroſius Aurelianus (ſo nennt er ihn) die Sachſen in mörderiſcher Schlacht überwand. Dieß iſt die ſagenberühmte Schlacht von Badon Hill, welche ein ſpäterer Schriftſteller dem fabelhaften Arthur zuſchreibt, der in der Geſchichte keinen Platz findet. Schon vorher hatte Ambroſius in der Schlacht bei Coningsburgh (im Norden) den Hengiſt geſchlagen und hernach gefangen und getödtet.

Die Sage iſt geneigt Monumente älter zu machen als ſie wirklich ſind. Hier wird ganz ehrlich geſagt: Stonehenge iſt nach der Mordnacht, alſo nach dem Jahre 472, mitten in chriſtlicher Zeit errichtet worden. Wir haben keinen Grund an der Aufrichtigkeit der britiſchen Ueberlieferung zu zweifeln, und mit dem Datum, das wir oben aus der Volksſage über Stonehenge ermittelten, ſtimmt ſie vollkommen.*)

---

tuti, an virtus ingenio cedat. Ad imperium eius induxerunt unanimiter multimodis machinationibus, et aggressi sunt choream deponere. Alii funes, alii restes, alii scalas paraverunt, ut quod affectabant, perficerent: nec ullatenus perficere valuerunt. Deficientibus cunctis, solutus est Merlinus in risum, et suas machinationes confecit. Denique cum quaeque necessaria apposuisset: levius quam credi potest lapides deposuit; depositos autem, fecit deferri ad naves, et intro poni; et sic cum gaudio in Britanniam reverti coeperunt. Et prosperantibus ventis applicant, sepulturasque virorum cum lapidibus apparant.“ Hierauf beruft Aurelius Pfaffen und Laien nach Amesbury, hält drei Tage Hof zu Pfingſten, empfängt die Krone und ordnet Reich und Kirche. Endlich „praecepit Merlino lapides circa sepulturam erigere, quos ex Hibernia asportaverat. At ille praeceptis eius obediens, eodem modo quo in Killarao monte Hiberniae positi fuerant, erexit illos circa sepulturam; et ingenium virtuti praevalere comprobavit.“

*) Es läßt ſich die Spur einer dritten Ueberlieferung nachweiſen in dem engliſchen Schauſpiel: „Die Geburt des Merlin“, welches man dem

Nur nicht in allen Punkten iſt die Ueberlieferung bei Geoffroy genau, und dieß läßt ſich beweiſen.

Wenn zunächſt Geoffroy zwar nicht ſagt, aber doch andeutet, daß die Grabhügel um Stonehenge herum die letzten Ruheſtätten der von den Sachſen gemordeten britiſchen Edeln ſeien, ſo iſt das ſicher nicht richtig. Man hat die bedeutendſten dieſer Grabhügel geöffnet und ihren Inhalt an das Licht gebracht. Sie gehören keinenfalls dieſer Zeit nach der römiſchen Herrſchaft an. Es war hier bereits ein weites Grabfeld, wo weit über 300 Menſchen ruhten, ehe der Römer oder gar der Sachſe in Britannien als Eroberer eindrang.

Die Fünde haben nie etwas Anderes ergeben, als was man in allen keltiſchen Grabhügeln der vorrömiſchen Zeit, von der Schweiz bis nach Irland, findet. Beile von Feuerſtein und Bronze, kurze Schwerter von vergoldetem Kupfer, bronzene Lanzen-

---

Shakſpere in Verbindung mit W. Rowley zuſchreibt. Er iſt von Tieck im zweiten Bande von Shakſpere's Vorſchule überſetzt. Auch hier tritt Merlin herein. Dieſe Form der Sage ſcheint auf Volkserzählungen zu beruhen, deren Quelle nicht Geoffroy von Monmouth ſein kann. Zwar kommen deſſen Hauptperſonen auch hier vor, der tapfre Eidol von Cheſter, König Aurelius und Uther Pendragon, aber an die Stelle der Sächſin Rowena tritt ein andrer Frauenname, und die Art, wie dieſe „Arteſia" das britiſche Reich zerſtört, iſt anders erzählt. Hier befreit Merlin ſeine Mutter aus der Gewalt ſeines Vaters, des Teufels, und verſpricht ihr nach dem Tode Stonehenge als Denkmal zu erbauen:

„Stirbſt Du, ſo bau' ich Dir ein Monument
Auf Salisbury's weiter grüner Ebne,
Kein König ſoll je ſolches Denkmal haben
Mit Felſen hängend („Stone-henge"), die ich künſtlich reihte,
Daß weder Leim noch Mörtel wird gebraucht,
Ein finſtres Räthſel für die künftige Zeit,
Denn Niemand wird die Kunſt begreifen können
Des ſeltnen Bau's, wo Deine Aſche ruht.
Kein Kobold wird dort Macht zum Unheil haben,
Wo Zaubrer Merlin's Mutter liegt begraben."

Tieck's Ueberſetzung dieſes Stückes erſchien 1829, und aus dieſer hat Immermann den Bau von Stonehenge und Merlin's Losſagung von ſeinem Vater, dem Teufel, für ſein berühmtes Drama entnommen. Auch nach dieſer Faſſung der Sage gehört alſo Stonehenge in's fünfte Jahrhundert n. Chr.

ſpitzen und Nadeln; ſodann Perlen von Bernſtein und Gagath, Armſpangen und Ringe von Elfenbein und Knochen, Nadeln von Knochen und Ulmenholz, Maſſen von Glasperlen, und in wenigen Gräbern auch Zieraten von dünnem, ſehr reinem Gold: das iſt das immer Wiederkehrende. Entſcheidend ſind aber von Allem die Urnen. Auch nicht Eine derſelben iſt auf der Töpferſcheibe gemacht; ſie ſind aus freier Hand geformt, und mittels kleiner ſpitziger Spieße von Knochen, die ſich ebenfalls in Gräbern vorgefunden haben, hat man Verzierungen eingekratzt. In dieſen Verzierungen, wie auch in den Ornamenten der Speerſpitzen waltet das Zickzackmuſter vor, das hernach in der normanniſchen Architektur eine ſo große Rolle ſpielt. Alle Urnen ſind ohne Glaſur. In nicht Einem der Grabhügel iſt eine einzige Münze oder eine Inſchrift gefunden worden. Das ganze Grabfeld iſt alſo von römiſcher Cultur vollſtändig unberührt.*)

Es iſt noch zu bemerken, daß nach der Aufrichtung des Monuments von Stonehenge ebenfalls nur noch Ein Begräbniß ſich erweiſen läßt. In Einem einzigen Grabhügel, der irgend einen ſpätern Todten umſchließen mag, hatte man ſchon vor den zahlreichen Ausgrabungen des Sir Richard Colt Hoare Splitter von dem Geſtein gefunden, aus welchem Stonehenge beſteht, und Colt Hoare fand in demſelben Hügel Stückchen von dem kieſeligen Sandſtein der großen Pfeiler.

Hiernach ſteht feſt, daß die Gräber nicht die Ruheſtätten der in der Mordnacht Gefallenen ſein können. Abweſenheit römiſcher Münzen und nach römiſcher Art gedrehter und glaſirter Töpferwaare wäre da im fünften Jahrhundert nach Chriſtus undenkbar.

---

*) „We may also ascertain another fact, that the barrows were raised prior to the coming of the Romans in our island, for the urns are all formed of unbaked (ſoll heißen leicht gebranntem) clay, scratched over with instruments of bone, and not one of them turned by the lath; not one coin, nor one letter, has been found in them.“ Sir Richard Colt Hoare, Tumuli Wiltonenses; a guide to the barrows on the plain of Stonehenge. Ohne Druckort, 1829. Der Verfaſſer, Beſitzer des benachbarten Edelſitzes Stourhead, hatte daſelbſt aus ſeinen Ausgrabungen eine große Sammlung zuſammengebracht, die in ſeinem Buch: South Wiltshire, zum Theil abgebildet iſt.

Die Stätte war das Grabfeld eines britiſchen Stammes **vor der römiſchen Eroberung**, und ſie kann daher ſchon lange vor dem Bau des Monumentes als ein geweihter Platz betrachtet worden ſein.

Sodann enthält die Erzählung des Geoffroy von Monmouth den Irrthum, als ſeien *alle* Bruchſtücke von Stonehenge aus Irland herbeigeführt, und als habe das Monument genau ſo wie wir es jetzt ſehen auf dem Curragh von Kildare geſtanden. Dieß iſt erweislich falſch. Alle Materialien, ſowohl die großen Maſſen aus Kieſelſandſtein (Sarsen stones im Volksmund genannt) als die Granit-Obelisken des innerſten Kreiſes, ſind auf dem Platz von Stonehenge erſt behauen worden, wovon die Splitter im Fußboden Zeugniß ablegen. In Irland, wohin römiſche Eroberung und Cultur niemals reichte, hätte man ſolche Steinhauerarbeit auch gewiß nicht ausführen können. Ebenfalls möchte kein Schiff jener Jahrhunderte groß genug geweſen ſein, um Blöcke von einer Länge bis über 25 Fuß über das Meer zu bringen. Und dieſe Sandſteinmaſſen ſind, wie wir oben geſehen haben, aus viel größerer Nähe, nämlich aus der Gegend von Marlborough, herbeigeſchafft worden: die beiden in Fluß und Haide vereinzelt in öſtlicher, nicht in weſtlicher noch ſüdlicher Richtung liegenden Bruchſtücke verrathen den Weg, auf welchem die Sarsen stones angelangt ſind. Auch der Altarſtein von blauem Lias ſtammt nicht aus Irland. Dagegen bleiben die Obelisken des innerſten Kreiſes als Beſtätigung von Geoffroy's Erzählung ſtehen. Sie ſind Granit, und zwar, wie behauptet wird, *irländiſcher Granit*. Es ſind dünne Pfeiler, die längſten nicht über 13 Fuß lang, und ſie konnten auch auf kleinen Fahrzeugen über See gebracht werden.

Hier tritt nun eine Thatſache ein, welche das Räthſel zu löſen ſcheint.

Im ſechſten Jahrhundert lebte der britiſche Barde Aneurin, aus der Provinz Bernicia, der unter Anderm eine Gedichtſammlung unter dem Titel Gododin geſchrieben hat.*) Dieſe Elegien beziehen ſich auf die Kämpfe zwiſchen Briten und Sachſen. und geben von der Mordnacht eine Zahl ſo ſehr charakteriſtiſcher Züge, daß ſie ſchwerlich erfunden ſind. Er erzählt, daß das Feſt in einem heiligen Platz ſtattfand, der den Charakter eines Bauwerks trug. Er gab dort die Cella einer Gottheit Kêd, welche als die Schutzgottheit der Stämme von Loëgria (Wiltſhire) bezeichnet wird. Die Barden fielen bei Vertheidigung dieſer Cella. Das Bauwerk wird Gododin, und an andern Stellen Cattraith genannt; es hat einen von Wein und Meth feuchten Fußboden (Gododin Nr. 14). Das Bauwerk war nicht für Schwerter gemacht (Nr. 15), und es war als „Kreis der Welt" (cylch byd, circle of the world) bezeichnet. Eidiol, jener tapfre britiſche Kämpfer, der dem Feſt auf einen langen Prieſterſtab gelehnt (Nr. 27) präſidirt, wird als Oberprieſter des Heiligthums angedeutet (Nr. 24). Beim Morgengrauen nach dem Gelage begann der Tumult an dem Eingang (Nr. 25).

---

*) Ueberſetzt in Edward Davies, the Mythology and Rites of the British Bards, London 1809.

Hiernach iſt klar, daß das Verbrüderungsfeſt nicht auf der wilden Haide, ſondern in einem geſchloſſenen Raum ſtattfand, der groß genug war, mehrere hundert Mann zu faſſen. Es ſtanden alſo, ſo ſcheint es, die großen Steinringe aus Sarsen stone bereits aufrecht, und in Folge der Mordnacht wären nur die Obelisken des innern Cirkels aus Irland herbeigeholt worden.

Als Reſultat für die Zeit der Entſtehung wenigſtens des Hauptbaues ergiebt ſich alſo, daß er in die Zeit fallen wird, die zwiſchen dem Abzug der römiſchen Legionen auf Stilicho's Geheiß (412) und der Mordnacht (472) verlief.

In jeder Hinſicht war damals die Möglichkeit vorhanden ein ſolches Denkmal zu ſchaffen. Das Volk ſtärkte ſeine Kraft im Kampf mit den Picten und Scoten wieder, und Gildas, der im ſechſten Jahrhundert lebte, ſagt ausdrücklich, die Inſel habe ſolch einen Ueberfluß von allen Gütern gehabt, daß dadurch Leichtſinn und Laſter in ungeheuerm Maaß ſeien erzeugt worden. Die Raubzüge der nördlichen Nachbarn reichten nicht einmal bis York; dieſe ſüdlichen Landſchaften blieben faſt ganz unberührt. Schon zur Römerzeit hatte das Land Maſſen von Weizen ausgeführt; die Städte waren zahlreich, und die Bewohner ſchwerlich ungebildeter, als in den übrigen römiſchen Provinzen außerhalb Italiens.

Sie betrachteten ſich ſelbſt als Römer; ihr erſter König Eugenius (Owen), ihre ſpätern Aurelius Ambroſius und Conſtantinus tragen lateiniſche Namen, und Arthur's Gemalin Gwenwhyvar (Ginevra) wird von Geoffroy von Monmouth ausdrücklich als eine römiſche Dame bezeichnet. (IX, Cap. 9.) Sie hatten von den Römern die Woche und die Namen ihrer Tage angenommen; der Gododin zählt ſie als duw Llun, Mawrth, Merchyr, Jew, Gwener („Veneris"), Sadwrn und Sul auf. Die bardiſchen Triaden, Sprüche, in denen jedesmal drei Perſonen zuſammengefaßt werden, nennen drei britiſche Fürſten als Herren von Flotten. Einer von dieſen, Geraint ap Erbin (der Erek des deutſchen Ritterromans), mahnt im Gododin die Briten zur See zu gehen und gewinnt Seeſchlachten gegen die ſeetüchtigen Sachſen (Gododin Nr. 29). Die Römer haben grade den Straßenbau in Britannien ſo meiſterhaft durchgeführt, daß britiſche Ingenieure aus ihrer Schule jetzt im Stande waren, eine vielleicht nur dieſem Zweck dienende und ſpäter wieder aufgegebene Straße für Herbeiführung der großen Sarsen stones von Marlborough nach Stonehenge anzulegen.

Und ſo bleibt nur die Frage: Was konnte die wieder erſtarkte britiſche Nation veranlaſſen, in einer Zeit, die wir doch in dieſem Lande für eine bereits chriſtliche Zeit anſehen müſſen, ein ſolches Monument zu errichten, das offenbar keine Kirche, kein Palaſt, kein Haus iſt, ſondern durch ſeine ganze Anlage als ein Räthſelhaftes ſich darſtellt?

Hier iſt bei dem abſoluten Mangel gleichzeitiger Geſchichtſchreiber ein ganz Sicheres nicht zu ermitteln; aber die höchſt gewandten Combinationen Herbert's führen uns, ſcheint mir, doch auf einen ziemlich feſten Boden.*)

Die Kelten haben ſich in Aufnahme fremder Sprache und fremder Religion fügſamer gezeigt als die Germanen, aber wie in den letztern der alte Götterglaube tief in die chriſtliche Zeit ſich fortpflanzte, ja heut noch in mannigfachem Aberglauben ſich wach erhält, ſo wird auch unter den Kelten der alte Naturcult weder vor der römiſchen Staatsreligion noch unter der chriſtlichen Kirchenreligion ſo raſch gewichen ſein. Die Römer verboten in Frankreich und Britannien die Menſchenopfer, die Druiden blieben aber im letztern Lande ſo mächtig, daß die Sieger, ſonſt jede Landesreligion ſchonend, die heiligen Haine derſelben niederſchlugen, alſo ihre Cultſtätten zerſtörten. Aber der Glaube an Feen und Elfen blieb in Wales bis heute, und ganz im Sinne der Waliſer bezeichnet unſer Gottfried von Straßburg gegen 1200 die Fee Morgane noch als „göttinne.“

---

*) Die Stellen in Herbert's Cyclops Christianus ſind S. 75 u. folg., und über die Auswanderung der religiöſen Symbole nach Irland und ihre Rückführung S. 121 u. folg.

Die Druiden trugen ihre Religion vor der römiſchen Verfolgung nach Irland. Dieß iſt in dem britiſchen Mythus von Bran angedeutet, welchen die Barden fälſchlich als Vater des bei Dio Caſſius genannten Königs Caractacus bezeichnen, weil unter Caractacus ſich die Römerherrſchaft gründete, und die Auswanderung der Druiden begann. Er brachte den heiligen Keſſel nach Irland und befahl bei ſeinem Tode, man ſollte ihm den Kopf abhauen und auf engliſchem Grund begraben. Dieß letztere geſchah durch den erſten Nationalkönig Eugenius, aber es habe dann König Arthur unvorſichtig das Haupt enthüllt und damit den Zauber zerſtört, den dieß Palladium auf die Erhaltung der britiſchen Nationalität ausübte.

Während dieſer Zeit kam das Chriſtenthum nach Britannien. Sein Urſprung in dieſem Lande iſt dunkel und wird durch die ſpätere Sage von der Ankunft des Joſeph von Arimathia nicht aufgehellt. Gewiß iſt, daß es nicht von Rom kam und dem römiſchen Biſchof ſich nicht unterwarf. Eine feſte, durch eine ſtarke Hierarchie geregelte Ordnung der Lehre und Disciplin gab es nicht. Ein Mönch zog ſich etwa auf eine Inſel im Fluß oder an der Seeküſte und ſtiftete eine Einſiedelei; daraus wurde gelegentlich ein Kloſter, und den Mann verehrte man noch nach dem Tode als Localheiligen, ohne über ſeine Rechtgläubigkeit zu disputiren. Man feierte das Oſterfeſt an einem andern Tage als die römiſche Kirche, und die Prieſter hatten eine andere Tonſur. Selbſt Biſchofsſtühle wurden ohne höhere kirchliche Autoriſation von thätigen Einſiedlern und Predigern geſtiftet, wie dieß z. B. dem heiligen David gelang, deſſen Kathedrale der Stadt St. David's in Südwales den

Namen gegeben hat. Die Kirche hatte einen durchaus nationalen und toleranten Charakter.

Dieß zerſtreute und ſchwach organiſirte Chriſtenthum war aber keineswegs die alleinige Religion des Landes. Die Nordſtämme in Schottland waren beim Auszuge der Römer noch Heiden, auch nach Irland drang die erſte erfolgreiche Predigt des Evangeliums erſt im fünften Jahrhundert durch den heiligen Patricius. Die aus Irland Heimkehrenden waren alſo ſicher keine Chriſten. Hätte bei beiden Theilen eine feſte und herrſchſüchtige Hierarchie beſtanden, ſo möchte es zum Bürgerkrieg gekommen ſein. Aber auf heidniſcher Seite war die Herrſchaft der Druiden durch die römiſchen Maßregeln geknickt, und die Chriſten mußten fürchten, wilden, ganz heidniſchen Eroberern in die Hände zu fallen, wenn ſie mit ihren Landsleuten nicht Frieden hielten.

Unter dieſen Umſtänden ſcheint ein merkwürdiges Compromiß zu Stande gekommen ſein, das aber an dem noch 600 Jahre ſpäter in Island eingeführten Vertrag ſein Gegenbild hatte. Die Isländer nahmen damals alle formell die Taufe an, unter dieſer Bedingung durfte man aber die heidniſche Religion ausüben und Pferdefleiſch eſſen. Nicht viel anders ſtand es in Britannien.

Unmöglich ſind ſolche Epochen einer freiwilligen Toleranz im Leben der Religionen nicht. Auch in dem indiſchen Ellora haben bramaniſche und buddhiſtiſche Göttertempel mehrere Jahrhunderte neben einander beſtanden, wie die heilige Brigitta zu Kildare in ihrem Kloſter das heilige Feuer der Ceridwen fortbrennen ließ. Nur auf die Dauer bleiben ſolche Compromiſſe nicht in Kraft. Auch in Britannien blieben ſie das nicht. Ungefähr fünfzig Jahre nach der britiſchen Unabhängigkeit ſchlug ein chriſtlicher Fürſt, Rhydderch Hael, der zu Alclud am Clyde regierte, in Caledonien den mächtigen Heiden Gwenddoleu in der Schlacht von Arderydd, dem der letzte heidniſche Barde, Merlin Wyllt, mit Schwert und Weiſſagung beiſtand, wie er ihn auch nach der Schlacht noch in einem Klagegeſang feierte.

In jene Zeit der Waffenruhe, als die Nation ſich mit ſtarkem Volksbewußtſein noch einmal aufraffte, ſcheint die Erbauung von Stonehenge zu fallen.

Der Zuſtand der Kirche in jenen Tagen des Ausgleichs wurde von ſtrengen Chriſten auf dem Continent als ſehr bedenklich angeſehen. Gildas, der als freiwilliger Exilirter in der Bretagne lebte, ſagt, daß man in Britannien die Wahrheit und ihre Bekenner haſſe, und Satan ſich in einen Engel des Lichtes verſtelle. Sehr bezeichnend iſt auch ſein Wort, daß dort Könige geſalbt würden nicht durch Gott, ſondern durch Leute, die grauſamer ſeien als Andre, und von dieſen würden auch dieſelben Könige wieder geſtürzt. Dieß deutet auf einen politiſchen Einfluß, der ſicher kein chriſtlicher war. Es kommen noch andere Zeugniſſe vor, welche behaupten, daß in Irland und Cumberland die chriſtliche Religion faſt erloſchen ſei. Wir haben keinen Grund zu zweifeln, daß Aurelius und Conſtantin chriſtliche Könige waren; wenn man ſie aber im Steinkreis von Stonehenge begrub, ſo können auch die Chriſten den Ort nicht anders als für eine heilige Stätte gehalten haben. Und für chriſtliche Begräbniſſe in keltiſchen Steinkreiſen iſt in neuerer Zeit ein zweiter Beweis aufgetreten.*)

Die heidniſche Reſtauration ſchließt ſich vorzüglich an die Barden an, welche als Fortſetzung der alten Druiden erſchienen, obwohl ſie den gehaßten heidniſchen Namen vermieden. Auch paßte der Name nicht mehr; Derwydd heißt der Mann des Eichenwaldes, und die heiligen Eichen waren abgehauen. Worin die Religion dieſer Epigonen beſtand, ſieht man nicht klar, denn ſie haben ihre Gedichte in dunkle Sprache gekleidet und ihre Lehren in einem Geheimbund fortgepflanzt. Wo die Wahrheit einmal durchblickt, erſcheint die Lehre als ein Synkretismus. Menſchen opfern ſich nicht mehr freiwillig, um dadurch die Unſterblichkeit zu erlangen; aber durch freiwillige Einſperrung in dunkle Räume gelangt man zu einer Wiedergeburt, welche ewiges Leben ſchenkt.

---

*) Auf der Hebriden-Inſel Lewis ſteht ein großer Steinring. Als man 1857 den angewachſenen Torf abſchürfte, fand ſich ein kreuzförmig auf den Boden aufgemauertes Grab, das ſo gerichtet iſt, daß der Centralſtein des ganzen Ringes grade zu Häupten des Grabes ſteht. Hier iſt offenbar in chriſtlicher Zeit ein Localheiliger begraben geweſen. Sir Henry James, Stonehenge, pag. 15 u. folg., mit 2 Tafeln, Plan und Anſicht dieſes Steinringes von Lewis.

Talieſin, einer der berühmteſten Barden, der bei Maelgwn, König von Gwynedd (Nord-Wales), wo die Trümmer ſeines Schloſſes bei Conway noch ſtehen, die Kathedra des Oberbarden einnahm, ruft am Anfang eines Gedichtes den oberſten Gott an; aber er ſagt in demſelben Gedicht, der Keſſel Ceridwen's beſchirme den Stuhl ſeines Amtes; der Schluß läuft wieder in chriſtliche Formeln aus.*) In einer andern Schrift, die in Proſa verfaßt iſt, ſagt er, er ſei dreimal geboren; das einemal aus dem Schooße Ceridwen's, die ihn neun Monate getragen.**) In einem zweiten Gedicht erzählt er, daß er von Diganwy, dem Fürſtenſitz ſeines Schutzherrn Maelgwn, auf einem ſchönen Roſſe nach Caer Seon (d. i. Segontium bei Caernarvon) geritten ſei, um mit Juden zu ſtreiten. Da habe ihn der Mönch Ugnach, Abt von Caer Gybi (Holyhead?), gaſtlich zum Wein eingeladen. Sie nennen ſich gegenſeitig Ritter, und der Abt beſteht auf der Einladung, ja er bittet ihn, bis zum Mittwoch ſein Gaſt zu bleiben, auch nachdem Talieſin ſeinen Namen genannt hat.***) Hier iſt eine praktiſche Illuſtration jener nationalen Toleranz zwiſchen dem neudruidiſchen Barden und dem chriſtlichen Kloſterbruder.

In dieſer Zeit des Ausgleichs, als die Nation ſich mit ſtarkem Volksbewußtſein noch einmal aufraffte, ſcheint mit gemeinſamer Anſtrengung aller Kräfte Stonehenge erbaut zu ſein, um als centraler Verſammlungsort zu dienen, während das benachbarte Amesbury in ſeiner ſtarken Verſchanzung vielleicht die Reſidenz der britiſchen Könige war. Es iſt ſehr möglich, daß wo Stonehenge ſteht, ſchon in vorrömiſcher Zeit eine heilige Stätte beſtand, denn große Wälder ſind einſt hier geweſen, und daß um eines ſolchen druidiſchen Heiligthums willen ganze Generationen hier ſich ihre Grabſtätte geſucht haben. Aber der Hain war dem Beil der römiſchen Verfolgung gefallen, und wie wir zu Karnac in der Bretagne Alleen von Steinpfeilern gleich Baumalleen finden, kann das Monument mit ſeinen Steinſäulen als eine Nachahmung des alten Haines gedacht ſein. Die Form ſchloß ſich den Steinkreiſen der heidniſchen Vorzeit an; der große Ring galt daneben auch als ein Symbol des Weltkreiſes. Aber bald nach dem Bau ſah das Monument den Mord der britiſchen Edlen, und in der Schlacht bei dem benachbarten Salisbury fiel es, nicht ein volles Jahrhundert nach ſeiner Erbauung, bleibend in die Hand des Landesfeindes, um noch Jahrhunderte lang das verlorene Zion der waliſiſchen Harfe zu bleiben.

---

*) Davies, British Bards, in dem Gedichte Talieſin's: „the sons of Llyr“.

**) Ebendaſelbſt, in der Schrift „Hanes Taliesin“ („Geſchichte des Talieſin“).

***) Ebendaſelbſt, in dem Gedichte Nr. 8, auf S. 546.

Die Stelle jener Schlacht, wo die Briten in dieſer Gegend auf immer unterlagen, wollte ich noch ſehen und die gewaltige Britenfeſte von Old Sarum betreten. Ich nahm von dem alten Manne Abſchied, der neben der Volksſage von Stonehenge mir manches Locale mitgetheilt hatte, und ſchlug mich auf einem halbgetretenen Weg zwiſchen Grabhügeln den Abhang hinab in ein Thälchen, deſſen Ausgang mich ins Thal des Avonflüßchens führte. Eine Straße geht von Amesbury durch dieß Thal nach Salisbury, die Ufer wechſelnd, und dieſer folgte ich. Es iſt ein hübſches, nicht tief eingeſchnittenes Thälchen, deſſen ſorgfältiger Anbau, um reinliche Dörfer herum, mit der dürren Haide oben am Monument einen freundlichen Gegenſatz macht. Mehrere Erdwerke bilden entlang dem ganzen Lauf des Fluſſes eine Kette von Vertheidigungs-Poſitionen. Nach einem Marſch von einigen engliſchen Meilen ſah ich links vor mir den Hügel von Old Sarum. Er iſt von Natur kreisförmig, und in dieſen Kreis iſt oben ein tiefer Graben durch Kunſt eingeſchnitten, deſſen gegen das Centrum anſteigender Abhang eine außerordentlich ſteile Böſchung hat. Das Geſtein iſt wieder Kreide mit eingebettetem Feuerſtein. Ueber den Graben führt nur eine einzige Aufſchüttung, deren Befeſtigungen jetzt verſchwunden ſind. Jenſeits des Grabens ſteigt aber der Gipfel des Berges noch einmal in zwei abgeböſchten Abhängen empor, die von unten wie immer enger werdende Ringe ausſehen. Im oberſten Ring ſtand einſt eine Stadt, die eine ſtarke Feſtung bildete und eine biſchöfliche Kathedrale einſchloß. Aber es entſtand 1100 bei Gelegenheit einer Prozeſſion ein Streit zwiſchen der Geiſtlichkeit und der Garniſon, und der entſchloſſene Biſchof Roger Poore (ſeit 1217) beſchloß den Biſchofſitz zu verlegen. Er baute in Einem Zug die neue Kathedrale von Salisbury fertig, die eine halbe Stunde entfernt in der Ebene liegt. Im Jahre 1221 wurde das Domcapitel dorthin verſetzt, und die Einwohner, die auf dem öden Felſen nur von dem Klerus und der Garniſon gelebt hatten, verließen die Stelle und ſiedelten ſich ebenfalls in der neuen Stadt an, welche König Heinrich III. mit allen Privilegien und Immunitäten der andern biſchöflichen Städte verſah.

Dieſe Befeſtigungsweiſe durch tiefe und ſteile Gräben, die man in die Kreidefelſen einſchnitt, findet ſich bei manchen keltiſchen Befeſtigungen in den Downs, und ſo auch in mächtiger Ausdehnung an dem ſogenannten Devil's Dyke bei Brighton: aber Old Sarum hat gewiß die großartigſte und regelmäßigſte Ausführung von allen. Oben auf der Platform, wo enggedrängt Stadt und Kathedrale ſtand, iſt jetzt Alles zwiſchen unbedeutenden Mauerreſten mit Gras und Geſtrüpp bedeckt. Die Ausſicht über die Hochebene nach Stonehenge zu und abwärts nach dem zwei engliſche Meilen abliegenden Salisbury iſt weit und großartig, aber ſie hat wegen der im Ganzen öden Landſchaft wenig Liebliches.

Und ſo war es mir an dieſem Tage auch noch vergönnt Roger Poore's neue Stiftung, die prachtvolle in Einem Geiſt vollendete Kathedrale von Salisbury, das Capitelhaus und den freien Platz der „Cloſe“ zu ſehen, um welchen ſich einſt die Wohnungen des Domcapitels reihten. Mit dem letzten Zug gelangte ich nach London zurück.

VII.

Die Sophienkirche von Conſtantinopel.

Der Dampfer, welcher den Reiſenden durchs Schwarze Meer nach Conſtantinopel führt, windet ſich durch den engen flußähnlichen Meeresarm des Bosporus zwiſchen alten Befeſtigungen und neuen türkiſchen Prachtpaläſten hindurch. Am Ausgang dieſer Straße thut ſich plötzlich das Marmarameer und das prachtvolle Panorama der Byzantinerſtadt auf, und gerade vor uns liegt das Alte Serail, von der Kuppel und den ſchlanken Minars der Sophienkirche überſtiegen. Aus der See geht als ſchmale Meeresbucht der Hafen Conſtantinopels in's Land hinein, von ſeiner Krümmung das Goldene Horn genannt; an der einen Seite desſelben die europäiſchen Vorſtädte Pera und Galata, an der andern, noch in ihren uralten mächtigen Mauergürtel eingeſchnürt, die türkiſche Hauptſtadt. Wie das alte Rom, hatte auch dieß neue Rom ſeine ſieben Hügel, die noch heute von bezeichnenden Gebäuden, meiſt Moſcheen, bekannt ſind. Da, wo das Goldene Horn in's Marmarameer ausſtrömt, ſteigt auf der Spitze zwiſchen beiden Gewäſſern der erſte dieſer Hügel ſanft aus der ſtillen blauen Fluth und trägt den Palaſt der ſpätern Byzantinerkaiſer, der jetzt in's Alte Serail umgewandelt iſt. Es iſt eine einzige Lage: nördlich der belebte Hafen, gegenüber auf der aſiatiſchen Seite Scutari, wo aus dunkeln Cypreſſen die weißen Türkengräber ſich erheben, und von da ſüdlich fliegt der Blick über den breiten Seeſpiegel, den fern die gezackte Küſte Aſiens umſäumt. Bei dem Palaſt ſteht die Sophia; die Gärten des Serails ſind durch hohe Baumalleen verdeckt, damit die Damen des Harems, wenn ſie dort luſtwandelten, vom Platz bei der Kirche nicht erſpäht würden. Mit flachgeſchwungenem Umriß hebt ſich die ſchwere Kuppel inmitten der leichten ſchlanken Minars herauf, welche die Türken angelegt haben, als ſie die chriſtliche Kirche in eine Moſchee verwandelten.

Als bei dem langſamen Sinken der römiſchen Monarchie die Feinde von Norden und Oſten her immer gefährlicher andrängten, und eine Theilung der Gewalt unter mehrere Herrſcher nöthig erſchien, gründete Conſtantin hier die neue Hauptſtadt des Orients. Ein Hauptzweck mag geweſen ſein, an der Grenze von Europa und Aſien einen mehr geſicherten Centralſitz der höchſten Macht und des Beamtenthums anzulegen; aber in der Seele des Kaiſers wirkte noch ein anderes Motiv mit. In Rom ließen die republikaniſchen Erinnerungen, angelehnt an das alte Heidenthum, ſich nicht ſo raſch austilgen. Durch Conſtantin's Uebertritt war der Widerſtand der letzten gefährlichen Oppoſitionspartei, das waren die Chriſten, gebrochen; jetzt wurden die Heiden in die Oppoſition gedrängt. Conſtantin wollte den glänzenden Hof eines orientaliſchen Herrſchers um ſich haben, und das neue Rom ſollte von vorn herein eine chriſtlich fügſame Stadt ſein; unter die Hofbeamten wurde kein Heide mehr aufgenommen. Conſtantinopel iſt eine ganz bewußte Schöpfung der Despotie, die ohne Widerſpruch Weltliches und Geiſtliches unter das Joch des Gehorſams gedrückt hat. Nun baute ſchon Conſtantin die erſte Sophienkirche auf jener ausgezeichneten Höhenlage, wo heute die dritte ſteht. Der Name leitet ſich nicht etwa, wie man denken möchte, von einer weiblichen Kalenderheiligen Sophie her, ſondern ſchließt ſich an eine theologiſche Vorſtellung an. Schon vor der Gründung der Kirche hatten jüdiſche Weiſe über die Frage gegrübelt, wie das von Ewigkeit geheime, in ſich abgeſchloſſen ruhende Weſen Gottes ſich in die That, in die Schöpfung von Welten habe ausweiten können. Man ſuchte eine Antwort darauf, indem man neben Gott eine zweite Perſon annahm, die von Ewigkeit als ſeine thätige Kraft neben ihm geſtanden. Man bezeichnete ſie ſchon in hebräiſchen Schriften als ein weibliches Weſen, man nannte ſie Gottes Weisheit. Jehovah, ſagt dieſe Weisheit in den Sprüchen Salomon's, hat mich gehabt von Anfang ſeiner Wege; ehe er was machte war ich da. Da er den Grund der Erde legte, da war ich der Werkmeiſter bei ihm und hatte meine Luſt täglich und regte mich vor ihm allezeit. Das ſpätere griechiſche Buch der Weisheit, das auch auf Salomon's Namen erfunden iſt, führt den Gedanken weiter aus und giebt dieſer göttlichen Schöpferkraft den griechiſchen Namen Sophia. Hier iſt ſie es nicht allein, welche die Welt gründete, ſondern ſie wird auch zur Vorſehung der frommen Menſchen des alten Teſtamentes, ſie führt das Volk aus der ägyptiſchen Knechtſchaft und hilft dem Salomon ſeinen Tempel bauen. An dieſe Zweiperſönlichkeit Gottes hat ſich dann die chriſtliche Dreieinigkeitslehre angeſchloſſen, nur daß ſie nach dem Vorgang eines andern jüdiſchen Philoſophen der zweiten Perſon einen männlichen Namen gab. Dieſe chriſtliche Trinitätslehre begann aber erſt zu Conſtantin's Zeit ſich feſt zum Dogma zu kryſtalliſiren, und ſo blieb für die Centralkirche des neuen byzantiniſchen Reichs der altteſtamentliche Name möglich, den man dann auch für die ſpäteren Neubauten beibehielt. Die Sophia iſt alſo thatſächlich dem Sohn Gottes gewidmet, ſofern dieſer als zweite Perſon der Trinität gedacht wird.

Conſtantinopel iſt zu allen Zeiten bis auf unſere Tage herunter furchtbar von Feuersbrünſten heimgeſucht worden, denn man hat dort ſtets die Wohnungen der Menſchen aus Holz und nur die Gotteshäuſer aus Stein gebaut. Conſtantin's Sophia war ſchon einmal bei einem Krawall abgebrannt und erneuert; unter Juſtinian fraß bei dem großen Aufſtand, den die Parteien der Rennbahn im Jahr 532 veranlaßten, das Feuer den ganzen untern Theil der Stadt nach dem Meere zu, und die Sophia lag wieder in Aſche. So traf es ſich, daß derjenige byzantiniſche Kaiſer, der vor allen ſeinen Vorgängern und Nachfolgern durch leidenſchaftliche Liebe für Monumentalbauten glänzte, auch für dieſe Neuſchöpfung der Bauherr wurde. Abbrennen ſollte ſein ſtolzes Werk nicht mehr, das ſtand ihm feſt. Darum wurde der Bau auf einen ganz freien Platz geſtellt, und kein Stück daran durfte aus Holz ſein. Hierdurch war der Grundcharakter der Anlage ſchon beſtimmt: die flache Holzdecke einer Baſilika konnte nicht zur Anwendung kommen, und um die mächtigen Räume zu überdecken, blieb nur ein großartiger Gewölbbau verwendbar. In der That iſt an der urſprünglichen Sophia Juſtinian's kein Stück Holz verwendet, außer für die Thüren, und dieſe wurden durch Bekleidung mit Bronze vollſtändig gegen Feuer geſchützt. Sperrungen der Bogen ſind zwar jetzt aus Holzbalken hergeſtellt, dieſe aber ſcheinen als ſpäterer Nothbehelf eingezogen zu ſein.

Für die Bedeckung des mittelſten Hauptraumes wurde die ſtolzeſte aller Gewölbformen, nämlich die Kuppel gewählt, und hierfür gab es bereits zahlreiche Vorgänge. In ſolchen Zeiten, wo die Baukunſt wahrhaft blüht und wie ein Baum fortgrünt in organiſchem Wachsthum, ſchreitet ſie wie jede Technik auf dem Wege des Experiments fort; jeder große Bau bringt neue Erfahrungen, und der nächſte wird beſſer als der vorige. In dem chriſtlichen Abendland hatte der Bau der Pfarrkirchen ſich an die großen Speiſeſäle reicher Chriſten angelehnt, in denen zuerſt die Gemeinde ſich zu verſammeln pflegte. Als die Zahl der Bekenner wuchs, nahm man die großen öffentlichen Gerichtshallen zum Vorbild, die eine ſchöne Raumvertheilung und eine gute Akuſtik hatten; denn die Predigt machte damals noch einen Haupttheil des Gottesdienſtes aus, und dieſe mußte vor Allem gut gehört werden. Ein länglicher Raum, von Säulen der Länge nach durchzogen, welche oben eine flache Holzdecke trugen; an der einen Schmalſeite lagen die Eingänge, an der andern Schmalſeite bildete ſich der alte Sitz des Richters und der Geſchwornen zum Chor für die Prieſter aus, und langſam traten zur Erweiterung dieſer Prieſterkirche rechts und links vor dem Chor zwei Kreuzarme dazu, die ein Querſchiff bilden: das iſt der Grundplan der altchriſtlichen Baſilika, wie er auch in den Bauten des früheren Mittelalters noch fortlebt. Statt dieſes geſtreckten Baues nahm man aber für kirchliche Gebäude ſchon früh eine Nebenform auf, welche man jetzt mit dem Namen des Centralbaues zu bezeichnen pflegt. Auch hier war die Baukunſt der heidniſchen Römer mit Muſtern vorangegangen. In den großen Badeanlagen der Hauptſtädte des Reiches befanden ſich neben den großen flachen Badeteichen auch gemeinſchaftliche

Tiefbäder mit kaltem Waſſer für gute Schwimmer, und da dieſe eine kreisrunde Form hatten, war es am einfachſten, ſie mit einem Rundgewölbe, alſo mit einer Kuppel zu bedecken, die oben eine runde Oeffnung oder auch in der anſteigenden Wölbung mehrere Fenſter hatte, um Licht in den Raum zu laſſen und die Luft zu reinigen. Anlagen dieſer Art ſind noch mehrere erhalten, unter ihnen der ſogenannte Tempel der Minerva medica in Rom, wo man im Centrum auch die Einfaſſung des Schwimmbades aufgegraben hat. Vielleicht hat ſogar die prachtvolle Rotunde des Pantheons in Rom, die durch ihre Verwendung als chriſtliche Kirche vor Zerſtörung bewahrt worden iſt, zu den Bädern des Agrippa, des Schwiegerſohnes des Kaiſers Auguſtus, als ſolch ein Schwimmbad gehört, ehe Agrippa ſie in einen Familientempel des auguſteiſchen Hauſes umwandelte. Weil ſolche Anlagen wirkliche Tiefbäder waren, nannte man ſie ſchon im heidniſchen Alterthum Baptiſterien, d. h. Becken zum Untertauchen. Dieſe Form wählte das Chriſtenthum für ſeine Taufkapelle; an den drei großen Tauffeſten des Kirchenjahres ſtiegen die erwachſenen Täuflinge, in ihre weißen Taufhemden gekleidet, in das Becken hinab, um von dem Prieſter die Aufnahme in die Gemeinde zu erhalten. An dieſen Feſten nahmen die Angehörigen theil, und ſo erweiterte man bald den Raum, indem man die Kuppel auf einen Kreis von Säulen ſtützte und zwiſchen dieſen Säulen und der Umfaſſungsmauer noch einen Umgang anbrachte. Auch kamen über den Säulen Gallerien vor, von denen die Familie auf den Taufact hinabblicken konnte.

Außerdem aber hat dieſe Rundform früh für Begräbniſſe Anwendung gefunden. Die Kuppel bezeichnet immer ſehr beſtimmt einen Mittelpunkt, und da der Todte im Centrum beigeſetzt war, gab ſie der Grabkapelle nach oben den paſſendſten Abſchluß. So gilt ein Rundthurm mit Kuppel, die ſogenannte Torre pignatarra bei Rom, für das Grab von Conſtantin's Mutter Helena; ihr prachtvoller Porphyrſarg iſt von dort in das Muſeum des Vaticans übergeführt worden. Neben ihm ſteht dort ein zweiter nicht minder coloſſaler Porphyrſarg; in dieſem ruhte einſt Conſtantia, die chriſtliche Tochter Conſtantin's, und ihre Grabkapelle bei Rom, die heute noch als Kirche Sta. Conſtanza heißt, zeigt uns abermals, wie dort bei den Baptiſterien, eine Erweiterung des Grundplans. Um die Mitte, wo der Sarg zwiſchen marmornen Candelabern ſtand, zog ſich ein doppelter Säulenkreis, und zwiſchen dieſem und der Umfaſſungsmauer lief ein gewölbter Umgang her. Je zwei Säulen waren mit den nächſten Säulenpaaren durch ſchwere Bogen verbunden, und dieſe Bogen trugen über dem Mittelraum eine Kuppel. Auch in Ravenna läßt ſich wieder in andrer Anordnung der Gebrauch der Kuppelform für Grabkapellen nachweiſen. Da man aber lebhaft empfand, daß eine auf freiſtehenden Stützen leicht ſich aufſchwingende Kuppel eine impoſante Bauform iſt, ſo lag der Gedanke nahe, ſie auch für größere Gebäude, ſo für eigentliche Pfarrkirchen, anzuwenden. Hiefür iſt ein ſehr wichtiges Beiſpiel die Kirche des hl. Vitalis in Ravenna, welche grade um die Zeit im Bau begriffen war, als Juſtinian das Gothenreich in Italien ſtürzte, ſo daß er ſie noch ausſtatten konnte, obwohl er nicht den Grund zu ihr gelegt hatte. San Vitale iſt zwar etwas ſpäter fertig geworden als die Sophienkirche zu Conſtantinopel, ihr Plan aber war früher entworfen und dürfte ſtark auf die jüngere Schweſter eingewirkt haben. Sie iſt nicht mehr kreisrund, ſondern ins Achteck gebrochen, um in den Ecken der Außenmauern ſtärkere Widerlagen zur Seitenſtützung der Kuppel zu gewinnen. Die Kuppel erhebt ſich auf acht Pfeilern, welche durch Bogen verbunden ſind; um aber den Mittelraum zu erweitern und für das Auge wirkſamer zu machen, wachſen aus der Kuppel noch Gewölbe heraus, welche in Form von Muſcheln ſich gegen jene Bogen anſtützen. Dieſe halben Kuppeln ſind dann ihrerſeits durch runde Säulen getragen, deren immer zwei über einander ſtehen, und welche in Halbkreiſen zwiſchen die Pfeiler geſtellt ſind. Auch in den Norden iſt der Einfluß dieſes ſeinen Bauwerks gedrungen: Karl's des Großen Kaiſerkapelle in Aachen mit ihren doppelten Reihen von Prachtſäulen zwiſchen den acht ſtarken Pfeilern iſt nichts als die nur vereinfachte Vitaliskirche von Ravenna. Aber wie hier der Plan angeordnet war, mußte in Pfarrkirchen bald ein Mißſtand ſich fühlbar machen: der Altar ſollte ins Centrum unter die Kuppel kommen; allein dann hätte der Prieſter die halbe

Gemeinde im Rücken gehabt. Man ſtellte alſo den Altar in einen beſondern Chorbau; nun aber verdeckten die tragenden Glieder den Prieſter vor den meiſten Beſuchern der Kirche, nur die wenigſten konnten ihn ſehen. Man dachte auf eine Verbeſſerung. Die Prachtwirkung der Kuppel mochte man nicht mehr aufgeben, aber die Anordnung des Hauptplans mußte anders werden. Es galt ſtatt der Rotunde wieder einen länglichen Saal zu gewinnen, weil nun einmal zum Sehen und Hören dieſe Grundform die beſte iſt. Ein kleines Bauwerk Juſtinian's zu Conſtantinopel, eine den Heiligen Sergius und Bacchus gewidmete Kirche, die man heut noch dort die „Kleine Sophia" nennen hört, zeigt, wie man nach dieſer paſſenden Form ſuchte; es iſt gewiſſermaßen ein Verſuchsmodell für die große Reichskirche. Die Umfaſſungsmauer wird hier zum Viereck, die tragenden Pfeiler ſind verſchoben, die Muſchelgewölbe links und rechts weggelaſſen, und der Blick geht freier durch die Mittelperſpective auf den Altar. Ueber dieſes hinaus giebt es nur noch Einen Fortſchritt, wenn man zu der Kühnheit ſich entſchloß, die centrale Hauptkuppel nur auf vier Pfeiler zu ſtützen und ſo ein wirkliches Mittelſchiff mit ganz freiem Durchblick zu erſchaffen. Das iſt die Löſung, welche die beiden geiſtvollen Architekten Juſtinian's ſo meiſterlich durchgeführt haben.

Ueber Juſtinian's Charakter, über ſeine Begabung zum Herrſchen, über die Feinheit ſeiner Geiſtesbildung wird Niemand günſtig urtheilen. Drei ſtarke Bauern, einem unbekannten Volksſtamm angehörig, die in der Heimat Ochſen- und Schweinehirten geweſen, waren unter Kaiſer Leo aus einem bulgariſchen Dorf, den Schnappſack auf dem Buckel, nach Conſtantinopel gewandert, um in die Leibwache einzutreten. Einer von ihnen, Juſtinus, war ein beſchränkter aber tapfrer Mann. Er erſtieg die ganze Leiter der militäriſchen Rangliſte, bis er ſchon als Greis den Befehl über die Leibgarde erhielt, obwohl er weder leſen noch ſchreiben konnte und eine ehrliche bulgariſche Bäuerin zur Frau hatte. Seinen Einfluß bei der Truppe brachte er im Jahr 518 zur Geltung, als Kaiſer Anaſtaſius ſtarb. Acht und ſechzig Jahre alt wurde er Kaiſer und regierte noch neun Jahre. Er rief jetzt aus ſeinem fernen Bulgarien ſeinen Schweſterſohn Juſtinianus zu ſich, ſetzte ihn zum Erben ſeines Vermögens ein und beſtimmte ihm den Thron. Als Neffe ſeines Onkels, ſo trat auch Juſtinian zuerſt vor die Welt. Der Senat, beſtochen mit Verſchwendung des Staatsſchatzes, ſchlug ihn zum Reichsgenoſſen vor. Er ſetzte noch einmal die Nachfolge auf dem Thron aufs Spiel, indem er in leidenſchaftlicher Liebe an ſeiner Maitreſſe Theodora feſthielt; und hier ſiegte ſein Wille. Als Juſtin's Tod ihn befeſtigt hatte, zeigte er fortwährend ſeine Erbärmlichkeit: als Redner, Richter, Theolog hat er ſich immer blamirt; ins Feld zog er niemals; gegen die jahrhundertalten heidniſchen Philoſophenſchulen Athens verſtand er nur den Eſelsfußtritt des Despotismus, mit dem er ſie unterdrückte, und in gewiſſen Hofkreiſen nährte man den Aberglauben, der Teufel ſelbſt habe in ihm Fleiſch und Blut angenommen, um die Welt zu verwüſten. Aber Eins verſtand er, oder ſein Glück: die Werkzeuge ſeiner Herrſchaft hat Juſtinian mit einzigem Geſchick ausgewählt. Schon ſeine Gemalin war eine richtige Wahl. Zwar nicht ſo obenhin angeſehen. Es gab wenige ſo übel berufene Frauen im Reich als Theodora war. Die Tochter eines Bärenwärters in *Conſtantinopel*, der aus der berühmten Liebesinſel Cypern ſtammte, glänzte ſie noch als Kind durch Schönheit und Frechheit zugleich, da ſie einzig mit einem Schürzchen bekleidet vor dem Volk in unbegreiflichen Attituden auftrat. Nachdem ſie einem Liebhaber nach Afrika gefolgt, erneuerte ſie mitten in chriſtlicher Zeit die Carriere der Phryne, der Lais im alten Heidenthum. Ein Sohn aus dieſer wilden Jugend verſchwand im Palaſt, weil er gewagt hatte ſich der Mutter zu nahen, nachdem ſie Kaiſerin geworden. Da erwuchs in ihr aus myſteriöſer Quelle ein Aberglaube, ſie werde die Gemalin eines mächtigen Monarchen werden Sie änderte ihren Lebenswandel und gewann Juſtinian's Herz; er trotzte ſeiner ehrbaren Tante, trotzte ſeiner eignen Mutter und der Meinung der Welt; von dem Patriarchen wurde die ſchöne Courtiſane neben ihm zur Kaiſerin des Orients gekrönt. Sie blieb kalt und grauſam, aber ſie wurde fromm: ſie gründete ein Magdalenenſtift, wo Straßendirnen, fünfhundert Stück, durch geiſtliche Uebungen ihre Tugend wieder ausbeſſerten, gelegentlich wohl auch aus Verzweiflung über ihre Haft ſich aus dem Fenſter ins Meer ſtürzten. Aber eben weil ſie kalt war, wußte ſie ſich zu beherrſchen. In der Politik riß ſie bei perſönlichen Fragen den Gemal in ihren Haß mit hinein; in Kirchenſtreiten trat ſie auf die Gegenſeite und hielt mit der Partei, welche die ſchroffſten theologiſchen Begriffe aufſtellte. Aber ſeit ihrer Ehe wurde, obwohl ſie zur Herrin der Mode ſich machte, die blaſſe noch immer ſchöne Frau keiner Untreue mehr beſchuldigt. Als einmal bei jenem entſetzlichen Aufſtand, der die alte Sophienkirche niederbrannte, alle Parteien gegen den Kaiſer ſich verbündeten, und Juſtinian fliehen wollte, da hielt ſie ihn feſt mit dem brillanten Wort: der Thron iſt ein glorreiches Grab! — und ein kurzes Blutbad, aber von 30,000 Menſchen, leimte den Thron wieder auf ſeine Fundamente feſt. So fehlte dem Parvenu-Kaiſer in ſeiner Hofdiplomatie nur noch Eine Perſon, auch in unſern Tagen ein geſuchter Artikel: nämlich ein Prinz von Geblüt, der auch mit der Oppoſition kokettirt, um in allzu bedenklichen Augenblicken wenigſtens die Dynaſtie zu retten. Solch ein erwünſchter und bequemer Vetter fand ſich ebenfalls in der Perſon ſeines Schweſterſohns, des Juſtin, der ihm auch auf dem Thron gefolgt iſt. Und ſo war auch die ganze Reichsleitung, was die Beamten anging, vortrefflich beſtellt. Für das ungeheure Werk der Sichtung und Codificirung der Geſetze fand Juſtinian den großen Tribonian heraus; dieſer redigirte für ihn die Geſetzbücher, deren Sammlung das Buch geworden iſt, welches nach der Bibel den größten Einfluß auf die Schickſale der europäiſchen Welt gehabt hat. Durch zwei ausgezeichnete Feldherren, Beliſarius und Narſes, eroberte er die Hälfte des weſtlichen Reiches zurück. Und ſo fand er auch für die Sophienkirche die zwei größten Conſtructeure und Baumeiſter ſeiner Zeit: den Anthemios von Tralles in Kleinaſien, ein mathematiſches Genie, der die Conſtruction des künſtlichen Baues erſann, und den Iſidoros von Milet, der wahrſcheinlich die Decoration geleitet hat.

Schon vierzig Tage nach dem Brande war an den Neubau die Hand angelegt. Große Steuern wurden ausgeſchrieben, zehntauſend Arbeiter angeſtellt, in allen Provinzen des Reichs die Marmorbrüche in Thätigkeit geſetzt. In nicht ganz ſechs Jahren war das Rieſenwerk fertig, und am 26. December 537 konnte

Juſtinian in glänzender Prozeſſion zur Einweihung in ſeine Schöpfung einziehen.

Die neue Sophienkirche erhob ſich ganz frei auf einem mächtigen Platz. Nach alter Kirchenſitte trat man zuerſt in einen geräumigen Vorhof, in deſſen Mitte ein prächtiger Reinigungsbrunnen in ein Becken von buntem Marmor floß. Bloße Säulenſtellungen in den umgebenden bedeckten Arkaden würden der ſchweren Maſſe der Kirche gegenüber zu leicht erſchienen ſein; man ſtellte alſo zwiſchen je zwei Säulen abwechſelnd einen ſtarken Pfeiler und verband Säulen und Pfeiler durch kleine Bogen. Dann folgte eine doppelte Vorhalle, die ihr Licht vom Vorhof her durch Fenſter erhielt. Auch das war Kirchenbrauch; in dieſen Vorhallen durften Wahnſinnige und auch ſolche dem Gottesdienſt beiwohnen, die etwa noch nicht getauft oder wegen Sünden aus der Kirchengemeinſchaft ausgeſchloſſen waren. Das Innere bildete in der Mittelperſpective einen ovalen Saal. Vier coloſſale Pfeiler aus trefflich behauenen Quaderblöcken, mit Blei vergoſſen, trugen auf vier halben Kreisbogen die Mittelkuppel. Oben auf den vier Bogen lag nämlich wie ein Kranz ein ſtark vortretender Sims, auf welchem man oben herumgehen konnte, und von dieſem Sims wölbte ſich dann die Kuppel flach empor. Man hatte dieſe erſt aus leichten Steinen von der Inſel Rhodus conſtruirt; aber dieſe erſte Kuppel ſtürzte ſchon unter Juſtinian wieder ein, und entweder dem Neubau deſſelben Kaiſers oder der letzten Reſtauration, welche die letzten Byzantiner bald nach der Eroberung aus den Händen der Franken vornahmen, gehört die jetzige Wölbung an, welche wie auch das ganze Werk der Umfaſſungsmauer aus Ziegeln beſteht. Die Kuppel iſt unten, wo ſie auf dem Sims aufruht, dicker und wird nach dem Scheitel zu dünner; die Backſteine unten ſind 27 Zoll lang, der obere Theil der Kuppel nur 24 Zoll dick, ſo daß die Wölbung in der Außenanſicht noch flacher erſcheint als im Innern. Rechts und links ſind zwei der Bogen, welche die Kuppel tragen, mit einer Wand gefüllt, die auf zwei Säulenſtellungen über einander ruht; öſtlich und weſtlich aber legen ſich in die beiden andern Bogen Halbkuppeln ein, welche den Mittelraum zu einer Eiform ausdehnen, und aus dieſen Halbkuppeln wachſen wieder je drei kleinere Gewölbe heraus, theils ſeitlich ſtützend, theils den Eingang und den Chor bedachend. Die Stützung dieſer nicht ſo ſchwer drückenden Gewölbmaſſen ließ wieder die zierliche doppelte Säulenſtellung wie in San Vitale zur Anwendung kommen, und auf den untern Säulenſtellungen zogen ſich um das ganze Mittelſchiff reichgeſchmückte Emporen für die Frauen herum, da nach orientaliſchem Kirchenbrauch dieſe einen getrennten Sitz beim Gottesdienſt haben mußten. Die Nebenſchiffe endlich dienten dazu, dem combinirten Kuppel- und Halbkuppelſyſtem kräftige Seitenſtützen zu geben, damit kein Erdbeben es zerrütten konnte. Zu dieſem Zweck waren die vier großen Tragepfeiler durch gewaltige Gurtgewölbe mit den Strebepfeilern der maſſiven Mauern verbunden, und jedes Nebenſchiff wurde ſo in drei rechteckige Säle zerſchnitten, welche im untern Stock mit Kreuzgewölben, im obern, unter der Gallerie, mit kleinen runden Flachkuppeln bedeckt waren. Ein volles breites Licht erhält der Mittelraum durch 40 große in die Kuppelwölbung ſelbſt eingeſchnittene Bogen, dann durch ähnliche aber kleinere Oeffnungen in den Halbkuppeln, endlich durch zwei Fenſterreihen über einander, welche die großen Füllmauern der Tragebogen rechts und links durchbrechen. Die Chorniſche hatte dann außerdem noch ihre eigenen ſechs Fenſter in zwei Reihen über einander, und ihre Wölbung war von fünf Fenſterbogen durchſchnitten. Die Abſtufung des Lichtes wirkt ſehr ſchön; aus der dämmerigen innern Vorhalle ſchreitet man durch immer ſich ſteigernde Helle ins Innere, bis endlich unter der Mittelkuppel durch all dieſe Fenſter ein wahrhaft blendendes Lichtmeer einſtrömt.

Sicher iſt es auch dieſe Lichtfülle, welche dem Innern den merkwürdigen Eindruck von Weite und Leichtigkeit verleiht. Die Größe des Baues iſt doch eigentlich mäßig: das große Rechteck innerhalb der Außenmauern hat 224′ (preußiſch) Breite und, ohne die hinaustretende Chorniſche, 241′ Länge. Der Geſimskranz der Kuppel iſt genau 100′ im Durchmeſſer, ihr Scheitel ſteigt zu 179′ über dem Boden. Im Vergleich mit den Kathedralen des Mittelalters, und nun gar der Peterskirche zu Rom iſt die Sophia ein Kirchenbau von Mittelgröße, ſie löſt aber glänzend die vielleicht größte Schwierigkeit für den Architekten, denn das iſt einſtimmig der Eindruck aller Reiſenden: die Kirche ſieht im Innern größer aus als ſie wirklich iſt.

So iſt die ganze Kirche ein feſt gegliederter und verketteter Organismus, wo alle Theile, auch die vom Centrum entfernteſten Theile der Mauer, unerläßlich ſind, um gleich Vaſallen die Herrin der Mitte, die Hauptkuppel, emporzutragen. Auch wer Laie in der Architektur iſt, empfängt im Innern eine Ahnung von dieſem großartigen Zuſammenhang, welcher alle Glieder des Baues der Hauptwirkung dienſtbar macht. Der Anblick des Aeußern aber muß für dieſen Organismus büßen. Schon daß die Kuppel unmittelbar auf die Tragepfeiler ſich aufwölbt, giebt ihr von außen etwas Gedrücktes, und wer damit Michelangelo's großen Gedanken am St. Peter vergleicht, wo die Kuppel, ſelbſt ſpitzer gewölbt, erſt von einem von Säulen umſtellten Rundthurm ſich aufſchwingt, wird fühlen, wie hier das Abendland den Oſten durch kühne Freiheit und Leichtigkeit der Conſtruction aus dem Felde ſchlägt. Dann aber iſt das Mauerwerk mit ſeinen breit herausſpringenden Strebepfeilern ſelbſt für die ſchöne Wirkung des Innern zu maſſiv, die Frontſeite mit ihren kleinlichen Fenſtern roh. Dieſe Sophia iſt eine ſchöne Dame, ſie ſteckt aber in einer abſcheulich aufgebauſchten Crinoline.

Wir haben bisher das Werk des Conſtructeurs betrachtet. Was aber der Sophia einſt den Hauptreiz gab, war nicht ihre Architektur, obwohl noch heute dieſe mächtigen ſo frei ſchwebenden Wölbungen auch auf den Reiſenden des Abendlandes eine große Wirkung ausüben, ſondern es war die ſchimmernde Pracht ihrer innern Decoration. Der ſteigende Verfall hat zuletzt ſelbſt die indolenten Türken gezwungen, in den Jahren 1847 und 48 eine durchgreifende Reparatur vorzunehmen. Dieſe wurde dem italieniſchen Architekten Foſſati anvertraut, und ſo lange ein Chriſt Gewalt über die Kirche hatte, konnte ſie mit Hülfe der eingezogenen großen Gerüſte in allen Richtungen ſtudirt werden. Der König von Preußen ſchickte damals den Architekten Salzenberg dorthin, und deſſen vortreffliches Werk über die Sophia und andere byzantiniſche Kirchen bewahrt der Wiſſenſchaft das damals Aufgefundene, was ſeitdem wieder die türkiſche Orthodoxie durch Uebertünchung verdeckt hat.*)

Das kaiſerliche Rom trieb zwar bei ſeinen Rieſenbauten auch die Verzierung durch Sculptur aufs Aeußerſte von Pracht und Zierlichkeit, mochte ſich aber mit bloßer Meißelarbeit und Bemalung derſelben nicht begnügen, ſondern forderte auch auf Wand und Fußboden den Reiz der Farbe. Es wurde allgemeine Sitte, reiche bunte Marmorarten aus den Brüchen ſämmtlicher Provinzen heranzuführen, von denen das vor einigen Jahren aufgegrabene Emporium am Tiberufer bei Rom noch ſo gewaltige Reſte geliefert hat. Im Abendland giebt uns die Marmorverkleidung der Marcuskirche zu Venedig von dieſer Sitte noch eine durch Alter und Schmutz ſehr verdunkelte Anſchauung, und in der neuen Paulskirche von Papſt Pius IX., nächſt dem Ausbau des Kölner Doms der bedeutendſten Kirchenſchöpfung unſeres Jahrhunderts, iſt an den Innenwänden dieſes Syſtem der Steinmalerei wieder zu glänzender Anwendung gekommen. Die Sophienkirche aber überbot Alles was wohl je in dieſer Art von Wanddecoration verſucht worden iſt. Wie eine Blumenwieſe, ſagt Paulus Silentiarius, breiten ſich Wände und Boden aus; er nennt uns die zahlloſen Arten von Marmor und anderm bunten Geſtein, welches aus allen Brüchen des Reichs dazu ſei verwendet worden: den phrygiſchen Pavonazetto mit violetten Flecken, weiß und roſigen Adern; den dunkelrothen Porphyr aus Oberägypten, den hellgrünen Marmor aus Lakonien, den ſchwarz und weiß gefleckten aus Gallien und von den Marmara-Inſeln, den numidiſchen Giallo von Krokus- und Goldfarbe. Zu dieſer Marmorpracht traten dann die buntfarbigen Säulen, zum Theil dem Heidenthum entwandt und in den Dienſt des neuen Glaubens gepreßt. Köpfe und Füße aller Säulen in der Sophia ſind weißer Marmor; die Kelche haben feingemeißeltes Blattwerk, das einſt vergoldet auf dem Grunde des Capitells ſtand. Alle Schäfte aber ſind Monolithen von dunkelgeflecktem Geſtein. Die kleineren Säulen des obern Stockwerks, welches den Bau auf drei Seiten umläuft, haben Schäfte von grünem theſſaliſchem Marmor, und aus dieſem edeln Bruch ſind auch die mächtigen an 30′ hohen Schäfte, welche je zu vier rechts und links unter den Fenſterwänden der Hauptkuppel ſtehen. Dieſe 8 Schäfte ſind von einem Heidentempel zu Epheſus herbeigeſchleppt worden. Die acht Säulen dagegen, welche mehr nach Oſten und Weſten das Hauptſchiff unter den kleinen Halbkuppelgewölben abſchließen, beſtehen aus rothem ägyptiſchem Porphyr und ſind von dem prachtvollen Sonnentempel entführt, den Kaiſer Aurelian in Rom erbaut hatte.

---

*) G. Foſſati, Aya Sophia in Constantinople, as recently restored by order of H. M. The Sultan Abdul Medjid. London, 1852. — W. Salzenberg, Altchriſtliche Baudenkmale von Conſtantinopel. Berlin 1854, mit ausgezeichneten zum Theil in Farbendruck hergeſtellten Tafeln über den Bau und die Decorationen der Sophia.

Von dem Fußboden iſt leider nur noch Eine kleine Partie in der Nordoſtecke des Mittelquadrats unter der Kuppel erhalten. Um eine kreisrunde Granitplatte legen ſich andere Runde von Porphyr und dunkelgrünem Marmor, dieſe alle wahrſcheinlich von zerſägten Säulenſchäften entnommen, und die Zwiſchenräume zwiſchen dieſen Kreisſcheiben ſind mit kleinen Muſtern ausgefüllt, in welchen neben zerſchnittenen Steinen auch ſchon blaue und grüne Glasflüſſe als Elemente des Moſaiks hervortreten. Auch auf der Frauengallerie erinnert jetzt nur noch ein Muſter, das aber einfach in Streifen ſich bewegt, an die alte Herrlichkeit der getäfelten Fußböden.*)

Dagegen haben Wände und Pfeiler ihren Marmorſchmuck noch erhalten. Hier kommen erſt recht die edelſten Steinarten zur Anwendung. Die Vertheilung iſt im Weſentlichen dieſe, daß ſich aus helleren Steinen Rahmen bilden, in welche dann aufrechtſtehende Rechtecke von dunklerm Geſtein, Porphyr, Serpentin, Roſſo antico u. a. als Spiegel eingeſetzt ſind. Um die einzelnen Farben klar auseinander zu halten, ſind die Spiegel in Rahmen von weißem Marmor eingefaßt, welche nur ein leichtes Meißelornament verziert. Die Formen dieſer Plattenbekleidung bleiben ſtets geometriſch, ſie bewegen ſich mit wenigen Ausnahmen ganz in graden Linien und rechten Winkeln. Nur über den Säulen, ehe die ſenkrecht aufſteigende Wand in die Wölbung übergeht, treten auch bewegte Formen des Pflanzenornaments in dieſem Steinmoſaik hervor.

---

*) Salzenberg, Tafel XVI.

Die vollſte Pracht aber entfaltet ſich in den Wölbungen. Dieſe waren einſt durchweg, ſo weit das Auge ſie verfolgen kann, mit Moſaik auf goldenem Grunde gefüllt. Die Glaswürfel, welche die Einheiten dieſer Gründe bilden, ſind auf ihrer Schauſeite mit ächtem Goldblatt belegt; damit aber dieſes weder ſich abreibe noch verdunkle, iſt über das Goldblatt noch ein dünner Ueberfang von Glas geſchmelzt, der den Goldton unzerſtörbar macht. In der gleichen Weiſe ſind auch die Silberſtifte hergeſtellt, welche in der Sophia (und, ſo ſcheint es, nur in der Sophia) theils als Gründe für kleinere Partien des Ornamentmoſaiks, theils aber als Lichter in den Gewändern der Heiligen zur Verwendung kommen. Alle übrigen Einheiten dieſes Moſaiks ſind Glas, welches im Fluſſe gefärbt, alſo von der Farbe ganz durchzogen iſt, ſo daß Putzen immer nur die Farbe erhöhen, nie ſie abreiben, angreifen oder verändern kann. In den Ornamentbändern, welche farbig auf dem Gold ſtehen, ſind die reinen Farben in ungebrochenem Feuer verwendet. Dagegen ſind für die Fleiſchtheile der Figuren auch gebrochene Farbentöne mit ſehr dünnen Glasſtiften hergeſtellt worden, welche zum Theil nicht eine halbe Linie dick ſind. Hier ließen ſich alſo Modellirung und Halbtöne mit aller Sorgfalt ausführen, und wirklich ſind die Moſaiken der Sophia allen übrigen der altchriſtlichen Zeit an Feinheit überlegen.

In den Muſtern der Ornamentbänder, welche die Maſſen der Goldgründe theilen und einrahmen, zeigt ſich wieder eine Mannigfaltigkeit des Muſters, die von dem feinſten Gefühl für die Farbenwirkung Zeugniß ablegt. Sämmtliche Fenſter, welche die Hauptkuppel und die Wölbungen der Halbkuppeln durchbrechen, ſind durch breite Bänder von Moſaik eingefaßt. In dieſen Einrahmungen walten die drei Farben Blau, Roth, Weiß in ganz ungebrochener Kraft und mit ſtark ausgeſprochenen nur geometriſchen Muſtern; denn dieſe Fenſter ſind hoch, das Auge wird durch das einfallende Licht geblendet, und zarte feine Zeichnung würde hier kaum fühlbar ſein und nicht wirken. Dagegen zeigen die dem Auge zugewandten Laibungen aller Tragebogen unter den Gewölben die zierlichſte Zeichnung bewegter Linien, und hierfür ſind auch die mildern Farben, neben dem Roth das Grün und ſtatt des Weiß das Silber verwendet. Selbſt hier aber giebt es wieder Abſtufungen. Höhere Bogen, von dem Auge weiter entfernt, haben ſtärkere Zeichnung; die Bogen über der Frauengallerie aber, wo die Decke dem Auge nahe iſt, tragen die zarteſten und zierlichſten Muſter.

Dazu kommen nun endlich die Figuren und Gruppen, welche auf die Goldgründe unmittelbar aufgeſetzt die meiſten Wölbungen und die Laibungen der beiden freien Tragebogen der Kuppel, des öſtlichen und des weſtlichen, ſo wie einige der Wandflächen verzieren.

Eine bedeutende Zahl des hiervon noch Vorhandenen gehört in die Zeit des Juſtinian ſelber. In der Vorhalle iſt über der „königlichen Thür“, dem Mitteleingang ins Kirchenſchiff, eine große Lunette durch einen breiten Moſaikrahmen gebildet, in welchem das Blau vorwaltet. Auf dem Goldgrund dieſer Lunette thront Chriſtus auf einem hohen mit einem Polſter belegten Seſſel, ein Buch mit der linken Hand aufs Knie geſtützt, während die rechte den Eintretenden ſegnet. Sein Obergewand von weißer Wolle iſt mit ſilbernen Lichtern gehöht, das gelbe Unterkleid iſt als Seide gedacht und hat die Lichter in Gold aufgeſetzt. Zu beiden Seiten blicken aus runden Medaillons wie aus Himmelsfenſtern die Bruſtbilder der Jungfrau und des Erzengels Michael hinunter. Zu den Füßen Chriſti aber liegt wie ein Hund auf Knie und Ellbogen in Anbetung niedergeworfen ein Kaiſer von Byzanz in vollem Coſtüme. Sein Haupt umgiebt ein Diadem, von welchem Perlenſchnüre niederhangen, das grünliche Gewand iſt reich deſſinirt, die Füße tragen die röthlichen wieder mit Perlen beſetzten Schuhe, welche nur dem Kaiſer zuſtanden. Der ſchon ergreiſende Bart ſpricht nicht gegen Juſtinian, da er bei der Einweihung der Kirche (537) bereits 55 Jahre alt war. Dieß eben ſo glänzend als fein ausgeführte Gemälde iſt das Prachtſtück der geſammten byzantiniſchen Moſaikkunſt.

Trat man nun aus der Vorhalle ins Schiff, ſo flog der Blick ſogleich ungehemmt zu der Kuppel empor, wo in einem Kreis von 30 Fuß Durchmeſſer einſt Chriſtus in coloſſaler Größe als Weltrichter auf dem Regenbogen ſaß. Dieſe Darſtellung iſt in Folge der mehrfachen Neubauten der Kuppelwölbung verſchwunden. In den Zwickeln aber, mit denen die Kuppel auf die Tragepfeiler ſich aufſtützt, ſind von vieren noch zwei rieſige Cherubim erhalten, welche in ihre ſechs Flügel ſich ſo einhüllen, daß ihre Geſtalt ganz verloren geht, und nur die ernſten Köpfe hervortreten. Auf den beiden Seitenwänden aber, welche die beiden großen Tragebogen rechts und links ausfüllen, ſtehen zwiſchen den Fenſtern und unter denſelben in umrahmten Niſchen die ſtatuariſchen Geſtalten der vier großen und der zwölf kleinen Propheten, nebſt bedeutenden Biſchöfen und Lehrern der morgenländiſchen Kirche, von denen einige unter der jetzt wieder aufgelegten Tünche noch wohl erhalten ſind.

Zum Chor fortſchreitend ſah man 1847 an der Wölbung der öſtlichen Halbkuppel rechts einen ſtehenden Erzengel in blauem Gewand, der eine Weltkugel in der Linken, und in der Rechten einen Stab hielt.

Im Chor endlich, ganz oben über den fünf in die Wölbung eingeſchnittenen Fenſtern, thront Maria in hellblauem Mantel, welcher als Schleier vom Haupt um ſie herabfließt. Nur an Bruſt, Hand und Fuß tritt unter der mächtigen Draperie das weiße mit Gold geſtickte Unterkleid hervor. Vor der Mutter ſteht auf dem Boden das Chriſtuskind, ſanft von ihr an Schulter und Hüfte gehalten, die Rechte erhoben, die Linke vor die Bruſt gelegt, das Haar frei wallend, in weißem Gewand mit goldenem Gürtel. Der Thron der Jungfrau iſt Gold mit grünem Polſterkiſſen.

Ebenfalls finden ſich noch auf der Frauengallerie Reſte von Figuren. Die Decke wird hier durch kleine Flachkuppeln gebildet. Da dieſe Decke nicht hoch über den Augen lag, konnten die Figuren kleiner ſein. In einer der Kuppeln ſind noch Reſte eines Pfingſtfeſtes. Von Chriſtus im Scheitel der Wölbung gehen die rothen Flammen auf die im Kreiſe ſtehenden Apoſtel aus, während in den vier Ecken neben der Kuppel Perſonen aus dem Volk das

Pfingſtwunder anſtaunen. So iſt neben der Sphäre der Heiligen auch wenigſtens in einem Eckchen die Gemeinde und zwar in merkwürdig naturaliſtiſchen und gewöhnlichen Köpfen zur Darſtellung gebracht.

Nicht aus Juſtinian's Zeit ſind die Figuren auf den breiten Bändern, welche die Tragebogen der Kuppel gegen Oſt und Weſt ausfüllen. Dieſe beiden Bogen ſind mehrfach reſtaurirt worden. Den gegen Weſten hat Baſilius Makedo (867—886 n. Chr.) neu gebaut. Im Scheitel deſſelben thront aus der Zeit dieſes Kaiſers eine ſehr ſchöne Madonna mit dem Kind auf dem Schooß, während in den beiden Schenkeln des Bogens die Coloſſalgeſtalten des Petrus und des Paulus zu ihr hinaufragen. Der öſtliche Bogen iſt zum letzten Mal durch Kaiſer Johannes Kantakuzenos im 14. Jahrhundert erneuert worden; auf ihm ſteht im Scheitel ein Altartiſch, während die Bogenſchenkel von dem Täufer Johannes und der Madonna in anbetender Stellung eingenommen werden, zu deren Füßen die kleine Figur des Kaiſers Johannes Paläologos in reicher aber weibiſcher Tracht kniet.

Die coloriſtiſche Wirkung all dieſer ſpiegelnden Goldflächen iſt heut noch nicht erloſchen. Das Gold hat als Farbe verwandt die Eigenſchaft, daß wenn ſich Licht darauf ſpiegelt es von allen irdiſchen Farben als die hellſte erſcheint; tritt es aber in den Schatten, ſo wird es die dunkelſte, und die andern Farben glühen neben ihm leuchtend auf. So bildet jedes Deſſin, in welches Gold eingeht, nach der Veränderlichkeit des einfallenden Lichtes ein doppeltes Muſter. Dadurch eben macht dieſe geſammte muſiviſche Decoration ſolch einen wunderbar feſſelnden Eindruck. „Der Goldglanz der vielfach gebogenen Flächen wechſelt vom hellſten Strahl bis zum tiefen Schattendunkel, ſtets einen neuen Gegenſatz zu den leuchtenden Farben des Ornaments bildend, und dieſe, bald hell, bald dunkel auf dem wechſelnden Grunde ſich abhebend, ſchimmern in den verſchiedenſten Nuancirungen. Das Auge kann ſich an dieſem Spiele der Farben nicht ſatt ſehen, und Paulus Silentiarius ſagt nicht mit Unrecht: „wer einmal den Fuß in dieſen Tempel geſetzt hat, begehret nicht wieder zurück.““*)

---

*) Salzenberg, S. 32.

Bis zum widrigen Prunk der Verſchwendung ſtieg endlich die Pracht in dem eigentlichen Heiligthum. Silberſchranken trennten den Altar vom Hauptſchiff, Silbertafeln deckten den untern Theil der Wände. Zwölf in einer Reihe oder entlang der Mauerrundung im Halbkreis freiſtehende Säulen waren mit demſelben Metall vollſtändig beſchlagen und trugen oben große ovale Silberſchilde; auf dem mittelſten war Chriſtus, auf denen zu beiden Seiten Engelchöre, Propheten und Apoſtel in getriebener Arbeit abgebildet. Den Altar, mit edelſteinblitzenden Gefäßen beſetzt, überragte das ganz ſilberne thurmhohe Tabernakel, von welchem ſeidene Vorhänge mit eingewobenen Figuren herabhingen; vier Bogen, auf eben ſo viele Säulen geſtützt, trugen einen achtſeitigen Auſſatz, der in eine achteckige Thurmſpitze auslief; auf dieſer endlich ſtand ein mächtiger Silberkelch mit Blattwerk als Symbol des dort gefeierten unblutigen Opfers, und auf dem Kelch ruhte der ſilberne Reichsapfel, das Sinnbild des Erdenballes, über welchen ſich das Kreuz ſiegreich aufgepflanzt hat.

Bei Tag war gewiß dieſer Metall- und Steinglanz, dieß Funkeln der bunten Glasflächen kalt und herb. Dagegen wirkt noch heute hier das Abendlicht zauberhaft aufs Auge; wenn die röthere Sonne durch die vielen geneigten Fenſter hereinblitzt, flammen die Goldgründe zu einem wahrhaften Alpenglühen auf. Unwiderſtehlich blendend aber und berauſchend muß einſt in dieſer Flimmerpracht der Nachtgottesdienſt geweſen ſein, wenn auf den hohen Standleuchtern am Boden die Kerzen flammten, wenn ſelbſt unter der höchſten Kuppel jener vorſpringende Geſimskranz von Lichtergarben ſchimmerte „wie die Goldkette, die ein liebender König um den Nacken ſeiner jungfräulichen Fürſtenbraut geſchlungen hat", und wenn ringsum die blitzende Decke den Glanz der ſilbernen Kronleuchter zurückſpiegelte, die in verſchiedenſter Geſtalt, als Kreuze, Schiffe, Scheiben, an langen Ketten von den Gewölben herabhingen — dann war es, ſagt der Oberkammerherr Paulus in ſeiner doch brillanten Beſchreibung, wie wenn unter dem Himmelsgewölbe die manniggeſtalteten Sternbilder funkeln. Auch von dem fernen Meere her ſchaute dann der Steuermann zu der hochgelegenen von Glanz durchſtrahlten Kirche empor; wie ein Leuchtthurm leitete ſie ſein

Schiff durch die engen Pforten des Bosporus. Und ſo erſcheint jenes Selbſtgefühl wohl berechtigt, mit welchem Juſtinian, am Tage der Einweihung in feierlicher Proceſſion das vollendete Gebäude betretend, in die berühmten Worte ausbrach: O Salomon, ich habe dich beſiegt!

Denkt man ſich nun in die flimmernde Zauberpracht eines ſolchen Nachtgottesdienſtes hinein, oder gegenwärtig bei einer Hochmeſſe, wenn der ganze Altar von Prachtgeräthe blitzte, fünf Hundert Geiſtliche verſchiedenen Ranges in bunten Gewändern fungirten, und vor dem verſammelten Hof einer der brillanten Redner, die man als Biſchöfe für den Patriarchenſtuhl von Conſtantinopel zu berufen pflegte — edle Männer darunter, wie der berühmte Homilet Chryſoſtomus, aber doch auch in der Predigt den oratoriſchen Pomp der griechiſchen Rhetorik entfaltend — ſo mag man wohl fragen, ob ſolch ein mächtiger aber ſehr weltlicher Prunk mit der Einfachheit des Stifters der Kirche und der ſchlichten Sittenlehre des Evangeliums ſtimmt. Ja wenn die Kirche einzig an das Geiſtliche dächte! Hier aber trat ein Anderes hinzu: die byzantiniſche Kirche empfand ſich im Kampf mit andern Religionen und mit andersgläubigen Kirchen der Chriſtenheit, und ſie wollte imponiren, um Proſelyten zu machen. Die Sophienkirche mit dem Prunk ihrer Golddecoration und dem Rauſch ihres Cultus iſt ein Schickſal für Europa geworden; unter ihrer goldenen Kuppel hat ſich die Bekehrung der Ruſſen und damit die Abwendung dieſes jetzt ungeheuern Factors von der weſteuropäiſchen Bildung vollzogen. Dieſe Geſchichte iſt ſo merkwürdig und in ihren Einzelheiten ſo wenig bekannt, daß man ſie bezweifeln möchte, wenn ich ſie ſelber erzählte. Ich laſſe daher einen ruſſiſchen Zeugen reden, und zwar einen ſehr ehrwürdigen und glaubhaften Zeugen, Neſtor, den Mönch im Höhlenkloſter zu Kiew, der um 1100 lebte, alſo ſeine ruſſiſchen Annalen ſchon hundert Jahre nach der Bekehrung der Ruſſen ſchrieb.

Dieſe Bekehrung iſt durch den Großfürſten Wladimir erfolgt, den deshalb die morgenländiſche Kirche unter ihre Heiligen erhöht hat. Ein wunderlicher Heiliger auf alle Fälle; denn er hielt ſich fünf Frauen und achthundert Kebsweiber, war aber mit dieſen

Anſprüchen noch lange nicht begnügt. Seine Großmutter Olga hatte ſich bereits zu Conſtantinopel taufen laſſen; jetzt ſuchten ihn die Nachbarvölker zu bekehren. Den Bulgaren ſagt er, Mahomedaner könne er nicht werden, denn Trinken ſei das Vergnügen der Ruſſen, ohne das könnten ſie nicht leben. Bei der katholiſchen Religion der Deutſchen gefällt ihm dagegen das Faſten nicht. Die jüdiſchen Chozaren haben mit ihrem Gott nicht Glück noch Stern, ſonſt hätte er ja nicht ſelber ſein Jeruſalem zerſtört. Einzig ein byzantiniſcher Philoſoph macht Eindruck auf ihn, indem er ihm ein Bild des jüngſten Gerichtes zeigt. Was die Augen ſehen, das glaubt das Herz, und Wladimir wird durch die Qualen der Verdammten ſehr erſchüttert. Er ſendet den Philoſophen reich beſchenkt fort, will ſich aber doch noch beſinnen. Dann heißt es wörtlich weiter wie folgt:

„Im Jahr 987 berief Wladimir ſeine Bojaren und die Alten der Stadt Kiew und ſprach zu ihnen: Ihr wißt, daß die Bulgaren zu mir gekommen ſind und haben mir geſagt: Nimm unſern Glauben an. Dann kamen die Deutſchen, die haben mir auch ihre Religion gerühmt; darauf wieder die Juden, und nun zuletzt die Griechen, die ſchimpfen auf alle Religionen, preiſen allein die ihrige, und haben zum Beweis mir die Geſchichte der Welt von der Schöpfung an erzählt. Ihre Reden dünken mir verſtändig, ich habe ſie gern angehört, obwohl ich mich erſtaunt habe. Sie ſagen, es ſoll noch ein Leben kommen nach dieſem, und wer ihren Glauben bekennt, ſoll nach dem Tod auferſtehen und ewig nicht verloren gehen; aber wer einen andern Glauben hat, der ſoll brennen in Ewigkeit. Was denket Ihr nun davon? Die Bojaren und die Alten antworteten: Du weißt, o Fürſt, daß kein Menſch von ſeiner Religion Uebles redet, im Gegentheil, Jeder lobt die ſeinige. Wenn Du die genaue Wahrheit wiſſen willſt, ſo haſt Du weiſe Leute zur Hand; ſende ſie den Glauben eines jeden dieſer Völker und ihren Gottesdienſt zu prüfen.

„Dieſe Rede gefiel dem Fürſten und Jedermann. Alſo erwählte er kluge Leute und die offenes Auges waren, zehen an der Zahl, und ſprach zu ihnen: Gehet zuerſt zu den Bulgaren und prüfet ihre Religion.

„Die Männer gingen; aber als ſie angekommen waren und all die ſchandbaren Dinge im Gottesdienſt der Mahomedaner geſehen hatten, zumal aber wie ſie Gott mit bedecktem Haupt anbeten, kamen ſie nach Rußland zurück. Da gebot ihnen Wladimir: Gehet nunmehr nach Deutſchland und ſpähet die Religion des Landes aus, und dann ſollt Ihr Euch auch nach Griechenland wenden.

„Da kamen die Abgeſandten nach Deutſchland und ſpäheten den ganzen Gottesdienſt aus; darauf gingen ſie nach Zaragrad (d. i. Conſtantinopel) und kamen vor den Zaren. Dieſer fragte ſie, warum ſie gereiſt kämen, und ſie ſagten's ihm an. Deſſen freute der Zar ſich ſehr und nahm ſie mit Pracht und Ehren auf. Des andern Tages ſchickte er bei früher Zeit nach dem Patriarchen und ſprach zu ihm: Die Ruſſen ſind hergekommen unſern Glauben zu prüfen; ſo richte alles in der Kirche und im Chor ein; Du ſelber aber lege Deinen ganzen Schmuck als Biſchof an, damit ſie die Majeſtät unſeres Gottes erblicken.

„Als der Patriarch ſolches vernahm, ließ er die Geiſtlichkeit kommen. Er verordnete das Hochamt wie an einem Feiertag, ließ Weihrauch in die Pfannen thun und die Litaneien und Hymnen anſtimmen. Man führte die Ruſſen in die Kirche und ſetzte ſie mit Sorgfalt auf einen bequemen Platz, daß ſie gleich wie ſie eintraten die Auszierung und die ſchöne Pracht der Kirche und die Geſänge und den Schmuck der Patriarchen und der Diakonen anſtaunen möchten — den ganzen Brauch wie die Griechen Gott anbeten. Wie ihre Augen dieſe Herrlichkeit erblickten, da wurden die Abgeſandten als wären ſie verzückt, und ſie konnten dieſe Art Gott zu dienen nicht genugſam preiſen.

„Hierauf hießen die Zaren Waſſili (es war dieß Baſilius II.) und Conſtantin ſie vor ſich kommen und ſagte ihnen: Kehret jetzt zurück in Euer Land. Und ſie gaben ihnen Urlaub und häuften auf ſie Ehren und Geſchenke.

„Als ſie in Rußland wieder daheim waren, rief Wladimir ſeine Bojaren und die Aelteſten der Stadt zuſammen, und ſprach zu ihnen alſo: Unſere Abgeſandten ſind zurück, laſſet uns vernehmen was ſie geſehen haben. Kommt, ſprach er zu den Boten, und meldet uns was Ihr erkundet habt.

„Da ſprachen die Abgeordneten: Zuerſt haben wir die Bulgaren beſucht und geſehen wie ſie Gott dienen in ihren Tempeln, mit bedecktem Haupte und um die Lenden ungegürtet; dann nachdem ſie niedergefallen, ſetzen ſie ſich und blicken nach einer Seite und nach der andern, als wären ſie von Sinnen. Es iſt keine Luſt ſie zu ſehen, und auch iſt um ſie herum ſolch ein unleidlicher Stank, und Alles iſt unangenehm: kurz, ihre Religion iſt nicht hübſch.

„Hierauf fuhren wir zu den Deutſchen, wir ſahen ihre Kirchen und den Brauch ihres Betens; aber da iſt auch nicht Zier noch Schönheit. Endlich kamen wir zu den Griechen und ſie führten uns in die Orte wo man den Gottesdienſt hält. Da meinten wir wirklich wir wären im Himmel; denn auf Erden wird ſolcher Reichthum und Pracht nicht gefunden. Wir könnten Euch auch nicht erzählen was wir geſehen haben; und müſſen wir glauben, daß man dort wahrhaft in Gottes Gegenwart ſich befindet, und daß der Gottesdienſt der andern Länder davor ganz blaß wird. Auch werden wir dieſe Herrlichkeit niemals vergeſſen. Wer ſolch ein Schauſpiel geſehen hat, der findet auf Erden nicht mehr das ihm gefalle; auch mögen wir hier im Land nicht länger bleiben.

„Hierauf nahmen die Bojaren das Wort und ſagten: Wäre die griechiſche Religion vom Uebel geweſen, ſo hätte Deine Großmutter Olga ſie nicht angenommen, denn ſie war an Weisheit vor allen Menſchen. Wo wollet Ihr Euch denn taufen laſſen? ſagte Wladimir. Da wo Du ſelber es willſt, antworteten ſie.“

Es wird dann weiter berichtet, wie im folgenden Jahr (988) Wladimir Cherſon erobert und gegen Byzanz Angriffsſtellung nimmt. Er droht den Zaren Baſilius und Conſtantin auch Conſtantinopel wie Cherſon zu ſtürmen, wenn ſie ihm nicht Anna ihre Schweſter zur Ehe geben. Sie verlangen, erſt ſoll er ſich taufen laſſen, und Anna entſchließt ſich ſehr ſchwer; da erblindet Wladimir (eine ſtehende Legende im Mittelalter) und wird durch die Taufe ſehend. Taufe und Hochzeit fanden beide in Cherſon ſtatt, und nun folgte die Bekehrung der Hauptſtadt Kiew. Dort hatte (nach einer der Chroniken von Nowgorod) Wladimir im Anfang ſeiner Regierung erſt recht den Götzendienſt eingeführt, Bildſäulen aufgeſtellt und Alle die ſie nicht anbeten wollten an Rang und Grundbeſitz gebüßt. Jetzt beliebte es dem Gewaltherrſcher anders, und das Volk mußte willenlos wieder mit. Das Götzenbild des Perun wurde in den Dniepr geworfen. „Darnach ließ Wladimir durch die ganze Stadt ausrufen: Wer morgen früh nicht am Ufer des Fluſſes erſcheint, reich oder arm, Bettler oder Tagelöhner, der ſoll für einen Aufrührer gelten und Strafe leiden.

„Als die Einwohner dieſe Drohung hörten, kamen ſie ohne Verzug, denn ſie ſagten: Wäre die Taufe kein Nutz, ſo hätten unſre Fürſten und Bojaren ſie nicht angenommen.

„Am folgenden Morgen begaben ſich alſo Wladimir, begleitet von Prieſtern, der Zarina und den Chriſten von Cherſon an den Dniepr. Da ſammelte ſich ein unzählbar Volk, die liefen ins Waſſer, einer bis an den Hals, der andre bis an die Bruſt. Die Kinder, die am Ufer blieben, wurden mit Waſſer begoſſen, andre ſchwammen umher, während die Prieſter die Gebete laſen. Und das war ein Schauſpiel groß, ſeltſam und ſchön anzuſehen. Wie endlich alles Volk getauft war, gingen ſie ein jeglicher heim in ſein Haus." Und ſo wie in der Reſidenz ging es überall, vornehme Kinder ließ er unterrichten, auch im Schreiben, und niemand achtete darauf, daß bei dieſen Gewaltstaufen Mütter über ihre Kinder weinten als ſollten ſie ſterben, denn, ſagt Neſtor, ſie waren noch nicht recht feſt im Glauben.

Auch von byzantiniſcher Seite wird uns dieſe Bekehrung der Ruſſen durch die Pracht der Sophia erzählt. Die Fremden, heißt es, ſahen dort leibhaftig geflügelte Geſtalten in langen Gewändern, welche in der Luft flogen ohne den Boden zu berühren und das Sanctus mitſangen. Dieſe Engel ſind wohl ſicher die noch vorhandenen ſechsflügligen Cherubim in den Zwickeln der großen Centralkuppel, die in dem Bericht der Geſandten bei den Zuhörern im fernen Kiew ſich in lebende Geiſter verwandelten.*)

Man ſieht, die Prachtausſtattung der Sophia hat ihre Folgen gehabt, und die ſechs Millionen Thaler, welche nach unſerm Gelde Juſtinian daran gelegt hatte, haben ſtarke Zinſen getragen. Aber auch in der weitern Entwicklung der Baukunſt hat die Kirche ihren Einfluß behauptet. Zunächſt dieſe ſo energiſch eroberte Tochter der byzantiniſchen Kirche, die ruſſiſche, ſie folgte auch darin der Mutter; gleich unter Wladimir's Nachfolger Jaroslav erhob ſich in Nowgorod eine Sophien-Kirche mit Kuppel und Goldmoſaiken, und noch der letzte mächtige Monumentalbau Rußlands in unſerm Jahrhundert, die Iſaakskirche in St. Petersburg, hat eine Hauptkuppel von vier kleinern Kuppeln umgeben. Ebenfalls hat die ganze morgenländiſche Kirche in Aſien, bis tief in die Kaukaſusländer und nach Armenien hinein, einſtimmig von Byzanz den Kuppelbau angenommen. Die Religion Muhamed's, wo immer ſie die chriſtliche Kirche überwand und ablöſte, nahm mit Begeiſterung die Kuppel auf. In Alhambra waltet ſie in Einem brillanten Beiſpiel; die Araber in Cairo, die Osmanen in Conſtantinopel ſelbſt und in allen Theilen des türkiſchen Reiches haben im Stil der Sophia gebaut. Im fernen Indien ſpiegeln die Moſcheen und Grabmäler der Großmoghuln im Ganges, in der Dſchumna ihre herrlich ſchwellenden Marmorkuppeln.

---

*) Neſtor, franzöſiſch überſ. von Louis Paris, Anmerkung zum I. Band.

Woher die Gunſt, welche die Kuppel auch noch in einer andern Religion und Weltordnung fand?

Der reine Gegenſatz zum Kuppelbau iſt der heidniſch-griechiſche Tempel, das ſchlichte Götterhaus von Säulen umſtellt. Alle Säulen gleich hoch, gleich ſtark, gleich decorirt, eine ſo viel tragend wie die andere, wie eine Schaar ſpartaniſcher Krieger, welche geſchmückt und bekränzt zum Kampfe gehen; der abſolute Ausdruck republikaniſcher Gleichheit, jeder Theil auf ſich ſtehend, ſich ſelbſt tragend, unverwüſtlich weil einfachſt conſtruirt wie der republikaniſche Staat — kein griechiſcher Tempel, wo nicht die Hand des Menſchen zerſtörend eingriff, würde bis heut eingeſtürzt ſein, und wo auch nur eine Gruppe von ein paar Säulen erhalten iſt, da tragen ſie ihre Gebälkſtücke noch feſt und ſtramm empor. Die Kuppel im Gegentheil ſagt: Ich bin der Eine; alle andern Theile tragen nur mich. Der letzte Stein im Fundament empfindet den Druck des Centrums, und von ihm aufwärts bis zu den Bogen, welche die Kuppel ſtützen, reicht durch alle Glieder des Baues eine feſte Hierarchie dienender Beamten. Der innerſte Charakter dieſes Stils iſt, daß jedes Gebäude nur Eine Hauptkuppel tragen darf. In der Kuppel ſpricht ſich die Despotie aus, welche die Leiber beherrſcht und die Gewiſſen zugleich. Darum hatte Byzanz, darum Rußland und der Islam, wo der Sultan zugleich der Papſt iſt, ein ſo lebhaftes Gefühl für dieſe Bauform. Im Abendland, wo Papſt und Kaiſer neben einander ſtanden, wo der Lehnsſtaat, das Bürgerthum den Despoten zügelte, hat die Kuppel niemals breiten Boden gewonnen. Wo ſie vereinzelt auftritt, da bezeichnet ſie faſt immer, daß in der Geſellſchaft ſich eine Wendung zum Abſolutismus vollzieht. In den drei nordiſchen Reichen, wo die Freiheit ſtets ein nie ſich verrückender Nordſtern über der Stirn der Männer ſtand, erhebt ſich auch nicht Ein monumentaler Kuppelbau. Als Rom am Ende des Mittelalters ſich für unerſchütterlich hält, legt es den Grund zum St. Peter. Auf dem freien Boden Großbritanniens ſteht Eine Kirchenkuppel, nur Eine: es iſt die Paulskirche in London, und dieſe iſt unter Karl II. begonnen, als man meinte mit der Revolution fertig zu ſein. In Frankreich hat Richelieu in ſeinem überwundenen Paris den erſten Kuppelbau errichtet. Nicht ſo leicht wie dieſe klare Sprache der Steine verſteht ſich der Sinn derjenigen Stile, die in reicherer Gliederung der Architektur, wie in unſerm Mittelalter, ihre Weltanſchauung ausprägen. Wer aber nur den Kölner Dom anſieht mit den beiden gleichwiegenden Thürmen, wird doch ſogleich fühlen, daß hier eine Zweiheit zum Ausgleich gebracht iſt. Und redet in ihrer Architektur nicht auch unſere Zeit zu uns? Freilich, wo wir bloß die Ueberlieferung einer vergehenden Welt fortſetzen, wo wir neue Kirchen und Paläſte bauen, da kramen wir in allen alten Stilen fort. Die Neuſchöpfung unſerer Zeit aber iſt nicht in Stein, ſondern in Eiſen und Glas. Unſere eigenſten Thaten ſind die Weltausſtellung, der Kryſtallpalaſt, der Bahnhof: die ungeheuere Halle der Gleichheit, die Tauſenden Schirm vor dem Wetter giebt und doch bis in die letzten Ecken vom vollen Tageslicht der Oeffentlichkeit durchdrungen iſt. Wie dereinſt die Wiſſenſchaft des Ingenieurs, der Geiſt des Architekten, die Erfindung des Decorateurs dieſen Stil zur Pracht entwickeln werden, das ſehen wir heut ſo wenig voraus, als man bei der ſkeletthaften Einfachheit der früheſten

Franziskanerkirchen ahnen konnte, daß dieſe mageren kindlichen Formen zur Herrlichkeit der ſpitzbogigen Kathedralen ausreifen ſollten. Aber unſer Bauſtil iſt einmal dieſer und kein andrer, und er drückt aus was allein wahrhaft in der Zeit lebt. Der Bahnhof iſt der Abſchluß der Eiſenbahn. Die Eiſenbahn vernichtet das Privilegium, der Arbeiter fliegt ſo ſchnell zum Ziel als der Reiche auf den Kiſſen des erſten Platzes. Der Bahnhof aber ſagt: Ich bin die Gleichheit, und Allen, ohne noch einen Vorzug zu dulden, gebe ich gleichmäßig Raum und Licht und Bewegung.

VIII.

Die Brüſſeler Rathhausbilder des Rogier van der Weyden und deren Copien in den burgundiſchen Tapeten zu Bern.

Die Geſchichte der modernen Malerei in den nördlichen Ländern fängt im Nebel an. Wenige große Namen des fünfzehnten und vom Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts errangen ſich europäiſchen Ruf, und auf dieſe Meiſter wurde der ganze Vorrath von niederländiſchen und deutſchen Bildern jener Frühzeit zurückgeführt. Alberto Duro, Luca d'Olanda und Olbeno ſind in Italien noch heute Collectivnamen, und auf dieſe drei, Dürer, Lucas van Leyden und Holbein, werden auch in Spanien alle früheren Bilder der nordiſchen Schulen getauft. Nur wenige nordiſche Maler haben überhaupt in früher Zeit Biographen gefunden, welche genug von ihnen wußten, um ſie in unſrer Phantaſie als volle lebendige Geſtalten hinzuſtellen, und ſelbſt in dieſem günſtigſten Fall wurde oft die Künſtleranekdote zu Hülfe genommen, die ſich dann der ſpäteren Forſchung meiſt als ſehr zweifelhaft erweiſt. Erſt unſere Zeit hat hier ernſt zu ſichten übernommen; ſie wird unterſtützt durch die archivaliſche Forſchung, denn die größten Kunſtwerke jener Zeiten befanden ſich meiſt in Kirchen und ſtädtiſchen Gebäuden, ſind daher oft durch Urkunden beglaubigt, die ſich auf ihre Beſtellung, Bezahlung oder Aufſtellung beziehen; oft auch gewähren Tauf- und Sterberegiſter uns für die Künſtlerbiographie feſte chronologiſche Anſchlüſſe. Außerdem hat unſere Zeit die ſchnelle Beweglichkeit und die Leichtigkeit des Reiſens voraus; man kann viele Bilder ſehen, kann beglaubigte Werke eines Meiſters mit den nicht datirten vergleichen, ehe der Eindruck im Auge erliſcht; und man hat ſchließlich die leichte Vervielfältigung durch die Photographie, welche abermals Vergleichungen erleichtert. So wächſt langſam die beglaubigte Kunſtgeſchichte großer Perioden zur Reife heran; die Schüler ſondern ſich von den Meiſtern, und es wird möglich, Liſten über Alles abzufaſſen, was von irgend einem beſtimmten Künſtler noch übrig iſt.

Am ſchlimmſten ſtand es in dieſer Hinſicht mit der altflandriſchen, durch die Brüder van Eyck geſtifteten Malerſchule. Außer dem feſt beglaubigten Bilde der Eyck's in Gent und den Sachen Memling's in Brügge gab es für die Geſchichte dieſer Schule keinen fernern Anhalt, als ein paar Notizen in italieniſchen Schriftſtellern des 15. und 16. Jahrhunderts, und dann die aus dieſen Notizen zum Theil abgeſchriebenen, ſonſt aber ganz verworrenen Biographien des Carel van Mander, der erſt im Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts, alſo faſt 200 Jahre nach Gründung der Eyck'ſchen Schule, ſein Schilderboeck herausgab. Die Schule hatte überhaupt Unglück; der Bilderſturm, der mehr als einmal über die Niederlande tobte, und dann der ſpaniſche Krieg zerſtörten zahlloſe altflandriſche Bilder; und was der Zerſtörung entging, wurde geraubt und verſchleppt. So verloren wichtige Bilder ihre urſprüngliche Stelle, und das Band der Localtraditionen wurde zerriſſen, welche dem Kunſthiſtoriker oft ſo nützlich werden können. Bei zahlreichen Malernamen, welche van Mander anführt, müſſen wir die Hoffnung wohl für immer aufgeben, ſie mit einem noch erhaltenen Werke zu verbinden; für andre große Meiſter müſſen wenige beglaubigte Bilder, ein paar trockene Notizen über Geburtsort und Todesjahr und zuweilen eine einzelne Begebenheit aus ihrem Leben genügen, um aus kleinen Steinchen ein Moſaikbild ihres Weſens zuſammenzufügen. Die Rundheit einer Statue kann ſolch ein Bild nie erlangen, aber auch, wie es iſt, kann es eine annähernde Portraitwahrheit beanſpruchen. Nur eins verbitten wir uns, um ſo mehr, da es in die moderne franzöſiſche und deutſche Kunſtſchriftſtellerei einzubrechen anfängt — nämlich, daß man die Lücken einer ſolchen Biographie, welche ſtets bleiben werden, mit romanhaften Erfindungen oder allgemeinen Redensarten und Sentenzen auszukitten verſucht.

I. Leben des Rogier van der Weyden.

Ganz ſo aus kleinen Moſaikſteinchen ſetzt ſich Alles zuſammen, was wir über das Leben des größten Schülers der van Eyck wiſſen, durch welchen zugleich die Eyck'ſche Tradition zu Memling ſich fortleitet. Rogier van der Weyden, ſo zwiſchen die zwei großen Meiſter geſtellt, Schüler des Jan van Eyck, Lehrer des Memling, hat Jahrhunderte lang ſeinen Ruhm an beide vertheilt; entweder dem Eyck oder dem Memling ſind bis vor etwa 40 Jahren alle ſeine Werke zugeſchrieben worden. Die Exiſtenz des Meiſters war freilich beglaubigt durch den großen Ruhm, den er bei ſeinen Zeitgenoſſen hatte, und zwar nicht nur in allen Theilen der Niederlande, ſeiner Heimat, ſondern ſchon bei Lebzeiten in Italien und Spanien, ſowie durch eine blühende Schule, die aus ſeinem Atelier ſich über Köln bis an den Oberrhein und Lech ausbreitete. Es ſcheint aber, daß gerade dieſer Ruhm an dem ſpätern Erlöſchen ſeines Namens Schuld geworden iſt, weil Rogier zu ſorglos war, um auf die Erhaltung dieſes Ruhmes bedacht zu ſein. Sowohl Jan van Eyck, als Memling haben ihre Bilder häufig mit ihren Namen bezeichnet: Rogier that es niemals*), ſei es aus Stolz oder Beſcheidenheit oder (wie er denn nach ſeinem ganzen Weſen uns als ein frommer Menſch erſcheint) aus religiöſer Demuth. Erſt eine Reihe von glücklichen Fünden, die wir meiſt belgiſchen Archivforſchern verdanken, haben ſein Leben endlich in's Klare geſetzt, und eine kleine Zahl vollkommen erweislicher Bilder von ihm geben uns jetzt einen feſten Anhalt, um auch ſolche Werke ihm anzueignen, welche keinen Stammbaum haben. Doch bedarf es für das Letztere immerhin großer Vorſicht, denn zwiſchen Rogier einerſeits und anderſeits ſeinen Mitſchülern aus dem Atelier Jan van Eyck's, ſowie auch ſeinen eigenen Schülern ſind die Unterſchiede fein, und man kennt altflandriſche Bilder, die von den Kennern dreimal umgetauft worden ſind, bis zuletzt die eigenhändige Quittung des wirklichen Meiſters derſelben bewies, daß keine der drei Taufen recht geweſen war.

---

*) Auf dem Bilde der Kreuzabnahme in St. Pierre zu Löwen ſteht ein halbes W. (Zuſätze zu Delepierre's franzöſ. Ueberſetzung von Crowe und Cavalcaſelle's Werk über die flandriſchen Maler, 2. Band.) Eine zu unſichere Bezeichnung, als daß man ſie für Andeutung des Namens van der Weyden nehmen müßte.

Die gleichzeitigen und die wenig ſpätern Schriftſteller, welche Rogier erwähnen, nennen ihn theils Gallicus, theils Rogier von Brüſſel, theils von Brügge, theils Bürger von Löwen; jetzt wiſſen wir aus Urkunden, daß er aus Tournai gebürtig war. Eine Verwirrung, die unauflöslich bliebe, wüßten wir nicht, daß die Malergilden der einzelnen Städte an dem Statut feſthielten, daß man in ſie als Mitglied aufgenommen und damit als Stadtbürger anerkannt ſein mußte, wenn man in ihrer Stadt eine Beſtellung ausführen wollte. Jene vielen Ortsnamen beweiſen alſo nur, daß Rogier in allen dieſen Städten ſucceſſiv gewohnt und wahrſcheinlich als Meiſter gearbeitet hat. Rogier war zu Tournai im weſtlichen Flandern geboren, alſo auf franzöſiſchem Sprachgebiet.*) In franzöſiſcher Sprache ſind alſo die früheſten urkundlichen Notizen über ihn, und die früheſte Form ſeines Beinamens. Ein Regiſter der Maler von Tournai thut dar, daß er im Jahr 1426 als Lehrling bei dem Malermeiſter Robert Campin eintrat, ſeine Lehrzeit pflichtmäßig aushielt und als freier Meiſter 1432 zu Tournai in die Malergilde trat. Sein Name iſt hier, wie auch in einer ſpäteren Aufzeichnung aus dem Jahr 1459, Rogier de le Pasture, was er ſelbſt wohl ſpäter, als er Bürger in flämiſchredenden Städten wurde, in das gleichbedeutende van der Weyden überſetzte.*)

---

*) Die neueſten Reſultate über dieſen Punkt ſind zuſammengeſtellt in der Biographie Rogier's, welche Alfred Michiels im Septemberheft 1866 der Gazette des Beaux-Arts begonnen und dann in den 3. Band der 2. Ausgabe ſeiner Peinture flamande et hollandaise aufgenommen hat. Es iſt dies die dritte Lebensbeſchreibung des Künſtlers, welche Herr Michiels ſchreibt. Die erſte, im zweiten Band der erſten Ausgabe ſeiner Peinture, wurde ſo ſchnell durch die fortſchreitende Forſchung antiquirt, daß er im 3. Bande desſelben Buches eine zweite Biographie gab. Jetzt folgt dieſe dritte, die abermals ſtarke Zuſätze und Berichtigungen enthält. Uebrigens ſind es beſonders die ſoliden Archivforſchungen des Herrn Adolphe Wauters in Brüſſel, welche in dieſem höchſt ſchwer zu ermittelnden Malerleben Licht geſchafft haben.

Wenn man hiernach an der Identität des Malers von Tournai mit dem berühmten Stadtmaler von Brüſſel noch zweifeln konnte, ſo hebt ſich jedes Bedenken durch einen erſt ganz kürzlich in der Jahresrechnung der Gilde von Tournai aufgefundenen Poſten für Ausgaben bei einer Todtenmeſſe, welche gerade im Todesjahr des berühmten Rogier (1464) in Tournai für den Meiſter „Rogier de le Pasture, von Tournai gebürtig“, geleſen wurde, „der in Brüſſel gewohnt hat.“**)

Beim Eintritt als Lehrling im Jahr 1426 war Rogier bereits verheiratet und Vater, er kann alſo kaum vor 1405 geboren ſein; was auch dadurch unterſtützt wird, daß er ſchon 1436 in ſehr ehrenvoller, auch einträglicher Stellung als Stadtmaler von Brüſſel lebte, und daß ſchon 1445 ſein berühmtes Flügelaltärchen von Juan II., König von Caſtilien, der Karthauſe von Miraflores in Spanien zum Geſchenk gemacht wurde. Er hat nach dem Bisherigen eine von den Eycks unabhängige Erziehung zum Künſtler genoſſen und zuverſichtlich als Temperamaler begonnen, da die Oelmalerei bis kurz vor 1441, wo Jan van Eyck ſtarb, nur im Eyck'ſchen Atelier geübt wurde. Es hindert alſo nichts anzunehmen, daß Rogier bei ſeiner Anſtellung in Brüſſel die Eyck'ſche Manier und den Gebrauch der Oelfarben noch nicht kannte, und ſo würde auch der Umſtand ſich erklären, daß gerade die berühmten Rathhausbilder in Brüſſel nicht in Oel, ſondern mit Leimfarben auf Leinwand gemalt waren.*) Wir dürften uns alſo nicht wundern, wenn dieſe Werke und andere jener Zeit einen Stil zeigen ſollten, der von der Eyck'ſchen Manier noch ſehr entfernt iſt.

---

*) Dieſe Notizen fand in dem Malerregiſter Herr Dumortier von Tournai. Sie lauten im Original: „Rogelet de le Pasture natif de Tournay commencha son apresure le cinquiesme jour de mars lan mil CCCC vingt six. Et fu son maistre maistre Robert Canpin paintre. Lequel Rogelet a parfaict son apresure deuement avec son dit maistre.“ Und weiter unten, in der Liſte der Meiſter unter dem Jahr 1432: „Maistre Rogier de le Pasture, natif de Tournay, fut reçu à la francise du mestier des paintres le premier jour daoust l’an dessus-dit.“ Die oben im Text erwähnte Aufzeichnung von 1459 rührt von dem Abt Jean le Robert in Cambray her und lautet: „Le XVI de jung l’an LV, je Jehan, abbé, marchanday a maistre Rogier de le Pasture, maistre ouvrier de painture de Bruxelles, un tableau etc.“ Hiernach iſt in den franzöſiſchen Provinzen der Name de le Pasture neben dem flämiſchen van der Weyden in Gebrauch geblieben; und dieſer Rogier de le Pasture war eins mit dem berühmten Stadtmaler von Brüſſel. Daß Rogier, als er Lehrling wurde, bereits einen Sohn Cornelius hatte, der im Alter von ungefähr 48 Jahren 1473 ſtarb, beweiſt nichts gegen die Identität beider Maler; Rogier beſaß ſpäter eignes Vermögen, und vielleicht gab ihm die Heirat mit einer reichen Frau erſt die Möglichkeit, den Beruf des Malers zu ergreifen. (Sämmtliche Beweisſtellen findet man vereinigt in dem vortreſſlichen Katalog des Muſeums zu Antwerpen, zu Rogier’s Bild unter Nr. 30 dieſes Katalogs.)

**) Die Stelle bei Michiels a. a. O. S. 224: „Item, payet pour les chandelles qui furent mises devant saint Luc, à cauze du service maistre Rogier de le Pasture, natyf de cheste ville de Tournay, lequel demoroit à Bruxelles . . . pour ce: iiij gros 1/2.“

Jedenfalls iſt Rogier ſehr ſchnell in Kunſt und Ruf geſtiegen, denn im Jahr 1436 war er bereits Brüſſeler Stadtmaler, indem damals der Gemeinderath von Brüſſel beſtimmte, daß nach ſeinem Tode ferner kein Stadtmaler ſolle ernannt werden. Bei ſeiner ernſt-religiöſen Gemüthsart iſt zu glauben, daß er an die ſtrenge Partei ſich anſchloß, welche damals in Brüſſel zur Macht kam. Ein Anhänger dieſer Partei, Jan van Ruysbroeck, war Architekt des neuen Rathhauſes, deſſen Gerichtsſaal unſer Rogier mit Darſtellungen einer ſtrengen Gerechtigkeit ausſtattete. Wir kennen die Bedingungen, unter denen er angeſtellt war. Der Einfluß des großen Tuchwebergewerks, wodurch die belgiſchen Provinzen damals glänzten, wirkte in Brabant auch auf die Beſoldungen ein, welche Regierung und Municipalitäten ihren Beamten zahlten: man gab den Angeſtellten ein beſtimmtes Ellenmaaß Tuch ſtatt des Gehaltes. Die Stadthandwerker, wie Maurer und Schreiner, erhielten jährlich ein Viertelſtück Tuch, Rogier als Künſtler ein Drittelſtück, die ſtudirten Aemter: Sachwalter, Penſionaris, Arzt, Stadtſchreiber und die Clercs oder Greffiers, Jeder ein halbes Stück Tuch. Außerdem trug der Stadtmaler ſeinen Mantel auf der rechten Schulter, die Handwerker auf der linken.*) Rogier, der ſehr fleißig war und außer den Rathhausbildern für das ganze burgundiſche Reich arbeitete, aber auch Sachen nach Italien verkaufte, kam zu großem Wohlſtand; im Jahr 1444 kauft er ſich ein ſtattliches Haus in der rue des Carrières (jetzt rue de l'Empereur). 1449 erſcheint er noch mit dem Titel „portrateur der stad van Brussel", und dieſes Amt ſcheint er ſein ganzes Leben behalten zu haben; wenigſtens hat er noch 1462, zwei Jahre vor ſeinem Tode, eine Taxation für eine Bemalung von Statuen vorgenommen, welche Bemalung ein anderer Künſtler ausgeführt hatte.

---

*) Vaſari (Vit. c. CLIX), welcher den Rogier van der Weyden bei Namen kennt, meint zwar, die Brüſſeler Rathhausbilder ſeien in Oel geweſen, allein dies hat er wohl nur aus dem Umſtand geſchloſſen, daß Rogier nach ſeiner Ausbildung in Tournai hernach Jan van Eyck's Schüler wurde. Aber van Mander ſagt ganz beſtimmt, daß ſeine Hauptwerke mit Ei- oder Leimfarbe auf große Stücke Leinwand gemalt waren. (Leben des Rogier van Brügge, fol. 126 pag. 2.)

Rogier war jedoch, wie es ſcheint, der erſte flandriſche Künſtler, welcher Italien beſuchte. Im Jahr 1450 kam er nämlich bei Gelegenheit des Jubeljahrs nach Rom. Werke von ihm waren damals in Italien ſchon verbreitet und ſehr berühmt, und zwar war es ſein Lieblingsgegenſtand, die Kreuzabnahme, wovon ſchon 1449 Cyriacus von Ancona bei dem Markgrafen von Eſte ein Exemplar ſah; ja für denſelben Markgrafen arbeitete in demſelben Jahr zu Ferrara ein Sieneſer, Angelo Parraſio, welcher Bilder von Eyck und Rogier ſich zum Muſter nahm. Auf den Flügeln jener Kreuzabnahme ſah man Adam und Eva aus dem Paradies vertrieben und eine fürſtliche Perſon, vielleicht als Donator, knieend.**) Auch Alphons von Arragon, König von Sicilien, beſaß neben einigen Eycks mehrere auf Leinwand gemalte Bilder des Rogier. Wir erhalten dieſe letztern Notizen durch einen gleichzeitigen Italiener, Bartholomäus Facius, der ein Buch von berühmten Zeitgenoſſen geſchrieben hat, welches 1455 angefangen und vor December 1456 vollendet wurde.*) Uns, die wir die großen florentiniſchen Maler von der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts kennen und ſchätzen, muß es auffallen, daß neben Maſaccio und Fieſole gerade von den Italienern dieſe flandriſchen Bilder ſo hoch geſchätzt wurden. Bei Facius, welcher allerdings von Kunſt wenig verſteht, geht dieß bis zur ſeltſamſten Vergötterung einer ausländiſchen Schule. In ſeinem Einleitungskapitel über die Maler ſagt er, „es ſeien nur wenige berühmte Maler und Bildhauer ſeiner Zeit“ — im Jahrhundert der Ghiberti, Donatello, der Robbia, der großen Florentiner Frescomaler! — und er nennt unter dieſen Berühmtheiten nur den Eyck, den Gentile da Fabriano, den „Piſanus Veronenſis“ und unſern Rogier.**) Ja auf den Gentile iſt er vielleicht gerade durch Rogier erſt aufmerkſam gemacht worden; denn im Leben des Gentile ſagt er ausdrücklich, von dieſem habe Rogier bei ſeiner Jubiläumsfahrt nach Rom in der Laterankirche daſelbſt ein Bild mit Bewunderung geſehen, und als ihm auf Befragen der Meiſter genannt wurde, habe er ihn allen italieniſchen Meiſtern vorgezogen. Daß Rogier ein ſolches Urtheil fällte, iſt natürlich, denn Gentile, in der ſauberen Ausführung, in der leuchtenden Farbe und dem genremäßigen Reiz ſeiner kleinen Compoſitionen, hat vor allen Italienern jener Zeit etwas dem flandriſchen Realismus Verwandtes. Und ähnlich war der Geſchmack, der wenigſtens einen Theil des italieniſchen Publicums, beſonders vornehme Leute, die im Bild immer die Copie der Natur bewundern, auch zu den flandriſchen Bildern hinzog. Denn wenn man zuſieht, was Facius in den Sachen Jan van Eyck's und Rogier's bewundert, ſo iſt es immer dieſe Naturwahrheit. Bei einem Genrebild des Eyck rühmt er die Ausſicht in den Hintergrund, die wohl fünfzig Miglien zurückgehe, und das bekannte Eyck'ſche Kunſtſtück des im Bilde gemalten Verkleinerungsſpiegels, worin man alles wie in einem wirklichen Spiegel ſehe.*) Und von Rogier ſagt er, auf deſſen Kreuzabnahme in Ferrara ſeien Thränen und Schmerz der Mutter, der Magdalena und des Johannes ſo ausgedrückt, „daß man meinen ſollte, ſie unterſchieden ſich von wirklichen nicht.**) Bei Rogier kam dann freilich die wirkliche Größe des Mannes hinzu, der die Schilderung der Leidenſchaft, das pathologiſche Intereſſe viel mächtiger ſteigert, als es die großen damaligen Stiliſten Italiens thun konnten oder wollten. Es iſt dieſe Seite, wodurch Rogier auch uns noch ergreift: damals war ſie etwas ganz Neues und mußte die Menſchen mächtig faſſen. Auf dem Paſſionsbild Rogier's bei König Alphons, ſagt Facius, ſei der Schmerz und das Leiden Chriſti ſo dargeſtellt, daß nach Verſchiedenheit der Motive man auch die Verſchiedenheit der Empfindungen und Gemüther gleich zu erkennen vermöge***): alſo gerade die Eigenſchaft des mächtigen Ausdrucks, welche van Mander auch an den Brüſſeler Rathhausbildern rühmt.†) Dazu kam doch wohl noch ein anderer Umſtand. Jenſeits der Alpen war zwar im fünfzehnten Jahrhundert die Sitte gewiß ſo frei wie in Italien; man braucht dafür nur das von einer Nonne, der Clara Hätzlerin in Augsburg, zuſammengetragene (oder wohl bloß copirte?) Liederbuch durchzuſehen. Aber die Kunſt war im Norden nicht ſo frei wie in Italien, und es iſt auffallend und charakteriſtiſch, daß die Bildchen des Jan van Eyck mit nackten Frauen im Bade, ebenſo wohl als das einzige von Rogier in dieſem Genre bekannte, nämlich die Badſtube, gerade nach Italien verkauft worden ſind.††)

---

*) Wauters in ſeiner Brochure über Rogier, Brüſſel 1856.

**) „Regulus quidam supplex." War dieß wirklich der Donator, oder war es am Ende, als Wiederholung des einen Flügels auf Rogier's Anbetung des Chriſtuskindes in Berlin, Kaiſer Auguſtus, der auf Anweiſung der Sibylle den Weltheiland verehrte? Wenn er, wie in Berlin, die Tracht eines burgundiſchen Herzogs trug, wäre der Ausdruck regulus ſofort erklärt.

---

*) Barth. Facius, de viris illustribus (aetatis memoriaeque nostrae, wie er in der Vorrede hinzufügt). Das obige Datum der Abfaſſung 1455—56 ergiebt ſich aus der Vorrede der Ausgabe von Mehus, Florenz 1745, die ich auf der Bibliothek des britiſchen Muſeums vergleichen konnte.

**) „Pauli pictores atque sculptores, qui hac aetate nostra claruerunt.“

---

*) Barth. Facius im Leben des Joannes Gallicus: „Sed nihil prope admirabilius in eodem opere (der Badſtube mit der nackten Frau) quam speculum in eadem tabula depictum, in quo quaecunque inibi descripta sunt, tanquam in vero speculo prospicias.“

**) „Ut a veris non discrepare existimes.“

***) „Item contumeliae, atque supplicia, quae Christus deus noster a Judaeis perpessus est, in quibus, pro rerum varietate, sensuum atque animarum varietatem facile discernes.“

†) Merkwürdig, daß auch ſchon Facius von den Brüſſeler Rathhausbildern zu wiſſen ſcheint, obwohl er aus dem Gerichtsſaal des Rathhauſes eine Kirche macht. Er ſagt: „Bursellae (Brüſſel), quae urbs in Gallia est, aedem sacram pinxit absolutissimi operis.“

††) Barth. Facius im Leben des Rogier: „ejus est tabula praeinsignis

Wir wiſſen nicht, ob nicht einzelne dieſer Bilder, welche Facius fünf Jahre nach dem Jubiläum in Italien vorhanden wußte, von Rogier eben während ſeines italieniſchen Aufenthaltes auf Beſtellung gemalt ſind. Die Behauptung Sandrart's, daß ein Bild von ihm für Santa Maria Nuova in Florenz gemalt worden, das zu ſeiner Zeit der Großherzog von Toscana beſeſſen, ſcheint zwar nur leichtfertiges Mißverſtändniß des Vaſari, welcher dieſes Werk dem Memling zuſchreibt. Gewiß aber hat Rogier in Italien, und zwar wahrſcheinlich auf Beſtellung der Medici, das ſchöne Bild gemalt, welches jetzt im Städel'ſchen Inſtitut zu Frankfurt ſich findet, weil hier neben dem noch vorhandenen Wappen der Stadt Florenz die beiden heiligen Aerzte Cosmas und Damian erſcheinen, welche die Schutzpatrone der Medici waren. Es iſt auf Goldgrund gemalt und ſtellt Maria in einem Zelt ſtehend, links den Täufer und Petrus, rechts die beiden heiligen Aerzte vor; ein Beweis, daß Rogier noch 1450 gelegentlich den Goldgrund brauchte, obwohl er damals den Eyck'ſchen Stil gewiß vollkommen beherrſchte, und Jan van Eyck den Goldgrund längſt beſeitigt hatte.*)

Die ungewöhnliche Anerkennung, welche Rogier in Italien fand, war auch gewiß die Urſache, warum Italien ſo wenig umbildend auf ihn wirkte. Die Künſtler der zweiten Generation nach ihm pilgerten auch nach Rom, aber ſie gaben dort ihre heimiſche

---

Jenuae (Genua), in qua mulier in balneo sudans, iuxtaque eam catulus, ex adverso duo adolescentes illam clanculum per rimam prospectantes, ipso risu notabiles." Aehnlich im Gegenſtand, aber nicht daſſelbe Bild, iſt eine Darſtellung der Bathſeba im Bade, mit König David klein im Hintergrund, in der königlichen Sammlung zu Stuttgart, welche Waagen (Kunſtwerke in Deutſchland II, 207) ebenfalls dem Rogier zuſchreibt.

*) Man darf alſo nicht mit Herrn Michiels ſchließen, daß Rogier im Jahr 1443, weil er in der Löwener Kreuzabnahme den von Jan van Eyck damals bereits aufgegebenen Goldgrund nochmals aufnimmt, noch nicht Eyck's Schüler geweſen. Hier iſt ein Bild von 1450, wo er ihn noch einmal braucht, zu einer Zeit, wo er gewiß von Eyck gelernt hatte. Dieſe Sache iſt wichtig; nicht auf ſolche Aeußerlichkeiten muß man, wie Herr Michiels thut, die Behauptung ſtützen, daß Rogier einen eigenen Schulſtil gehabt und ihn unter Eyck'ſchen Einflüſſen ganz modificirt habe. Goldgrund kommt ſogar bei kölniſchen Schülern des Rogier, und gleichfalls bei Schongauer und van Orley noch vor.

Manier auf und nahmen ſich, nicht immer zu ihrem Vortheil, je Einen der großen Italiener zum Lehrer oder Muſter. Rogier, bei ſeiner Römerfahrt wohl nicht weit von fünfzig Jahren entfernt, mag in ſeiner Manier zu feſt geweſen ſein, um ſogar vor den großen Zeichnern von Florenz ſich ſelbſt zu verlieren, und wenn dem fremden Volk ſeine Manier offenbar beſſer gefiel als die italieniſche, welchen Grund hatte er, ſie umzulernen? Nicht einmal in der Anatomie, wo er doch von Maſaccio viel lernen konnte, ſcheint er ſeine nordiſche Schwäche erkannt zu haben, wie er denn überhaupt als Zeichner über den Jan van Eyck kaum hinauskommt. Gewiß iſt, daß die Sachen, die er vor und nach der italieniſchen Reiſe malt, in Stil und Colorit ſich nicht von einander unterſcheiden. Rogier war übrigens ein gewiſſenhafter Mann und behielt bis zum Schluß ſeines Lebens die gleiche Feinheit und Geduld in Darſtellung der Details. Daß er noch einmal nach Italien gekommen iſt, ſcheint zweifelhaft; ſein eigenes Portrait vom Jahr 1462, welches ein Spanier in Venedig im Jahr 1531 beſaß und das aus dem Spiegel gemalt war,*) hatte eine italieniſche Inſchrift. Rogier gab ſeinen Bildern keine Aufſchriften; dieſe wird ſpäter auf das Portrait geſetzt worden ſein. Ob nach dieſem Selbſtportrait der Kupferſtich gemacht iſt, welchen Hieronymus Cock 1570 in der Sammlung niederländiſcher Malerbildniſſe als Rogier abgedruckt hat, läßt ſich nicht mehr entſcheiden.

Rogier's Tod iſt bis auf den Sterbetag ermittelt. Er ſtarb am 16. Juni 1464. Im Oktober deſſelben Jahres, und noch einmal im Jahr 1477 ſtiftet ſeine Wittwe Eliſabeth Goffaerts jährliche Seelenmeſſen für ihren Gemal und ſich ſelbſt. Beide lagen ſpäter unter einem blauen Stein vor dem Katharinenaltar in der Kirche Ste. Gudule zu Brüſſel.**) Stein und Grab exiſtiren nicht mehr, das Epitaph aber iſt uns in Abſchrift aufbewahrt; es bezeugt, daß auch die niederländiſche Heimat in Rogier, ſeit Jan van Eyck's Tode, den erſten der lebenden Meiſter erkannte. „Unter dieſem Stein liegſt du leblos, Rogier, kundig die Geſtalt der Dinge zu malen. Deinen Tod betrauert die Stadt Brüſſel, weil ſie einen gleich kunſterfahrenen Schöpfer nicht wiederzufinden fürchtet; auch die Kunſt trägt Leid, eines ſolchen Meiſters verwaiſt, der in der Kunſt des Malens ſeines Gleichen nicht hatte."*)

---

*) Notizia d'opere di disegno della prima meta del Secolo XVI. esistenti in Padova, Cremona, Milano, Pavia, Bergamo, Crema e Venezia, scritta da un anonimo di quel tempo, publicata ed illustrata da Jacopo Morelli (Bassano 1800), pag. 78.

**) Regiſter der Begräbniſſe in St. Gudule: „Magister Rogerus van der Wyden, excellens pictor, cum uxore, liggen voor Ste.-Catelynen autaer, onder eenen blauwen steen.“

Rogier war ein wohlwollender Mann; wir kennen zwei Stiftungen, die er für Karthäuſerklöſter gemacht hat. Obwohl er Kinder hatte, vermachte er auf dem Sterbebette den Armen ein ſtattliches Legat von dem großen Reichthum, den er, wie ausdrücklich gemeldet wird, mit Pinſel und Palette gewonnen hatte. Der bekannte Gelehrte Dominik Lampſonius (auf den ich unten zurückkomme) erwähnt in holländiſchen Alexandrinern dieß Vermächtniß und die Brüſſeler Rathhausbilder als die rühmlichſten Dinge, welche Rogier vollbracht habe.**)

Für uns aber, die wir die Geſchichte der flandriſchen und deutſchen Malerei im fünfzehnten Jahrhundert jetzt vollſtändiger überblicken, als ſelbſt die Zeitgenoſſen es vermochten, ſteigt Rogier noch ferner zu unberechenbarer Bedeutung durch die zahlreichen Schüler, welche er ausgebildet hat. Die Bewunderung für die Oelmalerei und für die neuen Effecte, die man mit ihr hervorbringen konnte, brauchte die Zeit einer Generation, um durchzudringen und die alten Schulen in Schatten zu werfen. Daher hatte zwar Jan van Eyck ſchon zahlreiche Schüler, doch mehr noch

---

*) „Exanimis saxo recubas, Rogere, sub isto,
Qui rerum formas pingere doctus eras.
Morte tua Bruxella dolet, quod in arte peritum
Artificem similem non reperire timet.
Ars etiam moeret, tanto viduata magistro,
Cui par pingendi nullus in arte fuit."

**) Die Lobverſe des Lampſonius giebt van Mander vollſtändig fol. 130 pag. 1, obwohl er ſie auf Grund der allgemeinen Verwirrung, die bei ihm über die Perſon und Zeit des Rogier waltet, auf den jüngern Rogier van der Weyden bezieht.

aus den nächſten Kreiſen; aus der Ferne kam ihm nur, als ein ſchon reifer Künſtler, Antonello von Meſſina. Erſt nach ſeinem Tode wohl ſtrömten die Schaaren der Jünger aus nieder- und oberdeutſchen Landen herbei, und in Rogier fanden ſie, nach dem Tode des Stifters, den unbezweifelt größten Meiſter der Schule, an welchen ſie alſo mit Begeiſterung ſich anſchloſſen.*) Wenn Rogier ſchon mittelſt des bloßen Studiums eines ſeiner nach Italien exportirten Werke auf jenen jungen Sieneſer einen ſolchen Einfluß übte, wie mächtig mußte erſt im perſönlichen Verkehr auf junge Männer die merkwürdige Sicherheit in Erfindung und Technik wirken, die alle ſeine Leiſtungen durchwaltet! In der That ſchließen dieſſeits der Alpen alle bahnbrechenden Talente in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts an Rogier ſich an; durch ihn erfolgt die Verbreitung der Eyck'ſchen Schule in die weiteſten Kreiſe. Auf Dirck Bouts von Harlem (früher Stuerbout genannt) hat er vielleicht nur wie ein geiſtvoller Zeitgenoſſe, nicht als eigentlicher Lehrer eingewirkt, doch war Bouts gewiß jünger; denn er malte erſt nach dem Tode Rogier's ſeine Hauptſachen, nämlich 1467 für die Kirche St. Pierre in Löwen das Abendmahl mit den vier herrlichen Flügeln, die jetzt nach München und Berlin vertheilt ſind, und 1468 die zwei großen Bilder für den Löwener Rathhausſaal, die jetzt das Muſeum zu Brüſſel bewahrt. Auch ſtarb Bouts erſt fünfzehn Jahre nach Rogier, im Jahr 1479—1480. Seine eben erwähnten Werke haben früher ſtets für Memling gegolten, dem Bouts, ohne ihn im Gefühl zu erreichen, in der Palette ſo auffallend nahe kommt, daß man zur Annahme ſich gezwungen ſieht, Bouts ſei Memling's Mitſchüler auf Rogier's Atelier geweſen. Daß nämlich Hans Memling wirklich von Rogier gebildet iſt, ſcheint aus dem wiederholten Zeugniß des Vaſari ſicher, der über die alten Niederländer durch Lambert Lombard einige zuverläſſige Notizen erhalten hatte.*) In Memling hätten wir alſo bereits einen Schüler gefunden, der möglicherweiſe kein Niederländer war. Ferner hat Rogier einen ſeiner Söhne zum Maler ausgebildet, und dieſer Sohn hat in die Biographie ſeines Vaters Jahrhunderte lang große Verwirrung gebracht. Karl van Mander wußte von der Exiſtenz eines Malers, welcher Rogier van der Weyden geheißen habe, in Brüſſel geboren und im Herbſt 1529 an dem ſogenannten engliſchen Schweiß geſtorben ſei. Daß der viel bedeutendere Meiſter, deſſen Leben wir oben zuſammengeſtellt und der ſchon 1464 geſtorben, auch Rogier van der Weyden hieß, war dem van Mander dagegen nicht bekannt, und er bezeichnet dieſen daher als Rogier von Brügge. Nun aber erfuhr er ganz richtig bei den Rathhausbildern in Brüſſel, welche dieſem ältern Meiſter angehören, daß ihr Maler Rogier van der Weyden geheißen habe; und da er nur den einen Rogier van der Weyden kannte, der 1529 geſtorben war, übertrug er auf dieſen faſt Alles, was er über den erſten ſammeln konnte, theilte ihm die Rathhäusbilder, die Lobverſe des Lampſonius und ſeine eigene Anerkennung zu, daß er ſo groß im Ausdruck geweſen ſei, und blendete durch dieſe arge Verwechslung alle, die ihm folgten. Dieſer Punkt iſt nun völlig klar geſtellt, ſeitdem das Todesjahr des ältern Rogier van der Weyden gefunden wurde; aber was jetzt mit dem zweiten Rogier van der Weyden bei Mander zu machen ſei, darüber theilen ſich die Anſichten. Ueber die nachgelaſſene Familie des großen Rogier ſind wir durch die braven belgiſchen Archivforſcher jetzt vollſtändig in's Klare geſetzt. Eine Tochter Margareta ſtarb vor dem Vater mit 18 Jahren; der älteſte Sohn Cornelis ſtudirte in Löwen, wurde Magister Artium und trat dann in's Karthäuſerkloſter zu Hérinnes (bei Enghien), wo er 1473 ſtarb. Der zweite Sohn hieß Peter, war verheiratet, und ſetzte wahrſcheinlich das Atelier des Vaters in Brüſſel fort. Der dritte und letzte Sohn, Jan, war Goldſchmied.

---

*) Eine miniirte franzöſiſche Pergamenthandſchrift auf der Bibliothek zu Gotha, enthaltend die Geſchichte Alexanders, an Karl den Kühnen gerichtet, welche zwiſchen 1466 und 77 geſchrieben und gemalt ſein muß, ſagt, daß Apelles von allen Schriftſtellern der Vergangenheit als der größte Maler gerühmt wird, „comme iohannes ou rogier en nostre temps." Rathgeber, Annalen der niederländiſchen Malerei, I, 53.

---

*) Im Kapitel von den flandriſchen Malern (cap. CXIX) nennt er als Schüler des „Roger van der Weyde“ einen Haueſſe, den er im Leben des Antonello von Meſſina und nochmals im 21. Kapitel der Einleitung (welches in der deutſchen Ueberſetzung fehlt) als Schüler des „Roger von Brügge“ bezeichnet und Auſſe ſchreibt. Das iſt nicht Schreibfehler für Hanſſe, ſondern einfach bequemere Ausſprache für Hans (wie man in Zürich Tauſe für Tanſe, Feuſter für Fenſter, und in Elberfeld Gäus ſtatt Gänſe ſagt). Auch Guicciardini erwähnt Hauſſe als Schüler Rogier's, den dann Baldinucci Ans di Bruges nennt. Im Cabinet der Statthalterin Margaretha von Oeſterreich befand ſich eine Nothgottes von Rogier, zu der „Meiſter Hans“ die Flügelbilder gemalt hatte.

Die techniſche Manier Rogier's ſetzt ſich nun unverkennbar in einem Maler fort, welcher die Lieblingscompoſition deſſelben, die Abnahme vom Kreuz, deren kraftvolle Affecte dem Meiſter ſolchen Ruf eingebracht hatten, in Copieen wiederholt und als Atelierbilder verkauft haben muß: gerade ſo wie fünfzig Jahre ſpäter die lebensgroßen Humoresken des Quintin Matſys von einem ſeiner Söhne ſpeculativ ausgebeutet wurden. In ihm haben wir wohl jenen Peter van der Weyden zu erkennen, der alſo das Geſchäft des Vaters fortgeſetzt hätte.*) Ein wichtiges Werk dieſer Art iſt die lebensgroße Kreuzabnahme im Muſeum zu Berlin, welche mit der Jahreszahl 1488 (alſo 24 Jahre nach des alten Rogier's Tod) bezeichnet iſt: ein bedeutendes Bild; zwar in der Compoſition ganz von dem alten Rogier abhängig, zeigt es doch techniſch inſofern einen Fortſchritt, als es nicht ſo mager in der Zeichnung, nicht ſo hart in den Umriſſen iſt, während es in der Feinheit der Farbe ſtark hinter der Palette des Vaters zurückſteht. In Liverpool, Neapel, Madrid und Schleißheim finden ſich ſolche Wiederholungen in kleinerm oder größerm Format; in Brüſſel iſt die Figur einer weinenden Frau, welche einmal als Studie für eins dieſer Gruppenbilder gedient zu haben ſcheint. In der That möchten, außer einigen nicht verbürgten Portraits in Brüſſel und in der National-Gallerie zu London, ſonſt dieſem Peter van der Weyden nur noch Leidensbilder zugehören, z. B. eine Kreuzigung in Frankfurt und ein Haupt des Täufers in der Schale zu Brüſſel, welche alle man jetzt als Rogier der Jüngere bezeichnet.

---

*) Ein „Magiſter Petrus van der Weyden", in Urkunden „pictor" und „portraiteur" genannt, ſteht für das Jahr 1511 ganz feſt als Beſitzer deſſelben Hauſes, das der berühmte Rogier auf dem Cantersteen zu Brüſſel beſaß. Ein Maler deſſelben Namens bezahlte von 1492—1539 in Brüſſel Armenſteuer. Ob aber dieſer mit Rogier's Sohn Peter identiſch oder ein Enkel Rogier's iſt, läßt ſich nicht abſolut entſcheiden. Peter der Sohn wurde bereits 1465 Vater, müßte alſo, wenn er 1539 noch lebte, wenigſtens 95 Jahre alt geworden ſein. Wahrſcheinlich gab es alſo zwei Peter, Vater und Sohn, welche nach einander das Geſchäft in Brüſſel fortſetzten.

Neben dieſem einen oder dieſen zweien Peter van der Weyden kommt aber auch ganz unzweifelhaft ein Sprößling der Familie vor, welcher wie der große Maler ebenfalls Rogier hieß. Wir ſahen oben, daß Van Mander zwei Rogiers kannte und unterſchied, obwohl er die Werke des einen irrthümlich dem andern zuſchrieb. Auch Joachim von Sandrart ſagt ausdrücklich, daß Rogier, der Schüler der Eycks, einen erſtgeborenen Sohn gleiches Namens gehabt habe.*) Dieß iſt falſch, Rogier's erſter Sohn hieß Cornelis und war nicht Maler; Sandrart's Angabe ſcheint aber doch zu beweiſen, daß er bei ſeinem langen Aufenthalt in den Niederlanden von zwei verſchiedenen Malern dieſes Namens gehört hatte. Endlich aber kommt urkundlich in den Liſten der Lucasgilde zu Antwerpen ein Rogier van der Weyden vor, welcher 1528 als Meiſter in dieſe Gilde eintritt. Man wird ihn für einen Sohn des ältern Peter van der Weyden halten müſſen; nach häufiger Sitte hätte er als Enkel den Taufnamen des berühmten Großvaters erhalten. Derſelbe ſcheint aber jung geſtorben zu ſein, und zwar ſchon 1529, alſo ein Jahr nach Erwerbung der Meiſterſchaft; denn auf ihn ſcheint Van Mander's Notiz zu paſſen, daß Rogier van der Weyden 1529 an der anſteckenden Krankheit geſtorben ſei, die man den engliſchen Schweiß nannte.**)

Sicher war dagegen ein Enkel des großen Rogier ein Goswin van der Weyden, der ebenfalls, und zwar mehrmals, in den Liſten der Antwerpner Gilde auftritt. 1503 wurde er als Meiſter aufgenommen, 1513 und 1530 zum Decan der Gilde erwählt. Dieſer malte 1535 als ſiebzigjähriger Greis einen Flügelaltar für die Abtei zu Tongerloo, den man jetzt in Brüſſel ſieht, und dieſen Altar beſtellte der damalige Abt bei Goswin van der Weyden, „der die Kunſt ſeines Großvaters Rogier nachahmte.“*) Und das iſt auch der Fall: das Bild, ein Tod der Maria im Muſeum zu Brüſſel,**) ſieht aus der Ferne ungefähr wie ein älterer Rogier aus. Tritt man aber näher, ſo iſt es eine in alter Familientradition erſtarrte ſeelenloſe Arbeit. Man ſieht, daß unter den Enkeln die Familie ſich theilte: Peter behielt das Haus und Atelier des Großvaters in Brüſſel, Rogier und Goswin wanderten in das aufblühende Antwerpen aus.***)

---

*) Teutſche Akademie, Theil I, Buch 3, S. 66. „Ihnen (den Eyck's) folgte ihr Schüler und Lehrling Rugiero, nebſt ſeinem erſtgeborenen Sohn gleiches Namens.“

**) Die Notiz bei Rathgeber, Annalen der niederländiſchen Malerei, I, 145, der jüngere Rogier habe die Bildniſſe Karl's V., Franz I. und anderer Fürſten in den Glasgemälden von St. Gudule in Brüſſel ausgeführt, ruht, ſoviel mir bekannt, auf gar nichts Urkundlichem.

Es läßt ſich in dieſen drei Schülern des alten Rogier verfolgen, wie jeder von ihm Etwas lernte: den ſtillen Ernſt Bouts; die Palette und die ruhige Pracht der Landſchaften Memling; das Dramatiſche ſein Sohn. Es konnten von ihm Verſchiedene Verſchiedenes ſich aneignen, ja einzelne ſeiner Vorzüge ſteigern: doch erreicht ihn eigentlich Keiner. Bouts wurde in den Köpfen langweilig, in den Stellungen ſteif; Memling iſt doch nur in Einer Richtung groß und bricht wieder ganz mit dem weltlichen Hiſtorienbild; Peter van der Weyden endlich übertreibt die heftigen Bewegungen des Schmerzes und wird ebendarum wieder proſaiſch.

---

*) In Tongerloo hing über dem Bild eine Tafel mit der Aufſchrift (Michiels, Peinture, III, 107): Opera R(everendissimi) P(atris) D(omini) Arnoldi Streyterii, hujus Ecclesiae Abbatis, hanc depinxit, posteritatis monumentum, tabulam Goswinus Vanderweyden, septuagenarius, sua canitie, quam infra ad vivum exprimit imago, artem sui avi Rogeri, nomen Appellis suo aevo sortiti, imitatus, redempti orbis anno 1535.

**) Im alten Katalog des Brüſſeler Muſeums Nr. 631. Daß aber dieß Brüſſeler Bild wirklich das für Tongerloo von Goswin gemalte ſei, dawider ſind doch nicht unbegründete Zweifel erhoben durch Herrn Ruelens, in deſſen Noten zu der franzöſiſchen Ausgabe von Crowe und Cavalcaſelle's Early Flemish painters II, CXXXV u. folg.

***) Die urkundlichen Notizen über die vier von dem großen Rogier abgeſtammten Maler finden ſich zuſammen bei Crowe und Cavalcaſelle in zwei für die zweite Ausgabe ihres Werkes neu ausgearbeiteten Capiteln, welche in deutſcher Ueberſetzung mitgetheilt ſind in Naumann's Archiv für die zeichnenden Künſte, 1862, ſ. daſelbſt S. 210 u. folg. Sodann bei Michiels Peinture flamande, neue (2.) Auflage, Vol. III (1866), p. 104 u. folg.

Goswin war 1535 70 Jahre alt, alſo 1465 geboren. War er, wie zu vermuthen, ein Sohn des Peter van der Weyden, ſo müßte dieſer 1539, wo der Name zum letzten Mal auftritt, wenigſtens 94 Jahre alt geweſen ſein, und es iſt alſo wahrſcheinlich, daß er einen gleichnamigen Sohn und Erben des Brüſſeler Ateliers hatte. Demnach würde der Stammbaum ſich ſo ſtellen:

In Rogier's niederländiſcher Heimat haben alſo dieſe drei Männer ſeine Schule fortgepflanzt. Von den Vielen, welche vom Auslande kamen, bei ihm lernten und ſeine Technik in ihr Vaterland zurückbrachten, kann ich in den Grenzen eines Aufſatzes nicht eingehend ſprechen. Hier mögen einige Andeutungen genügen. Am Niederrhein erſcheint von Rogier der große Coloriſt abhängig, den wir aus Mangel des wahren Namens falſch Jan van Calcar nannten. In Köln iſt Rogier's unmittelbarer Schüler der früher ſogenannte Iſrael von Meckenem, den wir jetzt auch noch ſehr ungewiß als Meiſter Chriſtophorus bezeichnen, wenn wir nicht weislich uns beſcheiden, ihn von ſeinem Hauptwerke den Meiſter der Lyversberg'ſchen Paſſion zu nennen. Seine Vorliebe für Goldbrocat, die edle Würde ſeiner Köpfe und die Neigung zu affectvollen Scenen des Leidens, ſowie das gelegentliche Feſthalten des Goldgrundes deutet auf die Schule des alten Rogier zurück. In Oberdeutſchland wird uns der große Martin Schon-

---

Rogier van der Weyden
geboren zu Tournai, † 1464 zu Brüſſel.
Frau: Eliſabeth Goſſaerts.

Cornelis	Margareta	Peter	Jan,
geb. 1426—27, † als Karthäuſer zu Hérinnes 1473.	geb. 1432, † jung 1450 (Michiels III, 47).	ſetzt das Atelier in Brüſſel fort, iſt verheiratet vor 1465, wo ihm Goswin geboren wird, Todesjahr unbekannt.	Goldſchmied, † zu Brüſſel 1468 (Michiels III, 48).

Peter II.	Goswin	Rogier II.
ſetzt das Atelier in Brüſſel fort, lebt noch 1539.	geb. 1465, wandert nach Antwerpen aus, 1513 und 1530 Decan der Lucasgilde, malt 70 Jahre alt das Bild in Tongerloo.	wird 1528 Meiſter in der Lucasgilde zu Antwerpen, † 1529 am engliſchen Schweiß.

gauer durch ein ausdrückliches Zeugniß als Schüler Rogier's angegeben; Friedrich Herlin, der Stadtmaler von Nördlingen, den die Stadt anſtellt als „Einen, der mit niederländiſcher Arbeit umzugehen weiß“, hat geradezu einmal ein Rogier'ſches Bild copirt. Selbſt bis an den Vater Holbein und Michael Wohlgemuth reichen Rogier's Einflüſſe; er iſt im Norden überhaupt der früheſte Meiſter, der eine große Schule nicht bloß im eigenen Lande bildet ſondern in's Weite ausbreitet.

II. Hauptwerke Rogier's van der Weyden.

Die Werke unſers Meiſters haben zum Theil ſeltſame Schickſale gehabt und weite Reiſen gemacht. Man rechnet, daß fünfzig derſelben bekannt, aber nicht alle mehr vorhanden ſind, und von den vorhandenen werden bei weitem die meiſten nur aus innern Gründen, nicht nach Urkunden unſerm Meiſter zugeſchrieben. Um ſo werthvoller ſind alſo diejenigen, welche wirklich einen Stammbaum haben, denn ſie müſſen der Kritik für Beſtimmung der übrigen die Anknüpfungspunkte geben.

Erſt im Jahr 1859 iſt uns ſo durch Auffindung eines Datums auf einem alten, arg verſchmutzten Bilde ein ſehr feſter Anhalt zur Beſtimmung Rogier'ſcher Gemälde gegeben worden. Die Kirche St. Pierre in Löwen enthielt in einer der Chorcapellen eine Kreuzabnahme mit Figuren unter Lebensgröße, in ſehr vernachläſſigtem Zuſtande, welche ſchon früher von vielen Kennern für ein Rogier'ſches Original gehalten wurde. Aus einem im Jahr 1855 aufgefundenen Localſchriftſteller über die Geſchichte von Löwen, Namens Molanus, war ermittelt, daß eine Familie Edelheer im Jahr 1443 in St. Pierre eine Caplanei und ein Bild von Rogier geſtiftet hatte.*) Im Jahr 1859 wurde nun jene Kreuzabnahme gereinigt und einige Bretter abgelöſt, welche auf die Außenflügel genagelt waren, und es trat eine Aufſchrift in gothiſchen Buchſtaben hervor, welche beſagt, daß eben in jenem

---

*) „Magister Rogerius, civis et pictor Lovaniensis, depinxit Lovanii ad S. Petrum altare Edelheer.“

Jahr 1443 Herr Willem Edelheer und ſeine „Wirthin“ Alyt (Adelheid) dies Bild geſchenkt haben.*) Es iſt auf braunſchattirtem Goldgrund, wie auch die Flügel, welche links den Stifter mit einem Heiligen und zwei Söhnen, rechts ſeine Frau mit der h. Adelheid und zwei Töchtern enthalten. Die Compoſition des Mittelbildes iſt die gewöhnliche der Kreuzabnahme Rogier's, beſonders durch eine händeringende Magdalena und die in Ohnmacht gefallene Mutter Maria charakteriſirt. Schon 1847, alſo lange vor der Reinigung, fand Director Waagen beſonders in den Beiwerken, ſowie in der warmen tiefen Färbung die größte Verwandtſchaft mit Rogier's ſogenanntem Reiſe-Altärchen Karl's V. (wovon unten). Doch gilt dieß Löwener Bild jetzt nicht für eines der feinern Werke des Meiſters; auch die Portraits ſollen naturwahr, aber keineswegs ausgezeichnet gemalt ſein. Dieſer Umſtand führt uns auf eine Vermuthung, welche ſich an ein anderes, viel berühmteres Bild Rogier's anknüpft, das ebenfalls in Löwen ſich befand.

In der Marienkirche vor den Mauern nämlich (Onse Vrouwe daer buyten, eigentlich eine Capelle zu den „Schmerzen der Maria“) befand ſich eine Kreuzabnahme Rogier's, „wo zwei Männer auf zwei Leitern ſtanden und den Leichnam mit einem Leintuch oder Handtuch herunterließen; daneben ſtand Joſeph von Arimathia und andere, die ihn aufnahmen. Unten ſaßen die Marien ſehr beweglich und weinten; wo Maria, als in Ohnmacht, von Johannes, der hinter ihr ſtand, gehalten wurde.“**) Königin Maria von Ungarn, als Statthalterin der Niederlande, wünſchte ſehr, dieſes Bild zu beſitzen, welches van Mander ein Capitalſtück

---

*) „Dese tafel heft vereert heeren Willem Edelheer, en Alyt syn weerdinne, in' t jaer Ons Heeren MCCCC en XLIII.“ Bei dem „weerdinne“ denkt man an Frau Gertrud, Stauffacher's angenehme „Wirthin“, d. h. Hausfrau, in Schiller's Tell. Der Bericht über dieſen Fund ſteht in den Zuſätzen von Ruelens zu Delepierre's Ueberſetzung von Crowe und Cavalcaſelle's flandriſchen Malern, Band II., p. CXXXIX u. folg., mit Berufung auf einen ausführlichen Artikel von Herrn Piot in der Revue d'histoire et d'archéologie, Brüſſel 1861, t. III. p. 197.

**) So beſchreibt van Mander das Werk im Leben des Rogier van der Weyden, indem er es wieder irrthümlich dem Sohne zuſchreibt.

Rogier's nennt, und ſie bot dafür 500 Gulden in Getreide und eine Copie, die der zur Zeit ſehr berühmte Michael Coxie machen ſollte, der auch die Eyck'ſche Anbetung des Lammes in Gent copirt hat. Sie ſchickte es an Philipp II. nach Spanien; das Schiff ging unter, aber die Bilderkiſte wurde aufgefiſcht, und da das Bild gut verpackt war, hatte es nicht ſehr gelitten, es war nur etwas aus dem Leim gegangen. Dieß Exemplar nun glaubte man in Madrid wiedergefunden zu haben, wo es im königlichen Muſeum unter Nro. 560 des (alten) Katalogs als Albrecht Dürer aufgeführt war. Das ſcheint ein Irrthum. Es ſind in Spanien bis jetzt drei Exemplare der Rogier'ſchen Kreuzabnahme bekannt, ein Beweis, daß die leidenſchaftliche Stimmung des Bildes der gewaltſamen ſpaniſchen Andacht ganz beſonders muß zugeſagt haben; jene, die ich ſchon anführte, im königlichen Muſeum, eine zweite feinere im Escorial, und dieſe zwei ſcheinen nur Wiederholungen von der handwerklichen Hand des Sohnes zu ſein, wie wir ſie oben beſprochen haben. Eine dritte aber befindet ſich in Madrid im National-Muſeum, einer noch ſo gut wie ungeordneten Sammlung älterer Bilder, meiſt aus aufgehobenen Klöſtern, und in dieſem Exemplar hat ſchon Waagen's geübtes Auge bei ſeiner ſpaniſchen Reiſe im Jahr 1866 jenes „Capitalſtück“ des ältern Rogier, das aus dem Meer gerettete, wieder erkannt.*) Es hat lebensgroße Figuren, erſcheint alſo als das eigentliche Original, nach welchem der Sohn ſeine beliebten Copien arbeitete, und ſoll mit dem in Löwen jetzt noch vorhandenen Stiftungsbilde Edelheer ganz übereinſtimmen, nur daß letzteres unter der Lebensgröße ſich hält. So wird es wahrſcheinlich, daß Willem Edelheer für ſeine Familiencapelle in St. Pierre ſich eine kleinere Wiederholung des berühmten Originals in der Marienkirche erbat, und wie denn die alten Maler je nach dem bedungenen Preis feiner oder flüchtiger arbeiteten, mag es ſein, daß Rogier beim Copiren

---

*) Nach freundlicher Mittheilung durch Geheimrath Waagen, deſſen Periegeſe Spaniens ſeitdem zum Theil in Zahn's Jahrbüchern für Kunſtwiſſenſchaft erſchienen iſt. Altflandriſche Bilder waren im 18. Jahrhundert für Spanien ſehr geſucht, und das Land (ſelbſt in Dorfkirchen) ſoll davon noch voll ſein.

Schülerhände gebraucht hat, woraus die geringere Kunſthöhe dieſes Exemplars ſich erklären würde.

Dieſe große Kreuzabnahme, als das berühmteſte Werk des Meiſters, iſt, ſoviel ich weiß, auch das einzige in älterer Zeit durch den Kupferſtich vervielfältigte. Vom Jahr 1565 iſt die große Platte datirt, welche Hieronymus Cock durch Cornelis Cort davon ſtechen ließ. Die Inſchrift lautet: M. Rogerii Belgae inventum. Den Stich und ſeine beiden Etats hat Ratbgeber (Annalen d. niederl. Malerei I, 195) genau beſchrieben. Exemplare davon ſind jetzt ſelten; beide Etats hat die Albertina, einen erſten Etat Herr Landammann Schindler in Zürich.

Noch merkwürdiger ſind die Schickſale und Reiſen eines andern Werkes von Rogier, das gleichfalls voll beglaubigt uns erhalten iſt. Dieſes iſt das als Reiſe-Altärchen Karl's V. berühmte Triptychon aus Miraflores, welches nach mancher Wanderung und mannigfachem Beſitzwechſel endlich eine bleibende Stätte im Muſeum zu Berlin gefunden hat.

Don Antonio Conca veröffentlichte zu Parma im Jahr 1793 unter dem Titel „Descrizione odeporica della Spagna“ eine Reiſebeſchreibung durch Spanien, und gab in ihr Bericht über ein Flügelaltärchen, das damals in einer Capelle der Kirche des Karthäuſerkloſters von Miraflores, eine halbe Wegſtunde von Burgos, ſich befand, theilte auch aus den Archiven dieſes Kloſters eine lateiniſche Notiz mit, wonach dieß „oratorium“ von König Juan II. von Caſtilien (1406—1455) der Karthauſe im Jahr 1445 geſchenkt und von dem „Meiſter Rogel, dem großen und berühmten Flandrer“, gemalt war.*) Conca ſcheint ferner dort am Orte erfahren zu haben, daß Papſt Martin V. es dem König Juan verehrt haben ſollte.*) Papſt Martin V. ſtarb 1431, das Werk müßte demnach vor 1431 gemalt ſein, was Herr Michiels nicht mit Unrecht bezweifelt; denn es iſt ein Werk der höchſten Vollkommenheit in reifſter Eyck'ſcher Technik, und Rogier trat erſt 1432, alſo ein Jahr ſpäter, als Meiſter in die Malergilde von Tournai; wie hätte das Werk eines Geſellen im fernen Flandern in die Hände eines römiſchen Principe aus dem Hauſe Colonna kommen ſollen, und wie hätte dieſer Geſell, der damals nur der Schule von Tournai entwuchs und auf Eyck's Atelier wohl noch gar nicht gearbeitet hatte, ſo wunderbar die Technik des Oels beherrſcht? Natürlich bleibt von dieſem Zweifel die Schenkung an die Karthauſe und 1445 als Jahr dieſer Schenkung unberührt. Es war das ja um dieſelbe Zeit, als Rogier's Ruf und Bilder auch in Italien eindrangen.

---

*) Conca, Descrizione, t. I. pag. 33: „Anno 1445 donavit praedictus Rex pretiosissimum et devotum oratorium tres historias habens: nativitatem scilicet Jesu Christi, descensionem ipsius de cruce, quae alias quinta angustia (d. h. der fünfte Schmerz Mariens) nuncupatur, et apparitionem ejusdem ad matrem post resurrectionem. Hoc oratorium a Magistro Rogel, magno et famoso Flandresco, fuit depictum.“

Die fernere Ueberlieferung über das Altärchen berichtet, Karl V. habe es auf allen ſeinen Reiſen und Kriegszügen mit ſich geführt. Bei dieſer Gelegenheit muß Albrecht Dürer es geſehen haben, der im Tagebuch ſeiner niederländiſchen Reiſe ſagt, daß er in Brügge den prachtvollen Palaſt des Kaiſers beſucht und darin die „Capelle von Rudiger“ geſehen habe.**) Bei Karl's Tod oder

---

*) Conca, Descrizione, t. I. pag. 33: „Y fue regalo que le (dem König Juan) hizo el papa Martino V., segun se cuenta“, d. h. wie man erzählt.

**) Reliquien von Albrecht Dürer, ſeinen Verehrern geweiht, Nürnberg 1828, Thauſing's Ueberſetzung S. 115. Daß Dürer, welcher auf Rogier durch die Brüſſeler Rathhausbilder aufmerkſam war, hier ihn ausdrücklich nennt (Rüdiger iſt die hochdeutſche Form für das flandriſche Rogier) und das Werk als „Capelle“ bezeichnet, welches offenbar Ueberſetzung jenes in lateiniſchem Text aus Miraflores vorkommenden „oratorium“ iſt — dieſer Umſtand ſcheint mir doch ſtark für die Wahrheit jener Tradition zu ſprechen, daß Karl V. dieß Altärchen auf ſeinen Reiſen mitgeführt. Woher aber kommt dieſe Tradition? Paſſavant in ſeinem Buch über die chriſtliche Kunſt in Spanien ſoll ſie beſtreiten und die Behauptung aufſtellen, ein jetzt in Madrid befindliches Altärchen Memling's ſei eigentlich Karl's Reiſe-Altärchen geweſen. (Paſſavant's Buch habe ich leider nicht zur Hand, kann alſo ſeine Gründe nicht wägen.) Der Gebrauch ſolcher tragbaren, in Holzkaſten verſchließbaren Altärchen iſt erwieſen. In einer Schweizer Abbildung des Zelts Karl's des Kühnen ſteht auf dem Tiſche ein ſolches Altärchen mit aufgeſchlagenen Flügeln; ein anderes Triptychon iſt aus der burgundiſchen Beute in's Berner Muſeum gekommen.

Abdankung müßte das Altärchen dann nach Miraflores zurückgegeben worden ſein. Dort ſtand es bis zum napoleoniſchen Kriege in Spanien; alte Mönche in der Karthauſe erinnern ſich ſeiner noch und haben Herrn Waagen im Jahr 1866 die Stelle auf dem Altar einer Seitenkapelle ihrer Kirche gezeigt, wo es ſtand. Als aber in jenem Krieg die Karthauſe von Miraflores in Brand gerieth, nahm der franzöſiſche General Vicomte d'Armagnac es angeblich aus den Flammen und entführte es nach Frankreich. Deſſen Familie ſchickte es zum Verkauf nach England, wo es als ein Werk Memling's im Jahr 1835 für die ungeheure Summe von 75,000 Franken ausgeboten wurde.*) Dort kaufte es der König von Holland für ſeine Privatſammlung im Haag, und bei deren Verkauf gelangte es endlich (für einen mäßigeren Preis) in's Muſeum zu Berlin. Sind jene Ueberlieferungen richtig, ſo iſt das kleine Werk während der vierhundert Jahre ſeines Beſtehens im Beſitz von fünf gekrönten Häuptern geweſen.

Unbedingt bleibt es unter den noch vorhandenen Werken Rogier's das am beſten beglaubigte: denn an der Identität des Berliner Bildes mit dem 1445 nach Miraflores geſchenkten kann kein Zweifel ſein. Jene drei in der oben abgedruckten Archivnotiz aus Miraflores angegebenen Gegenſtände, deren Zuſammenſtellung gewiß ſelten iſt, finden ſich auf dem Berliner Altärchen und bilden die Hauptgegenſtände: Chriſti Geburt, die Kreuzabnahme und Chriſti Erſcheinung bei der Mutter nach der Auferſtehung. Dieſe drei Bildchen ſind ganz gleich groß, etwa über 2 Fuß hoch und faſt $1\frac{1}{2}$ Fuß breit, allein es umgiebt ſie ein gemalter Rand, welcher eine Hohlkehle von braunem Holz nachahmt, und auf dieſem Rande erſcheinen grau in grau, wie aus Stein gemeißelt, eine Menge ganz kleiner Vorſtellungen, welche jene drei Bilder ergänzen und zu einem Cyclus abrunden. Es iſt nämlich ein ſogenanntes Roſenkranzbild, welches die ſieben Freuden und die ſieben Schmerzen der Maria darſtellt, wie ſolche Bilder, jedoch dann die Freuden und die Schmerzen auf zwei Bilder vertheilt, im 15. und 16. Jahrhundert ſehr häufig vorkommen.*) So erklärt ſich auch, warum in der Notiz von Miraflores die Kreuzabnahme ausdrücklich als „fünfter Schmerz“ bezeichnet wird. Das kleine Werk iſt ein Wunder von Ausführung, und es zeigt ſich das ſchrankenloſe Talent unſeres Meiſters darin, daß ihm, der mit lebensgroßen, von Leidenſchaft erfüllten Scenen begann, hier das Idyll in miniaturartiger Feinheit eben ſo vollkommen gelang. Nur in der durch Seelenadel verklärten Wucht des Schmerzes auf dem Mittelbild der Kreuzabnahme und in der tiefen Rührung, ja Erſchütterung der Maria, als der ſiegreiche Sohn ihr erſcheint, zeigt ſich auch hier wieder der große Meiſter des Ausdruckes. Es läßt ſich überhaupt bemerken, daß die leidenſchaftlichen Stimmungen bei ihm, nachdem er ſeine Reife erlangt hat, ſich beruhigen. Gerade mit den letzten Bildern ſeines Lebens hat er heitern idylliſchen Scenen ſich zugewendet, den Goldgrund durch die ſchönſten Fernſichten erſetzt und jenen Stil ſonnenklarer Paradieſesfreude ausgebildet, in welchem dann Memling ſich dem Lehrer ſo nah anſchließt, daß Rogier's Werke in dieſem zweiten Stil Jahrhunderte lang für Memling gegolten haben. Das Reiſe-Altärchen hat noch den Kaſten um ſich, in welchen man es einſchlagen und verpacken konnte; nur die Haſpen ſind neu. Dieſem Umſtand verdankt es die für ſeine weiten Weltfahrten im Ganzen noch gute Erhaltung.

---

*) Waagen, Kunſtwerke und Künſtler in England, II, 233 ff.

Außer dieſen dreien, der großen Kreuzabnahme im National-Muſeum zu Madrid und dem Reiſe-Altärchen zu Berlin, wozu dann die Berner Tapeten nach den Rathhausbildern von Brüſſel kommen, giebt es keine durch äußere Zeugniſſe bisher identificirte Bilder Rogier's. Allein dieſe drei genügen, um nach ihnen aus innern Gründen eine Zahl anderer Bilder auf ihn zurückzuführen.

Unter dieſen iſt eines der bedeutendſten ein Altarblatt aus der Kirche zu Middelburgh in Seeland, das einzige noch vorhandene Werk des Meiſters, von dem wir wenigſtens mit Sicherheit beweiſen können, daß es nach der italieniſchen Reiſe entſtanden iſt. Es wurde nämlich die Stadt Middelburgh erſt im Jahr 1444 angelegt durch Pierre Bladelin, welcher auf dieſem Bilde als Donator erſcheint; im Hintergrunde ſieht man ebenfalls das Schloß und die Kirche von Middelburgh. Dieſe Kirche iſt jedenfalls erſt 1450 fertig geworden, alſo in dem Jahr, wo Rogier in Italien reiſte. Mit der Wiederauffindung des Bildes iſt es ſeltſam gegangen. Ein Pfarrer von Middelburgh ließ im Jahr 1836 ſeine Küche repariren, die mit ſtarkem Papier tapezirt war. Als die Tapete abgeriſſen wurde, zeigte ſich unter ihr ein Oelgemälde, das vermuthlich nur dorthin genagelt war, um von der Küche die Feuchtigkeit abzuhalten. Der Pfarrer ließ das Bild reſtauriren und ſtellte es auf den Hauptaltar der Kirche. Eine Zeichnung deſſelben wurde veröffentlicht und lenkte die Aufmerkſamkeit des Kunſthändlers Nieuwenhuys auf einen Flügelaltar, den er (angeblich ſchon länger) in ſeinem Bilderladen beſaß und jetzt ſofort als das Original erkannte, von welchem das noch in Middelburgh vorhandene Bild nur eine etwas veränderte Copie war. Von Nieuwenhuys kaufte alsdann Director Waagen das Bild für das Berliner Muſeum an. Man hat nachher in Belgien den Pfarrer beſchuldigt, das Original veräußert zu haben, was aber jetzt widerlegt iſt.*) Durch wen aber und zu welcher Zeit das Bild von dem Altar der Kirche geraubt und in den Kunſthandel gebracht iſt, das bleibt vor der Hand noch unermittelt, und ebenſo ungewiß iſt es, ob Nieuwenhuys der erſte Käufer war, und ob das Bild ſich wirklich erſt in der dritten Hand befindet. Daß es jedenfalls die Beſitzer nicht oft gewechſelt hat, beweiſt ſich durch ſeine ausgezeichnete Erhaltung: es ſieht aus wie geſtern gemalt, und vielleicht in keinem Werk Rogier's läßt ſich die urſprüngliche Pracht, Gluth und Tiefe der Farbe und die Herrlichkeit und Feinheit der Ausführung ſo wunderbar erkennen. Das Mittelbild ſtellt in anmuthiger Architektur und Landſchaft die Anbetung des neugebornen Kindes dar, vor welchem neben der Jungfrau, dem Pflegevater und drei Engeln auch der Stifter, Pierre Bladelin, in der Tracht der Zeit kniet. Auf dem einen Flügel ſieht man die drei Könige, die von ihrer Bergwarte den Stern erſcheinen ſehen und das Zeichen anbetend verehren; auf dem andern kniet Kaiſer Auguſtus, in der Tracht eines Herzogs von Burgund, vor dem Chriſtuskinde, das ihm die Sibylle in den Wolken zeigt. Eine Hand des ſiebzehnten Jahrhunderts hat auf das Mittelbild den Namen Memling's geſetzt: ein Beweis, ſeit wie lang ſchon Rogier's Ruhm in dem des Schülers unterging.

---

*) So hat Rogier's Schüler Memling auf der Tafel in München in einem Landſchaftsbild die ſieben Freuden, und auf der kleinern Tafel in Turin die ſieben Schmerzen zuſammengeſtellt. Dahin gehören ferner das Bild von Jan Moſtaert in der Liebfrauenkirche zu Brügge, und das Bild eines Schülers von Dürer, vielleicht Altdorfer, im Muſeum zu Antwerpen (Katal. Nr. 124).

---

*) Die ganze Geſchichte von der Auffindung des Bildes nebſt der Ehrenerklärung zu Gunſten des Pfarrers Andries, der jetzt Canonicus in Brügge iſt, giebt Michiels in dem oben angeführten Aufſatz im Septemberheft 1866 der Gazette des Beaux-Arts, p. 220sq. und im 3. Band der neuen Ausgabe ſeiner Peinture flamande.

Die beiden, jetzt wohl allgemein dem Rogier zugeſchriebenen Bilder, welche mit der Boiſſerée'ſchen Sammlung in die Pinakothek kamen, ſind ſo allgemein bekannt, daß ich bei ihnen nicht lange zu verweilen brauche. Die Boiſſerées haben viel daran verdorben, indem ſie, obwohl nicht Künſtler, dieſelben eigenhändig mit Laſuren überſchminkten. Allein es ſind höchſt bedeutende Werke und haben außerdem für das Leben des Meiſters Intereſſe durch die Orte, von denen ſie kommen. Das eine iſt die berühmte Anbetung der h. drei Könige in reicher Landſchaft mit einer flandriſchen Stadt im Hintergrund, wo der Greis, der die Hand des Kindes küßt, für ein Portrait Philipp's des Guten, und der gelbe Maure, hinter ihm in ſtolzer Haltung ſtehend, für Karl den Kühnen gilt; auf den Flügeln iſt die Verkündigung und die Darbringung im Tempel. Dieſes Bild ſtammt aus der Columbakirche in Köln, von wo es die Boiſſerées durch eine nie aufgeklärte Transaction mit dem Küſter erhalten haben. Da ſich in der kölniſchen Schule bald nach der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts Anklänge an dieß Bild finden, ſcheint es von Anfang für dieſe Kirche gemalt zu ſein und auf die Verbreitung des flandriſchen Stils am Niederrhein ſtark eingewirkt zu haben. Es würde dann auch wieder beweiſen, wie berühmt Rogier ſchon bei ſeinen Lebzeiten war, wenn man in Köln, wo damals doch Meiſter Stephan's Schule in trefflichen Meiſtern blühte, bei ihm ein ſo bedeutendes Werk beſtellte. Das andere herrliche Bild in München, Lucas die Madonna malend, bringt uns wieder zu einem ganz neuen Gegenſtand.

Es wurde von den Boiſſerées in Brüſſel erworben, wo es in einer der Malerzunft angehörigen Kapelle als Altarblatt diente; alſo wahrſcheinlich ein Geſchenk des Künſtlers an die Zunft, welche in dem Bild als Jünger des Lucas, des früheſten chriſtlichen Malers, verherrlicht wurde. Es iſt ein zauberhaft anſprechendes Werk, voll Anmuth, Natur und Sonne; die Figuren halblebensgroß. In offner Halle, vom klarſten Licht umſpielt, ſitzt die Jungfrau, das Obergewand weit über den Boden gebreitet, und tränkt das Kind, in ſeinen Anblick wie verſunken. Ihr Kopf iſt ſehr fein, edler als die Madonnen der Eycks, die Hände ſind gut und fein gezeichnet, aber das Kind ſitzt noch etwas ſteif, als nähme es auch eine Poſe vor dem Maler an. Lucas kniet vor der Jungfrau und zeichnet das Bild mit dem Stift auf die Schreibtafel. Durch zwei Säulen mit prächtig ornamentirten Schäften ſieht man über ein Blumengärtchen hinweg in eine flandriſche Stadt hinab, mitten auf einen Fluß, von dem man nicht begreift, wo er herkommt; über die Brüſtung der Stadtmauern im Mittelgrunde blicken ein Mann und eine Frau, beide dem Beſchauer den Rücken kehrend, über den Stromſpiegel hinaus, der ſich glitzernd durch felſige Ufer bis weit in den ſonnig-hellen Hintergrund zieht. Hier iſt alles Landſchaftliche ganz wie bei Jan van Eyck, man vergleiche etwa die Rolin'ſche Madonna des letzteren im Louvre; doch mag man immerhin mit Herrn Profeſſor Marggraff (Katalog der Pinakothek) vermuthen, daß Rogier dieß Bild nach ſeiner Rückkehr aus Italien malte, wo er die lichtvollen Fernſichten der dortigen Landſchaften hatte kennen lernen. War doch auch Jan van Eyck im ſonnigen Spanien zu ſeinen ſüdlichen Hintergründen gekommen.

Zuverläſſig nach der italieniſchen Reiſe führte Rogier ein Bild aus, an dem er vier Jahre arbeitete, das man alſo wohl als das Hauptwerk ſeines Lebens betrachten muß. Am 16. Juni 1455 beſtellte nämlich Jean le Robert, der Superior des Kloſters St. Aubert zu Cambray, bei „maistre Rogier de le Pasture“ eine Altartafel, deren Mittelbild 25 Quadratfuß groß ſein ſollte; der Maler aber gab ihm „pour le bien de l'œuvre“ ſechs und einen halben Fuß in der Höhe, fünf in der Breite; die Flügel hatten entſprechende Dimenſionen. Die Kloſterrechnungen geben die genaueſten Details über Bezahlung, Transport und Aufſtellung des fertigen Werkes, ſelbſt für das Bemalen des Rahmens und für einen fünfarmigen Leuchter, der für das Bild neu gegoſſen wurde.*) 1459 wurde daſſelbe in Cambray aufgeſtellt. Es würde unſchätzbar ſein, wenn dieß Bild, deſſen Gegenſtände uns (ſeltſam genug neben all jenen Details!) verſchwiegen werden, ſich noch auffinden und identificiren ließe. Ich will darüber nachher eine Vermuthung wagen, und glaube, daß es einen Weg giebt, dieſelbe entweder zu widerlegen, oder aber zur Evidenz zu erheben. Vorher jedoch muß ein anderes, längſt wohlbekanntes Bild Rogier's an dieſer Stelle zur Beſprechung kommen.

Das Muſeum zu Antwerpen hat mit der durch Vermächtniß ihm einverleibten Sammlung van Ertborn ſchon ſeit etwa 35 Jahren ein berühmtes Bild erhalten, das aus Dijon, einer der Reſidenzen der burgundiſchen Herzoge, herſtammt und einem Herrn Pirard, dem letzten Präſidenten des Parlaments von Bourgogne, gehört hatte. Anfangs galt dieß Bild als Jan van Eyck, aber längſt iſt es dem Rogier zurückgegeben und in dem vortrefflichen Katalog des Antwerpner Muſeums unter ſeinem Namen eingetragen. Es iſt wieder ſolch eine Darſtellung eines ganzen Cyklus von Dingen Einer Kategorie, wie die Eycks, Rogier und Memling ſie liebten, und zwar dießmal mit Einem Hauptbild und ſechs kleinern Darſtellungen, nur daß hier nicht eine Landſchaft, ſondern eine große gothiſche Kathedrale als Rahmen alle jene Scenen einſchließt. Das Bild ſtellt die ſieben Sacramente der katholiſchen Kirche vor, indem es in vollſter Realität Perſonen malt, welche die heiligen Handlungen austheilen und empfangen. Die Größen des Bildes ſind ſo abgeſtuft, daß das Mittelſtück 6 Fuß, die Flügel nur 4 Fuß Höhe haben; denn jenes ſtellt das Hauptſchiff der Kathedrale, dieſe ſtellen die niedrigern Nebenſchiffe vor. Durch dieſe Nebenſchiffe blickt man auf jeder Seite in drei Capellen hinein, und in jeder derſelben vollzieht ſich eines der Sacramente, während das ſiebente, die Meſſe, an den entfernten Hochaltar in der Tiefe des Mittelſchiffes verlegt iſt. Im Vordergrund dieſes Schiffs aber erſcheint mit größeren Figuren das wirkliche Opfer, von dem die Meſſe nur Abbild iſt; an einem hohen Kreuz, deſſen Scheitel bis zum Gewölbe anſteigt, hängt der Crucifixus, und um das Kreuz drängen ſich, hier in maßhaltendem Schmerz, die heiligen Frauen. Schon das Malen dieſes grandioſen Bauwerkes mit ſeinen luftreichen Perſpectiven in die Länge und in die Quere war für die junge Kunſt des Realismus eine neue und große Aufgabe, ſelbſt nach den ſchönen architektoniſchen Hintergründen der Eycks. Rogier hat überdieß die Durchſicht mit gutem Gefühl etwas verſchoben, ſo daß man in die Capellen links etwas vollern Einblick hat als rechts. Das Bild iſt wahrhaft ſtrahlend in der Farbe, obwohl kühler, etwas trockener als Jan van Eyck's Palette; es hängt in Antwerpen einer Thür gegenüber, ſo daß man weit von ihm zurücktreten kann, aber noch in der Entfernung von 25 Schritten wirkt mit ganzer Leuchtkraft die mächtige Vordergruppe der Frauen am Kreuz und dahinter die klare leichtgraue Tiefe der ſteinfarbigen Architektur.

---

*) Michiels a. a. O. S. 222, und im 3. Band der neuen Auflage. Auszüge aus dieſen Kloſterrechnungen waren aber längſt ſchon vom Grafen de Laborde in ſeinen Ducs de Bourgogne I. p. LIX. mitgetheilt worden.

In dieſem prachtvollen Werk thut die Kunſt einen gewaltigen Schritt vorwärts.

Alle Details ſind eben ſo treu realiſtiſch als auch wieder voll Geiſt: das Heilige iſt dem Menſchen hier ſo vertraulich nahe gebracht. Schon dieſe Kirche mußte den Beſchauer des fünfzehnten Jahrhunderts anheimeln; denn ihre Formen ſind die des niederländiſch-belgiſchen Kirchenſtils: Rundſäulen mit achteckigen Füßen, die Capitelle mit zwei loſen Blätterkränzen umlegt; man denkt unwillkürlich an die Kirche St. Jacques zu Antwerpen. Die große Mittelgruppe im Hauptſchiff iſt auch in den Figuren etwas höher genommen; in den heiligen Handlungen dagegen ſind die Figuren im Vordergrund nur 1½ Fuß groß und werden in den hinterſten Capellen ganz klein. In der erſten Capelle links ſieht man ein Kind in einem großen kupfernen Becken taufen. Eine Gevatterin in einer Hornhaube hält es über das Taufwaſſer, die zweite, mit gleichem Kopfputz, und der Gevatter legen ihm ihre Hände auf, während der Prieſter die heilige Handlung vollzieht. Allerliebſt iſt in der zweiten Capelle die Firmelung: der Diakon bindet dem Gefirmelten die Stirnbinde um; zwei Jungen und ein Mädchen, alle drei mit Stirnbinden und den naivſten Geſichtchen, verlaſſen ſchon die heilige Stätte. Alles geht hier behaglich und gemüthlich zu, und die Leute finden ſich in der Kirche bequem zu Hauſe. Vor der Capelle liegt ſogar ein nettes Windſpiel auf den Fließen, und ihm gegenüber in dem andern Nebenſchiff ein faules Bologneſerchen. Nun kommt in der dritten Capelle links die Beichte; ein alter Mann erhält Abſolution, eine Frau wartet; dahinter ſieht man am Ende des Seitenſchiffes einen Prieſter am Altar. Im fernen Hintergrunde des Mittelſchiffes ſteht vor dem überreich mit geſchnitzten Statuen gezierten Altar der Prieſter, die Hoſtie erhebend. Die rechte Seite hat Alles mehr zuſammengedrängt. Bei der Trauung giebt das Paar ſich die Hände, um welche der Prieſter die Stola legt; die Brautleute ſind roth gekleidet, das Mädchen trägt unter der Krone von Perlen und Steinen das Haar ganz frei herunter gekämmt. Bei der Oelung bleibt es freilich ſeltſam, wie der Sterbende mit dem ſchweren reich geſchnitzten Bett in die Kirche kommt. Merkwürdig ſtimmt es mit den Berner Tapeten, daß der Mann nackt im Bett liegt, aber ein Tuch um den Kopf hat. Die Frau, ganz verweint, ſteht dabei mit der Sterbekerze, und der Prieſter bezeichnet mit dem Salböl eben die Hand des Sterbenden, die der Diakon ſanft emporhält. Geiſtvoll ſind auch die Farben an den Gewändern der ſieben Engel, die über den ſieben Handlungen ſchweben; ihre Flügel haben immer dieſelbe Farbe wie die Gewänder: bei der Taufe weiß mit lila ſchattirt; Firmelung gelb mit purpur; Beichte ſcharlach; Prieſterweihe amaranth; Meſſe grün; Trauung dunkelblau; Oelung ſchwarz-violett. Hier bezeichnet weiß die Reinigung durch's Taufwaſſer; gelb den Glauben oder die Treue, welche der Erwachſene bei der Firmelung gelobt; ſcharlach die Blutfarbe der Sünden; grün (nach Sandrart's Deutung) die Geſundheit der Seele, weil das Abendmahl dieſe giebt; amaranth die unverwelkliche Paradieſeskrone des Prieſters; dunkelblau die Treue der Ehegatten; ſchwarz endlich den Tod.

Nun fand Director Waagen*) im Jahr 1866 in dem National-

---

*) Nach freundlicher Mittheilung Waagen's.

Muſeum zu Madrid, jener meiſt aus aufgehobenen Klöſtern zuſammengebrachten Sammlung, ein großes Bild, welches dieſe ſieben Sacramente aus Antwerpen wiederholt, aber eine große Menge von Beziehungen neu hereinbringt. Es findet ſich hier wieder der gemalte Rand, und dieſer enthält in Einfaſſungen grau in grau gemalte Bildchen, ganz nach der Manier des Reiſealtärchens. Dieſe kleinen Bildchen ſtellen die ſechs Tagewerke der Schöpfung, die Paſſion und die ſieben Werke der Barmherzigkeit dar. Auf der Außenſeite der Flügel ſieht man die Geſchichte mit dem Zinsgroſchen; dieſe iſt von ſchwächerer Hand vielleicht erſt ſpäter zugemalt. Das ganze Innere aber ſpricht Waagen als von der Hand Rogier's gemalt an und erklärt es für deſſen reichſtes und complicirteſtes Werk, wovon die ſieben Sacramente in Antwerpen nur eine Wiederholung oder eigentlich ein Auszug ſind. Der Gedanke, von welchem die Zuſammenſtellung der Innenſeite ausgeht, iſt großartig: zwiſchen Anfang und Ende der Welt, Schöpfung und Sühntag, ſteht als Centrum der Weltgeſchichte der Crucifixus und die gnadenſpendende Kirche. Man hat das Bild in Madrid unter Leitung des dortigen Galleriedirectors, des Herrn Murillo, verſtändig und ſchonend gereinigt. Hier drängt ſich mir nun die Vermuthung auf, daß dieß Bild kein anderes iſt als jenes für Cambray gemalte Hauptwerk, auf welches Rogier vier Jahre ſeiner reifſten Kraft verwendete. Das Bisthum Cambray war damals noch deutſches Reichsland, kam aber 1595 unter ſpaniſche Hoheit, und leicht kann dann oder ſpäter das Bild nach Spanien verkauft oder verſchleppt worden ſein.*) Einigermaßen beſtätigend hiefür iſt, daß die Wiederholung in Antwerpen das Wappen des Bisthums Tournai und daneben das des Jean Chevrot trägt, der von 1437 bis 60 Biſchof von Tournai geweſen iſt. Cambray liegt in der Nähe von Tournai, Rogier's großes Bild wurde im Sommer 1459 aufgeſtellt und konnte leicht in einem benachbarten Biſchof den Wunſch erwecken, etwas ähnliches zu beſitzen, gerade ſo wie 16 Jahre vorher Edelheer in Löwen eine Wiederholung des ebenfalls hochberühmten Bildes bei Rogier beſtellte, das er in einer Kirche ſeiner Stadt immer vor Augen hatte. Hier wird es nun einfach darauf ankommen, die Größe des Madrider Bildes zu ermitteln. Stimmt dieſe mit den genauen Maßen von ſiebenthalb Fuß Höhe und fünf Fuß Breite, die wir als die Maße des Bildes in Cambray kennen, ſo iſt wohl an der Identität beider Werke nicht zu zweifeln, und wir hätten ſomit ein neues vollſtändig datirtes und zuverläſſig beglaubigtes Werk Rogier's gefunden.*)

---

*) Die Spanier nahmen aus eroberten Städten Bilder mit, man wartete aber umſonſt auf die Bezahlung. Van Mander fol. 129 (im Leben des Albert van Ouwater): „het principael (von deſſen Auferweckung des Lazarus) werdt nae d'Harlemsche belegheringhe en overgang, met auder fraeyicheyt van Const, van den Spaengiaerden bedreegh'lyck sonder betalen ghebracht in Spaengien."

---

*) Ich habe dieſe Worte oben ſo ſtehen laſſen, wie ich ſie vor acht Jahren niederſchrieb. Seitdem finde ich ſchon in Villaamil's Catálogo historial y razonado del Museo Nacional de Pinturas, Madrid 1865, das Bild ausführlich beſchrieben und dem Rogier van der Weyden „el viejo“ beigelegt. Nach Angabe dieſes Katalogs ſind die Gegenſtände ſo gruppirt:

Linker Flügel, Innenſeite: Vertreibung der erſten Eltern aus dem Paradies. Durch die gothiſche Baluſtrade erblickt man im Garten den Baum der Erkenntniß und den Sündenfall. Das Thor iſt von einem Spitzbogen überſtiegen, innerhalb deſſen auf kleinen Baldachinen grau in grau, wie aus Stein gemeißelt, die ſechs Tagewerke der Schöpfung angebracht ſind. Außerhalb dieſes Bogens in den Zwickeldreiecken der erſte Brudermord, und Samſon den Löwen zerreißend.

Das Mittelbild: Kreuzigung und die ſieben Sacramente, ganz wie die Wiederholung in Antwerpen, aber an dem gothiſchen Bogen über dem Meßprieſter wiederum Steinbildchen, ſechs Scenen der Paſſion, vom Gebet am Oelberg bis zur Auferſtehung, darſtellend.

Rechter Flügel, Innenſeite: das jüngſte Gericht. In dem Bogen als Steinbildchen die ſieben Werke der Barmherzigkeit.

Außen zeigen die zuſammengeſchlagenen Flügel, grau in grau gemalt, den Spruch vom Zinsgroſchen, der durch die beigeſetzten Bibeltexte erklärt wird: rechts ſtehen drei Phariſäer mit der Kaiſermünze, links tritt Chriſtus mit einem Apoſtel heran.

Das Bild ſtammt aus dem Kloſter de los Angeles, hat aber leider keinen Stammbaum weiter hinauf. Das Mittelbild hat jetzt nur m. 1,73 Höhe, m. 1,96 Breite, aber die Flügel ſind höher, m. 1,96 Höhe auf m. 0,76 Breite. Dieß iſt auffallend, da die Flügel nicht leicht höher als das Mittelbild ſich denken laſſen. Das letzte könnte bei der Aufſtellung auf einem Altar, für den es nicht urſprünglich gemalt war, vielleicht oben verkürzt worden ſein, Nachdem wir nun unſern Meiſter von einem ſeiner frühen Werke, nämlich der großen Kreuzabnahme aus Löwen, bis zu ſeiner großartigſten Arbeit verfolgt haben, die er fünf Jahre vor ſeinem Tode vollendete — beide Werke merkwürdiger Weiſe jetzt wahrſcheinlich in Madrid vereinigt — ſo wird ſich herausſtellen, daß er von vornherein in ſeiner künſtleriſchen Anlage ein von Jan van Eyck verſchiedener Menſch geweſen iſt. Eyck war ein Niederdeutſcher, Rogier von franzöſiſchem Blut. Jenem ſtellte ſich die Religion in ihrer Paradieſesfreude und Feſtesluſt dar, Paſſionsbilder von ihm ſind nicht bekannt; er malt Madonnen in reichem Schmuck zwiſchen glänzender Architektur oder in heitrer Landſchaft, und ſelbſt die Welt des Jenſeits zeigt ſich ihm nicht in ihrem Ernſt, ſondern, wie auf ſeiner Anbetung des Lammes, als eine glänzende Stadt in prächtiger, von Bäumen des Südens beſchatteter und von Blumen üppig umblühter Landſchaft, mit dem blauen Himmel Spaniens darüber, über welchen nur zarte weiße Mittagswölkchen hinflattern, als wären es ſanfte letzte Erinnerungen an die Stürme des Erdenlebens, welche den lichten Azur des Paradieſes nicht zu verdunkeln im Stande ſind. Dagegen greift Rogier ſofort aus dem ganzen Kreiſe des Darſtellbaren die Abnahme vom Kreuz heraus und ſteigert den Schmerz der Umſtehenden durch realiſtiſche Wahrheit bis zur ergreifenden Leidenſchaft. Die Augen der Leidtragenden ſind roth verweint, den Frauen perlen die Thränen über die Wangen, Magdalena verrenkt faſt die Arme. Rogier erreicht die mächtige dramatiſche Wirkung, die er beabſichtigt, auch dadurch, daß er in dieſer Scene ſeine Figuren ſofort lebensgroß nimmt. Ganz im Geiſt eines modernen Franzoſen iſt er anfangs im Grunde mehr Zeichner als Coloriſt, und eben darum vermochte er als Lehrer mit ſo durchgreifender Macht eine Schule zu gründen.

---

wobei nur das Gewölbe des Mittelſchiffs verloren ging. Somit hätten wir für die Flügel 6′ Höhe und für das Mittelbild muthmaßlich mehr, und für das letzte oder die ganze Tafel mit zuſammengeſchlagenen Flügeln 6′ Breite. Die Uebereinſtimmung mit den im Text angegebenen Maßen des Bildes von Cambrai iſt nahe genug, aber doch auch nicht vollſtändig genug, um mit Sicherheit zu entſcheiden, ob beide Bilder identiſch ſind.

Man ahnt in ihm ſchon den Quintin Matſys, aber in der Großräumigkeit wußten ihm ſeine nächſten Schüler noch nicht zu folgen, und in Memling treten die Züge des geiſtigen Großvaters wieder ſtärker heraus als die des Vaters. Mehr als dieſe Niederländer und als ſeine kölniſchen Schüler wußten mit der pathetiſchen Seite in Rogier die zahlreichen Oberdeutſchen anzufangen, die von ihm ſich anregen ließen; in Martin Schongauer, dem alten Holbein und Michael Wohlgemuth tritt uns dieſelbe Leidenſchaftlichkeit und die Vorliebe für Paſſionsbilder entgegen. Das Element der Leidenſchaft, wodurch Rogier zu der an ihm ſo bewunderten Kraft des Ausdruckes ſich aufſchwang, waltet auch noch in ſpätern Compoſitionen: er malt mehrmals die Paſſion und ihre Spitze, die Kreuzigung; erſt mit reiferem Alter tritt er, als Jan van Eyck geſtorben iſt, auch deſſen geiſtige Erbſchaft an; er malt nun auch heitere und gemüthvolle Gegenſtände, in denen er den Eyck'ſchen Sinn für Pracht und Lichtglanz entfalten kann; die Figuren mindern ſich auf die halbe Lebensgröße und darunter; aber die Gegenſtände werden dafür unermeßlich reich, und ein einziges Bild gliedert ſich in einzelnen getrennten Scenen zu einem ganzen Epos. Man darf wohl nicht zweifeln, daß er jenen erſten gewaltſamen Stil aus der Schule ſeiner Jugend in Tournai mitgebracht hat, und da nun auf eine einheimiſche Malerſchule in Tournai einmal der Blick gerichtet iſt, wo wir am Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts ſchon längſt eine vortreffliche Bildhauerſchule entdeckt haben, ſo wird die Forſchung wohl auch den Boden auffinden, dem jene Schule entſproßte: er liegt, glaube ich, in jenen nordfranzöſiſchen Strebungen auf bewegte Geſchichtsdarſtellung, wie ſie in gewirkten Tapeten wohl ſchon im vierzehnten Jahrhundert ſich werden beweiſen laſſen. Was aber das geiſtige Bild unſeres großen Meiſters erſt vollſtändig macht, iſt die Thatſache, daß er zuerſt aus dem Dämmerſchein der kirchlichen Kunſt ganz bewußt und ſelbſtſtändig in das Tageslicht der weltlichen Geſchichtsmalerei herausſchritt, indem er in ſeinem Jugendwerk, den Rathhausbildern zu Brüſſel, wenn auch noch in der Form der Sage, zuerſt Menſchen aus dem wirklichen Leben ſchuf.

III. Die Brüſſeler Rathhausbilder.

Von Rogier zieht ſich hundert Jahre lang eine Kette großartiger Hiſtorienbilder fort, welche ſich in den Gerichtsſälen der Rathhäuſer von den Niederlanden den Rhein hinauf bis nach Baſel verbreiten. Im 15. Jahrhundert kam in den freien Städten der Niederlande, welche in dem großen und mächtigen burgundiſchen Reich vereinigt, durch Erwerb und Handel zu ungeheurem Reichthum ſich aufſchwangen, auch die Profanarchitektur zur glänzenden Blüthe. Die prachtvollen Rathhäuſer, Verkaufshallen und Belfriede, die ſtolzen Zeugen ſtädtiſcher Unabhängigkeit, entzücken uns noch heute als die tüchtigſten weltlichen Bauten, die das ganze Mittelalter hervorgebracht hat. Die Niederlande ſchwelgten in derbem Lebensgenuß und gelangten dadurch zu einem friſchen Sinn für Weltlichkeit. Als daher die Stadträthe nun auch die Maler zu beſchäftigen anfingen, verlangten ſie für ihre Rathhäuſer keine religiöſen Gegenſtände. Sie wollten Werke, welche derb und handgreiflich die republikaniſchen Bürgertugenden einprägten, auf welche ihr ſtädtiſches Gemeindeweſen ſich gegründet hatte, und durch die allein es ſich erhalten konnte. Vor allem wollten ſie an die höchſte aller Tugenden erinnert ſein, an die Gerechtigkeit, die unerſchüttert über Gunſt und Abgunſt des Parteiweſens ſteht. Hier kam ihnen die Literatur bereits entgegen. In mehreren Sammlungen von Geſchichten und Sagen hatte das Mittelalter einen reichen Stoff für ſolche Darſtellungen niedergelegt. Das wichtigſte dieſer Bücher, die Gesta Romanorum, enthält von zwei Geſchichten gewiß immer eine, die eine Rechtsfrage betrifft, und wirklich ſind aus dieſer Sammlung von den Künſtlern jener Tage viele Stoffe genommen worden. Manches lief wohl auch noch als mündliche Ueberlieferung um, und die Wiederbelebung der lateiniſchen und griechiſchen Literatur brachte ſpäter noch eine Menge neuer Geſchichten in den Mund des Volkes, wie ſie z. B. in der Anekdotenſammlung des Valerius Maximus in Fülle vorlagen.*) Von den zwei Gegenſtänden, die Rogier für Brüſſel malte, iſt der eine der Papſtlegende, der andere einer Localſage entnommen, die ſich an die Gründer des Hauſes Bourbon anſchließt. Man hat dieſe Rathhausbilder von Rogier bis Holbein noch niemals zuſammengeſtellt, ſo wichtig ſie auch für die Entwicklung der Hiſtorienmalerei geworden ſind. Es ſcheint der Mühe werth, dieß einmal zu verſuchen.

---

*) Noch im fünfzehnten Jahrhundert erſchien in Augsburg eine deutſche Ueberſetzung, wo Geſta und Valerius in Einem Bande zuſammenſtehen, gedruckt bei Hans Schobſer 1489, in Kleinfolio.

1. Wir haben alſo erſtens ihren Anfang, und gewiß den Anſtoß zu dieſer ganzen neuen Richtung, in Rogier zu ſuchen, deſſen Brüſſeler Bilder faſt von allen Berichterſtattern, die ſie noch ſelbſt geſehen haben, gerade unter dieſen Geſichtspunkt geſtellt werden, daß ſie Gerechtigkeit einprägen und deßhalb im Rathsſaale ſich befinden, wo Gericht gehalten wird. Guicciardini, Vaſari und van Mander deuten darauf hin, und Lampſonius in ſeinem Lobgedicht auf Rogier ſingt dieſen ſo an: „Alle Maler ſtudiren dich noch: ſolches bezeugt die Schilderei, welche das brüſſelſche Gericht mahnt, nach keiner Seite aus der guten und ehrlichen Bahn der Billigkeit zu weichen.“*) Die Gegenſtände, auf die wir erſt unten näher eingehen, waren zwei Acte göttlicher Gnade, welche dem Kaiſer Trajan und dem Ritter Erchenbald von Bourbon zum Lohn dafür widerfuhren, daß ſie unbeſtechliche Gerechtigkeit geübt haben.

2. Hieran ſchließt ſich Rogier's Schulgenoſſe, Dirck Bouts von Harlem (früher Stuerbout genannt), welcher gewiß von Rogier's Bildern angeregt, für den Rathsſaal zu Löwen im Jahr 1468

---

*) Guicciardini, Beſchreibung der Niederlande, Antw. 1581, p. 142: „(Rogier) il quale fra le altre cose fece le quattro degnissime tauole d'ammiranda historia, a proposito ed exemplo del far' giustitia, che si veggono in detta terra di Bruselles al Palazzo de' signori, nella propria stanza, ove si consultano e deliberano le cause.“ Die Verſe des Lampſonius ſtehen bei van Mander, im Leben des Rogier van der Weyden. Eben weil man wußte, daß beide Gegenſtände Acte ſtrenger Gerechtigkeit enthielten, konnte man die erſte dieſer Geſchichten, die von Trajan, leicht mit einem andern berühmten Beiſpiel ſcharfer Rechtspflege verwechſeln, indem man dafür den Lokrier Zaleukos ſetzte, der ſich ſelbſt ein Auge ausſtechen ließ, um ſeinem ſchuldigen Sohn eines zu retten: eine Verwechslung, welche bei van Mander und Baldinucci wirklich vorkommt.

die beiden großen Oelbilder malte, welche jetzt in's Brüſſeler Muſeum gelangt ſind. Hier waltet derſelbe Geiſt, dieſelbe Moral. Nach einer im Mittelalter weit verbreiteten Legende*) hatte einer der Ottonen eine ungetreue Frau, welche aus Liebesrache einen Grafen des Hofes zum Tode brachte. Die Frau des Grafen erbot ſich, zur Ehrenrettung des Hingerichteten das glühende Eiſen zu tragen, und Kaiſer Otto ließ, als dieſes Gottesurtheil geſprochen hatte, die eigene Gemalin verbrennen. Die Bilder des Bouts ſind große figurenreiche Compoſitionen mit lebensgroßen Geſtalten. Auf dem erſten ſieht man die Frau, in adeliger Tracht, ihren Mann, der in ein weißes Sterbehemd gekleidet iſt, zur Richtſtätte begleiten; ein Franciscanermönch geht vor ihr. Dann wird ſein Kopf der Frau in einem Tuch überreicht. Auf dem zweiten Bild hält ſie mit der Linken das glühende Eiſen, das ſie aus dem neben ihr ſtehenden Kohlenbecken genommen hat; in der Rechten hat ſie den Kopf ihres Mannes auf dem Tuch. Der Kaiſer zieht ſich erſchreckt vor der Gluth zurück. Im Hintergrund wird die Kaiſerin, wieder von zwei Mönchen begleitet, lebendig verbrannt. Es ſind bedeutende Werke von reicher und ſorgfältiger Ausführung, aber im Ausdruck treten ſie hinter Rogier zurück. Alles Gefühl iſt wie verſchleiert, obwohl die Köpfe lebendig ſind. Als die Frau das Haupt ihres Mannes überreicht bekommt, weint ſie nicht einmal; der Stummel vom Hals der Leiche iſt beſcheiden durch Pflanzen verhüllt; die Leute ſehen zu, als ob ſie in der Kirche wären, und ſelbſt der Scharfrichter iſt ſtreng, aber nicht grauſam. Das iſt ganz im Charakter des Bouts, bei dem die Figuren ſo ausſehen, als verſtänden die allerwunderlichſten Dinge ſich ganz von ſelbſt. Seinem heil. Erasmus in der St. Peterskirche zu Löwen ſehen die Leute ganz gemüthlich die Eingeweide aus dem Leibe haſpeln, und bei dem heil. Hippolytus in St. Sauveur zu Brügge betrachtet der ſeine Hinrichtung befehlende König mit einer Art ſentimentaler Andacht, wie vier Pferde den Heiligen in Stücke zerreißen. Selbſt die berühmte Mannaleſe in München, die jetzt urkundlich dem Bouts angehört, theilt dieſen Mangel: die gottſeligen Juden ſammeln das Manna, als wären's Heidelbeeren.

---

*) Mitgetheilt bei Michiels, Hist. de la peinture flamande, 2. Aufl., t. III, p. 262 u. folg.

3. Deſto energiſcher iſt ein furchtbarer Akt ſtrafender Gerechtigkeit in Scene geſetzt auf den zwei kraftvollen Bildern, welche einſt die Rathsſtube zu Brügge ſchmückten und jetzt in die Akademie dieſer Stadt verſetzt ſind. Kambyſes, König von Perſien, läßt auf dem erſten Bild den beſtechlichen Richter Siſamnis lebendig ſchinden, und auf dem zweiten Bild inſtallirt er in deſſen Amt den Sohn, indem er ihn auf den Richterſtuhl ſetzt, der mit der abgeſchundenen Haut des Vaters bezogen iſt.*) Hier wird uns vom Gräßlichſten nichts erſpart: der Gemarterte ſchreit und bleckt die Zähne vor grimmigem Schmerz, als ihm die Haut am Fuß aufgeſchnitten und am Arm abgezogen wird. Wie immer in dieſer flandriſchen Epoche, ſind die Coſtüme aus der Gegenwart des Malers genommen. Dieſe grauenvoll wirkſamen Bilder hat ein Nachfolger des Bouts gemalt, der vielleicht noch bei dieſem oder bei einem von deſſen Söhnen die Kunſt erlernte, aber den Meiſter an Energie des Ausdrucks weit übertraf. Die von Herrn James Weale, dem erſten und ſo erfolgreichen Erforſcher der Archive von Brügge, aufgefundenen Urkunden thun dar, daß der früher als Anton Clayſſens bezeichnete Meiſter den wirklichen Namen Gérard David geführt und in Brügge gelebt hat. Die beiden Bilder wurden 1488 durch die Schöffen von Brügge bei David beſtellt, und nach der Jahreszahl auf einem derſelben ſind ſie 1498 vollendet.**)

4. Dieſen Werken können wir in den Niederlanden noch die Rathhausbilder in dem Schöffenſaal von Harlem beizählen, welche gänzlich verſchollen und uns nicht einmal dem Gegenſtand nach bekannt ſind. Ein uns gleichfalls ſonſt unbekannter Meiſter aus derſelben Stadt, Volckert Claeszon, hatte ſie gemalt. Sie waren auf Leinwand kräftig ausgeführt und noch in der Manier der

---

*) Nach der gewöhnlichen Angabe nenne ich Kambyſes und Siſamnis. Den Stoff aber kann der Maler aus den Gesta Romanorum genommen haben, wo er im 29. Kapitel ſich findet, doch heißt es dort ohne Angabe irgend eines Namens: erat quidam imperator etc.

**) Weale, in zwei Artikeln über Gérard David, Gazette des Beaux-arts, Jahrg. 1866. Vgl. Michiels 2. Aufl. IV, 131 u. folg.

ältern Schule, gehörten demnach wahrſcheinlich noch dem fünfzehnten Jahrhundert an.*)

5. Wenn wir nun am Niederrhein heraufgehen und uns den Grenzen des Kölner Erzſtiftes nähern, ſo treffen wir dort auf den ſtreng kirchlichen Sinn, der in der ganzen kölniſchen Schule weltliche Gegenſtände, mit Ausnahme des Portraits, ausſchloß. In einer ſo reichen, mächtigen, auch ſo entſchloſſen republikaniſchen Reichsſtadt wie Köln, wo man durch das ganze fünfzehnte Jahrhundert außerdem ausgezeichnete Maler hatte, muß es wirklich auffallen, daß der Rath niemals ein Gerechtigkeitsbild beſtellt hat, ſondern ſich für ſein Rathhaus mit einer Darſtellung der Schutzpatrone der Stadt, alſo einem rein kirchlichen Gegenſtande, begnügte. Es iſt dieß Stephan Lochner's berühmtes Bild, jetzt im Dom, das bekanntlich zuerſt für die Rathhauskapelle beſtellt war. Das einzige frühe Rathhausbild in dieſen Gegenden befindet ſich heute noch auf dem urſprünglichen Platz, für den es gemalt war, auf der Rathsſtube zu Weſel, und wurde als Gerechtigkeitsbild ſchon dadurch handgreiflich bezeichnet, daß oben an dem alten Rahmen eine kleine Krämerwage befeſtigt war, die noch vor dreißig Jahren vor dem Bilde herunterhing. Das Bild iſt ungefähr vier Fuß hoch und fünf Fuß breit und gut erhalten. Sein Meiſter iſt der große, von Rogier ſtark angeregte Maler aus dem benachbarten Calcar, den man, da ſein wirklicher Name unbekannt, fälſchlich Jan van Calcar nannte. Jetzt endlich iſt ſein wahrer Name Jan Joeſt durch einen Localforſcher, Herrn Caplan Wolf in Calcar, aus den dortigen Archiven ermittelt. Er hat ſein großes Altarblatt in der Nicolauskirche daſelbſt zwiſchen 1505—8 gemalt.**) Es bezeichnet dieſe Provinzialſchule, daß hier der Gegenſtand doch nicht der Geſchichte oder der Geſchichtsſage entnommen, ſondern eigentlich religiöſer Natur iſt. Die Figuren ſind ein Drittel lebensgroß. Vor dem Schöffenſtuhl, den ſechs Richter mit bedecktem

---

*) Karl van Mander fol. 128 pag. 2: „van hem zyn eenighe stucken op doeck op de Schepen Camer te Haerlem die stout aenghetast en ghedaen zyn, meer Antyck als moderne.“

**) Mittheilung von Dr. O. Eiſenmann, Augsb. Ztg. 28. Oct. 1874, im Auszug in Lützow's Zeitſchrift, Kunſtchronik 1874, S. 75.

Haupt, inmitten der Schultheiß in Goldbrocat, einnehmen, ſteht ein junger, ziemlich dumm ausſehender Kerl, um einen Eid zu leiſten, den ihm der ſiebente, vom Stuhl herabgeſtiegene Richter abnimmt. Geſpannt ſehen die Umſtehenden ihn an, ob er es wohl wagen wird, falſch zu ſchwören. Der Prieſter hält ihm das Kreuz vor, und der Schultheiß richtet eine ernſte Ermahnung an ihn, die in vier Reimzeilen auf dem Bilde ſteht. Außerdem warnt ihn ſein guter Engel, der ihm zur Seite ſteht, ebenfalls vor dem Meineid. Aber an ihn drängt ſich auch der Teufel heran, faßt ihn grimmig lachend an und reckt ihm die Finger der rechten Hand zum Schwur empor. Es iſt etwas handwerklich Derbes in dieſem Bild, die Köpfe ſind äußerſt lebendig und zeigen einen leidenſchaftlichen Antheil. Durchaus wird auf eine kräftige moraliſche Lehre hingewirkt, welche denn durch jene Krämerwage, als Symbol des künftigen Gerichts, auch für das ſtumpfſte Gemüth noch verſtärkt wird.*)

6. Der glänzendſte und vollſtändigſte Cyklus ſolcher Bilder iſt endlich der von dem jüngern Holbein für den Rathhausſaal in Baſel ausgeführte, gewiß die großartigſten Geſchichtsſtücke der ganzen nordiſchen Malerei, die aber nur in einigen Fragmenten, in ein Paar Entwürfen von Holbein's Hand und in den modernen Copien auf dem Baſeler Muſeum uns erhalten ſind. Die erſte Reihe dieſer Bilder, welche Holbein noch vor ſeiner engliſchen Reiſe vollendete, enthielt den Charondas von Thurii, der um das ſelbſtgegebene Geſetz zu ehren ſich tödtet, weil er unvorgeſehen bewaffnet in die Bürgerverſammlung getreten iſt; den Zaleukos von Lokri, der ſich ein Auge ausreißen läßt, um ſeinem Sohne eins zu er-

---

*) Die ſehr charakteriſtiſchen Beiſchriften ſind in dem faſt ſchon holländiſchen Dialekt abgefaßt, der heut noch um Calcar herrſcht. Der Schultheiß ſagt: siet hier besynt wael wat gy diat. swert nyet valschek um tytlick guet. want got die heer die weit dat wael. int leste gericht he it ordellen sael.

Der Engel: swer niet valselick wat ghi duet. gi verliest got dat ewighe guot.

Der Teufel giebt gar kein Motiv an: hald up die hant, wilt u nyet scamen. swert in alre duuel namen.

halten; den König Sapor von Perſien, der den beſiegten Römerkaiſer als Steigbügel gebraucht, und den Curius Dentatus, die Schätze abweiſend, welche ihm die Geſandten der Samniter als Beſtechung antragen. Man ſieht, dieß hat Alles ſeine moraliſche Beziehung auf parteiloſe Gerechtigkeit, auf Schonung des überwundenen Gegners und auf Abweiſung franzöſiſcher Penſionen. Als Holbein dann aus England zurückkam, hatte inzwiſchen der Proteſtantismus in Baſel geſiegt, und ſein ſtrengerer Geiſt verlangte wieder bibliſche Gegenſtände, beſonders aus dem alten Teſtament. Holbein vollendete alſo ſeinen Cyklus mit dem Fluche, den Samuel über Saul ausſpricht, weil in dem Amalekiterkönig dieſer den Feind des Landes verſchont hatte, und mit dem Abfall der Iſraeliten von David's Königshaus, in Folge der Weigerung Rehabeam's, die Steuern zu erleichtern. Hier ſtrömt ein neuer Geiſt in die Geſchichtsmalerei hinein, und es ſchließt darum mit Holbein's Werk die Reihe jener alterthümlichen Rathhausbilder, wie Rogier ſie eingeleitet hatte.

7. Noch einen Nachzügler, jedoch aus der ſpätern Zeit des 16. Jahrhunderts, bewahrt das Städtchen Eglisau am Rhein, im Canton Zürich. Das Bild iſt, trotz ſeiner Größe (ungefähr 3′ hoch, 4′ lang), auf Ein einziges aus einem Tannenſtamm des nahen Schwarzwaldes geſchnittenes Brett gemalt und ſtellt wiederum, wie das eine Rathhausbild Holbein's, den Zaleukus von Locri dar. Rechts und links ſind die Henker beſchäftigt dem Vater und dem Sohn je ein Auge auszuſtechen; in der Mitte wird ein offner Durchblick zwiſchen Gebäuden durch einen Reiter auf einem Schimmel gefüllt, den ein Andrer führt. Rechts ſteht auf einem Balcon neben einer Dame ein Mann in rothem Turban mit Reiherfedern. Das Coſtüm iſt venetianiſch, und das ganze Bild zeigt venetianiſche Einflüſſe; es möchte gegen 1580 von einem deutſchen Maler gemacht ſein, welcher Venedig beſucht hatte, wie denn über die ſtehende Rheinbrücke bei Eglisau damals eine ſtarke Paſſage zwiſchen Italien und Deutſchland gegangen iſt. Das Bild war ſonſt auf der Gerichtskammer des alten noch ſtehenden Rathhauſes, hat aber dort durch Sonne oder andere Hitze ſtark gelitten.

Unter allen Werken Rogier's waren die Brüſſeler Bilder die berühmteſten. Er hatte mit ihnen ſeinen Ruf begründet, denn ſie waren ohne Zweifel ſeine frühſte große Arbeit, um deren willen er eben Stadtmaler in Brüſſel geworden war. Die Neuheit der Gegenſtände ſowohl als der kraftvolle Ausdruck, ſo wie die Lebensgröße der Figuren, was damals noch ungewöhnlich, ſtellten ihn gleich als ſelbſtſtändige Größe neben Jan van Eyck, deſſen Schüler er damals wohl noch nicht geworden war. Noch im ſechszehnten Jahrhundert, als doch ſonſt in den Niederlanden der italieniſche Stil Alles beherrſchte, wurden dieſe Bilder von den Künſtlern ſtudirt. Van Mander nennt ſie als ſehr berühmte Stücke und erzählt uns, daß Dominik Lampſonius, der Freund Vaſari's, ein gelehrter Staatsmann und ſelbſt Maler, im Jahr 1577 auf dem Saale, wo dieſe Bilder hingen, die Urkunde der Pacification von Gent zu entwerfen hatte, welche den ſpaniſchen Krieg beendigen ſollte. So wichtig nun dieß Werk geweſen ſei, habe er doch oft von der Arbeit aufſehen und die Bilder anſchauen müſſen, wobei er auszurufen pflegte: „O Meiſter Rogier, was für ein Mann biſt Du geweſen!" Das glänzendſte Zeugniß giebt ihnen aber Albrecht Dürer, der ſie auf ſeiner niederländiſchen Reiſe im Jahr 1520 ſah und über ſie in ſein Tagebuch die folgende Notiz eintrug: „Ich hab geſehen zu Prüſſel im Rathaus, in der gülden Kammer, die vier gemalten Materien, die der groß Maiſter Rudier gemacht hat."*) Selbſt nach Italien drang ihr Ruf. Guicciardini erwähnt ſie mit großem Ruhm in ſeiner Beſchreibung der Niederlande. Auch Vaſari lobt ſie, und Baldinucci giebt uns ſogar den Familiennamen des einen Helden, der in dieſen Bildern gefeiert wird, obwohl dieſer Familienname auf den Inſchriften der Bilder nicht vorkommt. Der letzte Reiſende, der ſie noch geſehen hat, iſt Félibien; nach ihm beſtanden ſie noch im Jahre 1690 und wurden in Flandern fortwährend in hohen Ehren gehalten. Vermuthlich ſind ſie bald nachher untergegangen bei dem Bombardement durch die Franzoſen, wobei das Brüſſeler Rathhaus in Brand gerieth. Dieß war im Jahr 1695, als ihre Copien auf den burgundiſchen Tapeten ſchon 218 Jahre in der Sakriſtei des

---

*) Reliquien von Albrecht Dürer, S. 88; in Thauſing's Ueberſetzung S. 89.

Berner Münſters aufbewahrt lagen. Die Bilder waren mit Leimfarben auf Leinwand gemalt und gleich Tapeten vor den Wänden aufgehängt. Dieſe Technik hat Rogier vielleicht erfunden. Solche Bilder erſetzten Tapeten, da ſie ſich ungleich ſchneller herſtellen ließen.*) Auch konnten wirkliche Künſtler ſie machen, während Wandteppiche nur von Copiſten angefertigt wurden, die aber techniſch ihr ſpecielles Gewerbe vortrefflich verſtehen mußten. Die Leinwand bekam keine Grundirung, die Farben dringen auch zwiſchen den Fäden ein, und in dem fertigen Bilde bleibt jeder Faden ſichtbar, wenn man ſcharf hinblickt. Mit Uebermalen ließ ſich alſo dabei wenig nachhelfen, auch der Glanz und die Abtönung der Oelfarbe blieben unerreichbar; man mußte Alles raſch und mit vollkommen ſicherer Meiſterſchaft hinſetzen, und die Technik hatte etwas dem Frescomalen Verwandtes. Und wie auch die Frescotechnik dem Maler manchmal lange nachgeht, wenn er wieder zur Oelfarbe greift, ſo läßt ſich auch in Rogier's Oelbildern noch eine Spur ſeiner Tempera-Praxis bemerken: ſeine Zeichnung iſt ſchärfer, die Farbe bei aller Pracht trockener als bei Jan van Eyck. Aber eben daß dieſe nicht grundirte Leinwand raſche Ausführung erlaubte und dafür eine ſichere Hand verlangte, wurde der Anlaß, daß gerade ſolche Meiſter, die als Zeichner ſich fühlten, dieſe Technik mit Vorliebe aufnahmen. So malte auf dieſem Material Andrea Mantegna für den Markgrafen Gonzaga die großen fortlaufenden Bilder mit dem Triumphzug Cäſars, die man in England, wo ſie in Hampton Court aufbewahrt werden, populär als „Cartons" bezeichnet, was falſch iſt, da es eben die Originale ſind. Dürer malte ſein eigenes Portrait in dieſer Manier, ſo daß die Lichter auf dem Grunde weiß ausgeſpart waren. Noch Holbein führte ſeine großen Compoſitionen, den Triumph des Reichthums und der Armuth, für den Stahlhof in London mit Leimfarben auf Leinwand aus. Von da an wird dann das Malen auf grundirte Leinwand und mit Oelfarben die allgemeine Praxis in Localitäten, welche wegen feuchten Klima's der Frescotechnik nicht günſtig waren. Von Rogier haben wir übrigens noch Ein kleines Werk in Leimfarben auf nicht grundirter Leinwand, das höchſt belehrend iſt: dieß iſt eine Grablegung Chriſti, mit acht Figuren in einer waldigen Landſchaft, welches 1860 in Mailand von der Familie Guicciardi für die National-Gallerie in London (Nr. 664 des Katalogs) erworben wurde und einen neuen Beweis von der Schätzung und Verbreitung Rogier'ſcher Gemälde in Italien giebt.

---

*) Die Hauteliſſe-Weberei geht ſehr langſam, nach Jubinal nicht viel raſcher als Stickerei mit Nadeln.

Die moraliſche Lehre, welche die Brüſſeler Bilder ausdrücklich einprägen ſollten, wurde noch abſichtlicher dadurch hervorgehoben, daß ſich auf ihnen am Fuße vier lateiniſche Inſchriften in goldnen Buchſtaben befanden, welche die dargeſtellten Geſchichten ausführlich erzählten. Dieſe Texte ſind uns in zwei Büchern durch Abſchriften erhalten, welche vor der Zerſtörung der Bilder in den Niederlanden gemacht wurden,*) und ſie erhalten ihre Beſtätigung, indem dieſelben Inſcriptionen wörtlich genau auf den Berner Tapeten wiederkehren, nur daß ſie hier mit ſchwarzen Fäden, die Initialen aber mit Roth, auf weißem Grund eingewoben ſind. Die leeren Stellen ſind zur Raumausfüllung mit ſeltſam gewundenen rothen Drachen verziert. Daß es vier Inſchriften ſind, iſt die Urſache geworden, warum alle Berichterſtatter von vier Geſchichtsſtücken ſprechen. Eigentlich ſind es jedoch nur zwei Begebenheiten, und von dieſen iſt die Geſchichte Trajan's in vier, die Sage von Erkenbald aber in zwei Scenen abgetheilt, ſo daß eigentlich ſechs Auftritte gemalt ſind.**)

Die Legende Trajan's knüpft ſich an die allgemeine Verehrung, welche dieſer vortreffliche Kaiſer auch im Mittelalter genoß: man vergaß ihm um ſeiner Gerechtigkeit willen ſogar ſeine Chriſtenverfolgung. Hatten ihn doch ſchon die Römer vor allen andern Kaiſern geehrt, indem gegen das Zehntafelgeſetz, wonach Niemand innerhalb der Stadt ſollte verbrannt oder begraben werden, man ihn mitten in der Stadt unter ſeiner hohen Siegesſäule beiſetzte, die er ſich auf ſeinem Prachtforum 112 nach Chriſtus zwiſchen den Tempeln ſeiner vergötterten Väter, ſeines natürlichen Vaters und ſeines Adoptivvaters Nerva hatte errichten laſſen. Die Grabkammer Trajan's war unter dem Säulenfuß; doch fand Sixtus V. ſie leer, als er hernach ſtatt der frühern Statue des Kaiſers einen Petrus von Erz auf die Spitze ſetzte, und ließ die Thür vermauern, weil ein Riß im Fußgeſtell gefährlich zu werden ſchien. Dieß Grab wurde auch von dem chriſtlichen Rom heilig gehalten: der Senat erließ noch 1162 ein Dekret, in welchem bei Lebensſtrafe verboten wurde, die Säule im mindeſten zu beſchädigen. In einem Zeitalter, wo man ſonſt wenig Achtung für die Denkmäler des alten Roms zeigte, läßt ſich dieß nur durch eine beſondere Verehrung des Trajan erklären, von dem man annahm, daß er, obwohl Heide, doch durch einen beſondern Act der Gnade in den chriſtlichen Himmel gekommen ſei. Man erzählte ſich in Rom, Papſt Gregor der Große habe ihn durch die Kraft ſeines Gebetes auf ſo lange wieder in's Leben gerufen, als ihm zu ſeiner Bekehrung nöthig war.*) Eine andere Faſſung der Legende enthalten nun die beiden Inſchriften der Brüſſeler Bilder, welche auf Trajan ſich beziehen. Woher dieſe abweichende Faſſung ſtammt, habe ich noch nicht ermitteln können. Trajan will an der Spitze ſeines Heeres gegen Perſien ziehen: da fällt ihm eine Wittwe zu Fuß und fordert von ihm Rache an dem Mörder ihres unſchuldigen Sohnes. Trajan hält ſein Heer ſolange auf, bis der Mörder beſtraft iſt. Aus Perſien ſiegreich zurückkehrend, ſtirbt er und wird unter ſeiner Säule beigeſetzt. Mehr als 450 Jahre nachher geht Gregor I. an der Säule vorbei: es rührt ihn, daß dieſer gerechte Heide ewig verloren ſei, und er erbittet und erlangt von Gott deſſen Erlöſung. Hierauf erhebt der Papſt die Reſte des Kaiſers und findet nur die Zunge, weil ſie immer Gerechtigkeit geübt, noch unverweſt.

---

*) Die Texte ſtehen halb bei Sweertius (in den Monumenta sepulcralia Brabantiae, Antw. 1610. 8°. S. 301—311), halb in dem Buch des Calvete de Estrella, el felicisimo viage del muy alto principe don Phelippe, Antwerpen 1552.

**) Van Mander führt fälſchlich ſtatt der Legende von Trajan die Geſchichte des Zaleukus von Locri an, der ſich ein Auge ausſtechen ließ, um ſeinem ſchuldigen Sohne eins zu retten.

---

*) Ueber dieß Alles vgl. Platner in der Beſchreibung Rom's, Theil III.

Die zweite Sage iſt weniger bekannt. Ihr Held wird als ein mächtiger Mann von Adel bezeichnet, der immer ohne Anſehen der Perſon und des Standes Recht übt. In ſchwerer Krankheit verurtheilt er ſeinen Neffen zum Tode, weil er ein Mädchen entehrt hat. Der Seneſchall verſteckt den Miſſethäter; als aber der Jüngling nach fünf Tagen vor dem Oheim wieder erſcheint, ſtößt ihm dieſer eigenhändig ein Meſſer in die Kehle. Der Biſchof verweigert ihm darum die Abſolution, aber der Sterbende zeigt dem Prieſter die Hoſtie in ſeinem Munde, die ihm durch ein Wunder communicirt worden iſt, und beweiſt dadurch die Gerechtigkeit ſeiner That.

Der ſtrenge Richter wird auf der Tapete Herkinbaldus genannt, aber was für eine Perſon er geweſen iſt, war bisher noch nicht ermittelt. Auf die Spur führte mich, daß Baldinucci, wie ich oben erwähnte, da wo er von Rogier's Bildern ſpricht, ihn mit ſeinem Familiennamen Erchembaldo di Purban nennt. Die Quelle der Erzählung iſt Cäſarius von Heiſterbach in ſeinen Kloſtergeſprächen, der den Vorfall als eine wirkliche Geſchichte ſeiner Zeit, ja als zwei Jahr vor Abfaſſung ſeines Buches (um 1222) vorgefallen erzählt. Den Helden nennt er Erkenbald de Burban, und dieſer habe die Grafſchaft Bourbon beſeſſen.*) Hiernach iſt wohl kein Zweifel mehr, daß wir in ihm einen der

---

*) Cäſarius von Heiſterbach, Dialogi lib. X. c. 20. Geſchichten von wunderbar ſich communicirenden Hoſtien curſirten ſonſt im Niederland häufig. Alexander Kaufmann in ſeinem Buch über Caeſarius, 2. Aufl., Cöln 1862, hat ein aus St. Maximin bei Trier ſtammendes Fragment des Caeſarius zuerſt herausgegeben, in welchem (Cap. 6 und 7) zwei ſolche Wunder an Frauen geſchehen, und beidemal gerade in Brüſſel. Die Sage von Herkenbald war als Beiſpiel ſtrengen Gerechtigkeitsſinns im 15. und 16. Jahrhundert ſehr verbreitet. Eine andere, in Brüſſel noch aufbewahrte Tapete mit Scenen aus derſelben erwähnt Michiels; auch unſer Aldegrever hat einen Stich danach (Bartſch 73), wo aber die Sage wieder eine andere Wendung nimmt; der Vater auf dem Sterbebett tödtet hier den eignen Sohn, weil er vorausſieht, daß dieſer am Ziel ſeiner ſchlechten Wege mit Schande ausgehen wird. Die Inſchrift ſagt: Pater, ne pus (lies post) suam mortem, filius de generans, male periret, eum obtruncavit. Sehr von Rogier verſchieden läßt Aldegrever's weſtfäliſches Phlegma den Alten ſo ruhig zuſtechen, wie man einen Kalbskopf zerlegen würde.

Stifter des Hauſes Bourbon vor uns haben. Die Bourbons führen den Namen von ihrem Stammſchloß bei den römiſchen Aquae Bormonis im Departement Allier, wo noch heute zwei warme Mineralquellen fließen. Schon der fünfte „Sire de Bourbon„ ni dem bis in's zehnte Jahrhundert hinaufgehenden Stammbaum heißt Erkenbald oder franzöſiſch Archambault, und dieſer Vorname wurde in dem Geſchlecht ſtehend, ſo daß davon ſogar das Städtchen beim Stammſchloß zum Unterſchied von gleichnamigen Orten den Namen Bourbon l'Archambault erhielt, den es noch heute trägt. So lief die Linie, ſtets mit demſelben Taufnamen, bis auf Archambault X., deſſen zwei Töchter, Mahaut und Agnes, ſich im 13. Jahrhundert beide in das Haus Burgund verheirateten. Aber nur Agnes hinterließ eine Tochter, Beatrix, die um 1272 mit einem Sohne Ludwig's des Heiligen von Frankreich ſich vermählte und ſo den Capetingern die lange nachher auf dem franzöſiſchen Thron ſuccedirende bourboniſche Seitenlinie anſchloß. Die Bourbons ſtanden demnach im Stammbaum der burgundiſchen Herzoge, und indem die Rathsherren von Brüſſel die ſtrenge Gerechtigkeit eines Bourbon durch ihren Stadtmaler abſchildern ließen, erzeigten ſie ihrem eigenen Landesherrn eine ehrende Aufmerkſamkeit. Hieraus erklärt ſich auch, warum gerade dieſe Bilder in Philipp's des Guten Teppichwirkerei zu Brügge Anklang fanden, und warum Karl der Kühne die Copien derſelben als Zeltſchmuck mit ſich führte. Uebrigens handelte auch Karl nach dem Beiſpiel ſeines alten Seitenverwandten, das er hier täglich vor Augen hatte: noch lang nach ſeiner Zeit zeigte man zu St. Maximin in Trier den Nußbaum, den er von einem Manne um zwölf Goldgulden gekauft, eigens um die Diebe daran zu henken; einer mußte dran, weil er einer alten Frau eine Henne geſtohlen hatte; und verloren war, wer aus ſeinem Heer ſelbſt in eroberten Städten eine verheiratete Frau bewältigte. Vielleicht haben dieſe Tapeten beſtimmend auf menſchliches Schickſal gewirkt.

In all den bisher betrachteten Gerechtigkeitsbildern herrſcht eine Vorliebe für Senſation in den Gegenſtänden und für das Gräßliche in der Ausführung. Der Henker ſpielt eine vortretende Rolle; Gottesurtheil, Schinderei, ſchauderhafte Strafen, Sterbebetten, geſpenſtige Todtenköpfe mit unverweſter Zunge ſpucken überall. Auch die Miniaturmaler, die für Karl den Kühnen arbeiteten, wählten, wie ſchon Rathgeber bemerkt hat,*) zu ihren Gegenſtänden beſonders gern Morde und Executionen. So gefielen damals in der Kirchenmalerei die abſcheulichen grinſenden Henker auf den oberdeutſchen Paſſionsſtücken, dann die ganz ſchonungslos vorgetragenen Kreuzigungen, Kreuzabnahmen und Heiligenmartern. In Italien trat dieß erſt Jahrhunderte ſpäter unter dem gewaltſamen Glaubenseifer der Gegenreformation hervor; in Belgien wirkte Rubens hernach durch gleiche Effecte und ähnlich graſſe Behandlung. Das Menſchengeſchlecht des fünfzehnten Jahrhunderts war roh und blutgierig, es brauchte ſtarke Erſchütterungen. In den Burgunderkriegen machten die Schweizer ungern Gefangene, und Karl mordete die Beſatzung von Granſon, die ſich ihm im Vertrauen auf ſeine Manneswürde ergeben hatte. Dem entſprachen, wie immer dem jedesmaligen Geiſt der Zeit, die Werke der bildenden Kunſt; was aber wieder alle jene Rathhausbilder adelt, iſt das Beſtreben, über der wilden erbarmungsloſen Parteiſchlächterei die Idee zu retten und das Schwert der ewigen Gerechtigkeit ſtrack zu halten.

IV. Die burgundiſchen Tapeten.

Nach der Schlacht bei Granſon im Jahr 1476 fiel das Lager des burgundiſchen Herzogs in die Hand der Schweizer. Unter ſieben der koſtbarſten Zelte gewannen ſie auch Karl's eigenes Hauptquartier. Er war ſelbſt in's Feld gezogen wie ſein Vorbild Alexander, aber er kam mit der orientaliſchen Pracht des Darius. Nach dem des osmaniſchen Sultans galt Karl's Zelt für das herrlichſte in Europa; von außen glänzten Wappenſchilde in Gold und Perlen auf Tapeten geſtickt, wie man ſie noch zu Bern ſieht; inwendig war es mit Sammt ausgeſchlagen, erfüllt mit Juwelen, Reliquien und einem bewunderten Buffet von Gold und Silber. Aus vierhundert Reiſekiſten nahmen die armen Kuhhirten der Bergkantone die ſilbernen und goldenen Prunkſtoffe für Hofkleidung, die nie ſo herrlich geſehene Leinwand und unerhörten Ueberfluß von Seide. Die Sieger trugen dieſe, ſo lange ſie hielt, und warfen ſie dann gleichgültig wieder fort. Der größte bekannte Diamant der Welt wurde von einem Mann, der ihn gefunden hatte, an einen Prieſter um einen Gulden verkauft; für wenige Groſchen gab man ſilberne Teller, weil man ſie für Zinn hielt. Die Gelder aus den Kaſſen wurden mit Hüten ausgeſcheffelt; in die Monſtranz der Capelle theilten ſich hernach auf einem Tage von Luzern die zehn Orte; die reichen gewobenen Stoffe der Zelte aber wurden wie in einem Kramladen ausgemeſſen und zerſchnitten.*)

---

*) Annalen der niederländiſchen Malerei, I., 54.

So iſt von den Kunſtſchätzen, welche heute ein Muſeum füllen würden, der Schweiz wenig verblieben. Das Merkwürdigſte davon ſind die Tapeten in Bern aus dem Schatz des dortigen Münſters, welche jetzt endlich, nachdem es früher ſehr ſchwer geweſen, ſie in der Sacriſtei zu ſehen, ihre bleibende Aufſtellung in der Bibliothek erhalten haben und eben jetzt reſtaurirt werden. Leider iſt auch hier der Raum noch ſehr beſchränkt, und es fehlt die Weite, um ſie mit rechter Wirkung zu betrachten. Sie ſind zuerſt in Jubinal's Werk**) in colorirten Zeichnungen veröffentlicht worden, welche im Jahr 1837 die Herren von Sulzer, von Arx, Durheim und Bergner nach den Originalien anfertigten. Gegenwärtig hat man von ihnen Photographien in zwei verſchiedenen Größen genommen, welche in Bern auf der Bibliothek verkauft werden, und Dr. Stantz, ein ſehr tüchtiger Alterthumsforſcher und Heraldiker daſelbſt, der vor einigen Jahren geſtorben iſt, hat ein gewiſſenhaftes und kenntnißreiches Verzeichniß der Tapeten als Handbüchlein zum Beſehen derſelben verfaßt.***)

---

*) Nach der lebendigen Schilderung Johannes von Müller's im fünften Buch der Schweizergeſchichte, welche hier ihre ſtärkſten Farben von Comines und Diebold Schilling borgt.

**) Achille Jubinal und Victor Sanſonetti, les anciennes tapisseries historiées, Paris 1838, vol. II., die letzten Tafeln.

***) Die Burgunder-Tapeten in Bern. Bern, Stämpfli, 1865.

Nicht alles zwar, was der Münſterſchatz von koſtbaren Stoffen beſitzt, kommt aus der burgundiſchen Beute. Es finden ſich hier zunächſt viele Meßgewänder und Altarbehänge, welche zu dem ältern Kirchenſchatz des katholiſchen Berns können gehört haben, doch iſt auch von den Antependien eines durch das burgundiſche und dabei das naſſauiſche Wappen als Beute von Nancy bewieſen. Es ſind darunter Goldſtickereien von noch ganz byzantiniſchem Stil, ſo ein Altarbehang von Purpurſeide (Stantz-Nro. 18), auf welche mit ſchweren Goldfäden Maria mit dem Kinde zwiſchen den beiden Erzengeln geſtickt iſt, welche Rauchfäſſer ſchwingen. Gefäße mit ſeltſamen Ranken ſtehen zwiſchen den drei Figuren. Die Schreibfehler in den beigeſchriebenen Namen beweiſen franzöſiſchen Urſprung; unten iſt aus ſpäterer Zeit ganz klein ein Ritter von Granſon eingeſtickt. Zu den für Bern ſelbſt gemachten Sachen gehören auch die vier ſogenannten St. Vincenzen-Tapeten (Stantz Nro. 56—59), auf denen in 18 Bildern die Legende des h. Vincenz, welcher Schutzpatron des Berner Münſters war, geſchildert iſt. Die Figuren ſind etwa halb lebensgroß, die Tapetenſtreifen ungefähr 4½ Fuß hoch. Jedes Bild hat oben in Latein, unten in Deutſch die gereimte Erzählung des dazwiſchen geſchilderten Auftrittes. In den Gegenſtänden ſind ſie roh, beſonders in den Martern und Wundern des Heiligen, aber die Ausführung iſt fein, und die Farben haben ſich ſehr lebendig erhalten. Dieſe Tapeten hat der berniſche Chorherr Heinrich Wölfflin, der ſich auf der letzten der Tapeteninſchriften in „Lupulus“ überſetzt, nach einer Pilgerfahrt anfertigen laſſen, die ihn um 1515 nach Paläſtina und dann nach Saragoſſa zu den Reliquien des heil. Vincenz führte. Die deutſchen Inſchriften ſind mit Schweizerdialekt gefärbt, die Trachten der Kriegsleute im Landsknechtſtil der Zeit Holbein's, die Entwürfe wahrſcheinlich franzöſiſch, der Fabrikort noch unbekannt.

Wenden wir uns nun zu den größern der wirklich burgundiſchen Beuteſtücke, ſo ſind da zuerſt zwei große Wappenteppiche; der eine höchſt prachtvoll und über 20 Fuß lang. Auf ſchwarzem, mit Blumenſträußen beſäetem Grunde ſtehen die Inſignien des von Karl's Vater, Philipp dem Guten, 1430 geſtifteten

Ordens vom goldenen Vließ, und dabei mehrmals ein noch unerklärtes Monogramm, welches aus zwei mit dem Rücken ſich anſehenden kleinen deutſchen e zuſammengeſetzt iſt.

Dann folgen vier Teppiche mit hiſtoriſchen Scenen aus dem Leben des Julius Cäſar, welche aber ganz in die bunten und capriciöſen Trachten der burgundiſchen Zeit vermummt ſind. Jeder Teppich hat zwei Darſtellungen, und die Reihe iſt gewiß vollſtändig. Sie fängt mit dem Triumvirat des Pompejus, Craſſus und Cäſar an; dann empfängt Cäſar Deputationen galliſcher Völker, unter denen in der Beiſchrift die Sequaner ausdrücklich genannt werden. Drittens beſiegt er Arioviſt bei Beſançon. Dann landet er in England und erſtürmt eine Stadt. Hierauf überſchreitet er den Rubicon: dabei ſteigt aus den gekräuſelten Wellen des Fluſſes eine kraftvolle weibliche Geſtalt in Purpur gekleidet und mit herabhängendem Haar hervor, welche mit aufgehobenen Händen ihm den Uebergang wehrt und durch Aufſchrift unter der Bruſt als „Rome“ bezeichnet wird. Die Verſe, die ſie ihm zuruft (und die kaum anders geleſen werden können), bleiben mir in der vierten Zeile unverſtändlich:

Tuy Jule chesar et les tiens
qui te meut prendre tes moyens
contre moy portant mes banieres
fais tu de mes logis frontieres.*)

Es iſt ſehr intereſſant, hier gegen Ende des Mittelalters die antike Perſonification noch einmal auftreten zu ſehen und zu verfolgen, wie auf Grund einer Figur, welche urſprünglich auf irgend einem Miniaturbild nur Allegorie war, hier die Sage eine wirkliche Erſcheinung erdichtet hat.

---

*) Es iſt mir gelungen, dieſe aus dem Rubicon halbes Leibes auftauchende Erſcheinung auch in der Sage zu finden, aber da redet ſie andere und mehr verſöhnliche Worte. „Caesar vero finito bello iter arripuit versus Romam, venit per quandam aquam cum exercitu suo, quaequidem aqua vocabatur Rubicon, et ibi apparuit ei quaedam imago magna stans in medio aquae et loquebatur ei dicens: Caesar, si venias pro pace romana, liceat tibi usque huc venire, sin autem, non praesumas intrare. Cui Caesar respondit: Semper militavi et paratus sum, omnes labores sustinere pro honore et commodo civitatis romanae ampliando et semper volo, diis meis testibus, quos adoro. His dictis imago disparuit.“ Gesta Romanorum ed. Keller, cap. 19.

Es folgt nun ſechſtens die Schlacht von Pharſalus, dann der Triumphzug Cäſars, wo unter dem Volk wieder der Sprecher der Sequaner hervortritt, den wir ſchon aus dem zweiten Bild kennen, und zuletzt der Moment vor ſeiner Ermordung, wo Brutus und Cato ſchon mit Dolchen zur That bereit ſtehen. Dr. Stantz hat ſehr ſchlagend bemerkt, daß neben der Verherrlichung Cäſars, für welchen dieſe letzten burgundiſchen Dynaſten, als für ihr Vorbild, eine beſondere Verehrung hegten, die Wahl dieſer Scenen auch den Sequanern galt, welche hier als das Stammvolk des nachmaligen Herzogthums Burgund Cäſars Siege und Ruhm theilen. Das hat wieder ſeine Analogie an einer Reihe anderer franzöſiſcher Tapeten, die ebenfalls in Jubinal's Werk abgebildet ſind, wo die Franken Cäſar auf all ſeinen Zügen als Bundesgenoſſen begleiten.

Der Stil dieſer Werke iſt von den eigentlich niederländiſchen Tapeten verſchieden, und da ihre Beiſchriften in correctem Franzöſiſch ſind, weiſen ſie vielleicht nach Arras im franzöſiſchen Flandern hin, während die folgenden wohl gewiß der von Philipp dem Guten gegründeten Teppichfabrik in Brügge angehören, in welcher wenigſtens bis 1498 gearbeitet worden iſt.

Die Figuren dieſer franzöſiſchen Arbeiten ſind ſtark bewegt, die Schlachtſcenen höchſt lebendig, obwohl zu dicht componirt, und es finden ſich manche gut gezeichnete Figuren. Von einer franzöſiſchen Schule, die mit ſolcher Gegenſtändlichkeit zu zeichnen verſtand, konnte Rogier als junger Anfänger in Tournai Vieles lernen. Dieſe Teppiche tragen auch ein Wappen, welches von dem auf den niederländiſchen Teppichen verſchieden iſt: es ſtellt einen gelben Schild vor, durch welchen von oben links nach unten rechts ein blauer Zickzack läuft.

Von niederländiſchen Teppichen haben wir ferner in Bern zuerſt eine Anbetung der drei Könige mit lebensgroßen Figuren. Auf einer Blumenwieſe vor einer rothen Ziegelmauer ſitzt unter glanzendem Baldachin Maria, und Joſeph ſteht neben ihr. Der älteſte König herzt die Hand des Kindes, die zwei jüngern Könige ſtehen rechts dabei. Links kniet ein Engel mit einem Spruchband, deſſen Inſchrift ſie warnt, nicht zu Herodes zurückzukehren. Dieß iſt in der techniſchen Ausführung gewiß die ſchönſte der Tapeten, die Stoffe ſcheinen ſo gewählt, daß ſie gerade in dieſer beſtimmten Technik des Webens ſich ſchön ausnehmen, und beſonders der braune geblümte Mantel der Maria mit dem breiten Saum von hellerer Farbe zeichnet ſich herrlich. Ich vermuthe daher, daß dieß eine Compoſition war, welche ihr Meiſter, wie das ja gelegentlich bei van Mander erwähnt wird, von vornherein nicht als Bild, ſondern als Carton für den Teppichweber gezeichnet und in Leimfarbe ausgeführt hatte. In dieſen Vorzügen der Farbe, aber auch in gewiſſen falſchen Manieren der Zeichnung, z. B. dem ſentimentalen Kopf der Maria, den langen Figuren der zwei jüngern Könige und ihrer ſteifen affectirten Haltung glaube ich auf's Beſtimmteſte die Hand des Dirck Bouts zu erkennen.

Treten wir endlich vor den großen Teppich, welcher die vier Rogier'ſchen Stücke enthält, ſo wollen wir die Leſer, welche die Geduld hatten, uns bis hieher zu folgen, zuerſt warnen gegen eine Enttäuſchung, die nach all jenem Ruhm, den einſt die Originale genoſſen, ſie gegen dieſe gewobenen Copien ungerecht machen könnte. Gerade dieſe Tapete iſt techniſch von allen die unvollkommenſte und hat außerdem durch Veränderung der Farben am meiſten gelitten. Das damalige Verfahren beim Teppichweben forderte die Zerſtörung des Cartons, welchen die Weber nachbildeten. Es wurde derſelbe von oben nach unten in Streifen zerſchnitten, von denen jeder Weber einen erhielt; die einzeln gewobenen Vertikalſtreifen wurden dann kunſtfertig zum ganzen Teppich zuſammengeſetzt. Nach Rogier's Originalen arbeiteten alſo die Weber nicht; es mußte zuerſt für ſie beſonders eine Copie gemalt werden, und dazu brauchte man vielleicht nur einen bloß handwerklichen untergeordneten Maler. Dieß allein würde hinreichen, zu erklären, warum in dieſen Bildern die hintern Figuren ſich in den Linien nicht genügend perſpectiviſch verkleinern; wenn ebenfalls Luftperſpective fehlt, ſo hängt das mit dem nothwendigen Mangel dieſer frühern Webertechnik zuſammen, weil gewiß damals in den farbigen Wollenfäden die feinen Halbtinten noch nicht fabricirt wurden, ohne welche die rechte Abtönung der Hintergründe eine Unmöglichkeit war. Sicher ſtand die Farbenbereitung damals noch nicht auf der Höhe, wie ſiebzig Jahre ſpäter, als in Arras die Raphael'ſchen Teppiche gewoben wurden, bei denen obenein in Bernhard van Orley ein wirklicher, ja feiner Künſtler die Cartons zeichnen half, der die ganze Technik des Webens von ſeiner Heimat her verſtand. Wie viel vom Original mußte überhaupt bei dieſer doppelten Ueberſetzung aufs Papier des Cartonzeichners und die Leinwandkette des Webers verloren gehen! Dazu rechne man, daß die Technik des Webens für die Herſtellung eines mit dem Leben wetteifernden Bildes wirklich nicht günſtig iſt. Sie hat nichts von der Freiheit des Pinſels an ſich: der Weber ſieht bei der Arbeit gar nicht einmal den Effect ſeiner Leiſtung, da er nur auf dem Rücken der Tapete zu thun hat, und beim Antreiben des Einſchlags müſſen nothwendig kleine Verzeichnungen der Contouren ſich ergeben.*) Die ganze Technik iſt immerhin, wie bei allem Malen mit Fäden, z. B. auch beim Sticken, nur das Hervorbringen einer Decoration, keines rechten Kunſtwerkes. Dann ſind aber auch wirklich ſpeciell für dieſe Tapeten, wenn man ſie mit des Bout's Tapete vergleicht, nicht die geſchickteſten Arbeiter gebraucht worden. Die Technik iſt zwar praktiſch, aber oft nicht eigentlich künſtleriſch. So werden die Contouren zwiſchen dunkeln Farben weiß gezogen, und bei Stoffen ſind ſie in der Farbe des Lichtes im Zeug gehalten, zwiſchen hellen Partien aber ſchwarz, wodurch allerdings Deutlichkeit und eine gewiſſe Rundung entſteht, aber die Feinheit verloren geht. Endlich darf man nie vergeſſen, daß bei alten Tapeten ſtets einzelne Tinten ausbleichen, andere dafür ungebührlich hervorwachſen. So ſind hier die Geſichter meiſt verblaßt; dagegen iſt der Zinnober in den Augenrändern und Augenlidern vorgetreten und bringt ein Anſehen hervor, als hätten alle Figuren verweinte Augen. Wenn daher die Geſammtharmonie der Farben jetzt nicht mehr angenehm iſt, ſo zeigen ſich bei den einzelnen Figuren wo nicht ſchöne, doch immer charakteriſtiſche Köpfe, ein lebendig ſprechender Ausdruck und ein kraftvoller Realismus des Vortrags.

---

*) Jubinal, am Schluſſe des Textes zu den tapisseries historiées: „Ce qu'il y a d'admirable dans les deux procédés (nämlich ſowohl bei Hauteliſſe, als Baſſeliſſe), c'est que le travail se fait à l'envers, et que l'ouvrier ne peut voir sa tapisserie du côté de l'endroit qu'après que la pièce est finie et levée de dessus le métier.“ Und weiter unten ſagt er: „Dans la haute lisse lorsqu'une fois la chaîne est tendue perpendiculairement, l'ouvrier place derrière le côté qui doit servir d'envers, le carton qu'il veut imiter; puis il trace avec de la pierre noire, en suivant leurs contours, les principaux traits du modèle, sur le devant de la chaîne. Se mettant alors à l'envers de la pièce, le dos opposé au dessin original, il se tourne pour regarder ce dessin. Prenant ensuite la broche chargée des couleurs convenables, il la place entre les fils de la chaîne et travaille pour ainsi dire en aveugle. Aussi est-il obligé de se déplacer et de venir sur le devant du métier, quand il veut en voir l'endroit et en examiner les défauts pour les corriger avec l'aiguille à presser.“

Die illuminirten Zeichnungen in Jubinal's Tapetenwerk tragen alle dieſe Fehler zur Schau, ohne die Vorzüge klar zu machen. Es iſt daher erfreulich, daß man in Bern Photographien davon gemacht hat. Doch bemerke ich, daß dieſe, wie ich bei einer ſcharfen Vergleichung mit dem Original mich überzeugte, in einigen Köpfen auf den Negativen überarbeitet worden ſind.

So weit, wie ich oben in meiner Kritik ging, darf man in Verurtheilung der Berner Tapeten vielleicht gehen; aber wegen jener Fehler leugnen zu wollen, daß es wirkliche Copien von Rogier's Rathhausbildern ſind, ſcheint mir leichtſinnig. Dieß thut Herr Michiels. Nun aber ſtimmt die Tapete zunächſt in den Gegenſtänden und in den Inſchriften wörtlich genau mit den für Rogier's Arbeit beglaubigten Bildern. In Bern ſtehen alle ſechs oben erzählten Vorgänge auf einer einzigen Tapete von etwa 40 Fuß Länge, und ſchon dieſe Zuſammenſtellung der zwei ſich ſo fern liegenden Geſchichten von Trajan und Herkenbald iſt ein ſtarker Beweis der Uebereinſtimmung zwiſchen Brüſſel und Bern. Einige der Scenen ſind durch Architektur getheilt, aber auf dem erſten Stück links, das faſt ſo breit iſt als die zwei andern zuſammen, ſieht man keine Theilung; doch zeigt ſich Trajan zweimal: zu Roß und die Witwe ihm zu Füßen, und dann abgeſtiegen, um die Hinrichtung des Mörders zu überwachen. Hierauf folgt ein ſchmälerer Streifen, auf welchem einmal Gregor vor einem Altar mit dem Bilde des Petrus kniet, und dann den Kopf Trajan's mit der unverweſten Zunge anſtaunt, den die Geiſtlichkeit ihm auf einer Schüſſel vorhält. Der letzte Streifen, wiederum ſchmal, zeigt den Herkenbald, beide Mal auf dem Sterbelager, wie er erſt dem Neffen den Hals abſchneidet, und dann wie er dem Biſchof die Hoſtie zwiſchen ſeinen Zähnen zeigt. Die Tödtung des Neffen iſt von außerordentlicher Wirkung, der geſtrenge Herr beißt die Zähne aufeinander und braucht das Meſſer, indem er dem Jüngling den Kopf beim Haar gefaßt zurückbiegt, mit einer ſchauderhaften Energie der Entſchloſſenheit; das brechende Auge und das entſetzte Geſicht des Miſſethäters, ſowie die verſchiedenen Gefühle der Umſtehenden ſind mit überraſchendem Realismus gezeichnet, und der Eindruck ſteigert ſich noch durch die Größe der Figuren, welche auf allen dieſen Bildern über ſechs Fuß lang ſind und dadurch gerade lebensgroß erſcheinen. Nun leſe man unbefangen, was van Mander von Rogier's Bildern ſagt. Seiner Zeit nach, alſo nach dem immerhin noch befangenen Stil ſeines Jahrhunderts, ſeien ſie wunderlich zu achten und zu preiſen; denn zu ſolchen großen Figuren gehöre ſich Zeichnung und Verſtand, ſonſt müßte, was im Kleinen ſich allenfalls noch gut ausnehme, in großen Figuren bald die Schwächen verrathen. Und ferner, Rogier habe in Stellung und Compoſition der Figuren die Kunſt verbeſſert, indem er die inwendigen und menſchlichen Begierden und Neigungen, ſei es Betrübniß, Gram oder Freude, nach Bedürfniß der Sache dargeſtellt habe. Das paßt nun wirklich auf alle Vorzüge dieſer Tapeten; nun rechne man aber hinzu, daß gerade jenes Abſchlachten des Neffen durch den todkranken Mann auch dem van Mander ſo ganz beſonders auffiel. Er vergaß zwar, nach Malerart, die Details der Inſchriften und der Gegenſtände, ja der Trajan war in ſeinem Gedächtniß erloſchen, als er ſein Buch ſchrieb, und er beging eine Verwechslung; aber dieſe eine Scene auf dem Sterbelager, die auch uns am ſtärkſten frappirt, hatte ſeinem maleriſchen Auge ſich unauslöſchlich eingegraben, und er zeichnet ſie ſo: „Der alte Vater, krank im Bett liegend, ſchneidet dem Miſſethäter, ſeinem Sohn, den Hals ab: wo man höchſt bezeichnend den Ernſt des Vaters ſieht, der ſich auf die Zähne beißt und mit ſo erbarmungsloſen Händen an ſeinem eigenen Kind ſo grauſam Recht übt.“ Wirklich, lieſt man dieſe Stelle, ſo kann man nicht länger zweifeln, daß man vor demſelben Bilde ſteht, deſſen Original van Mander geſehen hat. Jene furchtbare erſchütternde Einwirkung auf das Gemüth, welche Rogier auch in ſeinem andern Jugendwerk, der Kreuzabnahme in Madrid, anſtrebt, iſt hier ebenſo ſchonungslos beabſichtigt und erreicht. Daß die Figuren im burgundiſchen Coſtüm auftreten und dadurch oft bizarr erſcheinen, ſollte keinen Hiſtoriker der niederländiſchen Kunſt irre machen, da gerade im Gegentheil bei einem profanen Hiſtorienbilde das Streben nach genauen Coſtümen, die der Zeit der handelnden Perſonen treu entſprechen würden, im fünfzehnten Jahrhundert ſchon allein die Unächtheit eines Werkes beweiſen würde.*)

---

*) Herr Michiels, welcher, beiläufig geſagt, dieſe Hauteliſſe-Tapeten „tableaux à l'aiguille“ und „broderies“ nennt, bringt noch einen Grund gegen die Identität, der aber ſo unbedacht iſt, daß ich ihn nur in einer Note anzuführen wage. „Enfin sur la grande tapisserie, au milieu de la bordure supérieure, on voit un large écusson, ou se trouve dessinée en noir **l'aigle autrichienne,** sinistre oiseau qui peut rendre douteux que des mains flamandes aient exécuté le travail.“ Allerdings ſteht der doppelte römiſche Reichsadler auf Trajan's Hauptbanner, aber man brauchte ja nur die eine Tafel bei Jubinal umzuſchlagen, um zu ſehen, daß auch Cäſar, und zwar auf Tapeten, die in Frankreich gewoben ſind, denſelben Adler im Banner und auf der Bruſt geſtickt trägt. Cäſar und Trajan ſind dem Mittelalter einfach römiſche Kaiſer, führen alſo genau denſelben Adler, wie ein Sigismund oder Friedrich III. zu Rogier's Zeit.

Ich habe meine Beweisführung, daß die Tapeten wirklich die berühmten Rogier'ſchen Gemälde nachbilden, oben genau ſo ſtehen gelaſſen, wie ich ſie 1867 bei der erſten Ausgabe dieſer Unterſuchung niederſchrieb (im Programm des Eidgenöſſiſchen Polytechnikums, mit 3 Lithographien nach Zeichnungen von Herrn Hiſtorienmaler Ludwig Vogel). Im 5. Band ſeines Werkes (2. Aufl. p. 460 u. folg.) kommt Herr Michiels nochmals auf die Behauptung zurück, die Tapeten könnten nicht nach den Brüſſeler Bildern gemacht ſein. Ich bin dieſem Schriftſteller, von dem ich viel gelernt habe, ſehr verbunden für die freundliche Art, wie er meiner gedenkt und unſrer alten literariſchen Freundſchaft; ſeine Gründe aber können mich nicht überzeugen. Daraus, daß dieſe Tapeten von mittelmäßigen Arbeitern gemacht ſind, folgt nicht, daß ſie nicht auf Rogier's Compoſitionen zurückgehen, und daß die zwei Haupt-

Gerade durch dieſen Anſchluß an die Wirklichkeit, die Rogier in ſeinen Tagen vor Augen ſah, hat er dieſen Gemälden als Coſtümbildern ein großes Intereſſe gegeben. Trajan zu Roß, mit kurzer Streitaxt, von Kopf zu Fuß in Rothkupfer gewappnet, trägt die Kaiſerkrone als Einfaſſung einer feuerfarbigen Mütze, von welcher Farbe auch wieder ſeine Schnabelſchuhe ſind; das Riemenzeug in den Panzerſchnallen iſt von blauem, das Innere der Handſchuhe von grünem Leder. So hebt er ſich auf iſabellfarbigem Roß licht aus dem Schwarm ſeiner Ritter hervor, die alle uniformirt in blanken Eiſenpanzern hinter ihm daherreiten. Einer derſelben iſt ſeltſamer Weiſe ein Mohr, aber ſonſt von europäiſcher Geſichtsbildung und mit einer langen rothen Naſe. Ein anderer, der über die Anklage der Wittwe ſehr beſtürzt ſcheint, iſt wohl der Mörder, welcher auf dem folgenden Bilde vor dem Henker kniet. Links von ihm kommt im Original abermals Trajan, neben einem ſtehenden Ritter, der nebſt einem zweiten Gepanzerten den Kaiſer ſpeciell als Trabant zu begleiten ſcheint. Der Henker hat eine in dem Schatten blaue, im Licht weiße Jacke, aber Aermel und Hoſe ſind zur Bezeichnung ſeines Amtes carminroth; die Hoſe iſt mit Neſteln an die Jacke befeſtigt. Seine Attitude wird man ſehr charakteriſtiſch finden; er legt dem knienden Miſſethäter die linke Hand auf die Schulter, als rücke er ihn zur Execution mit dem Richtſchwert zurecht.

Eine ſehr charakteriſtiſche Coſtümfigur iſt auch die Gemalin des Sire Archimbault de Bourbon, welche als eine Edeldame in der reichen Tracht der Zeit Rogier's erſcheint. Sie ſitzt im Original vor dem Sterbebett ihres Mannes und hat aus dem Buch gebetet. Vor ihr ſteht ein Edelknappe aus ihrer Dienerſchaft. Von dieſem ſagt die Inſchrift unter dem vorhergehenden Bilde, daß Herkenbald ihn bei Verluſt ſeiner Augen aufgefordert habe, über das Verbrechen ſeines Neffen ihm die Wahrheit zu ſagen.

---

handlungen in mehr als vier Scenen dargeſtellt ſind, während von Rogier immer vier Bilder erwähnt werden, erklärt ſich ja, wie oben bereits bemerkt, ganz einfach aus dem Umſtand, daß unter Rogier's Originalen, grade wie auf den Berner Tapeten, auch nur vier Inſchriften geſtanden haben. Ich kann die Entſcheidung unbeſorgt dem Leſer überlaſſen.

Daß er es gethan, ſcheint die Dame ihm dennoch verdacht zu haben; nun iſt auch er durch das Hoſtienwunder gerechtfertigt und ſcheint der Herrin dieß vorzuſtellen. Der Teppich unter den Füßen beider Perſonen iſt kräftig blau mit roth; der Edelknecht trägt dunkelblau mit orange deſſinirt, der Halskragen iſt gelb, das auf dem Rücken hangende Baret nebſt der langen Schleife daran roth, die Hoſe grün mit gelb aufgehöht. Die Dame hat eine blaue Haube mit braungelbem Deſſin, das Kleid ſammt der ungeheuern Schleppe iſt feurigbraun mit einem gelben Muſter, das in dem Schatten dunkelgrün wird.*)

---

*) Die ungeheure Schleppe, welche die Dame vor ſich in ſolcher Länge ausbreitet, daß im Original der Edelknecht buchſtäblich darauf tritt, gehört zu der Mode der burgundiſchen Zeit und drang damals auch in die Schweiz ein, ſo daß in Bern ein Geſetz verordnete, die Schleppen auf dem Rathhauſe abzuſchneiden und armen Leuten das Tuch zu vertheilen. Selbſt Handwerkersfrauen, wie alte Verſe in Heinzmann's kleiner Schweizerchronik beſagen, „tragen lange Schleppen, kleiden die Erde damit, ſammeln die Flöh und beſtauben die Heiligen Gottes. Wollt' Gott, ihr Antlitz würd' als gerumpfen als ihr Kleider gefalten! Der Tüfel hat ſyn Gſellen ryten hinten uff dem Roßſchwanz" (Johannes von Müller, Schweizergeſchichte, Note 479 zu Buch V. Cap. 2). Uebrigens ſcheint die Epidemie langer Schleppen die Frauen periodiſch zu befallen; denn im Anfang des fünften Jahrhunderts hat der heilige Hieronymus ſogar bei Bethlehem den Teufel auf einer langen „cue" reiten, aber dabei in den Dreck fallen ſehen. „Der heilige Hieronymus erblickte, als er eines Tags nach ſeiner Gewohnheit mit einem frommen Gefährten nach Bethlehem ging, um ſeine Andacht zu verrichten, eine Bürgersfrau, auf deren langer Schleppe ein Teufel ſaß; da ſie bei einer ſchmutzigen Stelle des Weges die Schleppe aufhob, fiel der Teufel in den Dreck, ſetzte ſich aber nachher, ganz ſchmutzig, wieder an die frühere Stelle. Bei dieſem Anblick lachte der Heilige laut auf. Die Frau fragte ihn um den Grund des auffallenden Benehmens und ließ ſich durch den heiligen Mann von der Sündhaftigkeit ihrer Eitelkeit überzeugen." Handſchriften altfranzöſiſcher Legenden und Fabliaux in Bern und Neuenburg, Mittheilung von Adolf Tobler, im Jahrbuch für roman. und engl. Literatur, Band VII., Heft 4. Cäſarius von Heiſterbach beſchreibt mit zoologiſcher Genauigkeit die Teufelchen, welche auf der Schleppe einer prunkenden Mainzerin tanzen (Dial. V. 7): „ſie waren klein wie Rellmäuſe, ſchwarz wie die Mohren, klatſchten in die Hände und ſprangen gleich den Fiſchen." Die Dame ging nämlich „pompatice et ad similitudinem pavonis variis ornamentis picta" zur Kirche, und die Teufelchen hüpften auf der „cauda vestimentorum (mhd. ſwanz, „der gevalden nach-

Auf der Tapete findet ſich fünfmal ein Wappen, beſtehend in einem einfachen Streifen blau, der oben quer über geht, während der untere größere Theil des Schildes weiß bleibt, ohne alle weitere Zeichen in beiden Farben. Genau daſſelbe Wappen ſteht zweimal in den obern Ecken der von Dirck Bouts gezeichneten Tapete. Das Wappen auf den franzöſiſchen Cäſartapeten iſt, wie oben bemerkt, gelb mit blauem Zickzack, der von links nach rechts ſchräg abwärts gleitet. Könnten beide Wappen vielleicht Fabrikzeichen ſein, jenes von Brügge, dieſes von Arras?

So ſchließt meine Arbeit, die den Verſuch gemacht hat, da und dort auf einen Zweifel eine Antwort zu geben, doch ſelbſt wieder mit einem Fragezeichen. Auch kleine Entdeckungen führen gleichwohl zu feſten, wenn auch nicht immer lebenvollen Reſultaten. Mehr oder weniger hat doch auch die Geſchichte der antiken Bildkunſt ſo aus einzelnen Inſchriften, ſpäten Notizen, oft gar aus Emendationen, ſich herausringen und zuſammenwachſen müſſen, ehe es gelang, die ſtummen Monumente, die ſelbſt wieder vorherrſchend Copien ſind, klar nach Schulen zu ſcheiden. Jetzt ſteht die Plaſtik der Griechen in ihrem hiſtoriſchen Verlauf doch in ſehr beſtimmten Umriſſen vor uns, und jedes neu ausgegrabene Bildwerk ordnet ſich entweder fügſam den bereits entdeckten Schulen ein, oder ſonſt giebt es uns ganz neue Aufſchlüſſe und füllt ſofort eine vielleicht noch nicht einmal vorher geahnte Lücke aus. Wenn Ein Jahrhundert Arbeit ſeit Winckelmann dort ein ſturmfeſtes Syſtem der Geſchichte hat bauen können, warum ſollten nicht auch wir hoffen, über die Anfänge der modernen Kunſtgeſchichte, die noch vor fünfzig Jahren im Boiſſerée'ſchen Bilderhandel-Speculations-Tauſen-Chaos lagen, dereinſt zu einer ſehr vollen Klarheit zu gelangen, wenn wir ehrlich und unbeſtochen fortfahren, das

---

ſwanc," ſagt Heinrich „von des Todes gehügede"), quam habebat post se longissimam. Als die Mainzer Damen dieſe Zeichen ſahen, änderten ſie in Beſtürzung ihre Tracht. Vgl. Gailer von Kaiſersperg in der ſiebenten Schelle des Mutznarren. Der Biſchof von Terouanne ſagte in einer Predigt über dieſe „caudae" mit ſehr geiſtreicher Teleologie: „Bedürftet Ihr ſolcher, ſo hätte Euch ja die Natur einen Schwanz gegeben!" Hiernach ſind auch Hemden und Unterröcke bei Frauenzimmern ſündlich. Hurter, Papſt Innozenz III. S. 426.

Zeugniß der Archive mit dem Schatz der noch vorhandenen Monumente auszugleichen?

Beilage.

Die Inſchriften auf den Berner Tapeten nach Rogier.

Den lateiniſchen Text habe ich mit dem Original collationirt; in der deutſchen Ueberſetzung bin ich mit Ausnahme einzelner Abweichungen, wo ein genauerer Anſchluß an Sinn oder Geiſt des Originals möglich ſchien, der Arbeit des Dr. Stantz gefolgt.

1. Quodam tempore*) trayanus romanorum imperator ritu paganus sed alias justicie cultor precipuus. ad bellum cum magno exercitu festinans equum ascendisset: Quedam vidua pede ipsius apprehenso. illum flebiliter interpellavit. ut eam de quodam qui innocentem eius filium occiderat. vindicare dignaretur: Cui imperator mansueto vultu respondens ait: Reversus de bello satisfaciam tibi: Quid inquit illa si non redieris: Cui trayanus: Faciet tunc ille qui post me regnaturus est: At illa: Quid hoc tibi proderit. tu michi justicie debitor es. nec te liberabit justicia aliena. fac tu pro te quod tibi prosit: Melius enim est tibi. ut tu justicie mercedem accipias. quam illam transmittas ad alterum. Hujus itaque tantus est tocius orbis monarcha pietate commotus mox ab equo descendens exercitum detinuit donec causa debite ac pleniter examinata condigna satisfactione esset viduam consolatus: Quo facto. trayanus ad bellum proficiscitur. et post ingentem victorie gloriam. a perside rediens. pro fluxu ventris extinctus est: Cuius ossa romam delata. in foro sub columpna centum quadraginta pedum in urna aurea magnifico cultu sepulta leguntur.

Ueberſetzung.

Als einſt der römiſche Kaiſer Trajan, der ſeiner Religion nach ein Heide, übrigens aber ein eifriger Verehrer der Gerechtigkeit war, mit einem großen Heere in den Krieg eilend ſoeben zu Pferde geſtiegen war, umſchlang eine Wittwe ſeinen Fuß und forderte ihn bitterlich weinend auf, daß er geruhen möchte, ſie an Jemanden zu rächen, der ihren ſchuldloſen Sohn getödtet habe. Ihr antwortete der Kaiſer mit huldreichem Antlitz: Nach meiner Rückkunft aus dem Kriege werde ich dir Genugthuung ſchaffen. „Wie aber, ſprach ſie, wenn du nicht mehr zurückkehren ſollteſt?“ — Alsdann, erwiderte Trajan, wird es derjenige thun, der nach mir regieren wird. — Darauf ſie: „Was kann dir dieß aber nützen? Dir kommt es zu, mir Recht zu verſchaffen, und die Gerechtigkeit eines Andern ſpricht dich nicht frei. Thue du für dich, was dir heilſam iſt; denn beſſer iſt es ja, daß du den Lohn der Gerechtigkeit davon trageſt, als daß du denſelben einem Andern überlaſſeſt.“ — Gerührt von dieſer Muttertreue ſtieg nun ein ſo großer Herk des ganzen Erdkreiſes vom Pferde und hielt ſein Heer ſo lange auf, bis er nach gehöriger und vollſtändiger Unterſuchung der Sache die Wittwe durch eine gebührende Genugthuung getröſtet hatte. Hierauf reiſete Trajan in den Krieg, ſtarb aber an der Ruhr, als er aus Perſien zurückkehrte. Die Bücher ſagen, ſeine Gebeine wurden nach Rom gebracht und daſelbſt, eingeſchloſſen in eine goldene Urne, auf einem Marktplatze unter einer 140 Fuß hohen Säule mit großem Gepränge beigeſetzt.

---

*) Das cum, welches hier nöthig wäre, fehlt.

2. Post mortem trayani lapsis annis plus quam quadringentis quinquaginta. sanctus papa gregorius primus cathedram beati petri digne conscendit: Qui dum quadam vice in urbe roma forum trayani et secus eius columpnam pertransiens. ac prefiguratum atque ȩtera justicie illius studia memoratus. quia illa coram deo sub oblivione transissent. ingemuit. statimque ad basilicam sancti petri mestus pergens. ante altare in conspectu dei prostratus. errorem tam justi judicis. tamque mansueti imperatoris deflevit: Et si verbo non auderet. corde tamen sic deum suppliciter orans: Trayani parce errori. clemens misericors domine. quoniam judicium et justiciam fecit in omni tempore: Qui prout oriens simul et occidens attestatur. tandem hoc divinitus responsum accepit: Flentis tui peticionem complevi: Trayano licet pagano peperci cui veniam do: Sed tu diligenter cave. ne pro quocunque dampnato deinceps orare presumas. Et cum beatus papa gregorius rem tam difficilem a deo suis precibus impetrare meruisset. corpus trayani jam versum in pulverem reverenter detegens. linguam eius quasi hominis vivi integram adinvenit: Quod propter justiciam quam lingua sua persolvit pie creditur contigisse.

Ueberſetzung.

Ueber 450 Jahre nach dem Tode des Trajan beſtieg, ſolcher Ehre würdig, der heilige Papſt Gregorius der Erſte den Stuhl St. Petri. Als dieſer einſtmals in der Stadt Rom an dem Forum des Trajan und neben deſſen Säule vorübergieng und ſich dabei an die hiebevor abgebildete und andere Bethätigungen ſeiner Gerechtigkeit erinnerte, ſeufzte er, daß dieſelben vor Gott mit Vergeſſenheit übergangen worden, und begab ſich daher ſogleich in die Baſilika St. Peters, wo er trauervoll am Altare vor dem Angeſichte Gottes ſich niederwarf und daſelbſt den Irrthum eines ſo gerechten Richters und milden Kaiſers beweinte. Und ob er es mit Worten nicht zu thun wagte, betete er doch im Herzen flehentlich alſo zu Gott: „Gnädiger, barmherziger Herr, vergieb dem Trajan ſeinen Irrthum, weil er zu jeder Zeit

Recht und Gerechtigkeit handhabte.“ Hierauf erhielt er, wie das Morgen- und Abendland bezeuget, endlich ſolgende, von Gott herkommende Antwort: „Deiner Thränen wegen habe ich deine Bitte erfüllt; ich vergebe und verzeihe dem Trajan, wenn er gleich ein Heide war. Du aber nimm dich wohl in Acht, daß du dir's in Zukunft nicht mehr herausnehmeſt, für irgend einen Verdammten Fürbitte zu thun.“ — Und als der ſelige Papſt Gregorius durch ſein Flehen eine ſo ſchwierige Sache zu erlangen gewürdigt worden, erhob er ehrfurchtsvoll den ſchon in Staub umgewandelten Körper des Trajan, und fand die Zunge deſſelben, gleich derjenigen eines lebendigen Menſchen, noch ganz unverſehrt. Und dieß hat ſich, wie der fromme Glaube dafür hält, wegen der Gerechtigkeit, die er mit ſeiner Zunge geübt, alſo zugetragen.

3. Herkinbaldus vir magnificus prepotens et illustris in judicio personas non acceptans. causam pauperis ut potentis. agniti tanquam ignoti. semper equa lance iudicavit: Hic dum graviter infirmus lecto decumberet. in proxima camera tumultum rigdidum (sic! l. rigidum) clamoresque femineos exaudivit: Cui quidnam esset sciscitanti. ab omnibus celata est veritas: Sed tandem quidam ex pueris. ut veritatem panderet sub occulorum evulsione comonitus pavens asseruit. respondendo: Domine filius sororis vestre quem omnes post vos primum timent colunt et venerantur. puellam oppressit. et hec fuit causa clamoris: Quo audito. et re plene cognita. senior suum nepotem carissimum suspendi mandavit: Quod senestallus (sic) cui id iussum fuerat. se facturum simulans. egressus juveni nunciavit. ammonens eum. ud ad tempus lateret: Post horas autem aliquot. senescallus ad infirmum rediens, se implesse quod jusserat mentitus est: Quinto vero die juvenis estimans avunculum de culpa immemorem. aperto hostio camere introspexit. quem ut infirmus vidit. blandis verbis advocans. ad lectum reclinare permisit: Herkinbaldus itaque. capillorum arrepta cesarie. sui consanguinei caput leva manu retorquens. et dextera cultellum gutturi eius valde infigens. zelo justicie occidit eundem.

Ueberſetzung.

Erchinbald, ein waidlicher, ſehr mächtiger und vornehmer Mann, erwog vor Gericht, ohne Anſehen der Perſonen, die Sache des Armen wie die des Gewaltigen, des Bekannten wie des Unbekannten, immer auf gleicher Waage. Als derſelbe einſtmals ſehr krank im Bette lag, hörte er im anſtoßenden Zimmer einen gewaltigen Lärm und Weibergeſchrei, und da er nach der Urſache fragte, ſuchte ihm Jedermann die Wahrheit zu verhehlen. Endlich aber, als er einem der Edelknechte drohte, daß er ihm die Augen ausſtechen laſſe, wenn er ihm nicht die Wahrheit offenbare, machte dieſer aus Angſt folgendes Geſtändniß: „Herr, der Sohn Euerer Schweſter, den nach Euch Alle am meiſten fürchten, achten und verehren, hat einem Mädchen Gewalt angethan, und dieß war die Urſache des Geſchreies.“ — Als der Greis dieß vernommen und den Vorfall wohl unterſucht hatte, gab er den Befehl, ſeinen ihm ſehr werthen Neffen zu erhängen. Der Seneſchall, welcher mit der Vollziehung dieſes Befehls beauftragt war, ſtellte ſich, als ob er demſelben Folge leiſten wolle, ging aber zu dem Jüngling und gab ihm den Rath, ſich eine Zeit lang verborgen zu halten. Einige Stunden ſpäter kehrte der Seneſchall zu dem Kranken zurück und log ihm vor, er habe ſeinen Auftrag erfüllt. Fünf Tage nachher, da der Jüngling glaubte, ſein Oheim werde ſich des begangenen Verbrechens nicht mehr erinnern, öffnete er die Thür des Zimmers und blickte hinein. Als ihn der Kranke ſah, rief er ihn mit freundlichen Worten zu ſich und erlaubte ihm, ſich am Bette niederzuſetzen. Da faßte Herkinbaldus ſeinen Neffen bei den Haaren und, indem er ihm mit der linken Hand den Kopf zurückbog und mit der rechten das Meſſer mächtig in die Kehle ſtieß, tödtete er ihn aus Eifer für die Gerechtigkeit.

4. Sane dum morbum herkinbaldus letiferum esse persensit: Vocatur episcopus. cui postquam cum sacramentis advenisset: Infirmus cum lacrimis multis et magna cordis contricione omnia peccata sua nude confessus est. tacita duntaxat morte quam paucis ante diebus suo cognato inferebat: super quo episcopus eum redarguens dixit: Quare celas homicidium quo nepotem de manu tua peremptum vita carere fecisti: Ad quod infirmus respondens ait: Neque ego hoc peccatum esse judico neque id michi a deo remitti deposco: Cui episcopus confitere crimen et deus miserebitur tui: Alioquin ab edulio corporis Christi te convenit abstinere: At ille vir nobilis dixit: Attestor deum quia nepotem michi carissimum non livor non odium sed justicie zelus traxit ad mortem. et si ob id viaticum michi negaveris spero saltem spiritualiter communicari: Quo audito et languente sacramentaliter non referto (sic! l. refecto) episcopus recedebat. Cui mox revocato dixit infirmus: Si in capella sit sacramentum corporis Christi perquire. et dum aperta pixide eucharistia non appareret. subjunxit egrotus: Ecce quem michi abnuens tecum portasti. non se michi denegavit. Et illico apertis dentibus hostia in ore illius palam omnibus demonstratur: Quod ut vidit episcopus magnificans deum tantum miraculum quod divina dispensacione ob meritum *justicie* factum non ambigitur. ad aures christifidelium pervigili cura deduxit.

Ueberſetzung.

Als aber Erchinbald merkte, daß ſeine Krankheit tödlich ſei, ließ er den Biſchof zu ſich berufen, und als derſelbe mit den Sacramenten hergekommen war, bekannte er ihm freimüthig unter vielen Thränen und mit großer Herzenszerknirſchung alle ſeine Sünden, wobei er jedoch den vor wenigen Tagen an ſeinem Neffen begangenen Mord verſchwieg. Deßwegen gab ihm der Biſchof einen Verweis und ſprach: „Warum hehlſt du die Mordthat, wodurch du mit eigener Hand deinen Neffen des Lebens beraubt haſt?“ Hierauf antwortete der Kranke und ſprach: „Ich halte dieſe That für keine Sünde und verlange auch nicht, daß Gott mir dieſelbe verzeihe.“ Der Biſchof erwiderte: „Bekenne dein Verbrechen, und Gott wird ſich deiner erbarmen; wo nicht, ſo mußt du auf den Genuß des Leibes Chriſti Verzicht leiſten.“ Allein jener edle Mann ſprach: „Ich ſchwöre es bej Gott, daß meinem Neffen, der mir ſelber ſehr werth geweſen iſt, weder Mißgunſt noch Haß den Tod gab, ſondern einzig der Eifer um die Gerechtigkeit, und wenn du mir deßwegen die Weggehrung verweigerſt, ſo hoffe ich wenigſtens doch im Geiſte zu communiciren.“ Auf dieſe Erklärung entfernte ſich der Biſchof, ohne den darnach Schmachtenden durch das Sacrament erquickt zu haben. Bald jedoch ließ ihn der Kranke zurückrufen und ſprach: „Sieh nach, ob das Sacrament des Leibes Chriſti ſich in der Büchſe befindet,“ und als nach eröffneter Büchſe die Hoſtie ſich nicht in derſelben vorfand, fügte der Kranke bei: „Siehe, den du mir abgeſchlagen und mit dir davongetragen haſt, Er hat ſich mir nicht verweigert.“ Und ſogleich zeigte ſich vor allen Anweſenden die Hoſtie zwiſchen den Zähnen in ſeinem geöffneten Munde. Als der Biſchof dieß ſah, pries er Gott, und brachte dieſes große Wunder, welches ohne Zweifel durch göttliche Verfügung, wegen des Verdienſtes der Gerechtigkeit, alſo geſchehen, mit eifriger Sorgfalt zu den Ohren der Chriſtgläubigen.

IX.

Anfänge weltlicher Malerei in Italien auf Möbeln.

Der Religion dienſtbar zu ſein, war durch das ganze Mittelalter die faſt ausſchließliche Aufgabe der zeichnenden Künſte. Wie jetzt in proteſtantiſchen Ländern viele Legate der Wohlthätigkeit zufallen, weil die Erblaſſer an ihr Seelenheil denken, ſo galt damals die Stiftung einer Capelle, eines Altars, eines Bildes für ein gottgefälliges Werk, natürlich nur weil dieſe Dinge die Religion verherrlichten. So blieb es im Weſentlichen im Reformationsalter, und in katholiſchen Ländern noch im ſiebzehnten Jahrhundert. In allen lutheriſchen Gebieten verfiel die kirchliche Malerei nicht, weil die Kirche dieſelbe ausgeſchloſſen hätte, ſondern weil man die Stiftung eines Bildes nicht mehr für eine Hülfe aus dem Fegfeuer anſah.

Auch auf dem Volkstheater trat anfänglich nur das religiöſe Drama auf. Nur Eine Gattung erwuchs daneben, und man erlaubte ihre Ausbildung, wie man die ſcholaſtiſche Philoſophie neben der Theologie für berechtigt hielt. Dieſes ſind die Moralitäten. Ihr Weſen iſt die Allegorie, und in dieſer Gattung, als Perſonification abſtracter Begriffe, durfte auch die Malerei Geſtalten ſchaffen, welche ſogar in der Kirche geduldet waren. Giotto's drei Gelübde des heil. Franciscus in Aſſiſi, die ſymboliſche Darſtellung der guten und der ſchlechten Regierung im Stadthaus zu Siena von den Brüdern Lorenzetti, entſtanden zu derſelben Zeit, als ſich aus den Myſterien und Mirakelſpielen die erſten Moralitäten herauslöſten.

Wann und wie iſt aber in den Menſchen die Luſt erwacht, die eigentliche Weltlichkeit, und beſonders ihre eigenſte Verkörperung, die heidniſche Mythologie, wieder ſich im Bild vor die Augen zu ſtellen?

Ganz gefehlt hat es an weltlichen Gegenſtänden allerdings auch im hohen Mittelalter nicht. In kaiſerlichen Pfalzen ſind hiſtoriſche Bilder gemalt worden. Beſonders aber zwangen die Miniaturen zu einer Menge neuer Compoſitionen, da ſie ja auch oft weltliche Schriften, namentlich Ritterromane illuſtrirten. Auf Ritterſchlöſſern und in Bürgerſtuben ſind ſeit dem 14. Jahrhundert ähnliche Wandgemälde nachgewieſen, und die Tapetenwirker haben bereits im ſpätern Mittelalter Manches aus weltlicher Sage und Geſchichte als Verzierung für Wohnräume ausgeführt. Allein an das volle Licht des Lebens konnte die weltliche Malerei doch erſt heraustreten, als ſich unter den Laien allgemeiner eine Geſinnung verbreitet hatte, welche neben dem kirchlichen Leben auch das irdiſche Leben gelten ließ und den Muth faßte, es reizend durchzubilden. Für die Kunſt iſt das Auftreten dieſer weltfrohen Sinnesart der Anfang des Modernen geworden.

In dieſer Sinnesart iſt Italien, und zwar im fünfzehnten Jahrhundert, den andern Europäern vorausgegangen, und in Italien wieder die fröhliche Stadt Florenz.

Dort brachte Fabrik, Handel, Gewerbe aller Art den Wohlſtand hervor, der Wohlſtand den Luxus, der Luxus die weltliche Kunſt. Im Jahr 1478 zählte man dort 44 Werkſtätten von „Goldſchmieden, Silberarbeitern, Juwelieren", und einer derſelben renommirte, daß bloß der Kehricht ſeiner Werkſtatt jährlich 800 Gulden werth ſei.*) Domenico Bigordi, der große Lehrer des Michelangelo in der Malerei, ererbte von ſeinem Vater den Namen Ghirlandajo, den ihm die Florentiner Damen gegeben hatten, weil er eine neue Gattung goldenen Haarſchmucks erfand. In dieſen Goldſchmied-Ateliers erhielt eine große Zahl Künſtler ihre Ausbildung, welche nachher Bildhauer und Maler geworden ſind. Wie die Kunſt, ſo begann auch der ausübende Künſtler zuerſt mit dem Kunſtgewerb. Und mit dem Kunſtgewerb blieb meiſt auch noch der berühmte Künſtler des fünfzehnten Jahrhunderts in beſtändiger Verbindung; er wollte und konnte den „goldenen Boden“ nicht miſſen, den ihm das Handwerk gewährte. Pollajuolo, als er in Rom bereits Papſtgräber goß, hielt in Florenz noch eine offene Bude und nahm Beſtellungen für Goldſchmiedwaaren an. Jener große Ghirlandajo, der in ſich Schöpferkraft genug fühlte, um, wenn ſie beſtellt würden, mit Fresken die ganze Stadtmauer von Florenz zu füllen, „fand ein ſolches Gefallen daran zu arbeiten und Jedermann Genüge zu leiſten, daß er ſeinen Jungen befahl, jede Arbeit anzunehmen, die in ſeiner Werkſtatt beſtellt werde, wenn es auch Ringe zu Damenkörbchen (oder Reifen für Reifröcke?) wären; wollten ſie die nicht malen, ſo wolle er es thun, damit keiner unbefriedigt aus ſeiner Bude gehe“ (Vaſari II. 2. 213). Und dieſe Werkſtatt für alle Art der Schilderei ſetzte auch noch ſein Sohn Ridolfo bis in's ſechzehnte Jahrhundert fort, als er bereits Freund und Gehülfe des großen Raffael geworden und ſo viel daheim zu thun hatte, daß er dieſem abſchlagen konnte, ihm nach Rom zu folgen. Ridolfo wies ebenfalls keine Arbeit ab, waren es gleich Theaterdecorationen, Fähnlein, Standarten und ähnliche Dinge; er hielt in ſeiner Werkſtatt dafür viele junge Leute als Geſellen (Vaſari V. 18). Der große Meiſter der Arabeskendecoration, Giovanni von Udine, nachdem ſeine glänzende römiſche Zeit unter Raffael vorüber war, malte daheim in aller Beſcheidenheit Paniere und Proceſſionsfahnen (Vaſari V. 32).

---

*) Burckhardt, Geſch. der mod. Arch. in Italien, S. 340.

Denn beſonders in Florenz waren unter den erſten Medici die Maler ſo zahlreich, daß ſie unmöglich ihre volle Nahrung von Kirchenbildern haben konnten. Man warf ſich auf die mannigfaltigſten gewerblichen Arbeiten, wenn dieſe nur die Möglichkeit einer farbigen Bemalung darboten. Dieſer Tendenz kamen nun aber die neuen, in Italien eben erwachenden Studien entgegen. Man las wieder allgemein die alten lateiniſchen Autoren; die römiſchen Götter mit der bunten griechiſchen Mythologie verbrämt und die halb ſagenhaften, halb hiſtoriſchen Heldengeſtalten aus der Zeit der römiſchen Republik belebten ſich neu in den Gemüthern. Man war gewiß froh, im Kunſtgewerbe ein Feld zu entdecken, wo neben den Stiftungen der ſtrengen kirchlich-gottſeligen Kunſt man auch einmal ein Dianenbad malen konnte.

Die Kunſt, welche das Sinnliche lockend vorführt, findet ſtets bei Fürſten und bei reichgewordenen Bourgeois ihre Patrone. So war es auch in Florenz. Ein untergeordneter Maler, aber ein geſcheuter Menſch, benutzte dieſe Neigung der höhern Stände, um ſich aus einer Gattung des Kunſtgewerbes eine Specialität zu machen und ein reicher Mann zu werden. Es war Dello, der eigentlich als Thonbildner angefangen hatte. Er erkannte aber, daß dieß nicht viel einbringe, „und da er um ſeiner Armuth willen eines größern Gewinnes bedurfte, ſo beſchloß er, ſich zur Malerei zu wenden. Im Zeichnen hinlänglich geübt, gelang ihm dieß ſehr leicht, und er lernte ſchnell die Behandlung der Farben, wie viele Bilder beweiſen, die er in Florenz verfertigte; vornehmlich ſolche mit kleinen Figuren, bei denen er weit mehr Anmuth zeigte, als bei den großen Geſtalten. Dieß kam ihm ſehr zu Nutzen, denn man fand zu jener Zeit überall in den Zimmern der Bürger große hölzerne Truhen, die nach Art der Särge auf den Deckeln mit mancherlei Zieraten verſehen waren. Niemand unterließ es, dieſe Truhen machen zu laſſen, und außer den Bildern an der vordern Fläche und an den Nebenſeiten wurde an Ecken, bisweilen auch an andern Stellen, das Wappen oder Zeichen des Hauſes angebracht. Die Bilder an der vordern Seite ſtellten gewöhnlich Fabeln aus Ovid und andern Dichtern dar, Erzählungen aus lateiniſchen und griechiſchen Schriftſtellern, oder ſonſt nur Jagden, Luſtgefechte, Liebesabenteuer und ähnliche Dinge, was einem Jeden gerade am beſten gefiel. Das Innere war mit Leinwand oder Tuch gefüttert, nach Stand und Vermögen deſſen, der ſolchen Kaſten verfertigen ließ, um darin Tuchkleider und andere Koſtbarkeiten wohl zu verwahren. Ja nicht nur dieſe Kaſten, ſondern auch Ruhebetten, Lehnſtühle, Geländer und andere ähnliche Verzierungen der Zimmer, welche man damals ſehr prachtvoll hatte, wurden in ſolcher Weiſe verſchönert, wie man dergleichen noch unendlich Vieles in unſerer Stadt (Florenz) ſehen kann. Eine lange Zeit war dieſer Brauch ſo allgemein, daß ſelbſt die vorzüglichſten Meiſter Werke der Art malten und vergoldeten, ohne ſich zu ſchämen, wie heutigen Tages viele thun würden. Unter andern ſchönen Werken beweiſen dieß noch zu unſerer Zeit einige Kaſten, Lehnſtühle und Geſimſe in den Zimmern des Magnifico Lorenzo des Aeltern von Medici, auf welchen Maler, die nicht zu den gewöhnlichen gehörten, ſondern treffliche Meiſter genannt zu werden verdienen, alle Gefechte, Turniere, Jagden und ſonſtige Luſtbarkeiten darſtellen, die man zur Zeit des Herzogs mit ſo viel Einſicht, Erfindung und bewundernswerther Kunſt veranſtaltet hatte. Doch nicht nur im Palaſt und im alten Hauſe der Medici, ſondern in allen größern Gebäuden der Stadt ſieht man Ueberreſte davon; ja es giebt viele, welche an dieſem in Wahrheit koſtbaren und edlen Brauche feſthalten und jene Dinge nicht haben wegnehmen laſſen, um ſie mit neuern zu vertauſchen. Dello, von welchem oben ſchon geſagt iſt, daß er ein ſehr geübter und guter Maler war, der kleine Figuren beſonders anmuthig darzuſtellen wußte, beſchäftigte ſich viele Jahre einzig damit, Kaſten, Lehnſtühle, Ruhebetten und andere Verzierungen in der obengenannten Manier zu bemalen. Dieß erwarb ihm viel Ehre und Nutzen, und man kann wohl ſagen, es war ſein hauptſächlichſter und eigenthümlichſter Beruf. Weil indeß kein Ding auf dieſer Welt Beſtand hat, mag es noch ſo gut und lobenswerth ſein, ſo war auch dieſer frühere Brauch geſteigert und höher getrieben, man kam ſeit Kurzem dazu, reichere Ausſchmückungen anzubringen, man läßt Nußbaumſchnitzwerk vergolden, welches ſich ſehr prächtig ausnimmt, und läßt auf ähnlichem Hausrath herrliche Bilder in Oel malen, wodurch ebenſowohl der Reichthum der Bürger als die Vortrefflichkeit der Künſtler offenbar wird. Doch wir wollen auf die Werke Dello's zurückkommen, welcher der erſte war, der mit Fleiß ſolcherlei Arbeiten vollführte; vornehmlich bemalte er für Giovanni von Medici ſämmtliche Geräthſchaften einer Stube, welches für eine ſeltene und in dieſer Art ſehr ſchöne Arbeit galt, wie noch jetzt einige Ueberreſte davon bezeugen. . . Und weil es wohlgethan iſt, von ſolchen alten Dingen ein Gedächtniß zu erhalten, habe ich im Palaſt des Herzogs Coſimo Einiges aufbewahren laſſen, was Dello mit eigener Hand gearbeitet hat und was immerdar beachtenswerth ſein wird, mindeſtens wegen der Mannigfaltigkeit der Kleidung jener Zeit, von Männern ſowohl als Frauen.“

Ich habe dieſe ganze Stelle des Vaſari mittheilen wollen (Dello II. 1. 53—55 der deutſchen Ueberſ.), weil ſie uns ſofort eine Ueberſicht über das ganze Gebiet dieſer Möbelmalerei giebt.

Das Zeitalter des Dello wird durch ſeine Lebensumſtände beſtimmt. Er arbeitete für Giovanni von Medici (1400—1437) und ging dann nach Spanien in den Dienſt König Alfons V. von Arragonien, der von 1416—58 regiert hat. Paolo Uccello war ſein Zeitgenoſſe und malte ſein Portrait unter den Söhnen des Noah im Kreuzgang von Sta. Maria Novella. Urkundlich ſteht jetzt feſt, daß er gegen 1404 geboren war.*)

Von Dello's eigener Hand iſt vielleicht kein Pinſelſtrich mehr übrig. In den Uffizi zu Florenz werden ihm zwei kleine Heiligenbildchen zugeſchrieben, die ich überſehen habe. Zu Turin in der kön. Gallerie (Nr. 95) iſt unter ſeinem Namen eine zwölfeckige Holztafel, die etwa als Präſentirteller gedient hat. Sie ſtellt Amor's Triumphzug dar, in der Art, wie man ſolche allegoriſche Proceſſionen damals oft durch die Straßen von Florenz ziehen ſah. Der Wagen wird nur von Einem und zwar ganz verdeckten Roſſe gezogen, welches ein Page führt. Auf dem Wagen, von muſicirenden Genien umgeben, ſteht Amor als Jüngling, nackt, und verſchießt Pfeile. Rechts und links ein Geleite von Herren und Damen im Geſpräch; vor dem Wagen, um die Macht des Gottes zu beweiſen, Phyllis den Ariſtoteles reitend, und Delila, die dem Simſon mit einer carnevaliſtiſch-coloſſalen Scheere die Locken abſchneidet. Es kommt viel wirkliches Gold vor, an Bogen, Köcher und Flügeln des Amor, aber auch an den Hauben und Gewändern der begleitenden Perſonen. Den Hintergrund bildet eine thurmreiche Stadt. Ein Wappen auf dieſem Bilde iſt der Katalog geneigt, für das der Tolomei von Siena zu halten.

Als „in der Manier des Dello“ wird in den Uffizi (Sala di antichi maestri) Nr. 1308 eine Schirmwand bezeichnet, welche aus gebogenen Brettern beſteht und rund iſt; wahrſcheinlich ein Schirm, um beim Bad um die Wanne zu ſtellen. Rund umher ſind in kleinen Figuren, nicht eine Spanne hoch, vier Triumphzüge gemalt: der Religion, des Ruhmes, des Amor, des Todes. Der Ruhm, welcher als „Fama" durch eine weibliche Figur vorgeſtellt iſt, wird von Elephanten gezogen. Vor demſelben, bei den Elephanten, ſchreiten große Philoſophen und Dichter, hinter demſelben große Helden einher. Unter den letztern iſt aber auch Pentheſilea. Die Namen ſind beigeſchrieben; ihre Form verräth den ungelehrten Maler. Man findet Chalistine (Kalliſthenes), Pitachoro (Pythagoras), anbole (Hannibal), ataviano (Octavian), und andere wunderliche Orthographien. An antikes Coſtüm denkt der ganz naive Maler noch nicht, Kleid und Haartracht entnimmt er ruhig ſeinem eigenen mitlebenden Geſchlecht. So trägt Pentheſilea ein weiß gemuſtertes Zeug. Den Männern, weil ſie als Orientalen gedacht wurden, iſt ein paar mal der türkiſche Bund auf den Kopf geſetzt.*)

---

*) Crowe und Cavalcaſelle, Geſch. der ital. Malerei, überſ. von Jordan, III. 31 u. folg.

Zu jenem Bericht Vaſari's über Möbelmalerei tritt nun ergänzend bei demſelben Schriftſteller eine Menge Notizen, welche in die Lebensbeſchreibungen anderer Künſtler zerſtreut ſind und den Beweis liefern, wie ausgedehnt und zugleich wie mannigfaltig dieſe Gattung des Kunſtgewerbes geweſen iſt.**)

Um mit dem Handwerklichſten anzufangen, ſo wurden in Florenz am Johannisfeſte von einzelnen Corporationen coloſſale Wachskerzen dargebracht und in Proceſſion nach der Kirche geführt. Dieſe bemalte man mit Figuren, aber ſo grob, „daß ſie ſchlechten Malern einen Beinamen gegeben haben, und man eine häßliche Malerei eine Kerzenfratze nennt (Cecca, II. 2. 165)." Solch ein Maler war ein gewiſſer Andrea, den man deßhalb de' Ceri nannte, obwohl er der erſte Lehrer des berühmten Perin del Vaga wurde, der in der Jugend auch den Beinamen des Kerzenmalers zu ſchleppen bekam (Perino, III. 2. 441).

---

*) Nach Gſell-Fels, Oberitalien (2. Aufl. S. 1173) wäre dieſer Schirm von einem Matteo Paſti aus Verona gemalt.

**) Den Vaſari führe ich nach der deutſchen Ueberſetzung an, füge aber den Namen des jedesmaligen Malers bei, in deſſen Leben eine ſolche Notiz vorkommt, ſo daß man dieſe auch in andern Ausgaben leicht wird finden können. Die Hauptſtellen hat übrigens ſchon Burckhardt, Geſch. der mod. Arch. S. 265 zuſammengebracht.

Noch zu Raffael's-Zeit lebte in Florenz ein gewiſſer Nunciata, der auch Andachtsbilder malen konnte, und von welchem Vaſari aus dieſem Fach ein paar Schnurren erzählt. Sein Hauptgeſchäft aber war Puppenmalen (Ridolfo Ghirlandajo, V. 7).

Während man die Eiſen- und Stahlrüſtungen der Ritter für Turnier und Krieg mit eingeätzten Figuren verzierte, wurde ein Theil des Geſchirrs für die Roſſe farbig bemalt. Solche Harniſche der Streitroſſe für Heerführer und Reiſige bemalte Lazzaro Vaſari von Arezzo mit Wappen und Figürchen, und ſein Abkömmling, der bekannte Kunſtſchriftſteller Giorgio Vaſari, ſah von ſeiner Hand noch ſolche Harniſche in Florenz (Lazzaro Vaſari, II. 1. 356 ff.). Timoteo delle Vite lieferte mit Genga zuſammen ſolche Geſchirre, mit Thieren bemalt, dem König von Frankreich (Vincenzo von S. Gimignano, III. 1. 309). Ja der große Franceſco Francia, der übrigens auch in ſeiner Stadt Bologna neben dem Malen eine offene Goldſchmiedsbude hielt, verſchmähte es nicht, für den Herzog von Urbino einige Pferdeharniſche zu malen, „worauf er einen großen Wald abbildete, der in Brand gerathen iſt, und aus welchem eine unendliche Menge Luft- und Landthiere, ſammt einigen menſchlichen Geſtalten hervorſtürzen.“ Und es war dieß durchaus keine Fabrikarbeit, denn man rühmte den Fleiß im Gefieder der Vögel und der Zeichnung der Thiere, auch wurde das Werk von dem Herzog mit reichen Geſchenken erwiedert (Francia II. 2. 347).

Unter den kirchlichen Geräthſchaften wurden auch die Todtenbahren mit Gemälden geſchmückt. Für eine Bruderſchaft in Rom lieferte eine ſolche, die ſehr bewundert ward, kein Geringerer als Peruzzi (III. 1. 366). Zu gleicher Zeit malte in Siena ſein Landsmann Beccafumi für zwei Bruderſchaften daſelbſt je eine Bahre (IV. 24). „Niemand aber“, fügt Vaſari hinzu, verwundre ſich, daß ich ſolche Dinge erwähne, denn ſie ſind fürwahr bewunderungswürdig, wie jeder weiß, der ſie geſehen hat.“ Von einer dieſer Bahren ſollen vier Bilder im Beſitz derſelben Bruderſchaft des heil. Abtes Antonius noch erhalten ſein, für welche ſie einſt gemalt wurden.

Von eigentlichem Hausgeräth gedenke ich zuerſt der Präſentirteller nach Art unſerer Theebretter, welche damals zum Geſchenk für Wöchnerinnen mit heiligen Geſchichten verziert wurden. Nach Baldinucci hat Zanobi Strozzi ſolche Arbeiten geliefert, den Vaſari (Fieſole, II. 1. 327) neben Gozzoli und Gentile da Fabriano als Schüler bei Fra Angelico anführt. Dann wurden von eigentlichen Möbeln die Rücklehnen der Seſſel und Ruhebänke, ſowie die Bettſtätten bemalt. Das eigentliche Prachtſtück aber, zum Inventar einer hübſchen Schlafſtube unerläßlich, war der „Caſſone“, eine längliche mit einem Deckel geſchloſſene Truhe, welche zur Ausſteuer der Braut gehörte und dazu diente, einen Theil des Trouſſeaus aufzubewahren.

Die früheſte Erfindung dieſer Art für Kanapees und Bettſtätten ſcheint von Paolo Uccello herzurühren, der ſelbſt hier ſeinem Fanatismus für mathematiſches Zeichnen nachgab und hiefür kleine Perſpectivbilder wählte. In dieſer Art hatte ſich von ihm noch hundertfünfzig Jahre ſpäter Vieles in Florenz erhalten (II. 1. 93). Mit ſolchen Dingen begannen einzelne ſpäter auch in's Große gehende Meiſter, z. B. jener Lazzaro Vaſari. Girolamo da Carpi (Garofalo, IV. 399) mußte anfangs in der Werkſtatt ſeines Vaters Tommaſo, der ein Schildmaler war, Kaſten, Bänke, Rahmen u. a. ähnliche Dutzendwaare fertigen. Selbſt dem großen Giorgione war es in ſeiner Jugend nicht erſpart, für vornehme Venezianer Bettſtellen und Täfelwerk für Schlafzimmer zu malen. In Florenz beſtanden noch lange nach Dello bedeutende Malerwerkſtätten, welche vorwiegend dieſe Artikel fabricirten. So hatte Andrea di Coſimo Feltrini dort eine nicht zu ſagende Menge von Frieſen, Kaſten und Täfelwerk mit Malereien verziert, ſo daß die ganze Stadt davon voll war, und nicht leicht eine Hochzeit gefeiert wurde, wo nicht bald dieſer bald jener Bürger mit einer Beſtellung nach ſeiner Werkſtatt kam. Auch in andere Städte verbreitete ſich dieſer Sinn. Als Geſchenk für eine vornehme Dame in Citta di Caſtello hat noch Parmeggiano eine Kinderwiege zu malen bekommen (III. 2. 165), und für den Herzog Guidubaldo von Urbino malte Bronzino einen Klavierkaſten aus (Puntorno, III. 2. 56). Selbſt dem Correggio ſchrieb man einen Apollo und Marſyas zu, welcher urſprünglich den Deckel eines muſikaliſchen Inſtrumentes verziert hatte, obwohl das Bild (beim Herzog Litta in Mailand) von Mündler dem Roſſo zugeſchrieben wird (Meyer, Künſtlerlexikon, I. 447). Denn beſonders die Innenſeiten der Clavierdeckel, die man beim Muſiciren aufgeſchlagen vor ſich hatte, wurden noch bis in's 17. Jahrhundert hinein mit muſikaliſcher Mythologie geſchmückt.

Bei einzelnen dieſer Arbeiten werden uns auch die Gegenſtände genannt. Gelegentlich ſind es bloße Arabesken, meiſt aber erfahren wir, daß die heitere claſſiſche Götterwelt ſich dieſen neuen Boden erobert. Francesco d'Ubertini, genannt Bacchiacca, verzierte für Herzog Coſimo von Medici ein Arbeitszimmer reich mit Vögeln und Laubwerk (Baſtiano von Sangallo, IV. 385). Timoteo delle Vite malte innen in einem Secretär (studiolo) im Palaſt der Herzogin von Urbino einen Apoll mit zwei halbbekleideten Muſen (Vincenzo von S. Gimignano, III. 1. 309). Ein Hauptmeiſter dieſes mythologiſchen Genre war aber der Phantaſt Pier di Coſimo. Er malte unter Anderem im Hauſe des Francesco Puglieſe rings an den Wänden eines Zimmers viele Bilder mit kleinen Figuren und gefiel ſich dabei in den mannigfaltigſten neuen Erfindungen: Gebäude, Thiere, Kleider, Inſtrumente u. a. Phantaſien, welche ihm hier vielfach in den Sinn kamen, „weil er ſeine Stoffe ganz aus der Fabelwelt wählte" (III. 1. 83). Für Pier Salviati malte er ebenfalls rings um ein Zimmer Bildchen aus dem Gefolge des Bacchus, unter denen ein Silen auf ſeinem Eſel, von Kindern umgeben, durch Friſche und Fröhlichkeit ſich auszeichnete (III. 1. 85). Endlich gedenke ich noch einer allegoriſchen Darſtellung, welche der Veroneſer Giovan Francesco Caroto am Kopfbrett eines Ruhebettes für eine Villa unfern ſeiner Vaterſtadt ausgeführt hatte. Es war ein Jüngling am Scheideweg zwiſchen Minerva und dem Ruhm einerſeits, Müßiggang und Wolluſt andererſeits (Fra Giocondo, III. 2. 209). Dieſe Allegorie iſt dem Sophiſten Prodikos entlehnt und zeigt uns wieder, wie in dieſer Möbelmalerei die antiken Studien durchſchlugen.

Neben der Bemalung eigentlicher Möbel war in reichen Familien auch die Sitte aufgekommen, die Wände der Schlafzimmer und der Studirſtuben mit Gemälden auf Einſatztafeln zu verzieren. Solche Räume wurden nämlich, der Wärme und des Behagens wegen, mit geſchnitztem Holz getäfelt, dem man ſeine Naturfarbe ließ. Um aber den dunkeln Ton des Materials zu beleben, ſparte man Rähmchen aus und ſetzte in dieſe Rähmchen friesförmige bemalte Tafeln ein.

Von einem dieſer Schlafzimmer in einem angeſehenen Florentiner Bürgerhaus giebt uns Vaſari, der es noch in ſeiner ganzen Anordnung erhalten ſah, einen ziemlich klaren Begriff. Es war Hochzeitkammer und eheliches Schlafgemach der Borgherini in deren Haus im Borgo Sti. Apoſtoli. Salvi, das Haupt der Familie, hatte daſſelbe bei der Heirat ſeines Sohnes mit Margherita Acciajuoli ausſchmücken laſſen. Dieß fällt bereits in's erſte Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts. Ruhebänke, Kaſten, Stühle und Bettſtatt hatte Baccio d'Agnolo aus reich geſchnitztem Nußbaumholz ſehr ſchön gearbeitet; dem ſollte nun die Trefflichkeit der Gemälde entſprechen. Neben dem großen Andrea del Sarto würden noch drei namhafte Meiſter gewonnen. Sämmtliche Bilder waren in Oel, die Figuren klein, wie es für eine Decoration paßt, die ſich nicht aufdrängen ſoll. Das Ganze gab eine cycliſche Darſtellung der Geſchichte des Joſeph von Aegypten. Das Vorbildliche für eine Hochzeitkammer ſieht man ſogleich: der fremden Frau hatte Joſeph widerſtanden, die Prieſtertochter aus der höchſten Kaſte des fremden Landes wurde ihm dafür zum Lohne. Das Kopfbrett des Ruhebettes im Zimmer malte Granacci (III. 2. 264): Joſeph den Pharao bedienend, in einem perſpectiviſchen Gebäude. Auf zwei Kaſten im Zimmer malte Puntormo, wie Joſeph in's Gefängniß geführt wird, und wie er ſeinen Vater dem Pharao vorſtellt; dazu in dem Winkel neben der Thüre ein ziemlich großes Bild, wo er ſeinen Vater und alle ſeine Brüder liebevoll aufnimmt (IV. 241). Letztere Arbeit galt in italieniſchen Künſtlerkreiſen für das beſte Bild, das Puntormo jemals geliefert. Andere Kaſten, wie auch einige der Einſatztafeln, übernahm Bacchiacca; man konnte ſeinen Stil von dem der andern unterſcheiden (Baſtiano von Sangallo,

III. 385). Zwei Einſatztafeln endlich fielen dem Sarto zu (III. 1. 412). Dieſe waren ſo feſt in das Holzgetäfel eingefügt, daß es ſchwer ſchien, ſie ohne Verletzung herauszubrechen.

Man muß bei Vaſari im Leben des Puntormo nachleſen, wie im Jahr 1529 ein gewiſſer Giovan Battiſta della Palla eine große Zahl Kunſtwerke zu erwerben ſuchte, um für König Franz I. eine Reihe von Zimmern prachtvoll auszuſtatten. Die Signoria ließ es geſchehen, um gegen die drohende Belagerung vielleicht franzöſiſche Hülfe zu gewinnen. Man kam auch in's Haus der Borgherini; der Herr des Hauſes war nach Lucca geflüchtet, aber Madonna Margherita erhob ſich zum Schutz ihrer Penaten und ihres Ehebettes, und fegte mit der Zornesgluth einer Italienerin den Trödler-Patrioten ſammt ſeinen Banditen von ihrer Schwelle fort.

Erſt ſpät hat man denn dieſen ganzen Zimmerſchmuck auseinandergenommen und die werthvollſten Stücke davon als Tafelbilder in neue Rahmen gefaßt. Zwei Tafeln des Puntormo ſind jetzt in den Uffizi (2. Florentinerſaal, Nr. 1249 und 1282), die beiden des Andrea del Sarto aber im Pitti (Saal des Mars, Nr. 87 und 88) aufgeſtellt. Wo die übrigen jetzt ſich befinden, weiß ich nicht.*)

Seit mehreren Jahren bin ich in den Gallerien dieſen Möbelbildern nachgegangen.

Im Vergleich mit der ungeheuren Maſſe, welche nach den oben mitgetheilten Nachrichten muß vorhanden geweſen ſein, hat ſich nur Weniges erhalten. Das Meiſte hatte gewiß keinen künſtleriſchen Werth und wurde ſpäter von den Händlern und Sammlern nicht mehr geſchätzt. Die Einſatzbilder in Täfelwerk mußten, wenn die Stuben ſtark bewohnt wurden, am Ende verderben. Die Truhen, welche gewiß am Boden ſtanden, wurden durch andere Möbel zerſtoßen und durch den Muthwillen der Kinder zerkratzt. Was man davon ausgeſtellt ſieht, iſt oft ſtark verletzt; ich zweifle aber nicht, daß man in den Magazinen öffentlicher Gallerien, wo der Ausſchuß verwahrt iſt, noch manches Beiſpiel auffinden könnte.

---

*) Ausführlicheres bei **Reumont**, Andrea del Sarto, S. 132 u. folg. Die beiden reizenden Tafeln des Sarto ſind in Bardi's Gallérie du Palais Pitti geſtochen.

Beſonders die Bilder von Brauttruhen ſind leicht unter andern Gemälden zu erkennen. Einmal durch die Form: ſie waren an der Vorderſeite eingeſetzt und haben daher die Form eines Frieſes. Gewöhnlich ſind ſie bei anderthalb Fuß hoch, bei drei bis fünf Fuß lang. Es kamen aber auch quadratiſche und vieleckige Tafeln vor, welche wohl an den Schmalſeiten angebracht waren. Neben der Form geben dann auch die Gegenſtände einen Anhalt, indem ſie häufig eine Beziehung auf Hochzeit haben. Lucretia, Virginia, Tuccia mahnen die Braut an Keuſchheit und eheliche Treue; mythologiſche Brautfahrten und Hochzeiten waren ein Spiegelbild des künftigen Eheglücks; bei der Heirat einer Witwe gab Ariadne eine feine Anſpielung, daß die zweite Ehe glücklicher ſein werde als die erſte; aus dem alten Teſtament boten ſich in Joſeph von Aegypten und der keuſchen Suſanna Vorbilder der Tugend dar. Endlich konnten italieniſche Liebesnovellen ſinnreich zur Verwendung kommen.

Ich ſtelle in Folgendem zuſammen, was mir von dieſen Sachen bekannt geworden iſt.

Es konnten, wie geſagt, auch bibliſche Scenen auf eine Hochzeit und glückliche Geburt Bezug nehmen, wie man bei uns im 16. Jahrhundert dem Brautpaar eine Fenſterſcheibe mit der Hochzeit des Tobias und der Sarah ſchenkte.

I. In der Gallerie Oggione, welche vor einigen Jahren der Sammlung im Brera zu Mailand geſchenkt wurde, ſind zwei Langbilder, eine Spanne hoch und faſt drei Fuß lang, im Stil florentiniſch, mit Einfluß von Umbrien her. Man ſieht die Geburt der Maria in einer luftigen Halle und ihre Vermählung mit Joſeph. Auf einer dritten, etwas kürzern Tafel, die etwa vom Deckel der Truhe herrührt, ſchwebt ſie über den Jüngern und reicht dem Thomas ihren Gürtel, als Symbol jungfräulicher Reinheit.

II. In der Sammlung Campana, welche durch Napoleon III. in den Louvre kam, iſt in mehreren Bildchen die Geſchichte der Suſanna (welche hier einen Heiligenſchein hat) abgebildet.

III. Im Palaſt Torrigiani zu Florenz: Vier Tafeln einer Brauttruhe (oder von mehreren Truhen) mit Scenen aus der Geſchichte der Eſther, welche für Jugendarbeiten des Filippino

Lippi gelten. Sie werden von Crowe und Cavalcaſelle ſehr gerühmt und ſcheinen, nächſt jenen Tafeln des Sarto aus dem Hauſe Borgherini, weitaus das Beſte zu ſein, was von florentiniſcher Möbelmalerei noch übrig iſt.

IV. In demſelben Palaſt Torrigiani: Zwei Scenen aus der Geſchichte Davids, welche längſt als Truhenbilder anerkannt ſind, gemalt von Peſellino, von welchem Vaſari meldet, daß er viel Möbelbilder „für die Häuſer der Bürger" gemacht hat. Die Figuren ſind ungefähr einen Fuß hoch. Peſellino liebte Thiere anzubringen, die er genau nach der Natur malte. Die eine Tafel zeigt die Begegnung des David mit den Philiſtern, alles im Coſtüm des 15. Jahrhunderts; hier wird die Landſchaft von Thieren aus Europa und Afrika belebt. Die zweite Tafel enthält den Triumph Davids, wo beſonders die reich coſtumirte Schaar der Frauen gefällt, welche den jugendlichen Sieger fröhlich empfangen. (Crowe und Cavalcaſelle, überſ. von Jordan, III. 100 u. folg.)

In die Mythologie gehen die folgenden Tafeln:

V. Im erſten Corridor der Uffizi: Drei Langbilder von faſt gleicher Größe, 2′ hoch, $5^1/_2$′ lang, enthaltend die Brautfahrt des Perſeus, von dem oben beſprochenen Pier di Coſimo (Nr. 21. 28. 38).

Auf der erſten Tafel befreit der Held die Andromeda von dem Meerdrachen. Die Darſtellung iſt ſehr komiſch, weil der Maler ohne jede Anſchauung der Antike höchſt naiv das Coſtüm ſeiner Zeit abbildet. Perſeus, ganz jugendlich, hat einen gelben Metallpanzer, blauen Waffenrock, Hoſen und Schärpe roth. Einen Helm trägt er auf dieſen Bildern nie, auch nicht beim Kampf. Mit Flügelſtiefeln und einem coloſſalen Yataghan, welcher für das mythiſche Sichelſchwert ſteht, fliegt er erſt, die Schärpe weit nachflatternd, in der Luft, und ſteht auf dem Rücken des antediluvianiſchen Ungethüms, das wie ein phantaſtiſcher Schlamm-Saurier auf dem Boden des Meeres herankriecht, um ſymboliſch ſeine Größe auszudrücken. Andromeda in flatterndem röthlichem Nachtgewand iſt an einen Baum gebunden. Papa und Mama, jener in Roſa und mit einem blauen Türkenbund, ſtehen dabei. Zwei geängſtete Frauen wollen fliehen, purzeln aber vor Schrecken über einander. Rechts am Ufer ſieht man die Verlobung: es geht raſch damit, denn die Braut hat das Nachtgewand noch nicht einmal abgelegt. Da die Länge dieſer Bilder keine einheitliche Compoſition zuließ, ſind zur Raumfüllung, wie dieß oft vorkommt, an den Seiten noch ein paar ganz müßige und unbetheiligte Leute hineingemalt.

Folgt die Trauung der Liebenden. Drei getrennte Tempel füllen die Länge des Hintergrundes aus. Vor ihnen ſtehen, als bronzene Statuen gedacht, in der Mitte Jupiter, links Pallas, rechts Mercur. Vor dem Altar, welcher den Jupiter trägt, ſieht man ein dampfendes Opferbecken mit Weihrauch auf viel Kohlen. Das Brautpaar kniet gut chriſtlich rechts vor dem Becken, Papa Kepheus links, mit gefalteten Händen betend. Seinen blauen Turban hat er andächtig abgelegt und mit gelbem Wams und blauem Mantel ſich ſchön gemacht. Zu den Seiten vier Trompetenbläſer; auch hier rechts und links viel müßiges Volk. Am ergötzlichſten ſind die Götterbilder. Der Maler hatte wohl nie eine Statue geſehen und faßt die Götzen im Stil von Heiligen des Mittelalters auf. Jupiter reckt als Apoſtel Petrus die rechte Hand gen Himmel, Pallas, in langem Kleid mit kurzem Ueberwurf, blickt gleich einer Heiligen nach oben, und Mercur, trotz des Schlangenſtabes in der Linken, deutet mit dem Zeigefinger der rechten Hand apoſtoliſch aufwärts.

Nun haben auf dem dritten Bild die Gäſte ſich zu Tiſch geſetzt, und Phineus, der verſchmähte Freier, ſtürmt mit einer bewaffneten Schaar in die offene Halle. Sie greifen beſonders mit Wurfſpießen an, die Gäſte wehren ſich tapfer, einer ſchwingt einen Trinkkrug. Perſeus verwandelt die Feinde in Stein, man ſieht ſie in ihren wilden Attituden erſtarren und grau werden. Rechts und links ſind in der Landſchaft noch gleichgültige Gruppen vertheilt.

Die Farbe dieſer Bilder iſt auf allen drei Tafeln ſtark und glänzend, etwas hart, wie es für Decoration ſich paßt, die Ausführung aber iſt fein.

Von Pier di Coſimo findet ſich in den Uffizj die Befreiung der Andromeda noch einmal in einem größern Bild (2. Toscanerſaal Nr. 1246). Dieß ſcheint aber kein Möbelbild, ſondern ein ſelbſtſtändiges Gemälde. Vaſari (III. 1. 83) ſagt, daß es für den ältern Filippo Strozzi gemalt worden, und rühmt die Ausführung als ſehr fleißig. Gewiß hat er Recht, daß es unmöglich wäre, ein ſeltſameres Seeungeheuer darzuſtellen. Zwei andere antike Gegenſtände von Piero gemalt ſind im Muſeum zu Berlin.

VI. Muſeo Buonaroti in Florenz (Sala dei Quadri e dei Disegni Nr. 108): Narziß an der Quelle, angeblich von Paolo Uccello. Ein allerliebſtes Bildchen, eine Spanne lang, $3^1/_2$" hoch. Er trägt eine große rothe Mütze, die in einer Art Kugel endet, enge fleiſchfarbige mit Gold deſſinirte Jacke, und über der engen Strumpfhoſe große ſchwarze Schnabelſchuhe; ganz ein Stutzer der Zeit! Dazu paßt das naive Aufheben der rechten Hand, um das Erſtaunen über ſeine Schönheit auszudrücken. Rechts und links ſtehen zwei kindliche Bäumchen.

VII. Sammlung Campana im Louvre (Nr. 208): Rundbild mit dem Urtheil des Paris, wohl Einſatz in das Kopfbrett eines Bettes, wo man heut in Italien noch bei ordinären eiſernen Bettſtätten die Madonna in einem Rund malt. Paris giebt der mit ihm feilſchenden Venus den Apfel. Die zwei andern Damen haben ſich gar nicht ausgekleidet. Oben fliegt Amor, trotz der Binde um ſeine Augen einen Pfeil auf Paris richtend. Hintergrund Landſchaft mit ganz übernatürlichen Felſen.

Die folgende Scene, Paris die Helena entführend, gehört ſchon zu den mythologiſchen Brautfahrten. Ich kenne zwei Exemplare.

VIII. Sammlung Campana (Nr. 27): Die Helena will hier nicht mit, wird geraubt. Sehr zerkratzt und verdorben, aber wohl von demſelben Maler wie die Europa, welche ich unten (unter Nr. XXV.) beſpreche.

IX. National-Gallerie in London (Nr. 591): Raub der Helena, von einem bekannten und berühmten Künſtler, Benozzo Gozzoli. In eine Felſenlandſchaft tritt von links her die See hinein; dann im Mittel ein Gärtchen mit gewundenen Pfaden; rechts der Palaſt des Menelaus, wo die vergoldete Statue eines griechiſchen Gottes den häuslichen Herd bezeichnet. Paris trägt die Helena durch das Gärtchen huckepack aufs Schiff; die andern Trojaner, ſein Gefolge, ſchleppen die lachenden Hofdamen hinweg, wobei ſie ſehr vorſichtig ſich auf den Schlängelpfaden halten, um dem Menelaus nicht auch ſeine Blumenbeete zu zertreten. Das Ganze iſt wie ein luſtiger Streich aufgefaßt. Die kleinen Figuren natürlich alle als Stutzer des 15. Jahrhunderts coſtumirt. Früher, in Florenz, hieß darum das Bildchen „die Entführung der Bräute von Venedig". Es iſt noch in Tempera auf eine achteckige Holztafel gemalt, 1′ 8″ hoch, 2′ breit, und ſchon Wornum (im Katalog der National-Galerie) hat darin das Kopfſtück einer Brauttruhe erkannt.

X. Hotel Cluny in Paris (an einer ſehr dunkeln Stelle, bei trübem Himmel und immer am Nachmittag kaum ſichtbar): Hier hangen zwei Tafeln von Brautladen, beide von derſelben Hand, wie die Architektur beweiſt; dieſe gehört der Frührenaiſſance an und zeigt unter Anderm einen antiken Fries von Stierſchädeln und Guirlanden, der an das Capo di Bove erinnert. Der Gegenſtand iſt ſicher eine Brautfahrt; ob aber Paris und Helena?

Die erſte Tafel enthält in der gewöhnlichen epiſchen Erzählungsweiſe dieſer Gattung fünf Scenen. Von dem heimiſchen Herd, durch einen Altar mit vergoldeter Statue auf einer Säule bezeichnet, entführt ein Jüngling eine Frau; zwei kleine ſchwarze Schlangen folgen ihm. In einer Halle mit Tonnengewölb auf Säulen ſtellt er einem von Hofherren umgebenen König auf dem Throne ſeine Dame vor; die zwei Schlangen kriechen vor ihm. Er führt ſie ab; die Schlangen ſind an ſeinen Ferſen. Er tritt unter ſein Dach, aber die Schlangen ſchlüpfen ſchon vor ihm herein. Endlich liegt er ausgeſtreckt, und wie es ſcheint todt, auf dem Boden.

Auf der zweiten Tafel ſind wieder fünf ſich folgende Scenen. Ein alter König liegt krank im Bett, von Aerztinnen oder wartenden Frauen umgeben: ein Arzt, in der rothen mit weißem Pelz beſetzten Doctorenkappe der Medici, fühlt ihm den Puls. Die zweite Scene war mir unverſtändlich. In der dritten kniet ein Mann in Goldbrocat in einem Tempel mit vielen Götterbildern. Hierauf tritt dieſer ſelbe Mann zu einem thronenden König ein, neben dem zwei mit Hüten bedeckte Richter auch auf Thronen ſitzen; vor ihm ſteht ein Mann und eine Frau. Zuletzt umſtehen viele Perſonen einen Jüngling, welcher todt daliegt.

Dieſe zweite Geſchichte will für Paris nicht paſſen. Man kommt auf den Gedanken, daß die Illuſtrationen eines Ritterromans hier von Pergament auf Holz übertragen und neben einander geſtellt ſind. Aber welcher Roman könnte das ſein? Die Schlangen müßten doch einen Fingerzeig geben.

Die Folge der Entführung Helena's war der trojaniſche Krieg, und auch dieſer, den die Künſtler des Mittelalters freilich nicht aus dem ächten Homer, ſondern aus Proſa-Erzählungen des ſinkenden Alterthums kannten, hat zu Möbelbildern Veranlaſſung gegeben.

XI. In den ſchönen Handzeichnungen von Ramboux, welche aus dem Nachlaß des Künſtlers für die Bibliothek des Städel'ſchen Inſtituts in Frankfurt ſind angekauft worden, finden ſich die Copien einiger Bilder von einer Brauttruhe, welche Ramboux bei der Familie Carboniani in Gubbio fand.

Auf dem erſten derſelben ſitzt in der Mitte Agamemnon auf ſeinem Thron, von Ajax, Phönix und Ulyſſes umgeben; der letztere führt ihm die weinende Briſeis zu. Auf dem zweiten nimmt Achill mit ſchmerzvoller Umarmung von der Briſeis Abſchied, während Agamemnon's Herolde, Eurybates und Thalthybius, den Zelter halten, um ſie abzuführen. Eine dritte Scene iſt der Kampf des Hektor mit Achill: dieſer durchbohrt den Feind mit dem Speer, während Hektor eben zu Roß ſteigen will und den Fuß ſchon im Bügel hat. Dabei ſteht Polyxena („Pulissene") in halb klagender halb fliehender Bewegung. Ob zu demſelben Kaſten auch ein Urtheil des Paris mit drei herrlich gezeichneten faſt nackten Göttinnen gehört, kann ich nicht beſtimmen. Es bezeichnet die Naivetät der Zeit, daß Minerva, als gelehrte Dame, hier als Emblem ein Buch hält. Die Namen der Perſonen ſind faſt immer beigeſchrieben, aber, wie ſtets auf dieſen Bildern, ſehr incorrect.

Die Originale dieſer Copien müſſen ſehr ſchön und flott gezeichnet ſein. Eine Note von Ramboux' Hand beſagt, ſie ſeien „von dem Vater des Grillandajo", und das giebt einen ungefähren

Anhalt für die Zeit der Entſtehung, gegen Mitte des 15. Jahrhunderts.

An den Fall Troja's ſchließen ſich die Fahrten des Aeneas an.

XII. Sammlung Campana (Nr. 81): In einem gemeinſamen neuen Rahmen ſind jetzt 5 Täfelchen vereinigt, welche etwa von dem zerſägten Brett einer Brauttruhe herrühren. Dido, Königin von Carthago, reitet aus; inmitten thront auf hohem Hügel die Byrſa. Dann kniet ein Mann vor ihr. Hierauf überreicht ein wiederum knieender Mann, wohl ein Abgeſandter des Aeneas, ihr ein Papier. Endlich erſticht ſie ſich. Ohne die letzte Scene würde kein Menſch hier gerade an Dido denken; vielleicht ſind alle Zwiſchenſcenen ausgefallen, weil ſie ſchon zu ſehr zerſtört waren. Das Werk iſt von demſelben barocken Meiſter wie die Lucretia (unten Nr. XVI).

XIII. Hotel Cluny: Dido in Goldbrocat gekleidet und aus dem Fenſter eines Schloſſes blickend, zwei Hofdamen hinter ihr, empfängt mit beiden Händen zwei Bittſchriften (oder ſind es Heroldsſtäbe?), welche die Geſandten des Aeneas ihr überreichen. Dieſe Herolde, von Gepanzerten zu Roß begleitet, führen auf rothen Fahnen die Buchſtaben S. P. Q. R., durch welche ihr Herr als künftiger Stammvater der Römer bezeichnet wird.

XIV. Hotel Cluny: Aeneas erkämpft die Lavinia, nach Virgil's Aeneide. Auf Einer Tafel ſind wie gewöhnlich fünf Scenen in epiſcher Folge zuſammen. Die erſte zeigt links kleine Schiffe, auf denen die Trojaner gelandet ſind; darüber verſchiedene Perſonen in friedlichem Geſpräch; die Architektur ein feſtes Schloß. Hierauf ein Stieropfer vor einem Altar, während im Vordergrund ein Alter zwiſchen einem ganz jungen und einem ältern Mann Vertrag ſtiftet. Auf der dritten Scene eine Waldlichtung; vor dem Wald rennt ein Ritter ganz turniermäßig ſeine Lanze durch eine Kriegerin, durch die Aufſchrift als „camilla“ bezeichnet. Nun kommt das Hauptbild. Man ſieht ein Schloß mit drei offenen Fenſtern, aus denen Teppiche hangen. Im erſten Fenſter links erſcheint der König („latino“) mit zwei Höflingen. In dem zweiten die Prinzeſſin („lavina“) in Hornhaube, mit zwei

Edelfräulein. In dem dritten die Königin Mutter („amata“), ebenfalls von zwei Dienerinnen begleitet. Vor dem Schloß ſind zwei Truppen, jede aus Rittern und Füßern beſtehend, aufgeſtellt; links mit rother Mütze Julus. Dazwiſchen ritterlicher Zweikampf: Aeneas iſt im Begriff, den jugendlichen Gegner („turno“), der vor ihm knieend um ſein Leben fleht, mit dem Schwert zu durchbohren. Endlich vermählt Latinus ſeine Tochter dem Sieger. Alle drei Perſonen ſind in Goldbrocat gekleidet; beiderſeits Gefolge, links die Männer, rechts die Frauen. Die Scene iſt ein Interieur mit Niſche, ein Goldvorhang iſt davor ausgeſpannt, den Boden deckt ein rother Teppich. Die Mache iſt ſehr handwerklich; der Vorhang iſt mit wirklichem Goldblatt gemacht, die Deſſins in das Gold eingedrückt. Auch in der Architektur, wo runde Formen vorwalten, ſind die Halbkreiſe in den Grund vorgeriſſen. Dieſe Tafel gehört noch in's frühe 15. Jahrhundert.

Auf den Stammvater Aeneas folgt nun die römiſche Geſchichte mit den Heroinen der Keuſchheit und der ehelichen Liebe.

XV. In Rom ſind Brautkiſtenbilder in den Gallerien ſelten, dort ſcheinen ſie nie in Mode geweſen zu ſein. Ich kenne nur zwei zuſammengehörige Tafeln der Art, in der Gallerie Colonna (letzter Saal, hinter der großen Spiegelgallerie), wo man ſie dem großen Ghirlandajo zuſchreibt.*) Jede Tafel iſt 2$^1/_2$ mal ſo lang als ſie hoch iſt. Die eine ſtellt den Raub der Sabinerinnen, die andere den Kampf der Römer und Sabiner vor, als die Frauen ſich mit den Kindern zwiſchen Mann und Vater werfen. Bei dem Raub hebt man ſie auf lächerliche Wagen mit ganz kleinen Rädchen ohne Lehnen; ſolche Wagen ſah aber der Florentiner bei dem Wettrennen auf dem Platz vor Sta. Maria Novella leibhaftig vor ſich. Einzelne Gruppen ſind jedoch anſprechend und voll Leben. Am Forum ſtehen hier eine Pyramide und ein paar Rundtempel von kindlicher Form. Auf dem Bild des Raubes ſieht man einen Obelisken mit einer Kugel auf der Spitze, einen Rundtempel, eine coloſſale Säule und ſcharfe Hügel, wie Rom ſie nie hatte. Wenn Ghirlandajo der Maler iſt, muß er dieſe Sachen gemacht haben, ehe er Rom kannte.

---

*) Crowe und Cavalcaſelle, überſ. von Jordan, III. 257: „vielleicht von Coſimo Roſſelli.“

Von der Geſchichte der Lucretia, auf die man für Verzierung eines Brautkaſtens in Italien am allererſten fallen mußte, kenne ich zwei Exemplare.

XVI. Sammlung Campana (Nr. 80): Eine einzelne Scene, kein Langbild, daher wohl von einer der ſchmalen Seiten einer Truhe oder vom Kopfbrett einer Bettſtatt. Man blickt wie aus der Vogelanſicht in das Innere eines römiſchen Hauſes, das von hohen Zinnenmauern umgeben iſt. Lucretia, ein häßliches, nur vier Zoll hohes Püppchen, erzählt, auf das inzwiſchen wieder ſehr ordentlich gemachte Bett deutend, mit einem ganz naiven Geſicht, was ihr paſſirt iſt. Als Zuhörer Collatinus, Spurius, Valerius und Brutus, alle in der Tracht des 15. Jahrhunderts. Die Namen ſind allen Perſonen beigeſchrieben. Das Bild iſt von demſelben philiſtröſen Meiſter gemalt, von dem auch die Dido derſelben Sammlung (oben Nr. XII.) herrührt.

XVII. Sehr ſchön iſt dagegen der Tod der Lucretia von Filippino Lippi im Palaſt Pitti zu Florenz (Sala di Prometeo, Nr. 388). Die loſe Compoſition der drei Gruppen, zwiſchen denen viel Raum bleibt, und das Friesformat der Tafel zeigen deutlich, daß dieß wieder ein Truhenbild iſt. Links wird Lucretia, den Dolch noch in der Bruſt, aus den innern Gemächern in einen großen offenen Saal herausgetragen, von wo eine Ausſicht in Landſchaft ſich aufthut. In der Mitte liegt ſie unter der Säule eines Gottes, die das Centrum der Halle einnimmt, von vielen Perſonen umgeben, auf der Bahre; auf einer Eſtrade hinter ihr ſteht ein Mann, wild den Dolch ſchwingend, den er aus ihrer Bruſt gezogen hat; er trägt die engen rothen Hoſen der Zeit. Der Todten zu Häupten ſteht ein alter Mann, der wohl den Vater vorſtellt. Rechts kommt ein laufender Mann mit einem Speer und ein Reiter heran. (Das Bild iſt in Bardi's Gallérie du Palais Pitti auf Tafel 60 des 2. Bandes geſtochen.)

XVIII. Sammlung Campana (Nr. 168): Die Veſtalin Tuccia bezeugt ihre Unſchuld, indem ſie Waſſer in einem Sieb unverſchüttet in den Tempel trägt. Sie kommt auf Einer Tafel in vier Scenen vor. Die Handlung rückt, wie gewöhnlich, von rechts (vom Beſchauer) nach links vor. Rechts alſo ſchöpft ſie das Waſſer am Fluß, hierauf trägt ſie es in einem thönernen Sieb; dann bietet ſie es im Tempel dar, und ganz links deutet ſie knieend und ihre Göttin anflehend auf das Sieb hin. Den Hintergrund bildet eine Landſchaft mit einem römiſchen Triumphbogen. Die Farbe iſt gemäßigt aber fein, die Zeichnung und Bewegung ſchön; beides entſchieden florentiniſch.

XIX. Sammlung Campana (Nr. 124): Die Geſchichte der Virginia, ebenfalls Langbild und von demſelben Meiſter wie die Tuccia, daher beide zu Einer Kiſte oder zu zwei Kiſten derſelben Brautkammer möchten gehört haben.

XX. Im Muſeum zu Wiesbaden (Nr. 118 des Katalogs) befindet ſich eine Tafel von 11½″ Höhe auf 28″ Breite, gut erhalten und nicht zerkratzt, welche dort dem Baldaſſare Peruzzi zugeſchrieben und als eine „Darſtellung aus der florentiniſchen Geſchichte″ bezeichnet wird. Fünf Perſonen, welche zu Tiſche ſitzen, ſpringen erſchrocken auf, weil ein Mädchen, das von rechts eingetreten, ſich vor ihren Augen den Tod gegeben hat. Vier Perſonen ſind um die Hinſinkende beſchäftigt, während auch von links durch eine Seitenthür noch zwei Perſonen hereinſtürzen. Die Compoſition iſt mit mehr Geſchick als gewöhnlich dem Friesformat angepaßt, ſo daß Alles, ohne abgetrennte Epiſoden, in Eine Handlung ſich zuſammenfaßt. Eine offene Pfeilerhalle füllt die Mitte und die ganze linke Seite des Bildes; vor ihr tafelt die Geſellſchaft, links ſteht das Buffet. Rechts aber, hinter der Gruppe um die Sterbende, blickt man in's Freie. Sowohl die Figuren dieſer Gruppe, als auch die am Tiſche ſind in ihren Empfindungen mit dramatiſcher Lebendigkeit abgeſtuft; unter den letzten deutet z. B. ein alter Mann haſtig auf den neben ihm Geſeſſenen; eine Frau aber im ſchwarzen Kleid mit rother Mütze breitet ruhig die Hände aus, als wollte ſie ſagen: So mußte es kommen, und ich bin unſchuldig!

Man darf kaum zweifeln, daß hier die letzte Scene einer italieniſchen Liebesnovelle dargeſtellt iſt, die Quelle aber bleibt noch zu finden. Dem Geiſt der Compoſition nach muß die Tafel eine florentiniſche Arbeit ſein.

Denn daß man in Florenz auch Novellen durch Möbelbilder illuſtrirte, davon haben wir bei Vaſari ein ſehr beſtimmtes Zeugniß (Botticelli, II. 2. 238):

XXI. Für das Haus Pucci malte nämlich Sandro Botticelli eine Folge von vier Bildern, welche eine von Vaſari ausdrücklich genannte Erzählung des Boccaccio fortlaufend vorführen. Der Zuſammenhang, in welchem Vaſari dieſelben mit einer Reihe anderer Bildchen desſelben Künſtlers bringt, läßt vermuthen, daß es Einſatztafeln für Rähmchen waren, die man in einer Zimmervertäfelung von Nußbaum für dieſe Bildchen und für ein Rundbild mit der Anbetung der Könige ausgeſpart hatte. Dieſe vier Bildchen ſind heute noch vorhanden. Sie ſollen 1487 zur Hochzeit des Pier Francesco Bini und der Lucrezia Pucci gemalt worden ſein und befanden ſich noch vor Kurzem in der Caſa Pucci in Florenz. Gegenwärtig ſind ſie zu London in der Sammlung Barker.

Die Geſchichte ſteht im Decamerone, Giorn. V. Nr. 8. „Naſtagio degli Oneſti hatte Gut und Geld in der Werbung um eine ſchöne Dame zugeſetzt, die ſchließlich ſeine Hand verſchmähte. Da wird dem verzweifelten Liebhaber eines Tages eine Viſion: er ſieht einen Ritter, der ein nacktes Mädchen verfolgt und ihr das Herz aus dem Leibe reißt, das er ſeinen Hunden vorwirft. Durch Mittheilung dieſes ſchrecklichen Geſichts von der Qual der Mädchen, die den Anbeter von ſich ſtoßen, wird die Geliebte, entſetzt vor ähnlichem Schickſal, in des Ritters Arme getrieben. — Das erſte der Bilder zeigt, wie ſich der trauernde Naſtagio des Mädchens annimmt, das verfolgt zu ihm flieht. Das zweite enthält ihre furchtbare Strafe, nach deren Vollzug ſie jedoch wunderbarer Weiſe ſich wieder aufrafft und, vom Ritter auf's neue verfolgt, entflieht. Im dritten ſieht man die von Hunden gehetzte Schöne in das Gemach ſtürzen, wo Naſtagio und Paolo Traverſari an feſtlicher Tafel ſchmauſen. Im letzten Bilde iſt das Hochzeitsfeſt der Tochter Traverſari's mit Naſtagio hergerichtet: in weiter

Halle ſind zwei Tiſche gedeckt, an denen die Männer und die Damen ſpeiſen, der getreue Werber ihnen gegenüber.“ *)

XXII. Im Vorbeigehen erinnere ich noch an ein Langbild der Gallerie Oggione im Brera zu Mailand (Nr. 810), welches in einfachſter Liebesſymbolik einen Tanz von Amorinen in reicher Landſchaft voll von Bäumen darſtellt, um dann dieſe florentiniſchen Arbeiten mit einer Darſtellung zu ſchließen, welche ganz allein ſteht und darum intereſſant iſt, weil ſie ſtatt einer mythologiſchen eine wirkliche Florentiner Hochzeit ſchildert.

XXIII. Das Bild iſt in dem Saal der Quadri antichi der Akademie zu Florenz. Der Rahmen der Kiſte ſitzt noch um das Bild herum. Hier haben wir nun eine ganz große Truhe, wie die war, worin jene Unſelige an ihrem Brauttag ſich neckend verbarg und erſtickte; denn dieß Vorderbrett iſt 10′ lang und 3′ 8″ hoch. Nach dem Katalog ſtellt die Tafel die Hochzeit des Boccaccio Adimari mit der Liſa Ricaſoli dar, welche 1420 ſtattgefunden habe. Für den Brautlauf iſt hier von hölzernen Stangen ein Gang gebildet, über welche weiß, roth und ſchwarz geſtreiftes Tuch gehängt iſt. Links das Haus mit Säulenhalle; hier ſind drei Diener, einer ſchläft, der andere hat einen Pocal, der dritte ein großes goldenes Becken. Vier Muſikanten ſpielen, zwei Frauen ſitzen dabei. Ebenſo ſind rechts wieder Gebäude mit müßigen Figuren. Zwiſchen inne bewegt ſich dann das Brautgeleit von fünf Paaren; man könnte nicht erkennen, wer die Braut iſt. Vier junge Cavaliere ſchließen ſich dem Zuge an. Die meiſten Perſonen ſind in Goldſtoff gekleidet. Seltſam iſt hier ein Zug von Naturalismus in einem Waſſer, das ganz vorn zu fließen ſcheint; in dieſem ſpiegelt ſich, die Köpfe umgekehrt, eine zweite Hochzeitsgeſellſchaft, aber verwunderlicher Weiſe eine andere als die oben geht. Im Hintergrund ſieht man das Battiſtero von Florenz, dahinter die Stadtmauer mit Zinnenkranz, und über dieſe hinweg eine Landſchaft. Einige Inſchriften waren mir nicht mehr lesbar. Das Ganze iſt breit und realiſtiſch vorgetragen und wegen der Coſtüme anziehend, aber ſonſt grob gemalt.

---

*) Crowe und Cavalcaſelle, Ital. Mal., deutſch von Jordan, III. 167.

Bis hieher habe ich Sachen erwähnt, die man für florentiniſch anſprechen darf. Aber es hat auch in Venedig Reichthum und Kunſtſinn ſolche Decorationsmalereien von den Künſtlern verlangt. Der Anonymus des Morelli ſah in Venedig zwei Thüren mit einer Ceres und einer Nymphe von der Hand des großen Palma Vecchio; ein Schüler Tizian's hatte im Hauſe Odoni Thürflügel, Truhen und Bettſtatt mit Malereien geſchmückt. Sogar Giorgione fing damit an, Bettſtellen und Täfelwerk für Schlafzimmer zu bemalen, und hielt auch ſpäter noch eine offene Bude, wo man nach ſeinen lebhaften Erfindungen, und zwar meiſt nach Ovid's Metamorphoſen, Schilder, Schränke und Kleiderkaſten mit reizenden Farben ausſtattete.

Auch aus dieſer Schule iſt mir einiges Aeltere, noch aus dem 15. Jahrhundert, vorgekommen.

XXIV. Muſeo Civico (Correr) in Venedig. Hier ſind zwei Langbilder bereits als Brauttruhen anerkannt, ob ſie nun von einer oder von zwei zu Einem Zimmer gehörigen Kaſten herrühren. Jede Tafel iſt 5′ lang, 1′ 4″ hoch, ſie ſind von derſelben Hand und ſetzen die gleiche Geſchichte fort.

Auf der erſten führt ein Cavalier in einem ganz beſondern Hut eine mit einer goldenen Haube bekleidete Dame in die Gondel. Hinter ihnen kommt das Brautgeleite von vielen Frauen in Goldgewändern. Man ſieht viele Gondeln, und ein ſchmaler Waſſerarm deutet an, daß die Reiſe über Meer geht. Jenſeits ſteht ein jugendlicher Herr, ebenfalls mit großem Geleit, in Bereitſchaft, um die Braut zu empfangen.

Auf der zweiten Tafel folgt das Hochzeitsmahl. Der letzterwähnte Herr ſitzt als Bräutigam neben der Dame, der Cavalier kredenzt ihnen als Mundſchenk den Becher. Dieſer trägt hier denſelben Hut wie auf dem erſten Bild, und ſolche Hüte haben auch die andern Cavaliere, welche das Brautpaar umgeben; es iſt alſo eine Hof-Uniform, wodurch Jener als ein dem Fürſten dienender Freiwerber bezeichnet wird. Rechts auf derſelben Tafel reiten viele Ritter heran, als wollten ſie an dem Feſt theilnehmen. Die Roſſe ſind ſehr curios; eins verſucht auszuſchlagen, aber ſo ſteif, als wäre es aus Holz geſchnitzt. Wir haben alſo eine Brautwerbung über's Meer hinüber, und wäre der Bräutigam nicht ſo jung, ſo könnte man an Triſtan's Fahrt nach Irland denken, denn Triſtan's Geſchichte hat in Italien Dichter gefunden. Aber das Coſtüm, die Gondeln und die Malweiſe, beſonders auch die viel mit wirklichem Goldblatt gemalten Gewänder deuten auf Venedig, und da wir bereits in Florenz eine wirkliche geſchichtliche Hochzeit gemalt fanden, möchte man an Katharina Cornaro's Heirat mit dem König von Cypern denken, welche ein Zeitgenoß hier abgebildet hätte.

XXV. In derſelben Sammlung kommt noch eine Tafel mit drei Scenen vor, welche eine Geſchichte aus einem Roman zu enthalten ſcheint, angeblich von Piſanello gemalt. Sie hat auch ein längliches Format, aber doch nicht ſo geſtreckt, daß ſie ein Truhenbild ſein könnte. Die Tafel trägt das Wappen der venezianiſchen Familie Savoriani.

XXVI. Sammlung Campana (Nr. 206): Die Liebſchaft des *Jupiter und der Europa.* Fünf Scenen führen wieder von rechts nach links die Geſchichte durch. Ein ganz ſchmaler Fluß in der Mitte drückt das Meer aus. Europa, eine muntere Blondine, immer in Goldſtoff mit rothen Strumpfhoſen, ſpielt und tanzt mit ihren Hofdamen, beſteigt den weißen Stier und wird über's Meer getragen, wobei ein Delphin mitſchwimmt. Am andern Ufer wartet ſchon Jupiter als blonder Jüngling in einem Hain von Fruchtbäumen, um ſie cavaliermäßig zu empfangen. Die Farbe iſt lebhaft und ſchön; es kommt wieder viel Gold mit ächtem Blattgold gemacht vor, und die Malweiſe iſt venezianiſch.

Von derſelben Hand ſcheint, wie ſchon früher bemerkt, auch die Entführung der Helena in der gleichen Sammlung (oben Nr. VIII.) gemalt zu ſein.

XXVII. Endlich in derſelben Sammlung Campana noch drei zuſammengehörige Tafeln (150. 151. 152), welche das Naivſte ſind, was ich in dieſer Gattung der Kunſt kenne. Es iſt die Geſchichte von Paſiphae und dem Stier, die Tödtung ihres Sohnes Minotaurus durch König Theſeus von Athen, die Entführung der Ariadne, und ihre Vermählung mit Bacchus.

Auf dem erſten Bild (Nr. 150) erſcheint fünfmal Paſiphae, die Gemalin des Königs Minos von Creta. Aus dem Fenſter ſchauend, bewundert ſie den weißen Stier, der links unten graſt. Dann ſchlachtet ſie aus Eiferſucht deſſen weiße Lieblingskuh. In der Mitte oben ſpricht ſie mit einem Gott (oder König), der einen Dreizack hält. Dieſer erſcheint oben noch einmal, wo er eine Kuh hält. Endlich lockt ſie mit einer Hand voll Blumen und Gras, die ſie mit der Sichel geſchnitten hat, den Stier in den dichten Wald. Der Stier kommt auch fünfmal vor und hat jedesmal einen goldenen Stern vor der Stirn, wie der heilige Dominicus.

Nr. 151. Fortſetzung. Theſeus gewinnt Ariadne und tödtet den Minotaurus. Im Hintergrund rechts ſieht man klein die Vorgeſchichte des Minotaurus, wie er Menſchen tödtet und auf Befehl des Minos in's Labyrinth eingeſperrt wird. Der Tribut athenienſiſcher Mädchen und Knaben wird nicht angedeutet. Dagegen ſieht man eine Gruppe Herren, von denen zwei Schach ſpielen, während die andern ſtehend zuſehen. Nun kommt Theſeus. Sein Schiff, mit decorirten Schilden umhangen, iſt im Mittelgrund gelandet. In voller eiſerner Turnierrüſtung, mit zweihändigem Schwert und Streitkolben, offenbar als irrender Ritter gedacht, ſchreitet er im Hintergrund zum Palaſt, wo Ariadne, in Goldbrocat, von einer Dienerin begleitet, ihn empfängt. Die Architektur iſt reiche Renaiſſance. Im Vordergrund links erhält er von beiden Frauen den rettenden Knäuel. Mitten unten geht er, den Kolben über die Schulter gelegt, zum Kampf. Rechts unten erſchlägt er im Labyrinth den Minotaurus, während Ariadne mit der Dienerin am Eingang ſitzen bleibt. Die rettende Schnur ſieht man links von der Pforte an einen Ring geknüpft. Dann gehen in der Mitte des Hintergrundes die beiden Mädchen mit ihm auf's Schiff. Ariadne erſcheint auf der Tafel viermal, Theſeus dreimal.

Nr. 152. Schluß. Bacchus findet die von Theſeus verlaſſene Ariadne auf der Inſel Naxus. Das Bild ſtellt neben einander zwei Inſeln dar, welche die See von einander trennt und ganz umſpült. Die Fluth ſpielt ſelbſt vorn mit kleinen Wellen an, man überſieht das ganze Naxus als wirkliche, aber ganz ohne Berge gedachte Inſel. Die Inſel rechts iſt Creta, und hier ſtürzt ſich Minos vom Schloßthurm hinab in die Fluth. (Oder iſt Attika gemeint, und der Mann iſt des Theſeus Vater Aegeus?)

Auf Naxus aber ſteigt der entweichende Theſeus unten links in's Schiff, während die Dienerin ihn vergebens feſtzuhalten ſucht. Dahinter ein improviſirtes Bett mit einem Vorhang auf zwei Baumſtämme gehängt, deren einer noch grünes Laub hat. Vor dem Bett ſteht am Boden ein geöffnetes Reiſe-Receſſaire, in welchem man einen Kamm ſieht; Theſeus legt offenbar Werth auf Morgentoilette. Ariadne liegt völlig nackt im Bett, der halbe Leib kommt aus der Decke hervor, und ſie ſchläft ruhig fort, obwohl der Platz neben ihr leer geworden iſt. Im Bett hat ſie aber doch noch die Binde im Haar und ein Kleinod an einem Faden um den Hals auf der Bruſt. In dem Ring, der oben den Betthimmel zuſammenhält, ſteht eine mir unleſerliche Inſchrift. Viel kleiner an Umfang iſt die zweite Scene: links im Hintergrund ſitzt die verlaſſene Ariadne im bloßen Hemd, und, wie Schiffbrüchige thun, hat ſie ein weißes Tuch an einen Stecken gebunden und winkt damit dem abfahrenden Schiff. Den Schluß bildet Bacchus. Die Hauptpartie des geſammten Hintergrundes und den Vordergrund der rechten Hälfte des Bildes nimmt der Bacchuszug ein, nach rechts ſich bewegend, wo Ariadne, die noch immer keine Zeit gefunden, mehr als ein Hemd anzuziehen, ſehr theatraliſch auf einem Felſen ſitzt. Bacchus iſt ein dicker Schlauch mit zwei Hörnchen und fährt auf einem Wagen, von zwei Spalthufern mit Drachenhälſen gezogen, die faſt wie Roſſe ausſehen. Umgeben iſt er von Bocksfüßlern, von kleinen jungen Teufeln und Weibsperſonen mit dünnen Bocksbeinen, die auch ganz verteufelt ausſehen. Die ganze Suite iſt ſpukhaft und dabei ſpaßig; dieſer Bacchus mit ſeinen Fratzen wäre ein ſchlechter Erſatz für Theſeus. Hinter dem Bacchus kommt Silen, den zwei Weibsbilder auf ſeinem Eſel unterſtützen.

Die Compoſition dieſer drei venezianiſchen Tafeln iſt von der florentiniſchen verſchieden. Die Florentiner ſtellen die Gruppen, wie das antike Relief es thut, neben einander auf die gleiche Linie des Vordergrundes und füllen den Hintergrund mit Architektur, welche in freier Landſchaft ſteht. Gelegentlich kommen in dieſen Hintergründen wohl noch Figuren vor, aber ſie ſind zufälliges Ausfüllſel, haben mit der Handlung nichts zu thun. Der Venezianer aber behandelt jede der drei Tafeln als eine große Landſchaft, in welcher die Begebenheit, in all ihren Epiſoden geſchichtlich fortſchreitend, mit ihren vereinzelten Gruppen ebenſowohl den Hinter- und Mittelgrund füllt als den Vordergrund. Dieß erinnert an Memling's epiſche Bilder in München und Turin und an die Taufe Chriſti von einem ſeiner Schüler in der Akademie zu Brügge. In Venedig ſind auch ſchon früh flandriſche Bilder angelangt.

Von claſſiſchem Vorbild zeigen dagegen dieſe Tafeln in ihrer Auffaſſung der menſchlichen Geſtalt noch keine Spur. Sie ſtehen, wie die Architektur beweiſt, der Zeit nach nicht ſo weit von der berühmten Ariadne des Tizian entfernt — und welch eine Welt liegt dazwiſchen! Man ſieht, die Antike iſt in Italien ſchnell in die Literatur, ſehr langſam in die Malerei eingedrungen. Der Bacchuszug dieſes Venezianers iſt mittelaltrigen Teufelsfratzen nachgebildet; ein bacchiſches Relief hatte ſein Meiſter nie geſehen. Bei den Florentinern ſteht es damit kaum beſſer. Wenn Vaſari Werke des Dello rettete, ſo giebt er als Grund an, ſie würden auf alle Zeiten beachtenswerth ſein, mindeſtens wegen der Mannigfaltigkeit männlicher und weiblicher Zeitcoſtüme. Das drückt die Sache ganz genau aus; man faßte die antiken Helden als Ritter oder Patricier des 15. Jahrhunderts auf und kleidete ſie in die ſtädtiſche Localtracht. Abermals beſtätigt es ſich hierin, daß die Frührenaiſſance nicht von bewußter Nachahmung der Antike, ſondern von einem friſchen Blick auf die menſchliche Geſtalt und auf die umgebende Natur ausging.

Bei dieſer neuen Gattung mythologiſcher und antiker Sujets, für welche man doch in Oberitalien keine Antiken zum Vorbild hatte, waren ſtarke Verſtöße unvermeidlich. Bei Heiligenbildern hatte man eine Tradition feſter Compoſitionsgrundſätze, welche hier, auf einem neuen Feld, noch fehlten. Der Maler, der oft mehr Handwerker und Decorateur als Künſtler war, faßte die Dinge ganz naiv wie aus dem Leben ſeiner Zeit heraus; Komik oder Ungeſchick konnten nicht ausbleiben. Dazu kam die Schwierigkeit des langen Formates der Tafeln für jene Kiſten, welches eine Einheit der Gruppe unmöglich machte. Nur Weniges von den Dingen, welche ich angeführt habe, könnte man eigentlich ſchön nennen.

Aber die Bahn haben doch dieſe Möbelbilder gebrochen. Man gewöhnte ſich an antike Darſtellungen, und es bedurfte nur eines Anſtoßes, um ſolche Gegenſtände nun auch in größerem Format als ſelbſtſtändige Tafelbilder zu malen. Dieſen Anſtoß, ſo ſcheint mir, hat Lorenzo von Medici gegeben. Für Geſchenke an fremde Fürſten, für Stiftungen in Kirchen und Klöſtern haben Cosmo und Lorenzo an heiligen Gegenſtänden feſtgehalten; was Lorenzo aber für ſich, ſeine Paläſte in Florenz und ſeine Villen beſtellte, das war vorwaltend antik oder im Geiſt antiker Poeſie allegoriſch. Hiefür engagirte er alle die beſten Meiſter ſeiner Stadt; mit feinem Verſtändniß fand er für jeden nach deſſen Eigenthümlichkeit die beſtimmte Aufgabe. Nimmt man dieſe Aufträge und die zum Theil noch vorhandenen Bilder zuſammen, ſo tritt das deutlich hervor.

Bei Antonio Pollajuolo, dem großen anatomiſchen Zeichner, beſtellt Lorenzo für ſein Familienhaus, den Palaſt Riccardi, drei Coloſſalbilder mit Herculesthaten, von denen zwei in kleinen Copien in den Uffizi (Scuola Toscana, erſter Saal, Nr. 1153) uns erhalten ſind. Ich finde noch nicht bemerkt, daß eine dieſer Compoſitionen, der Kampf mit der Hydra, das Original zu einem der feinſten Stiche des Robetta (Bartſch, P.-Gr. Nr. 21) geweſen iſt. Von dem Ringkampf mit Antäus hat Pollajuolo ſelbſt einen Kupferſtich gemacht (Bartſch XIII. 202. Nr. 1). (Vaſari, Pollajuolo, II. 2. 229.)

Am meiſten beſchäftigte Lorenzo für ſolche Gegenſtände das in der Jugend heitere Talent des Sandro Botticelli. Von ihm beſaßen die Medici in der Garderobe, neben den berühmten Portraits der Simonetta und der Tornabuoni, einen Bacchus, der mit beiden Händen eine Weinflaſche an die Lippen führte. (Vaſ. II. 2. 248.) Im Palaſt hatte Sandro Vieles gemalt, darunter eine Pallas, welche auf einem Schilde von flammenden Baumäſten ſtand (Vaſari, S. 237). Für die Villa zu Caſtello malte er die beiden ſchönen Allegorien mit faſt lebensgroßen Figuren, welche noch heute in den Florentiner Sammlungen ſich finden (Uffizi, Nr. 39, und Akademie, Galleria dei Quadri Antichi, Nr. 24), die Geburt der Venus und die Ankunft des Frühlings. Es ſind

Gegenſtücke, ſie haben einige Figuren gemeinſam. Hier iſt ſchon wirkliche Schönheit und Poeſie. Die bisherigen Deutungen ſcheinen mir mangelhaft. Venus auf ihrer Muſchel, von den Winden an den Blumenſtrand der Erde getragen, wird unter grünen Bäumen von einer ſchwebenden bekleideten Blondine empfangen, welche vor der Bruſt Roſen, am Kleid Kornblumen, auf dem Mantel Margeriten trägt, während vom Himmel über das Meer Roſen hinabfallen. Die Blumen dreier Jahreszeiten charakteriſiren dieſe Geſtalt als Flora; die Liebe bringt Blumen und Lenz. Dagegen wird auf dem zweiten Bild dieſelbe Blumenmaid in einem reichen Garten durch die dießmal bekleidete Venus empfangen, welche durch den über ihr fliegenden Amor genügend charakteriſirt iſt. Die Flora iſt genau dieſelbe Figur wie auf dem Gegenſtück; ihr Gewand iſt wieder mit Blumen beſetzt, ſie hat einen Kranz um den Hals und trägt Roſen im Schooß. Eine nur in Schleier gekleidete Nymphe führt ſie; eine blaue Geſtalt, hinter ihr ſchwebend, treibt ſie mit ihrem Hauch vorwärts: das iſt die laue blaue Lenzluft. Links tanzen leichtbekleidete Frauen, die ſich ſicher als die drei Jahreszeiten der Alten, die Horen, erklären, und ein Mann ſchlägt Frucht von einem Baum. Auch hier eine verwandte Idee: Lenz und Liebe begrüßen ſich.

In der Sammlung Campana möchte auch eine lebensgroße Venus (Nr. 169) dem Botticelli gehören. Sie ruht, das feine Hemd hochgegürtet, um die Hüften einen rothen Mantel, in einem Garten von künſtlichen Roſenſpalieren auf blumigem Raſenteppich. Der Hintergrund iſt Landſchaft. Trotz der drei Amorinen, welche bei ihr Roſen in ein Körbchen pflücken, ſieht ſie gelangweilt aus. Dieß und die überſchlanken wenig idealen Formen laſſen mich vermuthen, daß ſie das Portrait der Geliebten eines der Medici iſt. Ein Zeitalter, welches den Plinius wieder las, mochte leicht an die Modelle des Praxiteles denken und Maitreſſen zu Venusbildern idealiſiren,*) denn Botticelli, der viel las und ſtudirte, hat ganz beſtimmt antike Stoffe hervorgeſucht und den Verſuch gemacht, ſie neu zu beleben. In den Uffizi haben wir (Scuola Toscana, Saal 1, Nr. 1182) noch heute ſeine Allegorie der Verleumdung, genau nach der Schilderung, die wir von einem Bild des Apelles beſitzen. Was aber noch nicht bemerkt, am Sockel dieſes Gemäldes hat er die Kentaurenfamilie nach Zeuxis noch in den Kauf gegeben. Und gerade dieſes Bild der Verleumdung hat Sandro aus eigenem Antrieb und nicht auf Beſtellung erfunden, denn er ſchenkte es einem ſeiner Freunde (Vaſari, II. 2. 249).

---

*) Drei andere ähnliche Venusbilder des Botticelli und ſonſt Verwandtes verzeichnen Crowe und Cavalcaſelle, Ital. Mal. III. 173, 175.

Botticelli hat, wie mir ſcheint, das Gebiet der Heiligenmalerei nicht weit über den Kreis ausgedehnt, welchen bereits ſein Meiſter Filippo Lippi beſchrieben hat. Auf dieſem Gebiet lag ſeine Hauptbegabung nicht, er ſuchte neue Wege. Im Techniſchen iſt er der erſte geweſen, der Finiguerra's zufällige Erfindung des Abdrucks geſtochener Platten mit Bewußtſein für den Kupferſtich und die Bücher-Illuſtration verwerthete, ſo daß nicht die Platte, ſondern die Abdrücke der Zweck waren. In der Malerei aber hat er zuerſt den ſinnlichen Reiz der antiken Welt durch zahlreiche Tafelgemälde wieder in's moderne Leben eingeführt. Dieß war eine bedeutungsvolle Neuerung, und man begreift, daß er ſpäter als Anhänger Savonarola's hierüber Reue empfand. Wie viele Entwürfe und Ausführungen ſolcher nackten Sujets mag er damals ſelbſt auf den Scheiterhaufen geworfen haben, als der ſtrenge Dominikaner das Auto da fé über die weltlichen und üppigen Bilder der Zeitgenoſſen verhängte!

Um in den Aufträgen des Lorenzo fortzufahren, ſo gab er dem Filippino Lippi, der ſo trefflich figurenreiche Gruppen theatraliſch aufzuſtellen verſtand, wieder einen ſeinem Talent gerade angemeſſenen Auftrag: für eine offene Halle in der Villa Poggio a Cajano malte dieſer ihm ein antikes Opfer, welches aber beim Tode des Meiſters unvollendet blieb (Vaſ. II. 2. 313).

Wieder eine andere Aufgabe fand Lorenzo für den großen Ghirlandajo, einen für den mächtigen Figurenmaler paſſenden Auftrag. Er ließ von ihm im Spedaletto bei Volterra in Fresco die Geſchichte Vulcan's ausführen, wo der Meiſter beſonders eine Kyklopenſchmiede mit vielen nackten Geſtalten malte, welche die

Hämmer ſchwingen und für Jupiter Donnerkeile ſchmieden (Vaſari II. 2. 200).

Noch möchte man hieher einige Thierſtücke rechnen, welche noch Vaſari im Palaſt Riccardi in Florenz geſehen hat, und wofür man den jüngern Peſello (zum Unterſchied von dem Großvater gern Peſellino genannt) gewonnen hatte, der gerade als Thiermaler berühmt war. Da aber dieſer bereits 1457 ſtarb, ſo kann nicht Lorenzo, ſondern nur ſein Vorfahr Cosmus dieſe beſtellt haben. Außer einigen Truhen, mit Turnieren in kleinen Figuren bemalt, ſah man bei den Medici ein Gelender mit Thieren, außerdem aber einige Löwen auf Leinwand, welche gegen ein eiſernes Gitter drängten; ein paar andere außerhalb deſſelben, und einen dritten im Kampf mit einer Schlange begriffen, außerdem ebenfalls auf Leinwand einen Ochſen, einen Wolf und andere Thiere, mit einer Naturwahrheit und Lebendigkeit, daß ſie das Auge täuſchten (Peſello, II. 2. 62).

Lorenzo Medici, der ſelbſt Poet war, die Alten mit Begeiſterung las und das Leben in ſchönen Formen aber mit italieniſcher Sinnlichkeit liebte, wußte grade dieſe antike Gattung der Malerei zu ſchätzen. Auch wußte man das in Italien. Von Siena herüberkommend, wo er bereits im Palaſt des Petrucci, des Magnifico der Stadt, drei antike Stoffe gemalt hatte (Vaſ. II. 2. 432 Note), ſuchte Luca Signorelli in Florenz Fuß zu faſſen, indem er dem Lorenzo einige nackte Göttergeſtalten ſchenkte, die man ſehr rühmte (Vaſ. II. 2. 433). Eines dieſer Bilder ſcheint noch vorhanden zu ſein (beim Marcheſe Corſi in Florenz) und iſt im Umriß in Crowe und Cavalcaſelle (Ital. Malerei IV. 5) abgebildet und beſchrieben. Es ſcheint die Erziehung des Pan oder den Pan als Richter im muſikaliſchen Wettkampf vorzuſtellen. Dieſe Compoſition möchte ein altes Räthſel der Kunſtgeſchichte löſen. Ich habe lange geglaubt, daß einige höchſt intereſſante, aber auch ſehr ſchwer zu deutende Stiche des Robetta, namentlich die Qualen der Eiferſucht, der Liebesgarten und vielleicht die Alte zwiſchen zwei Liebespaaren auf Zeichnungen oder Bilder des Signorelli zurückgehen, während Paſſavant die Originale dem Filippino zuſchreibt. Jenes Bild vom Pan ſcheint mir nun die Frage für Signorelli zu entſcheiden.

Ganz im Sinne der Antike ſind freilich auch dieſe größern Staffeleibilder der bedeutendſten Quattrocentiſten noch nicht gedacht und auch noch nicht gezeichnet. Die alte Fabel wird mehr wie ein heiteres Märchen behandelt, ihr ſinnlicher Rauſch ergreiſt uns aus dieſen Bildern noch nicht. Denn erſt ſeit den achtziger Jahren, wo die Florentiner Malercolonie in der Siſtina ſich glänzend bewährte, ſtrömten auch die auswärtigen Meiſter maſſenweis nach Rom und ſtudirten die Antike, weniger zwar an Statuen, deren vor 1500 wohl ſo viele noch nicht aufgegraben waren, als an den Reliefs der Triumphbogen, Kaiſerſäulen und Sarkophage. In Padua drückt ſich dieſelbe Tendenz in den von Squarcione für ſeine Zeichenſchule zuſammengebrachten Antiken, in Florenz in der Sammlung ächter römiſcher Büſten, Reliefs und Statuen aus, welche Lorenzo aus Rom herſchaffte, um ſie im Medicäergarten bei S. Marco in Florenz aufzuſtellen und einer Zahl junger Bildhauer als Modelle nutzbar zu machen. Erſt von da begann die bewußte Reinigung der Form an der Antike, das Zeitcoſtüm wurde aufgegeben, und in Sculptur und Malerei trat römiſche Mythologie und Geſchichte als völlig gleichberechtigt neben die heiligen Gegenſtände.

X.

Bemalte Tiſchplatten.

Im Norden wird das in Italien übliche Hochzeitsgeſchenk einer Truhe durch die gemalte Fenſterſcheibe mit der Fortuna oder mit der Darſtellung einer bibliſchen Eheſchließung erſetzt, welche man dem Brautpaar als Zierat der neuen Wohnung verehrt. Die Möbelmalerei aber wird beſonders durch die gemalten Tiſchplatten vertreten, welche in der italieniſchen Kunſt unbekannt ſcheinen.

Am 30. April 1870 hatte ich in der antiquariſchen Geſellſchaft zu Zürich auf den verſchollenen Tiſch von Holbein hingewieſen, welchen nach den bekannten Stellen bei Sandrart und Patin einſt die Züricher Stadtbibliothek beſaß. Dabei gab ich zum erſten Mal die Erklärung von der Darſtellung des heiligen Niemand, von welchem Sandrart ſagt, daß er auf dieſer Tafel geſtanden habe. Die Deutung hatte mir das kleine Scherzgedicht des Ulrich von Hutten an die Hand gegeben, welches unter dem Titel Nemo gerade in den Jahren, als Holbein in Baſel eintraf, dort in mehreren Auflagen im Druck erſchienen iſt. Die Aufmerkſamkeit der Züricher Kunſtfreunde wurde dadurch auf das verlorene Inventarſtück gewendet, und mein geehrter College an der Hochſchule, Profeſſor Vögelin, unternahm eine ſyſtematiſche Unterſuchung aller Bibliothekräume auf der Waſſerkirche. Auf dem Dachboden wurde denn wirklich am 15. Auguſt 1871 unter einem Berge von Staub und Schriften der Tiſch wieder aufgefunden. Profeſſor Vögelin hat auch die bisher vollſtändigſte Beſchreibung und Erklärung ſeines Fundes gegeben.*)

Die Tafel iſt von Lindenholz, darüber iſt Leinwand geleimt und ſtark mit Kreide grundirt; alſo die Technik, die man im ganzen Mittelalter anwendete, um das Springen der Holztafeln zu verhindern. Der ganze Grund iſt ſchwarz, die Figuren ſind mit lebhaften Farben aufgeſetzt. Offenbar hat man das Werk als einen gewöhnlichen Bibliothekstiſch benutzt, und durch Auflegen von Büchern mit Holzeinband und Meſſingbeſchlag iſt die Oberfläche ſtark zerkratzt worden. Der Tiſch war 1633 der Bibliothek durch einen Bürger aus dem Aargau geſchenkt worden. 1759 wird er zum letzten Mal (in der erſten Ausgabe von Füßli's Schweizer Künſtlern) erwähnt, aber ſchon mit dem Bemerken, daß er bereits ſeit langer Zeit durch einen Firniß völlig verdorben worden. Als daher 1779 die alte Kunſtkammer der Bibliothek aufgelöſt wurde, wird man den Tiſch einfach ausrangirt und auf den Boden unter das Gerümpel geſtellt haben. Doch kannte noch Martin Uſteri denſelben, denn unter den Handzeichnungen der Zürcher Künſtlergeſellſchaft findet ſich von ſeiner Hand die Copie einer Gruppe von dieſem Tiſch.

Die Tafel iſt ungefähr 4 auf 3 Fuß groß. Die Mitte zeigt auf der einen Seite den Niemand zwiſchen zerbrochenem Geräthe, zerſchlagenen Muſikinſtrumenten und zerriſſenen Spielkarten. Ein Brief dabei, ein Petſchaft mit Holbein's Namenszug und eine Brille waren einſt ſo naturtreu gemalt, daß Beſucher nach den Gegenſtänden griffen, um ſie wegzunehmen und die Bilder unter ihnen zu betrachten. Der Mann hat ein Schloß vor dem Maul, weil der Niemand ſich nicht verantworten kann, wenn es heißt, er ſei es, der Alles zerbrochen habe. Dieſe Figur, die ſeit dem Mittelalter oft in ſcherzhaften Gedichten und Predigten vorkommt, iſt auch noch auf fliegenden Blättern des 16. Jahrhunderts mehrmals wiederholt worden.

---

*) „Ein wiedergefundenes Meiſterwerk Holbein's." Frankfurter Zeitung, 1871, Feuilleton von Nr. 236. 237. 244. 248. Kürzer darüber Woltmann, Holbein, zweite Auflage, I. 110 und folg.

Die zweite größere Darſtellung der Mitte zeigt einen Tabuletkrämer, der im Walde ſchlafend liegt, während eine Schaar Affen ſeinen Korb ausleert und ſich mit ſeinen Waaren als Putz- und Spielſachen behängt. Drei der Randbilder enthalten die Fiſcherei, die Jagd auf Wild, den Vogelfang, und mit dieſem in einer Abtheilung den Fang der Mädchen. Ueber den Fiſchern noch die Vorbereitungen zu einem Schmaus an wohlbeſetzter Tafel. Auf der vierten Seite endlich ein Turnier, wo Narren als Tummler und ein paar Buben auf Steckenpferden den Spaß und Spott hinzuthun.

Wichtig für Holbein's Leben ſind endlich noch die beiden Wappen in der Mitte des Tiſches. Sie gehören den Baſeler Familien Bär und Brunner an. Hans Bär, mit Barbara Brunner verheiratet, fiel, herrlich bis in den Tod kämpfend, als Fähnrich der Stadt Baſel 1515 in der Schlacht bei Marignano. Die Tiſchplatte iſt alſo wahrſcheinlich vor dem Auszug des Eheherrn beſtellt worden, und es iſt uns in ihr des jüngern Holbein's früheſtes datirtes Oelgemälde und zugleich die erſte Arbeit erhalten, die er auf Schweizerboden geliefert hat. Eine ältere Schweſter des Hans Bär war mit dem Bürgermeiſter Jakob Meyer zum Haſen verheiratet, welcher bei Holbein ſein Familienbild, die berühmte Madonna in Darmſtadt, beſtellte, und es iſt auf dem Bilde dieſe Frau auch dargeſtellt. Hiernach iſt es wahrſcheinlich, daß durch die Familie Bär Holbein zuerſt mit dem reichen und mächtigen Bürgermeiſter in Verbindung gekommen iſt.

Der Tiſch befindet ſich jetzt (Herbſt 1874) zu Wien in der Reſtaurationsſchule des Belvedere, wo er mit Waſſerfarben ſo weit ergänzt wird, daß eine Zeichnung darnach und ein Stich in Contour ſich machen läßt. Vielleicht möchte die Wiener Geſellſchaft für vervielfältigende Kunſt ſich bewogen finden, in einem ihrer künftigen Hefte dieſen Stich zu bringen. Man würde ſich freuen, wenn man bei dieſem Kupferſtich nicht mehr wie leider auf der Tafel Figuren und Gruppen mühſam zuſammenzufinden brauchte, ſondern mit Einem Blick überſchauen könnte, welch einzigen Reichthum an Phantaſie und Humor hier mit 20 Jahren der Künſtler ſpielend auf ein Werk hinwarf, das doch eigentlich zum Kunſthandwerk und nicht in die Kunſt gehört.

Tiſchplatten dieſer Art kommen nicht häufig mehr vor und ſcheinen nur in Deutſchland, und dort wieder nur bis gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts gemalt worden zu ſein.

Im Folgenden ſtelle ich zuſammen, was von ſolchen Tiſchplatten mir bekannt geworden iſt.

I. Hôtel Cluny, Paris, jetzt in den Räumen der antiken Thermen aufgeſtellt, und wie es ſcheint, im Katalog noch nicht beſchrieben: Ein Tiſch, der von allen übrigen durch ſein Format ſich unterſcheidet, denn er iſt ſehr lang und im Vergleich ſehr ſchmal. In der Mitte ſtehen allegoriſche Darſtellungen in Rahmen von ſpätgothiſchem Ornament; ringsumher aber iſt ein Rand von anderer Farbe gemalt, und auf dieſem Rand ſtehen eins neben dem andern zahlreiche Wappen, unter denen man einige Wappen von Ständen des deutſchen Reiches erkennt. Die Form läßt hier vermuthen, daß man den Bankettiſch einer adeligen Trinkgeſellſchaft vor ſich hat, und vielleicht ſind die Wappen bloß aufgemalt, um jedem der Stammgäſte gleich ſeinen Platz zu bezeichnen. Die Tafel ſcheint dem 15. Jahrhundert anzugehören. Die Art, daß um die mit Oelfarbe angeſtrichene Mitte ein dunklerer Rand gemalt wird, der gleichſam die Hirnleiſte der Tafel vorſtellt, kommt heut noch bei Tiſchen in Trinkſtuben und ländlichen Gaſthäuſern der Schweiz vor, und ſo wird auch wohl dieſer Tiſch nach Oberdeutſchland zu weiſen ſein.

II. Im öſtreichiſchen Muſeum, Wien: Eine Tiſchplatte von quadratiſcher Form, ſtark $3^1/_2$' in's Geviert, angeblich aus dem Ende des 15. Jahrhunderts.

Umher läuft ein ſchmaler Rand, welcher roth marmorirt iſt. In der Mitte ſieht man in 10 Scenen die Leidensgeſchichte Chriſti. Sie iſt ſo auf der Fläche angebracht, als läge eine Altartafel mit zwei Flügeln auf dem Tiſch, und demgemäß iſt das Mittelbild ſowohl als die Flügel oben abgerundet. Die Kreuzigung nimmt das oberſte Feld der Mitte ein, und dieß Feld iſt etwas größer, daher unten noch für eine Beweinung des Leichnams Chriſti Raum bleibt.

Unter dieſer Geſammtdarſtellung, wo alle Bilder in gleicher Richtung ſtehen, iſt der Rand mit einer Parforcejagd auf Hirſche gefüllt, welche alſo gleichſam die Predella der Leidensgeſchichte bildet.

Geht man herum auf die entgegengeſetzte Seite der Tafel, ſo iſt dort auf einem breiten Streifen die Marter der hl. Urſula und der elftauſend Jungfrauen dargeſtellt. In einem Schiff von ſeltſamſter Form, welches beweiſt, daß der Maler nie ein Seeſchiff geſehen hat, landet die fromme Schaar; die Henker ziehen ſie an den Haaren vom Schiff herab und köpfen ſie; am Ufer ſtehen auch die Bogenſchützen, welche zu der Legende gehören. Der Strom iſt durch mehrere Fiſche belebt.

Der Rand links von der Paſſion wird theilweis durch ein großes Bild des Auferſtandenen als Gärtner mit der Magdalena gefüllt; der Olivengarten iſt hier durch einen Bretterzaun verſinnlicht, auf welchem viele Vögel von verſchiedener Art ſitzen.

Auf dem breiten Streifen endlich, der den Rand rechts von der Leidensgeſchichte einnimmt, ſtehen auf durchaus ſchwarzem Grund rechts zerſtreute Lanzknechte, zum Theil fechtend; in der Mitte ſieht man Simſon und Delila, links aber zwiſchen Vögeln und phantaſtiſchen Blumen ein Wappen. Dieſes ſcheint das Wappen des Stifters zu ſein, der auch im Mittelbild auf der Hauptſcene der Paſſion als geiſtlicher Herr vor dem Kreuze kniet.

Dieſer Tiſch ſoll aus einem Nonnenkloſter in Ulm ſtammen, und es entſpricht dem Geiſt vornehmer Frauenklöſter im 15. Jahrhundert, daß ſich das Geiſtliche hier ſo flott mit weltlichen Darſtellungen miſcht, man müßte denn die letztern, z. B. die Hirſchjagd, für allegoriſche oder typiſche Anſpielungen erklären wollen. Wie auf dem Holbeintiſch, ſtehen die vier Randbilder alle mit den Köpfen nach der Mitte zu, ſo daß, wenn vier Nonnen an dem Tiſche ſaßen, jede das ihr zugekehrte Bild aufrecht vor ſich hatte. Dieß iſt die Anordnung aller Gemälde dieſer Claſſe; ſie ſind nicht als Tafelbilder, ſondern von vorn herein für Tiſche componirt. Bei dieſer Platte fällt es aber auf, daß die Compartimente gar keine Symmetrie haben, denn jedes der vier Randbilder hat ein anderes Format. Die Malerei iſt bunt und handwerklich, aber dafür iſt dieß Exemplar ſehr gut erhalten.

III. Der Zeit nach folgt jetzt der Tiſch von dem jüngern Holbein aus dem Jahr 1515 auf der Stadtbibliothek zu Zürich, den ich oben beſchrieben habe.

IV. Gallerie des Louvre, Paris, früher im Salon carré, jetzt in dem kleinen deutſchen Cabinet (zwiſchen den Italienern und den Niederländern) aufgeſtellt. (Deutſche und niederländiſche Schule, Katalog Nr. 14.) Tiſchplatte aus dem Leben des Königs David, von Hans Sebald Beham gemalt. Die Tafel iſt faſt ein Quadrat, jede Seite ungefähr 4′ lang (1,31 m. auf 1,28 m.). Vergoldete Lanzen, auf welchen neben einander gereiht Wappen ſtehen, laufen von den vier Winkeln aus und laſſen in der Mitte zwiſchen ihren Spitzen ein kleines Quadrat übrig, deſſen Seiten mit denen der Tafel parallel laufen. Dieſes Quadrat wird durch die Flügel von vier vergoldeten Sphinxen in vier gleiche Rähmchen getheilt, und jede Sphinx hält eine Cartella, auf welcher in je Einem lateiniſchen Diſtichon die Erklärungen der darunter ſtehenden Begebenheiten beigeſchrieben ſind. Die vier Hauptrahmen zwiſchen den Lanzen enthalten den Triumphzug des David nach dem Siege über Goliath, das Bad der Bathſeba nebſt der Abſendung des Urias, den Tod des Urias in der Schlacht, und den Propheten Nathan, welcher dem König den Armen zeigt, dem der reiche Mann ſein einziges Schäfchen wegnimmt. Auf dem Bild der Bathſeba ſteht, an eine Balluſtrade gelehnt, der Erzbiſchof Albrecht von Mainz mit Gefolge, und ein Spruchzettel in deutſcher Sprache nennt alle ſeine Titel als Cardinal der Kirche und Fürſt des deutſchen Reiches. Dieſen Titeln entſprechen jene Wappen auf den Lanzenſchäften, welche die einzelnen von ihm beherrſchten Landſchaften bezeichnen. Auf dem Bild des Nathan aber ſitzt vor einem Pult der Maler mit dem Zirkel in der Hand, und hinter ihm ſteht auf der Mauer eine lateiniſche Inſchrift, welche beſagt, daß Sebald Beham der Nürnberger dieſe Tafel dem Erzbiſchof, als einem Freunde aller Kunſt und insbeſonders der Malerei, mit höchſtem Fleiß im Jahr 1534 gemalt hat.

Dieſer Tiſch iſt bei Weitem das ſchönſte Stück von allem, was ſich in dieſer Art erhalten hat. Der Einzug David's und der Kampf bei der Belagerung von Rabbath haben im Hintergrunde reich phantaſtiſche Architekturen. Auf der Bathſeba bildet eine feine Landſchaft den Hintergrund, die kleinen Figuren und Gruppen ſind außerordentlich lebendig und führen uns, da ſie alle in's Coſtüm jener Zeit gekleidet ſind, die feſtliche Wunderpracht des 16. Jahrhunderts lebhaft vor das Auge. „Man wird nicht müde, dieſes Gewimmel von Figuren zu betrachten, man glaubt ein aufgeſchlagenes großes Bilderbuch vor ſich zu haben.“ *)

V. Eine ſehr ſchöne und genaue Copie dieſes Tiſches befindet ſich im Neuen Muſeum zu Berlin. Sie iſt von einem franzöſiſchen Maler Fremy gemacht, der zur Zeit der Revolution lebte und in Bildern mit kleinen Figuren ſich auszeichnete. Dieſe Copie iſt mit miniaturartiger Feinheit und Sorgfalt gemalt. Sie ſcheint genau die Größe des Originals zu haben, hat aber außerdem einen breiten Rand von Bronze, deſſen Ecken abgerundet vorſpringen.

VI. Neues Muſeum, Berlin: Ein Tiſch zum Zuſammenklappen, 4′ $2^{3}/_{4}$″ hoch, 3′ $8^{1}/_{2}$″ breit, angeblich ebenfalls von Beham.

Die Abtheilung iſt der des Pariſer Tiſches ähnlich. Auch hier iſt in der Mitte durch aufgemaltes Rahmenwerk ein Rechteck ausgeſchnitten, welches ähnlich wie bei dem Holbeintiſch in zwei Compartimente von gleicher Größe zerfällt. Der übrigbleibende Rand wird durch Ornament, welches die Spitzen des innern und des äußern Rechtecks miteinander verbindet, in vier Streifen getheilt. Dieß Ornament beſteht aus vier verſchiedenen Blumen, welche aus Wappen hervorwachſen. Dieſer Wappen ſind bloß zwei, es kommt alſo jedes Wappen zweimal vor. Wir haben hier demnach wohl ein Hochzeitsgeſchenk, mit den Wappen von Braut und Bräutigam, vor uns.

Auf dem einen der beiden Mittelfelder ſieht man eine fröhliche Herren- und Damengeſellſchaft in einem Garten, der von Mauern umgeben iſt; von außen ſchreiten einige mühſelige Wanderer dem Garten zu. Es ſind die gewöhnlichen Vergnügungen dargeſtellt, wie man ſie auf Kupferſtichen und auf Bildern ſo oft

---

*) Aus einem Brief von Prof. Herman Grimm an Prof. Vögelin. Eine genaue Beſchreibung des Tiſches mit den vollſtändigen Inſchriften in Villot's Katalog der Gallerie des Louvre.

unter dem Namen des Liebesgartens oder als „Venus Luſthof“ abgebildet findet. Ein Pärchen ſpielt auf Zithern, ein anderes tritt zum Tanz an, ein drittes ſchaut ſitzend zu, wobei die Dame ein Hündchen auf dem Schooß hat; eine einzelne Dame thut eben einen Wurf nach einem aufgeſetzten Kegelſpiel. Im Hintergrund rechts tanzen Herren und Damen einen Ringeltanz. Es fehlen aber auch hier die Freuden der Tafel nicht, denn in der Mitte des Gartens iſt ein gedeckter Tiſch aufgeſtellt, ein Diener ſetzt eben ein Gericht auf denſelben, und aus der Küche dahinter läuft ein anderer mit einer Schüſſel davon, während ihm die Köchin mit dem Kochlöffel droht. Endlich werden noch Kirſchen zum Nachtiſch gepflückt. Der Brunnen rechts von der Tafel wird dazu dienen, den Wein in Flaſchen abzukühlen.

Das zweite der beiden Mittelfelder enthält einen Gegenſtand, der innerhalb der Chriſtenheit wohl nur im 15. und in der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts, und wieder nur in Deutſchland möglich war, nämlich ein gemeinſchaftliches Bad von Männern und Frauen, und zwar nicht in dem geſchloſſenen Raum einer Badeſtube, ſondern ganz ungenirt in freier Luft und in einem Fluß. Die Scene iſt an den Auslauf eines Sees verlegt, rechts ſieht man eine Stadt, von der eine frequentirte Brücke zum Badeplatz herüberführt. Der übrige Hintergrund iſt mit Landſchaft gefüllt. Ein Schiff mit Muſik und einer ſingenden Geſellſchaft fährt heran, auf welches ein Mann zuſchwimmt. In dem flachen Waſſer iſt man links mit Fiſcherei beſchäftigt: ein Mann mit einer Badehoſe bekleidet nimmt aus dem Handnetz Fiſche heraus, und ganz links iſt ein nacktes Weib am Ufer mit Krebſen beſchäftigt; ſie hat ſchon einen Keſſel voll Krebſe neben ſich ſtehen. Hier ſind auch, neben andern Weibern, Kinder dabei und ſehen ſich höchſt unbefangen das Treiben an. Rechts aber hat ein Mann ebenfalls einen Krebs gefangen und geht mit demſelben auf die nackten Weiber los, welche erſchreckt ſich flüchten. In einer andern Gruppe hinten geht es noch handgreiflicher zu. Beim Bad wurde immer zur Stärkung eins getrunken, und ſo fehlt auch hier ein Weib nicht, das nahe beim Ufer im flachen Waſſer ſteht und in der Rechten eine gefüllte Flaſche hält. Auf der Abtheilung des Randes unter dem Liebesgarten ſieht man Scenen der Jagd. In einem lichten Wald ſind zahlreiche wilde Thiere und Vögel zerſtreut. Ein Windhund jagt einen Haſen; ein Jäger kämpft gegen zwei Bären, während ihm ſelbſt ein Wolf auflauert, und durch Bäume davon getrennt ſteht ein Hirſch, den ein Armbruſtſchütz anſchleicht. Ein Keuler, ein Rudel Hirſche und ein Rebhuhn ſchließen nach rechts das Bild ab.

Gehen wir um den Tiſch herum, ſo haben wir auf der entgegengeſetzten Seite, alſo unter dem Bad, wieder den im Walde eingeſchlafenen Krämer von Affen ausgeplündert. Sie treiben Streiche aller Art. Einer kämmt ihn, ein anderer hat ſich eine Brille aufgeſetzt und frißt ihm die Läuſe ab. Andere plündern ſeine Geldtaſche, einer hat ſich als Soldat maskirt und marſchirt gravitätiſch die Lanze ſchulternd daher.

Auf der dritten Abtheilung des Rahmens haben wir ein ritterliches Turnier, wo die beiden Gegner auf den Satteldecken dieſelben Wappen führen, welche in den Winkeln der Tafel ſtehen. Im Vordergrund rennt ein Narr umher, aus der Ferne her ſehen Bauern aus einem Walde dem Ritterſpiel zu; links aber in einem offenen mit Schnee bedeckten Feld ſieht man Schlitten fahren.

Dieſen ritterlichen Vergnügungen entſprechen gegenüber auf der vierten und letzten Abtheilung des Randes die Luſtbarkeiten des Landvolks. Im Vordergrunde iſt ein Schifferſtechen: zwei Männer ſitzen jeder in einem Kahn auf einer Tonne und halten vor ſich als Schild einen Korb. Sie haben ihre langen Stangen wie Speere eingelegt, und während ein Kerl in einem Nachen mächtig in die Trompete ſtößt, treibt in jedem der Schiffe ein hinter dem Kämpfer ſitzender Fährmann den Kahn zum Zuſammenſtoß vorwärts. Im Hintergrund wird dann das Ritterſpiel traveſtirt: zwei Bauern haben ſich Tragkörbe ſtatt Helme aufgeſetzt und dicke weiße Kiſſen als Panzer vor den Bauch gebunden. So rennen ſie auf dürren Kleppern, Heurechen ſtatt Lanzen eingelegt, gegen einander an.

Die Tafel iſt gut erhalten, doch ſcheint die Farbe eingeſchlagen. Wenn man als Meiſter den Beham nennt, ſo ſtimmen das Bad und die Bauernſcenen ſehr mit deſſen Sinnesweiſe und finden ihre Aehnlichkeiten unter ſeinen wohlbekannten Kupferſtichen. Die Malerei dieſes Exemplars ſteht aber ſoweit unter der von Beham gemalten Tafel im Louvre, daß man hier ſchwerlich an ein Original denken kann.

Da iſt es denn merkwürdig, daß von dieſem Tiſch noch ein zweites Exemplar, obwohl leider nur noch zur Hälfte, in einer andern Sammlung ſich vorfindet.

VII. Muſeum zu Wiesbaden, Katalog Nr. 146: Eine längliche Holzplatte, auf den Schmalſeiten mit Hirnleiſten eingefaßt. Es iſt die Hälfte eines Klapptiſches, ſo daß alſo eins der Mittelfelder, eins der Randbilder und zwei der Randbilder je zur Hälfte erhalten ſind. Die einzelnen Darſtellungen ſcheinen ganz wie auf dem Berliner Tiſch angeordnet; wir haben im Mittelfeld das Bad, darunter auf dem Rande den Krämer mit den Affen, links das halbe Schifferſtechen ſammt dem Bauernturnier, rechts eine Gruppe Bauern, die vielleicht zu der Darſtellung des Ritterturniers gehörten. Doch kommen im Einzelnen kleine Abweichungen vor, und vielleicht ſtehen auf dem einen Exemplar einige Figuren mehr und etwas anders angeordnet. Auch ſind die Abtheilungen des Rahmens an den Ecken, wo ſie zuſammenſtoßen, nicht durch Wappen und Blumen, ſondern durch ſchräggeſtellte Bäume geſchieden, welche als Theile der hinter ſämmtlichen Gruppen des Randes ſich ausdehnenden Waldgründe erſcheinen. Dieß Exemplar iſt gut erhalten und nicht zerkratzt.

Die Vorſtellung von dem Krämer und den Affen im Walde ſcheint zuerſt von dem Niederländer Herri met de Bles aus Bouvignes gemalt, der für einen der erſten Begründer der Landſchaftsmalerei in Flandern gilt und zur ſelben Zeit mit Holbein und Beham lebte. Er hatte dieſen Gegenſtand in einer großen Waldlandſchaft dargeſtellt, von der man in der Dresdener Gallerie eine kleine Copie zu beſitzen glaubt. Man gab dieſem Bilde bald nach ſeiner Entſtehung eine ſonderbare Deutung. Der Krämer, meinte man, ſei der Papſt, weil derſelbe ſich mit dem Kram von Reliquien, Ablaß, geweihten Roſenkränzen u. dgl. abgebe, die Affen aber, da der Affe in der niederdeutſchen Thierfabel den Namen Martin führt, ſollten die Martiniſten, d. h. die Anhänger des

Martin Luther bedeuten, welche dem Papſt ſeinen Kram verſchleppen und damit ihr Affenſpiel treiben. Van Mander erzählt uns in ſeinem Leben des Herri von Bouvignes von dieſer Deutung, aber er verwirft ſie zugleich: denn, ſagt er, die Kunſt ſoll nicht Perſifflage ſein. Und gewiß iſt dieſe nachträgliche Auslegung falſch, denn der Gegenſtand iſt von Holbein ja ſchon zwei Jahre vor Luthers Theſen gemalt, wo alſo dieſe Deutung auf deſſen Vornamen Martin noch nicht möglich war. Es iſt ſogar fraglich, ob nicht Holbein als der erſte Erfinder des ganzen Scherzes betrachtet werden muß. Doch bleibt bei den Tiſchen in Berlin und in Wiesbaden ein Umſtand immer merkwürdig. Es ſitzt nämlich auf beiden Darſtellungen rechts auf einem Baume ein Käuzchen, und dieſer Vogel war das Malerzeichen des Herri von Bouvignes, welcher nach dieſem Zeichen ſogar bei den Italienern den Beinamen Civetta erhalten hat. Sollte nun der Maler, welcher den einen der beiden Tiſche (der das Original iſt) gemalt hat, vielleicht das berühmte Bild des Herri gekannt, für ſeinen Zweck verkleinert und das Käuzchen ehrlich beibehalten haben?

Aber welcher von den beiden Tiſchen in Berlin und in Wiesbaden iſt denn das Original? Hiezu müßte zuerſt das Wiesbadener Exemplar, das bis jetzt noch Niemand beachtet hat, genauer geprüft werden. Daraus möchte ſich ergeben, daß es der Hand des Beham würdig erſchiene, während das Berliner Exemplar eine fabrikmäßige Copie zu ſein ſcheint.

Dieß ſcheint nun ganz beſonders der Platz zu beſtätigen, woher das Muſeum in Wiesbaden ſeinen Tiſch erhalten hat. Der in Berlin iſt von einem Tapezierer in Baden-Baden angekauft worden. Der in Wiesbaden aber ſtammt aus der Martinsburg in Mainz, einem durch Diether von Iſenburg 1478 gegründeten, 1555 erneuerten burgartigen Schloßbau der dortigen Kurfürſten, welcher zwiſchen dem jetzigen alten Schloß und dem Rhein lag und 1807 demolirt wurde. Der Tiſch ſcheint alſo aus dem Nachlaß des Kurfürſten Albrecht herzurühren, und für dieſen hatte ja Beham ebenfalls den Tiſch im Louvre gemalt.*)

---

*) **Woltmann**, Holbein, erſte Auflage I. 215 ſagt, auf dem Berliner

VI. Muſeum zu Caſſel: Viereckiger, dem Quadrat ſich nähernder Tiſch (etwas über 4′ auf etwas über $3^{1}/_{2}$′), vortrefflich erhalten, vom Jahr 1533. Hier weichen die Gegenſtände von allem Bisherigen ab. Es iſt eine ſymboliſche Zuſammenſtellung von 7 Planeten, 7 Wochentagen, 7 Metallen, 7 Farben, 7 Tugenden und 7 Künſten. Die Haupt-Inſchrift lautet:

Ain ieder mörck mit vleyß hierbei
Siben farben und kunſten frey
Siben zaichen unnd metall
Siben tag der wochen all
Siben tugenden die ſent gut
Wee dem der dzeit on nutz verthut.

Im Centrum ſteht auf blauem Feld die Sonne und ſchießt ihre Strahlen durch die Planeten und ihre Zeichen. Die vier Ränder haben als Hintergrund reiche Berglandſchaften, und in dieſen Landſchaften ſitzen die Figuren der ſieben Künſte, denen als Achter der Aſtronom Ptolemäus beigegeben iſt. Die Zuſammenſtellung des Einzelnen zeigt die folgende Tafel:

Gelb: Sonne — Sonntag — Gold — Hoffnung — Dialektik.
Weiß: Mond — Montag — Silber — Glaube — Rhetorik.
Roth: Mars — Dienstag — Kupfer — Stärke — Arithmetik.
Grau: Mercur — Mittwoch — Queckſilber — Liebe — Logik.
Blau: Jupiter — Donnerſtag — Zinn — Gerechtigkeit — Geometrie.
Grün: Venus — Freitag — Blei — „Miltigkeit“ — Muſik.
Schwarz: Saturn — Sonnabend — Eiſen — „Fürſichtigkeit“ — Aſtronomie.

Die weiblichen Figuren, jedesmal in die zugehörige Farbe gekleidet, ſind meiſt ſehr ſchön, beſonders anziehend aber die Landſchaften. Sie ſchließen alle mit Felſengebirgen, und hinter der Geometrie erſcheinen Schneeberge. Vor dem Ptolemäus ſpielen nette Häschen, man ſieht auch Seen mit Reihern, andere Partien

---

Tiſch ſtehe die Jahreszahl 1530. Schon dieß würde dann genügen, um darzuthun, wie leichtſinnig der Wiesbadener Katalog die dortige Platte dem Jan Brueghel zuſchreibt.

ſind durch Jagden oder zierliche Gruppen von Vögelchen belebt. Die Trachten ſind entſchieden oberdeutſch oder ſchweizeriſch. Oberdeutſch iſt auch die Orthographie der zahlreichen Beiſchriften, und es weiſt alſo auch dieſer Tiſch auf die Gegend hin, aus der ſie alle herzuſtammen ſcheinen. Auf einem Täfelchen, welches ein nackter Knabe der Logik hinreicht, ſtehen die Worte: Asmus Stedelin 1533. Ich glaube aber nicht, daß wir darum die deutſche Kunſtgeſchichte mit einem neuen Namen vermehren dürfen; es ſcheint dieß vielmehr der Name des Gelehrten, der ſich dieſen Tiſch malen ließ und dem Künſtler die ſeltſame Schrulle dieſer Compoſition angab.

VIII. Nur um vollſtändig zu ſein, gedenke ich noch einer verzierten Tiſchplatte im Neuen Muſeum zu Berlin, die aber der Anlage und der Zeit nach ganz aus unſerem Kreiſe herausfällt. Es iſt ein achteckiger Tiſch von hartem polirten Holz. Zwiſchen Einlagen von Bergkryſtall ſind Miniaturen auf Pergament eingeſetzt, welche Bilder aus Raffael's Loggien und daneben Michel Angelo's Propheten und Sibyllen aus der Siſtina copiren. Das Ganze iſt alſo eigentlich nur ein geſchmackloſer Rahmen um die kleinen Bildchen und möchte ſpäter als das 16. Jahrhundert zu ſetzen ſein. Ich laſſe daher dieſen Tiſch aus den folgenden Bemerkungen ganz herausfallen.

Man ſieht, die Zahl dieſer charakteriſtiſchen Werke der Malerei iſt nicht mehr groß. Von italieniſchen Brautkaſtenbildern habe ich 27 zuſammenſtellen können, mehrere von 2—3 Nummern, welche Folgen Einer Geſchichte bilden. Von Tiſchen finde ich nur die vorſtehenden ſieben, und ſchwerlich hat es auch je viel derſelben gegeben.*) Zwei ſcheinen von einem Erzbiſchof von Mainz beſtellt, ein anderer gehörte einer Baſeler Patricierfamilie, ein vierter einem wahrſcheinlich wohlhabenden Pedanten. Während in Florenz und Venedig jeder Bürger für eine Hochzeit in der Familie dem

---

*) Lucas Cranach hat für ſeinen Kurfürſten im Jahr 1539 ein Tiſchbrett für eine Schreibſtube bemalt, aber der geringe Preis von 5 Gulden beweiſt, daß es höchſtens Ornamente enthielt. Für eine „Schiffjagd" rechnete er anderswo 20 Gulden. Schuchardt's Cranach, I. 122 und 157.

Maler etwas zu verdienen giebt, hatten die Deutſchen für ſolche Aufträge kein Geld übrig. Hat doch auch Dürer in einem langen Leben für Oelbilder in Deutſchland nur ein paar Beſtellungen, vom Rath der reichen Reichsſtadt Nürnberg aber, deren Stolz er war, nie einen einzigen Auftrag erhalten, ſo daß ſeine Mutter mit den Kupferſtichen und Holzſchnitten des Sohnes bei Jahrmärkten offene Bude hielt!

In Folge dieſer Armſeligkeit unſeres Adels, unſerer Stadträthe, unſerer Handels- und Bankherren hat die Mode dieſer Tiſche auch nicht lange geblüht. Die beiden älteſten, der im Hôtel Cluny und der in Wien, mögen noch in's 15. Jahrhundert zurückgehen; mit dem in Caſſel von 1533 und dem von Beham von 1534 ſchließt bereits die chronologiſche Reihe.

Man muß dann freilich auch bedenken, daß ein gemalter Tiſch eigentlich unzweckmäßig iſt, wie ein jedes Möbel, das man ſo ſehr ſchonen müßte, daß man es eigentlich gar nicht gebrauchen dürfte. Es iſt ein Luxusgegenſtand für eine Putzſtube, und eine bürgerliche Familie mit Kindern, in mäßig großen Räumen, hatte keine rechte Verwendung dafür und kaum einen ſichern Platz zum Aufſtellen.

In den Schlöſſern vornehmer Herren mögen ſolche Tiſche denn eine Beſtimmung gehabt haben, wobei ſie wenig abgenutzt wurden. Darüber kann man freilich nur Vermuthungen aufſtellen. Die der Quadratform ſich nähernden waren ſicher nicht zu gewöhnlichem Gebrauch beſtimmt, da ſie außer dem Holbeintiſch alle wohl erhalten und nicht zerkratzt ſind. Es waren Ziermöbel, die wir uns etwa wie die Tafel aus der Martinsburg in einer Fenſterniſche ſicher aufgeſtellt denken, welche in die dicken Schloßmauern eingeſchnitten war. Bedenkt man jedoch die Quadratform und die Art, wie die Bilder auf allen dieſen Tiſchen ſtehen, nämlich daß auf jeder Seite man eins derſelben aufrecht vor ſich hat, ſo muß man annehmen, daß ſie grade für vier Perſonen zum Daranſitzen beſtimmt waren. Ich halte ſie deshalb für Spieltiſche zum Kartenſpiel, und dieß wird auch dadurch unterſtützt, daß auf dem Holbeintiſch wirklich ein paar Karten aufgemalt ſind.

Dieſe Tiſchplatten weiſen ſämmtlich auf ſüddeutſche Werkſtätten; in Baſel hat Holbein die ſeinige gemalt. Bei dem Caſſeler

Tiſch iſt der Beſteller zwar ein Norddeutſcher geweſen, da ſein Vorname Asmus, welcher eine lateiniſche Ueberſetzung von Gerhard iſt, und die Endung ſeines Familiennamens Stedelin nach Süddeutſchland nicht paſſen. Aber der Maler dieſes Tiſches wird durch die Orthographie der Beiſchriften ebenfalls als ein Süddeutſcher erwieſen.

Das Wichtigſte bleibt immer die Wahl der Gegenſtände. Ein Nonnenkloſter, ein geiſtlicher Fürſt mochten ſich die Paſſion und die Geſchichte David's auswählen; doch ſind ja auch dieſe beiden Darſtellungen mit weltlicher Luſt gewürzt. Wo aber Holbein und Beham ſelbſt ihre Stoffe wählen dürfen, da greifen ſie, wie ſie auch ſonſt thun, in's volle wirkliche Leben hinein und ſchildern Genreſcenen mit Luſtbarkeiten der höhern Stände, der Bürger und Bauern. In Italien malt man auf die Ziermöbel mythologiſche Scenen und manchmal ein romantiſches Novellenbild aus einem italieniſchen Poeten, im Norden das wirkliche Leben und deſſen ſinnliche Luſtigkeit.

Das erinnert uns ſogleich daran, wie in Italien auch der Kupferſtich ein Jahrhundert lang faſt ganz an religiöſe oder doch ideale Gegenſtände ſich hält, während in Deutſchland ſchon der Meiſter E. S. neben den Helgen das Gelage von Männern und Weibern mit dem Narren und der ihn anlockenden Frau, Martin Schongauer die ſich prügelnden Goldſchmiedslehrjungen und den Ritt auf den Markt, Iſrael von Meckenen den Prieſter in Kupferſtich ausführt, der ein Weib anpackt, daß das Spinnrad dabei zu Schaden kommt.

Neben den Genreſtücken des Quinten Matſys, welche aber ſatyriſchen und ſocialiſtiſchen Inhalt haben, ſind die bemalten Tiſchplatten gradezu die frühſten in Oel ausgeführten Genreſtücke aus dem wirklichen Volksleben und brechen damit eine neue Bahn in der Kunſt. Verwandt damit ſind die Zeichnungen und Holzſchnitte der Schweizer Urs Graf und Nikolaus Manuel aus dem Leben der Lanzknechte und ihrer üppigen Dirnen. In Deutſchland und der Schweiz, und nicht zuerſt in den Niederlanden, iſt diejenige Gattung von Gegenſtänden aufgekommen, die man jetzt die niederländiſche zu nennen pflegt.

Freilich, in Deutſchland ging ſeit dem Bauernkrieg das fröhliche Volksleben langſam in die Brüche; die Religionskriege und dann der Druck des abſolutiſtiſchen Kleinfürſtenthums tilgte die Wehrhaftigkeit und damit die mannhafte Lebensfreude des Bauernſtandes, und die Städte verſanken in's Philiſterthum. In den Niederlanden dagegen ſtieg durch einen ſiegreichen Kampf für die Unabhängigkeit auch der gemeine Mann, und jene Gattung konnte alſo hier Wurzel ſchlagen und herrlich fortblühen.

Man nahm dort in der That zuerſt grade die Gegenſtände auf, die wir auf den Tiſchen des Holbein und des Beham gefunden haben. Von Hans Bol giebt es eine Folge von 6 Kupferſtichen in Runden mit ländlichen Luſtbarkeiten: Hochzeit — Kirmestanz im Dorfe — Jagd — vornehme Geſellſchaft in Kähnen fahrend — Eislauf — Bauernprügelei vor dem Wirthshaus, alſo ſo ziemlich, was wir auch dort gefunden haben.*) Beſonders aber war es Pieter Brueghel der ältere (der ſogenannte Bauernbreughel), welcher ſich die luſtigen Bauern auf's Korn nahm, Bauernhochzeiten ſelbſt als lachender Gaſt mitmachte und jene drolligen Bilder ſchuf, die ſelbſt, wenn ſie bibliſche Geſchichten vorführen, wie ſeine Kreuzſchleppung im Belvedere zu Wien, uns thatſächlich unter niederländiſche Bauern und Gaſſenbuben verſetzen. Dabei darf man aber nicht vergeſſen, daß dieſer Brueghel erſt 1510, Hans Bol aber erſt 1534 geboren iſt, letzterer alſo grade in dem Jahr, als in Deutſchland die letzte datirte Tiſchplatte gemalt wurde. Wie ſpäter Terburgh, Metſu und die andern Novellenmaler die höhern und mittleren Stände darſtellten, wie Teniers, Brouwer, Jan Steen Bürger und Bauern in ihrer Lebensluſt photographirt haben, ſo hat bei uns, wo damals der dreißigjährige Krieg Alles verwilderte, freilich kein Meiſter mehr ſchaffen können. Den Anfang aber mit dieſem Griff in's wirkliche Leben haben die Deutſchen und die Schweizer gemacht, und neben Handzeichnungen, Holzſchnitten und Kupferſtichen ſind jene bemalten Tiſchplatten die früheſten Verſuche einer neuen und fruchtbaren Gattung der modernen Malerei.

---

*) Van der Kellen, P.-Graveur 85, Nr. 19—24. Weſſely, Beſchreibung des Berliner Kupferſtichcabinets, Nr. 947.

XI.

Wenceslaus Hollar der Kupferſtecher.

Im Allgemeinen ſind die Meiſter des Kupferſtichs nicht durch ihr Leben intereſſant. Um jeden Maler nach ſeinem Stil ſtechen zu können, rechnet ein Mann des Fachs zwanzig Jahre Schule. Zu vieler Bewegung und reichem Abenteuer bleibt ihm alſo in dem kurzen Menſchenleben keine Muße. Außerdem aber gehört zu dieſer Kunſt eine ruhige Seele, viel Geduld und ſtiller Fleiß; und Menſchen mit dieſen Eigenſchaften ſind nicht angelegt zu ſtarker Bewegung und äußerer Bewährung der Thatkraft.

Hiervon macht Hollar eine Ausnahme. Er kam in eine Zeit großer Aufregung. Der dreißigjährige Krieg, dann die Revolution in England haben ihn viel herumgeworfen; ſein Leben iſt an Abenteuern und Schickſalen reicher als das der meiſten Genoſſen ſeiner Kunſt. Darin gleicht er ſeinem etwas ältern Zeitgenoſſen, dem Lothringer Callot.

Ueber ſein Leben und ſeine Werke haben wir zwei gute Schriften. Im Jahr 1745 gab der Kupferſtecher George Vertue, Mitglied der Society of Antiquaries in London, einen Katalog ſeiner Stiche mit Benutzung der größten Hollarſammlungen Englands heraus, der 1759 in zweiter vermehrter Auflage erſchien. Dieſem iſt eine ziemlich ausführliche Lebensbeſchreibung angehängt. Vertue konnte noch aus der mündlichen Ueberlieferung hierfür Nachrichten ſammeln, da Hollar bei Erſcheinen des Buches erſt 68 Jahre todt war und ſeine zweite Frau ihn überlebt hatte. Der engliſche Biograph hat noch einen Zeugen gekannt, welcher bei Hollar's Begräbniß zugegen war, und ſo konnte er aus den Sterberegiſtern der Kirche, auf deren Friedhof die Aſche des Künſtlers ruht, zum erſten Mal Jahr und Tag ſeiner Beerdigung authentiſch feſtſtellen.*)

Das zweite Buch iſt das Werk des ältern Dr. Parthey in Berlin, der mit Hülfe ſeines Sohnes, des jüngern Dr. Parthey, ein ſehr gründliches beſchreibendes Verzeichniß der Hollar'ſchen Kupferſtiche gegeben hat. Auch hier geht ein kurzes Leben vorauf; ein längeres, das dort aus einer andern Feder verheißen wird, iſt, ſcheint es, niemals erſchienen.**)

Von Hollar ſelbſt iſt keine Zeile Geſchriebenes als Document ſeines Lebens übrig — nicht einmal ein Brief, keine Tagebuchnotiz. Das Einzige, was Vertue finden konnte, war eine Anweiſung zur Bereitung eines guten Aetzfirniſſes. Die Thätigkeit ſeiner Hand ſcheint ſich ganz auf ſeine Platten concentrirt zu haben.***)

Unter dieſen Umſtänden iſt es wichtig, daß wir eine authentiſche, ohne Zweifel von ihm ſelbſt herrührende geſtochene Notiz über die erſte Hälfte ſeines Lebens beſitzen.

Im Jahr 1648, als Holbein in Antwerpen bereits vier Jahre ſich aufgehalten, gab Jan Meyſſens, ſelbſt Maler und Zeichner, ein Buch heraus, enthaltend die Bildniſſe der berühmteſten lebenden oder kürzlich verſtorbenen Künſtler. Unter dieſen befindet ſich auch Hollar, von Meyſſens gezeichnet, von Hollar ſelbſt radirt (Parthey 1419). Es iſt das ſchönſte ſeiner eigenhändigen Selbſtbildniſſe. Der Künſtler ſteht im Bruſtbild an einem offnen Fenſter, in der Hand eine Kupferplatte mit der h. Katharina nach Raffael. Auf einem Tiſch neben ihm ſieht man Kupferſtechergeräth, links oben in der Ecke ſein Familienwappen. Unter dem Bild ſteht auf Franzöſiſch Folgendes:

---

*) George Vertue, a description of the Works of the Ingenuous Delineator and Engraver Wenceslaus Hollar, disposed into Classes of different Sorts, with some Account of His Life. London. 4°. 1745. 2. Aufl. 1759.

**) Guſtav Parthey, Wenzel Hollar. Beſchreibendes Verzeichniß ſeiner Kupferſtiche, Berlin 1853. Ein Nachtrag, der einen ſchon früher erſchienenen Nachtrag in ſich aufnimmt und ergänzt, 1858. Abermals Zuſätze deſſelben Verfaſſers mit noch einigen neu aufgefundenen Blättern in Naumann's Archiv XII. 189—91. Dazu noch die Aufſätze von J. F. Linck: „Wenzel Hollar als Schriftätzer", Naumann I, 64—66, und von Auguſt Sollmann: „Die Hollarſammlung auf der Veſte Coburg", Naumann XI, 232f.

***) Vertue, in der 2. Aufl., bei Hollar's Leben. Eines einzigen Briefs oder Briefconceptes in Hollar's eigner Handſchrift geſchieht Erwähnung; im Cabinet Winckler befand ſich ein Exemplar der Königin von Saba nach Holbein (Parthey 74), auf deſſen Rückſeite ein Brief an den Fähndrich van der Borcht in Frankfurt ſtand. Leider iſt dieſer nie gedruckt worden. Katalog Winckler I. S. 378, Nr. 2283.

„W. H., 1607 zu Prag von Adel geboren, war von Natur ſehr geneigt für die Kunſt der Miniatur, beſonders für Illuminiren, wurde aber durch ſeinen Vater ſehr davon zurückgehalten. 1627 reiſte er von Prag fort, verweilte an mehreren Orten Deutſchlands und widmete ſich eine kurze Zeit dem Illuminiren und der Anwendung des Scheidewaſſers. Von Köln reiſte er mit dem Grafen von Arundel nach Wien und von da über Prag nach England, wo er ein Hofbedienter des Herzogs von York geweſen iſt. Von da zog er ſich wegen des Krieges nach Antwerpen zurück, wo er jetzt noch wohnt. Je. Meyſſens pinxit et excudit.“*)

---

*) „W. H. Gentilhomme ne a Prage l'an 1607, a esté de nature fort inclin p^{r} l'art de meniature principalement a esclaircir, mais beaucoup retardé par son pere, l'an 1627, il est party de Prage ayant demeuré en divers lieux en Allemaigne, il cest addonne pour peu de temps a esclaircir et aplicquer leau forte, estant party de Cologne avec le Comte d'Arondel vers Vienne et dillec par Prage vers l'Angleterre, où ayant été serviteur domestique du Duc de Jorck, il s'est retiré de la a cause de la guerre a Anvers ou il reside encores. Jo. Meyssens pinxit et excudit.“ Das hier zweimal vorkommende Wort esclaircir hat noch Niemand zu erklären verſucht. Auch Bertue wußte den Sinn nicht mehr, denn er läßt es in ſeiner engliſchen Ueberſetzung einfach aus. Mit keiner der bekannten Bedeutungen von éclaircir will es ſtimmen. Hollar lebte damals in Antwerpen und mochte dort die termini technici ſeiner Umgebung annehmen. Ich halte esclaircir für eine wörtliche Ueberſetzung des niederländiſchen „verlichten“, welches man heut noch für „illuminiren“ braucht. „Verlichterye“ kommt beim Van Mander mehrmals für Miniaturmalerei vor, z. B. im Leben des Holbein. Dieſe Ueberſetzung des Wortes wird nebenbei auch durch die Notiz bei Sandrart beſtätigt, daß Hollar in der Jugend die Miniatur erlernt habe, „worinnen

Dieſe wenigen, aber weil ſie authentiſch ſind wichtigen Angaben können wir nun mit manchen Einzelheiten vermehren.

Man rechnet Hollar gern zur deutſchen Schule des Kupferſtichs. Dieß iſt nicht correct. Er hat zwar bei einem deutſchen, oder vielmehr einem ſchweizeriſchen Meiſter gelernt, auch beinahe zehn Jahre in deutſchen Städten gearbeitet; aber die längſte Zeit ſeines Lebens war er auswärts, in England, Antwerpen, und er ſelbſt nennt ſich, wo er auf ſeinen Stichen das Vaterland angiebt, conſequent Bohemus.

Vertue erzählt, er ſei als Sohn eines guten Hauſes für die Rechtsgelehrſamkeit beſtimmt geweſen, aber die Familie habe in der Partei gegen die Habsburger geſtanden, und in Folge der Schlacht auf dem Weißen Berge (1620), wo der proteſtantiſche Kronprätendent Friedrich von der Pfalz das Spiel verlor, ſei dieſelbe vollſtändig verarmt. Dieß iſt in alle Lebensbeſchreibungen übergegangen; es iſt aber falſch. Ein Aufſatz von Joh. Wuſſin über „das Hollar'ſche Haus in Prag“ (Naumann, Archiv X, 363—69) ſtellt nach Forſchungen geborner Böhmen einige Nachrichten zuſammen, welche grade das Umgekehrte darthun.

Das Haus, worin Hollar geboren wurde und deſſen Stätte noch nachweisbar, lag in der Neuſtadt von Prag; ſeine Familie hatte es zwei Jahre vor ſeiner Geburt tauſchweis für ein anderes Haus erworben. Der Vater, Johann Hollar von Prachna, war Kämmerling bei der königlichen Landtafel am Prager Schloß. Kaiſer Rudolf II. hatte ihm und ſeinem Bruder 1600 einen Wappenbrief mit dem Recht verliehen, den Titel von Prachna und als Wappen einen Berg im blauen Felde, zu beiden Seiten je eine gelbe Lilie, zu führen. Verheiratet mit Margaretha, Tochter des gleichfalls adligen Bürgers von Prag Daniel Löw von Löwengrün und Bareyt, hatte er von ihr drei Söhne, Wenzel, Nikolaus und Johann. Vater Hollar diente auch dem Kaiſerhauſe, und zwar in höhern Stellungen, noch unter Mathias und Ferdinand II. Er ſtarb 1630. Als nun der älteſte Sohn, unſer Kupferſtecher,

---

er dann auch ſehr wol befördert worden, und darinnen treflichen Progreß genommen.“ Teutſche Akademie I. 2. S. 363.

1636 mit dem Grafen Arundel am kaiſerlichen Hof verweilte, bat er für ſich und ſeine beiden Brüder den Kaiſer Ferdinand II. um Vereinigung der beiden älterlichen Wappen, welches ihm dieſer auch in demſelben Jahr unter dem Titel Prachenberger von Löwengrün und Bareith bewilligte. Das Wappen der Mutter waren zwei aus Sternen aufſpringende Hirſche auf Blau, gekreuzt mit zwei ſchreitenden Löwen. Auf einem ſeiner Selbſtportraits (Parthey 1420) hat er im erſten Abdruck dieß Wappen, auf dem zweiten den väterlichen Berg mit zwei Lilien angebracht; ein anderer Stich zeigt letzteren als Herzſchild ins Wappen der Mutter geſetzt, und mehrmals hat er ſich a Lewengrun et Bareyt unterzeichnet.

Weit entfernt alſo ein proteſtantiſcher Rebell geweſen zu ſein, ſetzt Hollar die Anhänglichkeit ſeines Hauſes an die Habsburger fort, und ſchließt ſich auch in England an den katholiſchen Herzog von York, den ſpätern Jacob II. an. Fanatiſch mag er nie geweſen ſein, denn man hat von ſeiner Hand eine Folge von 16 Blättern, angeblich nach Holbein, eine ſatyriſche Paſſion, wo die Verfolger Chriſti Mönche und Cardinäle ſind (Parthey 116—131), obwohl bei dieſer Serie doch nicht ſicher iſt, daß er ſie geſtochen hat. Aber Katholik iſt er wohl von Geburt geweſen, wenn ſein Vater unter dem Glaubenseiferer Ferdinand im Amt bleiben konnte. Daß er auch als Katholik geſtorben, wie Parthey kurzweg ſagt, iſt wahrſcheinlich, aber ein Beweis liegt ſchwerlich vor.

Noch in Böhmen machte Hollar ſeine früheſten Arbeiten. Prag war zur Zeit ſeiner Geburt eine glänzende Kunſtſtadt. Kaiſer Rudolf II. hatte dort am Anfang des 17. Jahrhunderts jene glänzende Sammlung von Gemälden, Antiken und Arbeiten des Kunſtgewerbes zuſammengebracht, welche damals ſchwerlich von irgend einer andern fürſtlichen Gallerie überboten wurde. Unter dieſen Schätzen wuchs Hollar auf. Zwar war Rudolf 1612 geſtorben, aber die Kunſtkammer blieb in Prag und wurde erſt am Ende des dreißigjährigen Kriegs von den Schweden geplündert. Zahlreiche Maler und Kupferſtecher, wie Bartholomäus Spranger, Joſeph Heinz von Bern, Johann von Achen, Georg Hoefnaghel, Roelant Savary, Egidius Sadeler lebten in hohen Ehren an Rudolf's Hof. Daß Hollar in Prag auf den Gedanken verfiel, ein Künſtler zu werden, erklärt ſich leicht. In der That begann er noch im Vaterhauſe ſeine Arbeiten. Nach Dürer copirte er zwei von deſſen in Kupfer geſtochenen Madonnen, nach Aldegrever die Fortuna auf der Kugel. Das erſte Gemälde, das er zeichnete und ſtach, wählte er aus ſeiner nächſten Umgebung: es war eine Maria mit dem Kind, welchem der kleine Johannes ein Kreuzchen überreicht, von Joſeph Heinz. Dieſe vier Blätter hat er vom 18. bis zum 20. Jahr gemacht. Sie ſind außerordentlich ſelten, es ſind alles kleine Stücke, und ſie ſollen unbedeutend ſein. Ueber das Dilettiren eines jungen Menſchen iſt er in Prag noch nicht hinausgekommen.*)

In demſelben Jahr 1627 aber reiſte er, wie er ſelbſt in jener biographiſchen Notiz uns ſagt, nach Deutſchland. Er ging zu dem großen Proſpectzeichner Matthäus Merian und wird, unter Führung eines ordentlichen Meiſters, ſeine Studien von Grund aus neu angefangen haben. Es iſt hiefür merkwürdig, daß aus dem nächſten Jahr 1628 kein einziges datirtes Blatt von ihm exiſtirt. Dieſe Lehrzeit möchte nach Frankfurt fallen, wo Merian ſchon zu jener Zeit ſcheint gewohnt zu haben. In den Jahren 1628 und 29 machte Hollar Ausflüge nach Schwaben, wo er eine Vedute bei Canſtatt (P. 757) und eine Architektur bei Eßlingen (P. 759) in ſein Skizzenbuch zeichnete. Alsdann hat er in mehreren rheiniſchen Städten gearbeitet. Zuerſt in Straßburg, von welcher Stadt er bereits 1629 und 1630 Veduten zeichnete und ſpäter im Stich herausgab, z. B. die vier Jahreszeiten durch vier Verkehrsſtellen in Straßburg dargeſtellt (P. 622—25) und das Blatt vom Straßburger Münſter ſammt der berühmten Uhr (P. 893) mit unzähligen Figürchen auf dem freien Platz davor, das er ſpäter in Antwerpen noch einmal größer und mit Veränderungen ſtach (P. 892). Dieß erſte Blatt trägt die Jahreszahl 1630 und iſt noch ſehr hart in Wiedergabe der Architektur, was auch für dieſe frühe Zeit ſpricht. In Straßburg publicirte er auch die Abbildung eines Elephanten, der 1629 durch Europa zog, und auf demſelben Blatt deſſen Kunſtſtücke (P. 2119). Mit ſolchen Gelegenheitsbildchen machten ſchon ſeit Dürer's Tagen die Kupferſtecher oft ihre beſten Geſchäfte.

---

*) Auf der einen Madonna nach Dürer (P. 132) ſteht Hollar's verſchlungene Namenschiffre und die Jahreszahl 1625; dieß iſt ſein früheſtes bekanntes Blatt. Auf der zweiten (P. 132a) ſteht 1626 und ſein voller Name. Auf der Fortuna nach Aldegrever (P. 457) die Chiffre mit 1626, und auf der h. Familie nach Heinz (P. 133) wieder der volle Name mit 1627.

Hollar hatte die Gewohnheit, alles, was ihm vorkam, in ſein Skizzenbuch zu zeichnen, und zwar beſonders gern, wie ſein Lehrer Merian, Städteanſichten, entweder ganz klein oder friesförmig nach Art eines Panoramas, wobei er beſonders die Hauptgebäude hervorhob. Von dieſen Skizzen haben ſich einzelne erhalten; ſie ſind durch Feinheit, beſonders aber durch Treue ausgezeichnet. „Seine Anſichten und Landſchaften," ſagt Parthey (Vorrede S. IX), „haben das große Verdienſt, daß ſie die Wirklichkeit ohne alle verſchönernde Zuthaten darſtellen. Es fällt ihm nicht ein, zu einem intereſſanten Mittel- und Hintergrund einen ähnlichen Vorgrund zu componiren, oder durch geſchickt angebrachte Felſen und Bäume einen mißliebigen Theil des Hintergrundes zu verdecken. Er giebt die Anſichten grade ſo, wie ſie mit allen Zufälligkeiten des Terrains von ſeinem jedesmaligen Standpunkte aus ſich ihm darbieten. Jeder geflickte Bretterzaun, jedes zerbröckelte Mauerſtück, jedes unſcheinbare Pfahlwerk am Ufer, jede langweilige Sanddüne — alles wird nach der Wahrheit abgebildet, ohne etwas dazu oder davon zu thun. Deßhalb fühlt man ſich in ſeinen kleinen und großen Landſchaften ſo heimiſch, weil die ungeſchminkte Natur uns aus ihnen auf das lebendigſte entgegentritt. . . . Seine Anſichten haben ſogar einen hiſtoriſchen Werth, weil man ſicher ſein kann, daß damals auch nicht ein Stein anders gelegen hat, als er ihn darſtellt."

Zahlloſe kleine Veduten dieſer Art, beſonders vom Rhein, hat er damals und auch noch ſpäter aus dieſen Skizzenbüchern entnommen, um ſie zu radiren. Man ſieht darin den Unterricht Merian's, der ja in gleicher Weiſe vorwaltend ein topographiſcher Stecher war; aber Hollar führt die Nadel ſchon früh mit mehr Geiſt, und beſonders die Hintergründe ſind oft von ganz ſilberner Zartheit. Auch in England hat er hernach die Ausführung ſolcher Landſchäftchen aus der dortigen reizenden Natur mit Liebe fortgeſetzt.

Unter den damaligen Verhältniſſen, wo in Deutſchland der dreißigjährige Krieg wüthete, war Hollar in Gefahr, ähnlich wie Merian in handwerklichen Brotarbeiten ſich zu verplempern. Da rettete ihn ein großer engliſcher Kunſtfreund, Thomas Howard, Earl of Arundel. Freund des Rubens und des Van Dyck, hatte er doch auch vor dem ſeit hundert Jahren verſtorbenen Holbein große Achtung; wir wiſſen aus Carel van Mander, daß er ihm in London ein Monument ſetzen wollte, aber das Grab war nicht mehr aufzufinden. Er ſammelte aber, was er von Holbein's Handzeichnungen finden konnte, hatte auch ſonſt eine prächtige Collection von Zeichnungen aller Schulen und eine bedeutende Gemäldegallerie. Vertue nennt ihn (S. 123) den größten damals lebenden Sammler und Freund der Künſte, und Rubens gab ihm das überſchwengliche Lob, er ſei für die Kunſtwelt der Evangeliſt. Im Jahr 1636 unternahm Graf Arundel in ſpecieller Miſſion des Cabinets von S. James eine Geſandtſchaftsreiſe nach Wien. Karl I. that beim Kaiſer Schritte, um die Herſtellung der Pfalz zu Gunſten ſeines Schwagers, des Winterkönigs, zu bewirken. Dieß ſcheiterte damals; es gelang erſt zwölf Jahre ſpäter, aber auch da nur zur Hälfte, indem die Oberpfalz bei Bayern verblieb. Hollar wurde mit dem Grafen in Köln bekannt, wohin er von Straßburg übergeſiedelt war. Dieſer nahm ihn mit, um für eine Beſchreibung der Reiſe die Städte, die man beſuchen wollte, zu zeichnen; denn was man jetzt den illuſtrirten Zeitungen überläßt, mußte damals in Form eines Buches mit Kupferſtichen erſcheinen. Dieſe Schrift über die Reiſe iſt auch wirklich ſpäter erſchienen. Man ging in weitem Umweg über Köln, Mainz, Nürnberg, Augsburg, Würzburg, Frankfurt nach Regensburg, wo man neun Tage am kaiſerlichen Hof verweilte. Dann folgten drei Monate in Wien; die Rückreiſe, wie Hollar in jener biographiſchen Notiz ſagt, ging über Prag. In Prag hat er bei dieſem Aufenthalt vom Lorenzberg aus das große Panorama ſeiner ſchönen Vaterſtadt gezeichnet, welches er 1649 zu Antwerpen auf drei Platten, zuſammen von vierthalb Fuß Länge, im Stich herausgab (Parthey 880). Damals verfolgte Hollar am kaiſerlichen Hof auch ſeine beſondern Zwecke; es möchte ihm angedeutet worden ſein, daß ein vollgültiger Adelstitel ihm in England von Werth ſein könne, und er erwarb einen ſolchen, wie oben erzählt worden iſt. Anfangs 1637 kam er mit dem Gefolge Arundel's nach England und begann ſofort wieder mit Proſpecten: der große von Greenwich wurde bereits in dieſem Jahr 1637 in der Zeichnung vollendet, obwohl er ihn erſt viel ſpäter ſtach. Hier in London aber beginnt auch ſeine höhere künſtleriſche Thätigkeit in Stichen nach Zeichnungen und Gemälden der Sammlung Arundel. Es ging ihm auch ſonſt gut; er wurde Zeichenlehrer bei dem Prinzen von Wales, dem ſpätern König Karl II., und begann die großen Serien ſeiner Coſtümblätter.*)

Als verſtändiger Mann mußte er freilich bald einſehen, daß ein techniſcher Künſtler, der für ſein Brot arbeitete, der engliſchen Ariſtokratie gegenüber den beſten continentalen Adel nicht aufrecht erhalten konnte. Während Callot oft bei Bezeichnungen ſeines Namens auf Kupferplatten ſeinen alten lotharingiſchen Familienadel geltend macht, hat Hollar den ſeinigen auf keinem in England geſtochenen Blatt hervorgehoben. Nur auf ſeinem Antwerpner Selbſtportrait (P. 1420) führt er die Wappen von Vater und Mutter und nennt ſich Gentilhomme, und auf dem Stich der Belagerung von Landrecy, der 1648 ebenfalls in Antwerpen erſchien (P. 559a, Nachtrag S. 635), bezeichnet er ſich mit den Worten „Nob. Bohem.“ als böhmiſchen Edelmann. Wiederum fügt er auf einem Hauptblatt der Antwerpner Zeit, der rieſigen Anſicht von Prag (v. J. 1649), zu ſeinem Namen den vollen Titel ſeiner Familie a Lewengrun et Bareyt (P. 880). In den Niederlanden konnte ein Künſtler ſchon damals wagen den Adel geltend zu machen.

Während ſeiner vielen Reiſen hatte Hollar nicht bloß die Landſchaften, ſondern auch die Frauen ſtudirt und zahlreiche Trachtenbilder nach der Natur gezeichnet. Jetzt in England angekommen, wo unter Karl V. die Mode bereits großen Luxus im Coſtüm begünſtigte, ſtach er dieſe Studienblätter, mit den engliſchen Trachten vermehrt, in großen Reihenfolgen. Schon im zweiten Jahr ſeines Londoner Aufenthalts begann er die 26 Platten des Ornatus Muliebris, dazu noch ein Titel, welche ſämmtlich 1640 erſchienen: es ſind engliſche Coſtüme in ganzer Figur, die letzte Platte ſtellt die Küchenmagd dar.*) Alsdann kam 1643 ſein Theatrum Mulierum heraus, welches 1644 in zweiter Ausgabe den gefälligeren Titel Aula Veneris (deutſch hätte man geſagt „Venus Hoffſtatt“) trägt.**) Bei dieſer zweiten Ausgabe ſagt der Titel (Parthey, S. 407), die meiſten habe H. ſelbſt an den verſchiedenen Orten nach dem Leben gezeichnet, andere aber ſeien nach Zeichnungen von andern Meiſtern. Es waren anfangs ohne den Titel 36 Platten, in ſpätern Ausgaben wurden ſie bis auf hundert vermehrt. England, Irland, Frankreich, Italien, Spanien, Holland, Belgien und Böhmen gaben Modelle; in Deutſchland, dem Reich ohne Hauptſtadt, hat jede Provinz und Stadt, Weſtfalen, Köln, Frankfurt, die Pfalz, Franken, Hanau, Nürnberg, Oeſtreich, Straßburg ihre beſondern Trachten. Aus der Schweiz ſind Bern, Baſel und Zürich vertreten. Außer Europa erſcheinen unter andern noch eine Dame aus Algier, eine Maurin, eine Türkin und eine Griechin; den Beſchluß macht eine faſt nackte Indianerin aus Virginia. Es ſind meiſtens Frauen höhern und mittleren Standes; von Köln und Straßburg fehlen wieder die Dienſtmädchen nicht. Dieſe nur etwa viertehalb Zoll hohen, meiſt ſehr artigen, auch in den Geſichtern oft hübſchen Modefigürchen ſcheinen ſehr gefallen zu haben, da ſchnell mehrere Auflagen nöthig wurden. Auch ſind die Auflagen ſicher ſtark geweſen, da man dieſe Blättchen oft in ſchwachen Abdrücken im Kunſthandel findet.

---

*) Vertue (Note zu S. 124) fand ein kleines Skizzenbuch mit Hollar'ſchen Vorzeichnungen zum Elementarunterricht und Beiſchriften von ſeiner Hand, das auf den ſilbernen Krämpen die Krone mit den drei Federn, das Wappen des Prinzen von Wales, enthielt.

Die ſchönſten Coſtümfiguren dieſer Art ſind vier große Blätter mit engliſchen Frauentrachten in ganzer Figur, welche nach den

---

*) Parthey 1778—1803. Der vollſtändige Titel lautet: Ornatus Muliebris Anglicanus or The Severall Habits of English Women, from the Nobilitie to the country Woman, as they are in these times.

**) Parthey 1804—1907. Der volle Titel iſt: Theatrum Mulierum sive Varietas atque Differentia Habituum Foeminei sexus diversarum Europae Nationum hodierno tempore vulgo in usu.

Moden der vier Jahreszeiten angezogen ſind (P. 606—609). Es erinnert uns noch an die Sitte anſtändiger Frauen, wenn ſie Shakſpere's Theater beſuchten, daß eine dieſer Damen, welche den Winter vorſtellt, eine ſchwarze Halbmaske vor dem Geſicht trägt. Dieſe vier Blätter findet man ſelten ſchön und bezahlt ſie auf Auctionen theuer.*)

Neben dieſer angenehmen Arbeit hat H. während der Zeit ſeines erſten engliſchen Aufenthalts eine Menge Portraits radirt. Dieſe Gattung iſt in England auch in der Malerei ſtets ſehr in Aufnahme geweſen, weil ſie dort von der ariſtokratiſchen Tendenz unterſtützt wird. Jeder Landedelmann aus alter Familie ſucht die Bildniſſe ſeiner Ahnen zu beſitzen. So ſind Holbein, Marc Gerraerts, Van Dyck, Lely und Kneller, alle Ausländer, in England in dieß Fach als in ihre beſte Erwerbsthätigkeit gedrängt worden. Wir verdanken Hollar beſonders die Erhaltung vieler Portraits von Holbein nach Gemälden und Zeichnungen in Arundel's Sammlung, welche er allein uns gerettet hat, da man die Originale nicht mehr findet. Demnächſt ſtach er viel nach Van Dyck, der eben damals in London auf ſeiner glänzenden Höhe von Ruhm, Hofgunſt und Geldmachen ſtand. Van Dyck aber, was Vertue ausdrücklich berichtet, ſchätzte Hollar's Arbeit nicht.**)

Warum nicht?

Hollar, der wie Alles auch die Portraits radirte, hatte für dieſelben eine ähnliche Technik wie für die Landſchaften. Er machte die Schatten mit vielen kleinen ſich durchkreuzenden Strichen und legte an dieſe die Halbſchatten mit feinen Punkten an. Dieß iſt für größere Portraits eine kleinliche Manier. Van Dyck hatte für die berühmte Portraitſammlung, welche er herausgab, die brillanteſten Meiſter des Grabſtichels, den geiſtvollen Lucas Vorſterman (den Vater), den glänzenden Paul Pontius und viele andere zur Verfügung. Dieſe waren ſeine Landsleute; ſie waren auch ſeine

---

*) Auf Bernhard Keller's (von Schaffhauſen) Auction, 1871, ſtiegen dieſe vier Stücke, ſehr ſchön, auf 70 Gulden.

**) Vertue im Leben Hollar's, S. 125 der erſten Ausgabe: „He could not obtain Vandyke's Recommendation, nor that of his Admirers.“

Schulgenoſſen auf dem Atelier des Rubens geweſen, und man darf es nicht leugnen, ſie trafen mit ihrer kraftvollen Technik den effectreichen Vortrag beſſer, der dem Van Dyck ſelber eigen war.

Wenn man des Grafen Arundel Bildniß nach Van Dyck, geſtochen von Vorſterman, anſieht, und daneben denſelben Mann von Hollar radirt, der ihn ja doch auch als Gönner verehrte, ſo tritt Hollar allerdings tief in Schatten.

Welch ein Gegenſatz überhaupt zwiſchen dem brillanten Van Dyck und dem beſcheidenen Hollar! Jener ein Bürgersſohn aus reicher Familie, der aber in England einen dort allgemein anerkannten Adelstitel erwarb und mit Lords wie ihres Gleichen verkehrte; dieſer von Geburt adelig, aber arm und in England als Lohnarbeiter gezwungen den alten Familienadel zu verleugnen. Jener bürgert ſich durch Heirat mit einer ſchottiſchen Dame von alter Familie in den hohen Kreiſen noch feſter ein; dieſer holt ſich aus dem Hauſe ſeines Patrons eine hübſche Zofe zur Frau. Wenn Van Dyck, nachdem er morgens einen Cavalier gemalt, ihn zu ſeiner fürſtlichen Tafel einlädt, um beim Claret ſeine Züge ſchärfer zu ſtudiren, ſchlingt Hollar raſch das Mittagbrot herunter, um während der knapp gemeſſenen acht Stunden des Londoner Nebeltags, die Sanduhr ſtets neben ſich, auf die Platte vornübergeneigt, Verdauung und Auge zu ruiniren. Jenen beſucht der König im Atelier, um ſchwere Staatsſorgen zu verplaudern und darüber zu lachen, daß beide kein Geld haben, weil dem König die Soldaten, dem Maler die Maitreſſen zu viel koſten; Hollar aber ſchleicht inzwiſchen in den Palaſt und lehrt einen blaſirten Jungen Köpfe zeichnen, der auch ſpäter als Mann an Kunſt nur ſoweit Intereſſe hatte, als ſein Lely ihm das Schlafzimmer in Hampton Court mit den üppigen franzöſiſchen und engliſchen Schönheiten ſeines Serails anfüllt. Van Dyck's Flamme brannte im Sauerſtoff des Lebensgenuſſes raſch aus, Hollar plagte ſich an ſiebzig Jahren Leben; nur in Einem war ihr Loos dennoch gleich: beide ließen ihre Frauen in bitterer Armut zurück. Es iſt ſchwer zu denken, daß der Ariſtokrat im Zenith ſeines Glanzes den ganz bürgerlichen Arbeiter hätte ſchätzen ſollen — und Hollar mußte mehr als ein Menſch ſein, wenn er dem Schooßkind des Glückes verzieh, daß

Genius und Perſönlichkeit ihm mühelos eine Stellung gaben, die — das mußte er ſich vorausſagen — ihm ſelber ein doch auch ächtes Talent und der rieſigſte Fleiß nie gewähren würden!

Und doch giebt es wiederum Bildniſſe Hollar's nach Van Dyck, worin er den beſten Flandrern nicht nachſteht. Beſonders wo es Eleganz und weiblichen Liebreiz galt. Ich gedenke vor Allem der verführeriſchen Mrs. Margaret Lemon, der erſten Favoritin des Van Dyck, eines gefährlichen Frauenzimmers, die ein Teufel von Eiferſucht ſoll geweſen ſein. Sie gerieth oft in Wuth über die ſchönen Damen der hohen engliſchen Ariſtokratie, denen Van Dyck gelegentlich die Cour machte, wenn ſie ihm ohne Zeugen zu ihren Portraits ſaßen, und einmal verſuchte ſie dem Maler den Daumen der rechten Hand abzubeißen, damit er gar nicht mehr malen könne. Ich kenne wirklich kein Vorſterman'ſches Portrait, das ich dieſer Mrs. Lemon von Hollar vorzöge. Gewiß hat Van Dyck ſie auch con amore gemalt. Sie ſteht in halber Figur nach rechts gewendet, in der Hand einen vollen Blumenſtrauß, und blickt aus den vollen Locken kokett über die Schulter nach uns um. Hollar's Verdienſt iſt die feine Nuancirung von Schatten und Licht in dem ſehr ſchönen Kopf. Auf dieſe verführeriſche Anmuth weicher Linien haben die flandriſchen Stecher der Icones des Van Dyck ſich nicht ſo gut verſtanden: ihre Männer ſind herrlich, in den Frauenköpfen aber ſcheinen ſie mir dem Reiz ihrer Van Dyck'ſchen Originale weit nicht ſo nahe zu kommen.

So weit war Hollar's Leben immer noch glücklich und voll Erfolg geweſen. Er hatte das Kammermädchen der Gräfin Arundel, eine Miß Tracy, geheiratet. Ein von ihm 1625 radirtes Bruſtbild vom Rücken geſehen, ein hübſcher Lockenkopf, und das Gegenſtück, dieſelbe Dame von vorn (Parthey 1716. 1717) gelten als Bildniſſe dieſer ſeiner erſten Frau. Eine Tochter aus dieſer Ehe wird von einem Zeitgenoſſen als eine der ausbündigſten Schönheiten gerühmt;*) ein talentvoller Sohn ſchien als geſchickter Zeichner der Erbe der väterlichen Begabung werden zu wollen.

Da brach der Bürgerkrieg aus. Hollar's Beſchützer, der Graf von Arundel, wurde vertrieben, ſeine Schlöſſer verwüſtet. Er flüchtete mit der Lady und dem ganzen Haushalt 1642 (oder 43) nach Antwerpen. Seine Sammlungen gelang es ihm zu retten und mitzuführen. Hollar blieb in England zurück.

---

*) Parthey in H.'s Leben (vor dem Katalog) S. VII. Note.

Nun erzählt Vertue, er ſei unter dem Marquis von Winchester und Oberſt Robert Peake zu Baſing-Houſe in Hampſhire in Kriegsdienſte für den König getreten; dabei ſei er gefangen worden, aber entſchlüpft und nach Antwerpen geflüchtet.

Dieſe Thatſachen ſind einfach falſch, und es iſt leicht ſie aus Jahreszahlen zu widerlegen.

Baſing-Houſe war ein befeſtigtes Schloß des Marquis von Wincheſter, und Robert Peake, früher Portraitmaler für den engliſchen Hof, den Karl I. in Oxford zum Ritter geſchlagen hatte, commandirte die königlichen Truppen daſelbſt. Es iſt ebenfalls richtig, daß Wincheſter und Peake nebſt andern edeln Herren und vielen Schätzen in Cromwell's Hand fielen, als dieſer den Londonern zu Liebe Baſing-Houſe ſtürmte, weil es ihre Handelsſtraße nach Südweſten ſperrte.*) Dieſe Kriegsthat aber fand am 14. October 1645 ſtatt, und damals war Hollar längſt in Antwerpen, vielleicht ſchon über ein Jahr.

An ſich ſcheint der Charakter Hollar's ſolchen Abenteuern zu widerſtreiten. Sagt er doch auch in jener kurzen Selbſtbiographie ganz beſcheiden, er ſei serviteur domestique du duc de Jorck geweſen. Vermuthlich hat alſo Arundel, als er ſelbſt das Land räumen mußte, ſeinen Schützling einem mächtigen Patron für eine Stelle in der Dienerſchaft des prinzlichen Hofhaltes empfohlen. Aber auch dieſe Stelle hat er jedenfalls nicht lange behalten, ſondern iſt dem Grafen ſehr bald in die Niederlande gefolgt. Im Jahr 1644 hat er noch zahlreiche Arbeiten in London gemacht, welche alle entweder mit London und der genannten Jahreszahl datirt, oder mit 1644 allein datirt, aber bei Londoner Verlegern erſchienen ſind.**) Daneben aber treten ſchon aus demſelben

---

*) Pauli's Cromwell, in Gottſchall's Plutarch, I. S. 116.

**) Als Beweis hiefür dienen u. A. zwei von den großen Damencoſtümen, welche Jahreszeiten vorſtellen (P. 607. 608); die vier kleinen Jahreszeiten (bei dem Verleger Stent) (P. 614—17); eine Karte von England (P. 651);

Jahr 1644 Blätter von Hollar im Antwerpener Kunſtverlag hervor: der Satyr beim Bauern nach Elzheimer (P. 424) bei François van den Wyngaerde; die niederländiſche Landſchaft (P. 1242) bei Cornelis Galle, und, was die Frage ganz einfach entſcheidet, drei von den für die Aula Veneris neu hinzugeſtochenen Frauentrachten haben die Aufſchrift: W. Hollar fecit Antwerpiae 1644 (P. 1919. 20. 22). Hollar hat alſo in dieſem Jahr ſchon ziemlich Vieles in Antwerpen gearbeitet, und da er auch in London das Jahr ſehr fleißig geweſen, bliebe für einen dazwiſchen liegenden Feldzug kaum Zeit übrig.

Auf alle Fälle dürfte man nicht länger behaupten wollen, daß Hollar zur Sache der Stuarts bis auf den letzten Mann mit ſeinem Degen geſtanden habe, da der bürgerliche Krieg ſich noch bis zum 5. Mai 1646 fortzog, an welchem Tage Karl I. in's Lager der Schotten überging. Ich glaube daher, daß die ganze Geſchichte von ſeinem Waffendienſt als Freiwilliger und ſeiner Gefangenſchaft ein Märchen iſt, grade ſo gut, wie Vertue's Behauptung, ſeine Familie habe in Böhmen gegen die Habsburger Partei ergriffen.

Ohne Zweifel hat Hollar in Antwerpen ſich anfangs wieder an den Grafen von Arundel angeſchloſſen. Bald aber verlor er dieſen großmüthigen Schutz. Der Graf reiſte um dieſe Zeit nach Italien, um ſeine Geſundheit wiederherzuſtellen, ſtarb aber 1646 in Venedig.

Die Sammlungen hat Hollar noch eine Zeit lang benutzen können und noch Einiges daraus geſtochen. Der Tod ſeines Gönners aber zwang ihn, in der fremden Stadt Brot zu ſuchen, und das war eben nicht leicht, indem Antwerpen damals genug vorzügliche Kupferſtecher und Radirer zählte, welche faſt alle aus

---

die Folge der kleinen Anſichten (P. 719—26); die Londoner Börſe (P. 1036); die zweite Ausgabe der Aula Veneris (P. 1805), vgl. P. 1826 und 1861; der Dolch nach Holbein (P. 2596); das Titelblatt zu einer Apokalypſe (P. 2685), und die Portraits des Calver (P. 1369, mit noch engliſcher Unterſchrift), des Craenhals (P. 1381), des Van Dyck (P. 1393), des Marc Geerraerts (P. 1407), des Monck (P. 1469), des Rye (P. 1475), des Thompſon (P. 1510), und des Colthurſt (P. 1698).

Rubens' Atelier hervorgegangen, eine geſchloſſene Schule und folglich eine Cameradſchaft bildeten. Es läßt ſich erkennen, daß Hollar, um zu leben, jetzt mehr nach ſolchen Meiſtern ſtach, die dem niederländiſchen Geſchmack entſprachen und zum Theil im Lande lebten. Nächſt dem Deutſchen Elzheimer treten die beiden Brueghel und der jüngere Teniers unter den Originalen auf, nach denen er arbeitete. Die große Bauernhochzeit nach Pieter Brueghel, wo im Hintergrund die gekrönte Braut ſitzt, den Teller vor ſich, um nach Landesſitte von den Hochzeitsgäſten die Zeche für den Schmaus einzucaſſiren, iſt ein ächt niederländiſches Bild aus der vollen Wirklichkeit (P. 597). Nach Auguſtin Braun ſtach er die ſonderbare Anbetung der Könige im Schnee, wo die Scene aus dem heißen Orient in eine flandriſche Scheune verſetzt iſt, und weil Weihnachten in den Winter fällt, das Gefolg in tiefem Schnee watend jämmerlich friert, während ganz vorn Einer ſich nach Art eines Teniers'ſchen Bauern erleichtert (P. 97). Er copirte auch die vier Jahreszeiten in Bauernſcenen nach Jan van de Velde (P. 618—21), wobei er auch die luſtigen lateiniſchen Verſe der Originalplatten wieder darunterſetzte; bei dem Winter bedeuten ſie auf deutſch:

Kommt auch der Winter mit Sturm und Regen,
Förchten ſich drum nicht die Bauern, die ſtolzen:
Sie wärmen ſich an des Herbſtes Segen,
Wobei ſie einander auch waidlich holzen.*)

Unter die feinern Sachen aus dieſer Zeit gehören die neun großen Waldlandſchaften, nach Jacques d'Arthois radirt (P. 1205—13), welche die Jahreszahlen 1648—51 tragen und ihren Platz unter den gefälligſten Landſchaftsbildern Hollar's nehmen. Eben ſo reizend ſind die Spiele nackter Kinder nach Petrus van Avont (eins nach Rubens) in 30 Blättern, von 1646—54 datirt (P. 492—521). Um dieſelbe Zeit (1647) zeichnete Hollar nach den Originalen die intereſſante Folge der holländiſchen Schiffe in 12 Platten, vom Kriegsſchiff bis zum Marktboot herab (P. 1261—72). Im Jahr 1649 wurden zwei der feinſten Werke fertig, nämlich die

---

*) „Indomiti cum venit Hyems pluviosa coloni
Caedibus indulgent mutuis, Bacchoque calenti.

Kathedrale von Antwerpen (P. 824) und der Thurm von S. Romnald in Mecheln (P. 865). Im Ganzen ſcheint jedoch Hollar in Antwerpen nicht recht eingewurzelt zu ſein. Als daher in England durch den Sieg der Republik die Zuſtände unter Cromwell ſich befeſtigten, kehrte er 1652 nach London zurück. In Antwerpen hatte er acht Jahre gelebt.

In England aber wollte ihm ebenfalls das Glück nicht wohl. Als Karl II. 1660 als König zurückkehrte, dachte er an ſeinen alten Zeichenlehrer ſo wenig, als an ſo manchen Andern, der einſt für ſeine Anhänglichkeit an das Haus Stuart gelitten hatte. Allerdings erhielt Hollar den Titel als königlicher Vedutenzeichner, Scenographus Regis, aber mit dieſem unterzeichnet er ſich nicht früher als 1672, und zwar zum erſten Mal auf dem Blatt von Lincoln Cathedral (P. 995), und es ſcheint nicht, daß mit dem Titel auch ein Gehalt verbunden war. Dem ſchon alternden Mann ſtarb ſeine Frau, und im Jahr 1665 verlor er auch mit ungefähr 17 Jahren jenen talentvollen Sohn, der die Kunſt des Vaters erlernt hatte und die Stütze ſeines Alters hätte werden mögen.*) Er verheiratete ſich zum zweiten Mal und hatte auch aus dieſer Ehe Kinder, die ſeine Sorgen noch vermehrten. Dieſe zweite Frau hat ihn überlebt. Mit jenem Jahr 1665 begann überhaupt Hollar's Bedrängniß, welche auch der eiſernſte Fleiß nicht ganz zu beſiegen vermochte. Es war das Jahr der großen Londoner Peſt, und ihm folgte ſchon 1666 ein noch ſchwereres Unglück, nämlich die Feuersbrunſt, welche die ganze City in Aſche legte. Dieſe beiden Ereigniſſe ruinirten den Kunſthandel, und Hollar mußte zu fabelhaft niedrigen Preiſen arbeiten. Damals bezahlte ihm der Verleger Stent für zwei große Platten eines Proſpectes von Greenwich (P. 977) im Ganzen dreißig Schilling. Dieſe Platten haben zuſammen 31″ 9‴ Länge, auf 5″ 6‴ Höhe; der Quadratzoll Zeichnung und Radirung wurde alſo dem berühmten Manne mit dreißig Centimes bezahlt! Im Jahr 1818 ging ein einziger Abdruck dieſer Platten bei Tornelly's Auction bereits L. 2. 11 Sh., und jetzt würde man ihn doppelt ſo hoch bezahlen.

---

*) Vertue (S. 134 der I. Ausg.) bekam dieſe Nachricht und das Jahr von Jemandem, der mit Hollar noch in vertrauter Bekanntſchaft geſtanden hatte.

Unter dieſen Umſtänden entſchloß der Vielgereiſte ſich nochmals zu einer weiten und gefahrvollen Fahrt. Die Regierung ſchickte 1669 eine Expedition nach Tanger, der ſtarken Feſtung an der maroccaniſchen Küſte, welche 1662 als Mitgift mit Katharina von Braganza, der Gemalin Karl's II., an England gekommen war. Um die Stadt und die Forts aufzunehmen, ging Hollar als Scenographus Regis mit. Er zeichnete dort die 16 Anſichten von Tanger und eine von Tripoli (P. 1187—1198), welche er bald darauf im Stich erſcheinen ließ. Andere Zeichnungen gab er der Beſchreibung der Expedition durch John Ogilby (London 1670) als Illuſtrationen bei (Parthey S. 572). Die Expedition dauerte faſt ein Jahr. Eine Begebenheit auf der Rückfahrt, im December 1669, iſt uns durch einen dieſer Hollar'ſchen Stiche erhalten (P. 1247), und eine ausführliche Erzählung, welche in vier Zeilen gewöhnlichen Buchdrucks darunter ſteht, giebt uns das Nähere.*)

„Im December 1669 trat Lord Henry Howard ſeine Rückreiſe nach England, mit Sicherheitsbriefen des Oberhaupts der Seeräuberſtaaten verſehen, an. Der Lord ſchiffte ſein Gepäck und den größten Theil ſeines Gefolges ein, und das Schiff Maria Roſa, welches der Capitain Kempthorne commandirte, ſollte längs der Barbaresken-Küſte hinſegeln und ihn bei Salee erwarten, bis wohin er zu Lande mit funfzehn Begleitern zu reiſen gedachte. Bei Arcilla traf das Schiff, worauf ſich Hollar befand, einen Algierer, welcher ein engliſches Fahrzeug gefangen hatte, und es gelang dem Capitain der Maria Roſa, ſeine Landsleute mit Gewalt aus der Gefangenſchaft zu befreien. Durch dieſen Kampf hatte ſich aber die Ankunft der Maria Roſa verſpätet, ſie war den 3. December unter Segel gegangen, und traf erſt den 12. Sonnabend Nachmittag bei Salee ein.

„Hier fanden ſie eine engliſche Brigantine, welche von Tanger kam und die Nachricht brachte: daß die Barbaresken über den Vorfall bei Arcilla äußerſt erzürnt wären, und gegen den ertheilten Rath, ſchleunigſt alle Engländer an Bord zu nehmen und das Weite zu ſuchen, verweilte dennoch die Maria Roſa bis zum 18. des Monats, und wurde nun durch die Gewalt eines ausbrechenden Sturmes weit in's Meer hinein verſchlagen und nach der ſpaniſchen Küſte hingetrieben.

---

*) Ich muß dieſe Stelle aus von Quandt's Entwurf zu einer Geſchichte der Kupferſtecherkunſt S. 144 u. folg. abſchreiben, da mir Hollar's Stich mit dem engliſchen Text darunter und Ogilby's Africa, jene Beſchreibung der Expedition nach Tanger, hier in Zürich nicht zur Hand ſind.

„Auf der Höhe von La Rotta trafen ſie unglücklicher Weiſe auf ſieben türkiſche Schiffe, von welchen ſie heftig angegriffen wurden. Als ſie fünf Lagen vom groben Geſchütz der Feinde empfangen hatten, und das kleine Gewehrfeuer ſie ſchon erreichte und viele auf dem Verdecke dahinſtreckte, glaubten Alle verloren zu ſein, bis zwei Lagen der Maria Roſa, gegen Wind und Waſſer abgeſchoſſen, das türkiſche Admiralsſchiff, als ſo eben der türkiſche Befehlshaber es triumphirend beſteigen wollte, ſo nachdrücklich trafen, daß das Hauptſegel des feindlichen Schiffs ganz zerriſſen, und dieſes überhaupt ſo zugerichtet wurde, daß die Angreifenden nun bloß darauf bedacht ſein mußten, das prächtige zertrümmerte Gebäude zu retten. Dieſen Augenblick der Beſtürzung benutzten die Engländer, ihren Feinden zu entkommen, und es gelang ihnen noch glücklich genug, obwohl ſie elf Todte und ſieben ſchwer Verwundete zählten, und auch ihr Schiff auf das furchtbarſte beſchädigt war.

„Der engliſche Capitain lief, nach altem Stil, am 30. December 1669 in der Bai von Cadix ein.“

Für all dieſe Mühe, Arbeit und Gefahr erhielt Hollar von der Regierung im Ganzen 100 Pfd. Sterling! Er mußte alſo um das bloße Leben buchſtäblich im Tagelohn für Verleger arbeiten. Seine letzten Jahre ſind daher vorzüglich auf Illuſtration von Büchern mit kleinen Kupferſtichen verwandt worden. Schon 1665 hatte er die Kupfer zu Ogilby's China geliefert, Städte, Coſtümfiguren und Seltſamkeiten. Nach der Tangerfahrt hat er die Anſichten zur Beſchreibung von engliſchen Grafſchaften, Warwickſhire von Dugdale und Nottinghamſhire von Thoroton, gezeichnet und radirt, die ihn bis in's Jahr ſeines Todes beſchäftigten. Er iſt alſo damals auch noch in dem Weſten und dem Norden Englands bis nach York und Edinburgh gekommen, und vielleicht waren es die vielen Reiſen und der abwechſelnde Aufenthalt als Zeichner in freier Luft, was ihm ein höheres Alter gewährte, als den Kupferſtechern gewöhnlich gegönnt iſt. Aber alles Arbeiten wollte nicht reichen. Sein engliſcher Biograph erzählt, er habe zuletzt in größter Armuth in Gardiners' Lane zu Weſtminſter gewohnt, und ſeine Fahrhabe ſei ihm durch Pfändung weggenommen worden; er habe ſterbend gebeten, ihm nur noch ſein Bett zu laſſen bis er todt ſei. Offen geſagt, ich halte dieſe Geſchichte für übertrieben; wir haben ſchon ein paar Mal gefunden, daß Vertue ſtark einhaut. In England geräth Niemand ſo leicht auf's Pflaſter, der einmal Geſchäftsverbindungen hat und arbeiten kann, arbeiten will wie Hollar. Nur das ſteht aus den Arbeiten der letzten Jahre feſt, daß er damals handwerklich arbeiten mußte und nicht mehr die Gegenſtände mit der Liebe des Künſtlers ſich ausſuchen konnte, wie in der ſchönen Zeit beim Grafen Arundel. Reich kann man freilich im Frohndienſt von Verlegern nicht werden. So ſtarb der fleißigſte aller Sterblichen als ein armer Mann im Alter von 70 Jahren. Er wurde auf dem Kirchhof bei der Abtei von Weſtminſter begraben, und aus dem Regiſter von St. Margaret, welches die zur Abtei gehörige und heut noch beſtehende Pfarrkirche iſt, hat Vertue ermittelt, daß er am 28. März 1677 beerdigt worden iſt.*)

Den künſtleriſchen Nachlaß Hollar's erwarb John Evelyn, ein berühmter Kunſtfreund und Verfaſſer einer Geſchichte des Kupferſtichs. Ein andres großes Buch mit Werken von ihm verkaufte aber, wie Vertue berichtet, Hollar's Witwe noch ſpäter an einen andern berühmten Sammler, Sir Hans Sloane. Die Sammlungen desſelben kamen bei ſeinem Tode 1753 durch Kauf an die Nation und bildeten eine der Grundlagen des britiſchen Muſeums. Wenn dieſe Hollarſammlung ſich noch dabei befand, was ich nicht ermitteln kann, ſo müßte ſie jetzt im Kupferſtichcabinet (Print room) dieſes Muſeums ſich vorfinden.

---

*) Die Eintragung lautet: Wenceslaus Hollar buried 28th of March 1677. Geſtorben wäre er nach Parthey am 25. März; ich finde aber für dieſe genaue Datirung des Tages keinen Beweis. Hollar muß während der letzten Lebensjahre auf dem Continent ganz verſchollen ſein, und es iſt Vertue's Verdienſt, den Ort und das Jahr ſeines Todes feſtgeſtellt zu haben. Sandrart, Teutſche Akademie, Band I. Theil I. S. 363, welcher Band 1675 erſchien, läßt ihn damals, zwei Jahr vor ſeinem wirklichen Tod, und zwar zu Antwerpen, bereits geſtorben ſein!

Uebrigens wurde Hollar wegen des mannigfachen und belehrenden Inhalts ſeiner Stiche früh von Liebhabern geſammelt. Ein Graf von Oxford hatte vor 100 Jahren die vollſtändigſte dieſer Sammlungen, welche Vertue zu ordnen bekam, und dieſe iſt es, auf der Vertue's Verzeichniß von etwas mehr als 1000 Blättern beruht. Gegenwärtig möchten die Privatſammlung der Königin in Windſor und die Sammlung auf der Veſte Coburg den Meiſter am vollſtändigſten vertreten.

Die von Hollar geſtochenen Selbſtportraits zeigen einen wohlgebildeten Mann, von ernſtem, ſogar etwas trübſinnigem Ausdruck. Er trägt langes natürliches Haar, das in Locken auf den Schultern liegt und kürzer geſchnitten tief über die Stirn hinabgeht. Den ganzen Hals bedeckt ein ſchön geſtickter Kragen. Der Bart iſt geſtutzt, ſo daß ein ganz kleiner Schnurrbart und ein eben ſo kleines Bärtchen an der Unterlippe bleibt. Etwas Einfaches, Schlichtes und darum Vornehmes iſt in der ganzen Erſcheinung nicht zu verkennen. Er ſieht äußerlich einem der „Cavaliere" aus Karl's I. Armee ähnlich.

Wenn man nun Hollar's Thätigkeit in ſeinem Fach als Kupferſtecher würdigen will, ſo iſt ſeine erſte hervortretende Eigenſchaft der Fleiß. Parthey's Katalog weiſt 2733 Blätter von ihm nach, unter denen viele den ſtattlichen Umfang eines Foliobogens erreichen. Dazu kommen noch zahlreiche Blätter, welche Parthey nicht ſelbſt geſehen, ſondern aus andern Katalogen genommen hat; dieſe ſind ohne Nummerirung mit kleinerer Schrift zwiſchengedruckt. Parthey ſelbſt brachte noch einen Nachtrag, einen zweiten von 41 Blättern Auguſt Sollmann; hierauf Parthey nochmals 8 neue Blätter. Hiermit iſt aber Hollar's Werk immer noch nicht ganz erſchöpft, denn es treten im Kunſthandel noch ſtets neue Blätter auf, welche die ſämmtlichen Kataloge ausgelaſſen haben.*) In runder Summe wird man getroſt 3000 Blätter annehmen dürfen. Hollar hat von 1625—77 gearbeitet. Das giebt 52 Jahre, und auf's Jahr kommen faſt 60 Stiche. In jeder Woche hat er durchſchnittlich mehr als Eine Platte fertig gemacht!

---

*) Börner's Katalog ſeiner Auction vom 5. Oct. 1874, welcher beſonders reich an Hollar war, bringt unter Nr. 1660 ein unbeſchriebenes Blatt

Bei den ſpätern ſehr handwerklichen Arbeiten für Illuſtration haben ihm allerdings mehrere Schüler geholfen, die er während ſeines zweiten Aufenthalts in London (1652—77) heranbildete. Vor dieſer Zeit iſt uns aber nicht bekannt, daß er in Deutſchland, London oder Antwerpen Schüler gehabt hätte; und ſo ſind gewiß alle ſeine Hauptwerke, die grade in jene frühere Zeit fallen, ganz von ſeiner eigenen Hand vollendet.

Hinzunehmen muß man, daß Hollar niemals Mühe ſcheute. Er wählte ſehr oft Gegenſtände, welche das Aeußerſte von Detail verlangten. Seine Kathedrale von Antwerpen und der Abendmahlskelch nach Mantegna, aber auch manche der großen Panoramen, mit genauer Angabe aller einzelnen Gebäude, können hiefür als Beweiſe dienen. In ſolchem Fleiß und ſolcher Treue des Details kann man unter den großen Meiſtern nur noch Callot und della Bella mit ihm vergleichen.

Leichtſinnig und flüchtig hat überhaupt Hollar niemals gearbeitet. Natürlich ſind die Brotarbeiten der letzten Jahre weniger gut. Sehr ſchwach ſind zum Theil auch die fliegenden Blätter, welche Zeitbegebenheiten illuſtrirten und raſch nach den Ereigniſſen auf den Markt kommen mußten, wenn ſie rentiren ſollten. Nimmt man z. B. die beiden Platten von dem Staatsproceß gegen Strafford und von deſſen Hinrichtung auf Tower Hill, ſo wird man in den kleinen Figuren ſehr den Geiſt vermiſſen, womit Callot und della Bella ſogar ſolche Gelegenheitsblätter noch auszuſtatten verſtanden. Auch die Anſichten von Tanger, die ihm notoriſch ſo ſchlecht be-

---

(101 mm. br., 74 mm. h.), welches rechts oben bezeichnet iſt W. Hollar fec. 1639: eine vornehme Geſellſchaft von vier Herren und drei Damen bei Tafel im Freien; rechts ein einſchenkender Page am Eingang eines Hauſes. Das Blatt wurde für 50 Thaler erſteigert und kam in das Kupferſtichcabinet zu Berlin (Weſſely, Kupferſtichſammlung der Kön. Muſeen zu B., Nr. 1026), welches außerdem noch zwei unbeſchriebene Blätter von Hollar enthält (Weſſely Nr. 1024. 1025).

zahlt wurden, ſind gröber radirt. Von dem Monument für König Eduard IV. in der Georgscapelle zu Windſor, einem aus Eiſen künſtlich getriebenen Gitterwerk, das man oft dem Quinten Matſys zugeſchrieben hat (P. 2282), ſagt Vertue, man ſehe darin die von dem nahenden Tode ſchon geſchwächte Hand. Auf dieſem Blatt hat er nur das Gitter und die Kirchenperſpective fertig gemacht; die Platte gehört zu den letzten Arbeiten, die er unvollendet hinterließ. Sehr merkwürdig iſt, daß H.'s Manier in einem ſo langen Leben ſich niemals verändert hat. Aus der Technik könnte man ein frühes und ſpätes Werk von ihm oft ſchwer unterſcheiden, wären nicht die Jahreszahlen auf den Blättern und andere Anhaltspunkte da, um die Zeitfolge wenigſtens ſeiner Meiſterſtücke feſtzuſtellen.

Solch eine coloſſale Productivität bliebe nun freilich unbegreiflich, wenn er nicht die leichteſte Technik gewählt hätte. Hollar war weſentlich, ja faſt ausſchließlich Radirer, und das allein machte es ihm möglich ſo raſch zu ſchaffen, weil hier das phyſiſch Mühſame und Ermüdende der Arbeit, die Eintiefung der Striche in die Kupfertafel, von der Natur auf chemiſchem Wege abgethan wird. Es giebt kein einziges Blatt von ihm, welches ganz mit dem Grabſtichel gemacht wäre. Auch die Behandlung des Aetzwaſſers muß er ſehr los gehabt haben, was freilich bei dieſer ungeheuern Praxis leicht begreiflich wird, denn es giebt ſchwerlich eine einzige Platte von ihm, welche zu ſchwach oder zu ſtark geätzt wäre. Um dieß zu beurtheilen, muß man freilich beſonders von den kleinern Blättchen, z. B. den Rheinlandſchaften, frühe und ſchöne Abdrücke vor Augen haben.

H.'s Radirnadel iſt vor Allem leicht, ſie zeichnet alle Gegenſtände wie ſpielend hin. Hierdurch erreicht er zumal in den Hintergründen ſeiner Landſchaften die große Feinheit und Abtönung, während der Vorgrund doch auch viel Kraft und Schattentiefe bekommt. Auch in Kleidungsſtoffen hat er eine breite Art, und auf ſeinen zahlreichen Blättern mit Frauentrachten iſt das Moiré in Seide, welches damals Mode war, mit breiten ſtarken Strichen ſehr virtuos wiedergegeben. Dagegen macht er auch auf den größern Portraits das Fleiſch mit feinen ſich durchkreuzenden Strichen, und am Auslauf dieſes Netzwerks mit Punkten. Das wirkt ſchwächlich wie Lithographie, und die Modellirung in den Geſichtern, der Knochenbau des Schädels, das Skelet einer Hand unter Muskeln und Haut zeichnen ſich nicht ſcharf genug. Hieran leiden beſonders die größern Bildniſſe; bei den kleinen, wo er weislich auf die Hauptzüge ſich beſchränkt, iſt es weniger empfindlich.

Als gelernter Kupferſtecher wußte aber Hollar natürlich auch den Grabſtichel zu führen, und ſicher iſt, daß er viele ſeiner größeren Platten, nachdem ſie aus dem Aetzwaſſer kamen, mit dieſem Inſtrument nachgearbeitet hat, ſowohl im Fleiſch, wo man den Grabſtichel gleich an den parallelen Taillen erkennt, als auch beſonders in Luft und Waſſer. Für ſtille Waſſerſpiegel braucht er den Grabſtichel, um die Flächen durch ganz grade parallele Linien wiederzugeben. In den Lüften macht er die Wolken mit Radirung, den leichten Ton des blauen Himmels aber giebt er durch parallele Linien nach dem Lineal gezogen wieder. Auch einzelne herausſtehende Aeſtchen ohne Laub ſetzt er an die ſonſt ganz radirten Bäume mit dem Grabſtichel an, wie dieß auch ſein Zeitgenoſſe Waterloo that. Auf den drei berühmten Blättern mit Katzenköpfen ſind die dicken borſtigen Haare des Schnurrbarts mit kräftigen Schnitten des Grabſtichels gemacht.

Weit mehr aber bediente er ſich zur letzten Vollendung, beſonders bei kleineren Blättern, der kalten Nadel, mit welcher der Kupferſtecher ganz wie mit einem Grabſtichel die Platte anritzt, nachdem der Aetzfirniß bereits abgewaſchen iſt. Dieß Inſtrument iſt fähig, die allerzarteſten Striche zu machen. Mit der kalten Nadel hat er an Federn, Pelz, Menſchenhaar einzelne Spitzchen und Fläumchen an den Contour angeſetzt, um die Stoffmaſſe gegen das Licht, gegen den Hintergrund ganz zart und daunig verlaufen zu laſſen.

Ein einziges Blatt, den Knabenkopf nach Sadeler (Parthey 640), hat H. ganz mit der kalten Nadel gemacht, und hiernach iſt Parthey's Behauptung nicht zu berichtigen, aber ſchärfer zu fixiren, daß dieß Blättchen „geſtochen, nicht radirt ſei“.

Für den hiſtoriſchen Stich iſt dieſe ganze Manier nicht großartig genug. Starke breite Flächen in Fleiſch und Stoffen erhalten die rechte Kraft von Licht und Schatten einmal nur durch den Linienſtich mit ſtarken, tiefen und breiten Taillen, deren nur der Grabſtichel mächtig iſt. Hollar's büßende Magdalena in großer Landſchaft nach Van Avont (Parthey 179), oder der Chriſtus am Kreuz nach Van Dyck (P. 107), ſind gewiß, als Radirungen betrachtet, ſehr bedeutend, aber mit der herrlichen Klarheit, welche Vorſterman, Pontius und die beiden Bolswert über ſolche Compoſitionen des Rubens, des Van Dyck verbreiten, halten ſie den Vergleich doch nicht aus.

Dagegen hat H.'s Radirtechnik wieder ihren Werth zunächſt in der Landſchaft. Das Unbeſtimmte in Form und Umriß, welches grade den Reiz des Naturbildes ausmacht, das zart Duftige von Luft und Wolke, das Zerfließen der Contouren in den entfernten Hintergründen ſpottet der ſcharfen Beſtimmtheit des Grabſtichels.

Will man die eigenthümlichen Vorzüge des Grabſtichels und der Radirnadel einmal im Wetteifer ſehen, ſo muß man zwei Blätter Hollar's nach Elzheimer betrachten, welche eine ſitzende und eine ſchlafend ausgeſtreckte Nymphe der Diana in Waldlandſchaften darſtellen (P. 276. 277). Hier ſind die landſchaftlichen Umgebungen ganz von Hollar's zarter Nadel radirt; die beiden Figuren aber hat Paul Pontius ihm mit dem Grabſtichel hineingeſetzt. Pontius iſt wohl nicht der feinſte, aber er iſt der glänzendſte Stecher der Rubensſchule. Obwohl es nur kleine Figuren ſind, hat er ſie ganz in ſeinem großen Stil mit parallelen nur wenig gekreuzten Taillen geſtochen — und wie hart und kalt fallen ſie aus dem heimlichen Dämmer der Hollar'ſchen Waldeinſamkeit heraus!

Ganz vorzüglich aber hat H. ſeine Manier zum Ausdruck von Oberflächen verwendet, welche aus lauter einzelnen ganz kleinen Einheiten beſtehen und daher an den Rändern unbeſtimmt verlaufen müſſen. Dahin gehört das Gefieder von Vögeln, das Haar auf dem lebenden Thierkörper und der Pelz des todten Thieres. Mit Recht ſind daher grade ſolche Darſtellungen von H.'s Nadel geſchätzt. Der Waſſervogel (P. 2160), der Häher (P. 2191), überhaupt ſeine Gruppen von Vögeln, der todte Maulwurf (P. 2106), der todte Haſe nach Pieter Boel (P. 2058), das Bologneſerhündchen nach Maetham (P. 2097), die drei berühmten Katzenköpfe, vor allem aber die bewunderten Blätter mit den Pelzmuffen und Toilettenſtücken (P. 1947—52) — das ſind Gegenſtände, in denen Hollar's Feinheit und Naturtreue abſolut von keinem andern Stecher der Welt übertroffen wird.

Hollar war eigentlich niemals ein Erfinder, und von Compoſitionen, die er gemacht hätte, kann man kaum reden. Wo er die Originale ſeiner Stiche ſelber zeichnete, da waren es faſt immer Aufnahmen von etwas, was er genau ſo vor ſich ſah, mochte es nun eine Landſchaft, ein Bauwerk oder ein Stück aus einer Naturalienſammlung ſein. Sein Verdienſt war dann im Grunde nur die photographiſche Treue, womit er das Geſehene wiedergab. Aus dieſem Grunde gelangen ihm auch im Stich beſonders einzelne Naturgegenſtände, welche einfach zu copiren waren. Arbeitete er hier nach fremden Vorlagen, ſo fielen die Sachen leicht ſchwächer aus. So kann ich die Inſecten und Schmetterlinge, deren er eine Folge von 12 Blättern nach einem Unbekannten aus Arundel's Sammlung ſtach (P. 2164—83), nicht charakteriſtiſch, nicht naturtreu finden;*) dagegen ſind die anſpruchsloſen 35 Blätter mit einzelnen Muſcheln, von ihm ſelber nach der Natur gezeichnet (P. 2187—2224), als Illuſtrationen ganz vortrefflich. Dieſe Folge iſt ſo ſelten, daß ſie vollſtändig nur in ganz großen und alten Sammlungen vorkommt. In Auctionen iſt ſie faſt unfindbar.**)

Wenn man H.'s Thätigkeit überblickt, ſo muß man immer hinzunehmen, daß er eine ſehr große Zahl ſeiner Sachen, vielleicht die Hälfte, nach der Natur oder doch nach eigner Zeichnung ſtach. Dadurch wird die ungeheure Summe von Lebensarbeit, welche dieſer Eine Menſch leiſtete, noch ſehr bedeutend vermehrt.

---

*) Wenn man zwar den Titel lieſt: Muscarum Scarabaeorum Verviumque Varie Figure et Formae, omnes primo ad vivum coloribus depictae et ex Collectione Arundeliana a Wenceslao Hollar aqua forti aere insculptae, ſo ſcheint es, daß Hollar auch die Originale ſelbſt gemacht hatte. Das wäre alſo ein Beweis, daß er auf ſeine Jugendneigung zum Illuminiren noch ſpäter gelegentlich zurückkam.

**) Auf der Auction Bernhard Keller (von Schaffhauſen) wurden 24 Blätter dieſer Folge mit 150 Gulden bezahlt.

Sonſt hat er nach den allerverſchiedenſten Meiſtern geſtochen. indem er entweder Handzeichnungen in Kupfer copirte oder große Bilder auf Kupfer reducirte. In den Meiſtern, nach denen er ſtach, oft auch wohl auf Beſtellung ſtechen mußte, machte er kaum einen Unterſchied, ja, wenn man Holbein und allenfalls den geiſtreichen Elzheimer ausnimmt, hatte er wohl kaum Prädilectionen für einzelne Schulen oder einzelne Maler. Wir bleiben ihm immer verbunden, daß ſein Fleiß uns ſo viel Anſprechendes von Dürer, Holbein, Lionardo und ſo vielen Andern gerettet hat. Beſonders unſer Elzheimer, deſſen Gemälde und Zeichnungen ſo ſelten ſind, tritt uns in ſeinem ganzen hohen Werth nur dann vor Augen, wenn wir ihn in den Kupferſtichen ſehen, welche zwei ſeiner ganz beſondern Verehrer, Goudt und Hollar, nach ihm gemacht haben.

In Wiedergabe des Stils dieſer ſo verſchiedenen Künſtler genügt Hollar allerdings nicht. Nicht allein hat er ſtets dieſelbe techniſche Manier, und wir ſahen, daß dieſe nicht für jedes Original paßt, ſondern er geht auch nicht vollſtändig auf den Geiſt der verſchiedenen Meiſter ein. Auf dem Blatt nach Holbein, wo die Königin von Saba vor Salomo erſcheint (P. 74), ſind die Frauenköpfchen des Gefolges ſtumpf, manche gradezu häßlich. Von dieſem Blatt hat man in Kensington Palace noch die Originalzeichnung, ſie war auf der Holbein-Ausſtellung in Dresden und ſoll unendlich ſchöner als Hollar's Stich ſein. Dieß iſt ein Punkt, wo alle alten Schulen den modernen Kupferſtechern nachſtehen. Zwar wenn einer der frühern Meiſter nach großen Zeitgenoſſen ſtach, die trafen den Geiſt derſelben, weil es noch ihr eigener Geiſt war: ſo die Rubensſtecher den Rubens, den Van Dyck, den Jordaens, ſo auch Edelinck den Champaigne und den Le Brun. Aber was ihrer eigenen Zeit und Schule fern lag, das haben ſie ſelten in deſſen vollem Charakter aufgefaßt.

Und wie nun Hollar unter den Meiſtern nicht ängſtlich wählte, ſo waren ihm auch alle Gegenſtände recht, die man von ihm verlangte. Kaum hat je ein Stecher gelebt, der ſo ganz Verſchiedenes wiedergab. Man hat aber ſchon mit Recht bemerkt, daß er Eins grundſätzlich vermied, nämlich das Ueppige, obwohl dieſe Richtung ſehr in ſeiner Zeit lag; ich füge hinzu, daß ſeine Geſinnung auch das Unfläthige, Rohe und Grauſame ausſchloß. Märtyrerbilder kommen in ſeinem Werk nicht vor, wenn man den gekreuzigten Chriſtus nach Van Dyck und die eine, offenbar auf Beſtellung gemachte, Folge von Martern der Apoſtel und Evangeliſten ausnimmt, welche als Illuſtrationen für ein Buch dienen (P. 142—55). Eine Durchſicht des Verzeichniſſes von Parthey, wo die Blätter nach den Gegenſtänden geordnet ſind, läßt uns den weiten Kreis überblicken, den Hollar's Hand umgreift.

Beginnen wir mit Geſchichte, ſo hat er neben der Religion die weltliche Geſchichte mit allen Nebenzweigen, Mythologie, Fabel, Allegorie, bis zum Emblem hinab, dargeſtellt. Neben dieſen ſucht man jetzt beſonders die fliegenden Blätter, welche Zeitbegebenheiten ſchildern, obwohl gerade dieſe künſtleriſch ſehr ſchwach ſind: der Einzug Friedrich's V. in Prag, der Leichenzug des Generals Taſſis, das Verhör und die Hinrichtung des Grafen Strafford. Daran ſchließen ſich die geographiſchen Sachen: Landkarten, Pläne von Gebäuden, Panoramen von Städten, und Schlachtpläne. Schiffe hat er beſonders in Antwerpen ſtudirt und eine Folge der verſchiedenen Fahrzeuge auf den niederländiſchen Gewäſſern herausgegeben; ebenſo ein paar Seeſchlachten. Unter den Landſchaften ſind, neben den kleinen Skizzenblättern aus ſeinem eigenen Reiſetagebuch, beſonders die nach niederländiſchen Meiſtern, Brueghel, van Avont, Arthois und dann die nach Elsheimer ſchön. Zahlreich ſind die Studienblätter von Köpfen und Figuren nach Lionardo, Giulio, Parmeggiano und andern Italienern; dazu kommen, für den Jahrmarkt, auch ein paar Mißgeburten und ein Kerl, der bloß Steine fraß. Die Portraits, wo wir bei manchen die dargeſtellten Perſonen nicht kennen, würden einen ſtarken Band anfüllen. Coſtümbilder ſind ſehr zahlreich; neben jenen Frauentrachten verſchiedener Länder hat er Mönche, Inſignien des Hoſenbandordens, große Ordenscapitel abgebildet. Und nun geht er auch ganz in Vereinzeltes: Inſecten und Schmetterlinge, Fliegen, Muſcheln, Vögel und Vierfüßler, einzeln oder in Gruppen, todtes Wild, Jagdhunde und Jagdgeräthe. Zuletzt Kunſtwerke, Architekturen, darunter manche Hauptblätter, Grabmonumente, Glasgemälde, Wappen, Münzen, Medaillen, Siegel, Vaſen, Geräthe und Waffen, kommen beſonders unter den Kupferſtichen vor, womit er Bücher illuſtrirte. Unter den Waffen hat er bereits eine Streitaxt aus der Steinzeit (P. 2600) abgebildet. Für ſchöne alterthümliche Bauwerke hatte übrigens Hollar einen lebhaften Sinn, daher er dergleichen gern ſelbſt nach den Maßen aufnahm und auch in ſelbſtſtändigen Einzelblättern herausgab, die durchaus keine beſtellten Illuſtrationen waren. Er hatte für ſolche Werke Pietät; unter dem Schiff der alten Paulskirche in London, welche nachher in dem Londoner Citybrand unterging, hat er bemerkt, hiermit wolle er, der dieſes täglich den Einſturz drohende Gebäude gezeichnet und immer bewundert, noch eine Erinnerung daran bewahren (P. 1025).*) Hinzunehmen muß man endlich Buchtitel, Ornamente, verzierte Initialen und die Schriften, welche er auf Platten anderer Stecher äzte — und dieß alles betrachtend wird man mit van Quandt übereinſtimmen und bekennen: „man ſtaunt, wie ein Menſch ſo Verſchiedenartiges gleich klar und vollſtändig ergreifen konnte.“

Wenn ein ſo tüchtiger Meiſter dennoch kein Glück im äußern Leben hatte, ſo lag das gewiß zunächſt in Umſtänden, die nicht von ihm abhingen. Das ſiebzehnte Jahrhundert war für das geſammte Deutſchland eine Unglückszeit, und der Einzelne litt unter dem Unglück des Vaterlandes mit, ſelbſt wenn er ſich in's Ausland flüchtete. Auch Adam Elzheimer, durch Phantaſie, Erfindung, feines Landſchaftsgefühl und ächte Poeſie gewiß einer der ausgezeichnetſten Künſtler ſeiner Zeit, ſtarb zu Rom in tiefer Dürftigkeit. Dem armen Hollar wurde dreimal das warme Neſt geſtört. Aus Böhmen trieb ihn die Verarmung des Landes unter einer bittern und erzürnten Reaction; aus England der Bürgerkrieg; und zuletzt, nachdem er dort ſich einen neuen Herd gegründet, kamen Landesunglücke, welche, wie immer, zuerſt die Kunſt auf's Pflaſter ſetzten. Seiner Manier machte der gleichzeitig zu ſeiner Höhe anſteigende Glanz des Linienſtichs in Belgien und Frankreich eine furchtbare Concurrenz. Es kamen aber ſicher auch innere Gründe hinzu, die in ſeinem Geiſt und Charakter lagen. Es wird nicht gelingen, ihn unter die „geiſtreichen“ Kupferſtecher hinaufzuſchrauben; er war nun einmal kein ſchöpferiſcher Menſch, denn auch wo er ſelber zeichnet, bleibt er immer ein Copiſt der Natur, die er vor ſich ſieht. Und gewiß hat es ihm auch an Energie und Unternehmungsluſt gefehlt, ein Mangel, der, ſo ſeltſam das ſcheint, ſehr oft mit rieſigem Arbeitsfleiß zuſammengeht. So hat er z. B. niemals, wie das zu ſeiner Zeit die bedeutenden Kupferſtecher thaten, einen eignen Verlag begründet, ſondern ſtets in Auftrag und Tagelohn Anderer gearbeitet. Auch gelang es ihm nicht, Andere ausgiebig für ſich arbeiten zu laſſen. Auf dem Continent, in Deutſchland und Antwerpen, hat er nicht einmal Schüler gebildet. Die engliſchen Schüler kann man auf dem Continent nicht kennen lernen; wer ſie in engliſchen Sammlungen aufgeſucht hat, berichtet, daß ſie alle dem Meiſter bedeutend nachſtehen. Er war offenbar kein Genius, der große jüngere Talente in ſeinen Kreis riß. Wie ein Peter Schlemihl geht er durch die Welt, der im Auslande den verlorenen Schatten der Heimat nicht wiederzugewinnen verſteht; das Engliſche wie das Franzöſiſche, das in den Schriften auf ſeinen Stichen vorkommt, iſt ſchlecht und obenein ſtark unorthographiſch. Ein ſolcher Mann konnte dem Fremden nicht imponiren; ſtatt ſich geltend zu machen und durchzuſetzen, lud er Jedermann ein ihn auszubeuten. Auch in ſeiner eigenen Kunſt hat er die Stellung eines Herrſchers, wie Callot, wie Reni, wie Soutman und Vorſterman, nie einnehmen können; weder eine Schule hinterließ er, noch kann die Kunſtgeſchichte nachweiſen, daß er auf andere ſelbſtſtändige Meiſter ſeines Faches anregend eingewirkt. So ſteht Hollar, techniſch betrachtet doch ein ſo großer Stecher, in ſeinem eigenſten Können ganz einſam da.

---

*) „Wenceslaus Hollar Bohemus, hujus Ecclesiae (quotidie casum expectantis) delineator et olim admirator, memoriam sic preservavit. A. 1658.“

Beilage.

Meiſter, nach denen Hollar geſtochen hat, ſammt Angabe der einzelnen Gegenſtände.

(Die Nummern ſind die aus Parthey's Katalog.)

I. Deutſche.

Heinrich Aldegrever:
Nachſtich der Fortuna (datirt 1626) 457.
Hans Sebald Beham:
Drei Medaillons in Stein geſchnitten 2625.
Heinrich van der Borcht der Sohn (aus Frankenthal in der Pfalz):
Portrait 1338.
Portrait ſeines gleichnamigen Vaters 1364.
Portrait 1530.
Auguſtin Braun:
Hl. drei Könige im Schnee 97.
Friedrich Brentel:
Diana und Actäon 274.
Franz Cleyn:
Bilder zu Homer 286 u. folg.
Bilder zu Vergil 290 u. folg.
Zierleiſten zu Vergil und andern Büchern 2580, 81, 84, 86, 92, 94.

Cleyn, aus Roſtock, war 4 Jahre in Rom, wo er den Manierismus der Periode annahm, kam unter Jakob I. nach England, zeichnete viel für Tapeten und Kupferſtich. Die Vergilbilder ſollen antike Illuſtrationen aus einem Pariſer Codex ſein. Cleyn ſtarb 1658 (Füßli der Aeltere, im Lexikon). „Die vielen Blätter zum Homer und Virgil nach Fr. Cleyn gehören in der Anordnung zu den geſchmackloſeſten und gezierteſten Vorſtellungen, die man finden kann.“ Parthey S. IX.

- Lucas Cranach:
  - Eber 2091.
- Albrecht Dürer:
  - Ecce homo 102.
  - Schmerzensmann 105.
  - Chriſtus am Kreuz 106.
  - Maria und Kind 2 Mal (Nachſtiche nach Kupferſtichen, datirt 1625 und 1626), 132, 132a.
  - Hl. Chriſtoph 158.
  - Hl. Georg mit dem Drachen 165.
  - Hl. Hieronymus 166.
  - Dürer's Vater 1389.
  - Dürer ſelbſt 1390.
  - Katharina Fürlegerin von Nürnberg 1535.
  - Dieſelbe 1536 (vgl. Parthey Nachtrag S. 653).
  - Liegende Hirſche 2 Bl. 2092, 93.
  - Liegender und ſtehender Löwe 2 Bl. 2094, 95.
  - Sitzender Hund 2096.
  - Verzierungen nach Federzeichnung 9 Bl. 2559—67.
- Adam Elzheimer:
  - Tobias und Engel (Nachſtich nach Goudt) 75.
  - Verſuchung Chriſti 98.
  - Chriſtus von Engeln bedient 99.
  - Enthauptung Johannis (Nachſtich nach Goudt) 100.
  - Heilung des Lahmen 114.
  - Johannes der Evangeliſt 168.
  - Hl. Laurentius 170.
  - Mercur und Herſe 268.
  - Die drei Göttinnen (Venus 2 Mal) 269—271a.
  - Latona und die Bauern 272.
  - Ceres und Stellio (Nachſtich nach Goudt) 273.
  - Zwei Nymphen der Diana 2 Bl. 276, 77 (die Figuren von Pontius geſtochen).
  - Satyr und zwei Nymphen 278.
  - Fünf Satyrn und zwei Nymphen 279.
  - Satyr bei dem Bauern 424.

Häuſer auf dem Felſen 1221.
Steinbrücke 1222.

J. Flegl:
Zwei Böcke 600.

Vertue pag. 9 giebt den Namen als G. (nicht J.) Flegl an. Wahrſcheinlich alſo Georg Flegel von Olmütz, geb. 1563, lebte in Frankfurt, malte Stillleben und Bildniſſe, † 1638. (Nagler, wie immer ohne Angabe ſeiner Quelle.) Von Georg Flegel, aber ohne Namensbezeichnung, ſind zwei Stillleben in der Gallerie zu Augsburg (Nr. 479, 480).

Joſeph Heintz:
Hl. Familie (datirt 1627) 133.

Hans Holbein:
Juda und Thamar 67.
David und Goliath 71.
David vor Saul 72.
Der Uriasbrief 73.
Königin von Saba 74.
Kreuzabnahme 109.
Satyriſche Paſſion 16 Bl. (zweifelhaft) 116—31.
Hl. Barbara 176.
Todtentanz 30 Bl. 233—62.
Einzelne Todesbilder 3 Bl. 263—65.
Todtentanz-Alphabet 6 Bl. (zweifelhaft, doch vgl. Parthey Nachtrag S. 632) 266.

Portraits:

Chaloner 1371.
Chambers 1372.
Thomas Cromwell 1386.
Denny 1387.
Edward VI. 1395.
Guildford 1409.
Lady Guildford 1410.
Conrad Gyger, Maler von Zürich? 1410a (Wahrſcheinlich eins mit 1547, vgl. Parthey Nachtrag S. 653).
Hans von Zürich 1411.

Heinrich VIII. 1414.
Holbein ſelbſt 1418.
Jane Seymour 1427.
Königin Maria 1465.
Morett 1470.
Surrey 1509.
12 unbekannte Köpfe 1543—54, darunter angeblich
  Anna von Cleve?
  Herzogin von Suffolk?
  Katharina von Arragon?
  Mother Jack.
  Lady Butts.
  Mann mit Gliederkette (Michel de l'Hôpital?).

Das letztere Portrait (P. 1548, vgl. Nachtrag S. 653) hat Confuſion gemacht. Die Platte trägt oben die Beiſchrift H. Holbein incidit in lignum. Das klingt, als hätte Holbein den Kopf ſelbſt als Formſchneider in den Holzſtock geſchnitten, und es wäre das alſo eine zwar ſpäte, aber eine immer zu beachtende Notiz für die Frage, ob Holbein je eigenhändig Formſchneider geweſen. So hat auch Vertue p. 76 den Ausdruck mißverſtanden („from a Wooden Print of Holbeins'“). Es giebt aber keinen ſolchen Holzſchnitt nach oder von Holbein, und der Sinn kann alſo nur ſein, daß Holbein den Kopf in Buchs oder ein andres hartes Holz als Reliefmedaillon geſchnitzt hat. Entſprechend lautet auf dem Selbſtportrait Hans Sebald Beham's und dem Portrait ſeiner Frau (P. 2625) die Unterſchrift: „H. S. B. sculpsit in lapide.“

Waffenverzierungen 4 Bl. 2596—99.
Verzierte Gefäße 12 Bl. 2626—37.

Johann Hülsmann:
Alter Mann und Mädchen 1556.

Peter Lely:
Portrait 1557.

- Matthaeus Merian:
  - Anſicht bei Augsburg 758.
  - Vexirblatt 1241.
- Joh. Neuhoff:
  - Karte von China 693.
- Georg Pencz:
  - Portrait 1378.
- „Jacobus Ramsler del.“:
  - Anſicht von Tübingen 895.
- Hans Rottenhammer:
  - Hl. Familie 135.
- Joachim von Sandrart:
  - Solfatara bei Puteoli 1122.
- Martin Schongauer:
  - Frau mit Eichenkranz 1641.
  - Frau mit Turban 1642.
- Carl Screta:
  - Mannskopf 1635.
- Martin Zimmermann:
  - Mannsportrait 1644.
  - Gänzlich unbekannter Künſtler.

II. Niederländer.

- Jan Almeloveen:
  - Landſchaften (Nachſtiche) 626 – 29.
- Jacques d'Arthois:
  - 8 Landſchaften 1205—12.
- Petrus van Avont:
  - Hl. Magdalena in 3 Compoſitionen 178, 179, 182.
  - Die Kinderſpiele 30 Bl. meiſt von van Avont (eins von Rubens) 492—521.
  - Die vier Elemente 522—25.
  - Hirten im Walde 1213.
  - Wohl auch das Gegenſtück Waldgegend mit Schafherde 1242 (vgl. Parthey Nachtrag S. 644).

G. Bakereel:
Hl. Bruno 157.

Jan van Balen:
Selbſtportrait 1356.

(**Willem Baſſe:** Hl. Familie 141, vermuthlich von Baſſe ſelbſt geſtochen, vgl. Parthey Nachtrag S. 630).

David Beck:
Königin Chriſtine von Schweden 1373.

„David Beek, né à Arnheim en 1621, fut envoyé en Angleterre dès sa jeunesse, pour se former à l'école de Van Dyck, et devint un de ses meilleurs élèves; il fut choisi pour donner des leçons de dessin au prince de Galles, plus tard Charles II., ainsi qu'à ses frères. (Sehr zweifelhaft; 1641 trennte ſich die Königliche Familie, und der ſpätere Karl II. ging nach Frankreich; ſollte ein junger Mann unter 20 Jahr dieſe Stelle erhalten haben?) Sa rapidité d'exécution etait si grande que Charles Ier lui dit un jour: „Ma foi, Beek, je crois que vous pourriez peindre en poste.“ Carpenter, Memoires sur A. van Dyck, franzöſiſch von Hymans, p. 53, nach Descamps. Heineke kennt von Beck (Beek) noch mehrere Bildniſſe. Später war er in Schweden, wo Jeremias Falck zu Stockholm mehrere ſchwediſche Generäle nach ihm ſtach, die mit dem Namen beider Künſtler bezeichnet ſind. Die Auffaſſung dieſer Bildniſſe zeigt ganz den Schüler des Van Dyck.

Adam Alexius Bierling:
Anſichten von Arundel Houſe 2 Bl. 1034, 35.

Bierling's voller Name kommt vor auf ſeinen Verlagsartikeln 1543, 1554, 2002. War Kunſtverleger in Antwerpen, muß aber auch England beſucht haben, um jene beiden Blätter zu zeichnen.

Pieter Boel:
Der todte Haſe 2058.

Gerard ter Borcht:
Portrait 1450.

Scheint der berühmte Terburgh. Das Portrait ſtellt den Caspar

Kinſchotius dar, welcher in ſeiner Vaterſtadt Haag 1649 ſtarb; damals war Terburgh 41 Jahr alt.

(H. van der Borcht der Vater, aus Brüſſel; die von Hollar unter dieſem Namen geſtochenen Bildniſſe möchten alle von dem gleichnamigen Sohn ſein, ſ. oben Deutſche).

Paul Bril:

Herde am Waſſer 1220.

Adriaen Brouwer:

Hl. Franciscus 2 Mal, 163, 164.

Jan Brueghel:

Anſicht von Willebroek bei Mecheln 901.

Landſchaften 1214 und ſolg.

Hollar ſchreibt correct, obwohl ſtets abweichend, Brüghel, Brueghel, Bruegel, Brughel (nicht Breughel).

Pieter Brueghel:

Bauernhochzeit 521.

Bauernſchlägerei 599.

Landſchaften 1214 und ſolg.

„W. Coberghér inv." (als Architekt) „P. Merck del." (als Zeichner):

Leihhaus zu Brüſſel 835.

„Conzal":

Engliſches Portrait 1521.

Wohl ſicher Gonzalez Coques, vgl. Parthey Nachtrag S. 653.

J. Danckers, auch Danckert und Dankert geſchrieben:

Bilder zum Juvenal 430 und ſolg.

Portrait 1543.

Abraham van Diepenbeke:

Maria erſcheint dem hl. Norbert 226.

Allegorie 458.

Vogelanſicht von Monjardin (?) 1092.

Karl II. allegoriſch 1444.

Buchtitel 2651.

Todtentanz von 30 Bl. „Abraham a Diepenbeke inv. W. Hollar f. 1651." 4°. Katalog Windler I. S. 379. Nr. 2286. Fehlt bei Parthey.

Anton van Dyck:
Chriſtus am Kreuz 107.

Portraits:

Graf Arundel 1351.
Derſelbe 1353.
Alathea Gräfin Arundel 1354.
Van Dyck ſelbſt 1393.
Elizabeth Harvey 1412.
Inigo Jones 1428.
Junius der Sohn (2 Mal) 1430, 31.
Karl I. 1432.
Karl II. (2 Mal) 1442, 43.
Karl Ludwig von der Pfalz 1447.
Mrs. Killigrew 1449.
Erzbiſchof Laud 1453.
Mrs. Margaret Lemon 1456.
Herzogin von Lennox 1457.
Biſchof Malderus 1463.
Graf von Pembroke 1481.
Graf von Portland 1484.
Elizabeth Shirley 1503.
Strafford 1508.
Die Brüder de Wael 1512.
Henriette Maria? 1537.
Catherine Howard? 1538.
Studien von Händen 4 Bl. 1762—65.
Engliſche Dame von Adel 1883.
Engliſches Frauencoſtüm für den Winter 1999 (ſ. die Note bei Parthey).
Dame mit Band als Gürtel 1999a (Parthey Nachtrag S. 657).

Jan van Eyck:
Hl. Thomas a Becket von Canterbury 1370.

Marc Gerraerds (Garrard, Gerardus):
Selbſtportrait 1407.

Kirche am Waſſer, bezeichnet „Gerardus inu.“ 1223.

Dieſe beiden Blätter ſind wichtig für die Kunſtgeſchichte. Michiels Hist. de la peinture flamande VI, 73 u. 99 kennt weder das Geburts- noch das Todesjahr dieſes Hofmalers der Königin Eliſabeth. Auf dem Selbſtportrait, das Gerraerd 1627 malte, zeigt die Unterſchrift, daß er erſt am 19. Jan. 1635 in London mit 74 Jahren ſtarb, er war alſo 1561 geboren. (Van Mander läßt ihn ſchon 1504 todt ſein; Nagler kennt das richtige Todesjahr, giebt aber wie immer ſeine Quelle nicht an.) Die Landſchaft 1223, darſtellend eine große Kirche am Waſſer, mit 3 Figuren, darf man ihm getroſt zuſchreiben, denn er war auch Landſchafts- und Architekturmaler. „In Landtschap was hy seer aerdigh“, und man kannte ſogar ſeine Landſchaften an einer aparten ſeltſam gewählten Figur. Van Mander, Schilderboeck fol. 175 a.

Heinrich Goudt:
3 Nachſtiche nach ihm ſ. Elzheimer.

Egbert Heemskerck:
Quäkerverſammlung.

Martin Heemskerck:
Männliches Bruſtbild 1542.

Leo van Heil „Bruxellensis“:
Ehrenpforte für Erzherzog Leopold Wilhelm 560.
Vogelanſicht der Abtei Tongerloo 894.

Leo van Heil war ſelbſt auch Kupferſtecher und hat einen Bauerntanz nach Rubens radirt. Baſan p. 116 Nr. 41.

Jan van Hoeck:
Karl II. (2 Mal) 1440 und 1441.

Georg Hoefnaghel:
Plan und Anſicht von Hatwan in Ungarn 903.

N. van der Horſt:
Leichenzug des General-Lieutenants Taſſis 531.
Wappen 2463.
Bildniß Karl's IV. von Lothringen (2 Mal) 1446, 1555.

A. Maetham:
  Das Bologneſerhündchen 2097.

Ohne Zweifel Adriaen Matham, Sohn des Jan und Bruder des Theodor Matham. Er war Kupferſtecher und ſoll auch Maler geweſen ſein.

(„P. Merck del.“ ſ. Cobergher).

Jan Meyſſens:
  Hollar's Portrait 1419.
  Andre Bildniſſe 1365, 1397, 1399, 1480.

J. van Ooſt:
  Portrait 1507.

Bonaventura Peeters:
  Anſicht von Lowing? in Irland (Marine) 1090.
  Seegefecht 1217.

J. Peeters:
  Anſicht von Texel 775.
  Anſicht von Rhenen 778.
  Anſicht von Dordrecht 839.
  Landſchaft an der Maas 683.
  Anſicht von Tyrus 1173.

Erasmus Quellinus:
  Prunkſarg eines Infanten 2 Bl. 557, 58.
  Wappen 2466.

(Saftleven ſ. Almeloveen).

Rembrant:
  Das nackte Weib 603.
  Frauenportrait 1650.

P. P. Rubens:
  Jünger zu Emaus (2 Mal) 94, 113.
  Kinder mit Tiger 508.
  Selbſtportrait 1498.
  Löwen 2098.

Das Bildniß des Paracelſus 1479 iſt von Gaywood geſtochen, Parthey Nachtrag S. 652.

Egidius Sadeler:
Büßende Magdalena 181.
Knabenkopf 1640.
Raphael Sadeler:
4 Bl. Copien aus dem Zodiacus Chriſtianus 183—95, vgl. Parthey Nachtrag S. 630.
Cornelis Schut:
Allegorie auf den Tod des Grafen Arundel 466.
" auf den weſtphäliſchen Frieden 467.
Karl II. allegoriſch 1445.
Helt Stocade:
Portrait des della Bella 1360.
David Teniers:
Bauerntanz 598.
Jakob II. 1424.
Louis de Vadder:
Landſchaft mit Jäger 1224.
„L. de Vael inu.":
Haus der Hanſa zu Antwerpen 823.
(Vielleicht von Sebaſtian Vrancx gezeichnet?)
(Otho Vaenius):
(Emblemata nova 11 Bl. 446—56).
(Nach Huber=Roſt I. wäre dieſe Folge nach Otho Vänius, was wohl nur Vermuthung iſt, weil dieſer claſſiſch gebildete Meiſter für Embleme berühmt war, und nach ihm 3 Sammlungen Embleme geſtochen ſind. Vgl. Michiels Hist. de la peint. flamande VI p. 367 sq.)
A. van Veen (van der Venne?):
Selbſtportrait 1514.
Jan van de Velde:
Nachſtiche der 4 Jahreszeiten 618—21.
" der 12 Monate 630—41.
Lucas Vorſterman:
Gräfin Arundel 1349.
Sebaſtian Vrancx:
Römiſche Ruinen 12 Bl. 1101—12.

  - Ebenſo 1225.
  - (Partie in Antwerpen Vertue pag. 26 iſt eins mit P. 823.)
- **Cornelis de Wael:**
  - Marie auf dem Kameel 2336, vgl. Parthey Nachtrag S. 644.
- **„Jacques van Werden** Archier de Corps D. S. M. delin.“:
  - Belagerung von Armentières 559.
  - Auch wohl die Belagerung von Landrecy 559a, Parthey Nachtrag S. 635.
  - Vogelanſicht von Merebeke 867.
- **Jan Wildens:**
  - Landſchaft mit Reiter 1226.
  - Wilde Enten 2151? Vgl. Parthey Nachtrag S. 662 letzte Zeile.

III. Italiener.

- **Jacopo Baſſano:**
  - Ein Eſel 2090.
- **M. Angelo Buonaroti:**
  - Der Chriſtus aus dem Weltgericht (zweifelhaft) 218.
- **Cagliari** (Paolo Veroneſe):
  - Eſther vor Ahasverus (2 Mal) 76, 77.
- **Lorenzo di Credi:**
  - Weibliches Bruſtbild 1533.
- **Correggio:**
  - Johannes der Täufer 167.
  - Portrait? 1345.

(Nach Jul. Meyer, Correggio, Nachbildungen Nr. 404, iſt der Täufer Johannes nur ein zweifelhafter Correggio.)

- **Giorgione:**
  - Portrait des Buffalmacco? oder eines Kaufherrn vom Hauſe Fugger? 1367.
  - Laura des Petrarca? (2 Mal) 1540, 1541.
- **Giulio Romano:**
  - Gegenſtände aus der Mythologie 6 Bl. 280—85.
  - Zaleukus (nicht **Seleucus**) 527.

Andrea Mantegna:
  Antikes Opfer 465.
  Abendmahlskelch 2643.

Lodovico Mazzolino (von Ferrara):
  Weiblicher Kopf 1611.

Miniaturen, italieniſche, einſt im Beſitz König Richard II. von England (aus der Schule von Siena?) 229.

„Monſignor“:
  Weibliche Coſtümfiguren 3 Bl. 1612—14.

Es iſt der 1455 zu Verona geborene Franceſco Monſignori (richtiger Bonſignori), Schüler des Mantegna, dann im Dienſt der Gonzaga zu Mantua. Er bewahrte von den zahlreichen Portraits, welche er malte, Copien in Handzeichnung, die zu Vaſari's Zeit ſeine Erben in Mantua noch beſaßen. Von dieſen können einige in Arundel's Sammlung gelangt ſein, die ja auch Zeichnungen von Mantegna beſaß. Vaſari im Leben des Fra Giocondo, deutſche Ausgabe III. b. S. 224. Auf der Albertina in Wien waren 1873 zwei lebensgroße Köpfe von ihm ausgeſtellt.

(„Il Padoano“ ſ. Varotari).

Jacopo Palma:
  Bilder aus der Paſſion 80, 82.
  Laura des Petrarca? oder Katharina Cornaro? 1455.

Parmeggiano:
  Schlafender Hercules 275.
  Zwei antik drapirte Figuren 601, 602.
  Köpfe mit Helmen 6 Bl. 1616—21.
  Einzelne Köpfe 4 Bl. 1622—25.

Sebaſtiano del Piombo:
  Vittoria Colonna 1379.

Raffael:
  Hl. Katharina 172.
  Selbſtportrait 1486.

Franceſco Salviati:
  Der ungläubige Thomas 112.

- **Tizian:**
  - Ecce homo (aus Buckingham's Sammlung, jetzt im Belvedere zu Wien) 103.
  - (Madonna mit Kind 136).

(Schwerlich nach Tizian, und wahrſcheinlich von van de Wyngaerde geſtochen, ſ. Parthey Nachtrag S. 629.)

  - Lavinia mit Melonen und Schale 1511.
  - Portrait des Aldoviti (oder della Caſa) 1339.
  - " des Aretino (3 Mal) 1346—48.
  - " des Daniel Barbaro 1359.
- **Torrigiano** (Bildhauer und Bildgießer):
  - Deſſen Grabmal Heinrich's VII. in Weſtminſter Abbey 1203.
- **Perin del Vaga:**
  - Hl. Familie 134.
- **Aleſſandro Varotari**, genannt il Padovanino:
  - Phantaſtiſche Frauenbüſte 1615.
- **Lionardo da Vinci:**
  - Salvator Mundi (das Bild in Leigh Court?) 217.
  - Zerrbilder 9 Bl. 1561—69.
  - Andere Zerrbilder 8 Bl. 1570—77.
  - Männliche Köpfe 10 Bl. 1578—87.
  - Dazu: Alter Mann mit fliegendem Haar 1579b, ſ. Parthey Nachtrag S. 653.
  - Weiber- und Kinderköpfe 3 Bl. 1588—90.
  - Je zwei oder mehrere Köpfe auf Einem Blatt 20 Bl. 1591—1610.
  - Dazu: Zwei Köpfe auf Einem Blatt 1601a, ſ. Parthey Nachtrag S. 653.
  - Anatomie 7 Bl. 1768—74.
- **Federigo Zuccaro:**
  - Männlicher Kopf 1645.

IV. Franzoſen.

- **Jacques Callot:**
  - Copien der Bettler 2024—27.

Antonius de la Halle:
Karthauſe von Grenoble (2 Anſichten) 1093, 94.
Claude Stella:
Aus der Paſſion 2 Bl. 81, 83.
Hubert le Sueur (Bildgießer):
Reiterſtatue Karl's I. zu Charing Croß 1435.

Die vom Grafen Arundel beſtellte Statue in Bronze, welche während der Revolution durch einen Kupferſchmied in London erhalten und verſteckt wurde. Karl II. ließ ſie auf ihren jetzigen Platz bei Trafalgar Square aufſtellen. Vgl. Carpenter, Memoires sur A. van Dyck, traduit par Hymans, Antw. 1845, pag. 243 sqq.

V. Engländer.

Francis Barlow:
Bild zum Juvenal 440.
Engliſche Jagden, 12 Bl. und ein Titel, davon 6 Bl. von Hollar 2028—40.
Jagdhunde (einige aus einer Folge von 11 Bl.) 2041—51.
Gruppe von Schafen 2052.
Säugethiere 10 Bl. (eins nach Wildens?) 2144—58.

(Benlowes, Parthey XXI. und 2568, war kein Zeichner, ſondern Poet).

J. Felix Biler:
Portraits 1528.
Weibliche Coſtümbilder 4 Bl. 1528, 1529, 1654, 1656.
Edw. Bower:
Portrait 1295.
W. C.?
Zierleiſten 2579, 2583.
J. B. Caspar:
Portrait 1417.
Samuel Cooper:
Idealbildniß (Lucaſta) 1532.
John Evelyn:
Titelkupfer 459.

Mary Evelyn:
Buchtitel 2677.

„Ford pinx.“:
Frauenkopf in kleinem Oval, Vertue pag. 72.

D. Gagé?:
Anſicht und Plan von Oxford 1054.

H. Garret:
Portrait 1506.

J. Glowy?:
Portrait 1382.

Gowy?:
Portrait 1358.
do. 1510.

Th. Johnſon:
Canterbury Cathedral (3 Anſichten) 961—63.

Richard Hall:
Architekt, zeichnete in Hollar's letzten Jahren viele Anſichten von Städten, Edelhöfen und Grabmälern zu Robert Thoroton's Antiquities of Nottinghamshire (Parthey S. 574), für welche Hollar die Kupfer ſtach. Dahin gehören, mit Ausnahme von Nr. 982, Kirche von Higham Ferrers, alle die folgenden Nummern:
Anſicht von Bunny Houſe 958.
Hulme Pierpont 983.
Plumptre's Hoſpital 1051.
Oſſington Houſe 1053.
Pigot's Houſe 1056.
Radford bei Workſop 1057.
Kirche von Southwell 2 Bl. 1062, 63.
Schloß Waerton 1068.
Grabmäler zu Thoroton's Werk:
Atkinſon 2241.
Barlow 2247.
Butler 2256.
Cartwright 2257.
Familie Chaworth 4 (oder 5) Bl. 2259—63.
„ Clifton 4 Bl. 2266—69.

Gräfin Kingſton 2310.
Maunsfeild 2318.
Parkins 2323.
Peckham 2324.
Pierpont 2329.
Pigot 2330.
Plumptre 2331.
St. Andrew 2 Bl. 2337, 39.
Scroop 2340.
Staunton 2345.
Tevery 2346, 47.
Familie Willoughby 6 Bl. 2367—72.
Unbekannte Grabmäler 3 Bl. 2380, 82, 84.

„H. Haskins-pin.":
Frauenbruſtbild 1928.

Sam. Kyrck:
Lichfield Cathedral 990.

Franc. Lovelace:
Buchtitel 2676.

Edw. Marſhall (Bildhauer):
Deſſen Grabmal Hammond's 2298.

Edw. Mascall:
Ruine von Gisburne 974.

Nicht derſelbe wie der Vorige, ſondern Kupferſtecher und Zeichner in London. Nagler erwähnt von ihm ein Bildniß Cromwell's.

Richard Newcourt:
Anſichten von Gladſtone 2 Bl. 975, 76.

„Iſ. Oliver f."

So iſt nach Katalog Winckler I. S. 429 Nr. 2600 eine Vogelanſicht von Tanger bezeichnet, vermuthlich das Blatt P. 1202.

Will. Parſons:
Karte einer Baronie in Irland 682.

Francis Place:
Zerrbilder 14 Bl. 1626—39.

Savill?:
Portrait 1497.

R. Streeter:
Bilder zum Juvenal 429 u. folg.

J. Webb:
Buchtitel 2649.

Chriſtopher Wren:
Anſicht von Windſor Caſtle 1074.

VI. Künſtler, deren Vaterland unbekannt.

„Caſal p.“:
Mannskopf Vertue pag. 68.
(Keiner der Caſale oder Caſali der italieniſchen Schulen ſcheint es ſein zu können.)

Vincentius Caſtellanus:
Portrait 1527.
(Völlig unbekannter Meiſter, vgl. jedoch Füßli's Malerlexikon.)

Von einem „Caſteleyn“ hat Cornelis van Dalen ein Hirtenpaar geſtochen, welches bei Huber-Roſt unter van Dalen angeführt wird.

„Ferd: Ferd. fil pinxit“:
Frauenbildniß 1539.

(„Gerardus“).
(Kirche am Waſſer 1223. S. Marc Gerraerds.)

Mit dem muſterhaften Fleiß, der den Hollar-Katalog der beiden Herren Parthey auszeichnet, haben ſie am Schluß des Bandes die Bücher mit Titelblättern oder Kupfern Hollar's, die Jahreszahlen, welche auf ſeinen Platten vorkommen, und die Kunſthändler, welche ſeine Verleger waren, genau verzeichnet. Seltſamer Weiſe fehlt aber dort eine Zuſammenſtellung der Meiſter, nach deren Architekturen, plaſtiſchen Arbeiten, Gemälden, Handzeichnungen oder Stichen er gearbeitet hat. Gleichwohl iſt das für ihn wichtig, denn ſo mannigfaltige Vorbilder hat überhaupt nie ein andrer Kupferſtecher ſich gewählt. Auch ſind unter jenen Meiſtern nicht wenige Namen, von denen die Kunſtgeſchichte nichts oder nur Unſicheres weiß, und es kann immerhin wichtig werden, daß man dieſe Namen, und welche Gegenſtände ſie dem Hollar geliefert, in den Verzeichniſſen von deſſen Stichen raſch aufſchlagen könne. Die Kataloge von Vertue, Winckler und Parthey durchgehend, habe ich daher dieſe nicht müheloſe Arbeit übernommen.

Jetzt, wo man aus meinem Verzeichniß mit Einem Blick überſchaut, wieviel nach jeder Schule, wie nach jedem einzelnen Meiſter Hollar gearbeitet, tritt auch gleich in's Licht, daß er keineswegs ohne feinen künſtleriſchen Sinn war, wie man wohl aus den vielen unbedeutenden und manierirten Compoſitionen geſchloſſen hat, die er auf Beſtellung ſtechen mußte. Wo er frei wählen konnte, hat er aus dem, was ihm zu Gebot ſtand, ſtets das Feinſte getroffen. Seine trotz der böhmiſchen Herkunft im Grunde doch deutſche Natur führt ihn zunächſt mit Vorliebe auf deutſche Meiſter, denn von dieſen ſind einige am ſtärkſten vertreten.

Nach Dürer hat er 26, nach Holbein 105, nach Elzheimer 19 Platten geſtochen.

Von andern Schulen kommt zahlreich nur noch Van Dyck vor, und das verräth ebenfalls das beſte Urtheil. Die vielen Stiche nach Richard Hall fallen nicht in's Gewicht, da dieſe beſtellte Illuſtrationen zu einem Werke ſind, und Hall ſpeciell für Hollar die Monumente zeichnete.

Auch aus den Italienern, die ihm in der Sammlung Arundel und ſonſt in England zur Verfügung ſtanden, hat er von Gemälden und Zeichnungen lauter Intereſſantes ausgeſucht.

Daß die Niederländer insgeſammt die ſtärkſt vertretene Schule bilden, iſt natürlich, da ſie eine unberechenbar größere Zahl von Malern ausmachen, als die deutſche Schule ſich rühmen kann hervorgebracht zu haben.

Stellen wir nun die Namen der Meiſter zuſammen, ſo ergeben ſich uns

I.	Deutſche	24
II.	Niederländer	49
III.	Italiener	21
IV.	Franzoſen	4
V.	Engländer	28
VI.	Vaterland unbekannt	3

Geſammtzahl 129 Meiſter,

nach denen Hollar geſtochen hat.

Zu dieſen muß man aber noch eine ſehr große Zahl von Meiſtern nehmen, deren Namen wir nicht mehr angeben können. Dahin gehören unter andern die Baumeiſter der zahlreichen Architekturen, die antiken Bildhauer, von denen Hollar Büſten und Figuren ſtach, die mittelaltrigen und modernen Bildhauer der vielen Grabdenkmäler, und die Maler der Glasfenſter, woran ſein Werk ja ſo reich iſt. Ebenfalls wiſſen wir nicht, woher er diejenigen Trachtenbilder in der Aula Veneris genommen, die aus fremden von ihm nie beſuchten Ländern herſtammen, oder die vielen Illuſtrationen zu Ogilby's China und andern Reiſewerken, oder die merkwürdigen Orte und Städte aus Spanien, Italien und dem Morgenland. Manches der Art, z. B. ſeine Anſichten von Jeruſalem und dem ſalomoniſchen Tempel, ſein Babylon und Ninive, ſind natürlich Phantaſie; einiges aber ſcheint durchaus ächt. So hat er z. B. für ſein Blatt mit Perſepolis jedenfalls eine Vorlage gehabt, welche am Orte ſelbſt gezeichnet war, denn die bekannten Portalſculpturen von Vierfüßlern mit Menſchenköpfen kommen hier bereits vor. Die Zahl all dieſer unbekannten Vorbilder möchte leicht der Zahl der bekannten Originale ſehr nahe kommen.

Auch das macht Hollar's Werk ſo lehrreich, daß er Unzähliges und dazu ſo Mannigfaltiges aus den verſchiedenſten Gebieten des Lebens, des Reiſens und der Kunſt uns erhalten hat, wovon die Originale gar nicht mehr exiſtiren. Dieß giebt ſeinen Sachen neben dem künſtleriſchen ein ſachliches Intereſſe. Die Geſchichte der Glasmalerei in England z. B. wird, da gewiß nur wenige jener Scheiben mehr exiſtiren, auf ſeine Stiche ſtark zu fußen haben. Für ſolche Zwecke iſt Hollar's Werk noch eine vielfach verborgene Quelle.

Bayerische Staatsbibliothek

Druckfehler.

Seite	194	Zeile	1	lies	Jahrzehnte.
"	238	"	11	"	Kamm und Krug.
"	267	"	4	"	es gab.
"	337	"	7	"	Gewerb.
"	385	"	22	"	Talthybius.
"	413	"	1	"	VIII.
"	414	"	11	"	IX.

Gegen die Todesstrafe

und

das Attentat, sie in der Schweiz wieder einzuführen.

Vortrag

gehalten im December 1878 in zwei Zürcher Ausgemeinden

von

Gottfried Kinkel.

ZÜRICH
Verlag von Cäsar Schmidt
1879.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Am 20. Januar 1848, kurz vor der Revolution, war in Berlin der Vereinigte Landtag versammelt und berieth über eine ihm zugegangene Petition für Aufhebung der Todesstrafe. Dieser Landtag war eine Scheinvertretung, womit man die Preussen um die vor 33 Jahren versprochene Constitution beschwindeln wollte. Nicht das Volk hatte ihn gewählt, es sassen Juristen, Adlige, reiche Leute darin. Sie verwarfen die Petition, sie sagten, das Volk verlange den Tod des Verbrechers. Damals schrieb ich in Jugendfeuer das Gedicht: die Todesstrafe. Ich dachte nicht an mich, denn wie hätte ein wohlbestallter Professor in Bonn daran denken sollen, dass zwei Jahre später ihm Kugel und Guillotine drohen könnten! In dem Gedicht erklärte ich, dass die Gelehrten und die Grossen im Landtag nicht die wirkliche Meinung des Volkes ausgesprochen hätten. Darüber kam denn unsere Revolution, und die beiden grossen Parlamente, das in Frankfurt, das in Berlin, hatten abermals über die Todesstrafe sich zu entscheiden. Beide Parlamente waren aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgegangen, beide drückten also die wirkliche Gesinnung der Nation aus. Es war am Nachmittag des 4. August 1848, als die Frage gleichzeitig vor beide Versammlungen kam; durch Zufall an demselben Tag, es war keine Abrede dabei. Es war aber der Jahrestag des ewig denkwürdigen 4. August, als im Jahr 1789 der französische Adel freiwillig auf die Leibeigenschaft und Frohnarbeit seiner Bauern verzichtet hatte. Da zeigte sich denn, wer damals die richtige Willensmeinung des deutschen Volkes erkannt hatte und wer nicht. In der gleichen Nachmittagsstunde wurde in Frankfurt die Todesstrafe mit 288 gegen 146, in Berlin sogar mit 294 gegen 27 Stimmen aufgehoben.

Und wieder am 4. August des folgenden Jahres 1849 stand ich selbst vor dem Kriegsgericht zu Rastatt, das niedergesetzt war mich zum Tode zu verurtheilen, und vertheidigte mein Leben, und gewann es. Dann bin ich noch einmal in Köln vor Geschwornen auf Leib und Leben angeklagt worden, und zuletzt hat man mich, aber abwesend, in der Pfalz wirklich zum Tode verurtheilt. Sie sehen also, diese Frage habe ich gründlich studiren können; Sie sehen aber auch, dass ich schon seit einem Menschenalter den Kampf führe gegen die Todesstrafe — und weil ich diesen Kampf für eine Ehrenpflicht halte, darum stehe ich heute vor Ihnen. Aber wie meine Meinung, hat auch die Meinung der deutschen Nation sich nicht verändert. Das neue Strafgesetzbuch des deutschen Reiches hat freilich die Todesstrafe beibehalten, aber nur weil man von oben erklärte, dies sonst mildere Strafgesetz würde nicht eingeführt werden, wenn der Reichstag die Todesstrafe darin streiche. Uebrigens sind seitdem, bis auf die letzten Attentate, dennoch im deutschen Reich keine Todesurtheile mehr wirklich vollzogen worden.

Nun tritt in diesem freien Lande, wo die letzte Bundesverfassung uns von diesem Gräuel befreit hatte, eine Agitation für die Todesstrafe wieder hervor, und selbst in unserm Kanton, dieser festen Burg der Freiheit, wagt sie sich keck ans Licht. Durch die gesammte Eidgenossenschaft geht eine augenblicklich starke Strömung, welche die Wiedereinführung des Fallbeils verlangt. Im Kanton Zürich wird sie nicht siegen, das beweisst schon die geringe Zahl der Unterschriften auf der städtischen Petition, und in einer einzigen unsrer Ausgemeinden will ich in vier und zwanzig Stunden eben so viel Unterschriften gegen die Todesstrafe zusammen haben. Dies heimliche Sammeln von Unterschriften in Cigarrenläden, ohne vorherige Diskussion, scheint mir aber für ein freies Volk nicht ziemlich; mir kommt es würdiger vor, in offener Versammlung diese Frage zu behandeln. Das fühlen auch Sie, liebe Mitbürger, werthe Frauen, sonst wären Sie heute hier nicht so zahlreich erschienen.

Wodurch kommt denn dieser Widerspruch gegen einen Artikel der Bundesverfassung, für dessen Annahme doch vor erst ein paar Jahren die Mehrheit der Schweiz einig ging?

Ich will heute nicht als Politiker zu Ihnen reden, denn dies ist keine Frage der Politik, sondern der Menschlichkeit. Es giebt in ganz Europa Conservative, welche gegen die Todesstrafe sind, und vielleicht giebt es auch

Demokraten, die für die Todesstrafe sind. Im Gegentheil, das würde ich für schlimm halten, wenn man in diese Frage die Politik mischen wollte. Man sagt mir, dass eine Partei existirt, welche die Stimmung des Augenblicks benutzen will, um den ersten Riss in die neue Bundesverfassung zu machen; man sagt noch mehr, dass unsre Abgeordneten in Bern vielleicht nachgeben werden um dieser Partei willen. Ich glaube das nicht, ich halte für möglich, dass unsre Vertreter in der Bundesversammlung einmal schwach sein können, ich halte aber auch dafür, dass die grosse Mehrzahl derselben dennoch Biederleute sind, und ich fürchte nicht, dass in einer Gewissensfrage wie diese, wo es sich um Blut und Leben der Mitbürger handelt, ein Biedermann seinen Sessel höher schätzen wird als sein Gewissen.

Lassen wir also die Politik bei Seite, so kommt uns gleich die Frage wieder: woher diese ganze Strömung zu Gunsten der Todesstrafe? Offenbar, weil die Gemüther der Menschen unruhig sind um die öffentliche Sicherheit. Es sind in der letzten Zeit ein paar gräuelvolle Morde vorgekommen, und die Verbrechen gegen die Person, sagt man, vermehren sich. Also schliesst man: das kommt daher, dass jetzt die Todesstrafe mit ihren Schrecken aufgehoben ist. Nun hätten doch zuerst unsre Juristen, ehe sie ihre Namen unter die Zürcher Petition setzten, genaue statistische Listen anfertigen sollen, ob diese Vermehrung der Verbrechen in der Schweiz wirklich stattgefunden hat. Wenn sie aber stattgefunden hätte, darf man dann sagen, es kommt von der Abschaffung der Todesstrafe? In Preussen hat man berechnet, dass in den letzten Jahren die Zahl der Vergehen und Verbrechen um vierzig Procent gestiegen ist. Mordgedanken gegen gekrönte Häupter haben sich wie ein Wahnsinn in rascher Folge auf Deutschland, Spanien, Italien, England, Dänemark verbreitet, und in diesen Ländern besteht ja die Todesstrafe. Besonders aber die Selbstmorde steigen überall in erschreckendem Mass, und die haben doch mit der Todesstrafe nichts zu thun. Es müssen also andere Gründe sein, welche die Verbrechen hervorrufen. Und wer sieht diese Gründe nicht?

Erstens ist ja jetzt in der Welt ein Nothstand, wie man ihn noch nie gekannt hat. Ein so andauernder Stillstand in den Geschäften, so ganze Jahre lang, ist ja noch niemals gewesen. Es blutet Einem das Herz, wenn man die Amtsblätter liest und sieht, wie viel Geschäfte jeden Tag zu Grunde gehen. Wir lesen von Familienvätern, ja von Müttern, die erst ihre Kinder schlachten, weil sie sie nicht mehr ehrlich durchbringen können, und dann sich selbst tödten. Die Verbrechen, das ist anerkannte Erfahrung, steigen mit der Noth. Dann haben wir jetzt, in Folge der grossen öffentlichen Bauten, eine Menge fremder Arbeiter im Lande. Es sind ja sonst brave Leute, diese Italiener, sie arbeiten gut, sie sparen, sie schicken ihren Verdienst nach Haus, sie werden Ordnung und Reinlichkeit, die sie bei uns finden, später auch sicher bei sich daheim einführen: aber sie sind nicht wie wir in der Volksschule gesittigt worden, und es sind hitzige Leute, schnell mit dem Messer bei der Hand. Dann haben auch die vielen Kriege und all das Gräuliche, was man täglich von dem Wüthen in der Türkei hört, die Menschen abgestumpft und roh gemacht. Ich habe es von einem rheinischen Richter, dass nach dem Krieg von 1870—1871 die jungen Leute viel geneigter zu wilden Raufereien und zu Todtschlag gewesen sind. Und endlich: wir blicken heut nicht mehr so sehr auf ein zukünftiges Leben als auf das gegenwärtige, wir denken weniger an Himmel und Hölle, als es unsere Vorfahren thaten. Gebildete Menschen haben, wenn ihnen die Religion verblasst, noch einen Halt: rohen Leuten fehlt er. Also, wenn jetzt mehr Verbrechen vorkommen, so ist daran schwerlich die Abschaffung der Todesstrafe schuld, sondern ganz andere Uebel, denen man mit andern Mitteln als dem Schrecken abhelfen müsste. Im übrigen aber, wie man jetzt die Leute deklamiren hört, stünde es ja schrecklich im Lande, und man müsste sich eigentlich wundern, dass wir alle noch leben. Nein, so wie z. B. in Italien ist es doch nicht bei uns, wo in einigen Theilen die grossen Grundeigenthümer mit den Banditen in Verbindung stehen, um jeden redlichen Beamten zu tödten, oder wo der Besitzer sein Landgut gar nicht besuchen darf, denn sonst lässt der Verwalter ihn erschiessen, damit er nicht seine Betrügereien merkt. Wo solche Zustände sind, begreift man allenfalls blutige Gesetze: aber den gedungenen Mörder kennen wir doch bei uns noch nicht!

Ich habe den Ausspruch einer Dame gehört, die ich sehr hoch schätze. Sie sagte: „Ich bin mit dem Herzen gegen die Todesstrafe, aber mein Kopf ist dafür“. So denken Viele, glaube ich: ich werde also mehr zu Ihrem Verstand reden, als zu Ihrem Herzen.

Zuerst also: es scheint, dass Niemand mehr die Todesstrafe begehrt für solche Verbrechen, worauf doch früher Galgen oder Schwert stand. Man denkt nicht mehr daran, den Dieb oder Räuber zu köpfen, nicht einmal den gewaltthätigen Schänder weiblicher Ehre, nicht den Brandstifter, selbst wenn durch seine That Menschen qualvoll in Flammen ersticken, nicht den Fleischer, der wissentlich krankes Fleisch verkauft, sondern man will die Todesstrafe nur für den Mord, den vorsätzlichen und thatsächlich vollzogenen Mord. Und dabei ist man wieder nicht folgerichtig, denn dem Duellanten, der seinen Gegner erschiesst, nimmt man aus. Ich für meine Person glaube nun, dass es Verbrechen giebt, die ebenso scheusslich sind als der Mord: für diese aber begehrt man ja das Fallbeil nicht. Warum nun für den Mord und nur für den Mord? Beim Mord schliesst man offenbar so: du hast getödtet, *dafür* sollst du getödtet werden. Was will man also? Man will, dass die Strafe eine *Vergeltung* sein soll, ein Aequivalent, ein Gleichgewicht mit dem Verbrechen. Aber denken wir denn so bei den andern Strafen? Einst hat es geheissen: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Wenn also ein Mensch mir ein Auge ausgeschlagen hat, stechen wir dem auch ein Auge aus? Wenn er mir einen Finger zerbrochen hat, darf ich verlangen, dass auch ihm die Hand verstümmelt werde? Ist da Menschenverstand?

Doch es soll das Gesetz der Vergeltung einmal angenommen werden: ist denn die Todesstrafe ein Aequivalent für den Mord, d. h. ist die Strafe gerade so schwer, nicht schwerer und nicht leichter als das Verbrechen? Ist dem so?

Zuerst giebt es Menschen, die den Tod verachten. Vor hundert Jahren in England, wo alle Galgen zur Abschreckung voll fauler Leichen hingen, zur Warnung auf den Thoren Köpfe aufgesteckt waren, da war es der Stolz der Strassenräuber, gerade recht frech und trotzig zu sterben. Wenn nach dem Versuch des Königsmordes selbst ein Hödel gleichgültig auf dem Schaffot bleibt, wenn Nobiling sich selbst durchs Gehirn schiesst, wenn ein Jüngling, der auf Bismarck geschossen, um den Bruderkrieg mit Oesterreich zu verhindern, nachher wie ein Spartaner sich selbst die Adern zerschneidet, fürchten die den Tod? Und hier darf ich wieder aus Erfahrung reden. Wort und Vers von mir sind da, um es zu beweisen, es ist kein eitles Selbstrühmen: aber ich habe damals, als der Tod dreimal in einem Jahr ganz dicht an mir vorbeiging, der Kugel und dem Schaffot sehr kaltblütig ins Gesicht gesehen.

Von der andern Seite aber ist in den gewöhnlichen Fällen die Todesstrafe viel, viel härter als das Verbrechen. Der Mörder überfällt sein Opfer ungewarnt, es ist in seinem Interesse, dass er es rasch tödtet. Was aber thun wir nun mit ihm? Wir verurtheilen ihn zum Tod: dann lassen wir Zeit zu Appell oder Revision, dann warten wir mit der Bestätigung: dann setzen wir den Termin der Hinrichtung fest. Nun fängt der Verbrecher sein qualvolles Rechnen an: noch so viel Tage, noch so viel Stunden, noch so viel Minuten. Nun scheren sie ihm das Haar ab, nun binden sie ihn; geht er freiwillig, so ist's aus: wehrt er sich, wie doch jedes Thier thut, um sein Leben, so schleppen die Henker ihn vor die Augen der Menschen heraus — einen Menschen mit Gewalt zum Tode zerren wie eine Sau zur Metzg! Ist diess kaltblütige Rösten vor dem Tod von Seiten des Staats, der die Sittlichkeit vertreten soll, nicht grenzenlos grausamer als die That des gräulichsten Mörders?

Und wenn nun der Mann am Ende gar unschuldig wäre? Ich will das hier nicht hervorheben, dass der Mensch von der Zeit, der Erziehung, von den Uebeln der Gesellschaft hervorgebracht ist. Ich will den freien Willen gelten lassen — aber giebt es denn keine Justizmorde? Die Frage sollte man wenigstens in Zürich nicht thun, wenn man an 1780 und an die Hinrichtung des Pfarrers Waser denkt, oder noch ein Endchen weiter zurück an Hans Waldmann. Wenn man anderswo einen Rebellen vor ein Kriegsgericht stellte, das nicht nach dem Gesetzbuch des Staates richtete, in welchem der Aufstand versucht wurde, sondern nach einem fremden und strengeren, und wenn man ihn dann auf Grund dieses Gesetzbuches erschoss, war das kein Justizmord? Und können nicht auch in gewöhnlichen Fällen, wo der Parteihass nicht in's

Spiel kommt, ungerechte Todesurtheile vorkommen? Es gab frühere Formen des Gerichtverfahrens, wo der Richter nur nach Geständniss des Angeklagten auf Tod erkennen durfte — freilich wurde das Geständniss dann auch manchmal durch die Folter erpresst. Jetzt haben wir das Geschwornengericht, und wir freuen uns darüber, aber Geschworne fordern für ihr Schuldig kein Geständniss, sie entscheiden über den Thatbestand nach ihrem Gewissen allein. Eine geschickte Anklage, eine ungeschickte Vertheidigung, die zufällige Unmöglichkeit, den einen Entlastungszeugen herbeizuschaffen, kann die Entscheidung einer Jury missleiten. Der Richter, nach dem Schuldig der Jury, muss nach dem Gesetz den Tod aussprechen. Ich möchte auf meine Söhne, wenn sie ihrer Bürgerpflicht gemäss einmal Geschworne werden, diese Verantwortung nicht laden. Denn alle andern Strafen, wenn die Unschuld eines Menschen doch später herauskommt, lassen sich aufheben, die Ehre sogar stellt sich von selber her — aber den Todten können Sie nicht mehr aufwecken, und der Fleck auf Ihrem Gewissen bleibt. Ich will aber doch viel lieber, dass zwanzig Mörder am Leben bleiben; als dass Ein Unschuldiger dem Schaffot verfalle!

Apropos, Ihr Herren Juristen! Warum verlangt Ihr denn die Todesstrafe nicht auf den Duellmord? Es kommt etwa ein Ehrenpunkt in's Spiel bei falschen Spielern, oder der Anspruch auf eine Dirne, oder sei es auch die Ehre einer anständigen Frau: ein Mann nimmt frech das Recht in seine eigene Hand; ganz mit Vorbedacht, ganz voll kalten festen Entschlusses jagt er dem Feind die Kugel durch die Lungen. Der soll nicht sterben. Aber hier steht ein armer Mann, den ein Schwindler schlau aus Haus und Hof gesetzt, der die Arbeit seines Lebens verloren sieht — der nimmt auch sein Recht in seine eigene Hand, weil er mit dem Gesetze an seinen Abschlächter nicht kommen kann, packt den feigen Lump an der Kehle, wo er ihn findet, und erdrosselt ihn. Der, sagt Ihr, soll bluten! Vornehme Leute duelliren sich, weil sie ihre aparte Ehre vor der allgemeinen Bürgerehre voraus haben — arme Leute, die man in die Gant bringt, verlieren sogar ihre bürgerliche Ehre. Habt Ihr etwa zweierlei Maass im Gesetz für Reich und Arm, Vornehm und Gering?

Sie sehen, mit der *Gerechtigkeit* der Todesstrafe steht es faul. Aber was wollen Sie! Von allen Leidenschaften im Durchschnitts-Menschen ist die Furcht die stärkste, und wie viele schreien nach dem Fallbeil, weil sie fürchten, ihr eigen Leben sei gegen Mord nicht assecurirt ohne das Fallbeil. Besonders die Juristen und die Theologen stehen in erster Reihe: die Theologen, weil sie den Begriff der Erbsünde immer noch nicht loswerden können, die Juristen, weil sie vorherrschend immer die Nachtseite der bürgerlichen Gesellschaft kennen lernen. Wir Laien denken anders, wir glauben nicht, dass das Böse im Menschen vorwiegt, dass die meisten Leute ihre Schulden nur bezahlen, weil der Gerichtsvollzieher dahinter steht, oder uns nicht todtschlagen, weil sie den Henker fürchten. Als Republikaner glauben wir an das Gute im Menschen und an den Bestand des Gemeinwesens ohne blutige Gesetze. Die Furchtsamen nur schreien nach der Todesstrafe als nach einem *Abschreckungsmittel*, weil sie wollen ihre eigene Haut sichern. Aber Furcht hat immer wenig Verstand, und Leidenschaft trifft selten die richtigen Wege.

Mancher meint, vor dem Mörder selbst könne man sich nicht schützen, wenn man ihn nicht nach dem ersten Mord vernichte. Das ist ganz haltlos, denn dagegen gewährt uns schon das Gefängniss Sicherheit genug. Es giebt ja rückfällige Mörder; aber wenn Jemand seine zwanzig Jahr Gefängniss hat, so kann man ihn bessern, und hat er sie überstanden, so wird wohl die Leidenschaft zum Morden in ihm nicht so stark mehr sein. Uebrigens sollten wir wohl alle schweren Verbrecher nicht wieder auf die Gesellschaft loslassen, die sie ja ausstösst und also zu neuen Uebertretungen zwingt. Der Verbrecher muss nach seiner ersten Strafe eine Gemeinschaft finden, welche es ihm möglich macht von seiner Arbeit zu leben und, wenn er sittlich sich bewährt, seine Bürgerrechte wieder zu erhalten. England und Russland sind uns darin vorangegangen: England hat mit seinen Verbrechern seine grossen australischen Colonien gegründet, Russland in Sibirien sich ein zweites Reich gestiftet, dessen Getreide jetzt schon den Süden des europäischen Russlands ernährt. Denn zum grossen Verbrechen gehört immer Kraft: teuflische vielleicht, aber Kraft. Ich habe es von einem alten und weisen Direktor einer Strafanstalt: aus schweren

Verbrechern, sagte er, ziehe ich manchmal tüchtige Menschen, aber gar nicht zu bessern sind die faulen und schlaffen Gesellen. Die Strafanstalt werden wir nicht los, besser also sie in die Verbrecherkolonie zu verwandeln, wo die Leute selber ihr Brod verdienen und dem ehrlichen freien Arbeiter nicht Concurrenz machen. Die Frage ist für die Schweiz schwer, aber unlösbar ist sie nicht. Will man aber fragen: Sollen wir den Mörder füttern, wo der ehrliche Mann oft Noth leidet, und die Gesellschaft hilft ihm nicht? Ah, wollt Ihr im Ernst sagen: Wir tödten einen Menschen aus Zweckmässigkeit, weil er uns sonst Geld kostet? Dann müsst ihr auch den oft rückfälligen Dieben, besonders aber den Gewohnheitslumpen der Arbeitshäuser die Hälse abschneiden. Der ehrliche Mann wird doch, auch wenn er Noth leidet, schwerlich den Verbrecher im Zuchthaus beneiden. Die so reden, kennen es nicht, was das heisst, in den Sonnenschein, der Jedem gehört, auch Sonntags nicht hinausgehen zu dürfen, von Weib und Kind verlassen sein und ohne Hoffnung, dass es noch je besser werde, und besonders Tag und Nacht einem fremden Willen dienstbar! Ich kann Ihnen versichern, es ist im Zuchthaus gar kein so pläsirliches Leben als man sich vorstellt!

Also: vor dem zweiten Verbrechen des Mörders können wir uns schützen. Leider vor dem ersten nicht, denn in jedem Menschen liegt die Möglichkeit, ein Mörder zu werden. Möge Jeder von uns nachdenken, er wird in seiner Seele den Punkt finden, wo der Gedanke an den Mord keimt, und mancher möchte den Finger auf den bösen Augenblick in seinem Leben legen können, wo er dem Mord ganz nahe war, wo nicht seine Seelenstärke, sondern nur irgend eine Fügung der Umstände die That verhinderte. Also, um Mord zu verhüten, müssten wir uns alle gegenseitig einsperren. Und so hat die Angst vor der zweiten Mordthat eines Verbrechers keinen Sinn. Die Meinung kann also nur sein: durch die Hinrichtung eines Mörders *will man Andere abschrecken*, einen Mord zu begehen. Wenn also wieder die Hinrichtung geschieht *aus Zweckmässigkeit*, ja da giebt es noch andere Verbrechen, die zum Theil eben so abscheulich sind, da kommen wir auf die alte Praxis zurück, auf die englische, wo schon auf den Diebstahl im Werth von fünf Schilling der Strang stand. Und will man gerade vom Mord abschrecken, warum sollte man die Todesstrafe nicht noch schärfen? Es schreckte doch gewiss vor alten Zeiten noch mehr, wenn man den Henker des Jean Calas in Frankreich, der, beiläufig gesagt, unschuldig starb, den Befehl ertheilte, die Execution müsse zwei Stunden dauern, ehe er den armen Sünder sterben liesse. Wir könnten dem Königsmörder vorher die Hand abhauen. Lebendig rädern, wie es den Mördern König Albrechts geschah, wäre auch keine üble Abschreckung. Den schottischen Rebellen von 1746, die übrigens ja nur zu Gunsten der rechtmässigen Königsfamilie aufstanden, riss man die Eingeweide aus dem Leibe und verbrannte diese vor ihren noch offenen Augen. Artig wäre auch die türkische Praxis, wenn wir den Vatermörder mit einer Schlange, einer Katze und einem Affen in einen Sack bänden und in unserm schönen blauen See versäuften, wo er am tiefsten ist.

Aber glaubt man denn wirklich, dass selbst diese Gräuel, als sie noch in Uebung waren, die Menschen vom Verbrechen abgeschreckt haben? Und wie die es nicht konnten, sollte die einfache Todesstrafe es vermögen?

Der Mord geschieht entweder durch einen verhärteten Verbrecher mit kaltem Blut, oder er geschieht im heissen Trieb der Leidenschaft.

Wenn der Bösewicht über Mordgedanken brütet, denkt er wenig an die Vergeltung. Der Verbrecher schwebt wunderbarer Weise immer in der Hoffnung, er werde nicht entdeckt werden. Auch weiss er aus Erfahrung, dass man Todesurtheile nicht gern fällt und, wenn sie gefällt sind, lange nicht immer vollzieht. Die gewaltsame Tödtung eines Menschen durch die Gesellschaft ist an sich so unnatürlich, dass Geschworne allzu gern mildernde Umstände finden. Gewiss ist also dem Mörder die Todesstrafe doch nicht: warum sollte sie ihn schrecken, wo ein starker Trieb des Eigennutzes oder die Furcht vor Entdeckung ihn zum Morde verlockt?

Und nun erst der Mord aus Leidenschaft, der Mord, der auch edlere Gemüther dämonisch anzulocken vermag? Meint man, dass ein starker Hass, eine grimmige Rachsucht nach dem eignen Tode fragt?

„Nichts gilt mir das Leben.“

sagt Melchthal, und Melchthal ist kein gemeiner Mensch.

„nichts gilt mir das Leben,
„wenn ich den heissen ungeheuren Durst
„in seinem Blute kühle!" —

Grade in dem Maass, als in dem Menschen etwas Edles ist, setzt er um so bereitwilliger sein eigen Leben an seine That. Nehmen Sie einen irländischen Pächter an, dessen Familie seit Menschengedenken in dieser Hütte, auf diesem Kartoffelfeld sich ernährt hat. Sein früherer Clanhäuptling ist Grundbesitzer geworden, er will das Land für Viehzucht verwenden, weil das ihm mehr einbringt: er treibt den Pächter aus und lässt ihm durch Polizeidiener die Hütte abbrechen. Ich übertreibe nicht, die Dinge geschehen so in der Christenheit. Dem Mann sterben ein paar Kinder vor seinen Augen, sie erfrieren in einer kalten Nacht; seine Frau ringt mit dem Tod, er kann sie nicht hausen noch pflegen — es ist ein schweres Verbrechen, der Mord, ich vertheidige ihn nicht — aber der Mann verschafft sich ein rostiges Gewehr, ladet es und sagt: Nun ist mit mir Alles vorbei, aber wenigstens soll der harte Hund auch mit dran — und er legt sich an den Weg und schiesst den Lord Leitrim von seiner Kalesche herunter. Und wenn der Mensch schon hundert Hinrichtungen angesehen hätte, und wenn Galgen und Henker mit dem Strick schon neben ihm stünden, meinen Sie, dass in dem Augenblick ihn das abschrecken wird von seiner Rache?

Was schützt uns denn am sichersten vor dem Mord? *Das Gefühl im Volk, dass das Menschenleben heilig sei und unverletzlich*, dass nie zu irgend einem Zweck, ausser allenfalls im Krieg zur Vertheidigung des Vaterlandes, ein Mensch von einem andern Menschen dürfe gewaltsam getödtet werden. Aus diesem Gefühl entspringt die heilige Scheu vor dem Mord. Nun kommt der Staat und knickt gerade dieses Gefühl. Ohne Noth, aus kalter Rache, ganz ohne Barmherzigkeit, schlachtet er frech, öffentlich einen Menschen in dessen voller Lebenskraft. Die Prediger der Bruderliebe, die Vertreter des Rechts, Theologen und Juristen, stehen dabei und billigen es. Ja gewiss, sie thun's! Hat ja doch schon ein Theil von ihnen diese Winkel-Petitiönchen unterschrieben! Wie gefährlich diese Oeffentlichkeit ist, darüber hat schon die Erfahrung entschieden. Nie zeigt sich der Pöbel grosser Städte brutaler und gefährlicher, als bei einer Hinrichtung. Nie ist selbst das Weib grausamer und blutdürstiger gewesen, als in dem alten heidnischen Rom bei den Circusspielen, wenn ein Mensch den andern tödtete, oder der Christ als Staatsverbrecher von wilden Bestien zerrissen wurde. Die entsetzlichen Hinrichtungen in London noch vor hundertfünfzig Jahren zogen gerade den Raubmord auf offener Heerstrasse gross. In manchen Staaten verkriecht sich daher jetzt die Strafjustiz mit ihrem Fallbeil, und hier in Zürich hat ein weiser Mann, der leider seinen Namen uns verschwieg, in allem Ernste empfohlen, den Verurtheilten still in seiner Zelle zu vergiften. Das ist erst recht abscheulich, hinter Gefängnissmauern einen Menschen so vor ein paar commandirten Zeugen abzumucken. So also handelt der Staat — warum soll ich nun anders fühlen, als der Staat thut? Du Staat, du übst ja Rache an dem Verbrecher, du Gesellschaft nimmst das Recht in deine Hand und tödtest aus blasser Furcht einen Menschen. Was ihr thut, darf auch ich thun. Auch ich nehme dann mein Recht in meine eigene Hand, wenn ihr es mir nicht verschaffen wollt oder könnt, ich tödte wie ihr, aus Rache oder aus Furcht meinen Feind. Schonet ihr nicht, warum soll ich's? Ist euch das Menschenleben nicht unverletzlich, was soll mir Blut heilig sein?

Hier ist noch ein Beispiel:

Ich nehme einen sehr harten Richter in einer Bauersame an. Ein Jüngling hat einen kleinen Frevel begangen, wird streng bestraft. Er droht im Zorn dem Leben des Richters. Der Richter verhaftet ihn, behandelt ihn unmenschlich, der Verbrecher sieht kein Ende ab. Er bricht aus. Er weiss aber die Wege des Andern. Er ist ein guter Schütz, hat schon manchen Ehrenbecher sich zugeschossen. Sein Herz ist voll Bitterkeit, er schiesst den Richter vom Gaul herunter. Hier ist verbedachter, kalt vorbereiteter Mord, sogar mit Drohung vorher. Der Jüngling kommt vor die Geschwornen, und zwölf Schweizer Geschworne müssen ihn zum Tod verurtheilen. Sie können gar nicht anders, sie müssen ihn schuldig finden. Der Richter kann auch nicht anders, er muss das Urtheil auf Tod sprechen — und zu Altorf in Uri, in der Eidgenossenschaft, auf offenem Markt, *köpft ihr den Wilhelm*

Tell — denn genau das und nichts Anderes hat der Tell gethan!

Auf dem Gebiete des gesunden Menschenverstandes, so dünkt mich, sind wir hiermit fertig mit den Vertheidigern der Todesstrafe. Aber nun appelliren sie zu allerletzt vom Menschenverstand auf eine höhere Autorität und ziehen die Bibel aus dem Sack. Ganz um mit dem Kaufmann von Venedig zu reden:

> Du siehst, Bassanio,
> Der Teufel kann sich auf die Schrift berufen!

So spricht in dem Gespräch der zwei ehrsamen Burger, das wir vor einiger Zeit in der „Zürcher Zeitung" lasen, der eine zum andern: „Die Bibel sagt: wer Menschenblut vergiesst, dessen Blut soll wieder vergossen werden — und ihrer oder vielmehr Gottes Einsicht vertraue ich weit stärker, als derjenigen unsrer Brüder und aller Eidgenossen."

Ei du fürtrefflicher Christ! Nur muss ich, wie weiland der Apostel Philippus zum Kämmerer aus Mohrenland, an Dich die Frage stellen: Verstehest Du auch, was Du liesest?

Wo steht denn die Stelle, die Du mir anführst?*) Gott spricht das Wort zu Noah nach der Sündfluth, als er ihm Fleisch vom Thier, Vogel und Fisch zu essen erlaubt. Doch Blut sollen sie nicht essen, denn Blut enthalte das Leben, und Blut sei heilig. Das Blut des Menschen will er selbst an allen Thieren rächen und auch an den Menschen rächen. Darum sagt später das Gesetz des Moses: selbst den Ochsen soll man steinigen und nicht essen, der einen Menchen getödtet hat.**) Also da stehen drei Gebote an den Noah neben einander: erstlich Deins vom Menschenblut, das ein Mensch vergiesst, zweitens das vom Menschenblut, das ein Thier vergiesst, drittens das vom Essen des Thierbluts. Nun issest Du doch Blutwurst und englische Steaks, und den treuen Hund wirst du doch gewiss nicht tödten, wenn er einen Räuber zerreisst, welcher Nachts ins Gehöft seines Herrn einbricht? Also ein Gebot von den dreien willst Du gehalten wissen, und zwei, die dicht daneben stehen, trittst Du mit Füssen? Siehst Du nicht ein, Du Kämmerer aus Mohrenland, dass diese ganze Anweisung nach der Sündfluth keinen vernünftigen Sinn mehr hat, denn die zufällige Tödtung, wie ein Ochse einen Menschen stösst, ist ja hier dem absichtlichen Mord in der Bestrafung gleich gesetzt? Also eine dunkle Bibelstelle, und dunkle Stellen soll man durch helle erklären. Und da siehst Du zuerst das grosse Wort, klar, unanfechtbar, bei dem Propheten geschrieben: „*So war als ich lebe, spricht der Herr Herr: Ich habe keinen Gefallen am Tode des Gottlosen, sondern dass sich der Gottlose bekehre von seinem Wesen und lebe*".*) Das ist doch deutlich? und folglich darfst Du ihm die Zeit zur Bekehrung nicht zuschneiden, indem Du ihn an einem vorbestimmten Tage köpfest.

---

*) I. Mose, 9, 6.

**) II. Mose 21, 28.

Aber nicht nur was Gott *redet*, sollst Du betrachten, sondern auch wie er *handelt*. Wohl ein grässlicher Mörder war Cain: er erschlug seinen einzigen Bruder, und dazumal war noch keine Noth auf Erden, war Land und Brot genug vorhanden, war kein Streit um ein Weib, oder um Ehre, dass eine Ursache gewesen wäre zu solchem Hass, und Gott hatte ihn ja noch zuvor gewarnt. Hatte Er denn keinen Blitzstrahl für das Haupt des Brudermörders? Nein, sondern er bewies durch Wort und That, dass er nicht Lust hat am Tode des Sünders.

> „Cain sprach zum dem Herrn: Meine Sünde ist grösser, denn dass sie mir vergeben werden möge. Siehe, Du vertreibst mich heute aus dem Lande, und muss mich vor Deinem Angesicht verbergen, und muss unstät und flüchtig sein auf Erden. So wird mir's gehen, dass mich todt schlage, wer mich findet. Aber der Herr sprach zu ihm: Nein, sondern wer Cain todt schlaget, das soll siebenfältig gerochen werden. Und der Herr machte ein Zeichen an Cain, *dass ihn Niemand erschlüge, der ihn fände.*"

Also er will nicht, will nicht, dass dieser erste Mörder getödtet werde, denn er hat noch Grosses mit ihm vor. Cain nimmt seine schwere Busse auf sich, er verlässt die Seinen, die seinen Anblick nicht mehr ertragen könnten, er geht zu einem andern Menschenstamm, er nimmt ein Weib, und starke Hirtenvölker Asiens entspringen von ihm. Er baut aber auch eine Stadt: der Verbrecher ist es, der den Grund legt zu allem Segen der bürgerlichen Gemeinschaft. Und von seinen spätern Enkeln erfindet der eine die Schmiedekunst und bereitet als der erste das Metall, womit hernach alle Arbeit dem Menschen erleichtert und alle Freiheit auf Erden erkämpft worden ist — und der andere erfindet die Musik, den höchsten Genuss des Gefühls und Trost des Gemüths, den der Mensch auf Erden hat. Nicht Seth's Geschlecht, des Frommen und Gerechten, hat diese grossen weltlichen Dinge geschaffen, sondern den ersten Mörder und seinen Stamm hat Gott erwählt, um Ordnungen zu stiften und Künste zu erfinden, ohne welche alle Adamsgeschlechter noch heute nichts wären als Pfahlbauern!

---

*) Hesekiel 33, 11, und 18, 23.

Aber nun komm und lass uns hinüberschreiten in den neuen Bund und uns zu den Füssen des grössten Meisters setzen, den jeder weise Mensch auf Erden, Christ oder Heide, verehrt. Schlage dein Evangelium auf, und wie liesest du im Johannes?*) Jesus lehrt im Tempel, da bringen die Schriftgelehrten und Pharisäer eine Ehebrecherin vor ihn und fordern ihre Hinrichtung nach dem Gesetz; denn sie ahnten wohl, dass er anders urtheilen würde als Moses, damit sie eine Sache wider ihn hätten. Und er bückt sich zur Erde, schreibt in den Sand, antwortet nicht. Und als sie wiederum fragen, spricht er ruhig: Wer von euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie. Und wieder bückt er sich, lässt ihnen Zeit zu denken. Ihr Gewissen erwacht, all die jüdischen Schriftgelehrten schleichen sich weg — unsere christlichen, fürcht' ich, hätten die Stirn gehabt, zu bleiben! Und da Niemand mehr da ist als die Schuldige, da richtet er das milde Angesicht auf sie und schaut sie an mit den tiefblickenden Augen, die aller Herzen Geheimniss lesen, und spricht: So verdamme auch ich dich nicht, gehe hin, und sündige hinfort nicht mehr!

Dreht an diesem Text, ihr Schriftgelehrten unserer Tage, so viel ihr wollt! Die erste Kirche verstand den Geist des Meisters besser als ihr Spätlinge, und sie hat noch drei Jahrhunderte nach Jesu Heimgang, nachdem sie schon selber über die Heiden gesiegt, gegen jede Hinrichtung sich erklärt. Alles stimmt überein in dem grossen Wort, Prophet und Evangelist, Altes und Neues Testament, Jehova und Jesus: Der Herr will nicht den Tod des Sünders, sondern dass er sich bekehre und lebe!

So denn urtheilte der Gerechteste der Menschenkinder. Du aber, o schwarzer Kämmerer aus Mohrenland, Du armer sündiger Mensch, nun spring Du hin und schreib flugs Deinen Namen unter das Bittgesuch, dass man Deinen gefallenen Bruder doch ja köpfe!

---

*) Ev. Johannes 8, 1–11.

Tanagra.

Tanagra.

Idyll aus Griechenland

von

Gottfried Kinkel.

Braunſchweig.
Druck und Verlag von George Weſtermann.
1883.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

In meiner Seele ruht ein tiefes Leid —
Mir ſtarb mein jüngſtes Kind; die Freudigkeit
Des Alters ſank mit ihm ins dunkle Grab,
Nur mühſam ſetz ich weiter meinen Stab.
Der Muth, die Hoffnung ſenken ihre Schwingen,
Nicht glaub ich mehr an ſiegendes Gelingen,
Und alle Preiſe, die das Leben beut,
Wie nichtig heut!

O Dichterherz, ſei nicht in Gram verſtockt,
Da rings die Welt in Lieblichkeit dich lockt!
Hoch vom Altan ſchau ich des Schweizerlands
Tiefgrüne Sommerpracht im Abendglanz.
Von Rebenhügeln, weit ins Land geſtreckt,
Weht her der Duft, vom frühen Thau geweckt;
Die blauen Ströme rauſchen ohne Ruh
Im ſanftgeſchwungnen Thal dem Rheine zu;

Aus Nebel glänzen auf die Alpenhöhn
Im goldnen Föhn.

Und du, o Mann, verſagſt du dich der Welt,
In der du ſtehſt in Reih und Glied geſtellt?
Zu viel von Leid ſchon, das du niederwarfſt,
Als daß du heut dich feig erweiſen darfſt!
Du biſt zu ſtark, auf Glück ſchon zu verzichten
Und ſelbſt den Leichenſtein dir aufzurichten;
Zu voll durchpulſt dich Liebe noch und Zorn,
Um zu verbluten an dem einen Dorn!
Und ward dir auch verwühlt der Freude Garten,
Ein großes Schickſal bleibt dir zu erwarten —
So brich nicht, Herz, weil der Vergeltung Tag
Noch kommen mag!

Von ſchwerem Schickſal iſt die Erde voll,
Und jedes Wellchen in dem Fluthgeroll
Des Zeitenſtroms riß eines Herzens Glück
Grauſam hinab und gab es nicht zurück.
Der Menſch hat ſtets von ſeinen erſten Tagen
Ein ſchwerer Los als unſer Los getragen.
Doch jede Mutter hat, den erſten Sproſſen
Im Arm, auch Glück in vollſtem Zug genoſſen,

Und wenn dem Mann ſein Tagewerk gelang,
War er vor Tod und Schickſal nicht mehr bang.
Wie Nebel löſt ſich auf das bittre Leid
Im ſanften Strahle der Vergangenheit,
Und vor der Menſchheit allgemeinem Los
Sinkt es zerfließend in den Erdenſchoß.
Wer das, was je geſchah, im Geiſte ſchaut,
Dem quillt ein Troſt im Herzen, ſtill und traut;
Wie oft hab ich in ſchweren bangen Stunden
Erlöſung durch den Blick aufs All gefunden!
So heut auch vor dem innern Auge ſchwebt
Mir jede Zeit, die vor mir hat gelebt;
Von Neuem will der Geiſt die Flügel dehnen,
Und mich erfaßt ein unbezwinglich Sehnen,
Noch einmal zu der Vorwelt grünen Auen
Zurückzuſchauen.

1.

Den Golf Korinths durchfurcht ein Griechenſchiff;
Dort Inſeln, hier des Vorlands ſteiles Riff;
Wie um die Klippen ſchlank die Möwe ſtreicht,
Schwebt es mit weißen Schwalbenſegeln leicht.
Die Sterne funkeln durch das nächtige Blau,
Im Duft ruht ſtill die Fluth wie Silber grau.
Und luſtig wie das Schiffchen iſt die Fracht,
Die es in tauſend Körben mitgebracht;
Zu den Böoterbergen nebelſchwer
Frühtrauben führt es von Achaja her,
Wo heißer ſie der Sonne Strahlen ſtreifen
Und zeitig reifen.

Es graut der Tag, die ſtille Fluth beginnt
Kühl zu erzittern in dem Morgenwind;
Mit beiden Gipfeln glüht im Weſten fern
Schon der Parnaß, ein goldner Doppelſtern.

Meerwunder ſteigen aus der braunen Tieſe,
Als ob der Gruß des jungen Lichts ſie rieſe.
Auf blüht das Morgenroth, vor ſeiner Helle
Entflieht der Frühhauch von dem Kuß der Welle;
Das grüne Meer umſpült in leiſem Zug
Nur leicht mit weißem Schaum des Schiffes Bug;
Eisvogels Neſt, das auf den Wellchen ruht,
Heut wird es nicht bedroht vom Stoß der Fluth,
Und manchmal nur wird ſtärker es geſchaukelt,
Wenn ein Delphin im Sprung vorübergaukelt.
Vom Strand wagt ſelbſt der Nautilus ſich her
Ins hohe Meer.

Schon aus dem Frühroth glänzt der nahe Strand,
Als hinter Bergen noch die Sonne ſtand.
Das Schiff legt in dem Hafenſtädtchen an,
Und fröhlich eilt ans Land ſchon Mann für Mann.
Ein Jüngling mißt den Strand, in leichtem Schwung
Trägt ihn ans Ufer ein gewagter Sprung.
Dies Land iſt ſeins, und zu der Heimat Glück
Eilt er nach langem Irrſal heut zurück.
Bildhauer war er einſt, und wohlbekannt
War früh ſchon die erfindungsreiche Hand;
Doch in den Adern ſchlug ihm heißes Blut,
Und in den Krieg trieb ihn der kecke Muth.

Vor mancher Stadt, vor manchem Felſenſchloß
Schlug er ſein Zelt auf mit Antigonos;
Sein Muth erwarb ihm Gunſt, und manches Jahr
War Hauptmann er von einer Lanzknechtſchar;
Dem Kühnen half das Glück, und oft erfreute
Ihn reiche Beute.

Zuletzt ward er das blutige Handwerk ſatt,
Es trieb zurück ihn nach der Heimatſtadt.
Wenn auf dem Marſch der Helm das Haupt ihm drückte,
Dacht er der Kunſt, die ehmals ihn beglückte.
Und einmal, als er Nachts beim Feuer lag,
Und Sieger nach der Schlacht der Ruhe pflag,
Da glomm der Abend auf des Ida Höhn,
Doch um ihn ſtieg der Sterbenden Geſtöhn,
Und in dem Mondenſtrahl, dem kalten, bleichen,
Lag Freund und Feind im Thal als grauſe Leichen.
Das ſtach ins Herz ihn wie ein ſcharfer Dorn,
Und in ihm ſchwoll herauf ein Manneszorn
Ob jenen Hunden, die ſich heute beißen,
Des todten Löwen Beute zu zerreißen.
O Alexander, hätteſt du gelebt,
Dann war das Ziel erreicht, das du erſtrebt,
Hellas und Aſien froh im Friedensbunde —
Dein großes Werk zerfleiſchen jetzt die Hunde!

Die Brüder waren, laſſen ſich verhetzen
Zu grimmen Tod um einen Länderfetzen!
Das war's, was in ihm aufſtieg jene Nacht,
Und auf ſich ſelber war ſein Zorn erwacht,
Weil er dem Neid, der ſich um Kronen rauft,
Ein Sohn des ſtolzen Hellas, ſich verkauft.
Ein Ekel vor ihm ſelber kam ihn an,
Und feſt ſtand der Beſchluß: als freier Mann
Zur Werkſtatt aus dem Saus von Schild und Speeren
Zurückzukehren.

Und als er auf der Heimat Boden ſtand,
Da küßt' er knieend den geliebten Strand,
Den je mehr zu verlaſſen er verſchwor.
Dann ſprang er auf und blickte froh empor
Dorthin, wo hell der nackte Felskopf blinkt,
Und drunter des Kithäron Alme winkt.
Den leichten Tragſack um die Bruſt geſchlungen,
Ein Liedchen halb gepfiffen halb geſungen,
So wandert er im friſchen Morgenwind
Aufwärts den thauigen Pfad leicht und geſchwind,
Der an dem Gießbach ſteil hinauf ſich windet
Und in dem Waldesdunkel bald verſchwindet.
Der Fuß, geſtählt vom duftigen Buchenſchatten,
Kennt kein Ermatten.

Der Mittag fand ihn nahe ſchon dem Gipfel;
Hier ſtreckt der Wald empor die letzten Wipfel
Bis wo die einzle Wettertanne weilt;
Die Wurzeln in den harten Fels gekeilt,
Trotzt einſam ſie auf wetterrauhen Höhn
So Thrakiens Boreas wie Libyens Föhn.
Am ſchroffen Hang, der in das Tannicht ſchneidet,
Wo nur die wilde Gais des Berges weidet,
Sprießt noch ein kurzes Gras mit dürren Halmen;
Von Würzekräutern duftend ſtehn die Almen.
Zu oberſt aber kahl und ſchmuckberaubt
Ragt in den Sonnenbrand das graue Haupt.
Dem Wandrer durch die Sohlen glüht der Pfad
Am Felſengrat.

Behaglich lehnend an den letzten Baum,
Ruht ſich der Jüngling hier am Waldesſaum
Und rüſtet raſch das Mahl. Im Tragſack trug
Er dürres Fleiſch und Brot und Wein genug.
Er kühlt den Schlauch im Quell, und froh erfriſcht
Er ſich am Trunk mit klarer Fluth gemiſcht.
Und wie er ſchmauſt, ſchweift ihm das Auge munter
Den Weg, den er erſtieg, ins Thal hinunter.
Als könnt er mit der Hand hinübergrüßen,
So nah liegt ihm der Haſen noch zu Füßen,

Wo jetzt das Schiff, das heut ihn hergeleitet,
Die Schwalbenflügel ſchon zur Heimfahrt ſpreitet.
Lichtblau liegt ſtill der Golf im Duft, es träumen
Im Mittagsſtrahl die Küſten, die ihn ſäumen,
Und in dem zarten fernſten Hauch verrinnt
Das Felſenſchloß des ſchimmernden Korinth.
Doch endlich wird vom Glanz ſein Auge matt,
Es lüſtet ihn nach Raſt und Schlummerſtatt;
Im Tannenwald auf Nadeln und auf Moos
Nimmt die Natur ihn in den Mutterſchoß,
Wo ſie, an ihre Bruſt ſein Haupt geſchmiegt,
In Traum ihn wiegt.

II.

Es ſchläft das große All. Der harzige Duft
Der Tannen würzt die zitternd ſchwüle Luft;
Von ſonnverbrannter Halde wogt heran
Der Schlaftrunk aus dem wilden Thymian.
Die Grille ſelbſt, die ſchon ſich müd gezirpt,
Duckt ſich ins Gras, ihr ſchrilles Liedchen ſtirbt.
Die Ziege ſucht den Schirm der Felſenſchlucht,
Der Schmetterling nimmt unters Blatt die Flucht.
Und wach am Felſen bleibt nur kalt und hell
Der letzte Quell.

Zum Weſten aber nimmt der Tag den Lauf,
Neu weckt der große Pan das Leben auf.
Es blafft ein Fuchs, des Feindes Kriegsruf weckt
Das Reh, es rauſcht durchs Farrenkraut erſchreckt.
Da werden wieder wach die tauſend Stimmen:
Wie goldne Funken ſchießen wilde Immen,

Das rothe Heupferd neu beginnt ſein Springen,
Im kurzen Fluge kniſtern ſeine Schwingen;
Auf ſchwirrt der Käfer gleißendes Geſchlecht,
Und Späne hackt im Tann der grüne Specht,
Die Tanne wehrt ihn ab mit ſchwarzen Loden —
Da hebt der Jüngling auch ſein Haupt vom Boden;
Er träumt ſich noch immitten ſeines Heeres,
Wenn ihre Warnung die Trompete gab,
Und haſtig faßt er nach dem Schaft des Speeres,
Und wie er ſtatt des Speeres greift den Stab,
Erſtaunt er lächelnd, an dem Stab beſinnt
Er ſich geſchwind.

Schnell iſt gerüſtet ſein Geräth, der Pfad
Strebt ſteiler an zum höchſten Felſengrat,
Er meidet rings die allerſchärfſten Zacken
Und ſchlendert jetzt auf breitem Bergesnacken;
Doch wo er leis ſich ſenkt im Schlängellauf,
Nimmt ihn der Waldesgürtel wieder auf.
Da ſpringt hervor ein jähes Felſenhaupt,
Zu ſchroff, als daß der Wald es je belaubt;
Nackt ragt es aus den Tannen, und es bricht
Darauf hinab das grelle Sonnenlicht;
Und wie der Pfad ſich nach der Höhe wendet,
Da ſteht der Wandrer ſtill, entzückt, geblendet —

Tief unter ihm blinkt durch die Waldesnacht
Der Ebne Pracht.

Der Jüngling ſchaut in all die Herrlichkeit:
Vor ihm ſtreckt ſich Böotiens Fläche weit,
Wo manche thatberühmte Stätten mahnen
An Tapferkeit und Leid der großen Ahnen.
Platää drüben, deſſen Trümmermauern
Ein grauer Fleck auf grüner Wieſe trauern;
Dort Chäroneia, wo die letzte Schlacht
Die Freiheit ſchlug mit der Tyrannenmacht,
Und wo Athen in ſeinem Bürgerheer
Verblutend hinſank an der Phalanx Speer;
Den düſtern Ort auf abendgoldnen Matten
Bedeckt mit Trauerflor ein Wolkenſchatten.
Doch alter Schmerzen denkt der Jüngling nicht;
Er wendet froh nach Oſten ſein Geſicht,
Denn dort hinaus voll tiefen Friedens ruht
Das Fruchtfeld in der rothen Abendgluth;
Im breiten Thal durch ſanftes Hügelland
Flicht der Aſopus ſein goldſchimmernd Band;
Von ſonnigen Hängen winkt im ſtillen Strahl
Manch heitres Dörfchen grüßend in das Thal;
Die gelben Schindeldächer ſanft verglimmen,
Sowie der Sonne Grüße höher klimmen.

Doch auf dem letzten blauen Bergrand fern
Glänzt licht ein Städtchen wie der Abendſtern,
Ein goldner Punkt erſtrahlt's am duftigen Hügel,
Und ſeiner Sehnſucht wachſen Taubenflügel.
Hoch ſchwillt ſein Herz, als dort von fern er ſah
Sein Tanagra.

O Hellas, du warſt ſchön im Abendglanz
Des Lebenstags, den dir die Götter ſchenkten,
Als ſie dich krönten mit der Thaten Kranz
Und huldvoll mit dem Rauſch der Schönheit tränkten!
Dein Alexander, dir von Zeus geſendet,
Was du gewollt, er hat es ſtolz vollendet;
Er brach doch Aſiens rohe Macht zuletzt
Und hat den Lorbeer ſpät dir aufgeſetzt.
Nun biſt du müd, zum Schlummer winkt die Nacht,
Dein Tagwerk haſt du meiſterlich vollbracht,
Das dir der Weltgeiſt auferlegt zu thun,
Und du darfſt ruhn!

Eh du entſchläfſt, lockt dich die reiche Welt
Noch zum Genuß, die du ſo ſchön beſtellt.
Wohin das Auge ſchweift, ſtehn Werke da,
Wie nie ein andres Land ſie werden ſah.

In Erz und Marmor trägt der Hoheit Stempel
Von großer Meiſterhand der kleinſte Tempel.
Vom Bruderkrieg verwuchs die letzte Spur,
Allüberall fließt Segen auf die Flur,
Und nur der Mohn noch, roth ins Feld ergoſſen,
Mahnt an das Heldenblut, das hier gefloſſen.
Es ſchwand der Neid, der wild zum Krieg dich trieb —
Die Freude blieb.

Genug geträumt! Er ſprang hinab den Steg,
Und in das Thal trug ihn ein breitrer Weg.
Da ſucht' er Einkehr ſich zu nächtiger Raſt,
Bei einem Landmann bat er ſich zu Gaſt.
In ſaubrer Hütte, bei des Herdes Feuer,
Erzählt er dem von manchem Abenteuer,
Wie weit er umfuhr über Meer und Land,
Zu des Paktolos golddurchblitztem Sand.
Gern bot der Wirth beſcheidne Gegengabe:
Neubacken Brot und Ziegenkäs zur Labe
Und dunklen Wein aus kühler Kellertiefe,
Als Würze dient die ſalzige Olive —
Und ſchüttet' ihm zum Schlaf aus dürrem Heu
Die duftige Streu.

III.

Früh ſprang er auf und bot die Hand dem Wirth,
Und wo Aſopus durch die Fluren irrt,
Trägt ihn durchs Thal hinab der leichte Schritt.
Bald gehen weite Stoppelfelder mit;
Auf feuchter Au, entlang des Fluſſes Lauf,
Thun ſich die erſten Herbſtzeitloſen auf.
Oft giebt des Ahorns zackig Blatt ihm Schatten,
Will ihm der Fuß in Sommergluth ermatten,
Doch läßt ſein ſehnend Herz ihm keine Ruh,
Er wandert zu.

Und als er aus dem letzten Wäldchen ſchreitet,
Liegt plötzlich golden vor ihm ausgebreitet
Sein Heimatthal. Hinauf zum Bergeshange
Schlingt ſich der Straße vielgewundne Schlange,
Am Fuß des Felſens lauter rauſcht der Fluß,
Ein Quell hüpft von der Klippe raſch im Schuß;

Darüber aber auf den ſchroffen Höhn
Gelagert ruht des Städtchen blank und ſchön;
Der Tempel goldne Firſt im Sonnenſtrahl
Erglänzt ins Thal.

Er wählt den kürzern Pfad, ſo wohlbekannt
Aus ſeiner Kindheit, wo zum Felſenrand
Der Weinberg ſteigt, vom Lattenhag umzäunt,
Und mählich ſich die grüne Traube bräunt.
Darüber längs der Klippe magerm Raſen
Sieht er den Schwarm der bunten Ziegen graſen,
Die durch den Hag die ſchwarzen Zungen ſtrecken,
Das ſäuerliche Weinlaub zu belecken.
Ach, Alles noch wie ſonſt! Er fliegt hinan
Die ſteile Bahn.

Er ſteht im Thor. Die Stund iſt's, wo die Sonne
Die glühnden Pfeile ablegt, und die Wonne
Der Abendkühle Blut und Herz durchdringt
Und Alles neu mit Lebenskraft beſchwingt.
Ein friſcher Wind ſtreicht vom Olympos her;
Grau wird von ſeinem Stoß das ferne Meer,
Und aus den Häuſern, wo die Gluth noch ſtockt,
Wird Jung und Alt zur freien Luft gelockt.

Es füllen ſich des Marktes Säulenhallen
Mit Mädchen, welche paarweis plaudernd wallen,
Indeſſen andre, auf dem Haupt den Krug,
Der flinke Fuß hinab zur Quelle trug.
Den bunten Ball ſchwingt mit dem nackten Arm
Laut jauchzend auf dem Markt der Buben Schwarm,
Doch theilen ſie ſich raſch zu beiden Seiten,
Denn herriſch ſiehſt du junge Männer ſchreiten
Mit breiten Schultern und gewölbten Brüſten,
Die ſich zum Abendkampf der Ringbahn rüſten.
Nur eingeſchlagen in der Mäntel Falten
Ziehn ſie daher, halbgöttliche Geſtalten;
Die Blicke ſprühn, von Eros blank befiedert,
Mit ſchelmiſchem Strahl aus Mädchenaug erwidert.
Alles geſellig — nur des Wandrers Bruſt
Bleibt einſam in der allgemeinen Luſt.
Auch er noch jung — doch iſt ſein Herz beklemmt,
Er fühlt ſich fremd.

Wenn du nach Jahren zu der Heimat kehrſt,
Verſuch es nicht, daß du den Thränen wehrſt!
Rathhaus und Tempel, Markt und alle Gaſſen,
Wo du als Kind geſpielt, gelacht, geweint,
Die kleine Welt blieb, wie du ſie verlaſſen —
Du nur, du wardſt ein Andrer. Alles ſcheint

So dürftig klein, was vor dem Blick des Knaben
So weit, ſo ſtolz erſchien. Dir aber haben,
Ob du geſiegt haſt oder biſt geſcheitert,
Der Kampf, das Meer, die Zeit den Blick erweitert.
Dies warme Neſt der Luſt, wie ſchmal und enge
Ward's vor der Welt arbeitendem Gedränge,
Bis all die Kleinheit, die dich einſt beglückt,
Aufs Herz dir drückt.

So ward's zu Muthe heut dem jungen Mann!
Ein kühler Schauder faßt' ihn bänglich an.
Die Wange ward ihm braun, die einſt ſo zart,
Das glatte Kinn bewölkt ein krauſer Bart;
Von Marſch und Krieg ward kräftig ihm das Mark,
Er ſchreitet hin gewandt und muskelſtark —
Da ſitzt der alte Schuſter an der Ecke
Der Straße noch wie ſonſt auf ſeinem Flecke,
Nur kümmerlicher noch, als einſt er war,
Und ſchloſſenweißer noch an Bart und Haar;
Der Jüngling grüßt ihn, doch der Alte blickt
Nur ſeitwärts auf zu ihm und läſſig nickt;
Ja, er iſt fremd! Ach, Alles kennt noch er,
Ihn Niemand mehr!

Sein Blick wird feucht. Er hat zu lang geſäumt,
Die Heimat grüßt ihn nicht, wie er geträumt.

Er trägt nicht mehr des Marktes froh Gedräng,
Ins Gäßchen biegt er ein, das ſteil und eng
Durchs hintre Thor ihn in die Vorſtadt weiſt.
Kaum kennt er noch den Ort; als er gereiſt,
War's ödes Mattland noch, heut aber breiten
Luſthäuſer ſchmuck ſich aus zu beiden Seiten,
Tief in ein Meer von Sträuchern eingetaucht,
Von fremder Blumen Würzeduft durchhaucht.
Die Sonne ſinkt gen Weſt am Himmelsſaum,
Und rothe Strahlen zittern durch den Baum;
Von hoher Straße durch die Gärten her
Erblickt er fern das dunkelblaue Meer;
Leis ſummt von einem nahen Dach Geſang
Zum Zitherklang.

Der Jüngling ſtaunt ob all der neuen Pracht,
Die aufgewachſen hier wie über Nacht.
Da ſieht er vor ſich wider ſein Verhoffen
Das Gitterthor an einer Villa offen.
Ein blühnder Myrtengang lädt ihn hinein,
Und in der Tiefe ſteht im hellen Schein
Des Abendroths, als wär's von Blut belebt,
Ein Bild, das licht aus dunklem Laub ſich hebt.
Sehnend denkt er der Zeit, als ſein Beruf
War, daß er ſelbſt ſolch edles Bildwerk ſchuf.

Das Bild lockt ihn heran, er ſieht entzückt
Die junge Artemis zum Tanz geſchmückt.
Zierlich den Schuh dem Knöchel angeſchnürt;
Das Oberkleid, das nur das Knie berührt,
Knöpft auf der Schulter ſie ſich feſt und blickt
Hinunter, ob der Haft ſich richtig ſchickt.
Zierlich geſcheitelt iſt das ſeidne Haar,
Die Stirne rein, das Auge keuſch und klar.
Anmuth durchwallt die reizende Geſtalt,
Sie greift ans Herz mit zaubriſcher Gewalt,
Ein wirklich Weib und doch ein Götterbild,
So groß als mild.

Der junge Bildner ſtaunt und fragt entzückt:
Wer war der Meiſter, dem dies Werk geglückt?
Und lebt auf Erden dieſe Jungfrau, die
Zum Vorbild ihm die holden Glieder lieh?
War's Artemis, die aus des Waldes Kranz
Herunterſtieg, ſo wie ſie geht zum Tanz
Auf feuchter Wieſe mit der Nymphen Schwarm?
Und wies ſie ihm den bogenſtarken Arm,
Den kräftigen Fuß, der jäh den Bergwald auf
Der Hinde folgt im ſichern Siegeslauf,
Daß ihm harmoniſch wie ein Feſtgeſang
Dies Bild gelang?

Und weiter lockt es ihn nach kurzem Lauſchen,
Denn fern her hört er einen Springquell rauſchen;
Er ſchreitet tief ins blühnde Paradies,
Kaum hörbar ſtreift der Fuß den feinen Kies,
Des Brunnens Plätſchern, wie er fürder ſchritt,
Verdeckt dem Ohr den leichten Jünglingstritt;
Er biegt um den Granatenſtrauch — und nah
Steht vor ihm, ſchau, des Bildes Urbild da:
Ein blühend Mädchen, hochgebaut und ſchlank,
Sitzt an dem Springquell auf der Gartenbank;
Nur fließt um ihre jugendlichen Glieder
Heut züchtig lang das Faltenkleid hernieder,
Und ihr zur Seiten auf der Steinbank ruht
Der Mantel und der runde Schattenhut,
Der ſie beſchützt hat vor der Mittagsſchwüle;
Im weichen Hauch der wonnigen Abendkühle
Weht jetzt ihr dunkles Haar, des Bandes los,
Viel Gartenblumen liegen ihr im Schoß,
Er ſieht nur halb ihr abgeſenkt Geſicht,
Wie reizvoll ſie den Schatz zu Kränzen flicht —
Ein ſterblich Weib, nicht von Olympos Höhn,
Doch götterſchön!

Da fällt ſein Schatten in dem Abendglanz
Mit einmal auf des Springquells Marmorkranz;

Sie fährt zuſammen, wie ſie aufwärts blickt —
Da ſteht ein Fremder! Er und ſie erſchrickt.
Sie greift die Blumen und die Kränze ſtumm,
Und züchtig ſchlägt ſie raſch den Mantel um
Und nimmt den Hut, um ihres Wegs zu gehen;
Doch ſcheint ſein Blick ſie um ein Wort zu flehen,
Und ſanft ſpricht er: Verzeih mir, daß ich keck
Hierher mich wagte, Herrin, dir zum Schreck!
Sie ſchweigt zuerſt und nickt nur kurzen Gruß,
An ihm vorüber will der ſchlanke Fuß;
Doch als ſie ihm ins treue Auge ſah,
Spricht freundlich ſie: Ein Fremdling biſt du ja
Und weit gewandert, ſeh ich. Ruh dich aus
Am Brunnen hier, denn gaſtlich iſt dies Haus,
Und mögen gute Götter ob dir walten,
Wenn du's verdienſt! — Er wagt nicht, ſie zu halten,
Als jetzt vom Sitz ſie ruhig ſich erhebt
Und raſch entſchwebt.

Ihr Schritt verhallt. Er bleibt zurück, verwirrt.
Rings in den Büſchen die Cicade ſchwirrt;
Die Blumen duften ſtärker, lind und lau,
Aus rothen Wölkchen träuft der Abendthau
Und küßt ihm von der Stirn des Tages Brand.
Er ſtreckt ſich träumend an des Beckens Rand,

Das Haupt auf ſeinen Wanderſtab geſenkt —
Wie lange, weiß er nicht. Die Seele denkt
Nur an das Glück, daß ſie er ſollte finden,
Und Welt und Zeit vor dieſem Bild verſchwinden.
Hier lebt ja ſie, ſie athmet dieſe Luft,
Er trinkt mit ihr den gleichen Blumenduft —
Hin iſt, was je geſchmerzt ihn und gefreut;
Eins bleibt nur: daß die Vaterſtadt, die heut
So grau, ſo blöden Augs ihn angeſtarrt,
Ihm Heimat ward.

IV.

Die Nacht war da. Es lag die ſtille Welt
Vom blauen Sternenſchimmer mild erhellt,
Und von dem Meer ſcholl fern der Brandung Stoß.
Schwer riß er ſich aus wachen Träumen los
Und wand ſich leis entlang den Gartenpfaden
Zum Gitterthor, das offen ihn geladen.
Raſch ſchritt er nun zur Stadt, und aus dem Dunkeln
Sah er in jedem Haus die Lichter funkeln;
Er trat ins Thor und ging durch Markt und Straßen,
Wo vor der Thür noch Mädchen plaudernd ſaßen.
Zur nächtigen Raſt ſtand endlich ihm der Sinn,
Und zu der untern Vorſtadt trieb ihn hin
Die Neugier, wo am ſchroffen Hügelrand
Weitſchauend ſeine Bildnerwerkſtatt ſtand,
Eh er auf Abenteuer zog hinaus;
Daran gelehnt lag ihm ſein Elternhaus.
Wie öd mag's, dacht er, heute drinnen ſein!
Doch er erſtaunt: es brach ein Lampenſchein
Durchs Guckloch bei der Thür, wo ſeine Statt

Zum Oeffnen und Verſchluß der Pförtner hat.
Er eilt zu klopfen; aus dem kleinen Zimmer
Bewegt ſich und kommt her der Lampe Schimmer;
Ein alter Schaffner öffnet, hält das Licht
Der Lampe hoch und ſpäht ihm ins Geſicht.
Wie kommſt du, fragt er, uns ſo ſpät daher?
Was iſt dein Name, Wandrer? dein Begehr?
Der Andre zieht die Stirne kraus, und ſcharf
Lacht er: Ich bin es, der hier fragen darf!
Was ſchaffſt du hier im Haus, das dein nicht iſt?
Dies Haus iſt mein!
Willkommen denn, ſo biſt
Du Praxias.
Ich bin's.
Tritt ein ins Haus,
Das dir ſich öffnet, Herr, und ruh dich aus!
Gelobt ſei Ares, der dein lockig Haupt
Uns hat verſchont, den längſt wir todt geglaubt!
Sei fröhlich jetzt zu Speis und Trank und Raſt
Dein eigner Gaſt.

Sie treten ein. Er ſteht im trauten Raum,
Wo er geträumt den erſten Wiegentraum,
Wo oft der Mutter er gehüpft im Schoß,
Wo er an Knabenſpielen wurde groß,

Und wo der Vater treu und ehrenwerth
An dem Homer das Leſen ihn gelehrt
Und an dem Thon das Formen. Wieder ſitzt
Er auf dem Schemel, den er ſelbſt geſchnitzt.
Der Alte bringt, was Küch und Keller bot:
Gebraten Zicklein, weißes Weizenbrot,
Auch blaue Feigen, goldnen Honigſeim
Und Landwein her. Wie fühlt er ſich daheim,
Als ihm der alte Miſchkrug wieder blinkt,
Der oft dem Knaben froh zum Mahl gewinkt.
Den Geiſtern ſeiner Eltern gießt er aus
Des erſten Tropfens Spende. Wein und Schmaus,
So köſtlich wollen ſie ihm heute munden,
Wie in der Fremde er ſie nie gefunden.
Und weil er froh der Heimatskoſt genießt,
Schaut ihm vergnügt der Alte zu und gießt
Ihm tapfer ein, bis er ſein Mahl geendet.
Dann aber zu dem Wirthe fragend wendet
Der Gaſt ſich: Sprich, wie kommt's, daß du hier ſchalteſt
Und mir, den du nicht kennſt, mein Heim verwalteſt?
In ein gefülltes Haus kam heut ich her
Und ließ es leer.

Das, ſpricht der Alte, künd ich williglich:
Wir kommen von Athen, mein Herr und ich.

Die Stadt hier will am ſchroffen Hügelende
Gen Süden, weißt du, ob dem Rebgelände
Dem Dionyſos neu den Tempel bauen.
Des Gottes Bild in Marmor auszuhauen,
Beriefen ſie, der weit herum im Land
Als Bildner wie als Gießer wohl bekannt,
Den alten Agathon.
Der lebt noch? ſpricht
Der Jüngling froh, es ſtrahlt ſein Angeſicht.
Ihn, den ich ſchon als Knabe hoch verehrt,
Soll ich noch ſchaun! Wo iſt er?
Herr, er kehrt
In wenig Tagen heim. Zu kurzer Fahrt
Ging er nach Paros, wie ſtets ſeine Art,
Um ſelbſt den Block zu wählen für das Bild.
Drum ſind wir hier, und die Prytanen — ſchilt
Sie nicht darum — ſo lange warſt du fort,
In Jahren kam von dir nicht Brief noch Wort,
Kein Erbe lebt — dein herrenloſes Gut
Fürſorglich nahmen ſie's für dich in Hut,
Zum Nutz der Stadt auch, bis du wiederkämeſt
Und neu Beſitz von deiner Werkſtatt nähmeſt.
Die liehen uns ſie. Du biſt glücklich ja
Zurück. Willſt du, ſo bleiben wir wohl da,
Bis unſer Werk vollendet. Willſt du nicht —

Ihr ſeid die liebſten Gäſte mir, ſo ſpricht
Der Jüngling froh. Mag mir, mein Haus zu ehren,
Noch lange ſolchen Gaſt das Glück beſcheren!
Nun aber drückt der Schlaf mir ſchwer die Lider,
Und deine Lampe, ſiehſt du, brennt ſchon nieder;
Bring mich zur Raſt, um in der Heimat Hafen
Mich auszuſchlafen.

Der Schaffner nickt und leuchtet, doch voran
Stürmt ohne Licht durchs Haus der junge Mann,
Aufwärts die Treppe geht's, als ob er fliege,
Er kennt noch jede Stufe von der Stiege,
Die er ſo oft mit hohem Sprunge maß.
Er ſteht in ſeinem eignen Nachtgelaß,
Das heut gerüſtet und geſchmückt aufs beſte
Zum Schlafraum für des Hauſes werthe Gäſte.
Ein reinlich Lager ſieht er ſich bereitet,
Purpurne Wollendecken drauf geſpreitet,
Von ſeiner eignen Lampe froh erhellt,
Den alten Waſſerkrug dabei geſtellt.
Der Alte grüßt und geht — er eilt zur Ruh,
Ab wirft er ſtaubig Kleid und heißen Schuh,
Und ſtreckt mit frohem Sinn die müden Glieder
Aufs Lager nieder.

V.

Nach langer Wanderſchaft, wie ſchläft ſich's gut,
Am Morgen in des eignen Hauſes Hut!
Der Tag iſt trüb heut, und der Regen ſpinnt
Sich leis herab. Im friſchen Morgenwind
Wie brauſen laut im Hof die alten Bäume
Und wiegen ihn wie einſt in Kindesträume.
Durchs offne Fenſter leiſe plätſchernd rauſcht
Der Brunnen, dem er ſchlaflos oft gelauſcht.
Tief in den Morgen ſchläft er ſüß und feſt,
Bis endlich lächelnd ihn der Traum entläßt
Und er, von friſcher Lebenskraft beſchwingt,
Vom Lager ſpringt.

Der Schaffner grüßt, das Frühmahl ſteht bereit,
Er aber braucht zum Eſſen wenig Zeit;
Die Neugier treibt ihn an, auf weichen Sandeln
Im Haus durch jegliches Gelaß zu wandeln.
Wohl mag ein Herr ſich freuen, will ſein Eigen
So wohl behütet ſeinem Blick ſich zeigen.

Nie frug er ſonſt nach Schmuck als Junggeſell,
Heut prangt die Wand von Farben friſch und hell.
Ein ſteinern Eſtrich blinkt in jedem Zimmer,
Jeglich Geräth erglänzt in blankem Schimmer.
Was er verließ zerfallen und gealtet,
Iſt Alles friſch und zierlich neu geſtaltet.
Der unbewohnten Räume Moderduft
Hat er befürchtet — und die Morgenluft
Spielt durch die Säulen freundlich und bekannt,
Als ſchaltete hier eine Frauenhand,
Die Allem, was ſie nur umgiebt, verleiht
Den Abglanz ihrer eignen Freundlichkeit,
Die Alles, ſelbſt im ſtillen Thun beglückt,
Mit Anmuth ſchmückt.

Zuletzt tritt er zur hellen Werkſtatt ein.
Durchs Fenſter ſpielt der Roſen Duft und Schein,
Die hoch ſich um des Höfchens Säulen ranken
Und halbverſchlafen heut im Regen ſchwanken.
Und weil der Guß noch draußen niederſauſt,
Fühlt er daheim ſich froh und wohlbehauſt.
Mitten im Raum grüßt hoch vom Fußgeſtell
Des Agathon vollendet Thonmodell,
In feuchte Tücher ſorglich eingeſchlagen,
Doch darf er nicht es zu entſchleiern wagen.

An einer Wand ſtehn, die er ſelbſt vorzeit
Als Knabe ſchuf, Entwürfe viel gereiht.
Seitdem hat prüfend er an allen Enden
Die Kunſt geſchaut von höchſten Meiſterhänden.
Das eigne Machwerk, das er halb vergeſſen,
Er prüft es heut mit reiferem Ermeſſen.
Oft ſchüttelt er den Kopf, doch es gefällt
Auch Einzles ihm, das heut noch Probe hält.
Einſt, ruft er ſtolz, vermocht' auch ich zu ſchaffen!
Wohl ward die Fauſt mir hart an Wehr und Waffen;
Doch ſchaun wir zu, ob nicht der Geiſt noch heut
Der Hand gebeut!

Geräth liegt reinlich auf dem Tiſch bereit;
Er wirft den Mantel ab, im Aermelkleid
Geht's friſch ans Werk. Da liegt der weiße Thon,
Er knetet ein paar Hände voll davon;
Das, was er machen will, braucht kein Beſinnen,
An einem kleinen Werk will er's beginnen
Und prüfen, ob der Wunſch ihn nicht betrog.
Ein Häufchen Thon, kaum eine Spanne hoch,
Setzt er aufs Brett und formt es mit den Händen,
Dann greift er nach den Stäbchen zum Vollenden.
Doch lacht nicht gleich ihm fröhliches Gelingen,
Er muß die ſteifgewordnen Finger zwingen

Und hadert mit ſich, daß er als ein Thor
Im fremden Sold ſo manches Jahr verlor.
Doch bald kehrt ihm der Griff zurück, die Hand
Bewegt ſich wieder ſpielend und gewandt,
Und mächtig faßt den welterfahrnen Mann
Die friſche Luſt der Arbeit wieder an.
Die Stunden rollen in der Einſamkeit
Geräuſchlos hin, doch ihm ſteht ſtill die Zeit.
Spät folgt dem Schaffner er zum Abendmahl,
Und Morgens weckt ihn ſchon der erſte Strahl,
Daß er aufs neue ſich zum Schaffen wendet
Und Bild auf Bild in raſchem Zug vollendet.
Und hell, indeß der Regen draußen ſprüht,
Wird ſein Gemüth.

O, wem wird Glück, wie es dem Künſtler winkt,
Wenn ihm beim Werke Zeit und Welt verſinkt,
Wenn aus der Seele feierlichem Schweigen
Die Bilder leuchtend in das Leben ſteigen!
Was als ein todter Klumpen vor ihm ſtand,
In Gold verwandelt Alles ſeine Hand;
In Allem ſchaut er den vollkommnen Leib,
Den er nur kennt, und jedes blühnde Weib,
Ob mehr, ob minder Reiz dem Blick ſie biete,
Wird Aphrodite.

VI.

Und nach drei Nächten kam die Sonne wieder,
Hell ſchien der Mittag auf die Fluren nieder.
Da gab im Hof der Hund ein luſtig Bellen,
Und Mäuler klingelten mit ihren Schellen.
Es ſummten durch das Haus verworrne Stimmen,
Wie an dem Frühlingstag die muntern Immen,
Wenn ſie die Zellen baun im warmen Stock;
Denn abgeladen ward der mächtige Block
Aus Paros' Grotten, welchen keuchend ſchwer
Acht Stiere hügelauf geſchleppt vom Meer.
Das Alles konnt er aus der Werkſtatt hören,
Doch mocht er nicht den erſten Willkomm ſtören
Und gönnte gern dem Greis die kurze Raſt,
Bis ſelbſt er grüßen käme ſeinen Gaſt.
Still fuhr er fort am Werke, wie er pflag,
Den langen Tag.

Und gegen Abend war's, da trat herein
Der hohe Greis, der Locken Silberſchein

Floß ihm ums Haupt, von goldnem Band gehalten,
Die hohe Stirn noch frei von müden Falten,
Das Antlitz feſt und ſcharf aus Erz gegoſſen,
Vom langen Barte prieſterlich umfloſſen.
Der grüßt ihn freundlich: Heil dir, Praxias,
Der unſre edle Kunſt nicht gar vergaß
Um Ruhm und Beute! Durch der Bürger Mund
Ward es mir oftmals in der Leſche kund,
Was für ein wackres Schaffen dich ſchon ehrte,
Eh du den Meißel tauſchteſt mit dem Schwerte;
Auch ſagte mir's manch Werk von deiner Hand,
Das als Entwurf in deiner Wohnung ſtand.
Und daß du, bis mein Werk vollbracht, den alten
Genoſſen gaſtlich bei dir willſt behalten,
Dank ich dir freundlich. Nun, dem Gott zum Preiſe,
Den ich ſoll bilden, bring ich von der Reiſe
Ein Faß von ſeinem heiligen Naxos mit,
Wo einſt gewandelt iſt ſein Segensſchritt —
Der iſt für Beide nun, laß uns ihn proben,
Du wirſt ihn loben.

Der alte Schaffner kommt und bringt den Wein,
Miſcht ihn mit kühlem Naß und gießt ihn ein.
Doch, ſpricht der Greis, damit hier unſer Wirth
Erkennt, wer ſich als Gaſt zu ihm verirrt,

Soll er den Gott in meinem Thonbild ſchauen;
Deck's ab! Der Alte thut's, und aus der grauen
Umhüllung, wie aus trüben Wolken mild
Ein Stern, entſteigt des Gottes lichtes Bild,
Wie er als Held, die Panther im Geſpann,
Einſt Indiens ſchätzereiches Land gewann.
Ein mächtig Löwenfell umhüllt die Glieder
Und wallt ihm zottig zu den Hüften nieder;
Der Jüngling nicht in weichlichem Erſchlaffen,
So wie ihn einſt Praxiteles geſchaffen,
Der an den ſtämmigen Satyr ſanft gelehnt
Wach träumend ſich im erſten Rauſche dehnt; —
Nein, hier des weichen Frauenreizes bar,
Doch wie ſich's ziemt für Tempel und Altar:
Der reife Mann, der aufrecht ſteht und feſt,
Das Auge hell, die Lippen eingepreßt;
Ein Denker, der durch Geiſt den Geiſt bezwingt,
Der aus der Traube Blut zum Haupte ſpringt,
Dem leis der Wein die Stirn hat angeglüht,
Daß drunter der Gedanke friſcher blüht,
Wenn er in männlichem Geſpräch die Nacht
Beim Kelch verwacht.

Der Jüngling ſtaunt das hehre Bildwerk an,
Und jauchzend bricht er aus: Du ſeliger Mann,

Der nach der alten Meiſter hohem Ruhm
Ein ſolches Werk noch ſtellt ins Heiligthum!
Das würdige Haupt, der mächtigen Glieder Pracht,
So groß hat Niemand je den Gott gedacht!
In dir, o Meiſter, wird der Tag erneut,
Als Hellas junger Freiheit ſich erfreut,
Als aus Gewölk, vom Wetterſtrahl gefüllt,
Sich Zeus dem Flehn des Phidias enthüllt,
Als der Olymp, zum Preis dem Perſerſieg,
Zur Erde ſtieg!

Der alte Meiſter lächelt: Das mag ruhn!
Ich denke nicht ſo groß von unſerm Thun.
Doch laß uns heut die erſten Jünger ſein,
Die mein Gott lädt zu ſeinen Gaben ein;
Zu ſeinen Füßen wollen friſch wir trinken,
Die Becher winken!

Sie ſetzen ſich, der Greis ſchenkt wieder ein,
Und ſie durchglüht der feurig ſüße Wein.
Doch dunkelt's leis auf Agathon's Geſicht,
Still ſchaut er in den Becher, und er ſpricht:
Jüngling, die Zeit wird für den Bildner ſchwer!
Wohl mögen drüben überm Inſelmeer

In Aſien ſtolz die neuen Städte glänzen,
Die meilenlang die Wand mit Bildwerk kränzen
Und auf dem Markt mit Rieſengruppen prunken;
Doch es erloſch der echte Altarfunken.
Dem Fürſtenſtolz dient jetzt des Künſtlers Hand,
Die Ehrfurcht vor den Himmliſchen verſchwand.
Wo wir an goldenen Palaſt geglaubt,
Des Ida Stirn ward uns ein ſchneeig Haupt;
Kein Zeus thront in der Wetterwolke hehr,
Und kein Poſeidon peitſcht im Sturm das Meer;
Die Sonne ſteigt nicht mehr auf weißen Roſſen,
Und Kypris iſt in Schaum zurückgefloſſen.
Ja, in uns ſelbſt muß Kraft und Muth erſchlaffen,
Wir glauben ſelbſt an das nicht, was wir ſchaffen.
Die Herzen ſind verglüht, der Witz der Spötter
Vertrieb die Götter!

Da aber hebt der Andre hoch die Schale:
Nein, Meiſter, bei des Helios ewigem Strahle —
Vergieb dem Jünger, wenn er widerſpricht —
Die Götter leben, und ſie ſterben nicht!
Im hohen Aether wandeln ſie nicht mehr,
Doch gütig ſchritten ſie zur Erde her,
In Jugendblüthe ewig ſich entfaltend,
In ſchönem Menſchenleib ſich neu geſtaltend.

Schau, als ich durch die Stadt am andern Tag
In läſſiger Betrachtung ſchritt, da lag
Mir des Olympos voller Glanz erſchloſſen,
Durch Götterblut in Mann und Weib ergoſſen.
Der Jüngling, ſtark zu Spiel und Kampf erzogen,
Den Wagen lenkend in gewandtem Bogen,
Er iſt ein Sonnengott, nicht minder ſchön
Als einſt Apollon in des Aethers Höhn.
Nicht holder als ein Weib von Tanagra
Trat Aphrodite dem Anchiſes nah!
Willſt du die Charis bilden, nimm ein Kind
In erſter Jugend, wie hier hundert ſind;
Das Mädchen forme dann, wie du ſie kennſt —
Wird ſchöner ſie, weil du ſie Göttin nennſt?
Da glänzt ſie froh von ihrem eignen Leben,
Was brauchſt du Pfeil und Bogen ihr zu geben?
Wenn kühle Weisheit den Olymp vertreibt,
Die Schönheit bleibt!

Doch, ſpricht der Greis, willſt du Vollendung ſchauen,
Die wandelt nicht auf grünen Erdenauen!
Ein Höchſtes ſucht das Herz, das, unerreicht
Von Mann und Weib, uns ſtill vom Himmel ſteigt.
Und wollten wir, was mag zum Vorbild paſſen,
Als Bildner in vollkommne Formen faſſen,

Wie ſelten wird in dieſen ſpäten Tagen
Ein edel Tempelbild uns aufgetragen!
Schenkt uns die Schönheit auch im Leben Gunſt,
Wo bleibt die Kunſt?

Da lacht der Andre froh ihm ins Geſicht:
Da gräme, lieber Meiſter, du dich nicht!
Warum ein Bild nur für den Tempel? Nein,
Die Kunſt, ſie kehr ins kleinſte Häuschen ein.
Schau, was ich ſelbſt erfand in dieſen Tagen!
Dir will ich meine Hand zu zeigen wagen.
Stets hielt ich mir des Stümpers Urtheil fern,
Doch vor den ganzen Meiſter tret ich gern,
Der auch in dem, was noch nicht reif vollbracht,
Empfindet, was der Jünger ſchön gedacht.
Nicht Götterbilder freilich bring ich dir —
Doch ſchau nun hier!

Von ſeinen Bildchen hebt er ab das Tuch:
Dies Mädchen ſieh, das auf dem Haupt den Krug
Vom Brunnen heimträgt und zur Höhe ſteigt;
Die Laſt ſtützt mit dem einen Arm ſie leicht,
Indeß am Kleid, das hoch der Gürtel ſchürzt,
Die linke Hand noch mehr die Säume kürzt;

Gleicht ſie der Palme nicht, die windbewegt
Doch ſchlank die ſchwere Datteltraube trägt?
Nun ſieh die Knäbchen hier: ſie werfen Ball,
Auf ihren Beinchen ſtehn ſie feſt und drall
Und blicken über ſich; der eine ſchlug
Aufwärts den Ball, wie lauern ſie ſo klug,
Wie ſtreckt ſich jedes Händchen voll Verlangen
Den Flüchtling noch in freier Luft zu fangen.
Doch fällt er, glüht der Eifer auf in allen,
Sie greifen zu und purzeln hin und fallen.
Hier noch der Alte mit dem Buckel, der
Sein Brett vorm Bauche trägt von Kramwerk ſchwer,
Auf Wackelbeinen ſteht er, doch nicht faul
Schreit er die Waaren aus mit breitem Maul.
Und ſo noch dort Figürchen allerlei,
Zum heitern Spiel, doch Ernſtes auch dabei;
So wie ich's ſah, wie's lebend zu mir ſprach,
So macht ich's nach.

Der greiſe Meiſter lacht: Hier zeigt ſich's klar,
Das, was vorhin du ſprachſt, du machſt es wahr.
Wie oft hab ich die Jungfraun ſo geſehn
Vom Quell hinauf die Felſentreppe gehn!
Die Knaben auch, die immer mir gefielen,
Sah ich ja hundertmal am Markte ſpielen,

Und hier der Kerl, der zieht durch Stadt und Land,
Den kenn ich erſt wie meine rechte Hand.
Stets freut ich mich der wechſelnden Geſtalten,
Die vor dem Auge mir vorüberwallten,
Doch das zu modeln kam mir nie in Sinn,
So alt ich bin.

Der Andre ſpricht: Fängſt du, Herr, an zu lachen,
So wird mein Thun dem Volk auch Freude machen.
Wer Erz und Marmor nicht erwerben kann,
Hier iſt geſorgt, daß auch der arme Mann,
Wenn heim vom Feld er bringt die ſchwere Garbe,
Beim eignen Herde nicht der Anmuth darbe.
Solch heitres Spielzeug ſoll ſein eigen ſein,
Das ſtellt mit andrer Zier er in den Schrein,
Und Alles freut ſich an der ſchmucken Habe.
Wenn ihm ſein Weib ſtarb, weiht er's ihrem Grabe;
Doch in den Kindern, die's mit Luſt beſchaut,
Lebt fort ſein Reiz und grüßt ihn wieder traut.
Doch fehlt mir jetzt noch eins zum Vollgelingen,
Daß auch ins ärmſte Haus wir Freude bringen.
Sieh, was ich noch erfand! Den Gips gegoſſen
Hab ich um eins, und aus der Form entſproſſen
Stehn hier noch zwanzig ſauber ausgeprägt;
Jedes, du ſiehſt, der Mutter Gleichniß trägt.

Nun jedem Köpſchen gilt's ein einzeln Leben
Mit ſcharfem Stäbchen modelnd noch zu geben;
Schnell wird's gebrannt, denn dauernd ſoll es ſein,
Ein armer Obolos, und es iſt dein.
So Noth iſt Keinem, dem ſein Los nicht gönnte,
Daß ſolche Hauszier er gewinnen könnte.
Da hilf mir, Herr! Magſt du bei uns verweilen,
Bleibe bei mir, laß Müh und Lohn uns theilen!
Solch hohen Schönheitsſegen, hilfſt du mir,
        Den ſchaffen wir!

Froh ſchaut der Greis ſich lang die Bildchen an
Und lächelt freundlich auf den jungen Mann:
Fürwahr, das iſt ein ſchöner Fund, mein Sohn,
Und bringt dir zu dem Gold noch edlern Lohn.
Mir ahnt's voraus: in künftiger Zeiten Lauf
Gräbt man dein Werk aus Grabesnacht herauf,
Und ſpäte Völker freun ſich im Gemüth,
Wie ſchön die Welt in Hellas einſt geblüht.
Wenn längſt mein Marmorbild in Trümmer brach,
Bleibt hier an uns ein froh Erinnern wach.
Vergehn auch hundert, eins wird ſich verſtecken
Und tauſend Jahr nach uns noch Freude wecken.
Ich bin dabei, du haſt mein Herz gewonnen,
Und morgen mit dem Frühſten ſei's begonnen.

Doch welches Stück zuerſt von allen hier
Vollenden wir?

Der Jüngling lächelt — zögert — doch er geht,
Wo ihm im Winkel noch ein Bildchen ſteht,
Das, feiner als die andern ausgeführt,
Mit holdem Zauber den Betrachter rührt.
Die Jungfrau iſt's, die er im Garten ſah,
Ihr Bild blieb ihm im Traum und Wachen nah;
Aus der Erinnrung ſchuf er nach die Züge,
Das edle Haupt, des Leibes fein Gefüge.
Wie er ſie ſchaute, ſitzt ſie, das Geſicht
Sanft auf den Kranz hinſenkend, den ſie flicht.
Der Alte, der das Urbild gleich erkennt:
Das, ruft er, iſt, was man ein Wunder nennt!
Dies Mädchen lebt, du aber ſahſt ſie nie,
Wie kennſt du ſie?

Der Jüngling lacht: Denkſt du, die Götter ſind
Nur deinem greiſen Haupte hold geſinnt?
Auch mir ſtieg Artemis vom Latmos nieder
Und zeigte mir die Jugendpracht der Glieder.
Die Göttin bilden, das war dir Beruf,
Indeſſen ich ein irdiſch Mädchen ſchuf;

Die kühle Jungfrau du, die ſich verſagt
Dem Halbgott ſelbſt, und ich die holde Magd,
Die einen Mann, dem Eros es mag gönnen,
Wird lieben können!

Ungläubig hört's der Greis und wiegt das Haupt:
Dein Märchen iſt ſo ſchön, daß gern man's glaubt.
Doch ſprachſt du wahr: die Götter ſind nicht fern,
Sie wandeln Menſchen unter Menſchen gern.
Aus jenem Meer, das gürtet unſer Land,
Stieg blühend einſt die Anmuth an den Strand
Der Blumeninſel; ſie will treu uns bleiben,
Und kein Barbar wird aus dem Land ſie treiben.
Komm jetzt: daß Schönheit unſres Volkes Eigen,
Ich will dir's zeigen.

VII.

Er nimmt das Bild; den Roſenhag entlang
Führt er den Gaſtfreund durch den Säulengang
Und öffnet ein Gelaß. Ein wüſter Ort
War's ſonſt, zerbrochner Hausrath fand ſich dort,
Von roſtigem Riegel jahrelang verſchloſſen.
Heut iſt von hellem Licht der Raum durchfloſſen,
Das von Etruriens Candelabern leuchtet.
Der Eſtrich iſt mit duftigem Naß befeuchtet,
Der Maſtix ſeinen feinen Ruch verbreitet.
Zwei Polſter bei dem Tiſch ſind ausgeſpreitet,
Köſtlich Geräth zum Nachtmahl ſteht bereit,
Trinkſchalen bunt und zierlich aufgereiht.
Doch kaum hat all den Schmuck der Blick geſtreift,
Da ſtarrt der Jüngling, und das Auge ſchweift
Entlang der Wand, wo in der Lampen Strahl
Gewaltige Bilder glänzen, vier an Zahl.
Der Krieg iſt's, den mit Jauchzen und mit Beben

Den Vätern noch verliehn war zu erleben,
Der, leis vom Duft des Märchens ſchon umhüllt,
Noch jede Griechenbruſt mit Jubel füllt:
Wie Alexander Aſien niederzwang
Und bis zur fernſten Wüſteninſel drang.
Dort der Granikos, wo, den Zaum gekürzt,
Zuerſt er in des Bergſtroms Strudel ſtürzt,
Indeſſen vor dem Halbgott die Barbaren
In zügelloſer Flucht entſetzt zerfahren.
Hier Iſſos, wo den Lanzen kühn vorauf
Er ſauſend an den Perſer ſprengt im Lauf,
Dem wild die ſchwarzen Roſſe ſich verſagen,
Ihn über die Gefallnen fortzutragen.
Dann in dem Königsſaal der wilde Tag,
Als Thais trunken ihm am Buſen lag;
Die Fackel drückte ſie ihm in die Hand,
Er ſchwang ſie — und Perſepolis verſchwand.
Zuletzt gekrönt mit Roſen ſah man ihn,
Wie Roxane beim Feſtmahl ihm erſchien,
Und Aſiens dunkle Schönheit ihn erfaßte,
Daß ſeinem Aug ſein nordiſch Heim verblaßte.
Das Alles hell und meiſterlich gebildert
Und wie es kam und ging getreu geſchildert —
Ein Heldenlied in Farben, Seiner werth,
Deß Thun es ehrt.

Der Jüngling ſtaunt ob dieſer Wunderwelt;
Der Alte drauf: Mich freut's, wenn dir's gefällt.
Wir fanden voll Gerümpel dies Gemach;
Was dein war, ſteht dir ſicher unterm Dach;
Dies Zimmer, abgewandt vom Sonnenſtrahle,
Das kühle, wählten wir für unſre Mahle.
Drum ließ ich ſtattlich Deck' und Wand erneuen,
Und unſer Aug beim Becher zu erfreuen,
Hat Alles, wie's in Aſien einſt geſchah,
Treu nachgebildet meine Helena.
Du ſtaunſt wohl, daß ein Weib ſolch Werk erſchuf?
Von Jugend auf war ihr die Kunſt Beruf,
Die leicht aus Licht und Farbe webt Geſtalten,
Weil mühſam wir im harten Steine walten.
In meiner Werkſtatt reifte früh ihr Sinn,
Dann führt ich ſelbſt nach Epheſos ſie hin
Zum göttlichen Apelles, und mit Gunſt
Nahm der ſie an und lehrte ſie die Kunſt.
An dieſen Platz hier ſei dein Bild geſtellt,
Und ſie ſoll ſagen, ob's ihr wohlgefällt.
Du wirſt ſie ſehn, ſie theilt in dieſem Saal
Heut unſer Mahl.

Die Thür geht auf, die Jungfrau tritt herein,
Hell wird der Raum vor ihr wie Sonnenſchein.

Er ſchaut ſie an — ſie iſt's, ſein Herz entbrennt —
Sie, die er kennt!

Ein weiß Gewand umſpielt den Bau der Glieder,
Das friſche Jugend warm mit Leben füllt,
Zum Gürtel zieht ſich's von den Brüſten nieder,
In ſtraffen Falten deutend, was es hüllt.
Die Schulter fließt vom Haupt in ſanftem Bogen,
Drauf die Cicade feſt den Mantel ſchnürt,
Der ſaffranfarb am Rücken hingezogen
Der Arme Paar entblößt, das frei ſich rührt;
Das Haar, vom Sternendiadem gehalten,
Gießt um das edle Haupt der Locken Pracht;
So ſiehſt du hehr die ewigen Lichter walten
Ob winddurchſpielter dunkler Frühlingsnacht.
Siegreich durchbrechend des Gewandes Hülle
Erſtrahlt des reifen Weibes Schönheitsfülle —
Das Marmorbild ſprang von dem Fußgeſtell
Ins Leben hell.

Sie hebt das Haupt, und wie ſie ihn erblickt,
Erkennt auch ſie ihn gleich, und ſie erſchrickt
Und neigt erbleichend ſich vor ihrem Gaſt.
Doch zu der Tafel tritt ſie raſch gefaßt

Und füllt mit Meth die bilderreiche Schale:
Willkommen, Praxias, bei unſerm Mahle
Als Gaſt und Wirth! Für deine Freundlichkeit
Sei dir von mir der erſte Trunk geweiht! —
Die warme Lippe kränzt der Schale Rand,
Er nimmt ſie und berührt die kühle Hand
Und fühlt, wie ſiedend ihm des Blutes Wellen
Zum Herzen quellen.

Er giebt den Becher ihr zurück; ſie ſetzt
Ihn auf die Tafel wieder hin, und jetzt
Fällt erſt ihr Aug aufs Bildchen, das zur Hand
Im hellen Licht vor ihrem Platze ſtand.
Sie ſieht ſich ſelbſt — es braucht nicht, daß ſie fragt,
In dieſem Bild hat Alles er geſagt!
So tief im Herzen hat er ſie behalten,
So treu ins Leben konnt er ſie geſtalten!
Ein Feuerblick — wer ſagt uns, was er ſpricht,
Ob Zorn, ob Scham? — ſprüht ihm ins Angeſicht;
Dann aber wallt ihr Herz — ſie ſenkt die Lider
Erröthend nieder.

Auf ihre Polſter lagern ſich die Beiden,
Und auf den Seſſel ſetzt ſie ſich beſcheiden.

Viel redet Agathon von alter Zeit
Und von den Meiſtern der Vergangenheit.
Bericht giebt Praxias, wie Aſiens Macht
Erblüht, indeß ſich Hellas' Sterne neigen,
Und wie als Denkmal auf dem Feld der Schlacht
Im Marmorglanz die jungen Städte ſteigen.
Die Jungfrau aber lenkt von Kriegen hart
Sie wieder zu der heitern Gegenwart;
Sie ſinnen, was man noch erfinden kann,
Wenn erſt ihr Plan gekrönt wird vom Gelingen;
Die Jungfrau winkt die Dienerin heran
Und heißt die Bildchen aus der Werkſtatt
bringen;
Eins wird gelobt, das andre wird belacht,
Sie ſchaun ſie prüfend an von allen Seiten,
Und weil ſie treu dem Leben nachgemacht,
So ſuchen ſpottend ſie nach Aehnlichkeiten.
Doch Helena beginnt: Eins weiß ich doch,
So gut ihr modeln könnt, das fehlt euch noch.
Weißt, Vater, wohl, wie du mich mit dir nahmſt
Und mit mir in den kleinen Tempel kamſt
Zu Thespiä, wo der Jüngling Eros ſtand
Von des Praxiteles geweihter Hand?
Nicht blanker Marmor war's, die Lippe blühte;
Vom Edelſtein, der in dem Auge glühte,

Feurig belebt ſchoß ernſt der Blick hernieder,
Lichtbräunlich wärmten ſich die jungen Glieder.
Ich kniete vor dem Gott hin, und ich bebte
Und fürchtete den Pfeil, als ob er lebte.
Ein Maler, weit berühmt in Griechenland,
Der war's, der mit dem Stein die Farbe band
So kunſtvoll, daß auch heut noch ungetrübt
Die warme Form den ewigen Zauber übt,
Und wir erglühn an ſeiner Liebespein.
Ihr ſeht, des Freundes kreidekalten Stein
Hold zu durchwärmen mit des Lebens Blut
Hielt ſich der große Nikias nicht zu gut.
Auch ihr, um euer Werk ſchön zu vollenden,
Bedürft des Vorbilds von des Malers Händen;
Drum will ich eurer Form, wollt ihr's geſtatten,
Die Farbe gatten.

Die Dienerin ſteht ihr bereit zur Hand
Mit Pinſel und Geräth, und raſch gewandt
Miſcht Helena den zarten weißen Grund
Und tauft mit ihm das ganze Bildchen rund.
Kaum daß der Thon das Naß begierig trinkt,
Schau, wie er mild in Silberſchimmer blinkt,
Und wie die Farbe, die er erſt gehaßt,
Er gierig jetzt mit zäher Liebe faßt.

Blau fließt der Mantel ab in ſeinen Falten,
Roſig das Kleid, vom Purpurgurt gehalten;
Goldbraunes Haar umſpielt die vollen Wangen,
Wo leisgehaucht ſchon ſanfte Roſen prangen.
Die Lippe will im Odemzuge beben,
Und durch die Farbe bricht das warme Leben.
Fertig! ſo ruft halb fröhlich ſie halb bang;
Doch wie ein Kind, wenn ihm ſein Werk gelang,
So lacht ſie laut, die holde Meiſterin:
Da, ſchaut nun hin!

Und raſch vom Polſter ſpringen Greis und Mann
Und treten an die Jungfrau froh heran.
Mit friſch gefüllter Schale feiern ſie
Ihr künftig Thun, dem ſie die Weihe lieh.
Der Vater neigt ſich auf ihr Angeſicht,
Küßt lächelnd ihr die reine Stirn und ſpricht:
Vom Himmel ſteigt mir eine Freudenſtunde —
Willkommen, Helena, in unſerm Bunde!
Doch heißer noch des Jünglings Wangen glühn,
Denn ſie wird mit ihm in der Werkſtatt walten;
In ihres dunkeln Auges Strahl erblühn,
Ein Blumenlenz, ihm künftige Geſtalten,
Wenn Beide richten der Erfindung Spiel
Aufs gleiche Ziel.

O Jugend! Goldne Stunde, wenn beim Mahl
Vom Lampenſchimmer feſtlich glänzt der Saal,
Wenn von der Frauen feinem Sinn gezügelt
Der luſtige Scherz den jungen Geiſt beflügelt,
Und wenn das Mädchen, dem dein Herz ſich neigt,
Sich anmuthsvoll als heitre Wirthin zeigt!
Goldſchimmernd ſchauſt du dann in ſeligem Hoffen
Die Zukunft offen.

VIII.

Die Augen ſinken, müde von der Reiſe,
Zuletzt beim Becher ſanft zum Schlaf dem Greiſe.
Auf den Altan tritt ſtill das junge Paar;
Der Nacht Azur umfaßt ſie dunkelklar,
Das Meer rauſcht ſeinen ewigen Sang von ferne,
Und funkelnd glühn am Himmel hoch die Sterne.
Durch ihre Seelen klingt wie Feſtgeſang
Die Ahnung großen Glückes, voll und bang.
Und hätten ſie kein einzig Wort geſprochen,
Eins hört des Andern Blut im Herzen pochen,
Und was ſie fühlen, thun, ob ſchweigt der Mund,
Die Pulſe kund.

Wer merkt im jungen Glück der Stunden Flug?
Sie flüſterten und hatten's nie genug.
Ein Sternbild nach dem andern ſinkt hinunter,
Ihr Herz bleibt wach und ihre Augen munter.
Mit Dämmeraugen ſah's der junge Tag,
Wie ſtill ihr Haupt an ſeiner Schulter lag.

Wie ihn das dunkelfeuchte Aug entzückte,
Als ſanft er an die ſtarke Bruſt ſie drückte
Und, heiß durchwallt vom jugendlichen Blute,
Ein ſchönheitstrunken Herz am andern ruhte —
Ihr habt's erlebt, ihr denkt es zu erleben,
Und gerne wollt dem Dichter ihr vergeben,
Was ein unkündbar Wunder niederſteigt,
Wenn er's verſchweigt!

Des Dichters Aug ſchaut Alles, was geſchah,
Und jedem Werden iſt als Gaſt er nah,
Eh's noch ins Leben ſpringt. Wenn Phantaſie
Ihm ihre blauen Falterflügel lieh,
Schwebt er empor auf ihrem goldnen Saum
Und ſchaut der Menſchen Thun in farbigem Traum.
Die Welt rollt unter ihm mit Wechſelbildern,
Ihm fiel die Kraft zum Los, ſie treu zu ſchildern,
Nicht wirklich, aber wahr. Aus ſeinem Mund
Ward ſo euch heut die Wahrheit treulich kund,
Wie ſpät in Hellas dort durch Eros' Gunſt
Ein friſches Reis aufſchoß am Stamm der Kunſt —
Und Alles wißt ihr nun, wie's einſt geſchah
In Tanagra.

* * *

Dank dir, o Phantaſie! Noch einmal nahteſt
Dem Greis du, wie du oft zum Jüngling trateſt!
Du haſt in duftigem Traum aus alter Zeit
Zur weichen Wehmuth mir geſchmelzt das Leid.
Auch wenn es in das ewige Sein verſchwebt,
Unſterblich iſt, was einmal hat gelebt.
Verklärt ins Licht ſteigt wieder mir empor,
Was ich beſaß, was ich ſo bang verlor.
Auf rothgeſäumter Wolke jugendſchön
Grüßt mich mein holdes Kind aus Aetherhöhn,
Und ſanft verſchwimmt's, ein roſiger Abendduft,
In goldne Luft.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Biogr. 1060^{3}/22.

Feſtrede

bei der

Schillerfeier im Kryſtallpalaſt,

10. November 1859,

gehalten von

Gottfried Kinkel.

Preis 1 Schilling.

Der Ertrag der erſten Auflage iſt entweder für eine Londoner Schilleranſtalt
oder die Schillerſtiftung in Deutſchland beſtimmt.

Im Namen der Deutſchen in England, die zu dieſer Stunde mit Stolz ihres Stammes gedenken; im Namen des blutsverwandten Briten, der vor allen fremden Sängern dem deutſchen Genius eine Heimat gab in ſeinem Gemüth; im Namen aller Herzen, die für die Freiheit glühen, grüß' ich heute in Ehrfurcht Dich, der uns den Wallenſtein ſchuf, der die Glocke goß, der den Bogen Tells ſpannte! Ich grüße Dich, Sohn des Feldſchers und der Bäckerstochter, deſſen Wiege in der Hütte ſtand, und deſſen Sarg raſtet unter den Großen der Erde! Mit der wandelnden Sonne ſchreitet Dein Geiſt heut um die Erde, und wo Deutſche ſind, da hallt ihm Preis und Jubel nach, denn in Dir fühlt in zwei Welten Dein Volk ſich eng verknüpft. Und wie Du, gekrönt mit dem Doppelkranz des Dichters und Bürgers, an uns vorbeiſchreiteſt, ſo rufe ich Dich an, Mächtiger, bei dem Namen, der eine Unſterblichkeit in ſich ſchließt, ich rufe Dich bei dem Namen Friedrich Schiller!

Ein Kind des Volkes iſt er geweſen, verehrte Feſtgenoſſen, dem ehrlichen proteſtantiſchen Bürgerhauſe entſtammt, Sohn einer einfachen, herzenswarmen Mutter und eines Vaters, der durch eigne Strebſamkeit des Geiſtes ſich vom Unteroffizier und Wundarzt zum Hauptmann aufgeſchwungen. Früh hat er die Armuth, die Sorge, den Druck des Lebens getragen; nur durch harte Arbeit errang er Tag um Tag ſich jene Unabhängigkeit, die ihm das Recht gab, ein Dichter der Freiheit zu ſein. Früh ſpielte die Willkür ſeines Fürſten mit ſeinem Geſchick, und vom Hohen Aſperg ſah auf ihn Schubart's bleiche Geſtalt hinab, eine Warnung gegen den Trotz eines unabhängigen Geiſtes, eines ungebeugten

Willens. Und doch blieb des Jünglings Geiſt unabhängig, und doch beugte ſein Wille ſich nicht. In anderer Stellung erwuchs Goethe; ihm lächelte ſchon früh die Gunſt der Mächtigen, und nie litt er unter den Mängeln des Staates, unter der Verderbniß der geſellſchaftlichen Ordnung; ſein eigen Weſen zur Schönheit zu vollenden, ſein Leben und Lieben zum Kunſtwerke zu geſtalten, Menſchen zu ſchildern, die in den Stürmen der eignen Bruſt, nicht im Kampf mit der Brandung draußen die Würde des Menſchen offenbaren, das war Goethe's olympiſcher Beruf. Den Andern ſtieß das Schickſal aufs ſtaubige Schlachtfeld—„mein Temperament," das hat er ſelbſt geſagt, nachdem er endlich obgeſiegt, „mein Temperament wollte Stürme, und im Sturmgeheul des Lebens lernte ich die Welt, die Menſchen und mich ſelber kennen." Im Ringkampf gegen den Zwang ſeines kleinen Tyrannen ſchuf er in den Räubern jenen Karl Moor, den Jüngling, der die bürgerliche Ordnung zerreißend ſeinen eigenen Weg ſich bricht, wär's auch in die große, gewaltige Sünde hinein; und als ſie den Dichter in Arreſt ſenden wegen ſeiner Reiſe nach Mannheim zur zweiten Aufführung der Räuber, da iſt ſeine Antwort an die Tyrannei die, daß er dort im Kerker den Plan entwirft zu Kabale und Liebe, jenem racheathmenden Aufſchrei gegen das kleine Fürſtenthum, die ſittenloſe Macht der Höfe, die Zerſtörung des Bürgerglücks, des Wohlſtandes, der Volksehre durch Adelswillkür. Und dann, als ein deutſcher Fürſt uns den deutſchen Schiller rauben wollte durch das Verbot, irgend Etwas außer der Medicin drucken zu laſſen, dann rettet er ſich dem ſeufzenden Vaterland durch jene kühne Flucht; in bittrer Armuth, wegen möglicher Auslieferung zitternd, verborgen im kleinen Stübchen zu Oggersheim — da ſchreibt er in Einem Zuge den Fiesco fertig, und wirft in die gährende Zeit, zwanzig Jahre ehe Danton es thut, das rettende Loſungswort der Republik! Wild, ſtürmiſch, formlos ſind ſie, dieſe Werke ſeiner Jugend, und ſo auch ſind die wenigen lyriſchen Gedichte jener Tage; denn aus dem heißen Herzen quoll ihm die Poeſie. Aber Eines iſt in ihnen, das iſt mehr werth als alle Formſchönheit, es iſt Ueberzeugung! Und damals auch, in jenen Schmerzen ſeiner

Jugend, wurdeſt du ſein eigen, du Braut des Tragöden, göttliche Leidenſchaft! Ja, und du in deiner dunkeln Schönheit, wallenden Haares, ſchrecklich wie Heeresſpitzen, ſtandeſt an der Seite ſeines Marquis Poſa, als er in die Seele des düſterſten aller modernen Despoten das Wort hineinrief: Sire, geben Sie Gedankenfreiheit!

Hart war jene Zeit für den jugendlichen Dichter, als ihm mit dem Lorber nicht zugleich die nährende Saat aufſproßte. Seiner Familie hat er ſpäter in glücklichern Tagen erzählt, wie er einmal aus ſeiner Verborgenheit in Oggersheim ſich hinausgewagt in das reiche, glänzende Frankfurt, und wie er dort ſo doppelt arm und verlaſſen ſich gefühlt. Eine ſchwere Lebensſtunde brachte er da auf der Sachſenhäuſer Brücke zu; dann, in den Straßen verloren, kam er bei einem Buchladen vorbei; er trat ein, und ein Fremder kam, der voll von Begeiſterung ſeine Räuber kaufte. Aus dem Munde des Unbekannten ſcholl ihm die Zuſtimmung ſeines Volkes, und an das Herz dieſes Volkes warf er ſich. Wohl lockte auch ihn das junge Amerika, das eben damals ſich befreiende, und der Gedanke blitzte in der Seele des Flüchtlings auf, dort ſich ein feſtes Haus zu gründen, als ſeine rheiniſche Heimat ihn verſtieß; aber das Gefühl überwog, daß für Deutſchland ihm ſeine Miſſion gegeben ſei, und er beſchloß, nur als Schriftſteller zu leben und zu ſterben. „Etwas Großes,“ ſo ſchrieb er in der Einleitung zu ſeiner Thalia, „wandelt mich an bei der Vorſtellung, keine andre Feſſel mehr zu tragen, als den Ausſpruch der Welt — an keinen andern Thron mehr zu appelliren als an die menſchliche Seele.“ Und dieß Vertrauen hat ſein Volk belohnt; weil er aus dem Herzen des Volkes dichtete, weil ihm die Schmerzen des wirklichen Lebens nicht fremd, die Sorgen der Armuth nicht zu gemein waren zu poetiſcher Verklärung, darum iſt er nach Luther der volksthümlichſte aller deutſchen Schriftſteller geworden. Er war es ſchon mit drei und zwanzig Jahren. Seine „Kabale und Liebe,“ an alle Herzen ſchlagend, riß Iffland in die Bahn hinein, wo ihm ſeine beſten Siege erblüht ſind, in die Schilderung der bürgerlichen

Leiden und der ſocialen Bedrängniß. Als in Mannheim die Aufführung der Räuber herankam, zitterte man vor dem gräßlichen Ebenbild der Gegenwart im Spiegelglas des Dramas ; man wagte nicht, Franz Moor in der Tracht des Jahrhunderts vorzuführen ; man legte das Stück vor die Reformation zurück, in die Zeit des Kaiſer Max — und doch war der Eindruck ſo erſchütternd, daß die Nation auf zehn Jahre ſelbſt ihren Goethe vergaß. Denn Ernſt iſt es, was das Volk will, weil es ſelber den Ernſt kennt und die Arbeit des Lebens, und Ernſt war Schillers allerinnerſtes Weſen. Ihm war ſchon damals die Schaubühne keine Unterhaltung, ſondern eine moraliſche Anſtalt: wo die Religion, das Geſetz, die Philoſophie aufhören den Menſchen zu lenken, da ſollte ihm Melpomene ſtehen, um dem Zuhörer die Tiefen ſeines eignen Herzens zu erſchließen, und ſelbſt im Sturz des Helden Zeugniß zu geben von der Würde der Menſchheit. Hier, in dieſen Tiefen des Ernſtes, liegt Schiller's Größe als Charakter begründet: hier aber liegen auch alle Schwächen des Dichters. Dem feineren Urtheil kann es nicht entgehen, daß nur blaß auf den ſchwarzen Donnerwolken ſeines Zornes der Regenbogen ſeines Humors ſteht, daß ſeinen dunkeln Erzgeſtalten oft der Reiz jener menſchlichen Komik fehlt, welche in das ſternloſe Auge ein Licht wirft und die gepreßten Lippen mit der Anmuth des Lebens umſpielt. In ihrem Willen ſind alle Geſtalten Schiller's groß, und ſo iſt er noch heute der Liebling ſeines Volkes. Tauſende von Händen, mehr als je der größte Kaufmann in Bewegung geſetzt, beſchäftigt noch heute Schiller mit der Verbreitung ſeiner Werke durch Druck und Spiel; ihn lieſt der Schiffer, der im Kahne auf den Wanderer wartet, ihn der Knabe auf der Schule ; mit den kleinen abgefallenen Blüthen ſeines reichen Frühlings ſchmückt das Mädchen das Stammbuch ihrer Freundin ; in dem Munde eines jeden Deutſchen leben jene kurzen, von Lebensweisheit getränkten Sprüche fort, die er in eine Zeile ſeiner Dramen zuſammendrängt ; in allen Zungen der gebildeten Welt rufen ſeine Heldinnen von der Bühne Thränen in die Augen der Zuſchauer ; und auch Ihr, britiſche Männer und Frauen dieſer Verſammlung, als Ihr begannt unſre edle deutſche Sprache zu lernen, war nicht die Jungfrau oder der Tell Euch der erſte Hall aus dem fremden Dichterwald? Denn das iſt der Stempel ſeiner ächten Größe, daß unſer erhabenſter Dichter zugleich der leichteſte von allen iſt; daß er, hinter dem das Gemeine in weſenloſer Ferne lag, doch auch dem gewöhnlichen Sinne liebevoll ſich erſchließt. Denn gleich fühlt das Herz unter dem Ordensſtern und unter dem Kittel, und zu allen Herzen geht der Strom heißer, tiefer Leidenſchaft, den der ächte Dichter aus dem männlichen Buſen gießt!

Aber auch ihm ſollte Friede werden; auch in ſeiner Bruſt ſollte die Sturmflut ſich legen unter dem goldenen Sonnenblick weiblicher Liebe. Noch nie hat der Lorber die brennende Stirn gekühlt, der Ruhm noch nie der reizbaren Dichterſeele Frieden gebracht. Nur Ein allgemeines Glück giebt es, nur einen allerhöchſten Segen, für den größten der Sterblichen, wie für den geringſten Mann — das iſt der überſchwängliche Segen, den ein holdes Weib um ſich verbreitet. Schiller's Muſe iſt nicht viel mit ihm ſelbſt beſchäftigt geweſen: eine ſtrenge Göttin war ſie, welche immer wieder in die Welt hinausblickte, auf die großen Schickſale der Völker. Mit Einer treuen Ehe hat er bewieſen, daß der Genius nicht der Muſe verloren geht, weil er das übereinſtimmende Geſetz der Natur und der bürgerlichen Ordnung ehrt. Jene leichte Liebe der Vielen freilich hat er verſchmäht, welche immer eine neue Zauberſaite auf der Leier des Dichters ertönen macht. Nicht in ſo vielen Frauenherzen hat er darum geleſen, wie Goethe, der Vielumworbene; nicht ſo anmuthig und mannigfach lächeln ſeine weiblichen Charaktere uns entgegen; aber dafür hat Ein ganz würdiges Weib ihn begeiſtert, uns die Würde der Frauen zu ſingen. Nicht für die Minne leben ja auch ſeine Charaktere; alle ſeine Helden, auch ſelbſt ſeine Heldenfrauen ſtellen dem Vaterlande oder dem leitenden Gedanken ihres Lebens immer die Liebe nach. Selbſt ſein lyriſcher Geſang tönt ſelten von dem, was den weichen Jüngling entzückt. Männliche That in ſeinen Balladen, heitere Lebensweisheit in der Glocke, die Klage um den Zwieſpalt des

Ideals mit der harten Nothwendigkeit, ſcharfer Witz gegen das Verkehrte und Lügenhafte in Lehre und Leben, und daneben wieder der Mahnruf zum Glauben, zum weltbezwingenden Mannesmuth — das ſind die Noten ſeines ſtarken Geſanges. Für die Muſik wiegt ſein Lied zu ſchwer; aber die Melodie des geſprochenen Wortes, den Rhythmus des redneriſchen Schwunges hat er ſelbſt ſeinen Maßen eingegoſſen wie kein Anderer, und darum bedarf ſeine Erato der Schweſter Polyhymnia nicht. Wo Schiller liebte, da war es eine Liebe fürs Leben, und unſterblicher Wohllaut verklärt die Anmuth ſeiner Charlotte. Glücklicher Dichter, dem ſo einmal wenigſtens Ideal und Leben ſich ausſöhnte! beneidenswerthes Weib, dem Schiller ſeine „Erwartung“ ſang — jenes zaubervolle Gedicht, deſſen Melodie in keiner Sprache der redenden Menſchen je überboten worden iſt:

Hör' ich das Pförtchen nicht gehen?
Hat nicht der Riegel geklirrt?
Nein, es war des Windes Wehen,
Der durch dieſe Pappeln ſchwirrt.

O ſchmücke dich, du grün belaubtes Dach,
Du ſollſt die Anmuthſtrahlende empfangen!
Ihr Zweige, baut ein ſchattendes Gemach,
Mit holder Nacht ſie heimlich zu empfangen!
Und all' ihr Schmeichellüfte, werdet wach
Und ſcherzt und ſpielt um ihre Roſenwangen,
Wenn ſeine ſchöne Bürde, leicht bewegt,
Der zarte Fuß zum Sitz der Liebe trägt.

. . . .

Rief es von ferne nicht leiſe,
Flüſternden Stimmen gleich?
Nein, der Schwan iſt's, der die Kreiſe
Ziehet durch den Silberteich.

Mein Ohr umtönt ein Harmonienfluß,
Der Springquell fällt mit angenehmem Rauſchen,
Die Blume neigt ſich bei des Weſtes Kuß,
Und alle Weſen ſeh' ich Wonne tauſchen,
Die Traube winkt, die Pfirſche zum Genuß,
Die üppig ſchwellend hinter Blättern lauſchen;
Die Luft, getaucht in der Gewürze Flut,
Trinkt von der heißen Wange mir die Glut.

Hör' ich nicht Tritte erſchallen?
Rauſcht's nicht den Laubgang daher?
Nein, die Frucht iſt dort gefallen,
Von der eignen Fülle ſchwer.

Des Tages Flammenauge ſelber bricht
In ſüßem Tod, und ſeine Farben blaſſen;
Kühn öffnen ſich im holden Dämmerlicht
Die Kelche ſchon, die ſeine Gluten haſſen.
Still hebt der Mond ſein ſtrahlend Angeſicht,
Die Welt zerſchmilzt in ruhig großen Maſſen,
Der Gürtel iſt von jedem Reiz gelöſt,
Und alles Schöne zeigt ſich mir entblößt.

Seh' ich nicht Weißes dort ſchimmern?
Glänzt's nicht wie ſeidnes Gewand?
Nein, es iſt der Säule Flimmern
An der dunkeln Taxuswand.

O ſehnend Herz, ergötze dich nicht mehr,
Mit ſüßen Bildern weſenlos zu ſpielen!
Der Arm, der ſie umfaſſen will, iſt leer —
Kein Schattenglück kann dieſen Buſen kühlen.
O führe mir die Lebende daher,
Laß ihre Hand, die zärtliche, mich fühlen!
Den Schatten nur von ihres Mantels Saum,
Und in das Leben tritt der hohle Traum.

Und leis, wie aus himmliſchen Höhen
Die Stunde des Glückes erſcheint,
So war ſie genaht, ungeſehen,
Und weckte mit Küſſen den Freund.

Und doch, ſo innig ſeine Liebe zur Gattin, ſo herzlich ſein Leben in der Familie war — Schiller war nicht beſtimmt, in jener Aermlichkeit der Ehe und der Nahrung zu verkommen, welche in Deutſchland ſo oft nicht das Genie allein, ſondern auch den Charakter erniedrigt. Aus jenem Traumleben des Gartens bei Rudolſtadt riefen ihn die Trompetenſtöße des nahenden Weltkrieges auf. Wunderbar iſt mit dem ſchönſten Moment ſeiner Liebe auch die Brautnacht der europäiſchen Freiheit verknüpft; grade an dem Abend, da er nach langer Bekanntſchaft endlich um Charlottens Liebe warb und ihre Hand gewann, grade an demſelben Abend las dem Brautpaare ein Freund die Nachricht aus der Zeitung vor, daß die Pariſer die Baſtille erſtürmt. Die Zeit kam, wo Germania ſich gürten mußte zu einer neuen großen Geſchichtsthat, zur Rettung ihres eigenſten Seins und Lebens gegen die galliſche Nachbarin. Eines hiſtoriſchen Dramatikers bedurfte nun das Vaterland; neben dem Ruf nach der innern Freiheit mußte die Poſaune tönen, die aufrief zum Schutz der Nationalität gegen äußern Andrang: und auch dieſer Sendung zeigte ſich Schiller gewachſen. Aber er bedurfte dazu vieler Jahre der innern Sammlung, der Klärung im kühlen Bade des Gedankens, und zwiſchen Don Carlos und Wallenſtein fielen zwölf Jahre, ohne daß er wieder die Bühne beſchritt. Er wurde Lehrer der Geſchichte zu Jena, und in weitem Umfang ergründete ſein Geiſt jene Jahrhunderte ſeit dem Schluſſe des Mittelalters, aus deren zerbröckelndem Schutt der Baum unſeres modernen Lebens geſproſſen iſt. Da ſtillte ſich ſein Gemüth, denn die Geſchichte beruhigt den Denker auch über den Fall der Edeln, weil ſie ihn lehrt daß kein Tropfen Blutes umſonſt fließt. Und jetzt nahm ihn Goethe an die tiefbewegte Bruſt; ihm gab der jüngere Mann ſein ſchönes Feuer, und empfing dafür von dem gereiften Freunde das heilige Maß. Da gab er uns erſt in ſeiner beredten Proſa das Buch vom Abfall der Niederlande; da erzählte er den Deutſchen die Geſchichte des entſetzlichen Krieges, aus dem ſie doch zuletzt das Kleinod des Kampfes, die edle Freiheit der Religion, davontrugen: Werke, die an Forſchung übertroffen worden ſind, aber ſie bleiben groß, weil hier zum erſten Male die Geſchichte den ſtaubigen Hörſaal verließ und von der Tribune zu allem Volke redete. Und als Orpheus dann hervortrat mit Wallenſteins düſterm Schatten hinter ſich, da war die Raſtloſigkeit der Jugend gelegt — und geſchloſſen, in männlicher Ruhe, die Bruſt im Panzer, ſchritt im Wendepunkte zweier Jahrhunderte das größte aller hiſtoriſchen Dramen vor den Völkern Europa's vorüber.

Und nun folgt Schlag auf Schlag; nach dem Wallenſtein ſieht ein jedes Jahr eine der großen Welttragödien aus Schillers Geiſteswerkſtatt gerüſtet hervorſpringen. Das Beſte ſeiner Bildung, das hat er ſelbſt gefühlt und geſagt, hat er dem gründlichen Studium der Geſchichte zu danken gehabt. Jetzt reiften die Früchte ſtiller Forſchung und Betrachtung. Er haftete nicht an der deutſchen Geſchichte; ſeinem kosmopolitiſchen Geiſte erſchloß ſich das Ringen der geſammten Menſchheit, und aus dem Leben eines jeden der großen Völker Europa's hat er Ein Drama geſchaffen. Der Blick des Forſchers und Dichters traf mit nie irrender Sicherheit grade die Wendepunkte, in denen die Schickſale der modernen Völker ſich entſchieden haben; wie er ſchon im Fiesco jenes Italien ſchilderte, das aus der Städterepublik ins Fürſtenthum überging; wie uns der Don Carlos Spaniens Niedergang von der Weltmacht zum Kloſter malt, ſo traf er im Wallenſtein die Auflöſung des Deutſchen Reichs, im Tell die Schöpfung der modernen Schweiz, in der Jungfrau die Gründung der franzöſiſchen Volkseinheit, in der Stuart die Befeſtigung des engliſchen Throns auf dem Grundſtein des proteſtantiſchen Glaubens, und im Demetrius die Wendung, durch welche die Führung der Slavenſtämme von Polen an Rußland überging. Hier ringt Schiller um die Palme mit Shakſpere, den er beſtändig las, den er liebte und verehrte: ja er dachte daran, wie den Macbeth, ſo alle hervorragenden Stücke des Briten auf die Deutſche Bühne zu ſtellen. Wo Shakſpere in erfundenen Stoffen ſchaltet, wo er umherwandelt unter den Märchen, die im Morgengrauen der Geſchichte auftauchen, wo uranfängliche Leidenſchaft waltet und der Menſch in reiner ungebrochener Natur ſich geltend macht, wer könnte da um den Preis kämpfen mit Shakſpere? Schiller weilte in der Enge einer deutſchen Häuslichkeit, er ſehnte ſich vergebens, mit dem Bettler an der Engelspforten das ewig einzige Rom, oder dieſen Markt der Welt an der Themſe zu ſchauen,

„wo zwei Welten ihre Schätze tauſchen."

Die Welt draußen hat er nicht geſehen, und ſelbſt wenn er wandelte, ſenkte ſich ſein Haupt, und ſein Auge blickte nur in die eigne Seele. Ihm lebten die Völker nicht als Individuen, ihm verſchwammen ſie alle in den Begriff der einen Menſchheit, und dem ſchweizer Kuhhirten wie dem engliſchen Baron lieh er dieſelbe weihevolle Sprache. Hier liegt auch für Schiller's Genius die Grenze der menſchlichen Beſchränkung; hier, in der Mannigfaltigkeit des Tones, ſteht Shakſpere vor allen Dichtern aller Zeiten einzig, unerreicht. Aber wenn nun die Bühne das Feld beſchreitet, wo die Geſchichte aus der Hülle der Chronik hervorſpringt in den Mittagsſchein der Welt welche die unſrige iſt, da hat Schiller eine Gattung der hiſtoriſchen Tragödie erſchaffen, worin Keiner ihn wiederum überbietet. Auch Shakſpere nicht; denn Schiller, mit tiefer Kenntniß, borgte die Geſchichte nicht der Chronik ab, trieb ihre Räder nicht durch einzelne thatkräftige Menſchen, ſondern zeigte uns das Walten der Idee, die Strömung allgemeiner Ueberzeugungen, die, ſtärker als der Einzelne, Throne umwerfen, Staaten bauen, das Weltenſchickſal fortwälzen. Bei Schiller fallen wohl die Vorkämpfer, aber, wie es ja auch in der Welt vor Augen iſt, das Rechte, das Vernünftige ſiegt, und ein freudiger Troſt füllt unſer Herz. Was iſt der Eine große Accord, den alle reifen Stücke Schiller's tönen? „Schon beim Wallenſtein," das hat der Dichter oft ſeinen Freunden erzählt, „habe ich ganz die Gräuel des franzöſiſchen Krieges vor Augen gehabt. Was Max Piccolomini ſeiner Thekla und ſeinem Vater von den Segnungen des Friedens ſagt, das habe ich wahrhaft empfunden und gefühlt." Aber in noch viel tieferem Sinn iſt Wallenſtein ein Proteſt des Dichters gegen Frankreich. Wallenſtein, der größte Feldherr ſeines Jahrhunderts, deſſen Rieſengröße ſich vor uns aufbaut in der Begeiſterung ſeines Lagers, in der Anhänglichkeit ſeiner Offiziere, in ſeiner eignen ſchickſalstrunknen Willenskraft — auch er fällt, weil er zum Verräther wird an der Macht die ihn emporgehoben, und ſtärker als alle Waffen bleibt das niedergetretene Recht. Iſt nicht das eines Propheten Blick auf den größten Krieger des modernen Europa's, und ſteht nicht Wallenſteins geſpenſtige Nebenſonne dem aufſteigenden Napoleon als untergehendes Geſtirn gegenüber? Noch lauter aber, noch deutlicher tönt aus Johanna's und Tell's Munde der heilige Mahnruf, daß jeder Menſch, Weib oder Mann, zu ſeinem Volke ſtehen und den Kampf wagen ſoll gegen die Unterdrückung des fremden Eroberers. Das war es, was Deutſchland bedurfte, um jene Begeiſterung zu wecken, die bei Leipzig ſchlug; das iſt es geweſen, wodurch der große Tragiker ſein Stück Weltgeſchichte nicht nur gemalt, ſondern auch gemacht hat, und um dieſer Mannestugend willen liebt und feiert ihn ſein Volk. Denn als nach all den Niederlagen endlich der Schickſalstag kam, als Moskau ſeinen zweiten Demetrius ausſtieß, da fiel Schiller's Leier ſeinem Jünger Theodor Körner zum Erbtheil, und er wand ſie mit dem Schwert zuſammen in ſeinen blutgetränkten Todtenkranz. Dein Geiſt aber, o großer Seher, flog unſern Adlern voran, und auf Deinen Namen, mit zwei rothen Siegeln, prägten Leipzig und Belle Alliance die Unſterblichkeit!

Sein ſterblich Auge hat ihn nicht geſehen, den Tag der Erlöſung! Zu ſtark war in ihm der Trieb des Schaffens; am liebſten aus dem dunkeln Schooß der Mitternacht ſtiegen ihm farbenhell die Geſtalten der Vorzeit herauf, und nur zu oft kühlte erſt der blaue Strahl des Morgenſterns ihm die fiebernde Schläfe. Viele Jahre hindurch trug nur der Adlerflug ſeines Geiſtes den ſiechen Körper mit empor, aber nie iſt die ſtarke Schwinge erlahmt. Unter allen Werken ſein herrlichſtes iſt das letzte, der Demetrius, in welchem er den Blick wagte in die noch zukunftverſchleierte Welt des europäiſchen Oſtens; an dieſem unvollendeten Marmorblock erkennt ſich vor Allem die Kraft und Schärfe ſeines Meißelſchlages. Aus dem Demetrius las er ganze Scenen laut ſich vor in den letzten Arbeitsnächten; das letzte Blatt auf ſeinem Schreibtiſch war der Monolog der Marfa, der Mutter des Demetrius, in dem ſie ihres Sieges genießt über den Mörder ihres Hauſes, den Räuber ihres Thrones. Alſo iſt er, wie Goethe ihn nannte, der Dichter der Freiheit geweſen bis zur Minute des Scheidens; wie ſeine Sternenbahn aufſtieg durch die Räuber, ſo hat ſie geendet mit einem letzten Proteſt gegen Unterdrückung, einem Aufruf zum Kampfe für das Recht. Vernehmt Schiller's letzte Dichterworte:

Er iſt's, er zieht mit Heeresmacht heran,
Mich zu befreien, meine Schmach zu rächen!
Hört ſeine Trommeln, ſeine Kriegestrommeten!
Ihr Völker, kommt vom Morgen und vom Mittag
Aus euren Steppen, euren ew'gen Wäldern!
In allen Zungen, allen Trachten kommt!
Zäumet das Roß, das Rennthier, das Kamel!
Wie Meereswogen ſtrömet zahllos her
Und dränget euch zu eures Königs Fahnen! —
O warum bin ich hier geengt, gebunden,
Beſchränkt mit dem unendlichen Gefühl!
Du, ew'ge Sonne, die den Erdenball
Umkreiſt, ſei du die Botin meiner Wünſche!
Du, allverbreitet ungehemmte Luft,
Die ſchnell die weitſte Wanderung vollendet,
O trag' ihm meine glüh'nde Sehnſucht zu!
Ich habe nichts als mein Gebet und Flehn,
Das ſchöpf' ich flammend aus der tiefſten Seele,
Beflügelt ſend' ich's zu des Himmels Höhn,
Wie eine Heerſchaar ſend' ich Dir's entgegen! —

Und ſo iſt er auch geſchieden an ſeinem letzten Tage. Als der Tod dem brechenden Blick die nächſte Welt um ihn verſchleierte, da ſah ſein inneres Auge Sturm und Schlacht, da ſprach ſein Mund von Freude und Siegesgeſang. „Wer löſte die Kanonen? Wer kommandirt den linken Flügel? Siehſt du, die Kettenkugeln reißen ganze Glieder um! Wie prächtig ſieht das Regiment aus — weiß und blau! Sind ſie im Lager? Das iſt luſtig! Singt noch einmal den Rundgeſang!“ Das waren die letzten Bilder Deiner Sterbeſtunde, Du Sänger und Prophet! Träumteſt Du nur von Längſtvergangenem, Du Sohn der Windsbraut, oder führteſt Du ſie ſchon im Geiſt, Deine deutſchen Jünglinge, in die kommende Völkerſchlacht? Die Ewigkeit verſiegelt die Antwort, Du nahmſt ſie mit ins Grab. Wenige Freunde geleiteten Dich, und nur die Nachtigallen der warmen umwölkten Mainacht ſchlugen voller als je ihrem Sangesbruder nach. Uns aber lebſt Du, ein Unſterblicher, in ewiger Jugendkraft; Dich feiert ein großes Volk, an deſſen Bruſt Du als Jüngling Dich warfſt. Uns iſt er heilig, dieſer zehnte November, der Dich uns gab. Unter den fallenden Sternen, die der Himmel in dieſen Nächten auf die Erde ſchüttet, ſtiegen drei mächtige Seelen auf die deutſche Erde herab. Vor einem Jahrhundert Schiller; und vor vier Jahrhunderten gab derſelbe zehnte November uns den kühnen Bergmannsknaben, den Martin Luther, der die Berge umwarf in der Kraft des Glaubens und Gewiſſens; und noch in unſerm Jahrhundert gab er uns den dritten Vorkämpfer des Lichtes, auch den Sohn der armen Hütte, wie die zwei Andern, und durch die Noth zum Kämpfer geſchmiedet, wie Jene — und es werde meiner vergeſſen, und aller Deutſchen ſoll vergeſſen ſein, könnten wir heute Deiner vergeſſen, o Robert Blum! Noch Eine Schlacht iſt vor unſerm Volke, und ihr Morgen graut herauf. Nicht iſt Euer Geſchick vollendet, Ihr drei Sternenſöhne, bevor Eure Deutſchen eins ſind, bevor die Macht unter Europa's Völkern, die uns gebührt, uns zufällt unter dem Schwarz-Roth-Gold. Dir aber, o Geiſt Schiller's ſchwören wir's heute: Wir wollen, ob auch im fremden Lande, ſtehen zu unſerm Volke, und was Du geſprochen haſt in den Tagen der Schmach, als unſere Heere ſanken, als unſer Reich zuſammenbrach, das wollen wir heut ſchon ſprechen, und wenn einſt die Stunde ſich erfüllt hat, und Ein Geſetz, Ein Volk, Ein Gebot waltet, ſo weit Deine Sprache hallt, dann wollen wir es ſprechen mit vollerm Jubel, was heute im Namen dieſer Aller ich Dir nachſprech, o Friedrich Schiller, mit Deinen eigenen Worten: „Ich bin ſtolz, ein Deutſcher zu ſein!“

Gedruckt bei J. Wertheimer und Comp., Finsbury Circus, London.

Lol. ccv

174 / 10

C Kin[illegible]

dem

Erſten
Europäiſchen Congreß der Freunde der Feuerbeſtattung

abgehalten

in Dresden am 6. und 7. Juni 1876

[illegible] die Einladungen [illegible] von dem Dresdener Verein „[illegible]" ([illegible] [illegible] Medizinalrath Dr. [illegible], Baron Ernſt von [illegible] [illegible] Dr. Rob. [illegible] Ingenieur [illegible], [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] Ehren-Präſident wurde proclamirt:

Profeſſor Gottfried Kinkel.

[illegible] Vereine für Feuerbeſtattung in folgenden Städten [illegible] durch die [illegible]zeichneten Delegirten [illegible]:

Berlin: [illegible] Stier.
Bremen: Dr. [illegible]kert.
Dresden: ([illegible]).
Gotha: Ingenieur Stier.
Haag: Dr. [illegible] und Dr. [illegible]
Hamburg: [illegible] [illegible]
Leipzig: Profeſſor Dr. Reclam.
London: Civilingenieur [illegible]
Paris: Profeſſor Emile Müller.
Zürich: Profeſſor Gottfr. Kinkel.

Für die

Feuerbeſtattung.

Vortrag,
gehalten zur Eröffnung des europäiſchen Congreſſes
für Feuerbeſtattung,
Dresden, 7. Juni 1876,

von

Dr. Gottfried Kinkel,
Profeſſor am Eidgenöſſiſchen Polytechnikum zu Zürich und
Ehrenpräſidenten des Congreſſes.

Berlin 1877.
Verlag von Edwin Staude.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Hochgeehrte Frauen und Herren!

Es iſt mir der ehrenvolle Auftrag geworden, die Delegirten zu unſerem Congreß zu begrüßen, und zugleich den übrigen hier im Saale Verſammelten eine erſte Rechenſchaft abzulegen über unſer Streben, unſere Erfolge und unſere Ausſichten. Die große Frage, die uns heute zuſammenführt, iſt faſt gleichzeitig an verſchiedenen Orten in Europa und Amerika hervorgetreten, aber die Beſtrebungen waren bis jetzt vereinzelt. Heute zum erſtenmal vereinigen wir uns, um unſere Erfahrungen zu vergleichen und wo möglich auf gemeinſamen Grundſätzen des Handelns uns zu verbünden. Wir ſehen Vertreter unſeres Gedankens aus ſechs europäiſchen Ländern; regelmäßige und feſt beſtehende Vereine haben aus England, den Niederlanden, der Schweiz, aus Berlin, Hamburg, Bremen, Gotha, Leipzig, Dresden und Chemnitz ihre Delegirten geſchickt, und dieſer große Kreis von Zuhörern bei unſerer öffentlichen Verhandlung beweiſt genügend, wie ſtark die Feuerbeſtattung fortwährend die Gemüther beſchäftigt.

Und was nun iſt der bisherige Gang unſerer Idee geweſen?

Es war ein ſtarkes Zeichen ihrer Lebensfähigkeit, daß ungefähr gleichzeitig, vor zwei Jahren, ohne vorherige Agitation, ohne Verabredung, dieſelbe an ſo verſchiedenen Orten ganz von ſelbſt erwachte und ſofort wunderbar die Menſchen ergriff. Sie blieb ſogleich keine theoretiſche Frage, kein blos hiſtoriſches Intereſſe mehr: die Maſſen, die zu den erſten Verſammlungen zahlreich und eifrig zuſammenſtrömten, wollten zur That ſchreiten und gründeten ſtehenden Fußes Vereine, um die Verbrennung ihrer Leichen und der ihrer Angehörigen in's Werk zu ſetzen. Dieſe Vereine haben, wie die Herren Delegirten es aus den geſtrigen Berichten vernahmen, in England über unbeſchränkt angebotene Geldmittel zu verfügen, und ſind nur durch den Widerſpruch eines Biſchofs noch aufgehalten. Feſt ſind ſie beſonders im Königreich der Niederlande zuſammengeſchloſſen und für den Fall gerüſtet, daß ihnen Handeln erſt möglich wird. Die ganze Frage wurde raſch Mode: Vorträge über dieſelbe waren populär, die Zeitungen brachten Artikel über Artikel, in allen geſellſchaftlichen Kreiſen beſprach man das Für und Wider. Vorgedrängt durch die Nothwendigkeit, in großen Hauptſtädten, wie Paris, neue Maſſenkirchhöfe zu erwerben oder die Todten mit der Eiſenbahn auf ferne Sandhalden zu führen, trat die Frage in die Berathungen der Sanitätsbehörden und der Gemeinderäthe ein. Das letzte ſehr wichtige Votum gab am 25. Februar d. J. das Conseil de salubrité des Seine-Departements ab, mit Bezug auf Paris als die Hauptſtadt dieſes Departements, indem es erklärte: unter dem Geſichtspunkt der öffentlichen Geſundheitspflege ſei die Verbrennung dem Erdgrab vorzuziehen. So ſah nun auch der Staat ſich zur Entſcheidung aufgefordert. Wie gegen jedes Neue, trat jetzt aber auch die Reaction ein: während aus Gelehrten und Beamten uns zahlreiche Anhänger zuwuchſen, kam auch gerade aus den Facultäten ſtarker Widerſpruch. Gegenüber der ſtets fortſchrittlich geſinnten Naturwiſſenſchaft und Technik iſt es ſonderbarer Weiſe jetzt der Charakter der alten Univerſitätsfacultäten geworden, conſervativ zu ſein. Die Theologie bekämpfte uns mit der chriſtlichen Tradition der Katakomben; die Medicin, obwohl ſie es nicht immer ſagte, weil ſie fürchtete, daß ihr die Leichen für die Anatomie fehlen möchten; die Juriſten, weil in der verbrannten Aſche Giftmord ſchwerer zu conſtatiren ſei; ſelbſt die Antiquare, weil es den Forſchern des vierzigſten Jahrhunderts an unſern Schädeln fehlen könne, um zu berechnen, wie nahe wir Menſchen von heut etwa noch dem Gorilla geſtanden hätten! Auf dieſen

Lärm der Gelehrſamkeit geſtützt, traten die Regierungen meiſt auf den bequemen Standpunkt des non liquet, erklärten die Frage für noch nicht ſpruchreif und verboten vorderhand das Verbrennen von Leichen. So trat zwiſchen die Erwägung und das raſche Handeln eine Zögerung. Der erſte Anprall iſt abgefloſſen, nicht die erſte Welle (ſie thut es ja nie) hat die volle Hochfluth uns gebracht. Die Muthloſen laſſen die Sache fallen; die Maſſen, da die Mode des Converſationsſtoffes ſtets wechſelt, ſind gleichgültig geworden. Die Agitation, haben wir ſagen gehört, war verfrüht, weil ſie nicht ſofort ihr Ziel zu erreichen vermocht hat. Auf den erſten Blick ſcheint es, als wären wir ſeit dieſen zwei Jahren zurückgegangen.

Iſt das nun thatſächlich ſo?

In der Verſammlung von mehr als 2000 Menſchen beider Geſchlechter und der verſchiedenſten Stände, welche am 10. März 1874 in der Peterskirche zu Zürich tagte, ſprachen meine Collegen, die Profeſſoren Weith und Heim, mit der Ehrlichkeit des öffentlichen Lehrers es aus: es ſei ſicher, der Fortſchritt der Wiſſenſchaft werde ein Verfahren zum raſchen, wohlfeilen und vollſtändigen Verbrennen unſerer Todten erfinden — noch aber habe die Chemie oder Pyrotechnik ſolch ein allgemein als vollkommen anerkanntes Verfahren nicht entdeckt. Dieſe Schwierigkeit iſt jetzt beſiegt. Sir Henry Thompſon hat in England nach dem Syſtem C. W. Siemens erfolgreich einen Apparat aufgeſtellt. In Mailand ſteht, durch Teſtament eines langjährigen Freundes unſerer Sache und die edle Achtung der Familie vor ſeinem letzten Willen, ein Feuertempel nach dem Syſtem Polli und Clericetti aufgerichtet. Was hier in Dresden der Technik durch Hrn. Friedrich Siemens gelungen iſt, das wiſſen Sie, und das hoffen wir heute nochmals zu erproben. Könnte es noch fehlen, ſo würde der Beſchluß des Gemeinderaths von Paris in ſeiner Sitzung vom 16. Juli 1875 die Sache ſicher zum Ziele führen, wo man die beſte Methode zur Preisbewerbung ausgeſchrieben hat. Hierin will ich dem Redner nicht vorgreifen, der gleich nach mir die Methoden der Verbrennung behandeln wird; das aber iſt erreicht, daß man höchſtens noch zwiſchen dieſen Methoden wird zu wählen haben.

Nicht kleiner aber iſt der Gewinn, daß ſich während dieſer zwei Jahre die ganze Frage durch freie Discuſſion in der öffentlichen Meinung geklärt hat. Die wohlfeilen Waffen der Witzblätter ſind ſtumpf geworden: von der Abſcheulichkeit des Verbrennens auf offenem Scheiterhaufen, von dem Verſetzen der Aſche unſerer Großeltern im Pfandhaus faſelt doch heute Niemand mehr. Man hat eingeſehen, daß die Leichenſchau, welche die Freunde der Verbrennung verlangen, uns vor Giftmord beſſer ſchützen wird als die Ausgrabung von Leichen zu chemiſcher Unterſuchung. Selbſt unſer ſchärfſter Gegner wird nicht mehr behaupten wollen, daß der Fall, wo durch Verbrennung etwa eine Vergiftung unentdeckt bliebe, ſchlimmer ſei als ein Fall ſcheintodten Begrabens und des gräßlichen Erwachens im Sarge, oder gar daß man der Juſtiz unbedingt keinen Vergifter entziehen dürfe, auf Gefahr daß durch einen überfüllten Kirchhof Hunderte von Lebendigen ihre Luft oder ihr Waſſer vergiftet bekommen! Wie unklar ſtanden aber noch vor zwei Jahren alle dieſe Vorſtellungen in den Köpfen der Maſſen und auch in den Köpfen der denkenden Freunde unſerer Idee da!

Noch nie, ich ſagte es ſo eben, hat die erſte Sturmwelle am Strande die volle Fluth gebracht: aber ſeit die Erde kreiſt, hat der erſten Fluthwelle die nachfolgende zweite nicht gefehlt. Setzt alſo für unſere Sache dieſe zweite Fluthwelle der öffentlichen Meinung wieder ein, ſo tappen wir wegen der Ausführung nicht mehr im Dunkeln, ſondern die That ſteht bereit, dem Entſchluß auf dem Fuße zu folgen.

Dieſes Bewußtſein des endlichen Sieges führt uns hier zuſammen. Wer heut als Delegirter erſcheint, iſt ein zuverläſſiger und unerſchütterlicher Freund der Sache. Aug' in Auge haben wir uns kennen gelernt, und wiſſen, daß hinfort der Sieg eines perſönlichen Freundes in England, in Frankreich, in Holland auch ein Schwertſchlag zu unſeren Gunſten wird. Wir kommen, weil wir uns ſagten: die Zeit der Agitation iſt vorüber, die Action hat zu beginnen. Theoretiſche Erörterungen werden wir vermeiden können. Dem hieſigen Verein bleibt das Verdienſt, den Muth der Einladung zu dieſem Congreß gehabt zu haben, und das Programm, welches hier zum voraus ausgearbeitet worden, konnten wir. Sie ſahen es geſtern, nur beſtätigen. Denn ſonnenklar liegen unſere Zwecke praktiſch vor uns: wir haben zu hoffen, daß der erſte Apparat in einer deutſchen Stadt, wo Geſetz und Gemeinde uns günſtig ſind, erbaut werde; wir haben eine Preſſe, die unſere Sache vertritt, zu unterſtützen oder zu ſchaffen, und wir müſſen verſuchen, ob die einzelnen Vereine ſich zum Austauſch ihrer Erfahrungen und zur Förderung der Sache verbinden können.

Aber warum erwarten wir mit ſolcher Siegesgewißheit die künftige Unterſtützung durch die Meinung der Vernünftigen? Weil wir überzeugt ſind, daß wir eine allgemein nützliche, eine dem Gefühl wohlthuende, vor allem aber, daß wir eine gerechte Sache vertreten. Mit anderen Worten: die Verbrennung, das können wir beweiſen, iſt die für die Geſundheit der Lebenden gefahrloſeſte Beſtattungsart der Todten; ſie iſt äſthetiſch ſchöner als das Erdgrab; und wenn wir ſie für uns und unſere Anhänger fordern, ſo ſtehen wir mit unſerem Anſpruch auf einem unveräußerlichen Menſchenrecht des Individuums.

Den erſten Punkt, die Nützlichkeit von der Hygiene aus, zu erſchöpfen, halte ich nicht mehr für nöthig. Geologie, Chemie, Medicin, die hier das entſcheidende Wort führen müſſen, ſind ja ohnehin mein Fach nicht. Zahlreich ſind darüber die Schriften und Vorträge von Männern, die hier mit Auctorität reden. Zwei derſelben ſind in unſerer Mitte; ich kann auf die Wirkſamkeit des Delegirten für Leipzig, Profeſſors Reclam, und auf die alles zuſammenfaſſende letzte Arbeit Ihres verehrten Präſidenten, des Hrn. Medicinalraths Küchenmeiſter, verweiſen.*) Mit unſeren Anhäufungen auf Maſſenkirchhöfen in der Nähe der Städte bleiben immer nur zwei letzte Reſultate: entweder begräbt man uns, wie bei mir in Zürich, in lehmigem, nicht waſſerführendem Boden, und dort liegen wir im Waſſer und werden Leichenwachs. Dann beſtehen wir nach hundert

---

*) Die Feuerbeſtattung. Unter allen zur Zeit ausführbaren Beſtattungsarten die beſte Sanitätspolizei des Bodens und der ſicherſte Hort gegen Epidemien. Von Medicinalrath Dr. Friedr. Küchenmeiſter in Dresden. Stuttgart 1875.

Jahren noch unverweſt und enden einmal damit, als Stearinkerzen wegzubrennen. Oder man legt uns in feuchten Grund, und dann, wir wiſſen nicht voraus wann, aber einmal kommt der Moment, wo die abfließende Leichenlauge ins Trinkwaſſer der Lebenden eintritt. Führt man aber, wie es in London iſt und wie es in Paris hat werden ſollen, die Todten auf große Sandhaiden hinaus, die nur mit der Eiſenbahn erreicht werden können, ſo geht unvermeidlich die gerühmte Poeſie des Grabes verloren. In einer norddeutſchen Stadt, deren Delegirten wir hier begrüßen, ſind ſeit der Anlegung eines neuen weit abgelegenen Kirchhofs bereits die gefühlloſen leeren Kutſchen im Trauergeleite zur Sitte geworden. Denken wir aber doch auch an unſere ärmeren Brüder. Soll die alte Arbeiterin in unſerer Nachbarſchaft, die wir kannten, die wir vielleicht ſehr achteten, künftig hinausgeſchleppt werden ohne alles Geleit der Ihrigen, ohne den freundlichen letzten Liebesdienſt der Nachbarn, weil für jene die Eiſenbahn zu theuer iſt, und weil wir in dieſem arbeitſamen Jahrhundert unmöglich einen halben oder ganzen Tag dem Begängniß eines Bekannten aufopfern könnten? Welcher Arbeiter kann noch dem geſtorbenen Kind eine Roſe auf das Grab pflanzen, ſie hüten und begießen, wenn der kleine Hügel meilenweit von der Wohnung entfernt liegt? Dieſe Dinge ſind ſo klar, daß ſelbſt viele Aerzte und Geiſtliche, die für das Land und die kleineren Städte am Erdgrab feſthalten, uns das Zugeſtändniß machen, daß für die großen Bevölkerungscentren, etwa die, welche über 100,000 Bewohner zählen, die Verbrennung zweckmäßig ſei. Geſtattet man ſie aber da aus bitterer Nothwendigkeit, ſo hat man wohl kein Recht mehr, ſie anderswo noch zu verbieten. Und dies iſt der Punkt, wo ſelbſt, wenn wir uns gar nicht rühren wollten, die mächtigſte der Göttinnen, die Noth, unſere Sache zum Siege führen wird.

So will ich denn nur als Hiſtoriker Ihnen noch ein paar große Blicke eröffnen.

In Aegypten vertilgte man die giftigen Einflüſſe der Todten, indem man durch ein monatlanges Natronbad ſie in Mumien verwandelte. Alle Mumien aber wurden auf dem Wüſtenplateau oder am Fuße der Felsgebirge beſtattet, welche das enge obere Nilthal auf beiden Seiten begränzen; grundſätzlich ward kein Grab geduldet, ſoweit der Ueberſchwemmungsbereich des Nils ſich erſtreckt. So trat nie Waſſer an die Leichen, und Aegypten war im Alterthum trotz ſtarker Bevölkerung ein geſundes Land. Dann kam das Chriſtenthum und ſpäter der Mohammedanismus. Sie führten die Kirchhöfe ein, die Gräber wurden überſchwemmt, und von da, und erſt von da, ging gerade von Aegypten regelmäßig die entſetzliche orientaliſche Peſt aus, die bald auch der Schrecken Europa's wurde. Sehen Sie wie das chronologiſch zuſammenhängt: ſeit dem fünften Jahrhundert hörte das Mumificiren auf — und ein Jahrhundert ſpäter drang 542 die erſte wirkliche Peſt vom Orient heran, um Europa zu entvölkern. In der alten Zeit hat das ſchmale Land über 7 Millionen Bewohner gehabt, in unſerm Jahrhundert iſt es auf 2 Millionen herunter geweſen, obwohl jetzt die Zahl wieder ſtark ſich gehoben hat. Als Herd der Peſt aber iſt in jüngerer Zeit, und wohl ſicherlich aus ähnlicher Urſache, mehrmals Konſtantinopel an die Stelle Aegyptens getreten. In den letzten Jahren war es das Mündungsland von Euphrat und Tigris, von wo die Peſt ausging, und hier läßt ſich vielleicht auf den Urſprung derſelben der Finger legen. Seit uralter babyloniſcher Zeit ſind in dieſen Gegenden Maſſengrabſtätten im Gebrauch geweſen, und mit der gewohnten Zähigkeit des Orients haben auch die ſpäteren Racen und Religionen an dieſer Sitte feſtgehalten. Südlich von Babylon liegt die Moſchee mit der Grabſtätte des edlen Ali, des Nachfolgers des Propheten, und eine Tagereiſe davon der Ort Kerbellah, wo Mohammed's Enkel Huſein begraben iſt. Weil nur die Perſer dieſe Männer als Häupter ihrer Confeſſion bekennen, laſſen ſie maſſenweis ihre Leichen in Kaſten, von Maulthieren getragen, dorthin führen und erkaufen für großes Geld ihre Beſtattung auf den dortigen Kirchhöfen. Hier alſo liegt eine wohl ſchon ein Jahrtauſend gebrauchte Verweſungsſtätte, wo die Erde längſt die Fähigkeit verloren hat Leichen zu verzehren, und wo dennoch nach kurzer Zeit der Begrabene einem neuen Todten Platz machen muß.*)

---

*) W. *Kennett Loftus*, Travels and Researches in Chaldaea

Aehnliche Grundbedingungen der Anſteckung wie Aegypten hat das britiſche Indien, nur ſind ſie hier noch koloſſaler. Mehrere Rieſenflüſſe überſchwemmen alljährlich die weiten Ebenen, die tropiſchen Regen erhalten die Fluth länger auf dem Boden, halbverbrannte Leichen ſtranden und verweſen am Ufer, die Thierwelt iſt viel mächtiger, und die Bevölkerung überſteigt zwei Drittel der Einwohnerzahl von Europa. Indien aber hat den modernen Todfeind geboren, die aſiatiſche Cholera; von dort pflegen ihre großen, fernab auch uns erreichenden, Epidemien auszubrechen. Wir Europäer müſſen es büßen, daß man in Aſien die Todten nicht rationell beſtattet. Sie ſehen alſo, wir arbeiten heute nicht für dieſe Stadt, für dieſes Land, nicht einmal für Europa allein, ſondern für alle Welttheile, und der Triumph unſerer Arbeit wird ein großer kosmopolitiſcher Sieg werden für die geſammte Menſchheit.

Aber auch Europa hatte im Mittelalter die Heerde der Vergiftung im Herzen ſeiner Städte. Als ich unlängſt Florenz beſuchte, ſah ich im Mittelpunkte des Kreuzgangs der Servitenkirche einen

---

and Susiana. London 1859. Vgl. auch A. Socin, Kerbela und Hille, „Ausland" 1876 Nr. 24. Der Reiſende beſuchte Kerbellah mit der großen Pilgerſchaar, die zum Arafat-Feſt über Bagdad von Perſien herkam. Die Moſchee iſt nämlich ein heiliger Ort der Schiiten oder Anhänger Ali's, obwohl ſie im Lande der ſunnitiſchen Türken liegt. Bei dieſem Feſte wird der kleine Ort von Schwärmen perſiſcher Pilger, Männer wie Frauen, beſucht, ſo daß die Mauern des Städtchens die Pilgerzüge längſt nicht mehr faſſen. Dicht vor dem Thor aber ſtieß Hr. Socin ſchon auf unbegrabene Aeſer von Laſtthieren. „Um Kerbela herum liegen Gräber in unermeßlicher Zahl. Jedes Jahr wird eine Menge perſiſcher Leichen in Särgen auf Maulthieren und Kameelen nach den heiligen Stätten (Kerbela und Meſched Ali) geführt; wer das Unglück gehabt hat, im Mai oder Juni mit einer ſolchen Karawane in einem Chan zuſammenzutreffen, wird ſein Leben lang daran denken. Auch war an vielen Orten dieſer immenſen Begräbnißplätze ein Leichenduft zu verſpüren, denn die Todten werden nicht tief eingeſenkt." Von Kerbellah und Meſched Ali gehen dann die Pilger-Karawanen meiſt über Bagdad zurück und verbreiten von dort den Tod nach Syrien.

alten Brunnen. Der Platz und die Stellen umher waren ein Kirchhof, unmittelbar neben den Leichen ſchöpfte einſt der Brunnen ſein Trinkwaſſer. Dieſe Kloſteranlage iſt vom Jahre 1300, und 1348 brach in Florenz jene grauenvolle Seuche aus, welche Boccaccio im „Decamerone“ ſchildert. Jeder große Wallfahrtsort, jede Kirche eines der Bettelorden in den italieniſchen Städten war ein ähnlicher Peſtherd, da man gerade dieſe Kirchen dort als geheiligte Grabſtätten vorzog. Denkt man nun, daß bei einer Seuche im Mittelalter alles Volk in Angſt zu den Kirchen ſtrömte, die innen und außen, in Kreuzgängen und engen Kirchhöfen gerade die Herde des Unheils waren, ſo begreift man wie hier erſt die Geſunden ſich friſch anſteckten, und das Elend nur mit dem Ausſterben aller zur Krankheit disponirten Perſonen zu Ende ging. Dieſer tödlichen Gefahr hat die neuere Geſetzgebung geſteuert, indem ſie nach altem Römerbrauch alle Beſtattungen außer die Stadtmauer legte und das Begraben in den Kirchen verbot. Die katholiſchen Völker haben dieſen Verordnungen ſich anfangs widerſetzt, und es wurde dem Parlament von Paris vor hundert Jahren (1765) ſchwer, ſeine Beſchlüſſe gegen Kirchenbegräbniſſe und ſtädtiſche Kirchhöfe in Vollzug zu ſetzen, weil die Chriſten in der Nähe des Altars und der Reliquien ruhen wollten. Heute ſtößt der frömmſte Katholik ſich nicht mehr am Begräbniß außer der Stadt, dafern die Erde nur geweiht iſt. Die Anſchauungen der Menſchen ändern ſich mit der Sitte, auch wenn dieſe durch Geſetz geworden iſt, nur freilich muß die Sitte vernünftig ſein. Iſt ſo auch das Verbrennen einmal Sitte, ſo wird man es natürlich und zweckmäßig finden.

Dies alles halte ich für abgethan. Von mir, als einem Manne der ſich ſein Leben lang betrachtend mit der Kunſt beſchäftigt hat, werden Sie eher erwarten, daß ich die äſthetiſche Seite berühre. Und hier muß ich freilich mit aller Strenge ſagen: nur die Gedankenloſigkeit, die mit Phantaſtereien über die Wirklichkeit ſich zu verblenden liebt, kann dem Erdgrab das Wort reden. Ja, es iſt eine ſchmerzliche Wahrheit, daß wir dieſen feſten Leib tragen müſſen, um durch ſeine zähe Kraft die Welt zu beherrſchen — und daß er nun beim Gebrechen des Lebens nicht leicht vom Stamme flattert wie

Baumblüthe und Roſenblatt, nicht raſch und unmerklich von der Luft verzehrt wird wie der todte Schmetterling im Kelch einer Blume. Durch eine gewaltſame Zerſtörung erſt geben wir der Erde, der Luft, dem Waſſer die Keime wieder, aus denen die Natur dieſen Leib wob. Dieſe Auflöſung iſt eine Verbrennung; die Frage bleibt, was ſchöner ſei: daß dieſe Verbrennung langſam im Grab oder raſch in der Flamme erfolge? daß das Grauen der Verweſung über Jahre ſich erſtrecke, oder eine kurze Stunde die Auflöſung vollende?

Im Anfang der Cultur, als noch wenige Menſchen die rieſigen Wälder des Nordens bewohnten, war das Beerdigen ganz natürlich. In der Steinzeit begrub man den Häuptling vereinzelt in den kühlen Waldesſchatten; man baute einen Steinkaſten um die Leiche, um die wühlenden Thiere abzuhalten, und ſchüttete einen Erdhügel auf; der jungfräuliche Waldboden verzehrte die Weichtheile raſch zu Staub. Aehnlich ſind im Urwalde von Nordamerika die Indian mounds oder Grabhügel der Rothhäute, aus denen die Stämme, wenn ſie die Gegend auf immer verließen, die Gebeine der Eltern herausnahmen und mitführten. Auch als die Chriſten maſſenweiſe das Begraben einführten, war ſeine Form nicht ſchrecklich. Bis hundert Jahre nach Chriſti Tod lebte in der Kirche der feſte Glaube: er werde bald wiederkommen, ja es würden Zeitgenoſſen von ihm noch am Leben ſein wann er wiederkomme. Da lag es nahe, daß man den Leib, der dann wieder aufſtehe, nicht raſch zerſtören mochte. Von allen Erdgräbern aber ſind die früheſten in den römiſchen Katakomben die wohlthuendſten. Lange Gänge, oft in mehreren Stockwerken übereinander und durch Treppen verbunden, durchziehen ein Grundſtück, deſſen Boden ein ſehr poröſer Tuff ohne alles Grundwaſſer iſt. Rechts und links ſind wieder in Reihen übereinander Betten in den Tuff eingetieft. In dieſe legte man den Todten, ohne ihn in einem Sarg zu ſchütteln, nur in Leinwand eingeſchlagen. Man gab ihm die Geräthe zur Seite, mit denen er im Leben gearbeitet hatte; man ſetzte auch wohl eine brennende Lampe zu ihm. So, wie im friedlichen Schlaf, ſahen ihn die Verwandten zum letztenmal; dann ſchloß eine vorgeſetzte Marmorplatte oder drei Tafeln von Ziegelſtein die Oeffnung. Dieſe unterirdiſchen Schlafſtätten haben

Raum für drei Millionen Chriſten gehabt, und ſo lange dieſe Sitte der Beerdigung blieb, iſt kein Grab ausgeräumt worden, um einer neuen Leiche Platz zu machen. Der poröſe Tuffſtein ſog die Verweſungsdünſte unſchädlich für die Lebenden auf. Auch die Heiden haben dieſe chriſtlichen Gräber nicht verletzt; ſie lagen weit von der Stadt hinaus, und nie hören wir ſeitens der Chriſtenfeinde eine Beſchwerde, daß dieſe Gräber für die Lebenden eine Gefahr oder eine Plage geweſen wären. Aber wie anders iſt das jetzt geworden, wo wir bei unſerer mächtig angewachſenen Bevölkerung in Europa den Boden uns nicht mehr wählen können? In dem feſtgeſchloſſenen Sarg entwickelt die Zerſtörung ihr Spiel: von Stufe zu Stufe ſcheußlicher wird drunten die Geſtalt der geliebten Frau, die in unſerm Arm geruht hat, und ſelbſt der liebliche Engel von Kind, der uns ſo oft im weißen Bettchen entzückte, wird ein leider nicht formloſes Grauſen. Ich will Ihre Phantaſie mit dieſen Bildern nicht vergiften noch ängſtigen: aber haben Sie nie das qualvolle Gefühl gehabt, wenn Sie den erſten ſtarken Regen auf das Grab einer Geliebten niederrauſchen hörten, und in der ſtillen Nacht, wo die Einbildungskraft in ihr volles Recht tritt, nun ahnten, wie dieſes grauſige Zerſtörungswerk leis und unwiderſtehlich ſeinen Anfang nimmt? Es iſt dieſes Ahnen des Entſetzlichen, das unten vorgeht, was die Kirchhöfe ſo unheimlich macht, und beſonders Kindern, die lebhaft und nervös ſind, ſollten wir die Angſt erſparen, daß die Leichen wiederkommen können aus dem Grabe ſo ſchrecklich wie ſie wirklich ſind. Dieſes Grauſen der Menſchennatur vor dem langſam Verweſenden iſt aber unbewußt die Offenbarung einer ſehr realen Wahrheit. Ja, die Todten kommen wieder, nicht als Spuk, nicht im weißen Grabtuche, nicht als Gerippe, aber ſie kommen wieder im Dunſt der Atmoſphäre und im Waſſer unſeres Brunnens, um uns zu vergiften. Die morgenländiſche Sage vom Vampyr enthält einen furchtbaren Kern: es kann geſchehen, daß in jenem Sinn der Todte dem Lebenden das Blut ausſaugt. Pflanzen Sie darum auf ein Grab ſo viele Blumen als Sie wollen, decken Sie es mit bunten Kränzen und goldenem Zuckerflitter — dieſes Grauſen bannen Sie nicht, und wenn wir gewaltſam unſere Phantaſie davon losreißen, weil wir es ja nicht mit Augen ſehen, die Thatſache bleibt: daß die ſchönſte Geſtalt auf Erden langſam die gräulichſte wird. Soll der Leib uns heilig ſein als Gefäß des Geiſtes, wie doch jede Religion, jede Sittenlehre es vorſchreibt, dann ſollen wir auch nachher dieſes edle Gefäß nicht mit Wurm und Jauche füllen. Selbſt der denkende Mann, der von jedem Vorurtheil ſich frei zu kämpfen ſucht — ja, ich läugne es nicht, es iſt mir zuwider zu denken, daß dieſer Leib, den ich in langem Leben zum Abdruck und Ausdruck meines geiſtigen Daſeins durchgebildet habe, Jahre lang zum Scheuſal werden ſoll, vor welchem die Phantaſie meiner Hinterbliebenen — heraus mit dem Wort! — mit Ekel ſich abwenden muß!

Und wie ſteht es nun mit der ewigen Grabesruhe und der feſten letzten Wohnung, welche gedankenlos gewordene Formulare uns am Grabe verſprechen? Wenn dieſe Redensarten etwa fromm ſind, ſo ſind ſie auch längſt zum frommen Betrug geworden. Wir können einmal nicht mehr Boden genug entbehren, um auch dem geliebten Todten auf immer ſeine ſechs Schuh Erde zu ſichern. Wir verbergen die Verweſung ja nicht einmal im ewigen Schweigen, damit die Phantaſie wohlthätig ſich täuſchen könne: nein, wir wühlen den Boden auf und entblößen frech das noch feſte Gebein vor dem reinen Strahl der Sonne! In der Schweiz erlaubt die bürgerliche Gleichheit auch dem Wohlhabenden oder der zärtlichſten Familienliebe kein privilegirtes Grab mehr. Jeder Sarg folgt der beſtimmten Reihe; nicht einmal neben dem Gatten, neben dem Kinde kann die Frau oder Mutter ihre Stätte ſich vorbehalten. Ueberall aber müſſen wenigſtens die Maſſengräber nach einer Reihe von Jahren die Bewohner wechſeln, wenn auch nicht das allmächtige Recht der Expropriation den Kirchhof ganz vernichtet und die Gebeine auswirft. In einzelnen kleineren Orten bei uns, ſelbſt ſolchen die Stadtrecht haben, lagen die Todten bis vor kurzem in uraltem, zur Verweſung gar nicht mehr fähigem Kirchhofboden ſieben Jahre; dann warf der Todtengräber die Schädel hinaus, an denen die Haare noch hafteten. Die andern Knochen wurden im Beinhaus auf den großen Haufen geſchüttet, der unten dann langſam an der Luft verweſt. Die Schädel aber nehmen noch heute die Kinder, kleben ein Zettelchen mit dem Namen darauf, legen den Kopf auf ein Brett im Beinhäuschen und ſtecken davor ein Kerzchen auf; bei deſſen Schein beten ſie für die Seele ihres Angehörigen. In Venedig, wo eine kleine Lagunen-Inſel als Kirchhof für Alle dient, ſchüttet man nach wenigen Jahren das Gebein den Fiſchen zum Spiel ins Meer. Allwärts aber ſcheinen jetzt 25 Jahre Miethfriſt die Verjährungszeit der gewöhnlichen Gräber zu ſein; wer aus der Ferne im Alter zurückkehrt, findet das Grab und ſelbſt den Grabſtein von Vater und Mutter nicht mehr. Iſt das nun die Pietät, von der das Erdgrab fabelt?

Ja, bei dieſem raſchen Wechſel des allerletzten Grundbeſitzes, der dem Sohn der Mutter Erde verbleibt, kann nicht einmal durch die Kunſt das Andenken an unſere Lieben gewahrt bleiben. Denn wer mag wohl einem geliebten Todten ſeine Büſte oder ſein Medaillon aufs Grab ſetzen, oder etwa eine Tafel, die durch ein ſymboliſches Bildwerk die Seele tröſtet, wenn er weiß, daß nach fünfundzwanzig Jahren der Todtengräber den Vater hinauswirft, den Stein über allerhand vermiſchte Knochen an die Kirchhofsmauer lehnt, oder im beſten Falle mich in die Verlegenheit bringt ihn zu zerſtören oder auf irgend einen andern Platz, der Himmel mag ſagen wohin, aufzuſtellen? Dürfen wir uns wundern, wenn unter dieſen Umſtänden unſere Denkmalkunſt, dem Alterthum, ja dem Mittelalter gegenüber, ſo kläglich arm an Ideen und Formen iſt, wie unſere Kirchhöfe ſie uns zeigen? Das Erdgrab, es iſt einmal unäſthetiſch — und aus ſeinem Moder wächſt keine edle Kunſt!

Und nun frage ich Sie: Liegt allen dieſen Gräueln gegenüber in der verzehrenden Flamme nicht etwas Befreiendes, Erlöſendes? Raſch verdampft der Leib in den offenen freien Aether, unſichtbar ſenken die Stoffe, aus denen die Natur ihn bildete, auf Acker und Wieſe ſich hinab, um wahr und wirklich, und nicht bloß ſymboliſch, in Baumblatt und Blüthe aufzuerſtehen! Was von uns bleibt, iſt ein Häufchen zarter weißer Knochenſplitter, und dieſes auf lange, lange hinaus zu bergen, genügt dem Aſchentopf ein kleinſter Raum. In der Aſche iſt nichts Abſchreckendes; auf Jahrhunderte hin verändert ſie ſich nicht, und wollen wir ſie verſchütten, ſo genügt eine leichte Raſendecke, durch welche wiederum Pflanzen ihre Wurzeln treiben und ihr eine neue natürliche Urſtänd bereiten. Der Todte, mit ſo wenig Raum begnügt, drängt den Lebenden nicht aus ſeinem Recht. Die Columbarien, die man in den Weingärten Roms zahlreich in die Erde hineingebaut findet, umfaſſen in Geſtalt eines mäßigen Thurmes an tauſend Urnen, und über ihnen grünt die Rebe luſtig fort. Sehen Sie nur jene Nachahmung eines ſolchen Urnen-Tempels in Ihrem Antiquarium ſich an; ſie umfaßt nur die eine Schmalwand eines mäßig großen und gar nicht hohen Saals im „Japaniſchen Palais," und ſie umſchließt getrennte Fächer für mehr als 60 Urnen! Wie ſchön aber auch ſolche Urnenhöfe als Flügel der Verbrennungskapellen zum Monumentalgebäude ſich geſtalten können, beweiſen Ihnen die hier für Sie ausgeſtellten Zeichnungen, welche nach Entwurf von Hrn. Ingenieur Pieper durch Hrn. Architekten Lilienthal ausgeführt ſind. Das Erdgrab können wir nicht vereinzelt überall hin verlegen, wir müſſen die Todten zuſammen begraben; die Urne aber ſchreckt niemanden. Auch hier wird Regel werden, daß wir die Urnen unter der Obhut der Gemeinde zuſammen aufſtellen, denn in unſern Wohnhäuſern verbitten wir uns jeden ſentimentalen oder menſchenvergötternden Reliquiencultus. Aber Ausnahmen werden gern gemacht werden, wo die Familie auf ihrem Privatgut im Garten oder Park ein Mauſoleum für den verehrten Ahnherrn aufbaut, oder wo die Ueberlebenden die Aſche des Verbannten, des gefallenen Kriegers in die Heimat zurückzuführen wünſchen. Dicht bei den Lebenden können ohne Gefahr und Schrecken Grabmäler ſich aufbauen. Wenn man von Rom aus die Via Appia hinauswandelt und gleich vom Thor weg meilenlang links und rechts von dieſen einſt ſo zierlichen Monumenten ſich umgeben ſieht; wenn man vor Pompeji auf der Gräberſtraße ausruht, an jenem Urnenhaus, wo man zum Andenken an den Todten eine Bank angebracht hat, daß der Bürger da im Schatten des Monuments ausruhte, wenn er Abends mit ſeinem Kinde vors Thor ſpazieren ging, daß der Wanderer ſich raſtete, den Schweiß trocknend von ſeiner Stirn, den Staub ſchüttelnd von ſeinen Füßen, ehe er die ſchöne blanke Stadt betrat — iſt das nicht menſchlich ſchöner, obwohl Heiden es gebaut haben, als unſere nutzloſen Kirchhöfe der Zukunft, Stunden weit von der

Staub? Wie erfreut uns noch jene etruskiſche Aſchenkiſte von gebranntem Thon, auf deren Deckel wie lebend, im Feſtkleid, heiter wie beim Mahle ruhend, ein ſtolzes Lucumonenweib uns offenen Auges anblickt! Wie rührend jene Grabreliefs aus Athen, wo die Gattin ſcheidend dem Gemahl die Hand reicht, ihren Schmuck vertheilt, ihr Kind ſegnet! Oder wo ein liebendes Paar aus der Sage, die Gatten ſymboliſirend, eins von dem andern den ewigen Abſchied nimmt? Sollten wir es nicht wünſchen, mit der reinen Aſche der Geliebten in Einer Urne auch unſern reinlichen Staub zu miſchen? Welche Welt von Schönheit kann an Urnen und kleinen Aſchenkiſten aus den poeſievollen Religionen des Alterthums, erweitert durch die tröſtenden Ausblicke des chriſtlichen Glaubens, ſich ausbreiten, und wie leicht iſt es mit der Urne auch den Schmuck der Natur in Kranz und Blume zu verbinden, den der Winter draußen grauſam von unſern Gräbern abſtreift!

Bis hierher werden alle diejenigen, die in dieſem Saale für Feuerbeſtattung einſtehen, mit mir, glaube ich, übereinſtimmen. Nun aber will ich, um den Sieg unſerer Sache zu erleichtern, noch eine perſönliche Ueberzeugung ausſprechen, die Sie vielleicht nicht alle theilen. Ich ſagte eben zuletzt: daß unſere Forderung gerecht ſei, und ich wünſche ihr den Anſpruch auf Gerechtigkeit zu wahren, indem ich auch gegen den Gegner gerecht bleibe.

Blicke ich in die Culturgeſchichte zurück, ſo finde ich, von den andern Welttheilen abgeſehen, in Europa bei allen alten Völkern nicht nur eine Abwechslung zwiſchen beiden Beſtattungen, Feuer und Erde, ſondern, was viel auffallender iſt, daß beide faſt immer bei einem und demſelben Volk neben einander beſtanden haben. Das Volk, das die Pfahlbauten unſerer Schweizer Seen anlegte, hat im Steinzeitalter ſeine Todten auf dem feſten Lande begraben, und dies dauerte noch bis in die Bronze-Zeit.*) Am Ende derſelben kam Verbrennung; in der Eiſenzeit begrub man wieder. Aehnlich war

---

*) Dies iſt erſt ſo eben erwieſen durch die Auffindung von Gräbern am Neuenburger See, vgl. *Gross*, les tombes lacustres d'Auvernier, im Anzeiger für ſchweiz. Alterthumskunde, 1876, Nr. 2.

es in Skandinavien: ſchon ein großer Geſchichtſchreiber des Mittelalters ſagt: das Hügelalter ſei der Verbrennungsperiode gefolgt, und noch vor dem Erlöſchen des Heidenthums wurde alſo wieder das Begraben Sitte. Bei Griechen und Römern kommen gleichzeitig beide Beſtattungen vor; 450 vor Chriſti Geburt ſchreiben die Zehn Tafeln vor, daß innerhalb der Stadtmauern ein Menſch weder beerdigt noch verbrannt werden dürfe. Bei den Kelten, bei den Germanen, bei den Slaven wieder daſſelbe. Für den ſkandinaviſchen Norden kennt die Edda das Hügelgrab Högni's, wo die Geliebte noch die Leiche beſucht, aber auch den Scheiterhaufen Sigurd's und Brunhildens.*) Unter unſeren Vorfahren blieb, auch nachdem ſie bereits Chriſten geworden, die Verbrennung noch Jahrhunderte lang im Gebrauch. Intoleranz trat hier erſt durch die Kirche ein. Es war Karl der Große, welcher durch das berühmte Capitular von 789 das Verbrennen verbot; aber ſo zäh war noch die Sitte, daß er auf die Uebertretung Todesſtrafe ſetzen mußte. Vorher alſo, in der heidniſchen Zeit, ließ der Staat dem Einzelnen und gewiſſen Familien die Wahl. Ich geſtehe, dieſe Betrachtung hat für mich eine große Wichtigkeit. Wir dürfen uns der Thatſache nicht verſchließen: es giebt von Anbeginn menſchlicher Cultur auf dieſem Gebiete zwei Gegenſtröme in den Gemüthern. Ich bin überzeugt, es leben noch heute zahlloſe Menſchen, denen die Verbrennung ein Schrecken iſt. Mit der Religion hat dies wenig zu ſchaffen; es iſt ein Gegenſatz, wie in der Politik Conſervativer und Reformer. Auch darin theilen ſich ja die Menſchen unverſöhnlich, daß der eine perſönliche Fortdauer nach dem Tode heiß erſehnt, der andere dagegen wünſcht, daß die fieberhafte Raſtloſigkeit der Individualität ſich abkühle in der Auflöſung in Gott. Ich glaube, bei ſolchen, wie es ſcheint, ewigen Gegenſtrömungen im Gemüthe giebt es kein Recht der Gemeinde oder des Staates, einem Menſchen das Sterben ſchwer zu machen oder einer Familie wehe zu thun, indem man ſagt: Die der Menſch muß binnen dreimal 24 Stunden verbrannt werden. Es iſt dies eine der Fragen, die zur Toleranz zwingen. Ich ſage das mit der vollſten Aufrichtigkeit. Selbſt gehöre ich keiner Kirche an, aber ſo lange das letzte alte Mütterchen noch eine Seelenmeſſe für ihr Kind im Gemüth nöthig hat und noch einen Prieſter findet ſie zu leſen, werde ich dem Mütterchen ſein Recht auf die Seelenmeſſe zu retten ſuchen. Und würde unſere Meinung ſiegen, und eine tyranniſche Mehrheit alsdann das Erdgrab verbieten (außer natürlich im Fall einer Epidemie) — ich wäre der erſte der einem Verein für Freiheit der Praxis beiträte. Wer ſeinen ſtillen Todten unter dem Pfiff der Locomotive auf einer raſſelnden Eiſenbahn hinausſchleppen will, wer an einem tropiſchheißen oder nebelkalten Tag ſeine Freunde mit ins Grab ziehen möchte durch eine Stunde langſamen Trauergeleits oder ein Stehen im Schnee auf offenem Kirchhof; weſſen Phantaſie ſo ſtumpf iſt, daß ihm das Bild einer geliebten Frau nach ſechs Grabeswochen nie entgegentritt; wem es dabei aber auch wieder gleichgültig iſt, ob er zuletzt zur Knochenmühle geht oder als Stearinkerze wegbrennt — dem iſt nicht zu rathen. Helfen können wir jedoch auch ihm vielleicht. Wenn erſt unſere Sitte eingeführt iſt, können wir, weil dann die Todten ſich nicht mehr ſo furchtbar drängen, ihm viel eher Freiheit geben, im freien Wald oder auf ſeinem Eigengut ſich ſein Grab zu wählen. Gemeinde, Staat, menſchliche Geſellſchaft darf hier nichts erzwingen, muß dem Fortſchritt der Ueberzeugung den Sieg der Vernunft überlaſſen. Die Leichenverbrennung darf nicht anders als nur facultativ eingeführt werden.

---

*) Vgl. Karl Blind, The burial among our Germanic forefathers; a record of the poetry and history of Teutonic cremation, London, 1875.

Aber nun kommt die Gegenſeite! Als im Jahre 1804 die Frage an den Seinepräfecten Frochot, einen als ſehr tüchtig bekannten Beamten, herantrat, erlaubte er eine Verbrennung mit dem Motive:

> „Die letzte Sorge, welche wir menſchlichen Rechten ſchulden, iſt ein religiöſer Act, deſſen Form die Staatsgewalt nicht vorſchreiben darf, ohne den Grundſatz von der Freiheit der Ueberzeugung zu verletzen."

Dies iſt haarſcharf unſer Standpunkt. Wir nöthigen Niemand in den Flammenofen, aber wenn die feuchte, kalte Erde und der langſame Moder uns unerträglich ſind, ſo fordern wir ebenſo beſtimmt *unſere* Freiheit, und da man uns nie beweiſen kann, daß unſer Gefühl unmenſchlich, unſere Beſtattung gemeinſchädlich ſei, ſo ſtehen wir auf einem unerſchütterlichen Rechtsboden. Dies iſt einer der Punkte, wo Regierungen und Geſetzgeber wie alle Menſchen ihre Meinung haben dürfen, aber wo ſie darauf verzichten müſſen, dieſe Meinung durchzuſetzen. *Darum werden wir ſiegen.*

Meine Herren Delegirten, meine Herren vom hieſigen Verein! Ich ſetze nicht voraus, daß jetzt für Deutſchland unſer Streben nochmals ſcheitert: aber es iſt möglich, es kann ſcheitern. Nur reine Ergebniſſe der Wiſſenſchaft ſiegen jetzt ſofort; aber alle Ideen, die einen praktiſchen Zweck verfolgen und alſo das Herkommen durchbrechen, müſſen auf das Scheitern gefaßt ſein. Wir ſind muthvoll gefaßt. Dieſe Idee ſchläft nicht mehr ein; das Samenkorn, verſchüttet, verliert ſeine Keimkraft nicht, ſein Frühling kommt. Es wird irgendwo und irgend einmal, und ſicher bald, denn die Gefahr iſt dringend, ein brennender Fall eintreten: eine Kirchhofsepidemie, die niemand mehr wegläugnen kann, wird in irgend einer Großſtadt Europa's die Miſſionspredigt uns abnehmen. Für den Fall haben wir das Mittel gerüſtet, die Cadres für die neu Anzuwerbenden aufrecht erhalten. Wir möchten unſern Volksgenoſſen dieſes Elend erſparen — erſparen ſie ſelbſt es ſich nicht, ſo werden wir, wenn man zu uns kommt, bereitwillig Hülfe leiſten, daß der reife Gedanke dann mit Einem Schlag ins Leben tritt!

* * *

Druck von A. Decerſtröm in Berlin.

In [illegible] Verlag in Berlin, W., [illegible]

Die Leichenverbrennung
vom Standpunkt der [illegible]

von Dr. A. Baginsky

und

Ueber Pietät gegen die Tod[illegible]

von Dr. G. Bernstein.

Zwei öffentliche Vorträge

gehalten im Verein für Leichenverbrennung zu Berlin

Preis 75 Pf.

Verlag von Elwin Staude in Berlin.

Die confessionsloſe Religion

von D. [illegible]

Preis 2 ℳ 25 [illegible]

Alle Diejenigen, die im Drängen des täglichen Lebens noch nicht [illegible] verlernt haben, über dieſes hinaus in höhere Gebiete ihren Blick zu richten, und an der Hand eines Führers gern in dieſen Gebieten ſich ergehen möchten, ſowie alle Die, die für ſich ſelbſt die Feſſeln der Confeſſion thatſächlich [illegible] haben, ohne jedoch an deren Stelle einen Erſatz für [illegible] moraliſchen Halt ſetzen zu können, werden das vorliegende [illegible] kommen heißen.

Glaubensbekenntniß eines modernen Naturforſchers.

Preis 50 Pf.

„Große Bücher empfiehlt man mit Bedenken, mittlere [illegible] Börne. Diesmal hat er Unrecht. Wir empfehlen ein winziges Buch [illegible] größten Nachdruck. Wenn müde Referenten ſich durch [illegible] Druckſeiten [illegible] und dann noch Luſt haben, ein Büchlein einmal, zweimal, immer wieder zu leſen, ſo [illegible] gewiß kein kleiner Beweis für den Inhalt. Behandelt [illegible] die Entſtehung [illegible] Körper, der Erde, der Vegetation und des Menſchen [illegible] ſo muß das doch ſehr intereſſant abgefaßt ſein, wenn [illegible] ſoll, und ſo iſt es. Jedem, der nach Wahrheit verlangt [illegible] fühlt, [illegible] ertragen, wird ſein Gemüth von manchem Zweifel [illegible] dieſes [illegible] können. „[illegible] aude!“

[illegible]

Das Daſein Gottes und das Glück der [illegible]

materialiſtiſch-erfahrungsphiloſophiſche Studie[illegible]
insbeſondere über die Gottesfrage und den Darwinismus, [illegible]
Selbſtbeglückungstrieb als Fundament der [illegible] und [illegible]
und über die Hauptlehren Kant's und Schopenhauer[illegible]

von **Prof. Dr. [illegible]**

Preis 7 ℳ 50 ₰